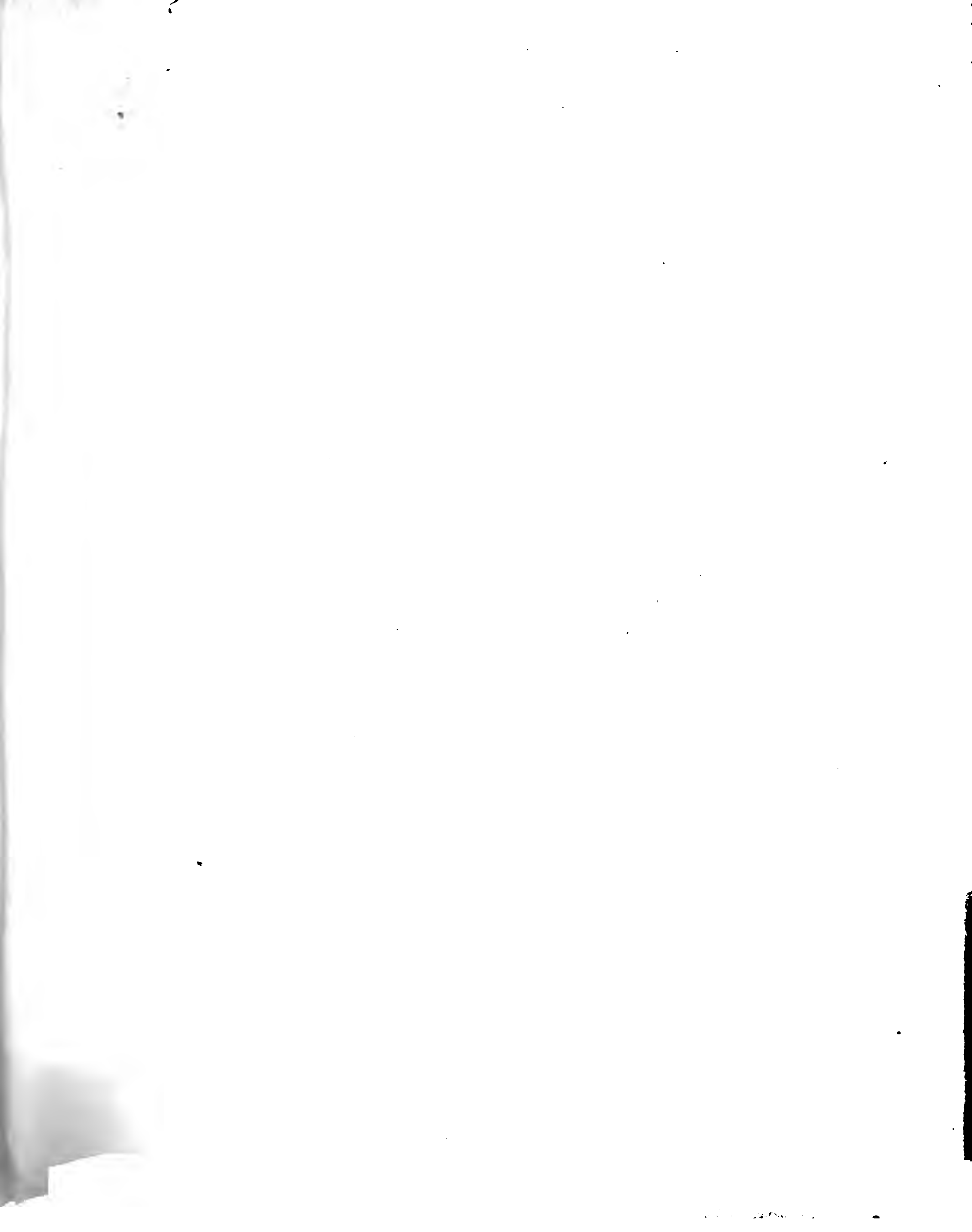




Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1863.

Erster Band.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1863.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)





Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1863.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Rückblick auf das Literaturjahr 1862.

Die Massenhaftigkeit der literarischen Production ist in Deutschland, dank den vielen Pressen und Federn, die beschäftigt sein wollen, fortdauernd eine ungemein große und grenzt an Ueberproduction. Läßt sie in der einen oder der andern Gattung auch einmal etwas nach, so darf man darauf gefaßt sein, daß sie auf einem andern Gebiete nur um so mächtiger anschwellen wird. Denn der Buchhandel pflegt sich heutzutage wie die Waarenfabrikation mit aller Macht auf irgendeinen Modeartikel zu werfen, dem dann die speculativern und erfindungsreichern unter den Verlegern irgendeine neue Seite oder Façon abzugewinnen suchen, um die Neugierde und Nachfrage des Publikums zu reizen. Man belauscht den Geschmack des Publikums, man experimentirt mit ihm, und wenn dann ein solches Experiment einschlägt, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß ähnliche Unternehmungen sehr bald in Massen aus dem fruchtbaren Ackerfeld des deutschen Buchhandels aufschießen werden. Die Variationen bei solchen Concurrenzwerken sind meist nur sehr geringer, oft nur typographischer Art; denn die typographische Ausstattung ist, dem heutigen auf äußerliche Luxusgegenstände gerichteten Zeitgeschmack entsprechend, auf verschiedenen Gebieten der literarischen Production das Ausschlaggebende geworden; das zierliche Bücherbret und der Salontisch, dessen Fläche dem Auge oft eine wahre Ausstellung typographischer Kunstwerke darbietet, haben allmählich einem ganz neuen literarisch-artistischen Fabrikationszweig im Buchhandel Entstehung gegeben und weite Ausbreitung verschafft. Zu der Zeit, als die Gelehrten noch an ihren eichenen Tischen auf eichenen Sesseln saßen und schwere, wie aus Eichenholz gearbeitete, mit Ketteln oder Schnallen verschlossene geheimnißvolle Folianten zu ihren Füßen aufgestapelt hatten, da wären solche zarte Pracht- und Illustrationswerke, die man kaum mit dem Finger zu berühren wagt, nicht möglich gewesen; heutzutage haben selbst die Studirzimmer unserer Gelehrten im Arrangement etwas vom Putzzimmer angenommen, und so erleben wir vielleicht noch die Zeit, wo auch die mehr wissenschaftlichen Werke, wie Alexander von Humboldt's „Kosmos" oder Gervinus' fünfbändige Literaturgeschichte in lauter Miniaturbändchen mit Goldschnitt und andern typographischen Zierathen erscheinen werden, um in die Studirsalons unserer Gelehrten Eingang zu finden.

Freilich will man behaupten, daß der Werth der Leistungen, namentlich auf dem Gebiete der poetischen Production, mit diesen Entwickelungen der typographischen Kunst nicht gleichen Schritt halten. Wir geben dies zu, erinnern aber auch im allgemeinen daran, daß doch selbst auf dichterischem Gebiete noch manches erscheint, was, wenn es im vorigen Jahrhundert erschienen wäre, von unsern Literarhistorikern so gut unter die hervorragenden Werke der Zeit gerechnet werden würde, wie Ramler's „Oden", oder Gerstenbergk's „Ugolino", oder Leisewitz' „Julius von Tarent", oder Lessing's „Miß Sarah Sampson", oder Christian Ewald von Kleist's „Frühling", oder Geßner's „Idyllen", die damals noch mehr angestaunt, bewundert und übersetzt wurden als gegenwärtig Auerbach's Dorfgeschichten, oder J. J. Engel's Roman „Lorenz Stark", der sicherlich kein geringeres Aufsehen machte als in unserer Zeit Freytag's „Soll und Haben" und trotzdem gegenwärtig noch kaum von jemand gelesen wird. Aber was vor Schiller, Goethe und den Hauptwerken Lessing's epochemachend war, würde dies in unserer Zeit

nicht mehr sein können, wozu die Gründe so auf der Hand liegen, daß wir uns über sie nicht ausführlicher verbreiten dürfen.

Auch denken wir für unsere Person über die Literatur der Gegenwart keineswegs so im allgemeinen wegwerfend, als dies wol von manchen geschieht. Talent, Geist, Fleiß — dieser freilich mehr expansiv als intensiv gedacht, da moderne Schriftsteller aus Existenzrücksichten viel schreiben müssen und daher auf einzelnes nicht mehr den erforderlichen Fleiß verwenden können —, Gewandtheit im Schreiben und selbst guter Wille und ernstes redliches Streben sind noch vielfach vorhanden; wäre dies nicht der Fall, so wäre die Nation überhaupt nicht werth, noch eine Literatur zu haben. Wenn nun heutzutage Talent, Geist und Kunstgeschmack nicht mehr dieselben Erfolge haben wie früher, und vollendete, in sich harmonische, an weittragenden Ideen überschwellende Meisterwerke selten oder kaum noch geschaffen werden, so ist das Uebel in gewissen Mängeln und in mancherlei der Poesie und Kunst ungünstigen Richtungen und Stimmungen der Zeit selbst zu suchen. Es fehlt jetzt offenbar ein Publikum wie dasjenige, für welches unsere classischen Autoren dichteten und wirkten und dessen Theilnahme es ihnen erlaubte, Schritt für Schritt ihre Individualität auszubilden und der Vollendung zuzustreben. Damals kamen die reinen und die allgemein menschlichen Ideen zum Durchbruch, die sich idealistischer und poetischer Behandlung fügen. Diese sind unserer jetzigen Generation ferner getreten; noch mehr aber fehlt ihr jene Naivetät und Simplicität, die zu dem Wesen eines wirklich großen Dichters gehören. Unsere meisten Poeten sind, ohne es zu wissen, mehr oder weniger affectirt und raffinirt, und sie werden bei einem Publikum, welches blasirt und neuerungssüchtig ist und zumeist nur an künstlichen Effecten und überraschenden Virtuosenstückchen Geschmack findet, gerade um so beliebter sein, je raffinirter sie in der Charakterzeichnung, in der Erfindung und im Ausdruck sind. Der pikante Gedanke wird mehr gefallen als der wahre, der phrasenhafte, gekünstelte Ausdruck mehr als der einfache, der genau nicht mehr Worte macht, als der Gedanke verlangt, der gesuchte Reim mehr als der ungesuchte, das weit hergeholte Bild oder Gleichniß mehr als das nächstliegende. Dies hat jedoch nicht hindern können, vielmehr steht es vielleicht damit im Zusammenhange, daß bei der Zunahme des Materialismus in einer gewissen Gattung von Romanen und Bühnenstücken rohe Effecte und rohe Situationen, in roher Sprache behandelt, in Masse vorkommen dürfen und ohne Anstoß, ja mit Beifall hingenommen werden, weil eben das durch die verschiedensten Genüsse und Eindrücke verwirrte und zerstreute Publikum für das sittlich und ästhetisch Reine und Geziemende nicht mehr das erforderliche feine Verständniß und Urtheil besitzt. Die lautern Humanitätstendenzen des vorigen Jahrhunderts haben den verschiedenartigsten, in die Phantasie des Dichters und Künstlers sich unwillkürlich in verbitterndster Weise einschleichenden socialen, politischen und religiösen, man möchte selbst sagen nationalökonomischen Tendenzen Platz gemacht, und wenn schon Goethe einmal klagte, daß die Zeit, in welcher er lebe, eine wesentlich statistische sei, so paßt dieser Ausspruch noch unvergleichlich mehr auf unsere Zeit. Alles dies ist dem reinen Kunstwerk und der Empfänglichkeit dafür beim Publikum in hohem Grade ungünstig, ja feindlich. Leider sucht man auch die studirende Jugend, die früher so leicht für alles Ideale zu erwärmen war und bei den Aufführungen classischer Stücke sonst den ausschlaggebenden Bestandtheil des Publikums bildete, immer mehr für die materialistischen Tendenzen der Zeit und das Brotstudium zu gewinnen, womit man gewissermaßen erklärt, daß Kunststudien und Kunstanschauungen mit den allerdings überwiegend bureaukratisch-militärischen und finanziellen Einrichtungen des modernen Staatswesens in einem unversöhnlichen Widerspruch ständen. Wir müssen aber, wie wir dies auch schon früher bei ähnlichen Anlässen gethan, nachdrücklich und wiederholt darauf hinweisen, daß dieser ganze Zustand kein specifisch-deutsches, sondern ein allgemein europäisches Leiden ist; denn ähnliche Klagen über das Daniederliegen aller eigentlich idealen Tendenzen, über den Verfall der Künste, der Poesie und namentlich der Bühne vernimmt man gleichzeitig auch aus allen andern Ländern, und die kleine Gemeinde derjenigen, welche noch etwas Höheres und Idealeres wollen, gibt sich der Befürchtung hin, daß die gebildete Menschheit mit starken Schritten einer Zeit der geistigen Barbarei entgegeneile. Leider scheinen in der That die Völker keines Zustandes so leicht satt und müde zu werden als desjenigen, welcher sie von der Materie weg auf ein Höheres verweist.

Ein Literaturgebiet gibt es — und dieses soll uns hier zunächst beschäftigen —, auf welchem die Thätigkeit der literarischen Arbeitsleute gegenwärtig zwar ungemein groß ist, aber kaum groß genug sein kann. Es ist dies das Gebiet der Biographien und Charakteristiken, der Herausgabe nachgelassener Briefschaften und Selbstaufzeichnungen, der Ehrenrettungen u. s. w., kurz all jenes Materials, welches für den Ausbau der Zeit-, Cultur- oder Literaturgeschichte von nicht hoch genug anzuschlagendem Werthe ist. Denn namentlich auf dem Gebiete der letztern hat subjectives Verfahren in Verbindung mit bis dahin lückenhaft gebliebenen Quellen viel Verwirrung angestiftet und vielfach schiefe Ansichten herbeigeführt, die wir nun um so mehr zu berichtigen im Stande sind, je mehr biographische und namentlich handschriftliche Materialien veröffentlicht werden. Ueber die weimarische Periode enthält z. B. der soeben erschienene dritte und letzte Band des von H. Düntzer und F. G. von Herder herausgegebenen Werks „Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herder's Nachlaß" in den Briefen Knebel's an Herder, welche den größten Theil des Bandes einnehmen, und in den von Karoline Herder nach ihres Gatten Tode an J. G. Müller gerichteten Briefen mancherlei neue und interessante Geständnisse, welche sehr dazu beitragen können, die allzu illusorischen Vorstellungen, die man sich über das Verhältniß der weimarischen Olympier zueinander und überhaupt über die Gemüths- und

Gesellschaftszustände Weimars macht, auf ein richtigeres Maß zurückzuführen. Diese Verhältnisse reflectirten düster in Knebel's und Herder's Gemüth, welcher letztere, wie man aus einem Briefe seiner Gattin erfährt, noch auf seinem Todbette beklagte, infolge seiner Amtsstellung in Weimar seinen schönsten Lebenszweck verfehlt zu haben. Karoline Herder seufzt über die „schreckliche Verpflanzung hierher" und Knebel schreibt einmal an sie: „Wenn er (Herder) nicht in diesem Sumpfe leben müßte, was wäre er geworden!" Vorläufig nur dies, um unsere schon früher aufgestellte Behauptung zu erhärten, daß eine wahrheitsgetreue unparteiische Geschichte des weimarischen Literatur- und Gesellschaftslebens in jener Zeit erst noch geschrieben werden soll, eine Geschichte, welche neben dem vielen Licht auch die Schatten, die es auf die Rückseite warf, hervortreten läßt. Eine heitere Episode aus dem Leben eines dieser weimarer Heroen behandelt ein erschienener erster Band des von C. Schuchardt herausgegebenen Werks: „Goethe's italienische Reise. Mit Einleitung und Bericht über dessen Kunststudien und Kunstübungen bis zum Antritt derselben", deren Inhalt sich aus dem Titel erklärt.

Eine frühere Literaturperiode beleuchten mit dankenswerthen Streiflichtern die Werke: „Moses Mendelssohn", von M. Kayserling, welches bereits in Nr. 32 d. Bl. in empfehlenden Worten besprochen worden ist, und „Lessing und Goeze", von August Boden, ein „Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts", über welchen wir demnächst einen eingehendern Bericht bringen werden. Letzteres Werk ist bekanntlich durch Roepe's Schrift über Johann Melchior Goeze hervorgerufen. Wenn die Roepe'sche Schrift sich auf dem Titel als eine „Rettung" ankündigte, so wollte ihr Boden mit ihrer Widerlegung nicht auch eine Rettung Lessing's entgegensetzen; „denn Lessing bedarf der Rettung nicht". Dagegen hofft der Verfasser, man werde gewiß mit Vergnügen und Befriedigung wahrnehmen, wie gerechtfertigt Lessing auch in seinem Streite mit Goeze nach den von ihm hergestellten und „unverfälscht" wiedergegebenen Thatsachen dastehe. In diesen Literaturkreis fällt auch die treffliche Schrift „Hermann Samuel Reimarus" von David Strauß, der auch eine interessante Sammlung „Kleine Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts" erscheinen ließ. Wir schließen hieran „Gellert's Tagebuch aus dem Jahre 1761", welches das Lebensbild des wahrhaft frommen Mannes in rührender Weise vervollständigen hilft, und T. Menge's zweibändiges Werk: „Der Graf F. L. Stolberg und seine Zeitgenossen".

Die Säcularfeier Fichte's erzeugte begreiflicherweise eine ungemein reiche Literatur, doch genügt es hier, das in zweiter sehr vermehrter und verbesserter Auflage erschienene biographische Werk: „Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel", von J. H. Fichte, als die eigentliche Quellenschrift, die von M. Weinhold veranstaltete kleine Sammlung: „Achtundvierzig Briefe von Fichte und seinen Verwandten", und L. Noack's eine scharfe Kritik der Fichte'schen Lehre enthaltendes Werk über Fichte zu nennen. Ueber diese, wie über die große Anzahl von kleinern, zum Theil zu populärem Zweck geschriebenen Biographien, darunter die von A. Stahr, Abhandlungen und Festvorträgen verweisen wir übrigens auf unsere ausführlichen Berichte über die Fichte-Literatur in Nr. 20 und 52 d. Bl. f. 1862. Ein anderer späterer Philosoph, ein Gegner Fichte's wie aller nach-Kant'schen deutschen Philosophen, Arthur Schopenhauer, erhielt seinen Biographen an W. Gwinner, der den jeden „bipes" hassenden frankfurter Philosophen zwar in einem interessanten, aber auch in einem nicht immer sehr vortheilhaften Licht, unbeabsichtigt, erscheinen läßt. Dankenswerthe biographische Daten über Schopenhauer und Andeutungen über sein System gab auch Frauenstädt, der zugleich Schopenhauer's Nachlaßwerk, eine Uebersetzung des „Hand-Orakel" von dem Spanier Gracian herausgab, in der Einleitung zu der Anthologie „Lichtstrahlen aus Arthur Schopenhauer's Werken". An biographischen Schriften erwähnen wir ferner noch, ohne damit auf eine vollständige Uebersicht der in dieses Gebiet einschlagenden Schriften Anspruch zu machen, J. Beck's auf Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen verfaßtes Werk über J. Wessenberg, F. Eberty's Biographie und Charakteristik Lord Byron's, und Levin Schücking's biographische Schrift über Annette von Droste-Hülshoff, diese durch ihre Eigenthümlichkeit und gesunde Kraft über alle andern deutschen Lyrikerinnen hervorragende Dichterin, deren Gedichte es gleichwol erst zu einer zweiten Auflage und zwar fast zwei Decennien nach ihrem Erscheinen (die „Gedichte" kamen zuerst im Jahre 1844 heraus) mühsam gebracht haben.

Unter den im Jahre 1862 zur Oeffentlichkeit gelangten Autobiographien und Memoiren und unter den Briefnachlassenschaften neuerer Dichter nennen wir die unter dem Titel „Leidensjahre" erschienene zweite Abtheilung der Autobiographie von Fanny Lewald, die, wie unser Berichterstatter an betreffender Stelle versichert, so fesselnd sei, „daß die bestangelegte Dichtung schwer mit ihr wetteifern könne"; H. Heine's Briefe an seinen Freund Moses Moser, die, an charakteristischen und zuweilen bis zur Zügellosigkeit originellen Zügen reich, bei dem Publikum und in der Presse bei weitem nicht die Aufmerksamkeit gefunden zu haben scheinen, als man bei dem ehemals so weitverbreiteten Heine-Cultus zu erwarten berechtigt war; E. Genast's Memoirenwerk: „Aus dem Leben eines alten Schauspielers", welches unter anderm noch aus des Verfassers Knabenzeit Erinnerungen an Schiller und aus dem Tagebuche seines Vaters werthvolle Mittheilungen über die Goethe'sche Theaterleitung u. s. w. bringt; des Freiherrn von Andlaw Lebenserinnerungen mehr politischer Art: „Mein Tagebuch (1811—61)" u. s. w. Zum Theil gehört hierher auch A. Lewald's Schrift: „Aus dem katholischen Leben der Gegenwart", woraus so manche zuerst erfuhren, daß der vor Decennien vielgenannte und in ganz anderer Richtung als jetzt thätige Romanschriftsteller, Dramaturg und Journalist zum katholischen Glauben übergetreten sei und nun der ultramontanen Propaganda angehöre. Ein Curiosum, hervorgegangen aus den merkwürdigsten Hallucinationen und verletzten Dichter-

prätensionen eines sich als ersten Genius des Zeitalters fühlenden und geberdenden Autors, der sich rühmt, in seinem Drama „Des Hauses Ehre" in drei Acten, mit drei Personen und mit strenger Beobachtung der drei Einheiten die schwierigsten socialen Probleme gelöst zu haben, ist die Schrift von Karl Hugo: „Das gemaßregelte Genie oder: der göttliche Paria („Les mémoires terribles d'un martyr monstre"). Wir führen diese Schrift hier an, weil sich in ihr doch immerhin ein aus einem Allgemeinleiden und aus Ueberreizung aller Organe, mit denen eine Nation denkt und fühlt, hervorgegangenes Einzelleiden und Zeitsymptom ausspricht.

Eine Ausnahmsstellung unter diesen Selbstaufzeichnungen nehmen Varnhagen's „Tagebücher" ein, von denen im Verlaufe des Jahres vier Bände, die Jahre 1845—49 umfassend, erschienen sind. Sie gewähren die vielfach interessantesten Einblicke in ein verdüstertes Gemüth und in düstere Zeitverhältnisse, und sind, trotz der möglicherweise darin vorkommenden Uebertreibungen, Schwarzmalereien und unbeglaubigten oder indiscreten Geheimmittheilungen aus Varnhagen's „Schwarzer Kammer", doch als signatura temporis und durch die Fülle reichhaltigen Zeitmaterials wie bedeutsamer, wenn auch vielfach einseitiger politischer Beobachtungen eine ergiebige, manche Lücken ergänzende Quelle für die Zeitgeschichte. Im übrigen müssen wir in Betreff dieser „Tagebücher" auf unsere ausführlichern Berichte in Nr. 12 und 48 d. Bl. f. 1862 zurückverweisen.

Die allgemeine Literaturgeschichte hat, es ist nicht zu leugnen, seit und durch Wachler, der wol mit Recht als der Schöpfer der neuern Methode in der Literaturhistorik anzusehen ist, in gewisser Hinsicht und nach gewissen Richtungen große Fortschritte gemacht, und doch möchten wir fast zu behaupten wagen, daß es, soweit wir wenigstens aus den vorhandenen Literaturgeschichten (bis auf eine sogleich zu nennende) zu schließen berechtigt sind, kaum eine Zeit gegeben haben kann, welche einer objectiven unbefangenen Literaturbetrachtung und Literaturgeschichtschreibung so wenig günstig wäre als die unserige. Die tendenziöse Atmosphäre unserer Zeit ist nämlich so scharf und durchdringend, daß sie jede kleinste Ritze und Oeffnung benutzt, um auch in das Innere der Literaturgeschichten einzudringen und ihren Charakter zu bestimmen. So haben wir denn Literaturgeschichten vom national-politischen, reactionären, demokratischen, gothaischen, katholischen, protestantisch-orthodoxen und völlig antikirchlichen Standpunkt — der Mehrzahl nach subjectiv gefärbte Parteischriften, in denen der Verfasser das, was seinem einseitigen Standpunkte entspricht, unbedingt anerkennt, und was ihm nicht entspricht, im Tone der Unfehlbarkeit unbedingt verwirft. Gründlichkeit der Forschung in Bezug auf einzelne Autoren und Perioden und scharfe Combinationsgabe treten dabei allerdings vielfach und zuweilen glänzend hervor; aber das culturhistorische Element, die Zusammenhänge mit dem Volksleben und der Volkssitte, wie mit der Gestaltung der übrigen Künste kommen entweder gar nicht oder nur sehr ungenügend zu Tage, und dem ewigen Hofmeistern vom rigoristisch-sittlichen Standpunkt gegenüber kann das Princip reiner und freier Kunstschönheit nimmermehr zu seiner gebührenden Geltung gelangen.

Um so freudiger darf man das Erscheinen des dritten Bandes von Hettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" begrüßen, denn sie ist frei von den erwähnten Mängeln, sie ist möglichst positiv, und während seine Methode dem Verfasser erlaubt, von der Aufzählung einer Menge unbedeutender, einflußloser und mit Recht von der Nation vergessener Autoren abzusehen, wie das alte System der Literaturgeschichtschreibung sie der „Vollständigkeit" wegen erforderlich machte, so setzt sie ihn andererseits in Stand, andern bisher weniger berücksichtigten Männern seine Beachtung zu schenken, die zwar nicht in die Rangliste der sogenannten Classiker eingezeichnet sind, die aber wirkliches Verdienst besessen und einen wirklich segensreichen Einfluß geübt haben. Dieser dritte Band enthält das erste Buch einer „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert" und reicht von 1648—1720; das zweite Buch wird das Zeitalter Friedrich's des Großen, also das Werden und Aufblühen der Poesie und Kunst in Deutschland und das dritte das classische Zeitalter der deutschen Literatur schildern. Dies vorläufig, da wir über das Werk demnächst ausführlicher berichten werden. Ein die deutsche Literatur in allen ihren Perioden umfassendes Werk ist Otto Roquette's „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit", von welcher der erste Band erschienen ist, der im ersten Buch das Mittelalter, im zweiten die Periode der Reformation, im dritten die Gelehrtendichtung behandelt und mit Johann Christian Günther abschließt. Der zweite Band wird sich mit dem 18. und 19. Jahrhundert beschäftigen und bis auf die neueste Zeit gehen, „soweit dieselbe der Geschichte bereits angehört". Des Verfassers Absicht ist, „nicht sowol der Gelehrsamkeit zu dienen, als vielmehr dem gebildeten Laien entgegenzukommen"; zu diesem Zwecke ist der Verfasser namentlich bestrebt, durch ausführliche Inhaltsangaben, die sich erzählend abrunden, ihm die hauptsächlichsten Denkmäler der deutschen Dichtkunst näher zu rücken. Der Laie wird ihm hierfür dankbar sein, besonders da der Verfasser sich im ganzen nicht des so gewöhnlich gewordenen herben, schneidenden und hoffärtigen Tons befleißigt, der dem gebildeten Laien mehr als man zu glauben scheint anstößig ist, wie ja auch der ungeschlachte Ton der alten theologischen Klopffechter gerade den gebildeten Laien von jeher misfällig oder ein Gegenstand der Schadenfreude war. Eine „Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" stellte ferner Karl Oltrogge zusammen, und zwar für „Schulen und zur Selbstbelehrung"; J. W. Schaefer's „Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur" erlebte eine neunte verbesserte Auflage, und von Karl Goedeke's werthvollem, aus den Quellen mit echt deutschem Sammlerfleiß bearbeiteten „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" erschien des dritten Bandes erstes Heft. Die französische Literatur behandelte H. Semmig in seiner „Geschichte der

französischen Literatur im Mittelalter nebst ihren Beziehungen auf die Gegenwart", und interessante Einzelbeiträge gaben, außer Kayserling und Boden in ihren oben schon genannten Schriften über Moses Mendelssohn und Lessing und Goeze, M. Carriere in seiner Schrift: „Lessing. Schiller. Goethe. Jean Paul. Vier Denkreden auf deutsche Dichter", und R. Prutz in seinem Werke: „Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte im 18. Jahrhundert", welches außer einer allgemeinen Betrachtung über die „Literaturgeschichte in Deutschland und das 18. Jahrhundert" die Charakteristiken von Joh. Timoth. Hermes, C. F. D. Schubart, K. F. Bahrdt und dem Abenteurer und Romanschriftsteller F. K. Laukhard enthält. *)

Die ganze Richtung unserer modernen, in einen etwas grämlich docirenden Ton verfallenen Literaturgeschichtschreibung brachte es mit sich, daß die humoristische und komische Literatur, wie überhaupt alles eigentlich Volksthümliche, also eine ganze, besonders auch in sittengeschichtlicher Hinsicht interessante Hälfte der deutschen Literatur sehr vernachlässigt oder selbst gänzlich ignorirt wurde. Wenn wir die werthvollen, wenn auch in etwas trockenem Stil vorgetragenen Untersuchungen W. Wachsmuth's über den deutschen Volkshumor in seiner „Geschichte der deutschen Nationalität" ausnehmen, so ist seit einer langen Reihe von Jahren kaum etwas Erhebliches auf diesem Gebiete in Deutschland gethan worden. Diesem Mangel abzuhelfen, hat F. W. Ebeling in seiner lieferungsweise erscheinenden „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Hälfte des 18. Jahrhunderts" unternommen. Von diesem Werke, dessen erste Lieferung wir besprochen haben, ist nach längerer Unterbrechung jetzt die zweite Lieferung erschienen und von der Verlagshandlung ein stetiger Fortgang des jetzt auf zwei Bände berechneten Werks versprochen. Das zweite Heft enthält unter anderm dankenswerthe Proben katholischer Kanzelhumoristik und interessante Beiträge zu dem Streit zwischen den Gottschedianern und Bodmerianern, wobei sich der Verfasser ziemlich entschieden auf Seite der erstern stellt. Das hier in unverfälschtem und correctem Abdruck mitgetheilte „Schreiben des Teufels" (gegen Gottsched), dessen Verfasser, Rost, sich hier noch vor Goethe des deutschen Knittelverses wieder zu satirischem Zwecke bediente, und die Proben aus Schönaich's „Neologischem Wörterbuch" werden manchen, der diese Schriftstücke nicht kannte, durch ihren beißenden Witz überraschen. Es sind dies freilich auch Beiträge zu jener deutschen Gemüthlichkeit, die zu einem Theile aus Grobheit, zum andern aus Bosheit besteht. Inwiefern sich das Ganze zu einer wirklichen Geschichte der komischen Literatur gestalten wird, inwiefern der Verfasser in seiner Polemik (z. B. gegen Gervinus) immer den richtigen Ton getroffen hat, und inwiefern er den weniger materiellen, mehr künstlerischen und poetischen Erzeugnissen deutschen Humors gerecht zu werden vermag, das zu untersuchen und näher zu beleuchten müssen wir uns bis nach Vollendung des Werks versparen.

Von kritischen und ästhetischen Studien führen wir hier ferner an: „Wesen und Geschichte des Lustspiels", von J. Mähly; „Das Wesen des deutschen Rhythmus", von R. Benedix; „Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft", von K. Tomaschek; eine anonym erschienene „Studie über Gutzkow's Zauberer von Rom" u. s. w. G. Freytag's Schrift: „Die Technik des Dramas" und A. E. Brachvogel's „Theatralische Studien" tragen bereits die Jahreszahl 1863. Einiges Aufsehen in literarischen Kreisen erregte F. Lassalle's Pamphlet: „Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker", das jedoch eine bei weitem größere Wirkung gehabt haben würde, wenn der Verfasser, statt den absprechenden Ton des von ihm Gekennzeichneten durch Grobheiten zu überbieten, sich einer würdigern und vornehmern Haltung befleißigt hätte. Eine Schrift von W. Lübke: „Die Frauen in der Kunstgeschichte", ist zwar nur klein an Umfang, empfiehlt sich aber ebenso sehr durch ihren Inhalt, wie durch die Darstellung. Es scheint überhaupt so, als ob die gute deutsche Prosa sich gegenwärtig zumeist in Schriften von geringerm Umfang, in Abhandlungen, die in Form von Broschüren erscheinen, in Vorträgen u. s. w. erhalte und fortpflanze; denn in größern Werken — natürlich mit Ausnahmen, gegenwärtig besonders auf dem Felde der Naturschilderung und verwandten Gebieten — pflegt die Prosa jetzt nur zu sehr vernachlässigt oder doch ungleichmäßig behandelt oder durch barbarische Terminologien u. s. w. verunstaltet zu werden. Von culturhistorischen Werken nennen wir hier vorzugsweise G. Freytag's „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks"; Werke wie Avé-Lallemant's „Das deutsche Gaunerthum", von welchem der dritte und vierte Band erschienen sind — ein übrigens in seiner Art sehr vorzügliches und inhaltreiches Werk —, J. G. Kohl's „Das Haus Seefahrt in Bremen" u. s. w. wenden sich an ein mehr specielles Publikum.

Von der Literatur-, Kunst- und Culturgeschichte bietet sich der Uebergang zu dem Roman literar-, kunst- und culturgeschichtlichen Inhalts von selbst. Was sich freilich jetzt „culturhistorischer Roman" zu nennen pflegt, ist sehr oft nichts weiter als die Verarbeitung des Lebenslaufs eines berühmten Dichters oder Künstlers in novellistischer Form; „culturhistorische Romane" nennt z. B. Heribert Rau seinen „Hölderlin" und seinen „Jean Paul". Wir führen von Erscheinungen, die mehr oder weniger in dieses Gebiet einschlagen, hier noch folgende an: „Aus Petrarca's alten Tagen", von dem beliebten und liebenswürdigen Romandichter Otto Müller, der soeben auch einen neuen Roman „Ludwig Eckhof" erscheinen ließ;

*) Ueber alle diese literarhistorischen Werke und über eine beträchtliche Anzahl Goethe betreffender Schriften, die sich seit Jahr und Tag auf unserm Recensirtische angehäuft haben, sind wir, wie wir zu unserm Leidwesen gestehen, unsern Lesern noch Berichte schuldig. Viele andere durch die Zeitbewegung in den Vordergrund gestellte Werke und Schriften drängten sich dazwischen. Glücklicherweise veralten Goethe und die Interessen und Daten der deutschen Literatur nicht, und sicherlich bis dahin nicht, wo wir, und wir hoffen demnächst, uns in der Lage sehen werden, die oben übersichtlich zusammengestellte Schriftmasse in Einzelartikeln zu erledigen.

„Hohe Freunde. Novelle aus der Jugendzeit des classischen Weimar", von R. Heller, eine anziehende novellistische Darstellung des herrlichen Freundschaftsverhältnisses zwischen Goethe und Karl August; „Michael Bellmann oder die Zeit des lustigen Schweden", von F. Brunold; „Leibniz. Ein lebens- und sittengeschichtlicher Roman aus der Perrükenzeit", von W. Andreä, mit dem ein anderer Roman „Leibniz und die beiden Kurfürstinnen", von H. Maltitz, fast gleichzeitig erschien; „Peter Paul Rubens", ein biographischer Roman von A. von Sternberg, der auch neuerdings eine Sammlung „Kleine Romane und Erzählungen" erscheinen ließ; „Der Künstler, culturgeschichtliche Novelle aus der Mitte unsers Jahrhunderts", von J. Minckwitz u. s. w. Hermann Presber schildert, aus der Humoristik zuletzt etwas unvermittelt in bittere Tragik übergehend, in seiner Novelle „Der Anempfindler" ein anonymes deutsches Schriftstellerleben und zwar in der richtigen Erkenntniß, daß das weichliche „Anempfindeln" ein schlimmes Krankheitssymptom unserer Zeit ist. Eine sich weit über das Niveau der gewöhnlichen Romanfabrikation erhebende, mit literarischen und philosophischen Durchblicken und mit originellen Lebensmaximen und Lebensanschauungen ausgestattete Romandichtung ist das fünfbändige Werk von A. Jung: „Rosmarin oder die Schule des Lebens", eine Art didaktischen Memoirenromans, in welchem der Verfasser zum Theil Begebnisse und Erfahrungen aus dem eigenen Leben in tief innerlicher Weise verarbeitet hat.

Der eigentliche historische Roman trat diesmal, soweit wir dies Gebiet überblicken können, nicht so in den Vordergrund, wie in den Vorjahren; doch nennen wir L. Schücking's historische Novellen: „Aus den Tagen der großen Kaiserin", Franz Carion's „Der letzte Habsburger und seine Tochter", G. Hesekiel's „Die Kurfürstenbraut", W. Raabe's (Jakob Corvinus) Erzählung aus Magdeburgs Vergangenheit „Unsers Herrgotts Kanzlei". Ethnographische Romane zeigten sich eben auch nicht in großer Zahl, und die wenigen, die wir zu nennen haben oder von denen wir wissen, spielen wie gewöhnlich in Nord- und Mittelamerika; es sind: „Der Flüchtling. Erzählung aus Neumexico", von B. Möllhausen und „Im Westen. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben", von O. Ruppius. R. Solger's „Anton in Amerika. Seitenstück zu Freytag's Soll und Haben", gibt nicht ganz das, was sein Titel und die früher schon in Blättern veröffentlichte, das Buch einleitende ergötzliche Persiflage des Freytag'schen Romans erwarten ließen. Der Hunger nach der Dorfnovellistik scheint inzwischen auch gestillt zu sein; doch rühmt man auf diesem Gebiete besonders die Erzählungen „Dorfschwalben aus Oesterreich", von August Silberstein, dessen kleine Gedichtsammlung „Trutz-Nachtigall. Lieder aus deutschem Walde", bereits 1859 in zweiter Auflage erschienen, deutsch-patriotisches Gefühl verräth.

Um so häufiger waren Romane, in welchen Conflicte aus den Kreisen des bürgerlichen oder auch aus den Regionen des höhern politischen und geistigen Lebens verarbeitet sind. Wir nennen ohne weitere Klassifizirung einige derselben: „Unter den Ruinen. Roman aus Roms Gegenwart", von Franz von Nemmersdorf; „Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren", von A. Meißner; „Gehrt Hansen", von W. Waldmüller; „Oberndorf", von R. Prutz; „Otto Ludwig Brook" (in kaufmännischen und industriellen Kreisen spielend), von R. Giseke; „Die drei Grazien", von K. Frenzel; „Dämonen", von M. Horn; „Durch Nacht zum Licht", zweite Abtheilung des schnell zu Ansehen gelangten Romans von F. Spielhagen „Problematische Naturen"; „Der Trödler. Roman aus dem Alltagsleben", von A. E. Brachvogel u. s. w. Wenn der Vorwurf der Ueberproduction irgendeinen Literaturzweig mit besonderer Stärke trifft, so trifft dieser Vorwurf gegenwärtig namentlich den Roman, besonders wenn man noch die Sammlungen von Novellen und Erzählungen hinzurechnet, unter denen wir F. Gerstäcker's „Heimliche und unheimliche Geschichten"; F. Wehl's Novellensammlungen: „Fliegender Sommer" und — ebenfalls — „Unheimliche Geschichten"; J. Grosse's „Novellen"; J. M. Hutterus' „Novellen", E. Willkomm's „Licht- und Nebelbilder", „Vier Burgen. Deutsche Adelsgeschichten" von W. Müller von Königswinter und die als pikant und geistreich gerühmten „Drei Novellen" von Adelheid Auer nennen. Daß es, wie überhaupt an leichtfertiger Buchmacherei, auch jetzt noch auf dem Gebiete der Romanfabrikation an zuchtlosen, auf das Schlechteste im Menschen speculirenden Producten nicht fehlt, beweist unter anderm Vacano's, eines Schauspielers, scandalöser Memoirenroman: „Mysterien des Welt- und Bühnenlebens." Eine andere, anscheinend aus derselben oder doch geistesverwandter Feder herrührende anonym erschienene Erzählung: „Moderne Vagabunden", die sich als Seitenstück zu K. von Holtei's „Vagabunden" ankündigt, ist zwar nicht ohne Talent geschrieben, erreicht aber in der Darstellung des absolut Häßlichen und Widrigen stellenweise die tiefste Stufe oder den höchsten Grad. Solange noch solche Bücher bei uns geschrieben und gedruckt werden können, haben wir kein Recht, vom souveränen Standpunkt sittlichen oder ästhetischen Vollkommenheitsgefühls auf ähnliche aus dem Schlammwasser der Seine emportauchende liederliche Producte herabzusehen, und dies um so weniger, da manche der letztern, wie die Romane von Feydeau, der wenigstens doch Geschmack besitzt, auch in Deutschland in mehrfach aufgelegten Uebersetzungen verbreitet sind. Ebenfalls leichtsinnig zusammengeschmiedet, aber doch harmlos sind die Erzählungen, die der Schauspieler L. Julius unter dem Titel: „Die Schnurranten. Vom Schalksnarren Udo", herausgegeben und dem Herzog von Koburg-Gotha gewidmet hat.

Von humoristischen Erzählungen, zu denen uns die ebengenannte Schrift hinüberführt, nennen wir die sechs Bände „Humoristische Schriften" von Hackländer, A. von Winterfeld's Humoreske „Das Manneken P..s von Brüssel" (bereits in zweiter Auflage erschienen) und desselben „Geheimnisse einer kleinen Stadt", A. Brennglas' „Herr Heiter im Coupé" u. s. w. Um gleich hier mit dem im ganzen sehr geringen Ausdrusch auf dem Felde

der Humoristik fertig zu werden, nennen wir noch die kecke und wenigstens in Einzelheiten gelungene und drollige Parodie auf den zweiten Theil des Goethe'schen „Faust“ von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Dieser Mystifizinsky ist, wie man weiß, kein anderer als der berühmte Aesthetiker Vischer, dem man nur Dank dafür zu sagen hat, daß er sich als Professor nicht für zu vornehm hielt, ein so lustiges und übermüthiges Ding zu schreiben. Der Humor und die echte Komik stehen ja auch in der That ebenso über der niedern Welt als nur immer das ideale Pathos.

Mit dem Product Vischer-Mystifizinsky's sind wir wie von selbst auf dem Gebiet des Dramas angelangt. Wir wollen uns diesmal aller allgemeinen Betrachtungen über das Drama der Gegenwart und seine Stellung zur Bühne und zum Publikum entschlagen; wir denken dies im vorjährigen Rückblick und bei Gelegenheit des vierten Bandes von Eduard Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ und von R. Wirsing's Buch über das deutsche Theater zur Genüge gethan zu haben; wir sind nicht willens, uns zu wiederholen und unnütz tauben Ohren zu predigen. Wir können unsere Zeit besser anwenden, als indem wir sie an einen so unverbesserlichen Gegenstand wie das deutsche Theater verschwenden, das übrigens, wie sehr man auch über seinen Verfall klagen mag, noch immer eine beträchtlich höhere Stufe einnimmt, als das Theater aller übrigen Nationen, das der Dänen etwa ausgenommen. Denn obschon der Umstand, daß jetzt sogar die Kritik der Frau Birch-Pfeiffer, weil sie Romane und Erzählungen so geschickt für die Bühne zu appretiren versteht, Lorberkränze flicht, und das Ueberwuchern der niedern Posse auf Stadttheatern und den hauptstädtischen Bühnen zweiten und dritten Ranges als bedenkliche Symptome gelten müssen, so gibt es doch noch immer Bühnen, welche es sich zur Ehre machen, aus den Dichtungen Shakspeare's, die in London selbst fast nur noch auf Sadler's Wells, dem kleinen vorstädtischen Theater des wackern Phelps zur Aufführung kommen, Lessing's, Goethe's, Schiller's, H. von Kleist's u. s. w. den Kern des Repertoire zu bilden und manche der poetischern und gehaltvollern Schöpfungen zeitgenössischer Dramendichter zu versuchen, selbst wenn ein bleibender bühnlicher Erfolg davon nicht zu erwarten ist. Es könnte freilich in dieser Hinsicht noch manches mehr gethan werden, wenn die Bühnendirectoren, statt sich nur auf die ohnehin oft sehr lässig betriebene Prüfung oder Berücksichtigung der ihnen direct eingesandten Bühnenmanuscripte zu beschränken, auch denjenigen Dramen, welche nur vermittelst des Buchhandels ihre Carrière zu machen suchen, größere Aufmerksamkeit schenken wollten. Manches darunter würde sich durch einige Kürzungen und Aenderungen vielleicht doch in ein wirksames Bühnendrama verwandeln lassen.

Da ist z. B. gleich ein neu erschienenes Trauerspiel von P. Möbius „Bar Kochba“, die Geschichte jenes merkwürdigen Mannes behandelnd, der, weil er sich aus einem Feldherrn der aufständischen Juden zu ihrem Messias aufschwingt, infolge seines übermüthigen Treibens zu Grunde gehen muß. Die Charaktere, nach den verschiedenen Nationalitäten (Juden, Samaritaner, Römer u. s. w.) auseinander gehalten, sind scharf markirt, die Handlung in guter dramatischer Steigerung fortgeführt, die Scenirung so bühnlich geschickt und die Sprache so dramatisch fertig, daß man kaum glauben möchte, hier das dramatische Erstlingswerk eines Dichters vor sich zu haben, wie dies doch der Fall ist. Wir nennen ferner P. Heyse's Schauspiel „Ludwig der Baier“, das vaterländische Schauspiel „Eine Warte am Rhein“, von F. Friedrich, welches in Leipzig mehrfache Aufführungen erzielt hat, L. Goldhann's in Strodtmann's neuem Blatte „Orion“ hochgerühmte Tragödie „Der Günstling eines Kaisers“, L. Eckardt's Drama „Weltbürger und Patriot“, dessen Held, Georg Forster, untergeht, weil er infolge eines zu weit getriebenen Kosmopolitismus das vaterländische Interesse an das Ausland verräth; das Trauerspiel „Strafford“ von J. L. Klein, das Drama „Auf Sanct-Helena“ von R. Griepenkerl, das Drama „Saul“ von J. G. Fischer, eine nicht ohne Größe des Plans angelegte Dichtung.*) Eine großartige Composition, die sich auch bereits auf der Bühne bewährt hat, ist F. Hebbel's Trilogie „Die Nibelungen“, der Ausfluß eines dichterischen Geistes voll Mark und Eigenthümlichkeit und das Werk eines jahrelangen Fleißes, wie er jetzt nur noch selten zu finden ist. Interessant würde es sein, Hebbel's Nibelungendichtung mit der Geibel's und Richard Wagner's zu vergleichen, über welche letztere übrigens bereits eine „Studie“ von F. Müller unter dem Titel „Der Ring des Nibelungen“ erschienen ist. Goethe und Schiller, die besser wußten, worauf es in einem Drama ankommt und worauf nicht, würden freilich vor der Aufgabe, das Nibelungenepos dramatisch und für die Bühne zu bearbeiten, zurückgeschreckt sein. Die Neuern wagen aber manches, was nicht ohne Risico zu wagen ist.

Inzwischen sind K. Gutzkow's „Dramatische Werke“ bis zum elften Band fortgeschritten, welches das fein angelegte Schauspiel „Ella Rose“ in neuer Ueberarbeitung enthält. Auch P. Lohmann ließ seine „Dramatischen Schriften“ in zwei Bänden erscheinen. Gesammtausgaben erschienen ferner von Heine's und Börne's Schriften, von Mügge's Romanen und Novellen, von H. Koenig's Romanen und Erzählungen, von G. Kühne's Schriften, von K. von Holtei's erzählenden Schriften eine Volksausgabe und von E. Förster's vermischten Schriften ein erster Band. Selbst für Saphir scheint man, wenigstens in Wien, noch auf Theilnahme zu rechnen; denn es sind daselbst von seinen „Schriften“ mehrere Lieferungen an die Oeffentlichkeit getreten.

---

*) Der Bericht über Fischer's Dichtung in Nr. 47 d. Bl. f. 1862 geschah auf Grund der ersten Auflage; wir bemerken dies, weil in der inzwischen erschienenen zweiten Auflage unter anderm die Rolle des David wesentlich geändert ist. Wenn übrigens unser Berichterstatter es tadelt, daß der Dichter „den Helden im Gefecht umkommen und nicht Hand an sich selbst legen läßt“, so scheint er die Schlußworte Saul's: „So stirbt ein Mann, der für die Wahrheit stritt!“ womit sich derselbe wirklich in sein Schwert stürzt, übersehen oder während der Abfassung des Berichts vergessen zu haben.

Die Lyrik und Epik wird uns diesmal nicht viel zu schaffen machen. Im Grunde hat es auch, seit den Tagen der Minnesänger, in Deutschland nur ein poetisches Interregnum gegeben, welches ungefähr von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis etwa 1815 reichte. Das Erscheinen der Gedichte Uhland's (zuerst im Jahre 1814) bezeichnet fast den Abschluß dieser dichterischen Periode, indeß wußten die schwäbischen Dichter so gut wie die Romantiker noch künstlich eine Art poetischer Atmosphäre um ihre Genossenschaft zu verbreiten. Früher sang man im vollen Chor, und aus allen Furchen stiegen die Lerchen des Gesanges empor und wiegten sich in blauer und heiterer Luft und sangen einander aus voller Brust ihre lyrischen Grüße zu; die spätern ergossen wie einsame schmerzzerrissene Nachtigallen oder wie moquante Spottvögel ihre Lieder in die dunkle Wetternacht. Eine naive volle Dichterfreude haben seitdem wol die wenigsten gefühlt. Und welch ein Los trifft einen Dichter, der, wie R. Hamerling, welcher ein „Schwanenlied der Romantik" erscheinen ließ, in unserer Zeit der dampfenden Schlote und der rasselnden Dampfwagenräder und der unmelodisch schnaubenden Locomotiven noch den Muth hat, dem Cultus der Schönheit zu huldigen! Wol gibt es noch eine stille Gemeinde oder Sekte für die Poesie; diese aber sucht ihre Erbauung und ihren Trost nicht in der Anbetung des Schönen, sondern in beschaulichen Betrachtungen und in sittlichen Lebensmaximen, wie der zu früh dahingeschiedene Hammer noch zuletzt in „Lerne, liebe, lebe!" und in seiner Umdichtung „Die Psalmen der heiligen Schrift" sie bot. Gern wird man aber auch an A. Böttger's Hand den Weg in die munter pulsirende Wirklichkeit zurücknehmen und sich in den lebenslustigen Kreis einführen lassen, in welchem der junge Goethe sich in Leipzig bewegte. Das idyllische Epos, in welchem dies geschieht und das wir der Aufmerksamkeit namentlich aller Verehrer Goethe's empfehlen möchten, trägt den Titel „Goethe's Jugendliebe" und ist in wohldisciplinirten Hexametern geschrieben. Auch R. von Meerheim's „Buch für Edelfrauen und edle Frauen", epische Dichtungen, in denen hervorragende Frauen der Geschichte gefeiert sind, verdienen an dieser Stelle erwähnt zu werden.

In den Kreis unserer Jahresübersicht fallen, außer einigen militärischen Schriften, wie K. von Suckow's „Aus meinem Soldatenleben" oder die von J. von Wickede unter dem Titel „Ein deutsches Reiterleben" herausgegebenen Erinnerungen eines alten Husarenofziers, und Schriften aus der Weidmannsliteratur wie „Thiere des Waldes" von Charles Boner, noch besonders solche Reisebeschreibungen und Reiseskizzen, die nicht ausschließlich wissenschaftlichen Charakters sind und sich durch Inhalt wie Darstellung den allgemein Gebildeten zur Lectüre empfehlen. Wir nennen unter anderm die „Reisehumoresken" von E. Kossak, „Tag und Nacht in London" von J. Rodenberg, „Wanderungen im bairischen Gebirge" von L. Steub, „Bilder aus der Fremde" von L. Bucher, „Fragmente aus Italien" von K. Grün, „Südöstliche Steppen und Städte" von W. Hamm, „Zustände in Amerika" von Graf A. Baudissin, oder schon als schwerere, aber jedenfalls anziehende Lectüre die „Reise nach Island" von W. Preyer und F. Zirkel u. s. w.

Sollte in den von uns in unserer Uebersicht berührten Literaturgebieten einer oder der andere, der genannt zu werden verdient oder sich dessen für würdig hält, seinen Namen vermissen, so möge er auf unser Wort glauben, daß wir ihn nicht aus übelwollender Absicht ungenannt gelassen haben. Wo es sich um die Anführung einer solchen Masse von Schriften und Autoren handelt, wäre sogar die Auslassung eines von uns selbst geachteten und geliebten Namens sehr verzeihlich. Die Leser und betreffenden Autoren haben wol meist keine Ahnung, wie viele Mühe eine Uebersicht dieser Art macht; liest sie sich doch so glatt weg! Man thut eben seine Pflicht und verlernt, viel auf Dank zu rechnen; denn der Redacteur oder, wie es nach sächsischem Gesetzesbrauch heißen muß, Herausgeber eines literarischen Blattes fühlt es täglich mehr, daß es seine Stellung mit sich bringt, mehr für andere als für sich selbst zu leben. **Hermann Marggraff.**

Gervinus über den Aufstand und die Wiedergeburt Griechenlands.

Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Sechster Band: Geschichte des Aufstandes und der Wiedergeburt von Griechenland. Zweiter Theil. Leipzig, Engelmann. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bereits in Nr. 15 d. Bl. f. 1862 wurde der erste Theil der „Geschichte des Aufstandes und der Wiedergeburt von Griechenland" ausführlich angezeigt, und wir dürfen wol darauf zurückverweisen, indem wir hier von dem zweiten Theile nur in ganz allgemeinen Umrissen einige Andeutungen versuchen. Nicht nur als Geschichtserzählung überaus wichtig, sondern auch nach den verschiedensten Richtungen zeitgemäß erscheint gerade für unsere Gegenwart diese Darstellung einer Periode, deren Analogien mit unserm Heute im großen und ganzen, wie in den Einzelheiten überall hervortreten. Auf jeder Seite drängen sich uns überdies die fortwirkenden Beziehungen jener Epoche zu den Vorgängen unserer Tage, wie zu den Vorbereitungen unserer nächsten Zukunft unabweislich entgegen. Der rastlosen heimlichen Arbeit einer tiefverhüllten Diplomatie begegnet die ungestüm vorwärtsdrängende Bewegung des allgemeinen Liberalismus, jener oft in die Hände arbeitend, wo er verderbliche Plane zu durchkreuzen meint, und häufig sogar zu ihm feindlichen Zwecken benutzt, wo er Verderbliches zu verhindern sich stark genug glaubt. Die Praxis der freien Hand steht neben der Heuchelei der Nichtinterventionstheorie und unter dieser unheimlichen Atmosphäre wimmelt die geheimnißvolle Thätigkeit mit Expeditionen für unbekannte Ziele, mit Geld beladenen Schiffen an unbekannte Adressen, mit überreichen Waffensendungen von unbekannten Absendern, mit demonstrativen Rüstungen der anerkannten Mächte, von denen man nicht weiß, ob sie der Erhaltung des Bestehenden oder nur der Vereitlung des naturgemäß sich Gestaltenden gelten. Die Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands

zeigt uns den Anfang dessen, was die Gegenwart vollenden will: diese Wiedergeburt durchzuführen, nicht nur auf Griechenland beschränkt, sondern auf Italien ebenso ausgedehnt, wie auf den gesammten europäischen Südosten.

Wie Gervinus es schon im ersten Theile dieser hellenischen Partie seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ begonnen, daß er nämlich selbst mit einer scheinbaren Zurückstellung der bekannten äußerlichen Ereignisse, vornehmlich die diplomatischen Getriebe in voller Nacktheit zu enthüllen strebt, so setzt er es auch in diesem zweiten Theile fort. Der Zeit nach reicht derselbe mit kurzen Rückgriffen der einleitenden Partie vom Jahre 1824 bis zum Ende des russisch-türkischen Kriegs; er umfaßt sonach einen Zeitraum von fünf Jahren, welche freilich die eigentlich entscheidenden nicht blos für Griechenland, sondern mittelbar auch für die gesammte weitere südeuropäische Zukunft wurden. Dies faßt sich äußerlich unter die beiden Hauptrubriken „Philhellenen und Aegypter“ und „Das Schicksal Griechenlands in den Händen der Diplomatie“ zusammen: Bezeichnungen, welche unsers Erachtens dem darunter gruppirten Material nicht ihren vollständigen Ausdruck zu geben vermögen. Hatte nun der erste Theil der Geschichte der griechischen Erhebung vornehmlich die innern Bedingungen des osmanischen Verfalls in seiner Wechselwirkung mit dem innern hellenischen Aufschwunge als einleitenden Gesichtspunkt festgehalten, so scheint im gegenwärtigen Theile mit dem Abschnitt „Die Theilnahme des Abendlandes an der Griechensache“ gewissermaßen ein parallelisirendes Gegenstück zur Erscheinung kommen zu sollen. Das Auf- und Abwogen der Begeisterung in Europa, das officielle Auf- und Abwiegeln der Sympathien des Philhellenismus bietet, namentlich in Deutschland, Erscheinungen, um deren Analogien man auch heute wahrlich nicht verlegen zu sein braucht, wennschon die Ziele der Strömungen des öffentlichen Geistes weit näher gelegen und seinem Bewußtsein weit schwieriger zu entfremden sind wie damals.

Als eine namentlich interessante und lebendige Episode dieses Abschnitts ist besonders die Zusammenfassung der geistigen und materiellen Wirksamkeit Lord Byron's mit Lord Stanhope für die griechische Sache um so mehr hervorzuheben, als die moderne Zeit, welche den poetischen Aristodemokraten in vielen seiner politischen Anschauungen weit überholt hat, sich mitunter durch eine gar zu wohlfeile Utilitaritätskritik mit den praktischen Ergebnissen der von Byron angeregten und gebrachten Opfer für Griechenland abfinden zu können vermeint. Einzelner Excentricitäten halber behandelt sie die moderne Anschauung oftmals wie einen bloßen britischen Spleen, oder, wenn sie ihm eine besondere Ehre anthut, doch blos wie ein romantisirendes Parteigängerthum eines durch die culturеuropäischen Lebensalltäglichkeiten angewiderten Phantasten, während wir hier ihren verständigen Zusammenhang, wenn auch nicht eben mit den diplomatischen Schachzügen des Cabinets von St.-James, dagegen wol mit den natürlichen und höhern Interessen Englands überall hervorgehoben finden. Im übrigen möchte es jedoch scheinen, als wenn die damaligen Bewegungen der Geister in den europäischen Culturländern, welche sich nach dem Verkrüppeln der deutschen Nationalbestrebungen und der Niederschlagung der romanischen Revolutionen so enthusiastisch in der Griechensache concentrirten, vielleicht noch einer eingehendern, sie mit ihrer Vergangenheit und den mittelbar oder unmittelbar aus dieser Aufregungsperiode hervorsprießenden Entwickelungen des öffentlichen Bewußtseins näher verflechtenden Darstellung fähig sein würden. Dies nicht sowol, um die Vollständigkeit der chronistischen Aufzeichnung über die eine oder andere Thatsache herzustellen, als vielmehr, um für das culturhistorische Moment einer analytischen Betrachtung vermehrte Anhaltepunkte und selbst für die Pragmatik der diplomatischen Irr- und Wirrgänge jener Periode manche aufklärende Lichter zu gewinnen. Gerade nach dieser Richtung hin scheint manches keineswegs ganz bedeutungslose Quellenmaterial übergangen oder doch nicht der vollen Würdigung nach seiner zeitgeschichtlichen Wichtigkeit werth befunden worden zu sein. Damit macht sich eine gewisse Lücke zwischen der diplomatischen und der Volksgeschichte fühlbar, deren Bewußtsein dem Leser nirgends gänzlich wieder entschwindet. Wir werden namentlich in den durch ihre positive Reichhaltigkeit außerordentlich wichtigen Abschnitten: „Stand der diplomatischen Verhandlungen unter den Mächten“ und „Das Schicksal Griechenlands in den Händen der Diplomatie“, die Ueberzeugung schwerlich von uns weisen können, daß deren blos negirende, sogar großentheils blos aus moralischen Standpunkten hervorgehende Aburtheilung einen wesentlich tiefern, für die Analogie unserer Zeit fruchtbringendern Charakter gewonnen haben würde, wenn jene Sphäre des intimern Völkerlebens eingehender berücksichtigt wäre. Daß die österreichische, speciell Metternich'sche, conservative oder reactionäre Politik der Heiligen Allianz jedes fruchtbaren und lebendigen Charakters bar gewesen, ist nach und nach eine so feststehende Thatsache unter den Politikern und selbst im großen Publikum geworden, daß wir von der Kritik des Geschichtschreibers wol ein darüber hinausgehendes, ausgiebigeres Resultat zu erwarten berechtigt sind. Es handelt sich nicht blos um den Gegensatz moralpolitischer Humanität gegen gefühllose und reactionäre Beschränktheit der tausendmal schon gerichteten Metternich'schen Politik, sondern es wäre, unsers Erachtens, der Nachweis zu führen gewesen, welche Wege Oesterreich, wenn von jeher seine Stellung zur orientalischen Frage eine falsche war, einzuschlagen gehabt hätte, um zwischen der Integrität des Osmanischen Reichs, die ihm unter den damals und heute gegebenen Verhältnissen sicherlich eine Frage seiner eigenen Integrität, und den Sympathien für die christlichen Bevölkerungen des europäischen Südostens die Vermittelung zu finden. Denn die gegebene Thatsache war und ist nicht blos, daß Oesterreich vor allen andern Mächten zum Schutze dieser christlichen Bevölkerungen berufen ist, sondern daß diese religiöse Schutzherrschaft von Rußland und Frankreich mit direct gegen

Oesterreich gerichteten Tendenzen usurpirt war und ist. Daß dies heute viel offener und nackter zu Tage tritt, als während des türkisch-griechischen Kampfes, dazu haben die Enthüllungen der Gervinus'schen diplomatischen Actenstücke gerade recht viel beigetragen, und unsere Gegenwart schuldet ihnen dafür sicherlich den wärmsten Dank. Das positive Resultat seiner Darstellung bleibt aber dabei stehen, daß Griechenlands Wiedergeburt die Vernichtung der Metternich'schen Legitimitätspolitik gewesen sei. „Haben wir nun im dritten Theile die Ausführung zu erwarten, was der noch ungelösten südosteuropäischen Frage gegenüber zu Gunsten des centraleuropäischen, des hier damit zusammenfallenden germanisch-britischen Interesses an deren Stelle zu setzen sei? Fast scheint es, als neige der deutsche Geschichtschreiber in pessimistischer Verstimmung über die Fehlgänge der österreichischen Politik unter Metternich der Ansicht zu, als läge darin eine mindestens relative Berechtigung der von Frankreich und Rußland beanspruchten civilisatorischen Mission im europäischen Südosten. Damit würde freilich auch die Herstellung jener scheinsouveränen Dependenzen einer scheinsuzeränen Pforte, die allmählich in russischer und neuestens auch in französischer Hand ein Hauptmittel geworden sind, um in jedem beliebigen Augenblick durch eine Exaltation der orientalischen Frage Europa in fieberische Aufregung zu versetzen, ihren Rechtstitel finden. Die Consequenzen, zu denen man von solchen Voraussetzungen kommen müßte, wären entsetzlich.

Wenden wir uns von diesen durch den vorliegenden Band der Gervinus'schen Geschichte so lebhaft angeregten Betrachtungen zu den sonstigen Gaben der geistreichen Darstellung zurück, so glauben wir namentlich auf die mehr oder minder episodisch gestalteten, wenn auch zum engsten organischen Zusammenhange mit dem Erzählungsganzen verflochtene Abschnitte hinweisen zu sollen. Wir meinen die Charakteristik des Kapodistrias, die Darstellung der petersburger Militärrevolution und ihrer Unterdrückung beim Thronwechsel (1825), sowie die der Zerschmetterung des Janitscharenthums in Konstantinopel. Die psychologisch-publicistische Analyse der innerlichen Haltung wie der äußerlichen Stellung des Grafen Kapodistrias zwischen Rußland und Hellas, zwischen diplomatischer Gewohnheit und patriotischer Verantwortlichkeit, zwischen rücksichtsvoller Zweideutigkeit und angeborener oder anerzogener Schlauheit, zwischen selbstsüchtigem Ehrgeiz und ehrlicher Sorge um Griechenlands Zukunft bildet, wie formell den Abschluß der Schilderung vom „Schicksal Griechenlands in den Händen der Diplomatie", so auch gewissermaßen eine durch die Personificirung in Kapodistrias zusammenfassende Recapitulation der tausendfach verschiedenartigen, unklaren, oft wol auch unreiner erscheinenden als wirklich unehrlichen Einflüsse, welche die sogenannte Wiedergeburt Griechenlands als Fehlgeburt zu Stande brachten. Das abschließende Urtheil über Kapodistrias wird allerdings auch hier nicht ausgesprochen, wie dazu überhaupt die Zeit noch nicht gekommen scheint, dagegen werden wir auf Metternich's Bekenntniß hingewiesen, welcher in der Emancipation und Unabhängigkeit Griechenlands ein Ereigniß sah, „mit dem der Triumph einer neuen europäischen Revolution vollendet sein werde, dessen Rückwirkung auf Europa außer aller Berechnung liege".

Die Militärrevolutionen in Petersburg und Konstantinopel, vom Verfasser als „Zwischenspiele" bezeichnet, werden uns nach ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung namentlich in zwei Richtungen erläutert. Während die petersburger Revolution sich als letzter und unter den unterdessen ganz anders gestalteten Verhältnissen zum vollsten Mislingen prädestinirter Nachklang der südeuropäischen Bewegungen in den soeben vorausgegangenen Jahren darstellt, erscheint der Janitscharenaufruhr als Beleg der innern Wahlverwandtschaft türkischer mit russischen und durch diese Vermittelung orientalischer mit abendländischen Verhältnissen überhaupt. Er bildet „zu dem kaum erzählten petersburger Zwischenspiel ein vollkommenes, aber weit bedeutenderes Seitenstück". Außerdem belegte seine Unterdrückung von neuem,

in welch einem seltsamen Gleichlauf die russische und türkische Politik sich nebeneinander bewegten und wie der Sultan sich so oft dem Zaren, der ihn gern zum Vasallen herabgedrückt hätte, wie ein stolzer Ebenbürtiger oder wie ein äffender Doppelgänger zur Seite gerückt.... Der Nimbus, den die Besiegung einer Revolution von einigen Stunden auf Kaiser Nikolaus geworfen, schien den Sultan zu stacheln, sich durch eine größere That gegen eine säculare Revolution emporzuheben.... Und wahrlich, wie tief man, Person gegen Person, den Sultan unter den Zaren setzen möchte, so steigt doch, gerade je mehr man die Gründe des Unterwerths osmanischer Geistes- und Charakterbildung erwägt, desto höher der Werth und die Bedeutung dieses kühnen Schlages auf eine halbtausendjährige Macht, der die stärksten Sultane in der Blüte der Osmanenherrschaft nicht gewachsen waren, dieser Umwälzung, die einen absinkenden, alternden Staat schien neu verjüngen zu sollen.

Aurelio Buddeus.

Physiologische Bilder.

Bei dem Erforschen der Natur zeigten die Männer von Fach früher eine ehrfurchtsvolle Scheu, sobald es dabei auf das Erklären der Lebensthätigkeiten organischer Wesen ankam. Fragt man nach der Ursache, so kann diese einmal der Bescheidenheit zugeschrieben werden, welche aus der innern Ueberzeugung entsprang, daß es hier sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich sei, zuverlässige Anknüpfungspunkte herauszufinden; dann ist es aber auch denkbar, daß die Scheu aus der schroffen Anmaßung der Philosophie entsprang, welche damals das ganze Gebiet des geistigen und körperlichen Lebens als ihr unumschränktes Eigenthum ansah, in dem die materiellen Bestrebungen einer Erfahrungsnaturlehre nie eine Heimat finden durften. In unsern Tagen ist nun dieser Stand der Sache ein ganz anderer geworden, und man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man ausspricht, daß sich das Verhältniß geradezu umgekehrt habe. Die Physiologie ist eine lebensrüstige Erfahrungsnaturlehre geworden, in welcher die hypothetische Speculation der Philosophie alle Macht, alles Ansehen verloren hat. Sie weiß recht gut, daß sie bei ihrem Forschen der Philosophie nicht entbehren kann, indeß räumt sie ihr nur in der inductiven Logik den Platz einer achtbaren Helferin ein. Der Sieg ist jetzt ganz entschieden und es zeigen sich schon überall seine bedeutungsvollen Folgen. Durch das Einführen des Mikroskops, durch die physiologische Richtung, welche man der Chemie und Physik zu geben gewußt hat, ist der Blick in den Gang der belebten Schöpfung auf einmal hell

und klar geworden, man hat eine ganz andere Anschauung gewonnen, man hat sich überzeugt, daß auch hier empirisch sichere Naturgesetze möglich sind, welche mit denen der übrigen Schöpfung im Einklange stehen und aus denselben Ursachen entspringen. Das Leben der Pflanze, der Thiere und Menschen hat so eine ganz andere Bedeutung gewonnen. Die Beurtheilung und Heilung der Krankheiten geschieht dadurch von ganz neuen Gesichtspunkten, sowie die Erhaltung der Gesundheit durch viel verständigere Mittel erreicht wird. Man kann nicht anders als mit Freude auf diesen Sieg blicken, denn er ist praktisch wichtig für alle Verhältnisse des Lebens. Die kleinen Häkeleien, welche aus dem Uebermuth der glücklichen und unglücklichen Kämpfer hervorgegangen sind, haben allerdings vielfach Anstoß erregt, indeß man überzeugte sich doch bald davon, daß dies zu entschuldigende Auswüchse seien, welche mit der reinen Wissenschaft eigentlich gar nichts zu thun haben. Man wird ruhiger und besonnener werden und sich ausschließlich nur um die Förderung der errungenen guten Sache bekümmern. Diese würdige Ruhe zeigte sich schon bei den großen Vorkämpfern Burdach, Johannes Müller, Valentin und sie wird auch bei den geistreichen Mitkämpfern Schleiden, Virchow, Moleschott und allen andern nicht fehlen, welchen die Freude an dem Fortschritt der Wissenschaft viel höher steht als der äußere Glanz des Siegs. Die Früchte dieser neuen empirischen Physiologie sind vortrefflich, man sollte gar nichts weiter thun, als sie ohne weiteres zu Markte zu bringen, der Anpreisungen bedarf es nicht. Aber dennoch ist es gut, wenn fleißig und nachdrücklich auf ihre Vortrefflichkeit hingewiesen wird, wenn sich die berufenen geschickten Hände daran machen, sie mundrecht für das gebildete große Publikum zu machen, denn eine richtige Auffassung vom Leben ist eine Forderung, welche nicht blos an den gebildeten Arzt, sondern auch an den gebildeten Menschen überhaupt gestellt wird. Das wahre Wissen erkennt man an dem Eingange ins wirkliche Leben und an den Früchten, welche daraus fürs Leben gewonnen werden. Auf diese populären Verarbeiter der neuern Physiologie haben wir heute nun vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit gerichtet und lenken daher diejenige der Leser auf folgende Schriften:

1. Physiologische Bilder von Louis Büchner. Erster Band. Leipzig, Thomas. 1861. 8. 2 Thlr.

Dies Buch ist sehr gut geschrieben. Man liest es mit fortwährend gesteigertem Interesse von Anfang bis zu Ende, und beklagt es, nicht auch sogleich den zweiten Band zur Hand zu haben. Mit einer so offenen klaren Darstellung der neuesten Forschungen in dem Gesammtgebiete der Physiologie läßt sich das denkende Publikum schon gewinnen. Es wird dem Buche an Anerkennung, an Beifall sicher nicht fehlen. Wir müssen die gute Wirkung, welche dasselbe auf uns gemacht hat, noch ganz besonders in Anrechnung bringen, da uns die frühere gar zu zuversichtliche Sprache und der Hohn, womit damals auf die andere Partei geblickt wurde, nicht recht gefallen konnten. Der Verfasser ist hier begeistert durch die edle Freude über das, was er von der jungen Wissenschaft zur Anschauung zu bringen hat, und der Leser folgt ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, er denkt nur an die Sache und deren Wichtigkeit für das Leben. Ganz frei von aller Polemik ist der Verfasser in diesem Werke allerdings auch noch nicht, er führt sogar in einigen Stellen noch eine bittere, stachelige Sprache, indeß kommt dies doch nur selten vor und ist gewöhnlich so angebracht, daß es keinen störenden Einfluß aufs Ganze ausüben kann. Er ist vorsichtiger, rücksichtsvoller und wissenschaftlicher geworden.

Der vorliegende erste Band ist eine Sammlung von sechs Bildern, wovon das erste das Herz zur Anschauung bringt, das zweite vom Blute, das dritte von Wärme und Leben, das vierte von der Zelle, das fünfte von Luft und Lunge, das sechste vom Chloroform ein Gemälde entfaltet.

In dem Anfange der ersten Darstellung wird zunächst die Aufmerksamkeit auf die poetische Bedeutung des Herzens gelenkt und gezeigt, wie gar wenig dieses Phantasieherz mit dem wirklichen gemein habe. Uebrigens respectirt er doch den Sprachgebrauch, da auch dieser einen tiefbegründeten physiologischen Grund besitze, nur dürfe man nie mehr als eine schöne bildliche Andeutung darunter verstehen. Für den Naturforscher sei es nun einmal eine streng geforderte Nothwendigkeit, das Herz von dem rein materiellen Standpunkte zu betrachten und dabei nur in der nackten Wirklichkeit die Wahrheit zu suchen, doch fehle es auch hierbei nicht an höchst merkwürdigen Anziehungspunkten, wofür sich jeder lebhaft interessiren müsse, der Lust zum Denken habe. Man gelange so zu der Ueberzeugung, daß das Herz eins der wichtigsten Organe des thierischen Haushalts sei, daß sich in ihm das ganze Labyrinth der Blutwege concentrire, daß es eine einfache und sehr zweckentsprechende Maschine sei, welche sich in einer immerwährenden und nur durch den Tod unterbrochenen Bewegung befinde, ohne welche kein höheres thierisches oder menschliches Leben möglich wäre. Darin liege ebenfalls die Grundlage zur Phantasie und Poesie, welche dichterisch benutzt werden könnte. Dann geht er über zur anatomischen und physiologischen Beschreibung und Untersuchung des Herzens. Das ganze Bild, was er nun seinen Lesern vorführt, ist ausgezeichnet durch Uebersicht und Klarheit. Wir wollen nur auf einige Züge desselben aufmerksam machen, und wählen dazu die Bewegung des Herzens. Die Ursache zu der unaufhörlichen Bewegung scheint dem Verfasser in den Nerven und Nervenflechten dieses merkwürdigen Organs zu liegen, aber sie sei ein ungelöstes Räthsel, man wisse nur, daß sie eine wunderbare Selbständigkeit besitze, und daß selbst Herzen, welche aus dem Körper herausgenommen, nicht aufhörten zu schlagen. „Herausgeschnittene Froschherzen kann man noch stundenlang auf dem Tische hüpfen und pulsiren sehen, anfangs schneller und heftiger, später langsamer und schwächer, bis ihre Lebensthätigkeit allmählich erlischt. Man kann diese Bewegung sogar tagelang erhalten, wenn man die Herzen vor dem Vertrocknen schützt und dabei mäßig warm erhält, oder auch wenn man dieselben frei schwebend aufhängt. Selbst ausgeschnittene Stücke fahren fort sich zu bewegen, zu pulsiren, was dem Beschauer einen eigenthümlichen und unheimlichen Anblick gewährt."

Er beruft sich dann auf Panum's Erfahrung bei einem Kaninchen, das fast zehn Stunden nach dem Tode mit geöffnetem Brustkorbe dagelegen hatte, und noch fünf Stunden lang das Pulsiren im rechten Vorhofe des Herzens gezeigt habe. An dem Herzen eines getödteten Hundes hat Vulpian die Bewegung noch 93 Stunden erkennen können. Ganz ähnliche Beobachtung hat man bei Hingerichteten und Erhängten gemacht, sodaß man bei ihnen noch mehrere Stunden nach der Execution die pulsirenden Bewegungen des Herzens wahrnahm. Von Emanuel Rousseau wurde im Jahre 1808 auf der Anatomie zu Rouen folgende Beobachtung gemacht: Bei einer hingerichteten Frau zeigten sich noch Contractionen des rechten Vorhofs, als der Brustkasten 24 Stunden nach der Hinrichtung geöffnet wurde, und diese Bewegungen waren sogar noch sichtbar, nachdem der Herzbeutel bereits fünf Stunden geöffnet worden war. Die Leiche hatte auf einem Tische in dem durch einen Ofen geheizten Laboratorium gelegen. Außer Rousseau waren auch noch die beiden Cloquets, Laumonier und Flaubert Augenzeugen dieser merkwürdigen Erscheinung.

„In dem erst einige Tage bebrüteten Hühnerei sieht man das Herz als einen kleinen rothen hüpfenden Punkt", erzählt der Verfasser, „und wenn man bedenkt, daß dieses schon zu einer Zeit geschieht, wo es noch kein Blut erhält und keine Spur von Nervenelementen in demselben nachweisbar ist, wo es also factisch nichts weiter ist als ein Zellenhaufen, wenn man dies ferner mit einigen Erfahrungen an niedern Thieren zusammenhält, so muß man geneigt werden, zu glauben, daß nicht einmal die Nerven des Herzens die Erreger seiner Thätigkeit sind, sondern daß diese Thätigkeit eine selbständige Quelle in dem Herzen selbst und in der Erregbarkeit seiner muskulösen Theile haben muß." Daß auch die Haller'sche Ansicht, als rühre die Bewegung des Herzens von dem Blute her, nicht richtig sei, wird dadurch

bestätigt, daß auch blutleere Herzen sich noch bewegen. Uebrigens bleibe es ganz außer allem Zweifel, daß der Herzschlag von dem Einflusse der Nerven abhängig sei, namentlich wären es zwei vom Gehirn zum Herzen führende Nerven, welche einen solchen Einfluß in einer sehr merkwürdigen Weise übten. Reizt man diese Nerven, so schlägt das Herz langsamer und steht sogar auf einige Augenblicke still, schlägt aber nachher um so heftiger. „Wenn wir also bei einer heftigen Gemüthsbewegung das Gefühl haben, als stehe das Herz plötzlich still, um dann einige Augenblicke nachher mit heftigen und pochenden Schlägen das Versäumte nachzuholen, so haben wir dieses dem Einflusse des herumschweifenden Nerven zu verdanken, welcher die im Gehirn zu Stande gekommene Erregung bis zu dem Herzen fortgepflanzt hat. Dagegen ist der Wille unter gewöhnlichen Umständen ganz unfähig auf das Herz, wie auf alle von dem sogenannten sympathischen Nervensystem versorgten Theile, um auf seine Bewegung einen Einfluß auszuüben. Doch erzählt man von einzelnen Menschen, welche im Stande gewesen sein sollen, willkürlich ihre Herzbewegung abzuändern, ja sogar durch absichtliches Unterdrücken ihrer Athem- und Herzbewegung ihren Tod herbeizuführen."

Das hierauffolgende Gemälde bezieht sich auf das Blut. Die Betrachtung wird an den bekannten Ausspruch in Goethe's „Faust" geknüpft, daß das Blut ein ganz besonderer Saft sei, der überall herbeigezogen würde, wo es geheimnißvoll, wunderbar, schreckhaft und satanisch hergehen solle. Dann geht der Verfasser zu der wissenschaftlichen Bedeutung des Bluts über, macht darauf aufmerksam, daß auch hierbei noch manches dunkel geblieben, obgleich die neuern Forschungen ungemein viel Licht hineingebracht hätten. Darauf theilt er mit, was wir bisjetzt von dem ganz besondern Safte im gesunden und kranken Körper in Erfahrung gebracht haben, wie uns dabei das Mikroskop und die Chemie behülflich gewesen seien. Die gewonnenen Resultate haben sogar schon zu richterlichen Untersuchungen eine praktisch wichtige Bedeutung erhalten. Eine taubstumme Dirne zu Prag war angeklagt, ihren Vater ermordet zu haben, sie gab vor, daß die auf dem Estrich gefundenen Blutflecken, welche vorzugsweise Beweise für ihre böse That abgaben, von geschlachteten Enten herrühren sollten. Als man nun die Blutzellen mikroskopisch untersuchte, so zeigte sich ganz deutlich die linsenartige Form wie sie nur im Menschenblute vorkommt, und man konnte daraus mit Bestimmtheit den Schluß ziehen, daß die Aussage falsch sei. Mit gerechter Entrüstung erhebt der Verfasser dann auch das Wort gegen den Misbrauch des Aderlasses, den die unrichtige Deutung der sogenannten Entzündungshaut des Bluts früher und zum Theil auch noch jetzt herbeigeführt habe. „Der größte Staatsmann", ruft er aus, „welchen das nach Freiheit ringende Italien im letzten Jahrzehnd hervorgebracht — ein Mann, dessen Verlust nicht blos Italien, sondern Europa betrifft —, Graf Camillo Cavour, scheint Zeitungsberichten zufolge während einer vielleicht ohne dieses ungefährlichen Krankheit diesem unglückseligen Vorurtheile zum Opfer gefallen zu sein." Nach seiner Meinung hängt die Bildung der Speck- oder Entzündungshaut davon ab, ob die Blutkügelchen während der Gewinnung mehr oder weniger Zeit und Neigung haben, zu Boden zu sinken, ehe sie von dem festwerdenden Faserstoff umschlossen und eingehüllt werden. Bei der Bleichsucht, welche ihrer ganzen Natur nach der Entzündung geradezu entgegengesetzt ist, zeigt sich bei dem Aderlaß die Entzündungshaut auch, wer könnte nun hier den Aderlaß gutheißen. Auch die Vorurtheile über Blutmangel, Blutüberfluß, Blutschärfe, Blutstockung u. s. w. werden sehr vernünftig beseitigt und darauf hingewiesen, was dabei das Rechte sei.

Das folgende Bild über Wärme und Leben ist klar angelegt und überall anziehend und belehrend durchgeführt. Es besitzt eine sehr wichtige praktische Bedeutung und verdient viel gelesen und beherzigt zu werden. Wir verweilen aber nicht länger dabei, weil uns das darauffolgende Bild noch lebhafter anzieht. Dies bezieht sich auf die Zelle, auf den Anfang und die Grundlage alles Lebens. Wenn die Physiologie der Pflanzen und Thiere in unsern Tagen eine so hohe wissenschaftliche Bedeutung errungen hat, so liegt der Grund dazu in der scharfsinnigen feinen Untersuchung der Zelle. Und der Verfasser zeichnet sich hierbei nicht blos durch sein umfangreiches Wissen, sondern auch durch die Begeisterung für die Sache und durch die lebendige Darstellung aus. Wir treffen hier den eigentlichen Kernpunkt des ganzen Buchs. Das Ganze ist schön und gut, um so mehr muß man es aber beklagen, daß der Verfasser hier wieder mehrfach Gelegenheit nimmt, auf die Idealisten loszuschlagen. Das was in diesem Gebiete der Natur die Beobachtungen und Versuche zu Tage gefördert haben, ist so herrlich und groß, daß man es nur beklagen kann, wenn es nicht ganz frei erhalten wird von Hader, Hohn und Zank. Wir wollen in dieser Hinsicht nur eine Stelle aus dem Buche mittheilen, sie wird ausreichen, unsere Ansichten zu bewahrheiten. „Und mag es der fromm gewordene Herr Agassiz in seinem Gefühl auch noch so sehr widerstrebend finden, daß dieselben Kräfte, welche dem Krystall eine endliche Gestalt geben, auch die edle Figur des Menschen hervorgebracht haben sollen, so ist es doch so und kann nicht anders sein! Der rohe oder ungebildete Verstand freilich, indem er die Erscheinungswelt um sich her betrachtet und die Endproducte Millionen Jahre alter Arbeit in letzter Vollendung und durch die weitesten Abstände voneinander getrennt vor sich sieht, ohne die Anfangspunkte und die tausend nur dem Auge der Wissenschaft erreichbaren Verbindungsfäden zu erkennen, kann sich in solchen Meinungen schwer oder gar nicht zurecht finden; den gebildeten Verstand lehren Studien und Nachdenken tiefer sehen. Unwissende und eingebildete Scribler, welche eine Art Polizeidienste in der Literatur zu verrichten scheinen, belieben zwar seit einigen Jahren bei jeder sich bietenden Gelegenheit solche Anschauungen dem ihnen gläubig zuhörenden Publikum als «rohen und oberflächlichen Materialismus» zu denunciren und demselben die freche Lüge aufzudringen, daß mit Annahme derselben alles Streben nach Höherm, aller sogenannte Idealismus aus der Welt verschwinden müßte. Auch bei Gelegenheit dieses Aufsatzes werden sie wol nicht versäumen, ihr ekelhaftes, stets das Nämliche wiederholendes Geschrei abermals aus allen Richtungen der Windrose ertönen zu lassen!"

Ueber ihre Begriffe von Idealismus will der Verfasser mit ihnen nicht rechten, aber das will er ihnen und dem irregeleiteten Publikum doch aussprechen, daß das höchste Streben, welches der Mensch sich vorsetzen, das erhabenste Ideal, welchem er nachstreben kann, Wahrheit sei. Damit wären die sogenannten Materialisten die eigentlichen Idealisten. Offenbar bringt der Verfasser den Kampf hiermit auf ein ganz anderes Feld. Denn das Streben nach Wahrheit durch Beobachtung und Versuche kann nur der für den niedrigen Materialismus halten, welcher gar nicht weiß, worauf es bei der Erforschung der Natur zunächst und hauptsächlich ankommt. Und gegen solche Leute wird man doch nicht kämpfen wollen? Der Streitpunkt ist ein ganz anderer. Man wirft den Männern der neuesten Physiologie vor, daß sie zu voreilig Folgerungen aus ihren Entdeckungen gezogen haben, welche die bescheidene Grenze der inductiven Logik weit überschreiten, daß sie in dieser Ueberschreitung hypothetische Ansichten für Wahrheiten gelten lassen wollen, welche kein ruhiger Denker dafür nehmen kann. Es thut uns leid, daß der Verfasser sein übrigens so klar und schön durchgeführtes Gemälde vor diesen grellen Farbenstrichen des Hohns und Zanks nicht zu schonen gewußt hat. Die wahren Männer der Wissenschaften treten nur mit Ansichten hervor, die durch Thatsachen fest und tief begründet sind, und sie wissen, daß sie darin respectirt werden, wie sie jeder andern gut begründeten Ansicht ebenfalls und würdevoll Anerkennung zollen. Hierbei ist auch Kampf denkbar, ja oft sogar nothwendig, aber es bleibt doch ein edler Kampf, der nur zum Segen der Wissenschaft ausschlagen kann.

Das Bild über Luft und Lunge ist ein ganz vortreffliches. Der Verfasser zeigt sich hier als ein erfahrener Arzt, der sich mit den allerneuesten Fortschritten der Wissenschaft auf das

genaueste bekannt gemacht hat. Wir können nicht anders als mit tiefgefühltem Danke auf die vielfache beherzigungswerthe Belehrung hindeuten, welche dieser Aufsatz in sich schließt. Er wird gewiß recht viel gelesen werden, und Rath, Hoffnung und Trost in Familienkreise bringen, wo das unheimliche Leiden einer kranken Lunge Wurzel fassen will. Und auch da, wo alles gesund und wohl ist, wird dieser Aufsatz nicht unberücksichtigt bleiben, denn er weist sehr entschieden auf die noch lange nicht genug beherzigten Punkte der nahen Gefahr für jeden Menschen hin. Wir enthalten uns aber jeder speciellern Mittheilung aus diesem Bilde, weil wir der Ueberzeugung sind, daß nach dem Gesagten die Neigung zum Selbstlesen zur Genüge angeregt sein wird, womit unser Hauptzweck erfüllt ist.

Ueber die zweideutige Wirkung des Chloroforms schließt der Verfasser den besprochenen größern Bildern noch ein kleines an, welches gewiß mit Beifall entgegengenommen werden wird, da es nicht weniger wie seine größern Vorgänger von praktischem Werthe ist. Der Verfasser redet sehr vernünftig über die Fälle, wo dies Betäubungsmittel ohne Gefahr in Anwendung zu bringen ist, warnt aber auch mit lauten und eindringlichen Worten vor dem Misbrauch, und deutet auf die Fälle, wo die Anwendung sogar lebensgefährlich werden kann, ebenso entschieden hin. Auch dieser Aufsatz ist dem Selbstlesen besonders zu empfehlen.

2. Ein Mund voll Brot. Briefe an ein kleines Mädchen über das Leben der Menschen und Thiere. Von Jean Macé. Aus dem Französischen. Winterthur, Lücke. 1862. 8. 1 Thlr.

Dies Buch gehört zu den jetzt sehr seltenen Erscheinungen, daß es von viel größerer Bedeutung ist, als es scheinen will. Nach dem Titel und der äußern Anlage scheint es eine Kinderschrift zu sein, sobald man dasselbe aber näher prüft, so gewinnt man sehr bald die Ueberzeugung, daß es viel mehr für gebildete erwachsene Denker und Denkerinnen als für kleine Mädchen paßt. Der Verfasser hat sich in seiner Darstellung und Erklärung der Lebensphänomene allerdings so weit herabgelassen, daß ein Kind ihm folgen und ihn ganz verstehen kann; aber dennoch ist der Inhalt der Art, daß er die Jugend nicht auf die Dauer fesseln kann. Wenn ein kleines Mädchen Interesse an einem Buche haben soll, so ist es allerdings nöthig, daß dieses eine Sprache redet, die lebendig ist und sich in der Sphäre des Fassungsvermögens der Kleinen bewegt. Dieser Bedingung entspricht das Buch vollkommen. Dazu kommt dann aber noch eine zweite Bedingung. Soll das kleine Mädchen von dem Buche angezogen werden, so muß diese Anziehung ganz vorzugsweise im Stoffe liegen. Das ist hier aber kaum denkbar; denn der Stoff ist nur für Erwachsene anziehend und anregend. Darum wird das Buch gewiß recht viel von Vätern, Müttern und Erziehern gelesen werden und sein Gutes wirken für jung und alt; und in dieser Hinsicht ist es sogar sehr zu empfehlen. Wir haben bisjetzt noch keine physiologische Schrift kennen gelernt, welche eine so herablassende Sprache geredet hätte als die vorliegende. Es sind in der That drei sehr schwierige Gegenstände ganz kinderleicht gemacht.

Der Inhalt zerfällt in zwei Haupttheile, wovon der erste sich ausschließlich auf den Menschen, der andere sich auf das Thier im Rückblick auf den Menschen bezieht. Dort wird in 28 Briefen gezeigt, welchen Einfluß bei unserer Nahrung die Hand, die Zunge, die Zähne, der Schlund, der Magen, der Darmkanal, die Leber, das Herz, das Blut, die Lunge, überhaupt alle Organe des Körpers auszuüben haben und wie diese Organe eingerichtet, von sich selbst und von der äußern Natur abhängig sind. Die 12 Briefe der andern Abtheilung besprechen die Eintheilung der Thiere und geben dann eine Erklärung ihrer wichtigsten Lebensfunctionen; auch wird in dem einen Briefe die Ernährung der Pflanzen besprochen. Um nun eine Probe zu geben, wie der reiche Stoff verarbeitet und für das Leben praktisch gemacht worden ist, so wollen wir die Aufmerksamkeit nur einmal auf den dreiundzwanzigsten Brief lenken, in welchem von der Wirkung des Bluts auf die Organe gehandelt wird. „Ich hoffe", schreibt der Verfasser dem kleinen Mädchen, „du bist noch nie ohnmächtig gewesen, du bist noch zu jung dazu. Vielleicht aber hast du schon jemand ohnmächtig werden sehen, sicher schon davon gehört. Weißt du, was eine Ohnmacht ist, wodurch sie entsteht? Die Ohnmacht entsteht, wenn infolge einer heftigen Gemüthsbewegung alles Blut sich nach dem Herzen drängt, wie ein Strom, der bei einem Erdbeben nach der Quelle zurückströmt und sein Bett leer läßt. Dann entfärbt sich das Gesicht, als ob kein Blut mehr unter der Haut wäre; die Organe, welche das Blut nicht mehr antreibt, stellen ihre Arbeit ein, die Muskeln werden schlaff, man verliert das Bewußtsein, und der Körper, welchen die Seele verlassen zu haben scheint, sinkt zusammen gleich einem Leichnam. Es ist nicht der Tod, aber doch eine Unterbrechung des Lebens; sie würde den Tod nach sich ziehen, wenn die Natur sich nicht ermannen würde und das Blut aufs neue in Bewegung setzte. Daher mag es wol kommen, daß unter den Alten einige den Sitz der Seele in das Blut verlegt haben, und so sehr irrig war die Ansicht nicht für solche, welche der Seele durchaus einen bestimmten Platz anweisen wollten."

Man sieht, das Buch ist gut, und man kann es nur beklagen, wenn dasselbe seines unpassenden Titels und seiner gar zu tiefen Herablassung wegen nicht die Beachtung finden sollte, welche es in der That verdient.

3. Das Leben der Blume und der Frucht. Scenen aus dem Pflanzenreiche. Von Karl Löffler. Mit Illustrationen von H. Danz. Berlin, Kastner und Comp. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Buch macht im ersten Augenblick eine sehr überraschende Wirkung auf den Leser. Es entspricht genau dem Titel und doch ist es nicht das, was man von ihm erwartet hat. Soll man auf die Frage, was es denn eigentlich in sich schließt, eine befriedigende Antwort geben, so kommt man in Verlegenheit und möchte am liebsten das ganze Buch überreichen, damit es für sich selbst sprechen könnte. Denn wenn man sagt, es sei eine Summe von geistreichen, witzigen Aussprüchen, von sinnigen Beziehungen der Pflanzenwelt auf die übrige Welt, besonders aber auf den Menschen, so ist dies nicht gerade unwahr, aber es sagt noch nicht genug. Ebenso könnte man es auch mit einem Füllhorn vergleichen, welches im bunten Durcheinander mit physiologischen, philosophischen, poetischen, culturhistorischen, politischen und noch mancherlei andern Notizen angefüllt ist, und man wäre der Wahrheit ebenso nahe gekommen, ohne sie aber ganz erreicht zu haben. Wir wollen nun versuchen mit Hülfe einiger Mittheilungen aus dem Buche die Beurtheilung desselben zu erleichtern. In Nr. 46 ist von der Scham der Pflanze die Rede und da ruft der Verfasser aus: „Welche wunderbare Gedanken drängen sich einem aber bei der Sinnpflanze auf, dem empfindlichsten vielleicht unter allen Geschöpfen! Jede Bodenerschütterung, selbst der Hufschlag des durcheilenden Pferdes ist im Stande diese Pflanze in Bewegung zu setzen. Die kleinste Berührung, ein Hauch, ein übler Geruch, die geringste Bewegung, ja der Schatten eines vorübergehenden Körpers, eine Wolke am Himmel reichen hin, daß man sogleich ihre Blätter sich senken sieht, und nichts kann eine bessere Idee von Bestürzung und Schrecken geben, als die trauer- und schmerzvolle Bewegung, welche sie dann ausführt. Doch sind nicht alle Theile des Blattes gleich empfindlich. Berührt man mit der Spitze einer Nadel einen weißlichen Fleck, der am Fuße des Blättchens sich befindet, so geht das Phänomen bedeutend schneller vor sich.... Diese merkwürdige Blume zog zuerst 1518 die Aufmerksamkeit der Spanier in den Savannen am Isthmus, um Nombre de Dios, auf sich, und wie der Mensch so gern das Wunderbare in der Natur noch übertreibt, so erzählten ihre Entdecker, daß die Blätter sich nur zusammenzögen, wenn man sie mit dem Finger berührte, nicht aber bei der Berührung mit einem Holze." Dann wird noch darauf aufmerksam gemacht, daß schon Theophrast und Plinius der Reizbarkeit der afrikanischen Sinnpflanze

gedenken, daß in Ostindien der empfindliche Sauerklee die Stelle der Sinnpflanze verträte und daß bei uns der Sonnenthau eine ähnliche Eigenschaft besäße. Zugleich wird aber auch erwähnt, wie passend hierfür die Benamung von den Gelehrten eingeführt worden sei, und dies gibt wieder die Gelegenheit zu beklagen, wie häufig in anderer Hinsicht unpassende Namen eingeführt worden seien. Unter den Propheten des Wetters nimmt hier der Löwenzahn einen hervorragenden Platz ein. „In einem unangebauten Winkel am Eingange des Gartens wuchs reichlich Löwenzahn, welche Pflanze, wie man sagt, auf der ganzen Erde fortkommt. Jeden Morgen befragte ich seine brillanten Blumen, ob der Tag schön sein würde, denn sie sind eigenthümlich empfindlich, sie schließen sich beim Herannahen der Nacht und öffnen sich nie an Regentagen.“ Uebrigens deutet er darauf hin, wie noch eine große Reihe von Pflanzen als Barometer zu benutzen seien.

4. **Naturbilder aus dem Insektenleben. Ein auf naturhistorischem Grunde ruhendes belehrendes Unterhaltungsbuch für die Jugend, von J. C. L. Neukirch. Leipzig, Schlicke. 1863. Br. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.**

Obgleich in diesem Buche die physiologische Seite weniger als bei den vorhergehenden ins Auge gefaßt wird, so besitzt es doch viel Verwandtes damit und kann ohne Bedenken in ihre Gesellschaft gebracht werden. Das Büchelchen ist vortrefflich und verdient besonders als Jugendschrift sehr warm empfohlen zu werden. Die ganze Art der Auffassung ist sinnig und die Durchführung klar und würdig. Es läßt nichts von den weichlichen Tändeleien blicken, womit man in den Jugendschriften jetzt vielfach die Kinder zu gewinnen sucht. Das Kind will allerdings kindlich behandelt und belehrt sein, aber es mag die Bücher nicht, welche in ihrem Auftreten auch nur Kinder scheinen wollen; es erwartet vom Buche und vom Lehrer eine Herablassung, aber es will keine Gleichstellung. Der Verfasser hat in dieser Hinsicht überall das Rechte getroffen; er ist ein begeisterter Freund der Natur und ein denkender verständiger Lehrer der Jugend.

In 42 Nummern sind einige funfzig der merkwürdigsten Insekten abgebildet, beschrieben und in ihren wichtigsten Lebensbeziehungen zur Anschauung gebracht. Die Darstellung schließt sich in einem gemüthlichen Familienleben ab. Wir wollen nur ein Beispiel geben, von dem man aber sogleich auf das ganze Buch zurückschließen kann. „Wilhelm begleitete seinen Vater auf einem Spaziergange ins Freie. Der Weg führte an einem ziemlich flachen Sumpfe vorbei. «Ob wol kleine Fische darin sein mögen?» meinte der Knabe und blickte forschend im Wasser umher, doch er fand nicht, was er suchte; dagegen bemerkte er am Ufer auf der Oberfläche des Wassers einen kleinen bräunlichen Körper von der Größe einer Haselnuß etwa, und von einer eirunden Gestalt, oben mit einer braunen gebogenen Spitze. «O sieh mal Vater», rief er, «was für ein sonderbares Ding da umherschwimmt! Obenauf sitzt ein kleines gebogenes Horn wie ein kleiner Thurm.» Der Vater trat näher und sagte: «Das ist ja ein kleines Wasserkäfernest.» Da wunderte sich Wilhelm und hätte gern 'mal hineingesehen in das Innere des sonderbaren Schiffleins, doch er mochte es wenden wie er wollte, überall war es dicht verschlossen, und gewaltsam öffnen wollte er es nicht, um es nicht zu zerstören. «Wie mag denn aber der schwarze Käfer ein solches Gehäuse zu Stande bringen?» fragte Wilhelm, und der Vater antwortete: «Das kann ich dir wol sagen, lieber Junge. Sobald er am Ufer seine Eier gelegt hat, setzt er seine beiden Spinnwarzen am Hinterleibe in Thätigkeit und umhüllt die Eier spinnend mit einem feinen weißen Flaum. Darin liegen sie denn in einer gewissen Ordnung und zwar so, daß sie nicht aus ihrer Lage weichen. Dann aber umspinnt er das Ganze mit einer dichten Hülle, die als eine weiche gummiartige Masse erscheint, aber bald an der Luft verhärtet, sodaß sie gegen das Wasser ganz undurchdringlich ist. So von allen Seiten wohlverwahrt, übergibt er die Jungen ruhig den Fluten des heimatlichen Sumpfes, indem er das bewegende Schifflein rollend vom Stapel läßt. Oft tanzend auf den Wellen entschlüpfen die Jungen später den Eiern und neugierig, wie es draußen aussieht, bohren sie hindurch und drängen sich hervor aus dem engen Gehäuse. Ohne Anleitung und Vorübung schwimmen sie wohlgemuth dann durch die klare Flut. Doch halt, lieber Wilhelm, du sollst sie sehen diese Larven, denn irre ich nicht, so schwimmen dort einige. Freilich sind diese nicht erst den Eiern entkommen, sondern wol schon einige Jahre alt....»“

5. **Der Wald. Zwei Vorträge gehalten zu Chur von J. W. Coaz. Leipzig, Engelmann. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.**

Der erste Vortrag enthält eine Geschichte des Waldes und bespricht tief eingehend die Beziehungen des Waldes zur Natur der Erde. Der zweite enthält eine Entwickelungsgeschichte des Waldes im Dienste des Menschen. Es herrscht in der ganzen Auffassung und Darstellung ein begeisterter hoher Schwung. Der Verfasser zeigt in jedem Ausspruche, daß er vollkommen Herr seines Gegenstandes ist und ihn mit würdiger Liebe ganz erfaßt hat. Den ernsten Freunden der Natur, ganz vorzugsweise aber den gründlich gebildeten Forstmännern wird dies eine sehr willkommene literarische Erscheinung sein. Wir danken dem Verfasser für seine reiche Belehrung und machen uns ein besonderes Vergnügen daraus, seine Monographie hier auf das wärmste zu empfehlen. Ein specielleres Eingehen halten wir nicht für nöthig, denn das Ebengesagte wird ausreichen, die Männer, welche sich für diesen Gegenstand besonders interessiren, zum Lesen der ganzen Schrift zu veranlassen, und damit ist unser Zweck erreicht. **Heinrich Birnbaum.**

Zur Charakteristik des modernen Romans.

Gervinus stellt in der Einleitung in die „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ den Gedanken hin, daß „die Versprechungen unserer Zeit so groß und verläßig sind, daß sie auch selbst den Muthlosesten mit dem Gefühle aufrichten: es sei dies eine Zeit, in der es sich lohne gelebt zu haben“. Wenn man dagegen die ungeheuere Masse von Romanen, die täglich mit Hülfe der Schnellpressen in das Dasein wie hervorgezaubert erscheinen und viele Zweige der Literatur zu überwuchern drohen, an dem Blicke vorübergehen läßt und nach diesen Productionen, die dem größten Theile nach ohne alle künstlerische Form und ohne große inhaltreiche Charaktere sind, unsere Zeit beurtheilen wollte, so könnte man eher zu der Ansicht gelangen, daß, wenn das Schriftenthum ein Spiegelbild der Zeit ist, unsere Zeit eine öde und trostlose sein müsse. Viele, welche nach der Oberfläche der Dinge in einseitiger Anschauung urtheilen, müssen nothwendigerweise dieser Meinung huldigen; und in der That sehen sie in unserm ganzen geistigen Leben der Gegenwart nur „eine Erschöpfung, einen gebrechlichen, geistlosen, rationalistischen Mechanismus“; sie brandmarken unsere Zeit als dasjenige Zeitalter, „wo nachgeborene Literatur und Wissenschaft die Schmach des deutschen Volks übertünchen, wo Industrie und Technik am Rande des Abgrundes Kartenhäuser bauen“.

Aber keine Zeit gebietet größere Vorsicht im Aburtheilen über die Erscheinungen des Tags als eine solche, in welcher die Keime zu durchgreifenden und umgestaltenden Veränderungen gelegt werden, wo das Alte niedergerissen und das Neue erst begründet wird und vor dem Schutte und den Trümmern des Gestürzten noch nicht recht in die Augen fallen und seine Wirkung thun kann. Wer die Strömung der Zeit nicht begreift, wer den oft verworrenen Lauf derselben nicht mit kühn in die Zukunft gerichtetem Blicke zu enträthseln vermag, der wird leicht in seinem Urtheile ganz fehlgreifen oder die bedeutsame Seite einer Erscheinung übersehen.

Die neueste Romanliteratur ist vorzugsweise eine solche Erscheinung, die in ihrer Richtung, die sie in der letzten Zeit genommen hat, und in ihrer Bedeutung, die täglich an Umfang gewinnt, vielfach verkannt und falsch gewürdigt wird.

Jean Paul sagt einmal in seiner „Aesthetik“, daß der Roman jener Epoche als ein unversificirtes Lehrgedicht zu einem dicken Taschenbuche für Theologen, Philosophen und Hausmütter wurde. Auf dieser Bahn ist der Roman weiter gegangen, und er ist jetzt nicht blos ein Taschenbuch für Theologen, Philosophen und Hausmütter, sondern in alle Schichten der Gesellschaft ist er eingedrungen, und er ist derjenige Zweig der Literatur, dessen Wurzeln am weitesten ausgebreitet sind und welcher alle Gebiete des socialen, politischen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens in seinen Bereich gezogen hat und die wichtigsten Fragen dieser Gebiete abhandelt. Während im vorigen Jahrhundert die Romane, welche mit solchen Bestrebungen auftraten, sich an die Minderzahl der Gebildeten wandten und für diese Sphäre berechnet waren, hat der moderne Roman eine wunderbar mannichfaltige Gestaltung angenommen und das Gewand der Popularität allen Schichten der Gesellschaft angepaßt.

Das Interesse, welches die meisten Romane bieten, ist daher vorzugsweise ein culturhistorisches; und dies ist diejenige Seite des modernern Romans, welche von so großer und weitgreifender Wichtigkeit ist, daß man den Roman geradezu kennzeichnen kann als den Träger und Leiter von bewegenden Kräften, welche in unausgesetzter stets wachsender Thätigkeit ihre Wirksamkeit und ihren Einfluß durch die ganze menschliche Gesellschaft hindurch ausüben.

Einen ungeheuern Aufschwung hat in neuerer Zeit der Austausch von Producten aller Länder und das Cursiren des Geldes gewonnen; noch viel großartiger und wichtiger aber ist der Aufschwung, welchen der Umsatz und der Austausch der Gedanken gewonnen hat. Wie die einzelnen Wassertheile des Meeres durch verschiedene Kräfte, durch Ebbe und Flut, durch Wind, durch den Einfluß der Sonne und des Mondes in steter Bewegung erhalten und durcheinander geschüttelt werden, damit das Wasser vor Fäulniß bewahrt bleibe; so ist auch die Welt der Gedanken in einem ewigen Flusse begriffen, und dieser ewige Fluß wird hauptsächlich durch gegenseitigen Austausch der Gedanken hervorgebracht.

Bei diesem Processe des Austauschens und in Umlaufsetzens nun spielt der moderne Roman eine große Rolle und gewinnt täglich noch mehr Bedeutung. Der Roman ist gleichsam der große Weltmarkt, wo alle Nationen und alle Stände zusammenkommen zu dem großartigsten Gedankenaustausche, der bisjetzt existirt hat. Sobald in einem Lande ein Roman von irgendwelcher Bedeutung erscheint, werden zu gleicher Zeit Uebersetzungen in den vorzüglichsten Sprachen Europas veröffentlicht, und dadurch hat der Roman die hervorragende Stellung errungen, die er jetzt einnimmt. Diese Stellung beruht also wesentlich darauf, daß der Roman, man könnte sagen, das Organ der Masse im weitesten Sinne ist. Derselbe Roman, den wir im zierlichsten Einbande in dem Boudoir von Fürstinnen und Gräfinnen erblicken, der von Gelehrten und Künstlern durchblättert wird, finden wir in dem Leihbibliothekeneinbande in den Händen von Geschäftsleuten aller Art und in der Schublade des Küchentisches, wo die empfindsame Köchin ihn verwahrt.

Durch den Roman werden daher neue und zeitgemäße Ideen am raschesten in Umlauf gesetzt und in die weitesten Kreise des großen Publikums verbreitet. Wenn Dickens die öffentliche Stimme für eine sociale Frage interessiren und für Verbesserungen auf irgendeinem Gebiete gewinnen will, so kleidet er seine Gedanken in das Gewand des Romans, und der Erfolg ist gesichert.

Wo aber bleibt hierbei, wird man fragen, die künstlerische und ästhetische Seite des Romans; denn der Roman ist doch eine Gattung der Poesie? Diese Seite ist oft auffallend vernachlässigt; und sehr viele Romane, die gegenwärtig ein gewisses Ansehen genießen, sind als höchst verfehlte Productionen in dieser Beziehung anzusehen. Namentlich gilt dies von den sogenannten, in jüngster Zeit so beliebt gewordenen culturhistorischen Romanen. Es herrscht hier, um ein anschauliches Bild zu gebrauchen, ein vollständiger Rococostil. Sowie die Eigenthümlichkeit des letztern darauf beruht, daß „die Decoration in gar keinem natürlichen Zusammenhange mit dem baulichen Mechanismus und der Beschaffenheit des Materials stehe, daß Flächen mit bunten, willkürlichen Ornamenten, mit Muscheln, Laubgewinden, Fruchtschnüren, Blumenfestons überfüllt sind“, so findet auch häufig bei den culturhistorischen Romanen nur ein sehr loser Zusammenhang statt zwischen den Ideen, die dargelegt werden sollen, und den romanhaften Zuthaten und Verzierungen. Beides ist oft auf die gewaltsamste und unnatürlichste Weise miteinander verbunden und droht fortwährend auseinander zu fallen.

Je mehr die Romane für die Masse berechnet sind, desto monströser wird oft die Form, und man könnte versucht sein, „diese Productionen der Masse für die Masse“ ganz aus dem Gebiete der Literatur zu verweisen; aber immerhin verdient wenigstens die Idee, der Gedankenkreis, welcher in einem Romane zur Anschauung gebracht wird, vor das Forum der literarischen Kritik gezogen zu werden. Nach diesen einleitenden Bemerkungen geben wir eine kurze Beurtheilung von vier uns vorliegenden Romanen.

---

1. Sklaverei in Amerika oder schwarzes Blut. Von Armand. Drei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1861. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser gibt in drei einzelnen Erzählungen: „Die Quadrone“, „Die Mulattin“, „Die Negerin“, eine Schilderung des Sklaventhums in Amerika. Der Inhalt der zweiten Erzählung ist folgender: Lincoln, ein junger Advocat in Richmond, der Hauptstadt Virginiens, liebt eine Mulattin, die sich durch Schönheit des Körpers und Vorzüge des Geistes auszeichnet. Sie gehört einem Geistlichen, der sie wie eine Freie erzogen hat. Lincoln, der von der Mulattin wiedergeliebt wird, entflieht mit ihr, läßt sich mit ihr trauen und nimmt seinen Wohnsitz in einem entfernten Sklavenstaate. Hier leben sie sehr glücklich und der Himmel beschenkt sie mit zwei reizenden Kindern. Mittlerweile aber ist der Herr der Mulattin gestorben. Durch die Intriguen seiner Verwandten und durch den plötzlichen Tod ist er an seiner Absicht, einen Freibrief über sie auszustellen, verhindert worden. Sie geht somit in den Besitz desjenigen über, welcher der Erbe des Geistlichen ist. Dies ist ein Arzt in Richmond, Hunter, der im höchsten Grade habsüchtig und roh ist. Er weiß den Wohnort Lincoln's ausfindig zu machen, und in dem Processe, den er gegen denselben führt, wird ihm das Eigenthumsrecht an der Mulattin und den beiden Kindern zugesprochen. Ehe er sich aber in den wirklichen Besitz derselben setzen kann, werden sie von den Freunden Lincoln's aus der Haft, in der sie gehalten werden, befreit, und Lincoln entflieht mit ihnen in einen Staat, wo die Sklavengesetze nicht gelten. Die Tendenz des Verfassers ist, bei dem Leser das Interesse rege zu machen für die unglücklichen Neger, von denen manche Rassen, so thierisch auch andere sein mögen, keineswegs auf einer so niedrigen Stufe stehen, wie es oft dargestellt worden ist. Besonders soll die Scheußlichkeit eines Menschenhandels dargelegt werden, der sich nicht nur über die eigentlichen Neger erstreckt, sondern auch über die Quadronen und Mulattinnen, die ihre weißen Schwestern oft an äußerer Schönheit und an Begabung des Geistes übertreffen.

Das Werk, welches hoffentlich einen großen Leserkreis findet, ist dem König von Preußen gewidmet worden, und der Verfasser sagt in den Zueignungsworten, daß des Dichters Streben auf Veredlung, auf Vervollkommnung gerichtet sein muß. Den Anspruch, den der Verfasser hiermit auf den Namen eines Dichters macht, ist er in anzuerkennender Weise bestrebt gewesen zu rechtfertigen. An poetischer Begabung fehlt es ihm durchaus nicht. Jedoch ist er bei dem Bestreben, die Wirklichkeit in poetischer Weise zu idealisiren, in den Fehler verfallen, manche Personen in einer zu abstract-idealen Gleichförmigkeit zu halten und den Verhältnissen eine oft etwas gezwungene Verknüpfung und einen erkünstelten idealisirten Hintergrund zu geben, wodurch die

Tragik, die in dem Sklaventhum liegt und die in einzelnen Schilderungen in höchst wirksamer Weise hervortritt, schließlich etwas abgeschwächt wird.

2. Greifensee. Roman von B. Abeken. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1861. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman gehört durchaus zu den bessern; wir wenigstens können dem Verfasser mit seinen freien, vorurtheilsfreien Ansichten und seinem gutmüthigen, herzlichen Humor unsere volle Sympathie nicht versagen, und wir empfehlen daher das Werk angelegentlich. Der Inhalt, den wir hier nur andeuten können, ist im ganzen einfach. Die Hauptcharaktere sind zwei Juristen und ein Theolog, deren Leben auf der Universität und spätere Schicksale geschildert werden. Die Darstellung des Universitätslebens ist höchst anziehend und voll frischen Humors. Ueber manche Zeitfragen werden interessante Erörterungen gegeben. Die Jämmerlichkeit kleinstaatlicher Verhältnisse, in denen die Geschichte sich bewegt, wird nach einigen Seiten hin treu und anschaulich geschildert. Die Charaktere sind gut durchgeführt und die psychologische Entwickelung derselben naturwahr. Von sehr guter Erfindung ist der Charakter des Dr. Musch. Derselbe ist Gymnasiallehrer gewesen; aber unter dem Einflusse der niederdrückenden und beengenden Schulformen und der jämmerlichen kleinstaatlichen Verhältnisse, die eine systematische Verkrüppelung der menschlichen Natur bezwecken, ist er in einen eigenthümlichen Irrsinn verfallen. „Er hält sich nämlich für einen gewissen Agias, den Xenophon in seiner Geschichte vom Feldzuge des jüngern Cyrus erwähnt; dieser Feldzug endete bekanntlich mit einem gefahrvollen Rückzuge der griechischen Hülfstruppen aus dem Innern des persischen Reichs, in das sie eingedrungen waren, wobei viele umkamen und in Gefangenschaft der Feinde geriethen. Von dem letztern Lose glaubt sich der alte Agias betroffen, obgleich ihn Xenophon umkommen läßt; er hält die Stadt, in der er lebt, für die Hauptstadt der Provinz Baktrien, in welche er seit vielen Jahren internirt sei; er blickt mit Geringschätzung auf unsere Sitten, unsere Kleidung, unsere Sprache, welche er als eingefleischter Hellene für barbarisch erklärt." In den Theologen erblickt er die Kaste der Magier; er selbst ist natürlich der Lehre des Sokrates zugethan, weshalb er sich die Feindschaft der Magier zuzieht. Nur eine Person ist am Schlusse störend, der aus Amerika heimgekehrte Lippert; ohne ihn würde der Schluß viel abgerundeter und einfacher sein.

3. Graveneck. Geschichtlicher Roman aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Otfried Mylius. Stuttgart, Schiller. 1862. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

4. Don Juan's erste und letzte Liebe. Historischer Roman in vier Bänden von L. von Alvensleben. Berlin, Vogel u. Comp. 1861. 8. 3 Thlr.

In „Graveneck", einem Roman aus der Zeit des Herzogs Karl Eugen von Würtemberg, wird derselbe Stoff behandelt, der in der „Emilia Galotti" von Lessing behandelt ist. Ein Fürst stellt der Tochter eines Beamten nach; diese stürzt sich, um den Verfolgungen des Fürsten zu entgehen, zuletzt aus einem hochgelegenen Fenster und findet den Tod. Ihr Verlobter, der bei der Vertheidigung seiner Braut auf den Herzog geschossen hat, wird in der Festung ums Leben gebracht. Die Auffassung und Ausführung des Stoffs in „Graveneck" ist unserer Ansicht nach verfehlt; das Ganze ist ohne alle Tragik und Würde. Der Herzog ist ein roher Gesell, der sein Opfer nicht einmal liebt, sondern darin nur ein schönes Stück „Menschenfleisch" erblickt, wie er sich ausdrückt. Die Art von Reue, die er nach Jahren empfindet, und die „Reparation", die er verheißt und ausführt (ein Geleitsbrief und eine Summe von 300 Dukaten für einen Vater, dessen einzige Tochter er hingemordet und dessen zukünftigen Schwiegersohn er hat hinrichten lassen), sind elend und lächerlich. Dazu kommt, daß Sprache und Stil in dem Roman oft geradezu ungebildet sind; Stellen und Ausdrücke, wie „das schmuzige Wasser und die Schlossen und Schneeflocken bildeten eine gelbliche Sülze voll Eisnadeln und Krystallen", „Sudelwetter", „Kothbrei", „kothige Sülze", „beliefern" (statt abliefern), „heilfroh", „mein Gaul hat sehr warm", „es jährt sich bald wieder" u. s. w. sind durchaus tadelnswerth. Eine saubere correcte Technik der Sprache ist eine selbstverständliche Bedingung, die man an jede schriftstellerische Production in unserer Zeit stellt. Auf der andern Seite ist indeß nicht zu verkennen, daß der Roman manche ganz gute Einzelheiten hat, die lesenswerth sind, wie z. B. die Schilderung der Rekrutenaushebung und des Försters Weinland. Wenn das Ganze durchgearbeiteter wäre, hätte der Verfasser Besseres liefern können, ohne schriftstellerisches Talent ist er wol nicht.

Der andere geschichtliche Roman enthält eine Schilderung der in der Hauptsache hinreichend bekannten Lebensschicksale des Don Juan d'Austria, Sohnes von Karl V. Das Ganze ist etwas episodenartig und gegen den Schluß etwas zu breit, sonst aber recht lesbar und in einzelnen Partien nicht uninteressant. Da das Werk aus der Reihe der gewöhnlichen geschichtlichen Romane, wie sie jetzt in großer Anzahl erscheinen, nicht heraustritt, können wir auf einzelnes nicht weiter eingehen.

Rudolf Sonnenburg.

Stoßseufzer eines unglücklichen Genies.

Nicht etwa die übergroße, poetische Bedeutung des nachfolgenden Buchs ist es, welche eine ausführlichere Besprechung desselben rechtfertigt. Es sind hauptsächlich die Voraussetzungen und Ansprüche des Verfassers, die uns zu einigen ausführlichern Worten zwingen. Es ist, um unsere Verwunderung über die Art und Weise auszusprechen, wie sich im lieben Deutschland immer noch verschiedene Personen auf poetische Verdienste berufen, die alles andere nur keine Verdienste sind, ja wie sie nicht ruhen und nicht rasten, bis sich an ihnen in irgendeiner Hinsicht ein tragisches Geschick erfüllt. Es ist aber auch zugleich, um unser tiefes Mitleid wachzurufen für eine Anzahl von Persönlichkeiten und Schwärmern, die fortwährend die Kategorie der „unglücklichen Genies" füllen helfen, die aller realen Anschauung unzugänglich, das Wesen der Poesie im schematischen Gedankenschwulst, im Symbolisiren und Allegorisiren suchen und hinterdrein auf all und jeden losschimpfen, der das nicht für hohe poetische Weisheit ansehen will. Ein wunderlich gemischtes Gefühl, ein Gemisch von Verwunderung, Mitleiden und ironischem Staunen hat in uns vermöge jener poetischen Eigenschaften ein Buch hervorgerufen, das betitelt ist:

Das befreite Paradies. Von Karl Hugo Amber. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1862. 8. 1 Thlr.

Nicht an die im Buche befindlichen Poesien halten wir uns zunächst; lernen wir den Verfasser zuvor aus dem Vorworte und einzelnen Nebensächlichkeiten kennen. Als Motto findet sich auf dem Umschlag die Strophe:

> Daß gleiche Strafe doch gefunden werde
> Für eine Welt, die mich so oft verstieß,
> Und mir zur Hölle macht die schöne Erde,
> Mach' ich die Hölle ihr zum Paradies.

Zu dieser staunenerregenden poetischen Kühnheit paßt die Widmung des Buchs „dem ersten zukünftigen Menschen" ganz vortrefflich und in Harmonie damit steht die Unterschrift des Vorworts, die nicht geringer lautet als „der Schöpfer".

Der Schöpfer dieses befreiten Paradieses nun ist niemand anders als derselbe Herr Karl Hugo, der sich mit dem Drama „Des Hauses Ehre" nicht unvortheilhaft bekannt machte, mit einer Broschüre „Das gemaßregelte Genie" aber beinahe die Bekanntschaft des Staatsanwalts erzielte. Was Karl Hugo beabsichtigt und wie er über sich denkt, das gibt er folgendermaßen zu verstehen: „Alle diejenigen, welche — trotz der widerwärtigen, das allzu früh erkannte Genie und dessen allzu genau

erfaßten Charakter heimlich hemmenden Mächte, um den ge- fährlich scheinenden unabhängigen Geist nicht auf seinen Thron — die Bühne, und daher zur Herrschaft, zur Popularität, gelan- gen zu lassen — dennoch so glücklich waren, diese Humanitäts- werke, in drei Sprachen von mir selbst gedichtet, entweder im Theater, oder durch Lectüre, oder endlich in noch immer schmach- tenden Manuscripten zu Gesicht zu bekommen, und dadurch so tief ergriffen und so laut begeistert wurden, wie ich, der so vie- les sah, es niemals von irgendeiner andern Kunsterscheinung, welcher immer Art, gesehen, haben ebenso sehr über mein über- menschliches und darum mit keinem andern zu vergleichendes trauriges Schicksal, als auch über die Wahrheit und Klarheit meiner gleichfalls mit keinen andern zu vergleichenden Dichtun- gen sichtlich gestaunt und ihr Staunen in Wort und Schrift sattsam ausgesprochen, sodaß sie endlich, wenigstens meine so- genannten Verehrer" u. s. w.

Gleich darauf spricht Karl Hugo von einem ihm in Berlin zu Theil gewordenen „auf den nie dagewesenen Gipfel getrie- benen wunderbaren Verhöhnen" und fährt dann fort: „Ich fühle mich gedrungen, einen kleinen aber praktischen Schlüssel zu einem politischen Räthsel in dem Umstand zu geben, daß es meiner all- gemein und von mir selber so oft bewunderten Unermüdlichkeit durch 20 Jahre in drei Nationen nicht gelingen konnte, trotz der häufigen dem Wunder gleichen Begrüßung, Begeisterung und Aufforderung von seiten der Zuschauer, Leser und Kritiker in drei Literaturen, jemals einen noch so schwachen Mäcen, einen noch so schwankenden Director oder wenigstens, was doch jeder Scribler findet, einen noch so eigennützigen Verleger zu gewin- nen. Ja staune, sogenanntes aufgeklärtes Jahrhundert! Viele Reiche und Große, die sonst kein Opfer scheuen, um für Mä- cene gehalten zu werden, haben dem allgemein bekannten, zwi- schen Hungertod und Aussichtslosigkeit ringenden großen Dichter, der ihnen Werke gewidmet, aus Furcht sich zu compromittiren, stets Almosen verweigert."

So Karl Hugo! Nun liegt es zwar keineswegs in uns, die Stoßseufzer über „Hungertod" und „Aussichtslosigkeit" zu bespötteln oder sie achselzuckend anzuhören: was wir aber über die maßlose Selbstüberschätzung Karl Hugo's, die in seinen schon früher in d. Bl. von anderer Hand besprochenen Bekenntnissen eines „Martyr monstre" fast noch mehr zu Tage tritt zu sagen haben, das ist klar. Zugegeben, daß der Verfasser bei günsti- gerer Lebensstellung vielleicht eine der harmlosesten Naturen ge- blieben wäre, so müssen wir doch um so mehr geradeheraus sagen, daß uns viele seiner Aeußerungen der Ausdruck einer förmlichen Manie dünken. Das ist sehr beklagenswerth, und es fragt sich nur, ob die sichtliche Erbitterung des Dichters blos auf die un- günstigen Verhältnisse zu schieben ist, oder ob Karl Hugo eine von den Naturen, die sich durch die kritiklose Selbstvergötterung und ihren Widerwillen gegen jedes fremde Verdienst absichtlich in die precäre Lage gebracht haben. Was soll die Floskel „mein übermenschliches und darum mit keinem andern zu vergleichendes trauriges Schicksal"! Weshalb die Hindeutung auf das „wun- derbare Verhöhnen" in Berlin? Allerdings hat man dem „Für- sten der Poesie", wie sich Karl Hugo öffentlich selbst genannt hat, noch kein Marmordenkmal gesetzt, ihm auch nicht feierlich den Lorberkranz aufgedrückt, dafür hat man das lächerlich gefunden, was man allerorten lächerlich gefunden haben würde. „Das wunderbare Verhöhnen?!" Und man hat am berliner Hoftheater sein „Des Hauses Ehre" mit der schonendsten Freundlichkeit auf- genommen; der liebenswürdige alte Gubitz hat hinterbrein in der Vossischen seiner „Lucretia" in einem längern Artikel höchst anerkennend gedacht; das ist alles noch nichts! Ja soll man denn in Berlin weiter nichts thun, als von dem Dichterfürsten Karl Hugo sprechen? Soll man ihm Ehrenpforten bauen und von tiefster Andacht ergriffen werden, wenn er in mimisch-plasti- schen Soiréen gegen ein namhaftes Entrée Tertianerstücke decla- mirt? Doch unsere Theilnahme für Karl Hugo soll sich nicht so weit verirren, Lächerlichkeiten aufzudecken, wir wollen ihn nach wie vor bemitleiden, da wir kaum glauben, daß er noch zur Erkenntniß seiner Selbstvergötterungsmanie gelangt. Es steht mit diesem Karl Hugo bedenklich.

Wären nun die in dem Buche gelieferten Poesien geniale Meisterstücke, so wollten wir uns die Vorrede und vieles andere herzlich gern gefallen lassen. Aber da hapert es am allermei- sten. Sei es, daß Hugo's sonstige Poesien seine „Höllenkomö- die", sein „Calderon" u. s. w. Schätze wahrer Poesie ent- halten, „Das befreite Paradies" wenigstens enthält sie nicht, kaum wenige Körnchen davon.

Ein Dichter, mit Erhabnem zu ergötzen,
Reich an des Himmels und der Erde Schätzen,
Befand sich in des Elends tiefster Höhle,
Versenkt vom Tiefsinn der zertretnen Seele,
Sich nährend von des Felsen grünen Ranken,
Die frisch mit Glanz, wie tröstliche Gedanken
An rauhen Wänden auf zur Decke streben
Und so die Schlucht zur Laube fast umweben.
Er stillte hier den Durst an reinster Quelle,
Die weithin strömt mit lichtverklärter Welle,
Die Flur zu nähren und das Thier zu tränken
Und sich nach kräft'gem Lauf ins Meer zu senken.
Und könnt' auch dieser Flutenquell versiegen,
Der Thränen Flut nicht, die ins Aug' gestiegen,
Genug zu löschen stets des Durstes Gluten,
Durchflöss' nicht herbes Salz die Perlenfluten.
Der Dichter darbt aus Mangel nicht allein,
Er lernte tragen des Entbehrens Pein:
Er schmachtet ach! und er verschmachtet schier;
Er sieht den Menschen schnauben wie ein Thier,
Das müd' vom Joche grast auf grüner Wiese,
Umringt von Früchtepracht und Blumenzier;
Da könnte der zusammgeschrumpfte Riese,
Der Mensch, froh leben wie im Paradiese.

Dies der Anfang des „Befreiten Paradieses". Was ist das weiter, als jene allegorisirende, symbolisirende, philosophi- rende schematische Poesie, die, wenn sie sich in vielleicht noch paradorern Bildern und Gleichnissen gefällt, geradeswegs zum Lohenstein'schen Schwulst führt. Und dieser Anfang ist noch das verhältnißmäßig klarste. Aber schon auf S. 19 begegnen wir dem über alles Verständniß hinausliegenden Verse:

Doch in des Sinnes kornbedecktem Sumpf.

Und ähnlichen Bombast könnten wir noch vielfach aufsuchen.

„Das befreite Paradies" zerfällt in vier Theile; sie heißen „Die Höhle", „Die Welt", „Der Tempel", „Das Paradies". Jeder Theil hat 24 Nummern und jede Nummer besteht aus 24 meist paarweise gereimten Versen. Die Bedeutung der 24 ist uns unklar. Der tiefe Sinn des Ganzen aber scheint einfach der zu sein, daß das harmonische Dichtergemüth sich selbst ge- nügt, Gott und Welt in sich selbst trägt und bei der Berührung mit der Außenwelt auf Verspottung und Unbill gefaßt sein muß. Wir sagen, uns scheint es so. Wir denken auch noch, der Dichter wolle sich zum Verkündiger der reinen Menschlichkeit und Nächstenliebe aufschwingen. Ob wir damit Hugo's Absicht erfaßt haben, es steht dahin. Er grolle indeß nicht etwa uns. Auch ein anderer würde mit Versen wie S. 49:

Natur und Mensch mit allem ausgerüstet,
Sind stets von unbekanntem Fluch verwüstet.
Der Fluch muß seinen Blitz schon tief versenken,
Wenn selbst der Bauer auch beginnt zu denken —

nichts anfangen können.

Daß wir damit Hugo's Begeisterung für die wahre Men- schenliebe, wenn er sie in diesem Buche verherrlicht haben sollte, nichts Böses nachsagen werden, versteht sich von selbst. Seinen

Ideen mag ein brauchbarer Kern zu Grunde liegen. Sie erscheinen aber in einer total vagen Form. Andere Zeiten, anderer Geschmack. Möglicherweise findet man in spätern Zeiten wieder mehr Geschmack an schematisch allegorisirender Poesie. In der Gegenwart findet man ihn indeß mit vollem Rechte nicht. Und wir sind leider der „erste zukünftige Mensch" nicht, der sich an diesem „Befreiten Paradiese" erbauen könnte. Außer vielen eingeflickten Mottos aus eigenen Werken (auch einem in französischer Sprache gedichteten) folgen als Epilog einige Scenen aus der „Höllenkomödie". Aus dem Zusammenhange gerissen erscheinen sie uns fast ganz farblos. Und wenn Nostradamus zum Schlusse prophezeit:

> Ein neuer Geist muß die verderbten Kräfte
> Beleben frei zum frohen Weltgeschäfte;
> Und wie nach hundert Jahren Duft ergießt
> Die Aloe, die mit dem Knall erspriest,
> So soll auf meinen Rath ein Schuß bereiten
> Nach blut'ger Hochzeit aufgeklärte Zeiten,
> Und gleich der Höllenglut umschaffen Geister
> Und mich nennt man des Autotheos Meister —

so finden wir in dieser „Höllenkomödie" dieselbe abstracte Poesie, die wir oben schon hinlänglich gekennzeichnet haben.

Karl Hugo wird sich nach wie vor den ersten Dichter der Welt dünken. Uns erscheint er wie ein jahrelang ziemlich bekannter praktischer Psycholog und Menschenkenner, der den Menschen aus ihrer Physiognomie die besten und edelsten Rathschläge über Wahl des Berufs u. s. w. ertheilte, es dabei aber nicht einmal bis zu einem einigermaßen richtigen grammatischen Sprechen gebracht hatte. **Emil Müller-Samswegen.**

Zeitgeschichtliche Bilder aus Oesterreich.

Oesterreichische Zustände. Zeitgeschichtliche Bilder von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Reichardt und Zander. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Zustände Oesterreichs zu schildern, ist, so sonderbar dies klingen mag, für den Nichtösterreicher eine leichtere Aufgabe als für den Oesterreicher selbst, und dem erstern wird es auch eher gelingen, ein treueres Bild derselben zu entwerfen. Die Ursache liegt in der Parteienzerklüftung, an welcher die Monarchie leidet, und über welche sich so weit zu erheben, um eine vollständig objective Betrachtung anstellen zu können, den wenigsten gegeben sein dürfte. Jeder, der einer der nichtdeutschen Nationalitäten angehört, wird nur mit Mühe seinen Parteistandpunkt zu verlassen im Stande sein, und der Deutschösterreicher wird sich angesichts der Gefahren, welche den Deutschen in Oesterreich von seiten der nach Selbständigkeit ringenden Nationalitäten drohen, nicht erwehren können, die Dinge nur vom deutschen Gesichtspunkte anzusehen. In der That sind in jüngster Zeit einige treffliche Schriften über österreichische Zustände erschienen, die, insofern sie sich mit einzelnen Fragen beschäftigen, als Parteischriften einen hohen Werth haben, und jedem, der die Gesammtzustände Oesterreichs schildern will, ein willkommenes schätzbares Material darbieten müssen. Wir zählen hierher besonders die Schriften und Broschüren von Eötvös, Schuselka, Berger, u. a. m. Ein Gesammtbild der österreichischen Zustände hat aber keiner dieser Herren geliefert, und dennoch mußte die Entrollung eines solchen sehr willkommen sein, da, wie der Verfasser des uns vorliegenden Buchs in dem Vorworte sehr richtig bemerkt, die innern Zustände Oesterreichs im Norden Deutschlands weniger gekannt und mehr verkannt seien, als die irgendeines andern der benachbarten großen Reiche, bei der unleugbar hohen Bedeutung aber, die Oesterreich für Deutschland besitze, und die sich in dem Auge jedes Vernünftigen gesteigert hätten, seitdem das alte Reich des Absolutismus unwiderruflich in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten, gerade der Norddeutsche eine doppelte Pflicht habe, sich unbefangen mit der Wahrheit der österreichischen Zustände zu beschäftigen und einmal die Brille mit den gefärbten Gläsern abzulegen.

Um diesem Bedürfnisse abzuhelfen und das gewünschte Gesammtbild zu entwerfen, schien uns Schmidt-Weißenfels ganz der geeignete Mann zu sein. Als Nichtösterreicher konnte er die nöthige Objectivität bei der Darstellung bewahren, während er in einer Reihenfolge von Jahren, die er in Oesterreich zugebracht, hinreichende Gelegenheit hatte, die österreichischen Zustände kennen zu lernen, um so mehr als gerade während derselben Jahre der obenerwähnte Umschwung der österreichischen Verfassung vor sich ging. Schmidt-Weißenfels lebte bis zum Jahre 1861 eine Reihe von Jahren hindurch in Prag, wo er in dem dortigen publicistischen Kreise eine geachtete Stellung als Schriftsteller einnahm und die Mehrzahl jener Werke vollendete, welche, in den letzten Jahren erschienen, seinen guten literarischen Ruf befestigten, und den selbst jene Arbeiten nicht alterirten, denen er, aus Erwerbsrücksichten hierzu gezwungen, mit einem wahrhaft bewunderungswürdigen Fleiße oblag und die er größtentheils unter dem Pseudonymen Ernst Hellmuth oder Hugo Mansfeld erscheinen ließ. Auch als Redacteur trat er in Prag zweimal auf, zuerst als Herausgeber der nur kurze Zeit erschienenen „Kritischen Blätter", später als Redacteur der nach Muster der „Gartenlaube" herausgegebenen belletristischen Zeitschrift „Von Haus zu Haus". Diese Beschäftigung beweist, daß Schmidt-Weißenfels hinreichend Gelegenheit hatte, die österreichischen Zustände kennen zu lernen, und daß er im Stande sei, sie in interessanter Weise zu schildern, dafür bürgte uns sein auf diesem Felde vielfach bewährtes Talent.

Wenn uns daher das vorliegende Buch dennoch nicht in dem gewünschten Maße zu befriedigen im Stande war, obwol es Talent und Fleiß des Verfassers abermals hinreichend documentirt, so muß die Schuld wol anderwärts als bei dem Verfasser gesucht werden, und dies ist auch wirklich der Fall. Vieles, was wir in dem Buche gefunden, haben wir bereits früher in aus der Feder desselben Verfassers geflossenen Zeitungsartikeln, in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes", im „Deutschen Museum", in der „Gartenlaube" u. s. w. gelesen, und während wir uns damals über diese Aufsätze freuten, haben sie uns, obgleich weiter ausgeführt und verbessert, in Buchform weniger befriedigt. Die Ursache liegt in dem Wechsel der österreichischen Verhältnisse selbst, von welchen sich sogar, während wir diese Zeilen niederschreiben, nicht sagen läßt, ob sie, bis diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, noch dieselben sein werden.

Die Zustände eines Staats zu schildern, in welchem ein Wechsel der Verhältnisse so rasch eintreten kann, ist an und für sich eine schwierige Sache. Vieles, was der Verfasser in einem für ein Tage- oder Wochenblatt bestimmten Aufsatze niedergeschrieben, hatte, als wir es lasen, seine volle Berechtigung und befriedigte uns deshalb, während jetzt, wo wir dasselbe in dem Buche wiederfinden, sich die Prämisse unserer Befriedigung verändert hat.

Natürlich gilt dies nur von jenem Theile des Buchs, in welchem der Verfasser seine Ansichten über einzelne Factoren der österreichischen Verfassung, über die Stellung einzelner Parteien, über die Haltung einzelner Journale abgibt. Anders verhält es sich mit jenem und zwar größern Theile des Buchs, in welchem der Verfasser theils einen Rückblick auf die letzten Jahre wirft, theils stabilere, nichtpolitische Verhältnisse schildert, die in mancher Beziehung den Schlüssel zur Beurtheilung der österreichischen Zustände bieten. Hier zeigt sich überall der scharfe Blick des Verfassers, welcher das eigentlich Charakteristische sofort herausfindet. Gleich in dem ersten Abschnitte „Charakterzüge des Volks" begegnen wir einer Reihe treffender Bemerkungen über die „Leidensjahre unter Bach", die mit dem alten Regierungssysteme sehr richtig zu Gunsten des letztern verglichen werden, über die politische Macht des Liberalismus in Oesterreich und die gute Seite der Niederlage von Solferino. In dem zweiten Abschnitte wird eine Entwickelungsgeschichte des

österreichischen Parlaments gegeben, wie sich dasselbe allmählich aus dem alten, dem verstärkten Reichsrath entpuppte, welche Entwickelung dem Verfasser natürlich zu einer Parallele zwischen dem Octoberdiplom und der Februarverfassung führt, die in der Form, in welcher sie gehalten ist, ganz besonders geeignet sein dürfte, weitere außerösterreichische Kreise mit dem Wesen dieser beiden Grundlagen des österreichischen Constitutionalismus bekannt zu machen. Natürlich bringt die Februarverfassung den Autor auf den Schöpfer derselben zu sprechen, dessen Charakteristik er in einer Parallele zwischen Herrn von Schmerling von 1848 und 1861 gibt, an welche sich in Silhouettenform kurze aber treffende Charakteristiken der hervorragendsten österreichischen Parlamentsmitglieder anreihen.

Der dritte Abschnitt ist „Ungarn" gewidmet und den ersten Theil desselben füllt eine kurze und dennoch ziemlich gründliche Geschichte der ungarischen Bewegung von 1860 und 1861 aus, in welche eine klare Darstellung der ungarischen Verfassung angeflochten ist und der mit Porträtähnlichkeit ausgeführte Charakteristiken der Parteiführer Szechenyi, Barkozy, Bay, Deák, Eötvös, des früh dahingeschiedenen Teleki u. a. folgen. Dieser Abschnitt ist unstreitig der beste und mit dem meisten Fleiße ausgearbeitete des ganzen Buchs und wird deshalb wol auch das größte Interesse erwecken. Eigentlich haben wir erwartet, dies von dem nächstfolgenden, „Böhmen" gewidmeten Abschnitte sagen zu können, weil der Verfasser doch durch seinen langjährigen Aufenthalt in dieser Provinz Gelegenheit gehabt, sie ganz besonders genau zu studiren; wir haben uns indessen durch das Gebotene insofern getäuscht gesehen, als wir uns mit manchen hier in Betreff der czechischen Bewegung niedergelegten Ansichten des Verfassers nicht einverstanden erklären können. So finden wir z. B. S. 131 folgende gewiß höchst sonderbare Behauptung: „Die Slawen sind bestimmt, den gemisbrauchten ausgemergelten Boden der europäischen Civilisation wieder mit dem frischen Humus ihrer Ursprünglichkeit und Unverbrauchtheit zu befruchten, und das Grab des Germanenthums wird die erste weltgeschichtliche Mission des Slawismus sein." Dieser Satz, der eine durch ihre Verlogenheit bereits berüchtigte und von den Czechen in Umlauf gesetzte Phrase reproducirt, würde allein hinreichen, um uns gegen das Buch zu stimmen, wenn wir annehmen könnten, daß diese Lüge, welche von den Czechen colportirt wird, um ihrem zwecklosen Vandalismus eine „Mission" anzuheucheln, von dem Verfasser wirklich geglaubt würde. Da er aber in Prag gelebt und Gelegenheit gehabt, die nähere Bekanntschaft dieser modernen Barbaren zu machen, so können wir dies unmöglich annehmen. Ueberhaupt scheint Schmidt-Weißenfels die nationale Bewegung der Czechen zu überschätzen, namentlich was die Zukunft des Czechenthums betrifft, und hätte er besser gethan, wenn er der momentanen, freilich vorübergehenden Gefährlichkeit ihrer gegenwärtigen Bestrebungen ein größeres Gewicht beigelegt haben würde. Schade, daß er der Stellung der Deutschen in Böhmen einen so kleinen Raum widmet; das deutsche Literaturleben in Böhmen schildert er viel zu flüchtig und läßt sich sogar einige kleine Unrichtigkeiten zu Schulden kommen; so z. B. läßt er Julius Gundling unter dem Pseudonym Heribert Rau mehrere Romane publiciren, während Rau, der bekanntlich in Deutschland lebt, gewiß dagegen protestiren würde, als gar nicht existirend bezeichnet zu werden, und der Verfasser der vielbändigen Romane „Napoleon III.", „Napoleon II." und „Louis Napoleon", Lucian Herbert, unter welchem Namen Julius Gundling schreibt, sich ärgern würde, nicht für letztern gehalten zu werden.

Ebenso flüchtig ist das folgende Kapitel über die Presse in Oesterreich gearbeitet, mit Ausnahme der wenigen Seiten, welche dem Journalismus in Ungarn gewidmet sind. Abgesehen davon, daß sich, seitdem der Verfasser diesen Artikel geschrieben, manches verändert hat, sind die Mittheilungen viel zu notizenhaft und dürfen nur für in den äußersten Umrissen hingeworfene Zeichnungen genommen werden. Dasselbe gilt auch von dem folgenden Kapitel über das geistige Leben. Allerdings läßt sich das geistige Leben eines Staats wie Oesterreich nicht in dreißig Seiten erschöpfend schildern, namentlich dann nicht, wenn man, wie es der Verfasser thut, auf Einzelheiten eingehen will; aber dann wäre es auch das Gerathenste gewesen, sich auf eine allgemeine Charakteristik zu beschränken und die Namen einzelner ganz aus dem Spiele zu lassen; denn an bedeutenden Männern der Wissenschaft ist Oesterreich so reich, daß es fast komisch erscheint, hier nur etwa ein Dutzend Namen und darunter viele dii minorum gentium angeführt zu sehen, während ganze Gruppen, wie z. B. das ganze Fähnlein medicinischer und juristischer Berühmtheiten, übergangen sind. Uebersichtlicher und orientirender ist der siebente Abschnitt „Die Finanzen", in welchem derjenige, der sich einen eben nicht tiefen Einblick in die österreichischen Geldverhältnisse und die wichtigsten Finanzfragen der Monarchie verschaffen will, willkommene Aufklärungen über die Ausgaben und Einnahmen, die Staatsschulden, die Steuern, das Verhältniß der Nationalbank zum Staate, die Bruck'sche Finanzpolitik, die neuern Reformen und die Plener'schen Pläne finden wird. Zum Schlusse seines Buchs gelangt, scheint der Verfasser selbst zur Erkenntniß der Ungleichmäßigkeit gekommen zu sein, welche seiner Arbeit wesentlichen Eintrag thut; er unterläßt es deshalb, sein letztes Kapitel ein Bild der volkswirthschaftlichen Zustände Oesterreichs zu nennen, sondern betitelt es viel richtiger: „Industrielle und volkswirthschaftliche Streifzüge." Als solche lose aneinandergereihte Schilderungen befriedigen sie uns vollkommen, und viele treffende Bemerkungen, die selbst dem Nationalökonomen von Fach Ehre machen würden, documentiren die feine Beobachtungsgabe und die Vielseitigkeit des Verfassers. Dieses Kapitel ist nicht blos für den Laien interessant, sondern auch für den Fachmann beachtenswerth. Die zu einer immer größern Bedeutung gelangende polyklinische Methode der Nationalökonomie würde bereits zu größern Resultaten geführt haben, wenn derartige, an Orten, wo sie der Gelehrte gewöhnlich nicht sucht, zerstreute Mittheilungen fleißiger gesammelt und besser benutzt worden wären.

Nicht in den Rahmen des Buchs gehörend scheint uns das diesem Abschnitte beigefügte „Lebensbild eines böhmischen Industriellen". Ohne den Verdiensten des Herrn Adalbert Lanna, dessen Wirken hier geschildert wird, im entferntesten nahe treten zu wollen, scheint uns dieses Lebensbild — es nimmt 27 Seiten in Anspruch — doch im Verhältniß zu dem andern jedenfalls wichtigern Stoffen gewidmeten Raum viel zu ausführlich zu sein, und der Verfasser hätte besser gethan, es auszuscheiden und an anderm Orte mitzutheilen.

Die Darstellung weist wieder alle Vorzüge auf, durch welche sich Schmidt-Weißenfels' Schriften trotz mancher Flüchtigkeiten überhaupt auszeichnen; an vielen eingewebten pikanten Episoden reich, gestaltet sie das Buch zu einer für weitere Kreise empfehlenswerthen Lectüre, die ihre Anziehungskraft auszuüben gewiß nicht verfehlen wird. 40.

Denkwürdigkeiten eines deutschen Kaufmanns.

Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts. Hans Ulrich Krafft's Denkwürdigkeiten bearbeitet von Adolf Cohn. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Wir haben dieses Buch mit großem Interesse zu Ende gelesen; es wird jeden befriedigen, sowol was den Inhalt als die Persönlichkeit des Reisebeschreibers betrifft. Hans Ulrich Krafft, aus einem angesehenen ulmer Geschlechte entsprossen, ist eine von den kräftigen, kernigen, unverdorbenen Naturen, von biederer Rechtschaffenheit und echter Frömmigkeit, wie sie der Bürgerstand des Mittelalters vielfach aufzuweisen hat. Der Drang, fremde Länder zu sehen, veranlaßte ihn in die Dienste eines bedeutenden augsburger Hauses zu treten und sich für eine Reise nach dem Orient engagiren zu lassen. Während er sich nun noch in Syrien befand, langte die Nachricht an, daß sein Haus die Zahlungen eingestellt,

was um so schlimmere Folgen für unsern Autor und seine Gefährten hatte, als dieselben sich bei ihren Einkäufen, wie dies damals vielfach üblich gewesen zu sein scheint, für die richtige Zahlung als Selbstschuldner verbürgt hatten. Die Gläubiger nahmen jetzt diese Bürgen in Anspruch, setzten sich ohne weiteres in Besitz der Waarenvorräthe und plünderten jene so vollständig aus, daß sie ihnen sogar ihre bessern Kleider wegnahmen. Da dies alles nicht ausreichte, so ließen die Gläubiger sie von Aleppo, wo sie sich befanden, durch sechs mit langen Prügeln bewaffnete Diener des Kadi nach Tripolis bringen, woselbst sie ins Gefängniß geworfen wurden. Auf dem Wege dorthin durften sie jetzt, wie sich der Verfasser beklagt, nicht mehr reiten, sondern mußten zwischen ihren Schergen zu Fuße gehen, und wenn sie zurückblieben, wurden sie unerbittlich mit der Faust fortgestoßen. Der Aufenthalt in dem scheußlichen Gefängnisse brachte Krafft zu dem verzweiflungsvollen Entschlusse, sich zu Tode zu hungern, und nahm er in der That 48 Stunden keine Nahrung zu sich. Nachher beredete ihn sein Gefährte, etwas Brot zu sich zu nehmen, worauf er wieder 24 Stunden fastete, bis er seinen Entschluß vollends aufgab.

Es sind aber nicht nur die eigenen Erlebnisse, welche der Verfasser mit einem so gesunden natürlichen Humor und einer frischen Naivetät erzählt, daß auch die Bearbeitung und Uebertragung in das Neudeutsche seinen Denkwürdigkeiten nur wenig von ihrem ursprünglichen Reize zu benehmen vermochte, sondern wir erhalten auch in diesem Buche von gar vielen Einzelheiten Kenntniß, die für viele Leser ganz neu sein dürften. Neben den eigentlich kaufmännischen Geschäften, den Strapazen und Gefahren der Reise, den Listen und Kniffen, mit welchen z. B. in Aleppo der Juwelenhandel betrieben, welche Weise ausspionirt wurde, wo schöne Steine billig zu haben waren, werden auch eine Masse Beobachtungen von dem Leben und Treiben in den orientalischen Städten, von den Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung eingeflochten, und der dreijährige Aufenthalt im Kerker hat dem Verfasser Gelegenheit zu Beobachtungen gegeben, die sonst ein Europäer nicht leicht zu machen pflegte. Merkwürdig ist hier, wie die Schuldgefangenen gehalten wurden. Sie empfangen weder von ihren Gläubigern, noch von dem Staate ihren Unterhalt, und wenn sie nicht im Stande sind, sich in der Haft durch ihrer Hände Arbeit etwas zu verdienen, sind sie lediglich auf die Mildthätigkeit von Fremden angewiesen. Diese half denn auch in der That. Wir erfahren, daß nicht nur ein paar reiche Türken zweimal in der Woche sämmtliche Gefangene mit Brot versorgen ließen, sondern daß auch von Zeit zu Zeit von andern Seiten Speisen gebracht wurden:

„Folgendes war gebräuchlich: wenn einem Araber oder Türken sein Weib, Kinder, Bruder, Schwester, er selbst oder jemand von seinen nächsten Freunden krank gewesen, so wurde ein kleiner Kessel voll gekochter Gerste mit kleinen Stückchen Hammelfleisch, Hirse oder anderes Gemüse ins Gefängniß geschickt und unter dem Schuppen zunächst dem Eingange mit einem Stock auf die Bank geklopft zum Zeichen, daß jeder mit seiner Schüssel hinlaufen solle. Da säumte ich auch nicht, mich mit meiner irdenen, gebrannten Schüssel einzustellen. Der Gefängnißwärter oder sein Knecht berichtete dann, der- oder diejenige sei krank und wünschte unsere Fürbitte: da Gott der Gefangenen Gebete vor denen anderer erhöre, so möchten wir ihn anflehen, daß er dem Kranken wieder zur Gesundheit verhelfe. Deshalb schicke man als milde Gabe etwas gekochte Speise, wir möchten es dem Kranken zu Gefallen genießen. Dann wurde einem jeden ein ziemlich großer eiserner Löffel voll in seine Schüssel gethan. Blieb etwas übrig, so ist's noch weiter dem, der danach verlangte, gegeben oder dem Gefängnißwärter zugetheilt worden. Dieser oder sein Herr hat dann, nachdem dies vorbei war, ein kurzes Dankgebet gesprochen, und wenn er am Schlusse desselben zum «Amen» kam, so haben alle Gefangene mit lauter Stimme ihren Dank: «Das gebe Gott, der arabische Gott!» gerufen, ihre Bärte zweimal vom Munde an mit beiden Händen abgestrichen und sind davongegangen."

So viel Mitleiden aber auch das Volk mit den Gefangenen (was wir ähnlich nur noch in Rußland finden), auch mit dem Verfasser, der doch ein Christ war, zeigte, so wenig Mitleid hatten seine Gläubiger oder Widersacher, wie er sie nennt, viel weniger als selbst die türkischen Behörden. Diese hätten dem Armen gern zur Freiheit verholfen, vorausgesetzt indessen, daß sie dafür auch anständig honorirt worden wären, und weiter vorausgesetzt, daß die Kläger nicht noch besser zahlen würden. Es macht einen komischen und doch zugleich widerwärtigen Eindruck, wenn uns immer von neuem wieder berichtet wird, wie der Commandant der Citadelle (dorthin wurde nämlich der Gefangene später gebracht), die Janitscharen, die Gefängnißwärter, ja der Kadi und seine Leute einestheils Theilnahme an dem harten Geschicke des Armen äußerten und anderntheils sich doch jede, auch die geringste und unbedenklichste Linderung seiner Lage durch Geld- und andere Geschenke abkaufen ließen, ja ihn ganz offen fragten: was er für diese oder jene Bewilligung und Erleichterung zahlen wolle? Krafft erhielt nämlich nicht nur mehrere Geldsendungen von seinen europäischen Freunden, die er indessen, bis er Gebrauch davon machen könne, französischen Kaufleuten in Tripolis zur Aufbewahrung übergab, sondern er erlernte auch von einem Juden im Gefängnisse das Knopfmachen, um sich etwas zu verdienen. Außerdem kam er durch einen befreundeten europäischen Chirurgen in den Besitz mehrerer Salben und Pflaster, mit denen er einige glückliche Curen machte, wodurch er sich manche Freunde erwarb. Trotzdem mußte er drei Jahre im Gefängnisse ausharren und seine beiden Schicksalsgefährten in demselben sterben sehen. Selbst als er sich des Kadi Gunst dadurch erworben, daß er mit Hülfe eines griechischen Goldschmieds dessen zerbrochene Taschenuhr wiederhergestellt, bringt ihn dies nicht weiter, sobald seine Gläubiger ihrerseits ihre Bestechungskünste in Anwendung bringen. In dieser Noth läßt er der Favoritgattin des Kadi zwei seidene Damastkleider überreichen und sie um ihre Fürbitte ersuchen. Dies wirkt endlich. Der Kadi ruft seine Gläubiger zusammen und setzt ihnen jetzt die Pistole auf die Brust: „Der Arme ist euch gar nichts schuldig, nicht er, seine Herren sind eure Schuldner; er bietet euch tausend Dukaten, wollt ihr die nicht, so kriegt ihr gar nichts, ich schicke ihn dann nach Konstantinopel, dort wird ihn der kaiserliche Gesandte schon losbringen." Die tausend Dukaten aber, die angeblich unter den europäischen Kaufleuten als Almosen gesammelt worden, gab Krafft aus eigenen Mitteln und die Franzosen und Venetianer gaben nur zum Schein den Namen her, um seine Lage nur um so elender und bemitleidenswürdiger erscheinen zu lassen. Aber auch diesmal mußten dem Kadi, damit er seine Beihülfe leihe, hundert Dukaten versprochen werden, für welche sich der französische Consul selbst verbürgte. Wohlweislich sollte indessen nicht eher Zahlung geleistet werden, als bis Krafft zu Schiffe und das Schiff schon drei Tage in See gegangen sei. So erlangte denn der Verfasser seine Freiheit wieder. Die seiner Freilassung vorausgehende Verhandlung beschreibt er folgendermaßen:

Nachdem auf die Frage des Kadi die Gläubiger sich bereit erklärt hatten, die tausend Dukaten anzunehmen, heißt es weiter: „Nun forderte der Kadi seinen Schreiber auf, meine Widersacher, nämlich der vier gegenwärtigen anstatt aller, sowie des französischen Consuls Namen und den meinigen aufzuzeichnen. Ich wurde geschrieben: «Jan Ebn Jan», auf deutsch: «Hans, Hansen's Sohn.» Alsbald mußten auch hervortreten sieben vollberechtigte Bürger und Einwohner von Tripolis: die erinnerte der Kadi, daß sie bei dieser Verhandlung Zeugen sein wollten. Auch ihre Namen zeichnete der Schreiber gleich auf, dann fragte der Richter, ob jedermann zufrieden sei. Darauf erhob er seine rechte Hand über diese Bestätigungsurkunde und sprach mit lauter, verständlicher Stimme: «Sajjiboh!» Da war eine allgemeine Freude, die meinige aber war so groß, daß mir die Augen übergingen, denn es hieß zu deutsch «frei».

Endlich am 28. August 1577 schiffte sich der Verfasser nach Marseille ein. Hier verweilte er längere Zeit, um sich zu

erholen, denn seine Gesundheit war sehr angegriffen. Aber seine Reiselust war trotz der erlittenen Müh- und Drangsalen noch nicht befriedigt, er ging zwar vorerst in seine Heimat nach Augsburg und von da nach Ulm, ließ sich aber nach kurzer Zeit wieder bestimmen, eine Stelle in Troppau in Schlesien anzunehmen, von wo er dann Geschäftsreisen nach Sachsen, Polen und Ungarn machte, welche in dem Buche ebenfalls beschrieben werden und einen nicht uninteressanten Beitrag zu den damaligen Culturzuständen namentlich Polens liefern. 80.

Wanderungen in Süddeutschland.

Studien und Bilder aus süddeutschem Land und Volk. Von Friedrich Brinkmann. Zwei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Einen großen Theil der hier geschilderten Landschaften hat erst jüngst Steub in seinen „Wanderungen" gezeichnet. Zwischen diesem Buche und dem vorliegenden findet aber ein Unterschied statt, der dem zwischen einem Mann von Geist und einem tüchtigen Praktiker ähnlich ist. Der erste liefert eine anregende, fesselnde, gefällige Arbeit, der andere eine für ihren Zweck sehr brauchbare. Indem der Verfasser uns die Stadtgeschichte von Nürnberg — das Regiomontanus im Jahre 1471 ein „Centrum Europas" nannte, wo er seine Wohnung wählte, weil es mit der ganzen Welt in Verbindung stehe —, indem er die Geschichte von Regensburg erzählt, Salzburg, Passau u. s. w. schildert, gibt er eine zwar etwas breite, aber doch treffliche Recapitulation der bedeutungsreichen Geschichtsphasen dieser Orte und ihrer Zustände im Mittelalter. An solchen gutgearbeiteten Stadtgeschichten haben wir in Deutschland eben keinen Ueberfluß und jedenfalls ist hier noch vieles nachzuholen, wenn wir dem Reichthum Italiens hierin gleichkommen wollen. Doch die Landschaft gilt dem Verfasser mehr als der Mensch, wie er selbst sagt, und die Natur an den bairischen Seen, Chiemsee, Tegernsee, Staremberger See, dann das Traunthal, das Salzkammergut, St.-Gilgen, St.-Wolfgang, der Schafberg, endlich Linz und die Donau, sind selten wahrer und zugleich begeisterter geschildert worden, als von diesem tüchtigen Zeichner geschieht, freilich immer in der Weise, daß er mehr das Gesehene und Thatsächliche wiedergibt, als die Ideen, zu welchen beide anregen, während Steub vorzugsweise eben diese innern Reflexe, den sittlichen und den ästhetischen Zustand der Menschen in dieser Landschaft im Auge behält.

Der Verfasser bekennt sich selbst als ein „Großdeutscher" und möchte in Walhalla gern ein „Olympeion" für ganz Deutschland entstehen sehen, was ein ganz berechtigter Wunsch ist; nichtsdestoweniger — und mit einigem Widerspruch gegen sich selbst — liebt er doch die Eigenthümlichkeiten der Stämme, betont sie und will sie bewahrt sehen. Es gehört dies zu den seltsamen Widersprüchen so vieler deutscher Denker, welche eben alles sein möchten, ein mächtiger Einheitsstaat mit Beibehaltung aller möglichen Partikularismen, politisch gefürchtet, kräftig regiert und doch individuell frei, kritisch wie Protestanten und gläubig wie Katholiken u. s. f. Daß einer nicht alles sein könne, fällt diesen Herren gar nicht ein und daß das einige deutsche Reich 1806 zu Grabe getragen wurde — nicht infolge irgendeines abwendbaren Ereignisses, sondern eben weil es den nach und nach übermächtig gewordenen Partikularinteressen gegenüber zu einer Unmöglichkeit geworden war —, davon haben sie keine Ahnung. Was geschieht, geschieht aber mit Naturnothwendigkeit; und wenn viele Leute glauben, daß das Jahr 1806 unter andern Umständen auch einen andern Ausgang nehmen konnte, so unterscheidet sich unsere Geschichtsauffassung von jener eben darin, daß wir glauben, jene „andern Umstände" konnten bei der Gestalt der Menschen und der Dinge eben gar nicht eintreten. Wir dächten, so viel sollte man aus der Menschengeschichte doch nun gelernt haben, daß nichts nach Willkür geschieht, sonst könnte man ja mit ebenso vielem Rechte sagen: Hätte Dschingis-Khan nicht den oder den Fehler gemacht, so wäre die Welt mongolisch geworden. Er mußte ihn eben machen, meinen wir; so gut wie die deutschen Fürsten von 1793 — 1806 die Fehler machen mußten, welche die Zertrümmerung des Reichs herbeiführten. Diese Ansicht schmeichelt freilich dem menschlichen Stolze wenig, aber dieser Stolz — wiewol auch eine Gabe der Vorsehung als Antrieb zu allem Großen und Guten — ist eben das Πρῶτον ψεῦδος der Menschheit, dies Eritis sicut Deus, das das Weltschicksal machen und ein ganz besonderes Naturwesen und anders wie alle übrigen Weltwesen sein will.

Wir haben uns weit verirrt von unserm bescheidenen Autor, kehren wir nun zu ihm zurück. Er bekümmert sich zwar nicht viel um die Menschen, aber zuweilen richtet er sich doch gegen den Katholicismus dieser Landschaft hoch auf. Es ist wahr, dieser steht hier vielleicht in reinerer Blüte als irgendwo in Europa; allein wenn er von einer ihm begegnenden Procession sagt, sie sei ihm wie ein Haufe roher Wilder erschienen, die zu dem Bilde ihres Götzen ziehen, dessen Zorn sie fürchten, ohne seine Liebe zu kennen, und wenn er dies „schauerlich" nennt, so fragen wir ihn doch, ob er niemals in seinem Leben eine protestantische Dorfgemeinde aus der Kirche kommen und in die Schenke hat ziehen sehen? Ein frommer Gedanke, der wie ein Blitz durch die Seele fährt, meint er, sei hundertmal mehr werth als alle solche Sachen. Schade nur, daß die „blitzenden Gedanken" bei dem deutschen Tagearbeiter so überaus selten sind! Nach dieser Probe wird auf alles dasjenige, was man bei einem Wanderer als höhere Beobachtungsgabe bezeichnen kann, in diesen „Studien" nicht viel zu geben sein, dagegen behaupten sie ihren Werth als Naturzeichnungen und Leitfaden für Reisende. Mit diesen Zeichnungen können wir fast immer, mit seinen Reflexionen nur selten sympathisiren, selbst dann nicht, wenn er sich auf Schiller beruft oder mit Schleiden Naturbetrachtung und Gottesdienst für gleichbedeutend ansieht, denn Gottesdienst schließt ja auch thätige Menschenliebe ein, von der die Naturbetrachtung an sich nichts weiß.

Der zweite Band behandelt in derselben tüchtigen, aber etwas nüchternen Weise das obere und untere Innthal, Oberammergau mit seinen bekannten „Passionsspielen", Plansee und Eibsee, verweilt am Ortles, in Innsbruck, im Pinzgau und Zillerthal, malt Berchtesgaden, Gosau und Hallstatt, den Atter- und Mondsee und schließt mit einer umfassenden Parallele zwischen den Altbaiern und dem oberösterreichischen Volksstamm, wobei der Verfasser nur zu oft ganz zu vergessen scheint, daß Oberösterreich ja eben von Baiern aus für Deutschland gewonnen und von bairischen Einwanderern bevölkert wurde, als das Hunnenreich zusammenbrach. Der Autor greift zuweilen wunderliche Themata heraus und vertieft sich in diese. So widmet er ein langes Kapitel einer etwas sonderbaren Parallele zwischen der zillerthaler Frauenschönheit und der sächsischen, welcher weiter nichts fehlt, als die mathematischen Lineamentenzeichnungen. Dergleichen hat doch kaum einen relativen Werth, wie sich schon in dem Schlußgedanken ausspricht, daß der Zillerthaler die Sachsinnen, der Sachse aber die Zillerthalerinnen deshalb vorzieht, weil nach einem allgemeinen Naturgesetze „das Gleichartige sich abstoße, das Ungleichartige aber sich anziehe!" Ganz speciell verweilt der Verfasser bei dem ammergauer Passionsspiel, von dem er eine wohlgelungene Darstellung mit mehr Sympathie für dieses uralte merkwürdige Volksfest gibt, als wir ihm zugetraut hätten. Die Sache selbst ist bekannt genug, und es bleibt immerhin bemerkenswerth, zu welcher großartigen Kunstleistung sich hier ein kleines Gebirgsdorf zu erheben gewußt hat, bei der über 500 Personen mitwirkend thätig sind, die von 6—7000 Zuschauern besucht wird und gegen 40000 Gulden Ertrag bringt. Man spricht von der Abschaffung dieses großen Volksfestes; aber da die Ammergauer durch ein Gelübde an diese alle zehn Jahre wiederkehrende Schaustellung gebunden sind, so wird die Regierung wohl die „Gewissen" schonen. Es wäre ja auch schade darum.

Wir haben so oft von der Trefflichkeit der Naturschilderungen

in diesen „Studien" gesprochen, daß wir auch auf diese noch einen flüchtigen Blick zu werfen uns verpflichtet halten. Unter den gelungensten Partien dieser Art nimmt das Kapitel: „Am Ortles" (von Mals nach St.-Maria und über das Wormserjoch nach Trafoi), das Zillerthal, das Pinzgau, unsere volle Anerkennung in Anspruch, und es ist namentlich der Charakter der vollen Wahrheit hervorzuheben, welcher diesen Schilderungen ihren Werth verleiht. Der Verfasser steht nicht an, seine Enttäuschung zu bekennen, wo er, wie am Ortles, seine Erwartungen nicht erfüllt findet — die Spitze erscheint vom „Fuß" her nur 3000 F. über dem Standpunkt des Beschauers —, aber er hebt auch unbekannte unerwartete Naturschönheiten gebührend hervor, wie bei dem „Schwarzbachfall" unfern Golling geschieht, den er für den schönsten Wasserfall Tirols und Salzburgs erklärt. Nicht minder zeigt er sich auch als ein guter Kunstkenner, der wenigstens in der Geschichte und in den Gesetzen der Architektur wohl bewandert ist.

Aus allem diesen aber wird sich unser Urtheil wol dahin als begründet ergeben, daß der Verfasser mit diesen „Studien" zwar nicht gerade ein geistvolles, aber theils doch ein sehr brauchbares und darum willkommenes Complement zu Steub's „Hochland" und seinen neuesten „Wanderungen" geliefert, theils jene Arbeiten durch die Städteschilderungen und die Donaupartien so ansehnlich erweitert hat, daß wir ihm dafür unsern Dank schuldig sind. 4.

Notizen.

Ein Brite über Deutschland und das frankfurter Schützenfest.

„Blackwood's magazine" enthielt jüngst von einem britischen Touristen, der dem Schützenfeste in Frankfurt beigewohnt hatte, einen Aufsatz: „Germany and its prospects." Von echt englischem Standpunkt beklagt der Verfasser bitter, daß zu den Aufzügen, die er übrigens, wenn auch etwas theatralisch, doch auch sehr imposant und malerisch fand, und den Eröffnungsfeierlichkeiten so weltlichen Charakters, der Sonntag benutzt worden sei, daß man es sogar für überflüssig gehalten habe, den Segen des Allmächtigen anzuflehen, und er bemerkt dabei: „Es ist eine traurige Thatsache, daß der deutsche Protestantismus — im allgemeinen gesprochen, denn es mag manche Ausnahmen geben — ein Baum ist, welcher, wenn auch nicht gänzlich abgestorben und saftlos, doch nur noch wenige Blätter treibt und wegen seiner Früchte nicht mehr berühmt ist. Es zeigt sich eine sehr wahrnehmbare Gleichgültigkeit gegen die Religion als vorherrschend. Der hohe und edle Geist Luther's beseelt nicht mehr diejenigen, die sich nach ihm nennen, und der Glaube selbst scheint mit reißender Schnelligkeit unter der Wucht einer ungläubigen Philosophie zu verschwinden." Nachdem er der aufgebauschten und inhaltlosen Phraseologie deutscher Volksredekunst seine gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, wirft er gleichfalls von seinem englischen Standpunkte Preußen vor, daß es sich zu tief mit den Demokraten eingelassen habe, indem es durch ihre Hülfe seine Zwecke zu erreichen hoffe, und er setzt hinzu: „Niemals ist aus der Liebäugelei mit unpraktischen Demagogen etwas Gutes herausgekommen. Sie sind wie die wilden Thiere, welche sich zuletzt sicherlich gegen die Hand desjenigen kehren werden, der sie streichelte und liebkoste, und ihr Biß ist giftig und tödlich." Weiter schildert er den Zustand Deutschlands als einen äußerlich überaus blühenden. „Geht, wohin ihr wollt", sagt er, „das Land ist reich und lachend, der Ackerbau hat sich gebessert, der Handel ist im Wachsen, und alte Städte, welche noch vor wenigen Jahren vom Alterthum angerostet und grau erschienen, haben sich jetzt verjüngt und herausgeputzt, während sich die Vorstädte mit neuen Gebäuden füllen und sich wie die Kinder um ihre Mutter gruppiren. Das sind keine Zeichen von Verfall, im Gegentheil, das sind Zeichen der Wohlfahrt." Und weiter bemerkt er: „Reisende, welche im schönen Sommerwetter mit den Rheineisenbahnen von Stadt zu Stadt fahren, sei es des bloßen Vergnügens wegen oder um die Kunstwerke zu besichtigen, an denen diese Städte einen so außerordentlichen Reichthum besitzen, solche Reisende werden aus dem wohlhäbigen Aussehen des Landes den Schluß ziehen, daß die Bevölkerung zufrieden und glücklich und nach Wechsel nicht begierig sein müsse. Selbst diejenigen, welche die Sprache nicht verstehen, werden doch erkennen, daß die Bürgerklasse sich in einem Zustande von Wohlhabenheit, Gedeihlichkeit und Behaglichkeit befindet, und diejenigen, welche sich mit ihnen unterhalten können, werden sicherlich von ihrer Intelligenz und von ihren Kenntnissen eine günstige Meinung gewinnen. Denn es ist eine nicht in Abrede zu stellende Thatsache, daß die mittlern Klassen in Deutschland, obschon sie nicht so anstellig und praktisch wie die Engländer derselben Klasse sind, doch eine umfassendere Bildung und mehr literarische Neigungen besitzen als unsere Landsleute. Wie es sich auch früher verhalten haben möge, jetzt wenigstens hat es keinen Anschein, als ob die Freiheiten des Unterthanen irgend beschränkt würden. Die Deutschen disputiren über politische Gegenstände mit der äußersten Freiheit und ohne irgendeine Furcht vor Geheimpolizei oder Denunciation, ganz im günstigsten Contrast zu dem Zustand in Frankreich, wo ihr in jedem Unbekannten, der euch anredet, einen im Dienste der Polizei stehenden Mouchard und in jedem Hoteldiener einen Spion wittern müßt. Das ist nicht eine blos scheinbare, sondern eine reelle und wirkliche Freiheit." Und dabei herrsche doch eine geheime Unzufriedenheit in Deutschland, die früher oder später zu einer „formidable convulsion" führen müsse. Wir wollen hoffen, daß diese düstere Prophezeiung sich nicht bewahrheiten werde. Jedenfalls vergißt aber der Brite, daß äußere Prosperität bei Nationen so wenig als bei Individuen inneres Glück begründet, daß eine Nation, so zahlreich und im Besitz so großer Hülfsmittel wie die deutsche, das Recht hat zu verlangen, daß endlich die innern Heimatschranken gänzlich fallen, daß sie als Nation, als deutsche Nation im Auslande die ihr gebührende Achtung genieße und daß keiner ihrer Angehörigen aus Mangel an Schutz wie bisher in der Fremde ungestraft mishandelt werden dürfe. H. M.

Ludwig Uhland's Beiträge zu Pfeiffer's „Germania".

Ludwig Uhland's altdeutsche Studien, denen er sich in der letzten Zeit seines Lebens fast ausschließlich hingab, sind dem größern Publikum wol ganz unbekannt geblieben. In den Nekrologen, welche politische und literarische Blätter brachten, fanden wir höchstens die Thatsache erwähnt, hier und da wurden auch seine größern und selbständig erschienenen Arbeiten dieser Richtung, die Abhandlungen über Walther von der Vogelweide und über den Mythus von Thor, sowie die Sammlung der alt-, hoch- und niederdeutschen Volkslieder namentlich angeführt. Die Arbeiten, welche Uhland in einer Fachzeitschrift für deutsche Alterthumskunde niederlegte, konnten, wie jetzt noch die Sachen stehen, nur in dem engern Kreise der Fachgenossen Beachtung finden. Es scheint mir aber eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den großen Todten, alle seine literarischen Verehrer auch auf diese im Verborgenen gebliebenen, aber in ihrer Art bewundernswürdigen Leistungen fürs erste wenigstens aufmerksam zu machen, welche zusammengebunden, schon einen ganz stattlichen Band füllen würden.

Im Jahre 1855—56 gründete Bibliothekar Franz Pfeiffer in Stuttgart die „Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde", welche mit der Berufung des Herausgebers an die wiener Hochschule den Verlagsort wechselte und jetzt in ihrem siebenten Jahrgange steht. Seit Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum" langsam und in nicht regelmäßigen Zeitabschnitten erscheint, kann die „Germania" wol als das einzige Organ der deutschen Philologie angesehen werden. Uhland war es, der diese neue Zeitschrift und zwar mit einer Abhandlung „Zur schwäbischen Sagenkunde" eröffnete, und er blieb seinem Landsmann und langjährigem Freunde Pfeiffer bis zuletzt ein treuer und fleißiger Mitarbeiter. Charakteristisch sind die Worte,

mit denen er seinen Aufsatz und zugleich das ganze Unternehmen einleitet, weshalb wir sie vollständig mittheilen: „Eine Zeitschrift für deutsches Alterthum, die sich in Schwaben begründet, schien mir der geeignete Ort zu sein, an dem diese Proben einer noch unabgeschlossenen Arbeit zur schwäbisch-alemannischen Sagenkunde niederlegt werden könnten. Die künftige Einreihung in irgendeinen größern Zusammenhang bleibt ihnen, wie den etwa Nachfolgenden, vorbehalten. Wenn die Forschung von meiner nächsten Heimat ausgeht, so verzichtet sie deshalb nicht darauf, weitere Kreise zu ziehen. Es ist aber im Gebiete der Sagen immerhin rathsam, den Blick in das Allgemeine und Entlegene an der genauen Beobachtung des Besondern und Heimischen zu schärfen." Dieser Aufsatz „Zur schwäbischen Sagenkunde" erschien nach und nach in verschiedenen Abtheilungen und behandelte folgende Stoffe: 1) „Die Pfalzgrafen von Tübingen", 2) „Dietrich von Bern", 3) „Bodman". Eine zweite größere Arbeit betitelt sich „Zur deutschen Heldensage" und im einzelnen 1) „Sigemund und Sigefred", 2) „Der Rosengarten zu Worms". Die letzte Abhandlung, welche im dritten Hefte des letzten Jahrgangs erschien, war der letzte Beitrag, welchen Uhland beisteuerte. Außerdem sind es noch drei Aufsätze von größerm und kleinerm Umfange, welche sich in verschiedenen Jahrgängen finden, nämlich: „Zwei Gespielen. Aus einer Abhandlung über die deutschen Volkslieder", „Rath der Nachtigall" und „Sommer und Winter".

Alle diese Arbeiten, namentlich aber der wundervolle Aufsatz „Rath der Nachtigall", zeigen uns deutlich, daß zu rechter Erfassung deutscher Sagenkunde außer strenger Forschung und Kritik auch ein Dichtergemüth gehört. Nach Jakob Grimm, der doch auch ein Dichter ist, wenn er uns auch keine „Gedichte" dargebracht, hat keiner so wie Uhland sich in das deutsche Alterthum mit ganzer Seele versenkt und aus ihm die Schätze volksthümlicher Poesie gehoben. Darum ist sein Heimgang für die deutsche Literatur- und Sagenforschung ein großer unersetzlicher Verlust. Wir wünschen von Herzen, daß Uhland, dessen dichterische Bedeutung durch G. Liebert verherrlicht wurde, auch nach seiner gelehrten Richtung hin in allgemein faßlicher Weise monographisch geschildert würde. Einmal haben seine Studien den engsten Zusammenhang mit seinen poetischen Leistungen, dann aber hat der Dichter, wie angedeutet, auch Antheil an dem Gelehrten. Und die Wissenschaft, welche Uhland vertritt, liegt nicht weit ab von der herzlichen Theilnahme der Gebildeten, sie ist eine echt vaterländische Wissenschaft, mit welcher sich alle befreunden sollten, denen ihr Vaterland am Herzen liegt. Gerade ein Mann wie Uhland, der als Beamter seinen besondern Wirkungskreis hatte, der als Dichter sich an die Gesammtheit seines Volks wandte, der als Abgeordneter mitten in dem Strome der gegenwärtigen und öffentlichen Bestrebungen stand, sollte ein leuchtendes Beispiel sein, daß die noch immer auf einen kleinen Kreis von Fachgenossen und Freunden beschränkten altdeutschen Studien nicht blos für einige Professoren und Studenten bestimmt sind, sondern daß sie dem ganzen Kreise der Gebildeten angehören, daß sie außer der Befriedigung des Wissensdranges und der stillen Freude an der Forschung und am Erlernten auch echte Heimats- und Vaterlandstriebe erwecken und wach erhalten. 68.

Bibliographie.

Aimard, G., Starkhand. Aus dem Französischen übertragen von K. T. Zianitzka. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Bratranek, F. T., Goethes Egmont und Schillers Wallenstein. Eine Parallele der Dichter. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1862. 1 Thlr. 6 Ngr.

Braun von Braunthal, Der Jesuit im Frack. Culturgeschichtlicher Roman aus den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia. Drei Theile. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Bucher, L., Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862. Berlin, Gerschel. Br. 8. 2 Thlr.

Burow, Julie, Die Kinder des Hauses. Familien-Roman. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Daumer, G. F., Schiller und sein Verhältniß zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart. Mainz, Kirchheim. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Dill, L., Gedichte. Stuttgart, Oetinger. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nordheim, J., Volksbücher. 2tes Bändchen. — A. u. d. T.: Fallen und Auferstehen. Eine Erzählung fürs Volk. Leipzig u. Dresden, Naumann. 8. 12 Ngr.

Reinkens, J., Religiöse Parabeln. Breslau, Aderholz. 16. 6 Ngr.

Reuter, F., Olle Kamellen. 3ter Theil. Ut mine Stromtid. 1ster Theil. Wismar, Hinstorff. 1862. 8. 1 Thlr.

Ringseis, Emilie, Die Getreue. Märchenspiel in fünf Aufzügen nach dem Volksmärchen vom „Singenden springenden Löweneckerchen (Lerchlein)" in der Sammlung der Brüder Grimm. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1862. 8. 14 Ngr.

Rutherford, S., Briefe. Mit einer Biographie desselben von C. F. Ledderhose. Basel, Spittler. Gr. 8. 24 Ngr.

Scheibe, T., Die Wiener Lori. Historischer Roman. Drei Theile. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Schlechta-Wßehrd, O. Freih. v., Fuad Pascha's Vater und dessen „Tristia". Beitrag zur Kenntniß der modernen Literatur der Osmanen. Leipzig, Brockhaus. Hoch 4. 12 Ngr.

Wimmer, G. A., Bibelstunden. 1ster Band. — A. u. d. T.: Adam und sein Geschlecht. Versuch einer Geschichte der Menschheit aus ihrer ältesten Urkunde. Resultate 50jähriger Bibelforschung. Bremen, Müller. 8. 28 Ngr.

Tagesliteratur.

Breslaur, E., Offener Brief an den Redacteur der „conservativen Niederlausitzer Zeitung", als Entgegnung auf dessen Aufsatz: „Die Stellung der Conservativen zu den Juden". Cottbus, Heine. 1862. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Conflict in Preußen. Beleuchtet von einem verfassungstreuen Preußen. Leipzig, Magazin für Literatur. Gr. 8. 6 Ngr.

Lassalle, F., Arbeiterprogramm. Ueber den besondern Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 5 Ngr.

Das Lied von dem Fuchs. Original-Skizze aus dem Archive der seligen Leierkastenia herausgegeben vom Duwan. Leipzig. 1862. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Monarchie der öffentlichen Meinung. Grundlage zu einer vernünftigen Verfassung für Preußen, gegründet auf den wahren Constitutionalismus. Berlin, Reichardt u. Zander. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Pikant, F. W., Humoristisch-satyrischer Vexirspiegel von München. München, L. Finsterlin. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Ein Preßproceß in Elberfeld. Elberfeld, Bädeker. 1862. Fol. 2 Ngr.

Preußen nach dem Landtag von 1862. Berlin, Springer. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Roelffema, J., Zur religiösen Gegenwart, mit besonderer Beziehung auf ostfriesische Verhältnisse. Leer, Meyer. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Rühl, G., Die obligatorische Civil-Ehe. Beurtheilung der gleichnamigen Schrift („Ein Zeugniß aus der Kirche für die Civil-Ehe"). Ein Zeugniß aus der Kirche wider die Civil-Ehe. Berlin, Rauh. 1862. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Straf-Epistel für Se. Excellenz den Grafen Borries. Hamburg, O. Meißner. 1862. 8. 1 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 8. Januar 1863.

Lyrische und epische Poesien.

Welch ein Haufen lyrischer Poesien liegt vor uns! Und welche nicht gerade beneidenswerthe Arbeit! „Singe, wem Gesang gegeben", das ist und bleibt ein wahres Dichterwort. Kaum minder wahr aber ist es, daß in der Gegenwart die Sprache schon für uns dichtet. Am allerwahrsten aber ist die beklagenswerthe Thatsache, daß der größte Theil der Jugend glaubt, Verse machen können heiße Dichter sein. Der Wahn wächst mit jedem Tage. Wie oft soll es denn ins Volk hineingerufen werden, daß den Menschen nur die gesammte eigenthümliche Auffassung des Lebens, d. h. die Verklärung der realen Verhältnisse, zum Dichter macht. Es gehören also noch viel tiefere, unabläßige, in die reifen Mannesjahre sich erstreckende Studien und Abklärungen des ganzen Menschen dazu, als die nachgerade wohlfeile Kunst auf „glauben" ein „rauben" und auf „simpel" etwa „Tümpel" aufzufinden. Doch aller Widerspruch nutzt nicht. Der Wahn hat sich nun einmal bis in die untersten Schichten fortgepflanzt. Mag sich die Welt mit uns über ein Büchlein wundern, das diesem Wahn den stärksten Ausdruck leiht:

1. Album der Handwerkervereine. Herausgegeben von Wilhelm Petsch. Erstes Heft. Berlin, Bach. 1862. 8. 3 Ngr.

„An den geselligen Vereinsabenden erfreuen Gesang und Declamation die Versammlungen, und dadurch sind die Handwerkervereine eine Zufluchtsstätte, eine Pflanzschule der Poesie geworden", meint der Knabenlehrer Wilhelm Petsch. „Bildung zu erlangen ist der Hauptzweck unserer Vereine, sie haben ihn auch in obiger Hinsicht erstrebt." Dem fünfundzwanzigjährigen Petsch halten wir diese hochtrabenden Phrasen seiner Jugend wegen zugute. Doch mag der Himmel die Handwerkervereine hinfüro gnädigst vor der Krankheit der Versmacherei bewahren. Die Poesie hat unter Petsch's Aegide eine Zufluchtsstätte gefunden! So? Mit allen sonstigen Zweigen des praktischen Wissens sind diese Handwerkervereine schon fertig, jetzt müssen sie in die Dichtkunst hineinpfuschen? Nun, diese Pfuscherei fehlt unserer Literatur gerade noch. Mögen moderne Hans Sachse immerhin existiren und poetisiren, doch das Aesthetisiren, das lasse der Handwerker. Weshalb fällt Petsch nicht auch noch auf die Astronomie, sie ist ja auch ein Feld der Bildung! Man denke sich ein astronomisches Album der Handwerkervereine! Was wol ein Encke zu so einem Album gesagt hätte? Die literarische Kritik, ja freilich, sie soll das poetische Album mit vielen Kratzfüßen aufnehmen, sie hat sogar noch drei solcher Hefte zu erwarten. O arme Kritik, du sollst über solche poetische Spielereien nicht grollen!

Das Heft enthält folgende Namen: Oskar Cordel (Maschinenbauer, 18 Jahre alt), Gummert (Schuhmachermeister), Hoffmann (Schulvorsteher), Th. Kempin (Schildermaler), Marquardt (Steindrucker), Karl Weise (Drechslermeister) und Wilhelm Petsch. Sämmtliche Gedichte sind Mittelwaare, entsprungen in einer Stunde, in der diese sieben Herren Dichter von einem sogenannten schönseligen Gefühl erfüllt waren. Wenn einer unter ihnen, so schlägt Cordel den relativ frischesten Ton an. Doch wollen wir damit keineswegs eine Aufmunterung zum Weiterdichten verbinden. Sollen in den Handwerkervereinen durchaus ästhetisirende Studien getrieben werden, so schlagen wir als recht hübsches Thema zu einem Aufsatze in Prosa die „Wassersuppe" vor. Da wollen wir einmal sehen, ob diese sich auf gewisse poetische Phrasen und Reimklingklang etwas einbildenden Dichter einen gesunden Stil schreiben können.

Die Albums und Musenalmanache scheinen wieder mehr in Mode zu kommen. Sie gehen meist von Dichterkränzchen oder Dichterschulen aus. In dem sangreichen Schlesien scheint sich eine dritte Dichterschule aufgethan zu haben. Sie debutirte vor einigen Monaten mit:

2. Schlesischer Musenalmanach für 1862. Herausgegeben vom Schlesischen Dichterkränzchen zu Breslau. Breslau, Schletter. 1862. 8. 15 Ngr.

Leider enthält dieser Almanach sehr wenig die Mittelmäßigkeit Ueberragendes. Sämmtliche 18 Dichter (unter ihnen auch eine Dichterin) scheinen noch sehr jung, meist Studenten zu sein. Möglich, daß sie es daher später besser machen. Es muß aber auch noch sehr viel besser kommen, wenn Fortsetzungen dieses Almanachs gerechtfertigt sein sollen. Die meisten Gedichte steuerten Gustav Weiße, Sylvius Rading, Rafael Finkenstein und Siegfried Eisenhardt bei, und diese vier dünken uns auch die bedeutendsten Kräfte unter den achtzehn. Die meiste Gewandtheit möchte Weiße entwickeln, während sich Finkenstein allenfalls mit seinen Nachbildungen nach antiken Mustern gut hören lassen kann. Rading bietet uns ein ziemlich gutes Festgedicht zur Schiller-Feier, und von Siegfried Eisenhardt möchten wir „Ein Hügel mehr" (S. 52) vortheilhaft anzeichnen. Die übrigen seien nur genannt. Sie heißen: Burkhardt, Cohn, Dorothea E., Frost, Hoffmann, Krause, Kurtz, Puchat, Schlesinger, Werner, Wohlgemuth, Wurm, Zuppert. Wem fiele bei dieser Menge nicht der Bibelspruch ein: „Viele sind berufen, wenige sind auserwählt." Mögen sich sämmtliche Dichter vor der poetischen

Redseligkeit hüten. Um doch eine Probe mitzutheilen, aufs Gerathewohl das kurze Lied von Hoffmann:

Um mich ist alles trübe,
Gebrochen ist mein Herz;
Nur meiner Kinder Liebe
Erleichtert mir den Schmerz.

Du treues Herz, o schlage
Noch eine kurze Zeit,
Und schweige nur und trage
Geduldig fort dein Leid.

Gestillt wird einst das Sehnen,
Das meiner Brust entflohn.
Es trocknen alle Thränen
Dort an der Wahrheit Thron.

Ist das mehr als mittelmäßig?

Die beiden in Prosa beigesteuerten Stücke, das kürzere: „Die Schöpfung des Weibes", Parabel von Weiße, und das längere: „An der Grenze", Novelle von Eisenhardt, lesen sich erträglich angenehm.

Etwas Bedeutenderes ist es denn doch um das nachfolgende:

3. Ein münchener Dichterbuch. Herausgegeben von Emanuel Geibel. Stuttgart, Kröner. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir sprechen unsere Freude über dieses Dichterbuch offen aus. Es hat Summa Summarum auf uns einen so günstigen Eindruck gemacht, daß wir uns nicht gern zur Hervorhebung der etwaigen Mängel getrieben fühlen. Jedenfalls hat Emanuel Geibel die Auswahl mit sehr vorsichtiger Hand getroffen. Er selbst freilich, das könnten wir tadeln, machte sich die Sache etwas sehr leicht, indem er eine Anzahl Gedichte, „Erinnerungen aus Griechenland" betitelt, beisteuerte, die zwar formell sehr ansprechend, doch keineswegs zu den unvergänglichen zählen. Vielleicht aber wollte Geibel als Herausgeber den übrigen Dichtern den Kranz nicht streitig machen, dann läge in dieser Bescheidenheit ein schönes Verdienst. Leider gestattet unser Raum nur kurze Besprechungen. Wir werden uns daher meist nur an die aufgeführten unbekanntern Namen halten können. Diese sind besonders Heinrich Leuthold, Johannes Schrott, S. Lichtenstein, Maximilian Beilhack, Hans Hopfen. Es folge von Leuthold und Hopfen eine kurze Probe.

Hopfen:

Auf meinen Wimpern liegt's wie Blei,
Die müden Glieder schwanken,
Im Knäul verworrner Träumerei
Verenden die Gedanken.

Der Tag war freudlos zugebracht,
Drum vor dem Schlafengehen
Wünsch' ich mir selbst zur guten Nacht
Im Traume dich zu sehen.

All mein Erinnern werde still,
Mein Hoffen und mein Grämen;
Nur dich und deine Liebe will
Ich mit hinübernehmen.

Leuthold:

Ein unsichtbares Ungethüm
Herblies der Mistral schneidend scharf,
Der Schaum und Flut mit Ungestüm
An Corsicas Gestade warf.
In dunkeln Wirbeln schnob der Dampf
Ohnmächtig brausend aus dem Schlot;
Das eine Rad war außer Kampf
Und auf der Seite lag das Boot!

Das war ein namenloser Schreck,
Ein Fluchen, Klagen und Geschrei!
Ich aber stand auf dem Verdeck
Und bot die Brust dem Sturme frei.

Das Leben gibt — fühlt' ich zur Stund,
Mein zahlungsfähig Ich nicht hin,
Solang' ich für so manches Pfund
Saumselig noch sein Schuldner bin.

Mit wenigen Gedichten haben sich Bodenstedt, Julius Grosse, Melchior Meyr, Felix Dahn, Victor Joseph Scheffel betheiligt; Carriere erscheint mit „Dreiklang des Lebens" in Terzinen und versteht damit zu fesseln. Eine ansprechende Auswahl bietet Hermann Lingg, ohne daß wir ihm gerade vor den übrigen den Vorrang einräumen möchten. Lingg besitzt eine ausgeprägte Originalität, er versteht das Prosaischste, die Locomotive und den Telegraphen zu besingen, doch behält seine Muse etwas Starres, wenn sie plastisch gestalten will. Gestaunt haben wir über Adolf Friedrich von Schack, den bekannten Kenner romanischer Literatur, er schüttelt uns einen ganzen Korb theilweis sehr flüssiger Lieder und Balladen in den Schos. Werfen wir nun einen Blick auf den Anfang und Schluß des Buchs, so stoßen wir auf zwei längere erzählende Gedichte, deren Verfasser, Wilhelm Hertz und Paul Heyse, jener mit „Hugdietrich's Brautfahrt", dieser mit „Rafael", es auf einen Wettkampf abgesehen zu haben scheinen. Beide Gedichte sind mit glattester Leichtigkeit erzählt, beide Gedichte fesseln, jedes auf seine Weise, doch hat Hertz jedenfalls den volksthümlichen Ton für sich, während Heyse mit dem Salonton liebäugelt, vielleicht mehr als seinem flüssigen Talente gut ist. Auch in der Wahl des Stoffs bewährt Hertz eine kräftigere Hand. Hertz erzählt uns frischweg, stellenweise nicht ohne netten Humor aus der Reckenzeit eine hübsche Liebesgeschichte; der schöngeistige Heyse wählt seinen Helden aus den Künstlerkreisen, den Rafael selbst. Hertz behandelt die geschlechtlichen Beziehungen mit ungeschminkter Natürlichkeit, Heyse mit einem ans Ueberschwengliche streifenden Raffinement. Hertz braucht für seine Geschichte keine Moral, die Geschichte ist sich Selbstzweck; Heyse reflectirt über die seinige und schließt mit einer etwas eigenthümlichen Moral. Zur Rechtfertigung oder besser zur Verherrlichung des Rafael'schen Liebesabenteuers heißt es gegen den Schluß:

Wer hat, der soll in Fülle haben,
Um aus dem Vollen uns zu laben.

Daß sich diese Moral nur nicht zu einer leisen Persiflage umwandelt, zur Persiflage gegen gewisse berufene münchener Dichter, zu deren Rechtfertigung vor vielen andern, ihnen ebenbürtigen, man auch nicht viel mehr sagen kann als achselzuckend: „Wer hat, der soll in Fülle haben", und die sich ihrer Berufung wegen in die Brust werfen, „um aus dem Vollen uns zu laben".

Da wir der erzählenden Gedichte im „Münchener Dichterbuch" lobend gedenken konnten, sehen wir uns einmal um, ob in diesem Genre auch noch anderweitig als blos von münchener Dichtern etwas Erträgliches geliefert wurde. Nun denn, hier sind zwei solcher Gedichte, zwei Idylle der idyllischsten Art:

4. Goethe's Jugendliebe. Gedicht von Adolf Böttger. Mit einem Stahlstich. Leipzig, Purfürst. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

5. Frieden. Idyll aus der Schweiz in sechs Gesängen von Jakob Mähly. Basel, Georg. 1862. 16. 15 Ngr.

Welch schönen Gedanken, Goethe's Liebe zur Schönkopf in einem heitern Gedichte zu besingen! Zwar sind wir nicht immer mit der Correctheit der Hexameter einverstanden; doch wo uns nicht schon der Stoff an und für sich fesselt, da fesselt uns gewiß die Bearbeitung. Ein wahrhaft anziehender Zug von Gemüthlichkeit durchweht Adolf Böttger's Gedicht. Alle falsche Sentimentalität ist vermieden, die Personen sind mit einer Herzlichkeit und Schlichtheit gezeichnet, daß wir uns die Behaglichkeit, mit der das Gedicht vielleicht etwas zu breit gehalten ist, doch

gern gefallen lassen. Auch der Humor findet ab und zu sein Plätzchen, wo er gerade angebracht ist. Aus dem Abschnitte „Im Weinschanke bei Schönkopf“ wählen wir eine Stelle, die ihn bekundet:

Endlich rief von den Söhnen der alma mater der eine:
„Wolf (Wolfgang), wie steht es mit dir? Warst du schon vor dem Concile?“
Goethe wandte den Kopf zum Sprechenden, fragend: „Weshalb denn?“
Ihm erwiderte drauf kaltblütig der Bruder des Chores:
„Wegen des letzten Tumults am Sperlingsberge, du weißt doch,
Kaum vier Wochen vergingen, wo blieb dein Riesengedächtniß?
Sah' dich noch stehn vor der Wohnung der Feuerkugel am Neumarkt,
Als in Bälde darauf erklirrten die Fenster vom Steinwurf;
Ich, als das mächtigste Haupt, das gegen die Stadtsoldateska
Führte das tapfere Chor der Brüder vom fränkischen Orden,
Ich, ja ich dirigirte die Steine hinauf zu den Fenstern
Jener Patricier, die uns verhöhnten im städtischen Dünkel.
Sandte die Majestät Commissare doch selber von Dresden!
Ergo das Ende vom Liede: Altmaier und ich und der Blinzkopf
Sind relegirt, die andern verbüßen im Carcer die Großthat.
Schwerlich entgehst du den Augen und Armen der schlauen Pedelle.“
Goethe darauf: „Nein, Brander, nicht glaube, daß ich wie ein Feigling
Je mich verkröche vor diesen, ja hätt' ich an eurer Affaire
Theil nur genommen, ich stellte mich selber sogleich dem Gerichte,
Hielt dem Patricierthum voll Stolz den Studenten entgegen.
Aber zur selben Zeit war leibhaft ich in der Wohnung,
L'hombre spielt' ich mit Kanne, hier sitzt er als bürgender Zeuge!“

Auch bei dem Mähly'schen Idyll könnten wir zunächst an den Hexametern etwas Anstoß nehmen, aber mehr aus einem andern Grunde. Der Hexameter eignet sich am besten für das Altväterliche. Wo dies fehlt, da erscheint er zu prätentiös. Doch zeichnen sich Mähly's Verse durch große Glätte aus. Der Stoff seines Gedichts wird verwöhnten Gaumen etwas zu mager erscheinen, wogegen stille Gemüther die einfache Geschichte mit einiger Andacht lesen werden. Sie ist kurz diese. Eine Schweizerstadt ist durch Mobilmachung der Truppen in Aufregung versetzt. Ein Regimentsmedikus wird bei einem Stadtarzte einquartiert. Der Stadtarzt besitzt ein Töchterlein. Wie es kommt, man kann sich's denken. Ein Anhängsel an diese Geschichte ist die Feindschaft des Stadtarztes gegen den Vater des Medikus. Politische Gründe haben sie herbeigeführt. Durch die Heirath der Kinder werden die Väter versöhnt; das Kriegsgetümmel (die neuenburger Geschichte) legt sich, der „Frieden“ beglückt alle.

Ziemlich gleichgültig blätterten wir in einer uns gleichfalls vorliegenden Gedichtsammlung, als wir darin plötzlich ein längeres komisches Gedicht fanden, das uns sehr schnell fesselte. Dieses epische Gedicht findet sich in:

6. Gedichte von J. C. Meißner. Nach des Verfassers Tode herausgegeben. Nürnberg, Zeiser. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Es heißt: „Sebastian in Spanien“, bescheidenerweise ist es „Epischer Schwank“ betitelt. Wir glauben, der Schwank verdiente einen besondern Abdruck. Der Dichter erzählt auf etwa hundert Seiten in höchst ergötzlicher Weise und mit heiterstem Tone die Irrfahrten eines jungen Schwaben in Spanien, bei denen uns nur der Schluß nicht drastisch genug erscheint. An diesem Gedichte und den übrigen Meißner'schen Gedichten haben wir nun einmal wieder vollauf den Beweis, mit welcher Einseitigkeit unsere Literaturbücher geschrieben, mit welcher Einseitigkeit einzelne Dichter auf Kosten anderer gepriesen werden. Hätte Meißner diesen Schwank vielleicht noch einmal überarbeitet, in einer besondern, mit Illustrationen gezierten Ausgabe erscheinen und für das Uebrige die buchhändlerische Reclame sorgen lassen, wer weiß, wie vielen unserer Dichter er den Rang abgelaufen hätte. So hat er es nur bis zu einer nach seinem Tode erschienenen Gedichtsammlung gebracht. Und der Todte erlangt nur den etwas zweifelhaften Erfolg, daß sich einige Kritiker über ihn anerkennend aussprechen. Es sind Meißner's Gedichte „Erzeugnisse glücklicher Mußestunden eines langen, an äußern und innern Erfahrungen reichen Lebens“, seine Lieder sind gut empfunden, flüssig gehalten, hier und da nicht ohne hübschen Humor, obschon zuweilen das Kleinstädtische zu viel betonend. Dahin rechnen wir: „Der Theekessel“, „Der Mägdlein Wandern“, „Der gute und der böse Tag oder der Schulmann und die Stiefel“, „Der Hutwechsel“, „Irrfahrt“ u. s. w. Wie viel in Meißner für das volksthümliche Märchen und die Sage steckte, das beweist wol am besten „Der Hahn auf dem Lorenzerthurm“. Auch nach Seite der Komödie würde sein Talent nicht ohne Werth gewesen sein, wir vermuthen das nach dem letzten Stücke in der Sammlung, nach dem humoristischen Bilderkranze „Die Freuden des Jahrmarkts“.

Nicht ganz so voll als bei Meißner klingt es aus den folgenden, gleichfalls nachgelassenen Poesien:

7. Gedichte von Julius Becker. Aus seinem Nachlasse. Leipzig, Wiedemann. 1862. 16. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Diese Gedichte werden das Andenken des Verfassers ehren. Julius Becker, in Freiberg am 5. Februar 1811 geboren, am 26. Februar 1859 zu Oberlößnitz im Erzgebirge gestorben, hat sich vorzüglich mit musikalischen Compositionen und musikwissenschaftlichen Schriften vortheilhaft bekannt gemacht. Seine Gedichte brauchen nicht gerade die Oeffentlichkeit zu scheuen, doch geben sie sich meist in jener Farblosigkeit, wie sie dichtenden Componisten eigen zu sein pflegt. Die besten finden sich vielleicht in dem Abschnitte „Liebesklänge“. Man höre das folgende:

Steh' ich auf stillen Bergen,
Wird laut es in der Brust,
Es klingen neue Lieder
Von Lieb' und Wanderlust.

Wie nach dem Thale rauschen
Die Quellen silberhell,
So springt aus meinem Herzen
Der frische Liederquell.

Die Quellen werden Ströme,
Die Ströme gehn ins Meer,
Und alle meine Lieder
Die wandern hinterher.

Ihr Ziel ist meine Liebe,
Ein Meer, in dessen Flut
Ich kühlend möchte tauchen
Des Herzens heiße Glut.

Die beiden beigefügten größern musikalischen Dichtungen „Winzerleben“ und „Columbus“ bieten mannichfache Gelegenheit zu melodramatischer Behandlung. Am sangbarsten daraus möchte „Winzers Morgenlied“ sein.

8. Nachgelassene geistliche Lieder von Karl Johann Philipp Spitta. Leipzig, Friese. 1861. 8. 1 Thlr.
9. Karl August Döring's Leben und Lieder. Herausgegeben von Karl Pöls. Barmen, Bertelsmann. 1861. 8. 24 Ngr.

Die Verfasser beider Sammlungen sind todt. Die Kritik kommt mithin zu spät, sofern sie den Verfassern entweder nutzen oder schaden wollte. Wir verzichten daher auf eine eigentliche Kritik. Wir nehmen die Lieder als Denkmale für zwei fromme Gemüther, von denen das erstere durch die Fülle seiner Empfindungen, die Wärme seines Gefühls dem letztern im poetischen Ton um ein nicht Geringes überlegen sein möchte. Allen, denen „Psalter und Harfe“ ein liebes Buch geworden, werden auch diese nachgelassenen Gedichte Spitta's willkommen sein. Es liegt in Spitta viel von der Sangesfreudigkeit eines Paul Gerhardt. Wie zart empfunden ist nicht Spitta's „Im Frühling“:

Kindlein singen auf den Gassen
Und das Vöglein auf dem Dach,
Denn der Sturm hat uns verlassen
Und der schöne Lenz folgt nach.

Wies' und Felder, die noch neulich
Trauerten im Winterkleid,
Grünen wieder so erfreulich
In der warmen Frühlingszeit.

Und der Himmel glänzt mir heller,
Alle Bäume schlagen aus,
Und die Sehnsucht treibt mich schneller
Aus dem alten dumpfen Haus.

Wer verschlösse sich und bliebe
Trüb daheim im Stubenlicht?
Ist es nicht auch Gottes Liebe
Die das Eis des Herzens bricht?

Karl August Döring wurde am 22. Januar 1783 zu Mark Alvensleben bei Magdeburg geboren, er starb am 17. Januar 1844 als Pastor zu Elberfeld, wo er seit dem Jahre 1816 segensreich gewirkt hatte. Die vorliegenden Lieder mögen zwischen den Jahren 1810—30 gedichtet sein. Döring hatte sich schon 1814 durch eine Liedersammlung und später durch ein Hausgesangbuch bekannt gemacht. Diese Lieder sprechen alle den bestimmten Zweck eines kirchlichen Gebrauchs oder der Erbauung in Familienkreisen aus und sind meist nach bekannten Melodien verfaßt. Nur gegen den Schluß hin folgen einige „Lieder ohne Weisen", dann eine Anzahl Sonette auf kirchliche Feste und endlich zwei Seiten Epigramme. Welcher Art diese sind, das beweisen die beiden:

Standesgemäß zu leben begehrt, wer edel geboren,
Sorge sei dies auch dir, der du geboren aus Gott!

Heilig nennt ihr die Gläubigen oft? Soll das auch geschimpft sein?
Seltsam! sagt mir doch nun, Theure, wie nennt ihr denn euch?

Nach diesen Gedichten Todter wollen wir eine Reihe todter Gedichte folgen lassen. Poetische Eintagsfliegen sind die nachfolgenden mehr oder weniger.

10. Die Krone. Ein Gedicht. Berlin, A. Duncker. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

In Königsberg fand die Krönung statt. Da setzte sich jemand vielleicht mit dem Gedanken an ein Bändchen im Knopfloche hin und schrieb:

. . . Der König, welcher gottbeliehn
Mit dem Palladium der Krone waltend
Ob Völkern geht im Kleid des Hermelin,

. . . .

Wol ist der König wie ein andrer Mann,
Nicht zu ihm beten sollst du, nur für ihn;
Doch hat ihm Gott die Ehre angethan,
Du sollst ihm seine Ehre nicht entziehn.

Das „von Gottes Gnaden" wird hiermit auf die gangbare Weise ausgelegt und verherrlicht. Wir begreifen nicht, wozu ein solches didaktisches Gedicht nützen soll! Wie hier 16 Seiten, so kann man in selber Weise 200 billig zusammenschreiben.

11. Borussia Tritonis. Preußens Vergangenheit, Zukunft und Aufgabe. Vom Verfasser der „Träumenden Rose". Neuwied, van der Beeck. 1861. 8. 2 Ngr.

Ein wunderbar wunderliches Gedicht, gottlob, daß es nur 14 Seiten lang ist! Im Anfange noch erträglich, geht es dem Schlusse zu ins Sinnlose hinein:

Und als den Refrain dabei,
Merkt auf, daß es euch faßlich sei
Hannover, Hannover,
Wie bist du doch so pauvre!

Köstliche Poesie! Doch kommt es noch besser. Verse laufen mit unter wie:

Nein, nein; nein, nein; nein, nein; vermehr' dein kriegrisch Sinnen.

Doch fehlen Schiffe, bleibst du immer, immer — Ohne.

Die sechste Großmacht kannst du wol gestalten,
Sonst leibest du der sieben=sechsten Kriegsgewalten.

Soll denn durchaus gefaselt sein, wir hindern nicht.

Wir wollen den Verfasser dieser „Borussia" besser kennen lernen aus:

12. Die träumende Rose oder Nantchen Windbeflissen, sein Leben und Schicksal. Neuwied, van der Beeck. 1861. 12. 10 Ngr.

Einen leichten Vers schreibt hier der Verfasser, das ist aber auch sein einziges Verdienst. Was nur hat er mit diesem Gedicht beabsichtigt? Hat er ein Märchen geben wollen? Hat er in dies Märchen den Bänkelsängerton mit hineinziehen wollen? Uns fehlt alles Verständniß für „Nantchen Windbeflissen". Soll vielleicht ein allegorischer Sinn darin liegen? Die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte lauten: „Wie Ferdinand über die Entstehung des Windes grübelte"; „Wie Ferdinand hierauf Wind machen wollte"; „Wie Ferdinand den Entschluß, Wind machen zu wollen, ins Werk setzte"; „Wie Ferdinand, ohne Wind gemacht zu haben, demüthig zurückkehrte". Bis hierher kann man in dem Gedicht den Märchenton herausfinden. Weiterhin wird die Geschichte total unverständlich. Der Verfasser endet mit wohlfeilen Moralpredigten:

Hohl ist alles ohne Glauben,
Darum laß dir ihn nicht rauben,
Ohne ihn ist alles Tand u. s. w.

13. Aus dem Schlehenbusch. Lieder und Gedichte von Angelus Neomarchicus. Berlin, Kastner und Comp. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.

Einzelne Gedichte, so „Aus der Dorfschule", „Ob oder ob", aus dem ersten Abschnitte „Herz und Welt", klingen ganz angenehm, andere, wie „Was bleibt übrig?" werden durch die horrendesten prosodischen Schnitzer fast ganz ungenießbar. Ein Vers gleich

Wem du werth schienst und theuer

klingt unerträglich. In den spätern Abschnitten „Vaterland" und „Lebende Bilder" erlahmt der Dichter immer mehr. Seine patriotischen Lieder mit dem aristokratischen Anstrich sind höchst schwunglos, seinen Gedichten erzählender Natur hinwiederum fehlt es an aller plastischen Fülle. Den „Amalienliedern" endlich und den „Lichtglänzen und Schattenstreifen" läßt sich wenig Gutes nachsagen; prosaische Wendungen, viele Härten und schlotterige Verse mahnen den Verfasser zu größerm Fleiße.

14. Wie's der Lenz treibt. Gedicht von Karl Falter. Freiburg im Br., Mayer. 1862. 16. 10 Ngr.

Für eine Eintagsfliege ist das Gedicht eigentlich zu gut. Der Verfasser versteht sich auf einen zarten lyrischen Ton und nimmt durch den Fluß seiner Verse für sich ein, doch aber wird auch dieses Gedicht wahrscheinlich im Strudel der täglichen Erscheinungen untergehen. Denn der Verfasser verschwendet sein Talent unnützerweise an einen Stoff, der in den Jahren des „Was sich der Wald erzählt" passiren möchte, und außerdem macht er sich ab und zu aus prosodischen Leichtfertigkeiten kein Gewissen. Dann wieder ermüdet er uns wie im fünften Abschnitte durch schildernde Breite. Indeß beginnt Falter sehr bescheiden, und somit gewährt sein Büchlein ein Stündchen hindurch erträgliche Unterhaltung. Er bittet uns ja:

So nehmet gütig fürs Vollbringen
Den ernstlich guten Willen an.

15. Lyrisches und Satirisches von E. Neubürger. Frankfurt a. M., Bechhold. 1862. 18. 20 Ngr.

Der Verfasser ist wol noch sehr jung? Wenigstens sind seine Gedichte noch sehr unvollkommen. Vergeblich suchen wir bei ihm nach einer hervorragenden Strophe. Am besten gelingen

ihm die Verse in Hexametern. Seine Epistel des odenwälder Lehrers bei Gelegenheit der Schiller-Feier zu Frankfurt a. M. darf unter den in Hexametern geschriebenen Gedichten fürs beste gelten. Ein gewisser leicht ironisirender Ton steht Neubürger zu Gebote; er zeigt sich aber oft ganz am ungehörigen Platze. So in dem übermäßig langen „Caraccioli's Auftauchen":

> Der Bankier recht bemüht, daß schön er grüße
> Den Grafen X. (der Kratzfuß war sehr rar),
> Trat Gräfin Picri auf die zarten Füße
> Mit einem Absatz, der ein plumper war.
> Aufschrie und fiel in Ohnmacht fast die Süße:
> Der Advocat benahm sich besser zwar,
> Der Lederhändler aber stürzt die fettste Sauce
> Dem Nachbar Marschall auf die Galahose.

In einem durchaus komischen Gedichte mag der Ton angehen, in einem Gedichte so ernster Natur wie dem genannten enthält er eine verfehlte Genremalerei; er führt leicht zur Selbstironie, zum poetischen Grimassenschneiden.

Das eigentlich Satirische soll in der aristophanischen Komödie „Der neue Plutus oder der Gott des Reichthums in Frankfurt" stecken, die Neubürger zum Schlusse seines Buchs gibt. Die Arbeit lehnt sich mehrfach an Aristophanes' „Plutus" an. Wir vermissen leider häufig den tiefern Witz. Wo er hervortritt, zeigt er sich oft sehr platt. Ergötzlich ist der vierte Auftritt, das Zwiegespräch zwischen dem Grafen und Hans nicht ohne komische Wirkung; allein wir müssen auch Verse in den Kauf nehmen wie:

> Graf. Hurrah, hurrah hoch! Errungen ist der köstlichste Triumph.
> Hans. Zittern mögen nun die Bösen, Gute kommen auf den Strumpf.
> Graf. Nicht vergebens fließet fürder mehr des wackern Bürgers Schweiß.
> Hans. Dem Tyrannen X. vom Römer trete kühn ich in den Steiß.
> Graf. Wieder schmort dem armen Landvolk mir der Hahn Sonntags im Topf.
> Hans. Fährt mich wieder einer barsch an, schlag' ich ihm den Hut vom Kopf.

Wir schieben hier ein:

16. Die Brüder. Eine Alpenscene von Karl Scholl. Mannheim, Löffler. 1861. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Wahrscheinlich knüpft der Verfasser an diese Scene größere Erwartungen, als sich erfüllen möchten. Sie ist ein „Zwiegespräch von Vertretern der zwei sich gegenüberstehenden Principien, auf der einen Seite der Kirche, und zwar der protestantischen, zunächst unserer (des Verfassers) Heimat, auf der andern der freien oder frei-religiösen Gemeinde". Zwei Brüder sind die Vertreter der beiden Richtungen. Wie mag nun aber dies große Thema auf knapp 22 Seiten erledigt werden! Der Verfasser gelangt daher auch zu keinem Abschluß, oder vielmehr er führt diesen Abschluß durch den Geist der Weltgeschichte herbei, der schöne, wahre Worte spricht.

> O wähne nicht, daß er so friedlich täget,
> Der Menschheit Tag, nach dem dein Herz sich sehnt!
> Noch schwere Kämpfe sind erst auszuringen,
> Ich seh' den Himmel flammen blutigroth,
> Ein furchtbar Streiten, ein verzweifelt Ringen,
> Ein großes Sterben und ein großer Tod!
> Ihr seid nur Zwerge! Größre werden kommen,
> Ein anderes, ein kühneres Geschlecht;
> Erst wenn die Feigheit all hinweggenommen,
> Wird Raum und Platz fürs ew'ge Menschenrecht.

17. Gedichte von Adolf Glaser. Braunschweig, Westermann. 1862. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Wir denken uns, Glaser habe aufgeräumt unter seinen lyrischen Sachen und dabei einiges, was vielleicht in den Papierkorb gehörte, mit in Druck gegeben. Wir meinen auch, Glaser habe Bedeutenderes als diese Gedichte der Mehrzahl nach geliefert. Man begegnet in der Gedichtsammlung zu viel nichts Allgemeineres bietenden Gelegenheitspoesien. Einzelne kleinere Gedichte klingen sangbar, so „Geständniß":

> Wie ist mein Herz so innig still
> Und wieder doch so tief bewegt,
> So oft der Mund es sagen will,
> Was es in seiner Tiefe hegt.
>
> Wie ist mein Herz so tief bewegt
> Und doch so still, so innig still,
> Seit es dies heiße Sehnen hegt,
> Das es dir nicht gestehen will.
>
> O laß dies süße Zaudern noch,
> Laß mich ins Aug' dir blicken still,
> Mein glücklich Herz, es sagt mir doch:
> Du weißt schon, was dies Sehnen will.

Einzelne kleinere Sachen mögen den Componisten, namentlich Marschner willkommene Texte geboten haben, andere, mehr epigrammatische, z. B. „Jedem das Seine", entbehren wol etwas der poetischen Berechtigung:

> Behaglich fühlt sich ein bescheidner Sinn
> In engem Kreis, so wohnt auf niederm Dach
> Die Taube, ängstlich nickend rechts und links,
> Besorgt, ein Korn zufällig aufzufinden.
> Der Adler aber liebt's im Felsgeklüft,
> In freien Lüften hoch und still zu hausen,
> In eigner Welt, zwar einsam, doch sich selbst
> Die Quelle reichen Lebens; auch gefesselt
> Bleibt er ein König, harrt in stummem Stolz,
> Bis seine Kette bricht und wieder sich
> Die Heimat ihm auf fernen Felsen zeigt.

Während uns die Erinnerung an „Lortzing's Grab" angenehm berührt, erklären wir uns um so schärfer gegen ein Sonett „An Gräfin M. von B." Welches Interesse fesselt den Leser, den Verfasser ausgenommen, wol an diese anonyme Gräfin? Ueberhaupt müssen wir uns aufs entschiedenste gegen diese wieder grassirende Sucht des „Ansingens" erklären.

Fast ganz verleidet ist uns um dieses chronischen Leidens willen das nachfolgende Buch:

18. Erinnerungen. Gesammelte Gedichte von F. A. Maercker. (Der Gedichte dritter Band.) Berlin, Decker. 1862. Br. 8. 1 Thlr.

Eine bitterböse Aufgabe, so ein Buch durchzulesen. Man hat schon genug, liest man nur die Ueberschriften. Da heißt es: „Zur Krönungsfeier des Königs Wilhelm's I. von Preußen"; „Festgruß am Tage des Einzugs des Königs Wilhelm's I."; „Widmung der Tragödie Karl der Große an den König Wilhelm I."; „Der Königin Augusta, bei Gelegenheit des für das Goethe-Comité erbetenen Schutzes"; „Der Königin Augusta am Tage des Dankgebets für die glückliche Errettung des Königs"; „Zur Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Victoria"; „Festgesang bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Victoria"; „Dem Großherzoge von Baden"; „Dem Prinzen Wilhelm von Baden"; „Philipp Melanchthon zur dreihundertjährigen Säcularfeier seines Todes"; „Abschied von der Goethe-Ausstellung"; „An die Universität zu Berlin"; „Der neuen Burschenschaft"; „An einen Staatsmann, Neujahrsgruß zum 1. Januar 1859"; „Herrn Wöhlert (Fabrikbesitzer) an seinem zweiundsechzigsten Geburtstage"; „An Fräulein Heusser". So und nicht anders geht es in einem Athem fort. Zur Krönungsfeier schwarz-weiß bis an den Hals hinan, der neuen Burschenschaft gegenüber schwarz-roth-gold wenigstens mit Zunge und Lippen. Das ist ein Ansingen ohne Ende. Hören wir das an Fräulein Heusser (frühere Hofschauspielerin) Gerichtete, als sie die Rollen der Roxane und der Statira in der Tragödie „Alexander der Große" (von Maercker) „musenhaft" gelesen hatte, damit wir eine Idee von diesen Maercker'schen Poesien erhalten:

Was in der Tiefe des Wortes sich birgt, in den Tiefen des Herzens,
Was im Sturm des Gefühls ringend erleidet der Geist,
Kündet uns mächtig dein Mund: o, wie fesseltest jedes Gemüth du,
Als mit des Tones Gewalt zaubernd die Seele du trafst.
Geister vereinet die That. Sei stets du des Dichters Prophetin,
Trag ihm die Fackel voran! Ja, du erkanntest sein Herz.

Welcher Schauspielerin vom Donau- bis zum Memelstrande könnte man diese Worte nicht ins Album schreiben. Und so wie diese Verse, ebenso unbestimmt ist die Unzahl von Sonetten, denen wir im Bande begegnen. Wer kann ein volles Schock Sonette lesen, ohne einzuschlafen. Das Verdienst wollen wir übrigens dem Dichter nicht bestreiten, daß er einen leichten Vers schreibt und nach möglichster Formvollendung strebt. Wenn man indeß sein poetisches Vermögen so weit strapazirt, daß man sich nach dem Anschauen von Shakspeare's „Wintermärchen" hinsetzt und ein Sonett niederschreibt, so scheint uns in diesem poetischen Schaffen ein gut Theil Ziererei zu liegen. Den Schluß des Buchs macht eine Erzählung aus dem Türkischen, „Chisr" betitelt. Sehr gut und kurz erzählt bildet sie eine Zierde der „Erinnerungen".

19. Pflug und Schwert. Sonette von B. Carneri. Wien, Tendler und Comp. 1862. 16. 12 Ngr.

Das ist nun gleich ein ganzes Büchlein voll Sonette! Wir hätten dasselbe wie bei Maercker's Sonetten zu wiederholen, eine wie schwere Aufgabe es ist, die Sonette schockweise zu verdauen. Pflug und Schwert! In dem ersten Abschnitte besingt der Dichter die Freuden des Landlebens, die Natur u. s. w.; im zweiten eifert er gegen den modernen Cäsar. Gut österreichisch gesinnt gefällt er sich meist in den bissigsten Ausfällen gegen Napoleon. Ja er geht noch weiter, er schimpft und schiebt dem Napoleon in die Schuhe, was doch nur auf unser ganzes, materialistisches Zeitalter fällt. Auch die armen Preußen kommen an einer Stelle sehr übel weg, während er Oesterreich als den Eckstein betrachtet, an dem alles zerschellen muß, was der Empörung Bahnen betreten will. Seinem männlichen Muthe halten wir solche Uebertreibungen zugute. Wir wählen als Probe noch ein sehr gelindes Sonett:

Drum auf!

So lange weltbeherrschend an der Seine
Ein Bonaparte darf das Scepter führen
Und ungestraft an jedem Aufstand schüren,
Dran sich ergötzt die Kampflust seiner Hähne,

Und wir in Waffen all, bis an die Zähne,
Nur lauschen, ob er läßt die Trommel rühren,
Sind Träume nur, die uns zum Spielball küren,
Der Wohlfahrt und der Freiheit stolze Pläne.

Das grüne Reis der Tapfern auf dem Hute,
Im Winkel, wohin seine Blick' uns bannen,
Aufwartend wie der Pudel vor der Ruthe,

Nur Helfershelfer sind wir des Tyrannen,
Deß Will' ist, daß Europa still verblute;
Drum auf! daß wir zu spät uns nicht ermannen.

20. Himmel und Hölle der Liebe. Roman in Versen von Heinrich von Waldenburg. Bonn, Rheinische Verlagsanstalt. 1862. 16. 7½ Ngr.

Der Roman seines Lebens muß unendlich gewöhnlich verlaufen sein, daß ihn der Verfasser in Verse brachte. Denn mit einem wirklichen Roman des Lebens will uns Waldenburg doch jedenfalls beglücken. Leider sind wir nicht in der Lage, den Roman zu verstehen. Ob es sich um eine Geliebte handelt, die dem Geliebten untreu geworden, ob die Geliebte gestorben, ob der Dichter der Liebelei überdrüssig geworden: wir können es nicht beschwören; doch glauben wir das alles aus seinen Versen herauszuhören. Das Büchelchen zerfällt in: „Prolog", „Himmel", „Hölle", „Himmelsheimweh", „Epilog". Die drei mittlern Abschnitte bestehen je aus einer Anzahl einzelner Gedichte, die oft tiefen Sinn ahnen lassen, oft aber auch mit nichts als der Tiefe dieses Sinns spielen. So fragen wir uns vergeblich, was in diesem Romane wol folgendes Gedicht bedeuten solle:

Wahre Liebe ist für alles
Andre als für Liebe blind:
Kluge Liebe, halbe Liebe,
Kluges Kind, ein halbes Kind.

Liebe nur so fort, verständig,
Für den Hausgebrauch genug;
Denn ich fürchte, tief zu lieben,
Bist du Mädchen viel zu klug.

Also das ist Poesie, die den einfachen Satz: „Ein kluges, verständiges Mädchen liebt gewöhnlich nicht mit ganzer Glut der Seele", in einem besondern Gedichte breit tritt?

Wie gut nimmt sich dagegen S. 80, Nr. XVI aus; wenn auch in einem etwas tollen, ist es doch in einem annehmlichen Humor geschrieben. Aber gleich zwei Seiten weiter gefällt sich der Dichter wieder in schaler Reimerei, wenn er den Refrain: „Wer weiß, wo morgen der Karren steht — schiebt", für eine geniale Eingebung hält. Das Barockste steht aber auf S. 93:

Das Höchste, was die Welt erkiest,
Heißt: Nacktes bekleide ein Hemd —
Und wenn du mich später wiedersiehst,
Siehst du mich an wie fremd.

Mit solchem absoluten Unsinn glauben die Jünger eines Heine die Welt zu kirren. Denn Jünger eines Heine möchte sich Waldenburg sicherlich nennen. Das beweist seine stete Sucht, sich mit schlotterigen Versen, wie den angeführten, und mit emancipirten Gedanken breit zu machen. Doch wer weiß, wer hinter dem Verfasser steckt! Aus der Verlagshandlung gingen schon mehrfach Mystificationen hervor. Vielleicht ist das ganze Werk nur ironisch zu nehmen. Und der Schlüssel zum Buche läge in dem Epiloge: das Ganze sei nur ein „Hauch".

21. Kleine poetische Versuche von Charlotte Felsner. Trier, Lintz. 1862. 8. 15 Ngr.

Wir sollen doch wol sehr galant sein. So wollen wir denn also das Beste aus den „Kleinen poetischen Versuchen" heraussuchen. Vielleicht wäre es das kurze „Im Walde":

Ueber mir im Blätterzweig
Hör' ich leises Singen,
Aus dem Dorf so feierlich
Morgenglocken klingen.

Im harmonischen Verein
Alle Bäume rauschen;
Duft'ge Blumen grüßen mich,
Lieblich ist's zu lauschen.

O, wie könnte da mein Herz
Wol noch bange schlagen?
Kann es da wol über Leid
Noch so traurig klagen?

Nein, es stimmet froh mit ein,
Singt von Glück und Liebe.
Wenn es doch so friedlich still
In meiner Brust stets bliebe.

Abgesehen von dem prosodischen Fehler in der letzten Strophe mag dies Liedchen passiren; denn es hat Stimmung. Auch besitzt die Dichterin in vielen andern Fällen nettes poetisches Gefühl. Aber sie weiß sich noch nicht zu beschränken. Und dann singt sie zuweilen etwas trivial:

Maienblume lieben alle,
Weil sie so bescheiden ist(!) —

oder gibt kleine Ungeheuerlichkeiten:

Es sagt das welke Sträußchen es u. s. w.

Doch wir wollten nur galant sein, und für die Ewigkeit wird Charlotte Felsner wol nicht geschrieben haben wollen. Also mag es passiren, das Büchlein.

Noch galanter sollen wir uns gewiß gegen nachfolgendes Buch benehmen:

22. **Gebt unserm Gott die Ehre! Religiöse Gedichte** von Melanie Löffler. Erfurt, Keyser. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

> Mit Gott sei jedes Werk gethan,
> Mit Gott, der Kräfte sendet;
> Mit Gott fing ich auch dieses an;
> Mit Gott hab' ich's vollendet.

So singt Melanie Löffler. Unsere Kritik wird ihr mithin weder nützen noch schaden. Wollten wir kritisiren, so würden wir die funfzig und so und so vielen Sonette anstreichen. Es scheint, wir sollen mit Sonetten todtgefüttert werden!

> Wenn du ein Herz dir machen willst zu eigen,
> Schau' erst in deins und prüfe seine Schwächen;
> Laß nicht die Eigenliebe dich bestechen,
> Als möchtest du den Besten dich vergleichen.

Spricht Melanie Löffler so aus eigenem Herzen, wohl ihr, sie wird dann nicht übermäßige poetische Ansprüche erheben.

All den Dichtern und Dichterinnen möchten wir nachfolgendes Büchlein ans Herz legen, damit sie lernen, was dichten heißt:

23. **Der Trutznachtigall Lieder der Liebe und des Lobes Gottes** (in zwei Abtheilungen) von Friedrich von Spee; umgedichtet in die Sprache unserer Zeit von Joseph Pape. Arnsberg, Grote. 1862. 16. 22½ Ngr.

Verhehlen wir es nicht: wir haben uns an dem Buche wirklich erbaut. Zwar behagt unserer Zeit manche Süßseligkeit, manches „Brünnelein" und manches „Blümelein" nicht recht mehr, woran sich frühere Jahrhunderte nicht satt sehen konnten, doch aber darf sich Pape seines glücklichen Griffs wegen glücklich schätzen. Seine Umdichtung verdient vieles Lob, wennschon sie eben an sehr vielen Stellen den übersüßen, schwelgenden Ton nicht auf ein richtigeres Maß herabstimmen mochte. Doch davon abgesehen: wie fließen die Verse, wie klingen die Strophen, wie rauschen die Worte, wie glänzen die Gedanken! Es ist gewißlich wahr, daß die alte Trutznachtigall in den herrlichsten Weisen zu schlagen weiß; was sie hervorgebracht, das hat echten Sang und Klang:

> Im grünen Wald ich neulich saß
> Den Felsen gegenüber,
> Da strich durch zartes Laub und Gras
> Der Frühlingswind vorüber.
> Zur Seite war
> Ein Bächlein klar,
> Ein bergentlaufner Bronnen,
> Im Jugendtraum,
> Weil eben kaum
> Dem hohlen Stein entronnen.
>
> Es war die schöne Frühlingszeit,
> Es war im halben Märzen;
> Da seufzt' ich wol in Liebesleid
> Nach ihm, der mir im Herzen.
> Von Herzensgrund
> Dann rief mein Mund:
> „Ach Jesu!" voller Klagen;
> So hört' ich bald
> Auch aus dem Wald
> „Ach Jesu!" deutlich sagen.

Dies der Anfang der dritten Nummer der ersten Abtheilung, überschrieben: „Die Gespons Jesu spielt im Walde mit dem Widerhall." Leider können wir das lange Gedicht nicht weiter mittheilen; doch verdient es schon des originellen Gedankens wegen eine Hervorhebung. Freilich wird der durchaus religiöse Bezug der Gedichte nicht jedermanns Sache sein. Doch wer nicht gleich souverain lächelt, wenn er die Ueberschriften der beiden Abtheilungen: „Trutznachtigall im Garten am Felsen in Liebesleid" und „Trutznachtigall mit den Lerchen den heiligen Berg umjubelnd", nennen hört, der wird sich den größten Theil des Buchs zur wahren Erquickung angelegen sein lassen. Wie viel Pape zur Modernisirung des vortrefflichen Spee that (die Umdichtung Spee's durch Wessenberg kennen wir nicht) gethan hat, dazu diene eine Strophe zur Vergleichung aus dem: „Poetisch Gedicht von dem H. Francisco Xaverio der Gesellschaft Jesu, als er in Japon schiffen wollte, allda die heidnische Völker zu bekehren." (Spee's Schreibweise haben wir modernisirt.)

Spee.

> Eia, stark und freche Wellen,
> Eia, stark und stolze Wind,
> Ihr mich nimmer sollet fällen,
> Euch zu stehn bin ich gesinnt.
> Seelen, Seelen muß ich haben!
> Sattlet euch nur, hölzern Roß,
> Ihr müßt über Wellen traben:
> Nur vom Ufer drücket los.

Pape.

> Eia! stark- und freche Wellen!
> Eia! stark- und stolzer Wind!
> Nimmer werdet ihr mich fällen,
> Euch bin ich zu stehn gesinnt.
> Seelen, Seelen muß ich haben:
> Sattelt mir das Roß von Holz,
> Durch die Wellen soll es traben,
> Tragen seinen Reiter stolz.

Auch unter den Gedichtsammlungen neuerer Dichter sind einige, die wir vielen als Muster aufstellen können. Wäre es in Hinsicht der dichterischen Bescheidenheit, so würden wir hinweisen auf:

24. **Tannengrün und Edelweiß. Lieder aus stillen Stunden.** Leipzig, O. A. Schulz. 1862. 16. 12 Ngr.

Ein inniges, zartes Gemüth spricht aus den einfachen Weisen des nur 80 Seiten starken Bändchens. „Tannengrün", das immer frische, soll die ewige Dauer des poetischen Gefühls versinnlichen, „Edelweiß" dagegen als sinniges Bild der im stillen blühenden Minne gelten. Wie weit sich der Dichter zu höhern, vollern Weisen aufschwingen könnte, vermögen wir nicht zu entscheiden; was er hier bietet, enthält in der Gattung des Liedes durchaus sangbare Töne. Des Dichters Anschauung lernen wir sicher aus „Durch Nacht zum Licht!" kennen:

> Nicht immer kann die Sonne scheinen,
> Oft deckt sie dunkler Wolken Nacht,
> Bald siehst du bittre Thränen weinen
> Das Auge, das noch kaum gelacht.
>
> Doch sieh, durch trüber Nächte Dunkel,
> Durch Nebel und durch Wolkenflor
> Bricht neuen Sternes Lichtgefunkel
> Nur heller leuchtend dann hervor.

Sei es des schwungvollen Tons wegen, so empfehlen wir:

25. **Gedichte** von P. J. Willatzen. Zweite Sammlung. Bremen, Strack. 1862. 8. 1 Thlr.

In Willatzen steckt ein begabter Lyriker. Seine Strophen fließen, sie reißen den Leser unwillkürlich mit fort. So fänden wir schon in der ersten Abtheilung „Bunte Blätter" aus den Jahren 1859—61 sehr viel zu loben. Wie tiefempfunden ist nicht auf S. 6 fg. das schöne Gedicht: „Der Mutter", das wir nur etwas zu gedehnt halten möchten. Dann die kleinern Sachen S. 16 fg.: „Huldigung", „Die Rosen stehn in voller Pracht", „Sieh mich nicht an so liebevoll" u. s. w.:

Die Rosen blühn in voller Pracht,
Sie sind erblüht wol über Nacht,
Doch müssen sie, du wirst es sehn,
Auch wieder über Nacht vergehn.

Und blühst du hold und anmuthreich,
Der schönsten Rosenknospe gleich,
Das Leben flieht, eh' du's gedacht,
Und welkt gleich Rosen über Nacht.

Jedenfalls nimmt das durch Anspruchslosigkeit ein.

In der zweiten Abtheilung: „Erzählende Gedichte", finden sich die Balladen: „Casella", „Thorvald Vidförle", „Des Sängers Tod". Das darauffolgende Gedicht „Giulia Gonzaga" ist leider zu sehr Bruchstück, als daß sich ein volles Urtheil darüber fällen ließe. Das lange, „Hannibal's Tod", obschon es markiger sein könnte, empfiehlt sich durch den Fluß der Verse und durch poetische Spannung. In den „Altisländischen Volksballaden" hat uns einzelnes namentlich durch den mildversöhnenden Ton angezogen, anderes durch den deutschen Sang und Klang, der in den Versen antönt. Dem Schlusse zu lernen wir in Uebertragungen noch mehrere Dichter des Nordens kennen: so aus Norwegen A. Munch und Welhaven; aus Schweden Malmström, Stagnelius, Sturzen-Becker, Lenngren, Vitalis (Erik Sjöberg), Adlersparre; aus Dänemark Ploug, Holst, Schack von Staffeldt, Henrik Hertz, Ingemann und Hauch. Sollten wir einzelne Gedichte dieser nordischen herausheben, so wären es besonders Munch's „Mein Vaterland", Malmström's „Sibylla", Ploug's „Sprache des Nordens", Hertz' „Dreizehn bei Tische", Hauch's „Bekenntniß des Dichters".

Wäre es des lehrreichen Tons wegen, so nehme man:

26. Lerne, liebe, lebe. Dichtungen von Julius Hammer. Leipzig, Brockhaus. 1862. 16. 24 Ngr.

Die verschiedenen Abschnitte des Buchs lauten: „Rath und Lehre", „Beispiel", „Stoisches Leben", „Gebete", „Legenden", „Zeit und Gemüth".

Lerne, — die Erkenntniß mehre!
Jeder neubescherte Tag
Gibt dir Beispiel, gibt dir Lehre,
Was ein offner Sinn vermag.
Lerne, was du siehst, verstehen,
Und du wirst mit klarem Blick
In dich selbst zurückgehen,
In dir finden dein Geschick.

Liebe, — aus den tiefsten Quellen
Deines Busens drängt dein Ich,
Ein geheimnißsüßes Schwellen
Schöpfrisch zu erweitern sich.

Lebe, — rings um dich beständig
Wogt des Lebens reiche Flut,
Die dich mahnet: sei lebendig!
Nütz', o Mensch, dein göttlich Gut!
Leichter wehret tausend Uebeln
Eine freie, schöne That,
Als vom kleinsten dich dein Grübeln
Zu erlösen schaffet Rath.

Mit diesen Versen hat sich der nun bereits im Grabe ruhende Dichter ein herrliches Denkmal gesetzt. Dies Denkmal ist das unablässige Streben nach einer edeln Lebensweisheit. Er fand sie besonders in den Lebensregeln orientalischer Dichterphilosophen. Einen solchen Schatz von trefflichen Bemerkungen, Andeutungen und Lebenserfahrungen finden wir in dem Büchlein, daß wir nur hinzugreifen brauchen auf irgendeine Seite, um Mahnung, Trost, Ermuthigung, Beruhigung aus den Sprüchen so gut wie aus den Gebeten, aus den Legenden wie aus den kleinern Liedern zu schöpfen. Und so sei denn das Büchlein allen stillen Gemüthern gleichwie den stürmenden Herzen zur Einkehr und zur Umschau in sich ohne weitere Kritik bestens empfohlen. Möge das „Lerne, liebe, lebe" „zu allen guten Stunden" und auf allen „stillen Wegen" unser Begleiter sein, so wird unser oft schwankender Sinn des „festen Grundes" nicht entbehren. Und wir werden des Dichters mit Rührung gedenken.

Von einem Todten gehen wir über zu zwei Greisen, deren Werke wir, wie verschieden auch der Gesammteindruck derselben, nicht ohne eine gewisse Wehmuth in die Hand nehmen.

27. Gedichte von A. K. de Wilson aus Th. Erstes Bändchen. Posen, Merzbach. 1862. 8. 1 Thlr.

28. Gedichte von August Lamey. Strasburg. 1860. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ehe es zu spät ist, wollen beide im hohen Greisenalter stehende Dichter sammeln, was sich sammeln läßt. In Wilson's Gedichten finden sich einzelne aus den Jahren 1815 und 1816; Lamey sogar bringt uns Gedichte aus 1791! Einem solchen dichterischen Leben gegenüber hält sich unsere Kritik still, wir ehren die weißen Haare und freuen uns an dem lebenskräftigen Sinn, der zu den seligen Stunden der Jünglingszeit zurückkehrt. Lamey sucht seine Stärke namentlich in ungereimten Versen und antiken Versmaßen, Wilson fesselt durch einen naturwüchsigen, volksthümlichen Ton. Aber Wilson schießt oft übers Ziel hinaus, ins Barocke hinein. Seine Gedichte haben meist Balladenton, sie sind indeß in dem Ausdrucke oft zu wenig geschliffen und streifen ins Bänkelsängerische. Hierin auch liegt's wol, daß Wilson weniger zur Geltung gelangte, als er verdiente. Uns thut all der sonstigen poetischen Nebelei und Schwebelei gegenüber sein derber Ton oft sehr wohl. Nur darf er nicht ins Cynische fallen, wie im „Verwünschten Klosterschatz", oder sich so platt geben, wie S. 25:

Einst sitzt ein Pascha träg und faul
Und gähnt vor Langerweile;
Da bleibt ihm offen stehn das Maul,
Als steckten drinnen Keile;
Man pflegt's zu nennen: Kinnbacksperr';
Wie wimmerte der arme Herr!

Gegen diese Bänkelsängerei wie trefflich ist das Gedicht „An meine Jugend", oder „Gedanken eines Schülers der Weisheit", oder das vorzügliche, dem Dichter allein schon zum Ruhme gereichende „Frühlingsfeier".

Lamey bietet uns auf 450 Seiten theils „epische Dichtungen", theils „dramatische Scenen", theils „leichte Bilder, Sagen, Romanzen", theils „Oden, didaktische Lieder"; dazu auch Lieder nach Béranger, Victor Hugo, Lamartine, dann Fabeln nach Lafontaine, dann „Elsässische Chronik", endlich „Scherzgedichte" und „Vermischtes". Ein tiefgebildeter Geist, ein reiner Sinn, redliches poetisches Streben, das sind die Züge, die wir an dem Dichter bemerken. Manche sinnige Gabe verdiente, daß wir sie näher besprächen. Doch heißt uns der Raum sparsam sein. Wie er auf seinem elsässischen Vorposten französische Literatur mit deutscher zu vermitteln sucht, davon singt er in dem Liede „Meine Bücher":

Dich Arouet (Voltaire), dich Poquelin (Molière)!
Euch, Uhland, Rückert, Heine,
Sismondi, Guizot, Lamartin',
Zusammt im offnen Schreine.

29. Bilder der Vorwelt. Ein Cyklus von Gedichten von Albert Knapp. Stuttgart, Steinkopf. 1862. Gr. 8. 22½ Ngr.

„Der Antrieb zu nachstehenden Dichtungen entsprang aus Vorstudien, zu welchen mich die mündliche Erklärung eines apostolischen Briefs veranlaßte, und aus dem Wunsche, das Resultat derselben in eine abgerundete Form zu fassen", so leitet Knapp seine „Bilder der Vorwelt" ein. Viele der geschichtlichen Scenen ergriffen ihn dermaßen im Gemüthe, daß er dem Triebe, manche derselben in ein poetisches Gewand zu kleiden

nicht zu widerstehen vermochte, sondern aus dem beinahe grenzenlosen Material mehrere ihn besonders ansprechende Bilder herausgriff, um sie seinen Lebensgenossen im Lichte des Evangeliums vors Auge zu führen. Danach konnte man vermuthen, die religiöse Tendenz sei eigentlich die Hauptsache an den Gedichten. Das ist aber das Schöne, daß sich diese Tendenz nicht auf Kosten der Poesie geltend macht. Im Gegentheil, sie erstreckt sich nur so weit, um den Untergang des Heidenthums und auch den Untergang der classischen Vorzeit als beim aufbrechenden Christenthume nothwendig erscheinen zu lassen. Es durchweht daher die Gedichte ein tief sittlicher, freilich etwas schwermüthiger Ernst. Diese Schwermüthigkeit wird aber durch die oft sehr plastische Form der Strophen wesentlich gemildert. Diese „Bilder der Vorwelt" verdienen daher in mehr denn einer Hinsicht ein offenes Wort der Anerkennung. Dabei ist ihre Zahl so groß, daß sich jeder ihn besonders fesselnde Stoffe sicher heraussuchen wird. Der Bilder sind nämlich nicht weniger als 32. Von ihnen ist nur das letzte „Napoleon's Bestattung" (1840) der neuern Geschichte entlehnt. Die übrige bunte Menge bringt „Delphi", „Kreta", „Tyrus", „Persepolis", „Delos", „Miletos", „Theben" (in Aegypten), „Ephesus", „Sardes", „Pergamus", „Laodicea", „Rhodos", „Sparta", „Olympia", „Arkadien", „Tarsus", „Akrokorinth", „Patmos", „Palmyra", „Byzanz", „Antiochia", „Der Atlas", „Pompeji", „Belisar", „Timur", „Säulen des Hercules", „Alexander's Grabesfahrt", „Des Titus Triumph", „Griechenlands Schicksal", „Der unterbrochene Tempelbau", „Die zwiefach Erstorbenen" (die Bewohner der Gegenden, welche einst dem Christenthum erschlossen waren und jetzt als abgefallen gelten). Beigefügte Noten sollen für die einzelnen Stoffe Fingerzeige zum nöthigen Verständniß bieten und sie möglichst populär machen. Der Verfasser hat demnach alles gethan, um den Productionen seines vierundsechzigsten Lebensjahres (nur „Napoleon's Bestattung" rührt aus dem Jahre 1841) Eingang in die Herzen zu verschaffen.

So weit wären wir, und nun könnten wir eigentlich wieder von vorn beginnen. Wir könnten uns wieder nach vergänglicher lyrischer Waare umsehen. Doch wollen wir mit der nachfolgenden nicht zu streng ins Gericht gehen. Es findet sich ja in den meisten der nachfolgenden Bücher manch sinniger Gedanke, wenn auch das dichterische Vermögen der Verfasser nicht bis an den Himmel der Poesie reicht.

30. Ernste Lieder. Von Paul Erwin. Berlin, W. Schultze. 1861. Gr. 16. 10 Ngr.

Das Maß, mit dem wir messen, haben wir bei Paul Erwin sehr herabgestimmt. Erwin ruft mit seinen sehr bescheidenen Leistungen unser ganzes Mitleiden wach. Wir gehen mit ihm nicht ins Gericht, wir blasen nicht mit vollen Backen unter seinen poetischen Weizen, sonst möchte Spreu und wieder Spreu aufwirbeln. Das Dichten scheint dem Verfasser unendliche Mühe zu bereiten. Man merkt es an einzelnen Wendungen. Doch kommt er erst in den Schuß hinein, dann geht es zuweilen ganz sangbar weiter. Aber nichtsdestoweniger lassen die Gedichte kalt, denn es fehlt ihnen gewöhnlich die Pointe. So z. B. das „Abendlied":

> Die Schatten lagern
> Ueber dem Ried,
> Die Vöglein singen
> Ihr letztes Lied,
> Die Gipfel der Berge
> Noch goldig glühn
> Ich liege betend
> Auf meinen Knien.

Was soll das! Oder „Am See":

> Ihr holden Blumen an dem See,
> Was senkt ihr so das Haupt?
> „Der Sturm hat unsrer Schwester,
> Ja unsrer lieben Schwester
> Geknickt das blühnde Haupt.
>
> „Dort treibt sie nun todt auf dem See,
> Wir schaun ihr traurig nach;
> Brich uns, du guter Wandrer,
> Ja brich uns, guter Wandrer,
> Und sende uns ihr nach!"

Das ist nicht einmal ein Stimmungsgemälde; das ist schwächliche Sentimentalität, wie sie allenfalls bei einer jungen Dame zu entschuldigen. Und nun der Vers: „Dort treibt sie nun todt auf dem See", acht einsilbige Wörter! Gut wenigstens, daß Ein Lied, „Draußen und drinnen", pointirt ist und uns lebhafter anregt. Gut auch, daß die „Bruchstücke eines Tagebuchs" einige wärmer empfundene Stellen bieten.

31. Blumen am Wege. Gedichte von Gustav Oppermann. Berlin, Selbstverlag. 1862. 8.

Ein hübsches Bündel von Blumen. Es sollen nur Blumen am Wege sein. Ja, gäbe nur Oppermann nicht vielen von diesen Blumen hochtrabende Namen, als glaubte er sie dadurch besser an den Mann zu bringen. Und wenn man's so billig haben kann, daß man überall am Wege nur dahin und dorthin greift und im Umsehen einen Strauß zusammenpflückt, welchen Werth soll diese Wohlfeilheit besitzen? Oppermann singt leicht, aber auch unendlich wohlfeil. Es kommt ihm gar nicht darauf an, mit Reminiscenzen aus andern Gedichten zu beginnen. So S. 133 „Zum Geburtstage des Königs":

> Lied erschalle,
> Feiernd walle
> Auf zu unsers Himmels Dom!

Wer hörte da nicht Agathe im „Freischütz" singen? Oder „Drei Burschen" (S. 150):

> Es zogen drei Burschen mit munterem Sinn,
> Mit wanderndem Fuß in die Ferne dahin —

klingt das nicht wie ein Plagiat auf das bekannte Gedicht Uhland's? Selbst kleinere, übrigens poetisch empfundene Lieder leiden durch den Ton der Gemeinplätze, so:

> Leise rauscht's wie Geisterhauch
> Nieder von den Höhen,
> Und das Blatt zu meinem Fuß
> Säuselt lindes Wehen.
>
> Herz, mein Herz verstehest du,
> Was die Grüße künden
> Aus dem Land der Geisterruh,
> Wo die Nebel schwinden?

Auch die wenigen erzählenden Gedichte würden wesentlich durch plastischere Darstellung gewinnen. Doch wir mäkeln mit dem Dichter und er selbst bemerkt in seiner Bescheidenheit:

> So nehmt die Gabe, wie sie euch gegeben,
> Der Sänger reicht sie tief erbebend dar.
> Nicht ewig werden seine Lieder leben,
> Die nur der Stunde Gunst gebar;
> Doch wenn sie leis in euerm Herzen beben,
> Und wenn auch eins nur aus der bunten Schar
> Euch einer Stunde Unlust einst bezwungen,
> Ist es vergebens ewig nie gesungen.

32. Gedichte von Wilhelm Fischer. Bonn, Weber. 1862. Gr. 16. 28 Ngr.

Das Buch zerfällt in Lyrisches und Episches. Der epische Theil enthält meist Bilder aus alter Geschichte, meist nach Herodot u. s. w. bearbeitet, meist auch schon oft behandelte Themata wie „Kleobis und Biton", „Adrastos", „Salamis".

Doch liest man diese Gedichte nicht ohne Interesse. Im „lyrischen Theile" greifen wir zunächst nach den Sonetten (S. 41—47). Solche Sonette lassen wir uns gefallen. Und auch in den übrigen kleinen Liedern finden sich manche innige Weisen, die um so mehr ansprechen, als sie anspruchslos auftreten, obgleich sie meist auf eine etwas melancholische Pointe hinauslaufen. Nicht wenig indeß überraschen uns sprachliche Härten wie auf S. 132:

Drauf ist der Herbst gekommen
Mit Stürmen schneeig und kalt,
Auch du, o Lieb, bist mir kalt und fremd
Geworden, fremd und kalt.

Wie ganz anders fließt es dagegen in dem kleinen:

Als ich ein frohes Kind noch war
In meiner Mutter Haus,
Da sah mein Auge sonnenklar
Ins weite Land hinaus.

Da war die Welt so reich und schön,
So roth im Morgenschein,
Da klang so zaubersüß Getön
In Ohr und Herz hinein.

Da sah ich viele Rosen blühn
Im thauig grünen Feld,
Da sah ich tausend Freuden glühn
In weiter Gotteswelt.

Sie sind verwelkt im falschen Wind,
Verweht in Nacht und Graus —:
Ich wollt', ich wäre noch ein Kind
In meiner Mutter Haus.

33. Gedichte von Georg Schultz. Hannover, Riemschneider. 1861. 8.

Im düstern Wald auf dürrem Sand
Wol ist ein Garten mir bekannt,
Da trifft man im öden wilden Tann
Drei wundersame Röslein an.

Mit solcher Willkür im Versmaße wie in der dritten Zeile verfährt Schultz öfter. Freilich nicht durchgehends; aber schlimm genug, daß so etwas mit unterläuft. Seine Gedichte sind unter eine Masse von Abschnitten gebracht, von denen uns die Sonette und die Reisebilder, namentlich das „Italia, Italia" als das verhältnißmäßig Beste im Buche erscheinen. Dagegen fallen die ersten Abschnitte ziemlich ab. Der erste Abschnitt „Spätherbst" versetzt uns wirklich in eine recht herbstliche Stimmung, da die Mittelmäßigkeit und ein trüber Ton vorherrschen. Dasselbe gilt vom zweiten, dem „Winter", der uns nun gar ganz schwunglose, durchaus frostige Poesien bringt. Glücklicherweise thauen wir im „Frühling", dem dritten Abschnitte, etwas auf, und auch im vierten Abschnitte „Vermischtes" dauert diese erwärmende Stimmung fort. Ja wir lassen uns sogar so weit fortreißen, daraus „Estampede", „Nordlicht", „Der Fischer" als recht erträglich hervorzuheben. Die dann folgenden „Bilder aus dem Wendenlande" stoßen uns durch den grellen Ton mehr und mehr ab, desto mehr fesselt uns die sechste Abtheilung „Scherz und Liebe". Wir halten hier sogar bei dem artigen „Die Anleihe" still:

Wenn um einen Kuß ich bat,
Sprachst du: Habe keinen!
Liebchen, dafür weiß ich Rath,
Leihe dir von meinen.

Tausend Küsse leih' ich dir,
Zinsen stell' ich billig,
An Procenten zahlst du vier,
Hoff' ich, gern und willig.

Nimmer soll das Kapital
Dich als Schuld beschweren,
Und nie will ich auf einmal
Es zurückbegehren.

Jedesmal, wenn ich dich schmück'
Mit des Frühlings Rosen,
Zahlest zehn du mir zurück
Unter süßem Kosen.

Wenn die Röslein sind erstarrt,
Tief im Schnee begraben,
Will ich — sieh, ich bin nicht hart —
Täglich fünf nur haben.

Nie soll deine schöne Hand
Einen Schuldschein schreiben,
Als das einz'ge Unterpfand
Soll dein Mund mir bleiben.

Die übrigen Abschnitte: „Kränze", „Haus und Familie", „Oden und Zeitgedichte", fallen hiergegen wieder merklich ab, so sehr ab, daß wir bei dem vier Zeilen langen Gedichte „Heilen soll die Zeit?" verwundert fragen, wozu es gedruckt sei?

Bisher hatten wir hauptsächlich auf den innern Werth der Bücher gesehen. Wie wär's, wenn wir nun auch einmal den Blick auf den äußern richteten. Einige Bücher sind uns zwar schon durch die Hand geschlüpft, bei denen wir das schöne Kleid hätten vermerken sollen. Wir kommen damit aber wol noch früh genug, wenn wir's auch erst jetzt vermerken. Wodurch sich also „Ein münchener Dichterbuch", Hammer's „Lerne, liebe, lebe", Willatzen's „Gedichte" und andere auszeichnen, die schöne Ausstattung, finden wir auch bei

34. Gemüth und Welt. Lyrische Dichtungen von Friedrich Marx. Gratz. 1862. Br. 8. 1 Thlr.

Aber war sie bei jenen mehr nebensächlich, so wird sie hier fast zur Hauptsache. Der Verfasser, ein österreichischer Offizier, bietet uns einen starken Band meist kleiner, oft an Heine anklingender Lieder. Gegen seinen ernsten Willen protestiren wir durchaus nicht, auch gegen seine Lebensanschauung mögen wir nichts einwenden, auch nichts gegen den Fleiß, mit dem er seine Lieder niedergeschrieben, aber doch in gewisser Beziehung gegen die Ueberzahl dieser kleinen flüchtigen Lieder, dieser vergänglichen Dinger von lyrischen Brosamen. Auch dürfte sich's der Verfasser in Zukunft mit metrischen und sprachlichen Freiheiten weniger leicht machen, wofern er nicht die Kritik ernstlich herausfordern will. Zu billig ist eine Strophe wie nachfolgende auf Seite 55:

Gefällt's doch beiden noch
Solch trautes Sichgewohntsein,
Wärst du die Erde doch,
Wie gerne wollt' ich Mond sein!

Ganz unleidlich aber folgende auf S. 231:

So trag' jungfräulich denn das reine (Kreuz),
Sei stolz, Soldatenkind, sei stark,
Nirgends um Mitleid bettl', sei eine
Wehrhaft umgürtete Jeanne d'Arc!

Doch möchten wir uns dem Dichter auch günstig zeigen, deshalb wählen wir eins seiner Abendlieder:

Im Abendglanze lag die Flur,
Das Flüstern schwieg im Wald,
Und eines Vögleins Stimme nur
Durchirrte süß die Hald'.

Der Abendglocke Ruf erklang
Vom Kirchlein auf dem Ried,
Die Hirtin auf dem Heimweg sang
Ein muntres Alpenlied.

O dieser Stimmen Einklang rief
Mir Friedenssehnsucht wach,
Als längst die Welt im Dunkel schlief,
Ein Stern aus Wolken brach.

In solchen und ähnlichen Stimmungsliedchen ruht die Stärke des Dichters, da trifft er den Ton sehr gut, schreibt fließend und befriedigt vollständig. Im übrigen erkennt der Dichter diese seine Stärke selbst an, denn er citirt über sich bescheiden:

Nicht dem stolzen Wanderstrome,
Der zum Meer von Alpen steigt,
Der euch Burgen, Städte, Dome
Wechselvoll im Spiegel zeigt.

Möcht' dem See als Dichter gleichen,
Der im kleinsten Thale ruht,
Hütten nur, Kapellen, Eichen
Zeigt euch seine Spiegelflut.

35. Rauschgold und Katzensilber. Ein Liedercyklus von Leopold Schick. Wien, C. Gerold's Sohn. 1862. 16. 24 Ngr.

Das Vaterland möchte Schick mit Marr gemeinsam haben, die österreichische Erde; die poetische Kraft aber dünkt uns zwischen beide verschieden getheilt. Schick philosophirt mehr, grübelt mehr, fällt mehr in einen spöttischen Ton und verdirbt sich daher manche lyrische Stimmung. Schon der Titel „Rauschgold und Katzensilber" klingt so etwas nach Selbstironie. Und dieser Trieb zur Ironie läßt ihn zuweilen nach poetischen Dornen und Disteln greifen:

Es herrscht ein Schacher in der Welt
So frech wie vormals nie;
Verdienst und Adel heißt nun Geld
Und Diebstahl Industrie.

Dem Volke predigt man Moral,
Die reiche Welt ist taub;
Die Tagsparole heißt Skandal,
Das Losungswort heißt Raub.

So viel Wahrheit in solchen Ergüssen liegt, ebenso viel Uebertreibung wegen der Allgemeinheit der Empfindung. Wie weit poetischer klingt es da nicht z. B. in dem „Auch die Todten sollen leben":

Laßt Gesang uns froh erheben,
Kränzet festlich mir das Mahl;
Auch die Todten sollen leben!
Füllet rauschend den Pokal.
Längst verblichne theure Gäste
Finden sich noch einmal ein,
Kommen jubelnd zu dem Feste,
Wollen wieder fröhlich sein!

Für das erzählende Genre zeigt sich Schick formell sehr gewandt, das sehen wir an „Das Weib des Räubers"; wie es ihm pathetisch von der Seele quillt, das zeigt „Ein Nebelbild", wie er aber im Epigramm nach dem Lorber, vergeblich greift, dafür bürgen uns die „Matten Gedankensplitter". Ja matt in der That sind viele dieser Gedankensplitter, schon weil sie die epigrammatische Schärfe zu oft im bloßen Wortspiele suchen, oft auch weil sie parador klingen. Ob gut ob schlecht, ziehen wir einen Gedankensplitter, welcher es auch sei, heraus:

Tausendmal bist du gewarnt und holst dir die nämlichen Schläge;
Hast nun die Lehre bezahlt, warne nun selber umsonst!

Wir sehen uns nach Büchern um, in denen ein erzählender Ton frisch und leicht anspricht. Nun da sind zwei, wenn sie auch hinsichtlich des Inhalts nicht gerade durchaus nebeneinander passen. Zuerst:

36. Das Lied vom Rhein. Ein deutscher Sang von Albert Rheiner. Freiburg im Br., Mayer. 1861. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wären die Dichter Albert Rheiner und Karl Falter (vgl. Nr. 14) ein und dieselbe Person, wir würden es gut und gern glauben. Löbliche Eigenschaften, die Falter bei seinem blassen Stoffe nicht verwerthen konnte, verschaffen Albert Rheiner einen gewissen Nimbus. Bei Rheiner gärt und brodelt es von Versen und Empfindungen, man merkt, er muß singen. Aber wie er singt, das sei stellenweise dem Apollo und allen neun Musen geklagt. Herameter schreibt er, gar nicht zu scandiren. Höre man nur:

Und die tausend Felsenkatarakte in mächtigen Sätzen —

Oho, wie der Daktylus über den Felsenkatarakt stolpert! Aber Rheiner griff nach einem dankbaren Stoffe, drum mag manche Unebenheit hingehen. Er schildert den Rhein von seiner Quelle bis zur Mündung, und zwar in drei Abschnitten. Im ersten Abschnitte verfolgt er den Rhein abwärts bis Ehrenbreitstein. Aber schon hier schiebt er vielfach lyrische Reflexionen ein, so wenn er den Abschnitt mit einem Gedichte „Die Ehe" schließt. Im zweiten Theile, „Rheinkiesel" betitelt, macht er ganz und gar halt und kramt einen ganzen Haufen lyrischer Gedichte aus, erst Oden, dann vermischte Gedichte, endlich deutsche Nationalhymnen, Gedichte, die mit dem Rhein meist gar nichts zu thun haben. Viele dieser Gedichte, so „Sappho", „Das Lied der Thränen", klingen gut, andere, so namentlich einige der Nationalhymnen, enthalten den schwertdröhnenden Singsang, hinter dem wenig Wahrheit steckt. Was soll z. B. in der Volkshymne S. 189 die Anrufung des Himmels:

O segne Gott der Völker erstes (das deutsche) dorten,
Durch deine Gnade ist es groß geworden!

Das verstehen die Reuß-Greizer viel besser, die singen doch wenigstens witzig:

Und woll'n sie in Gera auch was ha'n,
So mög'n sie's dir selber sa'n.

Der dritte Theil führt uns abwärts bis zum Meere und läßt uns unterwegs noch einige Rheinsagen und Romanzen auflesen, darunter auch eine „Lorelei", die im lyrischen Rausche geschrieben zu sein scheint. Was ist doch Heine's „Lorelei", Heine's elegischer Ton dagegen! Mit vollster Ekstase gelangt Rheiner ans Meer. Dort declamirt er:

Und wonnetrunken stürze ich auf die Knie;
Ha, göttlich! ewig! rufe entzückt ich aus.
Ja so, so ist's! so wird, so muß es sein!
Und hiermit ende ich mein Lied vom Rhein.

Daß Rheiner über diesen lyrischen Schwindel nur nicht im poetischen Meere ertrinkt. Es wäre schade um sein Talent, um sein noch nicht abgeklärtes Talent. Nicht der Rheinwein, aber der Most scheint ihm zu Kopfe gestiegen zu sein. Und wenn sein „Lied vom Rheine" vielleicht nicht in die Herzen des ganzen deutschen Volks hineinwächst, möge er an die Mütter denken, welche ihre Säuglinge aus lauter Zärtlichkeit todtdrücken.

Das andere der beiden heißt:

37. Reime und Bilder aus dem Rathskeller und der Künstlerhalle in Bremen. Von F. Ruperti. Bremen, Gesenius. 1862. 8. 24 Ngr.

Ein gut Theil Gelegenheitsgedichte sind wol unter den Bildern und Reimen. Aber ein gut Theil schildernder Gedichte fesselt uns durch den frischen, lebendigen Ton. Den Knittelvers besonders versteht Ruperti vortrefflich zu handhaben, eine Kunst, die freilich in mancher Hinsicht nicht für sehr theuer gilt. In seiner „Kapuzinerpredigt" klingt es wirklich nach Schiller:

Heisa, juchheisa, dudeldumdei!
Da geht's ja hoch her, bin auch dabei!
Muß drob nicht ein frommes Herz sich entrüsten?
Seid ihr friedliche Bürger, seid ihr Christen,

Die Sonntags zweimal zur Kirche gehn
Und nachher sich innerlich besehn?
Was ist das für ein Lärmen und Schreien,
Was treibt ihr für Possen und Narreteien,
Als sei aus dem ganzen deutschen Lande
Zusammengeströmt eine Gauklerbande!
Ihr stoßt, daß im weiten Saal es klingt,
Die Gläser aneinander und singt,
Aus euerm ungewaschnen Munde
Da sprudeln hervor im tollen Bunde
Von Freiheit und Recht verworrne Brocken,
Mit denen kein Hund sich vom Ofen läßt locken.
Es war eine Zeit der Wunder und Zeichen,
Daß rothe Nasen selbst mußten erbleichen,
Und daß vor Schreck uns mit der Gabel
Der leckerste Bissen fiel aus dem Schnabel u. s. w.

Im ähnlichen Geiste und Tone sind „Eine Geschichte aus Utopien" und „Eine Begebenheit aus neuester Zeit" gehalten. Und sie gefallen uns am besten. Andere Sachen wie selbst „Bogumil Dawison" halten sich doch zu sehr an die Gelegenheit, als daß wir gerade an der Gelegenheit Geschmack finden möchten.

Sehen wir nur auf den fehlerfreien Vers und berücksichtigen wir den Inhalt wenig, so haben wir an Scherfgen beinahe einen Musterdichter. Sein Buch nennt sich:

38. Natur, Liebe, Leben. Lyrische Gedichte von P. Scherfgen. Neue Folge. Trier, Gall. 1862. Gr. 16. 21 Ngr.

Ja in der That, sehen wir nur auf den Vers! Wir glauben kaum in dem ganzen Buche eine formell schlechte Strophe anzutreffen. Aber nun freilich mit dem tiefern Sinne, damit steht's schwach. Auch Scherfgen ist nicht viel mehr als ein Dutzenddichter, der zum dreizehnten male singt, was man in ganz ähnlicher Weise schon von zwölf andern vernommen hat. Greifen wir ein Gedicht heraus, wie es uns gerade unter die Finger fällt. Also aus der ersten Abtheilung „Aus der Natur" das Lied „Der Sonne Macht":

Die Luft ist trüb' und Wolkengrau
Umzieht das reine Himmelsblau
Mit dunkler Schleierhülle;
Die Stunde schleichet unverkürzt,
Und immer neu herniederstürzt
Die kalte Regenfülle.

Jetzt preisen deine Größe wir,
Die du mit goldner Strahlen Zier,
Das Weltall füllst, o Sonne!
Verscheuch' der Wolken trübe Nacht
Und führ' zurück des Tages Pracht,
Des Lichtes Kraft und Wonne.

Größern Scherz als die „Naturlieder" verursachten uns Scherfgen's „Liebeslieder". Denn als echter lyrischer Schmetterling besingt Scherfgen hintereinander drei Schöne, Constanze, Irmine, Clotilde. Er schwelgt im Frauenlob:

Frauen sind die Kronjuwele
In dem Wunderbau der Welt,
Sind des Schöpfungswerkes Seele,
Die das All zusammenhält u. s. w.

Aber nur ein Weilchen. Und nachdem er für alle drei entflammt gewesen, stellt er sich mit dem „Lilyen-Lob" zur Ernüchterung unter die lyrische Wasserplumpe oder unter etwas noch Schlimmeres, und siehe da, er beginnt zu spotten:

O Lily, stille Lilie du,
Welch Demuthbild bist du:
Der Hühner, Enten, Gänseschwarm,
Der Truten rothe Schar,
Die Teich und Hof mit Schrei und Larm (!)
Umtäuben immerdar,
Sie schnattern kaum, wie du!

O Lily, hehre Lilie du,
Welch Hoheitsbild bist du:
Nicht Straßendreck, der sich entzückt,
Zu sehn, was keiner soll,
Nicht Koth, der Wall und Gassen schmückt,
Von Maden wimmelvoll,
Sind frechgemein, wie du!

Wenn Scherfgen nun eines schönen Morgens über sein lyrisches Talent so wegwerfend spräche. Dann würde er über sein Buch schärfere Kritik als wir üben, die wir doch in den fernern Abschnitten des Buchs manche angenehme Blume heraussuchen könnten.

39. Hochdeutsche Gedichte von A. W., der Verfasserin von „En por Blomen" und „Nige Blomen ut Annmarik Schulten ehren Gohren". Greifswald, Koch. 1862. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Noch einmal seien wir galant. Wir werden die hochdeutschen Gedichte doch nicht einer strengen Kritik unterziehen. Mit Scherfgen's Gedichten könnten sie hinsichtlich der Versification rivalisiren; leider aber peinigt uns die Verfasserin ein wenig zu sehr mit Anklängen an andere Dichter. Auch beeinträchtigt ihr die übermäßig breite Ausführung der Gedichte den wohlverdienten Erfolg, und das ist des volksthümlichen Zugs wegen für viele Gedichte wirklich schade. Denn wie frisch und frei singt die Verfasserin nicht z. B. im ersten „Matrosenliede":

Ei daß euch doch das Wetter packt,
Ihr feige Memmenbrut,
Kaum daß es in den Raaen knackt,
So sinkt euch schon der Muth.

Ja, paßt nur auf, wenn Vater Sturm
Im Ernste uns besucht,
Da hat wol mancher Erdenwurm
Gebetet und geflucht.

So hätten wir denn nur noch zweier Nachzügler aus dem Jahre 1861 zu gedenken, einen dritten vom Jahre 1860 (die Gedichte von Lamey) haben wir schon weiter oben Nr. 28 eingeschoben.

40. Sänger-Wallfahrt. Gedichte von Karsten Runge. Altona, Menzel. 1861. 8. 1 Thlr.

Von einer Wallfahrt in das unvergängliche Reich der Poesie dürfen wir bei diesen Gedichten wol nicht reden, doch aber von einer Wallfahrt auf der breiten Heerstraße der gangbaren Lyrik. Strenge Selbstkritik würde das nicht eben starke Bändchen um ein Gutes dünner gemacht haben. Diese Selbstkritik hätte Sächelchen wie „Im Herbste" (S. 84) ganz gestrichen:

Es säuselt von den Bäumen
Das falbe Laub herab;
Veilchen, Rosen und Nelken
Fanden längst ihr Grab.

Ich gehe still und sinnend
Und neige trüb' das Haupt,
Seh' ich im Frühling wieder,
Was mir der Herbst geraubt.

Noch ärger guckt indeß die Heine'sche Nonchalance aus folgendem Papierschnitzel heraus. An „Helene":

Du blühest wie Bagnetten
In stolzer Majestät,
Verliebte Amoretten
Umflattern dein luftig Beet.

O wärst du doch ein Veilchen
Still duftend auf grüner Au,
Und über ein kleines Weilchen
— Eine tugendhafte Frau.

Und ohne Mühe könnten wir weiter zählen und würden gleich ein ganzes Dutzend solcher Sächelchen als unnützen Ballast über Bord werfen. Dies namentlich in dem zweiten Abschnitte „Vermischte Gedichte". Sollten wie hier bei wirklich befriedigenden Gedichten stehen bleiben, so würden wir's vor „Olga's Klage". Auch im ersten Abschnitt „Balladen und Romanzen" wäre manches zu tilgen, indem der Verfasser meist undankbare Stoffe oder Stoffe mit schwächlicher Pointe wählt. Daher die Unmasse von todten Geliebten und Liebhabern. Runge's Ton ist lyrisch, aber seine Kraft nicht genug aufs Classische gerichtet. Drum lassen uns Gedichte wie „Der Wellbaum", „Die Brautwahl" ziemlich kalt und selbst das volksthümlichere „Ein deutscher Küraſſier" verduftet ins Schönselige hinein. Die dritte Abtheilung „Plattdütsch ut Holsteen" hat uns auch nur zum Theil angesprochen. Auf wirklich volksthümliche Strophen folgen solche, die hochdeutsch gedacht und nur ins Plattdeutsche übersetzt sind, oder deren Stoffe an übergroßer Breite der Ausführung leiden. Wir haben an Runge viel ausgesetzt, weil wir hoffen, dem Dichter mit diesen Aussetzungen nützen zu können.

41. Gedichte von Julius Bamme. Halle, Anton. 1861. 8. 1 Thlr.

Mit dem Drama „Maria Stuart oder die Reformation in Schottland" bekundete Bamme ein nicht unebenes Talent. Auch seine Gedichte zeugen davon, doch lassen sie mehr als billig kalt. Es fehlt ihnen der Schwung, den wir auch schon an dem Drama vermißten. Daher ziehen die Balladen und Romanzen an uns nur flüchtig vorüber; kaum daß uns die erste der Balladen: „Ludwig der Springer", auf kurze Zeit fesselt. Seine „Bienen und Wespen" geißeln nicht ohne Glück verschiedene Thorheiten. So lesen sich die beiden Gedichte „Die Mittelmäßigen" und „Die Bestimmten" frisch und glatt weg. Dagegen hört die Poesie bei „Demi-monde" wol auf. Trostlose Verse sind's:

> Madame, Madame, die demi-monde
> Ist zwar zuerst demi,
> Was aber waren Sie au fond?
> Sie waren ja fast nie.
>
> So spricht der neue Posa fest,
> Den Scheitel à l'anglaise,
> Geordnet und gepflegt aufs best',
> Stolz streichend in die baisse.

Wir danken für solchen Humor. Harmloseres bieten die Abschnitte „Nachtfalter" und „Tagfalter". Doch stoßen wir auch da in der „Parforcecur" auf Sonderbarkeiten:

> Was kalt ist, macht sich warm,
> Was naß ist, macht sich trocken,
> Wer Kummer fühlt und Harm,
> Muß den nicht Freude locken?

Ganz anders klingen dagegen Lieder wie „O konnte dich die Erde bilden, du wundersame Wundermaid", oder „Ein stolzes Lied soll noch die Luft durchbrausen, ein stolzes Lied voll sichrer Kraft", oder „Lieblich ladet dich der junge Morgen aus dem Traum zu seiner Wirklichkeit". Das sind Gedichte, derenwegen Bamme zum Schluß schon singen darf:

> Habt ihr vernommen nur, wie mich
> Ein warmer Drang geleitet
> In Ernst wie Scherz, so meine ich,
> Hab' ich auch Glück bereitet.

Am Schlusse sind wir. Sollen wir unsere Urtheile zusammenfassen, so werden wir ein schlechter Anwalt sein. Wir werden gegen die Lyrik von heute im großen und ganzen, sowie sie sich uns in den meisten der 41 Bücher geboten, ziemlich verwerfend auftreten. Solange uns die Ehre zu Theil geworden, an diesen Blättern die Feder zu führen, haben wir uns im Drama und im Roman kritisch versucht. Wir sind bisher, das können wir nicht verhehlen, weder im Drama noch im Romane so enttäuscht, als wir's durch diese Lyrik sind. Ja freilich, „Singe, wem Gesang gegeben": hätte nur die Lyrik nicht viel von ihrem Werthe verloren. Wie der griechische Weise niemand vor dem Tode glücklich pries, so sollte man die Lyriker nicht vor dem dreißigsten Lebensjahre glücklich preisen und sie nicht kritisiren. Man sollte warten, ob sie sich aus dem gedankenlosen Nachsingen wohlfeiler Weisen zu dem Bewußtsein wirklicher literarischer Thätigkeit herausentwickeln, oder ob sie den Mund nur einmal recht voll nahmen, um dann ewig zu verstummen, und wie viele verstummen gänzlich gerade wenn sie zeigen sollen, daß sie mehr als blos lyrische Eintagsfliegen liefern können. Und wie wenig Aussicht ist, daß es besser werde.

Emil Müller-Samswegen.

Nathaniel Hawthorne's „Miriam".

Miriam oder Graf und Künstlerin. Nach dem Englischen: Transformation von Nathaniel Hawthorne. Deutsch von Clara Marggraff. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Voigt und Günther. 1862. 8. 2 Thlr.

Wol äußerst selten mag es vorkommen, daß der Herausgeber eines kritischen Blattes in die Lage kommt, die literarische Erstlingsarbeit einer Tochter beim Publikum einzuführen. Es ist zwar nur eine Uebersetzung, aber die Uebersetzung eines Werks voll eigenthümlicher und geistvoller Schilderungen und Anschauungen, welches übersetzt zu werden verdient. „Miriam" — die genaue Uebersetzung des englischen Titels „Transformation" würde für ein jetziges deutsches Lesepublikum zu unbestimmt und abstract klingen — ist außerdem die Schöpfung eines Autors, der, wie fast alle neuern in englischer Sprache schreibenden nordamerikanischen Schriftsteller, sich von den Einflüssen deutschen Geistes erfüllt zeigt und infolge davon in der Schreibart wie in seinen Reflexionen von der Art und Weise der mehr epischen englischen Erzählerschule manches Abweichende offenbart. Wir rechnen zu jenen Spuren deutschen Einflusses nicht den Umstand, daß sich die geheimnißvolle Hauptheldin als Künstlerin „Miriam Schaefer" nennt und einmal ein Lied in deutschen Lauten murmelt, oder daß einmal ein alter deutscher Künstler darin episodisch auftritt, oder daß sich der Verfasser gelegentlich auf Tieck's und Hoffmann's phantastische Schöpfungen bezieht; sondern wir erblicken diesen Einfluß vielmehr in der zugleich nach Vertiefung wie nach arabeskenartiger Ausschmückung strebenden Schreibweise, in einem gewissen ideal-phantastischen Hauche, der sich über das Ganze verbreitet, wenn auch stellenweise wieder ein sehr scharf markirter, echt nordamerikanischer Realismus zu Tage tritt, endlich in der Fülle von nicht genau zur Handlung gehörenden, äußerst malerischen Schilderungen und meist sehr geistvollen, oft melancholisch gefärbten Reflexionen psychologischen, geschichtsphilosophischen, kunstgeschichtlichen und ästhetischen Inhalts. Ja, es ist in der That eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß, während diese Gattung Kunstroman bei uns in Deutschland selbst bereits zurücktritt und wenigstens die Gunst der so realistisch gewordenen Kritik nicht mehr genießt, hier ein Angloamerikaner uns eine Schöpfung darreicht, in welcher ein Bildhauer und zwei Malerinnen nächst einem italienischen Grafen die Hauptrolle spielen und die Phantasie des Verfassers in Betrachtungen über Kunst und Kunstwerke, über Roms Vergangenheit und über die Licht- wie Schattenseiten des Katholicismus förmlich schwelgt, ohne den dem Leser dadurch gewährten Genuß durch zeitgemäße politische Raisonnements zu trüben. Wir freuen uns, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einen Roman, dem wir in der That aus dem ganzen Gebiete modern deutscher

Romanproduction keinen zweiten gleichartigen zur Seite zu stellen wüßten, und damit auf einen Autor hinzulenken, der doch mit deutscher Art und Weise so viel Verwandtes zeigt und sich durch seine eigenthümlichen Romanschöpfungen (z. B. „The house of the seven gables") in seinem Vaterlande sowol wie außerhalb sehr bald einen geachteten und beliebten Namen gemacht hat.

Was das psychologische Element des Romans betrifft, so beschäftigt sich der Verfasser mit einem wichtigen Problem, das er jedoch schließlich nicht eigentlich löst, sondern als fraglich fallen läßt. Es ist dies die große Frage, ob die Sünde wie der Schmerz nur ein Hülfsmittel der Erziehung sei, durch welches wir uns nach einem höhern und innerlichern Zustande emporringen, als wir ohne Anwendung dieses sehr drastischen und allerdings höchst gefährlichen Mittels zu erreichen fähig sein würden? Ob Adam nur darum gefallen sei, „daß wir uns endlich zu einem weit himmlischern Paradiese als das seine erheben möchten"? Auf der einen Seite erblicken wir den Bildhauer Kenyon und die Malerin Hilda, beide von Haus aus edel geartet, letztere namentlich ein Engel ohne Flecken und ohne Sünde, auf der andern die mit der Kunst nur kokettirende, dämonische und excentrische Miriam, eine interessante glänzende Persönlichkeit, aber von zweideutiger Vergangenheit und Gegenwart, und den Grafen Donatello von Monte Beni, ihrem von ihren Reizen förmlich bezauberten Anbeter, der von allen für ein simples Naturkind gehalten wird und namentlich der Miriam anfangs als ein Gegenstand mitleidigen Spottes dient. Denn Miriam ist im Anblick der Sünde und in zweideutigen Verhältnissen aufgewachsen; sie kennt die den Frieden und das Gleichgewicht der Seele auf immer störende, aber auch Charakter und Geist stählende, bildende und in gewissem Sinne zur Toleranz erziehende Kraft der Sünde, weshalb sie auch ihrer Freundin Hilda, die niemals auch nur die Ahnung eines sündigen Gelüstes gefühlt hat, einmal vorwurfsvoll zuruft: „O! Hilda, deine Unschuld ist wie ein scharfes Stahlschwert; deine Urtheilssprüche sind oft fürchterlich streng, obgleich du ganz aus Sanftmuth und Gnade zu bestehen scheinst." Und noch später, nachdem sie noch mehr zur Sünderin geworden, als sie sich früher zu sein einbildete, bemerkt sie zu ihrer Freundin: „Du hast keine Sünde, noch irgendwelchen Begriff davon, was sie ist, und deshalb bist du so entsetzlich grausam! Als ein Engel magst du im Rechte sein, aber als menschliches Geschöpf und als ein Weib unter Männern und Weibern bedarfst du einer Sünde, um mild und weich zu werden!"

Donatello begeht in ihrem Beisein, zu ihrer Rettung, von ihr durch einen zustimmenden Blick dazu aufgefordert, einen Mord — wir verrathen nicht an wem und unter welchen Umständen, um solche, die den Roman vielleicht lesen möchten, nicht dadurch, daß wir sie in das Geheimniß gleich hier einweihen, um die nöthige Spannung zu bringen. Und nun beginnt die Umbildung, die Wandelung, die „transformation". Donatello, der energischen Miriam erst ein Gegenstand des Gespötts und Mitleids, wird ihr jetzt ein Gegenstand der Bewunderung, der glühendsten Zuneigung; in Donatello entwickeln sich nun geistige Fähigkeiten, die man früher nicht in ihm geahnt hatte. Die berauschende Kraft eines von Liebenden gemeinsam begangenen Verbrechens, aber auch die bei eintretender Besinnung aufkeimende Seelenangst malt der Verfasser sehr schön: „Der erste Erfolg eines Gesetzbruchs ist immer ein ekstatisches Gefühl von Freiheit. Und so dünsteten (aus ihrer dunkeln Sympathie, auf deren Grund ein menschlicher Leichnam lag) eine Seligkeit oder ein Wahnsinn empor, welche, wie das unglückliche Paar sich einbildete, das für sie auf ewig verlorene Unschuldsgefühl wol aufwögen. Wie sich nun ihre Seelen so zu dem feierlichen Wahnsinn des Ereignisses erhoben, gingen sie vorwärts — nicht schleichend, nicht furchtsam —, sondern mit stolzem Gang und Aussehen. Die Leidenschaft verlieh ihrer Haltung für einen Augenblick einen Ausdruck von Adel. Sie gingen durch die Straßen von Rom, als ob auch sie zu den majestätischen und verbrecherischen Schatten gehörten, welche von längstvergangenen Tagen her die blutbefleckte Stadt heimgesucht haben. Und auf Miriam's Verlangen wendeten sie sich seitwärts, um stolz das Forum des Pompejus zu betreten. «Hier wurde ja eine große That gethan!» sagte sie, «eine Blutthat, wie die unsere! Wer sagt uns, ob wir nicht die hohe und stets melancholische Brüderschaft von Cäsar's Mördern treffen und mit ihnen eine Begrüßung austauschen werden?» — «Sind sie jetzt unsere Brüder?» fragte Donatello. — «Ja! alle von ihnen», antwortete Miriam; «und viele andere, von denen die Welt wenig träumt, sind durch das, was wir in dieser Stunde gethan haben, zu unsern Brüdern und Schwestern gemacht worden!» Und sie erzitterte bei dem Gedanken. Wo war nun die Abgeschiedenheit, die Entfernung, das wunderbare, einsame Paradies, in welches sie und ihr Gefährte durch ihr Verbrechen versetzt worden waren? Gab es wirklich keine solche Zuflucht, sondern nur ein dichtes Durcheinander und stoßendes Gedränge von Verbrechern? Und war es wahr, daß jede Hand, an der ein Blutfleck haftete, oder die Gift gereicht, oder ein Kind bei seiner Geburt erwürgt, oder eines schlafenden Ahnherrn Kehle gepackt und ihn seines wenigen, letzten Athems beraubt hatte, jetzt das Recht haben sollte, sich kameradschaftlich ihren beiden Händen aufzudrängen? Ach, nur zu gewiß war dieses Recht vorhanden. Es ist ein schrecklicher Gedanke, daß eine Unthat den einzelnen in die große Masse menschlicher Verbrecher verschmilzt, und uns, die wir nur von unserer kleinen vereinzelten Sünde träumten, zu Mitschuldigen aller Sündhaftigkeit macht. Und so waren Miriam und ihr Geliebter nicht ein abgesondertes Paar, sondern Glieder einer unzählbaren Brüderschaft von Verbrechern, alle einer vor dem andern schaudernd."

Miriam freilich ist eine zu hartgesottene Sünderin und Egoistin, sie ist zu sehr in die Verderbniß der römischen Aristokratie und Hierarchie verflochten, von dieser zu sehr benutzt und geschützt, als daß man von ihr jemals eine tiefere Reue, eine wirkliche Umkehr erwarten könnte. Man sieht es ihr an, daß sie selbst ihren Geliebten, der um ihretwillen sogar zum Mörder geworden, ohne Bedenken opfern wird, um ihre mit zweideutigem Glanze leuchtende Stellung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Sie glaubt nicht an den Sieg des Guten, sie meint, daß, falls sie wie Guido den Erzengel im Kampfe mit der alten Schlange darzustellen gehabt hätte, der Kampf eine ganz andere Gestalt angenommen haben würde; man würde, versichert sie, auf ihrem Bilde sehen, wie umgekehrt der Dämon den zarten jungen Engel niedertritt und an der Kehle packt; denn „das ist es", meint sie, „was die armen Seelen wagen, die mit Michael's Feinde kämpfen". Dabei betreibt sie aber die Sünde mit einer gewissen Eleganz und Noblesse; sie flieht die Atmosphäre gemeiner Verbrecher und hält sich gern in derjenigen auf, welche Unschuld und Seelenreinheit um sich verbreiten. Und dennoch — so seltsam ist die menschliche Natur! — interessirt diese dämonische, Verderben um sich verbreitende Miriam den Leser tiefer als die fleckenlose Hilda und der gern im belehrenden Tone sprechende Bildhauer. Vielleicht, daß die Tugend nur dann in dichterischen Schöpfungen lebhafter interessirt, wenn sie im Kampfe mit feindlichen Mächten erst mühsam erworben wird, statt gewissermaßen eine bloße unverlierbare Naturgabe zu sein wie bei Hilda. An diese tritt der Versucher auch gar nicht heran; denn selbst Miriam spricht nur davon, daß ihrer Freundin die Erkenntniß der Sünde fehle, aber im ganzen beugt sie sich vor ihr wie vor einem höhern Wesen; sie denkt nicht daran, Hilda in die Berührung mit reizender Sünde zu bringen; sie wendet keinerlei verführerische Listen an, die dazu dienen könnten, die reine nordamerikanische Jungfrau um ihre Unschuld zu betrügen.

Wir könnten manches an dem Romane Hawthorne's aussetzen. Einzelnes erscheint zu gesucht oder unwahrscheinlich; die Darstellung des Verhältnisses zwischen dem Bildhauer und Hilda leidet an einiger Süßlichkeit, und gegen den Schluß schreitet der Roman zu abrupt vor, sodaß in der psychologischen Motivirung

und Aufklärung Lücken entstehen, die vollständig auszufüllen vielleicht ein ganzer vierter Band nicht zu viel sein würde. „Es ist klar wie ein londoner Nebel!“ — mit dieser ironischen Bemerkung des Verfassers selbst muß man sich in dieser Hinsicht begnügen lassen. Aber vieles außerordentlich Schöne entschädigt für diese und andere Mängel. Zur Probe theilen wir hier nur noch einige Reflexionen des Verfassers mit, welche er entweder in eigenem Namen anstellt oder den Hauptpersonen seines Romans in den Mund legt.

Diese stehen an der Stelle, wo angeblich Curtius sich in den Schlund stürzte. Miriam erblickt in diesem Schlunde den Abgrund menschlicher Sünde überhaupt; Hilda weiß von keinem solchen, hat in diesen Abgrund nie hineingeblickt. Da bemerkt Miriam: „Warte, und er wird sich vor dir aufthun. Der Abgrund war nur eine der Oeffnungen an jener Höhle der Finsterniß, welche überall unter uns liegt. Die festeste Substanz menschlicher Glückseligkeit ist nur eine dünne, darüber ausgebreitete Hülle, eben nur hinreichend fest, um die trügerische Bühnenscenerie, in deren Mitte wir uns befinden, zu stützen. Es bedarf keines Erdbebens, den Abgrund zu öffnen. Ein Fußtritt, etwas gewichtiger als gewöhnlich, genügt dazu, und wir müssen sehr leicht auftreten, um nicht jeden Augenblick durch die äußere Rinde hindurchzubrechen. Nach und nach sinken wir unvermeidlich! Curtius gab eine närrische Probe von Heroismus, indem er sich kopfüber dort hinabstürzte; denn du siehst, ganz Rom ist, ihm zum Trotz, von diesem Abgrund verschlungen worden. Der Palast der Cäsaren ist mit einem hohlen, polternden Ton seiner Trümmer dort hinuntergestürzt. Alle Tempel sind hineingesunken und Tausende von Statuen sind nachgezogen worden! Alle Heere und Triumphatoren sind in den großen Schlund eingerückt, sammt der kriegerischen Musik, die ihnen aufspielte, als sie über den Rand hinschritten. Alle Helden, Staatsmänner und Poeten! Alle sind sie auf den armen Curtius geschichtet, welcher wähnte, sie alle gerettet zu haben! Ich möchte nicht gern über den Wahn jenes tapfern Reiters lächeln und kann doch nicht umhin es zu thun.“

Bemerkenswerth erscheint uns auch folgende gedrängte Charakteristik Roms: „Wenn wir Rom nur einmal gekannt und es verlassen haben, dieses Rom daliegend, wie ein seit langem verwesender Leichnam, der aber noch eine Spur der edeln Gestalt, welche er einst hatte, zurückbehalten hat, aber mit angehäuftem Staub und einem schwammartigen Ueberzug, welcher alle seine bewundernswerthern Züge verdeckt; wenn wir es sonder Zweifel im äußersten Ueberdruß an seinen engen, gekreuzten, verworrenen Straßen verlassen haben, diese Gassen, so unbequem mit kleinen viereckigen Steinen von Lava gepflastert, daß darauf zu gehen eine Art Buße ist, überdies so unbeschreiblich häßlich, so kalt, einem Baumgange so ähnlich, in welchen nie ein Sonnenstrahl fällt, und wo ein frostiger Wind seinen tödlichen Athem in unsere Lungen treibt; wenn wir es verlassen haben, müde des Anblicks jener unendlichen, siebenstöckigen, gelbgeweißten Hütten, oder nennt sie meinetwegen Paläste, wo alles das, was im häuslichen Leben traurig ist, vergrößert und vervielfältigt erscheint; müde, jene Treppen zu ersteigen, welche aus einem Unterstock von Garküchen, Schuhflickerläden und Pferdeställen zu einer mittlern Region von Behausungen für Prinzen, Cardinäle und Gesandte, und einer obern Reihe von Wohnungen für Künstler, unmittelbar unter dem unerreichbaren Himmel emporführen; wenn wir es verlassen haben, überdrüßig, an dem freudelosen und rauchigen Herdfeuer zu frösteln und mit unserer eigenen Substanz das räuberische kleine Insektenvolk eines römischen Bettes zur Nachtzeit zu mästen; wenn wir es verlassen haben, angeekelt und krank im Herzen von italienischer Gaunerei, welche allen bisher noch in uns haftenden Glauben an des Menschen Redlichkeit ausgerottet hat, und krank im Magen von sauerm Brot, sauerm Wein, ranziger Butter und schlechter Küche; wenn wir es verlassen haben, angewidert von dem Schein der Heiligkeit und von der Wirklichkeit des Schmuzes, jedes gleich allgegenwärtig; wenn wir es verlassen haben, halb leblos durch die erschlaffende Atmosphäre, deren belebender Urstoff längst verbraucht oder durch Myriaden von Schlächtereien verpestet worden ist; wenn wir es verlassen haben, niedergedrückt von der Oede seines Verfalls und der Hoffnungslosigkeit seiner Zukunft; kurz, wenn wir es verlassen haben, indem wir es von ganzer Seele hassen, und indem wir unsere eigene Verwünschung dem Bannfluch beifügen, welchen seine alten Verbrechen unverkennbar herabgerufen haben; wenn wir Rom in einer Stimmung, wie diese, verlassen haben, so sind wir doch bald über die Entdeckung erstaunt, daß sich unsere Herzfäden an die Ewige Stadt angeklammert haben und uns wieder dorthin ziehen, als wäre es uns eine vertrautere und innigere Heimat als sogar die Stätte, wo wir geboren waren.“

Ein andermal sagt der Verfasser: „Und welche Räume für neue Verbrechen finden sich nicht in diesen schuldbeladenen Stadtvierteln, wo das Verbrechen seit uralter Zeit zu Haus zu sein pflegte und seine alten erblichen Schlupfwinkel hatte! Wo gab es eine Straße in Rom, wo eine alte Ruine, wo einen Platz, auf welchem der Mensch zum Stehen Raum hatte, wo einen losgebröckelten Stein, die von einer oder der andern Art des Verbrechens unbefleckt gewesen wären! Es gab Augenblicke in der Geschichte dieser Stadt, wo die dunkle Flut menschlicher Bosheit überschwoll, weit höher als sich die Tiber je gegen die steile Anhöhe der sieben Hügel erhob. Kenyon's krankhaftem Blick erschien es, als gäbe es ein ansteckendes Element, welches sich nebelgleich von der alten Verderbtheit Roms heranwälzte und über der todten und halbverfaulten Stadt wie nirgends sonst auf Erden brütete. Und wo konnte das Verbrechen geeignetere Gelegenheiten finden als hier! In diesen ausgedehnten Palästen waren hundert entfernte Winkel, wo der Aufschrei der Unschuld umsonst verhallen würde. Unter manchen unansehnlichern Häusern befanden sich unvermuthete Verliese, die einst fürstliche Zimmer und dem Tageslicht offen gewesen waren; aber irgendeiner dort vollbrachten verruchten That wegen hatte jedes Jahrhundert seine Hand voll Staub auf den Fleck geworfen und ihn vor den Blicken begraben. Nur Mörder wissen von seinem Dasein und hüten ihn als Schlupfwinkel für Mord und schlimmere Verbrechen.“

Zur Ergänzung diene dann noch folgende Stelle, der man gleichfalls einen Zug von großartiger Melancholie nicht in Abrede stellen wird: „Der Glückliche kann wol fortfahren, unter dem glänzenden Himmel von Rom ein Glücklicher zu sein. Aber wenn ihr mit melancholischer Stimmung dahingeht, wenn ihr mit Trümmern in euerm Herzen geht, oder mit einer leeren Stelle da, wo einst der luftige Bau des jetzt verschwundenen Glücks stand, dann wird sich die ganze gewichtige Dunkelheit der römischen Vergangenheit auf diesen Fleck häufen und euch niederdrücken wie mit dem aufgehäuften Marmor und Granit, den Erdhügeln und Ziegelsteinmassen seines materiellen Verfalls. Man kann sich wol denken, daß ein melancholischer Mensch hier Gelegenheit hat, mit einer düstern Philosophie Bekanntschaft zu machen. Hier sollte er lernen, geduldig seine individuellen Schmerzen zu tragen, welche nur eine kurze Lebenszeit dauern, hier, wo die Wirkungen unendlichen Unglücks im großartigsten Stile vor ihm liegen und wo so viele entfernte Merkmale der Zeit rings um ihn her die Entfernung von tausend vergangenen Jahren in die Sphäre von gestern rücken..... Ihr schaut durch eine Fernsicht von Jahrhunderten und wieder Jahrhunderten, durch viel Schatten und wenig Sonnenschein, durch Barbarismus und Civilisation, eins mit dem andern abwechselnd wie Schauspieler, welche mit ihren Rollen alternirt haben, einen breiten Heerweg entlang, der von aufeinanderfolgenden Generationen, Palästen und Tempeln eingefaßt und von alten Triumphbogen überragt ist, bis ihr in der Ferne die Obelisken mit ihren unlöslichen Inschriften erblickt, auf eine unendlich entferntere Vergangenheit hinweisend, als die Geschichte nachweisen kann. Euer eigenes Leben ist nichts, verglichen mit jener unermeßlichen Entfernung; und doch begehrt ihr um nichts weniger ernstlich einen Schimmer von Sonnenschein, anstatt eines

Schattenfleckens auf den ein oder zwei Schritten, welche euch zur Ruhe bringen werden."

Ueber den Charakter unserer Zeit ergießt sich der Verfasser in folgender Betrachtung: „Nicht, daß die Arten und Möglichkeiten menschlichen Vergnügens in unserer raffinirten Aera seltener geworden seien — im Gegentheil, sie waren vorher niemals fast so im Ueberfluß vorhanden —, aber wol ist die Menschheit so weit über ihr Jugendalter hinausgewachsen, daß sie sich darüber schämen würde, wollte sie irgend länger glücklich sein. Ein einfacher und fröhlicher Charakter kann keinen Platz finden unter diesen überklugen und mürrischen Gestalten, welche sich über seine natürliche Heiterkeit nur lustig machen würden. Das ganze System menschlicher Angelegenheiten, wie es gegenwärtig eingerichtet ist, scheint ausschließlich zu dem Zweck erbaut zu sein, Harmlosigkeit und Gemüthlichkeit auszuschließen. Sogar die Kinder würden des unglücklichen Individuums spotten, welches das Leben und die Welt für das nehmen wollte, wofür man sie doch natürlicherweise geschaffen glauben muß, nämlich für einen Platz und für die Gelegenheit sich zu vergnügen. In der Gegenwart gilt die eiserne Regel, daß man ein Lebensobject und einen Lebenszweck haben muß. So werden wir alle Theile eines complicirten Fortschrittplans, welcher schließlich nur dahin führen kann, daß wir in einer kältern und trockenern Region anlangen als diejenige, in welcher wir geboren wurden. Jedermann wird genöthigt, irgendetwas zu einer aufgehäuften Menge von Nützlichkeit beizutragen, wovon der einzige Nutzen der sein wird, unsere Nachkommenschaft mit selbst noch schwerern Gedanken und noch ungemessenerer Arbeit zu belasten, als uns zu Theil geworden. Kein Leben strömt jetzt wie ein ungefesselter Strom dahin, auch das kleinste Bächelchen muß ein Mühlenrad drehen. Wir gehen alle unrecht, infolge unsers zu großen Eifers, recht zu gehen."

Im ganzen ist der Verfasser der Ansicht, daß die Welt, wie sie ist, mehr eine „gemeine" als eine „gemüthlose" sei.

Der Verfasser kennt sein Rom bis in die kleinsten Oertlichkeiten, bis auf den einzelnsten Stein und das einzelnste Fragment, möchte man sagen. Er gibt von hier wie aus den Apenninen Schilderungen voll Glanz, Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit; wir rechnen dahin im ersten Bande die Schilderung der Katakomben Roms, der Borghese'schen Gärten, des Colosseums bei Mondlicht u. s. w.; im zweiten Bande die Beschreibung des grotesken Begräbnißplatzes der Kapuziner, des Schlosses Monte Beni, der Weinlese und der kleinen Städte sammt ihrem Volkstreiben in den Apenninnen, des Markttags in Perugia; die Schilderung der Gemäldegalerien in Rom, der Peterskirche, der Campagna, des römischen Carnevals (vielleicht minder instructiv und einfach künstlerisch, aber phantastischer und farbenreicher als die berühmte Goethe'sche Schilderung des römischen Carnevals), des Pantheon u. s. w. im dritten Bande. Hierzu kommen anziehende Charakteristiken einzelner Sculpturen und Gemälde und feine und originelle Andeutungen über künstlerisches Schaffen und Aehnliches. Wer in Rom war, dem wird aus diesem Buche manches Object in ganz eigenthümlicher Beleuchtung vor die Augen treten, und wer dahin zu reisen vorhat, dem wird dieser mit dem Sinne und Auge eines Künstlers geschriebene Roman eine treffliche Vorschule zum bessern Verständniß und zu geistigerer Auffassung der in der Ewigen Stadt angehäuften Monumente und historischen Erinnerungen sein.*)

H. M.

*) Auf einem andern Gebiete erblicken wir Hawthorne in einem Buche, welches jetzt, mit acht colorirten Bildern von Th. Hosemann ausgestattet, in freier Bearbeitung für die deutsche Jugend von A. Strodtmann unter dem Titel: „Ein Wunderbuch für Knaben und Mädchen. Heroensagen des griechischen Alterthums im modernen Gewande", bei Winckelmann und Söhne in Berlin erschienen ist. Reizend und für die Jugend im höchsten Grade lehrreich erscheint darin namentlich die ewig gültige Fabel von König Midas, unter dessen Berührung sich zuletzt alles, Speisen, Getränke, Blumen, Büsche, sein eigenes geliebtes Töchterchen Ringelblümchen in eitel Gold verwandelt, bis er einsieht und gesteht, daß ein Glas klaren kalten Wassers mehr werth sei als die Gabe, alles in Gold zu verwandeln, bis er wünscht, der ärmste Mann auf der Welt zu sein, wenn er durch den Verlust aller seiner Schätze nur den mattesten Rosenschimmer auf das Antlitz seines geliebten Kindes zurückführen könne. Freilich fügen sich nicht alle antiken Mythen so wie diese dem Zwecke, den sich der amerikanische Verfasser vorgesetzt hat.

Georg Forster.

Man darf dreist behaupten, daß mit Gervinus' meisterhafter Charakteristik Georg Forster's ein Umschwung eingetreten ist in der Beurtheilung des seltenen Menschen. Wer vorurtheilsfrei einmal Forster's Kunst- und Naturschilderungen gelesen hat, der muß zugestehen, daß er zu den besten Schriftstellern unserer Nation gehört, daß in sinniger Anschauung und tiefem Verständniß wie in schöner angemessener Darstellung wenige ihm gleichkommen. Aber daß man ihn misachtet hat, daran ist ja leider nichts schuld gewesen, als daß Forster anders war als die Deutschen und besonders die deutschen Schriftsteller seiner Zeit, daß er die Grundsätze, welche die Dichter sangen, auch im Leben durchführen wollte. Der kleinliche Geist des deutschen Volks hat ihn zu Tode gebracht, hat ihn in die Bahn geführt, die mit dem tragischen Untergange, mit dem gebrochenen Herzen schließen mußte. Inniger hat sein Herz für die Größe seines deutschen Vaterlandes geschlagen, als derer, die schonungslos auch nach seinem Tode ihn zu verfolgen nicht aufgehört haben, und kaum können wir es mit einer durch ihre andersgestalteten Verhältnisse hervorgerufenen Verblendung entschuldigen, wenn große Dichter und denkende Staatsmänner ihre Pfeile gegen ihn gesandt haben. Wie edel urtheilt im schönen Gegensatz zu jenen Alexander von Humboldt über ihn!

Georg Forster's Leben ist allgemein bekannt. Man weiß, daß er in Nassenhuben geboren ist, aber der Ort ist fast gar nicht bekannt. Man weiß, daß er 1754 geboren ist; aber nirgends ist im deutschen Vaterlande im Jahre 1854 daran gedacht, das Säcularjahr seiner Geburt zu feiern. Man hätte auch nicht einmal den richtigen Tag getroffen, denn überall wird der 26. November als Geburtstag angegeben, so auch in Guden's sonst genauen Tabellen. Die Stelle, wo Georg Forster geboren ist, ist nicht bezeichnet; nur am Schulhause von Nassenhuben ist in Gußeisen auf schwarzem Grunde mit goldenen Buchstaben die Inschrift angebracht: „Georg Forster ward in Nassenhuben geboren".

Nassenhuben liegt fast eine Meile von Danzig in der Niederung an der Mottlau; das Dorf besteht aus neun einzelnen, durch Aecker und Wiesen voneinander getrennten Höfen. Das Schloß von Nassenhuben mit der Schloßkirche, in der Reinhold Forster predigte und sein Sohn getauft ward, ist 1844 abgebrochen, die Gemeinde von Nassenhuben wurde Tochtergemeinde der Pfarre im benachbarten Dorfe Müggenhahl; das Pfarrhaus, in dem Georg Forster geboren ist, ist verkauft und gehört jetzt einem Schmiede; es ist im Innern umgebaut zu Wohnungen für mehrere Familien, doch läßt sich nach den beim Umbau unberührt gebliebenen Kellerräumen die Vertheilung der Zimmer im ehemaligen Hause reconstruiren. Das ehemalige Schloß und die Kirche lag, wie das jetzige Schulhaus, auf einer Insel der Mottlau. Diese Insel sowie der Raum zwischen dem ehemaligen Schloßgraben und dem jetzt verwachsenen Karpfenteiche in unmittelbarer Nähe der Mottlau gehören zu Nassenhuben. Zwischen Nassenhuben aber und dem Dorfe Hochzeit bildet hier der jetzt verschüttete Abzugkanal, sonst der Mottlaufluß die Grenze. Nach diesem immer bestehenden Grenzverhältnisse steht das ehemalige Pfarrhaus auf dem Grunde des Dorfes Hochzeit, und ist sonach Georg Forster in Hochzeit, nicht in Nassenhuben geboren; Hochzeit und das nahe Neunhuben gehörten freilich zu Reinhold Forster's Zeit zur Patronatspfarre von Nassenhuben. Die drei Rittergüter gehörten zu Anfang des 18. Jahrhunderts

der Familie von Schwartzwald, kamen dann in den Besitz der von Conradi'schen Familie und gehören jetzt der von Conradi'schen Stiftung. Der Boden ist überall fruchtbar, die Bevölkerung seit Jahrhunderten ein rein deutsche.

Nach dem jetzt in Müggenhahl aufbewahrten Kirchenbuche von Rassenhuben sowol, wie nach dem von St.-Peter in Danzig vermählte sich Reinhold Forster mit Justine Elisabeth Nicolai aus Marienwerder am 26. Februar 1754. Als erstes Kind wurde ihm am 27. November abends (also nicht am 26.) Johann Georg Adam geboren und am 5. December getauft; am 16. Februar 1756 Karl Reinhold Thomas, 10. Juli 1757 Virginia Luisa, 19. September 1758 Antonia Elisabeth Susanne, 12. Februar 1760 Wilhelmine Concordia, 14. December 1763 Karl Anton Wilhelm, 22. Juni 1765 Justine Babara Regine.

Der älteste der Söhne, der berühmte Georg Forster, starb am 12. Januar 1794 in Paris. Seine älteste Tochter Therese, geboren 1786 in Wilna, lebte in Freinsheim in der Pfalz und starb im Juni 1862. Die zweite Tochter Clara, 1789 in Mainz geboren, vermählte sich 1804 mit Herrn von Greyerz aus einer berner Familie in Ulm und starb 1838 in Baireuth: eine zahlreiche Nachkommenschaft lebt in der Schweiz. Der zweite Sohn Reinhold Forster's starb als Kaufmann in London. Virginia Luisa Forster, verheirathet an Prediger Schrader in London, starb in Hannover und hinterließ fünf Kinder. Die zweite Schwester Georg Forster's, unverheirathet, in Sprachen wie ihre Schwestern durch Selbstunterricht sehr gebildet, kam als Erzieherin nach Surinam, dann weit umher, starb in Dresden. Wilhelmine Concordia Forster verheirathete sich mit Professor Matthias Sprengel in Halle 1781, starb 1820 in Berlin; deren Sohn starb 1809, ihre ältere Tochter lebt als Witwe des bairischen Generals von Hoffmann in München, die jüngere als Witwe des Geheimen Cabinetsraths Müller in Berlin. Der dritte Sohn Reinhold Forster's, Karl Anton Wilhelm, starb als Arzt in Aschersleben. Die jüngste Schwester Georg Forster's, unverheirathet, starb 1826 in Berlin.

Die Mutter Georg Forster's, eine allgemein hochgeachtete Frau von hellem Verstand und tiefem Gefühl, starb 78 Jahre alt 1804 in Halle. Reinhold Forster, gleich berühmt wie der Sohn, geboren 22. October 1729 in der ehemaligen Comthurei zu Dirschau (das Haus ist 1845 abgebrochen), starb 9. December 1798 als Professor zu Halle. Dessen Vater hieß Georg Reinhold, geboren 1693 in Dirschau, Bürgermeister daselbst. Dessen Vater hieß Georg, starb als Bürgermeister in Dirschau 1726. Der Urgroßvater Johann Reinhold's war Adam Forster, Kaufmann in Dirschau, früher Bürger in Neuenburg, und dieses Adam Forster's Vater hieß Georg, Kaufmann in Neuenburg, der nach den Magistratsacten von Neuenburg spätestens 1642 von Schottland eingewandert ist. Von ihm ist also unser Georg Forster, wie Gervinus richtig bemerkt („Georg Forster's sämmtliche Schriften", VII, 11), ein Abkömmling in fünfter Generation; er gibt aber irrthümlich an, der erste Georg Forster sei nach dem Tode Karl's I. (1649), dem er angehangen, nach Preußen übergesiedelt.

Diese neuen und authentischen Nachrichten über Georg Forster und seine Familie verdanken wir den sorgfältigen Erforschungen, die Director Strehlke in Danzig an Ort und Stelle und brieflich anstellte und deren Resultat er in einer nicht für den Buchhandel bestimmten Schulschrift unter dem wenig versprechenden Titel: „Aus der Umgegend von Danzig", veröffentlichte. Wir schließen uns seinem Wunsche an, daß jetzt wenigstens die Geburtsstelle Forster's mit dem Geburtstage bezeichnet werde.*)

42.

*) Die Acten über Forster's Verhalten in Mainz sind übrigens noch keineswegs geschlossen; namentlich aber scheinen in Mainz selbst mehr Antipathien gegen als Sympathien für Forster zu bestehen. Wir schließen dies aus der von dem Professor Karl Klein verfaßten Broschüre: „Zurückweisung der Tischrede Moleschott's, insofern sie den G. Forster betrifft" (Mainz 1862). Der Verfasser bemerkt darin unter anderm, daß Moleschott schon im Jahre 1854 schriftlich bei einzelnen Einwohnern und Vereinen von Mainz den Wunsch vorgebracht, „daß dem Forster dahier ein Denkmal gesetzt werden möge", daß aber sein Antrag mit „Indignation" zurückgewiesen worden sei, „indem wir Mainzer mit vollem Recht den Forster verdammen und verachten". Nun habe Moleschott acht Jahre später bei dem Banket nach der Enthüllung des Schiller-Denkmals in Mainz (18. October 1862) den „Frevel", ja die „Schamlosigkeit" begangen, dem edeln Schiller, der im Gegentheil sehr ungünstig sich über Forster ausgesprochen, solch einen „verbrecherischen" Wunsch in den Mund zu legen. Dadurch sei der einzige Miston in das schöne Fest gebracht worden; die meisten der Anwesenden hätten Forster gar nicht gekannt, gleichwol habe Moleschott, als er zu einem einstimmigen Hoch auf Forster aufgefordert, nicht den erwünschten Anklang gefunden; diejenigen, denen Forster bekannt gewesen, hätten geschwiegen, manche gezischt. Wenn Moleschott gesagt: „Forster sei in der unglücklichsten Stunde der Verkünder des Willens der Mainzer gewesen", so sei dies grundfalsch; von 12000 stimmfähigen Mainzern hätten nicht viel über 200 sich für die französische Verfassung erklärt, die halbe Stadt sei ausgewandert, mehr als 16000 Einwohner hätten (wie Klein in seiner Rede auf Schiller versichert) entweder freiwillig die Stadt verlassen oder wären unter den grausamsten Mishandlungen dazu gezwungen worden u. s. w. Die Broschüre gegen Moleschott wimmelt von Anklagen gegen Forster's undeutsche Gesinnung und gegen seinen persönlichen Charakter. Von ähnlichem Standpunkt, wenn auch im Ausdruck gemäßigter, beurtheilte Klein in den „Heidelberger Jahrbüchern" F. Mann's jüngst erschienene Schrift: „Georg Forster. Ein deutsches Lebensbild" (Frauenfeld, Huber, 1862). D. Red.

Notizen.

Der berliner Schriftstellerverein „Berliner Presse".

Vielleicht sind wir schon manchem unserer Leser durch unsere von Zeit zu Zeit in den Spalten d. Bl. auftauchenden Darstellungen deutscher Schriftstellerverhältnisse, zu denen uns übrigens die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte der Schiller-Stiftung natürlichen und naheliegenden Anlaß gab, ein wenig lästig geworden. Aber wir können weder ihnen noch uns helfen; ein wenig Langeweile schadet durchaus nicht, wenn sie sich durch irgendein erfreuliches Resultat bezahlt macht; und als ein solches wird man ja wol die Schiller-Stiftung, in der wir mit Fug und Recht nur die Ausführung einer von uns schon vor zwei Decennien beantragten und seitdem beharrlich befürworteten Idee erblicken, jetzt allgemein anerkennen. Aber auch sonst sind die Fälle gar nicht selten, die uns die Freude erleben lassen, von uns gemachte und vielleicht nur hingeworfene Winke beachtet und benutzt zu sehen. So bemerkten wir in einer Note zu dem Aufsatze „Die Schiller-Stiftung" in Nr. 33 d. Bl. f. 1857: „Die Frage wäre, ob nicht der künftige Vorstand der Schiller-Stiftung ein zweckmäßiges Werk thäte, wenn er irgendeine der bestehenden Rentenanstalten dazu benutzte, Schriftsteller, die darum nachsuchen, oder für den Fall ihres Ablebens deren Gattin oder ihre Kinder versichern zu lassen" u. s. w. Auf ähnliche Weise sucht jetzt der berliner Schriftstellerverein, welcher sich wol vorzugsweise auf G. Hesekiel's Anregung, unter dem Namen „Berliner Presse" constituirt hat, seine Unterstützungszwecke zu erreichen. Es heißt in §. 9 des uns zugesandten, vom Geheimen Rath Engel verfaßten Berichts der Finanzcommission: „Die Unterstützungszwecke sind auf zweierlei Weise erreichbar: entweder mittels Gründung der benöthigten Kassen und Anstalten durch den Verein selbst, oder mittels Beitritts der Mitglieder zu bereits bestehenden Anstalten der Art. Aus Gründen der politischen Arithmetik empfiehlt sich letzteres wenigstens für die Versicherung des Krankengeldes, der Altersrente oder Invalidenpension und des nach dem Tode oder beim Ueberschreiten eines gewissen Lebensalters zahlbaren Versicherungskapitals." Paragraph 13 lautet: „Hinsichtlich der Altersrenten- und Lebensversicherung ist die Commission der Ansicht, daß der Verein, wenn es irgend zulässig ist, zur Vermeidung von Weit-

läufigkeiten bei der Aufnahme seiner Mitglieder mit einer namhaften, gut fundirten Gesellschaft eine Massenversicherung contrahire oder doch deren Vortheile für die einzelnen Mitglieder zu erwirken suche." Auf Einzelheiten können wir hier nicht weiter eingehen, wollen jedoch noch bemerken, daß die Commission schließlich den Gedanken anregt, „alle die Institute, die von der aufreibenden Thätigkeit der Journalistik in ihren verschiedenen Verzweigungen Vortheil haben, auch zur theilweisen Amortisirung der in ihrem Dienste sich aufreibenden geistigen und physischen Arbeitskraft heranzuziehen". Auch was über die Nothwendigkeit, von Pensionskassen jede Sittencensur fernzuhalten, gesagt ist, verdient Beachtung; es heißt darüber unter anderm: „Diese (die Kasse) kann und darf kein Sittenrichter sein; sie hat einzig und allein die Versicherung zu leisten, die das Mitglied resp. der Verstorbene durch seine Beiträge erkaufte, und sie kann unmöglich das Recht haben, die Gewährung des Aequivalents für die richtig geleisteten Beiträge von solchen sittlichen Bedingungen abhängig zu machen, welche mit den Rechnungsgrundlagen der Kasse in gar keiner Beziehung stehen." Uebrigens glauben wir keine Indiscretion zu begehen, sondern nur der guten Sache zu dienen, wenn wir aus dem Schreiben, womit ein Förderer des Vereins und seiner Zwecke den uns eingesandten Bericht der Finanzcommission begleitete, folgende Stelle zum Abdruck bringen: „Ich habe mit besonderer Theilnahme Ihre Bestrebungen für Hebung des Schriftstellerstandes verfolgt und mir Mühe gegeben, Ihren Winken zu folgen und sie praktisch nutzbar zu machen. Ich weiß nun nicht, ob Sie erfahren haben, daß wir hier im Laufe des Sommers unter dem Namen «Die Berliner Presse» einen Verein gestiftet haben, welcher Schriftsteller aller Farben (schönwissenschaftliche und fachwissenschaftliche eingeschlossen) umfaßt, wie Sie daraus ersehen, daß der Vorstand aus: Dr. Alexis Schmidt (von der Spener'schen), Dr. G. Hesekiel (von der Neuen Preußischen), Dr. Alexander Meyer (von der Berliner Allgemeinen) und Dr. C. Schweizer (von der Nationalzeitung) besteht. Bisjetzt haben wir allerdings nur ein geselliges Beisammensein erzielt; auch dieses war uns hochwichtig, denn nichts schadete dem Ansehen des Schriftstellers hier mehr als die gegenseitigen, gehässigen, persönlichen Angriffe, über welche sich nur das abgünstige und den Schriftstellern stets abholde Philisterium freute; diese Angriffe haben in den berliner Zeitungen seit dem August dieses Jahres ganz aufgehört, und das betrachte ich als den ersten Segen unsers Vereins."

Offenbar ist unter einem großen Theile des Schriftstellerstandes das Bestreben und Bedürfniß vorwaltend, sich selbst zu helfen, um nicht der Schiller-Stiftung durch Bittgesuche lästig zu fallen, und dieses Bestreben wird zunehmen, wenn man gewisse Andeutungen liest, welche Gutzkow in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" gelegentlich gegeben hat, wie folgende in einer der letzten Jahresnummern: „Die Namen der jedesmal zeitgenössischen Literatur sind selten so glücklich gestellt, daß sie gegen alle Beanstandung gesichert wären. Schon wenn auch nur ein einziges mal einer der Verwaltungsräthe sagte: «Diesen Namen dürfen wir nicht öffentlich bringen!» («Weil er noch gar nicht durchgedrungen ist!» «Weil er zu viel Gegner hat!» «Weil er sich ausgeschrieben und überlebt hat!» u. s. w.), ist das Wesen der Schiller-Stiftung nicht nur in Gefahr, sondern bereits entschieden verletzt." Für solche Andeutungen darf man dem Generalsecretär der deutschen Schiller-Stiftung nur dankbar sein. „Weil er zu viel Gegner hat!" Wer hat nicht seine Gegner? Und heißt es nicht im Sprichwort: „Viel Feinde, viel Ehre?"

Eine Erklärung Wattenbach's.

Da wir in Nr. 49 d. Bl. f. 1862 der Bedenken gedacht haben, welche August Boden im „Frankfurter Conversationsblatt" gegen die Authenticität des von dem Professor Wattenbach in Heidelberg veröffentlichten Briefwechsels zwischen Elise Reimarus und von Hennings erhoben hatte, so sind wir es Wattenbach schuldig, auch seiner im „Frankfurter Journal" schon früher, unter dem 28. October 1862 gegen Boden's Beanstandungen erlassenen, uns leider nicht zu Gesicht gekommenen Erklärung zu gedenken. Wattenbach würde, wie er darin versichert, eine Entgegnung für überflüssig halten, wenn nicht zwei Umstände einer Erklärung wirklich bedürften. Wir brauchen diese „zwei Umstände" hier nicht weiter anzuführen, da die betreffenden zweifelhaften Punkte, auf welche Boden sich berief, in unserer Notiz keine Stelle gefunden haben; wir bemerken zur Feststellung des Thatbestandes nur, daß dem Veröffentlicher und zugleich rechtmäßigen Besitzer der Correspondenz die Briefe der Elise Reimarus nur von 1777 an im Original vorlagen, daß dagegen die frühere Correspondenz mit Hennings von diesem selbst in seinen letzten Lebensjahren, fast 50 Jahre später, mit seinen eigenen Briefen zusammen abgeschrieben wurde. Auf letztern Umstand und darauf, daß die einzelnen Briefblätter nicht immer richtig zusammengelegt waren, also auch auf einen Mangel an Genauigkeit seitens des Veröffentlichers dieser Familienpapiere, sind gewisse Monats- oder Jahresangaben zurückzuführen, die der Scharfsinn Boden's als falsch erkannte, aus denen er aber weitere Schlüsse in Betreff des ganzen Briefwechsels zog, die nun keine Gültigkeit mehr haben, wie sehr es auch mit manchen seiner über die bloße Authenticitätsfrage hinausgreifenden Bemerkungen, z. B. den von uns erwähnten über Elise Reimarus, seine Richtigkeit haben mag. **H. M.**

Piemontesische Volkslieder.

Bereits seit mehreren Jahren hat der in der politischen Welt neuerdings vielgenannte C. Nigra (er ist der italienische Gesandte in Paris) in der in Turin erscheinenden Zeitschrift „Rivista contemporanea" piemontesische Volkslieder („Canzoni popolari del Piemonte") veröffentlicht, und ganz kürzlich ist davon im October 1862 das sechste Heft erschienen. Es sind theils Romanzen, theils historische Volkslieder, die der genannte italienische Gelehrte nicht nur in verschiedenen Lesarten mit ihren dialektischen Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten, sowie mit einer für jeden Kenner der italienischen Sprache verständlichen italienischen Uebersetzung, sondern auch mit Erklärungen mittheilt, die besonders bei den historischen Volksliedern zu deren besserm Verständniß ebenso werthvoll als nothwendig sind. Die Sammlung dieser „Canzoni" hat in literarischer Hinsicht einen um so größern Werth, je weniger man bisher geschichtliche Volkslieder aus Italien kannte. Dabei kommt dem Herausgeber in nicht geringem Grade zu statten, daß er mit der Volkspoesie anderer Literaturen, z. B. der deutschen, ziemlich genau bekannt ist, und er erhält dadurch Veranlassung, hin und wieder bei einzelnen romantischen Volksliedern, die er mittheilt, auf diesfallsige Anklänge und eine innere Verwandtschaft mit Volksliedern anderer Literaturen aufmerksam zu machen, die er dann in der Ursprache oder in italienischer Uebersetzung (unter der Rubrik „Paralleli") ebenfalls mittheilt. Im ersten Heft (Januar 1858) verdiente das historische Volkslied: „Donna Lombarda", das auf die Geschichte der Rosamunde, der ehebrecherischen Gemahlin des Alboin, Königs der Longobarden, sich bezieht, und vielleicht gleichzeitigen Ursprungs mit der Thatsache selbst ist, theils wegen seines hohen Alters, theils und vorzüglich wegen seines dichterischen Gehalts eine besondere Auszeichnung, und im neuesten Hefte dieser „Canzoni popolari" findet sich ein der neuern Geschichte angehörendes historisches Volkslied: „Carolina di Savoja", das die Vermählung der Prinzessin Maria Karolina Antonietta von Savoyen mit dem Prinzen Anton, nachmaligem Könige von Sachsen (sie ward vermählt am 29. September 1781 und starb schon am 28. December 1782), zum Gegenstande hat. Das Lied wird noch jetzt vielfach in Piemont (in Monferrat und im Canavesischen) gesungen. 17.

Bibliographie.

Alexandra Prinzessin von Baiern, Kleine historische Erzählungen. Nach dem Französischen der Eugenie Foa frei bearbeitet. München, Fleischmann. 1862. 8. 16 Ngr.

Am Strom der Zeiten. Oden von L. B. Berlin, Bach. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.

Auch, A., Gedichte. 1stes Bändchen. Elberfeld, Bädeker. 1862. 16. 16 Ngr.

Aus dem Tagebuche eines ungarischen Emigranten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 15 Ngr.

Blumen der Heimath in Bild und Lied. Der erste Frühling, wilde Rosen, Wald, Wiese, Feld u. Alpe. Dichtung von J. N. Vogl. Oelfarbendruck nach dem Original von A. Bach. Olmüz, Hölzel. 1862. Fol. 6 Thlr. 20 Ngr.

Brubin, C. A., Briefe von Altenryf. Aus dem lateinischen Briefwechsel des Paters Bernhard von Altenryf und des Pfarrers Anderhalden in Obwalden von 1506—20. Schaffhausen, Brodtmann. 16. 12 Ngr.

Burow, Julie, Die Liebe als Führerin der Menschheit durchs Erdenleben zu Gott. Danzig, Kafemann. 16. 1 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1863. Herausgegeben von F. Hilarius. 48ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dichterbuch aus Oestreich herausgegeben von E. Kuh. Wien, Gerold's Sohn. 8. 2 Thlr.

Drobisch, T., Humoristische Liedertafel. Theater-Couplets und heitere Lieder. Leipzig, Geißler. 16. 10 Ngr.

Eberwein, J., Vater Haydn. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge. Anhang: Mozart's Dorfmusikanten. Leipzig, Matthes. 8. 7½ Ngr.

Hamberger, J., Christenthum und moderne Cultur. Studien, Kritiken und Charakterbilder. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 1 Thlr.

Ritter Dietrich von Harras, oder: „Der Harrassprung bei Lichtenwalde im Erzgebirge. Historisch-romantische Erzählungen und vaterländische Sittengemälde aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Nach der bekannten Volkssage und andern geschichtlichen Nachrichten bearbeitet von E. W. J. 1ste und 2te Lieferung. Oederan, Schlesinger. 1862. 8. à 2½ Ngr.

Henne, A., Der letzte Dominikaner in Bern. Novelle aus dem Jahre 1528. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Horn, J. F., Fra Angelico. Romanzencyklus in 16 Bildern. Kiel, Homann. Gr. 16. 15 Ngr.

Humboldt, A. v., Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 5ter Band. Stuttgart, Cotta. 1862. Gr. 8. 6 Thlr. 12 Ngr.

Jacoby, J., G. E. Lessing als Philosoph. Berlin, Guttentag. 8. 10 Ngr.

Jahn, F. L., Selbstvertheidigung. Mit einem Vorwort von C. Burckhardt. Leipzig, Keil. 8. 24 Ngr.

Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen. Der Frauenwelt gewidmet von der Verfasserin der „Mädchenträume“ u. s. w. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1862. 8. 21 Ngr.

Lehmann, J. G., Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. 1ster Band, die Geschichte der Dynasten von Lichtenberg enthaltend. 1ste Lieferung. Manheim, Schneider. 1862. Gr. 8. 24 Ngr.

List, F., Geschichte eines Spessarter Bauernjungen, genannt Simplicius Simplicissimus. Ein Zeitbild aus dem 30jährigen Kriege, nach dem Buche Christoph's von Grimmelshausen für das deutsche Volk bearbeitet. Erlangen, Bläsing. 8. 15 Ngr.

Lübker, F., Vorhalle zum academischen Studium. In Reden und Betrachtungen. Halle, Mühlmann. Gr. 16. 28 Ngr.

Maiblumen. Lieder einer Stillen im Lande dargereicht von G. Knak. Berlin, Beck. 1862. 16. 17½ Ngr.

Mosenthal, S. H., Die deutschen Comödianten. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Weber. 16. 1 Thlr.

Naville, E., Das ewige Leben. Sieben Reden. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Friederike Pressel. Leipzig, Haessel. 8. 1 Thlr.

Norden, F., Conradin von Hohenstaufen oder das Blutgericht zu Neapel. Stuttgart, Fischhaber. 16. 12 Ngr.

— — Herzog Ulrich von Würtemberg oder die Blutthat im Böblinger Forst. Stuttgart, Fischhaber. 16. 12 Ngr.

Olfers, Maria v., Drei Märchen. Mit sechs photolithographischen Bildern in Buntdruck. Berlin, Nauck. 1862. Br. 8. 15 Ngr.

Perty, M., Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen gegen die Widersacher vertheidigt. Ein Supplement zu des Verfassers „Mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 16 Ngr.

Plath, J. H., Die Tonsprache der alten Chinesen. Mit einer Tafel. München, Franz. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Richter, C. G., Antworten auf des Lebens ernste Fragen. Eine Reihe Kerngedanken aus den Schriften gottbegabter Dichter und Denker zusammengestellt. Dresden, Burdach. 1862. 8. 1 Thlr.

Rimestad, C. W., Zwei Weltbegebenheiten. Deutsch von H. Helms. Leipzig, Wiedemann. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ritter, C., Allgemeine Erdkunde. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten. Herausgegeben von H. A. Daniel. Berlin, G. Reimer. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ritter, H., Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Erster Band. Göttingen, Dieterich. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Robe, Ludwig der Fromme. Historisches Schauspiel. Berlin, Decker. 1862. Br. 8. 24 Ngr.

Röckner, H., Zwei Weihnachten. Danzig, Kafemann. 16. 15 Ngr.

Rühl, G., Gülden Massow, Geschichte eines Lehnschulzengutes im Havelland. Berlin, Rauh. 1862. 8. 12½ Ngr.

Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 2ter Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schiller, F. v., Ich habe mich rasieren lassen. Ein dramatischer Scherz. Aus der Original-Handschrift im Einverständniß mit der Familie Schillers zum ersten mal herausgegeben von C. Künzel. Leipzig, Payne. 1862. Hoch 4. 1 Thlr.

Schmid, H., Der Kanzler von Tirol. Geschichtlicher Roman. Drei Bände. München, Fleischmann. 1862. 8. 5 Thlr.

Schmidt, O., Gedichte. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 16. 15 Ngr.

Schottmüller, A., Luther. Ein deutsches Heldenleben. Berlin, Brigl. 1862. Gr. 8. 27 Ngr.

Schram, K., Das gestohlne Lied. Eine Herzensgeschichte. Wien, Förster u. Bartelmus. 16. 1 Thlr.

Schwerin, Franziska Gräfin, In einem Bildersaal. Studien für Frauen. Mit 10 Illustrationen. Danzig, Kafemann. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sievert, Auguste, Der grüne Winkel. Eine Erzählung. Halle, Mühlmann. 1862. 8. 21 Ngr.

Silberstein, A., Herkules Schwach. Historischer Roman. Drei Bände. München, Fleischmann. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Smidt, H., Saat und Frucht, oder Bauersleute und Schiffersleute. Eine Erzählung von der Niederelbe. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Staudenmeyer, C. A., Nordische Blüthen. Ein Blüthenstrauß für Land und Leute. Stuttgart, Oetinger. 8. 22½ Ngr.

Wolzogen, A. Freih. von, Wilhelmine Schröder-Devrient. Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zeitschriften für 1863

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis vierteljährlich 2 Thlr. Täglich 1—1½ Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

4. Preis vierteljährlich 3 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen oder in Monatsheften.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

8. Preis vierteljährlich 3 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Frenzel.**

8. Preis vierteljährlich 1 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 1¼ Bogen.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

8. Preis jährlich 15 Ngr. Monatlich in 1—1½ Bogen.

Bibliografia polska.

8. Preis jährlich 20 Ngr. In monatlichen Nummern von ½—1 Bogen.

Jahrbuch für romanische und englische Literatur.

Unter besonderer Mitwirkung von **Ferdinand Wolf** herausgegeben von Prof. Dr. **Adolf Ebert.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**

Erste Lieferung. Bogen 1—8. A—Arm. 20 Ngr.

Das **Deutsche Sprichwörter-Lexikon** will den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterschatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den blos im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörtersammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat diesem Werke den grössten Theil seines Lebens gewidmet und hofft, dass es einen Platz in der deutschen Literatur einzunehmen verdiene.

Die Verlagshandlung hat in der Hoffnung auf regste Theilnahme des deutschen Volks an dem echt nationalen Unternehmen sich gern zur Verlagsübernahme des Werks entschlossen und, um dessen weiteste Verbreitung zu ermöglichen, den Subscriptionspreis auf nur 2½ Ngr. für den gespaltenen Quartbogen gestellt.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden und ein ausführlicher Prospect gratis zu haben ist.

In der **Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen** sind neu erschienen:

Weisthümer

herausgegeben von **J. Grimm.**

Theil 4. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Um den Ankauf der Theile 1—3 zu erleichtern, ermäßigen wir den Preis auf 8 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Begründet von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring** (W. Alexis). Fortgesetzt von Dr. **A. Vollert.**

Zweiunddreißigster Theil. Dritte Folge. Achter Theil.

12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Das Attentat auf Se. Majestät den König Wilhelm I. von Preußen in Baden-Baden. (1861.) 2. Freifrau Luise von Baumbach und ihre Dienstboten. (1861.) 3. Ein entführter Feldprediger. (1720.) 4. Der Pater Mecenati. (1725—47.) 5. Der Mörder Hahn. (1769.) 6. Der blinde Zeuge. (Thüringen. Raubmord. 1858.) 7. Joseph Keller und Christine Meder. (Mord. Ehrenbreitstein. 1860.) 8. E. Nygrén. (Familienmord. Finnland. 1852.) 9. Eine jenaische Geisterbeschwörung. (1715.)

Ein neuer Theil dieser bekannten Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, die sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publikums erfreut und ihren Ruf durch fortwährende Vorführung des Interessantesten aus der Criminalgeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart rechtfertigt.

Die Erste und Zweite Folge erschienen in einer neuen Ausgabe zu dem **ermäßigten Preise** von 1 Thlr. für jeden **Theil**.

Der Dritten Folge erster bis siebenter Theil kosten jeder 2 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 15. Januar 1863.

Neue Predigten von Karl Schwarz.

Predigten aus der Gegenwart. Von Karl Schwarz. Zweite Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.*)

Als vor etwa drei Jahren die erste Sammlung der „Predigten aus der Gegenwart" von Karl Schwarz erschien, durfte man kaum einen in so hohem Grade lebhaften Antheil des Publikums erwarten, daß nach kurzer Zeit eine neue Auflage davon nöthig werden würde. Wol kannte man in den weitesten Kreisen des Mannes persönlichen Werth, seinen Muth, mit welchem er in seiner frühern akademischen Stellung seiner Ueberzeugung alles zum Opfer gebracht hatte; wol war sein Werk über die Geschichte der neuesten Theologie weit hinaus über die theologischen Kreise bekannt geworden, jenes Werk, das vollkommen wissenschaftlich gründlich die theologischen Erscheinungen seit Strauß darstellte, aber zugleich auch in jugendfrisch geistvoller Weise die Verschrobenheiten und Haltlosigkeiten der exclusiven Gläubigkeit einer oft vernichtenden Kritik unterzog und diesen Extremen gegenüber eine Sprache führte, die in ihrer Entschiedenheit zwar vollkommen berechtigt, aber in ihrer Kühnheit damals wenigstens neu war. Man gedachte weiter des Aufsehens, welches seinerzeit seine Berufung als Oberhofprediger machte, der Entschiedenheit, mit welcher er auf den Eisenacher Conferenzen deutscher Leiter des Kirchenregiments den hier auftauchenden Bestrebungen nach Wiedereinführung einer mittelalterlichen Kirchenbuße und Kirchenzucht entgegengetreten war, sowie der weisen Mäßigung in der Verwaltung seines einflußreichen Amtes; ein Vorzug, den nicht alle unter gleichen Umständen sich anzueignen oder zu erhalten wußten; und es konnte nicht fehlen, daß bei dem wiedererwachenden Lebensgefühl einer freiern kirchlichen Richtung seine Predigten eine ganz andere Stellung und Bedeutung erhielten, als sonst ähnliche Erscheinungen.

Aber dennoch würden alle diese Umstände noch nicht eine so nachhaltige Theilnahme haben hervorbringen können, es muß hierfür ein anderer Umstand noch hinzugekommen sein, auf welchen die unübertrefflich geschriebene, geharnischte Vorrede zu der ersten Sammlung seiner Predigten verweist. Schwarz wendet sich nämlich mit seinen Predigten vornehmlich an alle diejenigen, welche durch die Exclusivität und lieblose Verdammungssucht der starren Kirchlichkeit verletzt, durch die geistlose Langweiligkeit und Phraseologie ihrer Vertreter abgestoßen und der Kirche entfremdet, ihr doch noch nicht erstorben sind, und die, wenn auch in ihrem mehr oder minder bewußten Verlangen bisher unbefriedigt, im Grunde ihres Herzens die Liebe zu der göttlichen Wahrheit und dem Gottesworte sich erhielten. Daß es eine gute Zahl solcher gibt, sprach Schwarz in jenem Vorwort aus, und er fügte hinzu, daß diese störrigen aber ehrlichen Leute, die selber zu denken und zu urtheilen wagen, wahrlich nicht zu den schlechtesten gerechnet werden dürfen; waren doch die Heroen unserer Literatur und Philosophie ihrerzeit in ganz gleicher Lage; aber immer allgemeiner wird es anerkannt, daß ihr laues Verhältniß oder gar ihre Opposition gegen die damalige Kirchlichkeit und Theologie unendlich verschieden von glaubensloser Frivolität war, die in ihrer völligen Gleichgültigkeit gegen Glaubenssätze ein bequemes Accommodiren an Zeitrichtungen den Gefahren einer selbständigen Prüfung und Ueberzeugung oder einer offenen Ehrlichkeit bei weitem vorzieht.

Für alle jene müssen Schwarz' Predigten den rechten Ton getroffen haben, es ist also ihr Inhalt und nicht blos das persönliche Interesse am Verfasser, das ihnen des großen Publikums Antheil erwarb und erhielt; Schwarz selbst aber hat sich auch in dem Vertrauen nicht getäuscht, daß ein einfaches, aber herzliches und warmes Wort alle jene im Streite Entfremdeten oder durch gegnerisches Treiben bekümmert und zweifelhaft Gewordenen ergreifen und gewinnen würde.

Es ist diese Tendenz auch in der zweiten Sammlung seiner Predigten festgehalten, über deren homiletischen Werth Theologen von Fach vielleicht hier und da Einwendungen

*) Vgl. den Aufsatz über Karl Schwarz' Predigten in Nr. 45 d. Bl. f. 1859.

erheben werden, in denen aber der versöhnende, gewinnende, milde Ton wohlthuend nachklingt. Dogmatische Formeln, gelehrtes Kunst- und rhetorisches Feuerwerk ist selbstverständlich ganz weggelassen. In schlichtester, einfachster Sprache behandelt Schwarz vorzugsweise solche Verhältnisse und Fragen, die dem wirklichen Leben mit seinen Bedürfnissen und Bestrebungen angehören und daher besonders praktischen Werth haben. „Predigten aus der Gegenwart" nennt er sie, weil er in dem jetzt gebräuchlichen Deutsch, und weder in der Ausdrucksweise eines vergangenen Jahrhunderts noch in einem theologisch salbungsreichen Tone redet, namentlich aber wol darum, weil er, ohne irgendwie von dem sittlichen Ernst des Evangeliums und der Strenge des göttlichen Gesetzes etwas aufzugeben, dennoch für das sittliche Urtheil dem Geiste der Zeit eine Berechtigung einräumt. Ueberhaupt ist es für ihn charakteristisch, daß er den von anderer Seite als ausschließlich feindselig hingestellten Gegensatz zwischen Welt und Evangelium als nicht mehr völlig unvermittelt betrachtet, insofern die Gegenwart doch nur das Product der verflossenen christlichen Jahrhunderte mit ihrer Arbeit und ihren Kämpfen, und der so vielfach gescholtene Geist der Zeit, dessen Kinder wir doch alle sind, aus der Wechselwirkung des Menschengeistes und der Offenbarung entstanden ist, sodaß die Welt, die Vernunft, der Zeitgeist ja keineswegs mehr für dem Evangelium nur schlechthin feindliche Mächte angesehen werden können, wie sie es bei seinem Eintritt in die Menschheit allerdings waren. Es ist übrigens dieser Gedanke auch insofern ein praktisch fruchtbarer, als hierdurch mit der universalen Aufgabe des Christenthums, alle Verhältnisse zu durchdringen, Ernst gemacht und Diesseits und Jenseits nicht mehr als reine Gegensätze aufgefaßt werden. Referent schwebt in diesem Zusammenhange eine Schwarz'sche Predigt über Christenthum und Bildung vor Augen, die auch nach der oben bezeichneten Seite hin versöhnend und gewinnend wirken muß. Freilich soll diese praktische Tendenz das Charakteristische jeder wahren Predigt sein, die darauf ausgehen muß, das Verlorene zu suchen und zu gewinnen; aber den vorliegenden ist ein so liebevolles Nachgehen und Eingehen, eine so männliche, der Wirklichkeit entsprechende Lebensanschauung eigen, daß sie sich von dem nur menschlichen Schelten und Richten oder der verzagten Weltflucht mancher Gegner auf das vortheilhafteste unterscheiden und zugleich in ihrem sittlichen Ernste wahrhaft erbauend wirken.

Damit jedoch nicht ein naheliegender Irrthum durch diese Worte entsteht, mag es hier gleich ausgesprochen werden, daß die sonst übliche Unterscheidung von dogmatischen und praktischen Predigten für die vorliegenden nicht anzuwenden ist, die man um jener Bemerkung willen ja nicht für ausschließlich praktisch im gewöhnlichen Sinne halten möge. Es ist die Einseitigkeit nach beiden Seiten hin verwerflich: einseitig dogmatisch gefärbte Predigten sind mehr theologische Abhandlungen und darum für das größere Publikum unpassend und unverständlich; ausschließlich praktische aber in ihrer Nüchternheit und Trockenheit meist herzlich langweilig; aber diese ganze Unterscheidung trifft, wie gesagt, hier gar nicht zu.

Die Predigt muß, wenn sie wirken soll, wie die Religion selbst, nothwendig den ganzen Menschen beanspruchen und treffen, Geist und Gemüth, Kopf und Herz, und beiden zu genügen ist eben die große Kunst oder vielmehr das große Geheimniß des wahren Predigers. Diese Aufgabe wird noch schwieriger, wenn die Predigt nicht gehört, sondern nur gelesen wird. Allerdings kann da die Phantasie einen idealen Vortrag der oft störenden Wirklichkeit substituiren, aber der Ort, die Vorbereitung, Glocke und Orgel und alle jene das Gemüth erregenden Umstände sind ebenso viele unersetzliche Vorzüge des wirklichen Gottesdienstes. Wenn nun dennoch Schwarz' gedruckte Predigten so vielen Anregung und Förderung brachten, so kann dies nur daraus erklärt werden, daß sie eben nicht einseitige Verstandes- oder Gemüthspredigten sind, sondern den ganzen Menschen treffen und ihm genügen, und mit dieser kurzen Charakteristik mag es genug sein.

Es knüpft sich aber hieran noch eine andere Betrachtung. In den vorliegenden Predigten wollte Schwarz es nachweisen, daß man auf seinem Standpunkte, dem des historischen oder ethischen Rationalismus, der, beiläufig gesagt, gegenwärtig wol der Standpunkt der gebildeten christlichen Menschheit ist, auch predigen, auferbauen könne, während es ein landläufiger Vorwurf war, der Rationalismus könne nur zerstören und wolle zerstören. Hiermit ist auch die Berechtigung dieses Standpunktes für das christliche Leben nachgewiesen, während seine Berechtigung auf wissenschaftlichem Gebiete wiederholt und neuerdings von dem jenaer Rückert dargelegt wurde. Bei dem Wiedererwachen eines rationalistischen Geistes im deutschen Volke, dessen sittlicher Ernst, Gewissenhaftigkeit und unverwüstliche Ehrlichkeit ihm jenen Standpunkt besonders nahe legt, mag die Wichtigkeit dieses Nachweises wol beherzigt werden, daß nicht die Herrschaft eines starren Confessionalismus oder einer verknöcherten Orthodoxie mit ihren demoralisirenden Folgen jemals wiederkehre. Der Forscher, der die geschichtlichen Bedingungen einer solchen Periode kennt, wird sich auch ihres baldigen Endes getrösten, das sittliche Mächte nothwendig herbeiführen müssen. Aber nothwendig müssen hierzu auch alle ernsten und frommen Gemüther in muthigem und treuem Beisammenhalten ihrer Zeit die Richtung geben helfen, die aus dem Sumpfe sittlicher Verkommenheit zu freien Höhen führt. Glaube niemand sich dieser Aufgabe entziehen zu dürfen; vergesse man auch nicht, daß gerade diese sittlichen Aufgaben die Bedingung und Garantie für nationale Hoffnungen und Regungen sind, deren glückliche Entfaltung schon einmal dem deutschen Volke sein sittlicher Gehalt verlieh.

33.

Moleschott's neuere physiologische Studien.

Physiologisches Skizzenbuch von Jakob Moleschott. Gießen, Ferber. 1861. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Art, wie der berühmte Verfasser der „Lehre der Nahrungsmittel" und des „Kreislauf des Lebens" physiologische Fragen behandelt, ist immer auch für Nichtphysiologen interessant, weil er es versteht, die leiblichen Zustände und Functionen in Beziehung zu setzen zu den geistigen, ihren mächtigen Einfluß auf diese und überhaupt den innigen Zusammenhang zwischen materiellen und geistigen Vorgängen, zwischen physischen und psychischen Veränderungen nachzuweisen.

In der That ist auch der Materialismus unbestreitbar, solange er sich damit begnügt, auf die Abhängigkeit hinzuweisen, in der der Geist vom Leibe steht; denn hier sprechen die Thatsachen für ihn, und es wird also in diesem Punkte keinem Spiritualisten gelingen, ihn zu widerlegen. Der Streit gegen den Materialismus beginnt erst da, wo dieser durch die gewonnene Erkenntniß vom Zusammenhange des Leiblichen und Geistigen im Menschen sich zu Schlüssen über das Wesen des Geistes und über das Weltganze fortreißen läßt, die aus jener Erkenntniß noch keineswegs folgen.

In dem Vorwort sagt Moleschott:

Ich schäme mich des Bekenntnisses nicht, daß ich eine den Fortschritten der heutigen Physiologie entsprechende Darstellung vom Wesen des Menschen, eine eigentliche Anthropologie, die, obwol sie jedem gebildeten Leser zugänglich sein soll, etwas anderes ist, als nur eine populäre Schilderung unserer Leibesverrichtungen, für die beste Frucht aller meiner physiologischen und medicinischen Studien halte, und daß seit Jahren mein freudiges Bemühen darauf hinzielt, diese Frucht zu zeitigen.

Die vorliegenden Skizzen sollen wie des Verfassers Nahrungsmittellehre und der „Kreislauf des Lebens" Ansätze zu dieser Frucht sein. Es sind deren vier: „I. Die Kraftquellen des Menschen." „II. Ins Freie!" „III. Zur Erinnerung an Forster." „IV. Der Hornpanzer des Menschen."

Der erste Aufsatz ist schon im Jahre 1850 in dem Brockhaus'schen Sammelwerk „Die Gegenwart" erschienen, hat aber hier eine Umarbeitung erfahren. Der zweite war für ein Album bestimmt. Der dritte ist 1859 zur Feier von Forster's Geburtstag für die leipziger „Illustrirte Zeitung" geschrieben worden, gehört aber eigentlich nicht recht in die vorliegende Sammlung, da er von Forster's Bedeutung als Mensch und Naturforscher im allgemeinen spricht, während die andern Aufsätze speciell Physiologisches enthalten und dabei, namentlich der letzte Aufsatz, der eine Reihe von Bildungen bespricht, die man zum größten Theil im gewöhnlichen Leben für unscheinbar zu halten pflegt, sehr ins Einzelne gehen.

Aus dem ersten Aufsatze über „Die Kraftquellen des Menschen" gewinnen wir zwar nicht die Ueberzeugung, die materialistischerseits ausgesprochen werden, daß der Mensch ist was er ißt, aber doch die, daß die Nahrungsmittel eine wichtige Kraftquelle nicht blos für das leibliche, sondern auch für das geistige Leben des Menschen sind. Cabanis in seinem unsterblichen Werke: „Rapports du physique et du moral de l'homme", hat zuerst in umfassender Weise auf den innigen Zusammenhang zwischen der Nahrung und dem geistigen Leben der Völker aufmerksam gemacht. Alles, was die neueste Zeit hierüber tiefer erforscht und schärfer umschrieben hat, erhielt von Cabanis den mächtigsten Anstoß. Es ist hübsch von Moleschott, daß er dieses anerkennt; denn leider treffen wir bei modernen Gelehrten nur zu oft das Laster der Undankbarkeit an; sie ignoriren entweder ihre Vorgänger ganz oder setzen sie herab. Der Gelehrte soll sich aber stets bewußt bleiben, wie viel er seinen Vorgängern zu verdanken hat. Moleschott erkennt außer Cabanis' auch Bichat's Verdienste an.

Fleischkost bringt mehr Eiweiß ins Blut als Pflanzenkost. Fleischgenuß erhöht die Muskelkraft, beschleunigt den Stoffwechsel und vermehrt nach Lehmann's trefflichen Untersuchungen die Menge des ausgeschiedenen Harnstoffs. Dem entspricht nach Moleschott der Muth und das Feuer der Bewegungen bei den Jägervölkern, dem entspricht die durch die Lebensweise gemilderte Kraft der Nomaden.

Man glaube ja nicht, daß es sich hierbei nur um Rassenunterschiede handelt. Derselbe Irländer, dessen Arm bei Kartoffeldiät in seiner Heimat der Arbeit nicht genügt, ist in Amerika bei kräftiger Kost, bei Fleisch und Brot, als Arbeiter nicht selten geschätzt. Ist es nöthig, in England den hungernden Proletarier mit dem riesenstarken, roastbeefgesättigten Handwerker zu vergleichen? Dann sei man aber auch überzeugt, daß sich der schlesische Leinweber von den böhmischen und pommerschen Bauern zunächst durch die Nahrung unterscheidet. Solange die Javanesen hauptsächlich von Reis, die Neger auf Surinam von Bananenmehl leben, werden sie den Holländern unterworfen sein. Es ist nicht zu leugnen, die Ueberlegenheit von Engländern und Holländern gegenüber den Eingeborenen ihrer Colonien ist zunächst eine Ueberlegenheit des Hirns, aber diese ruht auf der Ueberlegenheit des Bluts, wie das Blut von der Nahrung abhängt. Man vergleiche nur den sanftmüthigen Otaheitier, der von Früchten lebt, mit der Wildheit der Neuseeländer, die das Blut ihrer Feinde saufen.

Doch Moleschott ist einsichtsvoll genug, zuzugestehen, daß die Nahrung trotz diesem Zusammenhang mit der geistigen Beschaffenheit der Völker nicht durch einen Zauberschlag aus den Menschen macht, was diese durch lange Gewohnheit und auf der Scholle, an der sie kleben, geworden sind. Natürlich werde der Neuseeländer durch Früchte nicht zum Otaheitier werden, sowenig wie der Hindu durch Fleischkost zum Engländer wird. Aber ein Einfluß walte nicht minder entschieden, weil neben ihm hundert andere thätig sind. Gerade deshalb solle man die Beispiele nicht vergessen, in welchen bei möglichster Gleichheit der übrigen Verhältnisse verschiedene Nahrung den Menschen verändert. Wenn Haller, der Vater der deutschen Physiologie, von sich erzählt, daß er bei anhaltender Pflanzendiät jedesmal eine allgemeine Schwäche, Unlust zur Arbeit und geringe Erregbarkeit zur Liebe verspürt habe, dann dürften wir sicher behaupten, daß von zwei Menschen, die in jeder Beziehung gleichen Einflüssen ausgesetzt sind, der eine, der Fleisch ißt, andere Gedanken haben wird, als der zweite, der Salat und Gemüse verspeist.

Selbst für das beobachtende Kind ist es ausgemacht, daß

die Trunkenheit eine kurze Raserei ist. Und wenig Menschen dürfte es in Deutschland geben, die sich nicht gestehen müssen, daß ihre Muskeln und ihre Gedanken morgens ganz anders wach sind, wenn sie mit Kaffee gefrühstückt, als wenn sie nur Brot und Wasser genossen haben. Hier gilt keine Flucht vor dem Verstande. Auch der einfachste, nüchternste Nahrungsstoff, das Wasser, bewegt den durstigen Körper zu neuer Schnellkraft. Aber zwischen der Raserei der Trunkenheit und dem gelöschten Durst liegen alle die Zwischenstufen, die den Wein vom Wasser trennen. Wir sind aus Stoff gezeugt; wir hängen durch die Pflanzen, welche der Erde ihre eigenthümlichen Salze entziehen, mit dem Boden zusammen. Wir haben eine Geographie unserer Antlitzformen und unserer Gedanken, wie es eine Pflanzengeographie gibt. Wir können ohne Nahrung nicht leben, und so entgehen wir dem stofflichen Einfluß nicht, der sich unerbittlich vom Darm durchs Blut in alle Körpertheile fortpflanzt bei jedem Bissen, den wir verschlingen.

Heinrich Koenig's Bezeichnung des Thees als eines protestantischen und des Kaffees als eines katholischen Getränks findet Moleschott nicht übel. Die Bezeichnung habe etwas Wahres, nicht blos weil Engländer und Holländer vorzugsweise Thee, die katholischen Südländer dagegen vorzugsweise Kaffee trinken. Man könne mehr in den Namen legen, wenn man wisse, was genaue Beobachtungen ermittelt haben, daß der Thee das Urtheil stimme, während der Kaffee die Einbildungskraft beflügelt. Wenn der fastende Araber in andächtigen Träumereien lange Nächte durchwacht, so sei dagegen eine gewisse Fertigkeit im Abspinnen scharfer Gedanken für nordische Theeabende charakteristisch geworden.

Moleschott bringt sogar die Aufklärung des 18. Jahrhunderts mit der Einführung von Thee und Kaffee, deren allgemeinere Verbreitung erst seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts begonnen, in Verbindung. Wie vollkommen das gesellige Leben durch diese Getränke umgestaltet werden mußte, das werde jedem klar werden, der sich Thee und Kaffee aus unserm täglichen Leben verbannt denkt.

Die sittliche und geistige Thätigkeit des Menschengeschlechts sind in stetem Wachsen begriffen. Zur Ernährung bedurfte es des Thees und Kaffees nicht. Es muß sogar mit Nachdruck erwähnt werden, daß beide Getränke nur eine ganz unerhebliche Menge Nahrungsstoff enthalten, daß sie keine Sparmittel sind. Und doch ist in Deutschland dem Armen Kaffee Bedürfniß wie dem Reichen, und vor dem 17. Jahrhundert kannte ihn der Reiche als regelmäßiges Bedürfniß so wenig wie der Arme. Nun ist es leicht zu sagen: kaufe dir statt Kaffee Fleisch. Wir reiben uns aneinander sittlich und geistig. Es wird durch Vermittelung des Kaffees so gut wie durch Dampfschiffe und elektrische Telegraphen eine Reihe von Gedanken in Umlauf gesetzt, es entsteht eine Strömung von Ideen, Einfällen und Unternehmungen, die alle mit sich fortreißt. Wer ist als Individuum stark genug, vielleicht dürfte ich fragen, wer ist als Individuum berechtigt, sich den Reizmitteln zu entziehen, die jene Flut zum Treiben brachten? Man klage nicht über nervöses Zeitalter, über die zu große Reizbarkeit der Menschen; sucht sie zu begreifen und ihrer Herr zu werden wie ihr könnt.

In dieser Weise bringt Moleschott die Gedanken des Menschen mit dem, was er ißt und trinkt, in Verbindung. Mit der Einschränkung, daß dabei die ursprüngliche Organisation des Gehirns schon vorausgesetzt, daß nicht diese auch aus den Nahrungsmitteln abgeleitet wird, kann man es sich gefallen lassen. Von zwei gleich organisirten Gehirnen wird natürlich ein schlechternährtes nicht so gedankenkräftig sein als ein guternährtes. Aber stellen wir zwei ungleich organisirte Gehirne nebeneinander, etwa das eines Shakspeare neben das eines Negers, so wird wol auch der eingefleischteste Materialist zugeben müssen, daß ein gutgenährter Neger nun und nimmermehr die genialen Gedanken eines schlechtgenährten Shakspeare zu Wege bringen würde. Also spielt die ursprüngliche Organisation des Gehirns doch die Hauptrolle bei der geistigen Production, und dagegen ist die Rolle des dem Gehirn durch die Nahrungsmittel zugeführten Stoffs nur eine secundäre, untergeordnete.

Der zweite Aufsatz Moleschott's handelt von dem Einfluß der Bewegung in freier Luft, des Spazierengehens, auf die leiblichen und mittelbar auch auf die geistigen Functionen.

Spazierengehen heißt das Herz und die Athemmuskeln gymnastisch üben, und zwar mit der Bürgschaft, daß eine Uebertreibung der Gymnastik nicht zu fürchten ist, wenn das hier öfters angedeutete Maß eingehalten wird. Spazierengehen heißt das Blut erfrischen und die Gewebe von der Schlacke befreien, welche sie infolge der Rückbildung wie mit Rost umgibt und ihren Verrichtungen einen Hemmschuh anlegt. Spazierengehen, wie wir es meinen, heißt den Gesichtskreis erweitern und Gedanken schaffen und mit dem Blute das Gemüth erwärmen und verjüngen.

Moleschott vergleicht den Spaziergänger, der durch jeden Schritt, den er vorwärts thut, die Thätigkeit seines Herzens anregt, mit Antäus, dem Sohn der Erde, der, so oft er den Boden berührte, neue Kraft gewann, und fährt dann fort:

Es ist bekannt, daß Hercules den mit stets erhöhter Stärke sich Erhebenden nur durch die List besiegen konnte, daß er ihn hoch hinaufschwang und dann erwürgte. So mancher allzu eifrige Gelehrte und manche sinnige Dame begeben sich selbst in die Gewalt des Hercules, indem sie den gewöhnlichen Spaziergang, dessen Reiz sie nicht kennen, verschmähen, um sich in der Stube ungestört, in bequemer Behaglichkeit in höhere Gebiete geistigen Lebens hinaufzuschwingen, sodaß sie den rauhen Boden der Mutter Erde kaum noch berühren. Sie gewinnen vorübergehend an Aether, verlieren aber an Luft, die das wesentliche Verbindungsmittel zwischen dem Menschen und der Erde und schließlich auch zwischen dem Menschen und dem Aether darstellt. Denn mit Heinse zu reden:

Aus unserer Erde wachsen unsre Geister,
Sie haben ferne Himmel nie gesehn.

Und Hercules erwürgt die Stubensitzer.

Der dritte Aufsatz: „Zur Erinnerung an Forster", von dem ich schon gesagt, daß er nicht in diese Reihe physiologischer Skizzen gehört, bringt nichts Neues, nichts, das nicht auch aus andern Quellen schon bekannt wäre. Am Schluß desselben entschuldigt sich Moleschott, daß er in seiner Darstellung nicht auch Forster's Schwächen berührt:

Kritische Geister werden in der obigen Darstellung eine Erzählung von Forster's Schwächen vermissen. So sehr und eben weil es sich von selbst versteht, daß auch den oben angedeuteten Lichtseiten ihre Schatten entsprechen müssen, glaubte ich in dieser zur Feier geschriebenen Skizze, wie früher in meiner größern Festschrift, davon abstehen zu können, weil das Wesen eines großen Mannes zwar mit seinen Schwächen zusammenhängt, aber nicht in seinen Schwächen besteht. Jedenfalls hatte

ich nicht Lust, eine so hehre Erscheinung, wie Forster's Leben, in Heinrich Koenig's Manier wie das Pensum eines Schulknaben zu behandeln, um daran zu meistern und zu mäkeln. Mir galt es, den Seelenadel Forster's im Lichte von Forster's klarem, harmonischem Geiste zu zeigen. Wohl mir, wenn ich durch diese Blätter dazu beitragen kann, daß die Zahl der Leser immer wächst, die bei Forster selbst an der Quelle schöpfen. Er ist und bleibt nun einmal der Lessing der Naturforscher und Humboldt's edelster Vorläufer.

In eine zur Feier geschriebene Lobrede gehört allerdings die Darstellung der Schwächen eines großen Mannes nicht hinein. Aber sonst sind wir der Meinung, daß in biographischen Denkmalen die Schwächen der Helden nicht zu verschweigen sind, weil zur Erkenntniß des ganzen Wesens eines Mannes auch dieses gehört, daß man, gemäß dem Ausspruch George Sand's: „Chacun a les défauts de ses vertus", die Kehrseiten seiner Tugenden begreife.

Dem vierten langen Aufsatz Moleschott's über den „Hornpanzer des Menschen" können wir hier nicht in sein physiologisches Detail folgen, wie wir überhaupt die Beurtheilung des streng physiologischen Theils dieser Skizzen den Fachgelehrten überlassen müssen. Zum Beweise aber, wie auch hier Moleschott seinen Gegenstand geistreich zu behandeln und physische Vorgänge mit psychischen in Verbindung zu setzen weiß, führen wir an, was er über die Haare und namentlich über das Ergrauen derselben sagt. Die Haare nämlich, welche zum Hornpanzer des Menschen gehören, in welchem er wie „eine Schildkröte in ihrem Gehäuse" steckt, liefern ein interessantes Beispiel für die allgemeine Erfahrung, daß der Mensch, und zwar der Wilde häufiger noch als der Gebildete, in seinem Bestreben, den eigenen Körper zu pflegen und zu schmücken, einer Andeutung der Natur zu folgen pflegt, die er nur weiter ausführt, bald um sie als Affe zu cariren, bald um als vernünftiger Mensch ihre Winke zu verwerthen. Jedes Haar trägt nämlich sein Pomadetöpfchen bei sich, sodaß in der Structur der Haut selbst die Vorkehrung getroffen ist, daß das Haar eine regelmäßige Einölung erfährt. Das Nähere mag der Leser selbst in dem mit Abbildungen versehenen Buche nachlesen.

Sehr auffallend zeigt sich der innige Zusammenhang des Physischen und Psychischen beim plötzlichen Ergrauen der Haare. Moleschott hält es für vermessen, an der Wahrheit erzählter Fälle eines sehr rasch erfolgten Ergrauens zu zweifeln. Bichat, „der Mann, der schon um deswillen als einer der hervorragendsten Schöpfer der wissenschaftlichen Heilkunde anzusehen wäre, weil er die allgemeine Anatomie aus einem Tummelplatz von Curiositäten zu einer systematischen Wissenschaft erhoben hat", berichtet von einem seiner persönlichen Bekannten, daß er in einer einzigen Nacht infolge einer verhängnißvollen Nachricht beinahe vollständig ergraut ist. Warum, sagt Moleschott, sollte man es bezweifeln, wenn dasselbe von Marie Antoinette erzählt wird, die in der Nacht, nachdem ihr das Todesurtheil verlesen worden war, graue Haare bekommen haben soll? Ludwig Sforza, der Mohr, der feindselige Bekämpfer Ludwig's XII., ergraute in der Nacht nach dem Tage, an dem er den Franzosen in die Hände fiel (1500). Ein Herr von Andelot fand seinen Bart und eine Augenbraue da, wo der Druck seiner Hand hingewirkt hatte, örtlich ergraut, wie wenn Mehl darauf gestreut wäre, nachdem er, den Kopf auf eine Hand gestützt, das Todesurtheil seines Bruders vernommen, eines Schicksalsgenossen der Grafen Egmond und Hoorne. Von Guarino, einem der hervorragendsten Wiederhersteller der classischen Studien, der 1370 zu Verona geboren war, wird erzählt, daß er ergraut sei vor Kummer über den Verlust eines Theils seiner griechischen Manuscripte, die bei der Ueberfahrt von Konstantinopel nach Italien ins Meer gefallen waren. Die Wissenschaft hat nach Moleschott nicht den Schatten einer Berechtigung, diese Fälle anzuzweifeln. Bichat hat an fünf bis sechs Fälle erlebt, daß die Haare in weniger als acht Tagen ergrauten. Erst kürzlich hat Richter, der bekannte dresdener Arzt, ein vorurtheilsfreier Beobachter, ähnliche Fälle aus seiner Erfahrung dem Verfasser erzählt, und englische Aerzte haben sie im Krimkriege beobachtet.

Seltsam, man wundert sich nicht darüber, wenn eine schreckliche Nachricht sozusagen plötzlich im Hirn eine so eingreifende Veränderung verursacht, daß der Verstand verwirrt ist, und jene Beispiele von raschem Ergrauen wollen einzelne Schriftsteller mit der sogenannten Selbstverbrennung, die Liebig in das Reich der Fabeln verwiesen hat, auf Eine Linie stellen.

Bichat fand das Ergrauen der Haare im Schwunde des Marks begründet, ein, wie Moleschott sagt, bei den damaligen Hülfsmitteln leicht verzeihlicher Irrthum. Es handelt sich beim Ergrauen vielmehr um eine veränderte Ernährung des Haars, worüber er noch Näheres mittheilt.

In ethnologischer Hinsicht interessant sind ferner folgende, das Haar betreffende Bemerkungen Moleschott's: Der größere oder geringere Reichthum der Behaarung hat an der Erzeugung der dem einzelnen Menschen wie ganzen Rassen eigenthümlichen Physiognomie einen um so wesentlichern Antheil, als man wol sagen darf, daß die Fülle des Haarwuchses wenigstens am Kopfe einen ungefähren Maßstab abgibt für die Körperkraft im allgemeinen. Schon deshalb pflegt der Mann es als eine Beleidigung anzusehen, wenn man die gebührliche Entwickelung seines Bartwuchses in Zweifel zieht. Wie buschige Augenbrauen und ein gewaltiger Bart den Eindruck der Ueberlegenheit erlügen können, ist allgemein bekannt, und alle Reisenden bewunderten die üppigen Bärte der Türken und der kasanischen Tataren. Auf der andern Seite machen Chinesen und Mongolen, die Aegypter und die meisten Amerikaner, besonders die Quichuas in Peru, durch ihren spärlichen Bart einen wenig männlichen Eindruck. Und als wenn die bartarmen Völker diesen Mangel an Schönheit verdecken wollten, findet man bei ihnen häufig die Sitte, daß sie den spärlich keimenden Bart sogleich zerstören, indem sie lieber ganz bartlos, als mit dem unvollkommenen Schmuck eines armseligen Barts erscheinen wollen. Die Tungusen und Kamtschadalen reißen den Bart aus, wenn er zu keimen beginnt;

derselbe Brauch herrscht auf vielen malaiischen Inseln, auf den Sandwichinseln, den Philippinen und anderwärts, wo sich die Männer durch schwache Bartanlagen auszeichnen. Gelegentlich wird solch ein armer Bart durch ungelöschten Kalk zerstört.

In diesen Bartzerstörungskünsten sieht Moleschott ein neues Beispiel für den Hang des Menschen, die Natur in den Eigenthümlichkeiten, die sie seinem Körper aufgeprägt, zu überbieten. Einigen Volksstämmen sind jene bartzerstörenden Kunstgriffe so gut gelungen, daß sie, unerfahrene Reisende täuschend, für ganz bartlos gehalten worden sind. Moleschott fährt fort:

In der That, es ist kein aus der Luft gegriffenes Vorurtheil, wenn wir den Bart nicht blos für einen kriegerischen Schmuck, sondern geradezu für ein Merkmal des männlichen Charakters halten. Die Verschnittenen, die etwas Weibisches durch ihre schwache Muskelkraft verrathen, verlieren sehr häufig einen guten Theil ihres Barts. In Hinblick auf diese Thatsache bekämpft Bichat die Sitte des Bartscherens; er sagt, wir verriethen dadurch eine befangene Vorstellung von der Schönheit, daß wir einer natürlichen Vollkommenheit, die doch der absolute Ausdruck der echten Schönheit sei, den Makel der Lächerlichkeit angehängt hätten. Ein Pfau ohne seinen Schwanz voll Smaragde, ein Widder ohne Hörner, ein Hirsch ohne Geweih misfielen uns; wie sich es denn damit vertrüge, daß wir an einem seines Barts beraubten Manne keinen Anstoß nehmen?

Doch hiergegen ließe sich einwenden, daß der Mensch, als ein Culturwesen, als ein längst aus dem Naturzustande in den Stand der Civilisation übergetretenes Wesen, nicht, wie Widder und Hirsch, mit seinem thierischen Abzeichen einhergehen soll; da man sonst ja auch behaupten könnte, er solle, statt bekleidet, nackt erscheinen. Vom Standpunkte der Civilisation müssen wir daher vielmehr einem andern Verehrer Bichat's, Arthur Schopenhauer, beistimmen, wenn er die langen Bärte bei uns als ein Zeichen der Barbarei ansieht und verdammt:

Der Bart, sagt man, sei dem Menschen natürlich: allerdings, und darum ist er dem Menschen im Naturzustande ganz angemessen; ebenso aber dem Menschen im civilisirten Zustande die Rasur; indem sie anzeigt, daß hier die thierische rohe Gewalt, deren jedem sogleich fühlbares Abzeichen jener dem männlichen Geschlecht eigenthümliche Auswuchs ist, dem Gesetz, der Ordnung und Gesittung hat weichen müssen. Der Bart vergrößert den thierischen Theil des Gesichts und hebt ihn hervor. Dadurch gibt er ihm das so auffallend brutale Ansehen: man betrachte nur so einen Bartmenschen im Profil, während er ißt! Für eine Zierde möchten sie den Bart ausgeben. Diese Zierde war man seit 200 Jahren nur an Juden, Kosacken, Kapuzinern, Gefangenen und Straßenräubern zu sehen gewohnt. (Arthur Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena", zweite Auflage, I, 190.)

Doch, wie man über diesen Punkt auch denke, Moleschott verdient jedenfalls für seine das Psychische mit dem Physischen in Verbindung setzende Behandlungsweise physiologischer Fragen, die ihn selbst aus den Haaren die psychischen Eigenthümlichkeiten der Menschen lesen läßt, gerechte Anerkennung. **Julius Frauenstädt.**

Zur Geschichte der Völkerwanderung.

Geschichte der Völkerwanderung von Eduard von Wietersheim. Zweiter und dritter Band. Leipzig, T. O. Weigel. 1860—62. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Als wir Gelegenheit hatten in Nr. 48 d. Bl. f. 1861 den ersten Band des genannten Werks zu beurtheilen, glaubten wir unter längerer Motivirung unsere Ansicht dahin aussprechen zu müssen, daß dasselbe weder in Absicht auf die grundlegenden Studien noch bezüglich der Verbindung und Erweiterung der historischen Thatsachen und Erscheinungen eine Geschichte der Völkerwanderung genannt werden könne, knüpften aber dessenungeachtet daran den Wunsch und die Hoffnung, daß dem greisen Verfasser Kraft und Gesundheit genug beschieden sein möge, sein Werk fortzusetzen: denn Werthloses oder Unbrauchbares werde weder sein ausnehmender, nach den verschiedensten Richtungen hin ausgreifender Fleiß, noch sein durch Leben und Studien gereiftes Urtheil gewiß nicht zu Tage fördern. Und in dieser Beziehung sehen wir uns nicht nur nicht getäuscht, sondern sogar unsere Erwartungen übertroffen, wie wir weiter unten die Beweise zu geben Veranlassung nehmen werden. Höchst ehrenhaft aber müssen wir es nennen dem Grundsatze gemäß, daß niemand ein aufrichtiger Freund der Wahrheit sein könne, der den Irrthum nicht eingesteht, wenn der Verfasser die Schwächen seines Werks, ja bezüglich „der geschichtlichen Darstellung" die Verfehltheit desselben unumwunden bekennt. Ein Recensent in den gelehrten Anzeigen der bairischen Akademie der Wissenschaften sagt, mit unserm Urtheile völlig übereinstimmend, von der Methode des Verfassers: „daß solche anstatt einer erschöpfenden und organisch zusammenhängenden Darstellung eine Zersplückung und Auflösung des Stoffs in lauter einzelne, wenn auch an sich verdienstliche Excurse und Specialabhandlungen hervorzubringen geeignet sei"; und dieses Urtheil trifft, wie der Verfasser selbst erklärt, auf jede Rechtfertigung aber verzichtend, die beiden vorliegenden Bände in weit höherm Grade. Woher diese Erscheinung? Ihre Erklärung ist unsers Bedünkens nicht schwer. Als der an Arbeitsamkeit gewöhnte Verfasser an seine wissenschaftliche Aufgabe ging, war ihm weder die Massenhaftigkeit und Sprödigkeit des Stoffs, noch auch die einschlagende höchst umfangreiche aber schwierige Quellenliteratur und die zahllosen Monographien größern und kleinern Umfangs keineswegs hinlänglich bekannt — theilweise Geständnisse liegen vor —; allein auf Kraft und Befähigung trauend und die Höhe des Lebensalters nicht achtend ward die Aufgabe nicht nur nicht wieder von der Hand gewiesen, sondern mit ebenso starker Willenskraft als Liebe zur Sache zu lösen versucht; indeß während der Verfasser die zahlreichen Schleußen der Geschichtsquellen mit einem an Aufregung grenzenden Eifer öffnete, ohne stets genügend davon unterrichtet zu sein, was bereits als ausgemachtes Eigenthum in die Geschichtswissenschaft eingeströmt sei und von derselben aufbewahrt werde, überwältigte diese Fülle die Kraft, ohne jedoch der Liebe zur Sache Herr zu werden oder den Eifer abzufühlen. Dies hatte die natürliche Folge, daß noch mehr wie im ersten Bande in den vorliegenden beiden alles monographisch neben- oder auch durcheinander liegt, statt, wie der Verfasser insbesondere an Gibbon's Werke selbst rühmt, zu einem organischen Ganzen verarbeitet zu sein. Gar manches hat sich aber auch der Verfasser unnöthigerweise erschwert. Höchst verdienstlich und wahrhaft wissenschaftlich ist das Verfahren des Verfassers, seine benutzten Quellen und Hülfsmittel zu kritisiren und ihren historischen Werth zu bestimmen, so z. B. die der Panegyriken, die seit 289 nach Christi Geburt für Geschichtsquellen angesehen sein wollen. Allein ganz unnöthig war es, auf die „Scriptores historiae Augustae" in dieser Beziehung so viel Fleiß, der aber nichts Einheitliches geschaffen hat, zu verwenden, da ja Dirksen's „Scriptores historiae Augustae" (Leipzig 1842) eine Autorität war, der fast unbedingt gefolgt werden konnte. Der Verfasser ist ja auf andern Gebieten gewohnt, gewissen Autoritäten mit bereitwilligster Anerkennung ihrer Verdienste zu folgen,

z. B. Mommsen, Tillemont, Zeuß u. a., warum nicht auch in diesem Falle, da der Verfasser Dirksen's Buch doch wol gekannt hat, wie wir wenigstens aus einem allerdings nur flüchtigen Citate schließen zu müssen glauben.

Wenn der Verfasser dann ferner in seiner gewohnten Ehrenhaftigkeit es beklagt, nicht früher mit den Koryphäen der Wissenschaft in engere Berührung gekommen zu sein, so ist diese Klage nach unserer Ueberzeugung eine vollkommen gerechtfertigte. Denn dann würde er nicht blos vom Herrn von Gutschmidt auf die Nothwendigkeit der Bekanntschaft mit orientalischen Quellen im Interesse seines Geschichtswerks aufmerksam gemacht worden sein.*) Etwas aber glauben wir noch besonders hervorheben zu müssen, das ist, daß der Verfasser das treffliche, wahrhaft musterhafte Werk: „Römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Konstantin", von K. Hoeck (Braunschweig 1841 fg.) entweder nicht gekannt oder, wenn er es gekannt, sich nicht zum Muster genommen hat. Hoeck hatte einen ganz ähnlichen historischen Stoff zu behandeln, hatte es vielfach mit denselben Quellen oder Hülfsschriften wie unser Verfasser zu thun, hatte es ebenfalls mit der Kritik und Sichtung des reichen Materials zu thun, und zu welch schöner Einheit ist das geschichtliche Baumaterial verarbeitet, eine Freude, wenn wir so sagen dürfen, die sich der Verfasser nicht nur selbst, sondern auch der Wissenschaft nicht ohne lebhaftes Bedauern der letztern entzogen hat, und zwar dadurch, daß er die künstlerische Darstellung durch die Sprache so gut wie gänzlich der Kritik, den Controversen und Excursen geopfert. Dessenungeachtet aber behaupten wir mit Entschiedenheit, daß seit Tillemont und Gibbon über die ersten drei Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit in einzelnen Punkten nichts Besseres geschrieben worden ist. Und der Verfasser brauchte sich nicht zu scheuen als Motto auf sein Werk zu setzen: „Si quid nostis rectius istis, candidus imperti, si non, his utere mecum."

Bei dem Charakter des Werks ist es nun nicht leicht, solche Stellen herauszufinden, die zur Besprechung in d. Bl. geeignet erscheinen; denn der speciflsch historischen Gelehrsamkeit, die in unserm Werke lediglich vertreten ist, dürfen wir hier nicht allzu große Rechnung tragen. Wir wollen uns auf Marc Aurel (starb 180 n. Chr.), auf Diocletian (legte 305 die Regierung nieder), auf Konstantin den Großen (starb 337) und auf Julian (starb 363) beschränken: hohe Gestalten, die eine welthistorische Bedeutung haben. Unser Verfasser hat dem Marc Aurel ein besonderes Kapitel gewidmet mit der Ueberschrift: „Marc Aurel als Mensch und Philosoph." Wie überhaupt nicht selten, so läßt sich auch hier der Verfasser, wenn er auf verdienstliches Wirken oder auf hervorragende Charaktere stößt, leicht zur Bewunderung, ja zum Enthusiasmus hinreißen. Den Menschen ehrt dieser Charakterzug unbedingt; ob aber den Historiker in gleicher Weise, dürfte eine andere Frage sein. Marc Aurel ist unbestreitbar eine anziehende Erscheinung, auf dem Throne vergleichbar dem Philosophen von Sanssouci oder dem Akbar von Delhi im 16. Jahrhundert. Allein war er denn wirklich ein so unerklärbares Meteor in der Römerwelt im 2. Jahrhundert nach Christus? Wußte der Verfasser nicht, daß wenigstens bis in diese Zeit die römischen Kaiser aus den gebildetsten Familien Roms stammten? War ihm der Einfluß der stoischen Ethik nicht nur auf die Gesetzgebung Roms schon in den letzten Zeiten der Republik, sondern auch auf die angesehensten Familien dieses Staats, wie des Tacitus „Annalen" sattsam beweisen, unbekannt? War es dem Verfasser wirklich ein Geheimniß, indem er die Verwandtschaft von Marc Aurel's Grundsätzen mit dem Christenthum hervorhebt, daß Seneca, der Stoiker, ein Christ gewesen sein und mit dem Apostel Paulus im Briefwechsel gestanden haben soll, eine Sage, die sich eben nur als Sage erwiesen hat, ob der so auffälligen Aehnlichkeit seiner ethischen Grundsätze mit dem Christenthum? Sollte unserm so gelehrten Verfasser wirklich entgangen sein, was Ritter in seiner classischen „Geschichte der Philosophie", Adolf Schmidt in seiner „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im 1. Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums" (Berlin 1847), Hoffmeister in seinem Buche „Die Weltanschauung des Tacitus" und Bötticher in seinem Werke „Das Christliche im Tacitus" zur Aufklärung und Erläuterung dieser allerdings merkwürdigen Erscheinung gesagt haben, abgesehen von Schmidt, „Die bürgerliche Gesellschaft in der altrömischen Welt und ihre Umgestaltung durch das Christenthum" (übersetzt von Richard, Leipzig 1857); sollte, fragen wir, dem gelehrten Verfasser dies alles entgangen sein? Genug, Marc Aurel war eine schöne Erscheinung auf dem römischen Kaiserthrone, aber keineswegs eine Oase in der Wüste. Bezüglich des Diocletian, dem der Verfasser mit Recht große Aufmerksamkeit geschenkt hat, als dem Kaiser, der nicht nur dem römischen Kaiserhofe zuerst die persisch-orientalische Grundlage gab und der erste war, der ein morgenländisches Diadem trug, sondern überhaupt als der größte organisatorische Kopf erscheint, der seit August und Hadrian die römische Kaiserkrone trug, gestatten wir uns nur eine einzige Bemerkung. Der Verfasser ist der unmaßgeblichen Meinung, daß der genannte Kaiser seinen gemein klingenden und an seine niedrige Abstammung erinnernden Namen Diocles dem römischen Ohre zur Liebe in „Diocletianus" verwandelt habe. Wir erlauben uns dies für unwahrscheinlich zu erklären. Uns dünkt, der Ursprung dieses Namens liegt in einem uns allerdings unbekannten Adoptionsverhältnisse, sodaß Diocletianus ebenso erklärt werden muß wie Aemilianus, Octavianus, eine Annahme, die wenigstens für den römischen Rechtskundigen nichts Auffallendes haben kann. Der Diocletianischen Christenverfolgung hat der Verfasser einen ziemlich umfangreichen Abschnitt gewidmet und auf das Maß zurückgeführt, welches die neueste Geschichtsforschung bereits zu bestimmen angefangen hatte.

Bei dem Bestreben des Verfassers, seinem Gerechtigkeitsgefühle überall und allseitig Genüge zu leisten, hat er auch dem vielfach verkannten oder wenigstens in den Geschichtsbüchern zweideutig dastehenden Kaiser Gallienus (starb 268) gerecht zu werden gesucht. Er sagt über ihn: „Dieser Kaiser trug offenbar zwei Naturen in sich: die eine war durch und durch fleischlich, daher üppig, verschwenderisch, Spielen und Narrheiten ergeben, beinahe wie Commodus, nur mit unendlich mehr Verstand und Bildung. Er war witzig und guter Dichter. Vermöge der andern aber war er muthvoll und thatkräftig, keine Beschwerde und Anstrengung scheuend. Auch berichtet die Geschichte fast nur Siege, keine hauptsächliche Niederlage desselben. Die Tyrannen — es war das Zeitalter der ungeschichtlich sogenannten 30 Tyrannen — hat er bis auf die des Westens alle vernichtet. Aber auch diese gute Seite desselben scheint mehr im augenblicklichen Auflodern glänzender Eigenschaften als in treuer und consequenter Bewährung derselben bestanden zu haben, bei welcher er unstreitig Besseres zu leisten vermocht hätte. Sein Herz hat er durch Gleichgültigkeit bei des Vaters Unglück geschändet, die Grausamkeit aber, deren sein römischer Biograph (Trebellius Pollar) ihn beschuldigt, scheint doch mehr den Charakter übertriebener Strenge und Rachsucht gegen wirkliche oder voraussetzliche Empörer und Feinde als den eines Vergnügens daran, wie wir dies bei frühern Kaisern fanden, getragen zu haben, ja der Fortsetzer des Dio Cassius berichtet sogar auch einzelne Züge der Milde desselben. Bei den Soldaten anscheinend beliebt, mag dagegen dessen Behandlung seiner Generale, eine für jeden Herrscher damals wichtige Aufgabe, oft mehr verletzend als gewinnend gewesen sein, was denn endlich, wiewol erst nach der im Vergleich zu andern noch unwürdigern Vorgängern langen Zeit von 14 Jahren seinen Sturz herbeiführte." Doch schon längst vor unserm Verfasser hat Creuzer in einem sehr gelehrten Beitrag zur Kaisergeschichte in den „Wiener Jahrbüchern" (1833) in den Monaten April, Mai und Juni, namentlich den Gallienus und seine Gemahlin Salomina gegen

*) Wir haben in d. Bl. bei Gelegenheit der Besprechung des ersten Bandes auf diese Nothwendigkeit ganz besonders hingewiesen.

die parteiischen Urtheile der „Scriptores historiae Augustae" nach Münzen und den damals neuentdeckten Quellen des Angelo Majo in Schutz genommen. Wir führen dies aber auch zugleich als einen Beweis dafür an, wie lange vorbereitet und belesen man sein müsse, um einer Aufgabe vollständig gewachsen zu sein, wie sie sich der ehrwürdige Verfasser, der allerdings seinen Kräften viel zutrauen durfte, gestellt hat.

Wenn wir jetzt die vielfach zerstreuten Stellen ins Auge fassen, die der Verfasser Konstantin dem Großen gewidmet, so müssen wir offen bekennen, daß sie zu den besten Partien des ganzen Werks gehören. Die Aufgabe, möglichst gerecht zu werden, war nicht so leicht, wie alle wissen, die einmal genauer mit der Geschichte dieser welthistorischen Persönlichkeit sich beschäftigt haben; Eusebius ist bekanntlich hofmännischer Panegyrist, während Gibbon, mit der ganzen Waffenrüstung seiner Belesenheit und seines Scharfsinns verbündet, mit der Abneigung gegen alles kirchliche Christenthum den ersten christlichen Kaiser jedes Heiligenscheins zu entkleiden bemüht ist; Manso (1817) steht so ziemlich auf der Seite des Eusebius, während Jakob Burckhardt in Basel (1853), mit neuen Waffen aus den Byzantinern angethan, Gibbon sehr nahe steht. Unser Verfasser, den der christliche Glaube nur dann und wann das historische Urtheil zu beeinträchtigen droht, es aber immer nur bei der Drohung bewenden läßt, urtheilt folgendermaßen über Konstantin: „In der That hatte der große und gewaltige Mann an sich eine edle Natur, das Gemeine war ihm fremd, namentlich von den bei den römischen Imperatoren zum Theil selbst den bessern und besten so häufigen Verirrungen niederer Sinnlichkeit keine Spur. Selbst die Vergeudung, deren er beschuldigt wird, war nobeln Ursprungs, daher um so entschuldbarer, da weder irgendwo verlautet noch zu vermuthen ist, daß sie zur Finanzzerrüttung geführt habe. Wie glänzend würde daher sein Andenken in der Geschichte dastehen, wenn nicht die Frevel, wozu unbändige Leidenschaft ihn fortriß, wie schwarze Sonnenflecken dasselbe verdunkelten und entstellten. Für das Reich war er freilich nur in Verbindung mit Diocletian ein zweiter Gründer, wie ihn die Quellen auch ausdrücklich bezeichnen. Er verließ es nach außen größer und mächtiger, wenn auch zehnfach bedrohter als es unter Augustus gewesen war. Die krieg- und raubdürstenden Germanen bei Rhein und Donau hat kein Herrscher vor und nach ihm so wirksam, besonders auch so nachhaltig, keiner aber freilich auch durch so furchtbare Mittel in Zucht und Schreck erhalten. Im Innern überall Ordnung, Sicherheit, unbedingter Gehorsam; Auflehnung und Empörung, die schon nach ihm wieder auftauchen, waren vor seinem großen Geiste verschwunden. Mächtig griff er mit eiserner Faust in die Speichen des rollenden Zeitenrades, doch hat er dessen Ablauf zum Untergange nur zu hemmen, nicht abzuwenden vermocht. Zwei seiner Werke allein reichen über sein Jahrhundert hinaus bis in alle Ewigkeit: die Erhebung des Christenthums und die Gründung von Konstantinopel." In der letzten Beziehung ist unverkennbar Konstantin mit Alexander dem Großen zu vergleichen; wenn von diesen beiden Herrschern die Geschichtsbücher uns nichts weiter verkündigten als ihre Gründung Alexandriens und Konstantinopels, so würde man schon darum einen Rückschluß auf ihren genialen Blick zu machen sich für berechtigt ansehen dürfen.

Unserm oben ausgesprochenen Vorsatze gemäß, des Kaisers Julian besonders zu gedenken, des letzten Herrschers, in welchem das altrömische Wesen noch einmal zur Geltung oder Wiederbelebung zu gelangen suchte, und dessen Charakteristik und womöglich unparteiischer Würdigung der Verfasser eine verdienstliche Aufmerksamkeit zugewendet hat, möge Folgendes hier noch einen Platz finden. Der Verfasser sagt: „Wir wiederholen kurz unsere Erklärung von Julian's Apostasie dahin, daß a) die Schlechtigkeit des weltlichen und der geistlichen Häupter der Christenheit seiner Zeit ihn gegen deren Glauben eingenommen hatte und ein erleuchteter wie frommer Unterricht in solchem, der dem hätte entgegenwirken können, ihm nicht zu Theil geworden war; b) sein Geist von der Tiefe heidnischer Philosophie, wie sein Gemüth von der nationalen Größe und dem Heroismus des Alterthums ergriffen war; c) seine Genialität und Eitelkeit, endlich der in beiden wurzelnden Vorliebe für das Heidenthum sich bemächtigten und ihn zu dem Irrwahne, dessen Regenerator werden zu können, fortrissen." Rücksichtlich des ersten Punktes verweisen wir auf Gibbon, der hier ähnlich wie unser Verfasser urtheilt, indem er sagt: „The cause of his (Julian's) strange and fatal apostacy may be derived from the early period of his life, when he was left an orphan in the hands of the murderers of his family. The care of his infancy was entrusted to Eusebius, who was related to him on the side of his mother; and till Julian reached the twentieth year of his age he received from his Christian preceptors the education not of a hero but of a saint. The emperor less jealous of a heavenly than of an earthly crown contented himself with the imperfect character of a catechumen, while he bestowed the advantages of baptism on the nephews of Constantine." Nur ein Moment hat unser Verfasser außer Acht gelassen, das aber Gibbon hervorhebt, wie die ersten eben angeführten Worte beweisen: daß der verwaiste junge Thronfolger in den Händen der Mörder seiner Familie sich befand; Rachegefühl, wenn auch kein blutdürstendes, war unstreitig ein Motiv zur Apostasie Julian's. Wenn der Verfasser zweitens die Tiefe der heidnischen Philosophie einen Bestimmungsgrund des Abfalls vom Christenthum sein läßt, so läßt sich einiger Zweifel wenigstens daraus herleiten, daß namentlich die Männer, welche in jenem Zeitalter des Verfalls der Alten Welt den Namen der Philosophen in Anspruch nahmen, wahrhaftig keine Anziehungskraft oder verführerischen Reiz für einen in der That genialen Mann, wie der kaiserliche Apostat war, besitzen konnten. Und mag immer der geistvolle Spötter Lucian, auf den wir hiermit zugleich die Aufmerksamkeit unsers Verfassers gelenkt haben wollen, die Farben bei der Schilderung der damaligen Philosophen etwas zu stark aufgetragen haben, so viel bleibt doch gewiß: sie waren entweder Schwindler oder Caricaturen mit ganz geringen Ausnahmen.

Dies möge genügen, um den Standpunkt eines Werks in der Geschichtsliteratur zu bezeichnen, das trotz seiner Mängel dennoch als ein höchst ehrenvolles Denkmal bezeichnet werden muß, welches ein greiser Mann seinem unermüdlichen Fleiße und seiner unbesiegbaren Liebe zur Wissenschaft gesetzt hat. Wer nach ihm in dieser wissenschaftlichen Region schreibt, wird sich oft zum Danke verpflichtet fühlen **Karl Zimmer.**

Otto von Guericke.

Otto von Guericke und sein Verdienst. Von Friedrich Dies. Magdeburg, Creutz. 1862. 8. 10 Ngr.

Man muß leider im allgemeinen sagen, daß die Deutschen, sogar die meisten Gebildeten, von ihren großen Männern sehr wenig wissen. Was wissen sie, wenn sie keine Fachgelehrten sind, z. B. von Kepler und Leibniz, was sogar von Kant, Herder, Lessing, Goethe und Schiller? Von den drei letztern kennen sehr viele nur die Dramen, die sie zufällig auf der Bühne gesehen, und die Gedichte, die sie etwa in den Tagen ihrer jugendlichen Schwärmerei auswendig gelernt haben; die übrige Kenntniß ergänzen sie bestenfalls aus irgendeinem der literarischen Noth- und Hülfsbüchlein, die unter dem Namen von Literaturgeschichten, Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte u. s. w. bekannt sind, und merken sich daraus die nöthigen Stichworte und Daten, um damit vorkommendenfalls in der Conversation auskommen oder glänzen zu können. Selbst von einem so ganz populären Manne wie Gellert wissen die meisten nur sehr wenig. Wäre es ihnen um eine nähere Einsicht in sein Gemüth, Herz und religiöses Leben zu thun, so würden sie nicht unterlassen, das kleine jüngst erschienene Büchelchen, welches

Gellert's Tagebuch aus dem Jahre 1761 enthält, sich anzuschaffen, vielleicht das Hauptschriftstück, um die seltene Herzensgüte des Mannes, aber auch seine geistigen Leiden, seine blutigen Kämpfe mit seinem fast allzu zarten religiösen Gewissen kennen zu lernen. Aber wir fürchten, daß unter mehr als 50 Millionen Deutschen, welche inner- und außerhalb Deutschland leben und dann und wann auch wol ein wenig renommiren, diejenigen zu zählen sein mögen, welche bisher in dieses kleine aber rührende Buch einen Blick geworfen haben. Die chemischen Bestandtheile des Guano und dergleichen kennen zu lernen, ist unserer Generation ein wichtigerer Gegenstand, als sich mit der geistigen Organisation eines redlichen, durch Humanität ausgezeichneten Mannes zu beschäftigen, welcher das deutsche Volk auf der Bahn der Geistes- und Herzensbildung eine gute Strecke vorwärts förderte.

Nun sollte man meinen, daß gerade, weil in unserer Zeit naturwissenschaftliche und physikalische Fragen statt der moralischen an der Tagesordnung sind, ein auf diesem Gebiete durch wichtige Entdeckungen und Forschungen so hervorragender Mann wie Otto von Guericke dem deutschen Volke bis zum Grunde bekannt sein müsse. Allerdings ist es richtig, daß sein Name einen gewissen populären Klang hat, einen populäreren als der Name manches andern bedeutenden physikalischen Forschers; denn selbst in Schriften für die Jugend wird er wenigstens als der Erfinder der Luftpumpe genannt. Mit dieser Thatsache aber begnügt man sich; man fragt wenig danach, durch welche vorangegangenen Versuche und Beobachtungen er zu dieser Erfindung kam, und was er sonst noch als Schriftsteller auf physikalischem Gebiete und als Erfinder geleistet hat. Ja, bei den eigentlichen deutschen Gelehrten, welche die Wissenschaft als einen Zunftbetrieb ausschließlich für die Universitäten und Universitätskreise zu monopolisiren trachten, stand Guericke wol kaum je in dem Ansehen, welches ihm gebührte. Wie konnte ein Bürgermeister ein Gelehrter sein? Er war höchstens ein geschickter Dilettant, dem es einmal bei seinen unwissenschaftlichen Versuchen durch einen Zufall besonders glückte, der aber, nach der Meinung dieser gelehrten Herren, für die Wissenschaft sonst keine Bedeutung hat.

Wir freuen uns deshalb auch des vorliegenden Büchleins, das wir aus einer Reihe biographischer Schriften absondern, um auf die Verdienste des Entdeckers der Luftpumpe speciell hinzuweisen, wobei wir uns zumeist der Worte des Verfassers, Friedrich Dies, bedienen werden. Seine Thätigkeit als Naturforscher erstreckt sich, wie der Verfasser bemerkt, „über die allverbreiteten Elemente und Kräfte unsers Erdballs, über das ganze Sonnensystem, über die weitesten Himmelsfernen, und dehnt sich bis dahin aus, wo der endliche Geist ahnend und liebend sich in die Tiefen des ewigen Geistes versenkt". Um aber die im genauen Zusammenhange mit gleichzeitigen Bestrebungen stehenden Leistungen Guericke's auf diesem Gebiete recht zu würdigen, schien es dem Verfasser angemessen, einen Blick auf die Geistesrichtung und den wissenschaftlichen Charakter des im ganzen so übel verrufenen 17. Jahrhunderts zu werfen. Er thut dies mit folgenden Worten: „Das Zeitalter des Erfinders der Luftpumpe war das Jahrhundert, wo Kepler die Gesetze des Planetenlaufs erforschte, wo Galilei die Gesetze des Falles der Körper und der Pendelbewegung entdeckte, wo Newton die Gesetze der Schwere und der Wirkungen des Lichts erkundete, wo Cornelius Drebbel das Thermometer, Toricelli das Barometer erfand und Pascal die Anwendbarkeit des letztern zu Höhenmessungen zeigte, wo Salomon de Caus die ersten Versuche mit der Kraft des Dampfes anstellte; es war das Jahrhundert, wo Cartesius, vom Zweifel ausgehend, die Autorität der aristotelisch-scholastischen Philosophie stürzte und eine auf das Princip des Mechanismus sich gründende Weltbetrachtung einführte, und wo dagegen Leibniz durch die Annahme von ursprünglichen und ununterbrochen wirksamen Kräften alle materiellen Erscheinungen zu erklären unternahm. Unter den glänzenden Gestirnen der Wissenschaft in jenem Jahrhundert ist aber noch besonders Baco von Verulam zu nennen, der zuerst mit Bewußtsein und Nachdruck hervorhob, daß die Natur nicht durch Speculation, sondern durch Erfahrung, Untersuchung und denkendes Beobachten wirklich erkannt werde, und der zuerst auf das Experimentiren als auf ein Hauptmittel zu solcher Erkenntniß hinwies."

Wir haben schon früher gelegentlich hervorgehoben, daß es, selbst nur das in anderer Hinsicht damals so arg daniederliegende Deutschland in Betracht gezogen, mit dem geistigen und wissenschaftlichen Leben in jener Periode gar nicht so schlimm bestellt war, wie man im allgemeinen annimmt. Die Namen Kepler, Leibniz, Jungius und Guericke strahlen mit hellstem Glanz, und hätte Deutschland auch nur diese aus jener Zeit aufzuweisen, so würden sie hinreichen, seine Ehre zu retten. Aber es gesellen sich ihnen auch auf andern Gebieten, dem der Staats- und Sprachkunde, der Poesie, der Tonkunst und der bildenden Künste viele hochachtbare Namen.

Leider ist Otto von Guericke's wichtige Correspondenz nebst Nachrichten von ihm durch Mishelligkeit unter seinen drei Enkeln und durch einen andern Zufall verloren gegangen; aber ein unvergängliches Denkmal hat er sich gesetzt durch sein 1672 in Amsterdam erschienenes, mit dem kaiserlichen Privilegium versehenes und dem Großen Kurfürsten gewidmetes Werk: „Ottonis de Guericke Experimenta Nova (ut vocantur) Magdeburgica de Vacuo Spatio" u. s. w., von dem der Verfasser vorliegender Schrift bemerkt: „Es ist ein Werk deutschen Fleißes und ernster, liebevoller Hingabe an die Erforschung der Wahrheit, ein Werk, von dem Guericke mit Recht sagen konnte, daß «kein Wort vergebens darin gesetzet», und das ihn auch ohne seine berühmten Erfindungen den großen Geistern anreihen würde, welche die wissenschaftliche Erkenntniß des Kosmos zum Ziel ihres Strebens hatten. Zahlreiche, den Inhalt veranschaulichende Kupferstiche, sowie das sinnreich entworfene Titelbild gereichen dem Buche zur Zierde, besonders aber das Bildniß Otto von Guericke's, in dessen fest ausgeprägten Zügen uns die würdevolle Persönlichkeit des erfahrungsreichen Staatsmanns, des denkenden Beobachters der Natur, des wackern, ehrenfesten Mannes lebendig entgegentritt."

Um die großartige Anlage dieses nicht eben häufig sich vorfindenden Werks und den Reichthum des darin verarbeiteten Stoffs anschaulich zu machen, gibt der Verfasser den Hauptinhalt der sieben Bücher desselben an, und von den in der Vorrede niedergelegten Principien bemerkt er, daß dieselben an die Principien erinnern, „welche 200 Jahre später unser größter Naturforscher in seinem «Kosmos» ausgesprochen hat".

Des Verfassers Mittheilungen über Guericke's Luftpumpe (damals gewöhnlich Antlia pneumatica, auch wol Vacuum genannt) stellen ihn so überzeugend wie möglich als den eigentlichen Erfinder dieses überaus wichtigen physikalischen Apparats heraus. Der scharfsinnige Engländer Robert Boyle brachte zwar unter Mitwirkung von Robert Hooke einige wesentliche Verbesserungen an dem Apparate an (daher auch Vacuum Boylianum), aber keineswegs gab das seinen Landsleuten das Recht, ihm ohne weiteres die Erfindung zuzuschreiben. Boyle selbst äußert sich übrigens in einem Briefe an seinen Enkel folgendermaßen darüber: „Er habe sich zwar schon früher mit jener Idee beschäftigt, sei aber durch eine Schrift des gelehrten Jesuiten Schott darauf aufmerksam gemacht, daß ein edler und geistreicher Mann, Otto Gericke, Bürgermeister zu Magdeburg, vor einiger Zeit (nuper) in Deutschland gläserne Gefäße luftleer gemacht habe, indem er die Luft durch die Mündung eines in Wasser getauchten Gefäßes herausgepumpt habe. Er erkennt selbst an, daß O. von Guericke ihm in der Erzeugung so großer Effecte durch Herausziehung der Luft zuvorgekommen sei (me praevenerit) und daß er der Kunde von seinen Leistungen viel verdanke."

Was übrigens Guericke mit seiner Luftpumpe leistete, zeigte er bekanntlich während seiner Anwesenheit auf dem regensburger Reichstage; denn 16 Pferde konnten bei einem von Guericke daselbst angestellten Versuche die beiden Hohlkugeln, aus denen er die Luft ausgepumpt, nur mit Mühe auseinanderziehen, was

dann mit einem Knalle wie von einem Büchsenschusse geschah. Die anwesenden Fürsten, darunter der Kaiser Ferdinand, waren von diesen Versuchen so überrascht, daß darüber fast die politischen Angelegenheiten für eine Weile in den Hintergrund traten. Später ließ Guericke noch größere Halbkugeln machen, welche von 24 Pferden nicht getrennt werden konnten; die kleinern hing er an einem Gestelle in seinem Hofe auf, wo sie einige Centner tragen konnten, ohne auseinander zu gehen. Nur beiläufig gedenken wir einer andern Erfindung Guericke's, des sogenannten Wettermännchens, von ihm selbst Semper vivum, späterhin gewöhnlich Anemoskop genannt; wichtiger ist, daß Guericke auch als Erfinder der Elektrisirmaschine betrachtet werden darf. Der Apparat war noch sehr einfach; aber vermittelst desselben beobachtete Guericke zuerst nicht blos die schon längst bekannten Phänomene der Anziehung, sondern auch die der Abstoßung und Leitung, Beobachtungen, die, wie Alexander von Humboldt sagte, später auf die Gesetze der Wirkungskreise und Vertheilung der Elektricität geleitet haben.

Die erste und sogar größere Hälfte vorliegender Schrift beschäftigt sich mit den Verdiensten, welche sich Guericke um die Wiedererstehung Magdeburgs, um die Wiedererlangung seiner Rechte und Freiheiten, um die Verwaltung, um das städtische Schulwesen, als Bevollmächtigter der Stadt beim Friedenscongreß in Osnabrück u. s. w. erwarb. Hierauf gehen wir nicht weiter ein, und bemerken nur, daß der Verfasser bei der Darstellung der patriotischen und politischen Thätigkeit des ausgezeichneten, Deutschland in jeder Hinsicht zur Ehre gereichenden Mannes besonders auch das auf der magdeburger Stadtbibliothek befindliche Manuscript benutzt hat, „in welchem die Zerstörung der Stadt sammt ihren Ursachen und Wirkungen von Guericke selber als kundigem und treuem Augenzeugen beschrieben ist“. **H. M.**

Der preußische General Fouqué im Feldzuge von 1760.

Der Feldzug des königlich preußischen Generals der Infanterie Heinrich August Baron de la Motte Fouqué in Schlesien 1760. Nach den besten Quellen zusammengestellt und bearbeitet von E. v. St. Mit zwei Plänen. Kassel, Freyschmidt. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wiederum ein neuer Beitrag zur Geschichte des Siebenjährigen Kriegs, wie wir deren in Nr. 36 d. Bl. f. 1861 eine ganze Reihe besprochen haben. Der vorliegende reiht sich den besten seither erschienenen Arbeiten würdig an und wir haben schon Gelegenheit gehabt, den Verfasser auf dem Felde der Militärliteratur aus andern Schriften rühmlich kennen zu lernen. Diesmal hat derselbe seinem „Feldzuge von 1758 in Mähren“ die Geschichte der Katastrophe von Landeshut folgen lassen: eine Waffenthat, von welcher er mit Recht sagt, daß die beiderseitigen vor hundert Jahren einander gegenüberstehenden Heere auf dieselbe mit Stolz blicken können. Er nennt den Sieg Laudon's ein schönes Blatt in dem österreichischen Lorberkranze und führt für Fouqué die Worte seines königlichen Kriegsherrn an: „Cette belle action n'en trouve dans l'histoire qui lui puisse être comparée, que cette de Leonidas et des Grecs qui defendirent les Thermopyles.“ „Ein herrlicheres Denkmal“, sagt er im Vorwort weiter, „vermag kein Monarch seinem geschlagenen Feldherrn zu errichten! Fouqué, der greise, todesmuthige General, verglichen mit Leonidas, dem edeln Spartanerkönige — die wackere Preußenschaar den griechischen Helden zur Seite gestellt. Wem wäre deren Opfertod unbekannt! Wer empfände nicht heilige Schauer im Angedenken an Leonidas, an den Tag bei Thermopylä! Schmerzlicher Gegensatz! Der Name des Leonidas wird schon den Kindern eingeprägt — geschieht etwas dem Aehnliches nur zum hundertsten Theile annähernd mit so manchem gleichen deutschen Helden? Warum dem jungen, weichen, empfänglichen Gemüthe zunächst Bewunderung und Ehrfurcht des Auslandes als Mitgift fürs ganze Leben eingeprägt?! Ist die vaterländische Geschichte denn so arm? Vermag sie nicht vielmehr für jeden Helden des griechischen und römischen Alterthums zehn, zwanzig und noch mehr deutsche Männer, die Gleiches oder Aehnliches vollbracht, einzusetzen?!“ Wir haben diese Stelle wiedergegeben, weil sie uns aus der Seele geschrieben ist. Auch wir haben hundertfach und zwar in amtlicher Weise Gelegenheit gehabt, dieselbe Bemerkung zu machen. Junge Leute, welche alle Phasen des Streites der Patricier und Plebejer, ja die assyrische und ägyptische Geschichte mit staunenswerthem Detail zu erzählen wußten, kannten von der deutschen Geschichte, vorzüglich von der neuern, nicht einmal die allgemeinsten Umrisse, hatten keine Ahnung vom Siebenjährigen, noch weniger von den Befreiungskriegen! An wem liegt das? An den armen jungen Menschen, denen eben nichts geboten wird als dasjenige, was die Lehrer aus dem Vollen ihrer eigenen Kenntnisse schöpfen können, die sich leider selten auf die neue und neueste vaterländische Geschichte in ausreichendem Maße erstrecken? Jeder Versuch, deutsche Waffenthaten in das Gedächtniß zu rufen, muß daher hoch willkommen sein.

Der Verfasser hat seine Schrift auf das fleißigste Quellenstudium basirt und deren oft erhebliche Widersprüche zu vermitteln gesucht; er entschuldigt aus diesem Grunde die zahlreichen Anmerkungen unter dem Texte, welche er sonst als störend ansieht. Wir geben das nicht unbedingt zu, wenigstens sind diese von Schlosser wol im Uebermaße gebrauchten Citate und Noten lange nicht so störend, als die von dem verstorbenen Schöning und seitdem von manchem, der die Archive ausbeutet, in stereotyper Form angewandte Manier, die Darstellung fast nur durch Originalcorrespondenzen, aufgereiht auf einen dünnen Faden eigener Führung, zu geben. Wie hoch wir auch die eigenen Worte der leitenden und handelnden Persönlichkeiten anschlagen, weil nichts ihre Gedanken so gut angeben kann, so raubt diese Manier doch dem Werke jeden Anspruch auf harmonische Gestaltung des Textes und gibt dem ganzen einen mosaikartigen Charakter. Meister der historischen Kunst haben sich dieser Form nie bedient. Mit Vorsicht und sparsamer Auswahl mag sie gelten, sonst ist es wol besser, die Ausbeute archivalischer Forschungen im Anhange folgen zu lassen. Wir geben aber den Noten unter dem Texte den Vorzug. Im preußischen Kriegsarchiv, das jedem Geschichtsforscher bereitwillig geöffnet wird, hätte übrigens der Verfasser seine Materialien noch sehr bereichern können.

Unser Werk ist in drei Abschnitte getheilt: „Zur Situation“, „Die Katastrophe von Landeshut“, „Kritische Betrachtungen“. Im ersten wird die Stellung und allgemeine Lage der beiderseitigen Hauptarmeen von Ende 1759 bis zur Eröffnung des Feldzugs von 1760 dargestellt. Die für die preußischen Waffen so unglückliche Affaire bei Maxen, welche den König nach seinem eigenen Ausdruck völlig betäubte, und der Sieg des Feldmarschalllieutenants von Beck über den General von Diericke hatten keine weitern Folgen gehabt, weil Daun seinen Vortheil und seine bedeutende Uebermacht nicht zu benutzen verstand, sondern dem Könige zaudernd gegenüberstehen blieb, bis dieser Mitte Juni 1760 nach Schlesien aufbrach und ihn dadurch aus seiner Stabilität brachte. In gleicher Weise wird die Stellung der in Schlesien, Böhmen und Mähren stehenden Truppentheile bis nach Beginn der ersten Feindseligkeiten im Frühjahr 1760 betrachtet. Nachdem der König nach Sachsen marschirt war (im November), blieb ein Corps in Schlesien zurück, dessen Commando General Fouqué, welcher bisher den Posten von Landeshut besetzt gehalten, mit dem Auftrage übernahm, die Provinz gegen die verschiedenen, längs ihrer Grenze postirten Corps, insbesondere aber Oberschlesien gegen den Feldzeugmeister Laudon zu decken. (Beiläufig bemerken wir, daß der Verfasser noch Loudon schreibt, wie es früher üblich war; Laudon ist aber ein Esthländer und seine Familie nennt sich nach einem dort liegenden Gute gleiches Namens, Laudon geschrieben.) Beide Feldherren schlossen Ende November eine Convention „auf Treue“, die gegenseitigen Grenzen nicht zu überschreiten, ohne den Ver-

trag bei Zeiten aufzukündigen. Dann wurden die Winterquartiere bezogen, deren Veränderungen bis zum März der Verfasser angibt.

Die Feindseligkeiten wurden in Oberschlesien durch Laudon eröffnet. Er beabsichtigte, die Truppen des Generals von der Goltz anzugreifen, dem er den Waffenstillstand aufgekündigt hatte; die Dispositionen dazu waren vortrefflich, ein eingetretenes Thau- und Regenwetter hielt aber die Infanterie und Artillerie auf, sodaß die Preußen ihre Quartiere, wo sie überfallen werden sollen, vorher räumen konnten. Die Cavalerie, von Laudon persönlich geführt, ereilte zwar noch einen Transport von 100 Wagen, derselbe wurde aber von dem Regiment Manteuffel gegen alle Angriffe glänzend vertheidigt, und nur 20 Wagen, weil einer im Wege brach, mußten dem Feinde überlassen werden. Bis zur Eröffnung des eigentlichen Feldzugs fielen dann an der Grenze nur kleine Scharmützel vor, deren einige der Verfasser beschreibt. Hierauf gibt er den Operationsplan und die beiderseitigen Vorbereitungen zum Feldzuge von 1760. Prinz Heinrich erhielt den Oberbefehl in Schlesien, um die Verbindung der Russen mit Laudon zu verhindern, während der König in Sachsen gegen die österreichische Hauptarmee zu bleiben beabsichtigte. Diese beeilte sich nicht mit der Eröffnung des Feldzugs, wogegen Laudon's Truppen sich schon Ende April nach dem gemeinschaftlichen Sammelplatze Königgrätz in Böhmen in Bewegung setzten. Ihre Stärke betrug mindestens 40000 Mann, denen zunächst 35000 Preußen hätten entgegentreten können, wenn Prinz Heinrich sie hätte concentriren dürfen. Aber die Besorgniß vor den Russen verwehrte ihm das, und so war die Deckung Schlesiens lediglich dem General Fouqué mit 20 Bataillonen, 18 Escadrons, 13800 Mann überlassen. Seine Instruction lautete ziemlich allgemein; er sollte Breslau und die Festungen, zugleich aber den Schlüssel von Niederschlesien, die Position von Landeshut, decken.

Im zweiten Abschnitt lesen wir die Katastrophe von Landeshut. Der Verfasser hat seine Darstellung in drei Kapitel getheilt: „Von der Eröffnung des Feldzugs in Schlesien bis zum Aufbruche Fouqué's aus dem Lager bei Gräditz gegen Landeshut (vom 29. Mai bis incl. 16. Juni)"; „Die Ereignisse zwischen dem 17. und 22. Juni", und „Der Tag von Landeshut". Die meisterhaften Demonstrationen Laudon's (seit seinem Einrücken in die Grafschaft Glatz am 29. Mài), um Fouqué auf unblutige Weise zum Aufgeben der so festen Position von Landeshut zu veranlassen und doch den Prinzen Heinrich dadurch nicht zu vermögen, sich diesem zu nähern, sind sehr anschaulich dargestellt. Dieser Zweck wurde erreicht. Fouqué ging zurück und der König war damit zufrieden. „Eure Idee, woferne der Feind etwas auf Breslau tentiren wollte, Euch bei Breslau zu setzen, ist die beste, wogegen ich nicht ein Wort zu sagen habe", schrieb er unterm 4. Juni. Laudon's wahre Absicht auf Glatz klärte sich jetzt auf und die verlassene Position von Landeshut wurde von dem Wolffersdorff'schen Corps besetzt, worauf sich die Oesterreicher im Gebirge ausbreiteten und sowol die arme Bevölkerung desselben, wie auch die wohlhabendern Fabrikstädte hart mitnahmen. Der Minister von Schlabrendorf berichtete darüber an den König, schilderte das Elend in den schwärzesten Farben und stellte den Rückzug Fouqué's, welcher das Land preisgegeben, als übereilt und keineswegs nothwendig dar. Auch Prinz Heinrich hatte das Verlassen der Position von Landeshut gegen den König sehr beklagt, und da Fouqué bei seinem Herrn in letzter Zeit schon an Vertrauen verloren hatte, überdem wegen seines unbeugsamen Charakters und seiner unerbittlichen Strenge wenig Freunde besaß, so wurde der König zu einem höchst ungnädigen Schreiben veranlaßt, in welchem er ihm befahl, die Position von Landeshut um jeden Preis wiederzunehmen. Fouqué hat dies Schreiben vernichtet, so daß sein wörtlicher Inhalt nicht bekannt ist; was Schöning davon gibt, ist unvollständig, wir wissen, daß derselbe öfter die ihm zu Gebote stehenden Documente aus Rücksichten, welche dem Geschichtschreiber fremd bleiben sollen, nicht treu wiedergegeben hat. Infolge dieses gemessenen Befehls ging Fouqué sofort wieder gegen Landeshut vor, vertrieb die Oesterreicher durch einen kräftigen Angriff aus der Stellung und ließ diese noch durch neue Verschanzungen verstärken, wobei freilich seine ohnehin schwachen Streitkräfte, die er hätte mehr concentriren müssen, zersplittert wurden. Laudon schloß ihn jetzt mit seiner Uebermacht auf drei Seiten ein, um ihn womöglich zu vernichten und so freie Hand in Schlesien zu haben. Noch hätte Fouqué sich aus der ihm drohenden Gefahr ziehen können, aber vom Könige in seiner Ehre angegriffen, hatte er die Position von Landeshut gegen seine Ueberzeugung nur wiedergenommen, um sie nun bis zum letzten Hauche zu vertheidigen. Ein zweiter Brief des Königs bestärkte ihn darin, denn Friedrich sagte ihm unter anderm: „Da Ihr durch Euren zu sehr präcipirten Marsch und Retraite gegen Breslau hin Mir das Gebirge verloren habt, so müßt Ihr Mir nunmehr auch solches absolument wieder schaffen", und zum Schluß eigenhändig: „Mes généraux me font plus de tort, que l'ennemi, parcequ'ils manoeuvrent toujours de travers."

Die österreichische Armee, wie der Verfasser aus den verschiedenen Angaben berechnet, war dreimal so stark als Fouqué's Corps. Am 22. Juni gab Laudon die Disposition zum Angriff in vier Colonnen aus, welche hier vollständig mitgetheilt wird. Der Hauptangriff galt dem vorgeschobenen linken Flügel und wurde in erster Linie von Laudon selbst mit 24 Bataillonen und 24 Escadrons in drei Colonnen ausgeführt, deren ersten beiden noch in zweiter Linie unter Campitelli 14 Bataillone als Reserve folgten. Feldmarschallieutenant von Wolffersdorff sollte mit 16 Bataillonen und 30 Schwadronen den rechten preußischen Flügel zunächst nur durch einen Scheinangriff beschäftigen. Der „Tag von Landeshut", 23. Juni, ist klar und anschaulich geschildert. Um 3 Uhr morgens war Laudon trotz des tapfersten Widerstandes schon im Besitz sämmtlicher Positionen des preußischen linken Flügels und formirte seine Infanterie in diesen zu den Angriffen gegen die Hauptstellung auf dem Kirch- und Galgenberge, während der größte Theil der Cavalerie den Bober passirte, um Fouqué den Rückzug zu verlegen. Wolffersdorff's Angriff, zuerst matt geführt, hatte dann wegen seiner großen Uebermacht zwar die dort postirten drei Bataillone zurückgedrängt, wobei die Cavalerie einhieb und sie theilweis zersprengte. Die Reste sammelten sich jedoch wieder und von Fouqué durch einige Compagnien verstärkt, gingen sie selbst zum Angriff über und warfen den Feind zurück, worauf sie die Schanzen des Hahnbergs wieder besetzten. Wolffersdorff unternahm einstweilen nichts, sondern ließ nur seine Artillerie ein heftiges Feuer unterhalten und detachirte einige Truppen mit dem größten Theile seiner Cavalerie ebenfalls über den Bober, um die schmiedeberger Straße zu besetzen und Fouqué so den noch einzig möglichen Rückzug abzuschneiden.

Gegen 4 Uhr war eine Gefechtspause eingetreten. Die Artillerie leitete hierauf mit ihren Batterien auf dem Buch-, Mummelberg und Riegel den neuen Angriff auf die preußische Hauptstellung ein, der um 6 Uhr in zwei Colonnen erfolgte. Die erste griff Landeshut und von dort die Schanzen auf dem Kirchberge im Rücken, die zweite dieselben in der Fronte an. Letztere wurde zuerst abgeschlagen, erneute aber den Angriff in Gemeinschaft mit der ersten; die Hauptredoute fiel in ihre Hände und die preußischen Truppen mußten sich nach dem Galgenberge zurückziehen, von wo ihnen Fouqué ein Bataillon zur Aufnahme entgegengeschickt hatte. Gleichzeitig griff Wolffersdorff von neuem den Hahnberg an und zwang General Schenkendorff, welcher dort befehligte, nach hartnäckiger Gegenwehr ebenfalls zum Rückzuge nach dem Galgenberge.

Hier commandirte Fouqué die letzten Reste seines Corps in Person. Zweimal wies er Laudon's Aufforderung, sich zu ergeben, zurück, viermal schlug er die Stürme der feindlichen Colonnen, die von allen Seiten unternommen wurden, ab. Endlich um 9 Uhr, als nur noch eine Hand voll kampffähiger Leute geblieben war und die Munition zu mangeln anfing, entschloß er sich zu dem Versuch, über den Bober zu gehen und sich durchzuschlagen. Oberleppersdorf und die nächsten Höhen

am Fluß waren vom Feinde nicht stark besetzt, es gelang dieselben mit 80 Mann und einem Geschütz zur Deckung des Uebergangs zu besetzen. Fouqué mit etwa 200 Grenadieren, welchen sich noch andere kleine Abtheilungen anschlossen, passirte das Dorf und wollte in Carréformation die Höhen von Reussendorf gewinnen, um dort Schenkendorff aufzunehmen, welcher den Galgenberg noch kurze Zeit besetzt halten sollte, um den ersten Abzug zu decken. Hinter dem Dorfe wurde die kleine Schar jedoch durch vier Cavalerieregimenter von allen Seiten angefallen, sie schlug wiederholte Attaken zwar ab, wurde aber aus einem Walde, wo sie Schutz zu finden hoffte, von zwei verdeckt aufgestellten Bataillonen mit einer mörderischen Salve empfangen, welche fast die Hälfte der Mannschaft niederstreckte. Fouqué's Zuruf: „Kinder, wehrt euch bis auf den letzten Mann!" hält den Rest noch zusammen, aber die Cavalerie brach nun ein und richtete ein erbarmenloses Gemetzel an. Der Feldherr lag unter seinem erschossenen Pferde, um ihn drängten sich seine Getreuen, die Dragoner von Löwenstein kannten ihn nicht und hieben auch auf ihn ein, der wehrlos unter dem Pferde lag; sein Reitknecht, Trautschke, warf sich über ihn und fing die Hiebe mit seinem Körper auf, unablässig rufend: „Wollt ihr denn den commandirenden General umbringen?" Endlich kam Laudon's Adjutant, Rittmeister von Eichbeck, herbeigesprengt, nach Fouqué fragend; ein preußischer Offizier, der unter seinem Geschütz lag, ergab sich ihm und zeigte ihm den Feldherrn, der nun gerettet und, ehe er zu Laudon geführt, verbunden wurde. Er hatte drei Hiebwunden erhalten, der treue Diener dreizehn. Dieser mußte trepanirt werden, genas jedoch vollständig. Während des Verbindens jagte ein Schwarm preußischer Cavalerie vorbei, der sich durchgeschlagen hatte, die Oesterreicher wollten denselben sofort attakiren und niedermachen; Wolffersdorff verbot es jedoch in einem ritterlichen Zartgefühl gegen seinen Gefangenen, welcher auch von Laudon und dessen vornehmsten Offizieren mit der größten Hochachtung behandelt wurde.

Wir haben diese „alte Geschichte", welche doch vielleicht manchem unserer Leser neu ist, aus dem Werke hervorgehoben, das sich noch der preußischen Cavalerie, von der sich nur ein kleiner Theil durchschlug, und dann Schenkendorff's Abtheilung zuwendet. Diese, nachdem Schenkendorff das Pferd unter dem Leibe erschossen und er selbst gefangen worden, setzte unter dem Obersten von Balow den Rückzug kämpfend fort und vertheidigte sich, wie ein österreichischer Schriftsteller sagt, mit solcher Opiniatreté, daß Laudon ihm, als er endlich gefangen worden, die bittersten Vorwürfe machte. Seine Mannschaft, von allen Seiten durch Cavalerie angegriffen, streckte das Gewehr und rief Pardon, wurde aber dennoch von den durch den langen Widerstand erbitterten Reitern fast ganz niedergemetzelt. Dies war die letzte Blutscene des Tags, nach 8 oder 9 Uhr; die Berichte weichen darüber ebenso, wie über die Verluste ab.

Unsern militärischen Lesern empfehlen wir noch die kritischen Betrachtungen, welche den Schluß des Werks bilden. Der Verfasser hebt hervor, daß zum ersten male in jenem Kriege, wo Friedrich der Große sich bisher die Initiative gewahrt, ein österreichischer Feldherr gewagt habe, mit entschiedenem, thatkräftigem Handeln vorzugehen, daß aber der lähmende Einfluß des Hofkriegsraths sich wieder geltend gemacht, indem er Laudon nicht die vollen Mittel zur Ausführung seines Operationsplans gewährt habe und daß auch nach der glücklichen Eröffnung des Feldzugs durch das Treffen von Landeshut Wochen vergangen seien, ohne daß etwas von nur einiger Bedeutung geschehen. Laudon's Operationen, soweit ihm völlig freie Hand gelassen war, also bis zum 23. Juni, werden als meisterhaft anerkannt, womit wir gegen manche unberechtigte Ausstellung junger Kriegsgelehrten einverstanden sind. Was Fouqué zur Last zu legen ist, möchte wol durch die Anerkennung seines Kriegsherrn entkräftet sein. Fouqué gehorchte nur, und solcher Gehorsam, sagt der Verfasser mit Recht, kann nie hoch genug geehrt, nie zu oft als leuchtendes Beispiel für alle Zeiten und alle Heere hingestellt werden.

Karl Gustav von Berneck.

Gesammelte Novellen und Erzählungen.

Während das Feld des größern Romans eigentlich historischer Gattung — denn die bändereichen Verarbeitungen von Lebensgeschichten berühmter Personen, wie sie Luise Mühlbach, F. Breier und andere zu Tage gefördert, wird man uns gestatten, nicht als wirkliche Romane, sondern als Bastarde von Roman und Biographie zu betrachten — zur Zeit nur spärlich bebaut wird, herrscht auf dem der kleinern Erzählung und Novelle ein wahrer Bienenfleiß. Wollte Gott, die literarischen Bienen förderten alle ebenso edeln Honig und nützliches Wachs zu Tage, wie die Bienen der Insektenwelt! Aber das hieße zu viel verlangt. Das Insekt treibt sein Werk mit Beruf aus eingeborener Nothwendigkeit; der Antrieb zu der massenhaften Production auf dem novellistischen Gebiete ist meist ein rein äußerlicher, der oft nicht dem geringsten innern Beruf begegnet. Die Abspannung der Geister nach dem politischen Rückschlage von 1849, der Druck der ihm folgenden Reaction auf jede geistige Thätigkeit, welche mit der Politik in einigem Zusammenhang stand, beide wirkten zusammen, um die Unterhaltungsliteratur in Deutschland in einer noch nicht dagewesenen Weise aufwuchern zu lassen. Das in den vierziger Jahren mächtig geweckte Lesebedürfniß suchte seine Befriedigung fast nur noch in der Belletristik; ein Grund mehr, um Schriftsteller und Verleger der leidigen Politik den Rücken kehren und sich einem zugleich gefahrlosern und dankbaren Felde zuwenden zu lassen. Der Zeitungskatalog füllte sich unaufhörlich mit neuen Namen belletristischer Blätter und wenig politische Zeitungen glaubten ferner der novellistischen Mitgift entbehren zu können. Der große Bedarf an dergleichen Beiträgen für die Tagespresse lockte nicht nur Schriftsteller von Fach auf das Gebiet des kleinen Romans und der Novelle, sondern auch eine Menge Dilettanten, welche begierig die Gelegenheit ergriffen, einer Liebhaberei neben wohlfeilem literarischen Ruhm auch einen materiellen Nutzen abzugewinnen, während sonst die Befriedigung von Liebhabereien nur Geld kostet. Es wäre thöricht, sich über eine Erscheinung zu beklagen, die so ganz in den Zeitverhältnissen begründet war; aber gewiß scheint es uns, daß die schöne Literatur durch dieselbe keine besondere Förderung erfahren. Wirkliche Talente, die das Zeug gehabt hätten, auf dem Gebiete des Romans Bedeutendes zu leisten, ließen sich durch den leichtern Gewinn, welchen die Journalbelletristik bot, verleiten, fast ausschließlich dieser ihre Thätigkeit zuzuwenden und ihre Zeit damit zu zersplittern; und da sie doch nur den kleinern Theil des Bedarfs befriedigen konnten, so mußten die Talentlosigkeit und die Unreife aushelfen. Die Hervorbringungen der letztern überwiegen daher, und die erstern sind in eine viel leichtere und oberflächliche Production verfallen, als es der Fall gewesen sein würde, wenn sie gezwungen gewesen wären, sich an ernstere, größere Aufgaben hinzugeben und in solche zu vertiefen.

Diese Betrachtung fühlten wir uns veranlaßt der Besprechung einer Anzahl von Büchern vorauszuschicken, welche ihren Ursprung der Journalbelletristik verdanken. Theils um der künftigen Unsterblichkeit eine bessere Unterlage zu bereiten, als sie flüchtige Zeitungsblätter gewähren, theils um noch eine kleine Honorarnachlese zu halten, pflegen nämlich Novellisten ihre in verschiedenen Zeitungsblättern zerstreuten Erzeugnisse zu sammeln und in Buchform unter irgendeinem Collectivtitel herauszugeben. Vor uns liegen:

1. Gesammelte Novellen von Julius Bacher. Drei Bände. Berlin, Vogel und Comp. 1860. 8. 5 Thlr.
2. Die Egoisten. Zwei Erzählungen aus der modernen Gesellschaft. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Krumme Wege überall! Erzählungen aus dem Leben von P. J. Wilcken. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

4. Drei sinnige Erzählungen für alles Volk und alle Zeiten. Von Otfried Mylius. Stuttgart, Schiller. 1861. 8. 24 Ngr.

5. Novellen von Ferdinand Kürnberger. Erster bis dritter Band. München, Fleischmann. 1861—62. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Bei den „Gesammelten Novellen“, von Julius Bacher (Nr. 1), gestehen wir, daß wir den Namen des Verfassers zum ersten male lasen, obgleich der auf dem Titel seinem Namen gegebene Beisatz: „Verfasser der philosophischen Königin“, die Prätension einer bereits anerkannten literarischen Größe macht. Ein Glück für ihn, wenn er seine Lorbern bereits eingeheimst hat; diese drei Bände Novellen werden ihm keine eintragen. Es war uns nicht möglich, diese dickleibigen Bände à 25 Bogen durchzulesen; wir mußten uns darauf beschränken, einige wenige Geschichten nach zufälliger Wahl herauszugreifen, und wir glauben uns nicht gegen den Geist einer ernsten und gerechten Kritik zu versündigen, wenn wir nach diesen Stücken: „Stand und Genie“, „Helene“, „Der blasse junge Mann“ u. s. w., unser Urtheil bemessen. Dieses lautet kurz dahin: ehrenwerthe Gesinnung; anständige, aber nicht außergewöhnliche Schreibweise und in Erzählung und Charakteristik manche spannende und interessante Momente. Es sind Novellen wie tausende, nicht besser und nicht schlechter; ein hervorragendes Talent beurkunden sie nicht; wirklich Originales ist nicht da. Gleichwol werden die Bücher ihr Publikum finden und unterhalten; gehören sie doch zu denen, welche sorgsame Mütter ihren Töchtern nicht als gefährliches Gift confisciren müssen, und kann auch der ehrliche Gevatter Schneider und Handschuhmacher sie ohne Grübeln und Aufregung lesen.

„Die Egoisten“ (Nr. 2) treten mit einem tendenziösen Anspruch auf: das Buch will uns einen Beitrag zur Kunde und Charakteristik der modernen Gesellschaft liefern und vor Verirrungen derselben warnen. Das haben schon viele gewollt und versucht, und wenn dazu nichts weiter erforderlich wäre, als sich irgendein paar üble Subjecte herauszugreifen und solche nach einer romantisch-moralistischen Schablone zu verarbeiten, so hätte der Verfasser dieses Buchs seine Aufgabe so ziemlich gelöst. Die „zwei Erzählungen aus der modernen Gesellschaft“ führen die Separattitel: „Der Egoist“ und „Die Opfer des Egoisten“, und haben beide moderne Don Juans zu Helden. Wie wir aus der Einleitung zur zweiten Erzählung erfahren, die ebenso gut vor der ersten stehen könnte, ist das Buch gegen die einst viel Aufsehen erregende, jetzt verschollene Doctrin Max Stirner's von dem Ich als Gott gerichtet, wie er sie in dem Buche „Der Einzige und sein Eigenthum“ dargelegt. Den Mann, von welchem der anonyme Verfasser richtig bemerkt: „Er stellt alles das als ein Recht des Menschen hin, was Sitte und Gesetz verdammen; er streift alle Poesie vom idealen Gefühl und basirt alles auf die Begierde des kalten Egoisten“, dem er aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß er sein Werk mit einem Geiste geschrieben, den keine andern Waffen bekämpfen können als die eigenen: diesen Mann, oder vielmehr seine Lehre, nimmt sich der Verfasser vor zu bekämpfen, indem er, wie er selbst sagt, „die Schicksale eines Menschen schildert, welchem Stirner's Lehren ein Evangelium geworden sind, der sich mit Bewußtsein dem Egoismus hingibt, diesem Fluche der Menschheit, welcher alle Neigungen, nur nicht — das Herz befriedigt“!

Max Stirner's Buch lebt auch uns noch in frischer Erinnerung, und wie wenig Eingang auch seine Lehren bei uns fanden, so müssen wir doch gestehen, daß das Buch uns seinerzeit als geistreich gefesselt hat und daß wir daher von dem vorliegenden Buche, dessen Verfasser selbst erklärt, man müsse einen solchen Geist mit seinen eigenen Waffen bekämpfen, uns wieder eine geistreiche Lectüre hätten versprechen sollen. Statt dieser werden wir aber mit einer in Erfindung, Stil und Darstellung gleich trivialen Geschichte abgespeist. Graf Eduard Halmsbach, der Held derselben, wird durch das Stirner'sche Buch, das ihm sein Freund Obeneck zu lesen gegeben, ein grundsätzlicher Wüstling, während letzterer von seinen Grundsätzen geheilt wird. Verführungsgeschichten voll Gemeinheit und Sinnlichkeit sind der hauptsächlichste Inhalt — das soll wahrscheinlich der „Kampf mit eigenen Waffen“ sein, daß die Verherrlichung des Materialismus durch Ausmalung sehr materieller Verhältnisse und Scenen persiflirt wird und der Don Juan zuletzt als reuiger Sünder durch ein Duell stirbt. Das ist die Art, wie die „Frommen“ für das Himmelreich wirken; die Sinne reizen und kitzeln, um hinterher Siege gläubiger Ueberwindung zu feiern! Wenn man uns fragte, ob ein junges, unschuldiges Mädchen lieber den „Einzigen und sein Eigenthum“ oder diese moralisirenden „Egoisten“ lesen solle, so würden wir uns für das erstere Werk entscheiden; denn jedenfalls ist das Gift eines schwerfälligen philosophischen Werks weniger gefährlich für ein junges Gemüth, als die aufregenden Schilderungen sinnlicher Liebesverhältnisse in novellistischer Form, wenn sie auch zu einem unglücklichen Ausgang führen und der Verfasser selbst sein Anathem darüber spricht. Da das Buch auch — wie oben erwähnt — in Erfindung und Darstellung trivial und dabei in der Charakteristik schwach ist, so geht demselben aller Werth ab, und hat der Verfasser wohlgethan, seinen Namen nicht zu nennen; denn zu Ehren würde es diesen nicht bringen.

„Krumme Wege überall! Erzählungen aus dem Leben“, von P. J. Wilcken (Nr. 3), gehört zu jenen realistischen Geschichten, zu welchen weder Phantasie, noch Erfindungsgabe, noch poetische oder philosophische Anschauung gehört, sondern nur die Beobachtungsgabe des platten Philisters, wenn auch mit einer respectabeln Gesinnung. Der allgemeine Titel deutet an, wie in allen unter ihm begriffenen Erzählungen die „krummen Wege“ eine Hauptrolle spielen und wie sie nach des Verfassers Ansicht namentlich im Leben der Gegenwart in allen Verhältnissen und von den verschiedensten Persönlichkeiten mit mehr oder weniger Erfolg betreten werden. So ist gleich in der ersten Erzählung „Herr von Lilienstern“ der Titelheld selbst ein Schwindler. Auch der Stil ist sehr alltäglich, oft trivial, die meisten Schilderungen sind grob realistisch. Schließlich haben jedoch die meisten Erzählungen einen guten Ausgang, und man kann sich über die krummen Wege trösten, da die Moral fast immer den Sieg davonträgt.

„Drei sinnige Erzählungen für alles Volk und alle Zeiten“, von Otfried Mylius (Nr. 4), konnten wir nicht anders als mit einem gewissen Mistrauen in die Hand nehmen: der Titel klingt doch etwas zu prätentiös, ja, kokett. Wir überwanden indeß unser Mistrauen und als wir „Die Pfarrerstochter“, eine durch zwei Generationen sich spinnende Erzählung, zu Ende gelesen, fanden wir das „sinnig“ allerdings wohl berechtigt und bewunderten fast die Abwickelung eines ganzen Knäuels von Begebenheiten und alles das, was direct oder indirect allein das Werk der Pfarrerstochter ist. Auch „Der arme Candidat“, sowie das „häusliche Bildchen in Novellenform“: „Die kleine Frau Doctorin“ verdienen diese Bezeichnung. Besonders reizend ist in der zuletztgenannten Erzählung die Schilderung eines Schweizerstädtchens am Bodensee. Das „allen deutschen Hausfrauen“ gewidmete Buch kann diesen wohl empfohlen und unbedenklich auch allen jungen Mädchen in die Hände gegeben werden.

Ferdinand Kürnberger's „Novellen“ (Nr. 5) enthalten in den zwei ersten ihrer drei dicken Bände zehn eigentliche Novellen und im dritten Bande eine größere Zahl kleinerer Productionen, größtentheils „Novelletten“ und „humoreske Charakterbilder“. Von den Novellen können wir im allgemeinen sagen, daß sie den geraden Gegensatz von den Edmund Hoefer'schen Novellen bilden, denn was bei diesem breit und platt realistisch, das ist bei Kürnberger zu gedrängt, gesucht, oft unnatürlich und geschraubt. Wir begegnen da einer wahren Sucht nach neuen Worten, Ausdrücken und Satzbildungen, die oft nicht einmal richtig. Das hetzt sich ab bis zur Athemlosigkeit; man findet keinen Ruhepunkt in der Erzählung. Doch ist einzelnes

wahrhaft poetisch, blühend und glühend. „Jedes Unmaß erzeugt in einem andern Unmaß seinen Widerspruch", sagt der Verfasser und richtet damit sich selbst. Das Unmaß nüchterner realistischer Darstellung, wie wir sie bei Hoefer finden, hat vielleicht Kürnberger zu dem Unmaß gesuchter Originalität geführt. Das Gesagte findet seine Begründung besonders in den Erzählungen des ersten Bandes: „Spieler und Bettler" — eine Scene aus Lorenzo da Ponte's Leben, des Dichters vom italienischen Texte zum „Don Juan" — und „Flucht und Fund", welche letztere ebenso unwahrscheinlich als interessant und geistreich erzählt ist. Im zweiten Band sind Wilhelm von Humboldt und seine Freundin die Helden der „Drei Tage in Pyrmont". Das Beste darin ist „Auf einer Bergpartie". Der dritte Band theilt sich in „Am Abend, ein Idyll", ein Abenteuer in Venedig, und wie schon erwähnt, „Novelletten" und „Humoreske Charakterbilder", eine Menge interessanter Kleinigkeiten. Reizend ist das Idyll, es enthält ebenso viel Poesie als Lebenswahrheit; namentlich ist darin die liebevolle Schilderung einer alten Frau und überhaupt das Erfassen des Frauencharakters unübertrefflich wahr und schön. Die „Novelletten" sind eigentlich nur Skizzen, zuweilen voll tiefgedachter Symbolik, wie „Der Mann und die Kunst", zuweilen entbehren sie aber allen Haltes, und es begreift sich kaum, was der Verfasser damit gewollt hat. Die „Humoresken" sind sehr gesucht; so „Der Phrenolog", „Der Armendoctor" u. s. w. Immer endet Kürnberger schnell, aber stets mit einer geistreichen Pointe; es bleibt stets ein Nachhall von dem Gelesenen zurück, und während wir lesen, sind wir sicher, bei ihm nicht einzuschlafen, wie bei so manchem andern Novellisten.

August Peters.

Notizen.

Bewegungen auf dem Gebiete der deutschen Journalistik.

Mit dem Beginnen eines neuen Jahres pflegen auf dem Gebiete der Journalistik immer einige Aenderungen vorzugehen, indem dies oder jenes Journal eingeht oder den Redacteur wechselt, oder eins oder ein paar neue aus der Taufe gehoben werden. So auch diesmal. Karl Gutzkow hat mit der letzten Nummer des vorigen Jahrgangs seiner „Unterhaltungen am häuslichen Herd", deren Redaction er seit dem 1. October 1852 führte, an Karl Frenzel abgetreten, weil sein Amt als Generalsecretär der Schiller-Stiftung ihn in dem Grade in Anspruch nimmt, daß er „nur mit dem Opfer einer gänzlich zersplitterten Zeit die nicht leichte Führung einer Zeitschrift wie die «Unterhaltungen am häuslichen Herd» fortsetzen könnte". Gutzkow bemerkt in seinem Abschied an die Leser: „Die «Unterhaltungen», die unter neuer Redaction mit dem 1. Januar ihren elften Jahrgang beginnen, entstanden, um eine anregende journalistische Lectüre auch dem Privatbesitz zugänglich zu machen. Eine reiche Anzahl von Nachahmungen tauchte unmittelbar nach ihnen auf. Die Mehrzahl glaubte ihren Inhalt wöchentlich durch einige Bilder ergänzen zu müssen. Der Erfolg bewies, daß sie die Neigung der Zeit und des Publikums, eine gewisse Modemanie, naive Schaulust, das gesteigerte «Bilderbesehen» der Kinder, «Belehrung» genannt, für sich hatten." Er sagt weiter, daß die nächste Bestimmung dieser Zeitschrift, eine populäre zu sein, ihm oft und vielfach Rücksichten aufgelegt hätten, die nicht ganz in seiner Natur lägen, und daß mit der Zeit manche seiner zurückgehaltenen und vielleicht am „häuslichen Herd" nicht einmal gern vernommenen Stimmungen und Meinungen auch in diesen Blättern hervorgetreten seien, und er schließt: „So manches, was sich zehn Jahre lang in diesen Blättern nur zwischen den Zeilen lesen ließ oder auch wol in äußersten Fällen, die Rücksichten aus der Schanze schlagend, Bahn brach, tritt vielleicht bei anderm Anlaß und in ungehinderterer Form und in nicht zu langer Frist ans Licht. Diese Erklärung bin ich denen schuldig, die durch ihre nachsichtige Theilnahme für mein Streben und Wirken, durch die Pflichten, die ich für die gemeinsame Sache der Freiheit und des Lichts für mein Leben übernahm, ein Recht darauf haben, in mir einen Streiter zu sehen, der sich nicht schon zur Ruhe begibt." Was die neue Redaction betrifft, so bietet diese, wie Gutzkow hervorhebt, den Lesern jede Veranlassung und Bürgschaft, „nach wie vor den «Unterhaltungen am häuslichen Herd» treu zu bleiben".

Eine neue Monatsschrift für Literatur und Kunst gibt unter dem Titel „Orion" seit Anfang des Jahres Adolf Strodtmann bei Hoffmann und Campe in Hamburg heraus. Sie stellt sich die Aufgabe: „der Kunst- und Literaturkritik eine geachtete, würdige Stellung zu erkämpfen, den bessern Schriftstellern, die von einem ernsten Kunststreben beseelt sind, einen Vereinigungspunkt zu gewähren und eine Brücke der Vereinigung zwischen ihnen und dem gebildeten Publikum zu schlagen". In dem gutgeschriebenen Prospect, der über den jetzigen Zustand der Literatur manches Treffende und dabei Scharfe, bisweilen vielleicht allzu Scharfe enthält, wird zwar mit „gerechter Anerkennung" hervorgehoben, daß einzelne Tages- und Wochenblätter eine rühmliche Ausnahme machten und daß in ihren Spalten noch häufig ein ernstes, förderndes Wort in literarischen Dingen geredet werde; im ganzen aber, wird behauptet, sei die Kritik von Stufe zu Stufe gesunken, sie friste fast nur noch in den Feuilletons politischer Tagesblätter ein kümmerliches Scheinleben; sie habe statt des Werthes häufig nur noch einen Preis. Im allgemeinen mag dies richtig sein, und wenn es schon einzelne tüchtige, unparteiische und gutmeinende Feuilletonkritiker geben mag, so zeigt sich das Unzulängliche dieser Untergeschoßkritik zur Genüge schon in dem einzigen Umstand, daß jeder Autor oder Dichter im voraus ziemlich genau wissen kann, welche politische Zeitung ihn in ihrem Feuilleton herausstreichen oder herunterreißen, berücksichtigen oder ignoriren wird. Wir erwähnen hierbei, daß jüngst auch R. Günther in der „Neuen Zeitschrift für Musik" in einem Aufsatz „Das deutsche Feuilleton und die Musik" eine Lanze gegen die Feuilletonkritik einlegte und namentlich auf die „dem deutschen Philister von den Redactionen gemachte Concession, womöglich schon am Morgen beim Kaffee die Referate über die Theater- und Concertaufführungen des vorhergehenden Abends zu lesen", als einen der Entwickelung der Lokalkritik höchst nachtheiligen Umstand bezeichnete. Uebrigens wünschen wir dem „Orion" alles Glück, müssen aber als alter Praktikus auf dem Felde der Journalistik gestehen, im Laufe von beiläufig drei Decennien schon so viele die Literatur als im tiefsten Verfall begriffen darstellende und Rettung und Erlösung verheißende Prospecte ähnlicher Art gelesen zu haben, daß wir uns allzu sanguinischen Hoffnungen nicht hinzugeben vermögen. Auf einen in der ersten Lieferung enthaltenen aber noch nicht abgeschlossenen interessanten Artikel „Die Arbeiterdichtung in Frankreich" kommen wir wol ein andermal zurück.

Die seit einigen Monaten bei F. W. Levysohn in Grünberg erscheinenden und von ihm redigirten „Kritischen Blätter", eine wohlfeile, kurze Bücherbesprechungen enthaltende Zeitschrift, sollen inzwischen, wie man uns versichert, eine „ganz respectable Verbreitung" gefunden haben. — Endlich erwähnen wir noch, daß mehrere Autoren geachteten Namens, ungeschreckt durch die vielen schon bestehenden Journale ähnlicher Tendenz, in letzter Zeit Blätter zu mehr populärem, unterhaltend instructivem Zweck unternommen haben: B. Auerbach ein Beiblatt zur „Gartenlaube" unter dem Titel „Deutsche Blätter", F. Wehl die in Dresden erscheinende „Heimat" und F. Spielhagen in Berlin „Otto Janke's deutsche Wochenschrift", welche unter anderm einen Roman aus der Feder des Herausgebers „Die von Hohenstein" bringt. Redacteure und zwar tüchtige, sieht man, finden sich; Verleger gleichfalls; fraglicher erscheint es, wo sich für so viele Journalunternehmungen, welche zugleich auch mehr oder weniger Concurrenzunternehmungen sind, die für ihr dauerndes Gedeihen nöthige Abonnentenzahl finden soll.

H. M.

Archiv für die sächsische Geschichte.

Zu den erfreulichsten Zeichen unserer Tage gehört der Ernst, mit welchem in den verschiedensten Richtungen für die Wissenschaft der Geschichte gewirkt wird. Allenthalben sammelt man das urkundliche Material und macht es nutzbar, in allen Ländern bestehen historische Vereine und mit ihnen Organe, in welchen Specialuntersuchungen niedergelegt werden, auf deren Grunde dann die allgemeine Geschichtsbetrachtung sich fest und sicher aufbauen kann. In diesem Sinne will auch das neubegründete „Archiv für sächsische Geschichte“, herausgegeben von W. Wachsmuth und K. von Weber, thätig sein. Bekanntlich wird in Sachsen eine Urkundensammlung vorbereitet, zu welcher die Kammern die erforderlichen Mittel hochherzig bewilligt haben. Mit Recht hat man nun auch ein Organ geschaffen, in welchem die gesammelten Urkunden benutzt und sozusagen lebendig gemacht werden sollen. Dasselbe wird sich in Form und Inhalt den gleiches Ziel verfolgenden Zeitschriften anschließen. „Er soll sowol Abhandlungen und Aufsätze, wie Miscellen und kleine Mittheilungen enthalten. Ihr Inhalt soll die Geschichte des Landes im allgemeinen und in den einzelnen Theilen (der Städte, Klöster, Familien u. s. w.), die Geschichte der Regenten, des Volks, der Sitten und der Cultur umfassen. Deshalb werden auch Beiträge zur Kunde der Landessprache und ihrer Eigenthümlichkeiten, zur Geschichte des Handels, des Gewerbes und der Landwirthschaft, des Bergbaues und Münzwesens, zur Kriegs-, Kunst- und Gelehrtengeschichte willkommen sein, und ebenso Lebensbeschreibungen hervorragender Sachsen, mögen sie im engern Vaterlande oder auswärts sich ausgezeichnet haben, ihren Platz finden können.“ In der Aufzählung dieser gewiß nicht wenigen Stoffe und Aufgaben hat uns die Berücksichtigung der Landessprache überrascht, da bisjetzt die Historiker sich allzu ferne von den grammatischen Studien gehalten haben. Die obersächsische Mundart, auf deren Grunde unser Neuhochdeutsch zum großen Theil erwachsen ist, bedarf gerade der aufmerksamsten Untersuchung, und so hoffen wir, daß auch das „Archiv“ der deutschen Sprachforschung gute Dienste leisten werde. Das vorliegende erste Heft — vier Hefte bilden einen Band, doch wird jedes Heft auch einzeln abgegeben — enthält vier Aufsätze, zwei davon sind von den beiden Herausgebern verfaßt, und den Schluß bilden einige „Miscellen“. 68.

Bibliographie.

Humoristischer Almanach der Tribüne für 1863. Herausgegeben von A. Hopf. 1ster Jahrgang. Berlin, Mecklenburg. 1862. Gr. 16. 5 Ngr.

Beck, A., Ranken. Gedichte. München, Fleischmann. 1862. 16. 15 Ngr.

Beyschlag, F. W. T., Vorträge über innere Mission für die Gebildeten in der Gemeinde gehalten. Herausgegeben von W. Beyschlag. Berlin, Rauh. 1862. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bodenstedt, F., Erzählungen. 1ster Band. — A. u. d. T.: Kleinere Erzählungen. München, Rieger. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutscher Bühnen-Almanach. 27ster Jahrgang. Herausgegeben von A. Entsch. Berlin. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Conradi, Johanna, Kleine Schriften für das Haus. Mainz, Lucas. 1862. 8. 15 Ngr.

Frankel, Z., Dr. Bernhard Beer. Ein Lebens- und Zeitbild. Mit Porträt und Facsimile. Breslau, Schletter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gruppe, O. F., Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten. 1ste Lieferung. Stuttgart, Bruckmann. Lex.-8. 16½ Ngr.

Lassen, C., Indische Alterthumskunde. Anhang zum 3ten und 4ten Bande. Geschichte des chinesischen und arabischen Wissens von Indien. Leipzig, Kittler. 1862. Lex.-8. 24 Ngr.

Marr, W., Reise nach Central-Amerika. Zwei Bände. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 2 Thlr.

Messerer, T., Gemüthliche Dorfgeschichten. München, Fleischmann. 1862. 8. 18 Ngr.

Müller, M., Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publikum bearbeitet von C. Böttger. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ploennies, Luise von, Die sieben Raben. Ein Gedicht. München, Fleischmann. 1862. 16. 25 Ngr.

Riemann, H., Geschichte der Stadt Greifenberg in Pommern. Eine Gedächtnißschrift zum 600jährigen Jubiläum der Stadt. Greifenberg. 1862. Gr. 8. 27½ Ngr.

Schweller, A., Was ihr wollt. Lieder und Gedichte. München, Fleischmann. 1862. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Stifft, A. von, Drei Bücher vom Geiste. Roman. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stugau, C., Des Freimann's Töchterlein. Roman aus den Zeiten der ersten Belagerung Wiens durch die Türken. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

— — Unbegreifliche Geschichten. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stursberg, P. W., Pilgerlieder, gesammelt und herausgegeben. Mülheim a. d. R. 1862. 16. 8 Ngr.

Das alte Testament und das Christenthum. Gießen, Ricker. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Testeid. Historischer Roman aus der Zeit Karl's II. von England. Von Cordelia. Münster, Theissing. 1862. 8. 22½ Ngr.

Veltheim, H. v., Helene und Susanne. Bilder aus dem Frauenleben. Nach dem Französischen des X. Marmier frei bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Walther von der Vogelweide nebst Ulrich von Singenberg und Leutold von Seven herausgegeben von W. Wackernagel und M. Rieger. Giessen, Ricker. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Weismann, H., Das allgemeine deutsche Schützenfest zu Frankfurt a. M., Juli 1862. Ein Gedenkbuch. Mit Benutzung der Schriften des Central-Comités herausgegeben. Mit 20 Tafeln Abbildungen. Unter Mitwirkung verschiedener Künstler auf Stein gezeichnet von F. K. Klimsch. Zehn Lieferungen. Frankfurt a. M., Keller. 1862. Fol. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Williams, H. J., Die Rechtfertigung der Südstaaten Nordamerikas. Politische Briefe aus dem Jahre 1860 zur Zeit der letzten amerikanischen Präsidentenwahl, nebst einem Sendschreiben an Lord Brougham über John Brown, sowie einer Abhandlung über die Folgen der letzten Präsidentenwahl. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorworte von C. M. Hudson. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zöckler, O., Kritische Geschichte der Askese. Ein Beitrag zur Geschichte christlicher Sitte und Cultur. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Schlimper, F. W., Die deutsche Hansa von 1370 bis zu ihrem Verfall. 2ter Vortrag gehalten im Auftrage des Dresdner Flottenvereins. Dresden, v. Boettiger. Lex.-8. 3 Ngr.

Spiegel, B., Offener Brief an Herrn Archidiakonus Baurschmidt in Lüchow. Osnabrück, Meinders. 1862. Gr. 8. 3 Ngr.

Uhden, H. F., Bischof Ketteler, Gräfin Hahn und Cardinal Wiseman wie sie zur römischen Kirche einladen. Göttingen, Dieterich. 1861. Gr. 8. 8 Ngr.

Wedekind, E., Wiener Briefe an deutsche Freunde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 22. Januar 1863.

Alexander von Humboldt.

1. Alexander von Humboldt. Culturhistorisch-biographischer Roman in sieben Bänden von Heribert Rau. Fünfter bis siebenter Band. — A. u. d. T.: Der Stern des Jahrhunderts Alexander von Humboldt. Drei Theile. Leipzig, Thomas. 1860. 8. Jeder Theil 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Alexander von Humboldt. Sein wissenschaftliches Leben und Wirken den Freunden der Naturwissenschaften dargestellt von W. C. Wittwer. Zweite Lieferung. Leipzig, T. O. Weigel. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
3. Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848—56. Berlin, Besser. 1861. Gr. 8. 25 Ngr.
4. Memoiren Alexander von Humboldt's. Zwei Bände. Leipzig, Schäfer. 1860. Gr. 8. 5 Thlr.

Seitdem wir in Nr. 40 d. Bl. f. 1860 über die seit dem Tode Alexander von Humboldt's bis dahin erschienenen Humboldtiana Ueberschau gehalten, hat sich wieder einiges Zugehörige bei uns angesammelt, zum Theil Fortsetzungen bereits angezeigter, zum Theil neue Werke, welche letztere unsere ganz besondere Beachtung verdienen.

Die drei Schlußbände des großen „culturhistorisch-biographischen Romans: Der Stern des Jahrhunderts Alexander von Humboldt", von Heribert Rau (Nr. 1), sollen uns zunächst keinen längern Aufenthalt mehr abnöthigen, da wir in unserm frühern Artikel das ganze Unternehmen bereits ausführlicher, als der innere Werth gebot, besprochen haben. Wenn wir sagen, daß der letzte Theil des Romans allen frühern würdig ausgefallen ist, so wissen unsere Leser zur Genüge, was das bedeutet.

Ja, es ist ein ziemlich gewöhnliches Machwerk, dieser Rau'sche „Humboldt", und doch verdient der Verfasser eine gewisse Art von Anerkennung für seine künstlerisch gar nicht genug zu verdammende literarische Thätigkeit. So lange nämlich unser Publikum vorwiegend leichte, wohlfeile, gehaltlose literarische Waare consumirt, ist es offenbar besser, daß dieser Bedarf durch inländische Fabrikation, als daß er durch Bezug von auswärts gedeckt wird. Es liegt keineswegs in unserm Interesse, den Absatz von Erzeugnissen dieser und ähnlicher Art durch jedes Mittel, das etwa in unsern Händen wäre, zu bedrücken, wenn wir damit nur den Markt für die verachtungswerthen Producte der Schriftsteller des zweiten Kaiserreichs zu erweitern vermögen. Darum kein böses Wort mehr über unsere vaterländischen Romanfabriken und Romanfabrikanten. Weit besser, der Deutsche erbaut sich an deutschem als an französischem Fabrikat!

Auch zu unsern frühern Bemerkungen über das Wittwer'sche commentirende Werk „Alexander von Humboldt" (Nr. 2) haben wir wenig oder nichts hinzuzufügen, da uns nun die Schlußlieferung desselben vorliegt. Je weniger wir der Klarheit und Gründlichkeit, mit der Wittwer Humboldt's wissenschaftliches Leben dargestellt hat, unsere volle Anerkennung versagen können, desto fester setzt sich auch das Bedauern, daß der Verfasser nur eben das wissenschaftliche Leben des großen Naturforschers allein sich zur Aufgabe stellen wollte. Seine erläuternde Uebersicht verdiente eine viel weitere Verbreitung als sie — wie wir fürchten — in dieser etwas kalten Form finden wird. Das Publikum genießt dergleichen lieber als Zuthat, denn als besondere Speise. Doch — vielleicht sind unsere Bedenken irrthümlich und im voraus durch die Erfahrungen entkräftet, die Wittwer bei frühern Arbeiten zu machen die beste Gelegenheit hatte.

Eine sehr angenehme Erscheinung sind der „Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde" (Nr. 3). Dieser kleine Beitrag zu Humboldt's Biographie und Charakteristik sollte wol zunächst gewisse Flecken und Grundstriche wieder verlöschen helfen, welche weniger durch den Varnhagen'schen Briefwechsel selbst, als durch eine beschränkte oder hämische Ausdeutung desselben auf die der deutschen Nation so theuern Züge des großen Verstorbenen gekommen waren. Der Herausgeber wünschte die gemüthlichere Vorstellung von seinem verewigten Gönner und väterlichen Freunde Humboldt wieder aufzufrischen, eine Tendenz, welcher sich sein Stoff durchaus ungezwungen fügte.

Im Verkehr mit einem Jüngling, wie der Heraus-

geber dieser Briefe und Gespräche, mußte Humboldt natürlich ein anderer sein als im Verkehr mit Varnhagen, d. h. es mußten andere Seiten seines Wesens und Charakters dabei zur Geltung kommen. Man würde daher nur thöricht handeln, wenn man sein Bild von Humboldt nach dieser Darstellung eines jugendlichen Verehrers abermals total wechseln wollte. Genug, wenn diejenigen, die nach den kreuzritterlichen Verdrehungen des Varnhagen'schen Vermächtnisses an Humboldt's Herz und Edelsinn zu zweifeln gelernt hatten, durch diese Briefe und Gespräche zu der Einsicht geführt werden, daß Gemüthlichkeit und Bitterkeit ohne Todfeindschaft in Humboldt's Seele nebeneinander wohnten und das Terrain für ihre Ausflüsse gerecht unter sich zu theilen wußten.

Ein junger Mann von guter Familie, 1848 von der Universität Bonn als Student nach Potsdam zum Besuch gekommen, wird — da er sich als einen durch die Lectüre des „Kosmos" begeisterten Verehrer Humboldt's bekennt — von seinem Großvater, dem berühmten evangelischen Bischofe D., an den „Nestor der Wissenschaft" empfohlen und von diesem in seiner Wohnung im potsdamer Stadtschlosse bei einer ersten Visite der guten Empfehlung entsprechend freundlich aufgenommen. Mit Bewunderung und Verehrung hängt der Jüngling an den Zügen, an den Lippen des weltberühmten Greises; auch dieser findet ein Wohlgefallen an der reinen Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit seines jugendlichen Bewunderers. Er erkundigt sich nach den Studien, nach den weitern Lebensaussichten des jungen Mannes, geht auf jede von dessen Bemerkungen mit seiner ganzen liebenswürdigen Verbindlichkeit und imponirenden Allbekanntschaft ein und schreibt dem Bischofe zwei Tage später einige Zeilen, worin er ihn gewissermaßen beglückwünscht, einen solchen Enkel zu haben.

Ein Jahr darauf stirbt der Bischof D., und sein Enkel — mittlerweile akademischer Bürger Berlins geworden — benutzt diese Gelegenheit, sich dem größten seiner nunmehrigen Mitbürger aufs neue zu nähern. Hieraus entspinnt sich ein Verkehr, dessen Zeugnisse in Humboldt's kurzen Briefchen und Billets und in den längern Schilderungen von des jungen Freundes Besuchen auf der Oranienburgerstraße man nur mit Wohlgefallen lesen kann. Die Eckermann'schen Gespräche mit Goethe sind weit inhalt- und umfangreicher und verdanken ihre Entstehung einer weit vertraulichern Bekanntschaft des berichtenden Schützlings mit dem belauschten Gönner. Aber der Geist, in dem sie uns aufgezeichnet und überliefert wurden, kann wol mit dem verglichen werden, der uns diese Erinnerungen an Alexander von Humboldt's reiches und freigebiges Unterhaltungstalent bewahrte, und niemand, denken wir, wird uns widersprechen, wenn wir den letztern frischer und unbefangener finden.

Aber als die weitaus bedeutendste der neuen Erscheinungen über Alexander von Humboldt stellen sich uns, äußerm Anschein nach, seine „Memoiren" (Nr. 4) dar. Wessen Erwartungen sollten nicht durch den Titel dieses Buchs aufs höchste gespannt werden? Wessen Neugier sollte sich nicht mindestens regen, wenn er von „Memoiren Alexander von Humboldt's" hört? Es ist zwar nicht gerade etwas Unerhörtes, daß auch andere als autobiographische Denkwürdigkeiten „Memoiren" überschrieben werden, aber etwas Gewöhnliches, etwas Nachahmenswerthes ist es gewiß nicht; denn es fordert, gelind gesagt, immer zu einer Täuschung heraus. Wir verstehen nun einmal unter Memoiren die selbstgeschriebenen Bekenntnisse und Lebenserinnerungen einer Person. Und von solchen kann hier, bei diesen Memoiren Alexander von Humboldt's, die Rede nicht sein. Es wäre ungerecht, wenn wir den entschuldigenden Umstand verschweigen wollten, daß die absichtliche oder unabsichtliche Täuschung bei dem vorliegenden Buche nicht über den Titel hinaus ausgedehnt worden ist. Schon der auf der Rückseite des Umschlags der ersten Lieferung befindliche Prospect besagt, daß der Verfasser des Werks Alexander von Humboldt nur befreundet, sich durch mancherlei Bestrebungen der Gegenwart veranlaßt gesehen habe, seine Arbeit schon jetzt dem Druck zu übergeben, obwol sie dem ursprünglichen Plane gemäß erst nach einigen Jahren erscheinen sollte.

Allerdings klingt auch diese Art von Entschuldigung der beschleunigten Herausgabe wieder ein wenig kostbar. Indessen das Werk soll auch „nicht nur von dem gesammten wissenschaftlichen Wirken des Verstorbenen ein treues Bild, sondern auch über manchen bisher dunkel gebliebenen Punkt den vollkommensten Aufschluß geben, besonders über die letzte Lebensperiode des gefeierten Gelehrten".

Sagen wir es nun gleich, das Buch enthält wirklich mehrere für uns ganz neue Mittheilungen, welche geeignet sind, ein aufklärendes Licht über gewisse dunkle Partien im Leben Humboldt's zu verbreiten. Doch kaum vermögen wir uns ihrer zu erfreuen: denn sie gehen von einem Anonymus aus und nichts als ihre innere Wahrscheinlichkeit bürgt für sie in einer Zeit, welche erst jüngst wieder durch manche der gröbsten literarischen Betrügereien befleckt worden ist.

Nirgends war Anonymität weniger am Orte als hier. Der Verfasser von „Humboldt's Briefwechsel und Gesprächen mit einem jungen Freunde" hat sich zwar auch nicht genannt, aber er hat uns Erkennungszeichen gegeben, die über seine Person niemand in Zweifel lassen können, der ein Recht hat danach zu forschen und der in unserer Zeitgeschichte einigermaßen orientirt ist.

Der Verfasser der „Memoiren" theilt uns Documente mit, die nicht gut anderswoher zu erlangen waren, als von der Familie oder sonstigen nahen Angehörigen Humboldt's, und doch begegnet es ihm, eine Unbekanntschaft mit den überlebenden Gliedern dieser Familie zu verrathen, die freilich mehr komisch als verdächtig ist.

Doch nicht blos in Betreff der Humboldt'schen Familienverhältnisse, nein, sogar in Betreff der preußischen Staatsverhältnisse scheint er zuweilen ein ganz ungewöhnlich Eingeweihter, zuweilen ein Wildfremder.

Endlich ist auch nicht einmal sein sittlicher, sein reinmenschlicher Standpunkt ein irgendwie mit Bestimmtheit

offenbarer; denn er schwankt im Urtheil auf eine solche Weise, daß die ernstlichsten Zweifel an der Einheit und Ungetheiltheit seiner Person rege werden müssen.

Wir wollen die Belege hierzu beibringen, indem wir vor den Augen unserer Leser das ganze Memoirenwerk, welches vollendet in 15 Lieferungen vor uns liegt, flüchtig durchnehmen. Gestehen wir indessen gleich, daß unsere Untersuchung keineswegs erschöpfend sein wird; denn da wir schon bei der oberflächlichsten Voruntersuchung neben mancherlei höchst Schätzbarem einen unerwünschten Ueberfluß an im übeln Sinne bemerkenswerthen Stellen fanden, so konnten wir uns zu gründlichem Studium des Werks nicht eben verpflichtet fühlen.

Von Humboldt's Kindheits- und Jugendgeschichte bis zum Antritt der großen amerikanischen Reise ist das bereits Bekannte auf den ersten dreißig Seiten in ziemlich ansprechender und gedrängter Weise erzählt. Beanstanden möchten wir davon nur etwa folgenden Passus (S. 8):

Er (nämlich Wilhelm von Humboldt) suchte einen Umgang, in welchem sein Hang (zur Sentimentalität) befriedigt wurde und verirrte sich dabei namentlich zu den israelitischen Kreisen, in denen der „Nachhall jener aus seichter Philosophie und süßlicher Schwärmerei zusammengesetzten Mendelssohn'schen Zeit noch seufzte" (Worte Alexander von Humboldt's). Und doch war es zu verzeihen, wenn er geblendet durch die körperlichen und geistigen Vorzüge einer Henriette Herz mit dieser ein Verhältniß einging, das vor der Welt ein geschwisterliches hieß, aber in der That etwas mehr war.

Trotz der herbeigezogenen Worte Alexander's sehen wir keinen Grund, die Verbindung Wilhelm's mit jenen bekannten „israelitischen" Kreisen Berlins eine „Verirrung" zu nennen, zumal das Verhältniß zu Henriette Herz ohne Erweis nicht verdächtigt werden darf. Der „israelitische Kreis", wenn er auch dem Cultus der Empfindsamkeit nachhing, war zweifelsohne der beste des damaligen Berlin, in den sich junge Leute von Geist und Bildung „verirren" konnten. Wer nennt die Namen alle, die aus diesem Kreise groß geworden?

Ueber die früheste wissenschaftliche Richtung und Thätigkeit Alexander's sind einige neue, dankenswerthe Erläuterungen gegeben. Ebenso verdient es Lob, daß der Verfasser der „Memoiren" den durch Vermögensverhältnisse gegebenen Grundbedingungen des Lebens fortlaufend so viel Aufmerksamkeit widmet als nöthig ist, um uns die wahre irdische Lage seines Helden anschaulich zu machen. Wir denken, daß durch Notizen wie: „Alexander wollte die Hälfte seines Erbtheils einer großen wissenschaftlichen Reise widmen", oder: „Der König ernannte ihn (ungefähr 1805) zum Kammerherrn mit einem Jahrgehalt von 2500", mehr zu unserer Aufklärung in wichtigen Beziehungen gethan ist, als durch manche Seite geheimnißvoll zarter Andeutungen, wie sie einige Biographen absonderlich zu lieben scheinen.

Die Folgen des noch kurz vor der Abreise von Coruña von Alexander von Humboldt an Kapitän Baudin geschriebenen Briefs sind, wie uns däucht, doch sehr mit Unrecht „unangenehme" genannt. Worin bestanden sie? Darin, daß Humboldt 1801 plötzlich von Cuba nach Peru reiste, allerdings ohne den Kapitän Baudin wie gehofft an den Küsten der Südsee zu treffen, aber um das Hochland von Quito, dessen er sich lebenslang mit besonderm wissenschaftlichen Entzücken erinnerte, kennen zu lernen, um den Hauptsitz vulkanischer Thätigkeit und die denkwürdigsten Stätten altamerikanischer Cultur zu durchforschen.

Den Auszügen aus dem erzählenden Theile des Humboldt'schen Reisewerks ist ein ziemlich breiter Raum geschenkt; sie gehen bis S. 251. An dem Punkte aber, an dem die berühmten Tagebuchmittheilungen Humboldt's abbrechen, da versiegt auch der reiche Erzählungsstrom unsers Memoirenschreibers und wird mit einem male zum dürftigen Bächlein. Die wirklich vorgebrachte Entschuldigung, weiter als bis zur Ankunft auf Cuba gehe leider das Humboldt'sche Journal nicht, ist denn doch ein wenig naiv. Die Humboldt'sche Reisegeschichte besitzen wir selbst oder können sie aus jeder Leihbibliothek erhalten; aber von dem Herausgeber „Humboldt'scher Memoiren" erwarteten wir doch viel Weiteres als bloße Excerpte mehrfach aufgelegter Druckwerke!

Die drei fernern Reisejahre Humboldt's 1801—4 müssen sich also etwas knapp mit ungefähr 30 Seiten behelfen. Beklagen wir es denn mit dem Verfasser der „Memoiren", daß Humboldt nicht selbst über seinen Aufenthalt auf Cuba, die Reise durch Venezuela, Peru, Mexico und nach dem Herzen der Union den erzählenden Theil seines großen Werks fortgesetzt und beendigt hat.

Indem der Verfasser der „Memoiren" S. 282 bemerkt, daß ihm nicht mehr und nicht minder als 64 von Humboldt's während der Reise geschriebenen Briefen zur Benutzung vorgelegen, fordert er indessen selbst beinahe zu der Frage heraus, ob ihm nicht eine gleichmäßigere Behandlung der verschiedenen Perioden der amerikanischen Reise mit etwas Kunst recht wohl möglich gewesen wäre. Doch befing ihn beim Beginn seiner Arbeit — wie wir gleich ziemlich klar sehen werden — noch eine große Scheu vor der verpönten Erschließung Humboldt'scher Briefschaften, eine Scheu, welche glücklicherweise bei ihm nicht aus festen Grundsätzen zu entspringen scheint. Denn nur ihrer öftern Ueberwindung verdankt das Memoirenwerk, wie es jetzt fertig steht, seine interessantesten Partien. So die im dreizehnten Kapitel nachträglich gewagten Auszüge aus den 64 Reisebriefen.

In ihnen ist, die Echtheit vorausgesetzt, thatsächlich vielerlei gegeben, was eine feinere, gründlichere Charakteristik Humboldt's als die hergebrachte anbahnt. Das Streben nach einer solchen ist bei dem Verfasser der „Memoiren" übrigens ein unverkennbar bewußtes und er benutzt jede Gelegenheit, um eine gewisse sentimentale Vorstellung von seinem Helden zu corrigiren.

Wenn er z. B. zu folgender Humboldt'schen Briefstelle: „Blos Ochsen lassen sich auf diesem Wege (über den höchsten Rücken der Anden-Cordillera nach den Küsten des Südmeers) gebrauchen, um das Gepäck fortzuschaffen", die Anmerkung macht: „Irren wir nicht, so liegt in diesem Satze jener Sarkasmus, der einen Hauptzug

von Humboldt's Charakter bildete, den er aber geschickt und sorgsam verbarg und nur seinen vertrautesten Freunden gegenüber verrieth. Die Welt bekam nie den wahren, mit Bitterkeit erfüllten, sondern nur den feinen und glatten Hofmann Humboldt zu sehen"; so kann man die Gelegenheit zu dieser Bemerkung vielleicht unschicklich, d. h. mit einer zur Grobheit übertriebenen Feinheit gewählt finden, aber in der Sache, auf die es dem Verfasser dabei ankommt, ihm nicht wohl unrecht geben.

In der That, bedürfte er für seine Meinung hier eines Belegstücks, er hätte das prächtigste sehr nahe in dem vom 10. Juni 1804 aus Washington an Wilhelm von Humboldt gerichteten Briefe Alexander's (S. 306 fg.), zu dem der Verfasser die Anmerkung macht: „Wir haben einige Bedenken getragen, diesen Brief mitzutheilen, obgleich er von hohem Interesse ist."

Was uns betrifft, so tragen wir nicht das geringste Bedenken, unsern Lesern durch Wiedergabe des merkwürdigsten Theils dieses Briefs, trotz seiner Länge, eine vermuthlich sehr starke Ueberraschung zu bereiten.

Um Psycholog zu werden, muß man reisen, aber in solcher Weise reisen, daß man mit den Leuten in nähere Berührung kommt. Dieses letztere ist bei mir im vollkommensten Grade der Fall gewesen. Welche sonderbare Vorstellungen machte ich mir nicht, um nur eins anzuführen, von den Indianern, solange ich dieselben nur aus Büchern und dem sentimentalen Geschreibsel des großen Haufens der Reisenden kannte. Ich hielt sie für bevorzugte Wesen, begabt mit Scharfsinn und Witz, ich glaubte alle Tugenden bei ihnen heimisch. Dagegen habe ich in ihnen nur stumpfsinnige Geschöpfe gefunden, welche tief unter den Thieren stehen und zu allen Lastern geneigt sind. Daher werden sie mehr und mehr verschwinden und für die Nachwelt das sein, was für uns die verschwundenen Völkerschaften von Mexico und Peru.

Nur bitte ich dich, aus diesem Urtheil nicht etwa zu schließen, daß ich die Europäer höher achten gelernt hätte. Wo ich deren in der Neuen Welt kennen lernte, da bestärkten sie in mir nur die Ansicht, welche ich bereits auf dem alten Continent gefaßt hatte. Ich habe leider die Menschheit verachten gelernt, obgleich ich sie das nicht merken lassen werde, und zwar um so weniger, je größer meine Verachtung. Ich werde mir nicht die Mühe geben, diese letztere sichtbar werden zu lassen.

Du erinnerst dich wol noch jenes Abends in Frankfurt, als wir zum ersten male erkannten, daß der Egoismus die einzige Triebfeder der menschlichen Handlungen sei. Wir kamen damals überein, daß die alte Lehre der christlichen Kirche von der Erbsünde richtig sei, daß der Mensch nicht gut sein könne. Wir hatten einem Unglücklichen an jenem Tage geholfen, man hatte unsern edeln, wohlthätigen Sinn gepriesen — und wir erkannten, daß wir nur um unsertwillen, um uns eine Freude zu bereiten, edel (wenn anders dieses Wort noch anwendbar ist) gewesen waren. Wir erkannten weiter, daß die Quelle alles Guten, was geschehe, selbst in den günstigsten Fällen auf den Egoismus zurückzuführen sei und absolut Gutes ein Unding genannt werden müsse.

Meine Ansichten haben sich in der Neuen Welt nicht geändert. Ich habe hier das Menschengeschlecht so verächtlich gefunden, wie in der Alten. Nur die Formen weichen ab, die Sache bleibt dieselbe. Der durch den Zufall (das Glück, den göttlichen Willen, es kommt ja das im Grunde auf eins hinaus) Höhergestellte verlangt Gehorsam — aus Egoismus; der niedriger Stehende macht sich zum Sklaven — aus Egoismus. Dabei glimmt im Innersten des Herzens der Haß des Menschen gegen den Menschen. Gemeinheit überall, in der civilisirten Welt wie in der Wildniß. In jener machen sich die Unterbeamten zu blinden Sklaven ihrer Vorgesetzten, denn sie wissen, daß denen die schnellste Beförderung zu Theil werden wird, die sich als die willenlosesten Werkzeuge gebrauchen lassen, und daß sie durch ihre freiwillige Sklaverei sich die Mittel bereiten, später andere wiederum als ihre willenlosen Werkzeuge zu benutzen. Ebenso fand ich diejenigen Indianer, welche die größte Schlauheit oder äußerste Gemeinheit besaßen, als gehorsamste Diener der Missionare, von denen sie zu Alcalden erhoben werden konnten. Sie erstrebten also durch ihre Unterwürfigkeit gegen die weiße Rasse einzig die Herrschaft über ihre Stammesgenossen. Ueberall in der Welt erblicken wir vom Niedrigsten bis zum Höchsten eine zusammenhängende Kette, in der jedes höhere Glied die niedern tyrannisirt, verachtet, während jedes niedere sich, oft gegen das bessere Wissen, fügt und schmiegt, damit es von den höhern bevorzugt und gehoben werde. So ist überall nur der schmuzigste Egoismus zu erblicken — und es war so und wird so sein, solange es Menschen gibt. Tugend scheint mir nach meinen bisherigen Erfahrungen eine Chimäre.

Ist es denn in der Gelehrtenwelt anders? Der Lehrer bevorzugt den Schüler, welcher seinen Ansichten blindlings huldigt; die Gelehrten als Corporation erkennen nur den als ihr Mitglied an, welcher ohne Gedanken in das Schafgeblök des allgemeinen Consensus einstimmt. Schon Pythagoras verlangte diese absolute Unterwürfigkeit, durch welche von vornherein alles edlere Gefühl und Streben abgestreift wird. Wehe dem jungen Gelehrten, der so unverständig sein wollte, gegen angenommene Autoritäten aufzustehen. Unser Wissen ist eine leere Null; das Ansehen der Gelehrten läßt sich nur so lange halten, wie der eine von ihnen den andern unterstützt. Um der eigenen Erhebung willen muß der einzelne an der Erhebung aller wirken; um selbst berühmt zu werden, muß man bemüht sein, andern zum Ruhme zu helfen. Ein gefeierter Gelehrter zu werden, muß man vor allen Dingen ein ganzer Diplomat sein. Ich kenne in der ganzen Wissenschaft keine albernere Erscheinung, als den großen Briten Newton. Dieser Mensch studirte die Natur hinter verstaubten Folianten, anstatt sie in der Natur selbst kennen zu lernen; er dictirte dem Weltall Gesetze, die in seinem vertrockneten Gehirn entsprungen waren, und je unsinniger seine Aufstellungen waren, desto mehr bewunderte man sie, weil sie den Ideen seiner Zeit entsprachen. Seitdem ist es allgemeine Pflicht, ihn zu preisen und zu feiern, bis die Zeit des Umschwungs erschienen sein wird; dann wird der am meisten gefeiert werden, welcher am kecksten gegen ihn auftreten wird.

Das sind unerquickliche Dinge. Man sollte sich gar nicht mit denselben mühen, aber es ist Grund genug, misgestimmt zu werden, wenn man sich muthig tausendfachen Qualen und Gefahren ausgesetzt hat und gleichwol sich gezwungen sieht, die schönsten Erfahrungen und Entdeckungen, welche man machte, im Innern zu verschließen, weil die Menschheit für dieselben nicht reif ist. Es ist Grund genug, misgestimmt zu werden, wenn man keine andere Aussicht vor sich hat, als jämmerlichen Geistern zu dienen, um selbst über jämmerliche Geister zu herrschen.

Der Inhalt dieses Briefs berechtigt einen neuen Biographen Humboldt's sicherlich zu dem Bestreben, dem gang und gäben Bildnisse seines Helden, des Jugendgreises, dessen ganzes Wesen nichts als behagliches Wohlwollen und unerschütterliche Seelenruhe athmet, einige die äußere Glätte unterminirende Züge einzugraben.

Das vierzehnte Kapitel der „Memoiren" gibt die Erlebnisse Humboldt's von seiner Rückkehr nach Europa, der Wiedervereinigung mit Schwägerin und Bruder bis zu der durch die verzweifelte Lage des preußischen Staats nach dem Tilsiter Frieden 1807 gebotenen Sendung de

Prinzen Wilhelm, dem Alexander als Begleiter nach Paris beigegeben ward.

In diese Periode fällt bekanntlich die erste Ausgabe der „Ansichten der Natur“. Wir können uns nicht gleich entsinnen, ob die hierbei erwähnte und bruchstückweise mitgetheilte frühe Recension der „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ schon von andern Biographen zur Schilderung der Aufnahme, welche das Werkchen damals fand, benutzt worden ist. Jedenfalls hätte der Verfasser unserer „Memoiren“ wohl gethan, der göttinger Kritik eine etwas schärfere eigene Kritik anzuhängen. Er mußte es ganz entschieden aussprechen und nicht blos schüchtern andeuten, daß gerade die Verdienste Humboldt's, des deutschen Schriftstellers, da liegen, wo der zeitgenössische gelehrte Anzeiger seine Mängel wähnte. Der blühende Stil, die nie dagewesene Fähigkeit, räumlich weit voneinander auftretende, ähnlich wirkende und doch charakteristisch verschiedene Erscheinungen vergleichend zusammenzuhalten, beleidigte den Gelehrten alter Schule. Wir erkennen in den „Ansichten der Natur“ vielleicht das künstlichste Erzeugniß von Humboldt's literarischer Individualität.

Das funfzehnte Kapitel beschreibt das große Reisewerk in seinen verschiedenen, nach und nach erschienenen Theilen. Es war uns lieb, hier die „Vues des Cordillères et monuments etc.“ besonders berücksichtigt zu finden, als vom erheblichsten allgemeinen Interesse. Die gegebene Inhaltsübersicht ist um so dankenswerther, als dergleichen kostbare Kupferwerke selbst zur Durchsicht auf Bibliotheken nur wenige erlangen können.

Reicher an neuen thatsächlichen Mittheilungen und Aufschlüssen, ja das reichste des ganzen Buchs, finden wir wiederum das nächste, das sechzehnte Kapitel. Leider flößt es uns daneben auch die ersten Bedenken in Betreff des Verfassers ein.

Es wird das pariser Leben Humboldt's von 1808 bis zur Uebersiedelung nach Berlin 1826 und 1827 und zum Antritt der russischen Reise 1829 erzählt. Da heißt es denn gleich anfangs (S. 356):

In jener Zeit (ungefähr 1810) schrieb auch Humboldt infolge des Misbrauchs, der mit einem seiner vertrauten Briefe getrieben war, den nachfolgenden Brief, der uns einen Begriff beibringen kann, welches Urtheil er gefällt haben würde, hätte er den nach seinem Tode getriebenen, noch ärgern Misbrauch ahnen können.

Nun folgt ein Brief, in dem sich Alexander von Humboldt gegen einen gewissen Briten Suchfort in Göttingen ziemlich bitter über unberufene Briefveröffentlichungen ausspricht. Den unglücklichen Zufall, daß gerade diesem seltsamen Schriftstück das Datum abhanden gekommen sein muß, wollen wir übergehen. Genug, es scheint nach Obigem das eine sicher zu sein, daß der Verfasser der „Memoiren“ das Verfahren der Herausgeberin jener berühmten „Briefe Alexander von Humboldt's an Varnhagen von Ense“ höchlich misbilligt und einen schmählichen Misbrauch darin erblickt. An dieser Ansicht ist nichts Außerordentliches; viele theilen sie, noch mehrere geben vor, sie zu theilen. Wie aber sollten wir uns nicht überrascht finden, wenn wir späterhin den delicaten Verfasser der „Memoiren“ Ludmilla Assing's „argen Misbrauch“ nicht allein in umfassendster Weise und gerade nach der angefochtensten Richtung hin ausnutzen, sondern auch „mit Worten, die nicht misverstanden werden können“, rechtfertigen sehen?

Gestehen wir, daß uns schon, bevor wir noch von diesem Widerspruch das Mindeste ahnten, die entrüstete Hindeutung auf den „argen Misbrauch“ nicht gefallen wollte. Mag jedermann Ursache haben, das Verfahren Ludmilla Assing's zu tadeln, zu verdammen; der neue Biograph Humboldt's allein macht sicherlich eine Ausnahme; er lebt, sozusagen, von den Folgen ihrer Indiscretion, und wenn er ihr für dieselbe nicht danken will, so muß er von derselben wenigstens schweigen.

Der besagte Hieb auf Ludmilla Assing ließ momentan den Verdacht in uns aufkommen, die vorliegenden „Memoiren“ möchten am Ende gar das von den Kreuzrittern einst als Gegenschlag auf die Herausgabe der Varnhagen'schen Briefe verheißene Werk sein. Diese Muthmaßung wird indessen durch des Verfassers gelegentliche Auslassungen über politische und religiöse Dinge nicht gerade unterstützt, und wir müssen demnach eher glauben, daß eine vorübergehende Begierde, auch im Geheimrathsviertel Käufer und Leser zu finden, es gewesen sei, was unsern Anonymus zu jenem unglücklichen Versuche „im preußischen Herrentone“ antrieb.

Mag aber die Absicht des Verfassers der „Memoiren“ durchgängig die unschuldigste oder gar beste gewesen sein, das sollte er doch wol gefühlt haben, daß der originellste Theil seiner eigenen Veröffentlichung den Intentionen Alexander von Humboldt's nicht um ein Haar gemäßer ist als die Veröffentlichung, welche wir Fräulein Assing verdanken. Es wäre doch ein gar zu großer Irrthum, zu glauben, der große Gelehrte, welcher „sein Leben nur in seinen Schriften gesucht“ wissen wollte, würde eine Mittheilung, wie die aus dem Tagebuche der Gräfin von B. (S. 364—368) mit günstigem Auge betrachtet haben! Nichtsdestoweniger betrachten wir sie durchaus günstig; abermals vorausgesetzt nämlich, daß sie echt ist, welche ängstlich wiederholte Reserve uns ein anonymer Verfasser nun schon durchweg gestatten muß.

Das Tagebuch der Gräfin B., geborene Freiin von R., berichtet folgendermaßen: Im Herbste 1812 lernte die nachherige Gräfin als junges Mädchen den berühmten Reisenden zu Paris kennen, verliebte sich in ihn und benutzte jeden schicklichen Vorwand, um öfters mit ihm in Berührung zu kommen. Da Humboldt jedoch trotz aller Höflichkeit stets eisig blieb, fragte ihn Fräulein von R. endlich einmal offen:

„Haben Sie denn nie geliebt?“ — „Nie!“ antwortete Humboldt. — „Wissen Sie aber auch, daß Sie durch Ihre Kälte erschrecken könnten?“ — „Ich habe mich vielleicht irrig ausgedrückt, gnädiges Fräulein. Ich habe seit meinen frühesten Jahren geliebt, glühend geliebt, mit einem Feuer geliebt, daß seinesgleichen vielleicht nicht hat.“ — „Und wer ist, wenn man fragen darf, der glückliche Gegenstand dieser Liebe?“ — „Die Wissenschaft.“ — „Nur die Wissenschaft?“ — „Nur die Wissenschaft; sie war meine erste, meine einzige Liebe, und wird die einzige bleiben.“

Ein beiderseitiger Freund, wahrscheinlich Arago, machte später noch einen Vermittelungsversuch. Das Resultat war: Humboldt hörte lächelnd an, was ihm vorgestellt wurde, und fragte dann:

„Fräulein von R. hat meine innigste Theilnahme erregt, aber eben deshalb muß ich ihre Hand zurückweisen. Sie würde als meine Gattin nur unglücklich werden. Ich bin nicht geschaffen, um Familienvater zu sein. Außerdem halte ich das Heirathen für eine Sünde, das Kinderzeugen für ein Verbrechen."

Der Freund blickte ihn verwundert an, und Humboldt fuhr darauf fort: „Mit großem Interesse habe ich die Urmythen aller Völker verfolgt und gefunden, daß ihr Kern der gleiche ist, in Asien wie in Amerika. Ueberall ist von einem glücklichen Urzustande die Rede, in welchem die Menschen noch nicht freiten, noch sich freien ließen." — „Erlauben Sie, daß ich Sie an das «Seid fruchtbar und mehret euch!» der Bibel erinnere." — „Eben die Bibel ist mir ein Beweis für die durchgängige Gleichheit aller Ursagen. Nur muß man die Bibel richtig auffassen. Bei unserer Geistlichkeit, welche Gottheit und Natur als zwei verschiedene Dinge auffaßt und einander entgegengesetzt hält, muß ich freilich mit meinen Ansichten anstoßen und werde sie auch nie öffentlich aussprechen, um nicht zu sehr verketzert zu werden. Und doch sind meine Ansichten nur die, welche seit den ältesten Zeiten alle hatten, welche die Naturkenntniß auf die Deutung der Bibel anwandten. Man hat früh erkannt, daß es nur eine große und mächtige Kraft gebe, welche schaffend, erhaltend, vernichtend wirkt. Es ist dieselbe, welche wir heute je nach ihren verschiedenen Aeußerungen Elektricität, Galvanismus, Magnetismus, Licht, Feuer, Lebenskraft nennen. Sie schlummert unthätig, solange sie als Parabrama eine Einheit ist. Um sich zu erkennen zu geben und zu schaffen, muß sie in zwei feindselig einander entgegenstehende Pole auseinander treten. Dann ist sie der Jehovah und Asasel der mosaischen Urkunde, der Brahma und Schiwa der indischen, der Ormuzd und Ahriman der persischen, Zeus und Hera der griechischen Sage. Nach der mosaischen Urkunde schufen die Elohim — doch wol das böse und das gute Wesen zusammen — ein Menschenpaar, dem sie das Gebot «Mehret euch!» gaben. Als aber Jehovah später, vielleicht nach Jahrtausenden, Adam und Eva geschaffen, da gab er ihnen dieses Gebot nicht. Erst als sie gefallen waren, das Paradies verloren hatten, da erkannte Adam seine Gefährtin." — „Also nehmen Sie zwei Menschenschöpfungen an?" — „So ist es, ich werde mich aber hüten, dergleichen Ketzereien in die Welt hinauszupredigen, damit es mir nicht gehe, wie jenen gutmüthigen Narren, welche das Schweigen nicht gelernt hatten."

Der Freund versuchte einen Widerspruch. Darauf fuhr Humboldt fort: „Glauben Sie nicht, daß mich dergleichen alte Religionsansichten irren würden. Es ist aber auch meine Ueberzeugung, daß derjenige ein Narr, noch mehr: ein Sünder ist, der das Joch der Ehe auf sich nimmt. Ein Narr, weil er seine Freiheit damit von sich wirft, ohne eine entsprechende Entschädigung zu gewinnen; ein Sünder, weil er Kindern das Leben gibt, ohne ihnen die Gewißheit des Glücks geben zu können. Ich verachte die Menschheit in allen ihren Schichten, ich sehe es voraus, daß unsere Nachkommen noch weit unglücklicher sein werden, als wir, — sollte ich nicht ein Sünder sein, wenn ich trotz diesen Ansichten für Nachkommen, das heißt für Unglückliche sorgte?"

Der Freund gab fernere Bekehrungsversuche auf. Fräulein von R. aber schrieb unter dem 27. November in ihr Tagebuch: „Humboldt ist ein räthselhafter Mensch. Er ist mehr Mephistopheles als Faust. Es hält schwer, wenn es nicht unmöglich ist, sein Herz zu durchschauen. Er ist ein Engel oder ein Teufel. Ist seine Freundlichkeit Güte oder Tücke? Ist er Aristokrat oder Demokrat, Optimist oder Pessimist, Gottesleugner oder demüthiger Verehrer des höchsten Wesens? Enthalten seine Worte Wahrheit oder Spott? Ich vermag alle diese Fragen nicht zu beantworten. Er ist mir ein Räthsel. Andern ist er es auch, wenn sie sehen, wie er zu gleicher Zeit der unterthänigste Diener der Hohen und der innigste Freund der rothesten Jakobiner ist. Und doch wird er mir dabei immer lieber. Ich werde ihn nie vergessen."

Im Monat December vermählte sich Fräulein von R. mit dem bejahrten Grafen B. und sah seitdem Humboldt nicht wieder.

Nur zögernd geben wir Mittheilungen aus Humboldt's Leben, welche von der Natur der voranstehenden sind, denn wir wissen, daß man bei der ganz falschen Anschauung von Humboldt's Charakter, welche zu der herrschenden geworden ist, die Wahrheit mit Widerwillen oder mit Mistrauen aufnehmen wird. Es lag aber in seinem Charakter eine herbe Bitterkeit, die er den Meisten als vollendeter Hofmann zu verbergen verstand. Nur wenigen gegenüber sprach er sich offen aus. So sagte er 1853 zu dem Herausgeber dieser Memoiren: „Kein Anblick erfüllt mich mit größerer Wehmuth, als der eines unschuldigen kleinen Kindes. Ich kann mich nicht erwehren, dabei jedesmal an die Leiden zu denken, denen es entgegenreist. Das ganze Leben ist der größte Unsinn. Und wenn man 80 Jahre strebt und forscht, so muß man sich doch endlich gestehen, daß man nichts erstrebt und nichts erforscht hat. Wüßten wir nur wenigstens, warum wir auf dieser Welt sind? Aber alles ist und bleibt dem Denker räthselhaft, und das größte Glück ist noch das, als Flachkopf geboren zu sein. Es kommt mir nichts lächerlicher vor, als wenn man von der russischen Leibeigenschaft spricht. Jene Leibeigenen haben neben ihren Pflichten doch auch Rechte, wir aber sind Leibeigene ohne Rechte. Wir sind durch eine Leibeigenschaft nach oben und nach unten gefesselt, und zwar um so empfindlicher, je ehrender die Welt unsere Stellung glaubt. Mich hält man für einen Heros der Naturwissenschaften und deswegen bin ich der niedrigste Sklave der Niedrigsten von denen, welche in die Naturwissenschaften hineinpfuschen. Jeder dieser Gimpel hält sich für berufen, mir seine misgeborenen Geistesproducte einzusenden und mich mit albernen Briefen zu behelligen, und ich bin gezwungen, freundlich und wohlwollend zu antworten, um den Frieden meiner letzten Tage zu erhalten. Ich gestehe, daß ich im hohen Grade ehrgeizig bin, und doch erkenne ich die Narrheit dieses Ehrgeizes an. Wer wird nach wenigen Jahrhunderten noch von mir sprechen? Wir sind zu der Anerkennung gedrängt, daß es vor Jahrtausenden Völker gab, welche eine richtigere Naturkenntniß hatten als wir; allein, wer nennt uns die Namen der Forscher jener Zeiten und Völker? Ich meine sogar, daß die Griechen und Römer gediegenere Forscher hatten, als durch die uns erhaltene Literatur bekannt sind. Aber die Mönche kratzten ihre Werke aus und bewahrten nur die Bücher auf, welche ihren Albernheiten entsprachen."

Mehr als diese ganze merkwürdige Stelle unsern Lesern wörtlich wiedergeben, können wir nicht thun. Verlange man von uns keine Auslassung darüber, dergleichen muß erst eine Zeit lang die Feuerprobe der Oeffentlichkeit bestanden haben, um als baare gültige Münze von uns gewogen zu werden. Hier nur das erste öffentliche Aufgebot! Findet sich niemand, der „zu rechter Zeit und am rechten Orte" etwas gegen die Sache einzuwenden hat, so soll es an unserm Segen nicht fehlen! Da keine Lebensperiode Alexander von Humboldt's für uns kahler an Details ist, als die pariser von 1808—26, so erscheinen uns Bereicherungen auch hier am willkommensten. Schade, daß der Verfasser der „Memoiren" jene kosmologischen Vorlesungen, die Humboldt schon lange vor den Berlinern zu Paris gehalten haben soll, ganz unberücksichtigt gelassen hat. Im Gegensatz zu dieser unwillkommenen Lücke steht die erwünschte Ausfüllung, welche durch den Abdruck des die pariser und berliner Epoche scheidenden Actenstücks bewirkt wird.

Die ewigen Klagen Humboldt's in Briefen und Gesprächen über die Oede und Genußlosigkeit seines berliner Aufenthalts und Hoflebens konnten bisher nur befremdlich wirken, da wir die Rückkehr nach dem lieben Paris ihm im Grunde jederzeit freigegeben wähnten. Der in den „Memoiren" (S. 371) beigebrachte kurze Brief Friedrich Wilhelm's III. zeigt, daß Humboldt 1826 keine andere Wahl hatte, als Uebersiedelung in die Heimat oder Verlust der königlichen Gnade, d. h. vermuthlich der Pension, von der er lebte, und der preußischen Bürgerrechte. Der König soll 1826 nach den „Memoiren" an seinen beurlaubten Kammerherrn eigenhändig geschrieben haben:

Mein lieber Herr von Humboldt! Sie müssen nun mit der Herausgabe der Werke fertig sein, welche Sie nur in Paris bearbeiten zu können glaubten. Ich kann Ihnen daher keine fernere Erlaubniß geben, in einem Lande zu bleiben, das jedem wahren Preußen ein verhaßtes sein sollte. Ich erwarte daher, daß Sie in kürzester Zeit in ihr Vaterland zurückkehren. Ihr wohlaffectionirter Friedrich Wilhelm.

Den Druck, den der König in dieser Weise auf Humboldt's freie Entschließung übte, zu misbilligen, überlassen wir andern. Uns hat Humboldt's kosmopolitische Hinneigung zu Frankreich immer etwas verdrossen, da ihm doch die Fäulniß der französischen Zustände ebenso wenig verborgen war als die heimischen Uebel. Wir vermögen uns daher in den unmittelbaren Verdruß des alten Königs sehr wohl hineinzudenken, und freuen uns vorzüglich der Ironie, mit der er Werke, welche er (Humboldt) „nur in Paris bearbeiten zu können" glaubte, abfertigt. Schmeichelhaft ist es freilich für uns nicht, daß Humboldt gewissermaßen gezwungen werden mußte, wieder der Unsrige zu werden; indessen die Schwäche seines Patriotismus war nun einmal sein Erbtheil aus dem vorigen Jahrhundert, und wir müssen uns hüten, im Geiste unserer Zeit entschieden darüber zu urtheilen.

Das siebzehnte Kapitel leitet die russische Reise ein. Hier wird künftig der kleine Irrthum zu verbessern sein, daß Kaiser Alexander, der doch bereits am 1. December 1825 gestorben war, noch im Jahre 1827 die längst projectirte Expedition der Verwirklichung näher gebracht haben soll.

Vier Kapitel sind der Reise selbst gewidmet, das zweiundzwanzigste den wissenschaftlichen und literarischen Resultaten derselben. Somit haben wir den längsten, bewegtesten und thatenreichsten Theil von Humboldt's Leben schon vor dem Schluß des ersten Bandes seiner „Memoiren" hinter uns, und die Anlage, die Oekonomie des ganzen Werks muß uns nothwendig fehlerhaft erscheinen.

Sowie der Verfasser nun an Humboldt's berliner Hof- und Privatleben kommt, kann er sich der Nothwendigkeit nicht mehr verschließen, den zuvor von ihm verdammten interessanten Band Ludmilla Assing's hülfesuchend zur Hand zu nehmen und bequemt er sich dennoch (S. 530) zu folgender Auslassung, die, wie wir denken, dem ein jedes Ohr verletzenden Kreischen einer rostigen Wetterfahne beim Umspringen des Windes von Nordwest nach der entgegengesetzten Richtung nicht übel zu vergleichen wäre. „Wurden diese Briefe", so läßt er sich nun über die Correspondenz Humboldt's und Varnhagen's aus, „doch selbst von Alexander mit einem Laufpaß versehen, der lebhaft bezeugt, daß er dem Flügelschlag der Zeit nie Banden angelegt, dem Volke den Zutritt zu seinem innersten Denken nicht gehemmt wissen will".

Recht schön! Wenn der Verfasser nur nicht zuvor von alledem das gerade Gegentheil behauptet oder angedeutet hätte! Einen unglücklichern Passus aber gibt es wol in dem ganzen Memoirenwerke nicht als den, welcher die nun folgende kurze biographische Charakteristik Varnhagen's schließt:

Von 1819 lebte er als Geheimer Legationsrath ohne diplomatische Function meist in Berlin und beschäftigte sich anfangs meist mit Poesie, später mit Biographien und literarischer Kritik, in welch letzterm Terrain er eine der gediegensten Stellungen einnahm. Neben seinen Gedichten und Schilderungen berühmter Kriegshelden sind besonders seine „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" hervorzuheben (Leipzig 1843—46). Nach dem Tode seiner Gattin, die, wenn auch nicht selbst Schriftstellerin, doch eminenten Einfluß auf seine ganze literarische Laufbahn hatte, verödete seine Thätigkeit zusehends. Wir hätten etwa nun noch zu erwähnen: eine Biographie Blücher's, „Hans von Held" und die „Wallfahrt nach Sesenheim" von Näke. Er starb kurz vor Humboldt am 11. October 1858.

Besser als solch eine Belehrung über Varnhagen wäre offenbar gar keine gewesen! Der Mann ist todt, seine ganze Laufbahn abgeschlossen und leicht übersehbar, und uns nun noch ein solches nicht süßes und nicht saueres Gemisch von Wahrheit und Dichtung über ihn aufzutischen! Niemandes literarische Verdienste lassen sich wol mit wenigen Worten bestimmter zeichnen, als die Varnhagen's. Als Dichter war er unbedeutend, als Kritiker zu liebhaberisch, um dauernd zu gelten, als Biograph aber und Memoirist leistete er das Ausgezeichnetste. Der Einfluß Rahel's auf seine Stellung in der literarischen Gesellschaft kann nicht hoch genug, der auf seine bleibende Stellung in der Literatur nicht gering genug veranschlagt werden. Nach dem 1833 erfolgten Tode der Gattin verödete zwar sein häusliches und geselliges Leben, wenn auch nicht gänzlich, so doch gegen früher; seine schriftstellerische Thätigkeit aber nahm eher zu, und wenn auch die Blücherbiographie kein Resultat derselben mehr sein konnte, denn sie gehört nach der Vorrede bereits in das Jahr 1826, und wenn auch die Herausgabe von Näke's „Wallfahrt nach Sesenheim" (1840) bei der Masse solcher Herausgaben, an denen Varnhagen theilgenommen, gar nicht in Betracht kommt, so geben doch die neun Bände „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften", in dieser Periode theils nur zusammengestellt, theils wirklich ausgearbeitet, die Biographien von Seydlitz, Winterfeldt, Sophie Charlotte u. s. w. bis zu derjenigen Bülow's von Dennewitz, welche die Reihe würdig schließt, endlich die das Andenken der unvergeßlichen Rahel feiernden Publicationen das beste Zeugniß von der Nichtverödung seiner Thätigkeit im einsamen Alter. Ist es Nachlässigkeit des Schriftstellers oder des Schriftsetzers, daß auf S. 533 statt Friedrich Wilhelm III. Friedrich Wilhelm IV. die Politik Preußens der französischen Julirevolution gegenüber bestimmt?

Das fünfundzwanzigste Kapitel, welches den ersten

Band schließt, mag mit seinen Nachträgen, mit seinen biographisch=encyklopädischen Artikeln und sonstigen Anhängen zu dem frühern Text für viele Leser recht willkommen und belehrend sein, formell aber scheint es uns denn doch ein Unding. Ein solches Anhängsel unverarbeiteten Rohmaterials den übrigen organisch zusammengefügten Gliedern rein äußerlich als ein ferneres Glied oder Kapitel anzuschweißen, ist mindestens geschmacklos. Soll der Inhalt den vorherigen Text erläutern, warum dies nicht schon in der Form aussprechen. Was den Text verunzieren würde und doch gesagt werden muß, dafür hat man ja doch die allgemein gebräuchliche Form von Anmerkungen unter oder hinter dem Text. Beiläufig hätte sehr vieles von dem in anorganischen Kapiteln hier Aufgezeichneten ohne Schaden in den erzählenden Text hineingearbeitet werden können.

Uebrigens wollen wir hoffen, daß diese Notizen über Gelehrte und wissenschaftliche Dinge, welche beide Bände schließen, treffender und gediegener sein mögen, als die gelegentlichen literarischen und historischen Nachweisungen des Verfassers, wie uns denn die fachwissenschaftliche Befähigung des Autors überhaupt weiter zu reichen scheint als die literarische. Verbürgen können wir uns freilich nicht dafür, daß dieses Urtheil an für die Naturwissenschaften competenter Stelle Bestätigung finden wird.

Der zweite Band der „Memoiren" ist — wenigstens als Ganzes betrachtet — noch schwächer als der erste, was bei der schon gerügten mangelhaften Oekonomie des Werks allerdings nicht ausbleiben konnte. Der zu große Umfang des ersten Bandes hat den zweiten um das beste Theil seines rechtmäßigen Stoffs gebracht. Selbst der „Kosmos" ist dem zweiten Bande nicht einmal ausschließlich verblieben, ebenso wenig als die durch Ludmilla Assing erschlossene reiche Fundgrube.

Kapitel 26 — 29, dann wieder Kapitel 31 — 33 gehören der Umschreibung jenes genannten Werks an, welches mit Recht als das Resultat von Humboldt's gesammtem wissenschaftlichen Leben betrachtet wird. Das dreißigste Kapitel ist bestimmt, durch einen höchst ausführlichen Bericht über Humboldt's wissenschaftlichen Verkehr mit Nordamerika die Eintönigkeit der Kosmosexplication zu unterbrechen. Doch wirkt diese Unterbrechung leider keineswegs anmuthig, sondern reizt zu dem Verdacht, daß der Verfasser lediglich deshalb den Titel „Memoiren" für seine Schilderung von Humboldt's Leben und Wirken gewählt habe, um sich aller Rücksichten auf Kunstform und ein gewisses Ebenmaß des Ganzen und seiner Theile entschlagen zu dürfen. Indessen beleidigt uns Roheit und Willkür in der Behandlung des gegebenen Stoffs unter keiner Firma mehr oder weniger. Memoiren oder Biographie, die Erzählung muß fließen, die Darstellung muß aus einem Gusse scheinen, sonst haben wir es mit keinem selbständigen abgeschlossenen Werke, sondern höchstens mit einem Bündel archivalischer Mittheilungen zu thun.

Jenes dreißigste Kapitel für sich repräsentirt lediglich einen solchen Bündel; ganz schätzbar für einen künftigen Bearbeiter, aber eben auch wieder nur schätzbar als Rohmaterial. Es enthält so ziemlich alles, was sich an Documenten aus dem Verkehr Humboldt's mit Agenten und Gelehrten der Union zusammenbringen ließ, namentlich seinen ganzen Briefwechsel mit dem achtungswerthen amerikanischen Consul Flügel in Leipzig, welcher Briefwechsel, zum bei weitem größern Theil doch nur rein geschäftlicher Natur, durch die Büchersendungen des Smithson'schen Instituts in Washington im Gange erhalten wurde. Wir bezweifeln nun gar nicht, daß die bei dieser Gelegenheit eingestreuten Bemerkungen über das Smithson'sche Institut und die amerikanische Gelehrtenwelt für viele Leser von Interesse sein werden; zwischen die Fixsterne und Nebelflecke des „Kosmos" gehören sie aber trotzdem nicht.

Und was ist das für eine Pedanterie, uns keine Aufschrift, kein „Letter from Baron Alexander de Humboldt, Berlin, to Dr. J. G. Flügel, Leipzic", kein Wohlgeboren, Hochwohlgeboren oder Excellenz zu ersparen! Die Couverts hätte unser sorgsamer Archivar nur ruhig in den Papierkorb werfen können!

Zurückgekehrt zum „Kosmos", mit der Besprechung der damals erschienenen vier Theile desselben zu Stande gekommen, bringt der Verfasser zu Anfang des vierunddreißigsten Kapitels auch noch bei, was über den inzwischen erschienenen, von Humboldt theilweis im Manuscript hinterlassenen Schlußband des berühmten Werks irgend bekannt geworden ist, und weist nach, daß die Arbeit, ja der Druck an demselben bei Humboldt's Tode weit genug vorgeschritten gewesen sein müsse, um das später Erscheinen desselben unerklärlich zu machen.

Dann wird die Aufnahme geschildert, welche die verschiedenen Bände des „Kosmos" im Erscheinen bei ihrem außerordentlich gemischten Publikum fanden. Der von Ludmilla Assing herausgegebene Briefwechsel zwischen Humboldt und Varnhagen muß hierzu dem anfänglich so zarten Verfasser eine seiner unzartesten Stellen, die auf den Prinzen Albert bezügliche, herleihen. Daß dieser Briefwechsel zu einem Gemälde von Humboldt's Greisenalter jetzt überhaupt den meisten Stoff geben muß, ist billig zu erwarten. Wir finden daher auch die fleißige Benutzung desselben zur Gestaltung der Kapitel 35 — 37, welche die Ereignisse bis zu Humboldt's Tode darstellen, an sich nur lobenswerth, zumal der Verfasser auch die übrigen, oft sehr vereinzelten Quellen keineswegs vernachlässigt hat. Jene kleinen Bosheiten in Humboldt's Briefen freilich, welche einige der mit Recht geachtetsten und beliebtesten deutschen Fürstenfamilien gehässig treffen, hätten wir hier lieber ganz vermißt oder wenigstens nur mit Bemerkungen des Verfassers wiedergegeben sehen mögen, welche die von ihm lobenswertherweise angestrebte feinere Charakteristik Humboldt's fortsetzten und glücklich hinausführten.

Die schreienden Fehler nehmen gegen das Ende des Buchs hin leider nicht gerade ab. So sagte Seite 374 eine Anmerkung: „Stahl's Organ war die «Neue Preußische Staatszeitung»." Crimen laesae majestatis! Wo lebt denn der Verfasser der „Memoiren", um die Kreuzzeitung als preußische Staatszeitung zu kennen? Das

schmeckt ja ganz nach französischen und englischen Literaturirrthümern über deutsche Zustände.

Der officielle Charakter, den der Verfasser der Kreuzzeitung anmuthet, scheint ihn zur Benutzung dieses radicalen Parteiblattes veranlaßt zu haben, als es sich um Erzählung der Vorgänge bei Humboldt's Bestattung handelte. Bekanntlich wurde Humboldt's Leiche am Morgen des 10. Mai 1859 feierlich im Dome von Berlin beigesetzt, um erst abends spät in beabsichtigter Stille nach Tegel übergeführt zu werden — und bei dieser nächtlichen Ueberholung gab der Pöbel durch Anstiftung von allerhand Unfug und Skandal den gewandten Federn der Kreuzzeitung erwünschte Gelegenheit, schaudererregende Gemälde von den Zuständen der Hauptstadt unter einem liberalen Ministerium zu entwerfen.

Aber wer mag dergleichen nachsprechen und nachschreiben ohne kreuzritterliche Motive? Welcher historische, nicht politische Berichterstatter wird davon viel Aufhebens machen, daß sich der Pöbel pöbelhaft beträgt? Welcher unbefangene Mensch wird daraus, daß die Hefe der voigtländischen Bevölkerung hinter Humboldt's Leichenconduct „Ein freies Leben führen wir" herbrüllt, gar einen neuen Beleg ableiten wollen für die Wahrheit der goldenen Dichterworte:

> Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
> Und das Erhabne in den Staub zu ziehn!

Was hat der Abschaum einer großstädtischen Bevölkerung von 500000 Menschen mit der „strahlenden Erhabenheit" Humboldt's zu thun? Das Gesindel will sich amusiren, einfach amusiren nach seiner verworfenen Art, und die nächtliche Bestattung unsers größten Naturgelehrten schien ihm dazu ein gerade ebenso passender Anlaß, als einst die Ueberführung der Reste Friedrich Wilhelm's III. von Berlin nach Charlottenburg, als neuerdings der Commers bei der Universitätsjubelfeier, der Abend des Schiller-Tags oder die Krönungsillumination. In unserm ewig citirten Musterlande öffentlicher Freiheiten, England, kräht kein Hahn darüber, wenn der hauptstädtische Pöbel, häufiger als bei uns, von den Constablern mit Stockhieben bedient werden muß. Jedermann findet es in der Ordnung, daß der Pöbel Unzucht treibt und dafür Beulen empfängt. *)

Das achtunddreißigste Kapitel der „Memoiren" ist geschrieben, um als Schlußkapitel zu dienen. Es folgen darauf noch etwa 80 Seiten „Notizen und Erläuterungen" im Geschmack der frühern, zum ersten Bande gehörigen. Unter mancherlei alles Mögliche betreffenden Notizen, findet sich hier auch eine Nachricht über „Humboldt's Erben", die ganz geeignet ist, uns den Abschied von den „Memoiren" leicht und heiter zu machen.

Der Verfasser gedenkt der fünf von Wilhelm von Humboldt einst hinterlassenen Kinder. Aus Schlesier's „Erinnerungen" (II, 560—615) konnte er hier das Nöthige mühelos entnehmen; es war kaum etwas nachzutragen, außer einige Sterbefälle. Leider hat der Verfasser einen andern als diesen sichern Weg gewählt und ist dabei kläglich in den Sumpf gerathen.

„Von den drei Töchtern starb bekanntlich die eine in jungen Jahren." Welche denn? Aus dem weiterhin Folgenden geht hervor, daß nur die älteste, Karoline, gemeint sein kann. Im Jahre 1792 geboren, starb sie 1837, also etwa 45 Jahre alt: das nennt man doch nicht gerade „in jungen Jahren".

„Die ältere, ebenfalls bereits verschieden, heirathete den General von Hedemann." Die ältere? Nein, in Bezug auf die vorerwähnte gerade die jüngere, Adelheid, geboren 1800, gestorben December 1856.

„Die jüngere (wir verbessern: die jüngste) vermählte sich mit dem oftmals erwähnten Minister Bülow, aus welcher Ehe ein einziger Sohn hervorgegangen ist, der im verflossenen Jahre als preußischer General in Berlin verschied." Wahrhaft Falstaff'sche Lügen! Aus einer 1821 geschlossenen Ehe soll ein Sohn hervorgegangen sein, der 1860 als preußischer General starb! Ein in Friedenszeiten bei uns unerhörtes Avancement!

In Wahrheit hatte die Ministerin von Bülow einen Sohn und vier Töchter, und ihr einer Sohn, Bernhard von Bülow, ist nicht im vorigen Jahre als General gestorben, sondern hat vor kurzem das Lieutenantsexamen glücklich hinter sich gebracht und ist jetzt ein schmucker Husar! Der verstorbene General aber war kein anderer als der alte Herr von Hedemann, der Gatte Adelheid's von Humboldt.

Genug! Diese Bemerkungen und Einwürfe werden hinreichen, um unser im ganzen nicht sehr günstiges Urtheil über die „Memoiren Alexander von Humboldt's" zu rechtfertigen. Wir glauben deshalb hier schließen zu können, obschon die „Memoiren" mit dem erwähnten Schlußkapitel (dem achtunddreißigsten) und den langen „Notizen und Erläuterungen" dahinter noch nicht zu Ende sind. Die mittlerweile erschienenen Varnhagen'schen „Tagebücher" haben den Verfasser veranlaßt, seinem Werke ein abermaliges Schlußkapitel, das neununddreißigste, anzuhängen. Wir sind der vielen Anhängsel und Nachträge inzwischen müde. 52.

Religiös-social-politische Streitschrift für Israel.

Rom und Jerusalem! Die letzte Nationalitätsfrage. Briefe und Noten von M. Heß. Leipzig, Wengler. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Kein denkender Mensch kann unerkenntlich dafür sein, daß das jüdische Volk die Jahrtausende hindurch, wo das übrige Menschengeschlecht die Idee eines alleinigen Gottes, „Schöpfers des Himmels und der Erden", theils in phantastischen, spielenden, schöngeistigen oder barbarischen Symbolen verloren hätte, als einziger Erhalter und Erretter dieser Idee gewaltet hat! Der kleine Erdwinkel von Kanaan wird dem Geschlechte der Menschen deshalb ewig heilig und theuer sein müssen, weil von der ganzen bewohnten Erde in ihm einzig und allein die Vorstellung

*) Es dürfte jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß bei feierlichen Anlässen wie die meisten der oben erwähnten sich sogar der londoner Mob heutzutage anständiger benehmen würde als der berliner. D. Red.

eines einigen Gottes, als Herrn der Menschengeschicke, sich retten und sich aller Zukunft des Geschlechts erhalten konnten! Ein gewisser Stolz hierauf, eine gewisse Zuversicht als eines gottberufenen Volks, ist dem Judenthum daher nicht zu verübeln. Sie sind vielmehr dazu berechtigt. Denn ein besonderes Volk müssen die Juden doch wol sein, weil sie in jenen Jahrhunderten sinnlicher oder symbolischer Vielgötterei auf der ganzen Erde der einzige Menschenstamm waren, dem die reine Gottesidee innewohnte. Indeß hat dieser gerechte Stolz seine Grenzen, wie alles überhaupt, was recht ist. Der gelehrte Verfasser, Geschichtskenner und Philosoph aber überschreitet diese Grenzen, wenn er die jüdische Nationalität von der Gottesidee absondert und für dies so gesonderte jüdische Volksthum gewissermaßen das Primat unter den Völkern der Erde in Anspruch nimmt; ja er widerspricht sich darin selbst, wenn er das Christenthum zwar einen Abfall, aber einen nothwendigen nennt. Er verletzt ferner unsere deutschen Gefühle, wenn er Verwirklichung dieses Primats von den Grundsätzen der Französischen Revolution und von dem Volke der Franzosen erwartet, und er irrt, wenn er überhaupt an ein zukünftiges nationales Reich der Juden glaubt. Das Wort ist gesprochen; die Juden sind als Flüchtlinge unter die andern Völker gemischt: sie bestehen nur so lange, sie erfüllen nur so lange eine geschichtliche Mission, als sie im passiven Widerstand gegen die andern Nationalitäten verharren, denen sie als ein Ferment, als ein heilsamer Sauerteig beigemischt sind, nach dem Willen der Weltregierung! Sie gehen zu Grunde bei jeder Veränderung dieses Verhältnisses, sei es nun, daß sie sich mit den andern Völkern amalgamiren und in ihnen aufgehen, sei es, daß sie ein Reich für sich bildeten; denn in beiden Fällen wäre ihre Mission zu Ende!

Hätte der Verfasser sich dies gesagt, hätte ihm diese Wahrheit eingeleuchtet, so würde er ein minder excentrisches, aber um so werthvolleres Buch geschrieben haben; denn auch so, wie es jetzt vor uns liegt, oft übertrieben, oft unwahr, oft von Irrthum geschädigt, voller Feindseligkeit gegen den germanischen Geist, voller argen Vorurtheils für das romanisch-französische „Volkswesen", ist es ein wirklich merkwürdiges und sehr lehrreiches Buch.

Die Schrift besteht aus Briefen und Aphorismen, für eine Freundin geschrieben zu einer Zeit, wo der Verfasser, nach langer Abtrünnigkeit von seinem Volk und dessen Glauben, in den Schos seiner Väter und ihres Glaubens zurückkehrt. Er hat sich etwas versucht in der Welt, ist dies und das, auch Zeitungsredacteur und Correspondent liberaler Blätter gewesen: nun ist er wieder Jude, ein Mitglied der ersten unter allen Nationalitäten der Welt geworden und will die Fahne dieses seines Volks fortan hoch halten! Er beginnt mit dem Preis dieses wunderbaren Volks: seine humane Weltbetrachtung, die einzige, welche kein anderes Volk zu bewältigen strebt, seine Sittenreinheit, seine Familienliebe, die zum Quell der Erlösung des Menschengeschlechts geworden ist; denn jeder Jude, sagt er, hat noch heute den Stoff zu einem Messias in sich, jede Jüdin den zu einer mater dolorosa. Dann seine Intelligenz, seine Gotteserkenntniß, ausgeprägt in der erhabensten Religion, in der Spinoza's, die uns lehrte, daß wir nur in Gott sind, nicht erst nach dem Tode, sondern gegenwärtig: daß wir nicht zu ihm auffahren, er nicht zu uns niedersteigen oder sich neigen kann; denn wir sind in ihm und er in uns, u. s. f. Der moderne Unsterblichkeitsglaube ist dem Alten Testament fremd; wir sind schon jetzt unsterblich: die Auferstehung ist nicht für den einzelnen da, sondern für die Menschheit. Alle jüdischen Gebete sind Collectivgebete für das Volk, alle Trauer- und Freudenfeste sind patriotische das ganze Judenthum ist nichts als Nationalität. Daher der Haß der übrigen, besonders der germanischen Nationalität gegen das Judenthum; dieser Geist aber wird durch die Romanen, die Franzosen (!), gebrochen werden. Judäa wird wieder erstehen! Dies sind einige von den Grundideen des Verfassers, welche wir dem Leser schuldig waren.

Der Irrthum darin ist leicht zu erkennen. Denn gerade deshalb, weil die Juden mit ihrer Nationalität sich zwischen die politischen Fugen der übrigen Völker fremdartig hineindrängen, gerade deshalb, weil sie also ihre Nationalität schlecht wahren, deshalb trifft sie der Haß, über den der Verfasser klagt: und gerade, weil dies in Frankreich von den Juden viel weniger geschieht als in Deutschland, sind sie dort geachteter und kein Gegenstand der Antipathie des Volks! Und weiter: Ist es denn nicht ein reines Phantasiebild, ohne alle Wirklichkeit, das der Verfasser sich von seinem Volke vorzaubert? Wo sind denn in der Wirklichkeit jene messianischen Gestalten, jene matres dolorosae anzutreffen, die er überall findet? Und endlich, welches phantastische Spiel treibt er mit den Doctrinen der Französischen Revolution, mit dem humanitären Volkswesen der Franzosen? Warum verläßt er sich auf ihre Tapferkeit, statt auf die seines Volks? Ja schließlich, wie kommt er dazu, Spinoza als einen „Messias" hinzustellen, ihn, den erhabenen Geist, den unvergleichlichen Denker, den das ganze Judenthum als einen „Abtrünnigen" verleugnet hat?

Der Verfasser macht ferner die germanische Rasse dafür verantwortlich, daß statt des einheitlichen Geschichtscultus der Dualismus des Christenthums, Spiritualismus und Materialismus, die isolirte Existenz statt der einheitlichen, die Apotheose des Individuums statt der göttlichen Einheitswelt zur Herrschaft gelangt sei. „Das Christenthum", sagt er S. 38, „fand in den nordischen Rassen als Naturanlage vor, was bei ihm selbst nur eine Folge des Untergangs der alten Nationalität war: ich meine jene Lebensanschauung, die weder in der Natur noch in der Geschichte ein einheitliches Band göttlichen Lebens, sondern überall nur isolirte Existenzen erblickt." Auch dies ist ein Irrthum: denn das Christenthum verleugnete zwar die Nationalität, dafür lehrte es aber die Bruderliebe für alle Menschen, und jeder Christ betet das „Vaterunser" nicht für sich, sondern für uns, d. h. alle Brüder.

Müssen wir hiernach diesen Theil des Buchs mehr oder minder für verfehlt und für ein reines Phantasiebild erachten, so hat uns ein anderer Theil desselben doch eine lebhafte Theilnahme abgewonnen. Es ist dies die Lebens- und Lehrgeschichte des Heilands nach der Anschauung und aus der Feder eines jüdischen Gelehrten und strengen Denkers. Die ganze Lehre Christi, soweit sie sich von der alttestamentarischen Gottesidee entfernt, ist ihm die Geheimlehre des Essäerbundes, der sich zu dem Schriftgelehrtenthum etwa so verhielt, wie das Freimaurerthum zu der christlichen Kirche. Vermöge seiner galiläischen Abstammung kann Jesus unmöglich auf der Höhe der Gesetzeskunde Hillel's und Schammai's gestanden haben. Allein was ihm an Wissen abging, ersetzte er durch das Gemüth; mit diesem wandte er sich den Armen und Unwissenden zu, ihnen enthüllte er sich in tiefsittlichem Ernst, Adel und Lebensheiligkeit. Freiwillige Armuth, Gütergemeinschaft, Scheu vor dem Eide, Heilung der Besessenen — alles essäische Lehren, mit welchen er das Werk des Essäers Johannes fortzusetzen trachtete; die Predigt vom nahenden Himmelreich, das essäische „Vaterunser", genügten indeß doch bald nicht mehr zu einer großen Wirkung; es bedurfte mehr hierzu, als blos das Judenthum zu verinnerlichen. Es bedurfte der Messianität. Bis dahin hatte Jesus diese nie in Anspruch genommen: er hatte an dem Judenthum nicht gerüttelt, selbst die Unsterblichkeit der Seele war kein Theil seiner Lehre. Da trat am Fuß des Hermon, unweit Cäsarea Philippi, auf das Andringen seiner Jünger, das Geheimniß aus seiner Brust. In dieser geheimnißvollen Geburtsstunde des Christenthums ließ er sich von seinen Jüngern das Wort „Messias" abpressen, verbot ihnen aber, davon zu sprechen. Sich selbst nannte er niemals mit diesem Worte, sondern gebrauchte dafür die bei den Essäern gebräuchlichen Bezeichnungen: „Sohn Gottes", „Brot des Lebens" und ähnliche. Mit dieser That verfiel er aber der öffentlichen Meinung, dem jüdischen Gesetz und der Verfolgung der politischen Gewalt, während die Jünger ihn ihrerseits antrieben, sein Werk endlich „sehen" zu lassen. So trat er den gefährlichen Weg nach Jerusalem an; was nun folgt, gehört aber wol der Dichtung an.

Der Verfasser bestreitet als unmöglich den triumphirenden Einzug, die Reinigung des Tempels von den Wechslern und Verkäufern, corrigirt die Gerichtsverhandlung in vielen Punkten und stellt endlich als gewiß hin, daß Jesus vom Sanhedrin wegen „Gotteslästerung" (Giddus) zum Tode durch Steinigung verurtheilt und die Kreuzigung erst nach seinem Tode erfolgt sei. Judas Ischarioth war als „Zeuge" gewonnen, denn daß er den Heiland den Häschern erst persönlich habe bezeichnen müssen, ist völlig undenkbar. Ebenso war es nicht der Große Rath, der Jesus verurtheilte, sondern das kleine Synhedrion von 23 Mitgliedern, was man aus dem Vorsitz des Kaiphas ersieht, der nicht Präsident des Großen Raths war. Pilatus kam bei diesem Urtheilsspruch gar nicht in Frage: er hatte nur die Ausführung desselben zu gestatten, nachdem er den Heiland über die politische Seite seines Auftretens befragt hatte und Jesus der Frage ausgewichen war. Daß er ihn für unschuldig erklärt habe, ist ebenso völlig sagenhaft, wie die Geschichte seines Kreuzestodes. Der Verfasser schließt:

> So endete der Mann, der an der sittlichen Besserung seines Volks redlich gearbeitet hatte, als Opfer — eines „Misverständnisses". Sein Tod war die unschuldige Veranlassung unzähliger Leiden seines Volks; Millionen gebrochener Herzen haben seinen Tod noch nicht abgebüßt: Golgatha wurde für die Weltgeschichte ein neuer Sinai!

Und weiter:

> Erst als endlich nach langen Kämpfen die Morgensonne der Humanität, der modernen Civilisation in den niederländischen Freistaaten ihre milden Strahlen über eine bessere Welt ergoß — konnte ein Jude das Signal geben, daß der geistige Entwickelungsproceß der Menschheit sich vollende!

In der nun folgenden Untersuchung über die „genetische Weltanschauung" und die Widerlegung der jüdischen Misverständnisse der Lehre Spinoza's können wir dem Verfasser hier nicht weiter folgen; denn er ist hier Fachphilosoph. Dagegen müssen wir auf die Abhandlung über den letzten Raffenstreit noch einen Blick werfen. Hier wird ausgeführt, daß sich das jüdische Volk mit seinen geistigen Wurzeln an Deutschland zu halten, in politisch-socialer Beziehung aber sich auf Frankreich zu stützen, mit ihm zu sympathisiren habe. Als wenn sich diese beiden Gebiete in dieser Weise trennen ließen! Von Deutschland, heißt es hier, ist für die nationale Wiedergeburt der Völker nichts zu erwarten; diese Frage wird hier als „Schwindel" von allen Parteien verhöhnt. Hierin hat der Verfasser recht; der deutsche Nationalzug geht eben auf die Genossenschaft, auf die Familie, auf das Individuum, nicht auf die „Nationalität". Allein wenn der Verfasser fortfährt: „Wissenschaftliche Studien und die Erfahrung des Lebens haben mich zur politischen Sympathie für die Franzosen gestimmt: denn dank ihrer großen Revolution geht heute jede Raffenherrschaft, also auch die letzte, die germanische, zu Ende, und weicht der Völkergleichberechtigung", so gehört dies wiederum in jenes Gebiet wesenloser Phantasiebilder, von dem wir oben sprachen.

Indem wir dem von M. Heß so kühn verkündeten Untergang der germanischen Raffenherrschaft vielmehr die Hoffnung entgegenstellen, daß der urdeutsche Nationalzug auf Familien- und Bruderliebe schließlich alle Völker der Erde umfassen werde, entlassen wir den gelehrten Verfasser mit dem Wunsche, daß ihm die wahre Mission seines Volks nach und nach deutlicher werden möge, und danken ihm für den kühnen und offenen Ausdruck der Gedanken, die allerdings in sehr vielen seiner Glaubensgenossen, bewußt oder unbewußt, lebendig sein mögen; denn es ist immerhin etwas werth, seinen Gegner ganz und genau zu kennen! Wir wenigstens bekennen, aus dieser social-politischen Streitschrift gar viel gelernt zu haben, weit mehr als uns eben erwünscht war. 4.

Jahn's Selbstvertheidigung aus dem Jahre 1824.

Selbstvertheidigung von Friedrich Ludwig Jahn. Mit einem Vorwort von Eduard Burckhardt. Leipzig, Keil. 1863. 8. 24 Ngr.

Der erste deutsche Privatmann, dem es gelang, eine öffentliche politische Rolle zu spielen, war im Grunde Friedrich Ludwig Jahn, dessen „Kolberg am 9. October 1824, im sechsten Jahre der Untersuchung und im fünften Jahre der Einbannung" datirte Selbstvertheidigung wir hier mit einigen Worten besprechen wollen. Wenigstens war Jahn in gewissem Sinne der erste deutsche Volksagitator, der sich aber von den Agitatoren anderer Nationen dadurch unterschied, daß es zunächst nur die deutsche Jugend war, auf die er wirkte und zu wirken suchte. Neben ihm könnten vielleicht noch Arndt und Görres genannt werden; diese aber waren mehr Männer der Feder, während Jahn, obschon ihm auch ein energischer Ausdruck in der Schrift zu Gebote stand, seine größten Erfolge durch das lebendige Wort erzielte. Das Sitzen am Schreibtisch war Jahn's Sache nicht; im Wandern, unter freiem Himmel, unmittelbar inspirirt sprach er am liebsten, kurz, schneidend, schlagend, auch wol derb witzig und epigrammatisch, und dies unterscheidet ihn von den spätern mehr parlamentarisch und doctrinär gebildeten öffentlichen Sprechern in Deutschland, die fast sämmtlich die Gabe des Witzes und Humors nicht besaßen und endlos lange Reden zu halten gewohnt waren, bei denen dem Zuhörer das Gehör eher ermüdete, als dem Sprecher die Zunge. Es ist wahr, Jahn hatte, wie ihm auch wol von Zeitgenossen vorgeworfen worden, etwas von einem Schauspieler, er spielte als „Turnvater" und als „Alter im Bart" seine Rolle, und er verfiel dabei selbst in Caricatur; aber auch größere und in der Weltgeschichte noch berühmtere Männer haben sich schauspielerischer Mittel bedient und etwas vom Charlatan gehabt. Das ist eben Mittel zum Zweck, die Menge will es einmal so, und einige schauspielerische Eitelkeit wird man denen, welche eine öffentliche Rolle spielen, wol zugute halten müssen. Gegen Ende seines Lebens wurde Jahn von einem wahrhaft tragischen Schicksal erreicht, obschon er eine durchaus harmlose Natur war und weder von seiten der Reaction noch von seiten der Revolution die Anfeindungen und Verfolgungen verdient hatte, durch die man ihm die Ehre anthat, ihn zu einer wirklich historischen Person zu erheben und auf sein Dasein den Accent eines tragischen Pathos zu drücken.

Jahn selbst beabsichtigte, seine wie schon bemerkt 1824 in Kolberg verfaßte Selbstvertheidigungsschrift bei Lebzeiten zu publiciren, aber dringende Abmahnungen und gebietende Rücksichten bestimmten ihn endlich, von diesem Vorhaben abzulassen. Jetzt erhalten wir sie aus den Händen seines jüngern Freundes Eduard Burckhardt. Dieser bemerkt in der Vorrede: „Die nachfolgenden Blätter enthalten die Selbstvertheidigung Jahn's, wie er solche zu Kolberg niedergeschrieben und nachmals beim Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. eingereicht hat. Nur bei Ausarbeitung des rechtlichen Theils und der Gesetzanwendung trat ihm der ehemalige Kriegsrath, derzeitige Stadtsyndikus Haenisch zu Kolberg helfend zur Seite. Liest man aber diese Blätter mit unbefangenen Augen durch, so weiß man wahrlich nicht, wie es möglich sein konnte, Jahn wegen der ihm angeschuldigten Verbrechen und Vergehen fünf lange Jahre in mehr oder minder schwerer Haft zu halten. Und doch waren seine Richter Männer, die als rechtlich und unbestechlich genannt und geachtet wurden. In unsern Tagen würde sicher kein Staatsanwalt und kein Gerichtshof es unternehmen, einen Angeschuldigten auch nur auf Tage der Freiheit zu berauben, gegen welchen so nichtssagende Beweise vorlägen, wie diejenigen, die man gegen Jahn vorzubringen wagte, gegen einen Mann vorzubringen wagte, der sich in den schlimmsten Zeiten die bleibendsten Verdienste um das Vaterland erworben hatte. Man sieht hieraus recht deutlich und klar, wie leicht es den Regierungen wird, Strafurtheile gegen einen Misliebigen auszuwirken, solange nicht Oeffentlichkeit und Mündlichkeit mit Geschworenengerichten den Angeschuldigten zur Seite stehen. Mögen wir immerhin zugeben, daß in manchen der Jahn'schen Turner ein kecker, übermüthiger Geist vorwaltete, der mit einem gewissen Trotze zur Schau getragen wurde; mögen wir zugeben, daß Jahn, während er die Körper seiner Turner stählte, es oftmals unterließ, der Schönheit und Anmuth des Geistes Rechnung zu tragen; mußte man deshalb das Kind mit dem Bade verschütten und wegen einiger kleinen Auswüchse den kräftig schönen Baum gleich an der Wurzel fällen? Wollen wir auch nicht leugnen, daß Jahn in den Vorträgen, welche er im Jahre 1817 zu Berlin über deutsches Volksthum hielt, manch keckes Wort in einer rauhen, fast unanständigen Form vortrug, so war in diesen Reden doch des Trefflichen und Herrlichen so unendlich viel enthalten, daß man leicht über zu rügende Mängel hinwegsehen konnte."

Mit Recht fragt Eduard Burckhardt zum Schluß seines Vorworts: „Und was hat die Härte der preußischen Regierung gegen Jahn geholfen? Man hat Jahre hindurch einen seiner tüchtigsten Männer dem Vaterlande entzogen, man hat ihn auch nach seiner Freisprechung herumgehetzt wie ein Wild, aber die Sache, der er sein ganzes Leben gewidmet, ist endlich doch siegreich geblieben, und das Turnwesen hat sich durch ganz Deutschland zu einer kaum geahnten Blüte entfaltet. Fast in jeder Turnhalle prangt Bild oder Büste des «Vater Jahn», und so hat sich erfüllt, was Jahn vorahnend am Schlusse seiner Selbstvertheidigung ausrief: «Die Nachwelt setzt jeden in sein Ehrenrecht, denn der Weltgeschichte Endurtel verjährt nicht und brachte noch allemal für verfolgte Unschuld, wenn auch verspätet, den Freispruch, und vernichtete auf ewig der leichtfertigen Blutgerichte Von Rechts wegen!»"

Wir erwähnen gleich hier, daß der Herausgeber in seiner Vorbemerkung „An die Leser" sehr mit Recht hervorhebt, wie wenig es Jahn darauf angekommen sei, die Jugend auch zur Schönheit und Anmuth des Geistes zu erziehen; ja es kam ihm nicht einmal darauf an, die körperlichen Kraftübungen der Jugend in die Linien der Schönheit zu bannen und ihnen die Grenzen vorzuzeichnen, über die sie nicht hinausgehen durften, wenn sie nicht unschön werden sollten; vielmehr waren viele der von ihm in seinen Turnplan aufgenommenen Gliederübungen geradezu unschön. Jahn selbst war ein derber und eckiger Mann und liebte das Derbe und Eckige. Hellenischer Geist war ihm gänzlich fern, hellenische Schönheit und Anmuth unverständlich. In ihm kündigte sich bereits der barbarische Abfall von den ästhetischen Principien an, welche die Dichter und Schönheitslehrer unserer classischen Literaturperiode für das deutsche Volk zu erobern getrachtet hatten. Jahn konnte sich deutsche Kraft ohne eine Beimischung von Roheit gar nicht denken; auch waren seine Turner, die eine geschlossene Kaste bildeten, infolge ihres Dünkels und ihrer herausfordernden Ungeschlachtheit beim Publikum und namentlich bei den Frauen durchaus nicht beliebt. Diese Erziehung der Jugend zu roher Kraft und fanatischer Urdeutschheit mochte ihren Sinn und Nutzen haben, als es sich darum handelte, eine Wehrkraft gegenüber der bereits Sitte und Sprache bedrohenden französischen Aggressien heranzubilden; als aber diese dringendste und nächste Gefahr glücklich abgewendet war, hätte neben der Kraft, gerade weil diese bei den Deutschen nur zu leicht in Caricatur und rohe Renommisterei ausartet, in Bezug auf geistige wie körperliche Gymnastik auch den Gesetzen der Schönheit und Anmuth wieder mehr Rechnung getragen werden können.

Jahn hatte es übrigens bei seiner Selbstvertheidigung leicht, denn es lag nichts eigentlich Strafbares gegen ihn vor. Von der Anklage auf Hochverrath, auf Vertheidigung des politischen Meuchelmordes, auf Verführung der Jugend zu revolutionären und andern gefährlichen Grundsätzen u. s. w. hatte man ihn freisprechen müssen; er hatte sich in seinen Schriften zu entschieden gegen alle gewaltsamen Umwälzungen, gegen alle Geheimverschwörungen und für das Königthum ausgesprochen. Unter seinen Papieren fand man nichts vor, was in dieser Hinsicht

[ungen] gegen ihn hätte beweisen und einen wesentlichen Anhalt für einen Hochverrathsproceß hätte bieten können. Dennoch erlitt er erst eine fünftehalbjährige Freiheitsberaubung; dennoch wurde er „wegen angeblich wiederholter, unehrerbietiger und frecher Aeußerungen über die bestehende Verfassung und Einrichtungen im Staate, ohne Rücksicht auf die ohne Urtel und Recht, gegen die Vorschriften der Criminalordnung, sowie gegen das Gutachten und die Anträge der mit den Befugnissen und Rechten eines Criminalgerichtshofs eingesetzten Immediat-Untersuchungscommission zu Berlin", ohne Rücksicht auf die schon erlittene fünftehalbjährige Freiheitsberaubung noch mit der höchsten gesetzlichen Strafe, einem zweijährigen Festungsarrest, von dem als Spruchbehörde auserſehenen und erwählten königlichen Oberlandesgericht in Breslau belegt, und es ist dies das Erkenntniß, gegen welches seine allerdings sehr wortreiche, nicht weniger als 236 Druckseiten und außerdem noch eine 24 Seiten starke Vorrede umfassende Selbstvertheidigung gerichtet ist. Das Verfahren gegen ihn erinnert mehr an die Willkür und Härte, wie sie in Neapel unter den Ferdinands üblich war, als an eine auf Recht und Gesetz gegründete Rechtspflege in wohlorganisirten Staaten. Er wurde von dem Krankenlager eines sterbenden Kindes weggerissen, anfangs wie ein schwerer und gefährlicher Verbrecher behandelt (Belastung mit Ketten, Verzehren der kleingeschnittenen Speisen im Beisein des Stockmeisters oder der Schildwachen u. s. w.), und als seine Ehegattin, die ihm ins Elend auf die Festung folgte, durch Kummer und Gram aufgerieben worden, wurde es ihm verweigert, sie zu ihrer Ruhestätte begleiten zu dürfen.

Jämmerliche Privatdenunciationen kamen den Absichten der officiellen Gegner Jahn's zu Hülfe. Jahn hatte einmal in einer seiner öffentlichen Vorlesungen behauptet: „Wer seinen Kindern die französische Sprache lernen oder lehren läßt, ist ein Irrender; wer darin beharrt, sündigt gegen den heiligen Geist. Wenn er aber seinen Töchtern französisch lehren läßt, so ist das ebenso gut, als wenn er ihnen die Hurerei lehren läßt."

Dies ist nun eine jener zugleich lächerlich übertriebenen wie im Ausdruck anstößigen Behauptungen, die vorzugsweise im Geschmacke Jahn's waren; aber um sie zurückzuweisen, hätte es hingereicht, wenn das Auditorium sofort Zeichen der Misbilligung zu erkennen gegeben oder dazu die öffentliche Presse benutzt hätte; statt dessen richtete der auch als Schriftsteller bekannte Hauptmann Decker, derselbe, welcher später seinen Recensenten Bachofen von der Echt im Zweikampf erschoß, ein denunciatorisches Schreiben an den Fürsten Staatskanzler, worin es unter anderm heißt: „Ein jeder rechtschaffene Hausvater wird mit mir einverstanden sein, daß, wer seinen Töchtern die Hurerei lehren läßt, ein zum Pranger, Staupbesen, Brandmarkung und Landesverweisung reifer Bösewicht ist: folglich ist das vom Herrn Jahn gewählte Bild (das darin liegende Unedle und Unsittliche ganz beiseite gesetzt) ein beleidigendes, die Ehre eines Hausvaters angreifendes. Daß es aber öffentlich aufgestellt wurde, ist empörend."

Der Denunciant unterläßt auch nicht, im Verlaufe des Schreibens in böslicher Absicht daran zu erinnern, daß ja auch die Töchter des Monarchen selbst diese Sprache lernen, und er ruft dabei in einem Anfall hochroyalistischer Loyalität aus: „Wohl den meinen, wenn sie sich jene zum Vorbild und Muster nehmen!" Die Denunciation führte in der That zu einem lebhaften Schriftwechsel zwischen Jahn und dem Staatskanzler, welcher letztere zwar in seinem Rescript vom 8. Juni 1817 erklärte, daß die Regierung „aus Achtung für die Freiheit der Meinungen" sich abhalten lasse, Vorlesungen zu verbieten, „die solch Aergerniß geben", dem Redner jedoch wegen „grober Verletzung alles Anstandes" und „einseitiger Leidenschaft" eine Rüge ertheilte.

Im übrigen läßt es Jahn in seiner Vertheidigungsschrift nicht daran fehlen, mit etwas zu breiter Ruhmredigkeit seine patriotischen Verdienste herauszustreichen, unter anderm auch ein Belobungsschreiben der philosophischen Facultät zu Kiel anzuführen, welches Jahn einen „hominem mente solida, moribus antiquis, eloquio profundo ac tonante, nulli magis quam Luthero comparandum" u. s. w. nennt; aber sicherlich wird man Jahn doch recht geben müssen, wenn er von sich sagt: „Hat ihm (Jahn) gleich der Zufall keine Gelegenheit zu schimmernden Großthaten dargeboten, so hält wol solcher augenblicklichen Erscheinung die fortgesetzte Thätigkeit vaterländischen Strebens die Wage. Hat er gleich nicht einzelne aus dem Wasser gezogen und aus dem Feuer gerissen, so hat er doch tausende junger Seelen vor den Sündfluten und Lasterbrünsten bewahrt, in die ganze Menschenalter versanken."

Ueberhaupt erhebt sich Jahn gegen den Schluß des Actenstücks stellenweise zu schwunghafter und zugleich origineller Rede, so wenn er sagt: „Gott, der Herr der Heerscharen, mußte sich aufmachen und als Weltrichter im Völkergewitter erscheinen, damit die Zeit, so an Gott, Weltordnung und Menschheit gefrevelt, wieder gläubig würde. Volksstimme — Gottesstimme. Und sie war erst ein Athmen, Seufzen, Lispeln und Raunen; dann ein Gemurmel lauter und heller; endlich Rede voll Klage, Warnung, Trost, Rath, Zorn und Ingrimm mit Gesichten und Weissagung; eine Offenbarung der Siegestage, so nachher Volksfeste geworden. Da kam der Geist Gottes über das deutsche Volk, erst im leisen Anhauch, bald im linden Wehen, dann mit Windesschwingen, im Wirbelsturm, in des Orkans Gesauf' und Gebrause. Da war kein Knien, Knechten, Liegen, Hocken, Sitzen, Besessensein — da war Erstehen, Aufstehen, Auferstehen, Gehen, Wandern, Wallen, Wallfahrten, Laufen und Rennen nach Einem Ziel auf des Vaterlandes heiligem Wettplan, nach dem Friedenskleinod, nach der Freiheit immergrünem Lebensbaum. Wer solches erlebt hat, kann gutes Muthes sein und freudigen Herzens; er hat Zeiten der Begeisterung mitgelebt und das göttliche Walten im Vaterlande erfahren."

Wir haben oben Jahn's Schicksal ein tragisches genannt, und tragisch war es. Früher als Hochverräther von oben gemaßregelt, war er, dem man nun wieder in deutscher Weise nach dem Tode des im Leben Verfolgten, Denkmale errichtet und einen pietätvollen Cultus widmet, als hochbetagter schwacher Mann im September 1848 in Gefahr, als Volksverräther von seiner eigenen Brut, den Turnern, gemaßregelt, ja gelyncht zu werden. Das griff ihm tiefer ans Herz als alles, was er früher von oben her erduldet hatte. Sein Muth, seine Hoffnung waren gebrochen; sein Leben und Wirken schien ihm ein leeres Blatt; verzagend blickte er in die Zukunft des nach seiner Meinung sich von innen heraus auflösenden deutschen Volks, auf das er mit einem Tone, der die Zuhörer erschütterte, jene mächtigen Worte anwandte, mit denen der Prophet Jeremias seinen Landesgenossen den Untergang und das Gericht Gottes weissagte.

H. M.

Zur Erzählungsliteratur.

1. Männer der That. Ein Roman aus der Zeit und dem Leben Arndt's. Von Ernst Willkomm. Vier Theile. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Familie Friedemann. Roman von B. von Wiese. Bromberg, Levit. 1861. 8. 1 Thlr.
3. Drei Freunde. Roman von P. J. Wilcken. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
4. Nebel und Sonnenschein. Roman aus der Gegenwart. Von W. Grothe. Drei Bände. Berlin, Sandrog u. Comp. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Zuerst handeln wir von Ernst Willkomm's „Männern der That" (Nr. 1). Heute ist bei vielen Dichtern mit dem Myrtenreis das Schwert verhüllt. Das ist begreiflich, das ist schön; es kann fast nicht anders sein. Es würde durchaus unrichtig sein, wenn man behaupten wollte, daß alle solche Bücher Tendenzschriften wären. Eine Tendenzschrift kann nur dann

wirken, wenn sie auf einen concreten Gegenstand mit ganz concret formirten Gedanken hinwirkt; dies ist die Sphäre des politischen Pamphlets. Ich meine, wir deutschen Autoren haben die Ueberzeugung, daß wir in dieser Gattung den Franzosen bei weitem nicht gleichkommen. Diejenigen unserer Zeitgenossen, welche nicht schon seit längerer Zeit Gelegenheit genommen haben, die Pamphletliteratur der Franzosen kennen zu lernen, werden doch vielleicht die eleganten Proben gesehen haben, welche aus der derzeitigen imperialistischen Schriftstellerclique hervorgehen. Dabei aber wissen wir in Deutschland so gut wie man in Frankreich weiß, daß die Wirkung solcher politischer Pamphlete sehr unsicher ist; um einen solchen Brander wirken zu lassen, da müssen noch ganz andere Manöver gemacht werden, als die gewöhnlichen und außergewöhnlichen sind, welche man verwendet, um mit einem Buche Aufsehen zu erregen. Ich bin der Ansicht, daß die politischen Romane so gut wie die jetzt moderne Sorte der culturhistorisch-biographischen Romane gar nicht geschrieben wird mit einem concreten Zielpunkte, sondern die Autoren stehen eben mit ihren Producten unter der Influenz der mit politischen Atomen so stark geschwängerten Atmosphäre, daß sie, mehr oder weniger absichtslos, den Strömungen derselben folgen. Vernünftigerweise können die Autoren mit derartigen Werken auch nicht einmal den Zweck des gewöhnlichen Belehrens verfolgen; wahrhaftig, wenn Belehrung durch Geschichte uns Deutschen hätte helfen können, wie stark müßte uns geholfen sein, uns, die wir die Historie der Meder und Perser schon in der Tertia kennen und unser ganzes Leben lang die Historie aller Zeiten verfolgen. Und dazu hatten wir Deutsche auch noch von Zeit zu Zeit freisinnige Köpfe, von Ulrich von Hutten bis zum alten Schlözer hinunter, von den neuen nicht zu sprechen; aber die haben durch ihre Belehrung ebenso wenig ausgerichtet, wie die Verfasser jener historischen Schauspiele aus den letzten dreißiger und vierziger Jahren: diese „Karl der Fünfte", diese „Johann Friedrich" und wie sie alle heißen mögen, was waren das für Declamationsübungen, voll der armseligsten Tiraden und der damals so wohlfeilen Schlagwörter; bemitleidenswerth war dergleichen, aber nicht einen Gymnasiasten, der Becker's Weltgeschichte doch kennen muß, konnten sie belehren; von begeistern kann ohnehin nur die Rede sein, wo Geist lebendig ist.

Ich meine, Willkomm besitzt Unparteilichkeit genug, um zu wissen, daß unsere Zeit viel zu blasirt ist, um sich durch seinen „Arndt", oder vielmehr durch den obengenannten Roman „Männer der That", begeistern zu lassen; unsere Zeit ist viel zu sehr blasirt oder matt, um nach der Lectüre eines solchen Buchs Aehnliches zu thun wie Arnold von Winkelried oder wie Rostoptschin. Zu so etwas ist unsere Zeit viel zu matt, das weiß Willkomm vollkommen gut. Nichtsdestoweniger verfolgt und erreicht Willkomm mit diesem oben angezeigten Werke einen hohen Zweck, einen Zweck, welchen der Kritiker nicht erst in das Werk hineinexegesirt, sondern welchen der Verfasser hineinlegte. Es will mir nämlich scheinen, als habe Willkomm in diesem Buche die schlimmsten, die am schwersten zu besiegenden Gegner der politischen Erhebung Deutschlands für den großen Gedanken dieser politischen Erhebung gewinnen wollen. Ich denke mir unter diesen Gegnern weder die preußischen Feudalen mit ihren Freunden in den übrigen Bundesstaaten, noch gewisse deutsche Fürsten mit ihrem Rattenschwanz von lutherischen Pastoren und Adressenfabrikanten, sondern ich meine jene gewiß nicht zu unterschätzende Zahl von Aristokraten des Geistes und des Geldbeutels, welche bald mitleidig, bald achselzuckend, bald spöttisch hinuntersehen auf alles, was Grundbau der Einheit, Neugestaltung und Erhebung des Vaterlandes heißt. Willkomm's vorliegendes Werk kann allerdings dazu mithelfen, daß solche Pessimisten, oder wenigstens hier und da einer derselben es der Mühe werth hält, die von ihm verloren gegebenen Strebungen der Zeitgenossen nochmals zu durchdenken; und wenn es sich nicht verkennen läßt, daß Arndt und seine Genossen damals mehr Chancen für das Gelingen ihrer Pläne hatten, als wir deren jetzt für uns haben, so kann es doch auch nicht verloren sein, was die Welt seit jener denkwürdigen Zeit gelernt hat.

Nach allem diesen muß ich bemerken, daß Willkomm's Buch ein Werk von mehr als gewöhnlichem Werth ist, theils durch Reinheit von manchen Fehlern, welche in ähnlichen Werken sich finden, theils durch bestimmte Vorzüge. Ich will gleich hier den Grundfehler bezeichnen, welchen unser Verfasser ganz vermieden hat: er läßt sich nämlich niemals zum Politisiren hinreißen; er verschmäht es ganz und gar Reden zu halten, und von dem heute so beliebten politischen Geschwätz und Schwadroniren findet sich auch nicht die leiseste Spur. Diejenigen Leser, welche, vor Derartigem sich scheuend, die Lectüre dieser „Männer der That" vermeiden möchten, dürfen dies Werk freudig zur Hand nehmen. Es tritt überhaupt Willkomm's bekanntes Talent auch in diesem Buche wieder stark hervor; dasselbe hat keineswegs einen vorherrschend biographischen Charakter; Willkomm hat einen viel zu treuen historischen Sinn, als daß er Biographie und Roman miteinander vermengen und Wahrheit durch Erdichtetes verfälschen möchte. Denn aus dem Compositum Wahrheit und Dichtung kann doch als Product nichts anderes sich ergeben, als was man Lügenchronik nennt. Ueberhaupt hat der Autor in seinem Buche weniger den Mann, als den Geist der Zeit desselben schildern wollen, und so blieb seiner dichterischen Productionskraft ein weites Feld offen, nämlich Persönlichkeiten und Charaktere zu erfinden, Situationen zu zeichnen und zu malen, Knoten zu schürzen und zu lösen, nicht nach dem Wortlaut der Historie, sondern nach dem Geist der historischen Facta und nach der historisch bekannten Norm der Charaktere. Der Grundgedanke des Buchs, die Erhebung und Befreiung Deutschlands nicht nur, Europas möchte man sagen, ist in diesem Buche Willkomm's aufs mannichfachste variirt; er läßt darin den Leser sehen, wie der Gedanke dieser Erhebung und Befreiung sich anders und doch ähnlich entwickelt und gestaltet in dem Geist und in dem Leben eines Arndt, eines Gneisenau, eines russischen Fürstensohns, eines Landmanns auf Rügen, eines Kaufmanns einer deutschen Reichsstadt, eines Bürgermädchens, dessen Vater baronisirt ist, eines ehemaligen jenenser Studenten, der für die Turnerei Propaganda macht u. s. w. In ähnlichen Werken wie in dem vorliegenden haben wir gefunden, daß auch die poetisch sogenannte Liebesgeschichte hineingeflochten ist, über die Nothwendigkeit wollen wir hier weder sprechen noch streiten; aber angemerkt muß es werden, daß Willkomm, vom richtigen poetischen Takt geleitet, die Liebesgeschichte niemals in den Vordergrund treten, niemals zu breit werden, niemals aus dem Lichte der Aufgabe seines Werks hinausschreiten läßt; die Freiheit dieses poetischen Sinnes darf die Kritik um so mehr notiren, als nicht wenige berühmte Werke dieser Art den genannten Vorzug vermissen lassen.

Ferner müssen wir es als ein Zeichen von dem poetischen Takt Willkomm's anerkennen, daß aus diesem Werke die Komik verbannt ist; hier geht es zu ernsthaft her, als daß für Komik, geschweige für Spaßmachen Platz sei. Shakspeare's Zeitalter, wo der Clown mit dem tragischen Helden in derselben Stunde um die Gunst des Publikums buhlte, mögen wir bewundern und als gute Theoretiker die Linie messen, wo Heroismus und Narrheit aneinander grenzen; aber so etwas nachmachen wäre absurd, ein Grabbe konnte darüber zum Fratzenmaler werden. Richtig ist es, daß in den „Männern der That" die Komik zurückstehen muß, an deren Stelle läßt unser Verfasser das Schreckbild treten; aber auch das weiß er mit Maß und mit Würde zu gebrauchen. Anders nämlich, als ich hiermit andeute, kann ich die Person des Edeln von Gerbersheim, eines baronisirten Wieners, ehemaligen Lederhändlers, nicht auffassen. Der gewöhnliche, Zerstreuung suchende Leser mag diese Persönlichkeit, die Außenseite flüchtig ansehend, für eine komische Figur halten; ich habe die Ueberzeugung, daß Willkomm gewollt hat, was ich eben andeutete, nämlich ein Schreckbild hinstellen für diejenigen, welche in einer Zeit politischer und

nationaler Erhebung ganz und gar an die niedere Sphäre egoistischen und sensuellen Lebensgenusses sich hingeben. Wenn der Baron von Gerbersheim blos ein lustiger, gespaßiger Wiener in der Hanswurstjacke jener Tage sein sollte, so würde es gar nicht zu begreifen sein, daß die meisten der für und in Politik lebenden Männer dieses Buchs, Arndt selbst, mit diesem Edeln von Gerbersheim in Berührung gesetzt werden, ein Mann, der von sich selbst sagt: „Ich bin ein musterhafter Unterthan, ich [illegible]re nit, ich räsonnire nit, ich denk nit lange nach über [illegible] Gesetzmacherei, ich bin immer ein zufriedner Mensch. Eine Schand ist's, daß sich die Menschheit alleweile um Sachen kümmert, die sie nichts angehen und von denen die meisten halt nichts verstehen. Wozu haben wir Kaiser, Könige und Fürsten? Wer soll's Heft des Schwertes halten in der Hand und die Wage der Gerechtigkeit und was dran herumbammelt, als die Obrigkeit! Hat der Bürger was dreinzureden? Hat er Salz in die Suppen zu thun, welche die politischen Köche in ihrer Weisheit zusammenquirln in den Küchen der Kaiser- und Königsburgen? Schmeckt Ihnen ein dampfender Rahmstrudel, wenn Sie selber den Schmand erst probiren und die Limonenschalen [illegible] sollen, während sich ihre Gedanken in den Nachtmützen ein unsichtbares Rendezvous gaben? Oder können S' lesen, ohne die Buchstaben zu wissen?“ u. s. w.

Jetzt will ich über die Frauencharaktere in dem genannten Willkomm'schen Werke noch einige Worte sagen. Es liegt durchaus nicht in der Absicht des Verfassers, in seinem Werke die Frauen eine bedeutende Rolle spielen zu lassen; das ist schon durch den Gegenstand des Buchs bedingt; nichtsdestoweniger sind die in dies Gebiet gehörenden Schilderungen werthvoll. Die Frauencharaktere sind geschildert ganz der damaligen Zeit adäquat; wir finden in jenen Tagen die Mädchen und Frauen häuslich und doch auch gewandt beim Hinaustreten in das Leben; wir finden sie sittsam und zugleich heroisch; wir finden sie kenntnißreich und doch anspruchslos; wir finden hier und dort etwas Ästhetisches, aber nichts Ohnmächtiges und Erschlafftes; und wenn das laufende Decennium dies alles zusammen „altmodisch“ nennt, so liegt ein Lob darin. Referent wäre sehr geneigt, dem [illegible] Buche auch noch einen pädagogischen Nutzen zu vindiciren, indem es einen schönen Contrast aufstellt zwischen der damaligen und der jetzigen Frauengeneration, welche den Schein gewinnt, als lebe sie, trotz aller Süßholz-Poesie und trotz aller Literaturgeschichte für Frauenzimmer, doch nur für den Schneider, für den Modehändler und den Friseur. Es ist klar, daß in den sämmtlichen Werken Willkomm's ein sittlicher Geist lebt, welcher die Natur des Weibes adelt und verklärt; ich meine, daß er gar keine Freude daran haben könnte, eine moderne Salondame zu schildern; seine Muse ist zu jungfräulich dazu. Wenn auch dieses Buch: „Männer der That“, als Ganzes kein Epos ist, so sind doch leuchtende Spuren von poetischem Talent darin. Ein Moment müssen wir besonders hervorheben. Nämlich sowie im Volkslied sich die größte Kraft oft zur größten Zartheit gesellt, so in den Dichtungen Willkomm's, durch und durch männlich wie seine Productionen sind, findet man in denselben doch jene poetische Zartheit, welcher nur männlich kräftige Seelen fähig sind. In diesen „Männern der That“ ist ein wahrhaft schönes Beispiel davon, wie die harte Natur des [illegible] Studenten und nachherigen Turnlehrers Alexander von der Sonne der Liebe zuerst berührt, dann nach und nach angeglüht wird, bis er, als die Sonne untergeht, einem Gletscher gleich, in seine kalte Höhe still hinausragt. Ueber dieser schönen Episode in Willkomm's Buch liegt jener melancholische Hauch, den wir aus den Seegeschichten kennen.

Aus allem über dieses Buch Gesagten geht hervor, daß wir darin ein Werk von nicht gewöhnlichem Werth besitzen.

Das deutsche Volk, welches den Gedanken des Familienlebens im prägnanten Sinne des Worts vertritt, hat allezeit ein großes Interesse gehabt für das Familienhafte in der Kunst, und hat dies Interesse bis zur heutigen Stunde bewahrt. Die Iffland'schen Familienstücke, obwol sich Schiller über sie moquirte, finden noch heute ein zahlreiches und dankbares Publikum; die Familienromane bilden noch immer den Grundstock der Lectüre der alten wie der heranwachsenden Generation; das bekannte Bild des Malers Knaus „Nach der Taufe“, macht, während wir dieses schreiben, eine Rundreise durch deutsche Hauptstädte. Der Deutsche kann einmal nicht anders als aus dem engen Rahmen seines Kammerfensters die Welt betrachten, die ihm noch dazu unendlich viel weniger wichtig ist, als sein Dachkämmerchen.

Das Buch „Die Familie Friedemann“, von B. von Wiese (Nr. 2), ist schon seinem Titel nach ein Familienroman, und dasselbe ist wol danach angethan, dieser Gattung neue Freunde zu erwerben. Jedenfalls hat die Ausführung eines Familienromans ihre eigenthümliche Schwierigkeit, von welcher der Unbefangene sich leicht eine Vorstellung machen kann. Nämlich es soll in einem solchen Werke das Bild der ganzen Familie gegeben werden, zugleich aber auch muß zur Darstellung gebracht sein, wie der Geist des Ganzen in der Geistesrichtung, in der Moral, in dem Gemüth, in dem Leben des Individuums zur reichen, oder zur dürftigen, oder zur vollsten Entfaltung und Blüte gelangt. Diese Correspondenz des Einzellebens zu dem Gesammtleben in stetigem Zusammenhang zu halten ist eine unabweisbare und eine schwierige Aufgabe; unabweisbar, weil ohne Erfüllung derselben Familienroman nicht Familienroman wäre, schwierig, weil auf der einen Seite die Klippe der Einförmigkeit, auf der andern die der Weitschweifigkeit droht. Das vorliegende Buch gibt sich selbst als Familienroman kund; aber den ausgedehnten Raum, welchen diese Gattung erfordert, gebraucht der Verfasser nicht. Derselbe hat die einzelnen Ereignisse, die einzelnen Situationen, die verschiedenen Conflicte, die reichen Combinationen, die leichten Uebergänge, alles hat er in seinem Geiste vor dem Beginn seines Werks so scharf erwogen, so streng gegliedert, so solid durchgearbeitet, daß er im Schreiben selbst sich um so strammer fassen konnte, weil durch seine geistige Vorarbeit alles Umhertappen, alles Schwanken, alles blinde Schießen ausgeschlossen war. Der Verfasser dieses Buchs hat somit ein wahres Muster für concentrirte Durchführung aufgestellt. Die meisten Autoren einer vergangenen Zeit würden sich gar nicht haben vorstellen können, daß es möglich sei, ein Autor arbeite anders, als nachdem er sein Werk im Geiste zu einem gewissen Abschluß, zur Reife darf man's nennen, gebracht habe. In neuerer Zeit, wo Künstler und Dichter mehr im Bewußtsein von selbsteigener Genialität arbeiten, während echte Genialität bewußtloser Geistesreichthum ist, da ist dieser Ernst der Vorarbeit immer seltener geworden. So kommt es, daß manches sogenannte Kunstwerk, auch in unserer Zeit noch, von vorn wie ein Götterbild anzuschauen ist, nach hinten aber in den Schwanz eines Scheusals ausläuft.

Auch was die Gefühlshaltigkeit betrifft, so ist das Werk des genannten Verfassers durchaus befriedigend. Eine große Zahl von Familienromanen laborirt an falscher Sentimentalität, welche bisweilen in Deutschland, auch in Frankreich schon, welche sogar in England Mode war für diese Gattung schriftstellerischer Productionen. Diese falsche Sentimentalität, welche bald ein gar nicht vorhandenes Gefühl fingirt, bald ein vorhandenes übertreibt, bald Ereignisse, Thatsachen, Momente, welche nur mit dem Verstande zu bemessen sind, dem schwankenden Maßstabe des Gefühls unterstellt, diese falsche Sentimentalität kann den Familienroman zu einem wahren Monstrum machen, weil sie Abgeschmacktes, Unwahres, Unnatürliches, Willkürliches in bunter, oft toller Reihenfolge aufeinander setzt. Das obengenannte Werk räumt in seinen Darstellungen dem Gefühle sein volles Recht ein; das Gefühl gibt sich darin kund als schöne Ergänzung des Verstandes, als Ausgleichung von Gegensätzen, welche zu frappant auftreten wollten, als Erhebung über die Kleinlichkeit des Alltagslebens, als unmittelbares, gewissenmäßig redendes Wahrheitsgefühl, und in niedrigster Potenz erscheint es durchweg als Takt, welcher, das tiefere Bewußtsein des Warum entbehrend,

dennoch in Wort, Ton, Miene, Blick und Haltung dasjenige trifft, was dem gebildeten Gefühl des andern wohlthuend, erwünscht und anmuthend erscheint.

Wenn alles dies über das Gefühl und den Takt Gesagte ein Vorzug ist — und ohne Zweifel ist es ein solcher —, so wird man es für gewiß annehmen, daß in diesem Buche von Trivialität auch nicht eine Spur gefunden wird. Auch in diesem Familienroman kommt ein tabackrauchender Vater, ein heirathsfähiger Sohn, eine Kaffee- und Soupergesellschaft, ein Schwiegertöchterchen nach neuester Façon, ein Besuch auf dem Lande vor, aber das Wie, das Wodurch, das Warum, das Wohin ist durchweg eigenthümlich und durchweg wahr. Auch an einem heitern Element fehlt es in dem Buche nicht ganz; es zaubert der Verfasser dem Leser bisweilen ein sanftes Lächeln an die Lippe; aber die Komik, namentlich die Komik der Thatsache liegt ganz jenseit der Grenze dieses Buchs. Wie taktvoll ist nicht die Schilderung jener unausstehlichen Commerzienräthin, welche durch und durch Berlinerin ist; da findet man in der That auch nicht einen Strich mehr als nöthig ist, um sie uns in ihrer ganzen Bornirtheit und Unverschämtheit darzustellen. Gleicherweise taktvoll ist ein Contrast die Schilderung der Gutmüthigkeit der Oberamtmännin. Wenn der Verfasser seine Farbe auch nur um einen Ton stärker aufgesetzt hätte, so würde er Bedauern statt Mitgefühl erweckt haben.

Solche Bücher, welche einen gewissermaßen gegebenen Stoff, das wirkliche Leben darstellen, werden wol nicht unrichtig gewürdigt, wenn man auch ihre Wirkung in Betracht zieht. Der Sinn für häusliches Leben, häusliche Zufriedenheit, häusliches Glück, welcher durch dieses Werkchen kräftig belebt wird, das ist der Punkt, zu welchem wir alle zurückkehren, wir mögen nun auf der Höhe des Parnassus jubeln, wir mögen nach olympischen Kränzen ringen, wir mögen in parlamentarischen Kämpfen oder mit Blut und Eisen die Zeitgenossen regeneriren wollen.

An mehr als einer Stelle des Buchs ist uns die Ueberzeugung geworden, der Verfasser habe in diesem einen Buche längst noch nicht alles gesagt, was er überhaupt hätte sagen können; schön ist beides, dieser Reichthum und jene Oekonomie. Wir hoffen, ein neues Werk des Verfassers wird nicht lange auf sich warten lassen.

Die Einkleidung des Romans „Drei Freunde", von B. J. Wilcken (Nr. 3), ist keine ganz gewöhnliche, aber auch keine ganz glückliche. In der alten Reichsstadt Lübeck nämlich ist Liederfest; auf demselben treffen drei Männer zusammen, welche miteinander bekannt und befreundet waren, als sie auf ihre demnächstige Lebenscarrière sich erst vorbereiteten; jeder von den dreien erzählt nun den zwei andern seine Lebensgeschichte. Dies ist die Einkleidung. Die Aufgabe, welche der Verfasser sich damit stellt, ist schwierig: denn wenn es sich in diesem Fall um die Schöpfung eines Kunstwerks handelte, so hätte das eine Lebensschicksal das andere ergänzen, in das rechte Licht setzen, oder alle hätten unter einen höhern gemeinsamen Gesichtspunkt gestellt werden müssen. Der Verfasser des Buchs, der nicht ohne Talent zu sein scheint, hat ein Gefühl davon gehabt, was seine Aufgabe sei und was er aus seinem Werke machen konnte und mußte. Wenn Referent nicht zu viel voraussetzt, so hat der Autor mehrmals einen Anlauf dazu genommen; allein es scheint mir, es wurde ihm unter dem Schreiben sein eigenes Werk gleichgültig, er gab den Gedanken, ein Kunstwerk schaffen zu müssen, auf, und begnügte sich damit, eine oder vielmehr drei Erzählungen zu schreiben. Aber nicht einmal dazu scheint er Geduld genug gehabt zu haben, denn die dritte Erzählung läuft gar zu kurz ab, sie ist auf 16 oder 17 Seiten abgethan. Dabei spricht der Verfasser in der That manchmal ganz hübsch und schildert lebendig; z. B. über den alten ehrwürdigen Rathsweinkeller in Lübeck sagt er einmal: „Zu beiden Seiten der sich kreuzenden, gewölbten, schlüpfrigen Gänge des Kellers liegen die Weine in ihren gewaltigen hölzernen Wohnungen, in den Stückfässern, welche zum Theil mit buntem, barockem Schnitzwerk verziert, die künstlerische Hand ihres Erbauers loben. Sie liegen scheinbar ruhig darin, aber wir wissen wohl, daß ihre Ruhe nur eine scheinbare ist. Denn der Traubensohn ist ein eigener gefährlicher Gast. Er kennt seine dereinstige Bestimmung, die Traurigen zu trösten, zu erheitern, den Verzagten und Furchtsamen zu ermuthigen, bei der Freude zu helfen, bei der heiligsten Handlung zu dienen. Er weiß aber auch, daß er sich rächen muß, wenn man sich zu stark an ihm vergreift, und daß er Kräfte braucht, den zu Boden zu werfen, der seinen edeln Stand misachtet und ihn schmachvoll zur Völlerei gebrauchen will. Wie der weise Meister sich in einsamer Klause für den Kampf des Lebens vorbereitet, so der Wein in seinem dunkeln Verlies. Das ist keine faule schwächliche Ruhe, denn er wird es euch beweisen; je länger ihr ihm Zeit zur Vorbereitung gönnt, je älter er im stillen Streite mit sich selber wird, desto edler, kräftiger, geklärter tritt er zuletzt hinaus ans Tageslicht, blinkt goldig, muthig auf im hellen Sonnenschein und wirft die Perlen der Begeisterung um sich her."

Ein gut gemaltes Porträt in diesem obengenannten Buche ist das Bild des russischen Lieutenants Rasumow. Das Eckige, Abstoßende, Brutale in dieser Nation ist mit erschreckender Wahrheit getroffen; selbst die sogenannten Liebesverhältnisse liegen in einer Atmosphäre von Taback, Knoblauch und Branntwein; solche Subjecte, wie der Lieutenant Rasumow, befestigen in dem Leser die Ueberzeugung, daß halb oder falsch civilisirte Barbaren nicht des wahren Heroismus fähig sind.

Es ist zu bedauern, daß die Hauptpersonen des Buchs, welche einen erquicklichen Gegensatz gegen die Schlechtigkeit machen sollen, nicht höher gehalten sind. Eine derselben ist ein guter, was man polizeilich „gut prädicirter Mensch" nennt. Dieser wird von seiner Umgebung, vom Glück sogar in der Weise begünstigt, daß man ihn für moralisch gut halten sollte; das ist er aber gar nicht, denn er ist im Grunde nichts als die Personification des Egoismus und des Eigennutzes. Zuerst denkt er immer an sich selbst, benutzt jedes Opfer, welches andere ihm bringen, und weiß nichts dafür zu thun, als sich über sein rasendes Glück und seine liebenswürdige Persönlichkeit zu wundern. Kommen seine Freunde, seine Wohlthäter ins Malheur, in Noth, in Elend: er rührt keine Hand, keinen Fuß, höchstens die Zunge, und schwadronirt über das, was er gethan haben würde, wenn er gewußt hätte u. s. w. Offenbar ist in dieser Hauptperson und in den meisten Persönlichkeiten des Buchs durchweg die ordinäre Mittelsorte gepriesen, die Mittelmäßigkeit dem Guten gleichgestellt oder mit denselben verwechselt. Referent findet es bedauerlich, daß der Verfasser seinen Gegenstand nicht höher halten wollte oder konnte.

Ein bekannter deutscher Autor, welcher, obwol verstorben, noch nicht in die Ehrenlegion der Classiker aufgenommen ist, liebte es, im Freundeskreise Erlebnisse, Abenteuer, kleine Geschichten, wie man es nennen will, zu erzählen. Einstmals sagte er zu mir: wenn ich erzähle, so habe ich von Anfang an einen Punkt im Auge, den ich visire, es ist nämlich das Wort, womit ich schließen will. Diesen an sich einfachen Ausspruch wende ich auf den Schriftsteller an. Beim Anfang jeder Novelle, jedes Romans, soll und muß der Autor wissen, zu welchem Ende er es hinausführen will; einen bestimmten Cours, wie es in der Seemannssprache heißt, muß man halten. Wer ein Buch schreibt, ohne zu wissen ad quem finem, der wird jedesmal einen Fehlschuß thun, wenn auch der Anfang noch so geistreich, wenn auch der Verlauf noch so spannend ist. Selbst für phantastische Romane ist diese Forderung nothwendig, damit nicht das Phantastische zur unsinnigen Willkürlichkeit hinausschweife. Ich meine, der Verfasser von „Nebel und Sonnenschein", (Nr. 4), Wilhelm Grothe, hat diese Forderung in ihrer ganzen wohlberechtigten Rigorosität nicht respectirt.

Unter den mancherlei nicht durchweg gerechtfertigten Besonderheiten des Buchs erwähnen wir zunächst folgende: der Roman beginnt in einer norddeutschen Hauptstadt, vielleicht

Berlin, und endet auch daselbst. Allein diejenigen Personen, welche das Hauptinteresse in Anspruch nehmen, sind mit Ausnahme eines Deutschen (deutsche Statisten gibt es mehrere in dem Buch) Spanier und Franzosen; wenn es jemand vorkäme, als sei damit zu viel gesagt, so läßt sich doch keineswegs verkennen, daß der Verfasser seinem Buche einen durchschlagend nicht-deutschen Charakter gegeben hat. Wenn auch der Hauptgegner aller in diesem Buche vorkommenden Schelme, Gauner, Diebe, Mörder, Giftmischer, Menschenräuber und Kuppler ein deutscher Commissionär, etwa in Berlin, ist, so steht doch die Thatsache fest, daß das Buch seinem Wesen nach viel mehr nach Frankreich oder nach Spanien als nach Deutschland gehört. Dazu kommt, daß Grothe eine unverhältnißmäßig große Zahl von Personen zu seinen Darstellungen nöthig hatte. Wie unbequem und schwierig es ist, so viele Personen zu verwenden, das weiß der Autor selbst, weil er seinem Werke eine ganz enorme Ausdehnung geben mußte, wollte er alle diese Personen auch nur eine kurze Strecke Lebens in seinem Werke ausfüllen lassen. Dazu ist aber der Plan des Ganzen nicht angelegt; also was geschieht? Es wird über Nebenpersonen eine Menge von Personalnotizen beigebracht, die sich entweder auf frühere Lebensschicksale oder auf Charaktereigenthümlichkeiten beziehen, welche man gemalt, aber nicht erzählt haben will, hier aber entschieden nicht nöthig hat. Und was für eine Sammlung von infamen, spitzbübischen, verbrecherischen, perfiden, todes- und galerenwürdigen Subjecten findet man in diesem Buch; das ist in der That des Schlechten, des Faulen zu viel! Es ist eine ganz schülerhafte Ansicht, daß Menschenkenntniß nur derjenige besitze, welcher in die Mysterien der ungewöhnlichsten Verbrechen, der raffinirtesten Bestialität eingeweiht sei; so viel ist gewiß, daß ein Roman von 1862, welcher sich als Gauner-, Bettler- und Räuberroman hinstellte, nicht auf der Höhe der Zeit stände. Freilich, es steht nicht zu leugnen, daß in neuester Zeit das Glücksritterthum geadelt und gekrönt, daß die Parvenu-Carrière nobilisirt ist, daß der Schwindel auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft mit gleicher Frechheit auftritt, daß die Lüge auch in Kreisen sich ohne Schmach entlarven läßt, wo das Wort Lüge nicht ausgesprochen werden darf; wohlan denn, wenn Grothe gegen derartige Skandale kämpfen will, und wenn dies Buch die erste Lanze ist, die er dafür einlegen will — Glück auf denn, zu Kampf und Sieg! 10.

Die Faust-Sage.

Vergeblich haben wir uns bisher dem Glauben hingegeben, daß die Entwickelung der Sage, wie der Zauberer Faust dem Bösen zum Opfer gefallen sei, in allen Hauptpunkten unzweifelhaft vorliege. Da kommt eben Dr. Ludwig Housse, Professor am Athenäum zu Luxemburg, uns mit dem überraschenden Beweise in die Quere, daß ein als Zauberer bekannter Dr. Faust wirklich mit Dämonenmacht Uebermenschliches vollbracht habe, wobei sich denn von selbst versteht, daß dieser vom Teufel geholt werden. Wer auf diesen Beweis begierig ist, findet ihn in der eben zu Luxemburg erschienenen Schrift: „Die Faust-Sage und der historische Faust." Der Verfasser sucht in dieser „Untersuchung und Beleuchtung nach positiv christlichen Principien" zunächst die Möglichkeit der leibhaften Einwirkung des Dämonischen, d. h. der Teufelsmacht auf den Menschen nachzuweisen. Stehe diese Möglichkeit fest, dann falle auch der Grund weg, meint er, warum man die Zeugnisse über Faust's wunderbares Auftreten nicht wolle gelten lassen, und es bleibe ihm nur noch der Beweis zu führen, daß die darauf bezüglichen Quellen entweder wesentlich übereinstimmen oder die etwa vorkommenden Widersprüche eine befriedigende Erklärung finden. Wir lassen den erstern Beweis ganz auf sich beruhen. Wie aber hat denn Housse die eigentliche geschichtliche Frage über Faust behandelt? Er gibt ohne Noth die sämmtlichen Zeugnisse über Faust hintereinander abdrucken; daß er diese hier vollständiger mittheile als bisher, hat er sich selbst blos eingeredet. Die wenigen beigegebenen Anmerkungen sind ohne Bedeutung. Eine Erörterung des Verhältnisses der einzelnen Angaben zueinander ist kaum versucht. Dagegen glaubt der Verfasser seinen Zweck vollkommen erreicht zu haben, wenn er die scheinbaren Widersprüche zu lösen vermöge. Und hier ist es, wo wir ihm näher zusehen müssen.

Housse glaubt noch immer den von Trittenheim angeführten Georgius Sabellicus für dieselbe Person mit dem Dr. Johann Faust halten zu müssen. Faust sei sein Familienname gewesen; den Namen Sabellicus, den man mit der Tapferkeit und Zauberkunde der Sabeller in Verbindung gebracht (was meint denn Housse selbst, und waren damals die Sabeller in dieser Beziehung so allgemein bekannt?), habe sich Faust selbst in seiner Prachtsucht und Ruhmredigkeit beigelegt. Wenn er sich Faustus junior nenne, so sollte dieser Name ihn von einem ältern Bluts- oder Namensverwandten unterscheiden. Was die Verschiedenheit der Vornamen betrifft, so wird er damit gar leicht fertig: sie beruhe vielleicht auf einem Irrthum, oder der ruhmredige Magier habe sich mehrere Namen (zu welchem Zwecke?) beigelegt, oder das Volk (?) habe den Namen Georg in den ihm geläufigern Johann verändert. Ohne auf die uns hier zugemuthete Unwahrscheinlichkeit einzugehen, müssen wir diese ganze Annahme deshalb verwerfen, weil sie dem zu Grunde liegenden Zeugnisse geradezu widerspricht. Trittenheim gibt Georgius Sabellicus als Namen des Mannes; denn er nennt ihn also beim Anfange seines Berichts und sagt, der Mensch habe auf seiner Besuchskarte sich genannt: Magister Georgius Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum, astrologus, magus secundus u. s. w. Es ist offenbar, daß Faustus junior der erste, alles in einem umfassende Ehrenname ist, den dieser Mensch sich beilegt, daß er Georg Sabellicus für seinen eigentlichen Namen ausgegeben. Daß er nun einige Jahre später sich geradezu Georgius Faustus, mit Hinzufügung eines andern charlatanischen Namens, nannte, kann nicht im geringsten auffallen.*) Wir glauben gerade auf diesen Punkt, über den auch andere leichtfertig hinweggegangen sind, besonderes Gewicht legen zu müssen.

Da unser Verfasser diesen Georgius Sabellicus für dieselbe Person mit dem Johann Faust hält, so ergibt sich ihm darin ein scheinbarer Widerspruch der jenen nennenden Schriftsteller mit den spätern, daß von Georgius Sabellicus oder Faustus gar keine dämonischen Zauberwirkungen erwähnt werden. Die Lösung glaubt er darin zu finden, daß nach Widman der Bund mit dem Bösen erst 1521, nach dem holländischen und englischen Volksbuch 1514 geschlossen worden, was doch nichts anderes heißen könne, als seit dem Jahre 1514 hätten die Zeitgenossen in Faust's Auftreten übermenschliche Handlungen wahrgenommen. Da sollen also gar die rein willkürlichen, dazu sich widersprechenden Zeitbestimmungen Widman's und jener Volksbücher geschichtlichen Boden haben. Die ganze Bodenlosigkeit dieser Annahme zu würdigen, muß man Widman's und der Volksbücher Gebaren mit den Jahreszahlen sich vergegenwärtigen. Und bezeugt nicht Konrad Mudt im Jahre 1513 ausdrücklich, daß manche an die wunderbare Kunst des Georgius Sabellicus glaubten, und mußte nicht der Mensch, der sich 1507 als ersten Magier der Welt bezeichnete, wirklich hier und dort durch seine Gaukeleien die Menge bethört haben? Aber nicht allein Georgius Sabellicus wird als ein bloßer Gaukler bezeichnet, denn Faust selbst stellt Begardi noch im Jahre 1539 als einen Betrüger dar, der vor etlichen Jahren durch alle Landschaften, Fürstenthümer und Königreiche gezogen sei. Ein solches, die Behauptungen von Housse vernichtendes Zeugniß will dieser dadurch entkräften, daß darin mehr ein Zweifel als ein entschiedenes Urtheil liege. Aber wenn Faust als ein solcher übermächtiger Zauberer bekannt gewesen wäre, konnte Begardi un-

*) G. Pfarrius in seiner in Westermann's „Monatsheften" begonnenen Erzählung „Schein und Sein" nimmt das Recht des Dichters für sich in Anspruch, wenn er beide mit einem Fust von Stromberg zu einer Person macht.

möglich so verächtlich von ihm sprechen. Und er hat, wie er sagt, sehr viele gesprochen, welche dieser Schelm betrogen. Daß er selbst ihn persönlich nicht gekannt, folgt keineswegs aus Begardi's Aeußerungen. Also der Mensch, den Begardi noch 1539 für einen bloßen Betrüger erklärte, soll wirklich seit 1514 übermenschliche Handlungen durch Satanskunst vollbracht haben; das sollen wir glauben müssen! Und auf welche Zeugnisse hin? Auf den Bericht von einem Pfarrer Gast, daß Faust einmal in der Gegend unbekannte Vögel zum Braten gebracht! Was dieser abergläubige Mann sonst berichtet, hat er vom Hörensagen. Wenn Melanchthon daran glaubt, daß Faust mit dem Teufel im Bunde gestanden und von ihm geholt worden, so wäre es sehr schlimm, wenn wir gezwungen wären alles das zu glauben, was Luther und Melanchthon von der leibhaften Einwirkung des Teufels erfahren zu haben glaubten. Auch verständige Leute haben sich in unsern Tagen durch die Klopfgeister bethören lassen. Daß Faust ein niederträchtiger Prahler und Lügner gewesen, sagt Melanchthon selbst, was mit der ihm zugeschriebenen dämonischen Gewalt schlecht stimmt. Der Arzt Konrad Gesner behandelt noch 1561 den Faust als einen leeren Gaukler, der vor kurzem gestorben; von seiner Höllenfahrt weiß er nichts, und sein mire celebratus kann man trotz Housse doch nur spöttisch verstehen; es deutet offenbar genug an, wie wenig Gesner an alle diese Geschichten glaubt. Der treffliche Wier weiß nur einige ihm erzählte Geschichtchen, aus denen nichts weniger als eine wirkliche satanische Kunst spricht; er habe die Magie, sagt er, wenige Jahre vor 1540 (also nicht schon 1514!) zur Bewunderung vieler mit Lug und Trug an verschiedenen Orten Deutschlands geübt. Die Sage von seinem gewaltsamen Tode, wobei das Haus erschüttert worden, gibt er gerade als Sage. Philipp Camerarius hatte von solchen, die den Faust gut gekannt, Dinge vernommen, woraus, wie er sagte, hervorgehe, daß dieser in der Magie erfahren gewesen, und er führt die Geschichte vom Weinstock an. Diese Zeugnisse sind es, welche Housse als breiten Graben bezeichnet, den zu überspringen die verneinende Geschichtskritik sich vergeblich anstrengen werde. Von wirklichen großartigen Wirkungen dämonischer Macht zeigt sich hier keine Spur; das meiste sind Dinge, wie sie die Gaukler aller Zeiten getrieben haben und noch jetzt treiben. Versetzt man sich in den Aberglauben der Zeit, für den Luther und Melanchthon als sicherste Belege uns gelten dürfen, bedenkt man die Leichtfertigkeit, womit man das, was von andern Zauberern erzählt ward, ohne weiteres auf Faust übertrug, erwägt man, daß von dem schrecklichen Ende des Faust zur Zeit, wo er schon verschollen war, Begardi und Gesner nichts wissen oder nicht daran glauben, so wird man sich wol hüten, den Faust zum Beweise der leibhaft sich bethätigenden Satansgewalt anzuführen. Der Zufall hat es gewollt, daß diesem Faust eine so bedeutende Rolle zugetheilt ward, da die protestantischen Theologen sich mit besonderm Eifer auf diesen Mann warfen, um an ihm die erschrecklichen Folgen eines Bündnisses mit dem Bösen aufzuzeigen, weil er gerade mit Melanchthon und Wittenberg in Verbindung gekommen war. Das Bedeutsame derselben ward erst aus andern Zaubersagen hineingetragen, und die große Tiefe, welche man hinter ihr gesucht, beruht auf bloßer Täuschung. Die vor 16 Jahren von mir entwickelte Ansicht über die Faust-Sage steht mir noch immer fest, und ich wüßte nicht, daß die Forschung seit jener Zeit irgendeine der Rede werthe Förderung erhalten hätte. Die Nachweisung des ältern Faustus, auf den sich des Sabellicus junior Faustus beziehen muß, ist noch nicht gelungen, und alle Versuche, die im Jahre 1493 erschienene Schrift: „Lucifer's und seiner Gesellschaft Fall. Und wie ein Geist derselben sich einem Ritter verdingte und ihm wohl diente", wieder aufzufinden, sind vergeblich gewesen. Ein solcher Fund würde von höchster Wichtigkeit sein, sonst aber möchte schwerlich ein bedeutender Fortschritt der Forschung zu erwarten stehen.

Heinrich Düntzer.

Notizen.

Ein französischer Nachruf an Uhland.

Die von uns bereits erwähnte „Europe littéraire" brachte in ihrer uns jetzt erst zugegangenen Nummer vom 29. November eine Nekrologie Uhland's, worin es unter anderm heißt: „Die Classiker, an deren Spitze Goethe und Schiller standen, stützten sich zu sehr auf die antike Civilisation, hielten sich zu sehr an die Geschichte, als daß sie das Ideal einer wahrhaft volksthümlichen Poesie ins Werk hätten richten können.... Eine gewisse aus ihren Werken hervorhauchende Kälte verbreitete sich allmählich auf die Schüler der beiden großen Meister, und es bedurfte einer neuen Quelle der Poesie, um das entschwindende Leben zurückzuführen." Die Romantiker hätten diese Quelle im Mittelalter gesucht, aber sie hätten weder einen Hugo, noch Lamartine gehabt: „Der einzige Mann von Genie, den sie besaßen, war Hoffmann, sonst aber hatten sie keinen Autor, der des Namens eines Dichters würdig gewesen wäre; denn indem sie die griechischen Formen, diesen zur Abrundung ihrer Sprache so nothwendigen Cultus verachteten, brachten sie nur ungeordnete Compositionen zu Stande, die in einem so incorrecten und oft barocken Stile geschrieben waren, daß man nur streng über sie urtheilen kann." Indeß wie stark auch das Verdammungsurtheil ausfallen möge, zu welchem die vielen theils ästhetischen, theils sittlichen Verirrungen der Romantiker herausfordern, so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß die Romantiker, gegen die nun einmal die Strömung des Tags geht, einen Verein der seltensten poetischen Kräfte darstellten; nennt doch der französische Verfasser selbst nur wenige Zeilen später die „Undine" eine „délicieuse fantaisie". Der Verfasser geht hierauf zu Uhland über und bemerkt: „Es war nöthig, daß die Neigung der Deutschen für die Natur und die Volksdichtung in einem einzigen Dichter ihre Vertretung fände. Die alte Hirtendichtung langweilte jedermann. Man wollte weder mehr Geßner, noch Hölty hören. Man wollte die Natur an sich, in ihrer Wahrheit, in ihrem Glanze. Uhland erschien, um diese Aufgabe zu lösen" u. s. w. Ohne Zweifel wird uns Deutschen in diesen Zeilen die Zusammenstellung Geßner's mit Hölty auffallen; denn Hölty's einfache und natürliche Laute sprechen auch jetzt noch zu vieler Herzen, und selbst Nikolaus Lenau verehrte und besang ihn und schöpfte Anregungen aus ihm zu seinen melancholischen Naturbildern. Weiter wird gesagt, Uhland habe freilich nicht die „vigueur plastique" eines Homer und Goethe besessen, aber bisweilen habe er doch energische Klänge gefunden, wie in der Ballade „Des Sängers Fluch", „qui est d'un effet prodigieux". Zum Schluß heißt es: „Uhland's Name wird nicht untergehen, denn indem er die Ballade des Mittelalters wieder auferweckte, sie aber von ihrer barbarischen Sprache befreite und die Natur wieder in ihre Rechte einsetzte, hat er zu der Entwickelung und dem Fortschritt der wahrhaft volksthümlichen Poesie beigetragen." Uebrigens, um nicht auf Bürger's populäre Balladen zurückzugehen, hat ja Goethe, wie allgemein bekannt, schon lange vor Uhland in einer großen Zahl von Liedern und gesangsmäßigen Balladen den echt volksthümlichen Ton getroffen und die reinste Natur offenbart. Man kann vielleicht sagen, daß Uhland auf der alten Lyra Goethe's wol nur einige neue Saiten aufgezogen hat.

Philarète Chasles.

Eine britische Freundin schreibt uns aus Paris, daß Philarète Chasles, „a gentleman, held in high estimation in Paris and in relation with all the first rate literary men here", ein Werk unter der Feder hat, welches den Titel führen wird: „L'histoire comparative des littératures européennes, pendant les années 1860, 1861, 1862." Ueber denselben wichtigen Gegenstand hält Chasles, wie wir aus dem Programme für das erste Halbjahr ersehen, wöchentliche Vorträge am Collége impérial de France. Begreiflicherweise wird auch die deutsche Literatur in jenem Werke einen hervorragenden Platz

einnehmen. Es freut uns aufrichtig, daß sich Chasles durch manche Anfeindungen, die er von Deutschland aus zu erleiden hatte, und durch ein bekanntes Wortspiel Alexander von Humboldt's, welches man gleichfalls mit Anspielung auf den Namen Chasles nur als „schal" bezeichnen kann, sich in seiner Neigung zur deutschen Sprache und Literatur nicht wankend machen ließ. Wenn er sich auch einmal eines auffallenden Uebersetzungsschnitzers schuldig machte, so hat er der deutschen Literatur bei seinen Landsleuten doch großen Vorschub geleistet, und viele seiner allgemeinen Betrachtungen bezeugen, daß er in den Geist der germanischen Sprachen eingedrungen ist und namentlich auch für gewisse Vorzüge der deutschen einen richtigen Blick hat. Leider ist die persönliche Eitelkeit deutscher Autoren, selbst wenn sie sich in den unendlichen Verhältnissen des Kosmos bewegen, ungemein groß, und fast jeder derselben fragt bei der Abschätzung eines Kritikers nicht, was hat er der Allgemeinheit, sondern was hat er mir für Dienste geleistet? Seltsame Verblendung, die so manchen zu dem Wahne zu verleiten scheint, daß die Wahrnehmung literarischen Interesses nur so weit begründet und berechtigt sei, als sie seinen oft gar nicht so beträchtlichen persönlichen Antheil an der Entwickelung der deutschen Literatur oder seine Person überhaupt betrifft. Im übrigen können wir nicht oft genug wiederholen: Fordern wir durch die Aufmutzung von Schnitzern, welche sich Fremde etwa bei der Uebertragung deutscher Literaturerzeugnisse zu Schulden kommen ließen, die Ausländer nicht zu Repressalien heraus! Glücklicherweise haben sie etwas Besseres zu thun, als die unabsehbare Menge deutscher Uebersetzungen aus fremden Sprachen in Bezug auf Uebersetzungsschnitzer zu controliren. H. M.

Die Blasés und Roués des alten Rom.

In Nr. 37 d. Bl. f. 1862 wird unter der Ueberschrift „Zur Naturgeschichte der Blasés und Roués" aus dem Buche „Arabesken und Fresken" von H. Mahler ein Auszug gegeben, worin es heißt: „In kräftigen, gesunden Zeiten gab es diese Klasse von Menschen nicht, sie sind einzig und allein das Product und der Auswurf der modernen Civilisation." In dieser Allgemeinheit hingestellt ist dieser Satz wol nicht ganz richtig. Ganz dieselbe Ausartung und zwar aus denselben Gründen und Veranlassungen zeigte sich in dem alten Rom zur Kaiserzeit. Ausführliche Schilderungen davon und Klagen über sie finden sich in den hinterlassenen Büchern des L. Annäus Seneca, eines Philosophen, der bei allen Fehlern der Schreibart und vielleicht auch seines sonstigen öffentlichen Wandels doch stets eine hohe Stelle unter den Sittenschilderern einnehmen wird. Viele seiner Aussprüche und Charakterzeichnungen sind an Schärfe und treffender Kürze bewunderswürdig und verdienen zu allen Zeiten gelesen und beherzigt zu werden. Mit Wehmuth, ja Ingrimm bespricht er die Ausartungen namentlich der jungen, reichen Römer und die aus den mannichfachen Ausschweifungen hervorgehende körperliche und geistige Abgespanntheit und vornehmthuende Theilnahmlosigkeit und Abstumpfung gegen alles Große und Schöne in Natur und Menschenleben. Man glaubt gar oft eine Stimme des Predigers in der Wüste der Jetztzeit zu vernehmen. Vorzüglich geschieht dieses in der Schrift „Von der Ruhe des Gemüths", wo er nach einer ausführlichen Darlegung ausruft: „Daher stammt nun jener Ekel am Dasein und jener Ueberdruß gegen sich selber." („De tranquillitate animi", II: „Hinc illud est taedium et displicentia sui!") 69.

Bibliographie.

Adami, F., Fürsten- und Volksbilder aus der vaterländischen Geschichte. Historische Erzählungen. Berlin, Behr. Br. 8. 1 Thlr.

Ainsworth, W. H., Der Commandant des Towers. Historische Erzählung. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feifalik, J., Altčechische Leiche, Lieder und Sprüche des 14. und 15. Jahrhunderts mit einer Einleitung und Anmerkungen. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Lex.-8. 18 Ngr.

Fiedler, J., Ein Versuch der Vereinigung der russischen mit der römischen Kirche im 16. Jahrhundert. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Lex.-8. 15 Ngr.

Förster, E., Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines 100jährigen Geburtstages herausgegeben. 1ster Band. Zwei Abtheilungen. München, Fleischmann. 8. 2 Thlr.

Friedreich, F., Malvina. Der Rose Leben, Lieben und Tod. Erlangen, Palm. 16. 15 Ngr.

Gätschenberger, S., Geschichte der englischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der politischen und Sitten-Geschichte Englands. III. Vom Zeitalter der Elisabeth bis zum Ministerium Walpole (1721). Wien, Markgraf u. Comp. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Grimm, J., Weisthümer. 4ter Theil. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Thlr.

Hallberg-Broich, Freih. v. (Eremit von Gauting), Kriegsgeschichten, Reisen und Dichtungen. Aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers. Mit biographischen Skizzen über den Verfasser. Herausgegeben von M. Baron Künßberg-Thurnau. Landshut, Rietsch. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Helldorf, Freih. v., Aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals der Infanterie Prinzen Eugen von Württemberg. Aus dessen eigenhändigen Aufzeichnungen so wie aus dem schriftlichen Nachlaß seiner Adjutanten gesammelt und herausgegeben. 3ter und 4ter Theil. Berlin, Hempel. 1862. Gr. 8. à 1 Thlr. 10 Ngr.

Herzenszeugnisse. Ein Liederkranz, dem Haupt geweiht, das einst den Dornenkranz für uns trug. Von einer seiner Jüngerinnen. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 17 Ngr.

Otto Janke's deutsche Wochenschrift herausgegeben von F. Spielhagen. Ein belletristisches Organ der deutschen Fortschrittspartei. Jahrgang 1863. 52 Nummern. Mit Illustrationen. Berlin, Verlag von O. Janke's deutscher Wochenschrift. Gr. 4. Vierteljährlich 20 Ngr.

Immermann, K., Der Oberhof. Aus dem „Münchhausen". Mit Illustrationen von B. Vautier. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 4. 4 Thlr. 15 Ngr.

Löher, F., Historische und biographische Erläuterungen zu W. von Kaulbach's Zeitalter der Reformation. Stuttgart, Bruckmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Wonliarliarski, W. A., Die große Dame. Novelle. Aus dem Russischen von A. v. Arndt. Bromberg, Roskowski. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Andlaw, H. v., Offenes Sendschreiben über die deutsche Frage an Hrn. Dr. M. Mohl, Abgeordneter der württembergischen Kammer. Freiburg im Br., Herder. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Jagd auf einen Verleger. Bromberg, Roskowski. 8. 5 Ngr.

Lassalle, F., Was nun? 2ter Vortrag über Verfassungswesen. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 6 Ngr.

Herr Gustav Rasch und sein Bruderstamm. Vom Verfasser der actenmäßigen Beiträge zur Geschichte der Leiden des seines Amtes entsetzten schleswigschen Geistlichen G. Schumacher. Berlin, Heinicke. 1862. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Ueber die Zustände des niederen Klerus in Oesterreich. Von einem katholischen Geistlichen. Wien, Förster u. Bartelmus. Lex.-8. 16 Ngr.

Wolff, J. H., Zum Kirchenfrieden. Stade, Steudel. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Zum National-Fonds. Ein Ruf an Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Bromberg, Roskowski. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

In der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau ist soeben erschienen:

Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im XVI. u. XVII. Jahrhundert.

Nach den Quellen bearbeitet von **Emil Weller**. I. Band. 8. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr., oder 2 Fl. 36 Kr.

Der auf dem Gebiete bibliographischer Forschung rühmlichst bekannte Verfasser hat in diesen Annalen ein neues bibliographisches Werk geliefert, welches insbesondere den Freunden der vaterländischen Literatur wie der Geschichte zur Beachtung empfohlen werden kann. Unter dem Titel: „Annalen der poetischen Volksliteratur", gibt nämlich der Verfasser eine chronologisch geordnete Zusammenstellung aller der in Deutschland seit dem Jahre 1500 bis gegen 1700 im Druck irgendwo erschienenen Volkslieder und Volksgedichte, und werden hier alle innerhalb dieses Zeitraums einzeln im Druck erschienenen Lieder und Gedichte, je nach der Zeit ihres Erscheinens, genau nach Titel und Aufschrift wie Druckort und Jahreszahl verzeichnet, im Einzelnen vielfach auch mit weitern darauf bezüglichen Notizen und gelehrten Nachweisungen begleitet, welche nicht blos manche irrthümliche Angaben, wie sie in frühern Schriften, auch selbst bei Panzer und Heine vorkommen, berichtigen, sondern auch dem, der über Einzelnes weiter nachzuforschen gedenkt, die dazu erforderlichen Hülfsmittel angeben rc.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur", 1862, Nr. 60.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Julius Hammer.

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Zwölfte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Auf stillen Wegen. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. Nebst Einleitung und Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Julius Hammer ist unlängst der Welt und seinen zahlreichen Freunden durch den Tod entrissen worden. Seine Dichtungen aber werden fortleben im deutschen Volke als ein frisch sprudelnder Quell der Erhebung und des Trostes, der wahren Frömmigkeit und Humanität. Welchen Anklang sie allerwärts gefunden, davon zeugt das Bedürfniß immer neuer Auflagen, namentlich der bereits in zwölf Auflagen erschienenen Dichtungen „Schau um dich und Schau in dich".

Eine treffende Charakteristik des Dichters, wie er sich in seinen poetischen Werken darstellt, bringt das „Morgenblatt" unter anderm mit folgenden kurzen Worten: „Religiös und doch ohne kirchlichen Beigeschmack; mit seinem Gemüth im ursprünglichen Christenthum wurzelnd, aber mit seiner Bildung im Griechenthum fußend; versöhnlich und milde, aber doch auch ein strenger Sittenwächter; dem männlichen Gemüthe vielleicht nicht eisenhaltig genug, aber von jeder weiblichen Sentimentalität frei."

Von „Schau um dich und Schau in dich" sagt das „Morgenblatt": „Die Form ist eine durchweg reine; über dem Inhalt aber, einer harmonischen Verschmelzung von sanfter Wehmuth, schmerzlichem Verzicht, gläubigem Emporweisen, liebevollem Theilnehmen an Leid und Lust der Creatur, nicht minder sanft zurechtweisender Belehrung liegt ein so schöner, weihevoller Hauch, daß ein solches Werk der wärmsten Aufnahme und nachhaltigsten Befürwortung gewiß sein durfte."

„Zu allen guten Stunden" sind poetische Productionen ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, den Stimmungen entsprechend, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

„Fester Grund" kann gewissermaßen als ein zweiter Theil zu „Schau um dich und Schau in dich" bezeichnet werden. „Fester Grund" heißen die Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntniß und durch Erkenntniß der stufenweisen Entwickelung des Ewigen und Höchsten im Menschen.

„Auf stillen Wegen" ist der bezeichnende Titel von Gemüthsklängen, die allen, welche die frühern Sammlungen liebgewonnen, gewiß ebenso willkommen sein werden.

„Unter dem Halbmond" wird den Freunden orientalischer Poesie hohen Genuß gewähren. Eine interessante Einleitung über die „Geschichte der osmanischen Poesie" geht den Gedichten voraus. Levin Schücking sagt von ihnen, daß sie „mit Recht einer Reihe orientalischer Perlen verglichen werden können, so anmuthig, schön und glänzend ist die Mehrzahl von ihnen".

„Die Psalmen der Heiligen Schrift" sind ein größeres poetisches Werk, das schon seines Gegenstandes wegen besondere Beachtung verdient: eine vollständige, dem Urtext treu sich anschließende Nachdichtung der Psalmen. „Wie vom Verfasser zu erwarten war", heißt es in der „Europa" darüber, „ist ihm der Ausdruck der Gottergebenheit und der Klage ebenso gelungen wie jener des heiligen Zorns gegen Gottes Feinde. Seine Umdichtung ist eine wahrhaft schöne poetische Gabe."

„Lerne, liebe, lebe" nannte Hammer die letzten seiner Liedergaben. Sie wurden des Dichters Schwanengesang. Noch einmal läßt er darin seine Muse die drei Hauptgebiete der Poesie, das altclassische, das orientalische und das christliche, durchstreifen, um die heimgebrachten Gedankenschätze in seiner eigenen melodischen Sprache dem deutschen Gemüthe zuzuführen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas.

Von **Alfred Freiherrn von Wolzogen**.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dem auf dem Gebiete der musikalischen Kritik wohlbekannten Verfasser dieser neuen Schrift über die Schröder-Devrient, Alfred Freiherrn von Wolzogen, lag eine Menge bisher unzugänglichen Materials vor, wodurch das Detail dieses Künstlerlebens in vielen Punkten berichtigt und aufgeklärt wird. Es gelang ihm dadurch, das an grellen Contrasten so reiche Bild der großen dramatischen Sängerin in historischer Treue der Nachwelt zu überliefern, damit aber zugleich für die neuere Geschichte der Oper überhaupt einen sehr werthvollen Beitrag darzubieten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 29. Januar 1863.

Naturseele, Menschheitseele und Weltseele.

Erster Artikel.

1. Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung, von Adolf Bastian. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1860. Gr. 8. 9 Thlr.
2. Blicke ins Triebleben der Seele. Psychologische Studien für angehende Pädagogen und Psychologen, wie auch für gebildete Väter und Freunde der Seelenkunde überhaupt. Von A. W. Grube. Leipzig, Brandstetter. 1861. 8. 1 Thlr.
3. Ueber die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. Von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Amelang. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Psychologie ist im Begriff, die Modewissenschaft der Gegenwart zu werden. Während das Feld der Metaphysik vermöge der Kant'schen Kritiken als durchforscht und durchmessen vorliegt, wirken für neue wissenschaftliche Abenteuer hier neue unentdeckte Länder und stellen eine zweifache Beute in Aussicht, für die speculative Wissenschaft eine Bereicherung und Erfrischung, für die Naturwissenschaft eine Erhebung und Vergeistigung. Daher denn auch alle Versuche, die Suche von frischen und immer neuen Seiten her anzufassen, auf diesem Gebiete fortwährend willkommen zu heißen sind.

Ein solcher Versuch ist Adolf Bastian's „Mensch in der Geschichte" (Nr. 1). Dieses dreibändige Werk ist zwar eine Wüstenei in mehr als einer Hinsicht zu nennen, aber eine interessante, brauchbare und dankenswerthe. Es gleicht einem Spaziergange in den Wäldern rohester Naturüppigkeit. Nicht die oberflächlichen Triebe physischen Pflanzenwachsthums, sondern die üppigern, stechendern, tiefergehenden psychischen Triebe der menschlichen Seele sind es, die wir hier uns von allen Seiten umwuchern sehen. Ein Callot oder Hoffmann könnte hier seine Phantasie mit den pikantesten Gestalten bereichern. Ebenso sehr verspricht dieses schubkarrenartig aufeinander geladene Material für zukünftige psychologische Bearbeiter desselben eine herrliche Ausbeute, von welcher hier auf den ersten Wurf noch das wenigste an den Tag kommt, theils wegen der dürftigen wissenschaftlichen Mittel des Verfassers zu einer Durcharbeitung desselben, theils weil sein ganzes Streben zu seinem Zwecke vorläufig in ein bloßes Sammeln aufgehen mußte, und man vielmehr erstaunen muß, wie ihm die Zusammenhäufung so immenser Massen von Notizen aus den entlegensten Völkern und Zeitaltern nur in einer so kurzen Zeit hat gelingen wollen. Denn er bemerkt in der Vorrede, daß er dieselbe erst am zweiten Jahrestage seiner Rückkehr von längern Reisen schreibe, welche im Jahre 1851 begannen und auf denen, fern von Europa und in langer Beschränkung vom sprachlichen Verkehr, die hier niedergelegten Ideen keimten, und zwar unter eigener lebendiger Anschauung der mannichfaltigen Verhältnisse, in welchen die Völker auf dem Erdball zusammenleben. In der Stille der Wüsten, auf einsamen Bergen, in Zügen über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reiften sie im Laufe der Jahre empor und schlossen sich in ein harmonisches Bild zusammen. Als Denkzeichen dieser Reisen hat der Verfasser bereits früher (1859) seinen Besuch in der Portugiesencolonie San-Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo in Westafrika, beschrieben.

Die auf solche Weise concipirte und mit einem achtungswerthen Sammlerfleiße bethätigte Idee einer empirisch-psychologischen Entwickelungsgeschichte des Menschengeistes unter allen Klimaten und Zonen ist eine glückliche zu nennen, und es kann an ihrer Fruchtbarkeit nichts ändern, daß sie hier zunächst unter allerlei unhaltbaren Zuthaten, besonders aber unter maßlos übertriebenen Ansprüchen auftritt. Dergleichen Auswüchse eines neugepflanzten und zuerst wild in die Höhe schießenden wissenschaftlichen Stammes pflegen später von selbst abzufallen, sobald die Triebkraft der consequenten Arbeit sich immer mehr die richtigen Wege und fahrbaren Gleise herausfindet, auf denen die besten Resultate zu erreichen sind. Die Idee einer solchen Menschheitgeschichte soll sich nämlich bethätigen in einer neuen empirisch-psychologischen Methode, durch welche das hier aufgehäufte Material, welches übrigens nach des Verfassers Versicherung noch nicht die Hälfte alles von ihm gesammelten ausmacht, in Zukunft bewältigt

und für eine Selbsterkenntniß des Menschengeistes nutzbar gemacht werden soll. Diese Methode wird als „Gedankenstatistik" bezeichnet, welche das organische Wachsthum des Menschengeistes in den gesetzmäßigen Umwandelungen seiner Producte umfassen soll, als eine Statistik, welche womöglich mit Zahlensäulen (von denen hier übrigens noch nichts zu Tage tritt) das großentheils noch ganz unexplorirte Terrain zu bewältigen suche, um auch die Denkgebäude des menschlichen Geistes nebst seinen Künsten, Sitten, Lastern und Tugenden in die Fesseln der Zahl zu schlagen, der Zahlen einer höhern Analysis, welche in ihren unendlichen Reihen jede Schranke von Raum und Zeit durchbreche (also einer Analysis im figürlichen Sinne). Denn ohne Zweifel quelle in diesen mit organischer Gesetzmäßigkeit sich vollführenden Werken des Menschenlebens ebenso wol und in noch viel höherm Grade die ewige Schöpferkraft des Alls, als in den im Momente des Anschießens erstarrten Krystallen, den zu Pflanzen emporsprossenden Zellen, den freibewegten Membranen der thierischen Gewebe nur irgend der Fall sei. Und folglich sei es ein den Menschengeist adelndes Bestreben, auch hier wie dort den tiefsten Organisationsgesetzen auf die Spur zu kommen. Alles Existirende müsse aus seinen Elementen, aus seinen kleinsten Theilchen verstanden werden; die Elemente im Geistesleben aber seien die Gedanken, welche die Psychologie nach ihren relativen Werthen zu sichten und abzuwägen habe. Zu diesem Behufe sollen die Gedankenschöpfungen der Völker zuerst einmal genau klassifizirt und geordnet werden, wobei der Verfasser aber unter Gedanken nicht blos speculative Ideen, sondern alle Producte psychischer Thätigkeit überhaupt versteht. Ein jedes dieser Producte soll einregistrirt werden, wie jede Species im System, und jede Abart jeder Species, damit aus der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen die Einheit des Bewußtseins über sie organisch, ohne Lücken und Sprünge emporwachsen könne. Auf diese Art werde — setzt er begeistert hinzu — dem menschlichen Bewußtsein der Morgen jenes frühen Schöpfungstags empordämmern, welchen das Bewußtsein überhaupt in den Gesetzen seines unendlichen Schaffens von Urbeginn lebe, den Gesetzen, die das Sein erhalten und es in jedem Augenblicke zum freien Werden gestalten; auf diese Art werde sich das trübe Meer der Zweifel, der wilde Sturm irdischen Hoffens und Sehnens in dem kosmischen Lichte des Wissens verklären.

Das weitschichtige Material ist hierbei dergestalt in drei Bände vertheilt, daß der erste den Menschengeist von der naturwissenschaftlichen, der zweite denselben von der mythologischen und der dritte von der politischen Seite auffaßt. Demnach erscheinen Psychologie, Mythologie und Politik als die drei großen Themata der Gedankenstatistik, und zwar so, daß die Psychologie in ihrer Stellung als Naturwissenschaft den eigentlichen Schlüssel zum Ganzen abgeben soll. Daher werden nun die rein psychologischen Themata im ersten Theile überaus stark, zum Theil gewaltsam auf die Seite der bloßen Physiologie herübergebogen, wie es der Vorsatz, überall von unten aufbauend und niemals von oben ableitend zu Werke zu gehen, eben mit sich brachte. So beginnt denn hier die Beschreibung mit dem Organismus der Natur und der Stellung des Nervensystems innerhalb derselben, mit der Entwickelung des Denkens aus dem Empfinden und Wahrnehmen, der Ideen des Guten und Bösen aus den sinnlichen Trieben, und geht fort zur Entfaltung des wissenschaftlichen Bewußtseins durch die Stufen der Erfindung von Maß und Zahl, dann von Sprache und Schrift mit ihren verschiedenen Alphabeten und Dialekten u. s. w. Dieser erste Band ist als die den Gesichtspunkt feststellende Einleitung für das ganze Werk zu betrachten.

Der zweite der Mythologie gewidmete Band ist der reichste an Material. Er beschäftigt sich mit den Geistesproducten, welche aus der Wechselwirkung des Menschengeistes mit der Natur entspringen. Aus der Anschauung der noch entfremdeten Natur erhebt sich der Fetischismus nebst dem ihm verwandten Augurium, die Beobachtung der Omina, die wilden Phantasiegestalten der Riesen, Werwölfe, Mittagsteufel und sonstigen märchenhaften Gebilde, welche sich in einem den Gesetzen des Denkens unterworfenen mythologischen Processe allmählich zu gebildetern Göttergestalten hinaufarbeiten. Auf den Affect des Schreckens vor der übergewaltigen Natur in den Religionen der Furcht folgt der Kampf mit der Natur, zuerst durch phantastische Zaubermittel, schwarze und weiße Magie, vermischt mit wirklichen Kunstgriffen und Beobachtungen, woraus sich allmählich eine Kastenwissenschaft und ein Collegium der Priester als der Naturmächtigen und Gottverbündeten im Menschengeschlechte entwickelt. So nehmen einerseits Künste und Handwerke ihren Anfang, andererseits wird auch der naturwüchsige Aberglaube durch allerlei traditionelle Symbole, Palladien, unnahbare Tempel, bezauberte Statuen, heilige Bücher, Opfergebräuche, Ordalien, wunderwirkende Bilder und Kreuze, magischen Elementencultus, Talismane u. s. w. unnatürlich verfestigt und in schwer erschütterbare Systeme gebracht. Den bei weitem wichtigsten Gesichtspunkt in dieser Entwickelung aber bildet die Ueberzeugung, welche der Mensch von der Fortdauer seiner Seele nach dem Tode gewinnt. Sie ist das Princip, welches die Kräfte des Menschen ins Ungeheuere steigert. Denn solange er sich in seinem Naturzustande blos als ein sterbliches Wesen betrachtet, wird er vor der Uebermacht der Natur als ein untergeordnetes Glied derselben verzagen; sein Muth im Kampfe mit derselben hingegen wird steigen in dem Maße, als er sich selbst für über die Natur erhaben und folglich auch derselben überlegen anzuschauen wagt. Daher bildet alles, was mit der Idee einer Fortdauer zusammenhängt, ein besonders wichtiges Stück priesterlicher Einrichtungen, wie die verschiedenen Stationen der umherwandernden Seelen, die verschiedenen Arten des Geschicks verstorbener Seelen, die Ceremonien der Todesstunde, die Trauergebräuche, Leichenzüge und Todtenbestattungen, die Libationen und Todtenmahle, Todtengerichte, Gespenstererscheinungen, Todtenbeschwörungen, Grabhügel, das wunderbare Verschwinden priesterlicher Männer, die Reliquienverehrung, das Nirwana, die Verehrung der Männer, welche bereits

innerhalb des irdischen Zustandes ins Unsterbliche verdrangen, die Incarnationen, Prophetien, Umgang mit Verstorbenen und höhern Geistern, Besessenheit durch gute und böse Geister, Exorcismen u. s. w.

Der dritte Band ist der wichtigste an Inhalt, obwol er minder reich als der zweite ausgestattet ist, und auch in manchen Partien ungebührlich tief in die Themata des zweiten Bandes zurückgreift, welche das Interesse des Verfassers nun einmal überwiegend in Anspruch genommen haben. Der Inhalt des dritten Bandes sind die Erzeugnisse, welche aus der Wechselwirkung der menschlichen Personen untereinander hervorgehen, die socialen und politischen. Hier beginnt die Ausübung der Gerechtigkeit in rohester Gestalt mit der Blutrache, das Culturleben aber mit dem Ackerbau in seiner ursprünglichen tiefen Verflechtung mit religiösen Mysterien von aller Art. Durch ihn wird das geregelte Eigenthum begründet, mit welchem sich die Begriffe des Erlaubten und Unerlaubten ausbilden. So unterscheiden sich bald Naturvölker von civilisirten, indem bei jenen die Blutrache fortfährt, während bei diesen das Gemeinwesen das allgemeine Richteramt übernimmt. Auf dieser Grundlage bilden sich dann weiter die Verhältnisse der Familien, der Altersklassen, Kasten und Stände, die Unverletzlichkeit und Sicherheit der Handelswege, die Auswanderungen und Ansiedelungen, die Colonien, das Gemeindewesen, das Verhältniß von Fürst und Regierung aus, und zwar alles dieses ursprünglich unter priesterlichem Einfluß, d. h. unter dem Einfluß und der Autorität der Wissenden und Gebildeten unter den Menschen. Erst mit dem Verfalle der ursprünglichen Bildungsklassen, mit der Verdrängung derselben durch neue Emporkömmlinge, mit dem dadurch erzeugten Wetteifer des reagirenden Alten gegen das siegreiche Neue und mit dem infolge hiervon eintretenden naturgesetzmäßigen Fortschreiten in Künsten, Wissenschaften und socialen Einrichtungen geht der Inhalt der Weltgeschichte an. Alles Frühere hat den Rang vorgeschichtlicher Naturereignisse.

Daß der Verfasser in seinen Materialiensammlungen ganz überwiegend das mythologische Thema ausgestattet hat, zeigt an, daß er mit besonderer Vorliebe den Aehnlichkeiten in den religiösen Vorstellungen der verschiedensten Völker und Bildungsstufen nachjagte, um daran zu untersuchen, nach welchen Gesetzen religiöse Vorstellungen nicht minder als politische Einrichtungen überall dort von selbst und von innen her hervortreten, wo die Bedingungen dieses Hervortretens gegeben sind. Und wenn man den engen und unzerreißlichen Zusammenhang bedenkt, in welchem die politischen Einrichtungen in ihrem Ursprunge mit religiösen Anschauungsweisen stehen, und auf welchen überall hingewiesen zu haben ein in die Augen springendes Verdienst dieser Sammlungen ist, so ist ein solches Ueberwiegen des religiösen Gesichtspunkts über den politischen beim ersten Entwurf eines solchen Werks wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen. Man fängt eben mit dem an, was am grellsten in die Augen springt. Auf der andern Seite aber ist es ebenso wenig zu bezweifeln, daß für eine weitere in Zukunft vorzunehmende Bearbeitung dieses Materials der politische Theil desselben einen leichtern und dankbarern Stoff bieten wird, indem Eigenthum, Familie u. s. w. viel faßlichere und leichter zu bewältigende Gegenstände sind, als Zustand nach dem Tode, Zusammenhang des Diesseits mit dem Jenseits, der Lebenden mit den Abgeschiedenen u. s. w. Nur ein vollkommener Freigeist könnte in Bezug auf solche Dinge ein leichtes Spiel zu haben glauben, wenn er nämlich in solchen unter allen Völkern und Klimaten naturgemäß aufkeimenden Glaubensformen nur hohle Träume über einen nicht existirenden Gegenstand erblickte, anstatt in ihnen die Geburt eines speculativen Gedankens von ewigem und unverlierbarem Inhalt in seinen verschiedenen Phasen zu verfolgen. Von solcher oberflächlichen Art ist jedoch in diesem Punkte das Verfahren des Verfassers keineswegs, obgleich sein Denken eine dem Idealismus abholde Richtung verfolgt. Er verlangt vielmehr dem Idealismus gegenüber nicht einen materialistischen, sondern einen psychologischen Realismus.

Uebrigens sind die Erklärungen des Verfassers über diesen Punkt nicht gerade von der deutlichsten Art. Wenn bisher die Versuche der „sogenannten“ Materialisten, neue Systeme anzubauen, verunglückt wären (so sagt er), wenn sie die hochgespannten Erwartungen des Publikums nicht zu befriedigen vermocht hätten und keine Antwort fanden auf jenes tiefe Sehnen der Menschenbrust, das in allen Zeiten und unter allen Völkern den irdischen Horizont umdämmere, so habe seiner Ansicht nach der Mangel in der Vernachlässigung der Psychologie gelegen, die sie noch nicht aus den Händen der dialektischen Speculation zu nehmen und als ein „ihnen angehöriges“ Gebiet zu reclamiren gewußt hätten. Sie seien fälschlich den Idealisten als Partei gegenübergetreten, anstatt auch deren Objecte in den Bereich naturwissenschaftlicher Forschung zu ziehen. Die wahre Wissenschaft kenne weder Materialismus noch Idealismus, da sie beide umfasse. Die Psychologie habe einzutreten als neues Glied in die Reihe der Naturwissenschaften, um eine Brücke zu schlagen von dem engen Kreise der Sinnlichkeit in das unendliche Reich der Ideen. Auch sei es eine sonderbare Verwirrung der Begriffe, wenn man die materialistische Tendenz der Naturwissenschaften fürchte. Die Naturwissenschaft sei weder materialistisch noch idealistisch, oder vielmehr in ihrer Ganzheit genommen, zu der die Psychologie den vollendenden Abschluß bilde, sei sie alles und jedes, habe das Reich des Geistes ebenso scharf und genau zu erforschen, als das des Körpers, ebenso scharf und genau, aber auch ebenso unparteiisch, ja sie würde sich gerade umgekehrt nur zu hüten haben, wegen der anziehendern und glänzendern Objecte des erstern es nicht mit allzu großer Vorliebe, dem letztern gegenüber, einseitig zu behandeln.

Aus diesen und ähnlichen Erklärungen des Verfassers geht wenigstens so viel hervor, daß er zu den entschiedenen Materialisten nicht gezählt sein will. Nur erinnern seine Worte hierüber durch ihre Unumwundenheit und Winkelzügigkeit wieder an den nun fast in Vergessenheit gekommenen Ton der alten Naturphilosophie zurück, von

dem man mit A. W. Schlegel sagen konnte: „Mir hat sich Traum und Wachen ganz verworren.“ Und es scheint ihm keineswegs darum zu thun gewesen zu sein, überall klaren Wein einzuschenken. Sein Stil ähnelt vielmehr einem trübe gärenden Most, von jugendlich erfrischendem Charakter, worin sich viele anmuthende neue Lebenskeime auf chaotische Art durcheinander winden. So wird es denn überaus schwer, von der Einheit des physischen und intellectuellen Wesens, wie er sie sich denkt, eine klare Vorstellung zu fassen.

Zwar fehlt es in diesen weitbauschigen, gewandreichen und prächtigen Ergüssen von nebelhaft poetischem Schwunge gar nicht an mancherlei schönen Lichtblicken, welche darauf deuten, daß hinter den „Fallthüren und maskirten Batterien“, von denen in der Vorrede gesprochen wird, eine Art von durchgreifendem Spinozismus versteckt liegen könne, welcher sich aus einer gewissen Scheu und Vorsicht nur erst in maskirter Gestalt zeige, um die blöden Augen eines im physikalischen und atomistischen Denken ganz verkommenen Zeitalters nicht auf einmal durch ein zu helles psychologisches Licht zu blenden. Kein Gedanke — so wird uns versichert — entsteht, um zu vergehen, vielmehr springt im Momente seiner Bildung das ewige Sein hervor, und das geschaffene Element tritt als solches aus dem ununterbrochenen Kreislaufe heraus. Und sowenig das reine Sein der Materie in ein Nichtsein umschlagen kann, ebenso wenig das des Geistes, indem in der Existenz des Gedankenelements selbst seine Ewigkeit involvirt ist. Daher denn die dahingeschwundenen Existenzmomente des Menschen, die im Wachsthum seiner Denkprocesse entwickelten und fortgebildeten Ideen, alle von dem ewigen, dem unzerreißbaren Bande eines elementaren Seins umschlungen werden. Nicht nur jeder Blick, der uns mit den Sternen verknüpft, jeder Athemzug, der die stets verjüngte Atmosphäre assimilirt, sichert uns das ewige Fortbestehen, sondern mehr noch, frei von allen planetarischen und kosmischen Schranken, die göttlichen Ideen, wodurch wir die Gesetze des Alls in uns reproduciren. Solche Behauptungen runden sich, wenn sie spinozisch verstanden werden, zu einem Bilde, in welchem uns die Wahl gelassen wird, ob wir den Geist als ein Sublimat der Materie, oder lieber die Materie als einen Niederschlag des Geistes betrachten wollen. Nicht als ein bloßes Phänomen an der Materie erscheint im letztern Falle der Geist, sondern als die von Ewigkeit in sich selbst bestehende Urkraft, welche an den „typischen Entwickelungsknoten“ der physischen Werdeprocesse, durch die Systeme der niedern Kräfte gelockt oder gereizt, im stufenförmigen Descendiren sich in die Erscheinung herabläßt, um als ein allergänzendes Complement dem Mangel und der Hülfsbedürftigkeit der niedern Stufen entgegenzukommen. So sind es die „typischen Entwickelungsknoten“, die aus dem unbestimmten Schimmer des Feuers den klaren Strahl hervorspringen lassen; die „typischen Entwickelungsknoten“, die in den dunkeln Wallungen der Mutterlauge aus der Wechselwirkung anorganischer Kräfte die Zelle constituiren; es sind die „typischen Entwickelungsknoten“, die aus den reflexiven Nervenschwingungen den freien Willen des sich selbst setzenden Ichs hervorheben.

Doch werden wir an solchem Standpunkte anderemale auch wieder irre gemacht, wenn wir z. B. zu lesen bekommen, daß für den Menschen absolute Wahrheiten, die zur Uebersicht einen Standpunkt außerhalb der Welt erfordern würden, keine existiren, wenn er sie nicht in dem bloßen Gesetze seiner „organischen Entwickelung“ erkenne; und dann wieder in Betreff dieser organischen Entwickelung, daß die „Kraft“ überhaupt ein secundär abgezogener Begriff sei, dessen Verwendung man in naturwissenschaftlichen Erklärungen möglichst zu vermeiden suchen müsse, solange solche noch auf die bloßen Schwingungen der kleinsten Theilchen zurückgeführt werden können. Wie reimt sich dieses wol mit jenen Grundsätzen vom ewigen Sein der Ideen, vom freien Willen des sich selbst setzenden Ichs und vom ewigen Unverlorensein einer jeden in den typischen Entwickelungsknoten hervorspringenden ewigen Kraftwirkung aus einer Naturkraft von höherer Ordnung? Mit völliger Deutlichkeit erblickt man hierbei nur eins, nämlich das Bestreben, den idealistischen Thatsachen der Psychologie Rechnung zu tragen, ohne es jedoch dabei mit den Anforderungen des Materialismus gänzlich verderben zu wollen. Der Verfasser erweist sich damit selbst einen schlechten Dienst. Er verhindert sich fortwährend an der Klarheit, durch welche seine Gedanken zu reinem Weine werden könnten, welche so nur immer ein trübe gärender Most bleiben. Die Psychologie kann nun einmal nicht zur bloßen Naturwissenschaft werden, obwol sie ebenso wol eine empirische Wissenschaft ist, als es die Naturwissenschaften sind. Der Verfasser meint zwar, und ohne Zweifel guten Glaubens, der empirischen Psychologie eine Ehre und einen Dienst zu erweisen, indem er sie in den Rang der Naturwissenschaften erhebt und dabei zur Regentin über alle übrigen philosophischen Disciplinen setzt. Keins von beiden geht an. Wollte die Psychologie die Philosophie beherrschen, so müßte sie alle Wahrheiten, welche der Erfahrung vorausgehen, aus der Erfahrung ableiten, was sich widerspricht. Das Festketten der empirischen Psychologie an die Physiologie schlösse zwar einen solchen Widerspruch nicht ein, übersähe aber ganz und gar den Unterschied, welcher besteht zwischen einer im äußern Sinne vorgehenden physiologischen und einer im innern Sinne vorgehenden psychologischen Beobachtung. Nicht der Psychologie geziemt es, an den Schwankungen und der Haltungslosigkeit einer in der Regel doch nur an Physik und Chemie verknechteten Physiologie sich zu betheiligen; wol aber geziemt es der Physiologie, von der Psychologie zu lernen, wie sich Vorstellungsbewegungen von locomotiven Schwingungen, psychische Triebe von physikalischen Kräften unterscheiden, und unter welchen Umständen und nach welchen Gesetzen die einen auf die andern zu wirken, die einen sich in die andern umzuwandeln, die einen sich gegen die andern auszulösen vermögen.

Es ist aber auch noch ein anderer Umstand, wodurch

der Verfasser sich den Weg versperrt, zu einem klaren Begriff von der Methode und Leistungsfähigkeit der empirischen Psychologie zu gelangen. Es ist der Wahn, daß die empirische Psychologie ihren soliden obwol engen Standpunkt individueller oder eigenpersönlicher Selbstbeobachtung verlassen und sich zu einem kosmischen Standpunkte universeller Beobachtung emporschwingen könne. Er fordert, daß die Psychologie nicht jene beschränkte Disciplin bleiben dürfe, welche mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, besonders der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung gelieferten Daten, sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränke. Zu größern Erfolgen könne allein eine Psychologie führen, welche zugleich „Psychologie der Gesellschaft, der Völker, der Menschheit" sei. In den bisher gemachten Versuchen sei vor allem ein bedenklicher Fehler gemacht worden. Man habe den Menschen als Mittelpunkt des Alls hingestellt. Aber das Verhältniß sei ein weit complicirteres, da der Mensch excentrisch in einem Winkel des Weltalls situirt sei und so von vornherein die verwickeltsten Formen bedürfe, um sich der einfachsten Proportion des Ichs zu seiner Umgebung bewußt zu werden, während die Mikrokosmiker leicht fertig waren, diese Proportion wie 1 : 2 oder wie + 1 : — 1 zu setzen. Daher finde der Mensch als ein „politisches Thier" nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, welcher kein höheres über sich kenne, sei für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrirender Bruchtheil figurire. Nun ist es zwar wahr, daß alle Geistesproducte und Institutionen in der Weltgeschichte nur durch ein sociales Wechselwirken der einzelnen Geister miteinander zu Stande kommen, und insofern nicht die Producte der einzelnen Geister als einzelner, sondern vielmehr die Werke eines in ihnen und durch sie als seine Organe sich bethätigenden Universalgeistes oder einer Gottheit sind. Aber nicht minder wahr ist es doch auch, daß wir die psychischen Functionen dieses Universalgeistes nirgend anderswo beobachten können als in dem einzigen unter allen diesen Millionen Organen, welches ein jeder unter uns sein eigenpersönliches und individuelles Ich nennt. Aus seiner eigenen Haut fahren kann nun einmal niemand. Nur allein das a priori unserer Begriffe und reinen Anschauungen hat allgemeine Geltung. Was wir hingegen durch empirische Selbstbeobachtung hinzugewinnen, erfahren wir immer nur zunächst in unserer individuellen Person und für dieselbe. Glauben wir in andern Personen als unserer eigenen psychologische Erfahrungen und Beobachtungen machen zu können, so irren wir. Die Seelen anderer Personen beobachten, kann nie etwas anderes heißen, als den Worten und Werken anderer unsere eigenen Selbstbeobachtungen unterlegen. Nur eine directe Beobachtung aber verdient überhaupt diesen Namen. Eine untergelegte ist nur zum Schein eine Beobachtung, in Wahrheit eine bloße Muthmaßung. Folglich bleibt die empirische Psychologie des Individuums die Psychologie der festen Beobachtung, die Psychologie der Menschheit die der Muthmaßung und Hypothese. Je mehr es der letztern gelingt, die Beobachtungen der erstern in ihrem Nutzen zu verwenden, desto solidere Resultate wird sie erzielen; je hochmüthiger und schwärmerischer sie hingegen in ihren überfliegenden Hypothesen sich von der scrupulösen Selbstbeobachtung und dem Hinabsteigen in das Bewußtsein der eigenen individuellen Person emancipirt, desto gewisser wird sie den Faden einer deutlichen und zuverlässigen Wissenschaft aus den Händen verlieren.

Was Bastian in seinem psychologischen Werke trotz dessen großer Fülle und Reichhaltigkeit ganz versäumt hat, die methodische Untersuchung der psychologischen Grundbegriffe vom Standpunkte individueller Erfahrung aus, finden wir wie zur willkommenen Ergänzung geleistet in A. W. Grube's „Blicken ins Triebleben der Seele" (Nr. 2). Auch Grube sucht zwar, ähnlich wie Bastian, die Psychologie möglichst nahe an die Naturwissenschaft zu knüpfen, aber ohne daß ihr Begriff zu einer Psychologie des Universums ausgedehnt und dadurch verwischt wird. Er wählt sich ein ganz specielles physiologisches Thema, den animalischen Trieb, behandelt dasselbe aber so, daß daran der mächtige Unterschied zwischen der Sphäre des äußern und der Sphäre des innern Sinns recht einleuchtend ins Auge fällt.

Das Triebleben bildet im menschlichen Wesen die Mittelregion zwischen Leib und Geist. Denn es reicht nach unten hin ebenso tief bis in die leiblichen Processe hinein, als nach oben hin die Thätigkeiten der Vernunft und des freien Willens sich von ihm durchdrungen zeigen. Man thut daher, wenn es um eine Beschreibung dieses Phänomens von der Naturseite zu thun ist, am besten, wenn man zuerst die Verwandtschaft mit dem leiblichen, hernach die mit dem geistigen Princip beleuchtet. Diesen Weg geht hier der Verfasser. Er faßt am Anfang den Trieb als organische, in der Mitte als psychologische, am Ende als moralische Erscheinung, und zeigt, daß im Triebe in allen drei Stellungen die Merkmale, wodurch er Trieb ist, immer dieselben bleiben, ihm daher nicht eine blos abgeleitete Existenz als Phänomen auf einer andern Grundlage zuzuerkennen ist, sondern eine grundwesentliche und eigenthümliche, als Grundkraft einer besondern Wesensordnung und für sich bestehendes Princip ursprünglicher Hervorbringungen.

Die Schwierigkeit im Begriffe des Triebes besteht darin, daß er zwar ein in der Physik wurzelnder Begriff ist, daß er aber dabei ein Moment in sich hat, welches in der Physik keinen Platz findet, das Moment der Zweckmäßigkeit. Der Trieb ist eine organisch vermittelte Bewegung, deren Zweck ihr Ziel ist, mit dessen Erreichung sie selber ihr Ende erreicht. Er ist ein in seinem Zwecke sich individualisirendes und in Erreichung desselben sich erfüllendes Streben. Er besteht in einem Gefühl des gestörten Lebens mit dem Bestreben das Gleichgewicht wiederherzustellen, wobei der Reiz zur Bewegung der einzelnen Organe oder des ganzen Organismus durch Empfindungen erfolgt, welche mit dem Gemeingefühl in

Gegensatz treten, sodaß es aufgeregt wird und nicht zur Ruhe kommt, als bis der Gegensatz ausgeglichen ist. Es muß also in dem beim Triebe vorhandenen Mechanismus das Gemeingefühl in seiner Beziehung auf die Empfindungsreize ein Moment sein, welches über die Agentien der Physik (Schwere, Licht, Wärme, Elektricität u. s. w.) hinausreicht. Und dieses Moment muß so weit in der Tiefe der Natur vorkommen, als noch Triebe vorkommen, also nicht allein im thierischen, sondern auch schon im pflanzlichen Organismus. Denn die Triebe desselben sind bereits den Trieben des Thierlebens analog.

Die Pflanze hat zwar nur erst eine zusammenziehbare (contractile) Masse, welcher aber schon die Reizbarkeit zukommt, wenn sie auch noch nicht, wie die mit Nerven begabten Thiere, den Reiz zur Empfindung zu erheben vermag. Mit Einbruch der Dunkelheit schlagen sich die Kleeblätter nach oben, die Sauerkleeblätter nach unten zusammen; die Blätter der Lupinen falten sich erst zusammen und legen sich dann aneinander. An der Basis des Blattstengels ist das sogenannte Gelenkpolster, aus weichem, saftigem Zellgewebe bestehend und fähig, sich auszudehnen und zusammenzuziehen. Die Sinnpflanze (Mimosa pudica) legt bei schwacher Erschütterung ihres Stengels oder auch bei dunkel bewölktem Himmel ihre gefiederten Blätter zusammen. Kitzelt man die Staubfäden des Sauerdorns, so schütten die Beutelchen ihren Staub aus. Bei der Türkenbundlilie (Lilium Martagon) nimmt das Pistill die Befruchtung der sechs Staubfäden der Reihe nach an, während die Staubkölbchen der Saxifraga tridactylites sich paarweise der Narbe nähern. Die sogenannten Schwarmsporen, die von gewissen Algen ausgetrieben werden, zeigen Bewegungen, Ausdehnungen und Zusammenziehungen, die sich von denen der mundlosen Infusorien nicht wesentlich unterscheiden. Ferner ist bei den einfachsten Thieren, den Infusorien, Polypen und Rhizopoden, die ganze Lebensthätigkeit ebenfalls noch einer und derselben nervenlosen Masse übertragen, welche Sarkode genannt wird und deren selbständige Zusammenziehbarkeit daher noch ganz auf der pflanzlichen Stufe steht.

Also bei der Pflanze ebenso wol als beim Thier zeigt sich der Trieb als diese Copula, dieses lebendige Band zwischen Reiz und Bewegung, das, je nachdem es stärker oder schwächer angezogen wird, auch die Bewegung beschleunigt oder verlangsamt, oder, wenn es zerrissen wird, sie gänzlich aufhebt und unmöglich macht. Nur durch eine solche Beschleunigung oder Verlangsamung der durch Reize sollicitirten Bewegungen von innen her wird die durchgreifende Zweckmäßigkeit möglich, womit der Trieb den Organismus sich selbst zum Werkzeug und Mittel bildet und hervorbringt. Denn da ohne ein solches Reguliren der durch Reize erweckbaren Bewegungen von innen her alles in unorganischen Processen verlaufen würde, so muß das Princip dieser Regulirung, welches wir den Trieb nennen, zugleich das Princip sein, welches sich selbst den Organismus zum Wohnhause erbaut. Wäre der zweckmäßig agirende Trieb nicht schon von vornherein in und mit der Organisation des Thiers gegeben, so würden keine äußern Reize die Bienen veranlassen, Zellen zu bauen, oder die Spinne nöthigen, sich ein Netz zu weben. Das Bienenvolk arbeitet seine Zellen aus, holt die nöthige Menge Honigsaft und Blumenstaub, ohne erst ordnungslose Experimente zu machen. Die jüngste Biene arbeitet mit der Fertigkeit und Sicherheit ihrer ältesten Schwester. Der Trieb kommt nicht als ein Zweites, Nachfolgendes zum Organ hinzu, sondern das Organ ist so gebildet, weil ein so und nicht anders bestimmter Trieb vorhanden war, weil die organische Natur das sich offenbarende Triebleben selber ist. Nicht das Organ, sondern der Trieb ist das Erste und Hervorbringende. Nicht das Auge und Ohr ist die letzte Ursache des Sehens und Hörens, sondern der im lebendigen Keim des Thiers wirkende Trieb, mit der leuchtenden und tönenden Welt in Berührung zu kommen.

Und da nun die höchste Steigerung und Vollendung der zweckmäßigen Wirksamkeit ohne Zweifel in der Vernunft stattfindet, so darf man die Vernunft ebenso wol als eine zum Bewußtsein gesteigerte Zweckthätigkeit definiren, als man in der bewußtlosen Zweckthätigkeit, welche wir den blinden Trieb nennen, eine gleichsam unbewußt gewordene oder zum bloßen regulirenden Werkmeister physikalischer Processe herabgesunkene Vernunft erblicken darf. Es kann am Ende nur die eine göttliche Vernunft sein, welche sowol die beseelte als die unbeseelte Welt durchdringt. Diese schöpferische Vernunft handelte vernünftig, lange bevor ein Menschengeist da war, um sie zu fassen; und unser vernünftiges Denken ist ein Nachdenken über das, was wir als Vernunftthatsachen in uns und um uns anschauen. Auch bilden selbst in der menschlichen Individualität die „unbewußten Vorstellungen" recht eigentlich den productiven Kern, den dämonischen Hintergrund seines bewußten Geisteslebens, und der Mensch kann nur das mit klarem Bewußtsein und mit freiem Willen erstreben, was er zuvor als unbewußten Trieb seiner Seele erfahren hat, wie er andererseits in seinem geistigen Leben und Streben erst dann fest und sicher wird, wenn er den selbstbewußten freien Willen wieder zur Unmittelbarkeit des Triebes zurückführt.

Weil die Vernunft das zum Bewußtsein hinaufgesteigerte Triebleben, der Trieb die im Unbewußten wirkende Vernunft ist, so geht hieraus das lebendige Ineinandergreifen höchster und niedrigster Kräfte hervor, welches ein charakteristisches Merkmal des Triebes ausmacht. Man darf den Trieb weder auf die physikalische noch auf die geistige Seite herüberzerren, sondern er ist als das gleichschwebende Mittel- und Verbindungsglied beider Seiten anzuerkennen. Die Menschenseele läßt sich nicht zerlegen in eine zur Hälfte thierische, zur andern Hälfte geistige, sondern alle Triebe greifen ineinander. Auch in den sinnlichen und thierischen Trieben des Menschen ist schon ein menschlich psychisches Moment mitgesetzt, wodurch sie sich von den Trieben des Thiers unterscheiden, indem sie fähig werden, in die Entwickelung des geistigen und sittlichen Lebens einzugehen. Dadurch daß der Nah-

rungs- und Geschlechtstrieb dem geistigen Leben dienen und ihm eine Unterlage bieten, nehmen sie selbst ein sittlich-menschliches Wesen an.

Die Stufenfolge, in welcher sich das Triebleben entwickelt, besteht daher auch nicht in schroffen Absprüngen, sondern in allmählichen Uebergängen vom Niedern ins Höhere. Je weiter nach unten, desto mehr ist der Trieb bloßer Instinct oder Neigung, welche sich das Object, worauf sie geht, noch nicht vorstellt, obgleich sich durch das Verhalten des Subjects bereits ein bestimmtes Verhältniß zur gegenständlichen Welt als ihm angeboren zu erkennen gibt. Was wir Naturell, Temperament, Rasse, Nationalität nennen, gibt solche angeborene Neigungen oder Instincte in Fülle zu erkennen. Dagegen wird der Trieb zur Begierde erst dann, wenn sich an die Lust der gehabten Befriedigung auch die Vorstellung des Objects anschließt, welches den Trieb zu befriedigen vermag. Die Begehrung oder Begierde ist der Trieb mit Bewußtsein seines Gegenstandes. Diesem Bewußtsein wesentlich ist das Gesetz, daß wir das Begehrte immer als angenehm, das Verabscheute immer als unangenehm empfinden, und folglich Unangenehmes als solches nie zu begehren, Angenehmes als solches nie zu verabscheuen vermögen: ein psychologisches Grundgesetz, welches auf S. 143 gegen die Einwände, welche Drobisch dagegen zu machen versucht hat, mit Klarheit vertheidigt wird. Erhebt sich ferner der Instinct in die Form der Begierde, indem die Begierde durch Gewohnheit ihrer Befriedigung zum eingewurzelten Instincte wird, so entsteht Leidenschaft, worin sich ein Trieb in der Art des Gemüths bemächtigt, daß er die übrigen entweder gewaltsam unterdrückt, oder, wofern sie ihm zur Befriedigung mithelfen können, zu seinem Dienste zwingt. Wie die Leidenschaft gewaltsam hervorbrechende und im Gemüth sich festsetzende Begierde ist, so ist der Affect gewaltsam hervorbrechende, momentan das ganze Gefühl verschlingende Empfindung.

Ueber die einzelnen Triebe und ihre Affecte und Leidenschaften erhebt sich zuletzt das selbstbewußte Ich, dessen Tiefe sich in der Ueberlegung des ruhigen Gemüthslebens erschließt, im Sturm der Leidenschaft aber verbirgt. Die Tiefe des menschlichen Wesens besteht darin, daß es sein eigenes Centrum, dieses „Sich selbst", nicht im gleichmäßigen Besitze hat, sondern sich mehr oder weniger erst zu erwerben bestrebt ist. Das Hingerissensein von Affect und Leidenschaft besteht darin, daß wir plötzlich aus unserm Centrum herausgerissen sind und das Band zwischen ihm und der Peripherie abgeschnitten ist, sodaß wir auf letzterer festsitzen. Schon der Eigensinn ist ein solches Hingerissensein, die Launenhaftigkeit nicht minder. Der Eigensinnige kann über eine bestimmte Richtung nicht hinwegkommen. Weit entfernt, sich selbst zu haben und zu behaupten, hat er sich als selbstbewußtes Ich verloren, ist der Ueberlegung unfähig geworden und wie durch einen Zauber in einem einzigen seiner Triebe so festgebannt, daß ihm die Rückkehr zu sich momentan unmöglich geworden ist. Der Launische ist so in eine Gefühlsrichtung verrannt, daß er die lebendige Wechselwirkung mit allen andern Gefühlen verloren, sich in seiner momentanen Stimmung wie in einem Netze gefangen hält. Sind so die Leidenschaften die Centrifugalkräfte, welche die Seele aus dem ruhigen Beharren im Gemüth zum Excentrischen fortreißen, so ist dagegen das Gemüth selbst die Centripetalkraft, welche den Mittelpunkt festhält. Das Gemüth ist der polare Gegensatz des Thuns, aber eben darum sein nothwendiges Correlat. Das, was die Menschheit innerlich ergreifen und umgestalten soll, muß aus dem Gemüth hervorgegangen sein, und was nicht das Gemüth der Menschheit durchdringt, geht spurlos vorüber. Denn die Sammlung im Gemüth ist kein bloßes passives Ruhen in sich, sondern vielmehr Selbstbeherrschung, Kraft zu widerstehen. Das Gemüth ist das stille Kämmerlein, wohin wir uns aus dem Getümmel des Lebens auf uns selber zurückziehen, vom Zwange der Gegenstände und ihrer Reize befreit wieder frei aufathmen, frohe Erlebnisse zurückrufen, uns in die schmerzlichen finden, indem wir das einzelne schmerzhafte Gefühl wieder in Verbindung bringen mit der Einheit aller Gefühle und darin die Differenz ausgleichen.

Auf diese Weise rundet sich Grube's Trieblehre ab zu einem klaren und übersichtlichen System. Was er mit Bastian gemein hat, ist die Absicht, Psychologie und Naturstudium in Einheit zu behandeln und allem erkünstelten Dualismus entgegenzuarbeiten. Was er vor ihm voraushat, ist die größere Klarheit in Erfassung der psychologischen Thatsachen. Das animalische Triebleben geht nach unten in die Physik, nach oben in das freie Bewußtsein über und schwebt zwischen diesen beiden Polen des Daseins als eine verbindende Mitte oder Indifferenz beider: dieses erkennt er klar, ohne das Mittelglied jedoch mit den Enden in eine trübe und chaotische Einheit zusammenfließen zu lassen. Vielmehr faßt er das Triebleben als ein Mittelglied von eigenthümlichem Charakter, welches von beiden Polen, zwischen denen es schwebt, sauber und genau abgetrennt werden muß, wie denn auch trotz seiner continuirlichen Uebergänge in ihm selbst wieder bestimmte Stufen unterschieden werden müssen. Das Dreieck wird mit dem Kreise darum noch nicht eins, weil es durch die unendliche Reihe der Polygone zuletzt in den Kreis übergeht.

Eine solche Klarheit der Begriffe erwirbt sich aber nur auf dem Felde der individuellen Psychologie als einer Wissenschaft der Beobachtung des eigenen Denkens, Empfindens und Wollens. Wer mit Ueberspringung dieser nothwendigen Vorarbeit sogleich in eine Psychologie der Völker, der Sitten, der Mythen hineintrachtet, kann niemals zu ihr gelangen. Dagegen stehen eben dann, wenn die Psychologie erst auf ihrem individuellen Boden fest gegründet sein wird, durch eine Anwendung der gewonnenen Resultate auf die universellen Phänomene der Weltgeschichte und des Universums die größten Erfolge in Aussicht. Denn wenn das Triebleben einerseits einen continuirlichen Uebergang hat in die allgemeine Vernunft, so wird auch auf mittelbare Weise die Geschichtswissenschaft über die Gesetze der Vernunftentwickelung in der

Menschheit von einer fortschreitenden Psychologie noch manche Aufklärungen empfangen können. Und wenn das Triebleben andererseits einen continuirlichen Uebergang hat in die materiellen Processe des Erdplaneten, so wird auch auf mittelbare Weise die Naturwissenschaft in Physiologie, Zoologie und Botanik von einer zukünftigen Psychologie noch manches zu lernen bekommen.

Mittlerweile ist der Menschengeist ungeduldig und das Warten wird ihm schwer. Stehen für die Zukunft Resultate in Aussicht, so möchte er sie lieber gleich anticipiren. Auch ist dieses Streben, innerhalb der gehörigen Schranken gehalten, von Nutzen, indem es den Forschungsgeist auch dann im steten Schwunge erhält, wenn er durch den kargen Ertrag geringer Errungenschaften in einer langsam fortschreitenden Wissenschaft, wie es die Psychologie ist, entmuthigt zu werden bedroht ist. Die lebhaften Bilder des vorschwebenden großen Ziels, an welchem der Forscher mit subjectiver Zuversicht hängen muß, wenn seine Arbeit nicht ermatten soll, werden ihm dann zu anspornenden regulativen Maximen seiner weiterschreitenden Thätigkeit.

Von diesem Gesichtspunkte ist Gustav Theodor Fechner's Buch „Ueber die Seelenfrage" (Nr. 3) zu verstehen und zu beurtheilen. Fechner hat mit kühnem und poetischem Griffel die Idee eines großartigen psychologischen Pantheismus von religiösem Charakter bereits in mehreren vielgelesenen Schriften entworfen, zuerst in seinem „Büchlein vom Leben nach dem Tode", zweitens in der „Nanna", drittens im „Zend-Avesta", viertens im Buche über den Mond, und tritt nun hier zum fünften male mit derselben Idee hervor, verspricht auch zugleich dabei, später noch zum sechsten und zum siebenten male mit ihr wieder zu erscheinen. Denn es ist sein Grundsatz, einen großen wissenschaftlichen Gedanken von animirender Natur, welcher bisher noch nicht so recht zünden wollte, weil er von den gewöhnlichen Vorstellungen zu weit abliegt, unaufhörlich aufs neue vor das Publikum zu bringen, ob er vielleicht dennoch hier und da zünden möge, und er thut es gewiß. Denn häufig kommt es bei neuen Gedanken von dieser Art nur darauf an, daß man sich allmählich an sie gewöhne, um sie nachher ganz von selbst nur desto mehr lieb zu gewinnen.

Die Fechner'sche Idee einer Weltseele beruht auf den beiden großen Postulaten, daß die Seele einerseits von Grund aus Selbstbewußtsein sei und andererseits ein selbständiges Wesen sei. Sobald man beide miteinander combinirt, sieht man daraus sofort die Hauptsätze seines Pantheismus entspringen. Er faßt beide in folgender Definition der Seele zusammen (S. 9):

> Unter Seele verstehe ich das einheitliche Wesen, was niemand als sich selbst erscheint, in uns wie anderwärts, wo immer ein solches vorkommt; sich selber hell, für jedes äußere Auge finster; zum mindesten sinnliche Empfindungen in sich verknüpfend, über welche nach Maßgabe, als die Seelenstufe höher steigt, das Bewußtsein höherer und höherer Beziehungen sich aufbaut.

Nun ist zwar das Selbstbewußtsein kein „Wesen", sondern ein Zustand unserer Person, welcher ihr im Wachen widerfährt, während des Schlafs aber, ohne daß sie dadurch Schaden nähme, wieder verloren geht. Das weiß natürlich der scharfsinnige Fechner so gut wie jedes Kind. Und auf dieser Spitze eben balancirt seine Idee. Die Seele, welche innerhalb der Erscheinung nicht Wesen, sondern Zustand ist, soll an sich selbst Wesen sein. Dieses kann sie aber nur dann sein, wenn sie zugleich höchstes Wesen ist, wenn die bewußten Zustände in der Welt nicht Zustände an der Materie und ebenso wenig Zustände an unbewußten Seelensubstanzen (Monaden), sondern selbst eine Theilnahme und ein Antheil an dem Wesen sind, welches auf selbständige und unvergängliche Weise Selbstbewußtsein ist. Folglich sind alle Seelen integrirende Theile einer selbstbewußten, ewig wachen Urseele oder Weltseele, Funken im göttlichen Feuermeer. Ihr Bewußtsein ist das Bewußtsein der Weltseele in ihnen. Ihr Ich ist ein Fenster, durch welches das überschwenglich helle Licht der großen Weltsonne in den trüben und dumpfen Kerker der isolirten Person einbricht. Ihre Vernunft ist der in das Fenster hineinleuchtende Strahl, ein Theil der allgegenwärtigen Helligkeit selbst. Ihr freier Wille ist die spontane Thätigkeit dieses Lichts, welches die Eigenschaft besitzt, überall, wo es wirkt, die Reize seiner Thätigkeit nicht von außen her, sondern ganz allein aus sich selbst und von innen her zu empfangen.

Der Fechner'sche Pantheismus hat vor dem vulgären Pantheismus einen großen religiösen Vorzug. Denn während die Weltseele des letztern eine schlafende ist, so verdient die des erstern vielmehr den Namen eines Weltgeistes, sofern wir unter Geist immer eine wache Seele und niemals eine schlafende verstehen. Einer schlafenden Weltseele ist der Name der Gottheit immer noch streitig zu machen, einer wachen nicht mehr. Und folglich ist der Pantheismus der wachen Weltseele so weit und so groß, daß auch selbst noch der ganze Theismus hinreichend mit Platz innerhalb seiner findet, um sich mit Behagen und nach aller Bequemlichkeit in ihm ausbreiten zu können.

Aber die Weite und Größe dieses Standpunktes reicht noch weiter. Auch der Materialismus hat in ihm Platz, insofern auch hier die ewige Materie für die Grundlage aller Dinge anerkannt wird. Sie ist der lebendige Leib, ohne welchen die Weltseele nicht zu bestehen vermöchte, der große und ewige Leib, welcher in den Gestirnen als seinen lebendigen Organen wächst und sich bewegt, wie unser eigener Leib in seinen Zellen, aus denen er zusammengesetzt ist. Nehmen wir hinzu, daß in unsern eigenen Leibern der Erdplanet seine Empfindungs- und Denkorgane an die Oberfläche treibt, so rundet sich diese Weltansicht einerseits zu einer Stufenfolge aus organischen Leibern, andererseits zu einer Stufenfolge aus Seelen ab, deren Organe diese Leiber sind. Wie sich die einzelnen Gedanken zur ganzen Menschenseele verhalten, so die einzelne Menschenseele zur ganzen Erdseele, so die einzelne Planetenseele zur ganzen Weltseele.

Von dieser Seite betrachtet ist dieser Pantheismus daher ebenso sehr Materialismus zu nennen. Eben wegen dieses unvertilglichen materialistischen Anstrichs, welchen die

Sache hat, wird sich der reine oder speculative Idealismus auch niemals mit ihr befreunden können. So entgeht Fechner ein Bundesgenosse, dessen Hinzutritt seiner Idee eine starke Autorität hinzufügen würde, auf welche er nun verzichten muß. Er ist scharfblickend genug, um zu sehen, daß zwischen seiner Idee und der Kant'schen Speculation eine unübersteigliche Kluft befestigt ist, während die geistigen Eroberungen dieser Speculation unermüdlich siegreich vorwärts schreiten, und er sucht sich gelassen in sein Schicksal zu fügen, so gut er kann.

Zwar besteht zwischen der idealistischen Seite seiner Weltansicht und dem Kant'schen Idealismus eine unverkennbare Verwandtschaft. Denn auch die Kant'schen Idealisten befestigen zwischen dem Weltgeist und den einzelnen Menschenseelen keine trennende Kluft, sondern halten den Weltgeist für die Thätigkeit der allgemeinen Vernunft, welche in allen Einzelseelen, soweit dieselben vernünftig sind, eben ihre Vernunft selbst ausmacht. Auch dem Idealisten ist die Einzelseele nur erkennend als ein integrirender Theil der Weltseele, welche in ihm erkennt. So weit die Einzelseele vom Bande des Allgemeinen abgetrennt wird, so weit hört ihr Bewußtsein auf. Auch dem Idealisten ist die Einzelseele nur so weit moralisch frei, als sie ein integrirender Theil der Weltseele ist, welcher vermöge seiner Isolation die Fähigkeit erlangt, dem Gesetze des Allgemeinen gemäß oder zuwiderzuhandeln. So weit die Einzelseele vom Bande des Allgemeinen abgetrennt wird, so weit hört ihre moralische Freiheit auf. Auch der Idealist legt dem Weltgeiste nicht einen bloßen Einzelwillen bei, sondern erkennt in ihm das allgemeine Gesetz der geistigen Existenz, innerhalb dessen die freien Einzelwillen in den sinnlichen Personen spielen mit der Freiheit, sich ihm zu- oder von ihm abzuwenden. In allen diesen Punkten ist Fechner mit den Idealisten einverstanden.

Der Unterschied liegt auf der materiellen Seite. Die Weltseele bedarf nach Fechner der ewigen Materie zu ihrer Unterstützung und Unterlage. Das bedeutet dem Idealisten gerade so viel, als wenn das Gebälk, woran die Glocke hängt, der Glocke zu seiner Unterlage bedürfte. Dem Idealisten ist das schlechthin Seiende das Gesetz und die Thätigkeit der Vernunft. Ihre Thätigkeit hängt an ihrem Gesetz. Denn ihre Thätigkeit ist die Beziehung ihres Gesetzes auf den Stoff der Erfahrung. Die Vernunft bedarf folglich dem Idealisten zu ihrer Existenz nichts weiter, als nur allein sich selbst. Sie wandelt frank und frei einher, gleichsam auf dem lebendigen Doppelfuße des theoretischen und praktischen Gesetzes. Fechner, als Physiker mehr an das empirische als speculative Denken gewöhnt und aus dem freischwebenden Gange Gefahr fürchtend, gibt ihr Krücken zu, woran sie hinken soll, nämlich die Krücken der Gestirne. Er bemerkt nicht, daß der Starke der Starken, den er gern stützen möchte, seiner Krücken nicht bedarf; daß die Krücken, weit entfernt, ihn zu tragen, nur an seinen Hüften baumeln und taumeln als lästige Zierathen.

Ein anderer Unterschied ist der folgende. Der Weltgeist oder die schlechthin allgemeine Thätigkeit der Vernunft ist dem Idealisten nur einer. Es kann daher für die verschiedenen Oerter im Weltall, wie die Gestirne, nicht besondere Geister dieser Art geben, sondern der Erdgeist als die in der Menschheit des Erdplaneten sich manifestirende Vernunft muß ohne allen denkbaren Unterschied völlig derselbe sein, als z. B. der Venusgeist oder die in den Denkorgonen des Venusplaneten denkende Vernunft. Hieraus zwei voneinander unterschiedene Gestirnseelen zu machen, wie Fechner thut, ist dem Idealisten durch sein Princip auf das strengste untersagt.

Diese völlige Ueberlästigkeit der Gestirne für die Existenz des Weltgeistes kann jedoch den Idealisten nicht hindern, den Anregungen, welche Fechner's Gestirnlehre in die Wissenschaft gebracht hat, ein eigenthümliches Verdienst zuzuerkennen. Fechner hat durch diese Anregungen zu allererst ein Mysterium unsers Lebens berührt, an welchem bisher der Idealismus unachtsam und mit abgewandten Blicken vorbeigegangen ist, welchem er aber, seitdem der Punkt einmal ist zur Sprache gebracht worden, sein Nachdenken nicht fortwährend wird entziehen können. Es ist dies ein Punkt, welcher mit dem von Grube so glücklich discutirten Verhältniß von Triebleben und Vernunft aufs genaueste zusammenhängt und auf folgenden Gedankengang hinausläuft.

Die Vernunft ist nur eine, das Triebleben hingegen ein mannichfaltiges. Die dunkeln Triebe gehören dem Einzelwesen, die Vernunft dem Allgemeinen. Als unbewußtes Triebleben ist die Seele abgetrennte Monade, als bewußte Vernunft hingegen eine Function des Weltgeistes. Die Einzelseele gehört dem Planeten, die Vernunft dem Weltall. Bildet nun das Triebleben, wie Grube nachweist, nicht ein bloßes physikalisches Phänomen, sondern eine eigenthümliche Wesenstufe von unbewußter Natur, welche zwischen der Physik einerseits und dem Bewußtsein andererseits in der Mitte schwebt, so bildet das auf dem Planeten entwickelte Seelenleben, soweit es ein unbewußtes ist, ein von ihm nicht abtrennbares und folglich ganz mit zu ihm gehöriges Wesen von seelenhafter Natur, oder eine Gestirnseele. Wie nun soll sich diese einzelne und isolirte Gestirnseele zum allgemeinen Weltgeist verhalten? Doch wol wie das Triebleben zur denkenden Vernunft, oder wie der schlafende Theil unserer Seele zum wachen Theile derselben. Wir werden also das Phänomen des Erwachens und Einschlafens genauer studiren müssen, als es bisher geschehen ist, wenn hier tiefer eingedrungen werden soll. Denn unser Aufwachen hebt uns alle Morgen ebenso sehr aufs neue in den moralischen Proceß und in die moralische Weltordnung des allgemeinen und einen Weltgeistes empor, als unser Einschlafen uns alle Abend aufs neue in den isolirten Abort der speciellen und unbewußten Gestirnseele gleichwie in ein Gefängniß zurückbannt.

Wie sich aber ein solches Verhältniß genauer gestalten dürfte, das ist nach den Ergebnissen der heutigen Speculation noch ein tiefes Mysterium, und es ist daher höchst dankenswerth, daß Fechner auf diese grabestiefe Lücke in unserer Wissenschaft unermüdlich mit dem Finger deutet. Obschon der Idealist auf das wissenschaftliche Angebot seines

„Zend-Avesta" aus den angegebenen Gründen nicht eingehen kann, so kann er doch die Frage nach dem Verhältniß der vielen unbewußten Gestirnseelen zum einen bewußten Universalgeiste keineswegs ablehnen: eine Frage, deren Hervorhebung sehr geeignet ist, den erwachten Eifer in der empirischen Psychologie immer mehr anzuspornen und zugleich das häufig schief gefaßte Verhältniß der empirischen Psychologie zur Speculation in die richtige Lage zu rücken. Die Psychologie faßt dieses Verhältniß am richtigsten, wenn sie es sich denkt als das Verhältniß des Trieblebens zur Vernunft oder der Erde zum Weltall. Weitet die Speculation kühn den Blick über die engen Schranken unsers Planeten hinaus bis in die allgemeinsten kosmischen Beziehungen hinein:

> Wo alles sich zum Ganzen webt,
> Eins in dem andern wirkt und lebt,
> Wo Himmelskräfte auf- und niedersteigen
> Und sich die goldnen Eimer reichen —

so steigt die Psychologie in das unbewußte Triebleben und seine trübe Sinnenglut wie in ein Bergwerk des einzelnen Gestirns:

> Du Geist der Erde bist mir näher;
> Schon fühl' ich meine Sinnen höher,
> Schon glüh' ich wie von neuem Wein.

Dabei würde dann auch innerhalb der über die Erdseele anzustellenden Hypothesen die nähere Beschaffenheit der Pflanzenseele ein hauptsächliches und wichtiges Thema bilden, in Beziehung dessen Fechner in seiner „Nanna" ebenfalls vorgearbeitet hat, freilich wieder so, daß man schwer damit zufrieden sein kann. Es wird deswegen wol am Orte sein, hierüber noch einiges Nähere zu bemerken.

Fechner schreibt sowol den Pflanzen als den Thieren nicht nur Seele zu, sondern auch Bewußtsein. Denn beides hält er zufolge der angegebenen Definition für unzertrennlich. Aber gerade die nähere Beschaffenheit des Trieblebens in den Pflanzen, sowie auch in den gehirnlosen Thieren, ist geeignet, uns an dieser von Fechner geglaubten Unzertrennlichkeit auf das stärkste irre zu machen. Verstehen wir unter Seele das Triebleben überhaupt im Gegensatz zu den blos physikalischen Processen, so sind die Pflanzen ohne Zweifel beseelte Wesen. Denn sie werden geboren und sterben, sie nehmen Nahrung und assimiliren dieselbe, sie wachsen und pflanzen sich fort, sie haben eine von innen regulirte Reizbarkeit gegen Eindrücke. Dagegen zeigen sie von Bewußtsein oder eigener Wahrnehmung dessen, was sie thun und leiden, ebenso wenig Spuren als die gehirnlosen Thiere. Diese Thiere verrichten alles, was sie thun, ohne selbst das mindeste von dem zu wissen, was sie thun. Eben darum verrichten sie alles mit so großer Sicherheit, weil sie über nichts im Stande sind, sich eines andern zu besinnen. Sie besinnen sich über nichts, sie erfahren nichts, sie lernen nichts, sie merken sich nichts Neues, sie nehmen daher auch nichts von allem wahr, was ihnen begegnet. Denn worauf man nicht merkt, das nimmt man auch nicht wahr, das bleibt auch nicht im Gedächtniß. Daher machte bereits Aristoteles den wichtigen Unterschied zwischen Thieren mit Gedächtniß und ohne Gedächtniß. Es ist der Unterschied von Thieren mit Wahrnehmung und ohne Wahrnehmung. Unsere eigene Seele verrichtet viele Triebfunctionen ohne Wahrnehmung derselben, wie das Wachsen und das Verdauen, andere abwechselnd, sodaß bald eine Wahrnehmung derselben eintritt, bald wieder entschwindet, wie beim Athmen oder beim Schlingen.

Allerdings läßt sich hierauf immer noch mit Fechner erwidern: Zwar assimilirst und wächst du selbst ohne Bewußtsein. Woher weißt du denn aber, ob es die Pflanzen nicht mit Bewußtsein thun? Zwar machst du selbst instincthafte Bewegungen häufig wider Willen und ohne Bewußtsein. Woher weißt du denn aber, ob die Ameisen die Bewegungen ihrer Instincte nicht mit Willen und Bewußtsein verrichten?

Wir glauben, daß in diesem Betreff die Natur uns einen Leitfaden an die Hand gibt, welcher uns sicher führt, wenn wir ihn recht zu benutzen verstehen. Der Leitfaden besteht im Gesetze unserer Angewöhnungen. Sobald wir uns in irgendeine Fertigkeit oder Geschicklichkeit dergestalt hineingewöhnt haben, daß sie uns gar keine Mühe mehr macht, so zieht sich das Bewußtsein oder die Wahrnehmung in demselben Grade aus ihr immer mehr zurück, tritt aber in dem Grade aufs neue in sie ein, in welchem vorkommendenfalls die Bewegung ohne Zuhülfenahme eines besondern Aufmerkens sich nicht vollständig vollziehen kann. Einen gewohnten Weg legen wir so lange ohne Wahrnehmung dessen, was wir thun, zurück, bis ein Stein, an den wir stoßen, bewirkt, daß wir uns der zu machenden Schritte bewußt werden, damit wir über die holperige Stelle ohne erneuerten Anstoß hinweggelangen. Wir athmen insgemein ohne Bewußtsein fort, bis eine beklommene Luft oder ein Uebelgeruch uns das Athmen in die Wahrnehmung bringt, damit wir das Fenster öffnen oder uns ins Freie begeben. Und so läßt sich in allen Fällen unsers eigenen Lebens verfolgen, daß in den Processen des Vorstellens wie des Begehrens das Bewußtsein oder die Wahrnehmung jedesmal nur so weit zum Vorschein kommt, als seine Anwesenheit zur Verrichtung derselben nöthig ist, soweit sie nicht mehr nöthig ist, entweicht. Sollte nun wol in solchen Triebprocessen, in denen das Bewußtsein zu ihrer vollständigen Vollziehung nie und nirgends nöthig ist, dasselbe jemals zum Vorschein kommen können?

Nehmen wir also auch gern mit Fechner eine bewußte Weltseele an, so haben wir doch darum noch gar nicht nöthig, mit dem Lichte ihres Bewußtseins alle Ecken und Winkel des Weltalls dermaßen zu erfüllen, daß wir uns zuletzt vor lauter Glanz sowenig zu lassen wissen, wie König Midas vor lauter Gold. Im Gegentheil möchte das die Gemüther vieler, die uns sonst wol geneigt wären, scheu und abspenstig machen. Sondern wir werden weit besser thun und weit sinniger handeln, wenn wir das Bewußtsein der Weltseele nach demselben Gesetze in die unbewußten Triebprocesse der einzelnen dunkeln Gestirnseelen eindringen lassen, nach welchem in unserer eigenen Seele das Bewußtsein ins unbewußte Triebleben eindringt. Nur soweit das Bewußtsein unumgänglich nöthig ist

und ohne dasselbe die Processe stocken und in die Irre gehen würden, werden wir mit Grund bewußte Seelen annehmen dürfen. Soweit hingegen Bewußtsein nicht nöthig ist und die psychologischen Processe auch ohne Wahrnehmung und Aufmerken vollziehbar sind, werden wir unbewußte Seelen anzunehmen haben, in Thieren und Pflanzen, Ländern und Meeren, Sonnen und Erden.

Karl Fortlage.

Humoristische und pseudohumoristische Literatur.

Wir haben bei verschiedenen sich dazu bietenden Anlässen in d. Bl. wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß zwar das Publikum seinen „Kladderadatsch" und seine „Fliegenden Blätter" gern liest, von der „Jobsiade" Auflage auf Auflage kauft und der berliner und wiener Posse auf der Bühne mit nur zu großer Nachgiebigkeit entgegenkommt, daß dagegen die Kritik und die Literaturgeschichtschreibung sich gegen die komische und humoristische Literatur beharrlich stillschweigend oder ablehnend verhalten. Manche derselben behandeln unsere ältern Humoristen mit einem pedantischen Ernste, als ob diese die grämlichsten Leute gewesen wären, vom Volkshumor wissen sie nichts, und die Erzeugnisse des modernen Humors ignoriren sie so gut wie gänzlich, während sie Producte ernster Gattung, die zum Theil nicht im mindesten werthvoller sind, in Masse aufführen. Unter den Geschichtschreibern der modernen Literatur hat unsers Wissens nur Rudolf Gottschall in dem betreffenden Werk der mitzeitigen Humoristik ein besonderes Kapitel gewidmet, das aber aus Mangel an Vorarbeiten so ziemlich auch das ungenügendste des ganzen Buchs sein mag. Manche gehen sogar soweit, dem deutschen Volke überhaupt alle ursprüngliche Anlage zur Komik abzusprechen, und doch haben wir die Schwänke Tyll Eulenspiegel's, die köstliche Geschichte vom Reineke Fuchs, welche, als Goethe sie bearbeitete, Herder in einem Briefe an Gleim das größte Epos aller Zeiten und Nationen seit Homer zu nennen verwegen genug war, die Abenteuer des Barons Münchhausen, welche sogar der ernste Varnhagen das Lieblingsbuch seiner Jugend und ein „Meisterstück deutscher Satire" nannte, kurz so viele in aller Welt typisch gewordene komische Schöpfungen, daß Carlyle 1827 in dem „Edinburgh review" behauptete, vier Fünftel alles dessen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert an komischer und humoristischer Literatur besessen, habe es Deutschland zu danken gehabt. Johann Fischart, Georg Rollenhagen, Andreas Gryphius, der oder die Verfasser der Schildburgereien, Abraham a Sancta Clara, bei dessen Humor selbst Schiller in seiner Kapuzinerrede Anleihen machte und den wir für einen der originellsten Humoristen aller Zeiten zu halten uns erlauben, der geistvolle Lichtenberg, dem die „Revue de Paris" noch vor ihrem Erlöschen einen längern Artikel voll größter Anerkennung widmete, Rabener, Hippel, Thümmel, Matthias Claudius, Justus Möser, der sogar die unveräußerlichen Rechte des Harlekin in Schutz nahm, Wieland, der Verfasser der „Abderiten", Kotzebue, der Verfasser der gleichfalls typisch gewordenen „Kleinstädter", Kortüm, der Verfasser der nun bereits in zehnter Auflage erschienenen „Jobsiade", Goethe, dessen Humor sich in seinen Puppenspielen bis zum äußersten Muthwillen verstieg, Jean Paul, Tieck, Hoffmann, der Verfasser des „Kater Murr", sie alle waren Deutsche — und doch sollen wir keine komische Literatur besessen haben, über die in unsern Literaturgeschichten zu sprechen sich verlohnt!

Sind wir inzwischen zu alt und dadurch zu grämlich und hypochondrisch geworden, um uns noch den heitern Spielen der komischen Muse mit Anstand überlassen zu dürfen? Oder haben diejenigen recht, welche behaupten, unsere Zeit sei zu ernst und mit zu wichtigen Aufgaben erfüllt, als daß die komische Literatur, etwa mit Ausnahme des politischen Stachelwitzes im berliner Geschmack des „Kladderadatsch", in unsern Tagen angebaut werden dürfe? Als ob es in der Entwickelung der europäischen Culturvölker je eine Periode gegeben hätte, die blos spaßhaft gewesen wäre und nicht ihre eigenthümlich wichtigen Aufgaben zu erfüllen gehabt hätte! Gab es doch gar keine ernstere Zeit als die der Reformation, und doch stand während derselben neben dem Kirchenliede eigentlich nur die komische Literatur in Blüte! Und als ob es nicht in der socialen, politischen, kirchlichen und sittlichen Welt eine Menge von Schäden, Mängeln, Gebrechen und Krankheiten gäbe, denen zum Zweck der Bloßlegung und Besserung nur oder doch am wirksamsten vermittelst der komischen und satirischen Darstellung beizukommen ist! Auch wir verwerfen den bloßen Spaß um des Spaßes willen, die frivole Tändelei, die sich abhetzende Witz- und Wortspieljägerei, das Einkleiden nichtssagender Anekdoten in flache Verse und Reime, oder wir erkennen wenigstens diesen Spiel- und Abarten des Komischen keinen literarischen Werth zu. Irgendeinen ernsthaften Hintergrund oder Hintergedanken muß jedes komische Product haben, das auf dauernden Werth und auf literarische Bedeutung Anspruch machen will. Freilich ist es das Los manches uneigennützigen und sonst verdienstvollen Satirikers, mit den Zuständen vergessen zu werden, zu deren Beseitigung er das Seinige beitrug. Rabener hatte für seine Zeit gewiß eine große Bedeutung, die selbst Goethe wohl zu würdigen wußte. Jetzt findet man ihn ungenießbar. Und doch haben wir Grund ihm gar sehr dankbar zu sein; denn wenigstens gegen das Steifzopfige des damaligen Gelehrtenthums, gegen die bornirte und brutale Arroganz nichtswissender, gefräßiger, üppiger, hochnäsiger und hohlköpfiger Landjunker, gegen die devote Bedientenhaftigkeit der damaligen Hauslehrer oder Candidaten, die sich für wenige Groschen Fußtritte, Mishandlungen und Zumuthungen der gröbsten Art gefallen ließen, gegen die Bereitwilligkeit der Gouvernantinnen, sich auch zu andern Dienstleistungen herzugeben u. s. w., führte er eine gute oder doch zu seiner Zeit wirksame Klinge, und wenn es in diesen Regionen besser, wenn auch noch nicht zum allerbesten geworden ist, so verdanken wir gerade in dieser Hinsicht vielleicht dem alten Rabener mehr als allem Odenpomp Klopstock's und allem Idealismus Schiller's und Goethe's.

Rabener, dessen „Satirische Briefe" in einer Menge von Auflagen und Nachdrücken in Deutschland verbreitet

waren und kaum in einer gebildeten Familie fehlen durften, war seinerzeit ein auch von der Kritik und allen Literaturbeflissenen hochgefeierter Autor, der neben den besten und ernsthaftesten Schriftstellern genannt und sogar, was er keineswegs verdient, den Dichtern beigezählt wurde. Heutzutage würde selbst ein geistvollerer, weniger zahme und einer glänzendern Prosa mächtige Satiriker niemals zu dieser Ehre gelangen. Heine's Popularität stützte sich nicht blos auf seine Satire, und viele, die für seine mehr sentimentalen Lieder schwärmten, verabscheuten ihn als Satiriker und Spaßmacher; sie beklatschten seine Adagios und Andantes, pfiffen aber seine übermuthwilligen und allzu persönlichen Scherzandos aus. Es hat sich in der That in der Kritik und vermittelst dieser bei einem großen Theile des sogenannten gebildeten Publikums die Ansicht festgesetzt, daß witzige und humoristische Producte durchaus keinen literarischen Marktwerth haben. Daß bei solchen Anschauungen Aristophanische Komödien und Cervantes'sche und Smollet'sche Romane für den Augenblick in Deutschland nur schwer gedeihen können, ist klar. Die humoristischen Talente verlieren das Vertrauen auf sich, sie verlieren den Muth, sich an umfangreiche Compositionen zu wagen, und so haben wir seit einer Reihe von Jahren auf diesem Gebiete fast nur kleine Piècen zu registriren gehabt, wie die meisten derjenigen sind, welche wir heute besprechen wollen und unter denen sich noch dazu einige von sehr zweifelhaftem, pseudohumoristischem Charakter befinden. Nur einer dieser Verfasser hat sich sogar an einen dreibändigen Roman gewagt.

---

1. Moderne Vagabunden. Humbug-Reise eines Abenteurers. Seitenstück zu K. von Holtei's Vagabunden. Mit Titelzeichnung. Berlin, Lassar. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Die Schnurranten. Vom Schalksnarren Udo. Mainz. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.
3. Das Manneken P..s von Brüssel. Humoreske von A. von Winterfeld. Zweite Auflage. Berlin, Gerschel. 1863. Gr. 16. 15 Ngr.
4. Frisch gesungen! Ein Sängerbrevier in heitern Liedern für Deutschlands Liedertafeln von Ludwig Bauer. Berlin, Riegel. 1861. 16. 10 Ngr.
5. Narr und Sänger. Scene von Wilhelm von Ising. Neu bearbeitet und für die Bühne eingerichtet. Mit Ouvertüre von Henry Tivendell. Kassel, Freyschmidt. 1862. 16. 7½ Ngr.
6. Fliegenschwämme. Humoristisch-satirische, politische und unpolitische Ein- und Ausfälle des J. U. Dr. August Lifawetz. Prag, Dominicus. 1862. 8. 24 Ngr.
7. Herkules Schwach. Humoristischer Roman von August Silberstein. Drei Bände. München, Fleischmann. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Als Verfasser der Schrift „Moderne Vagabunden" (Nr. 1) ist öffentlich Emil Vacano genannt worden, derselbe Schauspieler, dessen Roman „Mysterien des Welt- und Bühnenlebens" zu den skandalösesten und obscönsten Machwerken neuester Zeit gehören soll. Man schildert ihn uns brieflich als einen ganz originellen Menschen, der, im Widerspruch mit seinen Schriften und Grundsätzen, im Umgange schüchtern, fast blöde und zurückhaltend sei; er sei sehr belesen, spreche englisch, französisch, spanisch und italienisch und nehme seine Stoffe vorzugsweise aus Criminalzeitungen. Er sei wenige Jahre über 20 alt, werde aber von allen für viel älter gehalten. Ueber Wien, Brünn, Prag, Lemberg und Czernowitz sei derselbe nicht hinausgekommen u. s. w. Der Verfasser vorliegender Erzählung gibt selbst (S. 192) an, daß er sein Werkchen unter dem „grauen Himmel Oesterreichs" schreibe; er hat es bei dem berliner „Theaterbuchhändler" Bloch verlegt; der Inhalt verräth überhaupt große Vertrautheit mit den europäischen Bühnen und Bühnengrößen, große Belesenheit, viel moderne Sprachkenntniß; Criminalzeitungen und Skandal- und Theaterblätter scheinen weidlich benutzt zu sein und an cynischer Frivolität und Indiscretion fehlt es auch nicht. Somit läßt alles allerdings auf die Autorschaft Vacano's, dieses noch sehr jungen aber welterfahrenen Menschen schließen, der mit einer sehr ausgiebigen, sich aber vorzugsweise im Gebiete widriger Vorstellungen bewegenden Phantasie begabt ist. Wäre er nicht der Verfasser, so müßte er noch igendeinen seiner würdigen Doppelgänger haben.

Der Verfasser beschäftigt sich in seinem Buche mit den verschiedenen Arten des modernen Humbug; denn auch die antike Welt kannte ihn schon zu den Zeiten ihres Untergangs. Nero, als er seine närrische Künstler- und Virtuosenfahrt durch Griechenland anstellte, und jener andere römische Kaiser, welcher Trophäen und Gefangene ankaufte, um damit einen Triumphzug halten und dem römischen Volk Schlachten und Siege vorgaukeln zu können, die er nie gewonnen hatte, gehörten zu den größten Humbugisten aller Zeiten und Nationen. Der Humbug erscheint zumeist nur in Zeiten des Niedergangs eines Volks, wenn es von der alten Vätersitte abgefallen ist, wenn Selbst- und Gewinnsucht, Wohlleben, Luxus, Frivolität, Schamlosigkeit und ungemessene Eitelkeit es verderbt haben. Man kennt ihn und bedient sich seiner, wie man weiß, auch in Europa, wo er leider gleichfalls schon die Heerstraßen des öffentlichen Verkehrs unsicher macht, nicht blos auf dem Gebiete des praktischen Geschäfts, sondern bereits auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens. Im größten Stile wird er aber in jenen sogenannten Vereinigten Staaten getrieben, welche Nikolaus Lenau nach seiner Rückkehr von dort mit Entrüstung und Abscheu nur die „verschweinten Staaten" zu nennen pflegte. Am höchsten gipfelte sich wol dieser Humbug gegenwärtig in der Secession der Südstaaten, in dem mörderischen Kriege, in welchem sich die beiderseitigen Armeen immer wie Fangbälle hin- und herwerfen und gegeneinander abprallen, ohne wesentlich weiter zu kommen, in den Recht und Freiheit schnaubenden Proclamationen der beiderseitigen Präsidenten, die sich in der That bereits die Stellung von Dictatoren und Autokraten erhumbugt zu haben scheinen, in der Creirung von eitlen Advocaten zu Feldobersten und Generalen und von bankrotten Bierwirthen und vacirenden Schauspielern zu Feldkaplanen oder „Feldpfaffen" u. s. w. Schade nur, daß dieser grandiose aber faule Humbug so viel Thränen, so viel Gut und Blut kostet, so viel wahre Calamität, die kein Humbug ist, über die ganze Welt verbreitet und zuletzt vielleicht, wie fast zu fürchten ist, die ganze Republik durch eine noch ungeahnte ungeheuere Katastrophe in die Luft gehen lassen wird. Nach diesem erwählten Lande des Humbug, des Snobismus, des Puffs, des Schwindels, des Rowdy- und Loaferismus hat denn auch der Verfasser den Hauptschauplatz seiner Erzählung verlegt.

Leider ist das Buch selbst ein Humbug, und zwar nach allen Richtungen hin. Schon das bunte Aushängeschild, die Titelzeichnung, bezeichnet es fälschlich als ein Seitenstück zu K. von Holtei's „Vagabunden", wiewol es in seiner Tendenz, seiner Structur, seiner Schreibweise mit dem zwar bisweilen etwas frivolen, aber im ganzen charmanten, naiven und unterhaltenden Buche Holtei's durchaus nichts Verwandtes hat, ausgenommen daß in beiden Büchern Vagabunden und Abenteurer auftreten. Im Vorbeigehen möchten wir hier nur fragen, woher es doch kommt, daß das deutsche Publikum an Gauklern und Meßvagabunden so viel Interesse zu nehmen scheint, um ganze Romane verdauen zu können, welche sich mit dem wüsten und gehaltlosen Treiben dieses mit abenteuerlichen Flittern aufgeputzten zigeunerhaften Völkchens beschäftigen. Dem gebildeten englischen Publikum dürfte kein Autor dergleichen zumuthen.

Der Verfasser läßt in einer Art Memoirenform den Gaukler Speranza Orbeliani seine Fahrten und Abenteuer beschreiben, die er allein oder in Verbindung mit dem Wunderspeculanten Tinkle in Brasilien, Mexico und besonders den Vereinigten Staaten besteht. Der Leser lernt auf dieser Vagabundentour unter andern Miß Ella, den Seiltänzer Blondin, Lola Montez als moralische Vorleserin, Barnum, diesen „König des Humbug", die Albina Mrs. Swardleton, die Geisterklopferin Mrs. Cumming, aber auch Virtuosen und Sänger und Sängerinnen, wie Gordoni, die Alboni u. s. w. kennen. Denn der Verfasser verfolgt mit Recht den Humbug auch auf künstlerischem und literarischem Gebiete. Ein Dichter z. B., sagt er, müsse heutzutage „unmögliche und undenkliche Welten und Stellungen" erfinden und dadurch die abgestumpften Nerven reizen, um Leser und Bewunderer zu finden. So habe der jüngere Dumas die „Monde Camélias", Henri Murger die „Bohèmes", die Beecher-Stowe, deren „Onkel Tom" der „glücklichste literarische Humbug der neuern Zeit" genannt wird, die „wie pietistische Sonntagsprediger declamirenden Sklaven", Dickens die häßlichen Caricaturen seiner Advocaten erfunden. Was die Künstler und Künstlerinnen betrifft, so wird z. B. dem Sänger Tamberlik die Koketterie mit seinen weißen Händen, der Rachel die Koketterie mit ihrer Häßlichkeit, der Jenny Lind der Humbug „des Wohlthuns, des Blondseins, der Anreden", überhaupt „Tartufferie" vorgeworfen u. s. w. Von den deutschen Genies, namentlich den Musikgenies, wird behauptet, daß sie von Eigendünkel und Selbstüberschätzung aufgeblasen, arrogant, überhaupt die „par excellence Unausstehlichen" seien.

Die Frivolität des Verfassers zeigt sich namentlich auch in den Geständnissen, welche er sich dem ehemaligen Freischarenführer und jetzigem Generalsaspiranten Friedrich Hecker in den Mund zu legen erlaubt. Dieser bezeichnet in einem Gespräch mit Speranza die Art, wie der General Gagern bei Kandern fiel, geradezu als einen „schändlichen, niederträchtigen Meuchelmord", den der feige Willich geleitet habe; er bezeichnet das Ganze als eine „Komödie der Freiheit"; als Humbug bezeichnet er „jene Scharen, die kein Deutsch konnten und doch für die deutsche Freiheit zu kämpfen vorgaben", als Humbug „jene Volksvertreter, welche (wie Brentano) in Glacéhandschuhen die Fahne des Aufruhrs schwangen", als Humbug „jene Weiber in Männertracht, wie die Annecke und die Blenker", als Humbug „jene Nationalitäten, die wie Pilze aus der Erde hervorschossen" u. s. w. Die Frivolität beruht hier darin, daß der Verfasser seine Privatansichten, die ihm freistehen, jemand in den Mund legt, der sicherlich seinen alten politischen Standpunkt noch nicht aufgegeben hat, und es gibt gläubige und gedankenlose Leser genug, welche alles für wahr halten, was ein leichtfertiger Romanfabrikant ihnen auftischt.

An Schreibtalent und an einem gewissen scharfen aber gänzlich illusions- und gemüthslosen Einblick in die sociale Fäulniß fehlt es dem Verfasser nicht. Einzelnes ist nicht ohne Geist, z. B. die Charakteristik des Humbug und seiner Abarten, der Reclame, des Puffs, des Schwindels, des Snob u. s. w. (S. 15—21), und einige Lokalschilderungen; nur weiß man nicht, wie viel der Verfasser, der ja über Oesterreich nicht hinauskam, bei seiner Sprachkenntniß und Belesenheit aus ausländischen Journalen und Schriften geschöpft hat. Dagegen stößt man in der ersten Hälfte auch auf Partien, welche, aus einer unreinen Phantasie und aus dem Haschen nach abnormen Effecten hervorgegangen, nur Ekel und Abscheu erwecken können; der Verfasser besäuft sich hier förmlich im Genuß und in der Darstellung des absolut Frivolen, Scheußlichen und Widrigen. Der Humbug ist ein Gegenstand, der mit Recht zu humoristischer Behandlung einladet, diese aber fehlt hier, und somit gehört das Buch mehr seinem Gegenstande, als seiner Behandlung nach in die Kategorie der humoristischen Literatur. Der Stil ist echauffirt und schreitet meist in kurzen Sätzen fort wie folgende:

„Wir gaben Vorstellungen des Somnambulismus, des Galvanismus und des Magnetismus.

„Mr. Tinkle heilte alte und neue Brüche.

„Er verkaufte eine Pommade, die verliebt machte und den Haarwuchs beförderte.

„Ich verschlang Nägel, Dolche und Säbel.

„Er las in den Sternen die Vergangenheit, die Gegenwart und Zukunft eines jeden, der ihn seines Vertrauens würdigte.

„Und der ihm zwei Dollars bezahlte" u. s. w.

Dieser unliterarische und undeutsche Stil ist von französischen industriellen Schriftstellern erfunden worden, um mit möglichst weniger Schreiberei einen Druckbogen zu füllen und für das stipulirte Honorar möglichst viel weißes Papier zu liefern, und leider ist der Verfasser nicht der einzige in Deutschland, der ihn zu gleichem Zweck adoptirt hat.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Ludwig Uhland als Mann der Wissenschaft.

Ludwig Uhland. Ein Nachruf von Franz Pfeiffer. Zum Besten des Uhland-Denkmals. Wien, C. Gerold's Sohn. 1862. 8. 4 Ngr.

In einer Notiz über „Ludwig Uhland's Beiträge zu Pfeiffer's «Germania»" in Nr. 1 d. Bl. fanden wir den Wunsch ausgesprochen, Uhland möge dort auch einmal nach jener gelehrten Richtung hin in allgemein faßlicher Weise monographisch geschildert werden. Dieser Wunsch ist durch das vorliegende Schriftchen erfüllt, wenn auch fürs erste mehr in andeutender und anregender, als in völlig erschöpfender Weise. Keiner war wie Pfeiffer dazu berufen, dem trefflichen heimgegangenen Manne Worte der Erinnerung in jenem Sinne zu widmen. Beide waren Landsleute, Fachgenossen und Freunde, sie standen miteinander zwanzig Jahre lang theils im brieflichen Verkehr, theils in persönlicher Berührung, und Pfeiffer gesteht, daß ihm Uhland's Freundschaft eine reiche Quelle der Freude und des reichsten Glücks gewesen sei. Und so athmet auch dieser Nachruf eines Fachgenossen und Kenners jene wohlthuende Wärme des Gefühls, wie sie nur einem trauernden und zugleich dankerfüllten Freundesherzen entströmen kann.

Wie der Verfasser jener Notiz, so hat es auch Pfeiffer im Eingange seiner Betrachtung offen ausgesprochen, daß Uhland „als Mann der Wissenschaft" nur wenig gekannt sei. „In ihm aber sind der Dichter, der Vaterlandsfreund und der Gelehrte aufs genaueste verbunden, alle drei Richtungen stehen in innigster Wechselbeziehung zueinander, und die Kenntniß der einen ist zum vollen Verständnisse der andern unbedingt nöthig."

Mit kurzen aber treffenden Worten schildert Pfeiffer die Zeit, in welche Uhland's Jugend fiel. Man hat jene mit Recht die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands genannt. Aber den kummervollen Tagen entkeimte auch diejenige Wissenschaft, die sich auch deshalb die deutsche nennen darf, weil sie an der geistigen und politischen Wiedergeburt Deutschlands den größten Antheil hat. Als Gelehrter hat Uhland allerdings nicht so bedeutsam eingewirkt wie Jakob Grimm, er fesselte und begeisterte durch seine Lieder und Balladen, aber gleichwol bildete seine ernste Beschäftigung mit dem deutschen und romanischen Alterthume die wesentliche Grundlage seiner dichterischen Thätigkeit. Seinem gelehrten Sinne widerstand die nebel- und dämmerhafte Richtung der romantischen Schule, ihn trieb es zu den Quellen hin, aus denen er die Vorbilder zu seinen Gestaltungen schöpfen mußte, sollten diese der Gegenwart wirkliche und nachhaltige Befriedigung gewähren. Schon als Knabe lernte Uhland das Nibelungenlied (in dem alten Müller'schen Drucke) wie die merkwürdige dänische Sagengeschichte des Saxo Grammaticus kennen. Beide Bücher hatten mächtigen Einfluß auf ihn, und so zog ihn sein ganzes Leben das Volksmäßige, Sagenhafte und Mythologische in der altdeutschen Literatur vorzugsweise an. In der Kunstpoesie war es die Lyrik der Minnesänger, vor allen die Walther's von der Vogelweide, welcher er seine ganze Liebe

zuwandte. Für die Erkenntniß Uhland's als Dichter ist dieser Umstand bedeutungsvoll: Pfeiffer macht mit Recht darauf aufmerksam, daß mancher hübsche Zug, den Uhland den alten Sängern abgelauscht, in seinen Liedern wiederklinge und daß er in der Form dem Vorbilde der mittelhochdeutschen Vers- und und Reimkunst gefolgt sei.

Auch auf Uhland's Studium des Altfranzösischen kommt der Verfasser des Nachrufs zu sprechen und erzählt hier so manches, was den meisten, selbst vielen wahren Verehrern des Dichters unbekannt sein dürfte. Die Lyrik der Provence und die nationalen Dichtungen der Nordfranzosen fesselten nicht minder Uhland's Aufmerksamkeit. Im Jahre 1810 ging er zu weiterer Ausbildung in seiner Fachwissenschaft, in der Jurisprudenz, nach Paris, folgte aber dort mehr dem Drange seines Herzens und beschäftigte sich mit der Erforschung und der Abschrift altfranzösischer Gedichte. Von des jungen Gelehrten Ernst und Selbstverleugnung zeugt die folgende authentische Mittheilung: „Um es in den zur Winterszeit ungeheizten, durch ein großes Kohlenbecken kaum erwärmten Räumen der kaiserlichen Bibliothek auszuhalten und nicht kostbare Zeit zu verlieren, schrieb er, bis die erstarrte rechte Hand wieder erwärmt und zur Arbeit tauglich ward, abwechselnd mit der linken." So kehrte Uhland mit reichen Schätzen seines Fleißes nach Tübingen zurück, seinen Freunden dieselben keineswegs vorenthaltend. Immanuel Bekker's Ausgabe des „Flore et Blancheflore" und Adelbert von Keller's Uebersetzung des „Guillaume d'Angleterre" beruhen auf Abschriften Uhland's. Höchst interessant und wichtig ist dann die folgende Bemerkung Pfeiffer's, die wir deshalb wörtlich folgen lassen:

„Uhland selbst legte einen Theil seiner Forschungen in einem Aufsatze nieder, der unter dem Titel: «Ueber das altfranzösische Epos», im dritten Quartal der von Fouqué und Wilhelm Neumann herausgegebenen Zeitschrift «Die Musen» (Berlin 1812, S. 59—109) erschien, und dem im vierten Quartal (S. 101—155) metrisch ins Deutsche übertragene Proben aus dem Heldengedichte von Viane folgte. In dieser Abhandlung ward den Franzosen zum ersten mal ein Licht aufgesteckt über eine Partie ihrer alten Literatur, von deren Existenz sie selbst bis dahin kaum eine Ahnung hatten. Uhland führte darin den Beweis, «daß in der alten nordfranzösischen Sprache ein Cyklus wahrhaft epischer Gedichte sich gebildet habe, die durch Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objectivität und ruhige Entfaltung, sowie durch angemessene Haltung des Stils und Beständigkeit der Versweise, endlich durch Bestimmung für den Gesang sich als ein Analogon der homerischen Gesänge und der Nibelungen bewähren». Es ist der Sagenkreis Karl's des Großen und seiner Genossenschaft, um welche diese Gedichte als ihren Mittelpunkt sich bewegen."

Diese in ihrer Weise meisterhafte kleine Arbeit ist fast ganz unbekannt geblieben, da die Zeitschrift geringe Verbreitung fand und die Auflage zum größten Theile maculirt wurde. An Pfeiffer's Aeußerung anknüpfend, daß die Abhandlung schon lange einen Wiederabdruck verdient habe, theilt Robert Prutz in einer Besprechung des Nachrufs in seinem „Deutschen Museum" mit, er sei von dem Wunsche beseelt gewesen, den seltenen Aufsatz in seinem „Literarhistorischen Taschenbuch" zu wiederholen, Uhland aber habe in seiner bekannten Bescheidenheit abgelehnt und geltend gemacht, seine Abhandlung sei eine Jugendarbeit und im einzelnen antiquirt und überboten.

Die bewegten, theils freudig erhebenden, theils ernüchternden Jahre nach der leipziger Schlacht konnten einem Manne, der sich vor den Strömungen der Zeit nicht in die Einsamkeit der Studirstube flüchten wollte, keine Muße zu wissenschaftlicher Vertiefung gewähren. Erst im Jahre 1822 erschien Uhland's berühmte Monographie über „Walther von der Vogelweide". Sie wird vom Verfasser selbst als Versuch, als Vorarbeit zu einer größern Darstellung in diesem Fache bezeichnet, leider ist es aber nicht zur Ausführung dieses Plans gekommen. Uhland's Schriftchen über Walther ist durch mannichfache Einzelforschungen über diesen Gegenstand auch im einzelnen veraltet; aber neu und ewig jung bleibt es trotzdem durch die Frische und Wahrheit der Zeichnung und Darstellung. Sehr fein und sinnig scheinen uns Pfeiffer's Bemerkungen über die so natürliche Hinneigung Uhland's zu Walther zu sein:

„In der That gibt es in unserer Literatur keine zwei Dichternaturen, die sich in allem so sympathisch, so verwandt wären wie Walther und Uhland. Der lebendige Sinn für die Natur und ihr geheimnißvolles Leben und Weben, das innige Empfinden für die selige goldene Zeit des Lenzes und der Liebe, die Begeisterung für alles Süße, was Menschenbrust durchbebt, und alles Hohe, was Menschenherz erhebt, dabei die überwallende Liebe zur deutschen Heimat, das warme Erfassen des deutschen Wesens und der deutschen Art, das Herz fürs Volk und für des Vaterlandes Ruhm und Größe: all das finden wir nirgends in dem Maße vereinigt wie in diesen beiden Dichtern."

Im Jahre 1830 fand Uhland durch die Ernennung zum Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen auch eine praktische Wirksamkeit für sein wissenschaftliches Gebiet; er las über das Nibelungenlied, über altdeutsche Literatur und über Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker. Doch nur von kurzer Dauer war seine akademische Thätigkeit, schon im Jahre 1833 gab er den Staatsdienst auf, der ihm von seiten der Regierung zur Fessel gemacht werden sollte. Mitten in die Zeit der würtembergischen Verfassungskämpfe fiel das Erscheinen des „Mythus von Thôr" als erster Band der „Sagenforschungen". Der zweite Band, welcher den Mythus von Odhin (Wuotan) bringen sollte, gelangte nicht zum Abschluß.

Uhland's gelehrtes Hauptwerk ist die Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder, welche in zwei Abtheilungen in den Jahren 1844 und 1845 herauskam. Der zweite Band verhieß eine „Abhandlung", die über die Gründe der Auswahl und Anordnung Rechenschaft geben sollte. Von dieser „Abhandlung" sind nur Bruchstücke bekannt geworden, und zwar fanden sie Abdruck in Pfeiffer's „Germania"; es sind folgende Aufsätze, die, obwol Bruchstücke des Ganzen, doch an sich selbständige und abgeschlossene Arbeiten sind: 1) „Zwei Gespielen", 2) „Rath der Nachtigall", 3) „Sommer und Winter". Müssen wir für die Veröffentlichung dieser Abschnitte dankbar sein, so lassen sie auf der andern Seite es schmerzlich empfinden, daß das ganze Werk nicht völlig zu Stande kam. Uhland bezeichnet seine Volksliedersammlung als einen „Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens", nicht aber sollte sie eine moralische oder ästhetische Mustersammlung sein. Die Auswahl aus einer ungeheuern Fülle von handschriftlichen und gedruckten Quellen ist musterhaft. Es verdient überdies bemerkt zu werden, daß auch Uhland's Textbehandlung, in welcher er mit feinem Verständniß die rechte Mitte hielt zwischen urkundlicher Treue und kritischer Einrichtung zum Bedürfnisse des heutigen Lesers für Werke derselben Gattung mustergültig geworden ist.

Jene in der „Germania" zur Veröffentlichung gelangten Arbeiten führen uns auf die andern Beiträge Uhland's zu dieser Zeitschrift. Wir können hier wol füglich auf die schon genannte Notiz in Nr. 1 d. Bl. verweisen und wollen nur das eine hinzufügen, daß Pfeiffer nach seinem eigenen Geständnisse den Plan zur Gründung der „Germania" im Sommer 1855 zuerst Uhland mittheilte und die Ausführung von seiner Theilnahme abhängig machte, und daß es ihm auch gelang, das anfängliche Bedenken, dem neuen Unternehmen seine Mitwirkung zuzusagen, nachdem Uhland jahrelang der Aufforderung zur Betheiligung an einer in Norddeutschland erscheinenden Zeitschrift desselben Fachs (Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum") beharrlich widerstanden hatte, mit leichter Mühe zu überwinden.

Hiermit sind Uhland's Werke und Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Literatur- und Sagenforschung betrachtet, der Verfasser berührt aber auch die Art und Weise, wie Uhland arbeitete. Pfeiffer hatte als Herausgeber einer Zeitschrift die

beste Gelegenheit, seines Mitarbeiters Eigenthümlichkeit zu beobachten. Die von uns genannten Werke machen im Verhältnisse zu Uhland's Jahren gewiß keine reiche Anzahl aus, Uhland war eben keineswegs ein rascher Arbeiter. Unermüdlich, zäh und ausdauernd im Einsammeln des Stoffs, den er von allen Seiten her, aus Büchern und Handschriften zusammentrug, zögerte er doch stets mit der Ausarbeitung, solange er noch irgendeine Lücke wußte, und jahrelang konnte er auf die Oeffnung einer ihm verschlossenen Quelle warten. Pfeiffer erzählt dann einige Fälle, aus denen Uhland's Gewissenhaftigkeit auf das augenscheinlichste hervorgeht.

Einzelne Züge seines Charakters und seiner Persönlichkeit, welche vom Verfasser mit den Worten der Erinnerung an den Gelehrten zu einem Gesammtbilde des Freundes verwoben werden, mögen die Verehrer des Dichters aus dem Nachrufe selbst kennen lernen; hier sei nur noch seiner Anhänglichkeit und liebevollen Aufmerksamkeit gedacht, die er gegen jeden, auch den Geringsten aus dem kleinen Häufchen, das sich mit dem Studium des deutschen Alterthums befaßt, an den Tag legte. Wie manchen fern der Heerstraße in stiller Verborgenheit Lebenden hat er nicht, freundlich und milde wie ein Engel zu ihm eintretend, mit seinem Besuche überrascht, voll herzlicher Theilnahme für seine Arbeiten.

Pfeiffer's gediegener und warmer Nachruf sollte von keinem Verehrer Uhland's unbeachtet bleiben, denn er trägt zur Vervollständigung des Bildes bei, welches wir uns von des Dichters Leben und Streben zu machen haben. Da die Schrift zum Besten des Uhland-Denkmals herausgegeben wurde, so fehlt nicht der äußere Anlaß zu ihrer Verbreitung. Wir aber dürfen dem Verfasser für seine lebensvolle Skizze unsern Dank zugleich mit der Hoffnung aussprechen, daß er bald das ausgeführte Gemälde folgen lassen möge. **Reinhold Bechstein.**

Notiz.

Gesammtausgaben der poetischen und prosaischen Schriften Eichendorff's.

Von Joseph von Eichendorff's Werken erscheint, von dem Sohne des Dichters redigirt, in dem leipziger Verlag von Voigt und Günther eine neue, mit des Verfassers Porträt (nach einer Photographie aus dem Jahre 1856) und Facsimile ausgestattete Gesammtausgabe in sechs Bänden, von der uns drei Lieferungen vorliegen. Diese neue Auflage wird nicht nur sämmtliche bereits bei Lebzeiten des Verfassers erschienene poetische Schöpfungen, sondern auch aus dem Nachlasse Eichendorff's eine große Anzahl bisher noch nicht veröffentlichter Lieder, sowie die Novelle „Eine Meerfahrt" und das Märchen „Libertas und ihre Freier" enthalten. Ferner wird sie die poetischen Uebersetzungen Eichendorff's umfassen, nämlich den „Grafen Lucanor" und zwölf „geistliche Schauspiele" Calderon's, von denen die Aufnahme von elf in die vorliegende Gesammtausgabe die J. G. Cotta'sche Verlagshandlung mit anerkennenswerther Liberalität gestattet hat, während die Uebersetzung des Festspiels „Der Ehezwist" hier zum ersten mal erscheint. In der beigegebenen, von kundiger Hand liebevoll verfaßten, 220 Seiten starken Biographie des Dichters wird mit Recht hervorgehoben, wie populär eine große Anzahl von Eichendorff's Liedern geworden sei, wie man sie, „unbekümmert, ob Eichendorff ein Romantiker und ob die sogenannte Romantik noch zeitgemäß oder nicht", überall singe, „am Rhein und an der Donau, auf hohem Gebirge und an den Ufern des Meers, soweit die deutsche Sprache klingt". Zugleich oder doch demnächst werden im Verlage von F. Schöningh in Paderborn unter dem Titel „Vermischte Schriften" auch Eichendorff's gesammelte literarhistorische Arbeiten, die Schrift über die Wiederherstellung des Schlosses zu Marienburg, Fragmente seiner Memoiren, sowie eine Reihe kritischer und politischer Aufsätze aus seinem Nachlasse erscheinen. Wir behalten uns vor, diese Gesammtausgaben nach deren Vollendung ausführlicher zu besprechen, namentlich aber auch die erwähnte Biographie des Dichters, die viele interessante Einblicke in des Dichters Gemüth und Leben und in das Treiben der jüngern romantischen Schule überhaupt gewährt, und aus der wir hier nur das auffallende Factum anführen wollen, daß Eichendorff den Meister der ältern romantischen Schule, Ludwig Tieck, nie gesehen, ihn aber als Leidtragender der Romantik zur letzten Ruhestätte mit begleitet hat. Weiter erwähnen wir noch gleich hier einen Ausspruch Schön's, der im Jahre 1844 an Eichendorff aus Königsberg schrieb: „Ich schicke mich gleich Ihnen an, hier mit unpolitischen Menschen zu leben; denn die politischen sind entweder verbissen oder miserabel." Aus der Feder eines durch politischen Freisinn und Patriotismus so ausgezeichneten Mannes wie Schön erscheint ein solches Geständniß immerhin merkwürdig. **H. M.**

Bibliographie.

Aus König Friedrich's I. Zeit. II. Hochzeiten der Damen und Cavaliere des Hofes. Berlin, Decker. 1862. 8. 7½ Ngr.

Caird, J., Predigten. Aus dem Englischen. Mit einem Vorworte von Nielsen. Oldenburg, Schmidt. 8. 20 Ngr.

Egan, P., Ein Marmorherz oder die Tochter des Abenteurers. Englischer Sittenroman. Aus dem Englischen übersetzt von J. Morris. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Reichardt u. Zander. Lex.-8. à 5 Ngr.

Küntzel, H., Christliche Neujahrs-Wünsche. Zwölf Gedichte mit Randzeichnungen von F. Wustrow. Berlin, Beck. 16. 7½ Ngr.

Müller, A. W., Die erlauchten Stammmütter des Hauses Sachsen Ernestinischer Linie. In Skizzen und einem ausführlicheren Lebensbilde der Mark- und Landgräfin Katharina, geborene Gräfin von Henneberg. Meiningen. 1862. Gr. 4. 15 Ngr.

Nohl, L., Mozart. Mit Porträt und einer Notenbeigabe. Stuttgart, Bruckmann. Gr. 8. 3 Thlr. 9 Ngr.

Otto, Louise, Kunst und Künstlerleben. Novellen. Bromberg, Roskowski. 8. 22½ Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 4te Folge. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Griechenlands Schicksale, vom Anfang des Befreiungs-Krieges bis auf die gegenwärtige Krisis, in kurzer Uebersicht dargestellt. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 15 Ngr.

Wellnau, R., Der Bettler von Thorn. Original-Novelle. Zwei Theile. Leipzig, Häfele. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Cornelius, Ueber die deutschen Einheitsbestrebungen im 16. Jahrhundert. Rede gehalten am 28. November 1862. München. 1862. Gr. 4. 5¼ Ngr.

Hohenreuther, J., Rathhaus oder Bischofhof? Zur Erledigung der historischen Streitfrage, in welcher dieser beiden Räumlichkeiten Luther zu Worms vor Kaiser und Reich gestanden hat. Frankfurt a. M. 1862. Gr. 4. 5 Ngr.

Martius, C. F. P. v., Denkrede auf Joh. Andreas Wagner. Gehalten in der öffentlichen Sitzung am 28. November 1862. München. 1862. Gr. 4. 6½ Ngr.

Rüstow, W., Zur Warnung vor den Compensationen in der preußischen Militärfrage. Sechs Briefe an einen Abgeordneten. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Todtenfeier auf der Wahlstatt von Leipzig. 18. October 1863. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 3 Ngr.

Vorschläge zur deutschen Reichsverfassung. Deutschlands Staatslenkern und Volksvertretern so wie allen Freunden des Vaterlandes zur weitern Prüfung übergeben von einem höhern deutschen Staatsdiener. Lemgo u. Detmold, Meyer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 5. Februar 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Romane und Romanfragmente.

1. Dissolving views. Romanfragmente von Leo Wolfram. Zweite Auflage. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Dämonen. Roman in zwei Bänden von Moritz Horn. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Diana-Diaphana oder die Geschichte des Alchemisten Immerseli Kätzlein. Phantastischer Roman nach alter Chronika von M. Solitaire (W. Nürnberger). Drei Bände. Nordhausen, Büchting. 1863. 8. 4 Thlr.

Es erweckt eine der angenehmsten Empfindungen und schmeichelt unbewußt auch den Bescheidensten, wenn ein verständiger Mann dasjenige überzeugend ausspricht, was wir denken, glauben und wissen. Da nun die heutige Welt fast nur ausschließlich mit Politik sich beschäftigt und der gebildete Theil derselben dem Fortschritt huldigt, so muß ein politischer Roman, der dasjenige ausspricht, was alle Welt denkt, glaubt und weiß, auch alle Welt zum Leser haben.

Die Bewegung von 1848 wurde von den Dichtern als Seher und Propheten angekündigt und politische Gedichte waren damals die fast allein verlangten, weil sie aller Welt dasjenige zu lesen gaben, was diese bereits im Herzen trug und wovon die Lippe überfloß. Heine hatte als Pionnier die Wege in den Urwald des Absolutismus gebahnt. Klang und klirrte doch ihm immer wieder im Gemüth

> Die Heldensage, längst verklungen,
> Das eisernwilde Kämpenlied, —
> Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Als aber das verhängnißvolle Jahr sich morgenröthlich zeigte, da schien für den tapfern Pionnier schon die Zeit gekommen, wo, wenn auch nicht sein Blut verströmte, so doch seine besten Kräfte erschöpft waren, und wie er selbst sagt:

> Ein Posten ist vacant! — Die Wunden klaffen,
> Der eine fällt, die andern rücken nach —
> Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
> Sind ungebrochen. Nur mein Herze brach.

Herwegh nahm die nicht gebrochenen Waffen auf und führte das Dichtercorps, welches bis über 1848 hinaus tapfer für die neue Zeit nicht allein sang, sondern auch stritt. Dann verstummte die Poesie mehr und mehr bis zum Punkte, wo der Ausspruch galt:

> Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!

Die Freiheit war besiegt. Die letzten Trauergesänge über ihrem weiten Grabe wurden begleitet von dem Knattern der Musketen und übertönt von den Gewehrsalven, vor deren verderbendrohendem Lärm das Pathos der politischen Poesie verstummen mußte. Nur die Ironie fand noch Reime, nur der „Kladderadatsch", der aus den Trümmern des zu leichten, deutschen Befreiungsbaus sich als braver Bajazzo gerettet hatte und mit Thränen im Auge lachend die zerfetzte Fahne auf der Höhe der Resignation aufpflanzte, nur dieser politische Spaßmacher sprach noch in Versen, und in zwar nicht immer zu verwerfenden, wie denn letzthin in fast großartiger, tiefernster Weise durch das Lied: „Rom oder Tod!"

Der Roman dagegen fuhr fort, hin und wieder, soweit es die gefesselte Presse vergönnte, politisch zu sein. Zu ihm flüchteten sich die übriggebliebenen politischen Sänger, und mancher Tropfen fiel aus ihrem bluttriefenden Gefieder zwischen die schwarzen Letterzeilen, wohl bemerkt vom Volke, wie die Geliebte die Stelle des Briefs zehnmal liest und wie oft küßt, wo die Thräne des fernen Freundes, die ihm beim Schreiben unbemerkt entfallen, sich abzeichnet.

Wie viel Polizisten auch angestellt wurden, um den Literaten auf die Finger zu sehen, es schlüpfte doch manches durch, weil schon die Wiederholung, wie der Tropfen den Stein aushöhlt, das strengste Auge einschläferte. Sandte

man auch den literarischen Paschern das Verbot selbst über die Grenze nach, war nur einmal die Waare hinein, so blieb auch manche Elle des teuflischen politischen Seidenzeugs in den Händen der verführten Bürger.

Ein kurzes Vorspiel der „Dissolving views" von Leo Wolfram (Nr. 1), die uns zu vorstehenden Bemerkungen veranlaßten, gibt Bericht über die Puppen, die tanzen müssen, wenn ein fremder gefährlicher Vogel wieder eingefangen werden soll. Natürlich wird dadurch die Verbreitung des Buchs trefflich befördert und die zweite Auflage desselben hat Oesterreich durch das Verbot der ersten zumeist herbeigeführt. Dies veranlaßte nicht der Roman als Kunstwerk an und für sich, so anmuthig auch seine Fassung ist, sondern der von ihr umgebene Demant, die Gesinnung; und nun weiß auch der Leser, daß diese nicht die alleinseligmachende ist, sondern die von allen Regierungen verfolgte. Um sie zu kennzeichnen, würde ich den „Dissolving views" das aus dem Werk entnommene Motto geben: „Das vernunftschändende Wort Toleranz muß aus dem Wörterbuche der kommenden Geschlechter verschwinden: es gibt nichts zu toleriren, nichts zu dulden, es gibt nur ein gleiches, ewiges Recht anzuerkennen."

Wenn hin und wieder die Behauptung aufgestellt wird, die Poesie dürfe nicht politisch werden, so bewahrheitet selbst die Lyrik, als Stern aller Dichtkunst, das Gegentheil. Die Poesie ist insofern fast immer politisch, als sie zumeist nur der Freiheit dient und deshalb fast stets der Tyrannei, dem Despotismus und den absolutistischen Gelüsten den Krieg erklärt. Sie wird aber vorzugsweise nur dann politisch genannt, wenn sie Subjecte statt Objecte vor sich hat. Bis 1848 griff sie erstere an. Mit der Einführung der Verfassungen blieben ihr die sanggerechten Personen übrig, welche sich gegen oder auch für die Freiheit stellten, ein Napoleon, Kossuth, Garibaldi. Diesen weihte die Poesie manches Straf- oder Jubellied; außerdem trat sie in ihr objectives Verhältniß zurück, und da schon genug in Versen auf die Tyrannei geschmäht worden war, unterließen die meisten neuen Dichter um so mehr dies unfruchtbare Ereifern, als sie ja überdies nach der ersten Ausgabe ihrer Gedichte zur Ueberzeugung kommen mußten, daß niemand sich in einer Zeit für Verse interessirt, wo jene Nüchternheit im steten Wachsen ist, die den Völkern nun einmal nöthig zu sein scheint, um ohne Täuschung und mit klarem Blicke in dem langen Kampfe für die politische Freiheit auszudauern.

Mit dieser Nüchternheit trat der Roman als Alleinherrscher in der belletristischen Literatur auf. Will auch dem wahren Dichter diese Romanomanie nicht munden, so kann er doch nichts dagegen thun, und bleibt ihm nur übrig, sich mit seinen Träumen in die Einsamkeit des Zauberwaldes zu flüchten oder — und dann wird er zumeist aufhören ein Dichter zu bleiben — sich der Manie zum Opfer zu bringen und selbst Romane zu schreiben. Daß diese steigende Sturmflut in ihren breiten Wassern die Liebe zur Poesie ersäufen muß, wer will es leugnen? Drei, sechs, neun, ja man erzählte mir von sogar 18 Bänden neuer und neuester Romane, müssen auch das letzte Fünkchen poetischer Zuneigung schon deshalb tödten, weil, bevor dasselbe in dem Aschenhaufen der Nüchternheit sich zu Tode gelaufen, der allgemeine Sturm der Verhöhnung es ausbläst. Man nennt uns Deutsche das Volk der Denker und Dichter. Doch wol nur weil wir viele Dichter und Denker haben, nicht weil das Volk diese ehrt. Der Italiener, der Sicilier, der Spanier, selbst der kaltblütige Engländer, sie alle citiren die Lieder ihrer Dichter, denn sie kennen sie wirklich auswendig. Der Deutsche lernt seine Dichter nach verbrauchten, philisterhaften Lehrbüchern von selten begeisterten Lehrern oberflächlich kennen, um sie bald zu vergessen. Selbst die sogenannten Volkslieder leben nicht im Volke. Wenn sie gesungen werden, so ist es der erste, zweite, höchstens der dritte Vers, dann findet sich niemand, der den Text weiter weiß. Unter tausend Deutschen ist nur immer einer, der das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland" bis zum letzten Worte vortragen kann. Jeder meiner Leser muß mir beistimmen, wenn er anders aufrichtig seine eigene Undankbarkeit und Gleichgültigkeit eingestehen will. Wir mögen ein poetisches Volk sein, insofern jeder ein leidliches Reimlein machen kann, aber die Poesie, die schöne, hohe, ewig deutsche Poesie, haben wir höchstens gedruckt im Hause, aber nicht im Herzen und im Haupte. Heute nun gehört es sogar zur Mode, die arme verkannte Aschenbrödelpoesie noch zu verspotten. Sie wird fast nur noch von Frauen gepflegt, und von diesen kaufen die meisten jene bunten, goldschnittigen Büchlein und stellen sie in die gestickte Schwebe. Für einen bestimmten Dichter interessirt sich niemand. Man kauft, was gerade vorliegt und — liest auch dieses nicht.

Dadurch wird erklärlich, wie einzelne Dichter zu Günstlingen des Publikums werden. Die Ausstattung, die Cliquen, die Reclamen thun es noch; aber bald werden auch die literarischen Paschas nichts mehr ausrichten, und das ist auch gut. Das Volk muß erst wieder in Sehnsucht nach Poesie aufflammen, dann wird es seine Dichter auch ohne die Ordre des Mufti finden.

Nun sollte man meinen, daß dem gegenüber der deutsche Roman geachtet und gepflegt wäre. Doch nein; mit wenigen Ausnahmen bleibt er Leihbibliothekenfutter und muß dem englischen oder französischen Roman das Feld räumen. Daß diese gemeinhin unterhaltender sind, wird niemand verneinen, und da es beim Romanlesen doch nur zumeist auf Unterhaltung ankommt, so kann man es dem Publikum nicht verargen, wenn es sich zu den Quellen wendet, wo sein Durst reichlich gelöscht wird.

Mit Klagen ändert man nichts, und so möge denn auch die Romanomanie sich ihres Daseins freuen. Selbst Vereine von jungen Leuten, wie sie jüngst gegen den Reifrock erstanden mit der Verpflichtung der Mitglieder: kein Mädchen zu heirathen, das einen Reifrock trägt, werden, wenn sie gegen das Romanlesen gerichtet sind, ebendasselbe erreichen, was sie gegen den Reifrock durchgeführt — nämlich nichts. Mir sagt übrigens ein Reifrock von mäßigem

Umfange und ein Roman von gleichem Verhältniß sehr zu, vorausgesetzt, daß dort ein junges, hübsches Mädchen den Inhalt bildet, und hier etwas dem Aehnliches.

Auf vorliegenden Roman findet das Bild beschränkte Anwendung. Es macht, wie bemerkt, die Gesinnung des Verfassers interessant. Wir finden sein politisches Programm, wenn auch nicht gleich beim Eintritt in die Nebelbilder, so doch auch nicht weit von der Pforte (I, 227):

Dies war der Zustand des Landes unserer Begebenheiten. — Ingrimm im Herzen von Tausenden seiner tapfern Söhne, die den Fahnen gefolgt, über welchen trauernd der verklärte Geist eines großen Feldherrn schwebte, gefolgt mit unbegrenzter Hingebung, und mit blutenden, verstümmelten Gliedern heimkehrten, die Todten beneidend, die nicht bis zu Ende mit angesehen, wie der Stolz und die Kraft des Landes wie ein elendes Spielzeug zum Zerbrechen hingeworfen wurden, von der Hand der beispiellosen Unfähigkeit! Männer, die, wenn sie tausend hätten, sie freudig hinopferten für ihren Kriegsherrn, die kein höheres, schöneres Ziel kennen außer dem Siege als den Tod auf dem Schlachtfelde, aber nicht auf der Schlachtbank, auf welche sie mit gebundenen Händen gelegt wurden von den Trägern des Systems, oder besser von denen, die vom System emporgetragen werden; von jenen, welche wissen, daß die Treue unerschütterlich, daß sie ein Menschenherz so zu stählen vermag, daß man mit dem Hammer der Willkür darauf einhauen kann!.... Eher wird der Hammer zerspringen, als die Treue! — Enttäuschung im Herzen der Diener, oder besser, der Herren der Kirche, welche mit Palmen und Tedeumklängen umzuziehen gedachten in das Gelobte Land, das ihnen ein unterzeichnetes Blatt öffnete, wodurch der Monarch seiner Krone einen Stein ausgebrochen, um die Tiara zu schmücken, im frommen Glauben, der Fels, auf welchen Petrus seine Kirche baue, könne kein Loreleifelsen sein, an dem das Staatsschiff scheitere! Schmerz in den Gemüthern der eigentlichen Diener der Religion, die nun schutzlos anheimgegeben der Willkür der Herren. — Unmuth in der Brust des Bürgers, der sein Kleid zurückgesetzt sieht, die Last wachsen fühlt, und dennoch die größere trüge, und gern trüge, wenn auf die alte, ewige Frage: wozu? auch nur Eine klare Silbe einer Antwort heraufklänge aus dem Abgrunde, der seine Steuer verschlingt. — Erbitterung und Sorge im Gemüth des Beamten, welcher unter Organisation und Reorganisation und Desorganisation mit jedem Mondeswechsel Grundsätze bekennen und wieder abschwören soll, wie man einen Rock wechselt! Und so fort durch alle Stände bis hinunter — wohin? Was heißt hinunter? Wer steht unten? Der Bauer? Gott bewahre! er liefert den Kern der Wehrkraft! Aber der Proletarier? Auch das ist kein rechtes „Unten“, allenfalls der Crinoline und dem Glacéhandschuh gegenüber; aber nicht im politischen Sinne; da genießt das Proletariat doch die scheue Anerkennung seiner Existenz als hungrige, zähnefletschende Masse! Es gibt noch ein anderes „Hinunter!“ Wir sagen noch einmal, und sofort durch alle Stände, bis hinunter zum Künstler!

Im ganzen stimmt der Verfasser meinem Ausspruch bei, daß die Poesie oder, allgemeiner gefaßt, die Kunst stets politisch ist. Solange es ihr an Subjecten fehlt, behandelt sie ihre ewigen Objecte: Freiheit, Ehre, Tugend, Humanität, und dann wird sie, werden die Künstler nicht politisch genannt. Der Verfasser findet nun Subjecte genug, indem er von jeder ihm misliebigen Gattung einige Porträts abnimmt; denn aus dem Leben gegriffen sind diese Gesichter, die uns auf jeder Seite so bekannt und widerwärtig anschauen. Haben die Personen, von denen diese Porträts entnommen, auch nicht gerade diese Intriguen, Schändlichkeiten und Dummheiten vollführt, so hat doch die Gattung, zu der sie zählen, das dem einzelnen Zugetheilte und weit darüber hinaus verübt. Wenn der Verfasser zweifelhaft läßt, wo sein Roman spielt, so ist nur zu sagen, daß die Concordatsverhältnisse besonders ausführlich behandelt werden, um zu erklären, warum Oesterreich diesen Roman verboten und warum er gerade dort Verbreitung gefunden hat.

Von der Feinheit seiner Beobachtung und Reflexion gibt der Verfasser durch das „bis hinunter zum Künstler“ einen schlagenden Beweis. Die Kunst ist die Blüte jeder Nation, wenn also hinunter bis zum Künstler der Ingrimm über die unnatürlichen Verhältnisse gelangt ist, so muß aus seiner stillen Werkstatt hinauf bis zur Blüte, der Kunst, sich dieser Ingrimm gestaltend Bahn brechen; und wenn weiter behauptet wird, daß mit einem Wort „der gänzliche Mangel an Kunstsinn in der höchsten Region“ alle Uebel, an denen die Völker kränkeln, verschuldet, so versteht man in der höchsten Region eben nicht die heutige Kunst, die deshalb erst durch und durch politisch wird, weil ihr, wenn sie will, nun wieder ein sehr erkenntliches Subject nicht fehlt.

Es fällt mir schwer, die sehr erklärliche Begierde zu mäßigen, welche mich antreibt, die vielen zutreffenden Aussprüche des verständigen Verfassers über Personen und Verhältnisse wiederzugeben. Die letztern nehmen die ganze Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch, und um kurz und volksthümlich mein Urtheil auszusprechen, erlaube ich mir zu sagen: Leo Wolfram hat ihnen gehörig gedient. Es wird freilich dadurch nichts gebessert; aber ein Schreck, wie ihn der ertappte Dieb empfindet, wenn er auch entspringt und das Stehlen nicht läßt, wird ihnen beim Lesen dieses Romans durch die Glieder fahren; und lesen werden sie ihn, obgleich er ihnen gallig genug schmecken wird.

Besonders dankbar müssen wir dem Verfasser sein für die schleierlose Darstellung der tiefen Fäulniß unserer politischen Zustände, einer Fäulniß, wie sie kaum eine frühere Zeit kennt. Vordem bekämpften sich politische Gegner bis auf den Tod, sie suchten sich zu vernichten, brauchten auch wol Gift und Dolch, fluchten und verfluchten einander, aber sie beschimpften sich nicht. Sie standen sich auf Tod und Leben wie im Duell gegenüber. Jetzt aber vernichtet nicht allein der eine Gegner den andern, wenn er es irgendwie unter dem Schein der Gesetzlichkeit vermag, man sucht auch wol seinen politischen Gegnern die Subsistenz zu untergraben und sie mit Weib und Kind verkümmern zu machen, nachdem man sie vielleicht vorher bis zum Zuchthaus entehrt hat.

Diese Gesinnungslosigkeit oder Mitleidlosigkeit, die in den politischen Kämpfen etwas anderes als blos einen Streit um die Wahrheit oder auch um die Macht erblickt, die den Gegner zwingen will zum Heuchler und Renegaten zu werden, indem sie ihm Amt, Brot, Arbeit, Besitz und Ehre durch jedes, auch vom moralischen Standpunkt

verwerfliche Mittel raubt, solche Gehässigkeit, die gerade in unsern Tagen, trotz des pietistischen und orthodoxen Geplärrs, die verabscheuungswürdige Kampfweise hervorruft, schildert der Verfasser sehr wahr. Dennoch glaube ich, daß er sie nicht gekostet hat, denn dann würde er in gerechter Empörung die Fäulniß nicht nur wahr, sondern auch zum Entsetzen wahr schildern.

Zugleich läßt der Roman erkennen, wie die Mittelmäßigkeit allein regiere, wie sie die Mittelmäßigkeit nur dulde, befördere und bezahle, und wie dadurch der Heuchelei, der Falschheit, den niedrigsten Leidenschaften Thor und Thür geöffnet werde. Aber auch hierin ist der Verfasser wahr, aber nicht zum Entsetzen wahr, und das ist erst die rechte Wahrheit. Lassen wir über die furchtbare Lügenhaftigkeit unserer Zeit den Verfasser selbst sprechen (I, 297 fg.):

Der alte Lügenfürst mit seinen hundert Namen von Lucifer bis auf Mephisto, ein paar gläubige Jahrhunderte hindurch sozusagen ins Privatleben zurückgedrängt, hat sich wieder der großen Weltbegebenheiten bemächtigt und treibt Politik und Regierungsgeschäfte. Er ist zu sehr in Anspruch genommen durch die Gesammtlage Europas, zu entzückt über die loyale Ergebenheit eines Herrschers, welcher ihm die Gloire einer großen Nation als Rauchopfer darbringt auf dem Scheiterhaufen, den er aus den übrigen aufgebaut, über die allgemeine Erbärmlichkeit, das allseitige Hinhalten der rechten Wange, nachdem man einen Schlag auf die linke bekommen, als daß er sich mit Kleinem befassen könnte. In seinen schlechten Zeiten, als ihn Luther's Tintenfaß und römische Bullen in die Enge trieben, als er von gott- und ehrliebenden Fürsten aus den Palästen, von frommen Bürgern und Bauern aus den Häusern und Hütten geworfen wurde, irrte er, des Einflusses auf den Gang der Ereignisse beraubt, wie ein vertriebener Legitimist umher, von der Rolle eines Staatsanwalts zu der eines Winkelschreibers herabgesunken, und befaßte sich mit Privatgeschäften der Individuen. Jetzt aber ist das Verderben einzelner Seelen, das Zerstören einzelnen Glücks für ihn ein überwundener Standpunkt. Doch mag es Stunden geben, wo er, die Diplomatie mit Beruhigung sich selbst überlassend, heruntersteigt vom europäischen Thron und zur Erholung wie Harun-al-Raschid umherwandelt, im Incognito, umschauend nach irgendeinem herzlabenden Jammer.

Dem gegenüber können wir die Schilderung des echten Demokraten gelten lassen (I, 312 fg.):

Wer aber einmal sein Leben eingesetzt für seine Gesinnung, der bleibt von der Feuertaufe gestählt für immer. Als Wangerode den Kugeln gegenüberstand, hatte er nicht für eine Ueberzeugung geblutet, sondern für ein Gefühl, einen Enthusiasmus! Das ist ja das göttlich Schöne der Jugend, daß sie für ein Wort in den Tod geht, ohne nach dem Begriffe zu fragen! Mit den Jahren hatte sich das Gefühl zur Ueberzeugung ausgebildet. Er war aber durch die Reife nicht besser geworden. Das Ziel seiner jugendlichen Schwärmerei war: allgemeine deutsche Republik; das Mittel: Massenerhebung des Volks zum offenen Kampfe der Bluse gegen die Uniform. Der Zweck ein Ideal, das Mittel ritterlich. Sein jetziger Standpunkt war: Einheit Deutschlands, ob Republik, ob Monarchie, er hätte vielleicht einer das gesammte Vaterland umfassenden Militärdictatur den Arm geboten. Darin lag eben das Herabsinken; es war ein Ideal wie das andere. Aber den Glauben an Erreichung durch ritterlichen Kampf hatte er in Erkenntniß der Wirklichkeit verworfen. Umsturz des Bestehenden durch jedes Mittel, der Schutt als Unterbau künftiger Einheit war seine jetzige Devise, und er stand im Gutheißen der verworfensten Wege dem italienischen Revolutionschef nicht nach.

In dem Zusatz aber: „Nach wie vor bereit, seinen Kopf für seine Sache einzusetzen, hätte er kein Bedenken getragen, andere mit dem Dolche des Meuchelmörders auszusenden", möchten wir denn doch den Schluß verwerfen. Es wird hier zwar nur eine Person geschildert, sie soll aber ebenso gut für die Gattung gelten, wie dies für die andern Gestalten gilt, und deshalb darf diese bedeutende Verzeichnung nicht ungerügt hingenommen werden. Der echte Demokrat hat nichts mit dem Gift und Dolch des Meuchelmörders zu schaffen. Wer für das Wohl des Volks ringt, nicht um Lohn, denn die Freiheit soll gewonnen werden, wer mit offenem Visir kämpft, wer dem Ideal huldigt, ob das Volk reif oder unreif ist, die Freiheit zur Mode erheben will, zur unvergänglichen — ein solcher Mann kann wol extravagiren, aber nur nach der Höhe des Idealisten, nie nach der Tiefe des Meuchelmörders. Deshalb sind die Mittel des echten Demokraten rein, goldrein, oder sollten es doch sein. Die echten Demokratie duldet keinen Flecken. Heiligend ist dafür die Anerkennung der deutschen Treue unter den Kämpfern für die Freiheit. Deutsches Wort sei noch nicht gebrochen worden, läßt der Verfasser den Führer der Demokraten sprechen, und so fühlt man in Norddeutschland. Mag sein, daß in dem Lande, das der Roman abspiegelt, auch diese Gattung eine andere ist.

Das eigentliche Object des Kampfes wird dem oberflächlichsten Leser sofort deutlich. Es tritt beim Beginn des Romans klar hervor und läßt sich in zwei Fragen fassen: 1) Soll der Gesammtwille eines Volks gelten oder das überkommene, ererbte Vorurtheil einer Klasse, die sich berechtigt glaubt, das Volk zu beherrschen und die Früchte seines Fleißes allein zu genießen? 2) Wer ist weise? Ist es der sogenannte Weltkluge, der die Mittel durch den Zweck heiligt und jeden Zweck für unverwerflich hält, wenn er dabei seinen Vortheil findet, oder ist der weise, der, wahr zu jederzeit, auf dem für den richtigen erkannten Wege fortschreitet und führte er ohne Gottes Schutz auch in den Tod?

Wie es nur Eine Freiheit gibt, so gibt es auch nur Eine Wahrheit und Ein Recht, und jene Weltklugen, selbst wenn ihre Gesinnung nicht ganz verwerflich, wirken ebenso unheilvoll, weil die Gründe zum Nachgeben, Ausgleichen, Hinnehmen, vielleicht mit einem stattlichen Protest, diese für ihr Handeln aufgestellten Gründe so klug erscheinen. Ja, diese Klugen führen sich und die Ihrigen sehr geschickt durch das Labyrinth, aber sie vergiften den Katechismus des Volks. Ja oder nein, diese beiden kurzen Worte müssen für den deutschen Mann ausreichen, dann ist es mit der diplomatischen Weisheit zu Ende und zugleich mit der deutschen Schmach in Schleswig-Holstein und den übrigen Schmerzensländern. Wer zwischen Ja und Nein vorsichtig wählt, kann wol ein deutscher Reichstagsschütze sein und einige Orden erhalten: aber der Wahrheit und Freiheit dient er nicht.

„Wer ist es", fragt der Verfasser, „der an dem Schick-

sal eines Menschen am innigsten theilnimmt? Es ist die Polizei!" Der Polizeicommissar Lipprecht ist der gemüthlichste Mensch von der Welt, er hat sogar Anlage zum Fortschrittsmann und tadelt die Maßnahmen der Regierung aus Ueberzeugung. Er bezeichnet ihre unbedingten Anhänger mit dem Parteinamen „Nur so fort!" und verdammt sie als die größten Feinde des Gouvernements. Ja, er hält die sich durch besondere Bereitwilligkeit auszeichnenden, zu immer drückendern und verletzenden Gebaren hindrängenden Personen für die schlimmsten, klügsten, verschmitztesten Demokraten und führt deren Personalacten stets sehr fleißig fort. Gerade die sind die Rechten! ruft er aus, entweder unbewußte Reactionäre aus Bornirtheit oder bewußte von „Nur so fort!" Lipprecht ist ein Polizeigenie. Wie der eingefleischte Jäger den erlegten Hasen bedauert, das Leben ihm wiedergeben und ihn laufen lassen möchte, um ihn wieder hetzen und tödten zu können, so hätte Lipprecht am liebsten seinem Wild die Freiheit und einen weiten Vorsprung gegeben um der Liebhaberei des Jagens willen. Lipprecht ist sogar ein widerhaariger Beamter und wird, solange er kein Vermögen hat, deshalb bei jeder Gelegenheit zur Rechtfertigung gezogen; aber er ist ein Polizeigenie, dem alles gelingt, einer jener Virtuosen in seinem Fach, wie sie nur die neuere Zeit kennt. Lipprecht klagt deshalb auch unter Freunden über die schwere Bürde seiner Stellung, die er tragen müsse um des lieben Brotes willen. Als er aber zu Vermögen kam, trug er sie doch weiter, denn jetzt verstummten die Klagen der Vorgesetzten (I, 232):

Eine eigene Ansicht haben und durchführen wollen, wenn man von seinem Gehalte lebt, war denn doch eine Marotte, welche kaum einer Specialität wie Lipprecht zu verzeihen war. Nun war es anders. Der Mann gab vortreffliche Garçondiners.

Unter den „Nur so fort", die unser Polizeigenie auf dem Korn hat, zeichnet sich ein Mann aus, der zu den verkannten Patrioten zählt. Herr Kollmann, Besitzer eines feenhaften Schlosses, des Freinhofs, am Fuße des Wettersteins paradiesisch gelegen, ist das Wild, dessen Fährte Lipprecht schon seit Jahren folgt. Julie, die schöne Frau dieses dem Polizeigenie merkwürdigen Mannes schildert ihn im Gespräch mit einem Freunde mit folgenden Worten (I, 129 fg.):

Er schwieg einige Zeit, ich hatte die Augenlider gesenkt. Da sah ich wenigstens nicht, was mir das Fürchterlichste ist. Haben Sie denn je einen Menschen mit so weißen Augen gesehen? Es ist gräßlich, wenn er sie aufschlägt und ich diese Augäpfel, wie die eines Blinden, nur mit zwei schwarzen Punkten mitten auf mich gerichtet sehe, er sieht Sie durch und durch, aber Sie können ihm nicht hineinsehen, nicht durch die äußerste Hülle der Seele. Die schmalen, eiskalten Züge, der lippenlose Mund, das ist alles nichts gegen diese Augen!

Und dieser Kollmann, ein Bürgerlicher, wird von der alleinseligmachenden Clique bis zu ihrer höchsten Spitze vergöttert und mit Ehren überhäuft; genug, um ihn auch dem Leser interessant zu machen. Herr Lipprecht findet ihn mindestens so interessant, daß er nach Trautenfeld reist, um das Terrain zu recognosciren, wo das Wild vor Jahren seine Atzung suchte und von dem Polizeigenie bemerkt wurde. Die überdies von seinen Agenten ihm zugekommenen Notizen über diesen „Nur so fort" verlangen ergänzt zu werden, und für Lipprecht stand es schon fest, daß nur er hier erkennen könne. Es heißt (I, 224):

Wer soll sie erkennen? Der General, dem sie zurufen: „Dein Säbel hat den Thron gerettet! Dein Stand ist der erste, einzige, alle andern sind daneben Professionen?" Oder der Geistliche, dem sie zuflüstern von der Kanzel herab zu predigen: „Ihr habt im letzten Feldzuge nicht gesiegt, weil Ketzer in euern Reihen fochten?" Soll er es fühlen, daß er die Sache der jubelnden Partei des „Nur so fort!" so warm und kräftig fördert, wie es kaum einer derselben vermöchte, wenn er selbst die Kanzel bestiege? Und so jeder der andern!

Aber das Wild hatte noch eine Eigenschaft, die es für Lipprecht zum ausgezeichnetsten Exemplar Edelwild machte; sein Geruch schien criminalistisch zu sein. Vor fast drei Jahren hatte Kollmann's Gesicht die Aufmerksamkeit Lipprecht's geweckt. Was ihn eigentlich, abgesehen von den unheimlichen Augen so polizeilich-sympathisch berührte, wußte er nicht, doch folgte er seinem Instinct. Kollmann, damals Civilingenieur und Chemiker, war auf den Gütern eines Bankiers und Freiherrn mit Vermessungen, geognostischen Untersuchungen und Erzanalysen beschäftigt. „Ruhig und arbeitsam", lautete der Bericht des Agenten über ihn; und weiter (I, 219):

Kollmann hat hier im Hause eines gewissen Grünschenk, vormaligen Besitzers einer Gipsstampfe, gewohnt, welcher, während eines der häufigen tagelangen dienstlichen Ausflüge Kollmann's, starb und demselben ein kleines Legat von 1500 Gulden, sein übriges bedeutendes Vermögen aber der Gemeinde vermachte.

Ein zweiter Polizeibericht aus Genf bestätigt, daß Kollmann dort die Bekanntschaft eines Fräulein Julie Briro gemacht, deren Mutter bei Kollmann's Ankunft bereits auf den Tod erkrankt war und die Trauung der Tochter mit ihm nur zwei Tage überlebte. Das Vermögen sei wahrscheinlich in seine Hände übergegangen. Seitdem erregte der Aufwand Kollmann's bei seiner Ankunft mit seiner jungen Frau in der Residenz, der Ankauf einer chemischen Productenfabrik, endlich der Bau des Freinhofs die Aufmerksamkeit des Polizeigenie. Das Publikum wußte, Kollmann habe viel Geld und das reichte aus, besonders für die Fliegen, die sich zum Zucker fanden. Kollmann stellte daneben seine schöne Frau als freundliche Ladung, es sich bequem zu machen, und gelangte dadurch besonders bis zu den Stufen des Throns, der von einem Fürsten besetzt ist, dessen zarte Constitution der Leibarzt in einem Gespräch mit dem besorgten Generaladjudanten dessen Obhut anempfiehlt (III, 14—16):

„Ich verstehe Sie ganz gut", bemerkte der General, „und Sie wissen, daß ich diese Thür", er zeigte auf jene, welche nach dem Zimmer des Monarchen führte, „so ziemlich zu hüten weiß. Aber ich wüßte nicht, wer seit gestern etwas Unverdauliches" — „Wer? Das kümmert mich wenig. Ich sage Ihnen: Gallenergießung, gereizter Puls, Koliken, folglich ist wieder einmal jemand drinnen gewesen, der das Wort Constitution ausgesprochen hat. Der Herr verträgt's nun einmal nicht. Es fährt ihm immer in die Gedärme, ein anderer hat wieder eine Idiosynkrasie gegen die Katzen; das ist eben individuell." — „Erinnern Sie sich an die komischen Definitionen in den «Fliegenden Blättern»? Was ist ein Bürgermeister? Bürgermeister, das ist,

wenn einem die Fenster eingeworfen werden. Unser Herr denkt, Constitution das ist, wenn sie einem die Tricolore ins Fenster stecken und die Minister aufhängen. Wer kann's ihm verargen?"

Trotzdem wagt Kollmann mit der „Umsturzpartei" zu verkehren. Lipprecht hatte nämlich fernere Nachricht, daß Kollmann in Manheim mit einem Fremden eine Zusammenkunft gehabt, der seines gefälschten Passes halber verhaftet werden sollte, wobei man um eine Stunde zu spät kam; endlich erfuhr unser Polizeigenie jetzt, daß der Holzschreiber Walcher, der bei Grünschenk gearbeitet, zwei Tage nach dessen Tode in den Wald gegangen und nicht wiedergekommen sei. Weitere Ocularbesichtigungen stellten für Lipprecht fest, daß der Holzschreiber in einer Schlucht des Wettersteins liege, also nicht weit von dem jetzigen Freinschloß, wo die schöne, engelreine, aber wie es scheint höchst unglückliche Julie die Honneurs den Gästen ihres Mannes macht.

Diese werden von einem Eingeweihten seinem Freunde Arnold Korbach, dem hübschen, tapfern Sohn des braven Fabrikherrn im Korbachthale, zunächst dem Freinhofe, geschildert. Arnold hatte der Zufall mit Julie zusammengeführt, und — über das Schicksal beider belehrt uns der Roman. Günther, der joviale Freund, hat sich die Personen beschreiben lassen, welche Arnold eine kurze Stunde in den Gesellschaftssälen des Freinhofs bemerkt, und erweitert die Kenntniß seines Jugendfreundes, indem er sie durchweg Gesindel nennt. Diesem Gesindel dient Kollmann, indem er dasselbe sich dienen läßt. Er kauft eine heruntergekommene Eisenfabrik in der Nähe, um Korbach, der durch Lieferungen für die Marine und Regierungsbauten zum Millionär geworden, dabei aber ein ehrlicher deutscher Mann geblieben ist, zu ruiniren.

Korbach ist Katholik, hat aber fleißige Protestanten herangezogen, und nachdem diese mit ihren Familien zu 300 Köpfen angewachsen, baut er ihnen eine Kapelle, den Katholiken zugleich eine Kirche. Diese wiegt aber in den Augen der Pfaffen nicht jene auf, um so weniger als Korbach freisinnig ist, seine Frau eine Protestantin war und seine Kinder Arnold und Helene in der Religion ihrer Mutter erzogen worden sind. Hier liegt das Pulverfaß, nach dem Kollmann die Leitung führt; den Zündfaden muß die Residenz, die Lunte der Zufall bieten. Der Prior Bernhard, der dem verstorbenen Abte des nahen Klosters nicht gefolgt ist, weil der Pfarrer Valentin in Korbach erwählt worden, findet bei Kollmann, was er wünscht und dieser benutzt den boshaften Pfaffen als Lunte.

Was Kollmann vorhergesagt, trifft genau zur Zeit ein, wo Arnold Korbach den jungen Prinzen, welcher der Marine vorsteht, zur Unterzeichnung des Lieferungscontracts, der bereits alle Instanzen durchlaufen, bestimmt. Die Intrigue der Pfaffen und deren Gelichter zerreißt den Contract, da Se. Majestät nicht dulden kann, daß ein Mann, der die Kirche geschändet, daß der alte brave Korbach Lieferant der Regierung bleibe. Strafbaiern erscheinen in Korbach, der tolerante Geistliche wird durch eine Creatur des zum Domherrn avancirten Bernhard ersetzt und das Publikum durch gefälschte Berichte bearbeitet (II, 63 fg.):

„Ist das nicht ein schmachvolles Gewäsch!" rief Günther, „und dieser Stil, wie eine Gedärmverwickelung. Wenn man schon ums Geld einen findet, der alles schreibt, was man den Leuten weismachen will, so könnte man doch ein paar Gulden darauflegen, um einen zu bekommen, der das Ragout von Aufgeblasenheit, Einseitigkeit und Heuchelei wenigstens mit einigem Geschmack anzurichten versteht." — „Was wollen Sie?" erinnert das Polizeigenie Lipprecht. „Der Mann, der diese Artikel redigirt, bekommt einen Gehalt, welcher das Honorar, das Johannes Müller für seine Geschichte erhielt, übersteigt. Sie irren, wenn Sie glauben, daß wir immer und überall filzig sind, wir haben nur das Talent, wenn wir einmal theuer kaufen, auch schlecht zu kaufen, was sich besonders in der glücklichen Wahl der vom Auslande verschriebenen Individuen äußert."

Kollmann hat überall seine Hand im Spiele und befindet sich in einer geheimnißvollen, unangreifbaren Stellung, denn als Günther in einer Unterhaltung mit dem durch das Börsenspiel in kurzer Zeit zu einem Mirès gewordenen Bankier W. darauf hinweist, daß der Schuft Kollmann für den Galgen reif sei, wird der Freund Arnold's durch den Baron S., dem helfenden Freunde der unglücklichen Julie, unter vier Augen mit der aufs Ehrenwort abgegebenen Versicherung überrascht, daß der Baron untrügliche Beweise von der Unschuld Kollmann's an dem Tode des Holzschreibers in Händen habe, und wenn Günther mit dem Polizeigenie Lipprecht weiter in der Sache vorgehe, höchst ehrenwerthe Personen namenlos unglücklich gemacht würden. Auch Julie erklärt ihrem Geliebten, daß sie weder Kollmann's Frau sei, obgleich mit ihm getraut, noch Kollmann die vermutheten Verbrechen begangen habe; Julie muß vollführen, was der Grauenvolle befiehlt, und so ihn vermögen, ein Geheimniß zu bewahren, dessen Entdeckung ihr direct oder indirect Verderben bringen muß.

Wenn also dieser Roman für den Politiker eine anziehende Lectüre ist, so wird auch der nur Unterhaltung suchende Leser sich von dieser an eigenthümlichen und schauerlichen Verwickelungen reichen Geschichte mächtig angezogen fühlen. Während der Verfasser in den Nebelbildern die Verhältnisse des heutigen Lebens abzuspiegeln weiß, windet sich der rothe Faden der Erzählung, worin die Liebe der schönen Julie und des ehrenhaften Arnold besonders reizend hervorgehoben wird, von der Höhe des Throns bis zur Hütte des Bettlers in tausend geschickten Verzweigungen.

Es wäre unverzeihlich, dem Leser das Vergnügen der Ueberraschung durch weitere Mittheilung der Geschichte des Romans zu entziehen; ich wage kaum die vielleicht nicht ganz zutreffende Bemerkung, daß sich der Verfasser als ein solcher bewährt, der dem Sprichwort: Guten ergeht es am Ende doch gut, auch am Ende des Werks sein Recht widerfahren läßt. Es ist dies auch kaum zu glauben, da er dem von mir citirten Sprichworte ein anderes entgegenstellt (III, 282):

Ein altes Sprichwort behauptet, der Teufel helfe seinen Leuten, und der Gang der Politik seit 1848 bestätigt es. Aber

unter allen Umständen darauf zu rechnen, ist gewagt; wenigstens bringt er sie manchmal in Situationen, wo es den Schein hat, als ließe er sie fallen — vielleicht eine schlechte Nachahmung der sogenannten Prüfungen der Vorsehung —, und zuletzt stellt sich doch meistens heraus, daß er es mit den Seinen hienieden gut meint, wenn sie nur ehrlich zu ihm halten.

Da nun alle Personen, welche Günther unter der Collectivbezeichnung „Gesindel" zusammenfaßt, sich wirklich ehrlich bis zum Schlusse des Romans zum Teufel halten und der edle Kollmann zum Herrn von Stefenberg, ja zum Finanzminister, Excellenz, erhoben wird, so bleibt dem Leser nur die Hoffnung, mindestens die beiden Liebenden, Julie und Arnold, für ihre ausdauernde Treue belohnt zu sehen. Das sei nur noch verrathen, daß das Polizeigenie dem Edelwild bis zur Excellenz auf der Fährte folgt, mithin zu hoffen sei, daß der brave Kollmann seinen anderseitig verdienten Lohn erhält, obgleich er als Minister unantastbar ist.

Kleinlich erscheint die Bemühung, mit welcher der Verfasser, oder wenn er dies lieber hört, Arnold Korbach von dem Verdacht, ein rother Republikaner zu sein, gereinigt wird. Die Zeit des rothen Gespenstes, sollte man meinen, sei vorüber, oder glaubt Leo Wolfram, daß er jemals selbst vor einem Polizeigenie Lipprecht etwas anderes gelten werde, oder daß die Welt in ihm auch ohne diese seltsame Bescheinigung den wahren Patrioten nicht erkannt haben würde? Ein Demokrat ist Leo Wolfram wahrlich nicht, da er denselben Mann, den er im ersten Bande des Romans den Chef der Demokraten nennt, im dritten als Führer der rothen Republikaner auftreten läßt. Ei, du seltsamer Fortschrittsmann, wie wunderlich substituirst du zwei heterogene Begriffe!

Es bedurfte deshalb nicht dieser etwas weit hergeholten Verdammung des rothen Demokraten oder Republikaners, denn der vorurtheilsfreie Leser wird dem Verfasser gern das Zeugniß geben, daß er ebenso wie Günther es sich leicht und bequem gemacht habe, indem er ebenso ist und sich ausspricht, als er sein und sich aussprechen muß. Günther sagt (II, 55):

> Im Mittelalter war es schwer ausgezeichnet tapfer zu sein, es war die gemeine Haustugend, die jeder Strolch besaß, und darum gehörte ungeheuer viel dazu, um durch sie hervorzuragen. Ein honetter Mensch zu sein, das war keine wohlfeile Charaktergröße.

Der Roman „Dissolving views" wird nicht unerheblich dazu beitragen, daß der Anbruch einer Zeit beschleunigt werde, wo ein honetter Mensch zu sein allgemeine Haustugend geworden; doch wäre sein Erfolg noch durchgreifender, wenn der Verfasser als Eingeweihter spräche. Er steht außerhalb des Gewirrs, und deshalb sind die Thaten seiner „Patrioten", im Sinne Sr. Majestät der Nebelbilder zu sprechen, wahre Pfuschereien im Vergleich zu dem, was wirklich geleistet worden und bis heute geleistet wird. Der brave Fabrikherr Korbach wird ja gar nicht ruinirt, und zwar bis zum Bettelstab; Arnold, dessen Schwester Helene und Julie befürchten nur Verderbliches, aber dabei bleibt es auch. Will der talentvolle Verfasser uns neue politische Romane geben, so bitten wir ihn, die Geschichte der durch politische Verfolgungen gebrochenen Herzen kennen zu lernen, d. h. eine bis ins Detail gehende politische Todtenschau zu halten. Dann wird er die rechten Satane zu würdigen wissen; die seinen sind nur Fahrende Schüler, die sich die rothe Feder zum Scherz an den Hut gesteckt haben. Selbst sein Domherr Bernhard ist kein Pfaffe, der uns an sich glauben machen kann, und die poetische Gerechtigkeit erreicht ihn in Gestalt eines nicht einmal den Schädel einschlagenden Hammers weit zu früh. Dergleichen Gewürm hat zäheres Leben. Wohl ersetzen die Reflexionen, was der Gestaltung abgeht, aber um Glauben zu finden, muß der Verfasser tiefer ins volle Leben greifen. Wo er auch hingreifen mag, heute ist es leider für politische Romane zu interessant.

In Moritz Horn's Roman „Dämonen" (Nr. 2) ist weder von Politik noch von einer bestimmten Zeit die Rede, sondern das Leben auf der untersten Stufe wird uns mit Behagen von dem Verfasser vorgeführt. Er scheint wol nicht eine spannende Unterhaltung zu beabsichtigen, denn diese dürfte hier nur insofern zu finden sein, als der Leser vielleicht begierig wird, zu erfahren, ob sich das Wort des Herrn aus dem Prolog im Himmel bewahrheiten werde:

> Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange,
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Was dort Mephistopheles, das sind hier die Dämonen, die allerdings nicht personificirt auftreten, deren Wirken vielmehr in den Begebenheiten und Figuren, die dargestellt, geahnt werden soll.

Der Held des Romans, Fritz Laue, wird als drittes Kind und einziger Sohn armer Aeltern geboren. An seinem Tauftage fällt ihr kleines Besitzthum in die Hände der Gläubiger. Ein unverheiratheter Gevatter nimmt die Familie in sein Haus und räumt ihr eine Unterstube ein. Sie ernährt sich von Korbflechten. Die älteste Tochter heirathet, die zweite stirbt. Fritz tritt nach vollendetem sechzehnten Jahre seine Wanderschaft an. Der Hausfreund schenkt ihm fünf Thaler, seinen guten Rath und weist ihn an den Bürstenmachermeister R. Nach zwei Stunden erreicht Fritz die Stadt und die Wohnung des armen braven Meisters. Dieser und seine Frau sind echte Bürgersleute. Fritz wird, obgleich es Arbeitstag ist, von dem sehr erfahrenen Bürstenbinder vor die Stadt in ein Gasthaus geführt. Ein Handwerksbursche bettelt dort reiche Fremde an und wird deshalb von dem Bürger R. wacker abgeführt. Dieser Bursche ist der Mephisto der Geschichte und heißt Freising. Fritz muß sich erst einen Korb machen für die Bürsten des Meisters, die der junge Mann mitnehmen soll und die auch erst gemacht werden müssen. Nach einigen Wochen ist alles in Ordnung und Fritz, in dem sich „ein energischer, willensthätiger, leider auch boshafter Geist zeigt", zieht weiter. Im nächsten Orte wird er vom Wirthe seines erwählten Nachtquartiers um seine Legitimation befragt. Fritz kennt solch ein Ding nicht. Der Wirth will ihn fortweisen, die Wirthin aber

nimmt sich des Burschen an, gibt ihm gut zu essen, führt ihn in eine reinliche Kammer und sagt: das thue sie, weil ein Sohn von ihr auch auf der Wanderschaft wäre. Ein Wanderer tritt ein.

Es ist Freising, der Handwerksbursche. Er freilich hat einen guten Paß und nimmt Fritz Laue unter seine Protection. Die Dämonen treten nun auf in Gestalten, wie sie als Seiltänzer auf kleinen Märkten erscheinen. Fritz wird durch seinen Mephisto zu dieser Bande geführt; Spiel, Tanz und unmäßiges Trinken machen unserm Helden vollends das Garaus. Kathinka, die schöne listige Tänzerin, entzündet Fritz und gibt ihre Gunst an Freising. Laue ahnt den Verrath, überfällt seinen Nebenbuhler und wird durch Freising der Polizei überwiesen. Gebunden transportirt man ihn zum Untersuchungsrichter. Er reißt sich los, versetzt dem Polizeidiener einen Schlag, der ihn niederstreckt und an welchem er — stirbt. Fritz flieht in einen Wald. Der Hunger treibt ihn in ein Dorf. Der Bauer, den er um Brot anbettelt, weist ihn ab. Wieder tritt die Frau vermittelnd ein und Fritz erhält einen Dienst als Knecht. Die Dämonen vergönnen ihm einige Wochen Ruhe. Eines Abends behorcht er seinen Dienstherrn im Gespräch mit dem Dorfrichter. Ein Steckbrief ist dem Mörder des Polizeidieners nachgesandt. Fritz flieht, von den Furien des bösen Gewissens gejagt. Der Hunger bringt ihn zur Landstraße, wo ein herrschaftlicher Wagen heranrollt. Der reichbetreßte Jäger winkt vom Bock, Fritz möge hintenaufsteigen. So erreicht er unter dem Schutze Mephistos Freising, die Residenz, den Palast des Herrn Bankiers Levi Meyer und die Stube des zu Ehren gekommenen Freundes. Es fehlt nicht an Wein und Braten. Die Dämonen siegen: Fritz schlägt in die Hand Freising's. Die Memoiren dieses, von ihm selbst vorgetragen, erklären die Situation. Freising wurde Bajazzo bei der Truppe, welcher Kathinka angehörte. Er erzählt (I, 72):

> Wenn ich vorhin von einem Jahrmarktspublikum sprach, so meine ja nicht, daß es aus der Hefe des Volks bestand; behüte, der erste Platz war von der Noblesse der Stadt und zahlreichen Fremden eingenommen und unter den Frauen und Mädchen waren einige zum Anbeißen. Als ich mir das Seil anspannen ließ und das Röthige dabei selbst ordnete, sah ich, daß ein wunderliebliches Kind, während sie (?) das Lorgnon von dem Gürtel losnestelte, das Armband, einen goldenen Reif, verlor, der ein Stück vorlief und nahe daran war, von dem einen der mit Anspannen des Seils beschäftigten Gehülfen zertreten zu werden. Schnell stellte ich dem Tölpel ein Bein, daß er zum Gelächter des zweiten und dritten Platzes in den Sand fiel, und überreichte dem Mädchen das Armband.

In derselben Vorstellung erscheint ein toller Hund und fährt auf die junge Dame los. Freising erschlägt ihn mit einem Beil. So wurde er der Diener des reichen Juden. „Und Kathinka?" fragte Fritz. — „Weg damit", erwidert Freising, und erklärt ferner: wie doch der Mensch, wenn er andern ein Bein stelle, ganz vernünftig handle. Freising verfertigt für Fritz Laue einen Paß und dieser tritt auch in den Dienst des Hauses Levi Meyer. Von der Familie desselben erfahren wir nun mancherlei, unter anderm, daß eine an einer Jugendliebe kränkelnde Tante Sarah in dem einsamen Hause des Parks lebt und mit ihr ihre Nichte Rebekka, die sie erzieht. Es heißt (I, 95):

> Jahre um Jahre vergingen, Rebekka stand in ihrem sechzehnten. In dem Maße, als die Blüte ihres Leibes sich entfaltete, entfaltete sich auch zu Sarah's innigster Freude die Seele.

Der Sohn des Hauses, Elias, der auf einer Rheinfahrt die Bekanntschaft des Herrn Wandel aus Hannover und dessen Tochter Margarethe gemacht, ist für Rebekka bestimmt. Am Verlobungsfeste sitzt Fritz Laue gemüthskrank in seinem Zimmer. Freising erscheint und sagt (I, 119 fg.):

> „Meine, daß du eben nicht festtäglich gestimmt bist, liegt auf dir, was man das Alpdrücken nennt. Rechne, komme eben zur gelegenen Zeit." Laue hatte seine vorige Stellung wieder eingenommen, sah daher nicht, daß Freising die Flaschen verwechselte, aus der Laue's sein, aus der seinen jenes Glas vollschenkte.

Freising nimmt die Schlüssel des Kassenzimmers, die Laue bewahrt, vollführt mit andern Strolchen den Einbruch und entflieht. Herr Elias findet die Ueberraschung, kann nur Laue die Schuld geben, läßt ihn aber nicht verhaften, sondern tractirt ihn mit der Reitpeitsche, bis er davonläuft. Er will sich in den Kanal stürzen, wird aber von einem Mädchen Lene zurückgehalten und in das nahe Freudenhaus geführt, dem diese angehört. Dieses Haus übernimmt Laue von der Wirthin und wohnt nun mit der Lene darin. Vor der Thür hängt das Schild eines Korbflechters. Eine Dame mit einem Kinde wohnt auch bei ihm. Dieser macht Fritz Anträge und erwidert auf ihre abweisenden Worte (I, 137):

> Unsinn! wenn man will, kann man. Aus purem, blankem Aerger und um Sie eifersüchtig zu machen, denn damit packt man euch an der richtigen Seite, habe ich das Weib da draußen hier behalten, schön mit ihr gethan. Ich schließe noch heute die Thür, wenn Sie meine Frau werden wollen. Jene ist es nicht.

Vorher hatte er der Dame (Margarethe) schon ihr Verhältniß klar gemacht und sagte (I, 136):

> Ich räumte Ihnen oben die Kammer ein, wo Sie den Knaben zur Welt brachten. Ich dachte, viel wird der arme Schelm in der Welt nicht zu beißen, auch kein sonderliches Glück haben; indessen war er nun einmal da, und weil man ihn nicht ins Wasser werfen kann, wie unbequeme Hunde und Katzen, muß man ihn eben behalten.

Und als er, sie umfassend, von ihr zurückgestoßen wird, ruft er (I, 138):

> Oho! nur nicht so oben hinaus, mit dem Kopf durch die Decke, meine Liebe. Ich dächte, der Junge in der Kammer wäre ein schreiender Beweis, daß man seinerzeit nicht so spröde gegen eine Umarmung war.

Die Hochzeit des Herrn Elias findet statt. Sein Oheim, der Juwelier, hat den Ring für die Braut gefertigt und ist in Verzweiflung, weil dieser ihm gestohlen worden. Da erscheint Margarethe und bietet den entwendeten Ring, so glaubt der Juwelier, zum Kauf an. Sie soll verhaftet werden und entflieht. Elias steckt den Ring, den er einst Margarethe gegeben und den er vom Oheim erhält, an den Finger Rebekka's. Jene lehnt an einer Mauerwand und klagt im tiefsten Schmerz ihrer Seele.

„Bald darauf ging die trübe Flut des Kanals über ihre Leiche hinweg." Nun heißt es (I, 161 fg.):

„Der Racker!" brummte Laue. „Also vorwärts, marsch, wir werden im Hause Nachforschungen halten. Das wird nicht viel Mühe machen. Hier unter Ruthen und Körben sitzt sie nicht. Hier ist meine Schlafstätte, oben eine Kammer." Die Polizeimänner gingen hinauf und fanden das Kind. „Es ist mein Kind, und hier wohnt meine Zuhälterin, die alberne Lene." — „So, Euer Kind?" — „Nun, ich meine", ließ sich Laue vernehmen, „ein Kind zu haben ist nicht polizeiwidrig, der (?) kleine Range macht mir Sorge genug. Welches Frauenzimmer hier wohnen soll, weiß ich nicht. Lene ist eine einfältige Person, die ich nächstens aus dem Hause jagen werde. Wir hatten nur vorhin einen kleinen Wortwechsel und Lene ist ein boshafter, rachsüchtiger Nickel, der mir die Polizei auf den Hals hetzen will. Ich fürchte mich aber nicht, denn ich stehe in jeder Beziehung rein da, höchstens konnte man mein Verhältniß zur Lene, dem boshaften Rothkopf, nicht verschmecken; allein Sie, meine Herren, wissen recht gut, wie viele Wirthschafterinnen in unsern Familien, bei vornehmen, sogenannten ältern Herren, Lenens sind, fehlt nur oft der Beweis mit Augen und Ohren."

Lene läuft sofort wieder ins Freudenhaus, kehrt aber wieder, holt das Kind Margarethens, das nun wichtig wird, weil der junge Ehemann Elias Meyer seiner Gemahlin Rebekka, die in dem Ring eine frühere Jahrzahl entdeckt, das Geheimniß verschweigen muß. Lene wird plötzlich, durch eine gottesfürchtige Frau bekehrt, Putzmacherin und erzieht das Kind. Freising und Laue quälen das dreimal den Dämonen entronnene Mädchen dämonisch. Lene bringt ein Kleid für Theodora zur Tante Sarah. Diese erzieht wieder ein solches Mädchen, nachdem Rebekka, nach der Geburt eines Kindes, gestorben ist. Daß Lene die Dämonen noch nicht besiegt hat, vielleicht weil Freising Kammerdiener der Tante Sarah ist, erweist sich bei Gelegenheit, wo Theodora das Ballkleid anlegt. Es heißt (I, 315 fg.):

Theodora warf schnell ihr Kleid ab, und Lene, obschon ein Frauenzimmer, empfand einiges Vergnügen, als die Schönheit der jugendlichen Gestalt von Armen, Nacken und Busen die Hülle abwarf, tadellos, ein seltenes Modell in all seinen Einzelheiten. Wir erklären uns das Zögern, mit der Lene das Amt einer Kammerfrau verrichtete, aus dem Verlangen, an dem gebotenen Anblick des Schönen möglichst lange sich zu weiden, wol am natürlichsten. „Endlich sind Sie wol zu Stande, Lene?" — „Ja wohl, leider endlich." — „Leider, was wollen Sie damit sagen?" — „Daß ich beständig Ihre Kammerfrau sein möchte." — „Närrin!"

Es hieße dem Interesse des lesenden Publikums zu nahe treten, wollte ich weiter die Geschichte der Dämonen enthüllen; auch dürfte dadurch der mir vergönnte Raum überschritten werden, da die Vacanzen, die der Verfasser durch den Tod eintreten läßt, sehr schnell von neuen Personen ausgefüllt werden, die den Kampf mit den Dämonen fortsetzen.

Wir treten aus dem anmuthig dargestellten modernen Leben, das die Nebelbilder darboten, und in welchen wir mit Menschen jeder Art, anschaulich und verständig begrenzt, gesinnungsvollen und gesinnungslosen, ein Stück des heutigen Daseins durchlitten haben, und aus des saubern Korbmachers Fritz Laue und Genossen Spelunke, aus den Freudenhäusern der bekehrten Lene und den abgestandenen Ergötzlichkeiten des Herrn Elias Meyer mit „Diana-Diaphana", von M. Solitaire (Nr. 3), in das Mittelalter zurück, das sich in manchem Kopfe nicht allein nicht von Hexenprocessen, Mord und Todschlag trennen läßt, sondern auch von grauenvollem Spuk durchwebt sein muß.

Schon der Titel dieses Werks führt uns auf die rechte, zugleich doppelte Fährte. Die „Geschichte des Alchemisten Imbecill Kätzlein. Phantastischer Roman nach alter Chronika" erinnert theils an den „Kapellmeister Kreisler", die „Elixire des Teufels" und „Klein Zaches, genannt Zinnober", theils an Siebenkäs und Katzenberger, dagegen der erste Titel des Romans „Diana-Diaphana" uns einen Zauberring und eine Undine vermuthen läßt, während die Bezeichnung „phantastischer Roman" auf Alraunen und Galgenmännlein hindeutet.

Ich hätte nun wol die Verpflichtung, über den Inhalt des Buchs vielleicht durch eine kurze Wiedergabe der Erzählung zu berichten. Aber wie damit fertig werden? Was würde der Leser thun, wenn er einen ziemlich wunderlich aussehenden, sich eigenthümlich geberdenden Menschen an sich vorbeischießen und die breite Straße hinunterlaufen sähe? Hat der Leser junge Beine und hinreichende Neugierde — Zeit hat er gewiß, denn ein Romanleser hat ebenso viel Zeit, wie die Helden der meisten Romane —, so würde er dem Eilenden nacheilen. Jetzt biegt er um die Ecke des Gäßchens nach dem Dome, jetzt verschwindet er durch das alterthümliche Thor — wir halten uns nirgends mit der Beschreibung der sonderbaren Bauart und verschnörkelten Steinhauerarbeit auf, die natürlich die alte Reichsstadt darbietet, in der sich diese sehr wundersame Begebenheit vor Zeiten zugetragen, und die wir ja sattsam im Buche selbst vorfinden —, jetzt also verschwindet der eilende Mann durch das Thor, welches den Dom mit dem „hangenden" Thurm verbindet, jetzt poltert er die Treppen zum Thurm hinauf, es klappen und klappern die Thüren und Fenster, es kreischen alte Weiberstimmen, man scheint sich zu raufen, zu würgen, zu morden, Blut tröpfelt durch die Ritzen der Dielung; da ist er ja aber schon wieder, er läuft an der Stadtmauer hin und her, jetzt biegt er nach dem Markt ein, jetzt sind es schon zwei, jetzt drei, jetzt scheint es eine erkleckliche Menge; einer läuft voraus auf allen Vieren, es ist der Schneider Darm, mit Füßen gestoßen von den übrigen seltsamen Gestalten — wir halten uns natürlich nicht auf bei der Schilderung der eigenthümlichen Kleidung aller sonderbaren Personen, das finden wir alles ja ausführlich im Buche selbst. Jetzt springen alle in die Taverne des Zachäus „Weiberkränker"; es wird gesungen, gestritten, gestochen und gehauen, auch Bierkrüge werden an den Kopf geworfen, Harfenistinnen singen und schäkern mit Halb- und Ganzbetrunkenen, bevor aber der junge, neugierige Leser die Taverne betritt, stürmt alles durch das Stadtthor hinaus in den dunkeln Wald. Ich rathe übrigens jedem, der die Partie mitmachen will, sich mit tüchtigen Regenschirmen oder wasserdichten Mänteln zu versehen, denn es regnet furchtbar vom Anfang der

Geschichte los, doch die Menge ist verschwunden, aber eine Mooshütte erreicht der Neugierige, eine natürlich sehr baufällige alte Hütte unweit eines alten Klosters. Dort findet sich ein wunderliebliches, d. h. wieder nicht liebliches Mädchen, ein flügellahmer Rabe und die Leiche der Mutter des Mädchens, einer taubstummen Frau. Es ist hier sehr grausig, schon ist aber auch einer der Laufenden dort und wird dem Mädchen durch Reden und Handgreiflichkeiten lästig. Der junge Leser kommt der Schönen zu Hülfe, vor ihm aber erreicht eine große, düstere Gestalt die Hütte, diese sticht und haut auf den ersten los, daß diesem „der Saft" in den Schnurrbart fließt. Nun bricht die ganze wunderliche Menge hinein, Mönche erscheinen, stellen ihre Fackeln an das Lager, legen die Todte auf eine Trage und ziehen, von dem Mädchen begleitet, mit der Leiche und den Fackeln davon, durch den dunkeln Wald, fort und weiter. Der flügellahme Rabe verkriecht sich unter den Herd. Die Menge rast nach der Stadt zurück, zur Taverne. Man haut, sticht, spielt, singt, dieser oder jener läuft in die Nacht hinein und der neugierige Leser geräth in das Haus des Herrn Esau Zärtlich. Dort lernt er endlich Diana=Diaphana kennen, und wird ihm freigestellt, sie Diana oder Diaphana, oder mit beiden Namen zu nennen. Eine Zigeunerin strählt das Haar des wunderlieblichen Kindes. Jene erzählt von ihrem geköpften Bruder Holifernes, der ein Schnelläufer und König war, gefangen wurde und noch lebt. Doch nein, der Schnelläufer, jener erste, ist Herr Imbecill Kätzlein, der Alchemist. Zärtlich verschwindet und läßt ihn mit seiner Tochter Diana=Diaphana allein. Diese fällt erschreckt in Ohnmacht, denn es brennt nur ein Lichtlein, wie denn überall die Beleuchtung sehr mangelhaft ist und mehrentheils aus plötzlich verlöschenden Fackeln und Kienspänen, kleinen umkippelnden Talgstummeln, aber auch zuweilen aus ganzen Stößen auflodernden Schwefels besteht. Die Zigeunerin verflucht Kätzlein und wirft ihm eine angebrannte Aster ins Gesicht. Kätzlein rennt davon, setzt sich irgendwo auf eine kalte Steinbank — es ist Mitternacht; Kätzlein schläft und träumt dabei gar wunderlich. Es regnet noch immerfort, wie es anfangs geregnet hat, es heult der Sturm, wie er anfangs geheult hat, es brüllt das Meer wie vordem; Kätzlein erwacht und rennt nach dem „hangenden" Thurm. Die grauenvolle Concordia wacht bei ihm und nimmt ihm den Verstand, wenn er ihn nicht schon verloren hat, durch die Erzählung grauenvoller Geschichten, die sie erlebt oder ihr toller Sohn. Kätzlein erhält am Schluß Diana=Diaphana. O nicht doch: er stürzt sich ins Meer, nachdem die alte Concordia Frosch als Hexe verbrannt worden ist. Der gottesfürchtige Bürgermeister der Reichsstadt, Gabriel Dampf, wird der Schwiegersohn des Herrn Esau Zärtlich. Es heißt (I, 603):

> Wir nehmen freundlich wehmüthigen Abschied von dem guten Leser, der uns treulich durch die labyrinthischen Gänge dieser wunderbaren Historie begleitet. Lebt alle wohl! wohl!
>
> Ende.

Der Verfasser hat Talent und Phantasie. Es gelingen ihm einzelne Scenen. Die vorzüglichste, mindestens effectvollste und gerundetste, ist wol folgende (I, 96 fg.):

> So erwachte Cäcilie, die Tochter des Thürmers vom hangenden Thurm, in der Waldhütte an diesem ereignißreichen, stürmischen, dunkeln Tage. Wie das halbgeöffnete Auge, nach dem engen, niedern Fensterlein blickend, die mächtigen, kahlen Aeste gewahrte, da war es ihr, als sei dieses Holzwerk der gewaltige Glockenstuhl im hangenden Thurm, als hinge eine Glocke daran mit unendlicher Wölbung, mit donnerndem Halle, in der die Worte geätzt waren, in zween Sprachen: „Auch die Unsichtbaren hören mich, etiam invisibiles me audient", wie es in gebräuchlicher Futurform hieß; und als stände sie auf dem Gerüst an der Glocke und versuchte, da der Strang abgebrannt war, wie eine Locke, die man übers Licht hält, versengend sich aufkräuselt, das große Gewölbe mit ihren beiden Händen, mit der Kraft ihres Leibes in Schwingung zu setzen; sie bedurfte der unsichtbaren Welt, welche der Spruch verhieß; ihr Herz war zerrissen und ihre Mutter war gestorben. Sturm wollte sie läuten, Sturm, daß es durch die Himmel klang; aber der Klöppel hing kalt und stumm und starr wie eine Eissäule, und kein anderer Widerhall durchregte, belebte die schweigenden Gewölbe, als den das Nagen ihrer Fingernägel am Metall, am Roste hervorbringen konnte. Die Unsichtbaren hörten kein Geläute; sie zu errufen war unmöglich; das Mädchen lag in kaltem Schweiße, als wie in geronnenem Blute. Diese Bilder flogen schnell durch ihre Seele; in der Zeit, in welchem ein Tropfen herbstlichen Thaues vom braunen, trockenen Blatt auf den Boden fällt.
>
> Nun saß sie halb aufgerichtet im Bett und besann sich der Vergangenheit; trübes Licht schien durch das Fensterchen; ein zahmer Rabe wandelte bedächtig auf dem Estrich, indem er die Spuren seiner Klauen in den wenig betretenen Sand drückte, damit der Boden sorglich bestreut war, ein alter Rabe, dessen einer Flügel zur Hälfte fehlte; selber war vermuthlich infolge eines Schusses, einer Verwundung, mit dem Schwungknochen am Schlüsselbein abgelöst; das verständige Thier schien im stillen Herzen den schweren, bittern Verlust zu ertragen, und nur selten hob er im träumerischen Selbstvergessen die andere Schwinge wie zum Fluge. Aber zu Füßen von Cäciliens Bett stand das Bett der gestorbenen Mutter, mit der sie nie, solange sie denken konnte, ein Wort gewechselt, von der sie nie jene dumpfe, bange, unartikulirte Rede der Stummen, wie sie in toller Verzweiflung bemüht sind, sich verständlich zu machen, vernommen. In stummer Brust barg sie die entsetzlichen Leiden, die riesenhafte Erinnerung; man weiß nicht, ob sie sich mit dem Gedanken, mit dem Gebete, das die Seele flüstert, ohne die Lippen zu regen, an den gewaltigen Gott gewandt, dessen Zorn auf ihr lastete; aber nie demüthigte sie sich vor ihm, nie klagte sie ihm in der verächtlichen Sprache der Thiere, in dumpfem, sinnlosem Aechzen; gern saß sie des Abends am offenen Fenster stundenlang, nächtelang und hörte dem Rauschen des Waldes, des Meeres (zu), und sie lächelte, als wenn sie die Natur verspottete, daß sie nicht stark genug wäre, nicht genug sich beherrschte, um das Weh, das ängstlich durch die Zweige tönte, da sie es nicht mit der Sprache des Menschen äußern konnte, stolz und starr und stumm, wie selbes in ihrer Brust schlief, zu verbergen, zu verschweigen.

Wenn dergleichen Schilderungen aneinander gereiht und nur auch unbedeutend motivirt wären, so befriedigten sie vielleicht und bildeten einen lesbaren Roman für diejenigen Leser, die spukhafte Geschichten lieben. Ein Herr Hildebrand alias Höllenbrand Lux, eine Artemisia, ein Theophilus, Lothar u. s. w. werden schon durch ihre Namen für Unterhaltungsuchende interessant; aber nun müssen sie auch in Verbindung treten und die durch sie geschürzten Knoten endlich wieder gelöst werden. Hier ist

aber ein nicht enden wollender Wirrwarr, der zuletzt denn doch ungenießbar wird.

Erzählt die greise Großmutter am stürmischen Winterabend den um sie am Kamin hockenden Enkeln Geschichten, und schlafen die Kinder nicht dabei ein, sondern schauen mit immer größer werdenden Augen in die steinernen Züge der Großmutter, so ist, was diese erzählt, eine wirkliche, richtige Spukgeschichte. Warum? Weil die Alte den Spuk in sich trägt, sie das eigene Grausen los sein will, indem sie es gestaltet und als außer ihr bestehend hinstellt. So schrieb Achim von Arnim, so Brentano, so vor allen Hoffmann, so de la Motte Fouqué, wo der Spuk schon romantisch auftritt und mit dem Zauberring Schlösser und Herzen öffnet; so Novalis, der sich in die Gläubigkeit rettet und doch die blaue Blume suchen muß; so selbst Heine, der seinen eigenen Spuk und das in ihm glühende und fröstelnde Grausen durch Ironie weglachen will; so Justinus Kerner, der den Spuk wissenschaftlich bis zu den weißen und schwarzen Dämonen der Seherin von Prevorst gestaltet, so auch der in seiner Weise unübertreffliche unglückliche Nikolaus Lenau. Des Verfassers Spuk ist kein rechter Spuk, und wollte der Leser auch fort und fort das Grausen suchen wie der Junge im Märchen, M. Solitaire zaubert keine Prinzessin herbei, die den Leser mit kaltem Wasser begießt, daß er freudig ausruft: Hu, wie gruselt mich so schön!

Wollen wir jetzt noch, bei unserer klaren Weltanschauung, uns an Spukgeschichten vergnügen, und reichen die wahrlich einzigen von Hoffmann nicht aus, so muß ein jüngerer Zauberer es mindestens ganz ernstlich mit dem Grausen meinen. Wer aber in „Diana-Diaphana" bis zum Ende des letzten Theils ausdauert, muß sich zuletzt doch sagen, daß alles Geheimnißvolle, das der Verfasser in Worten, Gesten und Situationen oft recht spannend für die Folge zurecht legt, ganz ohne Folge bleibt, sich als loser Stein bewährt, der gar nicht zum Bau gehört und für den gar nichts oder irgendetwas anderes die Lücken füllen könnte.

Der Verfasser hat, wie bemerkt, Talent und Phantasie, verwendet beides aber in Ueberstürzung meist ganz zwecklos. Sein Werk ist nur eine wunderlich consequente Jagd nach Effecten; hat er einen erreicht, so wächst sofort ein Flämmchen aus der zauberischen Glut, das hoch und höher züngelt, blitzt und leuchtet und wieder ein neues absetzt, dem ein drittes u. s. f. folgt. Aber diese Jagd ist ohne Ende und M. Solitaire vergißt, daß der Wahnsinn auch Methode haben muß, sonst ist er wie in „Diana-Diaphana" erheuchelt, und die Personen, welche uns in ihren grauenvollen aber begründeten Zuständen interessiren können, widern uns an, weil sie sich in lügnerische Schufte verwandeln. So bleibt in vorliegendem Roman keine Gestalt übrig, die in ihrer Weise edel ist und unsere Theilnahme gewinnt; denn auch Imbecill Kätzlein ist kein rechter Narr, nur ein schwacher Komödiant.

Da nun niemand sich das Blut eines andern in die eigenen Adern zaubern kann, wird auch ein wahrscheinlich ganz gemüthlicher Mann sich das Dämonische eines fremden Geistes nicht einzuimpfen vermögen. Ruhlos gärte es in den Seelen jener Romantiker, die durchgreifende Spukgeschichten geschaffen haben; sollten wir nicht zu nüchtern sein für dergleichen Kunstwerke?

Hermann Neumann.

Humoristische und pseudohumoristische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Wir haben dem anonymen Buche „Moderne Vagabunden" einigen Raum gewidmet, weil der darin behandelte Gegenstand, der Humbug in seinen verschiedenen Geschäftszweigen, ein so tief in die Sitte und den Charakter der Zeit eingreifender ist, daß jeder Versuch, ihn bloßzulegen und ihm die Maske abzuziehen, einige Beachtung verdient. Weiter schien es aber auch wol angebracht, die Geschmacklosigkeit oder vielmehr die Geschmackwidrigkeit und den Geist der Frivolität zu kennzeichnen, welche diesem Buche, das sich bei Licht besehen doch auch als Humbug herausstellt, fast durchweg anhaften. Denn wenn wir nicht irren, so gehört die Frivolität zu den hervortretenden Charaktereigenschaften unserer Generation, und sie zeigt sich nicht nur in literarischen Fabrikaten dieser Art, sondern selbst in scheinbar sehr ernsthaften Producten und Aeußerungen, insofern alle unüberdachten summarischen Verdammungsurtheile über andere, die, ohne daß man weiß, wohin sie führen können und ohne durchaus gründliche Kenntniß der betreffenden Persönlichkeit oder des eigentlichen Sachverhalts ausgesprochen werden, insofern alle blos einseitig negirenden Behauptungen, alle absichtlichen Ignorirungen, Bewitzelungen, Verleumdungen und Beleidigungen, z. B. auf literarischem Gebiete, alle Indiscretionen, alle schädlichen Paradoxen und Assertionen, mit denen man nur Aufsehen erregen will u. s. w., diesem unsere Zeit nur zu sehr beherrschenden Geiste der Frivolität mehr oder weniger ihren Ursprung und ihr Dasein verdanken.

Ein leichtsinnig zusammengeschmiedetes Büchlein ist auch das folgende: „Die Schnurranten" vom Schalksnarren Udo (Nr. 2). Es besteht aus allerlei Geschichten, Abenteuern und Schnurren, welche in einem Wirthshause in der „Künstlerecke", d. h. in einer täglichen Versammlung von Schauspielern und Theaterfreunden der Reihe nach erzählt werden. Manche lustige Abenteuer aus dem Schauspielerleben sind in der That ergötzlich, die meisten Erzählungen überhaupt harmloser Art, obschon einzelne doch auf einer etwas weit getriebenen Fopperei beruhen, andere sind aber selbst des schlechten Papiers, auf dem sie gedruckt sind, nicht werth. Dergleichen mag sich bei mündlicher Erzählung, in einer „Künstlerecke", in einem Kreise von Schauspielern, die einander gern mit solchen Schnurren unterhalten, ganz gut anhören lassen; aber ein Buch läßt sich daraus nicht machen, wenigstens keins, welches eingehender besprochen zu werden verdient. Verfasser des Büchleins ist Louis Julius, Mitglied des kaiserlichen deutschen Theaters in Petersburg, also wie der Verfasser des erstbesprochenen Buchs auch dem Schauspielerstande angehörig. Ueberhaupt geht aus diesem Kreise mündlich wie schriftlich manches Leichtfertige hervor — wir erinnern hierbei unter anderm auch an den von einer renommirten berliner Schauspielerin angeregten Theaterskandal, welcher M. Perels zur Abfassung seiner das Theaterleben hinter den Coulissen dreist beleuchtenden satirischen Posse „Meine Selbstbiographie" (Berlin 1862) und leider auch zur Veröffentlichung einiger ihrer Briefe im Anhange des Büchleins veranlaßte — und insofern mag das dem Schriftchen vorgesetzte Motto recht haben:

Schon die alten Folianten
Uns als höchst gefährlich nannten:
Laboranten, Musikanten,
Komödianten und Schnurranten!

Der Verfasser, der übrigens, wie so viele Schauspieler, ein ganz prächtiger, mit großer Unterhaltungsgabe ausgestatteter Gesellschafter sein mag, hat seine Schrift dem Herzog von Koburg, dem „hohen Protector heiterer Musen“ in „tiefster Verehrung und Unterthänigkeit“ gewidmet, und er bittet ihn, „diese kleinen muntern Dinge, Schnurren, wie Schalken sie erleben, erfinnen“, Sr. Hoheit „zu Füßen legen zu dürfen“. Der Herr Herzog muß jetzt schon im Besitze einer ganzen Bibliothek von nützlichen und unnützen, ihm gewidmeten Büchern sein, denn zu den vielen zur Zeit in Deutschland herrschenden geistigen Epidemien und Monomanien scheint auch die der Bücherwidmung an Se. Hoheit den Herzog Ernst zu gehören. Daß es dabei dem humanen Herrn in Bezug auf typographische Ausstattung nicht auf Befriedigung aristokratischer Gelüste ankommt, beweist dieses Büchlein, welches etwa den typographischen Werth jener Volksmärchen und Volksliederbücher hat, wie sie auf Jahrmärkten verkauft werden.

Eine Wahrheit, und zwar eine unumstößliche, haben wir in dem Büchlein gefunden; der Verfasser bemerkt nämlich einmal: „Der deutsche Künstler, und wär's der genialste, trägt doch immer etwas vom Philister an sich, das ist das Partikelchen Nationalität, das kein Germane von sich werfen, ausscheiden kann.“

Einen befriedigendern Eindruck als die vorbesprochenen Schriften gewährt die Humoreske von A. von Winterfeld: „Das Manneken P..s von Brüssel“ (Nr. 3), welche sich bei uns gleich in zweiter Auflage anmeldet. Des Verfassers Schriften scheinen namentlich unter Militärpersonen ihre Freunde zu haben, und in diesem Kreise namentlich mag sich die erste Auflage schnell vergriffen haben, ehe wir noch von ihrem Vorhandensein Kenntniß hatten. Wer ist nun aber dieses „Manneken P..s“? Jeder, der einmal in Brüssel war, wird seine Bekanntschaft gemacht haben, denn dieses „Manneken“ ist bei den guten Brüsselern mindestens ebenso beliebt und populär als der König der Belgier selbst. Auf einem Brunnen an dem Zusammenstoß der Rue du Chêne (auf vlämisch Eyckstraet) und der Rue de l'Etuve (Stoosstraet) befindet sich nämlich die erzene Statuette eines gänzlich unbekleideten lebensgroßen Jungen, von welchem der Verfasser weiter bemerkt: „Der kleine dicke Bengel steht in der ungenirtesten und zugleich natürlichsten Stellung, die man sich denken kann, auf seinem Postament und bildet dort die seltsamste aller Fontainen, die originellste aller Wasserspendungen, die auf dem weiten Erdenrund zu finden ist. Er ist eine Art Cupido, nur ohne Pfeil, eine Art Brunnengott, der, wie Bädeker sich ausdrückt, «trotz seines bereits sehr hohen Alters alle Rechte der Kinderwelt beibehalten hat», und der Liebling der Brüsseler, die ihren Manneken «le plus ancien bourgeois de Bruxelles» nennen.“

Dies nun ist das „Manneken P..s“, das zur größern Verdeutlichung seiner Verrichtung und Bestimmung innerhalb einer schalkhaften Gruppe von Frauenzimmern auf dem Umschlage vorliegenden Büchleins abgebildet ist.

Der Verfasser läßt sich von einem brüsseler Bürger alten Schlags, einem Bewohner der Altstadt, der einen gründlichen Haß gegen das vornehme Stadtviertel oder das „petit Paris“ oder die „Stadt der Francillons“ im Busen nährt, die Schicksale dieses so derben und ungenirten Jungen bei einigen Gläsern zusammenziehenden brüsseler Biers, Lambicqs, Faros oder Diests oder aller drei Biersorten, ausführlicher erzählen. Man erfährt hieraus, daß die bronzene Statue dieses Manneken, wie man sie jetzt an der Ecke der Eyckstraet erblickt, nicht die ursprüngliche ist, daß dort in alten Zeiten ein ganz ähnliches, aber steinernes Bild gestanden habe, welches neben der jetzigen Benennung auch noch den Namen „Juliaenkes Borre“ oder auf französisch „Fontaine du petit Julien“ führte. Aber die Figur kam unter dem Einfluß der Luft, des Regens und der Zeit so herunter, daß sie zuletzt nur noch einem unförmlichen, kaum menschlicher Gestalt ähnlichen Klumpen glich; und da sich die eigenthümliche Wasserleitung alle Augenblicke verstopfte, die brüsseler Mädchen aber den Aberglauben hatten, daß sie keinen Mann bekämen, wenn sie nicht wenigstens an gewissen Tagen beim Manneken ihre Krüge volllaufen ließen, so war des Jammerns und Klagens kein Ende, und der Magistrat mußte sich entschließen, die steinerne Statue durch eine bronzene zu ersetzen.

Diese Arbeit, an welcher ganz Brüssel den lebhaftesten Antheil nahm, wurde am 13. August 1619 dem damals berühmten französischen Bildhauer Duquesnoy übertragen, der sich in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten seiner Aufgabe zu so großer allseitiger Zufriedenheit entledigte, daß ihm der Magistrat nicht allein ein sehr schmeichelhaftes Lob spendete, sondern ihm auch ein Honorar von 50 rheinischen Gulden zahlen ließ, was zu jener Zeit, wie der Verfasser bemerkt, ein „ganz ansehnlich Stück Geld“ war. Um aber die brabantischen Künstler nicht zu beleidigen und hintanzusetzen, beauftragte man den wohlehrsamen Steinschneider Daniel Raessens mit der Anfertigung des Piedestals und bezahlte ihm dafür die verhältnißmäßig viel größere Summe von 180 rheinischen Gulden. Als nun dieses neue Manneken aufgestellt war, da war unendlicher Jubel in Brüssel, und namentlich unter dem weiblichen Geschlecht, nicht blos der niedern sondern auch der höhern Klassen, und „wenn die Mitternachtsstunde geschlagen hatte und die Straßen bereits dunkel und leer geworden waren, dann sah man oft ein vornehmes Fräulein, die Kapuze sorgsam über den Kopf gezogen, nach der verhängnißvollen Fontaine schreiten und sich klopfenden Herzens ihr Krüglein volllaufen lassen“.

Das Manneken hatte im Laufe der Zeit noch manche merkwürdige Schicksale zu bestehen. Der Verfasser erzählt z. B.: „Im Jahre 1695 hatten die Brabanter einen großen Krieg gegen die Franzosen zu bestehen und Brüssel kam dabei in eine schlimme Lage. Die Feinde bombardirten die Stadt mit solcher Gewalt und solcher unglücklichen Wirkung, daß die meisten Häuser in Flammen aufgingen. Obgleich die Besatzung und die Bürger alle ihre Kräfte aufbieten mußten, um den drängenden Feind abzuhalten und dem mit reißender Schnelligkeit um sich greifenden Feuer Einhalt zu thun, das die ganze Stadt in Asche zu legen drohte, so vergaßen sie deshalb doch keineswegs den Liebling ihres Herzens, sondern retteten ihr theueres Manneken aus dem Flammenmeer und brachten es an einen sichern Ort, wo es vor der Gefahr des Zerschmelzens in Sicherheit war.

„Als die Franzosen endlich wieder abgezogen waren und man die Ordnung in der Stadt einigermaßen wiederhergestellt hatte, war es einer der ersten öffentlichen Acte des Magistrats und der gesammten Bürgerschaft, daß man das Manneken mit großem Pomp wieder an seine alte Stelle setzte und zu seinen Füßen folgende lateinische Inschrift eingraviren ließ:

In petra exaltavit me et nunc exaltavit
caput meum super inimicos meos.

„Im Jahre 1770 war auch das Piedestal von Dani[el] Raessens schadhaft geworden und wurde durch die jetzige Nisch[e] von blauen Steinen ersetzt.“

Man könnte ein ganzes komisches Epos, dessen Held dies[es] Manneken wäre, und dabei ein ganzes Stück brüsseler Geschich[te] schreiben; denn unser Manneken kam noch öfters abhanden. D[as] letzte mal geschah dies in der Nacht vom 2. zum 3. Octob[er] des Jahres 1817, und ganz Brüssel versank in Betrübniß u[nd] Desperation; namentlich wollten sich die Weiber nicht beschwi[ch]tigen lassen; ja die abergläubischen untern Schichten des Vol[kes] betrachteten das Verschwinden Mannekens als sichern Vorbot[en] einer die Vaterstadt bedrohenden Calamität, weshalb auch ni[cht] wenige Bürger und Handwerker ihre Häuser verließen und m[it] Sack und Pack auf die Dörfer hinauszogen, um dem drohe[n]den Verderben zu entrinnen. Endlich fand sich das gelie[bte] Manneken durch Zufall in der Wohnung eines freigelassen[en] Sträflings, Namens Lycas, und in feierlicher Procession u[nd] unter Betheiligung der ganzen Stadt wurde das angebetete Ma[n]neken wieder in seine Nische zurückgeführt, der freche Dieb a[ber] am 26. November 1817 zu Halseisen und Pranger verurthe[ilt]

Manneken hat sich, trotz seiner wenig respectabeln und salonmäßigen Haltung, von seiten regierender Herren einer Reihe von Auszeichnungen zu erfreuen gehabt, wie nur wenige Staatsmänner und Generale. Der Verfasser erzählt: „Die erste officielle Auszeichnung, die Manneken zu Theil wurde, war, daß ihm der Erzherzog Maximilian Emanuel bei Gelegenheit eines Festes, am 1. Mai 1698, das Großcordon seines Ordens verlieh, ihm einen kostbaren blauen Anzug schenkte und ihm auch einen Kammerdiener gab, damit derselbe ihm sein Staatskleid anlegte. Auch Kaiser Joseph II. verlieh ihm einen Orden, und Peter der Große machte ihm einen Besuch, weil, wie er sich scherzend ausdrückte, «Manneken doch nicht zu ihm kommen könne». Als im Jahre 1747 Manneken von französischen Soldaten insultirt worden war, ließ ihm Ludwig XV. die glänzende Genugthuung widerfahren, daß er ihm ebenfalls eine kostbare Uniform gab und ihn zum Großkreuz des Ordens vom heiligen Ludwig ernannte. Manneken hat übrigens außerdem eine feste Revenue, die von einem besondern Beamten verwaltet wird. Seine Garderobe besteht aus sieben Staatskleidern, welche ein Kammerdiener unter sich hat, dem auch die Verpflichtung obliegt, seinen Herrn bei festlichen Gelegenheiten anzuziehen, namentlich im Juli, am Tage der großen Kirmes von Brüssel, wo auch die Procession auf die feierlichste Weise vor ihm vorbeidefilirt. In der allerneuesten Zeit, namentlich seit dem nivellirenden Jahre 1848, wo man auf äußern Schmuck, auf Uniformen und Orden nicht mehr so viel gibt, erscheint auch Manneken nur noch selten «en grande tenue», sondern wird an den meisten festlichen Tagen gewöhnlich in die allgemeine belgische blaue Bluse gesteckt, in welcher er sich eigentlich auch am allerbesten und natürlichsten ausnimmt."

Diesem historischen Theile folgt in weiterer Ausführung eine Volkstradition oder eine Fiction des Verfassers, wonach das Urbild Mannekens der kurzdicke Sohn eines Herzogs Gottfried von Brabant gewesen, und es werden uns die wunderlichen Schicksale dieses Herzogssohns bis dahin erzählt, wo die Brabanter unter seiner Mitwirkung den festen Platz Grimberghe eroberten. Er nahm nämlich, seinen Landsleuten mit einer leichten Bewegung den Rücken wendend, eine nicht näher zu beschreibende, höchst ungenirte Stellung gegen die Feinde hin an und rief: „«Was mich betrifft, so ist meine Verachtung gegen diese Canaillen so groß, daß ich kein anderes Geschenk für sie habe, als dies!» Da brach ein ungemessener Jubel in den Reihen der Brabanter aus, denen jetzt die Prophezeiung wieder klar vor die Seele trat. «Das Orakel geht in Erfüllung!» schrien die Soldaten jubelnd. «Das ist die Beschimpfung, die uns zum Siege führen soll! Seht! Seht! Onzen Manneken pist op den Vyand!»"

Und nun war kein Haltens mehr; Grimberghe wurde von den Brabantern erstürmt, von Manneken aber nichts weiter gehört und gesehen. Nach der Meinung der einen soll er unter den Trümmern des Platzes begraben liegen, nach der andern von einem Engel zum Himmel emporgetragen worden sein. Die brüsseler Bürger aber ließen, eingedenk der hohen und unvergeßlichen Dienste, die er dem Staate geleistet, dem seligen Manneken jene Statuette errichten, welche den Umstand, durch den der Junge die Eroberung von Grimberghe herbeiführte, versinnbildlicht und verewigt.

Das für Deutschlands Liedertafeln bestimmte, von Ludwig Bauer herausgegebene Sängerbrevier „Frisch gesungen" (Nr. 4) gehört hierher wegen des meist heitern und humoristischen Charakters der in ihm zusammengestellten Lieder, von denen die meisten vom Herausgeber, die übrigen von Bruno Scholar und August Stöhr herrühren und fast sämmtlich Aufforderungen zu Wein- und sokratischem Lebensgenuß enthalten oder in das Gebiet der Märchenschnurren gehören. Da ihre Rhythmen zum größten Theil sehr sangbar sind, so möchten wir hiermit namentlich die deutschen Liedercomponisten auf diese Liedersammlung aufmerksam gemacht haben, obschon für sie von den Ludwig Bauer'schen Liedern nur wenige übrig bleiben werden, indem fast die meisten derselben bereits componirt sind, z. B. „Der lustige Maikäfer" von F. Abt (auch von Becker), „Was ist Glück?" von Pierson, „Galopp" von Kuntze, „O trinkt!" „Trinkerweisheit", „Trinklied vom Main", „Am Pfingsten", „Kirmesländler", „Polkaständchen", „Magister botanicus", „Trinkers Liebe" von C. Becker (letzteres auch von F. Lux). Bruno Scholar erzählt das alte Stücklein, wie vordem vier Rathsherren die Preiswürdigkeit eines Gebräues dadurch erprobten, daß sie sich auf eine Bank setzten, welche mit einer Quantität des neuen Gebräues begossen war. Waren sie nun durch das Bier an die Bank so fest geleimt, daß sie bei jedem Versuch sich zu erheben, diese mit sich hinaufzogen, so wurde dies als der beste Beweis erachtet, daß das Bier von preiswürdiger Qualität sei. Schalkhaft schließt der Verfasser:

> Daß die Zeiten aufgeklärt,
> Hat sich auch beim Bier bewährt;
> Denn jetzt kiest die Bürgerschaft
> Umgekehrt den Gerstensaft!
> Klebt die Bank an ihnen nicht,
> Nun, so kleben sie an ihr;
> Sitzen da wie angepicht
> Bei dem aufgeklärten Bier.

Bruno Scholar, ein Pseudonymus, ist katholischer Geistlicher, und seine launigen Reimproducte können wenigstens als ein abermaliger Beweis für die alte Wahrnehmung gelten, daß der Katholicismus auch eine heitere sinnliche Seite hat, die dem Protestantismus abgeht, und daß man sich in den Kreisen des katholischen Klerus einen harmlosen Scherz nicht versagt, durch den ein protestantischer Geistlicher seiner Amtswürde und gravitätischen Amtsmiene etwas zu vergeben besorgen würde.

Der Titel der „Scene" von Wilhelm von Ising: „Narr und Sänger" (Nr. 5), hat uns verführt, dies Büchlein der humoristischen Literatur zuzuweisen, obschon es, genau genommen, nicht eigentlich dahin gehört; denn es ist im ganzen mehr ernster Art, und auch der darin auftretende Narr ist mehr bittern als süßen Charakters; seine Witze träufeln mehr von Gift und Galle, als von dem Honig des Humors. Dieser Narr war einst ein Sänger, hat sich aber, um dem Hunger und dem Elend zu entgehen, bei einem vornehmen Herrn („Burgherr" Edmund) verdingt, sich in die Narrenjacke stecken lassen und rächt sich nun für den Unglimpf, der ihm von seiten seines Herrn und einiger sehr stupiden Schmarotzer desselben widerfährt, durch grimmigen Hohn. Endlich erscheint ein wahrer Dichter Namens Manfred auf dem Schlosse, der ihm ins Gewissen redet, ihm den Beruf eines echten Sängers vor Augen stellt und ihm die alte in Deutschland eingebürgerte, andern Leuten, nur nicht den Poeten zugute kommende Lehre predigt, daß es des Dichters Beruf sei, zu darben und daß Entbehrung die Kraft heiße, welche das, „was Herz und Geist wir nennen", erhebe und entfalte. Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß die griechischen Dramatiker schwerlich jemals Noth litten, weil sie sonst nicht im Stande gewesen sein würden, eine so große Anzahl von Dramen zu schaffen, er scheint nicht zu wissen, daß Shakspeare als ein wohlhabender, ja für seine Zeit reicher Mann starb, daß Calderon ein großes Vermögen hinterließ, daß Corneille, Byron, Goethe, Puschkin, die hervorragendsten Dichter des alten Rom, Italiens, Frankreichs, Englands und Spaniens nicht am Hungertuche nagten, daß Camoens seine „Lusiaden" in bessern Tagen gedichtet hatte, daß selbst Schiller, auf den sich der Verfasser berufen zu wollen scheint, seine vollendetsten Dichtungen erst schuf, als er sich in eine gesicherte Lage versetzt sah, daß überhaupt jede Schöpfung, welche sich ein Dichter im Zustand offenbarer Noth und Entbehrung abpreßt, sicherlich auch die Spuren eines so kläglichen erbarmungswürdigen Ursprungs an sich tragen wird. Auch wird ja dieser Dichter Manfred, schon als „fahrender" und daher auch schmarotzender Sänger, nicht blos von der Luft gelebt haben, und das Versemachen zehrt mehr, als daß es nährt. Aber

Manfred's Vorstellungen bekehren den Narren, eben weil er ein Narr ist, bis zu einer Selbstentsagung, daß er schließlich ausruft, das Entbehren solle ihm „Hochgenuß“ sein, wozu wir ihm guten Appetit und namentlich viel Hunger wünschen. So schlagen des Verfassers gewaltige Tiraden von echter Dichterwürde von selbst in das Humoristische und Ironische um, und zwar um so mehr, da der Verfasser von seinem Dichter nicht verlangt, daß er sein Brot nebenbei durch hausbackene Arbeit verdienen, sondern einfach nur dichten solle, was ja doch nicht möglich ist, wenn der Ernährungsproceß darüber zum Henker geht und die Hülle des Genius zerfällt. Im übrigen wollen wir nicht in Abrede stellen, daß der Verfasser ein gewisses Talent offenbart und daß einige Stellen nicht des Schwungs entbehren. Aber die Unklarheit Ising's zeigt sich schon darin, daß er seine, jeder lebenswahren Charakterzeichnung entbehrende lyrisch-dramatische Rhapsodie, zu welcher laut Angabe auf dem Titel Henry Tymendell eine dem Leser unhörbare Ouvertüre gefertigt hat, für bühnen geeignet hält.

Zu dem Buche des verstorbenen Doctors beider Rechte August Likawetz: „Fliegenschwämme“ (Nr. 6), bemerkt der Herausgeber Moritz Likawetz im Vorwort, daß sein Bruder das Buch in den Jahren 1856 und 1857 in seinen Mußestunden geschrieben habe, daß es jedoch bei seinem Erscheinen von einem Interdict betroffen und dadurch gezwungen worden sei, „vom Markte des Lebens fern zu bleiben“. Nach seines Bruders im Juli 1857 erfolgtem Tode und nach dem „Wiederaufleben freier Institutionen“ habe er sich für verpflichtet gehalten, die Herausgabe dieses Büchleins zu vermitteln in der Ueberzeugung, „daß wenn auch manches darin nicht mehr zeitgemäß sein sollte, doch vieles seines Inhalts geeignet sein dürfte, denkende Leser zu befriedigen und anzuregen“. In einzelnen der 18 Kapitel, aus denen das Buch besteht, geschieht dies allerdings, z. B. in dem Kapitel „Das Leben eine Lüge“. Der Verfasser eifert darin unter anderm gegen die Lectüre von Romanen, diesen „Ammenmärchen für das reifere Alter“, welche der Jugend ein falsches Ideal von Liebe und andern Lebensverhältnissen vorgaukelten, bis man zu seinem Schrecken einsehe, daß alle diese aus Romanen geschöpften Vorstudien zu Leben und Liebe nur Lügen gewesen. Nun trete der Jüngling in das Mannesalter, zwar nach jener Richtung hin enttäuscht, aber doch voll blinden Vertrauens auf die Redlichkeit der Menschen; da muß er aber einsehen, „daß man ohne Fleiß auch erwirbt, ohne Talente auch emporsteigt, ohne Redlichkeit auch Vertrauen genießt; er sieht, daß der Adel der Seele ein elender Wurm sei gegen den Löwen «Adel der Geburt»; er sieht, daß man das Weib nicht ihrer selbst, sondern ihres Einflusses wegen lieben müsse; er sieht, daß nicht das Genie, sondern das Glück die Bahn ebnet, auf der er schreiten will; er sieht, daß nicht Verdienste, sondern nur sogenannte «gute Dienste» gelohnt werden; er sieht, daß die Gerechtigkeit nicht blind, sondern sehr hellsehend sei, weil sie nur den Großen, Einflußreichen und Gefürchteten gerecht wird; er sieht seine Hoffnungen alle schwinden, er fühlt seine Kräfte erlahmen, er sieht sich abermals enttäuscht, und kann bei diesen Enttäuschungen Gott danken, wenn sein Glaube an Gott nicht wankte, denn sonst bliebe ihm für die vierte Lebensepoche nicht einmal die Krücke, an der er sein Leben zum Ende schleppen könnte.“

Ein andermal bemerkt der Verfasser: „Die Moral der Gegenwart ruht nicht auf dem Fundamente des Glaubens an eine künftige Seligkeit, wird nicht durch christliches Lieben und Hoffen genährt; die Moral der Gegenwart gleicht einer vorweltlichen Schöpfung, die wir nur noch in ihren Resten anstaunen, wenn sich wirklich solche Trümmer noch irgendwo vorfinden.“

Der Verfasser, der sonst durchweg eine tüchtige Gesinnung bekundet, läßt sich übrigens nur zu häufig auf Wortspiele ein, die ihm aber nicht so gut gerathen wie dem alten Kanzelhumoristen Abraham a Sancta Clara. Zu diesen verfehlten und geschmacklosen Wortspielen gehören das von „Märtyrer“ und „Mehr-Thier-er“, das von „Nachtigall“ und „Nacht Gall“ („nicht allein in Schweden hat man die ganze Nacht Gall' über solchen Gesang“) und viele andere. Witziger ist seine Bemerkung über die „Luftraumversperrer“ oder Hauseigenthümer: „Ein Hausherr zu sein, ist eigentlich der höchste Begriff von Anmaßung. Solch ein Mensch friedet ein großes Stück Luft von allen Seiten ein, die doch offenbar der ganzen Erdenbevölkerung gehört und läßt sich für diesen Gemeingutdiebstahl noch bezahlen“ u. s. w.

Nach diesen bloßen Bissen und Leckerbissen, die den Appetit nach Humor mehr bei uns reizten als befriedigten, kommen wir zu der Hauptschüssel unserer heutigen literarischen Mahlzeit, dem dreibändigen humoristischen Roman „Herkules Schwach“ von August Silberstein (Nr. 7), einem Autor, der sich bereits auf dem Gebiete der Dorfnovellistik durch seine „Dorfschwalben aus Oesterreich“ einen vortheilhaften Namen gemacht hat. Es gehört in der That Muth dazu — und dieser Muth allein schon kann für eine Art Talent gelten — gerade in unsern Tagen in Deutschland einen dreibändigen humoristischen Roman zu schreiben; macht doch der Verfasser selbst darauf aufmerksam, daß der humoristische Roman „am spärlichsten in unserer sonst so großen und reichen Literatur angebaut ist“. Wenigstens gilt dies von der Gegenwart; in frühern harmlosern Zeiten wurde auch bei uns der komische und humoristische Roman viel fleißiger angebaut; die Romane dieser Gattung von Wieland, Knigge, J. G. Müller, Jean Paul, Benzel-Sternau, Hoffmann („Kater Murr“, „Klein Zaches“), die spätern von Immermann („Münchhausen“), Gutzkow („Blasedow“), Herloßsohn u. s. w. beweisen dies. Es gehört, wie gesagt, Muth dazu, in unsern Tagen einen humoristischen Roman zu schreiben und, möchte man sagen, noch größere Selbstverleugnung, ihn gleich auf dem Titel so zu nennen; denn namentlich die Frauen, dieses Stammpublikum für Romanlectüre, strecken ihre zarten Finger nicht gern nach humoristischen Romanen aus. Obschon sehr viele von ihnen im Leben zu Foppereien, Neckereien, Mummereien und Mystificationen gar sehr geneigt sind, so vertragen sie bei der Lectüre doch meist sehr wenig Spaß.

Der Verfasser des Romans „Herkules Schwach“ hat darin eine Menge Charaktertypen angehäuft, um die verschiedenen meist fehlerhaften Richtungen der Zeit zu repräsentiren. Am schärfsten gezeichnet ist wol der Geldmensch Rübe, Inhaber der Firma Rübe und Compagnie, dessen Hauptgrundsatz lautet: „Das Kapital ist der Mensch“, und der seine Geschäfts- und Lebensphilosophie oder vielmehr seine Gier nach Kapital und Besitz in den Worten ausspricht: „Ist die heutige Welt gebaut auf Rührung und Zärtlichkeit? Wer gibt mir für meine Rührung und Zärtlichkeit einen Groschen? Geht man auf Bank und Börse mit Gefühlen handeln? Wird man Commerzienrath, Verwaltungsrath, Ordensritter für seine Empfindung? Bekommt man Actien für eine zarte Seele? — Kapital! darauf ist die Welt begründet. Will die Welt mich zum besten halten? Ich soll ihrem Gewäsche von Büchern nachplappern und romantisch, ideal handeln, während auf allen Plätzen, in allen Häusern und Zimmern das reale Geld gilt? Mein Geld, das ist mein Verstand, meine Ehre, meine Zukunft, mein Werth, mein Leben und Ich! — Das Kapital ist der Mensch! Und wenn sie mir es verringern, so bin ich weniger als früher! Ich will nicht weniger sein! Mehr! Mehr! Es hat noch kein Ende und Ziel . . . ich muß noch viele überflügeln! Und habe ich diese überflügelt, dann kommen die andern . . . mehr und mehr, so lange ich nur kann und lebe!“

Und zu seinem wackern Buchhalter Krimpler bemerkt er ein andermal: „Wenn Sie ein Herz haben wollen, stehen Sie auf und geben Sie den zweiten Rock, den Sie besitzen, dem andern, der nur einen hat. Herz! Hat Ihr Herz schon einen Groschen verdient? Ihr Kopf, Ihre Hände müssen arbeiten: da steckt Ihre Berechtigung auf die Interessen von eines andern Kapital. Ich habe noch in meinem Leben mit dem Herzen kein Geschäft abgeschlossen.“

Der Verfasser selbst sagt einmal reflectirend über diese

Menschensorte: „Wenn ein Aristokrat gesagt hat: «Der Mensch fängt erst beim Baron an»; so ist dieser offene Ausspruch bei weitem annehmbarer, als die geheime Devise der heutigen Geldmarktmenschen, welche sie alle im Herzen tragen. Der Aristokrat wird erzogen, gebildet, von Jugend auf zu einem gewissen Sein und Denken hinaufgehoben; aber die Menschen des Kapitals werden zufällig von dem blinden Glückssturme heute oder morgen aus der Pfütze des kapitallos kriechenden Gewürms emporgerissen und zur Menschenhöhe hinaufgehoben."

Diesem herzlosen Egoisten gegenüber steht der für Vaterland und Menschheit schwärmende und über und an seinen ausschweifenden Träumen untergehende Aster als jener „schwärmende, glühende, idealistische Charakter, welcher der Jugend unserer Nation eigen ist"; nur bleibt zu bedauern, daß wir uns für diesen Idealisten doch nicht recht interessiren und erwärmen können, weil ihm der Stempel charaktervoller Männlichkeit und praktischer Umsicht nicht aufgedrückt ist, weil wir ihm die Unfähigkeit, sein eigenes Geschick selber zu gestalten und in die Geschicke der Nation und Menschheit wirksam einzugreifen, von vornherein ansehen, weil seine Begeisterung für alles Hohe von derjenigen dunstartigen Sorte ist, die mit der Jugend meist verfliegt und bei dem gereiften Manne leicht gerade in ihr Gegentheil umschlägt. Eine andere Figur des Romans, Schnepfelmann, repräsentirt nach des Verfassers eigener Bezeichnung „mit seinem Wirbeln, Sprudeln, Eilen und Greifen nach dem Seltsamsten" jene „Krankheit der Zeit, die zweibeinig herumwandelt und Schwindel heißt"; mit seinen Rechnungen und Millionen, mit seinen Speculationen und Aussichten ist er nur „ein einziges Exemplar aus jener großen Welt von Actiengesellschaften, welche täglich auftauchen und verschwinden, welche im Sandkorn Goldbergwerke, in jedem Wassertropfen schiffbare Kanäle und in jeder Seifenblase steuerbare Luftfahrzeuge entdecken, die sie dann der Menschheit zur gewinnreichen Ausbeute mittels Actien anempfehlen und feilbieten". Eine der gelungensten und rührendsten Gestalten des Romans ist der Buchhalter Krimpler, der „die Treue, die Redlichkeit, die Tugend, Bescheidenheit und den Widerstand gegen das Verderbniß des Geldes, selbst in der Noth und unter der Bedrückung derselben zeigt". Am wenigsten können wir uns mit der Charakterzeichnung des eigentlichen Haupthelden, der aber das Gegentheil von einem Helden ist, Herkules Schwach, einverstanden erklären. Dieser repräsentirt die absolute Schwäche, das absolute Deficit in geistiger, die absolute Indifferenz in moralischer Hinsicht, die absolute Willenlosigkeit. Sollte es wirklich solche Charaktere geben, so eignen sie sich wenigstens nicht zu Helden eines Romans, selbst nicht eines humoristischen. Das Uebel wird dadurch nicht besser, daß Herkules Schwach, wie der Verfasser später andeutet, das deutsche Volk repräsentiren soll.

Von diesem Hauptmangel und einer gewissen Bequemlichkeit, Breite und Ungleichheit in der Ausführung abgesehen, enthält der Roman Partien, welche ein frisches keck zugreifendes Talent und ein für das Wohl der Menschheit schlagendes, gegen alle Niederträchtigkeit, gegen allen brutalen Egoismus sich auflehnendes warmes Herz bekunden. Der Verfasser hat die Aufgabe eines echten Zeitromans begriffen, die Wunden, Schäden und Gebrechen der Zeit aufzudecken und auf die Gefahren hinzuweisen, welche aus einer fortgesetzten Vernachlässigung oder gar Verhätschelung dieser Krankheitszustände hervorgehen können und müssen.

Wir sind zu Ende, müssen aber, indem wir die bei dieser Lectüre empfangenen Eindrücke summiren, offen gestehen, daß sie nicht jenes ungemischten wohlthuenden Gepräges waren, wie man von der Lectüre humoristischer Schriften zu erwarten berechtigt ist. Den ungetrübtesten launigen Eindruck macht noch, außer A. von Winterfel's Schnurre, das Sängerbrevier von Ludwig Bauer, welches zugleich als Beweis dienen kann, daß sich die reine Humoristik vorzugsweise in unserer Lyrik fortpflanzt, freilich nur zu oft auf Kosten ideellern Inhalts und tieferer Bedeutung. Dagegen, was sich jetzt „humoristischer Roman" zu nennen pflegt, hat meist nur partienweise Anspruch auf dieses Prädicat. Auch der Roman von Silberstein beschäftigt sich vorzugsweise mit sehr ernsten, oft tragischen Conflicten und mit Charakteren, die nur selten komischer Art, überwiegend dagegen unheimlich, abstoßend und selbst verbrecherisch sind. Der Verfasser hätte daher, wie uns dünkt, viel besser gethan, seinen Roman einen Zeit- oder Sittenroman zu nennen.

Jedes humoristische oder komische Product verlangt eine gleichmäßige harmonische Gesammtstimmung; das einfach und unwillkürlich Rührende ist deshalb nicht von ihm ausgeschlossen, aber wol das Düstere, unheimlich Zerrissene, Herbe, Trübe und eigentlich Tragische oder gar Schreckhafte. Schon Immermann's „Münchhausen" ist in dieser Hinsicht zu sehr Mosaik, indem Komik und Seriöses darin unvermittelt nebeneinander bestehen und ganze Partien aus ihm herausgenommen werden und als selbständig fortbestehen können. Unsere frühern Humoristen kannten diese Vermischung aller Gattungen und der disparatesten Elemente noch nicht. Selbst Jean Paul's Sprünge vom Komischen ins Empfindsame sind ganz anderer Art, und in seinen eigentlich komischen Romanen, z. B. „Katzenberger's Badereise" hielt er sich auch davon frei. In Knigge's und J. W. Müller's ehemals so beliebten, jetzt zu sehr unterschätzten Romanen „Die Reise nach Braunschweig" und „Siegfried von Lindenberg" hat man wenigstens den Eindruck des rein Komischen. Damals lebte man freilich noch im Zeitalter des naiven und daher auch harmonischen Schaffens.

Im übrigen wollen wir auch den in diese Gattung mehr oder weniger einschlägigen Producten der Gegenwart keineswegs ihren besondern Werth in Abrede stellen: nicht nur der auf streng sittlicher Grundlage ruhende Roman Silberstein's, sondern auch das im ganzen so verwerfliche Machwerk E. Vacano's, der Humbugroman „Moderne Vagabunden", zeigen fast bis zum Erschrecken deutlich, wie viele vielleicht nur auf einen allgemein verderblichen Losbruch lauernden Elemente der Fäulniß unsere Zeit in ihrem Schose beherbergt.

Hermann Marggraff.

Der Prinz von Noer.

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer aus den Jahren 1848—50. Zweite Auflage. Zürich, Meyer u. Zeller. 1862. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch hat bereits im Jahre nach seinem Erscheinen eine zweite Auflage erlebt, und das ist nicht zu verwundern. Denn die hervorragende Stellung, welche der Verfasser vor und während der Erhebung Schleswig-Holsteins eingenommen hat, macht schon an sich ein Werk aus seiner Feder über die Zeit des Kampfes gegen Dänemark zu einem Gegenstand des Interesses für jeden, der einige Theilnahme für das Schicksal der Herzogthümer hegt. Das Verhalten des Prinzen Friedrich während dieser Periode ist auf das heftigste angegriffen worden, nicht nur von den Dänen, deren wüthender Haß noch jetzt kaum nachgelassen zu haben scheint, sondern auch von seinen eigenen Landsleuten, die ihn namentlich für alle Unfälle verantwortlich machten, von denen sie im Beginne des Kriegs betroffen wurden. Es ist daher natürlich, daß der vielgeschmähte Fürst zu seiner

Vertheidigung und Ehrenrettung seine Handlungsweise dem Publikum darlegt, und er thut dies mit einem Freimuthe und einer Offenheit, die ihm den vollsten Anspruch auf sorgfältige und unparteiische Prüfung gibt. Auch für diejenigen, welche den Verhältnissen in den Herzogthümern zu jener Zeit sehr nahe gestanden haben, enthält das Werk eine Fülle von Belehrung über Einzelheiten, deren Ursachen und Zusammenhang er schwerlich früher geahnt haben wird.

Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer ist bekanntlich ein jüngerer Bruder des Herzogs von Augustenburg. Den Namen Noer führt er von seinem Landgute an der Südseite des eckernförder Meerbusens. Seine Mutter war eine Schwester König Friedrich's VI. von Dänemark und eine Tochter der unglücklichen Schwester Georg's III. von England, Karoline Mathilde, mit deren Geschichte der Name Struensee's in einer traurigen und noch immer nicht völlig aufgeklärten Geschichte unzertrennlich verwebt ist. Seine Kinderjahre verlebte Prinz Friedrich theils in den Herzogthümern, theils in Dänemark; im frühen Jünglingsalter war er anderthalb Jahre in Genf, durchreiste Italien, Frankreich und England, studirte auf zwei deutschen Hochschulen und trat dann in seinem vierundzwanzigsten Jahre in active dänische Militärdienste. Der Prinz gesteht, daß bei einer solchen Abstammung, Erziehung und Entwickelung von großem Nationalgefühl bei ihm nicht die Rede sein könne, sieht aber auch darin bei dem jetzigen Standpunkte allgemeiner Bildung und unbeschränkten Verkehrs mehr Beschränktheit als Ausbildung des menschlichen Geistes. Seine Motiven seien von jeher gewesen, dem anzuhängen und dasjenige zu vertheidigen, was er als Recht anerkannt habe. Niemand, der in irgendeiner Beziehung zu dem Prinzen gestanden oder seine Handlungsweise hat beobachten können, wird den geringsten Zweifel in diese Worte oder in sein Bekenntniß setzen, daß er sich im Jahre 1848 unbedenklich für Dänemark geschlagen haben würde, wie er es für die Herzogthümer gethan, wenn er nicht von dem Rechte der letztern überzeugt gewesen wäre.

Der Oheim der Augustenburgischen Brüder, König Friedrich VI., starb gegen Ende des Jahres 1839. Sein Nachfolger, Christian VIII., der Vater des jetzigen Königs, war mit der Schwester der Augustenburger vermählt, und zwischen den Schwägern bestand, wenn auch keine starke Zuneigung, doch ein nahes, auf langjährigen persönlichen Verkehr und gegenseitige Achtung begründetes Verhältniß, das vielleicht zu dem jüngern Bruder ein noch näheres war, da der Herzog von Augustenburg ein ruhiges Landleben auf seinen herrlichen Gütern auf Alsen und in Sundewitt der Hofluft vorzog.

Die engen Beziehungen des Prinzen zu den beiden Königen, deren Politik der Verfall des dänischen Staats zuzuschreiben ist, befähigen ihn in besonderer Weise, über die Ursachen Licht zu verbreiten, welche die Verbindung zweier jahrhundertelang durch einen gemeinsamen Herrscherstamm verbundene Länder in so bittere Feindschaft aufgelöst hat, und er thut dies in einer Weise, die ihm sehr zur Ehre gereicht. Während er ihre Regierungsmaßregeln vielfach mit Schärfe rügt, spricht er von ihrem Privatcharakter mit Achtung und Zuneigung. Selbst wenn er von Kränkungen berichtet, die ihm unverdienterweise von seiten seines Oheims oder Schwagers zugefügt wurden, führt er stets die gemäßigte, besonnene Rede eines Mannes, der im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung die ihm durch Neider und servile Höflinge gewordenen Anfeindungen verachtet.

Friedrich's VI. Erziehung war nach dem Sturze Struensee's den Feinden seiner Familie anheimgefallen und völlig vernachlässigt. In sehr früher Jugend ward er Regent an der Stelle seines Vaters, den frühe Ausschweifungen in Geisteskrankheit gestürzt hatten. Die Anfänge seiner Regentschaft waren trotz seiner Jugend und mangelhaften Erziehung glücklich, solange Dänemarks großer Staatsmann, Andreas Peter Bernstorff, lebte, der es als Princip aussprach, daß die drei Theile der damaligen Monarchie, Dänemark, Norwegen und die Herzogthümer Schleswig-Holstein, jeder nach seinen Eigenthümlichkeiten regiert werden müßten. Von Bernstorff's Tode im Jahre 1797 bis zu Ende der langen Regierung Friedrich's VI. ging fast alles unglücklich. Das französische Bündniß brachte den Ruin des Handels, das Bombardement von Kopenhagen, den Verlust der Flotte, das ganze Elend einer Papierentwerthung und eines Staatsbankrotts. Im Jahre 1813, wo der dänische Staat noch immer eine so große Rolle hätte spielen können, geschah, wie unser Verfasser bitter aber nur zu wahr sagt, das gerade Gegentheil von dem, was hätte geschehen müssen. Im Jahre 1807 hatte der damalige Kronprinz Krieg in Holstein geführt, wo kein Feind war, während die Engländer Seeland bedrohten und besetzten und die Flotte raubten; 1813 versammelte man die Truppen auf Seeland, während der Kronprinz von Schweden (Bernadotte) Norwegen in Holstein eroberte. Damals sagte man: alles sei verloren, aber die Armee sei glücklich gerettet.

Christian's VIII. Erziehung war wenig besser gewesen als die seines Vorgängers, allein durch spätern Fleiß und durch Verkehr mit wissenschaftlich gebildeten Männern hatte er bei seiner vortrefflichen natürlichen Befähigung mancherlei Kenntnisse erworben. Sein Hauptfehler war der gänzliche Mangel an physischem und moralischem Muth, der allerdings seiner übergroßen natürlichen Heftigkeit einen Zügel anlegte und ihn mild und gütig erscheinen ließ, auch wo er von solchen Gefühlen weit entfernt war, allein ihn ganz natürlich bei einigen seiner wichtigsten Regierungshandlungen zur Verstellung und zur Heuchelei führte.

Eine für die Integrität Dänemarks, ja für die Ruhe Europas höchst wichtige Frage drängte sich gleich bei seinem Regierungsantritte in den Vordergrund, die über die Erbfolge. Friedrich's VI. Söhne waren kurz nach ihrer Geburt gestorben; über die Art ihres Todes gingen im Volke dunkle und unheimliche Gerüchte. Christian VIII. hatte einen Sohn, den jetzigen König. Allein wenn auch dieser ohne männliche Descendenz starb, so endete mit ihm und seinem gleichfalls kinderlosen Oheim die männliche Nachkommenschaft Friedrich's III., unter dem 1660 die weibliche Erbfolge für das Königreich, aber keineswegs für die Herzogthümer eingeführt war. Auf welche Weise ließen sich ohne Zerstückelung der dänischen Monarchie die Ansprüche der zur Thronfolge in Dänemark berechtigten Cognaten und die Rechte der Agnaten auf die Erbfolge in den Herzogthümern vereinigen? Friedrich VI. hatte die Großmächte zu bewegen gesucht, mit Beseitigung aller Erbberechtigten den Thron seiner jüngsten und geliebtesten Tochter zu garantiren, aber das ohnehin unausführbare Project stockte bei seinem Tode. Christian VIII. hätte bei seinem Regierungsantritt auf einem sehr einfachen Wege die agnatische Erbfolge auch im Königreiche einführen und die nächsten Agnaten, die Augustenburgische Linie, auf den dänischen Thron berufen können, zumal da die Mutter des Herzogs eine dänische Prinzessin war, und das Königsgesetz von 1665 eine zwiefache Interpretation zuließ; aber seine Vorliebe für seine Schwester ließ ihn den Plan verfolgen, deren Sohn, Prinz Friedrich von Hessen, die Erbfolge in allen seinen Ländern zu sichern, und führte ihn endlich zur Erlassung des berüchtigten Offenen Briefs vom 8. Juli 1846, in welchem er es als seine „Ueberzeugung" aussprach, daß das Herzogthum Schleswig und der größte Theil von Holstein in gleicher Weise wie das Königreich Dänemark vererbe.

Unterdessen hatte der König seinen Schwager, den Prinzen von Noer, zuerst wiederholt in militärischen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und endlich im Jahre 1842 zum Statthalter und zum commandirenden General in den Herzogthümern ernannt. Diese Ernennung rief in Dänemark heftige Erbitterung, in Schleswig-Holstein ein freudiges Erstaunen hervor, weil man in derselben eine Garantie für die Untrennbarkeit der Herzogthümer erblickte. In den letztern erwartete man allgemein einen baldigen Beweis der Thatkraft des neuen Statthalters Dänemark gegenüber; welchen? das wußte man selbst nicht genau. Aber der Prinz sah sich von allen Seiten von Schwierigkeiten umgeben. Der früher so einflußreiche Posten war während der

neunundsechzigjährigen Verwaltung des alten Landgrafen Karl von Hessen bis auf den Punkt herabgesunken, daß, wie der Prinz sich höhnisch ausdrückt, thatsächlich nur das Concessioniren von herumziehenden Musikanten, Schauspielern und wilden Thieren das selbständige Geschäft des Statthalters geblieben war. Es war unmöglich, eingreifende Veränderungen auf anderm Wege als durch Rathschläge vorzubereiten, und diese wurden zumeist nicht befolgt. Die Enttäuschung in den Herzogthümern war groß und man betrachtete es im allgemeinen mit gleichgültigem Auge, wenn nicht mit Zufriedenheit, als sich der Prinz nach Erlaß des offenen Briefs in das Privatleben zurückzog.

Dennoch war im Lande das Vertrauen zu der Redlichkeit, der Geschicklichkeit und der Vaterlandsliebe des Prinzen so groß, daß ihn in den Märztagen 1848 nach dem Ausbruche der kopenhagener Revolution die allgemeine Stimme in die provisorische Regierung berief. König Christian VIII. war am 20. Januar 1848 gestorben, sein Nachfolger war völlig in der Gewalt der dänischen Volkspartei, die ein Dänemark bis zur Eider um jeden Preis anstrebte. Die im kopenhagener Casino gefaßten Beschlüsse ließen den Bewohnern der Herzogthümer durchaus keine Wahl, als zur Aufrechthaltung der Ordnung und Gesetzmäßigkeit eine provisorische Regierung zu bilden. Ueber die Wahl der Mitglieder dieser Regierung war von vornherein kein Zweifel. Die Namen des Prinzen von Noer, des Grafen Reventlow-Preetz, der Advocaten Beseler und Bargum, wozu später noch der Advocat Olshausen und der Kaufmann Schmidt traten, waren in aller Munde.

Aber unter der Einigkeit, mit der diese Männer den Protest gegen die Einverleibung Schleswigs in Dänemark unterzeichneten, lag ein großes Schisma verborgen. Es waren hier alle politischen Farben und Gegensätze vereinigt, die nothwendig sich bald abstoßen mußten. Nur Ein Band hielt sie zusammen, allerdings ein starkes, das der Vaterlandsliebe, welches allein einen völligen Bruch verhütete. Das Urtheil des Prinzen über seine Collegen in der provisorischen Regierung ist ohne Zweifel zu hart, allein man muß dabei die Heftigkeit der wider ihn erhobenen Angriffe und den Umstand berücksichtigen, daß er durch seine frühere Stellung mit den Verhältnissen vertrauter und an umfassendem politischen Scharfblick denen überlegen war, die seine Vorschläge zu oft mit Mistrauen und Verachtung aufnahmen.

Die erste kühne That des Prinzen, die Ueberrumpelung der Festung Rendsburg, machte einen sehr günstigen Eindruck. Als er aber in streng conservativer Weise gegen jede mehr als durchaus nothwendige Veränderung opponirte, als er in seiner nur zu oft schroffen Weise Maßregeln seiner Collegen tadelte, als der erste Zusammenstoß mit den Dänen unglücklich ausfiel, und einige hundert tapfere junge Männer aus den besten Familien des Landes, der Stamm, aus dem ein einheimisches Offiziercorps hätte gebildet werden sollen und gebildet werden können, geopfert wurden: da klagte alles den Prinzen von Noer als die Haupt-, wo nicht alleinige Ursache der Unfälle an.

Die Stimme des Landes war ungerecht, aber nicht unnatürlich. Die verlorene Schlacht bei Bau, die Trauer in hunderten von Familien kannte jeder, die Anstrengungen der Regierung, vor allem des Prinzen, waren nur für wenige sichtbar. Dänemark hatte alles für den Krieg zunächst Erforderliche, eine organisirte Steuererhebung, eine disciplinirte Armee, eine Flotte, eine anerkannte Diplomatie. Schleswig-Holstein mußte erst alles schaffen, und die bei weitem schwierigste Geschäftslast fiel auf den Prinzen. Seine Wirksamkeit für die Organisation der Armee und Herstellung der Ordnung, seine Erfolge in der Schlacht bei Schleswig, seine Thätigkeit bis zu seinem noch 1848 erfolgten Rücktritt, seine Bemühungen, durch ein unparteiisches Ehrengericht die hinter ihn erhobenen Beschuldigungen zu entkräften, möge man in dem Werke selbst nachlesen. Schwerlich wird man es aus der Hand legen, ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß dem Verfasser durch das Urtheil selbst seiner Landsleute vielfach unrecht geschehen ist. Sein männlicher Freimuth und die Offenheit, mit der er seine Meinung über den Fürsten wie über die Feldherren und die Volksführer ausspricht, werden ihm Freunde auch unter denjenigen gewinnen, die seinen politischen Ansichten abgeneigt sind. Der Stil des Werks ist stets männlich und rein. Einzelne Ausdrücke, die zu stark an seine nordschleswigsche Heimat erinnern, vergeben wir gern. 87.

Ein deutsches Memoirenfabrikat.

Wallfahrt durchs Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundsechziger. Neun Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 10 Thlr. 15 Ngr.

Wir lieben es sehr Selbstbiographien zu lesen; man kann daraus fast immer etwas lernen, seien sie gut oder seien sie schlecht! Wenn aber ein Mann, der, trotzdem daß er von einem gelehrten Vater abstammt und in sehr vielen Verhältnissen des Lebens sich umgesehen hat, doch auf der Bildungsstufe eines wohlconditionirten Weinreisenden stehen geblieben ist, uns nun mit neun Bänden seiner Lebensgeschichte beschenkt, so scheint uns hierzu doch ein eminenter Grad von Dreistigkeit, Dünkel und Anmaßung zu gehören, um so mehr aber, wenn diese neun Bände so äußerst langweilig sind, wie die vorliegenden. Ihr Inhalt besteht nämlich, soweit er nicht alte Geschichten, geographische Länderbeschreibungen und vergessene Anekdoten umfaßt, in nichts anderm als in den trivialsten Gesprächen untergeordneter Personen, unter welchen der Diener Jakob eine Hauptrolle spielt, äußerst unreifen politischen Urtheilen aus der Commis-voyageur-Sphäre, undeutschen und maßlosen Lobpreisungen des Franzosenthums und Schmähungen der preußischen Regierung, wie sie in jeder Bierhalle zu finden sind. Damit verbindet sich ein höchst bedenklicher und unklarer Lebenslauf, aus dem man nur abnehmen kann, daß der Verfasser eine Art von Ingenieurdienst bekleidet hat; ferner eine dreifache Liebesgeschichte, die sich an dem Faden fortspinnt, daß, nachdem dem Verfasser eine deutsche Braut gestorben ist, er eine französische besitzt, die auch stirbt, und endlich doch mit einer deutschen in den Hafen der Ehe glücklich einläuft. Wegen der sonst verheißenen neuen „Aufschlüsse über Personen und Dinge" aber bleibt es auch am Schluß des neunten Bandes bei dem Versprechen!

Einer so unbedeutenden Lebensgeschichte durch ihr neunbändiges Labyrinth zu folgen, ist in d. Bl. geradezu unmöglich, und wir müssen uns daher an einigen Skizzen aus demselben genügen lassen. Der Verfasser besitzt die Kunst, bei jeder Veränderung in seinem Leben den möglichst weitesten Anlauf zu nehmen, bei jeder Ortsveränderung Topographie und alte Geschichte der Landschaft, und jedem Kreise einer neuen Umgebung endlose Personalbeschreibungen, Wohnungsverhältnisse, Ton und Art der Gesellschaft u. s. w. vorzutragen: eine Kunst, die es ihm allerdings leicht machte, neun mäßige Bände mit nichts zu füllen. Er ist in Kleve zur Zeit der Franzosenherrschaft geboren, und rühmt sich deshalb ein geborener Republikaner zu sein. Was mag er sich dabei wol denken? Der Vater war ein Gelehrter — Schulmann, wie es scheint. Die Familie bestand aus sechs blonden Kindern, drei Töchtern, drei Söhnen — echte Kinder der Revolution, sagt er. „Sie haben sich dessen Zeit ihres Lebens gefreut," heißt es S. 83, „sie haben Gott gedankt, daß seine Gnade sie gewürdigt hat, in der Morgenröthe des Völkerbewußtseins zur Welt zu kommen und an den Brüsten der Freiheit" u. s. w. zwei Seiten lang. Dann: „O ihr Anbeter der unumschränkten Monarchie, ihr Bücklingmacher und Kniebeuger, ihr Scherwenzler und Speichellecker, die ihr nichts gelernt habt, als euch zu sonnen im matten Abglanz der Strahlen besudelter Tyrannen, welche das Blut der Völker in schmachvollster Fleischeslust vergeudet haben — ziehet hin in das Land der Freiheit, id est: Frankreich" u. s. w. im Stil weiland Marat's und Consorten. Wir meinen, daß der Leser an dieser Stilprobe genug haben könne, und glauben, daß der Verf. in Betracht seines politischen Urtheils hiermit ein für allemal

genügend charakterisirt sei! Man wird für die Nachwelt notiren müssen, daß dergleichen Zeug im Jahre 1862 in Deutschland gedruckt und in allem Ernst angepriesen werden konnte, um daraus zu ersehen, welche politische „Kinder“ wir in diesem Jahre des Heils noch waren, und wie weit wir hinter Franzosen, Belgiern, Engländern, ja hinter Schweden, Spaniern und Portugiesen in der politischen Bildung zurückstehen, bei welchen allen dergleichen Schreibwerk weder einen Drucker noch einen Leser finden würde.

Die Geschichte von Kleve, die des Vaters, die der Familie füllen den ersten Band; dann wird die Familie nach Münster versetzt, und die Topographie und die Geschichte des Münsterlandes, nebst einer carikirten Schilderung des Militärwesens und der sonstigen verhaßten preußischen Einrichtungen füllen wiederum einen Band. Das Jahr 1806 verwandelt die Dinge zur großen Freude der Münsterer; von Varnhagen, Schlüter, Fürstenberg und vom Domherrn Spiegel werden unerhebliche Personalien beigebracht. Der dritte Band schildert Münster, Bentheim, Tecklenburg in der Franzosenzeit, und der Verfasser gibt sich alle Mühe, die neuen Herren als lauter Biedermänner, die neue Herrschaft als mustergültig zu zeichnen — selbst die Gensdarmerie, was doch etwas stark ist für einen deutschen Leser! Derselbe Spuk setzt sich in langweiligsten Familiengeschichten den ganzen vierten Band hindurch, einer Wüste ohne Oase vergleichbar, fort. Im fünften Bande endlich gelangen wir nach Leipzig und zur Erhebung Deutschlands. Wir athmen auf! Vergebene Hoffnung! denn hier heißt es S. 109: „Welche Idee ist aus diesem Kampf als Sieger hervorgegangen? Etwa die Idee der deutschen Freiheit und Einheit? Nur der Blinde, der Taube, der aller Sinnen Beraubte kann frech genug sein zu behaupten, auf Leipzigs Wahlstatt sei Deutschlands Freiheit erkämpft worden! Wohl denen, die dort in deutscher Erde gebettet wurden, ihnen hat Gott den Schmerz erspart“ u. s. w. in sinnverwirrten Tiraden! Und das schreibt einer, der seine französischen Sympathien neun Bände lang unverhohlen an das Licht stellt. In Wahrheit, die politische Geistesnacht unserer Tage geht über das Glaubliche hinaus! Wir lasen jüngst, die ganze Krankheit unserer Zeit bestehe im wesentlichen in einer Escamotage gewisser ehedem allgemein verständlicher Worte, deren angenommener einfacher Sinn willkürlich verrenkt wird. Was heißt Freiheit? Doch nichts anderes als Unabhängigkeit von fremdem Willen, die Fähigkeit des Subjects, seinem eigenen organischen Entwickelungsgesetz folgen zu können? Diese Freiheit aber ist in Leipzig gewonnen; hat das deutsche Volk sich dennoch mangelhaft entwickelt, so lag das eben in seinem Entwickelungsgesetz, das jeder Organismus empfängt, nicht aber sich selber gibt oder macht. Doch so ernster Erwägungen ist dies Buch wol kaum werth, wir fahren vielmehr in seiner Skizzirung unbeirrt fort. Den Feldzug scheint der Verfasser in der Ambulance oder als Ingenieur — klar ist die Sache nicht — mitzumachen; kriegerische Thaten erleben wir nicht, dagegen werden Anekdoten von Blücher, Oppen, Yorck mitgetheilt, und die zweite, französische Braut des Autors wird begraben. Im sechsten Bande wird Berlin (1817) und der politische Krebsgang (1819) geschildert, natürlich ohne alle Kenntniß der Wirklichkeit oder des sachlichen Zusammenhangs. Außer einer trivialen Herzensgeschichte kommen hier selbstredend Jahn, das Junge Deutschland, Hardenberg in Betracht. Auch wird uns gelegentlich demonstrirt, daß König Friedrich Wilhelm III. mehr ein König von „Napoleon's Gnaden“ sei, als der König von Baiern und Würtemberg, worauf sich der unzuverlässige Verfasser dann wieder für Yorck und Großbeeren enthusiasmirt, dergestalt, daß wir niemals wissen, auf wessen Seite er steht und was er eigentlich will! Er radotirt eben ungestört fort.

Im siebenten Bande springt die Erzählung auf einmal ins Jahr 1856 über, um die Schweiz zu schildern und von A. von Humboldt, vom preußischen Postwesen und von der untergegangenen Achtung für die Fürsten, durch ihre eigene Schuld natürlich, ein Langes und Breites beizubringen. Der achte Band setzt dies mit Berichten aus den Alpen fort, gewürzt durch die einem solchen Geiste unerlaßlichen angenehmen Ausfälle gegen das Pfaffenthum. Der neunte Band endlich führt dies Geschäft bis zum Jahre 1859, erzählt den piemontesischen Krieg von 1703, spricht von Radetzky, von der Ballei Brandenburg, Krimkrieg, Felsensturz u. dgl. m. in buntester Verwirrung, und unterhält uns mit Briefen an seine schöne Frau Marie, die wir dem Leser überlassen selbst genießen zu wollen. Alle diese Schreibseligkeit endet denn zuletzt mit der Wiederholung des Gelübdes: in der Folge der weitern Bände nun ganz gewiß über „Todte und Lebende“ die interessantesten Persönlichkeiten beibringen zu wollen, wobei denn — wohlverstanden — der Herausgeber das Recht, dies Werk in fremde Sprachen (!) zu übersetzen, sich vorbehält!

Bei dem Zustande des deutschen Buchhandels begreifen wir, daß und wie solche Publicationen, wie diese „Wallfahrt“ eine ist, entstehen können; daß sich aber kritische Blätter finden können, welche dergleichen trostloses Schreibwerk ganz ernsthaft als etwas Bedeutendes oder auch nur als lesenswerth und unterhaltend bezeichnen mögen, das bleibt uns räthselhaft, es sei denn, daß dies geschähe, um auch den tiefen Verfall der Kritik in Deutschland neben dem des Buchhandels uns klar zu machen. 4.

Notizen.

Rémusat über die Mission der Schriftsteller.

Die erste Jahreslieferung der „Revue des deux mondes“ brachte einen Aufsatz „De la mission des écrivains“, in dem wir jedoch das nicht fanden, was wir darin zu suchen durch den Titel uns berechtigt glaubten. Der Verfasser scheint auch die Ueberschrift nur gewählt zu haben, um die Tendenz seines Aufsatzes, in welchem man überhaupt das Eigentliche meist zwischen den Zeilen lesen muß, zu verschleiern. Die Tendenz ist nämlich eine politische und antibonapartistische, wie schon aus den Worten hervorgeht: „Wir sind die Kinder derjenigen, welche geglaubt haben, daß die Französische Revolution nichts Besseres zu thun habe, als ihre Fehler und Misgeschicke in den Falten eines Siegesbanners und in dem Schatten eines großen Mannes zu verbergen.“ Für die französische Nation wurde „ihr Ruhm ihre erste Gefahr, und durch ihre Größe richtete sie sich zu Grunde“. Und der Aufsatz schließt: „Telle est la leçon que la gloire du premier empire nous a donnée.“ Im übrigen bekennt Rémusat, ein „grand admirateur du talent“ zu sein und nicht zu jenen strengen Aburtheilern zu gehören, welche, sich in Uebertreibungen gefallend, das geistige Leben im Verfall begriffen glauben. Er für seine Person glaube nicht an die Nothwendigkeit eines solchen Verfalls, nicht an ein Nichtvorhandensein von Talent; dieses fehle keineswegs, es habe sogar mit einem Licht geglänzt, daß die Augen davon wie geblendet seien. Aber die Art, wie dieses Talent angewandt, und die Richtung, in der es angewandt würde, seien das Beunruhigende. Und er steckt weiter den Schriftstellern ein hohes Ziel, wenn er bemerkt: „Sich an die Schriftsteller wenden, heißt sich an die großen Hüter und Verwalter der sittlichen Autorität in einer intelligenten Gesellschaft, an die Macht des Geistes selbst sich wenden.“ In der Mosaik des Rémusat'schen Aufsatzes tauchen auch Spuren seiner Studien in deutscher Philosophie und Literatur vielfach auf. Der Verfasser bezieht sich wiederholt auf Kant („le grand et profond philosophe qui a, vers la fin du dernier siècle, si violemment ébranlé l'esprit humain“), auf Goethe, Fichte, Schelling und namentlich Hegel. Dem letztern wirft er vor, daß er der Apostel jenes Indifferentismus sei, welcher zwar die Herrschaft der Vernunft zu erweitern scheine, in Wahrheit aber ihre Macht schwäche; das Princip und Resultat seiner Philosophie seien gleichbedeutend mit dem Princip und Resultat des Skepticismus. Indeß sei jedermann heutzutage „assez hégélien, pour“ etc. Hierin liegt wenigstens das Zugeständniß, daß der deutsche Geist, sei es zum Verderben oder Segen der Menschheit, fortfährt, mit seiner nagenden und bohrenden Kra[ft]

die Gedankenwelt auch der andern Nationen zu durchbringen und zu modificiren.

Zur Literatur über die Frauen.

Bogumil Goltz' instructive, seinerzeit auch von uns besprochene Schrift: „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen", ist jetzt im Verlag von Otto Janke in Berlin als zierliches Bändchen in zweiter Auflage erschienen. Es wäre interessant, wenn man, wäre dies überhaupt möglich, in Erfahrung bringen könnte, ob die Nachfrage, welche diese Wiederauflage in zierlicherm Format möglich machte, mehr aus dem Kreise der Männer als dem der Weiber hervorgegangen ist. Denn obschon es der Verfasser dann und wann zur nothwendigen Ausgleichung auch an hyperenthusiastischen Lobeserhebungen nicht fehlen läßt, so schont er doch das weibliche Geschlecht keineswegs, ja er sagt den Frauen, den überbildeten wie den rohen Naturkindern unter ihnen, namentlich aber den Blaustrümpfen, so schlimme und verletzende Dinge nach, daß dagegen jene Lobeserhebungen kaum ins Gewicht fallen. Nun ist aber bekannt, daß die Frauen auf die Männer meist nur dann hören, wenn ihnen von diesen geschmeichelt wird. Jedenfalls verdient aber die Schrift auch in dieser zweiten Auflage gerade von Frauen gelesen zu werden, da sie, abgesehen von einzelnen Uebertreibungen im Goltz'schen Stile, exacte Beobachtungen und Wahrheiten genug für sie enthält, die sie zu beherzigen gut thun würden. Wir bemerken hierbei, daß kürzlich in Jersey ein in französischer Sprache, wir wissen nicht ob von Männer- oder Frauenhand geschriebenes Buch erschien unter dem Titel: „La femme: ce qu'elle fut, ce qu'elle sera, ou ce qu'elle devrait être", auf dessen Anlaß das „Athenaeum" unter anderm bemerkt: „Was die Weiber sind, das wissen wir jetzt ganz gut: im Durchschnitt menschliche Wesen, die im ganzen ihre Pflicht thun, so gut sie es verstehen, und auf die Eigenschaften ihrer Gatten, ihrer Söhne oder Brüder bestimmend einwirken. Es haben sie sich als wirksame Elemente im gewöhnlichen Lebensverkehr Geltung zu verschaffen gewußt. Ohne ein weibliches Wesen, welches sein inneres Leben befruchtet, ihn zur Anstrengung anspornt und ihn im Unglück tröstet, würde ein Mann seine Fähigkeiten genügend zu bedeutenden Zwecken anzuwenden nicht im Stande sein. Frauen erreichen Größe nicht für und durch sich selbst, aber bei allem was gut, und bei dem meisten, was böse in der Welt ist, sind sie mitthätig. Ihr Unglück in unsern Tagen ist, daß man von ihnen erwartet, sie sollten Mann und Weib zugleich sein." Der erwähnten Schrift wird nun vorgeworfen, daß darin alle Allgemeinheiten und Gemeinplätze gefunden würden, welche in den letzten Zeiten über diesen Gegenstand veröffentlicht worden seien; das Weib werde darin nur als Sklavin betrachtet; kurz, die Schrift sei ein Auszug aller Plattheiten und Dummheiten, die man über die Lage des weiblichen Geschlechts in Umlauf gesetzt habe. Der Berichterstatter schließt mit der Frage: „Was will die sogenannte Emancipation der Frauen bedeuten? Wovon will man sie emancipiren? Wird endlich einmal irgendeine Lady oder ein Gentleman uns darüber Aufklärung verschaffen?"

H. M.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1863. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Berghaus, H., Blücher als Mitglied der Pommerschen Ritterschaft 1777—1817 und beim preußischen Heere am Rhein 1794. Nebst einer Reihe von Original-Briefen Blüchers und einem Facsimile seiner Handschrift. Anclam, Dietze. Br. 8. 20 Ngr.

Graefe, G., Naturwissenschaftliche Abhandlungen leicht verständlich dargestellt. 1ste Lieferung. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 1862. 8. 7½ Ngr.

Kugler, Luise, Spruchbuch. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 2 Thlr.

Kulmann, R., Judith. Dresden, Burdach. 16. 15 Ngr.

Mühlfeld, J., Mittel und Zwecke. Aus den Papieren einer alten Hofdame. Eine Hof- und Jesuitengeschichte. Anclam, Dietze. Br. 8. 25 Ngr.

Steffen, R., Poetische Beiträge zur Charakteristik der Zweibeiner sowohl mit als ohne Flügel. Luxemburg, Bück. 1862. 12. 6 Ngr.

Uschold, J. N., Aphorismen der Philosophie. Amberg, Pohl. Gr. 8. 25 Ngr.

Wachenhusen, H., Leicht Gepäck. Eisenbahn-Bibliothek. I. Berlin, Verlags-Comptoir. Br. 8. 10 Ngr.

Wagner, R., Die Meistersinger von Nürnberg. Mainz, Schott's Söhne. 1862. 8. 15 Ngr.

Weißbrodt, J., Der Seraph der Liebe. Ein Sonettenkranz. Trier, Braun. Gr. 16. 12 Ngr.

Wellnau, R., Um's Lehnerl. Schwäbische Original-Novelle. Zwei Bände. Leipzig, Häfele. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wiedbwillt, E., Aus dem Haßgau. Erzählungen, Novellen und Humoresken. 1stes Bändchen. Coburg, E. Riemann jun. 8. 15 Ngr.

Wolfram, R., Sächsische Volkssagen. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Baurschmidt, E. G. W., Von Frieden zum Kampf. Eine kurze Selbstbiographie mit besonderem Hinblick auf die Hannoversche Katechismussache. Göttingen, Deuerlich. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Bernoulli, R., Gottes Wort und der Menschen Aufsatz: Die Dreieinigkeit. Nach zwei öffentlichen Vorträgen. Basel, Balmer u. Riehm. 8. 5 Ngr.

Flick, H. C., Einige poetische Versuche, zum Andenken an seine vor 50 Jahren, nämlich am 2ten Sonntage des Advents 1812, erfolgte Ordination und Vorstellung als Pfarrer zu Peterweil herausgegeben. Friedberg, Bindernagel u. Schimpff. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.

Knauth, F., Von Lowositz bis Hubertsburg. Festgabe zur Jahrhundertfeier des Friedensschlusses zu Hubertsburg vom 15. Februar 1763. Alt und Jung im lieben Vaterlande dargeboten. Berlin, Schotte u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Lassalle, F., Die Wissenschaft und die Arbeiter. Eine Vertheidigungsrede vor dem Berliner Criminalgericht gegen die Anklage die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich angereizt zu haben. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 8 Ngr.

Neufville, W. de, Zur Verständigung in der deutschen Frage. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reinecke, C. A., Zur Erinnerung an das Gründungsfest des russischen Reiches. Ein Vortrag, in der Behm'schen Unterrichts- und Erziehungsanstalt zu Wiborg gehalten. Helsingfors. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Rheinübergang des Feldmarschalls Blücher mit der schlesischen Armee bei Caub am 1. Januar 1814. Ein Neujahrsblatt aus der deutschen Geschichte vor 50 Jahren. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Wuttke, H., Pro patria! Delegirte, Parlament, Reichsverfassung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Rede zur Feier der Leipziger Schlacht in Leipzig am 16. October 1862 gehalten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Erinnerung an den General-Superintendent Dr. Wiesmann, gestorben zu Coblenz den 10. August 1862. Coblenz. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 12. Februar 1863.

Schmarda's Reise um die Erde.

Ludwig K. Schmarda's Reise um die Erde in den Jahren 1853—57. Drei Bände. Braunschweig, Westermann. 1861. Gr. 8. 8 Thlr.

Obgleich die Zahl der Reisen um die ganze Erde jetzt schon so herangewachsen ist, daß man sie kaum noch einzeln namhaft machen kann, so gewährt doch jede neue immer wieder ein besonderes Interesse, und die Männer von Fach und die gebildeten Denker nehmen daran theil wie an einem großen Weltereigniß. Der Standpunkt ist allerdings ein ganz anderer geworden. Wenn jetzt eine solche Weltreise unternommen wird, so muß zugleich der Plan gefaßt sein, in den verschiedenen Welttheilen andauernd verweilen zu wollen, denn man erwartet einen ausführlichen und befriedigenden Bericht über die Fortschritte des Verkehrs, der Cultur und der Civilisation, man erwartet Vorschläge und Winke zur Verbesserung des Weltverkehrs, den man schon seit vielen Jahren über die ganze Erde verbreitet hat. Das Forschen auf dem Gebiete der Naturkunde hört dabei nicht auf, aber es nimmt nur nicht mehr einen so ausschließlichen hervorragenden Platz ein als früher, wo alles neu und unbekannt war. Das vorliegende Werk kennt die veränderte Aufgabe und ist ganz dazu geschaffen, den Erwartungen zu entsprechen.

Man war bisher der Ansicht, daß sich ein so großer Zweck nur mit großen Mitteln, durch Staatsexpeditionen erreichen lasse, indeß liefert Schmarda den schlagendsten Beweis vom Gegentheil. Man sieht, wie ein unabhängiger, vielseitig gebildeter Privatgelehrter sich ohne höhere Unterstützung allein auf den Weltweg begeben und sein Vorhaben glücklich durchführen kann. Weil sich nun unter solchen Umständen die Auffassung und Darstellung frei erhält von der Färbung einer höhern Vorschrift und gutheißenden Ueberwachung, so gewinnt das Ganze einen freimüthigen Charakter und die Beachtung fällt viel mehr in das populäre Gebiet des gebildeten großen Haufens. Diese Freimüthigkeit und Unparteilichkeit in der Vorführung und Beurtheilung aller Verhältnisse der besuchten Staaten und Völker ertheilt dem vorliegenden Werke einen ganz besondern Reiz für jeden vorurtheilsfreien Denker. Daneben zeigt sich der Verfasser dem großen Unternehmen auch durch den Umfang und die Gründlichkeit seines Wissens und seiner Erfahrungen vollkommen gewachsen. Wer das Buch zur Hand nimmt, überzeugt sich sogleich, daß Schmarda ganz der Mann ist, der alle Erwartungen in Betreff einer solchen Weltreise befriedigen kann. Er ist ein vielseitig gebildeter Naturforscher, und in der Zoologie hat er sich schon längst einen ehrenvollen Namen unter den berühmtesten Gelehrten errungen; er ist auch als ein entschiedener freisinniger Charakter bekannt, man weiß, daß er gerade deshalb vielen Anfeindungen und Verfolgungen preisgegeben war, daß er im Jahre 1854 sogar sein Amt als Universitätslehrer in Prag verlor, weil er sich der extremen Partei der ultramontanen und absolutistischen Reaction nicht anschließen mochte. Er kennt die Wissenschaft durch eigene Anschauung und Erfahrung — Umstände genug, die für sein Unternehmen sprechen.

Die Sprache des Werks ist schlicht und gerade und trägt überall den Stempel der Wahrheit und Wirklichkeit. Es gibt eine klare Einsicht in den Zusammenhang der Naturerscheinungen und des Völkerlebens und weiß das Ganze zu einem harmonischen Lebensbilde zusammenzufügen. Ueberall waltet ein Humboldt'scher Geist, so oft es sich darum handelt, den Charakter der Landschaft, die Physiognomie des Meers und des Himmels zur Anschauung zu bringen. Auch fehlt es dem Buche nirgends an praktischen Beziehungen zum Leben, es bespricht den Zustand der überseeischen europäischen Colonien und läßt in dieser Hinsicht nirgends das Aufblühen der Culturpflanzen außer Acht. Besonders lenkt dasselbe eine specielle Aufmerksamkeit auf die Landwirthschaft in der Tropenwelt, bespricht mit eindringlichen Worten die Kraft des Bodens und des Klimas, und zeigt, wie hier noch lange nicht alles gut benutzt sei und wo eine rationale Betreibung noch noth thue. In dieser Weise enthält die Reise einen reichen Schatz von geistig gereiften Samenkörnern, welche sicher auch auf guten Boden fallen werden, um eine glückliche Ernte versprechen zu können.

Die Reise geht im ersten Bande durch Griechenland, Aegypten, das Rothe Meer über Aden nach Ceylon. Im

zweiten Bande werden der Indische Ocean, Isle=de=France, das Capland, Australien und Neuseeland, Chile, die Pampas von Mendoza, die amerikanische Westküste, der Isthmus von Panama besprochen. Im dritten wird eine ausführliche Mittheilung von Jamaica, von der Küste von Peru, von Ecuador, Neugranada, Nicaragua, von den Vereinigten Staaten, von Canada und Cuba gegeben. Diese Skizze über den Inhalt des Werks gewährt schon einen Fingerzeig über den großen Umfang der Reise selbst und über den Reichthum der Belehrung, welche das Werk in sich schließt.

Wir wollen unsere Aufmerksamkeit nun specieller dem Buche zuwenden. Die Reise beginnt den 3. Januar 1853 nachmittags 4 Uhr von Triest aus. Der Ritter von Fridau und der Baron von Königsbrun sind die Reisegefährten des Verfassers. Das Fahrzeug, welches sie aufnimmt, heißt „Orient", und ist ein kleiner Lloyddampfer, welcher das Adriatische und Jonische Meer befährt. Außer ihnen befanden sich nur noch ein Seecadet und ein junger griechischer Kaufmann als Passagiere an Bord. Beim Untergange der Sonne genossen sie eine prachtvolle Fernsicht nach den Euganeen, deren Trachytberge wie eine blaue Insel am Horizonte auftauchten; auch zeigte sich die beschneite Alpenkette in einem andauernden schönen Glühen. Am andern Morgen 7 Uhr erreichten sie Ancona. Da die Reise erst abends weiter fortgesetzt wurde, so stiegen sie ans Land. Es wird eine kurze Beschreibung von den Wahrnehmungen gegeben. Eine Statue, welche man hier einem Papste Clemens errichtet hat, erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie ist sitzend dargestellt mit aufgehobener Rechte, an der aber der Zeigefinger fehlt, den man sich als emporgehoben denken muß. Ob diese Verstümmelung durch humoristischen Muthwillen oder aus dummer Zerstörungssucht entstanden ist, weiß man nicht genau, jedenfalls ist aber der Eindruck ein komischer und der Statthalter Christi erscheint in der Attitude eines italienischen Moraspielers. Von Ancona ging es über Brindisi nach dem Jonischen Meere. Die steile Küste bei Cimara erinnerte lebhaft an die Dalmatiens. Die Cimarioten sind ein wildes räuberisches Volk, die Strandrechte üben und daher den Schiffbruch wie einen Himmelssegen betrachten. Sie erlebten hier einen Hagelfall mit südöstlichem und östlichem Winde. Nach 9 Uhr abends erreichten sie Korfu, blieben aber bis zum andern Morgen auf dem Schiffe, wo sie dann die Stadt und ihre Umgegend besuchten. Bei der Rückkehr sahen sie die ganze Garnison in Wachtparade, die aus einer starken Artillerieabtheilung, einem englischen und einem hochschottischen Linienregiment bestand. Der Verfasser bemerkt:

> Die letztern sahen in ihrer nationalen Tracht sehr martialisch aus und machten auf uns einen doppelt neuen Eindruck, als wir sie mit eisernem Tritt beim schrillen Ton ihrer Sackpfeifen auf einem Boden, wo ihre Erscheinung einem Anachronismus gleicht, aufmarschiren sahen. Auf der Esplanade steht auch das Denkmal Schulenburg's, der 1716 Korfu durch 42 Tage gegen die Osmanen heldenmüthig vertheidigte. Wir hatten noch Zeit, einen kleinen Ausflug zu machen und freuten uns über den saftig grünen Rasen im Schatten der Olivenhaine, der überall mit weißblühenden Anemonen gestickt war. Daneben sahen wir eine Fülle von Orangen, die aus dem dunkeln Laube leuchteten und die uns verführten, eine beträchtliche Zahl zu essen. Ueberall ist gartenmäßige Cultur des fruchtbaren humusreichen Thonbodens. Wir sahen auch einige Luxusgärten der Engländer, die ungezwungen wie ihre Parks sind. Das Terrain ist von gut erhaltenen Wegen durchschnitten und die Hauptstraße war, soweit wir sie sahen, vortrefflich.

Bei Gelegenheit des weitern Ausmalens dieses gesegneten glücklichen Punktes der Erde, spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß dies eine der einladendsten Stellen zum Wohnen sei und besonders unter dem englischen Banner Schutz, Ruhe und Freiheit gewähre. Die Fahrt geht dann nach Zante, Patra, Lutraki. In dem letzten Orte verlassen die Reisenden den Dampfer, sie werden zu Wagen über den Isthmus gebracht, wo sie auf der Ostseite wieder von einem andern Fahrzeuge aufgenommen werden. Von Griechenland, das ziemlich eingehend besprochen wird, geht die Reise über Syra, Smyrna nach Alexandrien. In Aegypten verweilen die Reisenden längere Zeit. Es wird eine Reise auf dem Nil gemacht, die Wüste durchritten, man besucht die Denkmäler, die Klöster, es wird die Aufmerksamkeit auf die Natur und auf das Volk gelenkt, wobei gar viele beherzigenswerthe Bemerkungen eingeflochten werden. Von Suez fahren sie auf einem englischen Postdampfer durch das Rothe Meer nach Bab=el=Mandeb und Aden, durchkreuzen den Indischen Ocean und gelangen nach Ceylon. Hier machen sie halt, um mit Muße Land und Leute erforschen zu können. Der erste Anblick dieses vielgepriesenen Insellandes macht auf unsern Verfasser einen bezaubernden Eindruck und er ruft aus:

> Da lag sie nun vor uns die schöne immergrüne Insel, das feenhafte Taprobane, ein Wunderland in der sagenreichen Geschichte des Orients, von dem die ältern Geographen erzählten, daß in dem Berglande ein König herrsche, der statt des Auges einen großen flammenden Edelstein im Kopfe trage, und Dioskorides sagte, daß hier die Vögel sprechen und die Menschen gespaltene Zungen hätten. In diesen Berichten liegt ein Ausmalen und Symbolisiren des wirklich Vorhandenen.

Er meint, der König mit dem Karfunkelauge bedeute blos bildlich den Reichthum der Insel an Edelsteinen, die sprechenden Vögel deuteten auf die Papagaien und die gespaltenen Menschenzungen bezögen sich auf die allbekannte Doppelzüngigkeit der Orientalen. Dann zieht er gegen die heutigen Uebertreiber mit scharfen Schwertern zu Felde. Es gehe auf der Insel alles ganz naturgemäß zu, nur sei die Wundergeschichte des Tischrückens eben dort eingekehrt und habe ebenso wie bei uns manchen vernünftigen Kopf verschroben. Die Erzählung von den Bäumen, die täglich gemolken werden und von deren Milch selbst geistreiche Schriftsteller zwar nicht getrunken haben, aber doch entzückt sind, wird als ein Irrthum in der Pflanzengeographie nachgewiesen; es komme diese Asclepia gar nicht auf Ceylon vor. Der Verfasser fährt dann in seiner Beschreibung fort:

> Je näher wir kommen, um so lachender wird das Grün, von dem sich einzelne Theile durch Farbe und Masse abzuheben beginnen. Zuerst die Kronen der Kokospalmen, die im Winde flattern, dann große kuppelförmige und dunkelgrüne, volle runde Baumkronen, die wir nach unserer Landung als Brotfrucht- und Mangobäume erkannten. Wie die Umgebung deutlicher

wurde, traten einige Häuser und Hütten im Dämmerlichte des Palmenwaldes hervor und Gruppen von Menschen, die sich am Ufer gesammelt hatten, wurden sichtbar. Der Hafen ist ein ovales Becken mit überwiegendem Breitendurchmesser, wenig geräumig für einen Platz von solcher Bedeutung.

Dann wird auf das Gefährliche der Einfahrt in diesem Hafen und auf die nöthigen Vorsichtsmaßregeln hingewiesen. Die schmächtigen Singalesen mit kleinem Kopfe und zierlichen Händen und Füßen scheinen den überwiegenden Theil der Bevölkerung auszumachen. Der Verfasser entwirft davon ein erstes sehr anschauliches Bild. Daneben stellt er den ernstern und kräftigern Indoaraber und den Malabaren. Die Meisten brachten Gegenstände zum Verkauf, welche im kleinen ein Bild oder wenigstens einen Auszug der Natur- und Industrieerzeugnisse der Insel liefern. Das Fort Galle wird beschrieben und der Name etymologisch gedeutet, sodann wird die Empfangnahme der Gepäcke im Zollhause geschildert, wobei der mit der Amtshandlung betraute Singalese zur Belustigung der Leser sprechend porträtirt wird. Den Anfang der Erlebnisse auf der Insel bildet ein heftiger Monsunregen, wobei alle Habseligkeiten stark durchnäßt werden. Das Trocknen der Kleider und Bücher selbst in der gewaltigen Glut der Tropensonne fällt unmöglich, da die Luft so übermäßig mit Feuchtigkeit gesättigt ist, daß das naßgehaltene Thermometer ebenso wie das freie 22° R. zeigte. Der dadurch erzeugte Mangel an Verdunstung erhielt die Temperatur beständig in einer drückenden Schwüle und den Körper fortwährend in Schweiß, sodaß stets das lästige Bedürfniß zum Trinken verspürt wurde. Aber gleich bei dem ersten Glas Wasser, was die Ankommenden forderten, um den quälenden Durst zu löschen, wurden sie gewarnt, denn es herrschte dort ganz allgemein die Ansicht, daß das Wassertrinken die Elephantiasis erzeuge. Diese entsetzliche Krankheit kommt an allen Küstenorten Ceylons vor und unser Verfasser sah in Belligamme ein wahres pathologisches Prachtexemplar, wobei die aufgetriebenen Beine sehr nahe 5 Fuß Umfang besaßen. Die Haut, welche sich bei dem gesunden Singalesen sammtartig weich anfühlen läßt, wird schwielig und dick wie die des Elefanten. Die Verdickung zeigt sich am stärksten im Sprung- und Kniegelenk, sodaß die Beine ganz die menschliche Form verlieren, zu Säulen werden und eine auffallende Aehnlichkeit mit dem der Elefanten annehmen. Bei den nächsten kleinen Ausflügen um Galle herum macht die großartige Pflanzennatur einen bezaubernden Eindruck auf die Reisenden und es waren besonders fünf Punkte, welche in dieser Hinsicht ihre Aufmerksamkeit fesselten, nämlich die massenhafte Entwickelung des Laubes, die große Mannichfaltigkeit in den Formen, der Mangel an geselligen Bäumen, das kräftige Grün und der starke Lichtreflex von der spiegelnden Blattfläche. Mit dem Untergange der Sonne zeigte sich das Heer der Leuchtkäfer wie ein Funkenregen in den Gebüschen. Sie machten auch bei dieser Gelegenheit die unangenehme erste Bekanntschaft mit den ceylonschen Landblutegeln; dies ist eine winzig kleine Creatur, welche behend aus dem Grase auf die Vorübergehenden kriecht und sich einen Weg durch die engsten Maschen der Strümpfe bohrt. Der Verfasser erzählt:

> Den nächsten Morgen machte ich einen langen Spaziergang durch den Kokoswald. Es ist unmöglich zu sagen, wo er anfängt und aufhört, denn Galle liegt mitten darin. Die Häuser außer dem Fort sind die Singalesenstadt, welche nicht Straßen aus dicht aneinander stehenden Häusern bilden; diese stehen vereinzelt, durch Gärten und Baumgruppen getrennt. Man ist lange schon außerhalb des eigentlichen Galle und findet keine Aenderung, außer daß die Hütten zahlreicher und die größern Häuser seltener geworden sind. Die Hütten bestehen aus Baumstämmen oder Bambus, dessen leichtes weit vorspringendes Dach, unter dem ein Theil der Bewohner auf der Erde sitzt, diese gegen Regen und Sonne schützt; dort kauern sie, die Knie gegen das Kinn gezogen und die Hände unter den Knien gefaltet, in indolenter Beschaulichkeit Betel kauend.

Er tritt auch ein in die Häuser und Hütten und beschreibt die innere Einrichtung derselben. Ueberall herrscht die größte Einfachheit. Die Natur fordert wenig Schutz und liefert im reichen Maße alle Bedürfnisse. Die Culturpflanzen, welche die Hütten umgeben, gewähren einen so bezaubernden Reiz, daß man darüber alle Dürftigkeit und selbst den Schmuz der Bewohner übersieht. Vor allem ist es aber der Brotfruchtbaum, welcher die Aufmerksamkeit fesselt. Unter dem schützenden Schatten dieser Pflanzenriesen cultivirt man die Kaffeeplantagen. Die Hauptproducte der Cultur in der Umgegend von Galle sind Reis und Kokosnüsse, etwas Kaffee, Arekanüsse, Bananen, eine große Mannichfaltigkeit von Baum- und Grundfrüchten und die Erzeugnisse von ätherischen Oelen. Das Ganze wird dann sehr speciell durchsprochen. Später werden größere Reisen durch die Insel gemacht und alle Beobachtungen und Erlebnisse zur Darstellung gebracht. Man findet hier viel Neues und Altes in ein unterhaltendes und belehrendes Gewand gebracht. Dann lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit noch einmal besonders auf die Gesammtbevölkerung der Inselbewohner, auf ihre socialen Verhältnisse, auf ihre staatlichen und religiösen Einrichtungen und Gebräuche. Ueberhaupt bleibt kaum ein Punkt von Wichtigkeit unberührt. Den Schluß einer jeden Abtheilung der Reise bilden speciellere Erläuterungen und Bemerkungen. Aus Rücksicht der noch durchzuführenden Besprechung der andern beiden Bände enthalten wir uns weiterer Mittheilungen aus dem ersten.

Der zweite Band zerfällt in sechs Unterabtheilungen, wovon die erste den Indischen Ocean, die zweite das Vorgebirge der guten Hoffnung, die dritte Australien und Neuseeland, die vierte die Südsee, die fünfte Chile und die Pampas von Mendoza und die sechste die Reise von Valparaiso nach Panama bespricht.

Die Reisenden schifften sich am 24. Januar 1854 am Bord des „Hydaspis" ein, welches der General-Screw-Steam-Shipping-Company gehörte, die damals eine Linie von Dampfern zwischen England, Kalkutta und Australien unterhielt. Der Verfasser beschreibt zunächst das Fahrzeug; es war ein eleganter Schraubendampfer von 1800 Tonnen, aber klipperartig sehr lang gebaut, woher das widerwärtige ewige Schwanken von der einen Seite zur andern kam, welches alle Reisenden krank machte

und viel länger wie gewöhnlich krank erhielt. Er ist überhaupt kein großer Lobredner der Schraube, und ist vielmehr geneigt, dem Schaufelradsystem den Vorzug zu geben. Von der Wolkenbildung, von Wind und Wetter wird eine kurze, aber doch anschauliche Darstellung gegeben. In der letzten Nacht des Januar erlebten sie ein starkes Meerleuchten, welches mit einigen Worten beschrieben wird. Am 4. Februar erreichten sie Mauritius oder Isle-de-France.

Wir eilten früher auf das Deck, um uns am Anblick der Stadt und Insel, der schön ist, zu erfreuen. Wir sahen ein Gestade von ungefähr zwei englischen Meilen Ausdehnung vor uns. Auf den Saum von Sand folgt der flache grüne Strand; aus reizenden Gärten und Plantagen ragen die rothen Dächer der Stadt Port Louis hervor. Ihr Hafen, in dessen Mitte wir geankert lagen, ist ein halbes Oval und wird jenseit von Strandbatterien, die sehr flach beinahe im Meeresniveau liegen, vertheidigt und von einem im Rücken der Stadt auf einer Höhe liegenden Fort beherrscht. Es lagen 40—50 große Schiffe im Hafen, der durch ab- und zugehende Boote, trotzdem daß es Sonntag war, sehr belebt aussah. Die Hügel und Berge hinter der Stadt haben sehr groteske Formen; sie bestehen aus Trachyt oder lavaartigem Basalt von poröser bis derber Structur. Seine Farben sind röthlich, grau bis schwarz. Der Farbe entsprechend geben die Verwitterungen einen gelben, rothen oder schwarzen Thon, welcher eine große Menge Wasser verschluckt und dann zähe wird. Zwei Berge sehen wie die Pfeiler eines großen Thorwegs aus, zwischen ihnen ist ein scharfgeschnittener Sattel, daneben stehen spitzige Kegel und zahnartige Zacken; auf einem der ersten steht ein kleiner umgekehrter Kegel fast freischwebend.

So wird sehr ins Einzelne gehend der erste Eindruck ausgemalt. Dann wendet sich der Verfasser der Beschreibung der Stadt zu, deren Straßen breit und regelmäßig, die Häuser aber meistens nur einstöckig sind. Die Hitze war gewaltig groß, das Thermometer zeigte 28° R. Die Straßen wimmelten von Kirchengängern, die fast alle farbig waren und wovon die Männer fast alle in schwarzem Frack und hohen Filzhüten erschienen. Die Reisenden machten einen Ausflug nach dem botanischen Garten, der in der Nähe der berühmten Pampelmouse, etwa sieben englische Meilen von der Stadt entfernt ist. Ursprünglich war dieser Garten im französischen Geschmack angelegt, jetzt ist er eine wilde Masse von hohen Bäumen, unter denen sich eine Fülle von Palmen aller Zonen auszeichnet. Sie besuchten auch das fingirte Grab von Paul und Virginie. Daß diese beiden Hauptpersonen des idyllischen Romans von Bernardin de St.-Pierre an einem ganz andern Ort beerdigt sind, hindert die Menge der Ankommenden nicht, die Lokalität zu besuchen und zu bewundern. Das Volk auf dem Lande ist besser wie in Ceylon mit leichtem weißen Baumwollenzeuge bekleidet, es besteht fast nur aus freigewordenen schwarzen Sklaven, welche sehr schwer zur Arbeit zu bewegen sind; sie verlassen ihre Dienstgeber bei der geringsten Veranlassung und suchen nur Verdienst durch leichte Arbeit, um dafür Rum kaufen zu können. Man hat sich daher genöthigt gesehen, die Malabaren einzuführen, damit die Arbeiten auf den Pflanzungen nur ausgeführt werden können. Die Anschuldigung, daß dies ein versteckter Sklavenhandel sei, ist unbegründet. Uebrigens läßt sich kaum bezweifeln, daß das angelsächsische Element bald das vorherrschende der Bevölkerung ausmachen wird; schon jetzt wird nach englischen Gesetzen regiert, die englische Sprache vorwiegend gesprochen und das englische Kapital am meisten zu Hülfe genommen. Der französische Creole ist unwissend, leichtsinnig und ohne Energie, er fällt dem klügern, verständigern und energischern Engländer zum Opfer und verarmt. Die Hauptausfuhr besteht in Zucker, dagegen wird von England, Frankreich und jetzt auch von Deutschland alles eingeführt, was zur Kleidung und Nahrung gehört. Die Reisenden hatten auch hier die Regenzeit durchzumachen, dann machten sie sich auf den Weg zum Vorgebirge der guten Hoffnung.

Hier wird wieder ein längerer Aufenthalt genommen, die Capstadt mit ihrem Hafen beschrieben, die Aufmerksamkeit auf Vegetation, Klima, Bewohner und ihre Gewerbe gelenkt. Auch finden sich sehr interessante Bemerkungen über den Handel, über die holländische und englische Herrschaft, über den Kaffernkrieg und über die Entstehung und den Zustand der südafrikanischen Republiken.

Nach längerm Ueberlegen kam der Verfasser zu dem Entschlusse, seine Weltreise östlich nach Australien fortzusetzen. Er wählte die englische Handelsbrigg „Helena“ zur Weiterreise. Den 23. Juni, also am kürzesten Tage des dortigen Winters, begann die Fahrt. Die Seekrankheit wirkte entsetzlich auf ihn. Er erzählt:

Ich habe selten an Bord eines Schiffs irgendetwas geleistet, aber die Ueberfahrt vom Cap nach Australien ist das schwärzeste Blatt in meiner Leidensgeschichte. Ich haderte mit der physikalischen Geographie, den Handbüchern der englischen Admiralität und allen Sailing directions, welche dem gläubigen Seefahrer in dieser Jahreszeit schon unter dem 37° südl. Br. fortdauernden Nordwest versprechen. In den ersten vier Wochen hatten wir ihn sehr selten und nur auf kurze Zeit, und gelangten mit Mühe und Noth unter fortwährenden Regenschauern und entgegengesetzten Windstößen bis zum 40° südl. Br., wo wir aber von einem aufspringenden Südweststurm wieder gegen die afrikanische Küste getrieben wurden. Die kleine „Helena“ rollte am ärgsten in Windstillen, wo sie selbst durch die langsamen breiten Undulationen des Oceans in beunruhigende Bewegung gerieth. Wir gewannen unter solchen Umständen nur wenig Raum. Am 13. August nachts entschädigte mich ein prachtvoller Mondregenbogen für manche Uebel. Am andern Morgen, also am Anfang der vierten Woche, war das Wetter so erträglich, daß wir wieder unsere Beobachtungen zu machen im Stand waren. Ich sah mit Entsetzen, daß wir erst unter 55° 30' östl. Länge und 37° südl. Br. waren. Am 15. August bekamen wir die kleine hohe Insel Amsterdam, an der die Schiffe i[n] großer Wassernoth zuweilen anlegen, für einen Augenblick z[u] Gesicht, denn große Regenwolken öffneten sich über der Insel deren Umrisse wir dann nur höchst unbestimmt wie durch einen Schleier sahen. Eine große Zahl von Robben tummelte sich zwischen uns und den Ufern. Glücklicherweise hatten wir da[s] Aergste des Wetters überstanden, wenigstens hörten die Gegenwinde auf, die Luftströmungen kamen meist aus dem westliche[n] Punkte der Windrose mit trübem, wolkigem Himmel, häufiger Regen und beständig hoher See. Ich hatte mich wieder so we[it] von der Seekrankheit erholt, daß ich wenigstens einigemal de[s] Tags das kleine Verdeck betreten und den Himmel beobachte[n] konnte, obwol der Anblick der rollenden Wogen, von denen n[ur] zu häufig eine oder die andere vom Hintertheile aus über da[s] Deck schlug, mir noch immer Unbehaglichkeit und Schwindel ve[r]ursachte. Die Hauptcabine hatte zwei Thüren, von denen w

jedoch die hintere immer sorgfältig geschlossen halten mußten, um nicht herausgeschwemmt zu werden. Es geschah einmal des Nachts, daß in dem Augenblick, wo der Kapitän auf das Deck heraustrat, eine Woge über den Hintertheil des Schiffs stürzte und sowol die Haupt-, als Seitencabinen unter Wasser setzte. Mein Bett und ein Theil der in meinem Koffer befindlichen Wäsche wurde durchnäßt.

Aus einer sorgfältigen Wetterbeobachtung auf dieser beschwerlichen Reise geht hervor, daß der Nordwestwind eine Erniedrigung des Barometers und Regen veranlaßte, daß die Drehung des Windes regelmäßig durchgeführt wurde und der Regen bei Südwest die größte Heftigkeit erlangte. Darauf geht der Wind nach Süd, Südost, veranlaßt ein Steigen im Barometer und ein Aufklären des Wetters; oder es kann auch eine umgekehrte Drehung nach West und Nordwest eintreten, wobei regelmäßig das Barometer wieder fällt und der Regen bleibt.

Die Monotonie der Erlebnisse wurde durch das Fangen von Fettgänsen mit Hülfe von Speckstückchen an der Angel zuweilen unterbrochen. Eines Tags hatte man die Freude, einen großen blauen Hai zu fangen. Der Schiffskoch hing nämlich jeden Tag das gesalzene Fleisch an einer starken Leine ins Wasser, damit es für den nächsten Tag genießbar wurde. Dies hatte eines Tags der Hai verschluckt. Die Matrosen waren darüber sehr aufgebracht, weil dadurch ihr Mittagessen verspätet und weniger schmackhaft war. Man warf dem Hai einen Haken hin, an welchem ein ähnliches Stück Fleisch befestigt war. Er biß gierig zu und der Fang war geglückt. Mit jubelndem Triumph wurde er an Bord gezogen, gezüchtigt und getödtet. Man untersuchte zunächst den Magen, um nach dem gestohlenen Stück Schweinefleisch zu sehen. Der Hai hat aber einen gar kurzen Darm und das Corpus delicti war nicht mehr in Natura anzutreffen; nur einige noch nicht verdaute Rippenknochen waren übrig geblieben.

Die Nahrungsmittel auf dieser Seereise waren herzlich schlecht und wahrscheinlich lag auch hierin der Hauptgrund mit, daß der Verfasser so viel von der Seekrankheit auszustehen hatte. Am Schluß dieser langen beschwerlichen Ueberfahrt gibt der Verfasser noch eine sehr witzige Skizze von der Reisegesellschaft auf dem Schiffe, wovon besonders der Kapitän mit kräftigen Farben gemalt worden ist. Er sei bei guter Fahrt ein stets heiterer blonder Dreißiger, der sich mehr in der Ausübung seines Berufs als in der Darstellung eines artigen Gentleman gefalle; er zeichne sich mehr durch natürlichen Menschenverstand als eigentliches Wissen aus; seine ganze Schule habe er praktisch auf dem Meere gemacht. Die Beobachtungen werden nach einer fixen Schablone immer auf dieselbe Weise angestellt. Die Bibliothek dieses Mannes sei ein einziges Buch gewesen, in welchem die Sätze aus der Geometrie, Algebra, Astronomie und Hydrographie handwerksmäßig zusammengestellt gewesen wären. In den Mußestunden habe sich der Kapitän mit Küperei beschäftigt, und während der funfzig Tage der Ueberfahrt habe er nicht blos ein Dutzend neue Wassereimer gefertigt, sondern er habe auch alle leer gewordenen Wasserfässer neu gebunden. Wein und besonders Grog habe er nur getrunken, um die feuchte Luft unschädlich zu machen. Uebrigens bemerkt der Verfasser, daß dies Bild so ziemlich auf alle englischen Schiffskapitäne passe.

Am 11. August erblickte der Verfasser zuerst Land, wurde aber von dem Kapitän gebeten, noch nichts davon laut werden zu lassen, weil er seiner Rechnung nicht ganz trauen dürfe, denn sein Chronometer habe durch das Annageln des Kastens etwas gelitten. Doch überzeugte man sich bald von der Richtigkeit der Wahrnehmung und nun war die Aufregung auf dem Verdeck unbeschreiblich groß. Als sie sich dem Eingange von Port Philipp näherten, erblickten sich auf einmal 12 ein- und auslaufende Schiffe. Man richtete jetzt auch die Pilotenflagge auf, und nun machte auch der Kapitän Toilette. Die Theerjacke wurde mit einer andern vertauscht, damit die ankommenden Piloten nicht in Verlegenheit kommen möchten, wenn sie unter der Mannschaft nach dem Chef des Schiffs suchten. Der Lootse ließ nicht lange auf sich warten und war besonders dadurch sehr willkommen, daß er europäische Zeitungen mitbrachte. Der Verfasser macht seine Leser auch hier wie bei den andern Landungsplätzen mit der äußern Lage und dann mit der innern Einrichtung, mit der Natur des Landes und der Menschen bekannt und geht zuletzt zu den Details über. Mit einem Omnibus ging es nach Melbourne, schon 1854 eine große Stadt, in welcher der größere Theil der Straßen macadamisirt war. Die Männer trugen große Kanonenstiefel wegen des gewaltigen Schmuzes in den ungepflasterten Straßen. Wenn es hier regnet, so sammelt sich in den niedrigen Plätzen plötzlich so viel Wasser an, daß man nicht anders als mit der genannten Bestiefelung durchwaten kann. Wenige Wochen vor der Ankunft der Reisenden waren sogar Kinder in den Straßen von Melbourne ertrunken. Man sieht unter der Bevölkerung der Stadt alle Nationen vertreten, am meisten kommen aber Engländer, Iren, Deutsche vor. Alles ist hier noch im Werden begriffen, wie dies von dem Verfasser mit viel Witz zur Anschauung gebracht wird. Er nahm seine Wohnung im Criteriumhotel, wodurch die musterhafte Einrichtung bezeichnet werden sollte. Für täglich eine Guinee hatte man ein bescheidenes Zimmerchen und noch bescheidenere Beköstigung. Es war aber das Gasthaus zugleich eine Badeanstalt, welche besonders von unserm Reisenden mit Beifall benutzt wurde. In der ersten Nacht wurde der Verfasser durch einen entsetzlichen Lärm geweckt. Ein Digger (Mineur), der auch im Hotel wohnte, fühlte sich plötzlich unwohl und schrie aus Leibeskräften um Hülfe. Er gab vor, daß seine bei ihm wohnende Geliebte ihn vergiftet habe, um sich seines Geldes bemächtigen zu können. Die ärztliche Untersuchung zeigte indessen, daß der Mann sich geirrt habe. Dies Abenteuer wirft aber ein Licht auf die socialen Zustände in diesem Goldlande. Der Verfasser erzählt:

Zwei Tage vor meiner Ankunft war ein Handwerker um 6 Uhr abends in der Stadt beraubt worden. In Melbourne geschehen solche Dinge nur in entfernten Straßen und meist des Nachts, da die Polizei nicht ausreichend und zum Theil auch wenig verläßlich war; denn in ihr dienten selbst entlassene Sträf-

linge. Hiesige Residenten rühmten, daß die Bevölkerung an der Goldwäscherei viel besser sei als die in Californien, da viel weniger zweideutige Charaktere aus der andern Welt herüberkämen, weil die Entfernung und daher auch die Kosten der Ueberfahrt viel größer sind. Diesem Argument läßt sich nicht widersprechen, dagegen sind die Elemente der verdächtigsten Art nahe genug. In Melbourne hatten sich immer entlassene oder flüchtige Sträflinge aus den beiden benachbarten Verbrechercolonien Neusüdwales und Tasmanien (Vandiemensland) herumgetrieben. Die ersten konnten sich zu Lande durchschlagen, und die andern hatten nur 30 Schillinge nöthig, um eine Passage zu nehmen, die leicht erworben oder im nöthigen Falle gestohlen wurde. Trotz aller Bemühungen der Regierung fanden die Verbrecher einen Versteck, bis sich eine Gelegenheit bot, die Wachsamkeit der Polizei zu täuschen oder unter der letzten einen alten Kameraden zu finden, der am Einschiffungsplatze ein Auge zudrückte; denn auch dort hatte man den Grundsatz angenommen, daß die Verbrecher am leichtesten durch ihre ehemaligen Kameraden bewacht und ausgekundschaftet werden. Von solchen Deportirten, die ihre Strafzeit überstanden hatten, haben sich mehrere in Victoria niedergelassen und einige sind wohlhabende und einflußreiche Glieder der Gesellschaft geworden. Man machte mir mehrere namhaft, welche vermögende Grundbesitzer und Kaufleute sind. Obwol viele von den Deputirten nur Schleichhändler, Wilddiebe und Theilnehmer an Aufständen gegen die öffentliche Ordnung in Irland waren, so sind doch die überwiegende Mehrzahl Verbrecher und viele Verbrecher der gemeinsten Art gewesen. Es machte auf mich einen peinlichen Eindruck, daß ein Kaufmann, an den ich empfohlen war, mir Mittheilungen über den socialen Zustand mit dem Bemerken machte, daß man in Verbrechercolonien und in deren Nähe sehr behutsam in den Aeußerungen des Tadels Leuten gegenüber sein müsse, die man nicht kennt, da man nur zu häufig Gelegenheit fände, Leute zu beleidigen, welche Lags wären, d. h. ehemalige Verbrecher. Das Land schwärmt von desperaten Charakteren, in welchen der alte Hang zum Verbrechen wieder erwacht ist und die sich oft associiren, um Geschäfte en gros zu machen. So wurde einige Monate vor meiner Ankunft ein ganzer Goldtransport, ungeachtet seiner starken Bedeckung, aufgehoben; von dieser war ein Theil aus einem Hinterhalt erschossen, der Rest verwundet und in die Flucht gejagt worden. Ungeachtet diese an allen Orten Lärm schlugen, die Zahl der Angreifenden an vierzig und die Landpolizei eine rastlose Thätigkeit zeigte, konnte man in den ersten Monaten keinen der Thäter einbringen. Man hatte verdächtige Personen eingezogen, sie aber wegen Mangels an Beweisen wieder freilassen müssen, und es gelang erst mehrere Monate nach dem Attentat, einen der Thäter in London einzufangen.

Der Verfasser berichtet noch mehreres über das Gefährliche des Wohnens und Reisens in diesem Lande. So meldeten die Zeitungen während seines Dortseins, daß in Ballart die Bank am hellen Tage beraubt worden sei; die Räuber waren in das Gebäude eingedrungen, hatten die Commis der Bank geknebelt und zum Schweigen gebracht und waren mit dem größten Theil der Baarvorräthe davongegangen. Das wüste Leben der Goldgräber wird mit starken Farben ausgemalt; die Branntweinschenken bilden den Sitz aller Lust und Geschäfte; Theater und Concertsäle stehen leer, die witzigsten und interessantesten Vorlesungen werden nur spärlich besucht, die Apostel der Mäßigkeitsvereine predigen tauben Ohren oder leeren Bänken. Dagegen machte ein Professor Sahier in Melbourne gute Geschäfte mit seiner wahrsagerischen Phrenologie. Für 9 Schillinge betastete er den Glücksrittern den Kopf und sagte ihnen ihr enormes Glück vorher: 1000 Pfund in einem Jahre ist sein Losungswort, welches in großen Buchstaben über seiner Wohnung prangt. Einst kam auch eine Schiffsladung voll chinesischer Emigranten an, sie wollten alle reich werden und waren durch Vorspiegelung voll zuversichtlicher Hoffnung. Ihre Aufnahme war nur seitens des Reishändlers, der Geschäfte mit ihnen machte, eine freudige, denn es ist schon allgemein bekannt, daß die Chinesen sehr mäßig leben und wenig daraufgehen lassen, daß sie viel arbeitsamer als alle andern Nationen sind, weshalb der Digger jeden bezopften Ankömmling als einen widerwärtigen Concurrenten ansieht.

Von Melbourne geht die Reise durch die Baßstraße nach Botanybai, Port Jackson und Sidney. Es wird überall der erste Eindruck geschildert und dann das Specielle von den Beobachtungen, Erlebnissen und Mittheilungen zur Darstellung gebracht. Sidney ist auch wie Melbourne eine neu aufblühende Stadt, wobei aber doch schon mehr als hier erreicht worden ist, was die Bequemlichkeit des Verkehrs und die Annehmlichkeit des Lebens betrifft. Das Unvollkommene des Urzustandes tritt hier nicht mehr wie in Melbourne in den Vordergrund. Die Küste ist hier mauerartig aus ungegliedertem Sandstein gebildet und macht den Eindruck eines hohen Walles ohne Thor und Abwechselung auf Hunderte von Meilen. In der Botanybai landete einst Cook mit Banks und Solander; sie fanden einen solchen Reichthum an neuen Pflanzen, daß sie sich einmüthig für den neuen Namen erklärten. Auch war es Cook, welcher seiner Regierung diesen Platz zu einer Strafcolonie zuerst in Vorschlag brachte. Der nahe Hafen Port Jackson war seiner Beobachtung entgangen, er ist so geräumig, daß er alle Kriegsflotten der ganzen Erde fassen könnte. Der Verfasser erzählt:

Den Leuchtthurm zu unserer Linken lassend, dampften wir bald darauf durch den Eingang von Port Jackson, der eine englische Meile breit ist, aber durch die steilen hohen Felsen noch mehr verengt erscheint. Von hier bis zur Stadt sind sieben englische Meilen. Der Hafen ist nicht eine einfache Bai, sondern vielfach ausgebuchtet wie Eichenlaub oder wie das Blatt eines Artocarpus. Die große Anzahl Buchten und vorspringenden kleinen Halbinseln und Inseln mit hellbraunen Sandsteinklippen machen den Eindruck höchst malerisch und es fehlt nur eine üppige Vegetation, besonders stattlicher Bäume. Palmen und große Farrn würden das Bild sehr herausheben; so ist der Anblick der Pflanzendecke einförmig in Haltung und Farbe, und das einförmige Graugrün contrastirt nur schön gegen den tiefblauen Himmel und die gelbgrauen Sandsteinmassen. Um zwei Buchten liegt die eigentliche Stadt auf Sandsteinhügeln. Die Schiffe finden überall tiefes Wasser bis nahe am Ufer. Die Seeleute betrachten diesen rings laubumschlossenen, von Höhen geschützten Hafen als das Nonplusultra. Wir ankerten an einer der Baien, etwa 100 Klaftern von der Stadt. Der Anblick der Stadt vom Ankerplatz aus ist prachtvoll. Um die eingeschnittenen Felsenufer erheben sich hinter den Masten die steinernen Häuser, aus denen mehrere große Gebäude, Kirchen und die hohen rauchenden Schlote industrieller Etablissements hervorragen. Unter den erstern ist der im mittelalterlichen Geschmack wie eine Burg erbaute Palast des Gouverneurs und Fort Maquarie am Wasserspiegel das bedeutendste; auf den Hügeln hinter der Stadt stehen Windmühlen. Das blaue Wasserbecken wird von zahlreichen Booten und Dampfern durchkreuzt und an den Landungsplätzen herrscht nicht nur das Leben einer großen Stadt, sondern auch das des commerciellen Verkehrs.

So führt der Verfasser seine Leser allmählich immer tiefer in die Natur und Volksverhältnisse dieser Weltgegend ein, bis sie zuletzt mit allem bekannt geworden sind; zum Schluß gibt er auch noch einen kurzen, aber sehr belehrenden Abriß über die Geschichte von Neusüdwales.

Da der Verkehr zwischen Sidney und Neuseeland ein sehr lebhafter ist, so kam unserm Reisenden die Lust an, diese Ueberfahrt einmal mitzumachen, er wollte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die Natur und die Colonie dieses neuen Landes, welches einer großen Zukunft entgegenzugehen scheint, mit eigenen Augen zu sehen. Er machte die Ueberfahrt auf dem Schraubendampfer „William Dennie“. Die Mitreisenden waren meist Ansiedler aus Neuseeland und Kaufleute; auch befanden sich fünf Offiziere der indischen Armee an Bord, welche von ihrem Krankenurlaube Gebrauch machten, um sich in Neuseeland nach Ländereien umzusehen. Das Wetter war fortwährend stürmisch und regnicht. Am siebenten Tage abends 7 Uhr ankerte das Schiff im Hafen von Auckland, es zeigte aber niemand Lust sich auszuschiffen, da es immer noch stark regnete. Der Hafen ist groß, aber mit flachen Ufern umgeben. In der Stadt war schwer Unterkommen zu finden. Der Verfasser mußte erst drei Stunden vergeblich danach suchen, bis er endlich einen kleinen Verschlag von 6 Fuß Länge und 8 Fuß Breite fand, welcher von dem Wirthe ein Schlafzimmer genannt wurde, weil ein Bett darin stand. Da es Sonntag war, so fand er die Straßen der Stadt sehr verödet. Seine Aufmerksamkeit war daher vorzugsweise auf einige Gruppen von Mooris oder Neuseeländern gerichtet, welche sich hier und da in den Straßen zeigten.

Es ist ein großer, starker Menschenschlag, an welchem die malaiischen Züge unverkennbar sind. Die Gesichter groß, breit, die Lippen etwas verdickt, Stirn von mäßiger Größe, die Nase meist an der Wurzel breit, wenig aufgestülpt, oft aber eine vollständige Adlernase, Hautfarbe verschiedene Grade des Braun, das Haar schwarz, lang und schlicht, aber dicht. Fast alle sind blau tätowirt; bei manchen nur die Backen und Mundgegend, bei andern Mund und Stirn, bei vielen jedoch das ganze Gesicht. Die Zeichnungen bestehen meist in krummen concentrischen Linien. Die Tätowirung ist der einfachste Schmuck und beim nackten Wilden das, was bei uns der Kleiderschnitt ist, glücklicherweise jedoch nicht dem Wechsel unterliegend. Mag man auch über die Tätowirung der Brust, Arme, Beine und Hinterbacken, die oft die schönsten Arabesken zeigen und als lebenslange Dessins keiner Mode unterworfen sind, lachen, so hört der Eindruck des Komischen alsobald auf, wenn man das Gesicht betrachtet; dieses erhält durch die schwarzblauen breiten Linien etwas Wildes und unheimlich Groteskes in weit höherm Grade, als durch eine Grenadiermütze oder einen schwarzgewichsten, aufgedrehten Schnurrbart. Einige Frauen sind blos um die Lippen tätowirt, wie die in Oberägypten, und eine hatte blos drei kleine blaue Streifen zwischen den Augenbraunen. Bei vielen sind die Ohrlappen durchbohrt, um Ringe oder Haifischzähne, an die oft Siegellacktropfen geklebt sind, hineinzustecken. Einer trug eine Art Amulet um den Hals, das aus einer roh gearbeiteten Figur, die einem sitzenden Buddhu sehr gleicht, besteht. Sie nennen diese Zierath Heitiki, vererben ihn in der Familie vom Vater auf Sohn und geben ihn nicht gern weg. Das Material ist Nephrit, der aus dem Süden von dem Ufer des Sees des grünen Wassers (te way Punamu) kommen soll. Ich glaube nicht, daß diese Amulete von den gegenwärtigen Bewohnern angefertigt werden, da der Stein viel zu hart ist, um durch die landesüblichen Werkzeuge bearbeitet werden zu können. Am ersten Tage sah ich nur einen Mann im alten Nationalcostüm, d. i. den Mantel aus neuseeländischem Flachs über dem tätowirten Leib. Die Anfertigung dieser Mäntel ist sehr einfach; lange schmale Streifen werden durch Schaben mit einer scharfen Muschel ihrer Oberhaut befreit und dann an einem starken Faden oder an einer Schnur angereiht und diese dann übereinander gelegt, sodaß die Enden der ersten dachziegelförmig über die andern zu liegen kommen. Ein solcher Mantel, der bis an die Knie reicht, ist schwer und gibt seinem Träger ein stachelschweinartiges Aussehen. Die meisten Einwohner waren in dicken Wolldecken, entweder weiß oder mit grellen farbigen Streifen; viele tragen darüber noch rothe Tücher. Diese Decken bilden gegenwärtig den Hauptartikel der Einfuhr. Mehrere waren in vollkommen europäischen Anzügen, einschließlich der Stiefeln oder Schuhe und der runden Filzhüte; diese sind wohlhabend gewordene Leute und zum Theil die alte Landesaristokratie der Menschenfresser. Seit der Aufhebung der Sklaverei, der Einführung englischer Gesetze und der gestiegenen Wichtigkeit der Missionare ist der Einfluß der Häuptlinge sehr herabgesunken und sie genießen nur noch eine Art Ansehen aus historischen Reminiscenzen als gefallene Größen oder als Agenten für ihre Stämme. Denn da diese Würde in der Regel dem Begabtesten zu Theil wurde, haben diese oft einen Theil ihres Einflusses dadurch bewahrt, daß sie ihre fürstliche mit einer commerciellen Thätigkeit vertauschten und von ihren ehemaligen Unterthanen beim Verkauf ihrer Producte Provisionen beziehen.

Der Verfasser beschreibt dann Stadt und Umgegend und die socialen Verhältnisse der gesammten Bevölkerung; bespricht die landwirthschaftliche Cultur und die Resultate der Civilisationsbestrebungen durch die Mission; auch theilt er belehrende Bemerkungen über das dortige Wetter mit.

Von Neuseeland reist der Verfasser wieder nach Sidney zurück, um die hier unterbrochenen naturwissenschaftlichen Forschungen aufs neue fortzusetzen. Er begab sich dann auch nach Bathurst, um die Goldgräberei einmal in der Nähe zu sehen. Nördlich von Bathurst liegen die Goldgruben am Flusse Turon, man nennt sie Turondiggings. Der Boden ist überall durchwühlt oft bis zu 50 Fuß tief. Der goldführende Schutt wird ausgeworfen und auf Tragbahren oder auf Schlitten in die Tiefe geführt, wo man das Wasser antrifft. Die Lagerstätten sind Goldseifen, auf denen das Gold theils in kleinen abgerundeten Stücken lagert, theils mit Quarzstücken verwachsen auftritt. Das Suchen nach Gold ist ganz dem Zufall unterworfen, da man nicht die geringsten Anhaltepunkte zur Wahrscheinlichkeit hat.

Das goldhaltende Gerölle wird von den Ufern mit Spaten und Schaufel losgebrochen oder aus dem Bett des Flusses geschaufelt, wobei die Arbeiter in dicken Wasserstiefeln oft bis über die Waden im Wasser stehen. Der Schutt wird dann auf die Cradle geworfen; diese besteht aus einer muldenförmigen Vorrichtung mit geneigtem Boden, über welchem ein Sieb sich befindet, durch welches nur Sand und Schlammtheile durchgehen. Darauf wird der Schutt geworfen und unter fortwährendem Schütteln des einfachen Apparates Wasser darüber gegossen. Sind die feinen Theile mit dem Wasser abgegangen, so wird der Rückstand untersucht. Die Arbeiter, welche bis dahin ruhig waren, kommen in diesem Augenblick in eine vorübergehende Aufregung, die entweder der Freude oder der Enttäuschung Platz macht. Gewöhnlich arbeiten die Leute in Partien von drei bis vier, manchmal bis acht zur Theilung der Arbeit. Ich sah aber auch einige größere Gesellschaften, welche den Long Tom, d. h. eine

Art langen Trog benutzten und mit höherm Gewinn arbeiteten. Einen einzigen sah ich isolirt arbeiten als Goldgräber und Wäscher, der ein altes Küchensieb hatte, auf welchem er den Schutt wusch.

Die Arbeiten beginnen früh Morgens und dauern mit kurzen Unterbrechungen bis spät Abends. Man genießt dabei Thee und gebratenes Hammelfleisch zu Mittag. Statt Brot wird Damper gegessen, dieser ist ein in heißer Asche gargebackener, ungesäuerter Kuchen aus Mehl und Wasser. Daneben macht der Branntwein den Hauptgenuß der Digger aus. Sie leben in kleinen Zelten, bewachen ihren Goldschatz unter dem Kopfkissen ihres Lagers beim Schlafen und sind mit Revolver und dem Lanzmesser bewaffnet, um jeden Augenblick ihre Habe mit dem Leben vertheidigen zu können. Der Gesundheitszustand war bis auf einige Augenentzündungen vortrefflich. Die Stimmung unter diesen Leuten war eine gedrückte, an Fröhlichkeit war kaum ein Gedanke. Es war auch ein Geistlicher dort, der mit eindringlichen Worten Mäßigkeit predigte. Die Digger müssen einen Erlaubnißschein lösen, der 3 Pf. St. in Vorausbezahlung kostet. Von ihnen kaufen die Goldkäufer den Ertrag. Sie zahlen für die Unze Gold 3 Pf. St. 17 Schilling und bekommen dafür in England 4 Pf. St. 2 Pence. Uebrigens ist auch dafür gesorgt, daß die Digger ihr Gold in Sidney deponiren und nach England befördern lassen können, wofür sie nur eine mäßige Prämie zu zahlen haben.

Neben der Goldjägerei wird jetzt die Schafzucht in Australien mit dem besten Erfolge betrieben, und der Verfasser meinte, daß hier das Lammfell das wahre goldene Vlies der Argonauten sei.

MacArthur, der Begründer dieses landwirthschaftlichen Zweigs, wurde im Anfang verhöhnt für seine Idee, Wolle aus einem Lande ausführen zu wollen, in welches man zur Zeit des Projects gesalzenes Fleisch für die Erhaltung der Einwohner einführen mußte. Nicht besser erging es ihm von seiten der Regierung, und der Gouverneur legte dem Projectmacher alle möglichen Hindernisse in den Weg. Der Mann hatte jedoch die Landesverhältnisse in der preiswürdigsten Voraussicht erfaßt. Die trockenen Berge und Hochebenen mit ihren spärlichen, aber nahrhaften Gräsern, die nicht nur auf den freien Ebenen, sondern auch überall in den Wäldern wachsen, sind die vortrefflichsten Schafweiden. Der milde Himmel erlaubt den Schafen, das ganze Jahr hindurch im Freien zu bleiben. Die trockene und beständig warme Luft begünstigt die Entwickelung eines reichlichen feinen Vlieses, sodaß die Blendlinge in wenigen Jahren dem edeln Stamme gleichen. Die Schafzucht war und ist noch immer, obwol manchmal durch Räude und Klauenseuche bedroht, das vortheilhafteste Geschäft.

Es wird dann auch noch darauf hingewiesen, warum die Colonien Australiens nicht durch Ackerbau emporblühen können; es fehle dazu der Boden wegen Mangels großer Flußsysteme, dann sei der trockene heiße Wind viel vorherrschender als der segenbringende Regen; auch komme zu diesen Gründen, welche auch die landwirthschaftlichen Colonien am Cap treffen, noch der gewaltige Druck der hohen Arbeitslöhne hinzu, welcher der Entwickelung des Landbaues unübersteigliche Hindernisse in den Weg lege. Südaustralien producire bisjetzt noch am meisten Getreide, aber doch lange noch nicht hinreichend, um die andern Colonien damit befriedigend versorgen zu können. Das Goldland Californien habe sich allerdings in ein so ergiebiges Ackerland umgewandelt, daß das Getreide schon reichlich ausgeführt werden könne, aber es seien auch die Boden- und Wetterverhältnisse viel günstiger als in Australien. Die Eingeborenen sind schwer zu behandeln und noch schwerer an Arbeit und Ordnung zu gewöhnen; sie verlassen ihre Dienstgeber sehr häufig ohne weitere Veranlassung, als die Sehnsucht nach dem freien ungebundenen Leben in der Wildniß. Die Missionsgesellschaften schreien allerdings fortwährend, daß man die Civilisation nicht mit dem richtigen Eifer und Geist betreibe, indeß lehrt doch auch die Erfahrung, daß es noch keinem Missionar gelungen ist, sich bleibend unter den Eingeborenen anzusiedeln. Die erste Berührung mit der eingewanderten weißen Bevölkerung hat in den wilden Stämmen ein solches Mistrauen erweckt, daß schwerlich je wieder Hoffnung zu einem einmüthigen Zusammenleben aufkommen kann. Die Rasse der Ureinwohner ist übrigens auch klein und schwächlich, die Größe der Männer übersteigt höchst selten 5 Fuß. Der Gesichtswinkel ist größer als bei den meisten Negerstämmen, die Kauregion springt weniger vor und die Stirn tritt weniger zurück. Die Nase ist klein und platt, und die Lippen sind nicht vorherrschend dick. Das Haar ist schlicht ohne große Länge. Die Hautfarbe ist braun bis schwärzlich mit einer Beimischung von gelb. Hände und Füße sind klein. Alles deutet auf eine unvollkommene Entwickelung durch die kümmerliche Ernährung. Den Männern fehlen meistens die Vorderzähne und es wird erzählt, daß diese in einem Acte religiöser Ceremonie ausgeschlagen oder ausgerissen werden, sobald sie mannbar geworden sind. Wie bei allen Wilden herrscht auch hier die Ausbildung der Sinne vor, aber es fehlt auch die Möglichkeit, den Verstand auszubilden, nicht; die in den Häusern der Ansiedler aufgezogenen Kinder lernen Lesen und Schreiben ohne große Schwierigkeit, und selbst die Aeltern, welche sich bleibend in den Ansiedelungen aufgehalten haben, sprechen englisch, es ist ihnen nur nicht möglich, den Buchstaben f auszusprechen. Ihre eigene Sprache ist wohlklingend, die Worte meistens kurz, der Plural wird durch eine Wiederholung des Singulars gegeben.

Von Australien geht die Reise über den Stillen Ocean nach Valparaiso. Der Verfasser sah sich bei dem ersten Anblick des Landes sehr enttäuscht. Statt des paradiesischen Thales, welches der spanische Name verheißt, sah man nichts als eine Reihe grauer, gelber Bänke, die sich hinter einem Halbkreis von Gebäuden steil erhob. Selbst mit dem Fernrohr gesehen änderte sich die Sache wenig. Der Anblick der Stadt vom Hafen ist weder großartig noch schön. Dagegen hat man von den Höhen hinter der Stadt eine prachtvolle Aussicht.

Der Glanzpunkt ist jedoch landeinwärts. Die Cordillerenketten erheben sich in weiter Ferne hinter den nackten gelben Hügeln, der Aconcagua, die beschneiten Kämme und Gipfel treten scharf aus dem wundervollen lichten Blau des Himmels hervor. Die Luft ist ungemein klar und durchsichtig und man hält es für ganz unwahrscheinlich, daß die Entfernung von hier bis zur Hauptkette 25—30 deutsche Meilen beträgt. Die Färbung

des Himmels und die Temperatur der Luft erinnert ganz an Italien oder Griechenland. Die Europäer, welche in Valparaiso leben, haben sehr wohl gethan, sich auf diesen Hügeln anzusiedeln. Die Häuser sind fast alle ebenerdig in landesüblicher Weise gebaut und außer dem Garten im Hofe mit kleinen Gärtchen umgeben. Neben unsern häufigsten Blumen finden sich viele Pflanzen vom Cap und aus Australien: Ericaceen, Epacrideen und die Norfolk'sche Fichte werden mit besonderer Vorliebe gepflegt und gedeihen auf einem Boden und unter einem Himmel, der ihrem vaterländischen so sehr gleicht, vorzüglich.

Der Verfasser macht seine Leser dann mit dem Leben in Valparaiso bekannt. Es zeichnen sich hier vorzugsweise die Deutschen aus, die ausgezeichnet gute Geschäfte machen; nach ihnen kommen die Engländer, während die Franzosen und Nordamerikaner weniger gut vorwärts kommen. Besonders rühmt er das Gedeihen der deutschen Handwerker. Uebrigens wird hier das Hazardspiel mit großer Leidenschaft betrieben, auch schenkt man den spanischen Tänzen viel Aufmerksamkeit. Der Verfasser besuchte eine solche Tanzvorstellung, war aber sehr wenig davon erbaut:

Wir traten in einen großen Saal, in dessen Hintergrund sich eine Bühne erhob und um dessen Wände eine breite Galerie herumlief: diese sowol als das Parterre war mit Bänken und Stühlen nur nothdürftig versorgt; die meisten Gäste standen, andere saßen an der Seite an kleinen Tischen, die mit Erfrischungen, hauptsächlich mit Branntwein, besonders Anisette, Cognac und Pisco, und Dulce (eingemachten Früchten) reichlich versorgt waren. Die Leute gehörten fast alle den untern Volksklassen an.... Die Beleuchtung durch Talglichter, die schlechte Lüftung, der ungeheuere Cigarrenqualm — denn beide Geschlechter rauchten —, der Geruch der spirituosen Getränke und die Ausdünstung erzeugte eine Atmosphäre zum Ersticken. Als wir eintraten, bliesen ein halbes Dutzend Hornisten und Trompeter einen herzerquickenden Marsch. Nach einer Pause begann ein Vorspiel auf einer großen Harfe und ein Trommeln und Dreschen auf einem großen breternen Kasten, ganz im Takt orientalischer Tamtamschläger. Diese Weise hatte mich auf einen orientalischen Tanz vorbereitet und ich war erstaunt, als das Künstlerpaar auf der Bühne im europäischen Costüm erschien. Der Mann hatte eine Kappe auf und glich ganz dem Dandy der untersten Volksklasse in Wien, den der kernige wiener Dialekt mit dem Namen Kappelbuben bezeichnet. Die Dame, eine überreife, etwas volle Schönheit, trug ein buntes, großblumiges Kleid. Der Tanz begann und hatte den Charakter aller spanischen Tänze, wobei die Tanzenden sich bald neckend nähern, dann plötzlich ausweichen oder einander fliehen, doch auf dieser Flucht gefährlich sind wie parthische Reiter; dazu kam das obligate Schwenken der Taschentücher und das Klappern mit den Castagnetten. Es muß alles sehr schön gewesen sein; ich verstehe das nicht, da ich überhaupt Terpsichore nur für eine zweideutige Muse halte; aber die Menge brach von Zeit zu Zeit in lauten Jubel aus, und einzelne schwärmende Jünglinge warfen Blumen auf die Bühne mit den Geberden verzückter europäischer Balletnarren.

Von Valparaiso ging die Reise nach Panama, woran sich dann ein sehr verzweigtes Befahren des Atlantischen Oceans schließt. Zunächst wird dann wieder in Kingston auf Jamaica ein längerer Halt gemacht. Der Verfasser rühmt besonders das glückliche Fortkommen der Kaffeecultur auf dieser Insel, es sei die geologische Beschaffenheit des Bodens dem Kaffeebau sehr günstig, nur hielten es die Pflanzer für überflüssig, das Land noch künstlich zu düngen, oder dafür Sorge zu tragen, daß der Regen nicht die Dammerde von dem abschüssigen Boden wegspüle. Von Kingston wird auf der einzigen Eisenbahn Jamaicas eine Reise nach Spanish-Town gemacht, das der Sitz des Gouverneurs und der Versammlungsort des Parlaments ist, übrigens wenig commercielle Bedeutung hat. In historischer Hinsicht wird erwähnt, daß der Ort schon von Don Diego Colon, dem Sohne des großen Entdeckers von Amerika, im Jahre 1523 gegründet worden sei und damals den Namen San-Jago de Vega erhielt. Die Regierung der Insel ist eine constitutionelle und der Gouverneur als Stellvertreter der Königin wird von dieser ernannt und bezieht jährlich 5000 Pf. St., damit er die englische Krone würdig repräsentiren kann. Der Gouverneur hat ein Cabinet und einen Rath zur Seite. Das Parlament besteht aus einem Oberhaus von 17 Mitgliedern, die vom Gouverneur auf Lebenszeit ernannt werden, und aus einem Unterhause von 47 Mitgliedern. Das Haus der Assembly, wie das letztere sich nennt, bestand aus 2 Negern, 14 Farbigen, 13 Juden und die übrigen waren Creolen und Engländer. Jeder ist dort Wähler und auch wählbar, sowie er Steuer bezahlt. Die Bevölkerung besteht überwiegend aus Schwarzen und Farbigen, daher ist es unmöglich, daß die Weißen irgendetwas allein durchsetzen können. Der Verfasser will der äthiopischen Rasse und ihren Mischlingen durchaus nicht zu nahe treten, er konnte sich aber dennoch nicht von der Ueberzeugung frei machen, daß ihre Bildungsstufe und Bildungsbefähigung in Jamaica noch nicht die Höhe erreicht habe, welche von den Repräsentanten eines gebildeten Volks erwartet werden müsse.

Der Verfasser reist von Kingston nach Paita, Ecuador, Neugranada, Nicaragua, verweilt in den Vereinigten Staaten, in Canada und auf Cuba, und theilt von allen Punkten die Erlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen mit. Wir enthalten uns indeß aus dieser Reise noch weitere speciellere Mittheilungen zu machen, da das bereits Gegebene sicher zu der Ueberzeugung geführt haben wird, daß das ganze Werk einen reichen Stoff der Belehrung in sich schließt. Dieses Reisewerk ist eine werthvolle echt deutsche Frucht, das recht viel gelesen und allen Gebildeten angelegentlich empfohlen zu werden verdient.

Heinrich Birnbaum.

Lorenzo de' Medici.

Leben des Lorenzo de' Medici genannt der Prächtige von William Roscoe. Nach der achten Auflage des englischen Originals deutsch bearbeitet von Friedrich Spielhagen. Mit dem Porträt Lorenzo's nach Vasari. Leipzig, Lorck. 1861. Gr. 8. 20 Ngr.

Eine neue Uebersetzung des mit Recht hochgeschätzten und in England vielgelesenen Meisterwerks William Roscoe's („The life of Lorenzo de' Medici", erste Auflage, Liverpool 1795) erscheint um so gerechtfertigter, als die bisherigen in vielfacher Hinsicht mangelhaft und außerdem mit all dem schwerfälligen Ballast des Originals behaftet sind, den der gelehrte Geschmack oder Ungeschmack des vorigen Jahrhunderts in einer historischen Schrift verlangte. Spielhagen liefert uns eine Bearbeitung, in der er, ohne Eigenes hinzuzuthun, nach seinem eigenen Ausdruck, den Kern aus der Hülle herausgeschält hat, und wir müssen

gestehen, daß ihm dies immerhin bedenkliche Unternehmen im ganzen wohl gelungen ist. Wir sagen im ganzen, denn wenn wir auch nur wenige nicht durch den Zweck, das Buch für das große Publikum lesbar und interessant zu machen, hinlänglich gerechtfertigte Auslassungen finden, so hätte es dagegen dem Erfolge des Unternehmens ohne Zweifel zum Vortheil gereicht, wenn noch manche Abschnitte weggeblieben wären, die nur den Faden der Erzählung zerreißen und den Leser, der kein besonderes Interesse an den Bestrebungen der italienischen Gelehrten aus der ersten Renaissanceperiode oder an den kunstgeschichtlichen Notizen und Erläuterungen nimmt, nur zerstreuen, wenn nicht gar langweilen. So z. B. die Auseinandersetzung der Verdienste Poggio's, Filelfo's, Leonardo Aretino's, Poliziano's u. a. um die Auffindung und Erhaltung der Manuscripte classischer Werke des Alterthums; so die unerquicklichen Streitigkeiten dieser Gelehrten; so endlich selbst die Entwickelungsgeschichte der florentinischen Kunst von Cimabue und Niccolo Pisano bis Rafael und MichelAngelo. Eine Folge der Aufnahme solcher Digressionen von dem eigentlichen Thema ist eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung, ein bald rasches, bald langsames Fortschreiten, endlich schroffe und unmotivirte Uebergänge (vgl. z. B. S. 82). Doch geben wir gern zu, daß es schwer sein mochte, hier das rechte Maß zu halten, ohne die Uebersetzung in eine freie Bearbeitung zu verwandeln. Weniger können wir es dem Uebersetzer zugute halten, daß er in Bezug auf Ausdrucksweise und die Orthographie zumal der italienischen Eigennamen nicht nur die Fehler des Originals wiederholt, sondern noch eigene hinzufügt. Wir machen uns so oft über derartige Schnitzer in französischen und englischen Werken lustig, daß wir uns doppelt hüten müssen, selbst in ihre Fehler zu verfallen. Rinaldo de' Albizi statt degli Albizzi, Prata statt Prato, bei oder in Mugello und in Casentina statt im Mugello und im Casentino (die Thäler des obern Arno und der Sieve), Politiano statt Poliziano; Versalität für Versatilität (wir würden es für einen Druckfehler gehalten haben, kehrte es nicht öfter wieder); das englische Cornelian statt des deutschen Karneol für das italienische corniuola; Kameleopard für Kamelopard oder Giraffe u. s. w. sind wol ebenso gut sämmtlich Flüchtigkeitsfehler, wie wenn Roscoe die Stadt Otranto auf der Insel Sicilien sucht, deren Vermeidung der Leser dem Uebersetzer jedoch wol hätte zumuthen dürfen. Den Stil anlangend, so hat er die einfache und schmucklose, aber klare und bestimmte Ausdrucksweise des Originals möglichst treu wiedergegeben, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun. Es ist das ohne Zweifel ein wahres Verdienst; ob aber diese Darstellungsweise dem durch den blühenden oder pikanten Stil des 19. Jahrhunderts verwöhnten Publikum behagen wird, erscheint zum mindesten sehr zweifelhaft. Ueberhaupt möchten wir mehr wünschen, daß der Verleger einen glücklichen Griff gethan habe, indem er das Buch als einen Theil seiner „Hausbibliothek" herausgab, als daß wir davon überzeugt wären. Allerdings erscheint die Veröffentlichung desselben auf den ersten Blick sehr zeitgemäß. Es behandelt eine Episode aus jener wichtigen und eigenthümlichen Periode der italienischen Geschichte, wo die zuerst in Italien wiederaufgehende Sonne der Kunst und Wissenschaft den beginnenden Kampf des freien Geistes gegen die drückenden Fesseln des Aberglaubens, des Despotismus und der Hierarchie beleuchtet, und wo zugleich von Florenz aus der letzte Versuch gemacht wird, der italienischen Nationalität vermittelst eines freien Staatenbundes eine selbständige Existenz zu erringen. Lorenzo de' Medici vor allem war der Träger dieses Gedankens. Damals wollten die Päpste, freilich auf ihre Weise, die Annectirung und Centralisation, welche jetzt die Nation gegen den Papst durchzusetzen bemüht ist. Föderativsystem und Einheitsstaat, Bündnisse mit Frankreich und Oesterreich (damals noch mehr Spanien) waren auch damals das Losungswort; selbst Ungarn spielte schon in die italienischen Wirren hinein. Aber trotz des historischen Interesses, welches die Schilderung einer so bewegten, an großen Männern wie an großen Thaten reichen Periode bietet; trotz der rein menschlichen Theilnahme, welche die Darstellung einer so eminenten Persönlichkeit, wie Lorenzo de' Medici es war, in uns erwecken muß; trotz der vielen Beziehungen zur Gegenwart endlich wird das Buch, fürchten wir, nur ein mäßig großes Publikum finden, und auch dies nicht durchweg befriedigen. Wer will, um die Gegenwart besser zu verstehen, jetzt vier Jahrhunderte zurückgreifen? Wer, außer dem Gelehrten von Fach, findet noch Zeit, die Geschichte eines kleinen italienischen Freistaats im 15. Jahrhundert zu studiren? Wie viele Leser interessiren sich für einen noch dem Mittelalter und einem fremden Lande angehörigen Charakter, wenn ihnen derselbe im schlichten Gewande einfacher, wahrheitsgetreuer Erzählung und nicht in den schillernden Farben des Romans vorgeführt wird?

Doch wir mögen uns irren, und wir wünschen es. Denn das Lebensbild, welches das Buch vor uns entrollt, ist ein so reiches, großartiges und eigenthümliches, zugleich für das Verständniß des italienischen Nationalcharakters und der spätern historischen Entwickelung des Volks so wichtiges, daß wir es allen denen, welchen es bei ihrer Lectüre um etwas mehr als flüchtige Unterhaltung oder bloßen Phantasiereiz zu thun ist, nicht genug empfehlen können.

Wem die Schriften der neuesten italienischen und zumal der florentinischen Historiker und Publicisten bekannt sind, dem muß das unbedingt verwerfende Urtheil, das die meisten unter ihnen über die Mediceer, ihren Charakter, ihre Thaten und ihren Einfluß fällen, aufgefallen sein; und zwar nicht nur über die Herzoge, die zwei Jahrhunderte lang (von 1531—1737) auf dem Thron von Toscana saßen und über deren Regierung im ganzen und großen allerdings nicht viel Löbliches zu berichten ist, sondern auch über die großen Bürger von Florenz, die Gründer der Macht und Blüte ihres Hauses, zumal Cosmus, den Pater patriae, und Lorenzo den Prächtigen. Gleichsam von einem antik republikanischen Standpunkt ausgehend, sehen sie in denselben nur die Tyrannen, die das Volk verderbt und für den Despotismus ihrer Nachkommen gezeitigt hätten. Die Bürgerfreundlichkeit, das Vermeiden jeder Schaustellung ihrer wirklichen Macht, ihr strenges Beharren innerhalb der gesetzlichen Grenzen der republikanischen Verfassungsformen ist ihnen nur raffinirte Heuchelei, um das Volk zu bethören und sicherer zu ihrem Zwecke zu gelangen. Daß die Zeit der kleinen Städterepubliken vorüber war, daß die ganze politische Entwickelung der Staaten zur Monarchie drängte, daß das florentinische Volk reif dazu war, daß es ohne die Mediceer irgendeinem andern mächtigen, vielleicht auswärtigen Herrscher zur Beute geworden wäre, alles das bedenken sie nicht oder wollen sie doch nicht zugeben.

Ganz anders der Verfasser des vorliegenden Buchs. Er ist in Gefahr, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Die ältern Mediceer, Lorenzo vor allen, sind ihm ans Herz gewachsen, der letztere sein Lieblingsheld geworden, der ihm die Vereinigung der vollkommensten Eigenschaften repräsentirt. Kein Makel darf an ihm haften: alles Nachtheilige, was die gleichzeitigen oder spätern Historiker von ihm berichten, selbst sein Ehrgeiz und seine leichtfertige Auffassung des geschlechtlichen Verhältnisses, wird scharfsinnig hinweginterpretirt oder wenigstens bis auf ein Minimum reducirt. Deshalb erscheinen ihm Valori, Guicciardini, Varchi, Poliziano, Pico von Mirandola u. s. w. weit glaubwürdiger als Machiavelli, Maffei und Muratori; dennoch muß nöthigenfalls auch einer der letztern ein für Lorenzo günstiges Zeugniß gegen die erstern ablegen. Nichtsdestoweniger wollen wir Roscoe keineswegs einer Fälschung der Thatsachen beschuldigen. Was er schrieb, war seine Ueberzeugung und fast ausnahmslos direct aus den Quellen geschöpft; nur in der Auswahl der letztern zeigt sich eine gewisse Parteilichkeit. Er setzt die glänzendsten Seiten seines Helden in das hellste Licht und benutzt bald seine Freunde bald seine Feinde als Folie oder Schatten zu seinem Bilde, während höchstens eine halbversteckte Andeutung auf die unleugbaren Schwächen des großen Mannes hinweist.

Die Lebensbeschreibung einer geschichtlichen Persönlichkeit

aus dem Mittelalter zu unternehmen, ist im allgemeinen eine schwierige und undankbare Aufgabe. Die spärlich fließenden, häufig unzuverlässigen Quellen lassen den Biographen bei jeder Gelegenheit, zumal aber in Bezug auf das Privatleben seines Helden im Stich. Anders bei den großen Florentinern des 14. und 15. Jahrhunderts. Die Republik am Arno hat in dieser Periode unverhältnißmäßig viel bedeutende Erscheinungen aufzuweisen, aber ihre Zahl erscheint noch größer, die Männer selbst sind bekannter und berühmter, weil bei ihnen, wie bei den alten Athenern, nach Sallust's Ausdruck: „Provenere scriptorum magna ingenia", durch welche ihre Thaten und Reden bis in die kleinsten Züge in Werken, die als classisches Gemeingut der Nation gelten, der Nachwelt aufbewahrt wurden. So konnte auch Roscoe aus dem Vollen schöpfen; es kam mehr darauf an zu sichten und auszuscheiden, als mühsam zusammenzusuchen und zu combiniren. Ja, wir würden es für einen Vortheil ansehen, wäre der Verfasser, statt sich so häufig in gelehrte Excurse und Betrachtungen über Kunst und Wissenschaft einzulassen, mehr und zusammenhängender auf die Einzelheiten des äußern und innern Lebens seines Helden eingegangen. Das ganze Bild wäre damit voller und abgerundeter geworden, während ihm jetzt eine gewisse Steifheit und Trockenheit anklebt, die vielleicht manchen Leser zurückschrecken wird.

„Keine Familie", sagt Voltaire, „erlangte je ihre Macht auf eine so rechtmäßige Weise wie die Medici." Man kann unser ganzes Buch gleichsam als einen Versuch betrachten, diese Behauptung durch Thatsachen zu beweisen. Ueber die ältesten Glieder der Familie, von denen uns die Geschichte seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts berichtet, hinweggehend, berührt der Verfasser nur kurz das Leben und die Verdienste Salvestro's und Giovanni's de' Medici, die er mit Recht, wie schon Machiavelli gethan, als die wahren Gründer des großen Vermögens und des Glanzes ihres Hauses überhaupt betrachtet. Länger verweilt er natürlich bei dem ältern Cosmus, dem Großvater seines Helden, der zuerst, wenn auch nicht ohne Widerspruch und Gefahr, das Steuerruder des Freistaats lenkte und die Florentiner bereits so an die Hegemonie seines Hauses gewöhnte, daß sein Sohn Piero gleichsam selbstverständlich in seine Würden und Aemter wie in seinen Einfluß eintrat. Doch schildert er uns in Cosmus mit Vorliebe weit mehr den Beschützer der Kunst und Wissenschaft als den großen Bürger, Staatsmann und Bankier. Die Einführung der platonischen Philosophie in Italien und ihre Beschützung gegen die überwältigende Autorität des bis dahin auf diesem Gebiete souveränen Aristoteles, die Verdienste seiner gelehrten Freunde, die ebenso wunderlichen als erbitterten Fehden der Gelehrten, die sich gegenseitig mit Koth bewarfen und einander die abscheulichsten Thaten wie die schändlichsten Laster vorwarfen, während sie sich selbst wohlgefällig beräucherten: alles das wird mit außerordentlicher Ausführlichkeit abgehandelt, welche sich die vorliegende Uebersetzung allerdings großentheils zu vermeiden bemüht hat. Anziehender wird die Schrift, als nach dem Tode des schwachen und kränklichen Piero der prächtige Lorenzo selbst, obgleich noch in der ersten Blüte der Jugend, doch mit ebenso großer Energie wie kluger Vorsicht und wohlberechneter Mäßigung die Erbschaft des Großvaters antritt und bald nach allen Seiten hin vergrößert. Der Verfasser gibt uns keine zusammenhängende Charakterschilderung seines Helden, er begnügt sich meist damit, die Thatsachen reden zu lassen, und sie reden in der That laut genug.

Das Leben des Mediceers entfaltet uns nicht nur seltene Vereinigung großartiger Eigenschaften, sondern es lehrt auch eine Persönlichkeit von so hervorragendem Einfluß nicht nur auf die Geschicke seiner Vaterstadt, sondern auf die der ganzen italienischen Nation, ja auf die ganze europäische Politik kennen, wie weder vorher noch nachher irgendein anderer Privatmann je besessen. Begabt mit außerordentlichem Scharfsinn, mit ungewöhnlicher Leichtigkeit der Auffassung, mit einer ans Wunderbare grenzenden Gewandtheit und Beweglichkeit des Geistes, mit einer sowol instinctiven als durch sorgfältige Beobachtung geschärften Menschenkenntniß, in jedem Augenblick Herr über sich selbst und dadurch über die andern, nicht ohne Herz und Gemüth, doch mit dem Maß, daß die staatsmännische Klugheit nie durch seine Gefühle beeinträchtigt ward, in der großartigen Auffassung der politischen Weltlage seiner Zeit weit voraus, durchdrungen von der Nothwendigkeit des staatlichen Gleichgewichts, deshalb stets bereit, den Schwächern mit seinem und seines Staats ganzem Einfluß zu stützen, bei aller Vorsicht auch im Nothfall den kühnsten Griff nicht scheuend, freigebig ohne verschwenderisch, muthig ohne tollkühn zu sein, für Großes stets Großes einzusetzen bereit, stets zum Handeln entschlossen wo es galt, bei aller seiner unermüdlichen staatsmännischen Thätigkeit auch den Sinn für die höhern geistigen Interessen des Lebens nie verlierend, voll Verständniß und Sinn für Kunst und Wissenschaft, den tiefsten Forschungen der Philosophie mit Leichtigkeit folgend und zugleich ein Kenner und Liebhaber vom feinsten Geschmack im Reiche des Schönen: erscheint uns Lorenzo de' Medici als der leuchtendste unter den Sternen, die damals am Himmel Italiens glänzten, ja als einer der größten Männer des Jahrhunderts. Seine Fehler und Schwächen gehörten größtentheils seinem Zeitalter, seine großen Eigenschaften und Tugenden ihm selbst. Er hat allerdings das rollende Rad des Schicksals, das der italienischen Freiheit und nationalen Unabhängigkeit Vernichtung drohte, nur vorübergehend aufzuhalten vermocht; der mühsam aufgerichtete, unvollendete Bau des italienischen Staatenbundes stürzte bei seinem Tode unrettbar zusammen. Aber ihm bleibt der Ruhm, das Rechte erkannt, das Große gewollt und begonnen zu haben, wenn auch sein gewaltiger Geist, selbst wenn ihm der Himmel ein längeres Leben beschieden hätte, nicht vermocht haben würde, der unwiderstehlichen Macht der Verhältnisse gegenüber die vollständige Verwirklichung seiner Pläne durchzuführen. Mit der politischen Anschauungsweise seiner grundsatz- und sittenlosen Zeit, mit einem Volk, so unwissend, wankelmüthig und mit seinen eigensten Interessen unbekannt, wie damals das italienische, mit Regierungen und Herrschern, die, von den engherzigsten dynastischen Interessen geleitet, zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke kein Mittel zu schlecht fanden, von Großmächten umgeben, die nur des Vorwandes harrten, um von neuem verheerend und erobernd über die Alpen hereinzubrechen, war die Herstellung sowol eines dauernden Friedens wie eines festen italienischen Bundes ein unerreichbares Ideal. So können wir dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er in unbegrenzter Verehrung seines Helden den kühnen Ausspruch thut: „Seinem frühen Tode allein müssen wir ohne Frage nicht nur den Untergang des florentinischen Staats, sondern auch all das Unglück, das Italien bald darauf überkam, zuschreiben." In keines Menschen Macht stand es, den Einbruch der Ereignisse zu verhindern, die in den Verhältnissen tief begründet, als vom Himmel unwiderruflich beschlossen angesehen werden dürfen. Ja, daß Florenz bald nachher dem Despotismus anheimfiel, war keineswegs ohne Schuld der Mediceer und Lorenzo's selbst, der seine Mitbürger entwöhnt hatte, für sich selbst zu denken und zu handeln.

Die Verschwörung der Pazzi, der bekanntlich Lorenzo kaum entkam und die seinem Bruder Giuliano, den uns Roscoe auch allzu sehr als Ritter ohne Furcht und Tadel zu schildern bemüht ist, das Leben kostete, hat uns der Verfasser ausführlich und anschaulich geschildert. Neue Momente und Aufschlüsse über diese Tragödie bringt er nicht; doch bemüht er sich mit Erfolg die Mitschuld, wenn nicht die intellectuelle Urheberschaft Sixtus' IV. (an der freilich auch nur papistisch gesinnte Historiker Zweifel ausgesprochen haben) durch Thatsachen zu erhärten. Das Benehmen dieses Papstes, der Lorenzo und die Florentiner mit Bann und Interdict belegte, weil sie es gewagt hatten, Mörder und Verschwörer trotz des geistlichen Gewandes zu bestrafen, seine Heuchelei, sein Misbrauch der geistlichen und weltlichen Macht, seine schamlose Simonie finden treffliche Pendants in dem barbarischen Wüthen des rohen Paul II. gegen die Wissenschaft und ihre Jünger, oder in der bodenlosen Lasterhaftigkeit Alexander's VI. Daß alle drei ihre weltliche Macht wie ihren

geistlichen Einfluß anwandten, ja Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um ihren Nepoten Länder und Reichthümer zu verschaffen, war freilich in jenen Zeiten nichts Besonderes. Aber wer mit unparteiischem Sinne die Rolle betrachtet, welche die weltliche Macht des Papstthums damals wie überall in der Geschichte gespielt, wie selten sie zum Wohle der eigenen Unterthanen wie der ganzen italienischen Nation angewendet worden, wie unendlich oft sie ein Werkzeug bösen und verwerflichen Thuns gewesen ist, der kann nicht zweifelhaft sein, wie er auch heutzutage über die brennende Frage der Erhaltung des sogenannten Patrimoniums Petri zu denken hat. Auch gegen die Pläne Gioberti's wie Ludwig Napoleon's liefert das Buch die stärksten Argumente; der Föderalismus der Regierungen hat sich in Italien fast noch unpraktischer und unmöglicher erwiesen als in Deutschland.

Noch in der Blüte des Mannesalters, im vierundvierzigsten Lebensjahre starb Lorenzo il Magnifico am 8. April 1492 nach langer und schmerzhafter Krankheit auf seinem Landgut zu Careggi bei Florenz. Nicht nur seine Mitbürger, ganz Italien, ja ganz Europa empfand den unersetzlichen Verlust. Von allen Seiten erhielt sein Sohn Piero Beileidsbezeugungen von Monarchen, Republiken und Privatleuten, wie einst sein Vater (ein einzig dastehendes Factum) Gesandte von allen großen Staaten Europas, die an ihn persönlich viel mehr als an seine Vaterstadt geschickt waren, empfangen hatte.

Wir können uns nicht versagen, hier das Urtheil eines neuern florentinischen Historikers über Lorenzo anzuführen, von dem man, wenn sein Handbuch übrigens mehr den Namen einer Chronik als einer Geschichte verdient, wenigstens rühmen kann, daß er nach sorgfältiger Quellenforschung und sine ira et studio geschrieben hat: „Die gleichzeitigen Historiker machen Lorenzo einen ungemessenen Ehrgeiz und neben andern Fehlern vor allem den schwersten zum Vorwurf, den öffentlichen Schatz beraubt zu haben, um die an seinem Privatvermögen erlittenen Verluste auszugleichen, wenn nicht etwa der Groll seiner Feinde diese Anschuldigungen außerordentlich übertrieben hat. Nichtsdestoweniger wird sein Name stets geehrt werden, weil er in den schwierigsten Zeiten den Staat mit seltener Klugheit zu regieren verstand; weil er mit weisen Rathschlägen die Geschicke ganz Italiens lenkte; weil er Florenz mit ungeheuerm Aufwande vergrößerte und verschönerte; weil er die schöne Literatur wie die Wissenschaften pflegte und schützte, die platonische Akademie errichtete, die Universität Pisa gründete; weil er große Schätze verwendete, um alte Handschriften zu erwerben und seine Bibliothek damit zu schmücken." (Moisè, „Storia della Toscana", S. 168.) Wir möchten hinzufügen: weil er in einer Zeit, wo der nackteste Egoismus auf dem Throne zu sitzen pflegte, ein Herz hatte für sein Vaterland, für seine Nation und für alle edeln und großen Interessen der Menschheit.

Piero glich seinem Vater noch weniger als sein älterer Namensvetter dem großen Cosmus. Mit ihm beginnt jene Kette unglücklicher Ereignisse, die nach 40 Jahren mit dem politischen Tode der italienischen Nation, wie viele bis vor kurzem glaubten, auf ewige Zeiten endigte. Mit dem Jahre 1531 bestieg ein illegitimer Abkömmling der großen Mediceer als erster Herzog den neuen Thron von Florenz unter der Aegide des Papstes und des Kaisers und dem Murren seiner neuen Unterthanen. Oesterreicher, Franzosen und Spanier herrschten auf der Halbinsel; was ihnen nicht unmittelbar unterworfen war, stand unter dem launischen Regiment kleiner weltlicher Despoten oder dem schlimmern der Päpste. Nur die aristokratische Lagunenrepublik bewahrte noch drittehalb Jahrhunderte lang eine geehrte unabhängige Existenz. Die 40 Jahre des Uebergangs schildert uns Roscoe auf den letzten 30 Seiten unsers Buchs in kurzen Umrissen. Klar und im ganzen treu ist seine Erzählung doch nicht immer frei von Einseitigkeiten und falschen Urtheilen. Wer z. B. Filippo Strozzi aus seinen Thaten und den gleichzeitigen Historikern kennen gelernt hat, wird ihn schwerlich wegen seines Selbstmordes im Gefängniß mit Cato von Utica vergleichen, sowenig wie seinen Gegner, den abscheulichen Herzog Alexander, mit dem großen Cäsar.

Wäre Roscoe unser Zeitgenosse gewesen, er würde vielleicht manches anders geschrieben haben. Er glaubte gleichsam der zu den Todten gezählten italienischen Nation ein rühmliches Denkmal durch die Geschichte ihrer letzten Blütezeit zu setzen. Wir haben inzwischen gelernt, daß die großen Culturvölker der Neuzeit, deren Nationalität in Sprache und Literatur, in gemeinsamen Schicksalen und Erinnerungen wie in gemeinsamen Interessen gefestigt ruht, nicht sterben, sondern früher oder später, nach dem Schlusse der Vorsehung, mit neuem Glanze aus ihrem Todesschlafe auferstehen; wir sind im Begriffe zu lernen, daß es auch im Völkerleben sich ereignen kann, daß der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein werde. 74.

Henri Murger und das literarische Zigeunerthum.

1. Scènes de la Bohème. Par *Henri Mürger*. Paris 1860.
2. Histoire de *Murger*, pour servir à l'histoire de la vraie Bohème. Paris 1862.
3. Friends of Bohemia. By *E. M. Whitty*. London 1857.
4. The literature of Bohemia. (Artikel der „Westminster review", Januar 1863.)

Die „Westminster review" beschäftigte sich jüngst in einem vielfach interessanten Artikel „The literature of Bohemia", welchem die Schriften Nr. 1—3 und noch einige andere, die uns hier weniger angehen, zu Grunde gelegt waren, mit der auf keiner Landkarte zu findenden „Bohème", d. h. dem literarischen Zigeunerthum. Die Sorte von Schriftstellern, Künstlern und Musikern, welche man jetzt die Bohème nennt, bestand in Paris schon früher, aber ihren Namen verdankt sie erst ihrem Sittenschilderer und Hauptvertreter, Henri Murger, dem Autor der „Scènes de la Bohème". Der Verfasser des Aufsatzes in der „Westminster review" bemerkt mit Recht, daß diese „Bohème" so gut wie andere literarische Sekten, unter denen er auch die „Sturm- und Drangschule" der deutschen Literatur mit anführt, Anspruch darauf habe, in der Geschichte der Literatur ihre Stelle zu finden, und um so mehr, da es der pariser „Bohème" auch in andern Ländern nicht an Nachahmern gefehlt habe. Auch London habe seine literarische Zigeunerschaft gehabt, die bei allen lokalen Abweichungen doch ihren Ursprung deutlich verrathe; schwerfällige Preußen (warum gerade Preußen?) hätten sich ängstlich bemüht, sich die lebhafte Manier, die kecke Grazie, den flotten rücksichtslosen Witz der Zigeuner vom linken Ufer der Seine zu eigen zu machen, und aus dem Gefallen zu schließen, welchen eine gewisse Sorte Schriftstellerei in Gestalt pariser Correspondenzen bei den Lesern in Brüssel errege, so stehe der Jargon der pariser Bohème unter den Unterthanen des Königs Leopold noch immer als die genießbarste Sprache in Ansehen.

Gegen die Behauptung, daß die literarische Zigeunerschaft in nichtfranzösischen Ländern eine bloße Nachahmung der pariser gewesen, müssen wir übrigens einige Bedenken aussprechen. Gleiche Ursachen wie die, welche die Bohème in Paris erzeugten, waren fast überall, wenigstens in den Hauptculturländern Europas vorhanden. Die allgemeine Moral war eben überall erschüttert, die Sucht, leicht zu verdienen, rasch zu genießen und schnell zu einer Art öffentlichen Renommées zu kommen, überall verbreitet. Die Uebergänge erst von der steifen Classicität zum laxen Romanticismus und von diesem zum graffen Realismus bewirkten, wie jeder Uebergang, eine gewisse Unsicherheit und Unstetigkeit in den betreffenden Kreisen, ein Herumtappen und Herumtasten nach den verschiedenartigsten Formen und Gegenständen, die am besten geeignet seien, den frivolen und neuerungssüchtigen Geschmack eines ebenfalls ziemlich zigeunerhaft denkenden und lesenden Publikums zu befriedigen. Hierzu kam der ins Maßlose wachsende Geschmack an den Genüssen des Theaters, der Concerte, des Virtuosenthums und anderen öffentlichen Schaustellungen, die zunehmende Unempfänglichkeit für

Kunstschöpfungen höherer Art und größern Umfangs, die Vorliebe für leichte Skizzen, für pikante Novellen, für witzelnden Tagesklatsch, für indiscrete Enthüllungen, für übertriebene Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben, die wahr schienen und doch nicht waren, für die Romantik der Morgue und der Criminalassisen. Wir stellen den Einfluß, den Frankreich auf diese Richtung gehabt hat, durchaus nicht in Abrede; er war vielmehr sicherlich ein ungemein großer; wir behaupten nur, daß, da einmal diese Richtung vorhanden und vorherschend war, es sich im Grunde von selbst verstand, daß auch außerhalb Frankreichs eine Sorte von Schriftstellern auftauchte, welche diese Bedürfnisse des Publikums zu befriedigen suchte und die belletristische Journalistik und das Feuilleton in politischen Zeitungen zur Herrschaft brachte, was natürlich nicht ohne die Mitwirkung von Verlegern geschehen konnte, die in gleicher Richtung speculirten. Infolge der precären Journal- und Feuilletonexistenz, des täglichen Besuchs von Theatern und Concerten, des zerstreuenden Verkehrs mit flott lebenden, der Reclame bedürfenden Künstlern aller Art gestaltete sich dann auch das Leben dieser Tagesschriftsteller von selbst etwas zigeuner- und vagabundenhaft. Wir leugnen nicht, daß einzelne Autoren dieser Gattung jene Richtung in schnödester Weise ausgebeutet und ihr durch alle Mittel ihres frivolen Talents Vorschub geleistet haben, aber im allgemeinen waren sie noch mehr Geschöpfe als Schöpfer dieses Zustandes, mehr Handlanger als selbständige anerkannte Meister. Warum scheut man sich so sehr, das Uebel an der Wurzel zu erkennen und anzugreifen? Warum hängt man ein paar kleine Diebe, die den allgemeinen Schwindel mitmachten, und läßt den großen Dieb, das mitschuldige Publikum, laufen?

Der Reviewer, der nicht nur Männer wie Balzac, de Musset und Murger, sondern im gewissen Sinne auch Béranger zur Bohème rechnet, sagt von dieser Sippe: „Ein solcher Zigeuner ist einfach ein Artist oder Littérateur, der bewußt oder unbewußt von allem Conventionellen in Leben und Kunst abweicht. Im wesentlichen ist oder war die Bohème ein Protest gegen die Unterordnung menschlichen Lebens unter den Geldschwindel und menschlicher Intelligenz unter den Gesellschaftszwang. Jung zu sein, sich das Leben angenehm zu machen, sich um irdische Güter nicht zu kümmern, die philisterhafte Respectabilität zu verspotten und sich gegen die starre Regel aufzulehnen, dies sind die Eigenschaften, die man ausschließlich als wesentliche Kennzeichen eines literarischen Zigeuners betrachten kann", und, fügen wir hinzu, auch unserer Studenten, die mit dieser literarischen Zigeunerbande mehr Verwandtes haben als sie glauben und „conventionality and dulness" gleichfalls als die Feinde betrachten, gegen die man, solange man eben Student oder literarischer oder artistischer Zigeuner ist, anzukämpfen hat. Das literarische Zigeunerthum kann in der That in den meisten Fällen nur als eine Fortsetzung des lustigen pariser oder deutschen Studententreibens angesehen werden, und darum findet man es auch weniger in allen denjenigen Ländern, wo dieses Studentenwesen minder nach dieser Richtung hin ausgebildet ist.

Der Reviewer bemerkt weiter: „Die Aera der anerkannten eigentlichen Zigeunerschaft ist vorbei; sie begann mit Balzac und endete mit Murger. Ihre Herrschaft war sehr kurz, und ihr Königreich in enge Grenzen eingeschlossen; Paris war ihre Wiege, ihre Heimat und ihr Grab. Sie herrschte über das Territorium, welches von dem Luxembourg, der Sorbonne, dem Odeon und dem Boulevard Montparnasse eingeschlossen wird. Aber mit welchem Namen man sie auch belegt haben mag, jedes Zeitalter der Literaturblüte hat seine Zigeuner gehabt." Murger selbst sagt, die Bohème sei „nicht eine Straße, sondern ein cul de sac", nicht „eine Institution, sondern eine Krankheit, an der er selbst sterbe", sie sei „jenes Stadium des Künstlerlebens, das als Einleitung entweder zur Akademie, oder zum Hotel Dieu oder zur Morgue diene". Gérard de Nerval, nun auch schon trotz seiner Uebersetzung des Goethe'schen „Faust" ziemlich vergessen und selbst von unserm Reviewer nicht genannt, gelangte auf diesem für die Talente neuerer Zeit verhängnißvollen Wege zum Selbstmord; aber zahlreicher als in irgendeinem andern Lande sind diejenigen Talente, welche in Deutschland diesem artistischen und literarischen Zigeunerthum zum Opfer gefallen sind. Und so verführerisch sind die Gefahren dieser Richtung, daß es sogar weder in Frankreich noch in Deutschland an Zigeunerinnen fehlt, zu denen wir selbst im gewissen Sinne die Dudevant rechnen möchten. Ja, weibliche Autoren entgehen der Gefahr, zigeunerhaft zu erscheinen, noch viel schwerer als männliche, und bei wenigen Dichtern mag sich diese Zigeunerphysiognomie so deutlich ausgeprägt haben, als bei der romantischen Verfasserin der „Euryanthe" seligen Andenkens.

Auch England hat seine frivolen Zeiten gehabt, und damals hatte es gleichfalls seine literarischen Proletarier und Zigeuner, von denen manche ein tragisches Ende nahmen oder verkümmerten. Jetzt ist England, wenigstens auf der Oberfläche, sehr solid und bürgerlich anständig, freilich auch etwas von dem, was der Brite „dull" nennt. Damit sind auch die literarischen Zigeuner in England äußerst selten geworden; die literarische Arbeit ist organisirt und ein solides Geschäft, das seinen geregelten Gang geht und seinen Mann nährt. Die Romanproduction z. B. ist jetzt in England ein Geschäft, das sich erlernen läßt und nach einem und demselben Schema betrieben wird; wer Romane nach diesem Schema schreibt, kann für sie auf einen mehr oder weniger beträchtlichen sichern Absatz rechnen; wer auf den soliden aber gewöhnlichen Geschmack des Publikums mit besonderm Geschick speculirt, kann sogar Kapitalist werden. Wer sich aber außerhalb dieser geraden und etwas steifen Linien in zigeunerhaften Curven bewegt, bringt es zu nichts; doch gehören Existenzen dieser Art jetzt in England zu den seltensten Ausnahmen. Unser Reviewer rechnet zu ihnen den Verfasser von „The seven sons of Mammon", G. A. Sala, und den Verfasser der „Friends of Bohemia", E. M. Whitty. Der letztere scheint in der That ein echter confrère der literarischen Zigeuner an der Seine gewesen zu sein; nachdem er sich durch satirische Journalaufsätze von nicht gewöhnlicher Schärfe und Originalität, durch Skizzen über die Mitglieder des Unterhauses und durch seine erwähnte, 1857 erschienene Schrift bekannt gemacht und Hoffnungen angeregt, ging er, in allen seinen Erwartungen getäuscht und an Leib und Seele gebrochen, nach Australien, um hier zu sterben. Als Erzählung genommen, nennt unser Reviewer Eduard Whitty's Roman einen „total failure", aber er rühmt den zugleich eindringlichen und einfachen satirischen Stil, die originellen Beobachtungen, die kräftige und markirte Intelligenz, die sich auf jeder Seite offenbare.

Unser Reviewer denkt überhaupt von diesen Ausartungen billig; er geht mit vollständigem Ernste an seine Aufgabe, aber er weiß, was man so oft in Deutschland nicht zu wissen scheint, daß aller verdammungssüchtige Rigorismus und Pedantismus, daß alle allzu einseitigen summarisch absprechenden Urtheile etwas von der Natur des Frivolen, gewiß aber nichts Edles und Humanes haben; er gibt freilich zu, daß jene Ausschreitungen krankhafte Erscheinungen sind, aber er erblickt in ihnen interessante und gewissermaßen auch nützliche Unterbrechungen des hergebrachten Gangs der Literatur, werde sie nun nach classischem oder romantischem Stilmuster angebaut. Von Murger's „Scènes de la Bohème" sagt er: „Kein jetzt lebender Franzose könnte ein Buch wie dieses schreiben, oder eins, das ihm ähnlich wäre. Derjenige muß in der That ein langweiliger, kalter und pedantischer Patron sein, der es durchlesen könnte, ohne anzuerkennen, daß trotz aller Mängel und Excentricitäten in moralischer und ästhetischer Hinsicht selbst auf dem wildesten dieser wilden Blätter die vereinte Macht des Genies und des menschlichen Gefühls sich offenbart und ihre eindringliche Wirkung übt." Und was sei in dem imperialistischen Frankreich an die Stelle dieser Zigeunerliteratur getreten, die doch selbst in ihren Ausschreitungen etwas von Generosität, Gutherzigkeit,

Muth, Uneigennützigkeit und Unabhängigkeit gehabt habe? Eine feile frivole Literatur, die aufs schamloseste ihr Werk betreibe! *)

Wir gedenken hierbei einer pariser Mittheilung im „Athenaeum" aus der Feder eines Briten, der im Laufe weniger Minuten folgende Titel von Büchern, welche in den vornehmsten Buchhandlungen im vornehmsten Stadtviertel von Paris ausgestellt waren, in sein Notizbuch einzeichnete: „Le péché d'un mari"; „Les cours galantes"; „Un point carieux des moeurs privées de la Grèce"; „Ce que vierge ne doit lire"; „Le démon d'alcove"; „La réputation d'une femme"; „La trève de Dieu"; „Une femme libre" u. s. w. Bei vielen dieser Schriften war der obscöne Inhalt außerdem durch eine abscheuliche Titelvignette angezeigt. **H. M.**

Zur Erzählungsliteratur.

Herz und Welt. Roman in drei Bänden von Gustav vom See (G. von Struensee). Breslau, E. Trewendt. 1862. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Frisch und flott, stellenweise freilich auch etwas flach und flau, das sind die Prädicate, durch die sich dieser Roman nach Inhalt und Form am kürzesten und zutreffendsten charakterisiren läßt. Leser, welche von einem Roman nicht mehr als eine leichte, erheiternde und zeitvertreibende Lectüre verlangen und die Fertigkeit besitzen, solche Partien, in welchen dem Autor begegnet, was sogar dem alten Homer zuweilen widerfahren ist, mit halb zugedrückten Augen zu überfliegen, werden sich von ihm ganz gut unterhalten und befriedigt fühlen. Nach einer etwas breiten, sich allzu gemüthlich in wohlfeilen Gemeinplätzen ergehenden, jedenfalls überflüssigen Einleitung führt uns der Autor zuerst nach Bonn in die Kreise des dortigen Studentenlebens ein und macht uns in Hilden und Corbach mit zwei nicht außerordentlichen, vielmehr überall in typischer Ausprägung wiederkehrenden, aber gerade dadurch allgemein interessanten und obenein liebenswürdigen Exemplaren der deutschen Studentenschaft, wie sie zu Anfang der zwanziger Jahre in Bonn beschaffen war, bekannt. Wahrscheinlich hat hier der Verfasser aus eigenen Erinnerungen geschöpft, denn die Schilderung und Ausmalung dieser Partien ist ganz besonders frisch und lebendig ausgefallen. Von durchschlagend komischer Wirkung ist namentlich das dritte und vierte Kapitel, in welchen erzählt wird, wie Hilden durch den Humor seines Freundes Corbach dazu kommt, in Wilberg einen ihm wildfremden Landwehrlieutenant zum Schlafgenossen zu erhalten und denselben morgens zu seiner höchsten Ueberraschung bei sich im Bette zu finden. Einen recht freundlichen Eindruck macht auch die Schilderung der Art und Weise, wie die beiden Freunde mit dem Major Waldstein bekannt werden und von Victorine und Ellinor, der Tochter und Pflegetochter desselben, die ersten Impulse zu ihren künftigen Herzensbewegungen empfangen; nur hat hier der Verfasser die Auslassungen kindischer und jungfräulicher Empfindungen ein wenig willkürlich durcheinander gemischt.

Minder angenehm wirkend sind die Partien, in denen uns die Schicksale Ellinor's im Hause ihres lüsternen Vormunds geschildert werden. Sie und die ihnen zunächst folgenden Abschnitte schmecken mehr nach dem Recept hergebrachter Romanerfindung als nach unmittelbarer Lebensbeobachtung; inzwischen muß anerkannt werden, daß sie der Autor zur Erzielung einer wirklich spannenden Verwickelung zu benutzen verstanden hat.

Die beiden folgenden Bände spielen einige Jahre später und bewegen sich größtentheils im Kreise von Beamten einer rheinischen Provinzialregierungsbehörde. Hier befindet sich der Autor wieder auf einem ihm wohlbekannten Gebiete. Die Beschreibung des Geschäftslebens, die Schilderung der geselligen Verhältnisse und die Zeichnung der in diese Sphäre fallenden Persönlichkeiten, namentlich des Präsidenten und seiner Gemahlin, des Medicinalraths, des Oberregierungsraths Salbader, des Regierungsraths Säuerlich u. s. w. ist reich an lebenswahren und ergötzlichen Zügen, und im allgemeinen ist auch die Fortführung der Geschichte in eine passende Beziehung dazu gebracht. Insbesondere gilt dies in Betreff Hilden's, der hier als jugendlicher Regierungsrath in die Lage kommt, gegen ein junges, schönes Stiftsfräulein, in der er die von ihm geliebte Victorine wiederfindet, eine Untersuchung wegen heimlichen Verkehrs mit einem Offizier führen zu müssen, und hierbei verschiedene interessante Conflicte des Herzens mit Eifersucht und Dienstpflicht durchzumachen hat. Nicht in demselben Maße ist dem Autor die Durchführung Corbach's und Ellinor's gelungen. Die weitere Entwickelung ihres Verhältnisses enthält zwar mehrere effectvolle Katastrophen, aber sie selbst haben mehr oder weniger von ihrem jugendfrischen Wesen eingebüßt. Hauptsächlich haben wir dies bei Ellinor empfunden. Daß sie gar nicht über ihre Selbstquälereien wegen ihrer Vergangenheit hinauszukommen vermag, macht sie dem Leser eine Zeit lang zu einer mehr langweiligen als theilnahmerweckenden Figur. Hätte der Autor die auf dieses Verhältniß bezüglichen Partien kürzer behandelt und namentlich den allzu breit ausgesponnenen Nachtrag früherer Erlebnisse zu vermeiden gewußt, dann hätte er eines noch weit günstigern Eindrucks seiner Erzählung gewiß sein dürfen. Zu den originellsten Figuren derselben gehört Wilberg; doch hätte er wol noch besser ausgebeutet werden können. Dem Schwindler Hohenbach würde eine noch derbere Züchtigung nicht geschadet haben. 11.

Notizen.

Uebersetzungen Jean Paul'scher Schriften.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo die politischen und trotz aller Dichter- und Denkerfeiern die realistischen Tendenzen und Phrasen in Deutschland die fast allein herrschenden Mächte sind, ist für einige unserer hervorragendsten Geister, welche vorzugsweise die innere Welt des Menschen anbauten und dem Cultus des Reinmenschlichen, Schönen und Idealen huldigten, fast nur noch vom Auslande gebührende Gerechtigkeit zu erwarten. Zu ihnen gehören unter andern Goethe und Jean Paul, die beide, wie es beinahe scheint, in Deutschland nicht mehr öffentlich, sondern nur noch in geheimen Conventikeln oder als Gegenstände stiller Hausandacht verehrt werden dürfen. Inzwischen wendet sich gerade diesen gegenwärtig die Aufmerksamkeit des Auslandes im erhöhten Grade zu. In Paris erschien soeben in zwei Bänden eine französische Bearbeitung von Jean Paul's „Vorschule der Aesthetik" unter dem Titel „Poétique ou introduction à l'esthétique par *Jean Paul Fr. Richter*. Traduite de l'allemand. Précédée d'un essai sur Jean Paul et sa poétique, suivie de notes et de commentaires. Par *Alexander Büchner* et *Léon Dumont*"; und in London, ebenfalls in zwei Bänden, eine Uebersetzung des „Titan" unter dem Titel: „Titan: a romance. From the German of *Jean Paul Friedrich Richter*. Translated by *Charles T. Brooks*." In Frankreich kannte man Jean Paul bisher fast nur aus einigen Seiten in dem berühmten Buche der Frau von Staël über Deutschland, aus einigen Arbeiten Philarète Chasles', darunter eine skeletirte Uebersetzung des „Titan", aus einigen flüchtigen und confusen Bemerkungen der Verfasserin des „Tableau de la littérature allemande", Amable Tastu

---

*) Auch William Raymond in seiner ein andermal näher ins Auge zu fassenden, die Fäulniß der literarischen Production unter dem Kaiserreich aufs schärfste beleuchtenden Schrift „Études sur la littérature du second Empire français" u. s. w. urtheilt in ähnlichem Sinne: Murger's Studenten- und Grisettenvölkchen sei noch mit einem „sentiment naïf et frais" begabt, seine Heldinnen, Mimi, Musette und Phémie seien ganz bescheidene Grisetten gewesen, noch des Opfers, der Treue, der wahren Liebe fähig; die Heldinnen des Demi-monde-Drama seien ganz anderer Art; der jüngere Dumas, in diesen Schachten weiter grabend, habe eine zwar ergiebigere, aber auch weniger reine Mine entdeckt; bei Murger habe man noch einige Goldadern gefunden, bei dem jüngern Dumas finde man nur Kupfer.

(welche Jean Paul unter anderm durch seine „Levana" die „instruction populaire" befördern läßt!), und aus einigen sehr tüchtigen Aufsätzen über ihn in den Jahrgängen 1842 und 1844 der „Revue des deux mondes" von Henri Blaye, der sogar so weit geht, Jean Paul „plus Allemand" als selbst Goethe und Schiller zu nennen, merkwürdig genug aber gerade der „Vorschule der Aesthetik" mit keinem Worte gedenkt. Diese den Franzosen zugänglich zu machen, hat nun ein deutscher Gelehrter, Alexander Büchner, in Gemeinschaft mit einem französischen jungen Gelehrten, L. Dumont, unternommen, welcher letztere in seinem auch in d. Bl. bereits erwähnten Buche „Des causes du rire" eine für einen Ausländer wirklich erstaunliche Kenntniß der deutschen philosophischen und ästhetischen Schriften an den Tag gelegt hat. Auf einige Punkte der interessanten Einleitung, welche über die Lebensumstände Jean Paul's, über seinen und seiner Zeit literarischen Charakter und über den Unterschied von classisch und romantisch handelt und in der auch darauf hingewiesen wird, daß Jean Paul's Säculartag nahe bevorstehe, gedenken wir bei Gelegenheit der zu erwartenden Denkwürdigkeiten aus Jean Paul's Leben von E. Förster zurückzukommen. Auf Anlaß der erwähnten englischen Uebersetzung des „Titan" hebt der „Reader" in Nr. 3 hervor, daß Goethe und Jean Paul gewöhnlich als die „two Dioscuri on the firmament of German literature" angesehen würden. Zwar werde er in Deutschland nicht so viel gelesen als Goethe, aber doch habe seine „Philosophie" zahlreiche Bewunderer, und allgemein werde er anerkannt als ein „literarischer Stern erster Größe, den meisten seiner Zeitgenossen im Elisabethischen Zeitalter der deutschen Literatur überlegen, keinem untergeordnet". Während man aber nicht müde werde, jedes Papierschnitzel von Goethe immer wieder zu übersetzen, während namentlich vom „Faust" mehrere Dutzende von Uebersetzungen beständen, sei Jean Paul bisher in England unübersetzt und daher fast unbekannt geblieben. Es ist jedoch hiergegen zu bemerken, daß wenigstens in Nordamerika mehrere Jean Paul'sche Schriften schon früher übersetzt wurden, z. B.: „Reminiscences of the best hours of life for the hour of death", „Walt and Vult? or, the twins", von dem Verfasser des „Life of Jean Paul", und „Flower-, fruit-, and thorn-pieces" von Henry Noel (Boston 1845). Der jetzige Uebersetzer des „Titan", Charles T. Brooks, ist unsers Wissens ebenfalls ein Nordamerikaner und hat sich bereits durch seine in Boston erschienene Anthologie „German lyrics" als Uebersetzer aus dem Deutschen einen ehrenvollen Namen gemacht. Seine Bearbeitung des „Titan" wird vom „Reader" eine „in jeder Hinsicht bewunderswerthe" genannt; das Unternehmen sei, wie man sich leicht denken könne, „a most formidable one" gewesen, aber Brooks habe sich seiner Aufgabe mit außerordentlicher Geschicklichkeit und nicht geringer Urtheilskraft entledigt. **H. M.**

Der Kirchenliederdichter Johann Heinrich Schröter.

Wie viele Ungenauigkeiten hinsichtlich der Jahreszahlen u. s. w. in unsern Literargeschichtsbüchern mit unterlaufen, das merkt man weniger, wenn man blos auf die berühmten Namen blickt, unendlich mehr aber, wenn man sich einmal mit den unbekanntern Namen zu schaffen macht. Wir wählen absichtlich der kleinsten einen, um dafür einen Beleg zu geben. Wir wählen also Johann Heinrich Schröter (gewöhnlich auch Schröder). Der Mann ist berühmter als es scheint, obgleich er nur zu den kleinsten Literaturgrößen zählt; er ist der Dichter des bekannten Kirchenliedes: „Eins ist noth, ach Herr dies Eine lehre mich erkennen doch." Gedichtet Anno 1697 gelangte das Lied sehr bald zu einer gewissen Bedeutung, mehr aber durch den in ihm steckenden prosodischen Mangel als durch die Originalität seiner Melodie. Jede Strophe des Liedes ist nämlich in der ersten Hälfte nach einem trochäischen Versmaße, in der zweiten nach einem daktylischen gedichtet. Das Lied ist daher für den Kirchengebrauch fast unmöglich, denn wenig fehlt, so macht der im Gegensatze zum ernsten Trochäus hüpfende Daktylus einen erheiternden Eindruck. Ueber das Todesjahr dieses 1666 geborenen Schröter schwankten die Angaben unerhört. Fast alle Gesangbücher, Liederschätze u. s. w. der letzten 15—25 Jahre ließen Schröter bald 1734, bald 1739 oder so herum in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sterben. In Wahrheit aber ist er ausweislich des betreffenden Kirchenbuchs bereits 1699 gestorben. Und zwar starb er, wie es heißt, aus Gram über den Tod seiner jungen Gattin, die ihm ein Jahr voraufgegangen, also 1698 (und nicht 1694) gestorben ist. Was war dieser Schröter (oder Schröder)? Er war Prediger in dem Dorfe Meseberg zwei Meilen nördlich von Magdeburg. Also wieder einmal ein Landpastorhaus, in dem die Quelle der Poesie sprudelte. Denn nicht allein der Herr Pastor dichtete, auch die Frau Pastorin dichtete. Diese liebe, treue Schaffnerin im Landpastorhause, Tranquilla Johanna Schröter, geb. Wolff, stand dem Herrn Gemahl würdig zur Seite. Sie dichtete zur Weise des „Eins ist noth" das Lied „Trautster Jesu Ehrenkönig, Du mein Schatz, mein Bräutigam". Ja die böse Welt will noch mehr wissen, sie munkelt, daß die Frau Pastorin auch bei den Liedern des Herrn Pastors wesentlich Herz und Hand mit im Spiele gehabt habe. Leicht möglich immerhin, daß also selbst „Eins ist noth" und andere dem Herrn Pastor zugeschriebene Lieder, wie „Ach ein Wort von großer Treue" und „Jesus bleibet mein Vergnügen", zum guten Theil von der lieben Ehehälfte herrühren, der Herr Pastor also nicht viel mehr als den Namen dazugegeben hat. Doch wie gesagt, das redet man. Dasselbe Pastorhaus, dies nur beiläufig, birgt gegenwärtig wieder einen selbst von Echtermeyer in seiner Anthologie (irren wir nicht) berücksichtigten Dichter Bäßler, denselben Bäßler, der sich durch mythologische und geschichtliche Bücher, für die Jugend namentlich geeignet, vortheilhaft bekannt gemacht hat. 48.

Bibliographie.

Barsewisch, E. F. R. v., Meine Kriegs-Erlebnisse während des 7jährigen Krieges 1757—1763. Wortgetreuer Abdruck aus dem Tagebuche des Verfassers. Berlin, v. Warnsdorff. Gr. 8. 20 Ngr.

Bauer, B., Das Judenthum in der Fremde. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 12 Ngr.

Droysen, J. G., Die Schlacht von Warschau. 1656. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 1 Thlr. 14 Ngr.

Friederichs, C., Pindarische Studien. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 18 Ngr.

Hugo, C., Valjean. Drama in zwei Abtheilungen mit einem Vorspiel nach Victor Hugo's Roman „Die Armen und Elenden. Für die deutsche Bühne bearbeitet von A. Diezmann. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Steinacker. 8. 15 Ngr.

Klausa, C., Berg und Gironde. Tragödie in fünf Aufzügen. Breslau, Morgenstern. 1862. Gr. 16. 24 Ngr.

Sander, C., Der amerikanische Bürgerkrieg von seinem Beginn bis zum Schluß des Jahres 1862. Nebst einleitender Betrachtung über seine socialen, ökonomischen und politischen Ursachen. Nach den besten Quellen bearbeitet. Frankfurt a. M., Küchler. Gr. 8. 20 Ngr.

Wendt, P., Colberg 1807 oder: Heldensinn und Bürgertreue. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Stettin, Dannenberg u. Dühr. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Luthardt, C. E., Der Entwicklungsgang der religiösen Malerei. Vortrag im Leipziger Kunstverein gehalten am 28. December 1862. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 3 Ngr.

Plitt, G. L., Friedrich der Weise Kurfürst von Sachsen als Schirmherr der Reformation. Ein Vortrag. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 4 Ngr.

Wenig, J. B., Ueber den Wesensbestand des Menschen. Rede. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 19. Februar 1863.

Aeltere deutsche Literatur.

Erster Artikel.

Wenn auf der einen Seite die allgemeinere Beschäftigung mit der vaterländischen Literatur ein Zeugniß von dem erwachten Nationalgefühl ist, so trägt sie andererseits auch wesentlich dazu bei, dieses Gefühl immer mehr zu kräftigen: denn wie in allen Erscheinungen, so ist auch hier wechselseitige Wirkung unverkennbar. Dieser heilsame Einfluß der Literatur wird aber um so entschiedener hervortreten, je selbständiger, nationaler und volksthümlicher sie ist. Leider ist sie dies nicht zu allen Zeiten gewesen; es ist bekannt genug, daß sie in manchen Perioden alle Selbständigkeit und nationale Eigenthümlichkeit verloren hatte, in andern nur den Schein der Nationalität hatte, wie es zum Theil auch in unsern Tagen der Fall ist. Rein deutschen Charakter zeigen, genau betrachtet, nur die schriftlichen Denkmäler aus der Zeit des Minnegesangs (und auch da nicht durchgehends) und der Reformation, sowie der dazwischenliegenden Periode, welche jedoch nur wenig Hervorragendes gewährt. Die Sprache der ältern Denkmäler weicht aber so sehr von der jetzigen ab, daß sie nur denjenigen verständlich ist, welche ihr ein mehr oder weniger tief eindringendes Studium widmen; dem weitaus größten Theile des gebildeten Publikums ist sie nicht zugänglich und wird ihm so lange unzugänglich bleiben, bis die Erlernung derselben auf den Schulen und zwar nicht blos den Gymnasien ermöglicht wird. Es ist daher durchaus verdankenswerth, daß man sich bemüht, die in der ältern Sprache abgefaßten Denkmäler in unsere jetzige hochdeutsche Sprache zu übertragen. Daß sich diese Bemühung vorzugsweise unserm großartigen Epos, dem Nibelungenliede, zugewendet hat, ist begreiflich, weil es ohne Vergleich weitaus die bedeutendste poetische Erscheinung der ältern Literatur ist; aber abgesehen vom poetischen Werth würde man ihm auch vom nationalen Standpunkt den Vorzug geben müssen, weil es nebst den andern volksthümlichen Gedichten den deutschen Charakter am reinsten und vollständigsten darstellt. Die älteste Uebersetzung des Nibelungenliedes haben wir dem rastlosen F. H. von der Hagen zu verdanken (1807), der sich überhaupt um das Gedicht und durch dieses um die Literatur große Verdienste erworben hat. Ihm folgten Joseph von Hinsberg (1813), Zeune (1814), Büsching (1815) und Simrock (1827), dessen Uebersetzung sich durch treues Festhalten am Original und glückliche Behandlung des alten Versmaßes auszeichnet, wie sie denn auch so allgemeine Anerkennung fand, daß sie im Jahre 1856 schon in zehnter Auflage erscheinen konnte. So vortrefflich sie ist, und so sehr sie namentlich in den letzten Bearbeitungen allen Anforderungen entspricht, so ist noch eine Reihe von Uebersetzungen gefolgt, unter welchen die von Pfizer (1842) auch wegen ihrer kunstreichen Ausstattung vorzüglich Erwähnung verdient. Noch vor dieser erschien die Uebertragung von Marbach (1840), die uns jetzt in zweiter Auflage vorliegt.

1. Das Nibelungenlied. Neuhochdeutsche Uebersetzung von Oswald Marbach. Nebst einführender Abhandlung: Das Nibelungenlied und die altgermanische Volkssage und mit ausführlicher Inhaltsangabe und Anmerkungen. Leipzig, Lorck. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie Simrock, so hat auch Marbach das ursprüngliche Versmaß des Gedichts nachgebildet, d. h. den Vers nicht in moderner Weise nach Silben oder, was dasselbe ist, nach regelmäßig wiederkehrenden Versfüßen, sondern nach Hebungen gemessen, denen sich die Senkungen nach Bedürfniß anschließen. Er ist der Ansicht, und sie ist gewiß richtig, daß bei einem so langen Gedicht wie das Nibelungenlied, dessen Stimmung so großartigen Wechseln unterworfen ist, bei dem durchgehenden Festhalten der modernen Form eine Gleichförmigkeit entstehen würde, während die alterthümliche Behandlung des Verses es möglich macht, das Gedicht auch in der Form allen Stimmungen des Gemüths, welche sein Inhalt mit sich bringt, anzupassen. Er verweist, um diese Ansicht zu bekräftigen, auf zwei Stellen seiner Uebersetzung, auf die Schilderung der ersten Begegnung Siegfried's mit Kriemhilde und die des Zanks der beiden Königinnen. Allein gerade diese Stellen beweisen, daß er das alterthümliche Versmaß nicht mit der nöthigen Gewandtheit zu behandeln

weiß. Dies wird insbesondere da sichtbar, wo er die Hebungen häuft, da er oft solche Silben als Hebungen braucht, die man nicht nothwendig dafür ansehen muß, sodaß man beim ersten Lesen Mangelhaftigkeit des Rhythmus fühlt, und nur ein wiederholtes Lesen des Verses aufmerksam macht, daß man die oder jene Silbe betonen muß, um die volle Zahl der Hebungen zu erhalten. Und umgekehrt werden oft manche Silben als unbetont gebraucht, die wir zu betonen gewohnt sind, sodaß auch hierdurch das rhythmische Gefühl verletzt wird. Ueberhaupt kommen uns die Verse der Uebersetzung durchaus nicht als Verse entgegen, und wären die Reime nicht, die übrigens sehr oft verschwinden, so würde man oft die reinste Prosa zu lesen glauben. Auch in andern Stücken ist das alte Versmaß nur ungenügend nachgebildet; so macht es einen übeln Eindruck, daß sich der Uebersetzer vielfach weibliche oder klingende Reime erlaubt, welche dem Charakter des Rhythmus durchaus widerstreiten; und ebenso wenig ist es zu entschuldigen, daß er nicht selten in der zweiten Hälfte der letzten Zeile nur drei Hebungen hat, statt der gesetzlichen vier. Allerdings ist der Nibelungenvers in seiner alterthümlichen Form sehr schwer zu behandeln, schwer namentlich darum, weil es darauf ankommt, den Leser, der an den Gang regelmäßig wiederkehrender Versfüße gewöhnt ist, zu zwingen, daß er sich in den alterthümlichen Rhythmus hineinlebe, was nur dadurch erreicht werden kann, daß die Hebungen wie die Senkungen in der vollkommensten Reinheit erscheinen. Es ist dies aber selbst nicht einmal Simrock immer gelungen, der in der Behandlung des Nibelungenverses doch weit über Marbach steht.

Eine erfreuliche Zugabe bildet die Einleitung: „Das Nibelungenlied und die altgermanische Volkssage", in welcher wir jedoch öfters die nöthige Klarheit vermissen. Ein Beweis unserer Behauptung liegt schon darin, daß der Verfasser die Lachmann'sche Ansicht vom Ursprung des Nibelungenliedes bekämpft, und doch dessen Recension seiner Uebersetzung zum Grunde legt. Dieser folgen am Schlusse einige „Erläuternde Bemerkungen", die recht gut sind, aber lange nicht ausreichen, alle schwierigern Stellen zu erklären oder solche Verhältnisse zu erläutern, welche denen unbekannt sein müssen, die sich nicht besonders mit dem deutschen Alterthum beschäftigt haben. Weit mehr hat in dieser Beziehung folgende Uebersetzung geleistet:

2. Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert von Johannes Scherr. Leipzig, O. Wigand. 1860. Gr. 16. 15 Ngr.

In dem „Vorwort" deutet der Uebersetzer an, warum er das Gedicht in Prosa übertragen habe; er will es dadurch dem größern Publikum näher bringen, und zwar auch solchen, „die ein Buch voll von Versen eher vom Lesen abschreckt als dazu ermuthigt". Es mag nun allerdings wahr sein, daß mancher das Gedicht eher in die Hand nehmen wird, wenn es ihm in einer seiner Bildung und Gemüthsstimmung mehr zusagenden Form dargeboten wird; allein dessenungeachtet lassen sich mancherlei und zwar gewichtige Bedenken gegen ein solches Verfahren erheben. Erstens mag der Uebersetzer doch die Zahl derjenigen, welche sich durch die rhythmische Form abschrecken lassen, überschätzen; dann werden es gewiß meist nur solche sein, die in ihrer Lectüre bloße Unterhaltung suchen, und die daher auch nur Unterhaltung darin finden, jedenfalls keine höhern Ideen und Ansichten daraus schöpfen, keine Erhebung daraus gewinnen, bei denen somit auch kein „Wachsthum vaterländischen Sinnes" zu hoffen steht. Verhält es sich aber wirklich so, und wir glauben nicht, daß es bezweifelt werden kann, so fällt der Hauptgrund weg, der den Uebersetzer zur prosaischen Uebertragung bewogen hat. Hierzu kommt aber noch eine weitere, wichtigere Erwägung. Es ist eine alte, aber unbestreitbare Wahrheit, daß der Schriftsteller sich nicht zu seinem Publikum herablassen, sondern dasselbe zu sich erheben soll. Scherr hat aber nach seinen eigenen Aeußerungen das erste gethan. In einer Dichtung ist nicht blos der Gehalt, sondern auch die schöne Form von hoher Bedeutung; nicht blos jener, sondern auch diese hat bildende, erziehende Kraft; ja man darf wol behaupten, daß der Gehalt nur durch die schöne Form diese Kraft gewinnt. Wird diese abgestreift, so bleibt am Ende nur das stoffliche Interesse, und wie wenig ein solches der hohen Aufgabe der Poesie entspricht, haben unsere größten Autoritäten zu eindringlich ausgesprochen, als daß es nöthig wäre, weiter darauf einzugehen.

Nehmen wir aber auch an, daß viele Leser, nur vom stofflichen Interesse angezogen, ein Gedicht in die Hände nehmen, so wird die schöne Form, auch ihnen unbewußt, die bildendste Wirkung auf sie ausüben, und sie werden aus der Lectüre einen bleibenden Gewinn ziehen, wenn sich dieser auch nicht mit mathematischer Gewißheit nachweisen läßt. Die Uebertragung einer Dichtung in Prosa läßt sich nur dann entschuldigen oder sogar rechtfertigen, wenn die Sprache der kunstreichen Reproduction der poetischen Form unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt, oder wenn die ästhetische Bildung des Publikums noch so viel zurücksteht, daß es von der Form nothwendig abgestoßen würde. Deshalb hat Wieland ganz recht gehabt, die Dramen Shakspeare's, Heinse die Dichtungen Tasso's und Ariosto's in Prosa zu übertragen, weil es ihnen nur auf diesem Wege gelingen konnte, die großen Dichter in Deutschland einzuführen; aber heutzutage, wo jene obenerwähnten Umstände nicht mehr bestehen, wäre es nach dem Vorgange von Schlegel, Tieck, Gries u. a. geradezu widersinnig, jene großen Dichter wieder in Prosa übertragen zu wollen. Ein solches Recht zur prosaischen Uebertragung der Nibelungen hatten vor 50 Jahren auch von der Hagen und Zeune, aber seitdem man die altdeutsche Metrik kennen gelernt hat und die Sprache zu solcher Gewandtheit ausgebildet worden ist, daß sie selbst die schwierigsten Formen des Auslandes nachschaffen kann, und das Publikum durch unsere großen und selbst auch durch untergeordnetere Dichter eine vergleichungsweise höhere Geschmacksbildung gewonnen hat, scheint es unerlaubt, zu jener Uebersetzungsweise zurückzukehren, deren Gründe nicht mehr bestehen. Uebrigens hat der Uebersetzer selbst

eingestanden, daß er gerade durch seine prosaische Uebertragung gezwungen worden ist, von dem Text abzugehen, also gerade die erste und wesentlichste Bedingung zu verletzen, nämlich die Treue, die man gerade von einer prosaischen Uebersetzung zu allererst erwartet. Allerdings wird in der prosaischen Darstellung manches unerträglich, was sich in der rhythmischen ganz gut ausnimmt.

Manches erscheint in Versen eigen,
Was man würd' als nichts verschweigen,
Sollte man's in Prosa zeigen —

sagt Rückert, und Scherr hat allerdings recht gehabt, da er einmal in Prosa schrieb, Kürzungen oder Zusammenziehungen eintreten zu lassen, wo „gar zu weitschweifig von Kleidern und Schmuck gehandelt wird oder sich das eintönige Buhurdiren und Tjostiren gar zu oft wiederholt"; allein, eben weil er darin recht hatte, hatte er nicht recht, eine prosaische Uebersetzung zu geben, was wir mit einer andern Stelle aus Rückert nachweisen wollen:

Wie herrlich ist die Poesie,
Daß Dinge klein und nichtig,
Ergreift sie die und schmücket sie,
Erscheinen groß und wichtig.

Du kannst, nach welchem Gegenstand
Dein Lied die Hand mag heben,
Durch Zauber dieser zarten Hand
So starken Ausdruck geben,

Daß man mehr Antheil nimmt am Lied,
Als wenn in Zeitungsblättern
Man Heldenarm' erheben sieht,
Um Welten zu zerschmettern.

Nimmt man aber die Uebersetzung, wie sie einmal vorliegt, so wird man ihr unbedingtes Lob nicht versagen können. Scherr behandelt die Sprache mit großer Gewandtheit, und er hat ihr so viel von dem alterthümlichen Gepräge bewahrt, als es sich thun ließ, ohne unklar zu werden oder das Neuhochdeutsche zu verunstalten. Auch hat er den Sinn im ganzen wie im einzelnen recht gut getroffen, und selbst die leidenschaftlichen Partien glücklich wiedergegeben, bei denen man jedoch am meisten die poetische Form vermißt.

Wie schon erwähnt, hat er für das Verständniß der Dichtung weit mehr geleistet als Marbach. Schon die Einleitung geht tiefer und umfassender in die Sache ein. Sehr gut sind insbesondere die verschiedenen Grundlagen des Gedichts, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, auseinandergesetzt: neben der uralten Sage angehörendem Grundstoff sind geschichtliche Erinnerungen aus der Zeit der Völkerwanderung, ferner die Zustände der karolingischen Periode und endlich die Gebräuche und Anschauungen des Ritterthums thätig und wirksam. Aber wenn er behauptet, daß aus diesem Vielerlei von so manchen, über so viele Jahrhunderte hin verstreuten Ueberlieferungen, Einflüssen und Bezügen selbst ein Dichter ersten Rangs keine rechte epische Einheit schaffen konnte, so ist dies nur daraus zu erklären, daß er das Nibelungenlied fälschlicherweise für ein einziges Gedicht hält, während es offenbar aus zwei ganz verschiedenen, nicht zusammengehörigen Theilen besteht, die ohne Zweifel auch von zwei verschiedenen Dichtern verfaßt sind. Die Zweitheiligkeit des Nibelungenliedes hat Scherr in seiner Uebersetzung selbst anerkannt; obgleich die verschiedenen Texte eine solche nicht bezeichnen, sondern das Ganze in 39 Aventüren zerlegen, hat er die zwei Theile ausdrücklich voneinander getrennt und dem ersten die Ueberschrift „Der Mord", dem zweiten „Die Rache" gegeben. Zwar hat er die später eingeschobenen, beide Theile vermittelnden Strophen übersetzt, aber in einer Anmerkung sie ausdrücklich für eine spätere Hinzudichtung erklärt. Noch weniger können wir beistimmen, wenn eingefügt wird, man empfinde es schmerzlich, daß dem Dichter der Urquell der Sage entweder nicht mehr sprudelte, oder daß er für den ursprünglichen Geist der Sage kein Verständniß hatte. Allerdings ist es richtig, daß dann das Verhältniß zwischen Siegfried und Brunhilde ganz anders dargestellt worden wäre und daß auch der Hort eine ganz andere Bedeutung erhalten hätte, wenn der Dichter der ältesten Ueberlieferung genau hätte folgen wollen; allein — dann hätten wir eben ein anderes Gedicht und nicht das Nibelungenlied. Diesem aber, wie es vor uns liegt, thut es nicht den mindesten Abbruch, daß das Verhältniß zwischen Siegfried und Brunhilde, wie es die alte Sage berichtet, ganz unberührt bleibt. Denn wenn das Nibelungenlied auch berichtet, daß Siegfried von Brunhilde gewußt habe und daß dieser von einem aus Brunhildens Gesinde erkannt worden sei, so setzt dies keineswegs persönliche Bekanntschaft des Helden und der Königin voraus. Siegfried erkennt zwar Brunhilde, als er sie unter ihren Frauen sieht, aber da er schon weit in der Welt herumgezogen war, so hatte er leicht auch nach Brunhildens Land kommen und die Königin sehen können, ohne mit ihr näher bekannt geworden zu sein.

Wer das Nibelungenlied ohne vorgefaßte Meinung liest und sich nicht durch die alte Sage bestimmen läßt, wird nicht einen Augenblick glauben, daß ein früheres und noch dazu genaues Verhältniß zwischen dem Helden und der Königin stattgefunden habe, und daß dieses daher in bestimmter Weise hätte dargestellt werden sollen. Uebrigens können wir in der Art und Weise, wie dieses Verhältniß im Nibelungenlied behandelt worden ist, nur ein weiteres Zeugniß für das poetische Talent des Dichters erblicken. Denn hat er die alte Sage nicht gekannt und daher den Umstand erfunden, daß Siegfried schon Näheres über Brunhilde wußte, so ist er deswegen zu loben, weil dieser Umstand nöthig war, um alles Nachfolgende zu motiviren. Hat der Dichter dagegen die alte Sage wirklich gekannt, so ist er noch mehr zu bewundern, daß er sie beinahe gänzlich unberücksichtigt ließ und die innigere Bekanntschaft auf eine allgemeine oberflächliche zurückführte, weil er nur dadurch die Einheit des Gedichts bewahren konnte.

Die nähere Ausführung des erwähnten Verhältnisses war für die Entwickelung der Handlung durchaus nicht nothwendig, vielmehr wäre sie, auch als Episode betrachtet, überflüssig und daher ein unkünstlerischer Auswuchs gewesen, während z. B. die Erzählung von Siegfried's

frühern Abenteuern unentbehrlich war, weil sie seine Beziehungen zu den Nibelungen und zu dem Hort, sowie seine Unverwundbarkeit motiviren. Das künstlerische Talent des Dichters bewährt sich also dadurch, daß er von der alten Sage nur das nimmt, was für die Entwickelung seines Gedichts unentbehrlich war, und daß er das, was er daraus nöthig hatte, uns als Episode in der knappsten Darstellung berichtet. Ein höfischer Dichter hätte die ganze Biographie Siegfried's und wahrscheinlich auch die seines Vaters in breiter Ausführlichkeit erzählt und daraus vielleicht einen Abschnitt gemacht, der so groß geworden wäre wie das eigentliche Gedicht. *)

Aus der Einleitung und den Anmerkungen ergibt sich, daß Scherr über den Ursprung des Nibelungenliedes mit sich selbst nicht einig ist; denn wenn er einerseits von der kunstvollen Gestaltung des Gedichts spricht und deshalb auch nur einen Dichter annimmt, da ein künstlerisches Gebilde unmöglich von mehreren Verfassern herrühren könne, so nimmt er doch andererseits auch wieder so viele Erweiterungen, Einschiebungen, Umgestaltungen an, daß er beinahe auf die Lachmann'sche Theorie von den 20 Liedern geräth. Diese Unklarheit ist wol auch der Grund, warum Scherr mit oft unerklärlicher Willkür Strophen ausläßt oder versetzt, was sich am wenigsten dadurch rechtfertigen läßt, daß er einen „Mittelweg" eingeschlagen habe.

Wir haben gesagt, daß Scherr auch in den Anmerkungen weit mehr zur Erklärung des Nibelungenliedes gethan habe als Marbach; und in der That, er hat nicht blos eine viel größere Anzahl von einzelnen Punkten erläutert, es sind seine Bemerkungen auch meist gut und angemessen, diejenigen ausgenommen, in denen er sich bemüht, auf Widersprüche des Gedichts aufmerksam zu machen, da sich dieselben meist auf einfache Weise lösen lassen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir darauf eingehen wollten; dagegen können wir zwei oder drei Bemerkungen über ebenso viele Noten des Uebersetzers nicht unterdrücken.

Auf S. 68 erklärt er die Bedeutung des Worts min frou recht gut; es wurde dies nämlich als Anrede gebraucht, und „Frau" bedeutet soviel als „Herrin", war also durchaus von der Bedeutung entfernt, die das Wort jetzt hat, eine Bedeutung, die es durch die Minnesänger erhielt, indem sie es zunächst zur allgemeinen Bezeichnung des Geschlechts gebrauchten und dem „Weib" entgegensetzten, das sie für weniger schön und edel ansahen. Ihnen haben wir es also zu verdanken, daß wir jetzt kein Wort haben, das wir zur Anrede eines verheiratheten Frauenzimmers gebrauchen könnten, weshalb wir uns des französischen Madame bedienen müssen, da die Wendung „gnädige Frau" nur bei den höhern Ständen gebraucht werden kann. Es ist dies eins der vielen, aber freilich auffallendsten Beispiele, wie wir selbst unsere reiche Sprache verdorben und namentlich zum Ausdruck der gesellschaftlichen Beziehungen unbeholfen und arm gemacht haben. Leider ist das nicht mehr wahr, was einst der Dichter des „Freidank" sagte:

> Herr and Frau — sonst kenn' ich wenig Namen,
> Die bis heute nicht in Schande kamen —

denn jetzt würden sich ja wol die meisten gebildeten Frauen, wenn auch mit Unrecht schämen, mit „Frau" angeredet zu werden.

Eine zweite Bemerkung (S. 86) betrifft die Form, unter welcher die Ehe eingegangen wurde. Es ist allerdings, namentlich heutzutage, wo die Frage, ob kirchliche Einsegnung zur Rechtsgültigkeit der Ehe nöthig sei oder nicht, von Interesse, die frühern Anschauungen und Gebräuche zu kennen; nur hätten wir eben deshalb gewünscht, daß sowol Scherr als Marbach, der diesen Gegenstand ebenfalls bespricht (S. 348), denselben etwas ausführlicher behandelt hätten. Sie sagen nämlich nur, daß im Nibelungenlied die Ehe noch ganz nach altgermanischem Recht, d. h. ohne Mitwirkung der Kirche, geschlossen wird. Allein es steht doch auch fest, daß bei den germanischen Heiden die Eingehung der Ehe nicht ohne religiöse Gebräuche stattfand, von denen sich noch in unsern Zeiten mancherlei Spuren erhalten haben. Nur scheint es, daß dieselben nicht unbedingt nöthig waren, und daß eine Ehe auch ohne Beobachtung dieser Gebräuche rechtsgültig geschlossen werden konnte. Es werden daher wol wie bei den alten Indiern mehrere Formen der Ehe bestanden haben. *) Es ist freilich sehr wahrscheinlich, daß die religiösen Gebräuche, die bei der Eingehung der Ehe stattfanden, nur den Zweck hatten, die Götter für das Brautpaar gnädig zu stimmen; daß die Gültigkeit der Ehe dagegen von der öffentlichen Erklärung vor mehr oder weniger Zeugen und vornehmlich von dem darauffolgenden Beilager abhängig war: eine Ansicht, die auch in mehreren Gegenden des nördlichen Deutschland, vielleicht auch in andern zu gelten scheint, da man die Braut nicht schon nach der kirchlichen Einsegnung, sondern erst nach der Hochzeitnacht als Frau begrüßt.

Die dritte Bemerkung endlich, die wir noch machen wollen, bezieht sich auf die Note zu S. 121, in welcher es buchstäblich heißt: „Man leitet, wie jedermann weiß, das Wort «Pfaffe» von den Anfangsbuchstaben der Worte pastor fidelis animarum fidelium her. Ob mit Recht?"

---

*) Die Anmerkung des Uebersetzers auf S. 48, in welcher er „das Brüchige, Klaffende in der Form des Nibelungenliedes" in der oben angeführten Episode von Siegfried's frühern Abenteuern tadelt, ist durch die obige Ausführung vollständig entkräftet. Ebenso ungeeignet sind die weitern Anmerkungen, die das Abweichen des Liedes von der alten Sage bedauern. Der Dichter hat eben abweichen *wollen* und hat ganz recht daran gehabt, da er nicht für die Mythologen des 19. Jahrhunderts geschrieben hat. Es ist ganz etwas anderes, ob man das Gedicht zu mythologischen Forschungen gebrauchen will oder es als ein Gedicht ansieht. Offenbar hatte Scherr zunächst nur letztere Absicht, und er hat den Kunstgenuß durch seine unzeitigen Bemerkungen daher nicht wenig verkümmert.

*) Das Gesetzbuch Manus erwähnt deren acht, unter welchen die sogenannte Gandharvenehe, von welcher die indischen Märchen so oft berichten, nur auf gegenseitiger Einwilligung des Mannes und des Mädchens und sofortiger Vollziehung der Ehe beruhte, eine Form, die sich häufig genug in den italienischen Novellen erwähnt findet, und die noch in manchen Gegenden Deutschlands besteht, wo die Ehe sogar erst oft nach der Geburt eines Kindes öffentlich geschlossen wird.

O nein! Sondern sehr mit Unrecht, denn diese Erklärung ist zu einer Zeit entstanden, wo das Verständniß des Worts verloren gegangen und noch nicht wiedergewonnen worden war. Da man noch wußte, daß es früher die schlimme Nebenbedeutung nicht hatte, die es später erhielt, suchte man ihm auf die angegebene Weise einen guten Sinn beizulegen. Aber jetzt weiß jedermann, daß es aus dem lateinischen papa, Vater, entstanden ist, womit die Geistlichen angeredet wurden (wie denn die russischen Priester noch jetzt Popen heißen), indem nach einem allgemeinen Sprachgesetz alle in die deutsche Sprache aufgenommenen fremden mit p anlautenden Wörter diesen Laut zunächst in ph und dann in pf verwandeln, wie Pfahl, Pfalz, Pfarre, Pfau, Pfeffer, Pfeife, Pfeil, Pfeiler, Pferch, Pferd, Pfingsten, Pfirsich, Pflanze, Pforte, Pfosten, Pfründe, Pfuhl, Pfund, Pfütze u. a. m. von den lateinischen, mittellateinischen und griechischen palus, palatium, parochia, pavo, piper, pipa, pilum, pila, parcus (von dem auch das spätere Park), parafredus, pentecoste, persica, planta, porta, postis, praebenda, palus, pondus, puteus.

Zwei andere Uebersetzungen des Gedichts, nämlich:

3. Das Nibelungenlied aus dem Mittelhochdeutschen neu übersetzt von Eduard Bürger. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 1 Thlr.

4. Des Nibelungenliedes erste Hälfte: Siegfried und Kriemhilde. Des Nibelungenliedes zweite Hälfte: Kriemhildens Rache. Aus dem Mittelhochdeutschen volksthümlich übersetzt von L. Gerlach. Dessau, Neubürger. 1861—62. Gr. 8. 15 Ngr.

werden wir kürzer behandeln können. Beide kommen darin überein, daß sie statt der ursprünglichen Form des Verses die modernisirte gebrauchen, d. h. diesen nicht nach Hebungen, sondern nach Silben messen. Sie glauben, daß der Gebrauch der alterthümlichen Form des Verses der allgemeinern Verbreitung des großartigen Liedes hinderlich gewesen sei. Außerdem sind sie der Ansicht, daß frühere Uebersetzer das Gedicht entweder auf eine unpassende Weise modernisirt haben, wie Hinsberg und Rebenstock, oder daß sie vom Alten zu viel behalten, was unwesentlich sei, wie Simrock und Pfizer. Sie haben deshalb einen Mittelweg einzuschlagen und beide Extreme zu vermeiden gesucht. Sie sind dabei jedoch verschiedene Wege gegangen. Eduard Bürger hat nämlich den Vers und die Strophe ganz so behandelt, wie Uhland in seinen Balladen (nur freilich nicht mit der nämlichen Meisterschaft), L. Gerlach hat dagegen überall den Binnenreim, der sich im Original nur in einzelnen Strophen vorfindet, durch das ganze lange Gedicht durchgeführt, aber zugleich die letzte Halbzeile in jeder Strophe nach dem Vorbild des ursprünglichen Versmaßes um einen Fuß verlängert. Sowenig wir Bürger's Modernisirung billigen können, weil diese Versform, wie Marbach richtig bemerkt, in der Länge eintönig wird und ermüdet, so können wir uns noch viel weniger mit der Behandlung des Verses bei Gerlach einverstanden erklären. Der Binnenreim, dessen Gebrauch in einzelnen Strophen von schöner Wirkung sein kann (wie der Gebrauch des Reims an einzelnen bedeutenden Stellen reimloser Jamben im Drama), vernichtet nicht blos das ursprüngliche Metrum auf das vollständigste, es widerspricht auch dem Wesen des Epos, welches nur längere Verszeilen duldet. Die Verlängerung der letzten Halbzeile halten wir bei dem regelmäßigen Jambentakt für ganz unpassend; weit entfernt den Gang des Verses zu beleben, macht sie ihn schleppend und oft sogar unausstehlich. Daß Gerlach durch den Binnenreim sich seine Aufgabe sehr erschwert hat, ist offenbar; und die Uebersetzung hat dabei keineswegs gewonnen, vielmehr ist er dadurch nicht selten zu Flickwörtern und zu Abweichungen vom Original gezwungen worden, die nicht als Verbesserungen desselben anzusehen sind. Die Ausführung ist sowol bei Bürger als bei Gerlach sehr ungleich; während nicht selten recht gute Strophen erscheinen, die von echt poetischem Sinne zeugen, begegnen wir auch einer nicht geringen Anzahl, die wie baare und zwar recht trockene Prosa klingen, sodaß nicht einmal der Reim Eindruck macht.

Beide Uebersetzer bieten nichts für die Erklärung und das Verständniß des Gedichts, was nicht zu billigen ist, da die Leser, denen sie ihre Uebersetzungen bestimmen, doch gewiß über mancherlei Punkte Auskunft nöthig haben.

Nächst dem Nibelungenliede ist die Gudrun das großartigste volksthümliche Epos des deutschen Mittelalters, obgleich es jenem in jeder Beziehung weit nachsteht. Doch wird es wol nicht diesem Umstand zuzuschreiben sein, daß sich nur eine einzige und noch dazu sehr junge Handschrift des Gedichts erhalten hat (aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts), während die Nibelungen sich in acht vollständigen und in sechzehn mehr oder weniger vollständigen Handschriften erhalten haben. Vielmehr wird wol die geringere Verbreitung der Sage, namentlich im südlichen Deutschland dazu beigetragen haben, daß das Gedicht weniger Aufnahme fand. Da die einzige Handschrift, die wir von der Gudrun besitzen, wie gesagt, erst aus sehr später Zeit stammt, und sie zudem von einem ungebildeten Abschreiber herzurühren scheint, so läßt sich nicht mit Sicherheit, ja auch nur annähernd ermitteln, wenn das Gedicht, das sich auf ein früheres Buch als seine Quelle bezieht, entstanden sein mag. Ebenso wenig kann man wissen, inwieweit es seiner Quelle folgte, noch welche Veränderungen es im Laufe der Zeit durch die verschiedenen Abschreiber erhalten haben mag. Dessenungeachtet haben drei Gelehrte, Ettmüller, Müllenhoff und Plönnies, versucht, die ursprüngliche Form wiederherzustellen, indem sie alle diejenigen Strophen entfernten, welche sie als spätere Zusätze ansahen, und die beibehaltenen mehr oder weniger willkürlich änderten, um sie mit den andern in Verbindung und Zusammenhang zu bringen. Wir müssen gestehen, daß wir dies für ein ganz verfehltes Beginnen ansehen, da diese Behandlung nur auf ganz subjectiven Gründen oder vielmehr auf bloßem Gefühl beruhen kann und der eine Bearbeiter von seinem subjectiven Standpunkte aus ebenso viel Recht hat als der andere. Lachmann hatte doch bei seiner Bearbeitung des Nibelungen-

liedes einige Anhaltepunkte; er konnte sich darauf berufen, daß einzelne Handschriften weniger Strophen enthielten als andere, und konnte den Schluß ziehen, daß, wenn diese Strophen als spätere Zusätze anzusehen seien, auch die kürzeste Handschrift solche Zusätze enthalten könne. Er konnte durch genauere Betrachtung der wirklichen Zusätze und ihrer Form, ihrer Sprache, ihres Inhalts, ihrer Tendenz zu ermitteln suchen, welche Strophen in der kürzesten Fassung den nämlichen Charakter hätten und daher füglich auch als Zusätze anzusehen seien. So unrecht er auch hatte, diesen Weg einzuschlagen, wie jetzt auch ziemlich allgemein anerkannt wird, so hatte er doch, wie gesagt, einigen Grund für sein Wagniß. Nicht so die Bearbeiter der Gudrun, welche offenbar keinen andern Grund für ihr Unternehmen hatten als den merkwürdigen Schluß: „Weil das Nibelungenlied von spätern Umarbeitern Zusätze erhalten hat und es eigentlich nur aus einer Reihe von unzusammenhängenden Liedern besteht, so muß es auch bei der Gudrun, überhaupt bei allen volksthümlichen Gedichten des Mittelalters sich so verhalten." Es ist schon gewagt, die Sprache der Handschrift in das Mittelhochdeutsche umzusetzen, wie schon vor den drei genannten Gelehrten Ziemann und Vollmer gethan haben, weil nichts dafür bürgt, daß der Dichter in diesem oder jenem Jahrhundert, in diesem oder jenem Theile Deutschlands gelebt, die Mundart seiner Heimat mehr oder weniger in seiner Dichtung hat hervortreten lassen. Aber es läßt sich doch jenem Beginnen gegenüber einigermaßen rechtfertigen, weil die Sprache und der Inhalt des Gedichts, wie es uns vorliegt, mancherlei Anhaltepunkte gewähren.

Wie das Nibelungenlied hat auch die Gudrun Uebersetzer gefunden. San-Marte (Schulz) hat sie mehr umschrieben als übertragen; Plönnies hat sie nach seinem willkürlich geformten Text übersetzt; treu sind dagegen die Uebersetzungen von Adalbert Keller und Simrock, welche auch formell alle Anerkennung verdienen. Aus neuester Zeit haben wir folgende zu erwähnen:

5. Gudrun. Altdeutsches Heldengedicht neudeutsch bearbeitet von A. Bacmeister. Reutlingen, Palm. 1860. 16. 12 Ngr.

Wie der Titel schon angibt, ist auch dies eine nach subjectiven Ansichten abgefaßte Bearbeitung. Der Uebersetzer sucht den Weg, den er eingeschlagen, im Vorwort zu rechtfertigen. So lange, sagt er, aus diesem Gedicht, das in einer einzigen unzuverlässigen und verderbten Handschrift aus dem spätesten Mittelalter enthalten sei, die wissenschaftliche Kritik nicht einen ganz gesicherten Text als den ursprünglichen herzustellen vermöge, so lange bleibe jedem das Recht, von innern Gründen geleitet, ein Ganzes herzustellen, das unserer Zeit und unserm Leserkreis einen harmonischen Eindruck und eine Ahnung von der verlorenen Herrlichkeit hervorrufen könne. Allerdings verhält es sich mit einer neuhochdeutschen Bearbeitung anders als mit einer Ausgabe des Textes. Wenn wir für diese möglichst strenges Festhalten an der Quelle für unbedingt nothwendig halten und Abweichung von derselben nur aus klaren kritischen Gründen gestattet werden kann; so sehen wir keinen Grund ein, warum ein neuer Dichter das Vorbild selbständig nicht sollte verarbeiten dürfen, wobei es ihm ganz anheimgestellt sein muß, von dem ursprünglichen Text so viel und so wenig zu behalten, als er es für gut findet. Er entwickelt dabei eine poetische, nicht eine kritische Thätigkeit, und er steht bei allen Veränderungen und Umgestaltungen, die er an dem Original vornimmt, ebenso sehr in seinem Recht, als Schiller bei der Bearbeitung der „Turandot" von Gozzi und hundert andere Dichter in ähnlichen Verhältnissen. Wenn wir daher die Rechtfertigung Bacmeister's durchaus nicht könnten gelten lassen, wenn er eine Uebersetzung hätte geben wollen, so ist sie dagegen vollständig anzuerkennen, da er uns eine Bearbeitung vorlegt; nur hätte er, um jegliches Misverständniß zu verhüten, seinen Standpunkt schärfer bezeichnen sollen.

Diese besteht wesentlich darin, daß eine sehr große Zahl von Strophen weggelassen ist, wol die Hälfte oder mehr. Es scheint, daß Bacmeister hierbei ganz selbständig verfahren ist und weder sich durch Ettmüller noch durch Müllenhof oder Plönnies hat leiten lassen. Auffallend ist, daß er den ersten Theil des Gedichts, welcher Hagen's und Hilden's Geschichte berichtet, nicht mitgetheilt hat, dagegen den zweiten, welcher die Geschichte Hagen's und Hettel's erzählt; denn offenbar gehört dieser ebenso wenig zum eigentlichen Gedicht der Gudrun als der erste. Eine rein künstlerische Auffassung hätte vor allem auch die Auslassung dieses zweiten Theils erfordert. Wir wollen darüber mit dem Bearbeiter zwar nicht rechten, denn auch dieser zweite Theil enthält viel Treffliches und bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Allein es gilt dies auch von dem ersten Theile. Wahrscheinlich hat ihn Koberstein's Bemerkung bewogen, den Abschnitt zu übergehen, welcher vermuthet, daß dieser Theil, nach seinem mehr märchenhaften Inhalt und seiner Darstellung zu schließen, nicht auf heimischer, im Volksgesang lebender Ueberlieferung beruhte, während nach seiner Ueberzeugung die beiden andern Theile sicher echte Volkslieder wenigstens zur Grundlage hatten. Entschieden tadeln möchten wir aber, daß Bacmeister den dritten Theil nicht als abgeschlossenes Ganzes behandelt und daß er ihn daher mit einer Strophe begonnen hat, die sich ihrem Wortlaute nach an eine frühere anschließt, während sie doch nicht einmal mit dem Ende des zweiten Theils im Zusammenhange steht.

Was die Bearbeitung der einzelnen Strophen betrifft, so ist die Sprache beinahe durchgehends würdig und oft wirklich poetisch. Ohne sich wörtlich an das Original zu halten, was er als Bearbeiter nicht nöthig hatte, hat er dessen Sinn doch meist richtig, wenn auch in freier Auffassung wiedergegeben. Er ist vom Versmaß insofern abgewichen, als er die Verse nicht nach Hebungen, sondern nach Silben gemessen hat, was wir, wie schon gesagt, nicht billigen können, und zwar aus folgendem Grunde bei der Gudrun noch viel weniger als bei dem Nibelungenlied. In jener hat nämlich (mit allerdings ziemlich zahlreichen Ausnahmen) die zweite Hälfte einer jeden

Verszeile fünf Hebungen (das Nibelungenlied hat deren vier), was schon im Original beinahe störend wirkt, weil es doch ein zu großes Misverhältniß zu den übrigen Vershälften bewirkt, die nur drei Hebungen haben. Doch wird dies Misverhältniß dadurch bedeutend geschwächt, daß oft die fünf Hebungen mit weniger Senkungen verbunden sind, während hingegen die drei Hebungen der übrigen Vershälften eine größere Zahl von Senkungen haben. Im rein iambischen Rhythmus kann natürlich eine solche Ausgleichung nicht stattfinden, sodaß das Misverhältniß nicht aufgehoben wird, sondern unser an Regelmäßigkeit des Rhythmus gewöhntes Ohr vielfach verletzt.

Bald nach der Gudrun ließ Bacmeister die Bearbeitung eines zweiten alten Gedichts erscheinen, durch welche er sich wenigstens ebenso verdient gemacht hat, als durch die Erneuerung jenes Epos:

6. Freidank's Bescheidenheit. Spruchsammlung aus dem 13. Jahrhundert. Neudeutsch bearbeitet von Adolf Bacmeister. Reutlingen, Palm. 1861. Gr. 16. 16 Ngr.

Das Vorwort verbreitet sich in gedrängten, aber scharfen Zügen und hinlänglich erschöpfend über alles, was der Leser zu wissen nöthig hat. Es berichtet zuerst, wie sich in der Blütezeit der mitteldeutschen Literatur neben dem großartigen Volksepos, dem ritterlichen Kunstepos und dem Minnegesang oder der höfischen Lyrik auch die lehrhafte Poesie in reicher Fülle entfaltete, die ihren Boden nicht im Adel oder in der Geistlichkeit, sondern im Bürgerstand hatte. Diese strebte, wie weiter gezeigt wird, die Weisheit des Volks in feste Form und künstlerischen Ausdruck zu bringen, d. h. das, was seit uralten Zeiten als gemeines Erbgut der nationalen Masse, in Spruch und Sprichwort, in Räthsel, Märchen, Fabel u. s. w. niedergelegt war und von Mund zu Mund ging. Eine solche Sammlung, und zwar die erste, ist „Freidank's Bescheidenheit" *), welche man so hoch achtete, daß man sie die „weltliche Bibel" nannte. Ueber den Verfasser oder Sammler herrscht noch Dunkelheit; die größten Kenner des deutschen Mittelalters weichen in ihren Ansichten ab. Wilhelm Grimm, dem wir eine vortreffliche Ausgabe der Sammlung verdanken, hält den großen Walther von der Vogelweide für den Verfasser; Franz Pfeiffer, der durch seine gründlichen und geistreichen Forschungen neues Leben in die Geschichte der ältern Literatur bringt, ist der Ansicht, daß der Sammler wirklich Freidank geheißen und den Vornamen Bernhard gehabt habe; daß ein Bernhard Freidank wirklich existirt habe, darüber kann kein Zweifel obwalten, da urkundlich nachgewiesen werden kann, daß noch im 15. Jahrhundert zu Treviso das Grabmal eines solchen zu sehen war. Ob aber dieser Bernhard Freidank wirklich der Verfasser unsers Gedichts war, läßt sich doch auch gar nicht beweisen; die Aehnlichkeit des Namens, die nicht einmal vollständig ist, da der Verfasser im Gedicht nicht auch Bernhard heißt, ist ein zu schwacher Grund, als daß man aus demselben einen so wichtigen Schluß ziehen könnte. Wenn man auch zugeben wollte, daß Freidank der wahre Name des Verfassers sei, so würde hierdurch noch keineswegs festgestellt, daß es jener Bernhard gewesen sein müsse, da noch andere dieses Namens erwähnt werden. So berichten die lateinisch geschriebenen colmarer Annalen aus dem 13. Jahrhundert von einem Fahrenden Sänger Frydankus, der „anmuthige deutsche Verse verfaßte"; Rudolf von Ems zählt im „Wilhelm von Orlens" einen „Meister Freidank" zu den bessern Dichtern seiner und der vorhergehenden Zeiten. Aber es scheint uns aus einem bis dahin, soviel wir wissen, noch unbeachteten Grunde, daß der Name Freidank im Titel der Sammlung nicht der des Verfassers sein kann. Es haben nämlich die Dichter des Mittelalters ihren Namen niemals dem Titel ihrer Dichtung beigegeben, sondern sich ohne Ausnahme erst am Ende derselben genannt. Es wäre eine ganz unerhörte Abweichung von der allgemein herrschenden Sitte, wenn sich der Verfasser der Sammlung schon in den Titelworten zu erkennen gegeben hätte; es liegt aber kein Grund vor, eine solche Seltsamkeit anzunehmen; denn eine Seltsamkeit wäre es ohne Zweifel gewesen. Daß Rudolf von Ems dennoch einen Meister Freidank erwähnt, und in diesem ohne Zweifel den Dichter der „Bescheidenheit" meint, beweist noch nicht, daß es wirklich einen Dichter dieses Namens gegeben habe. Der Verfasser der Sammlung wollte unerkannt bleiben *) und gab daher ihrem Titel eine solche Wendung, daß man das erste Wort desselben für einen Namen ansehen, zugleich aber auch als ein einfaches Substantiv (Freidenker) erklären konnte. Da er aber wirklich unerkannt blieb, so geschah es leicht, daß man sich verführen ließ, das Wort Freidank für den Namen des Dichters zu halten. Aus der ganzen Haltung des Gedichts ergibt sich aber, daß der Verfasser, wenn er sich wirklich verbergen wollte, keinen bessern Namen wählen konnte, da sich im ganzen Gedicht die freie Gesinnung des Dichters in kirchlicher wie in politischer Beziehung auf das entschiedenste ausspricht. **)

Wenn wir auch in diesem Punkte von Bacmeister abweichen, der an dem Bernhard Freidank Pfeiffer's fest-

---

*) Das Wort hat natürlich einen ganz andern Sinn, als das jetzige „Bescheidenheit"; es kommt von bescheiden, Bescheid geben, und bedeutet daher so viel als Unterweisung, Belehrung.

*) So sagt er an einer Stelle seines Gedichts:
Sagt' ich die Wahrheit allezeit,
Ich fände manchen Widerstreit;
Das muß ich oft im stillen klagen,
Man kann zu viel des Wahren sagen;
Sagt' ich, was ich weiß, nur halb den andern,
Müßt' ich bald auf fremdem Boden wandern.

**) Nur zwei Sprüche zum Beweise, die man im 13. Jahrhundert kaum für möglich halten sollte:
Keines Fürsten Name fällt mir bei,
Der ein Fürst von Gottes wegen sei.

Es soll nach Recht und Fug abwägen
Der Papst den Fluch und auch den Segen;
Sein Schwert wird schneiden um so baß,
Führt er's mit Recht und ohne Haß.
Zwei Schwerter in einer Scheide
Verderben leichtlich beide;
Gelüstet ihn nach ird'schem Reich,
Verdirbt zwei Schwerter er zugleich.

hält, so stimmen wir dagegen in allem Uebrigen mit ihm überein. Namentlich sind wir mit der Charakteristik, die er von der „Bescheidenheit“ entwirft, vollkommen einverstanden; sie ist ebenso richtig als gut ausgeführt.

Freidank entfaltet seine Art nach zwei Seiten hin. Einerseits sammelt und formt er jene Weisheit seines Volks*), und dabei tritt die Persönlichkeit des Dichters bescheiden hinter den überlieferten Stoff zurück. Eine ziemliche Anzahl seiner Sprüche sind aus der Bibel, einige wol auch aus andern fremden Quellen entlehnt, bei noch viel mehreren wird sich nie genau bestimmen lassen, wie viel dem Dichter, wie viel der Ueberlieferung gehört; nur möge nicht jeder Spruch, der eines andern Volkes Echo scheint, gleich auch als wirklich entlehnt gelten. Was im Sprichwort seinen Ausdruck findet, ist der einfache gesunde Menschenverstand, der geborene Mutterwitz, das praktische Sittengesetz, und diese sind in ihrem Metallwerth allen gebildeten Völkern gleich und gemeinsam, nur in ihrem Gepräge von den verschiedenen Nationen verschieden gestempelt. Mancher gute Spruch mag auch aus jener von der Geschichte nicht mehr erreichbaren Urzeit stehen geblieben sein, wo jetzt längst geschiedene Stämme noch in Einheit des Sinnes und der Sprache zusammenwohnten.... Ganz anders aber tritt uns Freidank entgegen in denjenigen Stellen, wo er selbst und selbständig mit dem überlegen sichern Auge eines lächelnden Weisen über die Welt und Mitwelt hinblickt, und die Summe eines erfahrungsreichen Manneslebens in körnigen Sätzen für die Nachwelt auswirft. Herzerfreuend vor allem ist der freie, warme Sinn, mit dem er deutsches Recht und deutschen Brauch und deutsche Nationalität verficht und über alles stellt, wo sie mit andern Gewalten zusammenstößt. Wie die Besten seinerzeit und wie alle wahrhaften Classiker deutscher Nation ein ganzer Ghibelline, hat er erkannt und spricht es aus, daß unser Volk in sich selbst nur sein Recht und seine Kraft trägt und von jenseit der Berge, von Welfischem Dichten und Trachten nur Unheil und Schande zu hoffen hat.

Wer nur einigermaßen mit den Dichtungen Walther's von der Vogelweide vertraut ist, wird leicht bemerken, daß diese Charakteristik auch vollkommen auf ihn paßt, und daß es daher nahe liegt, in diesem größten Lyriker des Mittelalters den Verfasser der „Bescheidenheit“ zu suchen und zu finden.

Das Gedicht fand im ganzen Mittelalter die lebhafteste Anerkennung; Rudolf von Ems erwähnt ihn nicht nur rühmlich in seinem „Wilhelm“, wie schon angedeutet wurde, er widmet ihm auch im „Alexander“ eine längere Stelle, die wir nach Bacmeister's Uebersetzung mittheilen, da sie die Tendenz des Gedichts ganz vortrefflich zeichnet:

> Die Thorheit strafen und den Spott,
> Die Welt erkennen, lieben Gott,
> Des Leibes und der Seele Heil,
> Weltlicher Ehren einen Theil
> Hat in des Lebens kurzen Tagen
> Kunstvoll gelehret zu erjagen
> Der sinnenreiche Freigedank,
> Dem ohne Falsch und ohne Wank
> Gehorsam jedes Wort erklang,
> Was er in deutscher Zunge sang.

Während die meisten Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts am Ende des Mittelalters in völlige Vergessenheit gerathen waren, blieb der „Freidank“ fortwährend in hoher Achtung, sodaß Sebastian Brandt im Jahre 1508 eine der Sprache seiner Zeit angepaßte Ausgabe veranstaltete, von der im Jahre 1583 die achte Auflage erschien. Im 17. Jahrhundert verschwand die Erinnerung an die ältere Literatur beinahe vollständig; erst im 18. Jahrhundert wurden wieder zwar schwache, aber immerhin sehr dankenswerthe Versuche gemacht, dieselbe aus der Vergessenheit zu ziehen, was freilich erst gelingen konnte, nachdem Jakob Grimm seine Meisterwerke geschrieben hatte. Unter den vielen Dichtungen des Mittelalters, welche durch den Druck verbreitet wurden (worunter freilich viele sind, die füglich ungedruckt hätten bleiben können), war auffallenderweise der „Freidank“ nicht eine der frühesten; er wurde erst im Jahre 1834 von Wilhelm Grimm herausgegeben; eine zweite Auflage, die er vorbereitet hatte und die gewiß manchen neuen Aufschluß gegeben hätte, wurde durch seinen unerwarteten Tod verhindert. Soviel wir wissen, hat Bacmeister die erste Uebersetzung des Gedichts geliefert, was um so mehr auffallen muß, als vielleicht kein anderes geeignet ist, allgemeinere Verbreitung zu gewinnen. Daß Bacmeister eine Uebertragung in die neuere Sprache unternommen hat, ist daher sehr verdankenswerth; sie wäre es, wenn sie auch weniger gelungen wäre, als es der Fall ist. Wir bedauern daher aufrichtig, daß er nicht das Ganze, sondern ungefähr nur die Hälfte mitgetheilt hat; denn auch unter dem, was er ausgelassen, befindet sich mancher köstliche Spruch, den wir ungern vermissen.

*) Bacmeister hatte sie nämlich früher als „Weisheit auf den Gassen“ bezeichnet.

Wie die volksthümlichen Dichtungen des Mittelalters, so haben auch die höfischen vielfache Uebersetzer gefunden; daß unter diesen Wolfram's „Parcival“ nicht zurückblieb, versteht sich wol von selbst, da dieses Gedicht bei einer nicht geringen Anzahl von Gelehrten und Nichtgelehrten schwärmerische Bewunderung erweckt hat. Obwol wir diese nicht theilen, so sind wir doch keineswegs so sehr von Vorurtheil befangen, daß wir nicht die hohen Vorzüge des großen Dichtwerks und somit auch die Berechtigung einer Uebersetzung anerkennen sollten. Wir wollen unsere Leser mit der uns vorliegenden bekannt zu machen suchen:

7. Parcival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten male übersetzt von San-Marte (Albert Schulz). Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 4 Thlr.

Die erste Auflage, welche zugleich die Uebersetzung der übrigen Dichtungen Wolfram's und eine Darstellung von des Dichters Leben und Werken enthielt, erschien unter dem Titel: „Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. Herausgegeben von San-Marte“ (Magdeburg 1836—41). Obgleich der Uebersetzer schon damals Lachmann's kritische Ausgabe benutzen konnte, so war die Uebersetzung doch mit mancherlei und darunter großen Schwierigkeiten verbunden, die nicht sowol in der Sprache lagen, wennschon auch diese solche darbot, als vielmehr in der Eigenthümlichkeit des Dichters, dessen Neigung zum Ungewöhnlichen und Mystischen das Verständniß seiner Dichtungen oft sehr erschwert. Es war daher nicht zu erwarten, daß der erste Versuch, Wolfram's Dichtungen zu übersetzen (denn vor San-Marte hatte sich noch niemand an die schwierig

Aufgabe gewagt) nichts zu wünschen übrig ließ. Nicht selten hatte er die Schwierigkeiten mehr umgangen als wirklich besiegt, oft sogar war er vom Text ganz abgewichen und hatte denselben entweder verkürzt oder erweitert. Bei allen ihren Mängeln war jedoch die Uebersetzung immerhin eine sehr dankenswerthe Gabe, und daß sie auch Anerkennung fand, dafür bürgt, daß jetzt, freilich erst nach mehr als zwanzig Jahren, eine neue Auflage nöthig wurde. Unterdessen war Simrock's Uebersetzung erschienen, die freilich nach ganz andern Grundsätzen gearbeitet war, da Simrock vorzüglich danach strebte, die eigenthümliche Darstellungsweise Wolfram's mit möglichster Treue wiederzugeben, und daher von der mittelhochdeutschen Sprache alles beibehielt, was sich noch einigermaßen verstehen ließ. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist Simrock's Uebersetzung ein wahres Meisterwerk, aber ob er dadurch das Gedicht dem modernen Publikum nahe genug gebracht hat, daß es dasselbe auch, ich will nicht sagen verstehen kann, sondern daß es ihm einen wirklichen Genuß darbietet, möchte wol zu bezweifeln sein. Es ist nämlich nicht zu leugnen, wie schon San-Marte in der Vorrede zur ersten Auflage bemerkte, daß der Genius der heutigen Sprache von dem der alten wesentlich verschieden ist, und daß, wenn uns auch aus ihr ein verwandter Geist entgegenweht, er uns doch weit weniger nahe steht, als wir auf den ersten Anblick vermeinen. Die nämlichen Wörter haben häufig ihre alte Bedeutung gänzlich verloren oder doch geändert, und der Gebrauch derselben in einer neudeutschen Uebersetzung muß daher einen ganz falschen oder wenigstens schiefen Sinn geben: viele alte Ausdrücke erscheinen uns naiv, scherzhaft oder roh, ohne daß sie es in der That sind, und es muß daher ihre Anwendung dem Original eine ganz falsche Färbung geben. San-Marte scheint uns daher ganz im Rechte zu sein, wenn er bei seiner zweiten Bearbeitung Simrock's Vorgang nicht befolgt hat; aber er ist dabei keineswegs so eigensinnig gewesen, ihn ganz unbenutzt und unberücksichtigt zu lassen; vielmehr hat er von Simrock gelernt, sich dem Texte genauer anzuschließen und ihn so getreu wiederzugeben als es geschehen konnte, ohne dem Charakter und dem Wohllaut der heutigen Sprache Gewalt anzuthun. Zwar ist die neue Bearbeitung noch keineswegs vollkommen, aber sie hat gegen die erste unendlich gewonnen, und man wird an ihrer Hand auf angenehme Weise in das Verständniß des tiefen Dichtergeistes geführt. Dazu trägt auch die Einleitung wesentlich bei, die sich über alles verbreitet, was dem Leser zu wissen nöthig ist, um bei der Lectüre des Gedichts den richtigen Standpunkt einzunehmen. Sie zerfällt in fünf Abschnitte: „I. Wolfram von Eschenbach und sein Zeitalter"; „II. Gegenstand der Dichtung. Subjectivität der Dichter"; „III. Lehnswesen. Ritterthum"; „IV. Adel"; „V. Hierarchie. Christenthum und Heidenthum".

Es läßt sich jedoch aus diesen Ueberschriften der volle Inhalt der einzelnen Abschnitte nicht erkennen, da er weit umfassender ist, als es aus ihnen hervorzugehen scheint und der Verfasser viele Punkte ausführlicher behandelt oder doch übersichtlich berührt, die in dem Wortlaute der Ueberschriften nicht liegen. Wir können in das Nähere nicht eingehen, halten es aber für unsere Pflicht, zu bemerken, daß der Leser in dieser 83 Seiten langen Einleitung vielfache Belehrung finden wird.

Der Uebersetzer hat ferner für das materielle und künstlerische Verständniß der Dichtung nicht wenig dadurch gesorgt, daß er ihr (auf 40 Seiten) eine ausführliche Uebersicht des Inhalts beifügte, durch welche man in den Stand gesetzt wird, einerseits den massenhaften Stoff leichter zu überschauen, den der Dichter behandelt hat, andererseits die künstlerische Anordnung desselben zu begreifen, die selbst bei wiederholtem Lesen als willkürlich und planlos erscheinen mochte. Endlich sind dem Ganzen Anmerkungen beigefügt, die manches Unbekannte erklären, manches Dunkle aufklären. Am wichtigsten sind natürlich diejenigen, in denen San-Marte auf die Bedeutung des Gedichts selbst eingeht; so gern wir aber darauf eingehen möchten, müssen wir uns des Raums wegen darauf beschränken, den Leser auf dieselben zu verweisen, wobei wir jedoch die Bemerkung nicht unterlassen können, daß San-Marte, wie Göschel in seiner Schrift „Die Sage vom Parcival und vom Gral" (Berlin 1855), weit mehr in das Gedicht legt, als wirklich darin liegt. 3.

Aufzeichnungen eines deutschen Diplomaten.

Mein Tagebuch. Auszüge aus Aufschreibungen der Jahre 1811—61, zusammengestellt von Franz Freih. von Andlaw. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wenn ein Mann von entschiedener Parteistellung, nachdem er vom öffentlichen Schauplatze und aus seinem Machtbereiche zurückgetreten ist, dem Publikum aus seinen persönlichen Erlebnissen dasjenige mittheilt, was er für wissenswerth erachtet, so ist dies immerhin ein Beweis von Vertrauen auf die Unbefangenheit der öffentlichen Würdigung seiner persönlichen Ueberzeugungen, welche dem etwaigen Widerspruche gegen deren Voraussetzungen sicherlich eine achtungsvolle Zurückhaltung auflegt. Die „Erinnerungsblätter aus den Papieren eines Diplomaten", welche vor wenigen Jahren erschienen, wurden in diesem Sinne auch von derjenigen literarischen Kritik, welche mit den Grundsätzen, auf denen sie beruhten, nicht übereinstimmte, nach ihren Vorzügen vollständig anerkannt. Diese Vorzüge zeichnen das vorliegende Werk noch im höhern Grade aus; man fühlt ihm an, daß sich dem Verfasser viele Begegnungen und Anschauungen seines reichbewegten Lebens seit damals noch klarer und objectiver gestaltet haben, dadurch in der Darstellung an Milde gewonnen, ohne an Frische zu verlieren, und uns solchermaßen wirklich ein Höhenbild aus den Beobachtungs- und Begegnungskreisen eines einflußreichen mittelstaatlichen Diplomaten bieten. Der Verfasser hat unsers Erachtens formell das Ziel vollständig erreicht, welches er seiner Veröffentlichung steckt, indem er sagt: „Ich habe es hier versucht, die Mitte zwischen einer Selbstbiographie und rein objectiv gefärbten Bemerkungen haltend, eine Art von Memoiren zu schreiben, welche in gefälliger Form verschiedene Abschnitte meines Lebens, chronologisch geordnet, umfassen sollen. Ich nannte diese Aufzeichnungen: «Mein Tagebuch», weil sie wirklich abgekürzt das Wesentliche dessen enthalten, was ich seit nun 50 Jahren in mein Journal eingetragen. Anfangs nur für meine Verwandten und einen engern Kreis von Freunden bestimmt, erscheinen sie nun gedruckt. Ich aber wünschte, alle meine Bekannten, hätten sie Lust und Ge-

schick dazu, schrieben Bücher dieser Art; sie würden, je nach ihrer individuellen Anschauung und ihrem Standpunkte, das Erlebte beleuchten, und aus der Zusammenstellung wie bei der Vergleichung dieser verschiedenartigen Auffassungen ließe sich ein anziehendes Zeitbild entwerfen. Leser, welche zwischen den Zeilen zu errathen wissen, werden manche scheinbare Lücken ausfüllen können. Lesern aber, welche etwa finden, daß ich zu viel des Verschiedenartigen angehäuft, antworte ich mit Goethe's Worten:

> Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen,
> Es suche jeder sich das Seine aus."

Die ersten drei Abschnitte von der Geburt des Verfassers 1799 bis zum Jahr 1815 reichend, schildern uns die Familienverhältnisse des vornehmen Vaterhauses mit einzelnen am Knaben mehr äußerlich vorübergehenden Ereignissen und Persönlichkeiten der von Napoleon beherrschten Zeit. Großherzog Karl Friedrich, Hebel, Eßlair, badische Markgrafen, Kaiser Alexander, Metternich, Schwarzenberg schreiten in raschen Begegnungen vorüber. Die folgenden neun Jahre verbrachte Hr. von Andlaw theils auf den Universitäten Freiburg, Landshut und Heidelberg, theils auf Reisen durch Süddeutschland, Italien, Frankreich und England, zu denen sich ihm durch die aristokratische Stellung seiner Familie und deren verwandtschaftliche Beziehungen die Gelegenheit in bequemster Weise ergab. Dadurch ist aber dieser Abschnitt seines Lebens von den damaligen Bewegungen der Geister in Deutschland fast vollkommen abgewendet und die hier und da einfließenden Bemerkungen darüber scheinen mehr einer romantischen Reflexion, als dem unmittelbaren Eindrucke des Selbsterlebten anzugehören. Bereits mit dem Jahre 1824 trat Hr. von Andlaw in seine Beamtenlaufbahn ein, die ihn sofort in das Bereich des auswärtigen Amtes brachte und dem Hofe des Großherzogs Ludwig näher stellte. Schon damals war er auch in engerer Beziehung zu dem Fürsten Metternich, dessen Hofhalt auf dem Johannisberge eine wesentlich interessante Episode bildet. Das Jahr 1826 brachte Andlaw als Attaché der großherzoglichen Gesandtschaft nach Wien und hier erhalten wir eine höchst interessante Skizze von der Persönlichkeit des Generals Tettenborn, welcher damals Chef der badischen Gesandtschaft war und bekanntlich 20 Jahre lang blieb. Beim Tode des Großherzogs von Baden aus Wien abberufen, fand Hr. von Andlaw in Karlsruhe selbst mannichfache Veränderungen, die er wenigstens flüchtig berührt, indem er, zu einer besondern Mission nach Paris berufen, im Heimatland und den fürstlichen Kreisen einige Wochen verweilt. Er hatte die seltsame Aufgabe, als Legationsrath dem achtzigjährigen badischen Gesandten in Paris, den man nicht entfernen wollte, zur Seite zu stehen, zugleich aber auch ohne dessen Vorwissen bei dem damaligen Ministerpräsidenten Polignac beglaubigt zu werden. Aber mit seiner Reise trifft er mitten in die Julirevolution hinein; ohne eigentliche Beschäftigung kann er desto ungestörter beobachten. Allein gerade diese Periode bearbeitet er, wie er selbst sagt, nicht nach einem Tagebuche. So gehören die Aeußerungen über die ersten Wochen des neuen Frankreich erst einer spätern Zeit an, und nur etwa die Mittheilungen über das Verhalten des diplomatischen Corps erscheinen von hervorragenderm Interesse. So erzählt er: „Einige Gesandten, unter andern auch Graf Apponyi, waren abwesend, andere unsichtbar geworden. Als man sich endlich wieder zusammenfand, wurde berathschlagt, was zu thun sei. Hier war es nun Pozzo di Borgo, der Vertreter Rußlands, welcher dem Vorschlage des Gesandten des damals in Europa einzigen nicht legitimen Monarchen, von Schweden, entgegentrat. Lövenhielm wollte nämlich, daß die bei Karl X. und nicht bei Ludwig Philipp beglaubigten Repräsentanten auch ersterm folgen sollten. Der alte ritterliche Graf, in dessen Armen Gustav III. das Leben ausgehaucht hatte, wurde überstimmt, und die Mehrzahl beschloß, den Lauf der Begebenheiten abzuwarten. Die Hauptfrage für die Gesandten blieb aber immer: ob und wer von ihnen zuerst wieder bei der neuen Regierung accreditirt oder abberufen werden würde; sie mußten jedoch ihren Höfen weitere Entschließung überlassen. Ich sah Werther (Preußen), Pfeffel (Baiern), Könneritz (Sachsen), Fagel (Holland), Rumpf (Hamburg) u. a. m. Sie waren je nach ihren persönlichen Ansichten mehr oder minder verstimmt, alle fanden sich aber unbehaglich, und es war jedenfalls eine traurige Genugthuung, wenn manche auf den von Polignac verschmähten Rath hinwiesen, den sie, das Gewitter zu beschwören, ertheilt haben wollten. Wenn alle auch nicht geradezu den Umschwung beklagten, so sahen sie doch die Frage der Zukunft in einer nicht zu enträthselnden Weise verwirrt.... Von dem betäubenden Treiben im Innern wendete man sich endlich wieder der Außenwelt zu. Viele, und nicht nur die Unzufriedenen, wünschten einen allgemeinen Krieg, um sich dem Peinlichen der Lage zu entziehen. Ludwig Philipp theilte diese Ansicht nicht; ihm war vor allem daran gelegen, sich in den friedlichen Besitz der Errungenschaften zu setzen, und mit Jubel wurde von seinen Anhängern die Anerkennung begrüßt, welche England dem Bürgerkönig zuzuschicken sich beeilte. Das londoner Cabinet, auf Karl X. zürnend, der es wagte, Algier ohne seine Erlaubniß zu erobern, hoffte in den Orleans gefügigere Verbündete zu finden, und täuschte sich nicht. Diesem Beispiele folgten allmählich die europäischen Mittelstaaten, dann kamen Preußen und Oesterreich, zögernd endlich auch Rußland: das Zeitalter der «faits accomplis» hatte begonnen!"

Mit diesen letzten Worten bezeichnet der Verfasser, wenn auch vielleicht ohne Absicht, daß auch für ihn die Zeit begann, deren Entwickelungen er, seinem ganzen Wesen nach und den durch seinen Lebensgang bedingten Anschauungen zufolge, fortan mit einem gewissen Gefühle der innern Opposition entgegenstand. Ohne dem König der Franzosen vorgestellt zu sein, kehrte er nach Karlsruhe zurück, um nach einer fast zweijährigen Abwesenheit in seine frühern Verhältnisse zu Wien wieder einzutreten. Bis zum Jahre 1835 treten die Schilderungen der Stellung Oesterreichs zu der neuen Zeit mit dem Fürstencongreß in Münchengrätz, den bekannten Ministerialconferenzen, sowie den Monarchencongressen in Teplitz und Prag neben vielen Personalschilderungen als bemerkenswertheste Momente des Buchs hervor. Mit der Ernennung des Hrn. von Blittersdorf zum Minister in Karlsruhe verband sich die Berufung des Hrn. von Andlaw dorthin, wo er im Ministerium des Aeußern mannichfache Verwendung fand, bis er als Geschäftsträger nach München ernannt wurde und dort von 1838—43 blieb. Ein reicheres Leben erschloß sich ihm jedoch mit der darauffolgenden Rückkehr nach Paris. Allein noch bemerkenswerthere Aufklärungen über politische Zeitverhältnisse, ja selbst über bedingende Stellungen historischer Persönlichkeiten, oder über irgendwelche engere Beziehungen der Vertreter Deutschlands zu den laufenden Dingen finden wir auch hier blos sehr spärliche Andeutungen. Das Hauptgewicht ist auf die rein persönlichen, doch meistens ziemlich flüchtigen Begegnungen mit den politisch, künstlerisch oder sonstwie hervorragenden Zeitgenossen gelegt, deren Porträts allerdings mitunter in frappanter Beleuchtung vorüberziehen, doch aber meistens zu sehr als dissolving views erscheinen, um eine besondere Lebhaftigkeit des Interesses in Anspruch zu nehmen.

Als 1845 Tettenborn in Wien gestorben war, folgte ihm Andlaw in seinem Posten. Es ist ein offenes Geständniß, wenn er von Paris mit der Aeußerung scheidet, daß er sich bezüglich der Zukunft Frankreichs „Betrachtungen hingegeben, welche sich später als ebenso viele Täuschungen erwiesen", indem er die dortigen Verhältnisse „in jeder Beziehung geordnet, nach allen Seiten hin als gekräftigt angesehen". Denn schon auf der Durchreise durch Deutschland überraschten ihn sozusagen die wieder beginnenden Gärungen und es erregte ihm keine Freude, als er nach einem Zeitraum von 11 Jahren Wien verhältnißmäßig so wenig verändert wiederfand. „Es war immer dasselbe lebhafte Treiben, dieselbe Genußsucht und Gleichgültigkeit für Dinge, welche sich nicht innerhalb eines gewissen, eng gezogenen

Kreisen zutrugen. Dennoch konnte es einem schärfer beobachtenden Auge nicht entgehen, daß diese behagliche Ruhe nur oberflächlich war und sich in beinahe unscheinbaren Symptomen immer mehr eine tiefer gehende Misstimmung zeigte, welche sich von den höchsten Cirkeln bis auf die untern Volksschichten erstreckte. In der That war auch eine zwölfjährige Regierung wie die des Kaisers Ferdinand nur in Oesterreich möglich; es bewegte sich eben die Maschine in herkömmlicher Weise fort, bis ein Impuls von außen sie zum Stillstand brachte." Doch sind auch dies bis 1848 fast die einzigen eingehendern Bemerkungen über die Schlußperiode der Metternich'schen Politik. Das folgende Kapitel schildert uns die österreichischen Revolutionsjahre theils aus eigener Anschauung, theils aus historischer Perspective, in welcher sich allerdings die Parteianschauungen des Verfassers nicht verleugnen. Besonderer Aufmerksamkeit werth erscheint jedoch in diesem Abschnitte ein Brief Metternich's aus England (1849) an den Verfasser, welcher sich über die damaligen Zustände, namentlich Badens, ausspricht. Bekanntlich trat nun von 1851—56 Hr. von Andlaw an die Spitze der badischen Gesandtschaft in Wien. Wir würden jedoch diese Anzeige des Buchs ungebührlich verlängern, wenn wir auch hier mit Auszügen seine an sich unzweifelhafte Anschauung von der Weltlage und dem herrschenden Geiste der Zeit zu belegen versuchten. Ueberhaupt treten gegen das Ende der Aufzeichnungen hin, welche sich bis 1861 erstrecken, die allgemeinen Betrachtungen hinter die persönlichen Begegnungen bedeutend in den Hintergrund. Immerhin ist es aber anzuerkennen, daß der Verfasser, wenn auch seine strengkatholische und conservative Anschauung nirgends verleugnend, doch ebenfalls nirgends in eine widrige und declamatorische Anfeindung der siegenden Zeitrichtung verfällt. Man nimmt aus dem Buche den Eindruck eines selbstbewußten, abgeschlossenen, der Gegenwart nicht eben günstigen, doch keineswegs zelotischen oder absichtlich das Gute der neuen Weltströmungen verkennenden Charakters mit hinweg; nirgends verleugnet sich namentlich die feine Bildung, mit welcher der Beobachter an das Leben herantrat; nirgends vermißt man sogar die weitumfassenden Anschauungen, welche ihm ein vielbewegtes Leben gegeben und welche vielleicht dem Staatsmanne eines kleinen Staats, der die Strömung der Politik nicht bedingt, sondern in ihren Wogen nur den klügsten Weg zu suchen hat, mitunter selbst nothwendiger sein mag, als dem mit bestimmten Traditionen und genügenden Machtmitteln handelnden Vertreter einer bedingenden Großmacht.

Aurelio Buddeus.

Skizzen aus Detmold.

Aus vergangenen Tagen. Gesammelte Blätter von Karl Ziegler. Lemgo. 1862. 8.

Unscheinbare Bücher, klein an Umfang und vielleicht noch dazu dürftig ausgestattet, werden meist von der Kritik nicht beachtet, gerade so wie auch Menschen von unscheinbarem Wesen und unscheinbarer Kleidung im Leben auch wenig beachtet zu werden pflegen. Das ist einmal Welt! Und doch trifft man gerade unter unscheinbaren Menschen oft auf solche von ganz besonderer Originalität und Tiefe, und in unscheinbaren Schriften stößt man oft auf eine interessante Mittheilung, eine neue Entdeckung, die auch in weitern Kreisen bekannt zu werden verdienen.

Machen wir also jenen verkehrten, häufig, aber immer vergebens getadelten Weltbrauch nicht mit, sondern greifen wir unverzagt nach vorliegender kleinen, ziemlich dürftig ausgestatteten und gedruckten Schrift von Karl Ziegler. Sie enthält einige Genrebilder aus dem Leben im Detmoldschen, zwei Mittheilungen über den Dichter Friedrich Begemann und den Schriftsteller Theodor Althaus (dieser als Sohn eines Generalsuperintenden in Detmold selbst, ersterer zu Biemsen, einem Dorfe im Lippeschen geboren) und eine Partie „Grillen", welche letztern im Kopfe des Verfassers, mithin gleichfalls in Detmold geboren sind.

Unter diesen Skizzen erweckte uns diejenige, welche den bereits erwähnten, am 2. Februar 1829 verstorbenen Dichter Begemann betrifft, ein sehr beträchtliches Interesse; denn Begemann gehörte, wie aus allem hervorzugehen scheint, zu den vielen Talenten, welche der in Deutschland wie eine Pest grassirenden Genialitätssucht, der Selbstverblendung und Selbstüberschätzung und einem hohlen Idealbegriff von der Würde und Aufgabe eines Dichters zum Opfer gefallen sind. Insofern ist sein verfehlter Lebenslauf auch von einem allgemeinen Interesse und kann denjenigen zur Warnung dienen, welche auf denselben Wegen wandeln und noch fähig sind, sich warnen zu lassen. Man möchte fast wehe über diejenigen rufen, welche zuerst in Deutschland das Wort „Genie" als ein Modewort der Zeit in Umlauf setzten, obschon doch bereits Lessing, der klarste und verständigste unter allen unsern Autoren früherer und älterer Zeit, ganz offen erklärte (in Worten, deren Sinn wir hier nur angeben), daß es ihm ebenso lieb sein würde, eine Ohrfeige zu erhalten, als ein Genie genannt zu werden. Die Leser wissen, daß wir es keineswegs mit denjenigen halten, welche das Dichten in unserer Zeit überhaupt verbieten und ausrotten möchten, was ja mit der Ausrottung des deutschen Gemüths und der deutschen Phantasie, die doch auch ihre Befriedigung haben wollen, gleichbedeutend sein würde; wenn aber in weitern Kreisen sich so viel Gleichgültigkeit gegen die Dichter der Gegenwart und ihre Erzeugnisse, ja selbst Geringschätzung derselben wahrnehmen läßt, so haben dazu die vielen, namentlich jüngern Dichter selbst beigetragen, welche den Beruf des Dichters ausschließlich im bloßen Versemachen erblickten und von der Welt verlangten, ihrer paar Verse wegen als absonderliche Wesen angestaunt und selbst in ihren capriciösesten Lebensgewohnheiten, womit sie ihren Umgebungen lästig fielen, respectirt oder tolerirt zu werden. Zwar dürfen wir gerade Begemann eigentliche Arroganz nach außen hin nicht vorwerfen, aber in sich trug er sicherlich eine hohe Meinung von seinem Dichtergenie und diese, die ihn von jedem andern Berufe und jedem andern einträglichern Zweige schriftstellerischer Thätigkeit fernhielt, war die Ursache seiner vielfachen Leiden und Entbehrungen, die wieder zu seinem frühen Tode ohne Zweifel mitwirkten.

Begemann gab im Jahre 1828 seine Gedichte, soweit sie ihm zur Veröffentlichung geeignet schienen, nebst den fünf ersten Gesängen des ersten Buchs eines poetischen Märchens: „Der gesegnete Vaterfluch", bei Bran in Jena unter dem Titel „Blumen von der Saale" heraus, und sie fanden, wie Karl Ziegler versichert, in manchen Kreisen, namentlich in der damaligen Studentenwelt in Jena, Halle, Leipzig, Erlangen, Würzburg und Heidelberg vielen Beifall. Auch angesehene Dichter, selbst Tieck und Fouqué ermunterten ihn; letzterer begrüßte ihn freundschaftlich durch ein vom 29. Juni 1828 datirtes Gedicht in der „Eleganten Zeitung", und Tieck ließ in einen an den Dichter gerichteten Brief vom October 1828 die Worte einfließen: „Wenn Sie mich näher kennten, so brauchte ich Ihnen nicht zu sagen, daß ich nicht schmeichle, indem ich Ihnen gestehe, daß ich allenthalben das Dichtertalent zu erkennen glaube." Sogar Goethe, wie Karl Ziegler aus „sicherer Quelle" gehört zu haben versichert, soll sich „sehr lobend" über Begemann's Dichtungen geäußert haben. Das Erwähnenswertheste aber ist, daß die jenaer philosophische Facultät auf Vermittelung des damaligen Prorectors Luden sich veranlaßt sah, ihm aus freien Stücken das Doctordiplom einzuhändigen, doch wol ein Beweis, daß damals die Poesie in den wissenschaftlichen Kreisen im höhern Ansehen stand als heutzutage. Aus diesen Zeichen von Anerkennung läßt sich mit größerer Gewißheit als aus den wenigen von Ziegler angeführten Proben schließen, daß Begemann in der That eine nicht unbeträchtliche poetische Begabung gehabt haben müsse, und man wird ihm jene ihm zu Theil gewordenen Anerkennungen um so lieber gönnen, da sie nur dazu dienten, seine letztern düstern Lebenstage mit einem tröstenden Schimmer zu umgeben. Jene poetischen Hallucinationen und Selbsttäuschungen, welche das Unglück seines Lebens wurden, fallen schon in

die Zeit vor der Herausgabe seiner Gedichte und der Beifallsbezeigungen, die er ihnen verdankte.

Friedrich Begemann war, wie schon bemerkt, in dem lippeschen Dorfe Biemsen und zwar am 27. September 1803 geboren. Sein Vater war Pachter eines Bauernhofs und gehörte auch dem Grade seiner Bildung und Lebensgewohnheit nach eigentlich dem Bauernstande an. Demgemäß wuchs Friedrich auch wie ein Bauernkind auf, indem er die Pferde hinterm Pfluge hertrieb oder die Kühe hütete; aber schon früh zeigten sich in dem bis zum zehnten Jahre etwas kränklichen Knaben Keime einer poetischen Natur. Der Verfasser bemerkt hierbei: „Wundere man sich übrigens nicht, daß aus solchen Umständen, wie sie Begemann in seiner frühsten Jugend umgaben, ein poetischer Kopf hervorgehen konnte. Es lebt im lippeschen Landvolk, wie überhaupt im ganzen Volk der Westfalen sehr viel poetischer Sinn, es fließt in ihm noch das echte Blut der Germanen, die von den Teutonen an, immer gern zu dem Fernen, Schönen hingezogen wurden und ihre sehnsüchtigen Blicke zu den Alpen und dem Rhein hinüberwarfen: ein Zeichen davon sind noch die vielfältigen Auswanderungen, und dann ist dasselbe ja auch durch den trefflich ausgebildeten Volksunterricht zu einer lobenswerthen Cultur herangereift. Geht man des Sommers aufs Land, so begegnet man nicht selten einem hübschen Bauernknaben, oder einem hübschen Bauernmädchen am Wege, die Bibel oder ein anderes Buch auf ihren Knien, und da sieht man in so kleine aufgeklärte Gesichter, daß man bald inne wird, hier gehen die Ideen weiter als auf das alltägliche Leben. Aufgeklärt ist wenigstens der lippesche Volkssinn jedenfalls; er hat selbst was Raffinirtes, er hat nämlich bei aller Erregung, bei aller Geneigtheit, sich leicht in Feuer setzen und sich arglos und gutmüthig fortreißen zu lassen, doch sehr viel Tiefsinniges, was gar häufig in etwas Zurückhaltendes, Argwöhnisches und in ein spottsüchtiges Bewitzeln ausschlägt."

Bei aller Aufgeklärtheit ist aber das Volksgemüth doch überall noch von dem Glauben an Märchen und fabelhafte Sagen angefüllt, und aus dieser Mischung von moderner Verstandesaufklärung und modernem Raffinement einerseits und der in Deutschland erblichen Lust an geheimnißvollen, lieblichen oder schauerigen Märchen, Sagen und Phantasieschöpfungen ist auch die romantische Schule erwachsen, die daher, was auch ihre Widersacher sonst gegen sie vorbringen mögen, mehr als manche andere Richtung den Vorzug für sich in Anspruch nehmen kann, echt nationalen Ursprungs und zugleich Zeitgewächs gewesen zu sein.

Der Pastor des Kirchspiels nahm an dem vierzehnjährigen Knaben, der den Confirmationsunterricht bei ihm genoß, den hellen, aufgeweckten und zugleich doch tiefsinnigen Geist sehr bald gewahr, machte, selbst poetisirender Dilettant, den Knaben mit den Schöpfungen deutscher Dichter bekannt und bewirkte es, daß Begemann, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten, auf das Gymnasium zu Detmold kam, wo er das Glück oder Unglück hatte, wieder einem Lehrer in die Hände zu fallen, der durch das Stellen poetischer Aufgaben seinem Hang zum Dichten wesentlich Vorschub leistete. Der Verfasser erzählt: „Begemann war in den letzten Schuljahren so poetisch gestimmt, daß er schon mehrere Dramen verfertigte und sich für das Höchste berufen hielt, wozu übrigens auch das Beispiel des genialen Grabbe beitragen mochte, der zur Zeit, als jener ankam, mit ihm noch auf der Schule zusammen war und ihm später von Berlin her, wo derselbe seit Ostern 1822 studirte, mehrere Briefe schrieb.... Im Herbste 1822 war die Zeit da, wo er zur Universität abgehen sollte. Aber woher die nöthigen Mittel nehmen? Der Pastor Pustkuchen-Glanzow (Verfasser der «Falschen Wanderjahre»), der dazumal unweit Detmold in einem einsamen Dörfchen wohnte und in ländlicher Abgeschiedenheit über die Goethe'schen Dichtungen nachdachte, die Welt indeß ungeachtet seines pietistischen Sehnens nach gottseligem Frieden nicht vergessen konnte, in der Weise, daß er sich und seinen Wohnort für den Centralpunkt des damaligen literarischen Lebens hielt, hatte Begemann, der ihn bisweilen besuchte und ihm seine Gedichte mittheilte, erzählt, daß er sich auf Universitäten mit literarischen Arbeiten durchgeschlagen. Also glaubte auch unser Freund anfangs, auf ähnliche Weise seine Subsistenz verdienen zu können. Allein dieser Glaube war ihm bald in der Ueberzeugung genommen, daß die Poesie auch ihre getreuesten Priester selten vor dem Hunger retten kann."

Wir können es uns nicht versagen, hier eine Episode mitzutheilen, die uns Grabbe wieder in einer jener Situationen zeigt, welche er durch seine Wunderlichkeit sich und andern zu bereiten pflegte. In Halle, wo Begemann nun dem Studium der Theologie oblag, erfaßte diesen eine so große Sehnsucht nach seinem Landsmann Grabbe, daß er die Weihnachtsferien des Jahres 1822 dazu benutzte, nach Berlin zu reisen, wahrscheinlich auch in der Hoffnung, von den literarischen Verbindungen, in welche Grabbe inzwischen eingetreten war, auch für sich Nutzen zu ziehen. Für Illusionen dieser Art sind eben junge Poeten meist sehr empfänglich. Sein erster Gang war zu Grabbe, der aber gerade in sehr verdrießlicher Laune war und Begemann's herzlichen Gruß in barocker, echt Grabbe'scher Weise erwiderte. Karl Ziegler erzählt: „Grabbe empfing ihn mit den Worten: «O Gott, o Gott, Begemann!» und eröffnete ihm sofort, er könne ihn nicht behalten, er müsse ihn bitten, ihn zu verlassen, indem er eben im Begriff stehe, sich in eine Gesellschaft zu begeben und diesen Besuch nicht aussetzen dürfe. «Sieh, es geht nicht, Begemann, ich wollte dich wol behalten, aber ich kann es nicht, du mußt dich nach einem andern Unterkommen umsehen. Nä, nä, es geht nicht, glaub's nur.» Begemann wurde darüber natürlich im höchsten Grade verlegen, er wußte nicht, was er sagen sollte; einen solchen Empfang hatte er nicht erwartet. Dazu kam, daß er sich darauf verlassen, bei Grabbe ein Unterkommen zu finden und deshalb mit seinem wenigen Gelde gereist war, das kaum mehr ausreichte, die Rückreise zu machen, am wenigsten aber hier in Berlin ein Wirthshaus zu beziehen. Er sah verschämt vor sich nieder und es mochten ihm die Thränen nahe sein. — «Ja aber», begann er kleinlaut. — «Hast du kein Geld!» erwiderte Grabbe, «da kann ich dir nicht helfen, ich habe selbst nichts. Ich habe weiter nichts, als hier den silbernen Löffel.» Dabei griff er nach einem solchen und legte ihn Begemann in die Hand. «Da, nimm ihn, du kannst ihn verkaufen, und dann, dein Unterkommen, du kannst ja zu einem von deinen Landsleuten gehen und bei ihm schlafen, hier, willst du eine Decke, damit kannst du dich zudecken, da nimm sie» und hierbei legte er Begemann eine alte wollene Decke, die er auf seinem Bette liegen hatte, unter den Arm. «Nun aber müssen wir gehen, nä sieh, es geht nicht», er machte ein verdrießliches Gesicht und schritt voran aus der Thür. Begemann folgte, beinahe weinend, und als er vor dem Hause allein gelassen war, irrte er mit seiner Decke und seinem Löffel in dem großen Berlin umher, um einen seiner Landsleute zu treffen, deren Wohnungen er übrigens nicht wußte. Es war fast Nacht geworden und er fror sehr in seinem kurzen knappen Röckchen, und Gott weiß, wie es hätte werden sollen, wenn nicht zufällig einer seiner Landsleute ihm begegnet wäre, der ihn mit nach Hause nahm und bei sich behielt, bis er wieder nach Halle zurückreiste."

Freilich läßt sich auch manches für Grabbe's Benehmen zur Entschuldigung anführen; denn was sollte Grabbe, der ohnehin vielleicht bereits an manchem dilettirenden, sich ihm aufdrängenden Poeten schlimme Erfahrungen gemacht hatte, mit dem plötzlich, ohne vorhergegangene Anfrage und Anzeige erscheinenden halleschen Studenten eigentlich anfangen? Hatte er doch genug mit sich selbst zu thun.

Wegen Betheiligung an den burschenschaftlichen Verbindungen erhielt Begemann zu Ostern mit 121 andern Studenten das consilium abeundi und mußte Halle verlassen. Seine Gönner zogen nun ihre Hand von ihm zurück. Er selbst suchte fürs erste in seiner Heimat ein Asyl, offenbarte aber jetzt schon eine allgemeine tiefe Verstimmung und ein sonderbar leidendes Wesen.

Dann ging er auf gut Glück nach Marburg, wo er, wie es heißt namentlich durch Florencourt dazu verleitet, sich abermals mit „burschenschaftlichen Treibereien" abgab und damit viel schöne Zeit verthat. Dann ging er nach Erlangen, wo er durch sein poetisches Talent und durch seine außerordentliche Gabe, Geschichten zu erzählen und zu erfinden, bald der Mittelpunkt eines ihn bewundernden Studentenkreises wurde. Dabei aber gerieth er so in Schulden, daß er kein Logis in der Stadt mehr erhalten konnte und mitten im Winter ein Gartenhaus bewohnte, in dem kein Ofen angebracht war, sodaß er bei Tage im Bett, auf das der Wind durch die Ritzen der Fenster häufig den Schnee jagte, liegen und darin studiren und schreiben mußte.

Begemann's Triennium war abgeflossen; er hatte viel in Poesie und Burschenschaft, aber wenig in der Theologie gethan, und er kam nun auf den Einfall, Docent der Geschichte zu werden, weshalb er sich nach Jena begab und hier mehrere Professoren besuchte und zwar in höchst vernachlässigter Kleidung, ohne Weste, ohne ein Tuch um seinen Hals und in einem sehr abgetragenen Oberrock. Doch wurde er auch hier wegen seines hinreißenden Erzählertalents sehr bald der belebende Mittelpunkt eines Kreises von Studirenden. Der Verfasser vorliegender Schrift bemerkt: „Ich studirte damals auch in Jena, wo wir häufig zusammen Excursionen nach der Kunitzburg machten und uns um Begemann herumlagerten, der auf einer Anhöhe saß und von dem deutschen Michel erzählte mit dem ihm eigenen sonderbaren Lächeln und den kleingemachten Augen. Zu unsern Füßen lag das schöne Thal, durch welches sich die Saale wie ein silbernes Band hindurchschlingt. Ich gedenke gern dieser Zeit, doch auch stellenweise mit Rührung. Denn wo sind alle diese Leute geblieben! Zwei sind gefallen im polnischen Freiheitskampfe vor Warschau, ein Paar, in das Attentat von Frankfurt (1833) verwickelt, hat sich nach Amerika zurückgezogen und die Uebrigen — das weiß ich nicht."

Aber der deutsche Philister, der Stubenvermiether, der Speisewirth, die Wäscherin, der Schneider u. s. w. geben keinen Credit auf schöne Märchen und rührende Gedichte. Begemann, bereits körperlich leidend, versank immer mehr in Jammer und Noth und Misstimmung. „Es kam bald dahin", erzählt Karl Ziegler, „daß ihm aller Credit aufgekündigt wurde und er weder Tisch noch Wohnung erhalten konnte; ach! ich habe es einst gesehen, wie die Speisewirthin dem Kellner, der ihm das Essen gebracht, die Weisung gab, dieses letztere wieder wegzunehmen. Der gute Begemann war tief betrübt, wußte sich aber nicht zu helfen und seine Freunde mußten sich ins Mittel schlagen, worauf er denn, sozusagen, von deren Güte lebte, indem ein Student ihn mitleidig zu sich auf die Stube nahm, mehrere andere ihm einen Freitisch ausmachten und dieser und jener ihm das Bier ponirte, welches er zu trinken beliebte. Dafür mußte er erzählen und unterhalten; es hatte was überaus Rührendes. Seine Kleidung war abgetragen, und es geschah nicht selten, daß er zu Hause bleiben mußte, wenn sein einziges Beinkleid einen unglücklichen Riß bekommen hatte. Als er einmal einen neuen Anzug aus seiner Heimat erhalten hatte, wurde er fast verschämt und roth, wenn jemand zu ihm sagte: Ei, wie hübsch in dem neuen Rocke!"

Suffisante und spottsüchtige Gelbschnäbel und junge Bürschlein machten sich ein Vergnügen daraus, den alten Studenten zu necken und aufzuziehen, und so verlor er sein Gleichgewicht immer mehr; er warf sich bald auf diese, bald auf jene Arbeit, ohne jedoch bei irgendeiner consequent ausdauern zu können; seine Studien nahmen immer mehr etwas „Flirrenhaftes" an. Die schon erwähnten Auszeichnungen, welche ihm seine Gedichte eintrugen, waren der letzte Lichtblick, der in sein verdüstertes Leben fiel; aber seinen Hunger konnten sie nicht stillen, seinen Leib nicht wärmen, seine Krankheit in ihrem Fortschreiten nicht hemmen. Ostern 1828 begab er sich nach München, wo er ein Journal zu gründen gedachte; aber daselbst angekommen, that er gar nichts, um seinen Zweck zu erreichen. Eine heftige Erkältung, die er sich auf der Reise zugezogen, hatte sich auf seine bereits leidende Brust geworfen, und bald zeigten sich die Symptome der Schwindsucht offenbar. Begemann, der nun selbst fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, benutzte die letzten Kräfte, die ihm noch geblieben waren, zur Reise in die Heimat. Im Spätherbst 1828 kehrte er abgemattet in das Lippesche zurück, und bereits am 2. Februar 1829 verließ seine vielgeprüfte Seele ihre irdische Hülle. Kurz vor seinem Tode schrieb er einige von Ziegler mitgetheilte Strophen, in denen er beklagt, daß er verderben müsse „ohne Hoffnung, Lieb' und Glaube", daß er, „durch Sumpf und Wüste irrend", einem frühen Grabe zum Raube werde.

Begemann's Leben hat sicherlich etwas Rührendes, und wenn es auch im ganzen als ein verfehltes und zweckloses angesehen werden muß, so darf man doch nicht vergessen, daß die Dichtermanie, von der er besessen war, in der Bildungsatmosphäre der Zeit selbst lag. Capacitäten dieser Art entbehren meist der Klarheit und der nöthigen Energie; das Wollen, und zwar ein unbestimmtes, überwiegt bei ihnen meist das Können, das Talent der Reproduction den Charakter, welcher jenem erst den rechten Halt ertheilt. Gerade in Deutschland ist aber dieser Mangel an Energie und Charakter bei poetischen Talenten am wenigsten zu verwundern; die selbstgefällige und dissolute Gemüthsduselei wenigstens, der sich wol die meisten Studirenden während ihrer Universitätszeit hingeben, scheint nicht sehr geeignet zu sein, thatkräftige und zugleich männlich besonnene Charaktere hervorzubringen. Jedenfalls gehörte Begemann nicht zu denen, welche, außer nach Dichterruhm, auch nach einer glänzenden äußern Stellung trachten und denen dazu jedes Mittel recht ist; er gehörte zu den vollkommen uneigennützigen Charakteren, welche im Dienste der Muse sich jeder Entbehrung und selbst Demüthigung unterziehen. Die Güter dieser Welt kümmerten ihn nicht. Ob er, wenn man ihn zu rechter Zeit über diese Entbehrungen und Nothstände hinweggehoben und dadurch sein Leben um eine Anzahl von Jahren verlängert hätte, zu einer größern Ausbildung und Vertiefung seines Talents gelangt sein würde, bleibe dahingestellt. An wohlfeilem Lob pflegt es ja unter Umständen in Deutschland nicht zu fehlen, aber mehr als dieses darf die Unterstützung eines Talents nicht kosten. Karl Ziegler scheint der Ansicht zu sein, daß es Begemann nur an äußerer Unterstützung gefehlt habe; er bemerkt: „Wenn wir auch nicht allen Ansprüchen das Wort reden wollen, welche literische Leute an die Welt zu machen pflegen, und zugeben müssen, daß sich mancher trotz der größten Widerwärtigkeiten Bahn gebrochen hat, während aus einem andern, dem die größte äußere Beförderung zu Theil ward, weil er viel versprach, nichts geworden ist, so sind wir doch nicht der Meinung, daß die Energie des Geistes oder das Genie durch alle äußere Noth hindurchhilft, oder daß, wie Herder will, die Noth die zehnte Muse ist, glauben vielmehr, daß es mit vielen Schöngeistern, mit denen es schief ging, ganz anders geworden wäre, wenn man zur rechten Zeit in ihr Leben hülfreich und ordnend eingegriffen und sie aus drückenden beengenden Verhältnissen an freie gesunde Luft gesetzt hätte, wo sie aufathmen konnten, und sollte man darum doch wenigstens immer gegen strebende Köpfe eine freundliche und versöhnende Gesinnung bewahren."

Auf dasselbe Thema kommt der Verfasser auch in seinen „Grillen" zurück, wo es unter anderm heißt: „Der Mensch thut in der Regel nur etwas aus Eigennutz. Selbst gegen die Dichter und Schriftsteller handelt man so. Man läßt die Thränen auf das Romanblatt fallen, was sie geschrieben haben, aber zu Aufopferungen sich zu entschließen, dazu fühlt man sich wenig veranlaßt, wenn jene nämlich ihren eigenen Betrachtungen nachgehen; sie sind ziemlich isolirt im Leben. Freilich wenn einer untergegangen, verdorben oder verkommen, wenn er in die Welt gelaufen ist oder sich die Kugel vor den Kopf geschossen hat, dann hat man noch wol Theilnahme. Nach dem Tode ist Deutschland gegen seine verunglückten Dichter allerdings immer sehr mitleidig gewesen, nach dem Tode hat es immer seine großen Geister anerkannt. Aber warum? Weil man sich selbst be-

wundert, den Verstorbenen entdeckt zu haben und dessen Persönlichkeit nun nicht mehr schroff gegenübersieht." Der Verfasser fordert zur Nachsicht gegen den Dichter auf, denn dieser sei doch einmal ein anderer Mensch als der gewöhnliche Philister: „Ja er ist verdrießlich, mislaunig, bald ausgelassen, bald finster, es ist schlecht umgehen mit ihm; aber seid ihr denn so selbstsüchtig, daß man euch beständig mit süßem Gesicht ansehen soll? Seid ihr so wenig dankbar für das, was er für euch leidet?"

Im ganzen haben wir den Verfasser aus diesem Büchlein mehr lieben lernen als aus seinem bekannten Buche über Grabbe, in dem er es freilich mit einem höchst wunderlichen Individuum und der egoistischen, kalten, unweiblichen, ja unmenschlichen Lebensgefährtin des Bejammernswerthen zu thun hatte. In vorliegender Schrift offenbart der Verfasser einen zarten Sinn für höhere Humanität; er kennt die schlimmen Impulse und Leidenschaften unserer Zeit, und weit davon entfernt, sich von der glänzenden Entwickelung aller materiellen Factoren hierüber täuschen zu lassen, schildert er die Gefahren, welche dieser Zustand in sich beherbergt, in der elften Grille mit eindringlicher Schärfe. Man könne nicht sagen, meint er, daß man auf sehr viel Moralität stoße; man spreche zwar viel von Humanität, aber selbst unter dieser sei der Egoismus verborgen; ein jeder denke an sich und suche den andern mit dem Elnbogen wegzustoßen; alles wolle allein wissen und recht haben und könne keinen Widerspruch vertragen; es gebe eine völlige Umwälzung der socialen Fragen u. s. w. „Selbst die Zeit", bemerkt er, „geht nicht schnell genug, man will die Zukunft genießen und Weltepochen alle Augenblicke hervortreten lassen. Immer wieder darauf los! rasch, rasch, nicht still gestanden, das ist der Ruf, immer vorwärts in wilder Eile. Und sollte nun eine solche Ungeduld fähig sein, einen dauernden Grund zu legen, worauf kommende Geschlechter fortarbeiten könnten?"

Unsere Optimisten und namentlich die modernen Nationalökonomen, welche die moralischen Factoren ganz außer dem Spiele zu lassen pflegen, denken hierüber freilich ganz anders; aber sie vergessen, daß zur Zeit des kaiserlichen Rom Luxus, Reichthum, Genußleben und, im Verhältniß zu der Summe der damals vorhandenen Mittel und Erfindungen, Commercium, Industrie, Schiffahrt, Land- und Wegebau u. s. w. im gleichen und zum Theil noch höhern Grade entwickelt waren als heutzutage, und daß das römische Reich gerade unter der Last dieser glänzenden Entwickelung aller materiellen Factoren zusammenbrechen mußte. **H. M.**

Zur Romanliteratur.

1. **Kunst und Handwerk.** Ein Roman vom Verfasser der „Abenteuer eines Emporkömmlings". Drei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1861. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. **Amtmann von Koffel und seine Familie.** Roman von P. J. Wilcken. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1862. 8. 3 Thlr.

In „Kunst und Handwerk" (Nr. 1) liegt uns die Arbeit eines ungenannten Autors vor, der uns schon einmal durch seine Geschichte eines Emporkömmlings einen lebhaften Wunsch nach seiner nähern Bekanntschaft eingeflößt hat. Es kommt nämlich nicht oft vor, daß ein gründlicher und gelehrter Musiker zugleich ein tiefer Geschichtskenner und ein achtbarer Politiker sei. In dem „Emporkömmling" bethätigte sich der Autor in der zuletzt erwähnten Beziehung, der Grundton der romantischen Darstellung war eine scharfe Kritik der deutschen Fürstenpolitik, das Gewicht fiel wesentlich auf die politischen Verhältnisse Deutschlands, die er tief eingehend beleuchtete und denen das musikalische Interesse zwar zur Seite ging, aber sich ihm doch unterordnete. Hier dagegen nimmt es entschieden den Vordergrund ein, und es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser hierbei so viel Wissen und Kenntniß mit so vielem Urtheil vereinigt, daß wir in dieser Hinsicht eine seltene und hervorragende Arbeit vor uns haben. Die feinen Grenzlinien, welche in den Zielpunkten der Musik das Handwerk von der Kunst trennen, bilden das Thema des Autors; er zeichnet diese Linien mit feiner und fester Hand und malt mit großem Geschick ein romantisches Gemälde von großem und dauerndem Interesse um sie her. In jeder Richtung der musikalischen Bestrebungen läßt er uns erblicken, wo die Kunst aufhört und das Handwerk beginnt, wohin beide Richtungen endlich führen und in welche Abwege sie verlaufen. Dabei adelt er die Kunst durch das Glück innerer Befriedigung, seelischen Genusses und züchtigt die falsche Richtung durch inneres Unbehagen und äußeres Verderben; ja er straft endlich auch das Schwanken zwischen beiden, die Verführungen, welche das Handwerk durch materiellen Gewinn ausübt, mit Selbstvernichtung und äußerm Untergang. Alles dies ist würdig und schön vorgetragen, wir können uns dessen nur freuen; denn Uebertreibung, Schroffheit und Gemeines blieben dem Verfasser durchweg fern, während Schöngedachtes und Sinnigausgedrücktes, Charakter- und Geistvolles uns im reichen Maße begegnet, wie denn der Verfasser überhaupt ein Meister des Stils ist und als ein Mann von mächtiger Reflexion sich bekundet.

Aus der zahlreichen Galerie männlicher und weiblicher Charaktere, die er uns vorführt, heben sich besonders zwei Charaktere hervor, junge deutsche Musiker, welche in Paris zusammentreffen: der eine eine sinnige, träumerische norddeutsche Natur; der andere, voll südlichen Feuers, von dem Leben unverkennbar ernst geprüft, erregbar, bitter, nervös; der eine sittlich ernsten Grundsätzen huldigend, der andere geistreich, klar, aber in seinen Handlungen vom Eindruck des Momentes bestimmt. An diesen beiden Charakteren entwickelt der Verfasser sein Thema. Albert Horst, der Klaviervirtuos, war aus Rußland, Ewalt, der Geiger, aus Wien in die Seinestadt gekommen; jener um zu leben und Geld zu machen, dieser um zu lernen und zu beobachten; denn die nächsten Kapitel schildern uns das pariser Musikleben in den treffendsten und anmuthigsten Zügen. Dann folgt die Lebensgeschichte Horst's, eines Mannes, der ursprünglich vom reinsten Eifer für die Kunst beseelt, allmählich durch die Wirbel des Lebensgenusses von seiner sittlichen Basis verdrängt, von den Verlockungen des Handwerks überwältigt, eben diese Kunst dem Genuß, welchen Ansehen und Reichthum gewähren, zum Opfer bringt, bei beständigem Gewissenskampf doch der Frivolität des gewinnbringenden Handwerks anheimfällt und in der wahren Kunstbegeisterung nur eine Thorheit erblickt. Diesen seinen Lehren aber widersteht Ewalt, der dann auch nach schwerem Kampfe dafür reichen Lohn empfängt, während Horst sittlich verfällt und untergeht. So viel von dem Grundgedanken dieser ernstgemeinten und wohl durchgeführten Arbeit.

Der Verfasser, der sich offenbar viel in den höhern Gesellschaftskreisen bewegt hat und ihre Sprache spricht, muß namentlich auch der diplomatischen Welt nahe gestanden haben, wie, abgesehen von seinem „Emporkömmling", auch hier wieder die Schilderung Fernonville's, des Gesandten, bezeugt, die zu den feinsten Intriguenstücken gehört, denen man begegnen kann. Ebenso kennt er Rußland und seine höhere Gesellschaft genau und gibt von dem Schloßleben in Südrußland eine fesselnde Schilderung und in seiner Fürstin Wassimow ein Bild echt russischer Sittenverderbniß. Das Hauptgewicht fällt indeß immer auf die verschiedenen und zahlreichen musikalischen Charaktere, die er uns vorführt zu Lehre und Warnung. In jenen Kreisen in Südrußland und in Petersburg legt Horst den Grund zu seinem Verderben. Lebensgenuß, Verschwendung, Liebeleien zerstören in ihm die geniale Kunstanlage; er sinkt mit seiner Kunst zum Handelsmann herab, und uns bleibt nur die Lehre daß man nicht zugleich Roué und kunstbegeistert sein kann. Während Horst diese Erfahrung an sich macht, gibt er uns eine Fülle von Reflexionen, die entweder von großer Welterfahrung und Durchschauung der Menschen in den höhern Lebenskreisen zeugen, oder doch durch einen eigenthümlich glücklichen Ausdruck überraschen. So heißt es S. 290: „Es gibt Leute, die nur dann mit dem Unglück Mitleid haben, wenn sie davon lesen."

und weiter: „Man darf die Menschen nie merken lassen, daß man sie braucht, und wenn man durchaus anderer Hülfe ansprechen muß, dann soll man sich niemals an die wenden, mit welchen man ein und dasselbe Geschäft treibt." Oder: „Die Leute verzeihen eher einen Angriff auf ihren Charakter, als auf ihren Geschmack." Wer sich dem Gemüthsleben hingeben will, darf von der Gesellschaft gar nichts erwarten.

> Ohne Umschweife
> Begreife,
> Was dich mit der Welt entzweit:
> Nicht will sie Gemüth, will Höflichkeit —

wie Goethe eben diesen Gedanken ausdrückt.

Eine Art von Compromiß zwischen der Kunst und dem Handwerk bietet sich in den Worten: „Die Mission des Musikers ist nicht blos eine künstlerische, sondern auch eine gesellschaftliche. Hat er seine Stellung begriffen, so wird er nichts unternehmen, was dieser Mission unwürdig ist, aber über das Wesen seiner Kunst selbst muß er zuvor klar geworden sein!" S. 347 heißt es: „Es gibt in Deutschland noch viele Leute, welche sich für unabhängig halten, wenn sie grob sind. Das liegt darin, daß es bei uns überhaupt keinen Gesellschaftston gibt, wie in Frankreich und England, wo jeder, gleichviel welchen Ranges und Standes er sei, sobald er in die Gesellschaft tritt, denselben allgemeinen Gesetzen der Convenienz unterworfen ist und wiederum seinerseits unter ihrem Schutze steht. Wir dagegen erleben täglich, daß den Hochstehenden keinerlei Verantwortung für die Verletzung der Gesetze des Anstandes trifft" u. s. w. „Da man nie sicher ist", heißt es weiterhin, „etwas Ordentliches hervorzubringen, wenn man sehr gut aufgelegt ist, so soll man sich gewöhnen, auch dann zu arbeiten, wenn die Lust dazu nicht da ist." Oder: „Das durch und durch subjective Schaffen in der Musik ist der innigen Annäherung zwischen den Individuen nicht günstig. Viele Componisten hören durchaus nichts anderes als ihre eigene Musik. Auber hat den «Don Juan» nur einmal ganz ausgehört und urtheilte dann: «Il y a du revenant dans cette musique.»" S. 401: „Nicht im Dilettantismus liegt die Gefahr, sondern in dem Werthe, den man ihm beilegt. Unter allen Dilettanten ist der Deutsche immer noch der bescheidenste und aufrichtig strebsamste." Schwere Vorwürfe häuft der Verfasser dagegen auf die Kunstkritik in den deutschen musikalischen Zeitschriften. „Da gibt es solche", sagt er, „die in den vordern Seiten herzbrechend classisch sich geberden und auf den hintern das fade, elende und ephemere Zeug anpreisen, die ihr Eigenthümer verlegt hat. Eine andere macht in Transscendenz, publicirt philosophische Leitartikel über den Glauben an die Musik mit allerhand neuhegelianischen Brocken und sagt nicht ein Wort darüber, ob das besprochene Werk gut oder schlecht sei. Eine dritte reitet auf papiernem Rosse als Kämpe für Reinheit und guten Geschmack in die Schranken, schlägt ein frommes Kreuz über die sündhafte Welt, eifert gegen vermessene Neuerer; dann aber macht sie einige zierliche Touren und senkt die Lanze gar anmuthig vor einer auf dem Balcon thronenden gut recommandirten Mittelmäßigkeit" u. s. w.

Doch nun genug der Proben von dem nicht gewöhnlichen Geist, der in diesem Buche vorwaltet und der uns zuweilen selbst etwas Goethe'sches erblicken läßt. Wie im ersten Bande Deutschland, Paris und Rußland in ihrem Musikleben den Gegenstand der Darstellung bildeten, so ist es im zweiten besonders England, das der Verfasser uns zeichnet. Hier heißt es denn: „Was selbst ein Pessimist, wie Horst, sich von dem musikalischen Handwerkerthum denken mochte, seine Vorstellung ward von dem, was die Wirklichkeit in London bietet, noch bei weitem übertroffen. Nirgends wie dort tritt jenes so schamlos, so alle Rücksicht beseitigend auf, nirgends läßt sich der Musiker so ganz und gar als bloßes Räderwerk in der Maschinerie des Geldmachens gebrauchen als hier." Es folgt dann eine Schilderung des Publikums in den berühmten Argylle-Rooms, an der der Leser sich selbst erquicken mag. Hier tritt denn auch ein achtbarer Virtuose, Harzheim, auf, der, obwol er ganz Engländer geworden ist, die deutsche Thorheit begeht, eine vornehme junge Lady, die ihn liebt, heirathen zu wollen, nachdem er ein treues Herz verlassen, und der dafür, trotz Reichthum und ehrenhafter Stellung, mit allgemeinem Hohngelächter bestraft wird und flieht.

So endet diese werthvolle Arbeit, welche bestimmt ist, das musikalische Leben in den vier Hauptsphären, in Deutschland, Rußland, Frankreich und England, in frischen lebendigen Bildern vorzuführen und die ideellen Grenzen zwischen Kunst und Handwerk in der Musik scharf und mit feiner Hand zu zeichnen und im Geiste des Lesers festzustellen; zwei Zielpunkte, die hiermit auf alle Weise wol erreicht sind.

Einer so ernst gemeinten und wohldurchgeführten Arbeit gegenüber zeigt sich der „Amtmann von Kossel", von P. J. Wilcken (Nr. 2), nur als ein Lückenbüßer, als eine unbedeutende Leistung, von der höchstens zu sagen ist, daß sie eine nicht gerade unangenehme Unterhaltung für eine müßige Stunde gewähren mag. Der geistige Stoff, der darin verarbeitet wird, fällt nicht ins Gewicht; die Kunst ist gering, das reflective Element schwach und gewöhnlich. Eine Null von Papa, eine adelstolze Mama, die sich schließlich als die Tochter eines Kutschers erkennen muß, ein Fräulein, das zwei junge Männer liebt, einen guten und einen schlechten, zwei Cavaliere, der eine Aristokrat, der andere ein ausgemachter Schurke, verschiedene Pastoren von sehr verschiedenem Kaliber, Pietisten und Rationalisten, endlich eine unentbehrliche Mag-Marillis in Gestalt einer wahnwitzigen Magd: alles dies sind so gewöhnliche Ingredienzien eines deutschen Romans, daß schon eine Dreistigkeit dazu gehört, dies für neu gelten lassen zu wollen. Diesem Stoffe ist auch der Stil ähnlich: er nährt sich von den allergewöhnlichsten Romanbrocken, die jeder auswendig weiß, und illustrirt Scenen, wie die, wo die adelstolze Frau Amtmännin auf einmal inne wird, daß sie mit einem Judenjungen getanzt hat und natürlich darüber in Ohnmacht fällt. Bedeutenderes geschieht nämlich in diesen ganzen zwei Bänden nicht. Jener vorwaltenden oberflächlichen Charakteristik entziehen sich selbst die Geistlichen nicht, die wir hier kennen lernen, obwol sie allerdings noch so ziemlich das Beste sagen, was in diesem Buche steht, abgesehen von dem, was über die Dichter, welche nach dem Reimlexikon dichten, gesagt wird. Höher als bis zu folgendem Satz erhebt sich die Reflexion des Verfassers nicht: „Welch eine Himmelsgabe ist doch die Geduld! Sie bricht jedem Leid und jedem Schmerz die Spitze ab, sie ist die Mutter der Hoffnung und des Vertrauens, sie verleiht den schwersten Stunden noch den Muth des Ertragens. Sie ist es, welche den Grund legt zu Reichthum und irdischer Glückseligkeit; denn der Lumpensammler (!) fügt geduldig einen Fetzen zu dem andern jahrein jahraus, bis sie zu Haufen werden und die Haufen zu Ballen und diese zu Geld, mit dem er Häuser baut. O, es ist etwas Großes um die Geduld! Sie gibt dem, der sie übt, immer wieder die Herrschaft, geistige wie materielle, über seine Umgebung, sie ist die rechte Kunst der Regierung" u. s. w. Wir haben diese Stelle, als eine der besten im Buche, mit der Absicht hervorgehoben, um dem Verfasser nach aller Möglichkeit gerecht zu werden. Damit muß er zufrieden sein! 4.

Die Sklavenfrage und die nordamerikanische Politik.

Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika von Friedrich Kapp. Hamburg, O. Meißner. 1861. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Titel dieses Buchs ist nicht ganz richtig, denn von den Sklaven, von den Schwarzen erfahren wir in demselben soviel als gar nichts; es enthält vielmehr lediglich eine geschichtliche Darstellung der Wirkungen, des Einflusses, welche das Bestehen von Sklavenstaaten auf die Politik und auf die Culturentwickelung der Vereinigten Staaten von Nordamerika von der Zeit ihrer Unabhängigkeit an bis auf die Gegenwart ausgeübt hat

und noch ausübt. Insofern könnte das Buch mit mehr Recht eine Geschichte der demokratischen (Sklavenhalter-)Partei oder, da diese so lange Zeit die herrschende war, eine Geschichte der Politik der Vereinigten Staaten von Nordamerika heißen. Freilich wäre es als solches einseitig und unvollständig, da es neben den Interessen, welche auf dem Besitze und der Benutzung von Sklaven beruhten, andern Motiven zum Thun und Handeln nur sehr wenig Beachtung angedeihen läßt. So vermissen wir auch sehr ungern, daß der Verfasser das Verhalten des deutschen Elements zur Sklavenfrage so äußerst wenig berücksichtigt und finden dies um so auffallender, als er nicht allein selbst ein Deutscher, sondern sein Buch doch auch vorzugsweise für Deutschland geschrieben ist. Selbst mit Notizen, wie z. B. daß die Deutschen in Pennsylvanien schon im Jahre 1688 gegenüber den Quäkern es für unsittlich erklärt hätten, Sklaven zu halten und in einer Petition auf unbedingte Abschaffung der Sklaverei angetragen hätten, beschenkt er uns nur sehr spärlich.

Mag man übrigens an dem Buche noch so viel auszusetzen haben, und mögen einige Längen und Wiederholungen den Totaleindruck im ganzen auch etwas schwächen, das muß doch jeder zugestehen, daß die Hauptaufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat, befriedigend von ihm gelöst worden, nämlich: nicht daß die Sklaverei an sich etwas Unsittliches und Verwerfliches sei (darüber werden in Deutschland wol ohnehin alle Urtheile übereinstimmen), sondern daß die auf dem Institute der Sklaverei basirte Politik sich als eine ebenso unsittliche als unhaltbare erwiesen hat, welche den Geist des ganzen Volks vergiftete und den Staat an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Es mag gar manchem, der in der Verfassung und Verwaltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika das so schwierige Problem der politischen Freiheit und Gleichheit gelöst zu sehen glaubte, seltsam vorkommen, wie ein in Amerika lebender Deutscher schon vor länger als einem Jahre zu behaupten sich getrauen mochte, „daß vom Jahre 1789 an bis auf die jüngste Gegenwart Europa politisch ebenso fortgeschritten als die Union zurückgegangen sei“; aber der Verfasser bleibt uns die Nachweise nicht schuldig. Ganz abgesehen davon, daß, was den Süden betrifft, von einem Fortschritt gewiß nicht gesprochen werden kann, und daß hier neben etwa 100000 Familien, welche man zur herrschenden Aristokratie zählt, deren Besitz zwischen zehn und mehreren tausend Sklaven variirt, die ganze übrige Bevölkerung, die weiße gerade so gut wie die schwarze, im größten Elend schmachtet, daß dort von einem ordentlichen Schulunterricht für die geringen Klassen keine Rede ist (auf je zwölf Personen rechnet man eine, die nicht lesen und schreiben kann, in den sklavenfreien Staaten dagegen eine auf 400), wol aber für die niedern Klassen, selbst für die Frauen die Prügelstrafe besteht, daß die Presse nicht frei ist, namentlich nicht in der Sklavenfrage, und daß in manchen Staaten, z. B. in Texas, so rigorose Gesetze in Beziehung auf diese existiren, daß wer nur irgendeine Aeußerung thut, welche die Sklaven zur Unzufriedenheit anzuregen geeignet wäre, mit Zuchthaus von zwei bis vier Jahren bedroht wird, und daß infolge dieses drückenden Terrorismus der Sklaven besitzenden Aristokratie die Bevölkerung in den Sklavenstaaten, welche zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung die in den sklavenfreien überwog, jetzt hinter der letztern an Zahl weit zurückgeblieben ist, so haben auch unter der Herrschaft dieser Aristokratie die nördlichen Staaten und somit die ganze Union, wenn auch in geringerm Maße als die südlichen, leiden und Gefahr laufen müssen. Zur Zeit als sich die nordamerikanischen Staaten ihre noch jetzt zu Recht bestehende Constitution gaben, war man weit entfernt der Sklavenfrage die Wichtigkeit beizulegen, welche sie später erhielt, obgleich namentlich Südcarolina und Georgien schon damals in ihren Prätensionen sehr weit gingen und auch durchgesetzt wurde, daß der Betrieb des Sklavenhandels bis zum Jahre 1804 gestattet sein sollte. Obgleich damals der Abscheu vor der Sklaverei so groß war, daß man sich officiell dieses Wortes gar nicht bediente, sondern statt dessen von „Personen, die zur Arbeit verbunden“ sprach, und statt Sklavenhandel von „Einwanderung und Importation solcher Personen, welche die Einzelstaaten zuzulassen für gut finden“, so nahm man doch gar keinen Anstand, sich dem Andrängen der Sklavenstaaten zu fügen, da keiner der damaligen Staatsmänner daran zu zweifeln schien, daß mit dem Eintritt des Termins, wo der Sklavenhandel gesetzlich sein Ende erreicht habe, alsbald auch das ganze Institut seinem Verfalle entgegengehen würde. Diese Berechnung erwies sich indessen als irrig, denn inzwischen erfand Whitney seine Cotton Gin, und mit Erfindung dieser Maschine trat nicht nur vollständige Umwälzung in dem Bodenanbau in den südlichen Staaten ein, sondern eine Umwälzung im Handel, in den Beziehungen und Verbindungen zwischen Süden und Norden, und infolge dessen auch eine vollständige Veränderung in der Politik und der Herrschaft der Parteien in dem ganzen Gebiete der Union. Waren früherhin Taback, Zucker, Indigo die hauptsächlichsten Exportartikel, so wurden diese jetzt bald von der immer mehr an Bedeutung zunehmenden Baumwolle in den Hintergrund gedrängt. Cotton is king war bald das Losungswort, die Baumwolle wurde in solcher Masse angepflanzt und ausgeführt, daß sie den alleinigen Regulator des Geldmarktes bildete. Da indessen der Süden nur anpflanzte, der Norden aber der Käufer, Bankier, Exporteur war, so war dieser mit den Interessen des Südens auf das innigste verflochten. Nun war aber die Baumwollencultur, so nahm man wenigstens an, ohne Sklaven nicht möglich, und außerdem war, da dieselbe den Boden sehr schnell erschöpft, es nothwendig mit den Pflanzungen immer weiter nach solchen Gegenden vorzurücken, die noch unversehrt reiche Ernte versprachen. Man bedurfte also für die Baumwolle nicht nur der Sklaven, sondern auch der Ausbreitung nach allen den Territorien, in welchen das Gesetz die Sklaverei noch nicht aufgehoben hatte. In den bereits constituirten, zum Theil ohnehin für die Baumwollencultur ungeeigneten nördlichen Staaten die Sklaverei auf irgendeine Weise einführen zu wollen, konnte nun natürlich den Sklavenhaltern nicht in den Sinn kommen, dagegen bemühten sie sich um so eifriger um den jungfräulichen Boden in dem Westen. Da aber der ganze Westen, soweit er noch keine selbständigen Staaten bildete, unmittelbar unter der Herrschaft des Präsidenten und des Congresses stand, so war es selbstverständlich, daß der Süden zuerst danach streben mußte, einen Präsidenten seiner Partei durchzusetzen, desgleichen der Majorität sowol im Senate als im Abgeordnetenhause sich zu versichern, um mittels derselben seine Pläne durchzusetzen. Die Sklavenhalter waren demnach infolge der Baumwollcultur darauf angewiesen, eine politische Partei und zwar um jeden Preis die herrschende Partei zu werden, denn an der Erreichung ihrer politischen Zwecke hing nothwendig auch der blühende Betrieb ihres Plantagenbaus und Handels.

Diese Wechselwirkung nun zwischen den politischen und materiellen Interessen setzt der Verfasser in das hellste Licht. Er schildert bis in das Einzelnste den hartnäckigen Kampf zwischen Süden und Norden um die Territorien im Westen, das Vorgehen der unter dem Namen „Demokraten“ sich bis in die jüngste Zeit in der Herrschaft behauptenden Sklavenhalter gegen Mexico, gegen Centralamerika, namentlich Nicaragua, gegen Cuba, immer lediglich zu dem Zwecke, um weitere Sklavenstaaten errichten zu können. Der Süden drang Schritt für Schritt vor, der Norden ließ sich von einer Concession zur andern drängen, zu dem Missouricompromiß, zu dem Sklavenjagdgesetz, zur Bill über die Einverleibung und Grenzregulirung von Texas, zur Nebraskabill, bis endlich in Kansas beide Parteien zu einem gewaltsamen Zusammenstoß kamen. Zwar setzten es die Sklavenhalter vorerst durch, daß, da die Aufnahme von Kansas nicht als Sklavenstaat durchzubringen war, es auch nicht als freier Staat aufgenommen würde, sondern einstweilen noch als Territorium unter der Verwaltung der Unionsregierung zu verbleiben habe, aber auch das war doch schon eine Niederlage für diejenige Partei, die seither nur Siege kannte, und dieser ersten Niederlage folgte denn auch in der Erwählung des republikanischen Candidaten Abraham Lincoln alsbald eine noch weit größere.

Es ist nicht möglich, die sehr detaillirte Darstellung bis in die Einzelheiten zu verfolgen, und die Mittel, mit welchen die südliche Aristokratie durch Wahlbestechung, Stimmenkauf, Drohung die Union zu sprengen, Gewaltthätigkeit gegen einzelne und gegen ganze Territorien ihre Herrschaft zu behaupten suchte, einer nähern Besprechung zu unterziehen, nur das wollen wir erwähnen, daß bei der Aufnahme von Texas die herrschende Partei sogar einen ganzen Staat, damit er nur zur Einführung der Sklaverei sich bequeme, zu bestechen suchte, indem sie durchsetzte, daß die Union 10 Millionen der texanischen Staatsschuld übernehme.

Einige Mittheilungen des Verfassers sind indessen zu interessant, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten sollten. Der durch den Terrorismus und die Corruption der Sklavenhalter vergiftete und verderbte politische Geist, welcher in den Vereinigten Staaten zur Herrschaft gelangte, hat gerade den bessern und gebildetern Theil der Nation veranlaßt, sich von der öffentlichen Wirksamkeit mit Ekel abzuwenden und das Feld den Intriguanten und charakter- und gewissenlosen Politikern von Fach oder besser Handwerk zu überlassen, die so wenig der öffentlichen Achtung genießen, daß man in den Zeitungen täglich lesen kann „von den Schurken, öffentlichen Gaunern, Verräthern und Spitzbuben in Washington“.

So schreibt Georg Saunders an den Präsidenten Buchanan selbst: „Freund und Feind ward von Ihnen geopfert; geleistete Dienste ernteten nur Haß und Kälte; Sie kennen keine Hingebung, keine Freundschaft. Sie dulden nur zwei Klassen von Menschen um sich, solche, welche Ihnen opponirten und Furcht einjagten, und Schmarotzer. Selbst die sociale Atmosphäre von Washington ist durch Ihren Einfluß vergiftet und das Weiße Haus zu einem Labyrinth von Spionen geworden. Ihre Administration hat nur Anarchie und Bürgerkrieg angefacht.“

Nur wenige Präsidenten und Staatsmänner, z. B. Jefferson, werden gelinder beurtheilt; es gehörten auch fast alle dem Süden oder doch der demokratischen Partei an, die meisten sind übrigens ganz ausnehmend treffend charakterisirt. Der ausgezeichnete Kanzelredner Theodor Parker führt die Whigs, welche, ebenfalls eine conservative Partei, oft mit den englischen Tories verglichen wurden, und Demokraten uns folgendermaßen vor: „Die Whigs sind die Minorität und beten das Geld an, weil sie reich sind; für sie ist der Millionär das höchste sociale Product. Die Demokraten aber bilden die Majorität, weil sie noch nicht reich sind, indessen gern reich werden möchten. Der Whig ist ein alter Demokrat und der Demokrat ein junger Whig. In der Kaufmannssprache zu reden, so ist der Demokrat ein Whig auf Zeit und der Whig ein fällig gewordener Demokrat. Das ist der ganze Unterschied.“

Es ist vollkommen richtig, wenn der Verfasser behauptet, daß die amerikanische Politik gar nicht so schwer verständlich, daß sie sogar sehr einfach und klar sei, wenn man nur den rechten Faden zu finden wisse, d. h. wenn man in der Sklavenfrage das alles in Bewegung setzende Motiv erkenne. Aber darum möchten wir ihm dennoch nicht beistimmen, wenn er es unternimmt, auf die Aristokratie des Südens in ihrem politischen Thun und Lassen allgemeine Principien anwendig zu machen. Wir wollen die etwas hinkende Allegorie, „daß der Süden ein ungezogenes, eigensinniges Kind sei, das von seiner schwachen Großmutter alles zu erpressen weiß, indem es sich nach jeder abschlägigen Antwort oben auf die Treppe des Hauses stellt und schreit, es werde sich hinabstürzen, wenn sie sein Verlangen nicht gewähre“, nicht weiter urgiren; aber wol müssen wir uns gegen die Parallele, welche der Verfasser zwischen diesen Sklavenhaltern und der europäischen Aristokratie zieht, verwahren. Er behauptet nämlich, daß die Sklavenhalter gleich dieser „kein Maß zu halten verständen, daß sie zu viel auf einmal erlangen wollten und sich deshalb zu weite Ziele steckten, die dann eben wegen der Kraftzersplitterung nicht erreicht werden“. Wir kennen in Europa nur das einzige England, in welchem die Aristokratie eine wirkliche Herrschaft behauptet, und auf diese will ein solcher Vergleich am allerwenigsten passen; auch verstehen wir nicht recht, inwiefern sich die Sklavenhalter zu weite Ziele gesteckt haben sollen; aus seiner eigenen Darstellung geht vielmehr hervor, daß sie nur ein einziges Ziel hatten, welches sie unverrückt im Auge hielten und dem sie lange Zeit hindurch auch Schritt für Schritt näher rückten. Aber wie in Europa, so mußte es auch in Amerika kommen: unsere Zeit verträgt nicht mehr die Herrschaft einer bevorrechteten Kaste, der Demokratie gegenüber wird wol die Aristokratie auf die Dauer stets zu kurz kommen, und nur diejenige Partei hat Aussicht auf bleibende Erfolge, die auf ihr Panier schreibt: Freiheit und Gleichberechtigung für alle. 80.

Neu-orientalische erotische Poesie.

Alkoran der Liebe. Neu-iranische Dichtungen von Hussein-Ali-Mirza. Den Deutschen gewidmet von Julius Altmann. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 1861. 16. 15 Ngr.

Der bereits als geschickter und gewandter Bearbeiter morgenländischer Gedichte bekannte Herausgeber des vorliegenden Büchleins bietet in demselben unsern Landsleuten eine ganz lesbare Sammlung kleiner erotischer Gedichte, welche er selbst erst aus einer von Boris Michailowitsch Gridin in Tiflis bearbeiteten und publicirten russischen Paraphrase des persischen, in Teheran erschienenen Textes kennen gelernt hat. Natürlich ist der deutsche Bearbeiter von dem Inhalt des Büchleins sehr entzückt, in welchem sich eine solche Lebensfülle der Formen und Vielgestaltigkeit geistiger Situationen seiner Versicherung nach birgt, daß man es fast ein Evangelium der Erotik nennen könne, ein Brevier der Liebe, ein Epos der Lyrik, dessen Cyklus in sich geschlossen zu sein scheine, da es alle Saiten der Seelenstimmung anschlage: Befürchtung, Hoffnung, Wahn, Erfüllung, Seligkeit, Liebesglut, Liebesfreude, Frieden und Hochgenuß des Seins; doch auch neben dem Lebensüberschwang die Schrecken des Todes, die Vernichtung der irdischen Wonnen, die Schauer der Verzweiflung, und endlich neben diesen die Erlösung des bessern Seins aus den Schlingen der Apathie, die Ermannung zur That durch die Macht der Religion und durch das Gefühl inwohnender Schöpferkraft, welche den Dichter, selbst bei gebrochenem Herzen, zu neuen Leistungen auf dem Gebiete der Poesie zu begeistern vermochte. Müssen wir auch von dem Entzücken unsers deutschen Dichters für seinen persischen transkaukasischen Freund und Genossen und dessen Poesien ein gut Theil auf Rechnung einer starken Sympathie für denselben setzen, und können nur bedingungsweise in das ihm gespendete Lob einstimmen, so müssen wir doch auf der andern Seite, wenn wir nicht ungerecht sein wollen, gestehen, daß dieser Neuiranier an Ideenreichthum und theilweise auch an Tiefe des Gefühls wie der Lebensauffassung manche seiner ältern Landsleute weit übertrifft. Er selbst, im Jahre 1814 geboren, ist unser Zeitgenosse, vielleicht jetzt noch am Leben, dem regierenden persischen Schah Nur-eddin-Mirza nahe verwandt und war früher Gouverneur von Schiras. Die von ihm herausgegebene Gedichtsammlung, von welcher uns Altmann nur einen sehr kleinen Theil verdolmetscht, ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, eine Art poetisches Tagebuch, in welches der Dichter alle seine Lebensereignisse, äußere wie innere, eingezeichnet hat. Den Mittelpunkt seines Gefühlslebens bildet seine Liebe zu Fatime. Die hier folgenden Auszüge mögen den geneigten Leser mit der Situation vertraut machen und ihm zugleich zeigen, wie unser Dichter zu dichten und unser Bearbeiter zu bearbeiten versteht.

Es nahet goldbeladen Die Karavan' aus Schaub,
Die Sklaven vor dem Führer, Sie neigen sich zum Staub.
Vor mir beugt sich der Führer Der Karavan' aus Schaub;
Ich aber selbst in Demuth Liege vor Fatm' in Staub.

Seitdem ich geh' der Liebe Bahn, Dünkt mich's als stieg ich Berg' hinan,
Empor hebt Liebe wunderbar, Sie stammt wol aus dem Himmel gar?

Wie kämpft' ich sonst mit Feuerglut! Der Feinde Zahl hob meinen Muth.
Mein Speer der Tiger Seite stach, Mein Arm der Löwen Rachen brach.
Nun nahte mir ein winz'ger Feind: Stumm steh' ich da und wie versteint,
Seit ich, Gazelle, dich gesehn, Auf immer ist's um mich geschehn!

Fatme ist mein Gedank' allein,
Sie gibt erst Wesenheit dem Schein;
Durch sie belebt sich mir die Flur,
Vergöttert sich mir die Natur.
Beug' ich in Andacht meine Knie,
Zu der ich bet' ist sie, nur sie!
Sie ist mein Sinnen, ist mein Traum,
Herrscht über mich durch Zeit und Raum.
Wenn laut ich rühme Schiras Pracht,
Allein an sie hab' ich gedacht.
Wenn hold mein Mund in Versen spricht,
Fatme ist einzig mein Gedicht.

Ich bat: die Hand magst du mir drücken!
Sie sprach erzürnt: wie bist du kühn!
Ich bat: dein Kuß soll mich beglücken!
Sie lacht': umsonst ist dein Bemühn!
Ich bat: umfang' mich, mein Entzücken!
Sie höhnt': eh' soll die Sonn' entsprühn!
Da warf ich fort der Langmuth Krücken,
Da baut' ich selbst mir goldne Brücken,
Da küßt' ich sie aus freien Stücken,
Da wagt' ich's, fest sie zu umstricken,
Doch mocht' ich heiß sie an mich drücken,
Umklammernd Brust ihr, Hals und Rücken —
Und zeigte noch sie Groll und Tücken?
Nein, Wunder! Alles war verziehn!

Der Leser weiß nun, daß und wie der persische Freund sich Erhörung erzwungen. In dem allen ist nichts Neues: es ist die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, und so wird sie wol auch in halbpersischem Gewand geneigte Leser oder Hörer finden. Unser Dichter schildert nun in den auf das „Das Buch der Liebesfeier" überschriebene erste Buch folgenden sieben Büchern, denen des „Ruhmes", der „Seufzer", der „Erwartung", des „Sieges", des „Triumphs", des „Paradieses" und der „Verklärung" das unbeschreibliche Glück seiner Liebe. Begegnen uns hier auch starke und üppige Sinnlichkeit im bunten Gemisch mit feinern, psychischen Momenten und höhern Auffassungen, so muß man dem Dichter doch zum Ruhme nachsagen, daß das Edlere, Geistige, Zarte entschieden das Vorherrschende ist. Nach kurzer Vereinigung erkrankt die Geliebte, die, nachdem sie ihm eine Tochter, Leila, geboren, stirbt; dies schildert das „Buch der Prüfung", in dem es heißt:

Ich kniet an ihrer Lagerstatt, Mein Herz erseufzte bang und schwer;
Doch, war auch Fatme todesmatt, Mein Auge blieb von Thränen leer.
Sie sollte meinen Gram nicht spähn, Drum blieb mein Antlitz hell und klar;
Hätt' in mein Herz sie können sehn! Gebrochen war es ganz und gar!

O bleibe! Sanft zu ihr gewandt, Rief ich's, mein Herz war kummerschwer.
Da hob sie matt die Lilienhand, Winkt himmelan — und war nicht mehr.

Scheint der Himmel hell und sonnig: Röther ist er als das Gold!
Zwar die Knosp' ist zart und wonnig: Mehr doch war die Rose hold!
Nun ruht Leila mir im Arme, Heiß küßt sie des Vaters Kuß.
Doch das Herz bricht mir im Harme, Weil es Fatm' entbehren muß.

Den Schluß bildet endlich „Das Buch der Dichtung", dessen wesentlicher Inhalt sich in den wenigen Zeilen unsers Dichters zusammenfaßt:

Was meines Sanges Seele sei? So forschet ihr. Ich meld' es frei:
Wie Blütenhauch zur Wolke schwebt, Ist's Liebe, die mein Lied belebt.
Mein Vers ist nur gemeine Luft, Doch Fatme ist der reine Duft.

Mit dem, was Altmann hier veröffentlicht, ist der ganze Stoff des in der russischen Paraphrase nach Europa gebrachten persischen Liederschatzes noch keineswegs erschöpft, und er macht es von der Aufnahme, die sein Buch hier finden wird, abhängig, ob noch mehr erscheinen soll oder nicht. Wir stimmen entschieden für Weiterveröffentlichung und wünschen, daß sie nicht allzu lange auf sich warten lasse. 41.

Notizen.

Die deutsch-amerikanische Presse.

Die Zeitschrift „Das Ausland" enthielt in Nr. 6 einen interessanten Artikel über die deutsch-amerikanische Presse. Wir haben schon wiederholt Gelegenheit genommen, in d. Bl. darauf aufmerksam zu machen, daß die radicale deutsche Presse in Amerika dem deutschen Bildungsstande äußerst wenig Ehre macht; denn was den rohesten Materialismus und Atheismus, was die gemeinsten Schimpfereien gegen öffentliche und gegen Privatpersonen, was Hohn und Impudenz nach allen Seiten, was hohles Phrasenthum und was Gehaltlosigkeit fast aller Mittheilungen betrifft, so leistet sie überhaupt alles, was in dieser Hinsicht immer nur zu leisten ist. Man sage nicht, daß es nur einzelne Auswürflinge der deutschen Nation seien, welche in so schmachvoller Weise schreiben; fast alle Deutsche in Nordamerika, mit kaum zu nennenden Ausnahmen, schreiben so, Hunderte von Redacteuren, ständigen Mitarbeitern oder blos gelegentlichen Einsendern, und die meisten derselben haben sogar eine höhere wissenschaftliche Bildung auf deutschen Gymnasien und Universitäten genossen. Unter Umständen würde in Deutschland, dem Lande Goethe's und Schiller's, ebenso geschrieben werden, und wird auch, wo es nur angeht, von gewissen Leuten so geschrieben. Wir halten diese Erscheinung bei einem sogenannten Culturvolke für ein höchst bedenkliches Symptom, aber wir haben bisher noch nicht wahrgenommen, daß ihr diejenigen, welche in Deutschland zu Pflege der Cultur berufen und zum Theil angestellt sind, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hätten; man scheint zu denken, wir selbst sitzen ja noch so ziemlich im Trocknen; was kümmert es uns, wenn unsere Enkel in der Sündflut der Barbarei umkommen? Um auf den erwähnten Aufsatz im „Ausland" zurückzukommen, so hebt dessen Verfasser unter anderm das eigenthümliche Factum hervor, daß selbst die deutsche conservative Presse in Amerika, die in den Augen der radicalen als reactionär gilt, in allem, was Bezug auf Deutschland hat, die destructivste Richtung verfolgt. In den Spalten der „New-Yorker Staatszeitung", dieser verbreitetsten deutschen Zeitung z. B., „gießen deutsche politische Flüchtlinge und misvergnügte Schriftsteller über das deutsche Vaterland ihre bittere Galle maßlos aus. Jedem Deutschen, der in der Ferne noch seinem alten schönen Vaterlande ein getreues Andenken bewahrt, müssen diese rücksichtslosen Schreibereien die Schamröthe ins Gesicht treiben. In Gleichgültigern oder solchen, welche das Misgeschick an die atlantische Küste verschlagen hat, wird dadurch der letzte Funken Liebe zu Deutschland erstickt. Und dem fremdfeindlichen Nativismus wird in seiner planmäßigen Verunglimpfung und Zurücksetzung der Deutschen das willkommenste Material geliefert." Zu diesen Correspondenten, welche ihre Feder in Schmuzwasser statt in Tinte tauchen, wird auch M. Hartmann gerechnet, dem von der „New-Yorker Staatszeitung" das höchste in der deutsch-amerikanischen Presse vorkommende Honorar, nämlich fünf Dollars für den Brief gezahlt würde, wogegen in entferntern Gebieten der Union, wo die Zustände überhaupt noch der primitivsten Art sind, der Herausgeber eines Blattes häufig statt des Abonnementsgeldes Victualien und Holz erhalte. Jene Schimpfereien über Deutschland sind übrigens um so lächerlicher in einem Augenblick, wo der

die Union zerwühlende und sie mit Blut und Trümmern bedeckende Bürgerkrieg am Körper derselben so viele Pestbeulen bloßgelegt hat, daß die Deutschen in Nordamerika wahrlich besser daran thun würden, im Namen der Union ihr Auge beschämt vor Deutschland niederzuschlagen. Die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit bestehen ja auch gar nicht für die amerikanische Presse; jene nicht, seitdem „alle Blätter, welche irgendwie mit der Secession sympathisirten, von der Regierung gemaßregelt und die Redacteure hinter Schloß und Riegel verwahrt worden sind“, diese nicht, weil, wie der Verfasser des Aufsatzes im „Ausland“ versichert, ein wohlhabender Mann dem Redacteur, der dessen betrügerische Streiche in seinem Blatte zur öffentlichen Kenntniß gebracht habe, alsbald einen mit sofortiger Verhaftung und doppelter Bürgschaftsleistung verknüpften Proceß auf den Hals laden könne, über einen armen Teufel aber ungestraft selbst die ungerechtesten Verleumdungen veröffentlicht werden dürften. Auch Karl Heinzen, dessen „Pionier“ nur kümmerlich sein Erscheinen friste, wird erwähnt als derjenige, der gegen ihm misliebige Personen „nicht mit Fäusten, sondern mit Flegeln“ dreinschlage. Es bringt jetzt noch wenig Ehre, den allgemein verrufenen Namen Karl Heinzen's in den Spalten eines anständigen Blattes zu nennen; doch nennen wir ihn, um eine Bemerkung allgemeinerer Art hier anzuknüpfen. Heinzen ist ein Anhänger und Verkünder des Materialismus von der rohesten Sorte. Nun handelt er aber, wie alle Anhänger des Materialismus, höchst inconsequent, wenn er sich über seine Gegner erbost; denn alles, was diese denken, sagen oder schreiben, ist ja laut dieser Lehre nur eine unwillkürliche Secretion des Gehirns, für die sie keine moralische Verantwortung haben; über einen Unzurechnungsfähigen erbost man sich aber nicht. Die materialistische Lehre würde überhaupt vielleicht von manchen für annehmbarer gefunden werden, wenn sich die Vertreter dieser Lehre in ihren Angriffen nicht meist durch eine abstoßende rücksichtslose Grobheit auszeichneten, welche allerdings auf einen sehr materialistischen Ursprung zurückweist. H. M.

Zur Sprachwissenschaft.

In der Absicht, die bei der zwanzigsten allgemeinen Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Frankfurt a. M. anwesenden Gäste mit einer kleinen literarischen Gabe zu bewillkommnen, hat H. Wedewer, Inspector der Selectenschule zu Frankfurt a. M., eine Anzahl, meist schon in Programmen und in einer Zeitschrift veröffentlichter Abhandlungen sprachwissenschaftlichen Inhalts in einer „Zur Sprachwissenschaft“ betitelten Sammlung vereinigt (Freiburg im Br., Herder, 1861). In diesen vier Aufsätzen werden folgende Gegenstände behandelt: 1) „Ueber die Wichtigkeit und Bedeutung der Sprache für das tiefere Verständniß des Volkscharakters, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Sprache“; 2) „Ueber Buffon's Ausspruch: «Le style est l'homme même» oder über die Bedeutung des Stils für die Charakteristik der Völker und Einzelnen, mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Stils“; 3) „Ueber die Bedeutung der Raumanschauung auf dem Gebiete der Sprache“; 4) „Ueber die Bedeutung der Zeitanschauung auf dem Gebiete der Sprache“. Der Verfasser, der philosophischen Richtung der Linguistik angehörend, hat sich doch auch mit den Ergebnissen der historischen Grammatik vertraut gemacht. Er zeigt Belesenheit und weiß seine eigenen Forschungen und Gedanken in einer lichtvollen Weise vorzutragen und zu verwerthen. Unter jenen Arbeiten hat uns die zweite Abhandlung besonders wohl gefallen; sie enthält eine Menge feiner und anregender Bemerkungen. Solche Schriften liest man allerdings nicht wie einen Roman; aber wir glauben, daß für jeden Gebildeten die Schrift Wedewer's eine anziehende und nützliche Lectüre sein wird. Der Verfasser hat namentlich als Leser seine jüngern Fachgenossen, also junge Lehrer, im Auge, sie will er in der Sprachwissenschaft, „eine der bedeutendsten Errungenschaften der Neuzeit auf dem Gebiete des Wissens und zugleich ein glänzendes Zeugniß deutschen Fleißes und deutschen Scharfsinns“, näher einführen. Sehr treffend äußert sich der Verfasser am Schlusse des einleitenden Vorworts, in welchem er sich über die Aufgaben, Richtungen und Ergebnisse der Sprachwissenschaft verbreitet: „Nichtsdestoweniger ist auf allen diesen Gebieten noch unendlich viel zu thun. Hier liegt ein weites Feld für lohnende Thätigkeit, für Arbeit, die «des Schweißes des Edeln werth». Oder was könnte schöner und lohnender sein, als frisches erquickendes Quellwasser aus dem großen Strom der Wissenschaft in die Auen und Gärten der Schule zu leiten und damit den wichtigsten Zweig des Unterrichts neu zu beleben und zu befruchten? Wir aber würden uns glücklich schätzen, wenn wir hiermit dazu beigetragen, junge Kräfte für jene Studien zu begeistern, die vor allem bestimmt sind, den Geist der Jugend zu nähren und allseitig zu bilden.“ 68.

Bibliographie.

Bühler, Blüthen und Früchte. Pädagogische Bilder in Briefen. 1ste Serie. Chur. 1862. 8. 9 Ngr.

Cauer, E., Friedrichs des Großen Gedanken über die fürstliche Gewalt. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Fechner, G. T., Die drei Motive und Gründe des Glaubens. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr.

Feuillet, O., Sibylle. Roman. Aus dem Französischen nach der 3ten Auflage des Originals. Berlin, Hasselberg. 8. 22½ Ngr.

Neue Gedichte. Vom Verfasser von „Tannengrün und Edelweiß“. Leipzig, O. A. Schulz. Gr. 16. 16 Ngr.

Gutzkow, K., Dramatische Werke. Zwölftes Bändchen. — A. u. d. T.: Antonio Perez. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 10 Ngr.

Koberstein, K., Florian Geyer. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden, L. Wolf. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Daum, H., Bilder der Noth und Thaten der Liebe aus dem Gebiete des Gustav-Adolf-Vereins. Tangermünde. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Debenroth, v., Die Befreiungskriege. Eine Jubelschrift zur Erinnerung an die denkwürdige Zeit von 1813—15. Berlin, Schlester. 16. 2½ Ngr.

— — Der Siebenjährige Krieg. Eine Jubelschrift zur Feier des vor 100 Jahren abgeschlossenen Hubertusburger Friedens. Berlin, Schlester. 16. 2½ Ngr.

Dirckinck-Holmfeld, Baron C., Das Königthum von Gottes Gnaden. Einleitung in die Behandlung der Verfassungsfragen. Hamburg, Falcke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Harkort, F., Die deutsche und preußische Marine und ihre Häfen. Hagen, Butz. Gr. 8. 8 Ngr.

Klein, K., Rede auf Schiller bei dem Bankett nach der Enthüllung des Schiller-Denkmals in Mainz am 18. Oktober 1862. Mainz. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Zurückweisung der Tischrede Moleschott's insofern sie den G. Forster betrifft. Mainz, Le Roux. 1862. Gr. 8. 3½ Ngr.

Kym, A. L., Rede gehalten zur Feier des 100sten Geburtstages Johann Gottlieb Fichte's. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Paur, T., Zu Uhland's Gedächtniß. Görlitz, Remer. Gr. 8. 2 Ngr.

Schimmer, G. A., Ueber den Buchdrucker Ulrich Han aus Wien, und das Jahr, in welchem die Säcularfeier der Wiener Buchdruckerkunst mit geschichtlicher Begründung begangen werden kann. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.

Stolz, A., Akazien-Zweig für die Freimaurer. Freiburg im Br., Herder. 12. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 26. Februar 1863.

Alexander Jung's „Rosmarin".

Rosmarin oder die Schule des Lebens. Roman von Alexander Jung. Fünf Theile. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser vorliegenden Romans oder das Mundstück seiner Gedanken, Rosmarin, der Held und zugleich Dulder der Dichtung spricht sich (III, 42) über das, was ein Roman sein sollte und was er nicht sein sollte, in folgenden Worten aus:

Es war mir unausstehlich, daß nicht wenige den Roman nur wie eine complicirtere pikante Anekdote, wie eine bloße Novelle nehmen. Der brutalste Geschlechtstrieb, wenn auch mit dem Eigenärniß seiner Welt bekleidet, spielt ja in Schreibern und Lesern so vieler Romane die Hauptrolle. Es ist doch bei Lichte besehen nur eine Klatsch- und Heirathsgeschichte, auf deren trivialen Ausgang man gespannt ist, durch deren Ende man befriedigt sein will. Fadheit und nichts als Fadheit, und welcher Ruin für die edlere Substanz des Menschen! Ich mußte mir sagen, so viel Gedankenlosigkeit und Stumpfheit, so viel Jämmerlichkeit und Langeweile, so viel Misère unter den Menschen, sie kommen daher, daß man in der Geselligkeit wie im Roman nur Sinn hat für das gemeine Geschehen, nicht Blick und Darstellungskunst dafür, daß in allem gemeinen Geschehen auch ein ungemeines sich ankündigt, und dem Menschen von Geist allein Nahrung und Unterhaltung gewährt. Ich forderte daher vom Romane besonders, daß er uns immer wieder neue „Lehrjahre" der Bildung gebe (wofür Goethe ein für allemal den vortrefflichen Ausdruck gefunden) und erkannte, daß es nur dadurch zu erlangen sei, daß man in einer solchen Schöpfung keine Hetzjagd auf bloße Situationen, Ereignisse, auf Intriguen, feine oder grobe Leidenschaften, frivole Naturen anstelle, sondern auch Ideen, Anschauungen, stichhaltige Charaktere, große Gesichtspunkte bringe, die dann dem Spiel der Intriguen und Leidenschaft erst den wahren Reiz, doch auch dem ganzen Werk Adel und Idealität ertheilen, damit man immer wieder zur Lectüre zurückkehre.

Unsere Leser wissen nun, was sie von dem vorliegenden Roman zu erwarten haben: keine sogenannten spannenden Verwickelungen und Intriguen, keine feinen oder groben Leidenschaften, keine Frivolitäten, keine bloße Klatsch- und Heirathsgeschichte, keine blos äußerlichen Situationen, aber wol, wenn auch „stichhaltige Charaktere" weniger vorhanden sein sollten, „Ideen, Anschauungen, große Gesichtspunkte". Dieses Romanprogramm erweckt bei dem ernsten denkenden Leser sicherlich ein günstiges Vorurtheil für die Schöpfung Alexander Jung's; es ladet zur geistigen Andacht und nicht zur frivolen oberflächlichen Unterhaltung ein. Wer jene sucht, möge ihn lesen, wer diese sucht, möge von ihm fern bleiben.

Man möge uns gestatten, hier einen flüchtigen Blick auf den Roman der modernen Hauptculturvölker zu werfen, wozu uns die von Alexander Jung aufgestellte Romantheorie veranlaßt. Wir geben im ganzen zu, daß das Eigenthümlichste, was die Deutschen auf dem Gebiete des Romans geleistet haben, in ihren Romanen didaktischen, selbstbeschaulichen Charakters oder überhaupt in demjenigen, der nach Ideenverarbeitung strebt, zu suchen ist. Im historischen, socialistischen und dem jetzigen sogenannten realistischen Roman sind sie, mit wenigen Ausnahmen, nur ziemlich schwache Nachahmer besonders der Engländer, zuweilen auch der Franzosen gewesen. In letztern Richtungen hat der deutsche Roman keine Tradition, keine stetige Entwickelung, aber er hat beide seit „Wilhelm Meister's Lehrjahren" in Betreff des didaktischen oder wenn man will pädagogischen, philosophischen oder philosophirenden Romans. Die Ausbildung des innern Menschen, wie sie in der That auch unsere hervorragendsten Geister für sich selbst angestrebt haben, ist hier der Hauptvorwurf, der auch der theoretisch-subjectiven Natur der Deutschen auf ihrer höchsten Bildungsstufe am besten entspricht. An Ideen, Gedankencombinationen und weiten Perspectiven, an Resultaten theoretischer, ästhetischer, pädagogischer und philosophischer Bildung sind daher die deutschen Romane dieser Art, von Goethe's „Wilhelm Meister" an bis auf den vorliegenden von Alexander Jung, reicher als die Romane anderer Völker; es sind Romane in Lehrform, die uns über die höchsten Aufgaben der Menschheit im allgemeinen oder der Zeit, in der sie entstanden und auf die sie sich beziehen, aufzuklären und zu unterrichten streben, während sie dem Verfasser auch meist dazu dienen, sich und der Welt über sich selbst Rechenschaft zu geben. Die darin auftretenden Personen sind daher meist auch mehr oder weniger subjectiv gefärbt, Bruchstücke von des Verfassers Persönlichkeit, Fragmente eines in Trümmer gegangenen Spiegels, in deren jedem das Subject des Ver-

fassers mehr oder weniger reflectirt. Im historischen und realistischen Roman beruht nicht die Stärke deutscher Romanverfasser. Deutsche Romane dieser Art sind entweder roh oder es fehlt ihnen meist der ruhige epische Erzählungston oder die exacte Beobachtung. An trefflichen kleinern Erzählungen und Novellen ist die deutsche Literatur zwar sehr reich, aber für umfangreiche Compositionen fehlt dem Deutschen meist das Gleichmaß und die Ruhe epischer Erzählungskunst oder die praktische Bekanntschaft mit einer entsprechenden Menge von Lebensverhältnissen, oder er ist zu sehr zum abschweifenden Raisonnement und zur selbstgefälligen Einmischung seiner subjectiven Anschauungen geneigt. Deutsche Schriftsteller lernen das Leben meist nur wieder aus Büchern oder doch nur aus der Berührung mit sehr einseitigen, beschränkten, oft wahrhaft kleinlichen und dürftigen Verhältnissen und Lebenskreisen kennen. Wir haben keine Centralhauptstadt; das Leben gestaltet sich in Wien ganz anders als in Berlin oder Hamburg, und wie nun gar in einer kleinern Stadt, wo meist der Philister die Herrschaft führt! Da nun außerdem die Absonderung der Stände und Berufskreise nirgends so stark ausgeprägt ist als in Deutschland und sogar zwischen Genossen eines Berufs, z. B. schriftstellernden Professoren oder sonst beamteten Literaturbeflissenen und freien Schriftstellern Antipathien schroffster Art hervorruft, so wird der deutsche Romanverfasser auch nur immer in einem kleinen Lebensausschnitt wirklich heimisch sein und auch diesen nur der Wahrheit getreu schildern können. Darüber hinausgehend liefert er meist nur Schatten und zweifelhaft verschwommene Lebensbilder, an die man nicht recht glauben kann, die unser tieferes Interesse nicht erwecken oder doch nicht festhalten können. Thatsache ist, daß größere deutsche Romane mit wenigen Ausnahmen von den Ausländern für langweilig, „dull" gehalten werden. Zu den Ausnahmen gehören unter andern einzelne phantastische Romane und Märchennovellen; es ist dies eine Gattung, in der sich die Deutschen, wie das Ausland anerkennt, in eigenthümlichster Weise hervorgethan haben und eine besondere Stärke offenbaren. Der deutsche Dichter, von der Flachheit und der Philisterhaftigkeit der umgebenden Verhältnisse abgestoßen, macht sich gern, zum Theil in der Absicht, die Wirklichkeit zu ironisiren, seine eigene Welt von Phantasiegeschöpfen und Phantasieverhältnissen zurecht, in der er sich dann ganz zu Hause fühlt und aufs behaglichste wirthschaftet. Hier hat man in der That oft einen vollern poetischen Genuß, als in so manchen deutschen Romanen, welche angeblich die Wirklichkeit schildern und in denen doch jener Hang zum Phantastischen und Unwirklichen die Umrisse der Figuren sich ins Schattenhafte verlaufen läßt.

Ganz anders der englische Roman, der die Wirklichkeit, wie sie ist, mit oft nur zu photographischer Genauigkeit darstellt; denn in der That überschreiten jene in englischen Romanen so häufig vorkommenden detaillirten Schilderungen von landschaftlichen und architektonischen Gegenständen oder von Costümen bis aufs kleinste Grashälmchen, Steinchen oder Fältchen oft alles erlaubte Maß, und die Beschreibungen der Physiognomien, bei denen selbst das kleinste Wärzchen und Fettwülstchen mit abgepinselt wird, streifen sogar nicht selten an das Widrige und Ekelhafte oder doch an die Caricatur. Bis zu diesem Grade darf der Dichter, und wäre er auch nur der Verfasser realistischer Romane, nicht Copist sein; er ist dann nicht Porträtmaler, der sich bei der Wiedergabe von Physiognomien von einem künstlerischen Sinn und ästhetischen Takt leiten läßt, sondern blos handwerksmäßiger Photographist. Dagegen ist der Engländer ein ebenso ausgezeichneter epischer Erzähler als exacter Beobachter. Die Menschen, die er schildert, sind von Fleisch und Blut; sie wandeln und schreiten vor uns auf und ab, sie sprechen zu uns, als wären sie gegenwärtig. Wir machten erst jüngst wieder diese Erfahrung, als wir Gelegenheit hatten, den letzten Roman von Anthony Trollope „Orley Farm" zu lesen, einen Roman, der zu denjenigen gehört, welche in letzter Zeit in England die größte Theilnahme fanden. Unter allen darin auftretenden Romanfiguren ist keine, welche nicht das Gepräge vollkommenster Objectivirung trüge, keine, welche von dem Verfasser dazu benutzt würde, dem Leser einen Begriff oder gar eine hohe Meinung von seiner eigenen Individualität beizubringen. Ein deutscher Romanschreiber mag sich vielleicht auch bemühen, die Menschen zu beobachten, aber er kneipt dabei lauernd und grübelnd das Auge zu, wobei er keine Totalansicht des Menschen gewinnt wie der Engländer, der nicht spionirt — das Spioniren ist überhaupt seine Sache nicht —, sondern mit großgeöffnetem Auge und in treuherziger Simplicität den Erscheinungen gegenübersteht; denn der Engländer trägt ein gesundes Auge in einem gesunden Kopfe. Diese scharfe Beobachtungs- und Auffassungsgabe gehört seit Shakspeare zu den vielen „Erbweisheiten" Englands. Dazu kommt, daß es in England bei weitem nicht so viele verkniffene, verlogene und zweideutige Menschen gibt als in andern Ländern, wo man, um emporzukommen und etwas zu gelten, im Versteckspielen und in der Verstellungskunst geübt sein muß. Der britische Mensch ist noch rund und voll, treuherzig und naiv. Auch der Verfasser des „Rosmarin", so subjectiv er selbst ist, weiß diese Plastik und Lebensgesundheit der Engländer zu schätzen und erkennt darin wie wir einen Hauptvortheil für den Romanschriftsteller. Lord Elphenstone, ein hervortretender Charakter des Romans, bemerkt einmal zu Rosmarin:

> Lesen Sie Goldsmith, lesen Sie Fielding, lesen Sie vollends Yorik Sterne, und Sie werden die gesunde, malerisch satte Grund- und Vollblutnatur Englands wiederfinden. Die Dichter brauchten sich nur umzutummeln.... Bei uns fallen die Plumpuddinge, die gebratenen Rebhühner dem Dichter in die Schale, und alles schwimmt in Porter, Sekt und Ale. Kurz, nichts geht so leicht über Lebensgesundheit der Engländer. Darin wuchs Shakspeare auf, und eben weil er so wirklich ist, darum schafft er so idealisch.

Ist nun der englische Roman auch kein solches Magazin von umhergestreuten Ideen und Gedanken, wie der deutsche Roman der bessern Sorte, so hält er sich andererseits auch frei von jeder Phrase. Während es vielleicht

kein Volk gibt, bei dem diese so herrschend wäre, wie leider das deutsche, gibt es hinwiederum kein Volk, bei dem sie so wenig herrschend wäre als das englische. Alles muß bei dem Engländer bestimmt, exact und klar sein, ebenso gut der Ausdruck des Gefühls und die Fassung eines Gedankens als die Charakterzeichnung. Jedes blos Schillernde, Verschwommene, Ueberschwengliche ist ihm zuwider. Er kann sich zum höchsten Pathos erheben, aber er verschmäht jede blos declamatorische, nur das Ohr betäubende Rhetorik. Dabei ginge man aber sehr fehl, wenn man dem englischen Roman im allgemeinen absprechen wollte, daß er keine Ideen enthalte: sie sind nur in den Personen, ihren Handlungen und Schicksalen objectivirt. In jedem bessern englischen Roman ist irgendein interessanter socialer Conflict, irgendeine solide sittliche Frage, irgendeine verwickelte Rechtsfrage oder ein bedeutungsvoller Streitfall des Gewissens behandelt und durchgeführt, und so können wir es im Grunde denjenigen nicht verdenken, welche, an das Lesen englischer Romane namentlich in der Ursprache gewöhnt, an die Lectüre eines deutschen nicht ohne einige Schwierigkeit und einiges Vorurtheil gehen und sich nur selten davon befriedigt, d. h. in gleicher Weise unterhalten und angeregt fühlen.

Hierzu kommt die große Reinlichkeit des englischen modernen Romans in sittlicher Hinsicht, indem darin auch nur die leisesten Andeutungen solcher Situationen und Motive, die bei schamhaften Weibern auch nur ein flüchtiges Erröthen hervorrufen und einen Vorleser im Kreise von Frauen auch nur einen Moment lang innezuhalten nöthigen könnten, aufs vorsichtigste vermieden sind. Diese Decenz geht freilich nicht selten bis zur Prüderie, bis zur heuchlerischen Verschleierung naturgemäßer Triebe und gewisser gewaltsamer oder verbrecherischer Leidenschaften, die einmal im menschlichen Leben und mithin auch in den Darstellungen desselben eine so große Rolle zu spielen berufen sind; ja diese allzu ängstliche Prüderie ist es wol auch, welche es leider mit veranlaßt hat, daß die meisten Shakspeare'schen Dichtungen dem jetzigen englischen Frauengeschlecht nicht mehr recht munden wollen und demgemäß auch mehr und mehr von der Bühne verschwinden. Aber ihrem Gegentheil, dem muthwilligen und absichtlichen Haschen nach bedenklichen zweideutigen oder wirklich lüsternen Situationen, für die namentlich der Pinsel deutscher Roman- und Novellenschreiber meist viel zu grob oder saftig ist, mag jene decente Richtung immer noch vorzuziehen sein.

Mehr nur der Vollständigkeit wegen gestatten wir uns noch ein paar Worte über den nordamerikanischen und über den französischen Roman. Die nordamerikanischen Romanschriftsteller, namentlich die frühern, z. B. Cooper, sind im ganzen begreiflicherweise der mehr epischen Richtung des englischen Romans getreu geblieben, andere, wie Longfellow in seinem „Hyperion", adoptirten ganz die Weise des deutschen idealistischen Kunst- und Literaturromans, und N. Hawthorne hält zwischen dem englischen und deutschen Roman etwa die Mitte. In seiner „Miriam" z. B. dient die Erzählung, so spannend sie auch sein mag, dem Verfasser zumeist dazu, seine Ansichten über Kunst und Kunstwerke, geschichtsphilosophische Betrachtungen, Schilderungen aus dem italienischen Volksleben u. s. w. aneinander zu reihen. Doch zeigt sich bei ihm auch etwas specifisch Neuenglisches, Erotisches, neben dem Idealistischen auch ein realistisch scharfer Blick für alles Nichtige, Verlogene. In der Darstellung der durch ein verübtes Verbrechen verursachten Seelenkämpfe ist Hawthorne wie fast alle guten englischen Romanschriftsteller Meister, und es zeigt sich darin ein Zug, der sich bis auf Shakspeare's unübertroffene Schilderungen dieser Art zurückführen läßt.

Aus der französischen Romanliteratur haben wir, aus Mangel an tieferer Sympathie für dieselbe, viel weniger kennen lernen, als die Leser vielleicht von uns glauben werden; von Eugène Sue's Romanen z. B. haben wir keinen einzigen zu Ende lesen können. Uns stießen darin immer die Monstrosität der Zeichnung, die unnatürliche Erfindung, die grelle Effecthascherei und Effectmalerei ab. Auch glauben wir, daß ein durch den häufigen Gebrauch starker Narkotika bereits beträchtlich abgestumpfter, schon sehr früh von der Empfindung für das Natürliche, Wahre und einfach Schöne abgelenkter Geschmack dazu gehört, um an Sue'schen Erfindungen, welche den Stempel der Lügenhaftigkeit an der Stirn tragen und sich doch als Conterfei des Wirklichen geben, Gefallen zu finden. Auch bei Victor Hugo, der als Dichter und Denker unvergleichlich höher steht, begegnet man solchen Verzeichnungen, die bald unnatürliche Verkürzungen, bald ungehörige, alles natürliche Maß überschreitende Verlängerungen sind, und dem Widrigen und Häßlichen geht auch Victor Hugo keineswegs immer aus dem Wege. Zwar hat Frankreich auch einfachere Romanschriftsteller, z. B. Souvestre, aber im ganzen waltet doch in Empfindungs- und Ausdrucksweise ein gewisses Echauffement und Raffinement vor, selbst bei Frau Dudevant, obschon diese einfach und natürlich zu schreiben weiß, wenn sie will. In dem sogenannten intimen Roman dreht sich alles nur zu ausschließlich und meist vom einseitigen Emancipationsstandpunkt um das Verhältniß zwischen Mann und Weib, und in dem socialistischen Roman zu überwiegend um die Idee, daß, wenn es nur dem Staat gefallen wolle, diese oder jene Gesetze abzuschaffen oder zu ändern, wir alle als Engel oder Glückliche leben würden. „Der Staat bin ich!" sagt auch der eingefleischteste französische Republikaner und Socialist, der, wenn er zur Herrschaft käme, alle Fäden der Regierung im Centrum seiner Handfläche zu concentriren und das Glück und die Freiheiten Frankreichs durch Decrete und Ordonnanzen mit Hülfe seiner Satrapen, der Maires und Präfecten, zu reguliren suchen würde. Der englische Romanschriftsteller geißelt auch die Mängel des Gerichtswesens, des Strafverfahrens und Aehnliches, aber es fällt ihm nicht ein, dafür den Popanz Staat verantwortlich zu machen und in diesem die Centralapotheke zu erblicken, aus welcher jedem Individuum die Medicin für sein besonderes Leid verabreicht wird. Dabei spricht aber allerdings aus den französischen Romanen, bisweilen sogar aus den frivolen, die nur in Frankreich mit Grazie

geschrieben werden, eine gewisse Generosität des Sentiments, ein Pathos menschlicher Sympathie, ein äußerst lebhaftes Gefühl des Mitleids für Unterdrückung und menschliches Leiden, eine Delicatesse in der Behandlung menschlicher Verhältnisse, eine humane Nachsicht gegen Fehltritte, die nichts als diese und nur die Folge eines warmen, vertrauungsvoll sich hingebenden Herzens sind, und ein edler Zorn gegen Inhumanität und Niederträchtigkeit, wie man sie in den Romanen anderer Nationen nicht so leicht wiederfindet. Man darf auch diese Eigenschaften französischer Romane nicht unerwähnt lassen, wenn man den Beifall, den sie auch in Deutschland finden, nicht blos auf die Lust am Pikanten, Frivolen, Monströsen und Effectvollen, sondern in gleichem oder noch höherm Grade auf Motive edlerer Art zurückführen will.

Der Roman Alexander's Jung hat nun sehr wenig von dem epischen Gange des englischen Romans, mit dem er jedoch die Abwesenheit aller zweideutigen und lüsternen Motive und Situationen theilt, und gar nichts von den Pikanterien des französischen; er ist in seinen Vorzügen wie Schwächen echt deutscher Art. Die ganze deutsche Eigenthümlichkeit dieses Buchs wird von dem Verfasser selbst angedeutet, wenn er im Verlaufe der Erzählung bemerkt, daß das ganze Unternehmen aus dem Bedürfniß entsprungen sei, „ein Werk zu schreiben, wie es der Verfasser zur Orientirung und Erhebung für sich selbst brauchte".

Es ist dies ein Geständniß, wie es schwerlich jemals ein englischer oder französischer Romanverfasser machen würde; er würde es auch kaum zu machen wagen dürfen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ein englisches oder französisches Publikum von vornherein vor den Kopf zu stoßen; denn dieses läßt es sich schwerlich gefallen, wenn ein Autor offen mit dem Anspruch hervorträte, gewissermaßen Souveränetätsrechte über das Publikum ausüben zu wollen, selbst wenn er, wie Alexander Jung thut, hinzufügte: „Dabei kommt denn so viel Göttliches und Menschliches zur Sprache, daß jeder vollständige Mensch das Niedergeschriebene hoffentlich zu demselben Zwecke, wenn auch in ganz andern Lebenslagen, auf sich wird anwenden können." Ein englisches oder französisches Romane lesendes Publikum würde sofort von einem solchen Romane Langeweile befürchten; es würde die Mühe scheuen, aus dem „Göttlichen und Menschlichen", was in dem Buche beiläufig zur Sprache kommt, Applicationen auf sich selbst zu machen. Epische Erzählung interessanter objectiver Begebenheiten will dieses Publikum haben, nicht subjective Betrachtungen aus dem Tagebuche des Autors. Ebenso wenig als in der Gesellschaft liebt man es dort im Roman, wenn ein Individuum die Neigung zur Schau trägt, seine Subjectivität allzu stark geltend zu machen; in der That ist dies auch in den meisten Fällen nicht wenig störend, wie tief und edel immerhin auch sonst das Individuum angelegt sei. Zur wahren Lebenskunst und Schule des Lebens gehört es denn auch wol, seine Subjectivität zwar nicht zu verleugnen, aber doch möglichst wenig in den Vordergrund zu stellen, sich andern gegenüber möglichst objectiv zu machen. Darauf beruht das Wesen der Kunst ebenso wol als das Wesen einer guten Gesellschaft, deren wohlthätige Formen sofort aufhören würden, wenn sich jeder mit seiner Subjectivität zu anmaßlich in den Vordergrund drängen wollte. Gerade vielleicht, weil vorzugsweise der deutsche Subjectivismus und die Selbstherrlichkeit des deutschen Individuums Neigung hierzu verspüren, herrschen in der deutschen Geselligkeit so viel Steifheit, Gezwungenheit und Zurückhaltung, indem sich jeder vor dem Durchbruch eines zu lästigen Subjectivismus bei dem andern schützen will, damit zugleich aber folgerecht auch wieder eine zu empfindliche Beeinträchtigung der bescheidensten Rechte, die das Subject für sich in Anspruch nehmen kann.

Gehen wir nun zu dem Inhalt des Buchs selbst über, so ist es von den darin auftretenden Personen zunächst der Hauptheld der Erzählung, Rosmarin selbst, welcher unsere Theilnahme in hervorragendem, ja fast ausschließlichem Grade in Anspruch nimmt, und bei der wichtigen Rolle, die er spielt, uns dazu auffordert, uns zunächst danach umzusehen, was er ist, was er zum Schluß leistet und ob und in welchem Grade er durch diese Leistungen, wie durch die ganze Beschaffenheit seines Wesens diese Theilnahme verdient. Ob und inwieweit dieser Rosmarin mit der Person des Verfassers durchweg identisch sei, können wir so genau nicht wissen; jedenfalls ist er ein bedeutendes, ja das wesentlichste Stück von ihm, und was Rosmarin gesehen, erlebt und durchgedacht hat, das ist vom Verfasser selbst gesehen, erlebt und durchgedacht worden. Der Verfasser selbst sagt über diesen Punkt in der Vorrede, in der er sich über das, was er mit seinem Roman bezweckte, ausführlicher ausspricht:

> Diejenigen dürften sich übrigens sehr irren, die da herausbrächten, daß der Verfasser mit dem Helden dieses Romans völlig eins sei. Sympathien zwischen beiden finden allerdings statt, aber auch nicht geringe Differenzen, und zumal in so mancher Lebenserfahrung. So, um nur eins hervorzuheben, erfreut sich der Autor als der Verfasser des Romans keineswegs eines solchen Besitzthums wie das ist, zu welchem der Autor als Held dieser Geschichte später gelangt, und was des Aehnlichen mehr ist.

So viel darf man als sicher annehmen, daß die Sympathien, die zwischen dem Verfasser und dem Helden des Romans, wie jener selbst gesteht, stattfinden, die innigsten sind und daß beide in den meisten Punkten einander vollständig decken.

Die Bedeutung dieses Charakters beruht in der Art, wie er das, was er sieht, hört, liest und erlebt, innerlich verarbeitet; denn die äußerlichen Begebenheiten und Thatsachen, aus denen sich sein Lebenslauf zusammensetzt, sind äußerst einfacher Art. Rosmarin studirt, nachdem er den gehörigen Gymnasialunterricht empfangen, in Berlin, macht einen verunglückten Versuch als Kanzelredner, verheirathet sich und wird zuletzt Schriftsteller, doch nicht ohne die solide Grundlage eines Pädagogen. „Thusnelda", sagt er am Schlusse des Werks zu seiner Gattin, „das beneidenswertheste Los auf Erden ist das des Schriftstellers, wenn er es redlich meint und Gott ihn begeistert! Mit jedem

Buche bringt er Persephoneia zurück, und mit jedem erobert er den Seinigen und sich — ach, könnte er es für alle gewinnen! — ein neues Paradies."

Alles das ist fast übertrieben einfach; dafür zum Ersatz haben wir es aber mit einem außerordentlichen Geiste zu thun, wenn wir uns auf Lord Elphenstone's Zeugniß verlassen können, der einmal an Rosmarin schreibt: viele würden ihm seine Originalität nicht verzeihen können, er sei in keiner bisherigen Logik unterzubringen, aber auch in keiner bisherigen Aesthetik u. s. w., und dann fortfährt:

Ihren Gedichten, lieber Freund, merkt man nicht weniger als eh, daß Sie niemand nachahmten. Byron, ja Byron würde Sie gewürdigt haben! Ach, lebte er noch! Sie sind kein Dichter für eine der zahllosen Töchter edler Herkunft, der man ein Goldberandetes, mit Vergißmeinnicht Satinirtes zum Confirmationstage schreibt.... Sie sind kein Dichter für den jungen Kaufmannssohn, der seinen Siegelring trägt, von Wassern und Pomade duftet, die zäheste Pomade selbst ist, die Cravatte nach der neuesten Façon schlingt, dabei einen Weltschmerz verführt und affectirt, mit Heine ungeheuerliche Lamentationen über das Dasein und eine unglückliche Liebe losläßt, und zuletzt doch mit einer Fratze und einem Katzenjammer sein Endurtheil über das Leben und seine Geliebte abgibt. Sie, Rosmarin, sind ein Dichter, aber einer für den Menschen in der Aufgeschlossenheit für alles Menschliche und Göttliche u. s. w.

Der Verfasser selbst schildert Rosmarin's Wesen (V, 149):

In Rosmarin, wie sehr er danach strebte, die Einheit seiner Zweiheit loszuwerden, und wie sehr er in seiner religiösen Weltansicht einen festen Grund gefunden, in seinem Innern hatte er nicht blos eine Zweiheit, sondern sogar eine Vielheit seltsamster Art zu überwinden. Eine starke Eigenthümlichkeit machte ihm zu schaffen. Aber er hatte auch Sinn, mehr als das, er hatte die wärmste Empfänglichkeit, bis zum Enthusiasmus hin, für das verschiedenste Andere. Er konnte bewundern wie selten einer. Dazu noch lagen ihm aller Menschen eigenste Schicksale wahrhaft am Herzen.

Nachdem der Autor den „Dichter in ihm" eingehender charakterisirt, fährt er fort:

Aber es war auch der Philosoph, der ihn in das All der Wesen mitten hinein versetzte; vor allem jedoch war es der Religiöse. Denn wie Rosmarin jene Weltfahrten in seinem Geiste betrieb, die Ausbeute waren nicht blos Gedankenschätze, das Ergebniß war nicht blos ein ungeheueres Weltbewußtsein; es war vielmehr das Bewußtsein, daß Gott ist und alles lenkt; es war das Bewußtsein, daß aller Egoismus gestürzt, und doch die Eigenthümlichkeit erhalten werden müsse; es war das Bewußtsein, daß alles Geschehen zu einem letzten kosmischen Resultat hinausführe, und daß, alles in allem genommen, in der Oekonomie wie im Luxus des Weltprocesses, das Sittengesetz doch zuletzt siegt, und daß jeder Mensch zu diesem Siege mit berufen ist.

Es ist nun interessant, zu erfahren, welche Stellung ein uns als so hervorragend geschilderter Geist den Bewegungen der Zeit gegenüber einnahm oder noch einnimmt. In dieser Hinsicht lesen wir:

Die Zeit ging wild genug. Das war nichts für Rosmarin, jedoch er beruhigte sich, aus dem Wilden müsse sich eben die Civilisation wieder herausgestalten. Auch nahm der Socialismus wirklich schon einen herrlichen Aufschwung. Es waren jedoch mehr Versicherungen als Thaten, mehr Forderungen als Erfüllungen, aber alles deutete auf ein Kommendes. Wie die Parteien durcheinander schrien, jeder Stimmführer meinte, er allein habe recht, konnte Rosmarin allerdings keinem von ihnen beitreten. Ihm war nichts mehr zuwider als der Fanatismus der Parteien, der Despotismus der Massen. Er nahm dennoch an allem theil, was die Zeit bewegte, theils beobachtend, theils seine Ansicht abgebend. Er mußte um so mehr gegen vieles protestiren, was behauptet wurde, als er an der Religion, an der Philosophie und an dem Idealismus aller Kunst festhielt. In kirchlichen, in politischen, in literarischen Dingen, er dachte über das Meiste ganz anders wie die Meisten, und er wußte, daß er Gleichdenkende habe. Er widersetzte sich unter anderm der Behauptung, daß die Jetzigen nur Epigonen, Schwächlinge auch dem Werthe nach seien; er widersetzte sich diesem oft wahnsinnigen Republikanismus, dem tollgewordenen Hinausgehen über die christliche Weltanschauung und dem damit verbundenen Atheismus. Er protestirte von Grund seiner Seele gegen die frivole Allesgleichmacherei, welche gerade die Würde und Einzigkeit des Individuellen misachtete, und vollends dem Genius den Krieg erklärte, wenn er nicht auch der Partei und dem Zeitgeist diente.

Mögen nun die Ansprüche, welche der Verfasser für seinen Rosmarin erhebt, übertrieben sein oder nicht, jedenfalls ist dieser ein eigenartiges, vielverarbeitendes Individuum, dessen Entwickelungsgang wir an der Hand des Autors mit lebhaftem Antheil verfolgen werden. Einen kurzen und bequemen Weg zum Ziele führt uns der Autor freilich nicht: wir müssen erst drei ziemlich starke Theile durchlesen, um dem Helden das Geleit auf seiner Reise nach der Universität geben zu können. Dennoch möchten wir fast dem ersten Theile, der sich mit der frühesten Kindheit des Helden beschäftigt, nach unserm individuellen Gefühle den Vorzug vor allen übrigen einräumen. Wir lernen hier eine Menge jener originellen und dabei naiven, treuherzigen und anspruchslosen Charaktere kennen, an denen die Zeit, in welche die Kindheit Rosmarin's fiel, noch unvergleichlich reicher war als die unserige, darunter Mr. Johnson, das Kind englischer, in Ostpreußen residirender Aeltern, der später, nach dem Erscheinen der „Bezauberten Rose", behauptet: „Deutschland hat bisher nur einen Dichter hervorgebracht, um den England es fast beneiden könnte — es ist Ernst Schulze." Alle diese Personen, von denen Rosmarin's Jugend umgeben war, sind mit eingehender Treue lebendig und anschaulich gezeichnet, und der Verfasser liefert damit den Beweis, daß er trotz seiner überwiegend idealistischen Geistesrichtung, doch auch für die Realitäten des Lebens einen gesunden Blick hat, und daß die Neigung und die Gabe, die Erscheinungen, statt ihnen äußerlich gegenüberzustehen, in ihrer Bedeutung und ihren Umrissen reflectirend in sich aufzunehmen, schon früh in ihm entwickelt war. Doch machen wir durch das ganze Buch die Wahrnehmung, daß der Verfasser, wie es allen geht, welche das weibliche Geschlecht von einem zu einseitig idealistischen Standpunkt ansehen, die Männer wahrheitsgetreuer und natürlicher schildert als die Frauen, die alte Märchenerzählerin Regina etwa ausgenommen. Ein gewisser subjectiver Zug mischt sich außerdem meist in diese Porträtskizzen, vollständig objectiv dagegen wird der Verfasser in der prächtigen Schilderung der Legionen Napoleon's auf ihrem Xerreszuge nach Rußland. Wir glauben, daß diese Soldateska nach ihren verschiedenen Truppengattungen, so oft sie auch bereits beschrieben wurde, noch nicht mit derselben Wärme und Anschaulichkeit und zugleich mit derselben geistreichen

Auffassung geschildert worden ist als hier von Jung, und gern würden wir dieses Kriegsgemälde voll Glanz und Pracht auch den Spalten d. Bl. einverleiben, wenn nicht andere Blätter, z. B. die „Unterhaltungen am häuslichen Herd", uns darin zuvorgekommen wären, und wenn nicht das Ganze, dem man durch das Herausreißen einer einzelnen Gruppe nur schaden würde, doch zu vielen Raum beanspruchen würde. Mit gleichem Geist und gleich charakteristischer Auffassung sind die russischen Truppen vom Jahre 1807 — denn bis dahin reichen Rosmarin's Erinnerungen zurück — im Gegensatz zu den französischen geschildert.

Erschien das französische Heer in seiner Massenwirkung grandios und pomphaft, so entwickelten die einzelnen Individuen im Quartier meist alle jene Liebenswürdigkeiten, die dem französischen Charakter und Umgangston eigen sind. So zeigten sich wenigstens diejenigen, welche nach der Schlacht von Jena in Rosmarin's väterlichem Hause einquartirt waren. Der Verfasser erzählt:

Die Franzosen sind Kinderfreunde. Der Knabe und seine Gespielen hatten einen guten Tag. Wir wurden mit den artigsten Geschenken überrascht. Meine gute Generalin, eine ältliche Dame von vieler Welt und Anmuth, waltete mit ihrer beredten französischen Zunge unter diesen französischen Offizieren bedeutenden Ranges, als wären es ihre Untergebenen, ihre Söhne, und setzte alles bei ihnen durch. Sie vereinigten ihr gegenüber Galanterie und Pietät in der liebenswürdigsten Weise. Zweierlei hat sich mir von diesen französischen Hausgenossen tief eingeprägt, ihre unausgesetzte Fröhlichkeit und ihre Lust, sich zu unterrichten. Sie schäkerten fortwährend miteinander und mit uns Kindern; es gab Possen der überraschendsten Art; Offiziere und Gemeine lebten in dieser stehenden Komödie auf dem Fuße der unbedingtesten Vertraulichkeit, der Freiheit und Gleichheit. Außerdem lasen Offiziere wie Gemeine französische Bücher, wo sie nur Zeit hatten. Sie führten eine Bibliothek mit sich, von der man nicht wußte, wie sie dieselbe auf dem Marsche fortzubringen vermöchten, wie denn überhaupt ihr Besitzthum unermeßlich war. Viel und gern beschäftigten sie sich auch mit Landkarten. Sie lagen der Länge nach hingestreckt über Karten, studirten, machten Pläne, räsonnirten, debattirten und hefteten, um strategische Operationen zu bezeichnen, Stecknadeln auf, als wäre auch darin ein jeder von ihnen Napoleon im Kleinen.

Allerdings gab es in der französischen Armee auch einzelne Truppentheile, die etwas völlig Zügelloses, Verwildertes hatten, und was in dieser Hinsicht die berüchtigte Löffelgarde bei der Infanterie war, das waren bei der Reiterei die Chasseurs. Der Verfasser erzählt:

Sie setzten Bürgern und Bauern aufs ärgste zu. Ihre Anrede, um ihren Groll auszudrücken, war, sogar von seiten der Offiziere, gegen hoch und niedrig, gewöhnlich das Wort „Bauer", in gebrochenem Deutsch. Sie schienen mit dem Worte „Bauer" ihre gänzliche Verachtung alles Deutschen zu erkennen geben zu wollen, wie die Griechen mit dem Worte „Barbar" die alles Nichtgriechischen, oder wie die Römer im Rustiken den Gegensatz zur feinen Urbanität im tiefsten Sinne erkannten.

Obschon nun die Franzosen in dem Knaben eine gewisse Romantik und Bewunderung hervorgerufen hatten, so gesteht er doch, sich unsaglich gefreut zu haben, als er nach dem Tilsiter Frieden preußisches Militär wiedersah. Sein Vater aber nahm nach dem Abzuge der Franzosen eine Büste Napoleon's von der Wand und warf sie im Grimm über die erlittene Demüthigung Preußens im Beisein aller Hausgenossen in den Hof hinunter, daß der Kaiser „mit dem idealischen Lorberkranz und dem weichen Haar" unten in tausend Stücke zerschellte. Rosmarin bemerkt:

Ich habe später, als ich die in unzählige Stücke zerschellten Trümmer der großen Armee von Rußland zurückkehren sah, wiederholt daran denken müssen, daß jener Sturz Bonaparte's in unserm Hause zum Fenster hinaus zugleich ein symbolischer gewesen sei.

Der zweite Theil beginnt mit der Darstellung der idealischen Jugendfreundschaft Rosmarin's mit einem edel gearteten Knaben, den er Arminius nennt und in welchem er die nothwendige Ergänzung seines Ichs fand bis dahin, wo der Jüngling später einem Zweikampf zum Opfer fiel. In der Zeit, in welcher dieser Theil spielt, waren aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch Schwung des Gemüths, sympathetische Stimmung und Kraft der Selbstverleugnung genug übrig geblieben, um solche Seelenverschmelzungen möglich zu machen; heutzutage, wo die Selbstherrlichkeit und das Selbstgenüge des Individuums das Programm der Zeit und jeder Gymnasiast schon hochentwickelter Politiker ist, gehört auch die Freundschaft zu den nahezu antiquirten Dingen. Gegenwärtig begnügt jeder sich mit sich selbst, d. h. oft mit recht wenigem. Die jetzige Generation schwört noch immer auf das Evangelium Heinrich Heine's, der einmal zu einem Besuchenden äußerte: „Sie sind sehr naiv, daß Sie noch an Freunde und Freundschaft glauben können; ich denke darüber wie Aristipp, der die Freundschaft verwarf." Aber gerade durch diesen Ausspruch sollte sich unsere Jugend warnen lassen, Heine zu ihrem Busenfreunde zu machen — er ist ein treuloser Freund. Der zweite Theil versetzt uns weiter nach Warschau und bald darauf nach London, womit wir uns aus der heimatlichen Idylle in größere Weltverhältnisse versetzt sehen. Nun lernen wir auch den edeln Lord Elphenstone näher kennen, von dem wir im Verlaufe des Romans noch viele weise Aussprüche vernehmen sollen. Ob übrigens Elphenstone jetzt noch, nachdem die innere Fäulniß Nordamerikas so offenbar zu Tage getreten, so viel Heil von diesem erwarten würde, wie er dies in seiner sonst gehaltreichen Unterredung mit dem Erzbischof von Exeter ausspricht, erscheint uns zweifelhaft.

Bisher war der gute Rosmarin, obschon wir an seiner Hand sogar Abstecher nach Warschau und London machten, noch sehr jung, und er ist es im Grunde im dritten Theile auch noch; denn erst am Schlusse desselben sehen wir ihn von Ostpreußen aus in einem Postwagen durch Sandwüsten und Föhrenwälder die lange Reise nach Berlin anstellen, wo er Theologie zu studiren beabsichtigt. Auf dieser Fahrt, an deren umständlicher Schilderung wir die Länge und Langweiligkeit des Wegs selbst ermessen können, machen wir unter anderm die Bekanntschaft des schnakischen Schirrmeisters Kürbiß, und um auch eine Probe des Rosmarin'schen Humors zu geben, möge hier folgende Unterhaltung zwischen Rosmarin und Herrn Kürbiß mitgetheilt sein:

„Nichts verwünsche ich mehr, mein Herr, als übertriebene Reinlichkeit. Frau, rufe ich immer, wenn ich einmal zu Hause bin: Frau, fege, reibe, putze, bohne, gieße, scheure, soviel du willst und dir anmuthen ist, denn Sauberkeit ist Gold werth; aber sei mir nicht zu reinlich, hörst du, denn es ist fußbrecherlich, lebensgefährlich!" — „Lebensgefährlich, Herr Kürbiß?" — „Bis zur Beinabnahme lebensgefährlich." — „In aller Welt, wie das?" — „Nirgends, mein Herr, geschehen mehr Beinbrüche im Jahr als eben in Holland, nirgends weniger als in Polen." — „Warum denn? Sie machen mich höchst neugierig!" — „Dieses ist mir sehr lieb, und jenes sollen Sie hören. Wo man in Amsterdam, im Haag, in Scheveningen, in Rotterdam geht oder steht, läuft oder springt, hoppst oder tanzt, ich sage Ihnen, da wird gegossen, gescheuert, gestriegelt, gebohnt und gerieben mit und ohne Seife. Sie laufen da schon die Gefahr, mit weggefegt zu werden. Was ist nun die weitere Folge solcher Spiegelglätte? Frauen und Männer, zumalen aber Ausländer, fallen und purzeln in Holland der Länge, der Quere, der Breite, der Höhe und der Tiefe nach wie die Fliegen zu Funfzigen, zu Hunderten, und zwar zu ebener Diele, wie auf den Straßen, und zwar daß es nur so pufft, und zwar knacks, das Bein ist entzwei. In Polen dagegen kommt das sehr selten vor, in keinem Lande sind weniger Beinbrüche als im Lande der Schlachtschützen. Warum? Weil die Polen den Schmuz lieben, ihn liegen lassen, je dicker, klebiger, desto besser. Das gibt also Kitt, man ist gefestet, sitzt und geht hübsch sicher."

Eine wie uns scheint sehr richtige Bemerkung lesen wir III, 23:

Das Leben in einer kleinen Stadt, zumal wenn sie, wie es in der unserigen der Fall war, weltweite Handelsbeziehungen hat, noch dazu bedeutende Menschen von anderweitiger Intelligenz hegt, übt einen eigenthümlichen Reiz aus. Schon weil man hier alles übersehen kann, was geschieht. Ein kleiner Ort gewährt eine Menge komischer Eindrücke, und schnellt den, welcher sich eines gewissen Humors erfreut, um so plötzlicher zum Erhabenen auf. Die Idylle und das Allleben sind verwandter als man meinen sollte, der Philister kann uns zuletzt so ermüden, daß wir zum Weltbürger heranreifen.

Im vierten und fünften Theile schildert Rosmarin in detaillirter Ausführlichkeit die schon oben angegebenen Abschnitte und Ereignisse seines Lebens, seine Studienzeit in der Residenz (Berlin) u. s. w. Einen eigenthümlichen, für einen Hyperidealisten höchst bezeichnenden Zustand führt uns der Roman in der Schilderung des verunglückten Kanzeldebuts vor, welcher Rosmarin veranlaßte, dem Predigerberuf zu entsagen. Rosmarin steht auf der Kanzel; es heißt nun:

Er war nicht von einer, er war von tausend Predigten erfüllt, er wußte nur nicht, welche von ihnen er zuerst verkünden sollte. Er hätte gern mit tausend Zungen gesprochen, um mit jeder eine zu spenden. Er war so gerührt, von solchem Danke, von solcher Entzückung über die Herrlichkeit der Existenz erfüllt — wie es ihm wiederholt seit seiner Kindheit begegnete —, daß, als die Orgel nun verstummte, er wol inne ward, sein Gefühl übermanne ihn. Ja, er verspürte in dem fast apokalyptischen Seelenzustande dieses Augenblicks etwas Gefährliches. Seine gewaltige Phantasie packte ihn. Es war ihm, als wolle er eine Theodicee verkündigen, und doch hatte er das klare Bewußtsein, daß es hier gelte, einen ganz bestimmten Text zu behandeln, vor der Gemeinde ihn auszulegen. Es kam wie ein Seelensturm der Begeisterung über ihn, während draußen der Gewitterorkan wüthete, die Bäume an die Kirchenfenster schlugen, und es so finster ward, daß man nicht zwei Schritte hätte vor sich sehen können, wenn nicht die Kerzen am Altar ein Zwielicht verbreitet hätten. Was nun? Rosmarin wußte, jetzt müsse er sprechen, und doch schwieg er immer noch. Auch in diesen Moment des Schweigens drängte sich Seligkeit, drängten sich aber auch Vorstellungen wie: Immer noch trennt uns so oft die Sünde von Gott; immer noch wissen wir nicht, ob und wie unsere Freiheit besteht; immer noch sind wir (es war ihm, als würde er emporgehoben) im Raum und in der Zeit; und wenn der Gewittersturm diese Kirche voll Menschen zertrümmerte, wäre das kein Uebel? Doch über alles siegte jetzt das Verlangen, Gott zu verkündigen. Er hörte sich sagen: Unaussprechlich, meine Freunde, ist die Liebe Gottes — — Jetzt schnürte es ihm den Hals zu, aber nicht die geringste Beklommenheit fühlte er in der Seele, sondern ihm war so wohl, daß er, in seinem Schweigen beseligt, sich selbst verlor. Da, endlich — mahnte ihn eine Weckstimme tief innen: Du mußt die Kanzel verlassen!

Wir lernen in diesen beiden Theilen unter andern Namen auch berühmte Professoren in gelungenen Charakteristiken kennen: Hegel (Parmenides), Schleiermacher (Abelard), Neander (Bernhard), Savigny (Saveur), Gans (Schwan) u. s. w.; namentlich scheint uns der Verfasser das kokette, auf blendende Wirkung berechnete selbstgefällige Auftreten des letztern in sehr gerechter Weise charakterisirt zu haben. „Der junge Titan" (V, 236), in welchem Rosmarin bereits, als er zuerst „seine scharf pointirten Kritiken wie Pfeile vom Olymp schnellte", die „ganze künftige Größe" desselben erkannt hatte, scheint uns kein anderer als Gutzkow, und Sophron kein anderer als Karl Rosenkranz zu sein. Eine Menge beachtenswerther Gedanken und Betrachtungen füllen die im Getäfel der Erzählung gelassenen Lücken und Risse. So bemerkt der Verfasser einmal:

Der Niederschlag, die Masse ist noch gar nicht so schlimm, wie eben die mittlere Schicht es ist. In jener, weil es sich eben um das deutsche Volk handelt, lebt das deutsche Gemüth, lebt die deutsche Frömmigkeit, der deutsche Sagengeist; sie hat ihre Bibel und hat ihre Volksbücher. Die Mitte dagegen hat den Glauben verlernt, den Zweifel eingesogen, sie ist entweder von der Genußgier einer faden Unterhaltung geprickelt, sie hat Lust am Skandal, sie ist durch die Ausländerei verliederlicht, sie hat mit dem Anarchismus, dann wieder mit dem Napoleonismus gebuhlt, oder sie ist durch Gelehrsamkeit verknöchert, durch die Fachwisserei abgepferchet, durch den Verkauf an ein System aller freien Denkkraft bar, und so läßt sich mit dieser Doppelschicht der Mitte für ein lebendiges Fortarbeiten auf dem Felde der Literatur auch so gar nichts unternehmen.

Die Literatur wie das Schriftstellerthum faßt der Verfasser nämlich in einem großen und zum Theil neuen Sinne auf; er bemerkt z. B.:

Ich habe nie denen beistimmen können, die da sagen, es sei im Grunde das Schriftstellerthum nur eine etwas civilisirtere Schreiberei, als die, welche der erste beste Secretär in einem Bureau ausübt, während dasselbe in den besten Autoren vielmehr ein fortgesetztes Zungenreden ist, welches den heiligen und ewig heitern Geist Gottes über alle Länder und Völker fortleitet. Ich habe mich stets im Zwiespalte befunden mit denen, die da sprechen, es sei schon genug geschrieben, wir lebten so kurze Zeit, daß wir auch nur das Beste schon nicht mehr lesen könnten; auch sei uns Heutigen Neues zu sagen nicht mehr vergönnt. Bleiben wir darin fest, daß das Wort, daß der Gedanke göttlichen Ursprungs, daß der niedergeschriebene doch streng genommen der gesprochene ist, so hat jedes Geschlecht etwas noch nie Dagewesenes zu verkünden.

Der Verfasser erwartet überhaupt eine bessere Zukunft von der Erneuerung der Literatur, „in welcher die bessern Schriftsteller einen freien vorzugsweise privilegirten Stand bilden" und er prophezeit ein andermal, daß eine Zeit

kommen werde, wo die Philosophie unter den Deutschen wie ausgelöscht sein, lange schlummern und erst schwer wieder aufkommen werde,

während die Naturwissenschaften, begleitet von einem Sprühregen neuer Entdeckungen, die Zeit befruchten, freilich auch in den tollsten Materialismus ausarten lassen, unter dem dann das Aufgußwasser sich ansetzt, keinen Abfluß hat, und nun materialistische Infusionsthierchen und anderes Ungeziefer aller Art entstehen. Die Selbständigkeit der Literatur aber wird, trotz alles dessen und ungeachtet des Schreiens übergläubiger Zeloten, an Sicherheit und Ausbreitung gewinnen. Sie wird sich mit dem Jahre 1859 — dem hundertjährigen Geburtsfeste Schiller's — um diesen herrlichen Genius consolidiren, zum Gedeihen einer größern Einheit deutscher Nation, deutscher Schriftsteller; sie wird im nächsten Jahre schon den Ehrenstand deutscher Autoren im Speciellern befestigen, bis dann allmählich auch der Idealismus, der in der nächsten Zeit einen harten Stand hat, wieder zu seiner vollen Blüte hervorschießt, und endlich, mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts 1901, die deutsche Literatur in ein nie geahntes Stadium einrückt.

Der Verfasser erkennt an, daß die deutsche Universität „ein Institut einzig in seiner Art sei", aber er fährt fort:

Dennoch hat es auch in Deutschland nicht an Ausartungen gefehlt. Der deutsche Student hat die Freiheit, welche ihm von seinen Vorvordern angestammt ist, nicht selten gemisbraucht. Er hat sich oft in dem Grade dem Familienleben, der feinern Geselligkeit entfremdet, als er früher damit verwachsen war. Der deutsche Musensohn hat häufig vergessen, daß die Musen, von denen er sich schreibt, weibliche Wesen sind, die jene Anmuth, Heiterkeit, eine Eurhythmie der ganzen Existenz besitzen, um milde zu gebieten, ohne welche das Menschenleben stets der Gefahr der Extreme ausgesetzt ist, und dann auch darum kommt, die reifsten Früchte des Wissens zu brechen, zu genießen. Worin hat es seinen Grund, daß auf das Weib der Cavalier, der Militär im allgemeinen mehr Anziehungskraft ausübt als der Student? Nicht blos darin, daß jener eine glänzendere Außenseite bietet, daß der Offizier schon Beamter ist, sondern darin, daß der Student sich oft darin gefiel, aller Sitte den Rücken zu kehren, dann aber auch wieder in den Gegensatz zu fallen, um mit einem Geckenthum zu renommiren, welches seinem wahren Berufe, nicht blos ein Staats-, sondern ein Weltbürger der Civilisation zu werden, schnurstracks entgegensteht. Selbst der sehr frühe Besuch der Universität hat sein Misliches. Tüchtigen Docenten auf dem Katheder muß es darum zu thun sein, nicht Jünglinge vor sich zu haben, die kaum den Knabenjahren, dem Schülerthum entwachsen sind, sondern auch solche, die in dem Jüngling fast schon den Mann ahnen lassen.

Bei aller Hoffnung auf eine Zukunft, die wir nicht mehr erleben werden, ist der Verfasser mit den Zuständen des heutigen Deutschland doch sehr wenig zufrieden; Deutschland kommt ihm vor „wie ein von Meetings, Clubs, Parteien, Parteichen, Sekten aller Art aufgewühltes und aufgewiegeltes Amerika"; er wundert sich, wie neben so vieler seichtester, jedes Idealismus entkleideter Aufklärung, so viel Geisterseherei und Geisterklopferei bestehen könne, und er fährt dann fort:

Sie wollen jetzt durch Massen, durch Versammlungen, Abstimmungen, Mehrzahl sich als einzelne zu etwas potenziren, was sie nicht sind. Nullen indessen bleiben Nullen, auch wenn sie eine unendliche Reihe formiren, und sind nie und nimmer im Sinne der Intelligenz zu numeriren. Nun gar dieser heutige Materialismus! Ich habe nie in meinem Leben etwas Erbärmlicheres, Roheres gesehen als diese zusammengelaufene Rotte von Behauptungen, Vermessenheiten, Phrasenhelden ohne Scham und Scheu.

Der Verfasser hätte hier noch bemerken können, daß, wer für alles Höhere erstorben und zu allem zu dumm ist, doch noch als politischer Kannegießer und als „Pfaffenfeind" das große Wort zu führen vermag und daß dies landläufige, sich immer selbst wiederkäuende Geschwätz die Menschen immer mehr ihren höhern rein menschlichen Aufgaben zu entfremden droht. Nichts Schrecklicheres und zugleich Lächerlicheres als eine philisterhafte, knauserige Krämerseele, die sich in ihrer Gedankenlosigkeit unterfängt, über politische und religiöse Fragen ihre auswendig gelernte Lection herzusagen und ihr Schlußurtheil abzugeben. Der Verfasser ist mit Recht der Meinung, daß die Frauen von je die „treuesten Verwalterinnen des religiösen Elements" gewesen; aber er hätte hinzufügen können, daß auch unter den Frauen bereits der Unglaube, der Materialismus und die Impietät die bedauerlichsten Fortschritte gemacht haben und daß Frauen und Jungfrauen dieser Art ihre weiblichen Liebenswürdigkeiten gegen die Unliebenswürdigkeiten austauschen, wie sie auch Männern eigen sind, welche aufs determinirteste über alles Jenseitige und Ideale, über alles Pietätsgefühl absprechen und alles negiren, außer was ihr Dünkel, ihr geistiger Hochmuth und ihre Selbstsucht ihnen vorschreibt. Weibliche Wesen, die in dieser gemüthlosen und unweiblichen Richtung befangen sind, scheinen gar nicht zu wissen, wie sehr sie Männern von wahrem Gefühl zuwider sind.

Beachtenswerth ist ferner, was der Verfasser über die Corruption und die allmähliche Selbstauflösung des Familienlebens bemerkt. Er geräth aber hierbei in das Dilemma, daß er zwar einsieht, wie hier eine Rettung nur durch die heilkräftigen Einflüsse der Schule auf die Familie allmählich bewerkstelligt werden könne, während er doch wieder nicht begreift, wie es der corrumpirten Familie möglich sein werde, die zur Lösung dieser Aufgabe geeigneten Lehrer zu liefern. Leider müssen wir darauf verzichten, die betreffende Stelle und so manche andere oft sehr geistreichen Aussprüche des Verfassers über Zustände und Personen, z. B. Shakspeare, Goethe, Jean Paul, Tieck — dessen Schöpfungen und ausgebreiteten literarischen Verdiensten eine spätere unbefangenere Nachwelt sicherlich dieselbe Gerechtigkeit zollen wird, die ihnen der Verfasser zollt —, Heine u. s. w. hier in extenso mitzutheilen, theils aus Raumrücksichten, theils um nicht von dem Verfasser zu den Autoren gerechnet zu werden, die immer „mit Gänsefüßen citiren", obschon wir für unsere Person eine gute Meinung von solchen Schriftstellern haben, die es nicht unter ihrer Würde halten, sich in geeigneten Fällen auf das Urtheil anderer zu berufen.

Alexander Jung nennt seinen Roman eine „Schule des Lebens"; er ist jedoch nur die Schule s e i n e s Lebens. Aber wie das Licht der Sonne sich in jeder einzelnen Welle des unermeßlichen Oceans bricht und widerspiegelt, so bricht sich auch das Licht des Allgemeinlebens der Menschheit in jedem einzelnen Lebenslauf, und Lehre und Unterricht kann jeder aus dem Leben eines andern entnehmen, insofern es mit Bewußtsein geführt wurde und dadurch einen geistigen Inhalt und gewissermaßen symbolische Bedeutung erhielt.

Romane wie dieser können nur unter einem Volke geschrieben werden, bei welchem die subjective Richtung vorwaltet, und hängen noch mit dem Geiste jener Zeit zusammen, wo es eine Art Manie bei den Gebildeten in Deutschland war, Tagebücher zu schreiben, in denen man sich von seinem Thun und Lassen tägliche Rechenschaft gab. Diese echt deutsche Leidenschaft, sich selbst bis ins kleinste Fältchen zu beobachten und unablässig über sich zu reflectiren, gewissermaßen sein eigener Spion zu sein und sein Inneres unter fortdauernder Controle seines Gewissens zu halten, hat ihre Licht= wie ihre Schattenseiten; kann sie einerseits dem Individuum dazu dienen, sich in sittlicher und humaner Richtung immer mehr zu vervollkommnen, so kann sie andererseits auch leicht zur Selbstüberschätzung oder zu einem weichlichen, die Kraft zum objectiven Handeln abschwächenden Quietismus verleiten. So viel steht fest, daß die mehr objectiven Völker eine größere Energie und eine praktischere Umsicht und Entschlossenheit entfalten als die mehr subjectiven, und daher auch leichter zu politischer Machtstellung und nationaler Einheit gelangen. Gegenwärtig ist freilich für die Deutschen die Gefahr vorhanden, daß sie von der sittlichen, humanen und ästhetischen Ausbildung ihres innern Menschen gänzlich abstrahiren, ohne doch die Schnellkraft objectiven Handelns, wie andere Vöker sie besitzen, zu erlangen; denn irren wir nicht, so ist es dieser von dem Innern des Menschen auf äußere Verhältnisse angewandte herrische Subjectivismus und die daraus entspringenden Eigensinnigkeiten, woran unsere politischen Combinationen und unser politisches wie confessionelles Parteiwesen kranken. Das Subject im Gefühl seiner Selbstherrlichkeit und Alleinberechtigung trachtet nach Herrschaft oder isolirt sich, und daher wol zumeist rührt bei uns die Zersplitterung und Zerrissenheit auf allen Gebieten.

Wie stark aber auch dieser deutsche immerhin edle Subjectivismus in dem vorliegenden Roman dann und wann hervortreten und wie wenig es auch dem Verfasser gelungen sein möge, sich selbst und dadurch auch andern so objectiv zu werden, wie dies dem Meister unser aller, Goethe, gelungen ist, so hindert diese subjective Richtung ihn doch nicht, sich für alles Humane, Edle und Schöne und für die wahrhaften Priester am Altare der Menschen in voller Hingebung zu begeistern, und so bleibt der Eindruck des keuschgestimmten Werks im ganzen doch ein reiner und erhebender, nach vielen Seiten anregender und lehrreicher.

Hermann Marggraff.

Kirchliche Zustände Hamburgs zu Ende des 17. Jahrhunderts.

Johann Winckler und die hamburgische Kirche in seiner Zeit (1684—1705) nach gleichzeitigen, vornehmlich handschriftlichen Quellen von Johannes Geffcken. Mit dem Bildnisse Winckler's, einem Facsimile seiner Handschrift und seinem Wappen. Hamburg, Nolte und Köhler. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Eins der unstreitig gediegensten und tüchtigsten Erzeugnisse der neuern monographischen Literatur liegt uns in dieser Arbeit des rühmlichst bekannten Verfassers vor. Und wenn es auch den ersten Anspruch auf Interesse in der Heimat des Schriftstellers und seines Gegenstandes in Hamburg selbst erheben darf, so verdient das Buch doch im vollsten Maße die Theilnahme und Beachtung weiterer Kreise, ja ist dem Kirchenhistoriker geradezu unentbehrlich. Das Werk ist dem Verfasser nicht leicht geworden, und er hat es sich nicht leicht gemacht; durch ein mühseliges Quellenstudium hat er sich durchgearbeitet, aus einer Fülle verstreuten Materials hat er das Bild Johann Winckler's zusammengesetzt, und die Erforschung und Sichtung desselben ist mit einer Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit geschehen, an der man sich nur ein Muster nehmen kann. Wenn auch das Ganze in seinen Theilen ursprünglich nicht für ein Buch berechnet war, und wie der Verfasser selbst versichert, nur einen Cyklus einzelner Vorträge bildet, eine Form, die auch beibehalten worden ist, so thut das doch der Abrundung keinen Eintrag, und im klaren Zusammenhange und stetigen Fortschritt werden uns die Verhältnisse entwickelt, die Personen geschildert, mit denen der Verfasser den Leser bekannt machen will.

Daß der Vorwurf Geffcken's ein gerade sehr erfreulicher sei, wird niemand behaupten wollen, vielmehr führt er uns in eine traurige und kleinliche Periode ein. Das 17. Jahrhundert ist vielleicht die abschreckendste Partie der ganzen Kirchengeschichte. Das große Erbe der Reformation ward in so unwürdiger Weise angewendet, der freie Geist, der allein die Losreißung von Rom bewirken konnte, in dogmatische Formeln eingedrückt und seines wahren Inhalts beraubt; es fehlt nicht an Gelehrten, die auf dem neueroberten Felde fortzuarbeiten suchten; aber weitschweifige Erörterungen über Nebensachen, künstlich pedantische Schematisirungen des überlieferten Stoffs, ungestümes Losdonnern gegen Andersdenkende, und wäre es nur im kleinsten Punkte eines zweifelhaften Lehrsatzes, waren das einzige gewesen, was die kirchliche Wissenschaft dieser Zeit hervorgebracht; der Jammer des Epigonenthums tritt vielleicht nirgends so deutlich hervor als hier, und es hat der Protestantismus in seiner damaligen Gestalt eine große Schuld an dem empfindlichen Schlage, den er darin erdulden mußte, daß die geistreichste Fürstin in Europa, Christine von Schweden, trotz der Erinnerungen, die den Protestantismus mit der Geschichte ihres Hauses, ja ihres Vaters verknüpften, der römischen Kirche wieder in die Arme sank.

In dieser Zeit lebte der Held des vorliegenden Buchs, Johann Winckler, in den widerwärtigen Conflicten derselben bewegt er sich, und sie nöthigen den milden, edeln Mann zu Kämpfen, für die er seiner Natur nach am wenigsten geschaffen war. Ausgegangen von dem gemüthlich innigen Pietismus Spener's, einer Richtung, die allerdings ohne schöpferische Kraft, dennoch einem tiefern Gemüthe mehr homogene Elemente bot, als die veräußerlichte Buchstabentheologie der Orthodoxen, wurde er, nachdem er in Süddeutschland kurz nacheinander mehrere geistliche Aemter verwaltet hatte, im Jahre 1684 nach Hamburg berufen; dort bleibt er bis zu seinem Tode, dort spielen die Hauptbegebenheiten seines Lebens. Selbst friedfertig und zu keinem feindseligen Auftreten geneigt, wurde sein Erscheinen dennoch der Anlaß zu den unerquicklichsten und gehässigsten Kämpfen. In Hamburg war nämlich der eigentliche Sitz der schroffsten und hochgespanntesten lutherischen Orthodoxie, die fast sämmtliche geistliche Aemter innehatte, und keineswegs geneigt war, einer andersdenkenden Richtung die geringste Concession zu machen. Nirgends vielleicht war der Zusammenstoß der Orthodoxie und des Pietismus ein so heftiger, als eben hier in Hamburg, nirgends wurde der Streit rücksichtsloser und roher geführt, nirgends waren die geschlagenen Wunden schmerzlicher. Als Winckler nach Hamburg kam, das schon von bürgerlichen Streitigkeiten genugsam erschüttert war, war der Eindruck seiner Predigten, sowie seines ganzen persönlichen Auftretens der günstigste, auch hatte er anfangs einen so schweren Stand nicht, da es seinen Bemühungen gelungen war, gleichgesinnte Freunde, Horbius, den Schwager Spener's, und Abraham Hinkelmann nach Hamburg zu bringen, und er an diesen einen gewissen

Rückhalt hatte; auch war einer seiner Hauptgegner, Samuel Schulz, noch nicht Senior der hamburgischen Geistlichkeit, und sein unerbittlichster Feind, Johann Friedrich Mayer, noch nicht in Hamburg. Aber die Sachlage änderte sich, als Mayer, Professor und Prediger in Wittenberg und Nachfolger von Johann Abraham Calovius, als Hauptpastor zu St.-Jakobi nach Hamburg kam, eine Stelle, für die Winckler gern Philipp Jakob Firnhaber, seinen alten Collegen, gewonnen hätte, was ihm jedoch mislang. Mayer war entschieden ein sehr begabter, vielleicht der begabteste Geistliche in Hamburg, aber ebenso ehrgeizig, herrschsüchtig und rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel; es gelang ihm sehr bald das eigentliche Haupt der orthodoxen Partei zu werden; er machte den Prediger Samuel Schulz, der Senior der hamburger Geistlichkeit geworden war, einen ebenso exclusiven, dabei klatschhaften und beschränkten Mann seinem Interesse dienstbar; nebenbei hatte er noch einige bornirte Fanatiker in seinem Gefolge, die seine Ansichten ausbreiten, manches Gehässige derselben ausbaden mußten, und die er bei Manipulationen, die er gern vollbracht sah, während er doch seine eigenen Hände rein sehen wollte, recht gut zu gebrauchen wußte, darunter die Prediger Bake, Lange, Scheel u. a. In dieser Weise fest zusammenhaltend, gut organisirt, nicht ohne Stütze bei dem niedern Volke, stand die lutherische Orthodoxie den Pietisten entgegen, an ihrer Spitze Winckler, neben ihm der schon genannte Horbius, ein milder, weicher, etwas schwächlicher Mann, und der feste und überzeugungstreue Abraham Hinkelmann. Nicht lange konnten so verschiedene Richtungen in so engem Raume verweilen, ohne in dieser oder jener Weise in Conflict zu gerathen, und bald kam die Zeit, wo sie aufeinander stoßen sollten.

Hamburg hatte seit einiger Zeit ein Schauspielhaus zur Aufführung von Opern erbaut, die damals großen Anklang fanden und die Stadt dermaßen bewegten, daß auch die Geistlichkeit darauf aufmerksam werden mußte; das Schauspiel war von den allein im Punkte der Lehre scrupulösen Orthodoxen zu den Adiaphoris gerechnet worden, die Anhänger Spener's dachten in diesem Punkte strenger, und ein gewisser Reiser hatte schon früher angefangen dagegen zu predigen, und eine Streitschrift gegen die Werke der Finsterniß in die Welt gesendet, die indeß nicht viel Eindruck machte. Doch als die Schule Spener's in Winckler, Horbius und Firnhaber drei Vertreter nach Hamburg gesendet, flammte der fromme Eifer gegen solchen Greuel von neuem auf und verwickelte die Genannten in unangenehme Streitigkeiten, da der inzwischen in Hamburg eingetroffene Mayer, vielleicht nur aus Opposition gegen die Ansichten Spener's, die Zulässigkeit der Oper vertheidigte. So hüllte sich die Unduldsamkeit sehr geschickt in den Mantel der Humanität und Aufklärung. Und es ist seltsam, daß ein langwieriger und widerwärtiger theologischer Kampf von dieser weltlichen Vergnügung seinen Ausgang nahm, daß die mildesten Männer als schroffe Rigoristen, die Streitsüchtigen als die Toleranten und Freisinnigen auftraten. Die Pietisten, Winckler voran, thaten ihr Mögliches mit Predigten, Streitschriften und Protesten, der schlaue Mayer nahm sich des Schauspiels ihnen gegenüber an; er leugnete, daß eine Oper ein sündhaftes Werk sei; behauptete, daß gottselige Theologen Komödien geschrieben, eine Ansicht, in der die wittenberger Theologen mit ihm übereinstimmten. Winckler mit seinem Widerspruche wurde von Mayer als Störenfried und Streitsüchtiger mit großer Gewandtheit widerlegt, die lutherische Geistlichkeit legte — ob alle freiwillig, steht dahin — ein Ehrenzeugniß für die Opern ab, ein Prediger Elmenhorst, der neben seinen Predigten auch der dramatischen Kunst oblag, wagte darauf eine Vertheidigung der Opern, stichelte auf Winckler, er wisse nicht ob Frau Misgunst oder Junker Neidhart Pech und Oel mit zugetragen, damit das Verachtungsfeuer gegen die Oper recht glimmen möge, berief sich auf die Rechtgläubigkeit seiner Freunde, und die Folge war, daß die Opern ruhig fortgespielt wurden, Winckler unrecht erhielt.

War in seinem und seiner Freunde Verhalten die pietistische Beschränktheit zu tadeln, die in einer krankhaft überspannten Weltflucht sich Ausdruck gab? Gewiß war sein Benehmen ein ehrliches, aus voller Ueberzeugung hervorgehendes, und dies erhebt ihn, trotzdem wir ihm in der Sache unrecht geben müssen, über seine Gegner, denen die Freisinnigkeit nur Maske zu einem aus selbstsüchtigen, ja theilweise rein persönlichen Motiven geführten Kampfe wurde.

Doch dieser Streit war nur das Vorspiel von größern. Es war nicht nur Mayer, der von seiten der orthodoxen Partei die Zwietracht schürte, sondern auch der obenerwähnte Samuel Schulz, der indeß Senior der hamburger Geistlichkeit geworden war, ein beschränkter Zelot, der Winckler, Horbius und Hinkelmann auf den Tod haßte, und sie, trotz des Anhangs in ihrer Gemeinde, unmöglich zu machen suchte. Die Gelegenheit dazu zog er herbei, er verlangte plötzlich von den hamburger Geistlichen die Unterschrift eines auf der äußersten Peripherie der Rechtgläubigkeit liegenden Glaubensbekenntnisses. Winckler war wirklich durch den raschen, mit ziemlicher Gewandtheit ausgeführten Handstreich überrumpelt worden, obgleich er sich eine Bedingung reservirte, die die Orthodoxen, wenn sie ehrlich handelten, gar nicht hätten zugeben dürfen, nämlich das ungestörte Fortbestehen seiner Privatconvente. Später jedoch nahm er die ganze Unterschrift zurück, Horbius unterschrieb gar nicht, ebenso wenig Hinkelmann. Die Folge davon war ein langer Streit, in den Horbius mit Mayer gerieth, und der erst mit dessen Tode endigte. Eine Unvorsichtigkeit, die Horbius sich hatte zu schulden kommen lassen, indem er ein Buch von mystisch gefärbtem Charakter, verfaßt von Peter Poiret, einem Anhänger der Antoinette Bourignon, in mehreren Exemplaren unter Dienstboten und Kinder ausgetheilt hatte, ward der Anlaß des Kampfes. Mayer schleuderte mit seinen Genossen Streitschriften auf Streitschriften gegen den sanften, friedfertigen Mann, die dieser im milden Tone beantwortete. Auch Winckler wurde in den Kampf gezogen, es gab kein Mittel, vor dem Mayer und Genossen zurückschauderten, ihren Gegnern zu schaden; die gemeinsten Schimpfworte, die niedrigsten Verleumdungen waren ihnen nicht zu schmuzig, um sie gegen die Anhänger Spener's und diesen selbst, der auch einige Schriften für seinen Schwager geschrieben hatte, zu gebrauchen; auf der Kanzel wurde gegen Horbius gepredigt, man rieth, ihn zur Stadt hinauszupeitschen, und ließ sich durch nichts abbringen gegen den Wolf zu streiten, bis er seine Wolfsart abgelegt, ja noch mehr, einige Prediger verschmähten es sogar nicht, in Bierkneipen gegen Horbius und Winckler zu agitiren und Matrosen und andere rohe Gesellen zu thätlichen Angriffen gegen diese Männer aufzureizen. Nur mit genauer Noth entrann Horbius dem Pöbel, der ihn ins Wasser werfen wollte. Die Obrigkeit, Senat und Rath, hatten ganz den Kopf verloren, und Mayer setzte es durch, daß Horbius endlich abgesetzt und der Stadt verwiesen wurde. Eine totale Anarchie hatte sich Hamburgs bemächtigt; der Rath, der sich einmal versammelte, dem schreienden Unrecht zu steuern, wurde durch Pöbelhaufen auseinander gejagt, eine Prügelei hatte an 50 gefährliche Verwundungen zur Folge, und Mayer erreichte es sogar, daß Horbius' Weib und seine Kinder aus der Stadt getrieben wurden. Kaiser Leopold machte endlich dem Unfug ein Ende, aber Horbius' Herz war von dem schweren Unrecht, das er erlitten hatte, gebrochen, er starb auf dem Landsitze eines Freundes am 26. Januar 1695; doch ließ es der Pöbel und die orthodoxe Geistlichkeit nicht zu, daß der Unglückliche in der Stadt begraben werden durfte, obschon sich nach seinem Tode eine versöhnlichere Gesinnung gegen ihn kund gab und viele seinem Leichenbegängniß in Steinbeck folgten, was um so höher zu schätzen war, da die Betreffenden nicht sicher vor den Fäusten der Ruder- und Fleischerknechte waren, die Mayer im Solde hatte.

Diese von Geffcken sehr lebendig und anschaulich geschilderte Episode ist eine Probe davon, zu welcher Gemeinheit die sogenannten Anhänger Luther's sinken konnten und welche Unwürdigkeiten seinem Namen aufgebürdet wurden. Die Kanzel war

eine Lästerbühne geworden, und die Orthodoxen hielten das Schimpfen von derselben für ihr heiligstes Vorrecht. Jeder benutzte es auf seine Weise aus, der eine, um Persönlichkeiten, die ihm zuwider waren, zu insultiren, der andere, um mit scurrilen Späßen die Gemeinde zum Lachen zu reizen, und der Prediger Lange, ein wüster Schreier, leistete Unglaubliches in beiden. So sagte er einmal vom Kupplerwesen: „Da komme nun solche Botin an, und spräche, der junge Herr möge doch zu ihrer Dame auf eine kalte Schale und ein Stück venetianischen Kuchen kommen." Zu ein paar Handwerksburschen, die in der Nähe der Kanzel standen, sich wendend, fuhr er fort: „Ihr meint wol, das wäre für euch etwas, nein, da könnt ihr euch nur den Mund wischen." Und Mayer selbst bezeichnete einen Kaufmann, der mit einer jungen Dame während der Kirche gesprochen hatte, als Ehebrecher, und als derselbe Klage einlegte, predigte er noch dreimal über denselben Gegenstand.

Winckler selbst tritt in diesem widerlichen Treiben mehr zurück. Seine milde Natur vermochte wenig gegen solche Rohheiten, doch wirkte er im stillen viel Gutes, und brachte namentlich, als er Senior geworden, mit maßvoller Energie manches Zweckmäßige zu Stande, so eine neue Liturgie, die Einführung eines ordentlichen Candidatenexamens, die Einführung eines neuen Gesangbuchs. Doch kamen, in den immer neu auftauchenden Unruhen, diese segensreichen Einrichtungen nicht zu rechter Geltung. Sein Hauptgegner Mayer verließ zwar Hamburg, um einem Rufe nach Greifswald zu folgen, aber ein anderer Mann, Namens Krumbholz, ein verbrecherischer und gemeiner Mensch, setzte den Kampf mit noch niedrigern Waffen fort. Dieselben Scenen der Pöbelaufreizung, der Prügeleien wiederholten sich. Mayer, der im Grunde den abenteuerlichen Gedanken hegte, sein hamburger Amt mit dem seiner Professur in Greifswald zu vereinen, und immer noch in die hamburger kirchlichen Angelegenheiten hineinredete, schürte die Zwietracht nach wie vor. Winckler ward auch hier wiederum zu einem Schriftenstreite genöthigt, der ohne Folgen blieb, aber seiner Gesundheit schadete. Ein gichtisches Leiden, das ihn schon seit Jahren gequält, kam zum Ausbruche, und nachdem er am 22. März 1705 zum letzten mal gepredigt hatte, starb er sanft am 5. April. Bei seinem Tode erst erkannte Hamburg, was es an ihm verloren. Der Eindruck seines Hinscheidens war ein gewaltiger, in dem Kampfe gegen ihn und seine Freunde hatten seine Gegner sich selbst gerichtet; wurde doch der roheste und erbittertste derselben, Krumbholz wegen der von ihm geführten Pöbelherrschaft zum Tode verurtheilt, und das Urtheil nur auf dem Wege der Gnade zu lebenslänglicher Gefangenschaft umgewandelt.

Der Verfasser widmet Winckler noch einige Kapitel, die sein intimes Verhältniß zu Spener, seine nach dessen Vorgange eingeführten Privatconvente, seine Bedeutung als Prediger, Seelsorger und Gelehrter, und sein Verhältniß zu den Reformirten behandeln. Sie zeugen von der genauesten Kenntniß des Stoffs und bieten manches Interessante, das bisher noch nicht bekannt war.

Es geht daraus hervor, wie hoch Spener Winckler achtete und in sein Herz geschlossen hatte; oft nennt er ihn seinen Freund und einen Prediger ohnegleichen. Er nimmt theil an seinen Schicksalen und Kämpfen, namentlich gegen die Oper, und selbst einzelne Differenzen, so namentlich betreffs der Schwärmereien des Fräuleins von der Asseburg können das schöne Verhältniß nicht stören. Sorgfältige Auszüge aus Briefen Spener's an Winckler, Horbius u. a. geben diesem Abschnitte vielen geschichtlichen Werth. Der Abschnitt über die collegia pietatis, die Winckler nach Spener's Vorgange einführte, zeigt Winckler als einen energischen, überzeugungstreuen Mann, der das, was er für gut und heilsam erkannt, und was in der großen kirchlichen Veräußerlichung dringend noth that, trotz mancher Kämpfe, zu denen er gezwungen wurde, und mancher Beeinträchtigung, die er erfuhr, durchsetzte. Von dem sittlichen Ernste, den er als Seelsorger bewährte, und der schon in der ganzen Art sein Amt zu verwalten hervortritt, zeugt auch die Frage, die er einst an die leipziger Facultät stellte, und die Wärme, mit der er seine Behauptung verfocht, ob ein Pastor, der nie über den Seelenzustand seiner Gemeinde ins Klare kommen könne, noch als Seelsorger zu betrachten sei und nicht besser sein Amt aufgeben müsse. Wie er als Prediger gewesen, beweist der Erfolg, den er gehabt hat und der so bemerkbar war, daß seine Abwesenheit von Hamburg seiner Kirche immer einen Verlust von über 1000 Mark brachte. Ueber sein tiefes Verständniß der Schrift sind die Urtheile seiner Zeitgenossen einstimmig, daß sie ihresgleichen gesucht habe. Wenn auch er den Reformirten in Hamburg so freundlich sich nicht näherte, daß er der Gründung einer reformirten Gemeinde daselbst Vorschub leistete, so hatte dies theilweise die etwas gewaltsame Behandlung verschuldet, die der Große Kurfürst in seinen Unionsversuchen der lutherischen Kirche widerfahren ließ; Winckler aber zeigte sich noch immer als der Versöhnlichste, indem er nicht wie die andern gegen die Reformirten predigte, und von Samuel Schulz sogar der Freundschaft mit den Calvinisten beschuldigt wurde. Eine interessante Episode ist der Streit, den Winckler mit dem phantastischen Balthasar Becker führte, und die Charakteristik „der verzauberten Welt", die der Verfasser beigefügt hat, ein Streit, der, beiläufig gesagt, nicht zu Ende kam. Ein letztes Kapitel schildert noch in lebendigen Bildern Horbius, Hinckelmann, Mayer und Krumbholz: doch glauben wir genug angeführt zu haben, um Interesse für den Stoff zu erwecken und zum eigenen Lesen dieses schätzenswerthen Buchs anzuregen, was der Zweck unserer ganzen Besprechung war.

Da uns in dieser Arbeit wiederum die wissenschaftlichen Verdienste Geffcken's recht nahe getreten sind, so gestatte man uns am Schlusse unserer Besprechung noch einmal auf sein 1855 erschienenes Kunstwerk hinzuweisen, nämlich auf den ersten Band seines „Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts", die zehn Gebote enthaltend. Es ist dies eine Arbeit voll tiefster Gelehrsamkeit, einzig in seiner Art, und mit großer Uneigennützigkeit auf eigene Kosten gedruckt und herausgegeben. Eine fast verloren geglaubte Literatur ist in diesem Buche nicht nur gerettet, sondern in klarer Anordnung zusammengestellt worden, das Resultat von 20 Jahren mühsamen Forschens. Der Begriff des Katechismus, seine Entstehung, die darüber verfaßten Schriften, alles findet seine ausführliche Besprechung. Manches Licht wird dadurch auf eine Zeit geworfen, die bisher, wenig bekannt, von den confessionell befangenen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts ganz ins Schwarze gemalt wurde, um auf dem dunkeln Hintergrunde ihr Säculum um so heller strahlen zu lassen. Es zeigt sich in der That, daß auch schon die Zeit vorher im Besitze einer tüchtigen religiösen Volkserziehung war und viele Zeugnisse davon aufweisen kann. Umfassende Beilagen der einschlagenden Literatur aus der damaligen Zeit beweisen dies zur Genüge, und jeder, der Geffcken auf diesem Gebiete nachfolgt, ist ihm zum Danke verpflichtet für den Weg, den er ihm in seiner genauen und sorgfältigen Besprechung der nöthigen Quellen geebnet hat. Wir weisen noch zum Schluß auf die naiven Darstellungen der zehn Gebote im Holzschnitte hin, die nach dem Cod. Heidelberg. von 1438 unter Aufsicht des Verfassers genau facsimilirt, in unfreiwilligem Humor, aber mit viel Anschaulichkeit und concreter Lebensfrische davon Zeugniß ablegen, wie man schon damals die Kunst als religiöses Erweckungsmittel des Volks zu benutzen verstand.

Das Buch ist, obschon in streng wissenschaftlicher Form verfaßt, doch leicht und verständlich geschrieben, sodaß auch der gebildete Laie sich schnell darin orientiren wird; für Geistliche und Lehrer, denen die geschichtliche Entwickelung ihres Lehrstoffs am Herzen liegt, wird es aber geradezu unentbehrlich, zumal es im praktischen Interesse geschrieben, auch manchen guten Wink, manche treffende Bemerkung für ihre Katechisationen und ihren Katechismusunterricht enthält.

Je mehr das 15. Jahrhundert im allgemeinen jetzt ans Licht gezogen und klarer verstanden, würdiger beurtheilt wor-

den ist, um so mehr thut dies auch auf diesem Gebiete noth, um vor allem jeden protestantischen Geistlichen, vor confessionellen Einseitigkeiten und unklaren Beurtheilungen der Reformation zu bewahren, die leider nur allzu sehr verbreitet sind. Leider hat das Buch trotz seiner Verdienste, trotz des im Verhältniß fabelhaft billigen Preises noch nicht die Verbreitung erfahren, die es verdient. Um so mehr weisen wir darauf hin, da der Verfasser den schnellen Fortgang der Veröffentlichung seiner Forschungen einigermaßen von der Theilnahme abhängig machen will, die sein Werk findet. 44.

Fremde Dichtungen in deutschem Gewande.

Daß wir Deutschen die Dichtungen anderer Völker durch Uebersetzungen uns so gern zu eigen machen, hat nicht allein seinen Grund in unserm weltbürgerlichen Charakter, sondern auch in dem Reichthum, in der Kraftfülle, Schönheit und Biegsamkeit unserer Sprache, die uns dies Bestreben erleichtert, und die geschickt ist, fast alle Sprachformen in sich zu vereinigen. Es dürfte wol kein zweites Volk geben, welches so viele und so vortreffliche Uebersetzungen aufzuweisen hat als wir. Es ist daher aber auch die erste Pflicht des Beurtheilers, misrathene Uebersetzungen mit Entschiedenheit zu verurtheilen, zumal ja nichts einen nachtheiligern Einfluß auf den Geschmack des lesenden Publikums ausübt als schlechte Uebersetzungen, sei es in gebundener oder ungebundener Redeweise.

Es ist wahr, wir haben in der Uebersetzungskunst große Vortheile vor andern Völkern voraus; damit soll aber keineswegs behauptet werden, daß es nun für uns ein leichtes Stück Arbeit sei, eine gute Uebersetzung zu liefern. Man darf sogar die Behauptung aufstellen, daß es leichter sei ein mittelmäßiges Originalgedicht zu schaffen als eine nach allen Seiten hin vortrefflich gelungene Uebersetzung. Es gehört in der That mehr dazu, als die Sprache in der Gewalt zu haben und einige deutsche Reime zusammensuchen zu können.

Der Uebersetzer muß selbst ein Dichter sein, im wahrsten Sinne des Worts ein Dichter, der mit einem außerordentlich zarten Ohr und Gefühl begabt, sich auch vollständig in die Eigenthümlichkeit des zu übertragenden Dichters hineinzudenken versteht, sonst bleibt seine Arbeit ein Flickwerk. Wir haben in Deutschland berühmte Philologen, deren Sprachkenntnisse anerkanntermaßen nichts zu wünschen übrig lassen, deren Uebersetzungen aber zum größten Theil jämmerlich sind. Die Herren mögen gute Docenten sein, sie sind aber keine Dichter. Eine gute Uebertragung fordert ferner auch vor allem Geduld und unendlich mehr Zeit als das Hervorbringen eines Originalgedichts. Wir brauchen uns nicht darüber zu wundern, wenn Börne in seinen Bemerkungen über Sprache und Stil sagt: „Die Reichthümer der deutschen Sprache liegen nicht oben, sondern man muß danach graben. Denn oft war ich tagelang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wiedergeben könne; ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu übersetzen sei, und erst am neunten kritischen Tage fand ich das richtige Wort."

Einige von den uns hier zur Beurtheilung vorliegenden Uebersetzungen sind augenscheinlich mit Fleiß und Zeitaufwand gemacht, andere dagegen tragen den Stempel der Flüchtigkeit und Unreife auf der Stirn.

1. Feodor Iwanowitsch Tjutschew's lyrische Gedichte. In den Versmaßen des Originals dem Russischen nachgebildet von Heinrich Noé. München, Fleischmann. 1861. 16. 16 Ngr.

Der tief melancholische Zug, welcher durch alle Slawenvölker geht und besonders in ihrer Musik, ihren Liedern, die alle eine Molltonart haben, ja selbst in den weit häufiger als bei uns vorkommenden improvisirten Liedern so recht deutlich zu Tage tritt, verleugnet sich auch in diesen Dichtungen nicht. Der Dichter möchte die Eisrinde seines Nordens, die ihn gefesselt hält, sprengen und seinen Flug nach sonnigern Gefilden nehmen, wo „die Welt in Lenzes Lust und Pracht versunken" ist; aber er hat nicht die Kraft, sich dem Genusse der ersehnten Güter vollständig hinzugeben, und seine düstere Einbildungskraft vermag sich nicht von dem angeborenen und liebgewordenen Schmerze zu trennen, denn auch dort kann er sich kein Liebesglück und keine Frühlingslust ohne Thränen denken:

> Doch was dem Auge Kypris böte,
> Und Weinesglanz und Rosenglut,
> Was ist es gegen Thränenflut,
> Der (den?) Thau von Gottes Morgenröthe!

Tjutschew besingt den Schmerz um des Schmerzes willen, aus dessen Irrgarten sich frei zu machen und mit Entschiedenheit seine Ideale zu verfolgen er gänzlich außer Stande ist. Der Uebersetzer sagt uns, daß diese Gedichte, die auch in mehrere andere slawische Sprachen übersetzt sind, ein treues Abbild des modernsten russischen Geistes in seinen weit auseinanderliegenden Gegensätzen, seiner lyrischen Schwungfähigkeit wie seiner weltmüden Blasirtheit darbieten. Dieses Urtheil scheint, soweit wir Rußlands Literatur und seine Zustände kennen, ein richtiges zu sein, und man wird es daher sehr natürlich finden, daß die Poesien eines solchen blasirten, weltmüden Volks wenigstens uns Deutschen keine besondere Theilnahme abnöthigen können. Der Uebersetzer scheint dies selbst gefühlt zu haben, und dennoch hat er sich der Mühe unterzogen, diese schlaffen Reimereien, gegen die wir den mittelmäßigsten deutschen Dichter nicht vertauschen möchten, in unsere Muttersprache zu übertragen. Doch wir gutmüthigen Deutschen sind ja nachsichtig gegen die Schwächen anderer und unermüdlich in der Bereicherung unserer Literatur.

2. Karl Hynek Macha's ausgewählte Gedichte. Aus dem Böhmischen übertragen von Alfred Waldau. Prag, Dominicus. 1862. Gr. 16. 25 Ngr.

Auch diese Dichtungen eines jung verstorbenen Dichters verleugnen ihren slawischen Ursprung nicht. Der Verfasser war ein ebenso großer Idealist als Tjutschew, aber in seinem Mismuthe, die Welt nicht so zu finden, wie seine Einbildungskraft sie sich ausmalte, gab er sich auch einem Weltschmerze hin und entlockte seiner Dichterharfe hin und wieder Klänge, die das Maß des Schönen überschreiten, wie unter andern in seiner größern romantischen Dichtung „Mai", dessen Anfang den ersten Versen der Byron'schen „Parisina" nachgebildet zu sein scheint. Ungeachtet aber seiner für alles Schaurige leicht empfänglichen Phantasie war Macha indessen offenbar ein begabter Dichter, voll tiefen Gemüths, voll Jugendkraft und Feuer, der bei einem längern Leben und nach gesättigter Kraft das richtige Maß getroffen und sich selbst in der Welt zurecht gefunden haben würde. Die Uebersetzung leidet hier und da an manchen Uncorrectheiten und Härten.

3. Blumen aus der Fremde. Poesien von Gongora, Manrique, Camoëns, Milton u. s. w. Neu übertragen von P. Heyse, K. Krafft, E. Mörike, F. Notter, L. Seeger. Stuttgart, Schweizerbart. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Am reichsten ist in dieser Sammlung Notter vertreten, der sich italienische, spanische, portugiesische, doch größtentheils englische Dichter, und zwar die leichtesten Sachen derselben für seine Uebertragungen ausgewählt hat. Manche sind einigermaßen gelungen, dagegen andere, wie unter anderm auf S. 82 und 101, noch auffallend steif und unbehülflich. Wir begegnen da so manchen sehr prosaischen Ausdrucksweisen und Verstößen gegen den Rhythmus, wie:

> Wenn Lieb' aus dem Haus zog,
> Wo man sie empfangen,
> Schied sie nicht vom Herzen,
> Mit ihr ist's Herz gangen —

oder:

Sonnt sie dann die Wäsche,
So muß sie mitnehmen
Die Thränen, die schmerzlich
Vom Auge mir strömen.
Wenn bei solcher Jugend-
All dies kann geschehen,
Wie wird es, du mein Gott,
Mit Zwanzigen gehen? —

Davon abgesehen, müssen wir leider bekennen, daß Rotter noch nicht tief genug in den Geist der englischen Sprache gedrungen ist und daß ihm das feine Gefühl des Dichters fehlt, ohne welches ein Uebersetzer niemals zur Meisterschaft in seiner Kunst gelangen kann. Zum Beweise wollen wir uns seine Uebertragnng folgender bekannten Verse von Burns genauer ansehen:

Had we never lov'd sae kindly,
Had we never lov'd sae blindly,
Never met or never parted,
We had ne'er been broken-hearted.

Wär' so süß nicht solch ein Finden,
Wär' so süß nicht solch Erblinden,
Hätt' kein Gott aus uns gesprochen,
Wär' uns nicht das Herz gebrochen.

Bei solcher Freiheit hätten wir doch wenigstens erwarten können, daß der Uebersetzer den wirklichen Sinn des Textes genau wiedergegeben hätte. Aber „Never met or never parted" zu übersetzen: „Hätt' kein Gott aus uns gesprochen", das ist eine licentia poetica, die der Beurtheiler nicht ungerügt lassen darf. Weit schöner und dem Geiste des Originals entsprechender ist jene längst bekannte Uebertragung:

Hätten wir uns nicht so mächtig
Lieb gehabt, so unbedächtig,
Nie gesehn und nie gesprochen —
Wär' uns nicht das Herz gebrochen.

Auch in dem Gedicht „Am Bache" („Here is the glen") hat der Uebersetzer dem Reime zu Liebe in der zweiten Strophe sich eine Freiheit erlaubt, wodurch der Sinn ins Lächerliche gezogen wird. „'T is not Maria's whispering call!" heißt es bei Burns, und Rotter läßt die Maria selbst klingen, indem er diese Worte also wiedergibt: „'S ist nicht Maria's süßer Klang!" Ueberhaupt dürfte whispering call niemals durch süßer Klang übersetzt werden.

Wir könnten den Verfasser auf noch mehrere derartige Fehler aufmerksam machen, doch würde dies uns zu weit führen. Als wirklich gelungene Uebersetzungen sind nur wenige hervorzuheben, die meisten tragen den Stempel der Geburtsschmerzen noch zu sehr an der Stirn. Etwas schwungreicher sind die beiden Uebertragungen von Karl Krafft, wiewol wir den Geschmack des Uebersetzers in der Auswahl nicht loben und es überhaupt nicht begreifen können, weshalb er seine Kräfte an Dichtungen vergeudet, die des Uebersetzens kaum werth sind. Die neue deutsche Literatur bietet an solchen humoristisch-politischen Gedichten wie „Der Schleicher" von Giusti bereits eine weit schönere Auswahl; wir wollen nur an Prutz, Marggraff und Hoffmann von Fallersleben erinnern. Solches für unsern deutschen Geschmack langweilige italienische Zeug wollen wir gern entbehren, und um so lieber, da der italienische Humor ein ganz anderer ist als der deutsche. Dies hätte auch Paul Heyse bei seinen Uebertragungen italienischer Dichtungen beherzigen sollen, denen wir allerdings eine Formgewandtheit einräumen. Den feinsten Geschmack in der Auswahl hat aber Ludwig Seeger bewiesen. Gewiß ist außer Shakspeare kein englischer Dichter dem deutschen Geiste verwandter als der tief- und zartfühlende Thomas Moore, und somit wird die Seeger'sche Uebertragung Moore'scher Jugendgedichte, die wir nach angestelltem Vergleich mit dem Original vortrefflich finden, von vornherein auf deutsche Leser den meisten Eindruck machen. Zwei Kleinigkeiten von Eduard Mörike dürfen billig für die Beurtheilung unberücksichtigt bleiben.

4. Fremde Dichtungen in deutschem Gewande. Von F. Ruperti und A. Laun. Bremen, Heyse. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Uebersetzungen aus den meisten europäischen Sprachen haben schon in Hinsicht auf die geschmackvolle Auswahl mehr Aussicht auf Erfolg als die vorigen. Ueberdies sind sie im allgemeinen fließender übertragen, und man würde wol vergebens einen rhythmischen Verstoß oder einen unechten Reim aufzusuchen sich bemühen. Man glaubt gute Originalgedichte zu lesen. Es dürfte auch schwer zu entscheiden sein, wer von den beiden Uebersetzern, die ihre Autorschaft durch den Anfangsbuchstaben ihres Namens bezeichnet haben, der gewandteste ist; sie sind beide vortrefflich und können den Lesern mit vollem Recht empfohlen werden. Als Probe geben wir hier nur Longfellow's „Hymne an die Nacht" in Ruperti's Uebertragung:

Hinrauschen hört' ich das Gewand der Nacht
Durch ihre stillen Marmorhallen,
Ich sah, von reinen Aetherlichtes Pracht
Umfranst, die dunkeln Säume wallen.

Ich fühlte, wie vor ihrem ersten Nahn
Der Tagessorgen Schwarm zerstiebe;
Sie zog so hehr, so friedlich ihre Bahn
Wie jene Eine, die ich liebe.

Die Töne hört' ich voll von Lust und Leid,
Die mannichfachen sanften Klänge,
Anfüllend ihrer Hallen Einsamkeit
Wie eines alten Dichters Sänge.

Tief aus der Nachtluft kühlem Bronnen trank
Mein Geist sich Ruh' und süßen Frieden,
Wie er noch nimmer in die Seele sank
Aus einem andern Quell hienieden.

Du stärkst mich, heil'ge Nacht, und gibst mir kund,
Wie Schweres stets der Mensch getragen;
Du legst den Finger auf der Sorge Mund,
Und sie vergißt ihr bittres Klagen.

O Frieden, Frieden! Aus der Seele tönt
Wie des Orestens einst mein Flehen;
O nahe, Nacht, die alles Leid versöhnt,
Mit deiner Ruhe heil'gem Wehen.

5. Lieder- und Balladenbuch amerikanischer und englischer Dichter der Gegenwart. In den Versmaßen der Originale übersetzt und von Lebensskizzen der Verfasser begleitet; mit einem Zueignungsbriefe an F. Freiligrath von Adolf Strodtmann. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1862. 8. 1 Thlr.

Einzelnen dieser Dichtungen merkt man allerdings noch die Uebersetzung an, doch der bei weitem größere Theil ist recht wacker übertragen. Wir heben besonders hervor: „Der Rabe" von Poe, „Die Lieder unsers Landes" von Mary Hewitt, „Maud Müller" von Whittier und das reizende Gedicht „An den Genius der Dichtung" von F. S. Osgood. Der Uebersetzer hat das Verdienst, uns vorzugsweise mit amerikanischen Dichtern und Dichterinnen bekannt zu machen, die in Deutschland ihre gebührende Anerkennung noch nicht gefunden haben. Wir wählen als Beispiel der Strodtmann'schen Uebersetzungskunst die ersten Strophen des „Well! thou art happy" von Byron:

Ja, du bist glücklich, Weib! und mich
Auch solltest drum du glücklich sehn;
Denn warm, wie einst, bekümmert sich
Mein Herz noch um dein Wohlergehn.

Beglückt dein Gatte! Wehe, daß
Mein Los so trüb, wenn seins so licht.
Doch sei es drum! O wie mein Haß
Ihn träfe, liebte er dich nicht!

Als jüngst dein liebes Kind ich sah,
Brach fast mein eifersüchtig Herz;
Dann lächelte das Kind, und da
Küßt' ichs', gedenkend dein, voll Schmerz.

Ich küßt's und hielt mein Leid zurück,
Daß sein Gesicht dem Vater glich;
Doch hatt' es seiner Mutter Blick,
Und der war alles einst für mich u. s. w.

6. Esaias Tegnér's ausgewählte Werke. Aus dem Schwedischen von Edmund Lobedanz. Mit dem Porträt Tegnér's in Stahl gestochen von Weger. Leipzig, Lorck. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Dasselbe Urtheil, welches wir über Strodtmann's Gedichte gefällt, gilt auch von dieser Lobedanz'schen Uebersetzung. Im ganzen genommen können wir ihr unser volles Lob nicht versagen, doch in einigen einzelnen Gesängen hätten wir noch hier und da, besonders hinsichtlich verschiedener Härten, wie z. B. „du wurdst", „du sitzst", sowie auch einiger mit durchgeschlüpften unechten Reime, wie z. B. Krieg — dich, herrlich — ehrlich u. a., Ausstellungen zu machen. Doch abgesehen von solchen allerdings nur selten vorkommenden Fehlern lesen sich diese Uebertragungen wie Originalgedichte, und im Vergleich mit den bereits vorhandenen Uebersetzungen der Tegnér'schen Werke ist ein Fortschritt nicht zu verkennen. Unter den zum Vergleich uns vorliegenden Uebersetzungen der „Frithjofssaga" kommt die von M. A. Niendorf der Lobedanz'schen am nächsten, dagegen bleibt die freilich schon in achter Auflage vorhandene von Gottlieb Mohnike am weitesten hinter ihr zurück. **Wilhelm Andreä.**

Zur Geschichte und Charakteristik des Volksaberglaubens.

1. Herenprocesse aus dem 17. Jahrhundert. Mit höherer Genehmigung aus dem Archiv des königlich hannoverschen Amtsgerichts Diepholz mitgetheilt von Wilhelm. Hannover, Klindworth. 1862. 8. 15 Ngr.
2. Volksmedicin und Aberglaube im Frankenwalde. Nach zehnjähriger Beobachtung dargestellt von Flügel. München, Lentner. 1863. 8. 10 Ngr.

Man hat einige Verwunderung darüber ausgesprochen, daß sich namentlich aus dem 17. Jahrhundert eine solche Menge von Acten über Herenprocesse vorfinden, und gemeint, daß sie gerade damals besonders zahlreich gewesen seien. Nun hatte freilich das unsagliche Elend des Dreißigjährigen Kriegs das Volk stupid und abergläubisch gemacht, allein die Zahl der auf uns gekommenen Acten schreibt sich doch nur aus der verhältnißmäßig neuen Zeit und aus dem Umstande her, daß man sehr viel sorgfältiger und umständlicher im Aufzeichnen der Gerichtsprotokolle überhaupt geworden war. An Zauberei hat man geglaubt seit dem Anfang der Weltgeschichte, und ebenso lange hat es Bestrafungen von angeblichen Zauberern und Heren gegeben. Wer kennt nicht das Verfahren bei diesen Processen noch bis in das 18. Jahrhundert hinein? Die obenerwähnten Mittheilungen aus dem hannoverschen Amtsgerichte Diepholz liefern in sechs dargestellten Fällen vollständige und actenmäßige Beiträge zu der Geschichte der Herenprocesse, enthalten aber nichts besonders Bemerkenswerthes, man müßte es denn als etwas Merkwürdiges bezeichnen, daß in einem der referirten Fälle aus dem Jahre 1695 sich durch eine sehr vernünftige Entscheidung der Einfluß einer herannahenden bessern Zeit kund gibt.

Wenn nun auch das Foltern und das Verbrennen der Heren aufgehört hat, so bringt das zweite viel interessantere Werkchen aus dem Frankenwalde überreichlichen Beweis, daß sich Aberglaube genug bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat. Der Verfasser schildert den Frankenwald, seine Bewohner, die dortigen Sitten und Gebräuche, das Thun und Denken des Volks und namentlich seine Anschauungen und sein Verhalten bei Krankheits- und Sterbefällen, was dem Verfasser als Arzt begreiflich am nächsten liegt. Beigefügt ist ein Verzeichniß der dort gebräuchlichsten Volksarzneimittel und eine Anzahl von Segen, die gesprochen wider verschiedene Krankheiten von Erfolg sein sollen. Dabei versteht es sich, daß nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des angeführten noch im Volke wurzelnden Aberglaubens dem Frankenwalde eigenthümlich angehört, der größere Theil hat eine weit größere Verbreitung. Der Verfasser schildert diese Volksanschauungen in einfacher, oft humoristischer Weise, wie sie ihm entgegengetreten sind. Man mag es betrübend finden, daß sich noch so viele abergläubische Meinungen unter dem Volke verbreitet finden, wer aber das Volksleben der vergangenen Jahrhunderte genau studirt hat, dem kann es nicht entgehen, daß selbst seit dem vorigen Jahrhundert der Fortschritt unverkennbar ist, und daß namentlich die schädlichsten und gefährlichsten abergläubischen Ansichten und Curmethoden dem Geiste unserer Zeit gewichen sind. 87.

Notiz.

Die „Scharfschützen der Presse".

Unter der etwas seltsamen Ueberschrift „The sharpshooters of the press: in England, France and Germany" widmete jüngst das „Cornhill magazine" den sarkastischen Schriftstellern seine Aufmerksamkeit. Diese „Scharfschützen der Presse" nennt der Verfasser des Aufsatzes mitunter auch die „Ismaeliten", nach Ismael, von dem es im Alten Testament heißt: er werde ein wilder Mann sein und seine Hand werde gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn sein. Zumeist beschäftigt sich der Verfasser mit Alphonse Karr und Heinrich Heine. Ueber die Lebensumstände Alphonse Karr's, des Herausgebers der „Guêpes" und von Jules Janin „le littérateur le plus aggressif des temps modernes" genannt, theilt der Verfasser unter Hinzufügung der Clausel, daß zarte Discretion unter den festländischen Schriftstellern nicht so der Brauch und die Pflicht sei als unter den englischen, folgendes vielleicht weniger Bekannte mit: Karr, in München im Jahre 1808 geboren, habe einen Deutschen zum Vater und eine Französin zur Mutter gehabt. Sein Großvater sei Kapellmeister bei dem Kurfürsten Karl Theodor, sein Vater, Heinrich Karr, ein Pianist von sehr beträchtlichem Verdienst gewesen. Seinen Vater hat er in der Novelle „Le chemin le plus court" unter dem Namen des „maître Kreisherer" porträtirt. Wie er nach Paris gekommen, wird nicht erzählt; doch ist es wahrscheinlich, daß der Vater sich schon früh als Pianist oder Musiklehrer in Paris niedergelassen und den Knaben dorthin mitgenommen habe. Als Schriftsteller versuchte es Karr zuerst mit Versen, die aber keinen Verleger fanden, und hierauf mit Novellen, welche ihm sehr bald ein Renommée verschafften. Anfangs ging es ihm freilich kümmerlich; er wohnte in einem Hause der Rue Tronchet im siebenten Stock und in einem Zimmer, dessen Meublement nur in einer Matratze bestand, auf der er schrieb, aß und schlief. Aber auch damals schon war es sein höchster Ehrgeiz, ein „féroce original" zu sein, und wenn seine Verleger ihn besuchten, so empfing er sie in einem scharlachnen Schlafrock, gelben Pantoffeln und einem Turban, der mit drei Pfauenfedern verziert war. Später, als es ihm besser und vielleicht nur zu wohl ging, ließ er den Boden, die Wände, die Decke schwarz anstreichen und das Zimmer mit menschlichen Schädeln und Gebeinen, mittelalterlichen Kriegs- und Jagdwaffen u. s. w. verzieren; er selbst schlief in einem Sarge, an dem zwei Wachskerzen brannten. Hierauf bezog er eine Wohnung in der Rue Vivienne und richtete sich und sein Zimmer ganz à la Turque ein, was ihm viel Geld kostete; auch suchte er eine junge Hyäne zahm zu machen, mußte sie aber abschaffen, weil niemand, und besonders kein Druckerbursche, mehr zu ihm kommen wollte; dafür hielt er nun eine neufundländer Dogge von ungeheuerer Größe und als Aufwärter für sich und den Hund einen pechschwarzen Neger. So berichtet der Verfasser noch über manche Excen-

tricitäten Karr's, die den Mann in einem deutschen Schilda, möge dieses auch Hunderttausende von Einwohnern zählen, ohne Zweifel der Gefahr einer unverzüglichen Kündigung seitens des Vermiethers oder sogar einer aufgedrungenen ärztlichen Untersuchung oder polizeilichen Verwarnung ausgesetzt haben würden. Den Mittheilungen aus Heine's Schriften und über Heine's Leben schickt der Brite folgende Bemerkung voraus: „Deutschland ist das Land der Träume, die für den Realisten keinen Inhalt haben, des gewichtigen Ernstes, welcher dem Sarkasmus unzugänglich ist, der Subjectivität, welche den Gegensatz aller Objectivität bildet; deshalb hat es in verschwenderischer Menge Philosophen und Pedanten, Dichter und verschrobene Köpfe hervorgebracht, aber wenige Humoristen, Murrköpfe viele, jedoch nur einen einzigen Ismaeliten, und dieser eine ist Heinrich Heine." In einer Note wird dann bemerkt, daß Jean Paul's Ironie „too refined, polished and tender" sei, um ihn zu dieser Schule zu rechnen, und merkwürdigerweise kommt dabei der Verfasser auch auf Varnhagen's in dessen „Tagebüchern" enthaltenen Persönlichkeiten zu sprechen, welche wie der Verfasser meint, wol eher der Gereiztheit und Uebereiltheit eines echten Murrkopfs als dem grundsätzlichen Angriffsgelüste, welches den „Ismaeliten" kennzeichne, ihre Entstehung verdankten. Nach der Definition des Verfassers würden sicherlich vor allem die wegen ihres Sarkasmus überall in Deutschland anerkannten Gelehrten des „Kladderadatsch" zu den „Ismaeliten" zu zählen sein; aber es ist denkbar, daß er den Jargon des „Kladderadatsch", der für den Ausländer eine besondere Grammatik und ein besonderes Wörterbuch nöthig macht, ebenso wenig versteht als so mancher des Englischen sonst so ziemlich kundige Deutsche den Jargon des „Punch". H. M.

Bibliographie.

Buol, A. Freih. v., Randglossen zu Onno Klopp's Tilly. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 1862. 8. 12 Ngr.

Chevalier, M., Die heutige Industrie, ihre Fortschritte und die Voraussetzungen ihrer Stärke. Welt-Ausstellung von 1862. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Endrulat, B., Geschichten und Gestalten. Erzählende Dichtungen. Nebst einem lyrischen Anhange. Mit dem Bildniß des Verfassers. Hamburg, Restler u. Melle. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fullerton, Georgiana, Laurenzia. Eine Erzählung aus Japan. Aus dem Englischen. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 1862. 8. 21 Ngr.

Grüning, E., Gedichte. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 16. 1 Thlr.

Klüpfel, K., Fünfter Nachtrag zu dem Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. — A. u. d. T.: Literarischer Wegweiser für gebildete Laien. Die Jahre 1861—1862. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 20 Ngr.

Krieg, C. E. B., Vor 50 Jahren. Tagebuch eines ehemaligen freiwilligen Jägers der Jahre 1813 und 1814. Zur Erinnerung an jene Zeit herausgegeben. Wesel, Bagel. 8. 10 Ngr.

Kuhn, A., Schiller's Geistesgang. Mit 1 Porträt. Berlin, v. Warnsdorff. Lex.-8. 2 Thlr.

Landsteiner, K., Edmund Fröhlich der Abentheurer. Socialer Roman. 1ste Lieferung. Leipzig. 8. 7½ Ngr.

Mauert, Lebenswecker-Novellen. I. Ein Doktor ohne Diplom. Novelle. Bonn, Habicht. 8. 10 Ngr.

Molière, Tartüffe. Charakter-Lustspiel in fünf Akten. Uebersetzt von C. Grunert. Stuttgart, Kröner. 8. 20 Ngr.

Mühlfeld, J., Vier Character-Bilder aus der Geschichte von Anhalt. Cöthen. 1862. 8. 6 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Aschenbrödel. Mit 6 Compositionen, auf Holz gezeichnet von A. Hendschel. Frankfurt a. M., Dondorf. Gr. 4. 27 Ngr.

Nach der Fluth. Dichter-Album, herausgegeben von L. Bowitsch. Mit Beiträgen von Bauernfeld, Bogensberger, Bowitsch rc. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1862. 8. 10 Ngr.

Nordheim, Julie, Poetische Kleinigkeiten. Kopenhagen. 8. 22½ Ngr.

Pfarrius, G., Schein und Sein. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Braunschweig, Westermann. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Piening, T., Wat för'n Winter! Dre spaaßige Geschichten. Mit väle schöine Biller, teeken von Chr. Förster un in Holt sneeden von C. Falck. Hamburg, Richter. Gr. 8. 15 Ngr.

Ring, M., Ein moderner Abenteurer. Novelle. Bremen, Schünemann. 1862. Br. 8. 15 Ngr.

Schneider, K. E., Das musikalische Lied in geschichtlicher Entwickelung. Uebersichtlich und gemeinfaßlich dargestellt. 1ste — kantillirende — Periode. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr.

— — Zur Periodisirung der Musikgeschichte. Ein Vorschlag. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Stimmen zur Orientirung der Katholiken in Kirche und Staat. Zwei Bände. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 2 Thlr.

Ein Streifzug der Lützow'schen Reiterschaar und der Ueberfall bei Kitzen. Geschildert von einem alten Lützower. Berlin, Schlesier. Gr. 8. 17½ Ngr.

Weingarten, H., Pascal als Apologet des Christenthums. Eine kirchengeschichtliche Studie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Buchhandel in Deutschland. Leipzig, Fries. 1862. Gr. 8. 3½ Ngr.

Eckardt, L., Schiller, Thorwaldsen, David, Beethoven. Ein Bruchstück aus der „Weltgeschichte der Kunst". (Festrede am Schillertage in Leipzig: 10. November 1862.) Wenigen-Jena, Hochhausen. 1862. 8. 6 Ngr.

Forckel, F., Die Coburger Staatsregierung und die Preßgewerbe. Coburg, Streit. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der Klausner an der Stein-Kapelle oder die Gründung des Klosters Schönthal. Eine Sage der Vorzeit. Von dem Verfasser des Wilhelm Tell. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 3 Ngr.

Köhler, H. D., Ueber geistliche Wirksamkeit und Vollmacht. Ein Wort der Verständigung an Geistliche und Laien, besonders an die Landstände in Mecklenburg. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Ministerium Dalwigk und seine Ordonnanceen vom September und Oktober 1850. Eine vernunftrechtliche Beurtheilung in populärer Form von einem Konservativen. Coburg, Streit. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Oberländer, L., Das Coburger Ministerium und das Gewerbegesetz. Coburg, Streit. Gr. 8. 2½ Ngr.

Pflug, F., Preußen vor 50 Jahren. Ein Vortrag. Berlin, Frank. Gr. 8. 2 Ngr.

Scheve, G., Der König von Preußen und die preußische Verfassung. Cöthen, Schettler. 8. 3 Ngr.

Schmettau, H. v., Der 15. Februar 1763. Allen Freunden des Vaterlandes gewidmet. Berlin, Beck. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Tag von Aspromonte. Eine Stimme aus den Gefängnissen. Aus dem Italienischen übersetzt und herausgegeben von C. H. Coburg, Streit. 1862. 8. 5 Ngr.

Vergleichung der früheren Perioden der preußischen Armee mit ihrem heutigen Bestande im Hinblick auf die neueste Organisation von einem Veteranen. Bromberg, Fischer. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 5. März 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Darstellungen und Schilderungen aus der Criminalistik und der Wirklichkeit.

1. Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Fortgesetzt von A. Vollert. Einunddreißigster und zweiunddreißigster Theil. Dritte Folge. Siebenter und achter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1861—62. 8. Jeder Theil 2 Thlr.
2. Der sächsische Pitaval. Sammlung merkwürdiger Criminalfälle. Von einem Criminalbeamten. Erster bis dritter Band. Leipzig, Fritzsche. 1861—62. 8. 3 Thlr.

„Der neue Pitaval" von J. E. Hitzig und W. Häring (Nr. 1) ist schon oft Gegenstand eingehender Besprechung gewesen, daß wir hiervon absehend uns mit einer Angabe des reichen Inhalts dieser beiden Theile begnügen können. Diese Fortsetzung durch A. Vollert reiht sich in der Gediegenheit des Materials den ältern Jahrgängen würdig an. Die meisten Criminalfälle des einunddreißigsten Theils zählen der jüngsten Vergangenheit bei. Aus dem Jahre 1861 finden wir die Heldenthaten eines französischen Schwindlers, der sich als „Held von Castelfidardo" bei hohen Geistlichen mit nicht erhaltenen Wunden einzuschmeicheln, sich sogar den Heiligenschein eines Märtyrers zu erscheichen wußte. Dann in „Kaspar Zurflüh" einen Mörder an seiner Geliebten, der natürlich mit dem Tode büßte. Von vielem Interesse ist, da sie zugleich ins politische Gebiet hineinspielt, die Ermordung des Fürsten von Montenegro, Danilo Petrovich Njegos (1860) durch einen von Blutrache getriebenen Montenegriner. In „Johanna Winter" sehen wir eine wahrscheinlich fälschlich der Ermordung ihres Kindes Angeklagte und eine dann dieser Wahrscheinlichkeit gemäß (1860) Freigesprochene. Noch ein Mörder und zwar ein Doppelmörder tritt uns in dem Schweizer Hans Jakob Kündig entgegen, und einen ähnlichen Doppelmörder lernen wir aus den Jahren 1830—33 in dem Fallknechte Karl Wilhelm Oertel kennen. Für Leser, die das Romantische lieben, werden „Zwei Tödtungen aus Liebe mit Einwilligung der Getödteten", die eine ins Jahr 1828, die andere 1853 fallend, beide Fälle mit dem Tode des weiblichen Theils und mit der Verurtheilung des Geliebten zum Zuchthaus endigend, Spannung genug enthalten. Ein Mord aus Eifersucht, ein Mord, der von dem Schwager an der Schwägerin vollzogen ward, findet sich in dem Artikel „Eine Walpurgisnacht in Finnland (1852)". In psychologischer Hinsicht werden aber alle diese Processe gewiß durch den gegen Therese Braun zu Staatz in Niederösterreich übertroffen. Es handelt sich in Therese Braun um eine Mutter, die 1857 ihre leibliche, eheliche Tochter einer Lebensversicherungsprämie von 5000 Gulden wegen vergiftet haben sollte, die aber endlich freigesprochen werden mußte, da die Beweise der Schuld — die moralischen sprechen für die Vergiftung — nicht für stichhaltig befunden wurden. Aus älterer Zeit (1613) hören wir die staunenerregende Laufbahn eines Hochstaplers ersten Rangs, der als „falscher Ranzau" fast ganz Deutschland abgeklopft hatte, und endlich „wegen seiner begangenen vielfältigen falschen großen Auffsetzung, Misbrauchs und Schändung des hochwürdigen Abendmahls und anderer hochsträflichen Verbrechungen zur Richtstatt billig geschleift, auch nachmals mit dem Rade vom Leben zum Tode gerichtet" wurde. Zu erwähnen wären dann noch „Die Entwendung der heiligen Magdalena von Correggio aus der dresdener Gemäldegalerie (1788)", ferner „Ein sächsischer Criminalproceß vom Jahre 1697" und zuletzt die „Criminalistischen Miscellen", welche interessante Mittheilungen über die allgemeine Stimme des Volks gegen den Scharfrichter enthalten.

Wir kommen zum zweiunddreißigsten Theile des „Neuen Pitaval". Auch er fesselt durch eine Blumenlese der eigenartigsten Fälle. Da ist, greifen wir in die Vergangenheit zurück, eine „Jenaische Geisterbeschwörung"

aus dem Jahre 1715, die dem Culturhistoriker nicht minderes Interesse abnöthigt als die Abenteuer des „Pater Mecenati“, eines Hochstaplers reinsten Wassers, der sich selbst in Berlin zu Anfang der Vierziger des vorigen Jahrhunderts und unter dem großen Fritz festsetzen konnte. Der „Entführte Feldprediger“ Leisching bietet uns nicht geringere Einblicke in jene gute alte Zeit, in der die Einsperrung eines der orthodoxen Geistlichkeit misliebigen Predigers mit allen Gewaltmitteln ins Werk gesetzt werden konnte. Dann gelangen wir Anno 1769 zum „Mörder Hahn“, einem rohen Fleischer in Hohenstein. Von seiner eigenen Frau des Mordes an einem Fremden beschuldigt, weiß er sich durch sein fortgesetztes Leugnen und mit Ueberstehung der Tortur trotz der augenscheinlichsten Schuldbeweise der Strafe vollständig zu entziehen. Er wird 1771 freigegeben, seine Frau dagegen „des im übrigen Eingeräumten halber“ mit vierjähriger Zuchthausarbeit bedacht. Damit verlassen wir die gute alte Zeit. In die nähere Vergangenheit fallen der Familienmord des Finnländers „Elias Nygrén“ 1852 und der in Thüringen 1858 verübte Raubmord, der unter dem Titel „Der blinde Zeuge“ mitgetheilt ist. Doch von noch weit größerer Bedeutung sind unfehlbar die drei noch übrigen Criminalfälle. Da sind zuerst „Joseph Keller und Christine Meder“, beide des Mordes an dem Gatten der letztern angeklagt. Es ist vorzugsweise für den Novellisten ein Stoff, wenn es diesem auf psychologische Entwickelung der Handlung ankommt. Die Augen des Juristen, des Rechtsanwalts werden sich dagegen besonders auf „Freifrau Luise von Baumbach und ihre Dienstboten“ richten, auf einen Fall, der der deutschen Criminalordnung wahrhaftig nicht zum Lobe gereicht. Was kann es im Jahre des Heils 1861 Kläglicheres geben, als eine plötzlich durch Malice der Dienstboten und den Gevatterklatsch des Giftmordversuchs an ihrem Gatten beschuldigte bis dahin unbescholtene Dame der feinen Gesellschaft, und dazu eine Criminalordnung, die in aller Herren Länder herumschnüffeln muß, um Beweise für eine faule Anklage aufzutreiben, ohne sie auftreiben zu können! Und da kommen wir an jedem neuen Morgen und pochen wieder auf das Recht der öffentlichen Meinung, vulgo Gevatterklatsch! So schmählich eigentlich dieser Proceß, so heilsam in anderer Beziehung für alle, die noch sehen und hören wollen, nämlich einzusehen, wie sich die sogenannte öffentliche Meinung im lieben Deutschland meist vom kläglichsten Klatsch mästet. Für den Politiker endlich bringt der „Pitaval“ gleich anfangs ein Cabinetstück, den Proceß gegen Oskar Becker. Ueber das Attentat weiter kein Wort, nur im ganzen: wir urtheilen über Becker vom psychologischen Standpunkt milder, als es der Verfasser gethan. Schlagen wir uns doch ja alle vor die Brust und lesen wir nur, was alles am 10. und 11. November 1859 in Deutschland zusammengeschwatzt ist; nüchtern lese man das, dann wird man über Becker weniger streng denken. Damit ist es nicht gethan, daß man Becker für einen von falschem Ehrgeize besessenen, windigen Jüngling erklärt, daß in ihm keine Genialität stecke. Er hat sich die Genialität doch eingebildet! Und daß sich so viele Jünglinge die Genialität einbilden müssen, das halten wir für gefährlich. Woher und warum dieses „Müssen“, es wird sich schon Gelegenheit bieten, auf einen der wundesten deutschen Flecke anderwärts zurückzukommen.

Nach dem Muster des „Neuen Pitaval“ ist „Der sächsische Pitaval“ (Nr. 2) von einem Criminalbeamten unfehlbar eingerichtet. Es sollen in diesem sächsischen nicht causes célèbres im eigentlichen Sinne geboten werden. Doch hofft der Verfasser, daß auch diese Sammlung des Interessanten gar mancherlei umfasse. Seien es doch nicht immer die höchsten Spitzen, welche den Blick belohnen. Somit bietet er aus dem sächsischen Vaterlande eine Anzahl von Criminalfällen, die in der That nach verschiedenen Seiten Interesse zu erregen geeignet sein möchten. Der erste Band enthält vier verschiedene Abschnitte, der zweite deren nur zwei. Der erste Criminalfall betitelt sich „Die Findlinge“. Die Findlinge sind eine Anzahl unehelicher Kinder, welche zwischen den Jahren 1607—15 vom Vater derselben, einem auf seinem Gute im Dorfe Nemt wohnenden Unterthan Namens Schwerdtfeger, ausgesetzt werden. Dieserhalb wird er und seine Haushälterin, die Mutter dieser Kinder, zu Wurzen in strenge Haft gebracht. Schwerdtfeger entflieht, Margaretha Rothin aber, die Haushälterin, wird, nachdem das erste strenge Urtheil gemildert, „um der Verhafteten ehrlichen Aeltern, so verstorben und Freundschaft willen“ mit dem zuerkannten Stockschilling verschonet und nur gegen Erlegung der „uffgewandten Unkosten, Sitzegeldes und anderes, derenthalben genugsame Versicherung von ihr beschehen solle, des Landes ewig verweiset“. Die arme Gefangene hatte demgemäß nicht weniger als 520 Gülden Unkosten zu bezahlen, und da ihr Erbe von dieser Summe ungefähr aufgefressen ward, so zog sie nach einer Untersuchungshaft von 1 Jahr 6 Monaten und 6 Tagen als ein „bettelhaftig Weib“ von dannen. Nicht minder lehrreich erweist sich die Geschichte vom „Armen Ambtsunterthaner“ (1693), der in die schwere Strafe von 18 Thlrn. 15 Ngr. oder zu 4 Wochen Gefängniß verurtheilt wird, weil er einen General mit einem Stein verwundet haben sollte, während er factisch von einigen „Offizieren“ in der herausforderndsten Weise mit Schlägen tractirt ist. Ein Anhängsel hierzu bildet „Der glückliche Corporal“, der an einem Badergesellen einen offenen Straßenraub begeht und für diese Heldenthat mit einem „ernsten Verweise“ davonkommt.

Mehrere Stückchen des verwegensten junkerlichen Uebermuths werden uns in dem Abschnitte „Prompte Justiz“ erzählt. Kaum glaublich, doch aber steht es actenmäßig fest, mit welch unerhörtem Trotz der Georg Leupold von Birckholz von Großschepa in den Jahren 1660—70 den gerichtlichen Untersuchungen begegnet und für die frechsten Wegelagereien fast ganz straflos auszugehen versteht. Dermaßen unerhört, daß die Amtskosten für einen in den Jahren 1666—69 anhängigen Fall, bei dem erwähnten von Birckholz schließlich zu einer geringen Buße verurtheilt ward, erst am 8. März 1683, also 13 Jahre

nach der Verurtheilung erfolgten. Ja, das war eine prompte Justiz!

Diesen Stückchen aus älterer Zeit schließen sich folgende aus neuerer an. Die „Hiebe", nicht als ein abschreckendes Exempel, wie Verfasser erklärt, bezüglich der von der öffentlichen Meinung verurtheilten körperlichen Züchtigung, sondern als Beleg, daß auch in der Verbrecherbrust Saiten anklingen, zu deren Anschlag die Hand eines Meisters gehört. Die „Blutigen Räthsel im Leben eines Polizeimannes" aber mögen auch „denen zur Beruhigung oder zur Widerlegung dienen, welche wirklich den Glauben haben oder wider bessere Ueberzeugung verbreiten, daß die Criminalrechtspflege hinter verschlossenen Thüren nur unheilvolle Basiliskeneier ausgebrütet habe, und daß nur am Lichte der Oeffentlichkeit und im Munde der Geschworenen ein gerechter Wahrspruch zu hoffen und zu finden" sei. Diese „Blutigen Räthsel" beschäftigen sich mit einem Ortsrichter und Gerichtsdiener, der, des mehrfachen Raubes und Mordes dringend verdächtig, doch nur zum kleinsten Theile und im geringern Falle der Schuld überführt werden kann. In der mehrere hundert Seiten langen Geschichte „Die Falschmünzer" (1854) endlich haben wir es mit einer sehr verzweigten und im Grunde doch sehr einfachen Betrugsgeschichte zu thun, bei der die Falschmünzerei das Wenigste, die gewöhnliche Gaunerei das Meiste beträgt. Wir lassen es unentschieden, ob der Verfasser nicht besser gethan hätte, diese Geschichte nicht als eine Criminalgeschichte zu behandeln, sondern sie trotz des ernsten Ausgangs als eine humoristische Erzählung zu geben. Thut doch z. B. der ernste Ausgang in der komischen Oper „Fra Diavolo" der humoristischen Haltung des Ganzen nicht den mindesten Abbruch, warum sollte beides hier untereinander in Widerspruch stehen!

Auch der dritte Band des „Sächsischen Pitaval", dessen Fortsetzung durch die lebhafte Theilnahme des Lesepublikums hervorgerufen ist, zeichnet sich durch in culturgeschichtlicher Hinsicht lesenswerthe Criminalfälle aus. Ein Vorzug ist, daß in dem Bande das Grausige nicht im Uebermaße vorwaltet. Im Gegentheil findet selbst die Komik ein Plätzchen, wie dies klar aus dem zweiten Falle „Der Hexenmeister von Bockwitz" spricht. Auch „Die Hexe von Püchau" endet nicht gerade mit Blut, wenn auch mit ein wenig Tortur, und somit bietet das erste Viertel des Buchs nichts gerade Abschreckendes. In der darauffolgenden Mittheilung „Verdächtige Unschuld" handelt es sich um die Ermordung eines unehelichen Kindes, das 1756 von einem sächsischen Edelfräulein geboren sein soll. Die Sache wird indeß durch das Gericht nicht aufgeklärt; jedenfalls kommt das Fräulein sammt der Frau Mutter ohne alle Strafe davon, da sich das Gericht bemüht, so „schonend als nur möglich zu verfahren". Die folgenden Fälle führen uns nun freilich auf das schaurige Gebiet, den einen „Die Giftmischerin von 16 Jahren" ausgenommen, der nur einen Giftmordversuch eines Dienstmädchens in sich schließt. Am schaurigsten dünken uns die beiden Fälle aus den Jahren 1840—41, die den Titel „Die Mörder von Gohlis" führen. Und unter beiden Mordfällen empört vielleicht der zweite am meisten, der von dem Buchbindergesellen Johann Heinrich Ernst Seifarth an seiner schwangern Geliebten mit bodenloser Hartherzigkeit vollführt wird. Auf gleicher Stufe mit diesem Mörder stehen die Helden des letzten, „Vater und Mutter" betitelten Stücks. Und was schließlich das „Mörderische Tuch" betrifft, so beweist es, welche Fehlgriffe auch heute noch die Gerichte begehen können, wenn sie die Zeugenaussagen und daran geknüpfte Eide nicht gehörig prüfen. So unscheinbar der ganze Fall — es handelt sich darin um ein abhanden gekommenes seidenes Tuch —, so tragisch endet er, indem sich der unschuldig Verdächtigte und unschuldig Bestrafte aus Scham über die Schmach das Leben nimmt.

Wol bedarf es keiner besondern Motivirung, wenn wir auf den „Pitaval" das nachfolgende Buch folgen lassen:

3. Geheimnisse des Schaffots. Memoiren der Scharfrichterfamilie Sanson (1685—1847). Geordnet, zusammengestellt und veröffentlicht von H. Sanson. Erster Band. Berlin, Hasselberg. 1862. 8. 12 Ngr.

Denn während wir voraufgehend uns so oft mit dem Richter und Vertheidiger unterhalten haben, warum sollten wir nun nicht auch einmal das Recht und die Gerechtigkeit nur vom Standpunkt des Henkers und Scharfrichters betrachten?

Doch wenn wir sagten, dieser erste von den vier in Aussicht gestellten Bänden hätte uns befriedigt, wir lögen. Wenn wir glaubten, er hätte uns unterhalten, wir betrögen uns selbst. Gewisse Aufregung hat das Buch in uns hervorgebracht, aber peinliche. Genuß haben wir von dem Buche erhalten, aber den von Aloë, nein schlimmer, den von fauligen Dingen. „Geheimnisse des Schaffots!" Welche gäbe es denn da, die nicht mit den Zerrbildern einer wilden dichtenden Phantasie wetteifern könnten! Während wir uns gegen dichterische Zerrbilder bis aufs Blut vertheidigen, sollten wir diese „Geheimnisse des Schaffots" gutheißen, nur weil sie auf wirklichen Thatsachen beruhen? Nimmermehr. Verhülle also dein Gesicht, Göttin edler Schönheit, und betrachte unsere lüsternen Mienen nicht, wenn sie auf solche Lectüre brennen. Brennen? O ja! Und vielleicht brennen darauf mehr Gemüther als man denkt. Denn der Bankrott der Gemüther greift immer mehr um sich, und wodurch sollen diese Gemüther noch ergriffen werden, nachdem sie alle sonstigen Schwindel hinter sich haben? Das Schaffot mit seinem Grausen! Ja, das reizt diese blasse Welt noch!

Der hier erzählt, der letzte aus der großen Scharfrichterfamilie, die in Paris von 1685—1847 das Henkerbeil führte, besitzt ein bedingtes Recht auf die Veröffentlichung der Familienmemoiren. Bedingt insofern, als die Thätigkeit der Familie in die entsetzlichsten Epochen der französischen Geschichte eingreift, auch als aus der Erinnerung des Nachrichters über manchen berühmten hochnothpeinlichen Fall interessante Aufschlüsse zu erwarten sein könnten, insofern endlich als es für den letzten dieser Sansons, diesen, der 1847 seine Entlassung erhielt, von persönlichem Werthe sein mußte, seine Hände vor allem

Volk von dem Blute rein zu waschen, das unbemerkt noch darankleben könnte. Gut! Aber das müssen wir uns ausbitten, daß er dieses Blut nicht mit thränenverschwimmender Sentimentalität vermische. Und Thränen dieser Art scheinen uns an dem Buche zu kleben, nicht Thränen eines Mannes, sondern Thränen einer weichlichen Natur, die Trübseliges gern erzählt, um recht viel weinen zu machen. Dieser Vorwurf trifft zumeist den Anfang der Memoiren, „Ursprung meiner Familie" betitelt. Doch verwahrt sich der Verfasser hier mit vollem Recht gegen die elende Speculation eines pariser Verlegers, der 1829 Hand in Hand mit mehreren Schriftstellern erdichtete Memoiren der Familie Sanson herausgab. Dann erzählt er uns ausführlich, wie einer seiner Vorfahren, noch dazu ein Offizier aus dem Regiment de la Boisière, Charles Sanson de Longval, bis zum traurigen Gewerbe eines Nachrichters hinabsinken konnte. Die Liebe zur Tochter eines Nachrichters war es, die diesem das anthat. Gewiß, daß das Geschick zu bestimmten Zeiten in einer Familie oft mit unerbittlicher Strenge auf tragische Ausgänge hinarbeitet, sicher jedenfalls, daß diesen Charles Sanson die unabwendlichsten Umstände an die Blutquelle ketteten; aber so fragen wir mit drohendem Finger: wenn uns der Verfasser hier eine spannende Erzählung bietet, hat er da der Spannung wegen nicht viel hineingedichtet, das er hätte auf sich beruhen lassen sollen? Wenn er in das Los seines Ahnen wol gar eine Prophezeiung hineinspielen läßt, betreten wir da nicht den Boden jener Sentimentalität, die allenfalls bei reinen Phantasiegebilden am Platze ist?

Genug indeß: jener Charles Sanson ward Nachrichter und 1685 amtlich nach Paris berufen. Von diesem Jahre ab bis 1693 mußte er in Paris sechs Personen vom Leben zum Tode bringen. (In acht Jahren nur sechs Hinrichtungen, wahrlich nicht viel!) Dann folgt im Juni 1696 die Hinrichtung der Madame Tiquet, der Gattin des Parlamentsraths Tiquet, beschuldigt, Theilnehmerin eines Mordanfalls auf ihren Gatten gewesen zu sein. Proceß und Hinrichtung dieser Tiquet schildert der Verfasser ausführlich. Dieser Proceß, wie auch das, was Sanson früher über die Befugnisse, Lebensweise, Besoldung des Henkers u. s. w. mittheilt, gewährt ein nicht zu verachtendes culturhistorisches Interesse. Gewiß wird Sanson in den weitern Bänden die bedeutendsten hochnothpeinlichen Fälle in der Weise wie den Proceß der Madame Tiquet erzählen. Es stehen demnach Criminalgeschichten, mit der blutigen Feder des Henkers geschrieben, zu erwarten. Und diese blutige Feder mag vielleicht aus der großen Revolutionszeit manches Detail erzählen können, wenn es wahrscheinlich auch nur historische Nebensächlichkeiten betrifft.

Die Frage liegt nahe, wie sich die jetzt so sehr gangbaren „Criminalnovellen" oder die sich auf einen Criminalfall stützenden „Schilderungen aus der Wirklichkeit" zu den eben besprochenen Criminalfällen verhalten? Die Antwort liegt im Grunde ebenso nahe. Es ist das ausschließlich belletristische Gewand, das den Criminalfällen beim lesenden Publikum größern Eingang verschaffen soll, es sind auch wol die romantischen oder verbindenden Zuthaten, durch die der Actenstaub und die trockenen Data des Criminalfalls mundgerechter gemacht werden sollen. Selbst der Verfasser des „Sächsischen Pitaval", der doch eigentliche Criminalnovellen (wir betonen Novellen) nicht liefern will, bemerkt hinsichtlich der vorhin berührten „Falschmünzer": „Die Zeichnung desselben (des Criminalbildes), wie sie in den Acten vorliegt, ist nur ein weniges mit einigen buntern Farben übermalt, um dem «verschiedenen Geschmack» zu genügen; doch hat sich der Maler sorgfältig an die Contouren gehalten und an die psychologische Wahrheit, wie sie in den juristisch erwiesenen und ihm sonst glaubhaft mitgetheilten Thatsachen begründet ist." Also „einige buntere Farben" sind doch angewendet, und dem „verschiedenen Geschmack" hat man sich anbequemen müssen! Wenn das schon hier der Fall, wie werden dann die eigentlichen Criminalnovellisten verfahren? Mit wie breitem Pinsel werden diese malen, welche grelle Farben werden sie auftragen und wie oft werden sie die eigentlichen Contouren des Criminalbildes ganz verwischen oder verzerren! Bei der Massenproduction auf dem Gebiete der Criminalnovelle ist es wol an der Zeit, auf diesen Uebelstand streng hinzuweisen! Und noch mehr zu fragen, wenn die Criminalnovelle vollständig der Zugabe romantisch-pikanter Zuthaten, verschönender oder ausgleichender Farben unterliegt, wenn dem „verschiedenen Geschmack" die Sache durch das belletristische Gewand angenehm gemacht werden muß, ob überhaupt die Criminalnovelle als eine eigene Gattung der erzählenden Poesie zu dulden oder für voll anzusehen sei. Das eine dürfen wir den Verfassern nachfolgender sowol, als auch hier nicht zu berührender Criminalgeschichten nicht verhehlen, das eine, nämlich den bedenklichen Widerspruch zwischen der Absicht, aus der das ganze Bereich der Criminalbelletristik entspringt, und der Wirkung auf oder der Bedeutung für das naive Publikum. Es ist wirklich zu spaßhaft, daß sich der größte Theil der Criminalnovellenschreiber mit der sogenannten Poesie der Criminalnovellen für das eigene Leben das glänzendste testimonium paupertatis oder ein Zeugniß langweiliger Alltäglichkeit ausstellt. Man schaue doch nur einmal ernstlich hin. Nach der Meinung der Criminalnovellenschreiber sind die Criminalfälle das einzig Poetische, wenigstens Interessante in diesem gewöhnlichen bürgerlichen Leben, das einzige, was der Aufzeichnung werth wäre, und doch sollen die Criminalfälle die Ausnahmen des bürgerlichen Lebens bilden. Noch mehr, durch die Ausnahmefälle soll das Leben innerhalb des Gesetzes und Rechts wol noch verklärt werden! Wohin wir dabei zuletzt gelangen? Daß wir am Ende einen Verbrecher für eine poetischere, seelisch viel tiefer angelegte, innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft viel nothwendigere Persönlichkeit halten als den Criminalnovellen-Verfasser.

Wir wollen es mit diesen Andeutungen bewenden lassen und uns damit trösten, daß in den nachfolgenden

Büchern die Criminalbelletristik einen gewissen Grad von Noblesse bewahrt.

4. Dunkle Wege. Schilderungen aus der Wirklichkeit von J. D. H. Temme. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, Gerschel. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.
5. Schuldig und Nichtschuldig. Criminalgeschichten aus dem Tagebuche eines Gefangenen. Von Karl Glocke. Leipzig, Luppe. 1861. 8. 22½ Ngr.
6. Am grünen Tische. Vier Criminalgeschichten von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
7. Preußische Novellen. Von einem Nichtunbekannten. Berlin, Förster. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie dürfte denn wol die alte Firma Temme fehlen? Wo zwei oder drei Criminalnovellisten versammelt sind, ist Temme gewiß unter ihnen. Glücklicherweise wird bei den „Dunkeln Wegen" (Nr. 4) das böse Vorurtheil nicht ganz gerechtfertigt. Zu unserm großen Staunen ist Temme auf den „Dunkeln Wegen" nicht nur nicht in eine belletristische Sandwüste gerathen, sondern er hat sich auf eine relativ recht ansehnliche Höhe hinaufgearbeitet. Es scheint doch, als ob Temme mit den Jahren vorsichtiger zu gehen lernte. Eine zu große Lobrede wollen wir ihm deshalb nicht halten, denn wir wissen hinlänglich, für welche Klasse von Tagesblättern Temme eilfertig zu schreiben pflegt, wir gehen auch gewiß nicht sehr fehl, wenn wir annehmen, daß die Mehrzahl der hier mitgetheilten fünf Geschichten für eben dieselben Gerichts- und andern Blätter bestimmt gewesen sind, für die er schon so manche Schilderung aus der Wirklichkeit auf den gangbaren belletristischen Leisten geschlagen hat. Ob die vorliegenden fünf Geschichten nicht auf die Hälfte Anzahl Seiten oder auf noch weniger hätten zusammengedrängt werden können? Gewiß, gewiß. Die Schreibseligkeit ist nun einmal Temme's schwächste Seite, und daß die unangenehmsten Wiederholungen und übermäßige Reflexionen (Reflexionen der gewöhnlichsten Art) bei dieser Schreibseligkeit von selbst mit unterfließen, sollen wir das noch besonders anstreichen, da sich Temme, freilich unter dem Druck seiner Lebensumstände, doch nun einmal einen gewissen Freibrief auf rastlose Buchmacherei erworben hat? Wir werden sie schon mit in Kauf nehmen müssen.

Von den fünf Geschichten oder Schilderungen aus der Wirklichkeit gehören nur zwei recht eigentlich in das Gebiet der Criminalnovelle. Die drei andern behandeln sonstige bemerkenswerthe Ereignisse. Wenn irgendwo, so zeigt es sich an zwei Geschichten unter diesen drei letztern, daß bei Temme nur das stoffliche Interesse den Ausschlag geben kann. Wo dies Interesse fehlt, da ist Temme nicht im Stande, es durch die Kunst der Darstellung zu ersetzen. In den „Geschiedenen", einer fast 50 Seiten langen Geschichte, versucht er es zwar mit einer umständlichen psychologischen Schilderung, er erreicht damit aber nur eine schwache Wirkung, obschon das Thema, die Wiedervereinigung Geschiedener, doch zu den interessanten gehört. Noch weniger kann uns „Eine Klostergeschichte" genügen. Zur Darstellung einer solchen halben Spukgeschichte ist eine viel gewandtere und feinere Feder, als sie Temme führt, erforderlich. Denke man sich, der große Coulissenheld Wilhelm Kunst habe in einem feinen Scribe'schen Lustspiele wirken wollen; ebenso wenig wie Kunst's Löwenstimme hierzu, ebenso wenig taugt Temme's Feder zu Schilderungen, die durch die Kunst der Darstellung gleichsam aus dem Nichts zu schaffen sind. Daß „Eine räthselhafte Erscheinung" eine Schilderung aus der Wirklichkeit sei, glauben wir fast bestreiten zu dürfen. Aber die Geschichte liest sich mit einer für jugendliche Gemüther beinahe verderblichen Spannung. Die beiden Geliebten dieser Geschichte sind eine russische Fürstin und ein heidelberger Student. Die Geliebten schwören sich ewige Treue. Sie wird heimlich aus der Schweiz, wo sie ihn kennen lernte, entführt. Jahre gehen über die Trennung dahin. Er sucht seine namenlose Geliebte in ganz Deutschland und verzweifelt schon. In Stettin will er sich nach Jenseits einschiffen, da wird von Petersburg ein Schiff erwartet, das die Braut eines deutschen Fürsten bringen soll. Er fährt eben auf einem Kahne zu seinem Schiffe hinüber, als das Dampfschiff in den Hafen lenkt. Vorn auf dem Verdeck stand im Glanze der hellen Lichter eine hohe Frauengestalt, mit glänzender Seide angethan, doch todtenbleich und wie aus erloschenen Augen starrend, die Braut des Fürsten. Er unten im Kahne rief „Marie". Und „Edmund" rief sie. Blitzschnell sprang sie ins Wasser. Der deutsche Fürst hatte das Nachsehen. Nach Jahr und Tag erzählten Matrosen eine wunderbare Geschichte, „wie vor einem Jahre, als die «Iris» zum letzten mal in Stettin gewesen, ein einzelner Passagier im Boote abgeholt worden, wie, als das Boot neben dem Dampfschiffe angelangt, aus diesem plötzlich eine Person in das Wasser gefallen sei, wie der Passagier auf der Stelle nachgestürzt sei, wie er richtig dieselbe gerettet und in das Boot gebracht, wie der Passagier und die Dame fast wahnsinnig vor Freude gewesen seien. Uebrigens seien sie nach Neuyork gefahren. Was dort weiter aus ihnen geworden, das wußten die Matrosen nicht." So spannend dies alles, so haben wir doch nur schwachen Glauben an diese „Schilderung aus der Wirklichkeit". Von den beiden Criminalgeschichten „Carrière" und „Ehre und Verbrechen" ziehen wir letztere vor. Dort handelt es sich um die Ermordung eines Grafen unter Mitwissen von Frau und Schwiegermutter, ein Criminalfall, der durch einen jungen Juristen ans Licht gebracht werden soll; hier um den Verdacht gegen einen Bankier, als habe er seine Frau erschossen. Beide Geschichten könnten dramatischer erzählt sein.

Leider müssen wir unser theilweise günstiges Urtheil beim zweiten, uns geraume Zeit nach dem ersten zugegangenen Bande wieder etwas einschränken. Zwar haben wir Respect vor Temme's unerschöpflicher Fruchtbarkeit, zwar dünkt uns sein Stil noch klarer und durchsichtiger; aber dieser Stil ist nicht wie z. B. bei Gustav Kühne ein Product der größten Abklärung, sondern nur ein Product der größten Hast. Der zweite Band bringt vier Geschichten. „Die Frau des Hinzurichtenden" mag des patriotischen Zwecks wegen passiren, heiligt doch der Zweck

nun einmal die Mittel. Gegen „Die junge Gräfin" aber erheben wir entschieden den Einspruch, daß sie zu lang erzählt sei. Die beiden übrigen: „Die dreifache Strafe" und „Ein Zweikampf", dürfen sich echte und rechte Criminalgeschichten nennen. So weit sind wir bei Temme glücklich schon, jedesmal beim Auftreten eines Verbrechers zu denken: „Das ist doch noch ein ganzer voller Mensch", und dann, wenn der Richter oder Criminaldirector angeschlichen kommt: „Nun kommt da wieder der alte lederne Bursche von Criminaldirector!" So weit sind wir glücklich! Mag sich Temme daraus ein Verschen machen! Noch eins. „Ein Zweikampf" schließt: „Der Kammerrath von Rohner (der Böse im Stück) hat existirt. Vielleicht lebt er noch, seine wohlverdiente Strafe verbüßend. Diesen Charakter in einer Novelle zu erfinden — innerlich unwahr, psychologisch unmöglich! würden die Herren Recensenten rufen." Ja das rufen die Recensenten mit vollem Recht, entgegnen wir Temme. Wie charakterisirt er den Kammerrath von Rohner? Indem er einmal über das andere ausruft: „In seinem Gesichte stand's geschrieben, er war Henker und Mörder in einer Person!" Eine schöne Charakteristik das! Eine unwahre Charakteristik, weil das gar keine Charakteristik ist. Wol vermag auch die Poesie Charaktere wie diesen Rohner zu erfassen und zu schildern. Der Dichter hat uns aber darzustellen, wie es gekommen und mit welchem Recht dieser Rohner ein so böser Charakter geworden, daß er „Henker und Mörder in einer Person" war. Ueberhaupt leidet die ganze Geschichte an Unklarheit. Wir sehen gar nicht ein, was dieser Rohner so Schlimmes gethan. Er thut freilich auf eigene Hand, was sonst bei Temme der lederne Bursche von Criminaldirector thut, d. h. Rohner sucht auf eigene Faust Aufklärung über einen Mordfall zu bringen. Nun und daß er dies thut, das mag den Criminalisten Temme arg verschnupft haben.

Nicht ganz so wie Temme versteht Karl Glocke in seinem „Schuldig und Nichtschuldig" (Nr. 5) das novellistische Handwerk. Er erzählt uns drei Criminalgeschichten; eine von ihnen beweist die Schuld des Verurtheilten, zwei Geschichten haben es mit unschuldigerweise Verurtheilten zu thun. In der „Leibrente" sehen wir einen heruntergekommenen österreichischen Adelichen seine Zuflucht zu einer Giftflasche nehmen, um sich durch den Tod eines Mannes von einer jährlich an diesen zu entrichtenden Leibrente zu befreien, die ihn voraussichtlich, sollte er sie noch länger zu entrichten haben, um den letzten, schon sehr kleinen Rest seines ehemals sehr großen Besitzthums bringen müßte. Von den beiden andern Geschichten „Der Auszügler" und „Der Führer am Montblanc" zeichnet sich die letztere nicht allein durch ihre Länge, sondern hauptsächlich durch eine Verkettung von Umständen und Zufälligkeiten aus, die, wären sie nicht der Wirklichkeit entlehnt, die Bezeichnung von Unwahrscheinlichkeiten rechtfertigen würden. Ein junger Montblanc-Führer geräth in den Verdacht eines Mordes an einem Engländer. Der Engländer ist auf einer Tour über den Montblanc auf die unerklärlichste Weise verschwunden. Die Wahrscheinlichkeit spricht für einen Mord durch den Führer. Sonach wird dieser zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Die Kameraden des Führers glauben aber nicht an seine Schuld. Und richtig, eines Tags taucht der Engländer wieder auf; er hat unterdeß eine Reise nach Ostindien gemacht; er erklärt sein wahrhaft beispielloses Verschwinden in der Schweiz, bei dem ein Hund die Hauptrolle spielt und er rechtfertigt damit den unschuldig Verurtheilten. Im „Auszügler" wird auf ähnliche Verdachtsmomente hin ein als Wilddieb bekannter Mensch trotz seines Leugnens des Mordes an einem Verwandten beschuldigt. Um seine Schuld als Wilddieb nicht einzugestehen, erträgt er ob dieses ihm zugeschobenen Mordes eine lange schwere Haft, bis sich der eigentliche Mörder durch verdächtige Reden selbst entdeckt.

Wer da denkt, daß wir uns in „Am grünen Tische" von Ernst Willkomm (Nr. 6) an den grünen Tisch einer Spielhöhle begeben, der irrt sehr. Im Gegentheil treten wir an den grünen Tisch des Gerichtssaals. In zwei nicht eben sehr starken Bänden liefert uns der Verfasser vier Geschichten, von denen „Der verhängnißvolle Schmuck" bereits 1859 in Nr. 48—52 der „Gartenlaube", „Die Uhr schlägt vier", 1861 in Nr. 27—34 des „Leipziger Sonntagsblatt" veröffentlicht wurden. Wir wissen nicht, ob Willkomm auf diese Geschichten viel Werth legt; sollte er es, wir glauben kaum, daß sich seine Hoffnung erfüllen würde. Das soll nicht eine Geringschätzung der Darstellungsweise in sich schließen, aber ein Bedenken gegen einzelne der Stoffe, die uns nicht bedeutend genug dünken. Es gilt dies in ziemlich gleichem Grade von den „Verfeindeten Nachbarn" und „Die Uhr schlug vier". Diese letztere Geschichte namentlich scheint uns für eine Criminalnovelle nicht geeignet und würde sich als ein Bild aus der Gesellschaft viel anspruchsloser ausnehmen. Dagegen liest sich „Olden Gamm, der blinde Schiffer" sehr gut und noch in erhöhtem Grade „Der verhängnißvolle Schmuck". Diese Geschichte ist unter den vier Geschichten unfehlbar die bedeutendste, und das nicht blos relativ, der „verhängnißvolle Schmuck" bietet die für eine Criminalgeschichte ganz unerlaßliche Stufenleiter der Spannung. Ob aber nicht auch hier die Bezeichnung „Criminal" eine überflüssige ist, ob die Geschichte nicht ohne diese Bezeichnung noch gewonnen haben würde? Graf von Weckhausen heirathet die Nichte des Domkapitulars Rütersen in einer bedeutenden Stadt des Rheinlandes. Er besitzt all die Eigenschaften, die das Glück der Ehe bedingen können. Er ist reich, er besitzt Bergwerke in Spanien; er ist im höchsten Grade liebenswürdig und diese Liebenswürdigkeit tritt um so stärker hervor, je heftiger sich die Gesellschaft bei seinen häufigen Reisen und seiner Abwesenheit von zwei, drei Monaten nach ihm sehnt. Am Vorabend der Hochzeit hat der Graf seiner Braut einen kostbaren alten Pokal übergeben, er will ihn von einem genuesischen Hause an Zahlungsstatt angenommen haben. Nicht lange darauf und es erfolgt ein zweites noch kostbareres Geschenk, ein Schmuck, wie er nur einer Fürstin geziemt. Der Graf

fendet ihn direct aus Italien, er hat ihn von dem genuesischen Hause natürlich wieder an Zahlungsstatt angenommen. Etwas später hört man von einem unerklärlichen Diebstahl. Eine fürstliche Familie ist eines großen Theils ihrer Familienkleinodien beraubt. Wir wollen kurz sein und gleich mittheilen: Der Graf Weckhausen ist einer der Diebe. Nicht aufgeklärt werden wir darüber, ob wir es im Grafen Weckhausen nur mit einem gewöhnlichen Schwindler zu thun und wie wir uns die beispiellose Unvorsichtigkeit, mit der der Graf aus den Kleinodien kein Hehl macht, psychologisch zu deuten haben. Die Wahrheit in dieser Geschichte von der Dichtung zu sondern, kann natürlich nicht unsers Amtes sein.

„Preußische Novellen" (Nr. 7) nennen sich zwei Geschichten eines Nichtunbekannten, die einer oratio pro domo ziemlich gleichkommen. In beiden Geschichten spielen junge gewitzte Berliner die Hauptrollen. Der Verfasser will mit seinen Geschichten das Vorurtheil bekämpfen, das im größten Theile Deutschlands gegen die berliner Kinder gerichtet ist. Er ist sicherlich ein erfahrener Jurist, die ganze Haltung seiner Geschichten deutet darauf hin. Es sind zwei Criminalnovellen. Wer der Verfasser sein könnte, wir wollen uns auf Vermuthungen nicht einlassen. Jedenfalls hat er seine „Preußischen Novellen" mit weit mehr Behagen als Kunst geschrieben. Seine beiden Geschichten tragen dieselben Mängel und dieselben Vorzüge an sich, die man den Berlinern beizulegen pflegt. Die Sucht, sich aufzuspielen, überall der erste zu sein und entsetzlich viel Worte zu machen, dann aber auch wieder eine gewisse Gefühlsseligkeit, die gar zu leicht in Sentimentalität ausartet, das Geschick sich mit verschiedenen Verhältnissen abzufinden und durch resolutes Wesen eine Sache zum Ende zu bringen, das sind zu gleicher Zeit die Vorzüge wie die Mängel. Von den beiden Geschichten führt die erste den Titel „Der Berliner", die andere heißt „Ein räthselhafter Mord". Hier wie dort ist der Held ein ganz junger Mann; das tadeln wir, denn man braucht nicht gerade junger Berliner zu sein, um einmal außergewöhnliche, ins romantische Gebiet streifende Verhältnisse zu besiegen; ein junger Leipziger oder ein junger Frankfurter besitzt in eigenthümlichen Lebenslagen gewiß ebenso viel Mutterwitz und resolutes Wesen als der junge Berliner. Doch wollen wir dem Verfasser sein Vergnügen nicht stören, wenn er mit diesen Geschichten zu einer versöhnlichern Stimmung für Preußen glaubt beitragen zu können. Aber wir halten dafür, daß es weit besser sei, den Berlinern und auch den Preußen ab und zu den Kopf zu klopfen als ihnen Honig um den Mund zu wischen. Es ist auch gar nicht nöthig, besonders „preußische" Novellen zu schreiben, ein übermäßiges Selbstgefühl steckt den Berlinern so wie so schon genug in Fleisch und Blut. Im übrigen nichts für ungut, da der Verfasser freisinnigen Principien huldigt, wie sie für ganz Deutschland wünschenswerth wären, wenn auch seine Freisinnigkeit an seiner Voreingenommenheit für Preußen leicht Schiffbruch leiden könnte.

---

8. Im Bann und Zauber von Leidenschaft und Wahn, von Ernst und Scherz. Licht- und Nebelbilder von Ernst Willkomm. Drei Bände. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wohl oder übel werden wir dieses neueste Werk Ernst Willkomm's hier einschieben dürfen. Uebel, weil man fragen könnte, was es unter der Criminalbelletristik solle. Wohl, weil wir damit dem Verfasser einige Schmeicheleien sagen können. Wohl auch, weil in diesem „Bann und Zauber von Leidenschaft und Wahn" manche Geschichte vorkommt, die als Criminalnovelle an ihrem Platze wäre. Wohl endlich, um zu beweisen, um wie vieles die für eine Criminalnovelle etwa geeignete Erzählung gewinnt, wenn sie nicht herausfordernd oder pedantisch als Criminalnovelle erscheint. Dreimal wohl gegen einmal übel, da wird wol Willkomm selbst schweigen müssen, für den Fall, daß er seine Geschichten lieber an anderer Stelle besprochen sähe. Wir werden es in diesen drei Bänden zumeist mit Geschichten zu thun haben, die auch schon irgendwo in Zeitschriften erschienen sind. Fast alle Erzählungen, und wir betonen dies namentlich dem „Am grünen Tische" gegenüber, haben uns einen erfreulichen Eindruck hinterlassen, einzelne sind uns sogar bedeutend erschienen. Wenn er für seine Erzählungen den etwas weitschweifigen Titel „Im Bann und Zauber u. s. w." wählte, so wollte er damit wol andeuten, daß die Stoffe der Geschichten meist der Wirklichkeit entlehnt seien, der Leser daher sein Interesse mehr auf den Stoff als auf die Darstellung und künstlerische Verarbeitung desselben zu richten habe. Temme würde diese Geschichten „Dunkle und heitere Wege" haben betiteln können. Von der künstlerischen Verarbeitung des Stoffs sehen wir daher fast ganz ab. Wir würden sonst vielleicht als erstes hervorheben müssen, daß uns einzelne Erzählungen nicht abgerundet genug dünken oder etwas zu weitläufig erzählt seien. Doch lassen wir diese Ausstellungen, die wir doch nur bei allen Darstellungen aus der Wirklichkeit wiederholen müssen.

Von den zusammen acht Stücken der drei Bände ist uns eigentlich nur eins, das letzte, eine sogenannte Zukunftsnovelle: „Der Agent aus China", nicht recht genehm. Der Verfasser schildert darin, wie es mit den Fortschritten der Industrie im Jahre 1959 etwa beschaffen sein könnte. Seine Geschichte dreht sich um die Erfindung einer mechanischen Ente, mit der das uns wie es scheint unlösbare Problem eines guten Luftschiffahrzeugs gelöst sein soll. Die Geschichte müßte sprudelnder, sarkastischer, mit einem Worte toller sein. Eigentliche Seegeschichten oder an der See spielende Geschichten, wie sie Willkomm gern liefert, finden sich in den drei Bänden nicht weniger als vier. Sie heißen „Gebrüder Bonneville", „Hinter dem Seedeiche", „Der grüne Turban" und „Ein unheimlicher Mann". Von diesen hält uns die letzte zumeist in Athem. Sie führt das Motto: „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt." „Das Motto", sagt Willkomm, „wird sich trotz aller Fortschritte der Wissenschaften doch immer bewähren....

In der Geschichte, die unserer Erzählung zu Grunde liegt, ist nichts als die Einkleidung erfunden." Und nun erzählt er uns von einem gewöhnlichen Manne, der die ungewöhnlichsten Curen vollzogen, von einem Todtengräber, der die Gabe des Hellsehens besessen, in einem Grade, daß er Unglücksfälle und Todesfälle vorhersagen konnte. Es liegt tiefe Poesie darin, wenn dieser Mann eines Tags dem Pfarrer seinen (des Pfarrers) Tod, wenn er endlich seinen eigenen Tod vorhersagen muß. Lächle, wer da mag. Wir erlauben uns gar kein Urtheil darüber. Es gibt aber gottlob „mehr Ding' auf Erden, als sich die Schulweisheit träumen läßt". Und in unserer übernüchternen Zeit könnte ab und zu ein kleines Wunder nicht schaden, damit unsere Nasen von den Erdenwühlereien ein wenig nach oben gerichtet würden. Die Nase kratzen wird sich die Schulweisheit wenigstens über diese Geschichte. Und wer durchaus lächeln will, kann ja denken, Willkomm habe sich mit uns doch nur einen Jux erlaubt. Von den noch übrigen drei Erzählungen liest sich „Der Graf von Tannensee" recht gut, obschon oder vielleicht gerade weil darin eine Heldin des Circus die Hauptrolle spielt. Etwas sehr gesucht sind „Alte Briefe"; ja fast unwahrscheinlich ist es, daß in einem alten schadhaften Postbriefkasten eine Anzahl fast nur an eine bestimmte Familie gerichtete, zu verschiedenen Zeiten aufgegebene Briefe erst bei der Reparatur desselben aufgefunden wurden. Ueber den „Schichtmeister" sagen wir ebenso wenig, wie über drei obengenannte Geschichten; die einfache Erwähnung genüge.

Lassen wir zum Schluß Bücher folgen, die sich mit Staats- und Hochverrathsprocessen beschäftigen. Sie mögen einen würdigen Abschluß dieses Artikels bilden, gleichviel wie sich jeder nach seinem Geschmack dieses „würdig" zurecht legen will.

9. Die wichtigsten ältern Staatsprocesse in England. Beiträge zur Kenntniß des Rechtswesens, der Geschichte und Socialverhältnisse in jenem Lande; zugleich Lebens- und Charakterbilder hervorragender Staatsmänner. Mit Parallelen aus der neuern Justizgeschichte des europäischen Festlandes. Zur Belehrung und Unterhaltung von G. F. Kolb. Zwei Bände. Leipzig, Förstner. 1861. 8. 2 Thlr.

Die Summe der Staatsprocesse in jeglichem Lande entwirft ein dunkles Bild der menschlichen Leidenschaften, der Erbitterung, des persönlichen Hasses, des politischen und religiösen Fanatismus. Wenn man die Roheit, mit der von der siegenden Partei so gern in Hochverrathsprocessen gemacht wurde und gemacht wird, wenn man das Blut berechnet, das oft unschuldigerweise der göttlichen Ordnung des Staatslebens wegen fließen mußte und muß, dann könnte man beinahe einen Abscheu vor diesem Geschöpf bekommen, das sich so gern als nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ausgibt. Das sind traurige Dinge, die uns Kolb in seinem Werke über die Staatsprocesse in England mittheilt. Wenn uns eins mit der Grausamkeit versöhnen kann, die zu Zeiten der Restauration im 17. Jahrhundert in England nach Schlachtopfern suchte, so die traurige Gewißheit, daß das eigentliche System der Staats- und Hochverrathsprocesse in Frankreich wie in Deutschland später weit greller ausgebildet ward. Es ist das freilich ein verzweifelter Trost, das englische Volk indeß mag darin eine Beruhigung finden. Wir brauchen es gewiß nicht weiter auszuführen, daß es sich in den beiden Bänden des Werks nur und nur um Hochverrathsprocesse handelt. Diese Processe beginnen unter der Königin Maria. So interessant sie auch vom juristischen Standpunkte oder zum Zweck von Geschichtsstudien sein mögen, das ewige Einerlei dieser Processe wirkt so ermüdend, daß wir nur die bedeutendsten hervorheben mögen. Da ist der Proceß gegen Sir Walter Raleigh, den Günstling der Königin Elisabeth, der unter Jakob I. 1603 begonnen wurde. Die Anklage lautete „auf Verschwörung, um den König seines Throns zu berauben, Aufruhr im Lande zu entzünden und fremden Feinden den Einfall ins Reich zu erleichtern". Raleigh blieb 13 Jahre in Haft, wurde freigelassen, wieder verhaftet und am 29. October 1618 hingerichtet. Von noch größerm Interesse sind indeß die Processe, der gegen Graf Strafford, den allgewaltigen Minister Karl's I., der gegen eben diesen Karl I., und unter Karl II. 1680 der gegen Lord Viscount Stafford (nicht mit Strafford zu verwechseln). Wir bitten den Leser, sich selbst mit den Details dieser Processe bekannt zu machen und ja nicht die Notizen über einen der Hauptangeber jener Zeit, den abtrünnigen Priester Oates, zu übersehen. Im zweiten Bande findet sich noch eine ziemliche Zahl größerer und kleinerer Processe, größerer und kleinerer Justizmorde, und das Ganze schließt mit einem Anhange, der in drei Abschnitten spätere Staatsprocesse in England, dann in Deutschland (den gegen Kinkel und das Verfahren gegen Temme), endlich in Italien (im Kirchenstaat und Modena) bringt.

---

10. Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft. Ein Beitrag zur Geschichte des „Rostocker Hochverrathsprocesses". Von Julius Wiggers. Berlin, Springer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

11. Sechs Jahre Gefangenschaft unter den Folgen des Staatsstreichs und der Kampf ums Recht in der „neuen Aera". Ein Beitrag zur geschichtlichen Charakteristik der Reaction und deren Handlanger. Von August Ladendorf. Leipzig, O. Wigand. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In jenem sowol (Nr. 10) wie in diesem Buche (Nr. 11) Hochverrathsprocesse, die aus ein und demselben Boden hervorgewachsen sind. Wir nehmen wol nicht ohne Grund an, daß der gewisse Zusammenhang, der zwischen den Helden beider Bücher früher bestanden hatte, sich auch auf die Herausgabe der Lebensschicksale erstreckt hat. Bei der ganzen, etwas langathmigen Art der Darstellung begegnen wir in beiden Büchern ein und demselben Tone. Wahrscheinlich daß sich Ladendorf in seinem Buche dem früher erschienenen Wiggers'schen schon um deswillen anschloß, damit die Bedeutung der Hochverrathsprocesse, sowie die Gewaltthätigkeiten der herrschenden Partei um so schärfer ins Auge sprängen. Ueber diese Hochverrathsprocesse ist im Laufe der letzten Jahre

so vielfach hin- und herdebattirt, über die Details derselben sind so viele Bruchstücke in die Tagespresse übergegangen, daß wir an dieser Stelle den engbemessenen Raum nicht ohne einige Verlegenheit betrachten, fragend, ob wir hier ein Urtheil und was für ein Urtheil wir zum besten geben können. Aber gerade die ziemlich allgemeine Bekanntschaft mit den Processen, wie sie sich beim lesenden Publikum voraussetzen läßt, überhebt uns wol eines großen Theils der Schwierigkeit und gestattet uns auch vielleicht mit einigen Andeutungen hervorzutreten, die von den unbedingten Anhängern der beklagenswerthen Opfer jener Processe nicht ganz wohlgefällig aufgenommen werden möchten. Wir sehen nämlich nach einer gewissen Seite den Zweck beider Bücher nicht recht ein. Oder um es den beiden Verfassern ganz heimlich zuzuflüstern, wir glauben nicht, daß sie mit ihren Büchern auch später ganz zufrieden sein werden. Es geht mit solchen Büchern wie mit Menschen, die ihre tiefsten Geheimnisse vor aller Welt auskramen. Nicht daß jemand glaube, wir verträten nicht auch die Sache Unschuldiger oder Hartbeklagter, wenn es sie zu rechtfertigen gilt, nicht daß wir den Verfassern beider Bücher eine Revision ihrer Processe von Herzen wünschten, bei der sie wegen der ungerechten Verfolgung eclatante Genugthuung erhielten, nicht daß wir auch über ein polizeiliches und richterliches System ungehalten sein könnten, das aus der Mücke einen Elefanten machen zu müssen glaubt, nicht daß wir die Angeberseelen, die in Zeiten politischer Aufregung ein vielleicht etwas unbedachtes Wort an die große Glocke schlagen, wer weiß wohin wünschten: aber es gibt Dinge, mit denen soll man kein Spiel treiben, oder treibt man es, so soll man aufs Schlimmste gefaßt sein. Und zu diesen Dingen wird stets der Hochverrath oder auch nur der leiseste Schein des Hochverraths gehören. Es ist eine leider wie es scheint auch von den Verfassern getheilte irrige Ansicht, als wittere nur die Reaction oder das feudale System fortwährend nach Hochverrath oder nach Versuchen zu Hochverrath. In Sachen des Hochverraths wird jedes Régime, und das freisinnigste vielleicht am stärksten, nicht mit sich spaßen lassen. Es ist sehr, sehr die Frage — gut wenn ein liberales System oder sagen wir das wirklich liberale Régime unsere Ansicht Lügen strafte —, ob nicht jede Regierung bei Hochverrathsprocessen oder Scheinhochverrathsprocessen ihre Zuflucht zu Willkürlichkeiten, selbst zu Gesetzüberschreitungen wird nehmen müssen. Da nützen alle politischen Träumereien über die beste und freisinnigste Regierungsform nichts, eine Regierungsform, in der so etwas gar nicht vorkommen könnte. Wir können die Verfasser und ihre Leidensgefährten aufrichtig und herzlich bedauern, wir können nur wünschen, daß auf Zeiten ärgerlicher Aufregung und kleinlicher Verfolgungssucht endlich die Zeit milder Versöhnung nach und von allen Seiten folgen möge; jedoch wünschten wir vor allem, die Verfasser sähen ein, wie ihre Darstellungsweise, die ab und zu zwischen historischer Genauigkeit und schildernder Beredsamkeit hin- und herschwankt, möglicherweise dazu dienen könne, Oel ins Feuer zu gießen.

Das düsterere von beiden Büchern, die ja wol auf eigentlich literarischen Werth keinen Anspruch erheben, ist ganz entschieden das Ladendorf'sche. Sechs Jahre Haft, und diese Haft abwechselungsweise in der berliner Stadtvogtei, in der Charité, endlich im Zuchthaus zur Lichtenburg erleiden, mit dem Bewußtsein eines parteiischen Gerichtsverfahrens erleiden, das ist ein Stück Leben, wie es nicht stärker mit den idealistischen und leider oft hyperidealistischen Ideen unserer gebildeten Jugend contrastiren kann. Dunkle, recht viel dunkle Punkte sind in Ladendorf's Schrift. Da ist's bald die Hausordnung in der Stadtvogtei, bald das Curverfahren in der Irrenstation der Charité, bald das Besserungssystem auf der Lichtenburg, das uns unendlich viel zu denken gibt. Ein eigenes Urtheil steht uns hier überall nicht zu, noch auch möchten wir mit einem eigenen Urtheil weder ein- noch entgegengreifen, da sich jeder Leser von selbst sagen wird, Ladendorf's Ansichten und Urtheile könnten doch auch etwas von der natürlichen Aufregung und Erbitterung über erlittene Unbill geschärft sein. Frappirt sind wir am meisten durch die Darstellung des Zuchthauslebens auf der Lichtenburg, frappirt um deswillen, weil das Urtheil Ladendorf's so ziemlich mit der allgemeinen Ansicht in der gesammten Provinz Sachsen übereinzustimmen scheint. Wenn irgendwo, so glauben wir, daß Ladendorf gerade auf Lichtenburg mit ungetrübterm Auge sehen konnte, da er dort infolge vielfacher Freiheiten den unbefangenern stillen Beobachter spielen durfte. Seine endliche Amnestirung und die Folgen derselben greifen noch vollständig ins Tagesleben der Gegenwart hinein. Wir schweigen mithin darüber.

Einen nicht ganz so düstern Eindruck hinterläßt Wiggers' Buch. So ernst die Veranlassung, über einzelne Partien des Buchs haben wir unwillkürlich lachen müssen. Sicherlich ist denn auch Wiggers mit seinen 44 Monaten Untersuchungshaft der weniger Gekränkte. Einzelnes versteht er mit drastischer Genauigkeit darzustellen; freilich schont er seine Gegner nicht, den Herrn Criminaldirector glauben wir hätte Boz nicht mit größerer steckbriefartiger Genauigkeit schildern können. Selbst die Fibelverse, die Wiggers aus Langeweile am 29. November 1854 im Criminalgefängnisse verfaßte, zeugen von einem gewissen Humor. Auch bei Wiggers stoßen wir fortwährend auf Klagen über die mangelhafte Hausordnung in den Gefängnissen, auch bei ihm wie bei Ladendorf wird das mangelhafte Lüftungsverfahren in den Zellen einer strengen Kritik unterworfen, hier wie dort dasselbe gerechtfertigte Bedenken gegen die Entziehung körperlicher Bewegung im Freien, hier wie dort Ausstellungen gegen das gewiß verwerfliche Princip, dem Gefangenen nur so viel Nahrung zukommen zu lassen, als zur Erhaltung der Gesundheit und der nothwendigen Kräfte unbedingt erforderlich ist. In dieser und noch in mancher andern Hinsicht kann man aus beiden Schriften unendlich viel Be-

lehrung schöpfen. Zwischen der Wirklichkeit und der Theorie, wie sie Ladendorf in seinem zur Anklage gegen ihn ausgebeuteten Manuscripte über die beste Staatsform niederlegte, besteht gewiß eine unendliche Kluft. Es gilt eben von unten auf zu bauen und den Staat nicht in die Luft hinein zu construiren. Indem wir beide Schriften aus den Händen legen, geschieht es mit dem Wunsche, daß sich niemand mehr genöthigt sehen möchte, seine Zuflucht zu ähnlichen Veröffentlichungen nehmen zu müssen. Uns wird manches peinliche Gefühl erspart, wenn sich eben niemand mehr dazu genöthigt sieht.

Emil Müller-Samswegen.

Novellen und Erzählungen.

Wie immer, so auch in unserer Zeit wird die Novelle in den verschiedensten Richtungen bearbeitet und zu den mannichfachsten Zwecken benutzt. Novellen und ähnliche Erzählungen sind daher auch jetzt der getreueste Spiegel der Zeitstimmung und Zeitbildung. Unsere Zeit kennzeichnet die Richtung auf das Praktische, und so sind auch sämmtliche uns vorliegende Erzählungen dem Praktischen und Realen in allen Gebieten des Lebens und in allen Schichten der Gesellschaft zugewandt, und suchen dieses Reale mit mehr oder weniger Glück in das Gebiet des Ideellen zu erheben. Bei dieser Fruchtbarkeit der Zeit an Erzählungen muß das Mittlere oder gar das Mittelmäßige überwiegen; die Fertigkeit, gemüthlich zu plaudern, wird von manchen mit der Kunst, schön zu erzählen, verwechselt. Die ernste, oft schwermüthige Stimmung bedingt noch nicht den wahrhaft poetischen Werth, und bei allem sittlichen Geist, der diese Werke durchdringt, entbehrt doch eine große Zahl der dichterischen Weihe. Mit dieser Vielschreiberei hängt von selbst eine Vernachlässigung des Ausdrucks und Stils zusammen, sowie eine Ueberfüllung mit ganz unnöthigen Fremdwörtern. Mag auch manches geniale Bewußtsein sich über solche vermeintliche Kleinlichkeit hinwegsetzen, wir halten es für unsere Pflicht, auch hier auffallende Fehler anzumerken.

1. Die Emigranten. Novelle von Karl Vorberg. Emsdetten, von Sobbe. 1862. 8. 10 Ngr.

Ohne Zweifel unter sämmtlichen Novellen die geringste Arbeit. Ein leichtfertigeres Machwerk ist uns selten in die Hände gerathen. Anlage und Ausführung ist gleich oberflächlich, von einer tiefern Motivirung oder Charakteristik keine Rede. Unwahrscheinlich geht alles zu und äußerlich knüpft sich eine Scene an die andere. Daß Leonie sich zuletzt mit dem Dieb Pierre verbindet, ist doch für das Gefühl gar zu beleidigend. Würde sich die Novelle, die in den Zeiten der ersten französischen Revolution spielt, nicht auf dem Titel als deutsches Originalwerk ankündigen, so könnte man vermuthen, sie sei das Erstlingswerk eines oberflächlichen französischen Literaten und von einem Geistesverwandten in Deutschland nothdürftig in seine Sprache übertragen worden.

2. Das Glück der Seidenzucht. Ein romantisches Bild der Wirklichkeit von J. G. Hildebrandt. Frankfurt a. O. 1862. 8. 1 Thlr.

Eine Tendenzerzählung vom reinsten Wasser! Der Verfasser verbreitet sich nicht blos gelegentlich über das Glück der Seidenzucht, sondern gibt die genaueste Anweisung dazu. Gleich nach der Vorrede überrascht uns ein „Inhaltsverzeichniß“, das über den Seidenbau im allgemeinen neun, über die Zucht des Maulbeerbaums 15, über die Zucht der Seidenraupen 28, und über die Förderung des Seidenbaus drei Abtheilungen bringt, und jedesmal auf die betreffenden Seiten des Buchs, wo sich die Erörterung findet, hinweist. In der That, dies geht doch über alles hinaus, was bisjetzt von Tendenznovellistik dagewesen ist. Eingerahmt sind diese Erörterungen von Gebirgsreisen, Naturschilderungen, Liebesgeschichten und Vermählungen. Dem Verdienste wird seine Krone, d. h. dem redlichen Seidenzüchter seine Geliebte. Daß dabei die seidenen Schleier eine große Rolle spielen, versteht sich von selbst. Man könnte mit Anwendung auf unser „romantisches Bild“ ein Goethe'sches Wort so parodiren:

> Und so zu der Hochzeit vergnüglicher Feier
> Bereiten den seidnen behaglichen Schleier,
> Die artigen Thierchen das schöne Gespinst.

Wenn der Verfasser, der allerdings ein gewisses Erzählungstalent verräth, mit seiner Manier Anklang findet, so haben wir vielleicht bald ein romantisches Bild aus der Werkstätte eines Schusters, eine poetisirende Bearbeitung des Leders und Leistens zu erwarten, wovor uns Gott behüte.

3. Aus dem Offizierleben. Humoristische Bilder von Stanislaus Graf Grabowski. Berlin, Schlesier. 1863. 8. 24 Ngr.

Wilhelm Gwinner in seiner Schrift: „Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt“, erzählt: „Schopenhauer legte eine Zeit lang täglich ein Goldstück vor sich auf die Wirthstafel hin, ohne daß die Tischnachbarn wußten, was er damit wollte; nach aufgehobener Tafel nahm er es wieder zu sich. Endlich darüber zur Rede gestellt, erklärte er, das sei für die Armenbüchse, wenn die am Tische sitzenden Offiziere nur ein einziges mal eine andere ernsthafte Unterhaltung, als über ihre Pferde, Hunde und Frauenzimmer auf die Beine brächten.“ An diese Anekdote wurde ich unwillkürlich durch die vorliegende leichte Unterhaltungslectüre erinnert. Freilich finden sich darin auch Bocksstreiche, aber auch diese gehen nicht über jene frankfurter Unterhaltungen hinaus, sofern ein Bock, der Liebling der deutschen Legion auf Helgoland, in der Krim und nachher in England, einen Regimentsarzt, der ihn zur Strafe für Verunreinigung mit der Säbelscheide geschlagen hat, aus Rache gelegentlich von hinten über den Haufen rennt und dadurch dem zarten Verhältniß des Arztes zu seiner Begleiterin, einer ebenso reichen als schönen Engländerin, ein Ende macht. Bei der Liebe handelt es sich in unserm Buch nur um eine leichte, spielende Herzenserregung, die nachgerade, wie in „Porträt und Brief“ oder „Auf Freiersfüßen“ zu einer guten Partie und zur Bezahlung der Schulden führt. Selbstverständlich fehlt auch sonst alles Ideale, namentlich Vaterländische. Kann man von dem allen absehen, so verdienen diese mehr drolligen, als wahrhaft humoristischen Erzählungen mit ihrer alltäglichen Moral und leichten, heitern Auffassung des Lebens mehrfaches Lob. Namentlich liest sich die erste Erzählung: „Der Adjutant ohne Pferd“, in der hier und da ein gewisser Humor waltet, recht gut. Die Darstellung ist frisch und gewandt; hier und da fällt ein unrichtiger Ausdruck auf, wie „eine Unterhaltung war nicht gut angänglich“ und anderes.

4. Was mein Auge sah und mein Ohr hörte. Novellen von Wilhelm Grothe. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Urtheil, das neulich über Grothe den Dramatiker in d. Bl. gefällt wurde, gilt auch von Grothe dem Novellisten. Die Darstellung ist glatt und gefällig; aber es fehlt der tiefere Gehalt und der poetische Duft. Offenbar arbeitet der Verfasser, der sich in der Vorrede seines Fleißes rühmt, mühsam und gezwungen und nicht mit dem freien Fluß des Genius, und ein solcher Fleiß wird nachgerade fatal. Das Buch macht durchweg den Eindruck des Manierirten. Es ist den Manen Tieck's gewidmet, welche dadurch nicht wenig beunruhigt worden sein mögen. Tieck als geborener Dichter zaubert vor uns hin, was kein sterbliches Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was aber die Poesie ihren Lieblingen offenbart; Grothe gibt, was sein Auge sah und sein Ohr hörte, d. h. zum großen Theil Selbsterlebtes mit einer leichten romantischen Verbrämung. Die erste Novelle: „Ein

Gelübde", behandelt ein eheliches Verhältniß, das ausdrücklich an Goethe's „Wahlverwandtschaften" und Bürger's Geschick erinnern soll. Freilich ist der große Unterschied der, daß der arme Bürger zehn Jahre lang mit seiner Leidenschaft kämpfen mußte, bis Dora's Tod die Ehe mit Molly möglich machte, während Grothe den Knoten schon nach dem ersten Jahr der Ehe durch den Tod der Gattin zerhaut, und das Gelübde, das Eduard der Sterbenden gegeben hat, sich mit ihrer Schwester nicht zu verbinden, durch eigene ruhige Erwägung und vernünftige Vorstellungen anderer sich auflösen läßt. Endlich ist die Wärme der Leidenschaft im Vergleich mit Grothe's großen Vorbildern, an die er sehr zu seinem Nachtheil erinnert, erkünstelt und erzwungen. In „Adolf Herbst" wird die reizende Braut des Schauspielers Herbst, nachdem sie von dem Schauspieler Karl Ehtorg (wie heißt Ehtorg rückwärts gelesen?) vergeblich gewarnt ist, von Baron Horand bewogen, ihren Bräutigam aufzugeben. Ehtorg rächt seinen Freund noch vor dem Vollzug der Hochzeit an seiner frühern Braut, sodaß diese mit doppelter Untreue in die Ehe tritt. Der verlassene Bräutigam und die Ungetreue gehen im Elend unter; der Baron weint seinen Schmerz in Italien aus. Ein grelles Nachtstück. Verachtung des weiblichen Geschlechts und des Theaterlebens spricht sich überall aus. Eine höchst unwahrscheinliche Geistergeschichte, die der Verfasser selbst erlebt haben will, ist „Mathilde". Die Ahnfrau eines Schlosses tritt an dem Geburtstag der Person, welcher zu sterben bestimmt ist, in Lebensgröße aus ihrem Bildniß hervor. Der Schluß erzählt die Jugendliebe der adelichen Mathilde zu dem Sohne des Schloßinspectors, der durch Fleiß ein großer Dichter werden und die Hand seiner Geliebten erringen wollte, aber vor der Zeit an einem Hirnschlag starb. „Rasche Trennung" ist noch die beste Novelle; hier ist doch Licht mit Schatten gemischt und geht es menschlich, natürlich und wahrscheinlich zu. „Rother's Marie" dagegen ist ein ganz widerliches, in keiner Hinsicht originelles Dorf- und Verführungsgeschichtchen mit Selbstmord. „Eine moderne Geistergeschichte" betitelt sich ein Spuk, der sich in moralisirende Allegorien auflöst, was dem Wesen einer jeden Geistergeschichte geradezu widerspricht. Hier donnert der mittelalterliche Weidmann Hackelberg unsern Verfasser also an: „Lügner! du ein Dichter? Wahrlich ich hätte Lust dich an den Schweif meines Rappen zu binden, daß zum Nutzen der edeln Sangeskunst die fade Geziertheit von dir entwiche." Hackelberg hat recht. In der That, Grothe kennt seine schwache Seite, richtiger seine poetische Schwäche wol. Diese besteht in fader Geziertheit; was ihm fehlt, das ist die kindliche Einfalt, das „heilige Gnadenwunder", ohne die man bei allem Fleiß weder ins Reich Gottes noch in das der Poesie eingehen kann. Von Sprachfehlern bemerke S. 166: „soll ich dafür (für das) streiten, was ich verachte?" S. 219: „sie gebraucht (brauchte, bedurfte) das nicht", S. 275: „Entnüchterung" statt Ernüchterung oder Enttäuschung.

5. Verworrenes Leben. Novellen und Skizzen von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus). Glogau, Flemming. 1863. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser hat sein bekanntes Talent der Schilderung und fesselnden Erzählung auch hier bewährt. Der Humor indessen, der hier waltet, ist meistens voll von Bitterkeit und Galle und bewegt sich an den äußersten Grenzen der Poesie und des menschlichen Lebens überhaupt. Mit Ausnahme der ersten Novelle: „Die alte Universität", wo das Dunkel sich doch zuletzt thatsächlich in Licht verklärt, liegt auf allen Erzählungen eine trübe, drückende Luft. Weltverwirrung wird zwar berichtet, aber nicht zugleich, wie der Meister verlangt, Herzensirrung geschlichtet. „Der Junker von Denow" gibt ein anschauliches Bild des „Furor Teutonicus, der sinnlosen, trunkenen, deutschen Furie", der der Held der Erzählung zum Opfer fällt. „Aus dem Lesebuch des Schulmeisterleins Michael Haas" ist ein Bild aus der sogenanten guten alten Zeit, worin es bis zum Schluß abenteuerlich, toll und wüst genug zugeht. „Wer kann es wenden?" kündigt sich im Titel als Phantasie und am Schluß als wirkliche Geschichte an. Die Hauptpersonen sind von Anfang an dem Proletariat und damit einem verkümmerten, traurigen Dasein verfallen, und wer kann es wenden? „Ist nicht das menschliche Leben wie die Anordnung der «Tausendundeine Nacht», wo eine Geschichte immer die andere einschließt und wo der Henker, der Tod, mit dem Richtschwert hinter dem Vorhang lauscht und den Wink des Gebieters erwartet?" — „Die halbe Nacht schritt ich durch die Weidengebüsche und sah die Flut dunkel zur Seite fortschießen dem Weltmeer zu, und heim kam ich mit den Worten des griechischen Tragikers auf der Lippe:

> Wir sollten bei der Feier des Gelags
> Das Haus bejammern, wo ein Kind das Licht
> Der Welt erblickte; denn wie mannichfaltig sind
> Des Lebens Uebel! Doch wer durch den Tod
> Die schweren Mühen nun geendet hat,
> Dem sollten Freunde freudig segnend folgen."

Aber solche Aeußerungen, wie sie sich schon bei Homer finden, sind doch nur verschwindende Misklänge in der Heiterkeit und Lebensfreudigkeit, die den Grundton der griechischen Dichtung bilden. Poesie und Religion sind Versuche, das Leben harmonisch zu gestalten und mit dem Gemüth auszusöhnen. Beide sollen uns von dem dunkeln Grund, auf dem das Leben ruht, einen beruhigenden Lichtblick eröffnen. Die Wahrheit dieser Bemerkung drängt sich dem Verfasser selbst auf, wenn er S. 237 in der letzten Erzählung: „Ein Geheimniß", sagt: „Ei, wie wunderlich, wunderlich spinnt sich ein Menschenleben ab! Wir armen blinden Leutlein auf diesem Erdenballe wandeln freilich in einem dichten Nebel, der sich nur zeitweilig ein wenig hier und da lüftet, um im nächsten Augenblick desto dichter sich wieder zusammenzuziehen. Wir getriebenen und treibenden Erdbewohner haben freilich nur eine dumpfe Ahnung von dem, was im Getümmel ringsumher vorgeht. Warum sollten wir uns auch in der kurzen Spanne Lebenszeit, die uns gegeben ist, viel um andere Leute bekümmern, da wir doch so viel mit uns selbst zu thun haben? Ueber allen Nebeln ist Gott; der mag zusehen, daß alles mit rechten Dingen zugeht; der mag Acht geben, daß sich der Faden der Geschlechter, welchen er durch die Jahrtausende von dem Erdknäuel abwickelt, nicht verwirrt. Nur weil sie abgewickelt werden, drehen sich Sonne, Mond und Sterne; von jeder leuchtenden Kugel läuft ein Faden zu dem großen Knäuel in der Hand Gottes, zu dem großen letzten Knäuel, in welchem jeglicher Knoten, der unterwegs entstanden sein mochte, gelöst sein wird, in welchem alle Fäden nach Farben und Feinheit harmonisch sich zusammenfinden werden." Darum lesen wir auch auf dem letzten Blatt dieser an und für sich traurigen und trostlosen Novelle: „Die Welt kann das Talent nur tödten, und es gibt nur einen Trost: C'est le même Dieu, qui nous jugera tous."

Wir fügen noch das schöne Wort hinzu, das Meister Tieck am Schlusse der Vorrede zu seinen Novellen sagt: „Apollo in lichten Regionen bleibt doch stets der heitere Gott, ob auch immer Larven und gespenstige Gestalten tief unten im Nebel des Musenbergs schwärmen und tanzen." Wenn Hefe und Wein im Becher der Dichtung unordentlich durcheinander gerüttelt sind, mundet es nicht zu trinken.

6. Boudoir und Salon. Gesellschaftsbilder von E. H. von Dedenroth (Eugen Hermann). Drei Bände. Berlin, Schlesier. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Auch bei Dedenroth spricht sich manchmal eine trübe, düstere Auffassung des menschlichen Lebens aus und z. B. bei der Novelle: „Ein verfahrenes Leben", möchte man fragen: Wer konnte es wenden? Bezeichnend für Dedenroth ist seine Vorliebe für Heinrich von Kleist, die sich in den zwei Novellen „Ein Dichter" und „Die Waisen" kund gibt. „Die wenigsten ahnen es", lesen wir II, 7, „daß H. von Kleist dem Friedrich von Schiller in vielem nicht weicht, in vielem nachsteht, aber

auch in manchem (ihn) übertrifft." Indessen weiß uns Dedenroth doch mit Welt und Leben zu versöhnen. Natur und Poesie — dies ist seine gesunde Grundanschauung — siegen doch zuletzt über den Salon, der nach II, 39 nur Koketten bildet. Das weibliche Herz ist dem Verfasser ein Räthsel, das er in zwei Novellen des ersten Bandes ungelöst läßt; in andern Novellen, wie „Ein Dichter" und „Die Waisen", findet sich die Lösung, daß das weibliche Herz von Natur nicht schlecht, sondern nur durch verkehrte Erziehung, fades Salongerede und thörichte Schmeicheleien verweltlicht und verkehrt worden ist, daß es aber nur der Einwirkung von Männern, wie der Dichter in der ersten und Heinrich von Wehlen in der zweiten Novelle, daß es hauptsächlich statt des faden Literaturgeschwätzes der Bekanntschaft mit einem männlichen und energischen Dichter, wie Heinrich von Kleist, bedarf, um aus Boudoir und Salon zur Wahrheit und Natur zurückgeführt zu werden. Das wahre Verdienst sodann mag lange verborgen oder verkannt sein, zuletzt aber bringt es doch durch und findet Anerkennung entweder schon im Leben oder doch, wie im „Verfahrenen Leben", nach dem Tode. Gerade das „Verfahrene Leben" gehört zu Dedenroth's besten Novellen. Findet sich auch hier und da eine schwächere Partie, wie „Das Inserat", ist auch sonst einiges flüchtig skizzirt, so verräth doch der Verfasser ein sehr bemerkenswerthes novellistisches Talent, das er nur noch immer mehr vertiefen mag. Darstellung und Ausdruck sind lobenswerth; doch sind uns einige Flüchtigkeiten aufgefallen, wie: „lese" statt lies; „ein Dasein, das seine Existenz dem Schicksal abgetrotzt hat"; „accurat und genau"; „Passion oder Leidenschaft"; „sonderbar ist auch der Preis der norddeutschen Biergemüthlichkeit", als ob diese Sorte von Gemüthlichkeit nicht in Süddeutschland ebenso sehr oder noch mehr zu Hause wäre als im Norden.

7. Unverhofft kommt oft. Novelle von Luise Ernesti. Leipzig, Grunow. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Unverhoffte, das uns hier begegnet, ist durchaus nicht abenteuerlich oder erzwungen-unverhofft und unwahrscheinlich, sondern gerade so wahrscheinlich wie irgendeine Bremer'sche oder Hanke'sche Erzählung aus dem Alltagsleben: daß eine leichtsinnige, über ihren Stand hinausstrebende Familie in der Lotterie 20000 Gulden gewinnt und nach und nach wieder verliert, daß der junge Graf von Wildenfurt nicht mit der dieser Familie angehörigen Alice, die auf sein Herz Sturm läuft, sondern mit der einfachen und bescheidenen, geistig und gemüthlich gediegenen Agathe Harling, die lange genug als Erzieherin in Deutschland und England Aschenbrödel gewesen war, sich verbindet, diese und ähnliche unverhoffte Begebenheiten werden hier angenehm und unterhaltend erzählt. Die moralische Richtung der Novelle ergibt sich daraus von selbst. Tiefere Originalität haben wir nicht darin gefunden. Mit der Grammatik steht die Verfasserin oder vielleicht in einigen Fällen der Setzer hier und da auf gespanntem Fuße. Sie sagt z. B.: „Das Geld, was"; „um alle Götter willen"; „er verlor (den) Kopf"; „die kleine That verdient keines Worts".

8. Novellen von Ernst Fritze. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 4 Thlr.

Vier ziemlich dicke Bände Novellen in einem Jahre. Das ist viel, und kein Wunder ist es, wenn, wie wir sehen werden, die dichterische Kraft des Verfassers mit jedem Bande abnimmt. Die erste von diesen Novellen: „Deutsches Leben vor 50 Jahren", die den ersten Band bildet, ist die beste. Sie versetzt uns in die letzte Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft in Westfalen. Eine Reihe gutgezeichneter Charaktere der mannichfachsten Art, tiefe, innerliche Motivirung, spannende, fesselnde Darstellung, kunstvolle Schürzung und überraschende Lösung des Knotens, die das Ganze durchdringende deutsche Gesinnung, die doch nirgends in Effecthascherei übergeht, machen diese Novelle zu einem Meisterwerk in ihrer Art. Sie ist eine geschichtliche Novelle, in der weder die Dichtkunst auf Kosten der Geschichte, noch diese auf Kosten jener hervortritt. Vielleicht hätte der Verfasser wohlgethan, wenn er die spärlichen geschichtlichen Züge des zweiten und vierten Bandes zu einem Gesammtbild erweitert hätte.

„Berg oder Burg" heißt die Novelle des zweiten Bandes. Welcher sonderbare Titel! ruft gewiß der Leser aus. Das Räthsel löst sich aber, wiewol auf eine gar nicht befriedigende Art. Charles van Potter ist der Sohn des Lieutenants van Potter, der in den Befreiungskriegen geblieben ist; seine Mutter ist eine Französin, d'Agremont. Charles sucht von seinem Wohnort aus, dem Bergstädtchen Schallenberg bei Trier, seinen Grosvater, einen reichen Bauer in Altingeroda, auf, und findet dort eine Adele und einen Karl, die bisher für des Lieutenants Kinder und des alten van Potter Enkel gegolten haben. Endlich entdeckt man, daß der alte Diener Kohnert, der die Kinder nach dem wirklichen Tode ihres Vaters und nach dem vermeintlichen Tode ihrer Mutter zu ihrem Grosvater holen sollte, statt nach Schallenberg bei Trier vielmehr nach Schallenburg bei Hamm, und statt in das van Potter'sche Haus vielmehr in das eines Herrn von Pforten, der gerade abwesend war, gegangen ist und ohne weiteres in der besten Meinung von der Welt zwei wildfremde Kinder zu ihrem vermeintlichen Grosvater gebracht hat. Dies ist also „Berg oder Burg"! Dies soll nun als göttliche Fügung erscheinen, sofern dadurch Adele vor schlechter Erziehung bewahrt geblieben und mit Charles bekannt worden ist, dessen Gattin sie wird. „Unverantwortlich", heißt es S. 170, „bleibt freilich die laue Theilnahme des Grosvaters für frühere Familienereignisse, für Briefe und sonstige Reliquien aus dem Leben seiner todtgeglaubten Schwiegertochter. Eine einzige Nachfrage hätte das ganze unglückselige Schicksalsgewebe zerrissen.... Kohnert", so lautet der Schluß des Buchs, „der Deus ex machina im van Potter'schen Lebensdrama, blieb bis zu seinem Ende bei der Behauptung, daß niemand die Geschichte glauben würde, wenn sie in einem Buche stände." Nun steht sie freilich in einem Buche, ist aber darum nicht glaublich, sie erscheint blos als schlechter Witz des Zufalls und entbehrt des poetischen Interesses gänzlich.

Die Novelle des dritten Bandes: „Die Maske des Reichthums", ist gelungener, als die zweite und die vierte. Die Motivirung ist innerlicher, die Charakteristik reicher und frischer, der Gesammteindruck harmonischer. Auch hier, wie in der folgenden Novelle, siegt zuletzt die Redlichkeit über die Intrigue, geordnete bürgerliche Thätigkeit über die aus Menschenfurcht und falscher Scham zuerst vorgehaltene Maske des Reichthums.

Eine reine Intriguennovelle ist die den vierten Band bildende: „Zug um Zug", wie dies schon der Titel andeutet. „Mir im Spiele der Intriguen: Schach der Königin!" ruft einmal die Baronin Malzow, geborene Gräfin Dohnawett aus. Diese Schachzüge im Intriguenspiel sind mit großer Genauigkeit geschildert und lassen uns einen Blick in das sittliche Verderben zur Zeit Friedrich Wilhelm's II. von Preußen werfen; auch geht zuletzt das edle Liebespaar, das zwischen die feindlichen Parteien geräth, siegreich aus dem Kampfe hervor. Aber was man vom Schachspiel gesagt hat, daß es für das Spiel zu ernst und für den Ernst zu spielend sei, das gilt auch von dieser Novelle. Für den Ernst einer in einer bestimmten geschichtlichen Zeit und in der Umgebung von Persönlichkeiten, wie Prinz Louis von Preußen, sich bewegenden Erzählung ist sie zu sehr Dichtung; für das freie, heitere Spiel der Poesie hingegen ist die Zug für Zug, Schritt für Schritt berechnende Absichtlichkeit zu ernst und prosaisch. Mit Ausnahme der ersten und einigermaßen auch der dritten fehlt es diesen Novellen wesentlich am warmen poetischen Leben. Außerdem verdient der gar zu häufige Gebrauch von höchst unnöthigen Fremdwörtern, wie Vehemenz, Recherchen, Attake, Asservation u. dgl. entschiedenen Tadel. Auch finden sich einige Nachlässigkeiten im Ausdruck, wie z. B. „um meinethalben" „er trat rückwärts zurück".

9. Ausgewählte Gesellschaft. Geschichten und Erinnerungen von Edmund Hoefer. Stuttgart, Krabbe. 1863. Gr. 16. 1 Thlr.

> Gute Gesellschaft hab' ich gesehen, man nennt sie die gute,
> Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt —

sagt Goethe in den „Venetianischen Epigrammen". Der Verfasser hat nach dem Anfang der ersten Erzählung sein Leben lang nichts verlangender aufgesucht und herzlicher geliebt, als absonderliche Menschen und gute Weine. Er weiß aus der unermeßlichen Menge von Menschen und Geschichten mit sicherm Takt die absonderlichen, d. h. die auszuwählen, die einem Dichter irgendeine gewinnende, anziehende Seite darbieten. Er führt uns in die verschiedenste Gesellschaft, an den Brunnen und in die Schenke, in die Garnison und ins adeliche Schloß; aber überall ist er ein vortrefflicher Begleiter, ein Erzähler, wie es wenige gibt. Von Eifersucht erzählt er und von Verrath, von Mord und diebischem Rauben, aber auch von Treue und Liebe und vom Sieg des Guten und Wahren. „Zeigt diesen Ausländern, daß ihr Herr im Hause seid und auf das in euern Augen Schickliche etwas haltet, meinte einer, und ich wette, der arroganteste Bursche wird manierlich und traitabel, wie ein Handschuh." Dies ist Anfang und Thema der ansprechenden Erzählung: „Tolle Streiche." Wie man Geistergeschichten behandeln und das Unwahrscheinliche wahrscheinlich machen muß, dies könnte ein Grothe aus der Erzählung „Schlag zwölf" lernen. Was diese kurzen Geschichten und Erinnerungen über Erzählungen und Novellen gewöhnlichen Schlags ganz besonders erhebt, das ist der feine Duft, der Stimmungshauch, der sich über das Ganze verbreitet, sei es durch behagliche Schilderung, wie in „Am Brunnen", sei es durch den unsichtbaren Zauber, der die Erzählung durchzieht. Die epische Breite, die uns am Anfang und in der Mitte gewinnend anheimelt, geht nach der Lösung des Knotens gewöhnlich in eine rasche, schlagartig zum Ziele drängende Darstellung über, während so manche Erzähler namentlich gegen den Schluß „alles so ehrlich heraussagen, was sie denken und auch was der Leser sich denkt". Sprache und Darstellung sind mustergültig; nur finden sich einige male unnöthige Fremdwörter, wie z. B. eben in den „Tollen Streichen". Doch vielleicht gehört dies gerade zum Charakteristischen des Soldatenstandes, in dem diese Erzählung spielt.

10. Im Westen. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. Von Otto Ruppius. Zwei Bändchen. Berlin, F. Duncker. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Otto Ruppius hat sich durch seine Schilderungen des amerikanischen Lebens in kurzer Zeit einen berechtigten Ruf erworben. Auch diese Erzählungen, von denen schon die erste in der „Gartenlaube" erschienen ist, sind sehr ansprechend, unterhaltend und belehrend zugleich. Der Verfasser schildert mit farbensattem Pinsel die Licht- und Schattenseiten des Lebens im Westen. Ein frischer kräftiger Hauch durchdringt alle diese Erzählungen, unter denen es schwer ist einzelne besonders auszuzeichnen. Der Deutsche kann aus Ruppius ersehen, wie er im fremden Lande auftreten muß, um sich Achtung und Einfluß zu verschaffen. Merkwürdig ist es, daß in diesen Erzählungen die deutschen Männer bei Amerikanerinnen und die deutschen Mädchen bei eingeborenen oder deutschen Amerikanern in der Regel bei dem ersten Zusammentreffen ihr Glück, d. h. eine Eroberung machen. Sämmtliche Erzählungen schließen mit der Ehe. „Bei den Amerikanerinnen", lesen wir II, 104, „ist alles äußerlich, alles, vom Lachen bis zum Beten hat seinen bestimmten Schnitt, als dürfe außer der Grenze sich kein einziges Gefühl bei ihnen geltend machen, und wer nicht gerade in ihrer Manier mit ihnen zu reden weiß, ist kein Mensch von Bildung. Ich aber bin einmal zu deutsch, halte es lieber mit einem herzlichen Worte, als den bloßen Redensarten, und finde so auch, trotz allen Englischsprechens, in den ersten Minuten jede Deutsche heraus, die das angeborene Gemüth niemals verleugnen kann." Wir sehen überall, daß auch in Amerika sich Partien finden, wo Liebe und Gemüth nicht blos im Begriff, sondern in Wirklichkeit walten, und daß, wer mit wahrem, tiefem Gemüth Willenskraft vereinigt, im Westen wie im Osten siegt. Die Sprache ist lebendig und gewählt. Hier und da finden sich Ungenauigkeiten, wie: „die sich geöffneten Arme", „den Aeußerungen harren", „um ihrer Liebe (willen)", „ohne nach ihr zurückblickend".

11. Fürsten- und Volksbilder aus der vaterländischen Geschichte. Historische Erzählungen von Friedrich Adami. Berlin, Behr. 1863. 8. 1 Thlr.

Die vaterländische Geschichte, von der der Titel spricht, ist die preußische und auf Belebung des specifisch preußischen Bewußtseins ist das ganze Buch berechnet. Die erste Geschichte: „Ein Trabant des Großen Kurfürsten", hat das Motto:

> Doch wenn auch der Kaiser den Elsaß verlor,
> Die Ehre des Reichs hält der Kurfürst empor.
>
> Eugen Erdmann, Herzog von Würtemberg.

Die Schlacht bei Fehrbellin und des Kurfürsten spätere Thaten bis zum Frieden von St.-Germain werden lebendig und kräftig erzählt. Durchzogen ist diese Darstellung von Sittenschilderungen aus jener Zeit und, was natürlich nicht fehlen darf, von einer Liebesgeschichte. Das zweite Bild erzählt den bekannten Proceß des Müllers Arnold unter Friedrich dem Großen ebenfalls sehr lebhaft und ausführlich; nur ist auch hier wieder eine Liebesgeschichte so gut oder so schlecht, als es die herrschende Spinnstubenmanier erlaubt und das liebe Publikum zu besserer Verdauung des ernsten Inhalts verlangt, in das Ganze hineingeflochten. Nach meiner Ansicht hätte der Verfasser besser gethan, wenn er die Sittengeschichte jener Zeit noch mehr berücksichtigt und uns mit den sentimentalen Scenen verschont hätte.

12. Aus dem Traungau. Oberösterreichische Dorf- und Volksgeschichten von Karl Adam Kaltenbrunner. Mit 17 Illustrationen nach Zeichnungen von J. Kollarz und V. Katzler. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dorf- und Volksgeschichten hat der Verfasser sein Werk getauft. Wir lernen wirklich daraus die Eigenheiten des Völkleins im Traungau kennen. Freilich, wenn auch Kleidung, Manieren und Sprache beim Bauernstand verschieden sind, Herz und Weltanschauung bleiben sich überall gleich. Der Bauer ist — ich spreche aus Erfahrung — der größte Tendenzmensch, und so findet sich denn auch bei diesem Alpenvölklein eine Schlauheit, ein Ausholen und Aushorchen, eine Zug für Zug berechnende Absichtlichkeit. Die Gemüthlichkeit, die mit dieser Tendenz Hand in Hand gehen soll, ist vielmehr vom Standpunkte der Cultur und des Temperaments, als von dem des bewußten sittlichen Willens zu begreifen. Gewiß ist Poesie, Leidenschaft, Empfindung und Humor auch in diesem Gebiet zu Hause; aber es gehört ein geübtes Auge dazu, einen solchen Schatz zu finden und noch mehr ihn zu heben. Wenn irgendwo so ist hier Auswahl geboten. Denn der Kreis von Gedanken und Anschauungen, in dem sich das Dorfleben bewegt, ist gering und einförmig, und nicht der Bauernstand, sondern der freie Bürstand, der Handwerker- und Gewerbstand mit seiner gediegenen Mitte bildete früher den Kern unsers Volks und ist noch jetzt unsere Hoffnung für die Zukunft. Soll daher aus dem Dorfleben eine Pflanze in den Garten der Poesie versetzt werden, so gilt es den Unrath und das Ungeziefer, das sich an die Wurzel gehängt hat, vorher tüchtig abzuschütteln. Kaltenbrunner's drei Erzählungen neigen sich gar zu stark zur realistischen Behandlung hin. Daß der Verfasser in der Dorfgeschichtenliteratur einen neuen Griff gethan habe, kann man nicht sagen; Auerbach und Immermann stehen hoch über ihm. Schon in der ersten und längsten Novelle zeigt sich dies, wo die Ahne Regina mit dem Maier des Guts im vorgerückten Alter in eine liebeleere und kinderlose Ehe tritt, die den Gatten zur Untreue, zur Trunkenheit und zum Tod in den Flammen führt. Daneben läuft die Liebesgeschichte zwischen Reginens Enkelin und einem Knecht, die zu-

letzt zum Ziele führt. Mehrere von diesen Zügen sind schon bei Auerbach dagewesen und zwar origineller als bei Kaltenbrunner. Ansprechender und freundlicher und wirklich recht spannend erzählt ist „Der arme Lotteriespieler“. Die dritte Erzählung: „Ein räthselhafter Schuß“, ist eine Jäger-, Deserteur- und Sennerinnengeschichte, und es fehlt ihr nicht an richtiger Motivirung, Abwechselung und spannender Verwickelung. Wir sehen hier klar: je mehr die Dorfgeschichte aus der engen Umgrenzung des Dorfs heraustritt und sich zu einer Volksgeschichte erweitert, um so interessanter und poetischer wird sie. An der Darstellung ist zu tadeln, daß die Redeweise, die doch in Dorfgeschichten möglichst volksthümlich und natürlich gehalten sein sollte, häufig von sentimentalen oder gezierten Wendungen unterbrochen wird. So lesen wir S. 69: „Es lag der ganze negative Gedankenkreis darin, in welchem sich die junge Dirne bewegte“; S. 255 oben lesen wir von den psychischen Folgen der Desertion, S. 176 sagt eine Mutter zu ihrem Sohn: „Unser Herrgott hat dir Verstand, die Natur ein angenehmes Aeußere gegeben.“ So spricht keine Bäuerin. Bei Auerbach findet sich Aehnliches hier und da wenigstens, bei Hebel gewiß nirgends. Indessen ist Kaltenbrunner's Völkchen von der Cultur noch ganz unbeleckt, steht namentlich auch zur Geistlichkeit in einem ganz patriarchalischen Verhältniß, während Auerbach's Landleute schon aufgeweckter und aufgeklärter sind, weswegen diese modernen Anklänge bei Auerbach uns weniger beleidigen als bei Kaltenbrunner. In den Anmerkungen werden manche Ausdrücke im Text erklärt, die gar keiner Erklärung bedürfen, z. B. die doppelte Verneinung, die doch gewiß nicht blos eine Eigenthümlichkeit des Traungaus ist; die Redensarten „etwas übers Herz bringen“, „sich fast den Kopf herunterreißen“, der Handwerksburschenausdruck „fechten“. Man kann im Erklären auch des Guten zu viel thun. So meint, beiläufig gesagt, H. Düntzer, Valentin's Worte „und nun ums Haar sich auszuraufen und an den Wänden hinaufzulaufen“ erklären zu müssen, und bemerkt in seinem Commentar: Ausdruck der Verzweiflung, die keinen Ausweg findet. Man denke sich einen Leser des „Faust“, der sich über Valentin's Worte bei Düntzer Belehrung holt!

13. Zwei Weihnachten. Von Heinrich Röckner. Danzig, Kafemann. 1863. 16. 15 Ngr.

Ein allerliebstes Büchlein, nach Form und Inhalt durchaus gediegen, dem ein recht starker Leserkreis zu wünschen ist, um eine ebenso gemüthvolle als klar-verständige Auffassung der höchsten Güter der Menschheit zu verbreiten. Tiefes Gefühl für alles wahrhaft Edle und Menschliche und schneidende Satire über menschliche Verkehrtheiten vereinigen sich zu einem wunderbaren Ganzen. Der Held des Buchs, ein jüdischer Arzt in einem Landstädtchen, erzählt in seinem Nachlaß seine äußere und innere Lebensgeschichte. Zweimal bildet die Weihnachtsfeier einen Wendepunkt in seinem Leben und dient dazu, ihn zu dem Vertreter echter Humanität zu erziehen, als der er in jenem Städtchen allgemeine Liebe und Achtung genießt. Die zweite Weihnacht ist mit der Geschichte einer unglücklichen Liebe eng verflochten, in der doch der Arzt nach seinem eigenen Geständniß das höchste Glück gefunden und deren Andenken er an jedem Weihnachtsfest auffrischt. Sprache und Stil sind musterhaft, nur S. 55 findet sich ein kleines Versehen: „ich wand ein“ statt „wandte ein“. Wir empfehlen das Büchlein aus voller Ueberzeugung nicht nur allen Freunden der verrufenen Humanität, sondern namentlich auch allen Rauhhäuslern und verwandten Gemüthern. Letztere werden aus dieser Erzählung, die wenigstens dem Hauptinhalt nach offenbar auf einer wirklichen Geschichte beruht, ersehen, daß eine sehr würdige und ideale Auffassung der Religion auch noch auf einem andern Standpunkt möglich ist als auf dem ihrigen.

Gustav Hauff.

Schiller als Körner'scher Hausdichter und Caricaturist.

1. Ich habe mich rasiren lassen. Ein dramatischer Scherz von Friedrich von Schiller. Aus der Originalhandschrift im Einverständniß mit der Familie Schiller's zum ersten mal herausgegeben von Karl Künzel. Leipzig, Payne. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Avantüren des neuen Telemachs oder Leben und Exsertionen Körner's des decenten, consequenten, pikanten u. s. w. von Hogarth in schönen illuminirten Kupfern abgefaßt und mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winkelmann. Rom 1786. Nach den Originalzeichnungen Friedrich von Schiller's und der Originalhandschrift L. F. Huber's im Einverständnisse mit deren Familien zum ersten male herausgegeben von Karl Künzel. Leipzig, Payne. 1862. Gr. 4. 1 Thlr.

Das deutsche Publikum sieht sich, nicht gerade plötzlich, denn es ist davon schon längere Zeit in der Presse die Rede gewesen, durch das Erscheinen von zwei nachgelassenen, bisher unbekannt gebliebenen Schöpfungen Schiller's überrascht, die in der That einzig in ihrer Art sind, indem die eine ihn als jocosen Lustspieldichter, die andere sogar als Zeichner und Maler zeigt. Beide Erzeugnisse, sowol das literarische wie das artistische, waren, wie man ja wol bereits allgemein weiß, zur Erheiterung des Körner'schen Hauses und natürlich durchaus nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Es drängt sich zunächst die Frage auf, ob der Herausgeber, Karl Künzel, sich durch ihre Veröffentlichung eines indiscreten Verfahrens schuldig gemacht habe oder nicht.

Die verwitwete Frau Staatsrath Körner schenkte als Matrone von 71 Jahren dem Herausgeber, dessen Passion es war und ist, Handschriften bedeutender Persönlichkeiten zu sammeln, bei seinem Aufenthalt in Berlin im Jahre 1833 die Handschrift des Lustspiels und somit auch ohne Zweifel die Originalzeichnungen der „Avantüren“, aber nur unter der Bedingung, „in gehöriger Zeit, d. h. ehe der Tod mahnt, das ganze Heft, oder doch wenigstens diejenigen Stellen vernichten zu wollen, die irgendeine Nuance von Schatten auf Körner's oder Schiller's Charakter werfen könnten“. Dies mußte er ihr sogar mit seiner Namensunterschrift versprechen. Durch dieses Document war ihm also nicht blos die Nichtveröffentlichung, sondern sogar die gänzliche oder partiale Vernichtung des Hefts zur Pflicht gemacht.

Der Herausgeber versichert nun im Vorwort zum Lustspiel, daß er sich, wie sich dies eigentlich auch von selbst versteht, durch dieses der ehrwürdigen Matrone gegebene Versprechen gebunden fühlte und daher bis vor kurzem an eine Veröffentlichung des Lustspiels nicht dachte. Doch hätten ihn die in den letzten Jahren „aus mehrfacher Veranlassung dringender gewordenen Aufforderungen“ bewogen, die Sache „einem Kreise literarischer Freunde“ vorzulegen und diese seien einstimmig der Meinung gewesen, daß er sich von den „vermeinten“ Verpflichtung als losgesprochen betrachten dürfe; die ihm auferlegte Bedingung hebe sich von selbst auf, weil das, was sie voraussetze, wol für die Aengstlichkeit einer alten Dame, aber nicht in Wirklichkeit vorhanden sei. Dieses dann weiter motivirte Gutachten deckt den Herausgeber übrigens weniger, als die auf dem Titel befindliche Angabe, daß die Veröffentlichung „im Einverständniß mit der Familie Schiller's“ geschehe. Was den Verleger betrifft, so ist dieser, dünkt uns, doppelt gedeckt, einmal durch die Erlaubniß, die sich der Herausgeber genommen, und sodann durch das Einverständniß seitens der Familie Schiller's.

Ein englischer Handschriftensammler würde allerdings ein im gleichen Falle gegebenes Versprechen heilig gehalten und die betreffende Handschrift als kostbaren Familienschatz unter sieben Siegeln aufbewahrt haben. Aber in Deutschland, das sich seiner Gewissenhaftigkeit so selbstgefällig rühmt, scheint man in Bezug auf literarische Veröffentlichungen dieser Art überhaupt

von Discretion nichts mehr zu wissen, und ehe nicht einmal ein Todter, mit dessen Nachlaß man Misbrauch getrieben, als Revenant aus seinem Grabe wieder aufersteht und Protest einlegt oder besser einen Proceß einleitet und ihn gewinnt, eher wird man sich wol nicht bewogen fühlen, in dieser Hinsicht ein gewissenhafteres Verfahren zu beobachten.

Eine Entschuldigung findet die Herausgabe freilich durch den Umstand, daß allerdings weder in dem Lustspiel noch in dem Cyklus Schiller'scher Zeichnungen sich irgendetwas befindet, was auf Schiller's oder Körner's Charakter irgendeinen Schatten werfen könnte, und wir, der Berichterstatter, hätten nun nur noch zu fragen, was die Literatur durch das Lustspiel oder die Kunst durch Schiller's Zeichnungen gewonnen habe. Beide haben durch sie nichts gewonnen — namentlich sind die Zeichnungen eigentlich ein Pasquill auf alle Kunst und Kunsttechnik —, aber wol fällt in anderer Hinsicht immerhin ein kleiner Gewinn davon ab. Dieses durchaus harmlose Lustspielchen und diese gerade durch ihre Unbehülflichkeit und Krüppelhaftigkeit possirlich wirkenden Zeichnungen zeigen, daß Schiller in seinen jüngern Jahren wirklich eine ursprüngliche Neigung zur Komik und Satire besessen habe. Wir finden sie ja auch in manchen seiner Jugendgedichte, in seinem „Promemoria an die Consistorialrath Körner'sche weibliche Waschdeputation", in einzelnen Charakteren seiner frühern Dramen und selbst noch in „Wallenstein's Lager" deutlich genug ausgesprochen. In seinen spätern Tragödien, wie schon früher im „Don Carlos", hat er freilich jede Anwandlung von Komik und Humor principiell unterdrückt, obschon, wie wir denken, im „Wilhelm Tell" etwas derber schweizer Bauern- oder Hirtenhumor sehr wohl angebracht gewesen sein würde; substituirte er doch sogar, einmal in diesem für einen dramatischen Dichter etwas einseitigen Princip befangen, im „Macbeth" für die prächtigen, den tragischen Eindruck der furchtbaren Situation nur verstärkenden Späße des trunkenen Pförtners das andächtige Abendlied eines frommen Wächters. Dagegen hat er auch noch in späterer Zeit in seinen Bearbeitungen der „Turandot" und zweier französischer Lustspiele, dann auch in einigen kleinern Gedichten der komischen Muse seinen Tribut abgestattet und in den „Xenien" seiner satirischen Laune den Zügel schießen lassen.

Unbestritten bleibt somit bei Schiller eine Neigung und Anlage zur Komik und zu satirischer Auffassung, die sich auch in dem hier zum ersten mal gedruckten Familienlustspielchen im ganzen harmlos, dann und wann aber auch in etwas rohen Zügen entäußert, so wenn der Professor Becker einmal erzählt, daß er sich im Laufe des Vormittags ein Geschwür habe aufschneiden lassen, worauf sich Minna „speit" und davonläuft. Stärkeres der Art wird noch weiterhin bei der Skizzirung des Schwankes zur Sprache kommen.

Weiter erkennen wir aber auch in vielen einzelnen Zügen Schiller's Befähigung, den Menschen ihre Eigenthümlichkeiten und Schwächen abzulauschen und sie mit wenigen Strichen lebensähnlich darzustellen, worin sich der geborene Dramatiker verräth. Dadurch gewinnen wir aber zugleich einen genauern Einblick in das Treiben und den Umgangston des Körner'schen Hauses und in gewisse Charaktereigenschaften oder typische Gewohnheiten der Familienmitglieder und Bekannten, wie in die naiven Belustigungen jener gerade hierdurch der Entwickelung der Poesie besonders günstigen Zeit, wo man noch einfach genug war, um an Späßen, wie diese Schiller'schen sind, sein Vergnügen zu haben, und so darf man dem ungenannten Verfasser der Einleitung wol recht geben, wenn er zum Schlusse das Lustspiel nicht als neue Offenbarung von Schiller's dichterischem Genius, sondern als anspruchslosen Beleg, „wie bequem gesellig den hohen Mann der gute Tag gezeigt", den Verehrern Schiller's empfiehlt. Aber wir fürchten, daß gerade diesen, die Schiller immer auf hohem idealen Kothurn erblicken und ihn auch stets so dem Publikum vorgeführt sehen möchten, diese Publicationen keine allzu willkommenen Gaben sein werden.

Die Schiller'sche Hausposse „Ich habe mich rasiren lassen" (Nr. 1) zeigt uns den guten, liebenswürdigen, mehr projectirenden als das Projectirte ausführenden Körner, wie er sich durch eine Reihe störender Besuche einige Vormittagsstunden, die er sein nennen zu können glaubt, infolge seiner gutmüthigen Schwäche rauben läßt und darüber versäumt, einer auf 1 Uhr angesetzten Sitzung des Consistoriums beizuwohnen. Erst kommt während des Rasirens Schiller selbst, der einen von Körner beabsichtigten und bereits begonnenen Aufsatz abholen will, aber nichts als die Anfangsworte des ersten Briefs von Rafael an Julius in den „Philosophischen Briefen" findet, nämlich die Worte: „Ein Glück, wie das unserige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches" — Schiller fragt: „Wo geht's denn fort?" und ruft, als Körner antwortet: „Das ist alles!" erschrocken aus: „Ach, du lieber Gott! Da bin ich wieder angeführt." Dann erscheint Körner's Gattin, Minna, die bei jeder passenden oder nicht passenden Gelegenheit ihre Lieblingsversicherung „Allzeit!" vorbringt und Schiller einmal „Hanswurst!" anredet, was fast darauf schließen läßt, daß sie ihn so, und vielleicht öfters, genannt habe und daß Schiller, der zugleich zu jener Zeit die schöne Kunst der Selbstironisirung besaß, damals mehr, als man jetzt sich vorstellt, etwas possirlicher Natur gewesen sein mag. Sodann tritt eine unerklärbare Person, welche „Seifenbekannter" genannt wird, und ohne Zweifel ein Abschreiber war, der aus irgendeinem Grunde diesen Beinamen erhalten hatte, mit Musikalien unter dem Arme auf. Nachdem Körner ihm für die Abschrift eines Acts von „Don Carlos" Zahlung geleistet, erscheint der Professor Becker, der Kunstschriftsteller, der Körner mit allerlei Mittheilungen eine geraume Zeit aufhält. Hierauf tritt Dorchen (Dorothea Stock, Minna's Schwester) auf und erinnert Körner daran, daß das Wirthschaftsgeld „alle" sei und daß sie drei Thaler für den Buttermann und sechs für den Fleischer brauche. Sodann lassen sich der Schneider und Schuster anmelden, jener um ihm eine Weste anzuprobiren, dieser um ihm Maß zu Stiefeln zu nehmen. Minna tritt abermals auf und mahnt Körner daran, daß es bereits 10 Uhr geschlagen, worauf er sie „kleine Maus" und „Miezchen" nennt und sich von ihr einen Kuß und noch eine Tasse verabreichen läßt. Huber erscheint nun und während der Schuster kniend das Maß zu den Stiefeln nimmt und der Barbier, Gottlieb, fortrasirt, liest er Körner etwas vor, wird aber von Minna, die ihm zugleich eine Ohrfeige applicirt, mit den Worten unterbrochen: „Pack er ein mit seinem Wisch, Esel!" Rasch hintereinander kommen nun Haase, damals Amtsactuarius, später Kriegsrath und Geheimer Cabinetssecretär, der sich auch in der Schriftstellerei versuchte, der Kaufmann Bassenge, Haase's Schwager, und Madame „Wolfin", die an Körner unter anderm die Frage richtet: „Sie haben da eine scharmante Leinwand. Was gilt die Elle?" Nun wird der Graf Schönburg angemeldet; Körner ruft: „Hol' ihn der Teufel!" fügt aber sofort hinzu: „Es wird mir eine Ehre sein!" Der Graf Schönburg erscheint, fragt den Consistorialrath, ob er einen Käufer für einen „herrlichen Schimmel" wisse, und ob er einem Freunde, der sicher wie Gold sei, Geld vorschießen könne, knallt dann mit der Peitsche und geht ab. Unmittelbar darauf erscheint die Köchin mit einer Nachricht, Herr Bellmann mit der Frage, ob er die Klaviere stimmen könne und Dorchen mit der Meldung, daß der Tischler mit einer Rechnung da sei. Hieran schließt sich folgende Scene:

Minna. Mach, mach, Körner. Den Augenblick schlägt's 12 Uhr.

Körner. Donner auch. Ich eile, was ich kann, aber ich kann doch nicht hexen.

Minna (empfindlich). Ich bin ja nicht schuld daran. Brauchst du mich denn so anzufahren.

Körner. Bis nicht böse, kleine Maus. Hab's nicht gern gethan.

Minna. Allzeit muß ich's entgelten (ab. Man pocht).

Körner. Wer pocht schon wieder? Will das währen bis an den jüngsten Tag?

Gottlieb (hinaus, kommt wieder). Ein Candidat, Herr Doctor.

Körner (steht erbost auf). Daß dich alle Teufel.

Candidat (demüthig). Ich gebe mir die Ehre, den Herrn Consistorialrath meine Dissertation de Transsubstatione zu überreichen.

Körner. Er kann mich ..... (Candidat geht stumm ab).

In dem Schiller'schen Manuscript finden sich, wie in den Anmerkungen berichtet wird, die zu ergänzenden Worte, welche nur in einer Zeit von ungenirtester Naivetät, wie die damalige war, von Frauen gelesen oder gar auch mit angehört werden konnten, „kecklich ausgeschrieben". Kaum hat aber Körner die unsaubere Phrase ausgestoßen, als er sie auch wieder schon bereut, und Gottlieb damit beauftragt, den Candidaten zum Essen einzuladen, um seine Beleidigung gut zu machen. Minna, Schiller und Huber stürzen jetzt zugleich ins Zimmer und rufen alle durcheinander: „Kunze ist hier aus Leipzig! Körner! Kunze ist hier!" worauf sie wieder fortrennen. Nun folgt „Körner's Monolog":

„So muß ich eilen und meine Hosen anziehen. Endlich bin ich allein. Mein schöner Vormittag! O mein herrlicher Vormittag!" Während er nun seine Hosen anzieht, tritt Dorchen herein und als sie ihn in seiner Attitude erblickt, ruft sie: „O Himmel und Erde!" und stürzt hinaus. Gleich darauf bringt sie aber wieder ins Zimmer und zwar mit Schiller, Huber und Minna, welche einen Brief anmelden; er ist aber nicht der erwartete Geldbrief, sondern nur ein Brief von einem Vetter Körner's. Alle „stehen starr". Dieser allgemeinen Erstarrung folgt unmittelbar der Schluß:

Gottlieb. Es schlägt 1 Uhr, Herr Doctor!

Körner. Da ist's zu spät ins Consistorium! Lauf er hinein, Gottlieb! Ich lasse mich für heute entschuldigen!

Dorchen, Minna, Schiller, Huber. Aber lieber Gott! Wie hast du den ganzen Vormittag hingebracht?

Körner (in wichtiger Stellung). Ich habe mich rasiren lassen! (Der Vorhang fällt).

Man wird gestehen müssen, daß, wenn auch die Einzelheiten nicht besonders geistreich und witzig sind, das Ganze doch eine drollige Anlage hat und sehr harmloser Art ist. Es geht darin allerdings ziemlich ungenirt her; aber man muß dabei die Gewohnheiten jener Zeit in Anschlag bringen und nicht vergessen, daß man damals überhaupt auch in den gebildeten Kreisen eine derbere Sprache redete, mehr natürlicher Mensch war als jetzt und einander nichts übel nahm; und da jene Ungenirtheiten selbst bei den Frauen des Körner'schen Hauses so wenig Anstoß fanden, daß sie das Manuscript, welches sie enthielt, sogar lange Jahre wie ein Familienheiligthum aufbewahrten, so braucht auch das Publikum daran keinen Anstoß zu nehmen.

Nach der Ansicht und den Untersuchungen des Verfassers der Einleitung mag Schiller den Schwank im Jahre 1787 verfaßt haben, um durch ihn den Geburtstag Körner's zu erheitern. Das durchaus von des Dichters eigener unverkennbarer Hand geschriebene Manuscript besteht aus nur drei Foliobogen, ist aber durch splendiden Satz, durch Vorwort und Einleitung (letztere beiden umfassen allein 20 Seiten) und durch die Anmerkungen im Druck zu einem schön ausgestatteten Buche von 55 Seiten ausgedehnt worden. Einen Titel hatte der Dichter seiner Burleske nicht gegeben; man benutzte dazu, und wie es uns scheint, sehr glücklich, die drastischen Schlußworte Körner's. Wäre die Aufführung des Schwanks, was aber zweifelhaft erscheint, wirklich im Freundeskreise zu Stande gekommen, so hätte, laut einer Vorbemerkung in Betreff der Costüme, Schiller mehrere Rollen dabei übernommen, nämlich als Schiller selbst, als „Seifenbekannter", als „Wolfin", als Schumacher und als Candidat.

Ueber das Curiosum, die „Avantüren des neuen Telemachs" (Nr. 2), dürfen wir uns kürzer fassen, da wir demselben keinerlei literarische Beziehung abgewinnen können, und selbst so manche Anspielungen auf das Körner'sche Haus für Nichteingeweihte unklar sind; es hat nur als Schiller'sche Reliquie einen beschränkten, wir möchten fast sagen lächerlichen Werth. Die Schiller'schen Zeichnungen, mit Unterschriften von Schiller's eigener Hand versehen, sind von der Sorte, wie sie etwa von acht- oder zehnjährigen Knaben angefertigt werden, die noch keinen Zeichenunterricht gehabt haben und Thiere, Menschen, Häuser u. s. w. nur nach den Eingebungen ihrer knabenhaften Phantasie oder nach den Vorlagen schlechter illuminirter Kupfer in Kinderbüchern mit unbehülflicher Hand zu Papiere bringen. Wir wissen nicht, ob Schiller besser hat zeichnen können und hier nur absichtlich so vertrackt gezeichnet hat; aber hätte er auch besser zeichnen und illuminiren können und mehr Mühe darauf verwandt, so würde er doch keine Contouren geliefert haben, welche den holländischen und italienischen Meisterwerken der dresdener Galerie gleichgekommen wären, die er um die damalige Zeit wunderlich genug gegen den Galeriedirector Hartmann insgesammt als „alte Lumpen" bezeichnete. Und so entsprechen diese selbstverfertigten Bilder vielleicht doch gerade recht sehr seinem damaligen Kunstgeschmack. Der Anblick derselben ist freilich curios und possirlich genug, wenn man den Gedanken festhält, daß das Ganze eine Compagniearbeit Schiller's und F. Huber's ist, indem der erstere die Compositionen zeichnete, Huber aber die Erklärungen dazu lieferte; und letzteres wollen wir gern glauben, da dieselben, wenn auch weniger geniales Wetterleuchten, doch feinere, auf einen raffinirtern Kunstgeschmack hinweisende Ironie offenbaren, als sie damals Schiller in seinen humoristischen Exercitien zu Gebote stand.

Da erblickt man z. B. auf einem Bilde mit der Unterschrift „Körner und der Postillon" Körner nebst Ehehälfte in einer Postkalesche fahrend, die mit zwei fabelhaften vierbeinigen Geschöpfen bespannt ist, welche abgetriebene Gäule vorstellen sollen. Fig. 2 des Bildes stellt dar, wie Körner den Postillon für das langsame Fahren „abschmält und bestraft", d. h. er reicht ihm mit einem tiefen Bückling seine Börse dar. Schiller liebte es vielleicht nur zu sehr, sich über solche Züge von Körner's Gutmüthigkeit lustig zu machen. Auf einer andern Tafel wird Körner's Langsamkeit im Betriebe der Schriftstellerei u. s. w. in verschiedenen successiven Gruppen zur Anschauung gebracht. Zu der Tafel „Körner's Familienleben" lautet die Erklärung von Hogarth (Huber): „Hier wird gesehen Körner in der Mitte, oder vielmehr zu den Füßen seiner Familie. Fig. 1 ist Körner, welcher über dem Kant einschläft. Fig. 2 ist der berühmte Dichter, Körner's adoptiver Sohn, welcher hier abgezeichnet ist, wie ihn verschiedene vernünftige Leute gesehen haben." (Man erblickt nämlich Körner's „adoptiven Sohn", ohne Zweifel Schiller selbst, auf dem Kopfe stehend.) „Fig. 3 stellet für eine zärtliche Umarmung zwischen Huber und Dorchen, welcher Fig. 4 Minna zusieht, und mit sträflichem Gesicht Allzeit! dazu sagt. Fig. 5 ist die Köchin, welche durch den rührenden Anblick einer Klystierspritze die scheltende Minna an ihre Sterblichkeit erinnert." Zu der Tafel „Die verkehrte Welt" liest man folgende Erklärung: „Hier sieht man Körner an der Bildung seines Vaters arbeiten. Er liest ihm, die Ruthe in der Hand, ein ästhetisch-moralisches Collegium über die «Räuber» vor. Ein vortrefflicher Zug des Künstlers ist, daß der Superintendent die «Räuber» verkehrt in der Hand hält, wahrscheinlich weil er dabei eingeschlafen ist, und dieser profane Schlaf rechtfertigt die Ruthe in der Hand des Sohnes vollkommen." Endlich erwähnen wir aus diesem aus 13 Tafeln bestehenden curiosen Bildercyklus noch die „Reise nach Aegypten", aus welcher wir fast schließen möchten, daß Körner irgendeinmal von dem abenteuerlichen Project gesprochen habe, nach Aegypten zu reisen. Die Erklärung lautet: „Hier ist zu sehen Körner's unvergleichliche Reise nach Aegypten, an welcher der Pinsel unsers zweiten Rafael sein Meisterstück geliefert hat. Körner sitzt auf einem Esel, welcher blutige Thränen über seinen Herrn weint, ihm voraus geht Duchanton, mit kothigen Stiefeln. Er schreitet unerschrocken gerade auf einen Krokodil zu, welcher mit offenem Rachen unter dem Rothen Meere und über dem Nil steht. [illegible]

dem Rothen Meere, auf welchem Pharao's Krone schwimmt, steht Moses mit den Gesetztafeln und einer Ruthe in der Hand. An dem andern Ufer des Nil liegt die Königin Kleopatra, noch jetzt schön, auf dem Grase, mit der Schlange am Busen. Kenner des Nackten werden diese Figur nicht genug bewundern können, und Architekten müssen die Pyramiden anstaunen. Auch die Landschaft ist vortrefflich." Diese curiosen Bilder wurden von Schiller im Jahre 1786 zu Körner's Geburtstag angefertigt; Schiller bezieht sich darauf in einem Briefe aus Jena vom 12. September 1790 als ein opus, „was ich vor vier Jahren zu deinem Geburtstage gemalt habe". (S. „Schiller's Briefwechsel mit Körner", II, 200.) **H. M.**

Die Schlacht von Jena und Auerstädt.

Die Schlacht bei Jena nach den besten Quellen und Schriften für die Besucher der Gegend von Jena und für Freunde geschichtlicher Erinnerungen überhaupt, erzählt von C. Klopfleisch. Nebst einer Karte. Jena, Deistung. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

In dem etwas langen Titel ist die Bestimmung des Werks angegeben und wir glauben, daß es seinen Zweck vollkommen erfüllt. Der Verfasser sagt im Vorwort, daß die Schlachten von Jena und Auerstädt die hervorragendste Erinnerung seiner Kindheit bilden und daß er später in einer langen Reihe von Jahren die örtlichen Verhältnisse der Gegend genau kennen gelernt, sodaß er Freunden und Bekannten oft als Führer habe dienen können. Nun sei ihm von verschiedenen Seiten die Aufforderung geworden, eine faßliche Geschichte der Schlacht, die leichter zugänglich wäre, als die größern Werke über dieselbe, zu schreiben und dadurch den Wünschen nicht nur vieler Bewohner Jenas, sondern auch vieler Besucher seiner Umgegend entgegenzukommen. Dies zur Erklärung der Arbeit überhaupt. Der Verfasser glaubt aber auch durch sein Werk dem politischen Streben, wie es in Preußen sich jetzt wieder kund gibt, eine gar ernste und gemessene Warnung zu ertheilen. Wir glauben nur, daß diejenigen, an deren Adresse diese Warnung gerichtet ist, schwerlich das Buch lesen werden. Es ist jetzt Mode geworden, die Niederlage von Jena dem damaligen politischen System und dem vorherrschenden Junkerthum zuzuschreiben. Nun ist es aber zweifellos, und auch aus der vorliegenden Darstellung geht es unleugbar hervor, daß die Schlacht von Jena ganz entschieden gewonnen werden mußte, wenn nicht große taktische Fehler vorgefallen wären; gewonnen, also trotz jener politischen und socialen Misverhältnisse! Ob der Absolutismus mit all seinen Consequenzen gerade schlechte Generale erzieht? Wir möchten daran zweifeln, wenn wir die Feldherren Friedrich's des Großen und Napoleon's I. betrachten, sind überhaupt der Meinung, daß die Erscheinungen der Kriegskunst und Kriegsgeschichte nicht nach politischen Doctrinen beurtheilt werden können.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift thut das auch keineswegs, sondern stellt die Thatsachen nach den besten Quellen und lokalen Ermittelungen einfach dar, sodaß auch nichtmilitärische Leser sich ein klares Bild der Schlacht daraus entnehmen können. Er hat den Stoff in drei Abschnitten gegeben: „Vor der Schlacht", „Die Schlacht" und „Nachträgliches zu der Schlacht". Im ersten stellt er die gegenseitigen Streitkräfte dar, die innere Verfassung der Armeen und ihre Führung, endlich die Begebenheiten von der Eröffnung der Feindseligkeiten bis zum 14. October. Das Treffen bei Saalfeld, welches Prinz Louis Ferdinand gegen den Befehl des Fürsten von Hohenlohe angenommen hatte, wirkte höchst ungünstig auf die ganze Armee; ein neuer Beleg zu der alten Wahrheit, daß der Ausgang der ersten Gefechte für den Krieg von großer Wichtigkeit ist. In Jena entstand durch ein falsches Gerücht, daß die Franzosen in die Stadt gedrungen, ein wahrhaft panischer Schrecken, der nicht allein die größte Verwirrung erzeugte, sondern auch Veranlassung gab, daß der Proviantrain ausblieb und die Verpflegung der Truppen stockte. Am schlimmsten sah es damit bei den Sachsen aus. Ihre Feldbäckerei, die sich schon etablirt hatte, erhielt auf die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld Befehl, nach Weimar abzugehen und gehorchte mit solcher Hast, daß der Teig für mehr als 20000 Brote ins Wasser geworfen wurde! Im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig herrschte Unentschiedenheit, Unsicherheit, Zögern. Gentz berichtet, daß einige höhere Offiziere den General Kalckreuth beschworen hätten, den Oberbefehl zu übernehmen, weil sonst die Krone des Königs in Gefahr stehe, da der Herzog weder wisse was er thue, noch was er thun solle und sich überdem mit Scharnhorst überworfen habe. Dazu kam die unzufriedene Stimmung der Sachsen, erzeugt durch den Mangel, dem sie auf unverantwortliche Weise ausgesetzt waren, sodaß General von Zezschwitz schon mit der sächsischen Armee abmarschiren wollte. Dennoch war der militärische Geist der Truppen, wie auch in diesem Werke bekundet wird, vortrefflich. Aber es geschah nichts; der günstige Augenblick, einen entscheidenden Schlag zu führen, verstrich; der Angriff, zu dem der Fürst Hohenlohe entschlossen war, unterblieb, weil er aus dem Hauptquartier Befehl erhielt, nicht anzugreifen, und auf das strengste dafür verantwortlich gemacht wurde. „Sicher wäre der Schlag am 13. gelungen", sagt der Verfasser mit Recht, „da die feindlichen Kräfte auf dem Landgrafenberge um diese Zeit noch schwach waren." Der Fürst war in zorniger Aufregung über den erhaltenen Befehl, aber er gehorchte! Wir stellen den unbedingten militärischen Gehorsam gewiß sehr hoch, aber wo der Befehl für die Lage, welche im Hauptquartier unbekannt ist, nicht paßt oder gar die unglücklichsten Folgen haben muß, da ist es Pflicht des Führers, auf seine eigene Verantwortung zu handeln, selbst, wie York, auf die Gefahr hin, später auf den Sandhaufen knien zu müssen. Auch Montbé in seinem trefflichen Werke sagt von dem Fürsten: „Ein Gehorchen nach dem Buchstaben war hier gewiß das Tadelnswertheste, was geschehen konnte." Eine Detachirung nach Dornburg, welche befohlen worden, führte der Fürst persönlich dahin, ohne dem General Tauentzien, dem er das Commando gegen den Feind auf dem Landgrafenberge übergab, die geringste Instruction zu hinterlassen, er verlegte die Truppen bei Dornburg in weitläufige Quartiere, weil sie nichts zu fürchten hätten, that für die Sicherung des Uebergangs bei Kamburg gar nichts und kehrte nach Kapellendorf zurück, wo er auch von der Meldung Tauentzien's, daß der Feind sich auf dem Landgrafenberge ansehnlich verstärke und an den Wegen arbeite, um Kanonen hinaufzuschaffen, wenig Notiz nahm. Napoleon, nachmittags in Jena angekommen und gleich auf den Apoldaischen Steiger geritten, war ganz erstaunt über den Anblick der auf dem linken Saalufer gelegenen Höhen und über die Hindernisse, welche die preußische Armee seinem Vordringen auf das Plateau des Bergs hätte entgegensetzen können. Wäre das geschehen und hätte Fürst Hohenlohe auch nur den beabsichtigten Angriff noch ausgeführt, die Schlacht, wenn sie überhaupt dann noch hier geschlagen worden wäre, hätte nimmermehr diesen verderblichen Ausgang nehmen können, und Preußen wäre viel Schmach erspart worden.

Die Schlacht erzählt der Verfasser nach den besten Werken über jenen Krieg, wir können seine Darstellung für ihren Zweck nur als gelungen bezeichnen. Die Leser werden sich hier überzeugen, daß sich die Truppen, Mannschaft wie Offiziere, mit wenigen Ausnahmen, gut und tapfer geschlagen haben und daß es noch zuletzt Momente gegeben hat, wo ein günstiger Erfolg möglich und ein kraftvoll geführter Stoß von unberechenbaren Folgen gewesen wäre. Wir bedienen uns der Worte des Verfassers und wünschen seinem Werke die weiteste Verbreitung unter denen, welche ohne die geringste Kenntniß von dem Hergange der Schlacht nur mit dem Stichwort „Jena" heutzutage die Armee von 1806 mit Schmuz bewerfen; leider sind es meist Preußen, von welchen diese patriotische Kundgebung auszugehen pflegt. Die Schuld trifft nicht die Truppen und ihre in der Fronte gestandenen Offiziere, sondern die Heeresleitung, welche in den Händen unfähiger, abgelebter Greise lag; die Ursachen der Niederlage bei Jena an sich sind nicht politischer, sondern rein

militärischer Natur und können sich auch bei einer staatlichen Musterverfassung auf breitester Grundlage in gleicher Weise wiederholen. Wir sind fern davon, Partei zu nehmen für die damaligen traurigen Zustände in unserm Vaterlande, vielmehr der Meinung, daß man sie schonungslos aufdecken und an sie eine ernste Warnung knüpfen müsse, aber die Schlacht von Jena konnte und mußte trotzdem gewonnen werden (auch die von Auerstädt!) und wenn der Krieg dann auch immer noch einen unglücklichen Ausgang genommen hätte, die schmachvolle Auflösung des Heeres, der unerhörte Fall der Festungen, die Capitulationen im freien Felde, der Verlust des Landes bis zur äußersten Grenze wären nicht gefolgt. Diese Ansicht glauben wir vertreten zu können. Der Verfasser hebt mit dankenswerther Wärme die einzelnen herzerhebenden Beispiele deutscher Tapferkeit und Unerschrockenheit hervor, welche noch in der grauenvollen letzten Verwirrung sich zeigten, besonders das des sächsischen Grenadierbataillons Winkel.

Im dritten Abschnitt schildert er dann die Vorgänge und Schrecken in Jena während und nach der Schlacht; er beleuchtet die vielbesprochene Gefangennahme des Herrn von Montesquieu und die Briefe, welche man bei ihm gefunden, und sagt mit Recht, daß Napoleon's Brief an den König von Preußen, auch wenn ihn Fürst Hohenlohe sofort in das Hauptquartier gesendet hätte, keinen Einfluß mehr auf den Gang des Kriegs gehabt haben würde. Napoleonischen Redensarten konnte und kann man nicht glauben. Interessant ist ferner die Beurtheilung der That des Pfarrers Putsche, der sich von den Franzosen zwingen ließ, ihnen durch das Rauhthal als Führer zu dienen. Der Verfasser theilt den eigenhändigen Bericht mit, den der Pfarrer kurz nachher niedergeschrieben und dem Consistorium in Weimar eingereicht hat; derselbe ist auch für die kriegerischen Vorgänge nicht ohne Interesse. Die That selbst wird unbedingt verurtheilt: „Gott hatte ihm diese Prüfung seiner sittlichen Kraft auferlegt, ihm mußte er vertrauen und sie als Mann, als deutscher Mann bestehen. Darum keine Rechtfertigung der That, aber zur Entschuldigung eine Frage: Wo war denn damals überhaupt der deutsche Patriotismus? Etwa bei den deutschen Fürsten? Bei den Generalen und Heerführern jener Zeit? Oder im Heere, im Volke selbst?" Die betrübenden Resultate, zu denen der Verfasser bei näherer Erörterung dieser Fragen kommt, sind leider nur zu wohl begründet. Er äußert dann: „Selbst jetzt dürfte es zweifelhaft sein, ob alle die, welche ihren Patriotismus gern zur Schau tragen, in ähnlicher Versuchung die Probe besser bestehen würden, als der Pfarrer Putsche." Eine Erzählung in der „Gartenlaube" vom Jahre 1861 (Nr. 15): „Nur ein Schäfer", hat neuerdings wieder über Putsche den Stab gebrochen, indem sie darstellt, wie der ungebildete Schäfer aus patriotischer Begeisterung das zu thun sich weigerte, was der gebildete Pfarrer nachher that. Die Redaction wies eine eingesandte Rechtfertigung zurück, bemerkte aber im „kleinen Briefkasten", daß die Erzählung auf Thatsachen beruhe. Darüber sagt der Verfasser: „Was vom Pfarrer Putsche erzählt wird, beruht auf einer Thatsache, was vom Schafhirten erzählt wird, nicht. Wir halten es so lange wenigstens für eine Fabel, als Name und Ort nicht ebenso angegeben sein wird, wie er beim Pfarrer Putsche in Wenigenjena angegeben worden ist." Bei dem obenerwähnten Falle ist der Verfasser im Interesse der Wahrheit bemüht gewesen, alle etwa darauf passenden Möglichkeiten an Ort und Stelle zu ermitteln; allerdings ist ein Schäfer von den Franzosen erschossen worden, aber nur weil er das: Qui vive! nicht beantwortete, und was sehr schade ist, nicht 1806, sondern 1813. Das ist die Thatsache, auf welcher die Skizze von dem Patrioten und dem verrätherischen Feigling beruht.

Mit einer Charakteristik der preußischen Führer bei Jena, nach Höpfner, und einer Betrachtung, daß der preußische Patriotismus allein schon damals nicht ausreichend gewesen, Napoleon siegreich zu bekämpfen, sondern daß er sich habe zu einem deutschen steigern müssen, um 1813 zu siegen, schließt die Schrift. Wer wollte es leugnen, was der Verfasser dabei zur Begründung seiner Warnung sagt: daß bei neuen Kämpfen nur diejenigen siegen werden, die nicht auf einzelne Stände, auch nicht auf ihre Bajonnete, sondern auf das ganze Volk sich stützen und es verstehen in dem Herzen des Volks Liebe und Begeisterung zu wecken? Nur der Weg zu diesem höchsten Ziele wird verschiedener Auffassung unterliegen. Möchte, unbeirrt durch das Tagesgeschrei, das jeweilig wechselt, der richtige festgehalten werden! **Karl Gustav von Berneck.**

Notiz.

F. W. Gubitz und August Langbein.

Wahrscheinlich ist es ein Bruchstück aus den Memoiren oder Lebenserinnerungen, an welchen F. W. Gubitz in seinem hohen Lebensalter schreibt, was wir in Gubitz' Volkskalender für das Jahr 1863 über den Dichter August F. E. Langbein mitgetheilt finden. Langbein's Schwänke waren ehemals so populär und seine mehr ernsthaft gehaltenen Balladen aus der Ritterzeit, wie die bekannte von dem Grafen Eulenfels, so allgemein beliebte Declamationsstücke, daß wir dieser Gubitz'schen Mittheilung, die sonst wol nicht sehr in literarische Kreise gelangen möchte, auch hier gedenken wollen. Gubitz erzählt: „Es kann etwa im Jahre 1805 gewesen sein, als ich, damals Candidat der Theologie und nun kurz vorher zum Lehrer der Holzschneidekunst nach Berlin berufen, in der Leihbibliothek Kralowsky's zum ersten mal Langbein sah. Ich bin ein kleiner Mann, nur fünf Fuß drei Zoll hoch — ein paar Striche mehr sind auf die Schuhsohlen zu rechnen — dennoch überragte ich körperlich den Dichter Langbein fast um eine Kopflänge. In seinem Wesen schüchtern und scheu, war seine Sprache wol eben dadurch in ruhiger Aeußerung fast stotternd, bei Erwärmung der Gedanken und des Empfindens ward sie jedoch flüssig und gelenk. Doch ließ sich auch dann der sächsische Anklang vernehmen, was der Gewohnheit nach nicht anders sein konnte, denn er war in Radeberg bei Dresden geboren und hatte bis zum vierundvierzigsten Jahre in Sachsen gelebt. Bei unserm ersten Begegnen war er nahe daran, ein Funfziger zu sein, und daß er nicht besonders vom Glück begleitet wurde, bezeugte mir schon der die Rührung erregende Ausdruck seines Antlitzes." Mit seiner Frau — die der kleine Mann, weil ihre Verwandten die Heirath zu hindern suchten, förmlich entführte — lebte Langbein in glücklicher, doch kinderloser Ehe; aber er beklagte diesen Mangel nicht, „er war ihm sogar", fährt Gubitz fort, „beruhigend, je höher sein Alter stieg, denn die Ansprüche der Erziehung und der Jugend steigerten sich immer schneller. Die Frau, antheilvoll für seine Dichtungen, befleißigte sich der achtsamsten Pflege für den herzlich von ihr geachteten Mann; die sorglichste Sparsamkeit konnte aber doch zuweilen die Noth nicht abwehren. Romane, die Langbein schrieb, halfen mit dem mäßigen Honorar nicht allzeit aus, auch zeigte während des Jahrzehnds nach 1806 der Buchhandel wenig Unternehmungslust. Da war es mir nun ein willkommenes Ereigniß, als der Buchhändler Maurer den Antrag machte: daß Langbein Balladen dichten und ich Holzschnitte dazu geben möge. Zur Ausführung dieses Plans vollendete Langbein nur drei Gedichte und erhielt für jedes das bestimmte Honorar von drei Friedrichsdor.... Weil nun bei den Verhältnissen Langbein's die Dürftigkeit empfindlicher wurde, bemühten sich mehrere Personen um ein Aemtchen für ihn. Nach mislungenen Versuchen bot man ihm endlich im Jahre 1820 die Stelle eines Censors schönwissenschaftlichen Bereichs, und wie erschreckend dies sein mußte, sich und seine Frau von der schweren Sorge um das tägliche Brot zu befreien, war die Annahme unerlaßlich. Neben dem geringen Gehalt hatte Langbein für jeden gelesenen Druckbogen drei Groschen amtliche Gebühren zu fordern von den Schriftstellern oder Verlegern, und die schöne Handschrift seiner Quittungen verrieth nichts von den Seufzern dabei." Weiter versichert Gubitz, daß Langbein sein durch die strengen Censurbestimmungen von 1819 doppelt erschwertes Amt

mit großer Unabhängigkeit verwaltet habe; der „sonst so friedliche und scheue kleine Mann" habe, was einmal durch seine Imprimatur freigegeben war, mit dem eifrigsten Muth und der zähesten Ausdauer vertheidigt. Im übrigen wiederholt sich bei Langbein dasselbe Schauspiel wie bei Wieland: er hat, wie man weiß, neben moralisirenden Gedichten auch manchen frivolen Schwank und manchen lüsternen Roman geschrieben, lebte aber dabei, wie Wieland gleichfalls, äußerst solid und fast spießbürgerlich. Vielen seiner Gedichte wird man übrigens eine redliche und tüchtige deutsche Gesinnung und ein gewisses Unabhängigkeitsgefühl nicht absprechen können. — Wir nehmen hierbei Anlaß, einer Sammlung von Erzählungen zu gedenken, welche F. W. Gubitz in zwei Bänden und unter dem Titel „Wirklichkeit und Phantasie" (Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1860—61) herausgegeben hat. Es sind Erzählungen, welche er während eines Halbjahrhunderts geschrieben und mit dem wahren oder angenommenen Namen, meist wol im „Gesellschafter" veröffentlicht hat. Die Sammlung enthält Erzählungen aus dem bürgerlichen Leben, Dorfgeschichten, Sagen und Märchen, Bearbeitungen nach Chroniken und Handschriften u. s. w. und möge den zahlreichen Freunden des wackern Veteranen wie den Liebhabern einer reinlichen Erzählungslectüre hiermit bestens empfohlen sein.

H. M.

Bibliographie.

Ascherson, E., Urkunden zur Geschichte der Jubelfeier der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin im October 1860. Im amtlichen Auftrage herausgegeben. Mit einem Verzeichniss der Lehrer der Universität von der Gründung bis zum 15. October 1862. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Feuillet, O., Sibyllens Lebensgeschichte. Aus dem Französischen. Berlin, Schlesier. 8. 22½ Ngr.

Flammberg, G., Schleswig-Holstein. 46 Lieder wider den Dänen. Erlangen, Bläsing. 8. 15 Ngr.

Gedanken und Maximen Friedrichs des Großen. Nebst Schilderungen und Charakterzügen aus seinem Leben. 2te vermehrte Auflage. 1stes Heft. Leipzig, Wilfferodt. 8. 4 Ngr.

Geschichte des Klosters Söflingen. Nach den Quellen beschrieben. Ulm. 1862. Lex.-8. 6 Ngr.

Gröne, V., Der Ablaß, seine Geschichte und Bedeutung in der Heilsökonomie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22⅓ Ngr.

Herrin und Dienerin. Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von **Sophie Verena**. Zwei Bände. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoefer, E., In Sünden. Eine Familiengeschichte. Zwei Theile. Wien, Markgraf u. Comp. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hutterus, J. M., Novellen. Iserlohn, Bädeker. 1862. 8. 1 Thlr.

Joël, M., Verhältniss Albert des Grossen zu Moses Maimonides. Ein Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie. Breslau, Schletter. Gr. 4. 15 Ngr.

Lohmann, P., Frithjof. Eine dramatische Dichtung. Leipzig, Matthes. 8. 10 Ngr.

Leuberg, R., Die Nachtangler oder die Nirluft. Romantische Erzählung. Zwei Bände. Leipzig, Häfele. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Marshall, T. W. M., Die christlichen Missionen. Ihre Agenten, ihre Methode und ihre Resultate. Aus dem Englischen übersetzt von **C. B. Reiching**. 1ster Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27 Ngr.

Merle d'Aubigné, J. H., Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's. Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe. 1ster Band. Genf und Frankreich. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Mützelburg, A., Der Himmel auf Erden. Roman aus unserer Zeit. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Sacco. Gr. 8. à 4 Ngr.

Pasqué, E., Goethe's Theaterleitung in Weimar. In Episoden und Urkunden. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 8. 3 Thlr.

Putlitz, G. zu, Carolina oder ein Lied am Golf von Neapel. Liederspiel in einem Aufzuge. Musik von Ferd. Gumbert. Berlin, Schlesinger. 8. 7½ Ngr.

Richter, J. A., Der Sieg des Glaubens. Lebensbild eines vom Protestantismus zur heiligen katholischen Kirche zurückgekehrten Lehrers. Mit einer Einleitung von F. v. **Hurter**. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 15 Ngr.

Rocholl, R., Christophorus. Altes und Neues aus Wald und Heide. Hannover, Meyer. Gr. 8. 24 Ngr.

Salomon, G., Selbst-Biographie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Schmidt, F., Der siebenjährige Krieg. Illustrirt von **L. Burger**. Berlin, Lobeck. Hoch 4. 15 Ngr.

Schnell, F., Gleichnisse und religiös-sittliche Lebensbilder. 1ster Theil. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung von **E. O. Lindner** und Memorabilien, Briefe und Nachlassstücke von **J. Frauenstädt**. Berlin, Hayn. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Senger, Emma, Poesien. Hamburg, Jowien. 16. 20 Ngr.

Splittgerber, F., Tod, Fortleben nach dem Tode und Auferstehung. Ein biblisch-apologetischer Versuch zur Lösung der wichtigsten, in dies Gebiet einschlagenden Fragen mit besonderer Berücksichtigung der älteren und neueren Literatur. Halle, Fricke. 1862. 8. 18 Ngr.

Stifft, A., Von Nord und Süd. Kunst- und Reisebriefe. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thielen, M. Ritter v., Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen der österreichischen Armee, mit besonderer Bezugnahme auf die Feldzüge der Jahre 1805, 1809, 1813, 1814, 1815; nebst einem Anhang die Politik Oesterreichs vom Jahr 1809 bis 1814 betreffend. Mit dem Porträt des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verena, Sophie, Photographieen des Herzens. Novellen und Erzählungen. Drei Bände. Berlin, Janke. Gr. 16. 2 Thlr.

Die Verlobung in der Bleikammer. Chemische Verbindungs-Komödie in einem schwefelsauren Act. Allen chemischen Vettern und Basen, wie überhaupt der ganzen chemischen Verwandtschaft gewidmet von Angelicus Vitriolöl. Breslau, Maruschke u. Berendt. 16. 7½ Ngr.

Wilcken, P. J., Verirrte Herzen. Roman. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Wundt, W., Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. 1ster Band. Leipzig, Voß. Gr. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Carneri, B., Die freie Gemeinde. Ein Beitrag zur wichtigsten Frage unserer Landtage. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Lassallesche Criminalprozeß. 2tes Heft. Die mündliche Verhandlung nach dem stenographischen Bericht. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 8 Ngr.

Koszutski, N., Die polnische Frage im Lichte der Socialwissenschaft. Sendschreiben an Hrn. Schulze-Delitzsch. Paris. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Die allgemeinen Studien an den Universitäten und Lyceen. Bemerkungen über die Festrede zur Jahresfeier der Stiftung der Ludwig-Maximilians-Universität in München am 26. Juni 1862. Bamberg, Buchner. Lex.-8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 12. März 1863.

Revue musikalischer Literatur.

Unsere musikalische Literatur entwickelt seit einigen Jahren ein so außerordentlich reges Leben und bethätigt dieselbe auch durch eine große Anzahl zum Theil sehr umfangreicher Schriften, daß man fast zu dem Gedanken getrieben wird, als wollten wir, bei der leider immer mehr zu Tage tretenden Unfähigkeit, wahrhaft Großes auf dem Gebiete der Tonkunst zu schaffen, uns wenigstens durch einen Reichthum theoretischer Arbeiten auf der einmal erreichten Höhe erhalten. Seit Jahren schon ringt der deutsche Musiker nach der Verwirklichung eines Ideals, der Oper nämlich, und dieses Streben verschlingt so gänzlich andere Richtungen, daß es nicht schwer fallen würde, eine Anzahl bevorzugter deutscher Musiker zu nennen, die über dieses Streben nicht zur vollen Entwickelung ihres Talents gelangen konnten. Sogar von diesen haben sich einige und zwar mit Glück der musikalischen Schriftstellerei zugewendet. Auf der andern Seite haben sich auf dieses Gebiet auch Männer begeben, die nicht eigentliche Musiker von Fach waren, die aber doch durch ihre Liebe zur Kunst, in Verbindung mit einer gediegenen Bildung ihre Schriften zu epochemachenden erheben konnten. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die biographischen Arbeiten, die wir in großer Vortrefflichkeit besitzen. Außer der Biographie ist es aber besonders die antiquarische Forschung und eigentliche Geschichtschreibung, die vorzüglich vertreten sind, abgesehen von einer großen Anzahl rein theoretischer Arbeiten, unter denen manche mit reformatorischen Bestrebungen der alten Schule gegenübertreten. Wir berichten nachstehend über eine Reihe musikalischer Schriften, deren Verfasser zum Theil Musiker von Fach, zum Theil aber nur musikverständige Gelehrte sind; jedenfalls werden dieselben ein Beleg dafür sein, wie lebhaft man sich in unsern Tagen für Angelegenheiten der Musik interessirt.

1. Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden. Nach archivalischen Quellen von Moritz Fürstenau. Erster und zweiter Theil. Dresden, Kuntze. 1861. Gr. 8. 3 Thlr.

Wir haben eine genaue, verdienstvolle Arbeit vor uns, die trotz ihres beschränkten Interesses, das sie als Beitrag zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe der Kurfürsten von Sachsen haben kann, dennoch einen trefflichen Baustein zur Culturgeschichte früherer Jahrhunderte liefert. Diese Tüchtigkeit verdankt die Arbeit der Genauigkeit und dem Geschick ihres Verfassers, der sich keine Mühe hat verdrießen lassen, für seinen Gegenstand, wie er selbst sagt, „ameisenartig aus Bergen von Actenstößen Material zusammenzutragen“. Eine Anerkennung seines Forschertalents, wenn auch zunächst nicht bezüglich dieser Arbeit, mag der Verfasser darin finden, daß ein Mitarbeiter auf demselben Gebiete, Chrysander, unbestritten einer der genauesten jetzt lebenden Forscher in den Archiven früherer Zeit, sich ohne weiteres in seiner Biographie Händel's auf einen Aufsatz des Verfassers über Händel's Aufenthalt in Dresden dankbar bezieht. Die Anerkennung eines solchen Forschers erhebt den Verfasser zu einer Autorität in seinem Fache, und wir dürfen ihm allerdings prophezeien, daß er in Sachen der dresdener Theatergeschichte fortan die zuverlässige Quelle sein wird.

Der dresdener Kapelle, wie sein Vater, der bekannte Flötist, angehörig und genau mit ihren Interessen verwachsen, hat er schon 1849 Beiträge zur Geschichte dieses mit Recht berühmten Musikinstituts geschrieben und seit den letzten elf Jahren, in denen sich seinem Fleiße reichere Quellen erschlossen, auch das, in der ersten Schrift noch ganz übergangene Theater in das Bereich seiner interessanten Untersuchungen gezogen. Nimmt man zu diesem vortrefflich gearbeiteten Stück vaterländischer Kunstgeschichte noch die Arbeiten eines andern dresdener Gelehrten, des Herrn O. Kade (jetzt in Schwerin), der sich durch seine Untersuchungen über die dresdener Kapelle seit ihrer Entstehung (1548) einen Namen erworben hat, so darf man wol behaupten, daß Sachsen in ihnen zwei treffliche Historiographen besitzt, die sich gewissermaßen in ihren Arbeiten begegnen und ergänzen.

Der Verfasser beginnt mit dem Kurfürsten Johann Georg II. 1656—80, der wie seine Brüder früh schon musikalische Bildung erhielt, und den Künsten, wenigstens der Musik, stets seine Gönnerschaft zuwendete. In seine Jugend fällt die Blütezeit des berühmten dresdener

Kapellmeisters H. Schütz; wahrscheinlich hatte er Unterricht bei diesem selbst, der einen Theil seiner geistlichen Symphonien dem Fürsten (1629) widmete. Es regte sich damals, besonders nach den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs auch in Deutschland ein neues Leben in der Kunst, und der Kurfürst Johann Georg II. betheiligte sich lebhaft an den künstlerischen Bestrebungen seiner Zeit; der Verfasser führt sogar eine Composition von ihm an, und wahrhaft ergötzlich sind eine Menge Züge aus dem Verkehr des Fürsten mit seinen eigenen und mit fremden von ihm ausgezeichneten Musikern. *) Der kunstsinnige Herr gehörte auch der in der Literargeschichte bekannten Fruchtbringenden Gesellschaft an. Er hieß in ihr der „Preiswürdige", sein Wahlspruch war: „Besteht unwandelbar", und sein Sinnbild die Ceder. Der Kurfürst hatte in seiner Kapelle manchen Italiener, von denen mitunter einer auch wol sonst als Agent des Hofs verwendet wurde, z. B. zum Ankauf italienischer Waaren, wie der durch seine „Kapaunerheirath" bekannte Sorlisi. Die Anstellung der Castraten in Dresden datirt ungefähr auch aus dieser Zeit.

Der Verfasser geht, ehe er den Zustand des Theaters unter Johann Georg II. beschreibt, auf eine frühe Zeit zurück, indem er aus der frühesten Theatergeschichte unsers Landes, vor der Reformation, Mysterien, z. B. das auch sonst bekannte von den thörichten und klugen Jungfrauen, ein anderes in Eisenach, in Bautzen nachweist. Speciell für Dresden wichtig ist ein Johannisspiel aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Bunt genug mag eine solche Johannisprocession ausgesehen haben. Poesie und Ungeschmack gingen unmittelbar nebeneinander her. Es heißt von diesem Johannisspiel z. B.: 50 Geharnischte hätten in fünf Abtheilungen die Procession zu begleiten. In derselben ritten unter anderm Herodes, der römische Hauptmann, die drei Könige, der Ritter Georg nebst Attributen. Des Herodes Knechte trugen hölzerne Kindlein auf ihren Spießen; vier schwarzgekleidete Klagefrauen folgten ihnen, den bethlehemitischen Kindermord bejammernd. Ferner sah man Johannes den Täufer mit Jüngern zur Hinrichtung geführt; er trug meist ein Lamm. Ja endlich umfaßte man, wie die alten Chronisten in ihrer Darstellung der Geschichte, auch in dieser Johannisprocession das gesammte Gebiet des Alten und Neuen Testaments, und wenn Adam und Eva den Zug eröffneten, so schlossen ihn die Figuren des Judas, der Marie und des Herrn selbst. Laut noch vorhandener Rechnungen erhielt der Schmied 3 Pfennige für einen Haken, „daran sich Judas hing"; für Adam und Eva werden 14 Ellen Leinwand berechnet, 16 Ellen Tuch für einen Judas- und Herrgottsrock u. s. w. Jährlich wiederholten sich an den hohen Festen die Processionsspiele, ähnlich dem noch in Oberammergau bestehenden, und man findet auf den Rechnungen sehr naiv klingende Posten, z. B. 20 Groschen für einen neuen Palmesel; 4 Groschen für neue Teufelslarven für die Töpfer u. s. w. Die komische Figur bei diesen Spielen, ein Vorbote des Hanswurstes, war sonderbar genug der Teufel. Geistliche, Schüler und Laien waren die Ausführenden. Seit 1539, wo mit Einführung der Reformation in Dresden die Reliquien aus den Kirchen entfernt wurden (und bei dem Johannisspiel, das die Enthauptung Johannes des Täufers darstellte, zogen die Reliquien der Kreuzkirche das Volk zahlreich in dieselbe), hört das Johannisspiel in Dresden auf und existirt als Johannismarkt fort. Die protestantischen Moralitäten traten an die Stelle der Mysterien.

Neben diese nun üblich werdenden geistlichen Komödien stellen sich bald auch possenhafte Spiele, die vielen Beifall fanden und sehr bald von umherziehenden Truppen aufgeführt und selbst von Fürsten gern gesehen wurden. *) Gegen Ende des 16. Jahrhunderts gibt es Schauspieler von Profession; die ersten kamen zu uns aus England. Bald machten Italiener und Franzosen Concurrenz, und Seiltänzerei und Gaukelspiel war von dieser Kunst nicht ausgeschlossen. Als eine neben diesen dramatischen Volks- und Gelehrtenspielen hergehende, oft geübte Belustigung muß noch das aus dem Turnier entstandene Carousselreiten genannt werden, das, weil es im Costüm geschah, eine dramatische Färbung gewann. An den Höfen gab es „Ballets, Wirthschaften, Königreiche und Maskeraden", bei denen der Tanz die Hauptsache war. Der dresdener Hof und die dresdener Bühne pflegten diese Lustbarkeiten besonders und auch jetzt schon mit großem Aufwand. Seit Johann Georg II. kommt eine größere Regelmäßigkeit in diese Festlichkeiten. „Daphne", die erste italienische Oper (durch Schütz und Opitz) fällt 1662; 1664 steht das erste Opernhaus. Eine innere Ansicht dieses ersten Komödienhauses zu Dresden, das jetzt Staatsarchiv ist, ist dem Buche beigegeben und erweckt allerdings die Vorstellung einer großen Pracht.

Johann Georg III. (1680—91) ist ein Gönner der Kunst, wie sein Vorgänger. Wir wollen nur die Hauptmomente aus der Entwickelung des dresdener Theaters hervorheben, da es hier eines kurzen Hinweises bedarf, um zu zeigen, wie viel Interessantes sich in der Arbeit des Verfassers aufgehäuft findet. Das Auffallendste aus den Verzeichnissen der Mitglieder der Kapelle und der Bühne sind die Frauen, welche (in Dresden überhaupt vielleicht zuerst unter den nördlichen deutschen Städten) jetzt zuerst als Darstellerinnen und Sängerinnen angestellt erscheinen. Sonst waren bei den herumziehenden Banden

*) Um nur einige der hervorragendsten Musiker dieser Zeit zu nennen, so führen wir die drei großen „S" in Deutschland an: Samuel Scheidt in Halle (gest. 1654); Hermann Schein (gest. 1630 in Leipzig); Heinrich Schütz (gest. 1672) in Dresden. Ferner A. Hammerschmidt (gest. 1675) in Zittau; J. Frohberger, des Kaisers Ferdinand III. in Wien Organist (gest. 1695 in Mainz). In Italien blühte G. Carissimi (gest. 1674), der Lehrer A. Scarlatti's; O. Benevoli, ein Meister der Vielstimmigkeit (gest. 1672). Singeschulen in Italien standen mehrere in hohem Ansehen. Berühmt auf der Geige war A. Corelli (geb. 1653); auf der Orgel und dem Klavier die Couperins in Frankreich.

*) Damals kam es vor, daß ein Candidat der Theologie wol eine Stelle als Pastor für eine gutgeschriebene Komödie erhielt. Die Proben zur Komödie wurden vielleicht auf der Superintendentur gehalten. Was würden die geistlichen Herren heutigen Tags dazu sagen, wenn sie von Amts wegen Komödie spielen müßten?

durch Knaben und Männer die weiblichen Rollen vertreten worden. Der erste dresdener Theaterdirector, dessen Frau und Schwester zugleich mit ihm auftraten, hieß Walther. Er war Führer einer Truppe, die vielleicht zuerst Molière's Stücke auf die deutsche Bühne gebracht hat. In Dresden kennt man Molière auf der Bühne seit 1674. Im Jahre 1685 wurde die erste italienische Oper in Dresden stehend eingerichtet. Eine ihrer Schönheit wegen in Italien schon berühmte Sängerin, Margherita Salicola und der Kapellmeister Carlo Pallavicini waren an der Oper in Dresden angestellt. *) Da der Kurfürst die schöne Margherita mit List ihrem italienischen Herrn entführt hatte, so liest man hier manchen ergötzlichen Nebenumstand. Der Herzog von Mantua schickte z. B. ihr Banditen nach und dem Entführer eine Herausforderung, aber umsonst. Margherita blieb in Dresden, während freilich ihre Familie in Italien eine Zeit lang ins Gefängniß mußte. Sie trat am 30. Januar 1686 in der Oper „Alarico" als Pulcherica zuerst auf und ein Chronist sagt: „mit einer Stimme, so lieb und stark als eine Trompete". Nach noch vorhandenen Partituren kann man berichten, daß als Begleitung das Streichquartett, auch eine Trompete vorkommen; der Gesang aber enthielt ein Ensemblestück, es war also das Ganze, wie Chrysander von Händel's erster Oper sagt, ein „Arienbündel". Lully's Ouverturen wurden als Anfang gespielt. Zwischenmusik zwischen den Acten hieß man Sonata. Das Repertoire war übrigens schon damals ein sehr mannichfaltiges.

Johann Georg III. starb 1691. Sein Sohn Georg IV. (gest. 1694) begünstigte während der kurzen Zeit seiner Regierung wie sein Vater die Musik und das Theater außerordentlich. Dem deutschen Schauspiel aber war er abgeneigt, indem er sämmtliche deutsche Komödianten entließ und dadurch Veranlassung gab, daß dieser Zweig der Kunst leider lange Zeit unerquicklich für Dresden blieb. Unter ihm stirbt auch Christoph Bernhard (der letzte und bedeutendste Schüler von H. Schütz), eine Zierde Dresdens, der Kapellmeister und Lehrer Georg's IV. gewesen war. Wir hören jetzt auch, und zwar durch dresdener Musiker gegründet, von der ersten italienischen Oper in Leipzig. Georg sah hier „Alceste" am 18. Mai 1693, Musik vom dresdener Kapellmeister Strungk, der Text von P. Thiemich, Collega an der Thomasschule.

So weit reicht der Text dieses ersten Theils, dem der Verfasser in einem Anhang zunächst noch das Protokoll bei Legung des Grundsteins zum Komödienhause am 1. August 1664 beigegeben hat. Unter den namentlich auf demselben angeführten Zeugen des Baues wird zuerst ein Johann Sigmund von Lisbenau als „Zeugk Obrister" (er war Festungscommandant zu Dresden und zugleich Inspector der Fortificationen), sodann Wolff Caspar Klengel, als Ober-Landbaumeister angeführt. Ferner enthält ein zweiter kleiner Excurs eine Beschreibung der Abbildung des Komödienhauses, namentlich eine Erklärung der einzelnen innern Einrichtungen, und endlich findet man auf einem Anhängeblatt eine Einladung der „Schau-Spielenden" zur Geschichte der Judith aus dem Jahre 1629, welche zugleich die Vertheilung des Stoffs in fünf Handlungen als orientirender Prologus den geneigten Zuhörern angibt und schließlich sich im voraus für das gewünschte Gehör bedankt.

Der zweite Theil führt seinen Gegenstand fort bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts, indem er die Zeiten August's I. (1694—1733) und Friedrich August's II. (1733—63) in gleich eingehender Weise schildert. Die Prachtliebe des sächsischen Hofs, der unter dem ersten der genannten Fürsten aus einem kurfürstlichen ein königlicher (1697) wurde, entfaltete sich jetzt vorzüglich am Theater auf eine imposante Weise und stattete unter anderm die Oper mit einem Glanze aus, der dem dresdener Musikwesen den schon angebahnten europäischen Ruf auf lange Zeit sicherte. Noch J. J. Rousseau erklärte das dresdener Orchester, was Aufstellung und Zusammenspiel angeht, für das erste Deutschlands und setzt es neben das zu Neapel, welches er für das erste in Europa hielt. Der Aufwand war aber auch ein ungemeiner und die Erfindungsgabe für die ausgesuchtesten Vergnügen stand nie wieder in solcher Blüte als damals. So betrugen die Gesammtausgaben für Oper, Ballet und Komödie allein nur während eines Carnevals gewöhnlich gegen 40000 Thaler, Summen, für die freilich auch an Glanz und Luxus Erstaunliches geleistet werden konnte. Man ließ z. B. die Planeten, die sogenannten vier Elemente, allerhand allegorische Figuren erscheinen, oder man ordnete Aufzüge, Jahrmärkte, Jagden, Kämpfe, die mit Benutzung der künstlichsten Maschinen hergestellt wurden. Die directeurs des plaisirs, wie die mit Herstellung solcher Festlichkeiten Beauftragten hießen, erscheinen zuerst unter der Regierung August's I. In der Reihe dieser Herren ist der berüchtigtste wol der Graf Brühl, seit 1730 als Kämmerer am Hofe, der 1733 Minister wurde und sich seit 1735 eine eigene Kapelle hielt.

Mit der Annahme der polnischen Königskrone und dem Rücktritt des Hofs zur katholischen Religion war eine Umgestaltung der Kapelle verbunden, indem es eine königlich polnische und kurfürstlich sächsische Kapelle oder Kammermusik und eine protestantische Hofkirchenmusik gab, welche letztere aber bald bedeutend verringert wurde. Die Kapelle erfuhr während der unruhigen Kriegszeiten (sie enden mit 1719) noch mancherlei Veränderungen und Reorganisationen, jedoch hemmte der Krieg mit Schweden den Aufschwung des Instituts. Unter den Mitgliedern der katholischen Kapelle finden wir jetzt regelmäßig Castraten als Sopranisten und Altisten aufgeführt; in der Zahl der Instrumentalisten fungiren auch „Tiorbisten" *)

*) Pallavicini, einer der beliebtesten Operncomponisten des 17. Jahrhunderts starb 1688; sein Gehalt betrug 500 Thaler. Eine Sängerin, Rosana Santinelli, erhielt 1500 Thaler jährlich. Der Etat der Kapelle belief sich über 17000 Gulden. Für die damalige Zeit war dies viel Geld, und das dresdener Musikwesen genoß daher auch einen europäischen Ruf.

*) In der glänzendsten Zeit (1719) versahen dieses Instrument der berühmte Sylvius Leopold Weiß und Francesco Arigoni.

(die Theorbe, eine große Laute, war damals noch sehr beliebt), und als ein eigenthümliches Amt beim Theater wollen wir hier das eines Wachsbossirers erwähnen, welcher zu Opern, Komödien, Balleten und Aufzügen Wachsmasken zu liefern hatte. Ein Nonplusultra von Pracht und Glanz bleibt das fast einen ganzen Monat (vom 2. bis 30. September 1719) dauernde Fest zur Vermählung des Kurprinzen Friedrich August (geb. 1697) mit Maria Josepha, der ältesten Tochter Kaiser Joseph's I. *) Sollen wir einige der hervorragendsten Künstler nennen, die der dresdener Kapelle damals angehörten, so nennen wir den mit Unrecht vergessenen talentvollen Kirchencomponisten Dismas Zelenka (1710), den trefflichen Geiger Pisendel, den Hackebretspieler Pantaleon Hebenstreit. Sein von ihm erfundenes vielsaitiges Instrument hatte Ludwig XIV. nach ihm (er hörte ihn 1705) Pantaleon genannt. Als Kapellmeister glänzen Johann David Heinichen (1717), mit dem zugleich auf ein Jahr der berühmte A. Lotti an die italienische Oper kam, bei welcher im Jahre 1718 über ein Dutzend zum Theil enorm bezahlter Sänger und Sängerinnen (meist nur auf ein Jahr) angestellt waren. Die Ausgabe belief sich aber auch für dieses Institut auf 45033 Thaler. Der erste Sopranist Francesco Bernardi, genannt Senesino, erhielt 7000 Thaler. Die berühmtesten italienischen Künstler damaliger Zeit finden sich an dieser Oper wieder. Lotti und seine Gattin (als erste Sopranistin) Santa Stella Lotti erhielten zusammen 10500 Thaler. Italienische Baumeister, Zimmerleute, Maler wurden herbeigeholt und sogleich (bei den Aussichten auf endlichen Frieden, der noch 1732 eintrat) mit dem Bau eines neuen Opernhauses begonnen (1718—19). Nach 11 Monaten stand der Bau und hatte eine Summe von 147917 Thalern gekostet.

Im Sommer 1719 war ein Verein von Künstlern in Dresden beisammen, der vielleicht keinen zweiten in ganz Europa neben sich hatte. **) Die Kapelle und Kammermusik hatte die namhaftesten Virtuosen in ihren Reihen und kostete 81820 Thaler; die italienische Oper, die noch vervollständigt worden war, verschlang 43636 Thaler; eine Truppe französischer Sänger hatte man für 1900 Thaler, desgleichen eine italienische Komödie für 5333 Thaler; allein das Doppelte war nöthig, um die französische Komödie zu unterhalten, 10866 Thaler, und ebenso viel ging für das Ballet, auch französisches Personal, darauf. Dies ergibt mit Hinzurechnung sonstiger dabei noch nöthiger Beamten und Diener einen Gesammtetat von 106234 Thalern. Moritzburg und Pillnitz waren öfter außer Dresden Zeugen ausgesuchter höfischer Festlichkeiten, z. B. als 1725 der Oberfalkner Graf von Friesen eine natürliche Tochter des Königs, eine Gräfin Cosel heirathete. Vertheuert wurden alle diese Genüsse für den Hof noch durch die doppelte Residenz, die den König bald in Dresden, bald in Warschau sich aufzuhalten nöthigte. So war 1731 die italienische Oper unter Ristori sogar nach Moskau befohlen worden, um dort die Krönung der Kaiserin Anna mit verherrlichen zu helfen. Wichtig für Dresden wurde dieses Jahr dadurch, daß Hasse *) und seine berühmte Frau Faustina nach Dresden berufen wurden. Obgleich nun das gefeierte Künstlerpaar fast jedes Jahr längere Zeit auf Reisen, namentlich in Italien und also außerhalb Dresden lebte, so datirt sich doch von der Anwesenheit dieser beiden gefeierten Persönlichkeiten eine besonders glänzende Zeit für das dresdener Theater. Seit 1733 waren beide definitiv für Dresden engagirt, und zwar beide für 6000 Thaler mit 500 Thalern Reisegeld. Ihre Entlassung fand beim Tode Friedrich August's II. 1763 statt, zu welcher Zeit die gesammte italienische Oper aufgelöst wurde. Hasse starb 1783 den 16. December 82 Jahre alt in Venedig, Faustina soll bis in ihr neunzigstes Jahr (1783?) zu Venedig gelebt haben. An einunddreißig Jahre dauerte die Herrschaft des „großen Sachsen" in Dresden. Hiermit bricht der Verfasser ab, die Zustände der dresdener Kapelle zu schildern.

Den Schluß dieses Theils bildet eine eingehende, interessante Untersuchung über die Verhältnisse, unter denen herumziehende Schauspielergesellschaften, vor allen die der Neuber, damals ihre Geschäfte in Sachsen in Gang brachten; sowie auch die Beilagen einen Theaterzettel der Neuber von 1741, einen andern der Kirsch'schen Gesellschaft von 1750, einen von 1738 eines Hofkomödianten Müller, sowie einen Prolog der Neuber enthalten. Die erste Beilage zählt Hasse's in Dresden vorhandene Compositionen auf, darunter 9 Oratorien und 42 Opern, unter denen auch eine „La clemenza di Tito" 1738 aufgeführt wird.

Es bleibt eine Freude, über Forschungen dieser Art Bericht zu erstatten, aber so sehr wir auch wünschten, die drei Theile, auf welche das Werk berechnet ist, vor uns zu sehen, so wird doch leider der das Ganze abschließende dritte Band, der bis in die neuere Zeit reichen wird, vorläufig am Erscheinen verhindert; dafür werden uns musikalische Beilagen in baldigste Aussicht gestellt.

2. „Zukunftsmusik." Von Richard Wagner. Brief an einen französischen Freund als Vorwort zu einer Prosa-Uebersetzung seiner Operndichtungen. Leipzig, Weber. 1861. Lex.-8. 10 Ngr.

Der Künstler faßt das Ideal, das er von der Oper in sich trägt und dessen Verwirklichung sein künstlerisches Bestreben geweiht ist, in dieser Schrift noch einmal kurz

*) Diese Fürstin sowol, als ihre Schwester Maria Amalia und ganz besonders die geistreiche Kurprinzeß Maria Antonia (aus Baiern), besaßen ausgezeichnete Kunstkenntnisse und Fertigkeiten besonders in Musik, letztere in allen Künsten.

**) Bach ließ sich 1717, Händel 1719 daselbst bei Hofe hören. Bach war damals öfter in der Hauptstadt.

*) Geboren den 25. Mai 1699 in Bergedorf bei Hamburg; anfangs Tenorist unter Keiser am hamburger Theater; 1724 ging er nach Italien, wo er 1727 in Venedig Kapellmeister und 1730 Gatte der Faustina Bordoni wurde.

zusammen, zunächst freilich um sich einer fremden Nation deutlich und verständlich zu machen, jedenfalls aber auch für alle seine Freunde. Die ungünstige Aufnahme, die dessenungeachtet der „Tanhäuser" in der französischen Weltstadt fand, kann unmöglich für einen Maßstab gelten, der an ein deutsches Kunstwerk angelegt werden darf, weshalb dies (durch Parteiungen) so ominös gewordene Auftreten des „Tanhäuser" bei den französischen Nachbarn auch vollkommen wirkungslos für die Kunst Wagner's im weitern Vaterlande geblieben ist. In den Augen seiner Landsleute bleibt das Ringen nach der Verwirklichung einer großen Idee aller Anerkennung werth, und wir machen deshalb auf diesen Brief Wagner's wiederholt aufmerksam, weil er für seine Freunde ein Hinweis auf seine im Stich schon längst vorliegende Oper „Tristan und Isolde" gelten soll. Wagner ist überzeugt, einen Schritt näher zu seinem Ziele durch diese Oper gethan zu haben, und nach des Componisten eigenen Worten kann man von dieser Arbeit, die er, begriffen in der Composition der Nibelungenstücke und mit diesen aussetzend, rasch hintereinander entwarf und beendete, Bedeutendes erwarten. Er sagt:

> An dieses Werk nun erlaube ich die strengsten Anforderungen zu stellen: nicht weil ich es nach meinem System geformt hätte, denn alle Theorie war vollständig von mir vergessen, sondern weil ich hier endlich mit der vollsten Freiheit in einer Weise mich bewegte, daß ich während der Ausführung selbst inne ward, wie ich mein System weit überflügelte.

3. **Von Bach bis Wagner.** Zur Geschichte der Musik von A. Reißmann. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 27 Ngr.

Der Titel des Buchs, der in einer immer bedenklich bleibenden Weise eine große Epoche durch die Namen zweier Vertreter derselben bezeichnen will, meint mit jenen an die Spitze gestellten Namen Bach's und Wagner's nichts anderes, als daß mit Bach die deutsche Musik sich vollkommen frei gemacht habe von dem Einfluß anderer Nationen; „daß mit Bach der deutsche Geist aus der Schule der Niederländer, Italiener und Franzosen zurück zu sich selbst gekehrt sei und der starre Formalismus durch die lebendigen Ergüsse des deutschen und, was damit gleichbedeutend ist, eines tiefen Gemüths belebt worden seien". Der Name des andern Künstlers soll den Gipfelpunkt der Oper andeuten, auf welchen dieselbe durch seine Bestrebungen hat gehoben werden sollen; wir sagen sollen, denn der Verfasser ist kein unbedingter Verehrer Wagner's. Dazwischen liegen aber wichtige Phasen unserer musikalischen Entwickelung, die den Verfasser veranlassen, unsere bedeutenden Musiker in vier Gruppen gesondert zu charakterisiren. Es sind dies 1) Bach, Händel, Gluck, die Vertiefung des deutschen Geistes im Dienste der höchsten und heiligsten Ideen; 2) Haydn, Mozart, Beethoven, streng genommen die unübertroffene Blüte unserer Musik überhaupt, sowol für reine Instrumentalmusik als auch für die Oper; 3) Schubert, Mendelssohn, Schumann, theils als Verfolger der durch jene drei Meister angebahnten, namentlich der letzten Wege Beethoven's, theils aber auch als Vertreter einer unserer modernen Musik eigenen (mitunter ans Ueberschwengliche und Unklare streifenden) Gefühlsmusik; endlich 4) C. M. von Weber, Giacomo Meyerbeer und R. Wagner, von denen der Verfasser, bei großen Vorzügen, die er ihnen zugesteht, behauptet, daß ihnen das Bedürfniß künstlerischer Gestaltung immer mehr verloren gegangen sei.

Die beigegebenen kurzen Biographien sollen keine eigenen Studien sein, denn sie weichen von den bisher üblich gewordenen Nachrichten über die Lebensumstände der genannten Musiker nicht im geringsten ab, obschon genauere Studien die Berichtigung von Irrthümern zur Folge haben würden. Wir erwähnen nur, daß Haydn stets als der Aelteste von 20 Geschwistern angegeben wird, er aber nur der älteste von 14 Geschwistern gewesen ist. Doch sind diese Lebensabrisse nur Beigaben, die Hauptsache bleiben die Parallelen, die der Verfasser zwischen den einzelnen Künstlern in Betreff ihrer Musik gezogen hat. Was diese anlangt, so halten sie sich zu ihrem Vortheil von einer gewissen philosophisch gefärbten Sprache frei, die bei Besprechung dieses Gegenstandes leider jetzt so üblich geworden ist, und geben namentlich über Schubert und Schumann treffliche Bemerkungen.

4. **Der Geist der Tonkunst** von L. Nohl. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1861. 8. 1 Thlr.

Der Geist der Tonkunst auf dem Katheder, segelnd unter der Fahne Vischer'scher Theoreme. Wir bedauern streng genommen jeden Philosophen, der sich mit diesem „Geiste der Tonkunst" auf dem Wege seines Systems oder überhaupt eines Systems befreunden will. Philosophie mag sich für vieles auf der Erde schicken, für die Musik paßt sie nicht und sie hat bis auf den heutigen Tag diesen Proteus noch nicht zum Wahrsagen zwingen können, obschon mitunter ein Menelaus unter der Robbenhaut verborgen gelegen haben mag. Ueberdies laufen Philosophie und Geschichte in den einzelnen Kapiteln dieses Büchleins etwas unbequem, denn keins hat rechten Spielraum, nebeneinander her. Unter „Kunst und Religion" (dem ersten Abschnitt) erscheinen wie heilige Schatten am Rande des Horizonts auf einen Moment Palestrina und Orlando Lasso, am Schluß taucht Händel auf. Im zweiten Abschnitt „Frühling der Tonkunst" wird auf Haydn und Mozart losgesteuert, bis sich denn in den folgenden Abschnitten kurze biographische Skizzen über unsere drei größten Musiker abwickeln. Lächeln mußten wir über die eigenthümliche Phantasie des Verfassers, der bei dem bekannten Ausspruche Haydn's gegen Beethoven (als dieser die „Schöpfung" sarkastisch lobte): „Sie sind ein Atheist und hätten meine «Schöpfung» nie schreiben können", an Gretchen und Faust erinnert, als diese das „schiefe Christenthum" ihres Geliebten bedauert. Gretchen und Haydn in ein Bild verschmolzen, erscheint ziemlich komisch. Aus der Befangenheit des echt gläubigen Katholiken geht der Geist der Musik durch die protestantische (aber immer noch dogmagläubige) Seele eines Händel und Bach der Neuzeit zu, in welcher einem Beethoven nur die Rolle (man erlaube uns auch ein Bild) des den Boden aufwühlenden

und fruchtbar machenden Maikäfers zuertheilt, hingegen Mozart als der Prophet der Liebe, ein Rafael in der Musik, als Ideal begrüßt wird. Dies ist in gedrängter Kürze der „Geist der Tonkunst", der etwas frostig wie ein Nebelwind durch diese Blätter säuselt. Die eigenthümliche Würdigung Beethoven's wird dem Verfasser unter den Musikern ein Andenken sichern. Uns hat es leid gethan, den Beethoven'schen Genius zu dieser Nebenrolle verurtheilt zu sehen, auch dürfte der Verfasser in diesem Punkte sicher die Stimme des Publikums gegen sich haben.

5. Die Zauberflöte. Betrachtungen über die Bedeutung der dramatischen Musik in der Geschichte des menschlichen Geistes von L. Nohl. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In diesen Betrachtungen über die Bedeutung der „Zauberflöte" für unsere musikalische Entwickelung scheint uns der Verfasser sich mit mehr Glück zu bewegen als in der vorhergehenden philosophischen Schrift. Der Titel des Buchs läßt aber lange nicht auf alles das schließen, was wir im Verlauf der Betrachtungen antreffen. Daher wol auf dem Titel selbst noch der Zusatz. Der Verfasser stellt Mozart unbedingt an die Spitze unserer modernen Musik, selbst mit einer nicht zu rechtfertigenden Hintansetzung der Leistungen Beethoven's, und von dem Standpunkt einer so unbedingten Höhe wird es erklärlich, daß unter dem Titel der „Zauberflöte", der vollendetsten Leistung des Mozart'schen Genius, sich Betrachtungen eingefunden haben, die zunächst nicht mit ihr zusammenhängen. Da Mozart in der Form der Oper seine Vollendung erreicht hat, gibt uns der Verfasser im ersten Kapitel einen Abriß der Geschichte der Kirchenmusik, als der Stufe, von der aus sich später unsere weltliche Musik, also auch die Oper entwickelt hat. Der Abriß selbst ist an sich verständig geschrieben und zeugt von der Vertrautheit des Verfassers mit dieser Kunst; allein die Fäden, mit denen Palestrina und „Die Zauberflöte" zusammenhängen sollen, sind doch höchst zweifelhaft. Von der Kirche wendet sich der Verfasser im zweiten Kapitel zur weltlichen Musik und gibt eine Geschichte der Oper. Palestrina war es gewesen, der, „wie Phidias einst, das Bild des höchsten der Götter in dem herrlichsten Tempel der Alten aufstellen durfte, in die Peterskirche zu Rom seine Tonwerke als Ebenbilder des einen Gottes stiftete". Hatte der Ausdruck wahrer Frömmigkeit und Andacht hiermit einen vollendeten musikalischen Ausdruck gewonnen, so wollten nun auch die weltlichen Empfindungen des menschlichen Herzens sich kunstgemäß aussprechen. Die Oper ist die Form, der es möglich geworden ist, das bunte Erdenleben musikalisch abzuspiegeln, und Mozart war der Genius, der sie ebenbürtig neben die plastische Kunst der Alten, neben die Werke der italienischen Malerei, neben Shakspeare's Dramen hingestellt hat. Von so weit her geht der Anlauf, den der Verfasser zur „Zauberflöte" nimmt. Von jetzt an durch 10 Kapitel bleibt aber Mozart und seine Musik Hauptgegenstand; allein ehe wir bis zur „Zauberflöte" kommen, erfahren erst alle übrigen Opern Mozart's eine Besprechung, die, wie auch die Würdigung der letztern Oper selbst, im Grunde auf O. Jahn's Darstellung beruht. Ausdrücklich bemerkt dies der Verfasser selbst, wenigstens in Bezug alles geschichtlichen Materials für die „Zauberflöte".

Die im Verlauf versuchte Parallele zwischen „Don Juan", „Faust" und „Hamlet" können wir aber nicht für glücklich halten, indem die Worte des Verfassers, die diesen Versuch begründen sollen — „alle drei Werke behandeln in ihrem tiefsten Kern die ewige Frage nach dem Verhältniß des Menschen zu Gott oder genauer die Frage nach dem Guten und Bösen" —, so allgemein gehalten sind, daß, wenn dergleichen Gemeinplätze als Kennzeichen für den gemeinsamen Charakter von Kunstwerken gelten sollen, zuletzt sehr verschiedenartige Größen sich miteinander werden vergleichen lassen, vielleicht nur, weil sie groß sind. Noch einmal werden später Lessing's „Nathan", Goethe's „Faust" und die „Zauberflöte" zusammengestellt, „weil in allen dreien das sittliche, religiöse Element das Wesentliche ist". Auch hier ist das Band viel zu locker gebunden, als daß man die Zusammengehörigkeit dieser Werke anerkennen müßte. Die Werthschätzung eines Werks, wie der „Zauberflöte", von der der Verfasser sagt, „sie nähme durch ihren eigenthümlichen Gehalt in der Geschichte des menschlichen Geistes ein Stelle in Anspruch, wie sie nur wenigen Erzeugnissen der Kunst eingeräumt werden könne", beweist nur, daß der Verfasser, begeistert für seinen Gegenstand, zu weit geht und nicht ganz freizusprechen ist von Idealisirung.

Was nun aber den Kern des Buchs anlangt, so möchten wir denselben in folgenden Sätzen wiedergeben. Die „Zauberflöte" ist die vollkommenste Oper, die es gibt. Sie ist ein Werk von kunsthistorischer Bedeutung, „ein Kunstwerk für die Menschheit". Sie ist es nicht allein nach ihrer technischen Seite, die der Verfasser im Schlußkapitel geschickt berührt, sondern auch durch die Natur ihrer Musik, sowie durch den Inhalt, der durch das Hereinfragen einer höhern Welt in dieses Leben auf jeden empfänglichen Hörer seine erhebende Wirkung nie verfehlen wird. Die „Zauberflöte" ist das Abbild einer Welt, in der wir uns über uns selbst gehoben fühlen. Ein großer Genius hat die an sich geringen Worte zum Anlaß genommen, „von den Tiefen des göttlichen Geistes mehr zu enthüllen, als irgendein Werk jener Zeit".

6. Das Oratorium. Eine historische Studie von F. M. Böhme. Leipzig, Weber. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine Studie von geringem Umfange, indem sie auf 59 Seiten ihren Gegenstand erschöpft. Als Anlaß nimmt der Verfasser den Umstand, daß das Oratorium, ein Hauptzweig europäisch-abendländischer Musik, bisher nur in sparsamen, hier und da zerstreuten Nachrichten, aber noch nie im Zusammenhange besprochen worden sei. Kunstfreunden bietet der Verfasser hier die Resultate „gründlicher Untersuchungen". Der Verfasser hat überall die bewährtesten Quellen neuerer und neuester Zeit für seine Studie benutzt, das müssen wir ihm zugestehen, und dennoch haben wir zu bedauern, daß es ihm nicht gelungen

ist, einen gediegeneren Zusammenhang zwischen den einzelnen Abschnitten seines Gebiets herzustellen. Wir lesen in den 12 kleinen Abschnitten fast nichts als kleinere oder größere Auszüge aus den Quellen, denen eben die Studie fehlt, die ihnen eine engere Beziehung und Verbindung verliehen hätte. Es scheint, der Stoff ist dem Verfasser über den Kopf gewachsen. Das Schlußkapitel 15 gibt die Titel von Oratorien, die in Deutschland bekannt geworden. Alttestamentliche 54, neutestamentliche 44, nichtbiblische oder auch blos Cantaten 36; darunter oft derselbe Gegenstand von mehreren Componisten in Musik gesetzt. Die frühesten Werke sind die von Schütz (1645—66), das letzte, „Israel's Heimkehr" von Schachner (1860); „Abraham" ist dreimal, von Blumner, Molique und Mangold (1860) in Musik gesetzt. „Paulus" hat drei Bearbeitungen erfahren, von Mühling (1830); Klemp (1835), Mendelssohn (1836). „Elias" auch zwei, von Mendelssohn (1846) und von Cönen in Holland. Der Fleiß der Deutschen in Composition von Oratorien ist groß, wenn auch diese Arbeiten für die Componisten selbst wenig Aufmunterndes haben, da nur eine sehr geringe Zahl dieser kirchlichen Musiken in der That allgemeinere Verbreitung gefunden haben, viele nach einmaliger Aufführung sogleich wieder in die Verborgenheit zurücksinken mußten. Wir möchten dieser Arbeit lieber den Titel „Material zu einer Studie über das Oratorium" gegeben haben, als ihr den Namen einer „Studie" beilegen.

7. Abriß der Geschichte der Musik für Musiker und Dilettanten. Zwölf Vorlesungen über die Entwickelung der Geschichte der heutigen Musik von ihren ersten Spuren bis auf Wagner und Liszt. Von Julius Alsleben. Berlin, Trautwein. 1862. Gr. 8. 25 Ngr.

Eine Geschichte der Musik in Form von Vorlesungen, die vor allem sich durch eine lobenswerthe Kürze auszeichnen. Der Verfasser versucht das gesammte Gebiet unserer Musikgeschichte in geschlossene Bilder oder Gruppen zusammenzudrängen und besitzt Talent, prägnant zu skizziren. Wenn er durch seine Arbeit zu größerer Popularität dieses Geschichtszweigs beigetragen zu haben wünscht, so kann man dieses Bestreben als gelungen anerkennen. Das Büchlein durchläuft auf 160 Seiten die Entwickelungsstufen der Musik bei den tonangebenden Völkern unsers Erdtheils, von grauer Vorzeit an bis auf die neueste Zeit, indem es sein Gebiet in drei größere Zeiträume absteckt, die durch die Zahlen 1500, 1750, 1830 hinlänglich bezeichnet sind. Der erste mit Palestrina abschließende faßt in sich, außer den Anfängen der Kunst, die Verdienste der — man verzeihe uns unsere Impietät — etwas langweiligen niederländischen Musiker, aus deren Schule freilich ein Palestrina hervorging. In der zweiten Periode, einer wahren Blütezeit des Kirchengesangs, glänzen Palestrina, Orlando Lasso, anderer, Römer und Venetianer namentlich, nicht zu gedenken. Gleichzeitig stehen in Deutschland mit der Reformation auch musikalische Reformatoren auf, zu denen Luther selbst, vor allem aber J. Eccard gehört, ein durch Gesangsaufführungen in neuester Zeit auch unter uns bekannter und gern gehörter Meister des Choralsatzes.

Noch in diesen zweiten umfangreichen Abschnitt fällt aber der Ursprung der Oper, die den Verfasser auf die weltliche Musik zurückführt. Hier scheint uns freilich die gebotene Kürze der Darstellung dem Gegenstand Abbruch gethan zu haben. Es klingt eigenthümlich, wenn man liest, Vincenz Galilei (dem Vater des Astronomen) sei es zuerst gelungen, Melodien für eine Stimme zu setzen und 1597 oder 1595 wisse man in Florenz von einer ersten Oper, „Daphne". Es war doch wol ein gut Stück Wegs von einer einstimmigen Melodie bis zu einer Oper, selbst im damaligen Sinne genommen. Allein wir haben eben einen Abriß vor uns und müssen uns bescheiden. An dieser Stelle werden auch eine ganze Schar Instrumente, als Lauten, Geigen und Blasinstrumente, die bei den „Intermezzos" damaliger Zeit verwendet wurden, genannt, doch fast auch weiter nichts gethan, als ihre Namen aufgeführt. Dilettanten (cantori a liuto), heißt es, begannen die Opernversuche; Fachmusiker (cantori a libro), nahmen sich bald der neuen Gattung an und bildeten sie weiter. So kommen wir auf Namen, wie den von Carissimi, Scarlatti, mit denen wir schon nahe an unsere neuere Zeit herantreten. Von hier ab muß man aber deutsche und italienische, später auch noch französische Musik voneinander getrennt betrachten. Nicht ohne Einfluß italienischer Musik kommt in unserm Vaterlande eine herrliche Blüte geistlicher Musik zur Entfaltung, die durch Namen wie Schütz und Bach genug bezeichnet ist. So finden wir auch auf der Grenze des 17. und 18. Jahrhunderts in Hamburg die erste deutsche Oper, bei der Männer, wie Keiser, Mattheson, Telemann, deren Schilderung dem Verfasser sehr gelungen ist, wirkten. England bekam zu dieser Zeit von uns den erhabenen Händel, der Oper und Oratorium gleich pflegte. Auch in Frankreich bestand eine Oper in dieser Zeit, an die sich Namen wie Lully, Rameau anschließen.

Von jetzt ab treten wir aber in das Gebiet der modernen Musik. Mit Gluck nimmt die Oper einen ganz neuen Aufschwung; Mozart's Genius culminirt in der Oper; die Instrumentalmusik thut dies mit Haydn's und Beethoven's Auftreten. Ebenso mußte jetzt eine Charakteristik des so hoch gehobenen Klavierspiels gegeben werden. In der letzten zwölften Vorlesung ist also sozusagen die ganze moderne Zeit bis auf unsere Tage zusammengedrängt. Die deutsche Oper von Mozart's Nachfolgern bis zu ihrer letzten Entwickelung durch Wagner; die französische, komische und heroische; die italienische, unter Rossini noch einmal blühende, bis auf ihren heutigen Verfall. Das Klavier allein hat einen ganzen Katalog Componisten und Virtuosen als Gefolge hinter sich, von Clementi bis Liszt. An der Grenze der Instrumentalmusik stehen, freilich mehr als Epigonen wie als originelle Schöpfer neuer Formen, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Berlioz. Hier findet auch das moderne Lied seine Stelle und kurze Würdigung. In der geistlichen Musik ist unsere Zeit nur im Anschluß an frühere hohe

Vorbilder von Bedeutung. So ungefähr ist der Gang dieser 12 Vorlesungen über Musik, die sich durch ihre klare Darstellung sicher ein Publikum erwerben werden. Wir haben ihn in der Kürze angegeben, um Freunde der Musik auf diese kleine Schrift aufmerksam zu machen.

8. Musik. Gelesenes und Gesammeltes. In bunter Reihe zusammengestellt von F. Gumbert. Illustrirt von J. Raymond de Baur. Berlin, Lassar. 1860. 16. 15 Ngr.

Diese Kleinigkeit gibt 78 Sentenzen und Sprüchelchen meistens anerkannter Größen der Literatur über das Wesen und den Geist der Musik. Bei Nr. 79 folgen, um dem Büchlein das Lob praktischen Nutzens zu sichern, die Lebensalter von 30 Componisten. Das kürzeste Leben von 31 Jahren führte F. Schubert, das längste hat Cherubini geführt, nämlich durch 80 Jahre. Als Schluß bringt Nr. 80 neun Componisten, die durch öffentliche Denkmäler verherrlicht worden sind. Der älteste, dem dies geschehen, ist Orlando Lasso, und zwar in Mons und München. Zu den Sentenzen zurückkehrend, so sind die Initialen im Büchelchen, wir konnten nicht ergründen, nach welchem Princip die Abschnitte der Sentenzen gemacht sind, in zierlichen Bildchen verhüllt von der Hand J. R. de Baur'. Ein nettes Schüsselchen mit Confect für musikliebende Damen.

9. Joseph Haydn und sein Bruder Michael. Zwei bio-bibliographische Künstlerskizzen. Wien. 1862. Gr. 8. 12 Ngr.

Wir schließen unsere Uebersicht mit dieser kleinen empfehlenswerthen biographischen Schrift, die im Abriß Joseph und Michael Haydn's Leben gibt. Beide Männer haben bisjetzt noch keinen ausführlichen Biographen gefunden. Der Verfasser bietet seine Arbeit, bescheiden genug, künftigen Biographen als Material, Freunden Haydn'scher Kunst aber als angenehme Erinnerung an das ausgezeichnete Brüderpaar dar. Nach der Lebensskizze J. Haydn's folgen 16 kleinere Abschnitte, die das Lebensbildchen ausfüllen und ergänzen. Man findet darin eine Angabe seiner Werke, die vollständig freilich bisjetzt noch nicht gelungen, obschon sie mehrfach versucht worden ist. Als Sonderbarkeit wollen wir anführen, daß sich unter Haydn's Werken auch einige (vier oder fünf) deutsche Marionettenopern finden, von denen eine, „Philemon und Baucis", sogar eine Lieblingsoper der Kaiserin Maria Theresia war. Im ganzen geben diese Verzeichnisse doch stets über tausend Arbeiten J. Haydn's an. Interessant ist ferner der dritte Abschnitt, eine Chronologie zu J. Haydn's Leben. Wir heben daraus hervor, daß Haydn am 31. März 1732 zu Rohrau in Niederösterreich an der ungarischen Grenze geboren wurde. Haydn's Vater war zweimal verheirathet und hatte aus erster Ehe neun, aus zweiter fünf Kinder, war ein Stellmacher, übrigens musikalisch, sang Tenor und spielte Harfe. J. Haydn war das älteste Kind; außer ihm und Michael kommt aus der Familie kein namhafter Musiker weiter vor. Ein Bruder, Johann Haydn, stirbt 1805 in Eisenstadt als fürstlich Esterházy'scher Hofsänger. Doch weiß man nichts von ihm. Im Jahre 1759 heirathete Haydn eines Friseurs Tochter in Wien, mit der er zur Prüfung seiner Geduld (er bestand aber die schwere Prüfung glänzend) bis zum Sommer 1800 kinderlos verheirathet war. Seit 1760 stand Haydn im Dienste des Fürsten Esterházy (30 Jahre). In die Jahre 1791 und 1794 fallen seine Aufenthalte in England, die für ihn mit so viel Ehre verbunden und auch pecuniär so erfolgreich waren. S. 27 steht der Kanon, der ihm die Doctorwürde der Tonkunst in Oxford eintrug. Seine berühmtesten Compositionen fallen aber in sein späteres Mannesalter. Die „Schöpfung" ist 1799, die „Jahreszeiten" sind 1801 zuerst aufgeführt; von beiden Werken hat Mozart nichts mehr gehört, da er schon 1791 abschied. Im Jahre 1809 (den 31. Mai) starb Haydn infolge eines Kanonenschusses, den die am 10. Mai anrückenden Franzosen vor Wien abfeuerten und der seine altersschwachen Nerven unheilbar erschütterte. Das letzte, was er auf dem Klavier vier Tage vor seinem Tode gespielt hat, war sein Lieblingslied, die bekannte Volkshymne.

Johann Michael Haydn, auch zu Rohrau den 14. September 1737 geboren, gest. den 10. August 1806, sang als Knabe schon so trefflich, daß sich Maria Theresia für ihn interessirte. Ehe er 1762 nach Salzburg, seinem bleibenden Aufenthaltsorte kam — er war dort erst Director des erzbischöflichen Orchesters, später auch Concertmeister und Domorganist —, fungirte er, 20 Jahre alt, als Kapellmeister des Bischofs in Großwardein. Das Gehalt war an beiden Orten nur so mäßig, daß eine Haydn'sche Anspruchslosigkeit dazu gehört, dennoch mit ihm zufrieden und glücklich zu sein. M. Haydn war es stets; auch war er glücklich verheirathet mit der Tochter des salzburger Domkapellmeisters Lipp. Er starb 1806. Sein berühmtester Schüler ist C. M. von Weber. Die Zahl der von ihm hinterlassenen Werke ist groß. Meist sind es Kirchenmusiken, doch unter anderm auch 30 Symphonien. Wir empfehlen diese doppelte Künstlerskizze allen denen, die sich für die Gebrüder Haydn interessiren, al[s] reich an anziehendem Material. 14.

Aus dem deutschen Familienleben.

Deutsche Familien. Novellen aus dem Leben. Von Heinri[ch] Koenig. Zwei Bände. Wiesbaden, Kreidel. 1862. [8.] 2 Thlr. 20 Ngr.

Was schließt das Wort „Familie" nicht alles ein, Sce[nen] der rührendsten Liebe und Treue, Scenen der ergötzlichsten Freu[de] und bisweilen selbst des ausgelassensten Jubels, aber auch Sc[e]nen der Noth und Qual, der tiefsten Trauer, der erschüttern[d]sten Tragik, nicht selten auch des Lasters und selbst des Ve[r]brechens. Wenn eine gut geartete Familie um einen Neugeb[o]renen vermehrt wird, so herrscht da großer Jubel und m[an] feiert den kleinen Weltbürger, der nun, ohne es zu wissen, so u[nd] so lang der Hauptheld und die angesehenste Person des Hau[ses] ist, Familienfeste, in denen sich das sonst immer mehr zur My[the] verflüchtigende deutsche Gemüthsleben immer wieder erneuert; a[ber] wie viel Aufopferung, wie viel Mühe, wie viel schlaflose Näc[hte] kostet es einer wahrhaft liebenden Mutter, ihn emporzubring[en], und wie viel Thränen, wenn er erkrankt und trotz aller so[rg]samen Pflege stirbt und die Wiege beiseite gesetzt wird, bis [sie] sich etwa später wieder mit einem kleinen holden Wesen fü[llt]. Blickt in das Herz eines braven Familienvaters, der sich m[it] und sorgt und Tag und Nacht abarbeitet und mit fortdaue[rnder]

feindlichen Mächten ringt, ohne zu erliegen, ohne von der fruchtlosen Arbeit abzulassen: er ist ein Held, dem an Tapferkeit der gefeiertste Schlachtenheros nicht gleichkommt. Und welch ein mannichfaltiges, actenreiches Drama spielt sich in einer glücklichen und zahlreichen Familie ab, in deren Schose von allen Seiten Enkel oder gar Urenkel hervorwimmeln und Verlobungen, Hochzeiten, mit Einschluß einer silbernen und vielleicht selbst goldenen, Taufen und Weihnachts- und Geburtstagsfeiern immer wiederkehrende Anlässe sind, bei denen sich die Mitglieder der verschiedenen abgezweigten Familien um ihre Stammhäupter in Liebe und Eintracht versammeln. Aber auch nichts wieder trauriger als das klägliche Gegenbild, eine in sich zerfallene Familie, deren Mitglieder sich in einem permanenten Kriegszustande befinden, in der statt des Geistes der Liebe, der Geist des Haders, der Misgunst und der Schadenstiftung waltet und zuletzt vielleicht gar eine verbrecherische That das unendlich traurige Drama mit einer entsetzlichen Katastrophe schließt.

Heinrich Koenig, seit vielen Jahren einer unserer beliebtesten Erzähler, hat es im vorliegenden Werke unternommen, Scenen aus dieser so reichen und mannichfaltigen Welt darzustellen, und zwar auf dem Hintergrunde des deutschen Familienlebens, das bei vielen als das reinste, gemüthvollste und innigste gilt, obschon wir glauben, daß auch unter andern Völkern eine Mutter ihren Säugling mit derselben Zärtlichkeit liebt, wie eine deutsche, und ein Vater mit demselben Stolze auf einen wohlgerathenen Sohn blickt als ein deutscher. Aber Heinrich Koenig hat diesmal, wir gestehen dies offen, diesen unendlich reichen Schacht nicht in seinen eigentlichen Tiefen und wunderbaren Gegensätzen ausgebeutet, und wenn wir diese sieben Novellen lesen, von denen sich nicht weniger als sechs um Herzensconflicte junger Leute, mithin um die Heirathsfrage, um die Frage, ob sie sich „kriegen“ werden oder nicht, drehen, dann möchten wir dem alten Lichtenberg recht geben, der einmal behauptete: „Alles, was unsere Schriftsteller noch zu schildern vermögen, ist etwas Liebe, und auch diese wissen sie nicht in die etwas entferntern Verrichtungen des menschlichen Lebens zu verfolgen.“ Doch möchte allerdings die zweite Hälfte des Lichtenberg'schen Ausspruchs auf Heinrich Koenig nicht so ganz zutreffend sein; vielmehr weiß er die Liebe glücklicherweise auch in die „etwas entferntern Verrichtungen des menschlichen Lebens“ zu verfolgen.

Heinrich Koenig ist vorzugsweise ein moderner eleganter Novellist, und so bieten denn auch die hier gesammelten Novellen eine durchaus reinliche, fast nirgends verletzende Lectüre. Sie bewegen sich vorzugsweise in den höhern, gebildeten und wohlhabenden Gesellschaftsklassen, in denen, die mehr genießen als arbeiten und deren Sittlichkeit hauptsächlich auf der unter ihnen übereinkömmlichen anständigen Sitte beruht. Auch dies schon ist von Werth, denn wenn auch diese Art moderner Sittlichkeit keine besondere Tiefe hat und nicht auf sehr dauerhaften Grundlagen ruht, so trägt dieser ästhetische Comfort und Gesellschaftscultus doch dazu bei, das Leben zu veredeln und zu verschönern und wenigstens alle offenbaren Roheiten von ihm fern zu halten. Der Verfasser besitzt jedenfalls ein sehr zartes Gefühl für die weichern Regungen und Saitenschwingungen des Herzens, die er liebevoll zu beobachten und delicat darzustellen weiß. Seiner milden humanen Natur gemäß arbeitet er überall auf befriedigende, versöhnliche Ausgänge hin, und geht daher gewaltigen Leidenschaften und erschütternden Katastrophen vorsichtig aus dem Wege. Dabei steht ihm aber eine feine, schalkhafte und sehr ansprechende Ironie zu Gebote, wenn es gilt, halb in das Lächerliche überspielende Afterbildungen des Gesellschaftslebens, die an kleinen reactionären Fürstenhöfen grassirenden abgeschmackten Capricen und die in ihrem Dienste verwandten oder daraus entfernten Diplomaten und Militärpersonen zu kennzeichnen. Seine Charakteristik ist etwas umständlich, aber fein und sauber und dabei anschaulich.

Unter diesen Erzählungen war für unsern persönlichen Geschmack gerade diejenige die ansprechendste, in der es sich nicht um einen Liebesconflict handelt, die nicht in der vornehmern Gesellschaft spielt, und die zugleich eine der kürzesten ist, indem sie etwa nur zwei Bogen umfaßt; es ist die Erzählung „Ueber die Stolgebühr“, und sie ist sehr einfach. Der reiche Brauer Sachsenhuber, ein eifriger Protestant, ist Großvater geworden. Sein Schwiegersohn ist aber Katholik, und der Enkel, das stramme Söhnchen einer strammen Mutter, muß katholisch getauft werden. Das verdrießt den Großvater, und er beschließt, nur die gewöhnlichen Stolgebühren, bestehend aus drei Gulden, zu zahlen, während er 20 Stück Friedrichsdor einwickelt, um als Ehrengeschenk der Wöchnerin unter das Kopfkissen gelegt zu werden. Durch einen Zufall kommt aber letzteres in die Hände des Kaplans und die Stolgebühr unter das Kopfkissen, worüber begreiflicherweise Tochter und Schwiegersohn ebenso beschämt als höchlichst entrüstet sind. Meister Sachsenhuber begibt sich nun in Person zu dem Kaplan, der die Taufhandlung vollzogen, um ihm das Misverständniß zu enthüllen und die 20 Stück Friedrichsdor zurückzufordern. Dieser Kaplan war, wie es scheint absichtlich, für die paritätische Stadt gewählt worden, um den Protestanten gegenüber seine Kirche würdig und erbaulich zu repräsentiren; er war „schlank von Gestalt, das Gesicht in edeln Zügen von der Natur — möchte man sagen — absichtlich ausgebildet, um ein klerikales Gepräge, jenen sanften, milden, intuitiven Ausdruck anzunehmen, der das priesterliche Gesicht so eigenthümlich auszeichnet. Ein klangvolles Organ und ein schöner Anstand kamen dazu, dem jungen Geistlichen Gunst und Wohlwollen zugleich mit dem besten Vorurtheil zu erwecken.“ Dem Meister Sachsenhuber fällt es schwer sein Anliegen vorzubringen, denn er ist ein derber aber grundgemüthlicher Mann, also von echt deutscher Mischung, und als ihm der liebenswürdige Kaplan gesteht, daß er mit dem ihm wie vom Himmel durch des Meisters Hand bescherten „Röllchen“ seine arme kranke alte Mutter und seine Schwester unterstützt habe und ihm die noch übrigen zwei Friedrichsdor einhändigen will, da eilt der gute Sachsenhuber hinweg, indem er noch die Stolgebühr auf den Tisch legt und kaum fähig ist, seine Rührung zu verbergen.

Die übrigen Novellen und Erzählungen behandeln, wie schon bemerkt, Herzensconflicte, und in allen — und dies gerade verleiht dieser Sammlung einen eigenartigen Charakter — scheint mehr oder weniger die Lehre verkündet zu werden, daß Gleichartiges sich zueinander finden, Ungleichartiges voneinander fernbleiben solle, und daß es oft nur ein Zufälliges ist, was einem oder dem andern die Augen öffnet. Letzteres geschieht z. B. in der Erzählung „Eine erste Liebe“, die uns die schwächste und unbedeutendste der ganzen Sammlung zu sein scheint. Die Lösung des Problems wird hier durch ein etwas sonderbares und ziemlich kleinliches Motiv herbeigeführt: der Held der Novelle sieht nämlich zufällig diejenige, die er liebt oder vielmehr zu lieben glaubt, einmal etwas gierig und herzhaft in eine dickbestrichene riesige Brotscheibe beißen, was seiner Illusion ein Ende macht. Die Erzählung ist glücklicherweise nur kurz; aber es verlohnt sich nicht, über dergleichen auch nur einen Druckbogen zu lesen.

Diejenige Novelle, welche uns unter den übrigen durch ihre feine Ausführung am besten gefallen hat, ist die mit dem Titel: „Hildegard, das Sonntagskind.“ Hildegard, als Tochter einer gebildeten Witwe, die sich nach ihres Mannes Tode in ein Dörfchen zurückgezogen hatte, in halb bäuerlichen Beschäftigungen aufgewachsen, hat ein Verhältniß mit einem wohlhabenden jungen Landmann, der sich infolge seines Umgangs mit Höherstehenden einige Stichworte aus der Conversation der bessern Gesellschaft gemerkt und dadurch bei Hildegard das für sich günstige Vorurtheil eines nach höherer Bildung Strebenden erweckt hat. Seine bäuerische Roheit und Ungeschlachtheit tritt aber im Verlaufe der Zeit immer mehr zu Tage und damit auch die Unangemessenheit dieses Verhältnisses, das sich dann auch zerschlägt, worauf

Hildegard einem ihrer würdigen Gatten, dem Professor und Maler Steinbrück in die Arme geführt wird. In Alois Gutwein und dem Colloquium der Zeitungen lesenden und darüber debattirenden Bauern sind wol die Gefahren der bloßen Zwitterbildung und der über ihren Stand Hinaustrachtenden zur Anschauung gebracht. Unter den Personen sind namentlich Hildegard, ein Bild von seltener Anmuth, und die resolute Frankfürterin, Madame Elfenich, trefflich gelungen. Ueberhaupt ist der Verfasser in der Zeichnung weiblicher Charaktere besonders glücklich.

In „Nichte und Tante" schwankt ein junger Gelehrter, Doctor Hülsenbeck, in der Unklarheit, ob er die liebenswürdige Witwe eines Professors, dessen Nachfolger er an dem betreffenden Gymnasium wird, oder deren Nichte liebt. Der Conflict löst sich dadurch, daß auch hier sich das Gleichartigere zueinander findet, nämlich Hülsenbeck und die Professorswitwe, die ihm bereits im stillen ihre Neigung geschenkt hat, während die Nichte einen Fabrikantensohn heirathet, mit dem sie schon längst, ohne daß Hülsenbeck eine Ahnung davon hatte, in einem zärtlichen Verhältniß stand.

Complicirter ist die Erzählung „Wider Erwarten". Ein adeliches Fräulein, Agnes von Behring, ist einem Herrn von Aldenhoven, einem widerlichen blasirten Roué, bestimmt und halbwegs verlobt, wird aber schließlich von ihm befreit und vermählt sich einem Doctor Anton Melzer, sodaß auch hier das Gleiche sich zum Gleichen findet. Wir werden in dieser Novelle auch in größere Verhältnisse eingeführt. Sie spielt in einem deutschen Herzogthum, dessen Regent die Gewohnheit hatte, „seiner nächsten Umgebung, die ihn gar oft seiner Fürstlichkeit entkleidet zu sehen bekam, durch die Kraft seines Armes Ehrfurcht einzuflößen. Wie vorsichtig und zurückhaltend auch Herr von Aldenhoven sich benahm, hatte er doch öfter die Wahrheit eines lateinischen Spruchs zu erleben, der ihm, wie ein Fingerzeig auf seine Zukunft, im Gedächtniß geblieben war: An nescis longas regibus esse manus? Weißt du nicht, daß die Fürsten einen langen Arm haben?" Auch nach England versetzt uns diese Novelle, und wir lernen bei dieser Gelegenheit die englische Geselligkeit nicht von der erquicklichsten Seite kennen; es wird jedoch erlaubt sein, hierüber eine etwas andere Ansicht zu hegen. Man muß, glauben wir, in dieser englischen Geselligkeit mit aufgewachsen und mit ihr von früh auf innig verwachsen sein, um ihren wahren Werth zu schätzen und auch in ihr einen jener bedeutsamen Factoren und eine jener soliden Grundlagen zu erkennen, die dazu beitragen, Englands politische Größe und seine Freiheiten zu fördern. Wer an ein dissolutes Wesen gewöhnt ist, wird leicht dazu aufgelegt sein, politische Freiheiten zu misbrauchen, während der an ein strenges Familien- und Gesellschaftsgesetz Gewöhnte damit zugleich die Fähigkeit erwirbt, sich dieser Freiheiten mit Maß und Weisheit zu bedienen. Ein ärmlicher Ersatz und Nothbehelf ist es jedenfalls, den in ihren „gesellschaftlichen Fesseln und Fußeisen einherstolpernden" Briten gegenüber uns mit unsern freiern, um nicht zu sagen etwas dissoluten Lebensformen zu brüsten, und ohnehin bewegt sich der Brite in seinen „Gesellschaftsfesseln" frei und würdig, während der Festländer leicht seine Selbstbeherrschung und besonnene Haltung verliert, oder, wo es die Etikette aufrecht zu erhalten gilt, erst mühsam nach den nöthigen Formen sucht und dann leicht steif, ängstlich und gezwungen erscheint. So widerliche und ganz gemeine Roués, wie dieser Herr von Aldenhoven ist, der mitten in gebildeter Gesellschaft anständige Märchen mit unanständigen Anträgen verfolgt, liefert die englische Gesellschaft kaum; man begegnet ihnen wenigstens in englischen Romanen nicht, und englische Romanleserinnen würden sie auch sicherlich unerträglich finden. Vergessen dürfen wir übrigens nicht, daß der Verfasser Süddeutschland angehört, wo die Lebensformen auf der Basis eines namentlich auch bei den Frauen hervortretenden mehr gemüthlichen Temperaments, naiv menschlicher Liebenswürdigkeit und eines taktvollen Instincts, mehr als im Norden ebensowol vor Gezwungenheit und Gekniffenheit, als vor Saloperie und Dissolutheit geschützt sind. Viel weniger findet man wenigstens in gewissen Theilen des deutschen Südens solche Individuen, welche im öffentlichen Lebensverkehr auch die Ansprüche, die ihnen etwa Stand, Amt, Titel, Reichthum oder vielleicht nur vermeintliches überlegenes Wissen verleihen, geltend zu machen suchen und respectirt sehen wollen.

Die Erzählung „Ein geprüftes Herz" versetzt uns nach Frankfurt am Main, in das Haus der Frau Sabine Martens und ihrer Tochter Betty, die nach dem Wunsche ihrer reichen Brüder den an die Spitze eines bedeutenden Etablissements in Offenbach als Compagnon zu stellenden Buchhalter Orlichs heirathen soll. Sie selbst fühlt eine Art Neigung für einen Gutsbesitzer von Dahlen, und bildet sich, als dieser sie einmal allein zu sprechen wünscht, ein, daß er kommen werde, sie um ihre Hand zu bitten. Dahlen richtet aber an sie den Wunsch, bei einer ihrer Freundinnen, die er liebt, die Vermittlerin für ihn zu sein. Betty fühlt sich unwillkürlich erleichtert und sagt sich im stillen, daß sie ihn doch nicht eigentlich geliebt habe. Später, zur Zeit der Parlamentseröffnung, kommt sie bei jenem Auflauf, wobei der bekannte Demokrat Metternich dem Zuge der Constitutionellen die Fahne entriß und mit Füßen trat, mit ihrem Wagen so ins Gedränge, daß sie durch die Glassplitter des Wagenfensters an der Schulter verwundet wird. Ein Fremder, Dr. Lehfeldt, derselbe, der den Metternich für seine brutale Handlung zu Boden schlug, springt hinzu, untersucht die Wunden und behandelt die junge Dame ärztlich. Der Conflict dreht sich nun darum, daß Frau Martens und ihre Tochter beide dem liebenswürdigen Arzte ihre Neigung schenken, bis sich auch hier alles in Wohlgefallen auflöst und die für einander Bestimmten und Passenden, Betty und Lehfeldt, zusammengeführt werden. Wir erwähnen noch, daß Frau Martens die Protectorin der Künstler, Musiker und Maler spielt, und zwar einer ganz besondern Sorte von Künstlern und Schriftstellern, denn es heißt von ihnen: „Man ließ sich die Aussprüche der Hausfrau um ihrer Flaschen willen gern gefallen, und beide waren stark moussirend. Am Schluß der lustigen Abende öffnete sich dann den Abgehenden ein breiter Cigarrenkasten mit echten Havannacigarren, die unterwegs manche böse Nachrede in ihren Wohlgeruch hüllten." Ueberhaupt athmen wir hier in einer etwas aristokratischen und zwar nicht blos durch den Duft echter Havannacigarren aristokratisch gewordenen Atmosphäre. Anton Martens z. B. äußert sich über die „neuen Apostel", die demokratischen Volksredner, mit folgenden Worten: „Mir haben sie den Appetit verdorben! Sie geben so viel abgeschmacktes, abgestandenes Zeug von sich, daß es zum Ekel wird. Sie hätten im Wolfseck hören sollen, Frau Mutter, wie die Sprecher auf der Tribüne wütheten. Ich glaubte mich in eine Menagerie versetzt und einen Tiger oder eine Hyäne im Käfig zu sehen, wenn die Abfütterung vor sich gehen soll, und der zottige Eisbär den Kopf an den Stäben hin- und herreibt. In der untern Wirthsstube fanden wir ein halb Dutzend Turner, die heiser waren und keinen Ton mehr hervorbringen konnten."

Auch in der von uns zuletzt zu erwähnenden Erzählung „Eigene Wege" werden schließlich diejenigen, welche zueinander gehören, glücklich zusammengebracht, nachdem Gustav, der Liebhaber Josephinens, eine Landrathsstelle erhalten. Diese erhielt er aber, nicht ohne eine vom höhern sittlichen Standpunkt kaum zu billigende List angewandt zu haben, durch die er seinen Vorgesetzten, einen allerdings nach nicht sehr löblichen Grundsätzen lebenden und handelnden General zu dessen nachherigem Verdruß und Aerger hinterging; aber es ist die durch Erfahrung erworbene Ansicht Gustav's: „Es gibt bei uns einmal kein offenes Ringen des Verdienstes." Die Erzählung gewinnt dadurch einen gewissen zeitgeschichtlichen Hintergrund, daß sie uns gestattet, einzelne nicht sehr erfreuliche Blicke in die Regierungsfäulniß irgendeines deutschen Herzogthums zu thun. Daß Gustav sich als Gärtnerbursche in die Familie des Mannes, dessen Tochter Josephine die Seine werden soll, einzuführen weiß und diese

Rolle mehrere Tage durchführt, ist übrigens ein ziemlich verbrauchtes Motiv, das man sich höchstens noch in einem auf blos spaßhafte Unterhaltung berechneten Theaterstückchen gestatten darf.

Schließlich möchten wir noch einer Bemerkung Neumayer's, des Vaters von Josephine, gedenken. Dieser versichert einmal, daß er auf eine gute Hausbibliothek halte, und fährt dann fort: „Von den so beliebten Romanen — nur Anerkanntes, Gediegenes, was uns wahres Leben, das heißt, wirkliches in höherer Bedeutung darstellt, und was man daher immer wieder lesen kann. Nichts aus Leihbibliotheken! Ich halte es nämlich mit dem Geschmack, der in Deutschland noch nicht Fuß fassen will, daß ziemlich vermögende Leute auch etwas auf Bücher verwenden. Bei uns schämen sich selbst wohlhabende, in Luxus lebende Männer und Frauen nicht, irgendein gerühmtes Buch sogar von dem Verfasser selbst, wenn er zu ihren guten Bekannten gehört, geliehen zu verlangen, um auch an einem Hausfreunde die Lesegebühren zu sparen, die ihnen sonst die Leihbibliothek kostet, aus der allein sie lesen." — „Vergessen Sie aber auch nicht, Herr Neumayer", erwiderte Gustav, „welche Anhänglichkeit Bücher aus einer fleißig besuchten Leihbibliothek haben, wenn sie erst durch ein paar Dutzend Hände gegangen sind — sie bleiben gar zu gern an zarten Damenfingern kleben. Es geht ihnen, wie viel umhergeworfenen Menschen: Ach, wenn sie doch irgendwo bleiben könnten, wenn sie wo daheim wären!"

Es gibt in Deutschland Literaturmäcenatinnen, welche den von ihnen protegirten Autoren keine andere Aufmunterung zu bieten wissen, als die man ihnen durch eine dann und wann vorkommende Einladung zu einem Diner, Souper, einer ästhetischen Theegesellschaft, einer langweiligen Vorlesung u. s. w. zu Theil werden läßt. Die Autoren, unter denen es vielleicht manchen gibt, der nicht weiß, wo er am nächsten Tage das Geld für seinen Mittagstisch hernehmen soll, werden dadurch genöthigt, einen vielleicht nicht ganz unbeträchtlichen Theil ihres sauer verdienten kärglichen Honorars auf Instandhaltung einer salonmäßigen Garderobe, auf Trinkgelder u. s. w. zu verwenden, ganz abgesehen von dem Verlust an kostbarer, bei solchen Soiréen nicht immer sehr anregend und lehrreich verbrachten Zeit. Damit nicht genug — sie müssen auch noch ihr Couvert und ihre Flasche Wein bezahlen, und zwar dadurch, daß sie der Mäcenatin ein Exemplar von jedem Buche, das sie herausgeben, zu verehren nicht umhin können; und so mag es denn wol zuweilen vorkommen, daß es ihr geht, wie der Frau Martens, der von Koenig geschilderten Literatur- und Kunstmäcenatin, die ihre echten Havannacigarren nur dazu hergab, daß „manche böse Nachrede" der nach Hause Wandernden in deren Wohlgeruch eingebüßt wurde, wie wenig wir auch diese Sitte bei eben „Abgefütterten" billigen möchten. Eine eigentliche Bibliothek oder gar ein besonderes Bibliothekzimmer haben jene Damen nicht; höchstens liegen auf einem Tische ein paar Albums und sonstige Nova aus, die sie auf dem Schenkwege erhalten haben. Man besuche nur die Behausungen unserer reichen Kaufleute, Rentiers, Particuliers, Fabrikbesitzer, Landedelleute — wie selten wird man eine Büchersammlung finden, die auf den Namen einer Bibliothek irgend Anspruch machen kann, wie oft dagegen liest man in englischen Romanen, daß der Baronet so und so in dem oder jenem Moment gerade behaglich in seinem Bibliothekzimmer gesessen habe. Denn ein solches gehört nothwendig in England zu einer anständigen Haushaltung — es ist vielleicht „ein kleines Gemach, hell und freundlich, mit vielen Lehnstühlen und Sofas um den Kamin herum. Eine Wand ist ganz durch Bücherschränke eingenommen" u. s. w., wie es uns ein Deutscher, der einen englischen Landsitz besuchte, vor einiger Zeit in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" beschrieben hat. Ein bairischer Autor, Ludwig Steub scheint zwar anzunehmen, daß die üble Gewohnheit, Bücher zu leihen und nicht zu besitzen, nur bei den altbairischen Adels- und Geldmagnaten herrschend sei; aber sie findet sich auch anderswo.

H. M.

Populäre Schriften von Gelehrtenvereinen.

1. Oeffentliche Vorträge, gehalten von einem Verein akademischen Lehrer zu Marburg. Erste Abtheilung. Zwei Bände. Stuttgart, Frankh. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese beiden Bände schließen 13 Reden in sich, welche wahrscheinlich vor einem gemischten Kreise gebildeter Zuhörer von den Professoren der Universität gehalten worden sind; doch fehlt dem Werke eine Vorrede, welche hierüber Gewißheit bringen könnte. Vielleicht sind auch die Reden ursprünglich einzeln gedruckt und ausgegeben und es ist dann erst später der Entschluß zu einer Gesammtausgabe entstanden, denn jede ist noch für sich numerirt und schließt sich als ein alleinstehendes Ganzes ab. Das Vereinigungsband besteht nur äußerlich in dem Titel und in dem Umschlag, der auf seiner Rückseite das Inhaltsverzeichniß für beide Bände enthält.

Die Reden sind aber sehr gut und verdienen der Beachtung ganz besonders empfohlen zu werden. Der Stoff einer jeden Rede ist von allgemeinem Interesse und ihre Durchführung ist fesselnd und befriedigend für die gebildeten Denker aller Sphären. Die Sprache ist leicht und gefällig, bei einigen sogar ausgezeichnet durch rhetorische Feinheit. Nirgends zeigt sich das Herbe, Breite und Lange in der Ausführung, womit die Professoren der deutschen Hochschulen sich früher so charakteristisch geberdeten. Und dabei ist doch alles mit wissenschaftlicher Tiefe begründet und vor der geschwätzigen Oberflächlichkeit bewahrt, welche so widerlich viele unserer heutigen sogenannten Volksschriften kennzeichnet. Man sieht es hier klar, daß unsere deutschen Fachgelehrten es nicht mehr unter ihrer Würde halten und es auch recht gut verstehen, dem Bedürfniß der Zeit Rechnung zu tragen, wonach ihre Gelehrsamkeit auch praktisch fruchtbar gemacht und zu einem Gemeingut für das Gesammtleben verarbeitet werden muß. Auch stehen diese Leistungen schon nicht mehr so vereinzelt da, sie reihen sich denen von Berlin, München, Heidelberg u. s. w. würdig an und versprechen eine baldige viel lebhaftere Weiterentwickelung. Das ist ein gutes Zeichen für den Bildungsfortschritt unsers Vaterlandes. Man blickt ja wol mit hoher Achtung auf die deutschen Universitäten als den Sitz der gediegensten Gründlichkeit im Wissen, und hat schon lange gehofft, daß sich diese Gelehrsamkeit auch flüssig machen möchte für die gebildeten Denker des Volks; denn es ist ein längst bekannter Erfahrungssatz, daß nur der recht eigentlich Beruf hat, populär zu reden und zu schreiben, welcher sein Wissen durch selbständiges Forschen tief begründet hat und es in jeder Beziehung frei und ganz beherrscht. Es ist nun dieser Hoffnung, dieser Erwartung schon von vielen Seiten ein Genüge geschehen, aber es kann noch viel mehr geleistet werden. Wir begrüßen daher das vorliegende Werk als ein erfreuliches Zeichen des allgemein gewünschten Fortschritts der Popularität unserer deutschen Hochschulen.

Diese „Oeffentliche Vorträge" kündigen sich als erste Abtheilung an und bilden wahrscheinlich den ersten Jahrescyklus von Vorlesungen, sodaß darin die Hoffnung zu noch folgenden Jahrgängen liegt, wozu wir dem gebildeten Publikum nur Glück wünschen können. Der Inhalt des ersten Bandes ist: 1) „Die Entwickelung des Monotheismus bei den Griechen", von E. Zeller; 2) „Julian, der Abtrünnige", von W. Mangold; 3) „Dante und die göttliche Komödie", von K. Justi; 4) „Hernando Cortes" von Th. Waitz; 5) „Wilhelm von Oranien", von E. Hermann; 6) „Papst Pius VII.", von C. F. Th. Henke; 7) „Das finnische Volksepos Kalewala", von J. Cäsar. Der zweite Band enthält: 1) „Ueber Wahrscheinlichkeit", von Schell; 2) „Wind und Wetter", von Müllner; 3) „Ueber die Entdeckung des Sauerstoffs", von Bromeis; 4) „Das Gehörorgan", von Claudius; 5) „Die Quelle der Kräfte des Lebens im Körper der Menschen und Thiere", von F. W. Henke; 6) „Ueber die Getränke", von Heusinger.

Wir beschränken unsere Besprechung der ersten Reihe von Reden nur auf Henke's Vortrag über Papst Pius VII. Er hat gerade in unsern Tagen ein ganz besonderes Interesse, da die

jetzige folgenreiche Verwicklung Napoleon's III. mit dem Papste sehr viele Vergleichspunkte mit den Kämpfen darbietet, welche Napoleon I. mit Pius VII. durchfochten hat. Am Ende des 18. Jahrhunderts schien das Papstthum vernichtet zu sein. Pius VI. war als Gefangener nach Frankreich geschleppt. Napoleon hatte ihm den ganzen Staatsschatz und die nördlichen Provinzen abgenommen. Er sprach im Uebermuthe seiner italienischen Siege dem Directorium zu Paris die Hoffnung aus, daß nach diesen Verlusten „Rome ne peut plus exister, cette vieille machine se détraquera toute seule“. Dazu war nun auch die Beseitigung des Papstes nöthig. Durch französische Agitation wurde in Rom ein Straßenlärm erzeugt, wobei ein General Duphot von der päpstlichen Wache erschossen wurde. Dies diente als Vorwand, daß man 1798 Rom durch Berthier erobern ließ. So wurde der ganze Kirchenstaat in eine römische Republik umgewandelt. „Man wählte Consuln, Aedilen, Censoren, und zeigte dem Papste an, daß die Republik hergestellt und sein Reich zu Ende sei; er bat, ihn in Rom ruhig sterben zu lassen, aber ein Sohn Albrecht Haller's riß ihm seinen Ring ab und sagte ihm, «sterben könne er überall, er reise ja sonst gern, wenn er nicht willig folge, werde man Gewalt brauchen». Er wurde zuerst nach Siena geschleppt, dann nach Florenz, dann 1799, während die Aerzte erklärten, daß er nicht mehr zu transportiren sei, von Turin nach Frankreich. Auf einer Bahre wurde er über den Mont-Genèvre getragen, und die Husaren boten ihm ihre Pelze gegen die Kälte an. Von Valence sollte er auch schon wieder aufgeladen werden, aber da schützte den Zweiundachtzigjährigen der Tod am 29. August 1799. Ein Protestant ließ ihm ein kleines Denkmal auf dem Kirchhofe zu Valence setzen. Es schien das Denkmal des letzten Papstes und das Ende des Jahrhunderts auch das Ende des Papstthums zu sein.“

Der Cardinal Chiaramonti wurde aufs neue zum Papste gewählt; er nannte sich Pius VII. im Andenken an seinen unglücklichen Vorgänger. Diese Wahl hatte der kluge und beredte Priester Consalvi zu Stande gebracht, welcher von dem neuen Papste zum Staatssecretär erwählt wurde. Der Verfasser entwickelt nun ein sehr lebendiges Gemälde von der dreiundzwanzigjährigen Regierung Pius VII. und theilt dasselbe in drei Gruppen, wovon die ersten sechs Jahre sich auf die Bestrebungen zur Wiedergewinnung dessen beziehen, was unter dem unglücklichen Vorgänger verloren gegangen war; die folgenden acht Jahre beziehen sich auf die Niederlage, welche Pius VII. noch viel stärker hat erleben müssen als sein Vorgänger, und die letzten zehn Jahre auf das glänzende Wiederaufblühen der Regierung des Kirchenstaats nach dem Sturz Napoleon's I.

Wir lenken unsere Aufmerksamkeit auf die mittlere Gruppe, weil sie am meisten Beziehung zu der Gegenwart hat. Napoleon hatte von Wien aus durch ein Decret vom 17. Mai 1809 dem ganzen Kirchenstaate ein Ende gemacht. Der Papst antwortete hierauf durch Bann und Anathema über die Urheber der Besetzung des Kirchenstaats. Aber nun folgte ein furchtbares Zusammentreffen. „Französische Soldaten schlugen in der Nacht des 6. Juli 1809 mit Beilen die verschlossenen Thore des quirinalischen Palastes ein. Der General Radet trat in das Zimmer des Papstes und forderte ihn auf, der Regierung über Rom und den Kirchenstaat zu entsagen oder ihm als Gefangener zu folgen, indem er sich wegen des schweren Auftrags mit seiner Pflicht gegen den Kaiser entschuldigte. «Sie, Herr General», antwortete der Papst, «haben diesen Befehl des Kaisers ausführen zu müssen geglaubt wegen des ihm geleisteten Eides der Treue und des Gehorsams; bedenken Sie also, wie wir die Rechte des Heiligen Stuhls vertreten müssen, an welchen wir mit so vielen Eiden gebunden sind; wir können nicht abtreten, was uns nicht gehört; die weltliche Herrschaft gehört der römischen Kirche, wir sind nur ihre Verwalter; der Kaiser kann uns in Stücken hauen lassen, aber dies wird er nicht von uns erlangen.» Er wurde mit dem Cardinal Pacca vor dem Thore des Quirinals in einen verschlossenen Wagen geschafft und darin nicht, wie ihm anfangs verheißen wurde, zum General Miollis, sondern sogleich aus der Stadt und weiter geschafft, aber fast heiterer als einst zur Krönung fuhr er weiter. Beide, Pius und Pacca, ohne Gefolge und Gepäck, blieben in denselben Kleidern; als sie einander ihre Baarschaft zeigten, so beschreibt es Pacca selbst, mußten sie doch lächeln, wie apostolisch arm man sie reisen lasse, denn der Papst hatte nur 1 Papetto (2 Paoli) und Pacca nur 15 Bajocchi bei sich; aber mehr noch trösteten sie sich gegenseitig damit, daß ihnen die Publication des Bannes gerade noch soeben gelungen sei.“

In Grenoble trennte man Pacca vom Papste und hielt ihn vier Jahre auf der Festung Fenestrella gefangen, wo noch viele andere geistliche und weltliche Renitenten Napoleon's festgehalten wurden. Den Papst führte man nach Savona. Der „Moniteur“ kündigte an, daß Italien von nun an zur Einheit gelangt sei, da der Kirchenstaat ihm jetzt einverleibt wäre. Die weltliche Herrschaft habe den Papst zu oft verleitet, mit den Feinden Frankreichs zu conspiriren. Napoleon wählte neue, seinem Systeme zugethane Bischöfe, sie bedurften indeß der kanonischen Institution des Papstes, welche aber von diesem ganz entschieden verweigert wurde. Man verschärfte die Haft durch Entziehung aller Schreibmaterialien, durch ärmliche Kost und durch eine beständige Ueberwachung von einem Gensdarmenoffizier. Hierdurch und auch durch mancherlei Ueberredungskunstgriffe erlangte man endlich die Zustimmung des Papstes, den 27 von Napoleon erwählten Bischöfen die Institution zu ertheilen. Im Jahre 1812 wurde der Papst nach Fontainebleau geführt, um ihn sicher zu stellen vor den englischen Kriegsschiffen. Hier wurde er auch wieder fürstlich bewirthet. Da kam 1818 Napoleon plötzlich selbst zu ihm und wußte ihn mit der ganzen Fülle der Beredsamkeit und Liebenswürdigkeit für seine Plane zu gewinnen. „Im Concordat von Fontainebleau vom 25. Januar 1813 nahm der Papst statt seiner vormaligen Besitzungen die zwei Millionen Franken jährlicher Einkünfte an, versprach in Frankreich und im Königreich Italien das Papstthum zu verwalten wie sein Vorgänger, und willigte ein, daß, wenn sechs Monate nach Ernennung eines Bischofs die kanonische Institution des Papstes nicht gegeben sei, der Metropolitan sie statt des Papstes geben könne.“ Der Papst beklagte später dieses Concordat als einen Beweis seiner unverzeihlichen Schwäche, und als nun gleich darauf Napoleon's Reich zerfiel, so hatte auch damit das Concordat sein Ende erreicht. Napoleon blickte auf seinen Sieg mit dem Papste später noch oft zurück, und beklagte es sehr, daß er denselben nicht ganz habe zu Ende führen können, denn es sei seine Absicht gewesen, dem Papste einen noch höhern Glanz zu verleihen als er je besessen; er habe ihn bei sich behalten wollen, um Paris auch zur Hauptstadt der ganzen Christenheit zu machen, sodaß hinfort die politische und religiöse Welt nur von ihm regiert wäre. Nun, wir kennen auch andere Träume des großen Gefangenen auf St.-Helena, und wissen sehr wohl, wie unzuverlässig und wankelmüthig ihre Grundlage war.

Die Reden des zweiten Bandes eignen sich zwar ebenfalls vortrefflich zur speciellen Besprechung und Mittheilung, wir müssen aber doch davon absehen, weil der uns zugemessene Raum kein tieferes Eingehen gestattet. Wir bemerken nur noch im allgemeinen, daß das populäre Wort Schell's über Wahrscheinlichkeit, W. Henke's über die Quelle der Kräfte des Lebens, daß die leichtfaßliche Theorie der Drehungsgesetze des Windes von Wüllner, daß Hensinger's diätetische Ansichten über Getränke, und überhaupt alle Reden des ganzen Werks der Art sind, daß man ihnen gern die vollste Aufmerksamkeit schenkt, denn sie zeigen den Fortschritt der Wissenschaft und ihre Anwendung aufs Leben ebenso belehrend als unterhaltend. Darum wird es ihnen gewiß nicht an einer guten Aufnahme fehlen.

2. Die gesammten Naturwissenschaften. Für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lottner, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Noggerath, Quen-

stedt, Romberg und von Rußdorf. Eingeleitet von Hermann Masius. Zweite verbesserte und bereicherte Auflage. Drei Bände. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und drei Sternkarten. Essen, Bädeker. 1860—62. Gr. 8. 10 Thlr. 20 Ngr.

Man hat über dies ebenso umfangreiche als gründliche Werk schon seit Jahren ein günstiges Urtheil gefällt, und die bald nach seiner ersten Ausgabe nöthig gewordene zweite Auflage liefert zugleich einen thatsächlichen Beweis für die Richtigkeit desselben. Auch unsere Ansicht über das Buch ist im allgemeinen eine auf Beifall gestützte, und es macht uns Freude, dies hier aussprechen zu können.

Das Werk ist Alexander von Humboldt gewidmet und es wird auch ein Schreiben des großen Mannes an den Verleger bei Annahme der Dedication sowol in der Nachbildung seiner Handschrift als auch im Typendruck mitgetheilt. Der Brief hat besonders einen charakteristischen Ausspruch. „Die begonnene Schrift", heißt es nämlich, „wird ein Gegengift sein für die vielen inhaltleeren populären Schriften, mit denen Deutschland mehr als die Nachbarstaaten überschwemmt ist, in denen freilich «die Begeistigung des Tannenholzes» sich auch forterhält." Daneben wird dann ein kurzes aber sehr treffendes Lebensbild des verstorbenen „Großmeisters der Naturwissenschaften" zur Darstellung gebracht, welches auch zugleich in dem ernsten Tone eines Nachrufs gehalten ist. „Am 6. Mai 1859 starb Alexander von Humboldt", heißt der Schluß. „Auf die Kunde von seinem Tode beschloß Frankreich seinem großen Ehrenbürger ein Standbild zu errichten, und in wenigen Jahren wird sein Monument auch die Hauptstadt Preußens schmücken. Die Nationen leisten damit den Zoll der Dankbarkeit. Aber wenn man erwägt, daß dieser Genius aus einem Jünger der Naturwissenschaft sich zu ihrem Lenker und Meister erhoben, daß er sie zu neuen Zielen emporgetragen und ihr neue ungeahnte Reiche erobert hat, und daß fast kein Punkt unsers Planeten ist, der nicht an ihn erinnern könnte, so darf man sagen: Er bedarf keines Denkmals, die Erde ist sein Denkmal." Hieran schließt sich dann eine Einleitung zum ganzen Werke, welche aus der gewandten Feder von Hermann Masius geflossen ist, der sich durch seine anmuthigen „Naturstudien" einen so geachteten Namen in Deutschland errungen hat. Wahrscheinlich rührt auch die vorangehende Lebensskizze und der ernst begeisterte Nachruf von ihm her. Es konnte dies nicht leicht einer würdigern Hand anvertraut werden.

Der Inhalt des ersten Bandes ist: 1) „Physik und Meteorologie", von Karl Koppe; 2) „Die physikalische Technologie, wobei die Lehre von den Dampfmaschinen", von C. L. Moll; 3) „Die elektrische Telegraphie, Galvanoplastik, Daguerreotypie und Photographie", von C. Nauck; 4) „Die Chemie und chemische Technologie", von J. Gottlieb. Der zweite Band enthält: 1) „Grundzüge der Physiologie", von E. von Rußdorf; 2) „Zoologie", von H. Masius; 3) „Botanik", von Dippel. Der dritte Band schließt in sich: 1) „Mineralogie", von Quenstedt; 2) „Geognosie und Geologie", von J. Noggerath; 3) „Bergbau und Hüttenkunde", von F. H. Lottner; 4) „Das Meer", von H. Romberg; 5) „Die Astronomie", von Mädler. Hieraus erkennt man schon, daß das Werk einen großen Umfang hat und beinahe das ganze Gebiet der gesammten Naturwissenschaften beherrscht; auch weiß man, daß die Mitarbeiter Gelehrte sind, die einen geachteten Namen haben, von denen nur Gediegenes zu erwarten stand. Das wird ausreichen, dem Werke auch eine fernere günstige Aufnahme zu sichern.

Heinrich Birnbaum.

Sebastian Castellio.

Die Lessing'schen Rettungen sind berühmt seit langen Zeiten, die Röve'sche Rettung des Herrn Hauptpastor Goeze hat erst durch August Boden eine Art von Celebrität erlangt, aber es ist eine traurige Celebrität. Nicht ihrer Form nach, darin ist sie nicht ausgezeichnet, aber ihrem Resultat nach ist an die Seite der Lessing'schen Rettungen die zu setzen, welche einem als Theolog wie als Philolog wackern Gelehrten der Reformationszeit, Sebastian Castellio, dem seines großen Gegners Calvin wegen so lange Zeit hindurch verkannten und verleumdeten Mann, jetzt durch einen schweizerischen Gelehrten, J. Mähly, zu Theil geworden ist.*) Castellio steht mit seinen Ansichten auf dem Boden der Gegenwart, er ist seiner Zeit weit vorangeeilt; weil aber die Häupter der schweizerischen Reformation an ihren Grundsätzen starr festhaltend in ihm keinen geschmeidigen unterwürfigen Diener, sondern einen ernsten selbständigen Forscher fanden, griffen sie ihn mit den ungerechtesten Waffen an, verleumdeten, verfolgten ihn in seiner bürgerlichen Existenz, und ließen ihm auch nach seinem Tode noch keine Ruhe. Der Nimbus, welcher jene umstrahlt, hat Castellio's Charakter in ein falsches Licht gestellt; es ist ein nicht genug zu schätzendes Verdienst der neuen Geschichtschreibung, daß Namen ihr nichts gelten, daß allein die actenmäßige Wahrheit für sie gilt, und auf selbst neue handschriftliche Urkunden des baseler Rathsarchivs hauptsächlich gestützt, wie mit sorgfältiger Benutzung aller frühern Literatur hat uns nun J. Mähly ein getreues Bild des unglücklichen Kämpfers für Freiheit der Forschung gegeben.

Sebastian Castellio war geboren 1515, nicht in Chatillon, wie man vielfach angenommen, sondern im Dorfe Saint-Martin du Fresne, eine halbe Stunde von Nantua im Departement de l'Aisne, damals savoyisch. Als Autodidakt bildete er sich in Lyon aus. Hierauf finden wir ihn kurze Zeit in Strasburg bei Calvin, auf dessen Empfehlung er 1541 als Rector des Collége-de-Rive nach Genf berufen wurde mit der Verpflichtung zugleich zu predigen. Bald gerieth er mit Calvin wegen theologischer Ansichten in Streit und es ward ihm das Predigen untersagt. Er nahm seine Entlassung (falsch ist, daß er abgesetzt sei) und begab sich nach dem toleranten Basel. Hier war aber sein Leben ein sehr kümmerliches, der Noth wegen mußte er sich selbst mit Handarbeiten abgeben, dabei arbeitete er an seiner trefflichen lateinischen Bibelübersetzung, fünf Jahre lang; das ganze Honorar betrug 70 Thaler; für die französische Uebersetzung erhielt er zwei Jahre lang wöchentlich einen Gulden, ein drittes Jahr arbeitete er umsonst. Bei seiner Arbeit war ihm Reinheit und Klarheit des lateinischen Ausdrucks Hauptsache, nicht ein wörtliches Wiedergeben, und während Melanchthon sich sehr anerkennend aussprach, verfolgten ihn gerade jener Eigenschaft wegen die Genfer giftig.

Im Jahre 1552 erhielt er eine öffentliche Anstellung, die griechische Professur, war aber schlecht besoldet; wegen seiner Schrift über die Prädestination, die Calvin's gefährliche Schroffheiten beleuchtete, nahmen die Genfer von neuem den Streit auf. Als 1554 dem Rathe zu Genf ein pseudonymes Libell gegen Calvin zugeschickt wurde, nannte Calvin fälschlicherweise Castellio als Verfasser, und besonders hart setzte ihm Beza zu. Nach dem Feuertode Servet's 1553 erschien ein Buch: „Martinus Bellius de non puniendis gladio haereticis" (1554), eine Sammlung von Autoritäten, wie Luther, Augustinus u. a., gegen die Ketzerverbrennung, mit der Vorrede des pseudonymen M. Bellius, welche Anspielungen auf Servet enthielt. Beza bezeichnete sofort Castellio als diesen M. Bellius, neben ihm hätten Lälius Socinus und Cölius Curio an dem Werke gearbeitet. Das Buch und besonders die Vorrede verwirft die subtilen theologischen Fragen als eitles Spiel, man solle die Hauptpunkte der christlichen Religion festhalten, die Nebenpunkte würden doch stets streitig bleiben; dagegen solle man darauf bedacht sein, ein gottseliges Leben zu führen. Daß nun Castellio der Verfasser dieses Buchs sei, dafür sprechen allerdings innere und äußere Gründe, es gereicht ihm aber nur zum Ruhme; sein mannhaftes Auftreten für die Toleranz gegen Calvin's Schroffheit, Starrheit, ja Grausamkeit verdient alles Lob

*) Sebastian Castellio. Ein biographischer Versuch nach den Quellen von Jakob Mähly. Basel, Bahnmeier. 1863. 8. 27 Ngr.

und das Buch kann als ein Ereigniß betrachtet werden. Castellio stellt sich auf den allein richtigen Standpunkt, er will die Irrthümer nicht als berechtigt anerkennen, aber er will sie widerlegen, nur nicht durch Feuer und Schwert. Seine Gesinnung athmet Menschenliebe; er ist der Spinoza und Locke seiner Zeit. Daher ist er auch Gegner der Tortur. Sofort erließen Calvin und Beza die heftigsten Schreiben gegen ihn, er antwortete sehr mild, ja schickte Beza eine Gegenschrift ein, daß er sie für sich allein prüfe. Doch noch caluminöser antwortete Beza und tadelte den baseler Senat, daß er Castellio eine Vertheidigung erlaube. In Genf wurde auf Betrieb Calvin's eine gegen Castellio geschriebene Komödie von Konrad Badius vor den Behörden aufgeführt, die Castellio als Teufel darstellt, überhaupt des gemeinsten Verleumdertons voll ist. Als den heftigsten und grausamsten Verfolger erwies sich Beza, wogegen in seiner Vertheidigung der Bibelübersetzungen gegen denselben Castellio im mildesten und versöhnlichsten Tone spricht.

In seiner Familie hatte Castellio viel Unglück. Er war zweimal verheirathet, die zweite Frau überlebte ihn. Nach Ablehnung eines Rufs nach Lausanne wurde seine Stellung in Basel etwas verbessert. Aber seine Freundschaft mit Bernhard Ochino, dem Prediger der ausgewanderten protestantischen locarner Gemeinde in Zürich, brachte ihm neue Mishelligkeiten, da er dessen italienische Dialoge ins Lateinische übersetzte und diese Uebersetzung der italienische Buchdrucker Perna ohne Censur druckte; sie enthielten anstößige Ansichten über Polygamie, doch da er nur Uebersetzer war und zwar des Erwerbs wegen, kam es nicht zu weiterer Verfolgung. Schlimmer wurde eine aus Beza's Schriften gezogene und dem Rathe von Basel vorgelegte Anklageschrift. Der Tod befreite ihn 1563 von den gerichtlichen Verhandlungen. Sein Gegner Beza klagte ihn auf Leben und Tod an. Seine nicht herausgegebene schriftliche Vertheidigung ist frei von jeder persönlichen Gehässigkeit, von einer edeln und ernsten Haltung, gemäßigt, human, im Gefühl der Unschuld und des Rechts verfaßt. Ein Fieber oder richtiger Atrophie war die Folge seines Arbeitens, seiner Nachtwachen und Sorgen. Seine Gegner nannten seinen Tod eine Strafe Gottes. Unter einem sehr zahlreichen Gefolge wurde seine Leiche im Kreuzgange des Münsters beigesetzt in der Familiengruft des Thomas Grynäus, der ein Jahr nach ihm starb und neben ihm seinen Platz erhielt; die hierzu nöthige Oeffnung des Grabes hat wiederum der Verleumdung Stoff geboten, man habe, sagte man, den Erzketzer nicht im Grabe dulden wollen.

Nach seinem Tode erschien ein Theil seiner nachgelassenen Schriften, so durch Faustus Socinus vier Dialoge über Prädestination, Gnadenwahl, freien Willen und Glauben; seine Ansichten sind die des Erasmus und Melanchthon, aller Engherzigkeit feind.

Er zeichnete sich aus durch Frömmigkeit, Unbescholtenheit des Lebenswandels, war mäßig, bescheiden, gewissenhaft. Der Grund der christlichen Lehre war ihm eine heilige Sache, das innerste Wesen des Christenthums ist ihm aber die Liebe. An theologischer Schärfe stand er wohl manchem seiner Gegner nach, an theologischer Selbständigkeit niemand. Das aber machte ihn gerade den starren Calvinisten wie den Katholiken verhaßt. Wenn er die Verfolgung der Wiedertäufer tadelte, so war er doch ihren Lehren nicht hold, wie er sich über den Eid gegen sie aussprach, und doch wurde ihm der damals häufige Name eines Wiedertäufers beigelegt. So gehört er auch zu den Märtyrern, denen jetzt erst ihr Recht widerfahren ist. 42.

Notiz.

Dramatische Autoren in Deutschland und in Frankreich.

Vor kurzem kam in der Literaturwelt wieder ein mit jenen herzbrechenden Umständen, an die man sich in Deutschland seit langem hat gewöhnen müssen, verbundener Todesfall vor: am 18. Januar starb nämlich in Wien der dramatische Dichter Hermann Herzenskron, ein alter Mann von 73 Jahren — im Spital. Herzenskron zählt allerdings nicht zu den hervorragenden Zierden unserer dramatischen Literatur; er hat überhaupt keine eigentlich literarische Bedeutung; aber er hat den guten Wienern manchen heitern Abend bereitet; er hat an 200 größere und kleinere Stücke, zum Theil wol nur Nachahmungen französischer Originale geschrieben, deren manche mit großem Beifall im Hofburgtheater, die Mehrzahl aber im Leopoldstädter Theater gegeben wurden, und zwar brachte das an treffender Zeitsatire reiche Lustspiel „Modethorheiten" dem Director mehr als 100 volle Häuser ein. Der Verstorbene wird uns als ein Mann von „unendlicher Herzensgüte" geschildert, der das wenige, was er besaß, gern mit dem nächsten Besten getheilt, und aus Mistrauen gegen seine durch Alter geschwächte Kraft in den letzten Jahren gefeiert habe; „denn an Bescheidenheit übertraf er die jüngere Generation weit". Die stuttgarter illustrirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer" schließt ihren kurzen, aber von warmer Empfindung durchhauchten Nekrolog, dem wir diese Zeilen entlehnen, mit den Worten: „Er, der zu dem Vergnügen so vieler Menschen beigetragen hatte, fand in seinen alten Tagen keine Freundesbrust, an der er hätte sterben können. Frieden der Asche dieses wahrhaft guten Mannes!" Das Misverhältniß zwischen dem Einkommen der Bühnen und dem der Autoren, welche durch ihre Erzeugnisse ihnen dieses Einkommen verschaffen, ist in Deutschland immer noch ein schreiendes. Wie ganz anders in Frankreich! Die Gesammteinnahme der pariser Theater betrug in der Zeit vom 1. April 1861 bis Ende März 1862 11,191041 Francs, wovon 1,277000 Francs als Tantième an die dramatischen Dichter und Componisten gezahlt wurden; rechnet man hierzu noch den Tantièmenertrag der Provinzialbühnen, welcher sich wol auf das Doppelte der obigen Summe belaufen wird, so ergibt sich für die französischen Autoren eine jährliche Gesammtrevenue von 3,800000 Francs. Die pariser Theater bezahlen also im Durchschnitt 10 Procent ihrer Einnahmen als Tantième; das höchste Budget für Autorenrechte weist die komische Oper auf, welche nahezu 15 Procent abgab. „Es ist wol unnöthig", bemerkt hierzu die „Europa", „einen Vergleich der Lage unserer deutschen Dichter und Componisten mit der ihrer französischen Kunstgenossen anzustellen, da die Kläglichkeit unserer Verhältnisse nur zu offen vor Augen liegt." Das Aufführungshonorar der „Weißen Dame" blos in Paris hat nach ungefährer Berechnung dem Componisten Boieldieu und seiner Familie die Summe von 400000 Francs eingetragen; nun frage man nach, was Mozart für seinen „Don Juan" oder die „Zauberflöte", Beethoven für seinen „Fidelio", Weber für seinen „Freischütz" oder den „Oberon", Marschner für „Templer und Jüdin" oder „Hans Heiling", Wagner für den „Tannhäuser", Lortzing für „Zar und Zimmermann", Kreutzer für „Das Nachtlager von Granada" erhalten haben. Gluck empfing in Paris für seine „Iphigenie in Aulis" wie für jede folgende Oper ein Honorar von 20000 Livres nebst der Zusicherung einer lebenslänglichen Pension, die nach Aufführung seiner dritten Oper 1000, nach der vierten 1500 und nach der sechsten 2000 Livres betragen sollte. Deutschland, wo man nur mit Titeln und Orden als höchst wohlfeilen Dingen nicht zu knausern pflegt, speiste ihn mit der Ernennung zu einem österreichischen „Kammercompositeur" ab! Unsere Hofbühnen, die so und so viele Zuschüsse beziehen, knausern nach keiner Seite hin, außer den dramatischen Autoren und Componisten gegenüber. Es scheint in der That sonderbare Leute genug in Deutschland zu geben, welche der Ansicht sind, daß es des Künstlers und Dichters überhaupt unwürdig sei, Honorar zu beziehen; halten sie es etwa für würdiger und anständiger, daß sogenannte Kunstanstalten wie die Bühne von den Arbeiten und dem sauern Schweiß der Schaffenden die alleinige oder auch nur die unverhältnißmäßig größere Nutznießung haben? H. M.

Bibliographie.

Aphorismen über Kirchliches und Religiöses, für alle gebildete Protestanten. Schriftstücke aus der Mappe eines Nachfolgers des Wolfenbüttler Fragmentisten im 19. Jahrhundert. Zeine, Heuer. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Baudissin, Graf A., Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman. 1ste Abtheilung. Caroline Mathilde. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bölte, Amely, Moderne Charakterköpfe. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wiener Croquis. 1stes Heft. Wien, Wenedikt. 16. 5 Ngr.

Friedrich II. König von Preussen, Morgenstunden über die Regierungskunst, geschrieben für seinen Neffen. Original-Text mit gegenüberstehender Uebersetzung. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 12 Ngr.

Gätschenberger, S., Dramatische Werke. 1stes Bändchen. Würzburg, Richter. Gr. 16. 10 Ngr.

Gottwald, E., Neue historische Erzählungen und Bilder aus dem Leben. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hackländer, F. W., Die dunkle Stunde. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hartmann, J., Matthäus Alber, der Reformator der Reichsstadt Reutlingen. Ein Beitrag zur schwäbischen und deutschen Reformationsgeschichte. Mit dem Bildniß Albers und einem Anhang, die erste Reutlinger Kirchenordnung enthaltend. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 21 Ngr.

Hasse, F. R., Geschichte des Alten Bundes. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Heyse, W., Frische Kamiten ut Kristhaon Schulten fin Kusik. Berlin, Schotte u. Comp. 8. 25 Ngr.

Holtei, K. v., Der letzte Komödiant. Roman in drei Theilen. Breslau, E. Trewendt. 8. 5 Thlr.

Immergrün, P. J., Herz, Welt und Vaterland. Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1862. 16. 20 Ngr.

Kästner, V., Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart, nebst freier metrischer Uebersetzung in das Hochdeutsche. Hermannstadt, Steinhaußen. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Lamartine, A. de, Graziella, übersetzt von E. Leipold. Augsburg, Wolff. 1862. 8. 8 Ngr.

La Rive, W. de, Graf von Cavour. Skizzen und Erinnerungen. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Ins Deutsche übertragen von K. M. Kertbeny. 1ster Band. Leipzig, Purfürst. 8. 25 Ngr.

Loehnis, H., Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer finanziellen Verhältnisse. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Luther, G. A., Die deutschen Freiheitskriege 1813—1815. Für das deutsche Volk. 1ste Lieferung. Leipzig, E. Schäfer. Hoch 4. 7½ Ngr.

Meyer, E., Galileo Galilei. Ein historisches Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Purfürst. 1862. 16. 20 Ngr.

Michelet, J., Die Hexe. In das Deutsche übertragen von R. Klose. Leipzig, R. Schaefer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Moleschott, J., Die Grenzen des Menschen. Vortrag bei der Wiedereröffnung der Vorlesungen über Physiologie an der Turiner Hochschule am 24. November 1862. Gießen, Ferber. 8. 10 Ngr.

Die Morgenstunden eines deutschen Fürsten oder die Kunst zu regieren. Unveränderter Abdruck einer Uebersetzung nach dem Original des 18. Jahrhunderts nebst den Anmerkungen des damaligen Herausgebers. Reutlingen, Rupp u. Baur. 8. 9 Ngr.

Königliche Morgenstunden, oder die Kunst zu herrschen. Angeblich von Friedrich dem Großen. Aus dem Französischen. Leipzig, Pardubitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Morin, G., Stern und Rose. Poetische Erzählung aus dem Orient in fünf Gesängen. Landshut, Krüll. 16. 12 Ngr.

König Nal und sein Weib. Indische Sage. Deutsch metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Nemmersdorf, F. v., La Stella. Roman aus Venedigs Gegenwart. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Nöldeke, T., Das Leben Muhammed's. Nach den Quellen populär dargestellt. Hannover, C. Rümpler. 8. 20 Ngr.

Ott, M., Die syrischen „Auserlesenen Sprüche des Herrn Xistus Bischofs von Rom" nicht eine Xistusschrift, sondern eine überarbeitete Sextiusschrift. Rottweil. 1862. 4. 18½ Ngr.

Rundstedt, R. v., Die griechische Armee und die Revolution. Berlin, Hempel. Lex.-8. 15 Ngr.

Deutsche Salon-Bibliothek. Herausgegeben von A. Schrader. 1ste Serie. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Fr. Voigt. Gr. 16. à 20 Ngr.

Schuller, J. K., Aus den Papieren eines alten Versemannes. Hermannstadt, Steinhaußen. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Die Verhandlungen von Mühlbach im Jahre 1551 und Martinuzzi's Ende. Hermannstadt, Steinhaußen. 1862. Gr. 8. 12 Ngr.

Schulz, G., Deutschlands Kampf und Klage. Leipzig, O. Wigand. 16. 10 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Smetana, A., Geschichte eines Excommunicirten. Eine Selbstbiographie. Aus dessen Nachlasse herausgegeben. Mit einem Vorwort von A. Meißner. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ludwig Uhland. Gedenkblätter auf das Grab des Dichters. Tübingen, Osiander. 1862. 4. 15 Ngr.

Voigt, J., Die Erwerbung der Neumark, Ziel und Erfolg der brandenburgischen Politik unter den Kurfürsten Friedrich I. und Friedrich II. 1402—1457. Nach archivalischen Quellen. Berlin, Brigl. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Wachenhusen, H., Die Gräfin von der Nadel. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wagner, A., Sechs Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Mit 1 Tafel. Leipzig, Voss. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilbrandt, A., Heinrich von Kleist. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr.

Wood, Frau Henry, Drangsale einer Frau oder die Halliburtons. Roman. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Autorisirte Ausgabe. 1ster bis 3ter Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. à 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Lassalle, F., Macht und Recht. Offenes Sendschreiben. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 3 Ngr.

Pfotenhauer, C. E., Die Todesstrafe. Akademischer Vortrag gehalten in Bern vor einem gemischten Auditorium den 9. Januar 1863. Bern, Heuberger. 8. 7½ Ngr.

Pierson, W., Die Freiheitskriege. Vaterländische Geschichte der Jahre 1806—1815. Berlin, Klemann. Gr. 16. 5 Ngr.

Sauter, Opfertod der 700 Schwaben für die Sache des heiligen Stuhles unter Papst Leo IX. bei Civitella den 18. Juni 1053. Ein Peterspfennig. Schwäbisch-Gmünd, Schmid. 8. 4 Ngr.

Schuller, J. K., Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen und Schelten. Sylvestergabe für Gönner und Freunde siebenbürgischer Landeskunde. Hermannstadt, Steinhaußen. 1862. 8. 6 Ngr.

Zeugnisse an die Gemeinde. Aus dem Englischen. Basel, Schneider. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 19. März 1863.

Jean Paul's Briefwechsel mit seinen Freunden.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags herausgegeben von Ernst Förster. Erster Band. Erste und zweite Abtheilung. München, Fleischmann. 1863. 12. 2 Thlr.

Vermöge ihrer allbekannten Schreibseligkeit lassen es die Deutschen sonst nicht an sich fehlen, den Säcularfeiern von hervorragenden Schriftstellern, Dichtern und andern berühmten Personen schon lange vorher eine reiche Masse von größern Werken und kleinern Druckschriften voranzuschicken, in denen die betreffende Persönlichkeit zu beleuchten und zu charakterisiren versucht wird. Jean Paul, dessen Säculartag wir in diesen Tagen, am 21. März, zu feiern haben werden, ist dieses Glück oder Unglück nicht zu Theil geworden; nicht einmal „Lichtstrahlen aus Jean Paul's Werken" sind erschienen, wiewol eine solche Sammlung Jean Paul'scher Kernsprüche und Glanzstellen als Vorbereitung für die Säcularfeier sehr passend erscheinen könnte. Vielleicht freilich entgehen wir einer beträchtlichen Vermehrung der Literatur über Jean Paul denn doch nicht; denn sicherlich wird sein Säculartag an mehr als an einem Orte Deutschlands gefeiert und später vielleicht mehr als eine Festrede im Druck veröffentlicht werden. Bisjetzt aber liegt uns — außer einer uns eben zugehenden Schrift von A. Henneberger über Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen, deren Besprechung nicht in den Rahmen gegenwärtigen Aufsatzes passen will und auf später verspart werden muß — nur ein einziges Werk vor, welches laut dem Titel ausdrücklich zur Feier von Jean Paul's hundertjährigem Geburtstage bestimmt ist; es ist die von seinem Schwiegersohne, Ernst Förster, herausgegebene Sammlung von Briefen Jean Paul's und seiner Freunde Emanuel Oswald, Friedrich von Oertel und Paul Thieriot. Wie viel Schriften auch auf Anlaß des 21. März noch ans Licht treten sollten, so wird doch sicherlich keine die vorliegende Publication an Interesse übertreffen, denn hier haben wir Jean Paul aus erster Hand, eine Sammlung von Schriftstücken aus der Feder Jean Paul's und einiger seiner intimsten Freunde, die uns in seinen Charakter, seine äußern Lebensverhältnisse, in das Gemüth einiger trefflichen oder reichbegabten, ihm nahe befreundeten Männer und in die Zeit, in und mit der er lebte, manche anziehende und lehrreiche Blicke thun lassen.

Es ist nicht zu leugnen, daß Jean Paul, aus dessen Schöpfungen eine frühere Generation einen großen Theil ihrer geistigen Nahrung und den Stoff zur Belebung und Erhebung ihres Gemüths schöpfte, dem Geschlecht unserer Tage ferner getreten ist. Er war ein Freund und Tröster aller Armen und Bedrückten, aller, die schweren und beladenen Herzens sind, er war in politischen Dingen ein freisinniger, ein patriotischer, echt deutscher Mann, so deutsch, daß ihn der Franzose H. Blaze sogar „plus Allemand" als selbst Schiller und Goethe nennen konnte, und es ist dies ein Punkt, über den gerade das Ausland, das ihm ja auch soeben durch eine französische Bearbeitung der „Vorschule der Aesthetik" und eine englische Uebersetzung des „Titan" (vgl. Nr. 7 d. Bl.) seine Huldigung darbrachte, zu urtheilen besonders befähigt und berechtigt ist. Aber Jean Paul war kein Parteimann, kein Tendenzmann im gewöhnlichen Sinne; er bietet keine Stichworte, welche in Zeiten innerer politischer Erregung von einer Partei zur Parole erhoben werden könnten; seine ebenso erhabenen als weiten Gedanken, die sich immer in die Tiefen des Gemüths verlieren und versenken, lassen sich nicht mit der kurzen Tendenzelle messen, nicht zu einem politischen Parteiprogramm zusammenfassen. Hätte man gegenwärtig wirklich einen Cultus des Genius, so würde man auch den Genius Jean Paul's mit größerm Eifer feiern, als dies geschehen zu wollen scheint; aber wir haben ihn nicht; wir schmeicheln einem Genius nur insoweit, als er unsern Tendenzen entgegenkommt, wie wir demjenigen schmeicheln, von dem wir irgendeinen Nutzen für uns erwarten.

Das jetzige deutsche Geschlecht ist politisch, wenn auch nicht gerade praktisch politisch, es ist sehr realistisch, ja in weiten Schichten sogar materialistisch geworden. Das ist, Ausnahmen willig zugestanden, kein Geschlecht, welches Jean Paul's Genius nach Verdienst würdigen könnte. Schon jene barocke Mischung von Humor und feierlicher Sentimentalität, welche letztere in ihren Auswüchsen zu

verspotten und lächerlich zu machen gegenwärtig leichter ist als sie in ihren rein menschlichen Ursprüngen zu begreifen, jener Contrast von weltweiten Gedanken und häuslich idyllischen Zügen, jene wunderlichen Sprünge vom Erhabenen ins Gewöhnliche und umgekehrt schrecken die meisten der Jetztlebenden oder sind ihnen etwas Fremdartiges, und dann redet auch Jean Paul eine an Bildern und Gleichnissen reiche Sprache, die dem nüchternen modernen Verstande die Sprache eines Berauschten oder doch Verzückten zu sein scheint. Unsere überklug gewordene Generation hat nicht die Selbstverleugnung, die dazu gehört, um sich in eine Individualität von so origineller Beschaffenheit wie diejenige Jean Paul's hineinzuleben. Selten mag sich heutzutage überhaupt noch jemand so weit seiner selbst entäußern, um in der Vorstellungs- und Anschauungsweise eines andern zu denken oder sich auch nur für Augenblicke in sie zu versetzen; man glaubt sich von vornherein fertig und meint, von einem andern nichts mehr für sich gewinnen zu können; man will sich durch den Anblick und die Prüfung der geistigen Reichthümer anderer nicht in dem seligen Wahne stören lassen, daß man ja selbst reich genug sei; man begnügt sich höchstens mit den von Hand zu Hand gehenden ausgeprägten Silbermünzen, wenn sie auch vom vielen Gebrauch etwas schmuzig geworden sein sollten, aber man scheut die Mühe, die es erfordert, sich in die tiefen Schachten eines originellen Geistes zu versenken, um aus dem Geflötz mit harter Arbeit jenes noch ursprüngliche reine Jean Paul'sche Gold herauszufördern, das nicht immer gerade offen zu Tage liegt.

Der Humanitätszweck, der An- und Ausbau des innern Menschen, die Verklärung der Disharmonien menschlichen Gemüthslebens zu reinster Seelenstimmung, die Verweisung von dem Irdischen auf ein Jenseitiges, die Läuterung von den Schlacken menschlicher Natur — das waren etwa die Hauptzwecke, denen Jean Paul nachstrebte. Mit diesen Traditionen, in denen er, dem Beispiel der edelsten seiner Zeitgenossen folgend, aufwuchs und sich nährte, hat unsere Generation ziemlich gebrochen. An der Zeitbörse sind die innern Güter ebenso sehr im Preise gefallen, als die äußern gestiegen sind. Sittliche Vervollkommnung und Ausbildung der Gemüthsseiten des Menschen will man kaum noch, denn man führt einen Kampf, für die man Menschen solchen Gepräges am wenigsten würde brauchen können; eher sucht man von allen Seiten die heftigsten Leidenschaften zu nähren und die Begriffe von Sittlichkeit und Humanität zu erschüttern und durch selbstsüchtige Sophistik zu verwirren. Man hat den Jean Paul'schen Adlerflug verlernt; denn das Gewicht der materiellen und verwandter Interessen zieht uns zu Boden.

Man erlaube uns hier eine kleine, vielleicht nur scheinbare Abschweifung. Ein Verehrer Arthur Schopenhauer's und „Dilettant der philosophischen Wissenschaft" ließ am 28. Februar, dem sonst unbemerkt vorübergegangenen Geburtstage des von ihm verehrten „Meisters" im Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung" einen auf Schopenhauer bezüglichen Aufsatz erscheinen, in dem es unter anderm heißt:

Man findet das einzige Glück des Menschengeschlechts in der Erfindung sinnreicher Maschinen, die den Aufwand menschlichen Kraftverbrauchs vermindern. Und statt auf ideelle Factoren legt man einseitig auf volkswirthschaftliche Fragen, auf Production und Consumtion, Aus- und Einfuhr von Maschinenfabrikaten und Colonialwaaren ein allzu großes Gewicht. Wenn man nun auch den Gegenständen des materiellen Interesses ihre Berechtigung nicht absprechen und nicht abbrechen kann, so geschieht dies doch nur mit der Einschränkung, sie für das anzusehen, was sie sind oder wenigstens sein sollen, nämlich die Hebel und Beförderungsmittel einer intellectuellen wie humanisirenden Bildung, einer Bildung, die das Individuum über die Schranken des Lebensmarktgewühls und den Egoismus des engherzigen Ichs erhebt und ihm Interesse am Reiche der Gedanken verleiht.

Mit diesen Sätzen, die so wahr sind, daß sie fast als trivial erscheinen könnten, stimmen auch wir im wesentlichen überein. Dabei wissen auch wir die mancherlei besondern Fortschritte und Vorzüge unserer Zeit sehr wohl zu schätzen; wir wissen, daß der frühere humanitär-ästhetische Quietismus und Idealismus in ihrer alten ausschließlichen Form keine Aussicht auf bleibenden Bestand und dauernde Herrschaft hatten; wir wissen, daß der Kampf, wie er gegenwärtig auf politischem und andern Gebieten stattfindet, nicht ausbleiben konnte und bei fortgesetztem verkehrten Widerstande möglicherweise nur immer größere Dimensionen annehmen wird. Aber ebenso wol sind wir überzeugt, daß bei dem jetzigen Culturzustande mit diesem aufgedrungenen und einmal auszufechtenden Kampfe die Pflege der Humanität und die zarteste Berücksichtigung der intellectuellen und ästhetischen Interessen sehr wohl Hand in Hand gehen könne und müsse; wir fürchten, daß die habersüchtige, zu allerlei Negationen aufgelegte, in vielen Schichten derb materialistische deutsche Nation bei ihrer ganzen Art zu sein nicht die Fähigkeit besitze, sich mit derselben Leichtigkeit wie Engländer und Franzosen, Italiener und Spanier aus schweren innern Kämpfen zur National- und Cultureinheit wieder emporzuraffen, und daß wir infolge davon leicht wieder jenem chaotischen, böotischen und etwas barbarischen Zustande anheimfallen könnten, den wir infolge der kirchlichen Reformkämpfe schon einmal durchgemacht haben.

Gehen wir nun zu dem vorliegenden Briefwechsel über, so stoßen wir da von vornherein auf eine Erscheinung, die für Jean Paul's Zeit charakteristisch ist und selbst de Entwickelung der deutschen Cultur und Literatur großen Vorschub leistete und reiche Früchte trug: wir meinen de Freundschaftscultus, wie er damals zwischen gleichgestimmten, nach Bildung strebenden Männern bestand. Dies Freundschaften waren Hervorbringungen des zartesten Ge müthslebens, wie es jetzt in unserer Zeit des selbstsüchti gen Individualismus nicht mehr besteht, und hatten zu gleich den Zweck, durch lehrreiche oder gemüthliche, unte den Freunden ausgetauschte Gespräche und Briefmitthei lungen einander in der Ausbildung des innern Mensche zu fördern und über sittliche Lebensfragen, über religiö Streitfragen, über Gegenstände der Literatur u. s. w gegenseitig sich zu unterrichten. Bildungsbedürftige Me schen, die nie die Lust verspürten und nie die Absic hatten, als Schriftsteller aufzutreten, schlossen sich m

größter Innigkeit schriftstellerischen Talenten und hervorragenden Geistern an, und zeigten sich für den Genuß und die Belehrung, die sie von ihnen empfingen, durch allerlei Dienstleistungen und oft nicht unbeträchtliche materielle Opfer dankbar. Diese Freundschaften beruhten wirklich auf einem „Seelenaustausch“, ein Begriff, zu dem man damals auch das Wort erfand.

Dieses Glück hatte auch Jean Paul, der ja auch bekanntlich den Segen und die Weihe solcher Männerfreundschaften im „Hesperus“ (zwischen Victor und Flamin), im „Siebenkäs“ (zwischen Siebenkäs und Leibgeber) u. s. w., in Schilderungen, welche zu seinen glänzendsten überhaupt gehören, verherrlicht und gefeiert hat. Und auch in den vorliegenden Briefen thut er dies bisweilen in Worten und Gleichnissen von ganz Jean Paul'scher Originalität; so wenn er z. B. am 30. October 1794 aus Hof an seinen Emanuel schreibt:

Es thut meiner ganzen Seele wohl, daß Sie mich lesen. Lieber! Ich und Sie gehören zusammen — unsere Bekanntschaft ist kurz, aber unsere Verwandtschaft ist ewig — meine Seele ist nicht der Widerhall der Ihrigen; sondern Echo und Klang fließen zusammen, wenn sie nahe aneinander sind, in der Physik und in der Freundschaft. Ach in diesem zerstäubenden Leben, in dieser finstern Baumannshöhle von Welt, wo Blut wie Tropfstein zu unsern Gestalten zusammentropft und wo diese Gestalten so kurz blinken und so bald schmelzen, in diesem schillernden Dunst um uns gibt es nichts Stehendes und Fortglühendes und nichts, was uns Gefühle der Unvergänglichkeit reicht als ein Herz, das geliebt wird, und eins, das liebt.

Aber auch Emanuel steht in der Intensität seines Freundschaftsgefühls gegen Jean Paul nicht zurück; er schreibt z. B. am 30. December 1795 aus Baireuth: „Meine Freunde können aus mir machen, was sie wollen; nur keinen noch schlimmern Menschen! Der Wink eines Freundes ist mir Befehl. Meine Freunde sind mir heilig; sie werden mich nur zu meinem Heile führen.“ Vielleicht hatte man aber damals noch Freunde auf Erden, weil man noch einen Freund im Himmel hatte, den „ersten, heiligsten, reinsten Freund“, den „Freund aller Freunde“, wie Emanuel gleich darauf jenes Wesen nennt, welches ihm dieses Gefühl für befreundete Menschen zutheilte. Man lese nur die Ueberschriften der Briefe, namentlich derjenigen aus frühester Zeit. Emanuel redet Jean Paul an: „Mein unendlich theuerer Freund!“ „Großer Freund!“ „Würdiger, mein unendlich theuerer Freund!“ „Mein mir unendlich schätzbarer, achtungswürdiger, geliebtester Freund!“ „Lieber Einziger!“ und Oertel schreibt ihm am 20. Juli 1806: „Erster und theuerster Freund meiner Seele!“ u. s. w. Man lächle nur — leider hängt nur so vieles Schöne und Erhabene, was die damalige Zeit hervorbrachte, mit diesem glühend sich hingebenden Enthusiasmus, mit dieser pietätvollen Seelenstimmung zusammen.

Aus Jean Paul's Lebensbeschreibung kennen wir bereits drei seiner Freunde, die dies schon in jungen Jahren waren: Adam Lorenz von Oerthel (nicht zu verwechseln mit Friedrich von Oertel), Hermann aus Hof und Christian Otto ebendaher. Die beiden ersten hatte der Tod früh heimgesucht; Otto überlebte den Freund. „Sein Verhältniß zu Jean Paul“, bemerkt Ernst Förster in der Einleitung, „war das der zartesten ausdauerndsten Freundschaft; er war der erste Leser der Jean Paul'schen Schriften vor dem Druck, und sein aufrichtiger, ebenso strenger (oft pedantischer) als warmfühlender Freund.“ Der Briefwechsel zwischen ihm und Jean Paul ist bekanntlich in vier Bänden bei G. Reimer in Berlin erschienen. Außerdem enthält die in Breslau bei Max erschienene Biographie „Wahrheit aus Jean Paul's Leben“ sowol Nachrichten über ihn und die beiden erstgenannten, als Briefe von ihnen und an sie.

Aus der vorliegenden Briefsammlung treten uns weitere drei Freunde Jean Paul's näher; zunächst Emanuel (mit dem spätern Familiennamen) Osmund, ein israelitischer Geschäftsmann in Baireuth, aber ein bei aller Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner religiösen Pflichten vorurtheilsloser, zugleich kenntnißreicher und denkender Jude, „der seine alten Rabbinen fleißig und mit Verstand gelesen hatte und der dem Dichter aus diesem Schatze des Wissens reiche Gaben bot“. Ernst Förster bemerkt über diesen seltenen Seelenbund:

Jean Paul lernte ihn zuerst aus Briefen an eine Freundin und aus deren Mittheilungen kennen, und sah ihn zuerst 1797 in Hof. Die Schönheit seiner Gestalt und Züge, der Adel seiner Gesinnung und seines ganzen Wesens, machten schon bei der ersten Bekanntschaft einen tiefen Eindruck auf Jean Paul, und wie mangelhaft noch die Bildung, wie unvollkommen die (mit vielen Sprachunrichtigkeiten behaftete) Ausdrucksweise des jungen Mannes war, Jean Paul erkannte in der rauhen Schale den edeln Kern und den ganz sympathischen Geist und Charakter. Die Freundschaft, von Emanuel anfangs mit schüchterner Zurückhaltung angenommen, wuchs schnell und kräftig empor. Der neue Freund konnte dem alten nicht fremd bleiben, ja er war vielleicht schon früher mit Otto bekannt gewesen, und so wurde Emanuel der dritte im Bunde; in einem Bunde wie die Welt nicht leicht einen ähnlichen gesehen. Emanuel wohnte in Baireuth; Otto in Hof, siedelte aber bald nach Baireuth über; beiden zog später Jean Paul nach, um des unmittelbaren Umgangs dieser beiden geliebten Menschen ganz versichert zu sein, und im doppelten Austausch alles innerlich und äußerlich Erlebten die ganze, ungeschmälerte Seligkeit der Freundschaft zu genießen. Ueber dreißig Jahre, bis zum Tode Jean Paul's, lebten die drei Freunde in ungebrochener Seeleneinigung; kaum daß einmal eine leichte Wolke den Himmel ihrer Liebe getrübt. Bei aller Uebereinstimmung und Innigkeit bestand doch eine Verschiedenheit der Beziehungen, die aber gerade dem Verhältniß einen stets neuen Reiz gab. Wol erhielt auch Emanuel, namentlich in spätern Zeiten, Jean Paul'sche Manuscripte zum Durchlesen; aber der eigentliche Rathgeber blieb Otto. Dagegen stand unverkennbar Emanuel den persönlichen, häuslichen und Familienerlebnissen des Dichters näher, und so tritt ihm gegenüber mehr der Mensch als der Schriftsteller in den Briefen Jean Paul's hervor.

Jean Paul, „unpraktisch fast in allen geschäftlichen Dingen“, wie Dichter zu sein pflegen und eigentlich auch nicht anders sein können, fand in Emanuel den kundigen Rathgeber und Helfer, namentlich in Geldangelegenheiten, sodaß alle Wechsel und Wechselgeschäfte durch dessen Hände gingen; Emanuel sorgte gelegentlich für Jean Paul's Kleidung, Wohnung und Nahrung, für Papier und Federn, aber wie E. Förster ausdrücklich bemerkt, nicht auch für die Tinte, denn diese pflegte Jean Paul eifersüchtig sich selbst zu bereiten und damit den Freund zu beschen-

ken. In seiner Wohnung zu Baireuth hatte Emanuel ein besonderes „Jean Paul's=Stübchen" zu seiner Aufnahme stets bereit, und jahrelang war er der Spediteur der beträchtlichen Sendungen von baireuther Bier nach Meiningen und Koburg, „das für Jean Paul ein so unerlaßliches Bedürfniß war, daß es ein nicht unbedeutender Beweggrund mit zur Uebersiedelung nach Baireuth geworden". Mit treuester Gewissenhaftigkeit feierte Emanuel auch die Geburtstage Jean Paul's und der Seinen, und wußte sie „durch Liebesworte und Liebesgaben zu Erneuerungsfesttagen seiner Freundschaft zu machen". Zeugnisse dieser werkthätigen Liebe finden sich in vorliegenden Briefen manche, und am 10. September 1802 schreibt Jean Paul aus Meiningen an Emanuel: „Ich bin Ihnen verdammt viel Geld schuldig, und ich wollte, ich könnte es wie meine meisten Schuldner machen, die mich passen lassen."

Wir theilen nur einiges für ihn Bezeichnende aus Emanuel's Briefen mit. Seine Hauptgrundsätze legte Emanuel in einem Briefe vom 3. Januar 1796 in 11 Punkten nieder; es befinden sich darunter folgende:

Wer Einen Menschen recht lieb hat, kann keinen beleidigen. — Wer sich um eines Menschen Liebe bewerben will, der thue dem Kinde desselben Gutes. Wer also von Gott geliebt sein will, der liebe Seine Kinder! — Mein Herz sagt mir genau den Unterschied zwischen dem der mich liebt und der mein Freund ist. — Der war nie mein Freund, der es nicht mehr ist; er hat mich höchstens nur geliebt. — Der Mensch kann nicht alle Tugenden ausüben; denn er ist nur ein Mensch. Aber jene, zu denen er mehr Neigung hat, sollte er zur größten Vollkommenheit ausbilden können. — Der beste Mensch hat bisweilen Untugenden, die der schlimmste nicht hat; der schlimmste Tugenden, die dem besten fehlen. — Der Mensch ist selten so glücklich, eine Tugend aus ganz reiner Absicht auszuüben. Nur der so glücklich ist, kann ein vollkommener Mensch genannt werden. — Liebe allein ist endlich; Liebe vereint mit Freundschaft unendlich. Denn Liebe kommt aus dem Herzen und Freundschaft aus der Seele!

Ein andermal bemerkt er:

Wenn Engel durch Verdienste, durch Bekämpfung von Leidenschaften sich zu ihrer Würde aufgeschwungen, so mache ich ihnen ein viel tieferes Compliment, als einem andern Geschöpf, das sie von Geburt besitzt. So muß auch der Mensch, selbst wenn er nicht Kräfte genug hat, seine ihm angeborenen Schwachheiten abzulegen, dem lieben Gott angenehmer sein, als ein ursprünglich vollkommener; er weiß, wie sauer es jedem wird, den Weg bis zur Ernte zurückzulegen. Denn denen, die in Thränen säen, gibt er eine reichliche Ernte!

In diesem Punkte ist Jean Paul freilich nicht seiner Meinung; er bemerkt unter anderm dagegen: die moralische Kraft bestehe „sowenig in Besiegung der unmoralischen, als die Gesundheit in der Bekämpfung der Krankheitsmaterie; sondern wie die Gesundheit am größten ist, ohne Anlaß zum Bekämpfen, so ist Tugend, ohne Anlaß zu Siegen, d. h. ohne Angriffe des Lasters, d. h. ohne anfallende kleine Laster, am größten". Dieser Disput, in dem wir uns für unsere Person mehr auf seiten Emanuel's stellen möchten, beweist wenigstens, wie sehr es damals den Leuten darum zu thun war, sich auch über metaphysische Fragen Aufklärung zu verschaffen. In unsern Tagen würden zwischen zwei Freunden Materien dieser Art in Briefen noch schwerlich verhandelt werden.

Nicht ohne Interesse ist folgende Stelle aus einem Briefe Emanuel's vom 6. Februar 1796:

Eine Verehrerin des „Hesperus" bat mich, sie einen Brief von Ihnen lesen zu lassen. Da ich nicht wußte, ob es Ihnen recht sei, schlug ich es ihr ab. Gestern schrieb sie mir: „Von dem so sehr geliebten als gefürchteten Jean Paul wollen Sie mir keinen Brief schicken?" Wirklich fürchten Ihre Leser Sie alle so sehr, als sie Sie lieben. Man glaubt, Sie müßten einen jeden Menschen so gut kennen wie sich selbst. „Ich lasse mich gewiß nicht vor ihm sehen", sagte Fräulein von E.....

Das mag auch wol zum Theil der Grund sein, weshalb sich so manche in der Gesellschaft von Schriftstellern, die es sich zur Aufgabe machen, die Wirklichkeit zu schildern, nicht sehr behaglich zu befinden scheinen.

Von den Baireuthern entwirft Emanuel am 13. Mai 1804 folgende Charakteristik:

Gutes Bier haben wir. Sonst — wir sterben nicht zu zeitig; auch nicht zu spät. Wir sind nicht ganz gut, aber auch nicht ganz bös. Wir sind nicht ganz gescheidt, aber auch nicht ganz dumm. Wir zeichnen uns eigentlich dadurch aus, daß wir uns in nichts auszeichnen. Unser Klima ist mittelmäßig; so auch unser Land, unsere Landschaft, unsere Gestalt, unsere Verfassung, unsere Lebensgenüsse, unsere Preise, unsere Einkünfte; kurz, wir stehen nicht zwischen dem, was wir thun, lassen, haben nnd sein sollen, sondern zwischen dem, was wir thun, lassen, haben und sein können: unser Charakter ist Mittelmäßigkeit. Sie haben zwei Menschen hier — was wollen Sie mehr?

Schon früher, am 17. April, hatte Jean Paul geschrieben:

Die Baireuther werden doch irgendetwas haben, was einen nicht zu Tode ärgert. Specificiren Sie mir einige der besten Köpfe, woran und worin etwas ist. Durch Sie und Otto wird es leichter werden, nach den Baireuthern nicht das Geringste zu fragen.

Von den Briefen Jean Paul's erweckten uns die aus Hof (1794—97) das verhältnißmäßig größte Interesse; hier sprudelt sein Genius in seiner ganzen Ursprünglichkeit, Frische und Liebenswürdigkeit; hier erscheint er uns ganz so, wie wir uns Jean Paul in seiner besten Zeit seinen Freunden gegenüber vorstellen. Die große Welt und die nicht wenig anspruchs=, aber um so weniger gemüthvollen literarischen und ästhetischen Kreise, in denen er sich später in Weimar und Berlin bewegte, und die überschwenglichen Adorationen, die ihm namentlich von den Frauen in Berlin zu Theil wurden — „der tragische Fleck, die reizende Königin (diese gab mir ein Essen jener den Wallenstein) und 200 schöne Mädchen bezauberten mich", schreibt er einmal —, konnten nicht verfehlen, auch ihm einigen Schaden zuzufügen; denn niemand nähert sich solchen Kreisen und Einflüssen ungestraft. Aber glücklicherweise konnten ihn die etwas affectirten Liebkosungen, mit denen man ihn überschüttete, seiner bessern einfachen Natur nicht untreu machen, und als er erst Schein und Wesen unterscheiden gelernt hatte, machte er sich auf und zog gen Meiningen, Koburg und dann nach Baireuth. Wenn er hier bei seinem Lieblingsbi[er] auch ein wenig einphilisterte, so erblicken wir ihn i[n]

Häuschen der Frau Rollwenzel immer doch lieber, als in der Nähe eines Königshofs und in vornehmen ästhetischen Theecirkeln, wohin Jean Paul nicht gehörte. Allerdings war es in dieser Hinsicht ein Glück für Jean Paul, daß in den vornehmen Cirkeln, zu denen man ihn zuzog, kein baireuther Bier herumgereicht wurde. Schrieb er doch einmal an Herder, er würde recht gern in Weimar bleiben, wenn es da nur gutes Bier zu trinken gäbe.

In der hofer Periode war Jean Paul's Gemüthsleben sicherlich am tiefsten, reinsten und reichsten, wovon, wie schon bemerkt, die von dort an Emanuel gerichteten Briefe zeugen, die an weittragenden Gedanken unvergleichlich reicher sind als die spätern. So schreibt er einmal:

Die größten Umwälzungen im Menschen fallen nach der pädagogischen Epoche. Wer ersetzt hier den Erzieher? Die besten Völker hatten die schlechtesten Schulen, die Griechen, Römer und Engländer. Kurz, damit der Mensch gut werde, braucht er ein lebenslängliches Pädagogium, nämlich einen Staat. So lange nicht aus Sklaven Menschen, aus Egoisten Freunde des Vaterlandes werden, so lange bleibt die Menschheit ein elender, niedriger, ängstlicher Schwarm, aus dem nur einzelne moralische Halbgötter vorragen und den alles Predigen und Erziehen nur veränderlich, aber nicht gut macht.

Alle in Deutschland so zahlreichen Universitäten, Schulen und andere Bildungsanstalten können in der That diesen Mangel einer vom Staat selbst ausgehenden sittlich bildenden und die Menschen wahrhaft befreienden Kraft nicht ersetzen und vermögen den wie es scheint im Innern unaufhaltsam fortschreitenden Auflösungsproceß nicht zu hindern, die destructiven Elemente nicht zu dämmen.

Beachtenswerth ist auch folgender Ausspruch:

Könnte man nur die Menschen froh machen, so wären sie auch gut: das Volk beglücken, heißt es verbessern, und alle Sünden desselben entstehen aus der Armuth. Höher hinauf vollends macht der wachsende Contrast — da die Verfeinerung zugleich die Empfindlichkeit und die Marterinstrumente, zugleich die bürgerlichen Abgründe und die idealischen Höhen vergrößert — die Erde so verworren, daß die Tugend auf ihr noch leichter zu finden ist als das Glück.

In Bezug auf Christenthum und Judenthum bemerkt Jean Paul einmal, daß die jüdische Religion die christliche überhole, weil sie keine einzige theoretische Unbegreiflichkeit und Contradiction wie diese fordere, und er fügt hinzu: „Ein Philosoph kann leichter ein Talmudist als ein Orthodox sein." Ein andermal bemerkt er:

O! jedes Zeichen der Andacht ist ehrwürdig, unter jedem Volk; wir haben alle dasselbe Herz und denselben Gott, und unsere kleinen Verschiedenheiten sind gewißlich diesem ewigen Geiste nur — Aehnlichkeiten.

Die Briefe aus Weimar enthalten nicht viel über den dortigen Musenhof, aber wol eine Angabe über Herder's Sohn, Adalbert, die uns neu war. Jean Paul theilt nämlich seinem Freunde mit, daß Herder seinen Sohn von dem herzoglichen Gute in Oberweimar, wo er als zweiter Oekonom „dem Oekonomen des dasigen Viehstandes subordinirt war", deshalb weggenommen habe, weil der Herzog aufs entschiedenste verlangt hätte, daß Adalbert die junge Pachterswitwe heirathen solle, Sohn und Aeltern aber diese Verbindung verachteten. Jean Paul bittet nun seinen Freund, Adalbert in sein Haus zu nehmen, bis dieser eine Stelle erhalten habe, und der edle Jude erklärt sich hierzu auch sofort bereit. Ein Danksagungsschreiben Herder's an Emanuel vom 26. August 1799 hat Förster mit abdrucken lassen. Ueber Herder schreibt Jean Paul später aus Meiningen den 11. Februar 1803:

In Weimar fand ich mein altes Lebens-Italien bei dem alten Herder wieder, dessen Zunge für mich die Zunge in der moralischen Apothekerwage ist, so sehr auch fremde Macht und Witterung und Eisschwere falsches Gewicht ihm unbewußt in die Schalen bringen. Kurz wie eine Tragödie nach Aristoteles, reinigt er mich. Aber er ist leibes- und seelenkrank; sein geistiges wie sein körperliches Auge siech.

Herder's Tod preßt ihm, am 17. Januar 1804, die Worte ab:

Was er als Geist mir war, das war er vielleicht niemand so; und ein hübsches Stück meines Innern und Lebens wurd' ihm mit in den Sarg gegeben, und ich kann einmal mein Partialgrab besuchen. Himmel! wie schön wäre das Leben, wenn die Natur die Menschen nach Schlägen fällte, allemal nur einen Pack Freunde! In der Ehe ist es ein bitterer Gedanke, die Gewißheit, den höchsten Schmerz einmal entweder zu geben oder zu empfangen.

Die Eindrücke, die er außer von Herder in Weimar erhielt, scheinen sonst nicht die erfreulichsten gewesen zu sein, wie sich aus folgenden am 3. Januar 1800 aus Weimar geschriebenen Worten schließen läßt:

Meine Seele wird von Jahr zu Jahr müder der Menschen, nämlich ihrer Köpfe. Meiner steht auch darunter. Es ist ein ekelhaftes Einerlei in dem menschlichen *Talent*, nicht Herzen — überall entblößt sich bald der Ankergrund — nur Eine Unendlichkeit find' ich, die vor Menschenkälte rettet, das ist die *Moralität*.

In einer Note heißt es dann noch:

Nichts ist auf der sakramentalischen Lumpen-, Ruinen-, Kinder- und Lappalien-Erde groß und unerschöpflich als: Menschen lieben. Kenntnisse und Talente sind etwas, doch aber Hundsfötter, um fein zu sprechen.

In manchen der aus Meiningen und Koburg geschriebenen Briefe möchten wir übrigens bisweilen die schwerdunstigen, bald Ueber-, bald Abspannung bewirkenden Einflüsse der Lebensweise Jean Paul's erkennen, über die uns ein Brief aus Meiningen vom 15. März 1803 einige Aufschlüsse gewährt. Jean Paul schreibt:

Gestern Mittag — als ich eben zwei Gläser von der letzten Flasche als Cur- und Eßmittel trank (denn nachmittags war ich längst vor acht Tagen ans bamberger zu starke Liqueurbier gebannt, und schlief darum schlechter) — und als ich eben die Röschlaubische Erregungstheorie und von den Incitamenten loskam, kam für vier elende Thaler Fracht Ihr Faß Incitamente an, für das ich ein Danaidenfaß bin, und das den Menschen, wie ich gleich nachmittags sah, so sehr stärkt. Gott segne Sie für Ihre helfende Hand und biet' Ihnen stets seine! Einmal will ich mich doch ernsthaft über meinen Trinkunfug vertheidigen. Nämlich: Von meinem sechzehnten Jahre an trank ich bis ins zwanzigste weder Bier noch Kaffee, nur zuletzt diesen an Sonntagen. Dann häufiger aber stets für den Kopf. Erst im dreißigsten nahm ich als Heilmittel Bier ein, um nicht im Kaffee zu versaufen; und acht Jahre später Wein. Ich kenne keinen Gaumen-, nur Gehirnkitzel; und steigt mir eine Sache nicht in den Kopf, so soll sie auch nicht in die Blase. „Konntest du nicht so viele und so treffliche Werke in längerer Zeit bei kleinerer Anspannung geben", sagt die Welt. Nein, Welt! Die Kunst

fordert Intension der Anstrengung, nicht Extension, der freilich eben auf meine Kosten die Abspannung folgt. Aber mit bloßem natürlichen Feuer ohne äußeres sind gewisse Calcinir-Effecte gar nicht zu machen; Glas will ein anderes Feuer als etwa ein Braten. „So mußt du aber täglich die Incitamente steigern?" Freilich, aber es kostet blos verflucht Geld, nicht einmal Gesundheit, denn allmähliche Zunahme der Reizmittel schadet so wenig als ein heißes Land dem Einwohner. „Du bist abhängig, Guter! Mußt durchaus immer mehr nach Süden." Im Winter bin ich auch vom Ofen abhängig und im Leben von allem Satan. Uebrigens darf ich, da ich doch das Beste und Möglichste in meinem Dasein schon gethan, nämlich 25 Bände schon gemacht habe, nun mit dem Reste des Lebens und Schreibens nicht mehr so scheu umspringen als mit dem Anfang.

In einem Schreiben aus Koburg vom 19. Februar 1804 bemerkt Jean Paul, er lasse sich jene „poetische Trunkenheit des Auges", von der Spazier in der „Zeitung für die elegante Welt" gesprochen, „auf der Achse durch Fuhrmann Weber und andere kommen, laut Rechnung".

Von dem Augenblicke an, wo Jean Paul neben seinem geliebten Emanuel in Baireuth wohnte, finden sich fast nur kurze Billete, die begreiflicherweise meist nur unbedeutende Papierschnitzel sind. Eine Ausnahme davon machen einige Briefe, die Jean Paul auf Reisen schrieb, wie die aus Nürnberg vom Juni 1812 und die aus Heidelberg und Frankfurt a. M. vom Jahre 1817 und 1818. In beiden Städten wurde er sehr gefeiert; Jean Paul erzählt in einem Schreiben aus Heidelberg vom 20. Juli 1817:

Mir war, als würden meine Romane lebendig und nähmen mich mit, als das lange halb bedeckte Schiff mit 80 Personen, bekränzt mit Eichenlaub bis an die bunten Bänderwimpel, begleitet von einem Beischiffchen voll Musiker vor den Burgen und Bergen dahinfuhr. Der größte Theil der Frauen und Männer saß an der langen von dem eine Ende des Schiffs zum andern langenden Tafel. Studenten, Professoren u. s. w., schöne Mädchen und Frauen, der Kronprinz von Schweden, ein schöner Engländer, ein junger Prinz von Waldeck u. s. w., alles lebte in unschuldiger Freude. Meine Kappe und des Prinzen Hut (den aber die meisten nicht hinzugewünscht hatten) wurden ans andere Ende der Tafel hinuntergefordert und zwei schöne Mädchen brachten sie mit Eichenkränzen umfaßt wieder zurück und ich und der Prinz standen damit da. Der Ueberfluß an Essen und Wein konnte kaum in einem ganzen Tage aufgezehrt werden. Der Himmel legte eine Wolke nach der andern ab. Auf einem alten Burgfelsen wehte eine Fahne und Schnupftücher herunter, und junge Leute riefen Vivats. In unserm Schiffe wurden Lieder gesungen. Ein Nachen nach dem andern fuhr uns mit Musik und Gruß nach; abends sogar einer mit einer Guitarre, wo ein Jüngling mein angebliches Leiblied: „Namen nennen dich nicht", sang. Im fortziehenden Schiffe wurde gegessen und seltsam schifften die himmlischen Ufer und Thäler vor uns vorüber, als ob wir ständen. Die Freude der Rührung ergriff mich sehr; und mit großer Gewalt und mit Denken an ganz tolle und dumme Sachen mußt' ich mein Uebermaß bezwingen. Nach dem Essen spielten wir jungen Leute Spiele (die Witwe u. s. w.) auf einer Wiese, woraus ich für eine Goullon aus Weimar einen langen Scherz spann. Darauf tanzte man eine Stunde lang in einer Ritterburg. Und so zogen denn am schönen Abend die ganze kleine Freudenwelt ohne das kleinste Stören, Misverständniß und Abbruch mit unverschütteten Freudenbechern nach Hause. Verzeihen Sie die nachlässig durcheinander geworfene Schilderung; zu einer andern gehören Bogen. Und ebenso selig und fast zu schwer tragend an den Gaben des Unendlichen stand ich in der dunkeln Nacht im Kreise der singenden Vivat-Studenten und gab hundert Händen meine Hand und sah dankend gen Himmel. Was ich gesagt, erfuhr ich erst später aus einem Briefe der von Ende.

In Frankfurt mußte er sich bei einem auf dem Forsthause am 10. Juni 1818 celebrirten großen Essen des Gelehrtenvereins „ansingen lassen von der Gesellschaft und von einem herrlichen Vorsänger sammt Fortepiano, Pauken und Rest". Aber auch auf die Preßfreiheit u. s. w. wurden Trinksprüche ausgebracht. Eine neue Zeit hatte begonnen; der umjubelte Jean Paul ahnte nicht, daß die Strömung, mit der er zu schwimmen glaubte, in verschiedenen Richtungen zugleich eine Gegenströmung gegen seine eigenen Tendenzen und Welt- und Lebensanschauungen werden sollte.

Dem Briefwechsel mit Emanuel folgt der mit Friedrich von Oertel, der, wie der Herausgeber in der Einleitung berichtet, zur Zeit seiner Correspondenz mit Jean Paul auf einer ländlichen Besitzung in Belgershain bei Leipzig lebte, sich viel mit literarischen Abhandlungen, vornehmlich kritischen Inhalts für Zeitschriften beschäftigte und bereits früher bei seinem Aufenthalt in Rußland ein Buch „vom Adel" gegen Kotzebue, später in Leipzig unter anderm eins von der Humanität, dessen Herder rühmend gedenkt, geschrieben hatte. Seiner Begeisterung, die unserer ziemlich nüchtern gewordenen Generation sicherlich etwas überschwenglich erscheinen dürfte, lieh er Worte wie folgende, welche der Herausgeber aus einem Briefe Oertel's an einen Freund citirt:

Eine erste Lectüre von einer Schrift des einzigen Paul wirft mich immer in ein Fieber; ich vergesse jeden Zustand, sogar den seiner Helden, um ganz in dem seinigen zu sein, und ich fühle dann nur alles Heroische, alles Uebermenschliche, alles was Gott in des Menschen Natur gelegt hat, und das Göttliche selbst. Ich lasse mich nie in eine Auseinandersetzung von Paul's Schriften ein. Sowenig ich einen Gedanken daraus abschreiben könnte, weil ich alle abschreiben müßte; sowenig ich einen Auszug daraus machen könnte, weil ich das ganze Buch erzählen müßte; sowenig kann ich etwas einzelnes loben, weil ich die Einsicht, mit der ich lobe, nicht, wie bei einem andern, durch einen Tadel heben kann. Selbst wenn ich während des Lesens table, so sehe ich doch, wenn ich das Werk geendet, alles milder, und ich rechtfertige alles, weil das unendlich schöne Ganze blos aus diesen einzelnen Bestimmungen hervorgeht. Paul ist ein Prophet, ein Apostel, und ich bin dem schon gram, der ihn auch nur kunstmäßig loben will. Lest! um Gottes willen lest! das sollte seine einzige Recension sein!

Aehnlich schreibt Oertel am 1. Mai 1797 an Jean Paul selbst:

Bisjetzt hatte ich deine Bücher noch in einem Fache mit denen Hippel's; aber je mehr ich dich studire, je weniger kann ich irgendeine Nachbarschaft für dich aussuchen und leiden. Du bist mir der Eine, der Ganze. Ich kenne keine Kraft noch Fähigkeit in mir, die du nicht abwechselnd erweckst und bewegst; alle Töne meines Herzens und Geistes durchläufst du in eilenden, schmelzenden, durchdringenden Accorden. Die andern alle schreiben für das und dies, für Gedächtniß, Verstand, Witz, Gefühl oder Phantasie; du allein für das Ich, für den ganzen Menschen. Wer dich ganz versteht und faßt, der hat den Mikrokosmus des Menschen.

Wie sehr sich solche an sich doch ganz bemerkenswerthe Existenzen wie die Oertel's dem Blick der Welt entziehen

und zuletzt gänzlich verschwinden können, beweist der Umstand, daß der Herausgeber, der es doch sicherlich nicht an Nachforschungen hat fehlen lassen, über sein Lebensende nichts hat erfahren können. Die Briefe Jean Paul's verdankt der Herausgeber einer Fürstin von Carolath, welche Oertel's Schwester war; von Oertel's Briefen befinden sich nur wenige im Nachlasse Jean Paul's, wofür der Herausgeber, bei der Gewissenhaftigkeit, mit welcher Jean Paul jedes beschriebene Blatt aufbewahrte, einen erklärenden Grund nicht anzugeben vermag.

Was uns in Jean Paul's Briefen an Oertel hauptsächlich bemerkenswerth zu sein scheint, ist dessen wiederholt sich kundgebende Abneigung gegen Leipzig. Jean Paul schreibt z. B. von hier am 25. November 1797: „Noch immer find' ich hier alles klein, sogar die Fehler; und im Innern so wenig Erhabenes als in der äußern Ebene, den artistischen Berg über dem Stadtgraben ausgenommen"; er bemerkt aus Weimar im November 1798: „Ich werde sobald keine Lobrede auf Leipzig ausfertigen"; er schreibt aus Koburg am 28. September 1803: „Hast du jetzt in Leipzig einen oder $1^{1}/_{11}$ merkwürdigen Menschen?" Er schreibt ferner an Paul Thieriot, dessen wir gleich etwas näher gedenken werden, aus Weimar am 11. April 1799: „Guter Jüngling, sei fest — wähle einen ewigen Weg — verschmähe die leipziger Kleinlichkeit, besonders die akademische und literarische"; in demselben Schreiben: „Sie ist problematisch, meine Reise nach Leipzig, wo alles Bude ist, höchstens eine buchhändlerische", u. s. w. Man muß sich dabei erinnern, wie Jean Paul wegen gewisser Lebensgewohnheiten und seiner nicht modemäßigen Haartracht in Leipzig mit anonymen Schmähbriefen verfolgt wurde, wie er gleich Gellert als Student, gleich Lessing vor seinen stürmischen leipziger Gläubigern, gleich Seume wegen kleinlicher Nachstellungen und Verleumdungen heimlich aus Leipzig flüchtete, und man sollte sich erinnern, daß Fichte in seiner Correspondenz, der Appellationsrath Körner in seinen Briefen an Schiller und andere Autoritäten Urtheile über Leipzig fällten, die mit denen Jean Paul's ziemlich übereinstimmen oder sie noch an Intensität übertreffen. Gesteht doch selbst Schiller in einem Schreiben an Körner aus Gohlis vom 6. September 1785, daß sein bisheriges Dasein daselbst „einsiedlerisch, traurig und leer" gewesen. Dergleichen darf freilich bei den Dichterfesten, wie sie gegenwärtig in Leipzig celebrirt werden, nicht zur Sprache kommen, und wer diese Schattenflecke an dem großen Sonnenkörper Leipzig öffentlich aufdecken wollte, könnte leicht denselben Aergernissen ausgesetzt sein, wie jene Männer.

Sehr treffend scheinen uns folgende Bemerkungen zu sein, die in einem Schreiben Jean Paul's an F. von Oertel aus Hof vom 6. August 1796 enthalten sind:

Indem ich träge meine Taschenuhr über den Tisch herzerre am Datum, bemerke ich, wie wenig alle Erleichterungen des Lebens das Dasein erleichtern. Anfangs war man froh, daß man den neuen Monat aus dem neuen Mond errieth; dann daß man's in Rom vom Ausrufer hörte, dann, daß man's im Kalender sah; endlich, daß es auf der Uhr steht. Jedes Jahrhundert vermehrt nur die Gegenstände der Begierde und vermindert eben dadurch die Mittel, diese zu befriedigen, und die Kraft, sich zu besiegen.... Die jetzigen Staaten zwingen die Menschen zu sündigen, wie die alten zwangen gut zu handeln. Mit dem Mauth-, Censur-, Symbolischen Bücherwesen getraue ich mir der Hölle so viel dicke Betrüger und Lügner zu liefern, als sie verlangt.

Eine merkwürdige Persönlichkeit tritt uns in Paul Aemil Thieriot, dem dritten in diesem Bunde, entgegen. Jean Paul gedenkt seiner in einem berliner Briefe an Oertel vom 28. März 1801 mit den Worten: „Gehe doch mit Thieriot um; du findest in Leipzig keinen genialischern Associé." Thieriot war schon als Studiosus der Philologie dem von ihm mit fast überschwenglichem Enthusiasmus verehrten Jean Paul nach dessen Uebersiedelung nach Leipzig im Jahre 1797 näher getreten, und seine Liebe zu Jean Paul war so unbegrenzt, daß er nicht nur in seiner Schreibweise dessen humoristische Sprünge nachzuahmen suchte, sondern selbst Jean Paul's Handschrift sich bis zum Verwechseln aneignete. Später zog er als Virtuos auf der Geige umher und kam auf seinen Wanderzügen sogar bis nach Paris, von wo er einige Briefe an Jean Paul richtete, die hier abgedruckt sind. Dieses Wanderlebens müde, wahrscheinlich auch zu einer richtigern Erkenntniß über sich selbst gelangt, ließ er sich endlich als Sprachlehrer in Wiesbaden nieder, wo er am 20. Januar 1831 gestorben ist. Thieriot war ein durchaus liebenswürdiger Mensch, der überall die wohlthuendsten Eindrücke hinterließ und durch seine Excentricität keinem andern, sondern nur sich selbst schadete. Er gehörte jenem Geschlechte der modernen Hypergenialen an, von denen im allgemeinen gilt, was Jean Paul in seiner Weise über ihn gelegentlich an Emanuel schreibt: „Thieriot mit aller wachsenden Selbstbeschauung kommt dem Glück der Einheit nicht näher, sondern bleibt ein sich selbst und der Ordnung bewußtes Chaos." Ernst Förster erzählt von ihm unter anderm, Thieriot sei, nachdem er heimlich die Wohnung Emanuel's, der ihn gastlich aufgenommen, verlassen habe, erst nach wochenlangem vergeblichen Suchen endlich in der Scheune eines Bauernhofs auf Stroh bei Wasser und Brot und dem Homer und Horaz aufgefunden worden. Der Herausgeber erzählt weiter:

Es konnte nicht fehlen, daß eine so scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit mit der Gesellschaft nicht selten in Conflict kam. Wie er durch sein etwas schroffes Auftreten die Künstler der münchener Hofkapelle von sich abgestoßen, so hatte er früher einmal in Weimar, wohin ihn Jean Paul empfohlen, durch einen zu lustigen Einfall sein Glück beinahe verscherzt, indem er auf ein Billet Goethe's, darin dieser ihm schrieb: „Die Herzogin Amalia wünscht diesen Abend die Bekanntschaft Ihrer Violine zu machen", nichts that, als seine wohlverschlossene Geige nebst dem Kastenschlüssel ins Schloß zu schicken.

Thieriot schildert sich selbst in einem Briefe aus Leipzig vom 31. März 1799 wie folgt:

Eine kleine Seele von Natur, in Fettlagen eingenäht mit Nervenzwirn, eine dicke Kruste um Kopf und Herz — weinen kann ich gar nicht — blos weich in Meinungen für den Eindruck jedes Narren, hartleibig und träge zur Selbstthätigkeit; kaltblütig, außer wo es rühmlich ist (kein Herz im doppelten Sinn), ohne viel anderes Interesse für die größten Dinge, als der Eitelkeit, deren Kränkung mich öfter viel tiefer niederschlägt, als ihre

Befriedigung mich erhebt und beglückt, und die doch mein einziger Trost ist; von jeher ungewiß, ob ich überhaupt wache oder träume, und in der Furcht einmal ordentlich toll zu werden; immer in der Ueberzeugung, daß es nicht richtig im Kopfe beschaffen sei; von mancherlei psycho-pathologischen Erscheinungen geplagt; zu einer Familie eingesperrt, die mich täglich erinnert — weil ich's täglich vergesse — Brot zu erwerben, und mich so ernstlich überredet und überzeugt, und vollends abspannt, daß ich mich in wenig Tagen (in denen ich mein Haus, von Papieren, Planen und Baurissen aufgebaut, noch flüchtig bestellen will) im Ernst, mit Leib und Seele und allen Schreibfingern in den alten Karren der römischen Jurisprudenz einspanne, mit dem ich schon einmal durchging.

Jean Paul schreibt ihm einmal aus Weimar:

Die Lage Ihres Herzens thut meinem weh. Bei Gott! Ihnen fehlt nichts als Gott und Unsterblichkeit, nämlich der Glaube an beide. Dann käme in Ihr Leben, um das 64 Winde spielen, Eine Richtung und Ein Kompaß. Wahrlich Sie sollten suchen, beide zu glauben. Schon Liebe wäre etwas. Aber so ist Ihnen noch weniger zu helfen, als dem präcisirenden H.....n.

Damit im innigem Zusammenhange steht Jean Paul's allgemeine Bemerkung im nächstfolgenden Briefe:

Es fehlt jetzt eine Moral für den Gigantengeist der Zeit. Himmel! wie viel tiefe Gräber seh' ich offen, die alle sich mit der Jetztwelt füllen — wie viele volle Sterbebetten von Zeitgreisen in Religion und Philosophie!

In einem Briefe Jean Paul's aus Berlin vom 17. Januar 1801, in welchem er unter anderm von den „erbärmlich-gesteiften schlafröckigen Deutschen (vollends Sachsen)" spricht, stoßen wir auf folgende Bemerkung:

Unter allen gesellschaftlichen Tönen stell' ich den hiesigen am höchsten. Juden, Minister, Offiziere, Gelehrte, Weiber, diese macht das gesellige Band oft zu Einem Strauß; in Dresden hätten sie in einem ganzen Garten nicht Platz. — Die Gedankenstriche sind die Isolatorien, worauf ich die Gedanken stelle und so auseinander halte. — Ich habe Haydn's „Schöpfung" — gesehen beinahe; weit über Reichardt. — Ueber die „Maria Stuart" von Schiller kann ich nicht urtheilen, weil ich blos das Ende der Maria, aber nicht des Stücks abwartete; „fröhlich", singen die Xenien, „sprang der Grieche aus seinem Theater heraus." Diesen Sprung that ich munter nach.

Bemerkens- und mittheilenswerth erschien uns aus Jean Paul's Briefen an Thieriot noch folgender Ausspruch:

Was die Kunstrichter über den Witz sagen, ist nicht sehr gut. Ueberhaupt wird nicht der Dichter blos, sondern auch der Recensent und jeder geboren; die höhere Kritik wird nicht gelehrt, sondern erzeugt von einem höhern Menschen, und der kritische Sinn kann so wenig aus der Lesung vieler Werke zusammengebettelt werden, als der Dichtergeist aus der Lesung der Dichter. Daher weiß ich keine großen Kunstrichter als entweder große Menschen oder Künstler.

Wir hoffen, in den beiden folgenden Bänden, die unter andern auch Briefe Jean Paul's an seine Kinder und seinen Briefwechsel mit seiner Braut und Gattin enthalten werden, die Bekanntschaft noch mancher andern merkwürdigen Persönlichkeit aus jener tief innerlich erregten Zeit zu machen. Neben den berühmten Literaturheroen hatte jene Zeit auch eine ungemein große Zahl originell oder zart und edel gearteter, regsamer Individuen, die, statt selbst Unfertiges und Unvollkommenes zu produciren, es vorzogen, das in sich Fertige, was die hervorragenden Geister der Nation ihnen boten, im stillen zu genießen, mit ihnen in persönlichen oder brieflichen Verkehr zu treten, sich von ihnen belehren zu lassen, sie in aller Weise anzufeuern oder, wenn sie die Mittel dazu besaßen, sie thatkräftig zu unterstützen. Je mehr man von diesen verborgenen, im stillen wirkenden Intelligenzen kennen lernt, um so mehr begreift man, wie es den Talenten ersten Ranges möglich wurde, ihre große Aufgabe zu erfüllen, den Muth nicht zu verlieren und zugleich in ihren Schöpfungen jene Liebe und Humanität widerzuspiegeln, mit denen man ihnen von allen Seiten entgegenkam. Selbst die Hypergenialen, in denen sich, wie in Thieriot, bereits die moderne Selbstbespiegelung und Selbstverherrlichung des Ichs ankündigt, waren noch fähig und bescheiden genug, die Ueberlegenheit desjenigen, dem sie ihr Bestes verdankten, anzuerkennen und sich ihm unterzuordnen. Und nun vergleiche man die liebenswürdigen, bescheidenen, nirgends gegen Gleichberechtigte einen hochfahrenden, absprechenden oder malitiösen Ton anschlagenden Briefe Jean Paul's selbst mit den Briefen Späterer, die nur Einen Nächsten hatten — sich selbst. Man fühlt dabei einen Unterschied, der unserer vorgeschrittenen Zeit wenigstens in dieser Richtung denn doch nicht sehr zur Ehre gereicht.

Hermann Marggraff.

Zur neuern Novellistik.

1. Kaufmännische Carrièren. Wahrheit und Dichtung aus dem Geschäftsleben von Gustav Höcker. Zwei Bände. Dresden, Kuntze. 1862. 8. 2 Thlr.
2. Geheimnisse einer kleinen Stadt. Komischer Roman von A. von Winterfeld. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Am Hofe. Roman von P. J. Wilcken. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1862. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
4. Stille vor dem Sturm. Von George Hesekiel. Drei Theile. Berlin, Janke. 1862. 8. 4 Thlr.

Bevor wir die vorliegenden Novellen und Romane besprechen, sei uns erlaubt, über die Bedeutung und die Berechtigung der Novelle unsere Ansicht anzugeben, welche von der in Nr. 32 d. Bl. f. 1862 unter der Ueberschrift „Zur neuern Novellistik" aufgestellten abweicht. Der Verfasser jenes Artikels sagt: „Im ganzen haben sich die Heroen unserer Literatur mit der Novelle überhaupt nicht viel befaßt und das ist natürlich. Ein lyrisches Gedicht, eine dramatische Composition im wahrhaft dichterischen Sinne ist ein aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangener Erguß des geistigen Lebens des Dichters. Ganz anders ist es mit der Novelle. Der Charakter der Unmittelbarkeit, der schöpferischen Nothwendigkeit, welche die meisten andern Gattungen der Dichtung hervorgetrieben hat, fehlt ihr und sie gleicht nicht den ursprünglichen, majestätischen Bäumen des Waldes, welche von unsichtbarer Hand gepflanzt sind und aus denen uns das Walten der Gottheit und der Naturkräfte entgegenrauscht, sie gleicht vielmehr einer künstlich gezogenen und gepflegten Zierpflanze, ja häufig ist sie jetzt eine gemachte Blume und dann nicht eigentlich Gegenstand der Dichtkuust und Aesthetik, sondern der Industrie."

Eine gewisse Nothwendigkeit, meint der Verfasser, habe die meisten Gattungen der Dichtung hervorgetrieben. Wenn wir aber uns nicht anders denken können, als daß der Dichter der Iliade seine Andromache und Hektor lange in der Seele getragen hat, ehe er einen Hexameter schrieb, so kommen wir zu der Ansicht, daß das eigene Bedürfniß der freien Seele mehr in der Poesie geschaffen, als die Nothwendigkeit hervorgetrieben habe

Wir wollen nicht um den Ausdruck rechten, wir wollen nur diese unsere Ansicht angeben, weil sie mit unserer Beurtheilung der Novelle, ihrem Ursprung und ihrer Berechtigung zusammenhängt. Mehr ließ sich über die Behauptung des Verfassers sagen, daß die wahre Dichtung den majestätischen ursprünglichen Bäumen des Waldes gleichen müsse, aus denen uns das Walten der Gottheit und der Naturkräfte entgegenrauscht. Demnach wäre nur das Mächtige, Gewaltige Gegenstand der Poesie. Ist denn aber ein Märzenglöckchen, ein Maiblümchen nicht ebenso ursprünglich, wie die Eiche und Buche, neben welchen es seine Frühlingsdüfte verbreitet? Ist ein anmuthiges Liedchen von Goethe nicht ebenso ursprünglich wie das Veilchen? Kurz, wir glauben, daß der Verfasser die Grenzen der Poesie etwas zu eng gezogen und namentlich der Novelle einen zu geringen Werth beigelegt habe.

Es ist schon etwas Misliches, von einer Erscheinung in der Literatur, die nicht blos in Einem Lande sich zeigt und nicht blos in Einer Periode, zu behaupten, es sei eine Zierpflanze. In Bezug auf die Novelle muß eine solche Behauptung um so bedenklicher erscheinen, wenn man erwägt, daß sie in Italien ihr Geburtsfest feierte zu einer Zeit, wo ein frischer Hauch die Geister belebte, wo man bestrebt war, alte Fesseln zu brechen; jetzt wird sie hauptsächlich in unserm schreibseligen Vaterlande angebaut. Will man ihr etwa darum einen Vorwurf machen oder sie zu etwas Tadelnswerthem stempeln? Es ist freilich nicht zu leugnen, daß sehr viel Geziertes, Unnatürliches in unserer jetzigen Literatur hervorgebracht wird; wenn aber im allgemeinen der Novelle damit ein Vorwurf gemacht werden soll, daß sie sich hauptsächlich in unserer Zeit pflegen lasse, so halten wir diesen für ungerecht.

Der Umstand, daß die Novelle in Italien entstand und daß sie in Deutschland so eifrig angebaut wird, hätte den Verfasser des genannten Artikels auf die Vermuthung bringen sollen, daß wol in den Verhältnissen beider Länder ein Grund dafür gesucht werden müsse. Nach unserer Ansicht findet er sich auch.

Um diese unsere Ansicht zu begründen, wollen wir die der Novelle am nächsten verwandte Art der Dichtung, den Roman, und zwar hauptsächlich den historischen Roman, in England betrachten. Wir sehen mit einem gewissen Neide auf die lebenden und wirkenden Resultate, welche das englische Volk aus den Kämpfen der Aristokratie und Demokratie gewonnen hat. Keine von beiden Parteien ist eigentlich unterlegen, sondern sie haben sich beide ihre Rechte gesichert, welche die Krone zu bewachen hat. Auf beiden Seiten der Kämpfenden haben sich große Charaktere hervorgethan, welche frisch im Gedächtnisse fortleben, da ja ihr Wirken noch fortlebt. Die Erinnerung an ihre Thaten, an ihre Leiden und ihre Bestrebungen liefern aber den günstigsten Stoff zu dem bei den Engländern so kräftig und hoch gewachsenen historischen Roman.

Warum haben wir historische Romane, die den englischen gleichkommen, nicht aufzuweisen? Kämpfe haben wir in Deutschland in hinreichender Zahl gehabt, aber die Errungenschaften dieser Kämpfe haben bei uns in der Regel die Regierungen für sich behalten. Dies Verhältniß erinnert an den katholischen Priester, welcher das Recht hat, zu der Gemeinde zu sagen: „Ich trinke für euch alle.“ Da die Resultate der Kämpfe im Volke nicht fortleben — den Protestantismus als einzigen Volkssieg ausgenommen —, so ist auch das Gedächtniß der Kämpfe verschwunden, welches in der Schule wieder angefrischt oder erst erweckt werden muß. Die zugestandene Betheiligung der Bürger an den gemeinsamen Interessen des Vaterlandes ist zur Zeit wenigstens auch noch eine sehr geringe. Ja, wir wissen, daß eine solche nicht gewünschte Betheiligung für manche gefährlich geworden ist.

Was bleibt nun dem deutschen Bürger weiter übrig, als das Berücksichtigen seiner Privatverhältnisse? Da der einzelne auf sich selbst gewiesen ist, so sind hauptsächlich zwei Richtungen von Wichtigkeit: des Jünglings Wahl einer Lebensgefährtin und die Wahl eines Berufs oder eines Verhältnisses, in welchem er seine Kräfte oder Anlagen möglichst harmonisch anwenden kann, um zu einer gewissen Seelenruhe zu gelangen. In Bezug auf die erstgenannte Wahl können dem Suchenden die Umstände günstig entgegenkommen, z. B. durch Zusammentreffen auf Reisen, bei Festlichkeiten; sie können aber auch sehr hinderlich sein durch Standesverschiedenheit, Vorurtheil, verschiedenen Glauben und Aberglauben. Ebenso kann z. B. ein Künstlertalent, in Bezug auf die zweitgenannte Wahl des Berufs, mit vielen, vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ehe es zu einer Harmonisirung seines Innern mit den äußern Verhältnissen gelangt. Diese Herzensangelegenheiten der einzelnen bilden aber, nach unserer Ansicht, den ursprünglichen eigentlichen Stoff der Novelle.

Daraus geht nun auch die Berechtigung des weiblichen Geschlechts hervor, an dieser Gattung der Literatur mitzuwirken. Für die Jungfrau ist die oben genannte Wahl ebenso wichtig, wie für den jungen Mann, wenn nicht noch wichtiger. Wir haben über die Theilnahme oder dieses Mitwirken uns auch nicht zu beklagen, denn abgesehen davon, daß manche Novelle von weiblicher Hand künstlerische Vollendung zeigt, trägt diese weibliche Schriftstellerei auch durch das Aufdecken mancher Falte des weiblichen Gemüths dazu bei, unsere psychologische Kenntniß zu erweitern.

Wir sind also der Ansicht, daß die Novelle ein gleichsam nothwendiges Gewächs bei Völkern ist, deren Kräfte nicht für große, allgemeine Ziele des Vaterlandes in Anspruch genommen werden, wie dies leider bei uns der Fall ist und in Italien bisher auch. Sie ist demnach nicht mit dem Namen „Zierpflanze“ zu belegen. Ja, wir glauben sogar, daß bei den für den Staat lebenden Völkern des Alterthums etwas Aehnliches wie unsere Novelle sich gezeigt habe. Mancher Leser wird lächeln bei unserer Behauptung und fragen: Wie? Bei Griechen und Römern etwas der Novelle Aehnliches? In der Form freilich nicht, auch nicht in der Durchführung, aber in Bezug auf das dargestellte Seelenbedürfniß, das dem einigermaßen ähnlich ist, welches wir als Hauptstoff der Novelle angegeben haben. Wie wir die Novelle als eine Episode eines größern Romans, oft wenigstens, ansehen könnten, so kann man, nach unserm Dafürhalten auch als eine Episode des unserm Roman entsprechenden Epos der Alten die Idylle ansehen. Wir erinnern an die schöne Ekloge Virgil's, in welcher der Dichter das Herzensglück des Landmanns schildert, welcher das in den Stürmen des Bürgerkriegs verlorene väterliche Gut wieder erhalten hat. Die Bürgerkriege lassen sich recht gut als ein gewaltiges Epos betrachten, in welchem diese Ekloge dann als eine Episode angesehen werden könnte. Sollte nicht der Umstand als für unsere Meinung sprechend angesehen werden können, daß, obgleich zu jener Zeit viel sanftere Versmaße bekannt waren, welche für den Charakter der Idylle passender scheinen, die Idyllendichter doch fast immer das heroische Versmaß vorzogen?

Wir sagten aber, die Aehnlichkeit zwischen unserer Novelle und der alten Idylle läge in dem Seelenbedürfniß, welches sich in beiden ausspricht. Dem Jünglinge der classischen Zeiten war die Wahl eines Berufs sehr leicht gemacht. Das Vaterland wählte ihn selbst oder es nahm seine Kraft in Anspruch. Bei dem Erfüllen seiner Bürgerpflicht regte sich aber auch, hauptsächlich in den Stürmen der Parteikämpfe, bei der von wahren Patrioten mit Schmerz oder auch wol mit Grimm beobachteten, sich hervordrängenden Herrschsucht einzelner die Sehnsucht nach einer Ruhe, einem Frieden der Seele, der nun in dem Landleben gesucht wurde. Wenn Horaz seufzt:

O rus, quando ego te adspiciam, quandoque licebit —
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae? —

so will er nicht blos ein Vergessen der in der Erinnerung nicht erquickenden Verhältnisse, wie es etwa mancher beim Weinglase sucht, sondern er will seinen Jugendfrieden wiederhaben, seine Seelenharmonie. Das Leben unter Landleuten, welche frei sind von dem Ehrgeiz, der Parteisucht der Weltstädte, wird als hei-

lend angesehen, aber mehr mal noch der Eindruck, den auf ein unverdorbenes Gemüth die Natur mit ihren Reizen hervorbringt, aus welcher ein uns wohlwollender Geist zu sprechen scheint.

Es mag sein, daß mancher begabte Schäfer ein Liedchen gemacht hat; gewöhnlich aber betrachtet ein Schäfer die Reize der Natur wie ein Gesunder die Gesundheit, d. h. als etwas, was sich von selbst versteht und was nicht durch ein Lied zu verherrlichen ist. Die Idyllen aber, welche wir aus dem Alterthum haben, stammen von Dichtern her, welche, unbefriedigt durch das Stadtleben und seine Genüsse, zum vollen Genusse ihrer selbst, zur Seelenruhe kommen wollten und diese in dem Landleben suchten. In Bezug auf dieses Streben also scheint uns die Idylle eine ähnliche Stimmung darzustellen, wie die Novelle, das Streben nach Ausfüllung des Gemüths des einzelnen.

Hat aber das Gemüth nach Ausgleichung geseufzt, nach Befriedigung der berechtigten Neigung in Zeiten, wo hohe Aufgaben dem einzelnen winkten, wo eigentlich der Staat alle Kräfte als befugt in Anspruch nahm, so ist eine solche Richtung vollends nicht blos erklärlich, sondern nothwendig in einer Zeit, wo das Ich überhaupt mehr hervortritt, wie dies in unserm Jahrhundert der Fall ist. Wenn wir nun nebenbei noch unsern Particularismus betrachten, so müssen wir dieses besondere Berücksichtigen des einzelnen, was wir als Grundlage der Novelle angeben, geradezu national nennen. Unsere eifrigsten Patrioten, welche eine Einheit des großen Vaterlandes wünschen, wollen ja auch diese nur mit Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten der Stämme, und nicht ein Verhältniß, wie es sich z. B. bei den zusammengejochten Stämmen des Franzosenreichs findet. Auch die am eifrigsten die Einheit wünschen, erkennen also die den Deutschen inwohnende Forderung der Berücksichtigung des einzelnen, gleichsam das Ich der Stämme an. Und der Aesthetiker sollte es nicht anerkennen?

Wenn wir also die Novelle abweichend von der Ansicht des Verfassers (Rudolf Sonnenburg) nicht für eine Zierpflanze halten können, so stimmen wir doch vollkommen mit ihm darin überein, daß die Novelle jetzt oft Gegenstand der Industrie ist. Aber gilt dieser gerechte Vorwurf blos dieser Dichtungsart? Um nur an das dramatische Gebiet zu erinnern, sind denn die bei Schauspielern so beliebten und gewiß nicht unter die geringsten zu zählenden Birch-Pfeiffer'schen Theaterstücke Shakspeare'schen Schöpfungen vergleichbar? Haben sie nicht im Vergleich mit den Werken des großen Meisters auch etwas Industrielles?

Einige der uns vorliegenden Erzählungen sind aus dem Kaufmannsleben genommen. Wir müssen gestehen, daß wir an der sogenannten Kaufmannspoesie keinen rechten Geschmack finden können, weil der Kaufmann, solange er weiter nichts ist als Kaufmann, eigentlich gar nichts Poetisches hat und seiner geistlosen Beschäftigung nach auch nichts haben kann. Zwei der Erzählungen bekunden auch diese Herzlosigkeit, indem in einem Falle der Held der Erzählung darunter ohne Verschulden leidet, im zweiten Falle der Commisheld durch die Herzlosigkeit sich ein verdientes tragisches Ende bereitet. In den „Kaufmännischen Carrièren" von G. Höcker (Nr. 1), wird in der Erzählung „So geht's" uns ein Jüngling geschildert, welcher der Kaufmannschaft sich zugewendet zu haben scheint, um einmal in der weiten Welt sich umsehen zu können. Seine Sehnsucht ist, die großen Städte nicht blos von Europa, sondern auch von Amerika zu sehen. Nach seiner Lehrzeit wird er von dem neuen Principal als Commis sehr freundlich behandelt, weil er sich brauchbar zeigt. Dies gefällt ihm und er vergißt die großen Städte. Es ist, als ob er zum Hause seines Principals gehörte, er hilft dem Söhnchen desselben seine Schulaufgaben lösen. Als aber dieses Söhnchen groß geworden und die Welt gesehen und nach des Vaters Tode als Gebieter in das Haus tritt, kennt er den helfenden Buchhalter nicht mehr. Der grau und stumpf Gewordene wird entlassen, nachdem er den Gehalt für die letzten Monate ausgezahlt erhalten. Der aller Mittel Beraubte sucht, da er von dem Ertrag einer in der Stadt für ihn veranstalteten Collecte keinen Gebrauch machen will, den Tod in den Wellen! In der Novelle „Der Procurist" ist der Commis der Herzlose, welcher, um den Vortheil des Principals zu wahren, sich die größten Härten gegen die Arbeiten liefernden Handwerker erlaubt. Er thut dies, um die einstige Erbin des Geschäfts zu gewinnen. Als er nahe am Ziele ist, ergibt sich, daß er ein tugendhaftes Mädchen verführt und betrogen hat. Er geht nun nach Amerika, wo er als Falschmünzer am Galgen endet. Die dritte Novelle „Die heirathslustige Firma" ist heiterer und zwar deswegen, weil sie nicht ganz kaufmännisch ist. Der eine von zwei Compagnons, deren Bestreben, sich Kunden zu verschaffen, ergötzlich geschildert wird, glaubt von der Nachbarstochter am meisten begünstigt zu sein, weil sie mit ihm lieber und freier spricht, während der andere aus den ihm verstohlen zugeworfenen Blicken einen richtigern Schluß zieht. Der letztere wird natürlich mit der Hand der Tochter des sehr reichen Rentiers beglückt, aber nur erst, und das ist das Kaufmännische bei der Sache, als er seine Verhältnisse günstiger, als sie waren, dem Alten durch List dargestellt und ihn so ins Garn gelockt hat. Die Gedankenwelt des Verfassers erhebt sich nicht über das Alltägliche und die Darstellung hält sich in den Schranken der Mittelmäßigkeit. Als Probe seines Geistes diene: „Oben auf der Mauer" (so bemerkt ein Commis, als er darüber reflectirt, daß alle Dinge, die ihm auf der Reise begegnen, auf die Firma seines Principals Bezug haben können) „steht ein stattlicher Hahn, den man unwillkührlich in Verdacht hat, er verstehe auch etwas von Industrie."

In „Geheimnisse einer kleinen Stadt" von A. von Winterfeld (Nr. 2) werden uns keine tragischen Ereignisse geschildert, weder an einem Flusse noch am Galgen, wie von Höcker, aber er führt uns in die schrecklichen Zeiten der Cholera! Er spricht in der Einleitung seines „komischen Romans" mit höchst ernsthafter Miene von dem großen Glück der Posemuckler in frühern Zeiten, dergleichen es jetzt nicht mehr gebe, obgleich es uns dünken will, daß ein einziger Tag unserer Schützen- und Gesangsfeste mehr Poesie enthalte, als ein ganzes Decennium der goldenen Aera in der guten Philisterstadt Posemuckel, an der „schiffbaren Pose" gelegen. Nun, wenn das Leben auch sehr philisterhaft langweilig ist, so läßt es sich doch durch Satire pikant machen.

Ein junger Arzt, welcher nach Posemuckel übersiedelt und von manchen ersehnt wird, weil der alte Physikus ganz taub geworden ist, findet einen heftigen Gegner an einem Barbier, welcher aus der Taubheit des Physikus für Erweiterung seiner Praxis Hoffnung geschöpft hat. Dieser Barbier verfügt sich, sobald er Wind von der Ankunft des neuen Arztes bekommen, zu demselben in den Gasthof, um ihn auszuhorchen und danach seine Maßregeln zu nehmen. Er erzählt dem Arzt, daß der Bürgermeister von Posemuckel, dem er seinen ersten Besuch zu machen hat, sehr schwer höre, daß die Frau Bürgermeisterin sehr gern schnupfe, und daß, wenn er ihre Gunst, die sehr wichtig sei, erlangen wolle, er Spaniol mitzubringen und ihr anzubieten habe, daß er aber vor der Tochter des Bürgermeisters sich in Acht nehmen müsse, weil sie die Manie habe, die Männer zu beißen. Daraus entwickeln sich nun sehr drollige Situationen. Der Barbier verbreitet außerdem in der Stadt, der neue Arzt sei auch wieder taub, wie der Physikus, und sei überdies noch ein Jude! Dies gibt den Posemucklern Gelegenheit, ihr Stockphilisterthum im höchsten Glanze zu zeigen. Aber die Cholera kommt dem geplagten und gehudelten neuen Arzte zu Hülfe, ja sie macht den Barbier, der durch seine Präservativmittel, die schrecklich wirken, bei den Bewohnern der guten Stadt Posemuckel an der „schiffbaren Pose" verhaßt, ja sie macht ihn, obgleich sie keinen andern tödtet, als Pfuscherarzt todt und läßt ihn zum Nachtwächter avanciren. Der neue Arzt wird Physikus und natürlich bekommt er ein wunderschönes Mädchen zur Frau.

Was den Barbier betrifft, welcher selbst gesteht, er habe

beim Rasiren mehr Blut vergossen, als früher, wo er noch Metzgerbursche war, so ist nicht wahrscheinlich, daß derselbe durch sein Vorgeben, daß er stets beschäftigt sei und auch nachts nicht einmal Ruhe habe, die Bewohner einer kleinen Stadt in einem solchen Grade über seine Geschicklichkeit habe täuschen können. In einer kleinen Stadt wird ein solches Wichtigthun sehr schnell erkannt und es bewirkt das Gegentheil von dem Beabsichtigten. In Bezug auf den neuen Arzt möchten wir fragen, in welches Lebensalter der Verfasser ihn stellt? Der Angabe nach ist es ein Arzt, der jetzt zum ersten mal selbständig auftritt, also doch wol jung ist, aber manchmal beträgt er sich wie ein pomadiger alter Kauz.

In mancher Hinsicht geht der Verfasser zu weit und wird widerlich, z. B. in dem Tischgespräch des Barbiers mit seiner Frau, während die Kinder mit am Tische sitzen. „Laß doch den Würmern auch was übrig", ruft die erboste Ehehälfte dem mit gutem Appetit essenden Barbier zu. „Wenn man den Muth gehabt hat, so viele Kinder in die Welt zu setzen, muß man auch den Muth haben, für sie zu hungern, wenn es sein muß. Aber du bist mir der Rechte! Du läßt dir nichts abgehen, und wenn es nach dir gegangen wäre, hätten wir noch ein halbes Dutzend mehr. Wenn ich nicht immer bereit war, deine Wünsche zu erfüllen, dann drohtest du mir mit deiner Pflicht, mit dem Gesetz und erzähltest mir, was der Herr Martin Luther gesagt hätte, daß alle Woche zw." Der Barbier entgegnet: „Bedenke doch, daß deine erwachsene Tochter zugegen ist." — „Ach was!" ruft die Zarte, „hast du etwas verstanden, Thekla?" — „Nee!" antwortet die zwanzigjährige Tochter.

Wir gehören nicht zu den kopfhängerischen Puritanern, aber solche Schilderungen widern uns an. Wenn wir ferner lesen, daß mancher Posemuckler die Zeitung verkehrt hält, wenn er nach den Tagesbegebenheiten forscht, so haben wir wol nicht unrecht, wenn wir dem Verfasser überhaupt eine Neigung zu übertreiben zuschreiben und daraus schließen, daß er sich noch nicht hinreichend geläutert hat, d. h. daß er die harte Haut des Egoismus noch nicht abgestreift hat. Der wahre Humorist läßt immer durchblicken, daß bei den zu schildernden Schwächen der Menschen er sich auch seiner eigenen Schwächen bewußt ist. Dadurch erst entsteht das Wohlthuende des Humors. Unser Verfasser scheint aber oft nur deswegen über die Menschen zu lachen, weil er sich selbst höher stellt.

In dem Roman „Am Hofe" von P. J. Wilcken (Nr. 3) finden wir die Darstellungen lobenswerth, in welchen die Intriguanten des Stücks ihre Wirksamkeit entwickeln. Gelungen ist ebenso die herzlose Kokette, die Unteroffizierstochter, die von der Natur sehr freigebig ausgestattet, die Fertigkeit besitzt, schnell in alle Lagen sich zu finden, die Schwächen der Menschen zu erkennen, zu benutzen und über alle Gönner und Verehrer zu herrschen.

In einem Lande, in welchem eben große Aufregung darüber herrscht, daß auf des Herzogs Befehl Schlosser die Pulte und Kästen der Steuerverweigerer aufbrechen sollen, ist der Erbprinz, zum Theil durch sein früheres, nicht regelmäßiges Leben, theils durch den Mangel an geistiger Beschäftigung, weil er von Regierungssachen ferngehalten wird, ein Melancholicus geworden und hat sich vom Hofe und von seiner tugendhaften Gattin, die er erst vor drei Jahren heimgeführt, getrennt, um in einer Einsiedelei sich zu langweilen oder zu quälen. Der regierende Herzog ist aus dem Grunde über den Erbprinzen oder sein Einsiedlerleben erbost, weil er so keinen Stammhalter hoffen kann. Die Maitresse des Herzogs, welche durch Erfüllung des herzoglichen Wunsches neue Gunst sich erwerben will, sucht, wie auch andere, die am Hofe gewinnen wollen, eine Annäherung des erbprinzlichen Paares wieder herbeizuführen. Der herzogliche Theaterintendant lernt auf einer Reise einen Seminaristen kennen, welchem die neuen Schulreglements das Seminar zuwidergemacht haben. Wohlgefälliger aber noch sieht der Intendant auf die Cousine des Seminaristen, welche, obgleich eine Unteroffizierstochter, doch guten Unterricht und zwar durch ihren Cousin erhalten hat. Der Seminarist, welcher Lust hat auf das Theater zu gehen, kommt durch den Intendanten in die Residenz, und in die Nähe des Erbprinzen, dessen Vertrauter er bald wird. Der Erbprinz übernimmt auch das Protectoramt über die Cousine, welche als angehende Schauspielerin dem Erbprinzen vorgestellt wird und dessen leidenschaftliche Neigung erregt. Der Erbprinz wird wieder lebendig. Er besucht das Theater, auch die Abendgesellschaften der Erbprinzessin, weil die Schauspielerin eingeladen wird. Die „Schöne" nimmt die Geschenke ihres hohen Gönners und Verehrers sehr freudig an, widersteht aber seiner Lüsternheit und heirathet einen reichen Engländer. Dadurch wird der Erbprinz seiner Gattin wieder ganz zugeführt. Die von der Schauspielerin nicht erwiderte Liebe wendet sich ihr wieder zu.

Hier sollte unsers Erachtens die Erzählung schließen, aber der Verfasser kann wahrscheinlich es nicht über sich gewinnen, die herzlose Kokette ohne Strafe mit dem Engländer ziehen zu lassen. Deswegen müssen wir ihr nach Neapel folgen, wo sie die Eifersucht und Rachbegierde einer vornehmen und häßlichen Dame erregt. Im Volksgedränge am Hafen wird ihr Schwefelsäure in das schöne Gesicht gespritzt. Ihre Schönheit ist dahin, ihre Gesundheit sehr geschwächt. Als sie sich einen Augenblick allein weiß auf ihrem Krankenlager, nimmt sie aus dem Zimmer ihres Mannes Gift, weil sie den Verlust ihrer Schönheit nicht überleben kann.

Wir begegnen in diesem Romane mehr als einer Unwahrscheinlichkeit. Wäre der Erbprinz wirklich von der Sehnsucht nach einem wahren Freunde so erfüllt gewesen, wie er dargestellt wird, so würde er sich aus eigenem Drange an seine edle Gattin wieder angeschlossen oder vielmehr sich gar nicht von ihr getrennt haben. Wenn die Vorleserin der Erbprinzessin dahin gewirkt hat, das erbprinzliche Paar zu trennen, ist es dann wahrscheinlich, daß die Erbprinzessin, die in der Trennung sich sehr unglücklich fühlt und die doch nicht ohne Urtheilskraft ist, fortwährend diese Vorleserin, eine Gräfin, als ihre treueste Freundin angesehen haben sollte? Wie trifft es sich ferner, daß die Schauspielerin, die junge Gattin des Engländers, als sie einen Augenblick in ihrer Krankheit von Pflegerinnen sich frei sieht, sogleich in dem Zimmer ihres Mannes Gift findet? War der reiche Engländer ein Gifthändler oder hatte er geahnt, daß seine „Schöne" einmal welches wünschen könnte? Wenn übrigens eine der Damen, die auf den Erbprinzen, der immer „Hoheit" genannt wird, während dem regierenden Herzoge der Titel „Durchlaucht" beigelegt wird, einen übeln Einfluß gehabt haben, sterben sollte, hätte es dann nicht die Vorleserin, die Schuldige an der Trennung sein müssen? Was hat die Schauspielerin verschuldet? Sie hat den Erbprinzen ins Leben zurückgeführt, hat aber gegen die Erbprinzessin keine Schuld auf sich geladen, da sie ja gegen die Lüsternheit des Erbprinzen tapfer und siegreich kämpfte. Und deswegen, weil ein Mädchen kokett ist und sich der dargebrachten Geschenke herzinniglich freut, ist sie doch nicht des Todes würdig. Es scheint fast, als wäre es auch im Romane leichter und eher erlaubt, eine Bürgerliche todt zu machen, als eine Gräfin.

Ueber die philosophischen Bemerkungen des Verfassers können wir nicht günstig urtheilen. „Um die richtige Auffassung des Lebens ist es eine ganz eigene Sache, und wenn wir behaupten, daß die ungeheuere Mehrzahl der Menschheit im Dunkeln tappt, daß selbst die gerühmtesten, gepriesensten Logiker und Weisen immer nur auf selbstgeschaffenen Hypothesen fußen und daß der Begriff einer abstracten Wahrheit unserm blöden Auge und Wahrnehmungsvermögen so entfernt liegt, wie etwa die Begriffe von Ewigkeit und Unermeßlichkeit, von Zeit und Raum, so glauben wir nicht zu viel zu sagen" (II, 185). Nein! viel hat der Verfasser wirklich nicht gesagt, wenigstens nicht viel Wichtiges! Wenn wir nach unsers Philosophen Ansicht nun einmal die Wahrheit nicht erkennen können, wozu denn unsere geistige Anstrengung? Die faule Vernunft ist es wol, welche der Philosoph empfiehlt? Er ermahnt: „Bete und arbeite."

Ist denn aber das Forschen nach Wahrheit keine Arbeit? Gehören denn zur Ausprägung des Charakters nicht Grundsätze? Der Verfasser, welcher manchmal in diesem Romane durchblicken läßt, daß er sich zu den Freisinnigen zählt, bedenkt nicht, daß das Aufgeben der Selbstthätigkeit des Geistes geradeswegs in die Richtung führt, aus welcher die drückenden Schulreglements, die er doch zu hassen vorgibt, erwachsen sind.

Wenn wir den Titel des Romans von Hesekiel „Stille vor dem Sturm" (Nr. 4) lesen, so vermuthen wir, ein Stück Volksgeschichte dargestellt zu finden, aber wir täuschen uns. Der Roman enthält hauptsächlich eine adeliche Familiengeschichte. Der Verfasser erinnert uns außer dem oben angegebenen noch an einen andern Uebelstand in Bezug auf unsern historischen Roman. Wenn in England der Tory den Whig und der Whig den Tory achtet und sein Streben und seine Wirksamkeit für das Vaterland anerkennt, will unser Verfasser sogar den Aufschwung vor und in den Befreiungskriegen dem Volke wegdisputiren, indem er behauptet, die Begeisterung sei nur in einzelnen gewesen, und nach dem Geiste zu schließen, welcher in dem Buche herrscht, hat Hesekiel unter diesen wenigen nur Adeliche verstanden.

Den Titel des Romans halten wir für unpassend, da kaum der vierte Theil desselben auf die Erhebung des Volks sich bezieht und wie aus einer kurzen Angabe des Inhalts sich ergeben wird, die Ueberschrift „Das wiedergefundene gnädige Fräulein" zweckmäßiger gewesen wäre.

Freiherr von Ihlow liebt die Enkelin des Reichsgrafen von Mespelbrunn und hält um ihre Hand an; aber obgleich in Bezug auf „das Alter des Geschlechts" gar nichts einzuwenden ist, wird er doch abgewiesen, weil die Enkelin schon in der Wiege ihrem Cousin versprochen war, damit die Familiengüter wieder zusammenkommen sollten. Ihlow entführt die Geliebte und da der zornige Reichsgraf sie scharf verfolgen läßt, fliehen die Liebenden weiter und weiter bis nach Portugal. Sie werden durch Priesterhand verbunden, aber einige Jahre nach der Geburt eines Mädchens stirbt die Mutter und bald auch der Vater. Das kleine Fräulein wird durch einen Diener nach Deutschland gebracht, welcher aber nach dem erhaltenen Auftrage ihre Geburt nicht bekannt machen darf wegen des zornigen Reichsgrafen. Dieser fühlt aber Reue und der Diener läßt Andeutungen entschlüpfen, welche dem ergrauten Grafen das Vorhandensein einer Urenkelin verrathen.

Um diese Zeit (1812) kommt ein von der französischen Polizei verfolgter Patriot, der gefährlich scheinende Reisen gemacht hat, ein Herr von Rouvroy, in die „Pfaffenschenke" und sieht hier Ostertag's „Sonnenstrahl", wie die Tochter des Wirthes (Pflegetochter) in der Umgegend genannt wird. Die Heiterkeit des Mädchens und ihre Schönheit machen auf den Verfolgten einen bedeutenden Eindruck. Er ist so glücklich in Berlin sie wiederzusehen. Aber Rouvroy ist auch in Berlin nicht sicher, entweicht und findet in einem gräflichen Schlosse der Lausitz gastliche Aufnahme. Hier entdeckt er ein Bild des „Sonnenstrahls" und sagt dies dem Reichsgrafen von Mespelbrunn, denn er ist der Herr des Schlosses. Der Graf weiß zwar, daß Rouvroy nicht recht hat, wenn er behauptet, er habe das Original gesehen, aber er weiß nun, daß es seine Urenkelin ist und forscht nach. Rouvroy geht nach Rußland, wird Offizier und kämpft im russischen Heere gegen die Franzosen. Auf dem Rückzuge trifft er den einst um seine Braut betrogenen Cousin, Grafen von Mespelbrunn, welcher nun von der Tochter seiner Ungetreuen hört. Rouvroy hat für den Roman und den Sonnenstrahl seine Pflicht gethan und fällt im Kampfe — „der Mohr kann gehen". Damit endet nun auch die Berücksichtigung der Erhebung von 1813, es war ja nur ein Mittel, nicht Zweck des Romans. Deswegen hätte aber auch nicht der Titel „Stille vor dem Sturm" gewählt werden sollen, da dieser Sturm doch nur als Nebensache betrachtet wird. General Graf von Mespelbrunn, der Cousin, sieht das Ebenbild seiner Untreuen und heirathet es, und Glück über Glück, die Familiengüter kommen wieder zusammen, was für den Leser gewiß von der größten Wichtigkeit ist.

Obgleich der Vater des Sonnenstrahls, welche nun „Reichsgräfin Echter von Mespelbrunn, Freiin von und zur Bielenau, Semperfreie auf Fichtenwalde und durch Schenkung ihres Großvaters Erbherrin auf St.-Peter im Ländchen Schollähne" ist, obgleich der Vater oft beim Betrachten des kleinen Mädchens traurig ausgerufen hatte: „Gott, das Kind hat keine Seele!" und eine gescheidte Gräfin, welche das Glück hatte, die Wiedergefundene zuerst zu sehen, ihren Freundinnen verkündete, „sie ist schön, aber sie hat keine Seele", und der Gemahl auch so etwas bemerkt, so ist er doch glücklich: die Güter, die Familiengüter sind ja vereinigt! Doch Geduld! Die junge Mespelbrunn genest eines Knäbleins, und einmal bemerkt man, daß die Mutter sogar nachts nach ihrem Kinde sieht. Freude überall! „Die junge Gräfin hat eine Seele bekommen!" Denn sonst würde sie nicht nach ihrem Kinde sehen. Der Verfasser knüpft hieran eine tröstliche Bemerkung: „Wenn auch ein Mädchen noch keine Seele hat, so soll man nicht verzweifeln, denn wenn sie ein Kind bekommt, bekommt sie auch eine Seele." Also zwei Geburten auf einmal! Das ist allerdings Segen!

Aber trotzdem, daß der Verfasser für manche Mutter sehr corpulenter Töchter so tröstliche Worte verkündet, müssen wir doch einiges an seinem Werke tadeln. Wir müssen sogar sehr tadeln, daß der Verfasser einen Franzosenabkömmling (Rouvroy) zum Repräsentanten des deutschen Patriotismus macht. Gab es dazu keine Deutschen? Wenn der Franzose trotzdem, daß seine Ahnen schon vor 200 Jahren in Deutschland eingewandert sind, noch eine Vorliebe für die Franzosen, seine Stammesgenossen, gezeigt hätte, würden wir ihm vergeben haben. Ja, wir würden ihn gelobt haben. Ferner tadeln wir, daß der Verfasser diesen Repräsentanten des deutschen Patriotismus, als er nach Berlin kommt, sich mit Schauspielerinnen und dem liederlichen Junker von Burgstal herumtreiben läßt, daß Rouvroy mit diesem Erbärmlichen, den er bald darauf als einen für die Franzosen in ihren Reihen Kämpfenden gefangen nimmt, Arm in Arm in einem trunkenen Zustande in den Straßen von Berlin schlenderud gesehen wird. Ist das Charakter? Ferner ist zu tadeln, daß Rouvroy in dem gastlichen Schlosse der Lausitz nichts Besseres zu thun weiß, als alle Fächer durchzustöbern und mit dem Federmesser die Tapeten auszuschneiden, bis er das Bild findet. Hätte der Verfasser eine solche Thätigkeit einem der Schergen der französischen geheimen Polizei zugetheilt, so wäre es in der Ordnung gewesen, aber ein solches Stöbern paßt schon nicht für einen ganz gewöhnlichen Edelmann, geschweige denn für den Repräsentanten des deutschen Patriotismus! Das heißt ganz und gar aus der Rolle fallen!

Wenn der Verfasser für die Wiedervereinigung gräflicher Güter schwärmt oder für das Auffinden eines Mädchens ohne Seele, so haben wir dagegen nichts einzuwenden, wir sind tolerant und verkümmern keinem seine Herzensneigung; wenn er aber die Vorwürfe, welche den adelichen Führern in der Schlacht bei Jena gemacht worden sind, weglöschen will, so können wir nicht so nachsichtig sein. „Das Unglück", sagt der Verfasser, „ist durch den Gang der gesammten Weltbegebenheiten herbeigeführt worden." Ferner: „Vergißt man denn ganz, daß alle die hochberühmten Führer der siegreichen preußischen Waffen in den großen Jahren des Befreiungskampfes Offiziere und Junker der Armee von Jena waren?" Was den ersten Grund betrifft, so ist derselbe so weit und so allgemein, daß er alles und jedes entschuldigen kann, ja es ist wahrer Fatalismus. In Bezug auf den zweiten Grund ist zu erwägen, in welchem Verhältniß ein Offizier oder Schlachtjunker steht. Es kann ein Oberst, ein Hauptmann, ein Lieutenant durch seine Tüchtigkeit sich hervorthun, aber die Fehler der Obergenerale kann er nicht gutmachen. Wenn demnach der Verfasser keine bessern Gründe hat, so ist ihm zu rathen, in seinen Ausdrücken sich etwas zu mäßigen und z. B. nicht zu sagen (I, 157): „Es ist geradezu erbärmlich, daß man heute immer noch so thut, als habe de

Adel Preußen 1806 ins Unglück gebracht." Wir geben willig zu, daß in dem Befreiungskriege 1813—15 die Adelichen neben den Bürgerlichen vollkommen ihre Pflicht gethan haben, aber in Bezug auf das Jahr 1806 wird der Verfasser das allgemeine Urtheil schwerlich durch einen Machtspruch wie diesen rückgängig machen. Trotz des oft verdienten Tadels können wir aber doch nicht umhin, dem Verfasser in Bezug auf Sprache und Darstellung den ersten Rang unter den eben besprochenen Autoren zuzuerkennen. **Ernst Oswald.**

Turistenliteratur.

1. Kurland. Reiseeindrücke von Land und Stadt. Von Ludwig Brunier. Leipzig, Matthes. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Reisebilder aus Spanien von Johann Alois Minnich. Mit einer Ansicht des Saales der Abencerragen in der Alhambra. Zürich, Schultheß. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Wanderungen in Schottland. 1851—52. Von Rudolf Richmann. Braunschweig, Neuhoff und Comp. 1862. 8. 7½ Ngr.

Ludwig Brunier, der Verfasser des Werks „Kurland" (Nr. 1), ist von einer humanen, wohlwollenden Gesinnung beseelt, und beurtheilt daher die Menschen aller Stände ohne Vorurtheil, bemitleidet die armen und unterdrückten Volksklassen, ohne deshalb schonungslos gegen die ganze Aristokratie und Bureaukratie zu polemisiren. Diese, jedem Schriftsteller zu eigen sein sollende Denkungsart ist ganz besonders den Touristen nothwendig, wenn sie uns unparteiliche Reiseberichte geben wollen. Brunier zeigt uns andererseits eine zu große Einseitigkeit in seinem Werkchen, indem er vorzugsweise nur die Bewohner Kurlands und deren geselige Verhältnisse bespricht, ohne uns weder ausführliche geographische, statistische noch naturwissenschaftliche Notizen zu geben. Hierüber entschuldigt er sich zwar, aber in einer Weise, die man nicht gern verzeiht, denn er sagt: „Ueber alle diese Materien las ich das Erforderliche genau nach, sammelte auch die nöthigen Notizen, weiß aber fatalerweise nicht, in welchem Winkel meines Reisekoffers ich mein statistisches Material geborgen habe und muß deshalb nach dem Gedächtniß angeben, das häufig irre leitet."

Ich muß dagegen bemerken, daß man vor der Veröffentlichung eines größern Werks alle Notizen hervorsucht und wenn diese Thätigkeit auch Wochen oder Monate erforderte. Hat man sie aber schon in einem Koffer, so braucht man doch wahrhaftig nur einige Stunden zu suchen, auch wenn derselbe von der allergrößten Dimension wäre. Eine andere Einseitigkeit besteht darin, daß er vorzugsweise nur die zwei Städtchen Libau und Mitau bespricht, dabei gar zu viel gewöhnliche Alltagsgeschichten erzählt und dies oft in einer Ausführlichkeit, die auch den geduldigsten Leser ermüden muß. Die Abschnitte: „Jeremiaden eines Halbverhungerten", „Mein Besuch in der libauer Muse", „Ich bekomme zu essen" und „Die Zweikämpfe eines kurischen Pfarrers mit seiner Ehehälfte", worin letztere den Kopf des Herrn Gemahls mit Roggenbroten bombardirt, gehören doch nur zu trivialen Klatschereien; zur Charakteristik des Volks tragen sie nichts bei. Interessanter sind die Schilderungen der höhern Stände, die er uns als sehr gebildet und human charakterisirt. Ja man kann wol sagen, das ganze Buch ist eigentlich nur eine Lobschrift auf den kurischen Adel und höhern Bürgerstand. Ganz besonders preist er die adelichen Damen; sie lehren ihren Kindern schon frühzeitig die Wirthschaftsverhältnisse, beaufsichtigen den Unterricht und examiniren sie jeden Morgen über die Schularbeiten. Dabei sind sie mild und barmherzig gegen ihre Diener und Landleute, besuchen die armen Kranken und helfen überall mit Rath und That. Bei solchen edeln Eigenschaften fühlt sich der Verfasser zu Lobgedichten begeistert, obgleich er mehr Talent zum Prosaschreiben als zur Poesie zeigt, wie uns folgender Vers bekundet:

> Wenn Schiller jemals hätt' geschaut
> Die kur'schen Damen lieb und traut,
> Wie sie erfüllen jede Pflicht,
> Der schwersten selbst entziehn sich nicht,
> Es wäre wol sein Lied erklungen
> Noch feuriger, das er gesungen
> In seiner schönen, edeln Weis'
> Zu holder Frauen Ehr' und Preis.
> Ich neig' mein Haupt und küss' die Hand
> Den Damen all im Kurenland.

Nur die kurländische Küche will ihm nicht behagen. Die barbarischen Gänse-, Kohl-, Fisch- und Schweinefleischsuppen haben seinen Magen verdorben. Aber alle diese Uebel werden durch Geist und Gemüth der liebenswürdigen Bewohner versüßt und überwunden.

Das Benehmen der russischen Polizei und der Beamten am Schlagbaume schildert er ebenfalls als sehr höflich und human. Diese russische Beamtenhumanität könnten sich gewisse deutsche Polizisten zum Muster nehmen! Auch die Censur wird in Kurland viel milder ausgeübt als die Preßmaßregelung in Berlin und anderswo. Dies berichtet nicht nur Brunier, sondern alle Reisende, die längere Zeit dort verweilten. Ich selbst hatte einen Studiengenossen, dem in Riga Schriften zugänglich gewesen waren, die wir in Deutschland wegen des Verbots nicht lesen konnten. Demzufolge preist er auch auf mehreren Bogen die edeln Eigenschaften des Zaren Alexander II. und sagt: „Ich schließe meine Schilderung von den Charakter- und Gemüthseigenschaften des jetzt regierenden Zaren mit einigen Versen aus einem längern Gedicht, in dem ich, von Apollo begeistert, dieser unbeschreiblich liebenswürdigen und anziehenden Kaisergestalt gerechter zu werden vermochte, als in meiner mangelhaften prosaischen Darstellung:

> Ja, Jehovah hat gedrücket auf dein Antlitz seinen Stempel,
> Sollst für ew'ge Zeiten werden allen Herrschern ein Exempel,
> Sollst ein Priester alles Reinen, alles Hohen, alles Guten,
> Mit der Liebe Segenswogen über deine Völker fluten.

Ich muß aber nochmals andeuten, daß des Verfassers Prosa besser ist als seine Poesie.

Nicht jedes gute Buch findet sogleich einen Verleger, dies beweist auch das Werkchen von Johann Alois Minnich, „Reisebilder aus Spanien" (Nr. 2), denn es ist nur in Commission erschienen. Der Verfasser, Arzt in Baden, reiste im October 1860 durch die Schweiz über Lyon, Toulon, nach Barcelona, Alicante, Madrid u. s. w. Die blumenreichen Thäler und süßduftenden Lüfte, die herrlich gebauten Städte und großartigen Kunstdenkmäler begeistern den Autor zu wahrhaft poetischen Schilderungen, die noch durch das Einweben schöner Gedichte bedeutend erhöht werden. Noch heute sehnt sich der Maure in das geliebte Spanien zurück, in das schöne Land seiner Ahnen, wo sie die Palmen gepflanzt und durch kunstvolle Wasserleitungen die öden Gegenden fruchtbar gemacht haben. Sie hoffen auf die Rückkehr nach Toledo und Granada, denn ihre Väter haben ja bei der Vertreibung die Schlüssel ihrer Prachtgebäude mitgenommen. „O Granada, die auf Erden du nicht deinesgleichen hast, und des ganzen Mohrenvolkes Ruhm und Stolz du lange warst!" So singt eine altspanische Romanze. Zur Zeit der Mauren zählte Granada 400000 Einwohner und blühte in Kunst, Wissenschaft und regem Gewerbleben; heute ist die Zahl auf 68000 gesunken. Aber das Empörendste ist, daß die faulen bigoten Spanier die vortrefflichen Wasserleitungen der Felder nicht erhalten haben, und daß heute zahlreiche sonnenverbrannte Fluren öde und dürr sind, welche ehemals durch die Bewässerung der Mauren in Paradiese verwandelt waren. Nur noch einige erhaltene Reste fand der Verfasser; aus Brunnen wird das Wasser vermittelst Pumpwerke in Rinnen auf die Felder geleitet und dürre Gegenden werden hierdurch zur reichsten Vegetation belebt. Aber wer hat nicht schon von dem großartigsten, erhabensten Prachtwerke der Mauren gelesen?

Wer hat nicht schon von der wunderbaren Alhambra, von dem Saale der Abencerragen gehört? Der Verfasser bemerkt:

„Wie eine reiche Phantasie in den gemeißelten, sich nie wiederholenden Verzierungen an den vielen hundert weißen Marmorsäulen sich kund gibt, wie sie uns in dem Wechsel der wundervollen Stuccaturarbeiten an den Wänden und den bienenzellenartigen, gleichsam frei in der Höhe schwebenden Knäufen, zu denen die verschlungenen Arabesken den Blick emporziehen, bezaubernd entgegenkommt und über das Ganze einen hochpoetischen Hauch ergossen hat, ebenso gibt sie sich in den Inschriften kund, welche sich in den verschlungenen arabischen Schriftzügen als Randverzierungen durch die Stuckfelder ziehen. Ueber dem Saale der Gesandten liest man: Wenn du meine Schönheit anschauest ohne Beziehung auf Gott, so muß ich dir sagen, daß es eine große Thorheit ist, deine Bewunderung nicht zu Gott zu erheben, der dir den Tod geben kann" u. s. w.

Wodurch kam das einst so blühend schöne Maurenreich in Verfall? Es blühte in Pracht und Herrlichkeit, solange Religion und Tugend die Bevölkerung beseelte, und sank ins Verderben, als ihre Könige die heiligsten Gesetze der Menschheit verletzten. Boabdil, der letzte Maurenkönig, vollbrachte noch die abscheulichsten Schandthaten, stieß den Vater vom Thron und mordete die Gattin. Er und sein Heer wurden dann von den Spaniern geschlagen und aus dem Lande vertrieben, und

Auf letzter Bergeskante schickt er seinen letzten Blick
Thränenvoll nach der Alhambra, Seufzer nach der Stadt zurück.
Und die Mutter zornig mahnet: Weine, weine, wie ein Weib,
Denn nicht deckt Granadas Krone eines Heldenkönigs Leib!
Schickt der letzte Maurenkönig letzten Seufzer, gramesbleich,
Hier zurück vom Berg der Seufzer ins verlorne Maurenreich.

Auch die Reise nach Malaga, Cadiz, Sevilla und Valencia schildert Minnich sehr poetisch und belehrend; doch beschränkt er seine Charakteristiken mehr auf die Landschaften, Städte und Dörfer; von den Sitten und Gebräuchen der Spanier gibt er nur kurze Notizen, weil, wie er sagt, ein so kurzer Aufenthalt nicht hinreichend sei, um den Charakter eines Volks näher kennen zu lernen. Das Buch wird aber dennoch allen Lesern genußreiche und belehrende Stunden gewähren. Die eingewebten Gedichte, nebst historischen Facta und statistischen Notizen sind von hohem Interesse. Nur der durchgehende Gebrauch der Präposition „ob" statt „über" wird die norddeutschen Leser befremden.

Man beklagt sich sehr oft, daß nicht selten über ganz unbedeutende Gegenstände viele dicke Bände geschrieben worden. Aber beim Lesen der „Wanderungen in Schottland" von R. Wichmann (Nr. 3) entsteht der Wunsch, der Verfasser möchte wenigstens das Doppelte der Seitenzahl geschrieben haben oder eine Fortsetzung folgen lassen. Doch Wichmann scheint nicht besonders schreiblustig zu sein, denn er hat auf seiner Tour nicht einmal Notizen gemacht. Da er aber ein Jahr in Schottland verweilte und das Land zu Fuß durchwanderte, so vermag er uns eine treue Schilderung von den Bewohnern und Landschaften zu geben. Er lebte längere Zeit in Edinburgh und Musselburgh und machte von da aus seine Ausflüge in die Hoch- und Niederlande. Also mitten im Lande der Celten reisend, fühlt er sich zu einigen Bemerkungen über dieses alte Volk veranlaßt. „Außer der Sprache, die sich noch bisjetzt in ihren uralten Dialekten unverwüstlich erhalten hat, und manchen an die Celten erinnernden Monumenten, besitzen und wissen wir fast nichts von diesem merkwürdigen Volke, dessen alte Nationalität heute nur noch auf einige gebirgige Theile Großbritanniens, Irlands und Frankreichs beschränkt ist, wo sie noch als gälische und wälische Celten leben. Die Sprache der Celten, die in ihrer ursprünglichen Form, oder doch wenigstens in einer ihr sehr nahe kommenden, jetzt nur noch in den betreffenden Theilen der drei genannten Länder gefunden wird, ist die vorzüglichste Charakteristik des Volks, und obgleich der Raum, den die jetzigen Celten in genannten Ländern ausfüllen, sehr beschränkt ist, so wird sie gegenwärtig doch noch von ungefähr sechs Millionen Menschen gesprochen, von denen man eine Million auf das schottische Hochland, vier Millionen auf Irland, eine halbe Million auf Wales in England und fast ebenso viel auf die Bretagne in Frankreich rechnen kann. In Wales und Irland, welches die Römer nicht berührten, haben sich die Reste des celtischen Volks und die alte celtische Sprache fast rein erhalten; auch in den nördlichen Theilen Schottlands, das die Römer kaum betraten, herrscht die celtische Sprache noch ziemlich rein, sowie Armorica — die heutige Bretagne in Frankreich — im steten Besitze seiner alten celtischen Sprache geblieben ist, die als das Bretonische bekannt und dem Wälischen ganz verwandt ist. Die Hauptdialekte sind jetzt das Gälische und Wälische. 1) Der gälische oder gadhelische Zweig. Ihm gehörten die Celten an, welche sich Gaels oder Gals nannten, und dieser Zweig zerfällt wieder in zwei Abstufungen: a. Das eigentlich Gälische, Gaelicabancig, oder das Caledonische, wie es in Hochschottland gesprochen wird. b. Das Irische oder Ersische. Das Manische, welches auf der Insel Man gesprochen wird, ist ein Unterdialekt hiervon. 2) Der wälische oder cymerische Zweig. Die Celten, die sich Kymrs nannten, werden ihm zugezählt; auch er hat mehrere Unterdialekte. a. Das eigentlich Wälische oder Cymerische; welsh im Englischen, galois im Französischen; cimreeh im Celtischen. Dieses wird von den Wallisen oder Welschen, den Einwohnern des Fürstenthums Wales gesprochen. b. Das Cornische in Cornwall in Devonshire, dem alten Dumonia. Dieses ist in neuerer Zeit fast ausgestorben. c. Das Bretonische, das breyzad, breizunek oder das breton der Franzosen. Dieses ist in der Bretagne in Frankreich Volkssprache, zerfällt jedoch auch in einige Unterdialekte. Die Orkney- und Shetlandinseln fielen bekanntlich schon früh in die Hände der Skandinavier, welche die celtische Bevölkerung vernichteten und die skandinavische Sprache (Noords, Norse) ward daselbst noch zu Menschengedenken gesprochen. Die Hebriden dagegen sind celtisch geblieben, obgleich sie von skandinavischen Einfällen nicht ausgeschlossen waren."

Schon aus diesen wenigen Notizen ersieht man den hohen Werth der kleinen Schrift. Der Verfasser gibt auch den Anfang eines Gedichts, welches dem Barden Ultin zugeschrieben wird, welcher etwas früher als Ossian, der zu Ende des 3. oder zu Anfang des 4. Jahrhunderts gelebt haben soll, lebte und in großer Achtung gestanden zu haben scheint. Dabei empfiehlt er auch eine in London erschienene gute Grammatik zum Gälischlernen: „A practical grammar of the Scottish Gaelic in eight parts; by *James Munro*". Auch über Sitten und Gebräuche der alten Schotten erhalten wir beachtungswürdige Nachrichten, z. B. über the fiery cross. Vor einiger Zeit las ich in einer londoner Zeitung ein Gedicht, betitelt: „The Poet's Fiery Cross. Adressed to the poets of the continent." Obgleich mir der Inhalt desselben völlig verständlich war, so wollte mir doch die Bedeutung der Ueberschrift nicht einleuchten; nachdem ich nun die Mittheilung Wichmann's gelesen, ist sie mir klar. „Wenn nämlich das Haupt eines Clan bei einer plötzlichen oder großen Gefahr seinen Clan beisammenhaben wollte, so schlachtete er eine Ziege, machte ein Kreuz von leichtem Holze, brannte die Enden desselben an und löschte sie in dem Blute des Thiers wieder aus. Dies nannte man das Fiery Cross, auch Crean Tarigh, oder Cross of Shame, weil Ungehorsam gegen die Bedeutung desselben Schande mit sich brachte. Es wurde einem geschwinden und zuverlässigen Boten übergeben, welcher damit, so schnell er konnte, nach dem nächsten Orte eilte, wo er es der angesehensten Person mit einem einzigen Worte überlieferte, welches den Versammlungsort bezeichnete. Derjenige, welcher dieses Zeichen in Empfang nahm, war verpflichtet, es mit gleicher Eile nach dem nächsten Orte zu befördern, und auf diese Weise gelangte es mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Orten, die dem Häuptling unterthan waren und auch zu seinen Verbündeten und Nachbarn, wenn die Gefahr gemeinsam war. Beim Anblick dieses feurigen Kreu

zes mußte jeder Mann von 16—60 Jahren, der waffenfähig war, sich sofort mit seinen besten Waffen nach dem Sammelplatze begeben. Wer zu erscheinen unterließ, ward mit Feuer und Schwert bestraft, welches durch die blutigen und verbrannten Zeichen dieses kriegerischen Signals dem Ungehorsamen sinnbildlich angezeigt war." Es versteht sich, daß der Verfasser auch ebenso gut das gegenwärtige Leben der Schotten schildert; ihre fleißigen Kirchenbesuche, das Heilighalten des Sonntags und das viele Beten will ihm nicht besonders behagen, aber noch weniger die große Trunksucht des untern Volks. Nach diesen Citaten bedarf das Büchelchen keiner weitern Empfehlung; für den billigen Preis erhält man reichliche Belehrung. 38.

Culturgeschichtliches aus Sachsen und Thüringen.

Licht und Schatten. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Sachsen und Thüringen im 16. Jahrhundert. Nach seltenen handschriftlichen Urkunden und andern Quellen bearbeitet von August Victor Richard. Leipzig, Teubner. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Titel des soeben genannten Werks versetzt uns zumeist in das Zeitalter der Reformation, in ein Zeitalter, das einer welthistorischen Bedeutung sich rühmen darf und dem Historiker jeden Falls einen überaus reichen Stoff darbietet, worüber man unter andern M. Carriere's Betrachtungen über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit vergleichen möge. Ist ja doch dieses Zeitalter die große Sturm- und Drangperiode der Menschheit am Wendepunkte des Mittelalters und der neuern Zeit. Der Geist persönlicher Freiheit war erwacht und er schlug seine Schlachten auf allen Gebieten; er fühlte sich mündig und wollte keinem fremden Ansehen mehr, sondern nur der eigenen Stimme folgen, selber sehen, selber sein Leben einrichten und seine Seligkeit erwerben. Eine Freiheit aber, wie sie jenes Zeitalter als Ideal in seiner Seele trug, kann uns nicht geschenkt werden, wir müssen sie erringen. Darum tragen denn auch die Kämpfe des ganzen 16. Jahrhunderts, dessen befähigtsten Streiter bereits das 15. Jahrhundert theils erzogen, theils geboren hatte, das Gepräge einer wirklichen Revolution an sich. Sie verwirklichen den Bruch mit dem Mittelalter; es herrscht ein Gären und Ringen der Geister, die ungezügelt von der Vergangenheit sich losreißen und einer unbekannten Zukunft entgegenstürzen, Abenteurer, Propheten, Märtyrer des neuen Lebens. Das Gemüth trägt den ganzen Reichthum jener Kampfeszeiten in sich, vermag ihn aber noch nicht mit Maß und Wahrheit zu entwickeln, die Phantasie ist noch die vorwaltende Kraft der Seele. Erst Geister, wie sie in Shakspeare und Cervantes, in Galilei und Descartes lebten, vermochten Dichtung und Wissenschaft zu scheiden, während Jordan Bruno, Jakob Böhme und Kepler in die Tiefen des menschlichen Gemüths und der Natur Blicke thun, welche die damalige Welt nicht minder in Erstaunen setzen, als sie in ihrer Folgenentwickelung zur Erleuchtung der Gegenwart beigetragen haben. Auf den Feldern dieses Kampfes nun, der auf die menschlichen Leidenschaften des Ehrgeizes, des Fanatismus und der Herrschsucht stoßend, dadurch zugleich den Kampf mit den Waffen entzündete, liegt ein ungeheures Material für den Geschichtsforscher aufgespeichert theils als Neugestaltung, theils als Trümmerhaufe des Atten. Daß dieser Forscher zunächst und am liebsten nach dem Hervorstechenden greift, ist natürlich, ja nothwendig. Allein das Unscheinbare ist darum noch keine Spreu, weil es keinen besondern oder wol gar keinen Glanz auf seiner Oberfläche besitzt; und es würde deshalb die Geschichtswissenschaft ebenso undankbar als unklug handeln, wollte sie dieser Unscheinbarkeit mit Verächtlichkeit begegnen; vielmehr muß sie es unter ihre unerlaßlichen Aufgaben rechnen, auf den weiten Feldern der Geschichte sich dem zwar mühevollen, aber niemals werthlosen „Aehrenlesen" zu unterziehen. Der Mühe einer solchen Aehrenlese vornehmlich auf dem Geschichtsgebiete des 16. Jahrhunderts hat nun der Verfasser des obengenannten Werks in dankenswerther Weise seine Mußestunden gewidmet. Es erfordert aber eine solche Arbeit außer der Muße noch eine besondere Ausdauer und Liebe zur Sache. Die beiden letztern Eigenschaften hat der Verfasser in hohem Grade bewährt und durch seine geschichtliche Arbeit die Anhänglichkeit an das Land der Wettiner bethätigt; denn vorzugsweise innerhalb dieser Grenzen bewegt sich diese Arbeit.

Um für den bunten und deshalb auch spröden Stoff eine gewisse Einheit und Uebersichtlichkeit zu gewinnen, hat der Verfasser ganz naturgemäß denselben in folgende Rubriken vertheilt: in „Familienleben", „Oeffentliches Leben", „Kirchliche Sachen", „Staatliche Angelegenheiten", „Wissenschaften und Künste"; den Schluß bildet das Kapitel „Verschiedenes", während als Einleitung der Abschnitt „Allgemeines" dient. Seinen reichen Stoff hat der Verfasser mit außerordentlichem Fleiße theils aus Privat- und öffentlichen Bibliotheken, theils aus ungedruckten und gedruckten Quellen geschöpft. Verdienstlich ist ein nicht minder umfängliches als sorgfältiges Verzeichniß dieser benutzten Quellen. Ohne nun mit dem Verfasser rechten zu wollen, ob nicht das eine oder das andere hätte fortgelassen werden können, müssen wir jetzt die Frage aufwerfen, welchem Zweige der Geschichtswissenschaft hat denn durch den in dem vorliegenden Werke bethätigten Fleiß vorzüglich ein Dienst geleistet werden sollen? Offenbar der Culturgeschichte, vergleichbar dem Werke von Weber's: „Aus vier Jahrhunderten." Beide Werke bringen dem Culturhistoriker zahlreiche und höchst mannichfaltige Bausteine zum Ausbau der Culturgeschichte. (Wie hoch schätzen wir nicht noch heute z. B. die sogenannte „Historia naturalis" des ältern Plinius, die „Noctes Atticae" des Gellius oder auch Aelian's „Variae historiae", und doch sind sie im wesentlichen nichts anderes als unsere beiden soeben genannten Werke.) Manche dieser Bausteine haben ein ebenso wunderliches als unscheinbares Aussehen, aber dennoch sind sie, richtig gewürdigt und an rechter Stelle eingefügt, nicht ohne Werth. Eine einzige beglaubigte Anekdote, ein einziges Gesetz, ein einzelner Rechtsfall und seine Behandlung, eine Sitte, eine Mode kann auf Persönlichkeiten, auf Verhältnisse, ja auf ein ganzes Zeitalter ein Streiflicht werfen, was von einer andern Seite her sich nicht erzeugen läßt, weil der Farbenstoff dazu fehlt.*) Seitdem man nun überhaupt die Culturgeschichte in ihrem Werthe erkannt hat, seitdem sind auch die Beiträge zu derselben im Preise gestiegen. Und so wollen und können wir auch den vorliegenden Beitrag zur Culturgeschichte von Sachsen und Thüringen freundlichst und zugleich dankbar willkommen heißen. Theilen wir jetzt im Interesse unserer Leser einiges aus den verschiedenen Rubriken des in Rede stehenden Werks hier mit.

So fand der Verfasser in einer alten Handschrift folgende Charakteristik des sächsischen Volks: „Die Sachsen sind sehr sinnreiche gelehrige Köpfe; großmüthig, tapfer und die gern in der Welt sich auf Ehrenstaffeln gesetzt sehen. Sie lieben die freien Künste, Musik und alles galante Wesen, sind verschmitzt, klug und wissen auf der Nothdurft sich gar wohl zu verbergen. Ihr Frauenzimmer streitet an Schönheit, angenehmem Wesen, guter und manierlicher Aufführung und trefflichem Gewächse (Wuchs) mit dem englischen selbst um den Vorzug, sondern ragt unter diesen allen dasjenige hervor, so Dresden und Leipzig auf diese Welt bringt, wiewol die übrigen Städte der Töchter ihres Landes sich wahrlich auch nicht schämen dürfen und man das ganze Land mit vielen irdischen Engeln erfüllt sieht. Jedoch muß bei den Ausländern das Leipzig sehr sich dieses nachsagen lassen, daß sie am verliebtesten unter allen und der Himmel sie sonderlich mit solchen Herzen begabt, die nach der Männer-

---

*) Was hat nicht Falke in „Die deutsche Trachten- und Modenwelt" für ein werthvolles culturhistorisches Buch zu schaffen verstanden. Wie unscheinbar sieht sein Stoff an und für sich nicht aus, selbst wie lächerlich zuweilen!

unterhaltung jederzeit ein sehnliches Verlangen tragen. *) — Der Hauptfehler der Sachsen hinsichtlich des Gewerb- und Handelslebens ist, daß man sich frägt, was die Sache in den ersten Jahren eintragen könne, und wenn nicht Cent pro Centum facit herauskommt, so läßt man die Hände sinken. Andere Nationen aber sind nicht also gesinnt, und daran handeln sie auch vernünftig, denn man hat Geduld, bis ein Baum seine Früchte bringt, warum will man denn in diesen Dingen nicht auch nachsehen und auf eine Ernte warten, die mit vollem Wucher sich einstellen wird.“ Die Beurtheilung der Sache selbst Kundigern als wir sind überlassend, werfen wir bezüglich der Handschrift die Frage auf: welchem Zeitalter gehört dieselbe an? Warum hat der Verfasser nicht auch hier die Sprache des Originals beibehalten wie so oft? Solche Dinge sind der Geschichte als Wissenschaft nicht gleichgültig. Es konnte dieses Verfahren allenthalben und durchgängig beibehalten werden, da des Verfassers Werk durchaus wissenschaftlich gebildete Leser voraussetzt und für diese allein seinen wahren Werth besitzt.

Gleich den alten Römern, die am Feste der Saturnalien ihren Sklaven das sonst so schwere Joch so gut wie gänzlich abnahmen und selbst dem Witze derselben mehr oder minder freien Lauf ließen, so gestattete auch die römische christliche Kirche anfangs in Erinnerung an die alte Römersitte, später aus kirchlich-politischer Klugheit, um die strenge Fastenzeit vor Ostern erträglicher zu machen, der Volksmasse unter Theilnahme oder auch Führung der Priester selbst an heiliger Stätte allerlei Witz und Narrenteidinge, die für den Charakter der Zeit und ihres Bildungsstandes höchst bezeichnend sind. Der Süddeutsche that es in diesen Dingen, wie noch jetzt bei Volks- und Künstlerfesten, dem Norddeutschen bedeutend zuvor. „Ostern ist da“, sang jung und alt in Stadt und Land. Alles war vergnügt, die traurige Fastenzeit überstanden zu haben, sang und sprang, und selbst die Sonne sah der freudige Sinn der Menschen an diesem Tage dreimal hoch aufhüpfen.**) Die nicht minder vergnügten Seelensorger wurden beschenkt, erhielten Eier und Geld, genannt Ostergroschen. Die übrige christliche Welt beschenkte sich mit Ostereiern, die vergoldet, bemalt, verziert und mit allerlei Verschen beschrieben waren. Ganze Körbe voll weiße und bemalte Eier wurden von den Priestern geweiht und dann vertheilt und verschenkt. In die Körbchen, in denen sie lagen, wurden Blumen, Kränze, Briefchen, Verse gelegt, ehe man sie wegschickte, und gab man sie persönlich, so lagen dieselben auf Kissen. Von den Verschen möge ein Beispiel hier stehen:

Ich, du, das Ei,
Das sind unser drei,
Theilen wir das Ei,
Bleiben unser zwei.
Einen wir uns zwei,
Bleibt's bei einerlei.

Oder auch kürzer nicht ohne gemüthliche Zärtlichkeit:

Ich wünsche, Liebchen, froh und frei,
Mich dir, dich mir, zum Osterei.

Kuchen durfte bei dem Feste nicht fehlen: Osterfladen. Mit diesen wurden die Tafeln belegt, mit Eiern besetzt, und die gefüllten Becher mit Kränzen von Osterblümchen (Maslieben) geschmückt, auf das Wohl der Freunde geleert. Selbst in der Kirche durfte der Spaß nicht fehlen; von der Kanzel herab ertönte der Osterschwank, um das Ostergelächter der Zuhörer zu erregen. Die Prediger suchten, um dies zu bewirken, alles hervor, was sie wußten und konnten. Da erzählte der eine, wie Petrus die Gastwirthe, die ihn übertheuert hätten, zu bezahlen gewußt habe; ein anderer, wie Christus bei seiner Fahrt zur Hölle dort einem Teufel die Nase abgebrochen, die dieser als Thürriegel vorgeschoben habe; ein dritter oder vierter dies und jenes Lustige, was ihm gerade einfiel oder worauf er schon lange gedacht hatte, vielleicht länger oder mit besserm Erfolg als auf den Ernst und den evangelischen Geist einer eigentlichen Predigt. Wie tief der Geistliche auf der Kanzel greifen durfte, um das Ostergelächter zu erregen, mag der Schluß einer Predigt, die zu Eichstädt im Jahre 1599 gehalten ward, beweisen: „Nun, lieben Leutlein, muß ich mich auch noch nach der Gewohnheit richten, euch zu belustigen und ein Ostermärlein zu erzählen; da mir nun aber keins einfallen will, so merket dies: welche Frau Herr über ihren Mann ist, die hebe jetzt beide Arme auf und schreie: «Juch». Von den Zuhörerinnen sollen nun ungefähr ein halbes Dutzend gezuckt, übrigens aber ganz still gesessen haben. Da nun keine zu der gemachten Aufforderung sich bekennen wollte, rief der Prediger sein «Juch» selbst aus; der Osterschwank war da, und die in ihrer Art erbaute christliche Gemeinde lachte laut auf, und so wurde auch glücklich das Ostergelächter erzielt.“ Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß diese Osterschwänke, die der Prediger auf der Kanzel aufführte, das gerade Gegenspiel der gewöhnlichen Predigtweise gewesen sei; keineswegs: Johann Tauler (gest. 1361) und Geiler von Kaisersberg (gest. 1510), sowie der Dominicanermönch Meister Eckhart, der geniale Lehrer der beiden soeben Genannten und wie wir beiläufig bemerken wollen, erst seit 1858 durch Pfeiffer wahrhaft gewürdigt, beweisen unwiderleglich, daß in jenen Jahrhunderten Witz, Spott, Satire selbst in massiger Gestalt erforderlich waren, um die Volksmenge nicht nur überhaupt in die Kirche zu locken, sondern insbesondere für die Anhörung einer Predigt zu gewinnen. Der letzte Repräsentant dieser Kanzelberedsamkeit, obschon nicht ohne den feinern Anstrich der Zeit, war Abraham a Sancta Clara (eigentlich Ulrich Megerle), gest. 1709 in Wien. Die protestantische Kirche, welche die Predigt zum Mittelpunkte des Gottesdienstes erhob, mußte nothwendig diesem Predigertone entsagen: sie setzte an seine Stelle die Derbheit der Sittenpredigt, bis das 18. Jahrhundert nicht ohne Einwirkung und Verdienstlichkeit der ältern Pietisten die kirchliche Beredsamkeit, durch den Geist der altclassischen Redner geläutert, zu der evangelischen Würde zu erheben anfing, wie sie in den Predigten Herder's, Reinhard's, Schleiermacher's, Ammon's, Bretschneider's und Röhr's ausgeprägt ist.*)

Wer die Geschichte der Völker oder die einzelnen Perioden derselben vergleichungsweise aus Beruf oder besonderer Neigung studirt, der entdeckt in der Vergangenheit oft Erscheinungen, die das Gefühl der Dankbarkeit dafür erwecken, daß man nicht jener Vergangenheit, sondern der Gegenwart angehöre. Zu diesen Erscheinungen gehört insbesondere das Strafrechtsverfahren. Man hat behauptet, daß die schauderhafte Grausamkeit in der Criminalgesetzgebung der Deutschen seit der bekannten Carolina (1531) aus dem spanischen Proceß der sogenannten heiligen Inquisition Torquemada's, also aus der Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts stamme; unstreitig nicht, sondern aus dem römischen Inquisitionsproceß, der aber der nationaldeutschen Gesetzgebung durchaus fremd ist. Bei unserm Verfasser lesen wir eine Zusammenstellung der Todes- und Leibesstrafen, wie sie das 16. Jahrhundert kannte. Wir theilen unsern Lesern, die schwerlich in ihrer größern Zahl sich speciell über dergleichen Dinge zu unterrichten Gelegenheit gehabt haben, trotz eines ge-

*) Der Wissenschaft darf man nichts übel nehmen, außer wenn sie gegen die Wahrheit verstößt; wir unsers Orts sind unschuldig, wenn dies hier der Fall sein sollte: relata refero. Uebrigens waren Leipzigs Bewohner wegen ihrer galanten Sitte in der zweiten Hälfte des Mittelalters selbst am päpstlichen Hofe bekannt.

**) Dieser Volksglaube hat sich auch in der protestantischen Welt, wenigstens in Sachsen, bis in die neuere Zeit zumeist unter den Bergleuten erhalten; Schreiber dieses ist als Bergmannsknabe am Ostermorgen noch hinausgeführt worden, um die aufgehende Sonne tanzen zu sehen.

*) Das protestantische Niederdeutschland hatte jedoch, ziemlich gleichzeitig mit Abraham a Sancta Clara, einen humoristischen Kanzelredner an Jobst Sackmann, gest. 1718 in Limmer bei Hannover, dessen „Plattdeutsche Predigten“ im Jahre 1859 zu Celle in sechster Auflage erschienen.
D. Red.

wissen Widerstrebens unsers menschlichen Gefühls die betreffende Stelle im wesentlichen hier mit. Die verschiedenen Arten der Todesstrafe waren: 1) Das Viertheilen, Zergliedern und Schleifen des Missethäters; 2) das Bauchaufschneiden und Auswinden der Därme, sowie das Durchstechen des Herzens mit einem Pfahle; 3) die Abährung des Haupts. Diese Strafe wurde an demjenigen vollzogen, der die Malsteine (Grenzsteine) ausgeackert hatte. Der Verbrecher wurde bis an den Kopf in die Erde gegraben und vier Pferde, die des Ackerns nicht gewohnt waren, wurden an einen neuen Pflug gespannt. „Und damit (so sagt die handschriftliche Urkunde) soll man ihm nach dem Halse fahren, bis er abgeährt ist." Andere bestimmten, daß der Verbrecher bis an den Gürtel eingegraben und ihm mit dem Pfluge das Herz durchfahren werden sollte; 4) das Sieden in Oel und Wein; 5) das Lebendigbegrabenwerden; 6) das Rädern mit dem neunspeichigen Rade und lebendig aufs Rad Flechten; 7) das Aushungern; 8) das Vermauern und Säcken. Den Verbrechern ward entweder ein Stein an den Hals gehängt oder sie wurden mit einem Hunde, einem Hahn, einer Schlange, einer Katze oder andern Thieren in einen Sack gesteckt und ins Wasser geworfen.*) Diese Strafe war besonders in Sachsen sehr gewöhnlich und wurde erst 1761 aufgehoben; 9) Steinigung; 10) das Lebendigverbrennen; 11) das Aufhängen (auch „höchste Bandung", auch „schwarzer Band" genannt); 12) die Enthauptung. Das Fallbeil ward schon 1236 in Dendermonde gebraucht. Eine Abbildung desselben findet man auf den Cranach'schen Zeichnungen, ein Beweis, daß dieses Werkzeug des Todes auch in Sachsen bekannt war.

Zu den Leibesstrafen gehörten in jenem Zeitalter namentlich folgende: 1) Das Abscheren der Haare; 2) das Ausziehen derselben aus der Haut; 3) das Geiseln und Bleuen; 4) das Staupen; 5) das Schinden oder Hautabziehen; 6) das Fleischaufschneiden; 7) das Abhacken der Finger (noch 1685 in Zittau gebräuchlich); 8) das Blenden**); 9) die Schandsteine, Klappersteine, Flaschentragen, die Büttelflasche, über welche uns nicht wenig sonderbar erscheinende Strafe, da der Verfasser nichts wesentlich neues darüber bringt, namentlich Köpping in seinen „Curiositäten" (Bd. 2) nachgelesen werde möge; 10) das Springen durch den Schandkorb; 11) Gefängnißstrafe insbesondere für böse Schuldner: 1595 beschloß ein Landtag zu Torgau, daß an jedem Orte ein „Schuldthurm" erbaut werden solle. Innerhalb dieses in Wahrheit sehr ernsten Kreises von Erscheinungen, die Zeit und Menschen charakterisiren, findet sich aber auch Komisches: so konnte der Verleumder zur Strafe des „Sichselbstaufsmaulschlagens" verurtheilt werden, wie es z. B. dem Jägermeister Cornelius Rüxleben 1576 widerfuhr, der, weil er üble Reden gegen die Kurfürstin (Mutter Anna) und gegen den König von Dänemark geführt, in Gegenwart der erstern sich zur Strafe selbst aufs Maul schlagen und Widerruf leisten mußte, aber dessenungeachtet auch noch bis zu seinem Tode 1590 im Gefängniß blieb. Es war allerdings ein hartes, theilweise verwildertes Geschlecht, mit dem es die Gesetzgebung des ausgehenden Mittelalters zu thun hatte, theilweise war dasselbe Geschlecht aber auch thatkräftig, der kühnsten Unternehmungen fähig und zum Kampfe mit dem Alten in Kirche, Staat und Wissenschaft fest entschlossen und trefflichen Muth bewährend. Die Beweise dafür liegen aber auf ganz andern Gebieten der Geschichte, als auf denen, mit denen wir es an dieser Stelle zunächst zu thun haben.

*) Offenbar römischer Gesetzgebungseinfluß. Denn die Pandecten bestimmen: „Poena parricidii more majorum haec instituta est, ut parricida virgis sanguineis verberatus deinde culleo insuatur cum cane, gallo gallinaceo, et vipera et simia deinde in mare profundum culleus jactatur." Cicero weiß von dieser Thiergesellschaft des Vatermörders noch nichts, unsers Wissens ist Seneca der erste, der des Gesetzes in dieser Art Erwähnung thut. Die Strafe hat unleugbar zugleich einen symbolischen Charakter, eine Symbolik, die auch auf diesem Gebiete den Griechen nicht fremd war, wie uns die Erzählung des Thucydides (II, 102) beweist.

**) Das Blenden der Augen (abacinare) als Strafe, eine scheußliche Erfindung des Orients, durch persische Vermittelung, wie so vieles andere an den byzantinischen Hof gelangt, in dessen Geschichte namentlich seit der Zeit der bilderstürmenden Kaiser diese Ausgeburt menschlicher Grausamkeit oft erwähnt wird, während Griechen und Römer in ihrer bessern Zeit nichts davon wissen, gelangte leider schon zur Zeit der Nachfolger Karl's des Großen aus Italien in das Bereich des deutschen Strafverfahrens, anfänglich wie im Orient und in Byzanz gegen gefürchtete fürstliche Personen ausgeübt, in der zweiten Hälfte des Mittelalters aber auch über gemeine Verbrecher verhängt. Das einfachste und gelindeste Verfahren bestand im schnellen Durchschneiden des Augapfels mit einem scharfen Instrument; ein zweites Verfahren war das, daß man dem Unglücklichen ein glühendes Eisen oder ein Becken (bacino, daher das oben angegebene Zeitwort) vor die Augen hielt; oder man riß ihm wol auch mit einem Haken die Augen aus ihrer Höhle; oder endlich, man schnürte den Kopf so fest, daß die Augen bersteten. Zuweilen goß man aber auch heißes Oel, Essig mit lebendigem Kalk gemischt in die Augenhöhle. Noch im 16. Jahrhundert werden Beispiele von diesem Strafverfahren in Deutschland erzählt. Was Schlosser in seiner „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser" (Bd. 1) über die Sache besonders in Bezug auf die Byzantiner zusammengestellt, dürfen wir bei Geschichtskundigen als bekannt voraussetzen.

Schließlich möge noch auf Folgendes zur Charakteristik des vorliegenden Werks und zur Bezeichnung seines Werthes aufmerksam gemacht sein. Der Verfasser hat nämlich in dem Abschnitte „Verschiedenes" eine Sammlung von Sprichwörtern aus dem 16. Jahrhundert gegeben. Nun besitzen wir allerdings namentlich in Körte's bekanntem Werke, das jüngst eine neue Auflage erlebt hat, bereits eine sehr reichhaltige Sammlung von Sprüchen, die nicht nur den Reichthum unserer Sprache auf diesem Felde beurkunden, sondern auch Volk und Zeitzustände zu kennzeichnen geeignet sind; aber dessenungeachtet hat unser Verfasser keine Ilias post Homerum geschrieben. Von Interesse sind dergleichen Sprichwörter, die vielfach zugleich die Bedeutung von Sinnsprüchen haben, ganz besonders für den Culturhistoriker der mittlern und niedern Volksklassen, um so mehr, da ihn eigentliche Geschichtsurkunden nur allzu oft für diesen Zweck im Stiche lassen. Wir schließen unsere Besprechung mit dem Wunsche, daß es dem Verfasser gefallen möge, seine Mußestunden und seinen Fleiß der Erweiterung und Vervollständigung seines Werks unausgesetzt zu widmen.

Karl Zimmer.

Notizen.

Immermann's Dorfgeschichte in illustrirter Ausgabe.

In einem schönen Bande in Quart und mit Illustrationen von B. Vautier in Düsseldorf versehen erschien: „Der Oberhof. Aus Immermann's Münchhausen" (Berlin, Hofmann und Comp.). In dem gutgeschriebenen Vorwort heißt es unter anderm: „Immermann's «Münchhausen» hat sich zahlreiche Freunde erworben, unter diesen aber nicht wenige, welche ihre Gunst ausschließlich einem Theile des Romans, der sogenannten Dorfgeschichte zuwenden und dieselbe getrennt von dem humoristisch-satirischen Theile besitzen möchten. Es ist hier der Versuch gemacht, diesem Wunsche zu begegnen. Wol ist es eine Regel der Pietät, das Werk des Dichters zu bewahren, wie es aus dessen Geist hervorgegangen, aber «Münchhausen» ist eine Dichtung so eigener Art, daß sie eine Ausnahme rechtfertigt. In Immermann's Gedanken freilich bildeten die beiden Theile, die sich jenen Lesern als gesondert darstellen, ein organisches Ganzes. Die Begeisterung für die Wahrheit und Schönheit einfacher Natur war es, welche ihn drängte, der Unwahrheit und Verschrobenheit, die sich vor seinen Augen in Leben und Literatur breit machte, den Spiegel ihrer eigenen Thorheit vorzuhalten. Beide Elemente gehörten daher für ihn und gehören auch noch jetzt für alle, welche den Dichter in der Tiefe seiner Empfindung verstehen wollen, untrennbar zusammen." Aber die „Anordnung"

des Romans gestattete es, die Novelle „unverändert“ herauszunehmen und sie als Ganzes denjenigen darzubieten, welche nicht Neigung und Beruf fühlen, den zwischen der Dorfgeschichte und dem humoristisch-satirischen Theile denn doch bestehenbleibenden Gegensatz zu überwinden. Wenn nun trotzdem der Vorredner vorher behauptet hat, daß beide Theile in Immermann's Gedanken ein „organisches Ganzes“ gebildet haben, so möchten wir dem widersprechen. Wir glauben vielmehr, daß die Dorfgeschichte zu einer ganz andern Zeit, in einer ganz andern Stimmung und zu einem ganz andern Zweck geschrieben sei als der humoristisch-satirische Theil, und daß der Verfasser sie diesem nur willkürlich eingefügt habe als Reiz- und Befriedigungsmittel für diejenigen, welche an humoristischer Lectüre keinen Geschmack finden und ein satirisches Werk für eine untergeordnete, eines wahren Dichters unwürdige Hervorbringung halten. Wenn irgendeine künstlerische Schöpfung ein „organisches Ganzes“ bilden soll, so muß auch die „Anordnung“ eine einheitliche sein, so darf zwischen Scherz und Ernst kein so schroffer, gänzlich unvermittelter Gegensatz bestehen wie im „Münchhausen“ zwischen den satirischen Phantasiegebilden und der realistischen Dorfnovelle, so müssen sich alle Theile auf den Haupthelden und seine Geschicke und Handlungen mehr oder weniger zurückbeziehen, während doch in der Immermann'schen Münchhausiade der Held sammt seiner Sippschaft aus dem hors d'oeuvre der Dorfgeschichte so gut wie ganz verschwindet. Sonst aber stimmen wir mit dem Lobe, welches der Vorredner der Dorfgeschichte spendet, diese als ganz für sich bestehende Dichtung betrachtet, vollkommen überein; er nennt sie mit Recht „deutsch mit jeder Faser“, er behauptet mit Recht, daß sie „unvergänglich im deutschen Schriftthum“ leben werde. Es sind auch schon vor Immermann Dorfgeschichten geschrieben worden, aber Immermann's auf dem Oberhof spielende Novelle ist die Mutter und das Muster der modernen Dorfnovellistik, und namentlich kehrt der in seiner Art grandiose Hofschulze in zahllosen spätern Dorfgeschichten in unverkennbaren Nachzeichnungen oder Variationen wieder. Darum kann man es auch nur billigen, wenn man sie in der Form, in der sie gleich anfangs hätte erscheinen sollen, nämlich als für sich bestehendes Werk, herausgab und ihr durch charakteristische Illustrationen, die dem realistisch-gesunden Geiste des — mehr freilich als meist die Illustrationen — zugleich von einem leisen idealischen Duft angehauchten Ganzen entsprechen, einen erhöhten Reiz zu geben suchte. H. M.

Eine französische Stimme über die Uhland-Feier in Berlin.

Eine Correspondenz der „Illustration“ über die Uhland-Feier in Berlin enthält manche nicht uninteressante Bemerkung, weshalb einige Stellen aus dem gedachten Berichte hier einen Platz finden mögen. Zunächst bekommen unsere modernen Lyriker ein recht schlimmes Compliment; denn es heißt von Uhland: „Er ist einer der drei lyrischen Dichter Deutschlands — ich meine derjenigen, welche man noch lesen kann —, welche bleiben werden und welche am mächtigsten den Bestrebungen des gegenwärtigen Geschlechts Ausdruck verliehen haben. Die beiden andern sind Goethe und Heinrich Heine. Uhland ist aber vielleicht der deutscheste von diesen dreien. Goethe zeigt sich mehr als Kosmopolit und nach der rein menschlichen Seite, Heine hat viel Französisches.“ Die zahlreichen Musiknummern des Programms veranlassen den Correspondenten, William Reymond, zu der Bemerkung, daß die Musik bei deutschen Festlichkeiten stets eine große Rolle spiele. Berthold Auerbach habe in seiner Rede gesagt, ein Volk ohne Lieder sei der Freiheit nicht würdig. „Ganz richtig, und mit allem muß ein Anfang gemacht werden. Bei uns in Frankreich schließt man mit den Gesängen, in Deutschland fängt man mit ihnen an.“ Auch von den politischen Zuständen, speciell vom preußischen Abgeordnetenhause ist flüchtig die Rede, wobei unter anderm gesagt wird: „Die Deutschen, und vornehmlich die Preußen, wissen in der Politik wie in der Philosophie nichts Schöneres, als immer zu negiren. Im Regiren steckt ihre ganze Courage. Nein, nein! Das ist das ewig sich gleich bleibende Resultat jeder Beschlußfassung unter den Deutschen.“ M.

Bibliographie.

Böckh, A., Ueber die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, vorzüglich den Eudoxischen. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeitrechnung und des Kalenderwesens der Aegypter, Griechen und Römer. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Falke, J., Die Hansa als deutsche See- und Handelsmacht. Berlin, Brigl. Gr. 8. 18 Ngr.

Des Livländers Johann Reinhold Patkul Kampf und Tod. Dramatisch dargestellt, frei nach der Geschichte. Bevey, Lesser. 8. 15 Ngr.

Die Psalmen, nach dem überlieferten Grundterte übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von A. Kamphausen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 26 Ngr.

Rieger, M., Das Leben Walthers von der Vogelweide. Giessen, Ricker. Gr. 8. 15 Ngr.

Rothenfels, Emmi v., Ein Roman in Norderney. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schlagintweit, E., Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860. Mit Benützung der vorhandenen Quellen und nach eigener Beobachtung dargestellt. Mit 1 lithographirten Terrainkarte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sehring, W. L., Durch Nacht zum Licht. Christliche Gedichte. Braunsberg. Gr. 16. 6 Ngr.

— — Nur ein Menschenleben. Gedichte. Braunsberg. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Selvi, M., Geschichtliche Darstellung der italienischen Revolutionszeit von 1821 herwärts. Erste Uebertragung in's Deutsche, mit Noten und Zusätzen des Uebersetzers M. Alberti. 1ste und 2te Lieferung. Wien. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

Sivers, J. v., Aus beiden Welten. Dichtungen. Leipzig, C. F. Fleischer. 16. 27 Ngr.

Suckow, G., Zur Naturwissenschaft. Berlin, Wiegandt u. Hempel. Gr. 8. 12 Ngr.

Teutsch, G. D., Urkundenbuch der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen. 1ster Theil. Hermannstadt, Steinhaussen. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tornow, W., Das alte und das neue Berlin. Original-Roman in zwei Abtheilungen. Berlin, Kastner u. Comp. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Transsilvania. Wochenschrift für siebenbürgische Landeskunde, Literatur und Landeskultur. Redigirt von E. A. Bielz. Neue Folge. 1ster Jahrgang. 1861. 16 Nummern. Hermannstadt, Steinhaußen. 1861. Ler.-8. 18 Ngr.

Wartenburg, K., Französisches Leben. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zschweigert, W., Das Leben und Weben der Arbeit und die Grundsätze des rationellen Gewerbsbetriebes. Nach langjährigen Erfahrungen im Gewerbsbetriebe dargestellt. 1ster Theil. Selbstständige Arbeit. Plauen, Neupert. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

An die Juden und für die Juden. Ein Wort aus der Sprache des Herzens. Hamburg, Nestler u. Melle. 1862. 8. 4 Ngr.

Kardec, A., Der Spiritismus in seinem einfachsten Ausdruck. Eine kurzgefaßte Darstellung der Lehre und der Mittheilungen der Geister, übersetzt von C. Delhez. Wien. 1862. 8. 4 Ngr.

Krönig, R., Aufruf der Freiwilligen und Gründung der Landwehr im Jahre 1813. Breslau, Ziegler. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

In unterzeichnetem Verlage erscheinen gegenwärtig:

Joseph Freiherrn von Eichendorff's sämmtliche Werke.

Zweite Auflage.

Sechs Bände — circa 240 Bogen.

Classiker-Format.

Mit des Dichters Bildniß und Facsimile und einer biographischen Einleitung.

Die neue Auflage der Gesammtausgabe der Werke des gefeierten Dichters vom Sohne desselben redigirt, enthält nicht nur alle bereits bei Lebzeiten des Verfassers erschienenen lyrischen Erzeugnisse, Romane, Novellen und Dramen, sondern auch aus dem Nachlaß Eichendorff's eine große Anzahl bisher noch nicht veröffentlichter Lieder, sowie die Novelle: „Eine Meerfahrt", und das Märchen: „Libertas und ihr Freier." Ferner umfaßt sie sämmtliche poetische Uebersetzungen Eichendorff's aus dem Spanischen. Eine von kundiger Feder frisch und mit Liebe geschriebene biographische Einleitung sowie das Porträt und Facsimile des Dichters bilden einen werthvollen und interessanten Schmuck dieser zweiten Auflage.

Das Erscheinen der Gesammtausgabe von Eichendorff's Werken erfolgt in Lieferungen zu dem Preise von 4 Ngr., von denen immer je 6—7 Lieferungen einen Band bilden, wonach der Preis der 6 Bände nur circa 5 Thlr. betragen wird.

Die drei ersten Lieferungen liegen bereits erschienen vor, welche von jeder Buchhandlung des In- und Auslandes zur Ansicht zu erhalten sind und nehmen diese Unterzeichnungen darauf an.

Leipzig, Februar 1863. **Voigt & Günther.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hausaltar.

Eine Sammlung von Kirchenliedern in mehrstimmigem Tonsatz nebst Einleitungs-, Uebergangs- und Schlußsätzen. Für das Pianoforte eingerichtet und herausgegeben von Dr. Wilhelm Volckmar.

Der Hausandacht bestimmt.

Cartonnirt. 2 Thlr.

Dieses Werk, eine Reihe der schönsten, aus dem Schatze des heiligen Gesanges aller Zeiten gewählten Lieder darbietend, nach dem Kirchenjahr und den Hauptmomenten des christlichen Lebens geordnet, soll dem Hause, der Familie dienen. Deshalb ward die Begleitung für das Pianoforte eingerichtet, der Tonsatz selbst aber einfach und so leicht ausführbar gehalten, daß auch ungeübtere Klavierspieler denselben vortragen können.

Durch geschmackvolle Ausstattung und billigen Preis war die Verlagshandlung bemüht, dieser trefflichen Sammlung von Kirchenliedern den Eingang in jede Familie zu eröffnen.

In **C. A. Fleischmann's** Buchhandlung (August Rohsold) in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

La Stella.

Roman aus Venedigs Gegenwart

von **Franz von Nemmersdorf**

(Verfasser von „Unter den Ruinen").

Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 12 Ngr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Gesammtausgabe von Th. Mügge's Romane und Novellen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Mügge's Romane 13ter bis 15ter Band:

Afraja.

Ein Roman in drei Bänden.

Zweite Auflage. 8. Eleg. broschirt. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Vorher erschienen:

1ster bis 3ter Band: **Der Chevalier.** Ein Roman in drei Bänden. 2te Auflage. 8. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.
4ter bis 8ter Band: **Toussaint.** Ein Roman in fünf Bänden. 2te Auflage. 8. Preis $2\frac{1}{2}$ Thlr.
9ter bis 12ter Band: **Erich Randal.** Ein Roman in vier Bänden. 2te Auflage. 8. Preis 2 Thlr.

Der anerkannte Werth der **Mügge**'schen Werke, ihr sittlicher Kern, der Reichthum der Phantasie und der Glanz der Darstellung machen sie vorzüglich geeignet **zur Aufnahme in Familien-Bibliotheken.** Der billige Preis und die saubere Ausstattung sollen diesen Zweck möglichst fördern.

In **C. A. Fleischmann's** Buchhandlung (August Rohsold) in München ist soeben erschienen:

Todtentanz

in Bildern und Sprüchen

von

Franz Pocci.

Quart-Format. Prachtausgabe. 1 Thlr. 6 Ngr., oder 2 Fl.

Die bisher bekannt gewordenen Darstellungen von „Todtentänzen" fußen durchschnittlich darauf, daß der Tod kein Alter und keinen Stand verschont. Abgesehen von dieser Nothwendigkeit, welche nicht selten mit einer gewissen Ironie das Menschenleben abschneidet, versuchte es Franz Pocci, solche Eventualitäten zu seinen Darstellungen zu wählen, in denen — abgesehen von der bewahrheiteten Nothwendigkeit — das tragische Fatum dämonisch auftritt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hausschatz aller für das tägliche Leben wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen bezüglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Vollständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen, verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das heftweise Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Vollständig in 60—80 Heften oder 6—8 Bänden.
Preis des Heftes $7\frac{1}{2}$ Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 26. März 1863.

Aeltere deutsche Literatur.

Zweiter Artikel.*)

Von den vier Werken, die wir in diesem zweiten Artikel zur Besprechung vor uns liegen haben, sind drei ebenfalls Uebersetzungen das vierte ist jedoch die selbständige Schöpfung eines neuern Dichters; alle sind aber ihrem Inhalt nach den Schriften unsers ersten Artikels verwandt.

1 Beowulf. Das älteste deutsche Epos. Uebersetzt und erläutert von Karl Simrock. Stuttgart, Cotta. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Simrock vindicirt den „Beowulf", auf den Engländer und Schweden Anspruch machen, dem deutschen Volke. Das Gedicht, sagt er, ist in angelsächsischer Sprache geschrieben und damit seien die Engländer als Erben der Angelsachsen wohl berechtigt, es für ihr Eigenthum auszugeben. Aber Angeln und Sachsen, fügt er hinzu, seien deutsche Völker gewesen, und der Schauplatz des Gedichts liegt diesseit der Nordsee, in der Nähe der alten Sitze dieser Völker vor der Eroberung Britanniens, auch erscheine es seiner Grundlage nach ältern Ursprungs als das Volk der Angelsachsen; es sei denn ein anglisches oder sächsisches und kein angelsächsisches Gedicht. Allein wenn auch die Grundlage deutsch, wenn auch der darin behandelte Mythus ebenfalls deutschen Ursprungs ist, so ist es doch nichtsdestoweniger in angelsächsischer Sprache geschrieben, d. h. in der Sprache eines Volks, das zwar ursprünglich seinen einzelnen Bestandtheilen nach deutsch war, aber schon an 400 Jahre vor der Abfassung des Gedichts das alte Vaterland verlassen und sich in den neuen Wohnsitzen selbständig und ohne irgendeinen Einfluß von den übrigen deutschen Stämmen entwickelt hatte. Es ist ebenso wenig deutsch, als das Elsaß deutsch ist, obgleich dieses auch unzweifelhaft deutsche Grundlage hat. Uebrigens müssen wir gestehen, daß wir uns zwar überaus freuen würden, wenn man einmal daranginge, das Elsaß, und wie die vom Heiligen römischen Reich abgerissenen Provinzen alle heißen, wiederzugewinnen, daß wir dagegen wenig Werth darauf legen, ob der „Beowulf" als deutsches oder als englisches Eigenthum anzusehen sei. Wir glauben freilich auch, daß wir mit dieser Ansicht wenig Freunde finden werden, denn unsere guten Deutschen lassen sich gar leicht für Hirngespinste begeistern, worüber sie das Praktisch-Tüchtige vergessen. Sie werden auch nicht eher zum Praktisch-Tüchtigen kommen, solange sie sich noch mit solchen Schwärmereien beschäftigen und eine Heldenthat begangen zu haben glauben, wenn sie durch geistreiche und gelehrte Schlüsse erwiesen haben, daß die Deutschen früher ein kriegerisches, mächtiges, weltherrschendes Volk waren, es aber jetzt nicht mehr sind. Man lacht über den heutigen Adel, daß er auf seine Vorfahren stolz ist und auf die Nichtadelichen mit Verachtung herabsieht, weil seine Ahnen möglicherweise allerlei Großes ausgeführt haben; ist ein Volk nicht ebenso lächerlich, wenn es sich seiner vergangenen Größe rühmt und die gegenwärtige Größe anderer Völker nicht anerkennen will?

Wie es sich aber auch mit der Frage verhält, ob das Beowulflied Eigenthum des deutschen Volks ist oder nicht, so sind wir immerhin dem Uebersetzer zu Dank verpflichtet, daß er das vortreffliche Gedicht dem deutschen Volke näher gebracht und es ihm durch seine Uebersetzung wirklich zum Eigenthum gemacht hat. Zwar haben wir schon zwei Uebersetzungen desselben, die eine von dem als Philolog und als Dichter gleich schätzenswerthen Ettmüller (Zürich 1840), die andere von dem durch seine vortrefflichen Werke über angelsächsische Literatur rühmlichst bekannten Grein (Göttingen 1856); allein beide, so verdienstvoll sie sind, können auf einen größern Leserkreis nicht hoffen, da sie die äußere Form allzu ängstlich wiederzugeben suchen. Simrock war es dagegen nicht um eine wortgetreue Uebersetzung zu thun, er ging vielmehr, wie er sich selbst ausdrückt, auf eine poetische Wiedergeburt des alten Gedichts aus. Eine wortgetreue Uebersetzung läßt sich ohne eine Fülle von Anmerkungen nicht geben, weil das Gedicht so ganz auf dem altgermanischen Leben beruht, so ganz aus demselben herausgewachsen ist, daß es allen denen unverstanden bleiben muß, die dieses Leben nicht auf das genaueste kennen. Dem neuen Uebersetzer

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 8 d. Bl. D. Red.

lag es zunächst daran, das größere Publikum mit Inhalt, Geist, Stimmung und Farbe des Gedichts bekannt zu machen, und er hat seinen Zweck vollkommen erreicht; denn obgleich er die alliterirende oder um das neumodische Wort zu gebrauchen, die stabreimende Form des Originals beibehalten hat, so ist es ihm doch in hohem Grade gelungen, uns diese fremdartige und fernliegende so weit näher zu bringen, daß wir keinen Anstoß an derselben nehmen. Doch glauben wir, daß eine Uebersetzung in gereimten Versen, etwa in der Nibelungenstrophe, ihren Zweck noch in weit höherm Grade erreichen würde.

Wenn das Gedicht auch nicht als Eigenthum des deutschen Volks gelten kann, so ist es doch das Erzeugniß eines stammverwandten Volks, das die alten Sitten und Gebräuche, Sagen und Mythen getreuer aufbewahrt hat, als das deutsche, wie denn auch noch ihre spätesten Enkel, die Engländer, noch heutzutage in vielen öffentlichen und häuslichen Verhältnissen der alten Zeit näher stehen als wir, die wir uns zuerst von Rom unsere Gerichtsverfassung und zum Theil unsere politischen Einrichtungen, später von Frankreich unsere Einheit *), von diesem und andern Völkern unsere Provinzen entreißen ließen, und die wir so gutmüthig sind, zu glauben, was unsere Staatssophisten lügen, daß parlamentarische Verfassung und Geschworenengericht fremdes, den Franzosen nachgeäfftes Gewächs sei. Aus dieser Zähigkeit des angelsächsischen Stammes ist es zu erklären, daß das Beowulflied uns das altgermanische Leben mit größerer Wahrheit und Frische darstellt als irgendein deutsches Gedicht. Wir finden zwar in den Geschichtschreibern des Mittelalters bald kürzere Andeutungen, bald ausführlichere Nachrichten über das öffentliche und häusliche Leben der alten Deutschen; auch gewähren uns die alten Gesetze der germanischen Stämme nicht selten tiefe Blicke in das Thun und Treiben derselben, in die Verfassung und Einrichtung ihres Staats und Hauses, in ihren Glauben und in ihre Bildung; allein es sind überall nur einzelne Züge, während das Beowulflied uns ein lebenswarmes Gemälde dieser Zustände gibt, das nicht nur alle diese Züge zusammenfaßt, sondern auch mit manchen andern bereichert.

Diese bedeutsame Seite des Gedichts hat jedoch zunächst nur für den Gelehrten und Geschichtsforscher Werth, dem größern Publikum kann es als Zugabe und nebenbei zwar ebenfalls Interesse gewähren, doch wird es sich zunächst nicht dadurch, sondern nur durch den innern poetischen Werth der Dichtung angezogen fühlen. Und der „Beowulf" hat einen unbestreitbaren, einen hohen poetischen Werth, der einerseits in der Einfachheit und Wahrheit der Motive, andererseits in der Kunst liegt, mit welcher der Dichter die vielen anziehenden Episoden eingeflochten hat, die meistens sämmtlich von rührender Wirkung sind.

*) Denn daß der Westfälische Friede, der das Kaiserthum, um mit Schiller zu reden, zur Mumie machte, die noch jahrhundertelang durch Scheinleben trog, von den Fremden und insbesondere von Frankreich dictirt wurde, ist bekannt genug.

2. Das Rolandslied. Das älteste französische Epos. Uebersetzt von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Cotta. 1861. Gr. 8. 28 Ngr.

Wenn wir auf das Beowulflied Anspruch machen dürfen, so haben wir auch beinahe ebenso viel Recht, uns das altfranzösische „Rolandslied" zuzueignen, und zwar aus den nämlichen Gründen, die wir bei dem alten angelsächsischen Gedicht geltend machen, wie sie denn auch wirklich geltend gemacht worden sind. Denn schon vor 50 Jahren äußerte Uhland in seiner Abhandlung „Ueber das altfranzösische Epos" *) die Ansicht, daß in dem strengen Geist und in der Derbheit der französischen Heldensage der deutsche Geist, aus dem sie hervorgegangen, noch durchleuchte. Also ist auch hier deutsche Grundlage. Auch Wilhelm Grimm glaubt in seiner Ausgabe des „Ruolandes liet" vom Pfaffen Konrad, daß dasselbe in frühester Zeit auch in fränkischer Sprache gesungen worden sein möge und erst nach deren Verschwinden der romanischen Poesie ausschließlich zugefallen sei. Doch will er die Originalität der erhaltenen französischen Gedichte nicht anfechten, vielmehr erkennt er sie in vollem Maße an, da er im Widerspruch mit Gervinus glaubt, daß im eigentlichen, durch den Rhein geschiedenen Deutschland die karlingische Sage niemals einheimisch gewesen sei. Es ist zwar nicht zu bezweifeln, und die einzelnen in Deutschland noch lebenden Sagen von Karl dem Großen weisen darauf hin, daß die gewaltige Persönlichkeit des ersten Kaisers auch in Deutschland die Phantasie des Volks erregte und beschäftigte. Es sind auch Lieder vorhanden gewesen, welche dessen Heldenthaten besangen und dieselben in sagenhafter Weise behandelten; aber da die höfischen Dichter einestheils keine nationalen Stoffe behandelten und die anderntheils beinahe ohne Ausnahme nur nach fremden Vorbildern dichteten, so ist es begreiflich, daß die alten Lieder und Gesänge von Karl dem Großen, welche etwa im 12. und 13. Jahrhundert noch unter dem Volke lebten, nach und nach gänzlich verloren gingen. Es wäre nicht unmöglich, daß auch ein volksthümlicher Dichter den karlingischen Sagenkreis behandelt hätte; doch haben wir nicht die geringste Spur von einer solchen Dichtung.

Der karlingische Sagenkreis hat vornehmlich zwei Seiten; nach der einen schildert er den Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum; nach der andern erzählt er die Kämpfe Karl's mit seinen übermüthigen Vasallen. Die Dichtungen dieser Richtung stehen nun zu den Gedichten aus der altdeutschen Heldensage in einem auffallenden Contrast, indem jene von den Franzosen bearbeiteten Dichtungen die Auflehnung und Empörung der großen Lehnsträger gegen den obersten Lehnsherrn, diese dagegen die Treue der Vasallen zu ihrem Herrn darstellen. Es wird nicht geleugnet werden können, daß sich hierin der Charakter der beiden Nationen ausspricht; aber wie hat sich derselbe im Laufe der Zeiten verändert! Sollte man nicht den Schluß daraus ziehen, daß sich vermöge dieses Cha-

*) Sie steht in Fouqué's „Musen", 1812, III, 100.

rakters die großen Vasallen in Frankreich unabhängig gemacht und die Einheit des Reichs vernichtet hätten, und daß im Gegentheil in Deutschland die Vasallen ihrem Lehnsherrn in Treue zugethan geblieben seien und daß die Einheit des Reichs immer fester hätte gegründet werden müssen? Die Geschichte lehrt uns, daß gerade das Gegentheil eintraf. Freilich lehrt sie uns auch, woher dies kam. Die französischen Könige hatten stets ihre Augen nur auf ihr eigenes Land gerichtet; und erst als die großen Vasallen vollständig besiegt und ihre Länder mit den Kronländern vereinigt waren, mischten sie sich auch in fremde Angelegenheiten. In Deutschland dagegen, auf das die unglückliche Würde des römischen Kaiserthums übergegangen war, wendeten und zersplitterten die Könige ihre Kraft nach außen, und gaben eben dadurch den Vasallen Gelegenheit, ihre Macht und Unabhängigkeit zu erweitern, welche diese bekanntlich auch vortrefflich benutzten und das Königthum immer mehr schwächten, bis dieses endlich zu einem Schattenbild herabsank.

Wenn auch im „Rolandslied" deutscher Grundcharakter anklingt, den Fauriel in seiner vortrefflichen Schrift über den Ursprung des ritterlichen Epos im Mittelalter darin findet, daß zwischen den in dem Gedichte dargestellten und den wirklichen in Frankreich während des 12. und 13. Jahrhunderts gültigen Sitten ein auffallender Widerspruch besteht, so ist dies mit Rücksicht auf die Tendenz des Gedichts doch eine nur äußerliche Verwandtschaft. Der Uebersetzer macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das „Rolandslied" seinem Wesen nach im entschiedensten Gegensatz zum germanischen Volksepos stehe. In die deutsche Heldensage habe sich nämlich das alte Heidenthum mit seinen Göttern und Heroen als seine letzte, aber treueste Schutzwehr zurückgezogen; in der Karlssage dagegen erobere das siegreiche Christenthum verheerend und bekehrend alle Lande der Ungläubigen, und wie in jener das hinzugetretene christliche Element nur als conservirende Tünche erscheine, so sei es in dieser Grundsatz und Masse des ganzen Baues.

Die Helden des „Rolandslied" sind Streiter Gottes, und unter diesen hohen Beruf muß sich all ihr Denken, Fühlen und Streben beugen. Selbst die Liebe, die in späterer Zeit zum Wesen des echten Ritters gehörte, findet keinen Raum in den unbuldsamen Herzen. Roland erwähnt mit keinem Wort seiner Braut, der schönen Alda, und als er sterbend in sein vollendetes Leben zurückblickt, da denkt er wol der Länder, die er den Heiden entrissen, der Heimat und der Blutsverwandten des großen Kaisers, seines lieben Herrn, aber der treuen Alda vergißt er ganz und gar; und doch ist ihre Liebe zu ihm so groß, daß sie bei der Kunde seines Untergangs, jeden Trost verschmähend, todt zusammenbricht. Es ist ein strenger, düsterer, mönchischer Geist in diesen gepanzerten Dienstmannen Gottes, und wenn unser Gedicht durch diesen Zug an allgemein menschlichem Interesse verliert, so gewinnt es an culturhistorischem als der geistige Ausdruck einer merkwürdigen, großartigen Zeit, des Jahrhunderts der ersten Kreuzzüge. Das war der Geist jener bewehrten Scharen, die, alles hinter sich lassend, was Menschen als Güter des Lebens schätzen und erstreben, in die weite feindliche Ferne zogen, um ihre Sünden, wie Turpin den Genossen Roland's aufgibt, durch Hiebe auf die Heiden zu büßen und durch den Märtyrertod in der Schlacht „sich in die Blumen des Paradieses zu betten". Dabei ist aber ein charakteristisches Merkmal unsers Gedichts nicht zu übersehen. Während nämlich in der deutschen Bearbeitung (vom Pfaffen Konrad) die Idee des Gotteskriegs alle nationalen Schranken durchbrochen hat und der Deutsche im Christen völlig aufgeht, leuchtet im französischen „Rolandslied" durch den Glaubenseifer der Patriotismus, wol ein Erbstück der ältern Sage, unverhohlen durch. Der Kampf des Christenthums gegen die Feinde Gottes ist allerdings die einzige große Sache: aber die Franken sind Feldherren und Vorkämpfer; die heilige Fahne, um die sich alle christlichen Völker scharen, ist die Oriflamme, das rothe Banner von St.-Denis, und die Siegesehre Gottes ist der Ruhm und Stolz des „süßen Frankreich". Das ist es, was das „Rolandslied" vorzugsweise zum französischen Nationalepos macht.

Wir haben dieser vortrefflichen Charakteristik des Gedichts nichts beizufügen; nur die Bemerkung drängt sich uns auf, daß schon damals der deutsche Patriotismus von allgemeinern Ideen zurückgedrängt wurde, der französische dagegen auch diesen eine nationale Färbung gab.

Die Form des französischen Rolandsliedes ist die sogenannte Tirade, altfranzösisch laisse, welche aus einer beliebig großen Reihe zehnsilbiger Verszeilen mit gleicher Assonanz besteht, dem ältern epischen Gedicht eigenthümlich ist, später aber vom zwölfsilbigen Alexandriner vollständig verdrängt wurde. Daß der Uebersetzer diese Form nicht nachgebildet hat, ist gewiß nur zu billigen. Wenn es ihm auch gelungen wäre, die gleichen Vocale in 10, 20, 30 Versendungen durchzuführen, so hätte ihm dies eine Mühe gekostet, die ganz unbelohnt geblieben wäre, da wir doch kein rechtes Ohr für die bloße Assonanz haben, abgesehen davon, daß eine ganz wortgetreue Uebersetzung unmöglich gewesen wäre, die ihm bei der Wahl freier Jamben in anerkennenswerther Weise gelungen ist. Wir sind ihm zu Dank verpflichtet, daß er uns das schöne, in kräftiger Einfachheit sich bewegende und in dieser Einfachheit hochpoetische Gedicht in dieser ansprechenden und gewiß höchst passenden Form bekannt gemacht hat.

Wie das „Rolandslied", so steht auch der altfranzösische Dichter, der uns in dem sogleich zu verzeichnenden Werke näher gebracht wird, zur deutschen Literatur in Beziehung, nur freilich mit dem großen Unterschied, daß er nicht, wie möglicherweise jenes Epos, auf deutscher Grundlage beruht, sondern daß er vielmehr einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die deutsche Literatur ausgeübt hat.

3. Des Guiot von Provins bisjetzt bekannte Dichtungen, altfranzösisch und in deutscher metrischer Uebersetzung mit Einleitung, Anmerkungen und vollständigem erklärenden Wörterbuch herausgegeben von Johann Friedrich Wolfart und San-Marte (A. Schulz). — A. u. d. T.: Parcival-Studien. Erstes Heft. Von San-Marte (A. Schulz.) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1861. Gr. 8. 3 Thlr.

Die beiden Verfasser und Herausgeber des vorliegenden Buchs, von denen der eine, J. F. Wolfart, wie der dem Vorwort beigefügte Nachruf berichtet, nach langer und segensreicher Thätigkeit als Lehrer und Bildner der Jugend kurz vor Erscheinen des Werks starb, haben sich in solcher Weise in die Arbeit getheilt, daß Wolfart die Herausgabe des Textes, überhaupt den ganzen sprachlichen Theil, daher auch das Glossar besorgte, San-Marte da-

gegen die Einleitung, die Uebersetzung und die Anmerkungen lieferte, wobei jedoch wechselseitige freundliche Handreichung stattfand. Wir werden die einzelnen Abschnitte, wie sie im Buche aufeinander folgen, besprechen.

Zuerst macht uns die Einleitung mit den Lebensumständen des Verfassers bekannt, insoweit sie sich aus seinen Dichtungen bestimmen lassen. Er war vermuthlich gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts in Provins in Nieder-Brie geboren, besuchte die Schule zu Arles, trieb sich dann als Fahrender Sänger weit in der Welt herum, wohnte 1184 dem großen Hoftage Kaiser Friedrich's I. zu Mainz bei, und war höchst wahrscheinlich selbst in Palästina. Später trat er in den Orden der Cluniacenser, welche er jedoch an vielen Stellen seiner Dichtungen mit dem bittersten Tadel überschüttete. Guiot besaß eine für die damalige Zeit gründliche gelehrte Bildung und ein nicht geringes Dichtertalent. Seine Lieder, die zuerst von W. Wackernagel („Altfranzösische Lieder und Leiche", Basel 1846) der Vergessenheit entrissen wurden, stellen ihn den besten Sängern seiner Zeit würdig zur Seite. In denselben behandelt er die gewöhnlichen Stoffe der damaligen Lyriker Frankreichs und Deutschlands: Frühlingslust, Liebeswonne, Liebesschmerz sind ihr Inhalt, und gleich den deutschen Minnesängern geißelt er die „Mecker und Kläffer", welche ihm die Huld seiner Dame abwendig zu machen oder sein Liebesglück zu stören suchen. Doch nennt er nie einen Namen, wie er überhaupt den höfischen Anstand und die höfische Ehrfurcht gegen die Frauen stets an den Tag legt. Von seiner feinen, selbst zarten Sprache mag folgende Strophe aus einem seiner Lieder Zeugniß ablegen:

O nicht liebt der, der über Liebe klagt,
Und meint, daß nie die Lieb' ihm solle leiden.
Nein, der nur liebt, der nie im Dienst verzagt,
Und nie von treuer Liebe sich kann scheiden.
Drum tadelnswerth, wer Lieb' in Trug will kleiden,
Wenn Neid und Schmerz und Wuth in seiner Brust
Entflammt wird über andrer Glück und Lust!

Guiot's Hauptwerk ist jedoch die „Bible", eine Satire, in welcher er einen durchdringenden Geist, scharfe Beobachtungsgabe und eine Fülle beißenden und schlagenden Witzes entwickelt. Hohe und niedere Geistliche, Fürsten und Barone, Theologen, Juristen und Mediciner, mit einem Worte nichts entgeht seinem Spotte. Namentlich ist derselbe gegen die höhere Geistlichkeit und die Mönche seiner Zeit gerichtet, deren Sitten- und Zuchtlosigkeit bekannt genug ist.

Als ein Augenzeuge aus dieser großen gewaltigen Zeit, worin die Auflehnung gegen die Verderbniß der Kirche ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, bis sie drei Jahrhunderte später in der Reformation ihren endlichen Sieg davontrug; unverblendet von dem Glanz, furchtlos vor der Gewalt der kirchlichen Machthaber, das Wort Gottes in der Hand und im Herzen, redet Guiot zu uns, und enthüllt schonungslos das verworfene Gebaren aller Stände, die an den Säulen des Throns des lebendigen Christengottes rütteln und ihn unterwühlen.

Das „Buch Guiot" hat der Uebersetzer in drei Abschnitte getheilt, zwar entgegen dem Original, das solche nicht hat, aber durch den Inhalt vollkommen gerechtfertigt. Der erste handelt „Von Fürsten und weltlichen Herren", der zweite „Von Rom und der Geistlichkeit" und der dritte „Von den Gelehrten". Wir wollen unsern Lesern einige Stellen daraus mittheilen, damit sie den Geist, in welchem das Gedicht abgefaßt ist, sowie die Uebersetzung aus eigener Anschauung kennen lernen. Dieselbe ist zwar, was den Sinn betrifft, mit lobenswerther Treue abgefaßt, bewegt sich jedoch bezüglich des Ausdrucks mit ziemlich großer Freiheit, was schon durch die metrische Form geboten war. Der Uebersetzer sagt darüber in der Vorrede, daß er diesen Weg eingeschlagen, um dem Leser ein frisch-lebendiges Gesicht und nicht eine mechanische Todtenmaske entgegenzuhalten, wie man solche, fügt er mit einem allzu scharfen Seitenhieb auf Simrock hinzu, bei Uebersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen, durch den Klang der alten Worte getäuscht, noch immer zu empfehlen beliebt; daß dessenungeachtet noch große Schwierigkeiten zu überwinden waren und daß diese großentheils mit Geschick überwunden wurden, davon kann man sich durch die Vergleichung mit dem Original leicht überzeugen. Doch gesteht der Uebersetzer selbst, daß er den Wohllaut öfters aufopfern mußte, um charakteristische Bemerkungen und Wendungen nicht zu verwischen.

In dem Abschnitt „Von Fürsten und weltlichen Herren" findet sich eine Stelle, die mit einer aus „Freidank's Bescheidenheit" in unserm ersten Artikel angeführten so genau übereinstimmt, daß man versucht sein möchte, anzunehmen, daß der Verfasser des deutschen Gedichts das Buch Guiot gekannt habe.

Sie (die Fürsten) haben uns die Welt verteufelt,
Daß alles faul drin und verzweifelt,
In Staub ist das Gesetz gezogen.
Ich glaub' und sag' es ungelogen:
Wer ins Gericht uns alle brächte,
Daß kaum er drei nur finden möchte,
Die reif nicht zu dem ew'gen Feuer.
Wo sind sie, die so gut und theuer,
So weis' und tapfer? — Allzusammen
Würfe sie man in die Flammen,
Kein Fürst, nicht einer hielte Stand,
Der nicht gebraten und verbrannt!
Ja, wären die Treulosen drinne,
Die Gott sich schlagen aus dem Sinne,
Die Gauner, Knauser — in den Flammen
Wär' große Fürstenschar zusammen,
Und kein Feuer gerechter, daß so
Sie gebraten besser noch als roh.
Ihr Fürstennam' ist abgenutzt. —
Strohmänner mit Panzern aufgeputzt,
Zu Kaisern und Königen gewannen
Sich öfters die Deutschen und Alemannen.

Vortrefflich vergleicht er im zweiten Abschnitt den Papst mit der Magnetnadel; er sollte, wie diese, stets die richtige Bahn weisen, aber die Habsucht und Heuchelei des römischen Hofs, vorab der Cardinäle, läßt ihn seine Pflicht nicht erfüllen:

Rom verschlingt uns, saugt uns aus,
Rom mordet, plündert Land und Haus.
Kloake der Bosheit, das ist Rom,
Ausspeiend aller Laster Strom,
Ein Sumpf, der von Gewürmen strotzt,
Gott und der Heil'gen Schrift ja trotzt

Jed' ihrer Thaten! — Warum zu Hauf
Steht gegen sie die Welt nicht auf,
Lieber als gegen die Griechen? Es wäre
Vernünftiger, daß man zerstöre
Die Habsucht, welche Rom befleckt,
Das ganz voll Stolz und Treubruch steckt,
Mehr Trug ist nirgend in der Welt.

Man sieht, daß der Franzose das Uebel noch schonungsloser bekämpft, als selbst unser trefflicher Walther von der Vogelweide und der Verfasser von „Freidank's Bescheidenheit". In demselben Geiste und mit der nämlichen Strenge spricht der Dichter hierauf von den Bischöfen, den Weltgeistlichen und den Mönchen, denen er mehr als ein Drittheil seines Gedichts widmet, indem er die einzelnen Orden nacheinander durchnimmt und mit unerbittlicher Strenge geiselt, die Benedictiner, Cistercienser, Kartäuser u. s. w., bis er mit ähnlichen Betrachtungen über die Nonnen schließt. Alle diese Stellen sind vortrefflich, aus tiefer und langer Beobachtung hervorgegangen und mit poetischer Kraft ausgedrückt, sodaß wir lebhaft bedauern, unsern Lesern nicht wenigstens einige der bedeutendsten vorlegen zu können.

Im dritten Abschnitt, „Von den Gelehrten", führt uns der Dichter zuerst das Bild eines vollkommenen Theologen vor, worauf er die seiner Zeit schildert, indem er ein vortreffliches Gleichniß zu Grunde legt:

Sie gleichen genau den Regentraufen,
Die nieder auf die Straße laufen,
Und spülen und reinigen die Gassen.
Daß Dachrinnen den Regen fassen,
Und ihr Wasser rieselnd ergießen,
Das ist bekannt; doch auch erwiesen,
Daß bald sie faulen und sich verzehren,
Wenngleich sie gut die Gärten nähren.
Diese Prediger, an Falschheit reich,
Sind einer hölzernen Rinnen gleich,
Da sie modern und sich selbst zerstören,
Indem sie andre zum Bessern kehren
Durch das, was sie von sich leiten, entfalten
Das Gute, für sich das Böse behalten u. s. w.

Nicht weniger geiselt er die Habsucht und die Sophisterei der Juristen, sowie hierauf den Charlatanismus der Aerzte, wobei er viel Witz und Humor entwickelt, der zu dem bisherigen strengen Ernst der Darstellung einen vortrefflichen Contrast bildet.

Aus dieser kurzen Inhaltsübersicht und den angeführten Stellen werden sich unsere Leser, wir hoffen es wenigstens, überzeugt haben, daß die Uebersetzung des „Buches Guiot" höchst verdankenswerth ist; ja wir möchten den Wunsch aussprechen, es möchte der Uebersetzer eine besondere Ausgabe seiner Uebertragung veranstalten, damit sie einem größern Publikum zugänglich werde, das sich an dem trefflichen Gedicht gewiß erbauen würde.

Wir haben oben gesagt, daß Guiot großen Einfluß auf die deutsche Literatur gehabt habe; San-Marte bespricht diesen Punkt im zweiten Abschnitt der Einleitung. Wolfram von Eschenbach nennt nämlich einen Kyot als Verfasser eines epischen Gedichts von Parcival und dem heiligen Gral, welches ihm bei seiner Bearbeitung des Stoffs vorgelegen habe. Nun bezeichnet er diesen Kyot allerdings als einen Provenzalen, und darauf sich stützend haben Lachmann und nach ihm Gervinus behauptet, daß dieser Wolfram'sche Kyot eine ganz andere Person sei als der Verfasser der „Bible". Nun weiß man aber erstens von einem Kyot aus der Provence nichts, und es ist kaum anzunehmen, daß das Andenken an einen so bedeutenden Dichter, wie er uns aus Wolfram's „Parcival" entgegentritt, spurlos verschwunden wäre. Zweitens sagt Wolfram ausdrücklich, daß Kyot in französischer Sprache geschrieben habe, was sich von einem provenzalischen Dichter nicht leicht denken ließe. Da aber unser Guiot, wie oben berichtet, aus der Stadt Provins war, so ist es leicht denkbar, daß Wolfram, der gewiß keine ausgebreitete geographische Kenntniß hatte, die Stadt Provins mit dem Lande Provence verwechselte und den Provinser zu einem Provenzalen machte. Die entschiedene Erklärung Wolfram's, daß sein Vorbild in französischer Sprache geschrieben habe, ist von den neuern Literarhistorikern als bindend erkannt worden; aber man wagt noch nicht zu behaupten, daß Guiot aus Provins dieses Vorbild gewesen sei, weil wir von einem Parcival dieses Dichters nichts wissen. Ein jüngerer Gelehrter, der Waadtländer Rochat, der die altdeutsche Sprache und Literatur ebenso gründlich kennt als die altfranzösische, stellt sogar die Behauptung auf, daß Wolfram wesentlich nach Chrétien von Troyes gedichtet habe, von dem wir allerdings ein Epos vom heiligen Gral besitzen, daß Wolfram's Berufung auf den Provenzalen Kyot eine reine Erfindung und ein falsches Vorgeben sei und daß alle Einzelheiten in Wolfram's „Parcival", die sich nicht auch in Chrétien vorfinden, eigene Erfindungen des deutschen Dichters seien.

Nun sind wir aber, wie San-Marte mit vollem Recht bemerkt, nicht berechtigt, gegen die ausdrückliche Versicherung Wolfram's anzunehmen, daß ein Kyot niemals existirt und somit auch keinen „Parcival" gedichtet habe, weil wir ein solches Gedicht nicht besitzen. Denn wie viele Dichtungen sind nicht erst in neuester Zeit aufgefunden worden, von denen wir bis zu ihrer Entdeckung keine Ahnung hatten! Wie viele sind auch jetzt noch nicht wieder aufgefunden worden, von deren Dasein wir die bestimmtesten Nachrichten haben!

Allerdings ist es wahr, daß Wolfram's „Parcival" in vielen Stellen mit dem Gedicht Chrétien von Troyes' übereinstimmt. Allein da dieser vor Guiot dichtete und Guiot nach Wolfram's ausdrücklicher Versicherung die Sage vom heiligen Gral richtiger überlieferte als jener, da ferner aus Wolfram's Aeußerungen hervorgeht, daß Guiot den Chrétien wegen falscher Auffassung der Gralsage tadelt, so darf man wol annehmen, daß Guiot nach damaliger Sitte ganze Stellen aus Chrétien entnommen hat, welche sich daher auch bei Wolfram wiederfinden. So ist denn kaum mehr möglich zu bezweifeln, daß Guiot von Provins einen „Parcival" gedichtet und daß Wolfram diesen deutsch bearbeitet hat. Inwieweit er dabei selbständig verfahren sein mag, darüber läßt sich

freilich auch nicht einmal eine Muthmaßung äußern, solange sich Guiot's Gedicht nicht wieder auffinden läßt.

Der Besprechung dieser Uebersetzungen älterer deutscher, angelsächsischer und französischer Dichtungen fügen wir die eines selbständigen neuern Epos bei, welches aber insofern auch hierhergezogen werden kann, als es einen Stoff aus der deutschen Heldensage behandelt.

4. **Albungenlied.** Ein episches Gedicht aus der deutschen Sage in zwölf Gesängen von Joseph Haupt. Wien, Lechner. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist gewiß ein sehr guter Gedanke, die altdeutsche Heldensage, welche einen so ausgeprägten epischen Charakter hat, von neuem zu bearbeiten, und es ist in der That auffallend, daß dieser vortreffliche Stoff von unsern jüngern Dichtern nicht öfter behandelt wird. Soviel wir uns erinnern, ist seit dem „Amelungenlied" von Simrock bis auf das vorliegende Gedicht kein Versuch der Art gemacht worden. Dieser ist aber im ganzen so vortrefflich, daß er als eine der bessern Erscheinungen im Gebiet der epischen Dichtung bezeichnet werden kann.

So frei der Bearbeiter eines alten Stoffs sich bewegen darf und sogar bewegen muß, so sind ihm doch auch Schranken gesetzt, die er nicht überschreiten darf, ohne seine Dichtung von vornherein zu schwächen. Er muß nämlich die alte Sage in ihren wesentlichen Punkten bewahren und zugleich alles, was er aus diesem oder jenem Grunde hinzufügt, im reinsten Geiste der Sage denken und ausführen. Wenn er aber durch diese Rücksichten streng gebunden ist, so muß er auf der andern Seite den überlieferten Stoff in selbständiger Weise behandeln, nicht zwar willkürlich und blos um etwas anderes zu geben, sondern aus tiefern Gründen. Jede Sage ist zwar ihrer Natur nach ein Erzeugniß der schaffenden Phantasie, sie ist, wenn sie unverfälscht überliefert ist, hochpoetisch; aber sie ist es nur in ihrem Inhalt, nicht auch in ihrer Gestaltung. Die Aufgabe des Dichters ist es nun, dem poetischen Stoff auch eine möglichst schöne, kunstvollendete Form zu geben, worunter wir natürlich nicht blos die äußere metrische verstehen, nicht blos die Sprache und Darstellung, sondern vorzüglich die künstlerische Anlage und Anordnung des Stoffs, sowie die epische Entwickelung desselben, somit die poetisch-wahre Zeichnung der Charaktere und die Motivirung der einzelnen Begebenheiten. Daß eine und dieselbe Sage auf sehr verschiedene Weise künstlerisch gebildet werden kann, davon haben wir ein herrliches Zeugniß in der „Iphigenie" von Goethe, der zwar denselben Stoff behandelt hat wie Euripides, demselben aber eine wesentlich andere und in jeder Beziehung vollkommenere Gestaltung gegeben hat.*)

In ähnlicher Stellung wie Goethe zu Euripides steht unser Dichter zu dem Verfasser des „König Laurin" oder des „Kleinen Rosengarten". Er hat die von demselben überlieferte Sage nicht blos auf das treueste bewahrt, sondern sie auch mit Bewußtsein zu einem künstlerischen Ganzen gestaltet, indem er neue, im Geiste der Sage liegende Motive erfand oder solche aus andern verwandten Sagen herübernahm. Wir wollen nur auf eine dieser Abweichungen aufmerksam machen. Nachdem Laurin von Dietrich besiegt worden, gelingt es ihm, durch List sein Leben zu retten. Er verspricht, Dietlieb's Schwester, die er in seinem Wohnhof verborgen hielt, auszuliefern und dem Dietrich von nun an treu und gewärtig zu sein. Die Helden lassen sich bethören, folgen dem Albfürsten in seinen Wohnhof, wo er sie prächtig bewirthet, ihnen aber einen einschläfernden Zaubertrank gibt, sodaß er sie leicht fesseln und in feste Gefängnisse werfen kann. So erzählt das alte Gedicht, und Haupt folgt ihm, da sich kein Grund darbot, von dem Vorgänger abzuweichen. Dagegen verläßt er ihn in der folgenden Entwickelung. Das alte Gedicht läßt nämlich die Helden durch Dietlieb's Schwester befreien. Nun muß es allerdings auffallen, daß dies bei der List und Klugheit Laurin's geschehen konnte, der doch wol wußte, wie verhaßt er der Jungfrau war und wie sehr sie sich nach der Rückkehr in die Heimat sehnte. Unser Dichter erfand daher zur Befreiung ein neues, übrigens von ihm lang vorbereitetes Motiv; er läßt sie nämlich durch einen Alben, Waldmann, befreien, der von Laurin aus dem Albreich verbannt worden war und sich daher an diesem rächen wollte. Dadurch gewinnt der Dichter auch den Vortheil, daß er bei dem nachfolgenden Kampf den gothischen Helden den Sieg ermöglicht. Da nämlich die Alben sich unsichtbar machen können, so hätten Dietrich und seine Freunde ihrem Andrang nicht zu widerstehen vermocht; sie wären von den Alben verwundet und getödtet worden, ohne daß sie sich zur Wehre hätten setzen können, weil sie die zahlreichen Feinde nicht gesehen hätten. Ganz anders wird aber die Lage der gothischen Helden, da Waldmann erstlich dadurch, daß er alle Wohnungen der Alben in Brand steckt und dadurch diese beschäftigt, zweitens aber auch dadurch von dem Kampfe abhält, daß er sie auffordert, die Gelegenheit zu benutzen, um sich von der Tyrannei Laurin's zu befreien. Nun haben es die Helden nicht mehr mit übermenschlichen Kräften zu thun; es stellen sich zwar Riesen von ungewöhnlicher Kraft entgegen, aber es sind doch nur menschliche Wesen, die sie sehen und greifen können.

Wir könnten noch manche ähnliche Abweichungen anführen, doch werden diese hinreichen, um den sichern Takt und das künstlerische Gefühl des Dichters zu zeigen. Ebenso gelungen, wie die Composition des Gedichts (nur der siebente Gesang ist durch seine vielfachen Wiederholungen störend), ist auch die Ausführung des Ganzen. Die Charaktere der einzelnen Personen sind durch ihre Reden sowol als durch ihre Handlungen klar und scharf gezeichnet; so der alte Hildebrand, Wittich und die andern alle. Von großem poetischen Talent zeugen die einzelnen Schilderungen, z. B. die einer sorgsamen Hausfrau, des Tanzes, zu welchem ihm die tirolischen Nationaltänze Vorbilder waren, der verschiedenen Kämpfe, der Lokalitäten u. s. w.;

*) Uebrigens ließe sich denken, daß der nämliche Stoff von zwei Dichtern ganz verschieden und von jedem doch poetisch und künstlerisch gleich schön behandelt werden könnte.

nicht weniger glücklich sind die ziemlich zahlreichen, jedoch keineswegs überhäuften Gleichnisse u. a. m.

Bei allen diesen großen Vorzügen des Gedichts müssen wir aufrichtig bedauern, daß Haupt dasselbe in Hexametern geschrieben und zudem so behandelt hat, daß er fortwährend an Homer und Voß erinnert. Die griechische Haltung des Versmaßes und, dadurch bedingt, auch der Sprache macht bei dem Stoff des Gedichts eine unangenehme Wirkung, die nicht gehoben wird, wenn wir uns auch gestehen müssen, daß der Dichter mit Homer ebenso vertraut ist als mit der deutschen Heldensage. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß der Hexameter für solche Stoffe überhaupt nicht brauchbar sei, aber es sollte ihm jedenfalls der griechische Charakter entzogen und ihm soviel als irgendmöglich ein deutscher aufgeprägt werden. Daß dies möglich ist, kann nach dem Vorgang Goethe's in „Hermann und Dorothea" nicht mehr zweifelhaft sein. Doch möchte es auch nach diesem Vorgang bedenklich sein, den Hexameter bei Darstellungen aus der deutschen Heldensage zu gebrauchen, deren eigenthümliches Wesen auch eine eigenthümliche Form verlangt. Welche Form aber der Dichter hätte gebrauchen sollen, das wagen wir nicht zu entscheiden. Die Nibelungenstrophe hat auch manches, besonders eine gewisse Monotonie gegen sich; der fünffüßige Jambus, den Platen in seinen „Abassiden" gebrauchte, hat offenbar einen zu geringen Umfang für ein ruhig fortschreitendes Epos, während er bei der Lebendigkeit des Dramas vorzüglich geeignet ist; die italienische Stanze hat im Deutschen, wie schon Platen bemerkte, einen zu lyrischen Charakter; ebenso die Terzine, die zudem bei ihrem kettenartig stets übergreifenden Reim zu wenig Ruhe hat. Uns scheint, daß man ein neues, ein deutsches episches Maß erfinden sollte, das die Vorzüge der ebengenannten verbände, ohne ihre Nachtheile zu haben. Vielleicht liegt dasselbe so nahe wie das Ei des Columbus, aber es gehört doch ein Columbus dazu, es zu finden. Möchte uns bald ein solcher erstehen, da die Begründung eines wahrhaft deutschen Epos erst durch die Begründung einer entsprechenden Form möglich ist.

Wir haben schon angedeutet, daß die Sprache oft einen homerischen oder vielmehr Voß'schen Nachklang hat und eben dadurch störend wirkt; sie hat aber auch zugleich eine deutsch-alterthümliche Färbung, was nicht weniger stört, da sie offenbar zu sehr gesucht ist. Unsere Sprache kann sich allerdings manches aus den Schätzen der alten aneignen, aber erstlich darf es doch nur mit Mäßigung geschehen, und dann muß das Alte dem Geiste der neuen Sprache gemäß behandelt werden. Am wenigsten darf ein neuerer Dichter solche Wörter aufnehmen, deren Verständniß ganz erloschen ist und die daher nur dem Gelehrten bekannt sind. Ebenso wenig darf er ganz unbekannte Wörter aus den Mundarten herbeiziehen oder solche neue Wörter bilden, deren Begriff erst aus dem Zusammenhang errathen werden kann. Das Gedicht bietet aber eine allzu große Zahl Wörter der einen oder der andern Art*), wodurch es vielen bis zu einem gewissen Grad ungenießbar werden muß, was wir um so lebhafter bedauern, als wir die größte Achtung für das poetische Talent des Dichters haben und wir dessen Dichtung die größte Verbreitung wünschen. **2.**

*) Wer versteht z. B. folgende Wörter: genärig (nahrhaft), berufen (berühmt), Spring (Springbrunnen), gemänig (mit Mähne versehen), Gegnis (Gegend), belocht (in ein Loch geworfen), beraschen (überraschen), schlaumen (beeilen), fittichend (die Flügel schlagend), geschwing (sich schwingend) u. a. m.?

Reisen ins Gelobte Land.

1. Aus dem Heiligen Lande. Von Konstantin Tischendorf. Nebst fünf Abbildungen und einer lithographirten Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
2. Jerusalem und das Heilige Land oder Pilgerbuch nach Palästina, Syrien und Aegypten. Von Sepp. Erste bis dritte Lieferung. Schaffhausen, Hurter. 1862. Lex.-8. Jede Lieferung 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Bibel und Josephus über Jerusalem und das Heilige Grab, wider Robinson und neuere Zionspilger, als Anhang zu Reisen im Morgenlande. Von J. Berggren. Lund, Verlag des Verfassers. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

An dem Werke „Aus dem Heiligen Lande" von Konstantin Tischendorf (Nr. 1) besitzen wir ein Zwiefaches, einen anmuthigen Reisebericht und eine kritisch-gelehrte Untersuchung über den Weg der israelitischen Auswanderung, sowie über die von der Tradition geheiligten Orte unserer Religionsgeschichte, beides verbunden mit dem wichtigen Fundbericht eines der ältesten griechischen Bibelcodices im Sinaikloster. Dieser zwei- oder dreifache Inhalt ist so bedeutend, daß er denjenigen aller der Pilgerfahrten in das Heilige Land, welche in jüngster Zeit uns so zahlreich geboten worden, weit hinter sich zurückläßt. In der That verhalten sich diese zu ihm, wie der gute Wille sich zur That verhält, denn Tischendorf bietet uns Thatsachen und Forschungsresultate, welche fortan für alle Zeit maßgebend bleiben und der Wissenschaft einen festen Boden sichern müssen.

Der Verfasser macht die Pilgerfahrt zum Sinai zum dritten mal in 15 Jahren. Jedesmal hat er uns erhebliche Resultate gewonnen; diesmal bringt er eine überaus wichtige Urkunde für die Hermeneutik und die Vollständigkeit der heiligen Bücher mit, welche die Wissenschaft ihm jedenfalls hoch anrechnen muß. Das Ziel und der Zweck dieser dritten Reise war damit erreicht; denn er hatte von dem Dasein dieser Urkunde schon früher Kenntniß erlangt; aber ihr Umfang und ihre Bedeutung übertrafen weit seine Erwartungen und ihr schließlich gelungener Erwerb seine kühnsten Hoffnungen. Dieser Fund — ein vollständiger griechischer Bibeltext aus dem 3. oder 4. Jahrhundert mit dem Briefe des Barnabas und dem Hirten, bisjetzt nur fragmentarisch aus lateinischen Uebertragungen bekannt — wird uns später noch beschäftigen; wir sehen zuvörderst den Reisebericht des Verfassers näher an; übergehen hierbei aber die Reise von Triest nach Korfu, Alexandria, Kairo und Suez, mit ihren kurzen, aber lebhaften Skizzen. Von Suez beginnt die Wüsten-

reise zum Sinai, welche Schritt für Schritt der mosaischen Wanderung und ihrer Erzählung in den heiligen Büchern folgt und diese erläutert. Von dem Meerdurchgange bei der Enge von Ayun-Musa an verfolgt der Pilger in einer Reihenfolge von Wadis (Thälern, Oasen) die Stationen der Wanderung, zuerst Wadi Saddr, erste Rast, 15 Wegstunden weiter die Howaraquellen, jenen Bitterwasserquell, den das Volk Mosis nicht trinken konnte; dann das reizende Wadi Gharandel, das Elim der Bibel, das sein Gebiet wol bis Ras Zelime hin erstreckte; das Wadi Mokatteb mit den merkwürdigen alten Felseninschriften aus den Zeiten der Nabatäer, zwei Jahrhunderte vor und nach Christus, welche so wunderbar mit griechischen Spottinschriften, z. B. Κακον γενος τουτος; στρατιωτης ἔγραψα παν εμη χιρι — „ein schlechtes Gesindel das; ich, der Soldat, schrieb's ganz mit meiner Hand" enden! Dann folgen Wadi Feiran mit seinen alten Ruinen, der Serbal (Baalsberg), Wadi Schech, der Ort des alten Mannafalls, noch jetzt durch seine Monnetenmarisken berühmt; Raphidim, mit des Propheten Saleh Grab und dem Jahresfest der Beduinen; endlich die sinaitische Bergwüste, Wadi Selaf, Ebene Rahah und das Sinaikloster, das Justinian aus Einsiedlerhütten und Soldatenquartieren in der Nähe des traditionellen feurigen Busches gründete. Die große Streitfrage über die Wirklichkeit des traditionellen Sinai lassen wir beiseite und führen nur an, daß der Verfasser am Schluß langer und gelehrter Untersuchungen sich für den traditionellen Sinai entscheidet und die Ansprüche des Serbal (des Baalsbergs) sowol, wie die des allerdings höhern Horeb abweist, und wol mit allem Recht! Eine vorzügliche Unterstützung findet die mehrtausendjährige Tradition darin, daß neuerdings die Ebene wieder erkannt ist, auf der das Volk Israel unmittelbar am Fuße des Sinai lagerte, als Moses das Gesetz empfing.

Wir kommen zu dem Bibelfund, dem die drei Reisen des Verfassers nach dem Sinai gelten. Schon im Jahre 1844 hatte er im Sinaikloster Fragmente einer alten griechischen Bibelhandschrift entdeckt, die sich weiterhin als die muthmaßlich älteste aller griechischen Handschriften des heiligen Textes auswies; im Jahre 1853 schien dieser Schatz verschwunden, nach Europa entführt. Die dritte Reise — im kaiserlich russischen Auftrag — brachte sie wieder zu Tage; der freundliche Ikonomos des Klosters brachte ein altes rothes Tuch zum Vorschein, in dem die 346 Blätter im größten Pergamentformat sich eingewickelt fanden: 22 Bücher des Alten Testaments, darunter die Apokryphen, das ganze Neue Testament ohne die geringste Lücke, der vollständige Brief des Barnabas und der erste Theil vom Hirten des Hermas, zusammen 120000 kurze Zeilen in der Schrift des 4. Jahrhunderts. Man kann sich die staunende Freude des Verfassers über diese Entdeckung denken! Die Klostervorstände, ohne welche nichts in der Sache geschehen konnte, waren in Kairo zur Wahl eines neuen Erzbischofs; dahin eilt nun der Verfasser gleichfalls. Lange währten die Unterhandlungen, mühsam wurden die Hindernisse der Erwerbung gehoben, bis endlich die neubestätigten Vorstände des Sinai dem orthodoxen Kaiser die Handschrift als Geschenk darbringen konnten.

Ueber die außerordentliche Bedeutung dieses Fundes muß der Leser sich aus dem Buche selbst unterrichten; wir wollen nur anführen, daß daraus unleugbar hervorgeht, wie des Matthäus Evangelium schon im ersten Viertel des 2. Jahrhunderts in der Kirche für kanonisch galt.

Indem wir hiernach zu dem Reisebericht selbst zurückkehren, durchwandern wir an der Hand des Verfassers die Pyramiden, das Serapeum, Heliopolis, durch manche neue Wahrnehmung bereichert und begleiten ihn sodann im Gefolge des kronprinzlichen Paares von Rußland über Jaffa nach Jerusalem, wo wir während eines zehntägigen Aufenthalts noch einmal alle die bekannten heiligen Stätten wiedersehen. Der Verfasser zeigt sich hier im ganzen genommen zu sehr für die geltenden Traditionen eingenommen, zu sehr als Enthusiast und zu wenig kritisch, als daß wir diesem Theile seines Buchs viel Neues zu verdanken haben könnten; vielmehr müssen wir bekennen, daß er in dieser Beziehung den beiden Berichterstattern, mit welchen wir ihn oben zusammengestellt haben, merklich nachsteht. Auch haben wir gegen Darstellung und Stil dieses Berichts unsere Bedenken auszusprechen, da beide allzu enkomiastisch und bei weitem nicht in der einfachen, natürlichen und der Sache entsprechenden Form auftreten, welche bei Untersuchungen dieser Art von einem wissenschaftlichen Leser gefordert wird.

Die Rückkehr nach Europa berührt noch Beirut, schildert uns die Johannesinsel Patmos näher, berichtet noch von einem interessanten Fund, einer Bilderhandschrift der griechischen Kirche zu Smyrna, schließt die Angelegenheit des Codex ab und erzählt recht Anziehendes von dem Aufenthalt des Kronprinzenpaares in Stambul, wo der Sultan den liebenswürdigsten Wirth machte, indem er alle Gesetze des religiösen wie des politischen Hofceremoniells beiseite setzte. Ja, er ging darin so weit, daß er der Großfürstin ein Diner in seinem Harem gab, von welcher wunderlichen Scene wir den Verfasser wenigstens einen kleinen Zug erzählen lassen wollen:

Auf eine Thür zeigend, sagte der Sultan: „Voici, madame, le Harem" und verschwand. Die geheimnißvolle Pfort öffnete sich und die Großfürstin betrat den Harem; die Oberhof meisterin schritt voran, die Schwester des Sultans folgte; zwe Armenierinnen machten die Dolmetscher. Zahllose Zimmer mi blauem Fensterglas halb erleuchtet und von gegen 2000 Bewoh nerinnen erfüllt, wurden durchwandert; überall Schönheit un große Neugier! Endlich gelangte man in einen großen prächti gen Saal, wo das Unglaubliche zur Wirklichkeit geworden z sein schien; es war nämlich die stattlichste Truppe Militärmus dort aufgestellt, in Uniform, aus rothen, reich mit Gold ver brämten Waffenröcken, weißen Hosen, rothem Fes mit goldene Quasten. Der ersten Ueberraschung, in diesem Frauenheiligthu ein munteres Soldatencorps zu finden, folgte die zweite, a sich ergab, daß die schmucken Musikanten kunstgeübte Mädche des Harems waren! An diesen Saal stieß ein zweiter, in dem s eine elegante europäische Tafel gedeckt fand. Alt und ju nahm Platz und bemühte sich, unter vielen vergeblichen Ve suchen, auf europäische Art zu speisen u. s. w.

Endlich, am 28. September, wurde nach abermalig

Rückkehr nach Kairo das Ziel der Reise erreicht, die kostbare Handschrift von den Klostervorständen in die Hand des Verfassers, jedoch nur vorläufig und bedingungsweise, gelegt und einen Monat später von ihm dem orthodoxen Kaiser zu Zarskoe-Selo dargebracht.

Dem Autor aber hat die Wissenschaft für seine verdienstvolle und muthige Ausdauer, der Leser seines Berichts aber für seine anziehende Darstellung seiner bedeutungsvollen und schwierigen Unternehmung einen wohlverdienten Dank zu sagen.

Der Verfasser des Pilgerbuchs „Jerusalem und das heilige Land", Sepp (Nr. 2), gibt uns seine von bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit strotzende, aber zuweilen etwas ermüdende Arbeit ohne alle Vorrede und läßt uns daher in Absicht seiner eigentlichen Zielpunkte in Zweifel. Inzwischen haben wir von vornherein zu bekennen, daß er, was die Topographie des Heiligen Landes betrifft, vollständig erschöpfend ist und in dieser Beziehung spätern Pilgern kaum noch eine nennenswerthe Nachlese übrig läßt: daß er viel Streitiges zu völligem und überzeugendem Abschluß bringt und endlich, daß er, wie kein anderer vor ihm, die große Gemeinsamkeit der Traditionen aller drei monotheistischen Religionsanschauungen überzeugend nachweist. Sein ganz eigenthümliches Verdienst besteht nämlich nicht blos darin, daß er aus einem staunenswerthen Born der Belesenheit und Quellenkenntniß her nicht nur die Geschichte jeder Ruine, ja jedes Trümmerstücks auf dem Pilgerwege durch die dunkelsten Jahrhunderte zu verfolgen und uns vorzutragen im Stande ist, sondern daß er uns auch zeigt, wie und wo die jüdische, die christliche, die moslemitische Tradition sich gegenseitig abgelöst, ihre Sagen miteinander gewechselt, ja ausgetauscht, sich gegenseitig ergänzt, ihre Heiligen einander geborgt und an solches Darlehn weitere Traditionen angeknüpft oder poetisches Beiwerk hinzugefügt haben: alles dies aus dem esoterischen Grunde, weil dies Land allen drei Religionen das gleiche heilige Land ist! Von diesen Untersuchungen kann man sagen, daß sie den Stempel völliger Neuheit an sich tragen und wahrlich kein geringes Verdienst des Verfassers darstellen. Was ihn hierzu besonders in den Stand setzte, ist unstreitig seine seltene, vielleicht beispiellose Belesenheit in den arabischen Schriftstellern vom 8. bis zum 14. Jahrhundert, sowie in den Talmudisten dieser und einer noch frühern Periode. Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie viel ihm mit diesem Hülfsmittel gelungen ist; beispielsweise aber wollen wir hier nur anführen, daß er die Lokalität des wahren Emmaus der Heiligen Schrift auf überzeugende Weise uns dargelegt und einem alten Streite damit ein Ende gemacht hat.

Doch wir wenden uns nun zu dem Reisebericht unsers gelehrten Pilgers selbst. Von Joppe (Jaffa) aus, über Lydda, Rameo, Amvas, das alttestamentliche Emmaus und Colonie, das neutestamentliche, geht der Pilgerzug nach Jerusalem, über das sich wie über Bethlehem, Hebron und den Umkreis des Todten Meers und des Jordangebiets um Jericho der erste Band, verbreitet. Samaria und Galiläa, der See Genezareth, Cäsarea und der Hermon füllen den zweiten; Baalbeck und der Libanon, Sidon, Tyrus, Ptolemais, der Karmel, Berut, die Ueberfahrt nach Aegypten, Kairo, die Pyramiden u. s. w. nehmen den dritten Band ein; alle drei liefern zwischen 250—300 größere und kleinere Illustrationen, dergestalt, daß bei der Gründlichkeit des Autors in seiner Geschichte aller namhaften Lokalitäten in der That kein Anspruch, welcher an ein vollständiges Pilger-Itinerar zu stellen ist, unbefriedigt bleibt. Und doch ist dies nicht das Beste, was von diesem Buche zu sagen ist; die Neuheit, die Tiefe und die Selbständigkeit der hier dargebrachten Untersuchungen und religionsgeschichtlichen Auffassungen gibt demselben vielmehr einen Werth, der über den eines Reisehandbuchs weit hinausreicht.

Wir haben schon der Congruenz gedacht, welche der Verfasser für die drei monotheistischen Religionskreise in Anspruch nimmt und mit der er in Wahrheit die Parabel von den drei Ringen zu lösen bemüht ist. Es ist uns nun zwar nicht gestattet, hier den ganzen Ideengang des Autors näher zu beleuchten; wir wollen daher nur gedenken, daß er uns auf den Standpunkt stellt, zu erkennen, wie viel von den alttestamentlichen Sagen theils aus dem Cultus der Babylonier und Meder, theils aus dem Fisch- und Baalsdienst übernommen, und wie Juden, Christen und Moslemim, indem sie alle an Abraham anknüpfen, sich gegenseitig mit ihrem Mythus ausgeholfen und ergänzt. So finden sich beispielsweise Jonas und der Leviathan in allen Culten wieder, und die 40 Märtyrer werden zu 40 Gefährten Mohammed's; ja, eben darin, daß die Moslemim sich selbst als die Fortbildner und Reiniger der beiden andern Religionskreise betrachten, ist der Grund zu erblicken, daß, indem die Christuskirche bald zur Moschee und diese wieder zur Kirche wurde, so viele Geschichten und Denkmale unsers Glaubens wohlbehalten auf uns gekommen sind. Jerusalem ist aber die Weltstadt der drei Religionen, die hier ihre Ringe tauschen. Das alte Jerusalem ist nicht untergegangen, es ist nie ganz zerstört, selbst die Reste des Jehovahtempels sind in riesigen Substructionen noch da, die Stadt Herodes, die Stadt der Römer, Aelia Capitolina, sie sind noch vorhanden. Dies sind einige von den Grundideen, welche der Verfasser erläutert und mit einer Gelehrsamkeit, die uns hohe Achtung abnöthigt, durchführt. Der Moriaberg, wo Abraham opferte, Salomo seinen Tempel baute, Christus lehrte und den der Moslem den Nabel der Welt nennt und mit seiner erhabensten Moschee schmückte, ist ihm der große Welttempel, an den sich die geistigen Bewegungen des Menschengeschlechts von Anfang aller Zeiten knüpfen; wer ihn betreten hat, sagt er, fühlt sich innerlich für sein ganzes Leben erhoben!

In der völligen Unmöglichkeit, den einzelnen Untersuchungen des Verfassers eine eingehende Erörterung zuzuwenden, müssen wir uns begnügen, die merkwürdigsten derselben kurz hervorzuheben. Auf dem Wege zur Heiligen Stadt bietet Emmaus einen solchen hervorragenden Punkt, indem der Autor auf das überzeugendste darthut,

daß nicht das heutige Amwas, acht Stunden von Jerusalem, das Emmaus des Neuen Testament, wie stets angenommen worden, sein könne, sondern daß dieses in dem Weiler Colonie wiederzufinden sei, der nur etwa zwei Stunden von der Heiligen Stadt entfernt ist. Die erste Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer, die Geschichte des heiligen Felsens, von der Zeit des Noachidenalters bis zu seinem heutigen Zustande, mit zahlreichen Illustrationen belegt, die Untersuchung über die dreifache Stadtmauer, das Jordanthal und die Taufstelle Aenon, dann der Oelberg und seine Heiligthümer, Bethanien und Jericho, sind andere besonders hervorzuhebende Abschnitte dieser Art, welchen wir aus dem ersten Theile noch das Bild der Klagemauer und die unter den Juden bei diesem rührenden Religionsact gebräuchlichen Lieder hinzuzufügen haben.

Die zweite Lieferung schildert Arimathäa, Sichem, Samaria, Nazareth, den Tabor, Tiberias, Cäsarea, die Sitze der Nazaräer, Damascus; bevor wir jedoch weiter gehen, gedenken wir noch einmal jener rührenden Klagen der Israeliten an der Salomonischen Mauer, die ein berühmtes Bild uns allen gegenwärtig gemacht hat. An dieser uralten Mauerstelle (Abbildung, S. 127) sehen wir an Freitagen das Volk mit der ruhelosen Fußsohle verhüllten Haupts die Hände ringen, mit weinender Stimme die bekannte Litanei beten, die Mauer anfassen, sie unter Seufzern küssen u. s. w. Man unterscheidet leicht den spanischen Juden in seiner würdevollen Haltung von dem polnischen in seinem Schmuz, der sich vor= und rückwärts beugt, sich mit dem Oberleib wiegt, wie beim Koranlesen üblich ist, schmerzvoll am Boden kauernd und Gebete murmelnd. Der Vorsänger aber stimmt die Litanei an:

Wegen des Palastes, der wüste liegt,
Wegen des Tempels, der zerstört ist,
Wegen der Mauern, die zerrissen sind,
Wegen unserer Majestät, die dahin ist,
Wegen unserer großen Männer, die daniederliegen,
Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind,
Wegen der Priester, die gestrauchelt haben,
Wegen unserer Könige, die ihn verachtet haben —

und das Volk respondirt auf jeden Vers: „Da sitzen wir einsam und weinen! Wir bitten dich', erbarme dich Zions. Sammle seine Kinder u. s. w.“ Nach diesen Gebeten aber sind alle in dem Glauben gestärkt, in 300 Jahren werde der Meschiah die Herrlichkeit Zions wiederherstellen und der Kaiser in Wien mit allen Fürsten ihm huldigen!

Von Damascus setzt sich die Pilgerfahrt nach Baalbeck und dem Libanon fort: Sidon, Tyrus, die Ebene Esdrelon und der Karmel werden uns vorgeführt und Cäsarea, Jaffa besucht, von wo der Pilger sich nach Aegypten wendet, Alexandria, Kairo und den Nil auf einer achttägigen Fahrt, Heliopolis, die Pyramiden beschreibt und hiernach von Afrika Abschied nimmt.

Es ist nicht zu leugnen, der unendliche Reichthum an gelehrten Combinationen, die beständige Herbeiziehung des ganzen Gebiets der heiligen wie der Profangeschichte, der gleichzeitige Ueberblick sämmtlicher Culturentwickelungen im Norden und Süden der ganzen bewohnten Erde, macht die Lectüre dieses seltenen und arbeitsvollen Werks oft zu einer schweren Aufgabe, und wir müssen uns zuweilen sagen, daß hier „weniger“ vielleicht „mehr“ gewesen wäre. Dennoch aber bleibt stehen, daß dies „Pilgerbuch“ durch seine Gründlichkeit, welche alle antiquarischen Zweifel und Fragen zum Abschluß bringt, jedes andere gelehrte Hülfsmittel entbehrlich macht und in dieser Beziehung für ein wirkliches „standard work“ zu gelten haben wird. Dem Verfasser gebührt dafür unser Dank und wir bringen ihn ihm mit aufrichtiger Bewunderung für die Fülle seines Wissens dar. Die Vollendung des ganzen umfassenden Unternehmens wird wol noch einige Zeit auf sich warten lassen; bisjetzt liegen uns drei Lieferungen, zu 700 Seiten Text mit mehr als 170 Illustrationen vor, welche eben das ganz eigenthümliche Verdienst dieser Arbeit bilden, die damit an Anschaulichkeit alle ähnlichen Unternehmungen weit überragt.

Nr. 3 endlich: „Bibel und Josephus über Jerusalem und das Heilige Grab“, von F. Barggren, ist eine specifisch fachgelehrte Streitschrift, aus welcher für unsern Leserkreis nur wenig zu entnehmen ist. Es handelt sich darum, die Autorität Robinson's als des für classisch geltenden Topographen Jerusalems in den wesentlichsten Punkten zu widerlegen, den Josephus gegen Hupfeld wegen des Vorwurfs der Unzuverlässigkeit und des Schwindels in Schutz zu nehmen, der Akra sowol als der zweiten Mauer Jerusalems die rechte Lage zu vindiciren und hiermit den Oelberg und die Schädelstätte und das Heilige Grab zu fixiren, und nachdem diese Punkte gewonnen sind, die Stadttheile, die Thäler, die Quellen und Teiche an eine ganz bestimmte heutige Lokalität zu knüpfen. Alles dies geschieht mit einem solchen Aufwand gelehrter Citate und in so wenig lichtvoller Darstellung, daß der gewöhnliche Leser nur mit Mühe ein oder das andere feste Resultat daraus gewinnen wird. Ueberzeugend tritt nur hervor, daß Golgatha kein abgesonderter Berg, sondern die höchste Erhebung der gegen Nordwesten allmählich aufsteigenden Bergstrecke war, die zu Christi Zeit außerhalb der zweiten Ringmauer lag und erst 10 Jahre nach seinem Tode von König Agrippa durch seine große Mauer in die Stadt eingeschlossen, demnächst aber durch Menschenhand isolirt und 40—50 Schritte breit von den Nachbarhöhen getrennt wurde, worauf denn dasselbe Verfahren mit der heiligen Grabstelle vorgenommen ward. Auf diese Art entstand eine völlig veränderte Lokalität, und alle Zweifel schwinden.

In einer fernern Abtheilung behandelt der Verfasser die Antiquitäten Jerusalems mit gelehrter Ausführlichkeit, erörtert Größe und Volksmenge, die Heeresmacht der Rebellen Simon und Johannes, die Belagerungen und Eroberungen, die Empörung gegen König Agrippa II., den Aufstand gegen die Römer u. s. f., während eine vierte Abtheilung die alttestamentlichen Lokalitäten der Heiligen Stadt näher beleuchtet. Alles dies gehört der Fachgelehrsamkeit an und mag als solche unsern Lesern empfohlen sein, die je nach ihrem Bedürfniß daraus viel oder wenig entnehmen mögen.

4.

Vorträge über verschiedene Gegenstände.

Schon früher haben wir gelegentlich die Wahrnehmung ausgesprochen, daß der gute wissenschaftliche Stil in Deutschland gegenwärtig sich hauptsächlich in kleinern Schriften, besonders wenn sie aus wirklich gehaltenen Vorträgen entstanden, erhalte und fortpflanze. In umfangreichern Werken wird die Anmuth und Feinheit des Stils und damit die Lesbarkeit wesentlich durch die oft unübersehbare oder der geschmackvollen übersichtlichen Anordnung entbehrende Anhäufung von Material und den trockenen oder weitschweifigen Kathederton beeinträchtigt; und wenn dann und wann auch eine Partie klarer und lichtvoller behandelt ist, so ist der Stil im ganzen doch meist sehr ungleichartig und unverarbeitet. In Vorträgen dagegen, die vor einem gemischten Publikum, vor gebildeten Männern und Frauen gehalten werden, ist der deutsche Gelehrte genöthigt, die Resultate seines Wissens über den betreffenden Gegenstand zusammenzudrängen, und den Stoff klar, geschmack- und lichtvoll, allgemein verständlich und bis zu einem gewissen Grade vom weltmännischen Standpunkte oder geeignetenfalls selbst schwungvoll zu behandeln. Daher tritt uns mancher deutsche Gelehrte, der uns in seinen größern Werken ziemlich ungenießbar erschien, in solchen Vorträgen als ein ganz genießbarer, zugänglicher Mensch entgegen und in vertrauliche Nähe, weshalb man es auch nur gutheißen kann, wenn akademische Lehrer, wie die zu Marburg, ihre öffentlich gehaltenen Vorträge gesammelt herausgeben.

Auch unter einer Anzahl uns vorliegender Vorträge, die wir hier kurz zu besprechen im Begriff sind, befinden sich mehrere, welche die von uns oben ausgesprochene Wahrnehmung in erfreulicher Weise bestätigen. Dahin gehört unter anderm die Schrift „Winckelmann" (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses), ein Vortrag von C. Friederichs, Professor an der Universität und Assistent am königl. Museum zu Berlin. Zwar die Firma „Agentur des Rauhen Hauses" machte uns anfangs etwas stutzig, da die Schriften, die bisher aus dieser Officin hervorgegangen, gerade nicht den Geist bekundeten, der dazu geeignet und nöthig erscheint, einen Verehrer der Kunst und der antiken Schönheit wie Winckelmann zu würdigen. Aber die hyperboreisch rauhen Einflüsse jener hamburger Factorei zeigen sich nicht oder doch kaum bemerkbar in dieser Schrift und wir wünschen hierzu der Agentur des Rauhen Hauses um so mehr Glück, da die etwas altheidnischen Anschauungen Winckelmann's wol Anlaß dazu geben konnten, von dem bekannten Standpunkt jener Anstalt und der damit verbundenen Verlagsanstalt gegen alle Kunst zu polemisiren, wenigstens insofern sie nicht im Dienste der Kirche steht, die übrigens protestantischerseits immer einen etwas bilderstürmerischen Charakter an den Tag gelegt hat. Von dem Verfasser war allerdings eine solche polemische Auffassung durchaus nicht zu erwarten, und höchstens zeigt sich ein Einfluß der von ihm mit der Verlagsagentur des Rauhen Hauses eingegangenen Verbindung in der ausdrücklichen Hervorhebung der Thatsache, „daß Winckelmann sich sein lutherisches Gesangbuch nach Rom kommen ließ, daß er alle Morgen die alten Kernlieder zu seiner Erbauung sang, die er in seiner Jugend gesungen, unter welchen er das Lied von Paul Gerhardt: «Ich singe dir mit Herz und Mund», als sein Leiblied bezeichnet"; aus welcher Thatsache der Verfasser den Schluß zieht, daß für Winckelmann Gott noch etwas anderes gewesen sei, „als der Gegenstand ästhetischen Entzückens". Winckelmann's Uebertritt zum Katholicismus entschuldigt oder motivirt der Verfasser mit dem Factum, daß Winckelmann damals von allen Hülfsmitteln entblößt gewesen sei, und dieser Uebertritt, mit dem er sich einen „kärglichen" Aufenthalt in Rom erkaufte, habe zu derselben Zeit stattgefunden, „als man Ballete zum Preise von nicht weniger als 36000 Thalern in Dresden aufführte". Dem Verfasser zufolge that Winckelmann „mit seiner Forderung nach Rückkehr zur Einfalt und Natürlichkeit der Alten" auf dem Gebiete der bildenden Kunst dasselbe, was Lessing auf dem Gebiete der Poesie forderte, nur daß Lessing's geistiges Wesen mehr auf Erkenntniß als auf Anschauung organisirt gewesen sei. Sehr gut bemerkt der Verfasser über die Sprache Winckelmann's: „Seine Sprache ist die eines bahnbrechenden Genies, eines Mannes des Anfangs, der ein neues Gebiet zu erobern hat, der daher nicht in ruhig reflectirendem Tone schreiben konnte; es ist die Sprache eines begeisterten Gemüths, die danach ringt, dem Höchsten nahe zu kommen im Wort; eine Sprache der Bewunderung, nicht der Kritik, voll Ursprünglichkeit und Kraft und reich an Bildern, besonders von dem großen weiten Meer entlehnt, wie bei Homer. Für uns, die wir hundert Jahre später leben, hat seine Sprache bereits ein etwas alterthümliches Gepräge, was aber nur dazu dient, ihr einen feierlichern, würdevollern Klang zu geben..... Und diese schwungvolle Sprache hat ein Mann geschrieben, der die ganze feurige Jugendzeit in Noth und Druck, in niedrigen Beschäftigungen und einsamem Bücherleben verbracht hat. Wie leicht geht gerade im Stubenleben unter Büchern die Lebendigkeit der Empfindung verloren, wie leicht wird die Phantasie matt und farblos, aber Winckelmann brauchte nur mit den Denkmälern in Berührung zu kommen, und es quoll aus ihm hervor, als hätte all der frühere Druck gar keine Wirkung auf ihn ausgeübt."

Und ebenso schön sagt der Verfasser am Schluß: „In seinen letzten Lebensjahren beginnt mit Herculanum die Reihe von Entdeckungen, die noch jetzt nicht abgeschlossen scheint, aus allen Stätten griechischer Cultur, aus dem eigentlichen Griechenland, aus Italien, von Asiens und Afrikas Küsten und aus der Krim sind uns die Denkmäler des Alterthums zusammengeströmt, und auch ungriechische Völker, Aegypter, Assyrer, Etrurier, sie sind uns theils ganz neu, theils in umfassenderer Weise bekannt geworden, sodaß wir mit ihrer Hülfe Ursprung und Charakter der griechischen Kunst immer tiefer verstehen lernen. Wir würden diesen Entdeckungen rathlos gegenüberstehen, wenn ihnen nicht ein Mann vorangegangen wäre, der Auge und Sinn vorbereitet hätte auf das, was kommen sollte. So nehmen wir uns denn auch ihn zum Muster und halten fest in aller Fülle des Stoffs die Lust, die Begeisterung für die Ideen. Nur dann ist die Wissenschaft bildend für den einzelnen und bildend für das ganze Volk."

Einen andern Deutschen von bahnbrechendem und vorschauendem Genie, der zu den wenigen gehört, welche in trüber Zeit die Ehre Deutschlands vor dem Auslande retteten, behandelt W. Förster, Privatdocent an der Universität und erster Assistent der Sternwarte zu Berlin, in dem am 8. Februar 1862 im Wissenschaftlichen Verein daselbst gehaltenen Vortrage: „Johann Keppler und die Harmonie der Sphären" (Berlin, Dümmler, 1862). Es war nicht leicht, einem nur allgemein gebildeten Publikum die Begriffe der Weltharmonik und die berühmten drei Keppler'schen Gesetze klar zu machen; aber wir glauben, daß dies dem Vortragenden in möglichst erreichbarem Grade gelungen ist. Interessant sind auch die eingeflochtenen Mittheilungen aus Keppler's Leben. Bekanntlich hatte Keppler, obschon er die scheinbar glänzende Stellung eines kaiserlichen Mathematikus einnahm, bei der beständigen Ebbe der kaiserlichen Kasse stets mit bitterer Noth zu kämpfen, und starb infolge der Strapazen, die er auf seinem erschöpfenden Ritt von Sagan nach Regensburg zu erdulden hatte, wie der Sorge, des Grams und der Enttäuschung, welche ihm der regensburger Reichstag bereitete, indem er bei ihm für seine gerechten Forderungen kein Gehör fand. Je mehr es solchen Männern wie Winckelmann und Keppler zur Ehre gereichte, daß sie trotz der Knauserei der Fürsten und der Undankbarkeit der Nation Großes leisteten und neue Bahnen brachen, um so weniger gereicht ein solches Verhältniß den Fürsten und der Nation zur Ehre, und man möchte fast wünschen, wir hätten lieber ein solches Genie weniger als gar so viele in den Annalen der Nation nun für ewig verzeichnete Schmach, welche Deutschland durch seine bodenlose Gleichgültigkeit gegen wahres Verdienst und Genie so oft auf sich geladen hat. Wurde doch sogar Keppler's Mutter als eine Hexe inquirirt, und nur der energischen Einsprache ihres großen Sohnes

verdankte sie es, daß sie der Tortur nicht unterworfen und endlich freigelassen wurde. „Es gelang ihm sogar", erzählt der Verfasser, „durch die menschliche Wärme und die bewegliche Lebendigkeit seiner Vertheidigung einen Einfluß auf die Milderung des ganzen Verfahrens in Würtemberg zu gewinnen."

„Oliver Cromwell, Protector von England" heißt ein im Selbstverlag des Verfassers 1862 erschienener Vortrag, den der wackere Patriot Moritz Müller in einer Bürgerversammlung in Pforzheim gehalten hat. Der Verfasser erinnert in seinem durch Popularität ansprechenden Vortrag an Carriere's Wort: „Was uns in Deutschland im 16., 17. und 19. Jahrhundert fehlte: das ist ein Cromwell für Deutschland." Der Verfasser wirft die Frage auf: ob wir unserm Ziele, einer durch die äußerste Nothwendigkeit gebotenen würdigern und mächtigern äußern Weltstellung rascher entgegengehen würden, wenn ein deutscher Cromwell einstens das schwarz-roth-goldene Banner entfalten sollte? und bemerkt dann: „Jedenfalls würde es auch da nicht ohne blutige Lorbern abgehen! Gott wird aber jederzeit eher mit uns sein, wenn jeder seine Pflicht thut, damit sich im Vaterland ein freieres Leben in allen Beziehungen immer besser und kräftiger entwickeln kann."

Professor J. E. Erdmann warnt in einem eleganten, am 9. April 1862 im Künstlerverein zu Bremen gehaltenen Vortrage: „Das Nationalitätsprincip" (Bremen, Strack, 1862), vor den Consequenzen eines zu einseitigen und ausschließlichen Nationalgefühls. Er erklärt, daß er keinen höhern Stolz kenne, als den, ein Deutscher zu sein; aber er ist auch der Ansicht, daß das, was den Deutschen erst zum Deutschen mache, gerade jenes Allgemeine sei, das über allen Besonderheiten, darum aber auch über der nationalen stehe, wodurch der Mensch erst zum Menschen werde. Wenn, wie der Verfasser anführt, ein Franzose bei der Erzählung einer edelmüthigen Handlung einmal ausrief: „Mais c'est sublime! c'est tout-à-fait français!" so ist das allerdings sehr ausschließlich, weist aber doch auf ein markirtes nationales Ehrgefühl hin, welches dem einzelnen Franzosen zum Sporn werden kann, edelmüthig, das heißt nach seinem Begriffe echt französisch zu handeln. Wir Deutsche würden allerdings bei einem solchen Anlaß etwa nur sagen: Das ist schön, oder: Das ist herrlich, aber wir würden gewiß nicht hinzusetzen: Das ist wahrhaft deutsch! Die etwas schneidend hingestellte Behauptung, daß dem Juden kein Volk mehr in seiner Seele zuwider sei als das deutsche, müssen wir sich selbst überlassen; denn der Widerspruch könnte hier nur von gebildeten Juden selbst ausgehen, und wir glauben überzeugt zu sein, daß die wahrhaft Gebildeten unter ihnen gegenwärtig sehr wohl wissen und auch anerkennen, was sie dem Einfluß des deutschen Wissens und Forschens verdanken und was zwischen Juden und Deutschen nicht blos Verschiedenes sondern auch Aehnliches besteht, des letztern wenigstens in Bezug auf religiöses Meinen und philosophisches Forschen vielleicht noch mehr zwischen Juden und Christen, als zwischen Deutschen und Hellenen, obschon der Verfasser die letztern kurzweg die „Deutschen des Alterthums" nennt. Allerdings sagt Sokrates bei Plutarch, daß er weder ein Athener, noch ein Grieche, sondern ein Weltbürger (κοσμιος) sei, über welchen Ausspruch man unter andern auch Moritz Zille's bei Fries in Leipzig 1862 erschienene Schulschrift: „Weltbürgerthum und Schule", vergleichen möge, und es ist dies ein Grundsatz, welchem viele der aufgeklärtesten Deutschen gehuldigt haben oder noch huldigen; wenn wir aber auf einen gründlichern Vergleich eingehen wollten, so würden wir wahrscheinlich noch mehr Verschiedenheiten als Aehnlichkeiten zwischen Deutschen und Hellenen entdecken. Jedenfalls sollte man mit einer solchen Behauptung besser bis dahin warten, wo es irgendeinem Ausländer gefallen wird, die Entdeckung, daß die Hellenen die Deutschen des Alterthums waren und die Deutschen die Hellenen der neuern Zeit sind, zu machen oder zu bestätigen. In Bezug auf Goethe's „Faust" bemerkt Erdmann, wie uns scheint, sehr richtig: „Was ist es, was trotz so vieler fehlgeschlagenen Versuche immer von neuem Franzosen, Engländer, Russen u. s. w. dahinbringt, eine Uebersetzung gerade dieses Gedichts zu unternehmen? Es ist das Gefühl, daß dieses deutscheste aller Gedichte zugleich das ist, das mehr als irgendeins nicht nur den Deutschen schildert, sondern den Menschen. Wo fände sich einer, der nicht zwei Seelen ach, in seiner Brust fühlte; in welcher Sprache wäre nicht gestöhnt worden: Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer; in welchem Volke wären keine zu finden, die ausgerufen hätten: Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder."

Nachdem wir noch einen aus dem „Neuen Mecklenburger Kirchenblatt" abgedruckten, in Güstrow bei Opitz und Comp. erschienenen Vortrag vom Professor Diekhoff „Die Waldenser im Mittelalter" mit ihrem Titel angeführt haben, wenden wir uns mit wenigen Worten zu den Vorträgen „Ueber die moderne Bildung in ihrer geschichtlichen Entwickelung" (Rostock, Stiller, 1862) von dem Oberschulrath F. Schröder, und „Bildung und Christenthum" (Berlin, Hertz, 1861) von Karl Schnase. Der erstere gibt zuvörderst ein viel Richtiges enthaltendes pathologisches Gutachten über die Bildungsauswüchse der Zeit, und kommt dann zu dem Schluß, daß für wahrhaft gebildet nur der edle Mensch, für eine wahrhafte Bildung immer nur die gelten solle, „welche den Menschen und das Geschlecht auch veredelt". Niemals werde dies geschehen, „wenn nicht Weisheit als Ziel der Bildung, sondern Bildung nur als Mittel der Lebensklugheit gesucht wird; wenn auch das als Verstand gilt, was nicht das Böse meidet; wenn auch das als Bildung anerkannt wird und sich breit machen darf, was nur Geschwätz ist". Solange dies geschieht, fürchtet der Verfasser, daß der Strom unserer Bildung, wenn ihm die Quelle verstopft werde, versiegen, oder wenn er sich in die Breite ausdehnen, an Tiefe verlieren und allmählich versanden werde. Dagegen läßt sich nichts Erhebliches einwenden. An einer Stelle polemisirt der Verfasser ziemlich stark gegen den modernen Literatenstand, dessen Schattenseiten wir keineswegs verkennen; aber er scheint zu vergessen, daß sich dieser Stand aus der Zunahme des Buchhandels, der solche Kräfte braucht und verbraucht, namentlich aber aus der rapiden Zunahme des Zeitungs- und Journalwesens, aus gewissen modernen Bildungszuständen im allgemeinen und aus gewissen deutschen Bildungsverhältnissen im besondern nothwendig hervorgegangen ist. Es ist ferner nicht zu vergessen, daß es auch seine Vortheile hat, wenn die Literatur nicht blos von im Staatsdienst Angestellten, die allerlei oft sehr ängstliche Rücksichten wenn nicht auf den Staat, doch auf Stand und Amtswürde zu nehmen haben, betrieben wird, daß viele unserer berühmtesten Autoren, aus denen unsere Schriftgelehrten literarhistorisches Kapital machen, ausschließlich von der Schriftstellerei lebten, und daß die erbärmlichsten Unterhaltungsschriften und Romane, die je in einer Zeit oder bei einer Nation erschienen, Romane voll Roheit, Gespensterunsinn, Sinnlichkeit und „athletischer Kraftäußerung" in Deutschland gerade von Landpredigern verfaßt wurden, die keinen Anspruch auf literarische Geltung machten und für das bischen Honorar dem Teufel ihre Seele verschrieben, worüber man Gödeke's „Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur" (Bd. 3, Heft 1, S. 142 fg.) vergleichen möge.

Der Vortrag von Karl Schnase: „Bildung und Christenthum", sollte ursprünglich im Evangelischen Verein gehalten werden; aber der Verfasser war durch Gesundheitsrücksichten an dessen Abhaltung verhindert; er ließ ihn daher zunächst in den „Protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte" und dann in einem besondern, uns hier vorliegenden Abdruck erscheinen. Der Verfasser steht ein, daß unserer Zeit die Vorzüge einer kindlich gläubigen, jugendlich begeisterten Zeit fehlen, daß sich eine kritische Stimmung gebildet habe, die nichts mehr von aprioristischen Systemen wissen wolle, jeder auf nur menschlichem Denken und Fühlen beruhenden Behauptung mistraue, überall Thatsachen oder auf thatsächliche Erscheinungen sich stützende Beweise verlange und sogar der Poesie Gesetze vorschreibe; trotzdem hält er „eine Einheit des geistigen Lebens, in welcher die Kirche als das Herz von allen Gliedern empfäng

und allen belebende Säfte zurückgibt", für „nicht außerhalb der Möglichkeit" liegend.

Den Freunden und Anhängern Jakob Moleschott's wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß seine bei Antritt der Professur für Physiologie an der Hochschule zu Turin am 16. December gehaltene Rede nun auch deutsch unter dem Titel: „Zur Erforschung des Lebens", in der Ferber'schen Universitäts-Buchhandlung zu Gießen erschienen ist. Die Huldigungen, die er darin den Verdiensten der Italiener früherer Zeit um die Fortbildung der Wissenschaften spendet, sind ebenso erklärlich als gerechtfertigt. Es ist bei uns nur zu sehr Brauch geworden, als die drei modernen Fortschrittsvölker die Franzosen, Engländer und Deutschen zu betrachten und darüber die Verdienste, welche sich Italien im Mittelalter um Europa erworben hat, undankbar zu vergessen; es würde aber bei den hyperboräischen Völkern mit der Cultur wahrscheinlich noch jetzt sehr übel beschaffen sein ohne die Einflüsse und den Vorgang Italiens. Mit Recht bemerkt Moleschott, „daß die Musen während der längsten Zeit des Mittelalters alle zusammen in diesem Lande eine Zufluchtsstätte gesucht zu haben schienen", fügt aber hinzu: „Nachdem es durch die Stufe, die es in der allgemeinen Bildung einnahm, von Dante bis auf Giordano Bruno, an der Spitze aller Völker gestanden hatte, mußte Italien jene Ehre den Franzosen, den Engländern und den Holländern überlassen, und in dem 18. Jahrhundert bewegt sich der Kreislauf des Fortschritts von England durch Frankreich nach Deutschland, welches trotz den glorreichen Anstrengungen der Reformation vor der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts den ersten Rang sich nicht errungen." Auf den physiologischen Theil der Rede näher einzugehen fühlen wir uns nicht berufen.

Aus einer leider im Laufe der Zeit etwas angeschwollenen Masse sogenannter Goethe- und Schiller-Literatur nehmen wir hier noch drei Schriften heraus, weil ihr Inhalt ebenfalls zu Vorträgen diente; es sind die Schriften: „Ueber die Wechselwirkung des Dichters und seines Zeitalters mit besonderer Berücksichtigung auf Goethe und Schiller. Vortrag gehalten in einem wissenschaftlichen Verein zu Münster am 22. März 1860 von Ferdinand Deycks" (Münster, Regensberg); „Goethe und die Erzählungskunst. Vortrag zum Besten des Goethe-Denkmals gehalten in der Singakademie zu Berlin von Berthold Auerbach" (Stuttgart, Cotta, 1861), und „Schiller, Thorwaldsen, David, Beethoven. Ein Bruchstück aus der «Weltgeschichte der Kunst» von Ludwig Eckardt. Festrede am Schiller-Tage in Leipzig, 10. November 1862" (Weigen-Jena und Leipzig, Hochhausen, 1862).

Die Schrift von Deycks enthält viele treffende und treffliche Bemerkungen und Gedanken, wohin wir namentlich die allgemeine Charakteristik des 18. Jahrhunderts, die Nachweisung der Ursachen, „der vielen schiefen Ansichten über unsere großen Dichter, ja der entschiedenen Kälte gegen die Poesie, welcher wir noch heute nur zu oft begegnen", die Andeutungen über Goethe's „Faust" u. s. w. rechnen möchten. Auf Einzelnes kommen wir wol noch bei anderer Gelegenheit zurück.

Berthold Auerbach's Schrift: „Goethe und die Erzählungskunst", ein Vortrag, der hier mit einigen Erweiterungen erscheint, ist durchaus lesenswerth, zeugt von einem liebevollen Studium, wie von innigem Verständniß der Absichten und Eigenschaften Goethe's als Erzähler, und enthält eine große Zahl feiner Bemerkungen und Beobachtungen wie folgende: „Man kann von der Prosa Lessing's sagen, daß wir Lessing reden und disputiren hören; dieser Stil ist der lautbewegte Ausdruck persönlichen Erörterns. Die Prosa, wie sie Goethe im «Werther» zuerst gab und in «Wilhelm Meister» noch objectiver feststellte, ist die mustergültigste des Erzählens. Wir glauben die leise Bewegung der Lippen zu sehen, mit denen der Dichter die Worte artikulirt, während er schreibt; alle Ungefügigkeit der Tonverbindung ist vermieden, und darum läßt sich diese Prosa so bequem laut lesen und es ist vom mündlichen Erzählen ein so voller Brustton darin, daß der Leser immer wach bleibt. Für alles Empfinden und alles Schauen ist hier das einfach zutreffende Wort gegeben; es ist hier keine Spur von jener superlativen Steigerung, die sich nie genug thun zu können glaubt und sich doch bequemlich abfindet. Nichts ist gesucht, alles ist gefunden."

Ferner in Bezug auf „Wilhelm Meister": „Man kann Goethe darüber tadeln, daß er den Bildungsuchenden den Weg aus der Kunst ins Leben machen läßt, während doch der umgekehrte natürlicher wäre: aus Familie, Gemeinde, Staat erhebt sich die freie Bildung und die Kunst. Aber Goethe — es ist traurig, daß wir es gestehen müssen — reproducirte nur das deutsche Leben, wie es zu seiner Zeit war, und wie es zu unserm Jammer noch ist: wir haben eine Kunst, bevor wir ein bürgerlich festes, staatliches, nationales Leben haben; wir haben durch Goethe selbst, durch seinen Vorgänger Lessing und seinen Genossen Schiller eine hohe reiche Literatur, aber noch weit entfernt kein dem entsprechendes Leben."

Vollkommen einverstanden sind wir auch mit des Verfassers Bemerkung in dem kurzen Vorwort: „Die öffentlichen Vorlesungen haben die exclusiv ästhetischen Kreise erweitert; bei aller Verehrung und Erwärmung für die Heroen unsers Geisteslebens wäre es aber traurig, wenn die öffentlichen Vorlesungen sich nur panegyrisch hielten. Besonderheiten und Unzuträglichkeiten auch bei den erhabenen Größen zu erkennen, löst die Verehrung nicht auf."

Ja, wir meinen, daß es Pflicht sei, an den Schöpfungen gerade eines großen Dichters — nicht an seiner Lebensführung — neben den wirklich nachahmenswerthen verborgenen Vorzügen und Schönheiten auch die verborgenen Mängel und Schwächen aufzudecken, weil diese dem gewöhnlichen Blick am schwersten erkennbar und zugleich am leichtesten nachzuahmen sind, leider auch am öftersten nachgeahmt und dadurch ein verderbliches Erbübel werden.

Eckardt's Festrede hat am 10. November 1862 in Leipzig rauschenden Beifall gefunden und verdient es auch durch die Fülle des Inhalts und die Wärme und Eloquenz der Sprache, weniger vielleicht durch die am Schlusse hervortretende gewaltsam herbeigezogene Hinweisung auf die deutsche Reichsverfassung, die wol ein zuhörendes Publikum zum Applaus fortreißen kann, während sie auf den stillen Leser mehr störend und erkältend wirkt, weil sie ihn aus den friedlichen Regionen der Kunst plötzlich in den dem Gegenstande fernliegenden wilden Tumult der poetischen Tagesfragen versetzt. Die Parallelen zwischen Schiller einerseits und dem Bildhauer Thorwaldsen, dem französischen Maler David und dem Componisten Beethoven andererseits sind geistreich und blendend genug; aber es geht ihnen wie meist allen solchen Parallelen, sie überzeugen nicht und halten sich oft an nur äußerliche Vergleichspunkte und Zufälligkeiten. Namentlich scheint uns Beethoven eine von derjenigen Schiller's grundverschiedene Natur gewesen zu sein. Auch die einseitige Betonung des Pathos als Erzeugers alles dessen, was die Menschheit Großes sah, möchten wir gleichfalls beanstanden, wenigstens insofern, als den Menschen oft als Pathos erscheint, was doch schlaueste machiavellistische Berechnung des Eigennutzes, der persönlichen Eitelkeit und Selbstsucht, verbunden mit frevelhafter Benutzung und Ausbeutung menschlicher Kräfte ist; oder es ist auch wol ein frivol-sinnliches oder irregeleitetes, in seinem Fanatismus rücksichtsloses, entsetzliches und unvernünftiges, selbst wahnsinniges und nach Blut lüsternes Pathos, woher es denn auch kommt, daß die Weltgeschichte auf den weitesten Strecken kein sehr erbauliches, den Freund wahrer Humanität mehr anwiderndes als in Entzücken versetzendes Schauspiel gewährt. Eckardt hat keinen bloßen Panegyrikus auf Schiller verfaßt; er gedenkt auch gewisser Mängel und Schwächen desselben; aber wenn er ihn, im Gegensatz zu Goethe, geradeswegs den „Dichter der Zukunft" nennt, so müssen wir dagegen bemerken, daß wir in den politischen Tendenzen und Kämpfen unserer Zeit zu subjectiv befangen sind, als daß wir mit Sicherheit wissen könnten, welchem Dichter in ruhigern Zeiten die Gunst der Nachwelt sich

zuwenden wird, und wenn er Goethe neben Schiller nur zu einem durch die künstlerische Form über diesen hervorragenden Dichter herabdrücken will, so müssen wir dagegen unser ernstliches Bedenken aussprechen. Nicht nur der „Faust", der trotz der durchaus nicht künstlerischen Form Goethe's Bedeutung für alle Nationen und alle Zeiten sichert, und andere seiner Hauptwerke, sondern auch weniger beachtete Schriften, z. B. die „Italienische Reise", enthalten eine solche Fülle weittragender Gedanken und Aufschlüsse, daß man darüber erstaunen muß; und zwar sucht Goethe sie durchaus nicht so durch die Pracht der Form zur Geltung zu bringen wie Schiller. Wenn wir dies nun gegen Eckardt bemerken möchten, so wollen wir ihm zugleich auch zum Troste sagen, daß es nicht immer die inhaltlosesten, sondern oft gerade die anregendsten, durch Individualität hervorragenden Schriften sind, welche stellenweise zum Widerspruche oder doch zur Debatte über streitige Punkte auffordern. Der Verfasser, der in seiner Festrede sein Publikum glücklicherweise auch über andere Gegenstände, von denen es weniger weiß, und nicht blos über den in neuester Zeit sattsam beleuchteten Dichter der „Räuber" zu instruiren sucht, hat seine Schrift „den Bewohnern der Stadt Leipzig und dem «Grütli» daselbst zu freundlicher Erinnerung" gewidmet. H. M.

Romane aus dem Leben der Gesellschaft.

Während der englische Roman mehr und mehr von dem Feld der historischen Erzählung abgeht und sich auf Darstellungen des Lebens in der Gegenwart beschränkt, hat er doch in dieser Gattung wieder eine eigene Richtung eingeschlagen, die ihn von den socialen Romanen der andern Völker völlig unterscheidet. Es ist gleichsam die Genremalerei in der Erzählung, es ist das einfachste Leben, eine Entwickelung oft ohne alle Spannung. Es gilt zunächst um eine naturgetreue Schilderung einfacher Charaktere des gewöhnlichen Lebens, die zufällig in mehrfache Beziehung zueinander treten. Die eigentliche Erzählung weicht immer mehr zurück, oder löst sich vielmehr in aneinander gereihte selbständige Dialoge auf, auf denen oft das Hauptgewicht beruht. Eine Hauptvertreterin dieser Richtung ist die neuerdings oft genannte Verfasserin von „Adam Bede", George Elliot, und daß es gerade eine Frau ist, die hier an der Spitze steht, ist charakteristisch genug.

Anders gestaltet sich der Roman in Frankreich. Auch dort erscheint die Gesellschaft der Gegenwart schon seit einer Reihe von Jahren auf der Bühne und im Roman, jedoch in einer ganz andern Weise als in England. Schwere sociale Fragen liegen hier allen Schilderungen, allen Verhältnissen der Erzählung zu Grunde; es sind die Nachtseiten der Gesellschaft; es ist die Corruption und die völlige Entfremdung von jedem Ideal, das in den höhern Kreisen dort auffällt, und dem die Schlechtigkeit und Prostitution der untern Klassen verherrlicht, oder wenigstens als furchtbar berechtigte Folge entschuldigt, entgegengestellt wird. Die Spannung und Verwickelung, die Abenteuer und rasche Folge, der Wirbel der Ereignisse bilden die Hauptsache des französischen Romans, wobei denn die handelnden Personen oft genug farblos und verwaschen einander gleichen. Victor Hugo's neuestes Werk zeigt, daß sich auch bedeutende Geister nicht ganz diesem Zwang entziehen können.

Zwischen diese beiden Richtungen des Auslandes hineingestellt, fragt es sich, welchen Weg der Roman bei uns einschlägt. Die Wirkung der Nachbarliteratur kann nicht ganz ausbleiben. So haben auch wir in Deutschland unsere Darstellungen aus der Gesellschaft. Aber sie können schon um deswillen das Gebiet nicht so völlig beherrschen, weil es den Deutschen am Centralpunkt fehlt, wo das ganze Leben der Nation sich im Spiegelbild abprägen könnte. Es gibt wie in der Politik, so auch in der Literatur ganz verschiedene Kreise, die ihr eigenes Leben, ihre eigene Entwickelung haben und deren Darstellung schon deshalb nicht so allgemein wirken kann. Von einem allgemeinen Vorherrschen einer besondern Richtung auf dem Gebiet des deutschen Romans kann man deshalb auch nicht sprechen; die verschiedensten Gattungen sind gleichmäßig vertreten.

Die Reihe von Romanen, die wir heute besprechen, sind alle verwandter Gattung; sie gehören zu denjenigen, die sich bemühen, aus dem Leben der heutigen Gesellschaft ihre Verwickelungen, ihre Helden zu schöpfen.

1. Die bleiche Gräfin. Roman aus der Gesellschaft. Von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Berlin, Verlagscomptoir. 1862. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Dämon der Familie. Ein Originalroman von Hermann Baeblich. Zwei Bände. Berlin, H. Müller. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Der Erbstreit. Roman von Adolf Mützelburg. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
4. Wisse und wolle! Sapere aude! Originalroman aus der Gegenwart in drei Büchern von T. R. Wagemann. Berlin, R. Kühn. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
5. Denkmar. Ein Jugendroman. Bremen, Müller. 1862. 8. 1 Thlr.

In dieser Reihe ist Berlin stark vertreten, wie es sich gleich zeigt. Man scheint dort in einem kleinen Kreise eine abschüssige Bahn betreten zu haben, vor der wir dringend warnen möchten. Wie einst den „Mysterien von Paris" bald die Geheimnisse von Berlin und Hamburg als ekelhafte Nachahmung folgten, so bestrebt man sich neuerdings hier und da, die frivole und abenteuerliche Gattung der pariser Gesellschaftsromane bei uns einzuführen. Da aber Berlin immer noch nicht den rechten Schauplatz dazu bieten kann, verlegt man die Scene am liebsten nach Paris.

Dieser Art sind besonders die beiden erstgenannten Romane. Während aber in der „Bleichen Gräfin", dem Werke eines bekanntlich nicht unbeliebten Tagesschriftstellers und Touristen, das Streben nach Kunstform, Charakteristik und Mäßigung ersichtlich ist, kann man das zweite, den „Dämon der Familie" nur mit wahrem Abscheu durchgehen. Die beiden Bände dieses Machwerks betiteln sich noch einmal besonders als: „Des Verbrechers Liebe" und „Des Verbrechers Freundschaft". Ein aus dem Bagno entlassener Brandstifter, natürlich unehelicher Geburt, bricht in das Grabgewölbe einer ihm verhaßten Familie in einer Kirche, entweiht dort die Asche der Todten, um im nächsten Augenblick inbrünstige Andacht im Herzen zu fühlen und darüber zu philosophiren, ob es Engel gibt. Dies ist der Inhalt des ersten Kapitels, und so geht es weiter. Mord, Gift, Entehrung, Blutschande, Aelternmord und Menschenraub sind die Ingredienzien, aus denen das Ganze gebraut wird, ein unglaubliches Opus, das wol selbst dem verkommensten Geschmack nicht behagen kann und eigentlich nur hier besprochen wird, um auch von Zeit zu Zeit den Auswurf der Literatur an den Pranger zu stellen und zu zeigen, für welche Kost man noch ein Publikum zu finden erwartet.

Der dritte Roman: „Der Erbstreit", hat zwar auch des Gemachten und Leichtgearbeiteten viel, bietet aber doch eine anständige Unterhaltung im Vergleich mit Baeblich's Sudeleien.

„Wisse und wolle" ist der kühne und vielversprechende Tite[l] eines ziemlich schwachen Romans aus den höhern Kreisen de[r] deutschen Gesellschaft, wobei der Standpunkt des Verfassers o[ft] merkwürdig genug ist. Indessen ist doch der Versuch einer wahrhaften Charakteristik gemacht und das Werk mit Liebe und Ueberlegung geschrieben; manches auch ganz wohl gelungen. Leide[r] ist gerade der Charakter des Hauptthelden so verworren und [so] ungünstig angelegt, daß man sich schwer für ihn interessirt; ebens[o] dessen vertrauter Freund, der anfangs als eine Art Mephisto, dann aber als frommer und ergebener Freund erscheint. Im übrigen erschießt der Held den Bruder seiner Geliebten im Duell, was jedoch eine schließliche Heirath nicht hindert.

„Denkmar, ein Jugendroman", ist ein gutgemeinter Versu[ch] mit schönem Gefühl und mancher hübschen Idee. Allein es i[st] doch nur eine schwache Nachahmung des Goethe'schen „Werther"

ohne dessen Geist und Tiefe. Der arme Briefsteller endet schließlich nicht wie Werther mit der Pistole, sondern — charakteristisch genug — im Irrenhaus.

Im ganzen genommen sind die besprochenen Werke höchstens als Futter für Leihbibliotheken zu bezeichnen. 71.

Notiz.

Eine englische Stimme über Varnhagen's „Tagebücher".

Das „Parthenon" brachte jüngst in mehreren Nummern längere Auszüge aus den beiden letzten Bänden der Varnhagen'schen „Tagebücher" und bemerkte dabei unter anderm: „Unmöglich kann man die Bedeutung dieser Bände, oder das Interesse, das sich an sie knüpft, in Abrede stellen. Dem künftigen Geschichtschreiber werden sie werthvolles Material verschaffen und ihn mit einem für ihn unschätzbaren photographischen Abbild des Hofs und der Hauptstadt ausrüsten; aber er, wie wir selbst, werden sich nur an die darin erwähnten Facta, an die wirklichen Vorfälle halten, aber dem Eindruck, den sie auf den Verfasser machten, seiner Meinung über die in dem politischen Drama Agirenden oder seinem Urtheil über die vor seinen Augen vorübergehenden Ereignisse wenig Bedeutung beilegen; denn obschon er unter den Diplomaten aufgewachsen war, obschon sein Geist durch Studien geschult war und obgleich er die Erfahrungen besaß, die ein Leben von nahe dreimal 20 und 10 Jahren einem Manne verschafft, so bieten uns diese letztern Bände doch das Gegentheil ruhiger politischer Beobachtung oder leidenschaftslosen Urtheils. In jeder Bemerkung über andere, die nicht seines politischen Glaubens sind, zeigen sich eine Gereiztheit und Bitterkeit und Gehässigkeit, die an Fanatismus grenzen. In dieser Hinsicht ist es daher ganz unmöglich, sich durch seine Ansichten leiten zu lassen. Er hat keinen klaren Blick, und dies rührt nicht von einem Mangel an Sehkraft her, sondern von dem Umstande, daß seine Augen gerade zu jener Zeit gegen gewisse Erscheinungen blind waren, während sie andere nur in verzerrter Gestalt erblickten. Wie leidenschaftlich, wie gänzlich er von persönlichem Gefühle eingenommen war, zeigt sich an den Ausdrücken, welche er gegen diejenigen gebraucht, die in politischen Angelegenheiten nicht seiner Meinung waren; und dieser Zug ist bei Varnhagen auffallender als er bei einem andern sein würde, da in seinen frühern Schriften eine Glätte, eine Eleganz und, möchte man sagen, eine Urbanität wahrnehmbar sind, welche ihn in hervorragendem Grade von allen Autoren seiner Zeit unterscheiden. Aber guter Geschmack und ruhig überlegendes Urtheil haben keinen Bestand vor dem sinnlosen Anlauf rasenden Parteigefühls; leider müssen sie diesem das Feld räumen. Aber obschon wir jeden Leser ernstlich warnen möchten, auf Varnhagen's Urtheil über die lebenden, sich vor seinen Augen bewegenden Personen Glauben zu schenken, so unterschätzen wir doch den Werth seines Buchs als eine Tageschronik keineswegs. Seine Thatsachen sind werthvoll, aber seine Commentare dazu sind nur zu oft werthlos." Mit Freuden begrüßt übrigens der englische Berichterstatter einige wenige Stellen, in denen der Verfasser, der alte Varnhagen, „placid and gentle as of yore" ist oder in denen er sich als alter Mann melancholischen Betrachtungen über die von ihm geschiedenen Genossen seiner Jugend und seines Mannesalters hingibt. H. M.

Bibliographie.

de Baur, J. R., Humoristische Bilder der Zeit. I. Die Wunder des Malz-Extracts in 11 farbigen Bildern mit scherzhaftem Text. Berlin, A. Abelsdorff. Gr. 16. 7½ Ngr.

Fabri, F., Die Stellung der Christen zur Politik. Eine religiös-politische Betrachtung. Barmen, Langewiesche. 12. 10 Ngr.

Frementle, W. R., Leben und Wirken des früh vollendeten Spencer Thornton, Pfarrer zu Wendover. Aus dem Englischen. Mit einer Vorrede von E. Stähelin. Basel, Spittler. 8. 24 Ngr.

Gauss, C. F., Werke. Herausgegeben von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 1ster Band. Göttingen. Gr. 4. 6 Thlr.

Gleich, F., Charakterbilder aus der neueren Geschichte der Tonkunst. Zwei Bändchen. Leipzig, Merseburger. 8. 1 Thlr.

Herbert, L., Napoleon III. und sein Hof in Anekdoten und Charakterzügen. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Haefer, E., Unter der Fremdherrschaft. Eine Geschichte von 1812 und 1813. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 6 Ngr.

Kessel, G. von, Henniges von Treffenfeld und seine Zeit. Beiträge zur Geschichte Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten von Brandenburg. Mit drei photo-lithographirten Plänen und einem Bilde. Stendal, Franzen u. Große. Gr. 8. 1 Thlr.

Lippe, E. Graf zur, Husaren-Buch. Mit 12 farbigen Bildern, gezeichnet von E. Arnold und L. Burger. Potsdam, Döring. Lex.-8. 7 Thlr.

Reinhardt, C., Schultze und Müller's Reiseabenteuer in Teplitz, der sächsischen Schweiz und Dresden in acht Bildern. Posse mit Gesang in drei Acten. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Reitzel, A., Natur-Blätter. 50 Gedichte. Mannheim, Schneider. 1862. 16. 8 Ngr.

Schiechta-Wssehrd, O. Freih. von, Walachei, Moldau, Bessarabien, die Krim, Taman und Asow (in der Mitte des vorigen Jahrhunderts). Ein topographisch-ethnographischer Beitrag zur Kenntniss der damaligen Türkei. Aus dem Türkischen übertragen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Schüren, J. H., Bilder von Schulmännern aus alter Zeit für Schulmänner der neuesten Zeit. Osnabrück, Rackhorst. Gr. 8. 7½ Ngr.

Suckow, E. M. von (Emma Niendorf), Befreite Herzen. Novellen. Berlin, Grothe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vacano, E. M., Quitte ou double. Ein historischer Miniatur-Roman. Berlin, Lassar. 8. 25 Ngr.

Vogt, C., Nord-Fahrt, entlang der norwegischen Küste, nach dem Nordkap, den Inseln Jan Mayen und Island, auf dem Schooner Joachim Hinrich unternommen während der Monate Mai bis October 1861 von G. Berna in Begleitung von C. Vogt, H. Hasselhorst, A. Greßly und A. Herzen. Mit einem wissenschaftlichen Anhange, 8 Karten, und 50 theils in Farben gedruckten, theils in Holz geschnittenen Illustrationen nach Originalzeichnungen von H. Hasselhorst. Frankfurt a. M., Jügel. Lex.-8. 5 Thlr.

Voigt, J., Geschichte der Ballei des deutschen Ordens in Böhmen. Aus urkundlichen Quellen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Arnim-Boytzenburg, Graf, Das Recht des Herrenhauses bei Festsetzung des Staatshaushalts. Berlin, Stilke. Gr. 8. 12½ Ngr.

Eckardt, L., Ludwig Uhland. Gedächtnißrede an der Uhlandfeier des Cäcilienvereins in Karlsruhe am 9. Februar 1863. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 6 Ngr.

Gindely, A., Der erste österreichische Reichstag zu Linz im Jahre 1614. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Lex.-8. 4 Ngr.

Preußen und der Nationalverein. Leipzig, Fries. 8. 6 Ngr.

Schmettau, H. von, Der 17. März 1813. Ein Wort an die Jugend unseres Vaterlandes. 1ste u. 2te Auflage. Berlin, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Tischendorf, C., Die Anfechtungen der Sinai-Bibel. Leipzig, C. F. Fleischer. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung fordert hierdurch die bisherigen wie neu eintretenden auswärtigen Abonnenten auf, ihre Bestellungen für das mit dem 1. April beginnende neue Vierteljahr sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfinde. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 2 Thlr. und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird es sich auch in Zukunft angelegen sein lassen, den steigenden Ansprüchen ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises immer mehr zu entsprechen. In jüngster Zeit glaubt sie dies namentlich durch Einrichtung der regelmäßigen Beilagen bewiesen zu haben, welche zur Ergänzung des Hauptblattes dienen und außerdem ausführlichere belehrende wie unterhaltende Mittheilungen enthalten.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie auch ferner „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" mit Entschiedenheit, aber zugleich mit Besonnenheit vertreten und überall zur Geltung zu bringen suchen.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Neue Romane

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Andreae, Wilhelm. Leibniz. Ein lebens- und sittengeschichtlicher Roman aus der Perrükenzeit. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Carion, Franz. Der letzte Habsburger und seine Tochter. Historischer Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Giseke, Robert. Otto Ludwig Brook. Erzählung. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

Gutzkow, Karl. Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern. Zweite wohlfeile Auflage. In achtzehn Bändchen zu 10 Ngr. Erstes bis drittes Bändchen.

Horn, Moritz. Dämonen. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Jung, Alexander. Rosmarin oder die Schule des Lebens. Roman. Fünf Theile. 8. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Müller von Königswinter, Wolfgang. Vier Burgen. Deutsche Adelsgeschichten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Prutz, Robert. Oberndorf. Roman. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie. Roman. Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar. 8. Geh. Bisher sind erschienen:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hermann Schmid's neuestes Werk!

In E. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohsold) in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Kanzler von Tyrol.

Geschichtlicher Roman

von

Hermann Schmid.

3 Bände. Eleg. broschirt. Preis 5 Thlr., oder 8 Fl. 18 Kr.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist soeben erschienen:

Die

Deutschen Freiheitskriege

in

Liedern und Gedichten.

Mit ein-, zwei- und dreistimmigen Weisen.

Von

Ludwig Erk.

4 Bogen. Gr. 8. Geh. 3 Sgr.

Die obige Sammlung enthält die schönsten Gedichte von Schenkendorf, Körner, Arndt, Rückert u. a., welche auf jene Heldenzeit Bezug haben, theils zum Singen, theils zum Declamiren. Obgleich vorzugsweise den Zwecken der Schule gewidmet, dürfte dies Buch doch auch jedem Deutschen eine willkommene Gabe sein, zumal der Preis ein ungemein wohlfeiler ist.

In E. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohsold) in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die sieben Raben.

Ein Gedicht

von

Louise Ploennies.

Miniaturausgabe. Eleg. broschirt 25 Ngr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Ein katholischer Reformator der neuesten Zeit.

Freiherr J. Heinrich von Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit. Auf Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenberg's. Von Joseph Beck. Freiburg im Br., Wagner. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Unsern Bericht über vorliegendes Werk leiten wir wol am zweckmäßigsten mit folgenden demselben entlehnten Worten ein:

Wären die baseler Beschlüsse zur wirklichen Ausführung gekommen, wäre überhaupt diese erleuchtete Versammlung in ihrem reformatorischen Streben von den weltlichen Regierungen nachdrücklich unterstützt worden, insbesondere hätte einer der schwächsten der vielen Schattenregenten, die seit dem Ausgang der großen Hohenstaufen auf dem deutschen Kaiserthron vegetirten, das baseler Concil nicht den Intriguen der römischen Curie preisgegeben, oder vielmehr hätte dieser Friedrich III. nicht die gute Sache der deutschen Nation an den Papst verrathen, so würde diese im 16. Jahrhundert nicht in zwei feindliche Lager sich gespalten haben, zu einer Kirchentrennung wäre kein Bedürfniß gewesen und der deutschen Nationalität wäre nicht die tiefste Wunde geschlagen worden, an der sie fortwährend verblutet.

In diesen Worten ist der von unsern Politikern nicht genug gewürdigte Grundschaden bezeichnet, die Krankheit, welche das Mark des deutschen Lebens zerfrißt, sodaß unser Vaterland der hohlen Weide am Bache gleicht, von der Rückert singt:

> Es hat sich in getrennte Glieder
> Ihr hohler Stamm zerklüftet,
> Und jedes Stämmchen hat sich wieder
> Mit eigner Bork' umrüftet.
> Sie weichen auseinander immer,
> Und wer sie sieht, der schwöret,
> Es haben diese Stämme nimmer
> Zu Einem Stamm gehöret.

Welcher Protestant, der nur nicht bei den negativen Vorzügen gegen jenen unkatholischen Katholicismus verweilend, den Blick ängstlich hütet vor einer unbefangenen Betrachtung unserer kirchlichen Ent- oder Verwickelung, sollte nicht, anstatt immer von neuem die Grenzscheiden aufzusuchen, lieber das wesentlich Christliche, wie es sich trotz aller Verkümmerung national auszubilden strebt, in wahrer Vaterlandsliebe zu fördern suchen? Welcher Katholik sollte nicht heute mehr denn je sich gemahnt fühlen, die Verunstaltungen des kirchlichen Lebens, deren starres Festhalten von seiten der usurpirten römischen Geistesdespotie jene Scheidung hervorrief, von sich zu werfen, umzukehren zu den verfassungsmäßigen demokratischen Formen der, wie nie etwas in der Welt, demokratisch gemeinten christlichen Brüdergemeinschaft? Diese Vaterlandsliebe, lebhafter je größer und allgemeiner des geliebten Vaterlandes Noth und Zerrissenheit ist, muß das Banner aller werden, die aus religiöser Knechtschaft, sei es einer geschlossenen Kirchenmonarchie, sei es verbohrter Päpstlein oder verjunkerter Kirchenregulatoren, unser armes Volk erlöst wissen möchten; sie macht den Katholiken zum wahren Protestanten, sie den Protestanten zum wahren Katholiken.

Ein Mann, dessen ganzes Leben dieser Vaterlandsliebe ausschließend gehörte — und es war Leben, nicht Verkümmern in der Studirstube, thätigstes Eingreifen in die Gestaltung des nicht durch seine Schuld so jammervoll unvollendet gelassenen politischen Baues, den die Staatskünstler und Staatspfuscher in Wien zu Wege brachten, aufopfernde Pflichterfüllung in der Bisthumsverwaltung, ein Leben voll Anpflanzung und Bildung, voll Kampf und Entsagung, auch in der Dauer ausgezeichnet, denn die Vorsehung erhält gern das Einzige bis zur Hoffnung der Frucht —, ein solcher Mann war Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg, dessen Leben und Wirken auf der Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen der badische Geheime Hofrath Joseph Beck dem deutschen Volke erzählt.

Ein deutsches Buch! Wir können es nicht besser bezeichnen, als indem wir auf dasselbe anwenden, was in Nr. 32 d. Bl. f. 1862 von dem Biographen Mendelsohn's gesagt ward. Der Geist des Verfassers ist derselbe Wessenberg'sche, den er durch diese innere Verwandtschaft am

reinsten zur Anschauung bringt. Wäre nicht das ganze Buch Beweis dafür, so wiesen wir auf das Kapitel hin, womit das dritte Buch, „Wessenberg's nationalkirchliche Bestrebungen 1811—16" eingeleitet wird: „Kirche und Nationalität, oder Einheit der Kirche und Freiheit des kirchlichen Lebens der Nationen", aus dem wir die eingangs angeführten Worte entlehnten und hier noch eine Stelle mittheilen wollen, die zu richtigerm Verständniß des nationalen Katholicismus auf protestantischer Seite beitragen wird. Nachdem die „unverantwortliche Usurpation" der römischen Bischöfe geschildert, das Scheitern der altkirchlich-reformatorischen Bewegung, die zuerst in Paris (Peter von Ailly, Johannes Gerson), dann auf den Kirchenversammlungen zu Konstanz (1414—18) und Basel (1431—43) zum Ausdruck kam, auf dem Tridentinum (1545—63) und weiter die jesuitische Reaction in lebhaften Zügen dargestellt sind, fährt Beck fort (S. 166 fg.):

Indessen hat es gegen diese verderbenschwangere Richtung in der katholischen Kirche nie an einer heilsamen Gegenwirkung gefehlt. Seit den Tagen der erleuchteten Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts, auf welchen das bessere kirchliche Bewußtsein im Namen des historischen Rechts der Kirche und der Nationen einen so energischen Protest gegen die päpstliche Usurpation erhob, gibt es in der katholischen Kirche eine rechte und linke Seite, jene für den päpstlichen Absolutismus, diese für die Freiheit der Kirche, wie sie durch die altkatholische Kirchenverfassung verbürgt ist, streitend. Wenn die ultramontanen Ultras das mittelalterliche Papstthum mit all seinen Auswüchsen gleichsam als ihre Religion bekennen, und daher stets fertig sind, jenem alles andere, was die menschliche Brust bewegt, selbst die natürlichen Gefühle für das eigene Land und Volk, zum Opfer zu bringen, nur damit ihr kirchliches Ideal, starre Uniformität durch absolute Autorität eines einzigen, verwirklicht werde, so nimmt die Verfassungspartei gegen all dieses einen grundsätzlich verschiedenen Standpunkt ein. Sie faßt nämlich nach christlicher Anschauung die Kirche als einen lebendigen Organismus auf, der nach den allgemeinen Gesetzen der Entwickelung sich ausbildet. Denn die Kirche gleicht dem Senfkorn, das erst unter mannichfachen Wandelungen zum Baum heranwächst. Das Leben der Kirche ist daher auf keiner Stufe vollkommen, noch ist jene an eine Entwickelungsphase unbeweglich gebunden. Doch wechseln nur die Formen, das Wesen bleibt. Dieses unter allem Wechsel der äußern Erscheinung Bleibende, alle Jahrhunderte Durchdauernde, das, was immer, überall und von allen (von der Gesammtheit) geglaubt wurde, ist der wesentliche Gehalt des christlichen Glaubens und Lebens. So versteht die Verfassungspartei das Einheitsprincip des Katholicismus, d. i. die Glaubenscontinuität der Kirche mit ihrer Vergangenheit und Zukunft — ganz im Gegensatz zum Ultramontanismus, der die Einheit in der äußern Erscheinung sucht und darum auch nur in starrer Uniformität findet. Aus diesem Misverstand des kirchlichen Princips gehen alle seine Irrthümer und Misgriffe, soweit diese nicht in menschlichen Leidenschaften ihre nähere Quelle haben, hervor, nämlich seine blutigen Glaubensverfolgungen und Inquisitionstribunale in alter, seine antisocialen und antinationalen Tendenzen in neuer Zeit.

Ungern brechen wir ab. Höchst beherzigenswerth ist der Nachweis, wie die so verstandene Kirche sowol die Gewissensfreiheit unangetastet, als auch eine Autorität bestehen läßt, die dem subjectiven Raisonnement Schranken setzt. Damit aber der Protestant nicht erschrecke, wenn hier das Princip der Autorität, wie wir meinen, mit allem Fuge, geltend gemacht wird, damit eben nicht „eine maßlose Uebertreibung des protestantischen Princips der Subjectivität in modernem Geschmack" eintrete, so sei daran gemahnt, daß die kirchliche Gemeinschaft ohne es gar nicht bestehen kann, sowenig wie ohne Gesetzgebung die politische, daß aber freie wissenschaftliche Forschung, ja die dreisteste Kritik des jeweiligen Glaubensinhalts dadurch nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern um so mehr geboten ist, wie ja auch der Staat einer Kammer bedarf, deren Mitglieder als Bürger zu treuer Haltung des Gesetzes verpflichtet, doch als Abgeordnete zugleich zu steter Prüfung, zu Verwerfung, Ausbau oder Umbildung des bestehenden Gesetzes berufen sind. So besteht Autorität neben freier Entwickelung, oder richtiger, erst durch die freie Entwickelung wird sie wahre Autorität, d. i. eine solche, der jeder einzelne sich freiwillig unterordnet.

Ignaz Heinrich von Wessenberg war geboren am 4. November 1774 zu Dresden, aus einer im Breisgau begüterten altberühmten Familie. Fast sechsundachtzigjährig starb er am 9. August 1860. Das Beste an seiner Jugendbildung that der Vater Philipp, „ein Edelmann im besten Sinne des Worts". Der Unterricht über die Beichte trübte im zehnten Jahre den heitern Sinn des Knaben. Mit Recht bemerkt der Verfasser: „Dies Frühbeichten wird leicht zur Schlange im Paradiesgarten kindlicher Unschuld." Früh sah er den innern Verfall kirchlicher Institute, Abteien, in denen nur Küche und Keller noch den alten Ruf bewahrten, seltener, wie in St.-Gallen und St.-Blasien auf dem Schwarzwald rühmliche Ausnahmen; für die schöne Schweiz und ihr freies Volk gewann er eine nie erloschene Vorliebe. Culturhistorisch interessant ist die Mittheilung, daß Freiburg, obgleich Sitz einer Universität, eines Gymnasiums und mehrerer Regierungscollegien, am Ausgang des vorigen Jahrhunderts noch keine Buchhandlung besaß.

Daß die anbrechende Morgenröthe der Freiheit in Frankreich den lebhaften Knaben tief bewegte, ist natürlich, aber daß ihn die traurigen Verirrungen nicht irre machten an der guten Sache, ein Beweis seines früh gefestigten Charakters. Wessenberg's eigene Familie wurde durch den Verlust eines beträchtlichen Theils ihres Einkommens und Besitzes betroffen.

Daß dem sittlich unverdorbenen Jünglinge, in dessen Familie als politisches Ideal Kaiser Joseph II. gefeiert ward, nicht wohl werden konnte auf der Jesuitenschule zu Augsburg (St.-Salvator), die mit geistloser Dressur zur „Latinität" absichtliche Fernhaltung aller wahren und freien Bildung bezweckte, daß er sich nach freierer Luft und Bewegung sehnte, die er in Dillingen fand, macht seinen Jugendlauf demjenigen Schiller's verwandt. In Dillingen hatte die Kant'sche Philosophie eifrige Pflege gefunden. Der milde Michael Sailer und andere treffliche Männer lehrten hier. Heinrich und sein Bruder sollten bald empfinden, was jesuitische Intriguen vermögen. Die freisinnige dillinger Schule ward, besonders durch den Freiherrn von Duminique, den „unwissenden, nur durch seine Frivolität und Heuchelei bekannten Hofmann", bei

dem Kurfürsten Clemens August von Trier verschwärzt, und indem niedrig gesinnte Schüler zum Zeugniß gegen ihren edeln Lehrer benutzt wurden, der misliebige Sailer in ungnädigster Form entlassen. Die Brüder zogen zur Fortsetzung ihrer Studien nach Würzburg, wo die Universität durch die Fürsorge des Bischofs Franz Ludwig von Erthal zu hoher Blüte gelangt war. Neben der Theologie trieb Heinrich auch juristische Studien und zugleich öffneten sich ihm die hier zusammengeflossenen höhern Gesellschaftskreise, die viele Emigranten unter sich zählten. Am entscheidendsten wurde die Bekanntschaft mit dem Coadjutor von Mainz und Konstanz, Karl Theodor von Dalberg. Im leipziger „Centralblatt“ wurde unserm Verfasser der Vorwurf gemacht, daß er diesen so viel gescholtenen Mann in zu günstigem Lichte erscheinen lasse. Wir müssen gestehen, daß auch uns ein Gefühl des Aergers überkam, als wir lasen, wie er später die Sache seines Freundes Wessenberg schwächlich im Stiche ließ; aber im ganzen halten wir doch ein milderes Urtheil über ihn, wie über den König Friedrich August von Sachsen für geboten. Man muß in solchen Zeiten allgemeiner Schwankung und Auflösung nicht sofort einen schwachen Charakter auch für einen boshaften und verrätherischen halten. Von König Friedrich August sagt Wessenberg:

Er gerade war einer der wenigen deutschen Fürsten, der in Bezug auf das französische Kaiserthum einzig der nicht abzuwendenden Gewalt nachgab und sich durch keine Lockungen des großen Machthabers bewegen ließ, auch nur eine Quadratmeile vom Gebiet eines andern deutschen Fürsten zur Vergrößerung seines eigenen anzunehmen. Das Großherzogthum Warschau war ihm im Posener Frieden 1806 förmlich aufgedrungen worden.

Mögen wir also auch nicht zu hart über einen Mann richten, von dem der langjährige Freund, der seine Fehler am persönlichsten empfand, Wessenberg selbst doch nur sagt:

Wohlmeinend, wie Dalberg war, wollte er allen gerecht sein, und ward es niemand, wollte alle befriedigen, und befriedigte niemand, weil er sich in Widersprüche verwickelte, die er nimmer zu lösen vermochte. Alle meine Bemühungen, ihn vor diesem Labyrinth zu behüten, waren vergeblich. Dies fiel mir doppelt schmerzlich!

Als im Sommer 1796 Jourdan nach Franken vorrückte, zerstob die glänzende würzburger Gesellschaft und auch die beiden Brüder vertauschten Würzburg mit Wien. Zu dem Eintritt in Wien bedurfte es damals, so verlangte die Weisheit des Ministers von Thugut (ein merkwürdig euphemistischer Name!), einer speciellen Regierungserlaubniß für jeden aus dem „Reich“.

Die Vorlesungen boten wenig Interesse, außer Dannenmaier's; dafür wurden die Privatstudien, besonders auf der Bibliothek, mit erhöhtem Eifer betrieben. Das äußere Leben war sehr einfach, der größte Aufwand wurde für Bücher gemacht.

In Wien war er Zeuge der tiefsten Niedergeschlagenheit infolge des übeln Ausgangs des Kriegs in Italien und bald nach geschlossenem Frieden (Campo-Formio, 17. October 1797) der alten Lustigkeit des Volks. Dabei begegnete er „nirgends einer gesunden deutschnationalen Auffassung der Lage“; „jeder dachte nur an sich, niemand an das Reich“. Beck sagt:

Nichts gleicht der Wuth, mit der in jenen Tagen von kirchlicher Seite in Tagesblättern, Broschüren, auf der Kanzel und im Beichtstuhl gegen die in den Friedensschlüssen von Basel und Campo-Formio vorgesehene Maßregel der sogenannten Säcularisation oder der Abschaffung des bisherigen kirchlich-weltlichen Regiments im Reiche zu Felde gezogen wurde. Hierbei ist nur so viel gewiß, daß die Welt seitdem keinen Schaden erlitten.

Dalberg war damals in Wien, um den Intriguen des säcularisirten Kurfürsten von Trier entgegenzutreten, der als „Entschädigung“ für von ihm verschuldete Verluste die Gebiete des Fürstbischofs von Konstanz und des Fürstabts von Kempten durch Duminique beanspruchte. Dalberg, als Abgesandter des erstern, hatte Einfluß genug, dieses Spiel zu verhindern. Zur Würdigung seines politischen Verhaltens dient die Note S. 57 fg.

Im Frühsommer 1798 bezog Heinrich mit seinem jüngern Bruder als konstanzer Domherr, wiewol noch nicht actives Mitglied des Kapitels, das ihm daselbst zur Verfügung stehende Haus und lag aufs eifrigste, mehr als seiner Gesundheit zuträglich war, Studien ob, die ihn für den künftigen Beruf vorbereiten sollten. Wie groß seine Plane angelegt waren, zeigt der freilich liegengebliebene Versuch, alle Fächer der Philosophie in einer Wissenschaftslehre zu bearbeiten. Ein in Druck gegebenes jugendliches Gedicht „Epistel über den Verfall der Sitten in Deutschland“ fand zwar Beifall bei Dalberg, Johannes Müller, Denis u. a., aber es war auch hinreichend, den jungen Mann bei dem Kurfürsten von Trier zu verdächtigen, dem er jedoch, als er zur Vermeidung des Kriegslärms im Sommer 1799 nach Augsburg kam, durch edeln Freimuth wieder gewann. Ja er ward zum Beisitzer der geistlichen Regierung ernannt. Hier war jedoch kein Wirkungskreis für ihn, da eine finstere Reactionspolitik in dieser Behörde herrschte.

Daher war es eine günstige Fügung zu heißen, als der im Januar 1800 auch zum Fürstbischof von Konstanz ernannte Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, Karl von Dalberg, unsern Wessenberg zum Generalvicar seines neuen Bisthums, nach sorgfältiger Verständigung über Plane und Bestrebungen für die Zukunft, ersah.

Seitdem vereinigte ein inneres und äußeres Band zwei Männer, die in voller Hingabe der Seele an ihren Beruf zur Förderung der höchsten Güter des menschlichen Lebens sich die Hände gereicht, und die durch Adel der Gesinnung und Lauterkeit des Strebens, selbst dort, wo sie geirrt, so viel Liebe und Achtung verdienen, als nur irgendein Mitglied unsers schwachen Geschlechts mit Recht in Anspruch nehmen kann.

Eine Erkrankung seines Oheims führte Wessenberg vorerst nach Regensburg, wo er über ein Jahr blieb, und da dessen Haus der Mittelpunkt der preußischen Partei war, genau von den Absichten einer vollständigen Säcularisation unterrichtet wurde, wie man sie in Paris, Berlin und Petersburg betrieb. Wir wissen schon, wie sehr im allgemeinen Wessenberg gegen die weltliche Gewalt der Kirche war, aber ruhig zusehen durfte er nicht, daß zur Befriedigung gemeiner Ländergier ein offenbarer Raub vollführt werde; ihm mußte daran liegen, „solche Stipu-

lationen zu erhalten, wodurch die Selbständigkeit der deutschen Kirche gesichert und zugleich die Interessen der Humanität und Bildung gefördert wurden". Am meisten Beistimmung fand Wessenberg bei der Schwester der Königin Luise, der Fürstin von Thurn und Taxis. So drang endlich die Meinung durch, es müsse von den drei Kurwürden wenigstens Mainz erhalten bleiben.

Vor allem kam es aber auf eine nationale Selbständigkeit der Kirche an. Diese Ansichten sprach der noch amtlose junge Mann muthvoll aus. Mit Billigung seines Oheims verfaßte er ein Promemoria in diesem Sinne und fand Beistimmung bei Dalberg und dem Fürstbischof von Regensburg und Freisingen. Die edle Sache blieb bei der Schwäche der geistlichen Fürsten ohne Erfolg, man stellte „das ganze Friedensgeschäft vertrauensvoll an kaiserliche Majestät anheim".

Das war eine bittere Erfahrung. Bald ekelte ihn das diplomatische Treiben, kopf- und herzlos, wie es war. „Meinen Lebensberuf", sagt er, „hatte ich schon damals fest ergriffen. Eine wahre Verbesserung der kirchlichen Zustände war die höchste Idee, für deren Verwirklichung ich mir Sinn und Kraft zutraute."

Im August 1801 verließ Wessenberg Regensburg, um vor dem Antritt seines geistlichen Amtes eine diplomatische Mission für Dalberg in der Schweiz zu übernehmen, wo das centralisirende System Schwierigkeiten in Betreff der Bisthumsverwaltung hervorgerufen hatte. Es kam darauf an, „das Kirchengut vor bedrohlichen Eingriffen zu sichern" und das öffentliche Zutrauen zu gewinnen.

Ueber den Zustand des Bisthums Konstanz, ein interessantes Stückchen Kirchengeschichte, verweisen wir den Leser auf das Buch selbst. Hier nur eine statistische Notiz. Die katholischen Bewohner des Bisthums in den deutschen und schweizerischen Antheilen betrugen $1^1/_2$ Million, mit 2365 Weltgeistlichen, 1220 nicht bettelnden Mönchen, 906 von Bettelorden und 2117 Nonnen, auf je 233 Personen ein Kleriker!

Mit steigendem Interesse lesen wir die schöne Darstellung der unermüdeten, wahrhaft väterlichen Sorgfalt Wessenberg's für die bis dahin ganz vernachlässigte Berufsbildung der Geistlichkeit; wie er Ordnung und Pünktlichkeit in den Geschäften durch staunenswerthe Arbeitskraft, Vertrauen und Liebe durch Aufgeben des herrischen Tons der barbarisch stilisirten Ausfertigungen erzeugt, wie er durch herzgewinnende Milde und treueste Erfüllung des Peinlichen und Langweiligen die Lässigen beschämt, gelehrte und freisinnige Männer an sich zieht mit möglichster Schonung der unbrauchbaren frühern; das alles sind Dinge, die weit über den Bereich der katholischen Kirche hinaus mustergültig sein dürfen. Wissenschaftliche Bildung und dadurch gehobene sittliche war sein Hauptziel. Jeder Theologie Studirende, jeder Geistliche wird sich an der hohen Idee, die Wessenberg von seinem Berufe hatte, erheben und angeregt fühlen. Unser Verfasser sagt im Geiste Wessenberg's:

Der geistliche Beruf ist darum ein vor andern schwieriger, weil er nicht blos, wie überhaupt jeder Beruf, einen gewissen Kreis von Kenntnissen zu seiner Voraussetzung hat, sondern der Natur der Sache nach ein Anderes und Höheres verlangt. Jeder andere Beruf kann als eine blos äußerliche Aufgabe, als ein übernommenes Amt, noch mit Geschick und Erfolg behandelt werden; nicht so der geistliche Beruf. Dieser fordert den ganzen Menschen, die volle Hingabe der Seele an die hohe und schöne Aufgabe, die er auferlegt. Wer das Evangelium und seine welterlösende Liebe lehren soll, also seinen Mitbrüdern ein Tröster und Berather in ihrem tausendgestaltigen Elend sein will, der muß vor allem jene Liebe des Erlösers, sein Erbarmen und seine Milde im eigenen Herzen tragen; wer die höchsten Wahrheiten, worauf das Heil der Menschheit beruht, vor seinen Mitmenschen vertreten soll, der muß selbst zu echtem geistigen Leben erwacht sein, um eine Leuchte für andere und das Salz für die Gemeinde zu werden. Solche echte Geistesweihe, oder das wirkliche Theilhaben an den großen Wahrheiten, die das geistliche Berufsgebiet als ein hohes und heiliges vor allen andern auszeichnen, kommt nicht von außen, kann überhaupt nicht mitgetheilt werden. Sie ist des Menschen eigene That, an der er unablässig schaffen muß, einmal durch fortgesetzte Studien zur Erfrischung und Nährung des Geistes, dann und noch mehr durch aufrichtiges Kämpfen gegen die Selbstsucht des eigenen Innern und gegen die Lust und Hoffart der Welt.

Diesen hohen Zweck zu fördern, widmete Wessenberg die angelegenste Sorge dem Seminariumswesen und besonders dem leider jetzt aufgehobenen Meersburg, das er zum „Ausgangs- und Stützpunkt seiner geistigen Neuschöpfung" erhob. Heilsamen Einfluß übte die Strenge, mit der auf Erfüllung des von ihm bekannt gemachten Studienregulativs gehalten ward, das keinen zuließ, der nicht einen ordentlichen philosophischen Cursus mit gutem Erfolg vollendet hätte. Zur Fortbildung der in trostlosem Zustande überkommenen Curatgeistlichkeit wurden den unfähigen Dekanen jüngere tüchtige Männer beigegeben, beständige bischöfliche Commissarien ernannt wegen des Verkehrs mit verschiedenen weltlichen Regierungen, ferner als besonders fördernd Pastoralconferenzen eingerichtet, die nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht bald Vortreffliches zeitigten (seit 1804 „Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz", von Wessenberg 25 Jahre hindurch redigirt), sondern auch Vorschläge zu Verbesserungen und Reformen nach dem in der Kirche vor allem mit Fug anzuwendenden Grundsatze des Selfgovernment. Literarische Lesevereine, Kapitelsbibliotheken, Preisfragen und Concursprüfungen kamen dazu, um eine Saat zu säen, in die gar bald die römische Curie ihr Unkraut streuen sollte.

Nicht minder angelegen ließ sich der treffliche Mann die Sorge für die Volksschule sein. Die zeitgemäße Umgestaltung des Schul- und Unterrichtswesens in Baden, theilweise in der Schweiz, ist „ohne Uebertreibung geredet, hauptsächlich Wessenberg's Schöpfung". Wessenberg war ein Freund Pestalozzi's, und in dessen Schule gebildete Geistliche wurden das Salz seiner Diöcese. Ueberall sehen wir in Wessenberg den wahren Vaterlandsfreund, der die Uebel unserer Zeit an der Wurzel angreift. Beck sagt:

Gegen diese geistige Noth unserer Tage kann bei den jetzigen Bildungszuständen der Staat als solcher nichts oder wenig thun, die Kirche, d. i. die Geistlichkeit, will nicht helfen, weil

Hierarchen sowenig wie Junker je angethan sind, sich selbst zu reformiren. Nur von der wachsenden Einsicht aller Besonnenen und Bessern im Volke, kann und wird seinerzeit eine rettende That zu erwarten sein.

Nun vorläufig, meinen wir, ist es ein Skandal, wenn nicht überall da, wo Volksvertretungen bestehen, auf das allerentschiedenste und unablässig die Regierungen auf diese wichtigsten Institute hingewiesen und zu großen Leistungen angehalten werden. Aber freilich, solange in dem „intelligenten" Preußen von Ministermunde die Ausgaben für das Heer die productivsten genannt werden, werden wir uns wol mit Beck der wachsenden Einsicht getrösten müssen.

Mit klarem Blicke erkannte Wessenberg, daß der katholische Mechanismus im öffentlichen Gottesdienste der Verständlichkeit und Würde entbehre; er war so kühn, die verdrängte Muttersprache in ihre heiligen Rechte zurückzuführen, damit einem freilich wohlberechneten Unfug steuernd, gegen den sich schon das deutsche Herz Karl's des Großen empört hatte. Es heißt S. 135:

> Auf vernünftig menschlichem Standpunkte, also auf dem Boden des Christenthums, kann es keinem Streite unterliegen, daß die Verdrängung der Volkssprachen aus dem Volksgottesdienst und der ausschließliche Gebrauch eines fremden unverstandenen Idioms nicht blos eine schwere Verirrung, sondern auch eine schwere Versündigung am heiligen Geiste des Evangeliums ist.

Das deutsche konstanzer Gesangbuch ist zum größten Theil Wessenberg's Werk, und wenn wir auch nicht im Stande sind, mit dem Verfasser Wessenberg den Dichter in unsere Bewunderung einzuschließen, noch weniger ihn als den religiösen Dichter der neuern Zeit aufzufassen, so schätzen wir doch die hohe Absicht. Es ist ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß weder Klopstock noch Herder, und vollends die reactionäre Kirchlichkeit der jüngsten Zeit gar nicht, noch die aufgeklärte katholische Welt irgend Ersprießliches im Kirchenliede hat produciren können. Klopstock bildete sich und seinem Vater ein, es sei ihm gelungen. Der Grund des vergeblichen Ringens liegt, scheint uns, darin, daß das Leben des Volks nicht sowol dem religiösen entfremdet, als vielmehr auf dem Wege ist, mit Verlassung der engen dogmatischen Formen der Vergangenheit sich den im vorigen Jahrhundert nur scheinbar unabhängig von dem bisherigen religiösen Leben ausgebildeten sittlich-intellectuellen Gehalt anzueignen, daß bei der Schroffheit der bestehenden Kirche jedoch, der protestantischen in nichts weniger als der katholischen, dieser Gehalt, von dem allein eine neue Phase der religiösen Dichtung sich Wärme und Form holen kann, als etwas Feindliches empfunden wird, daß man daher nicht anders als durch eine Art edeln Schmuggels, den auch Wessenberg treibt, für die Kirche dichten kann, eine Art, die aber nichts wahrhaft Unmittelbares erzeugen läßt. Ueberall merkt man bei diesen Dichtern die Absicht, sei sie noch so edel, und man wird verstimmt. Wessenberg wollte nichts gemein haben mit den Deutschkatholiken und Freigemeindlern, und sie sind allerdings nur ein nachträglicher populärer Niederschlag des Rationalismus des vorigen Jahrhunderts; aber wenn es wahr ist, daß dieser Rationalismus doch nur auf theologischer Seite bestand, daß seiner Seichtigkeit und Unwissenschaftlichkeit der volle positive Gehalt unserer Classiker zur Seite steht, wenn es wahr ist, daß in ihnen für lange Zeit die Summe deutscher Gesinnung und Gesittung gegeben ist, soll nicht die religiöse Neubildung, der Wessenberg sich bewußt war entgegenzuarbeiten, sich an sie anschließen? Soll nicht naturgemäßer die Kirche den höchsten Gehalt des sittlich-religiösen Lebens in sich aufnehmen? Oder soll es sich abgelebten Formen zu Liebe selber verstümmeln? Sehr schön sagt der Biograph Wessenberg's an mehreren Stellen, daß der vernünftig menschliche Standpunkt der des Christenthums sei. Stand Lessing, standen Goethe, Schiller und Herder auf einem andern? Solange der Zwiespalt besteht zwischen dem stets vergrößerten Theile der Nation, der sich dieses Humanismus erfreut, und der unversöhnten Kirche, heiße sie wie sie wolle, solange ist an keine religiöse Poesie zu denken. Beck bemerkt über die reformatorische Aufgabe sehr treffend (S. 314):

> Einmal ist — im Gegensatz und unter Aufgeben aller unfruchtbaren theologischen Scholastik — zu dem biblisch-praktischen, d. i. zu dem religiös-sittlichen Christenthum zurückzukehren und die Erneuerung der Kirche im Geiste und nach dem Urbilde der apostolischen Zeit und ihrer einfachen Einrichtungen anzustreben. Sodann muß die reformatorische Bewegung mit dem geistigen Leben und den nationalen Interessen des Volks selbst in innige Beziehung und lebendige Wechselwirkung treten, um zunächst die besten der Nation für sich zu gewinnen, um dann allmählich ihre läuternde und reinigende Anziehungskraft auf alle Schichten des Volks zu üben.

Sagen wir zu viel, wenn wir unsere obige Behauptung eine Consequenz dieses in Wessenberg's Geiste Geschriebenen nennen?

Man täusche sich nicht. Wessenberg war gewiß ein Reformator im kleinen, aber zum großen Reformator fehlt ihm doch der ganz unbefangene Sinn, und wenn auch das nicht, der durchschlagende befreiende Thatendrang, der die Schiffe hinter sich verbrennt, wenn er gelandet. Möglich, daß wir von seinen Freunden hören: ja, und deshalb steht er uns so hoch. Wir glauben, daß durch eine Reformation im Sinne Wessenberg's nur die Vorarbeit geleistet wird; aber wohl uns, wenn die Kirche aus sich heraus so treue, so gewissenhafte Vorarbeiter erzeugt. Sie allein vermögen die kirchlich indifferente Bildung zu mahnen: verwerft nicht mit den Auswüchsen den lebendigen Keim!

Schon zu lange verweilten wir bei dem reichen Inhalte des freimüthigen Buchs. Noch bliebe der interessanteste Stoff zu erwähnen, vor allem die Thätigkeit Wessenberg's auf dem Wiener Congreß und die paradigmatisch zu nennenden Verhandlungen des vielfach verklagten Mannes mit der römischen Curie; paradigmatisch in der Perfidie dieser Regierung, deren fast vollendeten Sturz, eine langsame aber gerechte Nemesis, der Greis noch erlebte; paradigmatisch in dem ehrenfesten, ruhigen Betragen des Helden. Mit Beschämung gestanden wir uns, als wir den katholischen Prälaten so kennen lernten,

der für die Bundesacte das Gesetz der gleichen Berechtigung aller Confessionen im Bundesgebiete erwirkte, der mit tragischem Geschick bei der Erbärmlichkeit der deutschen Regierungen vergeblich für die nationale Selbständigkeit der Kirche rang, daß wir ihn als einen der edelsten Diplomaten nicht kannten. Und wie viele mögen ihn nicht kennen. Mögen sie alle diese Beschämung, die wir empfanden, sich erkaufen durch die lohnende Lectüre dieses Volksbuchs. Möchte es vor allem dazu beitragen, die Kluft zwischen Katholicismus und Protestantismus auszufüllen und die Gesinnung eines der edelsten Katholiken zu einer katholischen, d. i. allgemeinen zu machen.

Die Darstellung Beck's ist zwar etwas breit zuweilen, doch prunklos, leicht und fesselnd. Einige Provinzialismen wollen wir nicht sowol rügen, denn sie sind keineswegs Sprachunrichtigkeiten, als vielmehr notiren. „Nicht so fast — als vielmehr" ist ganz identisch mit „nicht so wol", denn „fast" ist „sehr" (non tam — quam), aber es klingt uns ungewohnt. „Mit Verdankung ihrer Theilnahme" wäre so übel nicht für das längere: „indem er sich bedankte für"; „ich berufe an das Ehrgefühl aller biedern Deutschen" ist ganz trefflich für „appelliren"; „ehevorig"; einen „anködern"; „die Kehre machen" für „einkehren"; einen an einen Ort „verbringen"; der „Beschrieb" für die „Beschreibung"; „Sichtigung".

Da wir einmal solche Kleinigkeiten erwähnen, wollen wir aber bemerken, daß uns in den 500 Seiten des Buchs auch nicht ein Satz auffiel, der sonst leider so häufige unverbesserliche logische Fehler zeigte. Der Verfasser bewährt sich als ein denkender Schriftsteller, der überall weiß, was er sagen will, und der etwas zu sagen hat.

Franz Sandvoß.

Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch".

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Dritter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Seitdem die Wissenschaft der Geschichte zu dem Bewußtsein gelangt ist, daß sie zur vollen Entwickelung ihrer Belehrungskraft die guten und bösen Gestaltungen des Lebens sowol der Menschheit als der einzelnen Völker und deren Staaten in ihrer Totalität erfassen müsse; seitdem ihr ferner die Ueberzeugung geworden ist, daß sie der Wahrheit zu Liebe vor keinem Resultat ihrer Forschung zurückschrecken dürfe; seitdem ihr endlich die Pforten zu den umfangreichsten, entferntesten und selbst geheimsten Quellen ungleich weiter geöffnet worden, als es einstens der Fall war: seit dieser Zeit hat sie eine Vielseitigkeit gewonnen, welche dem classischen Alterthum ebenso unbekannt war als unserer eigenen Vergangenheit. Darum darf aber auch kein einzelner wähnen, daß ihm Zeit und Kraft genug gegeben sei, um das große Ganze der Geschichte, wie es uns sich bereits offenbart, nach allen Seiten hin beherrschen zu können: die Theilung der Arbeit ist auch auf diesem Gebiete eine Nothwendigkeit geworden. Die große historische Gesellschaft, die bekanntlich in München ihren Sitz hat und unter Ranke's Präsidium ihre Berathungen hält und Entschlüsse faßt, liefert den thatsächlichen Beweis für diese Behauptung. Allein noch eine andere Seite, wodurch die gegenwärtige Historiographie sich von der frühern unterscheidet, müssen wir in Betracht ziehen. Die ältere Geschichtschreibung beurkundet nämlich bei der Darstellung und Beurtheilung der politischen Thatsachen, zumal solcher, in denen die Persönlichkeit und Bestrebungen der Fürsten sich abspiegelt oder auch, und zwar noch mehr bei der Charakteristik der letztern selbst, entweder eine gewisse Befangenheit oder geradezu Parteilichkeit; sie wagt sich nicht oder nur höchst schüchtern an die Majestät des Fürstenthums.*)

Das ist in den neuern Tagen anders geworden. Die Majestät der geschichtlichen Wahrheit hat den Sieg über die des Fürstenthums davongetragen. Welche Verdienste in dieser Beziehung sich Schlosser erworben habe, wissen alle Sachkundigen. Er war wie nicht gar viele von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Geschichte ihren Segen für die Menschheit nicht durch Lüge oder Schmeichelei, sondern einzig und allein durch die Offenbarung der Wahrheit zu entfalten vermöge. Darum gehörte er aber auch nicht zu denen, welche nur in den Gräbern der Väter wühlen, um ihre Sünden bloßzulegen, dieselben aber sofort wieder zudecken, wenn sie auf Tugenden oder Verdienste stoßen. Es haben aber zur Neugestaltung der Historiographie nicht blos umfangreiche gelehrte Werke beigetragen, sondern ganz besonders auch eine unübersehbare Menge von Specialforschungen, Biographien und Monographien. Denn wie selbst das größte Gebäude nicht allein aus Werkstücken aufgeführt wird, sondern auch kleinerer Bausteine bedarf, besonders solcher, die der Verwitterung am wenigsten unterworfen sind, so kann auch der Bau der Geschichtswissenschaft dergleichen kleinere Elemente nicht entbehren. Zu einem solchen Vergleiche gibt namentlich auch das seit einem Menschenalter erscheinende „Historische Taschenbuch" von Raumer Veranlassung; es bildet dasselbe eine Sammlung von Bausteinen, deren gar viele der Verwitterung nicht unterworfen sind. Die Sammlung, die dem gebildeten Freunde der Geschichte in dem neuesten Jahrgange geboten wird, besteht aus folgenden Monographien:

1. Deutsche Königswahlen. Von Wilhelm Gottlieb Soldan.
2. Die Gastlichkeit im Mittelalter. Von Jakob Falke.
3. Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römer im Alterthum. Von Heinrich Asmus.
4. Ueber die Urzeit der Indogermanen. Von Ferdinand Justi.
5. Das Blücherdenkmal in Rostock und Goethe's Theilnahme an diesem Werke. Mit 24 Briefen Goethe's.

Der Verfasser der ersten Monographie: „Deutsche Königswahlen", W. G. Soldan, der sich ebenso wol durch seine größern Werke: „Geschichte des Hexenprocesses", „Ge-

*) Wie namentlich der ältere Moser dabei wegkam, daß er diesen Muth hatte, ist bekannt genug. Und Schlözer hätte wahrscheinlich dasselbe Schicksal gehabt, wäre er nicht Professor in Göttingen gewesen, d. h. hätte er nicht unter englischem Schutz gestanden.

schichte des Protestantismus in Frankreich" u. s. w. als auch durch mehrere Beiträge zu vorliegendem Taschenbuch vortheilhaft bekannt gemacht hat, und den wir politisch durch seine Stellung in der darmstädter zweiten Kammer gekennzeichnet finden, hat ein Kapitel aus der deutschen Geschichte gewählt, das unsers Wissens noch von keinem Geschichtschreiber so ausführlich und so gründlich nach Quellen und Hülfsschriften behandelt worden ist.*) Das Kapitel ist allerdings schmachvollen Inhalts, wirft häßliche Streiflichter auf die deutsche Geschichte, namentlich im ausgehenden Mittelalter, aber dessenungeachtet ist seine Behandlung ein Verdienst und mit Belehrung verbunden. Verdienstlich ist die Arbeit des Verfassers, weil sie unser historisches Wissen vermehrt, aber auch belehrend, weil sie den schlagenden Beweis führt, daß es ebenso wie in Griechenland und Rom in Deutschland zum Verderben führte, daß Fürsten und Staatsmänner mit dem Heiligsten ihren Spott trieben und sich nicht entblödeten, mit ihrem Gewissen zugleich das Recht und das Wohl des Volks zu verschachern. Eine solche Schmach in ihrer ganzen Blöße aufzudecken, dazu hat die Geschichte nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht zur Lehre und Warnung für alle Zeiten, Völker, Fürsten und Staatsmänner! Und mit patriotischer Wärme ruft unser Verfasser aus, nachdem er jene Schmach geschildert:

So liegt vor uns das Deutsche Reich, ein schwer erkrankter Körper, sittlich und politisch angefressen in seinen edelsten Organen, verrathen und verschachert von seinen berufenen Hütern, ausgebeutet von persönlicher und dynastischer Selbstsucht, ein Tummelplatz der bodenlosesten Corruption, bald auch eine fast wehrlose Beute des Auslandes. Und so weit war Deutschland ganz vornehmlich durch sein Wahlkaiserthum gekommen. Dabei fuhr auch noch fernerhin das gewählte Oberhaupt mit dem Reiche nicht weniger schlecht als dieses mit ihm, bis endlich beide nur noch ihre eigenen Schatten waren.

Der Verfasser fährt, in der Geschichte die Weltregierung erkennend, weiter fort:

Aber alles steht in einer höhern Hand. Auch das Wahlkaiserthum ist heimgegangen, unbeklagt von der Nation und hingeopfert von seinem eigenen emancipirten Kinde, dem Particularismus; und auch dieser Particularismus selbst, dessen in der Zeit gegebene vorübergehende Mission wir nicht verkennen wollen, sieht sich in seiner Selbstüberschlagung bereits das Urtheil gesprochen, indem er schon keinen Sachwalter mehr findet, der ihn unter seinem wahren Namen vertreten will. Hoffen wir, daß Deutschland, geläutert durch die Feuertaufe der Noth, rechtzeitig die Mittel finde, wie es sich errette und bewahre vor dem alten Erbübel des Reiches, der scheinbaren Einheit bei wirklicher Zersplitterung!

Und welcher echt deutsche Mann, weß religiösen oder politischen Glaubens er auch sein möge, könnte diesem Wunsche seine Zustimmung versagen? Unerwähnt können wir aber Folgendes nicht lassen. Während bei den Wahlumtrieben nach Maximilian's I. Tode und bei Gelegenheit der von der spanisch-österreichischen Partei beabsichtigten Erhebung Ferdinand's I. zum römischen Könige **) Geld und selbst Meineid eine häßliche Rolle in der Mitte deutscher Fürsten spielten, hielten die beiden Wettiner Friedrich der Weise *) und sein Bruder Johann der Beständige, trotz zudringlicher Versuchungen, Hände und Gewissen rein.

Unser Verfasser, dem Beispiele Ranke's folgend, führt ebenso ausführlich als gründlich den Beweis, daß die genannten Wettiner einer schönen Oase vergleichbar in einer Wüste heilloser Entsittlichung dastanden. Wie gewissenlos spielten die meisten der Kurfürsten mit dem Eide, den dieselben vor jeder Königswahl nach der Goldenen Bulle zu leisten hatten! Um schließlich unsern Lesern wenigstens ein kleines Bild zu geben von den Mitteln, die man anwendete, um Stimmen zu gewinnen, so möge Folgendes hier einen Platz finden. Die beabsichtigte Wahl Ferdinand's zum römischen Könige erregte namentlich die Eifersucht Baierns. Der Herzog Wilhelm machte die größten Anstrengungen, diese Wahl zu vereiteln. Zuerst sagte ihm der Erzbischof und Kurfürst von Mainz (1529) schriftlich seine Stimme zu. Dafür versprach ihm der Baiernherzog durch einen ausgestellten Revers: die lutherische Lehre völlig auszurotten, Privilegien, Aemter und Zölle zu bestätigen, 100000 Goldgulden für einmal und einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 5000 zu zahlen, die beiden Messen von Frankfurt nach Mainz zu verlegen, bei den Ständen soviel als möglich zu erwirken, daß der Kurfürst wegen seiner Schulden nicht gemahnt werde, bei dem Papste zu bevorworten, daß derselbe auf Lebenszeit die Facultates Legati a latere in seinen drei Stiftern mit der Vergleichungsbefugniß für alle vom Papste zu vergebenden Prälaturen, Kanonikate und Präbenden erhalte, und einen Coadjutor auf beliebige Bedingungen annehmen dürfe, verschiedenen Räthen und Beamten nach vollzogener Wahl Geschenke zu machen, auf der nächsten frankfurter Messe 12000 von den 100000 Goldgulden vorauszubezahlen und noch verschiedenes Andere. Bekanntlich hatten Wilhelm's Bewerbungen keinen Erfolg, aber die 12000 Gulden wenigstens strich doch der genannte Kirchenfürst ein. Um das Maß der Schmach bei dergleichen Bestechungsmitteln voll zu machen, so gingen die letztern nicht selten über die Kräfte und über den Willen der Versprechenden hinaus; selbst Karl V. war in letzterer Beziehung nicht rein. Die Kosten, welche erforderlich waren, um die Wahl dieses Kaisers durchzusetzen, werden zu 852189 rheinische Gulden veranschlagt. Und welche Summen hatte nicht Franz I. von Frankreich nach Deutschland gesendet, um seinen Rivalen den Weg zum deutschen Königsthrone zu versperren! Daß die bedeutendern und einflußreichern Fürsten sich bei diesem Geschäft nicht übel standen, liegt auf der Hand. Uebrigens liegen die Anfänge der Bestechung solcher Fürsten in der letzten Zeit der Hohenstaufen. Ward es aber etwa besser, als das Haus der Habsburger vor dem der Bourbonen in Deutschland unter Ludwig XIV. zurücktrat? Keineswegs.

---

*) Ranke z. B. hat in seiner „Deutschen Geschichte im Reformationszeitalter" mehr Andeutendes als Erschöpfendes über die Corruption der deutschen Fürsten jener Zeit.

**) Auf diesem zweifachen Gebiete bewegt sich vorzugsweise die Abhandlung unsers Verfassers, obschon sie auch weiter zurückgreift.

*) Der einzige Fall, der diese Behauptung widerlegen könnte, ist von dem Verfasser vollständig beseitigt worden.

Die zweite Monographie unsers Taschenbuchs: „Die Gastlichkeit im Mittelalter", von J. Falke, führt den Leser zwar ebenfalls nach Deutschland, aber nicht nach dem Deutschland des Verderbnisses, sondern nach dem der Naturwüchsigkeit, der Unbefangenheit und des frischen Lebensgenusses. Daß auch Frankreich, England und der skandinavische Norden von dem Verfasser mit herbeigezogen werden, versteht sich von selbst durch den Zusatz „im Mittelalter". Die Möglichkeit einer so trefflichen und interessanten Arbeit, wie die des Verfassers ist, läßt sich nur aus einer gründlichen Bekanntschaft mit den Dichtungen des Mittelalters erklären: in früherer Zeit hätte eine derartige Arbeit nicht geliefert werden können. Man könnte zwar, äußert der Verfasser, an der Zuverlässigkeit dieser Dichtungen Anstoß nehmen, da sie theils gänzlich unhistorischen und oft märchenhaften Inhalts sind, theils geschichtliche Persönlichkeiten und Begebenheiten mit einem sagenhaften Gewande bis zur Entstellung umhüllen; aber für die Cultur sind sie ein treues Spiegelbild des Lebens. Sie gleichen darin den Bildern, mit denen sich ihre Manuscripte verziert finden und die in unmittelbarer Treue, in natürlichster Wahrheit die Zeit und die Umgebung des Künstlers wiedergeben, wie unvollkommen sie auch sein mögen. Wie der Künstler seinen Figuren kein anderes Gewand leihen konnte, so vermochte auch der Dichter seinen sagenhaften Stoffen keine andere Haltung, keine andere Färbung zu geben, als er sie in seiner eigenen Zeit, in seinem eigenen Leben vorfand. Kurz, wir werden finden, daß das, was uns z. B. von Festen und Gastmählern und gastlichen Sitten in historisch beglaubigter Weise überliefert worden, dem nicht widerspricht, was uns die Dichter erzählen. Es ist aber ein Verdienst der Germanisten, daß sie wie die Gelehrten der altclassischen Philologie ihren Homer, ebenso ihr Nibelungenlied als historische Quelle zu benutzen gelernt und der Geschichtschreibung deren Werth überzeugend gelehrt haben. Zwar kann jede Dichtungsgattung, was für das Mittelalter nicht weniger eine Wahrheit ist als für das classische Alterthum, bis zu einem gewissen Grade eine historische Quelle sein, aber es liegt im Wesen des Epos, diese Befähigung vorzugsweise vor allen übrigen Dichtungsgattungen zu besitzen. Wer kann sich nicht, um dem Thema unsers Verfassers näher zu rücken, aus der Odyssee ein Lied von der Gastlichkeit der ältesten griechischen Welt entwerfen? Gewiß. Dasselbe ist aber auch möglich für die Gastfreundschaft der ersten Hälfte des Mittelalters nach dem Nibelungenlied und den ihm verwandten Dichtungen; die zahlreichsten Farbenvorräthe sind zur Ausführung jenes Bildes in diesen Dichtungen enthalten. Aber auch der Charakter dieser Gastlichkeit — ist sie nicht ebenfalls ein kennzeichnendes Merkmal des Zeitgeistes? — folgte dem Gange der allgemeinen Cultur, die sich in dem ersten Jahrtausend und in dem Anfange des zweiten aus kerngesunden, aber doch primitiven, der Natur nahestehenden Zuständen herausgebildet und herausgearbeitet hatte.

Die Zeit, die man die höfische zu nennen gewohnt ist und welche die Blüte der mittelalterlichen Poesie und des Ritterthums in sich begreift, zeigt ein reiches Leben, und dieses Leben überall in bestimmte Formen gegossen, welche die Gesellschaft gebunden halten. Sie bewegt sich darin, wie die heutige in dem ihrigen; wer auf Bildung Anspruch erhebt, darf sich ihr nicht entschlagen. Als sichtbare Gestaltung des Lebensinhalts fühlte man die Formen in ihrem Zwange nicht, und sie übten auch keinen, weil sie ihrem Inhalte entsprachen. Als aber mit dem sinkenden Mittelalter dieser Inhalt, das Leben sich änderte, die Ideen wechselten, als das Ritterthum zum Orden, die Poesie zur Reimerei wurde und man dennoch den äußern Schein festhielt, vermeinend, in ihm das Wesen zu haben; da erst wurden die Lebensformen zu Fesseln, die drückten, sie wurden zu Manieren, zum Ceremonial und zur Etikette. Wie wahr das sei, hat in der neuesten Zeit niemand besser und anschaulicher geschildert als Franz Löher im ersten Bande seiner „Jakobäa von Baiern".

Zur Kennzeichnung des vielen Interessanten, welches der Verfasser bietet, möge Folgendes hier einen Platz finden. Nachdem der Verfasser entwickelt, wie verschieden die Gestaltung des Burgwesens in Frankreich und England von dem deutschen war, fährt er folgendermaßen fort:

Man erkennt in den größern Burgen des 12. und 13. Jahrhunderts, wovon die Wartburg als ein Muster gelten mag, den altdeutschen Hof und inmitten das altdeutsche Haus wieder. Wir wollen nicht an die weithalligen norddeutschen Bauerhöfe erinnern, wo sie noch von alter echter Art sind, die alles unter einem Dache in einem ungetheilten Raum vereinigt, da uns das angelsächsische Beowulflied mit ihnen im Einklange eine klare Vorstellung erlaubt. Hier ist des Königssitzes Mittelpunkt, die Stätte des Empfangs und der Festlichkeiten, die große, weite Halle, ein freistehendes, erhöhtes Gebäude, zu welchem eine Freitreppe hinaufführt. Hier empfängt der Lehnsherr, hier theilt er die Geschenke und die Lehen aus, hier schmaust und trinkt man, daher sie auch die Methhalle heißt, hier auch werden zur Nacht die Betten und Lager für die Gäste aufgeschlagen. Gerade so ist es noch im Nibelungenliede, wo uns am deutlichsten in der Burg Etzel's dieselben Zustände und Sitten wie im Beowulfgedicht entgegentreten, dieselbe erhöhte Halle mit der Freitreppe wie Heobgar's gehörnter Prachtsaal. Die Grundeinrichtung hat die Wartburg treu bewahrt, wo uns das sogenannte Landgrafenhaus noch heute die Lehns- und Festhalle des 12. Jahrhunderts repräsentirt, wenn auch die Freitreppe nicht mehr vorhanden ist. Auch die übrige Anlage, die Vertheilung der verschiedenen Gebäude nach ihren besondern Zwecken, ist noch auf das deutlichste zu erkennen, trotz der vielen Veränderungen, die später stattgefunden haben. Die Sitten und der Luxus der höfischen Zeit, die fortgeschrittene Architektur, sowie die Nothwendigkeit eines festen, wehrhaften Sitzes haben freilich im Detail die Physiognomie der Halle bedeutend umgewandelt. Sie hat statt des einen Geschosses zwei und drei Stockwerke erhalten, man hat sie zum Theil im Innern geschieden und so dadurch Wohn- und Schlafzimmer geschaffen, die ursprünglich nicht mit ihr in Verbindung waren; man hat sie andererseits der Befestigung dienstbar gemacht, sie selbst zum festen Hause umgewandelt und, wie das Landgrafenhaus zeigt, ihre eine Wand einen Theil der Ringmauer bilden lassen. Dem entsprechend ist auch die Halle in den deutschen Dichtungen der höfischen Zeit complicirter in ihrer Einrichtung geworden. Wir begegnen ihr unter dem Namen palas und sal, welche beide unzähligemal ohne Unterschied für den Saal und das ganze Gebäude gebraucht werden. Wir finden sie noch einstöckig als Erdgeschoß, daß Boten und Gäste hineinreiten können direct vor des Fürsten Sitz, wir finden sie erhöht mit mächtiger Freitreppe und auch mit mehreren

Geschossen in Verbindung mit Gastzimmern, mit der Wohnung, den Frauen- und Schlafgemächern. Weit seltener ist es, daß die Dichterwerke Beschreibungen von Palästen geben, welche die Grundlage des altfranzösischen Donjon an sich trugen *), doch finden sich auch solche in den der Fremde entnommenen Stoffen, wie z. B. der Thurm des Admirals in „Flore und Blancheflore", der drei Gewölbe übereinander hat und eine Menge Wohnzimmer einschließt. Solche stattliche Bauten und weiträumige Burgen konnte freilich der einfache Ritter nicht aufführen. Die kleinern Verhältnisse gestatteten ihm meistens nur ein befestigtes Haus, auf dessen Anlage und Beschaffenheit das Terrain bedeutend einwirken mußte. Ein Felsennest z. B. gewährte nicht die Freiheit wie eine Burg in der Ebene, sondern mußte sich genau der Gestalt des Felsens anschließen. In Bezug auf die Wohnlichkeit aber haben auch sie darin das Gleichartige, daß sie nicht in viele Zimmerchen zertheilt sind, sondern einen einzigen möglichst großen Raum enthalten, der oft allen Zwecken genügen mußte. Er war Wohn- und Speisezimmer; in ihm schlief die Familie und auch der Gast; in ihm war zuweilen auch die Küche, sodaß das Feuer des Herdes zur Zubereitung der Speisen diente und das Zimmer heizen mußte. So war es allgemein in der höfischen Periode. Später gegen den Ausgang des Mittelalters traten zwar hierin Veränderungen ein, wie man auch den Grundplan der großen Burgen aufgab, aber zu einigermaßen behaglicher Wohnlichkeit und bequemlich anständiger Einrichtung brachte es der kleine Adel im Mittelalter auf seinen festen Häusern nicht. In der Häuslichkeit, in reicher und reichlicher Ausstattung, an diesem Schmuck des Lebens war ihm der wohlhabende Bürger im 15. Jahrhundert bereits weit voraus. **)

Zum Schlusse glauben wir Folgendes nicht unausgesprochen lassen zu dürfen. Die Abhandlung Falke's ist ganz besonders unserer studirenden Jugend zu empfehlen: sie vermag aus derselben zu lernen, welch schöner, gesunder und ergiebiger Kern in unsern altdeutschen Dichtungen liegt. Wir theilen schon längst mit gar vielen die Ueberzeugung, daß unsere wissenschaftliche Jugend nur dann erst wieder wahrhaft gesunden wird, wenn man ihr einen größern Antheil an der gesunden Kost der besten Nationaldichtungen des Mittelalters zukommen läßt.

Während wir nun über die dritte Abhandlung „Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römer im Alterthum", von H. Asmus, mit der anerkennenden Bemerkung hinweggehen, daß sie namentlich auf Becker's „Gallus" und Böttiger's „Sabina" gestützt in ansprechender und klarer Weise ein an sich gelehrtes Thema dem Laien ebenso anziehend als verständlich macht, wollen wir bei der vierten Monographie „Ueber die Urzeit der Indogermanen", von F. Justi, etwas länger verweilen. Auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft, auf welchem sich der Verfasser bewegt, sind infolge gelehrter Forschungen so große Veränderungen in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit vor sich gegangen, daß der ältere gebildete Laie mit den Gesichtspunkten, die man ihm vielleicht in seiner Jugend zur Orientirung gezeigt hat, sich nicht mehr zurechtfinden kann. Und der Schüler muß womöglich nach den neuesten Lehrbüchern der Geschichte greifen, um nicht in Gefahr zu gerathen, Falsches oder Veraltetes zu lernen. Es ist von Interesse, zu fragen, welche Wissenschaften eine solche Umgestaltung auf jenem Gebiete herbeigeführt haben; die Frage ist in Kürze dahin zu beantworten, daß die Ethnologie und Ethnographie, die Sprachvergleichungswissenschaft (Linguistik), die Archäologie des Orients und Occidents und endlich selbst die Geologie sich gegenseitig die Hand gereicht haben; ohne das Gedeihen dieser Wissenschaften und ohne die Verbrüderung derselben würden Untersuchungen über „Die Urzeit der Indogermanen" geradezu als müßige bezeichnet werden müssen.

Wir bedauern, daß der Verfasser, der unverkennbar mit den einschlagenden Resultaten wissenschaftlicher Untersuchungen sich ziemlich vertraut zeigt und nicht minder die Gewandtheit besitzt, Gelehrtes in leichter und verständlicher Sprache darzustellen, seiner Abhandlung nicht eine etwas größere Ausdehnung gegeben hat. So z. B. ist der Abschnitt über das Paradies etwas zu kärglich ausgefallen. Die höchst interessanten Resultate Spiegel's über dieses Thema waren ihm wol schwerlich unbekannt. Ebenso können wir in der Abhandlung keine Andeutungen finden, daß ihm die Werke von Röth, Roß und Braun, die ein ganz neues Verhältniß Griechenlands zum Orient aufstellen, genauer bekannt gewesen oder von ihm benutzt worden seien. Uns will es bedünken, als habe sich der Verfasser noch zu sehr von Ottfried Müller und seiner Schule beherrschen lassen. Indeß es kann uns hier um so weniger einfallen, eine gelehrte Polemik zu eröffnen, als wir das Verdienstliche der vorliegenden Abhandlung anzuerkennen keinen Augenblick Anstand nehmen. Die Geschichtswissenschaft unterschreibt aber Folgendes, was der Verfasser in dem Abschnitte „Zeit der Auswanderung" gesagt hat, mit voller Bereitwilligkeit:

> Wann die Auswanderungen anhoben, läßt sich nicht bestimmen; hier muß man nach Jahrtausenden rechnen: jedenfalls liegt der Zeitpunkt hinter aller Geschichte. Welche Reihe von Jahrtausenden müssen wir vor den Zeiten Homer's annehmen, um die Vollendung seiner Gedichte begreifen zu können; wie lange Jahrhunderte waren zu einer Umwandelung griechischen und indischen Volksgeistes, wie er dem Urzustande gegenüber in den ersten Zeiten des Auftretens beider Nationen uns entgegentritt, nothwendig, wenn wir die gewaltige Kluft zwischen indischen und griechischen Wesen erkennen! Wie lange Zeit, um bei der zähen Stabilität des Körpertypus auch die physischen Unterschiede beider Nationen sich entwickeln zu lassen; und wenn man uns hier die Verschiedenheit des heißen und gemäßigten Klimas, die verschiedene Erdlage mit Recht einwenden kann, wie lange Zeit müssen wir ansetzen, um uns den Gegensatz griechischer und römischer Sitte und Anlage — wo jene Einwendungen keine Kraft haben — begreiflich zu machen! Beide Nationen haben noch lange nach der allgemeinen Trennung und Auswanderung zusammengewohnt, ihre Sprachen gehören unter sich näher zusammen als mit andern des indogermanischen Stammes, und wie constant ist der römische und griechische Charakter geblieben, seitdem wir ihn kennen, selbst bis in die Zeiten des Verfalls hinein! Die Menschheit ist bedeutend älter, als man meist glaubt; hat man doch 39 Fuß tief im Nilschlamm versteckt einen ziegelrothen Thonscherben gefunden, dessen Alter nach den Beobachtungen, welche man über die Ansetzung von Schlammschicht durch die Nilüberschwemmungen angestellt hat, und die herausstellen, daß dieser Strom alle 100 Jahre 3½ Linie Schlammschicht ansetzt, sich auf 13375 Jahre belaufen muß. Diese Zahl

---

*) Die bauliche Grundlage des Donjons ist der mächtige, feste Thurm, berechnet auf Abwehr und Sicherheit gegen einbrechende Raubscharen.

**) Wir haben diese Stelle aus doppeltem Grunde gewählt; denen, welche die Wartburg sahen, zur Erinnerung, denen, die dieses Glück nicht hatten, zu möglichem Verständniß in der Vorstellung.

ist noch sehr gering im Vergleich zu den Zahlen, welche dem Geologen als ziemlich sicher gelten, nach denen die geringste Zahl für das Alter der Menschheit 35000 Jahre sind. Wenn wir ferner bedenken, daß fast allen Völkern die Erinnerung an eine Einwanderung schon in den ältesten Zeiten, wo sie in der Geschichte auftreten, abhanden gekommen ist, daß ferner die Völkerwanderungen, sobald sie nicht durch äußere Anstöße, wie Fluten, Einbrechen von feindlichen Völkern, ungestümer werden, außerordentlich langsam vor sich gehen, so werden wir nicht weit genug in jene uns so wenig bekannten Urzeiten zurückgreifen müssen, um für die Indogermanen die Zeit ihrer Trennung festzustellen. Aber wie überraschend erscheint uns dann wieder, daß die Sprache, diese wunderbare und in ihrem Ursprunge so geheimnißvolle Schöpfung des menschlichen Geistes, durch die Wechsel der Jahrtausende unversehrt nur wenig verwittert, hindurchgegangen ist!

Bezüglich der letzten Monographie „Das Blücherdenkmal" u. s. w. sei einleitend Folgendes bemerkt: zunächst läßt sich auch aus der vorliegenden Angelegenheit entnehmen, daß Goethe keineswegs so kaltsinnig gegen patriotische Gesinnungsoffenbarungen war, wie man ihm bekanntlich von gewissen Seiten vorgeworfen hat; sodann liefert der vorliegende Briefwechsel abermals einen Beleg für die nach den verschiedensten Richtungen hin ausgreifende und einflußreiche Thätigkeit Goethe's, sowie dafür, daß er über alle Gegenstände, mit denen er in Berührung kam, die Lichtstrahlen seines hellen Geistes zu verbreiten wußte. Die Sache aber selbst ist einfach diese. Im August 1814 las man in öffentlichen Blättern eine anonyme Anzeige aus Rostock, der Geburtsstadt Blücher's, wegen eines demselben zu errichtenden Denkmals. Der Fürst Blücher erhielt Kunde davon. Er schrieb deshalb an den Magistrat in Rostock folgendermaßen: „Aus den öffentlichen Blättern ersehe ich, daß sich die von mir so innig geliebte Stadt meiner erinnert. Ich finde nicht Worte, dem Magistrat und sämmtlichen Einwohnern von Rostock meinen Dank auszudrücken, wie ihn mein Herz fühlt." Der Gedanke fand bald allgemeinen Anklang sowol bei der Ritter- und Landschaft der beiden Mecklenburge als auch bei den beiden Fürsten. Goethe ward über das Denkmal zu Rathe gezogen; dadurch entspann sich ein lebhafter Briefwechsel nach mehreren Seiten hin, namentlich mit Herrn von Preen, der vorzugsweise die in der fraglichen Angelegenheit erforderlichen Geschäfte übertragen erhalten hatte. Dem berühmten Schadow in Berlin ward die Ausführung des Denkmals zugesprochen. Goethe folgte der Sache mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, wie aus seinen Briefen hervorgeht, und verfaßte die bekannte Inschrift. Am 26. August 1819 erfolgte die Einweihung des Denkmals. Blücher starb bald darauf am 12. September.

Karl Zimmer.

Aus Friedrich Jacobs' Briefwechsel.

Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Franz Göller. Mit einer Skizze von Göller's Leben herausgegeben von Heinrich Düntzer. Leipzig, Dyk. 1862. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Heinrich Düntzer, eifrig und unablässig bemüht um Entdeckung nachgelassener Briefschaften, hat einen neuen Fund an dem Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und seinem treuen Schüler Franz Göller gemacht. Derselbe bietet manche interessante Seiten. Unsers Wissens sind dergleichen Veröffentlichungen aus den streng philologischen Kreisen bisher nicht gerade häufig gewesen, und zwar fällt der hier vorliegende in jene merkwürdige Zeit, wo man in Deutschland selbst schon auf den Gymnasien das Studium der griechischen Sprache zum Schaden anderer Disciplinen bis zu einer fabelhaften Höhe trieb und in dieser Hinsicht an die Schüler die maßlosesten Ansprüche stellte, die sie nicht hätten erfüllen können, wenn man sich nicht dabei im allgemeinen doch mehr nur mit dem bloßen äußern Schein begnügt hätte. Hellenischer sind wir Deutsche dadurch gerade nicht geworden, und konnten dies auch nicht, da die griechischen Autoren von den meisten Lehrern in ziemlich barbarischer Weise tractirt wurden. Im Gegentheil, unsere großen Dichter, die sehr wenig oder wie Schiller so gut wie gar kein Griechisch verstanden *), waren viel mehr vom hellenischen Geiste erfüllt, als die eigentlichen Gräcologen, die vom Katheder herab griechische Kunst und Poesie meist wie Anatomen einen Leichnam behandelten und unter deren Einflüssen die deutsche Jugend statt hellenischer nur immer barbarischer wurde; ja, den meisten dieser Jünglinge wurde durch diese Nothtaufe in der griechischen Grammatik und Syntax ein entschiedener Widerwille gegen alles Hellenische eingeflößt; und der offenbare Beweis dafür liegt in der nicht abzuleugnenden Thatsache, daß sich auch die deutsche Poesie immer mehr den Einwirkungen althellenischer Poesie entzog. Dies hätte nicht so der Fall sein können, wenn jene Gelehrten vom wirklichen hellenischen Geiste und von Anschauungen des Schönen und Idealen, wie es sich in der griechischen Kunst und Poesie offenbart, erfüllt gewesen wären. Wem diese Anschauungen abgehen, für den bleibt bei allem noch so gründlichen und umfangreichen grammatischen und archäologischen Wissen der hellenische Geist ein ungehobener Schatz und ein unverständliches, gewissermaßen leichenhaftes Wesen, der wird sogar, sich dünkelhaft überhebend, sein trockenes Wissen und seine Specialwissenschaft der Poesie und Kunst gegenüber in eine feindselige Stellung bringen.

Diesen letztern Punkt hat der Herausgeber in der Einleitung zu vorliegendem Briefwechsel weniger hervorgehoben, dagegen bemerkt er sehr wahr und richtig:

> Leider zeigt sich die Klage nur zu gerecht, daß die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum, mit seinem Leben und seiner Geschichte, mit den herrlichen Gebilden seiner Dichtung und Kunst, mit dem reichen Vermächtniß seiner Weisheit bei den Fachgelehrten am wenigsten jene humane Gesinnung zu nähren

---

*) Schiller's Bearbeitungen einiger Euripideischen Sachen sind bekanntlich kecke, mit bewunderswerthem dichterischen Instinct verfaßte Umschreibungen lateinischer Uebersetzungen, und als Schiller im Jahre 1800 auf den Einfall kam, sich in seinen Nebenstunden etwas mit dem Griechischen zu beschäftigen, „nur um so weit zu kommen, daß er in die griechische Metrik einige Einsicht erhalte", erkundigte er sich bei Goethe nach der besten griechischen Grammatik und dem brauchbarsten Lexikon. Im übrigen waren jene Nachdichtungen Schiller's ein sehr geschicktes und gelungenes Manöver, denn sie verliehen ihm das Relief eines Griechischkenners und Gelehrten, womit er seinem Dichterruf zu Hülfe kam.

pflegt, von welcher man diese Studien zu benennen sich gewöhnt hat. Der Grund dieser Erscheinung liegt nicht allein in jener Reizbarkeit, welche übermäßige geistige Anstrengung auch in den gesundesten Naturen erregt, er liegt ganz besonders in der falschen Richtung, welche von so vielen Philologen den Humanitätsstudien gegeben wurde und noch heute gegeben wird, wodurch die Philologie zu einem Tummelplatz beschränkter Rechthaberei und leidiger Klopffechterei, zu einer Schule dünkelhafter Anmaßung entwürdigt wird. Wen muß es nicht empören, wenn sich berühmte Philologen dazu hergeben, ihre Schüler mit den bissigsten Urtheilen über andere Gleichstrebende zu unterhalten, das von ihnen Geleistete zu verhöhnen und so die schöne Pflanze des jugendlichen Geistes, der zur reinsten Anerkennung alles Guten und Schönen angeleitet werden sollte, mit ihrem bösen Mehlthau zu verderben! Wo ein solcher Sinn die Schüler anweht, da muß jedes edle Gefühl allmählich abgestumpft, ärgster Dünkel statt wahrer Einsicht, Bildung und Humanität genährt werden, besonders wenn die Auffassung der Philologie eine so einseitig beschränkte ist, wie bei manchen bedeutenden Philologen unserer Tage! Statt in den Geist der Alten, ihr Leben, ihre Sprache einzudringen, beschäftigt man sich fast ausschließlich mit Wortkritik und den kleinlichsten, freilich zum Ausbau der Wissenschaft nöthigen, aber nicht in den Vordergrund akademischer Belehrung zu stellenden Untersuchungen: Ehe man auch nur die Elemente der Kritik erlernt hat, ehe die Schüler den Schriftsteller, den man ihrem Messer unterwirft, gründlich kennen, ehe sie die dazu unumgängliche sprachliche und sachliche Kenntniß sich erworben haben, läßt man sie frischweg über das urtheilen, was der Schriftsteller gesagt haben könne, läßt sie über Sinn und Deutung, ja über Echt- und Unechtheit entscheiden, und man scheut sich nicht, die schwierigsten Fragen denjenigen vorzulegen, die zur Lösung viel leichterer noch lange nicht genug vorbereitet sind. So lernen die Studirenden leichthin über Dinge absprechen, die sie nicht verstehen, leben sich in jenen argen Dünkel, in jenes widerwärtige Gebaren, in jene Verleugnung alles Anstandes und aller Bescheidenheit hinein, wovon wir so traurige Beispiele bemerken, und statt in die Fülle des Alterthums einzudringen, siedeln sie sich auf einem Fleckchen an, wo sie im beschränkten Uebermuth herrschen, ohne zu ahnen, daß es die erste Pflicht des Philologen, sich auf seinem weiten Felde erst tüchtig nach allen Seiten umzusehen, daß bescheidene Vorsicht und edle Achtung die schönsten Zierden des Jüngers der Wissenschaft.

Diese Bemerkungen des Herausgebers kann man sicherlich nur aus tiefster Ueberzeugung und von ganzem Herzen unterschreiben.

Einen solchen Philologen, wie Düntzer ihn im Sinne hatte, schildert Göller in einem an Jacobs aus München den 17. December 1814 gerichteten Briefe mit folgenden Worten:

> Werfern, der mich manchmal besuchte, habe ich nun näher kennen gelernt. Er ist außerordentlich gelehrt, vorzüglich in den Spätern. Er hat eine eiserne Geduld. Seine Sammlungen sind so reich, daß man wol schwerlich viele, selbst alte Philologen antreffen möchte, welche so reich sind. Aber dabei ist Werfer unausstehlich pedantisch. Ein Philologe soll nichts wissen als Latein und Griechisch; ein Philologe soll selbst seine Muttersprache nicht verstehen, viel weniger eine andere neue Sprache. Ueber gewisse Männer ist er sehr aufgebracht, welche so gut deutsch schreiben, und wol gar über ganz unphilologische Gegenstände. Darüber stritten wir denn heftig miteinander; manchmal mußte er sich auch recht auslachen lassen, manchmal mußte er bittere Vorwürfe hören, daß er Gelehrsamkeit über die Bildung setze, welche letztere doch die Frucht der erstern sein sollte.

Wohlthuend unter einer solchen Sorte von Philologen ist denn eine so anmuthige Erscheinung wie Friedrich Jacobs, dieser nach Düntzer's Worten „so milde als freisinnige, so umfassende als tiefe, so scharfsinnige als geschmackvolle Geist“. Und deshalb wird man auch die von ihm hier abgedruckten Briefe willkommen heißen, indem sich in ihnen die Milde und Anmuth seines Geistes, die Menschlichkeit seiner Gesinnung und die damit zusammenhängende Gewissenhaftigkeit, Behutsamkeit und zarte Berücksichtigung der Individualität anderer überall aufs wohlthuendste offenbaren. An letzterer, nämlich an der Fähigkeit und dem guten Willen, die Individualität und die besondere Lage anderer zu respectiren, fehlt es heutzutage in betrübendem Grade, während man doch andererseits nur zu geneigt ist, sein eigenes Selbst und Selbstinteresse aufs anmaßlichste zur Geltung zu bringen und andere nur zu diesem oder jenem Zwecke zu benutzen. Bis zu einem gewissen Grade mag man sich übrigens diesen selbstischen Individualismus, insofern er nicht zu schroff, verletzend und andern schädlich auftritt, gefallen lassen; denn in dieser Welt hart aufeinander stoßender Interessen muß eben jeder sich seiner Haut, so gut es geht, zu wehren suchen.

Jacobs' Jugend fiel noch in jene schöne Zeit, wo Humanität noch das Stichwort der Zeit war, und wie viel wirkt nicht ein solches Stichwort und Zeitmotto! Das deutsche Volk war in der That etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in die neunziger Jahre auf dem besten Wege, sich zu dem humansten und gesittetsten Volke Europas auszubilden, und selbst ein großer Theil des Adels und der Fürsten, sogar einzelne katholische Kirchenfürsten zeigten sich von einer wahren Leidenschaft ergriffen, Menschen unter Menschen zu sein und Keime menschlicher Bildung unter ihren Untergebenen und Unterthanen auszustreuen. Einflüsse von innen und von außen, die theils politischer, theils socialer Art waren, trafen zusammen, um dieses schöne Verhältniß zu stören, das Humanitätsstreben zu hemmen und das Individuum meist oder vorzugsweise nur nach Impulsen der Selbstsucht und eigennützigen Berechnung handeln zu lassen. Auch Philosophie und Wissenschaft hatten ihren Antheil an dieser Wendung. Der Eigendünkel, alles am besten zu wissen, alles am besten zu begreifen, alles am besten zu beurtheilen, nahm furchtbar überhand. Die kaum etwas gedämpfte deutsche Rechthaberei, wie sie sich schon zur Zeit der Reformation unter den theologischen Klopffechtern in so widerwärtiger Weise gezeigt hatte, bemächtigte sich der Vertreter der Wissenschaft und vor allen der Philologie, und es trat in dem Kreise der letztern nun jener Zustand ein, wie ihn Düntzer in den oben angeführten Worten geschildert hat. Dazu bemächtigte sich der Geister eine Unruhe, eine innere Unzufriedenheit, ein Ungenüge an den Verhältnissen, und sogar unter den bisher so bescheidenen Männern der Wissenschaft zeigte sich mehr und mehr die Sucht nach glänzender Lebensstellung, nach irgendeiner besondern in die Augen fallenden Auszeichnung. Die Wissenschaft und die einsame Forschung allein genügten den meisten nun nicht mehr.

Auch Friedrich Jacobs erlebte, noch im schönsten Man-

nesalter stehend, diese Wendung, die vielleicht kommen mußte, um größern Weltzwecken die Bahn zu brechen, die aber vieles Schöne zerstört und das innere Glück der Menschen und ihr harmonisches Verhalten untereinander schwer erschüttert hat. Selbst mit seinen unter seinen persönlichen Einflüssen gebildeten und mit ihm in fortdauerndem Verkehr bleibenden Schülern wie Göller hatte er seine liebe Noth; immer muß er Göller's unruhigen, unzufriedenen, über seine gegenwärtigen Verhältnisse hinausstrebenden Sinn zu beschwichtigen, zu beruhigen, mit seinen Verhältnissen zu versöhnen suchen. Göller war z. B. mit seiner Stellung als Lehrer an der untern Klasse des münchener Progymnasiums höchlichst unzufrieden; da schreibt ihm Jacobs:

Sehen Sie auch Ihr Geschäft nicht als zu unbedeutend und unwürdig an. Wir alle haben wie diese Kinder angefangen, und wer von uns wünschte nicht, in diesem Alter einen treuen, wohlwollenden und über den Umfang seines Geschäfts hinaus unterrichteten Lehrer gehabt zu haben? Verachten Sie ja diese Jugend nicht, aus der ja tüchtige Männer auch durch Ihre Hülfe emporwachsen sollen, noch geben Sie sich bei dem mühsamen, oft undankbaren Geschäft der Ungeduld hin.

Das beste Muster hatte ja Göller an Jacobs selbst, an und über den er am 10. August 1811 aus Leipzig schreibt:

Sie schreiben mir, verehrter Herr, von den Freuden, die Ihnen der Schulstand geboten hat. Ich habe es oft bewundert, wie sehr Sie zum Lehrer geschaffen sind. Die nothwendigste Gabe, sich deutlich und schön auszudrücken, wahre Neigung für die guten Fortschritte Ihrer Schüler, jene Güte und Milde, die in Ihrem ganzen Wesen liegt, und vor allem Geduld und Nachsicht, dies alles muß wol Ihren Unterricht denen unvergeßlich machen, die das Glück hatten, ihn zu genießen.

Besonders ist Jacobs bemüht, seinem jüngern Freunde die Schwierigkeiten der Laufbahn als akademischer Lehrer vor Augen zu stellen; er bemerkt, daß man da „den Druck von vorn und von der Seite" her und „den Krieg mit vorgefaßten Meinungen und mit der Indifferenz" zu bestehen habe, und fährt dann fort:

Die Lage eines Privatlehrers auf Universitäten ist immer sehr precär, und meist in den Händen der Professoren, die nicht immer wohlwollend sind. Es ist gar nicht immer möglich, seine Verdienste und Kenntnisse geltend zu machen, und die Aufmerksamkeit der Obern auf sich zu ziehen; auch die Schriftstellerei, deren Erfolg ebenfalls dem Zufalle ausgesetzt ist, reicht dazu nicht immer hin.

Ein andermal begegnet er Göller's Klagen über die bairische Schuldisciplin mit den Worten:

Allerdings hat man wol in Baiern, wie im ganzen südlichen Deutschland, die Disciplin zu sehr mechanisirt; es mag auch wol sein, daß dieser Mechanismus die lebendige Liebe zu den Wissenschaften beeinträchtigt, und daß überhaupt viele aus ganz andern Gründen als den rechten studiren; aber dieses Uebel ist in Baiern nicht allein zu Hause; es hat vielleicht zu allen Zeiten und an allen Lehranstalten geherrscht, wenn schon die jetzige Zeit es durch ihre bekannten Gebrechen ganz vorzüglich begünstigt. Es ist unnütz gegen diesen schlimmen Geist zu sprechen und zu eifern, da er einen Phalanx von Bedürfnissen um sich her hat, die für ihn streiten, und die unzähligen Diener der Gemeinheit in dem väterlichen Hause und auf allen Gassen; aber wie Liebe zur Tugend durch die Ausübung geweckt und genährt wird, so belebt sich auch eine reine Liebe zu der Wissenschaft durch ein tüchtiges und gründliches Wissen.

Von Interesse sind auch die durch Göller vermittelten Unterhandlungen mit dem leipziger Buchhändler Knobloch wegen Verlagsübernahme von „Rosaliens Nachlaß", und auch hier zeigt sich Jacobs' zarte Gewissenhaftigkeit im schönsten Lichte; er schreibt z. B. aus Gotha am 15. Februar 1812:

Wenn ein Buchhändler kein Vertrauen zu einem Artikel hat, und man ihn doch zur Uebernehmung desselben beredet, so ist man für jeden Verlust, den er leidet, verantwortlich, wenn auch nicht vor der Buchhändlercommission, doch vor dem Tribunal des eigenen Gewissens; und ich würde nie einen Verleger ohne Erröthen ansehen können, bei dem ich mich einer solchen Verschuldung bewußt wäre.

Man sieht, Jacobs war kein moderner literarischer Handelsmann, der selbst zum voraussichtlichen Schaden des Käufers seine Waare gebührend herauszustreichen weiß.

Als, schon im Jahre 1815, Göller eine Einladung bekam, im Preußischen eine Schulbedienung zu nehmen, schreibt Jacobs an ihn, daß er fürs erste die Anwendung seiner Kräfte seinem eigenen Vaterlande schuldig sei, das der wissenschaftlich Gebildeten nicht viele entbehren könne; er fügt aber auch hinzu:

Von der andern Seite ist es mir gar nicht mehr zweifelhaft, daß Preußen von neuem, mehr als je, der Sitz und Mittelpunkt liberaler Ideen werden und sich eines Aufschwungs der Wissenschaft und Bildung erfreuen wird, wie vielleicht kein anderer Staat.

Ueber sein stilles Gelehrtenleben in Gotha bemerkt Jacobs in einem Schreiben am 17. März 1811:

Verkehr habe ich mit wenigen Menschen, wie ich denn auch wenige Muße dazu habe, und es meinem Alter gemäß ist, zeitspieligen Umgang zu fliehen. Es ist mir genug, mit einigen Freunden, mit meinen Büchern und mir selbst zu leben, das Geräusch ist mir verhaßt; auch haben mich meine Erfahrungen in Manchem (München?) etwas weiser gemacht.

In unsern Tagen, wo jeder selbst wider Willen mehr oder weniger in die allgemeine Strömung hineingerissen wird und einen guten Theil seiner Kräfte und Zeit von Vereinen aller Art in Beschlag genommen sieht, würde selbst ein Gelehrter wie Jacobs sich schwerlich in solcher Zurückgezogenheit von der Welt halten können.

Wir wenden uns nun zu Franz Göller, der sich auch durch einige philologische Arbeiten und Editionen rühmlich bekannt gemacht hat. Sein Leben, welches der Herausgeber in der Einleitung geschildert hat und zu dem die Briefe Göller's erwünschte Supplemente liefern, ist ein echt deutsches und, äußerlich genommen, ziemlich freudloses Gelehrtenleben; denn nicht blos die deutschen Poeten haben das wenig beneidenswerthe Vorrecht einer bekümmerten Existenz; jeder geistige Arbeiter in Deutschland hat es, wenn ihm nicht besonders günstige Verhältnisse zu Hülfe kommen. Göller hatte alle Drangsale zu erleiden, welche ein junger deutscher Gelehrter in der Regel durchmachen muß, der, nachdem er sein bischen väterliches Vermögen, wenn er ein solches überhaupt hatte, auf der Universität und in Bücherankäufen verthan, um sozusagen von der Pike auf, d. h. zunächst als Unterlehrer, wenn nicht als Hauslehrer dienen muß. Leider kamen hierzu noch ganz individuelle traurige oder, wenn man will

halb tragische Schicksale, die seine letzte Lebensperiode verbitterten und sorgenvoll machten. Doch auch solche ganz individuelle Misgeschicke gehören für den, der einmal Unglück haben soll, gewissermaßen zu den Nothwendigkeiten; denn wie es Menschen gibt, denen alles, was sie anfangen, geräth, so gibt es auch hinwiederum Menschen, denen alles, was sie anfangen, misräth, und der auf dieser uralten Wahrnehmung beruhende astrologische Glaube, daß der Mensch entweder unter einem guten oder bösen Stern geboren sei, hat hiernach einen tiefern und richtigern symbolischen Sinn, als man gemeinhin annimmt.

Ueber seine Lebensumstände, namentlich seine frühern, hier nur weniges. Franz Göller war am 17. März 1790 zu Bamberg geboren, wo seine Aeltern die Bierbrauerei „Zur weißen Rose" besaßen. Er besuchte das 1803 an der Stelle der aufgehobenen Universität errichtete Lyceum daselbst, empfand erst den heftigsten Widerwillen gegen die griechische Sprache, wurde aber bald von einer ebenso begeisterten Zuneigung zu derselben ergriffen. Als Jacobs nach München berufen worden, ging auch der junge Göller dahin, und der 5. November des Jahres 1808, wo Göller bei Jacobs zum ersten male eintrat, blieb beiden ein ewig denkwürdiger Tag. Göller gehörte zu denen, welche sich um den edeln F. Jacobs, der wie Thiersch zu einem besondern Gegenstand des Hasses und der Verfolgung seitens der altbairischen Obscurantenpartei ausersehen war (auf Thiersch wurde bekanntlich auch ein abscheuliches Attentat gemacht), am treuesten scharten. Seine fernern Studien machte Göller, nach dessen Abgang auch Jacobs sehr bald München verließ, um dem so ehrenvoll wiederholten Ruf als Oberbibliothekar und Aufseher des Münzcabinets in Gotha zu folgen, in Leipzig, wo er durch einen Brief von Jacobs an Hermann bestens empfohlen war. Von hier aus klagte er gegen Jacobs besonders über die Emendirsucht der Philologen, welche gerade vorzüglich gern solche Schriftsteller läsen, die möglichst corrupt auf uns gekommen seien; über Beck, der in seinen Vorlesungen immer nur Seitenzahlen, Büchertitel, Buchhändler und Jahrzahlen anführe und für die Bibliothek, auf der die wichtigsten Sachen fehlten, obscures Zeug, namentlich alte italienische Scharteken ankaufe; über die „spiegelfechterische Unterhaltung" der lateinischen Disputatorien, wovon jedoch diejenigen Hermann's eine rühmliche Ausnahme machten. Im Jahre 1812 erhielt Göller die Lehrerstelle an der untern Klasse des münchener Progymnasiums, und 1814 wurde er unter günstigern Bedingungen nach Bamberg versetzt. Der damals höchst traurigen bairischen Schulzustände und der Verfolgungen seitens der kirchlichen Reactionspartei längst überdrüssig, nahm er mit Freuden einen Ruf als ordentlicher Lehrer am kölner Gymnasium an, der ihm bald darauf zu Theil wurde. Göller hätte nun wol glücklich sein können, aber er war und blieb unzufrieden mit sich wie mit der Welt und zeigte sich häufig von solchem Mismuth besessen, „daß er, von timonischem Menschenhaß ergriffen, seine vertrautesten Freunde floh". Allmählich schien er sich jedoch in seine Verhältnisse mehr einzuleben, als ihn ein Schlag traf, der sein häusliches Leben ihm zu einer Quelle bitterster Qual machte. Düntzer erzählt:

> In gutmüthiger Laune hatte er sich im Jahre 1830 zu einer Ehe verleiten lassen, von welcher ihm alle Freunde nur entschieden abrathen konnten. Das Gefürchtete sollte in schrecklichster Weise sich erfüllen. Wir ziehen den Vorhang über dieses Trauerspiel, worin ein junger Laffe, der damals noch Secundaner des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, den Haupthelden spielte. Der Mann hat sich später einen gewissen Namen auf dem Gebiete der deutschen Mythologie erworben, sich auch als erbaulicher Schriftsteller bekannt gemacht: aber sein Schicksal hat ihn doch erreicht, er ist im Wahnsinn gestorben. Göller's Herz fühlte sich bis in seine äußersten Tiefen zerrissen; denn nicht allein die schmähliche Treulosigkeit und die gewissenloseste Verführung sollte er erfahren, sondern auch das ganze Getriebe menschlicher Bosheit und Niederträchtigkeit sich ihm enthüllen. Die Scheidung wurde endlich im Jahre 1839 zu seinem Nachtheile erkannt, da er die ihm zu Gebote stehenden Beweise zu benutzen sich nicht entschließen konnte. So litt er denn auch an seinem Vermögen eine beträchtliche Einbuße.

Nachdem er später auch von seiten der Behörden bittere Kränkungen und Zurücksetzungen erdulden mußte — man entzog ihm z. B. die lateinischen Stilübungen —, trat er im Herbste 1850 in den Ruhestand, und nun lebte Göller in dem alten Köln, „das so viele dankbar verehrende Schüler in seinen Mauern hegte, abgeschieden von aller Welt in einem entlegenen Stadtviertel"; wenn aber einmal sein verschlossenes Herz gegen Männer, die sein Vertrauen verdienten, sich öffnete, so blickte man „auf den krystallreinen Grund eines edeln, durch Wissenschaft gehobenen, aber leider von des Lebens ärgstem Weh und ekelster Gemeinheit verwundeten Herzens, das bei aller Bedrängniß sich selbst und den Glauben an die Menschheit nicht verloren hatte". Am 6. December 1853 erlag er den Folgen eines Schlagflusses.

Das Interessanteste in Göller's Briefen sind wol seine Mittheilungen aus und über Baiern, so wenn er am 9. Mai 1813 aus München schreibt:

> Es thut mir fremd, nach Leipzig so gar keinen Sinn für etwas Höheres in der Wissenschaft hier zu finden. Kein verworfeneres Volk als diese Finanziers, diese Ackerleute im Dienste des Staats, diese Brotofficianten, die mit solcher hohen Nase auf uns heruntersehen. Alles fragt: wie viel hat er? Und hiernach richtet sich die Beurtheilung und äußere Achtung. Das Streben nach guter Bezahlung ist dem einzelnen nicht zu verübeln, aber daß man keinen höhern Staatsdienst kennt als den um Geld, ist ein Zeichen der elenden Gesunkenheit unserer europäischen Staaten. Auch der Minister verachtet die Studiensection, und beehrt sie mit dem ehrenvollen Titel das Gesindel!

In Bamberg waren die Zustände nicht besser. Der Rector, ein Mönch, hatte auf Göller's Entfernung gedrungen, und setzte in den öffentlichen Jahresbericht folgende Stelle gegen ihn:

> Wie leicht kann es nicht dem Staate nachtheilig werden, wenn gerade bei solchen Individuen, deren Erkenntnißvermögen sich zu einem höhern Grad der Cultur aufschwang, Zucht und Sittlichkeit gesunken, oder doch auf einer niedern Bildungsstufe stehen geblieben sind? Nicht genug, daß solche literarische unmoralische Menschen an und für sich schon dem Staate nachtheilig sind, sie werden auch für denselben wegen ihres bösen Beispiels und ihrer verpestenden Einflüsse auf andere doppelt gefährlich.

Göller erzählt in demselben Briefe (vom 5. Januar 1817) bei Gelegenheit einer öffentlichen Züchtigung von Schülern, welche sich gegen den Kalligraphielehrer, ein allgemein übel berüchtigtes Subject, vergangen hatten:

Bei der Execution mußte der Rectoratsassessor, jetzige Rector, eine Rede gegen die Schüler halten, in welcher der Name Hundsbuben (wie man sich allgemein sagte) das geringste Schimpfwort der armen Schüler war, die so vortreffliche Fortschritte gemacht, so musterhaft sich betragen hatten, und unter denen Söhne der besten Familien waren.

An demselben Tage las man in der „Bamberger Zeitung" in einem im Dienste des Obscurantismus geschriebenen Artikel unter anderm Folgendes:

Unter die vielen Abgeschmacktheiten, welche der Freiheits- und Humanitätsschwindel der neuesten Zeit geboren hat, gehört auch die, daß Kinder ohne Schläge erzogen werden müssen, weil man sonst ihr Ehrgefühl abstumpfe und ihnen einen knechtischen Sinn anbilde. Wo wird aber die künftige Geschichte mehr von Sklavenseelen aufgezeichnet finden, in dem Jahrhundert, wo die Ruthe keine unbedeutende Rolle in der Pädagogik spielte, oder in unserm süßen, humanen Zeitalter, mit dem schmieg- und biegsamen Menschengeschlecht u. s. w.

Daß es einem Zöglinge der alten Griechen unter so böotischen und barbarischen Zuständen nicht wohl sein konnte, ist erklärlich, aber allerdings scheint Göller ein Mann gewesen zu sein, der wenig fähig war, den Verhältnissen und den Lokalitäten, in denen er lebte, sich zu accommodiren und Geschmack abzugewinnen. Denn kaum ist er in Köln, als er auch schon von dem „traurigen Aufenthalt in dieser düstern alten Stadt" spricht.

Liegt diese Unzufriedenheit dem Deutschen oder wenigstens der neuern deutschen Generation im Blute? In W. E. Weber, einem Freunde Göller's, dessen an letztern gerichtete Briefe den Anhang des Buchs bilden, drückt sich wenigstens ganz dieselbe Unzufriedenheit und Unstetigkeit aus. In einem Schreiben aus Leipzig vom 14. November 1812 spricht Weber mit Entzücken von Süddeutschland, wohin er während der Ferien eine Reise gemacht, über das „regsame frohe Streben unter den Menschen jener Gegend", über das „südlich-reiche Leben", über das „poetische Wesen der ganzen Landesart", es sei sein heißester Wunsch, „recht bald aus unserm nordisch düstern, verschlossenen, kaltherzigen Treiben in jene glücklichere Zone" versetzt zu werden.

Kaum ist aber Weber in Süddeutschland, nämlich in Aschaffenburg (als Hauslehrer beim Grafen von Benzel-Sternau), so gesteht er, sich wieder in das nordische Vaterland zurückzusehnen,

weil mir, fährt er fort, Aschaffenburg, der Ort, an dem ich unglücklicherweise die Laufbahn im Süden beginnen muß, um der Roheit und Unempfänglichkeit seiner Bewohner für Schönes und Gutes, um der Gemeinheit, des Stockkatholicismus, der Geistesleere willen das früher entworfene freundliche Bild vom süddeutschen Leben vergällt hat.

Zwar rühmt er den Umgang mit dem Grafen und der Gräfin, „die ein herrlich Bild deutscher Weiblichkeit ist", „aber", ruft er aus, „wenn ich zur Hausthür heraustrete, seh' ich das ekle Volk". Er erhält einen Ruf als Professor der Philologie nach Chur, und er schwelgt wieder in den seligsten Hoffnungen:

Das Leben in einem glücklich organisirten Freistaate, fern von politischer Misère, wie sie noch Deutschland untereinander wirft, wird mir sehr wohl thun, das öffentliche Wirken meine Kraft spornen und läutern, die Alpenluft mich gesund und fröhlich erhalten. Dazu kommt dann die überschwenglich herrliche Aussicht, Italien leicht zu bereisen, und so die innersten Wünsche des Herzens zu befriedigen.

Kaum aber dort, fühlt er sich von den Verhältnissen angeekelt:

Ich glaubte meiner eigenen Ausbildung förderlicher zu werden hier in der Schweiz, Italien nahe. Das sei denn so; es war nicht Egoismus, aber ist der Mensch nicht halb, solange er mit sich selber nicht fertig? Bin ich damit nur ein wenig mehr zu Rande, ei, so soll ich ins Vaterland gern wiederkehren. Liegt mir doch nichts näher am Herzen! Kann mir die Schweiz doch nie werden, was Deutschland, solange Schweizer und Deutscher sich politisch so gleichgültig bleiben. Also habt ihr im Verfluß einiger Jahre einen Menschen, der wie ich wissenschaftlich zu werden wünsche, vonnöthen, so ruft mich in Gottes Namen, und ich werde nicht Nein sagen.

In einer zu Chur verfaßten Elegie vom 24. November 1817 klagt er weiter:

Hochaufrauschen noch jezo die Seen im Getöse des Föhnes;
Rosig noch glänzen die Gletscher im goldenen Lichte des Frühroths;
Donnernd noch stürzen die Wasser herab vom beschneiten Bergforst,
Und manch heiliger Baum verkündigt noch Sagen der Hirten
Aus urahnlicher Zeit in des greisenden Wipfels Bewegung:
Aber die Kraft der Väter ist hin; die bescheidene Milde,
Die felskräftige Ruhe, die Biederkeit und die Entsagung;
Und, zu französischer Sitte verzerrt, voll hohler Galantheit,
Thörichter Gravität und verächtlichem Hunger nach Golde,
Ist er, er selbst, der Schweizer, nicht mehr, und inmitten von Deutschen,
Von Franzosen und Welschen nicht deutsch, nicht französisch und welsch nicht!

Zwar manch Edler verharrt noch in biederer Sitte der Vorwelt,
Uebt germanische Treu' und verschmäht arglistiges Höfeln:
Aber sein Wort verhallt im betäubenden Lärm der Versammlung,
Und das veraltete Schlechtere bleibt, und das Beßre verhöhnt man.

Dann sehen wir Weber wieder in Emmerichshofen und in Frankfurt a. M., aber „halb willig, halb unwillig" wird er aus den „gesegneten Rhein- und Maingegenden" an die „kalten und kahlen Küsten der Nordsee", nämlich nach Bremen fortgeschoben. In Bremen befindet er sich in ehrenvollen bequemen Verhältnissen; sein Gehalt ist reichlich, „wennschon in der großen und luxusvollen Stadt man ihn recht gut aufbraucht"; seine Collegen sind wackere Leute, mit denen er in Frieden lebt, kurz, er steht sich „gewiß so gut als irgendein Schulmann in Deutschland"; nichtsdestoweniger sehnt er sich wieder zurück nach Süddeutschland, dem entronnen zu sein er sich anfangs so glücklich pries; denn er liebt einmal das „süddeutsche leichtere Leben", seine Frau ist dort heimisch, und eine Reihe schmerzlicher Fälle hat ihn gemahnt, daß er doch „unrecht gethan, dort wegzuziehen".

haben wir diese ewige Unzufriedenheit nur in ihm selbst zu suchen? Zum Theil wol, aber nicht allein, nicht ausschließlich. Es dürfte nur wenige Städte in Deutschland geben, wo sich ein Mann von hoher geistiger Bildung nicht vereinsamt vorkommen wird, während die angesessenen, wohlhabenden Pfahlbürger um ihn, die nichts Höheres kennen, sich in ihrer Haut und in ihren vier Wänden vielleicht ganz behaglich fühlen. Wird er über die Grenzen seines engern Heimatlandes hinausgeschleudert, so ist er, obschon unter Deutschen, den Autochthonen und den autochthonischen Verhältnissen gegenüber ein Fremdling und bleibt dies oft sein Leben lang; denn der Kasten- und Lokalgeist ist wol nirgends so mächtig als in Deutschland und der deutschen Schweiz, und nirgends sind daher die Heimatgesetze so gemüthlos und inhuman als hier. Nun war aber Weber ein abgesagter Feind dieses Lokalgeistes, ein feuriger deutscher Patriot, der nur durch eine schwere Erkrankung davon abgehalten wurde, als Freiwilliger gegen die französischen Unterdrücker mitzuziehen, „wie schnöd' auch des Kampfes Ende geworden". Seine Klagen über die politischen Verhältnisse Deutschlands und namentlich Baierns sind herzzerreißender Art; er schreibt einmal Ende Mai 1818:

Alle meine Himmel wären zertrümmert, wenn es wirklich mit Europa, wenn es mit Deutschland so weit wäre, daß man es aufgeben müßte. Ich glaube es noch nicht so weit, so ein schlechtes, sieches Aussehen auch manches haben mag, so viel auch Fürsten und Minister thun, um der armen kachektischen Jungfrau den Rest zu geben.

In dieser Beziehung war seine Unzufriedenheit nur zu gerecht; denn wie es eine ungesunde, maßlose, schädliche, aus bloßen Motiven des Egoismus oder aus bloßer hypochondrischer Aergerlichkeit hervorgehende Unzufriedenheit gibt, so gibt es auch eine sehr gesunde, förderliche, berechtigte, auf edelm Bestreben und richtiger Erkenntniß beruhende Unzufriedenheit, ohne die überhaupt an einen Fortschritt weder für den Einzelnen noch für das Allgemeine zu denken wäre.

Unser kritischer Beruf hat es mit sich gebracht, daß wir seit einer Reihe von Jahren Tausende und aber Tausende von Briefen aus der Feder von Männern gelesen haben, welche Deutschland zur Zierde gereichen. Ihr oft so trüber Inhalt hat, wir gestehen dies offen, unsern frühern Glauben an die Tiefe, Reinheit und Ehrlichkeit des deutschen Gemüths nicht wenig erschüttert. Geräth doch das Gemüth schon dadurch mit sich selbst in Widerspruch, wenn es sich im stolzen Selbstbewußtsein in einer für die andern Völker verletzenden Weise aufbläht, ist es doch im Grunde sehr wenig gemüthlich, wenn wir allen übrigen Völkern das Gemüth absprechen. Ganz gewiß ist das echte deutsche Gemüth, unbemerkt von der Welt, noch im Schose zahlreicher Familien heimisch; aber in allen übrigen Verhältnissen läßt es sich sehr wenig spüren, oder man müßte denn sein Wesen hauptsächlich im gemüthlosen Klatsch, im herben böswilligen Aburtheilen, wie es sich ja neben der deutschen „göttlichen" Grobheit auch in der Literatur nur zu häufig findet, und in der kleinlichen Intrigue erblicken wollen; denn wo die politischen und socialen Verhältnisse kleinlicher Art sind, wird es auch die Intrigue sein. Auch der vorliegende Briefwechsel hat uns eine Menge Anklagepunkte gegen das deutsche Gemüth an die Hand gegeben. Manches dahin Einschlagende ist in den von uns mitgetheilten Auszügen enthalten; aber wir könnten dieses Sündenregister noch ansehnlich vermehren; Göller schreibt z. B. aus Köln am Fronleichnamstage 1820 an Jacobs:

Als ich nach Bamberg kam, war die Sage verbreitet, ich sei von hier davongelaufen. Ich hielt diese Sache für eine Ausgeburt müßiger Köpfe — weiter nichts. Nach längerm Aufenthalte bemerkte ich, daß es manche wünschten, daß ich käme ἀφρήτωρ, ἀθέμιστος, ἀνέσιος bei ihnen Hülfe suchen. Wie sollte mir's dann gehen!

Weber schreibt aus Bremen an Göller in Betreff gewisser Erfahrungen, die er in Süddeutschland gemacht:

Ein Paar der Schufte, oder vielmehr der erste und Hauptschuft, der mir meine Laufbahn verstümpert hat, existirt noch, der andere, ein treuloser College, der mich wegen eines an sich ganz unbedeutenden Zankes, der unsere gute Kameradschaft kaum auf acht Tage störte, im ersten Feuer boshafter Rachsucht bei euerm Ministerium verleumdet hatte, ist an der Cholera verschieden. Ich bin weit entfernt, mit dem Todten zu zürnen; aber sein Streich hat mein Leben unheilbar verwundet, soviel es wenigstens in meiner Absicht lag, in Preußen, und nicht immer Schulmann zu bleiben. Aus Frankfurt, wo ich im Grunde recht gut daran war, trieb mich auch Inconsequenz, Halbheit und Achselträgerei scheinbarer Freunde weg.

Gewisse Leute sind im Stande, in demselben Augenblick, wo sie mit verzückter Miene den idealistischen Klingklang „Seid umschlungen, Millionen!" anstimmen, den Nächsten erbarmungslos mit einem Fußtritt von sich zu stoßen. In jener merkwürdigen Zeit, wo, wie erwähnt, Humanität die Tagesparole war — und es ist das eine Zeit, der wir eigentlich alles verdanken, was wir noch an Humanität besitzen —, ging der menschenfreundliche Gleim in der richtigen Erkenntniß, daß bei uns alles, auch das Edelste akademisch geschult und sanctionirt werden müsse, mit dem Gedanken um, in Halberstadt eine Akademie der Humanität mit Herder als Präsidenten zu begründen. Der löbliche aber allerdings phantastische Gedanke gelangte nicht zur Ausführung, und es trat nun sehr bald jener Zustand ein, welcher Goethe in seinen spätern Lebensjahren veranlaßte, die Sentenz niederzuschreiben: „Die Deutschen sollten in einem Zeitraum von 30 Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüth sich wiederfinden." Goethe wußte, wenn er etwas sagte, auch immer, was er damit sagte, eine Eigenschaft, die eigentlich von jedem verlangt werden müßte und die doch viel weniger häufig ist, als man glaubt.

Hermann Marggraff.

Aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart.

Wie der Mann gern die frohen und trüben Erlebnisse seiner vergangenen Tage an seinem gereiftern Geiste wieder vorüberführt, wie es einen besondern Reiz für ihn hat, sich die Zeiten seiner Jugend zurückzurufen, wo das Herz voll heitern Sonnenscheins war und er mit hoffnungsvollem Blick in die weite, endlose Zukunftsperspective großer Leistungen und ruhmbringender Thaten schaute, wie es eine innere Befriedigung für ihn ist, auf schwere Zeiten zurückzublicken, wo er kühn und keck die Brust den heranrollenden Sorgen entgegenwerfen mußte; so ist es auch für jeden nach vielen Seiten hin höchst anziehend, die guten und bösen Tage, welche das Volk, dem er angehört, durchlebt hat, in treffenden und treuen Schilderungen wieder anzuschauen. Und es sind nicht nur die großen geschichtlichen Thaten und Ereignisse, auf welche wir mit Interesse zurückblicken, sondern ganz vorzüglich auch die Zustände und Verhältnisse des engern socialen Lebens, in welchem die Gefühls- und Gemüthswelt mit ihren wunderbaren, oft hellen und heitern, oft dunkeln und unheimlichen Farbentönen in die Erscheinung tritt.

Solche Gemälde zu zeichnen, welche vergangene Tage eines Volks wie im Spiegelbilde wieder hervorzaubern, ist mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden; wie Odysseus muß man von einer Göttin darüber belehrt sein, den Schatten der Vergangenheit wieder Blut einzuflößen, damit sie nicht als wesenlose Phantome ohne Wirkung vorüberschweben, sondern damit sie wieder redende und warmfühlende Persönlichkeiten werden.

Solche Zauberer sind unter den Schriftstellern selten; die meisten sind nichtssagend, flach, charakterlos in Bezug auf den Inhalt und farblos in der Darstellung. An Thätigkeit zwar läßt man es auf diesem Gebiete nicht fehlen: seitdem Herder durch seine „Stimmen der Völker in Liedern" (1778) Verständniß und Interesse für das Gemüths- und Gefühlsleben anderer Völker und anderer Generationen wach gerufen hat, hat man nicht nur fortgesetzt mit eifrigem und feinem Sinn die Poesie der verschiedensten Völker durchforscht, sondern man hat auch angefangen, alle Kreise und alle Richtungen des socialen Lebens vergangener Tage in der Form von Novellen, Sagen, Erzählungen, Sittengemälden der Anschauung wieder vorzuführen. Und man ist bei der Vergangenheit nicht stehen geblieben; auch die Gegenwart hat man in derselben Weise in Zeit- und Lebensbildern darzustellen versucht. Sollen solche Darstellungen überhaupt irgendwelchen Werth haben, so ist es durchaus nothwendig, daß der Schriftsteller einen freien, nach allen Seiten hin unbefangenen Geist besitzt. Wie derjenige, welcher die Geschichte seiner Zeit schreiben will, die Welt der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft mit vorurtheilsfreiem, umfassendem und begreifendem Blick überschauen muß, so muß auch derjenige, welcher Schilderungen aus der Vergangenheit oder Gegenwart eines Volks im Gewande dichterischer, jedoch auf historischer Grundlage beruhender Fiction geben will, jenes „reine Gemüth" haben, „wo die Welt sich, die ewige, spiegelt". Er darf seinen Geist nicht verdunkeln lassen von einzelnen vorüberziehenden schwarzen Wolken, die oft genug nur das Erzeugniß seiner trüben Phantasie sind.

Unter den Händen solcher Schwarzseher wird alles zur elendesten und lächerlichsten Caricatur und meistens zu ästhetischen Ungeheuerlichkeiten. Wie die Propheten des Alten Bundes jammern und klagen sie über die allgemeine Verderbniß, und bemitleiden das arme Volk, welches in ihren Augen von teuflischen Verführern in Sünde und Verderben gestürzt wird. Doch die wahre Gabe der Prophetie fehlt ihnen; sie sehen nur die Finsterniß, in der sie wandeln, ihr blödes und trübes Auge vermag nicht das Morgenroth des neuen Lichtes der Aufklärung wahrzunehmen, und nun erscheint ihnen das Dunkel, von welchem sie umfangen sind, doppelt schrecklich und ungeheuerlich. Das öffentliche Leben, wie es sich in der neuern Zeit gestaltet hat, seitdem das deutsche Volk angefangen hat, zu einigem politischen Selbstbewußtsein zu erwachen, ist dieser Klasse von Schriftstellern „der öffentliche Tod, der alles Volk dahinrafft, eine Organisation der finstern Kräfte zum Angriff auf die heiligen Erbgüter des Volks". „Was ist dem Volke Kunst?" rufen sie aus, „es hat Verstand. Was soll ihm die Kraft der Vorzeit, der Geschmack an den Kräften der zukünftigen Welt? Es verehrt die Kräfte des Dampfes."

Das sind Klagetöne derer, welche sich für die Erleuchteten halten. Solche Aussprüche beweisen wol zur Genüge, daß die Phantasie dieser übrigens vielleicht wohlmeinenden Menschen eine Vergangenheit erträumt, wie sie nie existirt hat, und daß infolge davon ihre irregeleitete Phantasie auch ganz trügerische und unwahre Bilder von der Gegenwart vorspiegelt. Die Zahl dieser Schriftsteller ist übrigens größer als man vermuthen sollte. Von den sieben zur Beurtheilung vorliegenden Erzeugnissen gehören zwei dieser absonderlichen Richtung an. Leider zählen die Verfasser beider Werke nicht zu den geistreichen und besonders befähigten Vorkämpfern dieser Ansichten; ihre Geistesproducte sind in der That so schwach, daß dieselben sich selbst richten. Wir hätten wol gewünscht, unsere Kritik an bedeutendern Größen ausüben zu können. Das eine der beiden Werke ist:

1. Zeit- und Lebensbilder. Erzählungen für das deutsche Volk. Von Karl Hiemer. Erstes Bändchen. Freiburg im Br., Herder. 1862. 12. 18 Ngr.

Vorwort und Einleitung des Buchs ist eine Abhandlung: „Die Belletristik und ihre Aufgabe besonders in unsern Tagen." Dann folgen sieben einzelne Erzählungen: 1) „Der deutsche Apostat. Historische Novelle aus den Tagen des ersten Revolutionscäsarenthums unserer Zeit"; 2) „Karl der Große und seine erste Liebe"; 3) „Paul Warnefried, der bescheidene Diakon"; 4) „Der Napoleonide und sein Sohn"; 5) „Der Middleman und der Kapitän"; 6) „Die Verlobten"; 7) „Graf Adolf". Die Ansichten, welche Hiemer von der Belletristik und ihrer Aufgabe hat, sind folgende. Schiller und Goethe werden von ihm nur als „sogenannte Classiker" anerkannt. „Bis jetzt", sagt er, „haben wir eigentlich blos eine romanische Belletristik, die nachgeborene Tochter der letzten Tage des alten Römerthums und seiner sittlichen Versunkenheit, eine feile Buhlerin, gewandt in allen Künsten der Verführung und aufgeputzt mit den Flitter einer epikuräischen Moral. Eine solche Belletristik aber ist keine Belletristik, keine Darstellung des Schönen, höchstens eine schöne Darstellung, aber nicht des Schönen, sondern des Häßlichen. Wir bedürfen einer wahren, wirklichen und wesentlichen Belletristik, einer Darstellung des wahrhaft, wirklich und wesentli[chen] Schönen, einer germanischen Belletristik, einer vestalischen Jungfrau zur Unterhaltung des heiligen Feuers auf dem christlic[hen] deutschen Familienherde.... Die Belletristik oder die Kunst d[er] Darstellung des Schönen im Worte, ist in ihrem Ursprunge, [in] ihrer Idee eine Tochter des Himmels, auf die Erde gesandt z[ur] Verjüngung der Völker. Dazu aber bedarf es eben einer a[n]dern Belletristik als der bisherigen, dazu bedarf es einer Belletristik von deutschem Schrot und Korn, von deutschem Ehr- u[nd] Schamgefühl, von deutscher Kraft und Gediegenheit, von deu[t]scher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit; einer Belletristik, [so] tief und so klar, so ernst und so ruhig, wie ein deutscher Stro[m], und so reich und so heiter, so blühend und so fruchtbar, [wie] die Gärten, durch welche er zieht; einer Belletristik, die, [wie] Rafael, der unerreichte Meister der Darstellung des Schö[nen] im Bilde, «den goldenen Inhalt des christlichen Geistes in [den] silbernen Schalen des Alterthums faßt», einer Belletristik, [die] nach allen Seiten hin anregt, unterrichtet, bildet, kräftigt u[nd] wie sie selbst sowol der Kunst eignet als der Wissenschaft, [so] auch wieder als Lehrmeisterin wirkt in Kunst und Wissensch[aft] und als Erzieherin für Zeit und Ewigkeit. Eine solche Belletristik also gilt es zu schaffen. Ich habe es mir zum Lebe[ns]zweck gemacht, das Meinige dazu beizutragen."

Diese Stellen werden genügen, um daraus die Ansic[hten] Hiemer's über die Belletristik zu ersehen. Im übrigen ist [die] Einleitung ein buntes Durcheinander und wirres Gemisch

historischem und Doctrinärem; der Verfasser sucht historisch nachzuweisen, daß nur der Kern der deutschen Nation, die Baiern und Oesterreicher, uns noch vor dem gänzlichen Untergange bewahrt haben, und empfiehlt daher Anschluß an Oesterreich; er sieht das neue Heil für Deutschland in der Verjüngung des Deutschen Bundestags; er vertheidigt die Kleinstaaterei und ist entrüstet über die Bestrebungen, die auf Gründung eines deutschen Nationalstaats abzielen; er schilt auf Napoleon als den Gesandten der Hölle, auf Garibaldi und auf die allgemeine Entartung und Entsittlichung der Welt, bei deren Anblick „der Kopf schwindelt und das Herz blutet".

Jeder wird sich dazu seinen Commentar selbst machen. Den Standpunkt, welchen wir solchen Ansichten gegenüber einnehmen, haben wir oben angedeutet; indeß wollen wir von demselben einmal für einen Augenblick vollständig absehen, und in ganz objectiver Weise betrachten, was der Verfasser, der so Großes verspricht, geleistet hat. Würden die „Zeit- und Lebensbilder" als einfache und anspruchslose Erzählungen mit deutscher Bescheidenheit — welche der Verfasser nicht zu kennen scheint — dem Publikum geboten, so würde zwar durchaus nichts Besonderes daran zu loben sein, indeß würden einige in ihrer Art und von dem Standpunkte des Verfassers aus ganz erträglich sein. Aber nach der pomphaften Ankündigung des Verfassers, nach seinem „Ego mira poemata pango", werden selbst seine eifrigsten Anhänger, wenn sie ehrlich sein wollen, nicht umhin können, seine eitle, hohle, nichtige Anmaßung und Prahlerei zu rügen. Er will Mitbegründer einer ganz neuen Belletristik sein, die alles Bisherige gänzlich in den Schatten stellen soll. Mit großer Freude und ohne Vorurtheil würden wir solche Bestrebungen, die auf Begründung einer ganz neuen germanischen Belletristik abzielen sollen, willkommen heißen, wenn irgendetwas Erhebliches und Vorzügliches geleistet würde. Aber in diesem Falle kann man nur sagen: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus." Der Inhalt der Erzählungen bietet durchaus nichts in seiner Art Neues und besonders Interessantes. Oft ist derselbe sogar sehr unbedeutend und trivial, und dabei in eine unverhältnißmäßig breite und zuweilen schwerfällige Form gefaßt. Namentlich ist es zu tadeln, daß der Verfasser überall übermäßig lange Raisonnements und Reden anbringt, in denen seine doctrinären Ansichten in oft langweiliger Weise dargelegt werden. Was den Stil anbetrifft, so ist es wahrlich nicht, als ob wir in „reiche, heitere, blühende und fruchtbare Gärten" geführt werden; der Verfasser hat offenbar gedacht, es sei ersprießlicher für seine Leser, wenn er sie zuweilen unter Schlingpflanzen und dornenartiges Gestrüpp führe, durch welches sie sich durcharbeiten möchten.

Daß in den Ansichten Hiemer's zuweilen die stärksten Widersprüche zu Tage treten, daß er einmal etwas als eine große und tiefe Wahrheit hinstellt, was an einer andern Stelle verdammt wird als direct aus der Hölle herstammend, ist bei seiner ganzen Art und Weise zu schreiben nicht zu verwundern. S. 35 in der Einleitung sagt er: „Der Belletrist muß nicht nur Geschichtskenner, sondern auch Geschichtsforscher sein. Mit der Poesie reicht er nicht aus, er bedarf auch der Wissenschaft, und die einzige Wissenschaft, die es gibt, ist die Mathematik; die Geschichte aber ist nur die angewandte Mathematik in der Zeit, wie die Natur die angewandte Mathematik im Raume und die Offenbarung der Schlüssel zum Verständniß beider." (!) S. 16 in der Novelle „Der Apostat" sagt er von Napoleon I., welchen er den „Geschäftsträger der Hölle" nennt: „Napoleon gehörte zu denjenigen, die, der Warnung des Apostels vergessend, auf Zeiten und Tage halten und in der Welt und ihrer Geschichte nur eine angewandte Mathematik erblicken und beide dem Gesetz einer unabänderlichen Nothwendigkeit unterstellen." Jedes Wort, welches die Kritik hier noch hinzufügen wollte, würde überflüssig sein.

Das zweite Werk, welches in mehr als einer Beziehung dem vorigen verwandt ist, führt den Titel:

2. Der Untersberg. Deutsche Bilder im Spiegel der Sage und Geschichte von J. M. Söltl. Zwei Theile. Augsburg, Schlosser. 1862. 8. 2 Thlr.

Eine ziemlich sinnlose Geschichte dient hier dazu, um für die verschiedenartigsten Personen oft ganz unmotivirte Veranlassungen herbeizuführen, lange Reden zu halten und allerlei Geschichten und Sagen zu erzählen. Diese sind der Mehrzahl nach ein so wirres, wüstes und phantastisches Gemisch von Wirklichkeit, Roman, Sage, Märchen, Möglichkeit und Unmöglichkeit, daß das Ganze wie nach dem Recepte des Hexengebräus in „Macbeth" gemacht erscheint, und ist dabei so langweilig, daß unsere Gewissenhaftigkeit, alle zu kritisirenden Bücher vollständig und sehr genau zu lesen, auf eine harte Probe gestellt wurde. Die auftretenden Personen sind alle in ein besonderes Dunkel gehüllt und schweben wie schattenhafte, wesenlose Gestalten vorüber. Von den meisten würde es schwer zu sagen sein, was der Verfasser mit ihnen beabsichtigt hat und warum sie überhaupt in die Erzählung eingeführt sind. Ein junger Mann, Namens Walafried, hat seine Aeltern früh verloren und steht seit seiner Kindheit ganz vereinsamt da. Verwandte haben für ihn gesorgt. „Kaum weiß er selbst, wer es ist." Durch eine Erbschaft, „er weiß selbst nicht wie", sind ihm am Rhein einige Güter zugefallen, welche er selbst verwaltet. Im Sommer 1848 begibt er sich nach Salzburg, wohin er von seinem Oheim beschieden ist, und wo ihm die Lösung der vielen Räthsel in seinem bisherigen Leben werden soll. Einige Monate vor dem von seinem Oheim festgesetzten Zeitpunkte trifft er in Salzburg ein, und gleich bei seiner Ankunft lernt er den sogenannten Felsenbauer in einem öffentlichen Gartenlokale kennen, wo derselbe gerade in einem Kreise von Bürgern aus der Stadt ein Abenteuer aus seinem Leben erzählt, nämlich wie er mit Friedrich dem Rothbart im 12. Jahrhundert nach Asien gezogen ist und was er dort erlebt hat. Diese erste Erzählung ist eine Art von orientalischem Märchen. Mit Walafried schließt der Felsenbauer Freundschaft und beide verkehren viel miteinander. Auf dem Wege nach Salzburg hat ersterer ein schönes junges Mädchen aus einem Wagen errettet, dessen Pferde durchgegangen waren. Dieses ist, wie sich nachher herausstellt, die Nichte des Felsenbauers. Walafried ist von Liebe zu ihr ergriffen, und da auch sie ihm nicht abgeneigt zu sein scheint, gesteht er ihr auf einem Spaziergange seine Liebe. Aber der Felsenbauer hat bereits über die Hand seiner Nichte verfügt; er theilt dies Walafried mit, nimmt ihm aber nicht alle Hoffnung, da er ihm den Rath gibt, er solle bei dem für seine Nichte bestimmten Bräutigam, den er in einigen Tagen sehen solle, um dieselbe werben: wenn dieser auf sie verzichte, könne sie die Seinige werden. Mit dieser Erklärung des Felsenbauers schließt die nebelhafte Geschichte.

Soll etwa der Felsenbauer der Oheim Walafried's sein? Wer ist dieser Felsenbauer? Er ist eine durchaus fabelhafte, phantastisch ausgedachte, mysteriöse Persönlichkeit; er haust seit Jahrhunderten im Untersberge und ist ungeheuer reich und mächtig wie ein Zauberer. Ihm ist vorzugsweise das Amt übertragen, die Geschichten zu erzählen, welche den Hauptinhalt der beiden Theile ausmachen; auch ist er derjenige, welcher die politischen Ansichten des Verfassers vorträgt. Besonders begeistert ist er für den Bundestag in Frankfurt, er sagt (II, 131) unter anderm:

„Der Deutsche Bund ist es, der Deutschland rettet, erhebt, und über seine Feinde nach innen und nach außen siegt. Unter den Kaisern zerfiel des deutschen Volkes Einheit und Kraft, und diese können nur wieder erstehen durch den Deutschen Bund. Hegt und pflegt den Deutschen Bund! In ihm ersteht einst der ewige Friede und er bleibt nicht länger ein Traumbild. Lächelt nicht! Ja, der Deutsche Bund ist die Wiege des ewigen Friedens." Von der frankfurter Nationalversammlung aus dem Jahre 1848 sagt der Verfasser, das Nothwendigste und Erste, was sie hätte thun müssen, wäre gewesen, „die deutschen Fürsten für die Neugestaltung, für die Einigung und Einheit Deutschlands, ins-

besondere gegen das Ausland, zu gewinnen, zu begeistern." (!) Schließlich offenbart uns Söltl durch den Mund seines Felsenbauern ein Mittel, wie die Einigung Deutschlands herbeigeführt werden kann (II, 136): „Ich weiß ein Band, welches alle deutschen Fürsten und Völker stark und heilig zusammenhalten kann. Dieses Band kann ein deutscher Fürst ohne Mühe und Gewalt wie mit einem Zauberschlage hervorrufen und Millionen Herzen gewinnen. Er darf nur in allen seinen öffentlichen Urkunden obenan setzen: Deutscher Bund, oder: Deutschland. Dann folge der Name seines Reiches oder Fürstenthums, das ihm Gott zu regieren anvertraut hat. Dadurch verliert kein Fürst, er spricht nur offen aus, sein Reich ist in Deutschland, er ein Glied des Deutschen Bundes. Dieses Wort würde zum schirmenden Engel für alle deutschen Stämme und zur furchtbar dräuenden Riesengestalt für den Fremden, der sich scheuen würde, sie zu beleidigen, wenn er die Rache des ganzen Bundes fürchten müßte." Das ist die politische Weisheit eines Deutschen aus dem 19. Jahrhundert. Schon I, 102 heißt es von der Hauptperson, dem Felsenbauer: „Sein Leben und Treiben, selbst sein Aufenthalt ist mit einem geheimnißvollen Dunkel umgeben, und noch niemand ist es gelungen, den Schleier zu lüften, der über des Mannes Walten liegt." Der Verfasser hat sich darin gefallen, dies Dunkel im Verlauf der Erzählung noch immer dichter und grauer werden zu lassen, sodaß der Eindruck des Wirren und Wüsten sich immer steigert. Was in aller Welt soll es für einen Zweck haben, Persönlichkeiten darzustellen, bei denen man sich durchaus nichts denken kann? Der Verfasser hat seinem Buche den Ausspruch vorgesetzt: „Aliquando ludere fas est." Ganz gut; aber die Spiele der Phantasie müssen einen Sinn haben, oder sie werden abgeschmackt und langweilig, und in dem Falle wäre ein tacere besser als ein ludere.

Es ist Zeit, daß wir uns in gesundere Sphären begeben, und daß wir uns von diesen Schriftstellern, welche in wirren Phantasiegebilden über Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart sich ergehen und uns jede klare Aussicht in die Zukunft benehmen und verdecken, solchen zuwenden, welche mit freiem und richtigem Blick Zeiten und Verhältnisse zu ermessen verstehen und würdiger von dem deutschen Volke und seiner Mission denken. Mögen die Ziele, welche dem deutschen Volke von der Vorsehung gesteckt sind, in noch so weiter nebelgrauer Ferne liegen, wir halten fest an dem Glauben, daß die Aufgabe für die deutsche Nation die ist, von einer gewissen Höhe und Reife der individuellen Bildung und Freiheit überzugehen zu politischer Freiheit und Selbständigkeit. Denn wie bei dem einzelnen das Streben nach individueller Freiheit und Unabhängigkeit, wenn die Wurzeln dieses Strebens gesund und kräftig sind, zuletzt in das Streben nach politischer Freiheit übergeht, so wird auch bei dem deutschen Volke der Zeitpunkt kommen, wo die einmüthigen Forderungen der Gesammtheit die politische Einheit und die politische Größe Deutschlands zur Wirklichkeit machen werden. „Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze", das ist das große Ziel der Deutschen. Ohne politische Einheit sind diese Güter nicht zu erreichen. Wenn Deutschland auf eine gewisse Stufe der politischen Reife gelangt sein wird, wird sich als Frucht dieser Reife die politische Einheit ergeben. Die sociale und commerzielle Umgestaltung aller Verhältnisse im Großen wie im Kleinen wirkt mächtig dazu mit, widernatürliche und hemmende Grenzen und Beschränkungen zu beseitigen. Die Geschichte lehrt uns, daß durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch eigennützige oder ängstliche und energielose Fürstenpolitik die Einigung Deutschlands zu einem großen Reiche verhindert hat; sollen wir daraus den Schluß ziehen, daß diese Einigung gegen den Entwickelungsgang der deutschen Geschichte ist und daß das Streben danach zurückgewiesen werden muß? Daß von den Fürsten die Einheit und die auf Gesetze basirte Stärke und Freiheit nun und nimmer kommen wird, den Schluß müssen wir daraus ziehen. Wenn die Kleinstaaterei ihre Mission, die individuelle Entwickelung in kleinen Kreisen zu befördern, erfüllt haben wird, wird sie fallen. Bisjetzt zwar bewegt sich die ganze Entwickelung Deutschlands noch vorwiegend in den Bahnen des individuellen Lebens; aber das deutsche Volk hat den Glauben an seine Zukunft nicht verloren; die Idee und der Gedanke seiner Bestimmung bleiben in ihm wach und sind in unsern eigenen Tagen auf eine neue Stufe der Entwickelung gehoben worden.

Jeder Schriftsteller, der von diesen Gesichtspunkten aus und in diesem Sinne über Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart urtheilt, macht sich um die Aufklärung und Aufhellung von Zeiten und Verhältnissen wahrhaft verdient und erwirbt sich ein Anrecht auf Anerkennung und Dank. Wir setzen in diese Klasse von Schriftstellern die nachfolgenden, zunächst Hermann Schmid mit dem zur Beurtheilung vorliegenden Werke:

3. **Mein Eden. Eine münchener Geschichte aus den Zeiten Karl Theodor's. Von Hermann Schmid. München, Fleischmann. 1862. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.**

Die Geschichte spielt in den letzten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und schildert hauptsächlich die schändliche Priester- und Ministerherrschaft jener trüben Zeiten, in denen Deutschland bereits auf dem Wege zu seiner tiefsten Erniedrigung war. Die Erzählung bewegt sich zwar in den engern Kreisen der münchener Verhältnisse; doch ist sie durchweg so gehalten, daß sie ein allgemeines Interesse in Anspruch nimmt. Einzelne große und bedeutsame Fragen, an deren Lösung die Gegenwart mit allen Kräften arbeitet, werden mit Geschick berührt und geben Zeugniß von dem gesunden Urtheil des Verfassers. Folgende Stelle ist besonders interessant (S. 122). Der Kapitän von Unertl und Helfrich von Meggenhofen, zwei ehrenfeste Charaktere, welche von den elenden Hofintriguen ganz besonders verfolgt werden, unterhalten sich über die damalige Zeit (1799). „Wir leben", sagt Meggenhofen, „in dem Zeitalter der Lüge und des Scheins, und vielleicht ein Jahrhundert wird noch die Aufklärung zu wirken haben, ehe Wahrheit und Wirklichkeit zur Herrschaft kommen!"

„Wenn es überhaupt im Plane der Weltordnung liegt, daß sie dazu kommen!" warf Unertl ein. „Könnten Sie daran zweifeln?" fragte in schnellem Feuer Meggenhofen. „Würde in dem Zweifel nicht die Behauptung liegen, daß Schein und Lüge zu den Zwecken der Schöpfung gehören? Nein, lassen Sie mir diesen Gedanken, und wenn es nur ein Traum wäre, lassen Sie mir den Traum an eine Zukunft des Menschengeschlechts, in welcher es in Staat und Kirche, in der Familie und im öffentlichen Leben, für den einzelnen wie im Verkehr kein anderes Gesetz, keine andere Richtschnur gibt, als Wahrheit und Recht. Eine Zukunft, in welcher jede Persönlichkeit, jeder Mann ganz und voll für sich gilt, in welcher niemand zu verbergen braucht, was er fühlt und denkt, und darum die Schlösser und Riegel an den Herzen überflüssig geworden!"

„Gutmüthiger, liebenswürdiger Schwärmer!" rief Unertl. „Zürnen Sie mir nicht und zweifeln Sie nicht an meiner Menschenliebe, wenn ich Ihnen darauf erwidere, daß dieses zwei goldene Zeitalter genau im nämlichen Moment eintreten wird, in welchem die Schlösser und Riegel an unsern Thüren und Kasten überflüssig geworden sind."

„Sie bestätigen meine Behauptung, indem Sie selbe zu widerlegen glauben! Auch dieser Moment wird kommen und muß kommen! Es ist der Moment, in welchem jeder Kraft im Staate die Möglichkeit gegeben wird, das zu wirken, was sie ist, und mit welchem ebendeswegen jedes Misverhältniß in Erwerb und Besitz sich ausgleicht, folglich auch alle Armuth mit ihren entsittlichenden Folgen verschwindet! Wem vergönnt und freigestellt ist, körperlich und geistig zu erwerben, wozu er sich befähigt fühlt, der wird die gleiche Befugniß jedes andern achten — das Eigenthum wird in der gleichen Berechtigung aller sicher sein! Es wird so kommen, mein Freund, es muß so kommen, und unsere Pflicht ist es, jetzt schon dahin zu wirken, dafür vorzubereiten und Bahn zu brechen!"

Eine Scene in der Erzählung finden wir weniger gelungen, es ist die, wo der münchener Bürger Kugler dem Kurfürsten in einem langen Zwiegespräch über wichtige Dinge, namentlich auch über seine Umgebung, die Wahrheit sagt und ihn wirklich zu vernünftigern Ansichten bekehrt, sodaß er sich entschließt „zu prüfen und zu untersuchen", und den Bürger auffordert öfters zu ihm zu kommen und ihm auf alle seine Fragen ehrlich und geradeheraus die Wahrheit zu sagen. Zunächst ist eine solche Scene zu trivial und abgenutzt. Daß ein schlichter derber Bürger oder Bauer einem Fürsten mit Erfolg die Wahrheit sagt, ist in der Wirklichkeit gewiß recht selten vorgekommen; in Romanen, Novellen, historischen Erzählungen ist es eine allzu gewöhnliche Wendung geworden. Ferner ist die Scene für den Charakter des Kurfürsten unwahrscheinlich und durchaus unangemessen. Ein Fürst, welcher geistig so schwach und stumpfsinnig und moralisch so gesunken und verkommen ist, daß der bloße Schein eines Verdachts, ein bloßes „falsches Briefcouvert" für ihn genug sein soll, um ihn zu vermögen, Männer, die ihm jahrelang gedient haben, von sich zu stoßen und in das Verderben zu stürzen; ein Fürst, welcher jahrelang der elende Spielball elender Menschen gewesen ist, ohne daß je eine Ahnung von der Wahrheit in ihm aufgestiegen ist, der faßt plötzlich bei der Ermahnungsrede eines in seinen Augen ganz ungebildeten Bürgers den Entschluß, er wolle von nun an prüfen und untersuchen. Der Verfasser scheint das Unmotivirte und Zwecklose einer solchen Wendung selbst gefühlt zu haben, denn ehe der Kurfürst Zeit hat, sein neues Leben und sein neues System zu beginnen, stirbt er. Soll etwa diese Scene dazu dienen, den Kurfürsten zuletzt in einem etwas bessern Lichte erscheinen zu lassen, so ist sie in Bezug auf die vorhergehende Schilderung des Kurfürsten eine Inconsequenz und steht mit dem ganzen Gange der Erzählung in einem Widerspruche, welcher unangenehm berührt. Es wäre besser gewesen, der Verfasser hätte die verderbliche Schwäche und Erbärmlichkeit eines Fürsten, welcher die ihm von Gott verliehenen Gaben, zu sehen, zu hören, zu denken, zu urtheilen, wie für ihn überflüssige Dinge unter die Füße tritt oder, noch schlimmer, sich von andern unter die Füße treten läßt, in ihrem verdienten Lichte bis zum Schlusse der Erzählung consequent dargestellt. Der Stil ist frisch, kräftig, lebendig und klar. Eine Einzelheit ist uns sehr aufgefallen: kann man die Präposition wegen mit dem Dativ construiren? Ist es erlaubt zu sagen: „wegen mir, wegen uns?" (S. 256, 277.) Wol schwerlich; es beleidigt Ohr- und Sprachgefühl in hohem Grade und ist auf keine Weise zu rechtfertigen.

In dieselbe Kategorie, wie Hermann Schmid, setzen wir Wolfgang Müller von Königswinter mit dem Werke:

4. **Vier Burgen. Deutsche Adelsgeschichten von Wolfgang Müller von Königswinter. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.**

Die Titel der vier einzelnen Erzählungen sind: „Haus Bullenheim. 1857"; „Schloß Wildenau. 1857"; „Burg Rodeck. 1857"; „Vogtei Bohlenhausen. 1859". Bei der Unmasse von Dorf- und Bauerngeschichten war es kein übler Gedanke, auch einmal Adelsgeschichten zu schreiben. Die vier Geschichten spielen alle in neuerer Zeit und haben die Tendenz darzuthun, daß der Adel, wenn er überhaupt noch Sinn und Bedeutung haben soll und sich nicht selbst dem Untergange weihen will, eine den Zeiten entsprechende Form annehmen muß, daß er sich dem Gesetze des Fortschritts nicht entziehen darf und sich den veränderten Umständen und Verhältnissen gemäß weiter fortbilden und entwickeln muß.

In der ersten Geschichte, welche vor längerer Zeit in den „Illustrirten Monatsheften" von Westermann zuerst erschienen ist, werden in humoristischer Weise die leidensvollen Schicksale eines Barons geschildert, welcher, ohne Besitz, ohne Fähigkeit zu erwerben, ganz verkommen in veralteten Adelsideen einem traurigen Untergange verfallen sein würde, wenn er nicht von einem bürgerlichen Verwandten gerettet worden wäre. Diese Geschichte ist unstreitig die beste von allen. Die ganze Idee ist gut aufgefaßt und gut durchgeführt, die Schilderungen sind frisch und lebendig, die Charaktere anschaulich und im ganzen wahrheitsgetreu; einige derselben sind etwas absonderlich. Das Frische und Gemüthsvolle, welches namentlich die erste und die letzte Geschichte auszeichnet, möchten wir als einen besondern Vorzug hervorheben. „Schloß Wildenau" und „Burg Rodeck" sind in einzelnen Partien weniger gelungen; sie bieten manche Unwahrscheinlichkeiten und zu viel romanhafte Berechnung; und dies möchten wir dem Verfasser um so mehr als Vorwurf anrechnen, als er seiner Befähigung nach wahrlich nicht nöthig hat, zu solchen äußerlichen Mitteln zu greifen.

5. **Aus dem deutschen Volksleben. Von Otto Ruppius. Zwei Bändchen. Leipzig, Keil. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.**

Die Erzählungen, welche in diesen beiden Bändchen enthalten sind, sind in den vierziger Jahren zerstreut erschienen; sie sind, wie es im Vorwort heißt, einer sorgfältigen Sichtung und theilweise neuen Durcharbeitung von dem aus Amerika heimgekehrten Verfasser unterzogen worden und erscheinen hier gesammelt in einer Ausgabe, gleichmäßig derjenigen von den amerikanischen Schilderungen. Die erste Erzählung „Ein Stück deutsches Bauernleben" (1846) ist in Bezug auf den Inhalt etwas überladen und breit und bietet nichts besonders Charakteristisches und Interessantes. Die zweite „Drei Tage aus dem Leben eines Schullehrers" (1847) schildert die Schicksale eines Dorfschullehrers, welcher von einem pietistischen und zelotischen Geistlichen, seinem Vorgesetzten, verfolgt wird und zuletzt aus seinem Amte entfernt werden soll; doch als die Noth am größten zu sein scheint, findet er in der nahegelegenen Stadt eine Anstellung als Organist. In der fünften Erzählung „Priester und Bauer" (1846) wird uns ein Priester von noch schlimmerer Art — habsüchtig und rachsüchtig nach echter Pharisäerart — im Kampfe mit seiner Gemeinde vorgeführt. Der Priester geht in diesem Kampfe unter. Die dritte Erzählung „Traumkönig und der reiche Schneider" (1847) behandelt die Schicksale eines Schneidermeisters, welcher, aus Paris und London heimgekehrt, ein großartiges, aber durchaus unsolides Geschäft eröffnet, sehr vornehm lebt, bankrott macht und dann nach einem andern Orte zieht, um hier ein neues besseres Leben zu beginnen. Doch er kann sich anfangs aus seinen schlechten Gewohnheiten nicht herausreißen; er verfällt eine Zeit lang einem wüsten Wirthshausleben, findet aber endlich den rechten Weg, und durch Ausdauer und Arbeitsamkeit gelangt er zu Wohlstand und Glück. In der vierten Erzählung „Schlamm und fester Boden" (1847) lernen wir einen jungen Handwerksburschen kennen, der, von sehr schwachem und unselbständigem Charakter, in Frankfurt und Berlin in sehr schlechte Gesellschaft geräth, und erst nachdem er durch seine liederlichen und verworfenen Kameraden wiederholt in die größte Noth gebracht ist, allmählich zur Einsicht und zu größerer Festigkeit und Stärke des Charakters gelangt. In der letzten Erzählung „Eine Weberfamilie" (1844) werden die fürchterlichen Leiden geschildert, von welchen die schlesischen Weberfamilien in den vierziger Jahren so besonders schwer heimgesucht wurden.

Die Erzählungen verdienen, daß sie wieder abgedruckt worden sind. Der Verfasser hat Gefühl und Verständniß für das Leben des Volks. Seine Anschauungen und Darstellungen sind durchaus gesund und frisch. Die Charaktere sind einfach, natürlich und derb, ohne gemein und platt zu werden; was sie indeß in nicht hohem Grade besitzen, ist die individuelle und charakteristische Besonderheit.

6. **Vergangene Tage. Culturhistorische Novellen von Ludwig Ziemssen. Göttingen, Wigand. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.**

Den bisher besprochenen Büchern reihen wir noch ein Werk an, welches sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß es durchaus ohne alle politischen Tendenzen und Hindeutungen auf

Zeitfragen ist. Es schildert in objectiver Weise Sitten und Zustände aus dem Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Bei der großen Masse von culturhistorischen Romanen und Novellen ist es natürlich, daß die meisten oberflächlich und farblos geschrieben sind; gründliche Studien hat selten ein Schriftsteller für solche Erzeugnisse gemacht. Die rühmlichste Ausnahme machen diese Novellen von Ludwig Ziemssen; sie sind in jeder Beziehung gediegen zu nennen; die Lectüre derselben ist ein Genuß, man kann sie mehr als einmal lesen, was bei solchen Büchern wahrlich viel sagen will. Eine kräftige, klare, geläuterte und edle Phantasie herrscht in der Erfindung und Anlage wie in der Sprache. Die Zeiten, in denen die Ereignisse spielen, sowie die einzelnen Personen sind charaktervoll und plastisch geschildert. Alles ist interessant und fein und schön ausgearbeitet; nichts von gesuchter romanhafter Berechnung, alles einfach, edel und wirkungsvoll.

Die erste Novelle „Väterliche Justiz" spielt in Stargard im Jahre 1576. Der Bürgermeister dieser Stadt, Joachim Apellmann, wird durch seine amtliche Stellung gezwungen, seinen eigenen Sohn, der völlig misrathen ist und von Stufe zu Stufe immer tiefer sinkt, bis er zuletzt auf stargarder Stadtgebiet als Mitglied einer Räuberbande gefangen genommen wird, zum Tode zu verurtheilen. Die Hauptcharaktere in der zweiten Novelle „Verschlungene Lebenspfade" sind Barnim XI., Herzog von Pommern-Stettin, der von 1600—3 regierte und vorher Herzog von Rügenwalde gewesen war; ferner zwei Waffenschmiede: der eine, Meister Schlüter in Stettin, steht in einer besondern Beziehung zum Herzog; der andere, ein junger Schmied aus Augsburg, ist auf seiner Wanderschaft nach Stettin gekommen, hat in der Werkstatt des Meister Schlüter gearbeitet und dessen Tochter kennen gelernt. Nachdem er in Augsburg Meister geworden ist, kehrt er nach Stettin zurück, hält um die Hand der Tochter an, und nach vielen überwundenen Schwierigkeiten wird sie die Seinige. Wir müssen uns auf diese kurze und ganz oberflächliche Andeutung des Inhalts beschränken. Wir empfehlen das Buch zur Lectüre ganz besonders. Selbst unbedeutende Nebenumstände werden durch die frische und lebendige Färbung und plastische Darstellung unter der geschickten Hand des Verfassers höchst anziehend. Wir geben eine kleine Probe (S. 176):

„Es war hoch Mittag geworden, als unser Wanderer (der junge Waffenschmied aus Augsburg, Eberhard Amperg) endlich an den Thoren der alten Residenz Stettin anlangte. Sorgfältig stäubte er, wie es einem ordentlichen Wandergesellen geziemte, Schuhe und Gewand ab, schlichtete das verwirrte Haar und schickte sich erst dann an, die wohlbekannten Gassen der ihm noch so vertrauten Stadt zu betreten. Aber so ohne weiteres verwilligte ihm der Stadtsöldner am Thor den Einzug nicht. «Beweist das Handwerk!» herrschte er den Wanderer auf seine Meldung an; «holt ein Zeichen vom Meister in der Stadt; das Bündel bleibt derweil zur Stelle!» — «Wohl», erwiderte der Jüngling, «so will ich Euch gebeten haben, Ihr wollet mir mein' Sach' inzwischen wohl verwahren, bis daß ich mit dem Zeichen wiederkehre.» — «Legt ab», sprach der Söldner. Der Wanderer ließ sein Bündel von der Schulter auf die Stufen des Thorhäuschens gleiten und leichten Fußes eilte er nun die wohlbekannten Straßen hinauf, in denen das rege Treiben einer mächtigen Haupt- und Handelsstadt gewaltig auf- und niederflutete. Er war noch nicht weit in das Gewirr der Straßen vorgedrungen, als er aus einem hochgegiebelten Hause, dessen geschwärzter Esse unablässig dichte Rauchwolken entstiegen, den taktmäßigen Wechselschlag der Hämmer erklingen und nähertretend den Blasebalg «singen» hörte. Die Schmiede war ihm nicht bekannt — wol eine neue Niederlassung —, doch trat er munter und wohlgemuth ein. «Guten Tag!» rief er mit kräftiger Stimme, das Geräusch der Hämmer und das Schnauben des Blasebalgs hell übertönend. «Guten Tag! Glück herein! Gott ehre das Handwerk, Meister und Gesellen!» Der geschäftige Lärm stockte; die Hämmer ruhten, die Feilen hörten auf zu kreischen und die Blasestange fuhr mit einem Seufzer in die Höhe. Aller Augen richteten sich auf den Ankömmling. «Dank Euch Gott!» — «Willkommen Schmied!» tönte der kräftige Widerruf. Unbefangen schritt Eberhard Amperg auf einen alten Burschen zu, der an der Blasenstange stand und, auf einen jungen Arbeiter deutend, der in Hemdärmeln und Schurzfell an der Esse stand, sprach er: «Mit Gunst, Gesell, daß ich dich fragen mag, ist das der Meister, so vor der Esse stehet?» — «Mit Gunst, mein Schmied», antwortete der alte Gesell in dröhnendem Baß, «es ist, wie du sagest; der Meister Walther und kein anderer!» So trat nun unser Wanderer an diesen heran und sprach: «Meister, ich wollte Euch gebeten haben, Ihr wollet mir ein Zeichen geben, daß ich mein Bündel mag zum Thor einbringen.» Freundlich nickend und die stattliche Erscheinung des Ansprechenden mit Wohlgefallen musternd, reichte ihm dieser den mächtigen sechzehnpfündigen Vorschlaghammer, den er eben in Händen hielt, und sprach: «So nimm das Zeichen, geh ins Thor und weis es für!» Dankend nahm der Jüngling und eilte zurück, sein Bündel auszulösen. «Genügt Euch daran?» sprach er zum Söldner, den Hammer vorweisend. Mit einem breiten Lächeln auf seinem massiven Gesicht langte der Hellebartier nach dem Hammer und sprach: «Gib's her und laß mich sehen!» Gutmüthig reichte der Fremde, der wol wußte, daß es um ein Trinkgeld gehe, den Hammer hin und hatte auch schon die Rechte im Wams, um nach dem Lederbeutlein zu suchen, als der Söldner wohlgemuth ausrief: «Der Hammer ist mir verfangen! Löst ihn aus!» Eine kleine Silbermünze befreite das Zeichen alsbald aus der Hand des erfreuten Lanzenknechts, der junge Wanderer schwang sein Bündel leicht auf die Schulter und bald war er auf dem Rückwege, um den Hammer wieder einzuliefern, was in derselben förmlichen Weise geschah, wie die Entlehnung desselben."

Rudolf Sonnenburg.

Zur Frage über die Entstehung des Nibelungenliedes.

Der Dichter des Nibelungenliedes. Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1862 von Franz Pfeiffer. Wien. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

Trotz mannichfacher, mit allen Waffen der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns geführten Kämpfe stehen sich noch heute in Betreff der Frage über die Entstehung des Nibelungenliedes zwei Parteien unversöhnt gegenüber. Die eine hält an Lachmann's Liedertheorie fest, die andere betrachtet unser Nationalepos als eine dichterisch einheitliche Schöpfung. Für die erstere ist folgerichtig eine Untersuchung, wer der Dichter des Liedes gewesen, bedeutungslos, ja unmöglich; die Vertreter der andern dagegen haben ein Recht, jene Frage aufzuwerfen und in ihrer Weise zu beantworten. Bekanntlich hat man schon verschiedene Dichter des Liedes aufgestellt; man hat nacheinander auf Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Rudolf von Ems gerathen; aber immer waren es Hypothesen ohne jegliche wissenschaftliche Grundlage. Zuletzt hat Holtzmann in seinen „Untersuchungen über das Nibelungenlied" den Beweis zu führen gesucht, daß Meister Konrad, der Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau, der Dichter sei, allein Holtzmann scheint hiermit selbst bei den Anhängern seiner sonstigen Theorie nicht befriedigt zu haben.

Franz Pfeiffer, der unermüdlich in der Lösung noch dunkler Fragen ist, und es liebt, mit neuen Ansichten hervorzutreten, hat nun die Frage nach dem Verfasser des Nibelungenliedes abermals aufgenommen und einer Entscheidung entgegenzuführen versucht. Er geht „von sichern bestimmten Grundlagen" aus und macht die metrische Form nicht allein zum Ausgangspunkte, sondern zum Mittel- und Angelpunkte seiner Untersuchung. Diesen Weg haben allerdings schon andere vor ihm angedeutet oder selbst betreten, alle aber sind auf halbem Wege stehen geblieben. So ließ namentlich auch Holtzmann seine Voreingenommenheit für den Meister Konrad nicht dazu gelangen, noch einen Schritt

vorwärts zu machen und die richtige Lösung zu finden. Diesen Schritt will eben Pfeiffer thun.

Die Untersuchung hat zwei Theile. Zuerst liegt die Frage nahe: „War die Nibelungenstrophe eine unmittelbar aus dem schöpferischen Geiste des Volks hervorgegangene, althergebrachte, zu gewisser Zeit allgemein übliche Form für das Volksepos oder doch einzelne Theile desselben, oder aber: ist sie das Werk bewußter vorgeschrittener Kunst?" Und zweitens: „Ist sie letzteres, ist sie das Kunstwerk eines einzelnen, wer war der Urheber oder Erfinder?"

Aus der deutschen Literaturgeschichte wissen wir, daß die Epik ursprünglich unstrophisch war, und daß sich erst dann die strophische Gliederung zeigte, als aus der epischen Poesie die Lyrik sich entwickelte und als selbständige Gattung austrat. In Deutschland sehen wir im Gegensatz zur griechischen Lyrik die eigenthümliche Erscheinung, daß der Erfinder einer Strophe auch der Eigenthümer war. „Wer immer einen neuen Ton, eine neue Weise erfand, blieb im ausschließlichen, unantastbaren Besitz dieser seiner Erfindung, die von andern zwar nachgeahmt, d. h. umgestaltet oder erweitert, nicht aber unverändert zu eigenen Dichtungen verwendet werden durfte. Eine Uebertretung dieses Gebots der Sitte und des Herkommens wäre wie ein Diebstahl betrachtet worden (das Mittelalter hatte dafür den Ausdruck «Tönedieb»), und so streng und unverbrüchlich wurde dies Gebot beobachtet, daß unter der ungeheuern Masse lyrischer Gedichte vom 12. bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts die widerrechtliche Aneignung eines fremden, nicht selbst erfundenen Tons ohne Beispiel ist." In spätern Zeiten führte dann die anfänglich lobenswerthe Sitte die misliche Consequenz herbei, daß die Lyriker zu Ueberkünstelung und gehaltloser Formenspielerei ihre Zuflucht nehmen mußten, um die Ehre der Originalität für sich zu haben.

Die strophische Form drang auch in die Epik ein und zwar zunächst und vorzugsweise in solche Gedichte, deren Stoffe der deutschen Heldensage angehören. Der Verfasser sucht sodann den Beweis zu liefern, daß auch hier jenes bei der Lyrik geltende Gesetz zur Anwendung kam und die epische Strophe ebenfalls als das unantastbare Eigenthum ihres Erfinders betrachtet und respectirt wurde. Zu diesem Zweck schildert er uns die Gestaltung der verschiedenen epischen Strophenformen, voran die älteste, die Nibelungenstrophe, dann die Strophe im Bruchstück von Walther und Hiltgund, die Gudrunstrophe, die Strophenbildungen in der Rabenschlacht, in der Spielmannspoesie und in den Räthselliedern und schließlich Wolfram's von Eschenbach Titurelstrophe. Alle diese Formen wichen voneinander ab. Erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, „als sich, nicht blos im bürgerlichen und Staatsleben, die Begriffe von mein und dein zu verwirren und die Bande des Gesetzes und der Ordnung zu lockern begannen", finden wir den Nibelungenvers auch in andern Heldengedichten, wie im „Großen Rosengarten", „Ortnit", „Hug- und Wolfdietrich" u. s. w.; allein es ist nicht mehr die Strophe in ihrer ursprünglichen Form geblieben und dann geben auch die Gedichte an sich den Verfall der alten Kunst zu erkennen. Nachdem der Verfasser so zu dem Resultate gelangt ist, daß die Nibelungenstrophe kein Nationaleigenthum war und daß folgerichtig von Volksliedern in dieser Form nicht mehr die Rede sein könne, wendet er sich zu der Beantwortung der zweiten Frage, wer der Urheber oder Erfinder jener Strophe gewesen sei.

Der Kürnberger ist anerkanntermaßen der älteste der deutschen Liederdichter, sein Wirken fällt etwa in die Zeit 1120—40. Trotzdem nur wenige Strophen seiner Lieder auf uns gekommen sind, so scheinen sie doch dem Verfasser zur Führung seines Beweises hinreichend zu sein. Daß die Form, in welcher jene Strophen sämmtlich gedichtet sind, als das Eigenthum des Kürnbergers auch in bewußter Weise beansprucht wurde, ersehen wir aus einem Liede des Dichters, in welchem ausdrücklich gesagt wird, ein Ritter habe gesungen „in Kürenberges wise". Nun ist diese Töneweise des Kürnbergers der Nibelungenstrophe vollkommen gleich, kein Lyriker hat sie sich sonst angeeignet und, wie wir gesehen, auch kein Epiker: Pfeiffer schließt also hieraus, daß der Verfasser jener lyrischen Strophen auch der Urheber des in derselben Strophenform verfaßten epischen Gedichts war, ja nach seiner Ansicht sind wir berechtigt, „den Kürnberger und den Dichter des Nibelungenliedes für Eine Person zu halten".

Ehe der Verfasser zu andern, seine Annahme unterstützenden Momenten übergeht, sucht er vorerst ein Bedenken aus dem Wege zu räumen, welches auf den ersten Blick das gewonnene Resultat in Frage zu stellen scheint, das Bedenken nämlich, daß ein beträchtlicher Zeitraum von 50—60 Jahren thatsächlich zwischen den Liedern des Kürnbergers und unserm Heldenliede liegt und sich besonders in den ungenauen Reimen dort, in den genauen hier zu erkennen gibt. Auf der einen Seite gewahren wir also im Nibelungenliede eine moderne Form, auf der andern aber hat es auch eine Alterthümlichkeit aufzuweisen, welche darin besteht, daß Reime, die nach den Gesetzen der höfischen Kunst als klingende (weibliche) zu gelten haben, bisweilen nach der Weise der alten Gedichte als stumpfe (männliche) gebraucht werden, wie z. B. Uoten—guoten. Jenen Gegensatz und diese Uebereinstimmung der beiden gleichstrophischen Schöpfungen sucht nun Pfeiffer durch die Annahme zu vermitteln und zu erklären, „daß wir es hier (mit dem Nibelungenliede) mit keinem Originalwerke, sondern nur mit einer spätern Umarbeitung zu thun haben, die die ursprüngliche Form des Werks nicht völlig zu tilgen vermocht hat". In der That gewährt uns die Literaturgeschichte solcher Beispiele von Modernisirungen eine Fülle.

Weiterhin führt der Verfasser verschiedene Einzelheiten an, welche die Uebereinstimmung der Lieder des Kürnbergers mit dem Nibelungenliede deutlicher hervortreten lassen; wir finden sie in der Aehnlichkeit von Bildern, von Redewendungen, von Reimen und Worten, im lyrischen Tone, der durch das Epos hindurchklingt. Ferner ist Oesterreich die Heimat des Kürnbergers wie auch des Nibelungenliedes. In Passau mochte der Dichter das über hundert Jahre dort entstandene lateinische Buch von den Nibelungen kennen gelernt haben, von dem wir leider nur aus dem Berichte der Klage wissen. Unter anderm wurde in ähnlicher Weise auf Grund heimischer Sagen und Lieder die longobardische Geschichte von Paulus Diaconus in lateinischer Zunge verfaßt. Pfeiffer glaubt aus manchen Einzelzügen des Nibelungenliedes schließen zu müssen, der Dichter habe sich auch das lateinische Gedicht von Walther und Hiltgund zum „Vorbild" genommen. Haben wir somit im Nibelungenliede, abgesehen von der weitern Umarbeitung, im Grunde kein Original vor uns, so hat doch der Dichter so viel eigenthümliche und selbständige Seiten seinem Stoffe abgewonnen, daß wir in seiner Schöpfung durchaus keine Uebertragung gewöhnlicher Art zu sehen haben. Selbst einzelne Gestalten sind sein freies dichterisches Eigenthum, so vor allem Rüdiger und Volker. Die Bemerkungen Pfeiffer's, welche Holtzmann's Anregung weiter ausführen, der Dichter habe sich in dem Spielmann Volker selbst schildern wollen, und zwar deshalb, um Dichtung und Sänger in den Augen seiner vornehmen Standesgenossen zu heben, „gleichsam zu adeln", finden wir außerordentlich fein und sinnig. Daß der Dichter sich nicht nennt, sucht der Verfasser in dem überhaupt im Nibelungenliede streng beobachteten Zurücktreten seiner eigenen Person. So sind uns auch im Gegensatze zu den höfischen Romandichtern in den prosaischen und unstrophischen Gedichten, deren Stoffe der deutschen Volkssage angehören, die Namen der Dichter fast immer verschwiegen. Am Schlusse der Untersuchung faßt Pfeiffer die einzelnen Momente derselben kurz und bündig in folgende Sätze zusammen:

„Die Nibelungenstrophe ist nicht das Product des schaffenden Volksgeistes, ist kein Nationaleigenthum, sondern das Kunstwerk einer bestimmten Person. Der Erfinder der Strophe ist auch der Dichter des Liedes. Dieser ist der Kürnberger, dessen Heimat Oberösterreich, dessen Hauptquelle ein lateinisches Buch war. Der Kürnberger ist wie der älteste lyrische, so auch der erste höfische Dichter adelichen Standes, er ist der Schöpfer des

volksmäßigen strophischen Epos und zugleich der größte epische Dichter unsers Volks. Sein Werk ist die erste herrliche Frucht der Betheiligung des Ritterstandes an der Poesie. Von ihm hat die nationale Epik für alle Zukunft Form und Gehalt, Richtung und Ziel empfangen."

Pfeiffer's Schriftchen über den Dichter des Nibelungenliedes hat ebenso wie die Untersuchung über „Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit" Aufsehen erregt und in seinem Ergebniß überrascht. Auch hier wieder unaufgeklärte, zweifelhafte Punkte und auf der andern Seite Klarheit, Ueberzeugung, eine aus dem Dunkel der Gleichgültigkeit hervortretende lichtvolle Gestalt. Wir sind bei Erörterung dieser Frage auf literarischem und kritischem Gebiete, und hier, glauben wir prophezeien zu dürfen, werden dem Verfasser eher gerüstete Gegner nahen, als auf jenem grammatischen, auf welchem keiner so leicht sich mit Pfeiffer messen kann. Jedenfalls haben wir auch hier eine Anregung zu begrüßen, die zu weitern Untersuchungen Anlaß geben möge. In dieser Schrift, die mit einer gewissen Wärme und Ueberzeugungskraft geschrieben ist, bewährt der Verfasser außer seiner Gelehrsamkeit aufs neue auch die Kunst seiner Darstellung, durch welche er so viele seiner Fachgenossen überragt, die oft ein entsetzliches Deutsch schreiben. Die gelehrten Anmerkungen, die sich durch Kürze und Knappheit auszeichnen, geben die literarischen Nachweise und führen die ausgesprochenen Behauptungen weiter aus. 68.

Notizen.

Eine Charakteristik Uhland's von August Béranger.

Die „Bibliothèque universelle" enthielt in ihrer Nummer vom 20. Januar einen ebenso anerkennenden als liebevoll eingehenden Aufsatz von A. Béranger über Uhland, in welchem es unter anderm über Deutschland heißt: „Unter den Ländern, welche auf der buntfarbigen Karte der Phantasie verzeichnet sind, nimmt Deutschland einen der ersten Plätze ein. Es fesselt uns ich weiß nicht durch welche geheimnißvolle Anmuth, durch nebelhafte und phantastische Gebilde, welche zur Träumerei verführen und uns mit einer Art innerlicher, eindringlicher und traulicher Gemüthserregung gefangen nehmen.... Es liegt etwas Nebelhaftes auf der überrheinischen Landschaft; die Fläche ist einförmig. Aber zum Ersatz läßt diese ausgedehnte Fläche, in welcher der Blick ins Grenzenlose schweift, den Gedanken des Unendlichen entstehen" u. s. w. Hiergegen möchten wir nur bemerken, daß in Deutschland doch nicht alles eine „plaine monotone" ist, wie ja auch der Verfasser selbst recht gut weiß, wenn er z. B. Uhland's Heimatsland, Schwaben, das „deutsche Arkadien" nennt, „que parcourt une file de collines plantées de vignobles, où le Neckar serpente à travers les prairies, où les châteaux en ruines et les forêts dominent les paisibles villages". Dieses poetische Deutschland existire, versichert er weiter, nicht so sehr lange, nicht bevor die Dichter es mit ihrem Zauberstabe hervorgerufen hätten. „Puissance magique de la poésie!" ruft er aus, und er bemerkt weiter: „Deutschland spielte nun für eine gewisse Generation die Rolle, welche Italien zur Zeit der Renaissance gespielt hatte: es war das Ziel aller Träume, die Heimat der Ideale, ein Land der Verheißung für die Einbildungskraft." Der Verfasser flicht seiner ausführlichen und beredten Charakteristik Uhland's die Prosaübersetzung einer großen Zahl Uhland'scher Lieder und Balladen ein, unter letztern auch der Ballade „Des Sängers Fluch", „qui est peut-être le chef-d'oeuvre d'Uhland", nur von der Ballade „Das Schloß am Meer" versucht er eine rhythmische Uebertragung, die wir hier mittheilen wollen:

„As-tu vu sur la plage
Le fier château royal,
Où parfois un nuage
Flotte comme un signal?
Son reflet se balance
Sur le sein des flots bleus,
Sa tourelle s'élance
Aux profondeurs des cieux." —

„J'ai vu la tour royale.
Le vent du soir soufflait,
Mais la lune était pâle,
Et le brouillard montait." —

„N'as-tu pas sur l'arcade
Entendu le concert,
Joyeuse sérénade
Chantant avec la mer?" —

„Non ... muette était l'onde;
Un chant semblait vibrer
De la voûte profonde,
Mais il me fit pleurer." —

„As-tu vu dans la salle
Les époux révérés,
La couronne royale
Et les manteaux pourprés?

Et la princesse blonde,
Brillait-elle à coté,
Comme au sortir de l'onde
Un beau soleil d'été?" —

„Non; la noire mantille
Les couvrait tous les deux;
Ils pleuraient, et leur fille
N'était pas avec eux."

Man wird gestehen müssen, daß diese Uebertragung im ganzen, namentlich aber wie uns scheint die dritte Strophe gelungen und dem Geist und Ton des Originals entsprechend sei, wenn auch Ausdrücke wie „château royal", „arcade", „concert", „sérénade", „princesse blonde", „mantille" u. s. w. den Leser unwillkürlich aus dem geheimnißvollen Nebel des Nordlands und aus der poetischen Sagenzeit in den sonnigen Süden und in die Zeit der Renaissance oder des Rococo versetzen. Daran ist jedoch mehr die französische Sprache als der Uebersetzer schuld.

Goethe als Vater des Realismus.

In einem Aufsatze der „Revue des deux mondes" (vom 15. Februar) mit der Ueberschrift: „Le réalisme épique dans le roman", dem Gustave Flaubert's Roman „Madame Bovary" und das spätere monströse Machwerk „Salambô" zu Grunde gelegt sind, bemerkt Sanct-René Taillandier: „Weiß die realistische Schule, die so geräuschvoll auftritt und so stolz ihre Unabhängigkeit erklärt, woher sie kommt? Kennt sie ihre Vorläufer? Ich nehme fast Anstand, den großen Namen zu nennen, der mir angesichts einiger närrischen Versuche aus letzterer Zeit oft unwillkürlich einfiel. Doch muß es gesagt werden, daß der Realismus wie der Romantismus aus einer Ideenarbeit entsprang, die unserm Lande nicht angehört und die wir eher in Unnatur verwandelt, als bereichert oder fortgesetzt haben. Der Vater des Realismus ist kein anderer als Goethe. Und warum soll man dies nicht offen aussprechen, da das beste Mittel, unsere falschen Realisten zur Vernunft zu bringen, darin besteht, daß man sie mit dem großen Geiste confrontirt, dessen System sie so verkehrt ausgelegt haben." Nachdem Taillandier noch verschiedene Bemerkungen über den Romantismus der Schlegel, Tieck, Novalis und Brentano und über den angeblichen Idealismus Schiller's und den angeblichen Realismus Goethe's gemacht, fährt er fort: „Von dem Augenblick an, wo die letztern beiden edeln Intelligenzen sich zu einem so engen Freundschaftsbunde vereinigt hatten, machten sie einer bei dem andern Anleihen; Schiller richtete sich mehr auf das Studium der realen Welt, Goethe erhob sich höher in die Sphären der sittlichen Welt. Doch vergesse man

nicht, daß selbst bevor noch Goethe von dem Einflusse seines Freundes berührt worden, sein Realismus schon eine Quelle von Reichthümern in sich schloß; denn die Beobachtung war bei ihm nur der Anfang der Kunst, und schloß die Auswahl, die Zeichnung, die Anordnung, endlich den Gedanken, das heißt die Poesie nicht aus. Welcher Contrast zwischen dem Verfahren Goethe's und demjenigen, der in unserer laufenden Literatur diesen Namen usurpirt hat! Wenn man nur nach zwei Werken (den genannten Romanen von Flaubert), die ein mehr lärmhafter als ernster Erfolg der Aufmerksamkeit der Kritik empfiehlt, urtheilen darf, so findet zwischen dem Realismus Goethe's und dem unserigen mehr als ein bloßer Contrast statt — es ist ein Abgrund." Wie und was man auch von dem Versuche Taillandier's, den neufranzösischen Realismus auf keinen Geringern als Goethe zurückzuführen, denken möge, so ist darin doch immer eine bemerkenswerthe Anerkennung des mächtigen Einflusses der deutschen Literatur und namentlich Goethe's auf die neuere französische ausgesprochen. H. M.

Zwei französische Urtheile über Shakspeare.

Im Odeontheater zu Paris wurde neulich Shakspeare's „Macbeth" neu einstudirt und scheint vom Publikum nicht ohne Theilnahme aufgenommen worden zu sein. Auch die Tagespresse betheiligte sich lebhaft an der Discussion über den britischen Meister, und die uns zu Gesicht gekommenen Urtheile liefern einen nicht uninteressanten Beitrag zur Einsicht in die jetzige französische Geschmacksrichtung. Während die Zahl derjenigen, welche nur die sogenannten Classiker ihres Vaterlandes gelten lassen wollen, noch keineswegs ausgestorben ist, zeigen wiederum nicht wenige eine erfreuliche Objectivität, ja sogar klares Erkennen der Mängel des vorwiegend rhetorischen Dramas. Am ärgsten wird Shakspeare im Feuilleton des „Siècle" verketzert, wo ein Herr de Bieville sich über „Macbeth" dahin äußert: „Man findet allerdings bisweilen einige geniale Züge, ergreifende Bilder, bedeutende Gedanken, ja sogar Zartempfundenes und verschiedene wirklich pathetische Situationen und schöne Scenen; aber es bestätigt sich das Voltaire'sche Wort: Perlen im Mist. Und der Mist ist vorherrschend, die ganze Anlage barbarisch. Man sieht zwar in dem Stücke Aberglauben, Zerrissenheit, Extravaganz, Grobheit, mittelalterliche Grausamkeit, kaum aber irgendeinen Schimmer von Kunst." Schließlich wird beklagt, daß Shakspeare „erhabene und auserlesene Meisterwerke wie die eines Corneille und Racine" von der Bühne verdrängen könne. Desto entschiedener tritt für ihn A. de Belloy in der „Illustration" ein, einem Journal, welches, ebenfalls auf die weitesten Leserkreise berechnet, in seinem literarischen Theile mancher unserer illustrirten Zeitungen zum Muster dienen könnte. Zunächst bekämpft Belloy den Hochmuth vieler Engländer, die nur demjenigen gestatten wollen, über Shakspeare zu sprechen, welcher der englischen Sprache vollkommen mächtig ist; denn „sie beleidigen mit einem solchen Anschein von Verehrung für Shakspeare diesen einzigen Genius, dessen Charakter es eben ist, zu gleicher Zeit vollständig Engländer und in demselben Grade Universalgenie zu sein". Aus diesem Grunde muß er auch das italienische Sprichwort, welches ohne Ausnahme jeden traduttore (Uebersetzer) zu einem traditore (Verräther) stempelt, durchaus verwerfen; denn sei es auch zu bedauern, daß die Shakspeare'schen Eigenthümlichkeiten selbst durch die geschickteste Uebertragung in mancher Hinsicht verloren gehen, „das wirklich Große und Reinmenschliche in ihm ist glücklicherweise für alle Zungen und alle Zeiten verständlich". Von französischen Bearbeitungen des „Macbeth" werden zwei genannt; die eine ist von einem Sohne Victor Hugo's, die andere von Jules Lacroix. In Betreff derselben heißt es: „Der Gelehrte, der Kunstliebhaber, der Dilettant lese die wörtliche Uebersetzung von François Victor Hugo; das Publikum aber, wenn es erfahren will, was ein echtes Drama ist, gehe in das zweite Théâtre français, um «Macbeth» zu sehen, wie er von Lacroix übertragen und für die Bühne bearbeitet wurde." Letzterer hat eine metrische Uebersetzung geliefert, welcher Belloy vor einer wortgetreuen stets den Vorzug gibt. Zwar könne ein Dichter nur durch einen Dichter übersetzt worden, aber dem wahren Dichter falle die gebundene Rede nicht schwer; denn „so viel steht fest, daß zehn Verse einem Victor Hugo oder einem Lamartine nicht mehr Mühe kosten, als zehn Zeilen Prosa ebendemselben Lamartine oder Victor Hugo". 83.

Bibliographie.

Banning, H. A., Der Bilderstürmer und seine Tochter. Eine niederländische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem Holländischen übertragen von K. Tücking. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Paderborn, Schöningh. 8. 18 Ngr.

Braeuner, R., Geschichte der preußischen Landwehr. Historische Darstellung und Beleuchtung ihrer Vorgeschichte, Errichtung und späteren Organisation. 1ster Halbband. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gerstäcker, F., Aus meinem Tagebuch. Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr.

Jacobi, V., Erzählungen. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.

Meyer, F. K., Die noch lebenden keltischen Völkerschaften, Sprachen und Litteraturen in ihrer Geschichte und Bedeutung. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein am 31. Januar 1863. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Nitzsch, C., Die evangelische Bewegung in Italien. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien geschildert. Berlin, Hertz. Gr. 8. 20 Ngr.

Oettinger, E. M., Die nordische Semiramis oder Katharina II. und ihre Zeit. Historischer Roman. 1ste Abtheilung. Die nordische Semiramis. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Raabe, W. (J. Corvinus), Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale. Ein Roman. Drei Theile. Braunschweig, Westermann. 8. 5 Thlr.

Der Zeitgeist. Culturgeschichtliches Centralblatt. Herausgegeben von E. Löwenthal. Jahrgang 1863. April bis December. 36 Nummern. Leipzig, O. Voigt. Gr. 4. Vierteljährlich 12 Ngr.

Ziegler, F., Geschichte der Stadt Stein am Rhein. Mit einer Ansicht. Schaffhausen, Hurter. 1862. 8. 10 Ngr.

Zimmermann, C. E., Bis nach Sibirien. Erinnerungen aus dem Feldzuge nach Rußland und aus der Gefangenschaft 1812—1814. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 5 Ngr.

Zingerle, I. von, Johannissegen und Gertrudenminne. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Lex.-8. 7 Ngr.

Tagesliteratur.

Appellation an den Geist der Nation wider den Geist der Universitäten. Hamburg, O. Meißner. 8. 2½ Ngr.

Eich, F., In welchem Locale stand Luther zu Worms vor Kaiser und Reich? Zur Widerlegung und Beleuchtung der Schrift: „Rathhaus oder Bischofshof?" Im Namen des Ausschusses des Luther-Denkmal-Vereins herausgegeben. Nebst einem lithographirten Grundriß der Stadt Worms. Der Ertrag ist für das Luther-Denkmal bestimmt. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Ngr.

Förster, F., Denkwürdigkeiten preußischer Geschichte aus den Befreiungskriegen 1813, 1814, 1815. 1ste Lieferung. Berlin, Hollstein. 8. 5 Ngr.

Die persönliche Gegenwart des heiligen Geistes auf der Erde. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 4 Ngr.

Geiger, A., Sadducäer und Pharisäer. Breslau, Schletter. Gr. 8. 10 Ngr.

Kattner, E., Deutsche Abrechnung mit den Polen. Zwei Hefte. Bromberg. 1862. Gr. 8. à 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 9. April 1863.

Eine Aesthetik auf psychologischer Grundlage.

Aesthetik. Von Karl Köstlin. Erste Hälfte. Tübingen, Laupp. 1863. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Seit lange ist mir im wissenschaftlichen Gebiete kein Werk vorgekommen, dessen Verfasser in der Vorrede so viel für sich in Anspruch nähme und im Buche selbst so wenig leistete wie das vorliegende. Die Unsitte, sich dadurch die Arbeit bequem und das Feld frei zu machen, daß man über die Leistungen der Vorgänger mit vornehmer summarischer Aburtheilung hinweggeht und sich das Ansehen gibt, als ob man selbst zuerst gefunden habe, was der bis dahin im Dunkeln tappenden Welt ein Licht aufzustecken vermöge, ist zwar heutzutage eine leider sehr gewöhnliche Erscheinung; aber mit weniger Berechtigung und größerer Selbstverkennung als bei der Introduction dieser „Aesthetik" dürfte davon nur selten Gebrauch gemacht sein. Das klingt hart, und es widerstrebt eigentlich meinem Naturell, mich in dieser Weise auszusprechen, denn es hat mir bei meiner kritischen Thätigkeit stets mehr Freude gemacht, Gutes loben zu können, als Schlechtes tadeln zu müssen; und namentlich einem ästhetischen Werke gegenüber hätte ich meine Misbilligung um so lieber unterdrückt, als das Urtheil über die Arbeit eines Fachgenossen nur gar zu leicht der Gefahr einer Misdeutung ausgesetzt ist. Aber im Interesse der Wissenschaft kann ich nicht anders. Ihre Vergangenheit wie ihre Zukunft fordert gleich dringend, gegen eine Behandlung und Weiterführung derselben, wie sie in diesem Buche versucht ist, Protest einzulegen; denn würde nach der in ihm eingeschlagenen Art und Weise in der Aesthetik fortgearbeitet, dann würden nicht nur sehr bald alle Errungenschaften, die wir den bisherigen Anbauern derselben, Männern wie Burke, Winckelmann, Lessing, Herder, Kant, Schiller, Schelling, Solger, Hegel, Weiße, Rosenkranz, Vischer, Carriere, Zimmermann u. a., im Strom der Vergessenheit begraben sein, sondern es wäre auch zu befürchten, daß sich die fernere Entwickelung der Aesthetik ganz und gar in die Nebelei und Schwebelei willkürlicher subjectivistischer Raisonnements und das Tohuvabohu einer babylonischen Sprach- und Begriffsverwirrung verlöre.

Niemand kann in der Wissenschaft, wie in andern Lebensgebieten, ein entschiedenerer Freund des Fortschritts sein als ich. Wie ich das Recht dazu für mich in Anspruch genommen habe und noch in Anspruch nehme, so gestehe ich es auch jedem andern zu. Wenn daher der Verfasser zunächst sagt, daß im ästhetischen Gebiete noch vieles zu thun sei und daß bei dem bisjetzt Erreichten, des Trefflichen darunter unerachtet, nicht stehen geblieben werden könne, so stimme ich ihm in dieser Beziehung vollkommen bei. Aber wenn er unmittelbar darauf den Aesthetikern der Gegenwart den Vorwurf macht, sie hätten sich einerseits nicht energisch genug von der Hinterlassenschaft ihrer Vorgänger loszureißen vermocht, andererseits die Ueberlieferungen früherer Systeme nicht gewissenhaft genug benutzt, sondern über Hegel die Leistungen Kant's, Schiller's, Schleiermacher's, über Herbart die ganze Reihe nach-Kant'scher Denker vergessen, so schlägt er damit in doppeltem Sinne der Wahrheit ins Gesicht. Bis zu Anfang der funfziger Jahre war allerdings die ganze ästhetische Literatur, von einzelnen verschwindenden Ausnahmen abgesehen, in der Hegel'schen Auffassung befangen; von da ab aber begann sich in Einzelschriften und umfassendern Arbeiten der Geist eines völlig freien Fortschrittsdranges geltend zu machen. Ich selbst war der erste, der mit einem die Fundamentalfragen behandelnden, nicht etwa blos nachbessernden, sondern von Grund aus selbständigen System gegen ihn auftrat; und später haben, theils von verwandtem, theils von verschiedenem Standpunkt, Carriere, Zimmermann u. a. ein Gleiches gethan. Wir sämmtlich haben, jeder von seiner principiellen Anschauung aus, ihm gegenüber die volle Freiheit wissenschaftlicher Forschung in Anspruch genommen; ich meinerseits außerdem eine fortlaufende, offene Polemik gegen ihn geführt. Es ist also unwahr, wenn der Verfasser die heutigen Aesthetiker einer zu sklavischen Befangenheit in der Doctrin Hegel's beschuldigt und die Miene annimmt, als ob er erst zum Befreier aus diesen Banden berufen sei. In einer Beziehung freilich hat es ihm

vielleicht keiner gleichgethan: in der chevaleresken Manier, ihn mit einigen Floskeln des Lobes und Tadels beiseite zu schieben und es für ebenso unnöthig zu erachten, das Bleibende seiner Leistungen anzuerkennen, als sich wegen des Unhaltbaren seines Systems mit ihm auseinanderzusetzen. Gerade ein Werk, das Anspruch darauf macht, in der Wissenschaft eine neue Bahn zu brechen, hat aber um so mehr die Pflicht, im ganzen wie im einzelnen mit Pietät und Offenheit darüber Buch zu führen, was es den Vorgängern verdankt und worin es über sie hinausgeht. Es verlangt dies die Rücksicht auf die Pfleger und die Rücksicht auf die Geschichte der Wissenschaft. Wer es nicht thut, handelt gegen die Gerechtigkeit und vergißt, daß nur der Fortschritt von historischer Bedeutung sein kann, der die Continuität von Vergangenheit und Zukunft ehrt. Unter allen Aesthetikern der Gegenwart, welche auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen, wüßte ich aber keinen zu nennen, der es mit den Verpflichtungen gegen die Vorgänger so obenhin genommen hätte, wie der Autor unsers Buchs, und es ist daher doppelt auffällig, wenn er ihnen den Vorwurf macht, über den einen oder den andern die übrigen vergessen zu haben.

Darüber wäre jedoch gern und leicht hinwegzugehen, wenn nicht ein gleich ungerechtes und unwahres Gebaren den Grundcharakter des ganzen Buchs bildete. Mit Ausnahme einiger beschönigender Redensarten besteht fast die ganze, sechs enggedruckte Seiten umfassende Vorrede aus einem Register schwerer Sünden, deren sich die moderne Aesthetik schuldig gemacht haben soll; sieht man sich aber die darin aufgezählten Schwächen und Verbrechen an, so sind es lediglich solche, die sich höchstens den ästhetischen Arbeiten der Hegel'schen Schule, nicht aber den darüber hinausgehenden Werken zum Vorwurf machen lassen, solche, die größtentheils schon längst überwunden, ja zum Theil von der Hegel'schen Schule selbst aufgegeben sind; noch seltsamer und belustigender aber ist, daß sich unter allen diesen Sünden kaum eine befindet die nicht im Werke des Verfassers weit üppiger, als in irgendeinem seiner Vorgänger in Blüte stände. Er tadelt an diesen das Festkleben am Formalismus und Schematismus der Schuldoctrin, und man braucht nur die Inhaltsübersicht seines Buchs mit seinen endlosen Divisionen, Subdivisionen, Subsubdivisionen u. s. w. anzusehen, um sich zu überzeugen, daß es ihm hierin so leicht kein anderer gleichgethan hat. Er klagt über die Schwerfälligkeit und Schwerverständlichkeit der bisher angewandten Diction und Terminologie, und schwerfälliger, verworrener, unklarer als die seinige kann es keine geben. Er wirft den bisherigen Lehrbüchern und Einzelschriften Umständlichkeit und Weitläufigkeit vor; gerade hierin aber hat der Verfasser im ganzen wie im einzelnen das Nonplusultra geleistet. Er bezichtigt die speculative Aesthetik der verhängnißvollsten Misgriffe in der Handhabung der Logik, aber mehr und ärgere Verstöße gegen die einfachsten logischen Gesetze, als in dieser nicht speculativ seinsollenden Aesthetik lassen sich nirgends finden. Er setzt seinem Buche das Motto vor: „Nous ne sommes plus dans le siècle des mots, nous sommes dans celui des choses", und mit einer größern Sündflut von Worten, als sie dieses Buch enthält, ist wol der Leser eines wissenschaftlichen Werks noch niemals übergossen worden.

Aber auch dies alles könnte man sich vielleicht noch gefallen lassen, wenn der Verfasser nur wenigstens in dem, worin er wirklich von seinen Vorgängern abzuweichen und einen neuen Weg einzuschlagen sucht, etwas wesentlich Förderndes und Probehaltiges geleistet hätte. Aber leider sieht es auch damit sehr trübe aus. Das eigentlich Kennzeichnende seines Verfahrens ist, daß er nicht die Aesthetik, wie es seit Plato vorherrschend geschehen, auf den Grundbegriff der „Idee" gegründet wissen will, sondern den Versuch macht, ihr statt dessen eine psychologische Basis zu geben und das gesammte ästhetische Verhalten als einen eigenen Zweig des Geisteslebens, nämlich als Bethätigung des Phantasielebens zu begreifen.

Die Berechtigung zu einer derartigen Behandlung der Aesthetik erkennen wir vollkommen an, ja wir räumen ein, daß sich gerade von diesem Gesichtspunkte aus noch sehr viele und wesentliche Aufschlüsse über das Wesen des Schönen und der Kunstthätigkeit gewinnen lassen, und befinden uns daher mit dem, was früher Kant, Schleiermacher, Herbart, neuerdings Lazarus, Hettner u. a. in dieser Hinsicht geltend gemacht haben, nichts weniger als im Widerspruch. Aber das können wir nicht zugestehen, daß die psychologische Begründung der Aesthetik die allein berechtigte, allein ersprießliche sei. Neben ihr kann und muß vielmehr zu ihrer Ergänzung stets auch die realistische, von der Untersuchung der Außenwelt ausgehende, und über beiden stets die bisher mit Recht dominirende, weil beide in sich zusammenfassende metaphysische Begründung bestehen. Es ist falsch, wenn man die Miene annimmt, als ob die metaphysische Behandlung nicht auch diejenigen Fragen in ihr Bereich gezogen habe, die im Speciellen von der Psychologie zu lösen sind; sie konnte sie nur nicht zum alleinigen Gegenstande der Betrachtung machen; denn sie hatte ebenso sehr ihr Augenmerk auf die Eigenschaften der ästhetischen Objecte an sich, wie auf das Verhalten der Seele ihnen gegenüber zu richten und mußte außerdem für die Wechselwirkung zwischen beiden einen tiefern, in beider Einheit wurzelnden Grund suchen, und diesen fand sie eben in der Idee von einer ursprünglichen Identität alles Subjectiven und Objectiven, und war daher vollkommen im Recht, diese „Idee", in der sie die höchste und ursprünglichste aller Ideen oder die „Idee schlechthin" erkennen mußte, als Princip und Urgrund alles Schönen zum Ausgangspunkt ihrer Theorie zu machen. Von einzelnen Hegelianern ist allerdings diese Idee entweder zu subjectivistisch oder zu realistisch genommen, und darüber entweder die naturalistische oder die psychologische Betrachtung des Schönen zu stiefmütterlich behandelt worden. Aber wie ich sogleich das Vorwort zu meinen „Aesthetischen Forschungen" damit beginne, das Schöne als das Product zweier in Wechselbeziehung stehender Factoren, nämlich des schauenden, empfindenden

Subjects einerseits und des geschauten, empfundenen Objects andererseits zu bestimmen, so hat auch Carriere sein System damit eröffnet, das Zusammenwirken von Objecten mit unserer Subjectivität als eine unerlaßliche Bedingung des ästhetischen Wohlgefallens auszusprechen, und jeder von uns dieser Grundanschauung gemäß ebenso wol der Betrachtung des psychologischen wie des naturalistischen Factors Rechnung getragen; ja Carriere hat die psychologischen Seiten des Schönen sogar mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt, und es ist daher eine dem Thatbestand widersprechende Unterstellung, wenn man so thut, als ob die zeitherige, von der „Idee“ ausgehende Aesthetik in dieser Hinsicht gar nichts gethan habe. Immerhin verkennen wir nicht das Verdienstliche, was darin liegen kann, das Aesthetische auch einmal einseitig, vom specifisch-psychologischen Standpunkt aus ins Auge zu fassen; denn die Sonderbetrachtung bietet ebenfalls ihre eigenthümlichen Vorzüge. Aber eine andere, wohl zu erwägende Frage ist, ob gerade jetzt hierzu ein günstiger Zeitpunkt war. Zufolge der neuern Forschungen auf dem Gebiete der Physiologie, namentlich über den Zusammenhang von Leib und Seele, befindet sich eben jetzt die ganze Psychologie in einem noch lange nicht zum Abschluß gekommenen Gärungs- und Umwandelungsproceß. Ihre frühern Grundlagen sind erschüttert, neue von nur einiger Sicherheit noch nicht gefunden. Es schwebt also diese ganze Wissenschaft jetzt gleichsam in der Luft; es hat somit seine großen Bedenken, gerade jetzt eine andere Wissenschaft auf sie gründen zu wollen.

Trotzdem räumen wir gern ein, daß auch vom gegenwärtigen Standpunkte der Psychologie auf Grund der Errungenschaften, die sie den Fortschritten der exacten Wissenschaften verdankt, für die Aesthetik wenn nicht endgültig entscheidende, doch wesentlich fördernde Resultate zu gewinnen sind; und als wir lasen, daß sich der Verfasser auf diesen Standpunkt gestellt habe, erwarteten wir mit Bestimmtheit, daß er für seine Arbeit die neuesten Forschungen auf dem physiologisch-psychologischen Gebiet sorgfältig benutzt und auf sie seine ästhetischen Gesetze gegründet haben werde. Allein auch in dieser Erwartung haben wir uns gründlich getäuscht. Statt in dieser Weise zu verfahren, ja statt sich auch nur auf eine den frühern Erfolgen der Wissenschaft genugthuende Bestimmung dessen, was das eigentliche Wesen und Leben der Seele ist, einzulassen, begnügt er sich damit, in der Manier eines ganz gewöhnlichen, d. h. ebenso sehr der empirischen wie rationellen Begründung ermangelnden Raisonnements das ästhetische Verhalten der Seele mit ihrem theoretischen und praktischen Verhalten zu vergleichen, das erstere in seiner Eigenthümlichkeit den beiden letztern gegenüber als „anschauendes Vorstellen“ oder „Phantasieleben“ zu bestimmen, und endlich das Wesentliche und Charakteristische des Phantasielebens im Unterschiede vom theoretischen und praktischen Leben darin zu erblicken, daß es „die nothwendige Vollendung des Lebens überhaupt“ sei und zwar darum, weil es einerseits „durchaus freie“ Thätigkeit sei, andererseits es „mit einem ihm selbst durchaus gemäßen, angemessenen, entsprechenden, zusagenden, adäquaten, harmonirenden Gegenstande zu thun habe“.

Hierin haben wir den ganzen Kern und Inbegriff dessen, was der Verfasser als die nach seiner Behauptung bisher noch nicht dagewesene, zuerst von ihm ins Dasein gerufene psychologische Begründung der Aesthetik bietet. Mehr erfahren wir in diesem Betracht nicht von ihm, denn alles, was der sich mit „Wesen und Bedeutung des ästhetischen Lebens“ beschäftigende Abschnitt seines Buchs auf den 49 dazu verwandten Seiten sonst noch enthält, ist nicht etwa eine tiefere Begründung und Ableitung, sondern nur eine unsäglich breite und wortreiche Wiederholung und Paraphrasirung oder, wenn es hoch kommt, Exemplification und Ausspinnung dieser Sätze. Von großem Umfange und besonderer Reichhaltigkeit ist also die neue Weisheit, mit der uns der Verfasser beschenkt hat, jedenfalls nicht; aber vielleicht um so überraschender durch ihre Neuheit und um so gewichtvoller durch ihre Wahrheit? Wir gestehen, daß wir weder die eine noch die andere dieser Eigenschaften darin haben entdecken können, und fürchten, daß es jedem andern Leser auch so gehen wird.

Oder worin bestände denn die Neuheit jener Sätze? Wer hätte noch nicht gewußt, daß es neben dem theoretischen und praktischen Verhalten des Menschen auch ein ästhetisches gibt? Wer nicht gewußt, daß dabei die Phantasie eine Hauptrolle spielt? Wem wäre es verborgen geblieben, daß das ästhetische Schaffen und Genießen in gewissem Sinne den beiden andern Lebensthätigkeiten die Krone aufsetzt? Wem entgangen, daß man in der selbstgeschaffenen Welt der Phantasie sich freier bewegen kann als im Bereich der Wissenschaft und der Praxis, und daß es der Phantasie bequemer gemacht ist als den übrigen Seelenbethätigungen, sich gerade mit den ihr zusagenden und angemessenen Objecten zu beschäftigen? Sind das nicht alles ganz triviale, auch der oberflächlichsten Betrachtung sich darbietende Wahrheiten? Bedarf es zu ihrer Erkenntniß eines Hinabsteigens in die Tiefen der Psychologie?

Aber vielleicht sind sie trotz ihrer Trivialität von der Aesthetik nicht erkannt worden; vielleicht hat die Aesthetik — wie es ja der Wissenschaft zuweilen geht — den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen, und es war dennoch die Erscheinung eines neuen Prometheus nöthig, um ihr für die Erkenntniß des offen Daliegenden ein Licht anzuzünden und ihr jene Sätze und Gemeinplätze als den Schlüssel für alle Geheimnisse der Aesthetik zum Bewußtsein zu bringen! Steht es vielleicht so? Auch in diesem Fall müßten wir dem Autor unsers Buchs sehr dankbar sein; denn auch in der Zurückführung der Wissenschaft von den Verirrungen der Schulweisheit zu den lichten Pfaden des Gemeinbewußtseins liegt ein Verdienst, das man nicht genug anerkennen kann. Aber leider trifft auch diese Voraussetzung nicht zu. Der Aesthetik sind jene Sätze, soweit sie Wahrheit enthalten, ebenso wenig ein Geheimniß geblieben, wie dem gesunden Menschenverstande. Wol ziemlich in jedem ästhetischen Werke findet sich eine ver-

gleichende und unterscheidende Zusammenstellung des Aesthetischen mit dem Logischen und Ethischen, des Schönen mit dem Wahren und Guten, der Kunst mit der Wissenschaft und dem praktischen Leben, z. B. bei Vischer in §. 56—81 seiner „Metaphysik des Schönen", bei mir in §. 17—54 meiner „Aesthetischen Forschungen", in Carriere's „Aesthetik", S. 223—228; und kaum dürfte ein mit diesen Fragen sich befassendes Werk zu finden sein, in welchem nicht die Distinction jener drei Geistesgebiete eine gründlichere, schärfere und besonnenere wäre als die des Verfassers, die schon darin ungenau und inconsequent verfährt, daß sie das Aesthetische nicht dem Logischen und Ethischen, sondern dem Theoretischen und Praktischen entgegenstellt, also es mit dem Gefühlsleben überhaupt identificirt und es späterhin doch so bestimmt und behandelt, als sei damit nur das Aesthetische im engern Sinne, d. h. das dem Höhern, Vollkommenen, Idealen zugewandte Gefühlsleben gemeint, welches als solches nicht dem Theoretischen und Praktischen überhaupt, sondern der höhern Bethätigung der Theorie und Praxis, d. i. dem Logischen und Ethischen gegenübersteht. Nicht Aufklärung also, sondern Trübung des bereits klar Gewesenen bringt die hierauf bezügliche Erörterung des Verfassers.

Nicht anders verhält es sich mit seiner Entdeckung, daß das Charakteristische des ästhetischen Verhaltens wesentlich im „anschauenden Vorstellen" oder „Phantasieleben" bestehe. Was hieran Wahres ist, hat auch die speculative Aesthetik bereits gewußt. In §. 28 meiner „Aesthetischen Forschungen" heißt es z. B. ausdrücklich, daß das Schöne „die Idee als Anschauung" sei, während das Wahre „die Idee als Begriff", das Gute „die Idee als Tendenz" genannt wird. Hiermit aber ist kurz und entschieden ausgesprochen, daß die allgemeine geistige Bethätigung, welche unser Verfasser das „ästhetische Verhalten" nennt, weder eine abstract denkende, noch tendenziös strebende, sondern eine sinnlich-anschauende, d. h. in unmittelbarer Wechselbeziehung zur objectiven Außenwelt stehende ist. Und andere haben dies ebenfalls erkannt und ausgesprochen. Neu freilich ist der Verfasser darin, daß ihm das Moment des „anschauenden Vorstellens" zur charakteristischen Unterscheidung des ästhetischen Verhaltens genügt und daß er „anschauendes Vorstellen" ohne weiteres mit „Phantasieleben" oder „Phantasiethätigkeit" für gleichbedeutend hält. Aber leider ist diese Neuheit keine Wahrheit. Nicht jedes anschauende Vorstellen ist schon ein ästhetisches Verhalten, sondern es muß noch ein Moment hinzukommen, nämlich die Beziehung des besondern Inhalts der Anschauung auf ein uns vorschwebendes Ideal, die Subsumtion der einzelnen Anschauung unter die uns als vollkommen geltende, absolut befriedigende Anschauung. Solange dies Moment fehlt, solange wir nicht beim Anschauen das angeschaute Object bewußt oder unbewußt an dem in uns lebenden Ideal einer vollkommenen Erscheinung messen und danach würdigen, ist unser Anschauen kein ästhetisches Verhalten, es müßte sonst z. B. die Harnbeschauung in wissenschaftlicher oder therapeutischer Absicht ebenfalls ein ästhetisches Verhalten sein. Darum ist der Begriff der „Idee" und des „Ideals" für eine vollständige Bestimmung des Aesthetischen gar nicht zu entbehren. Wenn man ihn, wie der Verfasser, anfangs verleugnet oder perhorrescirt, muß man ihn hinterher erschleichen, wie auch er wirklich gethan, wenn er später das ästhetische Verhalten als die „Vollendung des Lebens überhaupt" bezeichnet, was sich doch vom gewöhnlichen „anschauenden Vorstellen" unmöglich behaupten läßt.

Nicht minder unklar und ungenau ist der Autor, wenn er dem Begriff des anschauenden Vorstellens ohne weiteres den Begriff der Phantasiethätigkeit unterschiebt. Zwischen beiden ist denn doch ein noch sehr wesentlicher Unterschied. Anschauendes Vorstellen ist an sich nur eine receptive und reproductive Geistesthätigkeit; Phantasie dagegen ist eine mit dem Vorrath der Anschauungen und Vorstellungen frei verkehrende, umgestaltende und dadurch wirklich schöpferische Thätigkeit. Diese hat in jener ihre Voraussetzung, aber sie ist nicht mit ihr identisch, ja nicht einmal an sie gebunden, sondern sie ist weiter und mächtiger als sie, und geht namentlich in dem, wodurch sie ihre ästhetische Bedeutung erhält, sehr wesentlich über dieselbe hinaus. Daß sie aber dies kann und das Bedürfniß dazu empfindet, hat wiederum seinen Grund in der treibenden Macht des sie durchdringenden Ideals, der in ihr wirkenden Idee, die sich nicht mit den Anschauungen, wie sie die Wirklichkeit bietet, befriedigt fühlt, sondern sie ihrem eigenen Wesen gemäß zu ergänzen, neu zu combiniren und umzuformen strebt. Auch hier also erweist sich das vom Verfasser verschmähte Princip der speculativen Aesthetik als derjenige Begriff, ohne welche das eigentliche Wesen der Phantasie, worin er das ästhetische Princip erblickt, gar nicht zu erfassen und zu erklären ist.

Nicht befriedigender ist, was er zur speciellern Charakteristik des Phantasielebens beibringt. So stark er es auch betont, daß die von der „Idee" ausgehende Aesthetik „nicht zu einer wirklichen Erkenntniß und Würdigung des Phantasielebens in seinem Unterschiede vom Gedankenleben gelangt sei", und es so hinstellt, als ob die Lösung der „Aufgabe, das Phantasieleben als eigenen Zweig des Geisteslebens zu begreifen", ihm vorbehalten sei; wir müssen trotzdem gestehen, daß wir durch seine Schilderung des Phantasielebens keinen Aufschluß, der zugleich neu und wahr, also für die Wissenschaft wahrhaft förderng wäre, erhalten haben. Er führt im ganzen zwei kennzeichnende Merkmale für die Phantasiethätigkeit an: einmal, daß sie durchaus frei und unbeschränkt sei, sodann, daß sie es nur mit den ihr angemessenen und zusagenden Gegenständen zu thun habe. Gibt es wirklich keine andern? Läßt sich aus diesen beiden Eigenschaften wirklich das eigentliche Sein und Wesen des Phantasielebens vollständig begreifen? Mit nichten! Denn die erste dieser beiden Bestimmungen enthält gar nichts Positives, und die zweite bestimmt dasjenige, was zur Bestimmung dienen soll, wieder nach dem, was durch die Bestimmung erläutert werden soll: sie bewegt sich also im Kreise. Beid

sagen uns also über das eigentliche Leben und Weben der Phantasie so gut wie gar nichts. Und dennoch sagen sie uns andererseits viel zu viel. Eine so triviale Wahrheit es ist, daß die Phantasiethätigkeit eine freiere ist als die Erkenntniß- und Willensthätigkeit, so falsch ist es trotzdem, sie als durchaus frei zu bezeichnen. Auch sie ist bis zu einem gewissen Grade abhängig von den Objecten der Außenwelt, von angeborenen und anerzogenen Begriffen, von zufälligen Erlebnissen und Begegnissen, von Klima und Bodenbeschaffenheit, von Trank und Speise, Schlaf und Wachen, Gesundheit und Krankheit und tausend andern Dingen, und auch für sie gibt es Gesetze, denen sie sich bei der Erzeugung, Fortbildung und Abschließung ihrer Gestaltungen unterwerfen muß; auch für sie höhere Mächte, die ihre Willkür bändigen, ihrer Freiheit Zaum und Zügel anlegen. Und gerade diese durch ideale und reale Gewalten in Schranken gehaltene Phantasie ist diejenige, welche allein von ästhetischer Bedeutung ist. Dagegen eine so schlechthin freie und zügellose Phantasiethätigkeit, wie sie der Verfasser gedacht wissen will, ist als solche noch kein ästhetisches Verhalten; es würden sonst auch die wilden, confusen Träume eines von Opium Berauschten und die Phantasien eines Fiebernden als ästhetisches Verhalten gelten müssen. Und an diese Arten der Phantasiethätigkeit brauchen wir nur zu denken, um sofort zu erkennen, daß auch die zweite Bestimmung des Verfassers, wonach die Phantasie nur mit ihr zusagenden Objecten zu thun haben soll, eine falsche ist. Im Schlaf und in Krankheiten, ja zuweilen auch in wachem und gesundem Zustande muß sie sich nicht selten mit Dingen und Vorstellungen abmartern, die ihr widerwärtig, verhaßt, fürchterlich sind, und der schaffende Dichter und Künstler macht nur allzu oft die Erfahrung, daß sich ihm ganz andere Bilder aufdrängen, als solche, wie sie gerade der Hauptbeschäftigung seiner Phantasie angemessen sind. Die Phantasie ist daher gar häufig auch mit sich selbst in Widerspruch und daher dem Verfall in unerquickliche Zustände nicht weniger ausgesetzt als das theoretische und praktische Verhalten.

Beide Merkmale also, durch welche der Verfasser das Phantasieleben von den beiden andern Geistesbethätigungen unterscheidet, charakterisiren die Phantasie nicht wirklich; die Lösung der Aufgabe, das Phantasieleben als eigenen Zweig des Geisteslebens begreiflich zu machen, ist ihm also nichts weniger als gelungen, ja seine Leistung erscheint neben dem, was Hegel, Vischer, Carriere u. a. für die Erkenntniß der Phantasie gethan haben, in hohem Grade unzulänglich und dürftig. Dies ist aber für ein Buch um so gravirender, als er gerade in dieser psychologischen Begründung seines Systems den Kern und Hauptvorzug dessen, was er für die Aesthetik geleistet hat, erblickt.

In der That bietet das Folgende des wesentlich Neuen und Eigenthümlichen noch weit weniger dar, als der von uns besprochene erste Abschnitt. Die Neigung freilich, Ansichten und Erkenntnisse, die sich bereits bei seinen Vorgängern finden, für seine Entdeckungen auszugeben, kehren auch hier fort und fort wieder. So spricht er z. B., als ob er die Berechtigung des Inhalts im ästhetischen Gebiete zuerst wieder nach Aristoteles in der rechten Weise zur Geltung gebracht habe; denn vor ihm habe man das Aesthetische entweder zu sehr als bloße Formsache behandelt oder zu einseitig von seiten seines stofflichen Gehalts gefaßt. Ich antworte hierauf nur mit der Frage, ob ich denn nicht das Schöne ebenso wol als etwas Substantielles, wie als etwas Qualitatives gefaßt, ebenso wol von den substantiellen „Manifestationen" wie von seinen qualitativen „Modificationen" gehandelt, und außerdem unter den das Schöne componirenden Elementen auch die „Realität" und unter den Bedingungen der Realität neben der „Form" und der „Größe" ganz ausdrücklich auch den „stofflichen Inhalt" und den davon ausgehenden „Reiz" als für das Schöne wesentlich mitwirkend hervorgehoben und endlich präciser und vollständiger, als es irgendjemand vor mir oder nach mir gethan, das Gradverhältniß der verschiedenen Bedeutung, welche der Stoff neben der Größe und Form im Erhabenen, Rein-Schönen und Reizenden, sowie im Komischen, Humoristischen und Tragischen besitzt, bestimmt habe? Und ob nicht auch Carriere in dem, was er S. 128—135 sagt, sowie bei der Behandlung des Schönen in Natur und Kunst dem Stoff ebenso gerecht geworden ist wie der Form?

Leider aber vermag ich vom Verfasser trotz seiner Versicherung dasselbe nicht zu sagen. Er fertigt den „ästhetischen Inhalt" auf einigen Seiten (53—62) ab und subsumirt sodann alles, was das eigentliche Untersuchungsobject des allgemeinen Theils der Aesthetik ist, unter die „ästhetische Form", für deren Betrachtung er S. 62—312, also nicht weniger als fünf Siebentel seines ganzen Buchs in Anspruch nimmt. Hierin liegt aber nicht nur eine quantitative, sondern auch eine qualitative Verkennung des richtigen Verhältnisses zwischen Form und Stoff, denn er behandelt als bloße Modificationen der Form, was nicht sowol in dieser, sondern in dem Stoff und der Größe den Grund seiner Eigenthümlichkeit besitzt, z. B. das Tragische, Komische, Erhabene, Reizende u. s. w.

Aehnlich verhält es sich mit allem, was er für neu ausgibt. In dem, was Wahres daran ist, ist er nicht wirklich neu, und in dem, was neu ist, vermißt man die Wahrheit. Das Glücklichste und Brauchbarste in seinem ganzen Buche ist seine Bestimmung, daß das Wesen des Schönen darin bestehe, daß es zugleich ruhig-faßlich und belebend-anziehend sei, daß es „beruhigende Klarheit" und „anziehende Lebensfülle" in sich vereinigen müsse, und daß eben hierin das „Ideal der Gestaltung" liege. Diese Bestimmung ist richtig, und sie gehört dem Autor wenigstens insofern an, als sie noch keiner so wie er in den Vordergrund gestellt und in diese Form eingekleidet hat. Aber wesentlich neu ist sie nicht. Nicht blos das Gemeinbewußtsein, wie er selbst zugibt, sondern auch die Theorie hat sie längst gekannt. Im wesentlichen nämlich ist sie nichts anderes als der alte Satz, daß das Schöne die Eigenschaften der Einheit und der Mannichfaltigkeit in sich vereinigen müsse; denn die Einheit ist eben stets

das beruhigende, die Mannichfaltigkeit dagegen das belebende Moment im Schönen. Der Verfasser hat also hier nichts gethan, als daß er die beiden Factoren der Schönheit von seiten ihrer Wirkung bestimmt hat, während sie die bisherige Aesthetik von seiten ihrer Ursächlichkeit erfaßte. Das Zurückgehen auf die Ursachen ist aber jedenfalls die tiefere Auffassung; eigentlich hat also der Verfasser nur einen Rückschritt zu einer mehr oberflächlichen Auffassung gemacht. Immerhin wird es ersprießlich sein, daß er diese beiden Momente gerade in dieser Form scharf hervorgehoben hat. Obschon ich ihm insofern darin vorangegangen bin, als auch ich auf die beruhigende Wirkung des Einheitlichen und den belebenden Effect des Verschiedenen nicht nur im allgemeinen aufmerksam gemacht, sondern es insbesondere als ein Hauptargument für die ästhetische Bedeutung meines Proportionalgesetzes und zur Erklärung anderer Erscheinungen, z. B. des unvollständig befriedigenden, weil blos beruhigenden Eindrucks der Prime und der gleichfalls unbefriedigenden, weil blos anregenden Wirkung der Quinte benutzt habe, ist doch immer die Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Zusammenwirkens dieser beiden Momente im Schönen noch nicht so allgemein durchgedrungen, daß es nicht zweckmäßig wäre, sie einmal möglichst weit in den Vordergrund zu ziehen.

Seinen eigenthümlichen Weg ist der Verfasser außerdem in der Anordnung und Gliederung seiner „Speciellen Lehre vom Schönen" gegangen, und er thut sich gerade in dieser Beziehung auf seine Logik etwas zugute. Leider aber müssen wir bekennen, daß wir gerade hier eine höchst bedauerliche Confusion und Durcheinanderwürfelung des Stoffs gefunden haben. Verkehrt ist es schon, sämmtliche Elemente und Momente des Schönen unter die Kategorie der „ästhetischen Form" zu subsumiren, denn das Schöne ist ja nicht ein bloßes Moment der „ästhetischen Form", sondern diese ein Moment des Schönen. Unlogisch ist es ferner, wie er das gesammte Schöne in das „Schöne der Quantität" und das „Schöne der Qualität" eingetheilt hat; denn das Qualitative am Schönen beruht stets auf seiner Form oder seinem stofflichen Inhalt; die Form ist ja aber für den Verfasser der weitere Begriff, welcher Qualitativ-Schönes und Quantitativ-Schönes zugleich umfaßt; wie kann er also, was er eben dem Quantitativ-Schönen übergeordnet hat, unmittelbar darauf ihm wieder beiordnen? Den Inhalt aber hat er bereits vorher der Form gegenübergestellt, also von ihr ausgeschlossen; wie kommt er also dazu, sie unter dem Namen der Qualität der Form wieder unterzuordnen? Noch auffälliger erscheinen die Verstöße gegen die einfachsten Gesetze der Logik, wenn man ins Auge faßt, was er einerseits unter das Quantitativ-, andererseits unter das Qualitativ-Schöne subsumirt. Zu jenem rechnet er die Eigenschaften der Begrenzung, der Einheitlichkeit, der Größe und des Gleichmaßes; von diesen ist aber nur die dritte eine wirklich quantitative Eigenschaft; alles Uebrige, z. B. die Eigenschaften des Geraden, Krummen, Eckigen, Runden, Rhythmischen, Gegliederten, Regelmäßigen, Symmetrischen, Proportionalen u. s. w., sind Eigenschaften der Form, bei denen zwar quantitative Bestimmungen mitwirken, jedoch nur in untergeordneter Weise, dergestalt, daß sie nicht die Quantität, sondern die Qualität der Dinge bestimmen. Ein Dreieck von vier und ein Dreieck von neun Quadratfuß Flächeninhalt sind quantitativ verschieden; dagegen ein Dreieck und ein Kreis sind qualitativ verschieden. Zum Qualitativ-Schönen rechnet er die Eigenschaften der Bestimmtheit, der Einheit, der Bedeutung und der Harmonie. Welch ein Eintheilungsprincip der Verfasser hierbei geleitet hat, dies zu ergründen, ist mi schlechterdings unmöglich gewesen. Hier hat der Verfasse sein Princip des ästhetischen Verhaltens, die absolut Freiheit des Phantasielebens, in ungebundenster Weis walten lassen, und dem gegenüber muß die Kritik ver stummen.

Auch in der Beleuchtung der einzelnen Bestimmunge können wir ihm hier nicht weiter folgen. Wollten wi alles, was wir für schief, ungenau, verworren, über trieben oder geradezu falsch halten müssen, aufzählen un nachweisen, wir müßten ein Buch schreiben, dreimal dick wie das seinige. Ein Verzeichniß dessen dagege worin wir ihm unbedingt beistimmen können, dürf ziemlich klein ausfallen. Wir verzichten auf beides. Nu über seine Darstellungsweise müssen wir noch einiges s gen. Diese ist in der That von einer eigenthümliche aber wir fürchten fast ungenießbaren Manier. A eigentliches Untersuchen, Abwägen, Entwickeln, Begrün den, Beweisen, scharfes Abgrenzen und Zergliedern läß er sich nicht ein. Er schüttelt seine Sätze rein dogmatis aus dem Aermel und begnügt sich, sie in endlosen D scriptionen zu paraphrasiren. Wie er es in der Fassun seiner Bestimmungen mit der Logik nimmt, möge ma aus einem Beispiel ersehen. Auf S. 9 schreibt er:

> Der ästhetische Mensch ist einerseits derselbe Mensch m dem praktischen und theoretischen Menschen, und doch ist andererseits ein ganz anderer Mensch als jene beiden; die Gege stände, mit welchen der ästhetische Mensch zu thun hat, si einerseits dieselben mit denen, welche den praktischen und the retischen Menschen beschäftigen, und doch sind sie andererse ganz und durchaus von diesen verschieden.

Hat denn der Autor, indem er dies niederschrieb, g keine Ahnung davon bekommen, daß er hiermit etwa schlechthin Unmögliches behauptet? Daß zwei Denkobje in einer Beziehung identisch, in einer andern Beziehun verschieden sein können, das ist begreiflich; aber daß einerseits identisch und doch andererseits ganz und durc aus verschieden sein sollen, das liegt außer dem Berei der gewöhnlichen Logik. Aber der Verfasser gefällt s in derartigen Antinomien. Jetzt ist ihm die Schönh das Bestimmte, dann ebenso sehr das Unbestimmte, je das Einfache, dann das Vielfache, jetzt das Große, da das Kleine, jetzt das Harte, dann das Weiche u. s. Erst nachdem er sich in der Hervorhebung der geg sätzlichen Momente genug gethan, kommt er hinter dazu, ihr gegenseitiges Durchdringen und Zusammenw ken zu fordern, ohne aber — worauf es eigentlich a kommt — ins Klare zu setzen, in welchem Verhältn diese verschiedenen Momente des Schönen zueinander ste

und wie sie sich in verschiedenen Erscheinungen den ihnen zum Grunde liegenden Ideen gemäß verschieden miteinander verbinden müssen. Eine ähnliche Vorliebe für schroffe Zusammenstellung des Contrastirenden zeigt er in seiner Diction, indem er sich einerseits in der Vorüberführung abstracter Begriffe nicht genug thun kann, und andererseits sich wieder in einer maßloßen Cumulation von Exemplificationen oder Veranschaulichungen gefällt. Statt die Klarheit und überzeugende Kraft durch Einfachheit und Präcision zu erzielen, erstrebt er sie durch Wiederholungen derselben Gedanken und Häufung synonymer Ausdrücke. So sagt er z. B. einmal:

Alle Kunst liebt es, durch unbestimmtere Gestalten, unbestimmtes Formenspiel auf das bestimmtere vorzubereiten, hinzuführen, hinzuleiten, die Phantasie vorerst noch in allgemeinerer Weise anzuregen, Vorplätze, Vorhallen, Vorräume, Vorspiele, Präludien, Introductionen, Proömien der Hauptsache vorauszugeben.

Ein andermal sagt er:

Aug' und Ohr fordern neben den einfachen, klaren, ruhigen auch wiederum lebendigere, anziehendere, erregendere, reichere, mannichfaltigere, stärkere, machtvollere, gegensätzlichere Eindrücke.

Und ähnliche Ergüsse seiner copia verborum finden sich fast auf jeder Seite. Der Verfasser hat wahrscheinlich geglaubt, hierdurch verdeutlichend und belebend zu wirken; in der That aber ist die Wirkung — um in seiner Sprache zu reden — nur eine überladende, übersättigende, erdrückende, ermüdende, einschläfernde, oder eine verwirrende, betäubende, sinnberaubende, zersplitternde, verdüsternde, verfinsternde, verdummende. Es gilt von seiner maßlosen Wortverschwendung, was er vom „Breiten, Dicken, Plumpen, Bauchigen, Aufgedunsenen, Gespreizten", kurz vom „Ungemessenen und Maßlosen" überhaupt sagt, sie wirkt

durch nimmer endende Massenanhäufungen, durch nimmer aufhörende Zusammensetzungen, Fortsetzungen, Verlängerungen der Absicht nach großartig, dem Erfolge nach ermattend, sinnberauschend, herzbethörend, zu Boden drückend und doch haltlos, zerklüftet, schwächlich, wie indische Götterkreise, Göttergenealogien, Zeitrechnungen, Tempel- und Grottenbauten, Tempel- und Grottensculpturen, vielarmige Kolossalstatuen, in Labyrinthe von Emblemen, Attributen und Symbolen versteckt u. s. w.

Wenn der Verfasser geglaubt haben sollte, sich durch diese Darstellungsweise über die „Schwerfälligkeit und Schwerverständlichkeit", „umständliche Weitläufigkeit" und den „Ballast buchstäblicher Schuldoctrin" zu erheben und seinem Buche eine ansprechendere Form zu geben, so dürfte er sich schwer getäuscht haben. Nach den Urtheilen, die wir bisjetzt darüber vernommen, ist kein Gedankenausdruck ungenießbarer und zurückstoßender als alles, was selbst die Hegel'sche Schule in dieser Beziehung geleistet hat. Sollte sie trotzdem durch die Anziehungskraft, die nach dem Verfasser auch im Dämmernden, Unklaren, Nebelhaften, Verworrenen liegt, in weitern Kreisen Eingang finden, so würden wir dies im Interesse der Wissenschaft aufrichtig beklagen müssen, denn wir vermögen uns — von wenigen Einzelheiten abgesehen — nur eine begriffsverwirrende Wirkung von derselben zu versprechen. Nur aus diesem Grunde habe ich es für meine Pflicht gehalten, nachsichtsloser, als es sonst in meiner Natur liegt, mein Urtheil über dies Buch auszusprechen. Daß dies blos aus Erbitterung über das Urtheil, welches der Verfasser über meine Leistungen gefällt hat, geschehen sein sollte, wird niemand glauben können, der mich nur einigermaßen kennt. Auch habe ich mich in Vergleich mit der Art und Weise, wie der Autor mit seinen Vorgängern überhaupt umgeht, noch am wenigsten über ihn zu beklagen. Allerdings ist, was er neben dem Anerkennenden Ablehnendes über mich sagt, von der Art, daß ich es als unwahr und ungerecht zurückweisen muß. Wenn er z. B. mein Proportionalgesetz zwar auf dem Gebiet der Architektur „mit schlagender Wahrheit zutreffend", dagegen beim Bau des menschlichen Körpers nur auf die Haupteintheilung desselben in Oberkörper und Unterkörper, nicht aber auf die Untereintheilungen anwendbar findet, so beruht dies lediglich theils auf der nur ihm eigenthümlichen, gewiß jedem Künstler und Anatomen neuen Voraussetzung, daß der Hals ebenso viel Anspruch habe, für eine selbständige Hauptpartie des Oberkörpers zu gelten, wie der Rumpf und der Kopf, theils auf der willkürlichen und falschen Annahme, daß der ästhetische Eindruck des menschlichen Körpers blos auf der Gliederung des Skelets beruhe und mithin die Hauptcäsur des Unterkörpers mit dem Kniegelenk zusammenfalle. Schon die Art und Weise, wie die Maler und Bildhauer einen Kopf darstellen, hätte ihn belehren sollen, daß der obere Theil des Halses ebenso wol zum Kopf, wie der Stiel zum Blatt, zur Blüte oder zur Frucht gehört; und ein Blick auf die Muskulatur der Oberschenkel- und Unterschenkelpartie hätte ihm sagen müssen, daß sie es ist, welche den die Gliederung bedingenden Lauf der Linien bewirkt, und daß das untere Ende der Hauptmuskeln des Oberschenkels nicht in der Höhe des Kniegelenks, sondern unterhalb des Knies, an der schmalsten Stelle zwischen Knie und Wade, also gerade da liegt, wohin die Theilung der Unterkörperhöhe durch den goldenen Schnitt fällt. Außerdem hätte ihn wol auch das genaue Zusammentreffen der aus meinem Eintheilungsprincip hervorgehenden Höhepunkte mit so markirten Stellen wie die Grenze zwischen Haarwuchs und Stirn, Orbitalrand, Nasenbasis, Mundspalte, Kinn, Brustbeinanfang, Achselhöhlenhöhe, Magengrube, Schamende, Handende u. s. w. von der weitern und durchgreifenden Anwendbarkeit meines Gesetzes, das ein so schlagender Beleg für seine Bestimmung des Schönen ist, überzeugen sollen. Allein um Irrthümer dieser Art würde ich am wenigsten mit dem Autor gerechtet haben. Jede neue Wahrheit hat mit den Vorurtheilen älterer Anschauungen zu kämpfen; läßt sich aber ihre Gültigkeit in so exacter Weise darthun, wie glücklicherweise die Richtigkeit meines Proportionalgesetzes, so braucht man wegen einer mit unterlaufenden Verkennung derselben weder besorgt noch empfindlich zu sein, wie ich dies mit schlimmern Misverständnissen, als dem des Verfassers gegenüber, bisher bewiesen habe.

Nicht Verdruß hierüber also hat mich zu dieser strengen Beurtheilung veranlaßt. Dagegen kann und will ich

nicht leugnen, daß mich ein weiteres Umsichgreifen der vom Verfasser für gut befundenen Behandlungsweise der Aesthetik nicht nur um die Entwickelung dieser Wissenschaft überhaupt, sondern auch um ein gedeihliches Weiterwirken meiner „Aesthetischen Forschungen" insbesondere besorgt machen würde; nicht in meinem persönlichen, sondern im allgemeinen Interesse. Seit der Ausarbeitung und dem Erscheinen dieser Schrift ist nun nahezu ein Decennium verflossen, ich habe mich während dieser Zeit ununterbrochen mit kritischen, ästhetischen, philosophischen und selbständigen poetischen Arbeiten beschäftigt, also fort und fort Gelegenheit gehabt, mich von ihrer Zuverlässigkeit oder Unzulänglichkeit zu überzeugen, und ich habe dabei die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß sich mir alle ihre irgendwie wesentlichen Bestimmungen als stichhaltig und zuverlässig in theoretischer wie praktischer Beziehung bewährt haben; außerdem aber habe ich auch von denen, welche die Mühe nicht gescheut haben, sich innig mit ihr vertraut zu machen, die Versicherung erhalten, daß sie durch dieselben in der klaren und zusammenhängenden Erfassung des Schönen im ganzen wie in seinen einzelnen Arten und Erscheinungen wesentlich gefördert sind. Blicke ich nun von dem, was von mir und andern Aesthetikern der Gegenwart für einen klaren und ordnungsgemäßen Ausbau der Aesthetik geschehen ist, auf das Köstlin'sche System, so kommt ein Gefühl über mich, wie es einen Baumeister befallen muß, der an der Stelle planmäßig ausgeführter Gebäude plötzlich wieder ein wüstes Durcheinander von zertrümmerten Werkstücken und Rohmaterial erblickt. Dies möge mich entschuldigen, wenn ich mich im Eifer für die Sache unumwundener als sonst expectorirt habe. Jedenfalls ist es mit ehrlichen Waffen und offenem Visir geschehen. **Adolf Zeising.**

Wilhelm Tischbein.

Aus meinem Leben. Von J. H. Wilhelm Tischbein. Herausgegeben von Karl G. W. Schiller. Zwei Bände. Mit Porträt und einer Stammtafel. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Nach mancherlei Schicksalen haben wir endlich, dank der treuen Sorge des Herausgebers, die vor fast funfzig Jahren abgeschlossene eigene Lebensbeschreibung eines der letzten und bedeutendsten Vertreter der classischen Malerschule erhalten. Freilich von einem eigentlichen Abschluß kann keine Rede sein, da Tischbein, der schon bei der Darstellung seines Aufenthalts zu Neapel so ermüdet war, daß er wesentliche Theile desselben nur skizzenhaft gab, von seinem spätern Leben blos einzelnes ganz bruchstückartig aufzeichnete und zu einer Fortsetzung gar nicht gelangte. Der Herausgeber hatte bei der Darstellung seines Lebens zu Neapel mit Benutzung einzelner zerstreuter Aufzeichnungen „gleichsam ein musivisches Werk nach vorgeschriebener Zeichnung zusammenzustellen", was er mit dem größten Geschick ausgeführt. Bei den letzten Jahren lagen ihm Hunderte einzelner Notizen vor, „welche Tischbein, oft ohne nähere Angabe der Zeit, des Namens, Ortes und der Sache, gleichsam als Gedankenspäne losen Blättern und Papierschnitzelchen anvertraut hatte". Die Bearbeitung dieser sibyllinischen Blätter schien dem Herausgeber mit Recht sich zu lohnen, „weil sich dieselben gerade über die glänzendste Epoche von Tischbein's Künstlerlaufbahn verbreiten, und auch nicht blos als Geistesreliquien eines bedeutsamen Mannes, sondern mehrentheils wegen ihres Gehal von Interesse sind, hin und wieder sogar Aufschluß geben üb seinen Aufenthalt, seine Unternehmungen, seine Stimmung". Auch hier hat der Herausgeber seiner Pflicht in trefflicher We Genüge geleistet, sodaß die Bruchstücke sich leicht und fließ lesen lassen und die eigenthümliche Naivetät Tischbein'scher Da stellung nicht verleugnen. In der Lebensbeschreibung selbst h er, mit möglichster Schonung der frischen, warmen, ungebu denen Sprache, nur grammatische Fehler und Unebenheiten de Darstellung, sowie einzelne Wiederholungen und sonstige Aus wüchse weggeschafft, blos bei ein paar Abschnitten war die Er zählung in solche Verwirrung gerathen, daß hier Umstellunge durchaus nöthig sich erwiesen.

Wenn Goethe's Lebensbeschreibung, von welcher Tischbe zum Theil den Titel der seinigen hernahm, uns ein reiches Bil der Zeit entrollt, aus welcher der Dichterjüngling hervorgegan gen, und in künstlerischer Verarbeitung des Stoffs die Entwic lung seines Herzens und Geistes mit lebendiger Bewegung un vergegenwärtigt, so haben wir bei Tischbein den gemüthliche Erguß freundlichster Erinnerung an die vergangenen, sich vo ihm vorüberbewegenden Tage. Frisch, einfach, in natürliche Anmuth ergeht sich der sechzigjährige Mann, den es ergötzt, d bunten Bilder heraufzubeschwören, welche in der Tiefe sein Seele ruhen und ein Theil seines in ihnen hervortretenden, ab auch durch sie gestalteten Wesens geworden. Ueberall gibt sich rein, wie er sich erscheint, wobei freilich eine gewisse Selbs gefälligkeit und liebenswürdige Behaglichkeit nicht zu leugn steht; er spricht stets aus voller Brust, mit innigstem Anthei weshalb auch manches von ihm übergangen wird, was vor sein gerade auf bestimmte Punkte fest gerichteten Erinnerung a Horizont ins Nebelhafte verschwimmt. Der Herausgeber b zeichnet die Lebensbeschreibung als treuen Seelenspiegel eines ti gemüthlichen, zart empfindenden Künstlers, der zugleich e scharfsinniger Menschenbeobachter gewesen, und er empfiehlt als ein lehrreiches Buch für die Schule des Lebens. Möcht wir dieses auch nicht im ganzen Umfang gelten lassen, so dürf wir doch alle diejenigen mit besonderm Nachdruck auf die Schrift hinweisen, welche in der Entwickelungsgeschichte ein Künstlers ein anziehendes Stück reichen Seelenlebens erkenn und die es für einen Gewinn halten, sich eine solche begab Natur lebhaft zu vergegenwärtigen. Freilich scheint uns gute Tischbein nicht ganz rein aus den beengten und bedrängt Verhältnissen seiner Jugend sich herausgearbeitet, sondern ei gewisse rückhaltende, die Verhältnisse zu seinem Vortheil au beutende oder wenigstens ausbeuten wollende Schlauheit sich geeignet zu haben; aber auch dies ist lehrreich bei einer sonst gemüthlichen Natur, da es uns zeigt, welche Falten Noth u Bedrängniß in die Seele zu schlagen pflegen. Der Drang möglichster Ausbildung seines Talents ließ ihn in den Mitte zu der ihm nöthigen Lage zu gelangen, nicht ganz redlich sei er nahm sich ihm anbietende Förderungen unter Bedingung an, deren er sich später, wenn sie ihm unbequem waren, ob alles Bedenken entzog, und zur Erlangung von Vortheilen diente er sich nicht immer ganz redlicher Mittel. Goethe, sich seiner annahm, erklärte ihn für unzuverlässig; er halte für fein, und sei blos kleinlich, er glaube intriguiren zu könn und könne höchstens die Leute verwirren. Auch seine Darstell der Verhältnisse ist nicht immer der reinen Wahrheit gemäß: stellt sie mehrfach auf eine seiner Eigenliebe schmeichelnde W dar, ohne daß er sich selbst der Entstellung bewußt wür Neben dem Werthe der Lebensbeschreibung zur Aufhellung sei eigenen Entwickelung und Ausbildung zeichnet sie sich durch Fülle sonst unbekannter Angaben aus der Literatur- und Ku geschichte, sowie durch manche ergötzliche Erzählungen aus; würde sie in dieser Beziehung bedeutend gewonnen haben, w Tischbein sich nicht dem zufälligen Ergusse seiner Erinneru hingegeben, sondern eine gleichmäßige Darstellung aller Ha punkte seines Lebens geliefert. So würde sich derjenige irren, der in Tischbein's „Aus meinem Leben" genauere N

nicht über sein so bedeutsames Zusammenleben mit Goethe in Rom erwartete; nicht einmal der Ankunft Goethe's wird gedacht, sondern wir hören von ihm erst, als Tischbein mit ihm nach Neapel reist, und das über ihre Reise und den Aufenthalt in Neapel Bemerkte ist verhältnißmäßig unbedeutend. Besonders müssen wir noch der vielen gelegentlich eingefügten Schilderungen von Gemälden gedenken, von denen W. Körte mittheilt: „Tischbein's Beschreibungen der Bilder sind in der That lebendiger, präciser als Winckelmann's und Heinse's. Die letztern malen mit farbenreichern Worten, poetischer umschreibend, enthusiastischer, begeisternder: aber unser Meister gibt uns das Bild mit so wenigen, so innigen, so herzwarmen Zügen, daß ich das Bild selbst zu schauen glaube, nur das Bild selbst liebgewinne und den Cicerone fast ganz vergesse. Wer hat des Tizian Danae mit wenigen Worten so decent, so sittlich-üppig möchte ich sagen, so reizend beschrieben, als es an jener Stelle geschieht!"

Ein idyllisches Stilleben tritt uns sehr anmuthig in der Beschreibung der Jugendjahre Tischbein's entgegen, die er in dem hessischen Städtchen Haina von 1751—65 verlebte. „Es sind nun 60 Jahre", bemerkt er, „daß ich auf der Welt bin; 30 Jahre lang bin ich immer mit und vor der Sonne aufgestanden, habe die Hälfte der Nächte geträumt, habe also doppelt so viel gelebt als einer, der nicht früh aufsteht und nicht lebhaft träumt." Seiner Existenz sei er zuerst inne geworden, als er, wie er noch nicht gehen konnte, durch Unvorsichtigkeit eines Burschen auf die Nase gefallen, da sich so viele Menschen damals um ihn bekümmert, ihm das Blut abgewaschen. „Nachdem die Erkenntniß bei mir auf eine so empfindliche Art durch Schmerz geweckt und ich nun meiner bewußt war, wurden mir auch nach und nach die Dinge und Menschen bemerklich, die mich umgaben. So lernte ich durch sanften Händedruck das Wohlwollen, die Liebe, meine Mutter und meinen Vater kennen; ich merkte, daß ich von ihr Gutes und Pflege erhielt, Schutz in ihrer Nähe und Warnung in der Ferne hatte. So hing ich an ihr wie sie an mir. Kühn auf ihren Schutz, wurde ich freier und entfernte mich von ihrem Schose; denn ihre Augen hatten Acht und ihre Arme und Hände schützten mich. Aus ihren Händen lief ich in des Vaters Arme, der mich oft kräftig in die Höhe hob und mich Mond und Sonne sehen ließ. Und es wurde heller um mich, und ich sah immer deutlicher ein, wie sich dies und das von jenem unterschiede. Von meiner Mutter lernte ich sprechen, von dem Vater aber die Sachen mit dem rechten Namen nennen."

Ausführlich berichtet er mit rührendem Formensinn, ehe er zu seinen Aeltern übergeht, von seinen Großältern, den edelsten Menschen, die er auf seinem Erdenwallen gefunden habe, von seines Vaters Brüdern und Schwestern. „Wem daran gelegen ist, den einzelnen Menschen genau zu kennen, dem wird dies leichter, wenn er die ganze Familie desselben kennt; denn die hat Aehnliches, und man sieht den Einfluß, der auf ihn wirkt, und wie er jedes aufnimmt und betrachtet." Sein Großvater, von dem die ganze Malerfamilie Tischbein abstammt, war aus Marburg nach Heina gekommen, um die Hospitalbäckerei zu übernehmen. Die Großmutter, eine Tochter des Schlossers Hinsing von Bingen, der auch künstliche Uhren machte, kam als Gesellschafterin mit der Obervorsteherin des Hospitals nach Heina. „Als sie einfuhren, waren viele Menschen versammelt, um ihre Oberin zu sehen. Auf der Brücke nun sagte die Obervorsteherin scherzend: «Susanne, da steht einer mit braunem Haar, der muß dein Bräutigam werden.» Aus dieser Vorhersagung wurde Ernst. Sie sahen sich, gefielen einander, heiratheten sich und wurden die Aeltern von sieben Söhnen und zwei Töchtern." Der Großvater beschäftigte sich in seinen Nebenstunden mit Drechseln und Tischlern, machte schönes Hausgeräth, hübsch ausgelegte Nähkästchen und die Klöppel, womit die Großmutter zierliche Spitzen schlug; auch zeichnete er für diese kunstreiche Muster und Blumen mit Indigo zum Sticken, worin diese eine Meisterin war. So lag der künstlerische Trieb schon in den Großältern, welche Tischbein auch als Muster sittlicher Häuslichkeit schildert. Sein Vater, Johann Konrad, der Erstgeborene der Großältern, folgte in Geschäft und Kunstneigung seinem Vater. Früh aber trieb es ihn in die Ferne; kam er auch nicht nach Konstantinopel, dessen Schönheit ihn besonders gereizt hatte, so sah er doch Wien, wo er die Baukunst erlernte und viele Risse zeichnete. Seine mitgebrachten architektonischen Zeichnungen erregten Bewunderung; er unterrichtete darin, besonders in den Regeln der Perspective, seine Brüder, die schon zum Theil geschickte Maler waren, betrieb aber selbst das Drechseln und die Tischlerei. „Sein regsamer Geist kannte keine Erholung; war die Pflicht seines Hauptgeschäfts vollbracht, so wandte er seine Zeit an, nützliche und künstliche Arbeiten zu vollenden. Ruhig war er bei der Arbeit; aber sein Geist strebte immer vorwärts und in seinem Auge war ein forschender Blick, etwas aufzufassen; sein Gang war rasch, ohne die gerade Gestalt zu biegen, und seine Nase blies einen starken Odem. «Der alte Tischbein kommt», sagte jemand, «ich hör' ihn schnauben», und lief gleich zu seiner Arbeit. Seine Nase war rund und stark, etwas vorwärts, neugierig in die Höhe gebogen; sein Mund am Ende eingekniffen, als schmeckte er etwas Süßes, und seine Miene hatte etwas Peinliches, als fühlte er Mitleid." Von den Brüdern seines Vaters erhalten wir gleich lebendige Schilderungen. Der älteste derselben war Hofmechanikus, die übrigen sämmtlich Maler. Höchst anziehend ist die Erzählung, wie durch einen zufälligen Umstand in drei von diesen Brüdern die ersten Anlagen zur Malerei entwickelt wurden. Der älteste von ihnen, Johann Valentin, ward durch einen darmstädtischen Rath, der nach Heina kam und seine Anlagen entdeckte, mit nach Darmstadt genommen und von da nach Frankfurt in eine Tapetenfabrik gegeben, wo die jungen Leute praktische Maler wurden. Johann Valentin ließ die übrigen Brüder nach Frankfurt kommen, die alle bedeutende Maler wurden. Ein paar Verwechselungen scheinen dem Erzähler hier begegnet zu sein. Der berühmteste der Brüder, Johann Heinrich, kam zum Grafen Stadion nach Mainz. Die Erzählung ist hier etwas unklar, da wir vorher gehört haben, sein älterer Bruder habe ihn nach Frankfurt kommen lassen, wo sich seine Anlagen entwickelt. Der Graf ließ ihn nach Frankreich, wo er Vanloo's Schüler wurde, und nach Italien reisen. In Venedig arbeitete er bei Piazetta. An einem längern Aufenthalte in Rom hinderte ihn die seiner Gesundheit schädliche Luft; bei seiner zweiten Anwesenheit daselbst erkrankte er, worauf er nach Mainz zurückkehrte. „Einst war der Landgraf Wilhelm VIII. mit dem Grafen Stadion in Frankfurt, und da beide Liebhaber und Kenner der Malerei waren, sprachen sie von der Kunst. Der Graf zeigte dem Herrn Landgrafen das Porträt einer Dame aus Mainz und sagte: «Das hat ein Unterthan Ew. Durchlaucht gemacht, den ich habe reisen lassen, der aber für mich zu groß ist, weshalb ich ihn Ew. Durchlaucht übergebe, damit er seine Kunst gehörig ausbilden kann.» Der Landgraf wollte nicht glauben, daß das Porträt von einem Deutschen sei, und sagte: «Das kann kein Hesse, das ist gewiß von einem Franzosen oder Italiener.» Der Graf sagte hierzu: «Die beste Ueberzeugung würde sein, wenn Ew. Durchlaucht dem Maler die Gnade erwiesen, Ihr eigenes Porträt von ihm anfertigen zu lassen.» Das wurde zugegeben, und der Graf schrieb nach Mainz an Heinrich, er möchte eiligst nach Frankfurt kommen, aber Farben und Pinsel mitbringen. Er kam an, ward unterwegs jedoch von heftigem Zahnweh überfallen, sodaß sein Schmerz ihm ein Fieber verursachte. Der Graf sagte ihm, daß er morgen früh den Herrn Landgrafen porträtiren solle, und das müsse geschwind sein, weil jener Herr schleunig wieder abreise. Heinrich entschuldigte sich, es sei ihm unmöglich zu malen, er sei krank, der Schmerz lasse ihn kaum aus den Augen sehen; worauf der Graf erwiderte: «Das mag alles sein, so müssen Sie es doch machen, und ich weiß, Sie können es, und es muß durchaus morgen fertig sein. Ihr Glück hängt davon ab und meine Ehre; der Landgraf würde mich für einen Lügner halten; denn er will nicht glauben, daß Sie das Porträt der Dame gemalt haben.» Mein Onkel mußte also; malte das

Porträt unter den heftigsten Zahnschmerzen, und doch wurde es eine seiner besten Arbeiten. Der Landgraf war darüber sehr verwundert und ernannte ihn zu seinem Hofmaler. Dieses Porträt wurde noch 1806 im Cabinet Wilhelm's VIII. als ein schätzbares Kunststück aufbewahrt."

Unser Tischbein hatte zwei Brüder, Johann Heinrich, den nachherigen Galerieinspector in Kassel, und einen jüngern, Heinrich Jakob, der gleichfalls als Maler sich einen Namen erwarb, und zwei Schwestern. Die ausführliche Schilderung seines Jugendlebens wird man mit Vergnügen lesen. Da dieses in die Jahre des Siebenjährigen Krieges fällt, so wuchs er ohne eigentlichen Schulunterricht auf, was er später selbst bedauerte. Zu seiner Freude gestattete ihm der Vater, so viele Vögel zu halten als er Lust hatte, wenn er nur auf seinem Zimmer bleiben und lernen wollte; doch wurde er auch oft ins Freie geführt. Ein Aesop mit Bildern machte ihn besonders glücklich. Der Vater leitete ihn ernstlich an, auf die Natur zu achten, wodurch seine angeborene Neigung zur Thierwelt noch reger gemacht wurde. Bald begann er seine Lieblinge, Eichhörnchen, Hasen und Hirsche zu zeichnen. Auch goß er Medaillen in Blei und grub Köpfe mit Griffel und Grabeisen in Stein. In dem Entschlusse, wie die meisten seiner Oheime, Maler zu werden, bestärkte ihn ganz besonders das hohe Lob, welches man einem Bilde spendete, das sein Oheim Heinrich für die Michaeliskirche in Hamburg gemalt hatte. Eine kleine ergötzliche Liebesgeschichte schließt die Darstellung seiner Knabenjahre im älterlichen Hause trefflich ab.

Da sein älterer Bruder bei dem Oheim Heinrich in Kassel war, so sollte unser Tischbein zu dem in Hamburg wohnenden Oheim Jakob in die Lehre kommen, zuerst aber einige Zeit in Kassel bleiben, von wo man ihn gelegentlich nach Hamburg zu bringen gedachte. Schon in Kassel begann er ohne Anleitung das nachzumachen, womit er die übrigen jungen Maler sich beschäftigen sah; der Oheim benutzte ihn nur, um Farben zu reiben, Tücher zu grundiren, Paletten zu machen und Pinsel zu putzen. In Hamburg wurde sein Talent als Porträtmaler zuerst geweckt, aber auch der Betrachtung der Schönheit der Natur blieb er leidenschaftlich zugewandt. „Oft ging ich, um die Sonne untergehen zu sehen, an einen Ort auf dem Walle nahe an der Elbe gegen Altona hin; ein andermal sah ich sie vom Grasbrook aus gegen die Stadt hin. Da scheint die Sonne, ehe sie untergeht, an die Häuser und spiegelt sich in den Fenstern mit so blitzenden Lichtern, daß man glaubt, die zauberische Erleuchtung eines Feenpalastes zu sehen. Ein fast noch größeres Schauspiel gewährte mir der Mond, wenn er in das Wasser schien. Ich ging deshalb oft auf eine Brücke am Wall, wo in einem abgelegenen Wasser beschädigte Schiffe und Fahrzeuge lagen. Der Ort selbst liegt im Schatten, und das Holzwerk und die dunkeln Schiffe gaben ihm ein finsteres Ansehen. Dazwischendurch spiegelt sich der Mond mit seinem silberreinen Lichte, und sein weißer Schein blitzt glänzender, als wo er das offene Wasser beleuchtet. Sieht man nun in die Ferne auf die Elbe, so flimmert es wie Millionen Fische, die auf dem Wasser spielen, und dort im schwarzen Grunde wälzt der Mond die leuchtende Kugel in mancherlei abwechselnden Formen und flammt zwischen dem schwarzen Gehölz, dem Schilf und Gesträuch herum." Unter den für seine Ausbildung höchst bedeutenden Bekanntschaften hebt er die Kaufleute Winkelmann, Zimmer, Schwalbe, sowie Dr. Bolt, Syndikus Schuback und Zimmermann hervor. Von Dr. Bolt wird er auch in die in dessen Hause sich versammelnden feinern Gesellschaften gezogen. „Das war wohlthätig für mein ganzes Leben, als Jüngling mit Menschen von höherer geistiger Bildung, wie Kirchhof, dem Rathsherrn, und Klopstock, in einer Gesellschaft zu sein. Das erhob mein ganzes Wesen und bewahrte mich, mit der niedrigen Klasse von Menschen umzugehen." Doch hielt dies ihn nicht ab, sich unter die Volksmenge zu drängen und dort die verschiedenen Neigungen der Menschen, den Ausdruck ihrer Leidenschaften in Gesichtern und Geberden zu beobachten. Der Anblick trefflicher holländischer Gemälde, an denen Hamburg damals ungemei reich war, erweckte seine Sehnsucht nach dem Vaterlande dies so bedeutenden Malerschule.

Nachdem er sich mit Porträtmalen das zur Reise na Bremen nöthige Geld erworben, begab er sich zunächst nach di ser Stadt, wo er auf gleiche Weise sich die Fahrt nach Amste dam zu ermöglichen gedachte. Und auch hier war ihm da Glück günstig, das ihn nicht allein bei dem Rathsherrn Dun auf das vortheilhafteste einführte, sondern ihn auch mit de Hauptmann Willmans bekannt machte, dessen Umgang, Freund schaft und belehrender Rath den größten Einfluß auf sein ganz Leben übten. Dieser bat ihn dringend, aus dem Wirthshau zu ziehen, das für ihn zu geräuschvoll und theuer sei, und bot ihm sein eigenes Haus an, wo er ihn mit väterlicher Lie behandelte. „Erst lehrte er mich Ordnung und gehörige Ei theilung meiner Zeit, zur Arbeit, zum Lernen und zum Be gnügen. Er weckte mich früh morgens, kam mit der Uhr der Hand und sagte: «Es ist sechs!» Dann blieb er eine Ze lang bei mir. Ich arbeitete den Vormittag, nachmittags führ er mich spazieren, oder suchte mir sonst Unterhaltung und Be gnügungen zu verschaffen, die für mich angenehm und nützli zugleich sein könnten; nahm mich oft mit in Gesellschaft u ermunterte mich immer zum Hohen und Edlen. Dabei mach er mich auch auf mein Aeußeres aufmerksam. «Ein Künst wie Sie», sagte er einmal, «hat es nur mit der feinern, g bildetern Menschenklasse zu thun; man muß selbst etwas auf halten, so halten andere auch etwas auf uns. Sie müssen nach der Mode, schön und geschmackvoll kleiden; Sie verdien Geld genug; wir wollen zum Kaufmann gehen, da können S sich eine Farbe auswählen nach Ihrem Gefallen; das Tuch m vom besten sein. Welche Farbe wollen Sie?» — «Grün w der Wald im Mai.» — «Die Farbe schickt sich nicht in die G sellschaft», war seine Antwort; «Roth mit Gold trägt der Pap wählen Sie dies!» — Ich sagte, das wäre mir schon darum liebste Farbe, weil er als Militär darin gekleidet sei. Den a dern Tag ward alles zur Ausführung gebracht; Schneider u Schuster und Hutmacher wurden bestellt, und noch dieselbe Wo am Sonnabend sollte alles fertig sein. Am Sonntag Morge mußte ich mich in seiner Gegenwart ankleiden und er zeigte m die nöthigen Handgriffe. Dabei hielt er mir eine lange Predi über den Anzug, und wie man an Zeit gewinne, wenn m sich früh gewöhne, alles mit gehöriger Ordnung zu mache Nun war ich nach seiner Art angekleidet. «Sie müssen a mit Anstand gehen lernen», fuhr er fort; «nicht mit den Arm und Beinen schlenkern, nicht mit dem ganzen Körper arbeite wenn Sie über die Straße gehen. Man kann auch schön gehe und kommt so weiter und ermüdet weniger.» Der Tanzmeis wurde beschieden und ich mußte bei ihm gehen und tanzen lerne Auch suchte er den Ehrgeiz immer mehr bei mir rege zu mache sprach viel von der Wichtigkeit und Würde eines Porträtmaler und welche Ehre und Achtung ihm gebühre. «Durch den sagte er, «erhalten die spätern Zeiten das Ebenbild große edler Männer, welche die Nachwelt ehrt und bewundert, und a deren Bildern sie sich stärkt und erhebt; er stellt die Tugend und die Laster vor die Augen und lehrt die Natur der Mensch erkennen.» Sonntags mußte ich mit ihm zur Kirche gehe «die Gottesfurcht allein», sagte er, «gibt dem Menschen d Glückseligkeit und Ruhe, die er zu seinem Geschäft bedarf.»"

Doch unwiderstehlich zog es ihn nach Holland, und berei hatte er den Entschluß gefaßt, von dort nach England zu geh wo die Kunst, wie er vernahm, so vorzüglich bezahlt wurd Wir übergehen die an anziehenden Mittheilungen und Aeuß rungen reiche Ausführung über den Aufenthalt in Holland (17 —73). In Amsterdam lernte er einen Kaufmann aus Edinbu kennen, der ihm eine namhafte Summe bot, wenn er ihm na England folgen und ein Jahr lang blos für ihn Porträts ma wolle. Tischbein sagte es ihm zu, aber bald erwachte in ih die Sehnsucht, seinen Vater und die Seinigen (die Mutter, d ihn unter allen Menschen am meisten liebte, hatte er zu seine

bittersten Schmerz bereits verloren) vorher noch einmal zu sehen. Der Kaufmann bemerkte, solchen Regungen müsse man folgen, doch verabredete man, daß er nach Amsterdam zurückkehre und dann bei der ersten Rückfahrt seinen Freund nach England begleite, wo dieser ihn schon vorher anmelden wolle. Aber sein Bruder in Kassel bestimmte ihn, seinem Versprechen untreu zu werden und mit ihm, da er eben viele Bestellungen hatte, Porträts zu malen. Auf die Einladung eines kunstsinnigen Mannes, des Schwagers des Dichters Jacobi, reiste er am 23. October 1774 nach Hannover. „Hier kam mir der Homer (von Damm) zum ersten mal in die Hände. Als ich diese göttlichen Gesänge vernahm, wurde ich wie bezaubert; ich hörte eine Geschichte, von einem Dichter gesungen. Die Personen in der Ilias und Odyssee und die olympischen Götter und Göttinnen schwebten lebendig vor meinen Augen; ich fing noch den nämlichen Tag an, einige Begebenheiten nach dem Homer zu zeichnen; seitdem las ich ihn täglich, und er ist mir nicht wieder aus den Händen gekommen; in kurzer Zeit wußte ich ihn auswendig. In Pyrmont machte ich Gleim's Bekanntschaft (im Sommer 1775). Er hatte seine größte Freude daran, wenn ich ihm den Homer vorsagte, der mir wie ein Vaterunser geläufig war; besonders wenn ich in meiner erhitzten Phantasie oft noch zusetzte. Alle Nachmittage mußte ich ihm gegenübersitzen und ihm Gesang auf Gesang vortragen. Meine Beschäftigung im Porträtmalen verschaffte mir außerdem immer mehr Bekanntschaften mit den Vornehmsten und den Schönsten in der Stadt. Man weiß ja, daß da, wo Schönheiten sind, gern die zarten Seelen sich versammeln, und da den Malern das Glück zu Theil wird, daß die Schönsten am meisten gemalt werden, so hatte ich täglich ausgezeichnete Gesellschaft um mich; denn eine schöne Dame brachte gewöhnlich noch eine oder mehrere zur Gesellschaft mit. Auch kamen wol Herren, sie wieder abzuholen, und so war mein Zimmer oft voll von ausgesuchten Menschen, welche die Künste liebten, und ich freute mich über die feine Art der Unterhaltung und über die auserlesenen Gespräche. Oft lasen auch die Herren oder Damen aus Dichtern etwas vor, um den Sitzenden die Zeit angenehm zu machen. Da lernte ich nun immer mehr, wie die Dichter die Natur beschauen und belauschen und sie dann mit Worten dem Leser ins Gemüth bringen. Bisjetzt wußte ich nur, wie die Maler die Natur ansehen und in ihren Bildern wiedergeben; in der Malerei nur hatte ich die zarten und die starken Leidenschaften der Menschen abgebildet gesehen: nun lernte ich aber noch, wie der Dichter in seiner Kunst in das innerste Herz des Menschen eingeht, da die Gefühle aufsucht und durch Worte sie darstellt."

Wenn er von Hannover, über dessen Gemäldegalerie er Bericht erstattet, nach Kassel zurückgekehrt sei, sagt er nicht. Sein Bruder war unterdessen Inspector der Galerie geworden, wo er wohnte. Hier arbeitete er mit diesem wieder längere Zeit. Seine Reise nach England und Frankreich hatte er ganz aufgegeben, und er hegte den Wunsch, für einen deutschen Hof, wie Gotha und Weimar, zu wirken. „Besonders war meine Absicht, mit den dortigen Dichtern zu leben, und ich nahm mir vor, alles Dichterische aufzufassen, wo ich es fände; zu zeichnen, was fürs Auge anschaulich wäre, und aufzuschreiben, was für den Dichter wäre, der mit Worten malt." Wir möchten aber nicht bezweifeln, daß er schon damals mit Gotha und Weimar in Verbindung zu kommen sich gesehnt, und er bereits zu jener Zeit auf das Dichterische so sehr sein Augenmerk gerichtet, wie er es später in Rom that, wo er mit Goethe ein dichterisch-malerisches Werk herauszugeben gedachte. Auf zufällige Veranlassung kam ihm der Auftrag der Landgräfin, nach Berlin zu reisen, um deren Schwester, die Prinzessin Ferdinand nebst Gemahl und Kindern für sie zu malen. Im Sommer 1777 trat er diese Reise über Gotha, Weimar, Leipzig und Dresden an. Von den drei ersten Orten bemerkt er nichts weiter, als daß er in Gotha verschiedene gute alte Bilder aus der Zeit von Lucas Cranach gesehen. Von einem Versuche, in Weimar mit Wieland, Goethe und Herder bekannt zu werden, woran man nach der obigen Aeußerung denken müßte, zeigt sich keine Spur. In der dresdener Galerie, die er einige Wochen täglich besuchte, sah er die ersten guten italienischen Bilder, unter denen ihn vor allen die Correggio's in Verwunderung setzten. „Mit Recht wird die sogenannte Nacht (die Geburt Christi) für das schönste Bild in der Welt gehalten; auch hat ihm dies kein anderer Maler streitig gemacht; wenn er es nicht selber gethan hat; mit seiner eigenen Arbeit, dem heiligen Georg. Daß in der Geburt Christi das Licht vom Christkinde allein ausgeht, welches das Licht in die Welt brachte, ist ein schöner Gedanke, und da das Licht in der Mitte zusammengehalten ist, so macht es ein vollkommenes harmonisches Ganzes. Aber in dem Bilde von dem heiligen Georg sind wol einzelne Theile vorzuziehen, z. B. der Arm, der mein Erstaunen so sehr erregte, wie nie ein anderes Kunstwerk gethan hat. Auch das kleinere Bild von Correggio, die heilige Magdalena, wie sie, umgekehrt von ihrem Lebenswandel, in einer Grotte auf der Erde liegt und mit Wohlgefallen in einem Buche liest! Ein Sonnenlicht fällt vom Himmel zwischen dem Haupthaar auf ihre Stirn, und das weiße Buch wirft einen klaren Widerschein in ihr Gesicht. Durch das Lesen erhält ihr Geist ein Licht, das die innern Himmelsfreuden weckt, die in jedem Menschen liegen."

Zu Berlin, wo seine Porträts großes Glück machten und er am Hofe sowie beim Minister Herzberg in besonderer Gunst stand, überraschte ihn die Kunde, daß der Landgraf, der alle drei Jahre einen der Zöglinge der Akademie auf drei Jahre nach Italien reisen zu lassen sich entschlossen hatte, ihn als ersten Zögling derselben hierzu auserwählt habe. Freilich kostete es ihm einigen Kampf, die angenehmen berliner Verhältnisse zu lösen, aber welch eine glücklichere Aussicht konnte sich ihm darbieten! Hatte sich ja schon längst in ihm der Wunsch geregt, Größeres zu leisten und von dem Porträtmalen abzulassen, besonders da ihm so viele Gesichter, die er mit gepuderten Haaren und geschminkten Wagen malen mußte, herzlich zuwider waren; nur der Mangel an Mitteln hatte ihn abgehalten, sich bedeutendern Werken zu widmen. Vor seiner Abreise schenkte er einigen ältern Malern, was er entbehren konnte; seinen Bruder Jakob, den er zu seiner allgemeinen Ausbildung und als Gehülfe bei seinen vielen Arbeiten nach Berlin hatte kommen lassen, sandte er nach Dresden. In Kassel nahm ihn der Landgraf freundlich auf; er solle gerade nach Rom gehen, erst auf der Rückreise die übrigen bedeutenden Städte Italiens besuchen. Auch äußerte er gegen seinen Oheim, er solle sein Nachfolger als Director der Akademie werden, was auffallen muß, da sein älterer Bruder schon Inspector war.

Die Mittheilungen über seine erste Reise nach Italien, welche er in Begleitung von Waagen aus Göttingen antrat, der in Kassel Baukunst und Malerei studirt hatte, sich aber in Rom ganz der Malerei widmen wollte, müssen wir hier übergehen. Auffallend ist es, daß Tischbein, der vom Landgrafen auf drei Jahre nach Italien gesandt war, schon nach anderthalb Jahren Rom und Italien verließ. Die Krankheit seines Freundes Waagen erklärt dies ebenso wenig, als die Bemerkung gegründet ist, ihre Zeit, von Rom wegzureisen, sei bald um gewesen. Nehmen wir dazu, daß Tischbein, statt mit Waagen nach Kassel zurückzureisen, wo ihm der Landgraf so gewogen war, in der Schweiz zurückblieb, so kann man kaum bezweifeln, daß er sich mit dem Landgrafen überworfen habe, weil er dessen Bestimmungen nicht befolgt. In Zürich machte Tischbein bald die Bekanntschaft Lavater's, über den wir anziehende Mittheilungen erhalten; auch mit Bodmer trat er in nahe Verbindung. Lavater freute sich, in ihm einen Porträtmaler gefunden zu haben, wie er ihn lange schon gesucht; Tischbein aber, der die Begeisterung des schwärmenden Physiognomen nicht abkühlen mochte, war klug genug, ihm zu verbergen, daß es ihn zu etwas Höherm treibe. Bodmer sprach mit jugendlichem Feuer von den Homerischen Göttern und Helden und schenkte ihm seine Abhandlung über die Homerischen Gleichnisse. Dies wurde die Hauptveranlassung, daß Tischbein die Homerischen Gleichnisse und die vor-

züglichsten Begebenheiten seiner Gesänge zu Bodmer's höchster Freude zeichnete. Die Art, wie er mit Goethe, Weimar und Gotha in Verbindung gekommen, sowie die Veranlassung zu seiner Darstellung aus dem „Götz", treten in Tischbein's Erzählung gar nicht nach ihrem wahren Verhalt hervor. Tischbein trat mit Merck, der Briefe von ihm an seinen Bruder in Wieland's „Mercur" hatte abdrucken lassen, und mit Goethe, an den dieser ihn empfohlen hatte, in nähere Verbindung. Goethe verwandte sich, da er dem Herzog von Weimar der Kosten wegen den hoffnungsvollen Maler nicht zuwenden konnte, beim Herzog von Gotha für ihn, und Tischbein ging auf dessen Bedingungen ein, obgleich Goethe die ihm jährlich ausgesetzten 100 Dukaten für unzureichend hielt, da dieses Jahrgehalt ihn nicht in Stand setze, seiner Ausbildung allein zu leben. Auch übergeht Tischbein, daß er statt nach Italien, nach Frankreich habe reisen wollen, und er dadurch, daß er auf diesem Entschlusse beharren wollte und die Abreise verschob, Goethe Unannehmlichkeiten bereitete.

Ausführliche Berichte erhalten wir von seiner am 24. October 1782 angetretenen Reise über den St.-Gotthard nach Mailand und den Aufenthalt in dieser Stadt, wo ihn Leonardo da Vinci mächtig ergriff, wie ihn zu Parma Correggio's weltberühmte Madonna di S.-Girolamo zu höchster Bewunderung hinriß. In Rom, das er am 24. Januar 1783 zum zweiten mal betrat, schuf er sein erstes großes geschichtliches Bild, Konradin von Schwaben, wovon er bereits eine kleine Skizze in der Schweiz gemacht hatte, welche einer durchreisenden Dame, der es Lavater zeigte, so gefiel, daß sie dieselbe zu besitzen wünschte und dem Künstler dafür einen verhältnißmäßigen Preis zugehen ließ. Sein Schwanken, welchen Gegenstand der deutschen Geschichte — denn nur solche und antike Darstellungen hatte er sich vorgesetzt — er zu einem größern Gemälde wählen solle, ward hierdurch beseitigt. Die Beschreibung der Sorgfalt, womit er dieses Bild ausführte, wird man mit großer Theilnahme lesen. Der berühmte französische Maler David und Pompeo Battoni, der sich für den ersten Maler in der Welt hielt, konnten das Bild nicht genug bewundern. Auf den ihm wiederholt gemachten Antrag, es der Kaiserin Katharina für jeden Preis, den er verlange, zu überlassen, glaubte er nicht eingehen zu dürfen, da er dasselbe für den Herzog von Gotha bestimmt hatte, den er durch eine solche Hintansetzung verletzt haben würde. Die hier bewiesene Gewissenhaftigkeit hinderte ihn aber später nicht, sich der Verbindlichkeiten gegen den Herzog zu entledigen und sich ganz von ihm loszusagen. Was er selbst von der Ursache dieser Trennung berichtet, erweist sich als ungegründet, wie man aus Beck's Lebensbeschreibung des Herzogs Ernst II. von Gotha ersieht. Goethe schreibt im Jahre 1789: „Tischbein ließ sich auf das ungeheuere Bild der Helena ein, das er zuletzt stehen ließ, schickte in drei Jahren nichts an den Herzog, glaubte zuletzt ihn entbehren zu können, und zog die Pension nicht mehr. Dies geschah von der Zeit an, als er nach Neapel ging (Februar 1787), und er erklärte mir selbst, daß er sich von dem Herzog getrennt ansähe." Als Goethe Ende October 1786 zu Rom ankam, traf er hier zu seiner Verwunderung noch Tischbein, in dessen Wohnung er gleichfalls ein Unterkommen fand, und unter dessen höchst förderlicher Führung er in das römische Kunst- und Künstlerleben eintrat. Hiervon findet sich in Tischbein's Erzählung nicht die geringste Erwähnung. Die nähere Schilderung von Tischbein's Hausleuten ist auch deshalb anziehend, weil Goethe in demselben Hause wohnte.

Tischbein erwähnt Goethe's erst bei der Reise, die er auf dessen Wunsch mit ihm nach Neapel machte. „Es wurde mir leicht, ihn auf alles Sehenswerthe aufmerksam zu machen, was sich auf diesem Wege zeigte, den ich schon einmal zurückgelegt hatte, da mir die schönsten Stellen noch lebhaft in der Erinnerung waren. Fast jeder Stein von den alten verfallenen Gräbern in der Nähe und Ferne wurde begierig aufgesucht und ins Auge gefaßt. Zunächst ging es den Hügel hinan, worauf Albano liegt und wo man eine große Fläche des Tiberthals übersieht. Diese Hügel gaben Rom die große Mauer und machten es zu dem, was es wurde. Der Weg geht bergauf und bergab. Unser Vetturino machte vor einer Osteria halt, welche an einem abhängigen Wege lag. Wir standen eben an der steilen Wand dieses Hohlwegs, um die verschiedenen Erdlagen zu betrachten, als wir plötzlich ein Geräusch dicht hinter uns vernahmen. Indem ich mich umwandte, sah ich einen Wagen, mit Ochsen bespannt, den schrägen Abhang herunterlaufen. Der Wagen drückte so gewaltig auf die Ochsen, daß sie ihn nicht aufhalten konnten. Dicht zwischen unserer Sedia und uns durch stürmte er herunter und der Führer lief ganz bestürzt hinterher. Man denke sich meinen Schreck! Ich, der Begleiter und Schützer von Goethe, hatte mir ja vorgesetzt, ihn zu hüten, wie eine Mutter ihren Säugling, dieses Kleinod für die Welt, diesen lieben Freund, und nun wäre er fast in einer Minute gerädert worden und ich mit ihm! Unser Vetturino, der den Wagen herunterstürmen sah, kam herangestürzt, um seine Pferde zu retten, aber ehe er sie zur Seite lenken konnte, jagte der Ochsenwagen schon vorbei. Wäre dieser auf sein Fuhrwerk gestoßen, so war alles zertrümmert. Der Vetturino blieb wie versteinert stehen, und biß sich auf die Finger, dem Ochsenführer mit grimmigem Zorne anschauend, und sagte fluchend: «Per Cristo ed i Santi! Könnten es alle Heiligen im Himmel einem verdenken, einen Mord zu begehen? Was hindert mich, dir eine Coltellata zu geben?» Der erschrockene Ochsenführer konnte sich noch nicht von seinem Unglück erholen, als ihn der erzürnte Vetturino in noch größere Gefah setzte. Er blieb in so demüthiger, gebückter Stellung, wie ei von aller Hülfe Verlassener, da, wo die tollen Ochsen zu ren nen aufgehört hatten, stehen, daß er Mitleid erweckte. Der Vet turino fing nun an ruhiger zu werden, biß sich aber noch im mer auf die Finger, und sagte: «Es ist ein Jammer, wen einer Lenkseile über Ochsen hat und weiß sie nicht zu führen! Die Gefahr war indessen so blitzesschnell vorübergegangen, da Goethe sie kaum bemerkt hatte."

Am Schlusse des Abschnitts, welcher Tischbein's Zusammen sein mit Goethe zu Neapel schildert, gedenkt er eines Vorfall in der Locanda di Mariconi. Goethe forderte Wasser zu Trinken, und da ich auf alles Acht gab, was er zu sich nahm so bemerkte ich, daß in dem Glase das Wasser trübe sei, warn ihn und verlangte, daß man ihm anderes hole. Man erwidert daß man kein anderes hätte; es sei gutes, gesundes Wasser u aus der Cisterne, woraus sie alle täglich tränken. Wir besah es genau und fanden es voll lebender Insekten von wunderbar Gestalten; krebs- und taschenkrebsartige, mit Scheren und oh Scheren, ovalförmige u. s. w., welche mit der lebhaftesten B wegung durcheinanderschossen. Goethe meinte: «Das Wasser ka gut sein; schmecken doch Austern und Krebse und andere Mee erzeugnisse gut; aber das nicht allein, es kann auch heilsam sein Er trank es, wir ließen uns die Cisterne zeigen und schöpften m einem Glase aus dem Grunde die schönsten Gestalten von Geschöpf hervor und machten dabei unsere Betrachtungen über die pr ducirende Natur in dieser warmen Gegend." An einem ergö lichen Kampfe mit Meersand bei einem mit Cavaliere Ven Hackert u. a. gemachten Besuche von Torra dell' Annunciata theiligte sich Goethe nicht, der mittlerweile von den Felsblöc am Meere Stücke klopfte, um die Steinarten zu untersuchen.

Obgleich Tischbein eigentlich von Goethe zu seiner Begl tung mitgenommen war, so gestattete dieser ihm doch gern. er hier seinen eigenen Angelegenheiten nachging, und ihn n nach Sicilien begleitete, zu welcher Reise er ihm den Ma Kniep als Gesellschafter empfahl. Tischbein hielt sich an Prinzen Christian von Waldeck, mit dem er im Mai nach R zurückkehrte. Hier war er kurze Zeit wieder mit Goethe zusamm reiste aber bereits im Juli mit den Gebrüdern Hackert und Cavaliere Venuti nach Neapel, wo er die Stelle als Direc der neu einzurichtenden Akademie zu erhalten hoffte. Trotz Goethe gegebenen Zusage kam er vor dessen Rückreise Deutschland nicht nach Rom zurück.

Ausführliche und anziehende Mittheilungen erhalten

über sein Verhältniß zu Hamilton und seine nach Lady Hamilton gemachten Studien. „Das Gesicht der Lady Hamilton blieb immer schön, wie es war, und doch konnte sie mit der geringsten Bewegung, indem sie nur die Oberlippe ein wenig hob, eine Verachtung hineinlegen, welche vernichtete. Den Kopf der Iphigenie (in dem bekannten großen Gemälde nach Goethe's Schauspiel) habe ich so treu als möglich nach ihr gemalt; denn da war nichts davonzunehmen noch zuzusetzen. Als ich daran malte, fügte es sich, daß eben Hamilton hereintrat und ihr einen Brief brachte, der ihr den Tod eines Freundes anzeigte. Sie wurde so angegriffen von Schmerz und Wehmuth, daß sie in die heftigste Bewegung ausbrach. Die Stellungen, in welchen sie sich hin- und herwandte, bald gebückt in tiefer Trauer, dann mit aufgehobenen Armen jammernd, den Freund beklagend, dann sich selbst bedauernd, das alles zu sehen, war für einen Maler viel werth. Der beste Kopf, den ich nach ihr gemalt habe, war eine Studie zu einem Bilde, wo Andromache ihren Gemahl, den Hektor, bittet, sich für sie und ihr Kind zu schonen. Den Kopf der Andromache habe ich sehr fleißig nach Lady Hamilton ausgeführt und mich bemüht, den Ausdruck des Flehens zu erhaschen, und genau die Form ihres Gesichts, vorzüglich den Mund nachgeahmt, der in der Antike nicht schöner zu finden ist.“

Besonders anziehend ist die Darstellung einer Lustreise auf den Vesuv, die zu einer höchst rührenden wurde, da sie gerade zu der Zeit beim Eremiten ankamen, wo dieser, bei dem sie erst recht fröhlich zu sein gedacht hatten, am Sterben lag. „Ernstes Nachdenken und Schwermuth bemächtigte sich jedes Gemüths; die Gesellschaft war getheilt; einige saßen vor der Thür, andere in der räumlichen Wohnstube. Ein jüngerer Eremit, der dem Sterbenden als Nachfolger bestimmt war, schlich hin und her, ihm noch die letzten Dienste zu leisten, und wo er lachen hörte, winkte er. Es verbreitete sich eine feierliche Stille. Die Prinzessin Monaco sagte: «Ich will ihn doch noch sehen, den Mann, der sich so von der Welt abgesondert hat», und wir gingen alle in die Kammer, wo er sterbend auf seinem Bette lag, mit der ruhigen Miene eines Heiligen. Die Prinzessin Monaco setzte sich neben ihn; ihr Gemüth wurde ergriffen und ein Strom von schönen Gedanken floß von ihrem Munde. Sie machte die Umstehenden aufmerksam auf die ruhige Miene, womit er die Welt verlasse, den Wechsel des unruhigen Lebens mit der Zuversicht eines bessern. «O seht seine Ruhe! er stirbt nicht jetzt, er starb, als er Eremit wurde. Die Welt hat er schon längst verlassen und er wartete einsam, bis ihm die Himmelspforten geöffnet würden, durch die er nun zur Herrlichkeit eintritt.» Er verschied und der Priester drückte ihm die Augen zu. «Ach, wer weiß», sagte die Prinzessin zu den Anwesenden, «ob wir ein so ruhiges Ende haben und wie unsere Umgebung in der Sterbestunde sein wird! Er hatte gewiß eine schöne Seele; wer weiß, was ihn bewog, in der Einsamkeit seinem Leiden in süßer Wehmuth nachzulauschen! Dieser Mann floh die schöne Welt, und in seiner letzten Stunde umgab ihn eine schöne Welt.» Nach einiger Zeit — es war in der Schreckensperiode des Robespierre — las ich in der Zeitung, daß die Prinzessin Monaco ihren Hals unter das Beil hatte legen müssen, und sie habe noch vorher ihr schönes Haar abgeschnitten, mit der Bitte, es ihrem Gemahl nach Deutschland zu schicken. Ich erschrak über das Unglück der liebenswürdigen Prinzessin, und das Bild stellte sich mir vor Augen, wie ich sie neben dem sterbenden Eremiten auf dem Bette sitzen sah. Ihr blondes Haar war ihr aus der Flechte gegangen und hing lang herunter, und die Worte, welche sie sagte, fielen mir ein: «Ach unter uns sind wol manche, die nicht ein so ruhiges Ende haben werden wie dieser, der die Gesellschaft floh und doch bei seinem Ende eine so schöne Umgebung hatte.» Arme, was für Henkersknechte umgaben dich.“

Mit großer Theilnahme wird man dann weiter die Schilderung der Lavaüberschwemmungen von Torre del Greco im Jahre 1794 lesen, und wie Tischbein, um den seltenen Anblick zu genießen, mit Kniep und Hummel in einer Barke aufs Meer fuhr. Die Erzählung, wie er das Directorium der Akademie erhalten, dürfte nach Hackert's Darstellung nicht ganz der Wahrheit getreu sein. Herder's Besuch und sein Anliegen an Goethe, ihm die Pension des Herzogs von Gotha wieder zu verschaffen, was durch Reiffenstein trotz der Bemühungen des weimarer Dichters hintertrieben wurde, übergeht Tischbein ganz. Höchst bedeutend ist, was er über seine segensreiche Wirksamkeit bei der Akademie mittheilt, wobei es auch an ergötzlichen Geschichten nicht fehlt. Ein besonderer Abschnitt bezieht sich auf seine Herausgabe der Hamilton'schen Vasen, wobei auch ein Homer in Bildern in Aussicht genommen wurde.

Aus dem letzten ausgeführten Abschnitte: „Eroberung Neapels durch die Franzosen am 23. Januar 1799; Abreise von Neapel am 23. März 1799; Ankunft in Livorno“, der auch nicht ohne geschichtlichen Werth ist, heben wir den Bericht aus, wie Tischbein der ihm drohenden Lebensgefahr entging. „Eine große Kanone, welche die Lazzaroni im Hafen gefunden hatten, stellten sie unter einem Thore auf, das meinem Hause gegenüberlag. Nachdem ein Schuß daraus geschehen war, fingen die Franzosen an, auf diese Kanone zu schießen, welche nun von ihrer Bedienung verlassen wurde. Ein junger Mensch sprang noch hervor und wollte Hand anlegen, um das Geschütz zu retten; aber sogleich von vielen Kugeln getroffen, stürzte er todt hin, und die übrigen Italiener liefen davon. Bald darauf hörte ich einen Franzosen jämmerlich schreien, und sah, daß er von einem Schusse getroffen, rückwärts zu Boden fiel. Die Schwere seines mit geraubten Sachen ganz dick gestopften Tornisters hatte seinem Falle diese Richtung gegeben. Seine Kameraden sprangen herbei, hoben ihn auf und wollten ihm helfen; er aber sagte nur noch: «Adieu, Camerades!» und verschied. Mitten unter diesem tollen Lärm kam mein Stallknecht zu mir herauf und sagte: «Es sind Franzosen da, die wollen Euch als den padrone della casa erschießen, und hernach uns andern alle.» Zwei meiner Schüler wollten für mich hinuntergehen; ich gab es aber nicht zu und sagte, das könnte nichts helfen; die Franzosen hätten mich verlangt, ich müßte also hinunter, es möchte daraus werden, was da wolle. Als ich die Treppe hinunterstieg, dachte ich, daß ich nun wol nicht mehr nöthig haben würde, mich rasiren zu lassen, was mir immer sehr peinlich gewesen war. Unten fand ich einen Offizier, der mich sehr beleidigend anredete: «Ihr Italiener seid Verräther! Ins Gesicht schmeichelt ihr uns, wenden wir aber den Rücken, so stoßt ihr uns den Dolch hinein. Achtzehn Offiziere und ein paarhundert Gemeine sind aus den Fenstern Euers Hauses erschossen; aber die große Nation wird auch nicht viel Umstände mit Euch machen!» — «Ihr nennt Euch die große Nation», versetzte ich, «und wollt einen Menschen erschießen, ohne Euch überzeugt zu haben, ob er wirklich schuldig ist? Was Ihr da von den Italienern sagt, das trifft mich nicht, denn ich bin ein Deutscher.» Der Offizier wendete sich hierauf zu einem seiner Leute mit dem Befehl, einen deutschen Soldaten herbeizuschaffen. Als dieser kam, ging ich auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter und sagte ganz ruhig: «Freund, bedeutet Euerm Offizier, daß er sich hinsichtlich meiner gewaltig irre; ich bin Lehrer an der Akademie, und was Ihr mit dem König von Neapel auszufechten habt, geht mich nichts an; ich wollte mich wol hüten, auf Eure Soldaten zu schießen.» Ich weiß nicht, wo ich den Muth hernahm, so dreist zu sprechen: die Situation zwischen allen den wilden, bärtigen Kerlen, denen mit ihren Flinten in der Hand die Zeit meiner Execution schon lang zu werden schien, war keineswegs ermunternd. Als der Offizier sich vom Soldaten meine Antwort hatte übersetzen lassen, sagte er: «Ein Deutscher? Das ist ein anderes.» Er legte seine Hand an den Helm und setzte hinzu: «Dann sind wir gute Freunde. Lassen Sie uns hinaufgehen.» Ich wollte ihm Erfrischungen vorsetzen und fand bei dieser Gelegenheit, daß nur noch eine einzige Bouteille im Hause war. Nachdem der Offizier eine kurze Zeit bei mir gesessen, sagte er: «Hören Sie, wie noch immer geschossen wird? Ich muß fort; denn ich darf dabei nicht fehlen.»“

Auch in der Nacht vom 23. Januar, wo den Lazzaroni der königliche Palast zum Plündern übergeben ward, drohte ihm der Tod. „Des Nachts drang ein Haufen Soldaten in mein Haus, um zu plündern; wilde Kerle mit Fratzengesichtern, worin kein Zug von menschlichem Gefühl mehr zu entdecken war. Auf ihre Hüte, welche ihnen schlapp um die Ohren hingen, hatten sie Lichter gesteckt; einer trug eine Fackel, ein anderer ein Brecheisen, das er mir vor die Stirn hielt, um mir den Hirnkasten einzuschlagen, wenn ich nicht alles hergäbe; ein dritter setzte mir die Pistole auf die Brust und schwenkte den Säbel über meinem Kopf, als wollte er ihn damit spalten. Ich sah, daß er Patronen in der Hand hatte, die er mir in die Kamisoltasche stecken wollte; ich wich noch zur rechten Zeit aus. Fanden sie die Patronen bei mir, so hatten sie das Recht, mich auf der Stelle todt zu schießen. Sie trugen sehr große Tornister. Während ich nun mit diesem Gesindel capitulirte, kam ein Elsasser, der deutsch sprach und den ich schon vor meinem Hause gesehen hatte, wie er einen Menschen über den Haufen stach; er rühmte sich schon viele erschossen zu haben. Dieser wies die Marodeurs fort. Sie wollten ihm nicht gehorchen, sondern warfen ihm vor, daß er seine Kriegskameraden wegweisen wolle. Er drohte aber mit Schlägen, das half, sie entfernten sich."

Tischbein kehrte trotz mancher Aufforderungen nicht nach Neapel zurück. Aber in Deutschland wollte es ihm nicht gelingen, eine seiner Kraft und seinem Drange entsprechende Stellung zu erhalten, wenn ihm auch die Kunstliebe des Herzogs Peter von Oldenburg im Jahre 1818 eine ehrenvolle Stätte in Eutin bereitete, wo er noch manche großartige Schöpfungen ins Leben rufen sollte. Aber ein großer Theil seiner Zeit ward auf kleinere Arbeiten zersplittert, und zu einer umfassenden, unmittelbar und zugleich in die Weite wirkenden Thätigkeit konnte er nicht gelangen. Er starb im neunundsiebzigsten Lebensjahre am 21. Juni 1829, nachdem er mehrere Jahre an völliger geistiger Abspannung gelitten hatte.

Wir haben aus der reichen Fülle des Stoffs der vorliegenden Lebensschilderung nur einzelnes Bedeutende hervorgehoben, um auf das Anziehende und Lehrreiche hinzuweisen, das für den Künstler wie für jeden, den Geist und Herz innigen Antheil an begabten Menschen nehmen läßt, hier geboten wird. Möge auch der im übrigen reiche Nachlaß Tischbein's ruhende Schatz bald gehoben werden. Der Herausgeber und die Verlagsbuchhandlung würden sich dadurch ein schönes Verdienst erwerben. Wir hoffen, daß der buchhändlerische Erfolg der so bedeutenden von ihnen gebotenen Lebensbeschreibung sie dazu ermuthigen werde.

Heinrich Düntzer.

Ein politisch-literarisches Manifest Proudhon's.

Die literarischen Majorate. Prüfung des Plans zu einem Gesetze, welches die Schöpfung eines ewigen Monopols zum Besten der Erfinder, Schriftsteller und Künstler bezweckt. Von P. J. Proudhon. Aus dem Französischen. Leipzig, Weber. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Mann, der den berühmt gewordenen Satz aufstellte: Eigenthum ist Diebstahl — womit derselbe Mann im Grunde erklärt, daß alles, was er selbst etwa an Eigenthum besitzt, als: Kleider, Uhren, Bücher u. s. w. auch nur gestohlene Waare sei —, dieser Mann, Proudhon, spricht sich auf Anlaß eines in Frankreich beabsichtigten Autorengesetzes in vorliegender Schrift von seinem Standpunkt über das literarische Eigenthum aus. Man kann sich vorstellen, wie er über dasselbe denkt; denn nirgends ist allerdings wol der Begriff des Eigenthums schwerer zu fixiren, als auf dem Gebiete des geistigen Erfindens und Schaffens. Die von Proudhon behandelte Materie ist wichtig; doch können wir des Verfassers Erörterungen hier nicht Schritt für Schritt verfolgen, denn sie sind sehr umständlicher und der Natur der Sache nach zum Theil auch ermüdender Art und zum Zwecke literarischer Unterhaltung nicht immer sehr geeignet.

Proudhon richtet sich zunächst gegen ein Schreiben Lamartine's und gegen einen Ausspruch des jetzigen Kaisers der Franzosen. Lamartine, welcher eine Einladung zu dem Congresse erhalten hatte, der am 27. September 1858 in Brüssel stattfand, um die Frage der Autorenrechte in Berathung zu ziehen, war demselben beizuwohnen verhindert, hatte aber statt dessen ein Schreiben an den Vorsitzenden der Versammlung gerichtet, in welchem es unter anderm heißt: „Es kam Belgien, dem vorzugsweise einsichtigen Lande zu, sich an die Spitze des Fortschritts zur Anerkennung des wahren Eigenthums zu stellen. Ein Sophist hat gesagt: Eigenthum ist Diebstahl. Sie werden hierauf durch die Einsetzung des heiligsten Eigenthums, des geistigen, antworten. Gott hat es geschaffen, der Mensch muß es anerkennen." Man muß im Auge behalten, daß der in diesem mit einer so theatralischen Phrase schließenden Schreiben erwähnte „Sophist" kein anderer ist als Proudhon, um es begreiflich zu finden, daß sich eine gewisse persönliche Gereiztheit gegen Lamartine in mehrfachen direct gegen dessen literarische Prätensionen gerichteten Ausfällen Luft macht.

Der Ausspruch des jetzt regierenden Kaisers über das literarische Eigenthum ist in folgender Stelle auf S. 8 des Buchs angeführt: „Im Jahre 1844 ließ sich der Prinz Ludwig Napoleon, gegenwärtig Se. Majestät Napoleon III., in einer Antwort an Herrn Jobard, den Ahnherrn des Monopols, folgende Worte entschlüpfen, die sich die Anhänger des Monopols noch heutzutage zu Nutze machen: «Das Geisteswerk ist ein Eigenthum gerade so wie ein Landgut, wie ein Haus; es muß die nämlichen Rechte genießen und darf nicht anders entzogen werden, als wenn es das Gemeinwohl fordert.»"

Hieran knüpft Proudhon folgende Bemerkungen: „Vordem sah die Schule den Ausspruch des Meisters als einen unwiderruflichen Grund an. Der Meister hatte es gesagt und alles war gesagt. Die Logik der Franzosen, welche sich immer im Kreise des Autoritätsglaubens bewegen muß, steht heutzutage noch auf demselben Punkte. Der König hat es gesagt, der Kaiser hat es gesagt! Von diesem Urtheile gibt es keine Berufung. Nun, wohlan! Der Kaiser hat geirrt. Das Geisteswerk kann sich nicht wie ein Landgut, wie ein Haus im Eigenthum befinden und es vermag nicht, dem Grundeigenthum ähnliche Rechte zu erzeugen."

Dies nach allen Seiten hin nachzuweisen ist nun die eigentliche Aufgabe vorliegender Schrift. Der Verfasser kommt dabei zu der Ansicht: „Man gesteht dem Autor 30, 40, 60 Jahre zu, um auf seine Kosten zu kommen. Ich behaupte, daß dieser Vertrag vollkommen regelmäßig und billig ist, daß er allen Anforderungen entspricht, alle Rechte schont, alle Principien achtet, allen Einwendungen begegnet. Der Autor wird dabei wie jedermann, wie der Bestgestellte behandelt: auf welchen Grund hin könnte er einen noch bevorzugtern Platz und, außer dem, was ihm das Recht des Verkehrs, die ausgleichende Gerechtigkeit, die ökonomische Regel bewilligen, noch eine ewige Rente beanspruchen?" Und ein andermal sagt er: „Es ist also nicht richtig, wenn man das Product eines Schriftstellers für unveräußerbar, für ewig ausgibt, und deshalb alle zukünftigen Geschlechter dem Autor verpflichtet. Ewig ist daran, ich wiederhole es, nur der Stoff, die Idee. Diese aber rühren nicht von uns her."

Freilich könnte man hier fragen, von wem anders denn die Idee herrühre als von dem Autor, dem Urheber, dem Erzeuger! Denn was der Verfasser schon früher (S. 11) bemerkte: „Der Mensch schafft nicht seine Ideen, er empfängt sie; er erzeugt nicht die Wahrheit, sondern er entdeckt sie; er erfindet weder die Schönheit noch die Gerechtigkeit, sie offenbaren sich vielmehr seinem Geiste von freien Stücken" u. s. w., das ist in der That doch etwas sophistischer Klingklang. Nun freilich ist es leider ganz unmöglich, ein literarisches Eigenthumsgesetz zu formuliren, welches einen Unterschied macht zwischen denjenigen, die neue Ideen schaffen, und denjenigen, die sie nur empfangen und reproduciren. Gleichfalls ziemlich sophistisch und unhaltbar ist es, wenn Proudhon sich an einer andern Stelle auf Jesus beruft, der zu seiner

Schülern gesagt habe: „Ihr werdet essen, was ihr findet. Was ihr umsonst empfangt, das gebet umsonst“, und dann fortfährt: „Noch entschiedener und stolzer, aber schon mit geringerm Vertrauen auf die Gastfreundschaft der Neubekehrten, faßt Paulus einen energischen Entschluß: er gibt seine Predigten und seine Briefe um nichts und verdient sein Brot durch Zelte machen. Das ist der schönste Zug seines Lebens.“ Unsere complicirten, polizeilich regulirten und wesentlich auf commerzieller Grundlage organisirten Zustände lassen sich ja gar nicht mit jenen primitiven vergleichen, welche es dem Apostel Paulus möglich machten, in dieser Weise zu lehren und zu schreiben, ohne dabei zu verhungern. Einem so gefährlichen Reiseprediger, welcher an dem Umsturz der bestehenden Religionseinrichtungen arbeitete, würde man heutzutage sehr bald das öffentliche Sprechen und Agitiren verbieten. Buchhändler aber, an die der Apostel seine Briefe hätte verkaufen können, um sie auf diesem Wege in Umlauf zu setzen, gab es ja damals noch nicht; vielleicht würde selbst Paulus dann lieber das Zeltemachen aufgegeben und es nicht verschmäht haben, Honorar aus seinen Schriften zu beziehen. Proudhon will doch nicht etwa, daß der Schriftsteller ganz ohne Entgelt arbeite, damit Verleger, Theaterdirectoren u. s. w. allein die Nutznießung haben und, ohne auch nur billige Procente an den Autor abzugeben, sich auf dessen Kosten allein bereichern? Das werden die noblern unter diesen Herren selbst sicherlich nicht verlangen; den ignoblern möchte es freilich ganz recht sein. Indeß soll jene Hinweisung wol auch nur ein moralischer Wink sein, der den so käuflich gewordenen und mit den übertriebensten Prätensionen auftretenden französischen Autoren gegenüber auch gar nicht übel angebracht sein mag. Proudhon gesteht ja selbst den Autoren ein Nutznießungsrecht von 40—60 Jahren zu, und dies möchte im allgemeinen auch hinreichen. Bei einem solchen Vertrage hat in den meisten Fällen auch der Sohn eines Autors noch Aussicht auf Nutznießung, und diese soll er ja wol auch nach einem natürlichen Billigkeitsgesetze haben; denn jeder Vater arbeitet und schafft mit Hinblick auf seine Kinder, während er es diesen überläßt, wieder für die ihrigen zu schaffen und zu sorgen. Ein späterer Abkömmling, der vielleicht ein sehr einfältiger und unnützer Patron ist, hat deshalb, weil er zufälligerweise einen geist- und erfindungsreichen Groß- oder Urgroßvater gehabt, schwerlich einen erblichen Anspruch an dessen geistige Hervorbringungen. Ebenso wenig darf sich das Verlagsrecht in Betreff eines Geisteswerks, welches vielleicht ursprünglich für wenig Geld erworben wurde, innerhalb einer Buchhändlerfamilie oder derselben Firma als Monopol bis in alle Ewigkeit vererben. Eine Grenze, jenseit welcher ein Geisteswerk freigegeben wird, muß das literarische Eigenthum doch haben. In diesem Punkte werden wol die meisten mit Proudhon einverstanden sein.

Doch wir brechen hiermit von dieser Materie ab, es unsern Lesern überlassend, sich selbst ihr Urtheil darüber zu bilden, und wenden uns zu einigen andern Raisonnements des Verfassers von allgemeinerm Interesse. Dahin gehört vielleicht z. B. folgendes Urtheil über Lamartine: „Herr von Lamartine hält die Fanfaren seiner Beredsamkeit für Vernunftgründe. Bei ihm treten Uebertreibungen, Antithesen, Ausrufe und Declamationen an die Stelle der Logik. Man verlangt von ihm die Bestimmung eines Begriffs, er liefert ein Gemälde; einen Beweis, er nimmt die Götter zu Zeugen, schwört bei seiner Seele, läßt Gespenster erscheinen, weint. Herr von Lamartine gehört zu den zeitgenössischen Schriftstellern, welche das meiste Geld aus ihrer Beredsamkeit gezogen haben; er ist in Geld und Ruhm weit über sein Verdienst belohnt worden, und er klagt über Noth. Wessen Fehler ist das? Ist die Gesellschaft undankbar, weil er sich nicht besser zu benehmen als zu denken versteht?“

Inwieweit hierbei einiger Neid auf die im ganzen größern Erfolge und die glänzendere Lebensstellung Lamartine's und persönliche Gereiztheit mitwirkend sind, wollen wir nicht weiter untersuchen. Nannte Lamartine seinen Widersacher einen „Sophisten“, so erlaubt sich dieser ihn einen „großen Reimschmied“ zu nennen, dessen „literarisches Eigenthum“ nur „literarisches Bettlerthum“ sei.

Ueberhaupt sind die Ansichten Proudhon's über den Zustand der Cultur, Literatur und Politik in Frankreich die pessimistischsten, die es geben kann. Er bemerkt z. B.: „Eine käufliche Poesie, eine käufliche Beredsamkeit, käufliche Literatur und Kunst; sagt dies nicht alles und brauche ich noch anderes ins Treffen zu führen? Wenn wir heutzutage an gar nichts mehr glauben, so hat das darin seinen Grund, daß wir alle zu kaufen sind (urbem vonalem!) und daß wir mit unserer Seele, unserm Geist, unserer Freiheit, unserer Person Handel treiben, wie mit den Erzeugnissen unserer Felder oder unserer Handarbeit. Das Alterthum berichtet von dem Einfall jenes Bürgers, bei einer dringenden Noth ein Anlehen auf den Leib seines Vaters zu machen. Wie viele von uns würden daran denken, ein derartiges Pfand einzulösen? Wir würden noch Weib und Kind dazugeben!“

Er bemerkt ein andermal, vieles Wahre unter viele Uebertreibungen mischend: „Seit 1830, wo Frankreich gewerblich gemacht wurde, brach man entscheidend mit aller literarischen Ueberlieferung: dafür schritt aber auch der allgemeine Verfall um so reißender fort. Die französische Literatur verkennt seitdem ihren eigenthümlichen Beruf; sie denkt nicht daran, ihre Eigenart zu bewahren, würgt an dem Fremden, das sie seltsamlich nachbildet, und verliert das Gefühl für die Sprache, welche sie foltert und verderbt. In Ermangelung von Ideen wirft man sich auf das Falsche und Uebertriebene; man liefert eingelegte Arbeit; man verwendet die von unsern Meistern geschaffenen Formen für Unflätereien und Nichtswürdigkeiten; man fertigt Stilübungen nach Stilanweisungen, wie man auf dem Gymnasium lateinische Verse mit dem Gradus ad Parnassum zu Wege bringt, gleich den Italienern, welche zwar keine selbständigen Werke mehr erzeugen, dafür aber nach alten Meistern Statuen, Basreliefs, Säulen und nöthigenfalls auch Tempel zur Ausfuhr liefern. Das heißt jetzt schreiben. Um sich ein Ansehen von Ursprünglichkeit und Gedankentiefe zu geben, arbeitet man die Regeln um, setzt die Musterschriftsteller herunter, die man nur nicht versteht, bringt unmögliche Reime fertig, greift zur Sprache der Minnesänger zurück, setzt das Häßliche namens der Natur in seine Rechte ein, pflegt das Laster und das Verbrechen und strömt über in Beschreibungen, Großsprechereien und sündflutlichem Gerede; zuletzt verzeichnet der Meßkatalog den Erfolg. Das heißt Literatur.“

Auf S. 121 seiner Schrift fährt er in diesem Kapitel in noch maßlosern Ausdrücken fort: „Während ernste Arbeiten vernachlässigt werden, überflutet die handwerksmäßige Literatur alle Ufer. Die Welt ist voll von ausgetretenen Talenten mit einer, wenn ich so sagen darf, außerordentlichen Pinselfertigkeit. Man schreibt selten aus innerm Drange; der Verfasser, bei dem ein ursprünglicher Gedanke entsteht und sich während seiner Geburt mit einem nur für ihn geschaffenen Ausdrucke bekleidet, wird zum Phönix. Dafür verstehen wir uns wunderbar darauf, wahre Nichtse mit dem Purpur unserer Meister und Muster zu bekleiden. Alles ist verkäuflich geworden, weil alles zum Gewerbe und zum Handwerke gemacht worden ist. Wir gehören nicht mehr zu den Verführten, wir gehören zu denen, welche sich preisgeben, und ich weiß nicht, ob die armen Tänzerinnen, welche die Theaterdirectoren mit zwei Franken bezahlen, oder auch gar nicht bezahlen, weil selbige die Gelegenheit zur Ausstellung ihrer Reize als genügenden Lohn betrachten, nicht achtbarer sind, als der hungrige Haufen unserer Schriftsteller. Wenigstens treiben jene Unglücklichen, wenn sie ihren Körper verkaufen, keinen Handel mit ihrer Kunst. Sie können in einem gewissen Sinne mit Lucrez sagen: corpus tantum violatum, animus insons.“

Man darf hierbei nicht vergessen, daß Proudhon hier immer nur ausschließlich französische Literaturzustände vor Augen hat. Der deutsche Schriftsteller ist im allgemeinen viel weniger käuflich, wenn auch vielleicht minder aus einem Ueberschuß unerschütter-

licher Moral, als weil er wegen seines eigensinnigen Individualismus weniger geschmeidig und in seinen materiellen Ansprüchen an das Leben bescheidener ist. Solche schreiende Fälle von literarischer Schwindelei, Inconsequenz, Käuflichkeit, Corruption und Selbstpreisgebung, wie sie in Frankreich zur Oeffentlichkeit gekommen sind, kennt man in Deutschland kaum, und selbst dann wird der deutsche Schriftsteller immer noch das zu wahren suchen oder wissen, was er seine Individualität nennt. Der Deutsche verkauft gewissermaßen nur seinen Leib, der doch einmal ernährt sein will, nicht seine Seele, an die man ihm nicht rühren darf, der französische beides zugleich. Aber man darf die Schuld davon nicht einseitig auf die Schriftsteller werfen; die französischen Zustände und der Gesammtcharakter der Nation sind mitschuldig. Der seinen Gesinnungen Abtrünnige, der sich der kaiserlichen Regierung oder, was freilich auch in Deutschland vorkommen mag, einer Partei oder dem schlechten frivolen Geschmack des Publikums verkauft*), hat eben seine Gaben geschickt benutzt, um eine Carrière zu machen, wie sie die meisten andern Franzosen unter denselben Verhältnissen auch gern zu machen suchen oder machen würden. Brillirt er dann mit Esprit, mit der Gunst der Großen und mit glänzenden Lebenseinrichtungen, so sind ihm alle seine Sünden reichlich vergeben. Von literarischen Majoraten kann man bei uns in Deutschland gegenwärtig auch gar nicht sprechen, sondern höchstens von buchhändlerischen. Literaturmagnaten wie Sue, Victor Hugo und namentlich Lamartine gibt es bei uns nicht, und die maßlosesten Ansprüche, die ein künftiger großer deutscher Dichter im Falle der Noth an die Schiller-Stiftung machen sollte, würden immer noch die bettelhaftesten sein im Vergleich zu denjenigen, welche Lamartine öffentlich an seine Landsleute gestellt hat.

Was wir an diesen Ergüssen Proudhon's tadeln möchten, ist dies, daß er von seinem souveränen Standpunkt herab zu allgemein und in zu wegwerfendem Tone abspricht, während es doch auch in Frankreich noch manchen ehrenwerthen Autor gibt, welcher sich von der Corruption freigehalten hat und mit Proudhon, wenn auch vielleicht nicht an Eigensinn und Selbstbewußtsein, doch an Uneigennützigkeit und Unabhängigkeit wetteifern kann. Niemand wird durch solche allgemein gehaltene Beschuldigungen gebessert, das mitschuldige Publikum am wenigsten, aber der Würde der Literatur und dem Streben und der Wirksamkeit der bessern Schriftsteller wird dadurch beträchtlich Abbruch gethan. Auch in Deutschland gab und gibt es eingebildete Schriftsteller, welche sich dadurch über ihre Collegen zu erheben glauben, wenn sie über dieselben im ganzen in ähnlicher beleidigender Weise absprechen und summarische Verbannungsurtheile fällen, in die sie nur sich selbst nicht mitbegreifen. Es gibt auch in der That keinen einzigen Stand, der so gegen sich selbst zu wüthen gewohnt ist, als den der Schriftsteller, und dann klagt doch wieder jeder einzelne über Theilnahmlosigkeit und über verächtliche Behandlung seitens des Publikums. Wir erinnern uns schon früher gelesen zu haben, daß Proudhon in seiner äußern Erscheinung wenig Französisches habe und gar sehr den Eindruck eines auf sich selbst zurückgezogenen deutschen Gelehrten mache. Sein ganzes Raisonnement entspricht diesem Signalement.

Proudhon spinnt ja zum Theil die Gewebe seiner Raisonnements aus dem Hanf der deutschen Philosophie und Kritik, ja seine in diesem Grade bei einem Franzosen seltene Verehrung der Deutschen geht so weit, daß er sie von der modernen Corruption ausdrücklich auszunehmen scheint und ihnen mit einer Sicherheit, die uns nur dadurch etwas zweifelhaft wird, weil sie der Feder eines doch immer etwas bizarren Mannes entstammt, eine glänzende Aufgabe zuweist und eine herrliche Zukunft verheißt. Er spricht von der in Deutschland vollzogenen Kirchenreformation und bemerkt dann: „Aus dieser, mit sich selbst in Widerspruch gerathenen, aber edelmüthigen Reformation ging 300 Jahre später durch die Arbeit des freien Gedankens eine glänzende Philosophie, die deutsche Philosophie, hervor, welche heutzutage alle Geister in Deutschland aufrecht hält, nährt, erhebt, und indem sie von dem Dogma befreit, den gesetzlichen Bedingungen der Freiheit unterwirft. Ich glaube, daß das Werk Luther's weniger schwierig war als das Mirabeau's. Am Ende ist aber Luther von seiner Nation verstanden worden, sie ist ihm gefolgt; die germanische Rasse hat gleich der angelsächsischen durchgeführt, was sie wollte und wie sie es wollte, während wir trotz Mirabeau's zurücktraten und noch dastehen und uns fragen, was der berühmte Tribun, was unsere Väter gewollt haben? Gegenwärtig, wo ich dieses schreibe, arbeitet Deutschland an seiner föderativen oder republikanischen (?) Verfassung und setzt auf seine Art das 1789 aufgeschobene Werk fort. So schreitet das deutsche Volk langsam aber sicher weiter. Sein oft nebelhafter Gedanke ist das Salz der Erde, und solange man zwischen Rhein und Weichsel philosophirt, wird die Gegenrevolution nicht den Sieg davontragen."

Eine vielleicht sehr treffende Bemerkung Proudhon's ist die, daß, da wirkliche Meisterwerke außerordentlich selten seien, nichts leichter sei, als das Beste aus einem Schriftsteller auf einem sehr kleinen Raume zusammenstellen; 40 oder 50 Lieder seien der ganze Béranger, das Uebrige sei nur literargeschichtlich etwas werth; ebenso würden 50 Seiten aus „Notre-Dame de Paris", wenn sie in einem Cursus der Literaturgeschichte mit einer zergliedernden Inhaltsangabe abgedruckt wären, uns das Durchlesen des ganzen Werks von Victor Hugo ersparen. Er bemerkt dann weiter: „Die ganze Literatur neigt sich der Verdichtung in einer Blumenlese zu, die Philosophie will sich in einige Lehrsprüche, die Geschichte in eine knappe Chronik zusammenfassen. Da aber auf der andern Seite das Geisteswerk ein Handelsgegenstand ist, so weiß man nicht, bis zu welchem Punkte es verstattet sein würde, einen Schriftsteller außer Verkehr zu bringen, da hier nicht blos seine Eigenliebe, sondern auch seine Interessen in das Spiel kommen. Was thun?"

In dieser immerhin merkwürdigen und lesenswerthen Schri
hat Proudhon auch sein jetziges politisches Glaubensbekenntni
niederlegt, das aber eigentlich ein Bekenntniß seines politische
Unglaubens ist. Der so sehr enttäuschte Mann scheint von sei-
nen eigenen Landsleuten für die Freiheit gar nichts mehr z
erwarten, er scheint sie in dieser Hinsicht völlig und für imme
aufgegeben zu haben. Er behauptet z. B. wol sehr mit Rech
„Frankreich ist monarchisch bis in das Mark, bis in das letz
Atom seiner Demokratie. Vergeblich wird es seit 30 Jahre
durch den Verlauf der Ereignisse, durch Gründe des Interesse
durch die parlamentarische Redekunst in eine andere Richtun
getrieben: der angeborene Trieb ist mächtiger. Unter der od
jener Form, Dictatur, Kaiserthum, Präsidentschaft, Legitimi
mus, Orleanismus, ist Frankreich monarchisch, und die, welc
es nicht zugestehen, denken es."

Er schließt daran die Bemerkung: „Eine Nation, welc
in politische Gleichgültigkeit verfallen ist, besitzt am allerwenig
sten die Bedingungen zu einer politischen Literatur, und es i
unvermeidlich, daß die Schriftsteller, welche in Büchern od
Journalen politische, ökonomische und sociale Fragen behandel

*) Was das stolze Brüsten der Deutschen auf ihre angeborene und unübertreffliche Sittlichkeit betrifft, so erlauben wir uns zu sagen, daß dasselbe sehr wenig gerechtfertigt erscheint, wenn wir die geschmackvollen und bis zu einem gewissen Grade selbst liebenswürdigen Frivolitäten E. Feydeau's mit so gänzlich schmuzigen und abscheulichen Machwerken wie die in dem apokryphen Verlage von J. J. Wagner in Neustadt erschienenen „Memoiren und galante Abenteuer einer jungen Frau aus der Demi-Monde. Herausgegeben von ihrem ersten Geliebten Gr. von H." (Fortsetzung von „Memoiren und galante Abenteuer der Ida Jonas") vergleichen. Letztere literarische Scheußlichkeiten sollen namentlich unter derjenigen Menschenklasse weit verbreitet sein, welche ein beliebter neuerer deutscher Autor als die Musterklasse aller Sittlichkeit und aller biderben deutschen Tugenden in einem berühmten Roman geschildert hat: unter der der Handlungscommis.

allmählich den braven Beamten gleich werden, welche ihrem Lande unter allen Regierungen dienen."

Sehr viel Wahres enthält sicherlich auch folgende Stelle: „Der Reichthum und die Stärke Frankreichs besteht in einem System von kleinen Vermögen und Industrien, die durch einige Großbetriebe untereinander ins Gleichgewicht gebracht und unterstützt werden. Das ist gerade das Gegentheil von den englischen Verhältnissen, die wir lächerlicherweise seit einem halben Jahrhundert auf unsern Boden zu verpflanzen trachten. Man hat dies nicht eingesehen, denn es ist das eine von unsern Verkehrtheiten, daß wir unsere Vortheile verkennen und uns für die Nachahmung des Fremden begeistern. Einige Jahre lang war der Wohlstand im Steigen; wie steht es heutzutage damit? Die Massenarmuth bedrängt alle Klassen. Indem die ökonomische Zerrüttung auf die Sittlichkeit einwirkt, verfallen die ohnehin von dem politischen Mißerfolg verstimmten Gemüther in Trübsinn. Während die Regierung Ludwig Philipp's die Entwickelung des Elementarunterrichts begünstigte, nahm das von dem Nützlichkeitsprincip angesteckte Bürgerthum zusehends an Einsicht ab. Zu was Griechisch und Latein? Zu was Philosophie und höhere Wissenschaften, Sprachen, Rechtsgelehrsamkeit, Alterthümer? Erzieht uns Ingenieure, Werkführer, Buchhalter! Die Entdeckungen der neuesten Industrie vollendeten die Verblendung dieser Krämerkaste, und was die Geister erheben sollte, wurde nur zu einem weitern Siege für den Obscurantismus."

An Muth, seinen eiteln und oft so verblendeten Landsleuten und namentlich auch der Partei, der er früher zugezählt wurde, die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, fehlt es, wie man sieht, dem Verfasser nicht. Ueber die Hinrichtung Ludwig's XVI. bemerkt er im antibonapartistischen Sinne: „Sie war eine Handlung nicht der Thatkraft und der Strafgerichtsbarkeit, sondern der Leidenschaft und der Furcht. Man sah dies, als die Stimmgeber für den Tod des Königs, die Sieyès, Cambacérès, Fouché, Thibaudeau, zu Höflingen des Kaisers wurden, als 1815 Benjamin Constant, der sogenannte Tribun, für die «Spukgestalt» von Elba die Abfassung der Zusatzacte übernahm und darin den Hauptgrundsatz der constitutionellen, repräsentativen und parlamentarischen Monarchie, wie ihn die Verfassung von 1814 hinstellte, so sinnreich beiseite schob. Wenn man 1862 nach so vielen Ohnmachten die Hinrichtung Ludwig's XVI. beifällig bespricht, so heißt das nicht mit republikanischer Strenge verfahren, sondern wie 1804 mit königlichem Sinne der kaiserlichen Allgewalt huldigen."

In allen diesen Bemerkungen erkennen wir einen Zug deutscher Grübelei, verbunden mit einem Beisatz von deutscher Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Scharfsinnigkeit, aber auch deutscher Mäkelei, einseitiger Absprecherei und der Sucht, die Wahrheit, um sie nur recht eindringlich zu machen, möglichst zu übertreiben und zwar nur nach einer Seite hin. Auch darin läßt Proudhon den Einfluß der deutschen Kritik und des deutschen Wesens verspüren, daß er, auf dem Desperationsstandpunkte angekommen, einem idealistischen Nihilismus verfällt, alles ohne Unterschied negirt, sich aber stolz in der Vorstellung wiegt, der einzige zu sein, der recht hatte, der einzige, der die Einsicht hat, die Wahrheit zu erkennen, und den Muth, sie zu sagen. Wenn wir Deutschen, auf die er so große Hoffnungen setzt, diese nicht bald erfüllen, wenn wir aufhören sollten zu „philosophiren", dann wird Proudhon nicht unterlassen, uns zu sagen, daß auch wir unfähig und für die Menschheit verloren seien. Man wird dabei einigermaßen an den zuletzt mit allem grollenden, alles im schwärzesten Licht sehenden Varnhagen erinnert, nur daß sich Proudhon dem Timon von Berlin, wenn er ihm auch in Bezug auf vielseitige ästhetische Durchbildung nachsteht, an schlagenden Gedanken und überhaupt als scharfblickender Denker, als abgeschlossener, in sich fertiger, Ideen im ganzen mehr als Persönlichkeiten vor Augen habender consequenter Geist überlegen zeigt. **H. M.**

Zwingli als Held eines Romans.

Ulrich Zwingli. Culturhistorischer Roman von Th. König. Drei Theile. Leipzig, O. Wigand. 1862. 8. 4 Thlr.

Für die heutige Culturwelt ist der Zeitpunkt längst eingetreten, wo der Satz Moses Mendelssohn's zur Wahrheit geworden ist, daß, was in den Glaubensdogmen das Gewissen beengt, stets nur auf der Geschichte beruht und daher keinen Anspruch darauf hat, für eine Bedingung zur Seligkeit zu gelten und dafür aufgestellt zu werden. Ist dies richtig, so sind Dogmen ein Gegenstand freier Erörterung und die großen Reformatoren fallen der kritischen Beleuchtung aus culturgeschichtlichem und allgemein menschlichem Standpunkt anheim. Von diesem Rechte macht Th. König einen vollen Gebrauch. Er hat Luther, Calvin und nun auch Zwingli als Menschen und Culturträger künstlerisch behandelt und uns frei gelassen, indem er sie als im Leben thätige Männer, sozusagen als dramatische Personen wirken, handeln und sprechen läßt, unser eigenes Urtheil über ihre Thätigkeit für ihre Zeit und die Zeit nach ihnen, zu bilden.

Seine erste Arbeit, „Luther", war in dieser Beziehung ein ganz gelungenes Werk, es war ein voller Erguß einer reinen und dauernden Begeisterung für den großen Mann; von seinem „Calvin" war dies schon weniger zu sagen, der Stoff zeigte sich hier und da schon unzureichend und der Ersatz für diesen Mangel war schwach. Auch die jetzt vorliegende Arbeit, sein „Ulrich Zwingli", hat uns den Eindruck eines ganz gelungenen Werks nicht machen können. Der Schein einer mühevollen, nicht völlig aus freiem Erguß, vielmehr wie zur Lösung einer einmal gestellten Aufgabe unternommenen Arbeit ruht lastend auf diesen Bänden; ja es hat für diese noch der Erfindung eines ganz besondern und neuen Stils bedurft, um den Autor, wie es den Anschein hat, wenigstens zeitweise zu erwärmen und an seinen Gegenstand zu fesseln. Dieser neue Stil aber ist, wie wir weiterhin sehen werden, durchaus keine glückliche Erfindung. Was das Thema selbst betrifft, so begegnen wir neben dem Stoffmangel einer entschiedenen Neigung, Fremdartiges herbeizuziehen, durch Discussion die Lücken auszufüllen und das, was als Staffage des Bildes zu gelten hätte, in den Vordergrund desselben zu versetzen: alles Proben von erloschener Wärme und Begeisterung für den Gegenstand. Die Scene ist allerdings ab und zu belebt genug, zumeist aber durch Bilder aus den eigenthümlichen Zuständen des Landes, aus den Conflicten zwischen der alten Schweiz und ihren patriarchalischen Sitten, mit dem neu erwachenden Geiste der modernen Humanitätsbestrebungen und den Sitten Frankreichs und Deutschlands. Die Ereignisse selbst wachsen nur sparsam in die Höhe und nehmen daher eine Breite ein, die dieser Höhe nicht entspricht. So ist die ganze Architektur des Werks eine ziemlich mangelhafte und zeugt nur zu deutlich, daß dem Verfasser zwar am Herzen lag, ein Thema durchzuführen, daß ihm aber die rechte Freudigkeit an dieser Arbeit öfter als wünschenswerth abhanden gekommen und seine Stimmung eine unfreie geworden war.

Wir erblicken nun unsern Ulrich zunächst im Vaterhause, nachdem einleitungsweise die Geschichte der Schweiz bis zu Julius Cäsar hinauf überblickt und uns erklärt worden ist, warum in der Schweiz die Sache der Kirchenreform nicht so, wie in Deutschland, an die Person der Reformatoren geknüpft war. Das ist ein echt deutscher Fehlschuß; ein deutscher Autor nimmt niemals an, daß er für Wissende schreibt! Nebenher stößt der Verfasser hiermit seinen Helden fast mit eigener Hand von seinem erhöhten Standpunkt herab. Genug, das Vaterhaus ist das des Ammann Huldreich Zwingli in Wildhaus, Grafschaft Toggenburg, wo zwischen Alpenwiesen kein Obstbaum mehr gedeiht und das Patriarchenthum noch in voller Herrschaft steht. Im Sinne des Alten ist es ein Frevel, daß Schweizer ihre Söhne den fremden Fürsten als Söldlinge verkaufen, und da der kleine Ulrich kriegerische Neigungen verräth, so beschließt der Vater, ihn zum Dienst der Kirche zu erziehen, worin sein Bruder, der Dekan von Wesen, ihn bestärkt. Diese Wendung ist

eine Probe von der motivirenden Kunst des Verfassers. Indem wir die Hauptzüge aus dem Leben Zwingli's bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen, haben wir besonders auf die Motive zu achten, die der Autor den Ereignissen unterlegt, und das hier benutzte Motiv ist ein sehr glücklich gewähltes. „Sieht traurig aus“, sagt der alte Ammann, „unten im Lande, die Sünden der Thäler bringen herauf in unsere Berge. Will euch sagen, wie's bei uns aussieht; hab's auf meiner Reise nach St.-Gallen gesehen. Entschwunden ist der Sinn für häusliches Glück, für friedliche Arbeit und für Bürgertugend. Krieg ist das Losungswort geworden. Die Obern wollen dem Uebel nicht wehren, die Jünglinge verschmähen die Arbeit, lassen sich von den Werbern verlocken, verspritzen ihr Blut für fremde Herrscher, die Städte sind ein Tummelplatz fremder Laster, fremder Parteien geworden; Goldgier und Sinneslust, Ueppigkeit und Hoffart haben die Herzen der Eidgenossen bestrickt. Ja, bis in unsere Berge sind sie gedrungen. Habt ihr sonst Sammt und Seide hier gesehen; grau freiburger Tuch und Zwillich trugen wir und waren zufrieden“ u. s. w. Wir haben dies als Stilprobe angeführt, eines Stils, der als Charakteristik eines Mannes gut ist, für alle aber nicht taugt und bald monoton wird.

Ulrich geht also zum Oheim, dann nach Bern und von hier nach Wien auf die hohe Schule. Hier stellt er eher einen etwas lockern Studenten als einen Mann Gottes dar; er kehrt zu dem zürnenden Vater zurück, bekennt und bereut seine Schuld und wird in Basel Priester. Die crasse Unwissenheit seiner Amtsbrüder — keiner derselben, außer Faber, hatte auch nur das Neue Testament gelesen —, empörte den jungen Magister, der mit Leo Juda, Brunner, Tschudi und Glarean sich zu ernsten Studien auch der Classiker verband, dabei aber für Bürgerwohl und Freiheit erglühte, und durch seine politischen Predigten Ansehen gewann, während er die Briefe Pauli auswendig lernte. Im Jahre 1512 und folgenden stand er dann als Feldprediger gegen die Franzosen in der Lombardei, vom Papste bezahlt, im Felde und 1516 war er Priester in Maria Einsiedeln und begann nun sein Reformationswerk; 1519 als Prediger an den Münster zu Zürich berufen, fing er an gegen Ablaß und Papst zu predigen, behauptete seine Lehre vom reinen Evangelium in zwei großen Disputationen 1523, gab seine 67 Glaubensartikel heraus und schaffte Messe und Bilderdienst ab. Alle diese Vorgänge berührt unsere romantische Darstellung leicht und glücklich, wie denn ein tiefes Studium von Zeitumständen und Charakteren in ihr ganz unverkennbar ist. Ein heikler Punkt ist Zwingli's Ehe mit der Witwe Reinhard. Die Dame war damals 43 Jahre und Zwingli nahezu gleich alt. Der Verfasser hat es für gut gehalten, weil er einen Roman schrieb, ein leidenschaftliches Element in diese Verbindung zu legen, während wir glauben, daß er dies besser unterlassen hätte. Der Ehebund wurde heimlich geschlossen. Warum? Am Ende doch aus Menschenfurcht, und dies Motiv kann kein strenger Christ billigen. Freilich war Zwingli, wie ihn der Verfasser immer uns darstellt, bei allem seinem Freimuth und Feuereifer ein sehr besonnener Mann, der den Verhältnissen stets Rechnung trug, gelassen, zur Lebensfreude, wie Luther, geneigt, nie verbittert, rein und mäßig in allem; in jedem Conflict auf einen Mittelweg bedacht. Und solcher Conflicte zeichnet uns der Autor viele und stattet sie meistens gut aus. Nachdem er uns in den Abschnitten: „Der erste Schritt“, „Theophrastus Paracelsus“, „Die Luther'schen Thesen“, „Der Ablaßkram“, „Die Verräther“, „Der Fastenstreit“ überall den begeisterten Theologen und den feurigen Patrioten in Zwingli gezeichnet, malt er uns den besonnenen maßvollen Mann, den Weisen in der berühmten Zusammenkunft mit Luther, Oekolampadius, Bucer und Capito zu Marburg, wo der Abendmahlsstreit zwar nicht zum Austrag kam, jedoch zu einem Waffenstillstande Raum gab: ein Gemälde, das zu den gelungensten des ganzen Buchs zu zählen ist. Zwingli's praktischer Sinn und seine Sanftmuth entwaffnen selbst den hitzigen Doctor Martinus, und des Landgrafen kluger Zuspruch gleicht alle Misverständnisse aus. So gut verwendete Studien loben die Arbeit! „Da saßen sie, die Fürsten des Worts“, sagt der Autor, „die Apostel des neuen Glaubens; Enricus Cordus redete sie an, den scharfsinnigen Luther, den großherzigen Zwingli, den braven Melanchthon, den sanften Oekolampadius und die andern, Bucer, Capito, Brenz, Jonas, Crato und Menius; die Kirche fällt euch zu Füßen, fleht und beschwört euch, die Sache mit reinem Ernst zum Heil der Gläubigen anzugreifen und einen Beschluß zu Stande zu bringen, der ausgegangen sei vom Heiligen Geist. Aber auf Luther's Stirn lag ein fester, unbeugsamer Wille. Vor sich auf die Tafel hatte er in starken Zügen die Worte geschrieben: «Das ist mein Leib!» zum Beweis, daß keine Macht der Erde ihn von seiner Ansicht abbringen werde. Das Gespräch begann. Zwingli machte mit ruhiger Zuversicht und scharfer Logik seine freiere Ansicht geltend, Luther wollte nicht deuteln lassen an der Schrift, er hielt an der wörtlichen Bedeutung, ein misverstandener Ausdruck reizte ihn zum Zorn. Zwingli führte eine Stelle aus Johannes an. «Herr Zwingli», rief Luther, «Ihr wollt es überpoltern, die Stelle paßt nicht.» — «Doch, doch, Herr Doctor», sprach Zwingli, «die Stelle bricht Euch den Hals». — «Rühmt Euch nicht zu sehr», fuhr Luther heraus; «Ihr seid in Hessen, nicht in der Schweiz. Hier brechen die Hälse nicht also!» Und darauf fing er an, sich über Zwingli's Wort bei dem Landgrafen zu beklagen. Dieser antwortete, Luther wurde noch heftiger, aber der Landgraf beschwichtigte: das sei aber nur figürlich gemeint“ u. s. w.

Wir haben mit diesem Citat uns selbst den Raum benommen, noch andere zu bringen und müssen uns nun genügen lassen, nur noch des Endes, des Helden Tod, zu gedenken. Zwingli, von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß nur ein ehrlicher Kampf gegen die katholischen Orte der Schweiz einen gesegneten Frieden sichern könne, hatte seine Macht bei dem Rathe in Zürich dazu benutzt, die vielen Beleidigungen der Orte durch offenen Krieg zurückzuweisen. Es kam zur Rüstung und bei Cappel zum Kampf, den Zwingli mitfocht. Aber die Züricher, schwach und schlecht geführt, unterlagen. Zwingli selbst blutete aus mehreren Wunden, seine Freunde, Tönig, Meyer von Knonau, Konrad Schmidt mit 36 Männern aus Küsnacht lagen dahingestreckt; da erschien sein alter Gegner, der Pater Ruckstuhl, und erschlug ihn! Dieses Ende unsers Helden ist nun wol mehr romantisch, als historisch; indeß, da der Verfasser einen Roman schreibt, so müssen wir es uns wol gefallen lassen; die Grundzüge wenigstens sind geschichtlich, und wie der Verfasser sagt, noch heute nach 300 Jahren ist die Schweiz die Zuflucht der Verfolgten und Unterdrückten. Wir haben dem Vorstehenden nichts hinzuzufügen, als das Anerkenntniß, daß, hat der Verfasser auch kein ausstellungsloses Musterwerk geschrieben, er doch auf würdige Weise an einen der großen und starken Geister erinnert hat, denen Deutschland seine geistige Größe und seine religiöse Freiheit in der Selbstbestimmung verdankt. 4.

Notiz.

Zur Textreinigung der Werke Heinrich von Kleist's.

Ein neues und neuestes Zeugniß für den altberühmten deutschen Emendirungs- und Textirungsfleiß, um ihn so zu nennen, ist die mehr als 100 Seiten starke Schrift: „Zu Heinrich von Kleist's Werken. Die Lesarten der Originalausgaben und die Aenderungen Ludwig Tieck's und Julian Schmidt's zusammengestellt von Reinhold Köhler“ (Weimar, Böhlau, 1862). Der Verfasser bemerkt in der Vorrede: „Die Originalausgaben sind alle mehr oder weniger incorrect gedruckt und reich an sinnentstellenden Druckfehlern. Eine große Anzahl Druckfehler hat Tieck richtig corrigirt, die übrigen aber stehen und selbst einige neue sich einschleichen lassen. Einigemal hat er mehrere Worte, ja ganze Verse weggelassen und Verse verstellt. Schlimmer aber als diese Nachlässigkeiten ist es, daß er sich erlaubt hat, Kleist an sehr vielen Stellen stillschweigend zu verbessern... Alle diese Correcturen sind noch dazu von Tieck in höchst incon-

fegmenter Weise vorgenommen worden: Stellen, die er hier ändert, hat er dort nicht angerührt. Man sieht überall, daß er nur flüchtig die Ausgabe besorgt hat, ohne sich vorher eine ins einzelne gehende Kenntniß der Sprache des Dichters, den er in seiner dichterischen Bedeutung doch sonst so gut kannte und zu schätzen wußte, verschafft zu haben. Endlich hat Tieck zuweilen auch Stellen geändert, wo ich wenigstens nicht einzusehen vermag, was ihn dazu bewogen haben kann." Was den neuesten Herausgeber Kleist's, Julian Schmidt betrifft, so behauptet der Verfasser, daß derselbe sich die allerdings mühevolle durchgängige Vergleichung der Tieck'schen Ausgabe mit den Originalausgaben erspart und nur zuweilen bei einzelnen Stellen in diese einen vergleichenden Blick geworfen habe, und er fährt dann fort: „Daher hat er zwar nicht wenige Fehler, die Tieck in den Originalausgaben stehen gelassen hatte, obwol es nur Schreibfehler Kleist's oder Druckfehler sein können, erkannt und treffend geändert, dagegen aber die Aenderungen Tieck's, selbst Druckfehler und Versehen desselben, wie das oben erwähnte Auslassen oder Umstellen von Versen, mit wenigen Ausnahmen sämmtlich beibehalten. Außerdem hat er selbst eine Menge eigenmächtiger Aenderungen vorgenommen, die theils mindestens überflüssig, theils entschieden falsch sind und den Text entstellen.... Mehrmals hat er Kleist's Worte entschieden misverstanden, sei es, weil er sie zu flüchtig oder außerhalb des Zusammenhanges betrachtet hat, sei es, daß sprachliche Unkenntniß daran schuld ist. Nicht selten hat er auch den Dichter mit nüchternem, unpoetischem Sinne schulmeisternd emendirt. Einige dieser Emendationen sind Kleist's so unwürdig, daß sie Versündigungen an seinem Geiste genannt werden können. Gerade von derartigen Emendationen dankt Schmidt einige seinem Freunde Theodor Gomperz. Pedantischerweise corrigirt er gewisse Formen, Constructionen, Wortbildungen u. dgl., die Kleist gerade liebt, die er aber für unerträglich zu halten scheint.... So ist denn durch Julian Schmidt's Ausgabe kein Fortschritt, sondern, insofern sie von den Originalen noch mehr abweicht, ein Rückschritt gemacht worden." So verwandelt Schmidt einmal willkürlich „blaues Auge" in „blödes Auge", „Ratze" in „Ratte", während an der betreffenden Stelle in der „Hermannsschlacht" der Dichter das derbere und vulgärere Wort „Ratze" sehr mit Absicht gewählt haben mag, „rück' ich in die Zügel" statt „drück' ich", „Ritterhaft" in „Richterhaft" (mit Tieck gemeinsam) u. s. w. Eine Schmidt'sche Emendirung der gröbsten Art ist wol folgende: Eine Stelle in dem Fragment des „Robert Guiscard" lautet ursprünglich:

> Hier diesem alten Scheitel, wißt ihr selbst,
> Hat seiner Haare keins noch wehgethan.

In Tieck's Gesammtausgabe steht infolge eines Druckfehlers „weggethan". Schmidt aber, der, wie der Verfasser bemerkt, „weder den «Phöbus» noch die hinterlassenen Schriften nachzuschlagen Lust gehabt zu haben scheint", macht nun die „unsinnigen" Verse:

> Hier dieser alte Scheitel, wißt ihr selbst,
> Hat seiner Haare keins noch weggethan.

Ein Kritiker sollte, wenn er auch kein poetisches Feingefühl besitzt, doch wenigstens einige Logik und etwas „gesunden Menschenverstand" besitzen. Zum Schluß seines Vorworts erklärt der Verfasser, wie wir noch bemerken wollen, daß er bei seiner Arbeit von seinem Freunde Karl Eitner in Weimar wesentlich unterstützt worden sei. **H. M.**

Bibliographie.

Bähr, J. K., Vorträge über Newton's und Göthe's Farbenlehre gehalten im Künstler-Verein zu Dresden. Mit 1 radirten Tafel. Dresden, Türk. Gr. 8. 1 Thlr.

Biltz, K., Dramatische Studien. 2tes und 3tes Heft. Potsdam, Riegel. Gr. 16. 22½ Ngr.

Buchner, W., August Buchner, Professor der Poesie und Beredsamkeit zu Wittenberg, sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Schriftlebens im 17. Jahrhundert. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 20 Ngr.

Byr, R., Oesterreichische Garnisonen. Roman aus dem Militairleben. Vier Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 4 Thlr.

Ctroni, P., Die nationale Presse in Italien von 1828—1860 und Die Kunst der Rebellen. Zwei Schriften. Aus dem Italienischen übersetzt und mit einem Vor- und Nachwort von Ludmilla Assing. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Gildemeister, C. H., Johann Georg Hamann's, des Magus in Norden, Leben und Schriften. 4ter Band. Hamann's „Autorschaft" ihrem Inhalte nach. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Gneist, R., Die Geschichte des Selfgovernment in England oder die innere Entwickelung der Parlamentsverfassung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gotthold, O. H., Durch Zweifel zur Wahrheit. Erstlingsknospen seinen Zeitgenossen gewidmet. München. 8. 12 Ngr.

Gravenreuth, C. Baronin, In Palast und Hütte. Original-Roman. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. 8. 2 Thlr.

Bruder Hansens Marienbilder aus dem 14. Jahrhundert. Nach einer bisher unbekannt gebliebenen Handschrift der kaiserlich öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg herausgegeben von R. Minzloff. Hannover, Hahn. Lex.-8. 4 Thlr.

Holland, W. L., Die Legende der heiligen Margarete, altfranzösisch und deutsch. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Juden in Böhmen und ihre Stellung in der Gegenwart. Prag, Silber u. Schenk. Gr. 8. 16 Ngr.

Kunstmann, F., Die Kenntniß Indiens im 15. Jahrhunderte. München, Kaiser. Gr. 8. 12 Ngr.

Werner, R., Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe. Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Befreiungskrieg. Für das preußische Volk erzählt und geschmückt in 5 Bildnissen der Helden. Den Veteranen und der Armee gewidmet von einem Kameraden. Stettin, von der Nahmer. 8. 7½ Ngr.

Bresler, C. H., Philipp Melanchthon's Leben und Wirken. Vorlesung gehalten am 18. April 1860. Danzig, Kafemann. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Edel, Gedächtnissrede für Carl Friedrich von Marcus. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 3 Ngr.

Hektor, E., Geschichte des germanischen Museums von seinem Ursprunge bis zum Jahre 1862. Festschrift zur Feier seines 10jährigen Bestehens. Nürnberg, Literarisch-artistische Anstalt des germanischen Museums. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jean Paul. Sein Leben und seine Werke sowie sein Aufenthalt und Heimgang in Bayreuth. Festgabe zur Feier des 100jährigen Geburtstagsjubiläums Jean Paul Friedrich Richters am 21. März 1863. Bayreuth, Giessel. Gr. 16. 2 Ngr.

Klein, K., G. Forster's letzte Handlungen in Mainz oder die Beschlüsse des in Mainz tagenden Nationalkonvents März 1793. Mainz, Le Roux. Hoch 4. 5 Ngr.

Ueber den konfessionellen Charakter der höheren Unterrichts-Anstalten. Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses vom 3. und 4. März 1863. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur Krisis in Ungarn. Einziges Mittel zur Lösung auf verfassungsmäßigem Wege. Von einem Unbefangenen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 16. April 1863.

Zwei deutsche Pädagogen.

So einfach und leicht die Aufgabe aussehen mag, aus und nach reichlich vorhandenen Quellen und Hülfsmitteln eine Lebensgeschichte zusammenzustellen, die Aufgabe unterliegt doch mannichfachen und bedeutenden Schwierigkeiten, deren Zahl und Gewicht nicht selten derartig in die Wage fällt, daß diejenigen scheitern, welche die Lösung der Aufgabe unternehmen. Mir scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Darstellung einer ganzen bestimmten historischen Epoche leichter und glücklicher gelöst werden kann, insofern nur das zu verwendende Material bereits herbeigeschafft und kritisch durchsichtigt ist, als unter der nämlichen Bedingung und Voraussetzung die Darstellung von dem Lebenslaufe einer einzelnen bestimmten geschichtlichen Persönlichkeit. Ohne uns auf die Discussion der beregten Frage tiefer einzulassen, als in der Einleitung eines literarischen Referats dienlich erscheint, dürfte für die eben ausgesprochene Behauptung in schlagender Weise allein schon die Thatsache sprechen, daß unsere historische Literatur reich ist an Werken und Monographien, welche in der anerkennungswerthesten Weise einzelne Perioden und Abschnitte des geschichtlichen Processes behandeln, daß wir aber vergleichsweise sehr arm sind an Biographien, über die sich gleich günstig urtheilen ließe. Biographien, welche der Literaturgeschichte angehören, möchten noch am ehesten eine Ausnahme machen, da sich in den Porträtskizzen unserer modernen Literaturgeschichtschreibung eine gewisse conventionelle Manier, eine traditionelle Schablone, um es so zu bezeichnen, zur Geltung gebracht hat, an welche wir uns nun einmal, die Production sowol als diejenigen, für die sich die Production berechnet, gewöhnt haben und die nicht weiter auffällt. Gehört aber die Biographie andern Gebieten an, so macht sich recht auffällig derjenige Mangel, diejenige Schwierigkeit bemerkbar, welche den deutschen Biographen in der Regel zu der Klippe wird, an der sie scheitern. Die Schwierigkeit läßt sich in dem Wörtchen „zu viel!" zusammenfassen.

Wenn der englische oder französische Autor sich an eine Biographie heranmacht, so ist den bessern Kräften, die doch allein hier in Betracht kommen können, keineswegs abzusprechen, daß sie mit dem gleichen gewissenhaften Fleiße, den man der deutschen Forschung als ihren ersten und hauptsächlichsten Vorzug nachzurühmen hat, an die Sammlung des Materials herangehen; was sie aber gar sehr zu ihrem Vortheile von unsern Biographen unterscheidet, ist der Umstand, daß der englische oder französische Schriftsteller mit dem Zusammentragen und Anhäufen des Stoffs seine Aufgabe keineswegs für beendigt hält; er legt allerdings in erster Linie auch einen starken und vollen Accent auf die materielle Seite der Aufgabe, gleichzeitig indeß faßt er die formelle, die ästhetische Seite in das Auge. Er gibt nicht blos Actenstücke und Actenstöße; er verarbeitet den Inhalt der Actenstücke und der Actenstöße zu einem wohlgefügten organischen Ganzen, zu einem einheitlichen Kunstwerk. Gerade hier liegt die Achillesferse der deutschen Biographie. Ihr ist es fast immer nur um möglichste Vollständigkeit des Materials zu thun, sie schichtet und thürmt das Untergeordnete und Nebensächliche zu dem Wichtigen und Entscheidenden chaotisch zusammen; es fällt ihr nicht bei, Anforderungen des ästhetischen Geschmacks zu befriedigen. Der Leser mag selber zusehen, wie er seinen Weg durch die Irrgänge des Labyrinths herausfindet. Daher insgemein ist die Lectüre deutscher Biographien ein mühsames und unerquickliches Geschäft, daher hat die historische Literatur Deutschlands Ueberfluß an biographischem Material, aber empfindlichen Mangel an wirklichen Biographien.

Die nachfolgende Besprechung neuer Erscheinungen aus dem Gebiete der Biographie wird ergeben, wie begründet die unserm Specialbericht hier vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen sind.

---

1. Beiträge zur Geschichte August Hermann Francke's, enthaltend den Briefwechsel Francke's und Spener's. Herausgegeben von G. Kramer. Mit einem Bildniß A. H. Francke's und zwei Facsimiles. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von vornherein gibt sich Kramer's Arbeit bereits auf dem Titel als ein bloßes biographisches Material. Wenn man den Standpunkt des Verfassers, seine Absichten und

Zwecke festhält, so wollen der hochachtbare und rühmliche Fleiß und die gewissenhafte und minutiöse Sorgfalt wol hervorgehoben sein, mit welchen er sein Unternehmen gefördert hat. Nach dieser Seite hin läßt das Buch nicht das Mindeste zu wünschen übrig. Es bietet eine Fülle neuen und unbekannten Materials zu einer Lebensgeschichte des berühmten hallenser Pietisten, dessen Säcularfeier erst kürzlich, am 22. März, begangen wurde; es ist eine verständige, übersichtliche Anordnung in dem gesammelten Stoffe vorhanden. Nahe liegt jedoch die Frage, und über ihre Beantwortung, dünkt uns, kann man nicht schwanken, ob der Literatur nicht ungleich mehr damit gedient gewesen wäre, wenn der zeitige Director der Francke'schen Stiftungen, welche Stelle G. Kramer einnimmt, sich entschlossen hätte, aus der Fülle des ihm zu Gebote stehenden Materials ein Bild herauszuarbeiten, an dessen Betrachtung das große Publikum mit Nutzen und Genuß hätte herantreten können. Dreißig große Bogen wären auf die Weise freilich schwerlich angefüllt worden, dem Leser wäre aber alsdann auch erspart geblieben, die zahlreichen und großen Haufen Sand und Spreu mit in den Kauf zu nehmen; Sand und Spreu, sagen wir, von denen niemand das Geringste hat. Denn wie es aus dem Weitern erhellen wird, der Sand und die Spreu, welche ganze Bogen in dem Werke von Kramer bedecken, sind von der Art, daß sie eben nur taugen, bei Seite, um nicht zu sagen in den Kehricht geworfen zu werden.

Dem Inhalt nach zerfällt die Sammlung in mehrere Hauptgruppen, von denen jede einzelne für sich ein selbständiges Ganzes ausmacht und in Bezug auf Darstellung des Zusammenhangs mit der vorausgegangenen entbehrt.

Der erste Hauptabschnitt beschäftigt sich mit Francke's Vorfahren. Vier Paragraphen erzählen uns, was sein Vater von seiner eigenen Person und seinen Anverwandten in seine Bibel geschrieben, erzählen ferner die Personalia Herrn David Glorin's, ältesten Bürgermeisters in Lübeck, die Personalia des Herrn Hofrath Johann Francke und endlich die Personalia der Frau Anna Francke. Es ist wol in neuerer Zeit Sitte geworden, mit spöttischem und ironischem Lächeln auf die heraldischen und genealogischen Geschlechtsregister, auf die vergilbten Pergamente und Stammbäume herabzusehen, welche in adelichen Familien vorhanden sind und sorgsam gepflegt werden. Jedes caricaturartige Extrem provocirt den Angriff des Witzes und des Spottes; wir finden es begreiflich und gerechtfertigt, wenn die Geschosse dieses Angriffs auf die signalisirte Erscheinung geschleudert werden, sobald die Erscheinung selbst als caricaturartiges Extrem auftritt. Völlig anders indeß liegt die Sache, sobald dieses letztere Kriterium der Erscheinung fehlt; eine pietätvolle Pflege der Familiengeschichte und der Familientraditionen hat, sobald die Betreffenden sich dabei von jeder anmaßenden und dünkelhaften Ueberhebung freihalten, als sei die gegenwärtige Generation darum höher zu stellen, weil der Staub ihrer vergangenen Generation eine Geschichte hat, ihre unzweifelhafte Berechtigung, ihren unzweifelhaften Werth. Der moderne Mensch, durch die moderne Strömung nach allen Richtungen hin so oft fessel- und wurzellos in seinen socialen Beziehungen, so oft durch Erziehung, Beruf, Schicksal völlig losgelöst von Schranken und Banden, die ihn an die Verhältnisse der Familie und des häuslichen Herdes knüpfen sollten, dieser moderne Mensch, mit eherner Nothwendigkeit auf sich hingewiesen und hingestellt, subjectiv, abspringend, wechselnd, ringend um Existenz und Geltung mitten unter dem Wimmeltreiben der Arbeitenden und Strebenden, könnte und sollte es als eine Wohlthat betrachten, wenn er in seiner Familiengeschichte gleichsam den Felsen hätte, auf dem fußend er die Wasser und Wogen der modernen Strömung, ihre Strudel und Wirbel vorüberrauschen lassen kann. Nicht nur auf den Adel sollte sich die Pflege der Familiengeschichte beschränken, keineswegs ferner auf Geschlechter, welche einen oder mehrere Vorfahren aufzuweisen haben, deren Andenken durch wohlerworbene Verdienste gesichert ist; es wäre durchaus nicht zu verwerfen, wenn auch unser Bürgerstand, der doch immer den Kern, das eigentliche Salz und den Sauerteig des modernen Gesellschaftslebens bildet, in diesem Punkte die gleiche Selbstachtung beweisen wollte.

Man sieht, wir sind mit Kramer nicht nur einverstanden, wir sind ihm besonders dankbar dafür, daß er es nicht verschmäht hat, in die Familiengeschichte Francke's mit einer Ausführlichkeit und Unbefangenheit herabzusteigen, die uns geradezu entzückt hat. So unbedeutend und geringfügig diese sorgsamen Notizen über die Gevattern und Taufpathen, über die Sippen der ehrsamen Bäckermeister, der Stadtschreiber u. s. w. im ersten Augenblick erscheinen mögen, so langweilig die Lectüre für Leser ist, die ihren Geschmack der Waare angepaßt haben, welche in den Docks der Leihbibliotheken aufgestapelt liegt: der sinnige und denkende Leser wird bei jenen Blättern nicht ohne Wohlgefallen verweilen. Es weht aus den schlichten Aufzeichnungen der Geist der Geschichte; wir lernen aus ihnen das ehrenwerthe Bürgerthum jener Epoche ungleich ungetrübter, ungleich besser kennen, als etwa das Volk von heute in den ausgeschrienen Romanen, „die das Volk bei der Arbeit aufsuchen“.

Der zweite Hauptabschnitt überschreibt sich „Anfang und Fortgang der Bekehrung A. H. Francke's“. Der Bericht ist von Francke selbst im Anfang des Jahres 1692 niedergeschrieben worden. Als Probe der Darstellung mögen gleich die ersten Sätze dienen; sie werden eine Anschauung von dem Ganzen gewähren:

> Gott hat mich an diese Welt lassen gebohren werden in der Stadt Lübeck Anno 1663 den 12. Martii. Mein Vater ist gewesen Johannes Francke, Beyder Rechten Doctor, und weyland J. Fürstl. Durchl. zu Sachsen-Gotha, Ernesti Pii, Hoff- und Justitien-Raht, eines Beckers von Lübeck, Johann Franckens eheleiblicher Sohn. Meine Mutter, welche mir Gott bißanhero erhalten, ist Anna Franckin, gebohrne Glorinin, David Glorins, Kays. Rahts und ältst. Bürgermeisters zu Lübeck, eheleibliche Tochter. Diese meine lieben Eltern haben mich bald nach meiner leiblichen Gebuhrt zur h. Tauff als zum Bad der wiedergebuhrt befordert, und auch da ich mit dem dritten Jahr meines Alters mit Ihnen und den übrigen Geschwistern von Lübeck nacher Gotha kommen, mich gar zeitig zur Schule gehalten, und da anfänglich wegen zartter Kindheit, und darnach

wegen anderer Umstände es sich mit der öffentlichen Schule nicht schicken wollen, mir mehrentheils zu Hause, theils aber auch außerhalb Hauses privat Praeceptores gehalten. Gott hat mir Liebe zum Wort Gottes und insonderheit zum h. Predigtamt von Kindes Beinen an ins Herz gesencket, daß sich solches in äußerlichen Beziehungen vielfältig herfürgethan, und also auch meine Eltern beyderseits, so viel mir wissend, nie einen anderen Sinn gefasset, als mich dem studio theologico zu widmen u. s. w.

Francke schrieb, wie gesagt, das Mémoire nieder, als er bereits zu den Pietisten gehörte. Pietistisch gefärbte Ausschreitungen, die wirklich in das Wilde und Unglaubliche gehen, sind daher in dem Abschnitt zahlreich anzutreffen. In Summa bedauert Francke, klagend, winselnd, sich selbst und seine Lehrer verwünschend, daß er lange Zeit nach dem Ruhme gestrebt, ein wissenschaftlich gebildeter Mensch zu werden. Allein nach dem Glauben hätte er streben sollen. Von dem Standpunkte werden denn auch Blicke auf seine Jugenderziehung geworfen. Da heißt es unter anderm, es habe seinem an sich verdorbenen Gemüthe gar sehr geschadet, daß er die alten Classiker auf dem Gymnasium gelesen. Daß er sich bemüht, in einem ciceronianischen Latein zu schreiben, ist ihm ein „Greuel"; man müsse einen „christlichen stylum", nicht einen heidnischen führen lernen; „aus der Heyden Schriften blicken heydnische Redner und heydnische Laster herfür". Wir wollen nicht Zeit und Raum damit verderben, daß wir solchen Verirrungen des menschlichen Geistes weiter nachgehen, und ebenso dürfen wir uns wol enthalten, auf die hier berichteten Ereignisse und äußern Begebenheiten aus dem Leben Francke's näher einzugehen. Er hatte seine theologischen Studien beendigt, hatte aber nur, wie er sich ausdrückt, „Wahnglauben"; aber „gegen das 24 Jahr meines alters finge ich an in mich zu schlagen, meinen Elenden zustand tieffer zu erkennen" u. s. w. Wir glauben gern an den Ernst und die Aufrichtigkeit, mit welcher Francke im Gebet gerungen; eigentliche Sympathien oder auch nur ein genügendes Verständniß für den Proceß, wie er uns denselben beschreibt, besitzen wir nicht. Es wurde ihm endlich die „Erweckung" zu Theil. In dem schönen Liede Paul Gerhardt's lesen wir: „Mit Sorgen und mit Grämen, läßt Gott sich gar nichts nehmen"; die Anhänger des Pietismus erzwingen alles mit „Gebetsdrang".

Der dritte Abschnitt: „Lebensnachrichten über Francke, von ihm selbst zusammengestellt", ist im wesentlichen eine Wiederholung des zweiten Kapitels. Die Notizen sind kürzer, sind übersichtlicher aneinander gereiht; die praktische Tendenz, den Pietismus als den Inbegriff aller erstrebenswerthen Vollkommenheit darzustellen, tritt weniger gewaltsam in den Vordergrund; außerdem endlich reichen die Nachrichten etwas weiter als im zweiten Abschnitt, sie gehen nämlich bis zu der Berufung nach Erfurt. Zu Ostern 1690 erhielt Francke die Aufforderung, vor der Augustiner-Gemeinde in Erfurt eine Gastpredigt zu halten:

Uebrigens ist von vorgedachter Vocation zu gedencken, daß Ihm sehr bedenklich vorkommen, daß er in einer Nacht zween Träume hatte. Erstlich kam Ihm vor, als hätte er vor sich stehen ein Gefäß mit Erdfrüchten, und ward ihm dabey gesaget, Er solle nur die reiffsten daraus lesen. Darauf kam Ihm vor, als würde Ihm ein Gefäß mit Oel gegeben, da sagte Er: es ist unrein. Es ward Ihm aber gesaget, Er solte seine Zähne damit reinigen. Da erwachte Er und fand sich in seinem Gemüthe bekümmert und bat Gott, wenn es etwas wäre, was Ihm dadurch sollte zu erkennen gegeben werden, so möchte er es Ihm deutlicher zu erkennen geben. Da schlief Er bald wieder ein und Ihm träumete, als wäre Er zu Leipzig, und fand einen bey sich stehen, Namens Bulde, stud. Theolog., der Ihm seine Collegia manichmal angeschlagen, welcher nachhero Superintendens zu Wasungen in dem Meiningenschen geworden ist. Zu dem sagete Er: Ich will auch wieder anschlagen. Es ist wol gut, saget Er, aber es sind Leute von Erffurt da, die wollen Ihn hören. Er antwortete: Kennen sie mich denn? Nein, antwortet er Ihm, aber sie haben von Ihm gehöret. Hierauf erwachete er, und wußte so wenig, was Er aus diesem, als was Er aus dem ersten Traume machen sollte u. s. w.

Er erhielt nach der Gastpredigt und nahm auch wirklich den Ruf nach Erfurt an. Seine dortige Wirksamkeit bildet den Inhalt des vierten Kapitels. Dasselbe zerlegt sich in zwei Paragraphen, beide reichlich mit dem angefüllt, was wir vorhin Sand und Spreu genannt haben. In dem erstern wird die eigentliche Wirksamkeit Francke's als Diakonus der Augustinerkirche nach J. H. Callenberg's neuester Kirchenhistorie geschildert, und zwar verfährt der Herausgeber bei der Partie so, daß er selbst sich vollkommen mit den pietistischen Grundsätzen, von denen er berichtet, identificirt; die Parteinahme für Francke gegen den Rath und die Obrigkeit der Stadt ist sowol in diesem als in dem zweiten Paragraphen, der von der Amtsentsetzung und der Ausweisung Francke's aus Erfurt handelt, evident. Francke etablirte zu Erfurt Conventikel um sich; ein einziger Amtsbruder, Dr. Breithaupt, secundirte seinen Bestrebungen, alle übrigen waren gegen ihn, lichter Zwist entbrannte in den Gemeinden. In den Erlassen des Raths ist die Rede davon, daß Francke, als ihm das Abhalten der Conventikel in seiner Wohnung und in der Kirche verboten worden, nächtlicherweile in die Häuser seiner Getreuen geschlichen wäre und dort dem Verbot der Obrigkeit zuwider sein Treiben fortgesetzt habe. Auf Befehl des Raths ward Francke im September 1691 vom Amte entsetzt und aus der Stadt gewiesen. Die öffentliche Meinung beruhigte sich nach der Maßregel und der Frieden kehrte in die aufgeregten Gemüther zurück. Dem Ausgewiesenen folgte ein Schmähgedicht, derb nach der derben Weise jener Zeit; Kramer meint, dasselbe „mag trotz seiner Erbärmlichkeit mitgetheilt werden". Das elende Pasquill, welches an der Mauer des Pfarrhauses der Augustinergemeinde angeheftet gefunden wurde, lautete:

Nun Franck, machire fort, da alle Teuffel wohnen,
Da wirstu Zweifels ohn gar wohl willkommen sein;
Man wird mit großer Freud daselbst dich laßen ein,
Auch wohl nach Billigkeit dich herrlich gleich belohnen.
Mit stanck, mit Pech und Dampff und schwefelichten Kronen,
Weil du zu ihrem Reich gar viel geführet ein
Und die Zuhörer hast betrogen mit schönem schein,
Auch deiner Obrigkeit mit schmähn nicht wollen verschonen.
Ob du gleich lehrtest: man könnt das gesetz erfüllen
Hast du doch nur gelebt nach deinem eigenen willen,
Die Obern nicht geehrt, die Ehe gantz veracht
Dadurch manch ehrlich mensch um zucht und Seel gebracht.
Drum spricht Gott: Packe dich, o Ungetreuer Knecht,
Du hast mir viel entführt, lohnt ihm nun eben recht u. s. w.

Das fünfte Kapitel setzt sich nach Bruchstücken aus einem Tagebuche Francke's zusammen und führt die Aufschrift: „Francke's Berufung nach Halle und Anfang seiner Wirksamkeit daselbst." Wir theilen daraus folgende, schon durch die pedatisch gewissenhafte Berücksichtigung aller betreffenden Titulaturen charakteristische Stelle mit:

Sobald in Erffurt meine persecution zu Ende lieff, und man mir bereits ein decretum senatus zugesandt, daß ich mich bey Gefar eines unvermeidlichen Schimpffs anderswohin begeben sollte, es auch nunmehro sogar alles über und über ginge, daß der Statthalter der Augustiner Gemeine supplic, um mich zu meiner rechtmäßigen Defension zu lassen, nebst Beylagen zerrissen und die Bürger so für mich intercediret in gefängliche Hafft, ohne dem geringsten Verbrechen, genommen wurden, auch Herr Dr. Breithaupt senior seine eben zu der Zeit umlauffende vocation ad Professionem Theologiae nach Halle angenommen, und ich also nun in guter Gewißheit des Hertzens mich resolviret wegzugehen, und Herrn Dr. Breithaupt meine gefaßte resolution gemeldet, ward mir zugleich von dem Herrn Dr. Breithaupt Herrn Dr. Speners Schreiben an Ihn communiciret, darinnen Herr Dr. Spener zugleich berichtet, daß ein vornehmer Geheimder Raht zu Berlin gesaget, wenn ich zu Erffurt verjaget würde, so sollte ich nur nach Berlin kommen, man wollte mich da schon accommodiren. Worauß zwar die providenz Gottes wol erkannte, mich aber auff eine solche generale vocation nicht zur reise resolviren konnte, damit solches nicht dereinst einen makel in meinem Gewissen, daß ich selbst gelauffen, ehe ich gesandt worden, verursachen möchte. Bin derowegen auff Gotha gereiset, um daselbst in aller Stille den ferneren Rathschluß Gottes über mich abzuwarten, und solches war in der Woche vor Michaelis Anno 1691. Ich war aber nicht lange daselbst gewesen, so sandte mir Herr Dr. Breithaupt ein Schreiben, welches Herr Dr. Spener an Ihn geschrieben, und ihm berichtet, daß Herr Cammer Rath Kraut ihn erinnert, daß er nochmals wegen M. Francken schreiben solte, er möchte nur getrost kommen, und sich der versorgung wegen nicht bekümmern, hätte bereyts den Vorschlag eines Pastorats, dabey auch die Prof. Hebrae. linguae seyn könnte, doch könne er solches speciale eben nicht versichern. Addebat Spenerus, zwar möchte sich auch in Halle Unruhe erregen und Leute da seyn, die die Pietisten vor Ketzer halten, aber es wird durch Gottes Gnade an Schutz nicht mangeln. Hierauff habe ich mich noch keineswegs zur reise resolviret, um mich des göttlichen Willens zuvor besser zu versichern. Da aber Herr Dr. Breithaupt selbst nach Gotha kommen, und unter andern von dieser Sache mit mir communiciret, habe ich ihm candide eröffnet, daß ich mein Gemüth gar geneigt dazu befünde, und es wol nicht außschlagen würde, wenn man mich nach Halle beruffen würde.

Der Ruf erfolgte und Francke reiste nach der Universitätsstadt an der Saale. Die Lectüre seines Reiseberichts gehört gerade nicht zu der angenehmsten; da erfahren wir, wie er bald hier bald dort „mit feinen Hertzen fleißige und erbauliche conversation geflogen", wie er sich „mit Gottliebenden im Herrn erquicket", wie er „viele Gnade und Seegen Gottes und reiche erbauung in Gott genosen" u. dgl. m. Die Unruhen in Halle, die er befürchtet, blieben denn auch nicht lange aus; mit den und gegen die Amtsbrüder gab es bald ärgerliche Controverspredigten, an der „anvertrauten Gemeine befand er großen Mangel an der Katechismus Lehre", die Kinder waren „sehr wild und unerzogen, auch dem Fluchen, schweren, Lügen und allerley Muthwillen und Gottlosigkeit ergeben", er sah sich genöthigt, „verschiedene Personen theils wegen grober unwissenheit in denen Dingen, die ihnen zur Seeligkeit zu erkennen von nöthen, theils wegen beharrender unversönlichkeit aus dem Beichtstuhl zu weisen", es war „biß anhero große entheiligung des Sonntags und sonst große Unordnung Tages und Nachtes in der Gemeine fürgegangen" u. s. w.

Der letzte, der sechste Hauptabschnitt endlich, der räumlich mehr als die Hälfte des ganzen Buchs einnimmt, bringt den Briefwechsel zwischen Francke und Spener. Es wird hier ein riesiger Haufen Spreu und Sand ohne jeden Werth geboten. Einen Inhalt, an dem man ein allgemeineres Interesse nehmen könnte, haben diese Briefe der beiden „Gebethschuldigsten und gebethwilligsten" Brüder, wie sie sich unterzeichnen, durchaus nicht; Gegenstände, die nur in einem pietistisch verworrenen Gemüth auftauchen können, werden breitspurig mit endlosen Bibelcitaten und meistens in einer Weise, die völlig unverständlich bleibt, von den beiden abgehandelt. Nach unserer Meinung hätte es vollkommen genügt, wenn etwa höchstens ein Dutzend dieser Briefe als charakteristische Proben mitgetheilt worden wären, denn darüber kann sich der Herausgeber selbst doch schwerlich in einer Selbsttäuschung befinden, daß die Langmuth und Geduld niemand besitzen wird, welche die gesammte Lectüre als unerlaßliche Bedingung voraussetzt.

Man sieht, welche Einwände wir gegen die Arbeit von Kramer haben. Was wir an derselben am meisten vermissen, ist der Mangel von gesunden kritischen Bemerkungen zu dem Material, das er zusammengestellt hat. Er häuft blos zusammen; wo er etwa einmal eine eigene Ansicht ausspricht, präconisirt er bedingungslos den crassesten Pietismus, und das dürfte denn doch eine Verirrung sein, mit welcher man sich heute bei keinem Verständigen empfiehlt.

2. Friedrich August Wolf in seinem Verhältniß zum Schulwesen und zur Pädagogik. Dargestellt von J. F. J. Arnoldt. Erster Band. Biographischer Theil. Mit verschiedenen Beilagen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1861. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

J. F. J. Arnoldt, der die Welt auf dem Titel seines Buchs belehrt, daß er Professor, Doctor und Oberlehrer an dem Gymnasium zu Gumbinnen sei, hatte, als er an sein Unternehmen herantrat, einen ganz billigungswerthen Gedanken, nur fürchten wir, daß er, wenigstens mit dem, was bisjetzt in dem ersten Bande seiner Arbeit vorliegt, dem Vorsatze nicht getreu geblieben ist. Der Titel des Buchs bezeichnet Arnoldt's Aufgabe. Mit der Beschränkung der Monographie auf den bezeichneten bestimmten Gesichtspunkt fühlen wir uns durchaus einverstanden. Auch griffen wir voll großer Erwartung nach dem vielversprechenden Buche, aber gleich der Zusatz „biographischer Theil" zu der Angabe des ersten Bandes entnüchterte die Erwartungen. Der Verfasser gibt in diesem ersten Bande nichts weniger als eine Darstellung des Verhältnisses, in welchem Wolf zu dem Schulwesen und der Pädagogik seiner Zeit gestanden; von einer Lösung dieser so bestimmt formulirten Aufgabe ist in dem Bande auch nicht im entferntesten die Rede. Der Band bietet lediglich eine Zusammenstellung des vorhandenen biographischen Materials über den großen Philologen.

Friedrich August Wolf war im Laufe des Siebenjährigen Kriegs, am 15. Februar 1759, zu Hainrode, einem Dorfe bei Nordhausen, geboren. Seine Jugendbildung erzählt Arnoldt, nachdem er eine kurze Einleitung vorausgeschickt hat, die uns in einem allzu enthusiastischen Tone der Bewunderung gehalten zu sein scheint, in dem ersten Abschnitte seines Buchs, und zwar in zwei Kapiteln, von denen das erstere die Kindheit und Schulzeit, die Jahre 1759 — 77, umfaßt. Der Vater war Organist und Schulmeister des Orts und galt für einen sehr tüchtigen Pädagogen. Der Mann hatte keinen angelegenern Wunsch, als daß sein Erstgeborener die literarische Bildung, die bei ihm selbst unvollendet geblieben war, so zeitig als möglich beginnen sollte. Der regelmäßige Unterricht des Knaben begann in seinem vierten Jahre. Von fremden Sprachen wurde neben dem Lateinischen auch das Französische und Griechische angefangen. Als der Sohn acht Jahre alt geworden, wurde der Vater nach Nordhausen versetzt, und jener kam Ostern 1767 auf das dortige Gymnasium. Arnoldt verweilt lange bei der Schilderung der mangelhaften Lehrkräfte, überhaupt der miserabeln Zustände dieser Schule. Wolf bedauerte später ungemein die ungenügende Erziehung; er war als Mann der Ansicht, „daß sich die Grundzüge im Charakter vom zwölften bis zum funfzehnten Lebensjahre bildeten. Das Uebrige, was Umgang und Welterfahrung gäben, sei Fortbildung, Ausbildung. Und von sich selbst äußerte er öfters: im dreizehnten Jahre war ich als Mensch ziemlich fertig, d. h. die charakteristischen Züge waren alle da fürs ganze Leben; der Knabe war offenbar der Mann im kleinen." Lewes, der englische Biograph Goethe's, äußert, nebenbei bemerkt, einmal einen ganz ähnlichen Gedanken.

Von Wolf's Universitätsjahren (1777 — 79) handelt das zweite Kapitel. Mit guten Stipendien von dem Rath in Nordhausen ausgestattet, hatte er Ostern 1777 Göttingen bezogen; ein Abiturientenexamen war bekanntlich damals noch nicht Sitte. Die göttinger Bücherschätze interessirten den jungen Philologen ungleich mehr als die akademische Weisheit der Professoren; er hörte unregelmäßig und wenig, sich durch eigenes Studium fortbildend; Heyne hatte ihn durch Unfreundlichkeit beim ersten Begegnen derartig verletzt, daß er ihn völlig ungehört ließ. Uebrigens war Wolf der erste deutsche Student, der als philologiae studiosus immatriculirt wurde, freilich nicht ohne lebhaftes Widerstreben des damaligen Prorectors, des Mediciners Bädinger, „denn wer auf dergleichen doctrines philosophicae facultatis sich legen wolle, sei doch als Theologus einzuschreiben". Schon nach zweijährigem Studium trat Wolf in den praktischen Schuldienst.

Auch dieser zweite Abschnitt zerfällt in zwei Kapitel. Das erstere beschreibt den Aufenthalt in Ilfeld, einem höhern Erziehungsinstitute in Hannover, an welches Wolf als Collaborator berufen war, obschon Heyne ihm keineswegs ein vortheilhaftes Zeugniß ausgestellt hatte. Für speciell pädagogische Kreise hat der Abschnitt manches Interessante. An Differenzen mit dem Director fehlte es nicht, und Arnoldt verstößt unserer Ansicht nach entschieden gegen die geschichtliche Wahrheit, wenn er bei der Wiedergabe dieser Streitigkeiten alles aufbietet, um Wolf weiß zu waschen. Es will uns bedünken, als sei schon damals zu Ilfeld der ehrgeizige und herrschsüchtige Charakter, der sich nachmals in Berlin, zumal bei den Verhandlungen mit Wilhelm von Humboldt in so widerlicher Weise enthüllte, bei Wolf sehr deutlich an den Tag getreten. Gleiches dürfte auch von den Reibungen des Collaborators mit den Zöglingen der obersten Klasse gelten. Am 13. December 1781 wurde Wolf zum Rector in Osterode am Harz gewählt, und trat, nachdem er sich verheirathet, mit dem Sommersemester des nächsten Jahres die neue Stellung an. Das ihm unterstehende Lehrercolleg befand er „unbrauchbar", und nicht blos mit diesem, sondern auch mit dem Magistrat befand er sich binnen kürzester Frist in offenem Kriege. Als er ein Jahr später nach Halle berufen wurde, schrieb er seinem Nachfolger folgendes Epigramm an die Wand des Schulhauses:

> Gibt Gott einmal, was freilich mir mehr Wunsch als Hoffnung ist,
> Charakter und Verstand den hies'gen Magistratspersonen,
> Die dort auf ihrer Burg die Woche dreimal thronen,
> So kannst du, wenn dabei die Wanzen deiner schonen,
> Vielleicht mit viel Zufriedenheit hier wohnen.

Arnoldt scheint dergleichen Zwistigkeiten und Stänkereien seines Helden mit Berufsgenossen und Vorgesetzten ganz in der Ordnung zu finden; er hat für dergleichen Dinge nie eine Silbe der Misbilligung, er präconisirt Wolf unbedingt und durchweg. Auch die Art und Weise, wie Wolf bei seiner Probelection in Osterode dem Magistrat Sand in die Augen streute, um mit dem gelinden Ausdruck ein Verfahren zu bezeichnen, das denn doch im Grunde auf Gaukelei und Betrug hinauslief, wird von Arnoldt mit höchster Unbefangenheit als ein nachahmungswerthes Curiosum hingestellt.

Die Professur in Halle (1783—1807) füllt den dritten Abschnitt. Diese Jahre umfassen die Glanzperiode Wolf's; von seiner Professur in Halle datirt seine Berühmtheit. Anschaulich und anziehend ist von Arnoldt besonders das Leben und Treiben in dem philologischen Seminar geschildert. Als Halle zum Königreich Westfalen geschlagen wurde, ging Wolf nach Berlin. Sein dortiger Aufenthalt von 1807—24 bildet den Inhalt des letzten Abschnitts. So parteiisch der Biograph verfährt, es will und kann ihm nicht gelingen, für Wolf in dem Schlußabschnitt Theilnahme zu erregen. In Berlin verbrauchte und überlebte Wolf seinen in Halle gewonnenen Ruhm völlig. Auf seinen Charakter fallen trübe Schatten, die der Verfasser gerechterweise mehr hätte accentuiren sollen. Wolf wollte Präsident der Akademie, dann Kanzler der neugestifteten Universität Berlin, dann wieder wirklicher Staatsrath im Staatsministerium werden, und als er nichts von alledem erreichte, verzehrte sich sein unvernünftiger Ehrgeiz in Mismuth und Unthätigkeit. So und nicht in der schwächlichen, entschuldigenden Weise,

wie es Arnoldt thut, sind die Beziehungen Wolf's in Berlin zu beurtheilen. Man muß die Correspondenz zwischen Wolf und Wilhelm von Humboldt lesen, um sich zu überzeugen, wie das Verhalten des erstern den schärfsten Tadel herausfordert. Heute wäre es undenkbar, daß ein Minister in der freundlichen, ehrenden, auszeichnenden, liebevollen Weise persönlich und schriftlich mit einem Professor verkehren und für ihn sorgen würde, wie dies von Humboldt für Wolf geschah; in der undankbarsten, schroffsten, schnödesten Weise wirft Wolf, übellaunig, daß er seine Wünsche nicht erreicht hat, dem Minister die Auszeichnungen und Wohlthaten vor die Füße: „Ich will nicht! Ich — Friedrich August Wolf!"

Wolf starb auf einer Reise in Marseille am 8. August 1824. Der Verfasser bemerkt:

> Als die Versammlung deutscher Philologen, Schulmeister und Orientalisten den 2. October 1850 zu Berlin beschlossen hatte, Wolf's Grab mit einem Denkmal zu schmücken, wurden hierüber zu Marseille die nöthigen Erkundigungen eingezogen. Dort ergab sich aber bald, daß für Wolf keine Concession zu einer bleibenden Grabstätte erlangt war. Auch ist den eifrigen Nachforschungen seiner Tochter an Ort und Stelle mit Gewißheit nur so viel zu ermitteln gelungen, daß von drei in einer Ecke des Kirchhofs liegenden Gräbern eines das ihres Vaters sei; welches von den dreien aber, hat niemand mehr anzugeben vermocht.

Sollen wir unser Urtheil über Arnoldt's Arbeit zusammenfassen, so tadeln wir zunächst und vor allem die verkehrte Anlage und Durchführung des Plans. Es lag durchaus keine Nothwendigkeit vor, von der ursprünglichen, eng und bestimmt definirten Aufgabe abzugehen, und noch weniger läßt sich die Zweckmäßigkeit absehen, weshalb der Gegenstand in einen biographischen und in einen technischen Theil, den der zweite Band zum Vorwurf haben soll, gesondert worden ist. Die Sonderung erscheint uns vielmehr so verkehrt als möglich. Denn einmal füllt diese Biographie nur einen ganz mäßigen Umfang aus, trotzdem daß Arnoldt mit Anmerkungen, Noten und Beilagen, wovon gleich im Nächsten, reichliche Papierverschwendung treibt; eine äußere Nothwendigkeit, das Leben Wolf's von der Erörterung der speciellen Frage abzutrennen, war mithin gar nicht vorhanden. Zweitens aber sprach gerade eine innere, in der Sache selbst liegende Nothwendigkeit dafür, die biographischen Momente in die Discussion der speciellen Frage mit hineinzuziehen. Was Wolf als Lehrer, als Universitätsprofessor und dann in Berlin erlebt und zugleich in den verschiedenen Stellungen für Schulwesen und Pädagogik geleistet hat, läßt sich unmöglich als zwei getrennte und verschiedene Dinge auffassen und darstellen; die Erlebnisse fallen mit den Leistungen genau zusammen, und wenn Arnoldt den Weg einschlägt, daß er im ersten Bande blos die Erlebnisse erzählen und im zweiten die Beurtheilung der Leistungen geben will, so sind wir der Meinung, daß es ihm aus der angedeuteten Ursache mit der Fortsetzung ebenso wenig gelingen wird, als es ihm mit dem Anfange gelungen ist. Die rein biographische Darstellung, wie sie im ersten Bande vorliegt, genügt nicht, denn sie läßt überall das Eingehen auf naheliegende Fragen vermissen, die der Verfasser sich für den zweiten Band verspart.*)

Als ein weiteres Bedenken gegen das Buch haben wir die unbedingte Parteinahme des Autors für Wolf zu erwähnen. Die Inhaltsrelation hat zur Genüge auf die hier einschlagenden Punkte hingewiesen. Die Lebensgeschichte eines Menschen schreiben, und wäre es die Biographie des größten und besten Mannes aller Zeiten und Völker, heißt nicht ein Lichtbild zeichnen, wo nirgends ein Schatten fällt, wo alles im hellstrahlenden Sonnenschein glitzert und gleißt. Die wissenschaftlichen Verdienste Wolf's seien unbestritten, ja Arnoldt hätte sonder Schaden insbesondere auf die schriftstellerische Thätigkeit seines Helden, so fragmentarisch und abspringend dieselbe immerhin gewesen sein mag, noch ungleich genauer und ausführlicher eingehen können; seine Besprechung dieser Partie ist — wir heben unter anderm den Passus über die Prolegomena zum Homer hervor — geradezu dürftig. Dagegen war es für einen gewissenhaften Biographen, der sich nicht blos mit der bequemen und wohlfeilen Rolle eines Präconen begnügen wollte, unerläßliche Pflicht, den moralischen Charakter Wolf's, der von häßlichen Fehlern nicht frei, einer allenfalls nachsichtigen, immer aber doch einer Kritik zu unterwerfen. Wollen wir auch von der anmaßenden und kecken Selbstüberhebung des ignoten Studenten über den berühmten Lehrer Heyne, von den fortwährenden Zerwürfnissen mit Collegen und Vorgesetzten, von welchen Differenzen der Biograph selber gesteht, daß sie oft einen „gehässigen" Charakter an sich trugen, nicht weiter reden, so ist doch der brüske Undank, mit dem Wolf die echte Humanität, die zarte Courtoisie lohnt, mit der ihm Wilhelm von Humboldt begegnet, wahrhaft empörend. Endlich drittens müssen wir Darstellung und Stil an dem Buche rügen. Der letztere ist durchweg schwerfällig und pedantisch, oft überladen, eckig und ohne Feile. An der Darstellung vermißt man in auffälliger Weise das Gefällige und Reine, die Harmonie der Formen, den Mangel einer geeigneten und ansprechenden Ineinanderarbeitung des benutzten Materials. Obschon der Text selbst sich in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache vorträgt, in welches Ragout bisweilen noch französische Citate als Extrazugabe eingestreut werden, obschon dieser Text mit Randbemerkungen am Schluß der Seite des Oeftern versehen ist, werden doch noch in besondern Abschnitten weitere Randbemerkungen jedem Kapitel beigegeben und dem Ganzen schließlich mehrere Bogen Beilagen. Dabei drängt sich dem aufmerksamen Leser der Noten und Beilagen sofort die Wahrnehmung auf, daß gar vieles in diesen gelegentlichen Anmerkungen und Beilagen von ungleich größerer Erheblichkeit und Wichtigkeit ist, als vieles, was in den Text gewiesen worden, daß also gerade der Inhalt zahlreicher Noten in den Text hineingehört hätte.

Thaddäus Lau.

---

*) Dieser zweite Band ist inzwischen erschienen und wird demnächst in d. Bl. besprochen werden. D. Red.

Frauenliteratur.

Zu keiner Zeit hat es wol mehr literarische Erzeugnisse von Frauenhand auf dem Büchermarkte gegeben als eben jetzt. Unter den einzelnen oder gesammelten Erzählungen und den Romanen bilden sie fast die Mehrzahl. Wir sind weit davon entfernt, den Frauen im allgemeinen die Berechtigung, zu schreiben und ihre Erzeugnisse der Oeffentlichkeit zu übergeben, abzusprechen oder auch nur zu beschränken, aber ebenso wenig können wir uns mit dem Grundsatze einverstanden erklären, milder und mit einem andern Maßstabe zu beurtheilen, was von Frauenhand kommt, als was ein Mann geschrieben hat. Die Kritik darf nur Einen Maßstab haben, den sie an das Erzeugniß selbst legt und der die Person, von welcher dasselbe ausgeht, unberührt läßt. Zarte Rücksichten auf diesem Gebiete nehmen zu wollen, wäre Verkennung des Zwecks und der Sache selbst.

Es haben manche, um die Schwächen vieler Werke von Frauenhand in einem mildern Lichte erscheinen zu lassen oder sie zu bemänteln, vorgebracht, man müsse Rücksicht darauf nehmen, daß im allgemeinen die Bildung der Frauen von Jugend auf eine weniger gründlichere und gepflegtere sei als die der Männer. Man hat darauf hingewiesen, daß die Frauenbildung infolge der ganzen Schuleinrichtung und der ganzen weiblichen Erziehungsmethode nothwendig Lücken haben müsse und daß der Frauengeist an und für sich ein anderer sei als der der Männer, weniger tief und das Ganze überblickend und erfassend, weniger befähigt, sich auf einen objectiven Standpunkt zu stellen. Es liegt in dem allen mehr oder weniger Wahrheit, es ist nicht abzustreiten, daß der Frauengeist seine ganz besondern Eigenthümlichkeiten hat, daß er wenig befähigt ist zu einer rein abstracten Denkweise, daß er nur selten sich über die concreten Eindrücke und Bilder zu erheben vermag, daß er am Gegenstande haften bleibt und sich nicht zum Begriffe und dem Wesen desselben emporschwingt: dies alles und noch mehr zugegeben, so hat dennoch die Kritik damit nichts zu schaffen.

Mangelnde Befähigung und unzureichende Bildung können bei einem Manne nie zur Entschuldigung oder auch nur zur Milderung dienen, wenn er mit einem schwachen Werke an die Oeffentlichkeit tritt, aber auch ebenso wenig bei Frauen. Sie sollen nicht schreiben, wenn sie nicht das nöthige Zeug — um diesen etwas trivialen Ausdruck zu gebrauchen — dazu haben. Sobald sie damit an die Oeffentlichkeit treten, schreiben sie nicht mehr für sich, sondern für das Publikum, und wahrlich, es zeigt wenig Achtung vor demselben, wenn manche sich mit lächerlich schwachen Erzeugnissen vor dasselbe wagen. Freilich liegt eine große Verlockung dazu in den literarischen Verhältnissen der Jetztzeit. Man kann die Literaturepoche der Gegenwart wol nicht richtiger und charakteristischer bezeichnen als die Epoche der kraftzersplitternden Feuilletons und belletristischen Blätter. Feuilletons und belletristische Blätter schwimmen jetzt obenauf, sie überfluten alles und drängen fast alles andere zurück. Die besten Schriftsteller sind auf sie angewiesen, weil sie die Arbeit am besten lohnen und sie, um durchzukommen, nicht zu umgehen sind. Sie zersplittern und erschöpfen die besten Kräfte, sie verlangen fast alle eine Huldigung des Geschmacks des großen Publikums, der in vieler Beziehung auf einer nichts weniger als hohen Stufe steht.

Hundert und hundert kleine Winkel-, Wochen- und Tageblätter mit Feuilleton leben jetzt fast nur von Raub, Nachdruck oder Gratisbeiträgen. Sie kämpfen meistens um ihre Existenz und können gute Sachen nicht erwerben und bezahlen. Ihre Gratisbeiträge fließen zum großen Theil aus Federn der Frauen. Manche Frau, die unter andern Verhältnissen nie daran gedacht haben würde, zu schreiben, läßt sich hierdurch verlocken. Sie freut sich anfangs, sich selbst gedruckt zu sehen und zu lesen. Später bekommt sie ein geringes Honorar, sie wagt sich weiter an ein anderes Blatt, es glückt ihr, eine oder mehrere kleine Erzählungen unterzubringen, und nun ist sie auch fest überzeugt, daß ein Genius in ihr schlummert und daß es ihr Beruf sei zu schreiben. Die kleinen Erzählungen oder Skizzen werden zu einem Bande zusammengestellt, ein Verleger wird gefunden, weil die Honoraransprüche äußerst bescheiden sind, bescheidener als bei den meisten Schriftstellern, und das verlockt manchen Buchhändler, und nun wird das Buch hinausgesandt in die Welt. Jetzt genügt das kleine Wochen-, Winkel- oder Tageblatt nicht mehr. Eine größere Aufgabe stellt sich die Verfasserin: einen Roman u. s. w. Daher die Ueberflutung von solcher Masse schwacher Werke von Frauenhand. Und hierzu kommt noch, daß die Frauen mit wenigen Ausnahmen am wenigsten Selbstkritik besitzen und die meisten Männer aus falschen Rücksichten Anstand nehmen, einer Frau die Wahrheit ins Gesicht zu sagen.

Wir wissen, daß wir durch diese Darstellung bei dem zarten schriftstellernden Geschlechte uns wenig Freundinnen erwerben werden: doch der Wahrheit ihr Recht, man möge beweisen, daß es anders und besser ist.

Vor uns liegen acht Bücher von Frauenhand geschrieben und sie bestätigen unsere Behauptung, denn einzelne Ausnahmen werfen das Allgemeine nicht um. Wir haben die Bücher nicht als Beweismittel ausgewählt, wir geben sie ohne Auswahl, wie sie vor uns auf dem Tische liegen und wie sie auf demselben sich angehäuft haben. Sie liegen vor uns, ein ganz hübsches Häufchen bildend, und wir wollen offen sein, nicht ohne ein bitteres Gefühl blicken wir darauf. Die Pflicht zwang uns dieselben zu lesen, und so manche Stunde Zeit ist an ihnen verschwendet, denn vergebens fragen wir, welchen Gewinn der Geist oder das Herz davongetragen haben. Nichts, oder bis zum Vergessen wenig. Doch fort mit dem bittern Gefühl, die Kritik verlangt Gerechtigkeit.

1. Spanische Liebesgeschichten. Von E. M. von Suckow (Emma Niendorf). Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Frauenbrevier von Amely Bölte. Zweite Auflage. Wien, Markgraf u. Comp. 1862. 16. 25 Ngr.
3. Memoiren eines sechzehnjährigen Mädchens von Elise Halm. Mit einem Titelbild. Berlin, Springer. 1863. 8. 1 Thlr.
4. Backfischchens Leiden und Freuden. Eine Erzählung für junge Mädchen von Clementine Helm. Leipzig, G. Wigand. 1863. Br. 8. 20 Ngr.
5. Eva. Eine Novelle von H. Nordheim. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Magdalenens Briefe von Clara Cron. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1863. 16. 1 Thlr.
7. Studien von Ida Klein. Prag, Storch. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen. Der Frauenwelt gewidmet von der Verfasserin der „Mädchenträume“ u. s. w. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1863. 8. 21 Ngr.

Die Verfasserin der „Spanischen Liebesgeschichten“ (Nr. 1), E. M. von Suckow (Emma Niendorf), hat sich im ganzen einen guten Namen erworben und wird gern gelesen, weil ihre Anschauungsweise eine leichte und ihre Schreibweise eine gefällige ist. Ihr Blick reicht über die engen, beschränkten heimatlichen Verhältnisse hinaus und hat sich erweitert, damit zugleich ihre Auffassung des Lebens und der mannichfachen Lebensverhältnisse. Wir haben von Emma Niendorf manche hübsche und fesselnde Schilderung fremden Lebens und fremder Verhältnisse, wenn wir sie auch von dem Vorwurf nicht freisprechen können, daß sie das Leben und seine Verhältnisse zu äußerlich auffaßt, oder richtiger gesagt, ihr Urtheil über dasselbe zu sehr durch das Aeußere bestimmen und beeinflussen läßt. Die „Spanischen Liebesgeschichten“ theilen die eben berührten Vorzüge und Schwächen der Verfasserin. Sie sind leicht und gefällig geschrieben und vermögen wol zu unterhalten. Aber über eins möchten wir mit der Verfasserin rechten. Sie nennt in der Vorrede unser Zeitalter ein eisernes und ledernes, weil ihm die Romantik fehle. Sie beklagt dies bitter und wünscht, daß die Romantik wiederkehren möge, wenn auch nur „eine kleine, kleine Portion Ro-

mantik, nur um das Leben wieder zu fristen, nur wie man Schönheitsmittel, ein Jugendelexir kauft". Wir möchten nur das Gegentheil wünschen. Die meisten dürften mit uns übereinstimmen, wenn wir es als einen Fortschritt bezeichnen, daß wir die Romantik im ganzen als überwunden betrachten können. Wir wollen keine romantischen Schönheitsmittel, kein romantisches Jugendelexir, keine romantische Schminke, sondern frische, gesunde Lebensfarben. Wir stehen in einer Zeit, die Ernsteres im Auge haben muß als Romantik. Die nützt uns nichts und führt uns nicht weiter, sie würde uns nur zurückbringen. Nach Idealem müssen wir streben, aber in unserm Handeln müssen wir im bessern Sinne realistisch sein.

Die Liebesgeschichten, vier an der Zahl: „Ueber die Brücke Malchora", „Die Gunst der Feindschaft", „Vom König herab — Keiner", „Die größte Unmöglichkeit", sind zum Theil sehr romantisch. Die Verfasserin sieht einen Vorzug darin; wir nicht.

Das „Frauenbrevier" von Amely Bölte (Nr. 2) liegt in zweiter Auflage vor uns und enthebt uns deshalb einer eingehendern Besprechung. Es enthält unleugbar vieles Treffliche, daneben aber auch manches, mit dem wir uns nicht einverstanden erklären können. Die Frauen sind am meisten befähigt, ihr eigenes Geschlecht in seinen Einzelheiten aufzufassen, bis in die geheimsten Winkel des weiblichen Herzens hineinzuschauen, und dennoch geben sie dem ganzen, großen Begriffe und Wesen des Weibes oft eine schiefe Stellung. In dieser Beziehung möchten wir auch mit Amely Bölte über Verschiedenes rechten, wenn uns dies hier nicht zu weit führen würde.

Die „Memoiren eines sechzehnjährigen Mädchens" von Elise Halm (Nr. 3), ein Buch von 232 Seiten, haben wir uns lange gescheut in die Hand zu nehmen und zu lesen. Wir haben geglaubt, Memoiren könne nur derjenige schreiben — die Berechtigung dazu wollen wir hier nicht einmal berühren —, der wirklich Lebenserfahrungen gemacht habe oder wirklich von Bekenntnissen und Erinnerungen sprechen könne. Daß ein sechzehnjähriges Mädchen dies nicht kann, wird uns und kann uns niemand bestreiten. Heutzutage ist freilich vieles möglich und wir würden gar nicht so sehr erstaunen, wenn wir nächstens die Memoiren eines Säuglings erscheinen sähen.

Wir haben diese 232 Seiten durchlesen und unsere Befürchtung hat sich vollkommen erfüllt; unser anfänglicher Widerwille als durchaus gerechtfertigt bewiesen. Wir wollen gern glauben, daß es nicht die eigenen Memoiren der Verfasserin sind, denn wer all die nichtssagenden Geringfügigkeiten, welche das Buch enthält, wirklich erlebt hat, muß nach unserer unmaßgeblichen Meinung so sehr dadurch abgekühlt, um nicht zu sagen gelangweilt sein, daß er unmöglich den Entschluß fassen kann, sie aufzuzeichnen, es müßte sonst zum Zwecke der Stilübung sein; allein Stilübungen pflegt man nicht zu veröffentlichen. Wir wollen auch sogar glauben, daß die Absicht der Verfasserin eine ganz lobenswerthe gewesen ist, allein erreicht hat sie dieselbe jedenfalls nicht.

Memoiren eines sechzehnjährigen Mädchens! Man kann in dem Buche eigentlich nur Ironie und Spott erwarten, aber es steht kein Spott darin. Mit wirklichem Ernste und häufig mit ernstlichen Phrasen werden uns in breitester, langweiligster Weise einige Jahre geschildert, die ein sentimentales, geistig angekränkeltes Mädchen in einer Pensionsanstalt zubringt. Ein neues Kleid nimmt Seiten ein, das Lächeln eines Lehrers noch mehr Seiten. Backfischliebschaften, so albern sie auch erscheinen mögen, sollen mit einem poetischen Schimmer umgeben werden. Und Ungeziemlichkeiten laufen der Verfasserin unter, die wir nicht begreifen können. Nur eine hier als Beispiel. Die eingeführte Memoirenschreiberin macht als vierzehnjähriges Mädchen mit ihrer Frau Pathe, deren Tochter und erwachsenem Sohne Woldemar eine Rheinreise. Sie erzählt:

„Am Rhein tauchten so manche Erinnerungen meiner Kindheit vor mir auf; allein zu schüchtern, um nur meine eigene Stimme laut werden zu lassen, sagte ich nichts darüber. Bei Kaub sagte Woldemar plötzlich: «Da ist die Pfalz im Rhein.» Ich sah ihn an, weil ich noch mehr zu hören erwartete: «Nicht in des Bruders Gesicht liegt die Pfalz», rief Martine laut lachend, «was siehst du ihn an, dorthin blicke.» Ich fühlte mich wieder heiß übergossen, ich schämte mich; um doch etwas zu sagen fragte ich: «Wozu dient der Bau?» Da hatte ich Oel in mein Feuer gegossen. Martine's Fuß berührte mich, ich sah sie an, ihr Gesicht war spöttisch und mit verhaltenem Lachen blickte sie zum Wagen hinaus. Ich habe gewiß wieder etwas Dummes gefragt, dachte ich. Woldemar aber entgegnete ganz trocken: «In früherer Zeit hielten dort die Pfalzgräfinnen ihr Wochenbette.»"

Sie erröthet natürlich noch mehr, hat indeß doch für würdig befunden, dies in ihre Memoiren aufzunehmen. Wir sind nicht übermäßig prüde, allein in solchen Sachen vermögen wir die Verfasserin nicht zu begreifen, freilich in manchen andern auch nicht. Doch genug über dies Buch, es verdient selbst als Abweisung so vieler Worte nicht.

Die Erzählung für junge Mädchen, „Backfischchens Leiden und Freuden" von Clementine Helm (Nr. 4), ist anderer Art als das vorgenannte Buch und in mannichfacher Beziehung viel besser, da ganz hübsche Partien und manche sehr praktische Winke für die Backfischchen darin vorkommen; aber für die jungen Mädchen so sehr empfehlen möchten wir es doch nicht. Den jungen Mädchen in dem Alter gebührt durchaus einfache und natürliche Geistesnahrung, nicht solche überzuckerte Sachen und Liebesgeschichten. Die jungen Mädchen stehen gerade in dem Alter auf der gefährlichen Stufe, wo Bildung und Verbildung den schwersten Kampf zu bestehen haben. Ihr Kopf muß in der Zeit noch mit ganz andern Sachen erfüllt werden, es thut nicht gut, ihrer Person und Eigenliebe zu schmeicheln, denn des Mädchens echt weiblicher Unschuldshauch kann nie zart genug berührt werden. Wunderschön sagt Jean Paul gerade über dies weibliche Alter: „Junge Mädchen sind wie junge Truthühner, die schlecht gedeihen, wenn man sie oft anrührt, und die Mütter halten diese weichen, aus Blumenstaub zusammengeflossenen Geschöpfe wie Pastellgemälde so lange unter Fensterglas, bis sie fixirt sind." Der Tod für die weibliche Natürlichkeit ist die sentimentale überzuckerte Ziererei, ihr darf man deshalb nie das Wort reden. Die Schreibweise der Verfasserin ist gut. Sie soll einfach und halb kindlich sein, trifft indeß in der Beziehung nicht immer den richtigen Ton.

Bei der Novelle „Eva" von H. Nordheim (Nr. 5) wußten wir anfangs nicht, ob der Name einem Manne oder einer Frau angehöre. Bald indeß wußten wir, daß eine Frauenhand diese Erzählung geschrieben habe, da sie fast alle Eigenthümlichkeiten der Schriftstellerinnen trägt. Sie liest sich ganz gut, ist indeß zu breit ausgesponnen und hat manches psychologisch Unwahre. Die Hauptheldin Eva soll eine feste Natur sein, ist aber doch mehr oder weniger angekränkelt. Natürlich bildet die Hauptsache eine Liebesgeschichte, die sich ganz zur Zufriedenheit schließlich löst. Besondern Werth hat diese Erzählung nicht. Nicht gut, nicht schlecht, sie nimmt ihren Platz ein auf der mächtig breiten Straße des Mittelmäßigen.

Die Schrift „Magdalenens Briefe" von Clara Cron (Nr. 6) hat auch viel Mittelmäßigkeit, viel Sentimentales, viel Verschrobenes, viel Breites. Diese ewigen Herzensergüsse der jungen Mädchen widern einen zuletzt an, zumal wenn man erst einige ähnliche Bücher gelesen hat. Gibt es denn für die Frauen, wenn sie einmal durchaus nothwendig schreiben müssen, um den Büchermarkt nicht veröden zu lassen, kein anderes Feld, als daß sie sich immer und immer auf den Herzen der jungen Mädchen umhertummeln? Und der unglückselige Kritiker, der einen solchen Band von Briefen, die alle lang, alle überschwenglich sind,

lesen muß! Eine geistige Tortur. Auch dies Buch ist nicht besser und nicht schlechter als die vorigen. Wir können nicht auf Einzelheiten eingehen, wir wüßten nicht wo anfangen und wo aufhören. Man begreift nur nicht, wie sich zu solchen Sachen immer noch Verleger finden können.

Die „Studien" von Ida Klein (Nr. 7) enthalten sieben Studien oder Skizzen oder Erzählungen: „Ein Nachtstück", „Ideal und Leben", „Weihnachtsabend", „Ein Sommer aus einem Menschenleben", „Studie", „Ein einsamer Abend", „Ein Wiedersehen". Manches ganz Leidliche darunter, aber nichts besonders Hervortretendes. Weshalb die Verfasserin sie Studien nennt, begreifen wir nur insofern, als sich nicht verkennen läßt, daß sie oft noch nur zu sehr den Charakter des Anfänglichen und Unfertigen tragen. Vielleicht sind es für die Verfasserin wirkliche Studien, dann gehören sie nicht an die Oeffentlichkeit. Die Vorbilder, die sich die Verfasserin genommen hat, sind indeß nicht die besten gewesen.

Wir schlagen das Buch auf und beginnen Seite 1 zu lesen: „Ein Blitzstrahl zuckte feuerroth über die nachtschwarze Erde, sie stand plötzlich wie im Feuermeer. Ein alter Eichenstamm, an dem Jahrhunderte vorbeigerauscht, ward gespalten, die Aeste flogen krachend auseinander und wie Löwengebrüll rollte der Donner grollend nach, als verbiete er sich diese Freiheit gegen die alte bewährte Erdenkraft. Der Sturm, der brausende, flog wie ein Jammerton aus unseligster Menschenbrust heulend dazwischen und prasselte nieder auf Dach und Straße, daß die Erde ganz erschüttert schien. Er raste durch die Stadt, tobend, pfeifend, in gleichsam unermeßlichem Zorne über die Lauigkeit und Schwäche, die seit langer Zeit unter die entnervten Menschenkinder eingeschlichen war; er brauste hin und her wie eine vernichtende Gewalt, die da sehen will, ob sie im Stande ist, Laster und Schmach aus ihrer Apathie zu wecken; und eine Staubwolke nach der andern stieg aus der aufgewühlten Erde auf und hüllte die große prächtige Stadt in unburchdringliche Nebel, damit man die kreisende Sünde, die schlafende Kraft und Tugend nicht sehe."

Schon nach dieser schwülstigen, wenn auch ein gewisses Talent verrathenden Probe wird man Geist und Ton dieser Studien beurtheilen können. Die Backen gehörig vollgenommen, die Farben faustdick aufgetragen, dazwischen einen moralischen Ton angestimmt und die Sache macht sich. Nun, was will die Verfasserin mehr, auch sie hat einen Verleger gefunden. Gönnen wir ihr das Vergnügen, hätte sie uns nur nicht so sehr gepeinigt.

Wir kommen zu Nr. 8: „Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen. Der Frauenwelt gewidmet von der Verfasserin der «Mädchenträume.»" Eine kühne Idee, Skizzen, die ohne allen Werth sind, die Personen schildern, die ebenso wenig Werth haben, „Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen" zu nennen. Unbekannt sind diese Zeitgenossen, ebenso sehr wie irgendein Nachtwächter in irgendeinem Städtchen. Als Zeitgenossen müssen wir sogar Bedenken tragen, sie anzuerkennen. Bekannt hat sie die Verfasserin durch diese Lebensbilder nicht gemacht, und das ist auch nicht nöthig, sie haben durchaus keinen Anspruch darauf. Wir haben beim Lesen verschiedene male laut auflachen müssen über die Naivetät, dies „Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen" zu nennen. Die Verfasserin ist oft sehr kindlich. Interesse haben diese Lebensbilder, acht an der Zahl, nicht das geringste, zum Lesen empfehlen können wir sie auch niemand, aber wir möchten an die Verfasserin, die auch in der Form nicht das geringste Schöne hat, die Frage richten, wie sie es über das Herz hat bringen können, ein solches Buch drucken zu lassen und jeden zu täuschen, der es, durch den Titel angelockt, arglos in die Hand nimmt. 72.

Shakspeare und Gervinus.

Von Gervinus' berühmtem Werke über Shakspeare erschien eine englische Uebersetzung unter dem Titel: „Shakspeare commentaries. By Dr. *G. G. Gervinus*. Translated under the author's superintendence, by *F. E. Bunnett*", in zwei Bänden bei Smith, Elder u. Comp. in London. Ueber diese Uebertragung hatten wir bisher Gelegenheit Berichte im „Athenaeum" und im „Reader" zu lesen. Wir müssen gestehen, daß wir von der englischen Kritik Eingehenderes erwartet hätten, als uns wenigstens diese beiden Literaturblätter, besonders das „Athenaeum" bieten. Gervinus gegenüber reicht man mit einigen allgemeinen Complimenten und einigen sporadischen Gegenbemerkungen meist über Nebenpunkte nicht aus. Der Berichterstatter im „Athenaeum" verbreitet sich am weitläufigsten über die Shakspeare-Kritik in England und Deutschland und kommt dann zu dem Schluß, daß, wenn auch die literarisch Gebildeten in Deutschland ein lebhafteres Interesse an Shakspeare nähmen, die Liebe zu dem britischen Dichter doch bei dem englischen Volke ungeschwächt fortbestehe, was jedoch nur der National-Engländer genauer wissen könne. Man nähme dies in dem von Phelps geleiteten Sadler's Wells-Theater an dem Beifall, den die Galerie den Shakspeare'schen Stücken spende, deutlich wahr, und auch die kleinsten Provinzialtheater seien gefüllt, wenn „Hamlet" oder „Othello" gegeben würden. Zeige sich das Publikum im West-End von Shakspeare nicht mehr hingerissen, wenn nicht besondere neue Ausstattungsreize hinzukämen, so liege dies daran, daß der Geschmack für das höhere poetische Drama überhaupt abgenommen und sich Werken von mehr frivoler oder realistischer Art zugewandt habe. Gibt es denn aber einen deutlichern Beweis dafür, daß den fashionabeln Klassen Englands die Sympathie und das tiefere Verständniß Shakspeare's abhanden gekommen seien, als dieses Zugeständniß? Gervinus, der ebenso geneigt scheint, die deutsche Schauspielkunst gegen die englische herabzusetzen, als er unsere großen Dichter gegen Shakspeare zurücksetzt, zieht die Weise, wie Shakspeare auf dem englischen Theater dargestellt wird, der auf deutschen Bühnen gebräuchlichen vor. Wir für unsere Person können unser Urtheil hierüber nur nach den Aufführungen bemessen, welche wir von der Schauspielertruppe des Mr. Phelps auf ihrem kurzen Wanderzuge durch Norddeutschland sahen. Wir fanden allerdings vieles in der Inscenirung nachahmenswerth und das Zusammenspiel rascher und beweglicher, theils weil die Schauspieler bis zum geringsten herab mehr im Besitz ihrer Rollen waren, theils weil einzelne Rollen, auf die in Deutschland ein besonderes Gewicht gelegt zu werden pflegt (z. B. der Narr im „Lear") leichter genommen wurden als bei uns. Sonst aber haben deutsche Theater von nur einigem Rang neben der Phelps'schen Gesellschaft, obschon diese um so zu sagen fast ausschließlich auf Shakspeare dressirt ist, während die deutschen Gesellschaften alles durcheinander spielen müssen, sich durchaus nicht zu schämen. Die Hauptdarsteller bei der Phelps'schen Truppe traten, mit Ausnahme eines oder zweier Mitglieder, gegen die unserigen offenbar zurück. Namentlich sagt der vielleicht in England traditionelle, gedehnt pastormäßige, salbungsvolle und oft zu weinerliche Ton, in welchem der ehrenwerthe Phelps den Lear, Hamlet u. s. w. spielt, uns Deutschen sehr wenig zu. Auch der Berichterstatter im „Athenaeum" ist so ehrlich, zu gestehen, daß demjenigen, welcher die Mängel der jetzigen englischen Schauspielergesellschaften kenne, die Gervinus'sche Schilderung zu idealistisch erscheinen werde, und weiter bemerkt er: „Weil sich in der Mitte unserer Bühnen kein Souffleurkasten befindet, so folgerte der Professor daraus sofort, daß überhaupt nicht ein Souffleur vorhanden sei. Ach, Professor Gervinus, wir haben einen Souffleur, und obschon er sich bescheidentlich hinter einer Seite des Prosceniums verbirgt, so ist sein Amt doch keineswegs eine Sinecure, wie dies der Autor eines neuen Stücks auf seine Kosten häufig genug in Erfahrung bringt." Gegen eine Bemerkung des Berichterstatters möchten wir eine Einwendung

machen. Er stellt das Zeitalter Shakspeare's demjenigen gegenüber, in welchem die „fathers of modern German poetry“ lebten und dichteten, und er nennt letzteres dabei ein Zeitalter des Puders und der Perrüken, der „narrow ideas“ und „cold impulses“. Nun, das Zeitalter Winckelmann's, Kant's, Lessing's, Goethe's, Schiller's, Herder's u. s. w. (um nur bei den Deutschen stehen zu bleiben), das Zeitalter, aus welchem die neuen Staats- und Gesellschaftsideen und so viele Umwälzungen auf allen Gebieten hervorgingen, welches Volksbildung, Humanität und Toleranz auf sein Banner schrieb und so viele engherzige, harte und grausame Einrichtungen des spätern verdorbenen Mittelalters beseitigte oder deren Beseitigung vorbereitete, ein solches Zeitalter kann man wol nicht ein „age of narrow ideas and cold impulses“ nennen. Der Berichterstatter versichert zum Schluß, daß die Bunnett'sche Uebersetzung, die in keiner englischen Haus- und Privatbibliothek fehlen sollte, vieles enthalte, was in der deutschen Ausgabe von 1849 nicht zu finden sei, und daß möglicherweise diese Zuthaten ausdrücklich mit Rücksicht auf das englische Publikum hinzugefügt sein möchten. Selbstverständlich jedoch sind diese Vermehrungen in der gleichzeitig erschienenen dritten Auflage des deutschen Originals enthalten.

Der Berichterstatter im „Reader“ geht weniger als der im „Athenaeum“ auf bloße Nebenpunkte und mehr auf gewisse Hauptpunkte ein. Wenn Gervinus behauptet, daß in Shakspeare's Stücken die genaueste Einheit zwischen der Intention und Ausführung bestehe, daß, was unregelmäßig erscheine, vollkommen symmetrisch sei, daß scheinbare Episoden von dem Ganzen unablösbare Theile seien und daß alle anscheinend unverbundenen Situationen durch dasselbe positive Band innerer Nothwendigkeit zusammengehalten würden, so bemerkt dagegen der Berichterstatter im „Reader“: „Diese keineswegs neue Theorie ist im großen und ganzen genommen richtig. Ohne Zweifel hat Shakspeare seine Stücke nach einem Plane gearbeitet; aber es ist sehr leicht möglich, daß man in dieser Wahrnehmung zu weit gehen kann, daß man, indem man seine Stücke analysirt, um zu beweisen, daß Shakspeare vollkommen methodisch gearbeitet habe, dem Fehler des zu viel Beweisens ausgesetzt ist. Die Frage ist: was war sein Plan? Einige wenige leitende Principien in Bezug auf den Aufbau mögen aus seinen Stücken leichtlich abgeleitet werden; aber die Behauptung, daß «Eine leitende Idee jedes Stück durchdringt, jeden Theil, jeden Charakter, jede Episode zu einem einzigen Organismus verbindet» — eine Entdeckung, welche nach Bunnett's Aussage Gervinus gemacht habe — eine solche Behauptung engt seine Kunst zu sehr ein und stellt sie zu niedrig.“ Weiter heißt es in Bezug auf die von Gervinus festgestellte zweite Periode des Dichters: „Shakspeare's reißend schneller Erfolg, sein Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft, seine ehrenvollen Verbindungen und Freundschaften und seine auch in materieller Hinsicht günstigen Lebensverhältnisse, alles dieses versetzte ihn in jene glückliche Stimmung, unter deren Einfluß er eine Reihe von Stücken schrieb, welche Gervinus die erotischen nennt. Es sind dies «Die beiden Edelleute von Verona», «Verlorne Liebesmüh», «Ende gut, alles gut», «Der Sommernachtstraum» und «Romeo und Julia». Gervinus nimmt nun an, Shakspeare habe in diesen Stücken bezweckt, daß Liebe das Centralprincip sein solle, um welches sich alles und jedes drehen müsse; aber man darf in Zweifel ziehen, ob er jemals an ein solches Centralprincip dachte, und ob, was ausschließlich seine Gedanken beherrschte und leitete, nicht die Erzählung und die beste Art und Weise gewesen, wie er sie zu behandeln und ihren humanen Inhalt zur Geltung zu bringen habe.“

Die Behauptung von Gervinus, daß Shakspeare in seiner dritten und letzten Periode nur noch Tragödien oder doch kein Stück geschrieben habe, welches in Wahrheit als eine Komödie gelten könne, nennt der Berichterstatter „very curious“, da sich darunter ja der „Sturm“ befinde, welcher so jugendfrisch sei, daß ältere Commentatoren darin eins seiner frühesten Jugendproducte hätten erblicken wollen, während es doch eins seiner letzten gewesen. Dergleichen komme aber von der zu weit getriebenen Sucht, zu theoretisiren und zu schematisiren. Ueberhaupt will der Berichterstatter die Eintheilung der Shakspeare'schen Stücke in Tragödien und Lustspiele nicht gelten lassen; Shakspeare habe gemischte Dramen geschrieben; es sei in ihnen allen Sonnenschein und Dunkel, in dem einen mehr Sonnenschein, in dem andern mehr Dunkel, aber in allen die abwechselnden Phasen des menschlichen Lebens, wie wir ihnen täglich begegneten. Gewisse biographische Angaben, welche Gervinus beibringt, hält der Berichterstatter für unerwiesen und die Folgerungen, welche Gervinus daraus zieht, für unhaltbar. Für Gervinus' Behauptung, daß Shakspeare ein wildes und ausschweifendes Jugendleben geführt habe, gäbe es keinen Beweis; die vergleichsweise Reinheit seiner Schöpfungen und die von ihm während seines Lebens bewiesene Klugheit schienen dagegen zu sprechen.

Die eigentliche Sache ist die, daß man über Shakspeare's Entwickelungsgang und Leben so gut wie gar nichts weiß, und daß die wenigen etwa beglaubigten Daten in Betreff seines spätern Lebens und Wirkens als Schauspielunternehmer und Bühnenpächter nur dazu dienen, seine ganze Erscheinung nur noch räthselhafter zu machen. Es ist hier der Raum zu allen möglichen Hypothesen gegeben, sogar allerdings auch zu der wirklich in neuester Zeit aufgestellten, daß Shakspeare seine Stücke in Compagnie mit einem hochstehenden Mann, der als Theaterdichter nicht genannt sein wollte, gearbeitet oder sie nur für die Bühne überarbeitet und eingerichtet habe. Das ist freilich eine gewagte und wahrscheinlicherweise auch grundlose Hypothese; aber da Shakspeare, so unverhältnißmäßig näher er uns auch der Zeit nach steht, fast ebenso mythisch ist als Homer, den wir bewundernd nennen, während die Homerischen Heldengedichte vielleicht gar nicht von einem Manne dieses Namens herrühren, oder wenigstens bei weitem nicht in der Gestalt und Ausführung, in der wir sie jetzt besitzen, so wird man sich eben jede Hypothese gefallen lassen müssen. Wenn wir auf Anlaß einer im vorigen Jahre erschienenen „History of William Shakspeare, with new facts and traditions“ von S. W. Fulton — die aber dem „Athenaeum“ zufolge nichts Neues enthält als die Angabe einer neulich in einem Archive entdeckten Handschrift der „Merry wives of Windsor“ — in einem deutschen Blatte den Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen fanden, daß einmal ein Deutscher den britischen Dichter durch ein „wahres warmes Lebensbild“ uns so menschlich nahe rücken möge und werde, wie dies der Engländer Lewes in Bezug auf Goethe gethan, so müssen wir dagegen leider bemerken, daß es eine reine Unmöglichkeit ist, auf Grund des bisher vorhandenen biographischen Materials über Shakspeare ein „wahres“ Lebensbild des Dichters zu geben, das von derselben oder auch nur annähernden Ausführlichkeit wäre wie die Biographie Goethe's von Lewes. Es bleibt uns daher nichts weiter übrig als fortzufahren, die Shakspeare'schen Schöpfungen zu genießen und zu bewundern, und dies zu thun sind wir vielleicht gerade deshalb um so mehr im Stande, je mehr Shakspeare's Persönlichkeit ein Mysterium für uns ist.

Von den Huldigungen, welche Gervinus dem Shakspeare'schen Genius darbringt, fühlt sich auch der Berichterstatter im „Reader“ offenbar sehr geschmeichelt; schade nur, daß diese Huldigungen dazu dienen, unsere eigenen großen Dichter in den Augen des Auslandes zu sehr herabzusetzen. Der Berichterstatter bemerkt: „Es gibt kein so merkwürdiges Moment in der Literaturgeschichte als die Aufnahme, welche Shakspeare in Deutschland zu Thei geworden ist. Man liest, man übersetzt, man spielt ihn bei de Deutschen nicht blos; er ist unter ihnen naturalisirt. Mehr al das: er hat auch ihre eigenen großen dramatischen Dichter i Schatten gestellt und den Glauben an sie erschüttert.... Ma hat in Deutschland den Schriften Shakspeare's mehr Beachtung mehr Interesse, mehr tiefes Studium gewidmet als denen Klo stock's, Goethe's und Schiller's zusammen“ u. s. w. Der Be richterstatter, von Gervinus dazu verführt, scheint keine Kenntni davon zu haben, daß in Deutschland auch die Literatur übe

Schiller und namentlich die über Goethe einen fast unübersehbaren Umfang erreicht hat, und daß sich in Betreff Shakspeare's seit einiger Zeit in weiten Kreisen bei uns eine nicht unbeträchtliche Reaction zu Gunsten unserer eigenen Dichter wahrnehmbar macht, wennschon die Zahl derjenigen, die in ihm den größten dramatischen Dichter aller Zeiten und Nationen erblicken, allerdings immer noch eine sehr ansehnliche ist. Der Berichterstatter will nicht einmal zugeben, daß es irgendein „special Teutonic element" sei, welches den Dichtungen Shakspeare's in Deutschland einen so großen Erfolg bereitet habe. Im Gegentheil, Shakspeare verdanke diesen Erfolg gerade solchen Eigenschaften, welche dem transscendentalen, romantisch-schattenhaften und ausschweifend-phantastischen Wesen der deutschen Literatur gegenüber einen so auffallenden Contrast bilden: „Shakspeare's Männer und Weiber leben; sie sind keine Abstractionen; sie sind keine Schatten und Fabelwesen; sie sind von Fleisch und Blut" u. s. w. Im übrigen bemerkt der Berichterstatter, daß Gervinus' Werk schwer und massig sei und thatsächlich Neues wenig enthalte; es erheische Geduld, das Werk vom Anfang bis zu Ende zu lesen; aber Gervinus sei ein „admirable guide to the genius of the poet", er übertreffe als Erklärer der Shakspeare'schen Stücke alle frühern Kritiker, und verbreite über die Fortführung der Handlung und die Charaktere oft neues Licht.

Inzwischen ist F. Bodenstedt in den wiener „Recensionen" gegen gewisse Einseitigkeiten des Gervinus'schen Werks aufgetreten. Nachdem er dessen Vorzüge gebührend anerkannt, fährt er fort: „Gervinus erreicht vollkommen seinen Zweck, uns die sittliche Hoheit des großen Dichters zu schildern; aber, indem er immer nur dies eine Ziel im Auge hat, übersieht er so manches andere, was zur Beurtheilung poetischer Werke wesentlich noth thut, und um den Satz durchzuführen: «daß wir an Shakspeare's Unfehlbarkeit in sittlichen Dingen mehr als an seine ästhetische Fehlerlosigkeit glauben dürfen», schiebt er dem Dichter oft fromme Intentionen unter, woran dieser sicher nicht gedacht hat. Ja, er wird von seinem einseitigen moralischen Standpunkt aus zuweilen ungerecht gegen die herrlichsten Gebilde des Meisters selbst, indem er poetische Charaktere ersten Ranges, wie z. B. den unvergleichlichen Falstaff, mit der kleinbürgerlichsten Elle mißt und über «Romeo und Julia» urtheilt, als ob der Poet mit dieser wundervollen Schöpfung nichts anderes bezweckt habe, als uns zu zeigen, wohin das «Uebermaß der Liebe» führe."

Als leitenden Gedanken der Tragödie bezeichnet nämlich Gervinus dies, „daß das Uebermaß jedes an sich noch so reinen Genusses seine Süße in Bitterkeit verwandelt; daß die Hingebung an ein einziges noch so edles Gefühl dessen Uebermacht bedingt; daß diese Uebermacht Mann und Weib aus ihrer natürlichen Sphäre rückt; daß die Liebe nur eine Gefährtin des Lebens sei, nicht aber Beruf und Leben völlig ausfüllen soll; daß sie in der vollen Gewalt ihres ersten Anlaufs ein glücklicher Rausch ist, der seiner Natur nach nicht in gleicher Stärke anhalten kann".

Das ist freilich wundersam genug, aber etwas wunderlich finden wir auch Bodenstedt's Phrase: „Fragt man bei einem solchen Himmelsglück auf Erden nach seiner Dauer oder der Möglichkeit seines Bestandes? Seine Wonnen überwiegen alles, selbst die Furcht vor dem Untergange! Was ist Zeit nach gewöhnlichem Maß für den durch solche Liebe Beglückten! Eine Minute seiner Seligkeit wiegt Jahrhunderte gewöhnlichen Menschenlebens auf. Und gibt es denn einen schönern Tod als den Romeo's und Juliens? Wen sein Flug zum Himmel erheben soll, der muß diese Welt von Staub verlassen" u. s. w.

Wir sind mit Bodenstedt darin einverstanden, daß es Shakspeare nicht in den Sinn kommen konnte, uns zu zeigen, wohin das „Uebermaß der Liebe" führe; niemand hat das natürliche Bedürfniß und natürliche Recht liebender Herzen für- und aufeinander so entschieden anerkannt als Shakspeare, niemand dieses unerschöpfliche Thema in so zahlreichen und eindringlichen, bald süß schmelzenden, bald feurigen Melodien variirt und verherrlicht als eben Shakspeare, und nicht mit Unrecht fragt Bodenstedt, ob sich darin der Fortschritt zeige, „den wir seit Lessing gemacht haben sollen, daß heutzutage unser berühmtester Literarhistoriker in so nüchterner, hausbackener Weise und noch dazu mit Verleugnung der ersten Kunstprincipien über die erhabensten Gebilde eines Shakspeare urtheilen kann und gläubige Ohren dafür findet"?

Indeß wird uns Bodenstedt zugeben, daß in einer Tragödie eine Schuld vorhanden sein müsse, wenn sie überhaupt eine Tragödie sein und bleiben solle. Es fragt sich nun, worin liegt die Schuld in der Tragödie „Romeo und Julia"? Wir meinen nicht wie Gervinus in dem „Uebermaß eines noch so reinen Genusses", sondern in dem überstürzten, hinter dem Rücken und wider den Willen der beiderseitigen Aeltern abgeschlossenen Ehebunde, wie dies auch von Shakspeare mehrfach im Stück selbst angedeutet ist. Je klüger es die Liebenden mit Hülfe ihres mönchischen Rathgebers anzufangen glauben, ihr Glück zu begründen und den möglichen Folgen ihres geheimen Bündnisses vorzubeugen, um so mehr verstricken sie sich in die Schlingen ihrer Intrigue und bereiten sich die tragische Katastrophe. Andererseits müssen aber auch die beiderseitigen Familienhäupter an den Leichen ihrer Kinder erkennen, wie thöricht ihr Starrsinn war und wie theuer sie ihre zu lange hinausgeschobene Versöhnung erkauft haben. Den selbstischen Eigenwillen, in welcher Potenz und in welcher Form er auch auftreten, die alten sittlichen Ordnungen verletzen und den Frieden der menschlichen Gesellschaft gefährden möge, zur Rechenschaft und zur Strafe zu ziehen, zugleich aber auch auf den Untergang der schuldigen Individuen oder ganzen Geschlechter eine neue Heilsordnung zu begründen, scheint die bei Shakspeare vorwaltende Tendenz zu sein.

Auf die in Nr. 14 der „Recensionen" enthaltene Bodenstedt'sche Beleuchtung der Analyse, welche Gervinus von dem Charakter des Falstaff gegeben hat, wollen wir hier, weil dies zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, nicht ausführlich eingehen. Jedenfalls ist die moralische Elle, womit Gervinus diesen urkomischen Charakter mißt, um ein paar Zoll oder Fuß zu lang und die ästhetische zu kurz. Falstaff ist zwar ein verlogener und verlüderter Gesell, aber sein origineller Witz, seine unverwüstliche Erfindungskraft im Lügen und Aufschneiden, seine Geschicklichkeit und große Geistesgegenwart, womit er sich immer wieder herauszulügen weiß, die seltene Selbstverleugnung, womit er sich selbst zur Zielscheibe seines Humors macht, endlich Spuren einer bessern Natur und selbst einer gewissen Gemüthlichkeit, die sich namentlich in seiner fast rührenden Anhänglichkeit an den Prinzen verräth: das alles sollte diesen hochberühmten Sir John Falstaff vor den Angriffen einer allzu puritanischen Kritik sicherstellen. Auch war dieser lustige Patron ersichtlich ein erklärter Liebling des Dichters. Aber Shakspeare'scher Humor, oder überhaupt Humor, und deutsche Kathederkritik sind meist getrennte Dinge.

Wir gedenken hierbei schließlich einer kleinen Schrift:

Dramatische Studien von Karl Bilz. Zweites und drittes Heft. Potsdam, Riegel. 1863. 8. 22½ Ngr.

deren erstes Heft wir in Nr. 39 d. Bl. f. 1859 besprochen haben. Auch Karl Bilz tritt gegen Gervinus auf; er bemerkt: „Es thut mir wirklich leid, das muß ich im voraus bemerken, daß ich bei allen meinen derartigen Untersuchungen immer mit einem so berühmten Manne, wie Gervinus ist, zusammengerathe. Ich fühle wol, wie riskant es ist, seine Schriftstellerlaufbahn mit der Polemik gegen eine so allgemein verehrte Autorität zu beginnen; allein es geht mir nun einmal eigen mit diesem Gelehrten, gerade umgekehrt wie jenem Beamten, der das seltene Glück hatte, überall mit den Ansichten seines Vorgesetzten übereinzustimmen. Ich habe das seltene Unglück, mit jenem berühmten Manne, wo ich ihn antreffe, gewöhnlich nicht übereinzustimmen. Und man trifft ihn so häufig an! Harmlos lasse ich meine Gedanken unter den classischen Werken unserer Literatur umherwandern, etwa wie man in seiner Bildergalerie, mit der

Betrachtung ihrer Kunstwerke beschäftigt, herumspaziert; allein allenthalben, wo ich auch hinkomme, treffe ich auch schon Gervinus oder einen Haufen seiner Nachtreter dort, höre, wie sie aller Welt ihr Urtheil über die betreffenden Sachen entgegenrufen und kann nicht umhin, doch oft sehr anderer Meinung darüber zu sein."

Biltz ist des Glaubens, daß weder Tieck noch Gervinus ein Recht hätten, wie jener that und dieser thut, auf Schröder, Schiller und Goethe hochmüthig herabzublicken, weil diese mit Entschiedenheit die Zumuthung zurückgewiesen, Shakspeare'sche Stücke ganz und unverändert auf die Bühne zu bringen; jene Männer hätten ebenso viel von Shakspeare verstanden wie Tieck und Gervinus, nur hätten sie zugleich auch ein inniges Verständniß der deutschen Volksnatur besessen, was diesen abzugehen scheine. Biltz huldigt dem Realismus im Drama, er ist nicht für den Jambus, sondern für die Prosa oder höchstens für die „urdeutsche Form der kurzen Reimzeilen, in denen schon Hans Sachs gedichtet und die auch Goethe wieder für seinen «Faust» gewählt", und als die Gattung, welche die Gegenwart vorzugsweise auszubilden habe, bezeichnet er die Komödie. Während er auch an Shakspeare's „edelsten Gestalten bei aller Schärfe, Kraft und Hoheit der Charakteristik durchschnittlich jene Fülle und Zartheit geistiger Bildung" vermißt, die der Verfasser als „echt deutsch" bezeichnet und welche „uns aus den besten dramatischen Gestalten unserer Classiker entgegenstrahlt", wirft er doch wieder Schiller, wie Lessing in seinem „Nathan" vor, „daß seine Personen nicht eigentliche Naturwesen, nicht typische Charaktere sind, wie sie der dramatische Dichter vorführen solle", und erblickt er wieder in Shakspeare den „eingefleischtesten Realisten", der die „Hauptsache in einem Drama", nämlich typische und naturwahre Charaktere geschaffen habe. Statt nun von seinem realistischen Standpunkt gerade zu einem tiefern Studium Shakspeare's zu mahnen, warnt er sogar die dramatischen Dichter vor einer „eingehenden Beschäftigung mit Shakspeare"! Nun, wir für unsern Theil möchten unsern dramatischen Dichtern sehr ernstlich rathen, sich mit Shakspeare, der freilich kein „eingefleischter", sondern ein sehr durchgeistigter Realist war, immer wieder und recht eingehend zu beschäftigen, sich freilich auch vor einer zu wortgetreuen Nachahmung seiner Art und Weise zu hüten; denn eine solche Nachahmung bringt immer große Gefahren mit sich und zeigt sich meist unfruchtbar.

Da wir auf die vorliegende Schrift von Biltz nicht wieder zurückkommen möchten, so wollen wir hier noch folgende beachtenswerthe Stelle daraus mittheilen: „Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit und dem Werthe der Poesie für sich allein, jenes Bewußtsein, welches in bessern Zeiten, denen unsere classischen Werke ihre Entstehung verdanken, jedermann theilte, daß, wenn es dem Dichter gelungen, auch selbst nur in einem kleinen Gedichte irgendeine allgemeine Empfindung seiner Zeit zu fixiren, dies ein mindestens ebenso wichtiges Ereigniß sei, als wenn es den Landständen geglückt, ein dringendes Bedürfniß der Zeit in einem Gesetze zu formuliren, ist uns völlig abhanden gekommen, ja einen derartigen Gedanken in dieser politischen Zeit laut werden zu lassen, ließe einen Gefahr laufen, verlacht zu werden. Ohne es gerade ausdrücklich auszusprechen, duldet man die arme Poesie jetzt doch nur noch etwa als Mittel zu äußern Zwecken, bei jenen Gelegenheiten also, wo selbst der ernsthafteste Beamte ein Gedichtchen für am Platze hält, oder — und das heißt dasselbe schmähliche Verhältniß nur durch den höhern Factor, zu dem es stattfindet, beschönigen wollen, im Dienste der Politik oder einer besondern confessionellen Religionspartei." Kann aber diese Gleichgültigkeit gegen die Poesie wunder nehmen, wenn Lyriker selbst, sobald sie einmal die kritische Feder ergreifen, über die Leistungen ihrer Dichtergenossen sammt und sonders, oder höchstens mit Ausnahme und zu Gunsten eines besonders Befreundeten in Ausdrücken absprechen, als hätten wir nur eine sogenannte „Quartanerlyrik", obschon auf diesem Gebiete nach unserer Ansicht neben vielem absolut Gehaltlosen und Schlechten noch immer das vergleichsweise Erfreulichste und Ursprünglichste geleistet wird? Schadet man durch solche in Bausch und Bogen verdammende Urtheile nicht auch sich selbst und bringt man dadurch nicht in den Augen des Publikums die Poesie überhaupt so herunter, wie das ähnliche Verfahren der frühern Theologen das Ansehen der Religion untergraben hat?

Wir möchten hierbei an den gleichfalls den deutschen Dichterstand compromittirenden Conflict zwischen den Dichtern E. Geibel und F. Bodenstedt, dessen Anlaß wir als bereits genugsam bekannt voraussetzen, um so mehr erinnern, da Bodenstedt in der deutschen Shakspeare-Literatur eine Rolle spielt und in dieser Beziehung schon oben genannt ist. Gewiß werden es unsere Leser mit uns bemerkenswerth finden, daß dieser Conflict sogar im „Athenaeum" lebhaft in Correspondenzen und Repliken besprochen worden ist, contra Geibel namentlich von dem in München wohnhaften Engländer Edward Wilberforce, welcher neuerdings behauptet, Geibel habe sein Miswollen, seinen persönlichen Groll gegen Bodenstedt durch Mittel an den Tag gelegt, die durch irgendwelche Regeln offener Kriegführung nicht erklärt werden könnten und über alle Schranken des Anstandes und der literarischen Ehrenhaftigkeit hinausgingen; er habe seine Stellung als einziger Vertreter der „belles-lettres" im Kapitel des Maximilianordens und seinen Einfluß auf den König misbraucht, er habe gegen Hunderte von Menschen geäußert, daß er Bodenstedt nie gelesen, und daß Bodenstedt kein Dichter sei, kurz er habe sich einer „baseness of conduct" schuldig gemacht. So machen sie es: sie haben einen Dichter nie gelesen, wenigstens versichern sie es, und doch wollen sie wissen, daß der betreffende Dichter kein Dichter sei! Man entschuldige diese durch Biltz' Bemerkung veranlaßte Abschweifung von Shakspeare auf diese kleinliche echt deutsche Geschichte, d. h. vom Erhabenen aufs Lächerliche.

H. M.

Zur Gralsage.

Die Sage vom heiligen Gral. Erzählt und erläutert von Ludwig Lang. München, Expedition des Münchener Sonntagsblattes. 1862. 8. 27 Ngr.

Der Verfasser ist Dilettant und prononcirter Katholik, Eigenschaften, die seinem Buche weder bei den Fachmännern noch bei der Majorität unsers lesenden Publikums zur Empfehlung gereichen werden. Nichtsdestoweniger wird jeder, der unbefangen das hier Gebotene auf sich wirken läßt, auch wenn er, wie Referent selbst zu sein glaubt, Fachmann und prononcirter Protestant ist, einen durchaus angenehmen, ja liebenswürdigen Eindruck erhalten und auch nicht ohne mannichfache Anregung und Belehrung bleiben.

Der Verfasser verzichtet von vornherein auf alle Prätensionen der eigentlichen Schule. Was er ist und will, mag er selbst sagen: „Wenn dem Verfasser schon von der Zeit an, als er mit der mittelalterlichen Literatur genauer bekannt geworden, die aus der Gralsage hervorgegangenen Dichtungen als herrliche Blüten nicht nur der deutschen Poesie, sondern auch des tief religiösen Sinnes des Mittelalters erschienen, sodaß es ihm längst zu einem Lieblingsplane geworden war, der Gralsage eingänglichere Studien zu widmen, so entzündete sich seine Vorliebe für dieselbe noch mehr an den Vorarbeiten für seinen «Wolfram von Eschenbach» (ein Roman, der Referent unbekannt geblieben ist) und kam endlich der Entschluß in ihm zur Reife, die Gralsage eigens zu behandeln. Zwar verhehlte er sich die Schwierigkeiten nicht, welche der Ausführung dieses Plans sich entgegenstellten und welche wol auch bisher Männer wie Simrock, San-Marte, Lachmann, Pfeiffer, H. Holland u. a. abgehalten haben, die Gralsage als ein Ganzes zu bearbeiten und ihre Entwickelungsgeschichte darzustellen; aber er suchte sich, um seinem innern Drange zu genügen, einen andern Weg. Wenn weder seine Kenntnisse ihn befähigten, noch die äußern Verhältnisse ihm gestatteten, über den Inhalt und die Entwickelung der Gralsage gründliche und umfassende wissenschaftliche Forschungen

anzustellen, so schien es ihm doch möglich, das Wichtigste aus ihrem und verwandter Sagen Inhalt zusammenzufassen, in den Geist derselben wenigstens annähernd einzudringen und das daraus Gewonnene für sich selbst wie für einen größern Leserkreis zur geistigen Anregung, Belehrung und Erbauung zu benutzen. Von diesem Gesichtspunkte aus ging der Verfasser an die Arbeit. Er war dabei bemüht, die einzelnen Theile der Sage in einer gewissen geschichtlichen Ordnung aneinander zu reihen, dann ihren religiösen und sittlichen Sinn, endlich ihren Zusammenhang mit geschichtlichen Ereignissen und Zuständen oder mit andern Sagen darzustellen und damit zugleich eine Skizze der geistigen und Kunstentwickelung des 12. und 13. Jahrhunderts zu verbinden; vor allem aber lag ihm daran, die religiöse Seite in der Sage sowol als in den Erläuterungen dazu hervorzuheben."

So erscheint ihm wie seinen katholischen Vorgängern seit Görres der gesammte Inhalt der Sage als eine poetische Umschreibung der christlichen Heilswahrheiten: „Der heilige Gral erscheint in der Sage da, wo sie von Joseph von Arimathäa und von Titurel redet, die Pracht seines Tempels und seines Festmahls schildert, als die kostbarste aller Reliquien und als der reichste Schatz der Erde. Denn um ihn webte das Geheimniß der Wandlung von Brot und Wein in Jesu Fleisch und Blut seinen lichtstrahlenden Schleier; in ihm sammelte sich, wie der Quell in einem Becken, die Flut des Blutes, das aus dem Born der heiligsten und größten Liebe, aus des Heilandes Herzen entsprang. Nie mehr wol ist jene Schüssel, in welcher das Osterlamm gelegen, über welcher der Heiland das Brot der Eucharistie gebrochen, oder der Kelch, welcher den Wein zuerst und dann sein Blut in sich faßte, von irgendeines Menschen Auge gesehen worden; kein Mensch hat den heiligen Gral jemals erblickt, und dennoch hat er die tiefsinnigsten, phantasievollsten und farbenreichsten Gedichte hervorgerufen, und die Dichtungen von ihm verknüpft ein inneres Band mit den größten und bedeutsamsten Sagen aller Völker, wie der Herr und König des Gral, Christus, der Mittelpunkt der Geschichte ist, auf den vor und nach ihm die Zeiger der Weltuhr weisen. Wie aber die heilige Eucharistie nicht blos ein Geheimniß des Glaubens, sondern auch der Grundstein und Born des christlichen Lebens ist, sodaß die höchste Tugend nur aus der innigsten Vereinigung mit Gott im allerheiligsten Altarsakrament erwachsen kann: so ist auch der Gral nicht blos ein Symbol des größten Geheimnisses des Glaubens, sondern auch ein Bild des Heils, das der Mensch nicht durch den Glauben allein, sondern durch die Werke des Glaubens erringt. Darum geht er bald in der Sage von der Alleinthätigkeit, die er in der Hut von Joseph von Arimathäa und von Titurel äußert, zur Forderung der Thätigkeit von Seite der Menschen über, gebietet und verbietet, lohnt und straft, will in Demuth errungen sein und verbirgt sich vor der Hoffart. Da liegt Anfortas krank, weil er gesündigt hat, und das Erlösungswerk wurde ja auch in einer Welt der Sünde und des Elends vollbracht. Nachdem in der Gralsage das Leiden des Anfortas geschildert ist, greift in sie die Geschichte von Parcival ein. Es schildert aber die Geschichte von Parcival nicht so fast die Heilsgeschichte der Menschen im allgemeinen, sondern ihrer wesentlich lehrhaften Natur gemäß greift sie vielmehr einen einzelnen Menschen heraus und zeigt an ihm die Wunder der göttlichen Gnade und Liebe. Es ist mir unbegreiflich, wie Protestanten aus der Gral- und Parcivalsage die Lehre der Reformation von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ohne die Werke herauslesen können; jene Sage enthält vielmehr und umschreibt lediglich die katholische Lehre. Parcival ist allerdings der Lichtgemale, Lichtfarbige — das ist er durch den Glauben, in dem er getauft und von der Mutter nothdürftig genug und kaum ausreichend von Gurnemanz unterrichtet ist; aber er ist auch der Tumbe, der Thörichte, Befangene. Das Leben Parcival's im Walde in der Einsamkeit, im Verkehr mit der Natur sinnbildet recht treffend das stolze, selbstbewußte Hinträumen eines Menschen, der nur auf den Glauben sich verläßt und mit diesem allein sich gerechtfertigt hält. Da nimmt Gott den Menschen in Zucht und Lehre und weist ihn, wie Parcival, auf die Bahn der That und der Buße. Unsers Helden Stolz wurde gedemüthigt durch die Schmach, die im Augenblick der höchsten Ehre ihm angethan wurde; dem Menschen wird die Lehre zu Theil, daß er das Heil nicht in der Taufe als Pathengeschenk, das ihm nicht mehr genommen werden kann, eingebunden erhält, sondern daß er es verdienen und erwerben muß durch Handeln und Leiden."

Referent hat bisher vorsätzlich den Autor sich in möglichster Ausführlichkeit aussprechen lassen, ohne ihn durch den Gegensatz des eigenen Standpunktes zu unterbrechen. Wenn auch entschieden katholisch, ist er doch nirgends eigentlich befangen und fanatisch, und noch weniger in seiner Polemik gegen die protestantische Auffassung von der maliciösen Bitterkeit erfüllt, die jetzt auf jener Seite so gewöhnlich ist, namentlich wenn sie sich als das Resultat einer gewissen gelehrten Bildung darstellen kann. Deshalb verdient er es auch, mit derselben achtungsvollen Schonung behandelt zu werden, mit der er uns entgegentritt. Zunächst erfordert es die wissenschaftliche Gerechtigkeit, ihm in manchen Punkten bedingte Zugeständnisse zu machen. Die Gralsage, insbesondere die in sie verwobene Parcivalsage, hat einen gewissen katholischen Kern. Wie könnte sie auch frei davon sein, da sie das Product einer specifisch-kirchlich gefärbten Richtung des Mittelalters ist? Es läßt sich auch hören, wenn dieser ihr religiöser Kern in derselben Weise dargelegt wird, wie es von unserm Gewährsmann geschieht. Die Stabilität des katholischen Bewußtseins verlangt es, daß, was dem 12. und 13. Jahrhundert katholischer oder kirchlicher Glaubensinhalt war, es auch dem 19. und jedem weitern sei. Aber eins soll wenigstens von unserer Seite hervorgehoben werden, da es sich begreifen läßt, daß ein so guter und so inniger Katholik wie der Verfasser es für sich selbst nicht wohl bemerken kann. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem abstract-gedankenmäßigen Inhalt einer Sage und dem Bewußtsein der Menschen und der Zeit, in welcher sie entstanden ist. Zugegeben, daß sich aus der Gralsage die gesammte katholische Dogmatik so regelrecht und vollständig entwickeln ließe, wie sie in irgendeinem systematischen Handbuche steht, so ist damit noch nicht bewiesen, daß auch das Mittelalter oder concreter ihre Pfleger und Weiterbildner, also die namenlosen und benannten Dichter des Mittelalters sich dieses katholischen Gehalts in ihrem Stoffe bewußt worden wären. Dies bedürfte jedenfalls noch einer besondern Beweisführung, an die der Verfasser gar nicht gedacht hat und die nach unserer Meinung auch niemand so leicht liefern würde. Genauer betrachtet, handelt es sich zuletzt um den geistigen Kern in unserm deutschen Parcival oder in seinem Meister Wolfram von Eschenbach. Denn auf diesen bezieht sich unwillkürlich hier bei Lang und bei den andern, welche die Gralsage in neuerer Zeit zum Object ihrer Forschungen gemacht haben, alles, was scheinbar ganz allgemein der Gralsage gelten soll. Die vollendetste Fixirung in der Kunst übt naturnothwendig eine solche ausschließliche Anziehungskraft. Wolfram von Eschenbach soll also, daran hängt das Herz unsers gläubigen Darstellers, zu einem durchweg orthodoxen Katholiken gestempelt werden, und zwar nicht blos zu einem, der im Jahre 1205 etwa im gewöhnlichen Leben, wo man es damit nicht eben so genau zu nehmen pflegte, dafür gelten durfte, sondern zu einem solchen, der auch in dem Jahrhundert der subtilsten Kritik und vor dem Richterstuhl der gelehrten Rechtgläubigkeit mit Ehren bestehen könnte. Das ist unserer Ansicht nach eine so eigenthümliche Forderung, daß man sich wundern könnte, wie sie jemand ernstlich erheben kann, wenn man nicht bedächte, daß es eine Weltanschauung gibt, vor welcher die geschichtliche Entfaltung des geistigen Lebens, also auch des religiösen Bewußtseins als nicht vorhanden betrachtet wird, und daß der Verfasser durch Naturell und Bildung unter dem Banne dieser Weltanschauung steht.

Die Polemik gegen die protestantische Auffassung der Gralsage oder richtiger des Wolfram'schen Parcival zeigt, daß der Verfasser da, wo ihm seine eigenen Voraussetzungen nicht die Augen verschließen, das Richtige wol zu sehen versteht. Es ist

jedenfalls noch weniger mit der geschichtlichen Wahrheit zu vereinbaren, wenn man, wie noch in der neuesten Zeit von einem der gründlichsten und verdientesten Kenner Wolfram's, San-Marte, geschehen ist, womöglich alle protestantischen Haupt- und Kernlehren in diesem so ganz innerhalb des mittelalterlichen Geisteslebens befangenen Dichter finden will, der gerade darin, daß er so durch und durch mittelalterlich ist, seine eigentliche Kraft und Größe besitzt. So wohlgemeint auch solche Versuche zu seiner Annäherung oder Einführung in die Gegenwart oder in einen bestimmten Kreis der Gegenwart sein mögen, so wenig befriedigen sie doch. Im Gegentheil zerstören sie nach unserer Ansicht gerade das eigenthümlich Wirksame an jener ein für allemal uns fremdartigen Erscheinung, die eben nur in ihrer Fremdartigkeit begriffen und genossen sein will.

Heinrich Rückert.

Notizen.

Für Julius Mosen.

Prutz' „Deutsches Museum" bringt in Nr. 11 ein schönes Gedicht von Ferdinand Freiligrath in London unter der Ueberschrift „Für Julius Mosen. Eine Stimme aus dem Exil". Die Veranlassung hierzu war, daß der oldenburger Turnverein sich an den leider noch immer im Exil lebenden deutschen Dichter mit der Bitte wandte, unter den dortigen Deutschen Subscribenten für eine projectirte Gesammtausgabe des nun schon seit so vielen Jahren schwer leidenden Dichtergenossen Julius Mosen in Oldenburg zu sammeln. „Mit jenem patriotischen Eifer und jener neidlosen Anerkennung fremden Verdienstes, die Freiligrath von jeher ausgezeichnet haben", bemerkt Prutz, „hat derselbe diesem Ersuchen entsprochen; ein von ihm verfaßtes Gedicht (eben das im «Deutschen Museum» veröffentlichte) hat dabei als Einleitung gedient und zwar sind seine Bemühungen, wie Freiligrath selbst uns mittheilt, von solchem Erfolge gewesen, daß gleich in der ersten Woche mehr als 120 Exemplare gezeichnet worden sind." Aus der warmen Fürbitte, die Prutz selbst für Mosen eingelegt und dem Freiligrath'schen Gedicht vorangestellt hat, entnehmen wir über die projectirte Gesammtausgabe der Mosen'schen Werke folgendes Thatsächliche: „Die beabsichtigte Gesammtausgabe wird in zwölf Bänden erscheinen. Der erste Band wird die vermischten «Gedichte», der zweite die beiden größern Dichtungen «Ahasver» und «Ritter Wahn» enthalten. Die drei folgenden werden die dramatischen Arbeiten des Dichters umfassen, also namentlich «Otto III.» (bisher ungedruckt), «Rienzi», «Die Bräute von Florenz», «Heinrich der Finkler», «Wendelin und Helena», «Herzog Bernhard von Weimar», «Der Sohn des Fürsten», «Don Juan von Oesterreich» (ebenfalls noch ungedruckt). Band 6—11 werden die erzählenden Dichtungen des Verfassers enthalten, darunter die 1846 erschienenen «Bilder im Moose», den zweibändigen Roman «Der Congreß von Verona», die Novelle «Georg Venlot» und bisher noch ungedruckte «Erinnerungen». Der zwölfte und letzte Band wird ein ebenfalls noch nicht veröffentlichtes bramatisches Fragment «Oliver Cromwell» (ein Bruchstück davon steht im «Deutschen Museum», I, 64 fg.), «Vermischte Aufsätze» und «Neuere Gedichte» bringen. Die Ausgabe wird in ungefähr 40 Lieferungen zu je 4 Sgr. erfolgen." An einer andern Stelle seines Aufrufs bemerkt Prutz sehr mit Recht: „Das persönliche Verhältniß, das zwischen unsern Dichtern und dem Publikum obwaltet, ist von jeher nur ein sehr kühles und oberflächliches gewesen; eine berühmte Tänzerin, eine Sängerin, ein Schauspieler oder vielleicht gar ein berühmter Trapezspringer — ah gehorsamer Diener, um die kümmert sich jeder bei uns, von denen weiß alle Welt zu erzählen und mit pünktlicher Genauigkeit notiren die Zeitungen Tag für Tag und Monat für Monat, wo jener Beinschwenker und diese Trillerschlägerin sich befinden, was sie thun und treiben und wie es mit der kostbaren Gesundheit steht. Dagegen was ein Dichter ist, ein deutscher Dichter, o natürlich, um dessen Leben und Treiben kümmert sich niemand bei uns, der hat ja seine Bücher, die für ihn Zeugniß geben, will er aber mit aller Gewalt, daß die Welt von ihm spricht, nun wohl, so lege er sich hin und sterbe, das ist für die Mehrzahl unserer Poeten die einzige Art, wie die Mitwelt erfährt, daß sie überhaupt jemals gelebt haben...." Aber fragen denn unsere Dichter selbst viel danach, ob einer ihrer Dichtergenossen eine traurige Existenz habe oder nicht? Wenn sich einer von ihnen um das Los eines Dichtergenossen wirklich kümmert, so geschieht dies meist in wenig wohlwollendem Sinne und in der Absicht, sein „Leben und Treiben" zu verdächtigen und seine Hervorbringungen zu bemäkeln — es sei denn, daß der Betreffende durch schwere Krankheit oder den Tod inactiv geworden.

Goethe über Künstler- und Dichtervergleiche.

Bekannt und oft citirt ist der von Goethe in Bezug auf die lästige Frage, ob er oder Schiller der Größere sei, gethane Ausspruch, daß die Deutschen sich doch, statt sich hierüber zu streiten, glücklich schätzen sollten, zwei solche „Kerle" zu besitzen. Viel weniger bekannt oder angeführt sind einige Aussprüche Goethe's, welche diesen Satz näher motiviren und außerdem besonders deshalb merkwürdig erscheinen, weil sie in eine Zeit fallen, wo die Frage über das Größenverhältniß Goethe's und Schiller's wol schwerlich im Vordergrunde stand. Goethe befand sich im Sommer 1787 zu Rom in einer Gesellschaft des Grafen Fries, wo er auch „eine Art Literatoren" kennen lernte, „wie sie hier in Abbé-Tracht herumwandern". Nachdem Goethe bemerkt, daß mit diesen „kein angenehmes Gespräch" gewesen, fährt er fort: „Kaum hatte man von nationaler Dichtung zu sprechen angefangen, und sich über ein und andern Punkt zu belehren gesucht, so mußte man unmittelbar und ohne weiteres die Frage vernehmen: ob man Ariost oder Tasso, welchen von beiden man für den größten Dichter halte? Antwortete man: Gott und der Natur sei zu danken, daß sie zwei solche vorzügliche Männer einer Nation gegönnt, deren jeder uns, nach Zeit und Umständen, nach Lagen und Empfindungen die herrlichsten Augenblicke verliehen, uns beruhigt und entzückt — dies vernünftige Wort ließ niemand gelten. Nun wurde derjenige, für den man sich entschieden hatte, hoch und höher gehoben, der andere tief und tiefer dagegen herabgesetzt. Die ersten male sucht' ich die Vertheidigung des Herabgesetzten zu übernehmen und seine Vorzüge geltend zu machen; dies aber verfing nicht, man hatte Partei ergriffen und blieb auf seinem Sinne. Da nun ebendasselbe immer fort und fort sich wiederholte, und es mir zu ernst war, um dialektisch über dergleichen zu controvertiren, so vermied ich ein solches Gespräch, besonders da ich merkte, daß es nur Phrasen waren, die man ohne eigentliches Interesse an dem Gegenstande zu finden, aussprach und behauptete.... Leider war die Unterhaltung mit Künstlern und Kunstfreunden nicht erbaulicher. Man verzieh jedoch endlich andern den Fehler, den man an sich bekennen mußte. Bald war es Rafael, bald Michel Angelo, dem man den Vorzug gab, woraus denn am Schluß nur hervorging: der Mensch sei ein so beschränktes Wesen, daß, wenn sein Geist sich auch dem Großen geöffnet habe, er doch niemals die Großheiten verschiedener Art ebenmäßig zu würdigen und anzuerkennen Fähigkeit erlange." Noch etwas später, im August, beklagt er sich abermals, daß es Mode geworden sei, darüber zu streiten, ob Michel Angelo oder Rafael größer sei, und bemerkt dann: „Es ist so schwer, ein großes Talent zu fassen, geschweige denn zwei zugleich. Wir erleichtern uns dies durch Parteilichkeit; deshalb denn die Schätzung von Künstlern und Schriftstellern immer schwankt, und einer oder der andere immer den Tag beherrscht." Ist es nicht, als ob Goethe schon damals instinctartig vorausgesehen und vorausgewußt habe, daß die Herrschaft in der Tagesmeinung Deutschlands zwischen ihm und Schiller wechseln werde? Daß in ruhigen, der harmonischen Ausbildung des innern Menschen und der Contemplation günstigen Zeiten er, in den Tagen politischer Gärung Schiller das Scepter führen und die Tagesparole geben werde? Ist es ni

aber zugleich, als ob er es schon im Jahre 1787 für nöthig gehalten habe, gegen die Gedankenlosigkeit oder tendenziöse Parteilichkeit, von der sich dabei die Menschen meistens leiten lassen, entschiedenen Protest einzulegen? H. M.

Bibliographie.

Bertram, O., Geschichte der Cansteinschen Bibelanstalt in Halle. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Brandes, H. K., Ausflug nach Mehadia, Konstantinopel, Brussa und der Stätte von Ilium im Sommer 1862. Mit 1 Uebersichtskarte von Konstantinopel und einem Auszug aus dem Koran. Lemgo u. Detmold, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Breitenstein, J., Der Her Ehrli. Ein Idyll aus Basel und dem Baselbiet in allemannischer Mundart. Basel, Georg. 8. 24 Ngr.

Buchwald, C. F., Enthüllungen aus dem Criminalleben. 1ster Theil. Authentische Aufzeichnungen und Erzählungen von unschuldig Verurtheilten. Leipzig, Wilfferodt. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Burkhardt, C. A. H., Die Gefangenschaft Johann Friedrichs des Großmüthigen und das Schloß zur „Fröhlichen Wiederkunft." Meist nach archivalischen Quellen. Nebst 1 Abbildung. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 12 Ngr.

Flössel, K. R. A., Erinnerungen an die Kriegsdrangsale der Stadt Görlitz im Jahre 1813. Nebst Anhang. Görlitz, Remer. 8. 8 Ngr.

Jahn, O., Ludwig Uhland. Vortrag gehalten bei der Uhlandfeier in Bonn am 11. Februar 1863. Mit literarhistorischen Beilagen. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 1 Thlr.

Klencke, H., Die Bauleute zu Köln oder deutsche Kunst und Zunft. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Levitschnigg, H. Ritter v., Der Gang zum Giftbaum. Roman. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. 8. 2 Thlr.

Lübke, W., Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit Illustrationen. 1ste Hälfte. Leipzig, Seemann. Lex.-8. 3 Thlr.

Opel, J. O., Onno Klopp und die Geschichte des 30jährigen Krieges. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Ortenburg, H. v., Krone und Schwert. Biographische Skizzen der deutschen Fürsten Rudolph von Anhalt, Ludwig von Baden, Max Emanuel von Bayern etc. berühmt als Heerführer Oesterreichs. Prag, Credner. Lex.-8. 20 Ngr.

Osterreier für Buchhändler. Mit Salz, Pfeffer, Essig oder Senf zu verspeisen im Jahre 1863. Herausgegeben am 16. März, Morgens 10 Uhr 5 Minuten. Leipzig, Wengler. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Polko, Elise, Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard Vogel. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Putlitz, G. zu, Der Aufruf an mein Volk. Historisches Zeitbild. Musik von J. B. André. Zur Gedächtnißfeier des 17. März 1813. Berlin, Boettcher. 8. 5 Ngr.

Raimund, G., Durch zwei Menschenalter. Novelle. Drei Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 3 Thlr.

Rasch, G., Das Schwert Italiens. Lebensskizze des Generals Josef Garibaldi. 1ste Lieferung. Leipzig, Rein. Lex.-8. 3 Ngr.

Reinckens, J., Gonderich und Alise. Episches Gedicht. Bonn, Henry. Gr. 16. 1 Thlr.

Roeder, G. W., Der Dichter Joh. Gaudenz von Salis-Seewis. Ein Lebensbild als Festgabe am Seculartage seiner Geburt. St.-Gallen, Huber u. Comp. 16. 9 Ngr.

Schober, G., Erinnerungen an Preußens ostasiatische Expedition in den Jahren 1859, 1860, 1861 und 1862, mit besonderer Berücksichtigung Sr. Maj. Segelfregatte „Thetis". Eine Reisebeschreibung in Versen. Mit Zeichnungen von v. Wittkowski. Danzig, Kafemann. Lex.-8. 24 Ngr.

Schücking, L., Eine Actiengesellschaft. Erzählung. Drei Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 3 Thlr.

Selbst-Photographien von Zeitgenossen mit oder ohne Titel, Rang und Würden. Humoristisch-physiologische Reise- und Hauslectüre. Von J. F. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Stahl, Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche. 29 akademische Vorlesungen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Stiftungen August Hermann Francke's in Halle. Festschrift zur zweiten Säcularfeier seines Geburtstages herausgegeben von dem Directorium der Franckeschen Stiftungen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thünen, A. G. v., Lose Blätter. Dichtungen. Leipzig, Rein. 16. 20 Ngr.

Wiener, C., Die Grundzüge der Weltordnung. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 4 Thlr.

Winterfeld, A. v., Der Lieutenant Falstaff und wie es ihm bei den Damen erging. Soldaten-Humoreske. Berlin, Gerschel. Gr. 16. 15 Ngr.

Wislicenus, H., Die Symbolik von Sonne und Tag in der germanischen Mythologie. Mit Beziehung auf die allgemeine Mythologie. Zürich, Kiesling. Gr. 8. 15 Ngr.

Wurstemberger, J. L., Geschichte der alten Landschaft Bern. Zwei Bände. Bern, Dalp. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Ngr.

Züge aus dem Leben von Richard Weaver. Mit Porträt. Elberfeld, Hassel. 12. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

1813. Aufrichtige Geschichte des Befreiungsjahres. 1ste Lieferung. Berlin, F. Schneider. 8. 10 Ngr.

Carl Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen. Lebensbild eines gerechten und weisen Fürsten, von dem Verfasser der Biographie des Fürsten Anton Aloys. Zur Erinnerung an den 11. März 1853. Sigmaringen, Liehner. Gr. 8. 6 Ngr.

Francke, A. H., Vier Briefe, zur 2ten Säcularfeier seines Geburtstags herausgegeben von G. Kramer. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Knauth, F., Drangsale und Leiden der Stadt Halle und des Saalkreises während des 7jährigen Krieges. Gleichzeitigen Aufzeichnungen nacherzählt und als Festgabe zur Jahrhundertfeier des Hubertsburger Friedensschlusses dargeboten. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Montalembert, Graf v., Der polnische Aufstand. Mit Genehmigung des Verfassers nach der 2ten Ausgabe übersetzt von G. Winter. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Orlich, W. v., Zur Jubel-Feier am 17. März 1863. Ein Blick in die Vergangenheit Preußens zur gewissenhaften Wahrnehmung der Gegenwart. Charlottenburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Schwebemeyer, K., Ueber die politische Vorbedingung zum historischen National-Drama. Ein Vortrag gehalten am 18. Februar c. im Concertsaale des Königl. Schauspielhauses. Berlin, Springer. 8. 6 Ngr.

Stein, H. v., Johann Georg Hamann. Vortrag, gehalten zu Schwerin am 6. Januar 1863. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 5 Ngr.

Stichling, G. T., Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Eine Gedächtnißrede in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehalten. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Ludwig Preller. Eine Gedächtnißrede in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehalten. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 4 Ngr.

Würfel, A., Das Leben und Wirken der heiligen Slavenapostel Cyrill und Method. Herausgegeben zur 1000jährigen Jubelfeier. Prag, Credner. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 23. April 1863.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

1. Wilhelmine Schröder-Devrient. Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas. Von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient. Von Claire von Glümer. Mit Porträt in Stahlstich und lithographirtem Facsimile. Leipzig, Barth. 1862. 8. 1 Thlr.

Wenn Schiller im Prolog zum „Wallenstein" sagt:

> Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze

so sagt derselbe Dichter nur ein paar Zeilen später:

> .... wer den Besten seiner Zeit genug
> Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Es möchte scheinen, als ob das Citat dieser berühmten Verse kein besonders glückliches sei, wo wir eben zwei das Andenken einer bereits verstorbenen Bühnenkünstlerin feiernde Werke zu besprechen haben. Gerade uns allen drängt sich das Gefühl auf, wie die Verse doch auch hier gelten. Denn das ist noch die Mitwelt der Abgeschiedenen, welche durch Claire von Glümer und Alfred von Wolzogen diese Kränze flocht. Nur wer die Schröder-Devrient nicht mehr gehört und gesehen, zählt im vollen Sinne des Worts zu ihrer Nachwelt und in dieser Lage befindet sich der Berichterstatter. Was kann er noch thun, um dem Genius der Gefeierten nur einigermaßen gerecht zu werden? Nichts, als das wohlverbürgte Wort: „Sie hat den Besten ihrer Zeit genug gethan", ehrfurchtsvoll aufnehmen und gläubig weitergeben! Solch ein dürftiger Zoll historischer Treue und Gerechtigkeit gleicht den Kränzen nicht mehr, welche der großen Künstlerin einst auf die Bühne zuflogen; er gleicht ihnen so wenig als die Wirkung eines literarischen Berichts von ihren Leistungen die Wirkung ihrer Leistungen selbst vertreten kann. Die Künstler aller andern Gattungen, die Gelehrten jeder Art hinterlassen uns die Zeugnisse ihrer Bedeutsamkeit zu immer neuer unmittelbarer Ueberführung; Staatsmänner und Helden graben der Welt Spuren ihrer Kraft ein, die sich von einem scharfen Auge noch nach Jahrtausenden trotz aller spätern Uebertirnissungen erkennen lassen. Vom Bühnenkünstler allein soll nur die Sage, der Name seiner Größe bleiben, und

> Name ist Schall und Rauch
> Umnebelnd Himmelsglut.

Doch wenn uns auch kein schriftliches Zeugniß den seelenvollen Klang einer Stimme, die Gewalt des Spiels, den Adel der Erscheinung, die Schönheit der Bewegungen mehr versinnlichen kann, sollte nicht ein Besseres, ein Deutlicheres in dem Zustande der durch Laut und Geberde ausgeübten Kunst verbleiben? Auch der Commandoruf des Feldherrn verhallt, auch die Legionen, die er regierte, schwinden hin wie die Blätter des Herbstes und doch bewahrt, was er gethan, nicht blos der Geschichtschreiber. Scheint es nicht gewiß, daß eine so wahrhaft geniale Meisterin wie die Schröder-Devrient sich in der Fortbildung und Erhöhung ihrer Kunst ein aus deren nachmaligem Zustande nie mehr auszutilgendes, directes Denkmal müsse gestiftet haben?

Es scheint gewiß und ist doch nicht gewiß. Lassen wir es heute mit der Frage bewenden und mag in Bezug auf die Schröder-Devrient einst die Geschichte ihrer Kunst den Nachkommen Antwort geben. So viel sagen uns die beiden vorliegenden Biographien schon hierher gehörig, daß die große dramatische Sängerin selbst jede Hoffnung, etwas Bleibendes gethan zu haben, aufgeben zu müssen glaubte, nachdem sie erst wenige Jahre von der Bühne abgetreten war. Sie schrieb (1851?) an Carus:

> Jetzt blicke ich manchmal nicht ohne Wehmuth auf mein künstlerisches Wirken zurück, denn war ich auch noch weit vom Ziel entfernt, so war ich doch immer den andern ein großes Stück voraus. Doch das ist von der Mehrzahl längst vergessen, und das Mittelmäßige, das jetzt in meiner Kunst geleistet wird, genügt vollkommen. Ich spreche das oben Gesagte nicht ohne Schmerz aus, denn ich hatte gehofft für länger als einen flüchtigen Augenblick gestrebt zu haben. Doch das ist das traurige Los des Mimen, daß, einmal aus dem Kreis des Wirkens herausgetreten, seine Spur nur allzu schnell verweht wird! (Claire von Glümer, S. 212.)

Und 1855 an einen andern Freund:

> Ich habe im vorigen Winter oft mit blutendem Herzen im Theater gesessen.... Man hat es ihnen doch vorgemacht; wie kommt es denn, daß sich auch nicht eine leise Andeutung übertragen hat von dem, was ich vor dem ganzen Olymp verantworten konnte? Das Publikum, was mich doch auch gesehen und gehört hat, jubelte und schrie, mehr als es jemals bei mir

gethan. Da rollte mir wol eine stille Thräne über die Wangen und leise seufzend rief ich aus: Unsinn, du siegst und ich muß untergehen! Es gibt wol kein schmerzlicheres Gefühl als das — umsonst gelebt zu haben. Aber ist nicht jetzt die ganze Welt ein großes Narrenhaus? Wohin man sieht ist an die Stelle der göttlichen Vernunft ein Zerrbild getreten. Wahrheit und Natur sind verschwunden, vor allem aus der darstellenden Kunst, und das einzige Ziel, welchem nachgejagt wird, ist — ein voller Geldbeutel, gleichviel durch welche Mittel er gefüllt wird. Zum größten Theile sind die Künstler der Jetztzeit Heuchler außer der Bühne, wie auf derselben — und wo im Leben keine Wahrheit ist, da ist sie auch nicht in der Kunst. (Claire von Glümer, S. 231 fg.)

Und endlich noch 1859 an Elise Polko:

— Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut, wenn ich einmal wieder von einer Menschenseele höre, daß meine Klänge in ihr festgehalten haben, denn oft kommt es mir vor, als hätte ich ganz umsonst gelebt. Was lassen sich die Leute jetzt für ein Gaukelspiel gefallen und zwar in denselben Rollen, in denen ich ihnen mein Herzblut hingesungen habe. Wie traurig ist des Mimen Los! Wir sollen und können ja hauptsächlich nur auf die Massen wirken, vermögen aber keine tiefern Spuren einzudrücken, als leichter Sand sie aufnimmt. Ein Windhauch kräuselt darüber hin und alles ist verweht und vergessen! Diese Erfahrung mache ich jetzt hier an demselben Publikum, das, was ich zu schaffen vermochte, unmittelbar von mir empfangen. Mein armes heißes Herz blutet dabei und hätte sich fast verblutet. Ja, das heiße Herz gehört eben dazu. Sie nennen so ein Herz eine Segnung des Himmels — wüßten Sie, theuere Frau, wie es mir im Leben zum Fluch geworden ist! Man steht mit einem heißen Herzen so gar allein, denn wer versteht es, sich an seiner Glut zu erwärmen und scheut nicht vor der Gefahr zurück, sich daran zu verbrennen?... (Claire von Glümer, S. 244 fg.)

Nicht sowol zum Beleg der darin enthaltenen Anschauungen, als vielmehr zur Probe einer in jedem Falle bewundernswerthen Ausdrucksweise theilen wir diese Stellen aus dem brieflichen Nachlasse der Schröder-Devrient so ausführlich mit. Wodurch sich ihr Geist auch äußerte, immer, scheint es, äußerte er sich bedeutend, und das ist es, was uns trotz des Inhalts der obigen schwermüthigen Ergüsse für die Schröder-Devrient doch auf eine Unsterblichkeit über die bloße Erhaltung des Namens hinaus rechnen läßt, daß alles, was von ihr und über sie noch zu uns spricht, uns den nie zu erkünstelnden Eindruck des Genies macht; das Genie aber und seine Schöpfung darf nicht untergehen. Auf jeder Seite der vor uns liegenden Bücher sehen wir es, hier handelt es sich um etwas ganz anderes, als blos um eine wunderbar stimmbegabte Sängerin, um eine wohlgeschulte Actrice, um eine kehlfertige Primadonna; in der Schröder-Devrient besaß die Welt, besaß die Kunst ein Original, wie sie dann und wann den Schlendrian der Mittelmäßigkeit unterbrechen müssen, eine schöpferische Urkraft, wie sie überall zur Erschließung neuer Bahnen gehören, wenn die alten ausgetreten sind.

Welch eine Frau muß dies gewesen sein, rufen wir bei jedem Tagebuchblatt, bei jedem Briefe, bei jeder Anekdote, bei jeder Schilderung, die wir von ihr lesen. Welche Fülle der Kraft, welche Tiefe des Empfängnisses, welche Ausgiebigkeit der Talente, welche Wucht des Falls und welche Sicherheit der Erhebung bewies sie in der Kunst und im Leben! Wir möchten sie „eine ganze Frau“ nennen, wenn wir uns nicht erinnerten, daß Schopenhauer ihr Geschlecht als das unästhetische angeschwärzt hat, und wenn wir nicht bei Claire von Glümer lesen müßten, daß eine der Ausgezeichnetsten des Geschlechts selbst, die Rachel, dies bitterböse Urtheil unterschrieb, indem sie das Gesuch der Schröder-Devrient, ihre Bekanntschaft zu machen, mit den Worten ablehnte, „daß sie Männerbesuche sehr gern empfange, daß sie sich aber aus Frauenbesuchen und Frauenbewunderung nicht das Geringste mache“. (Claire von Glümer, S. 132 fg.) Drücken wir also unsere Bewunderung der genialen Frau unzweideutiger dadurch aus, daß wir sie „einen ganzen Menschen“ nennen.

Leidenschaftlich gab sie sich als solchen im Leben, daher ihre Niederlagen; begeistert gab sie sich als solchen in der Kunst, daher ihre Triumphe. Das ist es, was wir aus allen Erzählungen über die Schröder-Devrient herausgehört und was wir uns auch wieder aus den vorliegenden Schriften herausgelesen haben, obgleich die Verfasser dieser beiden letztern uns auf sehr verschiedenen Wegen zu ungefähr demselben Resultate führen, auf so verschiedenen in der That, daß es dem Leser unterwegs oft scheint, als müßten sich die Ziele der beiden diametral entgegengesetzt sein.

Aber Alfred von Wolzogen hat wie Claire von Glümer der Schröder-Devrient ein Ehrendenkmal setzen wollen, und der Unterschied im Charakter rührt nur daher, daß die Dame als Künstlerin zu Werke gegangen ist, wo Wolzogen als Kunstgelehrter verfuhr. Er kritisirt überall wo Claire von Glümer idealisirt, und um seine trotzdem gleich wohlwollende Absicht ins Helle zu stellen, dürfen wir nur die Schlußbetrachtung seines Buchs hervorheben. Er entläßt die Leser mit den Worten:

Mögen die fernen Nachkommen über den sittlichen Charakter der außerordentlichen Frau ein noch schärferes Gericht zu halten geneigt sein, als es die von ihrer Kunst entzückten Mitlebenden nur zu häufig schon gethan haben; mag die Welt es ihr auch in aller Ewigkeit nicht vergeben können, daß sie sich vor dem Urtheil derselben niemals gefürchtet, allezeit ohne die mindeste Schonung, Vorsicht und Zurückhaltung allein nur ihrer eigenen Eingebung gefolgt ist; dennoch wird sich nie in Abrede stellen lassen, daß sie zu den großen Frauennaturen gehört hat, von denen die Geschichte zu berichten weiß. Daß sie neben den vielen glänzenden Vorzügen ihrer hohen Begabung, neben ihrer gewaltigen schöpferischen Kraft, ihrem durchdringenden Verstande und warmen Herzen auch alle Fehler des Genies an sich tragen mußte, versteht sich von selbst; ihrer Kunst aber sind diese Fehler, Extravaganzen und beleidigenden Kühnheiten einer übermächtigen Natur in mehr als einem Fall sehr zu statten gekommen; denn wenn es vielleicht nie eine Künstlerin gegeben hat, die so rücksichtslos wie sie jede Schranke niederriß, welche sie als ein Hemmniß für die freie Entfaltung ihres künstlerischen Wollens und Schaffens ansehen zu müssen glaubte, so ist doch auch niemals eine Künstlerin gewesen, die so wie sie den ganzen Menschen an die Ausübung ihrer Kunst gesetzt und darum Wirkungen erzielt hat, die sich dem Gewaltigsten, was auf dem Gebiet des Operndramas überhaupt jemals geleistet worden, völlig ebenbürtig zur Seite stellen ließen, und deren Andenken lebendig bleiben wird, solange noch ein Zeuge davon auf der Erde ist. Sie auch den nachkommenden Geschlechtern als lehrreiche historische Ueberlieferung gegenwärtig zu erhalten, dazu möge diese Schrift das Ihrige beitragen!

Nun aber, aufrichtig gestanden, dazu, nämlich irgendetwas von der Schröder-Devrient der Nachwelt zu erhalten, scheint uns Wolzogen's Schrift doch übel angethan. Ja wir fürchten, daß die Nachwelt, wenn ihr sonst keine Kunde von der Schröder-Devrient erhalten bliebe als diese Schrift, kaum begreifen würde, warum ihr auch nur diese erhalten sei. Und zwar deshalb, weil Wolzogen die Größe seiner Heldin wol nennt und bekennt, ihre Kleinheit aber eigentlich ausführt. So wenigstens scheint es an hundert Stellen immer und immer wieder; die Nergeleien an ihren Erfolgen nehmen den behaglichsten Platz ein und auf die Zweifel an ihrem Werthe fällt, man möchte es schwören, im allgemeinen das Uebergewicht.

Doch schon von Wolzogen selbst existirt zum Glück noch eine andere Auslassung über die Schröder-Devrient, ein sehr wohlgeschriebener Artikel in dem vortrefflichen Sammelwerke „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon“ (Heft 62), der in gedrängtester Form ungefähr denselben Stoff verarbeitet, als das separat erschienene größere Werk. Einiges Material war dem Verfasser für das letztere allerdings noch neu hinzugekommen, jedoch schon jener Aufsatz ließ fleißige Benutzung der Quellen (worunter Claire von Glümer's „Erinnerungen“ nun die erste Stelle einnehmen) sonst keineswegs vermissen. Und was ihm in unsern Augen sehr zugute kommt, er hatte weniger Raum für eine Kritik, die, sowie ihr das breitere Feld eines besondern Buchs eingeräumt war, zur Polemik gegen die ganze moderne Richtung des deutschen Gesangs nicht nur, auch der neuern deutschen Musik ausartete und wie uns däucht über ihr eigentliches Ziel weit hinausrannte.

Vielleicht indeß ist der Verfasser für diese kritischen Ausschweifungen schon dadurch genügend entschuldigt, ja gerechtfertigt, daß er sein Buch als einen „Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas“ gegeben hat. Sei dem wie ihm wolle, der Eindruck, den wir von seiner größern Arbeit zuletzt hinwegnehmen, bleibt ein peinlicher, der Zustand, in dem wir während des Lesens aushalten mußten, war der des passiven Widerstandes. Und aus dieser Passivität dürfen wir uns leider auch jetzt noch nicht herauswagen. Denn wir wissen zwar ganz genau, daß die Kritik Wolzogen's schuld an unserm Unbehagen ist, aber auf die Sache seiner Kritik können wir uns gerade im wesentlichen unmöglich mit ihm einlassen, ohne der schimpflichsten Niederlage ausgesetzt zu stehen. Unser Thema ist die geniale Frau, die große Bühnenkünstlerin Schröder-Devrient; von Musik und Gesangskunst verstehen wir kaum so viel, um dem Kenner, der sich der technischen Fachausdrücke bedient, überall folgen, geschweige denn um mit Wolzogen über seine Kritik betreffender deutscher Zustände streiten zu können. Was wir also in dieser Sache mehr sagen, als: „Das gefällt uns und das gefällt uns nicht“, dürfte vom Uebel sein, und Wolzogen wird es nach diesem offenen Bekenntniß gewiß gleich begreiflich wie verzeihlich finden, daß solche Ignoranz mit seinen strengern Forderungen auf seinem wahren Felde nicht sympathisirt. Unsere Neigungen wie unser Geschmack sind auch hier nur einfach deutsch, und das sagt nach Wolzogen's eigener Ausführung ja schon zur Genüge, daß uns der Geschmack in der Gesangskunst überhaupt abgeht. Natürlich will uns das nicht gefallen und wir sträuben uns innerlichst dagegen, selbst von den Engländern schon in irgendwelchen Geschmackssachen überholt sein zu sollen. Auch daß wir Deutschen eigentlich schon wegen des Mangels der londoner und pariser Erfahrungen nicht mitsprechen können, glauben wir nicht. Wir haben noch von keiner Kunstgröße gehört, die London und Paris entzückte, Berlin aber versagt bliebe, und halten unsere großen Provinzialstädte und deutschen Mittelresidenzen gegen englische und französische Orte von ähnlicher Bedeutung hier sogar noch im Vortheile. Es will uns vollends nicht zu Sinne, daß wir auch noch in der Opernkritik vor Mister und Monsieur unterthänigsten Respect haben sollen. Doch all dies „wir wissen nicht und wir glauben nicht“ bleibt hier ziemlich bedeutungslos. Wolzogen bekennt sich einmal als glühenden Gegner der deutschen „naiven Natursingerei, die es noch nicht einmal zu einer gewissen Manier, geschweige zu einem Stil gebracht“, und darüber mag er denn mit andern Fachkennern oder vermeintlichen Kennern streiten; wir wagen uns nicht unter diese.

Eher dürften wir seiner Kritik entgegentreten, wo sie sich allzu chirurgisch-schneidelustig an die von Claire von Glümer oder der Tradition gegebene Lebenshistorie und Charakteristik der Schröder-Devrient macht. Die ironischen Seitenblicke auf Claire von Glümer namentlich scheinen manchmal etwas herausfordernd, und am angreifbarsten dünkt uns die Weise, mit der die von jener Dame publicirten Fragmente eigener Denkwürdigkeiten der großen Künstlerin behandelt sind. Gegen diesen Ton hält kein Product einer begeisterten Feder Stich, es müßte denn in mathematischen Lehrsätzen bestehen; gegen eine solche Kritik — wahrlich — ist Wolzogen's eigene Kritik zuerst nicht fest.

Die Schröder-Devrient erzählt, daß sie bei einem Afrikaner ihre ersten Tanzstunden gehabt habe. Der Afrikaner war kein Afrikaner, sondern ein Mulatte und hieß Lindau, verbessert Wolzogen. Und wenn wir nun den Taufschein des so wichtig gewordenen Mannes besäßen und er wäre zufällig doch aus Afrika? Die Schröder-Devrient will es schlecht in seinem Unterricht gehabt haben. Wolzogen bestreitet es ihr, denn Lindau sei der sanfteste und gutmüthigste Charakter von der Welt gewesen. Ja, ob Prügel weh thaten, darüber muß doch am Ende dem Empfänger das beste Urtheil zugestanden werden!

Beispiele dieser bedenklichen Art zu kritisiren könnten wir noch seitenlang anführen. Statt dessen verweisen wir zur allgemeinen Abwehr auf einen Brief (Bd. 4, Nr. 711 des Goethe-Zelter'schen Briefwechsels), in dem Goethe die Wahl des Titels „Wahrheit und Dichtung“ für seine Memoiren rechtfertigt. „Wahrheit und Dichtung!“ Gerade für die beste Art von Memoirenwerken könnte man den

Titel als Gattungsnamen gelten lassen. Glaube doch niemand uns durch die Analyse von Wahrheit und Dichtung in einem ähnlichen Erzeugniß wichtige Dienste zu leisten! Der Fall wäre die Ausnahme; in der Regel wird hier die Frage des Pilatus: „Was ist Wahrheit“, aufs umfassendste platzgreifen dürfen. Es klingt ganz unleidlich paradox, könnte aber bei dem Zersetzungsproceß als sehr richtig zu Tage kommen, daß an einer solchen Ausgeburt von Wahrheit und Dichtung die Dichtung das Ganze wahrer machte als die Wahrheit selbst. Reiht uns alle die kahlen Wahrheiten, den mathematisch sichern Thatbestand von Goethe's Leben oder dem der Schröder-Devrient auf eine Schnur, und ihr werdet noch lange kein Leben Goethe's oder der Schröder-Devrient herausbekommen!

Ganz entgegen unserm Verfasser Wolzogen müssen wir deshalb behaupten, daß die Autobiographie der Schröder-Devrient, wenn sie dieselbe zu Stande gebracht hätte, nach den vorhandenen Proben ein prächtiges Werk geworden wäre; ein Werk, das auch wieder den ganzen Menschen verriethe und abspiegelte, wenn auch nicht gerade die ganze Zeit und die ganze Kunst. Und wenn man davon vielleicht jede Seite hätte hinwegkritisiren können, das Ganze hätte vermuthlich gehalten. Denn wie es historische Wahrheit gibt, die doch keine Historie macht, so vernichtende Kritik, die nicht vernichtet. Von letzterer hat uns beiläufig Wolzogen selbst eine Probe citirt, in einer Kritik des Hector Berlioz über die Schröder-Devrient, die er zwar nicht unterschreibt, aber doch mehrmals wiederholt „zermalmend und vernichtend“ nennt. Die Schröder-Devrient ist aber durch besagte Kritik nicht erschüttert, geschweige denn zermalmt und vernichtet worden; der Kritiker selbst, Hector Berlioz, dagegen hat auf seinem Piedestal immer gewackelt und steht, soviel wir vernehmen, noch heute nicht besonders fest.

Sehen wir von all solchen Einzelheiten ab und behalten wir den Kern der Wolzogen'schen Kritik im Auge; unmotivirt wird uns dann seine verletzende Strenge freilich nicht erscheinen. Die gänzliche Kritiklosigkeit der von Claire von Glümer zuerst im Journal „Gartenlaube“ veröffentlichten „Erinnerungen“ mußte ihm auf seinem kunstwissenschaftlichen Standpunkte allerdings anstößig werden. Denn da er eigentlich der stärkste Gegner der ganzen theatralischen Richtung der Schröder-Devrient ist, in ihrer noch waltenden Nachfolge den Verderb unserer deutschen Opernrepräsentation erblickt und nur das Genie des gefeierten Originals, nicht ebenso freudig die davon gemachte Anwendung gelten läßt, so konnte er auch keine Todtenfeier der Abgeschiedenen ohne warnendes Gericht für ihre Nachfolgerinnen verstatten.

Und über diesen Kern seiner Kritik, seines Buchs — wir wiederholen es — sind wir nicht im Stande, mit Wolzogen zu streiten, zumal er hier immer mit den besten ehrlichen Waffen, mit Gründen, nicht etwa mit bloßen Worten ficht. Wir empfehlen ihn und sein Werk daher, obwol das letztere auch durchweg allgemein verständlich gehalten ist, doch vorwiegend den Kennern, dem in Deutschland hoffentlich nicht engen Kreise aller jener, die an der Gesangskunst und Opernbühne ein ernsteres Interesse nehmen. Und kommt es dann, wie wir beinahe wünschen möchten, daß Wolzogen unter diesem Publikum Gegner findet, mögen sie seine Meinung dann ihres Ernstes und ihrer Bedeutung würdig bekämpfen.

Für uns ist das Buch von Claire von Glümer verdaulichere Kost. Wir glauben, es wird dem Volke ebenso gefallen und namentlich bei Frauen Glück machen. Nicht etwa, daß die Verfasserin mit ihrer Arbeit das weibliche Genre auffällig cultivirt, im süßen niedlichen Stil geschrieben und ihre Aufgabe in beschönigender Abschwächung der Härten ihres Gegenstandes gesucht hätte. Die Frau verräth sie nur durch ihre völlige Hingabe an eben diesen Gegenstand, der einmal der Gegenstand ihrer Wahl ist, durch ihre schöne Begeisterungsfähigkeit. Ihre Weise der Schilderung, des Gestaltens erinnert uns in einer Beziehung an Dannecker, der, wie er sich anschickte, die Büste seines hinübergegangenen Schiller zu modelliren, die Worte sprach: „Der Schiller kann nur kolossal gebildet werden.“ Auch ihr hat das Bild ihrer verstorbenen berühmten Freundin offenbar als ein kolossales vorgeschwebt und demnach hat sie ihr Material genommen. Geläutert von allen Erdenschlacken, befreit von allem kleinlichen Beiwerk, in Zügen, zu groß um durch gewisse Makel, die ein anderes Antlitz verzerren könnten, auch nur beeinträchtigt zu werden, so soll uns ihre Schröder-Devrient erscheinen, ganz als die wahre Majestät von Gottes Gnaden in ihrem Bereich. Groß das Licht, groß die Schatten; dagegen verwahrt sie ihre Heldin nicht; aber jeden gemein-häßlichen Fleck ist sie beflissen als fremden Anwurf von dem theuern Haupte loszuthun.

Die noch übrige Mitwelt der Schröder-Devrient wird ihre alte Begeisterung durch ein solches Abbild der herrlichen Gestalt gern für die Dauer bestätigt und gerechtfertigt sehen. Die Nachwelt aber, zu der wir gehören, kann sich in diesen Zügen auch ein Bild von ihr gefallen lassen. Hier wird uns doch der Eindruck der Größe einigermaßen wieder aufgefrischt, den unsere Aeltern zu überliefertem Entzücken oft noch unmittelbar empfingen; dergleichen verlohnt sich der Mühe festzuhalten, dergleichen ist im Stande, noch nach Jahrhunderten einen schwachen Nachhall des geziemenden Gefühls der Bewunderung und Verehrung vor dem Genie zu erneuen. Und die Schröder-Devrient war entweder einer solchen Art von Apotheose werth oder wir können sie in unserm Pantheon überhaupt nicht gebrauchen. Daß sich die große Frau in einer Photographie sehr anders ausgenommen, ihrem von der Glümer festgehaltenen Bilde kaum ähnlich gesehen haben würde — mag's doch! Dieselbe Sonne, die Photographien zeichnet, löscht sie auch wieder aus. Der Marmor manchen Idealporträts aber hat Jahrtausende lang gehalten und spricht noch geistreich zu einer Nachwelt, die ihn kaum mehr richtig zu benennen weiß!

M. E. Lessing.

Karl Grün über Italien.

1. Italien im Frühjahr 1861. Von Karl Grün. München, Fleischmann. 1861. 8. 2 Thlr.
2. Fragmente aus Italien. Natur und Kunst. Von Karl Grün. München, Fleischmann. 1862. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Italien hat aufgehört, das alleinige Reiseziel der Archäologen und Künstler zu sein, und es ist gar nichts Seltenes mehr, wenn unsere Gelehrten und Schriftsteller in das Gelobte Land der Kunst wallfahrten, um zeitgenössische Geschichte zu treiben, die uns dort heutzutage auf Schritt und Tritt begegnet. Auch Karl Grün war in dieser Absicht nach Italien gegangen, doch riß ihn die Kunst alle Tage tiefer in ihre Zauberkreise, und als er sich schon für seinen Zweck verloren glaubte, wurde ihm die Kunst selbst zur Geschichte, indem er erkannte, daß es nichts in der Welt gäbe, was nicht Element oder Moment in dem brausenden, tobenden, blutigen Entwickelungstumult wäre, der schlechthin Geschichte genannt wird. So entstanden die beiden oben angezeigten Schriften, in welchen er den auf der Reise gewonnenen Stoff unter besondern Titeln vertheilte. Zu dieser Scheidung mag allerdings der Wunsch beigetragen haben, ein zweibändiges, schon durch seinen Umfang abschreckendes Werk zu vermeiden; ohne Zweifel wollte er aber zugleich den so verschiedenen Ansprüchen unserer Lesewelt dadurch gerecht werden, daß er in die eine Schrift hauptsächlich seine politischen Eindrücke und Betrachtungen, in die andere hauptsächlich die über Natur und Kunst aufnahm. Die Trennung ist nicht streng durchgeführt, und beide Schriften ergänzen einander nicht nur in allem, was Politik, Kunst und Natur betrifft, sondern auch in der Schilderung der eigentlichen Reiseerlebnisse, die wir uns aus beiden Schriften zusammensuchen müssen.

Eingangs der ersterwähnten Schrift „Italien im Frühjahr 1861" erzählt uns der Verfasser, daß er während der Kammerverhandlungen in Berlin über die Adresse, in welcher der Anerkennung Italiens das Wort geredet war, den Entschluß faßte, dorthin über Paris und Turin seinen Weg zu nehmen, um mit der Kammer am Dönhofsplatz das Corps legislatif im Palais Bourbon und das erste italienische Parlament im Palazzo Carignano vergleichen zu können. Durch französische Paßplackereien sah er sich verhindert, den Sitzungen des gesetzgebenden Körpers in Paris beizuwohnen; doch war er am 18. Februar Augenzeuge der Eröffnung des turiner Nationalparlaments, das ihm im rosenfarbensten Lichte als ein Volkshymnus auf die Wahrheit erschien, daß Italien ein einiges Königreich geworden. Victor Emanuel, das „schnurrbärtige Glückskind", mit dem dunkeln Alcibengesicht in der Uniform des Cavalerieobersten, der nicht zu regieren begehrt, sondern blos zu herrschen wünscht, die wunderbarste Fiction seiner Zeit, der Abgott einer ganzen Nation, saß da auf dem Throne Hesperiens, das eine Bein herausschlagend in sehr unköniglichem Winkel, die Hand am Degen, etwas unbehaglich in gezwungener Position. Als die Stelle der Thronrede, die von Sympathien schwärmte für die „edle germanische Nation", d. h. für die Losung: Cavour und Bonin, Italien und Preußen, das ganze Haus zu einem wahrhaften Begeisterungssturme fortriß, empfand der Reisende zwar eine edle Genugthuung, doch fragte er sich, warum er zu dieser fremden Herrlichkeit wallfahrten müsse, als ob wir Deutsche daheim nicht auch ein Volk, ein tüchtiges, intelligentes Volk von Kopf und Herz wären, und die riesige Spukgestalt des einigen, großen Vaterlandes wich ihm seitdem nicht wieder von der Seite.

Man wird mit Interesse die Audienzen lesen, die er bei Cavour und Ratazzi hatte. Letzterer, der ehemalige Ministeradvocat und designirte Präsident des Parlaments, der einzige, der für einen Cavour zählt, bekannte im Gespräch mit Grün, daß die Cession zweier Provinzen nicht nöthig war, daß die Stimmung in Nizza eine störrige sei und es auch dort eines Tags eine „Nationalität" zu befreien geben werde. Cavour schied inzwischen aus dem Leben; der „Ewigthätige" erlag der Arbeit und den Gemüthsbewegungen, die ihm Garibaldi, der „Hausgeist Italiens", bereitete. Grün widmet ihm und dem König von Italien ausführliche Charakterschilderungen und, obgleich Apologet der italienischen Bestrebungen, erkennt er doch so viel, daß bei der Fortdauer der jetzigen Zustände das Königreich in Trümmer gehen und die föderativen Versprechungen von Villafranca ihre Erfüllung finden müssen. Ueber das Schlachtfeld von Magenta gelangt er nach Mailand. Hier tritt das Politische zurück, der Dom und Leonardo's Abendmahl drängen sich in den Vordergrund. Das Erhabene, sagt er, wie es hier, im Innern des Doms, verkörpert erscheint, wird nie wieder so dargestellt werden; es gehöre der Kindheit des Germanenthums an, das dem Orientalen, dem Griechen und Römer das Christenthum gleichsam aus der Hand nahm, zu ihnen sagend: „Ihr wollt Spiritualisten sein und bringt es nur zu schwindsüchtigem Materialismus, zum Ekel an der Realität; ich will euch zeigen, wie man die Masse zur Aufhebung der Masse verwendet, die Erde mit allen ihren Steinen zur Vernichtung des Irdischen." Das Abendmahl aber gehöre zu dem Staunenswerthesten, was selbstbewußte Composition je hervorgebracht; Pedanten der Genialität hätten das „Aengstlichkeit" genannt: wol sei es Aengstlichkeit, aber die Aengstlichkeit, innerhalb der Idee zu bleiben und die Idee ideal darzustellen, sich nicht im Fluge des Instincts zu staunenswerth Ungeheuerlichem hinreißen zu lassen: Leonardo sei ein Genie der Ueberlegung, ein Genie, welches herculische Anstrengungen macht, als Talent zu erscheinen.

Auch in Genua tritt die Politik hinter Natur und Kunst zurück; wogegen das „Modena" überschriebene Kapitel ein politisches Bild voll düsterer Farben vor uns anfrollt. Jetzt freilich fand der Reisende auf seinem Wege zu beiden Seiten des Apennin nur friedliche und thätige Menschen, die eine wohlthuende Staffage zu der herrlichen Natur bildeten, und in Pisa erzählten ihm die „Ketten", die im Campo-Santo von einer Gedenktafel herabhängen, ein erfreuliches Kapitel von der jungen italienischen Einheit, denn es sind die nämlichen Ketten, die im 14. Jahrhundert bei der Eroberung und Unterjochung der Stadt durch die Genueser von diesen als Trophäe aus Pisa mitgenommen, in neuester Zeit aber wieder zurückgegeben wurden, um der Welt zu verkünden, daß der alte verderbliche Municipalhaß unter den Italienern sein Ende erreicht habe.

Grün's Ansicht über die Römerzüge der deutschen Kaiser ist die allein naturgemäße und historische. Die deutschen Kaiser erkannten nur ihre ideale politische Bestimmung, indem sie nach dem bestimmungslosen Lande gingen, damit nicht andere dahingingen, die denn leider auch gegangen sind, wie die Anjous und später die französischen Könige selbst, dergestalt, daß der Widerstreit zwischen Deutschland und Frankreich auf italienischem Boden sich auskämpfte, wie er sich wahrscheinlich noch einmal dort auskämpfen wird. Die Wissenschaft war in Italien stets die Prophetin und Fahnenträgerin der Nationalität und ist dort niemals reactionär gewesen, was in gleicher Weise leider nicht alle Länder Europas von sich sagen können. Die frühere Politik Oesterreichs aber sei schuld gewesen, daß die deutsche Nation ihre richtige Stellung zu den aufstrebenden Völkern Italiens verlor, da es den Rock des deutschen Kaiserthums auf die falsche Seite herauskehrte, indem es guelfisch, papistisch wurde, während doch nur das deutsche Ghibellinenthum eine Mission in Italien hatte. Florenz bildete in der letztvergangenen Literaturperiode den ghibellinischen Gegensatz zu dem guelfischen Mailand: Leopardi, der Freund Platen's, und Niccolini, der Dichter des „Arnold von Brescia", auf der einen, Manzoni und Silvio Pellico, die beide den Kopf hängen ließen, auf der andern Seite. Seitdem sei die ganze Nation ghibellinisch geworden vom Kopf bis zu den Füßen.

Florenz, die Blüte Toscanas, das eine Welt für sich ist, zwischen den Germanismus und den Classicismus hingestreut, immer noch mit Kreuzgewölben und Spitzbögen dem Norden angebaut, gibt wieder reichen Anlaß zu Kunstbetrachtungen. Die florentinische Palastarchitektur, die aus dem etrurischen Wall

von rohen Quadern ernst und tüchtig herauswuchs, war für das fehdelustige Mittelalter wie geschaffen. Vieles, was an frühern Despotismus erinnert, hat sich in jüngster Zeit geändert. Der Bargello, der Palast der alten Republik, der von den Mediceern in ein Staatsgefängniß verwandelt wurde, ist jetzt zu einem historischen Museum eingerichtet, die Zellen sind zu Kunstcabineten geworden. Grün fühlte sich schon zu Turin von den starren, massiv unregsamen Sphinxen und Isisbildern des ägyptischen Museums „schaurig-ästhetisch" angemuthet; denn auch dies bleibt ästhetisch wie alles, worin sich der Sterbliche auf seinem kurzen Lebensgange das Problem des Unendlichen zu lösen sucht, wie alles, was aus dem gemeinen Bedürfniß heraus ein Ding um seiner selbst willen, das heißt um der Idee willen gestaltet und es zu keinem andern Zwecke hinstellt, als zu dem der Beschauung, der Anschauung, als der Zweck aller Zwecke für das Dasein eines geschaffenen Dinges ist. Das erkannte er hier in Florenz zumal an den meist nur halbvollendeten Werken Michel Angelo's von dem Jünglingsknaben David vor dem Palazzo Vecchio an bis zum Matthäus in der Accademia delle belle Arti. Michel Angelo schwang den Meißel mit der Hand eines Titanen, und so ist er plastisch fortgeschritten bis zur Kuppel von St.-Peter, wo sein Geist noch trauert tiefmelancholisch über seine Einzigkeit, ein marmorner Lichtblick zwischen gefühliger Finsterniß vor ihm und romantischer Seelenkrankheit nach ihm, dieser Heros der Bildhauer, der auch als Mensch die wiedergeborene Unerschütterlichkeit des antiken Charakters, der Repräsentant der menschlichen Sittlichkeit war. Masaccio's Fresken in del Carmine zeigen, daß man Rafael, den Zauberjüngling, aus seinen Vorgängern construiren könnte. Und der Versuch wäre der Mühe werth. Denn, bemerkt Grün sehr richtig, mit jedem Wunder, das wir vernichten, erwächst der Menschheit eine neue Ehre.

Doch damit das Buch auch in diesem Kapitel sein politisches Gepräge nicht verleugne, sind ihm die anziehenden Charakterbilder zweier Toscaner beigegeben, des Baron Ricasoli, der für Toscana war, was Cavour für Italien, und des Bäckers Dolfi, dieser edeln, urgewaltigen Erscheinung, der in seiner Weise das demokratische Element der Revolution vertrat wie Ricasoli das aristokratische.

In dem Zauberkreise der Kunst und des Alterthums, mit dem Rom unsern Reisenden umfing, vergißt er Italiani und Italianissimi; die Zeit schwindet vor seinen Blicken, und je stärkere Züge er thut aus diesem Becher des Geisterreichs, desto unersättlicher wird sein Bedürfniß, desto voller schäumt der Becher auf. Es erging ihm da so, wie es noch jedem erging, der diesen classischen Boden betrat. Mitten in der Brandung steht die Ewige Stadt, gleich einem mächtigen Urfelsen, als die letzte Säule in der allgemeinen Götterdämmerung des Einsturzes. Auf dem Forum ist jeder Stein eine Welt, und wer vermöchte es auf sich zu nehmen, fragt der Reisende, lebendige Geschichte wieder in das edeltodte Rom zu tragen, und wer hat die Kraft oder vielmehr den Muth, die Riesenringe der Vergangenheit und der Zukunft am Tabularium des Capitols ineinander zu fügen. Drastisch und von hohem Interesse ist die Schilderung des Cardinal Staatssecretärs Antonelli, bei welchem Grün eine halbstündige Audienz hatte. Die persönliche Bekanntschaft des „Gauklers aus Sonnino" erklärte ihm vieles, was ihm in der Handlungsweise des Mannes noch dunkel geblieben war. Weiteres Licht über den merkwürdigen Mann und sein Treiben gibt die freimüthige Schrift des Monsignore Francesco Liverani, welche den Titel führt: „Il Papato, l'Impero e il Regno d'Italia." Liverani, Hausprälat und Protonotar des Heiligen Stuhls und Kanonikus der Basilika von Sta.-Maria Maggiore, beweist darin haarklein, daß das Principat der heiligen Kirche in ein Schacher- und Wechslergeschäft ausgeartet und das Haus des Stellvertreters Christi zu einer Kloake von Skandal und schändlicher Ungerechtigkeit geworden sei, und daß dem Papste nichts übrig bleibe, als den König von Italien in St.-Peter zu krönen und so die Wahl des italienischen Volks zu sanctioniren. Wenn aber Grün von dem Regiment des Cardinals Antonelli sagt, daß es schlecht sei nicht aus Mangel an Gesetzen, Institutionen und Beispielen, sondern aus „moderner Schuftigkeit", da die Verwaltung in eitel Kameraderie und Usurpation aufgehe, so ist das Lebens- und Charakterbild, das er vom Papste Pius IX. selbst entwirft, nicht mit viel schmeichelhaftern Farben gezeichnet. Es sei ein eitler Mann, ohne Entschlossenheit und Energie, den Aerzten und Günstlingen verfallen, eine völlig passive Natur, der die Kraft zum Guten fehle und die alles gehen und geschehen lasse, wie es geht und geschieht. Nach den Ausführungen Franc. dall' Ongaro's in dessen 1861 in Turin erschienenen Buche „Pio IX." durfte man behaupten, daß das Papstthum gerade in ihm, in der Person des neunten Pius, sein Testament mache; das Papstthum müsse bleiben wie es ist, oder es ist nicht mehr, und vielleicht bedürfe es nur noch etwas Zaudern, etwas weitere Hartnäckigkeit, und die italienische Nationalkirche stehe fertig da ohne den Papst. Die letzten Anhänger der päpstlichen Regierung aber wohnen jenseits, das heißt: im Norden der Berge, und suche man nach den wahren Stützen des Unhaltbaren, nach den Trägern des Unerträglichen, auch in Rom, so stoße man, behauptet Grün, auf Deutsche, fast immer auf Deutsche, und daher sei der „Tedesco" in Italien zu einem Schimpfnamen geworden, gleichbedeutend mit Barbaro, dem Schergen und Büttel irgendwelcher dynastischen oder mittelalterlichen Schrulle.

Die Politik vermochte in Rom nicht an dem Reisenden zu haften; er schüttelte sie leicht von den Füßen, wenn er unter den Trümmern des Alterthums, in Kirchen und Galerien der Kunst nachging, über die er auch hier manches geistreiche, wenn auch nicht immer begründete und zutreffende Wort sagt. Es ist aber wol nur eine Täuschung des Gedächtnisses, wenn er die Tasso-Eiche, die doch nur noch als sturmgebrochener Stumpf besteht, auf großartiger Warte über ganz Rom weg noch dasselbe geheimnißvolle Blätterrauschen üben läßt, wie vor 300 Jahren.

Inzwischen hatte er einen Ausflug nach Neapel unternommen und als Resultat seiner Beobachtungen ein den Neapolitanern sehr wenig günstiges Urtheil mit zurückgebracht. Von Platen's Ausspruch über Neapel: „Käuflich alles, die Sache, der Mensch und die Seele selbst", liegt es nicht allzu weit ab, wenn Grün diese Stadt als eine lärmende, tobende Diebeshöhl schildert voller Spitzbuben und Beutelschneider, und was un hier am Leben erhält, warum man nicht vor Trauer, Ekel un Zorn stirbt, das sei die ewige Natur rings umher, das seien die unsterblichen Schätze des Museo reale und der gewaltig Besuv. Der Neapolitaner will keine Steuern zahlen und eine König haben, aber nicht einen solchen soldatischen Bürgerkönig wie Victor Emanuel, sondern einen, an dessen Hofe es Feste, Auffahrten in altfränkischen Carrossen, Umschlag in den Mode läden, Gehalte, Zulagen, Gratificationen, Ordensbänder u. dgl Dinge mehr gibt; sie wollen einen König von den mysteriöse Gottesgnaden, und nie hat der italienische Süden das inner Correctiv gegen sittliche, sociale, staatliche Verderbniß besessen, jene Gemeindefreiheit, den lebendigen Begriff der Commune; e lebte immer unter der Wucht fremder Herrschaft: das gemeinde lose Volk von Neapel kann nur gebändigt, gezügelt, weite geführt werden durch Despotismus, aber durch einen wohlwollen den, tugendhaften Despotismus, wie er in Giuseppe Garibal verkörpert war, dessen Kraft man aber gebrochen habe. Di Schilderung dieses außerordentlichen, eine Menge Fähigkeit und Individualitäten in sich vereinigenden und durch die höch Energie des Willens ausgezeichneten Mannes ist voll sarkastisch Bitterkeit, voll schneidenden Humors. Es gibt und gab vielleic kein Menschenleben, das abenteuerlicher, schicksalsreicher, thaten voller, das mystischer und mythischer wäre als das dieses Ide listen, dessen Person dem Nützlichkeitskram unserer Tage zu Schabernack und zur Geisel dient. Für das Volk ist Garibal derjenige, der wol geschlagen, aber nicht überwunden werd kann, der furchtbare Allgegenwärtige und Unsichtbare, den m wol fangen, aber nicht in Fesseln schlagen und vernichten kan

und das I. N. R. I. aller Crucifixe deutet das Volk: Josephus Nicaeanus, Redemptor Italiae, Joseph aus Nizza, Retter Italiens. Sich selbst, seinen Idealismus und seine bewährte Uneigennützigkeit hat er aber am schlagendsten in den Worten gezeichnet, die er als Colonel an die Commission der italienischen Legion nach dem Gefecht von San-Antonio in Montevideo schrieb: „Ich gebe meinen Namen eines italienischen Legionärs nicht für die Erdkugel von massivem Silber!“

Wir lassen dem Verfasser seine Ansicht über „die ästhetische Weltanschauung Goethe's“, wenn er ihn in sehr barocker Weise einen „großen Verbrecher“, einen Beleidiger der Majestas humana nennt, dem die Menschheit stets nur Gegenstand, nur Object blieb, eben gut genug, sich vor seinen Augen zierlich zu drapiren und sich niedlich im Kreise zu tragen; denn Goethe war etwas mehr, und es gab für ihn keineswegs nur Erscheinungen, die seinen Schönheitssinn befriedigten oder verletzten; er suchte auch in ihre letzten Gründe zu dringen und alles Gestaltete und Mannichfaltige auf seine einheitliche Urform zurückzuführen. Man kann schwer begreifen, wie ein doch immerhin geistreicher und kunstsinniger Mann wie Karl Grün sich über Goethe, dessen Werke wie sein Leben die reinste Humanität und zugleich das zarteste Schönheitsgefühl aussprechen, in so unwürdiger und barbarischer Weise aburtheilen kann.

Der „Brief aus dem Viereck“ bringt keine neuen Gedanken und Thatsachen; das Buch aber schließt mit der Frage, was wir Deutsche zu thun haben, um der lateinischen Demonstration, der Behauptung der lateinischen Rasse, die ihren Ausdruck in der Adresse der Studenten von Pavia an die Universitätsjugend von Paris nach Cavour's Tode fand, daß sie ausschließlich zur Freiheit und zur Herrschaft berufen sei, eine germanische entgegenzustellen, und überläßt die Beantwortung der Zeit und unserm Volke.

Was die zweite oben angezeigte Schrift: „Fragmente aus Italien“, betrifft, so hätten wir dem Verfasser das politische Eingangskapitel: „Der Werth der Lombardei“, gern erlassen; es nimmt sich wie ein nachträgliches Einschiebsel aus und paßt wenig zu dem friedlichen, der Natur und Kunst gewidmeten Inhalt dieses Buchs. Die Reiseschilderung versetzt uns nach Genua. Es ist in den ersten Tagen des März 1861. Grün beschließt, dem aristokratischen Bedenken in Hrn. von Lossow's „Handbuch zur Reise nach und in Italien“ zum Trotz, die Reise an der Küste und über die Ausläufer der Apenninen hinweg nach Massa, Lucca und Pisa zu Fuß zurückzulegen, und hat nicht Ursache, die Ausführung seines Beschlusses zu bereuen. Als er bei Nervi, einem endlos langen Borgo, zwei Stunden von Genua, das Meer erblickt, ruft er: „Da ist das Meer! O smaragdener Wellenschlag, gib mir den Takt und das Maß zu meiner Prosa, daß sie harmonisch einherschreite und den Freunden daheim wie ein Echo erscheine jener reizenden ligurischen Küste!“ Von der Wirkung dieses Gebets an das rhythmisch wallende und tönende Meer trägt das Buch glückliche, wenn auch keine durchgreifenden Spuren, nicht weil es dem Verfasser an Sinn und Fähigkeit für eine takt- und maßvolle, wohlklingende Prosa fehlt, sondern weil auch Homer zuweilen schläft und alle Schönheit der Sprache nur der Widerschein des schönen Gedankens ist. Die muntere humoristische Erzählung der Fußwanderung hat er mit manchem belehrenden Wort über die geologische Natur des Gebirgs und die Eigenthümlichkeiten der üppig blühenden Pflanzenwelt anmuthsvoll belebt. Von Pisa aus besuchte er Angna, ein Lustschloß des exilirten Herzogs von Modena, und macht eine „Spritzfahrt“ nach Livorno, wo er auf den Spaziergängen des Morgens in der Via Vittorio Emanuele, des Nachmittags auf dem Passeggio am Meer dem herrlichsten weiblichen Menschenschlag begegnet, der dort an den Sonntagen seine Lust und Erholung sucht. Die Weiber und Mädchen des untern Volks sind lauter Riesinnen, und die Fabel von den Amazonen, welche in der Plastik eine so große Rolle spielt, stammt, wie Grün heiter bemerkt, ganz unbedingt aus Livorno.

Daß ihn in Florenz vor allem Fiesole beschäftigt und die Certosa, ist nicht zu verwundern. Was kommt es aber geistreichen Leuten auf eine Differenz von 100 Jahren an? Nur ist es schlimm, aus der Unrichtigkeit kunsthistorische Folgerungen zu ziehen. Der Verfasser hat ganz recht, zu sagen, daß Fiesole durch die Composition nicht besticht wie Benozzo Gozzoli, daß er kein Zeichner ist wie Masaccio, daß er das Colorit nicht versteht wie Filippo Lippi, daß er in der Form immer nur wieder er selbst ist, ein ziemlich beschränktes Wesen mit herzlich geringen Mitteln, aber wenn er hinzufügt, seine Zeit (Fiesole lebte bekanntlich von 1387—1455) entschuldige ihn gar nicht, da er vier Jahre nach Rafael geboren sei und den Götterjüngling um 35 Jahre überdauert und noch die ewigen Denkmäler der Vollendung im Vatican gesehen habe, so hat sich der geistreiche Mann netto um 100 Jahre verrechnet; auch kann man durchaus nicht sagen, daß Masaccio ihm vorausgegangen sei, da letzterer erst 1401 geboren war; aber die Unrichtigkeiten setzen sich fort, wenn es heißt, daß Filippo Lippi (1400—69) schon todt war, ehe Fiesole geboren wurde, daß Filippino Lippi (1460—1505) bereits glänzte, als jener in die Welt trat, daß er völlig gleichzeitig mit Andrea del Sarto (1488—1530) und Benvenuto Garofalo (1481—1559) gewesen sei. Daher paßt es aber auch nicht, wenn Grün in Fiesole deshalb etwas so Außerordentliches und Einziges erblickt, daß man ihn stillschweigend aus seiner Zeit und Umgebung und aus dem Ringen der geschichtlichen Entwickelung herauslösen müsse, um ihn als eine für sich bestehende Erscheinung zu betrachten. Doch stimmen wir bei, wenn er Fiesole als eine Natur bezeichnet, wie Angelus Silesius oder Saint-Martin oder Zinzendorf in ihrer Art es waren, wenn er ihn einen Künstler nennt, der Palette und Pinsel ergriff, als er zur Harfe greifen wollte, und wenn er es ihm hoch anrechnet, daß es der Glaube war, der seine Bilder erfand, zeichnete und malte und um dessentwillen dem wunderseligen Mönche vieles verziehen sein solle. „Das reißt uns nicht in zwei Stücke“, sagt er angesichts der herrlichen Almosenvertheilung des Künstlers in der Laurentiuskapelle des Vatican, „in die Anerkennung des Talents und in ketzerhafte Krittelei, wie die Overbeck'schen Bilder, und das ist colorirt trotz der Leys'schen Farbenpasten.“

Dem Kapitel über Fiesole schließt sich unmittelbar ein anderes über das toscanische Stroh (Strohflechten) an in der Form einer humoristischen Vorlesung für Frauen, die wir unsererseits gern letztern zur alleinigen Lectüre überlassen. Lieber begeben wir uns mit ihm nach Rom, wo er zeitgenössische Geschichte an den Ruinen und Büsten des Alterthums studirt und eine originelle ästhetische Erörterung zum besten gibt, die das Verhältniß der Kunst zur Geschichte zum Vorwurf hat. Er stellt das Paradoxon an die Spitze: „Alle Kunst ist im Grunde historische Kunst; sie bewahrt eine Erinnerung und will eine Erinnerung bewahren.“ Dies ist nur zum Theil wahr und steht mit der frühern Behauptung, daß die Kunst nichts als Form und wesentlich zu nichts da sei als angeschaut zu werden, im Widerspruch. Allerdings ist jedes Werk der Kunst als solches ein Monument seiner Zeit und des Künstlers, der es hervorgebracht, aber die Bestimmung, eine historische Erinnerung zu bewahren, ist nur jener Kunstrichtung eigen, die wir die monumentale nennen. Dieser besondere historische Zweck hat mit dem Kunstzweck an sich nichts zu schaffen. Die Kunst als Kunst ist allein um ihrer selbst willen, um des uneigennützigen idealen Zwecks willen da, das Endliche und Vergängliche durch die Form zu verklären und unser Gemüth durch die Anschauung des in ihr verkörperten Schönen zur Anschauung des Ewigen und Unvergänglichen zu erheben.

Wenn jedoch der Verfasser weiter bemerkt, das Bildniß (das plastische wie das gemalte) sei eitel historische Kunst; in der Statue, der Büste, dem gemalten Porträt erscheine die ganze bildende Kunst in ihren wesentlichsten Momenten vertreten; die Idealstatue gebe das Bild einer Idee, eines allgemeinen Begriffs, die Realstatue das eines wirklichen, handelnden und denkenden Menschen wieder, die Büste sei dieser wirkliche Mensch auf den kürzesten Ausdruck seines Wesens, auf den Kopf reducirt,

das gemalte Porträt aber die Illusion der Büste mit dem seelischen Ausdruck und der natürlichen Farbe als Zugabe, und was darüber hinausliege, die Gruppe, das Relief und die sogenannte Historienmalerei, das seien eigentlich nur quantitative Erweiterungen, nicht etwas qualitativ Neues: so liegt in dem allen so viel Wahres, daß man sich nur freuen kann, es ausgesprochen zu sehen, da man dem Porträt bisjetzt in der Aesthetik eigentlich gar keine Stelle anzuweisen wußte oder anzuweisen gesonnen war, indem man von der materialistischen Ansicht ausging, daß das Porträt nur das natürliche Abbild einer Person sei, bei welchem auf freie geistige Neuschaffung oder Mitschaffung nichts ankomme. Doch hören wir Grün's sinnreiche Ausführungen weiter! Jene quantitativen Erweiterungen der künstlerischen Grundidee vollziehen sich in der Gruppirung, die von einer gemeinsamen Handlung bedingt ist und die Einzelporträts miteinander durch diese Handlung in Beziehung bringt. An die Stelle der Plastik der Person tritt hier die Plastik des Ereignisses, der Handlung, und wie sich das Privatporträt zum öffentlichen und allgemeinen verhält, so verhält sich das Genrebild zum Historienbilde. Nur die Landschaft bedürfe bei dieser Auffassung einer besondern Erklärung; die Landschaft aber gehe mit einem Fuße aus der bildenden Kunst heraus, und dieser Fuß sei nach dem Ton, nach der Stimmung, mit einem Worte auf die Musik hingerichtet. Leider hinkt jeder Vergleich, und geistreiche Parallelen oder Antithesen erschöpfen das innere, philosophische Wesen der Dinge nicht. Doch verdient in unserer naturalistischen, der ausschließlich malerischen Richtung zugeneigten Zeit die ideale, plastische unsers Reisenden immerhin eine ehrenvolle Erwähnung, da er so weit geht, zu behaupten, daß die Malerei selbst im besten Sinne nur ein Relief mit Perspective sein könne. Der Plastik gesteht er höchstens zwei Figuren zur Gruppirung zu, da drei und mehr Figuren die Bedeutung der Einzelgestaltung aufheben, das Gewicht auf das malerische Element der Gruppe legen und Verschiebungen unvermeidlich machen, wie das alles Laokoon, mehr noch der Farnesische Stier zeigt, bei welchem die bildende Kunst in Baukunst übergegangen, die Gruppe zu einem Gebäude geworden sei.

Büsten sind geschichtliche Urkunden, die den Blick in die Vergangenheit öffnen und ein untrügliches Zeugniß abgeben für Personen und Handlungen. Keine Schmeichelei, keine Schönbildnerei hilft da; der Charakter liegt in der festen Form des Kopfs; wo das eine Bild nicht ausreicht, tritt das andere ergänzend dazu, und so wird die Kunst auch wider ihren Willen zur Richterin der Geschichte, zur Verkünderin der Wahrheit. Geistvoll und treffend ist, was Grün aus den Büsten der alten Griechen und Römer, ihrer Dichter, Redner, Philosophen und Kaiser herausliest oder in sie hineinliest. Die optimistische Schilderung von Seneca's „famosem Charakterkopf" können wir nicht theilen, ebenso wenig die allgemein hingestellte Behauptung, daß mit dem gemalten Bildniß der gedankliche Inhalt der Köpfe verloren gegangen sei. Dies war nur in den ersten byzantinischen Anfängen wie in den spätern Zeiten der Kunstabnahme der Fall. Die Bildnißmaler des christlichen Zeitalters: Rubens, van Dyck, Rembrandt, Rafael und Tizian, sind von Grün vortrefflich, ihre Bilder oft scharf charakterisirt. Von Tizian's Karl V. in Florenz heißt es: „Das ist kein Adler-, sondern ein Geierblick, die ganze Figur ist häßlich, schmuzig, der Prototyp einer nichtswürdigen Rasse." Noch drastischer ist die Charakteristik der Porträts Philipp's II. in Florenz und des Erasmus von Rotterdam in Neapel, beide gleichfalls von Tizian. Die Fornarina von Rafael nennt er ein wahrhaft dämonisches Porträt, so dämonisch wie sein Gegenstand; an Fornarina's materiellem Hauche verdorrte die ideale Blume Italiens. Rafael sei wie Schiller, der in einer Reihe von Götterschöpfungen sich selbst gab, bis er sich ausgegeben hatte; sie gaben aber beide nicht ihre eigenen subjectiven Gedanken, Gefühle und Einbildungen; sie waren beide idealistisch, Schiller wie Rafael, indem sie von der Idee ausgingen und diese in die schöne Form einbildeten; Tizian und Goethe dagegen gingen von der schönen Erscheinung aus, unbekümmert zunächst um den Gedankeninhalt, den andere aus ihren Kunstwerken herauslasen; zuletzt aber sei beides eins.

Nachdem uns Grün eine Sonntagswanderung über die sieben Hügel und zu den sieben Kirchen, die auf ihnen liegen, geschildert, vertieft er sich in eine wunderliche Betrachtung über die antike und moderne Welt. Er gesteht, nicht zu begreifen, was das Nazarenerthum in der Welt gesollt hat, noch wie es zu seiner allbeherrschenden Stellung während der halben Dauer der Geschichte bestimmt sein konnte. Er meint also nicht das moderne Nazarenerthum in der Kunst, sondern die gesammte christliche Weltanschauung, und die Art und Weise, wie er die selbstaufgeworfene Frage zu beantworten sucht, verräth durch das Schroffe und Einseitige, was darin liegt, eine in diesen Dingen glücklicherweise seltene Freimüthigkeit. Das Christenthum hat danach in Sitte, Kunst und Moral nichts vor dem heidnischen Alterthum voraus, und mit der Benennung „christlich-germanisch" ist der Welt nur ein tüchtiger Bär aufgebun[...]den worden. Grün mag von der Schwäche der menschliche[n] Natur, die des fremden Verdienstes zur Erlösung bedarf, un[d] der Trennung der Religionen nichts wissen, hat keine Freud[e] an der Darstellung des Leidens und will lieber in den Columbarien der Heiden als in den Katakomben der Christen begrabe[n] sein; er ärgert sich an der krankhaften Gefühligkeit und transcendenten Ueberschwenglichkeit, in welcher die christliche Mensch[...]heit ihre beste Lebensenergie versehnsüchtelt habe, und spottet de[r] „symbolischen Plattheiten", wie sie in den Anfängen der christ[...]lichen Kunst zu Tage treten. Christliche Madonnen sind ih[m] blos die byzantinischen schwarzen, dann die des Cimabue, kau[m] die des Giotto, am allerwenigsten die des Rafael, als ob au[ch] das Griechenthum sich ausschließlich nur in den Holzbildern u[nd] Akrolithen der Dädaliden und Smiliden und nicht vielmehr i[n] den vollendeten Werken des Phidias, Skopas und Praxitel[es] verkörpert habe. Die transcendenten Christen des gothisch[en] Zeitalters verschmähten das Sinnreizende weder in ihren pr[o]fanen, noch selbst in ihren heiligen Kunstdarstellungen und ve[r]standen es besser als wir heutzutage im Leben heiter und sin[n]lich bis zur Ausgelassenheit zu sein. Jene Stimmung des Wel[t]schmerzlichen, des Entsagenden, des Leidens und Duldens u[nd] jene Erlösungsbedürftigkeit gehören nicht blos dem Christenthu[m] an, sind nicht als ein Unerlaßliches mit dem Grundwesen u[nd] letzten Endzweck des Christenthums verbunden, das wenig wä[re,] wäre es nur „eine Gesammtanschauung des Menschenlebens, [...] Resultat des Wissens einer Periode"; es ist bei weitem me[hr,] eine religiöse und zugleich sittliche That, eine Religion der Li[ebe] und des Lichts, der Menschlichkeit und Weltwirklichkeit, wie [...] irgendeine Religion vor ihm oder neben ihm, eine Liebes[...] von universaler Culturbedeutung, die, was sie Trübes [...] Spiritualistisches mit sich führen mag, die Selbstbefreiung [...] einzelnen Menschen wie Völker zum Ziel hat, bestimmt, n[...] nur mit dem Staatsrecht das Recht der Individuen und Völk[er,] sondern in dem Individuum zugleich das natürliche Element [...] dem sittlichen zu versöhnen und in Einklang zu bringen. [...] war eine Verirrung, die sinnliche Schönheit und die Macht [...] freien, vernünftigen Denkens im Widerspruch mit dem Christ[en]thum zu erklären und damit der Heuchelei und Lüge zur He[rr]schaft in der Welt zu verhelfen. Das Unwahre im christlic[hen] Mythus trifft nur die Erscheinung, nicht die religiöse und [...]liche Idee; jene ist gleichgültig und vergänglich, diese best[im]mend für das Bekenntniß des Glaubens und unvergänglich; [...] das Unschöne in der christlichen Anschauung trifft nicht die hi[sto]rischen und mythischen Ideale, auch nicht die sittlichen I[...] des Christenthums, sondern allein die unverstandene und ein[sei]tige Auffassung des theologischen Dogmas.

Es hängt aber mit der irrthümlichen Ansicht Grün's [...] der ästhetischen und sittlichen Unzulänglichkeit des Christenth[ums] eng zusammen, wenn er die Renaissance, die Wiederaufna[hme] des antiken Elements in die christliche Kunst, so hoch stellt, [...] die neueste Wendung unserer Aesthetik sie überhaupt nur st[...] kann. Sie ist ihm die Sprengung des christlichen Stoffs,

sich ohne innere Berechtigung von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt habe und durch die geniale Behandlung der großen Meister mit sich selbst in Widerspruch getreten sei, indem sie das Göttliche in menschliches Thun und Leiden verwandelten. Aber diese Behauptung hat keine ausnahmslose Geltung. Rafael, Michel Angelo, Ghirlandajo, Francia u. a. schufen Werke, die beweisen, bis zu welcher, der antiken Kunst unerreichbaren sinnlich-sittlichen Schönheit der specifisch-christliche Stoff, das menschgewordene Göttliche und die specifisch christlichen Glaubensideen sich verkörpern lassen. Wir können die Götter- und Heroengebilde des Phidias bewundern, Michel Angelo's Propheten und Sibyllen stehen nach Idee und Ausdruck höher, und Rafael's Madonna di San-Sisto ist etwas mehr als nur die „wonnige Mutter, welche in treuer Liebe empfangen, unter seligen Schmerzen geboren hat und jetzt die Frucht der Liebe und der Schmerzen, die Liebe in zweiter Potenz, auf ihrem Schoße hält, aus dem die Wunderherrliche entsprossen", sie ist etwas mehr als nur die „Apotheose der jungen Frau, die ihren Erstling ans Herz drückt", etwas mehr als die „Verherrlichung der Mutterliebe, der sinnlichen Schönheit und des Weibes". Ist darin nichts vom Christenthum, dann ist auch nichts von der Antike darin, und daß die christliche Kunst im Stande war, solche Werke einer erhabenen himmlischen Kunst aus dem verachteten mythisch-sagenhaften, christlichen Stoff zu schaffen, beweist thatsächlich, daß diesem Stoffe etwas innewohnt, was solcher Verherrlichung durch die Kunst fähig ist. Das Ideal vollendeter Schönheit war dem christlichen Künstler im Weibe, in der Gottesmutter, aufgegangen, und dieser Stoff ist so sehr ein eigenthümlich christlicher, daß die künstlerische Phantasie nie vermögend gewesen wäre, an einem antiken Stoffe sich zu gleich erhabenen und anmuthsvollen Idealen emporzuschwingen. Grün leugnet, daß den Rafael zu der Disputa das christliche Sujet begeistert habe. Was denn aber sonst? Weist die antike Religion und Philosophie auch nur annäherungsweise einen Stoff auf, der dem hier dargestellten gleichkäme, und zeigt nicht gerade die Schule von Athen, daß der dem Inhalt der Disputa allenfalls parallel zu stellende antike Stoff selbst in der Hand des nämlichen großen Künstlers sich nicht zu einer gleich vollendeten und innerlich bedeutsamen idealen Composition zu gestalten vermochte?

Der Versuch, jene Werke der allerdings unter dem Einfluß classischer Vollendung gereiften christlichen Kunst zu antiken stempeln zu wollen, muß hiernach als verfehlt angesehen werden. Der Werth der Renaissance aber ist nicht darin zu suchen, daß sie den „neuen Fleischesteufel" in die Kirche einzuschwärzen suchte, und Michel Angelo's Weltgericht würde bewunderungswürdiger dastehen und weniger abschwächend auf die ideale Kunstrichtung der folgenden Zeiten eingewirkt haben, hätte er nicht den christlichen Gedanken in der Uebermacht heidnischer Nacktheit begraben.

Wir lassen dahingestellt, ob Tieferes, Erhabeneres, Größeres die christliche Poesie nicht habe als die „Antigone" des Sophokles, und ob nur Cordelia ihr an die Seite zu stellen sei, mit der Shakspeare noch einen bedeutenden Schritt über die Antigone hinausthat, halten aber die Frage für völlig überflüssig, ob denn etwa diese Dichter und, als dritter ihnen zugesellt, Schiller ihre Stoffe und Ideen dem Christenthum entlehnten; denn das eben ist das Universale im Christenthum, daß alles, was groß und edel, im Umfange seiner Anschauungen und Ideen Platz findet und daß es mit nichts Derartigem, welcher Religions- und Cultusform solches auch angehören möge, in Gegensatz tritt.

Es thut wohl, nach diesem bedenklichen Kapitel sich an der heitern Schilderung eines längern Landaufenthalts erholen zu können, den der Reisende zu Rocca di Papa im Albanergebirge und zu Tibur machte. Dann begleiten wir ihn über Gaëta nach Neapel, besteigen mit ihm den Lavaberg des Vesuv und seinen Aschenkegel und besuchen Pompeji, die allmählich aus ihrem Grabe erstehende altrömische Provinzialstadt, worüber er manche interessante Bemerkungen beibringt. Bisjetzt ist etwa ein Viertel dieser Stadt aus der Asche herausgefördert, wobei die Vorstädte nicht mitgerechnet sind, die nach dem Meere zu sehr bedeutend gewesen sein müssen, da sie ein Viertel der städtischen Bevölkerung umfaßten. Bereits ist ein Weg von 2¼ Stunde bloßgelegt. Bisjetzt wurden 680 menschliche Skelete gefunden, von Thieren nur 48. Seit 109 Jahren dauern die Nachgrabungen; würde also mit der bisherigen Langsamkeit fortgefahren, so gingen noch vier Jahrhunderte darauf, ehe ganz Pompeji auferstanden wäre. Seitdem jedoch die Piemontesen dort sind, geht es rascher; eine Pferdebahn schafft den Schutt fort, und so hofft man, schon in 10 Jahren das Osterfest von Pompeji feiern zu können — wenn nichts dazwischenkommt.

Als der Reisende später nach kurzem Wiedersehen Roms die Ewige Stadt verläßt, um heimzukehren, besucht er auch die Wasserfälle von Terni; aber es ist, als ob er von einer märkischen Landschaft spräche, wenn er schlechthin bemerkt, es brauche noch zweier Stunden, um hinzugelangen. Wer ahnt da etwas von der Herrlichkeit der bachdurchrauschten Oliven- und Lorberwälder, die zwischen Terni und den strömenden Wasserfällen liegen? Die Wasserleitung in Spoleto mit ihren hohen, enggegründeten Bögen hält er nicht für römisch, sondern für ostgothisch oder gar longobardisch; sie erinnere an die Theodorichsburg bei Terracina. Assisi veranlaßt ihn, seinem Widerwillen an verdüsterter Büßerreligion Ausdruck zu geben; er räth dem Papst, hier sein Asyl aufzuschlagen, Assisi zur „freien Kirchenstadt" zu machen, denn hier sei das Grab der sündhaften Welt, das düstere Ende der Wirklichkeit, die Krypta des mönchischen Glaubens; hier habe jeder Stein christliche Farbe, die Luft in den Straßen wehe uns Entsagung entgegen. So etwas hätten wir im Norden nie fertig gebracht; Münster sei blos zum Sterben langweilig, und doch möchte kein Mensch dort begraben liegen; München habe man fröhlich verheidnischt; Neuwied sei gefrorener Pietismus; Echternach mit seinem Veitstanz ekle uns an; aber Assisi, das sei düsterer, gewaltiger Ernst, das sei Innocenz III., das ganze 13. Jahrhundert in Stein. Und doch erkennt er in den Geniegestalten Cimabue's, dieses Erzvaters christlicher Malerei, etwas, was weder aus dem Byzantinismus noch aus der Innigkeit des christlichen Gemüths stamme; Italien habe schon eine viel frühere Renaissance gehabt als die des großen Secolo, eine Neubelebung und Wiederaufnahme antiker Formen bereits im 13. Jahrhundert, gleichzeitig mit jenem finstern, gewaltthätigen Papst, Innocenz III., und der Nagewurm freier Schönheit habe sich bis in den ascetischen Dom des heiligen Franciscus zu Assisi und dann weiter bis zu Giotto's Speranza in den allegorischen Temperabildern der Kapelle dell' Arena zu Padua siegreich durchgebohrt. Die berühmte Madonna des Guido da Siena jedoch beweise, daß die Sienesen sich am frühesten emancipirt, daß sie dem steifleinenen Byzantinismus zuerst den Abschied gegeben haben; hier seien menschliche Züge und in Siena hierüber Studien zu machen.

In Perugia wurde gerade die Citadelle, das „Raubschloß der Schweizer", die hier 1859 so höllisch hausten und 1860 so rasch vor den Italienern die Flucht ergriffen, abgetragen; die ganze Höhe starrte von Schutt und Steinen. Mit Entzücken sah er auch Florenz, die „blühende Blume Italiens", wieder, dann in Bologna die gothische Kirche S.-Francesco, ruinirt zu Ehren des Papstes Pius IX. im Jahre 1857, bei Gelegenheit der kostspieligen unnützen Rundreise, und also auch ein Monument! Von der bologneser Schule der Caracci und ihrer Nachfolger sagt er sehr richtig: sie begeistere wenig, aber sie beleidige auch selten; sie verdiene das ehrenvolle Zeugniß, das Ideal in der Zeiten Flucht aufgehalten, sich der Verderbniß entschlossen in den Weg geworfen zu haben; sie blicke nach Venedig und Rom, dort die Verweltlichung des Ideals, hier die Reinheit der Formen ablauschend; Domenichino aber sei und bleibe der größte Bolognese. Die stolzen wilden Landschaften Salvator Rosa's, dem er in Florenz und Rom und von neuem in Modena begegnete, erscheinen ihm so gesättigt von Vollkommenheit, so

meisterhaft kühn, daß man begeistert ausruft! „Das Stimmungsbild haben die Akten nicht gekannt; hier hat der Mensch die Natur zum andern male geschaffen, indem er ihr seine lebende Seele einblies." Giulio Romano, dessen Fresken im Palazzo del Tè zu Mantua er bewundert, ist ihm „ein Rafael, der dem Rubens begegnete und ins Extravagante ausschlug, ein Rubens, der angesichts des Rafael sich plötzlich zusammennahm". Die Begräbnißkapelle der Madonna dell' Arena zu Padua nennt er die „Sixtinische Kapelle des Trecento".

Mit Venedig, wo andere ihre italienische Reise beginnen, schließt er sie. Venedig ist ein Grab, in welchem man von vergangener Herrlichkeit träumt; es ist ein Traum und ein Rausch, die venetianische Malerschule ein blühender Traum und farbeglühender Rausch; hier in Venedig muß man sie sehen, auf ihrem Heimatboden, in ihrer vaterländischen Luft, um sie zu begreifen. Die „Himmelfahrt Mariä", das ist „der ganze Tizian, der himmelhoch jauchzende Realist, der wahre Verklärer der Erde und ihrer schönen Frauen", hier aber zugleich doch jedenfalls noch etwas mehr als blos das! Während die allerneueste Kunstgeschichtschreibung behauptet, die Geschichte der Kunst beginne erst bei den vollendeten Meistern, bei den Spitzen aller Kunstentwickelung, ist es erquicklich, unsern Reisenden das Bekenntniß aussprechen zu hören: „Die Vollender sind mir kaum wichtiger als die Anfänger, denn diese machen erst jene begreiflich." Wol aber hätte dieser Grundsatz ihm selbst auch zur Richtschnur dienen sollen bei der Beurtheilung der so unvollkommenen Anfänge und „symbolischen Plattheiten" der beginnenden christlichen Kunst. „In der geheimnißvollen Lagunenstadt", bemerkt er sodann, „nimmt sich Italien noch einmal zusammen; um den Zauber zu vollenden, dient hier der Orient dem italienischen Element zur Folie; der Schatten von Konstantinopel schlägt bis über die Lagunen der Adria hin." Der Humor hat den Reisenden verlassen; unsagliche Trauer beschleicht ihn; er sieht Venedig, den steinernen Tod, auf dem trägen Gewässer schwimmen, und die Leichenhüter klappern mit dem Säbel um den Katafalk. Es sei nur Kinderei, sagt er, die „Barbaren" hinauszujagen und die Einheit und Freiheit des Vaterlandes zu schaffen; aber „wer", so schließt der Verfasser sein Buch, „wer erlöst die Welt von Coketown? Das ist die Frage!" 12.

Zur Unterhaltungsliteratur.

1. Franziska von Hohenheim. Von Amely Bölte. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1862. 8. 3 Thlr.
2. Ueber diese Geschichten ist Gras gewachsen. Roman von E. M. von Suckow (Emma Niendorf). Zwei Theile. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 2 Thlr.
3. Die Kinder des Hauses. Familienroman von Julie Burow. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr.
4. Nur ein Weib. Roman von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Berlin, Verlags-Comptoir. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
5. Die Männer vom Leder. Socialer Roman in sechs Bänden vom Verfasser der „Ritter der Industrie", „Die Leute der Amtsstube" u. s. w. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 5 Thlr.
6. Die Erbin von Lotonsky oder Bruder und Schwester. Roman von Oswald Stein. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 2 Thlr.
7. Ismaël. Gauklerroman von C. Spielmann. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der erstverzeichnete Roman „Franziska von Hohenheim", von Amely Bölte (Nr. 1), nennt sich ein Zeitbild, und es darf anerkannt werden, daß einzelne Züge der Zeit, in welcher die Geschichte spielt, richtig angedeutet sind. Die Verfasserin indeß muß wol gefühlt haben, daß diese Andeutungen weniger von innen, was sie doch müßten, als von außen kommen; denn sie hat dieselben sehr oft dadurch markirt, daß es hier und dort in dem Buche heißt: „Es war das Zeitalter, wo man an Cagliostro, St.-Germain, Lavater u. a. glaubte"; oder: „Es war das Zeitalter, wo Rousseau, und nach ihm Basedow, die Erziehungsschwärmerei angeregt hatte"; oder: „Es war die Zeit, wo der Pietismus unter dem Adel grassirte" u. s. w. Es ist nicht zu verkennen, daß die Verfasserin selbst durch diese außen angehefteten Notizen ihre Arbeit als eine leichte bezeichnet.

Was nun das Verhältniß betrifft, welches diesem Buche die Basis gibt, nämlich die Liaison des Herzogs Karl von Würtemberg mit Franziska von Hohenheim, so scheint die Verfasserin die Absicht zu haben, uns glauben zu lassen, sie gebe, wie man es nennt, eine wahre Geschichte; das scheint so, weil in dem obgenannten Buch mehrfach gedruckte Briefe des Herzogs Karl, sogar Zettel von des Herzogs Hand, welche sich auf sein Verhältniß zu Franziska beziehen und im Archiv zu Stuttgart aufbewahrt sind, nach ihrem Wortlaut mitgetheilt, gleichwie Excerpte aus dem Tagebuche der Franziska, welche gleichfalls im stuttgarter Archiv deponirt sind, gegeben werden. Nichtsdestoweniger ist es geradezu unmöglich die thatsächlichen Verhältnisse solcher Liaisons in voller Wahrheit darzulegen. Das würde nur den unmittelbar Betheiligten und selbst denen vielleicht nicht immer vollständig möglich sein, weil das Aeußere hervorgebracht ist durch das entsprechende Innere und weil das Innere oftmals selbst nicht demjenigen, der es in seiner eigenen Brust erlebt, ganz vollständig und ganz richtig offenbar wird. So handelt es sich denn in solchen Darstellungen wie die vorliegende ist, vornehmlich um die ideale Wirklichkeit oder Möglichkeit; es wird mit Recht verlangt, daß die Erzählung dem historisch bekannten Charakter des Herzogs Karl und der Franziska homogen sei. Diese ideale Aehnlichkeit herauszubringen, scheint der Verfasserin in Betreff des Karlherzogs, wie er in Schwaben noch heute genannt wird, durchaus nicht gelungen zu sein. Der Herzog Karl, dieser schroffe, strenge, stolze, doch aber wieder heitere und joviale Herr konnte unmöglich durch eine Frau gefesselt werden, welche, wie diese Bölte'sche Franziska, fast ganz in Pietisterei versunken und so unbehülflich ist, daß sie von Anfang dem gewandten Herzog in tausend Dingen unangenehm erscheinen muß, und dazu noch trifft sie so unselbständig auf, daß sie bald Instructionen, bald Trost, bald Hülfe sucht bei einer ehemaligen Geliebten des Herzogs, der Tochter eines Schließers, welche mit einem Geheimrath verheirathet ist. Wenn nun dessenungeachtet wieder und wieder in dem Buche gesagt wird, daß Franziska des Herzogs guter Engel, daß ihr Einfluß ein wahrer Segen für das Land geworden sei, so erscheint dieser Ausspruch im Lichte dieser Erzählung offenbar ganz absurd, und man findet sich berechtigt zu sagen: ungeachtet der Karlherzog ein unerhört albernes Weib hatte, ging ihm doch seine gute Laune nicht verloren; oftmals wurde er sogar sanfter und milder, wenn ihm Sanftheit und Milde als das rechte Mittel erschienen, das abscheuliche Lamentiren des Weibes aufhören zu machen; zugleich war er Cavalier genug, um in vorgerückten Jahren nicht noch ein Verhältniß zu brechen, woraus ihm, so wie es in dem Buche geschildert wird, nicht die geringste Freude jemals gekommen sein konnte. Nun ist in dem vorgenannten Buche das Opfer der Ehre, welches Franziska dem Herzog bringt, damit motivirt, daß Franziska den Herzog ohne Grenzen liebe und sich nach seiner Liebe sehne. Was nun zunächst den Herzog betrifft, so ist sein Charakter in diesem Buche derartig gezeichnet, daß man annehmen muß, jenes erhebende Gefühl, was man Liebe nennt, sei diesem Manne ganz und gar unbekannt gewesen; es wird nicht einmal in dem Buche ein Zug zu finden sein, welcher auf das, was man Liebe nennt, nur entfernt hindeutete; der Herzog bringt es nicht weiter als die Franziska seine Freundin zu nennen, oder sein Franzerl, bisweilen auch sein appetitliches Franzerl. Auch der Franziska wird die Liebe zum Herzog nur von der Verfasserin nachgesagt; denn das Urtheil der Welt, die Misbilligung von Papa und Mama und der sehr wenig nobeln Schwestern sind ihr so wichtig, daß

vor Trennungsschmerz, vor Schmerz über Verleumdungen und sonstige Trivialitäten gar nicht zu dem großen, gottentsprungenen Gefühle der Liebe kommt. Und doch läßt die Verfasserin Franziska beim Herzog bleiben.

Jetzt wollen wir den Charakter der Franziska etwas näher beleuchten. Amely Bölte erzählt, daß Franziska als vierzehnjähriges Mädchen einen Jäger im Walde getroffen, gesprochen und ihm gelobt habe, sie wolle später sein Weib werden. Aber als der Jäger nicht wiederkam, so verheiratheten die Aeltern ihre Franziska an einen Baron von Leutrum. Indeß Franziska liebt den unbekannten Jäger fort und fort, und wird dadurch in ihrer kinderlosen Ehe höchst unglücklich. Nach ein paar Jahren trifft sie im Beisein ihres Gatten in Wildbad den unbekannten Jäger, welcher sich ihr als Herzog Karl von Würtemberg vorstellt und ihr ungeheuer die Cour macht. Franziska benimmt sich nun dem Herzog gegenüber so, daß der Leser meint, er habe eine vollkommene Kokette vor sich, während doch im Verlauf der Geschichte Franziska mehr philiströs geschildert ist; der Leser wird durch diese Inconsequenz natürlicherweise verstimmt. Inzwischen merkt der Baron von Leutrum, was der Herzog wünscht, wird eifersüchtig und malträtirt sein Weib; aber Franziska liebt ihren Herzog, der sie übrigens jedesmal nur auf ganz kurze Zeit und niemals à la retraite sieht; Herr von Leutrum schlägt seine Frau, er speit sie an; sie duldet alles, bis sie endlich sich vom Herzog aus dieser Sklaverei entführen läßt.

Bis auf diesen Punkt war der Leser für Franziska wegen ihrer Liebe und Treue wahrhaft interessirt; allein der Leser hat nun schon den Höhepunkt des Werks erreicht; Franziska spricht zwar noch immer viel von ihrer Liebe zum Herzog, aber dieses „viel" ist im Grunde wenig gegen das, was sie lamentirt, bald über die Spottzungen der ludwigsburger Noblesse, bald über die von ihr entfernt lebenden Aeltern, bald über das Aergerniß, welches sie ihren Schwestern gebe (welche übrigens nichts Geringeres erstrebten und ausführten, als sich aus ihrer Armuth glänzend verheirathen), bald über das Aergerniß, welches sie der Welt gibt, bald darüber, daß ein fanatischer Dorfpastor zu Birkach sie nicht zum Abendmahl zulassen will u. s. f. Diese genannten Dinge alle sind der Franziska viel wichtiger als des Herzogs Aufmerksamkeiten, denn daß sie nicht geliebt wird, muß sie doch fühlen. Merkwürdiger-, oder vielmehr ganz ordinärerweise kann mehr als durch alles andere Franziska getröstet werden, wenn bei besonders festlichen Anläßen der Herzog für Franziska eine Kiste mit Kleidern und Putzsachen aus Paris kommen läßt und ihr die Erlaubniß gibt, dieselben anzulegen.

Aus diesen wenigen Zeilen sieht der Leser schon, daß dieser Roman eigentlich eine höchst freudlose, peinliche Lectüre bietet; und das kann nicht anders sein, wenn Liebe verwechselt wird mit jenen kleinen, kleinlichen Rücksichten auf Stadtklatsch, Verleumdung u. s. w. Jede echte Liebe hat einen Zug von Heroismus; eine Franziska von Hohenheim muß ihn haben, sonst sinkt sie, wie im vorgenannten Buch, zu einer albernen Plärrerin oder zu etwas herunter, was ich hier nicht nennen will.

Die zwei gelungensten Zeichnungen in diesem Lebensbild sind ohne Zweifel Henriette von Grolman und der Baron von Leutrum, der Gatte Franziska's. Henriette von Grolman, ein interessantes Mixtum von Kammerkatze und Hoffräulein (die letztere Charge bekleidet sie am Hofe zu Montbeillard), hat im Beginn der Geschichte Franziska dem Herzog näher zu bringen gesucht und auch näher gebracht; später, als Franziska entführt ist, glaubt sich die Grolman vernachlässigt und schlecht belohnt, macht sich an Herrn von Leutrum, auf den sie vielleicht schon im voraus speculirt hatte, und wird von ihm geheirathet. Dieser Leutrum ist ein wahres Cabinetstück, auf welches die Verfasserin sich etwas zugute thun dürfte; dieser unglückliche Ehemann ist gräßlich wahr gezeichnet: sein Hochmuth, sein Geiz, seine Wollüstigkeit, seine Eifersucht mit obligater Grobheit, Kriecherei und Tyrannei, sein Zorn und seine Ohnmacht; wenn die Verfasserin das alles in Verbindung mit Henriette von Grolman gesetzt und diese und den Baron als zwei Hauptpersonen zum Mittelpunkt homogener Figuren und Ereignisse gemacht hätte, so würde sie wahrscheinlich eine charmante Leistung geliefert haben.

Uebrigens wollen wir noch bemerken, daß in dem Buche die Lokalitäten treu geschildert sind; die Verfasserin war entweder an Ort und Stelle, oder sie hatte gute Quellen und benutzte dieselben geschickt. Was die Schwaben und den schwäbischen Volkscharakter betrifft, so urtheilt die Verfasserin nicht günstig über beide; der Karlherzog schimpft gräßlich auf seine Unterthanen; aber das war auch eine Mode der Zeit: die Kurfürsten von Sachsen, Friedrich der Große, Joseph II. urtheilten alle über ihre Unterthanen so geringschätzend wie möglich. Was übrigens die ungünstigen Urtheile der Frau Bölte über Schwaben betrifft, so meine ich, die Schwaben haben, wenn auch ihre eigenthümlichen Fehler, doch am Ende gerade so viel oder so wenig wie die andern Bruderstämme auch; die elegante Welt Ludwigsburgs und Stuttgarts differirt heutzutage in nichts von der beau monde anderer Hauptstädte Deutschlands, und dasselbe war auch wahrscheinlich schon der Fall zur Zeit Franziska's von Hohenheim und des Karlherzogs. Jedenfalls liegt eine kolossale Selbsttäuschung darin, wenn ein Fürst sich einbildet, mit der Anstellung jedes Pfarrers oder jedes Schulmeisters auf das Volk so und so gewirkt zu haben und wirken zu können; ich glaube der Karlherzog war zu so etwas zu klug; solche Extravaganzen hat ihm erst eine spätere Zeit angedichtet.

Der folgende Roman: „Ueber diese Geschichten ist Gras gewachsen", von E. M. von Suckow (Nr. 2), ist eine treffliche Leistung. Er ist halb Sitten-, halb Schicksals-, halb psychologischer, halb Familienroman mit einem kräftigen landschaftlichen und staatlichen Hintergrunde. Nur das Auge des Geübten sieht diese einzelnen Theile heraus; das Ganze ist so schön, so kräftig, so naturgemäß ineinander gearbeitet, daß man weder die Theile noch die Zusammenfügung unterscheidet; die Erzählung ist kein zusammengeschneidertes Stückwerk, sondern ein im vollen lebendigen Flusse sich bewegendes Ganze; Absichtlichkeit, Berechnung, Klügelei liegen diesem Buche ganz fern. Es ist, als wenn nur ganz zufällig der Erzählung dieser mannichfachen Begebenheiten die großen Gedanken zu Grunde lägen, Gedanken, welche sich in den Hauptmomenten concentriren; schauerliche Ironie des Scheins gegen das Wesen. Dieses gewaltige Thema ist auf eine geistreiche Art in der Erzählung variirt; der Kampf des guten und des bösen Princips, der Streit des Ormuzd gegen den Ahriman, die Ohnmacht der Tugend, die Gewalt des Bösen, gegründet auf das Bündniß von Schein und Wahn, das wird in seiner ganzen furchtbaren Macht geschildert, gleich furchtbar wie die Qualen des bösen Gewissens, welches sich durch Schein nicht kann beruhigen lassen. Das Buch entrollt vorherrschend düstere Bilder, und doch bewirkt die Lectüre eine Erhebung, weil die Verfasserin den Leser das Leben durchaus von der Höhe anschauen läßt. Ueberhaupt fühlt man es der Erzählung an, daß die Verfasserin eine Dichterin ist; obwol sie es nicht zur Schau trägt, kann es doch auch nicht verborgen bleiben; ganz unwillkürlich wächst der Verfasserin ein poetischer Gedanke oder ein poetisches Bild in die Feder.

In einem Buche wie das vorliegende, welches, seinem thatsächlichen Gehalte nach, zu den realistischen Romanen gehört, ist es gewiß selten, daß der Autor alle seine Combinationen dergestalt aneinander reiht, alle seine Motive so wählt, alle seine Erfindungen so begründet, daß der Beurtheiler nicht hier und dort Unbefriedigendes, logisch oder psychologisch Unzulängliches findet. Referent muß sagen, daß er in einigen Fällen anders combinirt, einiges auch anders motivirt haben würde als die Verfasserin; indeß haben wir keinen Fall aufzuzählen, wo wir sagen müßten, das was die Verfasserin that, sei geradezu unlogisch, unpsychologisch, oder paßte nicht in den Conner. Wer, wie Referent, in der Lage ist, die Lokalität, die Eigenthümlichkeit der Bewohner jener Gegend, in welcher die

Geschichte spielt, zu kennen, weit von dem Wohnort der Verfasserin, unsern der Ostsee, der wird der Erzählerin das Lob geben müssen, daß sie jene Volkseigenthümlichkeit in den verschiedenen Schichten des gesellschaftlichen Lebens, des großen Grundbesitzers, des Landmanns, der Landpastoren, der Stiftsdamen, der Dienstboten, in gesunder, natürlicher Zeichnung vorführt, wenngleich es keineswegs in der Absicht der Verfasserin lag, landschaftliche und volksthümliche Bilder für sich zu zeichnen. Dazu muß ich noch anmerken, daß Frau von Suckow geschmackvoll genug ist, um nicht, wie es jetzt modern ist, die Leute verschiedener Provinzen in ihrem Provinzialdialekt sprechen zu lassen. Referent hat schon oft genug, auch in d. Bl., gegen diese Unsitte gesprochen; unsere Verfasserin dagegen hat eine ganz charmante Art, die norddeutsche Sprechart in Ausdrücken und Wendungen nachzuahmen, wie dies namentlich bei einer Kaffeevisite von Landpastorinnen in recht amusanter Weise geschieht.

Noch eins hätte Referent hinzuzufügen, es betrifft den Stil der Frau von Suckow. Gewiß ist es richtig, daß ein jeder in der Weise spricht oder schreibt, wie sein Gedanke ihm geboren wird; jeder Gedanke sucht sein entsprechendes Wort, das ist der einfache, natürliche Gang. Daß übrigens bei dieser Procedur das Vorbild anderer, Angewöhnung, Uebung, Fleiß von Einfluß sind, das kann nicht geleugnet werden; selbst ein Meister im Stil dürfte, wenn auch nur nach vieljährigen Intervallen, einmal seinen Tacitus, oder seinen Lessing wieder vornehmen und nachsehen, wo die Differenz und auf welcher Seite der Vorzug liegt. Ich meine, jeder Unbefangene sollte in dieser weitesten Fassung die Möglichkeit der Verbesserung des Stils zugeben; von platter Nachahmung ist selbstverständlich die Rede nicht; jedenfalls aber läßt sich der Stil rectificiren und purificiren; an jedem Kunstwerk kann gefeilt werden; an vielen muß gefeilt werden. Das oben angezeigte Buch ist in diesem letzten Fall. Die Satzfügung ist in einer ganz unglaublichen Weise vernachlässigt; da ist aufeinander gethürmt, ineinander geschachtelt, aneinander genestelt, daß dem Leser schier der Athem ausgehen möchte. Natürlicherweise hängt dieser syntaktische Fehler mit dem logischen des Nichtzügelns und Nichtordnens der Gedanken zusammen, und so erfreulich Fülle der Gedanken ist, so unerfreulich ist Ueberfluten derselben. Wenn Frau von Suckow diese Ungefügigkeit des Stils beseitigen kann, so wird sie ihre Werke nicht nur lesbarer, sondern auch gediegener machen.

Referent hat vor ganz kurzer Zeit erst in d. Bl. über Art und Kunst des Familienromans ausführlich sich ausgesprochen und dürfte also hier darüber hinweggehen, wo es gilt, den Roman „Die Kinder des Hauses" von Julie Burow (Nr. 3) zu besprechen. Dieser Roman spielt seinem Haupttheile nach in derjenigen Gegend, welche Julie Burow mit Vorliebe zum Hintergrund ihrer Darstellungen wählt; es ist das nördliche Deutschland und namentlich die reiche Stadt Danzig mit ihren so interessanten Umgebungen. In dem vorliegenden Werke schweift die Darstellung in weitere Kreise hinaus, nicht blos nach Polen, nach Spanien sogar, ja noch weiter, nach Mexico hinüber. Auch in der Schilderung dieser entfernten Gegenden bekundet die Verfasserin sich als eine gewandte Darstellerin: hier wie dort anschauliche, lebenswahre Landschafts- und Culturbilder; in wenigen Strichen, Punkten und Linien eine lebensvolle kleine Zeichnung. Es ist in der That eine schwierige Aufgabe, eine Geschichte in ganz gewöhnlich bürgerlichen Verhältnissen einer Kaufmannsfamilie spielen zu lassen und dieselbe doch über der Flachheit des Gewöhnlich-Bürgerlichen zu halten, um nicht etwa statt einer idealisirten Kuhstallgeschichte eine idealisirte Comptoirgeschichte zu geben; die Situationen, die Leidenschaften, die Conflicte, die Fehler dieser Personen so zu malen, wie sie in der gegebenen Sphäre auftreten und gelöst werden können, das ist gewiß nicht leicht. Das Gewöhnliche und Triviale schließt sich von selbst aus, das Herausgeklügelte und Romanhafte würde hier absurd erscheinen, also kann das Richtige nur das rein Menschliche sein in seiner einfach klaren Art und Weise; dazu gehört eben ein einfaches, gesundes, der ewigen Wahrheit entschieden zugewendetes Gemüth. Julie Burow hat in vorliegendem Roman ein großes Gemälde geliefert; es umfaßt nicht blos verschiedene Länder, es umfaßt sogar verschiedene Generationen, vom Großvater bis zum Enkel und Urenkel hinunter. Nichtsdestoweniger ist das Gemälde auf einem sehr beschränkten Raume ausgeführt; ein Schriftsteller, welcher mit seiner Feder Geld verdienen will, würde eine Serie von vier bis sechs Bänden daraus gemacht haben; wir haben schon bändereiche Romane gelesen, welche bei weitem nicht so viel sachlichen Inhalt hatten, wie dieser Roman von Julie Burow. Unsere Verfasserin hatte — und jeder Künstler sollte es — ihren Stoff, bevor sie an die Bearbeitung desselben und an die Ausführung ihrer Aufgabe ging, so vielseitig in ihrem Geiste durchgearbeitet, sie hatte alles Material, das Hauptwerk wie die Decoration, so vollständig, so scharf und bestimmt zugerichtet, daß sie in der Durchführung ihres Werks sich ganz stramm und kurz faßt, mit entschiedenster Sicherheit auf ihr Ziel hinarbeitend. Die Stetigkeit, mit welcher die Erzählung fortschreitet, gewinnt des Lesers Interesse. Ueberhaupt haben die Schriften von Julie Burow, wenn wir die Wirkung von Büchern nicht überschätzen, einen entschiedenen Effect. Der Grund für diesen Vorzug liegt darin, daß Julie Burow Glauben hat an das, was sie schreibt; sie schreibt mit Ueberzeugung; sie muß so schreiben wie sie schreibt. Ganz im Gegensatz dazu werden jetzt die meisten Romane ganz ohne Nothwendigkeit, ganz ohne Ueberzeugung geschrieben, und deswegen können sie auch im Geiste des Lesers keine Ueberzeugung wecken; wenn der Autor nicht an die Wahrheit seiner Erzählung glaubt, so wird es auch schwerlich der Leser können. Dabei muß noch bemerkt werden, daß der Inhalt dieses Buchs durchaus keiner Art von Idealität zugewendet ist; alles Schöne und Gute, was darin geschildert wird, liegt innerhalb erreichbarer Grenzen. Ich erwähne zwei polnische Edelleute in dieser Geschichte, in welchen das Gefühl der wahren Ehre erst im höhern Lebensalter erwacht, das ist durchaus nicht extravagant, aber durchaus wahr geschildert. Ferner ist das Verhältniß der Dienenden zu den Herren durchaus nicht im dorfgeschichtlichen, sondern in seinem nothwendigen Gesellschaftsgegensatze richtig dargestellt und gibt für das häusliche Leben manches Lesers ein nachahmenswerthes Vorbild. Auch die Lebensaufgabe eines glücklichen Mädchens, der Tochter eines reichen danziger Patriciers, ist ganz praktisch aufgefaßt und durchgeführt, sodaß das echt Weibliche zu schönster Entfaltung kommt bei einem Geschöpfe, welchem die Natur selbst die Erfüllung eines Theils der weiblichen Lebensaufgabe unmöglich machte; kurz, in allen Darstellungen des Buchs geht gar nichts über das in jedem Verhältniß Mögliche hinaus, aber zur Höhe weist alles hinan. Die Wirkung dieser Darstellungen ist Befriedigung mit den gegebenen Verhältnissen und weckt den Entschluß, die von einer höhern Hand gegebene Lebensaufgabe treu zu erfüllen, wiewol von kirchlicher Religiosität keine Spur im Buche vorhanden ist. Referent schlägt den Einfluß solcher Bücher hoch an in einer Zeit, wo Kunst, Mode, Literatur, sociales Leben voll zahlloser Momente sind, welche für Unnatur, Unwahrheit und Lüge Propaganda machen.

Referent hat von dem Verfasser des Romans: „Nur ein Weib", Hans Wachenhusen (Nr. 4), nichts als das vorliegende Buch gelesen; doch kann dies dem Urtheile über dasselbe keinen Nachtheil bringen, weil es sich hier nicht um eine Charakteristik der sämmtlichen Schriften, sondern nur um das einzelne Werk handelt. Referent findet, daß der Verfasser von einem Gefühl großer Sicherheit getragen ist; er behandelt seinen Gegenstand durchweg mit großer Keckheit; Gewandtheit im Skizziren von Situationen und Personen zeichnet den Stoff aus; in den letzten Scenen des Buchs nahmen wir sogar dramatisches Talent wahr. Die Gespräche sind belebt; aber in dem entscheidenden Momente haben sie den Fehler, welchen die meisten Autoren sich zu einem Vorzug anrechnen, nämlich der Leser wird ungebührlich lange hin- und herzogen, bis er endlich die Poin

hören darf; der Parforceleser wird ärgerlich darüber und der rechte Leser findet dieses Mittel die Neugierde zu spannen trivial.

Was nun den Inhalt betrifft, so gehört derselbe ganz der allerfrischesten Gegenwart an. Für denjenigen, welcher ein Buch machen will, oder für denjenigen, der auf Bestellung eins schreibt, mag es bequem sein, so recht ins volle Leben der Gegenwart hineinzugreifen, und nach der Theorie, rana amat ranam, d. h. ein Affe liebt den andern, liegt darin für manchen Leser gewiß viel Anziehendes; der Schriftsteller aber kommt dabei leicht in Gefahr, Dutzendmenschen zu schildern, statt daß er Charaktere hätte schildern sollen. Ich meine, die Leute von heute, inclusive die gute und die feine Gesellschaft, leben nur für die allertrivialsten Interessen, und auch auf die allertrivialste Weise leben sie dafür; nicht einmal Spaß versteht heute jemand. Für einen Roman gibt das keine schönen Bilder, keine erhebenden Eindrücke, keine schöne Perspective; ich bin der Ansicht, daß die Kritik das letztere als Forderung aufstellen muß, wenn auch ein Schriftsteller vornehm lächelnd darauf hinuntersieht. Ich bin der Ansicht, ein Schriftsteller soll Respect vor sich selbst haben, das heißt er soll nicht alles drucken lassen, was ihm vielleicht einmal in Stunden der Abspannung oder der Langeweile schwerfällig durch den Kopf zog; er soll nicht die Reste von frühern und die Anfänge von künftigen Werken mit Zwirnfäden aneinander binden und für etwas Zusammenhängendes ausgeben; er soll nicht tausendmal gebrauchte Motive ohne irgend neue Verknüpfung aneinander stellen, er soll nicht die Leute blos Kleider wechseln lassen und für Menschen ausgeben: das darf der Schriftsteller nicht, wenn er Achtung vor sich selbst hat. Und Achtung vor dem Publikum sollte er auch haben. Wenn man freilich unter Publikum nichts anderes versteht, als das hundert- oder tausendköpfige Ungeheuer, welches ohne Gefühl, ohne Urtheil, ohne Bewußtsein, nur um angenehm zu verdauen, oder weil es Mode ist, oder weil man doch etwas thun muß, in Concerten umhergafft, im Theater gähnt oder sich langweilt oder lacht, oder über einem Gedichte einschläft, oder durch Gemäldeausstellungen rennt, natürlicherweise, so kann der Respect nicht groß sein; wer den Begriff Publikum in dieser Art definirt, der sieht sich als Schriftsteller vom Respect vor dem Publikum auf den Respect vor sich selbst reducirt; jeder, welcher im Unsinn der Zeit nicht verloren gehen will, muß wenigstens diesen Respect aufrecht erhalten.

Die vorgenannte Erzählung „Nur ein Weib“ ist ein leichtes, loses Gewebe von Ereignissen, Situationen, die größtentheils gar nicht aneinander gehören, obwol der Verfasser gegen das Ende des zweiten Bandes mehrmals sagt, daß die Darstellung einer der Hauptpersonen auf Facta gegründet sei. Die Hauptpersonen sind Individuen von sehr zweifelhafter Moralität; ein paar Nebenpersonen stehen indifferent zur Moral; die sogenannte gute Gesellschaft in dem Buche ist in der That eine trefflich schlechte. Eine der Hauptheldinnen des Buchs, die achtzehnjährige Tochter eines Majors, welche nach des Vaters Tode zum Theater, aber bald wieder in die Bankiersfamilie ihres Onkels zurückgeht, ist eine höchst interessante Figur für Gymnasiasten etwa und angehende Commis; aber wer von einem Mädchen mehr verlangt, als was heute die meisten sind in der sogenannten guten Gesellschaft, der wird sie absurd finden. Der Verfasser natürlicherweise glaubt selbst nicht an die Möglichkeit der Geschichten, die er hier erzählt; der Verleger weiß aber, daß es auch für so etwas ein Publikum gibt. Wir hoffen, daß wir bald ein Buch von Wachenhusen sehen dürfen, worin das Talent desselben sich ruhiger und gründlicher entfaltet; für dieses vorliegende Buch hatte er nicht einmal Lust einen Titel zu erfinden; Andersen's „Nur ein Geiger“ mußte Gevatter stehen.

Socialer Roman nennt sich Nr. 5: „Die Männer vom Leder.“ Nun ist der sociale Roman derjenige, in welchem das Bild einer Zeit am vollständigsten zur Anschauung gebracht werden kann; er kann Richtungen, Strebungen, Tendenzen, Gattungscharaktere in ein so scharfes Licht stellen, daß Satz und Gegensatz in frappanter Weise voneinander sich scheiden, daß Wahres und Falsches, Haltbares und Flüssiges, Wesentliches und Accidentelles genau erkennbar, ohne Möglichkeit einer Verwechselung erscheinen müssen. In dieser Weise kann der sociale Roman, selbst Träger großer Ideen, dazu mitwirken, daß diese Ideen in Kreisen eingeführt werden, wohin sie ihrer Natur nach nicht so leicht vordringen, und der Verfasser eines tüchtigen socialen Romans wirkt meiner Ansicht nach noch kräftiger, gründlicher und nachhaltiger am großen Tagewerk seiner Zeit, als der Dichter politischer Lieder; wenigstens in Deutschland, dem Lande der Reflexion, der ruhigen Betrachtung, des unablässigen Erwägens, dürfte dies der Fall sein; Tyrtäus freilich hatte bei den Griechen einen andern Boden.

Jedenfalls liegt eine eigenthümliche Schwierigkeit darin, den reellen und den ideellen Inhalt eines socialen Romans in das rechte Verhältniß zueinander zu stellen; wer einen Roman lesen will, verlangt nicht Theorien zu hören, gleichwie derjenige, welcher Theorie hören und durchdenken will, einen Roman entbehren kann. In diesem Gegensatz stellt sich die künstlerische Aufgabe für den Verfasser eines socialen Romans sehr schwierig heraus, und diese Schwierigkeit erfordert, daß eine rechte Kraft sich recht zusammenfasse. Keine Gattung der schriftstellerischen Form eignet sich in solchem Grade wie der sociale Roman dazu, Wahrheiten, welche sonst nicht wol gestattet ist zu sagen, nicht blos zu sagen, nein, auch zu begründen, nicht blos philosophisch, vielmehr noch praktisch und phantastisch zu erläutern, und damit auf einen Punkt der Evidenz zu erheben, welcher der Wahrheit, weil sie Wahrheit ist, geziemt. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der sociale Roman Dinge aussprechen kann oder soll, welche den sogenannten hohen Kreisen des Staats- und Gesellschaftslebens unbequem wären; der sociale Roman, wenn er ein rechter ist, behandelt in seinen Darstellungen nicht blos die höhern, sondern auch die niedern Schichten der Gesellschaft und zwar mit derselben Gerechtigkeit und bildet eine schöne Ergänzung zur Publicistik. Manches Zugeständniß, welches man im Kampf der Debatte, selbst um den Preis der rechten Hand nicht machen würde, manche Wahrheit, die man aus dem Munde des politischen Gegners mit allen Waffen des Scharfsinns und der Dialektik bekämpft, die erscheint uns in einem günstigen Lichte, oder findet nach und nach sogar Eingang bei uns, wenn wir sie sine ira et studio vorgetragen, wenn wir sie praktisch durchgeführt, in ihrem praktischen Verlauf dargestellt, durch ihre Consequenzen vervollständigt im Leben selbst vor Augen führen. Ein Professor der Staatswissenschaften mit altem Zopf würde freilich uns keinen Dank wissen, wenn wir als Anhang zur Publicistik den socialen Roman hinstellen; indeß alle Wissenschaften und Künste müssen jetzt in noch viel höherm Grade als früher dem Leben dienen, und alles, was namentlich die politische Bildung stärkt, was den einzelnen tüchtiger macht, die Aufgabe der Gegenwart nicht blos zu begreifen, sondern so viel an ihm ist, zu helfen, daß sie gelöst werde: das ist des Schweißes der Edeln werth und werth geehrt zu werden.

Natürlicherweise kommt es mir nicht in den Sinn, diese aufgestellten Sätze an dem vorliegenden socialen Romane prüfen und untersuchen zu wollen, inwieweit der Verfasser mit seinen „Männern vom Leder“ dem Ideale nahe gekommen sei oder nicht; das wäre die Aufgabe für einen amicus, welcher ein ganzes Buch über dies Buch schreiben wollte, wie das auch schon vorgekommen ist. Referent wird sich darauf beschränken, eine kurze Darstellung mehr der Art als des Inhalts zu geben.

Wenn jemand aus unsern obigen Bemerkungen und Ausführungen sollte geschlossen haben, daß „Die Männer vom Leder“ ein Tendenzroman sei, um gewissen modernen Ideen Eingang zu verschaffen, der wäre total im Irrthum; sowenig wie ein Apfel, welcher in diesem Augenblick vom Baume fällt, disertis verbis die Newton'sche Theorie vom Falle lehrt, sowenig lehrt unser obengenanntes Buch irgendeine Theorie; das Buch tritt ohne irgendwelche Prätension auf; es ist Roman und etwas anderes will es nicht sein. Freilich unterscheidet sich dieser Roman von vielen andern dadurch, daß er wirklich einen gedanklichen

Hintergrund hat, einen Hintergrund, welchen vielleicht der gewöhnliche Leser bemerken wird, von welchem er aber keineswegs sich genirt fühlen kann; bemerkt der gewöhnliche Leser diesen Hintergrund nicht, so hat er eben einzig und allein seine Freude an der Erzählung, und das ist ja doch auch schon etwas, oder vielmehr sehr viel. Man kann sich nicht leicht einen Leser vorstellen, der in diesem Buche nicht mancherlei finden sollte, das ihn anspräche. Der Freund ländlicher Natur und Sitten findet das Bergmannsleben in einem norddeutschen Gebirgsstädtchen — dem Harz etwa —, dieses einfache Leben mit seinen Sorgen und Besorgnissen, seiner Dürftigkeit, seiner einfachen Frömmigkeit, seinem häuslichen Stilleben; dazwischen fallen ergreifende Naturschilderungen; ferner die Schilderung der Hochzeit einer Bergmannstochter, ein wahrhaft reizendes Idyll. Der Freund satirischer und doch nicht gerade boshafter Darstellungen wird sein Vergnügen haben an zwei lutherischen Geistlichen, die gern für recht strenggläubig orthodox gelten möchten, von denen der eine aber ein recht arger Heuchler und Wolf im Schafspelze ist; derartige Subjecte können, wie uns dünkt, nicht scharf genug gegeiselt werden. Ferner, wer das Leben deutscher Duodezfürsten kennt oder kennen lernen möchte, ihre Residenz, ihr Hofleben, ihr Privatleben, der wird erschrecken über die Wahrheit, mit welcher hier gezeichnet ist; wer die dreißiger Jahre in einem gewissen norddeutschen Herzogthum erlebt hat oder wem sie zu speciellster Kenntniß gekommen sind, der wird sagen, daß im vorliegenden Buche Ereignisse, Personalien, Vorfälle aus jener Zeit benutzt sind, aber mit einer Discretion, wie man das selten findet; aus einer großen Zahl pikanter Einzelheiten aus jener Zeit und jenem Lande hätte der Verfasser noch viel Hübsches in seine Erzählung verflechten können; er hat es stolz verschmäht. Auch der norddeutsche Handwerksmann mit seinen Vorurtheilen, seinen Tendenzen, seinen Erfolgen im Kampf mit den Ideen einer neuen Gewerbeordnung, ist natürlich und wahr geschildert; sogar ein kleiner norddeutscher Badeort ist eine niedliche Skizze.

Was nun im allgemeinen die Menschen in diesem Buche betrifft, so sind dieselben charakteristisch und psychologisch richtig geschildert, wie es in einem socialen Roman besonders nothwendig ist; jede Uebertreibung schadet im socialen Roman dreifach; in dem vorgenannten Werk ist die Idealität weder nach der Seite der Schönheit, noch nach der Seite der Häßlichkeit hin übertrieben, eine Bemerkung, womit übrigens keineswegs gesagt sein soll, daß sich hier lauter mittelmäßig Gutes fände. Es veranlassen die verschiedenen schlechten Subjecte, als da sind der Fürst selbst, sein Factotum, ein geadelter Hofrath, sein Polizeidirector, der Polizeicontroleur, ein Rechtsanwalt u. s. w. eine Menge von Situationen und Ereignissen, welche den Leser aufregen; aber in keinem Momente des Romans findet sich nur die leiseste Uebertreibung, vielmehr hätte sogar allezeit des Schlechten eine Dosis mehr hinzugegeben werden können, ohne daß der Wahrheit zu nahe getreten wäre. Ungeachtet nun in diesem Buche das Gute nur durch gute, nicht aber durch ideale Menschen vertreten ist, findet sich doch im allgemeinen wie im einzelnen in unserm Buche stets das Gute, das Schöne und das Wahre in seinem ewigen, unvergänglichen Rechte; es liegt in dem ganzen Buche auch nicht ein einziger Zug, welcher das Böse oder das Schlechte in einem schönen, nicht einmal in einem mildernden Scheine auftreten ließe; es liegt dem Ganzen ein echt moralischer Geist zu Grunde, sodaß der Abschluß des ganzen großen Gemäldes, von diesem Geiste bedingt, ein durchaus befriedigender sein muß. Obgleich es nirgend besonders betont ist, so finden wir, daß der Gedanke sich durch das Ganze zieht, daß die Unwahrheit, die Lüge der Quell des gräßlichsten Elends in der Welt ist.

Der Titel des Werks: „Männer vom Leder", ist gut gewählt, und mehrfach überzeugt sich der Leser während der Lectüre, daß der Sinn des Titels sich prägnanter erfüllt, als er voraus vermuthet haben mochte; diese fortlaufende Beziehung des Werks auf seinen Titel erhebt den letztern gleichsam zur Devise; auf einen guten Titel legt ein rechter Autor Werth, wie der Schreiber dieser Zeilen vor Jahren schon in einem mehr satirisch gehaltenen Artikel in d. Bl. bewiesen zu haben glaubt.

Wenn der Chef einer Leihbibliothek — und diese sind die Hauptkäufer von Romanen — das Buch „Die Erbin von Lotonsky oder Bruder und Schwester" von Oswald Stein (Nr. 6) durchblättert und sieht, daß darin vorkommt eine Art düsseldorfer Malkasten, eine debutirende Sängerin, ein ungeheuer reicher Kaufmann, eine junge schöne Frau, welche, unglücklich verheirathet, mit ihren Cicisbeo ein Götterleben auf dem Lande führt, so kauft der Leihbibliothekschef den Roman: das kann für den Verfasser wichtig, darf aber nicht die Hauptsache für ihn sein. Das vorliegende Buch ist längst noch kein reifes Werk. Der Verfasser selbst eines Leihbibliothekenromans muß die Kunst verstehen, den Leser förmlich gefangen zu nehmen, wenigstens für die Zeit des Lesens; selbst der gewöhnliche Leser muß eingestehen, daß alles, was er in dem Buche findet, vollkommen gut ausgedacht, berechnet, überlegt und daß jede Frage, die etwa zu thun übrigbleibt, vollkommen genügend in der Erzählung beantwortet ist. Von diesem wahrlich nicht hochgegriffenen Ideale eines Leihbibliothekenromans ist aber unser Verfasser mit seiner Leistung noch ziemlich weit entfernt geblieben. In diesem Buche sind der offenen unerledigten Fragen gar zu viele gelassen; manche Antworten sind kaum halbe Antworten; hat ein Leser ein klein wenig Phantasie, so wird sich dieselbe bei dieser Lectüre leicht entfesseln und mit dem Verfasser, ja selbst über ihn hinausfliegen; es ist kein Gedanke daran, daß der Leser gefangen genommen würde. Mancherlei wird in dieser Geschichte angefangen und nicht weiter fortgesetzt, bleibt also abgebrochen und gleichsam nutzlos und zwecklos stehen, z. B. die Künstlergesellschaft Malkasten, oder wie sie hier heißt „Künstlerhölle". Als diese von einem Unglück hört, welches einem ihrer Mitglieder, dem Hauptheldon des Buchs, widerfahren ist, rodomontirt sie ungeheuer, was sie alles für den Mann thun will, schießt auch Geld zusammen im ersten Augenblick, wo sie von dem Unglück hört; aber im Verlauf der Geschichte ist auch nicht einmal erwähnt, daß die Herren außerdem das Geringste gethan hätten; nicht einmal daß das Geld dem armen landflüchtigen Manne mitgegeben oder nachgesandt sei — die Künstler wissen nämlich wo er ist — wird erwähnt; kurz, die ganze Künstlerhölle kommt gar nicht wieder vor im Buche. Gleichermaßen finden sich zahllose kleine Widersprüche in dem Buche, die, wenn sie auch klein sind, doch unangenehm wirken; z. B. eine Sängerin kommt in eine Stadt und erklärt bei ihrer Ankunft, sie wolle niemand sehen und sprechen, außer was zum Geschäft nothwendig sei; jetzt aber, als ob der Schriftsteller ganz vergessen hätte, was er gesagt hat, macht sie Besuche, sucht alte Bekannte auf, mischt sich sogar in höchst intrikate Angelegenheiten, kurz, macht sich so publik wie möglich. Ferner ist Zeit und Ort, wo diese Geschichte spielt, höchst nebelhaft; Schwurgerichte scheint man in der Zeit noch nicht gehabt zu haben, und doch spielt die Geschichte in der Zeit der Crinoline; der Verfasser hat so eine Art von Zeit sich zurechtgemacht wie die war, worin die Iffland'schen Schurken spielen, von welcher Familie in der „Erbin von Lotonsky" ein paar Vettern vorkommen; freilich mit dem Unterschiede, daß die Iffländer mehr Charaktere, die modernen Vettern mehr Puppen sind.

Die Hauptperson im Buch ist ohne Zweifel eine Madame Frank, die Gattin eines reichen Handelsherrn und Fabrikanten. Als mutterloses Kind aufgewachsen, in furchtbarem Eigensinn und Eigenwillen, in völliger Starrheit des Herzens hat sie als Jungfrau niemals geliebt und ohne Liebe die Hand des Compagnons ihres Vaters zur Ehe angenommen. Statt in der beginnenden Ehe Achtung und vielleicht Liebe für ihn zu gewinnen, gewinnt sie nur Verachtung, weil sie seinen Geiz, seine betrügerischen Geschäftsoperationen kennen lernt. So sich immer mehr von ihm zurückziehend, lernt sie einen jungen Mann kennen, welcher das Studium der Rechtswissenschaft aus Armuth hat aufgeben müs-

sen und jetzt auf dem Comptoir ihres Vaters arbeitet. Der junge Mann kennt Madame Frank nicht und hört von einer alten Dienerin, seine Geliebte sei unverheirathet, bis er endlich erfährt, daß seine Geliebte Madame Frank, die Frau seines Principals ist. Im edeln Stolze gelobt er sich jetzt Selbstbeherrschung; er entsagt und beginnt ein Mädchen zu lieben. Jetzt erwacht die Eifersucht der Madame Frank. Hiermit hat ein Schriftsteller, welcher zugleich Dichter ist, eine schöne Aufgabe vor sich; der Verfasser hat aber, unserer Ansicht nach, diese reiche Aufgabe nur skizzenhaft, mehrentheils etwas phantastisch gelöst. Nichtsdestoweniger hat er die Ausbrüche der Wuth, der Verzweiflung, der wiedererwachenden Leidenschaft, des erneuerten Mistrauens, die Verachtung ihres Gatten, den Haß gegen ein unbescholtenes Mädchen, welches ihr früherer Geliebter liebt: diesen Wechsel in der Stimmung, dieses Ueberspringen von einer Leidenschaft in die andere hat der Verfasser nicht ohne Talent geschildert. Schon die Erfindung dieses Frauencharakters scheint von Talent zu zeugen; wenn Referent in dieser Ansicht recht hat, so kann der Verfasser mit spätern Büchern vielleicht noch Effecte erzielen, die intensiver sind, als daß die Chefs von Leihbibliotheken ein Exemplar bestellen.

Der Verfasser des Romans „Ismaël", C. Spielmann (Nr. 7), hat sein Werk allen schönen Gauklerinnen wandernder Bühnen gewidmet; somit scheint sich das Opus von d. Bl. ausschließen zu wollen, denn was literarische und Gauklerinnenunterhaltung miteinander gemein haben, ist schwer zu sehen. Dem allgemeinen Eindruck nach wird in diesem „Ismaël" die Lehre vom sinnlichen Genuß in unbegrenzter Ausdehnung gelehrt; nicht blos durch Erzählung von Thatsachen und Ereignissen, nicht blos durch Reflexionen der in dem Roman handelnden Personen, sondern durch ganz ausdrückliche Apostrophen an junge Mädchen und alte Jungfern. Wenn im Gegensatze dazu auch der Glaube an Unschuld und Tugend an einigen Stellen in seinem Rechte geschützt ist, so verschwindet doch dieser Schutz fast ganz vor dem Ueberwiegen des Gegensatzes.

Der Verfasser mag ein talentvoller Schriftsteller sein; das zeigt sich in der Mannichfaltigkeit des Stils, wie sie in diesem Buche hervortritt. Dem Verfasser gelingt der noble Stil, aber auch der allerordinärste, wie er in einer wandernden Schauspielergesellschaft des niedrigsten Ranges nur herrschen mag; es gelingt ihm die Schilderung des Lebens in der tatarischen Steppe, wie in dem schlesischen Pfarrhause, in der ungarischen Puszta, wie in dem hamburger Matrosenkeller. Nichtsdestoweniger würde ein französischer Autor zu einem solchen Roman nicht so viel Apparat von Ländern, Städten, Personen und Scenen nöthig gehabt haben; trotz aller Beweglichkeit ist ein Franzose in so etwas ruhiger, und der Eindruck wird dadurch gleichmäßiger. Der Verfasser des „Ismaël" will keinen zu großen Raum für seine Geschichte nehmen; dadurch wird sie aber oft skizzenhaft; an mehreren Stellen müßte sie mehr Fleisch haben.

In Frankreich würde man unbedenklich auf den Umschlag dieses Buchs die Worte drucken: „La mère ne le donnera pas à la fille." Der Verfasser scheint nicht berücksichtigen zu wollen, was in meiner Aesthetik einen Hauptparagraphen macht und sich in die Worte faßt: „Das Schöne ist keusch!" 10.

Französische Literaturzustände unter dem zweiten Kaiserreiche.

Etudes sur la littérature du second empire français depuis le coup d'état du deux décembre. Par *William Reymond*. Berlin, Lüderitz. 1861. 8. 1 Thlr.

In Nr. 15 d. Bl. hatten wir Gelegenheit, Proudhon's abfällige, in dessen Schrift „Die literarischen Majorate" enthaltenen Urtheile über die Literatur des heutigen französischen Kaiserreichs anzuführen. Ihm zufolge befindet sich diese Literatur im Zustande der tiefsten Erniedrigung und Verworfenheit, der Feilheit und Käuflichkeit, und kein Lichtstrahl durchbricht in der Proudhon'schen Darstellung diese dichte Finsterniß. Es kann uns nur willkommen und lehrreich sein, in vorliegender Schrift eine vollständigere Umschau über diese Literatur zu erhalten und dadurch im ganzen das Urtheil Proudhon's bestätigt zu finden, daß das zweite Empire einer gesunden und wahrhaft sittlichen Entwickelung der Literatur und Kunst ebenso wenig günstig sei als das erste. Ja waren auch Literatur und Kunst unter diesem noch unfreier und von der kaiserlichen Censur abhängiger, so hatte sie doch den negativen Vorzug, weniger frivol und indecent zu sein; denn Napoleon I. hielt etwas auf äußern Anstand, auf eine wie mathematisch abgezirkelte, conventionelle und vorschriftsmäßige Moral, und wenn auch im geheimen unsittliche Bücher und Bilder, an denen es in Frankreich nie gefehlt hat, genug in Umlauf gesetzt wurden, so wandte der kaiserliche Despotismus doch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, alle zu crassen Ausgeburten unsittlichen Geistes und unsittlicher Tendenzen wenigstens von den Stätten der Oeffentlichkeit auszuschließen. Heutzutage dagegen darf sich in Theatern, Buchläden und Schaufenstern die Unsittlichkeit ganz offen bloßlegen, trotz aller mehr auf den Schein und auf vorübergehende Wirkung berechneten sittlichen Verordnungen, Vorschriften und Verweise, die sich etwa gegen dieses Unwesen richten mögen.

Hierbei entsteht nun freilich die Frage, ob es in der That nicht doch besser sei, den frivolen und corrumpirten Geist einer Nation sich offen austoben zu lassen, statt ihn durch an sich unmoralische drückende Censurgesetze und polizeilichen Zwang gewaltsam für eine gewisse Zeit zu unterdrücken und dadurch die Welt mit einer frommen Maske, hinter der das Faungesicht steckt, zu betrügen. Treten die Elemente sittlicher Fäulniß und innerer Corruption offen hervor, so haben wenigstens die bessern und edlern Tendenzen desto mehr Spielraum und Kraft, gegen sie anzukämpfen. Mit dem Feinde, der uns im offenen Felde gegenübertritt, werden wir leichter fertig, als mit dem, der in verborgenen Schlupfwinkeln lauert. Daß es aber in Frankreich auch jetzt noch an edlern, das Schlimme erkennenden und das Bessere wollenden Kräften nicht fehlt, das geht aus vorliegender Schrift, in welcher das zweite Kaiserreich keineswegs geschont wird, in erfreulicher Weise hervor. Proudhon malt und sieht alles nur schwarz, Reymond erblickt auch die Lichtpunkte in dieser dunkeln Masse.

William Reymond, von dem uns auch eine Schrift über den Einfluß Deutschlands auf Frankreich im 19. Jahrhundert in Aussicht gestellt wird, gehört der französischen Schweiz an, hat sich aber jahrelang in Paris aufgehalten und hier in ernsten Sinne Literatur- und Culturstudien gemacht. Vorliegendes Buch ist aus Vorlesungen entstanden, die der Verfasser in Berlin, wo er auch gegenwärtig noch wohnhaft ist, gehalten hat und zwar in demselben Lokal, in welchem vor ihm Philarète Chasles seinen mehrerwähnten Cursus hielt. Bezeichnend ist es, wenn der Verfasser in der Vorrede bemerkt, dieses Buch habe nicht in Paris ans Licht der Oeffentlichkeit treten können, denn es würde dort nicht sowol mit der kaiserlichen Censur, als mit gewissen Vorurtheilen des pariser Publikums in Conflict gerathen sein. Um so mehr wäre zu wünschen, daß Reymond's Schrift inzwischen Eingang in Frankreich gefunden haben möge. Der Verfasser erklärt, daß er im Namen der liberalen Ideen im allgemeinen und nicht in demjenigen eines besondern politischen Parteiinteresses die Feder ergriffen habe, daß er für das französische Volk, „cette nation généreuse et inconséquente", die Sympathien empfinde, die das ganze intelligente Europa der französischen Nation nicht verweigern könne, daß er sie aber zu sehr liebe, um sie zu täuschen, und er schließt die Vorrede mit den Worten: „Bisjetzt hat die französische Nation durch ihre Literatur die Anschauungen moderner Freiheit in Europa verbreitet. Möchte dies immer ihre Aufgabe sein und bleiben! Deshalb kann es uns auch nur traurig stimmen, wenn wir wahrnehmen, daß sie sich den materiellen Tendenzen der Epoche gefangen gibt und die Sache der Humanität im Stiche läßt. Könnte doch unser Alarmruf wenigstens

bei der aufwachsenden Generation das Gefühl der Würde der Literatur und die Erinnerung an die providentielle Sendung des französischen Volks wieder wach rufen."

Der Verfasser hat die oratorische Form seiner Vorträge zum Zweck der Lectüre soviel als möglich verwischt; dafür ist aber jene Buntheit und Mannichfaltigkeit geblieben, welche geschickte Redner, um die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer nicht zu ermüden, diese vielmehr durch die Vorführung immer neuer Gegenstände zu fesseln und zu überraschen, ihren Vorträgen beizumischen wissen und recht daran thun. Der bekannte Satz, daß jedes Genre gut sei, außer das langweilige, findet wol auf nichts so sehr Anwendung als auf Vorträge vor einem gemischten Publikum. Bei der Lectüre verhält es sich freilich etwas anders. Hier wird man gern eine weniger bedeutsame Erscheinung vermissen und dafür über eine bedeutsamere, statt einer bloßen Andeutung, die den Appetit mehr reizt als befriedigt, etwas Ausführlicheres lesen. Gleich im ersten Kapitel behandelt unser Verfasser eine Menge der wichtigsten Gegenstände und Erscheinungen: das Uebergewicht und „prestige" von Paris, die Nachwirkungen der Revolution von 1789 („ce qui nous reste de la révolution de 1789"), die Frage von der Literatur und der Freiheit, die Zustände unter dem ersten Kaiserreich und unter der Restauration, den Romantismus, die Indifferenz in Bezug auf Politik, die Demi-monde, den Realismus, die Ursachen und Wirkungen des Verfalls u. s. w. Auf eine erschöpfende Darstellung des einzelnen wird der Leser bei einer solchen Fülle nicht rechnen können noch wollen; es sind Andeutungen gewissermaßen in epigrammatischer Form, die der Verfasser gibt, die aber oft nur um so werthvoller und instructiver sind, da der Verfasser sich auf einem sehr unparteiischen Standpunkt befindet, und nichts von jener einseitig absprechenden Tendenzmanier hat, wie sie gegenwärtig besonders in Deutschland an der Tagesordnung ist. Daß auch im Tadel bei aller Entschiedenheit überall der Anstand und das richtige Maß in Form und Ausdruck gewahrt ist, versteht sich von einem in französischer Sprache geschriebenen Buche glücklicherweise von selbst, wie es sich von deutschen Büchern dieser Art unglücklicherweise nicht immer von selbst versteht.

Während in Deutschland jetzt jeder in wohlfeilster Weise und in hergebrachten Redensarten an der Romantik sein Müthchen kühlt, sogar mit absichtlicher und systematischer Verkennung auch des Guten und Eigenthümlichen, was die Romantiker neben vielem Monströsen und Ungesunden hervorgebracht haben, weiß Reymond auch die segensreichen Einflüsse der deutschen Romantik auf die Literatur und die geistige Entwickelung der Franzosen sehr wohl zu würdigen. „Der Romantismus", bemerkt er, „gab dem Gedanken den männlichen und aufrichtigen Ton wieder, dessen die Hofdichter ihn entkleidet hatten. Er befreite den französischen Geist von den letzten Banden, welche ihn an die legitimistische und katholische Reaction fesselten. Er bereicherte endlich die poetische Sprache mit frappanten Bildern, mit mannichfaltigen Reimen und mit Ausdrücken, die man mit Unrecht hatte veralten lassen" u. s. w. Nach des Verfassers Wahrnehmung hatten die Romantiker in Frankreich wie die in Deutschland damit angefangen, royalistisch und katholisch zu sein, während ihre Gegner, die Classiker, liberal und voltairisch gesinnt waren: „Aber nach und nach wechselten die Rollen. Die Romantiker entfalteten die Fahne der literarischen Unabhängigkeit und spotteten über die großen Muster des 17. Jahrhunderts, welche sie Perrüken nannten. Man hat jenes Aufsehen erregende Wort: «Racine n'est qu'un polisson!» nicht vergessen." Auch in Bezug auf die deutschen Romantiker sollte man nicht verkennen, daß sie gegen vieles Veraltete, namentlich gegen alle Arten der deutschen Philisterei und Bocksbeutelei Opposition machten, daß sie in religiöser Hinsicht dem starren Dogma den Krieg erklärten und mit ihrer Ironie die Höchstgestellten keineswegs verschonten. Zwar verlor in Frankreich die Sprache viel von jener Klarheit, jener nobeln Einfachheit und jener freilich etwas knappen Eleganz, welche die classischen Werke des 17. Jahrhunderts ausgezeichnet hatten, und es trat nun eine Art anarchischer Zustand ein, dessen Nachwirkungen, wie der Verfasser versichert, sich noch spüren lassen; aber im ganzen erkennt Reymond in der durch die Romantik hervorgebrachten geistigen Bewegung doch einen „wahrhaften Fortschritt". Wie heftig übrigens der Widerstand der Anhänger des Classicismus gegen diesen Fortschritt war, davon erzählt der Verfasser mehrere auffallende Beispiele; er bemerkt z. B.: „Der Journalist Hoffmann, der wenigstens seinen deutschen Namen mehr in Ehren hätte halten sollen, rief in Bezug auf Schiller aus: «Der Mensch, welcher eine so erbärmliche Tragödie wie die ‚Jungfrau von Orleans' verfertigt hat, verdiente auf öffentlichem Markte ausgepeitscht zu werden.»"

Noch ein Beispiel von des Verfassers Unparteilichkeit möge hier angeführt sein. Er ist von liberalen Grundsätzen und in einem republikanischen Gemeinwesen geboren; aber er ist kein Bewunderer der modernen Bourgeoisie. Er bemerkt: „Es ist wahr, der Adel hat seine Macht und seine Privilegien verloren. Aber eine neue Macht hat sich an seine Stelle gesetzt. Es ist die Bourgeoisie, welche im Jahre 1852 unter dem Namen der Ordnungspartei und unter dem Vorwande, die socialistischen Theorien zurückzuweisen, Frankreich in einen Despotismus verstrickt hat, welcher hundertmal schwerfälliger und erniedrigender ist als der erste. Denn dieser «torysme bourgeois», wie Guizot ihn nennt, hat die ritterlichen Traditionen des erstern nicht für sich. Der Despotismus der Bourgeoisie ist eifersüchtig, neidisch, knauserig, abhold jedem allzu glänzenden Lichte und jedem nur etwas über das Gewöhnliche erhabenen Aufschwung."

Der Schluß dieses ersten Kapitels lautet ziemlich trostlos: „Zwanzig Jahre der Corruption und einiger Monate des Schreckens bedurfte es, um diese auf ihre Intelligenz so stolze französische Nation herunterzubringen und sie in eine intellectuelle Knechtschaft zu versenken, welche der traurigsten Epochen ihrer Geschichte würdig ist. So nun sind der literarische Industrialismus, die Abwendung vom Idealen, die Käuflichkeit des Schriftthums, der allgemeine Verfall des sittlichen Bewußtseins, die Verkommenheit der Charaktere und Talente — alle diese Erscheinungen, wie man sie immer bei gesunkenen Nationen trifft, sind die Folgen der Fehler und Calamitäten, unter welchen Frankreich seit Anfang dieses Jahrhunderts zu leiden hat. Was aber dem gegenwärtig herrschenden Systeme ganz besonders eigen ist — und man muß dem Cäsar geben, was dem Cäsar gehört — das ist das allgemeine Mistrauen, welches den generösen und mittheilsamen Charakter der Franzosen so ganz verändert und ihn düster und egoistisch gemacht hat" u. s. w.

Der zweite Abschnitt oder Vortrag führt uns eine Menge Persönlichkeiten von europäischer Berühmtheit vor: Victor Hugo, Lamartine, Thiers, Cousin, Montalembert, Michelet, George Sand, Sainte-Beuve u. s. w. Der Verfasser bemerkt einmal in diesem Kapitel: „Das französische Volk ist ohne Mitleid für diejenigen, welche fallen, besonders wenn sie nicht mit Anstand zu fallen wissen. Davon haben wir ein trauriges Beispiel an dem reinsten und dem vielleicht größten französischen Dichter unserer Epoche." Der Verfasser spricht hier, wie man sich denken kann, von Lamartine.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich speciell mit der französischen Philosophie; doch bemerkt der Verfasser: „Vergebens würde man in Frankreich nach einem «philosophe pur», nach einem Philosophen von der Gattung Kant's, Fichte's oder Hegel's suchen, der die Idee ihrer selbst wegen anbetet und gänzlich in der Abstraction und in der Metaphysik lebt. Der französische Geist ist wesentlich concret." Ein andermal gibt er, aber wo nicht in unbedingt billigendem Sinne, zu, daß die Kühnheit der wissenschaftlichen Forschung in Deutschland alles hinter sich lasse, was man in Frankreich jemals zu träumen oder gar auszudrücken wagen würde. Die Franzosen besäßen kriegerischen Muth in hohem Grade, aber der intellectuelle fehle ihnen fast gänzlich; Männer wie Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, Gaspard Schmidt werde man in Frankreich nicht leicht treffen; nu

Lammenais und Proudhon hätten diese Verwegenheit besessen, namentlich der letztere, der Erfinder der drei berüchtigten Sätze: „La propriété, c'est le vol", „Le meilleur gouvernement, c'est l'anarchie" und „Dieu, c'est le mal". Man darf aber nicht vergessen, daß Proudhon ein Schüler und begeisterter Anhänger der deutschen Philosophie ist, in der er mit Recht oder Unrecht den ewigen Protest gegen allen weltlichen und kirchlichen Despotismus und Absolutismus erblickt.

Die neuern französischen Dichter werden in dem vierten Abschnitt beleuchtet, darunter der „admirable fabuliste" Lachambeaudie, welcher mit großem Glück die bei uns kaum noch angebaute Fabel wiederbelebt hat, wie denn überhaupt der Franzose auf literarischem und geistigem Gebiete lange nicht so neuerungssüchtig und wetterwendisch ist als der Deutsche und gern zu seinen altbeliebten Autoren wie Formen zurückkehrt. Und in der That ist es vielleicht nicht gerade die Gattung, welche Victor Hugo und seine Nachahmer vorzugsweise cultiviren, worin die französische Sprache ihren größten Reiz und der französische Geist seine größte Liebenswürdigkeit entfaltet. Im ganzen ist der Verfasser der Ansicht, daß die Poesie die Gesellschaft zu interessiren aufgehört habe und nicht mehr den literarischen Ehrenplatz wie in der ersten Zeit Ludwig Philipp's einnähme. Aehnlich behauptet er im fünften Abschnitt, der dem Roman gewidmet ist, daß der Idealismus, welcher dem „esprit positif et *froid* de l'époque" nicht mehr zusage, durch den Materialismus entthront worden sei und daß der Einfluß Balzac's auf der ganzen Linie denjenigen George Sand's geschlagen habe. Der Bourgeois vergnüge sich sogar vorzugsweise an der „biographie scandaleuse", an Coulissengeheimnissen, wie sie in den Memoiren der Rigolboche offenbart würden, an den „petits cancans" und den „petits mystères" dieser Damen.

Ein besonders interessanter Abschnitt ist der über das Theater, der sechste der Schrift. Hier lernen wir auch Octave Feuillet näher kennen, in dessen vielbelobtem Stücke „Rédemption" der Verfasser nicht wie andere einen Gegenstreich gegen das Demi-Monde-Theater, sondern vielmehr nur dessen Fortsetzung erblickt. Dennoch ist Octave Feuillet gegenwärtig unter die vierzig Unsterblichen der Akademie aufgenommen worden! Ueber Deutschland würde der Himmel, falls es einen hat, zusammenfallen — wenigstens würden unsere Gelehrten eine solche Katastrophe befürchten —, wenn einem dramatischen Dichter von noch größerm Verdienst und von noch unzweideutigerm Charakter als Feuillet je eine solche Ehre angethan würde. Die sittenlose Theaterfabrikation malt unser Verfasser mit scharfen Zügen, aber er weist auch auf so manche heilsame und sittliche Gegenbestrebungen hin, wie diejenigen Emile Augier's, der in seiner „Gabrielle" das Familienleben verherrlicht und sein Stück mit der schönen Sentenz schließt: „O père de famille, *ô poete*, je t'aime!"

An solchen feinen, zarten und adelichen Zügen, die fast wie poetisch angehaucht sind, fehlt es im einzelnen selbst solchen französischen Stücken nicht, welche ihrer Grundidee wegen vom sittlichen Standpunkt absolut verwerflich sind oder doch zweideutig erscheinen. Letzterer Art sind auch Marie Uchard's Stücke „Fiammina", „Le retour du mari" und „La seconde jeunesse". In der „Fiammina", in welcher Uchard bekanntlich seine ehelichen Verhältnisse der Oeffentlichkeit preisgegeben hat, haben selbst viele Deutsche, deren Moral durch zu häufigen und dabei unkritischen Bühnenbesuch erschüttert oder zur bloßen Theatermoral reducirt ist, der Himmel weiß, welche sittliche Tendenzen erblicken wollen. Wir haben gleich nach der ersten Darstellung des Stücks auf dem leipziger Stadttheater auf die geheimen moralischen Schäden dieses Stücks hingewiesen, und es freut uns, bei Reymond ganz dieselbe Ansicht ausgesprochen zu finden. Nach ihm vertritt Uchard den „réalism pur", er habe die „chronique scandaleuse des coulisses" in Scene gesetzt, und er bemerkt dann: „Bei Uchard sind es die Väter und Mütter, welche sich schmachvolle Fehltritte zu Schulden kommen lassen und dafür von den Söhnen zur Strafe gezogen werden. Trauriges Schauspiel, diese Stücke Uchard's! Sie stürzen alle moralischen Begriffe um und richten sich gegen das Allerheiligste, gegen die Religion, gegen die Würde der Familie." In Betreff der Stücke von Dumas dem Sohn bemerkt der Verfasser, daß Dumas die pariser Courtisanen in einem viel zu günstigen Lichte erscheinen lasse und daß man überhaupt die Pariserinnen für viel geistreicher zu halten pflege als sie seien.

Die letzten beiden Abschnitte der Reymond'schen Schrift beschäftigen sich mit der Kritik und dem Journalismus. Nicht sehr erklärlich und gerechtfertigt finden wir des Verfassers Polemik gegen die Revuen, die seiner Ansicht nach nur oberflächliche Ideen verbreiten sollen. Doch wollen wir auf diesen Punkt hier nicht weiter eingehen, sondern nur erwähnen, daß, wie Reymond versichert, die „Revue des deux mondes", die einzige, welche wirkliches und dauerndes Glück gemacht, niemals so im Flor gewesen sei als jetzt und, wie es heiße, in nicht weniger als 12000 Exemplaren abgezogen werde. Könnte sich in Deutschland, das sich seiner literarischen Bildung so selbstgefällig rühmt, eine Revue von ganz gleichem Werth je auf einen solchen Absatz Rechnung machen? Was die politische Tagespresse betrifft, so liegt diese, nach Reymond's Behauptung, gänzlich darnieder; das „fait accompli" und „fait brutal" seien für sie die einzige Autorität, und so sei es gekommen, daß gegenwärtig die in Frankreich gelesensten Zeitungen ausländische seien: die „Times", die augsburger „Allgemeine Zeitung", die „Kölnische Zeitung", die „Nationalzeitung", vor allen aber die „Indépendence belge".

Obschon nun der Verfasser in diesem abfälligen Sinne von den Revuen und Zeitungen spricht, so nimmt er sich doch an einer andern Stelle der Journalisten gegen einen Ausfall der Frau von Girardin (in deren Lustspiel „Die Journalisten") aufs lebhafteste an. „Man möge wissen", sagt er, „daß die Journalisten besser sind, als ihr Ruf, daß ihre Aufgabe, richtig verstanden, eine der schönsten ist, welche dem Menschen in der Gesellschaft zu erfüllen zugetheilt wurde und daß sie mit einigen schmachvollen Ausnahmen, die namentlich der herrschenden Bourgeoisie angehören, in Gemeinschaft mit dem Volke und den Künstlern eine der ehrenhaftesten Klassen bilden, die noch in Frankreich existiren."

Das Gemälde, das der Verfasser vor uns aufrollt, ist ein im ganzen sehr trauriges, aber er verzweifelt darum an Frankreich nicht, der französische Geist sei noch nicht erloschen, er sei immer noch der thätigste und productivste in Europa, wenn nicht gar „le plus substantiel et le plus sérieux", eine Ansicht übrigens, die Proudhon, mit welchem der Verfasser sonst in so vielem übereinstimmt, zu theilen keineswegs geneigt ist. Der Realismus scheint dem Verfasser eine Rückkehr zur Natur anzukündigen und dazu bestimmt zu sein, einem neuen Ideal zur Basis zu dienen. Diese Anerkennung des Realismus gegen den Schluß des Buchs scheint mit den sonst ausgesprochenen Ansichten des Verfassers in einigem Widerspruch zu stehen; es ist aber klar, daß er hier unter Realismus nicht den Materialismus, nicht den absoluten Realismus oder den „réalisme pur" versteht, wie er eine verderbliche rohe Ausartung des Realismus früher genannt und bekämpft hat.

H. M.

Poetische Uebersetzungen.

1. Marie de France, poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen, übersetzt von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 1862. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Diese Lais oder poetischen Erzählungen aus dem 13. Jahrhundert, deren Stoff den walisisch-bretonischen Sagen entnommen ist, sind sowol hinsichtlich ihres poetischen Werthes wie auch selbst in sittengeschichtlicher Beziehung beachtungswerth und verdienen nicht allein von Literarhistorikern von Fach, sondern auch von allen Freunden der mittelalterlichen Dichtung gekannt zu sein. Wir haben sie mit großer Befriedigung gelesen und in der Verfasserin, die nur unter dem Namen Marie von Frank-

reich bekannt ist, eine außerordentlich begabte Dichterin kennen gelernt. Ihre Lais zeichnen sich, wie der deutsche Uebersetzer sehr richtig bemerkt, nicht allein durch einheitliche Handlung, durch anmuthige oder merkwürdige Begebenheiten, durch ein tiefer gehendes psychologisches Interesse vortheilhaft aus, sondern auch durch die künstlerische Durchbildung des Stoffs, welche keine Lücken, keine Räthsel duldet, durch eine libevolle Versenkung in die Gemüthswelt, eine feine Dialektik der Leidenschaft, ein episches Behagen der Erzählung ohne Geschwätzigkeit und zugleich durch Klarheit und Gewandtheit der Sprache. Es ließe sich noch vieles zu Gunsten dieser köstlichen Dichtungen sagen, doch mag es hiermit sein Bewenden haben und mögen sie der Gunst der Leser empfohlen sein.

2. Die Balalaika. Russische Volkslieder, gesammelt und ins Deutsche übertragen von Julius Altmann. Berlin, F. Schneider. 1862. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Inwieweit diese Dichtungen wirklich naturwüchsige Volkslieder und keine künstlich nachgebildeten sind, können wir hier natürlich nicht untersuchen. Viele allerdings finden sich darunter, die wir nach unserm deutschen Geschmack nicht als Volkslieder betrachten würden. Es war aber auch nicht die Aufgabe des Sammlers und Uebersetzers, hier kritisch zu verfahren und eine Sichtung vorzunehmen; es würde dies außerdem, ungeachtet seiner genauen Kenntniß der russischen Sprache und Verhältnisse, kaum möglich gewesen, da ein solches Auseinanderhalten selbst in Betreff der deutschen naturwüchsigen und künstlich gemachten Volkslieder seine Schwierigkeit haben würde und in Rußland Volksgesang und Kunstpoesie überhaupt nur schwer zu trennen sind. Wir wissen es Altmann, der sich schon durch seine „Wüstenharfe", eine Sammlung arabischer Volkslieder, bekannt gemacht hat, indessen Dank, daß er uns mit diesen russischen Volksliedern, in denen wir das ganze Sein und Denken der russischen Nation wie in einem Spiegel erschauen, beschenkt hat. Es finden sich außerordentlich zarte und liebliche Dichtungen darunter.

3. Preußischer Almanach. Sechster Jahrgang. Herausgegeben von dem Literarischen Kränzchen in Königsberg. Berlin, Gselhaar. 1863. 8. 1 Thlr.

Diesen „Preußischen Almanach" haben wir deshalb den „Uebersetzungen" eingereiht, weil die darin vorkommenden Uebertragungen sowie auch die prosaischen Aufsätze das Beste sind. Die Originalgedichte erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Der Merkwürdigkeit wegen wollen wir eins der besten Gedichte: „Recept zur Heiterkeit", erwähnen, weil dessen Verfasserin die verstorbene Herzogin von Orléans ist. Der dramatische Scherz: „Er weint", von Georg Füllborn ist matt, und würde auf der Bühne ohne allen Eindruck sein. Werthvoll aber sind die prosaischen Aufsätze von Erhard Hagen: „Das griechische Theater" und „Ueber Goethe's Braut von Korinth", die Proben aus Sadi's „Rosengarten", von Nesselmann, sowie auch einige sehr gut übertragene Horazische Oden in dem Versmaße des Originals von Karl Hecker. Als eine ausgezeichnete Uebersetzung erwähnen wir schließlich noch die mit H. unterschriebene des alten Burschenliedes „Gaudeamus igitur", dessen erste Strophe hier einen Platz finden mag:

> Laßt uns also fröhlich sein,
> Weil wir jung und munter!
> Nach der Jugend frohen Tagen,
> Nach des trüben Alters Plagen
> Geht's ins Grab hinunter.

4. Echoklänge aus Venusia. Horazische Dichtungen in deutscher Liederform. Als Anhang: Nachahmungen und Gegenstücke. Von Adelbert Herrmann. Celle, Schulze. 1862. Gr. 16. 22½ Ngr.

Wer die Gedichte des Horaz selbst in der Uebersetzung vollständig verstehen will, muß classische Studien gemacht haben und mit der römischen Geschichte und Sittengeschichte, sowie auch mit der Götterlehre vertraut sein. Ein Uneingeweihter wird diesen Genuß ohne einen ausführlichen Commentar entbehren müssen. Herrmann hat nun den Versuch gemacht, diese römischen Gedichte dadurch volksthümlich und für jedermann zugänglich zu machen, daß er sie größtentheils in deutscher Liederform, also in Reimen übertragen hat. Dieser Versuch mußte aber dem besten Uebersetzer mislingen, weil der Kenner des Horaz den alten Dichter in dieser Form kaum wieder erkennen wird und dem mit der lateinischen Sprache nicht bekannten Leser die Schönheiten der Horazischen Dichtung doppelt verborgen bleiben, indem ein großer Reiz gerade in dem antiken Versmaße und der vollendeten Form dieses Lieblingsdichters der Gelehrten liegt. Dazu kommt noch, daß ein Horazisches Gedicht in deutscher, neuzeitiger Liederform dem Nichtkenner der römischen Sprache wegen der unzähligen Namen römischer und mythologischer Personen, die der lateinischen Sprache vollkommen angepaßt erscheinen, doppelt störend, unverständlich und also langweilig werden muß. Unter allen alten classischen Dichtern eignet sich Horaz vielleicht am wenigsten zur Uebersetzung. Nun müssen wir leider auch noch hinzufügen, daß diese Uebertragung als solche gänzlich mislungen ist. Sie ist ohne allen dichterischen Schwung, über alle Begriffe steif und ungenießbar. Zur Bestätigung unsers Urtheils hier nur folgende Probe:

> Und ließest du dreihundert Stiere bluten
> Zur Sühnung Pluto's, so viel Tage gehn,
> Des ungerührten, der mit schwarzen Fluten
> Den Geryon, in dem drei Leiber stehn,
>
> Und Tityos bannt. Wir müssen alle, alle
> Sie einst beschiffen, die die Erde nährt,
> Ob uns gepurpurt sieht die Königshalle
> Ob uns der dürft'ge Bauernrock beschwert.

5. Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold. Stuttgart, Cotta. 1862. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Es wird uns in diesen Uebersetzungen eine klare Uebersicht über die neuen und neuesten französischen Lyriker geboten, unter denen wir Béranger, Victor Hugo, Alfred de Vigny und Alfred de Musset obenan stellen. Im ganzen sind 39 Dichter vertreten. Die Auswahl ist ebenso geschmackvoll wie die Uebertragung vortrefflich. Nur bedauern wir, daß die einzelnen Dichtungen nicht wenigstens mit den Anfangsbuchstaben der Uebersetzer bezeichnet sind.

6. Melanchthon's Gedichte, ausgewählt und übersetzt von Christian Oberhey. Halle, Mühlmann. 1862. 16. 15 Ngr.

Es ist kein unwesentlicher Beitrag zur Vermehrung unserer Liebe und Hochschätzung für den liebenswürdigen Melanchthon, und sogar zur Vervollständigung unserer Bekanntschaft mit ihm durchaus nöthig, daß wir seine Thätigkeit nach allen Seiten hin, und wie hier, als Dichter kennen lernen. Es wird manchen überraschen, in dem Mitkämpfer Luther's auch einem Dichter von echt deutscher Gesinnung zu begegnen, dessen Dichtungen in ihrer Einfachheit, Klarheit und Kraft den besten poetischen Erzeugnissen der Reformationszeit an die Seite zu setzen sind. Der Uebersetzer hat eine glückliche Auswahl getroffen und die Gedichte nach denjenigen Grundsätzen übertragen, „welche durch Gravenhorst in der Vorrede seines «Griechischen Theaters» für deutsche Leser empfohlen und vertheidigt worden", also „nach den Gesetzen der heimischen Sprache und Poesie". Und dies war, nach unserer Meinung, auch der einzig richtige Weg, die Gedichte zum Eigenthum der größern Mehrzahl des Volks zu machen. Daß es Oberhey gelungen ist, seinen Zweck zu erreichen, ist uns eine angenehme Pflicht, hiermit auszusprechen. Man merkt den Gedichten, die sich wie deutsche Urgedichte lesen, in keiner Zeile die Uebersetzung an. Sie sind sehr hübsch, und wir wählen als Beispiel eins der kürzesten aus:

An Luther's Sohn Johannes.

(In dessen Tacitus.)

Wonnig ist es, sich zu senken
In der Heimat ferne Zeit,
Und die Seele hinzulenken
Auf der Väter Tapferkeit.

Laß zum Eifer dich ermahnen,
Der du eines Helden Sohn,
Und beschaue deutscher Ahnen
Streitermuth als Knabe schon.

Sieh zurück auf jene Tage,
Wo sich Hermann's Schwert erhob,
Und nach einem Riesenschlage
Unsrer Feinde Joch zerstob.

So gebührt sich, einzusetzen
Alles für das gute Recht,
Wenn dies Kleinod zu verletzen
Sich der Uebermuth erfrecht.

Wär' ein Hermann vom Geschicke
Deinem Vater beigesellt,
Würde jetzt mit gleichem Glücke
Unsrer Dränger Macht zerschellt.

Wilhelm Andreä.

Notiz.

Deutsche Bühnenstücke in den skandinavischen Ländern.

Schon früher haben wir gelegentlich hervorgehoben, daß man gegenwärtig über die skandinavischen Literaturen, die so viel aus der unserigen schöpfen und mit der unserigen so manche Verwandtschaft haben, aus deutschen Blättern sehr wenig mehr erfahre, und daß man sich in dieser Hinsicht an ein Theater- und Kunstblatt, nämlich an die in Wien erscheinenden „Recensionen" wenden müsse, indem dieses Blatt ziemlich regelmäßige Literatur- und Theaterberichte aus Stockholm, Christiania und Kopenhagen bringe. Es erscheint bemerkenswerth, daß namentlich die kleinern Theater in Stockholm etwa so von der deutschen Bühnenproduction zehren, wie manche deutsche Bühnen von der französischen, und diese Zuneigung für deutsche Poesie scheint um so erklärlicher, da selbst Prinz Oskar, der Bruder des jetzigen Königs, ein Verehrer deutscher Poesie ist und sich durch gelungene schwedische Uebersetzungen von Herder's „Cid" und Goethe's „Tasso" einen sehr geehrten literarischen Namen erworben hat. Auf dem großen Theater kamen in jüngster Zeit zur Aufführung: Friedrich Halm's auch in Kopenhagen aufgeführte Tragödie „Der Fechter von Ravenna", die gut dargestellt und vom Publikum sehr günstig aufgenommen wurde, auf dem Mindre Theatern (bis vor kurzem Privatunternehmen, jetzt aber vom Könige käuflich an sich gebracht) Schiller's „Don Carlos" in der Uebersetzung von Hermann Bjursten, Heinrich von Kleist's „Käthchen von Heilbron", Roderich Benedix' „Störenfried", Brachvogel's „Narciß" und Blum's Lustspiel „Der Ball zu Ellerbrunn"; auf dem Södra Theatern, das überhaupt sein Repertoire meist mit deutschen Stücken versorgt, unter andern Roderich Benedix' Lustspiel „Das Lügen" (unter dem Titel „Faran af att ljuga", d. h. „Die Gefahr des Lügens"), Angely's altes Stück „List und Phlegma", Raupach's „Schleichhändler", die berliner Possen „Einer von unsre Leut'" und „Berlin, wie es weint und lacht" in lokalisirten Bearbeitungen u. s. w. In Betreff der Aufführung des „Don Carlos" bemerkt der Correspondent: „Ueber «Don Carlos» sagt das angesehenste schwedische Blatt: «Höhere und schönere Gedanken hat wol noch nie ein Dramatiker auf die Lippen der Schauspieler gelegt, und der Künstler muß wenig künstlerischen Geist haben, der sich nicht davon gehoben und begeistert fühlt.» Daß andere Kritiker die großen Schwächen des Stücks hervorheben, ist um so weniger zu verwundern, da jeder nicht Kritiklose sie in Deutschland ebenso gut kennt, und es wäre unberechtigt, solches einer Ungerechtigkeit gegen das Deutschthum zuschreiben zu wollen." Kleist's „Käthchen von Heilbronn", nach der Laube'schen Bearbeitung aufgeführt, fand als Stück bei der Kritik manchen Tadel, „indem man namentlich das Verhältniß Käthchen's zu Wetter von Strahl nur als in einer Ballade erträglich finden wollte", während ihm die einfache naive Darstellung des Käthchen durch Fr. Kimnason bei der Aufführung „alle Herzen gewann". Von einer Aufführung des „Freischütz" „nahm die schwedische Presse Anlaß, den Tod Uhland's als letzten Repräsentanten der schönen Zeit jener eigenthümlich «walddustigen» Poesie Deutschlands zu beklagen, nicht ohne zugleich die Bemerkung beizufügen, „daß jetzt leider der deutsch-dänische Streit und die gegen die dänische Brudernation gerichteten Schmähungen die Schweden bitter gegen Deutschland stimmen". Endlich erfahren wir aus der wegen der Mannichfaltigkeit ihres Inhalts empfehlenswerthen Zeitschrift „Ueber Land und Meer", daß in letzter Zeit in Stockholm auch Lessing's „Nathan der Weise" aufgeführt wurde und das Interesse des gebildeten Publikums „in hohem Grade" in Anspruch nahm. Auch die Theater in Christiania, nämlich das Stadttheater, wo man reines Schriftdänisch spricht, und das mehr nationale norwegische Theater versorgen ihr Repertoire stark mit deutschen Stücken; so brachte jenes Deinhardstein's „Hans Sachs", Contessa's Lustspiel „Ich bin mein Bruder" und Kaiser's Posse „Stadt und Land", und dieses „Graf Waldemar" von G. Freytag, das Benedix'sche Lustspiel „Das Gefängniß" u. s. w. zur Aufführung. Die Universität Jena möchten wir auf folgende, den betreffenden Professoren vielleicht nicht zu Gesicht gekommene Mittheilung der „Recensionen" aufmerksam machen: „Auf der Denktafel, welche die Universität Jena zur funfzigjährigen Stiftungsfeier der norwegischen Universität nach Christiania schickte, fand sich ein grober historischer Schnitzer, und darüber brachen die Norweger in tief beleidigtes Staunen aus. «Nicht einmal Gelehrte von Fach kennen unsere Geschichte», hieß es, «und das ist die gepriesene Gründlichkeit der Deutschen.»" Welcher Art dieser historische Schnitzer war, wird leider vom Correspondenten nicht mitgetheilt. **H. M.**

Bibliographie.

Baudissin, Graf A., Schleswig-Holsteinische Soldatengeschichten. Hannover, C. Rümpler. 8. 10 Ngr.

Bloch, E., Bluetten. Berlin, Lassar. 8. 1 Thlr.

Erlebnisse und interessante Begebenheiten eines Deutschen in englischen, römischen, garibaldischen, neapolitanischen und französischen Kriegsdiensten. Genau nach den geführten Tagebüchern bearbeitet und herausgegeben von J. R. Augsburg. 8. 15 Ngr.

Ernst August-Album. Hannover, Klindworth. Gr. 4. 4 Thlr.

Flaubert, G., Salambo. Autorisirte Uebersetzung. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frühblumen aus Tirol. Gedichte von L. von Hörmann, Angelica, H. von Vintler und J. C. Waldfreund. Innsbruck. 16. 16 Ngr.

Krause, C., Euricius Cordus. Eine biographische Skizze aus der Reformationszeit. Hanau, König. Gr. 8. 16 Ngr.

Meerheimb, R. v., Trutz Dänemark und Kopenhagen! Das Heldenlied vom König, der auf einer Brücke über's Meer nach Kopenhagen zog. Dresden, Meinhold u. Söhne. 16. 5 Ngr.

Schrader, A., Garten und Wald. Kleine Romane. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Waldeck, R., Tegnér's Stellung zur Theologie und Philosophie sowie zu den religiösen Richtungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 30. April 1863.

Inhalt: Erinnerungen eines Burschenschafters. Von Emil Müller-Samswegen. — Zur Geschichte der modernen Mystik. — Novellen, Erzählungen und Skizzen. — Aeltere Reformversuche in der orientalischen Kirche. — Notizen. (Schnitzer deutscher Autoren und gelehrten Gesellschaften; Uhland's Abhandlung „Zur Geschichte des Freischießen".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Erinnerungen eines Burschenschafters.

Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Zwei Bände. Berlin, F. Duncker. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wahrlich wir glaubten nicht, die geehrte Redaction habe sich einen guten Anwalt ausgewählt, als sie gerade uns zum Besprecher des angezeigten Werks bestimmte. Wir fürchteten nämlich, offen sei es ausgesprochen, uns von Anfang an gegen Ruge oppositionell stellen zu müssen. Wir fürchteten, alles, was er uns erzählte, und wenn es auch aus dem Knaben- und frühesten Kindesalter wäre, würde Ausfluß einer politisirenden, trocken philosophirenden Reflexion sein. Da schlugen wir den ersten Band auf: wir lasen, wir lasen immer weiter. Unser Gesicht nahm den Ausdruck freudigster Enttäuschung an. „Das ist ja herrlich erzählt, ohne alle Selbstbespiegelung, so einfach, so naiv, so kindlich! Auch gar nichts von der gefürchteten Reflexion, die in das Thun und Treiben des Knaben schon eine lebenssatte, souveraine Weltweisheit hätte legen können." Und gleich hätten auch wir aus unserm Leben so schlicht und fesselnd plaudern mögen.

Zunächst also den ersten Band. Arnold Ruge beginnt mit seinen frühesten Kindeserinnerungen. Wenn etwas an der Form seiner Aufzeichnungen anfänglich vielleicht störend sein sollte, so ist es die Theilung des Materials nicht etwa in Kapitel und Abschnitte, aber gewiß die Theilung in Paragraphen. Doch gewöhnt man sich bald an diese Eigenheit des philosophirenden Schriftstellers, und es gewinnt dadurch eine an sich oft unbedeutende Mittheilung einen frischer im Gedächtniß des Lesers haftenden Werth.

Der erste Band enthält die Abschnitte: „Kindheit", „Wilde Zeit", „Schulzeit". Die erste Erinnerung des Kindes Arnold war der Besuch bei der Heerde, ein Ausflug im Kinderwagen zur „Rinderheerde am Weideberge zu Bismitz auf Jasmund an der Ostküste der Insel Rügen". Welche Bedeutung besitzen nicht die Thiere für die Kinder! Gar zu gern wirft das Kind sich weg, um einmal aus vollem Herzen ein Thier zu sein. Das Kind beneidet wol das Thier sogar um einzelne scheinbare Vorzüge. So kam Arnold Ruge einmal mit einem Knaben von etwa neun Jahren zu einer ernsthaften alten Dame, die ein Pinscherhündchen hielt. Der Knabe nahm großen Theil an dem Hunde, und die Alte gab ihm einige Bissen, ihn zu füttern. Das muntere Thier stellte sich vor seinem Wohlthäter auf und wedelte erwartungsvoll mit dem Schwanze. „Ach", rief der Knabe aus, „hätt' ich doch auch so einen Schwanz zum Wedeln!" So sehr gefiel ihm dieser ausdrucksvolle Pinscherschwanz. Die Alte aber wußte sich vor Lachen nicht zu lassen.

Nächst den Thieren war es das Meer, das sich unauslöschlich in das Gedächtniß des Kindes einprägte. See und Schiffahrt spielten eine große Rolle in Arnold's Phantasie. Wirkliche Schiffahrt erlaubte der steinige Meeresgrund an Rügens Küste nicht, um so mehr wurde die Phantasie durch ferne Segel und ferne Küsten angeregt.

> Die Ostsee ist klarer als der Kanal an der englischen Küste, etwa den Solent bei der Insel Wight ausgenommen. Nur das Mittelländische Meer übertrifft sie an schöner Bläue und reinem Horizont. Aber die goldenen Schiffe und die glühenden Ufer der Heimat fehlten mir, so oft mich auch in Genua, in Spezzia, in Neapel und Salerno seine lieblichen Buchten entzückten.

Große Ereignisse waren der Schiffbruch eines von Gothenburg kommenden, nach Stralsund mit Eisen bestimmten Schiffs am 30. December 1812, dann der Anblick der englischen Flotte, welche ein Scheingefecht aufführte, dann die Verbrennung von 13 auf den Strand gerathenen Kauffahrern durch die eigene Mannschaft, damit sie nicht den Franzosen als Beute in die Hände fielen, endlich die Einkehr eines englischen Kapitäns in das Ruge'sche Haus, vor dem sich Arnold versteckte, weil er fürchtete, von ihm mitgenommen zu werden. Die Franzosen hatten nun wol auf Rügen wenig zu suchen, aber sie kamen doch nach Rügen, ja sie waren auf Rügen, so weit Arnold's Erinnerung zurückreichte. Eines Tags hatte Frau Ruge für einen der einquartierten Franzosen eine Suppe gekocht, die sich der Soldat selbst versalzen hatte. Nichtsdestoweniger ging er zornig auf Frau Ruge zu und schlug sie mit einer Gerte auf den Arm. Die resolute Frau entschloß sich schnell, hob den Besenstiel auf und

schlug den Frevler nieder. Da gab es große Aufregung, indeß Frau Ruge sagte: „Laßt ihn liegen, er wird schon wieder aufstehen.“ Und richtig stand der Franzose wieder auf, aber um sich beschwerend an den eine halbe Meile entfernt wohnenden Hauptmann zu wenden. Der Hauptmann untersuchte den Fall, versetzte den Soldaten in ein anderes Quartier und wurde im Ruge'schen Hause ein beliebter Gast. Zu Frau Ruge sagte er: „Ihm (dem Soldaten) ist vollkommen recht geschehen. Aber Sie sind furchtbar in Ihrem Zorne, verehrte Frau. Wahrlich, wir hätten die Ostsee nie erblickt, wenn die ganze Nation unsern Angriff so erwidert hätte, wie Sie heute morgen den Frevel dieses Menschen.“

Hinterdrein ging die ganze Ruge'sche Schäferei in Flammen auf und man munkelte der Brandstiftung wegen auf den Soldaten. Beinahe noch unglücklicher wäre es dem Vater Ruge, der von den Franzosen über die Futter- und Fuhrenlieferungen gesetzt war, mit den fehlenden Kaleschen gegangen. Die Herren Offiziere verlangten nämlich für ihre Reisen Kaleschen und nicht mehr Leiterwagen mit Strohsäcken, wie sie auf Rügen gäng und gebe waren. Vater Ruge erörterte vergeblich, es gäbe auf ganz Rügen nur eine alte Kutsche; die Franzosen nahmen das als schlechten Scherz und arretirten ihn, um ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Indeß der Commandant auf Schloß Spieker erwies sich als gentiler Offizier; als Vater Ruge versprochen hatte, über die Strohsäcke der Leiterwagen wollene Decken legen zu lassen, beruhigten sich die Herren Franzosen.

Es kam der große Feldzug nach Rußland, die Franzosen marschirten ab, um auf den Eisfeldern Rußlands von einer großen Armee zu einer noch größern zu avanciren. Da vergnügte man sich auf Rügen mit Freudenfeuern, und nicht lange hinterher ward der Landsturm organisirt. Der Großknecht und Zimmermann Niklas Pens mußte die Musterlanze verfertigen, und er wollte um alles in der Welt gern in der Mitte des Schafts einen Zapfen anbringen, damit „einem die Franzosen nicht auf die Hände kämen“. Uebrigens, dessen erinnert sich Arnold sehr wohl, waren die Franzosen auf Rügen nie tyrannisch und grausam gewesen, ja sie hatten einen bessern Ruf als die Baiern, Hessen u. s. w. Was für sie spricht: sie reformirten, wo es nur möglich war. So stürzten sie auf dem Markte zu Bergen den „Kaak“, den Schandpfahl um und wollten das Auspeitschen der Diebe nicht länger erlauben. Rügen war bekanntlich bis in unser Jahrhundert hinein schwedisch. Nachgerade lag die hergebrachte Sitte und das hergebrachte Recht wie ein Alp auf Rügen und Vorpommern. Die Franzosen erschienen da wirklich als Reformatoren. Aber der Deutsche trennt sich nun einmal von dem alten Schlechten nur mit größtem Ueberwinden. Das sollte selbst Vater Ruge erleben, als er im Auftrage des Grafen Brahe auf dessen Gütern die Hof- und Frondienste der Kossathen und Halbbauern aufheben wollte. Aber die Kossathen und Bauern mochten nichts von solcher Befreiung wissen, sie fürchteten dabei eine Hinterlist und wollten bleiben, was sie gewesen seien, also abhängig vom Grafen Brahe. „Diejenigen, welche mir schuld geben“, bemerkt der Verfasser dazu, „ich hätte den Deutschen immer zu viel zugetraut, wissen nicht, wie früh ich ihr Talent, sich ihren Befreiern zu widersetzen, kennen gelernt.“ Was wunder daher, daß die Schweden, als sie wieder ins Land, diesmal unter Bernadotte, kamen, mit dem größten Jubel begrüßt wurden.

Der Verfasser schließt daran den zweiten Abschnitt: „Wilde Zeit.“ Wir dispensiren uns von dessen specieller Besprechung, da sich die Jungenstreiche unendlich schön schreiben und lesen lassen, sich aber doch der Kritik fast ganz entziehen. Das sehen wir und deß freuen wir uns; Arnold hat eine romantisch-wilde Knabenzeit wirklich genossen, wie alle auf dem Lande Geborenen. Was entbehrt doch ein städtisches Kind, dessen wilde Zeit meist am Rinnsteine der nächsten Straße endet! Wie muß doch ein städtisches Kind unseren Arnold beneiden, wenn es von seinen Streichen mit den Pferden und Gänsen, mit den Schweinen und Ratten, mit den Hasen und Füchsen hört! Aber wie muß sich dies städtische Kind vor Arnold zugleich aufblähen, vor diesem Arnold, der als Knabe das Tanzen eine Tollheit genannt hat!

Der wilden Zeit entgegen steht die „Schulzeit“. Der Verfasser hat bei den vorigen wie auch bei den Mittheilungen dieser Zeit selbstgeständlich die Ordnung der Zeit nicht genau eingehalten, was auch nebenbei gesagt nichts thut. Die Erinnerungen der Schulzeit theilen sich zwischen Bergen auf Rügen, zwischen Langenhanshagen in Pommern und zwischen Stralsund. In seinem neunten Lebensjahre (1811) kam Arnold in die Schule des Cantors Dammas zu Bergen. Allzu gelehrt, das muß man ja nicht glauben, war unser Arnold von Haus aus nicht. Er ist es zwar später geworden, und mit welchem Erfolge ist er es geworden! Damals aber, beim Cantor Dammas saß er zunächst ganz unten an der Thür. Und auf die Frage: „Kennst du die Edelsteine?“ antwortete er einfältiglich: „Es gibt nur einen, das ist der Bernstein.“ Indeß sein Ehrgefühl wuchs sehr schnell, und er nahm sich vor, alles das zu wissen, was Cantor Dammas wüßte, dann würde sein Vater gewiß zufrieden sein. In der That, wir wollen der Welt diese Thatsache nicht verschweigen, soweit wie Cantor Dammas hat es unser Arnold denn auch richtig gebracht. Nun geschah es aber, daß aus dem Schulhause zu Bergen ein Krankenhaus für die Franzosen gemacht wurde. Cantor Dammas mußte mit seinen Zöglingen zuerst ins Jungfernkloster und von da in die Kirche wandern. Hier fraßen die Kirchenmäuse die Schulvorschriften an, der kalte Fußboden erzielte einen allgemeinen Keuchhusten, auf Einspruch der Aerzte wurde die Schule ganz geschlossen. Als sie 1814 wieder aufgenommen werden sollte, meinte Vater Ruge, die Sache müsse jetzt ernstlicher angefangen werden: Arnold kam daher zum Pastor Eildemeister nach Langenhanshagen in Pommern. Das Dorf liegt vier Meilen hinter Stralsund, eine starke Meile von Barth. Vater Ruge brachte selbst seinen Arnold nach Langenhanshagen. Dem Arnold

wurde das Herz beim Abschiede vom Vater entsetzlich schwer. Aber er gewöhnte sich bald an die neue Pension. Nur die Gelehrsamkeit seiner Altersgenossen machte ihn bedenklich. Arnold mußte im Latein und Französisch von vorn beginnen. Das Ehrgefühl stachelte ihn. Er kaufte einem Mitschüler den Bröder ab (mögen alle neun Musen die alte, einst berühmte lateinische Grammatik in selige Ruhe einwiegen!) und studirte aufs eifrigste. Auch Döring's Uebungen zum Uebersetzen verschaffte er sich und übersetzte meist zur Nachtzeit bei dem Herrn Pastor leider wegstibitzten Lichtstümpfen das ganze Buch. Die Reinschrift der Uebersetzung legte er dem gestrengen Herrn eines Tags zur Prüfung vor. Der aber war davon anfänglich gar nicht erbaut, er schalt Arnold einen hochmüthigen Knaben, der dies nur gethan, um die andern weit hinter sich zu lassen. Indeß der Gestrenge hatte auch freundlichere Worte, als er die tadellose Arbeit näher angesehen. Arnold wurde mit dem großen Worte: „Ich bin zufrieden", beglückt.

Mit einem Fuße stand Arnold noch immer in den Kinderschuhen, also bildeten auch in Langenhanshagen Knabenspiele und Knabenbelustigungen die Abwechselung nach den ernstlichern Stunden. Arnold befand sich dort sehr wohl.

Die Thätigkeit unsers Lehrers war eine unausgesetzte. Des Morgens vor der Schule, wenn wir uns vorbereiteten, schrieb er seine Briefe und betrieb seine Arbeiten in unserer Gegenwart. Die ganze Woche unterrichtete er uns nach einem wohlüberlegten Plane, und Sonntags predigte er zuerst in unserer Dorfkirche und dann in der Kirche zu Schlemin; und zu jedem Sonntage setzte er eine neue Predigt auf, er predigte nie aus dem Stegreif. Ausflüge mit uns in die Umgegend und das Lesen der Alten waren seine Erholungen. Selten hatten wir eine Gesellschaft oder machten einen Besuch bei Nachbarn oder zum Scheibenschießen in Barth. Unsere Colonie genügte sich im wesentlichen selbst.

Der Umsturz des Bestehenden waren die Tanzstunden, zu denen ein Meister aus Stralsund, Wendt geheißen, verschrieben ward. Am Geburtstag des Pastors Gildemeister geschah es, daß wol selbst der würdige Herr ein Tänzchen wagte. Bei einer dieser Gelegenheiten erhielt Arnold aus den Händen des Pastors als Tänzerin ein junges schönes Mädchen, Karoline geheißen. Dies war die Schwester seines Freundes Karl. Arnold wird sich wol in seine Tänzerin, obgleich sie etwas älter als er war, schwärmerisch verliebt haben, worüber wir herzlich gern etwas durch die Finger sehen. Das Schicksal dieser Karoline entschied sich indessen eigen. Sie war die Tochter eines Pfarrers und verliebte sich — in den Knecht ihres Vaters. Die Geschichte wurde, wie das die Welt nennt, zum Skandal. Am bittersten war gegen eine etwaige Verheirathung der beiden Karl, der Bruder der Karoline. Indeß dem Muthigen gehört die Welt: so wußte Karoline alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Sie heirathete den ehemaligen Knecht der Pfarre und soll den Entschluß nie bereut haben. Wohl ihr, wenn nie!

Im Jahre 1817 wurde Pommern und Rügen von Schweden an Preußen abgetreten. Im allgemeinen war die Stimmung dem Wechsel günstig, denn es hieß, nun kommen wir doch wieder zu Deutschland. Doch weder die Kaufleute noch die Beamten theilten diese Zufriedenheit, denn es war sehr zweifelhaft, wie der Handel unter der neuen Flagge gehen werde, und die Beamten wußten nicht, ob nicht alle alten Misbräuche von den Preußen abgeschafft werden würden. Bei der Huldigung brachte es daher ein Sprecher dieser schwedischen Partei so weit im Ausdruck ihrer Gefühle, daß er sagte: „Wir freuen uns aufrichtig, nach mehr als zweihundert Jahren wieder an eine deutsche Macht zurückzufallen; aber schwarzer Undank würde es sein, wollten wir all der Segnungen vergessen, die wir unter schwedischem Scepter genossen, er war ein milder und Wohlstand erzeugender."

So war denn Arnold Ruge ein Preuße geworden. Unterdeß war die Lehrzeit beim Pastor Gildemeister beendet. Es kam Ostern 1818, Arnold sollte in der Prima des stralsunder Gymnasiums Aufnahme finden. Obgleich erst 16 Jahre alt, fand er sie auch nach kurzer Prüfung. Der Ton in dieser Prima hat uns, offen gestanden, in Verwunderung gesetzt. Wir glauben zwar, Arnold Ruge betont die Schülerschwänke absichtlich, um dagegen im zweiten Bande den Ernst der burschenschaftlichen Bestrebungen desto schärfer hervortreten zu lassen; allein der Ton dieser stralsunder Prima scheint uns denn doch etwas zu tertianerhaft. Das sind die Folgen, wenn die Lehrer eines Gymnasiums eine gewisse Ehre darin suchen, in der Prima lauter Sechzehn- und Siebzehnjährige anstatt Zwanzigjährige sitzen zu haben. Nur eine dieser Primanerdummheiten (der Verfasser nennt sie ja selbst Dummheiten) wollen wir mittheilen. Der Commandant von Stralsund, General Engelbrecht, war gestorben. Sämmtliche 30 Primaner faßten den Entschluß, dies wichtige Ereigniß beim Eintritt in die Klasse einer nach dem andern dem Rector der Schule mitzutheilen und zwar immer mit einer andern Wendung. Die Ausdrücke „crepiren" und „verrecken" nahm nun freilich keiner dieser Helden auf sich; aber „flöten gehen", „ins Gras beißen", „alle Viere von sich strecken", „abrutschen" ließen doch einige den alten General Engelbrecht. Denke man sich nun den Effect: der würdige Herr Rector sitzt auf dem Katheder und jeder dieser Helden haranguirt den Meister vom Stuhl mit der Phrase: „Wissen Herr Rector schon, Engelbrecht u. s. w." O ja, in der Tertia hätte auch uns solch ein Meisterstreich vielleicht ergötzt, aber in der Prima! Bedenke man nur, dieselben Jünglinge, die sich in Prima so benehmen, wollen, wenn sie ein oder anderthalb Jahre später das Pennal mit der Studentenmappe vertauscht haben, mit souveräner Sicherheit in die Politik eingreifen! Nicht gegen den tief und ernst gestimmten Arnold Ruge gilt dies, aber gegen die hundert und aberhundert Jünglinge gilt es, die sich in der Politik herausfordernd in die Brust werfen: über Nacht ist ihnen das Recht gekommen, urweise über alles, was Regiment heißt, abzusprechen, und sie üben dies Recht im Grunde nicht anders, wie sich die Primaner des stralsunder Gymnasiums das Recht nahmen, ihren Rector zu foppen. Nur mit dem Unterschied, daß man die politischen Foppereien meist kühnlich das Kämpfen für eine nationalpolitische Idee nennt, oder wenigstens gern nennt.

Ostern 1821 war Arnold Ruge reif für die Universität.

Er steuerte gen Halle. Ein Kapital von 200 Thalern trug er bei sich. Vater Ruge hatte dies nur mit Opfern beschaffen können. Arnold sollte damit ein Jahr haushalten. Und, wir nehmen dies vorauf, der sparsame Fuchs hat wirklich so außerordentlich hausgehalten, daß er am Schlusse des ersten Semesters von der Hälfte noch einige Füchse übrig behielt, um damit eine Reise in die Schweiz zu bestreiten. Arnold hatte sich nämlich auf der Durchreise durch Berlin das schwere Silber in leichteres Gold umgewechselt. Außer diesem Golde nahm er nur noch etwas Gold mit aus der Stadt der Intelligenz, es war eine geistvolle Predigt Schleiermacher's. Aber dieses Gold hatte ihn doch nicht an die „Kaserne", gewöhnlich Stadt der Intelligenz genannt, fesseln können. Nach einer im ganzen etwas abenteuerlichen Reise kam er in Halle an. Seine Reisegefährten setzten ihn in der Märkerstraße ab, allwo er ein im voraus gemiethetes Logis fand. Die Fenster desselben gingen auf einen großen Hof, Weinreben umrankten die Fenster. Arnold sah dies Gewächs zum ersten male. Er setzte sich ans wackelige Studentenpult und schrieb nach Hause. Damit endet der erste Band.

Nun der zweite Band! Werden wir ihn auch so ganz ohne Widerrede hinnehmen? Auf der Universität war also Arnold Ruge, nun galt es: ein Brotstudium oder ein ganz freies Studium? Er hatte sich wol schon längst für letzteres entschieden; es sind nun einmal nicht die schlechtesten Geister, die sich nicht von vornherein in das Joch einer Brotwissenschaft zwängen wollen, wenn sie es auch hinterdrein freilich schwer zu bereuen haben. Doch wäre es jedenfalls lieblos, sie des Widerwillens gegen ein Brotstudium und der Vorliebe für ein ganz freies wissenschaftliches Erkennen wegen von vornherein der Schrankenlosigkeit zu beschuldigen.

Bei Ruge lag von Anfang ab die Theologie in Conflict mit der Philosophie. Vom alten Maß, dem Philosophen und zugleich Dekane, holte er sich, wie es damals hieß, das signum depositionis und darauf die Matrikel. Dann suchte er sich zweier Empfehlungsschreiben, eines an Gesenius und eines an Niemeyer zu entledigen. Gesenius war ein heiterer und geistreicher kleiner Mann, er beredete Ruge sogleich, den Hiob bei ihm zu hören, worin es Ruge später glücklich bis zu den siebzig Eselinnen brachte.

Bei dem Kanzler Niemeyer fuhr ich nicht so gut. Mein alter Freund, der Pastor Gildemeister, hatte mir einen Einführungsbrief an ihn mitgegeben. Hatte Gesenius keine andere Würde, als die eines Mannes von Geist und Gelehrsamkeit in Anspruch genommen, sich leicht bewegt, ein Gespräch eingeleitet und sich rasch unterrichtet, mit wem er es zu thun habe, so war der Kanzler Niemeyer eine anspruchsvolle Erscheinung, steif, hochgewachsen, mit einem etwas zurückgebogenen Vorderkopfe und vornehm kalt. Er durchflog den Brief, in seinem Lehnstuhl sitzend, dann hielt er mir frischweg eine Strafpredigt, in der es etwa hieß: Es kämen viele ohne die nöthigen Mittel nach Halle; es sei aber thöricht, die Mittel auf der Universität finden zu wollen, statt sie mitzubringen, da wäre es besser, gar nicht zu kommen. — „Da haben Sie vollkommen recht", sagte ich kurz, „das ist aber auch ganz und gar nicht mein Fall. Ich bin auf ein Jahr versorgt und denke den Hallensern nichts schuldig zu bleiben, wenn ich die Stadt wieder verlasse."..... Er sah mich höchst verwundert an, maß mich von oben bis unten und gab mir dann eine „Anleitung zum Studium der Theologie" von sich mit den Worten: „Und wenn ich Ihnen weiter mit meinem Rathe nützlich werden kann, so soll es mit Freuden geschehen." Aber dies versöhnte mich nicht. Der hochmüthige Mensch, dachte ich, ergreift der die Gelegenheit, dich zu knechten, blos weil du ihm einen Besuch machst.

Der Student Ruge antwortete etwas schnippisch, verbeugte sich und eilte davon. Später hat ihm dieser Auftritt leid gethan, als er in Niemeyer's Söhnen und dessen „unvergeßlicher Frau" theuere Freunde erwarb, menschlich schöne Stunden mit ihnen verlebte, ja ihnen die Wiedergeburt zu einem neuen bessern Dasein verdankte. Im übrigen warf er sich im ersten Semester mit wahrem Heißhunger auf alles, was ihn in der Ankündigung der Vorlesungen anzog. Er besuchte 10 Collegien, einige freilich nur, um sie sofort wieder aufzugeben. Seine Landsleute, die Pommern, gaben ihn auf; sie meinten, er sei ein überspannter Duckmäuser.

Die Burschenschaft als Gegensatz zu den Corps existirte schon, doch war sie in ihren Tendenzen sehr unklar, sie zehrte hauptsächlich von der Gefühlsseligkeit. Die Corps verfolgten den alten mittelalterlichen Unfug des Paukens und Stoßens, des tollen Nichtsthuns und leichtfertigen Schuldenmachens; die Burschenschaft legte sich auf die Politik und wollte, was jedenfalls sehr löblich war, dem tollen Müßiggang ein ernsteres wissenschaftliches Streben und sittlichern Willen entgegensetzen. Aber was war das politische Streben der Jünglinge anders, als ein keckes Kritisiren des Bestehenden? Ruge fand alte und neue Bekannte, unter letztern besonders Sprewitz, Ledebur, Clemen, Willer. Er machte Spritzfahrten nach Leipzig und Jena und feierte hier den 18. Juni 1821.

Dieser 18. Juni wurde von den Burschenschaftern als der „Gerichtstag an dem Verräther der jungen französischen Freiheit, in deren Namen er einst die alteuropäischen Despoten von ihren Thronen gestoßen", verherrlicht, zugleich aber auch als ein „Unterpfand für einen bevorstehenden Gerichtstag an denen, die sich durch sein Schicksal nicht warnen ließen und nun denselben Geist in Fesseln zu schlagen gedachten, durch den sie gestiegen waren und dem sie huldigen sollten".

Die Jünglinge schwärmten für die Carbonari, für die Griechen, überhaupt für alles, was gegen die Kette ankämpfte. So wurde denn im geheimen an einem Jünglingsbunde gearbeitet, an einer burschenschaftlichen Verschwörung zu dem Zwecke, einem neben ihm bestehenden Männerbunde (dieser Männerbund erwies sich später hin als eine reine Erfindung Karl Follen's in der Schweiz) die Einheit und Freiheit Deutschlands erzwingen zu helfen.

Ruge blieb dem Jünglingsbunde, durch dessen Bildung in die ganze Burschenschafterei das politische Element als das maßgebende hineingetragen ward, noch eine Zeit lang fremd, sozusagen war er zuerst nur „Lehrling der neuen Schule". Doch war er ihm „wegen seiner leidenschaftlichen Theilnahme an der großen Sache des Vaterlandes und dessen edeln Jugend von vornherein aufgefallen".

Das erste Semester war zu Ende, Ruge hatte von den 20 Goldstücken, mit denen das erste Semester hatte bestritten werden sollen, fünf übrig behalten, diese wurden zu einer Reise nach der Schweiz verwendet. Er machte diese Reise in Begleitung seines Freundes Willer, der zur Partei der Strengen gehörte und ein Turner aus der Friedländer Schule in Mecklenburg war. Wir überschlagen sämmtliche sie berührende Abschnitte und werfen nur einen Blick auf Tübingen. Ruge macht einen Sprung und erzählt plötzlich eine kleine Geschichte, die ihm 1837, also 16 Jahre nach der Zeit, wovon das Buch handelt, in Gemeinschaft mit Uhland und Vischer passirt ist:

In Tübingen sah ich 1837 die ältern gelehrten Herren in einer Gesellschaft beisammen, die ziemlich förmlich verlief; Vischer führte mich aber zu Uhland, und wir beredeten ihn, mit uns einen Wagen zu miethen und Schwab zu besuchen, der nicht weit von Tübingen Landpfarrer war. Es war spät im October und schon kalt. Ich that meinen Reisemantel um, auch Vischer hatte sich mit einem Oberrocke versehen, Uhland hingegen stieg ohne Oberrock, ohne Handschuhe und wie er ging und stand in seinem gewöhnlichen Stadtanzuge in den offenen Wagen. Es gelang mir, die beiden Herren auf den Rücksitz zu nöthigen, da ich doch in meinem großen Reisemantel so viel besser geschützt sei und der Vordersitz keine Seitenlehnen habe. So fuhren wir lustig fort auf die Kegel der Schwäbischen Alp los, als es dicht vor Schwabsdorf plötzlich einen unerwarteten Ruck gab und ich mich mitten in eine Pfütze am Wege hineingeschleudert fand. Wir sind umgeworfen, dachte ich, wie ich auf dem Elnbogen gestützt im schlammigen Wasser lag, was wird nun noch alles hinter mir herpurzeln und mir auf den Leib fallen? Es kam aber nichts weiter als Uhland, der dicht neben mir mit beiden Beinen ins Wasser fuhr und sich nur an mir festhielt, um nicht ebenfalls der Länge nach hineinzuschlagen. Ich kam darüber zur Besinnung, daß ich ihn einige große Schritte im Wasser machen sah und daß er mir half, mich aus dem Mantel und aus dem Entenpfuhl herauszuwickeln. Vischer hatte sich am Wagen festgehalten, als auf unserer Seite die vordere Feder gebrochen war und der Ruck uns plötzlich ins Wasser geschnellt hatte. Er kam besorgt auf mich zu und fragte fast mit Uhland zugleich: „Haben Sie sich verletzt?“ Als ich es heiter verneint hatte, brachen wir zwei in ein lautes Gelächter über diese Fahrt in die Pfütze aus, und selbst Uhland sah etwas heiterer drein als gewöhnlich. Dann wurde beschlossen, in die Dorfschenke zu gehen, die in der Nähe war und uns erst zu reinigen, ehe wir auf die Pfarre gingen. Ich war trocken geblieben. Der Mantel hatte alles auf sich genommen, Uhland aber hatte nasse Füße, denn das Wasser war ihm oben in die Stiefel gelaufen. Der Mantel war leicht zu reinigen. Wie aber sollten wir Uhland beistehen, um ihm zu trockenen Füßen und zu einem passenden Schuhwerke zu verhelfen? „Trockene Füße?“ fragte er ganz erstaunt, „ich mache mir nichts aus nassen Füßen und die Stiefel sind bald abgekehrt.“ Und er blieb wirklich den ganzen Tag ruhig, wie er war in seinen nassen Strümpfen, eine merkwürdige Abhärtung, um die ich ihn beneidete.

Dem naturgemäßen Laufe der Dinge nach mußten sich die hallenser Burschenschafter im nächsten Semester immer tiefer in die Verachtung gegen das herrschende Régime hineinarbeiten. Ihre Stimmung wurde durch „Quälereien“, denen sie von seiten der Behörden ausgesetzt waren, immer mehr verbittert. Die Frage war, wie die Burschenschaft „der feindseligen und geistlosen Staatsgewalt zum Trotz, die Aufgabe, welche ihr die Freiheitskriege hinterlassen hätten und welche Preußen, der Anführer Deutschlands, jetzt vollständig von sich wiese“, lösen könne.

Eines Abends erklärte ein gewisser Bonge dem Arnold Ruge, eine Verschwörung unter der Burschenschaft sei längst im Gange, diese brauchte nicht erst gestiftet zu werden. Der Jünglingsbund habe die Verpflichtung, sobald der Männerbund losschlage, diesen mit begeisterter Theilnahme zu unterstützen. Dem Männerbunde sollten keine geringern Männer als General Jagow, General Thielmann, Oberst Fährentheil, Fürst von Neuwied u. s. w. angehören. Der Jünglingsbund sei auf Betrieb Karl Follen's in Basel im geheimen von Sprewitz gestiftet. Für alle, die an dem Jünglingsbunde theilnahmen, war der Eintritt in ihn eine ernsthafte Wendung ihrer Schicksale, denn ein sogenannter Männerbund, der mit den phantastischen Ideen einer rigorosen Jugend hätte sympathisiren mögen, war, wie schon bemerkt, augenscheinlich nur eine Mythe Karl Follen's. Die Verschwörung war hauptsächlich gegen den Deutschen Bund und die Heilige Allianz gerichtet. Ruge bemerkt:

Es gereicht den Jünglingen, die sich verschworen, um dem Unglück der Nation abzuhelfen, zur unsterblichen Ehre, daß sie es thaten; den jammervollen Bedienten eines kurzsichtigen Hofs, die eine solche Politik empfahlen, zur ewigen Schande. Diese kleinen Seelen sind die Urheber all der Leiden und Erniedrigungen unsers Vaterlandes, an die sich der Deutsche jetzt leider schon gewöhnt hat.... Dies kann nicht anders werden, wenn die Absicht unserer Verschwörung von 1821 nicht völlig verwirklicht wird. Ihre halbe Verwirklichung, immer mit der preußischen Armee gegen die deutsche Freiheit haben wir erlebt. Einige von uns werden sicher ihre volle Verwirklichung erleben. Alsdann, dankbare Deutsche, setzt nicht länger den Feinden der Nation, sondern den Mitgliedern des Jünglingsbundes ein Denkmal, qui de Republica non desperassent. Ihre Namen findet ihr in den Criminalacten der preußischen Gerichtshöfe.

Kein Wort würden wir über solche herausfordernde Worte sprechen, hätte sich der Jünglingsbund nicht selbst um seine „unsterbliche Ehre“ gebracht. Er hat sich aber darum gebracht, da selbst Arnold Ruge jetzt nach 40 Jahren die Ideen der Burschenschaft unklar und verschwommen heißen muß. Er bittet sogar, seine jetzige Auffassung der Verhältnisse mit der burschenschaftlichen Unklarheit nicht zu identificiren. Also wirklich, die Burschenschafter waren recht sehr unklar in ihren Ideen, nichtsdestoweniger wollten sie im Staatsleben eine erste Rolle spielen! Im Jahre des Heils (1863) wird der größte Theil von uns doch wol so klar sein, einzusehen, daß eine unklare politische Idee überhaupt keine politische Idee ist. „Volkseinheit“ und „Volksfreiheit“, das sind Wörter, die sich unendlich leicht aussprechen lassen. Aber nicht blos Kritik üben an dem herrschenden Régime heißt für Freiheit begeistert sein, sondern auch im Stande sein, diese Freiheit mit edeln Mitteln zu verwirklichen. Ruge, der 1822 jeden, der ihm eine reifere, den idealen burschenschaftlichen Ideen entgegengesetzte Ansicht entgegengehalten hätte, wahrscheinlich für einen Tyrannenknecht verschrien haben würde, sieht jetzt auf uns mit Hohn herab. Wer über die Mittel, die politische (deutsche) Aufgabe zu lösen, noch unklar sei, der habe, meint er, weder die Geschichte seiner Zeit, noch die Bewegung unsers Volksgeistes studirt. Auf solche Worte, offen gesprochen, geben

wir ganz und gar nichts. Solange der Republikanismus, just wie 1848, das Ding nicht anders anzufassen weiß, als mit derselben menschlichen Eitelkeit und der Sucht zu glänzen und souverän zu herrschen, mit derselben Sucht, die er am Absolutismus so hart tadelt, werden wir uns von ihm nicht verblenden lassen. Und ebenso wenig können wir der Burschenschaft ganz und gar nachwedeln, denn sie hat oft genug, so auch gegen Goethe — wir werden dessen noch gedenken —, dargethan, daß es ihr nur um ein souveränes, oft keckes, in den Nimbus freiheitlichen Strebens gehülltes sich über die realen Verhältnisse Hinwegsetzen zu thun war. Das geht, solange man, wie der Student, auf Regimentsunkosten leben kann.

Im Jahre 1822 und so herum kam aber noch hinzu, daß die politisch sentimentale Epoche existirte, die namentlich unsere ältern Republikaner (der größte Theil jugendlich schwärmender Republikaner, auch die Burschenschaft hat naturgemäß diese Regel bestätigt, schlägt kopfüber, sobald es sich das Brot zu verdienen und eigenen Herd zu gründen gilt, ins crasse Philisterthum um) noch nicht überwunden haben. Wir betonen dies zur Erklärung der Zeit und zur Entschuldigung für das auch jetzt noch theilweise politisch unklare Geschlecht. Wie die aufklärende Periode der Literatur des vorigen Jahrhunderts eine krankhaft sentimentale Zeit hervorrief, so mußte auch die aufklärende politische Zeit der Freiheitskriege eine sentimentale Epoche zur Folge haben, und diese sentimentale Epoche steckt noch Hunderttausenden im Kopfe, ja sie verstärkt sich fortwährend aus schwärmerisch jugendlichen Naturen. Das Krankhafte dieser Epoche liegt in der Vertheidigung von Staatstheorien, die bei einem in die Luft hinein construirten Staate am Platze sein könnten; es liegt in der Uebereilung, dem Volke ein Staatssystem zu versprechen, bei dem so etwas Schlechtes wie in den bisherigen Regierungsweisen gar nicht mehr vorkommen solle, und sobald es sich um die Verwirklichung dieser reinsten aller Staatsformen handelt, liegt es in dem bedenklichen Eingeständnisse, daß man doch auch mit kleinlichen Mitteln operiren müsse. Anders ausgedrückt, die politische Sentimentalität beruht darin: in den bestehenden Staatsformen überall Jesuitismus zu wittern und sie des Jesuitismus wegen zu verdammen, und hinterdrein, sobald es an die praktische Ausführung reinerer politischer Theorien geht, das Veraltete doch nicht anders als mit der Kunst, daß der Zweck die Mittel heilige, beseitigen zu können. Den Widerspruch möge die Burschenschaft lösen und unsterbliche Ehre fällt ihr von selbst zu. Wir können sie ihr für ihre Thaten, so freisinnig wir uns auch im übrigen halten, nicht zusprechen. Denn gesetzt den Fall, Deutschland ließe sich über Nacht so ummodeln, wie es Ruge seiner jetzigen klarern Ansicht nach ummodeln möchte (S. 204 fg.), glaubt Ruge damit das politische Ideal aller schwärmerischen Zwanzigjährigen erfüllt zu haben? Will er dann den Zwanzigjährigen gegenüber den Hut ziehen und sprechen: „Ihr müßt es besser verstehen, denn ihr stellt euch gerade so wegwerfend gegen uns, wie wir uns 1822 wegwerfend und auf unsere heilige Sache pochend gegen die damaligen Alten stellten!" Oder aber würde Ruge etwas ganz anderes thun, vielleicht etwas......!

Wo blieben wir doch in der Erzählung? Ah so, bei der „Trüben Zeit". Sie war für Ruge doppelt und dreifach vorhanden. Mit Vater Ruge's Vermögensverhältnissen war es leider eher rückwärts denn vorwärts gegangen. Arnold Ruge sah sich dadurch in die größte Verlegenheit versetzt. Vor der Hand wurde diese Verlegenheit noch bemäntelt. Seine Commilitonen wählten ihn zu einer Sendung nach Würzburg, allwo eine entscheidende Versammlung von Abgeordneten aller Universitäten gehalten werden sollte. Das Reisegeld ward zusammengeschossen und Ruge begab sich auf die Wanderung. Da es bereits klar am Tage war, daß ein Männerbund, wie ihn sich Karl Follen ausgedacht, gar nicht existirte, so handelte es sich darum, ob man nicht auch die ganze burschenschaftliche Verbindung als nutzlos aufgeben sollte. Waren doch auch bereits seit langem auf den meisten Universitäten Symptome (das „Kümmeltürkenthum") aufgetreten, die fast das burschenschaftliche Streben als nichts weiter denn als Spielerei charakterisirten. Was beschloß man nun in Würzburg? Gerade das Gegentheil von dem Erwarteten. Der Jünglingsbund habe nun erst recht fortzubestehen und sich zu erweitern; galt doch damals die „echt burschikose Forderung, keiner Gefahr auszuweichen".

In Halle und Jena war man mit den würzburger Beschlüssen nicht sehr zufrieden, in Halle selbst herrschte ein mehr trüber und gefühlsseliger als klarer und heiterer Geist, und diese Stimmung ging auf die Verhältnisse der einzelnen zueinander über. Halle war mit „Lazzaronis des Studentenlebens" gesegnet. Die Gefahr lag nahe, durch ein Herabsteigen der Burschenschafter zu einer ganz unangemessenen Schicht des Studentenlebens (ei, ei, verräth der Republikaner Ruge nicht zuweilen recht eigenthümliche, aristokratische Absonderungsgelüste?) die Entdeckung des Bundes zu beschleunigen.

Es war in Halle unter den vielen armen Theologen auch ein armer Baier, Namens Diez, der Bursche war, und dessen sich meine Freunde, die Westfalen, angenommen hatten. Er war förmlich ihr Client geworden und aß umsonst mit an ihrem Tische in der Cruspei, wo sie wohnten, und da er der einzige Nichteingeweihte ihrer Tischgesellschaft war, so störte sie dies. Er wurde also aufgenommen; er sei offenbar ein guter Kerl und als Futter für Pulver, worauf es damals noch mehr abgesehen war, gut genug.... Als es sich aber zeigte, daß er ganz und gar nicht hineinpaßte, wurde die noch unvorsichtigere Maßregel getroffen, ihn einfach zu übergehen und ihm nichts mehr mitzutheilen, also ihn sozusagen ohne sein Wissen auszustoßen, ohne ihm gleichwol sein Geheimniß entreißen zu können..... Als Diez — so hörte ich später — zu einem geistlichen Amte kam und den Amtseid leisten sollte, erklärte er sich durch einen andern Eid gebunden, der ihn hindere, diesen zu leisten. Man forschte nun weiter nach und erfuhr die haarsträubende Geschichte von dem bevorstehenden Pronunciamento der preußischen Armee. (Diez war nicht weiter eingeweiht als bis zu der Follen'schen Mythe vom Männerbunde, für den sich auch ein Gneisenau erklärt haben sollte.)

Ruge wollte Halle verlassen, sich als Hauslehrer zunächst so viel verdienen, um die Studien später aus

eigenen Mitteln wieder aufnehmen zu können. Wie gelegen kam ihm da der Antrag eines jenenser Burschen, des Eduard Simon aus Hamburg, nach Jena überzusiedeln und mit von seinen jährlichen 600 Thalern zu leben. Eduard Simon war bis dahin ein schlechter Haushalter gewesen, er kannte Ruge als guten Wirth, hoffte in seiner Gesellschaft sich besser zu befinden, und er täuschte sich darin nicht. Ruge siedelte also nach Jena über.

Mit der jenenser Zeit werden wir uns kurz fassen. Trotz alles Strebens einzelner, die ideale politische Idee als den Kern der ganzen Burschenschaft festzuhalten, sehen wir bereits an ihr den Zahn der Zeit nagen. Das Streben der Burschenschaft artet in Nergeleien mit den Behörden aus, und dieselben Heldenjünglinge, die jeden Privilegirten als einen Tyrannenknecht am liebsten gleich mit Haut und Haar verspeisen möchten, trumpfen auf ihre eigenen absolutistischen Vorrechte dem jenenser Philister gegenüber. Ruge scheint gar nicht zu merken, wie er das edle Streben der Burschenschaft mit Erzählung der Nergeleien gegen Goethe, Karl August u. s. w. bloßstellt.

Nun folgten außerdem von einem gewissen Schütz Angebereien gegen die Burschenschaft, und die Burschen rächten sich durch Burschenzeitungen und Caricaturen, in denen Disteli Meister war. Kurz und gut, das ganze ideale Streben war nahe daran, in Krakehl auszuarten. Ruge erzählt:

Wenn der „Tell" aufgeführt wurde, zog die Darstellung allemal eine große Anzahl von uns nach Weimar hinüber. Das Parterre war dann regelmäßig ganz voller Burschen und wir gaben natürlich den Ton an. Bei einer solchen Gelegenheit machte ein dicker ungeschickter Mann den Tell. Dies ärgerte uns schon nicht wenig und eine Zeichnung von Disteli ging herum, über die man lachte und scherzte. Als aber der Monolog in der hohlen Gasse kam, hatte der dicke Mann das Unglück, statt v e r s e n d e n n a c h z u s e n d e n zu sagen. Dies empörte uns, wir verbesserten ihn laut und ein allgemeines Gezisch bestrafte seine Verballhornung des bedeutenden Verses. Der Hof nahm unsere Kritik sehr übel. Der Herzog schickte einen Offizier ins Parterre und ließ sagen, Serenissimus sei im Theater. Wir antworteten, das freue uns sehr, und er zog sich mit einer Verbeugung zurück. Natürlich setzte dies unserer Kritik der Aufführung kein Ziel..... Der Herzog ließ am andern Tage in Jena eine Untersuchung über die Störungen in seinem Hoftheater veranstalten, aber es kam nichts weiter dabei heraus als das Gekicher der Professoren und das Gelächter der Studenten.

Die Jünglinge gingen in ihren terroristischen Gelüsten noch weiter. Goethe kam an die Reihe.

Sein höfisches Benehmen und seine Eitelkeit dienten uns zur Zielscheibe unserer Witze, und seine Verbeugungen vor den hohen Gönnern und andern Herzogen und Grafen, der gespreizte leere Stil seiner alten Tage, die Mishandlung des Volks und das Maitressenwesen im „Egmont", ebenso seine Maitressenwirthschaft, all diese Ueberbleibsel einer vergangenen, charakter- und sittenlosen Zeit stießen uns ab.

Doch war Goethe eine Größe, darum wollten ihm die jenenser Burschen ein Hoch bringen, als er eines Tags in seinem Häuschen im botanischen Garten abstieg. Goethe erschien am Fenster und bedankte sich nur mit einer Verbeugung nach rechts, nach der Mitte und nach links. Damit zog er sich ein allgemeines Gelächter zu. Man rief: „Rede halten!" Die unzufriedene Menge begab sich auf den Markt. Nicht lange nachher und man brachte Goethe eines Tags als dem „unterthänigen Knechte" und „sittenlosen Höflinge" ein Pereat aus. Eine Untersuchung erfolgte, erzielte aber kein Resultat, denn der Mund war nicht zu entdecken, der „den Tadel des nachwachsenden ernstern (!) Geschlechts über den sittenlosen und unterthänigen Höfling ausgesprochen hatte".

Ruge scheint sich noch jetzt zu freuen, daß dem Altvater Goethe damals so mitgespielt ward. Wir wollen Ruge dazu ein Seitenstück erzählen. Als Bacherl vor einigen Jahren nach Berlin kam und bei Kroll die „teitschen Brieder" anredete, da entstand von seiten der studirenden Jugend auch so ein souveränes Gelächter; auch da hieß es „Bacherl raus", „Bacherl sich umdrehen", „Bacherl Diener machen", „Bacherl Rede halten!" Das war auch der Ausbruch eines nachwachsenden ernstern Geschlechts! Freilich war es nur ein Bacherl, dem der Ausbruch galt. Und die Burschenschaft mag sich ganz etwas anderes darauf einbilden, daß sie an einem Goethe, an dieser „Lakaienseele" ihr Müthchen kühlen konnte. Wir aber, die wir den Burschenschaftern von 1822 gegenüber auch zu einem nachwachsenden Geschlecht gehören, da wir fast 30 Jahre jünger sind als Ruge, wir sind so ernst, daß wir über eine burschikose Unart und jugendlich terroristisches Gebaren nicht lachen können. Der allgemeine literarische Prügelknabe Goethe aber wird durch solche kleinliche Diatriben eines nachwachsenden „ernstern" Geschlechts von seinem Ruhme auch nicht einmal eines Schuhriemens Länge verlieren.

Immer klarer sehen wir, wie die Burschenschaft an ihrer eigenen Unklarheit und Selbstüberschätzung zu Grunde ging. Nicht lange nach all diesem folgte der berühmte Auszug nach Kahla. Die jenenser Studenten beliebten auf dem Markte singend auf- und abzugehen. Es war das ein durch die Tradition geheiligtes Recht, die Burschenschaft durfte sich dieses Recht nicht nehmen lassen, ebenso wie sich die Quitzows durch den ersten brandenburgischen Friedrich nicht durften unterkriegen lassen. Plötzlich wurde das Singen bei 4 Thaler Strafe verboten, 2 Thaler sollte der Angeber eines Sängers erhalten. „Welche Gemeinheit, gleich mit der Knechtung auch der Angeberei ein neues Feld zu eröffnen!" Die ganze Universität stürzte auf den Markt. Ruge brachte der „gemeinen" Verordnung ein Pereat aus, das donnernden Anklang fand. Maßregeln hüben und Maßregeln drüben. Die Studenten zogen endlich aus nach Kahla. Der Versuch einer Verständigung seitens der Burschenschaft mit Hülfe der Jagemann, der Begünstigten Sr. königlichen Hoheit, scheiterte, da Serenissimus in der Sache nichts mehr thun konnten. Die ganze bewaffnete Macht wurde nach Jena aufgeboten. Der Auszug endete wie alle derartigen Auszüge: die Studentenschaft erreichte nichts als eine allgemeine Amnestie. Eine äußerste Partei unter Simon's Leitung hatte den damaligen Moment in Kahla als den Anfang eines einigen Deutschland angesehen, sie hatte die Kanonen der Leuchtenburg fortnehmen, mit ihnen zuerst Weimar, dann ganz Deutschland erobern

und republikanisiren wollen. Unter den vielen Hochs, welche die zurückgekehrte Studentenschaft in Jena öffentlich ausbrachte, war auch eins von Ruge auf den akademischen Senat. Nicht eine einzige Stimme rief mit, Ruge allein brachte es dreimal aus. Diese „Verhöhnung" wurde indeß sehr übel vermerkt, und Professor Luden erklärte Ruge, seine Tage seien nunmehr in Jena gezählt. Ruge's Tage waren denn auch in der That gezählt. Man schickte den Kühnen sehr bald fort. Mit dazu beigetragen mochte auch ein Abenteuer haben, das Ruge zuvor auf einer Reise in die Heimat mit der preußischen „heiligen Hermandad" zu bestehen hatte. In Berlin fiel er mit seinen Begleitern der Polizei sogleich ob der Röcke und Stöcke auf. Die Jenenser trugen nämlich den deutschen Rock ohne Kragen und gingen ohne Weste; zudem führte Ruge einen geborgten Stock bei sich, auf dem die Namen vieler alten jenenser Bursche, auch der Karl Ludwig Sand's, des Mörders Kotzebue's eingeschnitten waren. Auf diesen Stock machte nun die Polizei Jagd. Aus Berlin nach Rügen entkam Ruge mit seinem Heiligthum glücklicherweise, aber auf der Rückreise ward er von der „heiligen Hermandad" diesseit Stralsund erfaßt, und der geborgte Stock ward auf Befehl von oben confiscirt.

Wir haben über dies Stückchen aus voller Brust lachen müssen, und daß Ruge nicht mit uns darüber lacht, möchten wir ihm eigentlich zum Vorwurf machen. Jetzt nämlich gibt es eine weit schlimmere Hermandad als die ehemalige polizeiliche, sie ist das souveräne berliner Bewußtsein des nachwachsenden ernstern Geschlechts. Und dies Bewußtsein duldet solche Extravaganzen wie auffallendes Costüm und einen absonderlichen Ziegenhainer auch nicht. Was denkt wol Ruge, wenn jetzt jemand seine ernstere politische Gesinnung in einem ähnlichen Anzuge in Berlin zur Schau trüge! Daß nur nicht die Kinder aller Straßen hinter ihm herliefen und ihn zum Thore hinaushöhnten! Da Ruge doch nun einmal auf die Absonderlichkeit seines Anzugs und seines Stocks trumpft, gratulire er sich, daß er nicht dieser schlimmern Hermandad des nachwachsenden ernstern Geschlechts verfallen ist.

Ruge verließ Jena und begann ein neues Leben in Heidelberg. Allein das neue Leben fand ein schnelles Ende. Die Gewaltigen räumten unter den Burschenschaftern auf. Zu Anfang Januar 1824 traf auch ihn die Reihe, er mußte sechs Jahre lang hinter Schloß und Riegel schwer für den Idealismus büßen, der nichts anderes als eine schöne große Zeit für Deutschland hatte herbeiführen sollen.

Wir, die wir auch unserm Vaterlande eine große und schöne Zukunft wünschen, wir haben gleichwol die Schwächen jenes Idealismus mehrfach andeuten, wir haben von einer sentimentalen politischen Zeit sprechen müssen, in der sich jeder berufen glaubte, blos weil das Kritiküben und das Schwächenaufsuchen an dem Bestehenden so unendlich leicht ist, den politischen Stein der Weisen im Besitz zu haben. Noch einmal müssen wir die Sentimentalität verwerfen, weil sie den einzelnen verblendet einzusehen, inwieweit er, wenn er zur Herrschaft gekommen ist, mit ähnlichen Mitteln wie die von ihm geschmähte Partei operiren müsse.

Die Gewaltthätigkeiten gegen die Burschenschafter wird jeder Freisinnige verwerfen. Mögen die Burschenschafter jetzt aber ihre eigene Schwäche darin erkennen, daß sie etwas als Jünglinge leisten wollten, zu dem nur die Männer berufen sind. Naturgemäß ist die Burschenschafterei an sich selbst gescheitert, und sie wird immer an sich scheitern, wenn auch noch jetzt burschikos-phantastische und ideal-überschwengliche Ideen der Ausdruck der wahrsten und praktischsten Freisinnigkeit sein sollten.

Emil Müller-Samswegen.

Zur Geschichte der modernen Mystik.

Saint-Martin, le philosophe inconnu, sa vie et ses écrits son maître Martinez et leurs groupes. Par M. *Matter*. Paris 1862.

M. Matter, durch seine „Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles", seine „Histoire critique du gnosticisme", seine „Philosophie de la religion", seine Schrift „Philosophie de Schelling" u. s. w. rühmlich bekannt, hat sich im vorliegenden Werke einer merkwürdigen Erscheinung, der Mystik und Theosophie des vorigen Jahrhunderts zugewandt, und zugleich werden uns zwei weitere Werke von ihm: „Les mystiques et les théosophes, depuis Fénélon jusqu'à Saint-Martin" und „Les mystiques et les théosophes, depuis Saint-Martin", in denen diese merkwürdige Erscheinung wol zum ersten mal im Zusammenhange behandelt sein wird, in Aussicht gestellt. Das vorliegende Werk wie die beiden letztgenannten, mit deren Ausarbeitung Matter beschäftigt ist, versprechen eine in der Geschichte und der Geschichtschreibung des menschlichen Geistes bisher empfindlich zu spürende Lücke auszufüllen.

Wir haben die Theosophie und Mystik des vorigen Jahrhunderts, die sich so vielfach durch die Culturländer Europas verzweigte, eine merkwürdige Erscheinung genannt und das ist sie sicherlich, wenn man erwägt, daß diese Versenkung in den Urgrund des Göttlichen, daß der Wunderglaube, der es sogar einem Schwindler wie Cagliostro erlaubte, eine Rolle zu spielen, daß der Lavater'sche Pietismus, daß der Somnambulismus, der Swedenborg'sche Visionarismus und ähnliche Erscheinungen, wie in unsern Tagen die Geisterklopferei, so viele religiöse Verirrungen u. s. w. mitten in eine Zeit fielen, wo auf der andern Seite die rationalistische Aufklärung, die Freidenkerei und die nüchternste Verstandesausbildung zur Herrschaft gelangten, wo Atheismus und Irreligiosität in weiten Kreisen zum guten Ton gehörten und die Holbach und de Lamettrie den rohen Materialismus zuerst in eine Art System brachten oder doch damit zuerst ungescheut öffentlich auftraten.

Zwar wenn wir der Sache auf den Grund gehen, so werden wir wahrscheinlich finden, daß auch die Lehren der Theosophen und Mystiker des vorigen Jahrhunderts wenig mit dem Christenthum als solchem zu thun hatten, denn was die christlich[illegible] Religion das „Leben in Gott" nennt, das nannte „avec un pe[illegible] d'affection", wie Matter sehr richtig hinzufügt, die Theosoph[illegible] „das Leben Gottes in uns". Die christliche Religion gründ[illegible] sich auf die Demuth, die Theosophie auf den Hochmuth [illegible] menschlichen Geistes, der in modernen Zeiten so ungeheuere Fortschritte gemacht hat und der sich sogar bei den Anhängern [illegible] absoluten Materialismus in schroffster Weise bemerkbar mac[illegible] während sie doch in dem Bewußtsein, daß sie blos fleischlich[illegible] unbeseelte Maschinen sind und keinerlei rein geistige Function[illegible] ausüben, sehr bescheiden sein und selbst vor manchem Thiere [illegible]

hat ziehen sollten. Matter selbst nennt die Moral Saint-Martin's „très ambitieuse", und sagt von seiner Doctrin, daß sie den „Gott im Menschen" dem Menschen selbst substituire. Darauf zielt wol auch Goethe, wenn er den Mephistopheles sagen läßt: „Traut nur der alten Muhme, der Schlange! Euch wird gewiß noch vor eurer Gottähnlichkeit bange!" Und bange wird es in der That jedem, der sich für Gott ähnlich oder gleich hält, und dann in jedem Augenblick mit den Schranken seiner menschlichen Natur zusammenstößt oder unter Umständen auch wol zusammenbricht. Hochmuth erblicken wir auch im Pietismus Lavater's, der ja die Physiognomik erfand oder zu einem Systeme ausbildete und dadurch gleichfalls dem Fleische eine Bedeutung beilegte, die ihm gerade der Theologe nicht zugestehen darf. Damit soll aber nicht behauptet werden, daß nicht der eine oder andere Theosoph, wie Saint-Martin selbst, den „Gott in sich" mit Demuth gefühlt und getragen und sein Leben danach eingerichtet habe.

Und überhaupt, wenn wir auch nicht umhin konnten, den geistigen Hochmuth als eine der Quellen der Theosophie und Mystik oder doch als einen Mitfactor zu bezeichnen, so wollen wir doch damit dieser Erscheinung ihre eigenthümliche Bedeutung und ihre relative Heilsamkeit und Nützlichkeit nicht schmälern. Es hat sein Erquickliches und seinen Werth, wenn es innerhalb eines verweltlichten Geschlechts eine Anzahl Individuen gibt, die rein ihrer sittlichen Ausbildung und nach ihrer Art in der göttlichen Idee leben, als nothwendiger Gegensatz wenigstens einen gewissen Bezirk vor den Verheerungen des unbedingten und maßlosen Materialismus sicher stellen und diesem die Alleinherrschaft streitig machen. Diese theosophisch-mystische Richtung kommt zwar der Kunst als solcher keineswegs sehr freundlich entgegen, ist aber eine unvergleichlich reichere und tiefere Quelle poetischer Erhebung — wie ja denn auch selbst Goethe aus ihr so manche Befruchtung und Anregung geschöpft hat — als der übrigens bis zu einem gewissen Grade berechtigte Materialismus. Denn es ist nicht wahr, was einige heuchlerische Materialisten behauptet haben, daß mit diesem höhere Kunstinteressen sehr wohl Hand in Hand gehen könnten; der absolute Materialismus vernichtet vielmehr, oder er müßte nicht Materialismus sein, in seinen Anhängern naturgemäß allmählich alle Anschauungen des Schönen und Idealen. Ehrliche Anhänger dieser Sorte von Materialismus gestehen auch unter vier Augen bereitwillig, daß, wenn derselbe zur Alleinherrschaft gelange, von Kunst und idealer Poesie allerdings nicht mehr die Rede sein könne.

Gefördert wurde das Wirken und Treiben der Mystiker und Theosophen namentlich auch durch Frauen, die sich derselben Richtung ergeben hatten; die vertrauteste Freundin Saint-Martin's z. B. war Charlotte von Boecklin, auf die wir noch zu sprechen kommen. Der Einfluß der Frauen bei allem, was groß, gut und schön, aber auch bei allem, was verkehrt, excentrisch und überspannt war, scheint überhaupt im vorigen Jahrhundert viel größer gewesen zu sein als in unsern Tagen, und zwar nicht blos darum, weil sie mehr als die heutigen Frauen das Gemüth cultivirten, sondern besonders auch gerade darum, weil ihr Einfluß ein privater und kein öffentlicher war. Selten traten damals Frauen als Schriftstellerinnen öffentlich auf; sie hatten sogar Scheu vor aller Oeffentlichkeit; sie begnügten sich meist damit, mit hervorragenden Männern im brieflichen oder mündlichen Verkehr zu stehen, von ihnen Ideen zu empfangen und ihnen dafür Gemüth, Empfindung und Zartgefühl zurückzugeben. Dieser geistig-gemüthliche Verkehr führte zu Verhältnissen zwischen Mann und Weib, die der innigsten und doch unbescholtensten Art waren und die wir in ihrer Eigenartigkeit jetzt kaum noch begreifen und richtig beurtheilen können. Man kann fast das Paradoxon aufstellen, daß je mehr das weibliche Geschlecht seinen Einfluß auch auf den Stätten der Oeffentlichkeit geltend zu machen sucht oder weiß, sein Einfluß auf das männliche Geschlecht auch um so schwächer und unmerkbarer sein wird. Das Glück, einen berühmten Namen zu haben, wenn es überhaupt eins ist, wird vorzugsweise bei einem Weibe immer und vielleicht ausnahmslos theuer erkauft sein.

Ueber Zweck und Material vorliegenden voluminösen Werks gibt der Verfasser in der Vorrede Rechenschaft. Er bemerkt, daß trotz der mancherlei Würdigungen, welche dem darin Geschilderten z. B. von Châteaubriand, Frau von Staël, de Maistre, Cousin, Baader, Caro, Sainte-Beuve u. s. w. zu Theil geworden seien, Saint-Martin in der Geschichte der neuen Literatur den ihm gebührenden Platz noch nicht erhalten habe und daß er bis auf den heutigen Tag für das Publikum noch immer der „philosophe inconnu" geblieben sei. Dieses ist sicherlich richtig; Saint-Martin ist mehr genannt als bekannt. Dem Verfasser kam nun bei seiner Absicht, Saint-Martin dem Publikum näher zu führen, manche wichtige Entdeckung zu Hülfe. Von Martinez de Pasqualis, dem Saint-Martin die ersten Anregungen zu seinen theosophisch-mystischen Bestrebungen verdankt, war bisher keine Zeile bekannt; dem Verfasser glückte es nun, „très-inopinement" einen Tractat von ihm aufzufinden, welcher ziemlich eng geschrieben ist, 355 Quartseiten umfaßt und den Titel trägt: „Traité sur la réintégration des êtres dans leurs premières propriétés, vertus et puissances spirituelles et divines." Von diesem Manuscripte gibt es zwei Exemplare, das eine in Frankreich, das andere in der französischen Schweiz, und Matter hat das Glück gehabt, beide miteinander vergleichen zu können. Außerdem erhielt er von dem betreffenden Besitzer die hinterlassenen Manuscripte Saint-Martin's selbst, dessen Briefwechsel mit dem Baron von Liebisdorf zu Bern, die Briefe der Frau von Boecklin u. s. w. zur Einsicht, und den Briefwechsel zwischen Jung-Stilling und R. Salzmann, der besonders wichtig ist, befindet sich in seinem eigenen Besitz.

Ohne auf die Details des weitschichtigen Werks näher einzugehen, wollen wir nur bemerken, daß uns dasselbe mit einer Menge der interessantesten Persönlichkeiten bekannt macht und daß wir darin vielleicht zum ersten male eine Uebersicht über die erstaunliche Menge von Anhängern dieser Richtung und zugleich Einsicht in das ganze vielverflochtene Getriebe erhalten. Wir lernen zunächst den schon oben genannten Martinez de Pasqualis näher kennen, der, weil er im Jahre 1779 zu Port-au-Prince auf St.-Domingo starb, von manchen für einen Spanier gehalten wurde, aber ein geborener Portugiese war. Er gehörte zu den vielen geheimnißvollen Menschen und Visionären jener Zeit, bei denen man schwer sagen kann, ob sie es ehrlich meinten oder der Welt etwas vorgaukelten. Mit den Illuminaten verflochten, gründete er zu Bordeaux eine geheime Gesellschaft, eine Art theurgischer Schule, und hier war es, wo Saint-Martin ihn kennen lernte und ihm näher trat. Weiter werden wir bekannt gemacht mit dem Abbé Fournié, mit Cazotte, mit der Marquise de la Croix, mit der „école du Nord", einer von Martinez gestifteten Geheimgesellschaft, die eins ihrer Centren in Kopenhagen hatte, mit den Philalethen, der Frau Marquise von Lusignan und Frau Marschallin von Noailles, mit der Marquise von Clermont-Tonnerre, der Marquise von Chabanais und der Marquise von Coislin, mit den Fürsten Repnin und Galyzin, mit der Prinzessin von Würtemberg, dem englischen Mystiker W. Law, mit Oberlin, der Frau von Boecklin, R. Salzmann, der Frau von Oberkirch, der Gräfin Potemka, dem General Wichtel, dem Mystiker Eckardtshausen, mit Lavater, dem Prinzen von Hessen und dem Baron von Gleichen, mit der Gruppe von Mystikern, die sich in Bern um den Baron von Liebisdorf bildete und zu der unter anderm der genannte Eckardtshausen und die Fräulein Lavater und Sarazin gehörten, mit dem Kreise, dessen Mittelpunkt Jung-Stilling war, mit Frau von Krüdener, mit Maine de Buran. Doch wir wollen hier in der Aufzählung von Namen innehalten, um die Leser nicht zu ermüden, obschon wir noch lange damit fortfahren könnten; es kam uns bei dieser Aufzählung nur darauf an, auf den innern Reichthum des Werks aufmerksam zu machen und von der großen Zahl und ungemeinen Verbreitung der Mystiker

namentlich auch in aristokratischen Kreisen eine ungefähre Vorstellung zu geben.

Deutschland hat an Saint-Martin ein besonderes Anrecht; denn kein anderer als der Philosoph von Görlitz, Jakob Böhme, war es, welchem Saint-Martin seine Vertiefung und Umwandelung im bessern Sinne verdankt. Saint-Martin begab sich ausdrücklich nach Strasburg, um mit Hülfe Rudolf Salzmann's den deutschen Mysticismus und namentlich die Schriften Böhme's, die er aus Law's englischer Uebersetzung nothdürftig hatte kennen lernen, im Original zu studiren. Genannter Mystiker R. Salzmann ist nicht zu verwechseln mit Daniel Salzmann, dem strasburger Freunde Goethe's, obschon dies häufig geschehen ist, unter anderm von G. H. von Schubert, der Rudolf Salzmann im Jahre 1820 besuchte und mit dem Freunde Goethe's zu sprechen glaubte, welcher letzterer aber schon im Jahre 1812 gestorben war. Saint-Martin übersetzte die Hauptwerke Böhme's unter den Titeln: „L'aurore naissante", „Des trois principes de l'essence divine", „Quarante questions sur l'origine, l'essence, l'être, la nature et la propiété de l'âme und „De la triple vie de l'homme". Die beiden letztern erschienen jedoch erst nach Saint-Martin's Tode. Welche unendliche Mühe diese Uebertragungen dem Franzosen gemacht haben müssen, wird sich jeder vorstellen können, welcher nur etwas mit der selbst für Deutsche schwierigen Ausdrucksweise Jakob Böhme's sich bekannt gemacht hat. In Strasburg lernte er auch die Frau von Boecklin kennen, damals bereits 48 Jahre alt, Mutter und bereits Grossmutter, aber noch schön, sehr gebildet und von grosser Seelengüte, mit der sie jedoch etwas Herrschsüchtiges oder doch Gebietendes verband. Mit dieser hervorragenden deutschen Frau unterhielt Saint-Martin einen innigen und dabei keuschen Seelenbund, wie er nur damals zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts möglich war. Doch hält es der Verfasser immerhin für nöthig, hinzuzusetzen, daß Charlotte von Boecklin sich gewiß gehütet habe, in ihrem Freunde eine Leidenschaft zu nähren, deren Gewaltsamkeiten und böse Folgen sie aus dem Leben ihres von ihr geschiedenen frivolen Gatten genugsam kennen gelernt habe.

Strasburg gefiel ihm überhaupt so wohl, daß er einmal die Worte niederschrieb: „Es gibt drei Städte in Frankreich, von denen eine mein Paradies ist, und das ist Strasburg; die andere ist meine Hölle (Amboise) und die dritte mein Fegfeuer (Paris)." In Strasburg, fügte er hinzu, könne er die Wahrheiten, die ihm am Herzen lägen, jederzeit hören und selbst aussprechen; Amboise sei eine Hölle von Eis, in der davon nichts zu hören sei und nichts sich sprechen lasse; in Paris höre er darüber nur in seichter Weise plaudern, das sei aber doch immer noch besser, als gar nichts darüber sprechen zu hören; daher, fügt er hinzu, „je me tenois dans mon purgatoire quand je ne pouvois aller dans mon paradis". Bemerkenswerth ist es auch, daß Saint-Martin die Russen und die Slawen überhaupt der mystischen und theosophischen Richtung besonders zugänglich hielt, zugänglicher zumal als die Engländer, und daher auch bei seinem Aufenthalt in London den Verkehr mit Russen demjenigen mit Briten vorzog. Doch dies erklärt sich aus dem Nationalcharakter und den politischen und socialen Zuständen beider Völker.

Saint-Martin's Leben war, wie es scheint, ein Leben fast ohne Tadel. Er war ungemein wohlthätig und wohlwollend, von Charakter mild und liebenswürdig; er rang unablässig nach sittlicher Vervollkommnung und harmonischer Durchbildung; er hatte nichts von jener Unduldsamkeit, Anmaßlichkeit und Herrschsucht, wie sie so oft solche Individuen besitzen, welche ein göttliches Leben in sich fühlen oder zu fühlen glauben. Er legte niemand Gewissenszwang auf; er ließ seine Ideen mild ausströmen, aber er suchte sie keinem aufzudrängen, wie sonst wol die Verkündiger einer Doctrin zu thun pflegen. War es doch auch seine Ansicht, die er noch kurz vor seinem Tode aussprach, daß die „unité" sich nicht in den Associationen finde, sondern in unserer individuellen Verbindung mit Gott. Matter selbst sagt, daß in modernen Zeiten das Leben keines Menschen sich dem Leben Saint-Martin's vergleichen lasse und daß, wenn auch auf diese „belle existence" einige Schatten fielen, Saint-Martin einen Grad von Moralität erreicht habe, der zwar keineswegs sich der göttlichen Vollkommenheit nähere, aber sich doch als der möglichst erreichbare Grad der „perfection humaine" bezeichnen lasse.

Matter's Werk, das neben der ausführlichen Biographie Saint-Martin's auch eine eingehende und unparteiische Kritik der Lehre desselben enthält, liefert den Beweis, daß es auch in Frankreich Gelehrte gibt, welche eine Materie mit größter Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu behandeln und der bloßen Phrase aus dem Wege zu gehen wissen. Deutschen Gelehrten möchte sich das Werk sogar durch eine gewisse Trockenheit in der Behandlung zur Lectüre und zum Studium empfehlen; dagegen wird man jene Klarheit, Präcision und gleichmäßige Durchbildung des Stils, wie sie französischen Werken, auch den gelehrten, überhaupt eigen sind und in deutschen nur zu oft vermißt werden, auch dem Matter'schen Werke nachzurühmen haben. H. M.

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Novellen, Erzählungen und Skizzen haben wir unter einer Rubrik zusammengestellt. Gehören sie, streng genommen, auch nicht zusammen, so läßt sich doch bei manchen derselben nicht genau bestimmen, ob sie Novelle, Erzählung oder Skizze sind. Sie sind alles drei vereint und doch keins ganz. Es schreibt heutzutage mancher und schickt seine Arbeiten in die Welt hinaus, der selbst nicht weiß, ob er eine Novelle oder eine Skizze geschrieben hat, der die Begriffe beider, ihre Eigenthümlichkeiten und Grenzen anzugeben nicht im Stande ist. Wie mancher macht das Schreiben sich zum Lebensberuf oder richtiger zum Broterwerb, weil ihm ein anderer Beruf abgeschnitten ist und ihn das freie, ungebundene Schriftstellerleben lockt, weil auch er von dem Lorber träumt, den wenige Auserwählte sich errungen haben.

Der Schriftstellerstand sollte — man möge uns nicht falsch verstehen — als ein ernster, hoher und heiliger Stand dastehen, weil von ihm die Geistesnahrung des Volks ausgeht, weil es seine Aufgabe ist, die Aufklärung des Volks in jeder Beziehung zu erstreben und zu fördern, er sollte von allen hochgeachtet werden, weil er seine Geistesgüter für ein Leben voll Mühen und Sorgen hingibt.

Es ist eine gerechte Klage, die in d. Bl. schon oft erklungen ist, daß der Schriftsteller in Deutschland nicht die Achtung und Liebe genießt, die ihm zukommen, daß der ganze Schriftstellerstand nicht so dasteht, wie er dastehen müßte. Es ist nicht zu leugnen, daß das deutsche Volk, die deutschen Verhältnisse und die von oben herab genährten Vorurtheile einen großen, ja den größten Theil der Schuld tragen, aber ein Theil fällt auch auf die Schriftsteller, zum wenigsten auf viele derselben zurück.

Einen an sich ernsten und hohen Beruf wählen, ohne die Befähigung dazu zu haben, heißt sich an dem Berufe selbst versündigen. Und die Befähigung fehlt manchem, der Bücher schreibt und sie der Oeffentlichkeit übergibt, sonst würden wir nicht so viele wirklich schwache und schlechte Arbeiten erhalten, die auch nicht den geringsten Funken Talent verrathen. Die guten Erzählungen und Erzähler — diese haben wir hier je vorzugsweise im Auge — sind wahrlich sehr dünn gesäet und verschwinden fast unter der Menge schlechter und mittelmäßiger Erscheinungen.

Es steht in mancher Beziehung wirklich schlimm mit dem Schriftstellerstande, aber es hieße an allem verzweifeln, wollte man die Hoffnung aufgeben, daß die Schriftsteller durch ihr Leben und ihre Werke sich die Achtung und Liebe — wir glauben hiermit nicht zu viel zu sagen — erringen werden, auf welche sie ihrem Berufe nach Anspruch haben und Anspruch machen müssen.

Aber auch die Kritik muß in ihrer Weise dazu beitragen. Wahr nach allen Seiten hin muß ihr erster Grundsatz sein, selbst wenn sie durch die Wahrheit bisweilen tief verletzen und einschneiden sollte. Man möge uns deshalb nicht falsch beurtheilen, wenn wir über einige der folgenden Bücher uns hart und schonungslos aussprechen. Wir sind es der Liebe zu dem ganzen Schriftstellerstande, der Achtung vor der Kritik und uns selbst schuldig, das Schlechte ohne Bemäntelung schlecht zu nennen, wie wir einem guten Werke sicherlich kein Härchen von seinem Verdienste rauben werden.

Neun verschiedene Schriften liegen uns vor:

1. Auf der Universität. Von Theodor Storm. Münster, Brunn. 1863. 16. 22½ Ngr.
2. Historische Novellen von C. Lamprecht. Landshut, Krüll. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
3. Kleine Studien. Novellen und Skizzen von Wilhelm von Merckel. Nebst einem Vorwort von Th. Fontane. Berlin, Th. Enslin. 1863. 8. 25 Ngr.
4. Für müßige Stunden. Novellen, Erzählungen und Humoresken von Franz Czerwenka. Teplitz, Copek. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Deutsche Feierabende. Erzählungen von F. Lubojatzky. Fünfter und sechster Band. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1862. 8. Jeder Band 1 Thlr.
6. Kleine Phantasien über deutsche Lieder von Julian Walden. Berlin, Sandrog und Comp. 1863. 16. 22½ Ngr.
7. Geisongeschichten von Adolf Schirmer. Zwei Bände. Wien, Markgraf und Comp. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Die barmherzigen Steine von Karl Stöber. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1862. 8. 12½ Ngr.
9. Theophile. Eine Erzählung von M. Wirth. Halle, Mühlmann. 1862. 8. 9 Ngr.

Es freut uns, ein kleines Werk voranstellen zu können, das mit zum Schmuck unserer neuern Literatur gehört, nämlich Theodor Storm's Erzählung: „Auf der Universität" (Nr. 1). Storm hat seinem Namen durch seine einfach-sinnige und wirklich poetische Schreibweise schnell einen guten Klang verschafft und wir haben noch nichts von ihm gelesen, was uns nicht befriedigt hätte. Bei diesem Buche ist es fast hinreichend zu erzählen, welchen Eindruck es auf uns gemacht hat.

Es war am letzten Christabend schon spät an der Zeit. Von der Aufregung des ganzen Tags, dem Kinderjubel am Abend war der Schreiber dieser Zeilen abgespannt. Um sich etwas zu erholen, griff er nach einem Buche; nur kurze Zeit wollte er noch lesen. Storm's kleines Werk fiel ihm unter einem Haufen Bücher in die Hand. Und die Abspannung schwand, die frische, einfache Poesie der Erzählung fesselte. Nicht eher legte er das Buch zur Seite, bis er es durchlesen, und der Eindruck, den das Buch hinterließ, war wie ein Christgeschenk.

Die Erzählung an und für sich ist einfach, nicht berechnet durch spannende Handlung zu fesseln, aber die Charaktere sind wahr gezeichnet und entwickeln sich vor unsern Augen. Die Erzählung ist auch nicht neu, man kann fast sagen, sie ist ganz gewöhnlich, aber die ganze Art und Weise, in der sie entwickelt wird, ist ein kleines Meisterstück.

Soviel wir wissen, ist dies die größte Arbeit, welche Storm geliefert hat. Seine Feder, seine ganze Anschauungsweise eignet sich vortrefflich zu kleinen Novellen, ein romantischer Hauch umschwebt sie, dennoch wünschen wir seinen Namen bald auf einer größern Arbeit zu lesen, weil wir überzeugt sind, daß seine Kraft vollkommen dazu ausreiche. Storm versteht es namentlich, Gefühle, welche dem Menschen immer heilig bleiben sollen, in all ihrer Reinheit und mit einem poetischen Zauber zu schildern, und dabei behalten dieselben doch immer eine reale Basis. Das kleine Werk ist Eduard Mörike gewidmet.

Eine große Kluft liegt zwischen Storm's Erzählung und den „historischen Novellen" von C. Lamprecht (Nr. 2); denn in der erstern haben wir ein künstlerisch abgerundetes Werk, diese tragen noch mannichfache Spuren der Erstlingsarbeit, wie sie der Verfasser in der Vorrede selbst bezeichnet, an sich. Dennoch sind wir weit davon entfernt über diese beiden Erzählungen: „Ludwig der Gebartete von Ingolstadt" und „Franz von Angoulême", den Stab zu brechen. Der Verfasser hat sie mit Ernst gearbeitet und ganz tüchtige historische Studien dazu gemacht. Sind sie auch durchaus nicht hervorragend, so befriedigen sie doch und haben ebenso wenig auffallende Mängel. Der Stil ist einfach, schmucklos und gefällt gerade durch seine Bescheidenheit, mit der er auftritt. Die Handlung schreitet gleichmäßig fort, nur der Zeichnung der Charaktere fehlt noch das feinere Colorit. Lamprecht vermag noch nicht, seinen Gestalten wirklich Fleisch und Blut zu geben, doch wird ihm hoffentlich auch dies späterhin gelingen. Als Erstlingswerk verdienen die beiden Erzählungen volle Anerkennung und Lamprecht wird sicherlich auch noch Besseres schreiben.

Dem Namen des Verfassers von „Kleine Studien", Wilhelm von Merckel (Nr. 3), begegnen wir hier zum ersten male bei Novellen und Skizzen. Wilhelm von Merckel, Kammergerichtsrath in Berlin, ist bereits am Ende des Jahres 1861 in seinem neunundfunfzigsten Jahre gestorben und Th. Fontane hat nach seinem Tode diese kleinen Arbeiten der Oeffentlichkeit übergeben. Wir können Fontane nur dankbar dafür sein, denn es sind sehr hübsche Arbeiten namentlich unter den Skizzen. Skizzenhaft sind auch die Novellen gehalten. Wir wollen Merckel keinen Vorwurf daraus machen, denn diese Haltung ist zum Theil durch den humoristisch-phantastischen Ton, in dem sie geschrieben sind und der dem Verfasser oft wirklich vortrefflich gelungen ist, bedingt. Sehr richtig hat ihnen Fontane den Titel „Studien" gegeben. Sie machen den Eindruck von Studien, die der Verfasser zu seinem eigenen Vergnügen, aber mit Liebe und Fleiß und oft mit großer Gewandtheit ausgeführt hat.

Es enthalten die Studien folgende Arbeiten: „Die Diftelbinger", „Aus dem Postwagen", „Der letzte Censor", „Der Frack des Herrn von Chergal", „Aus dem Leben eines Thalers", „Aphorismen", „Ein Freund", „Ein Märchen". Merckel's Feder steht oft ein wirklich trefflicher Humor zu Gebote und wenn derselbe auch hier und dort in Satire übergeht, so rechtfertigt sich das vollkommen durch die Stoffe, welche er sich zum Vorwurf gewählt. Dieselben sind zum Theil politischer Natur und tendenziös. In einem besitzt Merckel indeß eine besondere Begabung, seine Gedanken scharf und klar auszuprägen, und einzelne Beweise dafür können wir am besten aus seinen „Aphorismen" geben, bei denen ihm freilich die Aphorismen Seume's vorgeschwebt zu haben scheinen.

„Wenn manche Geschichte nicht wahr wäre, würde sie unmöglich sein."

„Wer wund aus der Vergangenheit kommt, der Gegenwart müde ist und die Zukunft zu fürchten hat, dem bleibt wenig anderes übrig als (die Ewigkeit oder) das Nichts."

„Die Fürsten haben den Geist der Völker nicht zu fürchten, wenn sie die Herzen zu besitzen verstehen. Sie werden die Herzen besitzen, wenn sie den Geist der Völker zu würdigen wissen."

„Die Pappel ist der Aristokrat unter den Bäumen."

„Selbstherrscher bedürfen nur einer kleinen Silbe, aber der allerschwersten, um noch mehr zu werden, nämlich Selbstbeherrscher."

„Die Dichter machen zwar Dichtungen; aber die Dichtung macht erst den Dichter."

„Der Patriotismus ist der loyalste, der bereit ist, im Frieden schlecht zu leben und im Kriege gut zu sterben."

„Nicht die Freiheit schafft die Gesetze, sondern die Gesetze schaffen die Freiheit."

Rechten müssen wir jedoch, wenn das hierhergehörte, oft mit den Gesinnungen und Anschauungen des Verfassers. So sagt er z. B. in denselben Aphorismen, aus denen wir einige ausgelesen: „Ein Fürst, der seinem Volke mehr Rechte einräumen

wollte, als womit er sich begnügt, wäre ein Thor. Man schmiert keinem Menschen das Butterbrot fetter als er's liebt." Nach unserer Ansicht hat jeder Fürst, wenn er werth sein will, den Namen Fürst zu führen, dem Volke die Rechte einzuräumen, die ihm zukommen, gleichviel ob das Volk sich mit weniger begnügen würde. So könnten wir noch manches anführen, worüber man den Kopf schütteln muß, das würde uns indeß zu weit führen.

Der Verfasser der Schrift: „Für müßige Stunden", Franz Cservenka (Nr. 4), sagt in der Vorrede, diese Sammlung von Erzählungen und Novellen habe er auf die Aufforderung mehrerer Freunde aus verschiedenen Zeitschriften, in denen sie zuvor erschienen seien, zusammengestellt, sie mache keinen Anspruch auf Kunstwerth und von diesem Standpunkte aus bitte er dieselben zu beurtheilen. Trotzdem muß die Kritik den Maßstab des Kunstwerthes anlegen, denn das Buch gehört einmal der Oeffentlichkeit an; freilich hält es diesen Maßstab nicht recht aus.

Der Stil ist oft schwülstig und sucht durch Pathos zu ersetzen, was ihm an einfacher Wärme abgeht. Sämmtliche Skizzen bewegen sich auf der breiten Straße der Mittelmäßigkeit, sodaß man sie weder gut noch schlecht nennen kann. Nur die Humoresken sind wirklich schwach, weil ihnen eben der Humor fehlt. Für das Feuilleton mittelmäßiger Blätter mögen diese Novellen und Erzählungen genügt haben, für eine Sammlung sind sie zu unbedeutend. Wir können deshalb kurz darüber hinweggehen. Der Zahl nach enthält das Buch 12 einzelne Arbeiten.

Die beiden Bände „Deutsche Feierabende" von F. Lubojatzky (Nr. 5) enthalten die vier Erzählungen: „Wallenstein's letzte Tage oder die Mordnacht zu Eger", „Der Armenpfleger von St.-Jakob", „Die zittauer Judith oder Altes Bürgerrecht" und „Der Kanonen-Findling".

Lubojatzky's Schreibweise ist zu bekannt, als daß wir hier viel darüber zu sagen brauchten. Sie ist flüssig, gewandt, für die große Menge berechnet. Darüber hinaus erhebt sie sich nie. Unwillkürlich machen Lubojatzky's Arbeiten den Eindruck des Fabrikmäßigen. Das paßt alles, ist alles mit einer gewissen Gleichmäßigkeit gearbeitet, liest sich ganz gut, vermag aber auch zu nichts weiter als zur gewöhnlichen, flüchtigen Unterhaltung zu dienen. Zu gewissenhafte historische Vorstudien erkennt man auch nicht; literarischen Werth müssen wir deshalb den Erzählungen von Lubojatzky entschieden absprechen. Nur ein Talent, das freilich nicht hoch anzuschlagen ist, leuchtet aus ihnen hervor, das: viel und ohne große Mühe zu schreiben. Dennoch sind wir überzeugt, daß Lubojatzky unter dem großen Publikum viele Freunde zählt, weil seine Sachen beim Lesen weder eine besondere Aufmerksamkeit erfordern, noch irgendeinen nachhaltenden Eindruck hinterlassen.

Ein eigenthümliches] Buch und eine eigenthümliche Idee, welche den Verfasser geleitet hat, dasselbe zu schreiben, ist: „Kleine Phantasien über deutsche Lieder", von Julian Waldau (Nr. 6). Wir begreifen, wie eine Sache, ein Märchen, eine kleine Erzählung den Dichter bewegen kann, den Stoff derselben in das Gewand der Poesie zu kleiden, wir finden das durchaus natürlich; aber wie jemand, wie Julian Waldau es in diesem kleinen, hübsch ausgestatteten Buche gethan hat, es unternehmen kann, Lieder und Gedichte gleichsam in das Gewand der Prosa zurückzuübersetzen, aus ihnen kleine prosaische Erzählungen zu machen, das ist uns unbegreiflich.

Gestehen wollen wir allerdings, daß Waldau diese Aufgabe, so verfehlt an und für sich sie uns auch erscheint, zum Theil in ganz hübscher Weise ausgeführt hat. Seine Sprache ist oft eine poetische, um so mehr bedauern wir jedoch, diesem unleugbaren Talent zu einfacher Darstellungsweise auf einem Irrwege zu begegnen. Um dem Leser einen Begriff von der Art und Weise, wie Waldau ein Lied zur Phantasie benutzt, zu geben, wollen wir hier eine seiner Phantasien wiedergeben:

„Wiedersehen.

„Es war eine rauhe, stürmische Novembernacht. Der Wind trieb die weißen Flocken wie flüchtige Scharen vor sich her und man sah die Menschen verhüllt ihren Häusern zueilen, da es so kalt war, wie es lange nicht gewesen.

„In dem engen, ärmlichen Zimmer bei einer kleinen düstern Lampe saß in trübes Sinnen verloren ein alter, ein gealterter Mensch. Es war ein Dichter. Der Sturm, der durch die schlecht verwahrten Fenster drang, und jeden Augenblick drohte, die kleine Leuchte zu verlöschen, brachte einen eigenthümlich dumpfen Ton hervor, ähnlich dem Weheruf eines Sterbenden.

„Der greise Mann auf dem Lehnstuhle mit der verblichenen Stickerei hatte ein Buch vor sich mit alten vergilbten Blättern. Es waren seine Lieder. Und seine Thränen flossen darauf, wie der Thau auf die Blumen, und die bethaueten Lieder standen in wehmüthigem Blühen auf in seiner Seele.

„Wo sind die Zeiten hin, da ihr entstandet, als Ausbrüche einer leidenschaftlichen Freude oder eines leidenschaftlichen, schnell vergangenen Schmerzes? Wo sind die Zeiten hin, da ihr mich begeistertet, daß ich mir selbst freudeweinend gestehen mußte, ihr seid schön und schöner als viele der andern? Ach, ihr waret ja nur der matte Widerschein eines Bildes, das ich verloren, längst verloren habe. Jetzt liegt ihr da vor mir, kalt und todt — weh! ich bin gealtert und ihr seid mir fremd geworden — ich verstehe euch nicht mehr.

„Der Greis hüllte sich fester in sein altes Gewand, er weinte wieder wie ein Kind, und er weinte immer heftiger.

„Wie hatte er einst geglänzt unter seinen Kameraden, deren liebster und heiterster Genosse er war bei Spiel und Gesang; wie hatten die Mädchen gelauscht, wenn er ihnen seine Lieder vorlas, in denen sich alles Sinnen und Sehnen ihrer jungen Herzen widerspiegelte!

„Todt liegen jetzt vor ihm jene Gedichte; sein eigenes Herz ist todt; denn die wahre Dichterin, die Erzeugerin seiner Lieder, hatte ihn schnell verlassen, um zum Himmel, zu ihrer Heimat hinaufzuschweben — war sie doch auf Erden schon ein Engel gewesen. Aber der Jüngling machte um die Seite in dem Buche seiner Lieder einen schwarzen Rand und darin schrieb er:

«Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.»

„Wie waren die Seiten, die nach dieser kamen, verschieden von denen, die ihr vorangegangen! Wie war sein Gemüth selbst ein anderes geworden! Jeden Tag nahm er das Buch aus seinem Schranke und er las jene drei Zeilen, aber die Todte ward nicht lebendig durch seine Thränen.

„Es ist lange her seit jenem Unglückstage. Er wohnt noch in demselben Stübchen, das sein wonniges Auge und seine ersten wonnigen Lieder erschauten, als er sie gesehen, und auf dieselbe Erde fielen seine heißen Thränen, als er sie verlor: die Sonne, die ins Zimmer glänzte, hat sie getrocknet; aber in sein Herz drang die Sonne nimmer ein, und jene Thränen quillen immer wieder auf in seiner Seele!

„Und da sitzt er nun und denket an sie, und denket, wie er die langen, langen Jahre verlebt hat seit jener Zeit, daß sich kein Herz mit ihm befreunden konnte, und er allein war mit seinen Schmerzen. Das kleine Licht brannte düsterer und sein Schatten malte dunkle Gestalten auf den Wänden.

„O du himmlischer Vater, du schaust ja in jede Hütte, und du schaust auch in jedes Herz: was habe ich verbrochen, daß du sie mir nahmst, die meine Seele war, ohne die mein Leben zum Scheinleben wurde? Ach! wenn sie jetzt bei mir wäre, wenn sie mein Elend sähe, wie ich so dasitze bei den vergilbten Blättern und der düstern Lampe, mit den gealterten Zügen — ach ich möchte so gern, so gern schon bei dir sein, Elise! Mich dünkt der Tod so schön, daß ich ihn wie einen Freund

warmen könnte, denn er zeigt mir dich, und er führt mich in eine Welt, wo kein Unglücklicher mehr mit seinem Herzblut schreiben wird:

«Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.»

„Bei diesen Worten war der Alte in seinen Sessel zurückgesunken, er war so matt und kraftlos, wie nie zuvor. Vor ihm flackerte das trübe Licht, und die schwarzgeränderte Seite in seinem Buche starrte wie ein Todtenkranz in das Dunkel. Und der Dichter schloß die Augen, als wollte er zugleich seine Seele hinabziehen in den Schlaf — doch obwol er sie geschlossen hatte, war es eigenthümlich helle um ihn geworden. Eine sanfte unbeschreiblich ergreifende Musik ließ sich vernehmen; und die Töne wurden zu Sonnenstrahlen, die ihm ins Herz tauchten, und die Thränen darin trockneten. Aber heller und heller ward es in seinem Stübchen, dessen Decke fast zu leuchten schien; und die Stelle an der Wand, wo in einem schlichten Mooskranze das längst verblichene Bild seiner Geliebten hing, war wie mit einem Glorienschein umgeben. Und sieh! das Bild erweitert sich und — dem Dichter scheint es, als sei er plötzlich jung geworden, als fühle er eine heilige Seligkeit sein Inneres durchströmen, und Elise! Elise! rief er; da neigte das Bild sich lächelnd über ihn; ihm aber war es, als zöge es ihn weit empor von allem Leid und allem Dunkel der Erde, und als schlinge sich um ihn und seine Elise der lichte blaue Himmelsdom wie ein Meer von Frieden und von Freude. Aber leise, leise tönte es von den Lippen der Engel:

«Doch mußt du mich auch recht verstehn:
Wenn Menschen auseinandergehn,
So sagen sie: Auf Wiedersehn! —
Auf Wiedersehn!»"

Von den „Saisongeschichten" von Adolf Schirmer (Nr. 7) kam uns erst kürzlich, nachdem wir sie bereits gelesen hatten, eine Besprechung derselben zu Gesicht, welche sich sehr lobend und anerkennend aussprach. Wir müssen gestehen, daß wir dies unbegreiflich finden. Der Verfasser ist uns durchaus unbekannt, ohne irgendein Vorurtheil haben wir diese „Saisongeschichten" zur Hand genommen, aber mit einem entschiedenen Urtheil dagegen haben wir sie wieder fortgelegt. Die Kritik muß den Stab darüber brechen, und wenn sie streng und gerecht ist, muß ihr Urtheil lauten: ganz gewöhnliches, triviales Machwerk.

Die eine der „Saisongeschichten" trägt den Titel „Im Bade", die andere heißt „In der Residenz". Beide sind gleich werthlos, wenn auch hier und dort mit einer gewissen Leichtigkeit geschrieben. Es kommen indessen so triviale, wirklich gemeine Sachen darin vor, die ganzen Erzählungen sind so abgeschmackt, daß es jeder, der sie lesen sollte — wir rathen indeß niemand dazu — verzeihlich finden wird, wenn wir hier möglichst schnell darüber hinwegzukommen suchen.

„Die barmherzigen Steine" von Karl Stöber (Nr. 8) sind gutgemeinte, mittelmäßig geschriebene, oft aber langweilige Erzählungen mit starkem religiösen Anhauch. Der Verfasser liebt es in Bildern und Gleichnissen zu reden und möglichst oft Stellen aus der Bibel zu citiren, wobei aber oft die curiosesten Dinge mit unterlaufen. Die Bilder sind oft ganz unpassend, die Gleichnisse hinken und die Bibelstellen machen die Erzählungen oft ungenießbar.

Die Erzählung „Theophile" von M. Wirth (Nr. 9) ist geschickter gearbeitet als die vorigen, gefällt uns indeß noch weniger, weil die orthodoxe Tendenz hier versteckter auftritt und auf den unbefangenen Leser um so leichter gefährlich wirken kann. Der Verfasser sucht sie oft mit einer gewissen weltmännischen Aeußerlichkeit zu umhüllen. Aber in einer Beziehung steht sie tief unter den „Barmherzigen Steinen". Aus jenen spricht neben dem Glauben auch ein Streben für eine gesunde Moral, in der „Theophile" kommen Sachen vor, die wir bei unserer persönlichen relativen Ungläubigkeit niederzuschreiben uns schämen würden, Sachen, die jedes moralischen Motivs entbehren. Und solche Bücher, in denen Unsittlichkeiten mit dem weiten Mantel des Glaubens umhüllt werden, sollen aufs Volk wirken!

72.

Aeltere Reformversuche in der orientalischen Kirche.

Geschichte des Protestantismus in der orientalischen Kirche im 17. Jahrhundert oder: Der Patriarch Cyrillus Lucaris und seine Zeit. Von Aloysius Pichler. München, Lentner. 1862. 8. 27 Ngr.

Die wenigsten Leser werden den auf dem Titel des vorliegenden Buchs genannten Patriarchen Cyrillus Lucaris kennen, vielmehr werden ihn wol die meisten sogar zum ersten mal hier nennen hören. Auch wird es sich für viele kaum der Mühe lohnen, ihn näher kennen zu lernen, wennschon zugegeben werden muß, daß der Verfasser sich mit seinem Gegenstand nicht geringe Mühe gegeben hat, und dieser selbst eine besondere Untersuchung und eingehende Erörterung allerdings verdiente. Diejenigen, die den genannten Patriarchen näher kennen, und wissen, welche Rolle er in der orientalischen Kirche und in der Politik des Abendlandes seinerzeit gespielt hat, werden daher auch das Verdienst des Verfassers anzuerkennen geneigt sein, das er sich erworben hat, indem er in der vorliegenden Schrift die erste vollständige Monographie über den Patriarchen Cyrillus Lucaris veröffentlichte. Denn das ist sie jedenfalls in der deutschen Literatur, und es muß dem Verfasser nachgerühmt werden, daß er sich bei dem von ihm erkannten Bedürfnisse einer solchen „vollständigen" Monographie, das er auch als ein anerkanntes bei allen voraussetzt, welche sich mit dem Gegenstande beschäftigt haben, nicht nur darauf beschränkt hat, die vorhandenen Quellen zu sammeln und zu benutzen, sondern daß er es sich namentlich auch angelegen sein ließ, den Stoff kritisch zu prüfen und zu sichten. Er selbst bekennt offen, daß die Kritik der Quellen ihm die bei weitem größte Schwierigkeit bereitet habe, besonders da von den calvinistischen Berichterstattern die Gewissenlosigkeit „ins Unglaubliche" getrieben worden sei, und diese historischen Lügen und abenteuerlichen Entstellungen aus einem Buche in das andere „treuer als irgendeine evangelische Wahrheit" überliefert worden seien, während die Katholiken diesen Acker ganz unbebaut gelassen hätten. Allein es ist doch die Frage, ob die Kritik des Verfassers wirklich eine ganz unbefangene und gewissenhafte gewesen, und ob sie nicht durch den Einfluß confessioneller Gesichtspunkte hin und wieder getrübt worden sei. Eine solche Befürchtung lag bei den tiefgreifenden Conflicten, in die der genannte Patriarch mit der römisch-katholischen Kirche und mit dem Jesuitenorden gerieth, für katholische Anschauungen sehr nahe, und sie war um so gerechtfertigter, je mehr es in einer „vollständigen" Monographie über Cyrillus Lucaris zugleich um eine Rechtfertigung der Jesuiten sich handelt, deren Intriguen jener zum Opfer fiel. Die Befürchtung selbst ist im vorliegenden Falle leider keine ganz leere und unbegründete geblieben.

Schon die ersten Seiten der Schrift lassen den Einfluß katholischer Anschauungen erkennen, wennschon damit nicht gesagt sein soll, daß der Verfasser (von dem wir übrigens nicht wissen, ob er der katholischen Confession zugethan sei) etwa zum Nachtheile der Protestanten und im Interesse der Katholiken die Geschichte entstellt habe. In den ersten beiden Abschnitten behandelt er nämlich die kirchliche Lage des Occidents und Orients am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts, weil er der Meinung war, daß es bei den genauen Beziehungen der Geschichte Cyrill's zu den damaligen griechischen und allgemeinen

europäischen Zuständen nothwendig sei, „eine kurze Charakteristik der religiös-politischen Lage Europas und des christlichen Orients vorauszuschicken". Man ist damit ganz einverstanden, allein auch hierbei bedurfte es der Unparteilichkeit des Urtheils. Gleichwol ist dieselbe in dieser einleitenden Charakteristik, wie auch später in auffallender Weise häufig zu vermissen. Von der Aufhebung des Edicts von Nantes bemerkt der Verfasser (S. 4) nichts weiter, als daß das darin sich kundgebende System Ludwig's XIV. der Lage der Hugenotten eine „ungünstige Wendung gegeben habe". Ueber die Behandlung der Katholiken in den Niederlanden und in England im 16. und 17. Jahrhundert, wie sie auch der entschiedenste Protestant vom christlichen Standpunkte aus misbilligen und verdammen muß, hatte sich der Verfasser kurz zuvor ganz anders (S. 1 fg.) geäußert; aber den Hugenotten gegenüber hat er Dragonaden und dergleichen vergessen, vielleicht weil der römische Standpunkt die Hugenotten als „Ketzer" verwirft. Auch die Urtheile über Gustav Adolf sind wenigstens nicht unbefangen, und ebenso unterläßt es der Verfasser wohlweislich, Ferdinand's II. und seiner systematischen Bedrückung der Protestanten in Oesterreich, Böhmen u. s. w. zu gedenken. Daß er die Trennung der orientalischen Kirche von Rom als die Ursache ihrer Versunkenheit und des türkischen Despotismus über den Orient ansieht, mag man ihm nicht besonders hoch anrechnen, da er die Vereitelung der im Jahre 1439 in Florenz beschlossenen, jedoch nicht zur Ausführung gekommenen Union im Interesse der orientalischen Kirche beklagt, übrigens sogar so weit geht, die Beschlüsse jener florentiner Synode als noch zu Recht bestehend zu betrachten. Daraus erklärt sich nun aber auch die Befangenheit der Urtheile des Verfassers über und gegen die orientalische Kirche, sowie über den Klerus derselben und über das griechische Volk, gegen welches er besonders eingenommen sich äußert (z. B. S. 231), obgleich er das letztere hierbei nicht nach seiner besondern Nationalität beurtheilen kann, sondern es mehr oder weniger nur als identisch mit den Gläubigen der gesammten griechisch-orthodoxen Kirche ins Auge faßt. Dieser Befangenheit der Anschauungen und Urtheile begegnet man nun auch in der Darstellung des Cyrillus, seines Lebens und seiner Schicksale, besonders insoweit es um den Hauptpunkt in seinem Leben, um das von ihm als Patriarchen der morgenländischen Kirche ausgestellte, fast ganz calvinische Glaubensbekenntniß sich handelt. Das Räthselhafte dieser ganzen Sache, das sie zur Zeit des Cyrillus selbst und bis auf die Gegenwart gehabt hat, ist nach unserm Bedünken auch durch die kritische Behandlung des Verfassers nicht aufgeklärt worden. Zwar lassen wir der Kritik desselben über jenes Glaubensbekenntniß eine gewisse Anerkennung gern zu Theil werden, obschon die Kritik selbst im wesentlichen nicht als unbefangen gelten kann, weil sie auf römisch-katholischem Standpunkte beruht; auch wollen wir auf die Beurtheilungen des Glaubensbekenntnisses durch Griechen und auf die Kritik des Verfassers über diese hier nicht weiter eingehen, obschon diese Beurtheilungen einer eingehendern und noch entschiedener zurechtweisenden Kritik bedurft hätten, da sie theilweise von irrigen Voraussetzungen ausgehen und ihnen nicht objectiv-unbefangene Gesichtspunkte zu Grunde liegen; allein wir müssen es nachdrücklich rügen, daß einige Hauptfragen, auch nach der Darstellung des Verfassers, offen und ungelöst bleiben. Diejenigen Fragen, die der Verfasser bei Beurtheilung des Bekenntnisses des Cyrillus allein ins Auge faßt, sind nicht entscheidend.

Vor allem fragt man: was bezweckte Cyrillus mit jenem Glaubensbekenntniß? und wie konnte er hoffen — welches auch seine Zwecke gewesen sein mögen — mit diesem calvinischen Glaubensbekenntniß, das er gegen die Wahrheit als das der morgenländischen Kirche ausgab, und welches doch nur ihn selbst binden konnte, wirklich zu erreichen? Zwar sagt der Verfasser, Cyrillus habe der Reformator der Religion seines Vaterlandes werden wollen; aber man begreift nicht, wie er dies allein durch Aufstellung jenes Glaubensbekenntnisses habe bezwecken können und wollen, und wie besonders der Verfasser sich solches erklärt, zumal er den Patriarchen selbst als „einen Häretiker innerhalb der griechisch-schismatischen Kirche" bezeichnet, daneben aber auch geradezu ein „niederträchtiges Werkzeug" der Holländer nennt. Da er das Bekenntniß selbst als echt betrachtet (obgleich sogar die Synode von Jerusalem im Jahre 1672 den Cyrillus von der Autorschaft freizusprechen sich bemühte), so durfte der Verfasser obige Frage durchaus nicht umgehen, und er mußte vielmehr durch ihre tiefere und gewissenhaftere Erörterung das noch ungelöste Räthsel im Leben des Cyrillus zu lösen suchen. Die Darstellung der innern kirchlichen und politischen Verhältnisse des Occidents und die Geschichte der kirchlichen Unionsbestrebungen jener Zeit scheint, wenn nicht allein, doch jedenfalls den Schlüssel zur richtigen Auffassung des Cyrillus zu gewähren. Unionsbestrebungen lagen als Zweck ohne Zweifel in seinem Plane, aber nicht mit Rom, sondern mit dem Protestantismus, und eben daraus erklärt sich auch der tödliche Haß der Jesuiten. 17.

Notizen.

Schnitzer deutscher Autoren und gelehrten Gesellschaften.

Gelegentlich haben wir schon mehrfach in d. Bl. unsere Landsleute davor gewarnt, sich auf ihre Gründlichkeit allzu viel zugute zu thun, die Ausländer der Ungründlichkeit zu zeihen und namentlich den Uebersetzern aus unserer Sprache zu pedantisch die von ihnen begangenen Schnitzer nachzurechnen. Es könnte dies, fügten wir hinzu, leicht zu Repressalien führen, die für uns demüthigend sein könnten und die vielleicht nur deshalb ausbleiben, weil sich die Ausländer nicht so eifrig mit deutscher Literatur beschäftigen, wie wir mit den ihrigen, und namentlich sich um die deutschen Uebersetzungen aus ihren Sprachen fast gar nicht kümmern. Wer kann es auch einem Franzosen bei dem bunten zerrissenen Zustande, in welchem sich die deutsche Landkarte befindet, sehr verübeln, wenn er etwa einmal Altenburg die Hauptstadt des Fürstenthums Gera und Gera die Hauptstadt des Herzogthums Altenburg sein läßt. Viele Deutsche wissen dies auch nicht recht genau, und was wissen sie von den französischen Departements und Arrondissements und deren Hauptstädten? Hieran wurden wir erinnert, als wir in Nr. 4 des „Bremer Sonntagsblatt" folgende Notiz lasen: „Die «Süddeutsche Zeitung» stellt einige Proben von deutscher Gründlichkeit zusammen: Die Geographische Gesellschaft in Wien scheint sich zur Aufgabe gestellt zu haben, ihre Nothwendigkeit zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in Oesterreich recht schlagend nachzuweisen. In dem, dem Jahrgang 1861 ihrer «Mittheilungen» vorgesetzten Verzeichniß ihrer Bibliothek ist Remagen nach Würtemberg, Rödelheim nach Nassau verlegt; Schlosser's «Geschichte des 18. Jahrhunderts», scheint dem Bibliothekar ihrem Inhalte nach ganz fremd zu sein, weil er dieses Werk, wahrscheinlich wegen des Zusatzes auf dem Titel: «bis zum Sturze des französischen Kaiserthums», unter Frankreich aufführt. Das Stärkste von Unwissenheit (oder wol besser von Mangel an Ueberwachung des Drucks) möchte aber sein, daß Palästina nach Amerika, das Cap der guten Hoffnung nach Asien, und Rußland nach Afrika verlegt wird. Vor kurzem ging eine Notiz durch unzählige Blätter, worin das Geburts- und das Sterbejahr Gellert's verwechselt und der Geburtstag des Lehrers von Goethe 20 Jahre nach Goethe's Geburtstag verlegt war, ohne daß einer der Redacteure Anstoß daran genommen hätte. Der Literarhistoriker Julian Schmidt ließ Uhland «bekanntlich niemals vermählt» gewesen sein; der Literarhistoriker E. Schmidt-Weißenfels läßt Lessing als Juden geboren sein. Amely Bölte verwechselt Johann Heinrich Voß mit Julius von Voß und läßt jenen überdies Verfasser von «Hannchen und die Küchlein» sein. Brachvogel läßt bei Leuthen französische Generale gefangen werden und den deutschen Reichstag in Frankfurt seinen Sitz haben. Zahlreiche Scherze hat J. Levy's (aus Rodenberg) Angabe, daß in London jährlich zwei Billionen Heringe, also auf den Kop

täglich über 7000 Stück, verzehrt würden, hervorgerufen.... Man sieht, wie gerechte Ursache wir Deutschen haben, den Franzosen ihre Flüchtigkeitsfehler vorzuwerfen." Man könnte diese Schnitzer noch ansehnlich vermehren; ein namhafter Professor versetzte z. B. das Schlachtfeld von Kunnersdorf nach der Oberlausitz, und Lassalle, der ein ganzes Buch geschrieben hat, um dem Literaturgeschichtschreiber Julian Schmidt seine Flüchtigkeiten und Schnitzer nachzurechnen und vorzuwerfen, ließ neulich in einer zu Leipzig gehaltenen Rede Luther die Bannbulle auf dem Markte zu Leipzig verbrennen. Es ist dies sicherlich ein haarsträubender Schnitzer, ähnlich den oben angegebenen, die sich Brachvogel in seinem Roman „Friedemann Bach" zu Schulden kommen ließ und die wir ihm sofort in unserer Besprechung desselben (in Nr. 45 d. Bl. f. 1857) vorrückten, gar nicht zu sprechen von denen, deren sich die Geographische Gesellschaft in Wien in Betreff selbst der deutschen Geographie schuldig gemacht hat! Aber seien wir billig. Ein alter brandenburgischer General, wir glauben Barfus, suchte einen sonst tapfern Offizier, der sich in einer Schlacht feig benommen hatte, damit zu entschuldigen, daß er sagte, jeder Mensch habe seine schwachen Viertelstunden. So hat auch das Gedächtniß seine schwachen Viertelstunden, und es kann wol geschehen, daß wir uns in gewissen Augenblicken vergebens auf einen Namen besinnen, den wir vielleicht hundertmal ausgesprochen haben, während er uns dann plötzlich in einem andern Augenblick von selbst einfällt. In derselben Nummer des „Bremer Sonntagsblatt" lesen wir auf Anlaß der von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold veranstalteten Uebersetzung französischer Gedichte die Bemerkung: „Auf eins noch müssen wir aufmerksam machen..... Wir erkennen einen besonders liebenswürdigen Charakterzug Geibel's darin, daß er literarischen Freunden so bereitwillig die Hand reicht, so als er Hermann Lingg beim Publikum einführte, als er mit Paul Heyse das «Spanische Liederbuch», mit Schack den «Romanzero» und nun mit Leuthold die «Bücher französischer Lyrik» herausgab. Sicher wird ihm der Dank für solch freundliches Entgegenkommen nicht vorenthalten bleiben." Wir erwähnen dies zur Ausgleichung, weil wir jüngst Geibel's Namen auf Anlaß seines Conflicts mit Bodenstedt in einer ihn nicht sehr ehrenden Weise erwähnt haben und niemand gern unrecht thun möchten. Wir gestehen, daß uns hierbei gleichfalls unser Gedächtniß an sonstige collegialische Verdienste Geibel's im Stiche gelassen hatte. Unser Urtheil speciell über die Geibel-Bodenstedt'sche Angelegenheit können wir freilich, soweit wir bisjetzt von ihr Kenntniß haben, nicht zurücknehmen. H. M.

Uhland's Abhandlung „Zur Geschichte der Freischießen".

Franz Pfeiffer hat in seinem „Nachrufe", in welchem er Ludwig Uhland als Mann der Wissenschaft schilderte, eines Aufsatzes „Zur Geschichte der Freischießen" nicht gedacht, welchen Uhland als einleitenden Beitrag zu Karl Halling's Ausgabe des „Glückhaften Schiffer" von Fischart (Tübingen 1828) verfaßte. In meiner Anzeige jenes Nachrufs in Nr. 4 d. Bl. habe ich die Erwähnung der Uhland'schen Abhandlung aus dem Grunde nicht für geeignet gefunden, weil sie im Vergleich zu seinen andern Werken und Aufsätzen allerdings im Werth zurücksteht. Vortrefflich ist sie aber dennoch und verdient bei weitem mehr Beachtung, als sie in der That selbst von Seite der Historiker und Literatoren bisjetzt gefunden. Auf sie nachträglich in d. Bl. die allgemeine Aufmerksamkeit hinzulenken, scheint mir auch deshalb geboten, weil sich in neuerer Zeit der Geschichte des deutschen Schützenwesens der Vorzeit eine erfreuliche Theilnahme zugewendet hat. Daß sich ein Mann wie Uhland von dieser großartigen und zugleich wohlthuenden Lebensäußerung unserer Vorfahren angezogen fühlen mußte, ist begreiflich; zunächst freilich wurde er durch die Bitte seines Schülers und jungen Freundes Karl Halling bestimmt, zum Schmucke der Ausgabe einen „einleitenden Beitrag" zu liefern, der mit dem Inhalte des Gedichts in Beziehung stand. So bekennt Uhland im Eingange, daß er anfangs willens gewesen sei, das Gedicht und dessen ernste Haltung im Zusammenhang mit einer ihn besonders anziehenden Seite von Fischart's Charakter darzustellen, nämlich mit der volksthümlichen Gesinnung dieses Schriftstellers. Da dies aber im einzelnen auszuführen etwas mühselig für eine Zugabe zum „Glückhaften Schiffer" sein würde, so fand Uhland es passender, sich vom Dichter auf den Gegenstand des Gedichts zurückzuziehen und dem Schützenfeste zu Strasburg (1576) ein Seitenstück aufzustellen, „wodurch zwar das Reich der Poesie sich wenig erweitern, wol aber die Geschichte der Freischießen einen nicht verwerflichen Beitrag erhalten und auf den Hofhalt eines der ausgezeichnetsten Fürsten des 16. Jahrhunderts ein heiteres Licht fallen dürfte". Die handschriftliche Quelle ist ein Reimgedicht des Pritschmeisters Lienhard Flexel von Augsburg auf das von Herzog Christoph von Würtemberg im Jahre 1560 veranstaltete Armbrustschießen (vgl. Goedeke's „Grundriß", I, 293, 22 b). Uhland gibt einen gedrängten Auszug, an den wichtigern Stellen hat er das Original in geregelter Schreibweise mitgetheilt. Dann beschreibt er die Bilder und Wappen, welche in der kostbaren Handschrift auf das Gedicht folgen. Das stuttgarter Schießen wurde auch von Ulrich Erthel von Augsburg (bei Goedeke nicht erwähnt) beschrieben, ferner macht Uhland auf die gereimten Beschreibungen dreier gleichfalls zu Stuttgart im Jahre 1571 abgehaltenen Schießen aufmerksam, die von einem Schützen mit Namen Hans Sau verfaßt wurden. Am Schlusse berührt Uhland einen Punkt, der den Schützenfesten eine höhere historische Bedeutung verleiht. Zur Zeit des stuttgarter Schießens, an welchem die vornehmsten der protestantischen Fürsten theilnahmen, wurde gerade vom Herzog Christoph mit Eifer, aber geheim und im stillen eine erneute Verbrüderung der evangelischen Fürsten und Stände betrieben, welche das Concilium zu Trient unschädlich machen sollte. Sehr begründet ist so die Vermuthung, „daß die Schützenlust zu Stuttgart der heitere Vorwand ernsterer Verhandlungen gewesen sei". 68.

Bibliographie.

Bloch, K. E., Johann Balthasar Schuppius. Nach seinem Leben und seinen Schriften. I. Das Leben. Berlin, Duaas. Gr. 4. 20 Ngr.

Bonnet, J., Aonio Paleario. Eine Studie über die Reformation in Italien. In's Deutsche übertragen von F. Merschmann. Autorisirte Ausgabe. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 1 Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Busch, G. F., Hermann von Wilden. Ritter-, Räuber- und Geistergeschichte aus dem Mittelalter. Zwei Theile. Leipzig, Häfele. 8. 1 Thlr.

Feistmantel, J., Gedichte. Prag, Mercy. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fielitz, J. D. v., Pipifar. Humoristisch-diabolische Wanderung durch Leipzig. Mit Illustrationen von W. Schröter. Leipzig, Purfürst. Gr. 8. 20 Ngr.

Fürst, L., Das Märchen von den sieben Raben. Eine Dichtung nach M. von Schwind's gleichnamigem Bilde. Mit Titelbild, Initialen und Vignetten von G. und T. Schweißinger. Leipzig, G. Wigand. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hagen, A., Max von Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten. Unter Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlaß dargestellt. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr.

Hullmann, C., Das Grundgesetz der Materie. Ein Beitrag zur Erweiterung der rationellen Physik. Oldenburg, Stalling. Br. 8. 10 Ngr.

Ingerle, J. N., Bayern's Hochland zwischen Lech und Isar. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Kösting, K., Columbus. Ein historisches Trauerspiel. Wiesbaden. 8. 27 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam
in den Jahren 1860, 1861 und 1862.

Reisebriefe

von

Reinhold Werner,

Lieutenant zur See I. Klasse.

Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, während der Expedition Commandant des Transportschiffs Elbe, schildert in diesem Werke, das aus einer Umarbeitung der von ihm in den Beilagen der Deutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Reisebriefe entstanden ist, seine persönlichen Erlebnisse sowie seine Erfahrungen und Beobachtungen über die Länder, Völker und Zustände der östlichen Welt auf höchst anschauliche und lehrreiche Weise. Neben der Vorführung des Neuen und Interessanten, das sich ihm in jenen fernen Gegenden so reichlich darbot, richtete er sein besonderes Augenmerk auf die deutschen Industrie-, Handels- und Schiffahrtsverhältnisse und auf die Vortheile, welche Deutschland aus den angeknüpften Verbindungen in Zukunft erwachsen können. Der Admiral Prinz Adalbert von Preußen hat die Widmung des wichtigen und interessanten Werks angenommen, des einzigen, das bisjetzt über die ostasiatische Expedition veröffentlicht wurde.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Fr. Kohlrausch,

Königl. Hannov. General-Schuldirector.

Mit Bildniß des Verfassers. Gr. 8. 1863. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der portugiesischen Sprache oder praktische und leichte Methode zur Erlernung der portugiesischen Sprache, mit genauester Angabe der Aussprache und Betonung. Zum Selbstunterricht und Schulgebrauch. Nebst Lesestücken zum Uebersetzen und einem Wörterbuche. Von **Karl Herrmann Teisten.** 8. Geh. 20 Ngr.

Der Verfasser, Lehrer der deutschen Sprache in Rio de Janeiro, bietet mit diesem Buche seinen Landsleuten ein Hülfsmittel, in möglichst kurzer Zeit so viel portugiesisch schreiben und sprechen zu lernen, als zum täglichen Verkehr erforderlich ist. Er bedient sich dazu meist der bewährten Ahn'schen Methode.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die nationale Presse in Italien
von 1828—1860

und

Die Kunst der Rebellen.

Zwei Schriften von **Piero Cironi.**

Aus dem Italienischen übersetzt und mit einem Vor- und Nachwort

von **Ludmilla Assing.**

8. Geh. 24 Ngr.

Piero Cironi, der vor kurzem durch einen frühzeitigen Tod seinen Freunden entrissen worden, war einer der edelsten Männer des neuen Italien, ein von allen Parteien hochgeachteter Patriot. In den hier vereinigten beiden Schriften liefert er an der Hand der Literatur und Kunst eine Geschichte der italienischen Demokratie von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Die Neuheit der mitgetheilten Thatsachen, ihr mannichfaches historisches, politisches und bibliographisches Interesse wird der Schrift gewiß zahlreiche Freunde erwerben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben

von

Professor Dr. G. B. Mendelssohn.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Diese Ausgabe erscheint in acht Theilen, zum Subscriptionspreise von nur 20 Ngr. für jeden Theil trotz des sehr ansehnlichen Umfangs der meisten Bände. Der erste Theil mit Mendelssohn's Bildniß und Facsimile, welchem die übrigen in angemessenen Zwischenräumen folgen werden, ist nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In welchem Locale stand Luther zu Worms vor Kaiser und Reich? Zur Widerlegung und Beleuchtung der Schrift: „Rathhaus oder Bischofshof?" Im Namen des Ausschusses des Luther-Denkmal-Vereins herausgegeben von Dr. **Friedrich Eich.** Nebst einem Grundriß der Stadt Worms. 8. Geh. 4 Ngr.

(Der Ertrag ist für das Luther-Denkmal bestimmt.)

Allen Freunden der Geschichte nicht nur, sondern überhaupt jedem, der sich für das nach Rietschel's großartigem Entwurfe in Worms zu errichtende Luther-Denkmal interessirt, kann diese gründliche historische Untersuchung warm empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 7. Mai 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Aus der Geschichte der Niederlande.

Jakobäa von Baiern und ihre Zeit. Acht Bücher niederländischer Geschichte von Franz Löher. Erster Band. Nördlingen, Beck. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Durch vorliegendes Werk sind wir abermals um ein schönes Stück Arbeit deutscher Historiographie bereichert worden; und unsere Leser dürfen diesem Urtheile um so mehr Glauben schenken, da der Schöpfer dieses historiographischen Werks Franz Löher heißt. Dieser Geschichtschreiber versteht es nicht nur den Anforderungen der historischen Forschung und Kritik in reichem Maße Genüge zu leisten, sondern auch durch die sprachliche Kunst den Laien ebenso wie den Historiker von Fach zu gewinnen und ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Dasselbe gilt von dem vorliegenden Werke. Der historische Stoff ist übersichtlich in drei Bücher und diese wiederum in 23 Kapitel vertheilt, die Sprache ebenso gefällig als belebt; der Anhang besteht aus drei höchst werthvollen Abschnitten: „Quellenangabe", „Neuere Literatur" und „Noten zum geschichtlichen Text". Dies über das Fachwerk des Buchs, dessen zweiter Band noch zu erwarten steht.

Was die Poesie für ihr Eigenthum einmal erklärt hat, daran geht die ernstere Wissenschaft gern vorüber. Es ist aber auch schwer eine Persönlichkeit oder Thatsache, deren sich die Poesie vorzugsweise bemächtigt hat, in die Reinheit des Lichts historischer Wahrheit zu versetzen. Diese schwierige Aufgabe hat sich der Verfasser mit der Jakobäa von Baiern, deren Leben ein Gegenstand sowol für die volksthümliche Dichtung wie für die Gymnasialpoesie der Holländer geworden ist, zur Lösung vorgelegt. Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß des Verfassers Werk seinen Werth nur von dieser merkwürdigen Fürstin aus dem Hause der niederländischen Wittelsbacher erhielte; der Verfasser führt uns nicht nur an die nordwestliche Grenzscheide zwischen Germanenthum und romanischem Wesen in der zweiten Hälfte des Mittelalters, sondern auch überhaupt auf das Gebiet von Erscheinungen, die dem Erforscher des germanischen Mittelalters von hohem Interesse sind: bäuerliches, städtisches, ritterliches und fürstliches Leben in jenem Zeitalter hat der Verfasser mit einer historisch begründeten Wahrheit geschildert, daß man ihm gern folgt, selbst wenn man Gelehrteres und Umfangreicheres darüber zu lesen Pflicht oder Veranlassung gehabt hat. Wir gehen jetzt zu einzelnem über und zwar um so bereitwilliger, je mehr uns der Verfasser Stoff geboten hat, unsere Leser nicht blos zu unterhalten, sondern auch zu belehren.

Die Geschichte Hollands, als deren wissenschaftliche Begründer Wagenaar durch sein großes Werk, das in den Jahren 1749—59 erschien, betrachtet werden muß, dem besonders in diesem Jahrhundert eine Reihe zum Theil trefflicher Fortsetzer oder auch Verbesserer gefolgt ist, gehört in Deutschland nicht zu den bekanntesten Gegenständen des Wissens, trotzdem daß Holland ein westliches Glied des alten deutschen Reichskörpers war; erst der Westfälische Friede sprach staats- und völkerrechtlich die Unabhängigkeit Hollands gleichzeitig mit der der Schweiz vom Deutschen Reiche aus. Freilich haben die Holländer ähnlich wie Dänen und Ungarn ihr Suzeränitätsverhältniß zu den deutschen Königen abgeleugnet.

Der Ursprung des holländischen Fürstenhauses, dessen Volk den friesischen Stamm zur Grundlage hat, knüpft sich an die Abtei Egmond, welche einst für das jetzige Holland war, was St.-Gallen, Korvei und andere alte berühmte Klöster für ihre Umgegend. Die Abtei Egmond war die Licht- und Segenspenderin, indem sie unter einer rohen Bevölkerung Christenthum, bessern Anbau des Landes, Kunst und Wissenschaft verbreitete. Eine mächtige Familie in Nordholland, von der es jedoch ungewiß ist, ob sie von einem friesischen Häuptlingsgeschlechte oder von einem angesiedelten fränkischen Dienstmanne

abstammte, wußte Nutzen zu ziehen aus dem Wechsel der Oberherrschaft in Lothringen. Denn während diese längere Zeit zwischen Frankreich und Deutschland schwankte, begüterten die Könige hüben und drüben gern einen Getreuen in den Grenz- und Küstenlanden; sie sollten den oft plötzlichen Anprall des westlichen Nachbars auf die deutschen Lande abwehren oder die Raubanfälle der Normannen zurückweisen. Aber schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts wurde infolge der Schwäche oder der Noth der deutschen Könige die Vogtherrlichkeit, welche jenes Geschlecht über Egmond und dessen weitgedehnte Besitzungen hatte, vom westfränkischen König in Erb und Eigen verwandelt. Dieses Gebiet, welches die Grafschaft in Friesland hieß, wurde von seinen klugen Herren stetig erweitert. Ihre Besitzungen erstreckten sich von der Maasmündung bis zum Texel und im Jahre 985 bestätigte sie ihnen Kaiser Otto III. sammt und sonders als rechtes Erbe. Freilich war die Herrschaft noch unterbrochen von Forst- und andern Grundrechten der Bischöfe von Utrecht, und diese sahen mit Unwillen, wie ein unabhängiger Landesherr vor und in ihrem Gebiete heranwuchs. Die Grafen suchten nun ihre Gewalt im Norden auszudehnen. Dort war aber der Widerstand der Friesen nicht zu bewältigen. Da machte Dietrich III. einen Hauptstreich: er verlegte den Sitz seiner Herrschaft nach dem Süden. Das entschied die Geschichte der Hälfte der Niederlande. Die Inseln zwischen den Mündungen des Rhein und der Maas zeigten ein seltsames und unaufhörliches Gegenspiel der Gewässer. Die Flüsse führten Land und fruchtbaren Schlamm herbei, den sie absetzten; daraus bildeten sich Landstreifen und das heranrollende Meer zerriß sie wieder. Nichts sah man als Sumpf und Schilf und Urwald, und auf den Flüssen trieben Baumstämme, welche die Fluten vom Ufer losgerissen hatten. Die Gegend hieß Holland, weil es dort so viele Strecken gab, wo das Land gleichsam hohl war (das bleibt die wahrscheinlichste Etymologie nach dem Gebrauche, welchen die heutigen Holländer von dem Worte hol machen), d. h. es bestand nur aus einer obern Grasdecke, welche hin- und herwich, wenn man darauftrat: denn darunter stand blos flüssiges Moor. Hier und da, wo das Ufer sich erhöhte, gab es trockene Eichen und Buchenplätze, dort legten die Schiffe an, welche den Rhein und die Maas herunter- oder von der See hereinkamen. Die kleinen Meerschiffe gingen nämlich auch — wie der Normannen beweisen dies satsam — die großen Flüsse hinauf und herab. Auf jenen Halteplätzen versahen sie sich, ehe man die Segel zur Weiterfahrt wieder aufzog, mit Holz und ergänzten ihre Vorräthe aus den hier so ergiebigen Fischereien, bald auch von dem Ertrage der Viehweiden, auf denen man Heerden ansiedelte. Kölns und Triers Kauf- und Schiffleute, die aus Utrecht und Lüttich hatten ihre eigenen Stellen auf diesen Ansiedelungsgebieten. Zu größerer Sicherheit ließen sich die Bischöfe das gesammte Land vom Kaiser gemeinschaftlich zu Lehen geben. So gehörte es mehreren geistlichen Fürsten, noch dazu entfernten, und in einer Weise, daß es eigentlich keiner besaß; das wollte man eben; kein Herr mit Leuten und Schiffen sollte sich da festsetzen, Burgen bauen, Zölle nehmen. Dieses weitgedehnte Inselland lag ja wie eine Reihe natürlicher Festungen vor den Flußmündungen, von hier aus ließ sich den Handelsschiffen nach Belieben der Paß vertheuern oder auch ganz verlegen: wer dort fest saß, konnte eine Macht üben, die bis obenhin bei Köln, Trier, Lüttich empfindlich gefühlt wurde. Aber gerade dies, was man verhindern wollte, that der bereits genannte Graf Dietrich. Erst schickte er friesische Leute hin, welche sich in der Stille ansiedelten, und als ihrer genug waren, kam er selbst und baute eine Burg, die mit Erdschanzen, Gräben und Pfahlwerk wohl bewehrt wurde. Sie stand auf der Stelle, wo jetzt Dordrecht so überaus günstig liegt, zur Ueberwachung all der Flußmündungen. Nun wurde Schiff für Schiff, wie sie die Flüsse herabkamen, angehalten; schweren Zoll mußte jedes zahlen oder es wurde geplündert. Als die Sache ruchbar wurde, strömte dem Grafen von allen Seiten kühnes heimatloses Volk zu, es baute Blockhütten, jagte und fischte, lief gelegentlich auch auf Seeraub aus.

Das waren die ältesten Anfänge Hollands und seiner Grafen, die, da sie eben als Glieder deutscher Lehnsherrschaft betrachtet wurden, nachdem ihre Macht und ihr Ansehen im Laufe von ungefähr 250 Jahren bedeutend gewachsen war, von der deutschen klerikalen Partei in der Mitte des 13. Jahrhunderts den Hohenstaufen entgegengestellt wurden. Die Grundlage der ausgedehnten Lehnsgebiete der Grafen von Holland war deutsch, wenn auch hier mit mehr friesischer, dort mit mehr fränkischer Färbung; das änderte aber in der Hauptsache nichts. Wir finden deshalb hier ebenso wie in Deutschland Kampf der zur absoluten und erblichen Herrschaft emporstrebenden Dynasten mit ihrem Adel, des Adels mit den Städten und der Bürger mit den Bauern. Die Fürsten wurden endlich des Adels und bis zu einem gewissen Punkte (Privilegien der mannichfachsten Art) auch der Städte Herr; die Bauern aber gab man zumeist den Städtern preis. Burgund, Frankreich und England waren bald Feinde bald Verbündete entweder des einen oder des andern Theils, doch niemals ohne den Hintergedanken, diese nordwestlichen Lehnsglieder des Deutschen Reichs von demselben loszureißen oder ihm doch zu entfremden. Der endliche Ausgang ist bekannt. Wir müssen unsere Leser auf die Kapitel verweisen, in denen der Verfasser diese Jahrhundertelang dauernden, oft sehr hitzigen, mitunter sogar höchst blutvollen Kämpfe in ebenso lebendiger Sprache als historischer Treue schildert. Wie gespannt liest man die Schilderung der beiden Parteien der Hoeks (Adelspartei mit dem rothen Hute) und Kabeljaus (der Bürger mit dem grauen Hute), die lebhaft genug an die Partei der Mützen und Hüte in Schweden während des 18. Jahrhunderts erinnern.

Als der Kaiser Ludwig der Baier nach der ampfinger Schlacht auf der Höhe seines Ruhms stand, erkor er Margaretha, die älteste Tochter des holländischen Grafen Johann des Guten, über viele der Bewerber den Sieg

hervorragend, zur Gemahlin. Diese Vermählung bahnte den Mittelsbachern den Weg nach Holland und uns unter Anleitung des Verfassers zur Lebensgeschichte und Charakterzeichnung der Jakobäa, der Heldin des vorliegenden Werks, dessen Aufgabe es ist, wie bereits oben erwähnt, diese merkwürdige Fürstin aus dem Bereiche der Poesie und der Romantik in das der wahren Geschichte zu versetzen. Das Folgende ist charakteristisch für das ganze Zeitalter. Selten schien einer Prinzessin die Zukunft so verheißungsvoll, so verbürgt durch die treueste Liebe und Sorge als Wilhelm's, des Herzogs von Baiern-Holland, einziger Tochter. Sie war 1401 am 25. Juli geboren und da dies am Jakobstag war, so wurde sie nach dem Apostel genannt; das war überhaupt Sitte in den fürstlichen Häusern der Niederlande. Vielleicht waren die wilden und reizenden Launen des jungen Mädchens Ursache, daß häufiger als Jakoba oder Jaqueline man sie Dame Jaquet oder Dame Jaques nannte. Ihr Titel aber war „Fräulein von Holland“ oder „Tochter von Holland“, gleichwie die Söhne des Grafen „Junker oder Söhne von Holland“, die französischen Prinzen „Söhne von Frankreich“, die spanischen „Infanten von Spanien“ hießen. Vieles traf zusammen, um in Jakobäa den Charakter auszubilden, welcher Glanz und Unglück ihres Lebens wurde. Sie allein, die einstige Herrin vergötterter Ritter und Dienstleute, besaß den ganzen Schatz der Zärtlichkeit ihrer Aeltern. Die Mutter war ihr ein Vorbild in Stolz und Würde. Der kaiserliche Nachglanz ihres Gemahls und der königliche ihres eigenen Stammhauses (Valois-Burgund) schienen auf ihrem Haupte zu ruhen. Von dem Vater, dessen Augapfel sie war, hatte Jakobäa den geraden ehrlichen Sinn und das heiße Blut, und er prägte ihr die stählerne Willenskraft ein, welche ihn selbst so gefürchtet machte. Miteinander schienen die Aeltern in etwas kühlem Verhältniß zu stehen. In Margaretha von Burgund lebten die tiefe Lust an Politik und Ränken, der rastlose Ehrgeiz und die Habsucht: Eigenschaften, welche das Erbtheil des burgundischen Hauses waren. Gewiß flüchtete Jakobäa oft unter dem stolzen herrischen Auge der Mutter weg an das warme Herz des Vaters, gewiß wurde sie oft unwillkürlich Schiedsrichterin zwischen ihren Aeltern. Kindern aus solchen Ehen fehlt es im spätern Leben häufig an Haltung, wenn nicht, was seltener ist, das häusliche Fegfeuer sie frühzeitig härtet und läutert.

Fürstliche Höfe brachten damals einen guten Theil des Jahres auf dem Lande zu. Sie kamen in die Städte zu rauschenden Festen, und waren diese vorüber, stärkte man sich wieder in der gedeihlichen Frische und in der stillen Anmuth der ländlichen Natur. Alle Welt lebte damals viel inniger als jetzt mit der Natur zusammen. Die Pflüge und Erntewagen und Viehheerden zogen täglich durch die belebtesten Stadttheile, weil die meisten Bürger nach den Acker oder wenigstens ihre größern Gärten bauten. Hirten, Forst- und Ackerleute verkehrten beständig in den Hallen und hochgewölbten Vorhallen und Küchen, über denen sich die Schlösser der Großen auf dem Lande erhoben. Jeder Herr, der vom Schloßaltan in die Vieh- und Wirthschaftshöfe niedersah, war mit der Landwirthschaft vertraut, und es gab keine Dame, die nicht verstanden hätte, ihren eigenen Flachs zu ziehen und zu bereiten, zu spinnen und zu verweben. Die Höfe zogen dabei aus einer Gegend in die andere. Lange konnte man nirgends bleiben, weil die Lebensmittel, die sich vorfanden, für das ansehnliche Gefolge bald zu Ende gingen. Wo Herzog Wilhelm's Hof des Weges kam, erschien er wie ein kleiner Heereszug, und wollte man zwei oder drei Tage in einer reichen Abtei anhalten, so geriethen Abt und Mönche in Verzweiflung: sie ließen in der Eile ein paarhundert Tafelgeschirre mehr machen aus Holz oder Thon, und wußten nicht, wo Speise oder Trank hernehmen für so viele Ritter und Leute, so viele Pferde und Hunde.*) Der Herzog Wilhelm gehörte indeß zu den Dankbaren: er vergalt meistens reichlich, was er und sein Gefolge begehrt hatten.

Die Jagd, der Krieg und die Waffenübung gegen die Thierwelt war ein Hauptvergnügen der Ritter und ihrer Damen. Zwar durften die letztern dem Hetzen des Hirsches nicht anders beiwohnen, als daß sie auf offenen Waldwegen zusahen, wie Wild und Meute vorüberstürmten; mehr galt nicht für schicklich; wol aber war ihnen die Jagd auf Vögel erlaubt und galt als Entschädigung für das Nichterlaubte. Auf leichtem Zelter ritten sie über die Heide an den Waldesrand oder an Teiche und Sümpfe. Ausgelernte Hunde, welche man durch Zuruf leitete, jagten das kleine Geflügel auf, das sich in Saaten versteckt, noch lieber Reiher und Kaninchen. Stieg ein Reiher auf, so warfen öfter zwei Damen zugleich ihre Falken von der Hand. Dann klangen die Schellen, wie zwei Blitze schossen die Falken dem Reiher nach, höher und höher schwangen sich die Vögel. Aller Blicke hingen voll Begier in den blauen Lüften. Nur noch Punkte sah man zwischen den Wolken sich hin- und herschwingen. Allmählich kamen die Falken über den Reiher, nun stießen sie auf ihn nieder; Gekreisch ertönte; nun schlug der Reiher heftig um sich, und wieder warfen sich die Falken im Kreise und wieder griffen sie an. Da flogen heiß die Rosse über die Ebene und hielten und griffen wieder aus, wie hin und her der Kampf in den Lüften sich zog. Da endlich packt ein Falke, seine Fänge schlagen sich dem Reiher von oben in beide Flügel, er ist gelähmt; dort in der Ferne rauschen die Vögel nieder, kreischend, flügel-

*) Ein Abt Deutschlands durfte sagen: tout comme chez nous. Wer sich genauer davon unterrichten will, lese Sugenheim, „Die Stellung des Klerus im Mittelalter“ (Bd. 1) oder Beyer's „Altzelle“. Sehr belehrend in dieser Beziehung, doch zumeist für Frankreich ist das berühmte „Manuscrit de Wolfenbuttel“, auf dessen Wichtigkeit zuerst Lappenberg aufmerksam machte — es stammt aus Bordeaux — und wovon sich Auszüge finden in „Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du roi“ (Paris 1844). Guizot wußte es sich zu verschaffen auf besondere Veranlassung Thierry's. Es übertraf die Erwartung der Franzosen rücksichtlich seines Werths. An Gewaltthätigkeiten gegen die Mönche fehlte es in der Regel nicht, und beim Abschiede mußte ein Klostergeistlicher oder der Abt selbst die Absolution dafür ertheilen.

schlagend. Hin über Stock und Stein! Jedes Roß will zuerst auf den Platz, jeder will den Sieger kennen. Alle Geister waren bei dieser köstlich befundenen Aufregung lebendig, nichts ging von dieser schönen Jagd für die Sinne verloren.

Auch Jakobäa kannte natürlich die weidmännischen Reize, auch die „Tochter von Holland“ hatte das Mannichfaltige gelernt, was erforderlich für das Vergnügen war, von der Jagd zu kommen alle Hände voll Wachteln, Hühner und Kaninchen. Allein noch manches andere mußte das „Fräulein von Holland“ lernen. Zeit, Verhältnisse und Rang forderten, daß sie sich im Französischen, die halb ihre Muttersprache war, ebenso zierlich auszudrücken verstehe, als in der Landessprache klar und kräftig. Von einer regierenden Fürstin verlangte man auch einige Kenntnisse im Latein, wenigstens so viel, daß sie den Schein erwecken konnte, als sei sie dieser Sprache mächtig. Das übrige Wissen war allerdings mäßigen Umfangs. Den Kern und Grund desselben bildeten Katechismus und biblische Geschichte. Stücke aus der Bibel, besonders Psalmen, waren fürs tägliche Leben. Aus dem gewaltigen Ernst, der in ihnen herrscht, aus der Fülle markiger Bilder derselben, aus ihren erhabenen und leidenschaftlichen Ideen sog die junge Seele jenen schlichten und rauhen Sinn für das Reale, der das Mittelalter kennzeichnet, jene Gewöhnung, das Leben im großen und ganzen aufzufassen und nicht im einzelnen zu verzetteln. Dabei warf ein wißbegieriges Gemüth Seitenblicke in die dunkeln Tiefgründe der Natur und des Weltalls, die noch so viel Geheimnisse und gefährliche Zauber verbargen. Von geschichtlichen Kenntnissen war in der Unterhaltung an den Höfen nur wenig zu bemerken. Wenn Jakobäa die Geschichte ihres eigenen Hauses, der verwandten Häuser und deren gegenseitige Rangstellung wußte, und wo sie sich an Karl den Großen und an die Hohenstaufen anknüpften, so forderte kein Mensch etwas mehr, alles andere gehörte für die Gelehrten. Das Gerichtswesen des Landes aber, und welche Rechte der Fürst, die Städte und andere Stände hatten, dies zu verstehen erschien so natürlich, als von Früchten und Jahreszeiten der Heimat zu wissen. Auch war es für eine junge Fürstin mit Weben und Sticken nicht abgethan; es durfte ihr nicht unbekannt sein, wie man Häuser zimmere und baue, und wie man sie bemale und kunstreich ausschmücke. Wenn die Jünglinge sich eifrig übten, einen festen Harnisch zu schmieden und Stückgeschütz zu gießen, so mußten die Fräulein dafür sorgen, daß sie für den Nothfall verstanden, Wundbalsam zu bereiten und einen kunstgerechten Verband anzulegen.

Aber auch im Bereiche der damaligen Etikette der vornehmen Welt gab es für ein Ritterfräulein von so hohem Range, wie ihn Jakobäa einnahm, vieles zu lernen und peinlich genau zu beobachten; denn die Ritterwelt bewegte sich in so strengen Fesseln des Umgangs, sie füllte ihre Säle mit so viel steifen, hölzernen Reden und Gebräuchen, daß dergleichen unserm heutigen Geschmack kaum begreiflich, noch weniger zusagend erscheinen. Es war als fühlte diese Ritterwelt, daß man ihrer innern Wildheit solche Zügel anlegen müsse.*) Wollte man z. B. einen fürstlichen Gast empfangen, so ritten die Herren ihm weit entgegen; am äußersten Thore aber stand die Gräfin mit ihrem Hofe, und jede Dame stand je nach ihrem Range zwei oder drei Schritte entfernt von der Herrin. Sowie der fürstliche Herr erschien, ließen die Damen blitzschnell ihre Schleppen niederfahren und beugten sich bis zur Erde. Der Gast küßte die Gräfin und ihre sämmtlichen Damen, und die Gräfin küßte gerade so viel wieder aus seinem Gefolge. Dann nahm der Gast die Gräfin an den linken Arm, und in feierlicher Rangordnung schritt der Zug ins Haus, wobei die Damen ihre Schleppen je nach dem Range entweder vollständig selbst trugen oder halb sich tragen ließen oder wenigstens zwei Finger daranlegten. Bei der Tafel gab es dann große Umständlichkeit; wem bedeckte Schüsseln vorgesetzt wurden, wem vorgekostet wurde, wer bei dem Handwaschen zwei Gießkannen erhielt oder nur eine, und wer dabei das Handtuch oben oder unten oder in der Mitt fassen durfte, das alles hatte seine bestimmten Regeln. Wußte man in gar zu bedenklichen Fällen keinen Rath wie es mit dem Vortritt, wie mit dem Maße von Schritten, mit denen man sich entgegenkommen mußte, z halten sei, so half sich eine ernsthafte Dame damit, da sie während einer langen Vorstellung auf ihrem Platz stehen blieb wie angenagelt. Ein Fräulein vom Stand zumal wie unser „Fräulein von Holland“ mußte de wichtigen Unterschied lernen zwischen Hermelin und Pelzfutter, welche Frau mit Madame oder belle cousine ode belle nièce anzureden, durch wie viel Auffätze oder Cre denztische, durch wie viel Quergehänge am Himmelbe der Stand anzudeuten sei u. s. w.

Dies alles bereits im 14. und 15. Jahrhundert Erkennt man darin nicht die Vorboten, gleichsam d ersten Schattenrisse von Ludwig's XIV. Zeitalter? W weit die Courtoisie ging und welcher Art sie war, ma folgendes Beispiel beweisen. Bei einem Turnier in C rignan hatte eine Dame dem berühmten Bayard ihre Aermel gesandt, der mit einem Rubin von 100 Dukat an Werth eingebunden war. Bayard siegte, brachte i aber in Gegenwart ihres Gemahls den Aermel wied mit den Worten: „Die Ehre gebührt nicht mir, sonder dem Aermel, durch den ich gesiegt habe.“ Die Da gab nun den Rubin dem nächstbesten Ritter; zu Baya aber sagte sie: „Weil Herr Bayard mir die Ehre erwei zu erklären, daß mein Aermel ihm den Dank (Prei gewonnen habe, so will ich denselben ihm zur Ehre, lange ich lebe, aufbewahren.“

Im Alterthum galten die Frauen als Geschlecht der Gesellschaftsverfassung nichts, sondern nur in ei

*) Die Ritterwelt jener Zeit hatte bereits ihren edlern Kern loren; der Geist der Kreuzzüge und der Hohenstaufen war nicht in ihr; die Nachfolger der Minnesänger waren in den Rittersälen J leurs. Ueberhaupt aber tritt unser Verfasser in einem besondern trefflichen Abschnitt seines Buchs der gewöhnlichen romantischen fassung des ganzen Ritterthums entgegen.

zelnen hervorragenden Individualitäten waren sie ein vorübergehendes Etwas, im germanischen und romanischen Mittelalter dagegen erscheinen die Frauen als solche den Männern gegenüber unter gewissen, durch Religion, Sitte und nationale Ueberlieferungen begründeten Gesellschaftsverhältnissen bevorrechteter und höher stehend als das starke Geschlecht.*) Die ältesten Spuren davon treten bekanntlich schon in den Nachrichten der Classiker hervor, und die Gesetze der Germanen, z. B. der Alemannen, mögen dieselben immerhin schon frühzeitig durch das Christenthum beeinflußt worden sein, bedrohen jede Vergewaltigung eines Weibes mit ziemlich strengen Strafen. Freilich bedurfte es gar mancher Umgestaltung oder wenigstens Wandelung des Lebens, bevor z. B. Folgendes als Zeichen feiner Rittersitte angesehen werden konnte. Der Herr von Melun hatte das Glück, daß seine Tochter einen Prinzen aus königlichem Geblüt heirathete. Selbst wenn er nun mit seiner Tochter allein speiste, reichte er ihr mit entblößtem Haupte die Serviette, wenn sie sich vor dem Abendessen die Hände wusch. Man hielt es freilich für eine Thorheit, wenn er sich dabei jedesmal bis zur Erde beugte, allein er glaubte nach feinster Rittersitte zu handeln und konnte sich auf das Beispiel seines Zeitgenossen, des Herzogs Johann von Burgund, berufen. Dieser sonst ungeschlachte Herr, der Jean sans peur, ließ es sich nicht nehmen, seiner Schwiegertochter bei Tafel jedesmal den Confect zu reichen, wobei er sich ebenfalls bis auf die Erde beugte. Denn obgleich er selbst aus dem königlichen Hause von Frankreich stammte, stand seine Schwiegertochter doch im Range über ihm, weil sie Tochter eines regierenden Königs war. Die Erscheinung steht nicht unerklärlich da; sie ist unleugbar zu erklären aus der gewaltig gestiegenen Königsmacht in Frankreich, aus der immer schärfer hervortretenden Unterscheidung des höhern und niedern Adels, eine Scheidung, die sich selbst in den Städten zwischen dem Patriciat und dem gemeinen Bürgerthum entwickelte.

Nachdem wir, um so zu sagen, die Luftströmung des Lebens in jenem ritterlichen Zeitalter gekennzeichnet haben, in dessen Atmosphäre Jakobäa lebte und athmete, kehren wir zu ihr wieder selbst zurück. Ihre Vorliebe mußte sich richten auf Waffenglanz und Heldenehre, sie mußte Lust bekommen an Krieg, Turnier und wildem Jagdrennen, an Abenteuern der Liebe und der Rache. Von nichts anderm hörte sie reden, nichts anderes wurde gepriesen als des Mühens werth. In den Niederlanden gab sich damals die Ritterschaft vom Rheine, aus Nordfrankreich, aus England ihr Stelldichein. Das wogte dort immer hin und her von glänzendem Rittervolk; das hatte alles gleich seinen Fuß im Steigbügel und zog herbei in kecken Fähnlein, wenn es irgendwo ein Turnier oder Jagdfest gab, oder was noch lieber war, gute Gelegenheit, einen Schlag den verhaßten Städtern zu versetzen, die ihres Reichthums, ihres Trotzes und ihrer Ueppigkeit kein Ziel wußten. Unter diesen Eindrücken und in diesen Bewegungen verlebte „Fräulein von Holland" ihre Jugendjahre; ihr Leben und ihre Schicksale als Weib und Regentin bilden gleichsam den Widerschein. Den Ausgang hat sich der Verfasser für den zweiten Band vorbehalten. Berichterstatter und Leser müssen sich bis zum Erscheinen desselben, wenn auch mit einiger Ungeduld, vertrösten. Vor der Hand dankt insbesondere die Culturgeschichte für das Gegebene.

Karl Zimmer.

*) Weinhold's Werk „Die Frauen im Mittelalter" hat leider noch niemand vervollständigt, um das zu ersetzen, was dem Verfasser durch Brand im Manuscript verloren ging.

Zur ältern deutschen Literatur.

Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Erster und zweiter Band. — A. u. d. T.: Esopus von Burkhard Waldis. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 1862. 8. 4 Thlr.

Wir halten es für Pflicht, das Publikum dieser Blätter auf das neue Unternehmen aufmerksam zu machen, dessen erste Probe hier vorliegt. Die „Deutsche Bibliothek" will die bedeutendsten und zugleich selten gewordenen Documente unserer Nationalliteratur seit dem Ende des 15. bis ins 18. Jahrhundert der Gegenwart wieder zugänglich machen. Das Interesse der gebildeten Kreise, nicht blos der eigentlichen Fachleute, wendet sich unverkennbar unserer Vergangenheit in dem Maße stärker zu, als sich die Gegenwart in ihrer selbständigen Art immer sicherer fühlen lernt. Das vorige Jahrhundert und seine eigenthümliche Geisteshaltung durfte keinen historischen Sinn haben, wenn es die ihm zugewiesenen Aufgaben lösen wollte. Der Kampf gegen die zu todten Misbräuchen gewordenen Reste der Vergangenheit war seine Bestimmung und so mußte es nothwendigerweise auch mit der Geschichte überhaupt oder mit dem geschichtlichen Sinne brechen. Gegenwärtig aber kann es der Freiheit und dem Fortschritte des Geistes der Neuzeit nicht mehr hinderlich sein, wenn er die völlig abgeschlossene Vergangenheit als Spiegel und Grundlage seiner individuellen Gestaltung in sein Bewußtsein aufnimmt. Daß die literarischen Denkmäler unter allen am meisten Anziehungskraft ausüben, versteht sich von selbst; sind sie doch die im eigentlichen Sinne sprechenden Zeugnisse der Vorzeit. Freilich, wo es erst eines besondern Studiums bedarf, um ihre Sprache zu erlernen, da kann wenigstens dem größern gebildeten Publikum nicht zugemuthet werden, daß es sich neben den andern Interessen und Geschäften des Tags zu seiner Erholung einer so intensiven Anstrengung unterziehe. Wer wollte, um sich am Parzival, am Tristan oder an den Nibelungen zu ergötzen, erst einen Cursus des Mittelhochdeutschen durchmachen, und doch ist es unmöglich, zu einem wahren Verständniß und zu einem wahren Genuß dieser Werke zu gelangen, wenn man nicht ihre Sprache völlig sich zu eigen gemacht hat. Das bloße dilettantische Rathen und Sichdurchwinden kann nicht genügen, oder nur dann, wenn sich eine gute Portion von Selbsttäuschung damit verbindet. Wer diese Dinge wirk-

lich lesen will, wie es sich allein ziemt und der Mühe verlohnt zu lesen, muß ihre Sprache ebenso methodisch erlernen, wie man, um Shakspeare oder Tasso im Original zu lesen, englisch oder italienisch lernen muß. Die Zeiten sind vorbei, wo man, verführt durch manche mehr scheinbare als wirkliche Aehnlichkeiten der ältern Sprache mit der heutigen, von dem guten Glauben ausgehen durfte, daß sich alles, was in deutscher Sprache geschrieben sei, auch ohne weiteres verstehen lasse, wenn man nur erst sich etwas eingelesen habe. Hier bleibt nur eine Vermittelung möglich: Uebersetzungen in die heutige Sprache. Bearbeitungen aller Art müssen hier, wie bei jeder andern fremden Sprache, dem größern Publikum Ersatz für den versagten Zugang zu den eigentlichen Quellen geben.

Anders steht es mit der Literatur seit dem 15. Jahrhundert. Sie ruht auf derselben sprachlichen Basis, auf der wir noch heute stehen. Freilich ist in ihrer Sprache manches veraltet, an sich unverständlich, oder doch wenigstens nicht ganz durchsichtig. Aber alles dies kommt gegen die Masse des an sich Verständlichen und Lebendigen nicht in Betracht: es stört kaum mehr, als wenn etwa ein Schriftsteller der Gegenwart allerlei dialektische Besonderheiten seiner allgemein deutschen Sprache einmengt. Ja es liegt sogar eher ein gewisser Reiz darin, der auf dem Contrast des Fremdartigen und doch in seinem innersten Kerne nicht Unbegreiflichen beruht. Nichtsdestoweniger ist der größte Theil der ältern Literaturwerke dieser Periode noch unbekannter in den gebildeten Kreisen geblieben, als die renommirtern Werke des eigentlichen Mittelalters. Man hat hier nicht einmal das Hülfsmittel von Uebersetzungen oder Bearbeitungen wie dort. Wenn einmal ein Versuch dazu gemacht wurde, wie es mit Hans Sachs mehrmals geschehen ist, hat er nicht gelingen wollen. So ist man denn auf die freilich sehr zahlreichen Chrestomathien und auf die noch zahlreichern Literaturgeschichten angewiesen. Die ersten geben nur Bruchstücke, die so, wie sie sind, keinen Eindruck gewähren können; die andern setzen eigentlich, wenn sie wahrhaft nützen sollen, eine vorhergegangene gründliche Bekanntschaft mit ihren Objecten voraus und können von Rechts wegen niemals statt derselben eintreten. Wir fragen aber, wie viele von unsern Gebildeten wol je irgendetwas von Hans Sachs, von Fischart, ja von Opitz und Gryphius vollständig gelesen haben? Die Namen dieser Autoren sind freilich in dem Munde aller und mit ihnen auch gewisse stereotype Urtheile, wie sie aus dieser oder jener Literaturgeschichte gezogen werden können. In letzter Instanz sind es rein äußerliche Hindernisse, die unser Publikum bisher von diesem Kreise der Literatur fern hielten. Nur wer es aus eigener Erfahrung weiß, vermag sich einen Begriff davon zu machen, wie schwer es hält, dieser ältern Druckwerke habhaft zu werden. Im Privatbesitz sind sie, einige gelehrte Sammler und Liebhaber abgerechnet, gar nicht mehr anzutreffen und selbst auf unsern sonst gut ausgestatteten Bibliotheken nur selten und sporadisch. Gute Ausgaben gehören zu den größten Raritäten und werden als solche behütet und bezahlt, sind daher für das Publikum so gut wie nicht vorhanden.

Wunderlich genug ist, daß die bedeutendern Werke der frühern Literaturperiode des eigentlichen Mittelalters, die nur handschriftlich überliefert werden konnten, meistens in zahlreichern und bessern Exemplaren auf uns gekommen sind als die Druckwerke des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Was bisjetzt geschehen ist, um sie wieder in Curs zu setzen, hat noch wenig gefruchtet. Die antiquarische Gelehrsamkeit hat sich mit begreiflicher Vorliebe der ältern Zeit zugewandt und ihre Denkmäler beinahe vollständig in correcten und wissenschaftlich genügenden Ausgaben wieder aufgefrischt. Aber was unserer neuhochdeutschen Sprachperiode angehört, hat bisjetzt von seiten der eigentlichen Fachleute wenig Beachtung erfahren, oder, wenn es geschah, ist es zu sehr als Gegenstand weitläufiger und massenhafter Gelehrsamkeit behandelt worden, woran immer nur der engere Kreis der Zunftgenossen theilnehmen konnte. Die ersten Bedingungen, die das größere gebildete Publikum stellen muß, Bequemlichkeit und Allgemeinverständlichkeit, hat man dabei ganz außer Augen gelassen, und durfte es auch, da man absichtlich nicht an das größere Publikum dachte. Die „Deutsche Bibliothek" findet also ein ganz unbestelltes Feld und noch dazu eins von fast unerschöpflicher Ergiebigkeit. In dem vorgedruckten Prospect ist eine vorläufige Uebersicht der Bücher gegeben, die zunächst in der Art wie Burkhard Waldis' „Esopus" behandelt werden sollen. Jeder Kenner unserer ältern Literatur wird in ihm vieles vermissen, was er vorzugsweise wieder erneut wünschen dürfte. Auch wir haben dieses und jenes mit einem gewissen Bedauern vermißt, aber es natürlich gefunden, daß der subjective Standpunkt des oder der Herausgeber zunächst maßgebend sein muß. Wir wollen dankbar sein, wenn nur dieser beschränkte Plan in seinem ganzen Umfange zur Ausführung kommt und dürfen dann auch mit Sicherheit darauf rechnen, daß sich in diesem Fall noch vieles andere von selbst daran reihen wird. Jedenfalls erscheint es uns zweckmäßig, daß hier nur an eine Auswahl aus einzelnen umfangreichern Autoren, an einen Wiederabdruck ihrer Hauptwerke und nicht an Gesammtausgaben, etwa von Hans Sachs oder Fischart oder Gryphius u. s. w. gedacht wird. Solche Gesammtausgaben sind ohne Zweifel sehr wünschenswerth und eine Ehrenschuld, welche die Gegenwart der Vergangenheit abzutragen hat; aber sie dürfen nicht auf ein größeres Publikum rechnen, das sich gegen die ältere Literatur gerade so wie gegen die heutige verhält und auf dem Rechte der Abwechselung besteht. Wem könnte man heutigen Tags zumuthen, den ganzen Hans Sachs zu lesen oder auch nur zu kaufen? Aber einige mäßige Bände aus seinen Schwänken und Dramen werden gewiß eine dankbare Aufnahme finden.

Der Name des Herausgebers bürgt allein schon dafür, daß die Arbeit mit vollständiger Sachkenntniß und mit praktischem Geschick gemacht wird. Der „Esopus" beweist, daß die richtige Mitte zwischen den Anforderungen der ernsten Wissenschaft und der behaglichen Lectüre besteht

getroffen worden ist. Die erstere verlangt urkundlich treues Festhalten an den besten Texten, Beibehaltung der alterthümlichen Außenseite in der Orthographie u. dgl., ferner einen gewissen gelehrten Apparat aus der Literarhistorie und Cultur- und Sprachgeschichte zur vollständigen Erklärung des bestimmten Werks oder Autors. Die andere verlangt wohlfeile, gut gedruckte und lesbare Bände und nur so viel erklärenden Apparat, als man zum unmittelbaren Verständniß des Textes nicht entbehren kann, und diesen in zugänglicher Form. Die vorliegenden zwei Bände befriedigen in der That alle Ansprüche. Jedermann wird die vorangeschickte Einleitung des Herausgebers mit Vergnügen und Belehrung lesen, der bloße Dilettant ebenso wol wie der Mann vom Fach. Sie ist durchaus erschöpfend, wenn auch ohne allen schwerfälligen gelehrten Prunk. Der Text hat kurze Erläuterungen der schwierigern Ausdrücke an seinem Fuße, womit für das erste Bedürfniß jedes Lesers, auch eines solchen, der noch nie ein Originalwerk des 16. Jahrhunderts in die Hand genommen hat, ausreichend gesorgt ist.

Zu weiterer Belehrung dienen die stofflich reichhaltigen, in der Form knappen Anmerkungen am Ende des zweiten Bandes, die den Ansprüchen der gelehrten Beschäftigung völlig genügen. Sie sind mit großer Sach- und Literaturkenntniß gearbeitet und bringen namentlich für die Geschichte der von dem Dichter bearbeiteten Stoffe sehr viel belehrende Beiträge. Ein Wortregister mit Erklärungen, ein Speciallexikon schließt die ganze Arbeit, die eins der interessantesten Denkmäler der Literatur des 16. Jahrhunderts zum ersten male in würdiger Gestalt versucht. Denn wenn Burkhard Waldis sich an poetischer Begabung nicht wohl mit einem Hans Sachs, oder selbst einem Erasmus Alberus messen kann, so gehört er doch durch seine markirte Persönlichkeit, seinen männlichen Ernst und frischen Humor zu den besten Repräsentanten des deutschen Volksgeistes dieser Zeit. Die allgemeine sittlich-ernste Stimmung, die Polemik gegen die Gebrechen und Sünden, namentlich gegen den Verderb der Kirche, die tiefe Gläubigkeit des Gemüths, die frische Zuversicht auf das gereinigte Wort, theilt er mit allen irgend bessern Naturen; seine Schriftstellerei dient ihm zu nichts weiter als zu dem Ausdruck dieser Gesinnung. Er will lehren und nützen und verachtet jede andere Art zu schreiben, aber dabei ist er eine so körnige Individualität, schaut so frisch in die Welt und weiß das tausendgestaltige Leben der Welt, wenn er es auch schilt und verachtet, so fest zu packen und saftig zu schildern, wie man es nur von einem Dichter verlangen kann, der ganz und gar in der Lust und Freude an der Welt aufgeht.

Mit dem Titel „Esopus" ist es, wie zum Frommen unsers heutigen Publikums bemerkt werden mag, nicht so genau zu nehmen. Thierfabeln mit platter Moral haben uns in den Kinderjahren den Magen zu gründlich verdorben, als daß wir später besondern Appetit danach empfinden sollten, und die bloße antiquarische Neugierde, die sich an der Parallele zwischen einem Fabeldichter des 16. Jahrhunderts und Gellert oder Lichtwer befriedigt, darf nur sehr vereinzelt vorausgesetzt werden. Bei näherer Betrachtung ergibt sich aber, daß überall neben der Fabel noch anderes auftritt. Das ganze vierte und letzte Buch dieses „Esopus" enthält fast nichts, was auf den alten Aesop zurückzuführen ist, überhaupt beinahe gar keine Fabeln nach unserer heutigen Definition. Es sind überwiegend kurze Geschichten oder Anekdoten in poetischer Form dargestellt, meist mit durchgreifend humoristischem oder satirischem Kerne und dem entsprechend auch behandelt, bis auf die nach dem Geiste der Zeit einmal unerläßliche ernsthafte moralische Nutzanwendung. Für uns, die wir das et prodesse volunt der Poeten etwas weniger buchstäblich verstehen als das 16. Jahrhundert, mag dieses oft ängstliche und mühselige Haschen nach einer guten Lehre mitunter einen grotesken Eindruck, jedenfalls nicht den von dem biedern Burkhard Waldis beabsichtigten hervorbringen. Doch wird jeder Leser, der nicht etwa consequent alle diese moralisirenden Partien überhüpft, sich bald überzeugen, daß auch hierin ein eigenthümlich tüchtiger, gesunder und wohlschmeckender Kern enthalten ist. Die Moral ist und kann in den meisten Fällen nicht wohl anders sein als eine Wiederholung der gewöhnlichsten theoretischen Gemeinplätze über das sittliche Verhalten der Menschen nach den Geboten das Evangeliums und des Gewissens. Indessen liegt dem eine so naive, kindlich reine und zugleich männlich ernste Haltung des Gemüths und Verstandes zu Grunde, ein so felsenfester und warmer Glaube an den absoluten Werth und die unumstößliche Gültigkeit dieser Sätze, ein so gediegener Zorn gegen die Verkehrtheit der Welt, die sich durchaus nicht in die Fugen der Moral und des Evangeliums einrenken lassen will, daß auch Verstand und Gemüth eines Menschen des 19. Jahrhunderts davon ergriffen und befriedigt werden können, selbst wenn ihm die Schranken jener engbegrenzten Lebensanschauung nicht mehr hinderlich sind.

Was den stofflichen Werth solcher erzählenden Stücke oder Schwänke, wie man sie kurzweg wol nennen dürfte, belangt, so ist derselbe natürlich ein sehr verschiedener; aber kaum eins dürfte sich darunter finden, das nicht auch den heutigen Leser wenigstens momentan unterhält und ergötzt. Sehr viele darunter gehören zu der seit Jahrhunderten überall cursirenden Münze des Humors und der Satire, und sind auch in deutscher Sprache mehr als einmal schon von den Vorgängern unsers Autors und seinen Zeitgenossen behandelt, gewöhnlich in poetischer Form, hier und da auch in Prosa. Es ist nicht zu leugnen, daß die poetische Form viel dazu beiträgt, an sich unbedeutendern Stoffen einen gewissen Halt zu geben, ohne daß ihr innerer Werth sich dadurch verändert. Der Darsteller sieht sich durch die in ihrer Natur liegenden Anforderungen mit oder ohne Bewußtsein gezwungen, einen ganz andern Aufwand von Geist und Kraft zu machen, als für die Prosa genügt, und so wächst ihm gewissermaßen von selbst ein Gebilde unter den Händen, zu dessen Hervorbringung er sonst nicht befähigt gewesen wäre. Selbst diese relativ sehr freie, oft sogar etwas plumpe Technik der deutschen Verskunst des 16. Jahr-

hunderts, die bei unserm Autor nicht einmal in einer besonders gelungenen Durchbildung auftritt, wirkt doch ganz anders als eine an sich reinere und elegantere Prosa, die sich zwar nicht häufig, aber doch hier und da in stofflich gleichen Literaturerzeugnissen der Zeit, z. B. in Pauli's „Schimpf und Ernst“ findet.

Die beständige Wiederkehr desselben Stoffvorraths in der damaligen Literatur darf wol einen heutigen Leser befremden, der gewohnt ist, viel und immer Neues zu lesen, versteht sich aber damals ganz von selbst. Jeder Schriftsteller bediente sich jedes sich ihm darbietenden und ihm passenden Stoffs mit vollständigster, naivster Rücksichtslosigkeit gegen alle frühern Bearbeiter, da er sicher sein durfte, daß das Publikum, das ihn las, auch zuerst bei ihm die Geschichten las, die er brachte, oder wenn es mit ihnen schon bekannt war, doch mit Vergnügen eine ihm wirklich zusagende Speise immer wieder genoß. Uebrigens enthält das vierte Buch des „Esopus“, das ohnedies an Umfang beinahe den drei vorhergehenden zusammen gleichkommt, auch eine nicht unbedeutende Menge von Erzählungen, die aus mündlicher Ueberlieferung oder aus dem eigenen so höchst abenteuerlichen Leben des Autors und seinem bunten Orts- und Berufswechsel geschöpft sind. Sein Geburtsland Hessen, ganz Norddeutschland bis nach Riga auf der einen und Amsterdam auf der andern Seite, Nürnberg, Augsburg u. s. w. sind ihm ebenso bekannt wie Oberitalien und Rom, und er war zuerst ein ebenso eifriger Mönch wie später ein geschickter Zinngießer und schließlich ein frommer lutherischer Pfarrherr.

Heinrich Rückert.

Historische Romane.

1. Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren von Alfred Meißner. Erste und zweite Abtheilung. Vier Bände. Berlin, Janke. 1862—63. 8. Jede Abtheilung 3 Thlr.
2. Der letzte Habsburger und seine Tochter. Historischer Roman von Franz Carion. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Die Foscari. Ein historischer Roman von Wilhelmine Guischard. Drei Bände. Berlin, Haude und Spener. 1863. 8. 5 Thlr.
4. Die Grenadiere der Kaiserin. Historischer Roman von Theodor Scheibe. Zwei Bände. Brünn, Karafiat. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Der Raub Strasburgs im Jahre 1681. Vaterländischer Roman in drei Theilen von Heribert Rau. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1862. 8. 4 Thlr.

Armer Dichter! Armer deutscher Dichter! seufzte ich, als mir der Name Alfred Meißner auf einem dieser Romane in die Augen fiel. Also auch du mußtest unter die Romanschreiber gehen? Ich weiß, du hast dich schon seit Jahren dazu entschlossen, aber so oft ich daran denke, erneut sich mein Schmerz um den Verlust eines schönen poetischen Talents. Es ist lange her, als du deinen „Ziska“ dichtetest. Damals war noch eine gute Zeit für den Poeten, und schwerlich war es dir ganz Ernst mit den Worten des Schlußgesangs:

> Mein Lied ist aus! Die Harf' entsinkt der Hand,
> In Schutt zertrümmert das Gefäß der Lieder.
> Die Lampe, die so manche Nacht gebrannt,
> Zuckt und verlöscht, ich fülle sie nicht wieder.
>
> Mein Lied ist aus! Ein trauriger Genoß,
> Da sitz' ich, und der Sturm im Busen wettert,
> Ich fühl's, mein Lied hat wie ein wildes Roß
> Mich fortgeschleift und mir das Herz zerschmettert.

Fürwahr, es war dir nicht ganz Ernst damit, du hättest doch die Lampe wieder gefüllt und durch die Nacht deine Harfe ertönen lassen. Sagst du doch selbst im Prolog:

> Wo Wunden bluten, gilt es, dich zu zeigen,
> Der Kampf nur gibt die Lieder, nicht die Ruh',
> Wenn die Gewitter der Geschichte schweigen,
> Trübseliger Poet, dann schweigst auch du!

So sangst du 1846, als du in schöner Ahnung des Kommenden ausriefst:

> Geschritten bin ich, reich an Freud' und Schmerzen,
> Durchs schöne Land von Wald und Berg umhegt,
> Und hab' gelauscht an der Scheinleiche Herzen,
> Die Hand auf jede Scholle Land gelegt.

Armer Dichter! Armer deutscher Dichter! Den schönen Schwung der gebundenen Rede hast du aufgeben müssen. Warum? Nur keine Gedichte! ruft jeder Verleger. Höchstens niedliche Anthologien für die Damen, aber keine Gedichte, keine Epen und wären sie classisch durch und durch. Hier ist hochachtungsvoll und ergebenst Ihr werthes Manuscript zurück. Ich kenne die Zeit und das Publikum. Nur keine Gedichte: Romane, ja Romane, das läßt sich hören!

Und der Dichter des „Ziska“ konnte dem schöpferischen Drange nicht widerstehen. Was er fühlte und dachte, muß gestaltet werden; „nun denn, auch ich kann, was Hunderte können“, und Alfred Meißner schreibt Romane. Gewiß, ein Vortheil für das Publikum, das nun einmal nur Romane lesen will, denn ein Dichter kann nichts durchaus Gehaltloses liefern. Wir erhalten einen, zwei, drei und noch mehr gute Romane von ihm, und die Quelle der Lieder verstummt, denn ihr Gefäß ist nun wirklich in Schutt zertrümmert. Armer Dichter! Armer deutscher Dichter!

Muß doch auch der Kaufmann sich den Ansprüchen des Publikums fügen, will er anders nicht bei den besten Weinjahren und gefüllten Kellern bankrott gehen. Bairisch Bier ruft die Welt. Wohl trinkt sich eine Flasche echten Rheinwein gut, aber mehr davon verträgt nicht jeder; wol ist die Blum des goldenen Traubenbluts entzückend, aber bairisch Bier duftet auch kräftig und auch schwächliche Naturen vertragen drei Seidel, starke wol zwanzig davon. Dabei läßt sich lange gemüthlich sitzen und plaudern. Bier her! wir wollen deinen Wein nicht!

Nun denn, poetische, fabelhafte Lorelei, steige vom Felsen zu uns herab und werde modern. Hülle deine Glieder in kleidsame Gewänder. Venus Amathusia im Reifrock; beim Himmel, sie ist schön!

Ich könnte nun sagen, es sei weder klug, noch rühmlich, daß die Dichter sich mit den Romanschreibern in einen Wettstreit einlassen, denn in dem Roman ist das Handwerk höchstens zur Kunst erhoben, in seltener Ausnahme aber zu einer Sti ter'schen Dichtung. Von dieser kann sich freilich der Roma schreiber zur Poesie erheben; was aber thut der Poet, wenn von der Dichtung zum Roman hinabsteigt? Und dann, von Liebe zum Geschäft überzugehen, ist immer hart, aber um süßen Freuden der Liebe willen thut es der tüchtige Mann täglich. Wie schnell, ach nur zu schnell sind die Thaten des sel sten Rausches vollbracht, und wahrlich, ein Dauerndes ist noch entstanden. Wie lange hat Alfred Meißner an dem „Zis gedichtet? Man merke wol gedichtet? Und wie lange hat er den vier Bänden seines Romans geschrieben? Und was diese vier Bände allerhöchstens? Gutes Flößholz, das am Fuße Felsens lagert, auf dem die Kapelle Ziska noch lange stehen w Diese bleibt, die Stämme werden vom Strome fortgerissen, ter die Tausende vielleicht stärkern, und wenn auch nur bic

gewirbelt, wieder aufgefischt und als Ofenmakulatur in Asche verwandelt. Armer Dichter! Armer deutscher Dichter! Ich könnte, wie gesagt, es weder klug noch rühmlich finden, als Dichter Romane zu schreiben; aber kenne ich die treibenden Gründe, die auch die wenigen Dichter, die unsere nüchterne Zeit uns gottlob nicht, wie soll ich sagen, todtgeschwiegen hat, zu dem Geschäft geführt haben, unendlich viele Bogen Papier durch Wochen und Monaten zu beschreiben, um nicht ein Kunstwerk, nein, nur einen Roman, wenn auch einen, der drei Auflagen erlebt, aber sicher vergessen wird, zu schreiben?

Sollte ich misverstanden werden und mir durch mein gerechtes Trauern um nicht abzuleugnende Erscheinungen den gefährlichen Vorwurf verdienen, als gönne ich den Romandichtern, wie man ja häufig die Verfasser von Novellen, Erzählungen u. s. w. zu nennen liebt, nicht ihren wohlverdienten Lorber, so möge folgender Vergleich diesem Uebel begegnen. Karl Fröhlich, der talentvolle Ausüber der „schwarzen Kunst", hat eine unbestrittene Anerkennung seiner seltenen Geschicklichkeit errungen. Gesetzt, die Producte derselben würden so nachhaltig Mode, daß man darüber die Kunstwerke der genialsten Maler misachtete und endlich nichts mehr davon wissen wollte, stände dem Kunstkenner nicht wol an, sein tiefes Bedauern auszusprechen, wenn er erlebte, daß die wenigen wirklichen Maler von diesem berechtigten, aber sich überstürzenden Geschmack und andern lokalen und persönlichen Zwangsmitteln sich veranlassen ließen, den Pinsel mit der Schere zu vertauschen und die von Karl Fröhlich so geschickt ausgeübte „schwarze Kunst" auch zu treiben? Und so sage ich denn nochmals: Armer Dichter! Armer deutscher Dichter!

Der Verfasser des „Ziska" verwahrt sich übrigens in der Vorrede seines „Schwarzgelb" (Nr. 1), einen Roman dargeboten zu haben, er nennt sein Werk „eine Geschichte". Vielleicht zum Theil eine wahre Geschichte, soweit sie die Hauptpersonen betrifft. Immer doch bleibt das Werk ein Roman, und zwar ein sehr unterhaltender. Dies ist diejenige Seite der Schöpfung, welche ihr jene vorübergehenden Freunde verschaffen wird, die aus lieber Langeweile ein Buch nach dem andern täglich verspeisen, ohne von der Nahrung gesättigt zu werden, vielmehr von oberflächlicher Neugierde getrieben, sich neue Geschichten erzählen lassen, um sie ebenso schnell zu vergessen. Die andere Seite des Romans, die tendenziöse, ist allerdings die neueste, trübe Zeitgeschichte, von den Gestalten der Dichtung zwangsweise in ihren verschiedenen Schattirungen zu unserer traurigen Erinnerung durchlebt. Meißner's Reflexionen über unsere jüngste Zeit nehmen Gestalt an und vertreten handeln und sprechend die verschiedenen Parteien unserer Tage. Napoleon tritt wirklich auf, Garibaldi wird von Kampfgenossen genannt und gerufen, Orsini erhält einen gleichklingenden Namen und geheimnißvolle Schicksale. Doch der Weg bis zu den drei Persönlichkeiten ist weit, denn die Geschichte beginnt in Oesterreich.

Wenn wir durch Hitzig erfahren, daß Chamisso zu seinen Terzinen die Endreime sich geordnet vorgezeichnet und sodann gedichtet, wenn ein solches fleißiges Fabriziren diesen Namen verdient, so läßt sich zweifelsohne annehmen, daß die Verfertiger politischer Romane sich die Tendenzen vorzeichnen, welche in dem Werke vertreten werden sollen. Ueberraschen muß es, daß Meißner für einen österreichischen Roman „die Pfaffen" nicht obenan und roth unterstrichen auf seinen Gedenkzettel gesetzt hat. In den „Dissolving views", an welche „Schwarzgelb" erinnert, und von denen es sich nur dadurch unterscheidet, daß die „Nebelbilder" ihre Stärke in der Reflexion haben, „Schwarzgelb" aber durch reiche spannende Handlung bis leider zur Eugène Sue'schen Manier sich auszeichnet, stehen die Pfaffen obenan. Die Polizei dagegen ist in beiden Werken der unverrückbare Mittelpunkt des sehr complicirten Getriebes. Beide Schriftsteller kennen dieses tausendgliederige Ungeheuer genau und stellen es in seiner ganzen Thätigkeit nur zu zeitgemäß dar. Auch in „Schwarzgelb" machen wir die Bekanntschaft eines Polizeigenies, ähnlich dem Commissar in den „Nebelbildern".

Cölestin Freiherr von Rack entwickelt als Bezirkshauptmann im kleinen Krašnitz, das vor 1848 vom Grafen von Thieboldsegg fast souverän beherrscht wurde, eine so anerkennenswerthe Thätigkeit, daß wir nicht ohne Ueberraschung ein so brauchbares Polizeigenie im westlichen Böhmen statt in der Kaiserstadt und einem großen Wirkungskreis verwendet sehen. Der verwitwete Graf ist nach zweijähriger Abwesenheit, im Jahre 1850, wo die Handlung unserer Geschichte, wie das Vorwort ausspricht, beginnt, in Begleitung seiner einzigen Tochter Cornelia zu dem alten weitläufigen Schlosse im Herbste zurückgekehrt. Es sammelt sich um den reichen, einflußreichen Diplomaten eine Zahl interessanter Gäste, von denen der greise literaturscheue General von Greifenstein, seine sehr junge, schöne Frau Leonie und deren Verehrer, Rittmeister Haldenried, die Hauptpersonen sind.

Durch die Hetzjagd, welche Herr von Rack auf einen Flüchtling anstellt, den ein demokratischer, dem Schloß zunächst wohnender Müller einige Zeit in seiner Mühle verpflegt hat — denn der arme, junge Mann ist seit längerer Zeit ruhlos, nachdem er dem Tode durch Pulver und Blei oft wie durch ein Wunder entronnen, von Ungarn bis hierher geflohen — wird der Held des Romans in den Park des Schlosses und zu den Füßen der dort mit ihrer Freundin und Dienerin Frau Hassenfeld lustwandelnden Cornelia getrieben. Die weichen Frauenherzen sind nicht rathlos. Sie verbergen mit Hülfe eines alten Lakaien den schönen, bleichen, auch in der alten Jacke, die von einem Förster für wahrscheinlich reiche Kleider eingetauscht ist, und mit den andern auf gleiche Weise gewonnenen ärmlichen Stücken der täuschenden Bekleidung harmonirt, ihre lebhafte Zuneigung schnell gewinnenden Demokraten in dem wüsten, unbewohnten Theil der alterthümlichen Grafenresidenz. Das Polizeigenie zeigt sich unserer Bewunderung werth, und die Angst der beiden Damen steigert sich mit jedem Tage um so mehr, als sie erfahren, daß bereits der Park von Häschern umstellt ist und der feinfühlende Flüchtling durchaus das Schloß verlassen will, um seine Retterinnen nicht zu compromittiren. Diese zwingen ihn zu bleiben, ja sie legen ihn sogar unter Schloß und Riegel. Die Besorgniß, er könne doch gerade jetzt sein Asyl verlassen, treibt Cornelia, sich von seiner Sicherheit zu überzeugen. Ihre Aufregung kommt seiner zarten, doch leidenschaftlichen Verehrung entgegen und die Verwalterstochter Anna, als solche hat die vorbeugende Frau Hassenfeld die Grafentochter vorgestellt, findet sich einen Moment in den Armen des Flüchtlings, ja sein Mund ruht einen kurzen beseligenden Augenblick auf ihren Lippen. Cornelia flieht wie ein flüchtiges Reh, und der Flüchtling erfährt von Frau Hassenfeld, daß Anna mit dem Revierförster verlobt sei.

Das Polizeigenie ist unterdeß bis in den unbewohnten Schloßflügel vorgedrungen, indem Herr von Rack die Gesellschaft bewegt, die alten Bilder in dem sogenannten Kaisersaal zu bewundern. Eins derselben deckt eine Nische, in welcher der Flüchtling schon einmal ein sicheres Versteck gefunden. Cornelia bebt verzweiflungsvoll, als Rack mit dem Rittmeister Haldenried dieses Bild, um es dem Lichte zu nähern, aushebt. Sie schreit laut auf, doch — die Nische ist leer.

Ein Brief des Bedrohten an die beiden Damen, worin er sich erbietet, für die liebliche Verwalterstochter Anna zu sorgen und zwar durch ein einliegendes Schreiben, welches der Post übergeben werden soll, vermehrt die Verwirrung, denn jener Brief ist B. Haldenried unterzeichnet, mithin kann der Flüchtling nur der Bruder des Rittmeisters sein. Dieser hat vor kurzem auf die Frage des Grafen, ob der Millionär und Demokrat gleichen Namens sein Verwandter sei, erklärt: Der reiche Haldenried ist mein Onkel. Er habe, fügt er hinzu, ihn seiner politischen Gesinnung wegen enterbt, und sei jetzt trostlos, da des Rittmeisters einziger Bruder, den der Onkel stets bevorzugt und der die Gesinnung des Alten theile, wie mancher Verfolgte, wahrscheinlich vom Kriegsgericht verurtheilt und erschossen sei.

Bruno's Brief verliert Cornelia. Ihre Tante, die alte Betschwester Gräfin Sophie, findet ihn, hält ihn nach der Unterschrift für ein Schreiben des Rittmeisters an Leonie

und theilt dem General den Inhalt mit. Ein furchtbares Wetter bricht über die unschuldige Leonie aus. Frau Hassenfeld eilt zum Rittmeister und theilt ihm die Lage der Dinge mit. Dieser erklärt vor dem General, der Brief, den Sophie, bereits durch von Rack, ihren Herzensfreund, unterrichtet, diesem übergeben, sei ein mehrere Jahre altes Schreiben seines Bruders aus Ungarn an zwei Damen. Sophie behauptet den Brief verbrannt zu haben. Leonie ist nicht zu versöhnen, der Graf schlägt deshalb eine kurze Trennung vor, der alte General muß nachgeben, Leonie reist nach Paris. Der Flüchtling ist verschwunden, von Rack findet zu seinem Erstaunen ein leeres Nest. Hier endet die erste Abtheilung des Werks unter dem Titel: „Dulder und Renegaten.“ Die Fäden sind geschickt verwebt, an Spannung und Ueberraschung fehlt es nicht, selbst die Nebenpersonen geben dem Leser viel zu leiden und zu hoffen. Die Situationen werden zuweilen so aufregend, daß sie an die Virtuosität der französischen Romanfabrikanten streifen.

In der zweiten Abtheilung: „Aus der Emigration“, sehen wir uns nach Paris versetzt. Leonie glänzt als schöne Frau in den Cirkeln der hohen Aristokratie, der ihre Tante angehört. Bruno Haldenried hat, glücklicher als sein Bruder, der Rittmeister, Gnade vor den Augen der jungen Generalin gefunden. Das trauliche Du waltet in den Gesprächen des Paars vor. Wer kann es auch dem Flüchtling verdenken, daß er die Verwalterstochter Anna fast vergessen hat? Bruno lebt unter den Flüchtlingen, deren Treiben nach allen Nationalitäten geschildert wird. Plötzlich erscheint Graf Thieboldsegg mit Cornelia und Frau Hassenfeld in Paris. Bei Leonie sieht Bruno seine erste Geliebte als Gräfin. Ihre Herzen finden sich bald wieder. Leonie rast und findet an dem Grafen einen Verbündeten, weil dieser dem jungen, überreichen Fürsten und Dragonerofficier Kronenburg seine Tochter zur Gemahlin bestimmt hat. Dieser fade österreichische Grande hat freilich schon in Kraßnitz von Cornelia einen Korb erhalten und ist, um sich zu zerstreuen, nach Paris gegangen. Auch der Rittmeister Haldenried findet sich dort ein und führt Bruno zum Grafen, der ihn kennen zu lernen wünscht. Ein Versuch, den bürgerlichen Geliebten seiner Tochter unschädlich zu machen, ist misglückt. Denn obgleich die pariser Polizei dem Wunsche des österreichischen Diplomaten nachgekommen und Bruno bei dem Italiener Neroni verhaftet hat, findet sie, daß der letztere, den sie nur um zu täuschen mitgenommen hat, der Festzuhaltende sei, der Deutsche wird nach drei Tagen entlassen. Der Graf entschließt sich schnell, seine Tochter aus der gefährlichen Nähe des Demokraten zu entfernen, die Abreise des Diplomaten steht fest. Nun hört er von Bruno, daß auch in Oesterreich die Erbin der Grafenkrone nicht sicher sein wird, denn der Flüchtling hat durch seinen Onkel-Millionär die Zusicherung straffreier Rückkehr erhalten. In Bruno's Händen befinden sich bereits die nöthigen Papiere und sein Entschluß, sofort nach Wien zurückzukehren, steht fest. Der Graf warnt ihn und deutet auf manches Wenn und Aber. Bruno läßt sich nicht einschüchtern. Beim Abschied von seinem Bruder deutet dieser auf den Glücksstern, der ihm jetzt bei Leonie aufgegangen. Ein Haldenried muß es sein, scheint Leonie zu denken. Bruno reist ab und wird, sobald er die Grenze seines Vaterlandes erreicht, verhaftet.

Nun, weiter, weiter! ruft der neugierige Leser. Bedauere, nicht dienen zu können, die zwei Bände „Aus der Emigration“ schließen hiermit, und bin ich daher außer Stande, etwas über das fernere Schicksal des uns interessirenden Liebespaars zu verrathen.

Aber interessiren uns denn wirklich Cornelia und Bruno? Leider muß ich das bezweifeln. Bruno soll ein sehr schöner, begeisterter, junger Mann sein, der für die Volksfreiheit Leben und Besitz geopfert. Er tritt in Kraßnitz allerdings als bedeutend auf, man vermuthet hinter der abgetragenen Försterjacke einen ungarischen Magnaten und Fürsten. Er soll sehr Gefährliches unternommen haben, denn warum sonst diese ungewöhnliche Hetzjagd nach ihm? Er soll in Paris den Studien leben. Alles das sagt uns der Roman; dagegen erscheint Bruno immer unbedeutender, immer gewöhnlicher. Sein Verhalten im Verkehr mit Neroni und den andern Flüchtlingen ist höchst unklug, wenn auch nur so unvorsichtig wie das der andern. Wir sehen nicht eine Handlung, die uns Bruno werth macht. Er spricht sehr gut, aber dabei bleibt es. Und Cornelia? Sie soll ein schönes Mädchen sein. Wir glauben es; aber weder sie, noch die unerlaßliche Frau Hassenfeld gewinnen bei näherer Bekanntschaft. Der Leser ist den Damen für die Rettung des Flüchtlings zu Dank verpflichtet, aber, aufrichtig gesprochen, wäre der Dichter nicht da, Bruno würde dem Herrn von Rack nicht entgangen sein. Die Nebenpersonen sind nach dem Gedenkzettel geschickt entworfen und keine Tendenz bleibt unvertreten, Wahrscheinlich wird „Schwarzgelb“ in einer dritten Abtheilung fortgesetzt werden; denn wie es vorliegt, sind wir am Schluß des dritten Acts eingetretener Hindernisse wegen nach Hause geschickt und müssen den vierten und fünften Aufzug nachzuholen suchen.

Von dem zu zwei Drittheil fertigen Genrebild „Schwarzgelb“, vor dem das Publikum, wie der verstorbene Sultan vor seinem von Kretschmer nur bis zur Nasenspitze primo gemalten Porträt, ausrufen wird: „Bei Allah, dieser ist ein großer Meister!“ wenden wir uns zu einem, wie mir scheint, wirklich historischen Bilde, dem Roman: „Der letzte Habsburger und seine Tochter“, von Franz Carion (Nr. 2). Bravo! rufe ich, bevor ich das ganze Bild übersehen habe; bravo! schon um der beiden Partien willen, die mir sogleich in die Augen fallen, ich meine den Besuch der kaiserlichen Oberhofmeisterin Fürstin Auersperg beim Dr. Raleigh, und das Gespräch seiner Enkelin Dolly mit der erkrankten Nichte der Fürstin. Das ist nicht mehr schwarze Kunst, das ist Malerei, oder vielmehr hier ist der Roman zur Dichtung erhöht.

Es ist ein Buch, das man nach jedem Abschnitt gern aus der Hand legt, um sich nachdenkend in das Gelesene zu vertiefen. Nicht mit athemloser Hast verlangt hier die aufgeregte Neugierde, von Situation zu Situation verlockt, nach der endlichen Lösung. Nicht überraschen will der Verfasser; wol unschwer können wir den Roman weiter dichten, nachdem uns die handelnden Personen bekannt geworden, denn diese ruhige Klarheit, diese anspruchlose Vergeistigung, welche die Darstellung durchweht, verleiht auch uns die Macht dichterischer Combination. Und empfinden wir eine Spannung, so ist es die angenehme Theilnahme an Personen, die uns bei fortgesetzter Bekanntschaft immer lieber und bedeutender werden. Marchese Hercules von Pignatelli-Belriguardo ist die dritte Figur, welche unsere Aufmerksamkeit erregt. Die schöne, anspruchslose, entzückend heitere Dolly befindet sich zu dem stattlichen, jungen Husarenobersten in demselben Verhältniß, das Walter Scott Gelegenheit gibt, den Landsknecht Quentin Durward um eine Prinzeß dienen und sie sich gegen den Eber der Ardennen erkämpfen zu lassen. Dolly freilich erduldet das Schwere um den schönen Marchese. Die Liebe zu ihm und ihrem Großvater, dem freimaurerischen Greis Dr. Raleigh, und dessen schwärmerische Zuneigung zu ihr sind die hellen Lichtpunkte des Romans, der am Hofe des bald dahinscheidenden Kaisers Karl VI. und der jungen Kaiserin Maria Theresia sich entwickelt und abspielt.

Der zu Hernals, einem Dorfe bei Wien, lebende englische Arzt wird von der Oberhofmeisterin Fürstin Auersperg aufgesucht, um ihrer jungen tieferkrankten Nichte Helene, nachdem alle Heilmittel der berühmtesten Doctoren keinen Erfolg gehabt, die letzte Hülfe zu bringen. Die Kaiserin selbst hatte die Fürstin dahin gewiesen und nicht ohne triftigen Grund, denn der fremde Arzt war kein Charlatan, sondern ein wunderbar begabter und erfahrener Mann. Als er in einfacher Cavaliertracht eintritt, wie er sagt, um der kranken Prinzeß sein Erscheinen nicht auffällig zu machen, erkennt diese sofort in Dr. Raleigh eine Aehnlichkeit mit einem ihrer Ahnen, die auch ihre Tante, als sie mit dem Engländer den Saal betritt, wo die Bilder der Vorfahren aufgestellt sind, erstaunen macht, während der Ar

davon tief ergriffen scheint. Dolly, die wunderliebliche Dolly, bringt der Prinzeß die vom Großvater bereitete Medicin. Zwischen den beiden jungen Mädchen erblüht eine innige Freundschaft. Wer sollte auch Dolly nicht lieben! Wahrlich, Carion hat uns in dieser Mädchenblume etwas Unvergeßliches geschenkt. Sobald ihr Name genannt wird, fühlt sich der Leser im erwärmenden Strahle der Frühlingssonne. Nur warnen möchte ich den sehr talentvollen Verfasser, dergleichen ihm besonders gelingende Figuren nicht zu überzeichnen, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist. Gerade in dem nicht Zuviel liegt der Reiz dieser Schöpfung und nichts gefährdet die Naivetät, die uns hier so entzückt, mehr als Reflexionen in dem Munde dieses jungfräulichen Kindes über ihre kindliche Ursprünglichkeit. Aus wahrer Verehrung vor einem Geiste, der eine Dolly gestalten konnte, spreche ich's aus, und dies überhebt mich wol, den Nachweis zu führen, daß ich mit freudigster Hingebung dem holden Getändel dieses seltenen Engels zugeschaut und ihrer drollig-klugen Redeweise gelauscht habe. Ich würde es bedauern, durch einen wohlgemeinten Rath, der manchem als kleinliche Mäkelei erscheinen könnte, den Genuß der Leser zu stören. Gewiß, Carion wird mich verstehen, wie auch in der Bemerkung, daß er seine allerdings interessanten Detailschilderungen dort etwas einschränken möge, wo sie als genaue geschichtliche Forschungen — als solche höchst achtungswerth und gern gelesen, aber zu kathedermäßig — unser lebhaftes Interesse an den liebgewonnenen Personen beeinträchtigen.

Doch schon ruft uns das herzige Geplauder der anmuthigen Dolly nach Hernals, um noch die letzten Worte des sie aufrichtig liebenden Obersten zu vernehmen. Aufrichtig? Und doch ist der Marchese auf des Kaisers, wie leise angedeutet wird seines Blutsverwandten, Befehl mit der stolzen, imposanten, jungen Fürstin Claudia Portia verlobt. Arme Dolly, wird dein Herz nicht brechen, wenn du den Verrath entdeckst? Ein Gespräch im Auersperg'schen Palais, wo Claudia einen kurzen Besuch macht und schon durch die aristokratische Härte, mit der sie auf Dolly herabblickt und dieser „Person" begegnet, das Gefühl des Naturkindes verletzt, muß die Arme aus ihren Träumen in ein furchtbares Erwachen aufrufen. Dolly ist vernichtet. Auch der Großvater weiß sich anfangs keinen Rath, denn er fürchtet, daß seiner arglosen Enkelin das Herz unter diesem jähen Schlage brechen müsse. Aber die Liebe ist ja die größte, ausdauerndste Heldin. Sie kämpft, duldet und — versöhnt. Hercules und Dolly finden sich wieder, weil sie nicht mehr voneiannder lassen können, obgleich der Oberst dem greisen Arzte sein Wort gegeben, Raleigh's Wohnung nicht mehr zu betreten.

Währenddessen spielen die Intriguen am Kaiserhofe fort. Die Pfaffen wittern in Hernals Ketzerei, denn ihre Späher berichten von den Zusammenkünften der Freimaurer. Auf des Kaisers Befehl, hervorgerufen durch den Einfluß des Beichtvaters Tönnemann, diesmal von Maria Theresia unterstützt, schreitet man zur Verhaftung. Aber welch Erstaunen macht die Schwarzen und die Häscher versteinern? Franz von Toscana, der Gemahl der Kaiserstochter, tritt ihnen mit vielen Edeln aus den Gemächern Raleigh's entgegen. Nun muß vorsichtiger zu Werke gegangen werden. Die Liebe des Marchese zu Dolly wird der Erzherzogin hinterbracht und die Ketzerin ist — verschwunden. Der greise Arzt erliegt fast diesem Schlage. Sie kann nur von Hercules, der bereits gegen den jungen Preußenkönig verwendet und vom Schauplatz fern ist, entführt worden sein. Raleigh übergibt vor seiner Abreise, die den Zweck hat, Dolly aufzusuchen, ein Briefchen an die Fürstin Auersperg, das seinen letzten Willen enthält. Sollte er nach fünf Jahren nicht wiederkehren, so möge sie es öffnen und nach dem Inhalte verfahren. Dolly befindet sich in einem Kloster, wo sie allen Bekehrungsversuchen kräftig widersteht, aber auch tief erkrankt, wie der freie Sänger im Gefängniß. Auch Raleigh, der beim Oberst Hercules keine Aufklärung gefunden, schmachtet bereits im Kerker.

Daß ein Geheimniß die beiden so furchtbar durch ihre ungewisse Trennung leidenden Personen verhüllt, ahnt wol der Leser. Es würde zu weit führen, dasselbe ausführlich aufklären zu wollen. Der Schluß des Romans gibt den Schlüssel desselben und, indem wir ihn folgen lassen, den Beweis von der seltenen Erzählungsgabe des talentvollen Verfassers (II, 367 fg.): „Nach diesen Worten schritt die Kaiserin Maria Theresia zum Erstaunen des Obersten zu einer der beiden in ihr Arbeitsgemach führenden Seitenthüren, sie öffnend und hineinsprechend: «Komme Sie, meine liebe Claudia, löse Sie den Vogel aus, den ich hier im Netze habe.» Fürstin Portia erschien auf der Schwelle, Hercules zuckte unwillkürlich bei ihrem Anblick zusammen, er senkte in Bestürzung die Augen zu Boden. «Sehe Sie sich diesen Herrn Husaren an, meine Liebe», hob Maria Theresia, die Pause unterbrechend, mit Ironie an..... «Der hat's glücklich vom Pharisäer bis zum Zöllner gebracht, der an die Brust schlagend seufzt: Gott sei mir Sünder gnädig! Absolviren Sie ihn, daß er nicht ganz vor Sünd' und Reue zu Grunde geht.» — «Claudia!» rief der Oberst. — «Hören Sie mich, Hercules», hob die Fürstin an. «Es kommen uns Tage, an denen die Erkenntniß eines Unrechts lebhafter als zu andern Zeiten uns vor die Seele tritt. Mir ist eine solche Erkenntniß gekommen. Wir würden nie ganz glücklich miteinander werden.... nie! Es wäre ein Unrecht, das wir wissentlich gegeneinander begingen, wollten wir uns darüber täuschen. Das Warum bleibe unerörtert zwischen uns, Sie fühlen es, ich kenne es.» — «Himmel und Erde stürzen über und unter mir zusammen!» rief Hercules.... «Claudia. Sie, Sie verwerfen mich?» — «Und mit Recht, Herr, mit Recht!» stimmte Maria Theresia bei.... «Seine Streiche verdienen nichts anderes, verstanden? Wo steht es denn geschrieben, daß Er zwei Götter anbeten darf?» Der Oberst verstummte vor Schreck, sein Geheimniß entdeckt zu wissen....

„«Er muß wirklich von einem gelinden Wahnsinn befangen sein, Herr, daß Er sich jemals träumen ließ, Seine abenteuerliche Neigung zu einem Mädchen wie des hernalser Arztes Enkelin könne für Ihn zu einem Glücke führen», nahm Maria Theresia das Wort. «Ich hoffe, daß Er jetzt, wo meines höchst seligen Herrn Vaters Wunsch, Ihn nicht zur Ehe mit meiner lieben Claudia zu zwingen, durch sie selbst und in so schöner Weise erfüllt worden ist, vernünftig sein, und meinem Wunsche ohne weiteres entsprechen wird, sich mit einer andern zu vermählen, die ich für ihn ausgewählt hab'!» — «Gerechter Gott, in dieser Stunde, wo ich....» — «Schweig' Er! Ich dulde keinen Widerspruch!» unterbrach ihn die hohe Frau entschieden, und ohne auf seine Verzweiflung zu achten, in der er die Augen mit beiden Händen bedeckte, trat sie an die andere Thür, und sie öffnend, rief sie in das Nebenzimmer hinein: «Komm Er mit der Gräfin Braut, Graf Rabbach!» In das Ohr des in einer vergleichslosen Betäubung stehenden Obersten drang ein ganz leises zaghaftes Flüstern: «Hercules!» und erschrocken von einem Ton, der Aehnlichkeit mit einer ihm bekannten Stimme hatte, ließ er die Hände von den Augen herabgleiten, ein Moment Erstarrung folgte unmittelbar beim Anblick der ihm bestimmten Braut, dann rief er, alles um sich vergessend: «Dolly!» Fürstin Claudia hatte unterdeß leise das Gemach verlassen. Am Abend desselben Tags erhielt der Oberst ein Billet von ihr mit den wenigen Worten: «Leben Sie glücklich mit der, die Ihr Herz liebt. Dies wünscht die scheidende Claudia»".... (II, 369 fg.)

„Die vom Rade der Zeit sich rasch abrollenden schweren Ereignisse für Oesterreich, welche mit der bei Mollwitz gegen die Preußen von den Oesterreichern verlorenen Schlacht (10. April 1741) begannen, waren vollkommen geeignet, kleinere, nicht das große Ganze betreffende Begebenheiten aus dem Gedächtniß zu verwischen. So vergaß man selbst auch den Husarenobersten Marchese Hercules von Pignatelli-Belriguardo, und erinnerte sich erst wieder seiner, als er mit seiner Gemahlin Dolly, geborene und regierende Gräfin von Denbigh und Desmond, im Jahre 1755 nach Wien kam, um die Bitte der ihm so nahe verwandten Gräfin Marianne Althann zu erfüllen, ihr die letzten Tage ihres Daseins durch seine und seiner Gemahlin Gegen-

wart zu erheitern. Die freundliche Aufnahme, die sie bei Maria Theresia fanden, war für den ganzen Hof ein Zeichen, wie sie beide geehrt sehen wollte, und diesen Wunsch der Kaiserin unterstützte besonders die zärtliche Freundschaft, welche Gräfin Dolly im Palais Auersperg fand, denn man sah sie stets bei der nun hochbetagten Fürstin, die bis zum im Jahre 1753 erfolgten Tode ihrer hohen Freundin, der Kaiserin-Mutter, das Oberstthofmeisterinamt bei derselben bekleidet hatte. Prinzeß Helene, der Fürstin Nichte, seit einem Jahrzehend glücklich verheirathet, lebte, den Wunsch der guten, hochbejahrten Tante erfüllend, mit ihrem Gemahl bei ihr, und wenn die Rede auf Vergangenes kam, stockte die Unterhaltung oft in diesem Kreise sich liebender Herzen, denn einer, den sie aufrichtig geliebt hatten, ruhte bereits aus im Erbbegräbniß von Desmond, an der Seite seiner Tochter Jenny, Dolly's Mutter; aber sein und seines Vaters (des Grafen Rabhach) Bild hingen nun im Auersperg'schen Bildersaale. Und zu diesem Kreise gesellte sich noch eine Persönlichkeit, deren wundes Herz die Zeit geheilt hatte. Es war die Fürstin Claudia Portia, die unvermählt Gebliebene." (II, 372 fg.)

Eine Dolly schreibt keine Romane, wenn sie auch zuweilen ein Reimlein an den Geliebten dichtet und ist sie mit ihm vereint, ein selbsterfundenes Wiegenlied ihrem jüngsten Engel singt. Was sagte Napoleon zu einer berühmten Frau über die größte Frau? Wie weit ab müssen in unserer Zeit viele der besten Frauen von dem freudenreichen Pfade ihrer alleinigen, so hohen und wichtigen Bestimmung gerissen werden, da die Zahl der Romanschreiberinnen jetzt so bedenklich anwächst! Doch Neid, gelber Neid verführt mich zu dem Wunsche, daß alle unsere Schriftstellerinnen glückliche Gattinnen und Mütter sein möchten, denn dann bliebe ihnen keine Zeit die Feder einzutauchen, es sei denn, daß sie einer Herzensfreundin von ihren aufblühenden Kindern berichteten, oder den Wäschzettel eiligst schrieben. Welche Thorheit! Können nicht glückliche Gattinnen und Mütter in der Fülle irdischer Güter leben und für alle Verrichtungen armer, geplagter Hausfrauen fremde Hände erkaufen? Wie dann die lange, lange Zeit ausfüllen, die solche günstigen Verhältnisse den Damen gewähren? Mit der Erziehung der Kinder! Wenn aber reiche Frauen diese Last natürlich auch fremden Personen aufbürden und ihre Kinder entweder in oder außer dem Hause von Gouverneuren und Gouvernanten ausbilden lassen? Man verzeihe uns diese Nebenfrage, die allerdings nicht nothwendig hierher gehört, die uns aber durch eine so liebenswürdige Erscheinung wie Dolly nahe gelegt wurde.

Wilhelmine Guischard, die Verfasserin von „Die Hunyady" hat in dem vorliegenden Roman „Die Foscari" (Nr. 3) eine der bekanntesten und entartetsten Perioden der bluttriefenden Geschichte der Lagunenstadt zum Gegenstand erwählt. Diese ist schon so oft und mit Erfolg dargestellt, daß für denjenigen Theil der Leser, der in derselben sich zu Hause fühlt, schon mit dem Namen Foscari eine Ueberfättigung an scheußlicher Rachsucht, brutaler Gefühllosigkeit und teuflischem Hasse verbunden ist. Immerhin bleibt aber noch ein größerer Theil, welcher aus den Leihbibliotheken, oft ohne jede Auswahl, seine geistige Speise wählt, und für diesen kann es nur vortheilhaft sein, wenn ihm, statt der Uebersetzungen leichter und sittenloser französischer Waare, dieser elegante und immer noch mit deutscher Innigkeit durchwehte Roman geboten wird.

Die erzählten Begebenheiten treiben erst in weiten, dann immer engern Kreisen schneller und unwiderstehlicher um den Mittelpunkt des Strudels, und wir wissen, daß die betreffenden Personen unrettbar darin versinken müssen. Jacopo Loredano steht an dem Lager seines soeben verblichenen Oheims, des greisen Admirals Marco Loredano und schreibt im Angesicht des Todes mit fester Hand in sein Rechnungsbuch: „Francesco Foscari, für den Tod meines Vaters und meines Oheims." Die gegenüberstehende Seite blieb leer für die Zahlung der Schuld. Wie der satanische Loredano sie sich zahlen läßt, erzählt der Roman. Dieser Nobile, seit des Admirals Tode das Haupt der mächtigsten Familie Venedigs zunächst den Foscaris, deren Stammältester der achtzigjährige Doge ist, hat durch den haltlosen Verdacht, wonach seine politischen Gegner ihm Vater und Oheim durch Gift geraubt, sein teuflisches Herz nur mit unversöhnlichster Rache angefüllt. Sein Wesen ist ein unerforschlicher dunkler Trieb zum Schlechten, der von seinem brennenden Ehrgeiz unterstützt wird. Ueber die Leichen der vernichteten Foscari muß Loredano zum Thron des Dogen und Herzogs von Venedig emporsteigen. Langsam aber sicher führt er seine Absicht zum grausigen und glänzenden Ziele. Ich bewundere die Consequenz eines weiblichen Herzens, im Interesse dieses Unmenschen den braven Männern und zarten Frauen unablässig Schlingen zu stellen, sie daraus zu retten und unermüdlich neue banditenkluge Pläne zu ersinnen, denen die der Verfasserin liebgewordenen Personen endlich zum Opfer fallen müssen. Besonders auserwählt zu langen unerhörten Qualen ist die engelreine, zarte, gefühlstreue Camilla. Von der Straße, wo das jungfräuliche Kind sich Almosen ersingt und die reichsten von dem Alcibiades Venedigs, dem Herzogssohn empfängt, lockt Loredano das auserkorene Opfer seiner Begierde unter der Maske des Wohlthäters in ein Häuschen am Meere, wo Camilla als Signora lebt und in unbewußter Liebe für den ritterlichen Foscari wehmüthigen Träumen nachhängt. Zwar wird die weiße Taube dem über sie schwebenden Geier durch den Admiral Loredano entzogen und als seine Schutzbefohlene in ein glänzendes, unabhängiges Verhältniß gestellt, aber nach wenigen Tagen stirbt ihr Vater, denn als solcher gibt er sich dem Neffen Jacopo zu erkennen, und nimmt ihm das Wort ab, für Camilla, seine Blutsverwandte, zu sorgen, ihr einen würdigen Mann zu erwählen, aber nicht ihrem Herzen Gewalt anzuthun. Das jetzige Oberhaupt der Loredanos bricht sein Wort, verfolgt Camilla mit seiner entehrenden Leidenschaft und diese flieht aus dem Palast und geräth nach vielen beängstigenden Wechselfällen durch den jungen Foscari als Dienerin dessen schöner und reicher Braut Lucretia in eine für das schwärmerisch liebende Mädchen verzweiflungsvolle Lage.

So treiben die reinsten und besten Menschen, von der Verfasserin mit großer Gewandtheit dargestellt, näher und schneller dem alles verschlingenden Strudel Loredano's zu, bis sie seiner Rache zum Opfer fallen und er angesichts der Leiche des Dogen auf die leere Seite neben Foscari's Schuld für den Tod seines Vaters und Oheims die wenigen Worte schreiben kann: l'ha pagata, er hat mich bezahlt; und diese Worte schrieb Loredano als Doge und Herzog von Venedig.

Den Mangel der poetischen Gerechtigkeit auszugleichen, der hier um so unangenehmer auffällt, als Camilla die Tochter der letzten Gemahlin des vernichteten, ruhmreichen Foscari ist, dieser also von dem Admiral entehrt wurde, wird uns zum Schluß erzählt, daß der neue Vater des Volks, Loredano, von Foscari auf Dornen gebettet war, weil er die übermächtige Oligarchie Venedigs so weit besiegt, daß das geknechtete Volk an seine Rechte zu denken begann. Auch habe der Doge Loredano nicht das Glück genossen, seine Sorgen mit einer vielleicht siebzehnjährigen Mutter des Volks zu theilen. Wahrscheinlich wird es dafür dem nach dieser Seite verwaisten Volke eine reichliche Zahl Adoptivmütter gewährt haben.

In dem Werke „Die Grenadiere der Kaiserin" von Theodor Scheibe (Nr. 4) befinden wir uns wieder in Wien zur Zeit der hochherzigen Maria Theresia. Dieselbe ist bereits hochbetagt und hat den großen Preußenkönig fürchten und achten gelernt. Die Erzählung hat hiernach einen bedeutenden historischen Hintergrund, trotzdem macht sie nicht den Eindruck, den man von einem historischen Roman erwarten kann. Den Verfassern historischer Romane ergeht es zum großen Theil wie den Malern. Diese halten die Historienmalerei und wieder in ihr die Darstellung aus der heiligen Geschichte für den Gipfelpunkt ihr

Kunst, und meinen denselben erreicht zu haben, wenn nur auf ihren Bildern Kaiser und Könige, Minister und Diplomaten, Fürste, Bischöfe und Feldherren erscheinen und dabei die Ausdehnung des Gemäldes eine möglichst große ist. Dadurch entsteht oft ein Bild, das mit Talent erfunden und gemalt, dennoch nicht eine befriedigende Wirkung macht, weil es weder der Genre- noch der Historienmalerei angehört. Die Maler glauben aber das ihnen bestimmte Ziel nicht erreicht zu haben, wenn sie sich nicht Historienmaler nennen können, gleich den Dichtern, die durchaus im Drama glänzen wollen, obgleich sie große Lyriker sind wie Uhland und Rückert. Fand doch der Renovator der Düsseldorfer Akademie, das kritische Malergenie Schadow, die kaum drei Fuß hohen Künstler Preyer und Lehnen vor ungeheuern Leinwandflächen, bemüht, sie mit historischen Darstellungen zu bedecken. „Malt Blumenstücke und Stilleben!" befahl der erfahrene Meister. Jene folgten, anfangs widerwillig, dann mit Lust, denn nun erst hatten sie die Bahn gefunden, auf der auch ihnen der Lorber sicher war. So auch mühen sich unsere Romanschreiber, gewaltige Rahmen (bändereiche Werke) mit Erzählungen anzufüllen, die den Namen „historischer Roman" an der Stirn tragen. „Schreibt Novellen und kleine Erzählungen!" ruft ihnen der erfahrene Kritiker zu, aber die Preyer-Lehnen-Schriftsteller stürmen davon, in dem Wahne, das Höchste erreichen zu wollen.

Wären „Die Grenadiere der Kaiserin" als Novelle in Einem Bande bearbeitet worden, so hätte das Talent des Verfassers sich in einem kleinern Rahmen mit gewiß größerm Erfolg getummelt als hier, wo fast ein Drittheil der Schöpfung aus geschichtlichen Verträgen besteht, die sich bis zu Tabellen der Staatseinnahmen und sonstigen statistischen Erörterungen unbequem ausdehnen. Von diesen störenden, als Studien achtungswerthen Weitläufigkeiten absehend, darf ich dem Verfasser die Versicherung geben, daß, wenn er sich künftighin in Scenen ergehen will, wie die drastisch-komische, in welcher der als Major und Baron auftretende frühere Studiosus und jetzige Grenadier bei seinem Obersten erscheint, der in ihm den Sohn seines Jugendfreundes erkennen will, mit ihm die Fronte derselben Compagnie musternd entlang geht, welcher der Soldat angehört, ihn zur Tafel zieht und während dieser die Rapporte erhält, daß Major und Baron von Kaunitz wahr und gewiß der Grenadier Lachner sei, was der alte Offizier zornig bezweifelt und bei wiederholten Meldungen mit Abführung in Arrest an dem erstaunten Compagniechef bestraft; wenn sage ich, der Verfasser diese nicht gewöhnliche Seite seiner Begabtheit benutzen will, so kann er eines lohnenden Erfolgs gewiß sein. In vorliegendem Werke müssen wir das störende Beiwerk eines historischen Romans — eines sogenannten — nun schon hinnehmen, wollen wir die gleich nach dem ersten Kapitel uns lebhaft interessirenden Schicksale der vier Studenten kennen lernen. Ein Ständchen in einer Winternacht, dem Kammermädchen Nettchen im Garten des Palais, welches der allmächtige Minister Kaunitz bewohnt, auf Veranlassung des einen Studiosus, ihres Geliebten, gebracht und nach Art junger Wildfänge etwas stürmisch durchgeführt, ist Veranlassung, daß die muntere Schar erst von Dienern, die dabei Schläge besehen, und dann von einer Patrouille angegriffen wird. Obgleich diese nur einen Musikanten festnehmen kann, fühlen die andern zu ritterlich und stellen sich freiwillig wol ohne Ahnung der trüben Folgen ihrer Bravour. Am andern Tage machen wir die Bekanntschaft der Grenadiere der Kaiserin, in denen wir nicht ohne tiefes Mitleid unsere jungen Freunde von gestern Abend erkennen. Die treue Kameradschaft, in welcher die unverdorbenen, echt deutschen Jünglinge durch fünf Jahre schlimmen Gamaschendienstes zusammenhalten, vom Fatum wunderbar kurze Zeit erhoben und um so tiefer hinabgestürzt, gewinnt ihnen unsere herzliche Theilnahme, und finden wir sie fast zu wenig — namentlich für ihren Patriotismus nicht ausreichend — belohnt, als wir sie zu kaiserlich königlichen Fähnrichen, Lieutenants und auch Steuereinnehmern erhöht sehen, wenn nicht wenigstens den beiden besten unserer Helden zugleich durch das Glück der Liebe an der Hand schöner, reicher und vornehmer Bräute das höchste Gut der Erde zu Theil würde.

Vom Hofe der deutschen Herrscherin Maria Theresia versetzt uns der nächste Roman „Der Raub Straßburgs" von **Heribert Rau** (Nr. 5) an den Hof des schamlosen französischen Despoten Ludwig XIV.

Der geistreiche Thomas Carlyle sagt in seinem unsterblichen Werke „Die französische Revolution", die Zeit schildernd, in welcher die königliche Würde noch scheinbar feststand, während sich das Gewitter, welches den Thron des fast schuldlosen Ludwig XVI. umstürzte und ihn unter Trümmern begrub, furchtbar drohend am Himmel zeigte, annähernd Folgendes: In der That, dringt man durch den rosenfarbenen Dunst von Sentimentalität, Philanthropie und fêtes des moeurs, so liegt eins der traurigsten Schauspiele dahinter verborgen. Man möchte fragen: welche Bande, die je eine Gesellschaft glücklich oder überhaupt zusammenhielten, sind hier in Kraft? Es ist ein ungläubiges Volk, das Conjecturen, Hypothesen und Schaumsysteme siegreicher Analyse hat und als Glauben lediglich dies, daß das Vergnügen vergnügt. Hunger hat es für alles, was süß ist, und das Gesetz des Hungers; aber was sonst für ein Gesetz? In sich und über sich eigentlich keins. Ihr König ist zu einem Papagaienkönig geworden. Die Kirche steht da mit einem Strick um den Hals, stumm wie ein stummer Ochs, nur nach Futter (dem Zehnten) brüllend, zufrieden, wenn man ihm das gibt; übrigens stumm und stumpf ihr ferneres Schicksal erwartend. Und die 25 Millionen (damals ungefähr Frankreichs Bevölkerung) hagerer Gestalten, und als ihr Wegweiser ein 40 Fuß hoher Galgen! Gewiß ein merkwürdiges, goldenes Zeitalter, mit seinen fêtes des moeurs, seinen milden Sitten, seinen milden Einrichtungen (institutions douces), die nur Frieden unter den Menschen bedeuten — Frieden? O Philosophensentimentalität, was hast du zu thun mit Frieden, wenn deiner Mutter Name Jesebel ist? Faules Product noch faulerer Verdorbenheit, du, sammt der Verdorbenheit bist verflucht!

Diese im höchsten Glanze des l'État c'est moi, des Tel est notre bon plaisir als Allmacht und Heiligkeit sich selbst Anbetung zollende und von der Creatur verlangende faule Verdorbenheit, die in der Person Ludwig's XIV. 11 Millionen an ihren Kleidern tragende, mit dem „blauen Leibrock", wie heutige Ludwige mit Bänderchen und Kreuzchen, ihre Puppen begnadigende, Milliarden für ein Lustschloß der Maitressen vergeudende Verdorbenheit schildert Heribert Rau in vorliegendem Rom, und zwar, um dem Deutschen Schamröthe in die Wangen zu treiben.

Wenn ein leichtfertiges Volk die allgemeine Fäulniß seines Landes mit der Gloire eines sogenannten großen Königs bedeckte und sich durch den Glanz seiner blutigen Siege über eine beispiellose Erniedrigung eines gebildeten Volksthums täuschte, so müssen wir die Franzosen bedauern. Mit welchem Gefühle aber sollen wir die Schmach des deutschen Volks oder vielmehr der deutschen Fürsten betrachten, die an das französische Gottesgnadenthum schönste Stücke deutschen Landes auslieferten? Konnte eine so faule Verdorbenheit, wie sie die Zeit Ludwig's XIV. mit entsetzlicher Verhöhnung aller Rücksichten seinen jubelnden Sklaven zur Schau bot, dennoch maßlosen Raub an dem großen deutschen Volke begehen, wie kraft- und saftlos mußte dann erst das deutsche Gottesgnadenthum sich erweisen? Doch warum heute solchen beschämenden Gedanken nachhängen, haben wir nicht Frankreichs größten Kaiser an einen Felsen im fernsten Theile des großen Weltmeers gefesselt und — ja und den Raub nicht zurückgefordert und — ja und wieder Gnade gefunden vor den Augen des in Schlauheit und List größern Napoleon III.? Ludwig XIV. säete den Samen der Revolution; welchen Weltbrand werden die Plane dieses Bonaparte entzünden? Oder glaubt ihr, es würden diesmal Ursachen keine Folgen haben?

Doch kehren wir zu Heribert Rau's Roman zurück. Die Einführung am Hofe Ludwig's XIV. ist dem Verfasser des Ro-

mans wohl gelungen, fast fühlen wir eine unangenehme Enttäuschung, die erste Abtheilung des Werks nur als Vorspiel ansehen zu müssen, weil uns unter den auftretenden Personen ein junger Mann so anziehend geschildert wird, daß wir ihn als Held des Romans betrachten, um ihn kurz darauf durch einen Schuß sein Leben unter den Fenstern der neuen Maitresse des Königs — der Geliebten des jungen Ritters — enden zu sehen.

Wie dieser König lebt, berichtet ein Hauptmann der Leibwache (I, 38—41): „«Um 8 Uhr des Morgens», erzählte der Hauptmann, «wenn der König noch zu schlafen pflegt, treten die garçons de chambre ein, besorgen, wenn es kalt ist, Feuer im Kamin oder öffnen im entgegengesetzten Falle leise die Fenster. Dann nehmen sie den l'en-cas, den mortier und das lit de veille weg.» — «L'en-cas, mortier, lit de veille?» wiederholte Gauthier, «was sind das für Dinge?» — «Ventre-saint-gris!» rief der Hauptmann, «man merkt, daß die Limagne weit von hier ist, sonst müßtest du, Junge, diese Dinge kennen, mit welchen dein großer König täglich in Berührung kommt. L'en-cas ist eine Mahlzeit, die immer und namentlich nachts bereit ist, für den Fall, daß der König Hunger bekommen sollte. Der mortier ist ein silbernes Gefäß in Form eines Mörsers, welches mit Wasser gefüllt wird, auf dem ein Stück gelbes Wachs schwimmt?» — «Und sein Zweck?» — «Er dient der Majestät als Nachtlampe.» — «Und das lit de veille?» — «Ist das Bett, welches alle Abende im Zimmer des Königs für den ersten Kammerdiener bereitet wird.» — «Nun, und wenn nun diese Dinge fortgeschafft sind?» frug der junge Mann mit einem leisen ironischen Lächeln. — «Dann», fuhr der Hauptmann ernst fort, «wartet der erste Kammerdiener, bis die Uhr halb neun schlägt; geschieht dies, so weckt er den König, ehe noch der Ton verklungen ist. Sofort treten der erste Wundarzt und der erste Leibarzt ein, frottiren den König und helfen ihm die Wäsche wechseln, wenn er transspirirt hat. Jetzt folgt die Einführung derjenigen, die freien Zutritt beim lever oder les grandes entrées haben. Der erste Hofcavalier öffnet dabei die bis dahin wieder zugezogenen Vorhänge des Bettes und bietet der Majestät das Weihwasser aus dem am Kopfende des Bettes angebrachten Weihkessel dar.» — «Und die bei dem lever Gegenwärtigen?» frug hier Gauthier. — «Sie bleiben einige Augenblicke, in welchen ihnen das Recht zusteht, dem Könige etwaige Gesuche vorzulegen. Hat niemand mehr etwas zu erbitten, überreicht der, welcher die Vorhänge aufgezogen und das Weihwasser dargeboten hatte, das Buch der Andacht des heiligen Geistes. Fünf Minuten später schlägt Se. Majestät das Buch zu, und der Kammerherr überreicht ihm das Kleid, worauf die secondes entrées stattfinden!» — «Und wer ist zu diesen secondes entrées berechtigt?» — «Nur die Höchstprivilegirten.» — «Armer König!» rief der Jüngling. «Hat er nicht einmal eine Minute für sich!» — «O!» meinte der Oheim, «es kommt noch besser! Wenige Augenblicke nach den Höchstprivilegirten erhalten alle Personen von Distinction und endlich so viele Zutritt, als in der Galerie erschienen sind.» — «Und der König?» — «Er beschäftigt sich dabei mit Grazie und Geschicklichkeit seine Schuhe anzuziehen, die der erste Kammerdiener, nachdem er die königlichen Beine mit den seidenen Strümpfen bekleidet, reicht. Alle zwei Tage sieht der Hof zu, wie sich die Majestät rasiren läßt, wobei ein Cavalier den Spiegel vorhalten darf». — «Darf? — Darf?» wiederholte der Jüngling und ein schönes Purpurroth färbte sein edles Antlitz. «Ist das eine Ehre für einen Cavalier?» — «Ventre-saint-gris!» rief Herr von Torcy, «eine große Ehre!»"

Was dem großen König ferner zu treiben beliebt, erfahren wir aus einer unterhaltenden Scene, zu welcher die sechzehnjährige Cousine des jungen Mannes der Maitresse Marquise von Montespan, bei welcher sie Kammerdame und deren Stern im Sinken ist, gefolgt war. Die Marquise stand allein an des sitzenden Königs Seite und erinnerte ihn an seine Liebe und an ihre Kinder (I, 248—253): „«Ich denke, Madame!» versetzte Ludwig gereizter als zuvor, «der Herzog von Maine und seine Geschwister sind legitimirte Prinzen und Prinzessinnen.... und .... als solche versorgt. Bemühen Sie sich nicht um deren weiteres Schicksal .... es sind Kinder Frankreichs.» Aber welche Mutter läßt sich ihre Kinder ohne Widerstand nehmen! Auch in der Seele der Montespan stieg es hier mit bitterm Gefühle auf. «Majestät!» sagte sie, nicht ohne Schärfe und zitternden Ton, «es sind auch meine Kinder.» — «Sechs!» entgegnete der König spitz und scharf. «Die sechs Wochenbetten haben Ihr Nervensystem sehr erschüttert... Wir fürchten beinahe... auch Ihren Geist!» — «Majestät!» rief halb laut die Marquise und ward bleich wie der Tod. — «Sie werden langweilig, wie immer in der letzten Zeit!» sagte der König..... Die Montespan wollte antworten ... aber die Stimme erstickte ihr im Halse. Die ganze Wucht ihrer Leidenschaft drohte loszubrechen; indeß ... sich besinnend, zog sie nur krampfhaft die Finger zusammen, während ihr linker Fuß aufstampfte, wie sie stets im Zorn zu thun pflegte. Da löste sich durch die Gewalt des Auftretens eine der Diamantschnallen von dem Atlasschuh. Gott sei Dank! Jetzt gab es eine Ableitung für den Zorn der Marquise. Flammenden Auges blickte sie in die Runde ... da fielen ihre Blicke auf die Fontanges, die unter ihren Hofdamen stand. «Fontanges!» herrschte sie. Der König ward purpurroth und sofort wieder bleich. Angeline näherte sich bescheiden ... obgleich ihr das Herz bei der Annäherung an den König fast den Dienst versagte. Jetzt stand sie nahe der Marquise. «Sie wünschen, gnädigste Frau?» frug sie lispelnd. — «Befestigen Sie mir die Schnalle an meinem Schuh!» herrschte die Marquise abermals. Angeline von Fontanges erblaßte. «Wird es bald?» rief die Montespan und stampfte wiederholt mit dem Fuße auf. — «Ich werde Ihre Kammerfrau rufen lassen!» entgegnete Angeline von Fontanges, an allen Gliedern zitternd. Aber schon hatte der Zorn die Montespan dermaßen erfaßt und überwältigt, daß sie alles um sich her vergaß. Ihrer selbst nicht mehr mächtig, hob sie die Hand und im nächsten Augenblick klatschte es laut durch den Saal. Auf Angeline's Wange brannte ein Backenstreich. Sie selbst war aufschreiend zurückgetaumelt. ... «Herzogin von Fontanges! Sie werden von heute an die Stelle der ersten Ehrendame Ihrer Majestät der Königin einnehmen!» — «Sire!» rief Angeline bestürzt und verwirrt, von Purpur übergossen und sank vor dem König auf ein Knie. «Sire!» stammelte sie noch einmal. Aber Ludwig neigte sich leise zu ihr, und ihr die Hand zum Aufstehen reichend, flüsterte er: «Gedenken Sie der Stunde in den Wäldern von Marly. Werden Sie den Herzogstitel... werden Sie die glühende Liebe Ihres Königs von sich weisen?» — «Nein! nein!» flüsterte Angeline wie im seligen Rausche und erhob sich. — «So geben Sie mir Ihre Hand! Herzogin!» sagte jetzt der König wieder laut, indem er Fräulein von Fontanges auf chevalereske Weise die rechte Hand hinhielt, auf deren Fingerspitzen sie die ihre sanft und zitternd legte, «Wir werden Sie selbst Ihrer Majestät vorstellen und in Ihr Amt einführen. Von morgen an bewohnen Sie die Gemächer, welche bisher die Marquise von Montespan hier im Schlosse innehatte.» Und mit diesen Worten schritt Se. Majestät an der Seite der lieblichen, in Glück und Seligkeit strahlenden Angeline und gefolgt von dem ganzen, noch vor Staunen kaum zu sich gekommenen Hofe den Gemächern der Königin zu."

Es sind diese beiden Scenen die gelungensten des ganzen Romans, der leider nicht den Erwartungen entspricht, zu welchen die einleitende erste Abtheilung: „Ludwig XIV. und sein Hof", den Leser anregt. Heribert Rau scheint nicht recht gewußt zu haben, welche Figuren er auf dem erwähnten historischen Grunde auftragen solle und so ist denn selbst die Farbe, die er in der ersten Abtheilung meisterhaft zu wählen und in Licht und Schatten richtig zu verwenden gewußt, fast zur Ueberraschung matt. Das Nec pluribus impar, welches dem französischen Despoten als Sprichwort galt und selbst den großen Condé, den Sieger von Rocroy, Sens und Nördlingen, von vier großen Schlachten

und zwanzig kleinern Treffen zwang, den König auf dem Kanal von Fontainebleau, die Serviette über dem Arm, demüthig zu bedienen und dafür — und nicht für die Siege — die Gnade zu erbitten, den blauen Leibrock und damit das Recht zu empfangen, den König sowol auf der Jagd als bei seinen Promenaden zu begleiten, dies Nec pluribus impar gilt nur, wie bemerkt, von einzelnen Theilen des Romans, wo der intriguante und glänzende französische Hof geschildert wird.

Wie mancher ruft dabei: welch eine Zeit! Gott Dank, daß sie vorüber! Ja, vorüber; aber kann sie nicht wiederkommen? Ist etwa der Stoff, aus denen die französischen Ludwige bestanden, heutzutage ausgegangen? O der Zuversichtigen, die sich versichert glauben, weil unsere Bildung dergleichen nicht mehr vertragen kann. Als der alte, greise Jahn das Andenken der vor 100 Jahren verbrannten letzten Hexe auf dem Blocksberge feiern wollte, durchzuckte es mich: male nicht den Teufel an die Wand! und bald darauf las ich von einer Hexenschwemme im litauischen Preußen. Und was geschah jüngst den Protestanten in Spanien? Pfaffen und Junker sind noch nicht ausgestorben, und schöne Frauen werden immer herrschen wollen. O Himmel, wie schnell ändern sich die Zeiten und wie bereit bleiben doch die Menschen, noch immer Ehre und Pflicht um blankes Gold zu verrathen und Eide zu brechen. Nec pluribus impar! Hieß doch der Nachtstuhl der Bourbonen chaise d'affaire und das hohe Adelsprivilegium, dabei sein zu dürfen, wenn der König von ihm Gebrauch machte, Brevet d'affaire. Und was hat Heine in dem gleichen Möbel, das er bei der Göttin Hammonia vorfand, von Deutschlands Zukunft gerochen? Schämen müssen wir uns, wenn uns von jener jämmerlichen Wirthschaft unter dem kaiserlichen Plenipotentiarius, Grafen von Rosenberg erzählt wird, wo nach achtzehn Sitzungen, welche die Gesandten der deutschen Fürsten in „dem Saal der verlorenen Worte" zu Regensburg 1663 hielten, während die Armeen Ludwig's XIV. deutsche Länder brandschatzten, die Retter der deutschen Ehre so weit gekommen waren, daß sie folgende Vorfrage in einem auf 28 Seiten motivirten Actenstück zu Stande brachten (II, 136—138): 1) „Ob dem kaiserlichen Bevollmächtigten allein, oder auch den kurfürstlichen Gesandten, gegenüber den fürstlichen und städtischen, das Prädicat «Excellenz» zukomme? 2) In welcher Reihenfolge die gegenseitigen Besuche der Herren Gesandten untereinander abzustatten seien? 3) In welcher Rangordnung die Herren Abgeordneten den Ein- und Vortritt zu nehmen hätten? 4) In welcher Reihenfolge dieselben am Sitzungstische Platz nehmen sollten? 5) Ob es zu genehmigen sei, daß bei den ordentlichen Sitzungen des Congresses — sobald derselbe erst einmal eröffnet — der kaiserliche Gesandte einen Sessel mit Rück- und Armlehnen, und einem Ueberzug von rothem Sammt, nebst Fußdecke von gleichem Stoffe und gleicher Farbe beanspruchen könne? Während: 6) Die kurfürstlichen Gesandten sich grünsammtener Sessel mit Rück- und Armlehnen und grüner Fußdecke, 7) die fürstlichen grünsammtener Sessel ohne Armlehnen und Fußteppich, 8) die städtischen aus Tuchsessel ohne Rück- und Armlehnen und ohne Teppich zu bedienen hätten? Sodann: 9) Ob bei den Gastmählern der kaiserliche Gesandte von Edelknaben zu bedienen sei, und mit goldenen Messern und Gabeln essen solle, während die fürstlichen Gesandten sich nur mit Lakaien und silbernen Messern und Gabeln zu begnügen hätten? 10) Ob es überhaupt zulässig, daß sämmtliche Abgeordneten an einer Tafel speisen könnten, oder mehrere Tische nach Rangordnung zu bestellen seien? 11) Ob — bei einer Tafel — man im Cirkel, Oval oder Quadrat zu sitzen habe? Endlich: 12) Wie es bezüglich der Geschäftssprache bei Eingabe der Noten u. s. w. der französischen Gesandten zu halten sei?"

Heribert Rau wollte jene Zeit der deutschen Schmach durch Personen und deren Erlebnisse, wie beides seine Phantasie erfunden, uns ins Gedächtniß rufen, aber bei dem Studium der Geschichte jener Zeit fand er so interessante Details, daß er sie nicht verschweigen mochte, und so ist sein Werk zum größten Theil ein historisches geworden, in welchem sich die romanhaften Scenen fremd und was die deutschen betrifft, sehr schwächlich ausnehmen.

Für Freunde der Geschichte bietet das Werk reiche Ausbeute und für Freunde der Unterhaltung sogar Scenen, wo Gespenster und Giftmischer erscheinen, aber erstere werden durch den romantischen Theil verdrießlich gestört und letztere durch ausgedehnte geschichtliche Darlegungen wenig ergötzt werden. Traurige Eile der Zeit, die dem Schriftsteller nicht vergönnt, den erwählten Stoff ausreichend zu sichten und sich selbst darin tief einzuleben, um seine Romangestalten als wirkliche Träger der verschiedenen Bestrebungen einer Periode im großen wie im kleinen abzurunden. Alle jene sehr lesenswerthen Auszüge, fleißig und mühsam aus vielen geschichtlichen Werken zusammengetragen, müssen dem Schriftsteller zum tiefen Verständniß dienen, und will er sie nicht weiter unbenutzt lassen, so möge er sie überarbeiten und als Ganzes veröffentlichen, als Beitrag zur Welt- oder Specialhistorie. Im Roman selbst ihnen so oft und so viel Raum gönnen, schafft zwar bändereiche Werke, aber leider auch solche, die dem Talent und Fleiß des Verfassers kaum vorübergehenden Ruhm einbringen. Dies gilt mehr oder weniger für die meisten sogenannten historischen Romane.

Um den löblichen Zweck Heribert Rau's zu unterstützen und deutsche Herzen im gerechten Zorn klopfen zu machen, schließe ich diese Besprechung mit der Schilderung der Heiligung des Raubes Strasburgs. Der Roman sagt, Ludwig habe gleich von vornherein den Befehl erlassen (III, 371 fg.): „Daß während seines Aufenthalts in Strasburg kein Protestant das Münster besuchen dürfe; außerdem aber der Bürgerschaft überhaupt jede Correspondenz mit dem Auslande bei hoher Strafe verboten sei. War dies doch ein schöner Wink: auf welche Weise man seine in der Capitulation gegebenen Versprechen halten werde. Aber ein Mann Gottes empfing ja am Fuße des Münsters den andern: Fürst Franz Egon von Fürstenberg, Bischof von Strasburg ... den allerchristlichsten König. Ja, hier stand er, der schamlose Verräther, der Herr Fürstbischof, abermals umgeben von der ganzen Geistlichkeit und seinem Domkapitel ... hier stand er, der elende Verräther an der Vaterstadt und dem deutschen Vaterlande, umflattert von Kirchenfahnen, umgeben von Crucifixen, von welchen er selbst ein großes, in Diamanten gefaßtes auf der treu- und ehrlosen Brust trug. Hier stand er, der Schamlose, und begrüßte den Usurpator Strasburgs, Ludwig XIV., mit den Worten: «Gelobt sei Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist für diese Stunde! Nachdem ich durch den starken, durch den allgewaltigen Arm Euer Majestät, des größten Königs der Erde, in den Besitz dieser Kirche wieder eingesetzt bin, aus welcher die Gewaltthätigkeit der Ketzer meine Vorgänger vertrieben hat, kann ich wol mit dem alten Simon sagen: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn ... meine Augen haben deinen Heiland gesehen!» So sprach der schamlose Verräther an Vaterstadt und deutschem Vaterlande, der deutsche Fürst, Franz Egon von Fürstenberg, Bischof von Strasburg, und hielt Ludwig XIV., dem Könige von Frankreich, das Crucifix zu küssen hin. Dann bot er, dem Herkommen nach, den Majestäten das Weihwasser.... Die Thüren des Portals flogen auf... die Orgel tönte, der König und sein Gefolge zogen in die weiten hohen herrlichen Galerien ein ... und das Te Deum laudamus begann. Und mächtig und immer mächtiger schwollen die Töne an, und von den Wänden hallten die Worte des gewaltigen Ambrosianischen Lobgesangs wider: «Herr Gott dich loben wir!» Und die Glocken läuteten und die Kanonen donnerten von den Wällen herab und Frankreichs Banner flatterte hoch oben auf der Spitze des Münsters lustig im Winde. Vor dem Hochaltare aber lag Ludwig XIV., König von Frankreich, auf den Knien und dankte Gott, daß er ihm ... den Raub Strasburgs hatte gelingen lassen."

Hermann Neumann.

Biographische Erinnerungen an deutsche Männer.

Es liegen uns einige Schriften biographischen Inhalts von meist nur geringem Umfang vor, die wir hier in einigen Notizen und Hinweisungen erledigen wollen; und zwar wollen wir mit derjenigen beginnen, die durch größern Umfang wie auch in chronologischer Hinsicht sich am besten dazu eignet, den Reigen zu eröffnen.

1. August Buchner, Professor der Poesie und Beredsamkeit zu Wittenberg, sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Schriftlebens im 17. Jahrhundert von Wilhelm Buchner. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 20 Ngr.

Das Leben und literarische Wirken August Buchner's — geboren zu Dresden 1591, seit 1616 Professor der Poesie und seit 1631 Professor der Beredsamkeit an der Universität zu Wittenberg, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, gestorben 1661 — wird hier von einem Nachkommen geschildert, der in der Vorrede bemerkt: „Die Handbücher berichten kurz die stetig gewordenen Angaben über Buchner's Lehrthätigkeit, seine Freundschaft mit Opitz, seine dichterische Bedeutung unter den Schlesiern. Dagegen hat neuerdings vor allem Hoffmann von Fallersleben viel Neues beigebracht zur Kenntniß des Mannes, aber auch, bei aller Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutsamkeit, seiner dichterischen Begabung wesentlich geringere Schätzung beigemessen. Indessen ist noch immer eine Arbeit rückständig: aus August Buchner's Werken, wie aus den Schriften der Zeitgenossen, ein Gesammtbild von Buchner's Leben und geistigem Gepräge, von seiner Wirksamkeit als Dichter und Dichterfreund, als Lehrer der wittenberger Hochschule, als Schriftsteller über die Gesetze der Dichtkunst, wie als Lateinschreiber und Alterthumsforscher zu entwickeln. Und so mag diese Arbeit dem noch nicht hinlänglich gewürdigten Manne seine gebührende Stelle in der Geschichte des deutschen Schriftlebens anweisen; ich traue mir, obgleich dieselbe dem berühmtesten Träger meines Namens, dem Urohеim gilt, dennoch Unbefangenheit genug zu, um ohne Vorurtheil sein Bild aufzufassen und darzustellen."

Und weiter bemerkt der Verfasser: „Ich selbst habe mir öfter die Frage vorgelegt, ob die Frucht dieser meiner vielmals recht mühevollen Arbeit auch der Mühe lohne, ob Einzelheiten und Gesammtergebnisse, welche nur durch zahlreiches Nachschlagen in längst veralteten, oft schon in ihrer Jugendzeit herzlich trockenen Büchern sicher gestellt werden konnten, auch dem Fernstehenden anziehend genug seien. Bei genauer Kenntnißnahme indeß bietet jene Zeit, welche man gemeiniglich nur als die einer zügellosen Soldaten- und Fremdherrschaft zu betrachten geneigt ist, so viel freundliche Züge echt deutscher Tüchtigkeit, eines unter den schweren Tritten von Schweden, Franzosen und Kroaten rastlos aufsprossenden deutschen Volks- oder doch Sprachbewußtseins, die vielfach so geschmacklose Dichtung jenes Jahrhunderts war hinsichtlich der Formenentwickelung so überaus triebkräftig, so sehr Gegenstand ernstester Forschung, die in Buchner's Freundeskreise auftretenden Persönlichkeiten sind theilweise so bedeutsam und eigenartig, daß alle diese Erwägungen mich entschuldigen mögen, wenn ich glaubte, ein in das Einzelne gehendes Lebensbild dieses Mannes werde ein nicht ganz werthloser Beitrag sein können zur Geschichte des deutschen Schriftlebens. Möchte doch, durch ähnliche Vorarbeiten ermöglicht, in nicht allzu ferner Frist eine umfassende Darstellung der wissenschaftlichen und schöngeistigen Strebungen, die in jenem Jahrhundert auf dem blutgetränkten Boden Deutschlands hervortraten, uns das klare, vollständige und gerechte Lebensbild jener merkwürdigen Zeit aufrollen, welches wir noch keineswegs besitzen."

Wir schließen uns diesen Ansichten wie diesem Wunsche vollkommen an; wir haben, wie aufmerksamere Leser sich erinnern dürften, auch unsererseits wiederholt in d. Bl. die Ansicht ausgesprochen, daß jene Zeit, so trostlos sie auch erscheinen mag, doch keineswegs ganz so trostlos war, als man sie darzustellen und wofür man sie auszugeben so allgemein geneigt ist.

Was nun August Buchner betrifft, so gibt der Verfasser selbst zu, daß in seinen Werken sich nichts Eigenthümliches, Großartiges, Geniales, Umgestaltendes zeige, nichts, was ihn über die Dichter auch nur zweiten oder dritten Ranges unter den Zeitgenossen emporhöbe, daß dagegen Reinheit der Form und sittlicher Gehalt zu jeder Zeit ehrend anzuerkennen seien. Eine Stellung in der Geschichte der deutschen Poesie sichert ihm namentlich der bisher wol kaum bekannt gewordene Umstand, daß Buchner sich zuerst des Daktylus in deutschen Gedichten bediente, und zwar zuerst in dem festlichen Schlußgesange seiner Oper oder Action „Orpheus", die von dem berühmtesten deutschen Tonkünstler der damaligen Zeit, Heinrich Schütz, in Musik gesetzt und zu des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen Beilager am 20. November 1638 aufgeführt wurde. Diese Neuerung machte Aufsehen und stieß auf Widerspruch, und selbst Opitz, dessen Verskunst eigentlich nur den Jambus und Trochäus zuließ, gab nur widerwillig und zögernd nach. Auch Buchner's bekanntestes, bei Gödeke („Elf Bücher deutscher Dichtung", I, 289) wieder abgedrucktes Gedicht mit der Ueberschrift „Ode" ist daktylisch:

> Lasset uns, lasset uns mindern im Garten
> Heute der Rosen und Tulipen Zahl!
> Wollen wir Arme noch morgen warten?
> Sterbliche sind wir ja allezumal.
> Die Blumen entstehen:
> Wer säumet zu gehen?
> Der Winter kömmt bald,
> Bereifet die Wälder,
> Schleift Wiesen und Felder,
> Und macht die blühende Sommerlust alt u. s. w.

Uebrigens beruft sich Buchner einmal in einem Briefe darauf, daß „der berühmte Musikus Herr Heinrich Schütz" sich habe „vernehmen lassen, es könne kaum einige andere Art deutscher Reime mit besserer und anmuthigerer Manier in die Musik gesetzt werden als eben diese daktylische".

Auf Einzelheiten vorliegender Biographie gehen wir hier nicht weiter ein; wir möchten nur als ein vielleicht nicht uninteressantes Factum anführen, daß bereits Buchner die „auch heutzutage gehörte Klage ausspricht, daß die Buchhändler allzu habgierig seien und die Arbeit von Gelehrten nicht genug zu schätzen wüßten". Eine andere Bemerkung des Verfassers lautet: „Eine nicht geringe Stufe zu dichterischem und schriftstellerischem Ruhme war eine wahrhaft widerwärtige Sitte jener Zeit, die des grenzenlosen gegenseitigen Beräucherns und Lobsingens. Sowie Buchner einem Heinsius und Opitz gegenüber für seine Verehrung kaum hinreichend starke Ausdrücke finden kann, so ihm gegenüber seine Schüler. Aber das Uebel lag in der ganzen Zeit, welche durch die tägliche Gewohnheit des gegenseitigen Ansingens und Empfehlens allen Maßstab für Lob verloren hatte, und dadurch in eine Schweifwedelei gerathen war, die man mit dem Sinn eines Zeitgenossen betrachten muß, um sie nicht völlig unwürdig zu finden."

Der Verfasser meint übrigens wol nicht mit Unrecht, daß dieses gegenseitige „Ansingen und Bevorreden" neuerdings auch wieder mehr als billig eingerissen sei. Solche Gewohnheiten zu denen auch die Titelsucht und manche andern kleinstaatlichen und kleinstädtischen Passionen gehören, scheinen bei den Deutschen unausrottbar zu sein und wachsen, heute ein wenig verschnitten morgen nur um so üppiger wieder nach.

2. Joachim Heinrich Campe's Leben und Wirken. Baustein zu einer Biographie von Emil Hallier. Soest, Schulbuchhandlung. 1862. 16. 12 Ngr.

Wir sind dem Verfasser dankbar für diese Biographie eines Autors, dessen „Robinson der Jüngere" von 1778—1862 nicht weniger als 62 Auflagen erlebt hat, ungerechnet die nur zu zahlreichen Nachahmungen dieses beliebten Buchs, das seinerseits alle

dings auch nicht den Vorzug unbedingter Originalität in Anspruch zu nehmen hat. Da sicherlich sehr viele unserer Leser, und namentlich die ältern, manche ihrer angenehmsten Jugendeindrücke der Lectüre dieses Buchs verdanken, so wird es denselben vielleicht nicht unangenehm sein, folgende mit der Entstehungsgeschichte des „Robinson" zusammenhängende Stelle aus vorliegendem Büchlein hier mitgetheilt zu erhalten: „Es war im Sommer des Jahres 1778, als der Kaufmann Johann Jakob Böhl, welcher einem der ersten europäischen Handelshäuser in Cadix vorstand, im Verein mit seinen Freunden Johannes Schuback und Legationsrath Leisching, Campe den Vorschlag machte, die Erziehung ihrer fünf Söhne zu übernehmen. Dies waren Johannes, Gottlieb und Fritz Böhl, Nikolas Schuback und Dietrich Leisching, deren Vornamen uns, sowie der von Lotte, Campe's einzigem Kinde, im Robinson aufbewahrt sind. Johann Nikolaus Böhl war der älteste von allen und damals acht Jahre alt. Für diesen anfangs nur so kleinen Kreis engagirte Campe noch zwei Lehrer, von denen der im Robinson genannte Freund R. Rudolphi, ein Bruder der Schriftstellerin Karoline Rudolphi, ist. Der alte Böhl sorgte mit edler Freigebigkeit für ein schönes Gartenhaus im Billwerder Ausschlag am Hammerdeich, welcher damals oft fälschlich mit zum Grünen Deiche gerechnet wurde. In diesem kleinen Paradiese — denn anders können wir es bei der Einfachheit, bei dem Glücke und der Gesundheit seiner Bewohner nicht bezeichnen — war es, wie Gottlieb Böhl selbst sich ausdrückt, «wo Campe so oft mit gerührter, Ehrfurcht gebietender Miene in dem Kreise seiner Zöglinge stand, um ihnen eine neue Regel zur Tugend bekannt zu machen, sie dann so innig zur Befolgung derselben ermahnte, den Abend über ihre Aufführung mit ihnen sprach und jedem das verdiente Zeugniß gab». Hier waren der Apfelbaum, die Laube, die Grasbank, die wir aus dem Robinson kennen; hier ist endlich und vor allem der Robinson selbst nicht sowol erzählt, als vielmehr gespielt und gelebt worden."

Auf Anlaß der namentlich durch Campe's Sprachreinigungsversuche in den „Xenien" hervorgerufenen Ausfälle gegen ihn bemerkt der Verfasser: „Es war gerade die Zeit des Xenienkampfes, und vor allem Schiller versäumte nicht, Campe's Bestrebungen in den allerschärfsten Versen zu geißeln, gegen die sich Campe in nur bisweilen glücklichen Antixenien wehrte.... Campe hatte mit Unrecht besonders Goethe in Verdacht der Autorschaft, worin er nachher wol dadurch bestärkt wurde, daß ihm Schiller zwei Jahre später für die schon angeführte Uebersendung des (französischen) Bürgerdiploms in einem sehr freundschaftlichen Briefe, welcher leider der Oeffentlichkeit noch entzogen ist, geantwortet hatte."

Hoffentlich wird man diesen Brief Schiller's an Campe der Oeffentlichkeit nicht allzu lange mehr vorenthalten. Später, im Jahre 1810, bei einem Besuche Karlsbads, hatte Campe eine Begegnung mit Goethe, „der, des alten Xenienhaders vergessend, ihn freundschaftlich begrüßte und lange mit ihm sprach". Hierbei können wir jedoch nicht unterlassen, beiläufig darauf aufmerksam zu machen, wie vortrefflich sich Goethe während des Xenienstreits benommen hat; denn da die schärfsten und persönlichsten Xenien, welche die erbittertsten Gegenangriffe hervorriefen, von Schiller herrührten, so hätte es von seiner Seite nur einer Erklärung bedurft, daß er an denselben keinen Antheil habe, um die Animosität der Angegriffenen von sich abzuwenden; aber er unterließ dies und nahm die Folgen der von seinem Freunde begangenen Muthwilligkeiten ruhig auf sich.

Schon in dem eben genannten Jahre war Campe leidend und hypochondrisch verstimmt, namentlich wol infolge der Enttäuschungen und Unannehmlichkeiten, die er sich durch seine anfangs allzu sanguinische Begeisterung für die Französische Revolution zugezogen hatte. Während der letzten fünf Jahre (1813—18) war sein Zustand so trauriger Art, daß Wilhelm von Humboldt, in dessen väterlichem Hause Campe bekanntlich einige Zeit, noch kein ganzes Jahr Hauslehrer war, ihn geradezu als „blödsinnig" bezeichnet hat. („Briefe an eine Freundin", II, 130.) Der Verfasser bemerkt: „Dämonisch war es in dieser Seelenstörung, daß — während der Geist alle Klarheit einbüßte — der Körper, sonst so schlank und stattlich, ungewöhnlich voll und scheinbar kräftig wurde."

In seiner Jugend hatte Campe stark an den Augen gelitten und seinem Körper durch übertriebenen Fleiß mehr als gewöhnliche Leistungen zugemuthet. Man liest z. B. in vorliegendem Schriftchen: „Er nahm sich selten über fünf, oft nur zwei bis drei Stunden zum Schlaf, ja einzelne Nächte wurden ganz durchwacht; auch bei Tage gab es außer der Eßzeit kaum eine Erholungsstunde für ihn. Um seine Natur zu zwingen, hielt er sich die ganze Nacht durch Thee munter, in der irrigen Hoffnung, dies werde ihm die verschwendeten Kräfte ersetzen. Um die Schmerzen der Augen zu lindern, feuchtete er sie von Zeit zu Zeit mit Wasser an und wenn sie dennoch vor Ermattung zufallen wollten, hielt er sie gewaltsam mit den Fingern offen. In solcher Weise setzte er es die drei letzten Schuljahre fort und nur die Festtage brachten ihm über fünf Stunden Schlaf. Das konnte selbst die von Natur und durch die erste Erziehung so dauerhafte körperliche Constitution nicht aushalten, von der die schlanke, hagere Gestalt wenig mehr verspüren ließ und die doch noch so wirksam war, daß ein paar Erholungsstunden ihm gleich die natürliche gesunde Gesichtsfarbe wiedergaben."

3. Erinnerungen an Ernst von Lasaulx. Von H. Holland. München, Fleischmann. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eine eigenthümliche Erscheinung, über deren Grund wir schon öfter nachgedacht haben, scheint uns die zu sein, daß uns die Biographien von Autoren, welche noch unsere Zeitgenossen waren und deren Bildungsgang in unser Säculum fällt, uns in der Regel nicht das gleiche Interesse gewähren, als die Biographien der meisten derjenigen, deren Werde- und Blütezeit in das vorige Jahrhundert fällt, und dies erscheint um so auffallender, da manche zeitgenössische Autoren, deren Leben man uns beschrieben hat, viel heftiger und unmittelbarer in die politische Strömung der Zeit hineingerissen worden sind, als die des vorigen Jahrhunderts. Zum Theil mag jene Erscheinung daran liegen, daß Leben und Wirken der letztern ein mit dem unsern gleichzeitiges war und unmittelbar in unsern Gesichtskreis fiel, zum großen Theil aber wol daran, daß heutzutage die Bildungs- und Anschauungsweise eine viel gleichmäßigere, doctrinärere ist und selten zu einem hervortretend originellen Ausdruck gelangt, daß Gemüthsfrische und Naivetät hinter der einseitigen Ausbildung des Geistes und Verstandes, die rein menschlichen Bezüge hinter den politischen und confessionellen Standpunkten zurücktreten, daß wir die Resultate der Bildung halb überliefert erhalten, während die Menschen einer frühern Periode mehr ihre eigenen Geschöpfe waren, sich mehr aus dem Rohen herausarbeiten mußten und daher einen interessantern Bildungsproceß durchzumachen hatten. So, glauben wir, wird man die Biographie eines Campe immer noch mit größerm Antheil und größerer Belehrung lesen als diejenige unsers Zeitgenossen Ernst von Lasaulx, obschon derselbe eine sehr entschiedene Richtung im Gebiete religions- und geschichtsphilosophischer Anschauungen verfolgte und als Mitglied des frankfurter Parlaments sogar eine gewisse politische Rolle spielte. Immerhin ist die Schrift interessant genug, um sie Freunden biographischer Lectüre und speciell den Verehrern wie den Gegnern des Verstorbenen zu empfehlen. Von thatsächlichen Notizen entlehnen wir hier nur die, daß die Familie von Lasaulx aus dem Luxemburgischen stammt und früher von der Weyden (de la Saule) hieß, und daß der Vater unsers Ernst, Johann Claudius von Lasaulx, eine große Anzahl romanischer und spitzbogiger Kirchen in den Rheinlanden gebaut und mit Dronke das Werk „Die Matthias-Kapelle bei Cobern" (Koblenz 1837) herausgegeben hat. Seine philosophischen und religionsphilosophischen Anschauungen schöpfte Ernst von Lasaulx namentlich aus dem „räthselhaften" Meister Eckhart (starb 1329 zu Köln), den der Verfasser vorliegender Schrift einen „grandiosen hochfliegenden" Philosophen, einen der größten

Geister aller Zeiten" nennt, der die deutsche Speculation zuerst begründet habe. Früher waren die Handschriften, welche Eckhart's Tractaten, Reden und Sprüche enthielten, zum guten Theil noch völlig unbekannt; Lasaulx hat vieles davon entdeckt, in den Bibliotheken von München und Wien und namentlich im Frühling 1880 auf einem „iter monasticum" in den österreichischen Klöstern St.-Florian, Kremsmünster, Mölk, Göttweih und Kloster-Neuburg. Eine „Specialität", wie sie heutzutage genannt wird, war bei Lasaulx die Vorliebe, womit er den Verwesungsproceß der Nationen beobachtete. Auch auf seinen Reisen im Orient (1833) und in Griechenland (1852) faßte er vorzugsweise Gegenden und Bevölkerungen in diesem düstern Lichte auf. Ueber die Aussicht von der Spitze des Oelbergs schrieb er z. B. an einen Freund: „Schweigen und ein namenloser Geist der Leere ist rings, soweit du die Augen aussendest, dem verblichenen Antlitz der Natur wie ein fahler Leichenschein aufgedrückt; die Stille, die hier herrscht, ist nicht Ruhe, sondern innere Verlassenheit, das Leben hat sich aus dieser Natur zurückgezogen. Niemals habe ich etwas Aehnliches empfunden. Nur der ewig klare Himmel, der sich über dieser Erde ausspannt, ist unveränderlich geworden."

Auch Griechenland wendet ihm dieses fahle leichenhafte Antlitz zu; er sieht da nur verwitterte Berge, versiegte Quellen, vertrocknete Wälder, zertrümmerte Städte, wenn überhaupt noch Trümmer davon vorhanden sind. Auch in Bezug auf die jetzige Menschheit erblickt er überall Symptome des Absterbens oder Altwerdens, das seiner Ansicht nach ein unverbrüchliches Naturgesetz ist, dem keine Nation wie kein Individuum sich entziehen könne. Und denkbar ist es allerdings, daß in zehntausend Jahren die Nationen an den Gedanken ihres unvermeidlichen Todes sich ebenso gut gewöhnt haben werden, wie sich die Individuen daran haben gewöhnen müssen, nur daß man, infolge größerer Erfahrungen und demzufolge höherer Entwickelung der pathologischen und physiologischen Seite der Geschichtschreibung, dann viel genauer und sicherer als jetzt die Ursachen, Bedingungen und Symptome des Erkrankens und Absterbens ganzer Nationen und Reiche kennen wird. Natürlich muß ein Geschichtsphilosoph wie Lasaulx auch davon überzeugt sein, daß es keinen absoluten Tod gibt, sondern daß aus der Verwesung selbst infolge neuer Mischungen auch wieder neues Leben hervorgeht. Nur gebe man sich nicht der Täuschung hin, daß, wenn ein abgestorbenes oder zersetztes Volk nach tausend oder zweitausend Jahren unter demselben Namen und in denselben Grenzen politisch wieder aufersteht, es noch dasselbe sei. Die jetzigen Griechen z. B. haben fast ebenso wenig etwas mit den alten Hellenen gemein, als die modernen Deutschen mit den Cheruskern Armin's oder den Sachsen Wittekind's. Im ganzen werden auch Lasaulx' Gegner zugeben, daß er von einem Gemüthsadel war, wie er heutzutage nachgerade eine Seltenheit geworden ist, wie denn überhaupt die Melancholiker nicht vorzugsweise die schlechteste Sorte von Menschen sind und auch nicht sein können. Auch vergesse man nicht, daß Lasaulx schwere Prüfungen zu erdulden hatte, die sein Gemüth düstern Stimmungen geneigt machten; rasch hintereinander verlor er fünf Kinder, während das sechste, anhaltend kränklich, beständig zwischen Tod und Leben schwebte; und schließlich kamen dann noch die politischen und confessionellen Aufregungen und Enttäuschungen.

4. Waldeckische Briefe. I. Staatsmänner des Fürstenthums zu Ende des vorigen Jahrhunderts. II. Erinnerungen an C. C. J. Bunsen's Jugendjahre. Berlin, Hertz. 1862. Gr. 8. 8 Ngr.

Der Verfasser vorliegender Schrift (W. Schumacher, wie er sich am Schlusse derselben nennt), bringt in der ersten Abtheilung derselben Mittheilungen über Fürsten und Staatsmänner seines Heimatländchens, unter denen die über den Fürsten Friedrich von besonderm Interesse sind. Fürst Friedrich, der 1766 zur Regierung gelangte und 1812 starb, gehört zu der ansehnlichen Zahl jener deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts, welche der Aufklärung, Toleranz und Humanität huldigten und, was kein unparteiischer Mann verkennen sollte, mit kleinen Mitteln im kleinen Umkreise wahrhaft Großes leisteten. Er rief jenen Bildungszustand im Ländchen hervor, aus dem dann die Rauch, Kaulbach, Bunsen, Drake u. s. w. hervorgegangen. Der Verfasser bemerkt von ihm: „Seine lange Regierung ist durch keinen Charakterfehler, durch keinen politischen Misgriff und, was die Herzen der Unterthanen immer am sichersten gewinnt, durch keinen Mangel an Großmuth, durch keinen Eigennutz, nicht durch einen Verdacht davon, je getrübt, nur durch eine Schwäche ist sie in Schatten gestellt worden, durch eine Nichtachtung einer so werthvollen Sache, des Geldes, welcher hin und wieder der Vorwurf der Verschwendung, und mit Recht, gemacht ist. Es ist andererseits doch aber billig nicht zu übersehen, daß sie fast nie den Privatzwecken, dem Privatgenuß des Fürsten, sondern fast immer nur dem Nutzen und Wohlergehen anderer gegolten hat; daß sie ohne Vergleich mehr Groß- als Uebermuth gewesen ist" u. s. w. Nun, gegen einen Fürsten wie gegen einen Privatmann, der zu guten, edeln und humanen Zwecken Geld ausgibt, was leider nicht immer geschieht, sollte man mit dem Vorwurf der Verschwendung nicht so verschwenderisch sein.

Unter den freilich wol etwas im überschwenglichen Tone gehaltenen Erinnerungen an Bunsen sind namentlich die an dessen Schul- und spätere göttinger Universitätszeit interessant. Der Verfasser bemerkt z. B.: „Im Wissen und Erfassen konnte keiner entfernt sich mit ihm messen, vollends sein Fleiß stellte alle andern in Schatten. Einundvierzig Seiten Abhandlung, deren wöchentlich eine geliefert wurde, waren unerhört, und 60 Bogen Reinschrift, die er an einem einzigen Sonntag für den versäumten Advocaten und für den bedrängten Vater lieferte, das Staunen aller."

Nun freilich, 60 Bogen Reinschrift an einem einzigen Sonntage fertig zu bringen, das ist denn doch eine Leistung, welche die Grenzen des Möglichen übersteigen möchte, und es ist in Bezug auf diesen Punkt gut, daß vielleicht nur Gelehrte und nicht Abschreiber diesen Aufsatz lesen werden, denn letztere möchten dadurch in ihrem Glauben an die Glaubwürdigkeit auch anderer Mittheilungen leicht erschüttert werden. Könnte ein Copist an einem einzigen Tage 60 Bogen Reinschrift, die nach damals in Arolsen geltendem Satz 2 Thlr. 15 Sgr. eintrugen, fertig bringen, so möchte dies Geschäft bald eins der gesuchtesten und geachteisten sein. An einer andern Stelle bemerkt der Verfasser über den jungen Bunsen: „Ich habe ihn auf keiner Kegelbahn, auf keinem Billard, in keinem Gasthaus, bei keiner Gelag- oder Würfelpartie, in keinem Bäckerladen, bei keiner Nascherei oder Obstentfremdung, wol aber beim Baden, auch wol einmal beim Ballspiel, wo der verkürzte Unterkörper zu einer Art von Compromiß zwischen Trab und Schritt ihn nöthigte, gesehen; eine Partie Schach oder Piquet unter vier Augen liebte er dagegen sehr und war dabei aller Listen und Ränke Meister."

Man sieht daraus vielleicht doch zur Genüge, daß Bunsen zum Diplomaten auf politischem und kirchlichem Gebiete hinlänglich vorbereitet war.

H. M.

Notiz.

Die neuesten Wahlen in die Académie française.

Die neulich erfolgte Wahl Albert von Broglie's zum Mitgliede der Académie française muß in ganz Frankreich ungewöhnliches Aufsehen erregt haben, denn die Feuilletons wimmelten von spöttischen Bemerkungen über den fürstlichen Nachfolger des Pater Lacordaire, „von dessen Schriftstellerei man bei diesem feierlichen Acte zum ersten male etwas erfahren habe". Eine solche Behauptung scheint freilich auf Uebertreibung zu beruhen, da Albert von Broglie bereits zwei Werke veröffentlichte, nämlich „Études morales et politiques" (1853) und „L'église et l'empire romain au quatrième siècle" (1856), denen sich demnächst die augenblicklich unter der Presse befindlichen „Questions de religion et d'histoire" anschließen wer-

den. In der That aber bezeichnet die Wahl des Prinzen einen gewichtigen Fortschritt der kaiserlichen Politik, da dieselbe bisher ihren Einfluß in der Akademie noch nicht hatte geltend machen können. Nachdem jedoch der erste Versuch gelungen, war man von imperialistischer Seite sogleich auf weitere Eroberungen bedacht, und so wurde zunächst die Wahl Octave Feuillet's, des Lieblings der Kaiserin, an Scribe's Stelle durchgesetzt. Zu denjenigen, welche jetzt als Candidaten um die Mitgliedschaft der Académie française genannt werden, zählen vor allen Jules Simon, bereits der Académie des sciences morales et politiques angehörend, und Jules Janin, der gefeierte Feuilletonist, „der nach dreißigjähriger unablässiger Thätigkeit heute noch ebenso arm ist, als er es bei seinem literarischen Debut war", wie die „Indépendance belge" schreibt. Das Verhältniß des letztern zur Akademie ist aber ein so eigenthümliches, daß es wol verdient, hier nach einem „Courrier de Paris" des erwähnten Journals kürzlich mitgetheilt zu werden. Man hatte Janin wiederholt gebeten, sich bei der Akademie zu melden, da man ihm garantiren könne, daß diese sich „glücklich schätzen" würde, ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Stets habe er, obschon dem Institute wohlgeneigt, sich geweigert; er sei eben nicht willens, den ersten Besten zu ersetzen, um so mehr, da ein neuer Akademiker den Anschauungen desjenigen huldigen müsse, zu dessen Nachfolger er berufen worden. In jüngster Zeit soll er endlich dem Drängen seiner Freunde nachgegeben haben, und das „Journal amusant" zeigt ihn sogar schon bei der humoristischen Schilderung der Aufnahme eines Akademikers im Jahre 1901 als Director der Akademie. Der siebenundneunzigjährige Janin erscheint hier vollständig taub, geräth aber dessenungeachtet bei den albernen Reden des jungen Candidaten jedesmal in Verzückung. Der letztere hat nach Beendigung der Feierlichkeit ein Souper zu geben; da stürzt das Volk in den Saal der Akademie, und eine Stimme ruft beim Anblick der schmausenden Versammlung laut die Worte aus: „Sie sind alle verrückt!" Während der Sitzung selbst aber wird Bier herumgereicht; vielleicht gar ein boshafter Seitenhieb auf die deutschen Gelehrten, den dieselben jedoch schwerlich verdient haben. Was würde freilich auch eine Gesellschaft deutscher Zunftgelehrten dazu sagen, wollte man ihr zumuthen, einen Journalisten oder nun gar einen Feuilletonisten unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Vorzugsweise um den letztern Punkt hervorzuheben, haben wir dieser akademischen Vorgänge gedacht, und wir möchten zu gleichem Zwecke hier noch die Mittheilung anschließen, daß, was in Deutschland gleichfalls unmöglich sein würde, die pariser Akademie jüngst die Abhandlung einer Frau, nämlich eine Abhandlung über den französischen Roman von Madame C. du Parquet mit einem Preise gekrönt hat. 83.

Bibliographie.

Adolphi, A., Gedichte. Riga. 8. 2 Thlr.

Benjamin II., J. J., Jawen Mezula. Schilderung des polnisch-kosakischen Krieges und der Leiden der Juden in Polen während der Jahre 1648—1653. Bericht eines Zeitgenossen. Nach einer von J. Lelewel durchgesehenen französischen Uebersetzung. Hannover. Gr. 8. 15 Ngr.

Berghaus, H., York. Seine Geburtsstätte und seine Heimath. Seine Großthat in der Poscheruner Mühle nebst genealogischen Nachrichten über die Familie seiner Mutter. Anclam, Dietze. 8. 12½ Ngr.

Biffart, M., Venetien mit dem Festungsvierecke, eine militär-geographische Skizze. Mit 8 Holzschnitten. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 17½ Ngr.

Bilins, C., Die Lehre von der Auferstehung der Todten. Stuttgart, Belser. 8. 6 Ngr.

Dante Alighieri, Die göttliche Komödie. Für das deutsche Volk bearbeitet von J. Braun. 1ster Band: Der Dichter und seine Zeit. Die Hölle. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 2 Thlr.

Hellfeldt, F. O., Repertorium der in politischer, socialer und religiöser Beziehung wissenswerthen Thatsachen der Gegenwart und Fragen unserer Zeit. 1ster Band. Zehn Hefte. Berlin. Gr. 8. 25 Ngr.

Hitzig, F., Die Psalmen. Uebersetzt und ausgelegt. 1ster Band. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr.

Jugendliebe der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Ein Zeitbild aus der 2ten Hälfte des 17. Jahrhundert von der Verfasserin der „Johanna". Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr.

Kohlrausch, F., Erinnerungen aus meinem Leben. Mit dem Porträt des Verfassers. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Krehl, L., Ueber die Religion der vorislamischen Araber. Leipzig, Serig. Lex.-8. 1 Thlr.

Laube, H., Der deutsche Krieg. Historischer Roman in drei Büchern. 1ster Band. Leipzig, Haessel. 8. 1 Thlr.

Mannhardt, W., Die Wehrfreiheit der altpreußischen Mennoniten. Eine geschichtliche Erörterung. Marienburg, Hemmpel's Wwe. Gr. 8. 1 Thlr.

Mautner, E., Eglantine. Schauspiel in vier Acten. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 24 Ngr.

Ringler, G., Gedichte. Nürnberg. 16. 16 Ngr.

Rosenkranz, K., Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist. 3te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Rüstow, W., Zur Militärfrage. Sechs Briefe an einen Abgeordneten. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Schuster, L., Grundsätze der Moral und Lebensklugheit vom Standpunkte des Christenthums. Leipzig, Wengler. 16. 5 Ngr.

Weyhrother, C. Ritter v., Prager Sagen. 1ste Reihe. Mit 6 Illustrationen. Prag, Bellmann. 8. 16 Ngr.

Wickede, J. v., Der lange Isaack. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiunskrieges. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Avé Lallemant, R. C. B., Tabatinga am Amazonenstrom. Ein Vortrag gehalten am 7. März 1863 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Feddersen, P., Polens Untergang und seine Kämpfe um Wiedergeburt. Drei Vorträge gehalten in der Aula im Museum zu Basel. Basel, Krüsi. Gr. 8. 8 Ngr.

Jacoby, J., Sind die Mitglieder des Herrenhauses Volksvertreter? Vortrag in dem Vereine der Verfassungsfreunde am 21. März 1863 gehalten. Königsberg, Theile. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kraußold, Erinnerung an Jean Paul. Vortrag, gehalten im historischen Verein zur Vorfeier des 100jährigen Geburtstags Jean Paul's im Rollwenzelshause am 20. März 1863. Bayreuth, Grau. Gr. 8. 4 Ngr.

Lassalle, F., Der Lassallesche Criminalprozeß. 3tes Heft: Das Urtheil erster Instanz mit kritischen Randnoten zum Zweck der Appellationsrechtfertigung. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 10 Ngr.

Wahner, E., Zur Abfertigung Falch's, welcher sich einbildet, meine Schrift: Friedrich der Große hat in Oppeln nicht unter der Maischbütte gesteckt, widerlegt zu haben. Nebst neuen Dokumenten gegen sein Machwerk. Oppeln, Clar. 1862. 8. 2½ Ngr.

Wichern, Die Ursachen der so vielfach erfolglosen Bemühungen in der heutigen Kindererziehung. Ein Vortrag, gehalten zu Berlin am 9. Februar 1863. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 5 Ngr.

Wiseman, N., Berührungspunkte zwischen Wissenschaft und Kunst. Ein Vortrag. Uebersetzt von F. H. Reusch. Köln, Bachem. 12. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 14. Mai 1863.

Graf Friedrich Leopold Stolberg.

Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. Von Theodor Menge. Zwei Bände. Mit dem Bildniß F. L. Stolberg's. Gotha, F. A. Perthes. 1862. Gr. 8. 5 Thlr.

Länger als wir gewünscht, haben wir mit der Besprechung dieses umfänglichen Werks gezögert und doch ist es uns lieb, den zweiten Band abgewartet zu haben. Zu unserer Entschuldigung mag nun dienen, daß uns jene solchen Büchern gegenüber freilich mitunter zu beneidende Routine gewisser Recensenten nicht zur Verfügung steht, außer der Vorrede vielleicht noch 50 Seiten zu lesen und dann frischweg zu kritisiren.

Auch diese Schrift, eine „Rettung", wie sie neuerdings beliebt worden, wird nicht vermögen und bescheidet sich auch wol, es nicht zu beanspruchen, dem Grafen F. L. Stolberg eine andere Stellung in der Literaturgeschichte zu verschaffen, als ihm bereits feststeht. Wir könnten wählen, ob sie als Parteischrift, wovon ihr Umfang und der wissenschaftliche Gehalt sie keineswegs ausschließen würde, oder als ein Werk der Pietät gegen den dem Verfasser persönlich Bekannten, zu bezeichnen wäre. Und aufrichtig, wir schwanken, wollen aber als das Schönste, was uns aus dem Buche anspricht, die Pietät hervorheben.

Der Verfasser ist, wie sich aus allem ergibt, ein Katholik von treuer Anhänglichkeit an seine Kirche, voll Wärme für ihre äußerliche sichtbare Einheit und geschlossene Organisation, er ist zugleich ein begeisterter Freund des nationalen Lebens, und was für sein Buch in erste Reihe tritt, ein nicht ungeschickter, fleißiger und kenntnißreicher Darsteller eines Zeitraums, der immer mehr als die Grundlage alles heutigen politischen, kirchlichen, wissenschaftlichen und im weitesten Sinne culturlichen Strebens hervortritt. Daß er demgemäß einen sehr bestimmten, von christlich-national sich nennenden Literarhistorikern protestantischerseits getheilten oder gewiesenen Standpunkt in der Beurtheilung und in der Methode einhält, ist natürlich. Nicht um zu verdächtigen, denn hoffentlich würde es für Theodor Menge ein Ruhm scheinen eher als Tadel, nur um kurz ihn zu bezeichnen, nennen wir ihn vorläufig, weitere Bestimmung vorbehaltend, den Standpunkt jener Partei, welche sich durch ihre Forderung, daß die Wissenschaft umkehren müsse, genugsam kennzeichnet.

Mit einer gewissen Genugthuung kann die heutige Literaturgeschichte, trotz der herben Vorwürfe Menge's gegen sie, sich selber das Zeugniß geben, gegen Fritz Stolberg human verfahren zu sein. Protestanten waren es, die bereitwillig seine Ueberzeugungstreue, seine Herzensgüte, sein poetisches Verdienst anerkannten, bei seinem Leben wie nach seinem Tode. Voß war persönlich berührt, und dennoch wie herb er sich auch äußert, so ist er kein Verräther der ehemaligen Freundschaft, er beklagt den Gefallenen, verdammen wollte er ihn nirgends.

Aber wie sehr sticht von Voß' Rauheit — sie ist Hülle, inwendig ein milder Kern — das Urtheil Späterer ab. Der liebenswürdige Gelzer, wiewol keineswegs unsere ganze Ueberzeugung über Stolberg aussprechend, wie liebevoll bespricht er seine Convertirung, sein Wesen.

Menge selbst benutzte ein anderes hier zu nennendes Buch, Wilhelm von Bippen's (nicht H., wie irrthümlich I, 119 steht) „Eutiner Skizzen", das 1859 in Weimar erschien, und ginge nicht seine Absicht auf die Befriedigung eines Stolberg durch Familienbande nahen Kreises und durchgreifendere Apologie, wir meinen, er hätte hierin die von ihm gewollte Aufgabe völlig gelöst finden dürfen.

Denn bei aller Befangenheit oder Aengstlichkeit Bippen's zeichnet sich sein Buch durch größere Objectivität der Darstellung aus und enthält alles über Stolberg und seinen Kreis, was einem Freunde selbst seiner Richtung nur wünschenswerth sein kann in einer Form, der wir vor der Menge's den unbedingten Vorzug geben müssen.

Wie sehr also muß die so nahe zusammentreffende Erneuerung dieses Themas auffallen! Jedoch Menge stellt seine Grenzen weiter. Er kann dankbar sein dem literargeschichtlichen Fleiße der letzten Jahre. Ueber die meisten der zu erwähnenden Männer und Frauen selbst liegen ausgiebige Monographien vor, denen Briefwechselsammlungen zu freierm Urtheil sich als nothwendige Ergänzung, oft als nothwendiges Correctiv anschließen. Aber in der That, nur dem Bedürfniß des Verfassers, einer

Pietätspflicht zu genügen, können wir die peinliche und langweilige Umständlichkeit in unwichtigen Aeußerlichkeiten zuschreiben.

Ueber die Darstellung des Verfassers ein tadelndes Wort zu sagen, fällt uns fast schwer, weil er sich auf die jetzt allgemein beliebte berufen könnte in hundert gepriesenen Vorbildern. Sprechen wir es aber aus und nehme er es nicht als ihn persönlich berührendes Urtheil. Die moderne Biographie oder literarische Monographie entbehrt meist der künstlerischen Abrundung, der Einheit. Es ist immer nur mit mehr oder weniger Geschick zusammengesetzte Mosaik. Das verschuldet ein falsches Streben nach Objectivität. Man wird mit der Zeit einsehen, daß dieses Allessagen und Allesbesprechen, wie es langweilig ist, so die wahre Bekanntschaft mit den Werken der Besprochenen in den meisten Fällen hindert. Wir sind alle nicht frei von dieser Verkehrtheit der Zeit. Die Literaturgeschichte ist auf dem Wege sich in Collectaneensammlungen zu zerbröckeln, das Citat überwuchert und hindert das Urtheil; dieses besteht bei hinzukommender Tendenz fast nur noch in dem Geschick, im Dienste dieser Tendenz in der Auswahl oder Anordnung zu verfahren.

Wir freuen uns, in Menge's Buch eine so prononcirte und so treu festgehaltene Ansicht zu finden. In einer Zeit des Ueberganges, wie die unserige ist, schwankt nothwendig das Urtheil, gesellt sich ihm leicht fremdes, das uns nicht immer gleich zu sehr stören darf. Der Katholik hat so gut das Recht, sein Urtheil über eine der bedeutsamsten Epochen unserer Literatur zu geben, wie der Freigeist, wie der maßvollere Protestant. Hören wir es und corrigiren, wo wir können, wahren wir zugleich unsere abweichende Ansicht, indem wir sie begründen.

Auf die Erzählung der Lebensverhältnisse des Dichters und der besprochenen Zeitgenossen uns an Menge's Hand einzulassen, ist nicht unsers Amts. Wir bemerken, daß in dieser Beziehung dem Verfasser wol nicht leicht etwas wird entgangen sein. In der Einleitung (S. 11) heißt es von des dänischen Oberhofpredigers Kramer „Nordischem Aufseher", daß das Beste Klopstock beisteuerte. Man erinnert sich unwillkürlich an die zwar jugendliche, aber gerechte Abfertigung, die Lessing diesen Klopstock'schen Arbeiten zu Theil werden ließ. Was wir über die Entwickelung der deutschen Literatur bis Klopstock und über diesen selbst lesen, ist im ganzen ansprechend. Unpassend finden wir S. 19 den Satz:

> Es ist überhaupt nicht nöthig, daß irgendjemand sich bestrebe, etwa durch vernünftige Reden und Lehren die Poesie zu erhalten und fortzupflanzen, oder gar sie erst hervorzubringen, zu erfinden, aufzustellen und ihr warnende Gesetze und strafende Vorschriften zu geben, wie es die Theorie der Dichtkunst so gern möchte. Wie der Kern der Erde sich von selbst mit Gebilden und Gewächsen bekleidete, wie das Leben von selbst aus der Tiefe hervorsprang und alles voll ward von Wesen, die sich fröhlich vermehrten, so blüht auch die Poesie von selbst aus der unsichtbaren Urkraft der Menschheit hervor, wenn der erwärmende Strahl der göttlichen Sonne sie trifft und befruchtet.

Wir heben dies Urtheil hervor, weil, wie es ganz sicher mit Stolberg's eigenem im Grunde zusammenstimmt, es zugleich erkennen läßt, wie er über poetischen Dilettantismus nicht hinauskommen konnte. So scheinbar dieser Satz nämlich ist, er läßt außer Acht, daß er nur auf die naturwüchsige Volkspoesie, die Periode des Epos vorzüglich, paßt, daß aber, wie bei gesteigerter Bodencultur eine rationelle Landwirthschaft der ewig productiven Mutter Natur nachhilft, ebenso bei gesteigerter Geistescultur Gesetze und Theorie für die Kunst unentbehrlich sind. Alle Kunstübung bedarf von Zeit zu Zeit theoretischer Einkehr und dadurch Erweiterung der Grenzen, Läuterung des Geschmacks. Wäre es für Menge unerheblich, daß der großen classischen oder sogenannten classischen, immer doch unserer classischsten Periode der Poesie der theoretische Kritiker Lessing als Hercules, einen Augiasstall von Geschmacklosigkeit reinigend, voraufging? Goethe's Wort bleibt bestehen: „Die Kunst bleibt Kunst, wer sie nicht durchgedacht, der darf sich keinen Künstler nennen."

Klopstock heißt nicht ganz unpassend „der Veldekin des 18. Jahrhunderts", doch hätten wir, was Menge nicht sagt, erwähnt, daß Klopstock durch und durch schon auf dem Boden des Rationalismus steht, des Rationalismus, für den man freilich in frommen Kreisen übereingekommen ist, von allem geschichtlichen Begreifen zu abstrahiren, um in hohlen Phrasen sich desto behaglicher über ihn ergießen zu können.

Als Stolberg Halle besucht (1770), war daselbst, wie der Student sich ausdrückt, nichts los. Um so spannender ist die Betrachtung Göttingens am Ende des vorigen Jahrhunderts. Charakteristisch ist bei Erwähnung August Hermann Francke's der bedenkliche, leider Gottes fast theologisch zu nennende Unterschied zwischen „theologischem Wissen und dem von der Liebe zu Jesu beseelten Erkennen". Wir finden darin eine Verdrehung aller gewohnten Terminologie um so mehr, als die redliche Arbeit unserer Philosophen ohne alle Kenntniß oder Rücksicht „abstracte Vernunftdenkerei" gescholten wird. Das Erkennen ist freilich höher als Wissen, aber bleibt ewig ein Geschäft der richtig behandelten Vernunft.

Sehr treffend heißt Bürger ein zweiter Günther. Von der moralischen Mängelei hält sich Menge fern, wie er es auch bei Gentz im zweiten Bande ist; dennoch hat er, glauben wir, kein Recht, Schiller ein Verbrechen aus seinem allerdings harten Urtheil zu machen. Im letzten Grunde gehen wir nämlich doch auf den sittlichen Menschen zurück, und war einer zu diesem Urtheil gegen den Lebenden berechtigt, so war es Schiller gewiß, denn er hatte sich selbst gebildet, um sich selbst zu geben, das Edelste, was der Dichter kann. Freilich ein gefährlich Ding ist es immer, diesen Maßstab anzulegen, und ihn sollte man anzulegen nur dem besten Kenner des ganzen Wesens, dem nächsten Freunde, gestatten. Wie möchte sonst wol Hamann bestehen.

In den am 12. September 1772 gestifteten Göttinger Bund, dessen Geschichte von Robert Prutz, sein bestes Werk, nur eine mit großer „literarischer Umsicht" verfaßte Schrift heißt, trat Stolberg am 5. December zuerst ein. Auf Voß' Begrüßung antwortet Fritz — wir mögen ihn nicht

wie Menge thut, immer den Grafen Stolberg nennen, und denken, es ist mehr werth, dem deutschen Volke Stolberg, als ihm der Graf Stolberg gewesen zu sein —: „Dich liebt mein ganzes warmes Herz und ist dein werth!" Wenn er nun in die zum guten Theil gemachte oder durch Klopstock angefachte Begeisterung der Bündler eingeht, so mag das jugendlich und ganz schön gefunden werden, aber daß er die juristischen Collegia und wie er sie ausgab, das verdient wol schwerlich so ganz das Lob des Biographen. Wie ist es nur möglich, „überschwenglichen urdeutschen Patriotismus" zu finden, wie Menge thut, in folgenden wunderlichen Versen:

> Dir mich weihen? Ich dir? Stygische Furie,
> Afterthemis, ich dir, die du mit Schlangenlist
> Unser göttliches Recht, welches Natur uns gab,
> Raubtest, und mit des Tigers Klau?

Für Karl Moor passen die Worte besser. Indessen hat das Verlassen der Afterthemis der diplomatischen Carrière nicht geschadet. Ob der sittliche Rigorismus des Bundes Schuld gewesen, daß Bürger nicht Mitglied zu sein gewünscht habe, möchten wir bezweifeln. Der Bund wird sicherlich nicht so weit gegangen sein wie Menge, der Bürger „allgemeines Sittlichkeitsgefühl" abspricht.

Für Stolberg's Jugenddichtungen wollen wir gern mit unserm Verfasser den sparsamen Gebrauch der nebelhaften Bardenmythologie anerkennen, auch ihm seine ehrenvolle Stellung in der Ballade neben Bürger lassen, aber hinzufügen, daß sie das entschiedene Gepräge der Unfertigkeit und Gemachtheit an sich tragen. Ist schon Klopstock's Ton geschraubt, überall höchste Bedeutung affectirend und dadurch abstoßend, so muß die bloße Nachahmung ohne wirkliches Feuer bei einem so unfertigen Dichter es in noch höherm Grade sein. Wir meinen, daß Goethe bei Schilderung der unfertigen Genies, die er, selbst geläutert aus Italien kommend, noch immer ihr Wesen treibend fand, auch an diesen Freund der Genieperiode gedacht hat, wie denn noch die Xenien der „Jamben" als des hinkenden Thiers gedenken.

Wir machen die Reise nach der Schweiz. Bedeutendere Namen treten auf, unter andern Goethe und Lavater. Eine menschlich wahre Würdigung der Größe Goethe's hatten wir nicht erwartet, wir halten sie für unmöglich von dem Standpunkte des Verfassers aus. Er hat das Recht, uns eine katholische oder in seinem Sinne christliche Beurtheilung zu erlassen. Die Einflüsse Hamann's, Klopstock's, Lavater's auf Goethe möge man sich nicht zu gewaltig vorstellen; sie waren mehr negative und dadurch die eigenthümliche Geistesart Goethe's hervortreibende denn allerdings auch. Freilich ist die Berührung Goethe's mit Hamann für uns fast der einzige Grund, diesen haltlosen Geist überhaupt in der Geschichte der Literatur zu erwähnen.

Als Verleumdung Goethe's müssen wir bezeichnen, wenn gesagt wird, durch sein Verhalten zu Lavater habe sich später herausgestellt, daß zwei Menschen in ihm waren, eine Art von Mephistopheles und das allmächtige Dichtergenie. Vielmehr, es hat sich herausgestellt, was das bekannte Distichon Goethe's besagt:

> Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
> Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Edelsinn und Schalksinn, ach! nur zu innig vermischt, klagt ein anderes von demselben Lavater. Bezeichnend für die Misgunst, mit der unser Goethe behandelt wird, ist das Bezugnehmen auf obscure Männer wie Hartmann oder den undankbaren Hypochonder Zimmermann. Er schrieb den 20. November 1777 warnend an Lavater: „Die Liebkosungen von Goethe scheinen mir die Liebkosungen eines Tigers. Man faßt unter seinen Umarmungen immer an den Dolch in der Tasche." „Und in der That", setzt Menge hinzu, „er schuf dem Verstorbenen in «Wahrheit und Dichtung» ein Denkmal (Menge setzt nicht hinzu, ob verdient oder unverdient), das die Witwe desselben im Jahre 1815 veranlaßte, klagend gegen Goethe aufzutreten." Wir hören nicht, ob sie den Proceß gewonnen. Die Acten müßten interessant sein.

Der Freiheitsenthusiasmus Klopstock's, des frommen, edeln Messiassängers, o pfui, er ist also nicht echt, ist nur ein Irrthum, „der edle, nach Idealen strebende Seelen oft am leichtesten verfängt". Nein, Herr Menge und abermals nein! Klopstock war ein so glühender, so ehrlicher und so praktisch besonnener Freund der wahrhaft großen Ideen der Revolution, wie nur je einer. Man soll von Klopstock nicht sagen, daß er nicht immer groß und heilig glühend von der Französischen Revolution gedacht, obwol ihm ihr scheußlicher Misbrauch das Herz zerriß. Man lese nur bei Menge selbst I, 267 die Schilderung des Festes in Hamburg, zur Erinnerung an den Sturm der Bastille. Klopstock dichtete fast zwei Jahre später, im April 1792, die letzte Ode auf die französische Revolution, die er dem Herzog von Braunschweig schickte. Hier eine Stelle des Briefs:

> Die Deutschen sehen blos diese Greuel, und verschlungen in diesen gräßlichen Betrachtungen, vergessen sie alles, was in der Französischen Revolution zuvor bezaubert hatte. Dies schreckliche Gewölk hat bei ihnen den Tag in Nacht verwandelt; es ist für sie kein Licht mehr, das auf die französische Schöpfung strahlt.

Das beweist doch wol, daß Klopstock frei von Irrthum war, in den Stolberg verfiel, der zwar auch 1789 an Voß schrieb: „Die herrliche Morgenröthe der Freiheit in Frankreich macht mir, auch jetzt (nach dem Tode seiner Agnes) wahre Freude", und: „In Frankreich ist es nun heller Tag der Freiheit geworden", der zwar (I, 243) eine sehr bedenkliche Expectoration über die politische Situation von sich gibt (wir bitten die Stelle zu lesen!), von „durchlauchtigem Pöbel" spricht, aber schon 1791 am 20. Januar seinem Freunde Halem von einem „neuen politischen Glaubensbekenntniß" vorpredigt (I, 268). Hier wird denn zugestanden, was Voß längst gesagt hatte, der es wußte, daß diese Aenderung „gewiß nicht ohne allen Einfluß der Reventlowe" in Enckendorf vor sich ging. Wir sehen die weiche Bestimmbarkeit des Mannes, den sein Freund Lavater wol ganz treffend so bezeichnete (die folgende Stelle ist nicht aus Menge's Buche): „Der ewige

Schwebler, Seher, Idealisirer, Verschöner, der immer trunkene Dichter, der sieht, was er sehen wollte." Wie sticht Klopstock's markige Natur dagegen ab!

Das erste Lebensalter endet mit Andeutungen über Stolberg's Ablehnung des durch Goethe erwirkten Kammerherrnpostens in Weimar, wovor der sittliche Rigorismus Klopstock's bekanntlich gewarnt hatte (wieder eine Abhängigkeit Stolberg's!). Menge gedenkt aber nicht der Unbill, die Goethe damit widerfuhr, noch der Taktlosigkeit Klopstock's, die in seiner immerhin wohlgemeinten Strafepistel an Goethe lag. Wenn Goethe recht hatte, sich dergleichen von Klopstock höflichst zu verbitten, wir sollten meinen, er würde durch „Iphigenie" dargethan haben, daß auch Menge im Irrthum ist, zu behaupten, daß Sinnenrausch mehrere Jahre die Flügel seines Dichtergeistes lähmte.

Unser Urtheil über Stolberg's Dichtungen würde sich ziemlich abweichend von Menge's stellen; wir muthen aber dem Leser nicht zu, uns an diesem Orte darüber zu hören. Das schönste, was von zahlreich begegnenden Citaten uns auffiel, ist das II, 375 mitgetheilte Gedicht: „Andenken des Wandsbecker Boten." Die kritischen Grundsätze Stolberg's, die z. B. mehrfach in Briefen an Fouqué und in der „Geschichte der Religion" begegnen, werden von Menge nicht corrigirt, sind auch wol die seinen. Sie sind nicht geeignet, die Poesie in ihrer Freiheit und Naturwahrheit zu fördern. Man fühlt sich bisweilen an Cato oder gar Plato's philosophische Mängelei erinnert, wenn nicht lieber an Tertullian's Unfähigkeit zu freier Würdigung der Kunst.

Wir heben hier nur eine Stelle über dramatische Poesie heraus (II, 314):

> Das Lustspiel gehört nicht für ein Volk von edler Sitteneinfalt. Wofern es entschuldigt werden könnte, so wäre es nur zu Gunsten eines äußerst verfeinten und lasterhaften Volks. Das Laster als lächerlich vorstellen, ist an sich sehr unsittlich, denn das Laster ist das größte aller Uebel. Dieses Bestreben kann nur da einen Zweck haben, wo der Lasterhafte, stumpf für jede ernste Rüge (bei Menge steht Lüge), nur belacht zu werden scheut. Aber auch dieser Zweck, zweideutig wie er ist, wird verfehlt: denn wo die Sitten so tief gesunken sind, da wird das Lustspiel bald aufhören, das Laster zu bestrafen. Es wird vielmehr sich dem Geiste eines lasterhaften Volks fügen, eine feine Schule des Lasters werden und verderbte Menschen ermuntern, edle Einfalt zu behohnlächeln u. s. w.

Goethe ruft einmal verzweifelnd aus, was wir ihm nachrufen müßten: „Möchte bei solchen Aeußerungen nicht die Hippokrene zu Eis erstarren und Pegasus sich mausern!" Wir verlieren über den Aesthetiker Stolberg keine Silbe weiter, wiewol unsere Notate uns noch manche belustigende Einzelheit darbieten.

Bei Gelegenheit der „Insel" wird Menge ganz mystisch. Wir lassen diese Erörterungen, die vielleicht ihr Publikum finden, auf sich beruhen und geben hier nur die Conjectur, daß unter La Rivière Lavater verstanden sei. Stolberg scheint nämlich die beiden Silben . . vater niederdeutsch als Wasser (statt lavator) verstanden und mit Rivière angedeutet zu haben. Ist es nicht sonderbar, wieder auf „Wasser" zu gerathen?

Bei Gelegenheit Wessenberg's lernten wir den Freiherrn von Dalberg in milderm Lichte betrachten. Dem Verfasser, dessen Buch von einem andern Hauche beseelt ist als die schöne Biographie des würdigen Prälaten, heißen Erthal und Dalberg „hohe Prälaten, aber des Priesterthums unwürdige, niedrige Pfaffen"! Von den berliner Theisten gilt der Ehrentitel „Inquisitionsräthe", wie Voß nach Perthes' „ganz treffendem" Ausspruch „Großinquisitor des Rationalismus" heißt. Ein Katholik, der Toleranz predigend für seine Kirche Propaganda machen will, sollte mit solchen Ausdrücken gar vorsichtig sein. Menge hatte um so mehr Veranlassung dazu, als seine versuchte Rechtfertigung der Kirche gegen einen Vorwurf, den Lavater's Brief (II, 117 fg.) enthielt, so weit von ihrem Ziele abfällt. Es ist eine Probe katholischer — nein Menge'scher Apologetik, und stehe deshalb hier. Lavater schrieb: „. . . Kein Engel wird mich je bereden können, eine Kirche als unfehlbar zu verehren, und eine barmherzige Mutter zu nennen, die (quia abhorret a sanguine, aus Blutscheue) ihre irrend erklärten Kinder lebendig verbrennt." „Der Briefsteller spielt hier ohne Zweifel (?) vor andern auf Huß' Verbrennung an und verwechselt das, was in Kostnitz der reichstagende Kaiser mit den Fürsten nach dem Gebote der Gesetze des Reichs (hört!) ausführen ließ, mit dem, was ihres Amts die Kirchenversammlung that." Er bezieht sich dann auf den sonst als ein liederliches Genie bekannten Dr. Feßler, als der bewiesen habe, „daß Sigismund's Geleitsbrief den der Irrlehre Ueberführten und diese Festhaltenden gegen das Reichsgesetz nicht schützen konnte". Trefflich! O über die unschuldige Kirchenversammlung, über den braven Kaiser, der sein kaiserliches Wort nicht halten konnte! Das sollen wir doch wol nicht glauben, daß nicht eben die Reichsgesetze, die Ketzer verbrennen hießen, eine Uebereinkunft mit der Kirche waren, zu ihrem Schutze! Aber abgesehen davon, wie, wenn nur der gute Lavater etwa an den Großinquisitor Torquemada gedacht hätte „vor andern", an jenes Scheusal das im Laufe von 15 Jahren 8800 Menschen zur Ehr Gottes wirklich und 6500 in effigie verbrannte, und da kurz zuvor blühende Spanien verwüstete.

Es ist erbärmlich, daß man zugleich versöhnlich un so sophistisch rücksichtslos gegen die geschichtliche Wahrhei sein kann. Und gar ist Stolberg noch der Milde, wei er, was jeder Protestant einen Frevel nennt, Servet' Verbrennung durch Calvin nicht zu seinen Gunsten an führt. Wir hatten uns vorgenommen, durch den schöne Pietätshauch des Schlusses in Menge's Werk beredet, schonend wie möglich mit ihm zu verfahren, aber solch jesuitischen Rechthaberei gegenüber, die froh sein soll über todte Dinge glimpflich fortzuhuschen, regt sich uns protestantisches Gewissen. Möchte Menge unsere Er gung nicht falsch verstehen; es ist im Interesse des wa ren Katholicismus, daß wir ihm Einsicht in sein ve gangenes, Gott sei Dank vergangenes Unrecht wünsche Lasset uns nicht zu bereitwillig sein, so unduldsame U theile, wie das über den redlichen Voß, der einmal etw kurrig war, aufzunehmen, die zu so unliebsamen Be

gleichungen auffordern! Da Lavater's Brief erwähnt werden mußte, so sei auch gesagt, daß Menge den ganzen Brief vom 4. und 5. December 1800 und Stolberg's Antwort nach zuverlässigen Abschriften mittheilt. Ob Gelzer's Mittheilung unzuverlässig war, wissen wir nicht. Auf einen Lavater's Confusion ins Licht stellenden Widerspruch möchten wir doch noch aufmerksam machen. Es heißt (II, 118):

Der Sturz dieses Gebäudes (der katholischen Kirche als eines „alten, reichlich geschnörkelten, majestätischen, gothischen Gebäudes") würde der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein...... Ich werde nie katholisch, das ist Aufopferer aller meiner Denkensfreiheit und Gewissensfreiheit, d. i. Entsager aller unveräußerlichen Menschenrechte.

Nun, wenn das katholisch ist — wir sahen aus Beck's Buche über Wessenberg, daß es das nicht ist —, so sollte doch wol der Sturz dieses Gebäudes nicht als der Sturz alles kirchlichen Christenthums beklagt werden. Bisweilen schläft der gute Homer, der gute Lavater sehr häufig!

Deutlicher, wenn es dessen noch bedürfte, kündigt sich Menge als Kreuzritter an in allem, was auf die politische Gestaltung Deutschlands Bezug hat. Ihm ist ein großer Theil des zweiten Bandes gewidmet. Uns ist niemals die enge Zusammengehörigkeit dieser angeblich christlichen Politik mit der religiösen Einseitigkeit eines exclusiven Katholicismus oder Lutheranismus — das macht keinen Unterschied — zweifelhaft gewesen. Wenn nur nicht, was uns Menge über Gentz und Adam Müller, über Johannes von Müller u. a. bietet, ungeachtet des Hinweises der Vorrede, so überaus bekannt und fragmentarisch wäre! Es müßte sein, daß Menge so bedeutend scheint, uns belehrt zu haben, Gentz sei gar nicht katholisch gewesen. Nun gut, er war nicht katholisch. Ueber Johannes von Müller verweisen wir den Leser mit gutem Gewissen auf Julian Schmidt's Literaturgeschichte. Dieses Kapitel ist das sorgfältigste und verdient alles Lob, so sehr man sich auch heute über Einzelheiten des leider zu mancher Flüchtigkeit Genöthigten in bekannter Undankbarkeit aufhält.

Man erstaunt, auch bei der Lectüre des vorliegenden Buchs, einigermaßen über die Möglichkeit, daß ein so geistvoller Mann, ein so durchdringender Verstand wie Gentz war, für diesen Adam Müller so schwärmen konnte. Wie richtig er — wir nehmen die Freiheit, unsere individuelle Ansicht als unmaßgeblich auszusprechen — den Unsinn des „Sächsischen Staatsanzeiger" erkannte, darüber belehre uns eine Briefstelle, die Menge, besorgt wegen seiner Leser, nicht ganz mitzutheilen für gut fand. Es wird gut sein, erst den kläglichen Brief Müller's an Stolberg gelesen zu haben. Menge führt II, 464 an:

Die Aufsätze tragen sämmtlich, die Ihrigen (Müller's) nicht ausgenommen, das Gepräge einer Zeit, einer Ansicht und einer Manier, in welcher ich mich wildfremd, unbehaglich, unheimlich, desorientirt fühle. Vieles verstehe ich nicht, theils weil es mir durchaus dunkel, theils weil es mir unreif und verworren scheint, oft vielleicht nur, weil es von meiner Art zu sehen und zu denken so sehr abweicht, daß ich mich nicht darin zurechtfinden kann. Was ich verstehe, befriedigt mich nicht. Allenthalben eine schneidige, stolze, angreifende Polemik, aber nirgends ein reines, bestimmtes Resultat. Es schwimmt mir alles, wie in einem Nebel von hohen Worten gewebt, durch welchen keine Figur in festen Umrissen hervortritt. Ich werde höchstens gedemüthigt, nie belehrt. So war mir schon zu Muthe, als ich das Vorwort zu den Staatsanzeigen las (anders Stolberg, II, 458—460); diese Gefühle verfolgen mich überhaupt bei allem, was seit einigen Jahren über staatswissenschaftliche Gegenstände in Deutschland geschrieben wird. Klarheit, Methode und Zusammenhang, die ich von jeher über alles schätzte, werden mir, je älter ich werde, desto unentbehrlicher; und diese scheinen nun aus der neuen schriftstellerischen Welt völlig verbannt zu sein. Es kann sein (ich sage es nicht etwa ironisch), daß der Grund davon in meiner eigenen Schwäche liegt, daß ich unfähig geworden bin, eine höhere Klarheit, eine gediegenere Methode, einen tiefern Zusammenhang, als die ich zu erschwingen vermochte, zu erkennen und zu erfassen. Aber genug, so ist es in mir. Mein Geist strebt nach Gleichheit und Ruhe.....

Diese Punkte Menge's erlauben wir uns auszufüllen:

Und jetzt soll ich nun erst recht in ein Meer von Umwälzungen, von rückgängigen Bewegungen, von Phantasien und Paradoxien geschleudert werden, wo alle Karten und alle Sterne mich verlassen. Ich soll z. B. lernen, daß der Friede der Welt, die Bürgschaft der Staaten, die Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung u. s. w. einzig und allein von einer lebendigen Erkenntniß — der Menschwerdung Gottes abhängt! Ich soll glauben, daß das durchaus praktische Problem einer deutschen Bundesverfassung — welches man freilich hätte auflösen sollen, ehe man leichtsinnigerweise entschied, daß eine Bundesverfassung stattfinden sollte, ohne zu wissen, ob sie auch in irgendeiner Form möglich sei — durch ein gewisses mystisches Lehr- und Glaubensrecht, womit ich nicht einmal eine deutliche Vorstellung verbinden kann, aufs Reine gebracht werden wird, nachdem ich vorher belehrt worden bin, daß es weder durch Souveränetät, noch durch Föderalismus, noch durch ein Oberhaupt, noch durch eine Constitution auflösbar ist.

Man kann nicht klarer einem Freunde sagen, daß man ihn für einen Querkopf hält. Stolberg's politische Grundsätze stehen mit diesen Müller'schen auf gleichem Boden. Fragmentarisch theilt Menge ihrer mehr als hinreichend mit.

Die münsterischen Verhältnisse erfahren, wie sich gebührt, sehr eingehende Darstellung. Uns schienen diese Dinge das Interessanteste und Sorgfältigste. Daß die Fürstin Gallyzin ein Engel war, versteht sich von selbst; selbst Goethe's Lob wird in Anspruch genommen, aber eine andere Aeußerung desselben Goethe weislich verschwiegen. Es sei das letzte, was wir hier ergänzen; wir würden sonst bei der offenkundigen Tendenzarbeit des aus sehr vielfachen Quellen behutsam auswählenden Verfassers eine lange Arbeit haben. Wir haben früher öffentlich das Wesen der Fürstin als Blasirtheit bezeichnet und bei diesem Urtheil beharren wir angesichts all des von Menge vorgebrachten Materials. Ihr Charakter ist keineswegs vereinzelt, sondern typisch; das psychologische Verständniß hat etwas materielle Rücksichten zu nehmen. Ihr Hausarzt wird sie besser begriffen haben als ihr Beichtvater.

Goethe also schrieb am 3. Mai 1794 an Fritz Jacobi von „dieser herrlichen Seele":

Ich fand die Fürstin, wie ich sie immer gefunden habe: gespannt, zudringlich, buchstäbelnd, ohne wahre Einfalt und Ruhe, und höchst unzuverlässig in allem, was sie erzählte. (Das übersetze man sich ins Deutsche!) Ihre Vorurtheile täuschen sie auf eine mir unbegreifliche Weise; verderben ihr

Auge, Ohr und Zunge. Das Schmollen hat sie abgelegt; aber dafür ist sie hetzender geworden, und hat die Gicht des Mönchsthums in allen Gliedern. Die Frömmelei und die Andächtelei, die sie nach Holstein gebracht hat, ist mir ein Greuel.

Ueber Stolberg's aufrichtigen Katholicismus bleibt uns kein Zweifel. Sein Familienleben zeigt ihn in wahrer Liebenswürdigkeit. Er war ein guter Mann. Das alles mit großer Bereitwilligkeit zuzugestehen, wird kein verständiger Protestant Anstand nehmen, ohne darum sich für verpflichtet zu erachten, die außerordentliche Unselbständigkeit seines Charakters zu verschweigen. Daß er gar zu gern Dichter und Schriftsteller sein mochte ohne eine ergiebige Ader von Productivität ist eine Verirrung, die tausend sittlich und intellectuell tief unter ihm Stehende theilten und theilen. Er darf als Paradigma zu Goethe's Darstellung des Dilettantismus gelten.

Sollte der Verfasser in literarhistorischen Studien fortfahren wollen, so rathen wir ihm freundschaftlichst von Dingen zu schweigen, von denen er sehr wenig versteht. Dazu gehört die Salbaderei über Schiller's „Götter Griechenlands", in der er es nur Stolberg gleichthut, an dessen gespreizten, geistreich sein sollenden Stil er sich auch sonst mehr gehalten hat, als einer erträglich mühsamen Lectüre seines Buchs zu wünschen gewesen wäre. Da ihm Perthes so oft als gepriesene Autorität gilt, so hätte er doch auch dessen Meinung über die nur aus der ästhetischen Unbildung des Publikums begreifliche Ventilirung für und gegen dieses Gedicht sich ansehen sollen. Dieser Freund Stolberg's und Schwiegersohn des guten Claudius sagte sehr treffend: „Daß Schiller seine «Götter» nicht für Kutscher und Nähterinnen schrieb, wie manche Leute zu verlangen scheinen, das liegt nicht an Schiller, sondern an den Kutschern."

Hundert Dinge lägen uns noch auf dem Herzen; wir haben aber schon so um Nachsicht wegen des in Anspruch genommenen Raums zu bitten. An Menge's Stil hätten wir vielerlei auszusetzen, doch man ist heutzutage gewohnt, solche Darstellung gut zu nennen; zudem mögen wir ihm gegenüber nicht als Schulmeister auftreten, es sei denn, daß er es wünschte. Beide Bände umfassen 977 Seiten. Der interessanteste Druckfehler ist II, 280: „von G. Forster bis Anno Klopp." Leider erscheint wirklich manches neuere Geschichtswerk Anno Onno Klopp.

Franz Sandvoß.

Revue der Zeitschriften.

Bei der außerordentlichen Ausdehnung unserer Zeitschriftenliteratur wird ein Artikel wie der in der Ueberschrift angezeigte einer besondern Entschuldigung wol nicht bedürfen. Es ist nicht blos der Verleger und des lesenden Publikums wegen, sondern auch wesentlich mit im Interesse sehr vieler Autoren, wenn wir, obschon freilich nur flüchtig, auch unsere Zeitschriften an dieser Stelle einmal etwas Revue passiren lassen. Ein großer Theil des Publikums schöpft das Beste seines Wissens, schöpft das Beste seiner Literaturkenntniß nicht aus dem Studium, nicht aus der Lectüre der Bücher, sondern aus dieser oder jener Zeitschrift, sei es in Gestalt populär gehaltener Artikel und Artikelchen, sei es in Gestalt literarischer Besprechungen, sei es in der Form von Auszügen aus Büchern. Wie es bereits eine nicht geringe Zahl von Verlegern gibt, die ihr Alles auf die Herausgabe einer Zeitschrift setzen und dagegen den Verfasser selbständiger Bücher fast ganz ausschließen, so gibt es auch eine sehr große Anzahl von Schriftstellern, deren Hauptthätigkeit oft jahrelang fast ausschließlich in die Literatur der Zeitschriften fällt; ja man darf noch mehr behaupten: ein Schriftsteller, der nicht die in mancher Hinsicht gute Schule der Zeitschriftenthätigkeit durchmacht, sondern nur vom Gottesgnadenstandpunkte aus immer in eigenen, selbständigen Werken Kunstschöpfungen niederlegt, wird sich dem wirklichen Bedürfnisse der Literatur leicht entfremden.

Bei der wahren Sündflut auf allen Wegen der Journalliteratur dürfen wir auf eine Vollständigkeit in unserer Revue nicht Anspruch machen. Diese wäre auch am Ende übel angebracht, denn die vielen Lokalzeitschriften Berlins und anderer Orte, ob sie sich „Beobachter an der Spree" oder „Pfennigblätter" oder „Panoramen" oder sonstwie nennen, wären wol in einem durchaus culturhistorischen Artikel an ihrer Stelle, würden indeß diesem mehr resumirenden Artikel zu sehr eine Ausdehnung ins Unendliche geben.

Ueber Bord werfen wir zugleich alle eigentlich wissenschaftlichen Fachjournale, wenn sie der Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Philologie, Philosophie, Mathematik u. s. w. angehören. Denn die Bedeutung dieser Zeitschriften kann mit einer bloßen Aufzählung nicht gewürdigt werden. Indem wir der Cotta'schen „Deutschen Vierteljahrsschrift" dieselbe Ehre wie den wissenschaftlichen Fachjournalen anthun, bemerken wir zugleich, daß sich der Fachjournalismus immer mehr auf die kleinsten und unscheinbarsten Gebiete hinzieht, selbst wol bis auf bloße Spielereien. Da gibt es besondere Blätter für Forstleute, für Blumen-, Tauben-, Hühnerfreunde und wer zählt sonst noch die Namen, da gibt es besondere für Wasserdoctoren, Schachspieler und selbst für Lederhändler.

Ueber Bord werfen wir auch den ganzen Troß der politischen Zeitungen, obschon das seit etwa funfzehn Jahren auch in Deutschland immer mehr eingebürgerte Zeitungsfeuilleton nicht ganz zu übersehen wäre. Wie üppig auch auf dem Gebiete der Politik die Zeitschriften aufschießen, das sehen wir wieder an einem neuen Monatsblatte „Deutsche Zeitfragen. Organ des Fortschritts für Politik, Gesetzgebung, Volkswirthschaft und Verfassungsleben", in Berlin von L. Schubar (Lubarsch) herausgegeben.

Ueber Bord müssen endlich auch noch die zahllosen, der Geschäftsreclame zumeist dienenden Theaterblätter, insofern sie von einer Theateragentur abhängig sind. Wäre von diesen eins zu nennen, so wäre es die ihres Alters wegen bemerkbare leipziger „Allgemeine Theaterchronik", weil sie, die unzählige Nachahmungen hervorgerufen, zu einer Zeit entstand, da ein Theaterblatt die Unparteilichkeit noch einigermaßen wahren konnte und sie überhaupt die Ehre einer gewissen Originalität noch immer beanspruchen darf.

Der nun freilich bereits hinter uns liegende Jahreswechsel pflegt für den Journalismus eine herbe Jahreszeit zu sein. Die Schwindsucht rafft gewöhnlich ein gut Theil Blätter fort, und die neuen Blätter sehen das Licht der Welt meist nur unter den heftigsten Wehen. Sehen wir uns da um: Was ist gefallen? Was ist gekommen?

Ein Blatt sahen wir mit Bedauern verscheiden, es war Pröhle's „Unser Vaterland". Das Blatt sollte kein tendenziöses Paraderoß für eine Buchhändlerspeculation, auch kein hitziger Tummelplatz für pikante Darstellungen, sondern ein schlichtes Blatt voll biographischer und culturgeschichtlicher Aufsätze für die gebildete Familie sein; das Blatt wollte auch ein Uebriges thun und sich mit bildlichen Darstellungen herausputzen, allein dem Blatte fehlte die erwünschte Theilnahme des Publikums, vielleicht zum Theil weil sich des Publikums bei allen „Unser Vaterland" betitelten, von Berlin ausgehenden Zeitschriften ein Mistrauen gegen die Tendenz derselben bemächtigt hat. Für den Gefallenen sind, wie es zu geschehen pflegt, gleich drei Rekruten eingetreten. Erstens nennen wir „Die

Heimat“, im Verlage von Meinhold und Söhne in Dresden, redigirt von Feodor Wehl. Im Aeußern ähnelt das Blatt sehr der „Gartenlaube“, vielleicht zu sehr, und auch der Stoff scheint sich nach dem Vorbilde der „Gartenlaube“ zu gestalten. Wünschen wir der „Heimat“ vor der Hand die 20000 Abonnenten, die ihr ein Witzbold auf das „Was wir wollen“ des Prospects als sehnsüchtigen Wunsch unterschob. Zweitens „Orion“, Monatsschrift für Literatur und Kunst, herausgegeben von Adolf Strodtmann (Hamburg, Hoffmann und Campe). „Der «Orion» stellt sich unter Mitwirkung namhafter Kräfte die Aufgabe: der Kunst- und Literaturkritik eine geachtete, würdige Stellung zu erkämpfen, den bessern Schriftstellern, die von einem ernsten Kunststreben beseelt sind, einen Vereinigungspunkt zu gewähren und eine Brücke der Vermittelung zwischen ihnen und dem gebildeten Theile des Publikums zu schlagen.“ Des letztgenannten Zweckes halber durfte die selbständige literarische Production von der Zeitschrift nicht ausgeschlossen werden. Und mit Recht nicht. Etwas Aehnliches wie der „Orion“ wollten früher die Brendel'schen „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft“ erzielen. Während ihres Bestehens nahm man wenig Notiz von ihnen, nach ihrem Tode beklagte man ihren Verlust; vielleicht hätten sich die „Anregungen“ mit Hülfe der selbständigen Production mehr verbreitet. Die ersten beiden Hefte des „Orion“ brachten Gedichte von Heine und Hebbel, eine Erzählung von Moritz Hartmann, literarische Besprechungen, zum Schluß einen Artikel „Die Arbeiterdichtung in Frankreich“ von A. Strodtmann. Möge sich der „Orion“ obenauf halten. Drittens „Otto Janke's Deutsche Wochenschrift“, herausgegeben von F. Spielhagen (Berlin, Otto Janke). Die Zeitschrift will nach einem Artikel in Nr. 2 vorzugsweise ein „belletristisches Organ der deutschen Fortschrittspartei“ sein. Möge sie mit diesem Zugeständnisse nur nicht den Boden ihrer eigenen Wirksamkeit untergraben. Fortschritt ist ein Begriff, dessen Inhalt sehr relativ ist. Haben wir denn nicht schon belletristische Blätter genug, die ihre Bedeutung auch in etwas mehr als in blos schöngeistiger Wirksamkeit im Genre der seligen „Abendzeitung“ suchen und ist es einem dieser Blätter eingefallen, sich vorzugsweise ein Fortschrittsblatt nennen zu wollen? Doch gleichviel, der noble äußere Anstrich nimmt für das Blatt ein. Wie es scheint, liegt ein Hauptgewicht des Blatts auf des durch seine „Problematischen Naturen“ berühmt gewordenen Herausgebers Romanarbeiten. Die ersten Nummern brachten den Roman: „Die von Hohenstein.“

Sowol Wehl's „Heimat“ als auch „Janke's Deutsche Wochenschrift“ zeigt in jeder Nummer eine oder einige wenige Illustrationen. Beide Blätter scheinen das „illustrirt“ nicht vorzugsweise pflegen zu wollen; dem Modebedarf haben sie sich aber auch nicht ganz entziehen können. Dieser Modebedarf artet leider zu einer fast krankhaften Manie aus. Wir werden daher im Nachfolgenden wol am besten thun, wenn wir die Masse der Zeitschriften in die beiden Hauptklassen scheiden: „illustrirt“ und „nichtillustrirt“. Zur Kritik der Bildermanie berufen wir uns auf die Worte, welche Karl Gutzkow am Schlusse des zehnten Jahrgangs der „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ sagte: „Die Unterhaltungen, die unter neuer Redaction (von Karl Frenzel) mit dem 1. Januar 1863 ihren elften Jahrgang beginnen, entstanden, um eine anregende journalistische Lectüre auch dem Privatbesitze zugänglich zu machen. Eine reiche Zahl von Nachahmungen tauchte unmittelbar nach ihnen auf. Die Mehrzahl glaubte ihren Inhalt wöchentlich durch einige Bilder ergänzen zu müssen. Der Erfolg bewies, daß sie die Neigung der Zeit und des Publikums, eine gewisse Modemanie, naive Schaulust, das gesteigerte «Bilderbesehen» der Kinder, Belehrung genannt, für sich hatten.“

Treffender kann man die Modekrankheit nicht kritisiren. Natürlich gilt der Vorwurf zumeist nur den zahlreichen Nachahmungen solcher Zeitschriften, deren ganze Natur die Illustrationen wesentlich bedingt. Man wird der leipziger „Illustrirten“ und der stuttgarter „Illustrirten“ aus dem Bilderliefern keinen Vorwurf machen, höchstens daraus, daß leider zu oft Flüchtiges und Vergängliches auf Holz geschnitten wird. Zum Beispiel: die häufigen Kriegsscenen, größtentheils Nachahmungen aus der londoner und pariser „Illustrirten“, können doch höchstens die „naive Schaulust“ befriedigen! Um übrigens ganz unparteiisch zu sein, müssen wir unsere Anerkennung zwischen den beiden Musterblättern von Illustrirten, zwischen der leipziger „Illustrirten Zeitung“ und der stuttgarter „Ueber Land und Meer“ theilen. Letztere leistet trotz des geringen Preises von 4 Thalern jährlich Vortreffliches im Erzählungsfache, und die leipziger thut sehr wohl, über die frühere Namenlosigkeit ihrer literarischen Beiträge, wie sie jetzt thut, hinauszugehen. Eine Reihe von 40 Bänden spricht für die leipziger, und die stuttgarter wird ihre ältere Schwester gewiß mit dem Wunsche anblicken, auch erst einmal eine solche Reihe von Jahren hinter sich zu haben. So viel steht fest: mit der pariser „Illustration“ nehmen es unsere beiden Illustrirten gut und gern auf, ja übertreffen sie im literarischen Theile.

Mit erstaunlichem Eifer strebt die thätige Englische Kunstanstalt von A. H. Payne danach, durch die Billigkeit ihrer illustrirten Werke es allen Verlegern zuvorzuthun. Für den Preis von einem halben Thaler vierteljährlich 13 Nummern der „Glocke“ oder des „Illustrirten Familienjournal“, erstaunlich ist's, wie viel dafür geliefert wird. Nimmt man dazu die seit Neujahr eingetretene abermalige bessere Ausstattung des letztern Journals (was die Illustrationen betrifft, so weisen wir nur auf S. 29 „Kaiser Maximilian auf der Martinswand“ und S. 43 „Gräflich Erbach'sches Schloß Schönberg“ hin); wir sind in der Concurrenz doch wol schon an ein letztes Ende gekommen. Und die Verlagshandlung liefert noch ein illustrirtes Journal „Nah und Fern“, in welchem der Farbendruck Eingang gefunden zu haben scheint. Begreiflich, daß bei solcher Concurrenz auf dem Gebiete der großen illustrirten Zeitungen neuere Nachahmungen den schwersten Stand haben. Eine „Berliner Illustrirte“ ging nach kurzem Bestehen den Weg alles Fleisches, von der hamburger Illustrirten, dem „Omnibus“, und der wiener „Waldsteins Illustrirten“ wäre wenigstens der Bestand zu melden.

Indem wir auf die „Illustrirte Welt“ (Stuttgart, Hallberger) und auf die bei Hoffmann in Stuttgart erscheinenden „Feierstunden“ als eine sicher empfehlenswerthe Familienlectüre hinweisen, uns auch das illustrirte Volksblatt, „Die Maje“, von dem „Spinnstubenschreiber“ W. O. von Horn, angelegen sein lassen, und, indem wir weiter hinausblicken bis gen Bern, uns aufrichtig über die dort bei Haller erscheinende illustrirte Zeitschrift für Literatur und Kunst, „Die Schweiz“ freuend, müssen wir wol das vom „Oesterreichischen Lloyd“ herausgegebene, bereits in den dreizehnten Jahrgang getretene „Illustrirte Familienbuch“ als eine von denjenigen Monatsschriften bezeichnen, die ihres innern Gehalts wegen einen Ehrenplatz einzunehmen verdienen. Ein dem österreichischen Familienbuch ähnelndes Blatt heißt „Illustrirtes Haus- und Familienbuch“ (Leipzig, Verlag der Typographisch-literarisch-artistischen Anstalt). Wie in den Hoffmann'schen „Feierstunden“ ist der Farbendruck in diesem namentlich vertreten; das Journal scheint damit vor vielen andern einen Vorsprung zu besitzen.

In Berlin findet man zwar eine große Anzahl von belletristischen Wochen- und Monatsschriften, die ihren Mann theilweise ganz gut nähren sollen, man kennt sie indeß nicht, man sieht sie nicht, sie existiren im Verborgenen, das Licht der Kritik scheuen sie durchaus. Doch nicht länger haben einige berliner Verleger die Ehre der preußischen Residenz bloßgeben wollen. Wie wir oben schon der Janke'schen Wochenschrift, so hätten wir hier noch zweier Blätter, einer Wochen- und einer Monatsschrift zu gedenken, die beide aus den Illustrationen, was zu loben ist, wenigstens nicht die Hauptsache machen. Jenes ist der durch den Namen seines Herausgebers Hans Wachenhusen vielverbreitete „Hausfreund“, dieses ist das „Deutsche Magazin“ von Rodenberg (Berlin, Seehagen), ein auch dem

bequemen Formate nach sehr ansprechendes Journal, das aus dem regen Talente seines übrigens jetzt abgetretenen Herausgebers und einem Kreise jüngerer Schriftsteller gute Unterhaltung zieht. Wenn übrigens Rodenberg meinte, der erste zu sein, der ein Blatt im Genre englischer billiger Zeitschriften gründete, so weisen wir auf das ältere Journal „Westermann's Monatshefte“ hin, das sich eines wohlverdienten Rufs erfreut.

Die Modenzeitungen werden stets auf den Tischen der ältern und jüngern Damenwelt eine hervorragende Rolle spielen. Es wäre grausam, wollten wir der Lieblingsblätter unserer Damen und nicht gerade an dieser Stelle, an der wir von den illustrirten Blättern sprechen, gedenken. Aber die Damen werden ihre Lieblinge wol besser an den Fingern herzählen können als wir. Wir verspüren wenig Lust, alles aufzuzählen, was nach dieser Seite hin etwa Stuttgart, Wien, Leipzig, Berlin den Damen bietet. Nur zwei alte und bewährte Organe dieser Art dürfen wir nicht übergehen, einmal die „Jahreszeiten“, jetzt bereits in ihren zweiundzwanzigsten Jahrgang getreten, früher unter Wehl's Leitung ein beliebtes, jetzt unter Wilibald Wulff's Leitung ein erstarktes Blatt; dann die allbekannte, 64 Jahre alte (leipziger), von Diezmann redigirte „Allgemeine Modenzeitung“, ein Blatt, das allen Emporkömmlingen zum Trotz sein Feld rühmlich behauptet. Der gefährlichste Emporkömmling unter den Modejournalen ist sicherlich der „Bazar“ (Berlin, Schäfer), eine Wochenschrift, die bei großer Billigkeit (20 Ngr. vierteljährlich) und eleganter Ausstattung die beiden Eigenschaften eines durchgehends illustrirten Blattes und eines Modejournals sehr gut miteinander verbindet. Doch nun ist es wol an der Zeit, daß wir endlich des Hauptorgans dieser gesammten illustrirten Richtung gedenken, es existirt ja in Hunderttausenden von Exemplaren durch ganz Deutschland, es ist allbekannt: die „Gartenlaube“. Dürfen wir den Vergleich wagen, so möchten wir uns dahin erklären: was die Frau Birch-Pfeiffer auf dramatischem Gebiete, das ist die „Gartenlaube“ auf dem der Journale. Sie, nämlich die letztere, besitzt so etwas von der Witterungsgabe, immer solche Themata, welcher Gattung sie auch seien, herauszugreifen, die gerade an der Tagesordnung sind oder in die Stimmung des Volks hineingreifen. Dazu kommt die Mannichfaltigkeit der Artikel, die, wenn sie auch, wie die häufigen Jagdgeschichten, von sehr secundärem ästhetischen Werthe sind, doch ein man glaubt kaum wie großes Massenpublikum finden. Das Uebrige bewirkt der billige Preis, und ein noch Uebriges die bestimmte politisch-sociale Färbung des Blattes, kurz und gut, die „Gartenlaube“ ist den blos ästhetisirenden belletristischen Journalen um vieles voraus. Eins wäre bei dieser politisch-socialen Tendenz zu untersuchen, inwieweit die „licentia poetica“ politische Stoffe der Gegenwart oder nächsten Vergangenheit ausbeuten, inwieweit sich die poetische Freiheit der politischen Tendenz dienstbar machen darf, ohne ganz und gar zur poetischen Willkür oder zu einer feilen Posaune der Tagesstimmung hinabzusinken. Neuerdings hat die „Gartenlaube“ durch „Deutsche Blätter“ von Berthold Auerbach eine zweckmäßige Erweiterung gefunden.

Wir glaubten die illustrirten Zeitschriften abgethan zu haben, aber nein, eine ganze Klasse haben wir übergangen. Die illustrirten Witzblätter! Frisch ans Werk. Grinst uns ja doch das feiste Gesicht des weltberühmten „Kladderadatsch“ entgegen. Mann des Jahrhunderts, der du nur zu lallen, zu stöhnen, zu kauderwelschen brauchst und deine Weisheit geht über die Weisheit aller sieben Weisen Griechenlands, was will unsere armselige Feder an deiner ewigen Dauer zweifeln! Nur das eine, lieber Freund, mit dem du dich so gern brüstest, daß du Humor besäßest, das eine müssen wir dir streitig machen. Du bist sarkastisch, satirisch, witzig, aber humoristisch bist du nicht. Humor, das merke dir ja, du Unvergleichlicher, Humor ist ein barmherziger Samariter, deine Stärke dagegen ist nur und nur der Spott. Und weil sie das, darum bleibst du nur ein Mann der Negation und das Lustigste an der Sache ist, je größer und edler die Menschheit (wenn sie es würde!), desto kleiner und kleinlicher wirst du, je kleinlicher dagegen die Menschheit, desto größer und edler.... nein lieber Freund, ach wie gern du dich doch in den Mantel des Edelmuthes hüllest! nein Freund, desto dicker und feister nur gleich einem wohlgenährten Privilegienbesitzer wirst du!

Der Nachahmungen dieses Witzblattes hat es manche gegeben. Mit Schrecken denken wir an einen berliner „Krakehler“, der es glücklich nicht lange machte. Gegenwärtig ist von der feudalen Partei ein Blatt „Der kleine Reactionär“ gegründet, und ein anderes berliner Witzblatt, die „Heitere Welt“, beschäftigt sich in seinen Farbendruckbildern zumeist mit der Welt der Loretten. In Berlin ein harmloses Scherzblatt wie die münchener „Fliegenden Blätter“ zu begründen, ist bisjetzt noch immer fehlgeschlagen. Gerade dies gereicht den „Fliegenden Blättern“ zur Zierde, und sie werden so lange ein beliebtes Blatt bleiben, als sie nicht über den Scherz und Spaß hinausgehen. Ein Spaß darf immerhin einmal dumm sein, ein Witz und eine Satire darf es nicht, drum nehmen wir's den „Fliegenden“ auch gar nicht übel, wenn sie ab und zu auch einmal einen recht dummen Spaß bringen. Ein neugegründetes Blatt heitern Genres, das eine Zukunft haben könnte, dünkt uns „Des Lahrer (in Baden) hinkenden Boten illustrirte Dorfzeitung“ (Lahr, Geiger, vierteljährlich nur 7½ Ngr.); das Blatt gewährt von vornherein einen freundlichen Eindruck. Dagegen scheint uns „Der wiederauferstandene Eulenspiegel“ (Stuttgart, Ebner) in seinen erst Nummern die Art und Weise einer zu grob-bedenklichen Caricatur anzuschlagen. Was es in Wien außerdem etwa an „Kikeriki“, in Hamburg an „Wespen“ u. s. w. gibt: ja wenn man's nur mit bloßem Witz und Spott besser machen könnte, als es in Deutschland nun einmal ist! Indem wir mit diesen Blättern abschließen, hätten wir nur noch besonders auf zwei der Illustration nur mäßig Raum gönnende Blätter hinzuweisen, nämlich auf den „Münchener Punsch“ und den einige Jahre lang ziemlich stark gelesenen „Dorfbarbier“.

Nun also zu den nichtillustrirten Zeitschriften. Stellen wir die mehr der Unterhaltung als der Kritik und wissenschaftlichen Belehrung gewidmeten voran (noch einmal: wir beabsichtigen keineswegs eine erschöpfende Uebersicht zu geben, dies zur Beruhigung für die Verleger, die sich übergangen sähen), so dürfen wir wol mit dem bereits ins siebenundfunfzigste Jahr getretenen Cotta'schen „Morgenblatt“ beginnen. Dieses Morgenblatt ist auch jetzt noch in gewisser Beziehung ein Großmeister jener ältern belletristischen Richtung, die bei verhältnißmäßig hohem Abonnementspreis ein dem Volksthümlichen etwas abgeneigtes aristokratisches Air zur Schau trägt. Die Tendenz dieser Richtung ist weniger auf das „Politisch-Sociale“, als vielmehr auf das Schöngeistige gerichtet, sie will nicht zur Bildung des Volks überhaupt beitragen, sondern mehr dem schon Gebildeten Unterhaltung und ästhetische Anregung bieten. Es ist indeß fast zu verwundern, wie das „Morgenblatt“ das Feld ruhmreich behauptet, so ruhmreich, daß es sogar von der zumeist anonymen Haltung seiner Mitarbeiter nichts vergeben hat. Wir lassen auf das „Morgenblatt“ die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ folgen. Mit dem 1. Januar dieses Jahres ist Gutzkow von den Unterhaltungen zurückgetreten, Karl Frenzel — alles in allem von der jüngern berliner Schriftstellerwelt der vielleicht bedeutendste Kopf und ohne Menschengunst aus seiner Ueberzeugung herausschreibende Kritiker — hat die Herausgabe übernommen. Das Blatt strebt nicht danach, äußerlich zu glänzen, es vermeidet den geckenhaften Aufputz. Das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren zu vereinigen, dies stellt Frenzel als Zweck des Blattes hin, damit das Blatt „mehr und mehr als ein Volksbuch im besten und edelsten Sinne wirke und die freudige Theilnahme der Nation gewinne“. Wir schließen hieran die leider in Norddeutschland weniger verbreiteten, trefflichen

Hackländer-Hoefer'schen „Hausblätter" (Stuttgart, Krabbe), in denen sich das herrliche Erzählertalent Edmund Hoefer's so selbständig bewährt, und weisen auf das in seiner Heimat sehr geachtete „Bremer Sonntagsblatt" noch besonders hin. Vergessen wir daneben auch nicht die leipziger „Novellenzeitung", die stuttgarter „Erheiterungen" (bereits im fünfunddreißigsten Jahrgange) und lassen wir auch ein ganz kleines hamburger altes Blatt, das sich fort und fort in den Journalcirkeln zu behaupten gewußt hat, die „Lesefrüchte", ruhig passiren. Wie verschieden die Richtungen auf dem unterhaltenden Gebiete, das wollen wir nur andeuten; wir stellen also nebeneinander Kossak's „Berliner Montagspost", ein Blatt geistreicher feuilletonistischer Natur, das hier und da Nachahmungen hervorgerufen, und das Ph. von Nathusius'sche „Volksblatt für Stadt und Land", dessen partikularistische, kirchlich-feudale Richtung allgemein bekannt, freilich auch oft in etwas übertriebener Weise durchhechelt ist, da das Blatt in der Mehrzahl seiner Artikel einen volksthümlichen Ton, was immerhin löblich ist, zu treffen weiß. Inwieweit nach dieser Seite der Weizen blühen muß, sehen wir an dem Auftauchen eines neuen Blattes ähnlicher partikularistischer Tendenz des bekannten A. von Seld, das sich „Der Gast" betitelt.

In immer besserer Gestalt hat sich die Chronik der gebildeten Welt, die „Europa", zu regeneriren gewußt. Ihr ist gelungen, was einer ihrer Schwestern schon vor einigen Jahren nicht mehr gelingen wollte, wir meinen die nun auch bereits sanft ruhende „Zeitung für die elegante Welt", der Concurrenz die Stirn zu bieten. Was sie sein will die „Europa", nämlich eine Chronik des Hervorragenden auf den Gebieten der schöngeistigen Literatur, das ist sie vollauf. Zwar nur ein Sammelwerk ist sie, aber nicht allein in ihren kleinern feuilletonistischen Artikeln liegt ihr Werth, sondern auch in der feinen Auswahl, die sie bei den größern literarischen Aufsätzen bekundet. Nun, und ihr schmuckes Aussehen, das sich grundsätzlich mit jedem Jahre zu ändern scheint, wird für sie wol auch sein Gutes thun. Da die „Europa" als Chronik außer dem speciell Literarischen in ihrem Feuilleton auch das Musikalische und Bildnerische umfaßt, so wollen wir hier die benennenswerthesten der Musik- und Kunstjournale anknüpfen. Deutschland besitzt eine nicht geringe Anzahl von Musikzeitungen, ganz unfehlbar stehen sie aber mit den literarischen Zeitschriften nicht im entferntesten auf einer Stufe. Es fehlen in ihnen meist Originalartikel, dagegen steht in ihnen zu viel Reproducirtes. Fast nur eine Musikzeitung gibt es, die sich auf ihre durchgängige Originalität etwas zugute thun kann, diese ist die Brendel'sche „Neue Zeitschrift für Musik" in Leipzig. Auch die schärfsten ihrer zahlreichen Gegner können ihr dies große Verdienst nicht bestreiten. Neben ihr zeichnen sich die „Signale" (gleichfalls in Leipzig) durch die Neuheit und Reichhaltigkeit kleinerer Mittheilungen aus. Das große und so äußerst musikalische Berlin kann dagegen mit seinen beiden Zeitungen (Bock'sche „Musikzeitung" und das Schlesinger'sche „Echo") um so weniger aufkommen, als Leipzig seit Neujahr in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" (neue Folge; Breitkopf und Härtel) ein neues bedeutsames Organ erhalten hat. Wie wir oben bemerkten, wollten wir von den eigentlichen Theaterblättern ganz absehen. Unserm Princip getreu schieben wir hier nur zwei Organe ein, die die Kunst nicht zum Handwerke erniedrigen. Erstens meinen wir die von Feodor Wehl in Dresden redigirte „Deutsche Schaubühne" und zweitens die „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik" (Wien, Löwenthal). Gewiß sehr vielen erwünscht möchte die „Monatsbeilage" der „Recensionen" über bildende Kunst sein, welche seit einiger Zeit erscheint. Das Feld der Zeitschriften über bildende Kunst, die nicht blos für Fachleute geschrieben sein sollen, ist wahrlich äußerst dürr. Liegt es nur an unserer Gedankenschwäche, augenblicklich will uns nur das eine Journal dieser Gattung, die in Berlin erscheinenden „Dioskuren" zu Sinne kommen.

Wir gehen über zu den kritischen Organen, die sich gewöhnlich als Zeitschriften für Politik, Literatur, Kunst und öffentliches Leben kennzeichnen. Es gibt deren als Wochen- und deren als Monatsschriften. Unter den erstern erfreuen sich die „Grenzboten" bekanntlich schon eines Daseins von 21 Jahren. Ihr politischer Standpunkt, der sogenannte gothaische, bedarf keiner ausführlichen Kennzeichnung und ebenso wenig ihr literarisch-kritischer, der durch Julian Schmidt maßgebend bestimmt war. Geflissentlich hielten die „Grenzboten" früher die Anonymität der einzelnen Aufsätze fest, oft mußte man erst hin- und herrathen: ist der Aufsatz nun von Julian Schmidt, oder ist er von Gustav Freytag? Seit einiger Zeit sind beide Verfasser wenigstens officiell von der Herausgabe zurückgetreten, die eigentliche Tendenz der Zeitschrift scheint dadurch aber nicht berührt zu sein. Es folgt in unserer Reihe „Deutsches Museum", herausgegeben von R. Prutz. Gegründet zu Anfang 1851, hat es nun auch bereits ein Dutzend von Jahren ehrenvoll hinter sich. Was der Herausgeber selbst in der ersten Nummer des gegenwärtigen Jahrgangs sagt, daß das „Deutsche Museum" gegründet sei, um in Sachen der Kunst und Wissenschaft die alten und bewährten Grundsätze unserer classischen Epoche, in Sachen der Politik und des öffentlichen Lebens aber die unermüdliche ernste Arbeit und einen mannhaften, thätigen Widerstand gegen das Verkehrte zu vertreten: dieses Programm ist bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben und wird auch in der Zukunft von großem Erfolg sein. Auch aus der alten Kaiserstadt Wien möchte sich eine Zeitschrift anführen lassen, die „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben", welche in besondern Heften als Beilage zur „Wiener Zeitung" erscheint. Durch die Mittheilung von Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften wird sich die Wochenschrift ein wirkliches Verdienst erwerben. Als eine Zeitschrift jener exclusiven Richtung, welche wir oben bereits bei dem Nathusius'schen „Volksblatt" andeuteten, wäre hier die „Berliner Revue" zu nennen; das Journal ist indeß nur bei seinen Anhängern bekannt und wird bei seiner Verbissenheit schwerlich über die Zahl seiner absoluten Anhänger hinaus ins Leben dringen.

Ein Blatt rein kritischer Natur ist das „Literarische Centralblatt". Durch die wöchentliche Mittheilung des Inhalts der hauptsächlichsten Fach- und schönwissenschaftlichen Zeitschriften ist es ein geschätztes Hülfswerk geworden. Berücksichtigt das „Literarische Centralblatt" fast nur die deutsche Literatur, so hat dagegen das „Magazin für die Literatur des Auslandes" ganz besonders das Ausländische in sein Programm geschrieben. Als ein gern gelesenes Blatt hat es bereits 31 Jahre gewirkt. Die Erwähnung der Literatur des Auslandes bestimmt uns, hier auch auf einige Blätter hinzuweisen, welche die Völkerkunde, Naturgeschichte, die Beschreibung der Heimat wie des Auslandes behandeln. Dahin gehört vor allen gewiß das bei Cotta schon seit mehr denn 35 Jahren erscheinende „Ausland", das sich durch lebendige Schilderungen und Beschreibungen bei allen Freunden der Länder- und Völkerkunde eingebürgert hat. Dahin gehören ferner: „Die Natur", von Ule und Karl Müller, und „Aus der Heimat" von Roßmäßler; dahin gehören auch noch zwei andere Journale, beide mit zahlreichen Illustrationen versehen (es ist nun einmal nicht anders, wir müssen bei den nichtillustrirten Zeitschriften aus der Rolle fallen), erstens „Globus" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut), zweitens das „Buch der Welt" (Stuttgart, Hoffmann), letzteres durch saubere Farbendruckbilder anziehend.

Noch hätten wir auf drei politisch-kritische Monatsschriften aufmerksam zu machen. Die erste heißt „Preußische Jahrbücher, die zweite „Deutsche Jahrbücher". Jene werden von Professor Haym in Halle herausgegeben, diese (Berlin, Guttentag) von Oppenheim. Sollen wir beide Monatsschriften nach gangbaren politischen Schlagwörtern charakterisiren, so vertritt jene die constitutionell-liberalen Principien, diese die Principien der sogenannten Fortschrittspartei. Raum ist jedenfalls

noch genug in Deutschland für Monatsschriften in der Richtung dieser „Jahrbücher", die damit die Erinnerung an jene scharfe kritische Zeit der Ruge'schen Jahrbücher wachrufen. Wir lassen es indeß dahingestellt, ob der Literatur wesentlich und in Wahrheit damit gedient würde, wenn sich jede politische Parteischattirung sofort zu einem eigenen Organe gedrängt fühlte. Als dritte der Monatsschriften führen wir die bei Brockhaus erscheinende „Unsere Zeit" an. Sie erscheint als ein Jahrbuch zum „Conversations-Lexikon" im Preise von 6 Ngr. fürs Monatsheft und bespricht, von den kleinern Mittheilungen abgesehen, in längern Artikeln das Hervorragendste auf dem politischen und socialen Gebiete. Nehme man als Beleg dessen z. B. das erste Heft dieses Jahrgangs, man findet darin die größern Aufsätze „Oesterreichs Finanzen seit dem Frieden von Villafranca" und „Preußen seit Abschluß des Staatsgrundgesetzes bis zur Einsetzung der Regentschaft".

Absichtlich haben wir bei unserer Umschau das Princip „leben und leben lassen" befolgt. Wir haben die Journalistik nicht eigentlich kritisirt. Sollte es späterhin einmal wieder an der Zeit zu einer Umschau unter der Zeitschriftenliteratur sein, nun dann mögen, ob es von unserer oder einer andern Feder geschieht, vielleicht strengere, kritischere Rücksichten geltend gemacht, das Neuere gegen das Aeltere mehr abgewogen und die eigenthümlichen Strömungen der Journalistik strenger mit beleuchtet werden. Indem wir schließen, dürfen wir wol auch auf das Blatt hinweisen, in dem diese Zeilen stehen. Zu einer Kritik der Kritik werden wir uns nicht gedrängt fühlen. Aber einige historische Bemerkungen über die „Blätter für literarische Unterhaltung" möchten willkommen sein. Wir bemerken daher, daß diese Zeitschrift zuerst von 1818—20 unter dem Titel „Literarisches Wochenblatt" erschien. Die ersten fünf Bände wurden von A. von Kotzebue, der sechste von Friedrich Arnold Brockhaus herausgegeben. Mit dem Jahre 1821 erhielten sie den Titel „Literarisches Conversationsblatt". Bis zum August 1823 führte noch Friedrich Arnold Brockhaus die Herausgabe, vom September 1823 ab bis Juni 1826 dagegen Heinrich Brockhaus. Am 1. Juli 1826 ward der Titel in „Blätter für literarische Unterhaltung" umgewandelt. Heinrich Brockhaus blieb bis 1852 der Herausgeber. Von 1854 bis auf den heutigen Tag ruht die Herausgabe in den Händen Hermann Marggraff's.*)

Emil Müller-Samswegen.

Doctor Antonio. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Leipzig, Voigt und Günther. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der ungenannte Verfasser oder vielleicht besser die Verfasserin vermeidet mit Recht, ihrer zweibändigen Erzählung den Titel eines Romans beizulegen, wie ihn die meisten ähnlichen Bücher mit ebenso innerer Berechtigung zu führen pflegen. Um auf eine solche Bezeichnung Anspruch machen zu können, fehlt es der vorliegenden Schrift ebenso wol an Großartigkeit der Anlage, Bedeutsamkeit der Ereignisse, Entwickelung der Charaktere als selbst an jenem eigenthümlichen epischen Stile, der dem modernen Surrogate des antiken Heldengedichts zukommt. Aber so einfach die Erzählung ist, so entfaltet sie doch in ihrem engen Rahmen eine Menge eigenthümlicher Schönheiten. Vor allem ist es die den besten englischen Schriftwerken dieser Gattung charakteristische, den deutschen leider so oft mangelnde Anschaulichkeit, womit sowol die handelnden Personen wie ihre Umgebung nicht als bleiche, im Nebel umherwandelnde, Schattengestalten geschildert sind, sondern als wirkliche, wenn auch idealisirte Wesen, mit Fleisch und Blut und in einer Umgebung lebend, die ohne peinliche Detailmalerei, durch hundert feine, der Wirklichkeit abgelauschte Züge der Phantasie des Lesers alles nöthige Material liefert, um darin heimisch zu werden.

Das Buch zerfällt in zwei, ihrem Umfang und Inhalt wie ihrem Werthe nach unendlich verschiedene Theile. Der erste und bedeutendere, bis in die Mitte des zweiten Bandes reichend, enthält eine reizende Idylle an den wonnigen Gestaden der Riviera di Ponente, von der man fast bedauern möchte, daß sie nicht in Versen geschrieben wurde. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein adelstolzer englischer Baronet von alter Familie ist mit seiner achtzehnjährigen zur Schwindsucht neigenden Tochter, welcher die Aerzte einen Winteraufenthalt in Italien empfohlen haben, im Frühlinge auf dem Rückwege nach dem Norden begriffen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Ein scheues Pferd bringt den Wagen zu Falle, und die junge Engländerin, natürlich eines jener ätherischen Wesen, als welche uns die Schwindsuchtscandidatinnen Albions geschildert zu werden pflegen, bricht das Bein. Zum Glück fährt eben ein Calessino vorüber; der Inhaber eilt zur Hülfe herbei und erweist sich als ein junger Arzt, wie sich später ergibt ein politischer Flüchtling aus Sicilien, der hier in dem palmenberühmten Bordighera unweit Nizza eine Stelle gefunden hat. Er trifft sogleich die nöthigen Maßregeln und läßt die Patientin in ein nahegelegenes Gasthaus bringen. Hier werden sie aufs freundlichste aufgenommen und verpflegt, denn Doctor Antonio, der Arzt, wird in der ganzen Umgegend verehrt wie ein Heiliger. Der Baronet, der alle Ausländer, vor allem die Italiener verachtet oder haßt, überwirft sich alsbald mit dem Arzte, wird aber durch die Nothwendigkeit und durch einen herbeigerufenen medicinischen Landsmann aus Nizza eines Bessern belehrt und fügt sich, anfangs seufzend, in sein Geschick, viele Wochen in der elenden Osteria liegen zu müssen. Doctor Antonio hat inzwischen durch seine ebenso zarte als umsichtige und geschickte Fürsorge bereits Luciens weiches Herz erobert, während die feenhafte Schönheit und liebliche Unschuld des englischen Mädchens natürlich auch auf den jungen Mann den entsprechenden Eindruck hervorgebracht haben. Die mit der fortschreitenden Genesung Luciens wachsende Neigung der jungen Leute, ihre gemeinsamen Beschäftigungen, ihre Sorge für Arme und Leidende in ihrer Umgebung, die mit Hülfe der ungezählten Sovereigns des Baronets glücklich gemacht werden und die kleine Lucy wie eine zweite Madonna verehren, die allmähliche Versöhnung des Engländers mit seinem Aufenthalt, den er am Ende, geschmeichelt durch die ihm überall bezeigte Deferenz und erfreut durch das Aufblühen der Rosen auf den Wangen seiner Tochter, sogar liebgewinnt: alles dies auf dem mit außerordentlich treuen und klaren Zügen gezeichneten Hintergrunde einer herrlichen Landschaft, wie sie nicht oft in solcher Zauberpracht zwischen Nord- und Südpol zu finden ist, bildet den Inhalt der Idylle, die nur einmal durch einen à propos de bottes eingeflochtenen Abschnitt aus der Geschichte Siciliens (II, 20—45) störend unterbrochen wird. Der Baronet, immer mehr von Antonio und von seiner Villeggiatur befriedigt, denkt nicht an die Abreise; er ist vollkommen blind gegen das Verhältniß, welches sich, allerdings ohne Erklärung, immer fester zwischen seiner Tochter und dem Arzte knüpft. Da erscheint sein ältester Sohn der, aus Indien kommend, die Seinigen aufsucht; ebenso adelstolz, aber rauher, roher und scharfsichtiger als der Vater, durchschaut er die Lage der Dinge sofort und veranlaßt die ungesäumte Abreise nach England.

Damit ist die erste Abtheilung, und zugleich so ziemlich alles zu Ende, was wir Gutes von dem Buche zu sagen haben. Der Rest ist ein gänzlich verunglückter Versuch, aus einer idyllischen Erzählung einen historischen Roman zu machen. Acht Jahre sind verflossen; Lucy hat sich, von Vater und Mutter gedrängt, einem vornehmen Landsmann vermählt, der keine andere Leidenschaft kennt als den Ehrgeiz, und bei dem sie sich deshalb natürlich unglücklich fühlt. Nach acht Jahren Witwe findet sie ihre Gesundheit so geschwächt, daß sie, von einer geheimen Sehnsucht nach dem unvergessenen Jugendgeliebten getrieben, nach Italien geht, um sich von ihm heilen zu lassen

---

*) Wir halten es nicht für überflüssig, hier ausdrücklich zu bemerken, daß vorstehende Journalschau eine freiwillige Einsendung unsers Mitarbeiters und von uns durchaus nicht veranlaßt ist. D. Red.

Aber die Stürme des Jahres 1848 haben den für die Größe und Freiheit seines Vaterlandes Begeisterten in die Heimat zurückgetrieben. Lucy will ihm nach Palermo folgen, findet ihn aber schon in Neapel auf einem Hofballe. Das alte Verhältniß entspinnt sich von neuem, aber im Augenblick der Liebeserklärung ertönen die Salven des berüchtigten 15. Mai, an dem die erst vier Monate alte neapolitanische Verfassung bereits die Todeswunde erhielt. Antonio, der zwischen die Kämpfenden treten will, wird verwundet, gefangen, kommt mit den andern vor den berüchtigten Gerichtshof und wird schuldlos zu neunzehnjähriger Galeerenstrafe verurtheilt. Seine Geliebte folgt ihm nach Ischia; er weigert sich, allein zu fliehen, wozu sie ihm die Mittel verschafft; als darauf Vorbereitungen getroffen werden, seine Kameraden mit ihm zu retten, wird der Plan dem Gouvernement verrathen, Antonio entfernt, und Lucy stirbt — ob vor Schrecken, oder weil sie im letzten Stadium der Schwindsucht ist, wissen wir nicht. „Doctor Antonio aber duldet, betet und hofft noch immer für sein Vaterland.“

Es leidet wol keinen Zweifel, daß wir nicht mit einem so unbefriedigenden Schlusse abgefertigt sein würden, wenn nicht Doctor Antonio eine historische Person wäre. Aber was hat es für einen Sinn, hier der historischen Wahrheit treu zu bleiben, wenn das Ganze als ein rein dichterisches Gemälde, wenn auch auf einem sogenannten historischen Hintergrunde auftritt, und der Held selbst anonym bleibt? Aber diese ungefüge Mischung von Geschichte und Dichtung ist eben das Grundübel, an dem das Buch leidet. Die Geschichte Siciliens, die Revolution von Palermo, vor allem aber das 30—40 Seiten lange Verhör der Angeklagten in Neapel, bei dem der Held ganz aus dem Spiele bleibt und dagegen der sonst ganz fernstehende unglückliche Poërio in den Vordergrund tritt, machen einen Eindruck, wie große Flicken, die weder in Farbe noch in Stoff zu dem Kleide passen, auf das man sie gesetzt hat. Gerade diese sogenannte historische Behandlung läßt uns glauben, daß eine der zahlreichen Engländerinnen, welche für Italien und die Italiener schwärmen und dabei zu ihren Romanzwecken ein Stückchen Zeit- oder Zeitungsgeschichte studiren, das Buch verfaßt habe.

Die Uebersetzung ist im ganzen leicht und fließend. In hohem Grade störend sind dagegen die groben Fehler in der italienischen Orthographie. Der Uebersetzer scheint die italienischen Namen gar nicht zu kennen, und gibt uns komischerweise statt ihrer häufig die englischen. So wird Livorno zu Leghorn u. dgl. Wie aus Piemont Remond geworden sei u. s. w., ist schwer zu begreifen. Ob die falschen italienischen Citate dem Uebersetzer oder dem Verfasser angehören, wissen wir nicht. Die historische Anmerkung I, 160 ist ebenso thatsächlich falsch, wie die Uebersetzung aus Dante II, 74 es sprachlich ist. **Otto Speyer.**

Gneisenau und Nettelbeck.

Wenn es zuweilen vorkommen kann, daß man über die wiederholten Auflagen dieses oder jenes Buchs, welches dieses Glück nicht sehr verdient, fast unwillig oder doch bedenklich den Kopf schütteln und eine bittere Frage an das Bücher- und Menschenschicksal richten möchte, so gewährt es um so mehr Freude, wenn dieses Glück mitunter auch einem Buche zu Theil wird, welches in weiten Kreisen gelesen, ja eine Art Volksbuch zu werden verdient. Wir rechnen dahin die Autobiographie Nettelbeck's, die in dritter Auflage unter dem Titel:

Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet, herausgegeben von J. C. L. Haken. Mit einem Plane der Gegend um Kolberg und einem Anhang: Briefwechsel zwischen Nettelbeck und Gneisenau. Dritte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr.

soeben erschienen ist, also etwas mehr als 40 Jahre nach der Veröffentlichung der ersten Auflage, die in das Jahr 1821 fiel. Mit Recht heißt es im Vorwort zu dieser dritten Auflage: „Es bedarf wol keiner Rechtfertigung, wenn die Verlagshandlung bedacht war, dem deutschen Volk aufs neue ein Werk vorzuführen, das bei seinem ersten Erscheinen trotz der Ungunst der Zeiten für vaterländische Interessen, durch Inhalt und Form allgemeinen Beifall gefunden und seitdem fortdauernd sich erhalten hat. Eine Persönlichkeit von solcher Kraft und Charakterfestigkeit, von solcher Liebe und Hingebung an das Vaterland, von solcher Bürgertugend und Selbstverleugnung wie Nettelbeck gereicht dem deutschen Namen zur Ehre und verdient den Nachgeborenen immer wieder von neuem in Erinnerung gebracht zu werden, besonders in der einfachen natürlichen Gestalt, wie er sich selbst gezeichnet hat, treu und wahrhaftig, und gerade deshalb so ansprechend. An solchen Charakteren, die in sturmbewegten Zeiten durch mannhaften Bürgersinn und muthiges Handeln, wenn auch in untergeordneten Lebenskreisen, ihren Zeitgenossen Führer und Vorbild waren, muß sich die Gegenwart erheben und zu ähnlichen Gesinnungen und Handlungen bei ähnlichen Schicksalen und Ereignissen sich heranbilden. In einem Augenblick, wo sich das preußische Volk anschickt, die große Zeit vaterländischer Begeisterung und Opferfreudigkeit nach einem funfzigjährigen Zeitraum voll schwerer Prüfungen mit frischem Muthe und dankbarem Herzen den jüngern Geschlechtern ins Gedächtniß zu rufen, wird dieser Beitrag aus der Mitte jenes bewegten ernsten Lebens gewiß einer günstigen Aufnahme sich zu erfreuen haben.“

Vor der ersten wie vor der zweiten Auflage, welche letztere unverändert im Jahre 1845 herauskam, hat diese dritte den Vorzug der Eintheilung nach Kapiteln mit Angabe des Inhalts und einen Anhang voraus, welcher den aus dem Nachlaß Nettelbeck's stammenden und bisher noch nirgends gedruckten Briefwechsel zwischen Nettelbeck und Gneisenau enthält.

Auf den Inhalt eines wiederaufgelegten, vielfach besprochenen, citirten und ausgezogenen, bereits gewissermaßen historisch gewordenen Buchs gehen wir in der Regel nicht ein, so auch in diesem Falle; wir bemerken nur, daß das Interesse dieses Buchs nicht nur in der Schilderung der denkwürdigen Belagerung Kolbergs vom Jahre 1807, an der sich Nettelbeck in so hervorragender Weise betheiligte, sondern im gleichen und vielleicht noch höhern Grade in der Schilderung der von Nettelbeck früher auf seinen Seereisen bestandenen mannichfaltigen Abenteuer und Gefahren beruht. Diese Reisen führten ihn nicht nur nach England, Schweden, Norwegen, Holland, Frankreich und Lissabon, sondern auch wiederholt an die afrikanische Westküste, nach Jamaica und bis nach Surinam. Auf diesen weiten und gefährlichen Fahrten hatte er gelernt, allen Gefahren zu trotzen und das Kühnste zu wagen, und er machte von jenem Trotz und diesem Unternehmungsgeist gegen die Franzosen vor Kolberg um so mehr Gebrauch, da er gegen diese schon von früher ein ungünstiges Vorurtheil hegte, das dann bei seinem Aufenthalt in französischen Häfen nur noch bestärkt wurde. Er bemerkt einmal: „Wie weit ich auch in der Welt herumgekommen, so habe ich doch keine Nation so voll List, Betrug und Ränke gefunden als die Franzosen. Jeder, mit dem ich zu thun bekam, hätte nichts lieber gemacht, als mich recht tüchtig übers Ohr zu hauen.“ Allen Gefahren war dieser ehrliche Pommer gewachsen, aber den schleichenden und raffinirten Listen der Franzosen in Handel und Wandel vermochte er nicht in gleicher Weise die Spitze zu bieten.

Was den angeführten Briefwechsel zwischen Nettelbeck und Gneisenau betrifft, so handelt es sich darin besonders um die bedauerlichen Conflicte, welche bald nach geschlossenem Frieden, hauptsächlich wol durch Verschuldung des an Gneisenau's Stelle getretenen neuen Commandanten, zum Ausbruch kamen. Je mehr Klagen in dieser Richtung auch in neuester Zeit gehört worden sind, um so zweckmäßiger möchte es sein, den Meinungsaustausch, der zwischen beiden Männern hierüber stattfand, an dieser Stelle etwas genauer zu verfolgen. Nettelbeck schreibt aus Kolberg am 5. September 1807: „Solange Kolberg das Glück hatte, Ew. Hochwohlgeboren zum Vertheidiger zu haben, solange lebte das Militär mit dem Civil in der größten Harmonie, und ein jeder Stand bestrebte sich, dem andern mit Achtung und

Liebe zu begegnen und zuvorzukommen. Dieses Verhalten würde auch noch bis jetzo, wenn wir die Gnade hätten, Ew. Wohlgeboren noch als unsern Beschützer in unsern Mauern zu haben, stattfinden, und auch noch bis zur Stunde gewiß ein jeder Bürger unverdrossen nach wie vor die Kriegslasten, so drückend sie auch an und für sich sein möchten, ohne Murren ertragen. Gegenwärtig verlangt man aber alles von der Stadt in einem unfreundlichen Tone, und es herrscht in der Bürgerschaft ein allgemeines Misvergnügen, indem die Neckereien zwischen dem Militär und Civil immer mehr und mehr zunehmen und daraus für die Stadt (deren Erhaltung wir lediglich Ew. Hochwohlgeboren tapfern und klugen Vertheidigung zu verdanken haben) ein großes Unglück entstehen kann."

Das Antwortsschreiben Gneisenau's ist aus Memel vom 28. September; es heißt darin unter anderm: „Das Elend, mein lieber Nettelbeck, hier in Preußen ist groß. Ganze Dörfer sind ausgestorben und weite Fluren sind nicht abgeerntet, aus Mangel an Menschen. Man hat von den Kanzeln bekannt machen lassen, es könne ernten wer da wolle. Seien Sie also froh, daß Sie in Kolberg wohnen. Wie wird allen diesen Uebeln des Kriegs abgeholfen werden können! Grüßen Sie mir meine liebe Bürgerschaft von Kolberg. Vermahnen Sie zur Verträglichkeit mit dem Militär. Ich weiß, man folgt Ihren Rathschlägen" u. s. w.

In einem weitern Schreiben vom 13. October ersucht Nettelbeck den Feldherrn um ein Bildniß von ihm, welches er in Berlin von einem geschickten Maler copiren und dann mit der Unterschrift „Vertheidiger Kolbergs im Jahre 1807" in der großen Sessionsstube der Repräsentanten aufstellen lassen wolle, und er fährt dann fort: „O machen Sie, mein verehrungswürdigster Herr Oberstlieutenant, mir altem siebzigjährigen Greis doch noch diese Freude, ich bitte und flehe Ew. Hochwohlgeboren darum an, und will alsdann gern mein Haupt niederlegen und sterben, weil ich voraussehe, daß in Kolberg keine Freude doch nicht mehr zu erwarten ist. Ich muß Ew. Hochwohlgeboren aufrichtig gestehen, daß ich endlich meines Lebens satt und müde bin und mir bei den vielen Widerwärtigkeiten, denen ich als Repräsentant täglich ausgesetzt bin, öfters den Tod wünsche, indem die Spannung zwischen dem Civil und Militär von Tag zu Tag zunimmt, und kein Bürger so wenig Erhörung als Unterstützung bei dem königlichen Gouvernement findet."

In seiner Rückantwort vom 1. November spricht Gneisenau, ohne sich durch Nettelbeck's unablässige Klagen unwillig stimmen zu lassen, seine Meinung dahin aus, die Welt werde sich wundern, „wie zwei Stände, die sich einander so viel zu danken haben, so erbittert gegeneinander sein können", er habe dem Major Steinmetz bereits aufgegeben, alle Excesse, welche sich das Militär zu Schulden kommen lasse, auf das strengste zu bestrafen u. s. w., und er fügt hinzu: „Lassen Sie, mein lieber Nettelbeck, den Unmuth nicht über sich Herr werden. Das menschliche Leben, niemand weiß dies besser als Sie, ist niemals von Unannehmlichkeiten frei. Wir sind hier übler daran als Sie dort, und dennoch verlieren wir die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht."

Nettelbeck schreibt hierauf am 17. November unter anderm: „An diesem unglücklichen Verhältniß ist unsere Bürgerschaft nicht schuld, dieses versichere ich Ew. Hochwohlgeboren bei Gott, sondern es ist dasselbe lediglich durch das harte Verfahren des Herrn Majors von Steinmetz, der alles auf einen militärischen Fuß setzen will, und durch die Müßigkeit der Herren Offiziere, die ihre Erhabenheit über den armen Bürger diesen bei aller Gelegenheit auf eine unerträgliche Weise zu empfinden geben, sowie auch durch den schweren Druck der Einquartierung, welche, von dem Beispiel ihrer Befehlshaber hingerissen, manchen Hauseigenthümer auf eine jämmerliche Weise in tausend Kleinigkeiten, welche nicht immer ein Gegenstand zur Klage sind, bis aufs Blut quälen, herbeigeführt wird. Freilich krümmt sich dann der eine und der andere getretene, aufs Aeußerste gebrachte Wurm, und dann heißt man uns Bürger grobe Menschen, verschreit unsere Obrigkeit, weil sie nicht gleich auch mit dem Schwert dreinschlagen will, sondern den Gekränkten mit aller Glimpflichkeit vertheidigt."

In dem folgenden Briefe, vom 13. Februar 1808, nimmt Nettelbeck Gelegenheit zu bemerken: „Kürzlich peinigte uns eine Zeit lang das Gerücht, als ob Ew. Hochwohlgeboren, gereizt zu gerechtem Unmuthe, im Begriff ständen, Ihre jetzige Laufbahn, in welcher der Freund des Vaterlandes mit unbeschränktem Vertrauen und mit freudiger Hoffnung auf heißersehnte Umschaffung der Dinge sie wandeln hieß, zu verlassen. Jetzt aber belebt uns von neuem wieder die Sage, daß Hochderoselben fortfahren werden, zum Heil des Staats wirksam zu sein. Wollte doch Gott, daß man nicht aufhörte, Wahrheit und Tugend hoch zu achten, und daß man unablässig bemüht wäre, sorgfältig und unerbittlich streng zu entfernen, was dem Streben und der Thatkraft des Einsichtsvollsten und Rechtschaffensten sich in den Weg zu stellen erfrechen möchte."

Am 19. Februar 1808 sieht sich Gneisenau veranlaßt, auch einmal der Uebergriffe der Bürger gegen das Militär zu gedenken, indem er bemerkt: „Es gibt mehrere unter den Bürgern, welche den Soldaten verächtlich behandeln, und wahrscheinlich sind diejenigen, welche bei sich vergrößernder Gefahr in die Keller krochen und den Muth verloren, jetzt diejenigen, welche am großsprechendsten und in ihrem Betragen gegen den gemeinen Soldaten am herabwürdigendsten sind. Sie, mein lieber Nettelbeck, und Ihre Freunde, die den Muth in jenen Tagen beibehielten, gehören gewiß nicht unter diese Anzahl, und Sie bedenken ganz gewiß, daß der Stand der Soldaten ein gedrückter Stand ist, und wahrlich schlecht genug dafür bezahlt wird, daß er die Aussicht hat, im Alter von den Wohlthaten anderer zu leben. Auch bedarf der Soldat, wenn er sich brav schlagen soll, die Achtung der andern Stände, denn ein verachteter Mensch wird nie tapfer sein. Allein ich höre, daß man hier und da dem Soldaten sogar nicht erlauben will, seinen Erholungstrunk in Gesellschaft anderer Bürger zu sich zu nehmen. Dies ist nicht recht. Ich habe auf Märschen und in Cantonnirungen immer meine Soldaten bei mir gehabt, habe mit ihnen bei einem Feuer gelegen und sehr oft es mir zur Ehre gerechnet, mit ihnen aus einem Topfe zu essen. Bedenken Sie, daß in der Vertheidigung von Kolberg nur allein über 1500 Soldaten verwundet worden sind, ohne die Getödteten. Man kann es also wol dem vorwurfsfreien Krieger gestatten, an demselben Tische zu sitzen, woran, hätte er nicht sein Leben gewagt, jetzt ein Soldat einer fremden Macht die friedsamen Bürger in Unterwürfigkeit hielte. Es muß ohnedies in diesem Stück anders werden. Künftighin wird das Cantonwesen nicht mehr so viele Wohlhabende und Begünstigte vom Soldatenstande befreien, sondern unsere Söhne werden alle sammt und sonders ohne Ausnahme es sich zur Ehre rechnen müssen, die Waffen zu tragen. Es ist daher nöthig, daß man dem Soldatenstande seine ihm genommene Achtung wieder verschaffe."

Nettelbeck antwortet am 20. Februar, daß Gneisenau zum Theil falsch berichtet worden sei, bemerkt, daß die üble Stimmung zwischen Militär und Bürger „sich etwas zum Guten gestimmt habe", und versichert auf das „heiligste", daß sein, seiner Mitcollegen und der sämmtlichen Bürgerschaft ganzes Bestreben sein werde, Friede und Eintracht herzustellen, damit „bei jeder Gelegenheit unsere Mitbürger sich die Soldaten als unsere Brüder und die Erhalter dessen, was wir besitzen, vorstellen". In einem weitern Schreiben vom 21. October 1808 dankt Nettelbeck dafür, daß „wol auf Hochderoselben Anrathen" der König den Kolbergern einen „biedern deutschen und braven Commandanten in der Person des Oberstwachtmeisters Herrn von Horn, der das biedere Ebenbild eines von Gneisenau ist", geschenkt habe. Da Gneisenau kurz vorher, am 7. October, ihm geschrieben: „Ich wünsche, daß Ihre Gesundheit dem Ruhme gleich sein möge, den Sie in der Welt genießen. Die ganze Welt fragt mich, ob das alles wahr sei, was von Ihnen gedruckt stehe, und Sie können wol denken, wie sehr ich das bestätige":

so bemerkt Nettelbeck: „Möchte man doch bald aufhören, über mich zu glossiren, denn was habe ich gethan? Blos das, was ich Gott, meinem guten König und meinem Vaterlande und hierzu Höchderoselben heilsamen Befehlen bin schuldig gewesen zu verrichten. Ich schäme mich bereits vor Auswärtigen und noch mehr vor Einheimischen und denke oftmals, mein Gott, wenn ich todt wäre, und möchte mich oftmals vor mir selbst verkriechen."

Die oben erwähnte Angelegenheit, betreffend das Porträt Gneisenau's, wurde übrigens zur höchsten Zufriedenheit Nettelbeck's erledigt; Frau von Gneisenau, geborene Kottwitz, die sich als „dero ergebene Dienerin" unterzeichnet, schickte ihm am 13. Juni 1808 ein Bildniß ihres Gemahls, und in rührender Weise schreibt hierauf Nettelbeck am 6. Juli: „Zitternd öffnete meine Hand das Couvert, und — welche Freude — von der Hand der allerwürdigsten Gemahlin eines Gneisenau, eines Erretters des preußischen Ruhms und unserer Freiheit, Habe und Güter! nein, das ist zu viel für mich, du gerechter Gott, laß mich über so viele unverdiente Ehre und Gnade, die ich nur lediglich durch deine Allgütigkeit erlange, nicht in Versuchung führen. O gnädigste Frau! wie stolz machen Sie mich, wie überschwenglich glücklich durch das höchste Geschenk, was mir je auf dieser Welt werden konnte. Welche treue Züge des Helden Preußens, des Menschenfreundes. Ach Gneisenau! Möchte doch Gott mit seiner unaussprechlichen Liebe Ew. Hochwohlgeboren und Ihren verehrungswürdigen unvergeßlichen Gemahl, sowie das ganze hohe Haus derer von Gneisenau bis am spätesten Ziel mit Segen überströmen."

Noch ein Zug von Gneisenau's Bescheidenheit möge hier angeführt sein; er schreibt am 28. September 1807: „Der König und die Königin sind sehr für das gute Kolberg eingenommen. Die Königin war neulich bis zu Thränen gerührt, als sie die Antwort der Bürgerrepräsentanten an mich in der Hamburger Zeitung las. Wenn man nur mich weniger darin gelobt hätte."

Unter den Feldherren, die in den Kriegen von 1806—7 und von 1813—15 gegen Napoleon standen, ist überhaupt wol Gneisenau, was Ritterlichkeit, Humanität und Bescheidenheit des Charakters betrifft, die hervorleuchtendste und reinste Erscheinung. **H. M.**

Die sixtinische Madonna.

Die sixtinische Madonna. In ihrer sittlichen Wirkung ausgelegt und erklärt von Heinrich Ernst Heucking. Petersburg, Minlos. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Vorliegende Schrift beginnt mit einem Gedicht, worin der Verfasser seine Hoffnung ausspricht, die vielgetheilte Meinung über Rafael's berühmtes Bild zu des Verständnisses stehend festem Schluß zu einigen, und das mit den schwülstigen, unklaren Worten endigt:

> Doch für den Wissendeingeweihten
> Ertöne leis von heiliger Lippe
> Gelöstes Geheimniß:
> Historischer Personbildung
> Und göttlicher Menschwerdung
> Durch geheiligtes Menschthum
> Unterm Schutze des allgütigen Himmels.

Das Vorwort stellt die Behauptung auf, daß Rafael den neunzehnten Psalm und das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefs in ihrem innigen Zusammenhang erkannt und zur Einheit einer Composition zusammengefaßt habe, in welcher er das historische Werden der Messiaspersönlichkeit und das Gottvollwerden der Menschheit verherrlicht habe. Jene Bibelstellen sind das prächtige Lied David's von den Himmeln, die die Ehre Gottes erzählen, mit der Schlußstelle von der Sonne, die sich freut wie ein Held zu laufen ihren Weg, und dann die classische Schilderung, die der Apostel Paulus von der Liebe entwirft, die in dem Ausspruch gipfelt: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen." Allein wenn Heucking sich damit das Bild klar macht, so darf er darum noch nicht sagen, daß der Künstler von diesem Gedanken ausgegangen sei; darüber ist uns gar nichts bekannt. Heucking sieht im Christuskind das Sonnen- und Heldenhafte, und darin stimme ich ihm gern bei; aber wenn er die andern Figuren so deutet, daß Maria die Liebe, Sixtus der Glaube, Barbara die Hoffnung sei, so fehlen uns nicht blos die Engelknaben, sondern wir finden auch nichts in den andern Gestalten, das sie zu Personificationen jener Begriffe machte; diese hat Rafael auf der Predella der Grablegung dargestellt und ganz anders charakterisirt. Maria ist auf unserm Bilde wie in den altchristlichen Werken die Trägerin des menschgewordenen Gottes und damit von Rafael dargestellt als das Ideal der Seele, als der Seele in der Verklärung, welcher sie durch Aufnahme des Heils, des Erlösers theilhaftig wird; wie das kindliche, das jungfräuliche, das männliche Gemüth sich zu Christus hinwenden und seines Wesens und Segens innewerden, das veranschaulichen die andern Gestalten, die Kinderengel, die holdselige Heilige, der sein Denken und Thun an den Herrn knüpfende Papst, dem unbefangenen Betrachter.

Das Buch selbst zerfällt dann in zwei Theile, deren erster das Bild analysirt, der andere sich in allerhand psychologischen und ethischen Betrachtungen ergeht, deren Zusammenhang aus der Sache oft schwer zu erkennen ist und die zur Würdigung des Gemäldes wenig beitragen. Der Verfasser betont die Einfachheit in jeder Einzelfigur und in der Composition und sagt, daß die Größe ihrer Wirkung dem hohen geistigen Standpunkt Rafael's verdankt werde, wonach er durch die treue Darstellung des rein Menschlichen auch das Göttliche im Menschen offenbare. Er preist das Typische in Christus, der Maria, den Engeln. Er weist auf das Einsame, in sich Beruhende des Christuskindes hin, auf den Ausdruck der Contemplation, die ihm zum Blick in die Zukunft wird. In der Art, wie das Kind nicht die Mutter, sondern den eigenen Fuß faßt, sieht er etwas in sich Abgeschlossenes, eine Selbständigkeit, die auf das Außerordentliche, auf den Genius hindeutet. Er empfindet wie das Auge des Kindes zugleich das Auge des Gottes ist. Dann findet er aber, und mit Recht, in der Ruhe keine Bewegungslosigkeit, sondern einen geistig beherrschten Bewegungsdrang, ja etwas Ungeduldiges, Gewaltsames, der Zukunft kampfbegierig Entgegenstehendes und weist namentlich auf die straffe Beugung des Armes, auf die annäherungsweise geballte Hand. Eine freimüthige Dame habe in dem Knaben „un petit gamin" gefunden, „auquel il faudrait donner la verge"; und von seiten der Kraft und des Muthes, der sich in ihm auspräge, sehe er allerdings mehr dem künftigen Gladiator, als dem Welterlöser durch duldende Liebe gleich. Aber eben das Heldenhafte in Christus wollte der Künstler ausdrücken; er gab den Affect, aber sowie der freie Wille ihn beherrscht; die Haltung zeigt eben die sittliche Reaction über unwillkürliche Erregungen; Muth und Thatkraft werden dadurch ins Sittliche übersetzt. Es ist die aufgehende Selbsterkenntniß, die Besitzergreifung von der eigenen Natur, was der Meister dargestellt hat. Die innere Erregung äußert sich auch im flatternden Haar, das in der That mehr durch elastische Strömung von innen als durch einen Luftzug von außen emporgetrieben scheint. Der göttliche Knabe, so faßt Heucking ihn auf, erkennt sich selbst und sein Schicksal und drängt muthvoll sich nach seiner Bestimmung. Etwas Ungeduldiges und Kühnes sieht Heucking in den gespannten Nasenflügeln, etwas Drangvolles im vorgetriebenen Auge, etwas Drohendes, Zornhaftes im geschlossenen Mund und dem rechten Arm; der Knabe ist entschlossen den Kampf zu bestehen, der seiner harrt. „Es ist der allgemeine hundertfältig schon durchgekämpfte und stets sich erneuernde: zur Ausgleichung der Widersprüche und Misverhältnisse des Erdenlebens in Bezug auf höhere Selbst- und Weltgestaltung. Aus diesem providentiell gegebenen Kampfe entsprang und entspringt das Bedürfniß der Religion, und die Menschheit verehrt diejenigen größten Geister, die durch Wort und That die geeignetste und befriedigendste

Lehre zu diesem Ausgleichungsprocesse lieferten, als ihre Lehrer, Herren und Meister, sowie sie in dem Märtyrertode die Probe dieses Berufs erblickt. .... Das höchste der Lebensgüter ist die eigenste, consequent harmonische Selbstgestaltung, und selbst durch den Tod hindurch strebt der Geist zu ihrer Erlangung als der höchsten Wahrheit.... Wahrhafte Befriedigung gewährt nur ein ganzes und unmittelbares Eigenthum, und dieses erschafft nur allein die That. Durch sie erreicht der Mensch seine höchste Bestimmung, indem er selbst schaffend auftritt." Der Entschluß zur Handlung, der Uebergang des Willens zur That, dies sei von Rafael wiedergegeben; Heucking vergleicht in der Tiefe und Kraft, wie dies Problem gefaßt sei, den Maler mit den Dichtern des „Hamlet" und des „Faust". Der todüberwindende Muth des Geistes, und damit der Beweis seiner Fortdauer, das sei die Moral des Bildes, die uns so glänzend und licht entgegenstrahle um der sittlichen Größe des Helden willen. „Kein Zug verräth einen etwaigen Kampf der Pflicht mit der Neigung, kein Zögern einen Schmerz des Entsagens, kein Schwanken ein Auflehnen des Gefühls. Pflicht und Neigung, Nöthigung und Freiheit treffen in ihm zusammen; daher schickt er sich auch unmittelbar und ganz zu seiner hohen Bestimmung an, und geht seinem Schicksal leuchtend wie die Sonne dem Tag entgegen, und freut sich wie ein Held zu durchlaufen den Weg."

In der Maria sieht Heucking nicht so sehr die Himmelskönigin, als die liebevoll schmerzenreiche Mutter. Sie trägt das Kind an der Brust und lehnt zärtlich ihre Wange an sein Haupt; ihre ganze Seele ist nur mit ihm beschäftigt, aber eine hohe Trauer, eine erhabene Wehmuth ist über sie ausgegossen, und sie fühlt es tief, daß der Besitz des Außerordentlichen auch ungewöhnliche Schmerzen bereite, daß Märtyrerthum ein Erbtheil des Großen auf Erden sei. Die äußere Stellung der Engel drückt Sorglosigkeit und Unbefangenheit aus, ihr Auge blickt dabei sinnend ins Unendliche, unschuldig spiegelt ihr reines Herz die Sonne der Wahrheit. Voll gläubiger Erwartung blickt der Papst zum Christuskind empor, als ob er eines Winkes oder Ausspruchs von ihm harre, den er bereit ist der Welt zu ihrem Segen zu vermitteln. Das Lächeln der heiligen Barbara dient, mein' ich, sehr merklich dazu, die Hoheit in den Zügen Maria's durch seine eigene liebliche Anmuth zur vollen Wirkung zu bringen; innerlich beseligt blickt sie glückverheißend zur Erde hinab; Heucking meint, daß in ihr die Freude und das Glück der Erde selbst bezeichnet sei; aber es liegt wol näher in ihr ganz einfach und unmittelbar das Verhältniß des jungfräulichen Gemüths zu Christus, die Aneignung des Heils nicht sowol in der Arbeit des Gedankens und dem Kampf des Willens, als in der Innigkeit des reinen Gefühls zu erkennen. Die Engelangesichter im Hintergrund bezeichnen den Himmel, und die Andeutung des geöffneten Mundes den himmlischen Lobgesang.

Wie man sich im einzelnen zu der Schilderung stellen möge, die der Verfasser vom Christuskinde gegeben, so viel steht fest, daß er mit Fug und Recht auf das Energische darin hingewiesen. Soweit ich die Werke der bildenden Kunst kenne, ist bisjetzt nur das Christuskind vollendet und vollgenügend dargestellt, und zwar auf unserm Gemälde von Rafael. Die Totalität des Charakters und Lebens zu veranschaulichen, das ist das Geheimniß der Idealbildung. Michel Angelo gab das Gewaltige im weltrichtenden Christus, aber es fehlt die beseligende Milde; bei Tizian, bei Leonardo da Vinci haben wir das menschlich Edle, das Geistesklare, das liebevoll Sichhingebende, aber nicht so ganz das Weltüberwindende, Geistesmächtige. Den leidenden Christus hat uns Dürer gezeichnet in seinem Seelenschmerz über die fortdauernde Sünde der Menschen, die sich immer noch nicht wollen erlösen lassen; neben dem Titelblatte der großen Passion erinnere ich an den Holzschnitt des dorngekrönten Christushauptes, wo im Leid die Erhabenheit des Geistes sich ausprägt. Auch das Haupt des verklärten Christus in Rafael's Transfiguration ist herrlich. Aber das Totalbild des Mannes ist noch nicht so vollendet wie das des Kindes zur Vollerscheinung gekommen; im Dulden den Sieger über den Tod, in der Heldenkraft die Milde, in der hingebenden Liebe die Geistesmacht zu zeigen, das ist die große Aufgabe, und wer sie lösen will, dem wird das fromme Gefühl nicht ausreichen, so wenig er dessen wird entrathen können, der wird auch an der Hand der Wissenschaft in die Tiefe der Wahrheit eindringen müssen, und die Errungenschaft des philosophischen Denkens sich aneignen, wie sie unter andern Büchern der dritte Band der „Dogmatik" von Weiße in der Schilderung von Christi Thaten und Worten darlegt.

Moritz Carriere.

Notizen.

Versuch einer Uebersetzung der Aeneide im Nibelungenversmaß.

Moritz Zille in Leipzig, Director des Modernen Gesammtgymnasiums daselbst, ließ eine Schulschrift „Virgil's Aeneide. Probe einer neuen Uebersetzung" (Leipzig, Fries, 1863) erscheinen, auf die wir deshalb zu sprechen kommen, weil das Vorwort einige beachtenswerthe Bemerkungen enthält und der Versuch einer Uebersetzung der Aeneide im Nibelungenversmaß immerhin eine interessante ist. In Betreff des deutschen Hexameters bemerkt der Verfasser: „Es ist kaum ein undeutscheres Versmaß zu denken, als das des Hexameters, zumal wenn derselbe nicht frei geschaffen, sondern einem römischen oder griechischen Dichter nachgedichtet ist. Wider den Geist der deutschen Sprache verstößt der Anfang mit schwerer Silbe; undeutsch ist der immer wiederkehrende zweisilbige Ausgang; undeutsch die große, besonders durch die Daktylen vermehrte Länge. Dazu kommt nun bei einer Uebersetzung die verschiedene Wortfügung. Wie verschieden ist der Satzbau der lateinischen und der deutschen Sprache: diese Verschiedenheit macht den Gang des deutschen Hexameters steif und gezwungen: somit kann nur etwas Eckiges, Hölzernes und Klapperndes, ohne angenehme Bewegung, ohne leichten Fluß und Wohlklang zu Tage treten. Man lese die Uebersetzungen der Aeneide von Voß (1799, 1821), von Neuffer (1816) und Binder (1857)." Zille gedenkt dann weiter des Schiller'schen Versuchs, einige Gesänge der Aeneide in achtzeiligen Stanzen zu übersetzen, und bemerkt: „Zweierlei Grundanschauungen nun haben die Schiller'sche Uebersetzung hervorgerufen: 1) eine deutsche Uebersetzung muß gereimt sein; 2) ist nicht der Hexameter, sondern ein unserm Sprachgefühl zusagendes Versmaß zu wählen. Neuffer in seiner Aeneis, Vorrede S. VII, erzählt von Schiller: «Er glaubte damals, wie er sich gegen mich äußerte, die Aeneis könne nur in gereimten Stanzen als ein deutsches Werk erscheinen, der Hexameter sei nicht für unsere Sprache.» Indem nun Schiller die Stanze wählte, so war allerdings dem Reime sein Recht zuerkannt, aber in zu großem Maße: er mußte zu viel reimen. Dies zwang ihn, frei fortzubilden und den vorliegenden Stoff weiter auszuspinnen, nur um der Reime willen."

Zille ist nun der Ansicht, daß der Nibelungenvers thatsächlich unser episches Versmaß sei und dem lateinischen Hexameter dem Baue nach am besten entspreche: „Er ist ebenfalls ein Sechsfüßler und besitzt in der Mitte einen Einschnitt (Cäsur); er hat demgemäß eine Länge, welche ihm Breite und Würde verleiht, ohne ihn schleppend zu machen. Jeder schleppende Gang ist durch den Einschnitt und durch den einsilbigen Ausgang aufgehoben. Die Reimweise ist die allereinfachste und nöthigt nicht zu abschwächenden Dehnungen und Streckungen." Hier nur eine kurze Probe aus der Zille'schen Uebersetzung des zweiten Gesangs:

> Dies war das Ende Priam's, dies seines Lebens Ziel,
> Das also ihm zu stecken, dem Schicksal wohlgefiel:
> Er sah die Stadt versinken im wilden Feuermeer,
> Er sah die Burg hinstürzen in Trümmer, wüst und leer.
>
> Er war ein hoher Herrscher auf Asiens weitem Plan,
> Ihm waren ringsum Völker und Länder unterthan:
> Nun liegt ein mächt'ger Rumpf dort am öden Meeresstrand,
> Mit abgehau'nem Haupte, ein Leichnam ungekannt.

Wenn das Urtheil der Gebildeten und Fachmänner zustimmend lauten sollte, so gedenkt der Verfasser zunächst die Aeneide vollständig zu übersetzen und sodann zur Uebertragung der Dichtungen Homer's zu schreiten. Eine Ermuthigung hierzu fand übrigens der Uebersetzer bereits in dem fernen Neapel, indem Vittorio Imbriani, ein gründlicher Kenner des Deutschen, in Nr. 18 der „Rivista napolitana", die zugleich auch eine kurze Biographie B. Auerbach's und die Fortsetzung einer Auerbach'schen Erzählung brachte, in einem „Nuovo saggio di una versione dell' Eneide in Tedesco etc." überschriebenen Aufsatz der Zille'schen Uebertragung seine Beachtung geschenkt hat. Imbriani meint, daß, wie der französische epische und tragische Alexandriner im Italienischen einen mehr komischen, die italienische Ottava im Deutschen einen mehr lyrischen Charakter annähme, so auch der Hexameter im Deutschen einen andern Charakter erhalte, als im Lateinischen; vermöge der deutschen Constructionsweise erscheine er hart und gezwungen. Das Nibelungenversmaß hält auch Imbriani dem Genius der deutschen Sprache für angemessener, nur hat er seine Bedenken gegen die regelmäßige Eintheilung in vier Verszeilen, die sich nun aber doch einmal nicht umgehen läßt. Wir bemerken hierbei, daß eine frühere Schulschrift Zille's: „Weltbürgerthum und Schule" (Leipzig 1862), das Glück gehabt hat, auch im „Parthenon" (Nr. 31 f. 1862) beachtet zu werden, indem das englische Blatt unter der Ueberschrift „Study of modern languages" die Stelle daraus mittheilte, wo es Zille als den größten Uebelstand der lateinischen Schulen bezeichnet, „daß die lateinische Sprache 8—10 Jahre hindurch die Hauptsache bleibt, und der Schüler somit angeleitet wird, alle übrigen Sprachen, selbst die griechische, aber noch viel mehr die neuern als Nebensache zu behandeln. Gegen diese fortwährende nebensächliche Auffassung und Behandlung aller nichtlateinischen Sprachen muß man sich besonders vom weltbürgerlichen Standpunkte aus erklären." Aber nicht blos vom weltbürgerlichen, sondern auch, dünkt uns, vom praktischen Standpunkt; die Erlernung des Englischen z. B. stellt sich immer mehr für jeden halbwegs Gebildeten als eine unabweisbare Nothwendigkeit heraus, sodaß es fast als Schmach angesehen werden darf, englische Zeitungen und Zeitschriften gar nicht und englische Bücher wenigstens nicht im Original lesen zu können. H. M.

Actenmäßige Geschichte der Jeanne d'Arc.

Es gibt bekanntlich viele Darstellungen der Geschichte der Jungfrau, aber in dem einen Punkte stimmen alle zusammen, daß Jeanne d'Arc zu den edelsten Erscheinungen aller Zeiten gehört, und daß Dichtung und Sage nicht vermocht haben, sie herrlicher darzustellen als sie wirklich war. Ein uns vorliegendes Werk: „Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orléans, deren wahrhafte Geschichte, ihr Proceß, ihre Verurtheilung, ihr Feuertod und ihre Ehrenrettung. Dargestellt nach den auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Untersuchungsacten und den sonstigen besten Quellen von K. F. Heinrich Straß" (Berlin, Förster, 1862) bescheidet sich daher auch dahin, eine einfache, authentische und quellenmäßige Geschichte des hochherzigen, heldenmüthigen Mädchens von Orléans zu geben, und führt diese Aufgabe in einer Weise durch, die obiges, von dem Verfasser an die Spitze seines Werks gestelltes Urtheil vollkommen rechtfertigt. Schiller hat die Jungfrau zu einem Gegenstande des Interesses für unsere Schulknaben gemacht, und die Regeln der dramatischen Dichtung erforderten ein anderes Ende, als den Tod auf dem für Hexen errichteten Scheiterhaufen, aber die Theilnahme für die jungfräuliche und fromme Schwärmerin steigert sich, wenn man nach ihrer vollbrachten Heldenlaufbahn ihre einfachen und doch so klugen Antworten vor dem Tribunal liest, ehe der Justizmord vollzogen wurde, der rauhe englische Kriegsknechte zu Thränen rührte. Das Anziehende des vorliegenden Werks besteht eben in der Schmucklosigkeit der Darstellung und dem Streben nach Wahrheit. 87.

Bibliographie.

Breier's, E., gesammelte Romane und Erzählungen. Neue Folge. 1ster und 2ter Band. Wien, Markgraf u. Comp. 8. à 1 Thlr.

Gibt es Willens-Störungen, welche unabhängig sind von Störungen der Intelligenz? Unter welchen Umständen verliert der Mensch die Verantwortlichkeit über seine Handlungen (Zurechnungsfähigkeit)? Welche Veränderungen in der Gesetzgebung könnte man in Bezug auf diese Frage einführen? Neuwied, Heuser. Gr. 8. 6 Ngr.

Himmel contra Hölle oder die Chamäleonsbrüder. Ein Pariser Sittengemälde vom Verfasser der Pariser Dramen. 1ste bis 3te Lieferung. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. à 3 Ngr.

Klopp, O., Kleindeutsche Geschichtsbaumeister. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Longfellow's Lied von Hiawatha. Uebersetzt von A. und K. Seitz. Jever, Mettcker u. Söhne. Gr. 16. 10 Ngr.

Lukas, J., Schiller, sein religiöser Fortschritt und sein Tod. Landshut, Thomann. Gr. 12. 9 Ngr.

Meyr, M., Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Molitor, W., Maria Magdalena. Ein dramatisches Gedicht. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nöldechen, E., Die Grabe der Seligkeit. Ein Beitrag zur Eschatologie. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 4. 12 Ngr.

Presbyter, J., Dichtungen. Herausgegeben von J. Klein. Neisse, Graveur. 16. 18 Ngr.

Sobbe, E. v., Bilder und Erfahrungen aus dem Leben. Emsdetten, v. Sobbe. Gr. 16. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Veltheim, H. v., Die Schuldgenossen. Eine Novelle. Nach dem Französischen des C. Vignon frei bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 20 Ngr.

Wagner, R., Der Ring der Nibelungen. Ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend. Leipzig, Weber. Gr. 16. 2 Thlr.

Winckel, F. W., Prinz Victor von Wied in Briefen. Erinnerungen an die deutschen Prüfungsjahre 1806—1812. Berleburg. Gr. 8. 20 Ngr.

Zehnder, Josephine, Pädagogische Beiträge. Leipzig, Brandstetter. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Brückner, B. B., Sachsens Beruf in der kirchlichen Krisis unserer Zeit. Vortrag. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. $3\frac{1}{2}$ Ngr.

Die kleine Chronik der großen Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Zur 50jährigen Gedächtnißfeier jener verhängnißvollen Octobertage. Mit Blücher's Porträt. Leipzig, Hentze. 32. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Eckart, L., Jean Paul Friedrich Richter. Festrede gehalten an der Jahrhundertfeier des Dichters im Freien Deutschen Hochstifte für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung zu Frankfurt a. M. (21. März 1863.) Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 5 Ngr.

Philipp Friedrich Hiller, der Sänger von Steinheim. Berlin. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Rasch, G., Meine Antwort auf die Schmähschrift der Königlich dänischen Regierung „Herr Gustav Rasch und sein Bruderstamm." Berlin, Janke. 8. 10 Ngr.

Die Rauhhäusler im Gefängniß. Von einem Augenzeugen. Altona. Gr. 8. 3 Ngr.

Reichensperger (Geldern) in der Polen-Frage, ein offenes Sendschreiben von einem katholischen Priester polnischer Nationalität. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Lex.-8. 4 Ngr.

Schmidt, G. L., Jakob Strauß der erste evangelische Prediger in Eisenach. Eisenach, Baerecke. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 21. Mai 1863.

Rüstow über die neuern italienischen Kriege.

1. Der italienische Krieg von 1848 und 1849. Mit einer kurzen Kriegstheorie in kritischen Bemerkungen über die Ereignisse. Von W. Rüstow. Mit sechs Blättern, Karten und Plänen. Zürich, Schultheß. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wir haben es erwartet, daß den Werken über die neuesten italienischen Kriege von 1859 und 1860, welche Rüstow veröffentlicht hat, auch noch ein solches über den von 1848 und 1849 folgen würde, weil dieser in umfassender Darstellung geschildert erst das richtige Verständniß der spätern Ereignisse auf der Halbinsel gibt. Es hat dem Verfasser bei dieser Arbeit zum großen Vortheil gereicht, daß seit jener Zeit sich das reichhaltigste Material dazu gesammelt und daß er selbst die Verhältnisse in Italien durch persönliche Theilnahme an den letzten Kriegsereignissen kennen gelernt hat. Freilich könnte durch diesen Vortheil wieder seine Unparteilichkeit in Frage gestellt werden, indessen wird nach den kürzlich erschienenen „Erinnerungen aus dem Kriege von 1860" niemand Rüstow einer Parteilichkeit für die Piemontesen zeihen, wenn er auch entschieden auf der Seite der Sache steht, für welche diese in allen drei Kriegen gekämpft haben. Diese Sache, die Revolution, ist nicht die unsere; das soll uns aber nicht abhalten, alle Vorzüge des Rüstow'schen Werks möglichst objectiv anzuerkennen.

Dasselbe ist in fünf Abschnitte getheilt und durch allgemeine kriegstheoretische Betrachtungen bereichert. Im ersten Abschnitte wird als Einleitung die Entwickelung der Freiheits- und Unabhängigkeitsideen in Italien vom Jahre 1815 bis zur Thronbesteigung Pius' IX., die Fortsetzung dieser Bewegungen während der Jahre 1846 und 1847, der Aufstand im Königreiche Beider Sicilien und dessen Einfluß auf die andern Länder der Halbinsel dargestellt und dann der mailänder Aufstand nebst seinen Folgen bis zur Zusammenziehung der österreichischen Armee am Mincio und an der Etsch geschildert. Wir begegnen hier dem besten Streben nach unparteiischer Geschichtschreibung. Der Verfasser nennt jenen Kampf, der nicht zum erwünschten guten Ende führen konnte, einen bloßen Vorläufer künftiger Begebenheiten und urtheilt:

Mit Unrecht triumphirten die Gegner von Italiens Einheit und Unabhängigkeit, als Italien aus dem Unabhängigkeitskampfe von 1848 und 1849 ohne Einheit und Unabhängigkeit hervorging; mit Unrecht würden die Italiener und Freunde Italiens über den Ausgang der Kämpfe von 1859 und 1860 triumphiren; diese können lediglich zeigen, daß eine gute Sache noch nicht verloren ist, wenn sie einmal niedergeschlagen wurde.

Nun, den letzten Satz werden sich auch diejenigen dankbar aneignen, denen nicht die Revolution, sondern die Legitimität und die Achtung abgeschlossener Verträge als eine gute Sache gilt.

Der Verfasser schildert hierauf die Entwickelung der Dinge vor dem Ausbruch mit gewohnter Schärfe und Klarheit, und läßt dabei dem Guten, das Oesterreich in Italien geschaffen, Gerechtigkeit widerfahren; er charakterisirt Mazzini's Streben nach einer italienischen Föderativrepublik, welche durch das Volk errungen, von dem Volke getragen werden sollte; Gioberti's Schrift für eine Herrschaft des Papstes als einziges Rettungsmittel; Balbo's Empfehlung eines sardinischen Primats, und die alleinige Wahl zwischen Neapel und Sardinien, welche den Italienern für eine weltliche Hegemonie blieb. Karl Albert's Persönlichkeit ist treffend, Pius IX. dagegen mit grauen Farben dargestellt, als ein bloßes unbedeutendes Spielzeug in den Händen der Fortschrittspartei, die es klug gefunden, ihn als den Vorfechter Italiens gegen den Druck Oesterreichs hinzustellen. Die siegreiche Revolution in Sicilien, die Transaction auf dem neapolitanischen Festlande, wo der König eine Verfassung bewilligte, der gleiche Schritt des Papstes, veranlaßt durch die Februarrevolution in Frankreich, werden kurz vorgeführt, der mailänder Aufstand dagegen um so ausführlicher behandelt. Die Beschreibung von Mailand für diesen Zweck ist sehr anschaulich; die rationelle Bekämpfung eines Aufruhrs in großer Stadt, und die Gründe, warum selten consequent danach verfahren wird, sind trefflich entwickelt. Der Verfasser gibt alle Schwierigkeiten für Radetzky und daß er den richtigen Weg ohne Schwanken erkannt und ohne Zaudern betreten habe zu, betont aber doch, daß er sich zu jenen Einzelkämpfen habe hinreißen lassen, welche der Truppe fast durchaus verderblich sein müssen. Der fünf-

tägige Straßenkampf und der Rückzug Radetzky's von Mailand ist mit Wahrheit und Treue erzählt, selbst die Plünderung des erstürmten Melegnano, welche so oft mit „sittlicher Entrüstung" verschrien, erkennt der Verfasser als eine Maßregel an, welche die Lage der österreichischen Armee erforderte. Zichy's Schwäche in Venedig, welche ansteckend auf mehrere andere österreichische Commandanten auf dem venetianischen Festlande wirkte, hatte auch dort der Revolution zum Siege geholfen und es war, wie der Verfasser richtig bemerkt, für Karl Albert von Sardinien die höchste Zeit, jetzt aus seiner Unentschlossenheit hervorzutreten, wenn er die Früchte der Bewegung noch ernten und die Sache der Unabhängigkeit Italiens mit der Sache der Monarchie versöhnen und vereinigen wollte. „Für Radetzky", sagt der Verfasser, „stand nichts mehr fest als das Festungsviereck am Mincio und an der Etsch"; dorthin führte er seine Truppen und nahm sein Hauptquartier in Verona, welches ihm d'Aspre gesichert hatte. „Italien als Kriegsschauplatz", zum Schlusse des Abschnitts geschildert, gibt Veranlassung zu treffenden Bemerkungen über die Verwendung der einzelnen Waffen in jenem durchschnittenen und wenig übersichtlichen Terrain. Der Verfasser kommt zu dem Resultat: daß man in Italien mit kleinen Heeren ausreiche, wenn sie geschickt verwendet und ihre strategische Bewegungsfähigkeit aufs höchste ausgenutzt werde, womit wir vollkommen einverstanden sind.

Im zweiten Abschnitte lesen wir die Ereignisse der Monate April und Mai. Eine Uebersicht der gegenseitigen Streitkräfte leitet die Erzählung ein, die Revue über die Streitkräfte des übrigen Italien, welche sich der piemontesischen Armee anreihen sollte, ist sehr scharf ausgefallen, gibt aber eine richtige Einsicht in das Wesen der Dinge. Dann folgt die geordnete Erzählung der Ereignisse ohne weitere Unterbrechung, und der Leser, auch wenn ihm dieselben bekannt sind, wird schon hier finden, daß dies neue Werk nach so vielen, zum Theil vortrefflichen Bearbeitungen jenes Kriegs keineswegs überflüssig ist. Was der Verfasser darüber sagt, ist vollkommen begründet. Wir folgen dem Gange der Kriegsbegebenheiten natürlich in d. Bl. nicht, wol aber halten wir uns an deren Darstellung und an die Betrachtungen, welche der Verfasser daran knüpft, um, wie er am Schlusse des ersten Abschnitts sagt, durch einen kleinen, ziemlich vollständigen Leitfaden der Kriegskunst das Interesse an dem Buche vermehren zu können, obwol er auch in dieser Beziehung keineswegs ohne Vorgänger sei. Damit ist vorzüglich Willisen gemeint, als dessen Schüler wir Rüstow schon in frühern Werken erkannten, nur daß dieser allerdings mit eigenem selbständigen Urtheil Willisen's „Theorie des großen Kriegs" weiter angebaut und von einer gewissen systematischen Einseitigkeit befreit hat. In der Darstellung der Ereignisse finden wir die Vorzüge wieder, welche selbst principielle Gegner an Rüstow's kriegsgeschichtlichen Werken, namentlich an dem über den Krieg von 1805 und über den Orientkrieg anerkannt haben, und die noch dadurch erhöht werden, daß der Verfasser sich derjenigen Manier, welche wir mit Bedauern in andern seiner neuern Schriften bemerkten, etwas entschlagen hat und in seinen Ausdrücken maßvoller und würdiger geblieben ist, ohne darum seinem Freimuth und dem ungeschminkten Aussprechen seines Urtheils zu entsagen. Die strategischen Verhältnisse bieten dem letztern besonders Gelegenheit zur Kritik und weil diese weniger verletzend als sonst ist, wird sie für den unbefangenen Leser auch überzeugender sein. Für die taktischen Einzelheiten der Gefechte und Schlachten lag von beiden Seiten ein so reichhaltiges Material vor, daß es eine schwierige Aufgabe war, die rechte Auswahl zu treffen, um nur das Wichtige und für den Erfolg Bedeutende darzustellen, und anderes, wenn es auch an sich ganz interessant war, fallen zu lassen.

Der Verfasser hat diese Aufgabe gelöst und eine störende Ungleichheit in der Behandlung einzelner Partien des Gesammtbildes dadurch vermieden. Daß er das unbedeutende erste Gefecht bei Goito etwas genauer schildert, um beide Theile in ihrem Verhalten dem Leser vorzuführen, ist ganz angemessen. Er erkennt an, daß beide sich brav geschlagen, und bemerkt dabei: „Wenn auch dies Gefecht den Piemontesen keinen Grund gab, übermüthig zu werden, so gab es doch auch nicht die mindeste Veranlassung, die Unglücksfälle und die Auflösung vorherzusagen, welche die piemontesische Armee thatsächlich späterhin betrafen." Die großen Operationen wurden nach diesem Gefechte durch eine lange Pause unterbrochen, deren Ursachen der Verfasser später ausführlich beleuchtet und mit Recht vorherrschend politischer Natur findet. Während dieser Pause kamen viele Einzelhandlungen vor, in Südtirol, im Venetianischen und in der Gegend am Mincio; sie werden zweckmäßig nach ihren Schauplätzen erzählt, da sie wenig im Zusammenhange miteinander stehen und nur die verschiedenen Richtungen andeuten, in welchen die zur Offensive berechtigte Partei je nach ihrer Wahl hätte mit Entschiedenheit auftreten können. Daß die Lage Radetzky's, wenn Karl Albert, statt das Schwanken zwischen legitimistischen und revolutionären Tendenzen fortzusetzen, sich der Revolution entschieden in die Arme warf und danach handelte, sehr bedenklich war, und er daher Maßregeln, von der nothwendigen Vorsicht geboten, treffen mußte, da man auf eine so schlaffe Kriegführung, wie sie nun hervortrat, nicht rechnen konnte, ist wol begründet. Der Angriff auf Radetzky's vorgeschobene Truppen, welcher eine Erhebung der Einwohner von Verona bewirken sollte, führte endlich zur Schlacht von Santa-Lucia, mit deren Schilderung jeder militärische Leser sich einverstanden erklären wird.

Des Verfassers Talent für Gefechtsdarstellungen bewährt sich dabei ebenso wie seine scharfe Kritik, welche hier zugleich belehrend ist. Was er über den Dienstgang, über die versäumte Entwickelung zum Gefecht und andere Fehler, traurige Folgen der gewöhnlichen Friedensdressur, sagt, ist wahrhaft lesenswerth: die Ausfälle gegen stehende Heere muß man dabei freilich in den Kauf nehmen. Besonders einverstanden sind auch wir damit, daß in durchschnittenen und bedeckten Terrains bei Besetzung einzelner

Oertlichkeiten noch immer zu viel Truppen in erster Linie verwendet und dadurch die Reserven geschwächt, mithin die Offensivstöße des Vertheidigers erschwert werden. Den verzögerten Vormarsch der österreichischen Reservearmee unter Nugent erklärt der Verfasser aus dem Zwiespalt der Ansichten über deren Bestimmung, indem Radetzky dieselbe lediglich als seine Reserve ansah, Nugent dagegen selbständig das Venetianische unterwerfen wollte, bis er, da ein Kriegsrath seiner Generale einstimmig für den schleunigsten Zug auf Verona war, das Commando niederlegte. Die Erzählung des Umschwungs der Dinge in Neapel und die Abberufung des neapolitanischen Corps von der italienischen Armee macht den Schluß des Abschnitts, welchem nur Betrachtungen über die Operationspläne und Operationen folgen. Daß Karl Albert den Frontalangriff gegen Radetzky's Stellung wählte, erklärt Rüstow aus seinen politischen Anschauungen, indem er nur die Lombardei und Venetien, höchstens noch Parma und Modena, seinem Reiche einverleiben, in Bezug auf die übrigen Staaten aber nur als Haupt des Bundes, der italienischen Liga, betrachtet sein wollte. Deshalb mochte er sich nicht zu einem Angriffe auf des Feindes linke Flanke, dessen Vortheile der Verfasser überzeugend hervorhebt, auf die Romagna stützen. „Diese Anschauung als Thatsache hingenommen, kann man die Wahl Karl Albert's, nämlich den Frontalangriff, nicht so geradehin verdammen." Als dann, nachdem der Mincio überschritten war, Radetzky nicht im freien Felde zur Schlacht entgegenkam, sondern bei Verona stehen blieb, trat ein Schwanken bei den Piemontesen ein, ob nicht gegen seine rechte Flanke vorzugehen sei, was jedoch immer sehr mislich gewesen wäre. Radetzky's Verhalten erkennt Rüstow als ganz correct an; erst wenn er stark genug war, um mit Aussicht auf Erfolg dem Feinde im freien Felde entgegenzutreten, erst dann war die Zeit gekommen, die Offensive zu ergreifen. Freilich wurde er auch vom Glück begünstigt, einmal durch die falsche Wahl der piemontesischen Operationsrichtung und dann durch die verständige Unterstützung seiner Unterbefehlshaber. Der Entschluß d'Aspre's, statt an den Isonzo vorwärts auf Verona zu ziehen, um diesen Stützpunkt festzuhalten, ist rein und unstreitbar sein Verdienst und höchst folgenschwer geworden.

Nach diesen strategischen Verhältnissen beleuchtet der Verfasser die Gefechte. Was er dabei über den Werth der Feldschanzen sagt, verdient volle Beachtung: daß die Feldverschanzungskunst nicht mit der Zeit fortgeschritten ist, scheint nur zu wahr zu sein. Bei Santa-Lucia nahm in der Disposition des piemontesischen Generalstabs die Vorschrift für den „Schweinskopf" oder Keil einen großen Platz ein, der aber nicht für den Angriff, sondern nur für die Vorrückung bestimmt war: „es mochte sich im Generalstabe Karl Albert's jemand für die Schlacht von Issy oder auch für die Albernheiten des Vegatius begeistert haben", sagt der Verfasser, der außerdem die zahlreichen taktischen Fehler rügt, welche von den Unterbefehlshabern Karl Albert's begangen worden sind. Schließlich wendet sich derselbe nochmals gegen die stehenden Heere, worüber wir, ohne uns seinen Gründen zu verschließen, uns niemals mit ihm verständigen können, weil wir die Sache von zu verschiedenen Standpunkten betrachten.

Wir wollen eine unfruchtbare Erörterung darüber unsern Lesern ersparen; die Flut von Broschüren, welche in letzter Zeit über diese Frage erschienen ist, hat sie nicht weiter gebracht; wir lassen also auch die Ausfälle auf die „elende Bedientenaristokratie, welche wesentlich die Offizierstellen in den Heeren accaparirt", wie noch manchen andern auf sich beruhen, da wir sie weder für ein kriegsgeschichtliches Werk, noch für einen „Leitfaden der Kriegskunst" geeignet finden. Was dagegen über die Freischaren gesagt wird, ist höchst beachtenswerth. Wir haben es wiederholt an einem andern Orte, als in der Presse, ausgesprochen, daß die Bildung von Freiwilligenscharen in den neuern Kriegen — und nicht erst in denen der jüngsten Revolutionen! — eine Bedeutung erlangt habe, sodaß man sie nicht mehr vornehm ignoriren dürfe. Auch stehende Heere werden aus diesem Element, wenn es mit richtiger Einsicht geschaffen und ausgebildet wird, großen Vortheil ziehen; nur muß man ihm seine Eigenthümlichkeit lassen und diese nicht durch falsche Maßregeln oder ungeschickte Verwendung lähmen.

Im dritten Abschnitte wird Radetzky's Offensive bis zum Waffenstillstande von Salasco (9. August 1848) erzählt: der Marsch des nun mit der Reservearmee vereinigten Heers nach Mantua, die Gefechte von Curtatone und Montanara, der Sieg der Piemontesen bei Goito und der Fall von Peschiera; Radetzky's Marsch gegen Vicenza und die Einnahme dieser Stadt, deren Besatzung unter Durando auf freien Abzug capitulirte. „Radetzky hatte alle Ursache, den Abschluß der Capitulation zu beschleunigen. Er fürchtete bei längerm Verweilen für Verona, denn er durfte nicht voraussetzen, daß Karl Albert sich so unfähig erweisen würde, als er es wirklich that." Auf die Nachricht nämlich, daß Vicenza gefallen und Radetzky nach Verona zurückgekehrt sei, stellte der König seinen Vormarsch ein; der beabsichtigte Angriff, der eine Erhebung in Verona, zu welcher sich 6—700 Einwohner bereit erklärt hatten, durch ein Signal bewirken sollte, wurde aufgegeben und die Armee kehrte in ihre frühern Positionen zurück. Das zweite Reservecorps unter Welden, und Aspre's Armeecorps vervollständigten dann im Venetianischen die Erfolge, welche Radetzky bei Vicenza errungen hatte. Die Hauptarmeen standen sich jetzt eine Zeit lang beobachtend gegenüber; Karl Albert, um nur etwas zu thun, unternahm die Blokade von Mantua, zu welcher Bava den „sonderbaren" Vorschlag gemacht; Radetzky dagegen traf alle Vorbereitungen zu der großen entscheidenden Offensive, welche nach den Gefechten von Sona und Sommacampagna, der Schlacht von Custozza und dem Treffen von Volta Karl Albert zum Rückzuge hinter die Adda zwang, nachdem er schon wegen der Demoralisation seines Heers auf einen Waffenstillstand angetragen, die harten Bedingungen, die ihm Radetzky gestellt, aber verworfen hatte. Radetzky war nur auf Unterhandlungen eingegangen, um nicht den Anschein zu

haben, als wolle er den Krieg um jeden Preis, wie es ihm schon vom wiener Ministerium vorgeworfen worden war. Er verfolgte nun seinen Gegner bis vor Mailand, wo er die Piemontesen auf allen Punkten gegen die Wälle zurückwarf. Jetzt kam der Waffenstillstand, von Heß und Salasco unterhandelt, in Italien gewöhnlich nach letzterm benannt, zu Stande; die Piemontesen zogen sich über den Tessin zurück und räumten Peschiera.

Hier begegnen wir in der Erzählung zuerst Garibaldi, der, aus Amerika heimgekehrt, von Karl Albert schnöde abgewiesen, im Auftrage der mailänder Regierung ein Freicorps von etwa 5000 Mann errichtet hatte, sich noch eine Zeit lang an den Seen hielt, wo er 1859 wieder erschienen ist, dann aber auf schweizerisches Gebiet sich flüchten mußte. Auch diesem Abschnitte, der mit einer Darstellung der Lage Venedigs und der Operationen des zweiten österreichischen Reservecorps unter Welden schließt, sind Betrachtungen über die Operationen, Gefechte, Märsche und Positionen hinzugefügt: durchweg auf reale Bedingungen gegründet und in praktischer Weise vorgetragen. So bei Gelegenheit, wo Radetzky gegen den unbegründeten Vorwurf gerechtfertigt wird, daß er seine Zeit nicht zu benutzen verstanden habe, ist alles, was über das unnöthige Abhetzen der Soldaten, über regelmäßige ruhige Verpflegung und die Aufrechthaltung einer gehörigen Dienstordnung gesagt ist, ferner über den Nachrichtendienst, der bei den Piemontesen so schlecht gewesen u. s. w., vortrefflich. Von den zahlreichen Gefechten dieser Periode des Kriegs werden nur die von Curtatone, Goito und Vicenza und der Complex, welcher zusammen die Schlacht von Custozza ausmacht, als die wichtigsten einer nähern Besprechung gewürdigt. Es heißt:

> Das Gefecht von Vicenza, der größte militärische Unsinn, war ohne den politischen unmöglich. Wir haben wiederholt auf den Uebelstand hingewiesen, der für die Italiener sich daraus ergab, daß Karl Albert nicht als König des revolutionären Italien, sondern vielmehr als Gottesgnadenkönig von Piemont auftrat, welcher auf — nach seinen Begriffen — ganz legitime Weise sein bisheriges Staatsgebiet vergrößern wollte. Der Kampf der beiden Richtungen, dem nicht auszuweichen war, brachte einen Kraftverlust, der Italien verderblich werden mußte. Neueste Vorgänge zeigen immer wieder Erscheinungen, welche an 1848 erinnern, und das Stück, welches seit 1848 offen in Italien spielt, wird vielleicht auch in Deutschland abgespielt werden, wenn die Leute, welche dort von der Nation gekannt sind und denen der Zufall zeitweise die Leitung der Dinge in die Hand spielt, von dem Beispiele des geistig so nahe verwandten Nachbarlandes nichts profitiren.

Wer mit diesen „Leuten" gemeint, ist unschwer zu errathen. Sowenig wir aber mit dem politischen Standpunkte des Verfassers übereinstimmen, so vortrefflich finden wir den rein militärischen Theil des Werks; die beiden Kapitel über Märsche und Positionen sind besonders lehrreich und verdienen wol beherzigt zu werden.

Der vierte Abschnitt berichtet über die Zeit des Waffenstillstandes vom 9. August 1848 bis zu dessen Aufkündigung am 12. März 1849:

> Diese Zeit wurde sehr verschieden benutzt. Die italienische Nationalpartei rüstete für den neuen Krieg, nicht ohne sehr verschiedener Meinung zu sein; die italienischen Fürsten, welche die Behauptung ihrer Herrschaft direct oder indirect blos dem Einflusse Oesterreichs auf der Halbinsel verdankten, benutzten die Siege der österreichischen Waffen, um womöglich wieder zu erobern, was sie verloren hatten.

Die Ereignisse werden nun in vier Gruppen betrachtet, zuerst in Süditalien, dann in Mittelitalien, dann in Venetien und endlich in der Lombardei und Piemont. Wir lesen also den Aufstand in Neapel und dessen Niederwerfung, die Wiedereinnahme von Messina, den Aufruhr in Rom und die Flucht des Papstes nach Gaëta, die Erklärung Roms zur Republik, desgleichen Toscanas; die Vorbereitungen Haynau's, der an Welden's Stelle jetzt die Reservearmee vor Venedig commandirte, zur Belagerung und die Vertheidigungsanstalten der Lagunenstadt; die Bestrebungen, Rom, Venedig, Toscana und Ligurien als Republiken, mit Rom als Mittelpunkt, zu vereinigen; endlich die Parlamentsbewegungen in Piemont, unter Gioberti, den der Verfasser einen eiteln und verschrobenen Pfaffen nennt, die Reorganisation der Armee, welche seltsamerweise „am wenigsten vom Kriege wissen wollte", weil sie allein ihn für die übrigen Italiener führen sollte, und die Wahl des neuen Oberfeldherrn Chrzanowski. „Polen und Ungarn nehmen bekanntlich alles an, ohne ihre Kräfte zu untersuchen. Folglich nahm auch Chrzanowski an, übrigens von den Schwindlern dieser beiden wilden Völkerschaften einer der Besten." Derselbe erfuhr die Aufkündigung des Waffenstillstandes erst, nachdem sie erfolgt war. Der böse Geist in der Armee hatte das Ministerium bewogen, diese Aufkündigung zu überstürzen, sie geschah vor Ablauf des Termins in einer Weise, die im höchsten Grade formlos war.

Der letzte Abschnitt bringt dann die Erzählung des neuen Feldzugs bis zu der Abdankung Karl Albert's; er schildert die Aufstände zu Brescia und Genua, ersterer durch Haynau, letzterer, der gegen den Waffenstillstand gerichtet war, durch Lamarmora niedergeschlagen, die Besetzung der Herzogthümer Parma und Modena und des Großherzogthums Toscana durch die Oesterreicher, ferner die französische Expedition gegen die römische Republik, deren eigentlicher Regent Mazzini gewesen, mit ihren Episoden, den sicilianischen Feldzug, der mit der Unterwerfung der Insel endigte, den Einbruch der Oesterreicher in die Romagna und die Besetzung Anconas, endlich den Fall von Rom und Venedig. Die Belagerungen dieser beiden Städte sind ausführlich dargestellt. Betrachtungen über diesen letzten Theil des Kriegs beschließen das Werk. Die österreichische Armee, was ihren innern Zusammenhang betrifft, stellt der Verfasser weit über die piemontesische, deren „Dienstadel" er versumpft nennt: daß er dabei auch das preußische Offiziercorps, dem er einst selbst angehört hat, in gewohnter Weise bedenkt, kann nicht mehr überraschen. Chrzanowski's Feldzugsplan beleuchtet er als grundfalsch, Radetzky's mit Recht als vortrefflich, dessen Einleitungsmanöver nennt er ausgezeichnet. Von den Gefechten und Schlachten hebt er wiederum nur die bedeutendsten zu eingehender Kritik hervor, vor allem die Schlacht von Novara, welche er, auch abgesehen von ihren wichtigen Folgen, nur militärisch betrachtet, als eine de

interessantesten Ereignisse der neuern Geschichte charakterisirt. Hieran knüpft er Bemerkungen über den Einfluß der gezogenen Feuerwaffen auf die Taktik der Gefechte und Schlachten und entwickelt dabei Ansichten, die auch wir schon von Anbeginn der prophezeiten „neuen Aera" gegen die modernen fanatischen Feueranbeter ausgesprochen und vertreten haben.

Den Belagerungen schenkt der Verfasser zum Schluß noch eine nähere Beleuchtung, nachdem er schon vorher gesagt, „daß der moralische Werth der Vertheidigung Roms den materiellen, der sehr bald geschwunden sei, überwogen habe, die nationalen Häupter der römischen Republik hätten dadurch zeigen wollen, daß sie an Italien glaubten, daß sie erkannt hatten, Rom und Rom allein sei Italiens Hauptstadt". Mit diesem Ausspruch können wir uns am besten dem folgenden Werke zuwenden, welches zwar früher erschienen ist, aber historisch mit dem über den Krieg von 1859 (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1860) die Fortsetzung des eben besprochenen bildet. Die beigefügten Karten und Pläne werden jedem Leser höchst willkommen sein.

2. Der italienische Krieg 1860 politisch-militärisch beschrieben von W. Rüstow. Mit 7—8 Karten und Plänen. Des „Italienischen Krieges" zweiter Band. Zürich, Schultheß. 1861—62. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Ereignisse in Italien, welche der unerwartete Frieden von Villafranca hervorrief, bieten mehr Stoff für den politischen als für den rein militärischen Schriftsteller; Krieg und Politik sind aber niemals zu trennen, da letztere immer mehr beim Kriege an Einfluß gewinnt und dieser nicht mehr in seiner Urgestalt der ältesten Zeiten über die Erde wandelt; Rüstow hat daher, abweichend von andern Schriftstellern, in seinen Werken über Kriegsgeschichte mit Recht den einseitig militärischen Standpunkt aufgegeben. Die beiden Schriften, welche wir hier zusammengestellt haben, tragen aber dennoch einen sehr verschiedenen Charakter; die erstere ist objectiver gehalten und darum entschieden von höherm Werthe als die letztere, in welcher die subjective Färbung überall hervortritt, wie es freilich bei einem Mitkämpfer nicht anders sein kann, und da er einmal Partei ergriffen hat, ihm auch nicht zum Vorwurf zu machen ist.

An den Frieden von Villafranca anknüpfend, welcher Italien in sechs Staatsgruppen getheilt hinterlassen, schildert der Verfasser zuerst die Stellung der Parteien. Die piemontesische wegen ihrer Rücksichten auf die Großmächte und die Mittel, auf welche sie sich vorzugsweise stützte, auch die diplomatische genannt, wäre wol vorläufig mit der bloßen Einverleibung eines Theils von Centralitalien in Piemont zufrieden gewesen; die mazzinistische oder revolutionäre Partei jedoch keineswegs: eine bloße „Verpiemonteselung" (!) einzelner italienischer Provinzen genügte ihr nicht; sie war der Meinung, daß nichts geschehen sei, solange nicht alle italienischen Länder in den Staatsverband des neuen, einen Italien eingetreten, und um dies Ziel zu erreichen, wollte sie sich auf die selbstthätige Volkskraft, nicht auf diplomatische Mittel, nicht auf fremde Hülfe stützen. Der Frieden von Villafranca vereinigte aber beide Parteien in verschiedenen Punkten. Das italienische Volk „in seiner Herrlichkeit", repräsentirt durch seine Jugend, war mazzinistisch, es nahm Victor Emanuel als König an, weil sein Leben ein Kampf für Italien war, „aber der Held des Volks, der Jugend, war Garibaldi".

Der Verfasser bezeichnet dann die Meinungsgegensätze in Italien, von denen die Kenntniß in Europa so schwach sei, daß sowol „die Blätter des verfallenden Despotismus als des feigen, sich schlau dünkenden Liberalismus" von Mazzini die einfältigsten Vorstellungen haben. Die Länder Centralitaliens wollten von Piemont annectirt sein und die Rüstungen des Papstes wie der vertriebenen Fürsten drohten ihnen keine Gefahr, Garibaldi aber, der zur Zeit des Friedens mit seinen Alpenjägern gegen die Pässe von Südtirol stand, dachte nur an ein einheitliches Italien — unter Victor Emanuel — durch die Revolution, welche durch die Streitkräfte Centralitaliens, verstärkt durch Freiwillige aus allen Gauen, nach Süden getragen werden müsse. Ebenso dachte Mazzini, welcher sich zu dem Zweck mit Ricasoli und dann mit der provisorischen Regierung zu Bologna in Verbindung setzte. So ward Garibaldi nach Centralitalien berufen, um den Oberbefehl über alle Truppen zu übernehmen, während allerdings der piemontesische General Fanti deren erster Befehlshaber hieß. Beide standen sich nach ihren politischen wie militärischen Anschauungen gegenüber: dem kühnen Freischarenführer der reguläre Soldat; es traten Conflicte ein, Garibaldi fand bei Victor Emanuel nicht die gehoffte Unterstützung und mußte die Bühne verlassen. Nach dieser Darstellung wird der Züricher Frieden und was sich während der Verhandlungen in Italien zutrug, besprochen. Ueber Anviti's Ermordung zu Parma sagt der Verfasser in seiner Weise:

> Es konnte nicht verwundern, daß die ganze europäische Reaction über diese Sache, die ihr ein gefundenes Fressen (!) war, Zeter schrie. Leider stimmte ihr auch der schlaffe Liberalismus, welcher doch bis heute die Geschicke Europas in seinen Händen zu haben glaubt, bei und trommelte dem Tambourmajor der Reaction als ganzer Trommlerchor muthig nach. Statt zu sagen, dieser Mensch hat sein Schicksal selbst herausgefordert, jammerte die ganze tugendhafte Philisterpresse unisono über das „Attentat", welches die schöne, bisher in Schlafrock und Pantoffeln einhergegangene Revolution Mittelitaliens „beflecke". Zum großen Aerger nicht blos der Reaction, sondern auch der Philisterpartei, welche so gern die Pharisäermaske vornimmt, blieb sogar dieser Act der Volksjustiz ein vereinzelter.

Den „magern" Frieden von Zürich, der einem Congresse die Lösung der italienischen Frage zuschiebt, gibt das Werk in seinen drei gesonderten Verträgen wieder: „Was auch in Italien geschehen mag, so sagte dieser Frieden — wir erkennen nichts davon an; Centralitalien bleibt vorbehalten, wie viel mehr nicht Unteritalien. Macht Geschichte, soviel ihr wollt! Der Congreß kann sie wieder durchstreichen." Dennoch erfolgte die Annexion Centralitaliens an Piemont. Die Repräsentantenversammlung trug dem Prinzen von Savoyen-Carignan die provisorische Regierung an. Kaiser Napoleon protestirte gegen

dies Vorgehen und anstatt des Prinzen wurde Buoncompagni Generalgouverneur; auch forderte er Garibaldi zum Opfer, welcher erbittert seine Stellen niederlegte. Indessen näherte sich Napoleon doch England, welches jene Annexion billigte, immer mehr und „machte Ende December einen jener Seitensprüge, welche den gewandten Mann verrathen. Der katholische Fürst ließ, dessen sich die protestantische Regierung von England bescheiden enthalten hatte, in der Broschüre: «Der Papst und der Congreß», die weltliche Macht des Papstes angreifen und trug so, während er öffentlich Italien das Kleinere, die Annexion Mittelitaliens, verwehrte, die Blicke der Italiener über dessen Grenzen hinaus."

Ein Brief Napoleon's an den Papst, worin er diesem rieth, die Romagna zum Opfer zu bringen, die Entlassung des Ministeriums Rattazzi in Turin und der Wiedereintritt Cavour's, der sein Portefeuille nur infolge des Friedens von Villafranca niedergelegt, in Frankreich Walewski's Rücktritt und Thouvenel's Ernennung, belebten die Hoffnungen der Italiener, und am 11. März 1860 fand die allgemeine Volksabstimmung in der Aemilia und in Toscana statt, welche für die Annexion an Piemont entschied. Diese Thatsachen werden in ruhiger Darstellung vorgetragen, der Widerspruch des Papstes findet natürlich eine schonungslose Kritik, welche sodann auch der Abtretung Savoyens und Nizzas an Frankreich mit größerm Rechte zu Theil wird. Die Wege der französischen Politik, die Aeußerungen ihrer Presse über die Nothwendigkeit jener Abtretung zur Sicherheit gegen Italien und über die „natürlichen Grenzen", das böse Wort „zurückverlangen" und die Stellung der Schweiz zu jener Frage wegen der neutralisirten Provinzen, werden scharf beleuchtet. Von der allgemeinen Abstimmung heißt es: „Wie immer dieses Ergebniß zu Stande gebracht sein mochte, es war da." Freilich, wer keine Mittel scheut, kann überall eine Abstimmung nach Belieben erhalten. „Die Heimat des italienischen Nationalhelden, Nizza, war keine italienische Stadt mehr. Garibaldi trat aus dem Parlament und ging nach Genua, bereits entschlossen, sich ein anderes Feld der Thätigkeit zu eröffnen als dasjenige, auf welchem Cavour und die piemontesisch-diplomatische Partei mit ihren Reden und Abstimmungen unbedingt herrschten."

Die Zustände im Kirchenstaat, wo Lamoricière das Commando der neu zu organisirenden Armee angenommen hatte und die in Venetien nach den geschilderten Begebenheiten, bieten dem Verfasser Gelegenheit zu mehr oder minder begründeten politischen Betrachtungen, dann folgt die Erzählung des sicilischen Aufstandes, welcher eine sehr gelungene Darstellung der geographischen Verhältnisse dieser Insel und ihrer Volkseigenthümlichkeiten, besonders für militärische Dienste, vorausgeht.

Die lebhafte Phantasie äußert sich gerade wie bei Kindern auch bei den Sicilianern häufig in Furcht. Ein lebhaftes feindliches Feuer macht er sich sofort zu einer Hölle; Ausreißen einzelner Abtheilungen wirkt leicht ansteckend; das imponirende Auftreten feindlicher Cavalerieabtheilungen macht den sicilianischen Soldaten scheu, und auf Vorposten, namentlich bei langem Stehen, sieht er leicht Gespenster. Dies sind Eigenthümlichkeiten, auf welche bei seiner Führung Bedacht genommen werden muß. Es ist keineswegs so unmöglich, als es scheint.

Der Verfasser hat diese militärischen Volksstudien praktisch selbst gemacht.

Die Schilderung des Aufstandes auf Sicilien und seiner Bekämpfung durch Salzano in Palermo und durch Russo in Messina enthält viele Details, welche die Zeitungen nach ihrer Parteifärbung damals verschieden erzählt haben. Am 4. April war das Zeichen zur Erhebung für die ganze Insel in Palermo gegeben worden, gegen Ende des Monats hatten die Königlichen überall gesiegt und Sicilien war allem Anschein nach ruhig. In der That aber verhielten sich die Dinge ganz anders. Die Sicilianer warteten nur auf Garibaldi und arbeiteten in der Zwischenzeit daran, Einheit in ihre Organisation zu bringen.

Der zweite Abschnitt beginnt mit der Bildung der Expedition Garibaldi's, und stellt auch das Verhältniß Cavour's zu derselben dar, wobei sich der Verfasser der Ansicht zuneigt, daß Cavour die Unternehmung ganz gern gesehen, wenn er nur vorausgewußt hätte, daß sie scheitern würde.

Im glücklichsten Falle konnte man etwa annehmen, daß Garibaldi den Aufstand wach erhielte und dadurch die Verwickelungen vermehrte, daß endlich Piemont einen greifbaren Grund zum Einschreiten erhielt; im andern Fall erlag Garibaldi, Cavour war den Störenfried los, Italien hatte einige Märtyrer mehr und Cavour die Muße, seine Zeit abzuwarten.

Ueber die Einschiffung und die Landung bei Marsala, welche durch die neapolitanischen Kreuzer nicht verhindert, durch den Commandanten der englischen Fahrzeuge geradezu begünstigt wurde, lesen wir die bekannten Thatsachen.

Dann wird die neapolitanische Armee einer scharfen Besichtigung unterworfen, mit deren Urtheil wir vollkommen einverstanden sind, besonders über dasjenige, welches die Offiziere betrifft. So nur erklärt sich, wie ein organisirtes Heer, das auf 130—140000 Mann zu bringen war, vor 1000 Freiwilligen, unter Führung des „Richters von Italien", eine so schmachvolle Rolle spielen konnte. Die Expedition war in sieben Infanteriecompagnien eingetheilt, deren Commandanten uns genannt werden; wir erfahren auch von ihren Verdiensten um die frühere Revolution, hätten aber auch über ihre sonstigen Verhältnisse gern etwas gehört. Am 5. Mai war die Expedition von Genua ausgelaufen, am 11. Mai bei Marsala gelandet; am 12. Mai hatte Garibaldi den Marsch in das Innere angetreten, und am 14. Mai auf den Antrag der Einwohnerschaft von Salemi sich zum Dictator Siciliens erklärt, „im Namen Victor Emanuel's, eingeladen dazu von den befreiten Gemeinden der Insel". Die letzte Phrase anticipirte den allerdings nicht zu bezweifelnden Erfolg. Als erster Regierungsact erschien ein Erlaß über die Organisation des sicilianischen Heers, auf die Conscription basirt, gegen welche die Sicilianer sich immer gesträubt hatten. Sie kam aber nicht zur Ausführung. Alle Sicilianer, welche nach und nach in das active Heer Garibaldi's traten, waren Freiwillige, eine elend kleine Zahl. Nach dem Festlande kamen, hoch gerechnet, gewiß nicht mehr als 4000 Sicilianer. Zwei neue Compagnien

Alpenjäger wurden jetzt gebildet, außerdem fanden sich noch etwa 2000 Mann Guerillascharen ein. Der neapolitanische Brigadier Lando hatte mit drei Bataillonen, 200 Pferden und vier Gebirgskanonen Calatafimi besetzt; hier fand denn am 15. Mai der erste Zusammenstoß statt, in welchem die Garibaldiner, obwol nur halb so stark, die Königlichen zum Rückzug zwangen.

Die Betrachtungen über dies erste Gefecht sind treffend und wahr. „Ein erster Kampf gibt fast stets mehr oder minder ein Bild aller folgenden Kämpfe des gleichen Feldzugs, wenn die Gegner im wesentlichen dieselben bleiben." Die Gründe des Siegs werden in dem Zauber des Führers, der eine wahrhaft großartige Macht über die Gemüther besitzt, in der persönlichen Tapferkeit, Ausdauer und dem innigen Verhältniß der Soldaten unter sich, wie zu dem Führer, endlich aber in dem Princip des Angriffs gefunden. Während die Neapolitaner immer nach bessern Stellungen suchend, zurückgingen, griffen die Garibaldiner stets an und die Defensive war für sie nur Lückenbüßer. Die Ungeübtheit der meisten Soldaten machte ein Vorgehen in geschlossener Ordnung fast unmöglich.

Es geschah in losen Linien, die sich in heftigem Feuer oder in bösem Terrain weiter auseinander zogen, bei minder heftigem Feuer und gangbarerm Terrain von selbst mehr zusammenschlossen. Die Nachbarn behielten einander im Auge und verloren einander eigentlich nie. Auf diese Art ward selbst ein momentanes Zurückweichen, selbst auf weitere Entfernungen, selten von Nachtheil. In den eigentlichen Garibaldinern ging der geistige Zusammenhalt über den materiellen, und ihr Kampf, von dem Moment der persönlichen Tapferkeit getragen, hatte etwas von dem Kampf der Spartiaten. Er war ein System von Einzelkämpfen, nicht eine Reihe ungeordnetes Conglomerat von Einzelkämpfen, da kein Mann des andern vergaß oder sich außer Zusammenhang mit dem Ganzen glaubte.

Das scheint uns allerdings etwas idealisirt zu sein. Auf die Niederlage von Calatafimi folgte die Abberufung des Fürsten Castelcicala und die Ernennung Lanza's zum Generalstatthalter von Sicilien. Die Ereignisse sind zu neu, als daß unsere Leser sich nicht erinnern sollten, wie Garibaldi jetzt auf Palermo zog und in die Stadt eindrang, wo ihm von seiten der Truppen kein erheblicher Widerstand entgegengesetzt wurde. Wäre das der Fall gewesen, so hätte der Handstreich gegen 24000 Mann weder gelingen, noch jene schmachvolle Convention an Bord des englischen Admiralschiffs zur Folge haben können. Rüstow verurtheilt die Armee und ihre Führer bei dieser Gelegenheit mit Recht auf das strengste:

Allerdings war der Zustand der neapolitanischen Truppen ein scheußlicher. Die Offiziere hatten keine Gewalt mehr über die Soldaten. Der Aberglaube der letztern war durch die bisherigen Erfolge Garibaldi's geweckt. Sie schlossen daraus nicht auf die mangelhafte Befähigung der meisten ihrer Offiziere, sondern auf die Unüberwindlichkeit Garibaldi's. Der Glaube, daß dieser mit einer geweihten Hostie geimpft und dadurch unverwundbar sei, war allgemein.

Dazu kam die Erbitterung gegen die Bewohner Palermos, von deren Eingreifen in den Straßenkampf die Soldaten allerdings gelitten hatten; die dadurch erzeugten Excesse brachten nun vollends die Truppen aus der Hand ihrer Führer, deren Energielosigkeit, Unfähigkeit und Mangel an Glauben an den Fortbestand des bourbonischen Regiments jene vollständige Rathlosigkeit erzeugte, welche vom 30. Mai an immer deutlicher hervortrat. Lanza's Schreiben an Garibaldi, welches die Zusammenkunft beantragte, nennt Rüstow „eine kolossale Dummheit"; die Weise, in welcher es geschrieben, hält er nicht für eine Folge der Achtung, sondern der gemeinen erbärmlichsten Furcht. Wer wollte ihm widersprechen! Wären die neapolitanischen Generale nicht blos „epaulettirte Nullitäten" gewesen, so hätte Garibaldi unzweifelhaft sein Aspromonte schon 1860 gefunden. So aber konnte er in Sicilien nicht allein eine neue politische, sondern auch die militärische Organisation betreiben, welche ihn in den Stand setzen sollte, nachher auch auf das Festland überzugehen, „auf dem er die Fahnen Italiens über Neapel und Rom, schließlich nach Venetien zu tragen hoffte".

Die Einführung der Conscription auf Sicilien war gescheitert, er mußte sich also auf die Alpenjäger, auf die regulären Truppen, welche einzelne sicilianische Führer organisirten und die zu erwartenden Zuzüge aus Oberitalien stützen. Diese brachte Medici am 20. und 21. Juni. Jetzt konnten die Operationen gegen die Süd- und Ostküste der Insel beginnen. Die Wegnahme zweier Transportschiffe durch eine neapolitanische Fregatte veranlaßte Proteste des sardinischen und amerikanischen Gesandten und wirklich wurden die Fahrzeuge als Eigenthum dieser Nationen mitsammt den Gefangenen freigegeben. Nicht mit Unrecht, wie Rüstow zugibt, beklagten sich die Neapolitaner, daß ihnen durch solche Proteste alle Mittel des Widerstandes abgeschnitten würden. Bei Milazzo, wo die Königlichen Stellung genommen hatten, kam es nun zu ernsten und entscheidenden Kämpfen, deren Schilderung wieder eine klare Terrainbeschreibung vorangeht. Medici war anfangs gegen Bosco, mit dessen Disposition Rüstow einverstanden ist, in Gefahr, Garibaldi kam ihm aber mit neuen Verstärkungen, welche mittlerweile unter Cosenz angekommen waren, von Palermo zu Hülfe und lieferte am 20. Juli 2000 gegen 5000 Mann das siegreiche Treffen, dessen interessante Gefechtsmomente hier gut erzählt werden. Von den neapolitanischen Berichten über dasselbe wird gesagt, daß sie den Stempel der Verlogenheit offen an der Stirn tragen. Der Verlust der Garibaldiner betrug ein Fünftel, der der Neapolitaner, welche den Vortheil gedeckter Stellung und einer bedeutenden Artillerie gehabt, nur ein Dreißigstel der im Gefecht gewesenen Truppen, was allerdings weder auf einen hartnäckigen, noch tapfern Widerstand, den sie sich zuschrieben, schließen läßt. Bosco in der Citadelle von Milazzo mußte am 24. Juni, von seiner Regierung im Stich gelassen, auf freien Abzug capituliren. Die neapolitanische Flotte wurde schon für so unsicher angesehen, daß man sich ihrer gar nicht mehr zu bedienen wagte; den Abfall des Veloce, der bei dem Gefecht schon für Garibaldi mitgewirkt, erzählt unser Werk vorher, natürlich rein thatsächlich. Dann folgte die Convention

von Messina am 28. Juni, kraft deren die Stadt von den Königlichen geräumt wurde und nur die Citadelle mit ihren Forts in ihren Händen blieb, von welcher sie der Stadt nur Schaden zufügen sollten, wenn in derselben Angriffsarbeiten ausgeführt oder die Befestigungen selbst angegriffen würden.

Die nächsten Abschnitte sind den politischen Verhältnissen geweiht und mit einem Humor, der oft genug zum Hohn wird, geschrieben. Die Verleihung der Constitution in Neapel nennt der Verfasser einen Act der Schwäche, eine Misgeburt, eine widerwärtige Quälerei.

Franz II. versprach Sicilien eine beschränkte Autonomie und einen Vicekönig, aber Sicilien war nicht mehr sein; er verkündigte eine allgemeine Amnestie und mußte wissen, daß Piemont die Feinde, die es ihm großgezogen hatte, über den Boden Neapels ausschütten werde; er wollte ein Einverständniß mit Sardinien erzielen, aber wenn es für Cavour leicht war, Neapel ohne Einverständniß mit den Bourbonen zu haben, wenn er blos das Maul aufzuthun brauchte, um sich die gebratenen Tauben hineinfliegen zu lassen, warum sollte er sich erst mit Franz II. verstehen?

Die Zustände Neapels werden dann in das grellste Licht gesetzt, ebenso Cavour's Intriguen, welcher Garibaldi alle möglichen Hindernisse bereitete. Die neapolitanische Regierung sollte gestürzt werden, aber nicht durch Garibaldi; man hoffte auf eine Palastrevolution. Um diese abzuwarten, kam es darauf an, mit der jetzigen Regierung nicht offen zu brechen, „damit der Täuberich Cavour seine Taubenunschuld vor der ganzen politischen Welt Europas bewahre, und endlich sagen könne: Seht ihr, so geht's; was soll man machen? Wir müssen König von Neapel werden." Der letzte Trumpf, den Cavour gegen den „Störenfried" Garibaldi ausspielte, war der Brief, zu welchem Victor Emanuel bestimmt wurde. Er rieth darin für den Fall einer vollständigen Räumung Siciliens durch die Königlichen von jeder fernern Unternehmung gegen Neapel ab und behielt sich, wenn Garibaldi anderer Meinung sei, ausdrücklich die ganze Freiheit des Handelns vor. Schon vorher hatte Cavour Garibaldi zwei Männer auf den Hals gesendet, die nur Unheil in Sicilien stiften konnten. Der erste, unschuldigere, war der Marquis Torrearsa, der andere, giftigere, der Intriguant Lafarina; beide wollten die sofortige Erklärung der Annexion Siciliens an Piemont. Rüstow's Stellung zu der italienischen Frage ist wol unsern Lesern längst klar gewesen; er will keine „Verpiemonteselung Italiens"; wie er sich aber gegen den gefeierten Cavour, den „großen Mann" des Liberalismus und seine „Spießgesellen" und überhaupt über die Liberalen ausspricht, mag diesen beweisen, mit welcher Verachtung ehrliche Radicale, zu denen Rüstow unbestritten gehört, auf sie blicken.

Garibaldi griff endlich bei den gegen ihn gerichteten turiner Wühlereien durch, ließ Lafarina arretiren und in Genua „aus der Luft an das Land setzen". Das war kein Bruch mit Cavour, sondern nur die offene Erklärung desselben, der schon lange vorhanden gewesen. Dem Könige antwortete Garibaldi, daß er ihm diesmal nicht gehorchen könne, erst wenn er seine Aufgabe erfüllt und die Völker von einem verabscheuten Joche befreit habe, werde er seinen Degen zu den Füßen des Königs niederlegen und ihm bis an das Ende seiner Tage gehorchen. Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß er nicht blos von dem Volke spricht, sondern von den Völkern: Italiens Volk wird er doch nur für eins gehalten haben, sein Ausdruck zeigt, daß er schon damals in Gedanken über die Grenzen Italiens hinausging, und paßt darum sehr wohl zu seinen neuen brieflichen Erlassen an andere Völker. Garibaldi ging also auf das Festland über.

Der dritte Abschnitt unsers Werks erzählt die Ereignisse von diesem Zeitpunkt, Mitte August bis zum Fall von Capua am 3. November. Eine Darstellung des Kriegsschauplatzes geht wiederum zur Orientirung voraus. Dann werden die Kräfte berechnet, über welche Garibaldi Ende Juli verfügen konnte. Der Verfasser streicht die wunderlichen Rechnungen, welche darüber aufgestellt worden sind, bis auf „ungelogen" 12000 Mann. Diesen konnte der König trotz aller Zersplitterung seiner Streitkräfte, zu welcher er gezwungen sein kann, immer noch 50—60000 Mann entgegenstellen. Garibaldi mußte daher Verstärkungen suchen oder den Feind irgendwie schwächen, im wesentlichen zersplittern. Dazu dienten die kleinen Landungen und die Organisation des Aufstandes durch Agenten in den verschiedenen Landschaften Neapels. Eine Verstärkung war für Garibaldi durch die Expedition „Terranova" bereitet worden, welche Mazzini und der als Vertreter Garibaldi's in Genua zurückgebliebene Dr. Bertani gegen den Kirchenstaat organisirt hatten. Sie war 9000 Mann stark und in sechs kleine Brigaden getheilt, Oberbefehlshaber derselben war Oberst Panciani und Chef des Generalstabes W. Rüstow, der Verfasser unsers Werks, der schon im schweizerischen Heere einen höhern Rang bekleidete und von Garibaldi zum Obersten ernannt worden war. Die piemontesische Regierung, unzufrieden mit dem Plane der römischen Expedition, hatte durch Farini mit Bertani eine Convention abgeschlossen, wonach sie dem Corps zwar allen Vorschub leisten wollte, jedoch unter der Bedingung, daß es nach einem Hafen Siciliens gehe; von dort könne es sich dann hinwenden, wo es wolle.

Durch das Spiel der Umstände ereignete sich, daß die piemontesische Regierung diesmal ganz im Sinne Garibaldi's handelte. Als Bertani auf Sicilien mit dem Dictator zusammentraf, hatte dieser bereits die wirkliche Stärke seiner Streitkräfte erkannt und beschlossen, die Expedition Terranova nach Sicilien zu ziehen. In diesem Sinne ward er auch von einem Theile seiner Führer bearbeitet, welche durch die fette Division Terranova ihre eigenen magern Divisionen aufzufüttern gedachten. Und wenn man bedenkt, wie gewisse Leute nach der Auflösung der Südarmee sich innigst an Cavour anschlossen, kann man sich des Verdachts kaum erwehren, daß sie schon vorher mit Cavour in allem, was sich auf die Division Terranova bezog, arbeiteten.

Panciani, welcher versprochen hatte, nur ins Römische zu gehen, legte, nachdem Garibaldi sich dagegen erklärt hatte, sein Commando nieder und Garibaldi übertrug Rüstow den Befehl über die drei noch vereinigten Brigaden der Expedition. Nach verschiedenen kleinen Lan-

rungen erfolgte nun der Uebergang nach Calabrien, wo einige Gefechte stattfanden, die Citadelle von Reggio sich ergab und mehrere neapolitanische Colonnen ohne viel Widerstand die Waffen streckten. Rüstow sagt: „Daß bei den großen Erfolgen Garibaldi's viel Schimpfliches von seiten der Neapolitaner mit unterlief, ist unbestreitbar. Wenn die neapolitanischen Generale und Offiziere brave Männer waren, so wurden die raschen Erfolge Garibaldi's eine absolute Unmöglichkeit.“ Dagegen stellt er entschieden in Abrede, daß Garibaldi mit Geld operirt habe, um sich Verräther zu kaufen, Garibaldi habe kein Geld gehabt und seine ewige Geldverlegenheit erst nach der Einnahme von Neapel aufgehört.

Die Insurrection im ganzen Gebiete des Königs, die sich nun erhob und auch die Truppen gewann, unterstützte Garibaldi mächtig; in Neapel selbst herrschte völlige Rathlosigkeit und die Schilderung der dortigen Situation wird durch die Adresse des Ministeriums an den König, welche ihm räth, Neapel zeitweilig zu verlassen, den Brief des Grafen von Syrakus, der seinen Neffen bestimmen will, die Krone zum Opfer zu bringen, und andere Manifestationen reactionären und revolutionären Inhalts trefflich bestätigt. Der Gedanke einer Neutralisation der Hauptstadt schlug fehl; Brenier, der französische Gesandte, rieth dem König, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, dieser wollte aber erst einen Erfolg sehen und begab sich, als Garibaldi auf Neapel marschirte und General Ghio mit seinem Corps auch die Waffen gestreckt hatte, am 6. September nach Gaëta. Zwei spanische Fregatten begleiteten ihn, von seiner eigenen Kriegsflotte hatte er kein einziges Schiff bei sich. Er hinterließ eine Proclamation an sein Volk und einen Protest an die Mächte, welche beide gleich wenig Früchte trugen. In Neapel fand sogleich ein Ministerrath statt, in welchem eine Adresse an Garibaldi berathen wurde, sie brauchte nicht erst entworfen zu werden, denn Liborio Romano, der längst nur für Garibaldi thätig gewesen, zog sie gleich fix und fertig aus der Tasche. Am 7. September hielt denn der Dictator Beider Sicilien seinen Einzug in Neapel, wo er eine Proclamation an die „geliebte Bevölkerung“ erließ und seine Regierung mit einer Verordnung begann, durch welche er die gesammte neapolitanische Flotte mit dem sardinischen Geschwader des Admirals Persano vereinigte. Seine weitere politische Thätigkeit wird mit Vorliebe geschildert und besonders in der Einsetzung von Gouverneuren in den Provinzen — im Gegensatz der piemontesischen Centralisation — und in der Errichtung einer Erziehungsanstalt für Knaben aus dem Volk staatsmännischer Blick gefunden, weil er durch letztere die Jugend militärisch erziehen und dadurch das Milizsystem für Italien anbahnen wollte. „Seine Volksbewaffnung ist nichts anderes, kann am Ende zu nichts anderm führen als zu dem Milizsystem.“

Dann wendet sich der Verfasser dem Kriegsschauplatze am Volturno und Garigliano zu, auf welchem die Südarmee ihre letzten Kämpfe bestehen sollte. Die Beschreibung desselben zeigt, daß sie auf eigenem Augenschein beruht. Den ersten Vorpostenscharmützeln folgte nun als erstes ernstes Gefecht seit dem von Reggio das von Capua. Der Verfasser, der es geleitet hat, sagt darüber von sich selbst: „Wenn man die neuere Kriegsgeschichte ernstlich durchgeht, so wird man keinen einzigen Neben- oder sogenannten Scheinangriff finden, bei welchem auch nur entfernt Aehnliches geleistet wurde, als bei dem Angriffe Rüstow's auf die Neapolitaner bei Capua.“ Es mag das die Antwort auf die Angriffe sein, welche Rüstow über dies Gefecht bekanntlich in der Presse und sonst erlitten hat. Als nach der Wiedereinnahme von Cajazzo durch die Königlichen Medici für den erkrankten Türr das Commando der Avantgarde erhielt, reichte ihm Rüstow, welcher Generalstabschef bei derselben geblieben, einen motivirten Operationsplan ein, der auf fortgesetzten Angriff drang, weil der Stillstand einer so jungen Armee nur gefährlich werden könne. Auch hielt er den Einfall der Piemontesen in die Marken und Umbrien, welcher bekannt geworden, für mehr gegen Garibaldi und die Südarmee, als gegen den Papst gerichtet, was er jedoch nicht aussprach. Zur Ausführung seines Plans wurden zwar einige Anstalten getroffen, aber alles ging schwächlich. Er klagt mehrere der höhern Offiziere an, die von dem Marsch verwöhnt, welcher fast ohne Waffenthat bis hierher geführt, keine große Lust mehr gehabt, etwas Vernünftiges und Ernstes zu thun, da die von Norden andringenden Piemontesen schon Franz II. in die Enge treiben würden. Er glaubt, daß diese „Quietarier“, welche sich später so vortrefflich mit Cavour, Fanti und Farini verstanden, schon im September die Verpflichtung gefühlt, die Plane derselben zu unterstützen. Thatsächlich blieb die Armee in ihren defensiven Stellungen am linken Volturnoufer, bis die Königlichen selbst zum Angriff übergingen; bei jedem Flintenschuß auf den äußersten Vorposten wurden sämmtliche Lager alarmirt, sodaß die Truppen eigentlich aus der Bereitschaft gar nicht herauskamen. Rüstow sagt selbst, daß in der obern Leitung der Südarmee nicht alles in Ordnung, nicht alles aus Einem Guß gewesen sei, ohne sich über diese Beschuldigung seines Helden näher auszulassen.

Am 1. und 2. September erfolgte dann die Entscheidungsschlacht am Volturno und der Verfasser übernimmt es mit Freuden, das Lügengewebe der Piemontesen, daß die Schlacht von ihnen gewonnen sei, zu zerstören. Er selbst war jetzt Generalstabschef der Reserve, welche Türr befehligte. Recht hat er, daß aus den Zeitungsberichten jener Zeit sich nur ein gefälschtes und entstelltes Bild der Schlacht ergab. Er erzählt sie denn „als unabhängiger Schriftsteller“ im vollen Lichte der Wahrheit. Ob sie „eine Waffenthat gewesen, die sich dreist den ersten aller Zeiten an die Seite stellen darf“, lassen wir unerörtert; jedenfalls geht aber aus der interessanten Darstellung klar hervor, daß am 1. October kein piemontesischer Soldat, und am 2. October nur an dem kleinen Gefecht von Caserta ein 400 Mann starkes piemontesisches Bersaglieribataillon theilgenommen hat, welches nur zwei oder drei Verwundete gezählt. Jene

Behauptung der „Cavourianer", daß die Südarmee am Volturno nur durch die Piemontesen vor Vernichtung gerettet worden, zerfällt also in nichts. „Der glänzendste, lohnendste Theil der Aufgabe", versichert der Verfasser, „fiel am 1. October der Reserve und insbesondere der von Rüstow vorgeführten Abtheilung zu." Er nennt den Sieg gleichwol einen unvollständigen, weil er nicht durch den Uebergang über den Volturno ausgenutzt wurde, und tadelt Garibaldi, dessen Verhalten in der Schlacht er als unvergleichlich geschildert, daß er denselben verschoben hat. Zur Erklärung des Einflusses, welchen das Vordringen der Piemontesen auf diesen Entschluß und den überhaupt Cavour auf die Südarmee gewonnen, erzählt er zunächst die Invasion in die römischen Staaten.

Die Motive Cavour's, welche hier nachgewiesen werden, sind gewiß richtig bezeichnet. Es galt, in den Kampf einzugreifen, um die Karten in die Hand zu bekommen. Dazu mußte zuerst Garibaldi, der kein Statthalter Cavour's sein wollte, geschwächt werden, materiell, indem man ihm die Verstärkungen abschnitt, moralisch, indem Cavour die Gewalt, die er über die gesammte europäische Presse besaß, dazu benutzte, das Ansehen Garibaldi's und die Erfolge der Südarmee durch Lügen herabzusetzen. Truppen direct nach Neapel zu senden, war mislich, es hätte Conflicte herbeigeführt, die man vermeiden wollte; der Weg durch den Kirchenstaat verschaffte den Dingen in Neapel Zeit, sich zu entwickeln, und den Lügen der europäischen Presse Zeit, Wurzel zu fassen. Der Feldzug gegen Lamoricière, 45000 Mann gegen 8000 Mann mußte glänzend werden, gloriose Bulletins veranlassen und alle Thätigkeit Garibaldi's in den Hintergrund drücken. So wurde der Entschluß reif. Die Unterhandlungen mit Frankreich, der Vorwand zum Einrücken, die von der turiner Regierung im Kirchenstaate organisirte Revolution, die Beleidigung des Papstes, indem man den frühern Gesandten, dem er hatte seine Pässe zustellen lassen, jetzt mit der Forderung an ihn schickte, seine Fremdtruppen zu entwaffnen und zu entlassen — wir lesen das hier in getreuer Zusammenstellung. Dann wird der vierzehntägige Feldzug gegen Lamoricière erzählt, der nicht im mindesten an eine Gefahr von Norden dachte, worin er durch Mittheilungen über die Aeußerungen des französischen Gesandten und die vielbesprochene Depesche, wonach Napoleon sich dem Einrücken der Piemontesen widersetzen werde, noch mehr bestärkt wurde. Lamoricière's Entschlüssen, als er sich getäuscht sah, läßt der Verfasser alle Gerechtigkeit widerfahren. „Welche Ursache die Piemontesen haben könnten, sich des Tags von Castelfidardo besonders zu rühmen, ist schwer einzusehen."

Nach der Einnahme von Ancona, welche den Feldzug beendigte, stand den Piemontesen kein materielles Hinderniß mehr im Wege, in das neapolitanische Gebiet einzurücken. Cavour hatte dem zusammenberufenen Parlamente das motivirte Annexionsgesetz bereits vorgelegt, nachdem der König das Abschiedsgesuch abgelehnt, das Farini und Fanti, veranlaßt durch Garibaldi's Forderung, sie zu entlassen, eingereicht hatten. Der König stellte sich selbst an die Spitze seiner Truppen, welche am 9. October die neapolitanische Grenze überschritten, während das Annexionsgesetz erst am 11. October im turiner Parlamente angenommen wurde. Die Proclamation des Königs kritisirt der Verfasser scharf: es sei höchst possirlich, daß Farini sich, um die monarchischen Mächte Europas für den piemontesischen Einfall in Neapel zu gewinnen, ungefähr der gleichen Worte und Wendungen bediene, wie der Papst, um Europa gegen den piemontesischen Einfall in sein Gebiet auf die Beine zu bringen.

Die Noten der europäischen Mächte über diesen Schritt werden dann beleuchtet, natürlich schließt sich der Verfasser der Argumentation Russell's, welche allein die italienische Revolution billigt, vollkommen an, wenn er auch die Hülfe der Piemontesen mit andern Augen ansieht als der schulmeisterliche Lord, mit seinem Vattel in der Hand. Die politischen Vorgänge in Neapel, wo Garibaldi, von beiden Parteien bearbeitet, hin- und herschwankte, die Verhandlungen mit Mazzini, um diesen zu entfernen, der Bruch Garibaldi's mit seinem Prodictator Pallavicini, und wie es dann, ohne vorher durch ein Parlament für Süditalien geeignete Beschlüsse zu fassen, doch zu dem von Cavour beliebten Plebiscit gekommen, erzählt unser Werk seinen Lesern, „welche schon vollkommen in den großen Zwiespalt zwischen Cavouristen und Mazzinisten oder Garibaldinern eingeweiht sind, welche wissen, wie dieser Streit nicht blos auf großen Principien, sondern auch auf persönlichen Feindschaften beruht, aus persönlichen und öffentlichen Differenzen zusammengewebt ist". Garibaldi wurde durch diese politischen Beschäftigungen förmlich das Leben verleidet, weil er sah, wie selbst diejenigen, auf die er am meisten gerechnet hatte, sich der neuen Sonne zuwandten: dadurch erklärt sich, warum er sich in militärischer Beziehung einer entschiedenen Unthätigkeit überließ. Die Südarmee hatte nach der Schlacht am Volturno ihre Defensivstellung behauptet, die Königlichen aber mußten nach dem Einmarsch der Piemontesen und dem leichten Siege bei Isernia gegen den ihnen entgegengeschickten Scotti Capua räumen, vor welchem diese jetzt in erste Linie gerückt waren. Rüstow widerlegt ausdrücklich, daß eine Revue des detachirten Corps, das er geführt, vor dem Könige stattgefunden, wenn er auch auf Garibaldi's Befehl dem königlichen Hauptquartier einen Dislocationsrapport eingesendet und die Parole dort empfangen habe. Er erzählt dabei, daß von Soldaten der englischen Legion, die er „faul, gefräßig und zügellos" nennt, auf den König mit seiner Reiterescorte, die sie für Neapolitaner angesehen, geschossen worden sei.

Der letzte Abschnitt führt die Darstellung des Krieges zu Ende. Der König hielt mit Garibaldi, der auch bei dieser Gelegenheit sein rothes Hemd nicht mit der piemontesischen Generalsuniform vertauschte, seinen Einzug in Neapel, wo der Vereinigungsact vollzogen wurde und Garibaldi seine Dictatur niederlegte, um sich nach Caprera zurückzuziehen. Sein Abschied von der Südarmee verspricht ein baldiges Wiedersehen, im März 1861, und ruft: „Zu den Waffen, alle, alle! Wenn der März 18

nicht eine Million Italiener in Waffen findet, dann, arme Freiheit! Armes Leben Italiens!" Dieser prophetische Ruf scheint sich bestätigen zu wollen.

Die Südarmee, auf deren Zusammenbleiben er gerechnet hatte, löste sich nun auf, weil die ihr gebotenen Bedingungen der Umwandelung in ein besonderes Corps der regulären Armee nicht annehmlich erschienen; über die Behandlung der Offiziere durch die gemischte Commission, die ihre Rechte prüfen sollte, spricht sich Rüstow unwillig aus. Seitdem ist es aber anders geworden. Den Schlußact des Kriegs, die Belagerung und Einnahme von Gaëta, schildert er mit freiem militärischen Blick und nennt Lecomte's Bemerkung in seinem Werke „L'Italie en 1860" die beste Kritik der „heldenmüthigen" Vertheidigung. Dieser sagt:

„Wenn die Russen Sebastopol vertheidigt hätten, wie die neapolitanischen Generale Gaëta, würden sie ohne Zweifel sich nicht 14 Tage hinter ihren schlechten Wällen gehalten haben; dagegen kann man auch mit Recht sagen, daß, wenn die Verbündeten gegen Sebastopol dieselbe Methode angewendet hätten, wie die Sarden vor Gaëta, sie wol 10 Jahre vor dessen Mauern hätten bleiben können.

Der Fall von Messina und Civitella di Tronta nahm Franz II. die letzten Punkte seines Reichs und der Krieg war zu Ende. Betrachtungen über das Königreich Italien, dessen noch unfertige Gestalt und die Gefahren, mit denen es noch zu kämpfen hat, schließen das Werk, welchem der Verfasser noch außer acht guten Karten und Plänen die Organisationsentwürfe für das Heer und, durch Garibaldi eingereicht, für die allgemeine Bewaffnung hinzugefügt hat. Er sagt dann: „Wir schließen hier diesen Band, ohne daß wir zu hoffen wagten, wir hätten die Geschichte des italienischen Unabhängigkeits- und Einigkeitskriegs damit abgeschlossen." Gewiß nicht. Was in Italien, seitdem Rüstow dies schrieb, vorgegangen ist, die Stimmung in Neapel, besonders die in Toscana, scheint die absolute Einheit überhaupt ziemlich in Frage zu stellen und — mit oder ohne Krieg — wird Italien doch am Ende zu einer Bundeseinheit gelangen, wie sie Reumont in seiner neuesten Schrift: „Les projets de confédération italienne", für Italiens wahre Bestimmung erklärt. Es braucht ja kein Abbild des Deutschen Bundes zu sein!

Karl Gustav von Berneck.

Naturwissenschaftliche Phantasien.

1. Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einflusse der menschlichen Hand (Daktylomantie). Ein culturgeschichtlicher Versuch von Carus Sterne. Mit 23 Illustrationen. Weimar, Voigt. 1863. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Schrift läßt es im Anfang ziemlich zweifelhaft erscheinen, ob er in den so ausführlich besprochenen Wahrsagekünsten ein Gläubiger oder ein Gegner sei; kehrt sich indeß der Leser nicht an diese Bedenklichkeit und liest er sich tiefer und tiefer in die anziehende Lectüre hinein, so gewinnt er doch bald die sehr erfreuliche Gewißheit, daß das Ganze darauf angelegt ist, das düstere Feld des Wahnglaubens mit dem klaren Lichte der Vernunft und der Wissenschaft zu beleuchten. Was mag nun wol die Ursache gewesen sein, daß das Buch es weder durch seinen Titel, noch durch seine Vorrede, noch durch seine Einleitung und anfängliche Darstellung klar an den Tag legt, welche Hauptabsicht es zu erreichen trachtet? Daß der Verfasser ursprünglich alle aufgetischten Wundergeschichten selbst für wahr gehalten habe und dann später erst enttäuscht worden sei, ist allerdings nicht gerade unmöglich, aber doch sehr wenig wahrscheinlich, denn wo sich der Wunderglaube erst einmal eingenistet hat, da ist er gar schwer wieder zu beseitigen, und wenn dabei der Betrug auch entlarvt worden ist, so wuchert er im betrogenen Betrüger um so üppiger weiter. Wir können uns also zu dieser Ansicht nicht verstehen, und glauben vielmehr, daß der Verfasser in diesem zweifelhaften Scheine einen Kunstgriff angewandt habe, um sich ein recht großes Publikum zu verschaffen und besonders die Klasse von Lesern zu gewinnen, welcher die Aufklärung und Enttäuschung am allermeisten noththut. Das Buch hat also den edeln Zweck, gegen den Aberglauben zu Felde zu ziehen. Der Verfasser hat schon viele gleichgesinnte Vorkämpfer, aber wir wünschen ihm von Herzen den reichsten Sieg, weil er sich nicht blos damit begnügt, das Ungereimte aufzudecken, zu belachen und zu verhöhnen, sondern auch nachweist, wie man dazu habe kommen können, und wie man nicht blos jetzt, sondern auch in den alleráltesten Zeiten sich habe täuschen und bethören lassen. Er versetzt allerdings auch zuweilen tödliche Hiebe, indeß merkt man es ihm doch überall an, daß er im humanen Bekehren viel mehr als im Todtschlagen seine Lebensaufgabe findet.

Machen wir uns nun zunächst mit dem Inhaltsverzeichniß des Buchs bekannt. Es zerfällt in sieben Hauptkapitel, wovon das erste über Bewegung und die dabei im allgemeinen mögliche Täuschung spricht; das zweite verbreitet sich über das magische oder siderische Pendel; das dritte faßt die Wünschelruthe ins Auge; das vierte handelt vom Metallfühlen; das fünfte vom weissagenden Hausgeräth; das sechste vom Tischrücken; das siebente vom Geisterspuk im 19. Jahrhundert. Dann enthält das Buch auch noch einen Anhang von drei Kapiteln, nämlich: 1) „Die Kunst des Wasserspürens", 2) „Das begeisternde Gas des Apoll", 3) „Der Dreifuß des idäischen Herakles".

Die verschiedenen Gegenstände werden nun jedesmal gerade so zur Darstellung gebracht, wie sie der blinde Aberglaube vorzuführen pflegt. Dann wird auch der historischen Entwickelung gehörig Rechnung getragen, wobei der Verfasser eine sehr große Belesenheit an den Tag legt. Bis dahin ist von Zweifel wenig oder gar nicht die Rede, und es sieht ganz so aus, als wenn der Verfasser ein tief eingeweihter Anhänger der Sache sei und ihr mit begeisterter Gläubigkeit das Wort redete. Hieran reiht sich aber die wissenschaftliche Prüfung und eine kritische Erwägung aller Umstände, wodurch das ganze prophetische Gebäude in nichts zusammenfällt und alles sich in Täuschung, in Lug und Trug auflöst. Es läßt sich nicht leugnen, daß hierin eine Methode liegt, welche segensreiche Früchte tragen kann. Aber dennoch kann man einige Bedenklichkeiten dabei nicht gut unterdrücken. Der Verfasser macht nämlich gar zu viel Worte, er wird dadurch nicht gerade langweilig, aber er betäubt seine Leser durch die Ueberfülle von Mittheilungen; dadurch werden besonders die wissenschaftlichen Gegengründe sehr verflüchtigt und verwaschen, es fehlt ihnen das Energische, Schlagende. Können wir daher die Methode im allgemeinen wol loben, so will uns die Anwendung doch nicht gerade gefallen, weil sie zu sehr auf Wortmacherei hinausläuft. Die gar zu eifrige Redelust verleitet den Verfasser auch oft zu Uebereilungen und offenbaren Unrichtigkeiten, so wird z. B. Thales von Milet als ein Anhänger und Nachfolger des Plinius dargestellt. Man kann es daher nur beklagen, daß das Buch, welches in vielfacher Hinsicht sehr gute Eigenschaften besitzt, den unangenehmen Fehler der leichtfertigen Schwatzhaftigkeit hat, welche es mit der Wahrheit und Wirklichkeit nicht eben zu gewissenhaft streng nimmt.

Um nun auch einige Proben der Darstellungsweise des Buchs vorzuführen, so wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf das magische Pendel. „Wenn bei den andern hier zu beschreibenden Orakelwerkzeugen mitunter einige Uebung in der Mani-

pulation erforderlich ist, so hat man hier weiter nichts nöthig als einen Ring — etwa einen goldenen Trauring — an einen mäßig langen Faden, oder an ein Frauenhaar zu knüpfen und dasselbe zwischen Zeigefinger und Daumen der einen Hand (ich halte die linke für geeigneter) über einem Trinkglase zu halten, sodaß der Ring in der Hohlung schwebt. Jetzt richtet man an den allwissenden Metallreif laut oder blos in Gedanken die Frage, welche man auf dem Herzen hat, wobei zu bemerken, daß der Fragsteller jedesmal selbst den Priester des Orakels zu machen hat. Ich nehme an, es habe jemand seine Uhr vergessen und wünsche zu wissen, wie spät es sei. Der Ring beginnt trotz der anfänglich ruhenden Haltung jetzt leise Schwingungen zu machen, welche fortwährend anwachsen, bis er mit hellem Klange gegen die Wandung des Glases schlägt. Man zählt: eins, zwei, drei, — die Schläge gehen fort bis zur augenblicklichen Stundenzahl, und sobald dieselbe erreicht ist, werden die Schwingungen kürzer und das Anschlagen hört auf." In dieser Weise entwickelt das Buch noch eine Reihe von andern prophetischen Leistungen des Ringes. Es bleibt auch nicht unerwähnt, daß vielleicht manche Leser ungläubig den Kopf schütteln möchten, indeß würde doch sogleich aller Zweifel gehoben, sobald man sich nur dazu entschlösse, den Versuch selbst anzustellen. „Aber was in aller Welt", läßt das Buch den Staunenden ausrufen, „kann denn das magische Pendel von meinen Gedanken und von der Zukunft wissen!" worauf dann geantwortet wird: „Genug, die Thatsache ist bestätigt, ihre Theorie werden wir nachher festzustellen suchen. Ich will Ihnen jedoch im voraus mittheilen, welche Anschauung sich im Laufe der Zeiten am meisten für diese und ähnliche Erscheinungen geltend gemacht hat. Da der todte Körper sich nicht aus eigener Macht bewegen kann, so muß eine fremde Kraft in ihn überströmen und ihn beleben. Dazu reicht aber keine simple Weltkraft aus, sondern es muß vielmehr eine geistige vernünftige und selbstbewußte Macht sein, da sie die Fragen nicht nur verstehen, sondern auch denkend beantworten soll. Bei größern Gegenständen, z. B. den weissagenden Tischen, pflegte man etwa anzunehmen, daß ein förmlicher individueller Geist, der aus dem Zwischenreiche kommt, von dem Möbel Besitz nehme und sich seiner wie eines ungefügen Körpers bediene. Natürlich kann dieser Geist dabei nur durch Stöße und Klopfen antworten, da jener hölzerne Leib keinen Mund zur wirklichen artikulirten Rede besitzt."

Die weitere Ausmalung dieser magischen Theorie möchte unsere Leser am Ende ermüden und wir brechen davon ab, fügen indeß noch als eine große Merkwürdigkeit hinzu, daß der Ring auf die Frage, von wem er zuerst erfunden sei, die Antwort: „Dodona", gegeben hat. Damit hat der Verfasser nun den Faden der historischen Untersuchung angeknüpft, den er dann sehr weit auszuspinnen versteht. Die hierauf folgende wissenschaftliche Untersuchung ergibt ohne weiteres, daß die Pendelschwingungen weder durch magnetische noch durch elektrische und magnetische Kräfte entstehen können. Dann bleibt nur noch eine geheime von den Nerven ausgehende Kraft übrig, von der eine solche Wirkung erwartet werden kann. „Und wirklich", ruft der Verfasser aus, „wurde in diesem Phänomen eine neue Kraft entdeckt, welche man so lange nicht gekannt hatte: die Macht des Willens über gewisse unmerkliche Bewegungen der Muskeln, die Macht des Vorurtheils über die Aufmerksamkeit." Damit ist denn der Grundgedanke zur Aufklärung der ganzen Wundergeschichte gegeben worden, und alles Folgende dient blos dazu, die Sache recht anschaulich und faßbar zu machen. Daß die Schwingungen des Ringes von unmerklichen kleinen Bewegungen der haltenden Finger herrührten, ergab sich aus dem Wegfall derselben, wenn Arm, Hand und Finger gut unterstützt und befestigt waren. Auch hat das Auge, indem es auf den Ring blickt und sich zugleich den Weg vorstellt, den derselbe nehmen werde, einen wesentlichen Einfluß; und der magische Ring verliert seine Kraft, wenn dem Experimentator die Augen verbunden werden, wie schon A. von Humboldt in seinem Werke über gereizte Muskel- und Nervenfasern bemerkt hat.

Von der Wünschelruthe, dem Tischrücken, Metallfühlen redet das Buch in ganz ähnlicher Weise; wir wollen daher nicht besonders dabei verweilen; dagegen bietet der „Geisterspuk des 19. Jahrhunderts" wieder ein ganz besonderes Interesse. Es bezieht sich dieser Spuk größtentheils auf das sogenannte Geisterklopfen, welches vielfach von sich reden gemacht hat und selbst noch in unsern Tagen die schwachen Köpfe der ungebildeten und überbildeten Geisterseher lebhaft beschäftigt. Zu Luther's Zeit, wo der Glaube an den lebendigen Teufel noch seine Herrschaft hatte, war die Meinung eine allgemein verbreitete, daß es in manchen Häusern spuke, daß darin der Böse sein Spiel treibe durch Klopfen, Poltern, Rasseln, Klirren u. s. w. Der Verfasser theilt nun einiges von dem mit, was Luther selbst erlebt hat; er erwähnt auch kurz, was Andreas Günther zu Naumburg und Professor Schuppart in Gießen für Qualen vom Poltergeiste haben erdulden müssen, und kommt nach und nach bis zu unserm Jahrhundert. Hier beginnt der Spuk bei der Juliane Weißkircher aus Ulrichskirchen-Schleimbach bei Wien in den Jahren 1844—48. Es waren sehr deutlich hör- und fühlbare Schläge, welche aus ihrem Körper an verschiedenen Stellen hervordrangen, als würde geklopft, gedroschen, gehämmert. Gerichtliche Untersuchungen haben nichts aufklären können. „Viel mehr Glück aber als bei uns", erzählt der Verfasser, „machten die Klopfgeister in Nordamerika, wo es der Polizei nicht einfällt, sich um solche Narrheiten zu bekümmern, was uns auch unendlich vernünftiger dünkt, da der Spectakel durch solche unverständige Interventionen allemal nur vermehrt werden kann, während die Prüfung nie so weit ausgedehnt oder mit so viel Kritik durchgeführt werden kann, daß der Betrug aufgedeckt wird. Es waren ein paar Landmädchen, Margaretha und Katharina Fox, welche im Dorfe Hydesville bei Arcadia im Staate Neuyork im Jahre 1848 zuerst Klopfgeister vernahmen. Diese unsichtbaren Wesen verrückten Tische und anderes Hausgeräth, zerrissen Sofaüberzüge, warfen lebendige Menschen aus einer Ecke in die andere, ließen Musik hören, und offenbarten den Geschwistern Fox, daß sie Geister, Seelen abgeschiedener Menschen seien. Ihre Sprache war natürlich immer wieder das bloße Klopfen; dreimal Klopfen bedeutet: ja, einmal: nein, zweimal: zweifelhaft. Ein Trost, daß auch im Geisterreiche noch Zweifel obwalten." Sie wußten auch bald mit Bewohnern des Jenseits zu verkehren und es fehlte nicht an Leuten, welche zu den beiden Mädchen kamen, um sie zu Vermittlerinnen bei den Klopfgeistern zu benutzen. Das Ganze beruhte in einem verschmitzten Betrug, der aber nicht aufgeklärt wurde. Am meisten tragen aber zur Nährung dieses Aberglaubens in Amerika die Schriftsteller A. J. Davis und Edmonds bei, welche in ihren vielfachen Schriften immer neue und neue Spukgeschichten erfinden und damit die Phantasie ihrer gläubigen Landsleute aufrühren. Der Verfasser gibt davon mehrere Mittheilungen, welche ganz interessant zu lesen, aber auch der Art sind, Schwachköpfe zu bethören. „Ich führe diese Fragmente deshalb ausführlich an", sagt er, „um meine Leser auf das falsche Spiel dieses verschmitzten Herrn Edmonds aufmerksam zu machen. Die ganze Schreibweise enthält für denjenigen, welcher ein wenig mit den Schlichen der Sophistik vertraut ist, den deutlichsten Beweis, daß dieser Richter Edmonds nicht etwa ein Selbstgetäuschter ist, der im Vertrauen auf seine Augen und Ohren der Mitwelt Märchen vorsetzt, sondern daß wir es hier mit einem verschmitzten Advocaten zu thun haben, der keine größere Freude kennt, als wie es schon seine frühere Praxis erforderte, der Welt etwas Ungeheuerliches weis zu machen. Darum die Zweifel und Winkelzüge, die Experimente, den Betrug aufzudecken. Edmonds kennt sehr wohl alle die Niederlagen, die die Medier schon erlebt haben, die plumpen Betrügereien, die ihnen zum Theil nachgewiesen worden, darum stellt er selbst alle die Zweifel auf, die seinen Zuhörern ebenfalls aufstoßen würden, und widerlegt sie sofort, damit jene keine Ursache behalten sollen, sie festzuhalten und selbst näher zu prüfen. Jedenfalls das schlaueste Manöver in diesem Gewebe von Betrug und

lügen ist aber das Zugeständniß, daß er einigemale Betrügereien bei den Mediern entdeckt habe...." Doch genug hiervon. Man sieht, der Verfasser hat seine Meister gehörig studirt und auch manches von ihnen gelernt.

In der Kunst des Wasserspürens lenkt das Buch die Aufmerksamkeit auch auf den berühmten Abbé Paramelle und weist nach, daß derselbe eine auf die Erfahrungswissenschaft gestützte Methode gehabt habe zum wirklichen Auffinden versteckter Wasserquellen. Es ist dies eine längst anerkannte Ansicht der Männer von Fach.

Damit wollen wir Abschied nehmen von einem vielfach interessanten Buche und ihm nur noch recht viel Glück wünschen in dem Streben, den Aberglauben zu besiegen.

2. Gedanken über die Naturkraft von A. Gether. Oldenburg, Schmidt. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dies Buch enthält wie das vorher besprochene naturwissenschaftliche Phantasien, nur mit dem Unterschiede, daß sie dort von dem Verfasser bekämpft wurden, hier dagegen von dem Verfasser für wahr gehalten werden; auch weichen sie darin voneinander ab, daß dort die Phantasien des ungebildeten großen Haufens, hier dagegen die eines alleinstehenden Gelehrten zur Darstellung gebracht werden. Aber ungeachtet dieser wesentlichen Verschiedenheiten stimmen sie doch im allgemeinen so weit miteinander überein, daß sie eine nachbarliche Besprechung ganz gut vertragen können.

In dem Vorwort stellt sich der Verfasser als einen Laien der Naturwissenschaften dar, welcher erwarten müsse, daß seine ganz neue Theorie über die Naturkraft nicht sogleich die Anerkennung der Fachgelehrten erhalten werde. Wenn man übrigens das Buch nur etwas näher ansieht, so gewinnt man sogleich die Ueberzeugung, daß sowol jenes Geständniß wie diese Erwartung auf unzweifelhafter Wahrheit beruht. Aber gerade aus diesem Grunde überläßt es der Verfasser mehr den Gebildeten aller Stände als den Fachgelehrten, zu beurtheilen, ob er die von ihm gestellte Aufgabe wirklich gelöst habe. Dabei möchte es nur zweifelhaft werden, ob sich der Kreis seiner Beurtheiler gerade so bilden und abschließen wird, wie er es sich denkt und wünscht. Wenn ferner der Herr Verfasser bemerkt, daß das, was er hier vorlege, kein systematisches Ganze bilde, sondern lediglich das, was die Ueberschrift andeute, so hat er vollkommen recht; aber es wäre gewiß auch ganz gut gewesen, wenn er seine unsystematischen Gedanken in eine gute übersichtliche Ordnung gebracht hätte. Das Buch bildet eine schwer verdauliche geistige Kost, und verlangt vom Leser, daß er dieselbe in einer einzigen Mahlzeit hinterbringe; denn an ein Eintheilen und Maßhalten ist nirgends gedacht. Wer indeß das Ganze mit gutem Appetit und Gesundheit verzehren kann, der muß in der That einen vortrefflichen geistigen Magen haben. Uebrigens besitzt das Buch ein sehr empfehlendes Aeußere, wer darauf viel gibt, wird vollkommene Befriedigung erhalten.

Ein Inhaltsverzeichniß können wir nicht angeben, da das Buch nun einmal ein einziges Kapitel mit der einzigen Ueberschrift „Gedanken über die Naturkraft" bildet. Man muß sich also schon dazu verstehen, den Inhalt des Buchs sich aus seinem Inhalte herauszulesen. Wir geben daher ohne weiteres zunächst dem Buche selbst das Wort.

„Nimmt man eine gewöhnliche hölzerne Garnrolle, d. h. eine solche, auf der das zum Verkauf kommende Nähgarn sich zu befinden pflegt, in der Mitte der Länge nach durchbohrt, und hält man unter die eine Mündung des Bohrlochs derselben ein Stück Papier, sodaß dieses Papier unter der Garnrolle sich befindet und die untere Fläche derselben bedeckt, so fällt es vermöge seiner Schwere herunter, sobald es nicht mehr unterstützt wird. Dies Herabfallen wird beschleunigt, wenn man durch das Bohrloch der Garnrolle von oben nach unten mit dem Munde Luft bläst. Bisweilen gelingt es aber, durch solches Hineinblasen in das Bohrloch der Garnrolle einen musikalischen Ton hervorzubringen oder doch ein Geräusch, welches einige Aehnlichkeit mit einem musikalischen Tone hat. Zugleich tritt die auffallende Erscheinung ein, daß nun das unter der Garnrolle gehaltene Stück Papier, auch wenn nicht mehr unterstützt, unter der Garnrolle haften bleibt und zwar anscheinend um so fester, mit je mehr Kraft man die Luft durch das Bohrloch bläst und je mehr der dadurch erregte Ton ein musikalischer genannt werden kann. Sobald man aber mit dem Durchblasen der Luft durch das Bohrloch aufhört, fällt das Papier vermöge seiner Schwere nach unten. Als ich vor einiger Zeit dieses Experiment als eine Spielerei machen sah, kam ich auf den Gedanken, daß die in dem Bohrloch der Garnrolle oder zwischen dieser und dem Papier vibrirende Luft eine Anziehung ausüben müsse und daß damit vielleicht der Schlüssel gefunden sei zur Erklärung von Naturkräften, über deren Wesen man bisher mehr oder weniger im Dunkeln gewesen sei. Ich hielt es für möglich, daß insbesondere die Schwerkraft einen ähnlichen Grund habe oder gar alle Naturkräfte auf Schwingungen elastischer körperlicher Materie zurückgeführt werden könnten." Damit haben wir eigentlich den Grund- und Schlußstein zum ganzen neuen Gebäude der Gether'schen Naturkraft. Den vorhin beschriebenen Versuch mit der Garnrolle machen die Fachmänner gewöhnlich mit dem Blasetisch auf sehr mannichfache Weise und erklären das Andrücken durch die Luftverdünnung, welche bei jeder elastischen Luftbewegung mit zum Vorschein kommen muß. Das Herbeiziehen einer ganz neuen Naturkraft hielt bisjetzt niemand für nöthig. Der Verfasser machte aber eine Ausnahme, und er war so glücklich, die Urnaturkraft aller Naturkräfte darin zu erkennen. Er forschte zunächst in den physikalischen Wörterbüchern nach, was man hier unter den Gesetzen der schwingenden Saiten verstehe, und erkannte dann, daß man hierbei noch einen sehr wichtigen Punkt übersehen habe, nämlich die „spiralförmige Aufwindung der schwingenden Saite nach Art eines Schraubengewindes". Mit dieser Schraube wird nun alles erklärt, was man in der Welt nur wünschen kann; ja es ist dem Verfasser ein Leichtes damit zu beweisen, daß alle Naturforscher verschroben sind, die nicht an seine neue Schraube als Urnaturkraft glauben wollen. Daß diese Schraube auch auf sein eigenes System angewandt werden könne, fällt ihm nicht ein.

Doch wir dürfen uns nicht zu lange beim Eingange aufhalten, sonst bleibt uns keine Zeit zum Beurtheilen und Genießen der reifen Früchte, welche vermittelst jener Urnaturkraft zur Reife gebracht sind. Wir gehen deshalb gleich etwas tiefer hinein und hören den Verfasser selbst. „Die Erde halte ich gleich allen andern Planeten für eine durch die Schraube einer schwingenden Saite gestaltete Blase. Was ihre Entstehungsweise anlangt, so muß ich auch hier wieder zunächst auf das verweisen, was oben über die Bildung einer Wolke vorgetragen worden und was ich unverändert auf die Entstehung der Planeten anwende. Unsere Erde ist hiernach durch die Schraube eines schwingenden luftförmigen Stranges hervorgerufen, welcher Strang sechs Fäden seine Entstehung verdankte, die sich von einer dickern Schnur abgetrennt haben, wie letztere durch die Zeichnung Nr. V von Fig. 23a im Querschnitt dargestellt wird. Sechs oder fünf Fäden vermögen sich freilich nach bereits gegebener Darlegung nicht zu einer harmonisch schwingenden Saite zusammenzulegen und können deshalb von den erwähnten abgetrennten sechs Fäden nur vier die schwingende Saite der Erde bilden. Die andern zwei werden Aerolithenringe und Kometen gebildet haben."

Nun was sagen meine Leser zu dieser Probe? Ich sehe in Gedanken ihren verwunderten Blick und den Mund zum Fragen geöffnet; aber es möchte schwer fallen, sie anders zufrieden stellen zu können als mit den Worten des Buchs selbst, darum gehen wir gleich noch einen Schritt weiter. Wir waren bei der Erde, welche der Verfasser als eine durch die Schraube einer schwingenden Saite gestaltete Blase ansah. „In dem einen Brennpunkte dieser ätherischen Blase befindet sich die Sonne oder vielmehr bildet letztere die nächste ätherische Blase um solchen Brennpunkt. Zugleich aber zog die Schraube der schwingenden Saite, welche die ätherische Blase bildete, körperlichen Stoff vorzugs-

weise an sich heran und gestaltete so eine Blase um sich, bestehend aus expansiv-flüssiger Materie, d. h. aus kleinen Bläschen sehr geringen körperlichen Inhalts, die zwar, wie alle expansiv-flüssige Materie, das Bestreben in sich hatten, sich auszudehnen, soweit der Gegendruck ihrer Umgebung es gestattete, die aber durch die Anziehungskraft der Schraube der schwingenden Saite nach dieser Schraube hingezogen wurden, sich daher gegenseitig mehr und mehr drückten, im Raume beschränkten und so zusammengedrückt wurden, weshalb sie an Größe etwas verloren und ihre äußern Wände sich verdichteten." So, nun wird's klarer geworden sein. Die Sache ist allerdings noch lange nicht fertig, aber in dem Mitgetheilten liegt der Schlüssel zum Aufschließen aller Geheimnisse der Natur; mit der Schraube und der Blase, mit dem Strange und der schwingenden Saite geht der Verfasser an alle Naturkräfte, an alle Naturstoffe, formt er sich die Erde, den Himmel und seine Gestirne. Was besonders unsere Erde betrifft, so beweist er, daß sie hohl sei wie eine Seifenblase, daß sie an den Drehungspolen Oeffnungen besitze, die einen Zugang zu ihrem Innern gestatten. Er weiß sogar über das Entstehen und Fortpflanzen der Thiere und Pflanzen auf der Erde den erforderlichen Aufschluß zu geben. „Die Erde in ihrer Gesammtheit", sagt der Verfasser, „ist hiernach mit Organen versehen, welche eine eigenthümliche sie erhaltende Bewegung derselben vermitteln, und welche sie in den Stand setzen, selbständige, ihr ähnliche Geschöpfe zu erzeugen. Ich erkenne nicht, daß diese Annahme, soviel dem bereits Vorgetragenen gemäß auch dafür zu sprechen scheint, doch etwas Gewagtes in sich enthält. Allein ich kann den angeführten Gründen, welche für meine Annahme sprechen, noch so erhebliche hinzufügen, daß die Zweifel immer mehr schwinden." Diese verheißene Fülle von Gründen wollen wir hier lieber nicht mehr geben, weil sie uns kaum noch nöthig zu sein scheint. Allerdings können wir uns aber auch irren, und in diesem Falle wollen wir nicht unterlassen, das weitere Nachlesen im Buche bestens zu empfehlen.

Das, was der Verfasser hier geliefert hat, sieht er blos als Material an, welches noch einer weitern Bearbeitung bedarf. Nach dieser Bemerkung steht zu erwarten, daß sich an diesen einen Band bald noch mehrere Bände anschließen werden. Sollte der Verfasser sich durch das bereits Gelieferte viele Anhänger und Freunde verschafft haben, so wird für diese jene hoffnungsvolle Aussicht eine recht erfreuliche sein. Wie ernst und eifrig es der Verfasser mit seiner neuen Theorie meint, geht schon daraus hervor, daß er sich nicht blos damit begnügt hat, im Buche selbst zwei Seiten Verbesserungen zu geben, sondern ihm auch nach der Ausgabe noch ebenfalls zwei Seiten solcher Verbesserungen nachzusenden.

Heinrich Birnbaum.

Zur Romanliteratur.

1. Kleine Romane von Friedrich Spielhagen. Vier Bände. Berlin, Janke. 1862—63. 8. Jeder Band 1 Thlr.
2. Der Leuchtthurm auf Cap Wrath. Roman von Philipp Galen. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1862. 8. 6 Thlr.

Die hier angezeigten „Kleinen Romane" von Friedrich Spielhagen (Nr. 1) gleichen den tagtäglich erscheinenden Romanen in vielen und wesentlichen Punkten gar nicht. Der Verfasser hat das Bewußtsein, daß der Roman so gut eine Kunstform sei, wie das eigentlich sogenannte Epos; er hat das Bewußtsein, daß der Roman, wenn er sein will, was er sein soll, ein Kunstwerk sein muß. Es ist zukunftverheißend, wenn ein Autor seine Bahn mit positiven Leistungen, nicht, wie mancher sich einen Namen zu erschwindeln suchte, mit Negiren des Vorhandenen betritt. Aber dergleichen Negationen, hohl wie sie sind, zerfallen am hellen Lichte der Wahrheit in die Staubatome, woraus sie gewoben sind, während das tüchtige Streben und Schaffen den Geist und die Schöpferkraft erstarken läßt bei jedem neuen Product. Zunächst müssen wir die Anspruchslosigkeit hervorheben, mit welcher dieser Autor auftritt. Was kann es aber auch Absurderes geben, als wenn ein Schriftsteller zu seinem ersten Romane eine Vorrede schreibt und darin etwa sagt: „Der bekannte große, unübertroffene Dichter, Schriftsteller, Politiker, Journalist und Kritiker X. Y. Z. sagte jüngst zu mir: «Verehrter Freund, Sie sind der größte productive Kopf des Zeitalters; Ihre Werke würden Furore machen; lassen Sie sie drucken.» Natürlich, vertrauter Leser, du siehst ein, ich mußte folgen und hier setze ich dir meine Schüsseln vor; erquicken wirst du dich, das weiß ich; er hat es verheißen!" In gleicher Weise lächerlich ist es, wenn andere auf dem Titelblatt prahlerisch sagen: das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten; so schreibt man, ehe noch eine einzige unparteiische und berechtigte Stimme das Urtheil gefällt hat, ob dieses übersetzungsüchtigen Verfassers Werk überhaupt nur leidlich gut sei.

Ferner haben wir nirgends in diesen Erzählungen gefunden, daß der Verfasser gesagt hätte: „Lieber Leser und Kritiker, wenn du dich über dieses und jenes in meinen Werken wundern solltest, so mußt du wissen, ich habe eine ganz neue Sorte von Roman oder Erzählung erfunden, und selbige verlangt eben jene Besonderheiten, welche dir auffallen werden; also was bei andern ein Fehler sein würde, ist bei mir ein Vorzug. Höre, verstehe mich, beurtheile mich." Referent, im Gegensatz zu solchen Selbstanräucherungen, findet, daß Spielhagen's Art zu schreiben viel weniger gewöhnlich ist, als die Art einiger großer Schriftsteller, welche sich neuer Erfindungen rühmen.

Aus Obigem wird man sehen, daß Spielhagen nicht gerade für jedermann schreibt, und doch wird auch der gewöhnliche Leser, der in der Leihbibliothek „ein hübsches Buch" verlangt, mit diesen Sachen sehr zufrieden sein. Die eigenthümliche Art dieser kleinen Romane läßt sich nun ungefähr in folgender Weise charakterisiren: Es tritt in diesen Erzählungen das Begebenheitliche mit dem Innerlichen, d. h. das Herzens-, Gemüths- und Geistesleben der Personen mit den Ereignissen oder Begebenheiten in den Erzählungen stets in ein angemessenes Gleichgewicht. In den meisten Erzählungen und Romanen tritt die begebenheitliche Seite stark hervor; das fällt niemand auf, das hält man für das eigenthümliche Recht des Romans, und es kommt dazu, daß man Buntes liebt, daß Mannichfaltiges unterhält, und mit einem Romane will jeder zunächst sich unterhalten lassen. Den Mangel an psychologischer Motivirung, die dadurch bedingte langsamere Fortschreitung und Entwickelung verzeihen die meisten gern, weil die meisten Schnellleser sind.

Im Gegensatz zu dieser Gattung von Erzählungen steht eine andere, in welcher die ganze Geschichte oder Novelle, wie man es nennen will, am Theetisch, oder bei einer Vorlesung, in nobler Gesellschaft, gesprächsweise oder debattirend erledigt wird. Daß mit dieser letzten Manier das Ideal der novellistischen Kunstform bei weitem nicht erreicht werde, das wußte gewiß niemand deutlicher als der alte kaustische Tieck selbst; aber diese Form war einmal seine Caprice in jenen Jahren, wo er Novellen schrieb; es war diese Form eben der Gegensatz gegen jene vorhin von uns zuerst genannte allbeliebte Art, eine Ironie; aber sie wurde in ihrer Einseitigkeit wieder zur Uebertreibung. Nun hat Spielhagen nach meiner Ansicht diese beiden contrastirenden Formen in ein Gleichgewicht gestellt, sodaß sie einander schön ergänzen, und das scheint mir das unterscheidende Merkmal für seine Art zu sein, von welcher wir übrigens keineswegs behaupten wollen, daß sie die einzig gute sei. Vollkommener als Spielhagen dieselbe handhabt, könnte sie ohne Zweifel noch angewendet werden; nämlich die Gefahr des Indielängeziehens der Reflexionen und Entwickelungen ist nicht immer vermieden. Um nun den Charakter dieser „Kleinen Romane" noch schärfer zu bezeichnen, müssen wir vor allem hervorheben, daß Spielhagen es versteht, ursprüngliche und ganze Menschen zu dichten und darzustellen; ganz im Gegensatz gegen die gewöhnliche Praxis, wo der Schriftsteller die Figuren, die er nöthig hat, aus der Rumpelkammer blasser

Reminiscenzen und wohlfeilen Trödelkrams zusammenpappt, denselben das Anhängsel einiger Capricen, Unsittlichkeiten, Uebertreibungen, Sonderbarkeiten, je nach Bedürfniß auch Tollheiten zutheilt und darauf schwört, er habe Charaktere geschaffen, die ihm und nur ihm gehören. So häufig das vorkommt, so unerbittlich sollte es, je nach dem Falle, von der Kritik gerügt werden. Ganze, ursprüngliche Menschen wenigstens im Reiche der Dichtung zu finden, das ist unendlich wohlthuend in einer Zeit, wo die Verschrobenheit des Individuums so groß ist wie der Hochmuth, und wo die Hohlköpfigkeit so bombastisch auftritt, wie der Phrasendrechselschwindel. Jene eben erwähnte Eigenthümlichkeit, ganze und ursprüngliche Menschen zu dichten, bringt Spielhagen zu seiner Arbeit mit; er nimmt sie nicht erst an; wenn er reflectirt, so weiß er, daß diese Reflexion nicht die tagesläufige ist; das erweckt Zutrauen; denn das Talent hat seine Ueberzeugungen und nur das Talent folgt Ueberzeugungen.

Nun dichtet aber unser Verfasser nicht nur ursprüngliche Männercharaktere; er versucht es auch mit den Frauen. In dem ersten seiner kleinen Romane, betitelt „Auf der Düne", ist ihm der Charakter eines Mädchens, Hedda mit Namen, die Tochter eines Lootsencommandeurs, ganz vortrefflich gelungen; da ist Feuer und Besonnenheit, da ist Klugheit und doch keine Kälte, da ist Mädchenhaftigkeit und Weiblichkeit, da ist Talent und Seele, Tugend und keine Ziererei. In den Gesprächen, welche dieses Mädchen mit einem jungen Professor während eines längern Zusammenlebens im väterlichen Hause des Mädchens führt, ist ein Reichthum des Inhalts und der Form, eine Beweglichkeit, eine Eleganz, wie man die Conversation in wenigen Romanen und Dramen — wenn dieselben auch classisch genannt würden — finden könnte.

In dieser genannten Erzählung scheint der Verfasser sich für einige Zeit wenigstens in der Schöpfung ganz ursprünglicher weiblicher Charaktere erschöpft zu haben; neben diesem einen, welcher ein so vollkommen schönes neues Menschenbild ist, wollen die übrigen uns um vieles weniger bedeutend, bisweilen sogar nicht ganz sicher gezeichnet erscheinen. So namentlich die Freundin dieser Hedda, eine junge Frau, welche nicht ganz glücklich verheirathet zu sein sich von einem bösen Verführer einreden läßt. Um nur eins anzuführen, so sagt der Verfasser oftmals von ihr: in dieser Situation dachte sie das und das, in diesem Momente unterließ sie das und das; aber es sagt dem Leser auch nicht einmal seine innere Stimme: ja, ja, so mußte sie denken, so mußte sie handeln. Diese Frau macht den Eindruck einer jungen sogenannten gebildeten Dame von heute, flach, schwerfällig, träge, bescheiden auswendig, aber innerlich höchst anspruchsvoll — lauter unangenehme Prädicate, welche der Verfasser für diese Figur gar nicht gebrauchen kann, um so mehr nicht, als zum Schluß der Erzählung jener Jüngling, welcher für ein Mädchen von seltener Begabung prädestinirt zu sein schien, Andeutnngen macht, als möge er sich demnächst mit der inzwischen Witwe gewordenen jungen Frau vermählen.

Die Schilderung der Clara Vere in dem zweiten der obengenannten „Kleinen Romane", scheint dem Verfasser ebenfalls nicht ganz gelungen zu sein. Clara Vere nämlich ist enragirt für das Vergnügen, Männer zu ihren Füßen um Liebe flehen zu sehen. Das könnte eine interessante und sehr romanmäßige Liebhaberei sein; indeß Spielhagen scheint dergleichen nicht zu lieben, und wie es scheint, geht auch die Schilderung von so etwas über die Grenze des für ihn Erreichbaren hinaus. Auffallend genug ist es, daß der Verfasser für diesen Charakter zwei Momente ganz unberücksichtigt gelassen hat, die demselben, sobald er psychologisch möglich sein soll, gar nicht fehlen dürfen. Nämlich ein Charakter, wie Clara Vere, ist ohne Ehrgeiz auf der einen und ohne Sinnlichkeit auf der andern Seite gar nicht denkbar; eine von diesen zwei Seiten hätte jedenfalls heraustreten müssen; so ist die Schilderung, trotz allen Fleißes, welcher darauf verwendet sein mag, unbedeutend geblieben, ganz abgesehen davon, daß eine englische Lady unmöglich einen Triumph darin finden kann, wenn auch nur während eines ländlichen Aufenthalts, den Sohn eines Forstbeamten und darauf den Forstaufseher ihres Vaters so in sich verliebt zu machen, daß der eine zum Selbstmord sich verirrt.

Gleicherweise ist der Charakter der Mistreß Durham in der Erzählung „In der zwölften Stunde" nicht so zur Erscheinung gekommen, wie er ohne Zweifel dem Verfasser vorschwebte. Wenn ein junges Weib, von ihrem Gatten aus Armuth und drohender Schande gerettet, Mutter von Kindern und eine hochgestellte Frau geworden, jetzt plötzlich sich in den Kopf setzt, ihr Mann habe ihr zu viel geopfert und könne sie nun nicht mehr lieben; wenn dies Weib über diesen Gedanken anfängt, ihren Mann ganz gleichgültig zu behandeln, sogar ihre Kinder bis zu einem gewissen Grade zu vernachlässigen und im Aeußern die unglückliche Frau zu spielen, so sind das eigentlich keine Momente, durch welche unsere herzlichen, gemüthlichen, kurz unsere menschlichen Interessen könnten in Anspruch genommen werden; überhaupt, meine ich, würde ein Interesse für eine solche Frau viel mehr durch Ereignisse, Situationen, als durch eine Fratze, die sie sich in den Kopf setzt, erweckt werden sollen. So bekommt das Verhältniß, welches zwischen dieser Frau und einem jungen Deutschen sich anspinnt, einen höchst exceptionellen Charakter, obwol die Sinnlichkeit ganz davon ausgeschlossen ist. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß diese Spielhagen'schen Frauen fast ganz ohne Sinnlichkeit sind; wiederum ein Zeichen, wie selbständig dieser Autor seinen eigenen Weg geht.

Wenn nun auch die zwei letzterwähnten Frauencharaktere in Zeichnung und Ausführung nicht ganz gelungen wären, so sind sie doch wenigstens nicht nachgepfuschte Bilderbogenweiber. Ich wende mich jetzt zu den Männercharakteren zurück und bezeichne den Dr. Deus, den alten Lord Vere, den Dr. Paul, den Professor Benno Weber als solche ganz ursprüngliche und volle Charaktere; in allen diesen Personen haben wir einen Reichthum von Wahrheit vor uns, wie man nur selten in einem so engen Rahmen zusammenfindet.

Jetzt will ich noch drei motivirte Bemerkungen zu der obengenannten Sammlung „Kleine Romane" machen.

Die erste Bemerkung ist: Ich halte es für ein Zeichen weniger von Glück, als von Talent, wenn ein Autor sich eine Aufgabe stellt, welche nicht außerhalb der Grenzen seiner Kraft liegt. Der oben angezeigte Roman „Auf der Düne" ist so ein glücklicher Wurf. Die Inspiration, welche „Clara Vere" entwerfen ließ, ist als Inspiration an sich betrachtet eine glückliche; aber die Ausführung, welche der Dichter uns vorlegt, ist eine weniger befriedigende; die Ansprüche, welche der Leser an die Ausführung dieses Themas macht, werden, sobald derselbe Welt und Menschen kennt, nicht ganz befriedigen können; ist die Leserin ein aus der Pension in Montmirail oder Manheim unverdorben zurückgekehrtes Mädchen, so wird sie das Buch befriedigt, vielleicht erschüttert aus der Hand legen.

Die zweite Bemerkung ist: Der Verfasser bringt die poetische Gerechtigkeit in seinen Erzählungen nicht immer zu derjenigen Geltung, welche das Kunstwerk verlangt. Zum Beispiel ein durchaus ehrenhafter Mann, 40 Jahre alt, seit zwei Jahren verheirathet, Vater eines einjährigen Knaben, zieht einen adelichen Croffizier, welcher sein Weib zu verführen sucht, zur Rechenschaft; es kommt zum Duell, und der ehrenhafte Mann, dem eine große praktische Wirksamkeit gegeben ist, der seinen Platz vorzüglich gut ausfüllt, der die volle Fähigkeit besitzt, das Leben zu führen, zu besiegen, zu ertragen, ein Mann, in dessen Natur und Verhältnissen gar nichts liegt, was über seinen vorzeitigen Tod beruhigen könnte: der fällt im Duell, und das darüber entrüstete Gefühl des Lesers bekommt keine andere Satisfaction, als daß die Gattin beim Anblick seiner Leiche sagt: „Ich selbst bin seine Mörderin." Der Verfasser stellt sogar dieser Frau den liebenswürdigsten Jüngling des ganzen Romans als zukünftigen Gatten in Aussicht; wir sagen entschieden, da

fehlt alle poetische Gerechtigkeit. Dasselbe sage ich auch über „Clara Vere". Diese hochmüthige Clara Vere, welche eines bürgerlichen Mannes Liebe geweckt und ihn, als er um ihre Liebe wirbt, stolz zurückstößt, diese Dame erfährt, daß ihr Vater, ein Mann von höchst zweifelhaftem Charakter, der rechtmäßige Erbe der Güter, welche er als Eigenthum besitzt, gar nicht ist, sondern daß der rechtmäßige Erbe und Eigenthümer eben jener junge bürgerliche Mann ist (der Vater selbst hatte die hohe Geburt desselben, um ihn vollkommener gegen die Thorheit der Zeit zu waffnen, verheimlicht), dessen Liebe sie so brutal zurückgewiesen hatte. Die Documente befinden sich in des Jünglings Hand, der letzte Wille seines Vaters ist als echt verbürgt; was thut der Jüngling? Er entsagt dem ganzen ungeheuern Besitz, wenn nicht aus Liebe, doch aus Mitleiden mit dem miserabeln Weibe, welches ihn nahezu geistig und moralisch ruinirt und ein dem jungen Mann vorher treu ergebenes Mädchen fast zur Verzweiflung gebracht hat. Daß der von diesem unweiblichen Weibe so hart gekränkte Mann noch eine Art von Anhänglichkeit in seinem Herzen bewahrt, welches er, nachdem er zurückgestoßen wurde, nun seiner ersten Liebe wieder gewidmet hat, ja, daß er jener herzlosen Kokette noch eine Abschiedszusammenkunft gewährt und sich von ihr küssen läßt — das alles ist im unlöblichen Sinne des Worts romanhaft; es hat aber den tiefern Grund, daß das Gefühl für poetische Gerechtigkeit nicht voll zur Geltung kommt. Die Nemesis zeigt sich nicht blos vor dem Hause, guckt heimlich durch die Spiegelscheiben und geht von dannen — vielmehr sie schreitet einher und straft; das ist die Ordnung in der Welt wie im Gedicht.

Die dritte Bemerkung ist: Spielhagen läßt einen seiner Romane ganz in England spielen, in einem andern kommen als Hauptpersonen Engländer vor. Ich meine, darin liegt für den deutschen Autor eine selbstgemachte Schwierigkeit. Freilich ist diese Schwierigkeit sehr gering, sobald ein Autor genug gethan zu haben glaubt, wenn er die englische Landschaft gut copirt und die englische Sitte treu zeichnet. So nothwendig nun beides ist, so ist es doch keineswegs alles, was geschehen muß. Mir will es scheinen, als lege der Dichter seinem Geiste einen schweren Hemmschuh an, wenn er seine Charaktere als fremdländische malt; es will mir dünken, als werde dadurch die ursprüngliche Inspiration zurückgedrängt, als sei ein solches Werk nicht eigentlich ein Originalabdruck vom Geist seines Schöpfers. Wenn aber in der That der Dichter in dem genannten Fall sich seinen Eingebungen frei hingibt, so ist er leicht in Gefahr, seine eigenen Gedanken, Gefühle, Lebensansichten auszusprechen, statt daß er Gedanken, Gefühle, Lebensansichten eines Engländers oder einer Engländerin aussprechen sollte. In diesem letzten Fall befindet sich offenbar unser Verfasser mit seiner „Clara Vere". Wer das Leben in England und die Charaktere seiner Bewohner genau kennt, der wird sagen, daß einzelne echt englische Züge in dem Bilde sind; aber als Ganzes ist es nicht echt englisch. Wenn jemand behaupten wollte, daß ein Charakter wie der des George in der „Clara Vere" in England als englischer Charakter ganz und gar unmöglich sei, dem dürfte Speilhagen um so weniger zürnen, als er selbst am besten weiß, welche Mühe er sich gab, diesen Charakter recht praktisch erscheinen zu lassen; und daß derselbe dennoch im Grunde ganz radical unpraktisch — ganz deutsch — ist, wird dem Verfasser selbst, wenn er sein Buch nach längerer Zeit wie ein fremdes wieder liest, einleuchten. Nach meinem Urtheil wäre ein deutscher Autor nur dann im Recht, daß er seine Erzählung in England etwa spielen läßt, wenn es sich in dieser Erzählung um Tendenzen, um Interessen, um Conflicte handelt, die nur im englischen Nationalleben wurzeln, nur in demselben begreiflich sind und deshalb zunächst und vollständig nur an Persönlichkeiten von Engländern und Engländerinnen zur Anschauung gebracht werden können.

Dem Publikum, welches eine gehaltreiche Lectüre — hier und dort finden sich wahrhaft geistreiche Bemerkungen und Parallelen — wünscht, glauben wir die vorgenannten Romane nachdrücklich durch Hinweis auf ihre Vorzüge empfohlen zu haben; der Verfasser wird ohne Zweifel in manchen Punkten die Ansichten, die im Obigen dargelegt sind, nicht theilen, jedenfalls aber anerkennen, daß wir theilnahmsvoll uns mit seinen Dichtungen beschäftigt haben.

Ich wende mich jetzt zu dem Roman „Der Leuchtthurm auf Cap Wrath" von Philipp Galen (Nr. 2). Dieses Werk ist, wenn ich recht berichtet bin, das zwölfte des Verfassers, welches bei demselben Verleger erschienen ist; auch hören wir, daß diese Werke bereits ins Englische, Französische und Dänische übersetzt sind. Diese Thatsachen zeigen an, daß das Publikum sich ein vortheilhaftes Urtheil über diese Bücher gebildet hat und daß dieselben ihren Weg machen werden. Referent hat zwar bis auf dieses „Cap Wrath" noch kein Buch des Verfassers gelesen; doch dürfte es nicht nutzlos erscheinen, daß ein Unparteiischer über dieses neue Product ein Votum abgibt.

Der Roman „Cap Wrath" spielt in Schottland, die Personen sind Schotten und Engländer, nur ein deutsches Geschwisterpaar kommt darin vor. Im vorliegenden Fall ist das aber nicht eine Laune des Schriftstellers, welcher vielleicht, um die Einförmigkeit deutschen Lebens zu vermeiden, sich einmal mit einem fremden Lande interessant machen wollte, sondern hier war der Autor vollkommen berechtigt, ja, er mußte seine Geschichte in England spielen lassen, weil es sich in der Geschichte des „Leuchtthurms von Cap Wrath" um Conflicte handelt, welche in dieser Art nur im englischen Leben vorkommen können, welche nur im englischen Leben begreiflich sind und deshalb an Gliedern dieser Nation zur Darstellung gebracht werden müssen. Es handelt sich in dem genannten Buche um das im Leben der englischen Aristokratie so wichtige Recht der Erstgeburt, und der Misbrauch dieses Rechts führt die verschiedenen Conflicte herbei. Aus dieser Fundamentalaufgabe geht schon hervor, daß der Verfasser durchaus nicht phantastische oder excentrische Darstellungen machen, sondern daß er sich streng auf dem Boden der Wirklichkeit halten will. Und das thut er auch; seine Geschichte bewegt sich innerhalb des in England und Schottland bekannten Lebens; seine Personen sind Charaktere, die einem Leser, welcher Welt und Menschen kennt, schon hier und dort können vorgekommen sein; aber die Art, wie gerade diese Charaktere mit jenen Personen in ein Verhältniß treten, die Art, wie gerade diese Personen mit jenen Gesetzen in Conflict gebracht werden, diese eigenthümliche Art sage ich, ist des Verfassers eigenstes Geisteswerk und läßt das Ganze als ein durchaus selbständiges, als ein neues Ganzes erscheinen.

Wenngleich leicht erkennbar ist, daß das Buch kein Erstlingswerk ist, so ist es doch auch durchaus nicht das Werk eines Routiniers, welcher Fabrikarbeit liefert. Der Zeit nach, worin dies Buch erscheint, muß dasselbe als eins der neuesten — ein ganz modernes — bezeichnet werden. Indeß die Darstellungsart scheint mir eigentlich nicht so gar modern zu sein, sie schien uns hier und dort an verschwundene Mode auf diesem Gebiet erinnern zu wollen. Ich rechne dazu das Reizen der Neugierde des Lesers, worin der Schriftsteller sich besonders zu gefallen scheint; er erhebt das Schwert, läßt es blitzen, und thut, als solle jetzt gleich ein Entscheidungsschlag geführt werden, aber der läßt erst recht noch auf sich warten; wie gesagt, das scheint mir altmodisch. Noch mehr aber rechne ich dazu jene ungewöhnliche Behaglichkeit, mit welcher der Verfasser sich in seinen Beschreibungen und Schilderungen ergeht; diese Beschreibungen von Reisen, diese Landschaftszeichnungen scheinen mehr der alten Schule anzugehören; Referent will damit keinen Tadel aussprechen, sondern es soll blos eine nota characteristica und damit den Lesern, welche diese Art von Darstellung lieben, ein willkommener Fingerzeig gegeben werden. Uebrigens brauche ich nicht hinzuzufügen, daß Walter Scott'sche Weitläufigkeit und Detailmalerei hier nicht befürchtet werden darf.

Der Hauptpunkt, den ich hier noch kurz zu besprechen hätte wäre dieser: Der Roman nämlich läuft auf eine Doppelheirath hinaus, sodaß ein junger, ungeheuer reicher Lordssohn eine gan

arme deutsche Professorstochter, und daß die Schwester dieses reichen Lords einen armen deutschen Hospitalarzt, den Bruder der Professorstochter, heirathet. Wenn wir nun schon oben gesagt haben, daß „Cap Wrath" im ganzen recht schön im englischen Charakter gehalten sei, so sind wir doch der Ansicht, daß in diesem Schluß der Verfasser sich ganz und gar vergriffen habe; mit einem Worte, es ist durchaus unenglisch, daß ein englischer Lord und eine englische Lady von Liebe, namentlich zu einem Deutschen und einer Deutschen, sich so weit sollten hinreißen lassen, daß sie Stand, Familie, Vermögen, bürgerliche und adeliche Stellung vergäßen und mit ihrem Herzen auch ihre Heirathshand verschenkten; aus Ehrgeiz könnte ein Engländer vielleicht es thun; aus Habsucht, aus Rachsucht vielleicht auch; aus Liebe aber nicht. In dieser Weise ist das Gefühl der Liebe in der Natur des Engländers weder angelegt noch ausgebildet; dem Engländer ist diese Macht der Liebe unverständlich und unbegreiflich; um so etwas zu verstehen, um es thun zu können, dazu muß man Deutscher sein. Und wenn uns der Verfasser entgegnen wollte, wir hätten unrecht, weil, was er beschrieben und geschildert, eine wahre Geschichte sei, so müßten wir ihm entgegnen, daß der Charakter eines Volks darum noch nicht anders präcisirt werden kann, weil eine Ausnahme von der allgemeinen Norm vorkommt; vielmehr die Ausnahme fixirt die Regel erst recht. Ferner aber müssen wir hinzufügen, daß es sich in Romanen auch gar nicht vorherrschend um die todte, nüchterne, kalte Thatsache, sondern darum handelt, daß die Geschichte im höhern Sinne möglich sei; die Wirklichkeitsfabrikanten haben mit dem Romandichter, nach meiner Ansicht, wenig gemein. Wenn Referent im Hervorheben dieser letzten Momente kräftiger gesprochen hat, so betont er nicht weniger kräftig die mancherlei Vorzüge dieses Romans. Es tritt uns darin vorzüglich achtunggebietend entgegen die Zartheit und Reinheit, mit welcher die Geschlechtsverhältnisse in diesem Buche behandelt werden; von Prüderie, von falscher Empfindsamkeit, modernem Augenniederschlagen ist auch nicht die Spur, es ist alles unverkünstelt, schmucklos, naturgemäß. Die Liebe ist ganz deutsch in dem Roman, indem die eigentliche Liebesgeschichte mehr eine innerliche ist.

Ferner ist noch zu erwähnen, daß das Buch keine politischen, religiösen, socialen und pädagogischen Fragen discutirt; aber ich bin der Ueberzeugung, daß derjenige, welcher überhaupt denkt und denken mag, in diesem Buche mancherlei zum Erwägen, Vergleichen und Schließen findet: Geistesoperationen, welche durch die Ruhe des Fortschreitens der Erzählung begünstigt werden. Ich bin überzeugt, daß ein denkender Leser aus diesem Werke einen nachweisbaren Gewinn an Bestätigung oder Berichtigung eigener Gedanken über mehr als eine praktische Frage davontragen wird; auch in dieser Beziehung glauben wir das obengenannte Werk als eine werthvolle Lectüre empfehlen zu dürfen. 10.

Illustrirte Dichtungen.

Unser Publikum scheint heutzutage noch lieber zu sehen als zu lesen und daher die Lust an Bilderwerken und illustrirten Schriften immer noch im Wachsen zu sein. Kein humoristisches Blatt, keine eigentlich unterhaltende Zeitschrift kann jetzt ohne beigefügte Holzschnitte oder andern Bilderluxus zu etwas kommen, und bald dürften wir so weit sein, daß auch unsere kritischen und fachwissenschaftlichen Blätter sich wenigstens mit Vignetten und Initialen schmücken müssen, um wenn nicht Leser so doch Beschauer zu finden. Es liegt darin etwas Kindliches in so greisenhafter Zeit. Da nun unsere Poeten wahrnehmen müssen, daß die Gleichgültigkeit gegen ihre Herzensergüsse noch immer im Zunehmen ist und daß es selbst der Goldschnitt und der verzierte Deckel nicht mehr thut, so ist es ihnen kaum zu verdenken, daß sie ebenfalls ihre Zuflucht zu dem Reizmittel von Illustrationen, Vignetten und Initialen nehmen, wie dies unter andern in folgenden Publicationen geschehen ist:

1. Aschenbrödel von Wolfgang Müller von Königswinter. Mit sechs Compositionen, auf Holz gezeichnet von A. Hendschel. Frankfurt a. M., Dondorf. 1862. Qu.-4. 27 Ngr.
2. Das Märchen von den sieben Raben. Eine Dichtung nach Moritz von Schwind's gleichnamigem Bilde von Livius Fürst. Mit Titelbild, Initialen und Vignetten von Georg und Theodor Schweißinger. Leipzig, O. Wigand. 1863. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die alte Märchenproduction scheint sich besonders darin gefallen zu haben, die schweren Prüfungen unschuldiger weiblicher Wesen darzustellen, bis dann der Erretter in der Person irgendeines Königs oder Königssohns erscheint. Dies ist auch in dem Märchen von „Aschenbrödel" und im gewissen Sinne auch in dem von den „Sieben Raben" der Fall, nur daß in dem letztern die Prüfungen mit der Heirath noch nicht sofort ein Ende haben und schließlich erst noch eine Fee helfend einschreiten muß. Beide Märchen sind indeß zu bekannt, um hier weiter auf ihren Inhalt einzugehen. Das Märchen von Aschenbrödel hat Wolfgang Müller in fortlaufenden reimlosen Trochäen mit zartem, poetischem Gefühl und mit einer fast meisterhaft zu nennenden Technik im Versbau und Ausdruck behandelt, dabei im Tone mit Glück an die Formen serbischer Volkspoesie erinnernd. Wir theilen hier nur folgende kleine Probe mit. Die böse Stiefmutter hat dem Aschenbrödel, das in den beigegebenen hübschen Compositionen von A. Hendschel stets eine sehr liebliche Erscheinung bildet, zum zweiten Male die Aufgabe gestellt, die in die Asche geschütteten Linsen in einer Stunde auszulesen, um sodann mit zum Königsschlosse zu ziehen. Es heißt nun in der Müller'schen Dichtung:

> Aschenbrödel, armes Mädchen,
> Wie soll dir das Werk gelingen?
> Aschenbrödel aber wandte
> Wieder sich hinaus zum Kirchhof,
> Setzte sich aufs Grab der Mutter,
> Und sie betete und weinte:
> Bäumchen, schüttel, rüttel dich,
> Weißer Vogel, flieh auf mich,
> Sende mir die Täubchen alle
> Zahm' und wilde, sende gütig
> Mir die Vöglein unterm Himmel,
> Daß sie mir die Linsen lesen,
> All die guten in das Töpfchen,
> Doch die schlechten in das Kröpfchen!
> Und da flog, was Flügel hatte,
> Durch das dunkle Küchenfenster.
> Wie das schwirrte, wie das schwärmte!
> Alle Vögel unterm Himmel
> Ließen an der Asch sich nieder.
> Wie sie mit den Köpfen nickten,
> Wie sie mit den Schnäbeln pickten!
> Pick, pick, pick! Sie lasen alle
> Körnlein emsig in die Schüsseln;
> Lächelnd sah es Aschenbrödel.
> Schon nach einer Stunde hatten
> Sie das große Werk vollendet
> Und entflogen in die Lüfte.

Livius Fürst, der Bearbeiter des „Märchen von den sieben Raben" (Nr. 2), ist ein junger talentvoller Dichter, der sich in seiner Vaterstadt Leipzig durch verschiedene Festgedichte und Prologe bereits vortheilhaft bekannt gemacht hat. Auch die vorliegende Dichtung mit Titelbild, Initialen und Vignetten von G. und Th. Schweißinger zierlich ausgestattet und dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar gewidmet, zeugt offenbar von dem poetischen Talent des Verfassers, von sinniger Auffassung und von der Fertigkeit, gegebene Stoffe lebendig, anmuthig und in gewandter Versification zu behan-

deln. Eine hier und da etwas zu luxuriöse Ausführung wird man dem jungen Dichter gern verzeihen; die eigentlich ästhetische Oekonomie, das nicht Zuviel und nicht Zuwenig lernt sich erst mit den Jahren. Der Dichter hat die modernisirte Nibelungenstrophe gewählt, aber sie etwas frei gehandhabt, indem er z. B. auch Daktylen mit unterlaufen läßt. Auch aus dieser Dichtung geben wir, um sie damit zu empfehlen, eine kleine Probe und wählen dazu die ansprechende Naturschilderung, womit der Verfasser den dritten Gesang: „Im Walde", eröffnet:

Von dichten Nebelwolken dampft rings das grüne Thal,
Es leuchtet über die Berge der erste goldene Strahl;
Und frischer glänzet alles im jungen Tageslicht,
Das sich auf Blumen und Blüten in tausend Tropfen bricht.

Und bunter glänzen die Matten, und süßer strömt der Duft,
Und lauter singen die Vögel, und reiner weht die Luft.
Woher der herrliche Zauber; woher die wonnige Pracht?
Es ist der Waldesmorgen, der alles so lieblich macht.

Schlank wie des Domes Säulen, ein stolzer mächtiger Bau,
So ragen alte Tannen auf zu des Himmels Blau;
Hoch droben schimmern die Wipfel, vom Morgenwinde gewiegt,
Indeß an die braunen Stämme das Moos sich zärtlich schmiegt.

Und Eichen stehen dazwischen und blicken stolz und kühn
Mit allgewaltigem Antlitz hervor aus dunklem Grün.
Sie recken die nervigen Arme gar ernst und riesenhaft,
Ein Bild von Mannesschönheit und echter Heldenkraft.

Und tiefer im schattigen Grunde, wo sanfter das Vöglein singt,
Wo klar aus Moos und Steinen die Waldesquelle springt,
Da naht sich scheuen Trittes zum Morgentrunk das Wild
Und schaut im blanken Spiegel verwundert sein Ebenbild.

Ein stiller, heiliger Frieden liegt über der Natur,
Es säuselt durch die Lüfte gleich eines Gottes Spur —
Ein einziger solcher Morgen in Waldeseinsamkeit,
Und unsre Seele betet und unser Herz wird weit.

Gleichzeitig, wie wir hier vorläufig bemerken wollen, hat auch Luise von Ploennies, wahrscheinlich ebenfalls durch Schwind's berühmtes Bild dazu angeregt, eine das Märchen von den sieben Raben behandelnde Dichtung erscheinen lassen. Die Kritik predigt jetzt gegen die Romantik von allen Dächern; aber man sieht, daß wir noch mitten in ihr stehen; unsere Lyrik und Epik, unsere Opernpoesie, unsere Tonkunst und zum Theil auch unsere Malerei leben und weben in der alten Märchenpoesie und der alten Sage. Hat doch Geibel selbst schon den modernen Dämon, den Dampf, in eine Mythe verwandelt! Der Geist einer Nation läßt sich nicht so leicht seiner ursprünglichen Art untreu machen, als manche Wortführer des Tags sich einzubilden scheinen. H. M.

Notizen.

Ein angebliches Gedicht Schiller's auf Napoleon.

In einer sonst gehaltvollen und an interessanten Zusammenstellungen reichen, soeben bei G. Reimer in Berlin erschienenen und durch den jetzigen Denkmalsstreit veranlaßten Schrift von Friedrich Bloemer: „Lessing, Schiller und Goethe", auf die wir bei anderer Gelegenheit noch zu sprechen kommen, findet sich ein Gedicht „Auf den Kaiser Napoleon", mit dem Anfange: „Mag die Welt in thörichtem Erstaunen", als ein Schiller'sches abgedruckt und darunter die Note: „Dieses höchst merkwürdige und wichtige prophetische Gedicht erschien zuerst im «Morgenblatt», 27. Februar 1835, Nr. 50. Die Redaction fügte folgende Anmerkung bei: «Aus den von Schiller herrührenden sehr reichen Papieren, welche im Besitze des verstorbenen Freiherrn von Cotta sind, heben wir obiges Gedicht aus, dessen Inhalt es begreiflich macht, warum dasselbe den ersten Auflagen der Schiller'schen Gedichte nicht einverleibt worden ist.»" Der Grund aber, warum das Gedicht den ersten Auflagen der Schiller'schen Gedichte nicht einverleibt werden konnte, ist einfach der, daß dieses „wichtige und prophetische" Gedicht gar nicht von Schiller, sondern von Karl Müchler herrührt, welcher es zuerst in seinen „Gedichten, niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes" (Berlin, Salfeld, 1813) veröffentlichte. Er hatte es im December 1805 in Stargard gedichtet, und um jene Zeit hatten die an Napoleon gerichteten Schlußworte:

Was du wünschest, wirst du nie vollenden.
Von Begierden einsam aufgestört,
Nur ein Werkzeug von der Rache Händen,
Wirst auch du von ihr zerstört —

allerdings etwas Prophetisches, selbst im Munde eines Karl Müchler. Uebrigens war es bereits in der „Abendzeitung", 1817, Nr. 127, als von C. D. Ehrhardt herrührend, in dessen Nachlaß man es gefunden hatte, abgedruckt, wogegen Müchler in demselben Blatte Nr. 162 sein Eigenthum reclamirte. Nach dem Erscheinen des Gedichts im „Morgenblatt" als ein angeblich Schiller'sches, reclamirte Müchler, der wol einiges Recht darauf hatte, auf ein Gedicht stolz zu sein, welches man eines Schiller für würdig hielt, abermals in der „Abendzeitung", 1835, Nr. 149. Aus dem „Morgenblatt" nahm es Hoffmeister trotz dieses Protestes im Jahre 1840 in die „Supplemente zu Schiller's Werken", (erste Abtheilung, S. 281) auf; ja obschon Müchler abermals in einer Flugschrift und in der „Abendzeitung" zugleich reclamirte, prangte es doch wieder in einer neuen Auflage der Schiller'schen Supplemente, worauf sich Müchler veranlaßt sah, seine „Nothgedrungene Reclamation zur Abwehr eines Plagiats 1841. Neuer Abdruck. Betreffend das Gedicht: Der Eroberer. Mit einer erläuternden Nachschrift von Karl Müchler" (Berlin, Bethge, 1855) erscheinen zu lassen. „Dennoch", bemerkt Karl Goedeke, aus dessen „Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur" (Bd. 3, Heft 1, S. 131) wir letztere Angaben entlehnen, „spukte das Gedicht im Februar 1859 wieder in den Zeitungen als aus Schiller's Nachlaß." Und obschon nun neuerdings Goedeke die immerhin merkwürdige Geschichte des Gedichts mit so großem Fleiße verfolgt und die Resultate seiner Nachforschung in einem vielgenannten Werke niedergelegt hat, spukt es im Jahre 1863 wieder als Schiller'sches Product, und so wird es seinen Spuk auf Schiller's und Müchler's Kosten zugleich wol auch noch ferner forttreiben.

Ein Nachdrucksproceß in Bremen.

Die „Weserzeitung" enthielt aus Bremen unterm 1. Mai folgende Mittheilung: „Dieser Tage ist der hier seltene Fall eines Nachdruckprocesses zur Entscheidung gekommen. Die Redaction des hiesigen Blattes «Telegraph» war von dem Verfasser eines bei einer Theatervorstellung gesprochenen Prologs wegen Nachdrucks auf 50 Thlr. Honorar und 25 Thlr. Strafe verklagt worden, weil es diesen Prolog ohne ausdrückliche Genehmigung des Verfassers abgedruckt hatte. Das Gericht hat in erster Instanz dahin entschieden, daß der Verfasser mit seiner Klage abzuweisen sei, weil ein derartiger Prolog nicht als ein literarisches Erzeugniß von dauerndem Werthe, sondern nur als eine für eine besondere einmalige Gelegenheit bestimmte Ansprache zu betrachten sei." Wir erlauben uns an diese Mittheilung einige flüchtige Bemerkungen zu knüpfen. Einerseits kann man es freilich etwas sonderbar finden, daß der Verfasser des betreffenden Prologs in diesem Falle wegen Nachdrucks Klage erhob, besonders da er wissen mußte, daß die deutschen Preßgesetze dem Autor im allgemeinen keinen irgend ausreichenden Schutz gewähren. Andererseits, wenn auch in diesem speciellen Falle eine Abweisung der Klage und namentlich so hoher Ansätze in Betreff des Honorars und der Geldstrafe durch die Umstände gerechtfertigt sein mochte, können wir uns mit den Motiven, die man in erster Instanz zum Zweck der Abweisung geltend machte, doch auch nicht einverstanden erklären. Denn warum sollte ein „derartiger" Prolog durchaus ein Erzeugniß von dauerndem Werthe nicht sein können? Warum sollte er nur bei dieser „be-

sondern einmaligen Gelegenheit" und nicht auch später bei einer ähnlichen Gelegenheit gesprochen oder als von dauerndem Werthe von der Literaturgeschichte anerkannt werden können? Haben Schiller's berühmter Prolog zu „Wallenstein's Lager" und Goethe's kaum minder berühmter Prolog zum „Essex" und sein noch berühmterer Epilog zur Aufführung von Schiller's „Glocke" etwa keinen dauernden Werth? Gehören sie nicht vielmehr zu den schönsten und gedankenreichsten Dichtungen, die wir besitzen? Wir wissen allerdings, daß man in Deutschland, wo man gern alles zum niedrigsten Preise kauft oder am liebsten alles umsonst haben möchte, den Werth solcher Festdichtungen leider sehr niedrig anzuschlagen scheint, was schon daraus hervorgeht, daß ihre Verfasser von denen, welche die von ihnen veranstaltete Festlichkeit damit schmücken, nur in den seltensten Fällen für ihre Mühe und ihren Zeitverlust honorirt und entschädigt werden. Um so weniger sollte man aber, wie uns dünkt, von so einflußreicher Stelle aus, wie ein Gerichtshof ist, durch solche allgemeine Aburtheilungen über eine Literaturgattung zu dieser Geringschätzung beitragen. **H. M.**

Eine neue „Jungfrau von Orleans".

Die Gräfin d'Agoult hat unter dem Pseudonym Daniel Stern vor einigen Jahren ein historisches Schauspiel geschrieben, welches die Jungfrau von Orleans zur Heldin hat und wol verdient, auch in d. Bl. einmal erwähnt zu werden. Merkwürdig ist das Stück zunächst dadurch, daß die Verfasserin nach ihrer eigenen Angabe sich den neuesten Forschungen über Johanna angeschlossen hat; diesen Forschungen entsprechend lautet gleich der Name der Heldin und des Schauspiels „Jeanne Darc". Das Stück selbst ist nicht ohne Eindruck, aber wie die Verfasserin selbst sagt, zunächst für das Lesen berechnet. Darauf deutet z. B., daß Act 5, Scene 2 Jeanne eben noch vor dem Tribunal steht; Act 5, Scene 3 nach einem einfachen Decorationswechsel als im Gefängniß eingeschlafen vorgeführt wird. In ihrer Vorrede beklagt die Gräfin das Nichtvorhandensein einer würdigen poetischen Darstellung dieses Stoffs, wobei sie nicht nur Shakspeare, wie natürlich, sondern auch Schiller gänzlich ignorirend nur an französische Schriften denkt. Nachgeahmt ist Schiller nicht von ihr: sie läßt Johanna vom König, der von Verräthern umgeben und schlecht berathen ist, verstoßen und führt sie vor das Tribunal und auf den Holzstoß, „qu'on aperçoit à travers les portes ouvertes". Der poetischen Gerechtigkeit ist nicht Genüge gethan, da die Verräther triumphiren und Johanna ganz schuldlos stirbt; wenn nicht etwa das für Schuld gelten soll, daß sie im Gefängniß in einem Augenblick weiblichen Grausens vor dem Tod an Gott und ihrer Sache verzweifelt. Doch ist ihr Schicksal vorher schon so ziemlich entschieden, und wenn man etwa geltend machen wollte, daß sich dasselbe erst mit dem Eintritt des Viceinquisitors (Act 5, Scene 6) entscheide, so wäre doch jedenfalls diese Strafe dieser Schuld, die die eines Moments ist, nicht entsprechend, sondern viel zu hart. Eher kann die Versöhnung in ihrer Schlußvision von der zukünftigen Größe und dem Glanz Frankreichs liegen: „Vous triomphez de ma mort, mais votre triomphe sera de courte durée. Entendez, entendez les nouvelles de Dieu! Avant six mois d'ici vous (die Engländer) aurez tous quitté le sol français. Et mon roi sera nommé le victorieux et il rétablira son peuple en honneur et en prosperité. Et il n'y aura plus sur le sol sacré de France ni haines ni divisions: il n'y aura plus ni Bretagne, ni Dauphiné, ni Armagnacs, ni Bourguignons, mais une seule nation, un seul peuple! Et ce peuple grandira, il grandira sans cesse et sans fin par la suite des siècles; et il sera le plus agréable à Dieu entre tous les peuples du monde; et il sera libre, fier et juste et il régnera sur la terre par son grand amour, par sa grande foi, par sa grande espérence!" Und in den letzten Worten, die sie spricht: „O mon peuple bien-aimé, mon doux peuple de France, qu'il est beau de mourir pour toi!" 31.

Bibliographie.

Brandstaeter, F. A., Ueber Schiller's Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung (allgemeine Betrachtung und specielle Aufzählung). Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.

Carlén, Rosa, Agnes Tell. Eine Ehestandsgeschichte. Aus dem Schwedischen von H. Helms. Zwei Theile. Leipzig, Gerhard. 8. 1 Thlr.

Goehring, C., Das deutsche Kaiserhaus oder: Oestreichs Großthaten und Helden. Populäre Schilderung. Mit Porträt in Stahlstich. 1ste Lieferung. Leipzig, C. Schäfer. Hoch 4. 7½ Ngr.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Wogen des Lebens. Roman in drei Bänden. Breslau, E. Trewendt. 8. 4 Thlr.

Hansen, C., Wesen und Bedeutung des Grundtvigianismus in der dänischen Kirche. Nach seinem Tode herausgegeben von K. Wieseler. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Kammen, H. J., Pfarrer Marcel. Erzählung nach R. von Navery. Herausgegeben von F. Thalhaus. Aachen, Cremer. 8. 20 Ngr.

Kurz, H., Ueber Walthers von der Vogelweide Herkunft und Heimath. Aarau. Gr. 4. 8 Ngr.

Oppermann, A., Ernst Rietschel. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Pillersdorff, Freih. v., Handschriftlicher Nachlaß. Mit Pillersdorff's Porträt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Plath, J. H., Ueber die häuslichen Verhältnisse der alten Chinesen. Nach chinesischen Quellen. München, Franz. Gr. 8. 16 Ngr.

Putlitz, G. zu, Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Riehl, W. H., Geschichten aus alter Zeit. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rottels, J. T., Erziehungs-Philosophie. Münster, Theissing. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Graf Schenk von Dischingen. Eine historische Novelle von W. L. Ulm, Gebr. Nübling. Gr. 8. 15 Ngr.

Schletterer, H. M., Zur Geschichte dramatischer Musik und Poesie in Deutschland. 1ster Band. Augsburg, Schlosser. Lex.-8. 2 Thlr.

Silesius, A., Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder. Regensburg, Manz. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Spence, J., Die amerikanische Union, ihre Einwirkung auf National-Charakter und Politik. Nebst einer Erörterung der Fragen: Ist Secession ein constitutionelles Recht? und Welches sind die Ursachen der Spaltung? Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung nach der 4ten Ausgabe. Herausgegeben von A. P. Wetter. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 1 Thlr.

Storm, T., Im Schloß. Münster, Brunn. 16. 15 Ngr.

Laskar Vioresku. Ein moldauisches Genrebild von W. v. K. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Henneberger, A., Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen. Ein Erinnerungsblatt zu seinem 100jährigen Geburtstag. Meiningen, v. Eye. Gr. 4. 4 Ngr.

Hering's, C., Flugblätter. I. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Katholikenfrage in Holstein. Verhandlungen der Itzehoer Ständeversammlung im Jahre 1863 nebst Aktenstücken dazu und Beleuchtung derselben. Altona, Uflacker. Lex.-8. 15 Ngr.

Die serbische Wojwodschaftsfrage vom kroatisch-slavonischen Standpunkte betrachtet. Von X. Y. Z. Wien. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 21. Mai 1863.

Neuere deutsche Literaturgeschichtschreibung.

Erster Artikel:

Literaturgeschichten allgemeinen Charakters.

Wie in allen übrigen Literaturzweigen ist auch auf dem der Literaturgeschichtschreibung die Production in Deutschland eine ungemein große und noch immer wachsende, und es wird kaum geleugnet werden können, daß sie auch auf diesem Gebiete, wo dies am wenigsten der Fall sein sollte, zuweilen in bloße Fabrikation übergeht. Eine ansehnliche Zahl von dahin einschlagenden Schriften und Werken liegt vor uns aufgestapelt und erhält fast Woche für Woche einen neuen Zuwachs. Wir reichen daher mit Einem Artikel nicht aus, und wir werden in dem erstern die Literaturgeschichten allgemeinen Charakters zusammenfassen, in einem zweiten aber diejenigen besprechen, welche, wie M. Rapp's „Das goldene Alter der deutschen Poesie" und einige andere Schriften, in denen Parallelen zwischen einigen unserer Classiker gezogen sind, nur gewisse Literaturgruppen behandeln, oder wie Robert Prutz' „Menschen und Bücher", O. F. Gruppe's „Leben und Werke deutscher Dichter", Paldamus' „Deutsche Dichter und Prosaisten" u. s. w., Beiträge zur Literaturgeschichte in biographischer Form enthalten. Die einzelne Dichter und Schriftsteller betreffenden Werke und Schriften, unter denen die über Goethe und Schiller allmählich wieder zu ganzen Massen erwachsen sind und ein eigenes Studium in Anspruch nehmen, müssen außerdem, wie dies begreiflich ist, besondern Artikeln vorbehalten bleiben. Und welchem irgend namhaften verstorbenen Dichter würde nicht jetzt ein Leichenstein in Form einer Biographie errichtet! Man wandelt wie auf einem Leichenacker unter einem wahren Walde von Grabmonumenten, auf denen, nebst den nöthigen Daten über Geburts- und Todesjahr u. s. w., alles das zu lesen ist, was der literarische Steinmetz über den Verstorbenen denkt und dem papiernen, ist auch löschpapiernen Monument in schwarzen Lettern eingegraben hat. Ach, und während diejenigen Monumente, die vor unsern Augen aufs eiligste errichtet werden, auf eine Weile unsere Blicke und unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sinken die hinter uns vielleicht bereits wieder in Staub zusammen — Staub zu Staub!

Die Vorzüge der deutschen Literaturgeschichtschreibung vor der der übrigen Völker sind bekannt und unbestreitbar; aber es haben sich ihr im Laufe der Zeit bedeutende Mängel angeheftet. Sie hat den mehr objectiven und allgemeinen Standpunkt eines Wachler, des eigentlichen Schöpfers der modernen Literaturgeschichtschreibung in Deutschland, bereits ziemlich aufgegeben, und beleuchtet mit subjectiver Willkür das Gebiet der Literatur fast immer nur von Einer Seite. Die Tendenzen der Zeit haben sich in sie eingemischt, und es kann vorkommen, daß, was der eine des höchsten Preises für werth findet, von dem andern unbedingt verworfen wird und daß beide nur in solchen nicht seltenen Fällen miteinander übereinstimmen, wo einer von dem andern oder beide von einem dritten entlehnen und abschreiben. Der eine steht vorzugsweise auf einem religiösen und conservativen, der andere auf einem antireligiösen und demokratischen Standpunkt, woraus nun selbstverständlich folgt, daß letzterer gerade diejenigen Dichter und Schriftsteller feiern und empfehlen wird, vor denen der erstere schaudernd warnt. Wir haben Literaturgeschichten vom protestantischen und vom katholischen Standpunkt und in politischer Hinsicht sogar vom Standpunkt der sogenannten Gothaischen Partei. Der eine Literaturgeschichtschreiber geht von der Ansicht aus, daß mit der Periode Goethe's und Schiller's die productive Literatur ihr Höchstes wie ihr Letztes erreicht habe, daß die Productionskraft der Nation erloschen sei und daß die sogenannten Epigonen ohne alle und jede Bedeutung seien; der andere dagegen ist der Ansicht, daß die Literatur seit denjenigen Dichtern, die wir zu unsern classischen creirt haben, erst recht in Fluß gekommen sei und erst ihrem eigentlichen Höhepunkt zustrebe, daß die Anschauungen unserer classischen Dichter somit im Grunde zu den überwundenen Standpunkten gehören. Nach dem einen hat demnach nur der Todte, nach dem andern nur der Lebende recht. Der eine verwirft bei der Betrachtung von Dicht- und Kunstwerken den ethischen Standpunkt gänzlich, der andere hält ebenso einseitig nur diesen fest und beurtheilt viele der herrlichsten

Gebilde aus dem Gesichtspunkte der engherzigsten philisterhaftesten Moral, die, ohne doch von irgendeinem religiösen Inhalt erfüllt zu sein, nicht einmal das Schelmische und Schalkhafte gelten läßt, wie es sogar in vielen Erzählungen des frommen Gellert in den Vordergrund tritt.

Eine Verwirrung aller Begriffe muß davon die Folge sein, und daher kommt es auch, daß das Publikum, welches bald nach der einen, bald nach der andern Literaturgeschichte greift, gar nicht mehr weiß, was es gelten lassen soll, das andere aber, welches sich auf die Lectüre einer von einem bestimmten Parteistandpunkte geschriebenen Literaturgeschichte beschränkt, von Literatur und Kunst nur die einseitigsten und falschesten Begriffe hat. Wer aber alle durcheinander liest und studirt, muß ein Mann von sehr entschiedenem, ausgebildetem Urtheil sein, er muß die Einseitigkeiten der einen wie der andern auf ihr richtiges Maß zu bringen und gegeneinander abzuwägen wissen, um den Richtweg nicht zu verlieren und von diesen verschiedenen und so verschiedenartigen Literaturgeschichten den Vortheil zu haben, den sie bei unbefangenem Studium einem Manne von wirklicher Urtheils- und Unterscheidungsfähigkeit allerdings gewähren können; denn an einzelnen trefflichen Partien, ergiebigen Studien, sinnreichen Combinationen und fruchtbaren Bemerkungen ist kein Mangel. Nur darin kommen unsere bisherigen Literaturgeschichtschreiber fast sammt und sonders überein, daß sie für das Komische meist so gut wie gar keine Empfänglichkeit besitzen und daher die auch bei uns Deutschen so reich entwickelte und nicht wenig einflußreiche humoristische und komische Literatur, die in einer Literaturgeschichte von wirklich culturhistorischem Gehalt einen hervorragenden Platz einnehmen müßte, entweder gänzlich ignoriren oder doch nur sehr flüchtig und stiefmütterlich behandeln. Es scheint, als ob sie ihrer Gravität etwas zu vergeben fürchten, wenn sie es über sich brächten, ihre sauere Miene abzulegen, um das, was aus der komischen Literatur populär geworden, zu beachten und mit der Gemüthsfrische, welche diese Gattung verlangt, aufzufassen und zur Darstellung zu bringen. Früher gab es sogar unter den Kanzelrednern solche, welche ausgelassene Humoristen waren, heutzutage sind sogar viele unserer Literaturgeschichtschreiber salbungsvolle Kanzelredner.

Um manche Eigenschaften unserer neuern Literaturgeschichten zu erklären, ist es vielleicht zweckmäßig, auf die Art ihrer Entstehung hinzuweisen. Zum großen Theil wurden sie bisher von Universitätsprofessoren, Schuldirectoren, Gymnasiallehrern und Redacteuren kritischer Blätter oder überhaupt Kritikern verfaßt. Der Professor, der natürlich auf die lebenden Dichter und Literaten mit gebührender Geringschätzung herabsieht, dagegen es nicht verschmäht, aus den verstorbenen literarhistorisches Kapital zu machen, hielt von Zeit zu Zeit Vorlesungen über diese oder jene Literaturperiode, der Schuldirector oder Gymnasiallehrer seinen regelmäßigen Cursus über Literaturgeschichte, und der Redacteur oder Kritiker hatte im Laufe der Jahre so und so viele längere oder kürzere Recensionen über neu erschienene Bücher literarischen Charakters und dichterische Productionen zusammengeschrieben. Dergleichen Fragmente bildeten die Grundlage, man dehnte seine Studien auf weitere Partien aus, man suchte die Lücken zwischen ihnen so gut es ging auszufüllen, und eine mehr oder weniger complete Literaturgeschichte gestaltete sich nun, trat in die Oeffentlichkeit und machte dem Publikum ihr Compliment. Aus dieser Entstehungsart erklärt sich dann unter anderm das vorwiegend Docirende oder vorwiegend Kritische. Im übrigen kann man sicherlich nichts dagegen haben, wenn der Redacteur eines kritischen Blattes seine bessern Aufsätze, um sie aus ihrem ephemeren Dasein in eine permanentere Existenz hinüberzuretten, als Beiträge zur Literaturgeschichte später gesammelt herausgibt, falls er einen Verleger dazu findet; in Frankreich und England geschieht dies von sehr namhaften Kritikern meistens, in England oft und zwar hier meist unter der Bezeichnung der Essays; mislicher aber erscheint es, wenn man sie nothdürftig durch Flickwerk verbindet, wenn man zu diesem Zweck über Bücher und poetische Schöpfungen, die man genauer kennen zu lernen nie Zeit gehabt, nach darüber Gelesenem oder nach Hörensagen dreist urtheilt oder sie, was immer noch besser ist, vornehm ignorirt, und dann das Ding unter dem anspruchsvollen Titel einer Literaturgeschichte auf den Markt wirft. Solcher sogenannten Literaturgeschichten gibt es in Deutschland mehrere, und einige derselben haben, obschon sie im Grunde nur einseitige und tendenziöse Pamphlete sind, drei und vier Auflagen erlebt.

Indem wir nun folgende Literaturgeschichten hier zusammenstellen, freut es uns, wenigstens von einigen derselben sagen zu können, daß sie auf diese Weise nicht entstanden sind.

1. Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. In drei Theilen. Dritter Theil: Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Erstes Buch: Vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen. 1648—1740. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.
2. Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit. Von Otto Roquette. Erster Band und zweiten Bandes erste Abtheilung. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1862—63. Ler.-8. 2 Thlr. 12 Ngr.
3. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Dritter Band, erstes Heft. Dresden, Ehlermann. 1863. 8. 24 Ngr.
4. Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur von Johann Wilhelm Schaefer. Neunte verbesserte Auflage. Bremen, Geisler. 1862. Gr. 8. 12½ Ngr.
5. Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in kurzer übersichtlicher Darstellung für Schulen und zur Selbstbelehrung. Von Karl Oltrogge. Leipzig, O. Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Nebst einem Abriß der deutschen Kunstgeschichte als Anhang. Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Wilhelm Buchner. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mainz, Faber. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Was das große Literaturwerk von Hermann Hettner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (Nr.

betrifft, so begrüßen wir dessen dritten Theil mit demselben Vergnügen, mit dem wir die beiden ersten begrüßt, gelesen und seinerzeit in d. Bl. besprochen haben. Hettner's Literaturgeschichte ist nicht wie so manche andere mehr zufällig aus gelegentlichen Recensionen, Vorlesungen u. s. w. entstanden, sondern sie trägt die Nothwendigkeit ihres Entstehens und ihres organischen Zusammenhalts in sich selbst. Der Verfasser, zugleich philosophisch und ästhetisch gebildet und in Kunstanschauungen aufgewachsen, hat nichts von dem gravitätischen und moralisirenden Kathederton, der so manche andere Literaturgeschichten versäuert.

Auf ein vollständiges Verzeichniß von Namen und Werken, die für die Nachwelt keine Bedeutung haben und kaum für ihre Zeit eine solche hatten, kommt es ihm nicht an; daher vermißt man bei ihm mit Vergnügen eine Menge von Namen, Büchertiteln und Jahreszahlen, durch deren Dickicht wir uns in manchen andern Literaturgeschichten mühsam hindurcharbeiten müssen, während bei Hettner andererseits Individuen in den Vordergrund treten, die nicht auf dem hergebrachten literargeschichtlichen Index stehen, die aber in weiten Kreisen Einfluß übten und eine bedeutsame Stellung zu dem Culturleben ihrer Zeit einnahmen. Weiter weiß der Verfasser die Wechselwirkungen zwischen der Literatur einerseits und den Künsten, sowol der Tonkunst als den bildenden, und wieder den Zusammenhang derselben mit dem allgemeinen Culturleben in instructiver und interessanter Weise hervorzuheben. Das Arrangement ist geschmackvoll und übersichtlich, und was Stil und Darstellung betrifft, so sind diese zwar nicht farbenreich oder in hervortretendem Grade originell und individuell, aber präcis, ungezwungen und von einer Klarheit, wie sie in deutschen Büchern dieser Art leider nur selten angetroffen wird. Seine Urtheile sind meist treffend und geistvoll, und nie verwickelt er sich in Widersprüche, nie beschwert er sie mit barbarischen gelehrten Terminologien, aber auch ebenso wenig mit blos schimmernden Redensarten und Floskeln. Mit wenigen präcis gefaßten Worten weiß er den Leser über den Geist eines Zeitabschnitts oder einer Literaturgruppe ins Klare zu setzen; wir wissen z. B. gleich, um welchen Hauptpunkt es sich zur Zeit des Pufendorf und Hugo Grotius handelte, wenn der Verfasser bemerkt:

> Der Kampf gegen die Theologie ging vom Naturrecht aus, indem zuerst Hugo Grotius und noch mehr Pufendorf die Quellen der menschlichen Rechtsbegriffe nicht blos aus den Zehn Geboten, d. h. aus der Offenbarung, sondern vielmehr aus der angeborenen sittlichen Natur des Menschen selbst abzuleiten unternahm.

Im ganzen ist Hettner's Literaturgeschichte eins von den wenigen deutschen Büchern wissenschaftlichen Charakters, denen man den Arbeitsschweiß nicht anmerkt, welchen sie gekostet haben.

Wenn sich aber dieses Werk dem Ideal einer Literaturgeschichte auf wesentlich culturhistorischer Grundlage, wie es uns schon längst vorschwebte, in sehr beträchtlichem und erfreulichem Grade annähert, so wollen wir doch damit nicht sagen, daß es dieses Ideal schon vollkommen erreicht habe und in dieser Hinsicht gänzlich fehlerlos sei. Der Verfasser ging von einem fruchtbaren, neuen und durchaus richtigen Gedanken aus; er wollte ursprünglich die Geschichte der Aufklärung in Deutschland schreiben, diese aber gestaltete sich ihm unter den Händen zu einer allgemeinen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Denn er erkannte, daß, weil die Literatur der Aufklärung nicht ausschließlich diesem oder jenem Volke zufalle, sondern nach einer bekannten Bezeichnung Goethe's durchaus Weltliteratur sei, eine Geschichte der Aufklärung nur eine allgemeine, d. h. eine die Wirkungen und Gegenwirkungen aller abendländischen Völker in gleicher Weise umfassende Literaturgeschichte sein könne. Und umgekehrt sei eine solche allgemeine Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in ihrem innersten Wesen durchaus Geschichte der Aufklärung. Der Ausgangspunkt für ihn war die englische Literatur; „denn dort liegen in dem Aufblühen der Naturwissenschaften, in der Erfahrungsphilosophie und im Deismus die ersten selbständigen Aeußerungen des neuen Geistes". Daher enthält der erste Theil die Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis zu der Zeit, in welcher die englischen Aufklärungsideen, die freilich ohne die durch Luther bewirkte Reformation nicht oder doch so früh nicht möglich gewesen wären, ihren Weg nach Frankreich fanden, und Voltaire, Montesquieu, Rousseau und die französischen Encyklopädisten den englischen Schriftstellern den Rang abliefen. Der zweite Theil war daher der Entwickelung dieser neuen französischen Literatur und deren umgestaltendem Einfluß auf das Leben und die Bildung aller übrigen Völker gewidmet. Der dritte Theil ist für die deutsche Literatur in ihrer Wechselwirkung mit der englischen und französischen bestimmt.

Von diesem dritten Theile des Werks liegt uns in Gestalt eines ansehnlichen Bandes das erste Buch vor, welches die Zeit vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen umfaßt. Der Verfasser bemerkt über diese Periode:

> Der Schwerpunkt dieser Vorgeschichte liegt nicht in der culturgeschichtlichen Grundlage der heimischen religiösen und politischen Bildungszustände, denn diese sind erstorben und ohne alle innere und naturwüchsige Keimkraft. Jene ersten vorbereitenden Anfänge in ihrem Ursprunge und Fortgange belauschen, heißt vielmehr nichts anderes, als den Anregungen und Einwirkungen nachgehen, welche sich ein gedrücktes, aber ungebrochenes und aufstrebendes Geschlecht zu selbständiger Umbildung und Fortbildung zunächst aus der Schule des freiern und vorgeschrittenern Auslandes holte.

Im ganzen aber betrachtet der Verfasser diese entwickelungsreiche Vorgeschichte als den Anfang der Geschichte der deutschen Geisteskämpfe im 18. Jahrhundert, deren Abschluß jenes classische Zeitalter der deutschen Kunst und Wissenschaft war, „in welchem sich durch Kant, Goethe und Schiller siegreich erfüllte und vollendete, was im heißen Kampfe von der fortschreitenden Aufklärung und Befreiung erstrebt und erarbeitet worden". Warum werden hier aber, fragen wir beiläufig, neben Kant, Goethe und Schiller nicht wenigstens noch Klopstock (als Sprach-

schöpfer und Begründer des deutschen Nationalgefühls), Lessing und Herder mitgenannt?

Wie gesagt, der Gedanke, die Literaturen der modernen Hauptculturvölker in ihren internationalen Bezügen und Wechselwirkungen darzustellen, ist neu und fruchtbar, und daß dies bisher nicht oder doch nicht im genügenden Grade geschehen, war ein fühlbarer Mangel in den seitherigen Literaturgeschichten. Aber vielleicht läßt einer der soeben citirten Sätze in seiner absoluten Fassung deutschen Geist und deutsche Literatur doch zu abhängig von dem Auslande und ihm zu subordinirt erscheinen. Zwar bemerkt der Verfasser sehr richtig, daß man nicht recht daran thue, immer nur so verachtend auf ein Zeitalter des unbedingtesten Verfalls herabzublicken, da es doch zugleich ein Zeitalter rührigster Strebsamkeit und Werdelust sei; aber es galt hier, die nationalen Urkräfte, die bei aller äußern Stagnation, Verderbniß, Pedanterie und Ausländerei im Volke vorhanden waren und auch dann und wann in der Literatur, z. B. bei diesem oder jenem Lyriker, bei diesem oder jenem stillen Denker hervortreten, nach allen Seiten hin so nachzuweisen, wie dies der Verfasser unter anderm in Bezug auf die deutsche Musik jener Periode gethan hat. Wenn der Verfasser bemerkt, daß still und unbemerkt die schlichten deutschen Cantoren die erstorbene und verfolgte Innerlichkeit deutschen Volkssinns genährt hätten, „während ringsum deutsche Sitte und Denkart unwiderbringlich verloren schien", so ist dies wol zu viel behauptet. Wären deutsche Sitte und Denkart nur auf die Cantorenstuben beschränkt gewesen, so hätte Deutschland sicherlich nicht so bald darauf eine classische Periode und einen so außerordentlichen Reichthum geistiger Kräfte erlebt.

Möglicherweise gerathen wir hier mit uns selbst in Widerspruch, der aber nur ein scheinbarer ist, wenn wir andererseits die Ansicht aussprechen, daß der Verfasser seinem Programm, die deutsche Literatur in ihren Wechselbeziehungen mit den Literaturen des Auslandes darzustellen, nicht in allen Theilen mit der nöthigen Consequenz treu geblieben ist; beides, der Nachweis dieser ausländischen Einflüsse, wie der Nachweis des selbständigen nationalen Kerns läßt sich ja sehr wohl vereinigen. Indeß wird das folgende und nächstfolgende Buch dem Verfasser ohne Zweifel Gelegenheit genug geben, die Einflüsse Voltaire's, Rousseau's, Shakspeare's, Milton's, Young's (als Verfasser der „Nachtgedanken"), Thomson's, der so viel dazu beitrug, den Deutschen die Augen für die zartern Naturschönheiten zu öffnen, Richardson's, Sterne's, Goldsmith's, Macpherson's (als Verfasser der Ossianischen Dichtungen), Percy's (als Sammler der altenglischen Volksballaden), Gibbon's u. s. w. auf die Literatur und geistige Entwickelung der Deutschen neben den echt nationalen Elementen nachzuweisen; denn ohne letztere hätte sich die deutsche Literatur niemals zu einer Höhe erheben können, auf der sie in ganz eigenthümlicher Mischung zugleich als kosmopolitisch und allgemein menschlich und doch wieder als echt deutsch erscheint.

Wir haben es oben als einen Vorzug des Hettner'schen Werks hervorgehoben, daß wir darin nicht so sehr wie in andern Literaturgeschichten mit unnöthigen Namen- und Bücherverzeichnissen gequält werden, und daß er dagegen culturhistorisch bedeutsamere und für die Geschichte der Aufklärungsperiode wichtigere Persönlichkeiten und Erscheinungen, die man in andern Literaturgeschichten vermißt, ins Feld führt. Es fragt sich aber doch, ob er nicht einzelnen dieser für die Literaturgeschichte neuen Menschen (Edelmann z. B. occupirt fast gerade so viel Raum als Leibniz) und einzelnen Versuchen, die wie die Versuche zu einer Kircheneinigung, eben nur Versuche geblieben sind, einen größern Raum bewilligt hat, als sie in einer solchen Darstellung verdienen. Wenn wir es ferner nur billigen können, daß, wie der Verfasser thut, in einer Literaturgeschichte, welche einen culturgeschichtlichen Inhalt anstrebt, auch die Zusammenhänge zwischen der Literatur einerseits und der Tonkunst und den bildenden Künsten andererseits betrachtet und beleuchtet werden, so müßte dies, wie wir meinen, nur in großen breiten Zügen geschehen, ohne sich, wie Hettner thut, in zu viele Details, selbst biographische zu verlieren.

Was den Stil betrifft, so haben wir schon bemerkt, daß derselbe im allgemeinen alles Lobes werth sei; aber doch hätten wir gern einige jener Exclamationen vermißt, wie sie in gewissen neuern Literaturgeschichten leider nur zu häufig sind; so wenn Hettner (in Bezug auf Gellert's „Leben der schwedischen Gräfin") einmal rasch hintereinander ausruft: „Wie konnte Gellert, der von allen gepriesene Sittenlehrer, so gar kein Arg darin finden", und: „Wie konnte Gellert es für unbezweifelbare Pflicht halten" u. s. w. Solche Exclamationen sind meist nur Nothbehelfe, die namentlich bei einiger Anhäufung, den ruhigen objectiven Gang der Darstellung in störender Weise unterbrechen. Glücklicherweise kehrt diese üble Gewohnheit bei Hettner nur selten wieder; wir haben jedoch hiervon Gelegenheit nehmen wollen, überhaupt einmal diesen Unfug oder doch seinen Misbrauch zu rügen. Endlich dürfte in der Stelle: „Innigstes Dankgefühl gebührt jener hochherzigen Gesinnung, mit welcher August der Starke und August III. diese reichen Kunstsammlungen (die dresdener) gründeten", mancher Leser an dem „innigsten Dankgefühl" und an dem Epitheton „hochherzig" Anstoß nehmen, obgleich es allerdings richtig ist, daß wir diesen Kunstsammlungen viel, namentlich auch die Erweckung des Kunstgefühls bei Winckelmann, mithin den Anfang einer reinern Kunstanschauung in Deutschland verdanken. Freilich war dies nicht das Motiv zu der Ansammlung dieser großartigen Kunstschätze, oder man hätte einen Mann wie Winckelmann nicht darben lassen und ihm keine andere Wahl gelassen, als sich in den Dienst des Papstes zu begeben, während man in Bezug auf Ballet, Oper und andere Festivitäten seiner Verschwendung nicht Maß noch Ziel wußte.

Hettner schildert zuvörderst die deutsche Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts in einer Uebersicht, die i[m] ganzen begreiflicherweise ein sehr trübes, nur von wenigen Lichtpunkten durchbrochenes Bild gewährt. Leider waren gerade die Anstalten, welche vorzugsweise den Beruf ha[tten]

ten, Sitze der Humanität und der höchsten geistigen und moralischen Bildung zu sein, die Universitäten, davon das Gegentheil; sie waren Pflanzstätten der Roheit und des abscheulichsten Cynismus; selbst Professoren sah man zum Theil den schändlichsten Ausschweifungen, oft sogar den niedrigsten Verbrechen verfallen. Nicht nur alles religiöse, sondern überhaupt alles tiefere Gemüthsleben erschien in diesen akademischen Kreisen wie erstorben; das Leben und Treiben auf den Universitäten war ein wahrhaft heidnisches, um nicht zu sagen kannibalisches. Andererseits war die Theologie die herrschende Disciplin, die in ihrem Hochmuth alle übrigen Wissenschaften niederhielt und in Fesseln schlug; aber ungerechnet, daß es immer seinen Nachtheil hat, wenn in einer Periode eine specielle Wissenschaft zu einer alles despotisirenden Oberherrschaft gelangt, so war diese „Gottesgelahrtheit" eine verknöcherte geist- und gemüthlose, gegen die Hohen demüthige, gegen die Niedrigen hochfahrende, nur an todten Formeln und Buchstaben hängende Theologie, die durch ihr hader- und verdammungssüchtiges, klopffechterisches Verfahren das Ansehen der Religion nur herunterbringen konnte. Rechnet man hierzu die Verwilderung, die vom Dreißigjährigen Kriege zurückgeblieben war und ganze Schwärme von Landstreichern, Strauchdieben und Bettelgesindel erzeugte, die erbarmungslos grausame und willkürliche, auf Folter und Rad gegründete Rechtspflege, den fürchterlichen Mangel an Volksschulen und überhaupt an Bildungsmitteln für das Volk, die Verderbniß, die von so vielen deutschen Fürstenhöfen und Hofkreisen nach allen Richtungen ausströmte, dann muß man sich allerdings wundern, daß die deutsche Nation, dank ihrer innern gesunden Natur und den Bestrebungen einiger hervorragender Männer von Geist und Gemüth, überhaupt noch die Kraft hatte, sich aus so elenden Zuständen in vergleichsweise kurzer Zeit zu einem menschenwürdigern Dasein emporzuraffen. Eine der widrigsten Untugenden jener Zeit war die schamlose Kriecherei vor den Großen, welcher sich zumal die deutschen Gelehrten, Poeten und Tonkünstler schuldig machten. Einer der letztern, der berühmte hamburger Musikus und Musikschriftsteller Mattheson, richtete, wie Hettner erzählt, an den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen in einer Widmungsrede die Frage: „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein als Eure hochfürstliche Durchlaucht?" Man weiß nicht, wer hier verachtungswürdiger erscheint, derjenige, welcher eine so gotteslästerliche Schmeichelei ausstieß, oder derjenige, welcher sie sich gefallen ließ und mit gnädigem Zulächeln aufnahm.

In einer solchen Zeit war der Spener'sche Pietismus eine wahre Wohlthat, ja eine Nothwendigkeit, um der weitverbreiteten Roheit und dem im Buchstaben- und Formelwesen erstarrten Consistorialchristenthum gegenüber wieder tiefere Gemüthsquellen zu eröffnen. Hettner erkennt auch die „gewaltigen Segnungen dieses reinen und edeln Pietismus" gebührend an; es sei gewiß, bemerkt er, daß „eine tiefe Verinnerlichung der gesammten Sitte und Denkart" seitdem eingetreten. Aber nicht alle Pietisten hatten den reinen Geist und Charakter eines Spener, und bald hefteten sich dieser Richtung Eigenschaften an, welche dem gesunden Leben der Nation verderblich wurden. Hettner bemerkt:

> Während die grollenden Freiheitsstürme der englischen Puritaner das gesammte englische Staatswesen umgestalteten und während auch die französischen Jansenisten in allen Verfassungskämpfen in erster Linie standen, verkümmerte der deutsche Pietismus ängstlich und thatscheu in sich und kannte vom Leben nichts als die stille Betstube. Daher haben die Puritaner ihren Milton, und die Jansenisten die classischen Werke des Port-Royal und die unsterblichen Schriften Pascal's hervorgebracht; der deutsche Pietismus dagegen geht in der Literatur fast spurlos vorüber. Das bedeutendste, ja das einzig bedeutende Literaturwerk des deutschen Pietismus ist Gottfried Arnold's „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie".

Wir können begreiflicherweise nicht auf jedes Kapitel des Hettner'schen Buchs eingehen, sondern wollen zunächst nur auf die Charakteristiken Pufendorf's, Leibniz', Thomasius' und Christian Wolff's aufmerksam machen, als diejenigen, welche dem nach Bildung strebenden Leser besonders willkommen sein werden. Diese Männer sind, selbst Leibniz zum Theil, dem jetzigen Publikum mehr nur dem Namen, als ihren Leistungen nach bekannt, und was man über sie in den bisherigen Literaturgeschichten las, war theils zu abstrus und verworren, theils zu ungenießbar und schwerfällig geschrieben, um ein klares Bild von ihren Leistungen zu geben, oder man fertigte sie, wenigstens Pufendorf, Thomasius und Wolff, mit ein paar nichtssagenden, ihre Verdienste verkleinernden und in ein schiefes Licht stellenden Redensarten ab. Hettner weiß aber gerade das Charakteristische, das, worauf es bei Beurtheilung dieser Männer besonders ankommt, mit großer Umsicht hervorzuheben, die verschiedenen Theile des Lebensbildes geschmackvoll zu arrangiren und zu einem Ganzen zu verbinden, und er thut dies immer in einer klaren, präcisen, keine Dunkelheit übrig lassenden Stil- und Darstellungsweise, in der übrigens neben den Vorzügen auch die Schwächen und Mängel der Geschilderten zu Tage treten. Auch für die eingefügten bezeichnenden Auszüge aus ihren jetzt so wenig mehr gelesenen Schriften kann man dem Verfasser nur dankbar sein, und wir können uns hier nicht enthalten, einem längern Citat aus einer der Thomasius'schen Schriften folgende, zum Theil leider auch auf die gegenwärtigen Zustände noch anwendbare Worte zu entlehnen:

> Wo die Gelahrtheit als ein geschlossenes Handwerk tractirt wird, da keiner eine Kunst treiben darf, wo er das Meisterrecht nicht theuer erkauft hat, oder eines Meisters Sohn ist, oder eines Meisters Tochter geheirathet hat, oder wo man mit dem Verstande Monopolia anstellt und es als ein absonderlich Privilegium ausbetteln muß, mit den von Gott verliehenen Gaben seinem Nächsten zu dienen, ja wo man endlich gute Ingenia, die die gemeinen Irrthümer entdecken, und die unterdrückte oder versteckte Wahrheit hervorzubringen suchen, mit Gefängniß oder wol gar mit Feuer und Schwert zu verfolgen sich angelegen sein läßt, da kann gewiß Wahrheit und folglich auch Tugend, die keine andere Mutter als die wahre Weisheit hat, ihre Zweige nicht weit ausbreiten. Wo man aber im Gegentheil einen jeden, der etwas dem gemeinen Wesen Nützliches erfindet, ich will nicht sagen, kostbar beschenket, sondern ihm nur die Freiheit vergönnt und ihn wider alle Verfolgungen in nachdrücklichen Schutz nimmt, so darf man sich wiederum nicht wundern, wenn man sieht, daß

> auch die schläfrigsten und langsamsten Ingenia sich aufmuntern, ein jedes nach seinem Vermögen zur Forthelfung der Weisheit etwas zu contribuiren, und daß die unter der Maske einer affectirten Gelahrtheit verkappte Unwissenheit und Pedanterie sich verkriechen und aus dem Lande weichen muß.

Und hierauf spricht Thomasius die Hoffnung aus, daß, „nachdem hohe Häupter in unserm Vaterland immer mehr anfangen, die bisher unterdrückte Freiheit emporzuheben", man nun auch in Deutschland „täglich und handgreiflich spüren wird, wie sich edle Gemüther bemühen werden, den bisher ihrer Nation anhaftenden Schandfleck, als ob sie unfähig wären, etwas Gutes und Tüchtiges zu erfinden, abzuwaschen".

Den wenigsten wird es bekannt sein, daß Thomasius auch Anspruch darauf hat, den Humoristen beigezählt zu werden, und wir rechnen es dem Verfasser, daß er auf diese Seite seiner literarischen Thätigkeit aufmerksam macht, um so mehr zum Verdienst an, da sonst die humoristische Literatur bei unsern Literaturhistorikern nicht zu ihrem Rechte kommt. Mit Bezug auf Thomasius' im Jahre 1688 begonnene Monatsschrift: „Scherz- und Ernsthafter, Vernünftiger und Einfältiger Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen Erster Monat oder Januarius" u. s. w., bemerkt Hettner:

> Thomasius gibt seinen Belehrungen und Unterhaltungen meist eine novellistische Einkleidung, deren Gestalten und Verwickelungen zwar in ungelenker Sprache, oft roh und geschmacklos, aber äußerst lebendig und zum Theil mit wirklich dichterischer Kraft ausgeführt sind. Und innerhalb dieser anziehenden Masken entfaltet sich sein rascher, fröhlicher, scharfer und vernichtender Witz so muthwillig, ausgelassen und tollhumoristisch, daß Thomasius unbedingt den besten Satirikern beigezählt werden muß. Thomasius selbst bekennt mehrmals (Februar 1688, S. 206; Januar 1689, S. 16) ausdrücklich, daß er in seiner satirischen Schreibart dem genialen Erasmus nachstrebe. Ein Werk des echtesten Humors ist vor allem jener Angriff auf die scholastische Philosophie, welche unter der Form einer komischen Lebensgeschichte des Aristoteles und seiner verliebten Abenteuer vorgeführt wird.

Im ganzen stellt Hettner Thomasius, ohne seine Schwächen zu verkennen, sehr hoch; er leitet den Abschnitt über ihn mit den Worten ein:

> Christian Thomasius gehört nicht zu jenen gewaltigen Heroen, welche durch großartige Schöpfungen und Entdeckungen ihren Namen unverlöschlich in die Geschichte einer einzelnen Wissenschaft eingegraben haben; aber es bleibt ihm unentreißbar das kaum minder schätzbare Verdienst, durch die Freiheit seines Geistes und durch die Unerschrockenheit und Thatkraft seines Charakters im schönsten Sinne des Worts ein Befreier der Menschheit geworden zu sein. Es liegt ein tiefer reformatorischer Zug in ihm; und auch die Art seines Angriffs und seiner Waffenführung erinnert nicht selten an die großen Freiheitshelden des Reformationszeitalters.

Auch Christian Wolff's große Verdienste werden „gegen das spöttische Gerede heutiger Beurtheiler, welche offenbar Wolff nur aus zweiter und dritter Hand kennen", von Hettner aufs wärmste in Schutz genommen, indem er besonders hervorhebt, daß sich bei Wolff „mit dem Gewicht der neuen Gedanken eine Sprache verband, welche den Zauber überraschendster Neuheit hatte". Wolff sei der Schöpfer unserer philosophischen Sprache und viele Begriffsbestimmungen und Wortbildungen, welche geschichtliche Unkenntniß gewöhnlich erst Kant zuschreibe, gehörten der Erfindung Wolff's an.

Mit jenem unparteiisch abwägenden, humanen, wahrhaft historischen Sinn, wodurch Hettner sich als Literarhistoriker besonders auszeichnet, verhilft er auch andern Schriftstellern und Künstlern, welchen Unkenntniß oder hohle unhistorische Absprecherei ihre Verdienste geschmälert haben, zu ihrem Recht. So rettet er auch den verdienten J. F. Christ, welcher ebenfalls zu den Vorläufern unserer classischen Periode auf dem Felde der Archäologie und Kunstgeschichte gehört, aus der Vergessenheit. „Es ist unmöglich", bemerkt Hettner, „einen Kunstschriftsteller aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufzuschlagen, ohne unablässig den Spuren Christ's zu begegnen", und er fügt hinzu: „Wohin wir also im Reich der Wissenschaft blicken, überall ist das regste Aufstreben und die fröhlichste Eroberer- und Entdeckerlust." Nur dem Dichter Haller scheint er uns nicht ganz gerecht zu werden; Haller's Dichtungen gehören nicht zu denen, auf welche der Lieblingsausdruck der Zeit: „Belustigung des Verstandes und Witzes" angewandt werden könnte; Haller hatte eine Fülle starker, tiefer, für ihre Zeit neuer Ideen, aus deren Schatze sich sogar Schiller bereichert hat. Wir erinnern nur an Haller's Sentenz:

> Gerechtestes Gesetz, daß Kraft sich Huld vermähle!
> In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Wir brauchen die Stelle bei Schiller nicht zu nennen, in der sich dieser Gedanke fast wörtlich wiederholt findet; auch kehrt er bei ihm mehrmals wieder, z. B. auch im „Lied von der Glocke".

Ein sehr ansprechendes und liebenswürdiges Kapitel ist auch das über Gellert, eigentlich der letzte literarhistorische Abschnitt des vorliegenden Theils, der mit Betrachtungen über die gleichzeitige Musik (Hasse, Sebastian Bach, Händel) und über die bildende Kunst, insbesondere das dresdener Kunstleben schließt. Mit demselben Recht, womit der Verfasser Gellert's Verdienste als eines „wahrhaft erweckenden und befreienden Schriftstellers" anerkennt, mit demselben Rechte hebt er auch die in der That befremdende moralische Begriffsverwirrung hervor, von welcher sich Gellert bei der Abfassung seines Romans „Leben der schwedischen Gräfin von G." beherrschen ließ. Gellert hat darin einen ganz ähnlichen Stoff wie Goethe in seiner „Stella" behandelt, nämlich die Frage der Bigamie; aber mit einem Ausgange von wahrhaft naiv unmoralischer Tragweite. Und wie ist Goethe von unsern literarischen Sittlichkeitspredigern wegen dieser „Stella" gescholten worden, obschon er in seiner spätern Bearbeitung derselben durch eine tragische Katastrophe das bei Gellert fortwirkende und von ihm gewissermaßen sanctionirte unsittliche Element beseitigte. Der alte Spruch „Si duo faciunt idem" u. s. w. bewährt sich auch hier, und die kritische Themis wägt bei uns mit zweierlei Gewicht.

Endlich verweisen wir noch auf die Kapitel über die Simpliciaden und Robinsonaden, mit welchen letztern sich der Verfasser schon früher in einer besondern Schrift

einschlagenden beschäftigt hat, über den „Schelmuffsky“ u. s. w. Den „Simplicissimus“ rechnet der Verfasser zu den „schätzbarsten Besitzthümern unserer Literatur“, und mit Recht, denn er gehört zu den culturhistorischen Quellen jener Zeit. Durch dieses eine Beispiel sollten sich diejenigen, welche auf den Roman immer nur mit Verachtung herabsehen, dahin belehren lassen, daß ein guter sittengeschichtlicher Roman von großem bleibenden Werthe sein könne.

Noch folgende beachtenswerthe Bemerkung Hettner's möge hier angeführt sein:

Die Aufklärung, so wichtig und segensreich, wurde der naturwüchsigen Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung zunächst verderblich. Baco hat gesagt, die halbe Philosophie führe von Gott ab, die ganze führe zu Gott zurück. Wahrer und treffender kann gesagt werden, die halbe Bildung zerstört die Naivetät des Seins und Denkens, die ganze Bildung verjüngt, läutert und vertieft sie.

Größeres Interesse noch als der vorliegende Theil, in welchem nothgedrungen auch einige sehr trockene Materien behandelt werden mußten, versprechen die folgenden beiden Bücher oder Bände, von denen der zweite das Streben und Wirken des deutschen Rationalismus und der Popularphilosophie, und das Werden und Aufblühen der Dichtung und Kunst in Klopstock, Wieland, Lessing und Winckelmann, der dritte die Zeit Kant's, Goethe's, Schiller's u. s. w. behandeln werden.

Otto Roquette schreibt seine noch nicht vollendete „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit“ (Nr. 2) in der Absicht, „nicht sowol der Gelehrsamkeit zu dienen, als vielmehr dem gebildeten Laien entgegenzukommen, indem es von dem Streben ausgeht, in ansprechender, allgemein faßlicher Form eine Uebersicht der innern und äußern Entwickelung der deutschen Dichtung zu geben und ihm die hauptsächlichsten Denkmäler derselben näher zu rücken“. Die Darstellung werde, wird weiter bemerkt, es sich vorzugsweise zur Aufgabe machen, die Hauptgruppen in das gehörige Licht zu setzen und den innern Gehalt bestimmter Culturepochen in ihnen zu concentriren. Es sei daher als nothwendig erschienen, bei Werken aus entlegenen Zeiten den Leser voraussetzungslos mit dem Inhalt bekannt zu machen, und aus dem Erzählten den Gedankengehalt zu entwickeln. Es wird ferner neben dem Wunsche, durch das Buch den Leser für das ewig Schöne und Wahre, was das deutsche Volk in der Poesie geleistet, zu gewinnen, auch die Hoffnung ausgesprochen, daß sich das Buch auch zum Hülfsmittel für Schulen, sowol für den Lehrenden wie für den Lernenden eignen werde.

Der Verfasser berechnet also sein Werk vorzugsweise für den gebildeten Laien und den Gebrauch in Schulen, und diesen bescheidenen Ansprüchen dürfte es denn auch im wesentlichen genügen, namentlich in Bezug auf die ältere Periode. Hier ist sein Urtheil am unbefangensten, und die ausführlichen Inhaltsangaben der größern Dichtungen, mit denen er seine Darstellung würzt, dürften allen denen willkommen sein, welchen es an der nöthigen Kenntniß der ältern Sprache fehlt, diese Dichtungen im Urtext zu lesen, oder die nicht Zeit und Lust genug haben, von den davon vielleicht bestehenden Modernisirungen Kenntniß zu nehmen. Freilich bieten solche Inhaltsanzeigen, diese bloßen Gerippe des ganzen Fleischgebildes, im Grunde kaum einen genügenderen Ersatz für die Dichtungen selbst, als Beschreibungen für ein Gemälde, das man zu sehen nicht Gelegenheit hatte. Darstellung und Stil sind nicht im grämlichen Recensirton, noch im gravitätischen Kathedertone gehalten, sondern leicht, fließend und angenehm; doch haben die Sätze nicht die Prägnanz wie bei Hettner, vielleicht besonders darum, weil das Urtheil nicht immer so wie bei diesem genau durchdacht und abgewogen und daher auch im Ausdruck weniger präcis ist, oder auch weil das Werk nicht wie das Hettner'sche von einer Grundanschauung und Grundtendenz getragen wird, die dann plastisch bildend auch auf jeden einzelnen Gedanken und dessen Formulirung zurückzuwirken pflegt. Im Fortgang des Werks fehlt es nicht an Spuren von Flüchtigkeit, doch trifft man auch auf Partien, welche eingehendere Studien verrathen und sogar trefflich genannt werden können, obschon im ganzen von neuen Forschungen und neuen originellen Combinationen wol weniger die Rede sein kann.

Hier und da erlaubt sich der Verfasser anderer Ansicht zu sein, als die meisten Literaturhistoriker vor ihm. So z. B., und wie es uns scheint mit großem Recht, in Bezug auf die poetischen Werke Fischart's. Er erkennt zwar dessen Vorzüge gebührend an, aber er behauptet sehr richtig, daß seine Sprachform gerade in denjenigen Schriften, die als seine Meisterwerke bezeichnet würden, das „Verzwickteste, Barockste und Ungeheuerlichste“ sei, „was in deutscher Sprache existirt“; er tadelt an seiner Komik den „abstoßendsten Ungeschmack und Cynismus des Ausdrucks“, er findet, daß sein Humor nicht aus den Tiefen des Gemüths herstamme und daß seine Derbheit sich überall in „Unflätereien“ verliere, „bei welchen der Witz einer nackten unartigen Trivialität Platz macht“ u. s. w. Dagegen denkt er über die Literatur des 17. Jahrhunderts in der alten herkömmlichen Weise; sie bietet nach ihm eine so „trostlose Oede und poetische Unfruchtbarkeit dar, daß man sie nicht anders als unter dem Namen des tiefsten Verfalls beklagen kann“. Im Widerspruch mit diesem allgemein abfälligen Urtheil fühlt er sich aber doch gedrungen, Weckherlin und Flemming, den er den „größten Lyriker der Zeit“ nennt, und einzelne Gedichte anderer sehr hoch zu stellen; er nennt Simon Dach's Gedicht von der Freundschaft ein Gedicht, „das durch Innigkeit, Gefühlswärme und Schönheit des Ausdrucks zu den köstlichsten Perlen aller Dichtung gehört“, Andreas Gryphius' Spiel „Die geliebte Dornrose“ nennt er „ganz einzig in seiner Art“ u. s. w. Von Martin Opitz denkt er freilich sehr gering, er ist der Ansicht, daß man in unsern Tagen in Schulen und in Büchern einen Poeten nicht mehr preisen solle, „der seinen Ruhm dahin hat“. Vom Standpunkt unserer Zeit mag dies richtig sein, aber nicht ebenso vom historischen, an den sich doch der Literaturhistoriker vorzugsweise zu halten hat.

Es scheint aber bei unsern Literaturgeschichtschreibern überhaupt Brauch geworden zu sein, diesen historisch objectiven Standpunkt von Zeit zu Zeit zu verlassen, um an irgendeinem Dichter und Autor, den man willkürlich herausgreift, wie an einem Prügeljungen ein Exempel zu statuiren. So verfährt der Verfasser später mit Gleim. Selbst dessen „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers“, denen sogar Goethe, Lessing und Herder eine hohe Stellung in der deutschen Literatur anweisen, läßt er nicht gelten. „Wie anders“, ruft er aus, „schlugen im Anfang unsers Jahrhunderts Theodor Körner's Lieder ein, die zum Theil im Felde selbst gedichtet, naiv, von der Eingebung des Moments und der Situation ausgehend, volksthümlich für alle Zeit wurden.“ Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß Gleim allerdings mit zu Felde gewesen war, und zwar als Secretär und Begleiter des Prinzen Wilhelm, daß er im Feldzuge von 1744 auf dem Weißen Berge vor Prag seinem Kleist in einem Brattiegel eine Suppe kochte und daß er dem Prinzen Wilhelm dicht zur Seite stand, als dieser von einer sechspfündigen Kanonenkugel getroffen todt niedersank. Gleim hatte also, den Kanonen Prags so nahe, „daß man sie zählen konnte“, Pulver gerochen, und daher ein Recht, Kriegslieder zu singen. Es ist wahr, Trivialitäten und Tändeleien mannichfacher Art sind in Gleim's Dichtungen, außer diesen Kriegsliedern und dem „Halladat“, fast überwiegend, aber biederer, rechtlicher, wohlwollender Sinn, inniges Freundschaftsgefühl und muthiges Einstehen für Humanität und Toleranz (wie in der Satire „Die Schäferwelt“) sind doch auch des Lobes werth und manche seiner kleinern Liedchen, wie die mit dem Anfange „Den flüchtigen Tagen wehrt keine Gewalt“, „Rosen pflücke, Rosen blühn“, „Die Blume blühet und verblüht zu ihres Schöpfers Ruhme“ u. s. w. sind noch heutzutage unvergessen.

Aber der Verfasser geht noch weiter, er setzt auch Gleim als Menschen herunter und mäkelt an seinem Wohlthätigkeitssinn, der nach Goethe bei Gleim eine wahre Passion war, und an seinem Freundschaftsgefühl. „Daß er G. Jacobi, die Karschin, Klamer-Schmidt, den jungen Michaelis u. a. unterstützte“, sagt der Verfasser, „wird man doch nicht eine Förderung der Literatur nennen können.“ Warum bemerkt der Verfasser hier nur „und andere“? Warum nennt er nicht auch die Namen größerer Dichter und Autoren, welche von Gleim und zwar oft sehr reichlich unterstützt, ja zuweilen vom drohenden Untergang gerettet wurden: Bürger, Heinse, Voß, Seume, Jean Paul? Was er seinem Freunde Herder gewesen ist, hätte der Verfasser aus dem von Düntzer herausgegebenen Gleim-Herder'schen Briefwechsel erfahren können. Sein Biograph Körte nennt ihn einen „wahren Proteus im Wohlthun“ und bemerkt: in Halle sei kein armer Student gewesen, der sich nicht an Gleim gewandt hätte. Und dabei schenkte er am liebsten anonym, und viele, die er unterstützte, haben erst nach Gleim's Tode den Namen ihres Wohlthäters erfahren. Selbst der so scharf urtheilende Schiller schrieb über Gleim an Körner: „Von allen unsern berühmten Männern aus seiner Klasse mag er den wohlwollendsten Charakter haben und der wirksamsten Freundschaft fähig sein.“ Endlich verweisen wir den Verfasser noch auf das schöne Ehrendenkmal, welches Goethe bei einem Besuche Halberstadts im Jahre 1805 Gleim, dieser personificirten Schiller-Stiftung seiner Zeit, wie man ihn wol nennen könnte, in seinen „Tag- und Jahresheften“ errichtet hat. In der That, wir begreifen diese jetzt gäng und gebe gewordene Mäkelei an Gleim's Freundschaftsdiensten und edelmüthigen Handlungen nicht, insofern wir nicht annehmen müssen, daß in Deutschland, oder wenigstens unter dessen Autoren, der Sinn für Freundschaft, Mildthätigkeit und Edelmuth überhaupt ausgestorben sei.

Der erste Band des Werks reicht von den ältesten Zeiten bis zu J. Chr. Günther, über den bekanntlich Roquette bereits früher eine eigene Schrift herausgegeben hat, und die uns weiter noch vorliegende Abtheilung des zweiten Bandes bis zu Lessing und Herder. Wenn wir auch in so manchen Einzelheiten mit dem Verfasser nicht übereinstimmen können, so glauben wir doch auch, daß er, wie in einem englischen Blatte bemerkt war, mit diesem Werke ein „useful book, well written and trustworthy“ geschrieben habe. Jedenfalls ist Roquette ein Mann von Geschmack und beweglichem Geiste. Nur freilich glaube man nicht, daß jemand, der es unternimmt, eine so umfangreiche Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage zu schreiben, alle Bücher, die er beurtheilt, gelesen habe. Wir halten dies für rein unmöglich; als alter Praktikus wissen wir, wie viele oder vielmehr wie wenige Bücher man täglich lesen, d. h. so lesen kann, um ein sicheres, erschöpfendes, auf Autopsie beruhendes Urtheil darüber abzugeben. Gibt es doch einzelne Dichter und Autoren, die, wenn man sie nach allen Richtungen und in allen ihren Schriften gründlich charakterisiren will, allein ein Studium von fünf, zehn und mehr Jahren erfordern. Etwas anders verhält es sich, wenn man nur einen bestimmten Zeitabschnitt in sehr bestimmter Richtung behandelt wie Hettner; dann läßt sich der ungeheuere Lesestoff schon eher bewältigen.

Von Karl Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen“ (Nr. 3) liegt uns des dritten Bandes erstes Heft vor, welches im allgemeinen gesprochen die Romantiker und ihre Zeit behandelt. Ueber den bewundernswerthen Fleiß und den Spürsinn, womit der Verfasser auch dieses Heft aus den Quellen zusammengetragen hat, und über den großen literarhistorischen Werth des Buchs überhaupt wäre es überflüssig, noch etwas zu bemerken. Den Koryphäen der romantischen Schule: Gebrüder Schlegel, Novalis, Arnim, Brentano, Zacharias Werner, H. von Kleist, Fouqué, Chamisso u. s. w., schließen sich in langem Zuge die zahllosen Dramen- und Romanfabrikanten jener Periode an, nicht zu vergessen jene ehrwürdigen Herren Landprediger, welche es nicht unter ihrer Amtswürde hielten, Ritter-, Räuber- und Gespensterromane voll Sinnlichkeit und „athletischer Kraftäußerung“ zu schreiben. Es ist dies wol die erbärmlichste Literatur, welche je einer sich gebildet nennenden Natio

zur Schande gereicht hat. Diese Kapitel riechen sehr nach Sterblichkeit und rufen auch unsern jetzigen Roman- und Dramenfabrikanten der gewöhnlichen Sorte ein schauerliches memento mori zu; Autoren, damals vielgenannt und wüthend gelesen, die Freude und der Stolz wie die Haupterwerbsquelle der Leihbibliotheken, sind jetzt gänzlicher Vergessenheit anheimgefallen. Wunderliche Literaturkäuze lernt man aus diesem Hefte kennen, darunter Detlev Friedrich Bielefeld, welcher ein Heldengedicht in 20 Gesängen „Thuiskon" (Leipzig 1802 — 5) verfaßte, durch das er unsterblich und weltberühmt zu sein glaubte, und zwar in dem Grade, daß er, wenn ein ausgezeichneter Fremder Kiel, aber nicht ihn besuchte, zu sagen pflegte: „Der ist nun auch wieder hier gewesen, ohne den Verfasser des «Thuiskon» zu besuchen." Da ist ferner J. H. Chr. Vogel, der erst Arzt, dann Buchhändler war und als solcher 1836 in Potsdam starb. Er schrieb einen Roman „Georg Hermann" und ist der Verfasser jenes berüchtigten Buchs „Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Fr. Glover", welches leider das Glück hatte, zwei Jahre nach seinem Erscheinen, im Jahre 1824 eine zweite Auflage zu erleben. Dieser Mensch handelte seit 1798 mit einer angeblich schmerzstillenden Zahntinctur und dann mit schlechten Büchern, und doch erdreistete er sich unter der Maske eines pseudonymen Engländers über Goethe als Mensch und Schriftsteller ein Verwerfungsurtheil auszusprechen, welches sogar von vielen deutschen Barbaren mit Jubel begrüßt wurde.

Im übrigen dünkt uns des Verfassers Urtheil über mehrere Romantiker, darunter Novalis, dessen Gedichte, und zwar nicht blos seine religiösen, die der Verfasser allein hervorhebt, wir zu den schönsten Perlen deutscher Lyrik rechnen, Chamisso, Fouqué u. a., wie über die romantische Schule überhaupt, doch zu abfällig und einseitig und in dieser Form schneidender systematischer Polemik die Befugnisse des Verfassers eines bloßen Grundrisses fast überschreitend. Was man z. B. auch gegen Zacharias Werner mit Recht einwenden muß, so wüßten wir doch keine geschichtliche Tragödie aus späterer Zeit zu nennen, welche seiner „Weihe der Kraft", obschon die Dichtung einzelne Mängel haben mag, im ganzen an großer, wahrhaft historischer Auffassung gleichkäme. Gerade in jetziger Zeit dürfte des Verfassers schneidendes Urtheil über Varnhagen von besonderm Interesse sein. Nachdem er von diesem gelegentlich bemerkt, er habe durch seine Frau eine gewisse Bedeutung gewonnen und „über das Grab hinaus die eitle Rolle des rücksichtslosen Klätschers" fortgesetzt, behauptet er in dem Varnhagen betreffenden Artikel: „In den letzten Jahren seines Lebens horchte und lauerte er in den diplomatischen Kreisen, mit denen er immer in Verbindung geblieben war, aufmerksam nach Anekdötchen und Skandalgeschichten umher, die er tagebuchartig aufzeichnete und zum Druck bestimmte, allzu getreue Spiegel der fremden und der eigenen Erbärmlichkeit." Dieses Urtheil ist offenbar zu hart; aber richtig ist es, daß Varnhagen auch in der Literatur die etwas perfide Rolle eines Diplomaten spielte und dadurch, daß er alles und jedes unter dem Gesichtspunkte der „persönlichen Bezüge" auffaßte, einer Richtung Vorschub leistete, welche der Kritik wie der Literatur überhaupt verderblich geworden ist. Schon Herder klagte, daß man in Deutschland zu wenig danach frage, was in einem Buche enthalten sei, und zu sehr danach, wer es geschrieben habe.

An Gödeke's Grundriß reihen wir den in d. Bl. wol noch niemals erwähnten, jetzt bereits in neunter verbesserter Auflage erschienenen „Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur" von J. W. Schaefer (Nr. 4).*) Von dem Verfasser des 1855 in zweiter Auflage erschienenen „Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur" war nur ein zweckmäßiger, praktischer und solid gearbeiteter Grundriß zu erwarten, und daß der vorliegende bei aller Gedrängtheit dies ist, beweist dessen neunte Auflage deutlicher, als dies jede Kritik thun könnte.

Die beiden Schriften „Geschichte der deutschen Dichtung" von Karl Oltrogge (Nr. 5) und das in zweiter Auflage erschienene „Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" von W. Buchner (Nr. 6) veranlassen uns, über die für Schule und Haus bestimmten Literaturgeschichten einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken, die vielleicht auch zum Theil auf die vorliegenden passen mögen. Meist oder ausschließlich ist diese Gattung Literaturgeschichte in pädagogische Hände gerathen, woraus sich so manche, ihnen fast allen gemeinsame, besondere Eigenschaften erklären lassen. Von den meisten derselben gilt wol, was A. Büchner jüngst im „Morgenblatt" von den französischen „Cours de littérature" bemerkt: „Sie scheinen sich mit einer rührenden Einstimmigkeit und immer ohne Quellenangabe abzuschreiben." Sagt z. B. Oltrogge, um nur ein Beispiel zu geben, von Rabener's „Satiren":

> Sie lassen die Mängel in Staat und Kirche unberührt, vermeiden ängstlich, auf die Thorheiten der höhern Stände einzugehen, sondern verspotten, ohne persönliche Beziehungen zu nehmen, nur die sittlichen Gebrechen und Narrheiten des trivialen Lebens der mittlern Schichten der Gesellschaft; rohe Landjunker, bestechliche Richter, wuchernde Geizhälse, aufgeblasene Halbgelehrte, heirathslustige Frauen u. dgl. sind ihre Hauptträger —

so sagt Buchner im wesentlichen ganz übereinstimmend:

> Sein zahmer Spott schlägt sich mit pedantischen Schulmeistern und Pfarrern, dummen Krautjunkern, mit Stutzern und Kammerjungfern herum; seine Satiren sind Kost für den Mittelschlag der Leser; ihrer glatten wohlmeinenden Oberflächlichkeit dankten sie ihren Ruf.

Woher beide dieses so ziemlich übereinstimmende Urtheil hergenommen haben, sind wir im Augenblick nachzuweisen nicht im Stande, obschon wir ganz ähnliche, fast buchstäblich

*) Wir bemerken hierbei, daß gegenwärtig auch Koberstein's Literaturgeschichte in neuer und zwar der vierten Auflage lieferungsweise erscheint. Dieses verdienstvolle, verlaßliche und an Material reiche Werk hat die Eigenschaft, daß fast das Beste desselben, vielleicht zwei Drittel oder drei Viertel der ganzen Masse, in den Noten unter dem laufenden Texte steckt, und es ist dies eine Erscheinung, wie sie jetzt in ausländischen Büchern schwerlich mehr vorkommen dürfte.

ähnliche Urtheile über Rabener schon mehrfach gelesen zu haben uns erinnern. Die beste Quelle würde aber für beide ein anerkennendes Urtheil Goethe's über Rabener gewesen sein, auf das sich auch Hettner beruft. Rabener's Bedeutung für seine Zeit ist nur aus dieser selbst zu erklären. Wenn wir solche dumme aufgeblasene Krautjunker, solche bedientenmäßige Hauslehrer, solche pedantische Schulmeister u. s. w., wie Rabener sie schildert, nicht mehr haben, so verdanken wir dies vielleicht gerade zumeist der Wirkung, welche Rabener's Satiren in den weitesten Kreisen ausübten. Aber es schreibt immer einer von dem andern ab; keiner hat Zeit oder gibt sich Mühe, sich an die Quellen zu wenden. Wir erinnern uns z. B. nicht, in irgendeiner der vielen während der letzten Jahre erschienenen Literaturgeschichten auch nur eine Spur gefunden zu haben, die darauf hindeutete, daß auch nur einer dieser Herren Literaturgeschichtschreiber die Biographie Ernst Schulze's, die wir selbst nach dessen Tagebüchern und Briefen zusammengestellt haben, gelesen hätte, obschon man ihren Titel wol anführt; hätte man sie aber gelesen, so würden die biographischen Angaben und die Urtheile über Schulze's Charakter vielfach ganz anders lauten müssen.

Noch schlimmer verhält es sich in diesen Schlachthäusern der Literatur — denn Schlachthäusern gleichen sie in der That nicht selten — in Bezug auf mitlebende Autoren. Wer in der einen Literaturgeschichte, die vor 10 oder 20 Jahren erschien, nicht genannt ist, wird auch in allen folgenden nicht genannt, weil eben immer einer von dem andern abschreibt. Oder ein Autor hatte vielleicht im Jahre 1843 oder so herum ein Drama erscheinen lassen, welches, weil es zur Zeit einige Aufmerksamkeit erregte, in einer damaligen Literaturgeschichte miterwähnt wurde; er hat aber seitdem die Laufbahn als dramatischer Dichter verlassen und sich auf ganz andern Gebieten mehr hervorgethan. In diesem Falle wird er sich in einer im Jahre 1863 erscheinenden Literaturgeschichte immer nur noch als dramatischer Dichter, von seiner spätern Thätigkeit auf andern Gebieten aber kein Wort erwähnt finden. Für manche scheint das „Conversations-Lexikon" eine Hauptquelle zu sein, obschon wir manchen Verfasser von Literaturgeschichten für den Schul- und Hausbedarf stark im Verdacht haben, daß er selbst dieses nicht nachschlug; welcher Autor nun in einer frühern Auflage nicht erwähnt war, aber in einer spätern Eingang fand, kommt trotzdem doch nicht in eine solche Literaturgeschichte, wenn deren Verfasser zufällig nur die frühere und nicht die spätere Auflage benutzte. Man vergesse auch nicht, daß die Verfasser solcher Literaturgeschichten oft an kleinen Orten und abgeschlossen von literarischen Hülfsmitteln, Journalen u. s. w. leben, und daher auf dem Gebiete der Literatur nicht genügend orientirt sein können. Hier noch eine Art Curiosum. Wir hatten vor Jahren einmal Gelegenheit, eine Literaturgeschichte dieser Art im Manuscript zu lesen, und notirten uns daraus einige Urtheile, die uns auffielen. Inzwischen war Gottschall's Geschichte der modernen deutschen Literatur ins Leben getreten, und als jene Literaturgeschichte endlich gedruckt erschien, fanden wir die von uns aus dem Manuscript aufgemerkten Urtheile gänzlich geändert und die Gottschall'schen dafür substituirt. Manche Literaturgeschichtschreiber scheinen freilich die Gottschall'sche, die allerdings als eine Hauptquelle zur Kenntniß der zeitgenössischen Literatur gelten kann, nicht einmal zu Rathe gezogen zu haben, ebenso wenig wie Mundt's „Geschichte der Literatur der Gegenwart" oder P. Möbius' empfehlenswerthen „Katechismus der deutschen Literaturgeschichte" (zweite Auflage, 1860).

Oltrogge hat seine „Geschichte der deutschen Dichtung" als ein „anspruchsloses" Buch den Frauen, die mit „freundlicher Nachsicht" seinen Vorträgen über deutsche Poesie vier Winter hindurch zuhörten, gewidmet. Außer für die gebildete Frauenwelt ist es zunächst noch besonders für Schüler, auch Lehrer höherer Klassen bestimmt. Der Verfasser schreibt und gruppirt gewandt und klar, und da seine Anthologien literarhistorischen Charakters vielen Beifall gefunden zu haben scheinen, so wird vielleicht auch dieses Buch in die Kreise, für die es zunächst bestimmt ist, Eingang finden. Eine Bemerkung über Goethe theilen wir hier mit:

> Sowenig aber auch Goethe in seinen Dichtungen sich unmittelbar betheiligt an den politischen Fragen der Zeit, weshalb seine Gegner seinen Patriotismus haben verdächtigen wollen, so sehr gebührt ihm der Ruhm des nationalsten Dichters, wenn der so genannt werden muß, in dessen Werken sich ohne Ausnahme deutscher Geist und deutsches Gemüth aussprechen, und der die Pflichten gegen das Vaterland darin suchte, „daß jeder einzelne nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volks mehre, stärke und nach allen Seiten hin durch dasselbe verbreite, damit sein Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, sondern fähig bleibe zu jeder großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbreche".

Wir theilen diese Stelle mit, nachdem wir gelesen haben, daß Karl Grün Goethe des „Verraths an der Menschheit" beschuldigt und nachdem wir aus Ruge's naiven Geständnissen erfahren haben, wie gemein sich ein Theil der burschenschaftlichen jenenser Jugend gegen Goethe benommen hat. Wenn eine höhnische böotische Jugend gegen einen Mann, welcher in seinen Werken stets die humansten Ideen ausgesprochen hat und von den wahrhaft Gebildeten aller Nationen bewundert wird, so alles Anstandes vergaß und so alle Rücksichten der Pietät beiseite setzte, so schändete sie damit sich selbst und nicht den großen Dichter.

Für die Brauchbarkeit des „Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" von W. Buchner, welchem auch ein Abriß der deutschen Kunstgeschichte als Anhang beigegeben ist, scheint die zweite Auflage und für des Verfassers Bescheidenheit folgende Schlußbemerkung in der Vorrede zu sprechen:

> Ich habe mir zum Gesetz gemacht, die Mängel, welche mir in den beim Unterricht benutzten Büchern bemerklich werden, jedesmal aufzuzeichnen; die Verfasser sind mir für solche Mittheilungen stets dankbar gewesen. So bin ich mir auch bewußt, daß diese Arbeit, so sehr sie mir am Herzen lag, mancherlei Irrthümer enthalten wird; es war nicht zu vermeiden, daß

unter anderm in der Darstellung des Schriftlebens und der Kunst der Gegenwart auch trotz emsiger Bemühung manches Unrichtige sich einschlich, in der Aufzählung der Einzelschriften manche Lücke blieb. Darum richte ich schließlich an meine Amtsgenossen, welche dieses Buchs sich bedienen wollen, die herzliche Bitte, mich auf Fehler, Unvollständigkeiten, Einseitigkeiten desselben freundlich aufmerksam zu machen.

Der Verfasser strebt offenbar nach möglichster Vollständigkeit; er nennt aus der neuern Literatur eine Menge Namen, darunter manche, die mit demselben Recht hätten wegbleiben können, als andere das Recht hatten, Aufnahme zu finden. Unter den Autoren, deren Namen sich dem Verfasser von selbst aufdrängen mußten und die wir in diesem Buche vermissen, befindet sich z. B. Wolfgang Menzel. Wir verkennen die Schwächen, Einseitigkeiten und zum Theil schädlichen Einflüsse dieses Mannes nicht; in unsern Augen ist er sogar, trotz seines zur Schau getragenen sittlichen Rigorismus, ein frivoler Kritiker, wie jeder, der sein Urtheil nach den Eingebungen subjectiver Willkür, berechneter Schadenlust, persönlicher Animosität und einseitiger politischer und confessioneller Tendenz einrichtet und dabei in der Wahl der Mittel nicht immer sehr sauber ist. Aber für die moderne Literatur hat er doch oder hatte er vielmehr eine nicht gewöhnliche Bedeutung; er hat so und so viel Bände herausgegeben und seit mehr als dreißig Jahren ein Literaturblatt redigirt, welches früher wenigstens von großem Einfluß war. Aber die Journalistik, deren Vertreter ohnehin viel Mühe und bei Publikum wie Schriftstellergenossen keinen entsprechenden Dank dafür haben, gehört auch zu den Factoren der Nationalliteratur, welche von unsern Literaturgeschichtschreibern ungebührlich vernachlässigt werden. Wir erinnern hier an ein beachtenswerthes Wort, welches wir vor einiger Zeit im „Cornhill magazine" fanden: „Der Journalismus wird ohne Zweifel in allen künftigen Literaturgeschichten, soweit sie unsere Zeit behandeln werden, die erste oder doch eine der ersten Stellen einnehmen, denn er ist die charakteristischste unter allen ihren Hervorbringungen." Mögen sich dies unsere Literaturgeschichtschreiber der Zukunft gesagt sein lassen!

Hermann Marggraff.

Reiseskizzen.

1. Gletscherfahrten in den Berner Alpen. Unternommen und geschildert von Abraham Roth. Mit einer Abbildung der Wetterhorngruppe. Berlin, Springer. 1861. Gr. 16. 22½ Ngr.
2. Finsteraarhornfahrt. Von Abraham Roth. Mit einer Abbildung des Finsteraarhorns und einer Karte der Finsteraarhorngegend. Berlin, Springer. 1863. 8. 22½ Ngr.

Beide Werkchen können als ein Ganzes betrachtet werden, wie uns schon die Titel anzeigen. In der ersten Schrift beschreibt der Verfasser seine Wanderung auf den Tschingelgletscher, Triftgletscher und auf das Sustenhorn und Wetterhorn. Dabei berührt er den Kandergletscher, Blümlisalpgletscher, Steingletscher und noch viele andere Eis- und Schneeberge. Wie man aber in diesen Eis- und Schneeregionen herumklettern kann, wenn man nicht auf Jagdabenteuer ausgeht oder wissenschaftliche Zwecke verfolgt, wird vielen unerklärlich sein. Und doch gewähren uns jene gewaltigen Bergriesen eine wahrhaft erhabene Geistesstimmung, und die vielen merkwürdigen und mannichfaltigen Formen nebst den großartigsten Aussichten versetzen uns oft in Erstaunen! Wer dies selbst erlebte, wird des Verfassers poetische Schilderungen ganz erklärlich finden. Mit Seil und Beil bewaffnet, Alpenrosen und Genzian auf dem Hut und von einigen Führern begleitet, ersteigt der Verfasser die höchsten Bergesgipfel, sogar die Wetterhornspitze. Hören wir nun seine Schilderung: „Wir betreten den Blümlisalpgletscher und gelangen nun in das Allerheiligste der Schneeregion. In sanfter Abdachung steigt der Gletscher etwa drei Stunden an, vor dem Auge breitet sich ein unübersehbares Meer von Schnee, aus welchem die Sonne zahllose glitzernde Sternchen lockt und der ihre Strahlen wieder mit doppelter Schneide zurückwirft. Kein Felsen, kein Stein, kein Stäubchen, welches das tadellose Weiß dieses ungeheuern Teppichs trübte. Jetzt, Wanderer, ist es Zeit, den Schleier über das Gesicht zu ziehen und die blaue Brille aufzusetzen, wenn dir die Haut und das Augenlicht lieb sind. Manch einer, der die Vorsicht versäumte, hat dafür mit halber Blindheit gebüßt. Fürchte nicht, daß dir darum die Aussicht entgehen werde; du wirst oft genug still stehen, mit mädchenhafter Neugier den Schleier und die Brille lüften und vergehen vor Entzücken. Dort im Westen, wo die beiden Bergketten aneinander zu stoßen scheinen, ist das Gasternthal, das wir durchschritten; seine Sohle liegt aber bereits so tief, daß wir nichts mehr von ihr gewahren. An die Stelle des Thals ist der reichlich vom Schnee gescheckte Felsenkegel des Balmhorns getreten, dessen zierlich weiße Spitze lustig in der Luft glänzt; und an das Balmhorn lehnt sich brüderlich, Schulter an Schulter, der Altels. Zwischen beiden hängen hochbeschneite Gletscher herab, und ebenso diesseit der Gletscher des Balmhorns, über welchen man in das Lütschenthal gelangt. Dann rücken uns näher und näher das Schildhorn und Zackhorn, welche die Südseite begrenzen und deren Kette sich ostwärts in den Petersgrat verliert, von unserm Standpunkt eine weitgewölbte Firnkuppel, die durch ihre unmittelbare Verschmelzung mit dem Blümlisalpgletscher die Großartigkeit des Schneemeeres verdoppelt. An der nördlichen Seite erheben sich das Doldenhorn und die Blümlisalp, hier ebenso abschüssig und grau, wie sie auf der jenseitigen Abdachung breit und weiß zu Thal steigen. Gegen Osten endlich läuft das Schneemeer ins Firmament aus. Dieses kantet sich vom Horizonte so scharf ab, sein Blau ist so wunderbar tief und es wölbt sich so warm über alle Gipfel, daß du dich mitten in Eis und Schnee unter den Segen Italiens träumst. Alles, was wir sehen, ist Felsen, Schnee und Himmel; was dieser Welt an Farbe beschieden, beschränkt sich auf die Tricolore Grau, Weiß und Blau; aber alles, alles ist aus dem Urquell des Lebens gefaßt, groß und glänzend, als wäre heute erst der siebente Tag der Schöpfung angebrochen, als blickte Gottes Auge selbst aus jener Sonne und brächten ihm ihre Strahlen zum ersten mal die frohe Kunde zurück: Siehe, es ist gut!"

Dieser wunderbare Zauber der Alpenwelt bewog den Verfasser später zu einer zweiten Wanderung, auf der er hauptsächlich die Finsteraarhorngegend besuchte und in dem zweiten Bändchen beschrieben hat. Darin theilt er uns auch die tiefpoetische Sage von der Jungfrau mit, welche sich der Berggeist zur Braut erkor. Am Abend aber des Hochzeittags hatte der Berggeist seine Braut auf ein weiches Lager von Flechten und Moosen gelegt und die duftigsten und farbigsten Blumen um ihr Haupt gestreut, bis sie entschlummerte. Dann hob er sie in seine Arme und trug sie aufs neue zur Oberwelt empor. Wo die Felsen viele tausend Fuß steil abstürzen nach dem wüsten Roththal, und tiefer noch bis zum freundlichen Plane von Lauterbrunnen stellte der Berggeist die süße Last hin. Der Hauch, der da seinem tiefausholenden Athem entströmte, drang in ihren Körper und belebte diesen mit dem unvergänglichen Zauber der Firne. Noch war die Maid bekleidet mit dem Gewand der Alpenkönigin, mit blendendem Firnschnee, aus dem unzählige diamantene Lichtfunken strahlten. Die letzten Falten des Gewandes berühren seitdem die grünen Matten der Wengernalp. Die schwarzen Topase am weißen Arm sind granitne Felsen

geworden, die aus den Gletschern lugen. Wo das Herz in ungetrübter Reinheit klopfte, hat der Berggeist den Firnbusen hervorgewölbt, den die Menschen das Schneehorn und das Silberhorn nennen und sie glänzen in gleicher unverwüstlicher Reinheit weit in die Lande hinaus. Die ganze strahlende Berggestalt heißt seitdem, zum Lob der Tugend und zum Preise der Schönheit, die Jungfrau; und wenn morgens aus den Alpen die Sonne aufsteigt und abends hinter dem Jura verschwindet, dann bietet der Berggeist seiner Geliebten den Morgen- und Abendkuß, und es flammen die Rubinen auf ihrer Stirn.

Schon aus diesen wenigen Skizzen ersieht man, daß beide Schriften als eine lesenswerthe Lectüre empfohlen werden können. Obschon zu bedauern ist, daß der Verfasser gar keine naturwissenschaftlichen Beobachtungen gemacht hat, so sind beide Schriften doch hinreichend geeignet, als Führer in jenen Alpenregionen zu dienen.

3. Wanderungen und Skizzen. Von Karl Seifart. Hildesheim, Fincke. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leichte Lectüre, rührende Geschichten von treuer Liebe, die aber jetzt so selten ist als ehrliche Politik, auch Spukgeschichten und Teufelsgespenste sind der Hauptinhalt des vorliegenden Bändchens. Der Verfasser hat zwar eine sehr humane Tendenz, erzählt uns Schauergeschichten aus den finstern barbarischen Jahrhunderten, um die Wohlthaten der Aufklärung heller leuchten zu lassen, aber sie sind fast alle zu unwichtig und gewähren kein spannendes Interesse. „Wanderungen" möchte ich diese Gebilde nicht nennen, sondern „Phantasien". Von Göttingen werden wir nach Halle versetzt, dann an den Rhein u. s. w. Dabei schreibt der Verfasser eine gute Prosa und donnert gewaltig gegen pfäffische Verfinsterungssucht. Nachdem er viele von den Geistlichen heraufbeschworene Hexenprocesse erzählt, sagt er: „Wiederum, sehen wir, sind es die geistlichen Beisitzer, die Hüter der erstorbenen Cultur, welche zu dem Härtesten rathen und die Stimme der Menschlichkeit mit einer bei den Haaren herbeigeschleppten Bibelstelle ersticken. Man sehe sich weiter um in der Geschichte der Entwickelung der Menschheit zur Humanität; wo irgendein neues Licht durchbrechen will, gleich sind die Hüter der verschabten Cultur mit ihren Löschhörnern da; wo Milde und Menschlichkeit gegen veraltete Barbarei in die Schranken treten, «sind auch wir!» sagt der Großinquisitor. Als man anfing auf die Gedankenlosigkeit und die Barbarei des Foltergebrauchs aufmerksam zu machen, predigten und schrieben Geistliche gegen die flachköpfigen Neuerer und suchten flugs wie Pastor Hosmann in Celle nach Bibelstellen, welche den Gebrauch der Folter sanctioniren sollten. Wo immer einmal ein Hüter der abgestorbenen Cultur zusammenschauderte vor dem Moder, dem er ein Scheinleben einhauchen sollte, und mitschwimmen oder gar voranschwimmen wollte im Strome des neuen Culturlebens, gleich waren die gegen den Strom arbeitenden Haifische da, um ihn in den Grund und in den Schlamm zu zerren." Sehr wahr! Aber um so überraschender ist es, daß der Verfasser auch gegen die Philosophie, die einzige Begründerin der Aufklärung, polemisirt. Er gibt uns eine Charakteristik von Peter Feilner, und sagt dann nach dessen Ausspruche: „Die Leute haben keine Lust mehr am Denken!" Peter Feilner hatte in seinem Sinne vollkommen recht. Hört man doch heute auch in Gelehrtenkreisen die Behauptung oft genug wiederholen, daß es mit dem Philosophiren aus sei, und der Hinblick auf die immer leerer werdenden Hörsäle der geschulten Philosophen muß uns überzeugen, daß es allerdings mit der Philosophie, welche man dort vorträgt, aus ist, d. h. daß sie keine Wirklichkeit und Wirksamkeit mehr hat, und zwar aus dem Grunde, weil sie nicht das wissenschaftliche Bewußtsein über die Bestrebungen unserer Zeit, sondern das einer vergangenen, abgethanen Zeit zur Darstellung bringt. Dies mag wol bei einigen Philosophieprofessoren der Fall sein, nur läßt sich der Ausspruch nicht auf alle anwenden. Freilich, wenn heutzutage sich noch einer als Kantianer, Fichtianer oder Hegelianer gerirt und auf alle Lehrsätze seines Meisters schwört, so steht allerdings ein solcher Mann nicht auf der Bildungshöhe unserer Zeit, sondern lebt in einer vergangenen und überwundenen Weltanschauung. Aber Männer wie Trendelenburg, Fortlage u. a. sind darüber hinausgeschritten und haben gewisse psychologische Probleme viel tiefer ergründet, als die Philosophen der Vergangenheit. Ja selbst die Materialisten haben nicht nur durch ihre Regalien viele Lehrsätze klarer hingestellt, sondern auch durch Nachweis der physischen Einwirkungen auf das Geistleben bewiesen, in welcher Wechselwirkung beide Erscheinungen stehen.

Schließlich bemerke ich noch, daß wahrscheinlich auch dieses Buch Freunde finden wird, aber vielleicht mehr auf dem Lande als in der Stadt. Wer beim Lesen nicht viel denken will und an Hexen- und Spukgeschichten Interesse findet, wird es nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Des Verfassers Grundansicht spricht sich in folgenden Worten aus: „Die freie, von Aberglauben, Vorurtheil und kleinlichem Egoismus weniger als in rohern Zeiten gestörte Entwickelung des wahrhaft Menschlichen wird allgemach wenigstens annähernd ein goldenes Zeitalter dem Menschengeschlecht heraufführen, während das goldene Zeitalter der Vergangenheit nur in der Fabel zu suchen ist. Wir sagen annähernd, denn das Streben nach der Wahrheit ist eben die Wahrheit und die Bestimmung des Menschengeschlechts, und nur in dieser Bestimmung kann die größtmöglichste Glückseligkeit oder das goldene Zeitalter erreicht werden; bis dahin wird freilich noch eine tausendjährige Culturarbeit ihre Thätigkeit rüstig entwickeln müssen. Eine reine, goldklare Erkenntniß wird einst die Köpfe erleuchten, ein Geist so klar und rein, wie der reine Himmel, den die hinter dem blauen Gebirge versinkende Sonne auf Oceansweite mit reinem blassen Gold belegt. Die Deutschen haben die Bestimmung als die Hauptträger menschlicher Cultur allen Völkern voranzuleuchten und die Verbindungen der Völker und Cultur weiter zu verbreiten." 38.

Zur Geschichte des jungen Italien.

Die nationale Presse in Italien von 1828—60 und Die Kunst der Rebellen. Zwei Schriften von Piero Cironi. Aus dem Italienischen übersetzt und mit einem Vor- und Nachwort von Ludmilla Assing. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 24 Ngr.

Italien ist ein Königreich geworden. Viel fehlt freilich zu einem einigen Reiche. Nicht blos, daß Rom noch nicht die Hauptstadt ist, daß Venedig sich noch unter österreichischer Herrschaft befindet, und daß Savoyen und Nizza abgetreten sind; lange Zeit wird darüber hingehen, bis sich die einzelnen Theile der Halbinsel wirklich als ein Ganzes fühlen. Was jeder verständige Mensch voraussagen konnte, ist eingetroffen, daß es nämlich viel leichter ist, hier niederzureißen als aufzubauen. Und doch war selbst das Niederreißen so schwer. Wie lange haben nicht warme Patrioten durch Wort und That daran gearbeitet, daß der Name Italien etwas mehr wurde als ein geographischer Begriff! Wie viele Opfer sind nicht durch die Kugel oder den Strang hingerichtet oder in Gefängnissen verschmachtet! Ueber die Mittel, welche von den Leitern jener Bewegung in der Neuzeit angewandt wurden, über die Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellten, über das wiederholte Mislingen und den endlichen Erfolg uns vollständigen Aufschluß zu geben, das ist der Zweck der hier vereinigten beiden Schriften, und zur Erreichung dieses Zwecks ist der Verfasser nicht blos durch seine Stellung inmitten des Kampfes, sondern auch durch seine Wahrheitsliebe und seine klare Darstellungsweise vollkommen befähigt. Er verhehlt es nicht, daß er einen Parteistandpunkt einnimmt, er ist ein warmer Freund Mazzini's, und Mazzini ist noch immer ein Verbannter. Aber auch Garibaldi ist ein Freund Mazzini's und wird doch als der Nationalheld des jungen Italien betrachtet. Unter allen Umständen ist es für jeden, der für das einige Italien Theilnahme fühlt, und der eine dereinstige engere Verbin-

dung des deutschen und italienischen Volks für möglich und wünschenswerth hält, von Interesse, den Gang der Begebenheiten und der Anstrengungen zu verfolgen, welche Italien zu dem gemacht haben, was es jetzt ist, und in dieser Beziehung liefern uns beide Schriften ein vollständiges Material. Dem Vorwort zufolge bilden dieselben nur einen kleinen Theil eines größern Geschichtswerks, dessen Vollendung aber wegen des vor kurzem erfolgten Todes des Verfassers nicht zu erwarten steht. Diejenigen also, welche für Italien und namentlich auch für die unter den Kämpfern für dessen Einigkeit selbst bestehende Verschiedenheit der Ansichten Interesse fühlen, werden das Erscheinen dieses höchst wichtigen Theils mit Anerkennung begrüßen.

Die erste Schrift sendet einen von Mazzini an den Verfasser gerichteten Brief über dies Werk voraus und behandelt dann den Ursprung, den Fortgang und die Folgen der nationalen italienischen Presse von dem Jahre 1828 an, in welchem Mazzini, damals 23 Jahre alt, im „Indicatore Genovese“ zu schreiben anfing, bis auf die neueste Zeit. Es versteht sich, daß die ersten Journale, die in dem Sinne des heutigen Italien zu schreiben wagten, vielen Verfolgungen ausgesetzt waren, daß sie oft zu erscheinen aufhörten, oft ihren Namen und den Ort ihrer Herausgabe wechselten, daß ihre Redacteure, Mitarbeiter und Verleger mit Geld- und Gefängnißstrafen belegt wurden, daß man häufig zu ausländischen Pressen seine Zuflucht nehmen mußte; aber die Wirkung blieb, und die Theilnahme vergrößerte sich in eben dem Maße, als die Furcht der Mächtigen vor dieser geräuschlosen Agitation wuchs. Der Förderer und der Theilnehmer an diesem nationalen Unternehmen waren viele, keiner aber kann sich rühmen, mit größerer Uneigennützigkeit der Sache seines Vaterlandes trotz Verhaftung, Verurtheilung und Verbannung gedient zu haben, als Joseph Mazzini. Der Verfasser verschweigt oder verkleinert in keiner Weise die großen Verdienste der zahlreichen Mitarbeiter, allein es unterliegt keinem Zweifel, daß sie an Thätigkeit, Ausdauer und Geschicklichkeit ausnahmlos von Mazzini weit übertroffen wurden. Inwieweit man seine Ansichten über die Zweckmäßigkeit der von ihm vorgeschlagenen Mittel zur Erreichung seines Ziels billigt, steht hier nicht in Frage, immer aber wird man ein Ziel, für welches Dante, Petrarca, Macchiavelli ihr Leben einzusetzen bereit waren, welches seit jener Zeit niemals aufgehört hat in der Brust der edlern Italiener zu glühen, ein hohes und erhabenes nennen, und dem Manne seine Achtung nicht versagen, der für dies Ziel vor keinem Schicksal zurückbebt. Doch glaube man nicht, daß die vorliegende Schrift blos eine Glorification Mazzini's beabsichtige oder enthalte. Der Werth und der Inhalt derselben besteht in dem Nachweis des Einflusses, den die Presse des jungen Italien, freilich nach ungemeiner Anstrengung und großen Opfern, auf die jetzige Gestaltung der Dinge gehabt hat.

Der Inhalt der zweiten Schrift läßt sich aus dem Titel nicht leicht errathen. Der Verfasser macht hier Mittheilungen über die bildlichen Darstellungen zur Erinnerung an die Vorkämpfer der nationalen Freiheit und an die Begebenheiten, die sich an diesen Kampf anreihen. Er schildert uns Gemälde, Büsten und Denkmünzen und knüpft an dieselben die Erzählung ihrer zuweilen sonderbaren Schicksale gelegentlich auch eine pikante Anekdote aus der Geschichte der Verfolgungen Mazzini's. Fehlen konnte es freilich nicht, daß viele jugendliche Künstler des classischen Bodens sich für die Idee der Einheit und Freiheit ihres Vaterlandes begeisterten und ihr ganzes Talent aufboten, um die Erinnerung an jene Zeit und ihre Helden der Nachwelt zu überliefern. So mußte natürlich gerade in Italien die Zahl der Porträts, der Bildsäulen, der Schaumünzen u. s. w. in ungemein großer Zahl und neben manchem Mittelmäßigen auch viel Treffliches entstehen, von dem sicherlich das Meiste einer spätern Nachwelt erhalten werden wird.

In dem Nachwort meldet uns die Uebersetzerin den frühzeitigen Tod des Verfassers der gedachten Werke und widmet ihm einige warme Worte des Nachrufs, denen sie eine kurze Skizze seines Lebens hinzufügt. Der Verstorbene war nach ihrem Ausdruck „das Ideal eines Republikaners, ein Charakter von antiker Einfachheit und Größe, stets unwandelbar treu seinen Grundsätzen, mit Begeisterung allem Guten und Schönen hingegeben und unerschütterlich im Haß gegen das Böse“. Wir reden von ihm als Schriftsteller, und haben die Ueberzeugung, daß auch in der Folge niemand die Schrift über die nationale Presse in Italien wird entbehren können, der es unternimmt, eine Geschichte Italiens in der Periode von 1828—60 zu schreiben. 87.

Aus und über Lord Byron's Leben.

1. Lord Byron. Eine Biographie von Felix Eberty. Zwei Theile. Leipzig, Hirzel. 1862. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
2. Lord Byron's letzte Liebe. Eine biographische Novelle von Alexander Büchner. Zwei Bände. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Auch wer es sich nicht durch theoretische Gründe oder durch einen eigenen Versuch klar gemacht hat, daß die Biographie keineswegs zu den leichten Gattungen der Literatur gehört, muß doch durch den äußern Umstand darauf hingewiesen werden, daß die ernste und echte Lebensbeschreibung gegenwärtig verhältnißmäßig wenig angebaut wird, während die neuentstandene Zwittergattung des biographischen Romans in den letzten Jahren sehr überhand genommen hat. Denn dieser biographische Roman erscheint durchaus als eine Umgehung der mit der geschichtlichen Lebensbeschreibung verknüpften Schwierigkeiten, sowol von seiten des Verfassers, als auch von seiten der Leser. Hier wird die Erforschung und zweckmäßige Verknüpfung der Thatsachen, die eingehende Charakterschilderung, der ernste, geschichtliche Stil und die Bewegung in festen, durch den Stoff gegebenen Grenzen möglichst umgangen und an ihre Stelle wird das leichte, an keinen gegebenen Stoff und seine Grenzen gebundene Spiel der Phantasie und die lockerste, stilistische Form gesetzt, während zu gleicher Zeit vom Leser nur das geringstmögliche Maß von Aufmerksamkeit und Theilnahme gefordert wird. Es sollen nur seine leeren Stunden möglichst anstrengungslos und möglichst angenehm ausgefüllt werden. Die Unterhaltung wird als vornehmster Zweck obenan gestellt. Dadurch nimmt Verflachung bei Schriftstellern und Lesern zu, und wem es mit der Literatur Ernst ist, der kann unmöglich solche Uebelstände der Zeit ungerügt hingehen lassen oder vertuschen wollen.

Zwar gehört von den zu besprechenden beiden Werken nur das zweite der bezeichneten Gattung an, allein auch das erste hat sich keineswegs auf die Höhe der echten Biographie zu stellen vermocht. Eberty ist bereits durch seine Biographie Walter Scott's bekannt, die seinen eigenen Worten zufolge „eine günstige Aufnahme im Publikum“ gefunden hat. Es kommt uns nicht in den Sinn, diese Angabe in Zweifel ziehen zu wollen. Die Thatsache beweist aber, daß die Kritiker dabei ebenso flüchtig zu Werke gegangen sind als die Leser, denn Eberty's Leben Scott's verdient eine solche günstige Aufnahme in keiner Weise. Es ist nichts als eine auszugsweise Uebersetzung aus Lockhart's Memoiren seines Schwiegervaters ohne Benutzung anderer Quellen, wol aber mit Hinzufügung einer nicht unbedeutenden Dosis von Nachlässigkeiten, Unrichtigkeiten und Versehen, welche beweist, daß des Verfassers Kenntniß sich ziemlich dicht unter der Oberfläche hält. Wir haben daher das neueste Werk des Verfassers nur mit großer Vorsicht in die Hand nehmen können, obwol er zu demselben eingehendere und umfassendere Studien gemacht zu haben versichert, und es in der That eine freiere und selbständigere Behandlung des Stoffs nicht verkennen läßt. In der Hauptsache ist der Verfasser den von Moore herausgegebenen Briefen und Tagebüchern gefolgt, welche er oft wörtlich benutzt hat. Es ist hier natürlich unmöglich, eine eingehende Vergleichung anzustellen, allein um unsern Tadel nicht in der Luft schweben zu lassen, wollen wir beispielsweise wenigstens auf ein paar Punkte uns näher einlassen. Es ist bekannt, daß Byron's Mutter, trotzdem daß Kapitän Byron sie nur aus unverhohlenen

finanziellen Rücksichten geheirathet hatte, doch eine aufrichtige und dauernde Neigung für ihn hegte. Zum Beweise dafür führt der Verfasser (I, 6) die Anekdote an, wie Mrs. Byron (damals noch Miß Gordon) einst im edinburger Theater vom Spiel der Miß Siddons so ergriffen wurde, daß sie in Krämpfe fiel und mit dem (auf das Stück bezüglichen) Rufe: „O, mein Byron, mein Byron", hinausgetragen wurde. Nun ist aber die Pointe dieser Anekdote, wie Moore mit deutlichen Worten sagt, gerade die, daß sie sich zutrug, ehe Miß Gordon ihren nachmaligen Gatten jemals gesehen hatte — wie kann sie also zum Beweise ihrer Liebe für ihn angeführt werden? Bei Erwähnung der Lahmheit Byron's erinnert der Verfasser an Scott und vergleicht das verschiedene Verhalten der beiden Dichter hinsichtlich ihres Gebrechens; er übersieht dabei aber, duß Scott's Fuß nicht entstellt war, daß er ihn daher nicht zu verbergen brauchte, während Byron einen Klumpfuß hatte. Vom fünften Lord Byron erwähnt Eberty (I, 28) eine andere Anekdote mit folgenden Worten: „Er sollte einst seinen Kutscher erschossen und seine Gattin gezwungen haben, mit der Leiche allein weiter zu fahren." Bei Moore hingegen heißt es wörtlich: „Bei einer andern Gelegenheit soll er seinen Kutscher wegen Ungehorsams gegen irgendeinen Befehl erschossen und dann die Leiche zu seiner Frau in den Wagen geworfen haben, während er, auf den Bock steigend, selbst weiter fuhr." Schiller's allbekannte Milch der frommen Denkungsart hat der Verfasser (I, 70) unter ausdrücklicher Berufung auf den Dichter in „die fromme Milch der Mutter" verwandelt. Im zweiten Theile (S. 228) werden der Gräfin Guiccioli Aeußerungen in den Mund gelegt, welche nach Moore (II, 612 der Quartausgabe) einem ungenannten Andern zukommen.

Wir würden über derartige Flüchtigkeiten hinwegsehen, wenn uns der Verfasser auf andere Weise entschädigte. Allein namentlich seine Darstellung und Würdigung der poetischen Stellung Byron's läßt manches zu wünschen übrig. Der Verfasser erkennt in der Vorrede an, daß „bei Lord Byron (im Gegensatze zu Scott!) sein Leben und seine Schriften einander wechselseitig so sehr bedingen, daß ohne eine Betrachtung der Hauptwerke des Dichters auch sein Charakter und seine ganze Denkart nicht begreiflich werden und daß zu diesem Zwecke, nicht aber vom ästhetischen oder literarhistorischen Standpunkte aus, auch auf die Gedichte Rücksicht genommen ist". Er fügt hinzu, daß seine Aufgabe war, „ein Lebensbild zu geben, nicht aber einen Beitrag zur Literaturgeschichte zu liefern". Allein wenn wir auch die Berechtigung einer blos äußern Lebensbeschreibung zugestehen wollen, so ist sie doch gerade bei Dichtern, in denen das innere Leben das äußere überwiegt, am wenigsten an ihrer Stelle, und die Biographie eines so einflußreichen Dichters wie Byron muß unsers Erachtens unbedingt nicht nur sein Verhältniß zur englischen, sondern zur Poesie überhaupt zur Anschauung bringen. Ueber die durch Byron ins Dasein gerufene Poesie des Weltschmerzes erfahren wir von Eberty keine Silbe, ja, wenn wir recht gelesen haben, kommt der Ausdruck Weltschmerz in seinem Werke überhaupt nicht vor. Auf die Verwahrung der Vorrede, daß eine solche Darstellung nicht zur Aufgabe gehöre, können wir nur erwidern, daß sich der Verfasser seine Aufgabe zu leicht gemacht hat.

Alexander Büchner, der Verfasser von „Lord Byron's letzte Liebe" (Nr. 2), befindet sich in einer Hinsicht mit Eberty in gleicher Lage. Er hat sich gleichfalls durch ein früheres Werk (eine Uebersetzung des „Childe Harold") bekannt gemacht, welches vor den Anforderungen einer sorgfältigen und gründlichen Kritik ebenso wenig zu bestehen vermag als Eberty's „Scott". Allerdings ist eine Uebersetzung des „Childe Harold", wie Byron's überhaupt, eine so schwierige, ja fast unmögliche Aufgabe, daß man sagen kann: Magna voluisse magnum. Ein desto leichter erreichbares Ziel hat sich der Verfasser dafür bei seiner gegenwärtigen Arbeit gesteckt. Byron's Leben und Lieben ist an sich schon so novellistisch, daß nur wenig Phantasie und Geschick dazu gehört, es zu einer wirklichen Novelle zu gestalten. In der That hat der Verfasser — und wir sagen das zu seinem Lobe — seine eigene Zuthat auf ein möglichst geringes Maß beschränkt und dagegen den vorhandenen biographischen Stoff fleißig verarbeitet und geschickt benutzt. Nur entspricht das Buch seinem Titel gar zu wenig und hätte richtiger Byron's letzte Lebensjahre oder Byron in Italien getauft werden sollen. Die Gräfin Guiccioli ist fast eine Nebenperson. Sagt doch der Verfasser in der Vorbemerkung selbst, daß er in Byron „mehr den merkwürdigen Mann, das Original, den Carbonaro, den Philhellenen, als den Verfasser bedeutender Werke darzustellen und den reichen und dankbaren Stoff, welchen die politischen Ereignisse Italiens und Griechenlands, die mit den letzten Lebensjahren seines Helden zusammenfallen, darbieten, in einer entsprechenden Weise zu behandeln" gesucht habe. Wir glaubten dagegen nach dem Titel vielmehr eine Schilderung Byron's des Liebhabers und Geliebten erwarten zu dürfen. Uebrigens ist die Darstellungsweise des Verfassers leicht und lebendig, nur sind die einzelnen Scenen fast zu lose aneinander gereiht und der sich hindurchziehende novellistische Faden ist zu dünn. Als einen merkwürdig beharrlichen Druckfehler wollen wir es beiläufig erwähnen, daß der Name des Kapitäns Medwin durchgängig Wedmin gedruckt ist. Unser Haupttadel trifft jedoch nicht sowol des Verfassers Leistung, als vielmehr — wie wir im Eingange auseinandergesetzt haben — die Gattung, welcher dieselbe angehört. „Il est bon dans son genre, mais son genre ne nous plait pas." Gerade Byron's Leben bedarf keiner poetischen oder phantastischen Ausschmückung; es ist ebenso reich an Anziehungskraft für den Unterhaltung suchenden Leser wie an Belehrung für den denkenden. In beiden Beziehungen, Unterhaltung wie Belehrung, haben sowol Eberty als auch Büchner ihren Gegenstand keineswegs erschöpft und die Arena für spätere Nachfolger offen gelassen.

54.

Notizen.

Zur deutschen Gründlichkeit.

Von dem Verfasser des in Nr. 18 d. Bl. und zwar unter der Ueberschrift „Schnitzer deutscher Autoren und gelehrten Gesellschaften" abgedruckten Artikels „Deutsche Gründlichkeit" in Nr. 13 der „Süddeutschen Zeitung" erhielten wir folgende Zuschrift: „Ihre Bemerkung in Nr. 18, S. 334 der «Blätter für literarische Unterhaltung», daß es sich bei den Fehlern im Bibliotheksverzeichniß der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien wol nur um «Mangel an Ueberwachung des Drucks» handle, veranlaßt mich, hier die Belege zu meinem Urtheil anzufügen, welche die Redaction der «Süddeutschen Zeitung» der Raumersparniß wegen gestrichen. Sie werden daraus ersehen, daß es sich allerdings um mehr als «Ueberwachung des Drucks» handelt, daß vielmehr der Secretär der Gesellschaft die systematische Ordnung der Bücher denselben Händen anvertraut haben muß, welche dieser Aufgabe in keiner Weise gewachsen waren. Unter Amerika steht: «Van de Velde's Map of the holy land»; unter Asien: «Maclear, geography of the cape of Good Hope»; unter Afrika: «Schnitzler, l'Empire des Tzars» (Rußland), und zur Abwechselung auch einmal T. Tobler's «Wanderungen nach Palästina». Als weiteres Beispiel deutscher Gründlichkeit möchte ich noch hinzufügen, daß durch unzählige Blätter die Notiz ging, 1863 erschienen in Oesterreich 215 nichtpolitische Zeitungen, davon 176 deutsche, 57 ungarische, 29 italienische u. s. w. Kein Redacteur hat sich die paar Secunden Zeit genommen, welche es bedarf, um zu berechnen, daß schon 176 + 57 mehr als 215 ist, von den weiter angeführten in noch zehn Sprachen ganz zu schweigen." Soweit der Verfasser der auch von uns citirten Notiz in der „Süddeutschen Zeitung". Wenn wir in der betreffenden Nummer d. Bl. bemerkten, daß es Versehen gibt, die sich vielleicht damit entschuldigen lassen, daß auch das Gedächtniß seine schwachen Viertelstunden hat, wo es uns einen fatalen Streich spielt, so wollen

wir damit doch keineswegs solche Schnitzer entschuldigt haben, die auf wirklicher Unkenntniß und auf einer dem Publikum gegenüber durch nichts zu rechtfertigenden leichtsinnigen Nachlässigkeit beruhen. Leider haben wir bereits von Ausländern, mit denen wir zu sprechen Gelegenheit hatten, die Klage vernehmen müssen, daß sie vieles in deutschen Schriften hätten lesen und von politischen Rednern hätten anhören müssen, was sie an der altberühmten deutschen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wie englischen Schärfe und Strenge irre mache. Es war aber wol immer so, daß auch der Deutsche, wenn er den speciellen Boden seiner Fachgelehrsamkeit verließ, strauchelte und unsicher wurde; nur schweifte er früher selten über die engen Grenzen des speciellen Fachs hinaus, in welchem er heimisch war.

H. M.

Ein Beitrag zur Biographie von Friedrich Thiersch.

Einen solchen Beitrag enthalten die „Protestantischen Monatsblätter" von Gelzer (1862, August, November und December) in den Mittheilungen, die sie nach Briefen von Thiersch und an Thiersch aus seinem Leben bringen. Sie theilen zugleich eine Auswahl dieser Briefe selbst mit, und gewähren theils zur Charakteristik des Mannes, theils zur Kenntniß seiner Zeit ebenso interessante als wichtige Aufschlüsse. Die Mittheilungen umfassen drei Abschnitte: „Die Zeit der französischen Herrschaft und der Befreiungskriege", „Thiersch's Wirksamkeit für die Wissenschaft, das Unterrichtswesen und die Sache der Griechen in den Jahren 1816—31" und „Thiersch's Reise nach Griechenland in den Jahren 1831 und 1832 und ihre Ergebnisse". Besonders die aus Griechenland während seines dortigen Aufenthalts 1831 und 1832 geschriebenen Briefe haben ein historisch-politisches Interesse, das für die Geschichte nicht unbenutzt bleiben darf, aber auch zu seiner eigenen Charakteristik mancherlei Ausbeute darbietet und über die von verschiedenen Seiten angefeindete und verkannte Stellung vielfach aufklärt, die Thiersch in den Jahren 1831 und 1832 in Griechenland einnahm. Die aus guter Quelle entlehnten Mittheilungen und die Briefe kommen zugleich dem Tagesinteresse entgegen und sind außerdem eine Rechtfertigung, auf die Friedrich Thiersch noch jetzt Anspruch hat und welche zum Theil in den Thatsachen selbst offen vorliegt. Wir machen hier um so mehr darauf aufmerksam, als dieser Beitrag, der auch nicht geringen literarischen Werth hat, möglicherweise die Beachtung nicht findet, die er verdient. Auch darf er wol als ein Vorläufer der Biographie des vielfach ausgezeichneten Mannes und seines Briefwechsels angesehen werden, worauf bereits vor Jahresfrist Hoffnung gemacht ward. 17.

Die Doppelehe des Grafen von Gleichen.

Die romantische Sage von der Doppelehe des Grafen von Gleichen hat in unserer Literatur Bedeutung erlangt. Häufig diente sie Dichtern und Erzählern zum Stoffe, namentlich wurde sie mit Vorliebe zu Opernterten benutzt. Durch Musäus' anmuthige Erzählung scheint die Sage ihre weiteste Verbreitung gefunden zu haben. In dem kürzlich erschienenen dritten Hefte des „Archiv für die sächsische Geschichte", welches wieder mehr als das vorausgegangene zweite befriedigt, hat der bekannte thüringische Geschichts- und Alterthumsforscher L. F. Hesse in Rudolstadt jene Sage von dem zweiweibigen Grafen von Gleichen zum ersten male einer genauen kritischen Untersuchung unterworfen, und er gelangt zu dem Resultate, daß die Sage jedes historischen Grundes entbehre. Ohne Zweifel hat hauptsächlich der erfurter Grabstein, welcher einen Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen darstellt, die Sage veranlaßt. Wenn sich hier einmal wieder die historische Kritik bewährt, Gebilde der dichtenden Volksüberlieferung in leeres Nichts aufzulösen, so geschieht dadurch der Sage an sich kein Eintrag. Die Tell-Sage, Winkelried-Sage bleiben nach wie vor bestehen, wenn auch die Wissenschaft ihre historische Berechtigung bestreitet. Hesse's Untersuchung zeichnet sich durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn aus und verdient von allen beachtet zu werden, die sich für Sage und Geschichte interessiren. 68.

Bibliographie.

Dröse, A., Pädagogische Charakterbilder. Geschichte der Pädagogik und ihrer vornehmsten Vertreter in den vier letzten Jahrhunderten. Langensalza, Greßler. 8. 15 Ngr.

Escher, H., Handbuch der praktischen Politik. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Leipzig, Engelmann. Ler.-8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Essellen, M. F., Zur Geschichte der Kriege zwischen den Römern und Deutschen in den Jahren 11 vor, bis 16 nach dem Beginn unserer Zeitrechnung. Eine Abhandlung, worin besonders der Inhalt neuerer Werke über diesen Gegenstand besprochen wird. Mit Abbildungen gefundener Antiquitäten auf 1 Tafel. Hamm, Grote. 1862. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Feldzug von 1859 in Italien, bearbeitet von einem preussischen Offizier. 1ster Theil. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jacobi, V., Hannover's Theilnahme an der deutschen Erhebung im Frühjahre 1813 mit besonderer Rücksicht auf die Truppen-Formationen an der Elbe. Mit 2 Terrainzeichnungen. Hannover, Helwing. Gr. 8. 28 Ngr.

Oesterreichisches historisches Jahrbuch. 1ster Jahrgang. Mit dem Porträt des k. k. Staatsministers A. Ritter von Schmerling. Prag, Bellmann. 8. 24 Ngr.

Janssen, J., Frankfurts Reichscorrespondenz nebst andern verwandten Aktenstücken von 1376—1519. 1ster Band. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 3 Thlr.

Kuhn, A., Die Idee des Schönen in ihrer Entwickelung bei den Alten bis in unsere Tage. Vorträge an die Künstler. Berlin, v. Warnsdorff. Gr. 8. 15 Ngr.

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Meyr, M., Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit. Stuttgart, Bruckmann. 8. 22½ Ngr.

Remmersdorf, F. von, Moderne Gesellschaft. Roman in zwölf Büchern. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Replik und Duplik zu dem alten Streit über die Willensfreiheit. Ein ergänzender Anhang zu der Schrift: „Ein Ergebniß aus der Kritik der Kantischen Freiheitslehre." Leipzig, Brockhaus. 8. 12 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Wilhelm Stjernkrona. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Erinnerungen an die Schlacht von Groß-Görschen. Zum Gedenktage beim Ablauf des ersten halben Jahrhunderts. Zeitz, Webel. Gr. 8. 3 Ngr.

Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen. Nebst dem Erkenntniß des Ober-Appellations-Senats des Kammergerichts in der wider den Dr. Johann Jacoby geführten Untersuchung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Ouvrier, J., Die politische Giftmischerei in der Arbeiter-Frage. Berlin, Beck. Gr. 8. 3 Ngr.

Sauppe, H., Dionysios und Aristoteles. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 6 Ngr.

Spiegel, B., Der kirchliche Streit des Pastors Sulze in der Stadt Osnabrück. Geschichtlich beleuchtet. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 5 Ngr.

Wackernagel, W., Offener Brief eines Urwählers dritter Classe, der nicht „Arbeiter", an Herrn Ferdinand Lassalle. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Forst- und Jagdwissenschaft.

Winckell, George Franz Dietrich aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Tschudi. Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Jester, Friedrich Ernst. Die kleine Jagd. Zum Gebrauche angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von C. H. E. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Püschel, Alfred. Kurzgefaßte Forst-Encyklopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter. Für Forsttaratoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer ꝛc. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

—— Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmesser. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
(Für Oesterreich ist von diesem Werke eine besondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen.)

d'Alquen, Franz Ludwig Hermann. Vollständiges Handbuch der feinern Angelkunst. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogt, Karl. Die künstliche Fischzucht. Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Friedrich Bülau.**

Zweite wohlfeile Auflage. In zwölf Bänden zu 1 Thlr.

Die fortdauernde lebhafte Nachfrage nach Bülau's interessantem Sammelwerk hat eine zweite Auflage desselben nöthig gemacht, deren Preis die Verlagshandlung gegen den der ersten um mehr als die Hälfte billiger stellte, auf 1 Thlr. für den Band von durchschnittlich 30 Bogen (gegen 2½ Thlr. der ersten Auflage). Alle zwei Monate erfolgt die Ausgabe eines Bandes. Das bereits Erschienene ist in allen Buchhandlungen vorräthig, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Für Lesebibliotheken, Historiker, Genealogen, Publicisten sowie für Freunde der Geschichte und Biographie wird diese allmählich erscheinende neue wohlfeile Auflage des werthvollen Werks gewiß eine willkommene Erscheinung sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Charaktere aus Goethe's und Schiller's Werken.

Goethe-Galerie.	**Schiller-Galerie.**
Funfzig Blätter in Stahlstich	Funfzig Blätter in Stahlstich
in 10 Lieferungen	**in 10 Lieferungen**
zu 1 Thlr. 10 Ngr.	zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Gezeichnet von
Friedrich Pecht und **Arthur von Ramberg.**
Mit Erläuterungen von **Friedrich Pecht.**

Die beiden echt deutschen Prachtwerke, in jeder Beziehung allgemeiner Verbreitung werth, sind in Lieferungen zu 1 Thlr. 10 Ngr. (die „Schiller-Galerie" auch complet zu 13 Thlr. 10 Ngr., in Leinwandband zu 15 Thlr. 10 Ngr., in Lederband 16 Thlr. 20 Ngr., Prachtausgabe in Folio 24 Thlr., geb. 30 Thlr.) durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **J. A. Schlosser's** Buch- und Kunsthandlung in Augsburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit

dargestellt von

H. M. Schletterer.

Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 3 Fl. 30 Kr. rhein., oder 2 Thlr.

Das vorliegende Werk, in welchem zum ersten male ein wichtiger Abschnitt unserer Literatur- und Musikgeschichte eingehend und gründlich besprochen wird, gibt in seinem Haupttheile die Entwickelungsgeschichte des deutschen Singspiels in möglichst erschöpfender Weise, dabei nicht nur auf die musikalische, sondern auch auf die poetische und sociale Seite des Gegenstandes Rücksicht nehmend. Die Darstellung ist nicht nur für Fachmänner, sondern für das ganze große Publikum, das sich für die Geschichte der Musik im allgemeinen und für die der Oper insbesondere interessirt, berechnet. Der **Anhang** liefert in historischen Nachweisen und Belegen ein sehr reiches kunstgeschichtliches Material und das diesem folgende **Textbuch** eine Auswahl von Singspielen aus frühesten Jahrhunderten, wie sie keine andere aus den Schätzen unserer reichen Literatur zusammengestellte Anthologie bietet.

☛ Soeben erschien das **achte Bändchen** von

Karl Gutzkow's Zauberer von Rom.

Auf diese in kurzen Zwischenräumen ausgegebene, aus 1 Bändchen (à 10 Ngr.) bestehende neue, vollständig umgearbeitete Auflage des allgemein anerkannten **Werks** werden noch in allen Buchhandlungen Bestellungen angenommen und den neu hinzutretenden Interessenten sofort die bereits erschienenen Bändchen 1—7 nachgeliefert.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — **Nr. 23.** — 4. Juni 1863.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

F. Schmidt's „Deutsche Nationalbibliothek".

Deutsche Nationalbibliothek. Volksthümliche Bilder und Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Berlin, Brigl. 1862—63. Gr. 8. In Halbbänden zu 6 Ngr.

Das Programm des in der Ueberschrift genannten Sammelwerks wurde schon bei seinem ersten Auftreten von der gesammten Presse so freudig bewillkommnet, daß wir über seinen Zweck und seine Tendenz, ein Gesammtbild deutschen Lebens und deutscher Geschichte zu geben, uns nicht abermals billigend auszusprechen brauchen. Selbstverständlich erscheint der Gedanke überaus glücklich, Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart in abgeschlossenen Bildern und Erzählungen durch unsere bedeutendsten Historiker selbst, nicht durch Bearbeitungen aus zweiter Hand, dem Volke zu lebendiger Anschauung zu bringen. Und wenn das Unternehmen Goethe's bedeutsamen Ausspruch: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt", gleichsam als Motto an seine Spitze stellt, so dürfen wir dem guten Takt und ernsten Bestreben, dies nicht durch die reflectirte Phrase, sondern durch das Ergebniß der Forschung unserer geistigen Sommitäten erreichen zu wollen, bei der heute nur allzu ausgedehnten Herrschaft der Redensart doppelt dankbar sein. Gebt dem „Volke" nur das Beste, und ihr braucht es ihm wahrlich nicht erst als solches anzupreisen.

„Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens" von Professor Georg Weber in Heidelberg bildet den ersten Band der „Nationalbibliothek". Des Historikers gelungenes Brustbild und eine von Schottmüller nach ausführlichen brieflichen Mittheilungen zusammengestellte biographische Skizze bildet gewissermaßen die Einleitung zu Weber's Arbeit. Ein gleiches Brust- und Lebensbild des Verfassers geht jeder folgenden Arbeit voran und bezweckt, wie das Programm des Unternehmens sagt: auf diese Weise das gesammte deutsche Volk bekannt und vertraut zu machen mit den Männern, deren Geist einen so mächtigen Einfluß auf seine Bildung und sein Geschick übt, und deren Persönlichkeiten bisher der großen Mehrzahl schon deshalb meist fremd geblieben, weil ihre Werke des Umfangs und Preises wegen nur den Bemitteltern zugänglich waren.

Was die Porträts anbelangt, so dürfen wir — um dies hier gleich zu bemerken — von der treffenden Aehnlichkeit mit den uns bekannten Persönlichkeiten wol auf den gleichen Vorzug aller schließen.

Weber's Beruf als historischer Volksschriftsteller ist durch seine weitverbreiteten Lehr- und Handbücher bereits so festgestellt, daß es überflüssig sein würde, hier zu erwähnen, mit welcher Genugthuung man ihn an der Spitze dieses Unternehmens erblickt. Er schildert Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens, d. h. vom Auftreten der Cimbern und Teutonen bis auf Armin und Germanicus nach den beiden Hauptrichtungen seiner Erscheinung, nach seinen „Thaten und Schicksalen", wie nach seinen „innern Zuständen". Unter den Titeln: „Die Cimbern und Teutonen", „Julius Cäsar und die Germanen am Rhein", „Die Freiheitskriege der Deutschen", gruppirt er diese ersten Jahrhunderte zusammen. Der letztgenannte Abschnitt gliedert sich wieder in drei hauptsächliche Ereignißgruppen, welche durch die Ueberschriften: „Drusus und Tiberius in den deutschen Landen", „Varus im Teutoburger Walde" und „Armin und Germanicus" bezeichnet sind. In welchem Sinne der Verfasser seine Aufgabe erkannte, erhellt am besten, wenn wir einige Sätze seiner Vorrede ausheben. Er sagt:

> Man wird in den folgenden Blättern die reine Geschichte finden, ohne Prunk und Schmuckwerk, so wie die Quellen selbst sie darbieten; und wahrlich, keine Lobschrift, kein rhetorischer Panegyrikus könnte die Großthaten des deutschen Volks, wie die Schäden und Wunden seines nationalen Charakters, seines angeborenen Naturells, mit solcher Beredsamkeit verkünden, wie die einfachen Schilderungen und Erzählungen aus der Feder fremder und feindlicher, wenn auch nicht unedler oder ungerechter Schriftsteller. Gibt es ein anderes Volk, das so gewaltig

und imposant in das geschichtliche Leben eintritt, als die deutschen Stämme, als die hohen Gestalten der Cimbern und Teutonen, oder die gefürchtete Kraft der hinter ihren dunkeln Wäldern majestätisch einherschreitenden Sueven, die in den Schriften der Alten, gleich geheimnißvoll waltenden höhern Mächten, nur aus ihren Thaten und Werken erkannt werden, oder aus dem Schrecken, den Römer und Germanen mit gleicher Stärke bei ihrem Namen empfanden? Selbst der große Cäsar trug Scheu, den schlummernden Leu zu wecken oder zu reizen. Ein Volk, das mit solcher Kraft und Majestät die Schwelle seines geschichtlichen Lebens hütet, das bedarf keines Schmucks, dem ist die eigene Natur in unverhüllter Gestalt die schönste Zierde, der würdigste Ruhm. Aber auch die schwache Seite des deutschen Nationalcharakters tritt aus der schlichten Erzählung der alten Schriftsteller deutlich hervor, und kaum eine andere Periode der thaten- und leidenvollen vaterländischen Geschichte liefert ein getreueres und wahreres Bild von der nationalen Zwietracht, von der Zerrissenheit und Spaltung des Volks, von dem Hader und der Parteiung der Fürsten und Oberhäupter, von der Vorliebe für fremde Ehren und Auszeichnungen. Bei der Darstellung des öffentlichen Lebens in der Nähe des römischen Standlagers zwischen Rhein und Weser, und bei den Erzählungen von dem Familienzwist in dem cheruskischen Fürstenhause und dem ruhigen, gleichgültigen Verhalten Marbod's und des Markomannenbundes an der Donau während der blutigen Kämpfe des norddeutschen Brudervolks gegen Tiberius und Germanicus, muß man sich stets ins Gedächtniß zurückrufen, daß man alte Geschichten liest, sonst wird man versucht, verhüllte Anspielungen auf die Zeiten des Rheinbundes zu vermuthen. Daß aber solche schmachvolle Erscheinungen nicht wiederkehren, daß der Abfall von Vaterland und Stammesgenossen mit einem ewigen Brandmal gezeichnet werde, daß man vor den schmeichelnden Wohldienern fremder Machthaber oder Nationalitäten nicht mehr den Hut abzieht, sondern das Kreuz macht und sie meidet, das kann nur erzielt werden, wenn das Volk durch die echte vaterländische Geschichte in Stand gesetzt wird, selbst zu prüfen und zu richten, wenn es Einsicht genug gewinnt, über den Eindrücken des Augenblicks das Ganze und Allgemeine nicht zu übersehen, daß es nur solche Bestrebungen ehrt und anerkennt, welche die nationale Einigung fördern und der Einmischung fremder Völker und Fürsten den Weg verschließen.

Hat uns der Verfasser aus solchen Gesichtspunkten die Thaten und Leiden des deutschen Volks aus den ersten Jahrhunderten seines Eintritts in die Geschichte mit eindringlichem Schwunge vorgeführt, so wendet sich die Schlußabtheilung seiner Schrift zu den „innern Zuständen", also gewissermaßen zu dem Privatleben, aus welchem die politische Gestaltung Deutschlands hervorgegangen war. Es ist vielleicht einzig im ganzen Kreise der Geschichtsaufzeichnung, daß wir sogar das innere Leben eines Volks nur aus den Darstellungen einer Nation kennen lernen, die mit demselben in ausschließlich feindliche Berührung gekommen war, und daß dennoch diese Darstellung dem deutschen Wesen so große Anerkennung und Würdigung zollt, um dem Leben der Weltherrscher als Vorbild vorgeführt zu werden. Dies that bekanntlich Tacitus in seiner „Germania". Viel mochte dazu allerdings beitragen, daß im römischen Herrschaftskreise nicht nur die Sitten und Einrichtungen, sondern auch die moralischen und physischen Kräfte einem düstern Untergange entgegenreiften. So faßt es wenigstens Weber auf, indem er von Tacitus sagt:

> In desto verklärterm Lichte erschien ihm das germanische Volksleben, in dem sich noch ein Bild der ursprünglichen Menschheit abspiegelte. Dabei zieht sich eine dunkle Ahnung durch das Buch, daß von dem Volke, welches sich dem Gedächtniß der Römer so tief einprägt, einst Gefahr und Verderben über Rom hereinbrechen werde. Sein Trost und seine Hoffnung beruht allein auf der Feinde Zwietracht und gegenseitigem Hasse.

Aber er erspart uns auch nicht die Mahnung des Tacitus:

> Möge den germanischen Völkern doch bleiben und dauern, wo nicht die Liebe zu uns, doch der Haß gegen sich selbst, weil bei des Reichs drohendem Geschick das Verhängniß uns schon nicht Größeres verleihen kann, als der Feinde Zwietracht.

Nach Tacitus finden wir denn auch die „Staats- und Lebensordnungen" der Germanen dargestellt. Allein diese kurzen Andeutungen konnten nicht genügen und in der weitern Ausführung wurden dieselben vom Verfasser, soweit sie auf Staat und Religion sich beziehen, geordnet, erläutert und ergänzt, während gleichzeitig versucht wurde, „die Lücken durch die lebendige Tradition oder durch Rückschlüsse aus spätern Urkunden und Entwickelungsformen, wenn auch mit schwachen Fäden, zu verbinden". Haben wir uns überhaupt nur auf eine Andeutung des Inhalts der Schrift beschränkt, so dürfen wir uns auch hier mit der Anführung begnügen, daß diese Darstellungen unter den Abschnitten „Hof und Feldmark", „Stände, Volksgemeinde und Geschlechtshäupter", „Kriegswesen und Gefolgschaften" gruppirt sind, denen eine ebenfalls nach Tacitus gearbeitete Uebersicht der „Germanischen Volksstämme" und einige Blicke auf das „Altdeutsche Religionswesen" als Abschluß der in jeder Beziehung ansprechenden und anmuthigen Arbeit folgen.

Durch den namentlich als Culturhistoriker bereits rühmlich bekannten Schriftsteller **Jakob Falke** erhalten wir im zweiten Bande der „Deutschen Nationalbibliothek" eine Schilderung der „Ritterlichen Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus", also das romantische Gegenstück deutschen Lebens zu den harten und rohen Urzuständen Germaniens. Der Verfasser hält sich in seiner Darstellung speciell an die Blütezeit der im Frauencultus wurzelnden Besonderheit der ritterlichen Gesellschaft. Er macht in jedem einzelnen Abschnitte, indem er die einzelnen Erscheinungen im äußern und geistigen Gesellschaftsleben des Ritterthums charakterisirt, mit großer Sorgfalt darauf aufmerksam, was von den landläufigen Vorstellungen über diese eigenthümliche Epoche des deutschen Ritterwesens einer frühern Zeit, oder aber einer spätern Periode des Verfalls angehört. Auf solche Weise erhalten wir allerdings ein außerordentlich genaues Bild des 12. und 13. Jahrhunderts nach seinem innern Leben; und es ist aus dieser genauen Begrenzung wol zu erklären, wie namentlich im zweiten Halbband dem Leser vielleicht manches zu ausgedehnt und specialisirt erscheint, während man freilich bei genauerer Ueberlegung zu dem Resultate gelangt, daß eine wirklich scharfe Porträtähnlichkeit mit flüchtigern Umrissen kaum zu erreichen gewesen sein würde. Auch lag die Nothwendigkeit vor, dem einigermaßen in Verruf gekommenen Ritterthum dadurch sein Recht zu verschaffen, daß die Perioden des Verfalls von denen der Blüte genau gesondert würden. Denn mit vollem Recht

bemerkt der Verfasser in der von der „geistigen Atmosphäre im 12. und 13. Jahrhundert" handelnden Einleitung:

Die Aufklärung, oder sollen wir lieber sagen der Rationalismus hat in seiner Abneigung immer nur die Schwächen dieser denkwürdigen Epoche des Menschengeschlechts gesehen, und deren hat sie genug und muß sie haben, als das noch von voller Jugendlichkeit getragene, gerade in die Reife tretende Alter des Völkerlebens. Indem sie, man kann geradezu sagen, die Liebe zum ersten und absoluten Leitstern erhebt, schlägt sie einen gefährlichen, schwindelnden Gang ein, den sie schon von Anfang an nicht ohne Schwanken dahinwandelt; und schon nach kurzem Lauf sollte sie in den Pfuhl der Versunkenheit hinabstürzen, von dem man nur geschichtlicher Wahrheit zu Liebe die Hülle entheben mag. Wie bei der Jugendliebe, so sind auch hier blöde Thorheit und sittliche Verirrung die nahen Gefahren. Wir haben hinlänglich Beispiele von beiden. Und so ist es leicht, wenn man diese Züge sammelt, ein ebenso schauriges, wie an Verkehrtheiten vorstechendes Bild der ritterlichen Zeit zu entwerfen, besonders wenn man, wie es geschieht, die Züge vom 14. und 15. in das 12. und 13. Jahrhundert hineinträgt und so zwei Zeiträume zusammenwirft, die wie Poesie und Prosa, wie Idee und Wirklichkeit auseinander stehen.

Wir würden zu ausführlich werden, wenn wir noch näher auf die Einzelheiten eingingen, welche die wohlgegliederte Darstellung des Ritterthums charakterisiren, und müssen uns einfach darauf beschränken, mit den nackten Kapitelüberschriften abzuschließen. Sie lauten: „Der Ritter", „Die Frau", „Der Ritter und die Frau", „Dichter und Gönner, Dichter und Frauen", „Die Wohnung", „Lebenslust", „Verfall".

Im allgemeinen ist unsere Gegenwart der romantischen Vorliebe für das mittelalterliche Ritterthum bereits einigermaßen fern getreten. Selbst den niedern Bildungsschichten sind heute die Ritterromane kein lebhaftes Bedürfniß und die damit verflochtenen Räubergeschichten kein Bedürfniß mehr. Der sociale Roman in seinen verschiedenen Abstufungen hat die Stelle jener falschen Romantik eingenommen. Das ernstere Bedürfniß des Publikums aber sucht in der Vergangenheit den Schlüssel zur Lösung des schweren Räthsels, welche uns mit der Verbesserung der politischen und socialen Erbschaften aus früherer Zeit zu erreichen übrig bleibt. Jedermann weiß es, wie gerade nach dem Dreißigjährigen Kriege eine große Menge jener Uebelstände zur Erscheinung und Herrschaft gelangte, welche noch heute auf unsern staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen lasten. Dies weiß jedermann, aber nur wenige werden sich auch in voller Klarheit der Bedingungen bewußt sein, von denen eine solche Gestaltung der Dinge abhängig war und die sie so eisenfest in unser Volks- und Staatsleben einwachsen ließen, daß selbst die großen politischen und socialen Ereignisse der letzten hundert Jahre sie nicht austilgen, sondern nur vermindern konnten, während andere, wenn auch bis auf die Wurzel abgeschnitten, dennoch immer von neuem ihre Keime zu treiben suchen. Um das Heute seinen Bedürfnissen gemäß organisch zu reformiren, bedarf es der genauesten Einsicht in die organischen Bedingungen des Gestern. Im großen Völker- und Geistesleben ist aber das Gestern ein Jahrhundert und mehr. So sind wir denn auch, wenn wir nach diesem Gestern unsers heutigen Weltlebens fragen, unabweislich immer wieder zurückgewiesen auf die Endgrenzen des Dreißigjährigen Kriegs. Aus der furchtbaren Verödung des gesammten nationalen Daseins, in welcher jener Krieg das deutsche Volks- und Staatsleben zurückgelassen hatte, sich zu neuer voller Blüte zu entfalten, war bewußt und unbewußt der Gesammtzweck aller organischen wie mancher krampfhaften Bewegungen der Vorwärtsstrebenden auf allen Lebensgebieten seit etwa anderthalbhundert Jahren.

Die Zustände, aus denen das Neue sich erschuf, schildert nun **Karl Biedermann** in drei Halbbänden der „Nationalbibliothek" mit seiner anerkannten logischen Klarheit und Formenschönheit unter dem Titel: „Deutschlands trübste Zeit, oder der Dreißigjährige Krieg in seinen Folgen für das deutsche Culturleben." Daß es sich hierbei nicht um eine bloße Erzählung mit Daten und Zahlen, sondern um pragmatische Ausführungen und Nutzanwendungen handelt, ist ebenso selbstverständlich, als daß die unmittelbaren Beziehungen auf unsere Gegenwart fortwährend in die Darstellung hereinspielen. Mit einem kurzen „Rückblick auf den Verlauf der Reformation und die Zeit von da bis zum Dreißigjährigen Kriege" wird zunächst nachgewiesen, wie eben vom eigenthümlichen Verlauf der durch das Nationalleben bedingten kirchlichen Bewegung wesentlich dazu mit beigetragen wurde, daß kaum nach einem Jahrhundert später das deutsche Volk ebenso tief hinabgedrückt erschien, als die Reformation dasselbe hoch erhoben hatte. Eine weitere Grundlage der Gesammtdarstellung bilden die Abschnitte, welche den Dreißigjährigen Krieg selbst mit seinen unmittelbaren Folgen für das deutsche National- und Culturleben, sowie dessen Nachwehen veranschaulichen, die sich vornehmlich in sittlichem Verfall der herrschenden Klassen kund gaben. Trotz und wegen dieser moralischen Entkräftung wurde aber „die Unterdrückung und Ausbeutung der Volkskraft" das einzige gemeinsame Interesse jener Kreise, sodaß man sie als allgemeine Signatur der staatlichen Zustände des Volks in dieser Periode bezeichnen muß. „Es ist die allgemeine, in der Mehrzahl der deutschen Staaten damals zur Geltung gebrachte Maxime, daß Staat und Volk nur um des Fürsten willen da seien, in die Praxis übertragen und in den einzelnen Zweigen des Staatslebens specialisirt und exemplificirt." Als Hauptformen dieser Erscheinungen bezeichnet Biedermann: „Beamtendespotismus und Vielregiererei", „Cabinetsjustiz", „Beseitigung oder Misachtung der ständischen Rechte"; „Finanzielle Miswirthschaft und Steuerdruck", endlich „Misbrauch der Militärhoheit zu Soldatenspielerei und Menschenhandel".

Zu jedem dieser traurigen Kapitel werden nun unter den ebenbezeichneten Titeln einige illustrirende Beispiele beigebracht „aus der großen Menge solcher, die dafür zu Gebote stehen". Daß es sonach nicht auf eine ausführliche Geschichte abgesehen war und abgesehen sein konnte, versteht sich von selbst. Nur flüchtige Umrisse sollten den Rahmen des damaligen Lebens bezeichnen und der

Verfasser selbst verweist am Schlusse des Werks auf umfassendere Darstellungen der von ihm besprochenen Zustände. Aber wenn er auch sich auf das Detail jener Erscheinungen nicht einläßt, so scheidet er doch nicht vom Leser, ohne vor seinen Augen deren Begleiter und Consequenzen im „sittlichen und häuslichen Leben der Mittelklassen", sowie in der „Abschwächung des geistigen Wesens der Deutschen" und in der Beeinträchtigung des materiellen Lebens in raschen Wandelbildern vorübergeführt zu haben. Der Eindruck dieses allseitigen Verfalls unsers National- und Culturlebens würde erdrückend sein, wenn nicht zum Schlusse auch „die Anfänge und Wege der Wiederhebung des deutschen Volks" angedeutet wären. Eins aber, wenn auch diese neuen Strömungen im einzelnen vieles ersetzten, was vormals die Nation im ganzen und hohen Maßes besessen, ist unwiederbringlich verloren geblieben in jener langen Ueberflutung unsers nationalen Daseins mit Verderbniß. Dies ist „die Stetigkeit geschichtlicher Fortentwickelung, der ununterbrochene Zusammenhang zwischen dem Sonst und dem Jetzt, der ungetrübte Rückblick auf die nationale Vergangenheit und die wohlthuende Sicherheit der vom Anbeginn der Geschichte ungeschwächt fortzeugenden Lebens- und Strebenskraft des ureigenen Volksthums". Wieder ein „politisches Volk" sind wir geworden; alles Drängen und Treiben der Gegenwart concentrirt sich in dem Streben, daß wir auch wieder „eine Nation im vollen Wortsinn" werden, „was zu sein wir seit mehr als zwei Jahrhunderten aufgehört hatten".

Wir würden unrecht thun von der Biedermann'schen Arbeit zu scheiden, ohne besonders auf die autobiographische Skizze hingewiesen zu haben, welche der an den politischen Reformbestrebungen unserer nächsten Vergangenheit und Gegenwart mannichfach betheiligte Verfasser selbst als „ein Zeitbild" bezeichnet. Mit seinen Anläufen und Bestrebungen illustrirt derselbe recht eigentlich den soeben angeführten Ausspruch, daß wir zwar den Standpunkt eines politischen Volks wieder errungen, noch aber von dem einer Nation im vollen Sinne des Worts sehr weit entfernt sind. Was aber seine persönlichen Begegnisse anbelangt, so bezeugen sie in recht viel Einzelheiten, wie mannichfach noch heute die Nachwehen des dynastischen und bureaukratischen Staatswesens, welche nach dem Dreißigjährigen Kriege aus der Versumpfung des nationalen Lebens emporwucherten, in anerkannter Macht und Wirkung stehen.

Nachdem vorstehend mehrere der umfänglichern Arbeiten der „Nationalbibliothek" ausführlicher angezeigt sind, bleibt nur noch knapper Raum, um mit wenigen Worten auch auf die Cabinetsstücke hinzuweisen, welche deren vierten Band (siebenter und achter Halbband) bilden. Johannes Voigt gab „Blicke in das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt Nürnberg im 16. Jahrhundert", Georg Waitz zeichnete „Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian I." Mit diesen Titeln ist freilich auch gesagt, daß was die Ausführung der Einzelheiten anbelangt, die Bezeichnung Cabinetsstück streng genommen nur der Voigt'schen Arbeit eignet, während die Höhe des Werths beiden gleichermaßen gemeinsam. Voigt hat seine „Blicke" gewissermaßen belletristisch gestaltet, indem er, nach wenig einleitenden Worten über die freundschaftlichen Beziehungen, welche Markgraf Albrecht von Brandenburg auch nach Annahme des Titels und der Würde eines Herzogs von Preußen mit der Stadt Nürnberg und einzelnen hervorragenden Bürgern derselben unterhielt, einen Abgesandten des Herzogs nach Nürnberg kommen läßt, welcher dort von dem speciellen Freunde des Herzogs, Kaspar Nützel, gastfreundlich aufgenommen wird. Mit demselben durchwandert er die Stadt, ihre Kaufhallen und Werkstätten; und hier in unmittelbarer Anschauung des nürnberger Gewerblebens empfängt der herzogliche Rath, theils von Nützel, theils von sonstigen Kauf- und Gewerbsherren, gesprächsweise Beispiele und Aufklärungen über das damalige Leben und Treiben der weltberühmten Reichsstadt. So läßt sich Einzelnes allerdings nicht hervorheben; aber schwerlich konnte eine anregendere und eindringlichere Form erdacht werden, um uns vollkommen in die Atmosphäre des damaligen Lebens zu versetzen und seine Erscheinungen zu lebendigster Anschauung zu bringen.

Der Beitrag von Waitz entstammt Vorträgen, welche der berühmte Geschichtschreiber in Göttingen vor einem weitern Kreise gehalten. Indem sie die großen Perioden der Geschichte unsers Mittelalters in allgemeinen Umrissen vorführen, geht ihr Zweck dahin, die Beziehungen der einzelnen Persönlichkeit zu dem allgemeinen Gange des geschichtlichen Lebens nachzuweisen. Die Ueberwindung der außerordentlichen Schwierigkeit, diese Aufgabe in bloßen Contourbildern zu lösen, welche weder Einzelheiten ausführen, noch sich in einer eigentlichen Erzählung bewegen, konnte eben nur von einem Meister so hohen Rangs wie Waitz zu erwarten stehen. Auch hier ist es unmöglich, mit bestimmten Anführungen ein Bild des Ganges der Arbeit zu geben. So begnügen wir uns damit, nur die einzelnen Haltpunkte zu bezeichnen, an denen die Bildergruppen sich aufreihen. „Karl der Große" beginnt; „Heinrich I. und die Ottonen" treten nach ihm auf und die „Fränkischen Kaiser" reihen sich an diese Gruppe. „Friedrich I.", „Friedrich II." folgen als einzelne machtvolle Gestalten; die „Ersten Habsburger und ihre Gegner" führen uns aus der Zeit des blühenden Kaiserthums in die Periode seines Niedergangs, aber noch schließen die Vorträge mit einer der schönsten Gestalten am Wendepunkte einer Weltepoche ab, mit Maximilian I. Maximilian „erlebt es noch, wie der Augustinermönch Martin Luther zu Wittenberg auftritt und den Anstoß gibt zu einer Glaubenserneuerung, die der Boden geworden ist für ein neues Leben der Christenheit überhaupt. Erst am 12. Januar 1519 ist Maximilian gestorben. In vielem gehört er der Zeit des Mittelalters an: er belebt noch einmal die glänzenden, anziehenden Erinnerungen desselben. Aber sehr entschieden wirken schon die Elemente eines andern Lebens auf ihn ein: mit empfänglichem Geiste nimmt er sie auf. Bei allem Leichten

und Beweglichen seines Wesens zeigt sich zugleich ein tieferer, ernsterer Sinn, eine Ahnung, möchte man sagen, eben der neuen Zeit. Von allen Seiten bricht sie ein: Maximilian sah die Morgenröthe; nach ihm erfüllt sie die Welt."

Wir gehen nun mit einigen Worten zu den beiden Schlußarbeiten der ersten Serie der „Deutschen Nationalbibliothek" über. „Kaiser Heinrich IV." von K. A. Mayer, und „Luther, ein deutsches Heldenleben" von A. Schottmüller, sind deren Titel. Jedes Werk umfaßt drei Halbbände, beide theilen die allgemeinen Vorzüge der übrigen schon erwähnten Beiträge. Karl Mayer namentlich hat in der Geschichte „Heinrich IV." den oft verleumdeten Charakter des vom Schicksal auf einen der merkwürdigsten Wendepunkte deutscher Geschichte gestellten Mannes in wahrhaft volksthümlicher Weise zu schönster Klarheit entwickelt. Mit liebenswürdiger Offenheit gesteht er dabei ein, vorzüglich den Arbeiten Floto's und Giesebrecht's gefolgt zu sein, für deren allerdings tiefgelehrte und überraschende, doch für weitere Leserkreise etwas schwer zugängliche Ehrenrettung eines der bedeutendsten Charaktere auf dem deutschen Kaiserthrone eine derartige Popularisirung lang schon gewünscht werden mußte. Doch darf man uns nicht misverstehen. Mayer's Arbeit ist nicht etwa eine Paraphrase der Floto-Giesebrecht'schen Untersuchungen, sondern sie geht nur von denselben Inductionsmomenten aus und gelangt zu den entsprechenden Ergebnissen, doch ohne darüber ein Zurückgehen auf die wichtigern Quellenwerke zu unterlassen. So erhalten wir eine historische Biographie, welche die Thaten des geschilderten Charakters nicht blos in dessen subjectiver Eigenthümlichkeit begründet, sondern mit weitumfassendem Blick geradeaus den äußern Verhältnissen des römisch-deutschen Reichs jener Zeit in seiner Nothwendigkeit, wie in seinem höhern Streben zur Anschauung bringt.

Fast selbstverständlich ergeben sich dem Leser daraus Analogien mit unserer Gegenwart, auch wenn der Verfasser sie nicht ausdrücklich andeutet. Daß ihm jedoch dieser Gedanke vorschwebte, bekennt er ebenfalls unumwunden in einem Nachworte. Er sagt dort:

> Die großen Vasallen unter Heinrich IV., die im Bunde mit Rom seine Herrschaft untergruben und ihm die einheitliche Gestaltung Deutschlands unmöglich machten, haben sie nicht ähnliche Erscheinungen in unsern Tagen aufzuweisen? Und ist es nicht am Platze, das Emporkommen und das Wesen der römischen Priesterherrschaft zu beleuchten in unserer Zeit der zusammenstürzenden Concordate, im Angesicht des Abgrunds, an den das Papstthum gelangt ist; jetzt, wo vielleicht große Reformen in der katholischen Kirche in Aussicht stehen?

Wo aber der Verfasser die Lösung der Wirren in unserer Gegenwart sucht, das bezeichnen die Schlußsätze seiner Geschichte. Sie lauten:

> Weder die salischen Heinriche noch die Hohenstaufen waren im Stande, den Sieg über das Papstthum zu erringen; die blos äußern Waffen des Kaiserthums, wie glänzend sie auch geführt wurden, waren zu schwach in einem Kampfe, wo es sich um die höchsten innern Güter handelte. Dafür trat dann das deutsche Volk, welches — wir sagen es noch einmal — am edelsten geartet ist unter den Völkern des Abendlandes, mit der ganzen Tiefe seines Geistes in die Schranken und überwand Rom zum zweiten mal, indem es die große Entscheidungsschlacht der Reformation lieferte. In dem daraus entspringenden Dreißigjährigen Kriege hat es sich fast verblutet; aber die Sache der Geistesfreiheit trug dennoch schließlich den Sieg davon. Seitdem haben sich die Wunden geschlossen und neues Blut rollt wieder in seinen Adern. Auch der alte Kampf mit den Fürsten ist wieder aufgenommen, aber diesmal von dem Volke, das für deutsche Einheit in die Schranken tritt. Dies ist die große Aufgabe unserer Tage, und auch sie wird glücklich zu Ende geführt werden.

Tritt uns in Mayer's „Kaiser Heinrich IV." vorzugsweise das nationalpolitische Moment der Geschichtschreibung entgegen, so repräsentirt Schottmüller's „Luther" ziemlich specifisch das humanistisch-moralische. Luther's Werden, Leben und Wirken ist von der protestantischen Geschichtschreibung bereits so mannichfach und aus so verschiedenartigen Standpunkten, theilweise auch so meisterhaft behandelt, daß kaum von der Möglichkeit neuer Aufhellungen die Rede sein kann. Solche, wenn möglich, zu geben, würde sich auch schwerlich als Aufgabe des vorliegenden Unternehmens betrachten lassen. Dagegen liegt allerdings in dem gemüthlichen Erzählungstone unsers Verfassers ein eigenthümlicher Reiz, wie in der verständigen und klaren Gliederung der geschichtlichen Thatsachen ein wesentliches Verdienst, Eigenschaften, welche gerade diese Schlußarbeit der ersten Serie der „Nationalbibliothek" recht eigentlich zum Volksbuch eignen. Ueberblicken wir aber die Reihe der bisjetzt vorliegenden Bände des ganzen Unternehmens, so kann ihm sicherlich selbst die strengste Kritik die Anerkennung dessen nicht verweigern, daß es durch den Geist seiner Arbeiten, deren Gediegenheit und die formelle Vollendung der meisten nicht blos seine beim Beginn ertheilten Verheißungen vollständig eingehalten, sondern die gehegten Erwartungen in vielen Beziehungen — wir erinnern an Weber's, J. Falke's, Biedermann's, Waitz', Mayer's Beiträge — glanzvoll erfüllt hat. Namentlich kennen wir unter den vielen neuern Unternehmungen zur Popularisirung der historischen Wissenschaften kaum ein zweites, welches mit gleichem Takt jene schwierige Aufgabe löst, mit dem Ernste der Wissenschaftlichkeit eine ansprechende Allgemeinverständlichkeit zu verbinden und die begeisternde Größe historischer Erscheinungen auch dem Gefühl zuzuführen, ohne der sogenannten Phrase ein Recht einzuräumen oder dem Leser voreingenommene Standpunkte aufdringen zu wollen.

Aurelio Buddeus.

Lyrische und epische Dichtungen.

Wenn wir die Musenalmanache, welche am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts erschienen, zur Hand nehmen, so finden wir darin, außer einigen Gedichten von anerkannten Meistern, außerordentlich vielen Ausschuß, den man heute in ähnlichen Sammlungen nicht mehr durchschlüpfen ließe, für den das elendeste Winkelblatt kaum seine Zeilen öffnen würde. Je näher wir in einer vergleichenden Heerschau unserer Zeit rücken, desto besser werden die Gedichte, nicht allein in stofflicher,

sondern besonders auch in formeller Beziehung. Prosaische Wendungen und Ausdrücke, falsche Reime und Härten werden immer seltener, und es wird niemand leugnen, daß die Form vorzugsweise ganz bedeutende Fortschritte gemacht hat. Einzelne Ausnahmen zählen nicht mit.

Der wachsende Sinn für Schönheit der Formen, von welchem unsere öffentlichen Anlagen, unsere Bauten, zum Theil selbst unsere Kleidertracht und tausend andere Dinge Kunde geben, konnte auch nicht ohne Einfluß auf die Dichter bleiben, und die in so vielen Beziehungen wachsenden Anforderungen der Neuzeit traten auch an sie heran. Und wie die Dichtkunst nach neuen, edlern Formen ringt. so ist sie auch bemüht, sich neue Stoffe und neuen Inhalt zu erkämpfen. Die alten verbrauchten Stoffe sprechen nicht mehr an in unserer dampfbewegten, gewerbfleißigen und politischen Zeit. Daher erklärt es sich auch, daß das Lehrgedicht, das gedankenreiche, welches bereits in Julius Hammer einen so vortrefflichen Vertreter fand, nach so langer Vernachlässigung und Verachtung wieder an das Licht gezogen und, in neue Form gekleidet, in Gnaden aufgenommen und das Lieblingsgedicht der Nation geworden zu sein scheint. Man könnte dies für eine Verdorbenheit des Geschmacks halten, wenn man nicht bedenken müßte, daß das Lehrgedicht sich der praktischen Seite unsers Lebens zuwendet, also durchaus zeitgemäß ist. Und derjenige Dichter, welcher den zeitgemäßen Ton anzuschlagen versteht, wird auch Anerkennung finden. Im Hinblick auf die uns hier vorliegenden Poeten können wir das nur von sehr wenigen behaupten, obschon bei den meisten das Bestreben sichtbar ist, durch einzelne Zeitgedichte den Anforderungen der Gegenwart ihren Tribut zu bringen. Lehrgedichte und solche Dichtungen, die das Leben der Jetztzeit nach allen Seiten hin abspiegeln, finden sich nur sehr vereinzelt unter ihnen.

Hinsichtlich der Form indessen zeigt sich, wie erwähnt, ein bedeutender Fortschritt im Vergleich zu den Dichtungen früherer Zeit. Am deutlichsten tritt dies bei den Uebersetzungen hervor, in denen sich größtentheils eine große Gewandtheit und Geschicklichkeit offenbart, während sie in frühern Jahren, mit nur wenigen Ausnahmen, außerordentlich steif und unbeholfen waren.

I. Lyrische Dichtungen.

1. Stimmen aus der Zeit. Gedichte von Arnold von Weyhe-Eimcke. Celle, Schulze. 1862. 8. 6 Ngr.

Diese Reimereien sind eine fortlaufende, widerwärtige Lobhudelei des hannoverschen Welfenhauses, und wiederholen sich in Versicherungen der Treue und Ergebenheit für den König, dessen „treuer Unterthan" der Verfasser sich „mit Stolz" nennt, wenn auch „der Freiheit toller Wahn die Welt befallen" sollte. Der Verfasser scheint aber nicht allein ein treuer, sondern auch ein frommer Unterthan zu sein, der den Namen Gottes sehr häufig mit dem des Königs in Verbindung zu bringen weiß. In seinem ersten Gedichte will er verhimmeln, daß Heinrich der Stolze des Kaisers Lothar Tochter geheirathet hat, von denen Georg V. abstammt; in dem zweiten Gedichte schilt er, daß die bösen Türken noch nicht aus Europa verjagt sind, und in „Unsere Zeit" politisirt er von dem Standpunkt eines pommerschen oder mecklenburgischen Junkers aus, schilt auf Napoleon, Victor Emanuel, Garibaldi, bemitleidet die fortgetriebenen Fürsten und tritt schließlich mit der ganzen poetischen Gewalt seiner Verse für den Heiligen Vater in die Schranken, wofür er mindestens zum Pinsorden verurtheilt zu werden verdient. Wenn der Papst aber keine geschicktern Vertheidiger hat als Arnold von Weyhe-Eimcke, und wenn dieselben nicht bessere Waffen haben als diese „Stimmen aus der Zeit", dann fürchten wir, wird sein irdisches Reich doch früher oder später einmal ein Ende nehmen.

2. Accorde der Seele. Dichtungen von Georg Hick. Köln, Du Mont-Schauberg. 1863. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Recht gefühlvolle Gedichte, die das Gepräge eigener Einbildungskraft tragen und deshalb der Empfehlung werth sind. In den Empfindungsgedichten, die geistlichen Lieder mit eingeschlossen, zeigt der Verfasser eine größere Gewandtheit und Kraft als in seinen Balladen und dramatischen Bruchstücken. In der ersten Abtheilung: „Der Liebe Lust und Leid", besingt er in ziemlich schwungvollen Versen die ganze Stufenleiter der Liebe, mit ihrem Entstehen und Geständniß beginnend und mit den Vaterfreuden schließend. Mit glühendern Farben hat schon Chamisso diesen Stoff behandelt. Die Uebertragung der bekannten Ballade aus dem „Vicar of Wakefield": „Turn gentle hermit of the dale", liest sich ebenso fließend wie das Original, ist aber gänzlich frei behandelt und auch sehr gekürzt, ein Umstand, der dem Gedichte aber keineswegs zum Nachtheil gereicht, weil die Goldsmith'sche Ballade etwas zu breit gehalten ist. Ausstellungen, die wir zu machen hätten, beziehen sich auf einige Incorrectheiten, wie z. B. S. 248:

> Denn in des Volkes Herz ist seine Wohnung —

oder:

> Und ach, die Welt verlacht den armen Thor.

Vor dem Eindringen und der Fixirung solcher Incorrectheiten, die leider Gottes selbst bei namhaften Schriftstellern heutigen Tags so häufig vorkommen, haben wir uns ernstlich zu hüten! Den Dichtern vorzugsweise liegt es ob, die uns überlieferten reinen und vollendeten Formen unserer Altvordern wie ein heiliges Kleinod zu wahren.

3. Germanische Melodien von Hugo Oelbermann. Theilweise frei nach Lord Byron's Hebräischen Melodien. Bonn, Rheinische Verlags-Anstalt. 1862. 16. 7½ Ngr.

Ein nur drei Bogen starkes Bändchen voller Zeitgedichte, die meistentheils grollend oder ironisch und, wie wir das bei Oelbermann gewohnt sind, in fließenden Versen, wenn auch nicht in alter gewohnter Formschönheit gesungen sind. Wir haben von dem Verfasser schon bessere Gedichte gelesen. Bei der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft hat er sich vor dem Niederschreiben unpoetischer Gedanken zu hüten, und bei der Leichtigkeit, mit welchem ihm offenbar die Verse aus der Feder fließen, hat er doppelte Vorsicht anzuwenden, nicht in einen salopen Ton zu fallen und unpoetische Ausdrücke zu wählen, die vielleicht einem politischen Tageblatt angemessen, aber in Gedichten störend sind. Die Perle dieser Sammlung ist ohne Frage das vortreffliche Gedicht: „Deutscher Mund." Wir können es uns nicht versagen, aus diesem neuesten Lobgesang auf die deutsche Sprache als Probe folgende drei Strophen hier mitzutheilen:

> Was des Gedankens kühnsten Sohn entzückt,
> Was Mädchen plaudern, die die Myrte schmückt,
> Was Quellen murmeln, was die Woge schäumt,
> Was Wälder rauschen, was der Dichter träumt,
> Was fremde Lande Bestes uns vertrauten —
> Sie tönt es aus in seelenvollen Lauten.
>
> Sie ist die Mutter, die uns innig liebt,
> Uns ihres Busens süße Labe gibt,

Die unsern Geist zur höchsten Höhe lenkt,
Zur tiefsten Tiefe seine Sonde senkt,
Die Wünsche hat für alle kranke Herzen
Und einen Trost für alle Lebensschmerzen.

Sie ist die Stimme, die uns ruft zurück,
Der Kindheit Wonne und der Heimat Glück,
Die uns begleitet durch des Lebens Haus
Durch Lust und Qual und übers Grab hinaus;
Des deutschen Ruhms und unser aller Amme,
Die uns vereint zu Einem Bruderstamme.

4. Zehn gepanzerte Sonette von Nicolas Müller. Neuyork, N. Müller. 1862. Gr. 8.

Bisjetzt sind uns noch keine deutschen Gedichte aus Amerika zu Händen gekommen, die wir unbedingt hätten loben können. Die keusche deutsche Muse emancipirt sich jenseit des Oceans sofort, legt ihr griechisches Gewand ab, kleidet sich in Yankeetracht, bewaffnet sich auch gewöhnlich noch mit einigen Revolvers, schreitet in zügelloser Ungebundenheit durch die Gassen, verliert in ihrer Umgebung das Gesicht für schöne Formen, das Gehör für den Wohllaut ihrer Muttersprache und schöpft ihre Begeisterung aus dem Fusel. Sie ist ein Zerrbild geworden. Auch diese gepanzerten Sonette sind aus ihrer Hand hervorgegangen. Wenn wir den Bestrebungen des Dichters, die Feldschlacht seines neuen Vaterlandes auch mit zu schlagen, sowie seinen dichterischen Anlagen Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen wir doch beklagen, daß diese Sonette zu prosaisch gemacht erscheinen, auch hin und wieder an falschen Rhythmen kränkeln, und von Ausdrücken voll sind, die auch politischen Gedichten unschön kleiden.

5. Gedichte von Ludwig Dill. Stuttgart, Oetinger. 1863.

Es fehlt diesem durchaus lyrischen Dichter, der allerdings ein guter Reimer ist, die dichterische Begeisterung. Jeder Gedanke, auch der unbedeutendste, verwandelt sich bei ihm in eine Dichtung, obschon wir nicht zu erwähnen unterlassen wollen, daß auch mancher wirklich poetische Gedanke mit in den Reimkranz verschlungen ist. Im allgemeinen jedoch sind die Erzeugnisse seiner einem redseligen alten Weibe gleichenden Muse zu breit, und deshalb begegnen wir nur wenigen Gedichten, die uns das Herz warm zu machen im Stande wären. Daß auch ungrammatische Formen, wie z. B. dem Herz und dem Knab, angewandt sind, gereicht ihnen auch nicht zum Vortheil.

6. Prager Dombilder. Dichtungen von Karl Freiherrn von Margelik. Prag, Kober. 1862. Gr. 16. 8 Ngr.

Diese Gedichte haben kein allgemeines Interesse, da sie die Geschichte und die im Volksmunde lebenden Sagen und Legenden von dem unfertigen prager Dom behandeln, zu dessen Ausbau der Ertrag dieser Gedichte bestimmt ist. Der Verfasser fordert seine Leser auf, zu

Wirken für des Doms Vollendung,
Der auch halb nur, und verbaut.

Im Mittelalter pflegte der Todtengräber, der mit einer Handglocke durch die Straßen der Städte ging, das Geld für Kirchenbauten zusammenzubetteln, heutigen Tags überträgt man, wie wir sehen, der Muse der Dichtkunst dieses Geschäft. O tempora! Ob die Muse des Freiherrn von Margelik aber so günstigen Erfolg haben wird wie die Todtengräber der frühern Zeit, müssen wir bezweifeln, weil unsere Zeit für Kirchen und Kapellen überhaupt nur wenig Geld übrig hat. Die Unternehmungen des Gewerbfleißes, sowie auch die stehenden Heere nehmen die Kassen der Jetztlebenden zu sehr in Anspruch.

7. Gedichte von Ottmar Grafen von Maldeghem. Ausgewählt von J. E. Günthert. Stuttgart, Fischhaber. 1862. 32. 12 Ngr.

Nacht und Sterne spielen eine große Rolle in diesen düster gefärbten Gedichten, die sich in Betrachtungen über Menschen, Natur und das unbekannte Jenseits ergehen. Sie sind offenbar tief empfunden und die in ihnen angewandten Bilder oft recht gelungen, an einigen Orten aber unklar. Ueber die Mittelmäßigkeit erheben sich diese Dichtungen jedoch nicht.

8. Ostseebilder und Balladen von Hermann Hölty. Kiel, Schröder und Comp. 1862. Gr. 16. 8 Ngr.

Hölty ist ein Großneffe seines berühmten Namensvetters, von dem er die poetische Ader geerbt hat, aber dennoch würden nur wenige seiner Gedichte, welche hin und wieder noch an den gewöhnlichen Mängeln der Anfänger leiden, in das goldene Buch des Hainbundes eingetragen worden sein. Ursprünglichkeit und Frische leuchtet nur aus wenigen dieser Gedichte hervor, und man merkt es ihnen gar leicht an, daß sie nicht alle aus innerm Schöpfungsdrange hervorgegangen sind.

9. Sonette von J. G. Vonbank. Innsbruck. 1862. 18. 12 Ngr.

Wenn wir diese vielleicht absichtlich unklar gehaltenen Gedichte recht verstanden haben, so eifert der Verfasser, ein rechtgläubiger Tiroler, gegen die österreichische Verfassung und für die Aufrechthaltung der alleinseligmachenden Kirche in seinem Privatvaterländchen, dem „ein neues Deutschland, Preußen an der Spitze", gleichbedeutend mit dem Untergange Tirols ist. Wir übrigen Deutschen sind Despoten, und unser Licht ist, mit den tiroler Kirchenlichtern verglichen, ein „Afterlicht". Wie mag sich der Verfasser nur auf Arndt, Goethe und Rückert berufen und wie mag er es nur wagen, ein Motto von Humboldt seinen Sonetten an die Stirn zu kleben! Doch wir müssen ihm seine eigenen Worte entgegendonnern: „Die Maske herunter! Wozu der eitle Trug?" Ein Dichter, welcher noch selbst unfrei ist und in Geistesfesseln gebunden liegt, ist, wie auch diese Dichtungen beweisen, nur ein Afterdichter.

10. Gedichte von Eduard Schulte. Zweite Auflage. Hagen, Butz. 1862. 8. 1 Thlr.

Gedankenreiche, formgewandte und schwungvolle Gedichte verschiedenen Inhalts: lyrisch, politisch, social. Ihr Erscheinen in neuer Auflage nimmt uns kein Wunder. Einige kleine Ausstellungen, die wir allenfalls zu machen hätten, beziehen sich auf die lästigen, ungemein störenden Fremdwörter in einigen Dichtungen, wie z. B. Hero, Train, permanent, Parvenu. Uebrigens wird der Dichter recht wohl wissen, daß es in den seltensten Fällen einem Menschen zur Unehre gereicht, ein „Parvenu" zu sein. Wir begrüßen indeß diese meist wahrhaft trefflichen Gedichte als eine ziemlich hervorragende Erscheinung unter den Poesien unserer Zeit und verheißen ihnen einen bleibenden Werth, der sich auch schon dadurch bestätigt, daß der Verfasser einen poetischen Reiz selbst solchen Stoffen abzugewinnen versteht, die in den Halbdichtern keinen poetischen Gedanken erwecken und als zu prosaisch von ihnen unberücksichtigt bleiben, wie groß auch ihre Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft sein mag. Wir theilen den Lesern zwei solcher Strophen aus einem größern Gedichte mit:

Die Verherrlichung der Industrie.

In der braunen Locke den Lorberkranz,
Das beflügelte Rad im Schilde,
Umhüllet vom Bienenmantel ganz,
Die Stirne, die hohe, umstrahlt von Glanz,
Im Auge den Geist und die Milde, —
So sehen wir dich, o Herrliche, gehn
Einher auf den rühmlichsten Wegen;
Wo deine friedlichen Fahnen wehn
Und die rauchenden Ehrensäulen stehn,
Da waltet dein köstlichster Segen;
Du spendest von deinem erhabenen Thron
Dem rüstigen Fleiße den goldenen Lohn.

Den gewaltigen Riesen hältst du gebannt,
Er muß wie ein Sklave dir dienen!
Er folgt dir an kluger, lenkender Hand,
Wie ein Schwan am rosenfarbigen Band,
Er belebt mit Kraft die Maschinen!
In feurigen Zungen spricht dein Mund!
Du beseelst das Erstarrte, das Todte!
Du machst dem lauschenden Erdenrund
Im Nu die Geschicke der Völker kund,
Der Blitz ist dein feuriger Bote!
Die Nationen sich freundlich nahn,
Es grüßen sich Völker, die nie sich sahn.

11. Gedichte von Karl Wilhelm Batz. Leipzig, O. Wigand. 1862. Gr. 16. 20 Ngr.

Auf zart besaitete Gemüther und besonders auf Frauenherzen werden diese Gedichte ihren Eindruck nicht verfehlen. Uns haben die „Gedanken" und „Epigramme" am meisten angesprochen. In der Ballade ist der Dichter am schwächsten, und die Liebes- und Wanderlieder sind, wenn auch nicht ohne echt poetische Gedanken und Wendungen, doch ohne das Feuer der Begeisterung gedichtet und ermüden sogar durch ihre Eintönigkeit, wie das wechsellose sanfte Rauschen eines Tannenwaldes. Dazu kommt noch, daß der Dichter meistens nur den zweiten und vierten Vers gereimt hat und daß sich auch einige Formfehler vorfinden, die man bei einem so begabten Dichter nicht erwarten sollte, z. B. den Graf, zum Hausgenoß, ein Hügel lichtegrün; und ob der Ausdruck: Nimmerfrieden, nicht eine zu gewagte Wortbildung ist, wollen wir dem Dichter selbst zum Nachdenken anheimgeben.

12. Dichterbuch aus Oesterreich. Herausgegeben von Emil Kuh. Wien, K. Gerold's Sohn. 1862. 8. 2 Thlr.

Die alten deutschen Musenalmanache haben sich in jüngster Zeit in „Dichterbücher" verwandelt, die an verschiedenen Enden Deutschlands auftauchen, um uns unsere politische Zerrissenheit auch literarisch wieder in Erinnerung zu bringen. Dieses uns vorliegende „Dichterbuch aus Oesterreich" ist übrigens vortrefflich und kann allen Verehrern der Poesie warm empfohlen werden. Der Sammler ist mit feinem Takt und großer Vorsicht wählerisch ans Werk gegangen, sodaß das einheitliche Ganze durch keinen Miston gestört wird. Es führt uns Namen von gutem Klang vor, die ihren bewährten Ruf auch in diesen neuen Hervorbringungen bewährt, und zum Theil sogar, wie Beck und Frankl, erhöht haben. Anastasius Grün tritt mit einem herrlichen Balladenkranze über den Prinzen Eugen auf; Adolf Pichler, der schon 1846 durch seine „Frühlingslieder aus Tirol" auf das vortheilhafteste bekannt geworden ist, liefert Elegien und Epigramme; W. Constant ein faustisches episches Bruchstück: „Twardowski." Der hoffnungsvolle Robert Hamerling, dessen „Hymnus im Süden" allein schon von seinem Dichterberuf Zeugniß gibt, tritt mit einer Canzone auf: „Germanenzug." Unter den vermischten Gedichten von B. Scholz heben wir „Die Mönche von Johannisberg" hervor. Von andern bekannten Dichtern, die mehr oder weniger mit lyrischen Dichtungen das Buch füllen, erwähnen wir noch Mosenthal, Friedrich Halm, Franz Grillparzer, F. Hebbel, Alfred Meißner, Bauernfeld, Cerri, Holtei, Karl Beck und August Frankl. Im ganzen sind, den Herausgeber mit eingeschlossen, der sich mit einer längern Romanze: „Die fünf verlobten Jungfräulein", betheiligt hat, 35 Dichter vertreten. Unser einziger Tadel bezieht sich auf die epischen Bruchstücke als solche. Der Leser verlangt ein vollständiges Ganzes, und es wäre gewiß vortheilhafter für das sich übrigens auch durch seine Ausstattung empfehlende Buch gewesen, wenn bei der etwaigen Beschränktheit des Raums der eine oder andere Dichter einstweilen dafür fortgelassen wäre.

13. Sämmtliche Gedichte von Friedrich Stoltze. Erster Theil. — A. u. d. T.: Gedichte in hochdeutscher Mundart. Frankfurt a. M., Keller. 1862. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist schade, daß diese Gedichte durch so unzählbar viele Härten, für die freilich ein süddeutsches Ohr nicht sehr empfänglich ist, verunziert sind und ihr Wohlklang dadurch beeinträchtigt wird. Gleich das erste Gedicht beginnt mit einem falschen Reime:

Kannst du folgen nicht dem Fluge,
Auf des Dichtergeistes Flügeln,
Bin ich dir gleich einem Buche
Unterm Schluß von sieben Siegeln.

Bei dem Fortschritte, den die deutsche Lyrik in den letzten zehn oder funfzehn Jahren gemacht hat, müssen Formfehler zu den Unmöglichkeiten gehören, besonders aber hätte ein so talentvoller Dichter wie Stoltze dieselben vermeiden sollen. Seine schwungreichen, tief empfundenen Gedichte athmen männliche Kraft, Frohsinn und Freiheitslust, und geben vielfach Zeugniß von seiner poetischen Auffassungsgabe und seinem Formtalent. Wir drücken dem Dichter, obgleich er einigemal tapfer auf die Recensenten schimpft, im Geiste warm die Hand.

14. Herz, Welt und Vaterland. Gedichte von Paul Julius Immergrün. Zweite vermehrte Auflage. Bremen, Kühtmann und Comp. 1862. 16. 20 Ngr.

Recht wackere Gedichte, die aus dem innigsten Verkehr des Dichters mit seinem Herzen hervorgegangen sind. Sie zeichnen sich nicht allein durch ihre reinen, schönen Formen, sondern auch durch ihren Gehalt vor vielen neuzeitigen dichterischen Hervorbringungen vortheilhaft aus. Der Verfasser zeigt eine seltene Kraft, mit den Saiten seiner kleinen Leier auch die Saiten der Herzen zu rühren und in Wehmuth erzittern zu machen. Er hat den glücklichen Griff gethan, viele solcher Stoffe zu behandeln, die sich durch alle Wechselfälle des Lebens und für alle Ewigkeit den Reiz der Poesie bewahren: Mutterliebe, Kinderfreuden und Jugendglück. Auch kräftige Zeitgedichte finden sich darunter. Geich der Anfang, die Widmung an Julius Mosen, nimmt für den Dichter ein:

Zu Oldenburg gibt's eine stille Stätte,
Manch Auge hat sie thränenschwer geschaut,
Dort liegt ein Sänger auf dem Krankenbette,
Schon ein Jahrzehnd mit seinem Schmerz vertraut.
O, bleib' ihm fern noch, dunkle Todesstunde,
Noch schuldet Deutschland ihm den Sängerlohn!
Mein Vaterland, ward nie von ihm dir Kunde,
Daß du vergaßest deinen kranken Sohn?

Weißt du es noch, in deinen schweren Tagen,
Wie da geblutet hat sein Dichterherz?
Wie er mit dir geduldet und getragen,
Bis er erlag in seinem eignen Schmerz?
Was waren's für begeistrungsvolle Klänge,
Die er für Polens Freiheit tönen ließ!
Was waren's doch für kräftige Gesänge,
Womit er, Deutschland, deine Helden pries!

Die Leier sprang, noch eh' sie ausgeklungen,
Die Hand erschlaffte, die sie mächtig schlug,
Das Herz zerbrach, eh' noch es ausgesungen
Die schönen Lieder, die es in sich trug.
Nur wenn im Jubel alle Herzen flammen,
Und wenn die Trauer schwer durch Deutschland zieht,
Dann rafft er seine letzte Kraft zusammen
Und singt ein Jubel- oder Klagelied u. s. w.

15. Ein Liederkranz von Clara Mohr. Leipzig, Luppe. 1862. 16. 18 Ngr.

Die besten dieser recht guten Gedichte sind die ganz individuell gehaltenen Liebeslieder, in welchen die Verfasserin das Glück der Liebe feiert und das hoffnungslose Ende derselben beklagt. Wo sie in den erzählenden Ton geräth, wird sie, der geschwätzigen Weise ihres Geschlechts gemäß, breit. In vielen solcher Gedichte steckt allerdings ein schöner Kern, der deutliche

an das Licht getreten wäre, wenn sie kürzer gehalten und stärker zugespitzt wären. Ihre Formgewandtheit, von der die gelungenen Uebersetzungen das beste Zeugniß ablegen, ist vor allem hervorzuheben; doch vor Incorrectheiten, wie: den Menschenhauf, und vor Wortbildungen, wie: worum (statt um welches) hat sie sich künftig zu hüten.

16. **Lied und Spruch.** Neue Gedichte von Hermann Kletke. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Schröder. 1863. 16. 15 Ngr.

Diese kernigen Gedichte, aus denen Weltkenntniß und ein reiches Dichterleben mit seiner Sehnsucht, seinen Wünschen und Hoffnungen sich widerspiegelt, sind größtentheils lyrisch-didaktischer Natur und erinnern etwas an die Weisheitslehren des Mirza-Schaffy, nur mit dem Unterschied, daß, während Bodenstedt Schönheit, Liebe und Wein feiert, Hermann Kletke's Muse mehr dem Ernste des Lebens sich zuneigt, die Flucht der menschlichen Lebenszeit in schönen Molltönen beklagt und unsere Blicke auf das ewige Jenseits lenkt. Hier und da entlockt sie den Saiten ihrer Leier, in die sie mit kräftiger Hand greift, selbst wildrauschende Duraccorde der Lust, des Spottes, ja der Verzweiflung, die sich aber stets wieder in Molltöne auflösen.

17. **Im Walde.** Naturbilder von Vincenz Zusner. Schaffhausen, Hurter. 1863. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser weiß die Natur poetisch zu verklären. Diese Gedichte, die sämmtlich nur zwei oder drei Strophen enthalten, könnte man recht passend als Gedankenspäne bezeichnen, die, von Erscheinungen in der Natur ausgehend, in recht treffenden Bildern, in feinen Wendungen und Beziehungen auf Menschen und menschliche Zustände recht hübsch zugespitzt sind, ihren Eindruck nicht verfehlen.

18. **Maiglöckchen.** Gedichte von Richard Reimann. Calbe a. S., Pfeffer. 1862. 16. 1 Thlr.

Die ersten Gedichte nahmen uns für den Verfasser ein, doch je mehr wir lasen, desto mehr wurden wir enttäuscht. Es wurde uns immer klarer, daß mancher poetische Gedanke, der hier und da auftauchte, nur erborgter Schimmer, und das Unpoetische, Verzerrte und prosaische Ausdrucksweisen, wie: „Weil solch Verhältniß drückend auf die Länge“, Eigenthum des Dichters waren. Hätte der ohne Zweifel noch jugendliche Verfasser, der entweder noch die Universität besucht oder sie soeben verlassen hat, noch mindestens zehn Jahre mit der Herausgabe seiner Gedichte gewartet, so würde er nach Erlangung eines geläuterten Geschmacks uns Besseres geliefert haben, er würde in einem nichtssagenden Gedicht Heine nicht nachgeahmt (S. 33) und die Goethe'sche Xenie:

> Alles in der Welt läßt sich ertragen,
> Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen —

nicht abgeschrieben haben:

> Alles kann der Mensch ertragen,
> Aber keine guten Tage.

Er würde ferner desselben Meisters „Braut von Korinth“ nicht verballhornt (S. 130) und ein altes Studentenlied, welches schließt:

> Ja, sollt' ich auch dereinst
> Noch in der Hölle wimmern,
> So hat sich doch kein Mensch,
> Kein Mensch darum zu kümmern —

nicht auf so naive Weise benutzt haben:

> Doch sei ich dann im Paradies,
> Mag in der Höll' ich wimmern,
> So hat dies keinen Menschen doch
> Der ganzen Welt zu kümmern.

Einige bessere Gedichte können wir nach solchen Entdeckungen nur mit Mistrauen ansehen.

19. **Aus beiden Welten.** Dichtungen von Jegór von Sivers. Leipzig, C. F. Fleischer. 1863. 16. 27 Ngr.

Der Titel sagt schon, daß der Dichter seine Stoffe der Alten und Neuen Welt entlehnt hat, und es ist ihm auch gelungen, dieselben zu lieblichen Gebilden zu gestalten. Seine Erzählungen und Bilder erinnern an die Dichtungen Freiligrath's, obschon sein dichterisches Feuer dem des westfälischen Dichters nicht gleichkommt. Die Form aber ist reiner und makelloser, und in dem schönen Tonbilde „Das Gebirgsroß“ gibt er uns Gelegenheit, seinem Formtalente die größte Anerkennung zu zollen. In den andern Abtheilungen: „Liebe und Natur“, „Zeit“, „Betrachtung und Leben“, „Personen“, zeigt er gleichfalls seine dichterische Begabung und eine Meisterschaft, einzelne Gedanken in ein schönes poetisches und knappes Gewand zu kleiden. Als Beispiel wählen wir:

Männerspruch.

> So halt' es genau:
> Das Herz — der Frau
> Die Hand — dem Freund!
> Die Kugel — dem Feind!
> Dem Guten — Betrachtung!
> Dem Verdienste — Achtung!
> Der Bosheit — Gericht!
> Verachtung — dem Wicht!

20. **Gedichte** von August Auch. Erstes Bändchen. Elberfeld, Bädeker. 1862. 16. 16 Ngr.

Ein richtiges Urtheil darüber zu fällen, ob der Verfasser in der Ballade oder in der Lyrik, die durchweg einen ernsten Inhalt hat, mehr leistet, wird der Beurtheilung schwer. Die Form ist in beiden Dichtungsarten recht gut. Wir möchten indeß doch seiner Lyrik den Vorzug geben. Die Balladen sind im allgemeinen zu breit gehalten und es fehlt vielen die Klarheit der Darstellung. Auch hat er hier und da Sagenstoffe behandelt, die der dichterischen Form unwürdig sind.

21. **Gedichte** von Wilhelm Grothe. Berlin, Sandrog und Comp. 1863. 8. 1 Thlr.

Eine frische, gesunde Dichternatur, die in der Romantik wurzelt und mit den die Gegenwart anfüllenden Ideen ernährt wird. Die Form ist glatt, die Sprache aber nicht immer gleichmäßig edel und dichterisch gehalten, und seiner Begeisterung, wozu er in vielen Gedichten einen wackern Anlauf nimmt, wird durch den Kampf mit der formellen Gestaltung, die ihm ungeachtet ihrer Glätte nicht leicht zu werden scheint, häufig ein Hemmschuh angelegt, sodaß einige Gedichte sozusagen im Sande verlaufen. Uebrigens enthält die Sammlung auch keinen Mangel an schön abgerundeten Dichtungen, unter denen wir besonders seine Sonette, den „Mönch“, „Ein griechisches Weib“ und den „Wilden Jäger“ hervorheben.

22. **Gedichte** von Eduard Hobein. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1863. 8. 1 Thlr.

Die lyrischen Gedichte des Verfassers nehmen keinen hervorragenden Rang ein, obwol sie den gewöhnlichen neuzeitigen Erscheinungen dreist an die Seite gesetzt werden können. Besser sind schon seine Balladen, deren Stoff geschichtlichen Ereignissen entlehnt ist; aber meisterhaft seine Uebertragungen der Mönchspoesie und lateinischen Kirchenlieder, unter denen auch das schon mehrfach übersetzte bekannte „Dies irae“ von Thomas a Celano.

23. **Pulsschläge.** Dichtungen von Karl Landsteiner. Wien, Mayer und Comp. 1863. 16. 20 Ngr.

Landsteiner ist ein strenggläubiger Katholik, der nicht allein an die „unbefleckt empfangene Gottesbraut“, sondern sogar daran glaubt, daß er ein Dichter ist. In der ersten Abtheilung: „Herzblut“, spricht er in mittelmäßigen Reimen und oft auf sehr

prosaische Weise aus, was ein jedes weichgebildete Menschenherz wol empfindet. In den „Klosterblumen" weist er uns nach oben, und in den „Freien Dichtungen" phantasirt und philosophirt er in reimlosen, unrhythmischen Versen über Leben, Tod, über die Geschicke und die Bestimmung des Menschen. Unter seinen Balladen, die er „Stereoskopen" benannt hat, sind einige, wie „Der Leiermann" und „Die Ironie des Lebens" als gelungen zu bezeichnen. In der poetischen, aber unschönen Erzählung: „Der Negersklav von Natchez", haben wir den Seherblick des Dichters bewundert, wenn anders diese Weissagung nicht eine Prophetie post eventum ist:

> Euers Elends Schmach die Welt wird grausig büßen,
> Weiße für die Schwarzen werden kämpfen müssen;
> Ströme Blutes werden noch die Erde röthen,
> Nord und Süden beben ob der Kriegesnöthen.

24. Kleine Schriften von Edward Dorer-Egloff. Erstes Bändchen. Baden. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein seltenes Gemisch von recht guten und recht mittelmäßig gehaltenen Gedichten, deren Form auch noch viel zu wünschen übrig läßt. Unter den Distichen, die gleichfalls von sehr verschiedenem Werthe sind, hat uns besonders gefallen:

Der Kranz in der Dichtergruppe.

> Neidlos leuchten im Bild, wie im Leben, Schiller und Goethe;
> Jedem gebühret der Kranz, keiner verlangt ihn für sich.
> Lebte das Erz, wol eilten die Fürsten der Sänger und flöchten
> Neidlos, Rietschel, zum Dank dir um die Stirne den Kranz.

25. Nach Gottes Rath. Gedichte von Angelika von Michalowska. Berlin, Nicolai. 1863. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fast sämmtliche Gedichte tragen einen religiösen Charakter; einige derselben könnten recht wohl als Kirchengesänge dienen, wenigstens würden wir sie manchen veralteten Liedern bei weitem vorziehen. Ursprünglichkeit geht der Verfasserin übrigens ab, man findet in ihren Dichtungen, die durch stete Wiederholungen wie eine Nachmittagspredigt ermüden, keinen neuen Gedanken. Wir sollen unser Vertrauen auf Gott setzen, die flüchtige Zeit des irdischen Jammerthals nützlich anwenden und nicht vergessen, daß unsere Heimat im Himmel ist.

26. Geschichten und Gestalten. Erzählende Dichtungen von Bernhard Endrulat. Nebst einem lyrischen Anhange. Mit dem Bildniß des Verfassers. Hamburg, Nestler und Melle. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn auch der Reichthum neuer Gedanken dem Verfasser abgeht, so fehlt es ihm doch nicht an schöpferischer Einbildungskraft, die die Natur und Geschichte lieblich zu verklären weiß, am liebsten bei den geistigen und politischen Kämpfen der Gegenwart weilt und ihnen den Stoff entnimmt. Endrulat ist, wie auch sein Landsmann H. Zeise, eine edle Dichternatur, dessen Herz für alles Heilige, Große und Schöne rasch erglüht, der für jedes Unglück des Vaterlandes oder der Menschheit eine Thräne, für jedes Glück ein Lied hat und dessen Hand bei jeder dem Vaterlande zugefügten Schmach zum Schwerte fährt und dreinschlagen möchte, wie sie schon einmal im Dänenkriege dreingeschlagen hat. Wir heißen seine vortrefflichen Gedichte willkommen.

27. Rudolf Gottschall. Lichtstrahlen aus seinen Dichtungen. Lissa, Günther. 1861. Gr. 16. 25 Ngr.

Der Name des Verfassers bürgt hinreichend für die Vortrefflichkeit dieser „Lichtstrahlen", welche aus seinen sämmtlichen Schriften übersichtlich zusammengedrängt, den Beweis liefern, daß Gottschall's Dichterruhm auf einer festen Grundlage ruht. Diese ausgewählten geistvollen Aussprüche und anregenden Gedankenblitze lehren uns den Dichter als Denker kennen, dessen Kraft und Tiefe das Universum umfaßt und seinen Dichtungen den Reiz der Neuheit noch lange wahren wird.

II. Epische Dichtungen.

1. Die Schwrentöchter oder deutsche Frauenwürde. Von Edward Dorer-Egloff. Baden. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Obgleich der schon oben genannte Verfasser, wie wir aus seinen holperigen Hexametern ersehen, ein Schweizer ist, scheint er doch nach einem bairischen oder österreichischen Orden zu ringen. In wahrhaft widerlich serviler Weise besingt er — wenn anders seine Lieder ein Singen zu nennen sind — die Heldenthaten der unglücklichen Marie von Neapel, die Reisen der Kaiserin von Oesterreich und die Tugenden anderer fürstlicher Damen, denen seine Poesien wahrscheinlich besser gefallen werden als uns und die auch vielleicht die grammatischen Schnitzer:

> Du thatest, liebe Schwester, zu kurz in Korfu weilen

und:

> Der Beduin, vom Wüstensand umflogen,
> Sieht über ihm (statt sich) die goldnen Sterne schweben —

mit dem Mantel ihrer Huld zuzudecken allergnädigst geruhen werden.

2. Garibaldi-Lieder von Arnold Schloenbach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862. 16. 5 Ngr.

Ein kleines kräftiges und mit der gewohnten Formfertigkeit des Dichters verfaßtes Epos in drei Liedern, in welchem Schloenbach den Helden von Caprera besingt und ihn auffordert, seine hohe Sendung zu vollenden:

> Bis der Freiheit heil'ge Mette
> Durch die Welt harmonisch klingt!
> Bis der Freiheit Riesenkette
> Weit sich um die Erde schlingt!

3. Epische Dichtungen von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Decker. 1862. 16. 24 Ngr.

Bodenstedt, der uns schon mit so vielen köstlichen poetischen Perlen aus dem Morgenlande und dem großen Reiche des Ostens beschenkte, tritt wiederum mit drei epischen Dichtungen „Andreas und Marfa", „Der Edelfalk" und „Rino" vor die Oeffentlichkeit, wofür man ihm gewiß Dank wissen wird. Nur ungern sehen wir Deutsche, um sich nach Helden für ihre Epen umzuschauen, ins Ausland gehen; doch ein wahrer Dichter wie Bodenstedt, der obendrein jene Länder mit eigenen Augen schaute, weiß scheinbar unbedeutenden Dingen poetische Seiten abzugewinnen, fremden Stoffen einen vaterländischen Zuschnitt zu geben und mit Hülfe einer schönen correcten Sprache zu Kunstwerken zu gestalten. Würdig stellen sich die epischen Dichtungen den frühern Schöpfungen Bodenstedt's an die Seite.

4. Pali. Ein Romanzencyklus aus Ungarn. Gesammelt von Siegfried Peregrinus. Leipzig, O. Wigand. 1862. 16. 10 Ngr.

Zum Verständniß und zur Charakteristik dieser Spottgedichte, welche im Munde der Wiener und der in Ungarn befindlichen Deutschen leben, entlehnen wir einige Worte aus der Vorrede des Sammlers: „Die naive Dummheit und Dummdreistigkeit magyarischer Krautjunker schildern außer einer Unzahl von Anekdoten eine Menge gleichsam frei herumfliegender komischer Romanzen in magyarisch verderbtem Deutsch, welche durch die äußere Form und den Namen Pali zusammengehalten werden. Die ersten dieser Gesänge mögen wol vor etwa 20—30 Jahren in Pesth entstanden sein. Indem sich dieselben von da in die andern Städte Ungarns, wo Deutsche wohnen, im stillen verbreiteten, wuchs ihre Zahl allmählich lavinenartig an, da die Lust am Gesange und der vielfach sich darbietende Stoff zur Nachahmung reizte. Sie zerfallen im allgemeinen in folgende Gruppen: „Pali in Pest" (Hauptgruppe), „Pali in Wien", „Pali in Paris", „Pali in London". Die Weltausstellungen sollen darin eine Hauptrolle spielen. Bei allem Großen und Schönen, das Pali in der Fremde in seiner Art bewundert, bleibt er doch dabei: „Extra Hungariam non est vita, si est vita, non est ita", und als er heimkehrt, bewährt sich an ihm der Spruch:

Es fliegt eine Gans wol übers Meer,
Es kommt eine Giga wieder her.

Selbstverständlich haben diese Dichtungen für die mit den Ungarn im Verkehr stehenden Deutschen, die überdies durch etwas Humor und einen schlechten Witz gar leicht entflammt und zum herzlichen Lachen angeregt werden, mehr Reiz als für uns Mittel- und Norddeutsche. Wir wollen unsern Lesern indeß eine Probe solcher Verse nicht vorenthalten:

Hab' ick Stubenmädel deutsches
Hier in Waiznergass' gesehn,
Hab' ick zhaus auck raczisch dajkám,
Oder (aber) er is nickt so scheen.

Denk' ick jetzt an mein Instructor:
„Deutsche Sprache", sackt er mir,
„Müssen's lernen, können's brauchen!"
Oder ick nickt lernte ihr.

Freilik Stubenmädel deutsches,
War mir damals nickt im Sinn,
Und auch Instructor eb adta!
Sackte mir ja nicks von ihm.

Wart nur coujon! — dock will ick
Sprecken mit ihr, wie ick kann,
Vielleickt hört nickt schlechter Sprache,
Sieskt nur auf scheen ungrisch Mann.

Der Verfasser wünscht, daß sich in Ungarn bald ein Pisistratus finden möge, der die einzelnen Romanzen und Romanzengruppen sammeln und ordnen läßt, und dann ein Aristarch, der mit kritischer Feile eine genaue Textrevision vornimmt und uns ein einheitliches Epos schafft, gleich dem homerischen. Es dürfte daraus allerdings ein allerliebstes komisches Heldengedicht werden.

5. Die Hochzeit des Marienkäfers. Insektenmärchen von Friedrich von Iserlohn (Friedrich Bücker). Berlin, Springer. 1863. Gr. 16. 16 Ngr.

Ein wirklicher Dichter wird stets die Natur, in der er selbst wurzelt, innig verehren, ebenso auch wird es ihm keine Schwierigkeit machen, die Natur und ihre Erscheinungen zum Zweck ihrer poetischen Verklärung zu belauschen, die innigsten Beziehungen auf Menschen und menschliche Zustände mit einem Gefühl und feinem Takt herauszufinden und ihr menschliche Gefühle und menschliche Empfindungen einzuhauchen; ja, ohne ein solches feines Gefühl würde ein Dichter stets ein Halbdichter bleiben. Diese Uebertragung der Natur auf Menschen und menschliche Zustände muß sich aber wie von selbst machen und nicht mit den Haaren herbeigezogen werden, sie kann außerdem nur mit Maß geschehen, wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, mit seiner Dichtung geschmacklos und langweilig zu werden. In diesen Fehler ist Bücker bei der vorliegenden Dichtung verfallen. Die Insektenwelt, die hier in verschiedenen Gattungen personificirt wird und haßt und liebt, ist überhaupt schon ungeeignet, die Rolle der Menschen zu übernehmen, und selbst für ein rein komisches Epos möchten wir es für gewagt halten. Nun aber müssen wir uns allen Ernstes fast sieben Bogen hindurch ausschließlich mit Insekten beschäftigen, sodaß uns zu Muthe wird, als ob wir von einem Mückenschwarm geplagt, verfolgt und zerstochen würden, und wir froh werden, das Buch schließen zu können, um von dem ermüdenden Gesumm endlich befreit zu sein.

6. Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht von Max Eyth. Leipzig, Grunow. 1863. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der eine — ein alter Degen,
Konrad von Staufeneck,
Der andre — jung, verwegen,
Ein Knabe, frisch und keck;

Der' eine wol ein Ritter
Mit blut'gem Wappenbild;
Der andre trug die Zither
Für den bemalten Schild;
Der eine aus rost'gen Klingen
Wetzt sich die Scharten aus,
Des andern lautes Singen
Schallt in die Nacht hinaus.

Wer denkt bei solchen Worten nicht sofort an die Schilderung Karl's des Kühnen und des Kaiserjünglings Max in dem „Letzten Ritter" von Anastasius Grün? Ueberhaupt finden sich nicht allein aus dem „Letzten Ritter", sondern auch aus andern Dichtungen Grün's viele Anklänge in diesem „Volkmar", der indessen hinter seinem Vorbilde weit zurückbleibt. Wir wollen allerdings nicht verschweigen, daß sich viele einzelne, besonders auch lyrische Schönheiten in demselben befinden, doch das Ganze, welches in die Zeit des Kaiserstreits zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich fällt, ist ein verworrenes Gemälde. Auch die Form ist nicht immer rein gehalten. Reime wie: Gewerbe — Schärpe, unten — Stunden, weiten — scheiden, finden sich häufig; auch sind Ausdrücke, wie: „der achtzehn Ahnen grämlich Grämen" (wer versteht das?), „bleichender Mund" und die Verwandlung Fichtenegg in Fichteneck, je nach Bedürfniß des Reims, nicht geeignet, den Werth des Gedichts zu erhöhen.

7. Graf Edmund von Hückeswagen, nebst zwei andern Gedichten von Wilhelm Fischer. Bonn, Weber. 1863. 16. 12 Ngr.

Fischer, der die Form fließend und leicht zu handhaben weiß, tritt hier mit drei kleinen lieblichen, empfehlenswerthen Dichtungen vor die Oeffentlichkeit. Die erste ist ein „schlichtes Märchen" aus den Zeiten der Kreuzzüge. Das zweite, welches wir am höchsten stellen, ist erfrischend wie Waldesduft, und das dritte behandelt, wenn auch am Schluß abweichend, die bekannte und schon mehrfach poetisch behandelte Sage von jener Klosterrose, die demjenigen Mönch, der nach drei Tagen sterben mußte, wie von Geisterhänden auf den Sitz gelegt wurde.

8. Erbachau. Aus dem Leben eines Dichters. Eine Erzählung in Versen und Liedern von Wilhelm Grothe. Berlin, Sandrog und Comp. 1861. 16. 18 Ngr.

Es ist wirklich schade, daß Grothe seine Gedichte nicht noch sorgfältiger gefeilt hat, wir würden wenig an ihnen auszusetzen haben. Was wir vorhin von seinen lyrischen Dichtungen sagten, gilt auch im allgemeinen von diesem episch-idyllischen Gemälde, in welchem er eines jugendlichen Dichters Liebe, seine Kämpfe im Weltgewühl und seinen Schmerz bei dem Tode der Geliebten besingt. Nicht allein durch Fremdwörter, wie: „Manche Episode aus dem Epos meines Lebens", thut er dem sonst recht hübschen Gedichte Abbruch, sondern auch durch einige prosaische Ausdrucksweisen und unrhythmische Verse, wie (S. 65):

Ich fühle mich weit über sie erhaben.

9. Nordlandssagen. Balladenstrauß von Wilhelm Grothe. Berlin, Sandrog und Comp. 1861. 16. 18 Ngr.

Diese „Nordlandssagen" sind hinsichtlich des poetischen Werths entschieden die besten unter den Grothe'schen Dichtungen. Sie tragen vollständig das Gepräge des altnordischen Geistes, sind nicht durch Formfehler oder prosaische Wendungen entstellt und erinnern, ohne indeß von ihrer Ursprünglichkeit etwas einzubüßen, an die beliebte „Frithjofssaga". Der sterbende Skalde, gleichfalls eigenthümlich gehalten, hat eine entfernte Aehnlichkeit mit Uhland's sterbendem Helden:

Da lieg' ich nun, die Wunde in der Brust —
Das Leben flieht, die neue Heimat winket,
Das Blut verströmt, Walhallas Wonne blinket,
Es öffnet sich ihr Thor zu ew'ger Lust u. s. w.

10. Fra Angelico. Romanzencyklus in sechzehn Bildern. Von J. F. Horn. Kiel, Homann. 1863. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Stoff dieser Romanze ist einer echt poetischen Sage entnommen. Der Held, welcher aber kaum diesen Namen verdient, weil er, anstatt sich mit männlicher Kraft aufzuraffen, seinen Schmerz hinter den Mauern eines Klosters verbirgt, ist der Maler Giovanni Fiesole oder Fra Angelico, dessen sinnliche Liebe von dem Dichter zu einer himmlischen verklärt wird. Die Sprache ist edel, zuweilen schwunghaft, die Verse fließen ziemlich glatt und die Reime sind echt, und dennoch übt das Gedicht nicht die Wirkung auf den unbefangenen Leser aus, den der Dichter wol bezweckt hat, weil die „katholische, sentimental-romantische Färbung" desselben einer längst begrabenen Zeit und Anschauung angehört, die den Gefühlen, Wünschen und Bestrebungen des jetzigen Geschlechts ziemlich fremd geworden sind.

11. Babiana von J. L. Klein. Berlin, A. Jonas. 1863. Gr. 16. 20 Ngr.

Der Verfasser hätte besser gethan, seine „Babiana" ungedruckt zu lassen, denn schlechtere Verse und abgeschmackteres, langweiligeres Zeug sind in neuester Zeit wol nicht ans Licht getreten.

12. Deutschland und Rom. Poetische Völkerbilder aus dem Heldenleben der Deutschen. Von Karl Netz. Heidelberg, Weiß. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Der Dichter hat einzelne Glanzpunkte aus den Zeiten der Völkerwanderung poetisch behandelt und als leitenden Faden in diesen einzelnen Episoden den historischen Gedanken durchgeführt, daß die jugendliche Kraft der Germanen die Römerwelt in Trümmer geschlagen und dem altersschwachen Europa ein neues Leben eingehaucht hat. Einzelne Stücke, und besonders „Alarich, der Westgothe", sind nach Inhalt und Form recht gut gelungen, doch im allgemeinen läßt die letztere noch manches zu wünschen übrig, und ganz besonders machen wir den Verfasser auf die vielen unechten Reime, die Verwechselung der sogenannten harten und weichen Mitlauter aufmerksam.

13. Die Loreley. Lyrisches Epos von Albert Jeep. Basel, Balmer und Riehm. 1863. 16. 1 Thlr. 14 Ngr.

Der Verfasser scheint in dieses „lyrische Epos" seine sämmtlichen lyrischen Gedichte hineingeflochten zu haben, die er theils einem singenden Ritter in den Mund gelegt, theils aber auch gänzlich zusammenhangslos eingeflickt hat. Das Epos ist so überfüllt damit, daß der Gang der Handlung fortwährend dadurch gestört wird. Da wird die Jungfrau in der Schweiz angesungen, da gibt es ein Frühlingslied, ein Blätterlied, ein Lied der kleinen Vögel, ein Heimwehlied, ein Allerseelenlied und selbst ein Apfelsinenlied, ja sogar eine dramatische Scene bekommt der Leser mit in den Kauf. Was will man mehr? Daß die Verse aber immer gut wären, können wir leider auch nicht behaupten, da Wendungen, wie:

An der Männer Geschlechte
Sie rächen sich möchte —

oder:

Ach nein, sie nicht mehr weinen kann —

sowie auch vulgäre Ausdrucksweisen, wie:

Sich Gnade zu erflehn fällt ihm im Traum nicht ein —

oder:

Er athmet schwer und seufzet und spricht kein Sterbenswort —

sich häufig in dem „Epos" vorfinden.

Wilhelm Andreä.

Geschichte und Belletristik in Lieferungswerken.

Wir haben uns in diesem Artikel mit einer nicht gerade geringen Zahl von Lieferungswerken abzufinden. Sie enthalten Darstellungen aus der Geschichte, Sittenschilderungen, Biographien und sonstigen belletristischen Klein- und Großkram. Unvollständigen Werken durchaus gerecht zu werden ist eine unter Umständen nicht leichte Sache. Wie den Verleger und Autor ganz verschiedene Ursachen zu der Veröffentlichung eines Werks in so und so vielen pomphaft angekündigten Lieferungen bestimmen können, so können sich hinter dem pomphaften Prospect die besten wie die schlechtesten Arbeiten verbergen. Drum ist ein gewisses Mistrauen gegen die in Heftchen von so und so vielen Bogen erscheinenden, mitten im Kapitel, oft mitten im Satze abbrechenden Erzählungen und Romane meist nur zu gerechtfertigt. Mögen diese Heftchen hinter einem noch so viel verheißenden Prospect einherstolziren, mögen sie sich in einen noch so verzierten gelben oder rothen Umschlag stecken, man erkennt die Vögel doch beim ersten Blicke an den Federn und läßt sich von denen, die Canarienvögel und Dompfaffen sein wollen, nicht täuschen. Nur ein Blick und man merkt den literarischen Spatz oder Stieglitz heraus.

Beginnen wir denn mit so einigen, deren ganze Natur wir schon aus dem ersten dünnen Hefte herausfühlen.

1. Zehn Jahre! Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart von Sir John Retcliffe. — A. u. d. T.: Villafranca oder die Cabinete und die Revolutionen. Zweiter Abschnitt. Erste Lieferung. Berlin, Gerschel. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

Wol noch nie hat ein Romanschriftsteller in so kurzer Zeit sich einen solchen Ruf erworben und haben Werke in allen Kreisen der Leserwelt vom Palast bis zur Dachstube einen solchen Erfolg errungen, ein so großes Interesse erregt, wie der pseudonyme Autor Sir John Retcliffe und seine Romane „Sebastopol", „Nena Sahib" und „Villafranca". Diese Ankündigung ist doch wol herausfordernd genug. Aber der Zuschauer der Kreuzzeitung liebt ja das Herausfordernde, und warum sollten die Heger und Pfleger des drastischen Zuschauerstils nicht auch solche Ankündigung lieben! Sir John Retcliffe soll nämlich niemand anders als der Berühmtesten einer aus der Zuschauergilde der Kreuzzeitung sein. Wie er Romane schreibt: nun mit allen Malicen der Schauerromantik. Aber das Wunderliche: vor den Augen der Welt, d. h. im Zuschauer zetert und eifert man gegen alles, was Speculation heißt, und hinter dem Rücken, d. h. pseudonym, speculirt man mit recht billigem Leihbibliothekfutter auf eine recht hübsche, runde Honorarsumme. Denn daß der Anfang dieser „Zehn Jahre" mehr sei als Bibliotheksfutter, wird uns kein Mensch einreden wollen. Aber es liest sich. Und dann ist so ein Pseudonymus pfiffig genug, des lieben Erfolgs wegen anfänglich gar nicht so arg kreuzritterlich zu thun, und was die Sittenschilderung betrifft, Ungarn und Siebenbürgen (der Roman bringt zunächst Scenen aus der ungarischen Revotion von 1848) liegt weit genug über Köpenick hinaus, als daß wir nicht alle Schilderungen John Retcliffe's für wahr annehmen sollten. Also nur immer lustig weiter geschrieben! Es wird schon Geld einbringen, und die hübsche runde Summe kannte schon Shylock!

2. Neue pariser Mysterien. Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich. Herausgegeben von Otfried Mylius. Erste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 1863. 8. 5 Ngr.

Mögen Verfasser und Verleger nicht später einmal über ihr Werk erröthen, wie dies erste Heftchen in seinem Umschlage. Wir halten nämlich den Anfang keineswegs für irgendwie bedeutend. Da das Ganze mit höchstens 16 Lieferungen abschließen soll, so wird, nach der gedehnten Darstellung im ersten Hefte beurtheilt, dies Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreiche keineswegs allumfassend sein. „Neue pariser Mysterien!"

Sie sollen ein auf Thatsachen gegründetes, tief eingreifendes Sittengemälde bieten, während die Sue'schen Mysterien nur die Ausgeburten einer titanenhaften Phantasie wären. Ein Unterschied, der indeß sehr zu Gunsten der Sue'schen spricht. Aus dem Prospect der „Neuen Mysterien" guckt die höchst nüchterne, doctrinäre Tendenz hervor; über den Sue'schen lag wenigstens ein eigener romantischer Reiz, diese „neuen" aber schleppen sich schon im ersten Hefte so breit einher, daß wir erstaunt fragen, was an ihnen Besonderes sei. Die Noth der arbeitenden Klasse in Paris mag entsetzlich, das politische Spionirsystem zur schwindelnden Höhe ausgearbeitet sein, wer zweifelt daran! Daß ein in der größten Noth steckender republikanisch gesinnter Arbeiter des lieben Geldes wegen an seiner Partei zum Verräther wird, schrecklich das! Aber wozu das „Neue pariser Mysterien"! In der uridyllischen Zeit leben wir überhaupt nicht mehr; der Ungeheuerlichkeiten und Barbarismen kann man aus dem kleinsten Dorfe in Fülle zusammenstoppeln, sodaß uns nicht blos Paris, sondern auch das kleinste Dorf als ein Sodom erscheinen könnte, wenn wir eben nur danach suchen. Wir vertheidigen das zweite Kaiserthum beileibe nicht, aber wir mögen dies ewige, hochmüthige deutsche Pharisäerbewußtsein auch nicht, das die Bodenlosigkeit im eigenen Lande nicht sieht und das ausländische Régime für Dinge verantwortlich macht, für die es die Schuld allein nicht trägt. Die Bodenlosigkeit der modernen Gesellschaft liegt eben tiefer, als daß sie durch eine einzelne Regierungsweise oder gar durch einen einzelnen Menschen mit seinen Creaturen hervorgerufen sein könnte. Was nützt da alle sittliche Entrüstung: wo Aas ist, sammeln sich die Geier. Und wenn bei uns Aas ist, werden sie sich auch bei uns sammeln. Die Geier haben über der modernen Gesellschaft schon vor dem Staatsstreiche des zweiten December gekreist, und die Geier werden auch noch über ihr kreisen, wenn das zweite Kaiserreich den Weg alles Fleisches gegangen sein sollte. Die Geier aber fortwährend für das Aas verantwortlich zu machen, das kann beinahe lächerlich werden!

Denn nicht blos Frankreich, fast die ganze civilisirte Welt bietet heutigen Tags klägliche Bilder. Fast überall eine glänzende Kritik der Thatsachen und eben dieses kritisirenden Selbstgefühls wegen so wenig Kraft zu großartig edler Gestaltung. Blicken wir doch nur die kleine griechische Nation an! Kein „Er" oder sonstwer hat sie ein Vierteljahrhundert gehindert, eine Musternation in edelster Freiheit zu werden. Wie verhält sich nun das ideal-schematische Philhellenenthum zur prosaischen Wirklichkeit? Doch damit wir uns nicht verirren: nicht von Griechenland haben wir zu sprechen, wol aber von einem andern weit größern Reiche, das sich für den Hort wahrster Freiheit ausgibt und doch von dieser Freiheit ach wer weiß wie weit entfernt ist. Belehren wir uns darüber aus

3. Freiheit und Sklaverei unter dem Sternenbanner oder Land und Leute in Amerika. Von Theodor Griesinger. Erste bis vierzehnte Lieferung. Stuttgart, Kröner. 1862. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.

Dem Verfasser begegneten wir vor einiger Zeit mit seinen „Mysterien des Vaticans". Wir fanden in ihm einen scharfsinnigen Sammler des ihm entsprechenden Materials, aber auch einen etwas zu unbarmherzigen Sondirer des Stoffs. Das Lob sprechen wir ihm hier gleichfalls zu ohne den darangehängten Tadel. Seine Unparteilichkeit hat uns für seine neueste Arbeit eingenommen. Sein Bestreben, recht ausführlich und anschaulich zu sein, verleitete ihn vielleicht hier und da zu einer zu großen Breite, und es ist dies eine Ausstellung, die wir der Form und Darstellungsweise machen. Indeß scheint sein Buch nicht vorzugsweise an gelehrte Kreise, sondern vornehmlich an die Mittelklassen des lesenden Publikums gerichtet zu sein. Nun und diesen, denen Amerika meist wie das Eldorado der Freiheit und des mühelosen Erwerbs erscheint, möchte die Breite willkommen sein.

In den Tagesblättern ist es nur zu sehr Mode, die nördlichen Bewohner der Vereinigten Staaten nur als Helden, Engel, Kämpfer für eine heilige Sache, die südlichen (Südconföderirten) dagegen als Schurken, Rebellen und wer weiß sonst was hinzustellen. Hätte Griesinger diesen einseitigen Standpunkt gewählt, widerwillig hätten wir seine Hefte beiseite geworfen. Da er aber zu erörtern sucht, wie sich die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Nordamerikas gerade so entwickelten, wirft er nicht schematisch auf Einzelheiten ein Verdammungsurtheil, die nur Erscheinungsformen der gesammten staatlichen Bildung sind. In den drei ersten Kapiteln nun gibt er uns Bilder vom „Yankee oder Stockamerikaner" und vom „südlichen Plantagenbesitzer oder dem Baumwollenbaron der Neuen Welt", dazu erörtert er die „Freiheit in Amerika" oder „Warum es daselbst Sklavenstaaten und Nichtsklavenstaaten gibt". Im vierten wohnen wir einigen großartigen Musterpreisfaustkämpfen bei: lieben es doch die Amerikaner, sich mit dem Büffel auf eine Stufe zu stellen. Kapitel fünf und sechs handeln über „Verbrechen, Einwanderung, Nativismus" und den „Nigger in der Leibeigenschaft"; Kapitel sieben über das „Posten oder die Duellmanier nach neuester Mode". Nun aber folgt achtens das noch interessantere Thema „Der Deutsche in Amerika". „Merkwürdigerweise", randglossirt der Verfasser, „wissen sich unsere Landsleute in keiner Stadt oder in keinem Städtchen, wo sie sich mehr oder minder zahlreich niedergelassen haben, miteinander in die Länge zu vertragen, sondern immer gibt's Haß und Zwietracht, sowie Neid, Verhetzung, Verkleinerung. Ja sogar rein deutsche Niederlassungen, deren Amerika doch wenigstens einige zählt, gedeihen nur deswegen nicht in dem Maßstabe, als sie vermöge ihrer guten Lage und wegen des Fleißes ihrer Bewohner gedeihen sollten, weil diese letztern sich gegenseitig anfeinden und einander, wenn nicht öffentlich doch heimlich in ihrer Entwickelung hinderlich sind. Kurz es ist kein rechter Zusammenhalt unter den amerikanischen Deutschen, gerade so wenig als unter denen, welche im alten Vaterlande leben, und wenn zehn links wollen, so rufen zwanzig rechts. Dreißig oder vierzig andere aber begehren gar rückwärts statt vorwärts."

Also überall die berühmte deutsche Einigkeit und Gemüthlichkeit, soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt! Welcher Spott doch dieses: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Ein Ueberall und Nirgends! Der Deutsche ist einmal der Sauerteig für andere Nationen. Groß ist der Deutsche, zumeist aber am Kaffeeklatschtische und in der Klopffechterei für jeden Zopf von Idee. So einen faulen Zopf von Idee haben die Nordamerikaner den Deutschen mit der Emancipation der Sklaven hingeworfen. Und richtig, die Deutschen haben auf diesen faulen Zopf angebissen. Mit welcher Berserkerwuth klopffechtern nicht die Deutschen; unsere Zeitungen, sie jubiliren über die Heldenthaten der Deutschen in Amerika, gilt es doch einer heiligen Sache, der Ausrottung des Sklaventhums. Nun, was wird der Dank sein? Von seiten der Amerikaner der wüthendste Haß gegen alles, was sich deutsch nennt, das sagen wir voraus. Wird doch der ganze Kampf vielleicht nur durch die deutsche Berserkerwuth in die Länge gezogen! Werden doch in den Kampf Humanitätsideen hineingelegt, die selbst der nördliche Stockamerikaner in ihren Consequenzen nicht vertreten mag. Wie faul nördlicherseits die Humanitätsidee ist, für die man angeblich in den Kampf gezogen, das möge man aus Kapitel sechzehn „Indianerjagd im Westen" ersehen. Auf die schandbarste Weise wird gegen die Rothhäute zu Werke gegangen. Ueber die armen, unglückseligen Nigger flennen wir, aber die Rothhäute, die sind so eine Art Vieh, das über den Haufen geschossen werden muß. Das ist Humanität! Predigte doch selbst eine unserer gelesensten deutschen und freisinnigsten belletristischen Zeitschriften vor kurzem in einem Artikel die völlige Ausrottung der Indianer als heiligste Pflicht der Civilisation. Bravo! die Indianer sollen sich auch nicht einmal wehren, sollen sich durch keine Gewaltthat sogenannter Civilisirter reizen lassen, dürfen keine Rache nehmen, nicht wieder sengen und brennen, sonst sind sie Bestien! Sengen und brennen, den Schießprügel auf dem Rücken haben und in wilden Regio-

nen niederschießen, was ihnen vor die Nase kommt, dürfen nur deutsche und andere Touristen!

Des Interessanten genug bieten uns auch die Kapitel „Die Tafel eines Yankee", „Musik und Musikanten in den Vereinigten Staaten", „Irländer in Amerika", „Sklavenhandel in Amerika", „Der Nigger in der Freiheit oder die schwarze Prostitution", „Singsing, das große Zuchthaus", „Die Sekte der Zitterer", „Kleindeutschland in Neuyork", „Tabacks- und Baumwollenbau in Georgien und Virginien", „Die Volks- oder Lynchjustiz", „Wasserleitung en gros", „Namen der amerikanischen Städte", „Nordamerikanische Festtage". Recht ans Herz legen möchten wir den Auswanderungssüchtigen „Hotel Park in Neuyork", das größte Hotel der Welt. Alle Gäste haben freien Eintritt, zahlen keine Zeche; aber freilich das Bett ist das Straßenpflaster und die Decke des Zimmers ist das große dunkle Himmelsgewölbe. Hotel Park, die letzte Rettung aller Sklaven eines leeren Beutels! Ach wie viele dieser Sklaven möchten mit den Niggern tauschen, nur um einmal den nagenden Hunger stillen zu können! Schrecklicher Gedanke und doch wie wahr, selbst da wahr, wo man wie in Berlin „Hotel Park" recht poetisch „Mutter Grün" getauft hat. Gern gingen wir noch auf Washington und den Congreß speciell ein, allein der Raum, der leidige Raum! Also lese man selbst, also urtheile man selbst, ob die vielgepriesene amerikanische Freiheit im großen und ganzen wesentlich mehr als einen rohen Urzustand repräsentirt, bei dem am Ende aller Enden statt der Raison die Faust den Sieg davonträgt. Viele, ach wie viele Phasen der Läuterung wird diese Freiheit durchmachen müssen, auch despotisches und drakonisches Regiment, ehe sie die Freiheit eines auf vollster Sittlichkeit gegründeten Staatslebens sein wird. Erst muß die massenweise Einwanderung mit ihren endlos vielen reducirten Existenzen aufgehört haben, oder wenigstens nicht mehr als ein Lavaerguß in trüglicher Hoffnung befangener Rath- und Thatloser erscheinen, dann vielleicht......! Allen schwächlichen Illusionen wird vorliegendes Buch ein Ende machen, darum empfehlen wir's. Könnten wir doch auch das nachfolgende so empfehlen!

4. **Am Red River oder Sklavenleben in Nordamerika. Erzählung aus der Gegenwart nach authentischen Mittheilungen bearbeitet von L. Gothe. Erster Theil. Berlin, Lindow. 1862. 8. 1 Thlr.**

Spannend ist die Erzählung freilich geschrieben, auch nicht schlechter, als sie für ein Publikum zu sein braucht, das sich an Criminalnovellen und Schauerromanen delectirt. Aber die Uebertreibung tadeln wir ganz entschieden. Der Verfasser will sein Buch nach zuverlässigen Mittheilungen eines wahrheitsliebenden und leidenschaftslosen Freundes gearbeitet und nur da gemildert haben, wo ihm eine Milderung nöthig erschien. Hätte er uns doch das Thatsächliche ohne seine Zuthaten gegeben, viel Gräßlicheres fänden wir vielleicht natürlicher als in dieser gemilderten Form. Hätte er uns nur gesehen, wie wir bei recht gruseligen Stellen oft laut aufgelacht haben, und wir des ästhetischen Mangels wegen das Buch doch wieder ab und zu hätten ins Feuer schleudern mögen, er würde seine Uebertreibung einsehen. Sein Thema an sich wäre interessant. Es bringt uns die Schicksale sogenannter Quarteronsklaven, d. h. der im vierten Gliede aus Mischung der Weißen mit den Schwarzen Abstammenden. Obschon die Quarteronen den Weißen in Farbe fast ganz gleichen, so galten sie doch z. B. in Louisiana immer als Sklaven, wenn sie nicht ausdrücklich frei erklärt waren. Jeder Vater, jede Mutter mußte also seinen (ihren) etwaigen Quarteron- (ebenso Terzeron, Quinteron u. s. w.) Kindern erst die Freiheit geben, sollten diese nicht bei seinem (oder ihrem) Tode dem nächsten Erben als verkäufliche Waare anheimfallen. Ein interessantes Thema! Spielte nur nicht ein dämlicher (man verzeihen den Ausdruck), ein dämlicher deutscher Vater die Hauptrolle. Dieser, Werdenberg mit Namen, hatte in Louisiana ein Terzeronmädchen geheirathet, das, da es von ihm aus rührseligen Motiven nicht losgekauft ist, die Nichtfreiheit auf seine Kinder vererbt. Werdenberg's Frau stirbt. Werdenberg verläßt Amerika, einen Theil seines Vermögens in den Händen seines Schwagers zurücklassend, er geht nach Bremen. Das Glück ist ihm hier nicht hold. Er geht also wieder nach Amerika zur See, die Geldgeschäfte mit seinem Schwager persönlich abzuwickeln. Er nimmt seine Kinder mit auf die Reise, ohne ihnen über ihre Geburt die nöthige Auskunft zu geben. Er weiß, daß seine Kinder nach louisianischem Gesetze noch immer für Sklaven gelten, daß, stürbe er plötzlich und seine Kinder kämen ohne ihn nach Neuorleans, sie ohne weiteres ihrem Oheim als Erbstücke zufielen. Das weiß der dämliche deutsche Vater, aber er thut nichts dagegen. Im Kanale schwant diesem edeln Vater Unglück, also erschließt er sich dem Schiffskapitän, bringt die Sachlage zu Papier und legt das Actenstück: „Von meinem ältesten Sohne (Arthur) unmittelbar nach meinem Tode zu lesen", in den Koffer. Es hat ihm in der That richtig geschwant. Werdenberg steht auf dem Verdeck, es ist nebelig, ein Schiff braust heran, ein Ruck, ein Stoß, keine schlimme Folgen, aber Werdenberg, Werdenberg? fort ist er und weiter geht's.

Geduld, lieber Leser, Gothe wird ihn im zweiten Theile wieder aus dem Wasser fischen; so ein dämlicher Vater ertrinkt so schnell nicht. Der Schiffskapitän nun zu Arthur Werdenberg: „Haben Sie die Sachen Ihres Vaters durchgesehen, junger Mann, und etwas gefunden, das....." Darauf der edle Arthur: „Wie, mein Herr, glauben Sie, daß die Begier, das Erbe des armen Vaters anzutreten, mir keine Ruhe läßt!" Nun gut, geht in euer Verderben, Nigger seid ihr doch einmal, denkt der Kapitän. Und die lieben Kinderchen eines lieben Vaters reisen ruhig weiter zum lieben Onkel nach Amerika. Dieser liebe Onkel sitzt aber entsetzlich in der Geldklemme; ein Sklavenhändler weiß ihm das Geschäft plausibel zu machen, somit wird die kleine Heerde kurz nach ihrer Ankunft in Neuorleans abgefangen und dahin und dorthin verkauft. Arthur kommt als Kammerdiener auf die Plantage einer Creolin, Donna Isabella, die 15 Jahre alt durch Zufall in Besitz dieser reichen Erbschaft gelangte. Man könnte Gothe nun wirklich um die psychologische Aufgabe beneiden, die er sich mit dieser Wendung der Geschichte gestellt hat. Isabella lebte nämlich früher mit ihrer jetzt verstorbenen Mutter längere Zeit in Europa und in dürftigen Verhältnissen. Hier lernte Isabella die Familie Werdenberg kennen und liebgewinnen. Noch mehr: sie liebt den Arthur, und der Arthur liebt sie. Nichtsdestoweniger nimmt sie ihn jetzt zum Kammerdiener an, um ihn zu tyrannisiren, sie ist jetzt nämlich die eifrigste Anhängerin der Sklaverei, denn die Sklaverei sei von Gott angeordnet. Ein eigenthümlicher Reiz in diesem Verhältniß Isabella's zu Arthur, aber Gothe scheint uns der psychologischen Entwickelung dieses Verhältnisses nicht ganz gewachsen. Er discreditirt seine Heldin in den Augen des Lesers zu sehr. Zugegeben, daß Isabella den Arthur, ihn, den sie doch immer liebt, mag er auch ihr Sklave sein, mit Stockschlägen tractiren könnte, so muß sie doch beim Anblick einer Schwester dieses ihres Arthur in ihrem herrischen Bewußtsein besiegt werden. Das geschieht nicht. Isabella wird uns widrig. Vielleicht will Gothe das alles im zweiten Theile wieder gutmachen. Ob er's kann? Wie kann sich das Verhältniß Isabella's zu Arthur nur lösen? Nach unserer Meinung nur tragisch, denn der Arthur muß die Isabella schon jetzt verachten. Wahrscheinlich kennt aber Gothe seine Pappenheimer besser und läßt sich die beiden kriegen. Die schlagende Wirkung vieler seiner Scenen würde er dann wol mit einer tüchtigen Tracht Prügel auf den unnennbarsten Theil des Sklavenhändlers Brandon und dessen Tochter Eva zu krönen haben. Am Ende des ersten Theils munkelt uns Gothe so etwas zu, als habe er den lieben Vater Werdenberg glücklich aus dem Wasser gefischt. Sicher wird er im zweiten Theile noch einen ganzen Urwald von Ueberraschungen und Greueln zu bieten haben. Wie heiter, wenn sich da der Spieß vollständig umkehrte und sich die bisherigen Herren und Herrinnen zu Terzeron- und Quarteronsklaven, die schöne

Isabella und den Sklavenhändler Brandon nicht ausgenommen, entpuppten. Jetzt sieht es nun freilich in Neuorleans und Baton Rouge etwas anders als zur Zeit der Erzählung aus, allein sollte das Buch je über den Ocean kommen, Gothe lasse seine Freunde in Louisiana sich zuvor den Rücken recht ordentlich auswattiren. Er hat eben das Sklavenleben in der grellsten Weise gezeichnet, und das nennt man Uebertreibung, und das nennt man den Brand auf beiden Seiten schüren. Wenn sich Gothe ereifert, daß die civilisirte Welt den Schandfleck, die Sklaverei in Amerika, nicht schon längst ausgemerzt hat, so vergißt er, daß diese sogenannte civilisirte Welt nur durch die Interessen regiert wird. Ist er blind dafür, daß die ganze civilisirte Welt erst vor einigen Jahren eben der leidigen Interessen wegen die Türkei mit ihrer Haremswirthschaft und ähnlichem Blödsinn, der der amerikanischen Sklaverei ziemlich gleichkommt, vertheidigt hat? Also nicht gleich bis an den Red River geblickt, sondern lieber an der Donau geblieben und die eigenen Thüren reingefegt!

Ausführlicher als wir eigentlich wollten, haben wir die Bücher Nr. 3 und Nr. 4 besprochen. Allein sie greifen zu sehr in das allgemeine politische und sociale Tagesinteresse ein, als daß wir über sie zu kurz glaubten hinweggehen zu dürfen. Wir schließen daran ein Buch anderer Art, das gleichwol nicht weniger in das Tagesinteresse eingreift, und das wir hier, obschon es nicht zu den lieferungsweise erscheinenden Büchern gehört, einfügen, weil es in Betreff des Stoffs einen Uebergang zu dem nächstfolgenden bildet.

5. **Oesterreichs Lehrjahre 1848—60. Von Ernst Hellmuth. Zwei Bände. Prag, Kober. 1862. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.**

Ein Buch, das in schlichtem Worte die Geschichte Oesterreichs von 1848—60 darstellen will. Es ist lesbar geschrieben, es ist auch mit einer Gesinnung geschrieben, die sich durch Klarheit auszeichnet. Hellmuth entwirft uns in der Einleitung ein kurzes Bild des „alten Systems", er gedenkt des Kaisers Franz, dessen Staatsweisheit in dem Satze wurzelte, daß er nicht „regierte", sondern nur verwaltete, er zergliedert uns die alte Staatsmaschine, bespricht die Reformen vor 1848, Metternich's und Kolowrat's Principien und knüpft daran einige Andeutungen über die Beziehungen Oesterreichs zu Frankreich, Deutschland, England, Italien. Im ersten Abschnitte gelangen wir zur Revolution. Der Widerstand der Camarilla und Metternich's gegen die Wogen dieser Februarrevolution, Sturz und Abdankung des allgewaltigen Staatsmanns, Verfassungsurkunde vom 25. April 1848, die beiden Ministerien Pillersdorff und Doblhoff, die Ausbreitung der Revolution über die Provinzen, der Juniaufstand in Prag, die Heldenthat des Windischgrätz, der erste Sieg der Reaction: das sind die Fäden, welche sich durch diesen Abschnitt ziehen. Im zweiten Abschnitt folgt eine kurze Beschreibung des lombardisch-venetianischen Aufstandes, Karl Albert's anfängliches glückliches Vorrücken, die Schlachten bei Santa-Lucia, bei Curtatone, die Gefechte bei Custozza, bei Goito, dann Radetzky's Einzug in Mailand und der Abschluß eines Waffenstillstandes. Im dritten Abschnitte wird eine ähnliche resumirende Uebersicht der ungarischen Revolution gegeben und diese bis zum Beginne des Kriegs durch Jellachich fortgeführt. Im vierten nun, „Von Doblhoff bis Schwarzenberg" überschrieben, wohnen wir in Wien der Octoberrevolution bei, der grausigen Ermordung Latour's, sehen den Fanatismus des sonst so gemüthlichen wiener Volks, die vergeblichen Anstrengungen, die Hauptstadt gegen die anrückenden Truppen zu halten, die endliche Uebergabe Wiens, hören das Standrecht proclamiren, Messenhauser, den Anführer der Wiener, und Robert Blum erschießen. Das Ministerium Schwarzenberg bezieht die Ruinen der niedergeschlagenen Revolution. Der fünfte Abschnitt weiht uns in Schwarzenberg's Programm etwas ein. Es folgt die Abdankung Kaiser Ferdinand's und des Erzherzogs Karl, es folgt die Thronbesteigung Franz Joseph's I. Die beiden folgenden Kapitel rühren wieder stark die Trommel. Der zweite italienische Feldzug, der von 1849, wird begonnen und mit Karl Albert's Fall schnell zu Ende geführt. Mit dem ungarischen Kriege geht es zwar nicht so schnell, aber auch er endet nur zu bald mit der Intervention der Russen, mit Kossuth's Abdankung und Görgei's Dictatur, mit der Capitulation von Vilagos und der berüchtigten Pacification Ungarns durch Haynau. Im achten Kapitel sehen wir die vergeblichen Anstrengungen des deutschen Parlaments, gegen die Wogen der Reaction anzukämpfen. Der Reichsverweser dankt ab, und die angeschwollenen politischen Gewässer, die anderthalb Jahre gefährlich über den halben Continent hinwegstürzten, sie haben sich bis zu einem Murmeln und nicht mehr gefährlichen Plätschern verlaufen.

Dies alles enthält der erste Band. Im zweiten nun geht's an die Um- und Neugestaltung Oesterreichs während der funfziger Jahre. Eine Detailgeschichte der zehn Jahre dürfen wir auf kaum 250 Seiten nicht erwarten. Selbst den italienischen Krieg von 1859 hat der Verfasser nur aphoristisch behandelt. Es konnte ihm aber auch um eine Detailgeschichte nicht zu thun sein, desto mehr um eine klare Bloßlegung der Elemente, welche den Schlag von 1859 herbeiführten und Oesterreich auf eine Bahn wiesen, auf der es ohne stete Rivalität gegen Preußen im eigenen Innern zu einer glücklichern Entfaltung seiner Kräfte gelangen könnte. Der Verfasser schließt mit der Februarverfassung von 1861. Damit will er den Schlußstein seines Werks gefunden haben. Denn „mit dem Erlasse vom 27. Februar 1861 und dem Inslebentreten der Verfassung hat eine neue Epoche der Geschichte Oesterreichs begonnen". Für die Zukunft freilich kann auch Hellmuth nicht stehen. Und ob nicht diesen schweren Lehrjahren von 1848—60 andere noch schwerere folgen werden: es scheint der Gegenwart kaum noch beschieden, das Brot in Frieden zu essen. Wünschen wollen wir's aber nicht, daß sich die Neugestaltung Oesterreichs, von der Hellmuth für Oesterreich viel zu erwarten scheint, nicht gar zu bald als ein Schritt mehr zu dem unabwendbaren Verfalle erscheine, dem nun einmal gewisse Staatencomplexe des Continents anheimgegeben zu sein scheinen.

Der Streit ist noch lange nicht entschieden, ob sich die österreichische Monarchie zu einem liberalen Staate umwandeln könne, ob nicht. Es muß doch aber wol ein frischerer Wind als früher durch die österreichischen Lande wehen, da man es dort jetzt überall scheint wagen zu dürfen, freisinnig Geschichte zu schreiben. Eins der umfänglichsten Werke dieser Art, wie sich wenigstens nach der ersten Lieferung schließen läßt, verspricht das folgende zu werden:

6. **Geschichte Oesterreichs, dem Volke erzählt von Alexander Patuzzi. Erste Lieferung. Wien, Wenedikt. 1862. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.**

Zwar läßt sich, was das Historische betrifft, von dieser ersten Lieferung kein Schluß aufs Ganze machen. Denn diese erste beschäftigt sich nur mit der Vorgeschichte. Die Geschichte ist indeß gut erzählt und somit glauben wir, das Buch werde je weiter ein desto einflußreicheres Werk werden. Offenbar ist das Werk nach der Art des nachher unter Nr. 7 zu besprechenden Schmidt'schen Werks angelegt. Da hätten wir beinahe zu tadeln, daß diese österreichische Geschichte viel zu weit zurückgreift. Warum nicht lieber bei jedem Werke von Adam und Eva anfangen? Doch loben wir, daß sich Patuzzi in seiner österreichischen mit der Vorgeschichte weit kürzer gefaßt hat, als F. Schmidt in seiner gleich zu erwähnenden preußischen, wo er uns ganze Vorlesungen über deutsche Mythologie u. s. w. hält. Patuzzi gelangt doch auf den ersten 24 Seiten gut und gern bis ins Jahr 983 n. Chr. Geb.

In Betreff der Ausstattung — sie ist ja bei derartigen Werken von Wichtigkeit — nimmt diese erste Lieferung außerordentlich für sich ein. Namentlich zeichnen sich die meisten der bildlichen Darstellungen durch charakteristische Auffassung der Handlung

aus. Kann der wiener Verleger die Illustrationen durch das ganze Werk so bieten wie im Prospect und in dieser ersten Lieferung, so möchte er den berliner Verleger der preußischen Geschichte nach dieser Seite hin schlagen. Nehmen wir nur das eine (S. 16): „Alwin zwingt seine Frau aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken"; die Situation ist charakteristisch wiedergegeben, darum halten wir so eine Illustration für eine wirkliche Zierde des Werks und nicht für ein bloßes Reclamemittel, was leider Gottes die meisten Illustrationen in den meisten illustrirten Werken sind. Ueber den Werth von Genrestücken in historischen Werken wie S. 21: „Otto I. auf der Jagd bedroht", läßt sich hin- und herstreiten; wir wollen uns aber derartige wie im vorliegenden Falle herzlich gern ansehen, wenn sie nicht in eine allgemeine Kritzelei ausarten, was sich wieder leider Gottes von den meisten Illustrationen in den meisten illustrirten Werken nicht sagen läßt.

7. **Preußens Geschichte in Wort und Bild. Ein illustrirtes Hausbuch für alle. Von Ferdinand Schmidt. Erste bis achte Lieferung. Berlin, Lobeck. 1862. Gr. 4. Jede Lieferung 7½ Ngr.**

Die ersten acht Lieferungen dieses stattlichen Werks führen uns von den Uranfängen deutscher Geschichte bis in das letzte Drittel des 17. Jahrhunderts. Diese ersten acht machen etwa die Hälfte des ganzen Werks aus, wir dürften also aus ihnen auf den ganzen Geist und die Bedeutung des Werks vollauf einen Schluß ziehen können. Wie bei allen von gewissen berliner Schriftstellern gelieferten Werken ist auch über diese Geschichte Preußens des Weihrauchs eine solche Menge in alle Lande ausgestreut, daß wir unserm Princip nach mit dem Werke sehr scharf ins Gericht gehen sollten. Wir können und mögen das aber nicht, da der als Volksschriftsteller längst rühmlich bekannte Ferdinand Schmidt seine Aufgabe mit großem Geschick erfaßt hat und wir die außerordentlichen Schwierigkeiten, die eine volksthümlich verfaßte Geschichte Preußens bietet, nicht verkennen.

Um den Geist des Buchs zu kennzeichnen, einige Sätze aus der Einleitung: „Um Wien scharen sich die ihren Vorgängern an bösem Willen gleichen, an gefügigen Werkzeugen aber ärmern finstern Mächte, die die alte, für Bevorrechtete allerdings auch gute Zeit wieder heraufbeschwören möchten; die die geistliche Weltherrschaft Roms, schlimmer noch als die des heidnischen alten Rom, da sie zugleich Seelen und Leiber verdirbt, wieder begründen wollen; die zu den Hunderten und abermals Hunderten von Millionen Thalern, welche seit dem Bestehen des Papstthums in die ewig begehrliche Schatzkammer des Stuhles Petri aus Deutschland geflossen sind, neue Summen, den Segen deutschen Fleißes, hinzufügen und zugleich das Blut deutscher Söhne dem Hause Habsburg, das sich zum Vasallen Roms hergegeben hat, überantworten möchten, damit ihm die Gewalt über fremde Völkerschaften erhalten bleibe, unter denen es noch dazu bis heute auch nicht einen Fuß breit Erde für das Deutschthum zu gewinnen gewußt hat und seiner Natur entsprechend auch fernerhin moralische Eroberungen keinerlei Art machen wird: um Berlin dagegen sammeln sich die vorwärts schauenden deutschen Geister, die es aus der Geschichte erkannt haben, daß des alten deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit nur wieder gewonnen werden kann, wenn im Lichte der Gewissensfreiheit das Werk der Verjüngung der deutschen Nation vollendet wird, das großartige Erlösungs- und Befreiungswerk, unter dessen Kämpfern in vorderster Reihe die Hohenzollern stehen."

Sind wir malitiös, daß wir gerade den vielleicht schwächsten und einseitigsten Abschnitt der Einleitung herausgreifen? Gleichviel, Schmidt hätte sich solcher Expectoration enthalten sollen, der das Selbstlob faustdick aufgetragen ist. Wäre das Buch nur von dem Geiste eingegeben, der aus jener Expectoration spricht, ohne Umstände würden wir's als ein sehr einseitiges augreifen. Glücklicherweise findet sich dieser Geist in dem größten Theile der uns vorliegenden Lieferungen nur an einzelnen Stellen vertreten. Diese wenigen Stellen wollen wir darum auch nicht weiter aufmutzen; an dem ersten Höhepunkte der brandenburgischen Geschichte, bei dem Einflusse der Reformation auf die Marken, werden wir so wie so noch ein Wörtchen sprechen müssen.

Weiter oben betonten wir bereits, Schmidt habe die Urgeschichte zu weit ausgedehnt. Er erzählt uns da der Länge und Breite nach die germanische Mythologie. Sie gibt nun zwar recht interessante Kapitel; in welcher Beziehung steht denn aber Preußen zu dem germanischen Heidenthum? Nicht in der mindesten. Und indem Schmidt weiterhin die Kämpfe der Deutschen gegen die Wenden beschreibt; da Schmidt an einer Stelle prophetisch von der zukünftigen Weltherrscherrolle des deutschen Volks spricht, soll diese Rolle etwa auf keinem größern Rechte beruhen als dem, womit die Deutschen die Wenden aus der Mark hinausschlugen? Doch allerdings ein großes Recht, das Recht des Christenthums, das mit Feuer und Schwert einherschreitet.

Die beiden ersten Bücher des Schmidt'schen Werks sind mit der Ur- und Vorgeschichte der Mark angefüllt. Im dritten gelangen wir endlich zu dem, womit Preußens Geschichte allenfalls Boden gewinnt, zur Gründung der Mark durch Albrecht den Bären. Zu sagen, der Stoff, welchen der Verfasser bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts, bis zum Auftreten der Hohenzollern zu überwinden hatte, sei interessant, wagen wir trotz der Geschichte des falschen Waldemar nicht. Aber der Verfasser hat sich, und das ist ein sehr rühmliches Verdienst, durch die sandige brandenburgische Geschichte jener mittlern Jahrhunderte gut durchgeschlagen. Mit culturgeschichtlichem Detail weiß er uns den trockenen Boden zur Zeit der Askanier, der bairischen und luxemburgischen Markgrafen etwas anzufeuchten.

Nun gelangen wir zur eigentlich preußischen Geschichte, zur Herrschaft der Hohenzollern über die Mark. Mit warmer Vorliebe für seine Helden, einfach und schlicht erzählt Schmidt die Geschichte des ersten Friedrich, des zweiten Friedrich, des Albrecht Achilles, des Johann Cicero, des Joachim Nestor, des Joachim Hector, des Johann Georg, des Joachim Friedrich, des Johann Sigismund, des Georg Wilhelm, des Friedrich Wilhelm genannt der Große Kurfürst. Ueberall an den geeigneten Stellen belebt er den Stoff durch Nachrichten über Sitten und Gebräuche des Hofs wie des Volks, durch Detail über Kleidung und Lebensweise. Von den beigefügten Zeichnungen halten wir die Porträts der Fürsten, meist mit dem Facsimile versehen, für eine wirkliche Zierde des Werks, einige der Genrezeichnungen haben uns dagegen weniger angesprochen, weil man ihre Nothwendigkeit nicht begreift.

Diese ersten acht Lieferungen reichen gerade bis zu der Zeit, wo die große politische Bedeutung Preußens erst beginnt. Die schwerste Aufgabe hat daher der Verfasser noch vor sich in der zweiten Hälfte seines Werks. Wie er sie etwa lösen wird, das möchten wir aus seiner Auffassung der Reformation und des Dreißigjährigen Kriegs herauslesen. Er stellt sich streng gegen alles Katholische und Kaiserliche; die Logik gebietet, daß, wenn er bis auf die letzte Seite des Buchs gekommen ist, er das Heil Deutschlands in einem völligen Aufgehen Deutschlands in Preußen sehen muß. Nun rächt sich's aber alle Tage furchtbar, daß wir Norddeutsche dem Katholischen und Kaiserlichen ein für allemal die Lebensfähigkeit ab-, dem Protestantischen und Preußischen sie ein für allemal zusprechen. Wir lassen uns dem Katholisch-Kaiserlichen gegenüber auf eine Begründung unsers Urtheils das wir bisher nur als ein persönliches geben, nicht ein; ebenso wenig wissen wir zu begründen, warum dem Protestantisch-Preußischen die Weltherrschaft gebühre, sie scheint ihm, wahrscheinlich zufolge einer gewissen geheimen Offenbarung, immanent zu sein. Diese unvermittelten Gegensätze hat nun auch der Verfasser bei Auffassung der Reformation und Schilderung des Dreißigjährigen Kriegs zu viel ausgebeutet, und das behagt uns nicht. Er verwechselt da, was uns Protestanten in selbstgerechter Täuschung so oft begegnet, die Idee der Reformation mit dem, was

Reformation wirklich gewesen ist. Er spricht nur immerfort von Jesuiten und Jesuiten, die sich die Ausrottung des Protestantismus zum Ziel gesetzt hätten. Bedenkt Schmidt nicht, daß der Orden der Jesuiten überhaupt erst dann ins Leben trat, als Luther sein eigen Werk halb und halb zerstört, wir meinen dem katholischen Orthodoxismus einen protestantischen Orthodoxismus entgegengesetzt hatte? Muß Schmidt nicht selbst eingestehen, es sei beklagenswerth, daß sich im 17. Jahrhundert Lutheraner und Reformirte ebenso heftig und unsinnig befehdet hätten wie die Katholiken und Protestanten? Also überall Hochmuth und nur geistiger Hochmuth! Und bei solchem Verlaufe der kirchlichen Reformation dürften wir Norddeutsche uns kühn in die Brust werfen und mit einem unwiderruflichen Bannstrahle, wie ihn der Verfasser mit den oben aus der Einleitung angeführten Worten geschleudert hat, Wien und Rom für jetzt und immer verdammen?

8. Hermann, der erste Befreier Deutschlands. Romantische Geschichte für das deutsche Volk. Von E. H. von Dedenroth (Eugen Hermann). Erstes bis siebzehntes Heft. Berlin, Möser und Sperl. 1862. Gr. 8. Jedes Heft 4 Ngr.

Seine Studien hat der Verfasser nach den gangbaren Quellen recht emsig gemacht, ebenso emsig hat er auch das Material in der Form eines geschichtlichen Romans niedergelegt. Doch nein, nicht geschichtlicher Roman. Der Verfasser nennt sein Werk ausdrücklich „romantische Geschichte". Indeß, ob geschichtlicher Roman, ob romantische Geschichte, es wird wol ziemlich auf eins hinauslaufen. Dies Werk ist nun, was wissen wir die wievielte Bearbeitung des urdeutschen Stoffs! Hat der Verfasser damit einen Treffer ins Schwarze gethan? Wir zweifeln. Der Stoff ist uns ans Herz gewachsen, wir sind mit ihm gleichsam großgesäugt, wir alle haben in unserer Jugend danach gelechzt, einstmals ein Hermann zu sein, und doch thut der Stoff nicht die gewünschte Wirkung und thut sie nicht. Der Verfasser hat die Bedeutung Hermann's edel und rein aufgefaßt. Er will in ihm die nationale Idee des einigen großen Deutschland verkörpert sehen. Nach ihm will Hermann die Deutschen von den Römern erst recht geknechtet sehen, damit sie sich desto energischer gegen das fremdländische Joch empörten. Ganz gut! Gewiß wird jedes unterjochte Volk, es sei im übrigen so geduldig wie es wolle, zuletzt, wenn es die Ketten nicht mehr ertragen kann, aufschäumen. Wenn sich Hunderttausende zusammenthun und einen Act der Nothwehr und der Rache ausüben, so kommen wir hinterdrein und idealisiren das geschichtliche Factum, indem wir sagen: „Die nationale Idee hat das bewirkt." Nun reicht, das ist das Schmerzliche, die nationale Idee aber leider immer nur für die Zeit der Nothwehr und Rache aus. Sitzen wir nach vollbrachtem Befreiungskriege wieder in den vier Pfählen, so hat die nationale Idee nur insoweit Geltung, als unsere Sonderinteressen sie gestatten. So ist's in der Urzeit gewesen und so ist's noch. Daher die fast krankhafte Sucht, daß wir zur Vergewisserung dieser nationalen Idee uns fortwährend nach Befreiungskriegen umsehen, daher der stete stille Wunsch, es möchte uns ein Nachbarvolk angreifen, damit wir doch wieder einmal in einen Befreiungskampf ziehen könnten.

Wir wollen es nicht weiter betonen, daß der Verfasser im Verlaufe der Erzählung etwas zu ermüden scheint, die scharfen Gegensätze, dort immer nur die selbstsüchtigen, frivolen, despotischen Römer, und hier die biedern, sittenreinen, freiheitliebenden Deutschen, diese Gegensätze kehren zu oft wieder. Etwas anderes wollen wir schärfer betonen: der Verfasser hat die urdeutschen Frauen zu viel idealisirt. Das thut gar nicht gut, die deutsche Frau immer nur als eine hehre Lichtgestalt darzustellen, an der nichts von einem Makel zu finden. Wenn die deutsche Frau bis an die Knöchel durch den Schmuz waten mußte, so wird wol auch an ihr einiger Schmuz kleben geblieben sein. Es lobt sich die altdeutsche Einfachheit, Biederkeit und Schönheit so leicht, und man bedenkt dabei zu wenig, wie doch die deutsche Schlichtheit, Einfältigkeit und Genügsamkeit (den Trunk früher wie jetzt ausgenommen) noch hinlänglich in den Häuslerwohnungen vieler Dörfer zu finden. Wahrscheinlich ist das ästhetische Maß für die altdeutsche Schlichtheit und Einfachheit weit mehr in den Häuslerwohnungen unserer Dörfer zu sehen, als etwa auf unsern Hofbühnen, wo uns die saubere Erscheinung einer goldblonden Thusnelda vielleicht zur enthusiastischen Aeußerung hinreißen möchte: „Ja, so sind alle deutschen Frauen gewesen."

Schließlich noch eine grammatikalische Auseinandersetzung. Der Verfasser bedient sich consequent der Imperative „esse", „lese", „breche", „steche", „sehe" u. s. w. statt „iß", „lies", „brich", „stich", „sieh". In einem deutschen Werke solche Imperative! Imperative zum Davonlaufen! Imperative des incorrecten berliner Jargons! Wären die Imperative „iß", „lies", „brich" u. s. w. nicht gerade eine charakteristische Schönheit der Sprache, so möchte die Verschlimmbesserung passiren. So aber! Weiß denn der Verfasser nicht, daß es „brich" u. s. w. heißt, weil es „du brichst", „er bricht" heißt. Welche klägliche, freilich echt deutsche Inconsequenz, die kokett greulichen Imperative „esse", „lese", „breche" u. s. w. zu gebrauchen und die Formen „du issest", „du liest", „du brichst" beizubehalten! Warum denn nicht auch diese über Bord und dafür „du essest, er esset", „du brechst, er brecht", „du lesest, er leset" u. s. w. Dann läge doch noch Sinn und Verstand in dem greulichen berliner Jargon! Er hat uns wirklich ernstlich verstimmt. An der deutschen Sprache wird schon ohnedies so nichtswürdig viel herumgehudelt; es ist, als hätten die Schriftsteller erst dann Ruhe, wenn sie alles charakteristisch Schöne daraus verdrängt haben.*)

Emil Müller-Samswegen.

Der Maler Leopold Robert.

Leopold Robert. Sein Leben, seine Werke und sein Briefwechsel, nach Feuillet de Conches von Edmund Zoller. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die „Schnitter" in der Campagna von Rom, die „Venetianischen Fischer" und so manches andere Bild von Leopold Robert sind auch bei uns so verbreitet, wir finden in dem melancholischen und doch so schönheitsfreudigen Sohne des Jura so viel gerade uns Anheimelndes, daß viele dem Uebersetzer für die Verdeutschung des anziehenden Büchleins Dank wissen werden. Denn Werk und Meister erklären sich eins durch das andere, und die Seele des Künstlers scheint verständlicher aus seinen Bildern hervor, wenn wir seine persönlichen Geschicke kennen, wenn wir die Selbstbekenntnisse seiner Briefe gelesen haben. Bei Robert kommt hinzu, daß man die Motive seines tragischen Endes durch Selbstmord erfahren möchte. Schweigsam und verschlossen wie er war, ergoß er doch sein Gemüth den fernen Freunden.

Robert ward am 19. Mai 1794 in Lachaux-de-Fonds im Canton Neufchâtel geboren; sein Vater war ein Uhrgehäusmacher. Ein Bruder, Alfons, hat sich infolge von Herzleiden schon zehn Jahre früher als Leopold mit einem Rasirmesser den Hals abgeschnitten, ein anderer, Aurele, ward gleichfalls als Maler bekannt. Der Vater war mit der Familie Girardet in Locle befreundet, die Kunst und Kunsthandel verband; Leopold Robert ward in sie aufgenommen, zum Kupferstecher gebildet, und zu Paris im Atelier David's im Malen unterwiesen. Ein Kupferstich sollte ihm den französischen Preis und damit das Stipendium für den römischen Aufenthalt verdienen, als nach Napoleon's Sturz Neufchâtel an Preußen zurückfiel und Robert dadurch von der Concurrenz ausgeschlossen ward. Dann ward der Meister David durch die Restauration verbannt, und trauernd

*) Von manchem der oben besprochenen Bücher mögen ohne Zweifel seit Abfassung des Berichts weitere Lieferungen oder Bände erschienen sein, die jedoch später zu berücksichtigen schwerlich nöthig sein dürfte. D. Red.

kehrte Robert in die Heimat zurück. Schon jetzt beginnt seine Melancholie. Doch sollte seine Sehnsucht nach Italien befriedigt werden, indem Herr von Mezerak ihm ein Darlehn gab, das er mit Bildern zurückzahlen sollte. Jenseit der Alpen aber ward seine Seele wieder mit rührender Innigkeit nach der Familie heimgezogen, wie er denn das Herrlichste in der Natur das Herz einer Mutter zu nennen pflegte.

In Rom gedachte der Künstler Zeichnungen nach den Fresken von Michel Angelo und Rafael herzustellen, um sie später in Kupfer zu stechen. Aber ein Umstand ganz eigenthümlicher Art rief ihn zur Malerei und begründete seinen Ruhm. Es waren die Räuber von Sonnino endlich überwältigt, aufgehoben und mit Frauen und Kindern, im ganzen über 200 Personen, nach Rom gebracht worden. Die Männer wurden in einem Arbeitshause bei den Bädern Diocletian's eingekerkert, und Robert erwarb sich die Erlaubniß sein Atelier unter ihnen aufzuschlagen. „Leidenschaft im Ausdruck, Energie der Physiognomie, Schönheit der Gestalt, Leichtigkeit und Stolz in der Haltung, Originalität der Sitten und Costüme, alles bot sich in den Modellen dar, um den Bildern Robert's eine ungewöhnlich lebendige Charakteristik zu verleihen." Dazu kamen die Frauen und Mädchen, die man frei ließ. Besonders zwei von prachtvoller Schönheit, die eine mehr wild-gewaltig, die jüngere Schwester sanft und fein, Maria Grazia und Teresina, wurden unter den Künstlern bekannt, und Feuillet schildert ihre romantischen Schicksale. Im Jahre 1820 eröffnete Robert in der pariser Ausstellung das Genre der Gemälde aus dem Räuberleben, wie es Byron damals wieder in die Dichtung einführte.

Robert besaß mehr Naturgefühl als Phantasie, sein Formensinn war mehr ein wählender als ein schöpferischer; es gelang ihm die gegebene Wirklichkeit, von der er ausging, in ihr Ideal zu erhöhen, nicht aber eine innere Anschauung, ein im Geiste geborenes Ideal leibhaftig zu gestalten. Vergebens mühte er sich, das ihm aufgetragene Gemälde der improvisirenden Corinna zu eigener Zufriedenheit herzustellen; erst als er statt ihrer das Genrebild eines neapolitanischen Volkssängers seiner Composition einfügte, gelang ihm etwas Vortreffliches. Und von da that er den Schritt zu seinen Meisterwerken. Er erfaßte die italienische Natur und das italienische Volksleben in seiner charakteristischen Schönheit, er beschloß die Typen von Neapel, Rom, Toscana, Venedig in vier Gemälden zu schildern, welche zugleich die vier Jahreszeiten darstellen sollten; Menschen und Landschaften sollten in derselben Stimmung sein, und in Scenen aus dem Volksleben sollte der Geist des Volks offenbar werden. Er begann mit dem Frühlingsbild, mit der „Rückkehr von dem Feste der Madonna del Arco" bei Neapel. Aber noch vollkommener erreichte er sein Ziel, durch den Adel der Form und den Rhythmus der Linien in der Composition das Genre zu heroischer Größe zu erheben und den Zauber der Schönheit über das wirkliche Leben auszugießen, in dem Sommerbilde, den römischen „Schnittern". Dies Gemälde hat er mit freudiger Begeisterung entworfen und ausgeführt. Da ist kein mühsames Zusammenstellen der Modelle, sondern aus innerer Einheit entfaltet sich die Fülle der Gestalten; jede frei, majestätisch oder anmuthig für sich, ist zugleich ein Glied des Ganzen, dessen Harmonie auch im Glanz und Zusammenklang der Farben hervorleuchtet.

Robert kam mit den „Schnittern" nach Paris. Da waren auf der einen Seite die Classiker der Schule David's, von denen das Wort galt: sie machen ihre Gemälde mit Hülfe von Bildern und Gipsabgüssen, und kennen die Natur so wenig wie ein Fiakerpferd die Weide. Dagegen suchten die Neuerer durch Genauigkeit des Costüms die mangelhafte Composition zu ersetzen, und die Zeichnung vernachlässigend das Heil in grellen Farbeneffecten und starken Drückern zu finden. Zur Schule des Häßlichen kam dann die des Hübschen, des Süßlichen. Zwischen ihnen stand Robert, dem das Studium der Antike die Augen für die Schönheit der Natur geöffnet, der das Charakteristische der Wirklichkeit zur einfachen Größe erhob. Er arbeitete allerdings mosaikartig, die Composition ward bei ihm nicht wie eine Minerva in voller Rüstung geboren, und es kostete ihm Mühe, das Einzelne ausdrucksvoll und anmuthig zu gestalten, doppelte Mühe es dem Ganzen einzuordnen; sein Genie, sagt Feuillet, hatte keine Flügel; sein reflectirtes Wesen gibt ihm Aehnlichkeit mit Poussin: mit dem Maler Lessing, können wir hinzusetzen. Mitten in den Triumphen, die seine Kunst feierte, als er der Held des Tags geworden, schrieb Robert: „Glücklich der, den eine weise Philosophie leitet, und der die Hoffnungen auf wahres Glück aus dieser Welt hinausversetzen kann, da er es hier nicht zu finden im Stande ist." Er ging aus Paris, aus der Schweiz über Florenz nach Venedig. Der Carneval erschien ihm bald als ein zu trivialer Vorwurf, er nahm eine Abfahrt von Fischern aus Chioggia unter das Maskengetümmel auf, aber bald strich er dieses ganz, und hielt sich einzig an den ernsten Gegenstand. Es ist weniger in einheitlichem Zusammenhang als die „Schnitter" und es liegt auf allen Figuren wie eine schwermüthige Ahnung. Das Ganze ist düster gestimmt.

Im Jahre 1835 endete der Künstler. Die Section ergab einen wässerigen Erguß in das Gehirn; der Bruder schrieb von zehnjährigen Gemüthsleiden. Sicher ist, daß die erregte Phantasie den Künstler zu Hallucinationen führte und er dann auf Momente an die Realität seiner Visionen glaubte. Gern hing er stiller Beschaulichkeit nach, und dann rieb er sich auf in angestrengter Arbeit; hatte ihm doch die Mutter gesagt: es sei besser sich abzunutzen als zu verrosten! Er war eine innig religiöse Natur, Protestant, aber mit dem freien Sinne, der das Wahre und Edle in allen Confessionen und Formen fand, z. B. in dem Allerseelenfeste der Katholiken. Dies gemeinsame Denken der Lebenden an die Todten war ihm rührend und tröstlich zugleich. „Wie sollte man nicht an ein anderes Dasein glauben, wo man ohne Furcht und ohne den Schmerz, den die Unbeständigkeit der Dinge dieser armen Welt erzeugt, sich lieben kann?" Und eine romantische Liebe, die kein Ziel auf Erden sah, war zu den Gemüthsbewegungen des Künstlers hinzugekommen. Er hatte die Gattin, die nachherige Witwe des Prinzen Napoleon, jenes Bruders des gegenwärtigen Kaisers, der während des Aufstandes in der Romagna plötzlich starb, in Florenz kennen gelernt, und durch das Echo, das seine Empfindungen und Ansichten fanden, sich dem Strom seliger Gefühle überlassen, bis es zu spät war. „Es entspann sich", sagt Feuillet, „eine Zuneigung, in der auf der einen Seite der Cultus des Talents und das Wohlwollen, auf der andern Seite die besiegte Schüchternheit, befriedigte Eigenliebe und später der Reiz eines unbewußten Gefühls die socialen Schranken niederzureißen schien. Es bedarf einer gründlichen Weltkenntniß und einer klaren Einsicht bei Schriftstellern und Künstlern, um sich nicht von den Verführungen jener täuschenden Gleichheit hinreißen zu lassen, die das Talent und die Macht auf Eine Linie stellen. Die bedeutendsten Leute lassen sich davon bethören, und von Tasso und Voltaire bis auf Robert war das Erwachen aus dem Traume ein furchtbares." Diese Andeutungen werden hinreichen, auf das fließend und gefällig übersetzte Buch hinzuweisen. 84.

Notizen.

Bettina's „Günderode" englisch.

Auf Anlaß einer in Boston unter dem Titel „Correspondence of Fräulein Günderode and Bettina von Arnim" erschienenen englischen Uebersetzung des Buchs „Die Günderode" bemerkt das „Athenaeum" in seiner Nummer vom 18. April: „Wir fürchten, die Welt sei zu alt geworden, um an einer Sammlung rhapsodischer Briefe, welche vor etwa mehr als 20 Jahren deutsch erschien, noch Genuß zu haben. Diese Sammlung ist jetzt in einer englischen Uebersetzung wieder aufgetaucht, und zwar unter einem weit angemessenern Titel, da das frühreife Kind Bettina eine viel größere Anzahl Briefe schrieb als

ihre geistige Rathgeberin, das seraphische Stiftsfräulein. Ihre Entstehung fällt in die Zeit vom Jahre 1804—6, also in eine Zeit, wo die verschwommene Sentimentalität die prosaische «Aufklärung» einer frühern Periode in Deutschland verdrängt hatte. Der Hauptglaubenssatz war der, daß sich der Künstler von allen conventionellen Verpflichtungen emancipiren müsse und die Hauptleidenschaft bestand in dem Haß gegen die «Philisterei», d. h. gegen jene Grundsätze von Anstand und Ordnung, durch welche die civilisirte Welt zusammengehalten wird. Erwählte Geister, welche vor dem altmodischen berliner Deismus ein Grauen fühlten, ergaben sich einem phantastischen Paganismus, und glaubten das Salz der Erde zu sein, auf einen sonst überall unkräftigen Boden hingestreut. In solch einem Zeitalter, dessen reinster Repräsentant Novalis und dessen rohester Ausdruck die «Lucinde» von Friedrich Schlegel ist, pflegten begreiflicherweise junge leicht erregbare Mädchen einander mit Briefen zu überschütten und sich darin, wie Bettina und Karoline Günderode, ihrer gegenseitigen Bewunderung zu versichern. Wenn solche enthusiastische Gemüther innerhalb einer hochcultivirten und intellectuellen Gesellschaft auftauchen, so müßte es mit einem Wunder zugehen, wenn ihre Briefe nicht zuweilen amusant sein und nicht hier und da einige Goldadern von Verstand in einer compacten Masse von Unsinn zu Tage treten sollten. Bettina, in diesen Briefen noch etwas jünger als da sie mit Goethe correspondirte, ist kein schlechtes Exemplar eines gedankenlosen weiblichen Springinsfelds, mit einem hübschen Talent für Beobachtung und humoristische Auffassung begabt, aber noch mehr von der künstlichen Tendenz beseelt, den Sentimentalitäten und Phantastereien ihrer Zeit zu huldigen" u. s. w. Nur zwei Bemerkungen möchten wir uns hier gestatten. Der Haß gegen die Philisterei in Deutschland ist im allgemeinen wol nicht gleichbedeutend mit dem Haß gegen alle Gesetze des Anstandes und der Ordnung, „durch welche die gebildete Gesellschaft zusammengehalten wird", sondern vielmehr mit dem Haß gegen alles lächerlich-kleinliche, engherzige, stumpfe, beschränkte und dabei doch hochnäsig und hochsittlich absprechende, dünkelhafte Wesen. Möglicherweise kennt man den Compler von Eigenschaften, welche nach deutschen Begriffen die Philisterei ausmachen, und die Menschenklasse, an der sie zumeist hervortreten, in England nicht im gleichen Grade wie bei uns, wozu wir den Engländern nur Glück wünschen. Sodann scheint der englische Berichterstatter ohne weiteres anzunehmen, daß die Briefe wirklich zwischen Bettina und der Günderode gewechselt worden seien, während vielmehr zu vermuthen ist, daß sie oder doch die meisten von ihnen von Bettina lange nach dem freiwilligen Tode ihrer Jugendfreundin erdichtet worden sind, ähnlich wie sie Goethe'sche Billete von zwei oder drei höchst unbedeutenden Zeilen zu langen schwärmerischen Briefen ausgesponnen, andere sicherlich ganz erfunden hat. Der Berichterstatter rühmt übrigens die englische Uebersetzung sehr: sie verdiene um so mehr Lob, da Bettina sehr confus schreibe und namentlich auch jedes Satzzeichen scheue, welches den Werth eines Komma übersteige.

Neufranzösische Lyrik.

Felix Frank, einer jener Journalisten mit deutschem Namen, wie es deren jetzt auffallend viele in Paris gibt, beurtheilt in der ersten Mailieferung der „Revue des deux mondes" unter der Ueberschrift „La poésie et les poëtes en 1863" Producte neufranzösischer Lyriker, darunter auch eine kleine Gedichtsammlung von Francis Pittié „Le roman de la vingtième année", welche zwar auch einige Originalgedichte, namentlich aber Uebersetzungen nach Uhland, Heine, Goethe, Rückert, Petöfi, Oehlenschläger und Mickiewicz enthält, welche als wohlgelungen bezeichnet werden. Alle übrigen Dichter, die Frank bespricht, werden von ihm mehr oder weniger getadelt, und aus den „Chants du foyer" von Frau Auguste Penquer folgende Stelle über den „wahren Dichter" als für die ganze Sippschaft bezeichnend hervorgehoben:

> C'est celui dont le vers est libre, audacieux,
> Sans effort et sans frein, sans travail, sans rature.

An jungen Lyrikern, welche der Ansicht sind, daß der wahre Dichter „sans effort" und „sans travail" schaffen müsse, fehlt es leider auch in Deutschland nicht. „Alles in allem genommen", bemerkt Frank, „ist der Schatz der zeitgenössischen Muse ein kärglicher. Einige glückliche Anleihen, die man bei ausländischen Dichtern macht, können im Princip unsere Poesie nicht regeneriren." Die Seele sei der Poesie ausgegangen; die Dichter aber, statt auf die wohlgemeinten Rathschläge der Kritik zu hören, lehnten sich grimmig gegen sie auf, weil dieselbe in ihnen das nicht finden wolle, was ihnen eben fehle — die Poesie. Ueberhaupt wenn man Frank's Referat liest, glaubt man einen jener summarisch aburtheilenden Berichte zu lesen, wie sie auch in deutschen Blättern bei Besprechung neuer lyrischer Waare vorkommen. Nur das eine vergißt man uns zu sagen, nämlich woher es komme, daß fast in allen Ländern über den Mangel an originellen Talenten unter dem poetischen Nachwuchs geklagt wird; man geht immer zu wenig auf die allgemeinen Ursachen dieser Erscheinung zurück. Die Zeitschrift z. B., in welcher Frank seine Klagen niedergelegt hat, vertritt die Bedürfnisse der intelligenten aristokratischen Bourgeoisie; diese jetzt den Ton angebende Menschenklasse mag im allgemeinen eine sehr respectable sein, keineswegs aber besitzt sie die Eigenschaften, unter deren erhebendem und befruchtendem Einfluß originelle, schwungvolle und begeisterungsfähige Dichter entstehen könnten. H. M.

Bibliographie.

Agricola, O., Polens Untergang und Wiederherstellung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 20 Ngr.

Baudissin, Graf A., Die Familie Burk, ihre Thaten, Träume und Gedanken. Drei Bände. Mit Porträt in Holzstock. Hannover, C. Rümpler. 8. 4 Thlr.

Horowitz, S., Das Hohe-Lied. Das älteste dramatische Gedicht aus dem Morgenlande, nach einer neuen Eintheilung des Textes metrisch übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 16. 12 Ngr.

Hug, A., Antiochia und der Aufstand des Jahres 387 n. Chr. Ein historischer Versuch. Mit 1 lithographirten Tafel. Winterthur. Gr. 8. 15 Ngr.

Jansen, A., Die Idee des Fortschrittes in der Universalgeschichte. Eine philosophisch-historische Studie. Brandenburg, Wiesike. 8. 20 Ngr.

Kingsley, H., Ravenshoe oder: Der falsche Erbe. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Maron, H., Japan und China. Reiseskizzen, entworfen während der Preußischen Expedition nach Ost-Asien. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Oelze, E., Balthasar Schuppe. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 24 Ngr.

Plath, J. H., Die Religion und der Cultus der alten Chinesen. Zwei Abtheilungen. München, Franz. 1862. Gr. 4. 3 Thlr. 14 Ngr.

Redwitz, O. v., Der Doge von Venedig. Historische Tragödie. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 26 Ngr.

Scheifele, J. G. (vulgo Jörg von Spitzispui), Gedichte in schwäbischer Mundart. 4te, verbesserte und vielfach vermehrte Auflage. Mit einer Musikbeilage und einem Anhang, enthaltend: Die Erklärung der vorkommenden Provinzialismen. Heilbronn, Claß. 16. 21 Ngr.

Weyl, J., Jurbrevier. Humoristische Vorträge für Jung und Alt. Mit Illustrationen. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 12 Ngr.

Wiese, L., Miltons verlorenes Paradies. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 16. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

NOVUM TESTAMENTUM SINAITICUM

sive Novum Testamentum cum epistula Barnabae et fragmentis Pastoris. Ex codice Sinaitico auspiciis Alexandri II. omnium Russiarum imperatoris ex tenebris protracto orbique litterarum tradito accurate descripsit

Aenotheus Fridericus Constantinus Tischendorf.

Gr. 4. Geh. Preis 6 Thlr.

Im Anschluss an die grosse Prachtausgabe des Codex Sinaiticus, die für genauere paläographische Forschungen massgebend bleibt, hat der Entdecker und Herausgeber desselben eine für den allgemeinern gelehrten Gebrauch bestimmte Handausgabe vom Neutestamentlichen Theile ausgeführt. Gemäss den Grundsätzen diplomatischer Kritik entspricht der Inhalt jeder Seite, Columne und Zeile, in üblicher griechischer Schrift gedruckt, ohne jede fremde Zuthat, genau dem Originale. Es ist damit zugleich ein Hülfsmittel zum Studium des in der grossen Ausgabe unternommenen Druckfacsimiles gegeben. Die Prolegomenen: über Entdeckung und Bearbeitung, über die paläographischen Eigenthümlichkeiten, über Abfassungszeit und Textcharakter, wurden meistentheils der grossen Ausgabe entlehnt, sowie auch, unter Verweisung auf die in der letztern unternommenen paläographischen Veranschaulichungen, der Commentar über die alten Textcorrecturen. Eine ganze Seite des Originals wurde im Facsimile beigegeben.

Die epochemachende Bedeutung der Sinaitischen Urkunde, der ältesten und zugleich der einzigen vollständigen in der Zahl aller tausendjährigen, tritt am stärksten im Neutestamentlichen Texte hervor; sie wird für jeden urtheilsfähigen Gelehrten durch das eigene Studium bestätigt werden.

Der Preis des Werks wurde zur Förderung christlicher Wissenschaft so mässig als möglich gestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Recenti Pubblicazioni
per imparare
le lingue tedesca e francese.

Ahn, F. Nuovo metodo pratico e facile per imparare **la lingua tedesca.** Colla traduzione tedesca de' temi italiani. **Corso primo.** Edizione originale. In-8. 10 Ngr.

Wild, E. Nuovo metodo pratico e facile per imparare la **lingua francese,** proposto alla gioventù italiana. In-8.
Corso primo. 2ª edizione emendata. 12 Ngr.
Corso secondo. 16 Ngr.

Valentini, Fr. Dizionario portatile italiano-tedesco. Edizione 4ª originale. In-8. Due parti. 2 Thlr. 10 Ngr., leg. 2 Thlr. 18 Ngr.
1ª **parte**: Italiano-tedesco. 1 Thlr., leg. 1 Thlr. 5 Ngr.
2ª **parte**: Tedesco-italiano. 1 Thlr. 10 Ngr., leg. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rosmarin oder die Schule des Lebens.

Roman von **Alexander Jung.**

Fünf Theile. 8. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser jetzt vollständig vorliegende neue Roman des geistvollen Schriftstellers führt uns vor, wie eine so merkwürdige Zeit als die jetzige hat werden können. Erst ist es eine Reihe der mannichfaltigsten Stadt- und Dorfgeschichten, die wir erleben; doch die Kreise erweitern sich und gewinnen mit jedem Abschnitte an Bedeutung, bis wir zuletzt auf dem Gipfel der Gegenwart stehen. Die originellsten Charaktere begegnen uns und beweisen, daß die Originale der Poesie nicht aussterben; aber auch so manches Porträt läßt uns nicht lange rathen. Ernst und Komik, Tragisches und Burleskes wechseln in buntester Scenerie miteinander ab. Salon und Taverne, Hotel und Dorfschenke, weltlicher Verein und geistliches Conventikel, Residenz und Landsitz, parlamentarische Versammlung und Stillleben erschließen sich dem Leser in lebendiger Anschauung.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Eine den Freunden ernster und sinniger Lectüre zu empfehlende geistvolle Schrift, die sich mit den Leiden und Freuden des menschlichen Lebens beschäftigt und eine „Lebenskunst" aufzustellen sucht. Der Verfasser ist „von dem innigsten Wunsche für seine Mitmenschen erfüllt, daß dasjenige, was ihm durchs Leben, und zwar ein sehr sorgen- und leidenvolles Leben, geholfen hat und noch hilft, auch andern zugute komme, damit auch sie das Leben und dessen feindliche Mächte überwinden mögen und sich die Feinde sogar in Freunde verwandeln". Das Buch wendet sich somit an dasselbe Publikum und gehört zu derselben Gattung wie Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin" und Ernst von Feuchtersleben's „Diätetik der Seele".

Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste. 8. 20 Ngr.

Eine allen Freunden des Gutzkow'schen Romans zu empfehlende Schrift über die Bedeutung, die Charaktere und die wahre Tendenz dieses Werks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Dies allgemein bekannte und bewährte Universal-Lexikon für den Handgebrauch erscheint gegenwärtig in zweiter, vielfach verbesserter und bis auf die neueste Zeit fortgeführter Auflage in Lieferungen zu 5 Ngr., wodurch zu dessen allmählicher Anschaffung Gelegenheit geboten ist.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Preis des Heftes 5 Ngr., des Bandes geheftet 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden 1 Thlr. 27½ Ngr.

☛ Was über 40 Hefte erscheint, wird an die Subscribenten gratis geliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 11. Juni 1863.

Weibliche Autoren.

Es liegen uns wieder dreizehn verschiedene Arbeiten von neun Schriftstellerinnen, zusammen 16 Bände füllend, zur Beurtheilung vor. Im allgemeinen gehören sie wieder denselben Literaturgebieten, der Kategorie der Memoiren, der Romane und Novellen und der Erziehungsschriften an; jedoch ist die letztgenannte Gattung diesmal weit stärker und nicht blos durch Schriften in erzählender, sondern auch durch solche in reflectirender und theoretisirender Form vertreten, ja sogar in fast auffälligem Verhältniß: denn unter jenen dreizehn Arbeiten sind nicht weniger als fünf, welche sich die Erziehung, Bildung und Veredlung des weiblichen Geschlechts zur eigentlichen Aufgabe gemacht haben. Mir scheint, daß man nicht Ursache hat, mit dieser Richtung unzufrieden zu sein. Durchschnittlich werden Frauen in der Niederlegung ihrer Beobachtungen und Gedanken über die Erziehung ihres Geschlechts Besseres leisten als in der Ausarbeitung wirklicher Dicht- und Kunstwerke, theils weil sie dabei weniger an eine strenge Innehaltung künstlerischer Formen gebunden sind, theils weil sie Gelegenheit haben, gerade auf diesem Felde besonders reiche Erfahrungen zu sammeln, ja schon von der Natur mit einem natürlichen Trieb und Takt zum Erziehen ausgestattet sind. Dann ist es jedenfalls auch erfreulich, daß sie sich von der Ausmalung oft unwahrer und nebelhafter Phantasiebilder lieber der Gestaltung des wirklichen Lebens zuwenden, daß sie mit ihren Talenten nicht blos flüchtig unterhalten, sondern dauernd nützen wollen, und namentlich auf ihre Selbsterkenntniß und Selbstvervollkommnung mit besonderm Eifer bedacht sind.

Freilich könnte man aus der großen Anzahl von Werken, durch welche sich die Frauen selbst die Besserung und Bildung ihres Geschlechts angelegen sein lassen, den Schluß ziehen, als müßte es unter ihnen mit echter Sitte und Humanität nicht zum besten stehen und ihnen mehr als dem starken Geschlecht eine Correction und Reformation noth thun. Allein hierüber werden wir durch eine ihrer namhaftesten Repräsentantinnen vollständig beruhigt, indem Ottilie Wildermuth in der Vorrede, die sie für eine dieser Schriften geschrieben hat, mit Beziehung auf diese Besorgniß ausdrücklich sagt:

> Daß uns Frauen so viel gepredigt wird, daß wir uns so gern predigen lassen, beweist keineswegs, daß wir es mehr nöthig haben als die Männer, sondern nur, daß wir demüthige, lernbegierige Geschöpfe sind, stets bemüht, uns zu erziehen und weiter zu bilden, während die Herren der Schöpfung sich, wenn nicht für vollkommen, so doch für „gerade recht" halten, oder doch, wo dies nicht der Fall ist, alles, was ihnen etwa gesagt werden könnte, bereits vortrefflich wissen.

Natürlich nehmen wir aus dem Munde einer Ottilie Wildermuth die Versicherung von der Lernbegierigkeit und Demuth des weiblichen Geschlechts gern auf Treu und Glauben hin, und wünschen nur, daß ihm die vielen guten Lehren und Vorschriften, die ihm in diesen Büchern geboten werden, nicht blos Gegenstände einer flüchtigen Kenntnißnahme, sondern auch Impulse für sein Thun und Handeln sein mögen. Mit diesem Wunsche wenden wir uns unmittelbar zur Besprechung der einzelnen Gaben, indem wir angemessenerweise mit den Arbeiten derjenigen Frau beginnen, die den empfänglichen Leserinnen in ihrem Leben nicht nur die beste Lehre, sondern auch das nacheiferungswertheste Vorbild, und Männern wie Frauen ein ebenso gehaltvolles wie anmuthreiches Werk bietet.

1. Meine Lebensgeschichte. Von Fanny Lewald. Dritte Abtheilung: Befreiung und Wanderleben. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1862. 8. 3 Thlr.
2. Gesammelte Novellen. Von Fanny Lewald. Erster und zweiter Theil. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 2 Thlr.

Das Bild geistiger Bedeutung und sittlicher Kraft, welches wir von Fanny Lewald schon durch die beiden ersten Abtheilungen ihrer Lebensgeschichte empfangen haben, tritt uns in dieser dritten Abtheilung noch wesentlich geklärter und durchgebildeter entgegen, und auch in Betreff dessen, was das Buch an allgemeinen Betrachtungen, sowie an Mittheilungen über Zeitgenossen und Zeitverhältnisse enthält, ist es in den vorliegenden zwei Theilen womöglich noch reichhaltiger und interessanter als in den vier vorangegangenen. Natürlich geht es in denselben nicht ganz so frühlingsduftig wie im „Vaterhause" und

nicht ganz so sommerschwül wie in den „Leidensjahren“ her, aber dafür weht uns aus ihnen von Seite zu Seite mehr jene belebende Frische und Heiterkeit des Herbstes entgegen, in der die Empfindungen reifen wie die Früchte und das Bewußtsein sich klärt und vertieft wie der Himmel.

Ihrem Inhalt nach umfaßt diese Abtheilung die Zeit vom Juli 1840 bis gegen den Herbst 1845 — eine kurze, aber für die Verfasserin eine ungemein wichtige und bedeutungsvolle Zeit, denn sie schuf darin ihre ersten größern und selbständig erschienenen Werke: „Clementine“ und „Jenny“, die ihr, obschon sie anonym erschienen waren, rasch einen geachteten Namen verschafften, und gründete sich dadurch eine selbständige Existenz — selbständig in zwiefachem Sinne des Worts: einerseits durch Beschaffung der Existenzmittel aus eigenen Kräften, andererseits durch Losreißung von den die weibliche Freiheit beschränkenden Vorurtheilen. Außerdem war diese Zeit für sie noch darum von außerordentlicher Bedeutung, weil sie in derselben durch ihren wechselnden Aufenthalt in Königsberg, Breslau, Teplitz, Franzensbad und vorzugsweise zu Berlin, sowie durch den Antritt ihrer italienischen Reise eine erweiterte und bereicherte Weltanschauung gewann und mit einer großen Anzahl berühmter und interessanter Persönlichkeiten in mehr oder minder nahe Beziehung trat. Endlich umfaßt der genannte Zeitraum auch mehrere auf ihr Leben und Streben tief einwirkende Erlebnisse im Bereich des Familienlebens, z. B. den Tod ihrer Mutter, die Schicksale ihres in Rußland lebenden Bruders Moritz, Veränderungen im Kreise ihrer breslauer Verwandten, ihr Wiederzusammentreffen und Freundschaftsbündniß mit dem von ihr geliebten Heinrich Simon und ihr letztes Zusammensein mit ihrem bedenklich alternden Vater. Alle diese Verhältnisse und Entwickelungsmomente weiß sie uns mit derselben Anschaulichkeit, durchgeistigten Gegenständlichkeit und Wahrheit vorzuführen, die schon den frühern Bänden zur Auszeichnung dienen, die Darstellung ist überall von derselben Einfachheit und Ungesuchtheit, und so hält sich in jeder Beziehung das nun schon zu sechs Theilen angewachsene Werk auf derselben Höhe, auf der es sich in den vorangegangenen Abschnitten bewegte.

Auf die allgemeinste Theilnahme haben jedenfalls die ihm einverwebten, mehr oder minder ausgeführten Charakteristiken der mit der Verfasserin in Beziehung getretenen Persönlichkeiten zu zählen. Die Zahl der männlichen und weiblichen Zeitgenossen, über welche der Leser in diesen zwei Bänden theils treffende Schilderungen, theils kennzeichnende Mittheilungen finden wird, ist sehr beträchtlich. Aus den königsberger Kreisen begegnen ihm unter anderm Dr. Jacoby, Ludwig Crelinger, Oberlehrer Witt, Karl Rosenkranz, Dr. Rupp, Ludwig Walesrode, Polizeipräsident Abegg u. s. w.; aus den berliner Cirkeln die Hofräthin Herz, Sara Levy, Wilibald Alexis, Karoline von Woltmann, Varnhagen von Ense, Theodor Mundt und dessen Gattin Luise Mühlbach, Therese von Bacharacht, Theodor Mügge, Dr. Julius Waldeck, Elise von Ahlefeldt, Berthold Auerbach u. s. w., und aus andern Gegenden Georg Herwegh, Franz Liszt, Moritz Hartmann, August Lewald, Sabine Heinefetter, Justinus Kerner u. s. w. Alles, was die Verfasserin über diese Personen sagt, trägt entschieden das Gepräge der Wahrheit ohne Rücksichtslosigkeit und der Liebe ohne Schmeichelei. Sie hält sich dabei fast ausschließlich an die persönlichen und socialen Eigenschaften derselben. Eine Beurtheilung ihrer schriftstellerischen Leistungen erlaubt sie sich nur insoweit, als es zur Charakteristik der Individualität unvermeidlich ist. Bei dem Aufsehen, das in jüngster Zeit Varnhagen's Mittheilungen über andere gemacht haben, wird es unsern Lesern nicht uninteressant sein, zu hören, was Fanny Lewald über ihn sagt, und wir theilen daher zur Probe ihre Schilderung seines Erscheinens im Cirkel des Fräulein von Solmar mit. Sie schreibt:

> Kurz vor 8 Uhr oder doch nur wenig später pflegte sich regelmäßig die breite einflügelige Thür des nicht eben hohen Salons zu öffnen, und es trat dann raschen Schritts ein Mann von etwa sechzig Jahren ein. Er trug einen schwarzen Oberrock, den Stern eines Ordens an breitem Bande um den Hals, den Hut und den Rohrstock mit goldenem Knopfe in der Hand. Leichten und leisen Ganges sah man ihn, freundlich grüßend, sich nach dem wunderlichen dreieckigen Lehnstuhl an Fräulein Solmar's Seite begeben, und während er ihr den guten Abend bot, die Zeitungen, welche er ihr alltäglich mitzubringen pflegte, vor sie auf den Tisch legen. Das war der Geheimrath Varnhagen von Ense. Kaum daß er sich niedergelassen hatte, so wendete er sich der Unterhaltung zu, und es war dann ein Vergnügen, das feine, bewegte Mienenspiel seines Antlitzes zu betrachten. Sein Gesicht war rund und hatte in den Formen und Farben viel Jugendliches behalten, auch das volle graue Haar hatte noch ein leichtes Gelock, sodaß man es sich ohne Mühe vorstellen konnte, welch hübscher junger Mann, welch eleganter Offizier er gewesen, und wie gefällig seine Erscheinung sich auf dem Parquet des diplomatischen Salons dargestellt haben mußte, da sie noch in späten Jahren so viel Anmuth besaß. Er trug eine Brille mit sehr großen Gläsern, hatte aber weder das Ansehen noch die Manieren eines Kurzsichtigen. Seine Bewegungen waren durchaus frei, und obschon er auch im Sitzen bisweilen lange den Stock in der Hand behielt, war seine Gesticulation für einen Deutschen ungewöhnlich lebhaft, denn er pflegte seine Worte, mehr als es im allgemeinen unter uns geschieht, durch Bewegung des Kopfs und der wohlgeformten und gepflegten Hände zu begleiten.

Im Gespräch mit der Verfasserin lobte er deren Schreibweise und empfahl ihr dringend, nie die Sorgfalt auf den Stil aus den Augen zu setzen. Er sagte:

> Wer sich formell zum correcten und edeln Ausdruck seiner Gedanken gewöhnt, corrigirt und veredelt damit sein Denken. Es ist sehr schwer, in einem durchsichtigen und klaren Stil etwas Unklares und Thörichtes auszusprechen, und ist irgendwo die Wechselwirkung auffallend, so ist es die zwischen Ausdruck und Gedanke.

Noch interessanter, jedoch für die Mittheilung zu lang ist die Beschreibung eines Besuchs bei ihm. Später kam Fanny Lewald öfter mit ihm zusammen, behielt aber immer eine gewisse Befangenheit ihm gegenüber, aus Scheu vor der sarkastischen Seite seiner Natur. Sie schreibt:

> Denn wie sich in seinem Gesichte und in den feinen Zügen um seinen Mund, neben dem Ausdruck geistvoller Güte, leicht ein Lächeln des Spottes kund gab, so mischte sich in die Worte

seines Antheils oft eine gewisse satirische Wendung, die mich unsicher machte; und selbst die Duldsamkeit und Nachsicht gegen Irrthümer und Schwächen, welche er in vielen Fällen bewies, in denen die Strenge meiner Unerfahrenheit eine entschiedene Misbilligung oder einen harten Tadel von ihm zu hören begehrte, machte mich dann nur unsicherer, scheuer und unselbständiger.

Ueber seine Art zu sprechen, sagt sie unter anderm:

Man kann nicht sagen, er sprach wie er schrieb; denn er sprach hinreißender als er schrieb. Er war im Sprechen energisch, bestimmt, und wenn er sich der Personen, zu denen er redete, versichert hielt, fast rücksichtslos in der Kraft seines mündlichen Ausdrucks. Er umschrieb, er verhüllte dann nichts, er nannte die Dinge bei ihrem Namen; und ich habe oftmals, wenn ich in spätern Jahren ihn als Begleiterin meines Mannes besuchte, mit dem er durch ein langjähriges Vertrauen verbunden war, bei ihren lebhaften Gesprächen ihm mit wahrer Bewunderung zugehört, und mir dabei gedacht, wie belebend Varnhagen's Vortrag für ein Auditorium und welch ein Lehrer und Redner er auf dem Katheder gewesen sein würde.

Gleichzeitig mit der dritten Abtheilung ihrer „Lebensgeschichte", womit nach einer Ankündigung des Verlegers dieses Werk vorläufig geschlossen werden soll, beschenkt Fanny Lewald ihre Freunde mit den zwei ersten Theilen ihrer „Gesammelten Novellen". Die erste derselben führt den Titel: „Der dritte Stand", und bewegt sich demgemäß um den Gedanken, daß dieser Stand durch die in ihm herrschende Arbeitsamkeit und Richtung auf das Solide, sowie durch seine Bedeutung für den Staat und die nationale Wohlfahrt im höchsten Grade respectabel und den sogenannten höhern Ständen vollkommen ebenbürtig ist. Die Erfindung der Fabel, daß der gebildete Sohn eines Kattunfabrikanten, der sich aus Liebe zur Selbständigkeit von der begonnenen Staatsdienstcarrière in das Geschäft seines Vaters zurückgezogen hat, Liebe zu einem adelichen Fräulein gewinnt, Gegenliebe findet, aber trotzdem und trotz andern ihm günstigen Verhältnissen harte Kämpfe mit den aristokratischen Vorurtheilen zu bestehen hat, ehe er schließlich zum Ziel seiner Wünsche gelangt, ist in ihrer Allgemeinheit nicht gerade neu und für den Standpunkt, zu welchem sich der dritte Stand während der letzten Decennien emporgeschwungen hat, auch nicht mehr ganz angemessen; aber in der Ausführung des einzelnen, namentlich in der Charakteristik und Zusammenstellung der in die Geschichte verwebten Figuren, in den Schilderungen des industriellen Treibens und bürgerlichen Familienlebens, und in den reichhaltigen Gesprächen über politische und sociale Verhältnisse, über Literatur und Kunst u. s. w. bietet er sehr viel Schönes und Wahres, ist dabei leicht und frisch geschrieben, erweckt Theilnahme und Spannung und hinterläßt einen vorherrschend befriedigenden Gesammteindruck. Ist auch der dritte Stand darin mit besonderer Vorliebe behandelt, so übt doch die Verfasserin auch gegen die übrigen Stände volle Gerechtigkeit. Wie sie an jenem die Mängel und Schwächen nicht verschweigt, so hebt sie an den übrigen auch die Vorzüge und Lichtseiten gebührend hervor. Namentlich können sich der Adels- und Gelehrtenstand über die Vertreter, welche sie hier gefunden haben, nicht beklagen. Dagegen ist die Kunst ein wenig schlecht weggekommen. Dem faden Dilettanten Herthal, der seine Geliebte „als Seele malt, die von unwürdigen Fesseln an die Erde gekettet wird", hätte wol ein echter Künstler gegenübergestellt werden können.

Ueber die Entstehung dieser Novelle gibt die Verfasserin in den oben besprochenen Theilen ihrer „Lebensgeschichte" interessante Mittheilungen. Sie hat dieselbe zuerst im Jahre 1843 für den unter den besondern Auspicien des Königs Friedrich Wilhelm IV. erscheinenden genealogischen Kalender, auf Tieck's Empfehlung hiermit beauftragt, geschrieben und vor und nach dem Druck mit der Angst des Verlegers und der Censurbehörden wegen einiger allzu socialistischen Stellen viel zu kämpfen gehabt, endlich aber doch den vollständigen Abdruck derselben mit dem sie schwer ärgernden Bemerken, daß man die Angelegenheit nicht weiter verfolgen wolle, weil die Novelle „von einer Frau" geschrieben sei, erreicht.

Nicht in demselben Maße hat uns die zweite Novelle „Ein armes Mädchen" befriedigt. Der Eingang derselben ist äußerst pikant und spannend. Ein junges, noch nicht ganz erwachsenes Mädchen, das einen harfespielenden Invaliden herumführt, erweckt die Sympathie eines jungen adelichen Offiziers und dieser faßt in Gegenwart von andern Offizieren den Entschluß, sie bei einem befreundeten Pfarrer erziehen zu lassen. Seinen Kameraden gefällt der Gedanke und sie erklären, mit ihm gemeinschaftlich die Kosten tragen zu wollen. So erhält Martha eine Anzahl übermüthiger, zum Theil auch frivoler junger Männer zu Pflegevätern. Sie wird sehr schön, erhält zugleich eine treffliche Bildung, und Ludwig, ihr erster Protector, faßt eine ernstliche Neigung für sie, während seine Kameraden allerhand minder ehrbare Plane mit ihr vorhaben, sodaß er große Noth hat, sie vor diesen, die ein gleiches Recht wie er an sie haben, zu schützen.

Bis hierher ist die Geschichte trefflich angelegt und ausgemalt. Man hat nicht nur eine spannende Verwickelung, sondern auch eine sehr interessante psychologische Frage vor sich. Dagegen bleibt die zweite Hälfte merklich hinter den angeregten Erwartungen zurück. Die Sache nimmt plötzlich eine für den Anfang viel zu ernste und unheilvolle Wendung, für die man nicht in die rechte Stimmung zu kommen vermag, und, was noch schlimmer ist, statt Ludwig vorzugsweise mit seinen leichtfertigen Kameraden in Conflict zu bringen und daraus einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang abzuleiten, läßt sie seine Plane plötzlich an ganz andern Mächten scheitern, die sie, wie in der modernen Schicksalstragödie, aus dem schuld- und verhängnißschwangern Schos seiner Familie heraufbeschwört. Wir zweifeln nicht, daß den das Romantische und Mysteriöse liebenden Lesern gerade diese Partien ganz besonders gefallen dürften; wir aber bekennen offen, daß wir Fanny Lewald lieber in der lichten Sphäre einer nach den Gesetzen der Vernunft und Natur fortschreitenden Entwickelung, als in dem dunkeln Gebiet des Fanatismus und grausiger Enthüllungen begegnen.

3. Karl Gustorf. Historischer Roman aus dem Leben eines deutschen Demagogen von Fanny Arndt. Zwei Bände. Berlin, Foerster. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Werthvollste an diesem Romane sind die demselben einverwebten historischen Excurse, welche uns die Verfasserin als eine gebildete, mit der Geschichte der Neuzeit wohl vertraute und für populäre Nacherzählung derselben gut begabte Frau erkennen lassen. Das Buch ist an solchen sehr reich. Der Leser findet darin mehr oder minder detaillirte Mittheilungen über die ersten Jahre der Befreiungskriege, über die Tendenzen und Bewegungen der deutschen Burschenschaften, über die Verfolgungen der demagogischen Umtriebe, über die Gewebe der damaligen Diplomatie und Metternich'schen Politik, über die Kaiserin Marie Luise und den Herzog von Reichsstadt, über die Regierung Ludwig's XVIII., über Lord Castlereagh, über das damalige Leben zu Berlin und Wien, Paris und London, über die Geschichte von Neapel und Sicilien, besonders über die Bewegungen vor und während der sicilischen Revolution im Jahre 1837, über die Geschichte Corsicas und die Sitten seiner Bewohner, über Kindheit und Jugend Napoleon's u. s. w. Mit der Motivirung und Einführung derartiger Auseinandersetzungen und Schilderungen nimmt es die Verfasserin nicht eben genau. Es genügt ihr, ihren Helden zu seiner Ausbildung Reisen nach Wien, Paris und London machen zu lassen, um daran die zuerst genannten ihrer Exposés anzuschließen; und darin, daß die eine ihrer Heldinnen Maitresse des Königs von Neapel wird, findet sie einen ausreichenden Grund, uns einen Ueberblick über die ganze Geschichte Neapels und Siciliens von den Zeiten Roger's bis auf die Gegenwart zu bieten.

Schon hieraus ergibt sich, daß es die Verfasserin mit der Innehaltung der künstlerischen Form nicht streng genommen hat. Aber auch abgesehen von der äußerst lockern Ineinanderverarbeitung der geschichtlichen und poetischen Bestandtheile dieser Erzählung läßt der eigentliche romanhafte Bestandtheil sehr viel zu wünschen und noch mehr wegzuwünschen übrig. Das wirklich Factische in demselben ist sehr dürftig und durchsichtig. Es beschränkt sich darauf, daß sich Karl Gustorf auf den Wunsch seines Vaters mit seiner trefflichen Cousine Helene verlobt, sich aber dann in Wien in die reizende, aber leichtfertige Martha verliebt, sich mit dieser verheirathet, aber während einer längern Gefangenschaft von ihr auf ihren Betrieb wieder geschieden wird, und nun doch noch durch Verbindung mit Helene das wahre eheliche Glück kennen lernt, während Martha, nachdem sie auch ihrem zweiten Mann die Treue gebrochen und sich zur Maitresse des Königs von Neapel erniedrigt hat, elendiglich zu Grunde geht. Je beschränkter die Anlage, um so maßloser und breiter ist die Ausführung dieser Geschichte. In der Ausmalung der Situationen und Gemüthszustände kann sich die Verfasserin gar nicht genug thun. Ihre derartigen Entwickelungen sind aber um so ermüdender, als sie eigentlich nur enthalten, was sich von selbst versteht, und gänzlich jener belebenden und fesselnden Züge ermangeln, zu deren Beobachtung eben der Leser des vermittelnden Auges des Dichters bedarf; und noch ungenießbarer werden sie dadurch, daß sich die Verfasserin bei denselben oft mehrmals im Kreise herumbewegt und mit unerschöpflicher Redseligkeit, ohne einen bestimmten Gedankenfortschritt innezuhalten, wieder und wieder schildert, was sie wenige Seiten vorher schon allzu ausführlich ausgemalt hat. Man müßte ihre Kunst, den Leser auf einem kleinen Raume einen großen Spaziergang machen zu lassen, bewundern, wenn man nicht allzu rasch bemerkte, daß man wer weiß wie oft an denselben Anschauungen vorübergeführt wird.

Am interessantesten sind noch diejenigen Partien, in denen sie Martha's Leben und Treiben in Neapel schildert; namentlich ist in ihnen die Scenerie der Natur und des Volkslebens mit frischern Farben ausgemalt. Im ganzen aber hat sie auch aus Martha das reizende Geschöpf nicht zu machen verstanden, als das wir uns dieselbe denken sollen. Im Gegentheil, sie erscheint inmitten ihrer Leichtfertigkeit und Frivolität fast nicht weniger langweilig als die tugendsame, larmoyante Helene; man kann also der Verfasserin wenigstens nicht den Vorwurf machen, daß sie das Laster mit glänzendern Farben als die Tugend ausgestattet habe. Ihr Stil ist, abgesehen von seiner Breite, leicht und fließend, ohne in die abgebrauchten Romanphrasen zu verfallen.

4. Novellen und Erzählungen von Hedwig Wolf (Luise Thal). Paderborn, Schöningh. 1861. 8. 25 Ngr.

Die erste dieser vier Novellen ist die längste, aber auch die langweiligste; erschreckend leer an gesundem Unterhaltungsstoff, aber übervoll an krankhaften und larmoyanten Empfindungen. Schlimm genug, wenn sich in der wirklichen Welt das Leben mancher Menschen so bleich und schwindsüchtig, wie das der Träger dieser Geschichte hinschleppt; dort müssen wir es leider Gottes ertragen. Die Kunst aber hat etwas anderes zu thun, als solche Misère ohne jedwede Erquickung und Erhebung zu vervielfältigen!

Auch die drei folgenden Novellen sind zum große Theil allzu weichliche Krankheitsgeschichten, aber doch bieten sie mehr stoffliches Interesse und zeugen von eine verständigern Anlage. Wie sie von der Verfasserin i derselben Reihenfolge, in der sie hier zusammengestell geschrieben sind, bekunden sie einen gleichmäßigen For schritt zum Bessern. Jedenfalls ist die letzte die inte essanteste und lebendigste. Sie behandelt die Liebes- un Ehestandsgeschichte eines Componisten und einer Sängeri Der erstere fordert aus Vorurtheil und Eifersucht vo der letztern den Rücktritt vom Theater; sie opfert ih aus Liebe die begonnene Ruhmesbahn; er aber macht m einer von ihm componirten Oper Fiasco, geräth da über in große Noth, ja vorübergehend in Delirium; aber hält treu bei ihm aus, und er muß zuletzt fr sein, daß sie ihn durch ihr Wiederauftreten mitsam seiner Oper wieder zu Ehren bringt. Mehrere Scen darin sind ganz lebenswahr geschildert; aber die dem Ga zen zum Grunde liegende Supposition, daß ein Compo hartnäckig die unberechenbaren Vortheile von sich st die ihm der Besitz einer Gemahlin, die zugleich ac Sängerin ist, verspricht, hat die Verfasserin nicht glaublich zu machen verstanden.

5. Harriet Wilson. Originalroman von Amely Bölte. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es freut uns, über diese Arbeit Amely Bölte's ein entschieden günstigeres Urtheil fällen zu können, als über ihren biographischen Roman „Winckelmann", das wir in Nr. 42 d. Bl. f. 1862 gefällt haben. Sie bewegt sich hier offenbar auf einem ihrem Talent näher liegenden Gebiete, wie denn überhaupt die Frauen für unmittelbare Lebensbeobachtung besser begabt sind als für eine Reconstruction der Vergangenheit.

Der vorliegende Roman ist die Geschichte einer jungen Engländerin, die durch häusliche Verhältnisse in die Lage gebracht wird, nach Dresden zu gehen und hier im Hause eines Generals die Stelle einer Lehrerin der englischen Sprache zu übernehmen. Ihr Eintritt in dasselbe und ihr Empfang durch die gnädige Frau ist trefflich geschildert, und die Verpflichtung, welche man ihr auflegt, außer der erwachsenen Tochter zugleich einen erwachsenen, bereits zum Lieutenant avancirten Sohn in ihre Schule zu nehmen, verspricht von vornherein eine sehr spannende und pikante Verwickelung. Diese Aussicht steigert sich noch, als auch andere junge Offiziere Lust bekommen, Schüler einer so schönen Lehrerin zu werden und einer derselben rücksichtslos genug ist, sich behufs der Erreichung seines Ziels wirkliche Avancen gegen sie zu erlauben. Die Zeichnung dieser Ritter modernen Frauendienstes, besonders in der auf der Brühl'schen Terrasse spielenden Scene, ist ebenso wahr wie ergötzlich; und nicht minder ist der Verfasserin die Charakteristik des alten, Gutherzigkeit mit Humor vereinigenden Generals, seiner nach Männern für ihre Tochter angelnden Gemahlin und des Gänschens von Tochter selbst, sowie auch die Schilderung des im Hause des Generals herrschenden Lebens und Treibens gelungen. Weniger hat uns die Fortführung der Geschichte als solcher befriedigt. Die Fäden verwickeln sich nicht in so pikanter Weise als der Anfang verspricht. Zwischen Robert und Harriet entwickelt sich allerdings eine Liebe, aber statt das Entstehen und Wachsen derselben anschaulich und lebendig in Scene zu setzen, verlegt sie es fast gänzlich hinter die Coulissen und zieht dafür eine abenteuerliche Liebelei Clotildens in den Vordergrund, die nur als Nebensache behandelt werden durfte. Auch die zur Katastrophe benutzten Ereignisse — Robert's Duell wegen einer Spielschuld, seine Flucht und seines Vaters Schlagfluß — fallen mehr willkürlich in die Geschichte hinein, als daß sie sich organisch aus ihrer ursprünglichen Anlage entfalteten. Daher bleibt die Wirkung der zweiten Hälfte hinter der der ersten zurück. Inzwischen fehlt es auch in ihr nicht an interessanten Scenen und namentlich durch den Schluß werden sich die Leserinnen befriedigt fühlen.

6. Das Haus auf dem Felsen. Von der Verfasserin von „Eine Falle, um einen Sonnenstrahl zu fangen", „Ankunft zu Hause", „Nur" u. s. w. Frei nach dem Englischen von F. T. Berlin, F. Schulze. 1862. 16. 12½ Ngr.

Anlage, Inhalt und Schreibart dieser kleinen Novelle sind entschieden die einer moralischen Tendenzerzählung. Mabel ist die wunderschöne Tochter eines sehr armen Fischers, John Raby, der mit seinem alten Jugendfreunde Mathias in einem kleinen Hause auf einem Felsen am Meeresstrande wohnt. Sie erwirbt sich durch ihre Schönheit und Lieblichkeit die Gunst einer dort das Seebad gebrauchenden vornehmen Familie, worüber Mathias höchst unzufrieden ist, weil er einst von dem Sohne seines ehemaligen Dienstherrn eine schmachvolle Kränkung erfahren hat und seitdem jede nähere Beziehung zwischen Höhern und Niedern als ein Unglück ansieht. Seine Furcht scheint sich auch wirklich zu bestätigen; denn eines Tags ist Mabel mit jener Familie verschwunden und es sind starke Anzeichen dafür vorhanden, daß sie den Verlockungen eines zu jener Familie gehörigen jungen Mannes gefolgt ist. Ihr Vater macht sich auf, sie zu suchen, um sie womöglich dem Verderben noch zu entreißen. Inzwischen erfährt der Leser, daß es nicht so schlimm steht. Die vornehmen jungen Damen haben sie gewissermaßen als eine Art Spielzeug mit sich genommen, und jener junge Mann nimmt an ihrer Schönheit nur insoweit Interesse, als er sie zum Modell für seine malerischen Compositionen benutzt. Sie selbst ist nur mitgegangen, um durch den Lohn, den sie in ihrer neuern Stellung empfängt, ihren Vater besser unterstützen zu können. In diesen Verhältnissen, in denen sie nicht nur sehr freundlich behandelt, sondern auch mit einer höhern Bildung ausgestattet wird, lernt sie Arthur, ein junger Bildhauer, Sohn eines vornehmen Mannes, kennen und entbrennt in Liebe für sie, die im stillen auch von ihr erwidert wird. Ehe es aber zwischen ihnen zu weiterer Annäherung kommt, wird sie von ihrem Vater aufgefunden und durch diesen veranlaßt, mit ihm in ihre ärmlichen Verhältnisse zurückzukehren. Später, nachdem ihr Vater bereits gestorben und sie nur noch mit dem alten Mathias zusammenlebt, findet sie Arthur, der seinen Vater in das Seebad begleitet hat, in ihrer Heimat wieder, bewirbt sich aufs neue um ihre Liebe und denkt ernstlich an eine Verbindung mit ihr. Sein Vater, in welchem Mathias denjenigen wieder erkennt, von dem er einst in seiner Jugend die entehrende Kränkung erfahren, will zwar anfangs nichts davon wissen, gibt aber doch endlich seine Einwilligung. Arthur glaubt am Ziel seiner Wünsche zu sein; aber da scheitern seine Hoffnungen an dem Widerstand der Geliebten, die mit Festigkeit bei der Ansicht beharrt, daß Arthur durch diese Verbindung nur unglücklich werden würde und daher ihre eigene Liebe bekämpft. Dies erweist sich denn auch durch den Erfolg als das Richtige. Sie findet ihr Lebensglück in der Thätigkeit einer Lehrerin, und Arthur in seiner Kunst und einer später von ihm geschlossenen standesgemäßen Ehe.

Darstellungsform und Ausführung der Einzelheiten sind nicht ohne poetischen Reiz und gemüthansprechende Eigenschaften, aber die Wirkung des Ganzen erleidet dadurch einen Abbruch, daß man sich mit der die Erzählung durchziehenden Tendenz nicht zu befreunden vermag. Daß die Aufrechterhaltung der Standesunterschiede eine Pflicht sei, der man unter allen Umständen die natürlichen Gefühle unterordnen und opfern müsse, ist ein Satz,

der sich überhaupt nicht, am wenigsten aber durch einen einzelnen Fall erweisen läßt. In der Form, in welcher er hier durchgeführt ist, verletzt er außerdem noch dadurch, daß schließlich gerade diejenigen Personen recht behalten, mit denen man am wenigsten zu sympathisiren vermag, und daß die Verfasserin die Herbigkeit ihrer aristokratischen Moral in nicht gerade wohlthuender Weise durch einen Ueberguß von Frömmigkeit und Volksthümlichkeit zu versüßen sucht.

7. Aus dem Institut ins Leben oder Mädchenträume und Wirklichkeit. Von einer Pensionärin des großherzoglichen Instituts in Manheim. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1861. 8. 21 Ngr.

Diese Erzählung enthält die Geschichte dreier junger Mädchen, welche gleichzeitig aus dem Institut ins Leben getreten sind. Betty ist eine Zeit lang den Versuchungen des großstädtischen Salonlebens ausgesetzt, Elisabeth wird durch die Verhältnisse genöthigt, die Laufbahn einer Sängerin zu betreten, beide aber arbeiten sich vermöge des echt religiösen und sittlichen Sinnes, das sie aus dem Institut mit ins Leben hinübergenommen und unter dem thätigen Beistande ihrer gemeinsamen Freundin Anna, die sich von Anfang an dem Beruf einer Barmherzigen Schwester, einer überall segensreich eingreifenden Helferin gewidmet hat, glücklich durch die Gefahren des Glücks und Unglücks hindurch und haben sich zuletzt des realen Lebensgenusses, den Liebe und Ehe gewähren, im vollsten Maße zu erfreuen. Anna muß zwar auf diese Genüsse verzichten, aber sie erntet dafür die ideale Seligkeit, die schon in der Bibel als das bessere Theil bezeichnet ist.

Man erkennt hieraus, daß das Buch hauptsächlich auf Förderung christlicher Frömmigkeit und Nächstenliebe angelegt ist. Es ist als solches, wie es bei derartigen Arbeiten häufig der Fall ist, ein wenig langweilig und weichlich; aber zu loben ist, daß die Frömmigkeit, welche hier gepredigt wird, keine allzu ascetische und überirdische ist, sondern auch den profanen Lebensmächten, z. B. der Kunst und Wissenschaft, ihre Berechtigung zugesteht.

Dieser Erzählung sind noch „Sechs Bilder aus dem Institutsleben" angehängt, die sich im ganzen vor jener durch größere Frische und Unmittelbarkeit hervorthun.

8. In stillen Stunden. Gedanken einer Frau über die höchsten Wahrheiten des Menschendaseins von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Berlin, Schotte und Comp. 1861. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

9. Frauenleben. Goldene Stufen auf dem Wege des Weibes zu Gott. Von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Berlin, Schotte und Comp. 1861. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

10. Gesammelte Früchte aus dem Garten des Lebens. Von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Danzig, Kafemann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Drei belehrende Schriften von einer und derselben weiblichen Hand auf einmal ist des Guten fast zu viel; inzwischen können wir doch nicht leugnen, daß wir dieselben — besonders die beiden ersten — im ganzen mit Interesse und Zustimmung gelesen haben. Die Verfasserin erweist sich darin nicht nur als eine vielseitig unterrichtete und denkende, sondern auch als eine praktisch-tüchtige, durch das Leben geschulte und im Kern gesunde Frau, aus deren Munde man auch alte Wahrheiten gern aufs neue hört, weil sie die meisten derselben nicht blos nachspricht, sondern durch eigene Erfahrungen gewonnen hat und durchschnittlich einfach, naturgemäß und in wohlgemeinter Absicht vorträgt. Die erste derselben ist vorherrschend theoretisch, die zweite praktisch; jene für Belehrung und Aufklärung, diese für Erziehung und Schulung des weiblichen Geschlechts bestimmt. Die dritte ist gemischten Inhalts und enthält theils Aufsätze, die den beiden ersten Schriften zur Ergänzung dienen, theils Mittheilungen aus dem eigenen Leben.

In den „Stillen Stunden" entfaltet die Verfasserin nach und nach ihre Gedanken über Glauben und Wissen, Gott und Welt, Natur und Geist, Leben und Tod und zuletzt in ausführlicherer Weise über Geschichte und Bedeutung des Christenthums. Aufschlüsse von wissenschaftlicher Bedeutung darf man natürlich nicht darin suchen. Auf eine untersuchende Erörterung der Fragen, welche seit Jahrhunderten die Welt entzweit und das menschliche Denken in Bewegung gesetzt haben, läßt sie sich gar nicht ein, sondern begnügt sich, ihre Ansichten ebenso harmlos und scrupellos mitzutheilen, als sie dieselben wahrscheinlich in sich aufgenommen hat. Aber man muß ihr nachrühmen, daß sie fast durchweg mit dem Treffer des gesunden Menschenverstandes und dem Takt des weiblichen Instincts die wirklich haltbaren und ersprießlichen Wahrheiten herausgegriffen und umgekehrt alles blos durch sein Alter Gestützte oder durch Neuheit Blendende vermieden hat. Sie zeigt, daß sie sich mit den Forschungen der Empirie im Bereich der Astronomie und Geologie, Naturgeschichte und Anthropologie in einer für die weibliche Bildung ausreichenden Weise bekannt gemacht hat, und sie läßt ihnen ihr volles Recht widerfahren; aber sie hält dabei die Ansicht fest, daß es außer der sinnlichen auch noch eine übersinnliche, geistige Welt gibt, die zwar mit den Naturgesetzen im Einklang, aber nicht blos aus ihnen zu erklären ist. Sie glaubt daher an Gott als ein selbstbewußtes, die Welt nach den Gesetzen der Wahrheit, Schönheit und Güte lenkendes Wesen, an die Selbständigkeit der menschlichen Seele und an eine Fortdauer nach dem Tode. Sie vermag sich nicht zu denken, daß das Wissen großer Geister, wie Goethe, Humboldt, Arago u. s. w., blos aus Stickstoff und Wasserstoff, aus Eisen, Kalk, Eiweißstoff und Kleber bestehen und sich mit dem Tode ebenso in seine Bestandtheile auflösen soll, wie die materielle Gehirnmasse.

Huldigt sie in dieser Beziehung einem supernaturalistischen Idealismus, so denkt sie dagegen über Religion und Christenthum um so rationalistischer und naturalistischer. Ueber die Wunder z. B. sagt sie: „Versteht man unter Wundern die Aufhebung bekannter Naturgesetze durch Menschenkraft, so sind nie Wunder gethan worden, denn alle Naturgesetze sind als Gottes unmittelbarer Wille unwandelbar. Der Mensch kann sie benutzen, aber nicht verändern, und auch Gott ändert sie nicht, denn er ist

unwandelbar wie sein Gesetz.“ Und mit specieller Beziehung auf das Christenthum erklärt sie ausdrücklich: „Mein Herz bedarf keiner Zeichen und Wunder, um die Göttlichkeit der Lehre Jesu, die erhabene, echt menschliche Reinheit seines Wandels zu begreifen.“ Die Geschichte seines Lebens in der einfachen Erzählung der Evangelisten, die Erhabenheit dessen, was sie schlicht und ohne Kritik mittheilen, sehr oft nicht einmal ganz zu fassen scheinen, ist ihr die Geschichte des selbstlosen, von Liebe für seine Mitmenschen, von tiefster Ehrerbietung gegen Gott erfüllten Menschen, der seine eigenen, die Menschheit zur Vervollkommnung führenden Lehren in ihrem ganzen Umfang mit vollkommenster Treue erfüllte. Und in dieser Reinheit seines Lebens, sowie in der Großartigkeit seines heilbringenden, weltbewegenden Wirkens erblickt sie die größten seiner Wunder. „Es würde vor meinem Herzen“, schreibt sie, „eine Erniedrigung der Wunder Christi sein, müßte ich ihn für ein Wesen halten, mit höhern als menschlichen Kräften begabt.“

Nicht minder verständigen Ideen huldigt sie in ihrem „Frauenleben“, in welchem sie ihrem Geschlecht goldene Lebensregeln für ihr Verhalten in ihren vorzugsweise wichtigen Lebensverhältnissen gibt. Das Büchlein enthält fünf Abtheilungen: „Die Hausfrau und Gattin“, „Die Mutter“, „Die Großmutter“, „Die Matrone“ und „Die Witwe“. Sie predigt hier den Frauen vor allem Häuslichkeit, Einfachheit, Bescheidenheit, Unterordnung unter die männliche Autorität, Arbeitsamkeit und eine nicht in überspannten Gefühlen, sondern in segensreicher Thätigkeit sich zeigende Liebe, und sie macht hierbei durchweg den Eindruck, daß sie, was sie predigt, auch selbst treu und redlich geleistet hat. Ihre Anschauungen sind vorzugsweise den mittlern Lebenskreisen entnommen und hauptsächlich auch für diese zur Nachahmung beherzigenswerth. Vielen unserer jungen modernen Damen werden sie philiströs erscheinen, und ein wenig schmecken sie allerdings nach der alten guten Zeit. Gleichwol ist das Leben, zu dem sie unsere Jugend zurückführen möchte, nicht blos solider und sittlicher, sondern auch schöner und poetischer als dasjenige, in welchem man jetzt das Lebensglück sucht. Wir können daher nur wünschen, daß ihre Lehren Anklang finden. Frauen und Männer würden gleichwol damit zufrieden sein können.

Einen weit ungünstigern Eindruck hat die dritte der obengenannten Schriften „Gesammelte Früchte aus dem Garten des Lebens“ auf uns gemacht. Die Verfasserin verfällt hier häufig in überschwengliche Schönrednerei und Phrasenmacherei und zeigt neben den ehrbaren und liebenswürdigen Seiten ihres Wesens auch einige unangenehm wirkende Eigenschaften: Liebäugelei mit beschränkten Lebensansichten, Eitelkeit auf ihre schriftstellerischen Leistungen und Empfindlichkeit gegen Anschauungen, die von den ihrigen abweichen. Sie hat dieselbe zum Theil nach einer Reise geschrieben, die sie mit weitern Lebenskreisen in Berührung gebracht hat, und man merkt, daß sie nicht mit ihrer sonstigen Naivetät und Selbstgewißheit zurückgekehrt ist.

11. Der weibliche Beruf. Gedanken einer Frau. Frei nach dem Englischen von Anna von Wächter. Mit einem Vorwort von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Krabbe. 1861. 8. 24 Ngr.

Je mehr sich ein großer Theil des weiblichen Geschlechts heutzutage dem äußern Tand und Flitter hingibt und sich dem Ernst des Lebens soviel als möglich zu entziehen sucht, um so entschiedener lassen sich jetzt aus dem bessern Theile der Frauenwelt Stimmen vernehmen, welche mit scharfen Waffen dagegen eifern und eine durchgreifende Reform in der Anschauungs- und Lebensweise der Frauen für nöthig halten. Auch die Verfasserin des vorliegenden Buchs gehört zu diesen, und nimmt durch den Ernst und Eifer, mit dem sie ihre Sache verficht, und durch die Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Ideen unter ihren Mitkämpferinnen einen ehrenvollen Platz ein. Sie hat in der von ihr verfolgten Haupttendenz, sowie auch in der Geistesklarheit und Gesinnungstüchtigkeit, die sie bei ihrem Vortrage entfaltet, etwas Verwandtes von Fanny Lewald, nur daß sie, wie es unter englischen Damen üblich, ein wenig aristokratischer und frömmer als diese ist.

Sie hat dieses Buch weniger den verheiratheten Frauen, als „jener überzähligen Klasse der Alleinstehenden, der Unverheiratheten“ gewidmet, welche „an Zahl mit jedem Jahre zunehmen, und deren Lage immer mehr zu denken gibt“. Es beschäftigt sich daher hauptsächlich mit der Frage: wie können diese bisher mehr oder minder für unglücklich Geltenden zu einem Dasein gelangen, in dem sie sich glücklich zu fühlen vermögen und welches ihnen das befriedigende Bewußtsein gibt, daß sie sich sagen können, trotz ihres ehelosen Lebens nicht umsonst existirt zu haben? Und die Antwort, welche die Verfasserin darauf gibt, ist: sie müssen vor allem etwas Ordentliches zu thun, eine der Menschheit irgendwie zugute kommende Beschäftigung und eine selbständige Existenz haben; denn nur so vermögen sie dem deprimirenden Gefühl der Langeweile, der Selbstverachtung und der lebenslänglichen Abhängigkeit, sowie allen den Fehlern und Lastern, die aus dem Müßiggang und aus gedrückten Lebensverhältnissen entspringen, zu entgehen. Sie verlangt daher von den Frauen zunächst und hauptsächlich, sich von allen jenen besonders die höhern und mittlern Stände beherrschenden Vorurtheilen zu emancipiren, nach denen Arbeiten für allgemeine Zwecke, Sorge für die eigene Existenz als etwas für Frauen sich nicht Geziemendes gilt; sie will, daß hierauf von vornherein bei ihrer Erziehung und Bildung ebenso sehr wie bei der der Knaben Bedacht genommen werden soll, kurz sie fordert eine Erweiterung und Vermannichfachung der weiblichen Berufsarten und Erwerbszweige.

Sie huldigt hierbei keineswegs jenen extravaganten Vorstellungen, die man früher als „Emancipation des Weibes“ zu bezeichnen pflegte. Sie verwahrt sich selbst dagegen, indem sie unter anderm schreibt:

Ebenso gotteslästerlich und vielleicht noch schädlicher ist der Ruf nach „Gleichberechtigung der Geschlechter“, der unsinnige Versuch, die Frauen, von welchen so viele ihre eigenen Pflichten entweder nicht kennen oder denselben nicht zu genügen vermögen, in die Stellungen und Pflicht der Männer zu drängen. Ein

schöner Zustand würde daraus entstehen! Wer, der je nur zwei Stunden dem confusen Geschwätz der Sitzung eines Frauencomité zugehört hat, würde hingehen und seine Stimme für eine weibliche Volksvertretung abgeben? Oder wer wollte nach dem Empfang eines Geschäftsbriefs von Damenhand — ich spreche im allgemeinen — hinfort noch wünschen, unsere Gerichtshöfe mit matronenhaften Rechtsgelehrten besetzt, und unsere Collegiensäle mit goldlockigen weiblichen Candidaten gefüllt zu sehen?

Auch von jener Emancipation, die im Rauchen von Cigarren, Besuch von Tabagien u. s. w. besteht, will sie nichts wissen; und andere Freiheiten, wie Alleingehen auf der Straße, Alleinreisen u. s. w., nimmt sie für die Frauen nur insoweit in Anspruch, als sie durch irgendeine Pflichterfüllung dazu genöthigt werden. In dieser Beziehung sagt sie:

Wir werden diejenige Frau hochschätzen, welche, um ein Werk der Barmherzigkeit oder Nothwendigkeit zu vollbringen, nicht zögert, manche niedere Stadttheile zu betreten, während es uns zuwider wäre, wollte sie dieselben nur zu ihrer Belustigung oder aus Prahlerei aufsuchen. Alle Achtung vor der armen Nähterin oder Lehrerin, welche zu allen Stunden des Tags und der Nacht die Straßen allein durchwandert, nur durch ihre eigene Sittsamkeit beschützt; aber das emancipirte Weib, welches öffentliche Orte ohne Begleitung aufsucht, um dort Beobachtungen anzustellen, würden wir, selbst wenn sie ganz „respectabel" wäre, doch in hohem Grade tadelnswerth finden.

Diesen Ansichten entsprechend fordert sie denn auch für die Frauen nur solche Berufsarten, die ihren Fähigkeiten und dem weiblichen Schamgefühl nicht widersprechen. Nachdem sie in den zwei ersten Kapiteln: „Etwas zu thun" und „Selbständigkeit", ihre Principien im allgemeinen ausgesprochen hat, geht sie im dritten und vierten specieller auf diejenigen Berufsarten und Erwerbszweige ein, die sie für Frauen geeignet hält. Zu den höhern rechnet sie: Unterricht der Jugend, Malerei oder überhaupt die Beschäftigung mit der Kunst, Schriftstellerei und den Beruf, zur Unterhaltung des Publikums zu dienen, wie es durch den Stand der Schauspielerinnen, Sängerinnen u. s. w. geschieht. Zu den niedern Erwerbszweigen zählt sie die Klasse der verschiedenartigen Dienerinnen, der Nähterinnen, Putzmacherinnen, Ladenmädchen, kurz der Gehilfinnen und Arbeiterinnen in allen möglichen Geschäften. Ueber alle bringt sie sehr beherzigenswerthe Bemerkungen und bekämpft namentlich die falsche Scham oder Ehrbegierde, welche sich aus Furcht, sich durch niedere Erwerbszweige zu erniedrigen, ohne Befähigung zu höhern Berufsarten drängt, indem sie das Ehrende nicht in dem Was, sondern in dem Wie der Arbeit erblickt. Insbesondere sucht sie dem Zudrang zum Beruf der Erzieherinnen, Schriftstellerinnen und Künstlerinnen entgegenzuwirken, indem sie von den Frauen fordert, zuvor ihre sittlichen Anschauungen und geistigen Fähigkeiten der gründlichsten und strengsten Prüfung zu unterwerfen, ehe sie sich um des Ruhms oder des Erwerbs willen mit der Kunst oder Literatur versuchen, zumal ohnehin die Hälfte der Bücher und Gemälde von der Art sei, daß der Welt mit ihnen am meisten gedient sein würde, wenn man aus ihnen Ein großes Lustfeuer anzünde.

Gleich empfehlenswerth sind die Abschnitte über „Die weiblichen Dienstboten", „Die Hausfrau", „Weibliche Freundschaften", „Klatschsucht", „Die Weltdirnen", „Glückliche und unglückliche Frauen" und das „Aelterwerden". Der Verständigkeit des Inhalts entspricht eine ebenso verstandesgemäße Darstellung.

12. Unsere Pilgerfahrt von der Kinderstube bis zum eigenen Herd. Lose Blätter von Elise Polko. Leipzig, Amelang. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Buch soll kein „Erziehungsbuch" sein. Die Verfasserin verwahrt sich dagegen in der Einleitung ausdrücklich. Um in unsern Tagen noch über weibliche Erziehung schreiben zu wollen, halte sie sich weder für befähigt noch erfahren genug; auch sei unsere Literatur schon überreich genug an solchen Erziehungsschriften. Sie fährt fort:

Vorliegende Blätter umfassen nur in skizzenhaften Umrissen unser Frauenleben, unsere fröhliche Pilgerfahrt von der Kinderstube bis — wieder zur Kinderstube, von dem kleinen Mädchen bis zur Mutter. Sie enthalten aufgezeichnete Gedanken, schildern, so gut es mir gelang, die bunten Züge unsers geistigen Lebens, daneben Träumereien und Wünsche, wie man sie im Kreise vertrauter Freundinnen wohl laut werden läßt u. s. w.

Dieser vorwortlichen Ankündigung entspricht das Buch selbst nur theilweise, ja streng genommen nur die erste Abtheilung desselben, welche „von dem kleinen Mädchen in der Kinderstube" handelt. Dieser Abschnitt ist in der That vorzugsweise Schilderung und Charakteristik, und zwar eine mit recht viel interessanten, lebenswahren Zügen und frischen, anmuthigen Farben, ja selbst mit Streiflichtern glücklichen Humors ausgestattete; und wenn sie dabei auch mehr als gebräuchlich die eigenen Gedanken mit fremden untermischt, empfängt man davon doch noch keinen übeln Eindruck. Man freut sich des bunten Straußes, ohne zu fragen, auf wessen Beeten die einzelnen Blumen gewachsen. Aber mit den fünf folgenden Abtheilungen, welche sich nacheinander mit dem „Flüchtling aus der Kinder- und Schulstube", mit dem „Jungen Mädchen unserer Tage", der „Braut", der „Frau" und der „Mutter" beschäftigen, verhält es sich wesentlich anders. In diesen sind die schildernden Partien im ganzen nur noch dürftig vertreten; bei weitem den größten Raum dagegen nehmen Regeln, Ermahnungen, Warnungen, Winke u. dgl. ein. Hier erhält also das Buch denn doch entschieden den Charakter einer Erziehungsschrift; freilich keiner besonders planmäßig angelegten und gründlichen, aber doch immer so vorherrschend didaktischen und gouvernantenhaften, daß von einem poetischen oder nur unterhaltenden Eindruck — vereinzelte Stellen ausgenommen — gar nicht mehr die Rede sein kann. Daß sich unter dem, was die Verfasserin hier lehrt und predigt, auch manches Wahre und Beherzigenswerthe findet, wollen wir gern zugestehen; aber sie gibt es so sehr in den gewöhnlichen Phrasen und Floskeln des Pensionsstils und in einer ebenso wenig den Verstand überzeugenden wie das Gemüth ergreifenden Zusammenstellung, daß wir uns eine praktische Wirkung davon kaum versprechen können.

In seinen letzten Abtheilungen läßt also das Buch ebenso sehr das utile wie das dulce vermissen; ja wir bekennen, daß es uns zuletzt ziemlich ungenießbar erschienen. Vorzugsweise trägt dazu der Misbrauch bei, den

Verfasserin mit der Benutzung fremder Gedanken macht. Von Seite zu Seite nimmt die Zahl und Ausdehnung der von andern Autoren citirten Stellen in gebundener wie in ungebundener Rede dergestalt zu, daß das Ganze sehr bald nur noch den Eindruck eines musikalischen Potpourri macht, in welchem der Componist eine Masse von vorhandenen Melodien durch allgemeine Formeln und Phrasen nothdürftig aneinander schweißt. Wenn wir uns die Mühe geben wollten, den Umfang dessen, was hier auf eigenen Füßen steht, in Vergleich zu dem, was auf „Gänsefüßchen" geht, in einem Zahlenverhältniß auszudrücken, wir glauben, die Verfasserin würde selbst über die Virtuosität, mit der sie hier die Kunst der Buchmacherei geübt hat, sich verwundern.

Die Verlagshandlung hat das Buch mit ungewohnter Eleganz ausgestattet. Es thut uns leid, daß das Innere desselben nur in seinem Eingange gewährt, was das Aeußere verspricht. 11.

Militärische Tagebücher aus den Napoleonischen Kriegen.

Wiederum haben wir unsern Lesern ein paar Tagebücher aus der Zeit des russischen Kriegs von 1812 und des deutschen Befreiungskampfes von 1813 vorzuführen, und es gereicht uns das immer zu einer wahren Freude. Zwei Veteranen, der eine der würtembergischen, der andere der preußischen Armee angehörig, haben sich im Greisenalter entschlossen, ihre Erinnerungen aus jener großen Zeit zu veröffentlichen und dem jüngern Geschlecht dadurch eine anziehende, belehrende Lectüre geboten. Wir würden das Interesse daran, welches jeder Leser aus diesen Schriften schöpfen wird, nur abschwächen, wollten wir genauer in den Inhalt eingehen, es genügt, dasselbe anzuregen, indem wir auf diese echten und wahren Soldatengeschichten aufmerksam machen, gegen welche jene erfundenen mit den stereotypen alten Kriegern und Redensarten, noch mehr eine neuere Gattung, die durch Caricaturen zu belustigen strebt, allerdings sehr zurücktreten müssen.

1. Vor funfzig Jahren. I. Tagebuch meines Feldzugs in Rußland 1812. II. Tagebuch meines Feldzugs in Sachsen 1813. Von C. von Martens. Mit 8 Plänen. Stuttgart, Schaber. 1862—63. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser, in der Nähe von Venedig geboren, durch Verwendung seines Oheims, des Generals von Scheler, im würtembergischen Heere angestellt, war eben Offizier geworden, als der Ausmarsch nach Rußland erfolgte. Während dieses wie der folgenden Feldzüge hat er ein Tagebuch geführt. Reisende thun das auch, sie werden aber gestehen, daß es oft eine große Ueberwindung kostet, nach ermüdenden Tagfahrten, nach einer auch geistig anstrengenden Land- und Leuteschau jeden Abend zu Papier zu bringen, was man erlebt und gesehen hat. Wie viel mehr ist das auf dem Marsche und gar im Kriege der Fall, wo außer der Müdigkeit noch so viel andere Leiden und Entbehrungen zu tragen sind. Der Verfasser verdient also unsere volle Anerkennung, daß er es durchgesetzt hat, Tag für Tag in einem so furchtbaren Kriege, wie der von 1812, seine Erlebnisse niederzuschreiben. Allerdings hat er sein Tagebuch erst nach der Heimkehr von den drei folgenden Feldzügen ausführlicher und mit Zusätzen ausgearbeitet, aber den wesentlichen Inhalt hat er doch im Kriege aufgezeichnet, wie schon die Frische der Anschauung überall bezeugt. Wir haben das würtembergische Corps schon einmal auf dem Marsche begleitet, den es aus seiner schönen Heimat nach Rußland antrat (vgl. Nr. 38 d. Bl. f. 1862). Wer selbst an längern Märschen theilgenommen hat, wird die Schilderung der kleinen Erlebnisse, wie sie sich auch in diesem Werke bieten, treu und wahr finden und zugestehen, daß sie, an sich unbedeutend, doch für den Betreffenden immer zur Zeit wichtig genug sind. Sachsen mit seinen Bewohnern hat auch dem Verfasser gut gefallen, weniger die Mark Brandenburg. Wir kennen die Gegend, in welcher die Würtemberger damals cantonnirten, zufällig sehr genau, da wir acht Jahre später dort auf eine lange Zeit soldatenheimisch wurden; einige lokale Irrthümer, begreiflich und an sich unwichtig, könnten wir berichtigen, ebenso haben wir aber auch Persönlichkeiten wieder erkannt, die der Verfasser bezeichnet. Er hat überhaupt für diese, besonders für das schöne Geschlecht, offene Augen gehabt, so hier, noch mehr aber in Polen, wie traurig er sonst auch alles dort fand. In Preußen wurde es dann wieder besser, aber die Noth der mangelhaften Verpflegung bei den sich zusammendrängenden Truppenmassen immer fühlbarer. In einer Mühle hatte Martens sein letztes Quartier. „Wer von uns hätte gedacht, daß bis zu dem so entfernten Moskau kein Nachtquartier, kein guter Bissen ihn mehr erquicken würde!" Die Strapazen und Leiden, welche nun begannen, werden ergreifend geschildert: schon zwei Tage nach dem Niemenübergang hatte das Corps einen Marsch von 15 Stunden, wobei über 1000 Mann von der Division aus Erschöpfung zurückblieben; viele Soldaten starben bereits aus Entkräftung, ein Stabsoffizier schnitt sich, des Lebens überdrüßig, den Hals ab! Und für welche Sache wurden die Söhne Deutschlands geopfert! Wahrlich man kann es nicht oft genug in das Gedächtniß unsers Volks zurückrufen, wie es einst für den fremden Machthaber gelitten und geblutet hat, damit es durch Einigkeit stark werde, sich vor ähnlicher Schmach zu wahren. Unsere Leser mögen die Scenen des Elends und Jammers in dem Werke selbst betrachten. Ob alles geschehen, was geschehen konnte, um sie zu lindern? Was der Verfasser erzählt, läßt daran zweifeln. Er selbst wurde von einem General mit Arrest bedroht, weil ein Soldat seiner Abtheilung, der mit der Ruhr behaftet war, die Hosen nicht fest genug angezogen hatte; ein Offizier, der sich vor Schwäche nicht aufrecht halten konnte, wurde deshalb von seinem Obersten so hart angelassen, daß er vor Verzweiflung einem Soldaten das Bajonnet vom Gewehr schlug und sich in die Brust stieß, woran er erst nach vierzehntägigen Leiden starb!

Noch ehe die Infanterie ein Gewehr abgeschossen hatte, war sie bereits auf die Hälfte herabgekommen, und nach der Schlacht von Smolensk mußten bei den Würtembergern neue Formationen eintreten, durch welche alle übercompleten Offiziere, zu denen auch der Verfasser gehörte, von dem Truppentheile getrennt und dem Prinzen von Hohenlohe überwiesen wurden, der sich aber bald nicht mehr um sie kümmerte, sondern jedem überließ, wie er den Feldzug weiter mitmachen wolle; gewiß eine seltsame Campagne! Der Verfasser wohnte also der Schlacht von Borodino nicht mehr bei, und konnte sich, hinter der Armee nachziehend, von der furchtbaren Auflösung überzeugen, welcher sie schon jetzt, noch auf dem Vormarsche, entgegenging. Vor Moskau kam er dann wieder zu seinem Armeecorps: von 16000 Mann, welche ausmarschirt waren, standen hier noch 2000 Mann im Lager! „Und nun", schrieb er am 16. September, „ehe ich mein müdes Haupt niederlege, nur mit einigen Worten noch ein treues Bild des Augenblicks. Da sitze ich auf meinem Felleisen und trage beim Scheine der brennenden Stadt die Begebenheiten des Tags in mein Heft ein; so hat freilich noch keine Fackel je geleuchtet!" Die fünf Wochen Cantonnirung in Moskau hat er dann benutzt, um täglich seine Beobachtungen anzustellen und deren traurige Ergebnisse niederzuschreiben; so lesen wir auch von den Friedenshoffnungen unter den Truppen, welche Befehl erhalten hatten, Lebensmittel aufzutreiben und Wintervorräthe anzulegen, was mit unermüdlichem Eifer geschah, nachdem die entsetzliche Beutegier einigermaßen gestillt war. Die Schilderung der Stadt in ihrem damaligen Zustande, des Kreml und was der Verfasser sonst gesehen, ist nicht aus dem Gedächtniß nach langer Zeit, sondern unmittelbar dem erlebten Eindrucke entsprungen, was sie um so lebendiger macht. Am 15. October kam

der Befehl, sich auf zwei Tage mit Brot zu versehen, wozu aber weder Mehl, noch Holz zum Backen vorhanden war; am 19. erfolgte endlich der Abmarsch. Auf dem Rückzuge hatte der Verfasser das Glück, unter denen zu sein, welche der großen, aufgelösten Masse immer um einen bedeutenden Vorsprung voraus waren, deshalb fand er auch, trotz aller Leiden, die ihm nicht erspart wurden, noch von Zeit zu Zeit Mittel sich zu erhalten und hülfreiche Menschen. Hinter der Beresina hörte dann alles Menschliche auf. Auch unter so gräßlichem Elend, jeden Tag dem jammervollsten Tode nahe, ein Tagebuch zu führen, erforderte seltene Geisteskraft, der Verfasser konnte es körperlich nur durchsetzen, weil er noch ein Paar Socken als Handschuhe trug. Wir freuen uns, daß er glücklich die preußische Grenze, wo er „wie durch einen Zauberschlag wieder unter gesittete und theilnehmende Menschen versetzt wurde", und später die Heimat erreicht hat.

Der zweite Theil des Tagebuchs, zu dessen Herausgabe sich der Verfasser erst später entschlossen hat, erzählt seinen Feldzug in Sachsen. Auch Herr von Suckow läßt seinen Erinnerungen von 1812 (vgl. Nr. 38 d. Bl. f. 1862) jetzt die von 1813 in den „Hausblättern" folgen. Von den deutschen Truppen, welche damals noch für Napoleon kämpften, ist verhältnißmäßig wenig über ihren Feldzug veröffentlicht worden, Beiträge dazu als „nähere Beleuchtung der Verhältnisse, unter denen sie sich befanden", werden uns daher immer willkommen sein. Gerade die Würtemberger haben bei vielen Ereignissen des Feldzugs von 1813 eine Rolle gespielt, und es ist uns lieb, von ihnen selbst darüber zu hören. Mit größtem Eifer wurden nach der Katastrophe von 1812 auch in Würtemberg wieder neue Regimenter gebildet, sodaß bald circa 15000 Mann unter Generallieutenant von Franquemont als fünfundzwanzigste Division, deren Commando Bertrand übernahm, dem vierten Corps der Großen Armee zugetheilt werden konnten. Zu diesem Corps gehörten außerdem die französische Division Morand, die italienische Division Fontanelli und ein neapolitanisches Jägerregiment. Mitte April brach die erste Colonne der Würtemberger auf, der Verfasser war nicht bei dieser und erzählt, seinem Vorsatze treu, nur das von ihm Erlebte. Sein Regiment marschirte nach Leipzig und bezog daselbst nach Abschluß des Waffenstillstandes Cantonnirungen. Die erste Waffenthat der Würtemberger war hier der bekannte Ueberfall von Kitzen gegen das Lützow'sche Freicorps; natürlich gibt uns die Darstellung desselben die französische Lesart. Der Verfasser sagt selbst: „Ueber diesen tragischen Vorfall ging ein Schrei der Entrüstung durch ganz Deutschland", und wenn er hinzusetzt: „mit Unrecht!" so entkräftet das die Anschuldigung nicht, welches keineswegs die würtembergischen Truppen — diese mußten gehorchen — sondern die französische Anordnung des Gewaltstreichs und den General Normann, der sich freiwillig dazu erboten, trifft. „Es war nicht an uns, zu überlegen, wer recht und wer unrecht hatte." Damit wird man einverstanden sein. Die Verfolgung hatte die würtembergische Abtheilung nach Dessau geführt, wo sie bis zum 11. Juli blieb. Dann marschirte sie an die Elbe und später nach der Lausitz in die Gegend von Muskau. Die schlichte Darstellung alles dessen, was der Verfasser in seinen verschiedenen Quartieren erlebt und gesehen, wird um ihres Tons willen gewiß auch solche Leser fesseln, welche an dergleichen sonst wenig Geschmack finden; die Schilderung der ernsten, verständigen Müllerstochter von Groß-Särchen in ihrem treuen und frommen Wesen würde jeder noch so gepriesenen „Dorfgeschichte" Ehre machen. Ob sie noch leben mag, nun freilich als Greisin?

Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten marschirte das vierte Armeecorps, zu welchem die würtembergische Division gehörte, mit Oudinot's Armee gegen Berlin; die Würtemberger nahmen aber nicht theil an der Schlacht von Großbeeren, sondern hatten nur nach derselben einige Rückzugsgefechte. „Wiewol wir leider noch zu den Fahnen der Franzosen halten mußten", schreibt der Verfasser am 1. September, „konnten wir doch den Gedanken an die Befreiungsstunde nicht unterdrücken und harrten mit Sehnsucht jenem Augenblicke." Vorläufig sollten die braven Würtemberger aber noch ihr Blut für Napoleon vergießen. Die Schlacht bei Dennewitz ist ruhig und ehrlich erzählt, der Verfasser nennt die Niederlage eine beispiellose und den Tumult der aufgelösten Flucht, in welche der Rückzug bald ausartete, so groß, daß der Geschützdonner nicht mehr zu vernehmen gewesen. Nur die beiden Bataillone seines und das zweite Bataillon des vierten würtembergischen Regiments hat er in Ordnung fechtend sich zurückgehen gesehen; wir wissen, daß es auch andern deutschen Truppen gelungen ist. Einen Theil dieser wilden Retirade hat Referent, damals noch ein Knabe, selbst gesehen, er ist ihm lebhaft erinnerlich geblieben. Den September hindurch lag hierauf die würtembergische Division, durch Verlust in der Schlacht und Krankheiten bedeutend geschwächt, in Cantonnirungen an der Elbe, wo sie sich etwas erholte. Wie die Strapazen und Entbehrungen auch in dem reichen, nun aber gänzlich ausgesogenen Sachsen gewesen, beweist, daß der Verfasser mit „Vergnügen und Staunen wieder einmal ein Singen der Soldaten gehört". Dann kämpften die Würtemberger bekanntlich tapfer bei Wartenburg, wo sich die schlesische Armee den Uebergang erzwang: wir lesen hier manche interessante Einzelheit aus diesem mörderischen Treffen. Der Völkerschlacht bei Leipzig wohnten sie mehr als Zuschauer wie als Mitkämpfende bei und der Verfasser beschränkt sich daher auf das, was er bei Kleinwiederitzsch, dann in der Vorstadt von Leipzig und an der Brücke von Pfaffendorf selbst erlebt. Am 18. marschirte das Bertrand'sche Corps schon früh morgens ab, um sich des Saalübergangs zu versichern; dann folgte der weitere Rückzug, auf welchem sich endlich die Reste der würtembergischen Division am 27. October bei Fulda auf Befehl ihres Königs von der französischen Armee trennten, um, kaum noch 1000 Mann, den Rückmarsch in die Heimat anzutreten. Damit schließt das Tagebuch. In einem Anhange gibt der Verfasser noch einige Erlebnisse aus dem Feldzuge von 1814 in Frankreich, den er nach den beiden vorigen eine Erholungstour nennt. Wir danken ihm für seine Mittheilungen, welche neben allem, was den Militär interessirt, auch das rein Menschliche mit dem Ausdruck eines tiefen, deutschen Gemüths berühren und darum auch in andern Kreisen eine ansprechende Lectüre bieten werden.

2. Aus den Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten. Von Franz von Schwanenfeld. Breslau, Hirt. 1862. 8. 20 Ngr.

Nicht minder interessant ist die Erzählung eines Streifzugs aus dem Jahre 1813, welche ein alter Husar als achtundsiebzigjähriger Greis auf das wiederholte Ansuchen seiner Freunde und Waffengefährten geschrieben und herausgegeben hat; sie behandelt zwar nur eine Episode, aber gerade solche Episoden, wenn dem Verfasser Gelegenheit zu selbständigem Handeln geboten wird, wecken oft den Antheil des Lesers am meisten. Als Einleitung ist ein humoristisch geschriebener Aufsatz vorangestellt: „Der Dichter und der Krieger oder Unbekanntschaft und Bekanntschaft eines preußischen Husarenrittmeisters mit Goethe." Die Dresdener „Abendzeitung" brachte denselben im Jahre 1839; wir entsinnen uns, ihn damals gelesen zu haben. Der Verfasser erzählt darin in launiger Manier, wie er nach Abschluß des Waffenstillstandes in Teplitz Heilung gesucht und unbekannterweise mit Goethe und dem Großherzog von Weimar ein scherzhaftes Zusammentreffen gehabt habe, und wie der letztere, nachdem das Incognito gefallen, ihm von seiner Gemahlin eine Empfehlung an den Kaiser Alexander mitgegeben, damit er ein Streifcommando bekäme, um seine dem Großherzog mitgetheilte Idee, Napoleon inmitten seiner Armee aufzuheben, in Ausführung bringen zu können. Dann beginnt die Erzählung, welche jetzt erst geschrieben ist. Der Verfasser, von Krankheit in Prag zurückgehalten, verfehlte den Kaiser Alexander und fand auch bei seinem König kein rechtes Gehör für seinen Plan. Der Monarch entließ ihn mit den Worten: „Zweifle nicht an Ihrem guten Willen, aber immer etwas voreilig gewesen; vor der Hand zum Regiment

gehen, abwarten, Commando erhalten." Nach der Schlacht an der Katzbach wurde die letzte, etwas unbestimmte Zusage endlich erfüllt, aber er erhielt nur 50 Mann, ein aus Dragonern, Landwehrreitern, freiwilligen Jägern und Husaren buntgemischtes Commando, mit welchem er am 27. August aus dem Bivouak aufbrach, um sein Glück zu versuchen. Mehrere Handstreiche gelangen ihm, unter anderm überfiel er mit dem Fürsten Madatow vereinigt bei Bischofswerda eine Munitionscolonne, von welcher der größte Theil in die Luft gesprengt wurde. Zwei Stunden nach dieser Explosion passirte Napoleon zu Pferde diese Straße! Ein kleiner Hund fiel Napoleon dabei an und verfolgte ihn bellend, wodurch der Kaiser so gereizt wurde, daß er ein Pistol nach dem Thiere abschoß; auch Constant, Napoleon's Kammerdiener, erzählt davon in seinen Memoiren. Natürlich hätte der Schuß eher einen Mann der Suite, als den Hund treffen können. Weiter ging es von Bischofswerda in die Gegend von Muska und wieder vorwärts gegen Königsbrück und Großenhain, wobei mehrere glückliche Gefechte und Ueberfälle stattfanden. Um die Elbe zu passiren und in den Rücken der feindlichen Armee zu gelangen, hatte der Verfasser eben in Moritzburg mit Hülfe aller aufzutreibenden Zimmerleute die Jagdwagen so einrichten lassen, daß die großen königlichen Lustgondeln aufgeladen werden konnten. „Das große Werk war vollbracht, und die goldstrahlenden blasenden Tritonen mit ihren vollen Bausbacken, die ewig lächelnden Sirenen mit ihren gewaltigen Brüsten nahmen sich gar nicht übel und gar wundersam aus", als eine Ordonnanz aus dem Hauptquartier zum großen Leidwesen den Befehl zum Rückmarsch brachte. Die Armee hatte, ehe das Commando sich ihr anschließen konnte, bereits den Uebergang bei Wartenburg erkämpft.

Aus seinen frühern Erinnerungen erzählt der Verfasser dann unter dem Titel: „Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise", seine Begegnung mit dem edeln Königspaar nach der Schlacht von Friedland im Jahre 1807. Tausende von Kranken und Verwundeten, um nicht gefangen zu werden, hatten die großen Lazarethe in Königsberg auf eigene Hand verlassen, der Verfasser mit ihnen, sie schleppten sich, in Trupps, ohne Führer, der Kurischen Nehrung zu. Bei Memel wurden sie angehalten, bis es den Behörden gelungen sein werde, für die Massen der unvermuthet ankommenden Truppen und Kranken ein Unterkommen zu beschaffen. Der Verfasser schildert das Elend, das sich hier anhäufte, mit lebhaften Farben: „Soweit das Auge reichte, schien der Strand mit Leichen bedeckt." Da kam der König mit seiner schönen, unvergeßlichen Gemahlin selbst heraus, um den Leidenden Muth einzusprechen. Auch dem Verfasser wurde dies Glück von der Königin Luise zu Theil, der er seine ganze Unglücksgeschichte erzählen mußte. Ihr Kammerdiener Timm (der spätere Geheime Kämmerer) überbrachte ihm nachher 60 Friedrichsdor als Entschädigung für seine verlorene Equipage.

Das folgende Stück heißt: „Auf der Pfaueninsel." Der Verfasser war im Sommer 1811 von einer beabsichtigten Reise nach Italien schon in Strasburg umgekehrt, weil er hier eine Ansammlung französischer Truppen, zum Marsch rheinabwärts bestimmt, getroffen und aus den Gesprächen der Offiziere zu entnehmen geglaubt hatte, daß es auf nichts weniger abgesehen sei, als Preußen, dessen geheime Rüstungen (das Krümpersystem) man erkannt, zu besetzen und den König des Throns für verlustig zu erklären. Auf der Pfaueninsel traf er den König, der seine Nachrichten zwar bezweifelte, ihn aber doch an den Staatskanzler wies, der ganz andere Nachrichten hatte. „Ein junger Husarenoffizier erhält von seinem König Auftrag, dem ersten Minister seines Reichs gleichsam Aufklärung zu geben über die Irrthümer seiner Politik!" Der Staatskanzler, zu welchem dem Verfasser der „berüchtigte Portier, der bekanntermaßen Goldstücke für seine Meldungen zu empfangen liebte", vergebens den Zugang erschwert, suchte zwar alle seine Mittheilungen für gewöhnliches Soldatengeschwätz zu erklären, indessen setzten die Truppen Napoleon's, von denen man nicht wußte, ob sie Freund oder Feind, ihren Marsch fort, und standen sozusagen vor den Thoren der Residenz, während Prinz Wilhelm noch in Paris unterhandelte. Die Cavalerie mußte mehrere Nächte gesattelt und gezäumt bereit sein, um mit dem König fortzugehen, wenn die Franzosen in Berlin einrücken sollten, ehe die Nachricht von dem unterzeichneten Allianztractat angekommen. Diese lief jedoch ein, und der König empfing den Marschall mit großem Gefolge.

„Die Kosacken vor, die Regierungscommission in Berlin", betitelt sich der nächste Abschnitt. Als der König 1813 von Breslau den Aufruf an sein Volk erlassen hatte, organisirte auch Schwanenfeld, der krank in Berlin gelegen, eine Schar von Freiwilligen und hegte dabei, von einem geheimen Agenten Tettenborn's angeregt, von einem Patrioten, Gebenz, später Baudirector in Danzig, mit Geld unterstützt, Plane zu einer Ueberrumpelung der französischen Garnison mit Hülfe eines Volksaufstandes. Er wurde jedoch vor die Regierungscommission in das Hotel des Ministers Grafen Goltz beschieden und mußte hier durch Wort und Handschlag geloben, nichts Feindliches gegen die Franzosen zu unternehmen, was nur zum Unglück der Stadt ausschlagen könnte, sondern seine Freiwilligen ruhig nach Breslau zum König zu führen. Dies geschah. Einige kleinere Artikel folgen nach: eine Rede am Freiwilligenfeste, gehalten den 3. Februar 1841, ein Denkmal der Erinnerung an den Generallieutenant von Sohr, in welchem er diesen vortrefflichen Reiterführer beurtheilt, wie auch wir ihn, obschon nicht vor dem Feinde, gesehen haben, ferner einige daran geknüpfte Betrachtungen über die Führung der Cavalerie, welchen wir die größte Verbreitung und Beherzigung wünschen, endlich noch ein anerkennendes Schreiben des Prinzen von Preußen (jetzigen Königs) und des Generals von Zieten. Der Anerkennung auch des jüngern militärischen Geschlechts für seine späten Mittheilungen kann der Verfasser im hohen Grade gewiß sein.

Karl Gustav von Berneck.

Zur Geschichte der französischen Literatur.

Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter nebst ihren Beziehungen auf die Gegenwart. Von Hermann Semmig. Leipzig, O. Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Was uns über das viele in der Welt bestehende Uebel bis zu einem gewissen Grade zu trösten vermag, ist die alte Erfahrung, daß alles Schlimme stets auch irgendetwas Gutes im Gefolge hat. Die politische Emigration, die nach der gewaltsamen Dämpfung der demokratischen Bewegungen und Aufstandsversuche in Deutschland sich vorzugsweise nach England, Frankreich und Nordamerika ergoß, ist an sich eine trübe Erscheinung; aber wie nach der Eroberung von Byzanz die flüchtigen griechischen Gelehrten ihre Gelehrsamkeit und das Studium der altgriechischen Autoren nach Italien und andern Ländern trugen und dadurch eine neue wissenschaftliche Periode vorbereiten halfen, so hat die Auswanderung der deutschen politischen Flüchtlinge bereits nicht wenig dazu beigetragen, neue Keime deutscher Bildung in das Ausland zu verpflanzen und die geistigen Wechselbeziehungen zwischen dem deutschen Volke und den betreffenden Nationen zu erweitern. Es findet dabei der eigenthümliche Umstand statt, daß die edlern Elemente sich vorzugsweise nach Frankreich und England wandten oder doch hier sitzen blieben, wogegen die gröbern, die zum Theil der deutschen Nation nicht sehr zur Ehre und ihrem neuen Vaterlande keineswegs zum Segen gereichten, vorzugsweise in den Nordstaaten der großen amerikanischen Union, die aber gegenwärtig freilich eine Disunion ist, ihren Sitz aufgeschlagen zu haben scheinen. Es liegt etwas Bohrendes und Nagendes, etwas auf Trennung und Scheidung Hinarbeitendes im deutschen Charakter, und so darf man vielleicht dreist behaupten, daß ohne die Einflüsse der in Nordamerika nicht wenig mächtig gewordenen, durch die politische Emigration wesentlich verstärkten und um viele unruhige und dissolute Köpfe vermehrten deutschen Bevölkerung die Secession nicht statt-

gehabt haben würde. Sobald nun aber ein solches Verunreinigungswerk glücklich gelungen ist, dann pflegen die Deutschen sofort mit den Säbeln zu rasseln und ausschließlich martialische Mittel zum Zweck der Wiedervereinigung in Vorschlag oder Anwendung zu bringen, die Demokraten so gut wie alles reactionäre Volk.

In Frankreich üben die wissenschaftlich gebildeten deutschen Emigranten einen heilsamern und zwar sehr bemerkbaren Einfluß aus, indem sie theils als Lehrer der deutschen Sprache an Lyceen u. s. w., theils als Mitarbeiter an Journalen und Zeitungen die Ansichten der Franzosen über deutsches Land und Volk aufzuklären und Kenntniß der deutschen Sprache und Verbreitung deutscher Ideen unter den Franzosen zu befördern suchen, obschon sich keineswegs leugnen läßt, daß jenes zersetzende Element, von dem wir sprachen, vielfach auch bei den französischen Journalisten deutschen Namens und deutscher Abstammung zu Tage kommt.*) Zu denen, welche durch die Presse und als Lehrer zugleich in dieser Richtung wirken, gehört auch Hermann Semmig, der sich aber den Franzosen auch dadurch angenehm zu machen weiß, daß er über ihre Sprache und Poesie eingehende Studien gemacht und diese in dem Werke niedergelegt hat, dessen Titel wir oben genannt haben.

Ueber die Entstehung seines Werks bemerkt der Verfasser in einem Nachwort: „Ich bin mir und dem Leser folgende Erklärungen schuldig. Als ich mich im Anfang meines Exils in Frankreich mit der französischen Literatur bekannt machte, fielen mir verschiedene Gedichte, z. B. von Alfred de Vigny, in die Hände, Gedichte, die seltsam mit meiner Lage und Stimmung harmonirten. Ich übersetzte sie. Andere kamen hinzu und so sammelte sich allmählich der Stoff zu einem Bande «Französischer Literaturbilder» an. Da dieselben nur die letzten hundert Jahre umfassen, so gedachte ich ihnen einen kurzen Abriß der französischen Literaturgeschichte überhaupt vorangehen zu lassen. Der Titel sagte aber dem Herrn Verleger nicht zu, derselbe wollte ihn in «Geschichte der französischen Literatur» umgewandelt wissen. Dies hatte eine Umänderung des ganzen Werks zur Folge, auf die ich nicht vorbereitet war, und so erscheint dieser Band ein Jahr später, als ich berechnet hatte. Andere Ursachen der Verzögerung kamen hinzu, wodurch manche Uebelstände bewirkt wurden."

Ueber den Gang seines Werks bemerkt er, daß dieser Band bei allem Umfang doch nur die Umrisse des Ganzen gäbe, und er fährt dann fort: „Geschrieben ist es nicht für die Gelehrten (sollten diese ja etwas Neues darin finden, so kann dies nur in der Neuheit einer Ansicht beruhen), sondern nur für die große gebildete Welt. Ich habe geglaubt, daß ein zwölfjähriger Aufenthalt in Frankreich, der mich mit allen Schichten der Nation in Berührung gebracht hat, meinen Beobachtungen und Auffassungen einen Werth verleiht, den andere obgleich gelehrtere Bücher unmöglich haben können. Die meisten Deutschen, die nach Frankreich kommen, kennen fast nur Paris und verkehren auch mehr mit ihren Landsleuten als mit den Franzosen."

Er bemerkt dann weiter: „Ich liebe Frankreich — wie sollte es anders sein — und wenn ich es tadle, so tadle ich es als Freund. Wüßten übrigens die Deutschen, mit welcher Achtung und Liebe der eigentlich gebildete Theil der Franzosen von Deutschland denkt und spricht, der Franzosenhaß, den die einen oder andern noch nähren, würde längst der Versöhnung gewichen sein. Und Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich ist die große Aufgabe und Pflicht unserer Zeit, zu der ich hiermit meinen Baustein tragen möchte."

Aehnlich sagt er in einer dem Buche vorangestellten, gegen Lamartine gerichteten Strafepistel: „Meine Aufgabe aber ist das Werk der Versöhnung, der Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland. In diesem Sinne habe ich dieses Werk begonnen. Großes hat jedes der beiden Völker in der Vereinzelung vollbracht, Größeres wird einst ihr Bund vollbringen. Ergänzen sie sich doch gegenseitig in ihrer Thätigkeit, wie Kopf und Herz."

Zu diesem Zweck zeigt er sich stets ebenso bereit, die Vorzüge der Deutschen als die seiner neuen Landsleute anzuerkennen. Er erzählt z. B. von seiner Wanderung in den Gegenden längs der Loire von Orléans bis Tours: „Es ist der Garten Frankreichs. Ich habe ihn im Jahre 1851 auf meiner Wanderung nach Nantes, dem Orte meines Exils, durchschritten. Welch liebliches Geländ, und wie harmonirt so schön damit die elegante Gesittung und herzliche Wärme des Volks! Ich werde den Abend nie vergessen, an dem ich längs der Loire auf dem prächtigen Chausseedamm müde der Herberge zueilte; es dämmerte tief und einzelne Regentropfen fielen, ein verspäteter Wanderer gesellte sich zu mir; es war ein Bürger des nahen Fleckens. Wir sprachen von allerlei, dann auch vom Woher? und Wohin? Was hinter mir lag, wußte ich wol zu sagen: Trümmer! Was vor mir lag, das war im Dunkel der Zukunft verborgen. «Sie sind verbannt und Demokrat?» fragte mein Begleiter. «Ja!» war die Antwort. «Der Weg des Verbannten ist hart», sagte mein Begleiter wieder, «ruhen Sie heute Nacht bei mir aus.» Tagelang hielt man mich zurück und jeder Freund meines edeln Wirths machte es sich zur Ehre und Freude, mich an seinem Herde niedersitzen zu lassen. Man spricht viel von deutscher Gastfreundschaft und rühmt sie mit Recht, aber seit jenem Abend muß ich stets lächeln, wenn ich das deutsche Volk sich seiner Tugenden überheben sehe. Glaubt mir, der ich Frankreich besser kenne als jene flüchtigen Touristen und pariser Correspondenten; ich habe das französische Volk an allerlei Orten und in allerlei Schichten kennen lernen, es ist ein gutes edles Volk und hat nicht mehr Schwächen als das deutsche."

Das Beste und für die Linguistik Ergiebigste im Buch sind wol des Verfassers umfangreiche und eingehende Studien über das Celtische in der Bretagne, die dem Verfasser auch in Frankreich selbst besondere Anerkennung zugezogen zu haben scheinen, wie dies aus folgender uns aus Frankreich zugegangenen schriftlichen Mittheilung hervorgeht: „Mit Vergnügen vernehmen wir, daß die Akademische Gesellschaft zu Nantes unsern Landsmann, Herrn Dr. Hermann Semmig, derzeit in Orléans, in Anerkennung seiner «Geschichte der französischen Dichtung im Mittelalter», welche unter anderm die interessantesten Aufschlüsse über die Bretagne und über die celtischen Sprachreste gibt, auf den Bericht eines ihrer des Deutschen kundigen Mitglieder, einstimmig zum correspondirenden Mitglied ernannt hat."

Diese Studien über das Celtische enthalten auch wohlgerathene rhythmische Uebersetzungen bretagnischer Volkslieder; doch wollen wir uns hier nur auf die Mittheilung folgender sprachlichen Bemerkung beschränken: „Die bretagnische Sprache hat ferner unser ch (in Wörtern wie lachen). Diese Laute finden sich im Französischen nicht, sind überhaupt für Franzosen schwer auszusprechen. Man darf daher annehmen, daß schon die Gallier sie nicht hatten. Jenes ch wird c'h geschrieben und findet sich, abweichend vom Deutschen, auch am Anfang der Wörter, wie im schweizer Volksdialekt (z. B. Chille für Kirche). Der Fremde wird in der Bretagne mit folgendem Satze eingeübt:

c'houec'h merc'h gwerc'h war c'houec'h sac'h kerc'h war
six filles vierges sur six sacs d'avoine sur
c'houec'h marc'h kalloc'h
six chevaux entiers,

d. h. sechs jungfräuliche Mädchen saßen auf sechs Säcken Hafer auf sechs Hengsten.

Ich bin geneigt zu glauben, daß selbst Provinzialismen der heutigen Aussprache in Frankreich aus der gallischen Zeit herrühren. So spricht der Auvergner das französische c oder s wie

*) Dieses zersetzende, negirende, herbe Element erblickte jüngst auch Granier de Cassagnac in der Methode Proudhon's und er beschuldigt ihn deshalb geradezu eines dem eigentlichen Franzosenthum verderblichen „Germanismus". Wenigstens wird dadurch unsere bereits in Nr 15 d. Bl. auf Anlaß der Proudhon'schen Schrift über das literarische Eigenthum ausgesprochene Ansicht, daß in Proudhon viel deutsches Wesen stecke, auch französischerseits bestätigt.

ch, z. B. chirer statt cirer (ähnlich die Schwaben in Deutschland)."

Auf eine eingehende Kritik des Buchs können wir uns hier nicht einlassen, sondern müssen diese den eigentlichen Sprachforschern und denen überlassen, welche in der französischen Literatur des Mittelalters tiefere Studien gemacht haben. Wir führen hier nur noch einige Bemerkungen des Verfassers an, die aus seinen Beobachtungen am frischen Leben stammen und uns von allgemeinerm Interesse zu sein scheinen. Er erzählt einmal: „In Straßburg fragte ich einmal ein recht verständiges zehnjähriges Mädchen auf dem Lande: «Was bist du, Kleine? eine Französin oder eine Deutsche?» — «Eine Französin!» antwortete sie auf deutsch. «Aber du sprichst ja deutsch und nicht französisch», warf ich ein, um das Nationalgefühl zu prüfen. «Das thut nichts», entgegnete das naive Kind, «es gibt Deutsche und Welsche unter den Franzosen.»

Ein andermal kommt er auf den Mangel an Waldesgrün in Frankreich zu sprechen, und er berichtet dabei: „Ich sprach einmal zu einer Schriftstellerin von der Herrlichkeit der deutschen Wälder und erwähnte dabei die Aussicht von der Wartburg, wo man bis zum fernen Horizont ein ganzes Meer von grünem Laub überblickt, ein Anblick, der wie geschaffen war, zur Verjüngung der deutschen Sprache und Poesie in Luther's Bibelwerke zu begeistern. «Votre pays n'est donc pas encore tout à fait civilisé?» meinte die Dichterin. «Im Gegentheil», erwiderte ich, «weil es civilisirt ist, pflegt mein Vaterland die Wälder, denn diese Wälder schützen seine Ernten.» Das war im Grunde dasselbe Vorurtheil, von welchem aus der civilisirte Boileau mit Verachtung auf l'art confus des vieux romanciers dans ces temps grossiers herabsah («Art poétique.», I, 117 fg.) und ein Epos blos um des barbarischen Namens «Childebrand» willen (III, 292) lächerlich fand; diesen eleganten Schriftstellern des classischen Jahrhunderts galt nur die griechisch-römische Poesie für Poesie. Gegenwärtig übersetzen die französischen Literarhistoriker das alte Bruchstück der germanischen Sage von Hildebrand und Hadubrand; der französische Geschmack ist natürlicher geworden in der Pflege der Kunst wie der Natur."

Auf Anlaß der von dem verstorbenen Zeuß geschriebenen celtischen Grammatik, der ersten überhaupt, die geschrieben worden, bedauert der Verfasser, daß sie in lateinischer Sprache verfaßt ist, und bezeichnet es als einen Irrthum deutscher Gelehrten, wenn sie etwa glauben sollten, daß sie mit lateinisch geschriebenen Werken bei französischen Gelehrten eher Eingang finden möchten als mit deutschen; er bemerkt dabei: „Ich möchte wol wissen, wie viel Exemplare dieses Werks in Frankreich abgesetzt worden sind. In der Bretagne habe ich vor noch drei Jahren kein einziges gefunden; ohne meine persönlichen und öffentlichen Mittheilungen, z. B. im «Courrier de Nantes», September 1858, wäre dies Werk, das doch die Bretagne vor allem angeht, daselbst vielleicht noch nicht einmal bekannt. Ein dasiger Gelehrter meinte sogar, ich möchte es doch ins Französische übersetzen: da habt ihr die Bescherung. Jetzt frage ich euch Deutsche einmal: ihr wollt vom Ausland geachtet werden und achtet euch selbst so wenig, daß ihr dem Ausland zu Liebe nicht einmal in eurer Sprache schreibt, wenn ein Buch das Ausland interessiren soll? Gerade, eure Wissenschaft ist das, was das Ausland an euch namentlich und ohne Rückhalt anerkennt, und ihr wollt es nicht zwingen, eure Sprache zu lernen, um eure wissenschaftlichen Schätze kennen zu lernen? Es wäre euch besser, von der Ruhmredigkeit, die ihr den romanischen Völkern und namentlich den Franzosen vorwerft, selbst mehr trotzigen Stolz zu lernen, als euch über diese sogenannte Windbeutelei lustig zu machen. Und hört es nur, es gibt unter diesen «Windbeuteln» ernste Geister genug, die eure Sprache lernen, so schwer sie auch den Romanen erscheint, und die sie gründlich lernen. Wollte Gott, jeder deutsche Professor kennte seine Sprache so gut als sie der Franzose Régnier kennt, dem wir die treffliche erste vollständige Uebersetzung von Schiller's Werken zu verdanken haben."

Zu tadeln wären manche in ein solches Werk nicht gehörenden Excursionen und Selbstbekenntnisse, darunter auch des Verfassers socialistisches Glaubensbekenntniß, welches im wesentlichen darauf hinausläuft: der Mensch sei von Natur aus gut und die Priesterlehre von der Erbsünde und der natürlichen Verderbtheit des Menschen sei eine Lästerung, Sünde oder Verbrechen würden nur durch die Verhältnisse bedingt oder durch schlechte Verhältnisse erzeugt. Es ist daran sicher etwas Wahres; viele Menschen würden besser sein, wenn die Verhältnisse, in denen sie aufwachsen und in die sie oft ohne irgend nachweisbares Verschulden gerathen, besser wären. Aber doch ist es immer wieder die angeborene Selbstsucht — die sich ja auch schon bei dem kleinsten, sonst gutgearteten Kinde in Augenblicken des Bedürfens und Begehrens aufs ausgesprochenste zeigt — die Neigung zum Neid und Hader, zur Sinnlichkeit, zur Herrsch-, Gewinn und Genußsucht, zum Luxus u. s. w., was zur Sünde, zur Gewaltthat, zur Ausbeutung und Beschädigung der Nebenmenschen führt und die Verhältnisse immer wieder schlecht macht. Einem idealen Ziele in der Anordnung menschlicher Verhältnisse soll man allerdings nachstreben, darin geben wir dem Verfasser recht; aber werden wir es, da sich bei der auch unter dem Firniß der Bildung und Humanität fortwirkenden Gewalt menschlicher Leidenschaften immer wieder Böses erzeugt, je erreichen können? Auch Originalgedichte, wie sie der Verfasser einflicht, erwartet man in einem solchen Werke nicht, wiewol sie von poetischer Empfindung und von besonderm Wohllaut sind, wie das „Die Troubadours" überschriebene, von dem wir wenigstens die beiden ersten Strophen hier noch mittheilen wollen:

Unter dem Baume
Lag ich im Traume,
Als es mich weckte mit wonnigem Klang;
Lieblich und leise
Lockte die Weise;
War es der Minne, war's Vogelgesang?

Zarter Gefühle
Süßes Gewühle
Fühlt' ich mir plötzlich im Herzen erblühn:
Was ich dort prangen
Sehe, sind's Wangen
Oder sind's Rosen, die schamhaft erglühn?

So erbärmlich, wofür man sie jetzt wol ausgibt, waren sicherlich jene Zeiten nicht, als die Troubadours ihre ritterlichen Gefühle in dem artigen echt französischen Spruche zusammenfaßten:

A Dieu mon âme,
Ma vie au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi.

Jene Excursionen und Liederproben, von denen wir sprachen, geben dem Buche partienweise einen subjectiven Charakter, der sich zwar eigentlich mit einem wissenschaftlichen Buche nicht verträgt, uns aber die Persönlichkeit des Verfassers in liebenswürdigen und humanen Zügen entgegentreten läßt. **H. M.**

Eine Festgabe zur tausendjährigen Gründungsfeier Rußlands.

Rußlands Erstes Jahrtausend. Ein episches Gedicht. Von W. Toporoff. Zwei Theile. Leipzig. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Was gehört doch dazu, zwei ziemlich starke Theile in Versen zu schreiben! Man muß von solcher Ausdauer mit Achtung sprechen, um so mehr, wo, wie hier, der Verfasser nicht einmal geborener Deutscher ist. Wir wünschten dem vortrefflich ausgestatteten, mit dem Denkmal zur Erinnerung an das tausend-

jährige Bestehen des russischen Reichs zu Nowgorod geschmückten Werke — es ist eine Festgabe zur tausendjährigen Gründungsfeier Rußlands — schon einen günstigen Erfolg. Ob sich aber doch nicht viele vor so vielen Versen beinahe fürchten! Vielleicht hätte der gelehrte Verfasser besser daran gethan, sein Geschichtswerk als ein wirkliches wissenschaftliches Werk in Prosa zu bieten. Die vielen seiner Anmerkungen würden dann im Texte selbst noch bessere Verwendung gefunden haben. Doch das Buch ist nun einmal in Versen. Und wir wären ungerecht, wollten wir dem Verfasser nicht unsere volle Anerkennung aussprechen über die Fertigkeit, mit der er den deutschen Vers behandelt. Es ist nichts Kleines, die trockene Geschichte in Verse zu bringen; es ist sogar etwas Großes, sie in Versen fließend zu erzählen. Wenn auch nicht immer, so begegnen wir in des Verfassers Strophen doch ziemlich oft wirklich schwungvollen Stellen. Statt jeder weitern Kritik glauben wir, daß eine Probe an der rechten Stelle sein wird. Wir wählen den Schluß des ersten Theils, ein Stück aus der Sage: „Wie in Rußland die Helden verschwunden sind." Der Verfasser bemerkt: „Diese Sage versinnlicht die großartige Idee, wie die in den Helden personificirte materielle Kraft, nachdem sie die asiatischen Horden überwältigt, nach und nach der geistigen Platz gemacht. Diese Sage lebt noch im Munde der Bewohner von Sibirien und muß schon alt sein." Sieben Russenhelden haben sich tapfer gegen ganze Heere von Heiden und Barbaren gehalten. Da wächst einem derselben verwegen der Muth. Er fordert die Himmelsmacht gegen sich und seine Gefährten heraus. Es schweben zwei Himmelsstreiter hernieder. Die Russenhelden stürzen sich auf diese zwei. O wehe, je mehr sie die zwei zerspalten und zerschlagen, um so schneller verdoppeln sich die Himmelsstreiter:

Was die Rosse stampfen nieder,
Das ersteht nur doppelt wieder,
Voll ist schon das ganze Feld,
Alle sieben Helden kämpfen,
Doch die Macht ist nicht zu dämpfen;
Nicht ist sie von dieser Welt.

Und so kämpfen sie drei Tage
Und drei Stunden sich zur Plage
Und wol drei Minuten dort.
Aus sich selbst sich fortgebärend,
Sich verzweigend, sich vermehrend
Wächst die Himmelsmacht nur fort.

Schon hat Furcht sie bang umschattet,
Schon sind ihre Ross' ermattet,
Schon ist abgestumpft ihr Stahl.
Und die Helden jetzt verzagen
Und zum Felsenberg sie jagen,
Ihrer sieben an der Zahl.

Sämmtliche sieben Russenhelden werden dort zu Stein. Seit der Zeit sind die Helden aus Rußland verschwunden. Der Sänger klagt nun elegisch, indem er sein Saitenspiel vom Felsen wirft:

Und der Sänger hat's gesungen
Und die Gußli ist verklungen,
Und er seufzt so tief, so schwer:
Ach von Rittern und von Helden
Wirst du Gußli nicht mehr melden,
Denn die Tapfern sind nicht mehr.

Und er küßt sie, küßt sie wieder,
Wirft sie dann vom Felsen nieder;
Theure Freundin fahre wohl!
Und die Gußli sie zersplittert
Und ihr Sterbeton erzittert
Und verhallt so bang, so hohl.

Wolken irren, Wolken jagen,
Winde stöhnen, Winde klagen,
Zuckend stirbt der letzte Strahl.
Nacht ist's, Nacht im weiten Lande,
Nacht am hohen Uferrande,
Nacht im tiefen Dnjeperthal.

Emil Müller-Samswegen

Notizen.

Zur Kennzeichnung der neuern Kritik.

In einer genfer Correspondenz des „Morgenblatt" lasen wir folgende Bemerkung: „Die politische und religiöse Partei beherrscht hier und durchdringt das gesammte Leben, sie greift selbst gelegentlich so unbefugt als gewaltthätig in das freie Gebiet der Literatur und Kunst herüber. Eine unabhängige Kritik hat mit großen Hemmnissen zu kämpfen, um ihre Stimme zur Geltung zu bringen. Jede Partei hat ihre literarischen Lieblinge, Clienten und Schutzbefohlenen, welche natürlich von ihr gepriesen, gehätschelt und gepflegt, und schon aus diesem Grunde von den Gegnern angegriffen oder im glücklichsten Fall ignorirt werden..... Die politischen Tagebätter, welche natürlich auch das geistige Leben nicht unberücksichtigt lassen können, sind in den Händen der Parteien, und die Redactionen sind natürlich mehr oder weniger von derjenigen Partei abhängig, welche sie vertreten. Daher mag es kommen, daß so selten Uebereinstimmung in den literarischen oder Kunstnotizen dort zu finden ist, wenn diese mehr als banale Redensarten sind. Das Reclamewesen, welches leider gegenwärtig auch in der deutschen Presse so üppig wuchert, hat in Genf ihren Höhepunkt erreicht." Wir führen diese Worte an, weil, wenn sie nicht ausdrücklich aus Genf datirt wären, sie ebenso gut aus irgendeiner jetzt von politischen, confessionellen oder socialen Streitfragen bewegten deutschen Stadt, aus Berlin, Leipzig u. s. w., datirt sein könnten. Wir glauben nicht, daß es gegenwärtig in einer der deutschen Städte, welche Hauptsitze der Bewegung sind, viel besser mit der Kritik steht als in Genf. Nach einer in so unparteiischem Tone gehaltenen, so objectiv abwägenden Zeitschrift wie die genfer „Bibliothèque universelle", wird man sogar in Deutschland ziemlich vergebens suchen müssen. Namentlich trifft der Vorwurf der politischen oder socialen Tendenzreiterei die Feuilletons unserer politischen Zeitungen, soweit sie sich mit literarischer oder artistischer Kritik befassen. Die reactionären Zeitungen ignoriren oder setzen aufs maßloseste herunter, was die demokratischen und ultraradicalen ebenso maßlos feiern und in den Himmel erheben, und die einigermaßen gemäßigten, die meistens der sogenannten gothaischen Partei angehören, haben gleichfalls ihre Lieblinge und Günstlinge, die sie auf Kosten anderer als die hervorragendsten geistigen Größen der Nation empfehlen und illustriren. Ist doch sogar schon in die musikalische Kritik der Begriff von einer reactionären und einer Fortschrittspartei gedrungen. Der genfer Correspondent des „Morgenblatt" beklagt dann noch, daß sich in den frommen Kreisen der Stadt Genf eine „kleinbürgerliche Klatschhaftigkeit" finde, „welche sonst dem französischen Stamm nicht eigen ist". Wir erlauben uns, hierin einen ganz besondern, nicht hoch genug zu schätzenden Vorzug des französischen Stammes vor unsern deutschen Landsleuten zu erblicken, und wir schlagen denselben um so höher an, da die Neigung der Deutschen zu klatschhaftem „gossip" und ihre bei einem sonst so gern im Bereiche transscendentaler Ideen sich bewegenden Volke doppelt auffallende Neigung, die Person statt der Sache im Auge zu haben, auch in der Literatur und namentlich in der Kritik sich häufig in unliebenswürdigster Weise äußern und wenigstens auf diesem Gebiete die Deutschen im allgemeinen gehässiger und weniger human und rücksichtsvoll erscheinen lassen, als es die andern Völker auf dem gleichen Gebiete sind.

H. M.

Deutsche Sprache und Sprachwissenschaft in Schweden.

Es muß uns mit gerechtem Stolze erfüllen, daß die deutsche Wissenschaft sich auch im Auslande ein Gebiet erobert hat. Im stammverwandten Skandinavien hat man sich nicht allein mit der Methode unserer Sprachforschung vertraut gemacht, auch die deutsche Sprache ist öfter Gegenstand wissenschaftlicher Beobachtung, und in deutscher Sprache werden die Studien entwickelt und vorgetragen. In neuerer Zeit liegen uns zwei Schriften vor, welche diese erfreuliche Anerkennung des Deutschen kundgeben. Die erste, deren Verfasser sich zur historischen Sprachbehandlung bekennt, betitelt sich: „Beiträge zur Kenntniß von dem Gebrauch des Konjunktives im Deutschen. Ein sprachgeschichtlicher Versuch, der, als akademische Lehrfähigkeitsprobe, vom Verfasser Wolter Edward Lidforss, Adjunkten an der Katedral-Schule in Uppsala, öffentlich wird vertheidigt werden. Mit Einwilligung einer weitberühmten filosofischen Fakultät der Universität Uppsala findet die Vertheidigung Mittwoch den 26. Februar 1862 um 10 Uhr Vormittags im ökonomischen Hörsaale Statt" (Uppsala, Edquist u. K. 1862). Die Beispiele hat der Verfasser aus allen Perioden der deutschen Sprachgeschichte genommen und citirt die wichtigsten Quellen und Schriftsteller: Ulfilas, Nibelungenlied, Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Freidank, Luther, Lessing, Goethe und Schiller. In der Rechtschreibung hat sich der Verfasser im allgemeinen dem Gebrauch angeschlossen, wie er in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum" eingehalten ist. Einer andern Richtung der Sprachbetrachtung gehört der Verfasser der zweiten Schrift an; er ist Anhänger der philosophischen Schule, seine Gewährsmänner sind vorzüglich W. von Humboldt, Heyse, Steinthal, Wedewer. Das Werkchen ist in Dümmler's Verlagshandlung in Berlin erschienen, allein, daß es schwedischen Ursprungs ist, lehrt der Zusatz: „Gothenburg. Druck von C. F. Arwidsson." Der Titel der Schrift lautet: „Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen, hauptsächlich an der deutschen und französischen Sprache" nachgewiesen, nebst einer Einleitung über das Wesen der Sprache von F. Eimele (Berlin 1862). Es finden sich in der kleinen Abhandlung viele treffliche Gedanken und Beobachtungen und die eingestreuten Citate aus andern Werken sind alle höchst passend ausgewählt und beweisen des Verfassers ausgebreitete Belesenheit. 88.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Ovingdean-Grange oder Cavaliere und Rundköpfe. Eine Erzählung von den Dünen im südlichen England. Deutsch von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Banck, O., Alpenbilder. Schilderungen aus Natur und Leben in der Alpenwelt. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bloemer, F., Lessing, Schiller und Goethe. Erörterungen in Folge des Widerspruchs gegen die Vereinigung ihrer Standbilder in Berlin und gesammelte Blätter zu Lessings Andenken. Zwei Abtheilungen. Mit Beilagen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Bruckbach, G., Bildergespräche. Julius Schnorr von Carolsfeld's Bibel in Bildern erklärt. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Buddeus, A., Rußlands sociale Gegenwart und der Aufstand in Polen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 15 Ngr.

Celking, M. v., Geschichte des Herzoglich Sachsen-Meiningischen Contingents. Meiningen, Brückner u. Renner. Gr. 8. 10 Ngr.

Frank, G., Johann Major der Wittenberger Poet. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie und des Humanismus im 16. Jahrhundert. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 10 Ngr.

Galen, P., Der grüne Pelz. Roman. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Hesekiel, G., Schlichte Geschichten. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mosen, J., Sämmtliche Werke. 1ster Band. Oldenburg, Schmidt. Gr. 16. 20 Ngr.

Notter, F., Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen mit zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen. Mit Uhland's photographirtem Bilde. Stuttgart, Metzler. 8. 2 Thlr.

Petzoldt, E., Historisch-geographisch-statistische Tabellen über Entstehung, Zu- und Abnahme der vornehmsten europäischen Staaten. Ein Versuch. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 12 Ngr.

Pollhammer, J., Gedichte. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr.

Prittwitz, M. v., Frauenwirthschaft. Berlin, Herbig. 8. 1 Thlr.

Rahel, Wider die Natur. Roman. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Rau, H., Der Fluch unserer Zeit. Sitten-Roman in zwei Theilen. Leipzig, Thomas. 8. 3 Thlr.

Reusch, R., Plattdeutsche Gedicht in der Mundart des preußischen Samlandes. Berlin, Geelhaar. Gr. 16. 5 Ngr.

Schmid, C. v., Nachgelassene Schauspiele für die Jugend und ihre Freunde. Herausgegeben von A. Werfer. München, L. Finsterlin. 8. 10 Ngr.

Seivert, G., Der Grefenhof von Kelling. Eine culturhistorische Novelle aus dem 14. Jahrhundert. Hermannstadt, Steinhaußen. 8. 25 Ngr.

Simson, B. E., Wilibald's Leben des heiligen Bonifazius nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt und erklärt. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Stadelmann, R., Carl von Wulffen. Ein Cultur- und Charakterbild. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.

Studien und Erlebnisse eines reisenden Prinzen. Aus dem Arabischen des Fer Fir Fey Jsulju. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Thlr.

Tagesliteratur.

Die Arbeiterbewegung. Auch ein Wort zunächst an die Sächsischen Arbeiter, zugleich ein Beitrag zur Hebung des Arbeiterstandes überhaupt. Leipzig, Roßberg. 8. 2½ Ngr.

Bernoulli, R., Von der Lauheit und der Abhülfe dagegen. Nach einem öffentlichen Vortrage. Basel, Balmer und Riehm. 8. 4 Ngr.

Fischer, C., Rede aus Veranlassung der ersten evangelischen Taufhandlung in Innsbruck am 19. April 1863 gehalten. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Frohschammer, J., Ueber das Recht der neueren Philosophie gegenüber der Scholastik. Vortrag. München, Lentner. Gr. 8. 4 Ngr.

Musäus, J., Napoleon III. in Beziehung auf seine innere und äußere Politik unparteiisch gewürdigt. Leipzig, Pönicke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Peez, A., Sieben handelspolitische Briefe aus England. Leipzig, Liebeskind. Lex.-8. 10 Ngr.

Peip, A., Die Geschichte der Philosophie als Einleitungswissenschaft. Eine Antrittsvorlesung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 3 Ngr.

Salinger, E., Hep! Hep! Ein Blick in den Judenspiegel des Herrn W. Marr. Hannover, Meyer. 1862. 12. 5 Ngr.

Sträter, T., Die polnische Frage in ihrem Verhältnisse zu Preußen und Deutschland. Coburg, Streit. Lex.-8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 18. Juni 1863.

Franz von Baader und sein Biograph.

Die Unendlichkeit der Welt in ihren Erscheinungen, und zwar mit Bezug auf Dinge und Personen, die Unendlichkeit der Probleme, in deren Lösung die Menschheit begriffen ist, so jedoch, daß jede einzelne Aufgabe wieder zu einer unendlichen wird, da sie mit allen andern im Zusammenhange steht, erschwert selbst dem redlichsten Forscher das Bemühen, vollständig zu sein, keine Species des Sachlichen außer Acht zu lassen, nun gar der Eigenthümlichkeit des Persönlichen gerecht zu werden. Kommt aber noch üble Absicht dazu, handelt es sich um Partei, um Schule, um System, vielleicht um die Schule, die man selbst durchgemacht hat, um das eigene System, um einen bestimmten Zeitgeist, dem man huldigt, so wird die geschichtliche Darstellung schon dadurch nicht selten gefälscht, geschweige daß man dasjenige, was allem Geschehen zu Grunde liegt, in das gebührende Licht setzen sollte. Man überschätzt, unterschätzt, man übergeht und verschweigt, und weiß oft nicht einmal, daß einem dergleichen begegnet ist, denn die Weite der Selbsttäuschung wächst, ehe man es meint, ins Unermeßliche, wenn man sich erst auf selbstische oder auf Seitenblicke einläßt; was anfangs berechnet war, wird später unabsichtlich, jedoch ist auch in solchem Falle das Unwillkürliche durch den anfänglichen Calcul, durch die Einseitigkeit des Strebens verschuldet worden.

Das hier Vorausgeschickte darf man nur erwägen, um es sich zu erklären, wie in vielen, oft sehr berühmten, historischen Darstellungen schreiende Ungerechtigkeiten im Erwähnen und Nichterwähnen, im Placiren und Kritisiren, im Hinaufschrauben und Heruntersetzen stattfinden. Entweder war die Ursache menschliche Schwäche, jener neckische schadenfrohe Zufall, der in allem Menschlichen mitspielt, es war die Unfähigkeit, ein umfangreiches Gebiet sich zu vergegenwärtigen, das Individuelle zu sondern, oder es war Trägheit, auf abweichende, außerordentliche Erscheinungen eigengearteter Geister einzugehen, oder es war engherzige Unduldsamkeit, Neid, verletzter Ehrgeiz, es waren Groll, Bosheit, Haß, welche ebenso wie viele Tugenden die Begleiter der Concurrenz auch auf dem Felde der Intelligenz zu sein pflegen.

So ging es zu und geht immer noch so zu, daß man in vielen unserer Literaturhistorien und Geschichten der Philosophie Behauptungen liest, auf Lücken stößt, über die man sich entsetzen muß. Da begegnet man den geschwätzigsten Charakteristiken, deren Räthsel, wenn man die Namen verdeckte, nimmer zu errathen wären, weil die Räthsel schon an sich Misgeburten sind; da begegnet man Porträts, zu denen es kein Original gibt, als daß der Maler in aller Wohlgefälligkeit sich selbst gesessen hat. Was aber das Ignoriren betrifft, so hört hier Engel's bekanntes Wort: „Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen", auf, noch Geltung zu haben. Denn wo der besonnene, gleichwol bewundernde Forscher im Angesicht des alten Hellas und unsers spätern Deutschland ausrufen möchte: wo nur Denkprocesse möglich waren, da operiren Denker; da versichert uns der unwissende, der träge oder gar übelwollende Historiker, im „Kosmos" des Intelligibeln, in einer gewissen Region, nur ein Vacuum gesehen zu haben. Er erhebt das, was nur sein eigener Mangel ist, zu einem Naturgesetz, er docirt mit stolzer Selbstgewißheit: die Natur — denn sie ist so wie so die letzte Instanz solcher Berichterstatter — verfährt überall, trotz ihres Reichthums, mit weiser Oekonomie, auch in der Sendung des Genius; sie hatte sich in letzter Zeit nach Kant, Fichte, Schelling, Hegel auf dem Gebiete der Philosophie erschöpft; neben Schelling und Hegel war kein Denker mehr möglich, oder keiner, der zwischen beide hindurch, oder gar noch über beide hinaus seine Bahn hätte beschreiben können, und damit Punktum. Wer es hört oder liest, muß es glauben, der Docent hat ausgesprochen, er hat ein neues Gesetz entdeckt, oder vielmehr er hat die Reihe der möglichen und daher auch wirklichen Planeten, welche um die Sonne kreisen konnten, beendet, seinen Cursus der Geschichte der neuern Philosophie abgeschlossen. Wollte jemand es sich beikommen lassen, gegen solchen

Abschluß zu protestiren, die Sternkarte des neuesten Annalisten unvollständig zu finden, wollte er sogar Namen nennen, so würde von unserm Docenten jeder Genannte für eine Sternschnuppe, für eine bloße Feuerkugel, nur etwas hoch in der Atmosphäre, höchstens für einen Kometen mit einem etwas matten Schweif, ausgegeben werden, und alle Bereicherung um einen neuen Planeten wäre niedergeschlagen.

Dies führt uns auf Franz von Baader. Dieser Mann hat jedenfalls ein überaus seltsames Schicksal gehabt, abweichend im Leben und Erfahren von dem aller seiner Zeitgenossen, vielleicht gerade so abweichend von ihnen, wie er es selbst war in seinem ganzen Naturell, in seinen außerordentlichen Anlagen, in seiner Art des Studiums, der Production, der Lebensweise, in seinen Ansichten von Natur und Geschichte, von Realität und Intelligenz, von Staat und Kirche, in seiner ganzen Anschauung dessen, was die Existenz eigentlich auf sich habe. Die hervorstechenden Züge und Vorzüge in dem Menschen und Schriftsteller, in dem Denker und Docenten, sogar in dem Familienvater, Reisenden, Oberbergrathe und Inhaber einer Glashütte Franz von Baader schienen uns immer, so oft wir uns mit ihm beschäftigten, zu sein: tiefe, durch nichts zu erschütternde Religiosität, und zwar im Sinne eines positiven katholischen Christenthums, gleichmäßige Befähigung und starker Reiz, in das Spirituelle und Materielle einzudringen, jetzt mit dem Gedanken zu gebaren, dann wieder mit chemischen, mechanischen, industriellen Dingen zu hantieren, gleichwol auch in den Bereich socialer Verhältnisse sich einzulassen, eine wahrhaft geniale Sorglosigkeit, die aber stets ihrem Genius vertraute, nie am Gelingen zweifelte, und doch versäumte, ihren ideellen Reichthum zu ordnen, zu concentriren, für die Zukunft und zu einer Gesammtübersicht anzulegen, zu verzinsen, nach Plan und System auszugeben, eine Springflut, Strömung der Gedanken ohne Ende, immense Gelehrsamkeit, enormes Vermögen, Analogien zu entdecken, und nun das alles in einer Sprache auszudrücken, die auch wieder auf genialer Sorglosigkeit beruht, aber auch wie ein Wetter herankommt, auf dem Sturm des Unwillens dahinjagt, hier mit Regengüssen die Erde aufwühlt, sie jedoch auch befruchtet, dort mit Blitzen einschlägt, zündet, aber uns stets auch die Durchsicht in den Himmel eröffnet, der mit seinem siderischen Licht über alle Gewitter und den Grimm der Elemente wie eines verzehrenden Feuers hinaus und erhaben ist.

Wenn aufs neue ein Dichter von aristophanischem Geist, genugsam mit Humor, mit Sach= und Personalkenntniß ausgestattet, es unternähme, eine Komödie zu verfassen, welche durch Umkehr des Erhabenen die ganze Hoheit und Würde der neuern Philosophie feierte, aber zugleich die Mängel und Schwächen mit in Anschlag brächte, welche nun einmal allem Menschlichen anhaften, so würde das einen seltenen Genuß und viel Belehrung gewähren. *)

*) Eine solche, lange nicht genug bekannt gewordene Komödie ist „Das Centrum der Speculation", von Karl Rosenkranz (Königsberg 1840).

Ein solcher könnte uns in einem neuen Stück „Die Vögel" — unsertwegen auch die Vögel Minerva's — artige Einblicke in die Verfahrungsweisen, in die oft tragischen Schicksale der Philosophen vergönnen. Wie ergötzlich und unterrichtend wäre es schon, wenn er uns in seiner Dichtung sämmtliche Denker Deutschlands in solche Vögel theilte, die ihre eigenen Nester bauen und haben, dann wiederum in solche, die fremde Nester benutzen, vielleicht gar nicht einmal um zu brüten, sondern nur um zu siedeln, endlich in solche, die weder Nester besitzen noch beziehen, vielmehr in himmlischer Sorglosigkeit, unter Gottes freiem Himmel hin= und herfliegen, ihre Eier bald auf dürrem Gestein, auf fruchtbarem Ackerland, bald in einem unscheinbaren Gesträuch, oder wol gar auf einem einsamen Strohdach niederlegen, und sie dennoch getreulich ausbrüten. Jene Nester wären dann die Systeme unserer Weltweisen. Unser Poet theilte nun die letztere am besten so, daß einige von ihnen Systeme haben, andere sich in fremde einnisten, noch andere zwar nicht ohne Systeme sind, wol aber ohne jedes Bemühen, sie sorgfältig auszubauen. Sie setzen ihre Eier ab, wo sie eben hausen; jeder Ort ist ihnen dazu der rechte, und selbst wenn die junge Brut hier, da, dort ausgekommen ist, hat der befiederte Vater über das alles gar keine Sorge mehr, wie es nun weiter werde, sondern er hat vielmehr das hochherzige Vertrauen, daß Leben auch am Leben bleiben müsse, und daß auch nicht eines der zarten Geschöpfe verloren gehen könne.

Etwas von einem solchen Philosophen der letztern Art hatte nun stets Franz von Baader an sich, wie er denn auch viel auf Reisen und selbst daheim nie zu seßhaft lebte. Franz von Baader war ein Peripatetiker, ein Gelegenheitsphilosoph im schönsten Sinne des Worts, im größten Stile. Goethe behauptete bekanntlich, jedes echte Gedicht sei eins der Gelegenheit. Und er hatte recht. Aus dem Hier und Jetzt der jedesmaligen Umstände entspringt immer ein Lebensquell, sei es der Schönheit oder der Wahrheit. Wer die Gegenwart nur zu benutzen weiß, kann in jeder Situation, Lebenslage, mitten im Zeitlichen ein Ewiges empfangen und wieder mittheilen. So lebte, so philosophirte, so dachte und producirte Franz Ritter von Baader. Er war immer zu Gedanken, zu Entdeckungen, zu Expectorationen aufgeweckt. Er hatte darin etwas von der Natürlichkeit und Gelegenheitskunst der griechischen Philosophen. So kam er nie aus der Beschaulichkeit heraus, aber auch nie aus dem Handeln, ob dieses im Dociren, im Produciren, im Experimentiren oder recht eigentlich im Wohlthun für seine Mitmenschen bestand. Er ergriff die Gelegenheit, sich zu geben, stets beim Schopfe, aber, was er gab, war wohl erwogen, lang und viel durchdacht, nach innen zu sorgsam gehegt, nach außen hin sorglos verlegt.

So entstanden die meisten, ja wol alle Schriften Baader's wie unterwegs. Er verfaßte sie als Geschäftsmann, dann wieder als Gelehrter, als Docent, als Akademiker. Er säete seine tiefsinnigen Gedanken, seine genialen Ideen, oft in Betreff der schwierigsten, metaphysischen Probleme, in den Steinkohlengruben Altenglands

bei dem Hämmern, bei den lärmenden Räderwerken der Maschinen in so mancher Fabrikstadt, dann wieder in einer einsamen Glashütte der deutschen Heimat, im Studirzimmer, auf dem Katheder, auf dem Gange nach seiner Wohnung, stets von einer Schar wißbegieriger Jünglinge begleitet, an einem Badeorte, auf seinem Schlößchen zu Schwabing — von wo aus so viele seiner Vorreden datirt sind —, auf seiner Reise nach Rußland, an den Dünen der Ostsee, auf dem Landsitze eines esthländischen Barons, dann wieder in Preußen, in Baiern, und zwar in Tagebüchern, Briefen, Sendschreiben, in Memoranden, Berichten, Reformvorschlägen an Fürsten, an Minister, in akademischen Reden, in Abhandlungen für Zeitschriften, in Broschüren und größern Heften. Immer aber waren es Schriften von mäßigem Umfange, jedoch von gediegenem Inhalt, von weitreichender Tragkraft, oft mit Ingredienzien versehen, welche in die Wunden der Zeit beißend eindrangen, das wilde Fleisch wegbeizten, und selbst unter dem Niederschreiben noch — man merkt es der ganzen Diction ab — den Verfasser mit heiligem Zorn erfüllten, daß so viel Schlendrian in dem, was er bekämpfte, noch übrig blieb, so viel Abgestandenes, Verrottetes sich ergab, was manchen auch am gesunden Alten irre machte, während das Neue, was man an dessen Stelle setzen wollte, nur neue Fäulniß war, die nur im Finstern leuchtete.

Weniges fand bei unserm wackern, stets kampflustigen Ritter für Licht aber auch für Wärme, für Freiheit aber auch für Gesetzeserfüllung, für Fortschritt aber auch für Bewahren und Erhalten, die Anerkennung, die Unterstützung, die es verdient hatte; dennoch, obwol Schmerzen über das Mislingen ihm nicht erspart wurden, blieb er, im ganzen genommen, nach außen hin nach wie vor sorglos, und damit sich selbst und seinem Genius treu, ohne je über seine Mission sich unklar zu werden. Wie er aber mit seinen Schriften es hielt, wie er, überreich an Intelligenz und Wissen, stets fortfuhr, in kleinen Dosen seine Medicamente zu verabreichen, ja zu zerstreuen, und nie sich Zeit nahm, sein System zu bauen und zwar auszubauen, so ist das nicht blos eine Eigenthümlichkeit sondergleichen — man müßte denn in Johann Georg Hamann, dem Magus aus Norden, ein Seitenstück erkennen —, es war auch beinahe ein Wunder, daß seine Schriften sich nicht verzettelten, daß sie in so verschiedenen Zeitläufen, immer wieder aus andern Gelegenheiten hervorgegangen, auf andere Ziele berechnet, sich vorwegnehmend und nachträglich so vollständig durch ihn selbst ergänzten, daß von einem Systeme Baader's nicht blos gesprochen werden kann, sondern gesprochen werden muß. Dieses System, welches trotz aller Gefahr des Untergangs, welche ihm drohte, erhalten wurde, ist ebenbürtig, von gleich großer Eigenthümlichkeit wie die mit Recht so berühmten und großartigen Systeme Kant's, Fichte's, Schelling's, Hegel's, trotz jener oben von uns erwähnten Versicherung unsers Historikers und Docenten, zwischen Schelling und Hegel oder auch nach ihnen nur ein Vacuum beobachtet zu haben. Entweder konnte unser Berichterstatter ein so glänzendes Gestirn wie Baader nicht sehen, weil er sich übersehen hatte, oder — was wahrscheinlicher — er wollte es nicht sehen, und das ist freilich das Schlimmste von allem.

Nun kommt allerdings noch ein anderes hinzu, und das ist der Trägheit, der Bequemlichkeit vollends unbequem, sodaß sie sich aufs Ignoriren wirft. Auch mit Baader ist nicht so leicht fertig zu werden. Die Bahn, welche dieser Stern erster Größe — um in unserm Bilde fortzufahren — zurücklegt, ist abnorm genug, und doch normal nach dem Totalgesetz des Intelligibeln. Baader gehört offenbar, und zwar nicht blos chronologisch, der Neuzeit an, dann aber auch wieder dem Mittelalter, und sogar, in seiner sorglosen Sinnesart, wie wir bereits gezeigt haben, dem Griechenthum. Dennoch ist er weder zwischen Schelling und Hegel, noch auch bei den Mystikern, bei den Scholastikern, noch auch bei den Sokratikern, bei Aristoteles und den Peripatetikern unterzubringen. Gewiß er ist ein moderner Philosoph, schon weil ihm die beiden Grundprincipien des modernen Zeitalters, im wahren und würdigen Sinne des Worts, die Freiheit und das Sociale, so entschieden am Herzen liegen; aber er will sie nicht in der bekannten Roheit und zuchtlosen Zerfahrenheit belassen, mit denen sie so oft gefaßt werden, er nimmt sie im Sinne des Christenthums, wie er ja in allem und jedem, damit wir es kurz sagen, auf einen christlichen Theismus hinarbeitet, unter dem allein Kirche und Staat gesund und lebensfrisch zu bestehen vermögen, Glaube und Wissen sich einigen, Freiheit und Nothwendigkeit sich ausgleichen, Speculation und Empirie sich die Hand reichen; auf einen Theismus, unter welchem, indem er wissenschaftlich erkannt und begründet wird, erst allein eine Reform ausführbar ist, welche alle durch die bisherigen, blos vermeinten Verbesserungen getrennten Glieder wieder zu einem vollständigen Organismus zusammenschließt, sodaß jede Revolution schon an sich unmöglich wird. Wie aber Baader es unternimmt, den Weg dahin zu beschreiben, wie er ihn selbst in seinen Schriften zurücklegt, das Ziel — man denke! — erreicht, ist ihm nicht leicht zu folgen; wer ihm aber folgt, erntet unendlichen Gewinn und ist über den elenden, durch und durch frivolen und noch dazu unlogischen Pessimismus, Pantheismus und Atheismus unserer Tage ein für allemal hinausgerückt.

Welche Dimensionen legt Baader zurück, indem er alte, mittlere und neue Zeit als Material benutzt, Geschichte und Natur aufs schärfste beachtet, um daraus seine Schlüsse zu ziehen, neue Resultate zu gewinnen! Was nun aber sein eigentliches Philosophiren betrifft, geht er auch auf Cartesius ein, knüpft er auch an Kant an, um siegreich ihre schwachen Seiten in Angriff zu nehmen, desgleichen die der Spätern — wenn er auch nicht immer Namen nennt —, so ist doch gar nicht zu sagen, in wie vielen Uranusweiten sich derselbe Baader oft von allen unsern neuen, großen Denkern entfernt, um dann wieder ganz in ihre Nähe zu kommen, sie nicht blos zu durchschneiden, sondern mit ihnen momentan congruent zu werden, um dann wieder weit ins Intelligible zurück-

zugehen, sodaß er dem matten Auge jetzt völlig unsichtbar wird, während der schärfere Blick aus dem Aphelium Baader's, in Bezug darauf, was gewisse Forscher schon als Sonnencentrum nehmen, Außerordentliches lernt, um nun bald auch sein Perihelium mit Entzücken zu erkennen, da Baader dann in dem Lichte weilt, welches eben sein christlicher Theismus ist. Auch Schelling gelangt in seiner neuen Philosophie zu einem solchen, auch Hegel wird man jenen nicht absprechen dürfen, wenn man nur tiefer blickt als so viele unserer Tagesschreier — ob für oder gegen ihn —, zu denen auch diejenigen gehören, die, als wären sie völlig bethört (nämlich im Sinne ihrer durch und durch nichtigen Dialektik), immer weiter links gehen; aber Schelling und Hegel gelangten in ihrer Weise zu solchem Resultate, Baader in der seinigen. Freilich steht Baader am weitesten ab, immer und ewig, von unsern heutigen Naturzüchtern und Materialisten, welche allen Ernstes den Menschen mit Kopf und Kragen — das ließe man sich noch gefallen —, aber nein, mit Seele, Gemüth, Verstand, Vernunft und Geist nebst Bewußtsein nur unter den Säugethieren unterzubringen wissen. Dies ist eine Verirrung, welche denn selbst thierischer Natur ist, nämlich eine Schafs- und Drehkrankheit im Kreise des dumpfesten Sinnenlebens, welche wir der Nachwelt besonders werden attestiren müssen — wie hiermit geschieht —, weil sie solchen Tages- und Nachtschwindel in wissenschaftlichen Köpfen für nicht möglich halten wird.

Gehen wir nun noch etwas näher auf Baader ein, so ist seine ganze Philosophie allerdings Religionswissenschaft, aber nicht in der Bedeutung einer particulären Disciplin, sondern in der einer consequenten Entwickelung des Glaubens zum Wissen, welche das Psychische und Physische stets gleichmäßig im Auge hat, deren Gesetze deducirt, aber auch den Ursprung alles Gesetzes nachweist, somit einer Gotteserkenntniß, welcher Gott nicht blos eine Folgerung, ein Ergebniß ist, sondern eine Gewißheit, ohne welche jede Denkthätigkeit, jedes materielle Dasein, aber auch jede andere unzweifelhafte Wahrheit baar unmöglich wäre. Es ist sehr wichtig für Baader und die Folgezeit, wie jener Philosoph auf Kant eingeht, dessen Größe nie leugnet, aber ihm auch entgegnet. Sehr treffend hebt Baader hervor, daß Kant für seinen Imperativ, für sein Sittengesetz gar keine Ableitung hat, daher er auch das Wesen des Gewissens nicht ergründet. Man vergleiche unter anderm die bedeutende Abhandlung Baader's: „Ueber Kant's Deduction der praktischen Vernunft, und die absolute Blindheit der letztern." Und Baader hat das Richtige in jeder Hinsicht ermittelt. In Bezug auf Gott ist es bei ihm von durchgreifender Erheblichkeit, daß er darlegt, wie alles Erkennen stets ein Erkanntwerden voraussetzt. Dieser scharfsinnige Denker bleibt jedoch beim Erkennen nicht stehen, er geht in ganz eigenthümlicher Weise aus dem Erkennen ins Wollen und Handeln über, und hat überhaupt die ganze Kluft getilgt zwischen der Theorie und der Praxis.

Aber wo hätten wir in diesen Blättern Raum, den ganzen Weg zu verfolgen, der zu einer solchen Errungenschaft führt! Es wird uns dagegen ausführbar sein, einige der prägnantesten Punkte herauszustellen, welche unsers Erachtens für das Baader'sche System besonders maßgebend sind, Baader in seiner ganzen Eigenthümlichkeit charakterisiren und auf die Zukunft ihren Einfluß nicht schuldig bleiben werden; es sind zugleich die Ansichten, in denen wir fast ganz mit Baader übereinstimmen und es in mancher Schrift bereits ausgesprochen haben.*)

Von der Religion aus, und wie er sie wissenschaftlich faßt und bis zu einer vollständigen Theosophie erweitert, gelangt Baader, wenn auch bisweilen nur andeutend, zu allen Einzelsphären der innern und äußern Welt. Das Seelenleben, Natur und Geschichte, Staat und Kirche, Freiheit und Nothwendigkeit, die Philosophie, wie sie sich als Gesammtwissenschaft in alle ihre Disciplinen gliedert, die Kunst, zumal wie in ihr das Schöne zum Häßlichen sich verhält, und wie das Letztere auch sogar in der Natur mit der Gesunkenheit des Menschen in Verbindung steht, in die Ethik verderbend einschlägt, und wie diese mit der Physik, die Seele mit dem Leibe in der tiefsten Wurzel verwachsen ist, das alles wird von Baader nicht blos in Anschlag gebracht, nicht blos einer Revision unterworfen, sondern von Grund aus neu construirt; sodaß sich eben wieder von der Religion aus eine Wiederherstellung ergibt, durch welche der Mensch in seiner seelischen und leiblichen Existenz, aber auch die Menschheit selbst mit allen ihren Institutionen zu einer vollständigen Regeneration gelangt. Was Baader's Forschung dabei noch links und rechts absetzt, wie er Dinge sieht, Beziehungen aufdeckt, welche vor ihm noch nie ein anderer bemerkt und enthüllt hat, ist eine Sache für sich, die aber schon allein ein Kapitel ausmacht.

Das ist einer der tiefsten Blicke Baader's, daß er die vorhandene Welt, in welcher dermalen der Mensch haust, mit der Materie, mit den dynamischen Gewalten, mit allen den dämonischen Mächten, ob sie von außen oder innen kommen mögen, ringt, daß er diese irdische Welt aus einem Vorgange erklärt, welcher unserer Gegenwart dem Beginne nach zwar entrückt ist, aber in allen ihren Bewegungen nachzuckt, wenn nicht selbst noch revolutionirt. Dies gilt aber nicht blos von der Gattung, es gilt auch von jedem einzelnen, es gilt in gewissem Sinne sogar von der Natur. Auch Baader setzt eine Urkatastrophe. Er spricht sogar von einem „Verbrechen der Geister", welches allein das Anbrüchige oder geradeswegs den ungeheuern und zwar intellectuellen, moralischen Bruch erklärt, welcher durch unsere ganze Zeitrechnung und deren Geschöpfe geht, wenn man nach der Erschaffung der Welt und nicht nach ihrer Wiederherstellung rechnet. Mögen immerhin die heutigen Materialisten, welche sich etwas damit wissen, alle Intelligenz zu leugnen, über eine solche Lehre lächeln: sie verstehen nichts davon, weil nun einmal ohne Intelligenz gar kein Verständniß möglich ist.

---

*) Man vergleiche unter anderm „Das Geheimniß der Lebenskunst" von Alexander Jung (Leipzig 1858), erster Theil. Und zwar die ersten Darlegung: „Das Geheimniß", besonders in Betreff der Urkatastrophe.

Es handelt sich aber in dem vorliegenden Falle um nichts Geringeres als um das vorhandene Uebel, wie es als Böses (Sünde), als Lüge, als Häßliches, als Schmerz, als Tod u. s. w. fortwuchert, obwol jener wunderbare Wiederherstellungsproceß, wo irgendein Schaden ausbricht, in Natur und Geschichte gar nicht zu verkennen ist, der freilich einen höhern Ursprung hat als Raum und Zeit besagen. Man prüfe nur, bevor man die tiefgeschöpfte Lehre Baader's verwirft. Was haben denn jene rohen Empiriker, welche über die Existenz des Uebels so völlig hinweggehen, an dem, was sie Natur nennen und womit sie dann alles gesagt zu haben wähnen, was haben sie an ihr als ein Ungeheuer, welches so ist, weil es so ist, welches verschlingt und gebärt, um sein Geborenes aufs neue zurückzuschlingen? Nichts wird erreicht als Hunger, Sättigung, Ausscheidung, neuer Hunger oder Geburt und Tod und wieder Geburt. Und sogar viele von denen, die Leben und nur Leben wollen, kommen über den Tod nie hinaus, da sie über den Proceß nie hinausgelangen, und sich so sehr in fanatischem Eifer übereilen, daß sie Gott selbst den Proceß ausüben lassen, dessen einer Factor jedoch das Uebel ist. Die Philosophie aber hat über den Ursprung des Uebels eine Erklärung abzugeben. Mit der Lehre vom nothwendigen Gegensatz, von Negativ und Positiv, die stets ineinander übergehen, ist hier gar nichts anzufangen; sie verleiten, auf das vorhandene und sich immer wieder erzeugende Uebel angewendet, zu einem dialektischen Spiel, welches pure Sophistik ist. Wenn aber Gott selbst das Uebel herbeiführen solle, um die Menschen zu erziehen, so finden wir eine solche Ansicht, wenn man sie wörtlich auslegt, ebenso unchristlich wie irreligiös überhaupt. Gott darf mit dem Uebel nie in eine schöpferische Verbindung gebracht werden.

Mit Recht schleuderte Baader die Blitze seiner „Fermenta cognitionis" gegen unsern heutigen Pietismus. Selbst Schopenhauer, der doch wahrlich in Klagen und Nachtgedanken über die Existenz sich hinlänglich ergeht, während er hätte erkennen sollen, daß die Sonnenseite schon wieder überwiegend ist, daß Religion, Wissenschaft, Kunst, daß die Herrlichkeit des Universums, daß die Menschheit in der Unerschöpflichkeit ihrer Anlagen, in offenbarem Fortschritt, ein Licht ausstrahlen, welches von einer Glorie zeugt, deren Ursache und Mittelpunkt Gott ist — selbst Schopenhauer legt ein großes Gewicht auf den Fall der Creatur. Er findet, daß diese Lehre die einzig metaphysische Idee im Alten Testament sei. Er hätte daselbst freilich bei schärferm Zusehen eine Fülle anderer derartiger Ideen gewahren können. Er flüchtet sich, von jener Katastrophe und dem vorhandenen Bruche in der Erdexistenz getrieben und genöthigt, in den Buddheismus, der allerdings eine Sackgasse ist, während eine tiefere Erfassung des Christenthums jenem Denker den Durchgang eröffnet haben würde, der in eine lichte und vollendete Welt Gottes führt.

Baader fand diese Lichtung. Er gewann sie mit der Erkenntniß jener über allen Zweifel gewissen Urkatastrophe, und entdeckte damit den alleinigen Ursprung des Uebels, damit aber auch die Befreiung von diesem, die totale Vernichtung desselben, die Wiedererhebung des Menschen und der creatürlichen Welt in die von Gott stammende, kosmische Ordnung der Ewigkeit. Das ist die große That Baader's, den Glauben durchs Wissen wieder begründet, die Thatsache der Erlösung auch mit rationellen Mitteln festgestellt, das daraus gewonnene Licht, die daraus folgenden Gesetze auch auf andere Gebiete hinübergeleitet und angewendet zu haben. So ist sein christlicher Theismus keineswegs blos Gipfel des Systems, sondern Geist einer absoluten Persönlichkeit, die das Ganze durchwaltet und trägt.

Von jetzt ab gewinnt Baader eine ganz andere Ansicht auch von der Natur, die er als eine doppelte unterscheidet, als eine anbrüchige und als eine vollständige, oder, anders ausgedrückt, als eine solche, die der nothwendige Unterbau, gleichsam das aufnehmende Erdreich ist, und eine solche, die mit der reifenden Frucht, mit der Befreiung von allen hemmenden Gewalten, in verklärter Leiblichkeit, in das Reich der Intelligenz mit hinauswächst. Es läßt sich bei Baader von einer ganz neuen Theorie des Lichts sprechen.*) Auch in den beiden letztern Beziehungen sind von weitreichendem Belang seine beiden Abhandlungen: „Ueber die Begründung der Ethik durch die Physik" und „Sätze aus der Bildungs- und Begründungslehre des Lebens. Ueber den Blitz als Vater des Lichts."

So ist ferner für Franz von Baader sehr charakteristisch, daß er der wissenschaftlichen Forschung mit aller nur denkbaren Freisinnigkeit ein unendliches Gebiet einräumt, daß er auch darin mit höchster Sorglosigkeit und Sicherheit verfährt, und dennoch gewiß ist, daß dem Glauben nie Eintrag geschehe, daß der Mensch, wie weit und kühn er in der Speculation vordringe, doch nie die Sphäre des Glaubens verlassen könne. So geht er auch auf die Naturwissenschaften ein, und keiner der in neuester Zeit von den Physikern so oft erhobenen Vorwürfe, daß die Philosophen bis dahin nur mit Gedanken, mit abstracten Begriffen operirten, trifft unsern Denker, indem er stets darauf bedacht ist, der Empirie, den sogenannten exacten Wissenschaften ebenso ihr Recht zu Theil werden zu lassen wie den abstracten, beide miteinander in Einklang zu bringen und darzulegen, daß es eigentlich nur *eine* Wissenschaft gibt, die ihm allerdings Theosophie ist.

Mit derselben hochherzigen Liberalität will er aber auch die politischen und kirchlichen Fragen erörtert und aus dem tiefsten Grunde beantwortet haben. Er faßt mit Recht das Christenthum so universell, daß er die Erlösung auch auf den Staat angewendet haben will, im Verhältniß der regierenden Gewalt zu der Nation, zu einer gegenseitigen Befreiung aller durch alle. Für Baader ist der höchstmögliche, der vollendete Staat nur der christliche. Welche Reformen müßten hier aber auch mit so vielen unserer politischen Institutionen vorgehen,

*) Man vergleiche mein „Geheimniß der Lebenskunst", zweiter Theil: „Die großen Mysterien; zweite Sphäre."

bis auf Gesetzgebung und Gesetzerfüllung, bis auf das kleinste Detail der Repräsentativverfassung, dann aber noch besonders in dem speciellern Rechtsverfahren, in der Bestrafung, in der Läuterung, Besserung, in der Wiedergenesung und Freisprechung des Angeklagten! Hier ist in der That noch viel Barbarei auszurotten. Baader sagt in der ihm so eigenthümlichen Sprachweise unter anderm darüber:

Zu leugnen ist es wol nicht, daß zwar mit und durch den Christ uns das Vermögen gegeben ward, alle Bande der Sündenlust und mit ihnen der Sklaverei der Menschen gründlich zu lösen, daß aber die Menschen von diesem Befreiungsvermögen bis dahin nur sehr beschränkten Gebrauch gemacht und sogar gemeint haben, bei solchen einzelnen Beschränkungen als einzelnen Momenten der ungehemmt fortzugehen strebenden Evolution dieses Erlösungsprocesses stehen bleiben zu müssen. So blieb denn der Gebrauch, den die Menschen von dieser Erlösungs- und Befreiungskraft bis dahin machten, hauptsächlich nur Privat- oder gleichsam häuslicher Gebrauch, und erstreckte sich höchstens nur auf Familienverhältnisse (z. B. die Ehe, welche hiermit zum Sakrament erhoben werden konnte); aber jener Gebrauch ging und griff nicht tief und innig genug in den öffentlichen Verkehr ein; obschon nicht abzusehen ist, warum diese Verbindungsweisen der Menschen nicht einer ähnlichen Veredlung, Heiligung oder ethischen Potenzirung als z. B. die Ehe fähig sein sollten, und ebenso wenig zu leugnen ist, daß die in unsern Zeiten bis zum Unleidentlichen gehende Unheiligkeit und ethische Potenzlosigkeit derselben das Bedürfniß jener Heiligung dringender als je, sowol den Großen der Erde als den Völkern ans Herz gebracht und geweckt habe.

Dann setzt Baader in einer Anmerkung hinzu:

Die Politik ist gutentheils gottlos und heil-(and-)los worden. Jedes gottlose Volk wird aber königlos, jeder gottlose König volklos sich zeigen.

Bei Franz von Baader gibt sich denn auch die großartigste Ansicht von der Kirche kund, wie vorauszusetzen war nach allen seinen andern Anschauungen. Wir haben eine dem wenigstens verwandte Ansicht schon vor vielen Jahren öffentlich ausgesprochen, ehe wir noch die Baader'sche kannten; um so größer das Wohlthuende der Uebereinstimmung. Wir drückten uns damals in unserer Weise so aus, daß die Kirche als Geist der Gemeinde sich auch constituiren müsse und zwar auf dem Grunde Christi, der nicht diesem, nicht jenem Volk angehöre, sondern der Gottheit und Menschheit zugleich, weil er der Gottmensch ist. Die Kirche gehe in ihrem Organismus daher über alle einzelnen Nationalitäten, über alle Volksgeister hinaus, indem der Geist der Gemeinde zugleich der Geist Gottes sei. So faßt die Kirche den einzelnen Menschen nicht mehr als Product der Natur, als Product der physischen Zeugung, sondern als das der Wiedergeburt, ebenso aber auch die Menschheit. Baader bezeichnet diese Idee und Position der Kirche mit dem vielsagenden Worte: „Weltstandschaft", im Sinne einer vollkommenen Welt Gottes. Auch alle Reformen, die von Zeit zu Zeit darin vorgenommen werden müssen, sollen die Stellung der Kirche, ihre Grundstructur nie verändern. Gleichwol soll und darf sie sich vor keinem wahrhaften Fortschritt verschließen. Baader gehörte, wie wir oben bereits angedeutet haben, der katholischen Kirche an. Er ist stets mit ganzer Seele ihr Anhänger gewesen. Dennoch begleitete er die wissenschaftlichen Bewegungen im Protestantismus mit aller Aufmerksamkeit, wie sein Interesse für Schelling, Hegel, Schleiermacher, Daub, Marheineke vollauf beweisen. Aber ungeachtet seiner sonstigen, genialen Sorglosigkeit, in kirchlichen Angelegenheiten war er sehr vorsichtig. Bei jeder Reform und Reformation scheint er besorgt gewesen zu sein, daß sie dem Leben der Kirche zu nahe trete, ihren Bau demolire, die Geister revolutionire. Wir glauben unsererseits, er ging, was den Protestantismus betrifft, in seiner Besorgniß oft zu weit, obwol wir ihm die Flachheit unsers Rationalismus, die Krankheit und Engherzigkeit des modernen Pietismus unbedingt zugestehen. Auch wollte Baader Reformen ja selbst. Er wollte — und er hatte Grund dazu — einen großen Theil des Klerus einer wissenschaftlichen Umbildung unterzogen wissen, er wollte eine Erstarkung des kirchlichen Glaubens in weiten Dimensionen, er wollte ein Zusammenwirken der Religion und Wissenschaft zu Gunsten der Sicherstellung der Staaten und der „Weltstandschaft" der Kirche herbeigeführt sehen, und wollte selbst, keine Opfer scheuend, dafür thätig sein.

Höchst merkwürdig ist es, wie unser Philosoph dabei verfuhr, und es hängt dies Verfahren wieder mit den tiefsten Wurzeln seiner Lehre, Forschung und Gesinnung zusammen, denn wirklich erfüllte ihn die edelste, reinste Begeisterung auch für den politischen wie kirchlichen Fortschritt.

Franz von Baader wollte den Hebel seines Unternehmens, oder vielleicht richtiger, das äußerste Gerüste zur Wiederherstellung alles Schadhaften an Staat, Wissenschaft und Kirche (man denke!) in Rußland ansetzen. Dies ist sicher innerlichst verwachsen mit seiner oben dargelegten tiefen Ansicht von der Natur. Er fand in seiner Beobachtung im Leben der griechischen Kirche noch eine völlige Unangebrochenheit des Glaubens, ungeachtet alles Aberglaubens; er fand sogar in der Beschaffenheit des russischen Volks noch eine entschiedene Naturwüchsigkeit. Er vermuthete dort auch überhaupt ein unangebrochenes Erdreich, als gesunde Leiblichkeit für frische, gesunde Lebensprocesse, um die andern europäischen Völker, vielleicht sogar viele verhockte Gelehrte, den religiösen Sinn aber zumal damit zu erwecken, zu verjüngen. Sein Unternehmen scheiterte, wie wir sehen werden, aber der Plan dazu war sorgsam angelegt, mehr als Anstalten zur Ausführung wurden gemacht.

Das ist hier indessen noch ganz besonders hervorzuheben, und als ein scharfblickender Prophet hat sich Baader darin allerdings bewährt, daß er bei Zeiten aus so mancher politischen Bewegung, die in Anarchie ausartete, ein großes Unheil über Europa sich herwälzen sah; daß er eine principielle Revolutionirung der Geister aus der Irreligiosität, schon aus der Flachheit der religiösen Ansichten, entschieden voraussagte. Wir Jetzigen leben im Eintreffen solcher Voraussicht, denn der politische wie scientifische wie künstlerische Atheismus oder doch alles verschwemmende Pantheismus haben heute in breiten Lagern vor, neben und um uns Platz gegriffen, die Materie ist

obenauf, unten zwar setzt sie bedenklichen Schimmel an, oben aber blüht sie wie die farbenprächtigste Giftpflanze, und der Sinnenmensch gedeiht noch vortrefflich, während der Idealmensch oft schmählich verkommt.

Was sonstige, mehr vereinzelte, originelle Züge in Baader's Lehre betrifft, so verdient noch Baader's ganz eigenthümlicher Spürsinn für Hebung verborgener, ideeller Schätze hervorgehoben zu werden. Baader war höchst glücklich organisirt für Ausbeutung und wissenschaftliche Eröffnung gewisser Mysterien. Ist er selbst einer der größten Mystiker der deutschen Nation, ein Mystiker im ehrenvollsten Sinne des Worts, so ist er ein ebenso großer Meister, das rohe mystische Gold zu läutern, zu prägen, zu verarbeiten, das Gefühl, das innere Gesicht zur Klarheit der Erscheinung und des Begriffs herauszufördern. So hatte er auch einen tiefen Einblick in die Bedeutung des männlichen und weiblichen Princips (des Androgynen), und zwar nicht allein im Menschen, im Leben der Thiere, sondern auch im Wesen, in der Essenz aller Dinge. Daher verstand er sich auch überaus geschickt auf Symbolik, und wußte sogar die Arithmetik und Geometrie in solchen und ähnlichen Beziehungen mit Sinnigkeit und geistreich zu benutzen, um schwierige Begriffe anschaulich zu machen, verwickelte Processe vor das Auge der Seele zu rücken. Daher bezeichnen in seiner Philosophie die Drei- und die Vierzahl, der Punkt, das Dreieck, das Quadrat, nun vollends der Kreis unendlich bedeutungsvolle Größen und Figurationen.

Dies führt uns bei Franz von Baader noch einmal auf dasjenige zurück, was man seine Theorie des Lichts nennen könnte. Ist jemand dem Wesen oder, daß wir uns so ausdrücken, dem Ursprung, der Dauer und dem Vergehen der Materie je auf die Spur gekommen — denn unsere Physiker von Fach werden doch eingestehen, daß sie darüber nichts zu sagen haben, denn auch das ist nichts, wenn man behauptet, die Materie sei ewig —, so ist es derselbe Baader gewesen, worüber man seine von Ideen strotzenden Werke vergleichen möge.

Die Darstellungsweise Baader's ist so originell, daß er in der ganzen deutschen Literatur keinen Schriftsteller seinesgleichen hat. So wie er schreibt, so schreibt nur Baader. Funken sprühend, die aber auch sogleich fassen und ein Feuer entzünden, welches grimmig brennt und verzehrt, wo sich jene materia peccans vorfindet, die dem Grimm des Feuers willkommene Nahrung ist; aber dieselbe Sprache ist bei Baader auch wieder so weithin leuchtend, milde wärmend, wie ein feuriger Wein, der, sowie wir ihn trinken, uns auch schon mit neuer Lebensglut, fast mit Ekstase erfüllt, wie Baader selbst im Umgange, in der Geselligkeit des Redestroms aufflammen und den Kältesten zu einem Frohgefühl der Existenz beleben, galvanisiren konnte. Baader ist im Stil seiner Schriften in gewissem Sinne Scholastiker, wenn man nämlich an die größten unter den Scholastikern denkt; dennoch aber gebietet er über die ganze, sprachliche Errungenschaft seit Luther und den spätern Autoren. Er schreibt völlig ungenirt, ist unerschöpflich im sprachlichen Analogienspiel, reich an speculativem Witz und Humor, und weiß dabei eine Ritterlichkeit durchschimmern zu lassen, die uns den Mann von Welt und exquisiter Umgangssitte zu erkennen gibt. Wenn er ebenso sorglos im Gebrauche alter, bisweilen sogar provinzieller Sprachformen ist, so steht ihm das für den Kenner gut an, wie wir ja einen Biedermann von sonstigem Welttakt und Aplomb des Persönlichen gern sehen, wenn er in der Umgebung modernster Costümirung an seiner Sitte festhält, uns die Mode einer andern Zeit zu schauen gibt.

So etwa war der Mann, der große, durchaus originelle wie geniale Denker, der, solange er unter den Menschen weilte, Franz von Baader geheißen war, der unermüdet in der Arbeit des Denkens sich erwies, ebenso wacker und auf das Höchste gerichtet in der Gesinnung, nie gebrochen, nie unentschlossen im Handeln. Denselben Reiz zum Gedanken, dieselbe Freudigkeit, der Welt Räthsel zu lösen und dabei an dem innern Menschen zu erstarken, setzt er allerdings auch im Leser seiner Schriften voraus. Nur dann kommt man ihm bei, versteht man ihn ganz, und erstaunt über das viele, was ihm zu sehen, zu entdecken vergönnt war, wenn man auch über sein eigenes Denken Buch geführt hat, wenn man sich selbst darauf besinnt, was einen am meisten in derartigen Processen gefördert. Jeder macht hier seine besondern Erfahrungen, versteht er aber zu combiniren, das Analoge zu erkennen, das Verwandte zusammen zu schauen, so gelangt er zu der wichtigen Einsicht, daß in allen denkenden Menschen ein und derselbe Mensch philosophirt, wie ja auch der Dichter in seinen Darstellungen den Dichter in uns selbst voraussetzt.

Ist es mir erlaubt, hier auch von mir selbst in Bezug auf den trefflichen Baader zu sprechen, so gestehe ich, daß mir bei diesem großen Denker sofort vieles einleuchtet, wenn ich mir das Gesetz vergegenwärtige, nach welchem die Wirkung, welche von einem Centrum ausgeht, je nachdem dasjenige beschaffen ist, auf welches sie trifft, eine völlig entgegengesetzte ist, während jener Mittelpunkt unwandelbar ein und derselbe bleibt. Dies gilt vorzugsweise von dem Sonnencentrum der intelligibeln Welt. So erfährt jeder Geist, welcher aus der Bahn um jenes Centrum gewichen ist, das Wohlthuende als dessen Gegentheil. Der Segen, der von jenem Mittelpunkte ewig ausgeht, ewig sich gleich bleibt, wird als Fluch, die Liebe als Haß, der Lohn als Strafe, das Licht als Blitz, als Feuergrimm erfahren, und dasselbe ethische Gesetz leidet ganz wie bei Baader auch auf die physische wie metaphysische Welt seine mannichfaltige Anwendung.

So kehre denn der Leser, dem es um wahrhafte Belehrung über das wahrhafte Wesen der Existenz, über das Verhältniß des Menschen zu Gott, über Natur und Geist, Staat und Kirche zu thun ist, in einer Zeit, die Irr- und Wahnlehre über all das in Massen verbreitet, bei Baader's Schriften ein und trage das Seinige dazu bei, die Anerkennung und den Dank dem Verstorbenen darzubringen, welche seine Zeitgenossen ihm großentheils schuldig geblieben sind.

Daß Baader's sämmtliche Schriften, ungeachtet der Sorglosigkeit ihres eminenten Verfassers, sich nicht zerstreut haben, daß wol keine von ihnen untergegangen ist, daß wir sie vielmehr als ein trefflich geordnetes, vollständiges System vor uns haben, wir verdanken das alles einem Manne, welcher nicht blos Baader's Schüler ist, sondern der Hauptrepräsentant des Baader'schen Systems, der gründlichste Kenner desselben, der sich uns längst in seinen eigenen Schriften als tiefer Denker kund gegeben hat. Wir meinen den ordentlichen öffentlichen Professor der Philosophie an der Hochschule zu Würzburg, Franz Hoffmann. Auch ist er — obwol er in liebenswürdiger Bescheidenheit sich nur den Herausgeber nennt — der Verfasser von Franz von Baader's „Biographie und Briefwechsel" (Leipzig, Bethmann, 1857), auf welche wir des Nähern sogleich zu sprechen kommen.

Dieser hochverdiente Mann, der sich durch Gelehrsamkeit, Geist, Gerechtigkeit nach allen Seiten hin, Milde der Gesinnung, Schärfe des philosophischen Urtheils und der Erörterung rühmlichst auszeichnet, der uns schon im Jahre 1836 ein überaus gehaltvolles Buch in Bezug auf Baader's Philosophie gab, welches wir hiermit angelegentlichst empfehlen: „Vorhalle zur speculativen Lehre Franz Baader's" (Aschaffenburg, Pergay), derselbe Denker hat es zu einer seiner Lebensaufgaben gemacht, für Baader's Lehre zu wirken. Keine Mühe und Arbeit scheute, unglaubliche Opfer brachte er, um eine Gesammtausgabe der Baader'schen Productionen zu veranstalten. Es ist ihm trotz aller Hindernisse gelungen. In würdiger Ausstattung erhielten wir das ganze System des genialen Philosophen von München unter dem Titel:

Franz von Baader's sämmtliche Werke. Systematisch geordnete, durch Erläuterungen von der Hand des Verfassers bedeutend vermehrte, vollständige Ausgabe der gedruckten Schriften, sammt dem Nachlaß, der Biographie und dem Briefwechsel. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Franz Hoffmann, Julius Hamberger, Anton Lutterbeck, Baron F. von Osten und Christoph Schlüter. Erste Hauptabtheilung: Systematische Sammlung der zerstreut erschienenen Schriften. Zweite Hauptabtheilung: Nachgelassene Werke. Erster bis sechzehnter Band. Leipzig, Literarisches Institut. 1851—60. Gr. 8. 34 Thlr.

Es ist also jetzt der deutschen Nation der Weg eröffnet, sich an eine neue Quelle tiefster Weisheit zu wenden, einen der größten ihrer Denker aus dem Grunde und nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und in einer Zeit, in der so viel wüstes, phrasenhaftes Gerede hin- und hergeht, dem Menschen allen Halt raubt, sich über die wichtigsten Gegenstände unterrichten zu lassen, um sich ein für allemal davon zu überzeugen, daß es sich doch ganz anders mit Gott und dem Menschen, mit dem Diesseits und Jenseits, mit Natur und Geschichte, mit Religion, Wissenschaft und Kunst, mit Staat und Kirche, aber auch mit dem Menschen in Bezug auf andere seinesgleichen verhält, als gewisse schwarzgallige Materialisten und Pessimisten uns versichert haben.

Franz Hoffmann hat uns in seiner Biographie Franz von Baader's ein Werk gegeben, welches alle die Forderungen erfüllt, die man an ein solches Product, wiefern es nur historisch wäre, zu machen vermag, aber es hat noch außerdem Vorzüge, welche man in derartigen historischen Darstellungen nur selten vorfindet; dazu gehört eine glückliche Verbindung subjectiver Mitbetheiligung, der Wärme des Gemüths mit objectiver Treue und Anschaulichkeit, mit jener Klarheit, welche erst dann gewonnen wird, wenn man sein Material vollständig durchdrungen und geordnet hat. Dennoch nirgends drängt sich ein Urtheil auf oder nur hervor; der Verfasser läßt vielmehr nur die Ereignisse, die Thatsachen, die äußern und innern Vorgänge im Leben und Sterben seines Gegenstandes sprechen, und es ist uns, als wenn der Held der Biographie selbst uns sein Leben, seine Schicksale in so ansprechender wie mannichfaltiger Weise erzählte.

Der Stammbaum vom Urgroßvater ab breitet seine Aeste, Zweige, Blätter in aller Fülle vor uns aus, und wir vermuthen mit Recht, daß ein solcher Stamm, welcher in derartiger Mannichfaltigkeit Blüten und Früchte gewinnt, in einigen derselben das Höchste erreichen werde. Merkwürdig ist die Beziehung auf England schon von vornherein, die aber wieder und wieder hervortritt, als auf das Land praktischer Tüchtigkeit, realistischer Rührigkeit und Energie. Auch daß der Vater unsers Philosophen Theolog und Arzt zugleich ist, dürfte auf die Hauptperson obiger Lebensgeschichte von beträchtlichem Einfluß gewesen sein. Die erwarteten Prachtexemplare von Früchten unsers Baums ersehen wir sogleich in den beiden Brüdern Joseph und Franz von Baader, die sich vor unsern Augen sehr verschiedentlich entwickeln, beide aber in Anlage und Ausbildung auch wieder Gemeinsames haben. Dieses gilt besonders von ihrem außerordentlichen Interesse und praktischen Geschick für Industrie, bis auf das Fabrikwesen hin, für Mechanik und die daraus sich ergebenden Apparate, Resultate, bis auf neue Entdeckungen und Erfindungen. Deuteten wir schon früher an, daß sich in dem spätern Franz, dem Philosophen, immer etwas von der Unmittelbarkeit und naturfrischen Thatkraf der Alten blicken ließe, so könnten wir in Joseph einen Archimedes der Jetztzeit nachweisen. Machte sich derselb als Mechaniker mit seinen großen Entwürfen, Ausführungen, mit seinen genialen Einsichten und zum Thei glänzenden Erfolgen im Eisenbahnwesen doch sogar im Ausland und zwar eben in England rühmlichst bemerkbar; der ganze Erfolg scheiterte nur an einem gewisse Unglück nach außen hin, welches beide Brüder ebenfall gemeinsam hatten, an dem englischen Nationalstolz, de einem Deutschen nicht zuerkennen wollte, was ihm do gebührte, freilich auch an deutscher Rivalität, Kleinlichke und dem Bemühen, sich fremdes Erstlingsrecht aneigne zu wollen.

Wir verfolgen den Knaben, den Jüngling Franz Baa der in seiner Entwickelung mit stets wachsendem Interess sogar mit Spannung. Er ist wissensdurstig, überau fleißig, immer rege, sich Ideale hinzustellen, aber au sie zu erreichen; er vernachlässigt bei seinem Lerneifer na

den verschiedensten Seiten hin aber auch sein inneres Leben nie, wie denn echte, gesunde Frömmigkeit ihn durch all seine Stadien und Studien begleitet. Hier begegnen wir Momenten, zumal von da ab, wo der junge Baader seine höhere Ausbildung beginnt, welche in einer Natur, die sich früh zum tiefsten Denken erregt sah, sich zur Philosophie berufen fühlte, also in einem Weltweisen vom Fach sich wol selten, vielleicht noch nie so beisammengefunden haben. Daß ein Philosoph außer seiner Wissenschaft und Würde auch noch die Doctorate der Theologie, der Medicin, der Jurisprudenz besitzt, ist schon oft in Erfahrung gebracht worden, daß er aber Politiker, Mechaniker, Chemiker ist, daß er auch Bergmann wird, im Bergbau sich auszeichnet, das Amt eines Münz- und Bergraths bekleidet, eine „Theorie der Sprengarbeit" verfaßt, eine Stellung als General-Landesdirectionsrath erhält, eine neue Glasbereitung erfindet, die sich probat zeigt: das alles sind Dinge, die ebenfalls unsern Baader zu einer Einzigkeit machen, oder doch zu einem vollständigen, theoretischen wie praktischen Philosophen, da allerdings der wahrhafte Weltweise in das Wissensall eindringen soll und doch in keiner Weise das Handeln außer Acht lassen darf.

Ungeachtet all dieses auch realistischen Vermögens und Feldzugs, um die Materie in seine Gewalt zu bekommen, sie dem Menschen zum Nutzen zu bereiten, sie zu organisiren, fährt Baader ebenso sorgsam fort, auch die Welt der Empfindungen und Gefühle immer mehr in sich anzubauen, sodaß der äußere „Wärmestoff", über den er als Physiker schreibt, den innern gewiß nie zu überbieten im Stande gewesen ist. Schon damals (!) klagt er über das „Eis" und die „Kälte" des Zeitalters in religiösen Angelegenheiten, was würde er von vielen der Heutigen gesagt haben? Nachdem er in England und Schottland zu großem Gewinn sich aufgehalten, schon manche Schrift veröffentlicht hat, amtliche Wirksamkeit ausgeübt, ist es ein Buchladen — romantisch genug —, in dem er seine erste Braut kennen lernt. Wichtig im Weitern ist auch die Zusammenstellung Baader's und Schelling's, die in ihrer beiderseitigen Genialität allerdings eine sehr fruchtbare Parallele zulassen, bei der keiner verliert, jeder vielmehr in großartiger Ursprünglichkeit nur um so glänzender hervortritt, als jeder von ihnen sie ganz anders ausgestaltet. Waren es schon früher so ausgezeichnete Männer gewesen wie Werner, der Mineralog, Alexander von Humboldt, mit denen Baader in die freundlichste Berührung kommt, so sind es ferner auch Goethe, Novalis, Friedrich von Schlegel, Steffens, Schubert — bei Gelegenheit St.-Martin's —, wie später Varnhagen, Rahel, Koreff, Baron von Yxkull, welche von Baader angezogen werden und in ihm den außerordentlichen Geist, auch in der Geselligkeit, lieben und bewundern.

Unterdessen entwickelt unser Philosoph eine immer reichere Productionskraft auch als Autor in selbständigen Schriften wie in Zeitschriften. Er wird Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München; Orden und Adel werden ihm ertheilt. Das Jahr 1818 — wie auch der Biograph andeutet — bildet gewiß einen Hauptabschnitt in der Metamorphose unsers großen, nie blos abstracten, nie einseitigen Denkers. Wer „Ueber die Begründung der Ethik durch die Physik" sich also in einer akademischen Rede ausläßt, ist nie „einseitiger Spiritualist", nie weichlicher, nervenschwacher, bloßer Idealist gewesen, und unsere jetzigen Materialisten beweisen nur Unwissenheit, wenn sie die Philosophen bloßer Abstractionen beschuldigen, denn Baader war auch Philosoph und zwar einer vom stärksten, ideellen wie materiellen Gewicht in Sachen der Speculation. Der Brief: „An das hochverehrliche Generalsecretariat der königlichen Akademie der Wissenschaften" in Betreff jener falsch aufgefaßten Rede ist vortrefflich und voll energischer Entschiedenheit. Mit Recht und aus der tiefsten Idee der Wissenschaft appellirt Baader an die „Gelehrtenrepublik". In Sachen des Forschens und Wissens kann kein Mensch von Menschen als der Oberste, als alleinige Autorität anerkannt werden. Noch dazu, alle menschliche Wissenschaft ist erst im Werden begriffen, alles menschliche Wissen ist Stückwerk; so sind alle Menschen auf dem Gebiete der Wissenschaft einander gleich, wie sie ja auch alle an der Freiheit des Forschens theilhaben. So ist die Wissenschaft nach der Seite ihrer menschlichen Entwickelung: Gelehrtenrepublik, nach der Seite ihrer Vollkommenheit, also in Bezug auf Gott, den Allwissenden, Theokratie. Baader sagt in obigem Schreiben wahrhaft freimüthig unter anderm:

> Sollte es nun in rein wissenschaftlicher Hinsicht zwischen mir und der Akademie zum Streit kommen, so versteht es sich, daß dieser Streit öffentlich und vor dem einzigen Richter, den Gelehrte bei rein wissenschaftlichen Gegenständen anerkennen dürfen, nämlich dem allgemeinen gelehrten Publikum selbst, geführt werden wird. Denn eine Berufung auf die Regierung würde hier gleich unanständig und unter der Würde beider, der Regierung und der Akademie sein. Und wohin eine derlei Appellation von dem Richterstuhl der Gelehrtenrepublik weg auf eine Regierungsstelle führen müsse, davon haben wir bei einem Zweige unsers Wissens, der Gottesgelehrtheit, hinreichende Proben durch mehrere Jahrhunderte gesehen. Aus dem freien, still wirksamen Gelehrten, der als solcher keinem einzelnen Lande angehörig in allen als ruhiger Bürger und P r i e s t e r der Wissenschaft leben kann und lebt, würde durch eine solche Einmengung der Regierungsgewalt nur ein P f a f f e der Wissenschaft werden.

Auch im Folgenden der Biographie werden wir mit sehr charakteristischen Schreiben und Actenstücken durch den Verfasser bekannt, die alle darlegen, wie emsig und unablässig Baader bemüht war, seine Philosophie praktisch zu machen, indem er sich ganz und gar darauf richtete, von der Religion aus durch die Wissenschaft auf Staat und Kirche zu wirken, alle weltlichen und geistlichen Institute durch christlichen Geist zu einem neuen Leben zu wecken.

Zuerst treffen wir auf ein Schreiben „an Se. Majestät den König Maximilian I. von Baiern". Es enthält eine Vertheidigung in Betreff einer „Verleumdung", die Baader erfahren und die ihn um eine amtliche Thätigkeit geschmälert hatte. Er richtete jetzt seinen Blick auf Zustände der Politik, um darüber seine Ansichten abzugeben. Dahin gehören denn auch seine drei wörtlich

übereinstimmenden Schreiben „an den Kaiser von Oesterreich, den Kaiser von Rußland, den König von Preußen", deren Hauptinhalt, wenn auch nur skizzenhaft, für die Oeffentlichkeit niedergelegt ist in der Broschüre: „Ueber das durch die Französische Revolution herbeigeführte Bedürfniß einer neuen und innigern Verbindung der Religion mit der Politik" (Nürnberg 1815). Baader verkehrte jetzt viel mit russischer Aristokratie, beschäftigte sich außerdem mit Jakob Böhme und St.-Martin, wie er denn längst auch auf Meister Eckart mit aller Innigkeit und Schärfe des Verständnisses eingegangen war.

Nunmehr kommen wir auf jenes oben schon berührte Ereigniß im Leben unsers Denkers, zu dessen Verwirklichung er lange vorgearbeitet hatte, welches er nach einem großartigen Plane ausführen wollte. Es war eine Art Weltmission nach seiner begeisterten Auffassung, woraus für die Menschheit, zunächst für das politisch-kirchliche Europa, aber auch für die Wissenschaft, der Segen einer völligen Wiedergeburt entspringen müßte. Wer hätte meinen sollen, daß ein so reiflich überlegter Anlauf so abgewiesen werden würde. Und doch wurde er es. Man könnte von einem Feldzuge Baader's nach, doch nicht gegen Rußland sprechen, im Interesse eines Gottesreichs, gegen die europäische Continentalsperre einer Stockung alles religiösen, politisch-kirchlichen, wissenschaftlichen Lebens, zu Nutzen eines freien Handels und Verkehrs der Ideen, aber auch zur Sicherstellung gegen jede revolutionäre Gefährdung, auf daß hinfort die Völker wie die Gemeinden, die Staaten wie die Kirche ein heiliger Geist durchwalte, ein Friedensfeldzug, der ähnlich erfolglos endete wie der kriegerische Napoleon's I. gegen das moskowitische Reich.

Nach einem neuen Mémoire an die obenerwähnten Monarchen (1815) gelangte Franz von Baader in nähere Berührung mit dem Fürsten Alexander Galyzin, russischem Cultusminister (1818 oder 1819). Er wurde von demselben beauftragt, ihm sein Urtheil „über die merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft" mitzutheilen. Dies alles, und was sich daran knüpft, führt eine Reise Baader's nach Rußland herbei, die aber weder Petersburg noch Moskau erreicht, sondern schon in Riga und auf Jeddefer, dem Landsitze eines esthländischen Barons, ihr äußerstes Ziel erreicht. Die Fahrt selbst bringt Baader eine Menge wichtiger Eindrücke, die ihn in seinen frühern Ansichten nur bestärken. Er sagt in seinem Bericht unter anderm:

> Auf meiner Reise durch Norddeutschland und die russischen Ostseeprovinzen — denn weiter in Rußland einzudringen ward mir verwehrt — hatte ich häufig Gelegenheit von dem überall mehr oder minder rege gewordenen Bedürfniß einer gründlichen Aussöhnung der Wissenschaft mit der Religion mich zu überzeugen, und dieses Bedürfniß fand ich nicht blos bei einer der christlichen Confessionen, sondern bei allen.

Was und woran sich das ganze Unternehmen Baader's zerschlug, bringen wir hier nicht in Erwähnung, da wir den in der Biographie höchst spannenden Verlauf in unserer Darstellung nur abschwächen würden, weshalb wir den Leser einladen, jenes Buch selbst zu lesen. Gewiß niemand wird errathen, was die eigentliche Ursache war, wenngleich Baader selbst nur eine Vermuthung darüber ausspricht, welche aber überaus interessant ist und in viele der merkwürdigsten Bewegungen der damaligen Zeit eingreift, wie denn hier auch Frau von Krüdener und Goßner auftreten. Goßner, der, soviel wir wissen, früher in Baiern lebte, und zwar als katholischer Priester, später aus Rußland verwiesen wurde, dann einen bleibenden Wohnsitz in Berlin nahm, nachdem er das protestantische Bekenntniß angenommen hatte, Goßner war eine originelle Gestalt, die jedenfalls im Religiösen viel Leben geweckt und Segen gestiftet hat. Ich erinnere mich seiner sehr lebhaft aus eigener Anschauung und Gehör. War er auch ein überstrenger Lutheraner, verlor er sich auch in das pietistische Gebiet, so muß man ihn dennoch einen würdigen Geistlichen nennen. Er sprach jederzeit mit einem nie ausgehenden Sprudel echter Beredsamkeit, die belebend und erhebend auf die Zuhörer wirkte.

Der längere Aufenthalt Franz von Baader's in Memel sollte sehr fruchtbar für seine schriftstellerische Thätigkeit werden, wie er denn ganz dazu angethan und organisirt war, mitten auf der Reise, wo er ging und stand, die Feder zu ergreifen und seine gerade letzten Ergebnisse des Denkens zu Papier zu bringen. Hier nun in Memel entstand ein großer Theil seiner „Fermenta cognitionis", in denen er mit Nachdruck unsern heutigen Pietismus bekämpfte. Es war gewiß eben der private wie separate Grundcharakter des Pietismus, dessen ablehnendes Sichverhalten zur tiefern Wissenschaft, dessen Engherzigkeit in Angelegenheiten freier Forschung, im Auffassen der Kunst, was Baader gegen denselben in Kampf rief, wie er ja immer die Kirche in universaler Ausgestaltung wollte, als eine Gemeinschaft, die von Einem Geiste geboren, durchleuchtet und entflammt sei, sodaß sie sich auf die Pflege von Privatgeistern, von kleinen Kirchen in der Kirche, nicht einlassen dürfe. Den religiösen Kern im Pietismus ließ Baader sicher unangefochten, aber er wollte den Triumph der Kirche, und nicht derartige, die Zwietracht, den Streit um Glaubensmeinungen nur unterhaltende, kleine Gesellschaften. Baader hat früh mit richtiger Diagnose die Krankheit erkannt, in deren Ausgebrochensein wir leben, und spricht mit Recht, obwol gewiß keiner mehr als er freie Verfassungen auch in der Politik beabsichtigte, von einem „revolutionistischen Geist", der allerorten umgehe, dessen dreifache Ausgeburt eines wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Atheismus wir Jetzigen hinlänglich zu erfahren bekommen.

Das ist bei Baader nie außer Acht zu lassen, daß er überall die Freiheit der Intelligenz mit dem Festhalten am Positiven vereinigen will. Auch die Wissenschaft, die nach ihm so frei vertreten werden soll, daß die Arbeiter in ihr, die Gelehrten, keine bloßen „Staatsdiener" seien, auch die Wissenschaft will er zu einem „Weltinstitut" erhoben wissen, ganz demgemäß, wie er die Kirche aus dem Gesichtspunkte einer über alle Nationalitäten hinausgehenden „Weltstandschaft" faßte. Und wir müssen ihm in beiden Beziehungen beistimmen. Auch in dieser Hinsicht

ist sein zweiter Reisebericht (S. 85 fg. der Biographie), den wir in vollständiger Mittheilung dem Biographen verdanken, von ganz außerordentlicher Wichtigkeit und Tragweite. Es kommen hier die tiefgeschöpftesten Erörterungen vor. Wenn aber derselbe Baader, welcher von der Kirche und vom Staate so großartige Ansichten hat, welcher über den Beruf des Priesters und des Gelehrten so Vortreffliches sagt, an beide die größten Forderungen macht, wenn derselbe Baader, der aber auch mit einem nicht geringen Theile des Klerus seiner Zeit, und zwar des protestantischen wie katholischen, keineswegs zufrieden ist, wenn er dem Vorschlage „die vorzüglichste Aufmerksamkeit" zugewendet haben will, „daß man den wissenschaftlichen Unterricht in seinen niedrigern und höhern Zweigen wieder dem Klerus übergebe", so können wir diese Ansicht durchaus nicht unterschreiben. Denn einmal, wo ist schon der Klerus als Körperschaft, wie er auch nur annäherungsweise sein sollte? Und sodann, würde auf dem Wege nicht dennoch wieder die Wissenschaft und sogar auf ihren höhern Anstalten von außen her beaufsichtigt, sodaß die freie Forschung, welche der Wissenschaft als einem „Weltinstitute" schon von vornherein gebührt, immer wieder unterbrochen werden könnte?

Mit der Uebersiedelung der Universität von Landshut nach München gelangen wir zu der Periode im Leben Baader's, in der er nun längere Zeit für die Philosophie auch als Docent wirkt. Wir übergehen die reichen Details dieser Thätigkeit, obwol sie vom frischesten Interesse sind, damit man sie aus der Biographie selbst zur Anschauung sich bringe. Nur Einzelheiten heben wir hervor. Baader war inzwischen 62 Jahre alt geworden. Das Feuer seiner Wirksamkeit hatte nicht im geringsten abgenommen. Er wußte die Jugend unendlich zu fesseln durch die Gewalt seiner Rede, um sie wahrhaft zu befreien durch die Ideen, die er ihr zuführte. Mit Schelling, der damals an derselben Hochschule docirte, trat ein Misverhältniß ein, was sehr zu bedauern war. Baader hatte seine erste Frau durch den Tod verloren. Er verheirathete sich zum zweiten male. Auch diese Ehe war überaus glücklich.

Was nun aber Baader's Stellung als akademischer Lehrer betrifft, so ersehen wir bis zu seinem Tode, der in einem Alter von 76 Jahren erfolgte, daß die Gunst der äußern Umstände nie auf seiner Seite war. Er hatte unglaubliche Opfer gebracht, auch was die äußern Mittel anlangte, er hatte große Verluste erlitten, ohne seine Lage, sein Einkommen wesentlich verbessert zu sehen. Er fuhr fort, innere zu bringen, die er aber auch nach außen hinwendete, zum Wohle seiner Mitmenschen. Er setzte bis zum letzten Augenblick alle seine Geisteskräfte in Bewegung, indem er noch kurz vor seinem Ende im eigentlichen Sinne fast Tag und Nacht arbeitete. So übte er seine Wissenschaft auch als akademischer Lehrer mit einer Uneigennützigkeit, mit einer Wahrheitsliebe und Begeisterung aus, daß sich Schopenhauer in seinen bekannten Verdächtigungen aller Universitätsphilosophie an Baader hätte überzeugen können, daß das Amt kein Hinderniß ist, den Durst nach Wahrheit zu haben, ihn zu befriedigen und auch andern solchen Labetrunk zu reichen, daß der wahrhafte Denker nie Brotwissenschaft treibt, daß es seinen Forschungen nie begegnen kann, Privatabsichten zu verfolgen, daß Baader nie lehrte, was und weil es ihm vorgeschrieben war, sondern daß er in seinen Vorträgen als Universitätsprofessor immer nur darüber Rechnung ablegte, was er für Gesetze entdeckt, für Wahrheiten gefunden hatte.

Ueberaus dankenswerth sind die speciellern Mittheilungen, welche wir in der Biographie aus Baader's letzten Unterredungen und Stunden erhalten. Derselbe Denker, welcher Zeit seines Lebens eine man möchte sagen tropische Elektricität und Fruchtbarkeit bewiesen, Blitze des Genie nach allen Weltrichtungen hinausgesendet hatte, war auch noch ebenso geisterhellt und an Blitzen reich in der Stunde seines Todes. Es ist ein wunderbar wohlthuendes, doch auch zur Wehmuth stimmendes Licht über diese letzten Augenblicke Baader's ausgegossen. Wie schon der Jüngling unter der „Morgenröthe im Aufgange" beim ersten Morgengewitter seiner Forschungen überraschende Lichter und Ideen ausgesendet hatte, so war es auch bei seiner Abendröthe im Niedergange, daß er von genialen Fernsichten, Combinationen nicht blos wetterleuchtete, sondern auch blitzte und zündete, worüber man die genauesten Mittheilungen, die eigenthümlichsten Aussagen des Scheidenden in der Biographie lesen wolle von S. 139 ab. Uebrigens starb Baader ganz im Bekenntnisse der katholischen Kirche und empfing deren heilige Spenden von einem würdigen Priester.

Wir haben hier über Franz von Baader und dessen Philosophie wie Lebenslauf eine Charakteristik gegeben, die keinen Anspruch darauf macht, im Sinne der Schule abgefaßt zu sein, die Einzelheiten seiner Lehre vollständig zu enthalten, sein ganzes System übersichtlich vorzuführen, sondern wir folgten nur der Absicht, das größere Publikum, die Nation auf ihn hinzuweisen, auf das höchst Eigenthümliche, Zukunftsvolle seiner Weltanschauung, seiner Schriften das Interesse zu lenken, und dabei unserer eigenen Dankbarkeit Befriedigung zu gewähren. Eine ausgezeichnete Darlegung der Baader'schen Philosophie bis auf alle Details der Doctrin hat, wie ich höre, Professor Erdmann in Halle neuerdings gegeben. Baader kann uns Protestanten zum Muster aufgestellt werden, wie man mit Unparteilichkeit und Liebe aufeinander eingehen soll. Wie können die christlichen Confessionen sich wieder einigen, wenn sie sich nicht kennen? Wie können es die Philosophen mit ihren verschiedenen Systemen? Wie können es die Menschen überhaupt? Der Streit, der Krieg um des Kriegs willen ist eine Barbarei; die Liebe sollte auch nicht einen Augenblick vom Streit ausgeschlossen sein. Es lag sicher allen religionsphilosophischen, theologischen, kirchlichen Forschungen und Bemühungen Baader's der Gedanke zu Grunde, der Riß müsse spurlos getilgt werden, der durch die christlichen Gemeinden und Völker geht, auf daß der Riß auch in der Menschheit getilgt werde. Man darf nie vergessen, weder im Leben noch in der Wissenschaft, daß das gemeinsame Band

zwischen der katholischen Kirche und den andern Kirchen das Christenthum ist; daß daher die Trennung der Confessionen aufhören müsse, wie es denn in der Universalität des Christenthums liegt, daß die wahre Kirche nur eine sei. Das sollte auch für das politische und wissenschaftliche Leben die Norm, das Ziel und Ideal abgeben, damit es in diesen letztern Sphären wenigstens annähernd erreicht werde.

Viele unserer Zeitgenossen, freilich diejenigen, die weder wissen, was Christenthum, noch was Staat, noch was Philosophie ist, suchen freilich das Gegentheil herbeizuführen. Sie üben die Verneinung, die Zersetzung principiell aus. Das aber ist frivol, wie es allemal von Beschränktheit der Intelligenz zeugt. Man müßte sich vor allem erst über die wahren Grenzen der Vernunft aufs neue verständigen. Um dieses zu vermögen, muß man erst zur Einsicht gelangen, daß Rationales wie Irrationales gleiche Berechtigung und ein und dieselbe Wurzel haben, daß aber dennoch jener beiden Regulativ für den Menschen die Vernunft bleibt. Baader ist einer der scharfsinnigsten Denker auch selbst da, wo es gilt, mit irrationalen Größen zu operiren. Man muß sich nur durch gewisse Arroganzen seiner Gegner, wohin alle Pantheisten gehören, alle die, welche blos schwatzen, ohne von ihm etwas studirt zu haben, nicht blind machen lassen. Die Leichtfertigkeit eines gewissen modernen Literatenthums, das sich erlaubt, über alles drein- und abzusprechen, auch da, wo es sich um die schwersten Probleme handelt, die totale Ausgeblasenheit einer Dialektik, die lauter todte Kinder zur Welt bringt, endlich jene rohe Empirie, welche ihre Handlangerarbeit für die Architektur selbst ausgibt: sie alle gerathen in eine Art von Koller, wenn man, wie auch Baader that, das Rationale wie Irrationale zugleich anwendet, um die Freiheit der Forschung erst recht in Ausübung zu setzen. Dennoch werden es obige Schwätzer schon bleiben lassen, gewisse Dinge, als da sind: der unendliche Raum, das Wesen der Materie, der Ursprung des Uebels, mit blos rationalem oder gar nur materialem Aufwand zu erklären. Sie verstehen nicht einmal, um was es sich handelt. Und ist es denn etwa Baader allein, der über das Rationale hinausgeht? Hat Kant nicht selbst seine Antinomien aufgestellt? Hat er nicht erklärt, daß man innerhalb der Vernunft über das „Ding an sich" nichts wissen könne? Und wenn Schelling's berühmter Ausspruch neuerer Zeit dahin lautet, „man könne mit der Vernunft an die Natur nicht herankommen" — was allerdings dahin zu berichtigen wäre, bei der Natur nicht durchkommen —, hat er damit etwas anderes gesagt, als daß die Natur in ihrer Ganzheit über das Rationale hinausliegt?

Das würde denn auch erklärlich machen, wie sowol Baader wie Schelling und so viele andere Denker auch auf die Mystik und auf das Transscendente eingehen mußten, ohne je die Vernunft zu verleugnen. Dabei ist wohl zu bedenken, daß es eine gesunde und kranke Mystik gibt. Gegen alles Mystische einzuschreiten ist freilich auch die schreiende Sachunkunde und Erbärmlichkeit so vieler Heutigen. Diese Ritter von der erbärmlichen Gestalt verschreien alle Mystik, indem sie an deren Stelle die Mystification bringen; sie mystificiren das Publikum mit ihren Phrasen vom Alleins, von der Ewigkeit der cruden Materie, von der alleinigen Dauer der Gattungen. Anderweitig wissen sie nicht woher, nicht wozu, nicht wohin; oder vielmehr sie gestehen durch nichts, zu nichts und wieder nichts.

Das ist das Große in Baader's Art, in seiner Methode zu philosophiren, daß er, indem er im Wissen vordringt, im Glauben schon feststeht. Er hatte es mit einem Weltgebäude zu thun, welches schon von vornherein fest und ungefährdet ist, und vor jedem Blitze eines blinden Naturgrimms gesichert, da jener auch gesetzmäßig erfolgt, und in der Geschichte, für den Geist und im Geiste, sich zu dem Lichte mildert und verklärt, welches unwandelbar Gott, der Urheber, der Ursprung aller Gesetze, somit auch der Nothwendigkeit und der Freiheit ist. So gelangte Baader mit Recht — wie wir das früher angedeutet haben — zu einer doppelten Natur, zu einer irdischen und himmlischen. Aber die irdische ist der hegende Mutterschos der himmlischen. Nach solchem Grundrisse baute Baader auch sein Lehrgebäude. Es war schon von vornherein vor jedem Blitze gesichert. Es hatte einen Ableiter. Baader wollte, was seine Theologie und Anthropologie betrifft, allerdings ebenso sehr eine Wiedergeburt der Seele wie der Natur. Wie man früher vom Blitz Getroffene in die Erde grub, um sie ins Leben zurückzubringen, so wollte Baader den vom Feuergrimm des Bösen, vom Blitz der Sünde Getroffenen in das erfrischende Erdreich einer neuen Natur gebracht haben, um mit der Seele auch die Leiblichkeit zu verklären.

Von Baader können wir Toleranz und mehr als Toleranz lernen, auch hinsichtlich der kirchlichen Differenzen. Es gereicht Baiern zur höchsten Ehre, in neuerer Zeit auch die Philosophie so human gepflegt zu haben, wie überhaupt den ganzen Bereich der Intelligenz. Baader war Katholik, Schelling Protestant. Wirkte man einträchtiglich so fort wie Preußen, Sachsen, Baiern mit musterhaftem Beispiel voranleuchten, wir erlebten ein Deutschland, welches die Cultur bis zum höchsten Gipfel brächte. Auch der liebenswürdige Biograph Baader's zeichnet sich in allen seinen Schriften durch den nach allen Seiten hin gerechten Geist seines Meisters aus, wie er wieder neuerdings in seiner vortrefflichen Gedenkrede auf Fichte bewiesen hat. Es wäre sehr wünschenswerth, daß Franz Hoffmann's philosophische Schriften gesammelt erschienen. Noch verweisen wir in Betreff Baader's auf eine sehr lesenswerthe Broschüre: „Franz von Baader und Louis Claude de Saint-Martin von Baron Friedrich von Osten-Sacken" (Leipzig, Literarisches Institut).

Obwol Baader, der sorglose, seine ideenvollen Schriften zerstreut hat, sie leben nun doch fort. Karoline von Woltmann schrieb mir einmal: „Lassen Sie mich Sie an ein schönes Wort erinnern, das Napoleon auf dem Bellerophon sprach: «Reiche Ernten sind zu Grunde gegangen, ein Samenkorn, das dem Schnabel eines Vogels zur rechten Zeit entfiel, hat den Reichthum weitschichtiger

Elende begründet.»" Daß wir alle die einzelnen Garben und Aehren Baader's besitzen, daß sie zu einer reichen Ernte gesammelt uns vorliegen, es ist die große That Franz Hoffmann's und seiner Freunde. Wir danken ihnen im Namen der deutschen Nation! **Alexander Jung.**

Eine ultramontane Reiseschrift.

Unter Lebendigen und Todten. Spaziergänge in Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz. Von Sebastian Brunner. Wien, Braumüller. 1862. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Brunner ist ein fruchtbarer Schriftsteller. „Die Welt im Epos", „Der Nebeljungen Lied", „Der deutsche Hiob", „Die Prinzenschule zu Möpselglück", „Das deutsche Reichsvieh", „Kirchen- und Staatsgedanken", „Thomas a Kempis' Nachfolge Christi", „Rom und Babylon" und ein paar Dutzend anderer kleinerer oder größerer Producte, zum Theil in zweiter und dritter Auflage erschienen, beweisen die außerordentliche Leichtigkeit, mit der er Gedanken und noch mehr Worte aufs Papier wirft, und zugleich, wie er mit dergleichen Schriftstellerei den Geschmack eines großen Theils seiner speciellern Landsleute, der Wiener und auch wol nicht weniger Altbaiern, zu treffen weiß. Es steckt ein sonderbares Gemisch von Saphir und Abraham a Sancta Clara in dem Manne nebst einem respectabeln Zusatz von ultramontanem Pfaffenthum, einem gewaltigen Ingrimm gegen die „Reformjuden", d. h. in der bildlichen Ausdrucksweise, die er mit Herrn von Gerlach und der Kreuzzeitung gemein hat, den modernen Liberalismus, zumal insoweit er sich in der periodischen Presse offenbart, und einem anstandshalber, nach Möglichkeit aber doch schlecht verhehlten Gifte gegen den Protestantismus. Für einen Deutschen, der nicht im südöstlichen Winkel seines Vaterlandes geboren ist, hat das ganze Wesen und Gebaren unsers Autors etwas seltsam Fremdartiges. Es ist einem beim Lesen seiner Bücher zu Muthe, als habe sich der Pfaff vom Kahlenberge in einen modernen Reisemantel gehüllt, so wunderbar ist seine Grundanschauung der Dinge der allgemeinen Geistesrichtung des Jahrhunderts entfremdet.

Außerhalb seiner engern Heimat ist der Verfasser besonders durch seine „Heitern Fahrten in Italien" („Kennst du das Land?") bekannt geworden. Das Buch hat auch in d. Bl. eine im allgemeinen günstige Beurtheilung erfahren. Wir haben es nicht gelesen und somit kein Urtheil darüber. Aber wenn der Kritiker nicht mehr herausgelesen hat als darinstand, so muß es von unserm Werke, das doch einen verwandten Stoff behandelt, unendlich verschieden sein. Es ist allerdings möglich, daß der Verfasser, durch den günstigen Erfolg jener Schrift ermuntert, alles, was er von Reisenotizen und Erinnerungen besaß, ohne Rücksicht auf Bedeutung, Werth und Zusammenhang zusammenscharrte und daraus das vorliegende Werk compilirte. Denn etwas im ganzen Unbedeutenderes, meinen wir, ist dem deutschen Publikum in einem 547 Seiten starken Bande selten geboten werden. Man wäre oft versucht, das italienische apre bocca, e lascia andare (er öffnet den Mund und läßt laufen) auf den Verfasser anzuwenden, wenn nicht die verstimmende Absicht und Absichtlichkeit seiner nicht seltenen an Haaren herbeigezogenen Bemerkungen das harmlose Geschwätz und die pointelosen Anekdoten so oft unterbräche.

Nur der erste Abschnitt des Buchs macht eine rühmliche Ausnahme. Er schildert die Reise von München ins Hochgebirge und das bekannte Passionsspiel in Oberammergau, welches seit 1840 so viele Bewunderer und Beschreiber gefunden hat. Daß der Verfasser durchaus zu den erstern gehört, ist um so weniger zu verwundern, als auch unparteiischere und selbst protestantische Zuschauer einen bedeutenden Eindruck von dieser in ihrer Art einzigen Erscheinung mitgebracht haben. Er schildert uns Land und Leute, die Aeußerlichkeiten und die Bedeutung des Festes und gibt uns dann einen ins Einzelste gehenden Bericht über das Spiel selbst. Die Urtheile anderer Schriftsteller, zumal Devrient's, sind in die Schilderung verwebt; die Darstellungsweise ist im ganzen einfach und anschaulich, sodaß Leser, die Interesse genug für die Sache haben, um ihr so viel Zeit zu widmen, als die Lectüre dieser umständlichen Erzählung kostet, sie nicht ohne eine gewisse Befriedigung aus der Hand legen werden, wenn auch keinem dabei verborgen bleiben kann, daß der Verfasser nur die Lichtseiten sieht und sehen will. Jedenfalls verdient ein Schauspiel in diesem kolossalen Maßstabe, bei dem die Bevölkerung eines Gebirgsdorfs die Darsteller und das Evangelium den Stoff liefert, das nicht nur eine äußerliche Schaustellung, sondern gewissermaßen zugleich ein Cultusact ist, und welches uns endlich, wenn auch bedeutend modernisirt, die Mysterien des Mittelalters wieder vor die Augen führt, die Aufmerksamkeit und Theilnahme jedes Denkenden zu erregen, und wir wollen es deshalb dem Verfasser gern als ein Verdienst anrechnen, daß er uns eine erschöpfende, wenn auch nicht ungefärbte Darstellung desselben geliefert hat.

Von Oberammergau führt uns Brunner direct nach Paris. Was er uns hier vom Palais-Royal, vom Louvre, dem Père Lachaise, der Morgue, Versailles, Fontainebleau u. s. w. erzählt, ist theils so trivial und oberflächlich, theils so allgemein bekannt, daß höchstens die stets wiederholten Seitenhiebe und Ausfälle auf die Napoleonische Dynastie und die gegenwärtige Zeitrichtung bei Gleichgesinnten ein gewisses Interesse wecken mögen.

Von Paris geht es nach London. Das protestantische England kommt bei dem Verfasser natürlich nicht besser weg als das Napoleonische Frankreich. Das Thatsächliche, was uns seine Schilderungen bringen, ist höchst unbedeutend, seine Bemerkungen dagegen zahlreich genug, und stets, so flach und schief sie sein mögen, mit demselben beneidenswerthen Aplomb oder Selbstbewußtsein vorgetragen. Wie der Sanct-Paul im Vergleich zu Sanct-Peter, die englische Staatskirche im Vergleich zur Einen katholischen Kirche wegkommt, läßt sich denken. Doch findet der Verfasser in dem anglikanischen Cultus und zumal in dem Book of common prayer noch Anklänge und Reste der echten katholischen Glaubenswahrheit, von denen er hofft, daß sie den unglücklichen englischen Ketzern zugute kommen werden. Der Abschnitt erinnerte uns unwillkürlich an einen Besuch in dem berühmten Felsenkloster von San-Benedetto bei Subiaco im Sabinergebirge, wo auf den gewaltigen, labyrinthisch in der Gebirgseinöde verstreuten Felsblöcken mit rother Farbe in cubitalen Lettern zu lesen stand: „Pregate per la povera Inghilterra", d. h. „Betet für das arme England", nämlich, daß es sich wieder zur alleinseligmachenden Kirche bekehre. Die sorgfältig genährten Thiere des zoologischen Gartens und der mangelhafte Volksunterricht, die Bettler der City und die Lazzaroni Neapels geben Gelegenheit zu spöttischen Antithesen und Vergleichungen mit Italien, die natürlich nicht zum Vortheil des Inselreichs ausfallen. Hier wie überall (Krystallpalast, Tower, British Museum u. s. w.) bekommen wir eine Mosaik von Notizen, Bemerkungen, Betrachtungen und Anekdoten, nirgends eine Totalanschauung, ein ernstes, zusammenfassendes, gründliches Urtheil. Was er von den großen Todten der Westminsterabtei sagt, sind fast lauter Dinge, die der oberflächlichste Kenner der englischen Literatur und Geschichte längst an den Stiefeln abgelaufen hat. Einzelne Bemerkungen freilich sind originell, wie die, daß Shakspeare kein Kind der reformatorischen Weltanschauung sei, die er auch nie in seinen Dramen verherrlicht habe; oder wenn er sagt: „Wer kennt den Bildhauer Sir Robert Taylor, den Alterthumsforscher William Camden?" Oder: „Vor Dryden liegt ein Grabstein des längst vergessenen Schauspieldichters Francis Beaumont", von dem der Verfasser „nach einem Verse Wordsworth's vermuthet", daß er ein Genosse Fletcher's gewesen sei; wenn er endlich Cowley und gar Samuel Johnson verschollene, in Deutschland wenig oder gar nicht gekannte Namen nennt. Es gehört eine unglaubliche Naivetät dazu, die eigene Unwissenheit so laut und behaglich von den Dächern herab zu predigen.

Als der Verfasser nun, in die Heimat zurückgekehrt, eben die letzten Correcturbogen seines bis hierher gediehenen Werks vor sich hat, fällt ihm plötzlich ein, daß er den verstorbenen französischen Berühmtheiten so wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe; er läßt also alles liegen und stehen, besteigt unverweilt den nächsten Bahnzug gen Westen und führt den Leser mit Telegraphengeschwindigkeit mit sich in die Souterrains des Pantheon, wo er natürlich Gelegenheit nimmt, Voltaire und Rousseau (den der Verfasser beharrlich Rosseau schreibt) ohne viel Witz aber mit viel Behagen mit Koth zu bewerfen. Dann folgt ein obligates Verzeichniß bekannter Namen, deren Inhaber in Saint-Étienne du Mont und auf dem Père Lachaise begraben liegen. Hier veranlaßt ihn besonders das Grab Lamennais', des gefallenen Engels, wie ihn Pater Lacordaire nennt, der aus einem Paulus ein Saulus geworden, zu tief elegischen Betrachtungen. Interessanter als diese Namenlisten sind kurze Mittheilungen über die den meisten Fremden unbekannt bleibenden Kirchhöfe von Montparnasse und Montmartre. Dagegen machen die verschiedenen „Miniaturen" aus Paris und Lyon und besonders die „im Vorbeigehen" gesammelten bunten Läppchen aus der Schweiz den Eindruck, daß der Verfasser es für einen Raub an dem Leser gehalten haben würde, wenn er ihm auch nur das Allerunbedeutendste und Läppischste aus dem Raritätencabinet seiner Reiseerinnerungen hätte vorenthalten wollen.

Wir theilen zum Schlusse eine Stelle als Probe der Auffassungs- und Schreibweise unsers Autors mit. Am Grabe einer Barmherzigen Schwester auf dem Montparnasse rühmt er die Franzosen, die auch den Barmherzigen Schwestern gegenüber stets ihren ritterlichen Sinn bewahrten und fährt wörtlich fort:

„Die Vorgänge anderwärts, wo ein Rudel von verkommenen Juden mit einigen der Ehre vergessenen Christen eine Hetzjagd von Lüge, Spott und Schmach an armen Klosterfrauen sich erlaubten *), diese Vorgänge charakterisiren ein verführtes, heruntergebrachtes Volk und seine Leiter. Wenn dies Volk heute oder morgen erwacht und es erkennen wird, wie es betrogen worden, dann wird auch für die falschen Propheten eine Stunde der Vergeltung schlagen. In Paris gibt es doch wenigstens noch Lichtpunkte im christlichen Leben, es gibt erfreuliche und erhebende Erscheinungen, es gibt eine unverfälschte öffentliche Meinung über die christliche Krankenpflege und über die Dienerinnen derselben, und es gibt am Ende so viel praktischen Sinn, daß man auf dem Kranken- und Sterbelager lieber eine Barmherzige Schwester an der Seite hat, die Pflege, Gebet und Segen spendet, als einen schmuzigen Juden, der dem Sterbenden ein ebenso schmuziges Zeitungsblatt vorhält!" Sapienti sat!

Otto Speyer.

Leibniz als Held zweier Romane.

1. Leibniz. Ein lebens- und sittengeschichtlicher Roman aus der Perrükenzeit. Von **Wilhelm Andreä**. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Leibniz und die beiden Kurfürstinnen. Historischer Roman von **Hermann von Maltitz**. Drei Bände. Berlin, Janke. 1863. 8. 4 Thlr.

Wenn Lessing einmal sagt: „Gegen das Andenken eines großen Dichters so wenig Ehrerbietigkeit zu haben, daß man sich nicht scheut, es durch einen unsinnigen Roman zu verdunkeln, ist ein Beweis der allerpöbelhaftesten Art zu denken und des elendesten Geschmacks", so könnte, wenn man für das Wort „Dichter" das Wort „Denker" substituirt, damit freilich auch das Verwerfungsurtheil über die beiden vorliegenden Romane ausgesprochen scheinen. Indeß ist nicht außer Augen zu lassen, daß Lessing in dieser Stelle sich ausdrücklich nur auf solche unsinnige Romane zu beziehen scheint, welche die Persönlichkeit eines großen Dichters (oder Denkers) in compromittirender Weise und so behandeln, daß dadurch das Andenken des betreffenden großen Dichters in der That verdunkelt wird. Und außerdem: Lessing ist eine große Autorität; er war dies für seine Zeit in vielleicht allen Punkten, aber er ist es für die unsere nicht mehr in jeglichem. Die literarischen Zustände haben sich seit Lessing wesentlich geändert und aus dem Groben, worin sie noch zu seiner Zeit befangen waren, herausgearbeitet; der Geschmack hat sich, wenn auch geschmackswidrige Producte leider noch häufig genug zu Tage kommen, doch im ganzen wesentlich verfeinert und veredelt; die Kenntniß und Schätzung der Literatur und der literarischen Persönlichkeiten steht jetzt im allgemeinen auf einer höhern Stufe; man faßt — die bessern Autoren wenigstens thun dies, diejenigen, denen die literarische Profession nicht ein bloßes Mittel zur Anhäufung boshafter Invectiven und skandalöser schmuziger Anekdoten ist — und klärt das Leben und Wirken literarischer und überhaupt historischer Persönlichkeiten mehr unter universellen und culturhistorischen Gesichtspunkten auf und sucht ein Bild der ganzen Zeit und ihres Sittenzustandes, kurz ein historisches Gemälde statt ein bloßes Porträt des betreffenden Individuums zu geben, mit dessen berühmtem Namen man das Titelblatt ziert. Endlich vergesse man nicht, wie zu Lessing's Zeit gerade der Roman in Deutschland entsetzlich daniederlag und welche Fortschritte seitdem gerade diese Literaturgattung in Deutschland gemacht hat.

Die Lessinge unserer Zeit eifern zwar auch noch, wenn auch schwerlich in der Absicht, die Lessing vor Augen hatte, gegen alle sogenannte Dichterdramen und Schriftstellerromane, und es ist auch keineswegs zu verkennen, daß diese ihre Klippen haben. Denn nahe liegt allerdings die Gefahr, daß ein verehrter und verehrungswürdiger Mann in einem solchen Roman leicht in der Schlafrocksattitude uns gegenübertritt oder als schmachtender, süßlicher oder flatterhafter Liebhaber um seine Würde kommt. Aber im allgemeinen läßt sich doch nicht einsehen, warum ein Autor berühmten Namens als Held eines Romans nicht ein größeres Interesse erwecken sollte als ein seichter Handlungscommis oder ein stämmiger Bauernbursche oder eine derbe Dirne vom Lande. Zugeben wird man doch jedenfalls, daß in dem Kopfe eines großen Dichters oder Denkers oder Künstlers ganz andere Dinge vorgehen, ganz andere Welten von Gedanken und Vorstellungen kreisen, als in den Köpfen eines Ladenburschen oder einer Bauerndirne, und daß ein solcher großer Dichter oder Denker oder Künstler in ganz andere Conflicte mit der äußern Welt, in ganz andere Verhältnisse und Beziehungen geräth als ein Gewürzkrämer oder als irgendeine schwäbische „Lorle". Freilich wird sich in einem solchen Romane fast immer auch der ewige Kampf des Idealismus mit dem Realismus und des Spiritualismus mit dem Materialismus abspinnen, und dieser Kampf, in welchem allerdings der Dichter oder Denker vielleicht, aber mit höchsten Ehren zu Grunde geht, während die obsiegende Partei, die reale Welt, der eigentliche verlierende Theil ist und einen schimpflichen Triumph feiert, gerade diesen die Welt fort und fort bewegenden Kampf wollen die kritischen Vorkämpfer und Agenten des Realismus und des modernen Eudämonismus in keiner Weise berührt sehen. Weiter wird man zugeben müssen, daß durch Romane dieser Art, insofern sie, was immer zu verlangen ist, nicht auf bloßer Umschreiberei vorhandenen biographischen Materials, sondern auf eigenen und umfassenden Studien beruhen, einem Publikum, welches sonst keine kunst- und literargeschichtlichen Werke zu lesen pflegt, eine gewisse Summe literar- und culturhistorischer oder überhaupt historischer Kenntnisse zugeführt wird, daß die Leser dadurch überhaupt höhere Ideen und Anschauungen empfangen, denen sie sonst immer verschlossen bleiben würden.

Ganz besonders werden wir aber für Romane dieser Art dankbar sein müssen, wenn sie dem vorzugsweise Romane lesenden Publikum einen großen Autor näher rücken, der sich um die Menschheit oder die Nation verdient gemacht hat, und den der

---

*) Wol eine Anspielung auf die durch die vortreffliche Hospitalverwaltung der Barmherzigen Schwestern in Wien hervorgerufene Aufregung.

größere Publikum mehr nur dem Namen als seinen Leistungen nach kennt. Dies gilt auch von dem Helden der beiden vorliegenden Romane, von Leibniz, einem Manne, der in trüber Zeit zu den wenigen gehörte, welche die Ehre der deutschen Nation vor der Welt aufrecht erhielten, einen der tiefsten und zugleich umfassendsten und allseitig regsamsten Geister, welche je auf Erden gelebt und gewirkt haben. Wenige wird es im größern Publikum geben, welche diesen Namen nicht kennten, aber noch größer wird die Zahl derjenigen sein, welche von Leibniz so gut wie nichts wissen. Es freut uns nun sagen zu können, daß beide Romane auf gewissenhaften und eingehenden Studien beruhen, obschon sie in der Structur und Tendenz voneinander sehr verschieden sind. Der Roman von W. Andreä trägt einen mehr demokratischen, der von H. von Maltitz einen mehr aristokratischen Anstrich. Andreä, obschon auch er das Hofleben in mehreren interessanten Kapiteln schildert, läßt sich auch zum Volke herab und führt uns in die Predigerstube und in die Spinnstube, in die Kneipe, unter Werber, Soldaten und abergläubische Weiber, immer zu culturhistorischem Zweck; Maltitz bewegt sich fast ausschließlich in Hofkreisen. In Andreä's Roman ist Leibniz der wirkliche Hauptheld, im Maltitz'schen dagegen ziemlich nur Nebenfigur. Jener trägt ferner viel mehr den Charakter eines Romans, während sich aus dem Maltitz'schen dieser Charakter im Verlaufe der Erzählung nur immer mehr verliert.

W. Andreä erklärt sich im Vorwort über die Absicht, die ihn bei Abfassung seines der Stadt Leipzig als „der Wiege des größten deutschen Denkers“ gewidmeten Romans geleitet habe. Er weist darauf hin, daß Leibniz, „dieser Stern erster Größe an Deutschlands literarischem Himmel, unser Stolz und unsere Zierde“, dem Volke im allgemeinen ziemlich unbekannt geblieben sei und daß die Mehrzahl desselben höchstens dessen Namen, kaum die äußern Umrisse und am wenigsten die „Schwerthiebe seines Riesengeistes“ kenne. „Daher“, meint der Verfasser, „dürfte es vollkommen gerechtfertigt sein, ihn in dem lieblichen und gefälligen Gewande der Dichtung, in der Lichtgestalt poetischer Verklärung der Leserwelt vorzuführen, und um so mehr, da er in unserer Zeit selbst bei den Gelehrten wieder mehr Berücksichtigung findet und man damit umgeht, seine zerstreuten Werke zu sammeln.“ Er habe es versucht, seinen „Helden in seiner Denk- und Handlungsweise, in seinen vielseitigen Beschäftigungen, in seinen fernen und nahen Beziehungen, in der Thätigkeit bei seinen weltumgestaltenden Planen, allein und in Gemeinschaft mit seinen Freunden, in seinem Studirzimmer und bei Hofe, als Philosophen und Theologen, als Geschichtsforscher und Staatsmann, als Mathematiker, Astronomen und Mechaniker, als Freund und Rathgeber zu schildern, kurz ein möglichst vollständiges Bild von ihm als Gelehrten und Menschen zu entwerfen“. Es sei wol kaum nöthig, ausdrücklich hervorzuheben, „daß seine außerordentliche Thätigkeit sowie auch sein unermeßliches Wissen oft nur durch kurze Pinselstriche angedeutet und in der Schilderung bei weitem nicht erschöpft werden konnte“. Wenn es überhaupt schwierig sei, bemerkt der Verfasser weiter, Berühmtheiten der Kunst und Wissenschaft als Romanhelden auftreten zu lassen, „so dürfte dies um so mehr bei Leibniz der Fall sein, dessen stille Wirksamkeit wenig Anhaltspunkte und dessen engbegrenzte Lebensverhältnisse in dem damals so kleinen und langweiligen Hannover wenig Abwechselung und also auch wenig dankbaren Stoff für den Dichter darboten. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem kurfürstlichen Hofe, besonders zu der geistreichen Kurfürstin Sophie, mußten daher die Grundlage bilden, auf der es überhaupt möglich war, unserm größten Gelehrten einen poetischen Ehrentempel zu errichten. Um ihn gruppiren sich außer dem Herrscherpaar diejenigen Berühmtheiten der damaligen Zeit, mit denen er in näherer oder entfernterer Beziehung stand.“

Weiter oben haben wir schon bemerkt, daß der Romancharakter mehr an dem Andreä'schen als an dem Maltitz'schen Werke hervorträte, und zwar halten wir es für einen sehr glücklichen Gedanken des Verfassers, daß er die novellistische Episode seines Buchs in die stille Wohnung des humoristischen Predigers Jobst Sackmann in Limmer bei Hannover, dessen plattdeutsche Predigten noch heutzutage im Hannoverschen eine beliebte Lectüre sind und noch 1860 eine siebente Auflage erlebten, verlegt hat, in jenes Pfarrhaus, dessen Inneres er anziehend mit den Worten schildert: „Es war ein kühler Herbsttag, und die gelben und rothen Blätter fielen bereits von den vor dem Hause befindlichen Lindenbäumen und mahnten die Jungfrauen, leise an das Fenster schlagend, an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Eine behagliche Wärme verbreitete sich von dem großen eisernen, mit symbolischen Gestalten und Denksprüchen gezierten Ofen aus durch das wohnliche Zimmer und theilte sich auch durch das über dem Ofen in der Decke befindliche Wärmeloch dem Schlafgemache des Ehepaars mit. Die Räder schnurrten mit der alten grauen, auf einem hohen gepolsterten Stuhle liegenden Hauskatze um die Wette, die alte Wanduhr mit den gewichtigen Pfundstücken ließ ihren eintönigen Pendelschlag hören, und der schrille Ton eines Heimchens erhöhte nicht nur das Gefühl der Behaglichkeit, sondern deutete auch nach der Meinung der jungen Mädchen auf das im Hause herrschende Glück.“

Jobst Sackmann hat eine Tochter, Johanna Marie, die mit Franz Bruckmann, einem der beiden Schreiber des Leibniz — der andere ist Wilhelm Dinninger, ein unehelicher Sohn des Philosophen —, ein Liebesverhältniß angeknüpft hat, dem der Vater besonders auch darum widerstrebt, weil er Leibniz für einen unchristlichen Menschen hält und annimmt, daß auch des Schreibers Geist von den Einflüssen seiner angeblich atheistischen Philosophie nicht unberührt geblieben sein könne. Der öffentlichen Meinung galt einmal Leibniz als ein Ungläubiger, als ein „Glaubenichts“, wie sie ihn nannten, obschon er mehr als einmal gegen die zügellosen Neuerungen in Bezug auf Religion eiferte und bereits damals der Meinung war, daß sie, je weiter sie verbreitet würden, alles für die allgemeine Revolution vorbereiteten, von welcher Europa bedroht sei. Von einem gewissen prophetischen Pessimismus war er überhaupt keineswegs frei; wir erinnern uns z. B. folgenden Ausspruchs von ihm: „Ein Ekel vor der Wissenschaft und eine verhängnißvolle Verzweiflung wird mit der Zeit die Menschen der Barbarei in die Arme führen“ u. s. w.

Wie dem auch sei, Jobst Sackmann will, daß seine Tochter nicht den ihm verdächtigen Schreiber Bruckmann, sondern einen jungen pietistischen Prediger Namens Früh heirathe. Bruckmann läßt sich in seiner Verzweiflung unter die Soldaten anwerben und macht den Feldzug unter Prinz Eugen gegen die Türken mit, was dem Verfasser Gelegenheit gibt, seinem Roman ein lebhaftes Gemälde der für die Christen siegreichen Schlacht von Zenta einzuflechten. Die Trauung der Jungfer Sackmann mit dem Prediger Früh soll bereits vollzogen werden, als plötzlich ein Consistorialschreiben eintrifft, durch welches der Pastor Früh von seiner Stelle removirt wird; denn zu der Zeit wurde die sogenannte hallesche Pietistenpartei, weil sie „das heilige Wort Gottes nicht lauter und rein lehre“, von officieller Stelle her verfolgt. Franz Bruckmann, inzwischen wegen seiner Tapferkeit zum Offiziersrang erhoben, kehrt zurück und er und Jungfer Sackmann werden ein glückliches Paar. Was wir an dieser Episode aussetzen möchten, ist der Umstand, daß uns der Humor Jobst Sackmann's nicht genug verwerthet zu sein scheint, wie wir es denn überhaupt mit der launigen und drolligen Natur und der wir glauben ziemlich rationalistischen Anschauung dieses spaßhaften Kanzelredners nicht wohl vereinbar finden können, daß er einen Mann von so schleichend pietistischem Wesen wie Pastor Früh zum Schwiegersohn ausersehen haben sollte.

Wie trefflich aber der Verfasser die Ausdrucksweise jener Zeit zu copiren weiß, davon zeugt zur Genüge folgender Brief Franz Bruckmann's an seine Jungfer Liebste: „Allerschönste Seele! Man weiß keine Ziffer, durch welche die unzählbare Anzahl der Sterne kann bedeutet werden, viel weniger weiß ich ein

Wort oder eine Zeile zu finden, die genugsam wären, meine große Begierde, Dieselbe bald wiederum zu sehen, auszuspre- chen, ob ich schon erst vorgestern Abend bei Ihr war. Ich zähle zwar die Stunden, aber vielmehr zu meinem widrigen Verdruß, weil mir jeder Glockenschlag zugleich mein Herz be- rührt, da ich noch so viele Stunden von meiner Verehelichung übrig sehe. Ich finde diese Passion allgemach mit einer großen Heftigkeit, die ich doch sonsten als ein schwaches Federlein an- gesehen habe. Zu dieser meiner Pein ist Sie, o allerschönstes Bild! alleine Ursach, weil ich Ihre angenehme Gestalt unab- lässig vor Augen habe. Wilhelm Dininger, mein Confrater und guter Freund, weiß allein um meine Passion und vernimmt und merkt alle heftigen Seufzer, die ich um Ihretwillen in die bloße Luft geschicket. Diese Liebeskrankheit, ob sie mich gleich unmäßlich quälet, ist nichtsdestominder meine angenehmste Wol- lust, weil sie von niemand anders als von Ihr den süßen Ur- sprung führet. O, meine Schöne! mein Kommen zu Ihr ist mir immer eine solche Pflicht, ohne die ich sterben müßte. Ich wünsche, daß Ihre Begierde zu mir gleich groß sein werde. Mehr will ich diesem schwachen Papier nicht anvertrauen, weil es solche Flammen, als ich hege, unmöglich ohne Ver- sehrung ertragen kann. Lebet wohl. Franz Bruckmann."

In einem Antwortschreiben der Jungfer heißt es dann: „Ach! liebwerther Schatz! Das Verlangen, Euch bald wieder- zusehen, machet mich seufzen und hoffen! Ich bin nicht mehr meine, weil meine Gedanken stets um Euere angenehme Person schweben. Der Schlaf, ob er wol dem Tode ähnlich ist, gibt meinen Gedanken doch das allerangenehmste Leben, wann er mir Euere Holdseligkeit ohne Unterlaß im Traume vorstellt. Dieses Blatt ist glücklicher als ich, weil es von Euern Lippen kann berühret und geküsset werden. Aber Geduld! Diese bringet mit tausendfältigen Früchten, was sie mit großer Widerwärtigkeit gesäet. Sonst kann ich nichts berichten, weil ich für großer Liebe keinen fremden Zuständen nachdenken kann. Lebet wohl, mein Leben! und liebet beständig; wollet Ihr aber, daß ich sterbe, so hört auf, mich zu lieben, dennoch werde ich vergnügt sterben, weil ich die Ehre gehabt, mich eines vollkommenen Menschen verliebte Dienerin zu nennen, die ich auch bis in das Grab verharren werde Johanna Marie Sackmannin."

Ueberhaupt ist das Colorit der Zeit meist gut gewahrt, in den Gesprächen sowol als in den Schilderungen, mögen letztere nun Scenen der Spinn- oder Trinkstube, oder Hoffestlichkeiten, darunter z. B. die Chasse de Diane und das Trimalciofest be- treffen, Feste, deren Details beweisen, mit welchem schalen Un- sinn man an den damaligen deutschen Fürstenhöfen die Unzahl müßiger Stunden auszufüllen suchte. Nur die von edelm Bil- dungs- und Wissensdrange erfüllte Kurfürstin machte eine Aus- nahme und nur ihre Gunst konnte Leibniz den Aufenthalt in Hannover erträglich machen; für ihren Sohn Georg war der große Philosoph nichts weiter als ein „lebendiges Diction- naire".

Leibniz tritt aus dem Rahmen des Ganzen achtunggebie- tend heraus, und wir verfolgen mit Antheil und Belehrung seine Worte, Handlungen und unendlich vielfachen Bestrebungen bis dahin, wo man seine Ueberreste in einer Weise bestattete, daß der Engländer Ker of Kersland, der gerade an seinem Todes- tage in Hannover ankam, davon sagte: Leibniz sei eher als ein Wegelagerer begraben worden denn als ein Mann, welcher die Zierde seines Vaterlandes gewesen sei.

Hier ist auch der geeignetste Ort, um eine Stelle aus einem Gespräche zwischen Leibniz und Lord Macclesfield mitzutheilen. Letzterer stand an der Spitze einer aus etwa 40 Personen beste- henden Gesandtschaft, welche nach Hannover gekommen war, um der Kurfürstin den Entscheid des Parlaments vom 23. Juni 1701 zu überbringen, der ihr und ihren Nachkommen nach dem Ableben der Königin Anna die Thronfolge sicherte. Der Lord führt sich bei Leibniz mit einem Empfehlungsschreiben des Bischofs Burnet ein, welches für diesen die größten Lobsprüche enthielt. Nachdem Leibniz gegen den Lord bemerkt, daß seine Leistungen allerdings im Auslande, in Frankreich und England mehr An- erkennung fänden als in dem Heiligen römischen Reich deutscher Nation, entspinnt sich folgendes Gespräch: „«Das ist allerdings leider wahr», meinte der Lord, «Deutschland hat von jeher seine berühmtesten Männer sehr vernachlässigt.» — «Verhungern lassen», verbesserte Leibniz, «wie zum Beispiel Gutenberg, Ulrich von Hutten und Kepler.» — «Und», fuhr der Lord fort, «ihre Verehrung der Nachwelt und dem Auslande überlassen.» — «Es ist nun einmal die Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters», meinte Leibniz, «alles Fremde dem Einheimischen, und wenn dieses zehnmal besser wäre, vorzuziehen; das war schon zu den Zeiten der Römer und ist heute noch der Fall. Wir Deutsche neigen sehr zum Weltbürgerthum, haben wenig Patriotismus und beschäftigen uns mehr und lieber mit den Angelegenheiten anderer Völker als mit unsern eigenen. Der Kosmopolitismus ist unsere innerste Natur und kann uns daher auch eben nicht zum Vorwurf gereichen.» — «Durchaus nicht», lautete die Antwort des Lords, «es ist sogar gut, daß es auch ein sol- ches Volk auf dem Erdeurunde gibt, das kosmopolitisch denkend und handelnd den übrigen Völkern die Resultate seines Denkens mittheilt und das Schöne und Gute anderer Nationen mit Bie- nenfleiß sammelt und in sich aufnimmt. Ist denn auch wirklich einmal etwas Gift dazwischen, so wird solches in der großen Masse des wirklich Guten ohne schädliche Folgen sein»" u. s. w.

Was den unehelichen Sohn des Philosophen, Dininger, betrifft, so erfahren wir auch über dessen und seiner Nach- kommen Schicksale Näheres aus dem Buche. Der Verfasser er- zählt, daß Dininger das Schreibergeschäft bei seinem Vater auf- gegeben habe und fährt fort: „Zunächst bezog Dininger ein klei- nes Stübchen auf der Marktstraße, wo er noch 17 Jahre, bis zum Tode des großen Gelehrten, verblieb und sich seinen Lebens- unterhalt als Maler und Kunstlackirer erwarb. Mit ziemlicher Gewißheit hoffte er, daß, ungeachtet er im Unwillen von Leibniz geschieden war, dieser ihn im Testamente bedenken würde. Doch blieb dies ein frommer Wunsch. Nunmehr seine Handlungs- weise gegen seinen einstigen Dienstherrn bereuend, verließ er Hannover und siedelte nach dem Städtchen Möckern, im jerichow- schen Kreise im Magdeburgischen, über, wo er, weil seine Kunst daselbst nicht geschätzt wurde und genügend verwerthet werden konnte, nur kümmerlich sein Dasein fristete. Er überwand seine Heirathsscheu und verheirathete sich mit einem armen Mädchen, und nahm auch seine Mutter, Marie Moritz, die Tochter des Tagelöhners und Hausmanns Andreas Moritz aus Bernstädt, bei sich auf. Als sein Tod im Jahre 1760 erfolgte, hinterließ er zwei Töchter, von denen die eine 1789 in so großer Dürf- tigkeit lebte, daß die öffentliche Milde für sie in Anspruch ge- nommen wurde. Sie sah dem großen Gelehrten ebenso ähnlich wie Dininger."

Was den Roman von H. von Maltitz „Leibniz und die beiden Kurfürstinnen" (Nr. 2) betrifft, so haben wir eben schon angedeutet, daß er weniger romanartig angelegt und durch- geführt ist als der Andreä'sche. Nur eine Liebschaft des Grafen Königsmark scheint ihm diesen Charakter geben zu wollen; aber sie tritt nicht sehr in den Vordergrund und hat mit dem räth- selhaften Verschwinden oder der muthmaßlichen, auf Anstiften der Gräfin Platen im Dunkel der Nacht vollzogenen Ermordung des Grafen ziemlich mitten im Roman ein Ende. Der Roman ist seinem größern Theile nach einfach eine Hofchronik, eine fast tagebuchartig fortschreitende Lebensgeschichte der Kurfürstin Sophie von Hannover und ihrer Tochter, der Kurfürstin von Branden- burg und spätern Königin von Preußen Charlotte und geht, je mehr er sich seinem Schlusse naht, immer mehr in diesen chro- nikenartigen Charakter über.

Aber zur Kenntniß des Hoflebens der damaligen Zeit und speciell der Höfe Hannover-Herrenhausen und Berlin-Charlot- tenburg enthält der Roman reichhaltiges Material. Der Verfasser scheint nach dieser Seite hin wirklich ernste und eingehende Stu- dien gemacht zu haben. Der Verfasser bemerkt im allgemeinen

über das Treiben an den damaligen deutschen Höfen: „Auch der beste Souverän hielt sich für ein von andern Menschen verschiedenes Wesen; die Begierde nach dem Ausländischen erregte bei ihnen Ekel gegen das ursprünglich Einheimische, sie lebten und sprachen französisch, sie nahmen ihre amusirenden Zeitvertreiber aus Italien und ließen die Quellen des Wohlstandes ihrer deutschen Brüder in sinnlichen Vergnügungen zu Venedig und Rom verschwenderisch ausfließen" u. s. w. Die Fürsten, die Hofcavaliere und Hofdamen, welche das Volk und den Bürgerstand nur die „Canaille" zu nennen beliebten, schienen es förmlich darauf abgesehen zu haben, den Beweis zu liefern, was der Mensch in Genuß und Vergnügen aushalten könne. Oft kam man wochenlang aus der Schwelgerei, dem Rausch, aus Maskenfesten und andern Tollheiten nicht heraus. Sich eine Maitresse neben der legitimen Gattin zu halten, gehörte förmlich zum Anstand; diese Sitte oder Unsitte verstand sich so von selbst, daß die Ehefrauen hierin die größte Nachsicht übten, ihren Männern wol gar Maitressen, die sie für die unschädlichsten hielten, zuführten, sich aber auch häufig für diese Duldsamkeit dadurch schadlos hielten, daß sie sich unter den Hofcavalieren nach Ersatz umsahen. Selbst die Kurfürstin Sophie, die sonst edlern geistigen Genüssen huldigte, fröhnte der Prachtliebe, und als der Erbprinz Georg gegen die Franzosen ins Feld zog, nahm er auf besonderes Anstiften der Mutter 77 Bediente, 15 Knechte, 132 Luxuspferde, zwei Zuckerbäcker, zwei Meisterköche, einen Bratenmeister, einen Kapaunenstopfer und 20 Kutscher mit. Ein andermal erzählt der Verfasser, daß der berliner Hofpoet Besser für ein 70 Strophen umfassendes Trauergedicht auf den Tod der Königin Charlotte nicht weniger als 3000 Thaler erhielt.

Die raffinirteste Bildung schloß aber damals die größte Sitten- und Gemüthsroheit nicht aus, und diese führte nicht selten zu solchen empörenden Scenen, wie diejenige, welche Maltitz im ersten Kapitel des zweiten Bandes erzählt. Bei einem häuslichen Zank zwischen dem genannten Prinzen und seiner allerdings nur zu lebenslustigen Gemahlin, einer gebornen Prinzessin von Celle, von der dann auch die Trennung erfolgte, griff der Prinz an die Kehle der Gemahlin, drängte die mit erstickendem Schrei Zurückschwankende gegen die Wand und rief, die Zähne aufeinanderbeißend: „Ich erwürge dich!" Man sah die rothe Stelle, die des Prinzen Griff am Halse seiner Gemahlin zurückgelassen hatte. Interessant ist auch der Besuch geschildert, welchen der Zar Peter auf seiner großen europäischen Rundreise an den Höfen von Berlin und Hannover abstattete. In Berlin berauschte er sich in Gegenwart der Damen in Branntwein, sodaß er nachmittags vollkommen unbrauchbar war; er äußerte einmal, daß ihm im Kriege eine Niederlage ebenso lieb sei wie ein Sieg, wenn nur der Feind nicht viele Menschen verliere, da er auf einen Schweden, Dänen oder Türken immer drei Russen opfern könne. Einen seiner Diener hatte er wegen irgendeines Vergehens zum Aufknüpfen, einen andern zum Zungenabschneiden verurtheilt, was aber in Berlin auf Einspruch des Gesandten unterblieb. An einer hochgestellten Dame, der Gemahlin des russischen Gesandten in Dresden, hatte aber der Zar wegen eines von ihr gebrauchten ihm misfälligen Worts, die Strafe des Zungenabschneidens wirklich vollziehen lassen, wobei der Henker der sich sträubenden Dame die Zunge mit Gewalt herausriß. Auch die Hofdamen in Hannover hatten von seinen Brutalitäten viel zu leiden; der Kielmannsegge sagte er eine Sottise über ihren feisten Nacken, einer hohen Dame eine Unanständigkeit über ihren pa[illegible] Reifrock und er strich ihr dann mit plumper Hand über die Wange, um zu sehen, ob die rothe Schminke abfärbe. Nur der gerade anwesenden Kurfürstin Charlotte gelang es, durch ihr feines, edles und zugleich imponirendes Benehmen den nordischen Barbaren und sogar seinen Branntweindurst in Schranken zu halten, weshalb man sie auch am Hofe die „Bärenbändigerin" nannte.

Leibniz ist übrigens in diesem Roman im ganzen so sehr [illegible], daß sein Name auf dem Titel ebenso gut hätte fehlen dürfen. Er erscheint hier mehr in der zweideutigen Stellung eines Hof- oder Weltmanns und wird sogar einmal genöthigt, ein Fest mit lasciven Versen aus seiner Feder zu verherrlichen, wofür er sich eine Strafrede der Kurfürstin, aber auch das Lob frivoler Hofdamen zuzog. Zweideutig erscheint sein Charakter allerdings auch insofern, als er von Anton Ulrich, dem Haupt der ältern braunschweigischen Familie, der fortdauernd gegen Hannover intriguirte, gleichfalls ein Jahrgeld bezog. Die Hofpersonen duldeten ihn, weil er die Gunst der Kurfürstin genoß, aber im Grunde sahen sie auf ihn mit Geringschätzung herab. Wie aber dachte erst von ihm der preußische Kronprinz, der spätere Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I.? Als dieser gebeten wurde, sich der von Leibniz mit gestifteten berliner Akademie anzunehmen, rief er aus: „Was geht mich der Leibniz an! den Kerl kann ich nicht einmal zur Schildwache brauchen!" Der Roman schließt gleichfalls mit dem Tode und dem traurigen Begräbniß des Philosophen. Die bezahlten Leichenbitter und Träger waren da; aber weder von seiten des Hofs, noch der Behörden, noch der Stadt stellte sich ein Leidtragender ein. Es hatte sogar Mühe und Noth gekostet, ihm eine Ruhestätte in der neustädter Johanneskirche zu erwirken, und die Geistlichen erwähnten des großen Todten auf den Kanzeln mit Anspielungen auf seinen Unglauben. Sein baares Vermögen, im Betrage von 16000 Thalern fiel an seinen Schwestersohn, den Pastor Löffler in Probstheida bei Leipzig, dessen Frau beim Anblicke der Geldsäcke vor Freude vom Schlagflusse getödtet wurde. Das von ihm vollendete Manuscript der Geschichte des Hauses Braunschweig blieb in der Bibliothek 130 Jahre unbenutzt und begraben. Der Verfasser erzählt dann noch: „Leibniz' Tod ging spurlos vorüber. Die Akademien zu Berlin und London ließen kein Wort über das Hinscheiden eines großen Gelehrten hören, nur Fontenelle hielt ein Jahr später in der französischen Akademie eine glänzende Rede über die Größe und Verdienste Leibniz' und Wolf in Halle schrieb für die «Acta Eruditorum» einen rühmlichen Nachruf. Als der König Friedrich Wilhelm von Preußen erfuhr, daß Leibniz gestorben sei, ernannte er den Hofnarren zu seinem Nachfolger in der Akademie und sagte: «Der Kerl war doch zu nichts tauglich!»" **H. M.**

Aus dem deutschen Seemannsleben.

1. Das Haus Seefahrt zu Bremen. Von J. G. Kohl. Bremen, Strack. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Aus dem Leben eines Seemanns. Schilderungen von Land und Leuten jenseit des Oceans. Von Ludwig Jerrmann. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1863. 8. 2 Thlr.

Unsere Zeit ist das Zeitalter der Associationen. Man hat begriffen, daß zehn Menschen, die sich zu einem bestimmten Zwecke vereinigen, ungleich mehr vermögen, als zehn einzelne, die getrennt auf denselben Zweck hinarbeiten. Aber bereits das Mittelalter kannte Verbrüderungen zum gegenseitigen Beistande in Fällen der Noth und zum Schutz gegen auswärtige Feinde. Die Entstehungen der Zünfte, Gilden und Innungen von seiten der Kaufleute und Handwerker, der Maschuppeien und Börtfahrten der Schiffer reichen bis in die früheste Geschichte der Städte hinauf. Von dem Hause Seefahrt in Bremen haben aber vielleicht die wenigsten unserer mittel- und süddeutschen Leser gehört. Doch sind die Verhältnisse und die geschichtliche Entwickelung dieser noch bestehenden Schiffergesellschaft wol geeignet, auch außerhalb Bremens Interesse zu erwecken, und bieten jedenfalls einen Beitrag zur Geschichte des Associationswesens.

Die Gründung der noch jetzt „Haus Seefahrt" genannten Schifferinnung fällt in das Jahr 1545 und steht mit der gerade damals im Norden Deutschlands vollkommen siegreichen Reformation in einem gewissen Zusammenhang. Denn es war von alters her üblich gewesen, daß Seeleute beim Kauf und Verkauf von Schiffen, bei Abschließung von Heuercontracten, nach

einer glücklich vollendeten Fahrt, infolge der Errettung aus drohender Seegefahr oder bei dergleichen Gelegenheiten Kirchen und milden Stiftungen Gaben darbrachten. Es scheint, daß mit der Kirchenreformation, die seit 1525 Bremen durchdrang, Unregelmäßigkeiten und Unordnungen bei der Verwendung von derartigen Spenden eingerissen sind, und dies ist völlig begreiflich, denn die alten Institute, die Klöster und die mit den Kirchen zusammenhangenden frommen Brüderschaften hatten aufgehört und neue Einrichtungen zu verwandten Zwecken waren noch nicht gebildet. Diese organisirten sich jedoch in verhältnißmäßig kurzer Frist und in einer der neuen Ordnung der Dinge entsprechenden Weise.

Die Familie keines Gewerbtreibenden ist leichter der Noth ausgesetzt, als die eines unvermögenden Seemanns. Denn selbst abgesehen von der steten Lebensgefahr, in welcher der Ernährer schwebt, ist derselbe nicht selten jahrelang abwesend und sehr gewöhnlich auch bei gutem Verdienst und bei Sparsamkeit außer Stande, seiner Familie das Geringste zufließen zu lassen. Mit dem Aufhören der alten Zufluchtsstätten der Bedrängten wuchs die Noth, und wie in den übrigen Hansestädten waren auch in Bremen die Verordneten und Aeltesten der dortigen alten Schiffergesellschaft bald mit Versammlungen und Berathungen thätig, um die Leiden der Armen und Unglücklichen ihres Standes zu mindern. In einer dem Rathe zu Anfang des Jahres 1545 vorgelegten Schrift ersuchten sie denselben, daß sie alle jene alten Schiffsgelder, „Brüche, Gottespfennige, Gelübdegelder", die man ehedem zum Theil zu Kirchenmessen, Altardienst und „andern jetzt für ungöttlich gehaltenen Verrichtungen" verwandt habe, blos zum Vortheil der Armen einziehen dürften. Der Rath fand die ganze Einrichtung sehr nützlich, „christlich billig, rechtmäßig und zur Ehre des Allmächtigen und aus Liebe des Nächsten eingerichtet", und confirmirte die vorgelegten Statuten dieser „Haus Seefahrt" genannten Schifferinnung. Im Jahre 1561 war die Gesellschaft durch Beiträge und Vermächtnisse so wohlhabend geworden, daß sie ein geräumiges, vordem einer patricischen Familie der Stadt gehöriges Haus zu kaufen im Stande war, welches noch jetzt das Versammlungslokal der Gesellschaft ist.

Die ursprünglichen Gesetze, die ersten Einrichtungen des Hauses Seefahrt, die Mittel, über welche sie gebot, ihre wechselvollen Schicksale, ihre Vereinigung mit der Bootsleute-Brüderschaft, ihre Sorge für die Christensklaven bei den Barbaresken, ihre Mahlzeiten und ihre jetzige Gestalt werden von dem Verfasser im weitern Verlaufe des Werks geschildert. Hinsichtlich der Ausführung bemerken wir nur, daß derselbe in keinem seiner zahlreichen frühern Werke größern Fleiß und größere Sorgfalt bei der Feststellung der einzelnen in Betracht kommenden Data mit seiner einfachen und anziehenden Darstellung verbunden hat.

Von Bremen aus hat der Obersteuermann Ludwig Jerrmann seine Fahrten nach Ost- und Westindien, nach Norwegen und Neuyork gemacht, und es sind Bilder aus dem praktischen Seeleben, die uns in seinem Werke vorgeführt werden. Der Verfasser hat eine hohe Meinung von seinem Beruf, und es ist wahr, daß der gewöhnliche Seemann im allgemeinen eines höhern Grades von Muth bedarf als der gewöhnliche Soldat. Einen Feldzug ohne Schande mitzumachen, dazu gehört kein besonderer Heroismus. Der Soldat wird gedrängt, oft gezwungen, seine Pflicht zu thun, in der Regel ruhen die Augen seiner Vorgesetzten und Kameraden auf ihm, er weiß, daß Ehren und Belohnungen seiner warten, wenn er sich auszeichnet; aber es gehört etwas mehr dazu, frei, oft der Beobachtung ganz entzogen, mit kalter Ueberlegung auf schwindelnder Höhe, in der schwankenden Takelage, bei Nacht unter Stürmen und eisigem Regen sein Werk zu verrichten ohne die mindeste Aussicht auf eine Gehaltserhöhung oder nur ein besonderes Lob. Auch stimmen wir gern in die Entschuldigung für den Seemann ein, der, nach der schweren Arbeit und den harten Entbehrungen vieler Monate endlich ans Land gekommen, sich dem langentbehrten Genusse bis zum Uebermaße hingibt.

Aber auch die Sinnlichkeit und Roheit, die man früher als von dem Seeleben untrennbar hielt, wird seltener, je mehr junge Männer, die schon einige Schulbildung genossen haben, sich diesem Stande widmen. Zu dieser Klasse gehört der Erzähler dieser Schilderungen aus entfernten Welttheilen. Er schildert uns seine eigenen Erlebnisse und Empfindungen auf der offenen See, am Bord fremder Schiffe, in dem Hafen von Ceylon, auf der Küste von Malabar, auf Isle-de-France, auf Cuba, Puerto-Rico und Neuyork. Die Erzählung des Selbsterlebten hat vor den Dichtungen stets einen besondern Reiz voraus, und namentlich Leser des Binnenlandes, für die der Verfasser hauptsächlich schreibt und die trotz unserer Eisenbahnen und Dampfschiffe oft nur eine unklare Vorstellung von den Freuden und Leiden des Seelebens haben, werden seinen Darstellungen durchaus nicht ohne Interesse und Belehrung folgen. 87.

Notizen.

Der Antheil des Adels an deutscher Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Bei Muquardt in Brüssel erschien ein Werk von Xaver Heuschling, dem bekannten und verdienstvollen belgischen Statistiker, unter dem Titel: „La noblesse artiste et lettrée", worin alle Leistungen des Adels auf dem Gebiet der Wissenschaften und Künste aufgezählt, systematisch zusammengestellt und in culturhistorischem Sinne beleuchtet werden. Der Verleger spricht in der Ankündigung die Hoffnung aus, in der er sich wahrscheinlich auch nicht täuschen wird: das Werk werde in den betreffenden Kreisen Aufsehen erregen und gern gelesen werden. Wir für unsere Person haben uns schon längst gewundert, daß bei uns in Deutschland sich noch kein Freund und Anwalt des Adels gefunden habe, der, um dessen Ehre zu retten, die Verdienste des deutschen Adels um Kunst, Dichtkunst und Wissenschaft in einem besondern Werke zusammenstellte und beleuchtete, wodurch diesem Stande gewiß ein größerer Dienst geleistet worden wäre, als durch alle hochtrabenden Redensarten über die traditionelle Bedeutung des Adels als einer bevorrechteten Kaste. Freilich würde aus einem solchen Werke auch das bemerkenswerthe Factum hervorgehen, daß die bahnbrechenden Geister unserer Nation ziemlich ausschließlich dem Bürgerstande, und zwar meist nicht dem wohlhabenden, nicht dem bürgerlichen Patricierthum angehörten, daß, von einzelnen Dichtern wie Chr. E. von Kleist, den beiden Grafen Stolberg, H. W. von Gerstenberg u. s. w. abgesehen, die Betheiligung des Adels an der deutschen Literatur erst nach Abschluß unserer classischen Literatur zur Zeit, als die romantische Schule zur Herrschaft gelangte, eine wirklich lebhafte wurde, wie die lange Reihe adelicher Dichter: H. von Kleist, F. von Hardenberg (Novalis), M. von Schenkendorf, J. von Eichendorff, F. de la Motte Fouqué, A. von Chamisso, F. von Gaudy, F. von Sallet, Graf von Auersperg, Niembsch von Strehlenau, Graf von Platen-Hallermünde, Gräfin Hahn-Hahn, Annette von Droste-Hülshoff u. s. w. beweist. In weit geringerm Grade dagegen betheiligte sich der deutsche Adel an der Entwickelung der Wissenschaft — obschon hier einige berühmte Namen, vor allem die beiden Humboldt, die freilich nicht dem alten Landesadel angehörten, und L. von Buch zu nennen wären — und der Tonkunst, auf deren Gebiete nur wenige adeliche Namen glänzen, und verhältnißmäßig fast noch weniger zeigt er sich auf dem Gebiete der Sculptur, Architektur, Malerei, Kupferstecherkunst u. s. w. thätig. Große Verdienste hat sich dagegen der bessere Theil des deutschen Adels, besonders auch im vorigen Jahrhundert, um deutsche Literatur, Kunst und Tonkunst dadurch erworben, daß er genießend und fördernd hervorragende bürgerliche Talente schützte und ermunterte. Seitdem der Adel mehr und mehr wenigstens auf dem Gebiete der Literatur productiv geworden, scheint er allerdings diese ehrenvol

Stellung von Mäcenen ziemlich aufgegeben zu haben, mit Ausnahme einzelner regierender Fürsten. H. M.

Zur Literatur über Moses.

Wir erlauben uns auf folgende Schrift des verstorbenen Dr. B. Beer: „Leben Moses' nach Auffassung der jüdischen Sage. Ein Fragment aus dessen handschriftlichem Nachlasse" (Leipzig, Leiner, 1863), aufmerksam zu machen. Dem mit vielem Beifall aufgenommenen „Leben Abraham's" von demselben Verfasser sollte das „Leben Moses'" sich anreihen und diesem später das „Leben David's" folgen. Doch inmitten der Arbeit überraschte ihn das unerbittliche Geschick; die Feder entfiel ihm, und nur ein Bruchstück hat er uns als sein letztes theueres Vermächtniß hinterlassen. Gern möchten wir hier dem allzu früh verstorbenen Freunde und Lehrer den ihm gebührenden Tribut zollen, gern seine Verdienste als Mensch und Gelehrter rühmen, gern verkünden, was er als Vorkämpfer für seine Glaubensgenossen gewirkt; doch für ersteres wäre dies nicht der passende Ort und letzteres ist bereits von anderer kundiger Hand geschehen. So begnügen wir uns damit, auf das vorliegende Schriftchen aufmerksam zu machen, das wol geeignet ist, die Zahl der Freunde und Verehrer des Verklärten noch zu vermehren, und seine Verdienste als Schriftsteller in helles Licht zu setzen. Bei der bekannten Ueppigkeit der orientalischen Phantasie kann es nicht wunder nehmen, daß die hehre Gestalt des großen Gesetzgebers, des eigentlichen Schöpfers des Judenthums, eine Fülle von Sagen umschwebt, daß dem Sammler der Stoff hier im reichsten Maße zuströmt und er leicht Gefahr laufen kann, von der Massenhaftigkeit desselben erdrückt zu werden. Nie aber ist ein reichhaltiger Stoff besser bewältigt worden, als im vorliegenden Fragment; seine höchst geschmeidige und wahrhaft keusche Form gewährt ihm den Reiz eines wohlangelegten Kunstwerks, welches nirgends den Schweiß der Arbeit verräth und dessen scheinbare Kunstlosigkeit um so anziehender und fesselnder auf uns wirkt. Und glaube man nicht, daß die Phantasie der jüdischen Rabbiner, die hier bei der Umkleidung ihres größten Weisen und Propheten thätig gewesen, blos eine kindisch spielende war; vielmehr offenbart sich in diesen morgenländischen Sagen die tiefste Weisheit, und werden hier Fragen der gewichtigsten Art, die noch heute und gerade im Augenblick mehr als je unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, in sinniger und tief verständiger Weise gelöst. So z. B. S. 44 die Arbeiterfrage, und S. 47 die der Todesstrafe. Wer Kinglake's Bericht von dem vom Schlafe überfallenen englischen Ministerium gelesen, dem wird das S. 51 Erzählte nicht mehr als bloßes Märchen erscheinen. Ueberhaupt trägt das ganze Büchlein so sehr den Charakter der Wahrscheinlichkeit an sich, daß man geneigt ist, es für eine wahre Erzählung hinzunehmen, und muß man aus allen diesen Gründen um so lebhafter bedauern, daß es dem verewigten Verfasser nicht vergönnt war, es zu vollenden und die Literatur um ein schönes und gediegenes Werk mehr zu bereichern. Allen Freunden des Verfassers und einer lehrreichen und spannenden, wiewol schmucklosen und ungekünstelten Lectüre sei das Bruchstück, wie es eben vorliegt, bestens empfohlen. 36.

Bibliographie.

Beck, K., Jadwiga. Gedicht in elf Gesängen. Leipzig, Grunow. 16. 20 Ngr.

Brook, A., Schutzlos, aber nicht hülflos. Novelle. Zwei Theile. Dresden, Kuntze. 8. 3 Thlr.

Charakterköpfe aus dem deutschen Befreiungskriege. Zur Erinnerung an das Jahr 1813. Drei Bände. Hamburg, Verlag der modernen Klassiker. Gr. 8. à 15 Ngr.

Erzählungen aus dem Erzgebirge. Ein Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände. Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer beliebter Schriftsteller von E. und A. Schlesinger. Mit colorirten Abbildungen. 1ste Lieferung. Oederan, Schlesinger. Gr. 4. 3½ Ngr.

Frank, P., Geschichte der Tonkunst. Ein Handbüchlein für Musiker und Musikfreunde. In übersichtlicher, leichtfaßlicher Darstellung. Leipzig, Merseburger. 8. 18 Ngr.

Freund, L., Lug und Trug. Vom Standpunkte des Strafrechts und der Geschichte dargestellt. 1ster Band. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Freusberg, J., Dreiunddreißig Gelegenheitsreden. Paderborn, Schöningh. 8. 1 Thlr.

Für Dich von mir. Wriezen, Köhler. Gr. 16. 1 Thlr.

Geschichte der Verfolgung und Leiden des Manuel Matamoros und anderer Protestanten in Spanien. Aus dem Englischen. Berlin, F. Schulze. 8. 4 Ngr.

Gihr, J., Uhland's Leben. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. 1ste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 8. 4 Ngr.

Görling, A., Der Adept oder der letzte Rosenkreuzer. Roman. Vier Theile. Leipzig, Häfele. 8. 3 Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Zwei Schwestern. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hartmann, R., Reise des Freiherrn Adalbert von Barnim durch Nord-Ost-Afrika in den Jahren 1859 und 1860. Mit Abbildungen und Karten. Berlin, G. Reimer. Imp.-4. 10 Thlr.; mit Atlas in qu. Fol. 24 Thlr.

Hermann, C., Der pragmatische Zusammenhang in der Geschichte der Philosophie. Dresden, Kuntze. Lex.-8. 10 Ngr.

Himmel und Hölle. Eine Studie. Berlin, Herbig. Gr. 8. 2 Thlr.

Hochstetter, F. v., Neu-Seeland. Mit 2 Karten, 6 Farbenstahlstichen, 9 großen Holzschnitten und 89 in den Text gedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Cotta. Lex.-8. 7 Thlr.

Hofstätter, J., Aus Berg und Thal. Blätter aus dem Volke für das Volk. 1stes Bändchen. Bern, Huber u. Comp. 8. 24 Ngr.

Kobell, F. v., P'älzische G'schichte'. In der Mundart erzählt. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr.

Rappaport, M., Bajazzo. Ein Gedicht. Leipzig, Arnold. 16. 27 Ngr.

Rosenhagen, J. F., Charakterzüge, letzte Reise, Krankheit und Ende der Königin Luise von Preußen. Nach authentischen Quellen. Berlin, H. Müller. 8. 5 Ngr.

Rüffer, E., Gedichte. Gotha, Gläser. 18. 20 Ngr.

— — Die Walpurgisnacht. Lustspiel in drei Aufzügen. Gotha, Gläser. 18. 10 Ngr.

Steub, L., Der schwarze Gast. Erzählung aus den Tagen der tiroler Protestantenfrage. München, Fleischmann. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Aufsätze über Rom. Moers, Spaarmann. 8. 10 Ngr.

Erinnerungskranz an die Freiheitskriege in den Jahren 1813, 1814 und 1815 und an die Festfeier am 17. März 1863. Preußens Kriegern dargebracht von C. L. Rautenberg. Mohrungen, Rautenberg. 8. 7½ Ngr.

Frankfurter, N., Denkrede auf Dr. Gabriel Riesser. Gehalten am 2. Mai 1863 im Neuen israelitischen Tempel. Hamburg, B. S. Berendsohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Lassalle, F., Die indirecte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen. Eine Vertheidigungsrede vor dem K. Kammergericht zu Berlin gegen die Anklage die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich angereizt zu haben. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 16 Ngr.

Maltitz, A. v., Die Wunderkur der Hölle. Ein Nachtstück. Weimar, Kühn. Gr. 16. 3 Ngr.

Schottmüller, A., Rede zur 100jährigen Jubelfeier des Hubertsburger Friedens. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 25. Juni 1863.

Neuere deutsche Literaturgeschichtschreibung.

Zweiter Artikel:*)

Specialbeiträge zur Geschichte der deutschen Literatur.

Hatten wir im ersten Artikel eine Anzahl neu erschienener Werke, welche in Form wirklicher Literaturgeschichten die deutsche Literatur in ihrer historischen Entwickelung und ihrem organischen Aufbau pragmatisch behandeln, in Betracht gezogen, so wollen wir in dem gegenwärtigen zweiten Artikel eine Anzahl von Schriften zusammenstellen, in welchen Lebensbilder und Charakteristiken einzelner deutscher Schriftsteller und Dichter galerienartig aneinander gereiht sind.

1. Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Robert Prutz. Leipzig, Wagner. 1862. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert von Friedrich Paldamus. Zweite Abtheilung. Von Klopstock bis Schiller. (Unter Mitwirkung von Wilhelm Stricker.) Erster und zweiter Band. Mit Porträts und Facsimiles in Holzschnitt. Leipzig, Teubner. 1858—61. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten von O. F. Gruppe. Erster Band. Erste bis dritte Lieferung. Stuttgart, Bruckmann. 1863. Lex.-8. Jede Lieferung $16\frac{1}{2}$ Ngr.

Robert Prutz' Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts „Menschen und Bücher" (Nr. 1) erregten schon durch ihren Titel unsere besondere persönliche Theilnahme, denn er ist nur der umgekehrte einer von uns bereits im Jahre 1837 herausgegebenen Sammelschrift „Bücher und Menschen", unserer frühesten Schrift in Prosa. Beide Schriften haben sonst, was Inhalt, Tendenz und Form betrifft, wenig gemein, außer daß die im Prutz'schen Werke zusammengestellten Abhandlungen unsers Wissens bereits früher im „Deutschen Museum" gedruckt waren, wie auch die in unserer Schrift mit dem umgekehrten Titel enthaltenen biographischen Skizzen, literarischen Charakteristiken und Genrebilder im „Berliner Conversationsblatt" und andern Zeitschriften dem Publikum schon früher ihr Compliment gemacht hatten.

Das Prutz'sche Werk enthält zunächst eine allgemeine Betrachtung „Die Literaturgeschichte in Deutschland und das 18. Jahrhundert" und die ausführlichen Charakteristiken von Johann Timotheus Hermes (1738—1823) und von C. F. D. Schubart (1739—91), Karl Friedrich Bahrdt's Jugendgeschichte (1741—71) und die Biographie des abenteuerlichen Romanschriftstellers Friedrich Karl Laukhard (1758—1822). Das Werk hat das Eigenthümliche, daß die Charakteristiken mit V, VI, VII, VIII bezeichnet sind, II, III, IV dagegen fehlen, daß der erste Aufsatz mit S. 114 schließt und in demselben Bande der nächste Aufsatz, der über Hermes, wieder mit S. 1 beginnt. Eine Vorbemerkung der Verlagshandlung enthält über diesen etwas eigenthümlichen Umstand die Andeutung, daß die Vollendung der weitern für das Buch bestimmten Abtheilungen: Johann Christian Günther, Albrecht von Haller und Thomas Abbt sich leider noch immer verzögert habe und daß sie deshalb die Abtheilungen I und V bis VIII veröffentliche, „hoffend, daß das Buch auch in dieser Gestalt sich zahlreiche Freunde erwerben werde". Auch wir wollen dies mit der Verlagshandlung hoffen, denn das Buch gewährt trotzdem, daß wir einige dafür bestimmt gewesene Kapitel entbehren müssen, doch ein lebhaftes Interesse, namentlich in dem biographischen Theile, hier sowol in literar- und culturhistorischer als auch in besonderm Grade psychologischer Hinsicht.

In der ersten Abhandlung beschäftigt sich der Verfasser mit der deutschen Literaturgeschichtschreibung, die noch vor wenig mehr als zwei Menschenaltern „kaum noch dem Namen nach gekannt, eine trockene Anhäufung von Namen und Jahreszahlen" war, die sich aber gegenwärtig zu einem „so inhaltreichen wie lebensvollen Gemälde aller edelsten und größten Bestrebungen, die jemals auf dem Gebiete unsers geistigen Lebens stattgefunden", erweitert hat; sie ist nach Prutz die „erste unter den Wissenschaften, welche den Bann der Gelehrsamkeit brach und sich

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 22 d. Bl. D. Red.

hinauswagte auf den Markt des Lebens, unter die Masse des Publikums", und die diesen Weg mit so großer Beharrlichkeit und zugleich mit so viel Glück verfolgt hat, „daß sie gegenwärtig eine der ersten Stellen einnimmt unter den Elementen unserer nationalen Bildung überhaupt". Selbst unsere gelehrten Schulmänner hätten einsehen gelernt, „daß der Quell des Schönen, dieser für die Bildung der Jugend so nothwendige, so unerlaßliche Quell nicht in Rom und Griechenland allein fließt, sondern daß auch die Geschichte der vaterländischen Literatur einen würdigen Stoff bietet, die jugendlichen Geister daran zu jenen höhern sittlichen Zwecken heranzubilden, die überall das vornehmste Ziel aller Erziehung bleiben müssen".

In einem weitern Abschnitt dieser Abhandlung, welcher das Verhältniß der Literaturgeschichte zur Politik behandelt, wendet er sich mit Recht gegen jene „bei uns in Deutschland wenigstens so althergebrachten und so oft vernommenen Sätze", wonach die Literatur „nicht blos der Gegensatz, nein, der Feind des Lebens" sei, gegen die Ansicht, „daß die Kräfte, welche der Kunst gewidmet werden, dem Staate verloren gehen, und daß daher eine Nation, die politisch groß und bedeutend werden will, eine gewisse Barbarei in Kunst und Wissenschaft, wenn auch nur vorübergehend, nicht scheuen darf". Er wendet sich gleichzeitig gegen jene „allerneueste specifisch christliche und loyale Literaturgeschichte, mit der man sich gegenwärtig an gewissen Orten so viel weiß und die man uns gern als die Literaturgeschichte als solche verkaufen möchte", gegen diese „Erfindung von sehr neuem Datum", gegen dieses „Product unserer dermaligen überschwenglichen Reactionsperiode".

Dies mag allerdings sehr richtig sein; aber der Verfasser hätte vielleicht auch vor dem andern Standpunkt warnen sollen, vor der Tendenz, die Literaturgeschichte zu demokratisiren und gewissermaßen zu entchristlichen, sie dazu zu benutzen, um gegen alles Christliche und Religiöse in Kunst und Poesie einseitig zu polemisiren, uneingedenk des von Riemer mitgetheilten Goethe'schen Worts, „daß die Menschen in Poesie und Kunst nur so lange productiv bleiben, als sie religiös seien". Selbst der „Heide" Goethe sagte dies — und er sagte Aehnliches auch an andern Orten —, weil er selbst ein religiöses Leben in sich fühlte, ohne das er z. B. seine „Iphigenie", so viele Stellen in „Faust" und anderes Herrliche nicht geschrieben haben könnte. Daß Goethe unter „religiös" natürlich nicht das dogmatisch-orthodoxe Christenthum und alles kopfhängerisch pietistische oder verdammungssüchtig-fanatische Wesen meinte, ist selbstverständlich. Wer aber als Literaturhistoriker den oben angedeuteten antireligiösen Standpunkt einnimmt, wird niemals im Stande sein, die schönste und reinste Periode jenes jetzt so absichtlich verkannten Mittelalters (mit dem man das in Verderbniß und Fäulniß übergehende nicht verwechseln möge) in ihrem all ihr Schaffen, all ihre Kunst und Poesie durchdringenden großartigen Princip vollkommen richtig zu würdigen; er wird niemals im Stande sein, die tiefe Poesie in religiösen Gedichten von den Psalmen bis zu den oft so vortrefflichen Kirchengesängen der geistlichen protestantischen Liederdichter zu ahnen, zu begreifen und ihrem eigenthümlichen Werthe nach andern begreiflich zu machen; er wird niemals im Stande sein, das was in den Erzeugnissen der romantischen Schule echt und wahr und aus wirklich nationalen Quellen wie aus den eigenthümlichen Stimmungen der Zeit hervorgegangen war, von den Ausschreitungen und Verirrungen subjectiver Willkür und krankhafter Phantasterei zu unterscheiden. Kurz, wir fordern von der Literaturgeschichte, daß sie weder in der einen noch in der andern Richtung tendenziös, sondern ihrer Aufgabe gemäß historisch verfahre. Von der Kunstgeschichte hat sich dies von jeher von selbst verstanden; warum sollte gerade die Literaturgeschichte genöthigt sein, zeitgemäßen Tendenzen oder den Zwecken und Absichten irgendeiner religiösen oder politischen Partei Robot zu leisten?

Im übrigen zeigt sich Prutz, der überhaupt die Für und Wider in irgendeiner Sache gewissenhaft abzuwägen gewohnt ist, im Verlauf seiner Abhandlung gegen das Mittelalter nicht gerade unbillig. Zwar die eigenthümliche Großartigkeit des Mittelalters geht aus seiner Charakteristik desselben nicht gerade hervor; er findet es vielmehr vollkommen begreiflich, daß selbst hochgebildete Geister im Mittelalter nur einen Abfall, nur eine Verirrung der Menschheit hätten erblicken wollen; aber er gibt doch wenigstens zu, daß dieser vermeintliche Abfall nicht nur ein geschichtlich nothwendiger und unvermeidlicher war, sondern daß er in der That auch einen Fortschritt im Leben der Menschheit bilde. Die „kolossale Weltlichkeit" der Antike habe nämlich die „kolossale Außerweltlichkeit" des mittelalterlichen Christenthums als ihren nothwendigen Gegensatz hervorgerufen u. s. w. Es liegt dann wol etwas Hegel'sches in den Worten: „Nur aus diesem Kampfe konnte der dereinstige Frieden, nur aus dieser Entzweiung die höhere Einheit hervorgehen." Aber leben nicht vielleicht auch wir in einer „Entzweiung" statt in einer „höhern Einheit"? Wie viele Entzweiungen wird das menschliche Geschlecht nicht noch auf seiner künftigen langen Wanderung durchzumachen haben? Was will die geschichtliche Vergangenheit, von der wir wissen und die wir ziemlich willkürlich in alte Zeit, Mittelalter und neuere Zeit eintheilen, gegen die künftigen Jahrtausende des menschlichen Geschlechts bedeuten? „Sowenig der Mensch bestimmt ist, ewig Kind zu bleiben, sowenig ist es auch die Menschheit", bemerkt der Verfasser; aber folgt nicht nothwendig auf das Mannesalter auch das Greisenalter und schließt dieses nicht mit dem Tode? Freilich, nur die Völker werden alt und vergehen; die Menschheit selbst regenerirt sich immer wieder aus den durcheinander gemischten Stoffen verwester Völker und Reiche. Wenn endlich der Verfasser bemerkt, „die düstere Färbung, das Abstracte, Einförmige, Wesenlose", was dem Mittelalter eigen sei, habe für den ersten Anblick etwas „höchst Beängstigendes, um nicht zu sagen Abschreckendes", so liegt sich gegen eine solche Anschauung vom Mittelalter, für die jetzt allerdings den einseitigen Bewunderern desselbe

gegenüber von gewisser Seite her eifrig Propaganda gemacht wird, sicherlich manches Triftige einwenden.

Die beste Periode des Mittelalters — denn diese, nicht die wüste, chaotische, barbarische Uebergangszeit zu den neuern Zuständen, haben wir dabei natürlich immer im Sinne — war durchaus nicht so düster, einförmig, abstract und wesenlos, als man diese Zeit heutzutage darzustellen so beflissen ist; das Mittelalter war, dünkt uns, weniger düster und abstract als die Gegenwart, und neben der fleischlosen Askese — solche Gegensätze entwickeln sich ja in jeder Zeit — besaß es sicherlich jene von Prutz an ihm vermißte „heitere Lebensfülle", die Glanz und Farbenpracht über das ganze Dasein verbreitete. Es schuf noch aus dem Ganzen und Vollen; wir erkennen das z. B. aus seinen Domen, welche bürgerlicher Gemeinsinn zu Stande brachte, und andern Bauwerken, die sämmtlich etwas Ureigenes sind, während die Modernen bei ihren Bauten in allen Stilarten vergangener Zeiten unsicher umhertasten, sodaß, wenn eine spätere Generation uns nach diesen eklektischen Versuchen beurtheilen wollte, ihr Urtheil vielleicht dahin ausfallen würde, daß der Charakter unserer Zeit in der Charakterlosigkeit bestanden habe. Sculptur, Malerei und sonstige Ornamentik standen mit jener Architektur im vollsten Einklang — wie verhält es sich damit aber bei uns? Von dem Erhabenen und Ernsten war aber auch der jetzt sowenig im Leben zur Geltung kommende Humor nicht ausgeschlossen, der, wie A. Reichensperger sich ausdrückt, „das Salz bildet, welches die Kunst wie die Literatur vor dem Verwesen behütet, wie dessen Abhandenkommen denn auch immer den Beginn der Stagnation bildet, so lebendig auch die Farben sein mögen, in welchen dieselbe schillert".

Der interessanteste Abschnitt dieser Abhandlung ist der mit der Ueberschrift „Geschichtliche Entwickelung der Literaturgeschichte als Wissenschaft"; wir stehen hier auf einem festern Boden von Thatsachen als in der Einleitung und in dem ersten Hauptabschnitt „Begriff und Wesen der Literaturgeschichte im allgemeinen". In jenem mehr historischen Theile schenkt der Verfasser zunächst der antiken Welt einen Blick und hebt hervor, daß die Alten keine Literaturgeschichte in unserm Sinne, sondern nur Bibliographie gehabt hätten. Er geht sodann zum Mittelalter über, das er in einem Kapitel behandelt, welchem wir schon oben einige von uns mehr oder weniger bestrittene Bemerkungen entlehnt haben. Mit dem allmählichen Wiederaufleben der antiken Literatur nähern wir uns immer mehr der neuern Zeit. Das erste Buch einigermaßen literarischen Charakters aus jener Zeit ist die Schrift „De vita et moribus philosophorum et poëtarum", von Gualterus Burläus oder Walter Burleigh, der ums Jahr 1273 in England geboren war. Wie sehr diese Schrift den Bedürfnissen des Gelehrtenstandes entgegenkam, dafür beweist der Umstand, daß man von ihr bis zum Jahre 1494 bereits vier Drucke zählte und daß davon in Augsburg 1491 eine Uebersetzung unter dem Titel „Das Buch von dem Leben vnd sitten der heidnischen maister" erschien, in welcher Gestalt es weite Verbreitung fand und bis zu einem gewissen Grade populär wurde. Außer dieser Uebersetzung wurde in Deutschland in dieser Richtung nichts veröffentlicht; denn Andeutungen, wie sie in der sogenannten Limburger Chronik vorkommen: „Zu jener Zeit kam auch ein neu Liedlein auf" u. s. w., beweisen nur, wie traurig es im allgemeinen mit dem literargeschichtlichen Bewußtsein, namentlich in Bezug auf die eigene vaterländische Literatur damals noch in Deutschland stand. Zur Zeit der Polyhistorie oder Vielwisserei stand zwar die Bibliographie in Blüte; aber erst der große Baco von Verulam stellte in seiner berühmten Abhandlung „De dignitate et augmentis scientiarum" (1605) für die allgemeine Literaturgeschichte diejenigen Grundsätze auf, über welche sie noch nicht hinausgekommen ist, ja welche sie nicht einmal immer so wie sie sollte beobachtet hat. Die Literaturgeschichtschreibung, wie Baco sie im Sinne hat, trägt einen wesentlich culturhistorischen Charakter. Nachdem Baco der Literaturgeschichtschreibung ihre Aufgabe im einzelnen vorgezeichnet, fährt er fort: „Dies alles aber muß so behandelt werden, daß nicht nach Art der Kritiker die Zeit todtgeschlagen wird mit Lob oder Tadel, sondern völlig historisch müssen die Sachen selbst erzählt, Urtheile aber nur sparsam eingeschoben werden." Prutz fragt mit Recht: „Sind namentlich nicht die letztern Worte von der Art, daß sie noch jetzt jedem Literaturhistoriker vor Augen schweben sollten?" Sodann wird von dem Verfasser die Literaturgeschichte bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts behandelt, darunter Petrus Lambecius' Schrift „Prodromus historiae literariae", Valentin Heinrich Vogler's „Universalis in notitiam cujusque bonorum scriptorum introductio", Daniel Georg Morhof's „Polyhistor literarius" und „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesey, deren Ursprung, Fortsetzung und Lehrsätzen", mehrere dahin einschlagende Schriften von Burkhard Gotthelf Struve, Johann Albert Fabricius, Jakob Friedrich Reimann u. s. w. Als ein Curiosum verdient erwähnt zu werden, daß letzterer seinem sechsbändigen Werke: „Versuch einer Einleitung in die historiam literariam" u. s. w. (Halle 1721), allen Ernstes eine „Geschichte der Literatur vor der Sündflut" angehängt, und wie der Polyhistor Hübner seine bekannten historischen Schriften, worin die Regentenreihen und historischen Thatsachen aller europäischen Völker sich ebenfalls bis vor die Sündflut erstrecken, in Frage und Antwort abgefaßt hat, „wobei denn oft die spaßhaftesten Geschichten zum Vorschein kommen". Den literarhistorischen Verdiensten Gottsched's ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Von Gottsched's größern literargeschichtlichen Werken kommt allerdings, nach Prutz' Ansicht, nur noch sein „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen Bühne" in Betracht, „dieser aber auch dermaßen, daß wir noch jetzt ohne ihn kaum einen Schritt in der Geschichte des deutschen Theaters thun können". Die weitern Entwickelungen der Literaturgeschichte und literarischen Kritik behandelt Prutz unter den Ueberschriften: „Uebergang zur pragmatisch-ästhetischen Epoche"; „Uebergang zur philosophisch-historischen Epoche, F. A. Wolf"; „Herder, Schiller und die

Romantiker"; „Die patriotische Richtung"; „Die Brüder Grimm"; „Die neueste Zeit"; „Goethe's Wahrheit und Dichtung, Schlosser, Gervinus, Rosenkranz", und er schließt mit einem Kapitel „Gegenwärtige Stellung und Aufgabe", in welchem er unter anderm die Literaturgeschichte als die „ideale Geschichte der Nationen" bezeichnet. Weiter gehen wir auf diese Kapitel nicht ein, sondern bemerken im allgemeinen nur, daß wol bei keinem Kritiker, der zugleich Dichter ist, Dichter und Kritiker so ganz getrennte Personen sind als bei Prutz, in dessen literargeschichtlichen Schriften man äußerst selten auf eine Stelle stößt, die durch Ton und Auffassung den Poeten verräth. Wir tadeln dies nicht, wir constatiren damit nur einen in die Augen fallenden, für Prutz charakteristischen Umstand.

Der folgende ausführliche, mit großem Fleiß gearbeitete Aufsatz über Johann Timotheus Hermes, den Verfasser des ehemals wüthend gelesenen, jetzt nur noch in Literaturgeschichten mit seinem Titel fortlebenden Romans: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im vorigen Jahrhundert wie insbesondere auch zur Geschichte des deutschen Romans. Prutz ist mit Recht der Ansicht, daß, nachdem von unsern Literaturhistorikern und kritischen Forschern die großen und epochemachenden Geister in ihrem geschichtlichen Zusammenhange dargestellt seien, es billig erscheine, „daß nun allmählich auch die kleinen, die untergeordneten Geister, die Talente und Bücher des zweiten Ranges an die Reihe kommen". Und er fügt hinzu:

> Ja, wenn (und das Gegentheil möchte allerdings schwer zu erweisen sein) der Literarhistoriker überall nach keinem andern Maßstabe verfahren soll, als allein nach dem Maß der geschichtlichen Bedeutung — wer sähe nicht, daß alsdann von den gefeierten Größen unserer literarhistorischen Handbücher leichtlich eine und die andere ihren behaglichen Platz an einen dieser Romane möchte abtreten müssen, denen unsere Gelehrten jetzt noch eine Ehre damit zu erweisen meinen, daß sie dieselben überhaupt nur nennen? Gut wird ein schlechtes Buch natürlich nie, und ob Millionen sich daran entzückten: aber der Historiker hat auch nicht nach gut oder schlecht zu fragen, das überläßt er dem Aesthetiker, sondern allein nach dem geschichtlich Wichtigen und Wirksamen.

In einer Stelle, wo er den Einfluß des englischen Familienromans auf den deutschen Roman hervorhebt, bemerkt der Verfasser:

> Es ist ferner bekannt, daß gerade in England, reiner als anderwärts und namentlich reiner als in Deutschland selbst, die altgermanische Sitte, das echte deutsche Familienleben sich erhalten hat — reiner hauptsächlich deshalb, weil diesem Familienleben in England ein großartiges Staatsleben, wohlthuend, erfrischend, zur Seite steht, während bei uns in der allgemeinen Stickluft unserer unfreien, unselbständigen Verhältnisse auch die edle Blüte des Familienlebens nothwendig dahinwelken mußte.

Wir geben zu, daß die auf so sichern und strammen Füßen ruhende politische Freiheit und Größe Englands zu der Gestaltung der englischen Familienverhältnisse wesentlich mitgewirkt habe oder vielleicht auch aus letzterer zumeist hervorgegangen sei; aber der Verfasser übersieht und verschweigt, und wir vermuthen nicht ohne Absicht, noch einen andern wichtigen Mitfactor, die religiöse Grundlage des englischen Familienlebens. Der praktische Engländer weiß, was hiervon abhängt und wie die Auflösung oder doch Erschütterung des Familienlebens und weiterhin des Staatslebens der Auflösung des religiösen Fundaments auf dem Fuße zu folgen pflegt; es kümmert ihn daher auch sehr wenig, ob die fremden Völker ihn deshalb der Pedanterie, Beschränktheit oder Heuchelei beschuldigen. Dieser Geist durchdringt die Nation in allen Schichten. Julius Rodenberg erzählt in einer Reiseskizze (im Meyer'schen „Universum"), daß wenn der durch Handelskrisen in das äußerste Elend gestürzte Arbeiter in Lancashire alles versetze, bis die ganze kleine Wohnung nackt und leer sei, er doch von der alten Familienbibel mit ihrer kleinen Hauschronik auf der ersten Seite nicht lasse. J. Rodenberg sah sie in allen Arbeiterfamilien, die er besuchte. Bewundernswerth ist es dabei, wie der Engländer, in welche Fernen und unter welche dissolute weniger religiöse Nationen er auch verschlagen wird, im Kreise seiner Familie an seinen alten religiösen Gebräuchen, seinem Tischgebete, seiner stillen Sonntagsfeier u. s. w. festhält und sich davon durch keine Versuchungen, keinen Spott abbringen läßt. Nun, unsere Landsleute in Nordamerika sind in dieser Hinsicht allerdings avancirter und schwören meist zur Fahne jenes „zügellosen Radicalismus", dessen Karl Heinzen selbst sich so selbstgefällig rühmt; aber es ist sehr zu fürchten, daß sie, wohin ja auch so manche Symptome deuten, die Keime staatlicher Auflösung in ihr neues Vaterland mit hinübergetragen haben und sich zuletzt bei allen Parteien schlechten Dank erwerben werden. Die Deutschen scheinen einmal, weil es ihnen an praktischem Geschick, aber nicht an theoretischem Eigensinn und Selbstüberschätzung fehlt, immer Unglück haben zu sollen, wenn sie sich in die Politik mischen, mögen ihre Absichten auch an sich die besten sein und ihre Theorien sich in ihren Köpfen oder auf Druckpapier ganz plausibel ausnehmen. Vergessen wir übrigens auch nicht, daß England zugleich das Mutterland der „Freidenker" und der Sitz einer Erfahrungswissenschaft ist, welche der buchstabengläubigen Theologie vielleicht verderblicher geworden ist als alle theoretische Declamation.

Die folgenden drei Aufsätze behandeln Persönlichkeiten, in deren Schmuze der Verfasser mit einem gewissen Behagen wühlt: Christian Friedrich Daniel Schubart, den Dichter, Karl Friedrich Bahrdt, den doctor theologiae, den literarischen Skandalmacher, Bahrdt „mit der eisernen Stirn", der zuletzt eine berüchtigte Schenkwirthschaft bei Halle hielt, und Friedrich Karl Laukhard, der eine Anzahl roher und cynischer Romane schrieb und infolge seines ausschweifenden Lebens vom magister legens von Stufe zu Stufe sank, als preußischer Musketier in verschiedenen Garnisonsstädten und dann während des preußischen Feldzugs gegen die junge französische Republik ein höchst abenteuerliches Leben führte und später so gänzlich verscholl, daß man von seinen Lebensschicksalen zwischen 1806 und 1822, in welchem letztern Jahre nach einer vereinzelten Notiz bei Meusel der Unselige verstorben sein soll, so gut wie gar nichts weiß. Alle drei haben sich für wichti

genug gehalten, ihr zerrüttetes Leben selbst zu beschreiben; Bahrdt und Laukhard wol mehr des Skandals wegen, Schubart, der begabteste und edelste von ihnen, wol mehr sich selbst zur Buße und andern zur Warnung. Denn es ist nicht wahr, daß die Lumpen — zu denen wir übrigens den Dichter Schubart keineswegs rechnen möchten, da wir vor seinem großen Talent und den in ihm fortdauernd kämpfenden bessern Regungen seiner Natur zu viel Respect haben — bescheiden seien, wie Goethe sagt; sie sind vielmehr meist sehr arrogant; auch ist Goethe's betreffender Ausspruch bisher wol meist misverstanden und ihm eine von ihm nicht beabsichtigte Nutzanwendung gegeben worden.

Auf unsers Verfassers Darstellung des Lebens und Charakters Schubart's gehen wir hier nicht weiter ein. Die einzelnen Momente seines Lebens wie seine Charakterschwächen sind aus seiner Autobiographie und aus dem Strauß'schen Werke über ihn bekannt genug, obschon auch die Prutz'sche Darstellung immerhin gelesen zu werden verdient. Des Verfassers Urtheil scheint uns an manchen Stellen zu herb zu sein, sowol was Schubart's Charakter als was seine poetischen Leistungen im ernstern Genre betrifft; dagegen stellt Prutz mit Recht seine Bauernlieder und volksthümlichen Gedichte sehr hoch. Er sagt:

> Wir tragen kein Bedenken, einige von diesen Gedichten geradezu als das Vorzüglichste zu bezeichnen, was unsere Literatur in dieser Gattung überhaupt besitzt, weit vorzüglicher namentlich als andere berühmte Bauernlieder jener Zeit von Voß, Miller u. s. w., von dem, was die neueste Zeit dieser Art versucht hat und was alles mehr oder weniger von der Blässe unsers sentimentalen Zeitalters angekränkelt ist, gar nicht erst zu sprechen.

Unter den Gedichten ernsten Charakters hebt er wenigstens das bekannte Gedicht: „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark" und die Gedichte „Der Gefangene" und „Die Fürstengruft", rühmend hervor, während er die Rhapsodie „Der ewige Jude" wol zu abfällig beurtheilt, wenn er sie „abscheulich" nennt. Vergessen wir wenigstens nicht, daß diese Dichtung, der man eine gewisse Großartigkeit der Composition und nicht gewöhnliche Kraft der Darstellung bei allerdings etwas zu schwülstigem Ausdruck nicht wird absprechen können, den Dichter Shelley so hinriß, daß er sie selbst ins Englische übersetzte und sich fortan mit größerm Eifer auf das Studium der deutschen Sprache warf, ähnlich wie der Franzose Dumas durch eine mündliche französische Uebersetzung der Bürger'schen „Lenore" dazu veranlaßt wurde, deutsch zu lernen. Mit größerm Recht tadelt der Verfasser die politische Principlosigkeit in Schubart's vielgenannter Zeitschrift „Deutsche Chronik", und er bringt für die widerspruchsvolle Verwirrung, die in ihr herrscht, merkwürdige Belegstellen. Consequenz war überhaupt Schubart's Sache nicht; er gehorchte nur den Eingebungen des Augenblicks; er pries die Segnungen der Religion und verfolgte alle Geistlichkeit mit Spott und Hohn; er predigte auf dem einen Blatte die freisinnigsten Grundsätze und er verherrlichte auf dem andern in kriechendster Weise den Despotismus. Mit Recht bemerkt Prutz: „Man sieht, die Phrase regierte damals wie jetzt; auch der Chronikenschreiber Schubart war im Grunde nur der Phrasenmacher für die politisirende Bierbank seiner Zeit."

Nur einen Punkt noch wollen wir hier berühren. Prutz wirft in Bezug auf die rechtswidrige Einkerkerung Schubart's die Frage auf:

> Aber das Publikum, fragt man? aber jene Tausende von Lesern, die seine Chronik so begierig verschlungen und sich so behaglich den Bauch gestrichen hatten zu den verwegenen Schwänken und Stachelreden des unglücklichen Mannes? Je nun, sie ließen ihn sitzen, wo er saß; sie gewöhnten sich an sein Elend. Dieser Gefangene von Hohenasperg, mit dem zottigen Haar, den langen Nägeln, gehörte mit zu der Staffage der Tagesliteratur. Man bedauerte ihn — aber man fand doch auch, daß er sehr leichtsinnig, sehr unvorsichtig gehandelt; man beklagte ihn — aber man erinnerte sich doch auch, daß er von jeher ein Taugenichts, ein Vagabond, ein Säufer gewesen.

Prutz fährt dann fort:

> Wahrlich, wir wollen diese Stumpfsinnigkeit des deutschen Publikums, dieses Stillschweigen seiner Schriftsteller, dies Verstummen seiner Dichter, die auf ihrer Leier wol Töne hatten für alles und jedes, nur für ihren gefangenen Mitbruder hatten sie keine — wir wollen es nicht beschönigen. Aber daran erinnern zu müssen glauben wir doch, eine wie ganz andere Glorie des Märtyrerthums den armen Gefangenen umgeben haben würde, hätte er vor dem Andenken des Publikums dagestanden, frei von sittlicher Schuld, ein fester Charakter statt eines schwachen, ein männliches, stolzes Herz statt eines weibischen, zerrissenen, ein reiner Name statt eines befleckten, zweideutigen!

Die Folgen des von Prutz zu einseitig festgehaltenen Sittlichkeitsstandpunktes zeigen sich hier: das deutsche Publikum und die deutschen Schriftsteller werden von Prutz für ihre in diesem Falle bewiesene „Stumpfsinnigkeit" bis zu einem gewissen Grade damit entschuldigt, daß Schubart's Leben kein fleckenloses gewesen, und er straft ihn dafür mit Ausdrücken, welche, moralisch genommen, fast ebenso hart sind, als die zehn Jahre Kerkerhaft, womit der Herzog den Dichter strafte. Doch auf solche Nebenumstände, die mit der Sache selbst gar nichts zu thun haben, kommt es bei der Beurtheilung einer Frage wie diese gar nicht an. In England würden, wie auch sonst das Leben des widerrechtlich der Freiheit Beraubten gewesen, gegen einen so vollkommen ungesetzlichen Act, wie das Verfahren des Herzogs gegen Schubart war, Publikum und Schriftsteller laut ihre Stimme erhoben und das Parlament die Krone dafür in Anklagestand versetzt haben, und auch in dem despotisch regierten Frankreich würde dem Beschädigten sicherlich ein öffentlicher Vertheidiger erstanden sein. Möglich, daß, wie es in Deutschland so geht, die damaligen berühmten Autoren im beseligenden Gefühl ihrer sittlichen Ueberlegenheit ihrem Dichtergenossen die zehnjährige Freiheitsberaubung einigermaßen gönnten — denn was gönnt ein deutscher Autor seinem Collegen nicht? — möglich aber auch, daß es ihnen an eigentlichem Rechtsgefühl und an dem Muth, gegen Willküracte fürstlicher Personen aufzutreten, fehlte, da den deutschen Dichtern und Autoren Schiller's späteres Wort, daß der Dichter mit dem Könige gehen solle, schon damals vorgeschwebt zu haben scheint. Dies aber hing freilich auch wieder damit zusammen, daß das deutsche

Volk seine deutschen Dichter so gut wie jetzt mit wohlfeilen Phrasen statt mit materiellen Liebesopfern abspeiste und mit seiner gewöhnlichen Grundgemüthlichkeit sie ruhig hätte verschmachten lassen, wenn nicht einzelne regierende Fürsten und hohe Herren ihnen ihre helfende Hand dargereicht hätten. So viel ist gewiß, daß unsere großen Autoren gegen die damals so zahlreichen Willküracte regierender Herren und ihrer Vasallen niemals eine auch nur bescheidene Einrede zu machen wagten, und so groß die Bedeutung eines Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller, Herder u. s. w. für uns auch ist, in diesem Punkte haben sie für uns die Bedeutung nicht, wie Voltaire für Frankreich oder Defoe u. a. für England.

Es ist in dieser Hinsicht bei weitem besser in Deutschland geworden, aber Beeinträchtigungen und Rechtsverletzungen gegen ein Individuum, von wem es auch sei, begangen, lassen die Gesammtmasse des deutschen Publikums noch immer ungemein kalt, insofern sich der Fall nicht dazu anläßt, direct im Interesse einer politischen oder confessionellen Partei ausgebeutet zu werden. Das jahrhundertelange Willkürregiment scheint in Deutschland so gut wie in Rußland oder der Türkei in weiten Kreisen nicht nur das Rechtsgefühl, sondern auch das allgemein menschliche Gefühl für unverdiente individuelle Schicksale in der That gar sehr abgestumpft zu haben, da ja selbst die neuern Biographen Schubart's für diesen kaum ein ergreifendes, wirklich menschlich ansprechendes Wort des Mitleids haben und über ihn wie über einen Verbrecher so viele maßlose Verdammungsurtheile zusammenhäufen, daß dadurch das beispiellos willkürliche Verfahren des Herzogs gegen den Unglücklichen fast gerechtfertigt werden zu sollen scheint.

Auf die Jugendgeschichte Bahrdt's, von dem der Verfasser sagt, er habe so in Aufklärung, Toleranz und geistiger Freiheit speculirt, wie heutzutage von nicht wenigen in politischer Freiheit, Demokratie und Revolution speculirt werde, und auf Laukhard's Biographie wollen wir hier um so weniger tiefer eingehen, da, wie wir annehmen zu dürfen glauben, manche unserer Leser sich dieser interessanten und sittengeschichtlich werthvollen Arbeiten noch aus dem „Deutschen Museum" erinnern werden. Auch Laukhard ist den Verhältnissen und seiner eigenen Verliederlichung nicht ganz vergebens zum Opfer gefallen, sei es auch nur darum, weil er uns eine Autobiographie hinterlassen hat, in der andern zur Warnung und Abschreckung ein immerhin merkwürdiges Lebensschicksal erzählt und vieles nicht zu verachtendes culturgeschichtliches Material dargeboten wird. Auch Prutz bemerkt: Geschichtschreiber jener Epoche sollten sich nicht abschrecken lassen, Laukhard's Buch zu studiren; sie würden manchen charakteristischen Zug darin finden, den sie anderwärts vergeblich suchen. Namentlich bezeichnet Prutz diejenige Partie der Laukhard'schen Autobiographie, welche sich mit seinem akademischen Leben in Gießen, mit seinen Studentenfahrten nach Marburg, Heidelberg, Jena und Göttingen, wobei es natürlich nur auf Abenteuer und Liederlichkeitsstudien abgesehen war, und mit seiner kurzen Magisterlaufbahn in Halle beschäftigt, als „Quelle für die Geschichte des deutschen Studentenlebens in den siebziger und achtziger Jahren, das wir nirgends von so abschreckender Seite, aber auch nirgends so genau kennen lernen als wie hier". Schon was Prutz daraus mittheilt, ist interessant genug und erweckt einen gelinden Schauder. Es ist erklärlich und erscheint gerechtfertigt, daß sich die akademische Jugend zu Zeiten gemeinsamer fröhlicher Lust hingibt, und auch einen oder den andern von ihr begangenen Exceß, falls er nur harmloser Art ist, wird man ihr gern nachsehen; besser sogar in der Jugend etwas kecker Uebermuth als schwächliche Kopfhängerei oder geckenhafte Geleckheit! Aber die Musensöhne — die Aesthetik verzeihe uns diesen sie beleidigenden Ausdruck! — die Studenten zu Laukhard's Zeit hatten die Liederlichkeit in allen ihren Ausartungen und Abstufungen in ein förmliches System gebracht und organisirt; sie hatten einen förmlichen Bund des Lasters und Cynismus gestiftet, dessen Gesetze und Vorschriften jeder Bruder Studio, der nicht als „Drastikum" von allen firmen Burschen aufs schändlichste behandelt sein wollte, respectiren und beobachten mußte, bis er durch die leidige Gewohnheit wurde wie diese. Zechen bis zur Bestialität, raufen, renommiren, den Philister mishandeln, Mädchen verführen, ehrbare Bürgertöchter auf der Straße aufs zudringlichste verfolgen und ihnen mit schmuzigen Redensarten die Schamröthe ins Gesicht treiben, immer cynische Ausdrücke und Zoten im Munde haben — das waren die Heldenthaten, in denen einer den andern zu überbieten suchte. Laukhard erzählt:

> Da man es für Pedanterie hielt, von gelehrten Sachen zu sprechen: so wurde von Burschenaffairen discurirt, und größtentheils wurden Zoten gerissen. Ja, ich weiß noch recht gut, daß man in Eberhards-Busch-Kneipe ordentliche Vorlesungen über die Zotologie hielt, worüber ein Compendium im Manuscript da war.

Aeußere Tracht und Haltung entsprachen dem schmuzigen verwüsteten Innern. Ein gewisser Hild von Saarbrücken verfaßte ein Gedicht, worin er die Eigenschaften eines „honorigen" gießener Burschen in folgenden elenden Versen zusammenstellte:

> Wer ist ein rechter Bursch? — Der, so am Tage schmauset,
> Des Nachts herumschwärmt, wetzt — —
> Der die Philister schwänzt, die Professores prellt,
> Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gesellt;
> Der stets im Carcer sitzt, einhertritt wie ein Schwein,
> Der überall besaut, nur von Blamage rein,
> Und den man mit der Zeit, wenn er gnug renommiret,
> Zu seiner höchsten Ehr' aus Gießen religiret.
> Das ist ein firmer Bursch u. s. w.

Die süddeutschen evangelischen Universitätsstädte, die sich mehr oder weniger Jena zum Muster nahmen, waren Hauptsitze dieses Kannibalismus, den dann viele in ihr späteres Wirken mit hinübernahmen; was z. B. Laukhard von dem liederlichen Leben der protestantischen Geistlichen in der Pfalz erzählt, ist der haarsträubendsten Art. Waren es doch auch meist die Theologie Studirenden, viel weniger aber die Juristen und Mediciner, welche diesem wüsten Studententreiben fröhnten, worüber man Chr. Schöttgen's „Historie des ehedem auf Universitäten

gebräuchlichen Pennalwesens" vergleichen möge. Man begreift es kaum, daß Aeltern und namentlich Mütter es über sich gewinnen konnten, ihre Söhne diesen Hochschulen des Lasters und der Sittenlosigkeit anzuvertrauen, auf welchen die bedauernswerthen Jünglinge zunächst alle Pietät und namentlich auch die gegen ihre Aeltern verlernten. Leider waren auch die meisten Professoren auf den süddeutschen Universitäten kaum weniger roh als Bruder Studio; sie hatten dieselbe Sittenschule durchgemacht, und der Unterschied war fast nur der, daß sie jetzt ihren Platz auf dem Katheder statt auf den Bänken einnahmen. Alle Freiheiten hatte sich das deutsche Volk nach und nach nehmen lassen, nur die Privilegien der sogenannten akademischen Freiheit oder vielmehr Zuchtlosigkeit ließ man nicht antasten und ihr opferte man das sittliche Wohl Hunderter von Jünglingen. Besser stand es auf einigen norddeutschen und preußischen Universitäten, in Göttingen, Halle, wo der ehrwürdige Semler einen wohlthätigen Einfluß, soweit er reichte, auf studentische Kreise übte, Leipzig und Königsberg. Hier, unter dem Einfluß feinerer und milderer Sitten überhaupt, thaten sich wenigstens kleinere Genossenschaften zusammen, welche nach geistiger Bildung strebten und dem Musendienst huldigten, und aus diesen kleinern Kreisen gingen dann die Männer hervor, welche Deutschland zur Zierde und zum Segen gereichten. Von allen unsern berühmten Dichtern aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die auf norddeutschen Universitäten studirt hatten, war unsers Wissens Bürger der einzige, der im Strudel des wüsten Burschenlebens dem Abgrunde entgegentrieb, bis Boje und Gleim ihn vom Untergange retteten. Ganz freilich hat er die Einflüsse der studentischen Sittenschule nie verwinden können, ebenso wenig wie die Mitglieder der spätern edlern Burschenschaft in ihren schriftlichen Erzeugnissen je den burschikosen Ton ganz abgelegt haben. In den „Halleschen Jahrbüchern" z. B. traten, wie auch Prutz dies gelegentlich an ihnen rügt, der selbstbewußt und rücksichtslos absprechende „studentische Ton" und die dünkelhafte Einbildung, nicht blos mehr zu wissen als andere, sondern im Besitz des absoluten Wissens zu sein, sehr sichtlich hervor.

Es ist sicherlich ein bemerkenswerther Umstand, daß von den vier deutschen Autoren, deren Leben Prutz in vorliegendem Buche beschreibt, drei den damaligen Universitätsverhältnissen und den laxen und cynischen Grundsätzen, die auf den Hochschulen herrschten, zum Opfer fielen: Schubart, Bahrdt und Laukhard. Der erstere schreibt z. B. über seine Studentenzeit in Erlangen:

> Ich war hier in meinem Element. Frei, ungebunden umstreifte ich tobender Wildfang Hörsäle, Wirthshäuser, Concertsäle, Saufgelage — studirte, rumorte, ritt, tanzte, liebte und schlug mich herum.

Dies ist nun ein dreiblätteriges Kleeblatt liederlicher Genies; schade, daß der Dichter Günther fehlt, um es zu einem vierblätterigen zu machen.

Prutz führt, wie man aus dem Obigen bereits ersehen haben wird, in seiner Schrift eine sehr sittliche Sprache, und überhaupt, wenn wir unsere literarhistorischen Schriften neuesten Datums lesen, so könnte es scheinen, als ob wir inzwischen ein wahres Mustervolk in Betreff sittlichen und tugendhaften Verhaltens geworden sein müßten. Sittlichkeit ist immer das dritte Wort! Doch kann man in dieser Richtung auch leicht zu weit gehen und sie kann zu schlimmen Consequenzen, zur Beeinträchtigung des Rechtsgefühls wie der Humanität und der Toleranz führen, wovon wir schon oben bei Gelegenheit Schubart's ein Beispiel anführten. Der Verfasser hätte denn doch bedenken sollen, daß ein Autor, der als Kritiker und Literaturhistoriker das Banner der Sittlichkeit hochhält, als Dichter von Zeit zu Zeit in die Verlegenheit kommen kann, Poesien zu erzeugen, die man, um ihnen nicht unrecht zu thun, nicht mit den Augen eines strengen Sittenrichters ansehen darf. Zwar mag es sich ganz plausibel lesen lassen, wenn der Verfasser selbst einmal bemerkt:

> Der Himmel bewahre uns den Sittenrichter zu spielen und Verdienst und Werth eines Schriftstellers sowie überhaupt eines öffentlichen Charakters nach den Gläsern Weins zu bemessen, die er trinkt oder nicht trinkt. Wol aber, wo diese Dinge den Charakter selbst erschüttern und untergraben, wo sie zum Tyrannen werden, der alles andere vernichtet und unterdrückt, da freilich muß es erlaubt sein, auch den Schleier des Privatlebens zu lüften und warnend hinzudeuten auf eine Gefahr, welche mehr oder weniger, in dieser oder jener Gestalt, ein jeder von uns in sich trägt: die Gefahr, aus einem ursprünglich edeln künstlerischen Drange sein besseres Selbst zu verlieren und preiszugeben an die Forderungen der gemeinen irdischen Natur.

Dennoch scheint uns damit die Frage noch immer nicht gelöst zu sein, die Frage, wie weit ein Literarhistoriker in der Aburtheilung, beziehendlich moralischen Vernichtung eines Nebenmenschen, auch eines gestorbenen gehen dürfe, und ob er nicht seiner Würde als Geschichtschreiber der Literatur etwas vergäbe, wenn er zu sehr in den grämlichen Ton eines Bußredners, etwa eines Geistlichen in einer Sträflingsanstalt verfällt. Wir für unsere Person erblicken die höchste Form und Blüte der Sittlichkeit in der Humanität, die, weil sie ja ohnehin so selten auf Erden ist, namentlich dem Schriftsteller ziemt, und die selbst da, wo sie tadeln und rügen muß, doch die Liebe durchblicken läßt, welche sie dazu treibt. Zwar kann sich der Verfasser mit einigem Recht darauf berufen, daß ja die Geschilderten in ihren Autobiographien sich selbst, ihr Leben und ihren Charakter aufs nackteste bloßgegeben haben. Dennoch hätten wir gewünscht, daß er weniger harte Ausdrücke gewählt hätte, als er anzuwenden liebt, und daß er seine Verwerfungsurtheile mehr im Tone des Bedauerns und des Mitleids als der absoluten Verdammung ausgesprochen hätte. Der Verfasser stellt zwar in sehr bestimmter Weise den Satz hin: „Welcher Mensch schöbe nicht dem Schicksale in die Schuhe, was in Wahrheit nur seine eigene Schuld ist." Das sagt jeder Moralprediger auch, das sagt namentlich jeder, der niemals in die Verhältnisse gekommen ist, durch welche andere Individuen zu Grunde gingen. Hat der Verfasser niemals die Macht der Verhältnisse an sich oder andern erfahren? Macht es nicht oft einen ungeheuern Unterschied, ob ein Individuum an diesem oder jenem Orte, in dieser oder jener Familie geboren wird? Sind

nicht gerade die Jahre, in denen das Individuum unmündig ist und keine Freiheit über sein Schicksal hat, meist die entscheidenden für das ganze Leben? Wir haben ja keine Gewalt über Geburt und Tod — und welche dazwischenliegenden Lebensmomente kämen diesen an Wichtigkeit gleich! Auch hat ja der Verfasser selbst nicht umhin können, die Verhältnisse zu schildern, denen die von ihm charakterisirten Autoren zum Opfer fielen, und aus dieser Schilderung resultirt ein so trostloser Zustand vieler der damaligen Universitäten, daß es fast eher einem Wunder gleichkam, wenn einer der studirenden Jünglinge sich mit heiler Haut aus diesem Schlamm rettete, als wenn er in ihm versank. Daher, wie auch aus andern Umständen, namentlich der nach allen Richtungen zerrissenen innern Lage Deutschlands, rührt es auch, daß in den Annalen deutscher Literatur und Kunst mehr verdorbene Genies und halb oder ganz versunkene Existenzen verzeichnet sind als in den Kunst- und Literaturannalen irgendeines andern Volks.

Das Werk „Deutsche Dichter und Prosaisten" von Friedrich Paldamus (Nr. 2) können wir allen Literaturfreunden mit bestem Gewissen empfehlen; denn die Biographien und Charakteristiken der in den zwei ersten Bänden geschilderten Dichter, Schriftsteller und Gelehrten sind sichtlich nach den besten Quellen solid, verständig und gewissenhaft gearbeitet und geben von jedem der Geschilderten ein sein Leben wie seinem literarischen und persönlichen Charakter genügend veranschaulichendes Bild. Der sittliche Lehrton tritt freilich auch hier bisweilen etwas stärker hervor als wir gewünscht hätten. Die Verfasser wissen sich zwar in ihren Ausdrücken zu mäßigen und in ihren Verdammungsurtheilen zu beschränken; aber wo einmal alles vorzugsweise vom sittlichen Standpunkt aus beurtheilt und gemessen wird, da wird es auch bei dem besten Willen geschehen, daß bisweilen das Talent, die Leistungen und der Charakter eines Mannes geringer oder je nach Umständen höher geschätzt werden als sie vielleicht verdienen, oder daß eine einzelne Handlung falsch oder einseitig beleuchtet wird. Wir verkennen nicht, daß diese Richtung ein vielleicht nothwendiger Rückschlag gegen früher in der Literaturgeschichte vorwaltende laxere Grundsätze war, aber warnen möchten wir doch, hierin zu weit zu gehen, da ein Extrem leicht wieder das entgegengesetzte hervorruft. In dem ersten Bande werden uns Klopstock, Schubart, Gerstenberg, Salomon Geßner, Wieland, Bürger, Voß, Hölty, F. L. von Stolberg, Claudius (ein Aufsatz, der uns in ein jetzt verloren gegangenes Paradies idyllischer, einfach gemüthlicher Zustände einführt), Lessing, Justus Möser, Winckelmann, Christian Gottlob Heyne und einige geringere Autoren geschildert. Diese Biographien sind sämmtlich von F. Paldamus, der zu dem zweiten Bande die Charakteristiken von Herder, Hamann, Jung-Stilling, Lavater und Kant beigesteuert hat; die übrigen, darunter Goethe, Schiller, Albrecht von Haller, Georg Forster, Johannes Müller u. s. w. sind von W. Stricker, der in dem Aufsatz über Goethe in Bezug auf einzelne namentlich frankfurter Daten auch die Früchte selbständiger Studien bringt. Außerdem sind wir für die treffliche und höchst lesenswerthe Biographie Herder's dem Verfasser derselben, Paldamus, noch besonders dankbar, da Herder, der so anregend gewirkt und der deutschen Literatur wie dem deutschen Geistesleben überhaupt so große Dienste geleistet hat, jetzt sehr zurückgesetzt, von vielen sogar absichtlich verkannt zu werden pflegt.

Die von O. F. Gruppe unter dem speciellen Titel „Leben und Werke deutscher Dichter" begonnene „Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten" (Nr. 3) schreitet in Biographien und Charakteristiken einzelner hervorragender deutscher Dichter und Schriftsteller fort, doch ist durch zusammenfassende Kapitel für den Ueberblick gesorgt. Die uns vorliegenden drei ersten Lieferungen des ersten Bandes enthalten die Charakteristiken von Martin Opitz, Paul Fleming, Ringwaldt, Herrmann, Paul Gerhardt, Simon Dach, Andreas Gryphius, Friedrich von Logau, Johann Scheffler, F. von Spee und Georg Grefflinger. In dem Prospect, laut welchem das Ganze auf vier Bände (mit 24 Bildnissen in Stahlstich) berechnet ist, heißt es unter anderm:

> Der Verfasser sah sich durch die Reichthümer der königlichen Bibliothek zu Berlin in vorzüglichem Grade gefördert und er ist im Stande, dem Stoff nach manches Neue zu bieten. Die Darstellung der Sache selbst, ein faßliches Bild von dem Wesen und Inhalt der Dichter, lag ihm zunächst am Herzen; es galt besonders Einseitigkeit des Urtheils und Einfluß vorübergehender Zeitstimmungen zu vermeiden und selbst auf Schwankungen des Urtheils aufmerksam zu machen, dagegen von den angewendeten Maßstäben Rechenschaft zu geben.

Das Vorwort, in welchem sich der Verfasser über die Grundsätze ausspricht, die ihn bei Abfassung seines Werks leiteten, enthält einzelne ganz beachtenswerthe Gesichtspunkte und Bemerkungen. Er warnt vor jeder zu tendenziösen Behandlung der Literaturgeschichte: nach ihm hat die Literaturgeschichte

> ihr eigenes Leben, ihre besondern Entwickelungsgesetze, mit denen sie ebenso sehr und in noch viel höherm Grade für jene bestimmend wird. Dies der Dichtung Eigene ist vor allem ins Auge zu fassen; der Darsteller, der sich dessen nicht hinreichend bewußt ist, erniedrigt seinen Gegenstand von vornherein — ein Mangel, der aber um so häufiger hervortritt, als oft vorzugsweise fremdartige Maßstäbe, sei es moralischer und pädagogischer Art, oder gar confessionellen und politischen Parteigeistes, an Stelle der ästhetischen und poetischen einseitig angelegt und von den entsprechenden Parteien gern hinzugenommen werden.

Weiter bemerkt er sehr mit Recht:

> Selbst der Maßstab der Sittlichkeit, so sehr er zu achten ist, und so wesentlich er in deutscher Literatur sein muß, läßt gleichwol auch einen Misbrauch zu, wenn er andere entscheidende Maßstäbe beeinträchtigt und verdrängt, wenn der Mangel wahrer Kunstauffassung sich dahinter versteckt. Ja man hat uns den Beweis geführt, daß auch Volksgefühl in beschränkte Deutschthümelei ausarten könne, sowie man von der Achtung der Volksdichtung aus aller Kunstpoesie den Krieg hat erklären wollen. Endlich hat es nicht an solchen gefehlt, welche kein Hehl daraus machen, daß ihnen die lyrische Poesie gleichgültig sei, ja daß sie dieselbe von Haus aus für etwas Subjectives und Unbedeutendes nehmen: allein gerade in Deutschland ist auf die Entfaltung der Lyrik ein Hauptgewicht zu legen, weil hier das deutsche Gemüth sich am freiesten und unmittelbarsten ausspricht,

während andere Gattungen mehr die Schranke äußerer Umstände empfinden.

Auf Einzelheiten eines erst in den ersten Anfängen stehenden Werks, auf welches wir hiermit vorläufig nur aufmerksam machen möchten, wollen wir hier nicht eingehen, sondern nur bemerken, daß in den Charakteristiken der einzelnen Dichter das Biographische stark vorwaltet; unsere Zeit hat einmal eine Vorliebe für alles Biographische, und es gibt jetzt viele, welchen eine Literaturgeschichte im Grunde nichts weiter ist als eine Geschichte der betreffenden Persönlichkeiten und welchen immer nur diese und nicht ihre Schöpfungen vor Augen schweben. Im übrigen scheint uns die Bedeutung der einzelnen Autoren sowol in der Darstellung des Verfassers, der nicht blos ein lesbares, sondern auch ein auf Gründlichkeit basirtes Werk schreiben will, wie auch vermittelst gut gewählter bezeichnender Citate aus ihren Werken im ganzen treffend hervorgehoben zu sein. In den vorliegenden Lieferungen hat es der Verfasser mit sehr ehrenfesten, meist religiös gesinnten Männern zu thun; denn die größte Verwilderung des deutschen Universitätslebens trat erst nach dem Dreißigjährigen Kriege ein, und obschon man gegen die abscheulichen Barbareien des Pennalismus und der sogenannten Schoristerei mit der Zeit nicht ohne Erfolg einschritt, so gewann doch unter den Einflüssen der in den höchsten Gesellschaftsschichten herrschenden laxen Grundsätze die allgemeine Liederlichkeit und Zuchtlosigkeit unter den Studenten nur noch immer größern Spielraum, bis mit dem Dichter Günther die Aera der liederlichen Originalgenies ihren Anfang nahm. Mehr als die meisten neuern Literaturgeschichtschreiber wird übrigens Gruppe dem deutschen Kirchenliede gerecht; er bemerkt geradezu: „In dem Kirchenliede besteht nicht nur ein Hauptreichthum der Poesie des 17. Jahrhunderts, sondern überhaupt der deutschen Literatur.“ Das haben auch die Engländer anerkannt, indem sie der von Katharina Winckworth unter dem Titel „Lyra Germanica“ übersetzten Sammlung deutscher Kirchenlieder so großen Beifall schenkten. Dagegen scheint die humoristische Literatur auch von Gruppe keine große Aufmerksamkeit und Zuneigung erwarten zu dürfen; er analysirt z. B. die Trauerspiele des Andreas Gryphius auf 26 oder 27 Seiten ziemlich genau, fertigt aber seine Lustspiele, unter denen nicht einmal das köstliche, von Palm erst vor wenigen Jahren wieder herausgegebene Dorfgemälde „Die geliebte Dornrose“ mit genannt wird, auf einer Seite ab. Wer ursprünglich keinen Sinn für Humoristik und Komik hat, dem kann er auch nicht beigebracht werden, aber es ist immer mislich, eine Literaturgeschichte zu schreiben, ohne diesen Sinn zu besitzen.

Wir beabsichtigten und versprachen, diesem zweiten Artikel noch einige die classische Aera unserer Literatur betreffende Schriften und Dichterparallelen einzuverleiben; sie müssen aber einem spätern Aufsatz unter besonderm Titel vorbehalten bleiben, da uns das Prutz'sche Buch trotz mancher abweichenden Ansicht durch seinen Inhalt so lebhaft interessirt hat, daß wir seiner Besprechung einen größern Raum bewilligten, als wir dies nöthig zu haben glaubten.

Hermann Marggraff.

Religiöse Romane.

1. Niklaus Manuel. Roman aus der Zeit der schweizerischen Glaubenskämpfe von Ludwig Eckardt. Zwei Bände. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Waffen des Lichts. Ein christliches Lebensbild von Agnes Gräfin Schwerin. Zwei Bände. Leipzig, Bredt. 1862. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Der ungläubige Pfarrer. Eine Erzählung von A. E. Fröhlich. Zürich, Schultheß. 1862. Gr. 8. 22½ Ngr.
4. Buchenstein und Cohnberg. Ein Familiengemälde aus der Gegenwart. Dargestellt von S. Formstecher. Frankfurt a. M., Bechhold. 1863. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das erste und letzte der beiden diesmal zu besprechenden Werke haben reformatorische Bestrebungen zum Gegenstande, das erste im Christenthum, das letzte im Judenthum. Die Eiferer und Egoisten in Synagoge und Kirche haben es zu allen Zeiten für eine Nothwendigkeit zum Heile erachtet und ausgegeben, daß das Band der Religion zur eisernen Fessel werde, und sie haben dieselbe so fest zu schmieden gewußt, daß das, was seiner eigensten Natur nach in keine bestimmte Form eingezwängt werden kann, das Denken und Empfinden, wenigstens in seinen Offenbarungen nach außen hin unter dem die Wahrheit gefährdenden Drucke dieser Fessel gehalten werde. Der unnatürliche und den einfachsten Denkgesetzen gemäß psychologisch unmögliche Zweck mußte durch unnatürliche und in seinen Consequenzen bis zur brutalsten Grausamkeit und Entmenschung sich ansteigernde Mittel zu erreichen gesucht werden, wenn er auch nur äußerlich scheinbar und annähernd erreicht werden sollte, und so ziehen sich die blutigsten aller Kriege, welche die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat, und, im Geleite der Ecclesia victrix, die Verfolgungen, Einkerkerungen, Hinrichtungen und Autos da Fé mit vernichtendem Pesthauch durch die Segnungen der Religion hindurch und verkümmern, wenn auch mancher gesunde Stamm durch die energische Reaction gegen den Druck sich kräftig entfaltet, immerhin ihre schönsten Früchte. Am niederschlagendsten ist die Wahrnehmung, daß so häufig auch der Dulder, wenn er zum Triumphator geworden, die Geisel, die ihn traf, über seine Unterjochten schwingt. Auch die protestantische Kirche, deren Sieg im Canton Bern das erste der obigen Werke feiert, ist von diesem Vorwurfe nicht freizusprechen, trotzdem daß sie mit einer Protestation gegen Gewaltherrschaft über die Seelen das Fundament zu ihrem Aufbau legte.

„Ueber die Seele kann und will Gott niemand lassen regieren, denn sich selbst allein. Darum, wo weltlich Gewalt sich vermisset, der Seele Gesetz zu geben, da greift sie Gott in sein Regiment und verführt und verdirbt nur die Seelen.“ Dieses herrliche Wort Luther's ist leider nur zu sehr von seiner eigenen Kirche vergessen und bis auf den heutigen Tag in vielfacher, tief in die individuelle religiöse Freiheit eingreifenden staatlichen Institutionen verleugnet worden. Noch mehr und in noch bedauerlicherer Weise hat die protestantische Hierarchie den ersten Satz des obigen Ausspruchs, der auch ihr gesagt ist, außer Acht gelassen. Luther wendete jene allgemeine Wahrheit nach der einen Richtung hin an; nach der andern, der geistlichen Gewalt gegenüber, ist sie nicht weniger wahr; und was durch den Glaubenszwang an den Seelen verführt und verderbt worden ist, wiegt so schwer auf der Wagschale der kirchlichen Schuld, daß es oft einen harten Kampf kosten mag, wenn man sich ob der Gebrechen der Kirche ihr selbst nicht entfremdet fühlen soll. Den ersten Schritt zu jener Verschuldung erkennen wir in dem Festhalten an einem kirchlichen Bekenntnisse auf bestimmte Dogmen, als einer die Seelen für alle Zeit bindenden Norm. Der starre Zwang eines solchen Bekenntnisses steht in einem logisch so unbestreitbaren Widerspruche mit der Freiheit der religiösen Forschung, daß es ein eitles Wortspiel ist, wenn man behaupten will, daß Bekenntniß und Gewissensfreiheit nebeneinander möglich seien, ausgenommen den einzigen Fall, daß das

Bekenntniß von einer ausdrücklichen Sanction irgendwelcher Dogmen gänzlich abstrahirt.

Solange sich eine Kirche nicht entschließen kann, ihre symbolischen Bücher und sonstigen Glaubenssatzungen nicht als bindende Normen, sondern nur als Stiftungsurkunden und historische Denkmäler der Kirche heilig zu halten, als einen Grundstein, auf welchem jedes Glied der Kirche berechtigt ist, sich den Tempel seiner religiösen Ueberzeugungen selbst aufzubauen, solange wird keine Wahrheit in der Kirche sein. Sehr viele verwechseln dasjenige religiöse System, was sie sich nach den Eindrücken eines aufgeklärten Jugendunterrichts und nach eigener gewissenhafter Forschung und redlichem Nachdenken ausgebildet haben, mit der Confession derjenigen Kirche, zu der sie sich halten; sie geben es nicht zu, wenn man ihnen nach einem Austausche der religiösen Ueberzeugungen sagt, daß sie das nicht seien, was sie zu sein behaupten, evangelisch, lutherisch oder reformirt u. s. w., sondern daß sich ihre religiösen Anschauungen gerade mit den unterscheidenden Dogmen ihrer Confession in einem nicht zu lösenden Widerspruche befinden, und beruhigen sich damit, daß sie meinen, ihrer Kirche mit Fug und Recht anzugehören, weil sie in derselben erzogen und groß geworden, gleichviel ob sie gegenwärtig mit den Grundlehren derselben noch harmoniren oder nicht. Andere unterscheiden aber strenger. Sie finden, daß die Kirche, zu der sie sich halten, nach dem als Glaubensnorm in unveränderter Kraft fortherrschenden Symbol derselben sie nicht mehr als Glieder anerkennen könnte, wenn unter offener Aussprache eine feierliche Anfrage deshalb an die die Kirche vertretenden Organe gerichtet würde; sie scheuen sich, theils aus Pietät und alter Anhänglichkeit an die Kirche, in der sie die ersten Lehren des Christenthums empfangen und in der sie mit Familie, Freunden und Angehörigen, kurz mit allen Wesen, die ihnen lieb und theuer sind, eine innigere Gemeinschaft unterhalten haben, theils wegen der unüberwindlichen Schwierigkeiten, die der Austritt aus der einen Kirche ohne den Eintritt in eine andere, der ihnen ebenso wenig convenirt, im Gefolge haben würde, und wegen der geradezu unhaltbaren Stellung, welche nach den bestehenden staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen ein derartiger isolirter religiöser Standpunkt nothwendig herbeiführen müßte, mit ihrer Kirche öffentlich zu brechen; und so entsteht jener täuschende Zustand einer äußerlich fortdauernden, aber innerlich gestörten Verbindung, der allmählich zu völliger Entfremdung führt. Der Bruch mit der Kirche wird zwar nicht erklärt, aber factisch vollzogen. Die Nachtheile, die hiermit namentlich im Hinblick auf die religiösen Beziehungen im Familienleben verknüpft sind, nehmen einen Umfang an, der den kirchlichen Organen zu den ernstesten Besorgnissen und zu durchgreifenden Reformen Veranlassung geben sollte; allein man macht es sich bequem und eifert gegen die Sündhaftigkeit der Menschen, anstatt das Uebel da aufzusuchen und zu heilen, wo es seinen wirklichen Sitz hat, im confessionellen Zwange und der mangelhaften Verfassung der Kirche, die allein einen solchen unheilvollen Zwang noch möglich macht.

Es gereicht uns daher zur besondern Befriedigung, in dem ersten zu besprechenden Werke: „Niklaus Manuel", von Ludwig Eckardt (Nr. 1), unsern Lesern eine Schrift vorführen zu können, in welcher uns ein äußerst lebendiges und künstlerisch wohl angelegtes und ausgeführtes Gemälde aus der Reformationszeit aufgerollt und mittels desselben der Ernst der Thatsache, daß kirchliche Täuschungen zur verderblichsten Quelle des Unsegens werden und alles religiöse Leben bis in die Wurzel hinein vergiften, auf eine recht überzeugende und schlagende Weise nahe gebracht wird. Das Thema des Romans ist die Einführung der Reformation in Bern. Als Held tritt der Maler und Dichter Niklaus Manuel auf, der sein reformatorisches Wirken durch Bild und Drama unterstützt und, in beiden die Lüge und Heuchelei geiselnd, der öffentlichen Meinung zum vollsten Ausdruck und Siege verhilft. Die Darstellung ist um so eindringender, je mehr sie die tüchtigen und sorgfältigen Studien, auf denen sie fußt, manifestirt. Der Stil ist etwas rauh und holperig, vielleicht nicht ohne Absicht des Dichters, der wol sein Zeitgemälde auch durch diese der Zeit entsprechende äußere Form der Ausdrucksweise noch besonders charakterisiren wollte. Speciellerer Mittheilung über Handlung und Charaktere, in welchen letztern wir alle Typen der Zeit ernster und humoristischer Natur trefflich repräsentirt finden, können wir uns um so mehr überheben, je mehr wir das Buch in der Hand unserer Leser zu sehen wünschen. Nur auf die vorzügliche Schilderung der durch religiöse Entfremdung herbeigeführten zeitweisen Trennung Manuel's von seiner Ehefrau müssen wir noch besonders aufmerksam machen. Auch möge die Vorrede nicht überschlagen werden. Sie enthält in der Mittheilung vom „Eckardtshandel" im Canton Luzern ein interessantes Seitenstück im kleinen zu dem culturgeschichtlichen Gemälde des Romans im großen, dem auch seine komischen Seiten nicht fehlen. Zu letztern rechnen wir einen Angriff des Commissar Winkler auf Eckardt in der „Luzerner Zeitung", gelegentlich der Eckardt'schen Schrift „Schiller und seine Stellung zur Gegenwart und Zukunft". Dem armen Commissar begegnet ein sehr fatales Quidproquo. Indem er das bekannte, in der Schrift citirte Distichon Schiller's: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion", Eckardt zurechnet, kanzelt er diesen „zum Lehrer der katholischen Jugend berufenen jungen Menschen, der hier offen in die Welt hinausrufe, daß er sich zu keiner aller bekannten Religionen bekenne", tüchtig ab und fährt fort: „Es läßt sich mit Worten nicht aussprechen, was in diesem Satze für Unsinn und Anmaßung zugleich sich zu erkennen gibt. Solche Verachtung aller bekannten Religionen und somit die Verachtung aller Millionen Menschen, die sich zu dieser (sic!) Religion bekennen, kann doch nur aus einem Kopfe hervorgehen, in welchem die Unwissenheit und der Hochmuth sich um den Vorzug streiten; und dieser Mensch soll der Lehrer unserer Jugend sein?" Wem wollte man die kleine Schadenfreude verargen, die sich bei solcher Selbstpersiflage dünkelhafter Sophistik unwiderstehlich aufdrängt? Die Vorrede ist aber auch sonst sehr bemerkenswerth. Der Verfasser legt darin seine Anschauungen über eine Reform der Kirche auf nationaler Grundlage nieder. Er ist Katholik und bekämpft den Ultramontanismus, möchte aber nicht „zum starren Protestantismus von heute übertreten". Seine Meinung ist, daß beide, Katholicismus und Protestantismus, sich in ihrer Vereinzelung überlebt haben. „Beide", bemerkt er, „sind eine Hälfte des wahren Ringes, und daher würde ein Katholik, der Protestant wird, zwar ein Stück Wahrheit gewinnen, aber dafür das andere einbüßen. Beide haben das Gottleben oder das Leben in und aus Gott, das Erkennen Gottes und das Handeln mit Gott, kurz die Religion im echten Sinne, gemein. Darin aber unterscheiden sie sich, daß der Katholicismus Gott schauen will und daher die Kunst zuläßt, der Protestantismus hingegen Gott erforschen will und auf die Philosophie sich beschränkt. Religion, Kunst, Philosophie sind das Höchste des Menschen, und nur derjenige Cultus der Gottheit ist der wahre, der jene drei Elemente zu versöhnen weiß. Die wahre Kirche wird die sein, welche erstens die Philosophie nicht scheut, im Gegentheil eine Tochter und hinwieder eine Mutter derselben ist; zweitens die Kunst in ihrem ganzen Umfange, vom Weltgeschichtsgemälde bis zum Stilleben, von der Symphonie bis zum Wiegenliede, vom Drama bis zum vaterländischen Hymnus, als einen Gottesdienst erkennt; drittens die Menschen mit wahrer Religion, mit tiefer Anbetung des Gottes, in dem wir leben, weben und sind, mit wahrer Liebe, mit neuem Thatenmuthe, mit schöpferischer Kraft ausstattet."

Wenn der Verfasser die Summe der Gegensätze zwischen Katholicismus und Protestantismus darin sucht, daß dieser sich auf die Philosophie beschränkt, jener die Kunst zulasse, so hat er sich einen sehr idealen Katholicismus und Protestantismus zur Vorlage genommen; in der Wirklichkeit sind die Gegensätze viel schneidender und unvereinbarer, denn Kunst und Philosophie dürften sich leicht miteinander versöhnen. Nein, das ewig Schei-

beude ist der fesselnde Zwang willkürlicher Dogmen, und solange die Kirchen ihr Fundament in Dogmen suchen, solange werden sie sich feindlich gegenüberstehen, und die Philosophie hat keinen Boden darin, auch in der protestantischen nicht. Derselbe Uebelstand aber ist es, der die Leute aus der Kirche hinausdrängt. Denn darin hat der Verfasser recht, daß Hunderttausende mit ihm ohne Kirche dastehen. Es ist eine bittere Wahrheit, die er ausspricht: „Denn jetzt, jetzt geht eine große Lüge durch die ganze menschliche Gesellschaft. Priester und Laien, wie viele von ihnen lügen, müssen lügen. Wenn wir den Katechismus in die Hand unsers Kindes legen, ohne seinen Inhalt selbst zu glauben, lügen wir nicht? Wenn sie Concordienformeln beschwören, wenn Zweifelnde ihren Bund durch einen von ihnen nicht anerkannten Priester eingesegnet sehen müssen, wenn man Sterbenden einen religiösen Act, der Meinung der Leute wegen, gegen ihre Ueberzeugung aufzwingt, ist das ein Dienst der Wahrheit?" Der Verfasser sieht das Heil in einer neuen Kirche, wenn auch nicht in der von Stuttgart, der Swedenborg-Tafel'schen. „Sie darf nicht unklar und mystisch, nicht flach rationalistisch, nicht philisterhaft moralistreud, nicht unsicher umhertastend wie ein gewisser Deutschkatholicismus sein. Wir ahnen wie sie sein wird, in unserm Theismus liegt sie angekündigt (vgl. Carriere's «Religiöse Reden und Betrachtungen»), aber wir können sie nicht machen. Ein von Gott erfüllter Mann, ein Zoroaster, Moses, Sokrates, Christus, Mohammed, Luther muß kommen, ein Mann, der tiefer in der Gottheit wurzelt, in dem sie reicher, ja in aller Fülle wohnt, der an ihren Brüsten gelegen, eine tief religiöse Natur, frei von der Selbstsucht, die an uns allen klebt, und von jener dämonischen Kraft, die aus der heiligen Ueberzeugung seiner Sendung stammt und die seiner harrenden Millionen Geister mit an sich reißt — ein Mann, in dem Gott wieder mehr als in uns Mensch wird."

Wir meinen, wir dürfen diesen Heiland nicht erst erwarten, wir haben ihn schon in Christus und haben wol noch auf unübersehbare Zeiten hinaus damit zu thun, die Menschheit seinem Vorbilde näher zu rücken. Soll das aber mit Erfolg geschehen, so muß man sich an sein Wort halten: „Ich bin die Wahrheit!" Man muß der Forschung, der Mutter aller Wahrheit, nicht blos nominell, sondern thatsächlich, d. h. mit der Befugniß zur Veröffentlichung ihrer Resultate, ohne die sie ein Phantom ist, freien Raum geben, man muß ihr nicht von vornherein vorzeichnen, was sie finden soll, denn das ist eben die reine Negation der Forschung, mithin in sich widersinnig, oder mit andern Worten, man muß die Unwandelbarkeit der Dogmen aufgeben. Dem Einwand, daß eine Kirche ohne Bekenntniß auf bestimmte Dogmen nicht möglich sei, haben wir schon oben zu begegnen gesucht. Welcher denkende evangelisch-lutherische Christ z. B. würde nicht gern eine Bekenntnißformel etwa folgenden Inhalts adoptiren: „Ich bekenne der evangelisch-lutherischen christlichen Kirche anzugehören, erkläre, die Schriften Alten und Neuen Testaments und die Symbolischen Bücher meiner Kirche zur Grundlage meiner religiösen Forschungen machen zu wollen, wahre mir aber die Freiheit dieser Forschung, sowie die offene Aussprache der Ergebnisse derselben in Wort, in Schrift und protestire gegen jeden Glaubenszwang und jede kirchliche oder religiöse Intoleranz." Freilich müßte ein solches Bekenntniß dem reifen und würdigen Alter überlassen bleiben, was nicht hinderte, daß die halberwachsene Jugend auf feierliche Weise Gott und Christo geweiht werde, natürlich ohne Bekenntniß. Auf diesem Wege würde Wahrheit in die Kirche kommen, es brauchte die liebgewordenen Beziehungen nicht gebrochen zu werden, man bliebe auf dem religiösen Boden, auf dem man gewachsen und groß geworden, stehen; aber wie der mütterliche Boden und die tiefgehende Wurzel dem Baume nicht wehrt, auf dem gepfropften Reise eine andere, womöglich bessere Frucht zu tragen, so würde das Bekenntniß nicht mehr wehren, über dem geistigen Wachsthum und der religiösen Ausbildung jedes einzelnen das Auge der Wahrheit leuchten zu lassen, und die edle Frucht inniger Ueberzeugungen würde nicht den bittern Kern in sich tragen, daß sie entweder verstohlen genossen oder daß der Baum aus seiner heimatlichen Erde herausgerissen werden müßte. Eine Reformation der Kirchen in diesem Sinne bedürfte aber nicht eines neuen Propheten als Reformators, der unserm Zeitalter gewiß nicht kommen wird, sondern nur des einmüthigen Zusammenstehens der kirchlichen Genossenschaften, behufs der Geltendmachung ihres ersten natürlichen Rechts, des Rechts einer würdigen Repräsentation und einer durch diese geschaffenen kirchlichen Verfassung. Die Bekenntnißfrage würde von der Competenz dieser Repräsentation nicht nur nicht auszuschließen, vielmehr als der erste und wichtigste Gegenstand der Verhandlungen zu berathen und festzustellen und die Bekenntnißformel als Fundament des ganzen übrigen Aufbaues in die Urkunde der kirchlichen Verfassung aufzunehmen sein. In einer so constituirten Kirche würden bei vorurtheilsfreier Auffassung religiöser Fragen die verschiedensten individuellen Anschauungen frei nebeneinander bestehen können, wenn es möglich wäre, daß man sich in allen Lagern von dem Krebsschaden, der das herrlichste religiöse Leben vom innersten Marke aus zerstört, von dem Wurme, der an seinen edelsten Früchten nagt, losmachen könnte: von der Intoleranz und Exclusivität.

Aus der freien Atmosphäre, die uns in dem Eckardt'schen Werke umgibt, und in der es sich wie in reiner Alpenluft tief und frisch aufathmen läßt, führen wir unsere Leser mit dem nun zu besprechenden Werke: „Die Waffen des Lichts", von Agnes Gräfin Schwerin (Nr. 2), in den engen, mit schwüler Stickluft geschwängerten Gesichtskreis einer einseitigen Glaubensrichtung, der sich wol mit so dichtem Schleier vor das geistige Auge legen mag, daß wir mit der Verfasserin nicht rechten dürfen, wenn sie die täuschenden Irrlichter, die durch das Dunkel flackern, mit dem stolzen Namen „Waffen des Lichts" zu verherrlichen sucht. Sie weiß gut und lebendig zu schildern, ja wir können ihr selbst bei Zeichnung der ihr widerwärtigen Charaktere dem fanatischen Auftreten mancher zelotischen Parteimänner ihrer Glaubensrichtung gegenüber eine gewisse maß- und taktvolle Behandlung nicht absprechen; aber jenes wunderbare Gemisch von Egoismus und Liebe, von Hochmuth und Demuth, von Abschließung und Hingebung, von Wärme und Kälte, von Opferfreudigkeit und einem energie- und rücksichtslosen, müßigen Zuwarten, von Gottinnigkeit und Pharisäerthum, wenn wir auch zugeben wollen, daß letzteres sehr häufig ein unbewußtes sein mag, kurz alle jene Unnatürlichkeiten, um nicht zu sagen jene Unmenschlichkeiten, nicht in der gewöhnlichen sondern in der grammatischen Deutung des Worts, mit denen jene sich selbst so nennenden Auserwählten des Herrn sich wie ein vergiftender Mehlthau auf Familien- und Gemeindeleben legen, werden in diesem „christlichen Lebensbilde" auf das eindringlichste uns vergegenwärtigt, wenn auch, wie sich von dem Talent und dem unverkennbar redlichen Willen der Verfasserin von selbst versteht, die Situationen so arrangirt und die Lichter und Schatten so vertheilt sind, daß die letztern nicht auf die Auserwählten, sondern auf diejenigen fallen, deren Seelen sie mit oder ohne Erfolg zu retten bemüht sind. Während Eckardt Kunst und Philosophie ausdrücklich in den Cultus der Gottheit mit aufgenommen wissen will, wird in den „Waffen des Lichts" die Wissenschaft in der Person des Vaters des Helden, des Professors Domhard in der unliebenswürdigsten Weise travestirt, Theater und Tanz sind Künste des Satans, und es ist „Heuchelei", wenn der Schauspieler die gottgewirkten Kräfte seines Geistes dazu anwendet, um unter dem Schleier der Wahrheit die entsetzlichsten Leidenschaften an sich zur Anschauung zu bringen; alle gesellige Unterhaltung, im Hause und im Freien, im Familienzimmer und im Salon, ist leer und ermüdend, wenn nicht die Sprechenden „den Herrn" als drittes Wort im Munde führen; man kommt dem nächsten Familienkreise, wenn nicht mit demselben die selige Gemeinschaft in dem Herrn gepflogen werden kann, mit Recht kalt entgegen, und darf sich jede

Rücksichtslosigkeit gegen die Bande der Natur erlauben, weil nicht diese, sondern nur Seelensympathien, d. h. gleiche Glaubenseinrichtungen, die „anheimelnden Empfindungen" erwecken, die der natürliche Mensch im engern Verwandtenkreise sucht; ein von der reinsten Liebe getragenes und am Schlusse mit der edelsten Resignation gekröntes Leben ist ein ganz umsonst gelebtes und eitel sündiges, weil es das Leben eines Juden gewesen, und der arme Greis kann nur dadurch, daß er in der letzten Stunde noch gläubig wird, in die Seligkeit hinübergerettet werden; Ehen, aus den lautersten Beweggründen und in wahrer aufrichtiger Herzensneigung geschlossen, sind sündige, weil sich die Männer, als auserwählte Rüstzeuge des Herrn, eigentlicherweise in der Ausübung ihres heiligen Berufs beengt fühlen könnten; und das Ganze gipfelt sich in einer Apotheose des Cölibats, in welchem der Held des Buchs, ein protestantischer Missionar, seine vollendete Heiligkeit bewährt, nicht ohne zuvor mit dem Herzen der von ihm bekehrten Geliebten noch zu spielen, indem sie zum heimlichen Abschied ausdrücklich von weit her entboten wird. Wir haben die Thatsachen hier im Kern bloßgelegt und den mildernden Schleier abgestreift, den die künstlerisch gewandte und von gläubiger Begeisterung geführte Hand der Verfasserin in bestechender Staffage darüber hingebreitet hat; aber es ist eine ernste Pflicht, auf die Unnatur hinzuweisen, zu welcher der von der „Auserwählten" für heilig gehaltene Kampf mit dem „natürlichen" Menschen führt: eine Unnatur, die zwar nicht mehr Inquisition und Scheiterhaufen predigt, aber mit Schonungslosigkeit, ja mit einem gewissen Triumphe den Frieden der Familien stört, das Leben, wo nicht den Geist ihrer armen Opfer oft bis zur äußersten Umnachtung verdüstert und Gott den Alliebenden aus seiner schönsten Offenbarung, der Schöpfung, den Schöpfer aus seinen Geschöpfen hinausdrängt.

Indeß, Iliacos intra muros peccatur et extra, und was auf der entgegengesetzten Seite gefehlt wird, stellt uns der Verfasser der Erzählung „Der ungläubige Pfarrer", A. E. Fröhlich (Nr. 3), in sehr frappanten Zügen vor Augen. Er hat sich die Sache allerdings ein wenig leicht gemacht; denn dem Pastor fehlen außer dem Glauben auch alle sonstigen Eigenschaften, die einen Pfarrer auszeichnen sollen, wogegen er mit Untugenden, als Geiz, Undankbarkeit, Trägheit im Dienst, Feigheit, die ihn selbst zu gewissenlosen Vernachlässigungen aus Furcht vor Ansteckung verführt, und andern, wenn auch theilweise nur angedeuteten, doch ihren Effect nicht verfehlenden sittlichen Gebrechen reichlich ausgestattet ist, während zur Folie all dieser Schatten nichts weiter dient, als eine ausgebreitete gelehrte und schriftstellerische Thätigkeit. Doch gereicht der Erzählung das zum Lobe, daß der dem Pfarrer an die Seite gesetzte und natürlich mit allen nur möglichen Vorzügen ausgestattete orthodoxe Vicar im ganzen mit einer taktvollen Mäßigung auftritt, und mit geringer Ausnahme, selbst in der Polemik, in den Discussionen mit dem Pfarrer, einen Ton anschlägt, der nichts mit der sonst üblichen stolzen Selbstherrlichkeit und Untrüglichkeit derjenigen Frommen gemein hat, die das Privilegium der richtigen Auffassung der göttlichen Dinge für sich ganz allein in Anspruch nehmen. Daß derselbe freilich ganz tadellos hingestellt wird, und keinerlei Schwäche oder Gebrechen das glänzende Gemälde menschlich abmildern, ist ein Verstoß gegen die poetische Wahrheit, wie wir denn auch im ästhetischen Interesse die Katastrophe in der Kirche, wo der Pfarrer nach einer allerdings sehr verletzenden Osterpredigt vom Schlage gerührt wird, aus der Erzählung entfernt wünschten. Denn was Schiller in der Vorrede zur ersten Ausgabe des „Fiesco" weiter ausführt, daß die Natur des Drama den Finger der unmittelbaren Vorsehung nicht dulde, paßt auf jede dichterische Schöpfung. Den Charakter einer solchen kann aber die Erzählung Fröhlich's, wenigstens nach den durchgehends drastischen und anziehenden Schilderungen schweizer Natur-, Gemeinde- und Familienlebens, für sich in Anspruch nehmen.

Derselbe Vorzug lebendiger und charakteristischer Schilderung läßt sich an dem Werke „Buchenstein und Cohnberg", von S. Formstecher (Nr. 4), einem Familiengemälde aus der Gegenwart des Judenthums, rühmen. Doch weht in dieser Erzählung ein anderer Geist als in den beiden vorhergehenden, indem, wie wir bereits oben andeuteten, der Verfasser innerhalb seiner religiösen Sphäre ganz auf demselben Standpunkte steht, den der Verfasser von Nr. 1 innerhalb der christlichen Kirche einnimmt. Der jüdische Gottesgelehrte Joseph Buchenstein, der die religiösen Anschauungen des Verfassers (vgl. „Die Religion des Geistes, eine wissenschaftliche Darstellung des Judenthums nach seinem Charakter, Entwickelungsgange und Berufe in der Menschheit, von S. Formstecher", Frankfurt a. M. 1841) vertritt, beantwortet die Frage: Soll die Vernunft oder der Glaube gebieten? mit einem entschiedenen Ja zu Gunsten der erstern, verwahrt sich aber gegen die Bezeichnung Rationalist, die so in Miscredit gerathen, daß sie beinahe einer Beschimpfung gleiche, und bemerkt, auch die Vernunft beuge sich vor dem Worte Gottes, man möge sie nur nicht mit Willkür verwechseln. Willkür, die Geburt des Egoismus, greife nur nach dem Sinnlichangenehmen, Vernunft aber sei jenes Ebenbild Gottes, in welchem der Schöpfer den Menschen geschaffen, und in welchem darum auch der ewige Gesetzgeber seine ewigen Gesetze uns offenbare. Und auf den stets bereiten Einwand, den ein orthodoxer christlicher Freund ihm macht, man müsse die Vernunft der Schrift unterwerfen', entgegnet der Jude sehr schlagend: „Warum bist du ein Christ? Ich bin Jude, weil mein Judenthum am besten mit meiner Vernunft übereinstimmt. Das Thier muß auf der Stufe stehen bleiben, auf welche die Vorsehung es stellte. Der Sohn des Löwen bleibt Löwe, das Kind des Kameels bleibt Kameel; wenn aber der Mensch spricht: ich muß auf derjenigen Stufe bleiben, auf welcher ich geboren wurde, dann steht der Mensch wahrlich nicht höher als das Thier. Der Mensch soll sich dahin stellen, wo er die Wahrheit findet. Um aber die Wahrheit zu finden, muß er nothwendig eine Vernunft zu Rathe ziehen." Es ist dies derselbe Standpunkt, den die erleuchtete christliche Theologie einnimmt. Auf den göttlichen Ursprung der Vernunft fußend und das Erfassen der Gottesidee als Postulat setzend, ordnet sie jede Erkenntniß, also auch die Erkenntniß einer höhern Offenbarung den Vernunftgesetzen unter und erklärt das Gesetz der Gotteswürdigkeit für die höchste Regel der Auslegung aller Offenbarungsurkunden, indem sie dasjenige als Wahn oder Täuschung bezeichnet, was in irgendeiner Lehre oder Schrift der Vollkommenheit des höchsten Wesens erweislich widerstreitet. Auf diesen Satz gründete Ammon sein großes, kühn entworfenes und — abgesehen von einzelnen Stellen, wo er mit einiger leicht erklärbaren Reserve die weitern Consequenzen zu ziehen scheut — ebenso kühn ausgeführtes meisterliches Werk: „Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion"; er verlangt, daß jede Religion, welche göttlich sein will, vorher im vollen Sinne und Umfange des Worts wahr und vernünftig sein muß, und bemerkt: „Es würden namentlich die christlichen Theologen die ersten Grundsätze ihres Glaubens verleugnen und an Gott und Menschen freveln, wenn sie das bezweifeln wollten; denn da Christus selbst die Verfinsterung der Vernunft oder des geistigen Auges für die Quelle aller Irrthümer erklärt und die Heilsamkeit seiner Lehre unbedingt der Probe des sittlichen Bewußtseins unterwirft, da ferner Paulus und Johannes zur freien Prüfung ihrer Vorträge auffordern und sich abermals auf das Zeugniß des religiösen Bewußtseins berufen, so liegt die Vernunftmäßigkeit des Christenthums klar am Tage, und man ist vollkommen berechtigt, das erweislich Unvernünftige, was man ihm aufgebürdet hat, seinem Schicksale zu überlassen." So begrüßen wir denn alles redliche, begeisterte Streben im Dienste der Wahrheit, im Judenthum wie im Christenthum und auf jedem religiösen Gebiete mit aufrichtiger Freude. Nur auf diesem Wege und nach diesem Ziele hin kann zu einer heilbringenden Einheit gelangt werden, und mehr als katholische und anglikanische, herrnhutische

und lutherische Mission mit all ihren intoleranten Befehdungen unter sich würde für die Ausbreitung des Christenthums über den Erdenkreis gethan werden durch eine Mission der Wahrheit. 18.

Der Kapitän Henry Heron und Herr van Haren.

Der schottische Kapitän Heron war mit Lord Inverary, dem ältesten Sohne des Herzogs von Argyle, im Mai 1786 nach Weimar gekommen, um Jena zu besuchen, wo sie im Griesbach'schen Hause ihre Wohnung nahmen. Sie schlossen sich zumeist an Knebel an. In Weimar ließen sie sich bei Hofe vorstellen, wo sie noch besonders mit Knebel oft an der herzoglichen Tafel waren. Der Herzog bezeigte sich ihnen überhaupt sehr freundlich. Im Februar 1787 machte Schiller's spätere Gattin zu Weimar Heron's Bekanntschaft. Gleich darauf besuchte dieser sie in Rudolstadt, wo er in ihrer Familie die freundlichste Aufnahme fand. Den die herzlichste Neigung aussprechenden Brief, welchen Heron von Jena aus bald nach der Rückkunft an sie richtete, hat Urlichs im zweiten Bande der Sammlung „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" mitgetheilt. Heron kehrte gleich darauf zu seinem Regimente zurück. Am 4. April 1787 schreibt der Herzog an Knebel: „Ich wünschte, daß Heron sich so einrichtete, daß er nicht ganz von Deutschland Abschied nähme; er hat in seinem Vaterlande keine Civilstelle, im Militär ist da nichts zu thun, großes Vermögen braucht er nicht zu verwalten. Ich dächte, er käme bald wieder heraus, mir ahnt, daß wir einander zu etwas gut sein können." *) Einen in meinem Besitz befindlichen, meist deutsch geschriebenen Brief, den Heron von Madeira aus an Knebel richtete, habe ich in den „Briefen Schiller's an einen vertrauten Freund" mit Verbesserung der störenden Sprachfehler abdrucken lassen. „Gestern Abend", schreibt Knebel am 20. Juni 1788 von Ilmenau aus an Herder, „erhalte ich einen Brief von Heron! Woher? aus Madeira! Er fängt gleich an mit einer Strophe aus Ihrer Romanze («Madera»). Solche Freude habe ich lange nicht gehabt. Aber etwas Wehmüthiges war dabei; er geht nach Indien mit seinem Regimente. Sie müssen den Brief selbst lesen. Er ist gar zu herzig. Ich schicke ihn der regierenden Herzogin und bitte mir ihn bald wieder zurück. Er will Goethe's Werke haben, und ich muß sie ihm nach Ostindien schicken." Nachdem er Herder aufgetragen, ihm ehestens die fünf bis dahin erschienenen Bände Goethe's zu verschaffen, schließt er: „Ich muß dem guten Heron die Freude machen, und wenn er sie auch erst in zehn Jahren bekommen sollte." Herder freute sich des Briefs des „guten Menschen". „Bitten Sie ihn", schreibt er, „daß er indische Poesien, Lieder u. s. w. schicke, treuer aber als Jones, und nur von Wort zu Wort übersetzt. Sagen Sie ihm auch von mir ein gutes Wort. Die Frau von Schwedt sagt ihm viel Gutes." Auch Schiller's späterer Gattin theilte Knebel den Brief mit, welche ihren Dank bei der Rücksendung am 3. Juli aussprach. „Heron könnte recht interessante Nachrichten in Indien sammeln", bemerkte sie, „und dann von großem Nutzen für Europa sein. Sein Geist beobachtet richtig, und dann hat er tiefen Sinn fürs Schöne. Wenn Sie ihm schreiben, so sagen Sie ihm viel von uns allen, er soll uns nicht vergessen, und noch daß ich ihm im August vorigen Jahres nach London geschrieben. Ich denke, mein Brief ist verloren gegangen. Sein Andenken wird mir immer lieb sein."

Im Februar 1804 ließ Frau von Schiller Knebel durch dessen Schwester um diesen „letzten Brief von Heron" bitten. Bei der Rücksendung schrieb sie (Urlichs, S. 143): „Die Stimme voriger Zeiten ist aufs neue lebendig in mir geworden durch den Anblick der Handschrift unsers Freundes. Ich werde ewig sein Andenken ehren, und da wir von ihm selbst keine Spur haben, so müssen wir uns die Spuren seines Geistes, seines guten, reinen Herzens, das er in seinen Briefen zeigte, wie in seinem Wesen zueignen; denn es ist leider das einzige, was uns von ihm bleibt! Aus seinem Brief sah ich aufs neue, daß er wirklich nach Ostindien gegangen ist, worüber ich zweifelhaft war. Ich dachte, er hätte auch sein Grab auf den trügerischen westindischen Inseln gefunden, wie der gute Ernst." Gegen Ende des Jahres 1803 war die Nachricht angekommen, daß Ernst von Imhof auf der Insel St.-Vincent gestorben. Gerade der sich aufdringende Gedanke, Heron sei auch der ungesunden Witterung der westindischen Inseln zum Opfer gefallen, hatte Schiller's Gattin zum Wunsche getrieben, jenen Brief wiederzusehen.

Zum Briefwechsel Knebel's mit seiner Schwester bemerkte ich, Heron habe durch einen Unglücksfall sein Leben eingebüßt. Urlichs weiß nicht, woher ich diese Kunde habe, da ihm meine Sammlung „Zur deutschen Literatur und Geschichte" (Nürnberg 1858), wie ich aus manchem sehe, unbekannt geblieben ist. Dort habe ich (II, 12) in einem Briefe von Herder's Gattin an Knebel vom 26. Mai 1801 die Worte drucken lassen: „Herr von Heron ist gestern früh gestorben", worauf die nähere Angabe der unglücklichen Veranlassung des Todes folgt. Aber ich habe hier einen Irrthum zu gestehen. Da ich mich zu erinnern glaubte, daß der Name Heron mehrfach fälschlich Haren geschrieben wurde, so habe ich hier Heron statt Haren drucken lassen. Haren steht im Briefe und ist herzustellen. Wer dieser Herr von richtiger van Haren gewesen, ersehen wir jetzt aus einem Briefe der Frau von Stein an Frau von Schiller. Diese schreibt am 28. Februar 1799: „Herr von Haren, der künftige Cavalier vom Prinzen, ist angekommen, ein ältlicher Mann, der einen aufs erste Ansehen weder für noch gegen sich einnimmt. Nun ich ihn einigemal gesehen habe, kommt er mir bescheiden vor. Er spricht sehr schön französisch, und zwei Neigungen habe ich ihm abgemerkt: er liebt das gesellige Leben und die Jagd; denn er wollte viel lieber blind als taub werden, zum Beweis des erstern, und dann hörte ich ihn verschiedentlich von Anekdoten erzählen, die ihm auf der Jagd begegnet waren." Dieser Herr van Haren ist auch im Briefe von Herder's Gattin an Knebel vom 31. Januar 1800 gemeint, wo diese auf Veranlassung der Aufführung von Goethe's Uebersetzung des Voltaire'schen „Mahomet" schreibt: „Ach, und die Ziererei der Kunst, uns Deutsche mit dem französischen Kothurn zu beschenken, weil es der Herr van Haren durch den Herzog also bestellt hat!"

Unter der Aufsicht des Herrn van Haren ging der Erbprinz im Juli 1800 nach Halberstadt. „Unser guter Prinz ist jetzt bei Ihnen, das Militär zu lernen", schreibt Herder's Gattin am 1. August an Gleim. „Ich wiederhole meine und der Herzogin Bitte, ihm gefällig zu sein, wo Sie können. Er ist blöde, und dieser ganze Entschluß, ihn auf einmal zum Militär zu machen, ist etwas übereilt, wenigstens nicht genug vorbereitet. Ich hoffe, daß man artig gegen ihn sein wird; denn er verdient es. Nicht jeder hat militärische Talente und Neigung." Gleim sah den Erbprinzen bei sich im Hüttchen und erwiderte gleich seinen Besuch. Als er auch Herrn van Haren gesehen, schrieb er am 10. August: „Unsere Fürstenkinder werden schlecht erzogen! Ihre Hofmeister nicht gewählt, nicht geprüft! Der erste der beste! Gestern war ich eine Stunde beinahe beim Oberhofmeister des Erbprinzen. Er schien mir ein guter, braver, auch wohlgelehrter Mann zu sein; aber er ist ein Holländer und hat des Erbprinzen Landessprache vor kurzem erst gelernt. Der Mentor forderte (in der Bibliothek) für den Prinzen «Rollin's alte Geschichte», sechzehn Bände. Kleinere Bücher, denke ich, werden ihm angemessener sein." Der von Gleim angeregte Gegenstand setzte Herder's Gattin in leidenschaftlichste Hitze, worin sie einen zwei Bogen langen Brief an Gleim richtete, der aber so heftig war, daß er nicht abgeschickt werden konnte. „Säßen wir bei Ihnen, könnten wir über alles Auskunft geben", äußert sie am 29. August „Der Prinz hat die besten Anlagen an Kopf und Herz von Jugend auf gezeigt. Das Unglück war, daß er am Hof erzogen und keinen für ihn oder zu diesem Geschäft passen-

---

*) So lautet die Stelle in der Urschrift. Im Abdruck steht Haren statt Heron, könnte statt käme und ahnet. Auch in des Herzogs Briefen vom 17. September 1786 und 1. April 1787 findet sich Heron, nicht Haren. Vgl. auch meine „Freundesbilder", S. 480.

den Erzieher gehabt hatte.*) Den jetzigen hat der Herzog von Braunschweig empfohlen. Dreimal hat des Prinzen Schutzengel in der Person meines Mannes mit der fürstlichen Mutter zu verschiedenen Zeitpunkten über die Erziehungsart gesprochen, seinen Rath und seine Meinung treu und offen gesagt, das Uebrige denken Sie sich." Ueber die Veranlassung des Todes des Herrn van Haren berichtet Herder's Gattin im schon angezogenen Briefe an Knebel vom 28. Mai 1801: „Sie wissen, daß seine erste Ausfahrt mit dem Erbprinzen nach Rudolstadt zum Vogelschießen ging. Unterwegs warf der Wagen im Gebirge gewaltsam um, eine Kiste oder Koffer fiel auf Haren's Brust und quetschte ihn.**) Dies ist die Ursache seines Todes. Unser Doctor (ihr Sohn) wurde noch vor zehn Tagen zu ihm gerufen und besuchte ihn täglich mit Huschke. Er soll schwer (gestern früh) gestorben sein." Später wurde Herr von Pappenheim und Herr von Hinzenstern dem Erbprinzen beigegeben, der in Begleitung des Oberhofmeisters von Wolzogen nach Paris und dann nach Petersburg reiste.

Heinrich Düntzer.

*) Der Erzieher des Erbprinzen war seit 1787 der von Goethe empfohlene Dr. Riedel, der eine jüngere Schwester der wetzlarer Lotte, Charlotte Amalia Angela Buff, zur Frau hatte. Er ward sogleich zum Landkammerrath ernannt. Im Jahre 1796 wünschte die Herzogin, daß der jüngere Sohn der Frau von Stein, Goethe's Zögling, Friedrich von Stein, dem Erbprinzen beigegeben werde, doch ging dieser in preußische Dienste.

**) Das einst weitberühmte rudolstädter Vogelschießen fiel in den August. Der Unfall muß sich im August 1799 begeben haben.

Culturhistorische Skizzen.

1. Aus deutschen Gauen im Süd und Nord. Volks- und Sittenschilderungen von Ernst Willkomm. Gotha, Opetz. 1863. 8. 1 Thlr.
2. Deutscher Trunk. Culturhistorische Skizzen. (Aus den Collectaneen eines Antiquars.) Leipzig, Hartung. 1863. 8. 10 Ngr.

Man hört oft die Klage, daß mit der Zunahme der Verkehrsmittel und dem dadurch bedingten Näherrücken der verschiedenen deutschen Volksstämme bei allen daraus entspringenden Vortheilen doch auch wieder viel Altehrwürdiges, viele gute alte Sitten und viele durch die Fortpflanzung von Generation auf Generation geheiligte Gebräuche, der innige, familienähnliche Verband eines durch seine geographische Lage eng begrenzten Stammes, ja auch die Sprache der tapfern Voraltern immer mehr in Wegfall kämen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob eine solche Veränderung wirklich zu bedauern ist, aber das Factum ist unbestreitbar. Der Unterschied in Lebensweise und Tracht zwischen den einzelnen Theilen unsers Vaterlandes, zwischen Stadt und Land hört immer mehr auf. Die Dialekte der deutschen Sprache im Norden und Süden, im Osten und Westen sind in einem starken Zurückweichen vor der Schriftsprache, zum Theil in einem raschen Absterben begriffen. Auf den friesischen Inseln unserer Nordseeküste hört man nicht selten von einer alten Frau die Klage, daß ihre eigenen Enkel sie nicht mehr verständen.

Wo sich aber noch althergebrachte Gebräuche in Kleidung und Lebensweise erhalten haben, da sind sie gewiß einer Besprechung und Aufzeichnung werth. Ernst Willkomm beschäftigt sich in dem Werke „Aus deutschen Gauen im Süd und Nord" (Nr. 1) zunächst mit der Oberlausitz, mit dem wendischen sowol als dem deutschen Theile, die sich noch immer durch manche leicht erkennbare Eigenthümlichkeiten unterscheiden, und die, so sehr sie es verdienen, vergleichungsweise selten von Touristen besucht werden. Während der größte Theil der Niederlausitz von Nachkommen der alten Wenden bewohnt wird, haben urdeutsche Stämme bei weitem das oberlausitzische Land inne; nur ein kleiner Strich, und zwar der niedrigste, deren Mittelpunkt die Hauptstadt des Landes, Bautzen, bildet, wird noch von Wenden besessen, wie denn die ursprünglich nomadische Lebensweise der slawischen Völkerschaften noch darin erkennbar ist, daß sie die Niederungen den Gebirgsgegenden stets vorgezogen haben.

Nach einem kurzen Blick auf die Geschichte des Landes und seiner in aristokratischer Abgeschlossenheit fest verbundenen Sechsstädte schildert der Verfasser nun die noch vorhandenen Reste der alten Sitten bei Verlobungen, Hochzeiten und sonstigen Festen, ihre geselligen Vergnügungen, ihre Leichenbegängnisse und ihren Aberglauben; er gesteht aber selbst, daß, wie mistrauisch auch die Lausitzer auf alle Neuerungen blicken, doch Modernisirungen von Jahr zu Jahr überhandnehmen, und daß die Zeit nicht mehr fern sein dürfte, wo man nur aus Erzählungen die alte Lausitz kennt.

Der größere Theil der vorliegenden interessanten Schilderungen ist einem andern deutschen Lande gewidmet, Schleswig-Holstein nämlich, mit Einschluß der Hansestädte Hamburg und Lübeck. Er beginnt hier mit der Stadt Schleswig und dem dortigen sogenannten Mövenpreis, dem Mövenschießen auf einer kleinen Insel der Schlei, wo nach einer alten, im Grunde barbarischen Sitte an einem bestimmten Tage zu Anfange des Juli alljährlich viele Tausende dieser unschuldigen Geschöpfe geopfert werden. Dann begibt er sich nach der inselreichen Westküste, die mit ihrer Geest und Marsch, ihren Watten und Halligen freilich oft beschrieben ist, in des Verfassers Darstellung aber in einem neuen Bilde erscheint. Das alte Haupt der Hansestädte, Lübeck, das der Verfasser durch einen dreijährigen Aufenthalt kennen gelernt und liebgewonnen hat, veranlaßt ihn zu noch genauern Mittheilungen, und auch von Hamburg weiß er viel zu erzählen, namentlich von dem Treiben am Hafen und der unbändigen Lust der Matrosen, wenn diese nach langer Fahrt, überreichlich mit den Mitteln zum Genusse versehen, wieder das feste Land betreten.

Einen Beitrag zu dem Leben des deutschen Volks gibt auch das oben angeführte Büchlein „Deutscher Trunk" (Nr. 2). Von alters her ist dem Deutschen seine Neigung zu einem guten Trunke vorgehalten worden, und es fehlt allerdings nicht an Beweisen, daß solche Vorwürfe nicht ganz unverdient waren. Wem die frühern Zustände des deutschen Volks in dieser Beziehung nicht bekannt sein sollten, mag aus der uns vorliegenden gut geschriebenen Zusammenstellung davon ein Bild gewinnen. Selbst der Kaiser wurde vor der Krönung gefragt: „Willst du mit Gottes Hülfe dich nüchtern halten?" Und erst nach deren Bejahung und nach festem Gelöbniß konnte er die Weihe erhalten. Die Verschwendung bei Hoffesten ging im Mittelalter fast ins Unglaubliche. Dagegen erhoben sich auch schon früh gewichtige Stimmen gegen jedes Uebermaß. Bereits das Salische Gesetz zieht gegen dies Uebel zu Felde. Karl der Große war bekanntlich ein abgesagter Feind jeder Völlerei und seit der Revolution wurde laut und häufig gegen das Zutrinken geeifert, freilich nicht immer mit Erfolg. Es mag dies Büchlein von denen mit Nutzen gelesen werden, welche noch jetzt geneigt sind, die alte Zeit auf Kosten der gegenwärtigen zu preisen. 87.

Notiz.

Das „Cornhill Magazine" über den deutschen Journalismus.

Das Juniheft des „Cornhill Magazine" enthält einen Aufsatz „News-papers in Germany", welcher entweder von einem seit vielen Jahren in Deutschland wohnhaften Engländer oder, was uns in diesem Falle wahrscheinlicher dünkt, von einem Deutschen herrührt, der aber, vielleicht als Emigrant, sich längere Zeit in London aufgehalten und die innere Organisation des englischen Zeitungswesens genügend kennen gelernt hat, um Vergleiche zwischen diesem und dem deutschen anstellen zu können. Wer aber der Verfasser auch sei, ein germanisirter Engländer oder englisirter Deutscher, jedenfalls spricht der Umstand, daß eine englische Zeitschrift eine eingehendere Betrachtung über das deutsche Zeitungswesen aufgenommen hat, für die Thatsache, daß

der deutsche Journalismus in unsern Tagen zu einer Macht und einem Einfluß gelangt ist, wodurch er auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zu ziehen angefangen hat. Der Artikel erschien übrigens in einer Zeitschrift, welche der Geschichte, der Organisation und der Bedeutung des modernen Journalismus schon früher ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat und wie sich unsere Leser vielleicht aus einer in d. Bl. früher enthalten gewesenen Mittheilung erinnern werden, den Journalismus die charakteristischste unter allen Hervorbringungen unserer Zeit nannte, diejenige, welche in allen künftigen Literaturgeschichten, soweit sie unsere Zeit behandeln, die erste oder doch eine der ersten Stellen einzunehmen verdiene. Der Verfasser kommt im Verlaufe seines Artikels auch auf die frühere Censur, namentlich die wiener zu sprechen, und führt dabei einige Curiositäten an wie die bekannte, daß bei den Aufführungen der „Räuber" auf dem Hofburgtheater der Vater Moor in einen Oheim verwandelt wurde, wodurch die naive wiener Censur, die ja nur durchließ, was in ihren Augen nicht strafwürdig war, den Onkelmord gleichsam für gestattet erklärte. Indessen sollten die Engländer des Spottes hierüber sich enthalten; denn es gibt auch eine gleich strenge Gesellschaftscensur, die gerade in England zu einer großen Macht gelangt ist. Ihr verdankt man es, daß gegenwärtig viele Engländer und namentlich Engländerinnen vor manchen Stücken Shakspeare's oder doch gewissen Stellen darin einen wahren Abscheu empfinden, weshalb diese auch immer weniger und nur in sehr verkümmerter Gestalt zur Aufführung kommen, und daß die jetzt für das gebildete englische Publikum schreibenden Autoren eine Censur gegen sich selbst üben, die vielleicht ebenso streng ist, als die frühere officielle in Wien. Für diese prüde englische Gesellschaftscensur ist es sicherlich höchst bezeichnend, daß eine Engländerin in der That soeben eine purificirte Ausgabe des Shakspeare zum Gebrauche für das weibliche Geschlecht veranstaltet hat. Den jetzigen wiener Journalisten rühmt übrigens der Verfasser nach, daß die unter ihnen herrschende Harmonie eine der „pleasantest features" im Leben dieser Capitale sei; und wenn wir dann weiter lesen, daß die meisten Redacteure der Zeitungen in Wien wie auch die meisten Mitarbeiter an denselben Juden oder doch jüdischer Abstammung seien, so möchte man auf die Vermuthung gerathen, der jüdische Deutsche sei überhaupt verträglicher und mehr socialer Natur als der christliche Deutsche. Indeß ist der Oesterreicher im allgemeinen gemüthlicher Art, und sodann gestaltet sich auch in einem Großstaat wie Oesterreich alles großartiger und minder engherzig als in Staaten von kleinen Dimensionen. „Die wiener Zeitungen", bemerkt der Verfasser, „nähern sich dem englischen Typus fast mehr als alle übrigen deutschen." Er erzählt, daß einer der wiener Redacteure, der zugleich Eigenthümer des Blattes ist, jährlich, wie man versichere, 10000 Pf. St. reinen Gewinn erziele und eine Gräfin geheirathet, und ein anderer sich mit einem Einkommen von jährlich 12—15000 Pf. St. (?) auf einen von einem Park umgebenen Landsitz bei Wien zurückgezogen habe. In Oesterreich, und wol auch nur hier in Ländern deutscher Zunge ist es in neuerer Zeit vorgekommen, daß bloße Journalisten zu bedeutendem politischen Einfluß und zu hohen Staatsposten gelangten, wie dies in Frankreich und England nicht selten der Fall ist; der zuletzt verstorbene englische Kriegsminister z. B. war in jüngern Jahren Journalist und soviel wir wissen fleißiger Mitarbeiter an der „Edinburgh review". Endlich möchten wir noch erwähnen, daß der Verfasser des Aufsatzes bemerkt, der deutsche Journalist sei im allgemeinen mehr „a man of letters" als seine Brüder in England. **H. M.**

Bibliographie.

Bertram, A., Theater-Wespen. Enthüllungen, Skizzen, Bilder und Chargen aus dem Theaterleben. Als Beitrag zur Erledigung der Reorganisirungsfrage des Theaterwesens. Berlin, Schlingmann. Br. 8. 10 Ngr.

Dunant, J. H., Eine Erinnerung an Solferino. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe nach der 3ten Auflage des Originals bearbeitet. Basel, Georg. Gr. 8. 16 Ngr.

Ernst, A., Republik Chili. Erlebnisse und Betrachtungen daselbst. Mit 4 Illustrationen. Berlin, Möser u. Scherl. 8. 12½ Ngr.

Flathe, J. L. F., Shakspeare in seiner Wirklichkeit. 1ster Theil. Leipzig, Dyk. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frantz, C., Die Quelle alles Uebels. Betrachtungen über die preußische Verfassungskrisis. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Hock, C. Freih. v., Die öffentlichen Abgaben und Schulden. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Kreyher, J., Die preußische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859—1862. Reisebilder aus Japan, China und Siam. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Kühne, G., Mein Tagebuch in bewegter Zeit. Leipzig, Denicke. 8. 2 Thlr.

Löwenhardt, S. E., Die Identität der Moral- und Natur-Gesetze. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Möllhausen, B., Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Californien und Neu-Mexico; im Anschluß an den „Halbindianer" und „Flüchtling". Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 5 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sengelmann, H., Dr. Joseph Wolff. Ein Wanderleben. Hamburg, Oncken. Gr. 8. 1 Thlr.

Thomas, K., Altes und Neues. Meine Habilitation und meinen Austritt aus der Privatdocentschaft an der Königl. Preussischen Universität Königsberg betreffend. Freiburg im Br., Wagner. Lex.-8. 20 Ngr.

Weller, E., Das alte Volks-Theater der Schweiz. Nach den Quellen der Schweizer und süddeutschen Bibliotheken bearbeitet. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 1 Thlr.

Wessel, A. W., Die Nordsee-Insel Spiekeroog. Aurich, Spielmeyer. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Bärens, J., Schleswig-Holstein und Bundesreform, Vortrag gehalten in der 5ten Generalversammlung des Großdeutschen Vereins zu Hannover am 6. Mai 1863. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 6 Ngr.

Becker, D., Die Freiheit und das Recht der neueren Philosophie, nach dem von Prof. Dr. Frohschammer jüngst veröffentlichten Vortrage, beleuchtet. Speyer, Bregenzer. Gr. 8. 4 Ngr.

Freudenberg, J., Das Denkmal des Hercules Saxanus im Brohlthal. Fest-Programm zu Winckelmanns Geburtstage am 9. December 1862. Herausgegeben vom Vorstande des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Hierzu 1 Tafel. Bonn, Marcus. 1862. Gr. 4. 20 Ngr.

Die Idee des Göttlichen in der Wissenschaft und die sogenannte freie Wissenschaft oder Stiftung und Reformation der Universität Würzburg. Kritische Beleuchtung der von den HH. Hettinger und Wegele in Würzburg zur Stiftungsfeier der Julius-Universität in den Jahren 1862 und 1863 gehaltenen Festreden. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 6 Ngr.

Martens, H., Wenn Deutschland thäte, was Deutschland müßte! Hamburg, Falcke. Gr. 8. 8 Ngr.

Mueller, A., Das Leben des Turn-Vaters F. L. Jahn. Den deutschen Turngenossen gewidmet. Weimar, Kühn. 16. 2½ Ngr.

Wolf, G., Dr. Bernhard Beer, eine biografische Skizze. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung fordert hierdurch die bisherigen wie neu eintretenden auswärtigen Abonnenten auf, ihre Bestellungen für das mit dem 1. Juli beginnende neue Vierteljahr sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfinde. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 2 Thlr. und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird es sich auch in Zukunft angelegen sein lassen, den steigenden Ansprüchen ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises immer mehr zu entsprechen. In jüngster Zeit glaubt sie dies namentlich durch Einrichtung der regelmäßigen Beilagen bewiesen zu haben, welche zur Ergänzung des Hauptblattes dienen und außerdem ausführlichere belehrende wie unterhaltende Mittheilungen enthalten.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie auch ferner „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" mit Entschiedenheit, aber zugleich mit Besonnenheit vertreten und überall zur Geltung zu bringen suchen.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Philosophie.

Carriere (M.). Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. Zweite, vermehrte Auflage. 8. 1856. (1 Thlr. 24 Ngr.) **20 Ngr.**

Chalybäus (H. M.). System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte. Zwei Bände. 8. 1850. (5 Thlr.) **2 Thlr.**

Fortlage (K.). Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. 8. 1852. (2 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

—— System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. Zwei Theile. 8. 1855. (5 Thlr.) **2 Thlr.**

Hartenstein (G.). Die Probleme der Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. 8. 1836. (2 Thlr.) **20 Ngr.**

—— Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. 8. 1844. (2 Thlr. 15 Ngr.) **20 Ngr.**

Helfferich (A.). Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie der Geschichte. 8. 1856. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

Herbart (J. F.). Kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von *G. Hartenstein*. Drei Bände. 8. 1842—43. (10 Thlr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

Krug (W. T.). Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Fünf Bände. 8. 1832—38. (15 Thlr. 15 Ngr.) **3 Thlr.**

Noack (L.). Das Buch der Religion, oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung. Zwei Theile. 8. 1850. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

Griechische Alterthümer

von **G. F. Schönmann.**

Zweiter Band: Die internationalen Verhältnisse und das Religionswesen.

Zweite Auflage.

8. Geh. Preis 1 Thlr. 6 Sgr.

Reisen und Forschungen in Griechenland

von **H. N. Ulrichs.**

Zweiter Theil.

Topographische und archäologische Abhandlungen.

Herausgegeben von **A. Passow.**

Mit 4 Tafeln.

Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Recenti Pubblicazioni

per imparare

le lingue tedesca e francese.

Ahn, F. Nuovo metodo pratico e facile per imparare **la lingua tedesca.** Colla traduzione tedesca de' temi italiani. **Corso primo.** Edizione originale. In-8. 10 Ngr.

Wild, E. Nuovo metodo pratico e facile per imparare **la lingua francese**, proposto alla gioventù italiana. In-8.
Corso primo. 2ª edizione emendata. 12 Ngr.
Corso secondo. 16 Ngr.

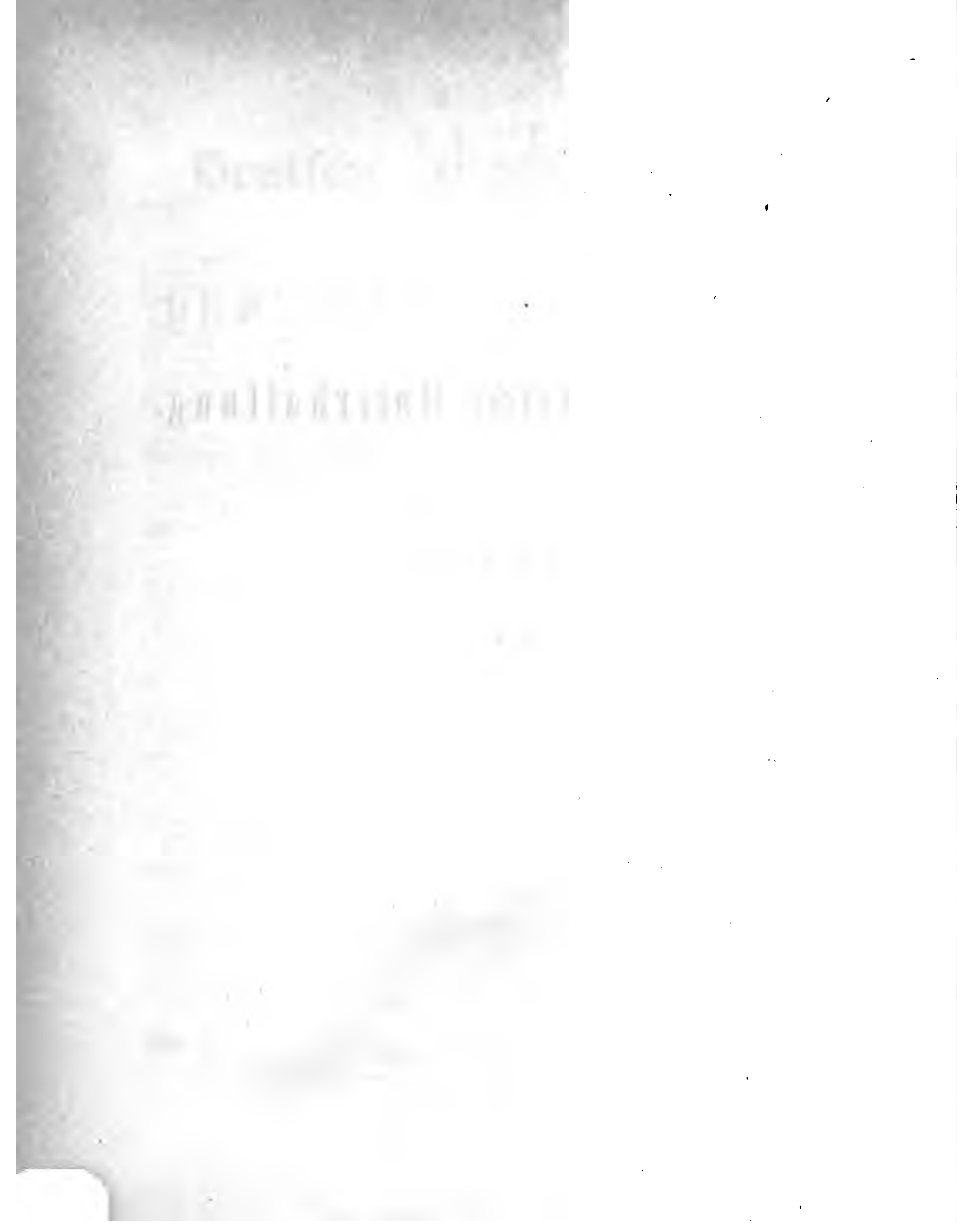
Valentini, Fr. Dizionario portatile italiano-tedesco. Edizione 4ª originale. In-8. Due parti. 2 Thlr. 10 Ngr., leg. 2 Thlr. 18 Ngr.
1ª **parte**: Italiano-tedesco. 1 Thlr., leg. 1 Thlr. 5 Ngr.
2ª **parte**: Tedesco-italiano. 1 Thlr. 10 Ngr., leg. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1863.

Zweiter Band.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1863.

Zweiter Band.

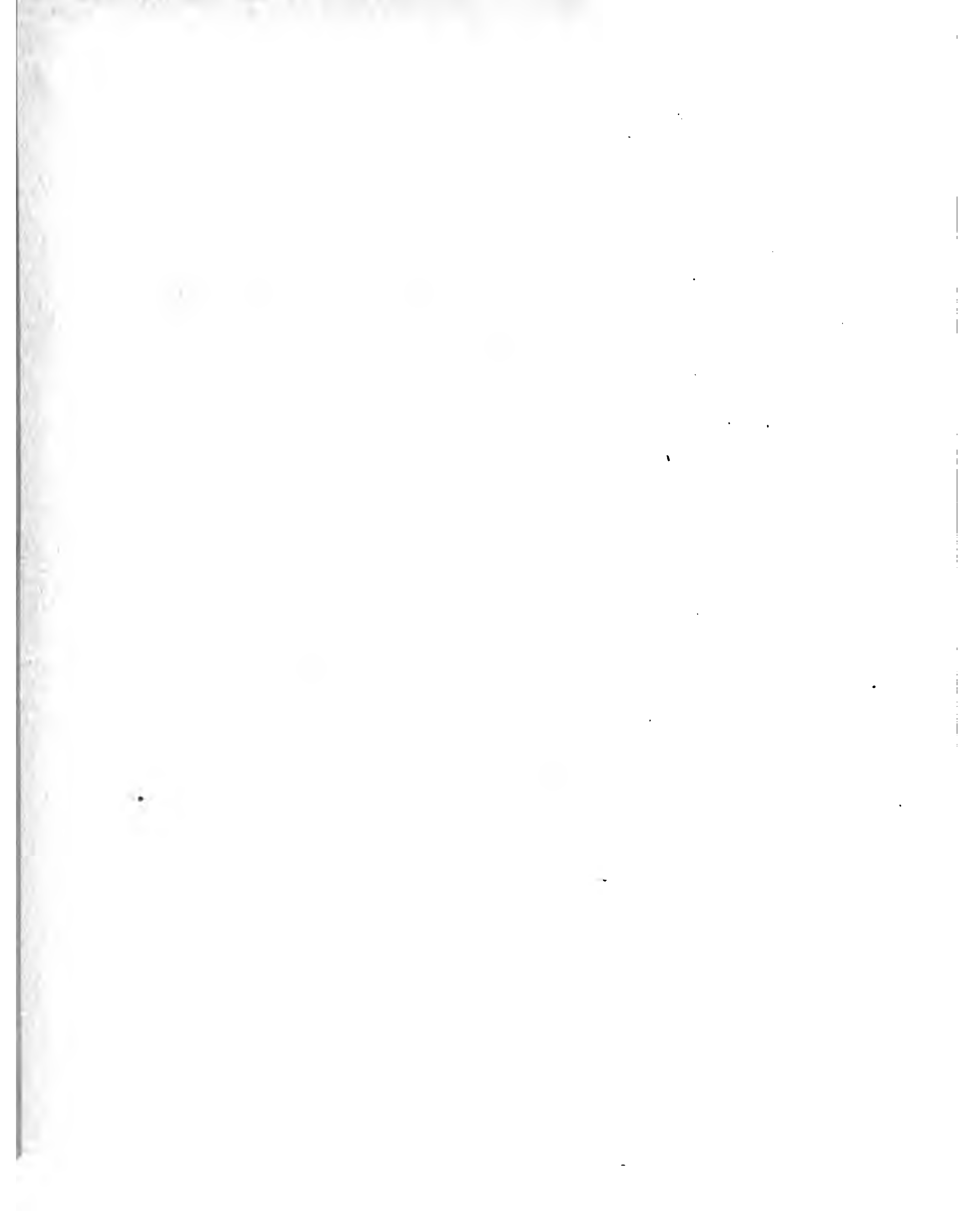
Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.



Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1863.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Biographien und Charakteristiken von Zeitgenossen.

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken von Alfred von Reumont. Zwei Bände. Berlin, Decker. 1862. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Mühsam wie immer, aber auch belehrend ist es, auch diese Arbeit Reumont's sich zu eigen zu machen. Der Verfasser gehört ohne Zweifel zu den vollkommensten Kennern Italiens in jeder Beziehung; ja, wir kennen nur einen, der ihm hierin den Vorrang streitig machen kann, und dies ist K. Witte, dem dies Buch gewidmet ist. Dasjenige, worüber beide Männer einig sind, wird wol mit Grund für die Wahrheit über Italien zu halten sein, und beide sind nur über wenige Punkte verschiedener Meinung. Unter den Arbeiten Reumont's über Italien sind die „Beiträge zur italienischen Geschichte" (6 Bde.), „Die Carafa" (2 Bde.), „Die Jugendgeschichte der Katharina von Medici" (2 Bde.), „Die Gräfin Albany" (2 Bde.), vieler kleinen nicht zu gedenken, genügend bekannt. Die vorliegenden Bände der „Zeitgenossen" bieten zu diesen allen ein werthvolles Supplement. Es ist weiter bekannt, daß Reumont der Kunst des Büchermachens fast ganz entbehrt. Die Masse seines Wissens, eine gewisse ungemäßigte Hingebung an den gerade vorliegenden Stoff, die Schwierigkeit, die er findet, Proportion und Unterordnung in seine Arbeiten zu bringen, diese bewirken, daß wir kein einziges geschickt gemachtes Buch von ihm besitzen und daß seinen Darstellungen gefällige Anordnung, Concentration, ja beinahe aller Stil fehlt. Dagegen sind sie durch die Fülle und den sachlichen Reichthum seiner Mittheilungen stets überraschend und geben regelmäßig bei weitem mehr als sie versprechen. Namentlich ist sein Wissen von der Specialgeschichte einzelner Landestheile, einzelner großer italienischen Familien, seine Kenntniß der Diplomatie Italiens in Wahrheit staunenswerth!

Hiervon gibt der erste Band der „Zeitgenossen" in der Biographie Cesare Balbo's wieder eine sprechende Probe. Was dieser Mitkämpfer Gioberti's für die Umgestaltung, äußere und innere, Italiens gewirkt, wie er ein Lenker der Geschicke des Landes, der erste Publicist Italiens geworden, welchen Widerstand, welche Widersprüche er zu besiegen hatte, um an sein Ziel, die geistige Wiedergeburt Italiens, zu gelangen, dies und die seltsamen Verknüpfungen am Hofe zu Turin, wo die Freisinnigkeit mit Vorurtheilen aller Art und mit dem Mysticismus Karl Albert's in dem sonderbarsten Kampfe lag, mit einem Wort, die Thaten, die hervorragenden Charaktere dieser fast einzig in der Geschichte dastehenden großen Volkstragödie, lernen wir aus diesem Bande vollkommen kennen. Wie schwach und skizzenhaft, ja wie übereilt und ungeprüft erscheint, hiermit verglichen, alles, was flüchtige Touristen, wie Mundt u. a., uns über diese Verhältnisse mitzutheilen wußten!

Zur Beurtheilung des Werths der vorliegenden Arbeit ist zunächst erforderlich, mit wenigen Worten den historischen und politischen Standpunkt des Verfassers näher zu bezeichnen. Reumont gehört zu denen, welche die politische Bewegung Italiens insoweit für berechtigt erachten, als sie sich auf das Abwerfen jeder Art geistigen Drucks, der auf dem Lande lastete, erstreckt, und hierin ist denn auch wol die politische Unabhängigkeit mitbegriffen. Allein er ist ebenso überzeugt, wie wir selbst, daß die „Italia una" ein Unding, eine Unmöglichkeit sei, fast ebenso groß wie die Einheit und Einerleiheit Deutschlands. Wir sagen, fast ebenso groß, und sagen dies mit Betonung; denn Italien wird wenigstens nicht von confessioneller Spaltung zerrissen, noch feiert ein Theil des Landes Triumphe und Siegestage über den andern Theil, wie dies bei uns der Fall ist. Die „Italia una" aber ist unmöglich, weil sie den Naturbedingungen der Halbinsel widerspricht, weil man in Palermo, Neapel und Rom ganz anders empfindet als in Turin und Mailand, weil Süd- und Norditalien ganz entgegengesetzten Lebensbedürfnissen folgt, weil, mit einem Wort, der Neapoli-

taner, der Römer, der Turiner ganz verschiedene Menschen sind. Aus diesem Standpunkte nimmt Reumont seine Ueberzeugungen; er läßt den geistigen Impuls der Bewegung Gerechtigkeit widerfahren, aber er verurtheilt die Gewaltthat, die politische Schwärmerei, die Rechtsverdrehung, die sie begleiteten, und alles dies mit unserer vollsten Zustimmung! So — kritisch ohne Zweifel auf richtigem Wege — schildert er uns den kräftigsten Erwecker des neuitalienischen Geistes, Cesare Balbo, in einem Lebensbilde, dem wenig zu einem wahren Kunstwerke fehlt, gewissenhaft, lebendig, anziehend.

Cesare Graf Balbo, einer aus Chieri stammenden Familie angehörig, in seiner Jugend Soldat, dann verbannt, 25 Jahre lang auf literarische Thätigkeit angewiesen, hierauf Minister Karl Albert's, Reformator seines Landes und von seiner eigenen Popularität in maßloser Zeit gestürzt, stellt vielleicht die reinste und edelste Persönlichkeit unter den bedeutenden Männern dar, die das neue Italien schufen. Reinsten Willens trug er bis an sein Ende das Banner hoch, das er als Soldat und Publicist, als Minister und Reformator getragen hatte und sein Programm blieb immer dasselbe: Italiens politische Unabhängigkeit, im Bunde mit der Kirche, gesichert durch engste Conföderation, das Oberhaupt der Kirche an ihrer Spitze. So kann der Verfasser schließlich von ihm sagen: er ist wie die Personification des Princips, das im neuen Italien nach zwei Seiten hin auf überlegene Widersacher gestoßen, aber dennoch das wahre und allein richtige ist. Seine Werke sind unvollkommen geblieben, seine Laufbahn wurde gehemmt, allein sein Streben in That und Schrift war stets den wahren Interessen seines Vaterlandes gewidmet, die ihm mit den Interessen der öffentlichen Moral und der Kirche identisch schienen. Er hat die Politik nie von der Moral, die Fortschrittsidee nie von der Loyalität getrennt; in ihrer Vereinigung fand er Ausdruck und Ziel der Legitimität, durch schlimme Zeiten unentmuthigt und unbeirrt.

Zwischen Anfang und Ende seines Wirkens liegt nun ein Leben, das die ganze Geschichte des neuen Italien von 1821—53 umfaßt, und in dessen Wandelungen überall seine Mitwirkung, oft sein Antrieb zu finden ist. Aus angeborener Mäßigung ein Feind alles politischen Experimentirens, aus gereiftem Urtheil stets nur dem Erreichbaren zugeneigt, aus Pflichtgefühl und Loyalität allen Factionen abhold, erfuhr er den Schmerz, von seinen eigenen Mitarbeitern am großen Werk verrathen, in seinen Bestrebungen für das allein Erreichbare von zwei Seiten bekämpft zu werden und Zeuge des Verderbens sein zu müssen, das die Maßlosigkeit über sein geliebtes Vaterland brachte. Seine Illusionen waren eben die so vieler edler Geister, die nämlich, daß in erregten Volksmassen Vernunft und Mäßigung die Herrschaft zu behaupten vermöchten! Sein Grundgedanke: Italien, ein Bundesstaat, mit der Kirche als leitendes Oberhaupt und den Papst als Träger seiner Einheit — dieser Gedanke, den Napoleon von ihm ererbte, konnte selbst von diesem und aller seiner Macht nicht verwirklicht werden. Aber

er wird verwirklicht werden, nach langen Kämpfen [...] wirklicht werden; wir zweifeln nicht daran! In [...] Grundansicht steht Graf Balbo mit Gioberti nahezu [...] gleichem Standpunkt. Im „Primato morale e civile" [...] letztern entwickeln sich die gleichen Ansichten; nur da[ß] [...] kirchliche Grundlage darin noch mehr betont ist al[s] [...] Balbo's „Delle speranze d'Italia", wo die äußere [...] abhängigkeit als das „Unum porro necessarium" [...] vorgehoben ist. Was haben Ehrgeiz und Unver[...] was haben Cavour, Mazzini und endlich Garibaldi [...] dieser einzig sichern Grundlage eines Neubaus der [...] insel gemacht? Was Gioberti von der innern Re[...] Roms, was Balbo von der Conföderation, von [...] gend und Kraft der verbundenen Staaten erwa[...] das hat nun die Massengewalt herstellen sollen! [...] Hoffnung!

Noch im „Sommario della storia d'Italia", das [...] erschien und das noch tiefer in das Volk drang al[s] [...] „Speranze", hält Balbo an seinen Grundideen fest [...] sind die Signatur seiner katholischen und patriot[ischen] [...] Anschauung; zehn Jahre später waren Gewalt und R[...] bruch weit hinausgewachsen über diese Richtung, die [...] allein zum Heil Italiens führen konnte. Inzwischen [...] ten die Ereignisse von 1847 und 1848 Graf Balb[o] [...] die Spitze des Ministeriums zu Turin. Es galt [...] nach zwei Seiten hin männlich anzukämpfen, hier [...] die Begriffsverwirrung eines Königs, der in myst[ischer] [...] Nebelhaftigkeit die Lösung seiner Aufgabe als natio[...] Fürst in den Büchern Mosis suchte, dort gegen die [...] losigkeiten und den Unverstand der lombardischen F[...] lingspartei, welche ihre Hoffnungen auf die Ma[...] empörung setzte. In diesem trostlosen Kampfe erlag B[...] die Niederlage von Custozza machte seiner reforma[...] schen Thätigkeit ein Ende. Pinelli, Gioberti, Az[...] Cavour folgten ihm; keiner von ihnen vermochte [...] wechselnden Verderben Einhalt zu thun. Von d[...] stritt Balbo, rein im Gewissen und fest in seinen G[rund-] [...] ideen wie immer, in den Kammern, in der Literatu[r] [...] seine Grundsätze, Recht, Unabhängigkeit, Conföder[ation] [...] Dem Andenken des Königs Karl Albert aber setzte [...] so schwer gekränkte Mann ein Denkmal, das seine [...] thümer entschuldigte, seine heldenmüthige Hingebun[g] [...] die Sache Italiens aber hoch erhob, und das die G[rund-] [...] lage des Cultus geworden ist, in dem dieser Fürst [...] heute in Italien steht. Im Frühjahr 1853 starb [...] Balbo, 64 Jahre alt, fromm und sich selbst treu, [...] dem Ruf eines vollkommenen Ehrenmannes.

Diesem trefflichen und durch seine Kämpfe so a[...] henden Lebensbilde folgt im zweiten Bande ein [...] minder treffliches Charakterbild König Friedrich [Wil-] helm's IV. Es ist bekannt, wie nahe der Verfasser [...] Fürsten gestanden hat, dem diese Skizze gewidmet ist; e[r war] sein Begleiter, sein Gesellschafter auf der traurigen [...] italienischen Reise. Zwischen diesem Könige und [...] knüpft eine gewisse Verwandtschaft der politischen Ge[...] und Anschauungen ein unverkennbares Band. [...] fehlte es, sozusagen, an dem Organ, das Unrecht, [...]

Verkehrte, das Schlechte zu begreifen und zu fassen; das Beruhen auf Moral und Religion war beiden gleiches Bedürfniß; bei beiden dieselbe Mäßigung, dasselbe edle Wollen in staatlichen Dingen, bei dem Könige aber noch größere Tiefe der Erkenntniß, ein noch höherer Flug der Einsicht und des Voraussehens. Und so trägt alles, was Reumont von ihm sagt, den Stempel der höchsten Pietät, die reinste Verehrung in diesem kurzen, aber seines Gegenstandes würdigen Charakterbilde. Denn auch dieser König gehört so gut wie Balbo zu den Märtyrern ihrer Zeit, zu den Männern, die mit Sehnsucht nach Verwirklichung ihrer Ideale und nach dem Siege des Edeln und Sittlichreinen ringen, und in diesem Kampfe, weil sie das Stichwort ihrer Zeit, die Selbstsucht, nicht kennen und nicht kennen wollen, erliegen. Indem der Verfasser so in großen Zügen die seltenen Gaben dieses Fürsten uns vorführt, sein reinstes Wollen, sein reichstes Wissen, seinen hohen Schönheitssinn, seine glückliche Combinationsgabe, sein seltenes Erinnerungsvermögen, die lebendige Färbung des Ausdrucks, Ortssinn und plastische Gestaltung der Gedanken, seine Treue, seine Gewissenhaftigkeit und tiefe Dankbarkeit, wollen wir doch nicht behaupten, daß dies Charakterbild ein ganz vollständiges sei und weitere Ausführung unnöthig mache. Gewisse menschliche Schwächen hätten nicht verschwiegen, sondern auf ihren Urgrund — eine allzu große Reizbarkeit der Seele — zurückgeführt werden müssen, um eine volle Charakteristik zu gewähren. Von Friedrich Wilhelm IV. aber ist zu sagen, daß er „nil humani a se alienum putavit" und daß jene Schwächen seinen innern Menschen kaum berührten.

Die weitern Charakterbilder dieses Bandes sind mit einer kurzen Erwähnung zu erledigen. Freiherr von Brockhausen, Thorwaldsen, von dem es heißt, daß er die Kunst vom falschen Regelzwange Canova's zur Wahrheit der Natur zurückgeführt habe, Sir Frederic Adam, der geistige Gründer der Jonischen Republik, Lord Guilford, sein Mitarbeiter an diesem Werke, sind eben nur Skizzen in Feuilletongestalt. Andrea Mustoridi, ein etwas ausgeführteres Bild dieses Vorkämpfers des Neuhellenismus, ist nicht Original, sondern eine Bearbeitung von Tommaseo's Lebensgeschichte dieses Mannes. Giul. Ces. Pallavicini, dessen volksthümliche Stiftungen ganz Italien mit Dank erkennt, gibt ein schönes Bild von jener bei uns ganz unbekannten Thätigkeit eines reichen Patriciers in Italien, die überall da eingreift, wo es etwas Gemeinnütziges zu schaffen gibt und wo man bei uns sofort seine Forderungen an den Staat zu erheben bereit ist. Das letzte Lebensbild ist Pompeo Litta gewidmet und gibt mit einer vollständigen Geschichte seiner Arbeiten zugleich eine sehr ernste Kritik derselben. Hier ist der Verfasser ganz auf seinem Gebiete und es fehlt daher nicht, daß die Schwächen und Selbsttäuschungen des berühmten Geschichtschreibers der großen italienischen Familien einen bedeutenden Raum in diesem Bilde einnehmen. Trotz vieler Irrthümer war Graf Litta doch ein Patriot und ein Ehrenmann durch und durch, ein unbestechlicher Historiker, der selbst das Haus des Königs Karl Albert nicht schonte und dem selbst die mailändische Regierung Gerechtigkeit widerfahren ließ. Kein anderes Land, selbst England nicht, hat ein Werk gleich Litta's „Famiglie celebre italiane" aufzuweisen, und wenn hier noch große Lücken auszufüllen sind, wenn namentlich Häuser, wie die Grimaldi, Cibo, Aldobrandeschi, die Borgia und die übrigen romagnolischen Fürstengeschlechter noch zu ergänzen sind — womit Passerini einen Anfang gemacht hat —, so gehört diese Arbeit Litta's doch immer in die erste Reihe ruhmvoller historischer Werke.

Hier nun mag unser Bericht über diese neue Arbeit Reumont's schließen. Wir verdanken ihr, wie allen Gaben dieses Autors, ungemein viel Neues, die rechte Kenntniß Italiens Förderndes. Wir finden namentlich in der Lebensgeschichte Balbo's eine Reihe höchst schätzbarer Notizen über Geist und Bestrebung aller der Männer, welchen die Regeneration Italiens zu danken ist: über Durando, Buoncompagni, Valerio, Cavour, Brofferio, Savagnoli, Montanelli, Galeotti, Lambruschini, Gualterio, Sterbini, Poerio, Dragonetti, Lafarina u. a. m., in deren Händen zumeist noch heute die Leitung der Geschicke Italiens beruht. Möge diese Leitung zu den rechten Bahnen führen; das Heil Europas ist wesentlich davon abhängig! Und indem wir hiermit dem Verfasser unsern Dank für seine „Zeitgenossen" lebhaft aussprechen, wollen wir ihn wiederholt bitten, diese Arbeit nicht für beendet anzusehen und bei ihrer Fortsetzung auch den höhern Ansprüchen des Stils, die wesentlich in der Beseitigung alles Ungehörigen ihren Grund haben, mehr als er pflegt Rechnung zu tragen. **Wilhelm von Lüdemann.***)

*) Leider haben wir den inzwischen erfolgten Tod Wilhelm von Lüdemann's, unsers langjährigen, getreuen und verdienstvollen Mitarbeiters zu melden. Die „Breslauer Zeitung" (Nr. 171, erste Beilage) berichtet aus Liegnitz vom 12. April unter der Ueberschrift: „Ein düsterer Vorfall", daß der Geheime Oberregierungsrath Wilhelm von Lüdemann am 11. April vormittags in dem Mühlgraben oberhalb des Badehauses in der Nähe der städtischen Gärtnereianlagen ertrunken gefunden worden sei. Der Einsender hält es für das Wahrscheinlichste, daß der Verunglückte auf dem schmalen Damme, der bei dem ungünstigen Wetter obendrein noch schlüpfrig gewesen sein müsse, ausgeglitten sei, schließt aber doch auch die Möglichkeit nicht aus, daß er in einem Anfalle von Schwermuth seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht habe. Ein treu bewährter Freund des Verstorbenen, von uns darum ersucht, machte uns über die letzten Lebensumstände des Verstorbenen folgende Mittheilungen, die sicherlich geeignet sein dürften, jeden Gedanken an einen Selbstmord zu entfernen:

„Der Tod seiner Gattin, mit welcher ihn der reinste Einklang von Geist und Gemüth verband, hatte eine unvernarbbare Wunde in sein Seelenleben gerissen und seine Kränklichkeit zu einer Höhe gesteigert, welche den Eintritt eines Herzschlags befürchten ließ. Nichtsdestoweniger ruhte sein geistiges Leben nicht; er arbeitete rastlos an Vervollständigung seiner eigenen interessanten Lebensgeschichte und beschäftigte sich viel mit vergleichenden Sprachstudien, einem Lieblingsthema seiner Thätigkeit. Zu dem Entschlusse gekommen, sich aus dem Staatsleben in den wohlverdienten Ruhestand zurückzuziehen, beabsichtigte er, ebenso zur Stärkung seiner Gesundheit als zur Befriedigung seiner immer brennender gewordenen Sehnsucht nach dem ihm von früherher so wohlbekannten Italien, eine längere Reise dorthin zu wagen, hatte seine Vorbereitungen hierzu bereits vollständig getroffen und ganz kurz vor seinem Tode in Gegenwart seines Arztes und Freundes sich in

Naturseele, Menschheitseele und Weltseele.

Zweiter Artikel.*)

Das animalische Triebleben, wie es sich in Thieren und Menschen offenbart, reicht von der einen Seite ebenso weit in die Tiefen des leiblichen Daseins und der Ph
hinunter, als es von der andern Seite in die Höhen
geistigen Daseins und der speculativen Philosophie
aufreicht. Bezeichnen wir den Gegenstand der speculati
Philosophie mit dem Namen des Geistes oder der V
nunft, die Gegenstände der Physik mit dem Namen
Körper, so werden wir die vielfarbige und weit um
fende Mittelregion passend mit dem Namen des Seel
lebens belegen und in der Seele das Uebergangsglied
kennen, welches zwei entgegengesetzte Sphären oder W
ten, die moralische und die physische, so miteinander
knüpft, daß es sich an den Lebensprocessen beider
betheiligt, in die Lebensprocesse beider selbst mit
wickelt ist.

Aus dieser Verflochtenheit der Seele in die Pro
sowol der höhern als der tiefern Region erklären
die entgegengesetzten Wege und Methoden, welche
Gegenwart einschlägt, um den gestaltenwechselnden Pro
zum Stehen und zur Ruhe zu bringen, den stum
zu bewegen, auf die vorzulegenden Fragen unzweideu
Antworten zu geben. Wer sich gewöhnt hat, nur a
in den Begriffen der Physik zu denken, wird mit di
ihm beizukommen suchen. Aber mit ihnen entdeckt
hier mehrentheils nur Trivialitäten und sieht sich um
Innere der Sache wie in unendlichen Schneckenkreisen
umgeführt. Der speculative Philosoph versucht es
andern Ende her, wo sich auch immer sogleich Blick
die wirkliche Tiefe öffnen. Aber alles hier Erblickte
sich so von Ferne, wie etwa von einer Alpenhöhe h
die Gegenstände des fernen Thals. Das Sehen löst
auf in ein Verlangen, von dem, was man sieht, im
mehr zu sehen, und je gewaltsamer man nun die Au
anstrengt, desto unsicherer wird man oft.

Hieraus erklärt sich und hierdurch rechtfertigt sich
abenteuernde Bestreben der Gegenwart, auf immer n
und bisher unversuchten Wegen in die Gesetze des an
lischen Trieblebens einzudringen. Bildet das Triebl
oder die Seele eine gewisse Art des Seins und Wir
für sich, welche weder mit den physikalischen Processen
Körperwelt, noch mit den moralischen Processen der G
welt verwechselt werden darf, so muß es auch eine ei
thümliche Wissenschaft und Wissensmethode für das
chische Leben geben, ebenso unterschieden von der Met
der physikalischen Wissenschaften als von der der spec
tiven, welche aber, wenn sie gefunden sein wird,
Nutzen eines fahrbaren Verbindungswegs darbieten
zwischen zwei Gebieten, welche bisher unverbunden w
Erst durch eine solche Verbindungsstraße wird dann
Physiker mit dem speculativen Philosophen in einen eig
lichen Verkehr treten können, indessen sie, solange
Straße nicht eröffnet ist, trotz alles guten Willens
beiden Seiten immer noch nichts Rechtes miteinander
zufangen vermögen.

Beginnen wir mit der speculativen Seite, so h
wir den Vortheil, daß sich uns der Gegenstand so
in großen Umrissen und in erhabener Perspective

---

heiterster Weise glücklich gepriesen, daß der Abend seines Lebens diese letzte Freude ihm noch gönne. So wandert er, mit Gedanken an seine italische Reise beschäftigt, nach seiner Gewohnheit, einsam einen schmalen Damm entlang, welcher sich zwischen Gebüsch an einem Wassergraben fortzieht und an dem betreffenden Tage von nächtlichem Regen erweicht und schlüpfrig war. Ein Anfall von Schwindel, Folge seiner Kränklichkeit, hat ihn erfaßt, hat ihn in den Graben gestürzt und das Leben eines der geistreichsten, liebenswürdigsten und edelherzigsten Menschen geschlossen. Die Annahme, daß er selbst sich den Tod gegeben habe, ist im höchsten Grade albern: Lüdemann war ein viel zu heiterer Geist, ein viel zu ausgeprägter Charakter und ein viel zu frischreligiöses Gemüth, als daß seiner kerngesunden Seele ein so krankhafter Gedanke hätte kommen können; seine Finanzen befanden sich in bester auskömmlichster Verfassung; er genoß die Achtung seines Königs, seiner Vorgesetzten, seiner Collegen und aller, die irgend mit ihm in Verbindung standen, in hohem Grade; wozu endlich die Reise und die sorgfältigsten Reisevorbereitungen, wenn solche grauenhafte Plane vorhanden waren? Heucheln und lügen hat Lüdemann's ehrliches Gemüth nie gekonnt. Schließlich war gerade am Tage dieses traurigen Ereignisses kaum so viel Wasser in dem betreffenden Graben, um ein neugeborenes Kind zu ertränken; auch lag der Kopf der Leiche nicht im Wasser. An einen Raubmord ist aber auch nicht zu denken, da keine Beraubung vorlag, und für eine That der Rache und des Hasses fehlt jede Vermuthung: wer Lüdemann kannte, der hatte ihn lieb."

Der Einsender aus Liegnitz, welcher der „Breslauer Zeitung" die obenerwähnte Mittheilung über Lüdemann's Tod machte, schloß seine Notiz mit den Worten: „Lüdemann hat sich auch, wenn wir nicht irren, auf dem Felde der Literatur versucht, mit Bestimmtheit wissen wir, daß er kritische Arbeiten geliefert hat." Trauriges Schicksal eines verdienten und fleißigen deutschen Schriftstellers, selbst in seiner nächsten städtischen Umgebung als Schriftsteller der Vergessenheit anheimzufallen, wenn er nicht bis zu seinem Tode jährlich mit einem möglichst dicken Buche sich dem Publikum wieder in Erinnerung bringt! Lüdemann hat sich jener Einsendung zufolge, „wenn wir nicht irren", auf dem Felde der Literatur „versucht", nur „versucht"! Wilhelm von Lüdemann (geb. 1795 zu Küstrin) hat aber früher bis in die Mitte der dreißiger Jahre sehr fleißig und mit Erfolg auf dem Felde der Literatur, namentlich der Reiseliteratur gearbeitet; er schrieb unter anderm „Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen" (Berlin 1824); „Neapel wie es ist" (Dresden 1827); „Konstantinopel wie es ist" (Dresden 1827); „Dresden wie es ist" (Dresden 1830); „Spaziergänge in Rom" (Dresden 1828). Außerdem verfaßte er eine „Geschichte der Malerei" und eine „Geschichte der Architektur", mehrere Romane und war auch besonders noch als Uebersetzer thätig. Seine letztere größere Arbeit, mit der er vor das Publikum trat, war seine Biographie Leopold Schefer's als Einleitung zu des letztern „Ausgewählten Werken" (Berlin 1857). Wenn der Verfasser der erwähnten Notiz in der „Breslauer Zeitung" versichert, mit Bestimmtheit zu wissen, daß Lüdemann kritische Arbeiten geliefert habe, so kann sich dies wol nur oder doch vorzugsweise auf seine kritische Thätigkeit für die „Blätter für literarische Unterhaltung" beziehen, zu denen er seit einer langen Reihe von Jahren theils unter seinem Namen, theils und zwar viel öfter unter einer Chiffre, in den letzten Jahren unter der Chiffre 4, eine große Zahl von werthvollen Beiträgen geliefert hat und zwar bis kurz vor seinem Tode, zuletzt noch unter Gemüthsbewegungen, die auch aus seinen Briefen hervorgingen und zu denen auch der Schmerz über die politische Lage seines Vaterlandes beigetragen haben mag. Denn Lüdemann, noch ein Freiheitskämpfer aus den Jahren 1813—15, war allerdings mehr ein Patriot im alt- als im neupreußischen Sinne, ein entschiedener Conservativer, wie ja auch aus obigem Aufsatze hervorgeht. Hoffen wir, daß seine hinterlassenen Lebenserinnerungen einen Herausgeber und Verleger finden! D. Red.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 5 d. Bl. D. Red.

von welcher hernach bequem in das Einzelne der sich enger an die naturwissenschaftliche Beobachtung anschließenden Versuche niedergestiegen werden kann.

1. Die Wissenschaft des Geistes von Gustav Biedermann. Dritter Theil. — A. u. d. T.: Die Seelenlehre. Leipzig, Teubner. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Das Gesetz der Persönlichkeit, nachgewiesen von Leopold Schmid. Gießen, Ferber. 1862. 8. 10 Ngr.
3. Die Genesis des Bewußtseins nach atomistischen Principien. Von Maximilian Droßbach. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie von Hermann Lotze. Zweiter Band: Der Mensch. Der Geist. Der Welt Lauf. Leipzig, Hirzel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die reine Speculation dient dem empirischen Psychologen fortwährend zu einer wohl zu beachtenden Warnungsstimme, daß er sich in seinen minutiösen Beobachtungen nicht gänzlich zugrabe in die innere Erfahrungssphäre des einzelnen Seelenwesens, sondern dabei aufmerksam bleibe auf seine Zusammenhänge mit dem schlechthin Allgemeinen als dem Weltgeiste, welcher weder der meinige noch der deinige, vielmehr der Allgeist oder der göttliche zu nennen ist. „Die Seelenlehre" von Gustav Biedermann (Nr. 1) hat vorzüglich diesen Zweck im Auge. Sie bestimmt die Sittlichkeit oder das in der Vernunft lebende und so das ganze Menschengeschlecht durchwaltende Sittengesetz als die ihm einwohnende göttliche Thätigkeit, die Frömmigkeit daher als unmittelbaren Verkehr mit Gott, ein Insichaufnehmen und Hegen der Göttlichkeit. Die Göttlichkeit in ihrer weltgeschichtlichen Menschwerdung als Sittlichkeit, Rechtlichkeit und Frömmigkeit bestimmt, bildet selbst das Wesen des in seiner höchsten Entwickelung bethätigten Menschengeistes. Der Mensch ist in dieser Stellung zwar nicht Gott gleich, wol aber soll er sich bestreben, in seinem moralischen Thun (besonders schutz- und hülfsbedürftigen Nebenmenschen gegenüber) gleichsam an Gottes Statt zu sein. Gott ist zwar nicht Person im menschlichen, wol aber in jenem rein geistigen Sinne, worin Allwissenheit und Allmacht sein Wesen als Weltgeist und als Menschengeist selbst ausmachen. Es sind dieses lauter Bestimmungen, welche die Hegel'sche Philosophie mit der Fichte'schen theilt, und welche man zu den Fundamenten jeder auf praktischer Vernunft fußenden Speculation rechnen darf. Wer im Stande ist, mit solchen Principien sich in ernsthaften Conflict zu setzen, der irrt sicher auf falschen Wegen. Gleichwol dient dieser Weg, welcher die Seele über sich selbst hinüber in den Geist hebt, nicht dazu, sie in sich selbst näher zu orientiren. Der Verfasser gelangt z. B. in Betreff des wichtigsten psychologischen Begriffs, des Triebes, nicht hinaus über die Bestimmung, daß er eine auf die Erreichung eines bestimmten Ziels und Zwecks ausgehende Kraftäußerung sei, womit wenig gewonnen ist.

Einen tiefern Blick in das Verhältniß von Geist und Seele läßt uns Leopold Schmid werfen durch die Aufstellung eines „Gesetzes der Persönlichkeit" (Nr. 2), wonach sich das Geistleben auf der Grundlage des Seelenlebens entwickelt vermöge eines spontanen Uebersteigens dieser Grundlage von seiten einer allgemeinen Thätigkeit, welche in Gestalt der Persönlichkeit oder Selbstbestimmung sich selbst im Mittelpunkte des Seelenlebens Bahn bricht.

Die Seele hat ihren Inhalt am Gemüth als dem, was in den innern Sinn fällt, und worin sie unmittelbar in sich selbst vertieft ist. In ihm hebt die Selbstbestimmung an in Gestalt einer Selbstentäußerung oder Selbstobjectivirung, eines Strebens oder Triebes. Zur Selbstentäußerung gesellt sich die Selbsterinnerung im Gefühl, und zwar in den drei Grundgefühlen der Schönheit, der Wahrheit und der Sittlichkeit, worin das Gemüth sich seines höchsten Gesetzes als seiner innersten maßgebenden Allgemeinheit allmählich inne wird. Auf dieser sowol activen als passiven Grundlage entfaltet sich nun die Selbstbestimmung in der Aufeinanderfolge der Lebensalter so, daß der Mensch auf jeder folgenden Stufe die Bestimmung hat, über das eigene Selbst der frühern Stufe als über eine Unterlage zur folgenden hinüberzusteigen. Denn während im Fruchtalterzustande die Persönlichkeit noch ganz in die Production ihrer materiellen Leiblichkeit vertieft war, sodann in der Kindheit das Gemüth, im Knaben den Willen, im Jünglinge die Intelligenz, in der reifen Jugend das Selbstbewußtsein herauskehrte, bemächtigt sie sich im Mannesalter des ganzen Innern zur Bewältigung der Außenwelt, und gewinnt endlich im Greisenthum, aus der Welt zurück und in sich einkehrend, sich selber ganz als ihre eigene bleibende That.

Die Person ist folglich dem Menschen nicht angeboren, sondern entsteht fortwährend und bringt sich selbst hervor als ihr eigenes Product. Dieses scheint ein Widerspruch zu sein, ist es aber nicht. Zwar kann ein Wesen nicht seiner eigenen Existenz vorausgehen, wol aber können diejenigen Theile eines Wesens, welche bereits in die Erscheinung getreten sind, sich in verschiedener Weise empfangend oder ablehnend verhalten in Beziehung auf die ihm zufließenden Kraftquellen allgemeiner Vernunft, aus denen es sich ernährt und den Zuwachs seiner Lebensströme empfängt. Denn die Geister leben nicht aus sich, sondern sind Recipienten des allgemeinen Geistes im Weltall, an dessen Berührung ihre Freiheit der Selbstbestimmung sich entzündet. Sie haben ihr Schicksal dadurch in ihrer Hand, daß sie ihren Ernährungsproceß aus den Quellen des Weltgeistes beständig selbst lenken und leiten durch die Acte ihres Willens, mögen sie nun selbst an eine solche Lenkung glauben oder nicht.

Eine Abart der speculativen Denkweise ist die monadologische, wie bei Droßbach und Lotze. Die Monadologie übertreibt die Ansprüche des Individuellen. Sie überliefert die Denkthätigkeit und Vernunft dem Individuum zum eigenen Besitz, worauf dasselbe keinen Anspruch hat. Sie ist ein Versuch, den Atomismus in die Speculation einzuführen. Aber der Geist ist nicht ein Atom, sondern eine aus der allgemeinen Vernunft brennende lebendige Flamme. Die Monadologie sieht sich genöthigt, den Geist, die Vernunft, das ursprünglich Lebendige und Bewußte für ein an sich unbewußtes und

erst durch äußere Umstände zum Bewußtsein erwachendes Ding zu erklären, die Person zur Sache, das Subject zum Gegenstande zu erniedrigen. Dies ist der bittere und unerträgliche Kern einer sonst große Vortheile bietenden Theorie. Der reine, das absolute Gesetz wissende und vollziehende Gedanke kann nur dann für einen geistigen und in innerster Tiefe bewußten gehalten werden, wenn er auch zugleich für die allgemeine, über die einzelnen Individuen als seine bloßen Organe und Recipienten übergreifende Thätigkeit gehalten wird, wie Fichte es einst in folgenden Worten höchst klar formulirt hat:

> Das ist's. Seit in Urania's Aug', die tiefe
> Sich selber klare, blaue, stille, reine
> Lichtflamm', ich selber still hineingesehen,
> Seitdem ruht dieses Aug' mir in der Tiefe,
> Lebt mir im Leben, sieht in meinem Sehen.

Dagegen leistet die Monadologie überall dort dem Idealismus guten Beistand, wo es sich nicht um das Verhältniß der Seele zum Geiste, sondern zum Körper handelt. **Maximilian Droßbach** hat in seiner „Genesis des Bewußtseins" (Nr. 3) dieses Verhältniß in Betreff der Vorstellungen des Gedächtnisses klar auseinandergesetzt. Er zeigt, daß die Vorstellungen, welche zeitweilig vom Bewußtsein erhellt werden, nicht verschwinden, wenn diese Erhellung aufhört, sondern dem Wesen der Seele dergestalt unbewußt eingeprägt bleiben, daß sie auch noch nach vielen Jahren, wenn unser Organismus und seine Gehirnbildung eine ganz andere geworden ist, unversehrt wieder ins Bewußtsein heraustreten können. Wären nun die empfangenen Eindrücke im wahrnehmenden Wesen an physikalische und chemische Verbindungen geknüpft, so wäre keine Erinnerung möglich. Denn wie sollte eine Erinnerung an empfangene Eindrücke entstehen in Zuständen, wo die Substrate dieser Eindrücke völlig geschwunden sind und daher von ihnen selbst ebenfalls keine Spur mehr vorhanden ist? Ist das Selbstbewußtsein ein Bewegungsvorgang im Organismus des Greises, indem sich derselbe als eine und dieselbe Person betrachtet, die er als Knabe war, so ist die Identität seiner Person nicht nur eine Selbsttäuschung, sondern alle Erinnerungen an die Begebenheiten aus seiner Kindheit sind willkürliche Träume ohne irgendeine feste Unterlage. Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß die Seele trotz des fortwährenden Absterbens des alten Leibes und trotz des fortwährenden Anbildens oder Anziehens eines neuen die empfangenen Eindrücke bewahrt und festhält, unabhängig von den Stoffen, aus denen der Leib besteht.

Daher verhalten sich nach Droßbach auch Empfindung und Begierde, Vorstellung und Wille zum belebten Organismus nicht, wie der Schall zur schwingenden Glocke, oder die Strahlenbrechung zum beleuchteten Krystall, oder wie Wärme und Licht zu mechanischer Arbeit. Denn der Schall, die Wärme und das Licht sind selbst immer noch sinnlich wahrnehmbare Thätigkeiten, gleichwie die schwingende Glocke, der beleuchtete Krystall und die physikalischen Vorgänge überhaupt. Dagegen können die psychischen Vorgänge (z. B. einer lebenslangen Erinnerung) sinnlich gar nicht wahrgenommen und an e sinnlichen Vorgang gar nicht angeknüpft werden.

In diesem Punkte stimmt die Droßbach'sche Th mit dem Idealismus überein. In einem andern i ihm verwandt, jedoch ohne völlig auf seine Höhe zu langen. Es ist der Punkt des gegenseitigen Gebens Empfangens als des Urgesetzes aller Wesen, welche als Einheits- oder Verbindungstrieb in ihnen zu erke gibt. Alle Wesen haben den Trieb, sich durch Ve dung zu ergänzen, und erkennen darin das gesellige halten als ihre Bestimmung an. Liebe ist daher höchste Gesetz im Weltall. Dieses aus den Princ des Idealismus allerdings unmittelbar fließende A wird hier mit zu Hülfe genommen, als ob sich da auch ohne idealistische Voraussetzungen nur so von verstände, was doch keineswegs der Fall ist. Der listischen Theorie, welche den Individuen nur ihren W beimißt, insoweit sie Organe einer sich in ihnen vo henden allgemeinen Thätigkeit sind, ist der Gedanke, die Bestimmung der Geister ihre socialen Verbindu seien, unvermeidlich. Aus der Monadentheorie folgt mittelbar keine andere Bestimmung des Individuums die zu einer inwendigen Vervollkommnung seiner gei Kräfte ohne alle Anforderung einer Beugung des E mus unter ein höheres Gesetz. Denn hier ist das dividuum sich selbst die absolute Realität und das lute Gesetz. An dieser Stelle nun durchbricht bei D bach aufs glücklichste sein warmes Lebensgefühl die S heit seiner eigenen Theorie und bekommt eben da seine Monadenlehre jenen starken Zusatz von echtem I lismus, welcher sie vortheilhaft auszeichnet. Er b hier nur noch einen kleinen Schritt weiter gehen, um zu werden, wie in dem wechselwirkenden Culturwerk im vernünftigen Einverständniß geeinigten Wesen die dividuen als solche es gar nicht mehr sind, welche a sondern vielmehr die eine Vernunft es ist, welch ihnen als in ihren Recipienten und Organen sich bethätigt und vollbringt.

Nur allein aus der idealistischen Ansicht quill Helligkeit und Zuversicht, die Entschlossenheit und Muth, welche die Mitarbeit an dem Ausbau des nunftreichs auf Erden jedermann zu einer hoffnungs und freudigen Nothwendigkeit machen, während die nadologie für sich allein uns nicht schützt vor der G der lähmenden und entmuthigenden Reflexionen, dem Nichtidealisten bei seinen höchsten Bestrebungen ü gespensterhaft und in inwendigster Seele kränkend entg treten. **Hermann Lotze**, welcher unter den Kory der heutigen Monadologie wol den ersten Rang beha hat uns im vorliegenden zweiten Bande seines vielge ten „Mikrokosmus" (Nr. 4) diese die Theorie in ihre vermischten Reinheit umlagernden finstern Schatten k wegs verhüllen wollen, und wir wissen die Aufricht zu schätzen, mit welcher er dieses nicht gewollt hat. so nur wird uns die ganze Tragweite des Princips Bewußtsein gebracht, wie sie dort sich enthüllt, wo da

nicht durch idealistische Zusätze ein fremdes Licht erborgt, sondern in nackter Offenheit uns den erhabenen Anblick seiner düstern und kalten Naturanschauung vergönnt. Indem Lotze in diesem zweiten Bande den „Menschen", den „Geist" und den „Weltlauf" an der Hand seiner speculativen Theorie behandelt, drängt sich ihm eine Fülle von interessanten Thematen auf, wie z. B. die Sprache und die Erkenntniß, die Sittlichkeit und die Sitte, die Lust und das Gute, die Temperamente und die Lebensalter, die Reinlichkeit und die Schamhaftigkeit, die Cultur und ihre Arbeitszweige, das Haus und die Familie u. s. w., welche auf die ihm eigene scharfsinnige und geistvolle Weise durchgearbeitet werden. Zuletzt dann stellt sich das Resultat von dem allen in folgenden Worten heraus (S. 447):

> Wie wir dagegen bejahend die Zusammengehörigkeit dieser menschlichen Natur mit dem Ganzen der Wirklichkeit und ihre bedeutungsvolle Stellung in demselben bestimmen sollen, darüber endeten unsere Ueberlegungen in Zweifel und Dunkel. Wir wissen nicht, was die unzähligen Gestirne verbergen, die in unser Leben nur mit ihrem nächtlichen Scheine hereinragen; was ist nun unsere Stellung in dem Weltall, dessen kleinsten Theil nur wir kennen? An der Oberfläche dieses Planeten finden wir uns an der Spitze einer Thierreihe, deren Typus in unserer Organisation gipfelt, aber was will diese systematische Würde, an die wir im Leben kaum je denken und die dem Fortschritt unserer Entwickelung keinen Nutzen bringt? Wir fühlen uns endlich geistig durch eine große Kluft von dieser Thierwelt geschieden; aber indem wir Ideale verfolgen, die nur uns gelten, empfinden wir theils, wie wir fast durchaus hinter dem zurückbleiben, worauf wir allein Werth legen zu dürfen glauben, theils bemerken wir, wie frisch zugleich auch jenes andere Seelenleben um uns fortvegetirt, das diese Ideale nicht kennt. Unsere eigenen Ziele sind uns nicht klar; Unzähliges existirt außer uns, dessen Sinn und Bestimmung noch fremdartiger ist; wer sich selbst kennen wollte, müßte den Plan des großen Weltbaues errathen, zu dem so mannichfache Glieder zusammenstreben.

Hier enthüllt sich der völlige Gegensatz zwischen reiner Monadologie und Idealismus. Der Monadolog erwartet die Entscheidung der höchsten Lebensfragen vom Astralen, von dem, was die Gestirne verbergen; der Idealist vom Kosmischen, von der Weltvernunft, deren Anschauungsproduct der Weltraum ist. Diese Vernunft verhält sich gegen alles, was der Erfahrung angehört, darum gleichgültig, weil sie selbst der ganzen Erfahrungswelt mit Sonnen und Gestirnen als die Bedingung ihrer Entstehung vorausgeht. Was sich ganz von selbst versteht, wie die Denk- und Anschauungsgesetze der allgemeinen Vernunft, das hat ein nothwendiges und in sich selbst gegründetes Dasein durch sich selbst und unabhängig von irgendetwas anderm. Der Idealist braucht daher wenig neugierig zu sein auf das, was die Gestirne verbergen. Denn keins von ihnen kann irgendein Phänomen verbergen, was nicht befolgte die Gesetze der einen Vernunft, zuerst die mechanischen, dann die mathematischen, drittens die logischen und viertens die moralischen. Eine solche speculative Einsicht macht uns das Weltall an jeder seiner Stätten heimisch und vertraut, läßt uns in den Bewohnern der fernsten Sterne Glieder und Genossen des einen gemeinsamen Lebens begrüßen, wogegen die entgegengesetzte Ansicht immer in Gefahr kommt, durch das Imposante der astralen Natureindrücke in dem Ueberlegenheitsbewußtsein des Apriori gegen das Reich der Erfahrung gehindert und gestört zu werden, indem dann die uns nur immer fremder und fremder anstarrende Natur in ihren fiebertraumartigen Unendlichkeiten und ängstigenden Unermeßlichkeiten sich gleichsam in die wildfremden Einöden eines scheuen äthiopischen Fetischismus zurückzuziehen und zu verbergen droht.

Soll der speculative Weg in der Psychologie fruchtbarer werden, so muß éine reguläre Verbindungsstraße zwischen dem Idealismus und der Naturwissenschaft eintreten, wie wir sie noch nicht besitzen, aber einst zu bekommen gegründete Hoffnung haben, wenn nur auf dem Felde des Idealismus ebenso fleißig fortgearbeitet wird, als auf dem der Naturwissenschaft. Die folgenden Schriften gehören mehr oder weniger diesen Bestrebungen an:

5. Natur und Idee oder das Werdende und sein Gesetz. Eine philosophische Grundlage für die specielle Naturwissenschaft, von Karl Gustav Carus. Mit einer lithographirten Tafel. Wien, Braumüller. 1861. Lex.-8. 3 Thlr.
6. Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Dargestellt und gedeutet von Maximilian Perty. Leipzig, C. F. Winter. 1861. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
7. Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen gegen die Widersacher vertheidigt von Maximilian Perty. Ein Supplement zu des Verfassers „Mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur". Leipzig, C. F. Winter. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.
8. Wissenschaft und Mystik. Erwiderung auf die im „Bund" erschienenen Mittheilungen über das Werk: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur von Perty", von Wilhelm Schacht. Aarau, Christen. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.
9. Odische Begebenheiten zu Berlin in den Jahren 1861 und 1862. Von K. Freiherrn von Reichenbach. Berlin, Schröder. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.
10. Gott und sein Reich. Philosophische Darlegung der freien göttlichen Selbstentwickelung zum allumfassenden Organismus. Von Melchior Meyr. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nachdem der erste Anlauf der Schelling'schen Naturphilosophie aus Mangel an der erforderlichen Präcision in den Verbindungsbegriffen zwischen Speculation und Empirie gescheitert war, glaubte ein großer Theil der Naturforscher durch ein stärkeres Eingraben in minutiöse Einzelheiten der Erfahrung den Mangel an durchgreifenden und leitenden großen Gesichtspunkten reichlich ersetzen zu können. Aber vergebens. Der Mangel macht sich heutzutage wieder fühlbarer als je. Gar mancher reibt sich heute verwundert die Augen und fragt sich, ob man damals auch wirklich das Richtige that, als man den Baum der Naturphilosophie, weil er Schlehen und Holzäpfel trug, voreilig ins Feuer warf, anstatt ihn, mit Pfropfreisern von edlern Obstsorten versehen, in eine Baumschule zu versetzen. Aber es ist niemals zu spät, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, und so läßt auch hier wiederum in der Schrift über „Natur und Idee oder das Werdende und sein Gesetz" (Nr. 5) der rüstigste Vertreter der naturphilosophischen Idee in der

Gegenwart, **Karl Gustav Carus**, unermüdet seinen lauten Mahnruf an die Naturforscher erschallen, bei ihrem emsigen Tagewerke immer weiter von den Phänomenen in die Ursachen, von den hervorgebrachten Massentheilchen in die hervorbringenden Urkräfte des primordialen Weltraums, des Erzeugnisses anschauender Vernunft, vorzudringen.

Carus erkennt als das Allgemeine oder Göttliche in der menschlichen Natur den bewußten Geist in seinem Wollen, Fühlen und Erkennen, und folglich denselben auch für das Allgemeine überhaupt. Denn da das Allgemeine nur Eines ist, so muß in ihm der Unterschied zwischen Menschengeist und Weltgeist schwinden. Und da das Allgemeine das Bewußtsein ist, so geht in Gott aus dem höchsten Bewußtsein alles Unbewußte hervor, nämlich das seiner selbst Unbewußte. Denn für das höchste Bewußtsein selbst kann es kein ihm Unbewußtes geben. Umgekehrt ist in allem Werden, und so auch im lebenden und werdenden Menschen, das Erste stets das Unbewußte, und erst aus ihm reift durch allmähliche Entwickelung das Bewußtsein. Daher ist die Aufgabe der Naturphilosophie, das Wesen göttlichen Werdens im Unbewußten zu erfassen und es bis zur Entwickelung des Bewußtseins zu verfolgen.

Da nun Carus aber zur Erklärung alles Unbewußten nur ein einziges Princip kennt, welches er Aether benennt und woraus alles materielle Dasein durch eine Metamorphose desselben hervorgeht, in welcher er sich mit den Formen der Ideen überkleidet und durchdringt, so bleibt hier die Wissenschaft immer in dem unvermittelten Dualismus von Speculation und Physik befangen. Ein eigenthümliches psychisches Princip in der Mitte zwischen beiden wird ganz vermißt. Idee und Aether oder Geist und Körper müssen gleichsam in Ermangelung eines besondern Geschäftsträgers und Vermittlers zwischen ihnen alle Geschäfte miteinander auf das unbequemste in selbsteigener Person vollziehen. Und da der animalische Trieb seiner eigenthümlichen Natur nach weder zu den Aetherstoffen noch zu den Ideen gehört, so wird er willkürlich entweder auf die eine oder andere der beiden Seiten herübertreten müssen, und zwar in einer Naturphilosophie wol immer am ersten auf die stoffliche Seite. Aus Trieben werden bei Carus Aetherhandlungen.

Licht und Schwere sind (zufolge S. 67) die ersten Urstrebungen oder Urhandlungen des Aethers in seiner Differenzirung. Nach einem göttlichen Denken setzen sich durch sie im Urelement Centralpunkte, welche als Schwerpunkte Aethermassen um sich vereinigen. So beginnt das Darbilden und Darleben idealer Formen im Elemente des Aethers, wovon die Vollendung das organische Leben ist, welches nach idealen Vor- und Urbildern arbeitet, welche zugleich Abbilder und Wiederholungen des Weltganzen (des Urorganismus) sind. Zu den elementaren Aetherhandlungen gehören außer Licht und Schwere noch 3) der Schall, 4) die Wärme, 5) der Magnetismus, 6) die Elektricität. Dagegen werden unter den individuellen oder organischen Aetherhandlungen die Functionen der anima-

lischen Fasercontraction und Innervation verstanden. [...]
sind aber keine neuen und specifischen Principien, [...]
dern es wiederholen sich in ihnen blos durch ein[...]
von Metamorphose jene sechs vorausgegangenen Fu[...]
nen, sodaß infolge hiervon auch die ganze indivi[...]
Plastik des organischen Bildens in einer bloßen [...]
morphose der elementaren Plastik des Chemismus b[...]

Unter den Organismen unterscheiden sich Thier[...]
Pflanzen vorzüglich durch einen Formgegensatz in [...]
hung zu den Dimensionen des Raums. Währe[...]
Pflanze sich als Zellenkeim perpendikulär polarisirt [...]
Lichtorgane des Blütentriebes und die Finsterniß[...]
des Wurzeltriebes, polarisirt sich das Thier horizon[...]
Eizelle in ein Nervencentrum oder Kopf und ei[...]
dungscentrum oder Bauch. Weil in der horiz[...]
Stellung aber zugleich die Polarisation in eine S[...]
und Erdseite mitgegeben ist, so wird dadurch am [...]
schen Organismus der Rücken vom Bauch, die rech[...]
der linken Seite abgetrennt und so das Thier zu [...]
vollständigen Bilde der drei Raumesdimensionen e[...]
während die Pflanze nur das Oben und Unten [...]
und das Rechts und Links, Vorn und Hinten [...]
ein beliebiges und verwechselbares bleibt.

In ähnlicher Art werden dann ferner auch die [...]
lichen Formen untereinander, sowie auch die thierisc[...]
verschiedenen Klassen verglichen mit Hinweisung a[...]
Verfassers frühere Arbeiten: „Ueber die Ur-Th[...]
Knochen- und Schalengerüstes" (1828), sowie die [...]
portionslehre der menschlichen Gestalt" (1857) u[...]
„Symbolik der menschlichen Gestalt" (1858). [...]
das Schema einer Urpflanze aufgestellt und na[...]
eine Eintheilung der Pflanzengeschlechter in ungeg[...]
und gegliederte, in Lichttriebpflanzen und Erdtriebp[...]
Blattpflanzen und Blütenpflanzen gegeben. In ä[...]
Weise folgt eine morphologische Eintheilung des [...]
reichs in Eithiere, Bauchthiere, Brustthiere und [...]
thiere u. s. w. Das Ganze verliert sich in eine [...]
organische Morphologie. Die Producte der orga[...]
den Triebe werden genau zergliedert, von den [...]
selbst aber als Urstrebungen oder Urhandlungen des [...]
ist weiter keine besondere Rede mehr. Ihre Metam[...]
in einen höhern Zustand scheint nicht mehr als d[...]
ziehen einer neuen Form mit Beibehaltung ihre[...]
Wesens auf sich zu haben.

Hierbei kann der Psycholog sich unmöglich be[...]
Er lernt durch sorgfältige Selbstbeobachtung Tri[...]
in sich kennen, welche ebenso verschieden sind v[...]
Gesetzen der physikalischen, als von denen der mo[...]
Welt, und folglich eine besondere Welt für sich aus[...]
Daß zwischen den moralischen Actionen der Geistw[...]
den Strebungen der Triebe, und andererseits w[...]
zwischen diesen Strebungen und gewissen physi[...]
Functionen Metamorphosen, Umsetzungen, Umwa[...]
gen oder Auslösungen möglich seien, braucht daru[...]
im mindesten in Abrede gestellt zu werden. Nu[...]
durch ein solches Wort allein noch nichts erklärt. [...]
ich z. B. auch ganz sicher darüber wäre, daß ein [...]

Trieb im animalischen Organismus sich eingestellt hätte als Auslösung oder Tauschwerth (Aequivalent) für eine gewisse Portion Wärme, Elektricität u. dgl., so wüßte ich dadurch noch immer über die innere Beschaffenheit des Triebes ebenso wenig, als z. B. über die Qualität einer Waare, von welcher ich versichert wäre, sie sei für einen Preis von 4 Thalern erstanden worden.

In etwas anderer Weise als wie bei Carus, stellt sich die Sache der Seele bei Maximilian Perty in seinen Schilderungen der „Mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" (Nr. 6 und 7). Zwar kennt auch er in seiner Wissenschaft im Grunde nur Speculatives und Physikalisches. Jedoch bleibt das zwischen beiden in einer unsichern Mitte schwebende psychische Wesen hier nicht ebenso in einer verschämten Verborgenheit, sondern stellt seine aus dem ungenügenden Dualismus resultirende schiefe Stellung auf eine breitere Weise zur Schau. Indem (S. 5) der uranfänglich selbstbewußte Universalgeist seine Gedankenwelt außer sich setzt, entsteht als sein Bild die räumlich zeitliche Schöpfung. Und zwar sind die Wesen, welche jener höchste Geist zunächst aus sich setzt, die Weltkörper als geistig-materielle Substanzen. In ihnen sieht Perty die Urquellen des Trieblebens sprudeln, wie aus der folgenden Erklärung über den Erdplaneten hervorgeht (S. 8):

> Was auf der Erde erschienen und geschehen ist, von den ersten Anfängen ihrer Bildung an, der Scheidung und Gruppirung der Stoffe, bis zur Entstehung der secundären Organismen, zuletzt des Menschen, und den Umwandelungen und Schicksalen der Menschheit, fließt alles aus dem geistigen Princip der Erde, dem Gäodämon, stellt seine Offenbarung und Entwickelung dar: darum ist alles auf der Erde miteinander verbunden, alles von allem abhängig, durch alles bestimmt. Nicht etwa der Geist der Menschheit ist der Gäodämon, denn diese ist ja sein Product, sondern der allgemeine Geist der Erde, welcher alles, was auf ihr war, ist und sein wird, in seinem Bewußtsein verbindet, in der Mineralwelt, in Luft und Meer, wie in den Organismen wirksam ist. Weil der Gäodämon ein geistiges Principium ist, konnten auf der Erde auch geistige Wesen entstehen, und weil er zur Entwickelung bestimmt ist, kämpft und wandelt und läutert er sich. Nicht blos die Katastrophen der Erdrinde, der Wechsel der secundären Organismen auf ihr, die selbst ein viel höherer Organismus ist, sondern auch der geschichtliche Kampf der Menschheit fließt aus der Natur jenes Principiums, welches durch Kampf und Widerspruch zur Klarheit und Ruhe gelangen soll.

Man muß in dieser mehr der Phantasie, als einem methodischen Denken angehörigen Annahme zwischen dem unterscheiden, was daraus mit den Anforderungen eines strengen Idealismus sich vereinigen läßt und was nicht. Daß das organisirende Triebleben auf dem Erdplaneten im Bewußtsein des Urgeistes oder Weltgeistes seinen ersten Ursprung haben müsse, daß dieses an den Erdplaneten geknüpfte Triebleben eine einzelne in sich verbundene Gruppe von organisirenden Kräften bilde unter vielleicht unzähligen andern ähnlichen Gruppen, dieses sind Dinge, welche auch der Idealist nicht bezweifeln kann. Denn obgleich wir vom organisirenden Triebleben des Mars, der Venus u. s. w. nicht die mindeste Kunde haben, so dürfen wir doch unmöglich aus unserer Unkunde der Sache in diesem Falle auf eine Nichtexistenz derselben schließen, sondern dürfen uns im Gegentheil veranlaßt sehen, der Triebgruppe der Erde (Gäodämon) eine Triebgruppe der Sonne (Heliodämon), des Mercur (Hermodämon) u. s. w. zur Seite zu stellen. Ganz anders aber stellt sich die Sache in Betreff der Behauptung, daß der Menschengeist ein Product des Gäodämon oder der Erdseele sei. Der Menschengeist ist nichts anderes als die allgemeine sich in ihm bethätigende Vernunft selbst. Sein Wesen ist daher nothwendig von kosmischer Natur, und alle Principien von blos planetarischer Art müssen so tief unter ihm stehen als das blos seelenhafte oder animalische Wesen unter dem geistigen steht. Die Seele kann dem einzelnen Weltkörper angehören, der Geist unmöglich. Daher kann auch unmöglich ein Unterschied existiren zwischen Sonnengeist und Erdgeist, obwol vielleicht zwischen Sonnenseele und Erdseele. Denn das empirische Wesen der Triebe ist mannichfach und unterliegt zufälligen Bestimmungen, das apriorische Wesen der Vernunft hingegen ist sich überall vollkommen selbst gleich, eines und einfach. Daher ist der Gedanke, daß es neben oder über dem Geiste der Menschheit auf Erden noch einen von ihm unterschiedenen Erdgeist gebe, nicht mit Klarheit zu vollziehen. Denn nicht einmal der allgemeine Weltgeist ist vom Menschengeiste unterschieden, sondern der Menschengeist steht, wie Biedermann richtig bemerkt hat, innerhalb der Welt an Gottes Statt. Und wenn nun Perty fortfährt, dem Gäodämon nicht blos Bewußtsein von den ihrer selbst bewußten Wesen, sondern auch von allen Verborgenheiten der unbewußten, von allen Thätigkeiten der unorganischen Materie zuzuschreiben, ihn durch ätherische Fluida zwischen ihren Theilchen alle Schwingungen und Veränderungen in ihnen unmittelbar empfinden zu lassen, und durch eben diese feinen alle Körper durchdringenden Fluida auch sogar die Verbindung der Geister bis zum höchsten Geiste hinauf zu erklären: so sind dieses lauter Vorstellungen, denen der Idealist nicht weiter folgen kann. Denn da der Geist mit dem Geiste nur eins ausmacht, so sind alle Geister miteinander von innen her und von vornherein aufs engste verbunden, und eine solche innere Einigung erst auf physikalischem Wege durch unendlich feine Fluida erklären zu wollen, ist das überflüssigste Beginnen von der Welt. Ein anderes ist es freilich mit Wachsthum, Entwickelung, Gesundheit, Krankheit, Leben und Tod in ihren Zusammenhängen mit den Elementen, der Witterung, den Einflüssen der Sonne und des Mondes. Diese führen uns in ein astrales Gebiet, welches von dem geistigen Gebiete als dem kosmischen wohl unterschieden werden muß.

Perty mischt beides zu sehr durcheinander. Er nennt das selbstbewußte Wesen sowol Geist als Seele. Er hält zugleich Seele und Leib für die verschiedenen Seiten desselben Wesens, sodaß nichts geschehen kann, was nicht zugleich in beiden geschähe, in jedem nach seiner Art: im Leibe als materielle Bewegung und Veränderung, in der Seele als Empfindung, Vorstellung und Gedanke. Natürlich wird unter diesen Umständen auch den Pflanzen

Empfindung zugeschrieben, obwol nicht Bewußtsein, wie Fechner thut. Was den Organisationsproceß auf den verschiedenen Planeten betrifft, so sind diese nach Perty's Annahme in einem allmählichen Erkalten aus einem ursprünglichen glühenden Zustande ihrer Massen begriffen. Die Organisation konnte erst lange nach dem Aufhören der Glutperiode beginnen, am ehesten auf dem fernsten Planeten, dann stufenweise fortschreitend auf den sonnennähern. Die Organisation auf der Venus und dem Mercur dürfte daher noch auf einer Stufe wie die der Erde in der Oolith- und Steinkohlenzeit stehen. Zuletzt erkaltet der Centralkörper, auf welchem sich dann die reichste und höchste Organisation entwickelt und am längsten besteht.

Unter den mystischen Erscheinungen versteht Perty sämmtliche Phänomene, welche gewisse selten zur Action gelangende und daher im gewöhnlichen Zustande latente Kräfte unserer Seele enthüllen, wie Somnambulismus, Fernsehen, Ahnungen, Geistervisionen u. s. w. Das Material ist in Beziehung auf die bisher hierüber erschienenen und dabei benutzten Schriften wol ein vollständiges zu nennen, und zeichnet sich dabei vor andern Sammlungen dieser Art durch mehrentheils hinzugefügte Quellenangaben vortheilhaft aus. Was die Auffassung und Erklärung der mystischen Erscheinungen betrifft, so zeigt sich der Verfasser ebenso weit entfernt von einer leichtgläubigen objectiven Annahme derselben, als von einer bloßen trivialen Ableugnung und von faden Erklärungsversuchen; sondern er faßt sie eben als das, was sie sind, als ein dunkles und zum Nachdenken aufforderndes Gebiet subjectiven Traumlebens. Und eine so vollständige Aufschichtung alles hierher gehörigen Materials ist immerhin dankenswerth.

Es hat das Buch Perty's bereits zu heftigen Controversen die Veranlassung gegeben, wie aus der Gegenschrift „Wissenschaft und Mystik" von Wilhelm Schacht (Nr. 8) hervorgeht. Schacht gehört zu den entschieden Ungläubigen, welche das ganze Gebiet der mystischen Erscheinungen geradeswegs leugnen und folglich über eine so sorgfältige und ernste Behandlung dieser Themata, wie sie bei Perty vorkommt, von vornherein als über einen ganz ungehörigen Unfug indignirt sind. Wer sich zu einem solchen radicalen Unglauben an alle diese Dinge zwingen kann (ein gewisser innerer Selbstzwang wird denn doch wol immer dazu gehören), der macht sich freilich in diesem Falle die Aufgabe der Wissenschaft sehr leicht. Indem er annimmt, diese Sachen seien überhaupt nicht vorhanden, so sind sie wirklich für ihn selbst ebenso wenig vorhanden, als z. B. für den Wohlunterrichteten die Irrthümer oder für den Tugendhaften die bösen Gelüste. Wer möchte dem Tugendhaften hierin für seine Person nicht gern Beifall schenken? Wenn er aber sich so gerirt, als ob er selbst die ganze Welt vorstelle und es darum auch in der ganzen Welt keine bösen Gelüste gebe, weil es in ihm keine gibt, so geht er zu weit. Er benimmt sich dann wie ein Kind, und man wird ihn behandeln wie ein Kind. Die wissenschaftliche Aufgabe ist viel
hier eine ganz andere. Sie kann unmöglich darin
stehen, Erfahrungen constatiren zu wollen, welche in j
einzelnen Falle so gut wie keine sind, weil sie keines
öffentliche historische Facta, sondern immer nur subj
Visionen einzelner in ganz ungewöhnlichen Umständen
Lebenslagen betreffen. Die Aufgabe der Wissenschaft
vielmehr nur die sein, über die Möglichkeit solcher
scheinungen im allgemeinen ihr Urtheil abzugeben.

Wer nun mit den Principien des Idealismus
traut ist und weiß, daß der Mensch nur durch
nahme am Einen Geiste selbst Geist ist, der kann
Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung der G
ineinander nicht bezweifeln, und es kann bei einer
welche ihre Evidenz so sehr a priori in sich selbst
wie diese, gar nicht darauf ankommen, durch wie
Zeugnisse aus der Erfahrung der in sich selbst g
Satz noch dazu eine specielle äußerliche Bestäti
empfange. Der Geometer, welcher sich von den Ve
nissen einer gewissen Figur durch Rechnung a priori
zeugt hat, wird nicht erst noch einmal in der Erfah
auf dem Papier mit dem Zirkel nachmessen wollen
es sich auch draußen ebenso verhalte, wie er es inw
fand. In diesem Punkte nun hat Perty allerdings
Fehler begangen. Indem er zur Erklärung der unm
baren inwendigen Verbindung der Geister von seite
einen Vernunft gewisse physikalische Fluida und im
derable Aetherströme zu Hülfe nimmt, so leitet er
seinen Leser auf die falsche Fährte, ein Verhältniß,
ches seiner Natur nach ein rein inneres ist, nach
zu verlegen und damit von einer beschränkten S
von Erfahrungen abhängig zu machen, von denen d
keineswegs abhängt.

Aber diese überlästigen Fluida haben noch auß
einen weit größern Nachtheil. Sie ziehen die gei
Zusammenhänge profanirend in ein Gebiet hera
welchem nur dasjenige Geltung hat, was durch E
mente constatirbar ist. Nun aber kann man auf
Gebiete des Geistes, welches vor und über aller
rung liegt, schlechterdings nicht experimentiren. De
danke daran ist ein Frevel, der Versuch ein Wah
Folglich verpflichtet man sich durch solche falsche Th
verdeckterweise zu etwas Ungereimtem, nämlich zur
wendung einer Beweismethode, welche auf diesem
nicht Stich hält, weil sie auf dieses Gebiet nicht
Das, was in sich selbst die größte Sicherheit und
wißheit hat, der inwendige Zusammenhang der G
wird auf diesem Wege mit dem falschen Scheine der
sicherheit und Zweifelhaftigkeit umgeben, das festeste
senschaftliche Axiom zu einer blos glaubhaften V
thung herabgesetzt.

Daher muß man sich vor allem hüten, geistige
sammenhänge auf das Gebiet physikalischer Processe
abzuziehen, wohin sie nicht gehören. Man macht e
hierdurch die Gegenstände subjectiver Erfahrung zu G
ständen objectiver Erfahrung, was sie nicht sind.
indignirt zweitens ohne Noth und gegründete Ver

sung den Physiker, indem man seinem wissenschaftlichen Gebiete Gegenstände aufdrängt, welche weder überhaupt hineingehören, noch auch auf irgendeine Weise darin anzutreffen sind. Die innere Verbundenheit der Geister steht an und für sich fest. Darum sind auch die subjectiven Erfahrungen im magischen Gebiete insoweit glaublich, als sie auf einer solchen beruhen. Nicht das innere Band der Geister ist aus den Erfahrungen zu erklären, sondern die Erfahrungen aus dem innern Bande. Und da der Trost und die Zuversicht, welche fromme Gemüther gern aus den mystischen Erscheinungen schöpfen, ganz vorzüglich in einer subjectiven Vergewisserung von dem Vorhandensein des innern Bandes besteht, so kann ihnen eine solche sowol unmittelbarer als vollständiger gegeben werden, wenn man ihnen mit Vorbeigehung aller erfahrungsmäßigen Umschweife lieber sogleich die speculative Erkenntnißquelle selbst öffnet. Zwar wird es dem Idealisten manchmal sehr nahe gelegt, durch eine scheinbar unschuldige Zulassung von Erklärungsgründen des vulgären materialistischen Vorurtheils, als ob z. B. das Gehirn den Denkact vollziehe, oder als ob das inwendige Schema (die Entelechie), nach welchem die Seele die Glieder des Organismus formt, ein Leib aus ätherischen Stoffen sei, der Einbildungskraft ungeübter Denker zu Hülfe zu kommen. Aber ein solches Verfahren sieht nur gefahrlos aus, ohne es wirklich zu sein. Der Materialismus des gemeinen Vorurtheils sitzt auf keinem Gebiete hartnäckiger und tiefer eingenistet als auf dem religiösen, und eben darum soll man ihm auf diesem Gebiete am allerwenigsten schonend entgegentreten.

Eben darum soll man auch subjective Erfahrungen niemals nach der Regel und Richtschnur der objectiven bemessen und folglich niemals für völlig constatirbare und unzweifelhafte Thatsachen ausgeben. Man braucht sie darum noch lange nicht zu leugnen. Sie können für das Individuum, das sie macht, oder für die Anzahl Individuen, die sie untereinander machen, vollkommen sicher und zuverlässig sein, ohne daß sie die Probe eines wiederholbaren Experiments aushalten und ohne daß sie sich, gleich den historischen Vorgängen des Lebens, beliebig in den Gesichtskreis eines jeden, welcher Lust dazu hat, einrücken lassen. Was diese Probe und Behandlungsart nicht aushält, verdient niemals den Namen einer objectiven Thatsache, obwol es subjectiv sowol für eine einzelne Person als für eine verbundene Mehrheit von solchen mit der unerschütterlichsten Ueberzeugung von seiner Gewißheit und Thatsächlichkeit verbunden sein kann. Solche Thatsachen bleiben trotz ihrer Gewißheit immer subjectiv. Sie sind nicht minder Thatsachen als die objectiven auch, nur dieses auf andere Weise. Die objectiven Thatsachen gehören den regulären Zuständen an, die jeder kennt. Sie sind daher Thatsachen für jedermann. Die subjectiven Thatsachen gehören den exceptionellen Zuständen Weniger an. Sie sind daher Thatsachen nur für diese Wenigen und für alle die, welche denselben einen ganz allein durch persönliches Zutrauen motivirten Glauben schenken.

Hier stehen wir zugleich wieder an dem Punkte, in Beziehung auf welchen K. Freiherr von Reichenbach, der in seinem Berichte über „Odische Begebenheiten zu Berlin in den Jahren 1861 und 1862" (Nr. 9) die bekannten odischen Experimente aufs neue bringt, von Anfang an geirrt hat. Er machte es sich nicht deutlich, daß alles das, was wir nur in Zuständen krankhafter Aufregung beobachten können, oder was nur die fortwährend und nach Belieben beobachten können, welche zufällig und ohne ihr Belieben sich fortwährend in solchen befinden, von vornherein nicht Gegenstand objectiver, sondern immer nur subjectiver Erfahrung sein kann. Kein Mensch von starken und gesunden Nerven sieht das Od, ebenso wenig als er Swedenborg'sche Geister sieht. Swedenborg war ein kranker Mann, obgleich er sein Leben auf 84 Jahre brachte, und sein ganzes Leben hindurch gesund und frisch aussah. Trotzdem war er das allersensibelste Medium für die subjectiven Geistereinflüsse, welches jemals existirt hat. Aehnlich ist es mit den Odsehern. Das Od gehört nicht, wie Freiherr von Reichenbach will, unter die physikalischen, sondern unter die subjectiven und mystischen Erscheinungen. Hiermit sprechen wir dem Od durchaus nicht seine Existenz ab. Aber diese Existenz ist keine äußerliche, sondern eine psychische. Das Od ist die Seele.

Es ist eine Eigenschaft der psychischen Wirkungen, daß sie, sobald man mit ihnen experimentiren will, in der Regel auf der Stelle aussetzen. Der Knabe, welcher seine Lection für sich allein recht gut herzusagen weiß, wird irre und stottert, wenn der Lehrer ihn fixirt und begierig hinhorcht, ob er ihn nicht auf einem Fehler attrapiren kann. Melanchthon, welcher vor Töpfen unbefangen predigen konnte, wurde befangen, sobald er Köpfe vor sich sah. Die Somnambulen, welche sich mit vollkommenster Zuversicht einer Prüfung der pariser Akademie unterwarfen, unterlagen einer Blame, wodurch damals nicht nur ihre Sache in den Augen der Welt verloren, sondern sie selbst vor aller Welt als Lügnerinnen und Betrügerinnen gebrandmarkt wurden. Man hatte sie keineswegs zu der Prüfung gezwungen, sondern sie hatten sich freiwillig dazu erboten. Sie wußten nicht, daß sich mit psychischen Dingen nicht experimentiren läßt, und büßten schwer dafür. Einen zwar nicht so schlimmen, aber doch auch in die Reihe dieser Beispiele gehörigen Auftritt erlebte Freiherr von Reichenbach mit seinen Sensitiven in Berlin.

Es war am 1. Mai 1862, als sich auf sein Ersuchen die Herren Geheimräthe Mitscherlich und Ehrenberg nebst den Herren Professoren Dove, Rieß, Karsten und Gustav Rose zu einer Besichtigung odischer Versuche bei ihm einfanden, wobei Professor Dove die Gefälligkeit hatte, die Untersuchung in seine Hand zu nehmen und zum Theil mit eigenen Apparaten dabei zu Werke zu gehen. Der Erfolg war, wie bei psychischen Wirkungen immer vorauszusehen ist. Bei den Experimenten des Professors Dove mit dem Magnete traten gleich im Beginne schwankende Ergebnisse auf; beim Elektromagnet waren die Angaben nicht minder ungleich, schwankend

und widersprechend und auch bei der Beurtheilung der Zwischenpole einer Nickelstange zeigten sich die Aussprüche der Sensitiven durchaus incongruent, wogegen die Experimente, welche Freiherr von Reichenbach an seinen eigenen Apparaten und in Abwesenheit des Professors Dove anstellte, gelangen. Er selbst zieht hieraus den folgenden richtigen Schluß (S. 35):

Magnetische Versuche dieser Art können demnach als Prüfungsmittel für das Od nicht verwendet werden; sie können nicht aufklären, sondern nur verwirren. Es kann mir zum Tadel gereichen, daß ich dies nicht während der Versuche selbst geltend gemacht habe. Ich will nicht verhehlen, daß diese complicirten Verhältnisse in jenen Augenblicken der Eile, wo die Gesellschaft fortdrängte, mir nicht mit der ruhigen Klarheit vorschwebten, um darüber eine längere Discussion herbeizuführen, zu der es an Zeit gebrach. Die Sensitiven, ihre Gefährten sammt mir, wir waren alle durch die Ueberwucht der Behandlung der Sachen durch Herrn Dove mehr oder minder so eingeschüchtert, daß die Frauen namentlich mit sichtbarem Zittern ihre Hände über die Magnetpole hielten und gegen das Ende der Versuche nirgends mehr bei ihnen ruhige Prüfung so feiner Gegenstände statthatte. Bei der reizbarsten und dadurch besten der sensitiven Personen war die Aufregung so gesteigert, daß sie hinwegging, ehe die elektromagnetische Arbeit im Zuge war und mich dadurch des wirksamsten Hülfsmittels beraubte.

Dieses Examen rigorosum über das Od hat die Sache zur Entscheidung gebracht. Die Hoffnung, daß das Od auf objectiven oder physikalischen Erfahrungen beruhe und folglich die Grundlage zu einer experimentirenden Naturwissenschaft abgeben könne, ist vereitelt worden. Hieraus den Schluß zu ziehen, daß odische Erfahrungen überhaupt nicht existirten, wäre ebenso falsch, als wenn man daraus, daß die Seele kein physikalisches Fluidum ist, den Schluß ziehen wollte, daß die Seele nicht existire. Es folgt vielmehr nur dieses daraus, daß es außer der Sphäre objectiver Erfahrungen, welche den physikalischen und chemischen Gesetzen gehorcht, noch eine ebenso weite und reiche Sphäre subjectiver Erfahrungen gibt, welche der physikalischen Gesetze spottet, weil sie ganz andern Gesetzen gehorcht als den physikalischen. Es sind dieses die Gesetze der Vorstellungsassociationen, des Gedächtnisses, der Phantasie, des sinnlichen Empfindens, der ästhetischen Eindrücke, der raumprojicirenden Thätigkeiten, der Lust und des Schmerzes, des Begehrens und Verabscheuens. Sie alle haben mit der Physik gar nichts gemein. Dagegen aber bilden sie ein auf eigenthümliche Art gesetzlich bestimmtes Erfahrungsgebiet von subjectivem Charakter, in welchem man zwar wol beobachten, aber nicht experimentiren kann, weil die Bedingungen, welche zum Experimentiren gehören, hier niemals vollständig in unsere Hand gegeben sind.

Forschen wir nun aber tiefer nach, woher sowol bei Perty als bei Reichenbach die Neigung stamme, den psychischen, ja sogar den geistigen Processen unbefugterweise physikalische Erklärungsgründe unterzuschieben, so finden wir als den letzten Grund hiervon immer den, daß sie dem psychischen Princip nicht die eigenthümliche Selbständigkeit zuerkennen, womit es zwischen dem selbstbewußten Geiste und der unbewußten Materie eine mittlere Gegend bildet, welche zwar vollkommen immateriell ist, aber dennoch des Bewußtseins ermangelt, deren Pr[illegible] also weder geistig, noch physikalisch sind, sondern [illegible] eigenes Gebiet für sich ausmachen. Wer dieses nicht [illegible] der sieht unbefugterweise in allen unbewußten Pro[illegible] auch immer sogleich materielle oder physikalische Vorg[illegible] und verfällt unrettbar in den eben gerügten Fehler.

Es muß wol bei den Bildungszuständen in der G[illegible] wart im allgemeinen recht schwer sein, sich in diese n[illegible] gemäße Dreitheilung der Wissenschaft hineinzugewö[illegible] da wir so manchen, welcher sich auf gutem Wege z[illegible] befindet, wieder abgleiten oder doch zu frühzeitig au[illegible] nem eingeschlagenen Wege ermüden sehen. Hiervon [illegible] ein Beispiel vor in der Schrift „Gott und sein [illegible] von Melchior Meyr (Nr. 10). Das Buch bezweck[illegible] Beschreibung der Daseinssphären des Universums in [illegible] culativer Form, und stellt zu diesem Zweck mit vol[illegible] men richtigem Takt zwischen den einen oder abs[illegible] Geist und das von ihm verursachte Princip der [illegible] oder der physikalischen Welt eine dritte eigenthü[illegible] Sphäre als Uebergang, welche zwar zum Geiste h[illegible] strebt, jedoch mit der bloßen Bestimmung, ihm zum [illegible] und Werkzeuge zu dienen; welche zwar aus der [illegible] geboren wird, sich jedoch zur Natur negativ verhäl[illegible] ihr entgegen auf die Seite des Geistes schlägt. [illegible] dritte eigenthümliche Sphäre zwischen Geist und [illegible] wird hier mit dem Namen des Gemüths vortreffli[illegible] passend bezeichnet. Soweit steht alles gut. Aber [illegible] weiter, gleich einem Phaëthon, welchem die Lenkun[illegible] Sonnenwagens der Speculation ungewohnt ist, ta[illegible] der Verfasser in der Blendung des erworbenen So[illegible] lichts, sieht alle Gegenstände doppelt und schwim[illegible] Aus den drei Daseinssphären werden Personen der [illegible] heit, aus der Natur eine ewige Mutter, aus dem [illegible] tiven Verhalten des Geistes gegen die Materie ei[illegible] relativer göttlicher Vollmacht versehener Satan, aus [illegible] geschichtlichen Perioden Göttererzeugungen — und s[illegible] zuletzt die mit gutem Instinct erfaßte richtige Gru[illegible] unter in einem Schwall hohler Personificationen, w[illegible] Gespann des verunglückenden Sonnenlenkers in den [illegible] rothen Wogen des Eridanus. Nur eine Probe (S. [illegible]

Vergegenwärtigen wir uns, um uns ein Bild seines [illegible] machen zu können, den ganzen Gott in der gewonnenen [illegible] Entwickelungsform. Wir haben die Natur, das Gemü[illegible] den Geist Gottes als Personen, wir haben Mutter, So[illegible] Geist; auf der andern Seite als den gemeinsamen Wide[illegible] das gleichfalls mit der Kraft des Selbst begabte, zur [illegible] erhobene, zur allseitigen Verneinung ausgebildete Natur[illegible] der Negation. Wir haben als Herr und Mittelpunkt Gott[illegible] über den relativen Mächten die absolute Macht, Ideal[illegible] der Position und der Negation zur organischen Einheit verb[illegible] Wir haben die den ganzen Organismus durchfließende [illegible] bendig einende göttliche Seele. Einen Organismus mit [illegible] nen, welche für sich seiende Wesen, Personen sind, dürf[illegible] offenbar als eine Familie ansprechen, als einen Haushalt[illegible] des bewußt lebendigsten Verkehrs, des wechselseitigen une[illegible] lichen Gebens und Empfangens. Gott selbst, im Kreise[illegible] Ebenbilder, fühlt sich als Herr und Vater.

Man darf der mythologischen Darstellungswei[illegible] nerhalb der Speculation eine gewisse Berechtigung[illegible]

bestreiten, nämlich die, welche ihr Plato durch seine Meisterwerke erkämpft und für alle Zeiten befestigt hat. Aber man muß dann nur auch gleich Plato dafür sorgen, daß der Mythus überall von den wirklichen Gedanken, die er bedeuten soll, mit Leichtigkeit unterschieden werde, und der Leser nicht alle Augenblicke, wie hier, in die Täuschung gerathe, als ob er anstatt anschaulicher Symbole für abstracte Begriffe nichts weiter vorfinde, als eine wahrhafte und naturgetreue Schilderung des gemüthlichen Familienlebens, wie es der liebe Vater im Himmel im Kreise der Seinigen führt.

Karl Fortlage.

Novellen und Erzählungen.

Bei den alten Griechen und Römern gab es keine Unterhaltungsliteratur im heutigen Sinne des Worts. Die Jugend lernte die großen Dichter der Nation auswendig und nährte das Gemüth „an Bildern einer tüchtigen Vorzeit, am Reize des harmonischen Worts und an gesunden Aussprüchen über Sittlichkeit und bürgerliche Klugheit". Und die Dichter, welche der Knabe und Jüngling sich angeeignet hatte, blieben die treuen Begleiter des Mannes durch das ganze Leben hindurch. Wollte Gott in Deutschland existirte Aehnliches! Das nationale Element würde sich in ganz anderer Weise entwickeln, und Deutschland würde eine viel größere Anzahl von gesunden und kräftigen Charakteren hervorbringen, als es jetzt der Fall ist. Aber schon in den Schulen wird darauf hingearbeitet, die jugendlichen Gemüther von dem Vaterländischen und dem wahrhaft Idealen abzulenken; von dem Musterschüler, welcher eine höhere Bildungsanstalt verläßt, wird durchaus nicht verlangt, daß er mit den großen Dichtern seiner Nation gründlich bekannt sei, wenn er nur in minutiösen grammatischen Dingen wohl bewandert ist und eine gute Auswahl von Phrasen sich angeeignet hat aus jenem mustergültigen römischen Stilisten, welcher nach schulmeisterlicher Auffassung die Blütezeit der sogenannten goldenen Kunstepoche kennzeichnet, in der That aber nichts ist als eine „Journalistennatur im schlechtesten Sinne des Worts, an Worten, wie er selbst sagt, überreich, an Gedanken über alle Begriffe arm, und für den es daher kein Fach gab, worin er nicht mit Hülfe weniger Bücher rasch einen lesbaren Aufsatz übersetzt oder compilirt hätte". Die Folge von dieser Richtung ist, daß wirklich classisch gebildete Geschäftsmänner immer seltener werden. Klagt doch auch der ehrwürdige und hochverdiente A. Meineke, daß es zwar solche Geschäftsmänner immer noch gäbe, aber rari nantes in gurgite vasto. Indem so die Jugend von dem Boden nationaler Bildung zurückgedrängt wird, ist es nicht zu verwundern, daß unsere großen Dichter noch immer nicht in der Nation die Bedeutung haben, welche ihnen gebührt, und welche nothwendig ist, wenn ihr Einfluß auf die Nation von tief- und weitgreifender Wirkung sein soll. Man errichtet zwar Standbilder für Schiller und Goethe, aber man versagt zu gleicher Zeit den angehenden Volksschullehrern die Lectüre ihrer Werke. Welche Ironie, Hohlheit und unbewußte Heuchelei!

Bei diesem Stande der Dinge ist es natürlich, daß die große Masse, statt sich an den idealen Geistern der Nation zu erheben und zu erquicken, sich allzu willig einer großentheils erbärmlichen Unterhaltungsliteratur zuwendet. Wie wäre es sonst möglich, daß die letztere in so üppigem und dem wuchernden Unkraute ähnlichem Wachsthum stehen könnte! Freilich verkennen wir keineswegs, daß selbst durch die schlechtesten Unterhaltungsbücher noch manche gesunde Idee in der Masse Verbreitung finden kann; aber immer bleibt es zu beklagen, daß das Uebel schlechter Unterhaltungsliteratur und namentlich auch erbärmlicher und verkehrter Jugendschriften zu einer künstlichen Höhe gesteigert worden ist.

Aus der chaotischen Masse von Unterhaltungslectüre führen wir dem Leser eine Anzahl von Büchern vor, von denen zwar einige gut und gediegen sind, deren Mehrzahl aber auf einer sehr niedrigen Stufe steht. Wie auf einer Gemäldeausstellung ein buntes Gemisch von Bildern aller Art sich zusammenfindet, so ist auch hier eine etwas bunte Auswahl von Büchern unter einem Artikel vereinigt worden; es bietet dies den Vortheil, daß der Leser verschiedenartige Richtungen, welche auf diesem Gebiete der Literatur zu Tage treten, mit einem Blicke übersteht.

1. Novellenbuch der Brüder Foglar. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der erste Band enthält eine „neue Sammlung" von Novellen und Erzählungen Ludwig Foglar's unter folgenden Ueberschriften: „Ihr Feierabend", „Der fünfte Act", „Glaubensselig", „Der Messerer von Molln", „Das Jungfernbrünnlein bei Sievering", „Der gordische Knoten", „Paula Monti".

Wir geben den Inhalt von „Der Messerer von Molln". Thomas ist ein fleißiger Messerer (Messerschmied) in Molln, welches drei Stunden von Steyr entfernt liegt. Er hat einen Freund, der desertirt, aber bald wieder eingefangen worden ist und nun in der Strafanstalt in Garsten sitzt. Thomas sinnt Tag und Nacht darauf, diesen zu befreien. Endlich verabreden sie durch geheime Vermittelung, durch die Kirche der Strafanstalt zu brechen, gerade an der Stelle, an welcher das Standbild des heiligen Florian steht. Dieses letztere wird bei dem Unternehmen, welches mislingt, arg beschädigt und verstümmelt. Thomas, welcher fürchtet, daß er hauptsächlich für den an dem Heiligen verübten Frevel eine sehr harte Strafe erleiden werde, geht gleich nach vollbrachter That in die besuchteste Schenkstube des Orts, stellt sich hier betrunken, führt allerlei gotteslästerliche verworrene Reden und rühmt sich schließlich seiner Heldenthat, den Heiligen gestürzt zu haben. Sein Plan gelingt. Der trunkene Zustand wird als mildernder Umstand angesehen und er kommt mit einer leichten Gefängnißstrafe davon. Aber die schwerste Folge seiner Handlung hat er nicht berechnet; er ist zwar frei, doch wird er als Gotteslästerer und Heiligenschänder von allen gemieden; kein Meister will ihn ferner in Arbeit nehmen, und es bleibt ihm nichts übrig, als ein „Lump" zu werden, d. h. nach dem Sprachgebrauche dortiger Gegend, einer, der kein eigentliches Gewerbe betreibt, sondern von einem Orte zum andern umherzieht und namentlich als wandernder Musikant sein Brot zu verdienen oder zu erbetteln sucht. Thomas wäre am liebsten gleich nach seiner Freilassung aus dem Gefängnisse für immer aus seiner Heimat fortgegangen, wenn ihn nicht die Liebe zu der Tochter eines Messerschmiedemeisters gefesselt hätte. Endlich indeß, nachdem ihn der Vater wiederholt entschieden abgewiesen hat, und als auch die Tochter, Walpurga mit Namen, in ihrer Neigung für ihn zu erkalten und sich einem andern, einem Müllermeister, zuzuwenden scheint, geht er nach Australien. Walpurga verheirathet sich mit dem Müllermeister, wird aber nicht glücklich, sie kommt nun erst recht zum Bewußtsein darüber, wie sehr sie den Thomas liebt. Ihr einziger Trost und ihre einzige Freude ist später eine Tochter, mit welcher der Himmel ihre Ehe segnet. Jahre gehen hin. Thomas irrt in der Welt umher, findet aber kein Vergessen seiner alten Liebe, keine Ruhe und keinen festen Wohnsitz. Zuletzt kehrt er in seine Heimat zurück als „Lump", wie er fortgegangen war. Er sieht Walpurga wieder, auch sie hat ihn nicht vergessen; sie haben häufigere Zusammenkünfte, und die alte Neigung erwacht in beiden immer stärker wieder. Als sie einst nahe der Waldmühle am Bache entlang gehen, sucht Thomas Walpurga zu überreden, mit ihm zu entfliehen, und das Kind, an welchem die Mutter mit ganzer Seele hängt, mitzunehmen. Bei der Erwähnung ihres Kindes sieht die Mutter sich nach demselben um; bei der Versunkenheit in das Gespräch hat sie es außer Acht gelassen; es ist verschwunden. Sie läuft in banger Besorgniß den Mühlbach entlang; da sieht sie ihren Mann dahereilen und sich in das Wasser stürzen, um die Tochter, welche in den Bach gefallen und schon nahe den Mühlenrädern ist, herauszuholen.

Das Kind wird glücklich gerettet, bleibt aber nachher infolge des Schreckens stumm. Thomas, welcher die Scene aus der Entfernung mit angesehen hat, sieht in der Verzweiflung der Mutter, daß für ihn nichts mehr zu hoffen ist; er geht fort, läßt sich anwerben und findet seinen Tod in der Schlacht bei Solferino.

Diese Erzählung ist eine von den einfachern, klarern und bessern; die meisten leiden an erheblichen Fehlern: sie sind unklar, dunkel und mysteriös; Charaktere treten auf, welche durchaus unverständlich sind und wie verschleierte Bilder dem Leser gegenüberstehen; in den Verhältnissen und Handlungen kommen schneidende Widersprüche zum Vorschein, ohne daß dieselben eine Lösung finden, und so wirkt das Ganze wie gewisse moderne Musikstücke mit wirrer Melodie, unklaren Accorden und herben, gewaltsamen Uebergängen. Besonders auffallend sind diese Fehler in der Novelle „Glaubensselig". Stina, ein enthusiastisch aufgeregtes junges Mädchen, und Gregor, ein junger Geistlicher, sind völlig unbegreifbare Charaktere, und in ein noch undurchdringlicheres Dunkel ist ihr gegenseitiges Verhältniß gehüllt.

Die eine Erzählung „Der gordische Knoten" ist eine burlesk-possenhafte, schale, meist ganz witzlose und in den Einzelheiten auf Unwahrscheinlichkeiten beruhende Caricatur. Zuweilen versucht der Verfasser in die geheimnißvollen Tiefen der menschlichen Seele hinabzusteigen und die innerlichsten Vorstellungen und Regungen derselben darzulegen; aber entweder ist er dem nicht gewachsen oder er hat sich nicht die Zeit zu der klaren Ausarbeitung genommen, welche hierfür durchaus erforderlich ist. Ein anderer großer Fehler ist die nicht geringe Anzahl von gezwungenen, affectirten, unschönen und dabei oft ganz kraftlosen, unklaren und fehlerhaften Ausdrücken und Wendungen, z. B. ein „minnemild und thusneldablond tönender Klang"; „eine trockene Lavendelseele"; „seine Ueberzeugung abschlachten"; „er potenzirte sich in der öffentlichen Meinung von der bloßen Erscheinung zur Nützlichkeit, von der Nothwendigkeit zur Unentbehrlichkeit empor, zum Vademecum aller für alles" u. s. w. Der Verfasser scheint manches zu rasch hingeworfen zu haben, was ihm allerdings zum Vorwurfe zu machen, aber nach einer Seite hin vielleicht zu entschuldigen ist. Ein belletristischer Schriftsteller, der in unserer Zeit pecuniären Gewinn von seiner Thätigkeit haben will, muß vor allen Dingen viel schreiben. Die Preise sind einmal sehr niedrig, und er ist deshalb gezwungen, viel Waare auf den Markt zu bringen; selten ist sie so schlecht, daß er nicht zu irgendeinem Preise einen Käufer dafür findet. In Frankreich und England werden die Producte des Geistes bei weitem besser honorirt als in Deutschland, und es ist eine ganz natürliche Folge, daß die Schriftsteller mit mehr Fleiß und Sorgfalt arbeiten. In Deutschland, namentlich in Oesterreich, worüber auch der Verfasser klagt, steht es in dieser Beziehung, wie in so vielen andern, noch recht jämmerlich, und es wird noch lange dauern, ehe es besser wird. Die Schriftsteller sagen: unsere Arbeit wird zu schlecht bezahlt, wir können nicht den nöthigen Fleiß darauf verwenden; die Verleger sagen: die Sachen sind zu schlecht, wir können nicht viel dafür zahlen.

Uebrigens fehlt es in den Erzählungen Ludwig Foglar's nicht an einzelnen Zügen, die von Phantasie und Gemüth des Verfassers Zeugniß geben. Wären Anlage und Ausführung von scharfer plastischer Klarheit und in durchweg edelm Stile gehalten, so würden einige von den Novellen von Wirkung und von Interesse sein. Manche Schilderungen und manche Beobachtungen über Städte, Gegenden, Menschen sind treffend und richtig.

Der Verfasser klagt in der Vorrede: „Es ist ein rührender Erbfehler an uns Süddeutschen, daß wir uns nicht geltend zu machen verstehen, und die geographisch höher stehenden Brüder könnten uns von ihrem augenscheinlichen Ueberflusse an dieser allezeit zeitgemäßen Tugend — ohne sich eben zu schädigen — ein gutes Theil ablassen!" Angenommen, diese Ansicht wäre richtig, aber die Sachen stehen anders; die Norddeutschen werden ihm gewiß gern so viel davon abgeben, wie er nur i nehmen will und nehmen kann; indeß jedes verständige und Wort, welches im Süden gesprochen, und jede gute und m That, welche im Süden vollführt wird, braucht von dem den nichts zu entleihen, um sich die gebührende Geltu verschaffen.

Der Inhalt des zweiten Bandes ist: „Die Grie „Das gefährliche Lied", „Agathe", „Bürgerliche Kr „Deutsche Ansiedler in Ungarn".

In der Vorrede, welche eine Widmung, gerichtet a Dichter Dr. Frankl, enthält, bemerkt der Verfasser, Adolf F „Sie munterten mich auf, und wenn ich auch seitdem — über 20 Jahre — Ziel und Richtung änderte, es blieb di gung und das lautere Streben." An der Lauterkeit des fassers zweifeln wir durchaus nicht, aber von „Streben" wir leider in diesen Erzählungen und Novellen nichts en können; im Gegentheil, selten ist uns ein Buch in die gekommen, in welchem ein so philisterhafter Sinn h Betrachten wir einen von den Charakteren, wie sie in b ben geschildert werden, näher. In der Erzählung „D fährliche Lied" tritt ein Herr Stein auf, Bürgermeister i sächsischen Städtchen B. Dieser hat einen einzigen Sohn cher Buchdruckergehülfe ist. Im Jahre 1848 arbeitet b in der Werkstatt eines Buchdruckers, welcher als Demokr Polizei verdächtig geworden ist. Die letztere dringt eines in die Druckerei ein, um den Besitzer zu verhaften; di aber bereits entflohen, und die Polizei findet nur den Wolfgang Stein, wie er gerade beschäftigt ist, ein Lied er Inhalts zu setzen, in welchem die Verse vorkommen:

> Ja, ich liebe, bin ein Freier!
> Und mein Bräutchen gilt mir mehr
> Als die Gunst vom Throne her.

Diese Verse werden von der Polizei im politischen Sinn gefaßt und verstanden, und die Folge ist, daß der Setzer — erstaune! — zu mehreren Jahren Festung verurtheilt Von der Stunde an, wo der Sohn auf einen bloßen V hin verurtheilt worden ist, kennt ihn der Vater nicht me verstößt ihn auf immer, mit einem politischen Sträfling als Muster eines loyalen Unterthans, nicht die gering meinschaft haben. Als Wolfgang drei Jahre auf der gesessen hat, wird ihm der übrige Theil seiner Strafzeit e und er kehrt nun heim in seine Vaterstadt, oder viel wird, wie der Verfasser sagt, „als Sträfling heimgew Bei dieser Gelegenheit macht der Verfasser folgende Bem über solche „heimgewiesene Sträflinge", die ihrer pol Gesinnung halber Festungsstrafe erlitten haben: „Wer ha deren schon genug gesehen, wie sie ihr vermeintliches M thum mit lächerlichem Trotze in der Heimat zur Schau in ihren Erzählungen gern ihre Leiden und sogar ihre wegen welcher sie büßten, vergrößern, um oft mit dem den sie beabsichtigten, das Urtheil schwacher Köpfe zu b und sich durch Aufdringlichkeit eine Stellung und Vorth erringen, welche dem entgehen, der, wie er gern gemiede auch die andern meidet." Jedes Wort der Kritik hierüber überflüssig sein. Als Wolfgang in seiner Vaterstadt an ist, muß er sich beim Bürgermeister des Orts, also bei Vater, melden, und es folgt nun die Scene, wo Va Sohn nach drei Jahren sich wiedersehen. Das Haus d ters darf der Sohn nicht betreten, und er muß deshalb Amtsstube desselben gehen. Er tritt hier vor ihn hin, zu melden. Der Vater, einen Augenblick „ergriffen", er sich nach kurzem Schweigen mit mächtiger Selbstüberwi erhob sich von seinem Sitze, stellte sich, gegen den Me gewendet, in seiner fest aufgerichteten imponirenden Gr ihn, sah ihn mit strenger Amtsmiene an und fragte: „W Er?" Diese Ansprache mit „Er" und diese Frage nach Namen erschütterte den Angeredeten offenbar, denn er w mehrmals die Farbe des Gesichts, zitterte an allen G

und antwortete kaum hörbar: „Wolfgang Stein." — „Seine Ankunft", fuhr der Bürgermeister fort, „ist mir schon von dem Festungscommandanten vorher angezeigt worden. Wo hat Er seinen Entlaß?" Wolfgang Stein überreichte ihm das verlangte Document. „Er bleibt hier ein halbes Jahr unter Polizeiaufsicht gestellt, weiß Er das?" — „Ich weiß es, und verzeihen Sie, daß ich es sage, Herr Bürgermeister, und begreife es nicht; denn dieses zweite Document, ebenfalls von der Hand des Festungscommandanten, gibt mir das Zeugniß meines Wohlverhaltens während meiner dreijährigen Prüfung." — „Wohlverhalten? Prüfung?" entgegnete der Bürgermeister mit Hohn. „Ei seht doch! Wirklich? Hat er sich wohlverhalten im Kerker? Ich glaub's wol! Er hat sich vielleicht gar Verdienste erworben auf der Festung und nimmt es jetzt der Behörde übel, daß sie Ihn überwachen will! Das ist der rechte Ton! Da kommt Er bei mir an! Er ist, wie alle andern. Keiner geht gebessert aus der Strafe hervor. Jeder voll Trotz. Aber mir soll Er nicht trotzen! Mir! Ich weiß Ruhe, Ordnung und Gehorsam in der Stadt aufrecht zu erhalten. Von was wird Er jetzt leben? Hat Er ein Handwerk gelernt?"

In dieser Weise geht die Unterhaltung zwischen Vater und Sohn noch einige Seiten hindurch weiter. Der alte Stein wird dabei bis an das Ende als ein Muster von Familienvater und Beamten geschildert. Man weiß nicht, ob man dem Verfasser zürnen oder ob man ihn bedauern soll, daß er es hat über sich gewinnen können, einen solchen Charakter mit starrer Consequenz in einem solchen Lichte darzustellen. „Wie von dem verdammten oder feilen Fechter in der Arena kein kläglicher Laut gehört, keine Zuckung erblickt werden durfte, wie alles Abrichtung und Zwang war", ganz in der Weise ist der alte Stein nicht mehr ein natürlicher Mensch mit menschlichen Gefühlen und Regungen, sondern ein Wesen, welches sich nur in polizeilich vorgeschriebenen und erlaubten Gedanken- und Empfindungsformeln bewegt; er ist daher polizeilich gewiß ohne Tadel und würde in einer Conduitenliste viel Lob verdienen; aber ästhetisch und menschlich ist ein solcher Charakter ein Ungeheuer und eine Versündigung. Ueberhaupt ist von gesunden lebenskräftigen Charakteren in den Novellen und Erzählungen nichts anzutreffen; es ist alles steif, gezwungen, und dabei meistens matt und farblos; auch stößt man auf manche bedenkliche Sprachfehler, die freilich zum Theil in Oesterreich nicht dafür gelten werden.

Gesammelte Novellen und Erzählungen von Charlotte Birch-Pfeiffer. Erster Band. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegender Band enthält drei Erzählungen: „Anna Lamit, historische Novelle aus dem 15. Jahrhundert"; „Der Biermann und sein Pflegekind"; „Die Tänzerin".

Wir können, ohne ungerecht zu werden, über dies Buch sehr kurz sein. Die Erzählungen sind romantisch, zuweilen schauerlich; sie sind effectvoll und spannend, schließen sehr befriedigend und sind in einem gefälligen, rührenden Stile geschrieben. Die Tugend wird in sehr reichlicher und liberaler Weise belohnt, das Laster erhält seine Strafe; die Liebenden, nachdem sie harte Kämpfe durchgemacht und große Schwierigkeiten überwunden haben, werden durch ein gütiges Geschick vereint: was wird eine sehr große Anzahl von Lesern und namentlich Leserinnen mehr verlangen? Von dem wirklichen Leben sind kaum einige leise Pulsschläge darin; Charakteristisches und Originelles ebenso wenig; es ist alles in einem bestimmten romantischen Farbentone gehalten, der, wenn er auch gerade nichts Verdienstliches hat, doch wenigstens durchaus nicht beleidigend oder unangenehm ist. Das Buch mag wol auch nur für die Masse bestimmt sein, wie alles, was die Verfasserin schreibt.

Der grüne Winkel. Eine Erzählung von Auguste Sievert. Halle, Mühlmann. 1862. 8. 21 Ngr.

Herr Holt, ein Kaufmann, hat eine einzige Tochter, Dorothea. Dieselbe liebt einen jungen Theologen. Da aber ihr Vater sich in sehr bedenklichen finanziellen Verhältnissen befindet, opfert sie diese Liebe und reicht ihre Hand einem reichen Kaufmann und Fabrikherrn, Neuber, welcher seine Besitzungen in dem grünen Winkel hat. Ihre Ehe wird nicht geradezu unglücklich, da sie mit hoffnungsvollen Kindern gesegnet wird. Den größten Kummer verursacht der Frau der Umstand, daß ihr Mann ein Freigeist ist und von den Dogmen der Kirche nichts wissen will. Indeß ist er ein sehr schwachköpfiger Freigeist: er fürchtet sich vor dem Tode und vor Gespenstern. Eines Abends, als er von einem entfernten Fabrikgebäude nach seinem Wohnhause zurückkehrt, muß er durch einen dunkeln Tannengrund gehen, wo, wie einer von seinen Arbeitern ihm erzählt hat, ein Gespenst umgeht. Er vermeidet zwar die eigentlich gefährliche Stelle durch einen Umweg, den er macht; aber auf dem einsamen Pfade wird er von schrecklicher Furcht und innerer Angst gepackt, und fortwährend glaubt er den Geist seines verstorbenen Compagnons zu erblicken, dessen überlebende Familie er etwas übervortheilt hat. Um das Unglück voll zu machen, führt ihn sein Weg zuletzt an der Kirchhofsmauer vorüber, woran er gar nicht gedacht hatte, und von da erblickt er plötzlich das Grab und den Leichenstein seines verstorbenen Compagnons. Von Fieberfrost durchschauert kommt er zu Hause an, legt sich zu Bett und stirbt nach einiger Zeit; aber während seines Krankseins hat er seinen Sinn noch geändert und er ist gläubig geworden. Bis dahin ist das Buch, wiewol die darin entwickelten Anschauungen und Ansichten sehr einseitig und beschränkt sind, doch insofern lesbar, als ein gewisser Plan darin ist; von da an aber wird die Erzählung im höchsten Grade ermüdend, indem sie in einzelne Verlobungsgeschichten zersplittert wird, die mit langweiliger Breite abgewickelt werden. Der grüne Winkel, in welchem unter Neuber dem Freigeiste und unter einem schlaffen Prediger Unglaube und Gleichgültigkeit geherrscht haben, wird allmählich vollständig umgestaltet; es kommt ein neuer Prediger, welcher sehr glaubenseifrig ist und viel Einfluß auf die Gemeinde gewinnt; außerdem wird der Sohn des verstorbenen Neuber, der gleich dem Vater erst ein Gegner der Kirche ist, durch einen schweren Unglücksfall bekehrt und unterstützt dann die Bestrebungen des neuen Predigers.

Die Verfasserin hat gewiß die beste und lobenswertheste Absicht mit dem Buche; auch sind wir überzeugt, daß sie manche sehr kirchliche Redensart und Periode aus ihrem Confirmationsunterricht sehr treu in ihrem Gedächtnisse bewahrt hat und dieselben hier reproducirt, um den Leser zu erbauen; aber wird sie diese Absicht erreichen? Viele wird die unkünstlerische Form der Anlage vom Lesen des Buchs abschrecken; noch mehr aber wird der einseitige Standpunkt der Verfasserin vielen anstößig sein. Sie betont es ganz besonders, daß man an die Dogmen der Kirche glauben müsse, und sie stellt sich somit viel mehr auf einen beschränkt kirchlichen Standpunkt, als auf den allgemein christlichen und rein biblischen.

4. Scherz und Ernst. Erzählungen von Karl Pelargus. Mainz, Kirchheim. 1862. 8. 20 Ngr.

Was zunächst an dem Buche getadelt werden muß, ist daß der Scherz darin nicht sehr scherzhaft und der Ernst nicht sehr ernsthaft ist; das Ganze ist ein trübes Gemisch von einem gesuchten, manierirten und humorlosen Witze und einem flachen und wirkungslosen Alltagsernst; nur selten erhebt sich die Anschauung und Darstellung zu einem gewissen Grade der Klarheit und Eindringlichkeit.

Der Hauptcharakterzug, der durch alles hindurchgeht, ist der, daß der Verfasser in einem absprechenden, witzelnden Tone über Erscheinungen der Gegenwart aburtheilt und sich den Schein gibt oder auch im guten Ernste glaubt, er stehe auf einer besondern Höhe, welche ihn berechtige, seine Verdammungsurtheile auf alles ihm Misfällige hinabzuschleudern. Etwas sehr Leichtes und allzu Wohlfeiles! Nach des Verfassers Ansicht ist das deutsche Volk in den letzten 300 Jahren „niedergestiegen", weil es „den Wurm im Herzen trägt", und dieser Wurm ist

die „Geschichte seit 300 Jahren", d. h. seit der Reformation; die Reformation ist für ihn der Anfang zum „Hinabsteigen". Den heutigen Fortschritt läßt er daher auch nicht gelten. „Werde ich mich", sagt er S. 204, „deshalb gegen den Fortschritt erklären? Possen! Gott hat die Natur und die Menschen nicht für den Krebsgang erschaffen. Aber es ist nicht alles Fortschritt, was dafür erklärt wird. Rechts und links mit dem Elnbogen alles über den Haufen stoßen, mit dem Kopfe gegen alles, was einem vorkommt, anrennen, das ist wol demokratisch, aber weder vernünftig noch gerecht. Mit dem Parteiruf: «Geh weg und laß mich hin!» hat man noch nie ein Volk glücklich gemacht. Und Phrasenmachen ist auch nicht Wissenschaft!..."

Selbsterkenntniß ist eine schöne, aber auch sehr schwierige Sache; wir wollen daher mit dem Verfasser nicht rechten, daß er sich nicht klar darüber geworden ist, in wie hohem Grade er „demokratisch" ist. Er möchte in der That alles „mit dem Elnbogen über den Haufen stoßen"; so z. B. verurtheilt er sämmtliche protestantische Geschichtschreiber, Kanzelredner und Lehrer, ohne auch nur einen auszunehmen; er müsse, sagt er, gegen sie die schwere Anklage erheben, daß sie mit zweierlei Maß messen und sich deshalb der Geschichtsfälschung und der empörendsten Heuchelei schuldig machen. Und dabei besitzt der Verfasser die Naivetät, daß er sich gegen einen einseitigen confessionellen Standpunkt feierlichst verwahrt. „Gerade in religiösen Dingen", sagt er S. 78, „ist bei den meisten Erziehung, Gewohnheit, Umgang bei Abgabe eines in der Regel nur nachgeplapperten Urtheils so maßgebend und überwältigend, daß ihnen häufig ein objectiver Standpunkt beim besten Willen nicht erreichbar schien." O schwere Kunst der Selbsterkenntniß! müssen wir dem Verfasser wieder zurufen. Er declamirt und polemisirt ferner gegen die Fichte-Feier, gegen Gedankenfreiheit, gegen die Eisenbahnen, welche ihm durch unschöne Linien die Erde verunzieren; gegen die englische Sprache, welche ihm eine „greuliche und schändliche" Sprache ist, und ganz besonders gegen die Dichter der Neuzeit. „Warum denn, Dichter der Neuzeit, das Erschaffene so groß machen und dann, wenn das Menschliche schwer zu Boden drückt, die Flügel so verzweifelt hängen lassen? Warum nach so vielem Schwung und so herrlichen Flügen das katzenjämmerliche Kriechen an der Erde? Warum, wenn dann noch ein Lied gelingt, tönt dies nur wieder vom Haarausreißen und Teufelholen? Etwas, seht ihr, fehlt euch doch noch, und das ist der liebe Gott der Einfältigen."

Das Einzige, worin der Verfasser ein Heilmittel für alle Uebel erblickt, ist „monarchischer Conservativismus und alter voller Katholicismus". Worin dieser letztere eigentlich besteht, wird nicht angegeben; alles, was in dieser Beziehung angedeutet wird, ist, daß diejenigen, welche diesen Stanpdunkt einnehmen, allein Gott wahrhaft erkennen und allein und ausschließlich zu Gott in dem richtigen Verhältnisse stehen, während alle andern im Dunkel wandeln oder Heuchler sind.

Der Verfasser gehört recht eigentlich zu den modernen literarischen Don Quixotes, welche sich für berufen erachten ihre Feder in Bewegung zu setzen, um die Welt von den greulichen Uebeln und Misbräuchen zu befreien, welche genauer betrachtet meist nur ein Product ihrer kranken Phantasie sind. Schade, daß sie gegen solche eingebildete Uebel kämpfen! Wirkliches sociales und politisches Elend gibt es noch so massenhaft, daß es an wirklichen Objecten des Kampfes wahrlich nicht fehlt. Ganz besonders schwach ist der erste Theil des Buchs: „Erlebtes." S. 16 heißt es: „Ich werde hier auch Ernsthaftes bringen müssen, und wenn du, lieber Leser, vielleicht für lappalienhaft manches erklärst und andere mich gar des Kleinlichen anklagen, so bedenke, daß sich aus kleinen Zügen das Bild des socialen Lebens zusammensetzt. Ich zeige dir Personen und Verhältnisse, und du wirst vielleicht dann klar werden, wie manches so kommen mußte in deutschen Landen, wie es kam." Daß der Verfasser kleine Züge berichtet und aufzeichnet, wird gewiß niemand tadeln, obwol diese kleinen Züge, außer daß sie klein sind, oft auch recht bedeutungslos und trivial sind; aber daß diese kleinen Züge von einem klein
einseitigen und beschränkten Standpunkte aus entworfen w
das ist das Verkehrte und Tadelnswerthe. Die ganze A
Weise, wie der Verfasser Verhältnisse und Personen sch
macht den Eindruck, als wenn ein Maulwurf auf der
fläche der Erde erscheint, auf seinen aufgeworfenen Erdh
steigt und von dieser Höhe aus ein genaues und umfa
Bild von der Gegend und ihren Bewohnern geben will.

5. Nachtwolken und Lichtstreifen. Originalnovellen für F
schauerlicher, wie heiterer Anregung. Aus den Pa
eines Mystikers. Herausgegeben von Gustav Ri
Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 15 N

Schauerlich sind die Erzählungen zum Theil, aber o
durchaus nicht. Es sind mit einigen Ausnahmen alte,
bekannte und oft behandelte Sujets, welche hier in ganz
ders schauerlicher Ausstattung und düsterer Färbung wied
tauchen: Kindesmörderinnen, Wahnsinnige und lebendig
bene stehen natürlich in erster Reihe. Das Ganze ge
das große Gebiet der Schauerliteratur, weshalb es übe
sein würde näher darauf einzugehen. Gleich den Schaue
nen sind diese Schauernovellen in den crassesten Farben
grellsten Beleuchtung gehalten, wobei von Wahrscheinlich
Wahrheit der Ereignisse und Charaktere nicht die Re
kann. Diejenigen Erzählungen, welche heitern und la
Inhalts sind, sind etwas trivial und platt. Die eine, „
terthümler", ist verhältnißmäßig wol die beste; wenn ein
Witz, ein kräftigerer und ursprünglicherer Humor und ein
sere Charakterzeichnung darin wären, würde sie nicht üb

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Zur Literatur über J. G. Fichte.

1. Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen
und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard F
Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte.
zig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr.
2. Johann Gottlieb Fichte im Verhältniß zu Kirc
Staat. Von Adolf Lasson. Berlin, Hertz. 1863.
1 Thlr. 10 Ngr.

Zu der Schriftmasse, welche auf Anlaß der vorj
Säcularfeier Fichte's aus allen Winkeln und Ecken
lands hervorquoll, gesellen sich hier einige Nachzügler,
den oben verzeichneten Schriften, von denen namentlich
darauf Anspruch hat, in den weitesten Kreisen Eingang
den und dem berühmten Philosophen und Redner der d
Nation eine größere Popularität zu sichern, als ihm bi
Theil wurde. Der Fall ist selten, wo Sohn und Enke
großen Mannes gemeinsam ein dem Andenken des Vat
Großvaters gewidmetes Buch verfassen, wie dies hier g
ist. Das von dem Enkel Fichte's, Eduard Fichte in
gart, unterzeichnete Vorwort unterrichtet uns zunächst
daß die Verlagshandlung dem auf Veranlassung der Fich
vielfach ausgesprochenen Wunsche, von der Gesammth
Fichte'schen Werke einen jedem Gebildeten zugänglichen u
ständlichen Auszug zu besitzen, bereitwillig entgegenge
sei und die Arbeit dem Herausgeber übertragen habe,
wenn auch nicht das rechte Talent, so doch, als den
Johann Gottlieb Fichte's, die rechte Liebe zur Sache zuz
war". So schließe sich nun vorliegendes Werk den ä
an, welche in demselben Verlage unter der gemeinsan
zeichnung „Lichtstrahlen" erschienen seien.

Diesen „Lichtstrahlen" oder Kernstellen aus Fichte'
ken geht eine Lebensbeschreibung Fichte's voran, die alle
willkommen sein wird, welchen die von Immanuel H
Fichte verfaßte und in zweiter vermehrter und verbessert
lage zu zwei Bänden angewachsene Biographie des Phil
zu umfangreich sein sollte, um sich durch sie hindurchzu

wie groß auch immerhin der Gewinn sei, der für jeden Denkenden und Forschenden, für jeden Freund der Wahrheit und für jeden Patrioten aus einem solchen Studium resultirt. Mit diesem Lebensabriß wurde bezweckt, ein getreues, menschlich wahres Bild des deutschen Mannes zu geben, und zur Erreichung dieser Aufgabe hat der Verfasser sicherlich sein Bestes gethan. Einzelnes Anekdotische, das für die größere Biographie weniger geeignet schien, konnte hier Platz finden. Fast ganz neue und interessante Kapitel sind die Einlagen: „Fichte's Aufenthalt und Lehrthätigkeit in Erlangen" und die „Wohnungen Fichte's in Berlin"; auch konnte der Verfasser manchen erst bei Gelegenheit der Fichte-Feier hier und dort bekannt gewordenen Charakterzug bei seiner Darstellung benutzen, und namentlich gewährten die von M. Weinhold herausgegebenen „Achtundvierzig Briefe von J. G. Fichte und seinen Verwandten" dem Verfasser manche willkommene, die Charakteristik Fichte's vervollständigende Daten. Auf Einzelheiten können wir hier nicht weiter eingehen, da wir schon früher bei Besprechung der größern Biographie, der erwähnten von Weinhold herausgegebenen Briefe, des Werks von L. Noack über Fichte und anderer Säcularschriften uns genugsam über den Charakter und das Leben und Wirken Fichte's verbreitet zu haben glauben. Nur die Stelle, welche die Motive näher beleuchtet, durch die Fichte's lebhafter Antheil an der Französischen Revolution mehr als bei manchen andern Deutschen als eine naturgemäße und innerlich wahre erklärt wird, möge hier mitgetheilt sein. Der Verfasser sagt: „Er brachte der Revolution das rechte Verständniß entgegen, weil seine urkräftige Natur ihren Freiheitssinn bewahrt hatte, und weil auch er den Kampf mit der Ungunst des Schicksals aus Erfahrung kannte, er, der nichts erreicht hatte ohne Arbeit und Kampf. Seine niedere Herkunft, seine Erziehung unter drückenden Verhältnissen, deren Last er von sich abschütteln mußte, sein dunkles, vereinzeltes Leben auf der Universität hatten ihm die Freiheitsliebe, den Sinn für Gerechtigkeit ungebeugt erhalten, wie sie in jedem unverkrüppelten Menschen wohnen, während in andern, scheinbar begünstigten Lebenslagen das Beispiel schlaffer Aeltern, die Einwirkung knechtischer Umgebung, oder umgekehrt der Genuß angeborener Vorrechte jenen Trieb abstumpfen und oft genug schon im Beginn des Lebens halbgebrochene, unnatürlich verkrümmte Charaktere erzeugen. Anders bei Fichte. In den mannichfachsten Lebenslagen umhergeworfen, mit den verschiedensten Ständen verkehrend, hatte er mit angeborenem Scharfsinn manchen tiefen Blick gethan in die Vermoderung der politischen und socialen Zustände unsers Vaterlandes, die Willkür und Rauheit der Regierungsformen, die Geist- und Sittenlosigkeit der Großen, die schroffe Scheidung der Stände. So war es gerecht und natürlich, daß eine Staatsumwälzung, die damit begann, die Wurzel jener zahlreichen Misbräuche auszurotten, von ihm mit freudiger Sympathie begrüßt wurde, ja daß er auch, als sie in die wildeste Anarchie ausartete, nicht sogleich die Hoffnung aufgab, daß, nachdem die Stürme der Parteileidenschaft ausgetobt hätten, jenes Volk dennoch die wahre gesetzliche Freiheit und das rechte Mittel, sie zu erhalten, finden werde."

Mit besonderm Danke wird man auch das beigefügte chronologisch genau geordnete Verzeichniß von Fichte's sämmtlichen schriftstellerischen Arbeiten entgegennehmen. Einigermaßen gewundert hat es uns dagegen, den Ausspruch in Goethe's Faust:

Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute —

von dem Verfasser als einen ernstgemeinten Lobspruch auf Leipzig gedeutet zu sehen, was freilich sehr oft und namentlich von Leipzigern selbst geschieht. In dem Munde des wüsten, pöbelhaften und ungehobelten Zechbruders Frosch kann dieser Spruch aber wol nur ironisch gemeint sein, oder wenigstens hat er doch einen spöttischen Beigeschmack.

Die auf die Biographie folgenden „Lichtstrahlen", welche sich begreiflicherweise einer eingehenden Kritik entziehen, theilen sich in die Rubriken: „Gott, Unsterblichkeit des Menschen, Seligkeit"; „Sittlichkeit, sittliche Natur des Menschen"; „Philosophisches, Pädagogisches, Aesthetisches"; „Christenthum, Kirche"; „Staat, Staatsverfassung". Die vorliegenden Auszüge, in denen sich Fichte's Geist allerdings wie in wirklichen Lichtstrahlen concentrirt, umfassen, mit Ausnahme der streng systematischen Schriften, alle Werke Fichte's, auch die aus seinem Nachlasse herausgegebenen, welcher, wie der Verfasser bemerkt, „bisher viel zu wenig bekannt geworden ist". Nur eine dieser Aphorismen, eine bezeichnende Briefstelle aus dem Jahre 1799 wollen wir hier anführen: „Ich denke nicht auf unmittelbare politische Wirksamkeit; diese würde, glaube ich, schaden. Der Gelehrte hat mittelbar zu wirken. Die Literatur ist das schändlichste Gewerbe geworden, der Buchhandel eine nürnberger Bude. Ein toller Luxus entnervt selbst unsere bessern Schriftsteller und macht sie abhängig. Die Wissenschaft ist in größerer Gefahr als sie je war, und die Geistesfreiheit wird sich, ungeachtet des Blödsinns der dagegen verschworenen Mächtigen, leicht unterdrücken lassen, weil die Gelehrten — so gar wenig taugen."

Der letzte Abschnitt enthält „Vaterländisches", nämlich Auszüge aus den „Reden an die deutsche Nation" und außerdem die höchst merkwürdige Charakteristik Napoleon's I. von Fichte, wol das Treffendste, was in dieser Kürze je über Napoleon gesagt worden ist. Vorangestellt sind einige Bemerkungen von Immanuel Hermann Fichte, in denen für Fichte das Verdienst in Anspruch genommen wird, „daß Fichte durch jene Reden den Begriff eines deutschen Volks zuerst wiedergefunden, wenigstens aus langer Vergessenheit wieder hervorgezogen und in leuchtendem Bilde vor der ganzen Nation hingestellt habe". Der Verfasser fährt dann fort: „Und bekannt ist Napoleon's Wort auf St.-Helena: daß die deutschen Ideologen durch die unwiderstehliche Gewalt der Aufregung, welche sie in der Jugend entzündet, sein Reich gestürzt hätten. Dies schlechthin ihm unbekannte, von ihm verachtete Element hatte er nicht in seine Berechnungen aufgenommen, weil es seinem eigenen Geiste fern lag. Fichte hat einmal in den schriftlichen Meditationen, welche den «Reden an die deutsche Nation» vorangingen, sich selbst Napoleon gegenübergestellt und für sich die Worte hingeworfen: «Sein Andenken und seine Lehre werde fortleben bei der fernsten Nachwelt, wenn Napoleon's Name längst vergessen sei; dies erwerbe ihm aber gerade das Anrecht und die Pflicht, ihm entgegenzutreten und auf Tod und Leben ihn zu bekämpfen.» Der Biograph wollte früher diese kühnen Worte nicht mittheilen, weil sie den Schein maßloser Selbstüberhebung auf Fichte werfen konnten. Seitdem hat man an jenes Wort Napoleon's erinnert und dasselbe mit Recht auf Fichte bezogen. Der große Eroberer hat spät auf seiner Felseninsel sterbend die Macht jenes Princips anerkannt befunden, das Fichte in seiner stillen Studirstube wider ihn aufrief."

Fichte der Sohn erzählt ferner als Beispiel des ausschließlichen preußischen Particularpatriotismus, der vor der Schlacht von Jena und ehe noch Fichte seine „Reden an die deutsche Nation" gehalten, in Berlin vorherrschend war: es sei in einer Abendgesellschaft, welche gegen Weihnachten 1805 bei Fichte versammelt war, geschehen, „daß die kurz vorher eingetroffene Nachricht von der Besiegung der Oesterreicher bei Austerlitz mit jubelnder Freude besprochen wurde. Da rief Fichte empört mit gehobener Stimme: «Es wird kein Jahr vergehen, so wird man diese Niederlage höchlich bedauern!»"

Was Fichte für die Wiedererweckung und Belebung des deutschen Vaterlandsgefühls und für Dämpfung des Particularpatriotismus gethan, erkennen wir vollkommen an und haben dies schon früher im vollsten Maße anerkannt; indeß waren auch schon vor Fichte Männer aufgestanden, welche in demselben Geiste dichteten und sprachen, vor allem Klopstock, von dem sich eine ganze Patriotenschule unter unsern Dichtern herschreibt. Freilich mußte erst eine Niederlage wie die von Jena den preußischen Staat und die Gemüther bis zum Grunde erschüttern, ehe Fichte's mächtige Worte in Berlin bei den Bessern Gehör finden konnten. „Dank dafür von oben, in Form irgendeiner

öffentlichen Anerkennung oder Auszeichnung" hat Fichte, wie sein Enkel ausdrücklich hervorhebt, natürlich niemals erhalten; ja noch im Jahre 1824 wurde seinen „Reden an die deutsche Nation" das Imprimatur von der Censur in zwei Instanzen verweigert. Aber einer dringendern Instanz, der in unsern Tagen, hat man denn doch nicht widerstehen können.

Die zweite Schrift „Johann Gottlieb Fichte im Verhältniß zu Kirche und Staat" von Adolf Lasson enthält eine vollständige Kritik und Charakteristik Fichte's und seiner Lehre. In der Einleitung erörtert der Verfasser die ursprüngliche und die spätere Form des Fichte'schen Systems, Begriff und Methode der Wissenschaftslehre u. s. w., er behandelt sodann in einer ersten Abtheilung Fichte's Verhältniß zur Kirche, wobei sowol sein früherer als sein späterer Standpunkt in Betracht gezogen wird, und charakterisirt dann in einer zweiten Abtheilung sein Verhältniß zum Staate und zu den politischen Fragen seiner Zeit, nächstdem seine Erziehungslehre. In einem Schlußkapitel ist endlich von seiner politischen Gesinnung, seinem sittlichen Charakter, seinem Stil und seiner wissenschaftlichen Bedeutung die Rede. Die Schrift ist ihrer Tendenz nach zum Theil gegen diejenigen gerichtet, welche in Fichte den Redner oder wol gar den Politiker vor allem betonen. „Fichte", bemerkt der Verfasser, „ist wesentlich ein Held des Gedankens, dazu einer Gruppe von Denkern angehörig, deren Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge, deren eigenthümlichem Streben, deren wissenschaftlichem Verfahren sich das, was man die heute zumeist geltende wissenschaftliche Anschauung nennen darf, so schnurstracks wie möglich gegenüberstellt. Und zwar nicht so, daß auch nur das, was als Resultat seines Strebens gelten darf, als weiter wirkendes Moment von der fortgehenden Bewegung dieser Wissenschaft wieder aufgenommen und verarbeitet worden wäre: sondern so, daß nach Ausgangs- und Zielpunkt sein Streben gerade vielen derjenigen, die ihn zuletzt am lautesten gepriesen haben, als ein eitles, vergebliches, verlorenes erscheinen muß."

Der Verfasser bemerkt weiter: „Fichte war ein Held der Freiheit. Das bezweifelt niemand. Aber die Freiheit in seinem Sinne ist nicht diejenige, welche das Gesetz und jede Schranke des eigenen Beliebens aufhebt, um die Willkür des Triebes zu entfesseln, sondern diejenige, welche die Sklaverei des Sinnlichen abthut, welche dies endliche, irdische Sein in der Erkenntniß, daß es ein Schemen, der Schatten eines Schattens ist, vernichtet, um durch die harte Arbeit der Verleugnung seiner selbst das Ewige, Reine, Absolute in sich zu verwirklichen."

Fichte lasse sich, behauptet der Verfasser ferner, überhaupt abgesondert für sich nicht wol begreifen; nur als einer der Hauptvertreter des deutschen Idealismus in der Reihe gleichartiger Denker lasse er sich gebührend würdigen. Er sucht weiter nachzuweisen, daß die aufgeklärten Leute sich wol hüten sollten, Fichte für einen der Ihrigen zu halten. Wenn er auch mit kaum geringerer Entschiedenheit als diese gegen die bestehende Kirche Einspruch thue, so stehe er, der jeden nicht im Ueberſinnlichen Lebenden aller Moralität, ja aller Bildung zur Moralität für unfähig erkläre, dem kirchlichen Bewußtsein gleichwol um ein Unendliches näher als etwa dem aufgeklärten und höchst verständigen Bewußtsein der der Kirche entfremdeten Massen. Der Verfasser beruft sich dabei auch auf die Hausandachten, welche Fichte bei sich eingeführt hatte. Interessant in diesem Kapitel ist namentlich auch die Hinweisung auf die Anregungen, welche Fichte von Lessing und vorzugsweise von dessen „Erziehung des Menschengeschlechts" erhalten hat, und eine Parallele zwischen Fichte und Schleiermacher. Dem Verfasser zufolge steht Fichte dem Grundwesen der Religion um ein Unendliches näher als Schleiermacher, dem Christus etwa nur ein „ausgezeichnetes Genie" sei, über dessen Göttlichkeit er mit einer „rhetorischen Wendung" hinweggehe, dem Gott und Unsterblichkeit Begriffe seien, die mit der Frömmigkeit an sich nichts zu thun hätten, der den Pantheismus ausdrücklich rechtfertige und nur gegen einen materialistischen Pantheismus Verwahrung einlege, indem ... ein lebendiger, wenn auch nicht persönlicher Gott anerk... werde u. s. w. Ueber Fichte's Charakter und Bedeutung s... sich der Verfasser zum Schluß in folgenden Worten aus: ... viel in seinem Philosophiren Verfehltes und Unvollkomm... sein mag; so viele der herrlichsten Güter speciell der relig... Erkenntniß er seinem absoluten Denken zu Liebe dahinge... haben mag; so wenig ist doch zu verkennen, daß er der ... tigen Flachheit der Verstandesdogmatik seiner Zeit in höchst ... tiger Form gegenübersteht, und daß ein Trieb auf das H... und Unvergängliche insbesondere seine ethischen Principien d... bringt und verklärt. Er ist eine durchaus vornehme Natur ... meint, es hänge von der Freiheit eines jeden ab, ob e... Menge, die freilich aus der Thorheit nie herauskommen w... gehören oder über dieselbe sich erheben wolle, und er selber ... sich von der Menge immer stolz abgesondert. Die Stichw... der Zeit haben ihm nichts angehabt. So ist Fichte trotz ... Verfehlten in seiner Gedankenweise ein wesentliches Mittel... in der Entwickelungsgeschichte der neuern Wissenschaft und ... lebendiges Denkmal deutscher Tiefe und deutschen Charakter...

Uebrigens war Fichte nicht blos, trotz seiner demokrat... Grundsätze, ein sich vom Volke stolz abschließender gei... Aristokrat, und die Neuern wissen beide Gegensätze meist... gut in sich zu vereinigen, er besaß nicht blos jenen Stoicis... wie er Philosophen eigen zu sein pflegt, er hatte auch viel... der dogmatischen Starrheit und Gemüthshärte, wie ma... häufig bei denen trifft, welche ursprünglich Theologen w... Von den Stichwörtern der Zeit „Humanität" und „Libera... wollte er nichts wissen. Mit ihm, mit der Französischen ... lution und der Herrschaft und den Kriegen Napoleon's be... ein härteres und selbstsüchtigeres Geschlecht. Ob dieses ... die Menschheit befruchtenden Samen ausgestreut hat als ... jenige, welches das Wort Humanität auf sein Banner sc... darüber ein entscheidendes Urtheil abzugeben muß einer sp... Nachwelt vorbehalten bleiben.

Lasson's sichtbar aus gewissenhaften Studien hervorg... gene Schrift scheint uns viel Treffendes und Verständig... enthalten und besonders müssen wir dem Verfasser nachrüh... daß er sich wie Fichte von den „Stichwörtern der Zeit" ... zugleich von den so verwickelten und chicanösen Terminol... der philosophischen Schulsprache, die eben nur für die ägyp... Priesterkaste der philosophischen Geheimlehre berechnet ist, ... aus frei zu erhalten weiß. **H. ...**

Deutsche Literatur in Siebenbürgen.

„Die siebenbürger Sachsen sind Muster von Festha... und Ausbildung nationaler Mitgift; das kleine Reis der g... deutschen Eiche, im fernen Osten zu einem Bäumchen ... gewachsen, bewahrt noch immer sein ursprüngliches Leben... Wesen.... Auf so fernem und bedrohtem Posten der Na... lität ist es erste Pflicht, das angestammte Eigen werth zu halt... Der Verein, der das «Archiv für siebenbürgische Vaterlandsk... herausgibt, steht im vollen Literaturrechte." Mit diesen ... ten eines verehrten deutschen Historikers sei diese Skizze erö... weit entfernt dem Eigendünkel seiner Nation Weihrauch ... zu wollen, will Referent nur aufmerksam machen auf ... Umstand, welcher nicht immer genügende Berücksichtigung ... funden.

Wohl waren die siebenbürger Sachsen immer eingeden... Stammes, als dessen Zweig sie (1141—61) in das Karp... land einwanderten, wol galt von ihnen stets, was der g... ger Gelehrte Schlözer rühmte: daß sie unter allen Colo... welche das deutsche Mutterland ausgesendet, um in f... Lande deutsche Bildung und Gesittung zu bringen, am zä... ihren Nationalcharakter bewahrt, am treuesten ihre M... erfüllt.

An deutschen Hochschulen bildeten sich von jeher ihre ... und Geistlichen, von der leipziger Messe brachten Kaufleute ...

1519 Luther's Schriften mit, und noch denkt Referent freudig erregt an die Stunde, wo der greise Verfasser der „Geschichte der deutschen Nationalität" seinen lauschenden Schülern auseinandersetzte, wie der Gang der Reformation nirgends so einmüthig-friedlich, die Duldung nirgends so groß als in Siebenbürgen. Bald ward vom Volksmunde die neue Lehre „deutscher Glauben" genannt.

Alle großen Ideen, welche im Laufe der Jahrhunderte Deutschland bewegten und erregten, schlugen ihre Wellen auch bis nach Siebenbürgen. Hoch loderten auch hier die Flammen der Begeisterung für Schiller und in den Augusttagen des vorigen Jahres erstanden in Meburff, außer dem seit 1840 blühenden Verein für Landeskunde und dem Gustav-Adolf-Verein, die Vereine der Schützen, Sänger und Turner, alle bestimmt mit neuen Banden der Freiwilligkeit sich dem auch räumlich immer näher rückenden Stammlande anzuschließen.

Der Begeisterung für ihre Schulen, welche die Voraltern bestimmte in ihren Castellen Schulen zu bauen, selbst während des Kriegs den Unterricht nicht zu vernachlässigen, ist es zu danken, daß trotz aller Zeitwirren und Völkerstürme die Nation nicht erdrückt wurde, daß noch jetzt in den Schulen deutsch gelehrt, in den Kirchen deutsch gepredigt wird. Wohl sind viele nach allen Richtungen weiter gewandert, manches Geschlecht erloschen; aber die Zeiten brachten auch immer neuen Zuwachs, theils einzelne, theils Massen, und gerade in der neuesten Zeit hat so mancher aus dem Reiche hier, wohin zu ziehen er Bedenken trug, eine zweite liebe Heimat gefunden, jedes unserer Gymnasien zählt auch solche unter die Seinigen, und die nur zeitweilig hier waren, wurden überrascht und erfreut und erquickt durch die deutsche Luft, die sie wieder in allen Zügen athmen konnten, und es unterliegt wol keinem Zweifel, daß bei den günstigern Verhältnissen der neuen Aera der Zug der deutschen Auswanderung nach unserm Lande einen neuen Aufschwung nehmen wird.

Diese vielfachen Berührungen brachten es nun natürlich mit sich, daß alle Erscheinungen der Literatur in Deutschland immer rasch auch in Siebenbürgen Eingang fanden und auch die einheimische Production anregten und nährten. Näheres hierüber bietet unter anderm Seivert, „Siebenbürgische Gelehrte," (Presburg 1785). Leider fehlt uns aber noch ein Werk, welches an dieses treffliche Buch anknüpfend, einen klaren Ein- und Ueberblick über die im Laufe dieses Jahrhunderts erschienenen Werke gewährte.*) Und doch sind die letzten Jahre so reich gewesen an neuen Erscheinungen aus allen Fächern des Wissens, daß dieser Umstand allein schon ein von der Lebensfähigkeit und Rührigkeit des kleinen Sachsenhäufleins erfreuliches Zeugniß gibt.

Leider sind aber unsere Verhältnisse in Deutschland hier und da noch sehr wenig bekannt; denn trotz des regen literarischen Lebens geschieht noch zu wenig, um die erscheinenden Werke der Stammesgenossen näher zu bringen, obgleich hierzu so viele Organe in den kritischen Zeitschriften Deutschlands geboten sind.

Es soll hiermit durchaus nicht der Recensentenpause das Wort geredet werden, noch weniger ist es zu übersehen, daß die betreffenden Blätter in der Regel anerkennenswerthe Geneigtheit zeigen, diesem Mangel abzuhelfen und hier und da einiges angezeigt und besprochen wird; aber es wird doch von allen Seiten, hüben und drüben, zugegeben werden müssen, daß hierbei noch zu wenig systematisch verfahren wird. Auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, diesem Uebelstande abzuhelfen, soweit es in seinen Kräften steht, hält Referent für die Pflicht eines jeden, der dazu den Beruf in sich fühlt. Möchte es bald besser werden, und es wird besser werden auch in dieser Hinsicht, sobald die betreffenden Redactionen der kritischen Blätter, die Verlagshandlungen und vorzüglich die Schriftsteller ernstlich wollen.

Es ist hier nicht der Ort und die Zeit, über Werke, welche von Männern der Wissenschaft geschrieben wurden, ausführlicher zu berichten. Diese Zeilen machen keinen Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit; Werke aus früherer Zeit und Siebenbürgen betreffende Arbeiten, von nichtsiebenbürgischen Autoren, sind nicht berücksichtigt; und auch bezüglich der übrigen mußte sich Referent an das ihm zu Gebote stehende Material halten und den ihm durch Tendenz und Leserkreis d. Bl. gebotenen Umständen gerecht werden.

Außer den Aufsätzen, welche das obenerwähnte „Archiv", die Mittheilungen und Verhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt, die Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, die bei den Vereinsversammlungen üblichen Festgaben, die Programme der sechs sächsischen Gymnasien und sonstige Gelegenheitsschriften, endlich in- und ausländische Blätter bringen, brachten die letzten Jahre noch viele vortreffliche selbständige Werke, und schon lange sind auch außerhalb der Marken Siebenbürgens bekannt die Namen: Ackner, Bedeus von Scharberg, E. A. Bielz („Handbuch der siebenbürgischen Landeskunde"), G. Binder, Fabricius, F. Fronius, A. Gräser („St. L. Roth nach seinem Leben und Wirken"), J. Haltrich („Volksmärchen aus dem Sachsenlande"), Marienburg, F. Müller („Siebenbürgische Volkssagen"), Neugeboren, W. Schmidt, Schuler von Libloy, J. C. Schuller, F. W. Schuster, C. Schwarz, G. Seivert, G. D. Teutsch („Geschichte der siebenbürger Sachsen"), E. von Trauschenfels, H. Wittstock („Sagen und Lieder aus dem Nösnergau") u. a. Weil gleichsam den Uebergang bildend zum Folgenden, seien hier noch erwähnt die „Reisebilder aus Siebenbürgen" von J. M. Salzer (Hermannstadt 1860).

Auf dem Gebiete der „volksthümlichen Prosa und der Novellistik sind seit D. Roth („Pfarrhof zu Kleinschenk", „Johann Zabanius, Sachs von Harteneck") unter anderm hervorzuheben: G. Seivert („Um Ostern 1442", „Gaan von Salzburg", „Vor 621 Jahren"), dann etwa noch C. Viotte, F. Obert, Tr. Teutsch u. a. Außer den obigen Quellen bieten noch der „Siebenbürgische Volkskalender" und der „Sächsische Hausfreund" alljährlich Anerkennenswerthes, und würden Separatabdrücke, z. B. des eben vollendeten „Grafenhof von Kelling" sehr erwünscht sein. Ehrenvolle Erwähnung verdient als Vertreter der humoristischen Richtung F. Fronius („Eine Kindstaufe in den 13 Dörfern", „Die Hochzeit im Haberlande", „Siebenbürgisches Badeleben", „Die sächsische Brüderschaft"). Noch sei auch hier empfohlen das Lesebuch von F. Obert. Wenn es schon schwierig ist in der Prosa eine Auswahl zu treffen, ohne Gefahr, bei jedem Schritte möglicherweise anzustoßen, so ist dieses noch um ein Bedeutendes mehr zu befürchten auf dem Felde der Poesie.

Vorzüglich schossen in den vierziger Jahren Gedichte, insonderheit politischen Inhalts, empor. Die besten derselben enthält die von weiland J. F. Geltch veranstaltete und in Hermannstadt erschienene Sammlung: „Liederbuch der siebenbürger Deutschen." Nur ungern übergehe ich auch hier theils Sammlungen, theils einzeln herausgegebene größere Gedichte, unter anderm von J. F. Geltch, J. C. Schuller u. a; dagegen seien nochmals empfohlen die Gedichte von F. W. Schuster, Schußburg, Habersang (1858). Seit der Zeit ist von J. C. Schuller, M. Malmer, M. Albert u. a. in Zeit- und Gelegenheitsschriften manches erschienen, und diese Perlen zu einem Kranze zu vereinigen, wäre eins der verdienstlichsten Unternehmen, um so mehr, da man sich dabei nicht nur durch eine große Papiermasse, sondern auch durch manche misrathene Gefühlsexplosionen, ephemere Gelegenheitsgedichte und mitunter zungenbrecherische Disticha durchkämpfen mußte. Leider scheuen diese Mühe des Sammelns so viele, ja unsere meisten Schriftsteller.

Die deutschen Mundarten erfreuen sich auch in Siebenbürgen einer ersprießlichen Theilnahme. Unser Ländchen bietet auch in dieser Beziehung Analogien mit Deutschland, da auch hier jede Gruppe, ja man könnte sagen, jeder Ort sprachliche Eigenthümlichkeiten bietet. Wie wichtig dieser Umstand für die Frage der Herkunft der Sachsen ist, bedarf keiner Erwähnung, wol aber, daß die Schreibart der leider eingegangenen „Deutschen

*) Irre ich nicht, so beabsichtigt der gegenwärtige Vorstand des Vereins für Landeskunde, Herr Trausch, diese Lücke auszufüllen.

Mundarten“ immer allgemeiner wird. Im Jahre 1840 erschienen in Hermannstadt „Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart. Gesammelt und erläutert von J. C. Schuller“, damaligem Professor am evangelischen Gymnasium in Hermannstadt. Dreiundzwanzig Gedichte von verschiedenen Verfassern in verschiedenen Dialekten, aber größtentheils humoristischen Inhalts enthaltend, ist dieses interessante Büchlein auch dadurch wichtig geworden, daß es dazu beitrug, diese bis zu der Zeit weniger bekannte Sprachgegend der Forschung und Pflege zu empfehlen. Seit der Zeit erschienen viele schätzbare Beiträge zu diesem Fache in den Blättern des In- und Auslandes, z. B. in Frommann's Zeitschrift „Deutsche Mundarten“ und „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“, in Gelegenheits- und selbständigen Schriften, z. B. in „Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart“ (zweite Auflage, 1857) und in J. Haltrich's „Zur deutschen Thiersage“ (Kronstadt 1855) u. s. w.; in Sammelwerken, wie in Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen“ *) und in den Gymnasialprogrammen von J. C. Schuller, F. Müller, J. Haltrich, F. W. Schuster, Schuler von Libloy, J. Mätz, St. Theil u. a., und manch mundartliches Gedicht harrt noch des Sammlers und Herausgebers. Von F. W. Schuster dürfte nächstens erscheinen eine Sammlung siebenbürgischer Volkslieder, Räthsel, und Sprüche, während J. Haltrich mit der Herausgabe eines Idiotikons sich neue Verdienste erwerben wird.

So sei denn diese Einleitung, deren Unzulänglichkeit auch Referent nur zu gut fühlt, geschlossen. Weit entfernt von selbstgenügsamer Ueberschätzung, schrieb er nach bestem Wissen und Gewissen und hofft auf milde Beurtheilung, da eben Vorarbeiten so sehr mangeln.

1. Aus den Papieren eines alten Versemannes. Von J. C. Schuller. Hermannstadt, Steinhaußen. 1862. 8. 20 Ngr.

Dieses der Frau Fürstin Sophie zu Liechtenstein gewidmete Büchlein enthält in vier Abtheilungen zum Theil schon veröffentlichte Arbeiten. Die erste Abtheilung bringt unter dem Titel „Aus den Jahren 1829—50“ außer sieben Gedichten nach Moore auch das vom körnigsten Humor durchwürzte, schon früher erschienene, hier vielfach umgeänderte „Lied vom Pfarrer“ nach Schiller's Glocke. In dem Ferienscherz „Aus meinem Leben“ schildert der Dichter den Eindruck, welchen die Lesung von Strauß' „Leben Jesu“ auf ihn hervorgebracht. Wie auch einige Gedichte der andern Abtheilungen durchglüht des für das Wahre Gute und Schöne begeisterten Mannes Patriotismus das kräftige Gedicht „Zur Säcularfeier der Einberufung der Sachsen“. Zum Theil schwächere Leistungen bieten die „Winterblüten“, größtentheils Gelegenheitsgedichte, deren Verständniß jedoch durch kurze Anmerkungen erleichtert wird. Humor, Vaterlandsliebe, Pietät, Begeisterung für die Wissenschaft sind die Eigenschaften, die den Dichter charakterisiren, und manche interessante Blicke eröffnen sich uns in die sächsischen Verhältnisse der frühern Zeiten.

Den entschiedensten Beifall verdienen die „Zahmen Xenien“. Obgleich einige derselben ausführlicher, als es dieser Gattung streng genommen zukommt, ausgefallen sind und das Metrum nicht überall genau genug beobachtet erscheint, so lassen doch manche derselben bezüglich des Stachels und des Gedankenreichthums wenig zu wünschen übrig. Einige sind Gnomen ohne diesen Stachel des modernen Epigramms. Zum Belege folgende Beispiele:

Glosse.

Was in den Wirren der Zeit erhebt, das ist der Gedanke,
Daß Geschichten der Mensch, Gott die Geschichte nur macht.

Varnhagen's Tagebücher.

Kaffeeklatsch, doch ohne Kaffee, Ludmilla! Zum Danke
Gibt die Kritik dir gewiß bald einen glänzenden Thee.

*) Zu II, 819 dieses Werks ist zu berichtigen, daß der dort als Probe des Dialekts in Kronstadt erscheinende „Knecht Ruprecht“ im mediaschen Dialekt von weiland Oberlandesgerichtsrath M. Kräger gedichtet wurde und auch a. a. O. im mediaschen Dialekt gedruckt erscheint.

Etymologisches.

Lucus a non lucendo als etymologischen Unsinn
Haben wir beide, mein Freund, oft die Erklärung verlacht.
Sehe ich aber, wie seit Jahrhunderten, was seinen Namen
Von Concordia hat, Hader erzeuget und Zwist,
Bin ich einverstanden damit und es scheint mir der scha
Sprachgeist
Wie ein pfiffiger Schalk, der es ironisch oft meint.

Die „Deutschen Volkssprüche“ der vierten Abthei
dürften wenig befriedigen, da das Fassen in Verse das V
thümliche oft verwischt. Im übrigen sei diese Sammlung
seit Jahren durch Wort, Schrift und That um sein
und das Deutschthum hochverdienten Verfassers allen Fre
einer geistkräftigenden, gemüthserfrischenden und willenstra
den Lectüre wärmstens empfohlen.

2. Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen und S
Eine Sylvestergabe von J. C. Schuller. Hermann
1862. 8. 6 Ngr.

Mit Freude begrüßt wurde auch dieses Werkchen des
nur als Mitgründer des Vereins für Landeskunde, sondern
als Historiker, Sprachforscher und Dichter vielfach verd
Nestors unserer Literatur. Wie der Verfasser in eine
frühern Sylvestergaben „Das Todaustragen und der
lef“ die Identität des sächsischen Muorlef mit dem
der altdeutschen Sage nachgewiesen, so erhalten wir auc
in gedrängter Kürze den Beweis (durch mehr als 50 e
Beispiele), daß auch die Mundart der Sachsen wie jede
„Glimpf und Schimpf“ hat. Wenn auch der munda
Forscher Derbheiten, welche gleichsam „Bilder der nieder
schen Schule“ sind, nicht ängstlich meiden darf, so ist in de
liegenden Sammlung doch dafür gesorgt, daß der Aesthetik
nicht übel wird; „wo aber moralische Verwilderung un
Leidenschaft sich in ekelhaften Flüchen Luft macht, und das
wie es in den alten Zunftgesetzen heißt, «im Zorn mit
und Donner scheldt», da ist er schweigend und trauernd vo
gegangen“.

Dabei ist nicht nur im Texte, sondern auch in gebi
Anmerkungen auf ähnliche Erscheinungen in den andern
schen Mundarten Rücksicht genommen und bieten diese 24
ten so viel des Ueberraschenden, daß das Werkchen überal
kommenen Beifalls gewiß sein kann. Wesentlich erhöh
sein Werth durch ein vorangeschicktes Verzeichniß von
zungen und praktischen Leseregeln.

3. Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart nebst
metrischer Uebersetzung in das Hochdeutsche. Von V
Kästner. Hermannstadt, Steinhaußen. 1862. 12. 1

Diesen Gedichten des 1857 im einunddreißigsten
seines Lebens der Wissenschaft, seiner Nation und seiner
zu früh entrissenen Verfassers ist vom Herausgeber ein
satz: „Ueber Volkssprache und Mundarten, namentlich die
bürgisch-sächsische, und deren Eignung zur Poesie“, al
leitung vorausgeschickt.

Angeregt durch Hebel's Gedichte und die obener
Sammlung entschloß sich der Dichter, sich „in einigen po
Tändeleien, im Mutterdialekte, wenn auch nur aus dem
zu versuchen, um manche lieblosen Urtheile und ebenso
als voreilige Ausfälle auf das angeblich Ungelenke, Bil
unfähige und die niedrige Entwickelungsstufe unserer M
womöglich zu paralysiren“.

Die romantische Lage seines Geburtsorts, die Rui
ehemaligen Abtei, „diese Ueberreste eines von Bäum
Buschwerk umklammerten großartigen Denkmals der S
geschichte“ (wie E. von Trauschenfels in seinem 18
„Oesterreichischen Morgenblatt“ veröffentlichten Nekrolo
merkt), „mußten fragende und bildende Träume in der
Seele des Dichters erwecken“; das kernhafte Wesen de

wohner dieser deutschen Sprachinsel mitten unter romanischen Dörfern, seine Genossen während seiner Gymnasial- und Rechtsstudien in Hermannstadt und der Einfluß des Mannes, „der es wie kein zweiter verstanden hat und versteht, die Jugend zu wissenschaftlichem Streben anzuregen“, seines Lehrers in Geschichte und Literatur, J. C. Schuller, brachten Anlagen und Entschlüsse des Dichters zur Reife.

„Die Sprache, sagt man, sei der Spiegel der Seele einer Nation.... So ist auch unsere deutsche Schriftsprache die allen Deutschen gemeinsame Form, in welcher sich der deutsche Volksgeist gleich getreu abspiegelt, mag er die Ufer des alten Vater Rhein und der mütterlichen Donau beleben, oder in unendlicher Entfernung vom Stammlande an den Gestaden der Stillen See und den Gewässern des Mississippi und Missouri walten, oder seine anspruchslosen Blüten entfalten unter den riesigen Stämmen in den tausendjährigen Eichenwäldern Siebenbürgens. Die deutsche Schriftsprache ist eine schöne, reich blühende Wiese, die ein in Jugendkraft lebender Gärtner, das deutsche Volk, in dem großen Völkergarten dieser Erde mit liebender Sorgfalt pflegt.... Diese einzelnen Blüten, aus denen unsere Gesammtsprache gleichsam zusammengesetzt ist, sind die besondern Mundarten des deutschen Volks. Jede hat ihre eigene Ideenwelt, in welcher sich der Geist eines deutschen Volkstheilchens am heimischsten fühlt und in der er die passendsten Klänge findet, womit er sein innerstes Wesen am besten und liebsten darzustellen vermag..... Wer die Volkspoesie und folglich auch die sächsische in ihrer Totalität erkennen will, muß ins Volk steigen, im Volke sich bewegen, mit ihm denken und mit ihm fühlen; jedes Gedicht ist gleichsam nur ein Prisma, welches einzelne aufgenommene Strahlen zwar im buntesten Farbenglanze gefälliger und mehr oder minder gelungener Form zurückspiegelt, aber das helle, reine Licht der Volkspoesie selbst, in seiner Klarheit und Vollständigkeit, nie ganz wiederzugeben vermag.“

Diese der Einleitung entnommenen Worte zeigen den Ernst, womit der Dichter für seine Arbeiten begeistert war. Referent weiß aus eigener Erfahrung, wie schwierig es ist, Mundartliches in phonetischer Beziehung richtig wiederzugeben; doch kann er nicht umhin im Interesse einer, wie er hofft, bald nöthig werdenden zweiten Auflage hier zu bemerken, daß trotz der vorangeschickten Regeln und des Druckfehlerverzeichnisses manche Inconsequenzen (z. B. in der Anwendung der Zeichen der Kürze ˘ und Länge ¯) stehen geblieben sind, die bei strengerer Kritik sich hätten meiden lassen. Zwar schließt sich die Schreibart an die Frommann's, aber nicht consequent, oder sollte es providentielle Fügung sein, daß Siebenbürgen auch hinsichtlich der Einheit in diesem Falle Analogien mit dem großen Mutterlande bietet? Mitunter sind auch die nämlichen Worte verschieden geschrieben, so findet sich klinzig und klienzig, fiwwen und fiewen, fränklich und frenklich, Flüggel und Fligel, wöber und wöbber u. s. w. Bezüglich der Wahl des Versmaßes läßt wol keins der hier gebotenen Gedichte etwas zu wünschen übrig, mitunter kunstvoll nie gekünstelt zeigen die Metra des Dichters Gewandtheit, und die Abwechselung in ihrer Wahl hält die Eintönigkeit überall fern. Die hochdeutschen Uebersetzungen schließen sich in der Regel eng an das Original; in „Märzenglöcklein“ und „Verblühte Kettenblumen“ sind die daktylischen Reime des Originals, welche unsere Mundart durch die Fülle von Doppeldiminutiven begünstigt, in der Uebersetzung trochäisch gehalten. Unreine Reime und undeutsche Wendungen (z. B. „kein mehr Bleiben“, S. 159) sind äußerst selten und wol aus Pietät nicht geändert worden, wenn es sich vielleicht auch leicht thun ließ.

Wie sehr der Dichter die Sprache beherrschte, beweisen die vielen, so ungesucht sich ergebenden Alliterationen, Assonanzen und Idiotismen, die iterativen, diminutiven und onomatopoetischen Worte, die gemüthlichen Wendungen und sprichwörtlichen Redensarten, die so geschickt den Gemälden eingewoben sind, daß nirgends der eigenthümliche frische Reiz verwischt wird, welchen der Volksgeist mit seinem erquickenden Aroma über jeden Dialekt hingießt. Vorzüglich verwerthet sind in den ernsten und schwermüthigen Gedichten und Wendungen unsere breiten, volltönenden Laute.

Die Scylla und Charybdis volksthümlicher Dichter, ziererische Ueberspanntheit und mehr als volksthümliche Natürlichkeit, hat Kästner beide vermieden und seine Gedichte spiegeln in ihrer Gesammtheit so ganz und gar das Volks- und Naturleben unsers Völkleins ab und stehen immer so mitten in der volksthümlichen Anschauung, welche nur durch die dichterische Seele veredelt erscheint, daß sie ein echtes Bild geben, und selbst in der Uebersetzung oft den Vorzug verdienen vor manchem Gedichtbau unserer modernen Phrasenkletterer.

In den lyrischen Gedichten beobachtet der Dichter bald mit frischem, freiem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, bald überrascht er durch genaue Seelenmalerei. Fern von herzzerreißenden Schmerzensschreien, versteht er es, selbst in elegische Stimmungen die Hoffnung erhebend hineinleuchten zu lassen, frugale Genügsamkeit, echte Religiosität, und gern folgt ihm der Leser durch die ganze Tonleiter der Empfindungen. Seine Begeisterung für seine Sprache, seine Nation, sein Vaterland zeigt sich in den Gedichten „Sächsisch“, „Mein Sachsenland“, „Die drei Englein“. Trotziger, selbstbewußter Mannesmuth neben hingebender, sanfter Liebe; Klarheit und Wahrheit aber überall. In den beschreibenden Gedichten erscheint alles belebt und mitfühlend, Allegorien und Personificationen oft bis zur Kühnheit der Laune sich steigernd. Das Gelungenste dieser Gattung bietet „Der Alpensee“. Als Probe stehe hier die fünfte Strophe:

Awwer nöt de Sann ellien,
Uch de Felsen, det Gestien
Söt em doo än tousend Strohlen
Sich äm Wasserspägel mohlen.
  Selwergroo
  Rüth und bloo
  Glänzt et doo!
Wä sich hüsch de Farwe' mäschen,
Wä de Auge' sich erfräschen. *)

Den Uebergang zu den humoristischen Gedichten bildet „Die Neujahrsnacht“ und „Der heilige Christ“, beide wahre Schatzkammern für Sitten und Gebräuche; kindliche Naivetät findet sich im „Wiegenlied“, leichter sprudelnder Humor in dem Gedicht „Der Kanzelist“, wogegen „Der schlaue Hans“ zu viel des Stoffes bietet.

Zu den epischen, zum Theil der Sage und Geschichte entlehnten Gedichten vermitteln den Uebergang zwei Gelegenheitsgedichte, offenbar die schwächsten der ganzen Sammlung, wogegen epischer Schwung in den der Geschichte entnommenen herrscht, z. B. „Hans Weiß in der Brotfeldschlacht“, woraus zur Charakteristik stehen möge:

Et hun et ausgesprochen oas Dalden, ohne Taddel
De Tugend und de Froahiet, doat weer der Sachsen Addel
Und wat oas Väter sooden und wat se es geliert,
Doat soal em f'est bewohren und hoalde fürt und fürt. **)

So sei denn dieser Bericht mit den Worten der obenerwähnten Zeitschrift geschlossen: „Was Victor Kästner vorzugsweise Anspruch auf eine hervorragende Stelle in unserer Litera-

---

*) Aber nicht die Sonn' allein,
Auch der Felsen schroff Gestein,
Sieht man da in tausend Strahlen
Sich im Wasserspiegel malen.
  Silbergrau!
  Roth und blau!
  Glänzt es, schau!
Wie sich schon die Farben mischen,
Wie die Augen sich erfrischen!

**) Es sprachen's aus vor alters die Ahnen, sonder Tadel,
Die Tugend und die Freiheit das sei der Sachsen Adel,
Und was die Väter sprachen und was sie uns gelehrt,
Das soll man fest bewahren und halten treu bewährt.

turgeschichte verschafft, ist mehr noch als der poetische Werth seiner Dichtungen der Umstand, daß er es zuerst gewagt, seine Leier in den Tönen unsers als unmelodisch verschrienen Dialekts und zwar durch alle Tonarten erklingen zu lassen und durch seine Dichtungen einen vollen Beweis für die Eignung der siebenbürgisch-sächsischen Mundart zu poetischer Behandlung aller im Bereiche der Dichtkunst gelegenen Stoffe hergestellt hat, während nach den vor ihm angestellten Versuchen dieselbe nur für launige Themen geeignet schien. Seine Vorgänger waren meist nur Gelegenheitsdichter, Victor Kästner ist der erste siebenbürgisch-sächsische Dialekt- und Volksdichter."*) 89.

Notizen.

Goethe im In- und Auslande.

Die „Kölnische Zeitung" brachte vor kurzem in dankenswerther Zusammenstellung eine Uebersicht alles dessen, was in jüngster Zeit in Frankreich geschehen ist, um Goethe's dichterische Schöpfungen und wissenschaftliche Werke dem Verständniß der Franzosen näher zu bringen. Der Verfasser gedenkt zunächst der eben erschienenen vollständigen Uebersetzung der dichterischen Werke Goethe's von Porchat, welcher ein feiner Kenner der französischen Sprache ein glänzendes Zeugniß ausgestellt habe, und hebt hervor, welch ein Vertrauen auf rege Theilnahme ein solches stattliches zehnbändiges Werk von seiten des Verlegers (Hachette) voraussetzen lasse. Hieraus allein schon lasse sich auf die große Theilnahme schließen, „die unser Dichterfürst bei dem geistreichen Nachbarvolke gegenwärtig findet". Weiter nennt der Verfasser die in demselben Verlage erschienenen von Faivre übersetzten und mit einer genauen Würdigung der durch Goethe's wissenschaftliche Forschungen gewonnenen Resultate versehenen „Oeuvres scientifiques de Goethe", ein Werk, über welches uns einer unserer Mitarbeiter einen eingehenden Bericht in Aussicht gestellt hat. Der Verfasser erwähnt ferner, daß eine französische Uebersetzung des „deutschesten aller Gedichte", der epischen Idylle „Hermann und Dorothea" großen Erfolg gehabt habe, und daß aus demselben Verlage soeben der erste, volle 42 Bogen umfassende Band des Werks „Goethe, ses mémoires et sa vie" von Henri Richelot hervorgegangen sei, welcher eine vollständige Uebersetzung der 15 ersten Bücher von „Wahrheit und Dichtung" enthalte. Bei den erläuternden, ergänzenden und berichtigenden Anmerkungen, womit der Uebersetzer diesen Band bereichert hat, sind, wie der Verfasser der betreffenden Notiz in der „Kölnischen Zeitung" versichert, alle zur Aufklärung jener Zeit beitragenden Briefwechsel und Untersuchungen deutscher Forscher so gewissenhaft benutzt, „daß etwas Wesentliches nur selten vermißt werden dürfte". Der zweite Band soll außer dem Schluß von „Wahrheit und Dichtung" die vier ersten, der dritte die vier letzten Zeiträume von Goethe's Leben nebst einer allgemeinen Beurtheilung desselben als Mensch und Schriftsteller enthalten. Richelot ist ein alter Bewunderer Goethe's, der schon im Jahre 1847 einen Auszug aus „Wahrheit und Dichtung" unter dem Titel „Mémoires de Goethe, traduits et précédés d'une introduction" herausgab, worüber man unter anderm meinen Artikel über Goethe in der „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber (erste Section, LXXII, 352 fg.) vergleichen möge.

Wenden wir uns nach England! Hier war erst jüngst in „Illustrated London news" in einem sehr anerkennenden Aufsatze über die illustrirte Cotta'sche Ausgabe der Werke Schiller's bemerkt, daß zwar Deutschland in der Frage, wem der Preis gebühre, ob Schiller oder Goethe, sich für Schiller entschieden habe, daß aber, wenn ganz Europa zur Entscheidung über die Frage aufgerufen werden sollte, das Urtheil sicherlich das umgekehrt[e] würde. Es hieß dann weiter: „Ganz ohne allen Zwei[fel ist] Goethe der größte Name in der modernen europäischen Lite[ratur]. Kein Mensch seit Shakspeare hat einen so großen Einfluß [...] und es gibt kaum einen gebildeten Menschen, welcher [...] nicht direct oder indirect zum Dank verpflichtet ist."

Und wie verhalten sich die Deutschen fortdauernd [...] gegenüber! Mußte ihnen doch ein Engländer, G. H. [...] und auf ihn gestützt, der Franzose Hédouin bemerklich m[achen], daß der Verfasser von „Hermann und Dorothea", „To[rquato] Tasso", „Iphigenie" und so vielen zahllosen lyrischen [...] in denen sich die edelste menschliche Gesinnung, das zartest[e Ge]fühl und der höchste Sitten- und Seelenadel aussprechen[, un]möglich ein kalter, selbstsüchtiger, unedler Mensch geweser [sein] könne. Es gibt zwar glücklicherweise noch genug De[utsche], welche sich an Goethe erquicken und erbauen, ja in [seinen] Schöpfungen die höchste und reinste Blüte des deutschen [...] erblicken, aber leider vielleicht auch ebenso viele, welche [...] verstehen nicht fähig oder nicht willens sind. Bisher gl[aubten] wir, daß Goethe nur solche Gegner und Verleumder hab[e] mit Kotzebue, welcher unter anderm im „Freimüthigen" [...] Nr. 223) einen albernen und dabei höchst unverschämten [...] Goethe's herrlichen Epilog zu Schiller's „Glocke" ge[...] Aufsatz „Beweis, daß Herr von Goethe kein Deutsch verste[he"] erscheinen ließ, mit dem Buchhändler und Zahntincturverkäufer [...] (pseudonym Fr. Glower), mit dem bornirten und lächerlich[en] Pastor Pustkuchen, dem ungeschlachten ultramontanen Klop[...] S. Brunner und ähnlichen beschränkten oder neidischen M[...] auf einer Stufe ständen; aber wehe thut es, selbst wirklich [geist]reiche Leute, die wie K. Grün, A. Ruge u. a. eine gewis[se Au]torität auch in ästhetischen Angelegenheiten erlangt haben, [unter] Goethe's Verkleinerern zu erblicken. Sicherlich hat sic[h] keine Nation gegen irgendeinen ihrer größten Geister so [...] so stark versündigt als ein großer Theil der Deutschen [an] Goethe. Hoffen wir, daß die Vorurtheile, die noch bei [...] gegen Goethe als Menschen bestehen, verschwinden werde[n, so]bald die vertraute Correspondenz des Großherzogs Karl [...] mit Goethe erschienen sein wird. Den Verlag hat die [Buch]handlung von Voigt und Günther übernommen; mit der H[eraus]gabe und Redaction ist der Geheime Hofrath Dr. Vo[...] Weimar beauftragt, der als Arzt dem Großherzog wie [...] letzterm auch als Amtsgenosse nahe stand. Das Werk, [jeden]falls einer der wichtigsten Beiträge zur Goethe-Literatur[, wird] weit über 600 Nummern, ein ausführliches Namensregist[er, er]klärende Anmerkungen unter dem Text u. s. w. enthalten[.]

H.

Deutscher Volksgesang im 14. Jahrhunder[t].

Die neu begründeten „Jahrbücher für musikalisch[e Wis]senschaft, herausgegeben von Friedrich Chrysander", deren [erster] Band uns vorliegt, verdienen die Aufmerksamkeit nicht [nur der ge]lehrten und höher gebildeten Musiker, sondern auch [der Ge]schichts- und Literaturforscher in hohem Grade. Unter d[en ver]schiedenen interessanten Beiträgen bietet ein vorwiegend [...]sches Interesse der jedenfalls von dem Herausgeber verfaß[te Auf]satz „Deutscher Volksgesang im 14. Jahrhundert". Au[s jener] frühen Periode haben wir nur wenige Zeugnisse über da[s deut]sche Volkslied und diese sind hauptsächlich die Limburger C[hronik] vom Schreiber Johannes und die einen Theil derselben [...]genden und ergänzenden Erzählungen von Fritschen Clos[ener in] seiner Strasburger Chronik. Es war ein verdienstvolles [Unter]nehmen, die bisher nur wenig beachteten Nachrichten „[...] wahren Frühlingszeit volksmäßiger deutscher Sangeslust" [mitzu]theilen und wir hoffen mit dem Verfasser, daß dieser Ein[leitung] zahlreiche Arbeiten auf gleichem Gebiete folgen mögen. [Der] Herausgeber gibt aus den beiden Quellen im Auszuge a[lle die]jenigen Berichte, welche sich auf den Volksgesang und [nament]lich auf die Fahrten und Lieder der Geißler erstrecken.

---

*) Außer diesen Gedichten hinterließ der Entschlummerte noch eine Sammlung sächsischer Sprüche und Redensarten und ein Idiotikon, das er wissenschaftlich auszuführen gedachte. Seine erste literarische Arbeit bildete eine Sammlung der Sagen und geschichtlichen Daten über die ehemalige Cistercienserabtei in seinem Geburtsorte Kerz.

dabei auch andere Dinge berührt werden, versteht sich von selbst, sie ganz zu übergehen, hätte den Auszug zu trocken erscheinen lassen, in den meisten Fällen war eine Trennung von dem übrigen Texte unmöglich. Mit der Textmittheilung sind wir ganz einverstanden in Berücksichtigung des Leserkreises, für welchen das Jahrbuch zunächst wenigstens bestimmt ist. Die Sprache, die Wortform wird unangetastet gelassen, die Rechtschreibung aber modernisirt. Einzelnen veralteten Worten und Bedeutungen ist die Erklärung einfach in Klammern beigefügt. 88.

Bibliographie.

Beyer, E., Gustav Adolfs letzter Heereszug in sechzehn Gesängen. Plauen, Neupert. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr. 2½ Ngr.

Binder, F., Mittheilungen über seine Reisen im Orient und sein Leben in Afrika. Hermannstadt. 1862. Gr. 8. 0 Ngr.

Boeheim's, F. K., Chronik von Wiener-Neustadt, vielfach vermehrt, bis auf die Jetztzeit ergänzt und neu herausgegeben von W. Boeheim. Mit der Biographie des Verfassers, einem Anhange und vielen Holzschnitten. 1ster bis 3ter Halbband. Wien. Gr. 8. à 20 Ngr.

Böhtlingk, O., Indische Sprüche. Sanskrit und Deutsch. 1ster Theil. St. Petersburg. Lex.-8. 1 Thlr. Ngr.

Braun, W., Die Tragödie Octavia und die Zeit ihrer Entstehung. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Dischinger, M., Das lustige Bayern. Separat-Ausgabe der „Witzchronik". München, J. A. Finsterlin. 16. 8 Ngr.

Drei kleine Dramen. Die Hirtinnen zu Bethlehem. Sanct Ursula. Von N. Cardinal Wiseman. Das Rosenwunder verfasst von H. N. Köln, Bachem. 8. 7½ Ngr.

Fränkel, F., Friedrich Schiller als Mensch und Dichter. Ein Lebensbild in vier Abtheilungen. München. 16. 10 Ngr.

Fullerton, G., Rosa Leblanc. Aus dem Englischen von Braun. Regensburg, Manz. 8. 19½ Ngr.

Goetsch, Anna, Herzog von Buckingham. Novelle. ...ter, Wiebe. Gr. 16. 1 Thlr.

Grey, Carl, Die parlamentarische Regierungsform betrachtet im Hinblicke auf eine Reform des Parlamentes. ...e Abhandlung. Aus dem Englischen übersetzt und mit ...em Anhang über die Aussichten der parlamentarischen ...ierungsform in Oesterreich versehen von Graf L. Thun. ...g, Tempsky. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hansen, P. G., Das Walten des Herrn, oder: merkwürdige Schicksale und Erfahrungen eines aus dem Herzogthum Schleswig entlassenen protestantischen Geistlichen. Kein Roman. ...e Autobiographie. Hamburg. 8. 1 Thlr.

Herloßsohn's, K., Historische Romane. Erste Gesammtausgabe. 1stes bis 4tes Heft. Prag, Kober. Gr. 16. à 5 Ngr.

Humoristica für Salon und Waggon. Skizzen und Schilderungen aus dem berliner Leben von G. A. B. Berlin, ...he. Gr. 16. 10 Ngr.

Karsten, S., Quintus Horatius Flaccus. Ein Blick ...sein Leben, seine Studien und Dichtungen. Aus dem ...ndischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von Schwach. Leipzig, C. F. Winter. 8. 18 Ngr.

Körpe, L., Polen und seine Erhebungen. 1ste Lieferung. ...ig, Pardubitz. 8. 5 Ngr.

Liebich, R., Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer ...che. Nach eigenen Beobachtungen dargestellt. Leipzig, ...haus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Neumann, E., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 16. ...lr.

Reinsberg-Düringsfeld, O. Freih. v., Internationale Titulaturen. Zwei Bände. Leipzig, Fries. 8. 1 Thlr.

Richter, K., Kunst und Wissenschaft und ihre Rechte im Staate. Berlin, Jansen. Gr. 8. 25 Ngr.

Rustige, H., Eberhard im Bart. Historisches Schauspiel in fünf Akten. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 15 Ngr.

Schenk, J., Der Familienrath. Wien, Manz u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Schmidt, M., Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde. München, Lindauer. 8. 1 Thlr.

Schrader, A., Agnes oder Geld und Ehre. Roman. 1ster Band. Leipzig, Wengler. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schuller, J. K., Aus vergilbten Papieren. Ein Beitrag zur Geschichte von Hermannstadt und der sächsischen Nation in den Jahren 1726 und 1727. Sylvestergabe für Freunde und Gönner. Hermannstadt. Gr. 8. 6 Ngr.

Schwetschke, G., Geschichte des L'Hombre. Halle, G. Schwetschke. 8. 24 Ngr.

Shea, J. G., Geschichte der katholischen Missionen unter den Indianer-Stämmen der Vereinigten Staaten. 1529—1860. Aus dem Englischen übersetzt von J. Roth. Mit 6 Stahlstichen. Würzburg, Etlinger. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Snell, K., Die Schöpfung des Menschen. Leipzig, Arnold. 8. 20 Ngr.

Stahr, A., Tiberius. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr.

Trendelenburg, A., Friederich der Grosse und sein Grosskanzler Samuel von Cocceji. Beitrag zur Geschichte der ersten Justizreform und des Naturrechts. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Erdmann, Ueber Schwärmerei und Begeisterung. Vortrag gehalten am 21. März 1863 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Hertz. Gr. 16. 5 Ngr.

Erz, R., Arbeiter und Bourgeois. Einige Worte zur Orientirung in der Arbeiter-Frage. Berlin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Forchhammer, P. W., Das Schöne ist schwer. Ein am 14. Februar 1863 im Saal der Harmonie zu Kiel gehaltener Vortrag. Kiel, Homann. Gr. 8. 6 Ngr.

Foß, R., Ludwig Uhland. Ein öffentlicher Vortrag. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 Ngr.

Handelmann, H., Die historische Entwickelung in Europa seit den Wiener Verträgen. Einleitung zu den Vorlesungen über die Neueste Geschichte, gehalten an der Universität Kiel. Kiel, Homann. Gr. 8. 4 Ngr.

Hansen, J. A. J., Der Ronge'sche Spuk zu Ottweiler. Ein offenes Wort an und für seine Pfarrkinder. Trier, Braun. 12. 3 Ngr.

Hilaris, E., Die Berliner Presse. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 5 Ngr.

Kaiser Joseph II. und Herr Ottokar Lorenz. Wien, Lechner. Gr. 8. 10 Ngr.

Ribbeck, O., C. Valerius Catullus, eine literar-historische Skizze. Populärer Vortrag, gehalten am 7. März 1863 im Saale der Harmonie in Kiel. Kiel, Homann. Gr. 8. 12 Ngr.

Schmidt, J. C., Principielle Betrachtungen. Offener Brief an Herrn Professor Virchow und Andere. Würzburg. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Alte und neue Thesen dem orthodoxen Gelehrtenthume des 19. Jahrhunderts zur Widerlegung oder Beachtung vorgelegt. Zwei Abtheilungen. Würzburg. Hoch 4. 6 Ngr.

Schönaich, Einige Blicke in die Zukunft des Reiches Gottes. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a. O., Harnecker u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Volger, W. F., Die Patricier der Stadt Lüneburg. Ein Versuch. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. Gr. 8. 8 Ngr.

Wienbarg, L., Der Antheil Dänemarks und der dänischen Behörden an Hamburg's Schicksal im Frühjahr 1813. Hamburg. Gr. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 9. Juli 1863.

Das neueste deutsche Drama.

Erster Artikel.

Indem ich nach längerer Zeit das Referat über neuere deutsche dramatische Erzeugnisse wieder für die „Blätter für literarische Unterhaltung" übernehme, trete ich mein Amt mit theilnehmendem Interesse, aber ohne Illusionen an. Zu dem poetischen Gehalt, den alle Gattungen der Dichtung erfordern, kommt bei dem Drama eine nur allzu schwer zu handhabende Technik. Daraus ergibt sich, daß nur vier Arten Dramatiker existiren können. Die erste Klasse hat weder Poesie noch Technik: vor diesen mögen Apollo und alle Musen uns beschützen! Die zweite Klasse hat die Wissenschaft dessen, was bühnengerecht und wirkungsvoll ist, und weiß dieses Wissen zu nützen: nur leider poetisch sind diese effectvollen Dramen nicht. Die dritte Klasse der Dramatiker ist mit einem reichen Fonds von Poesie ausgestattet, aber sie versteht nichts von der Technik: ihre poesiereichen Dichtungen sind keine Dramen. Wir wollen die unpoetischen Dramatiker anstaunen und die undramatischen Poeten loben: aber nur der ist der rechte und echte Dramatiker, der reiche Poesie in wirkungsvoller Technik zu gestalten versteht. Von dieser letzten höchsten Klasse — davon schenk' auch uns ein weniges, Tochter Kronion's!

Kaiser Otto III. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Biedermann. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 20 Ngr.

Es ist ein gutes Zeichen und ein Beweis gegen diejenigen, welche dem Theater und der dramatischen Literatur unserer Zeit [...] tiefere Bedeutung absprechen, wenn hervorragende Kräfte [...] andern Gebieten es nicht verschmähen, auch den Bretern, [...] die Welt bedeuten, ihr Interesse nicht nur, sondern auch [...] schaffende Thätigkeit zuzuwenden. Würden sie den Versuch [...] der Mühe werth halten, wenn sie der Ansicht huldigten, [...] die Theilnahme der Nation sich der Bühne entschieden und [...] immer abgewendet? Würden sie liebgewordenen Studien, in [...]en sie einen hervorragenden Rang einnehmen, auch nur auf [...]e Zeit sich entziehen, um das immerhin nicht gefahrlose [...]gstück einer Wanderung und Thätigkeit in ihnen bis dahin [...]dern Gebieten zu unternehmen, wenn sie daran verzweifel[...] daß das Gute auch in diesem Felde durchzubringen und [...] der allerdings den Furchtsamen schreckenden dramatischen [...]rchie zur Geltung und zum Siege durchdringen könne?

In diesem Sinne begrüßen wir K. Biedermann, den rühmlichst bekannten Historiker und patriotischen Publicisten, mit Freude auf dramatischem Gebiet, welches er zuerst mit seinem „Kaiser Heinrich IV." und jetzt wieder mit „Kaiser Otto III." betreten. Natürlich, daß der Historiker geschichtliche, noch naheliegender und zugleich erfreulicher, daß der patriotische Schriftsteller vaterländische Stoffe sich erwählte. Was das unserer Beurtheilung zunächst vorliegende Drama betrifft, so behandelt es also das ergreifende Schicksal jenes Otto, der durch Familientradition und Erziehung dem Vaterland entfremdet und dem welschen Süden zugewendet durch diese Vorliebe für die Fremde und die Fremden seinen Untergang findet. Der Verfasser hat es verstanden, dieses tragische Schicksal in ein helles Licht zu setzen und dem großen Gegenstand die ihm erforderliche Großheit zu lassen. Alle jene wichtigen Fragen, die den Inhalt unserer mittelalterlichen Geschichte ausmachen und die Grundlage unserer gegenwärtigen politischen Ohnmacht sind, Papstthum und Kaiserthum, Italien und Deutschland, Lehnsverhältniß und Kaisermacht und wie sie alle heißen, die Gegensätze, in denen sich die Geschichte der mittlern Zeit bewegt hat, um uns am Ende derselben als Spott der Nationen hinzustellen: alle diese Fragen und Gegensätze bilden Motive und Gehalt unsers Stücks. Manchmal treten diese Gegensätze gewissermaßen personificirt einander gegenüber, ohne doch das individuelle Leben der Personen aufzuheben, welche die Träger und Repräsentanten jener Ideen sind.

Dagegen weiß ich in der That nicht zu sagen, was den Verfasser zu mancher Abweichung von den geschichtlichen Thatsachen hat bewegen können. Ich möchte nicht misverstanden sein. Ich bin keineswegs principiell der Ansicht, daß der Dichter mit eiserner Nothwendigkeit an den Bericht der Geschichte gebunden sei. Im Gegentheil glaube ich, man muß hier zweierlei geschichtliche Daten unterscheiden. Ueber alles, was nicht im Bewußtsein des Volks, das doch als Zuschauer vor der Bühne gedacht werden muß, lebendig und gegenwärtig ist; über alles dies mag der Poet nach seinen Absichten und Zwecken mit freier Willkür schalten. Was dagegen von den geschichtlichen Thatsachen im Gemüth der Nation Wurzel geschlagen hat, das ist über die Willkür des Dichters erhaben, nicht etwa weil irgendeine ästhetische Regel von außenher das verböte: solche Regeln gibt es nur in pedantischen Hohlköpfen. Sondern einfach deshalb darf der Dichter nicht an dem im Bewußtsein des Volks Lebenden rütteln, weil er sich selbst dadurch alle Wirkung zerstören würde. Freilich kann man dieser innern Regel die Einwendung entgegenhalten, was denn nun als im nationalen Bewußtsein befestigt betrachtet werden müsse und was nicht. Aber dergleichen Feststellungen sind niemals nach dem Lineal und Maßstab auszuführen; etwas muß auch hier, wie in allen Dingen, dem Gefühl und dem Takt des Dichters überlassen bleiben. Ganz

im allgemeinen wird sich die sehr triviale, aber doch sehr richtige Lehre herausstellen, daß je weiter ein Factum oder eine Gestalt in der geschichtlichen Vergangenheit zurückliegt, um so mehr sie der freien Gestaltung des Dichters überlassen bleibt. Also von dieser Seite, von seiten des Erlaubten, in Veränderung historischer Data, kann bei einer Bearbeitung der Geschichte Otto's III. kaum ein Bedenken auftauchen: sein Schicksal ist dem Volksbewußtsein längst entschwunden, und Dementis, die seiner poetischen Licenz aus Geschichtscompendien entgegengehalten werden, kann und darf der Poet ignoriren. Aber nicht alles Erlaubte ist zweckmäßig. Warum z. B. muß Otto in unserm Stück den Crescentius, den er nach der geschichtlichen Ueberlieferung hinrichten ließ, selbst tödten? Er wird so, statt Richter zu sein, zum Mörder, und die Empfindung wird verwirrt. Wir möchten seine tragische Schuld einzig darin finden, daß er das Vaterland, daß er mit ihm seine treue deutsche Frau aufgibt; aber er selbst fühlt seine Schuld als Mord und auch der Zuschauer wird gezwungen, diese That als ein Moment in dem Schicksal, welches zu seinem Untergang führt, mit aufzunehmen. Aber der tragische Eindruck wird durch diese vervielfältigte und so verschiedenartige Motivirung des Endes des Helden nicht erhöht. Wozu also diese Abweichung von dem, was die Geschichte überliefert?

Wenn hier der Dichter etwas zu viel, so hat er anderwärts zu wenig gethan. Der Charakter, welchen derselbe Gerbert gegeben, tritt (Act 3, Scene 5) plötzlich in aller Schroffheit hervor, und erregt nothwendig zunächst ein Gefühl des Staunens, da durch das Vorausgehende der Leser oder Hörer darauf keineswegs vorbereitet war. Nicht minder unvermittelt erscheint die (Act 3, Scene 7) in dem Kaiser plötzlich mit aller Entschiedenheit sich vollziehende Lossagung von Deutschland; es ist wahr, daß auf seine Vorliebe für Italien schon hingedeutet wurde und daß er durch die letzten Erfahrungen in Deutschland zu jenem Extrem gedrängt werden konnte; aber doch geht dies zu schnell, zu schnell um so mehr, als den widerwärtigen Erlebnissen in Deutschland doch nicht minder traurige in Rom gegenüberstehen, die jenen das Gleichgewicht halten könnten.

Aber trotz dieser Bedenken gehört das Drama zu den ehrenwerthen Erscheinungen auf diesem Felde: schon sein vaterländischer Gehalt läßt uns wünschen, daß recht viele deutsche Bühnen, dem von der weimarischen gegebenen Beispiele folgend, dasselbe ihrem Repertoire einverleiben möchten.

2. **Die Getreue.** Märchenspiel in fünf Aufzügen von **Emilie Ringseis** nach dem Volksmärchen vom „Singenden springenden Löweneckerchen (Lerchlein)" in der Sammlung der Brüder Grimm. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1862. 8. 14 Ngr.

Aus den hellerleuchteten Hallen der Geschichte in das heimliche Dämmerlicht der Romantik! Mit dem Kaiser Octavianus Ludwig Tieck's kann man auch von diesem jüngsten Erzeugniß romantischer Strömung charakterisirend sagen:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Es sind ungünstige Zeiten für die Romantik. Die Hagelschauer der „Deutschen Jahrbücher" und Julian Schmidt'scher Kritik haben die grüne romantische Saat niedergeschmettert; die Romantik ist in Miscredit gekommen. Jene stofflose Poesie, die sich um so poetischer vorkommt, je inhaltsleerer sie ist, die Marotte, das Triviale wunderbar und das Wunderbare als ganz gewöhnlich darzustellen, die erzwungene Lustigkeit, die Selbstironie, diese sublime, nur leider sehr unverständliche oder unverständige Erfindung romantischer Aesthetik — alles dies sind wir herzlich überdrüssig geworden. Noch mehr haben manche der letzten Ausläufer der romantischen Richtung dieser selbst geschadet; die Geschichten von altklug plaudernden Blumen und Bäumen, von Mondstrahlen, die die Anmaßung haben, sich episch behandeln zu lassen, und all der süßliche Unfug, der in u[...] Nipptischliteratur mit romantischen Motiven getrieben w[...] ist, hat die letzte romantische Neigung erdrückt.

Und doch wie es abgeschmackt wäre, zu verkennen, da[ß ...] des falschen Princips eine tiefe Poesie in den Schriften der Romantiker sich niedergelegt findet, so würde es im h[...] Grade ungerecht sein, wollten wir die vorliegende Schri[ft ...] jenen unglücklichen Ausläufern zusammenwerfen. Im G[...] theil: sie hat uns eine Stunde reinen poetischen Genusse[s ...] währt und die alte Freude an romantischen Schrullen, kaum [...] die Kritik und eigene Reflexion niedergekämpft, wieder e[...] aufleben lassen. Es ist die Bearbeitung des bekannten [...] märchens, oder vielmehr nicht Bearbeitung, sondern Darstel[lung ...] denn die Dichterin folgt in der Hauptsache genau der Ue[berlie-] ferung, und wo sie von dieser abweicht, da allerdings (i[...] Erfindung von dem Ring) wird die Meinung weniger [...] Wie nun freilich die Dichterin sich eine Aufführung des G[...] als möglich denken kann, wie sie durch die übliche Bezeic[hnung] „den Bühnen gegenüber Manuscript" und mehrfache B[ühnenan-] weisungen andeutet, ist mir gänzlich unverständlich. Sch[on das] Personenverzeichniß, in welchem neben märchenhaften Unbes[...] heiten, wie „der Kaufmann, der Königssohn" Sonne und [...] die vier Winde und das Märchen als Redende und Han[delnde] figuriren, kann jeden von der Unmöglichkeit überzeugen, d[...] chen als wirkliches Schauspiel auf die gewöhnliche Büh[ne zu] bringen. Aber von der Aufführbarkeit abgesehen — die j[...] den Stücken Tieck's abgeht, wie gerade die vereinzelten Auff[ührun-] gen seiner dramatischen Arbeiten bewiesen haben — enthä[lt das] Gedicht eine Fülle reinster Poesie. Die kindliche Einfa[lt des] schlichten Märchens ist mit großem Verständniß beibehalte[n und] in einer Reihe der melodiösesten, innigsten, ansprechendsten [...] zum Ausdruck gebracht. Nirgends Ziererei, nirgends [...] Gemachtes; die Natürlichkeit der Volkspoesie ist durch die [...] Behandlung der Dichterin erhoben und verklärt, ohne ver[...] zu sein. Mit frischer Naivetät tritt zwischen die dram[atische] Darstellung von Zeit zu Zeit „das Märchen" und ergä[nzt ...] zählend und überleitend das Schauspiel. Dies wie alles [...] wird in durchsichtigen, zarten Versen ausgesprochen, oh[ne daß] je süßliche Ueberzartheit uns beleidigte. Zur Probe m[...] kurze Stelle, in welcher sich das „Märchen" einführt:

Das Märchen.

(Es geht barfuß, in ein graues Bußkittelchen gekleidet, mit Wa[...] zen, Flitter und Bändern überhangen; offenes Haar, mit [...] Waldkranz gekrönt. Seine Sprache kindlich ernst, kindlich klug [...] lich heiter, schelmisch und zutraulich.)

Ich bin das Märchen, reich an Zauberwerken;
Mit beiden Füßen aus dem Hemd'
Spring' ich durch Jahre hin; mein Werk gebeut —
Mond, Sonne seht ihr drauf und Sterne merken.

Mich dünkt, in manchem Blicke hier zu lesen,
„Wie kommt das Kind in diesen Saal?"
Das Kind? Glaubt mir, vor alters ist einmal
Das Kind in Noah's Arche mitgewesen.

Sie sagten mir, ich sei aus Licht geboren,
Aus Hoffen und Erinnerung;
Den Aeltern gleich verbleib' ich ewig jung,
Hab' viel geweint, doch nie den Muth verloren.

Und hab' ich nicht mit dir das Leid getragen
Im tiefen Fall, du Menschenbrust?
Nicht fröhlich aufgejauchzt in deiner Lust,
Nicht widerhallt die schwerste deiner Klagen?

Wie oft bin ich am Herde mitgesessen,
Zum frohen Trost für jung und alt,
Treu helfend, daß in Lebens Sturmgewalt
Das holde Sehnen nimmer sei vergessen!

Und wolltest du den bunten Flitter tadeln,
Der ob dem Trauerküttlein hängt?
Dein ist die Sünde, hast du mich gezwängt
In Thorentracht. Mich wird sie nicht entadeln.

Laß nicht der Weisheit Dünkel dich verwirren!
Siehst du an mir der Irrfahrt Spur,
O daß du viel geirrt, erwäg' es nur!
Mein wahres Sein ist älter als dein Irren.
(Musik hört auf.)

Nun ihr mich kennt, erzählen will ich euch,
Was mit dem Kaufmann weiter sich begab u. s. w.

Blüht nicht dem Leser aus diesen Zeilen die vielgesuchte, nun vielgeschmähte „blaue Blume" in frischesten Farben entgegen, die einst Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" als das Symbol der Romantik geweiht hat?

3. Die deutschen Komödianten. Drama in fünf Aufzügen von S. H. Mosenthal. Leipzig, Weber. 1863. 16. 1 Thlr.

Und nun von zartsinniger Liebe der Getreuen und von dem Verkehr mit der Zauberwelt eines kindlichen Zeitalters in das ausgelassene Leben Fahrender Komödianten. In der That, über Mangel an Abwechselung, über Einförmigkeit der Stoffe, die wir ihnen vorführen, sollen sich die Leser d. Bl. nicht beklagen dürfen. Zuerst eine geschichtliche Tragödie aus der Zeit der Ottonen, dann ein sanfter Aeolsharfenaccord aus dem Lande der Romantik und nun ein Literatur- und Künstlerdrama, ein culturgeschichtliches Bild aus einer großen Entwickelungszeit des deutschen Theaters. Wirklich, wer den deutschen Bühnendichtern Einseitigkeit in der Wahl ihrer Stoffe vorwerfen wollte, der würde schon durch diese Aufzählung halb widerlegt werden.

Also ein Künstlerdrama! Ich habe es schon in d. Bl. ausgesprochen, daß ich das Vorurtheil, welches gegen diese Gattung poetischer Darstellung herrscht, nicht theile; warum sollte der Künstler allein nicht den Vorwurf einer Dichtungsart bilden dürfen, deren oberstes Gesetz es ist, frei hineinzugreifen ins Menschenleben, und wo immer sie eine interessante, spannende Handlung entdeckt, dieselbe zu gestalten und durch Verwickelung und Entwickelung dem versöhnenden Schluß entgegenzuführen? Oder wer wollte behaupten, daß in der Künstlerwelt es an Handlung fehle, die Furcht und Mitleid zu erregen vermögen, jene beiden tragischen Affecte, auf denen das Wesen des ernsten Dramas beruht? Und wenn vielleicht der einsam sinnende Poet, der in seiner Werkstatt stillschaffende Maler und Bildner seltener zu Handlungen gelangt, die unsere tragische Theilnahme in Anspruch nehmen, weil er überhaupt mit der Außenwelt wenigstens nicht in nothwendige Berührung kommt, so verhält es sich gerade umgekehrt mit dem Schauspieler, dessen ganze Kunst vor der Welt sich vollzieht, der mehr und ganz anders als die Erstgenannten auf die andern, auf die Zuschauer und Hörer angewiesen, in tausend Zufällen durch Glück und Unglück sich hindurchzuschlagen hat. Und nun vollends eine wandernde Bande in jener wilden Urzeit der deutschen Bühne, wo es eine solche eigentlich noch nicht gab und die Elemente aus dem uranfänglichen Chaos sich erst loszuringen und zu sondern begannen; eine solche Bande hatte eine mannichfaltige und rauhe Schule des Lebens durchzumachen, und manches Genie, manche ursprüngliche Kraft ist in diesem Ringen und Streben bald hoch gehoben worden von der steigenden Flut, bald wieder hinuntergerissen worden in den Wogenschwall, um endlich unterzugehen oder zu zerschellen. Hohes Kunststreben und niedrigste Gemeinheit, ideale Zielpunkte und banausisches Komödiantenthum gehen in dieser Entwickelungszeit Hand in Hand, und bald zürnend bald lächelnd blicken wir in den Wirrwarr der deutschen Bühnenanfänge. Voll Interesse aber ist diese Zeit für jeden, der sich für das deutsche Theater, ja für jeden, der sich überhaupt für die Entwickelung des deutschen Geistes nach den verschiedenen Seiten geistiger Thätigkeit interessirt. Und zu der letztern Klasse wenigstens zählen ja wol hoffentlich alle Gebildeten in Deutschland.

So scheint also der Stoff, den Mosenthal diesmal zu seinem Schauspiel gewählt, vollkommen geeignet, das dramatische Interesse der Zuschauer in Anspruch zu nehmen. Es scheint auf den ersten Blick so, aber ich glaube dennoch, daß das Stück im allgemeinen kälter lassen wird, als die vortreffliche Bearbeitung durch den Dichter verdient. Und zwar wird gerade der Stoff daran die Schuld tragen. Ich erkläre mich näher. Der Stoff ist interessant und spannend, aber doch nur für den, der ihn kennt. Wer diese Verhältnisse in Eduard Devrient's „Geschichte der Schauspielkunst" nachliest, wird sich angezogen oder abgestoßen, jedenfalls aber interessirt fühlen. Es ist der Kampf zwischen dem naturwüchsigen deutschen Drama, wie es zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Haupt- und Staatsactionen und extemporirten Komödien grassirte, und dem französisch geschulten Schauspiel Gottsched's, welchen Mosenthal uns vorführt. Das erstere wird getragen durch die ideale Gestalt Ludovici's, der für die Nationalität des Dramas und den volksmäßigen Hanswurst in die Schranken tritt; das zweite natürlich durch die Neuberin, die von Gottsched belehrt nur in einer Reform nach französischem Muster die Möglichkeit eines Aufblühens der deutschen Bühne erblickt. Dieser historische Gegensatz nun, literarhistorisch und in der Geschichte der Bühne oft erörtert ist, so behaupte ich, dennoch der übergroßen Mehrheit der Zuschauer vollständig unbekannt, und es ist auch unmöglich, denselben auf der Bühne selbst in Form einer Exposition dem Hörer klar zu machen, da dazu ein näherer Einblick in den Gang der Literatur und der Bühne erfordert wird. Und doch beruht auf dem Verständniß dieses Gegensatzes das Hauptinteresse, das wir an den Helden und der Handlung nehmen. Oder baut der Dichter auf die berühmten Namen des Hanswurst Prehauser und der Karoline Neuberin? Auf wie viele Zuhörer glaubt er wol rechnen zu dürfen, die von dem ersten den Namen, von der zweiten mehr als den Namen und ein etwa in der „Illustrirten Zeitung" beschautes Conterfei kennen?

Im übrigen verdient die vortreffliche Arbeit des tüchtigen Dramatikers alles Lob. Die Charaktere sind mit sicherer Hand gezeichnet und ist insbesondere anzuerkennen, daß der Dichter, obgleich er natürlich auf seiten des Künstlerthums und Ludovici's steht, doch auch die andere Seite mit Gerechtigkeit würdigt und aus den Personen, die des Helden theatralischer Schwärmerei entgegentreten, keine Caricaturen machen zu müssen geglaubt hat. Das eingelegte extemporirte Stück ist sehr geschickt angebracht; ist es Zufall, daß der Inhalt mit dem Titel der mir nur dem Namen nach bekannten, von Lindner herausgegebenen Haupt- und Staatsaction „Karl XII. vor Friedrichshall" übereinzustimmen scheint? Und noch eine Frage: Warum läßt der Dichter den lutherischen Pastor die Bibel in entweder von dem Dichter gefertigter oder vielleicht katholischer Uebersetzung (ich weiß nicht, welches von beiden der Fall ist) statt in der hier doch einzig berechtigten Luther's lesen und vereinigt dabei noch zwei gar nicht zusammengehörige Stellen?

4. Bar Kochba. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Paul Möbius. Leipzig, Weber. 1863. 8. 20 Ngr.

Es scheint, daß der jetzt wieder von P. Möbius behandelte Stoff unsere Dichter mächtig anzieht. Denselben Vorwurf, welchen Möbius jetzt dramatisch gestaltet, hat 1857 Karl Heigel in einem epischen Gedicht bearbeitet, welches ich in Nr. 34 d. Bl. f. 1857 besprochen habe.

Und in der That ist die Geschichte des Sternensohns, wie sie Bar Kochba nannten, voll poetischen Reizes. Ich wiederhole die einfachen Data, wie ich sie schon bei jener frühern Recension zur Orientirung angegeben habe. Kaiser Hadrian hatte auf seiner Reise durch die römischen Provinzen im Jahre 130 n. Chr. Palästina beruhigt gefunden, aber die Tyrannei seiner Statthalter und vollends seine Wiederherstellung Jerusalems, welches seit Titus zerstört gelegen hatte, zu einer heidnischen Stadt (Dio Cassius, LXIX, 12) bewirkten, daß schon zwei

Jahre nach seiner Abreise eine neue Erhebung Israels stattfand. Von Kyrene aus ließ ein gewisser Simeon, später Bar Kochba, d. h. Sternensohn genannt, an sämmtliche Juden den Ruf ergehen, sich zu bewaffnen, das verhaßte Joch abzuwerfen und nach Eroberung der Heiligen Stadt ein neues, freies Judenreich zu gründen. Aus allen Ländern der Diaspora strömten ihm die vertriebenen, gedrückten Juden zu und die Weisesten des Volks wiesen auf ihn als den Messias hin. Simeon besiegte die Römer, eroberte Jerusalem und wurde zum König gekrönt. Als aber Kaiser Hadrian ein großes Heer gegen diese Erhebung sandte und diesem Severus zum Befehlshaber gab, wurde Jerusalem von neuem zerstört, Bar Kochba fiel und das Volk nannte den Sternensohn Lügensohn.

Dieser historische Stoff, der schon durch den jähen Glückswechsel, der sich in ihm vollzieht, durch die großen Gedanken, um welche der Kampf gekämpft wird und durch den Ausgang von weltgeschichtlicher Bedeutung unser Interesse erweckt, wird auch in der vorliegenden dramatischen Bearbeitung nicht verfehlen, Theilnahme zu erregen und Wirkung zu machen. Was dieser Wirkung theilweise im Wege stehen dürfte, ist, daß der Dichter es noch nicht immer verstanden hat, die Handlung auf die dramatischen Spitzen zu stellen, sondern die Dinge in allzu langen Reden verhandeln und abspinnen läßt, statt, wie es das Gesetz des dramatischen Schaffens verlangt, von Handlung zu Handlung zu eilen. Es soll dabei nicht verkannt werden, daß diese Reden, abgesehen von einigen metrischen Härten, manche gute Gedanken in schöner Sprache bieten. Zur Probe der Darstellung in dieser Beziehung nur eine kurze Stelle aus dem dritten Aufzug. Es ist der Schluß einer Unterredung zwischen zwei Mitgliedern des Sanhedrin, dem epikuräischen Jonathan, einer in der Weise des Manasse Vanderstraten in Gutzkow's „Uriel Acosta" gehaltenen Figur, und dem ernst gewissenhaften Akiba.

Akiba.

Vergeblich wär' es, den zu widerlegen,
Den mehr als der Erkenntniß Unterschied,
Noch der des Herzens uns zum Gegner macht.

Jonathan.

O deshalb sind wir doch die besten Freunde;
Bleibt sich doch schließlich alles ziemlich gleich!
Weißt du, ich kann mit jedem mich vertragen,
Und siehe, all' die Herren, die hier kommen,
Ich stehe mich mit ihnen ausgezeichnet!
Warum? Weil oft des Sprüchleins ich gedenke:
Vier Dinge sind's, um die ein Thor nur streitet,
Was vor und nach der Welt, was oberhalb
Des Himmels ist und unterhalb der Erde!

Akiba (für sich).

Tief kann, von Satans schlauer List umgarnt,
Wol jeder fallen, aber doch am tiefsten
Nur der Gesetzesweise, dessen Brust
Schamlos entblößt ist von des Höchsten Furcht.
Die Flammen, die mit heiligem Himmelsscheine
Erleuchten soll der Erde dunkle Nächte
Und in den Herzen ew'ge Liebe zünden,
Sie wandelt sich zur gier'gen Höllenfackel,
Verbreitend ihres Qualmes stinkend Gift,
Ausdörrend jedes Lebens frischen Keim!
Weh' Israel! Ein schlimmes Zeichen sandte
Der Herr durch deines Königgrabes Sturz,
Doch schlimmer, furchtbar schlimmer ist's ein Zeichen,
Wenn deine Weisen, statt Gesetzeshüter,
In eitler Lust, in selbstgemachter Weisheit
Dem Herrn zum Trotz zu frechen Spöttern werden.

Die Leser d. Bl. ersehen aus dieser Probe, daß der Verfasser nicht nur schön, sondern auch charakteristisch zu reden versteht. Dessenungeachtet können wir nicht umhin, bei der ausgesprochenen Meinung stehen zu bleiben, daß es für die dramatische Wirkung besser sein würde, wenn derselbe die allzu [...] Reden seines Stücks bedeutend kürzen wollte. Den letzten [...]zug würde ich zwar nicht ganz streichen, aber in irgen[...] Weise mit dem vierten zusammenarbeiten; in seiner jetzigen [...] schleppt er offenbar nach, da mit dem Fall der Festun[g] [...] Hauptinteresse erschöpft ist. Die persönlichen Schicksal[e] [...] Kochba's, der überhaupt für den Helden des Stücks et[was] passiv erscheint, müssen mit jenem Ausgang der Volkser[...] zugleich zu Ende geführt werden, wenn nicht die Gefah[r] [...] treten soll, daß der Zuschauer, dessen durch vier Aufzü[ge] [...] die Festung gefesseltes Interesse in der Schlußscene de[s] [...]ten Aufzugs die größte Stärke erlangen muß, der erst na[ch] [...] Zwischenact wieder anhebenden Schlußentwickelung etwa[...] spannt nicht die Aufmerksamkeit widme, welche der Dichter [...] Werke doch bis zum letzten Wort zu erhalten wünschen [...]

5. Die Adoptivtochter. Schauspiel in fünf Acten von J[...] Bamme. Gotha. 1862. 8. 20 Ngr.

„Es wird kaum nöthig sein, zu bemerken, daß das [...]gende Drama durchaus Originalarbeit ist." Dieser Be[...] des Verfassers am Schluß seines Stücks wird jeder, d[...] Arbeit durchgelesen, unbedingt beistimmen. In der That [...] Drama, welches der Dichter uns vorführt, durchaus ur[...]lich, wenn auch etwas verwunderlich. Der Dichter desse[...] ein Mann von Bildung, der viel gedacht und viel beo[...] der aus diesem Denken und Beobachten sichere Grundsä[tze] [...] gewonnen hat, an die er selbst mit Festigkeit glau[bt] [...] denen er in seinem Werk Form und Gestalt gibt. Ab[er] [...] dieses Denken, eben diese Beobachtungen sind nicht tr[...] sind vielmehr eigenthümlicher Art und interessiren auch [...] Gestalten, in welchen sie verkörpert sind. Die Principien [...] welche aus der Handlung hervortreten, erscheinen ges[...] tüchtig. Aber das Drama leidet an einem großen Fehler [...] Unklarheit. Als ich den ersten Act gelesen, bemerkte ich [...] Notiz für die vorliegende Recension, daß bis dahin Ch[...] und Handlung noch ganz unklar seien. Ich habe nachhe[r] [...] manches sich aufhellen sehen, im ganzen aber gefunde[n] [...] Unklarheit der Grundfehler ist, der sich durch das gan[ze] [...] hindurchzieht. Wie kommt das bei einem so gebildeten [...] wie dem des Verfassers? Ich glaube dadurch, daß derselb[e] [...] ihm der factische und psychologische Zusammenhang voll[...] klar vor Augen steht, eben dasselbe von dem Leser vor[...] den er doch erst au fait setzen müßte. So entstehen G[...]sprünge, die für den Verfasser keine sind, der seine G[...] deren Denken und Reden und Thun sich vollständig f[...] Kopfe gebildet hat, dem Leser aber und jedenfalls no[ch] [...] dem Zuschauer als Unklarheiten erscheinen müssen. [...] Partien des Stücks tragen in Sprache und Darstellung, [...] aphoristischen und fragmentarischen Charakter des Dialog[s] [...] von der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahr[hunderts] [...] an sich. Und diese Unklarheit ist in der That um so [...] je weitläufiger die Reden des Dramas sind. Und dies [...] der zweite Fehler, den der Dichter wird zu vermeiden [...] müssen; wie in aller Welt hält er es für möglich, d[...] unendlichen Dialoge von der Bühne herunter sollten ge[...] und von einem Publikum unserer Zeit, dem ungeduldigst[en] [...] es je gegeben, in Ruhe sollten gehört werden? Ich [...] daß gerade in diesen Dialogen die Dialektik des Verfas[sers] [...]

*) Wir erlauben uns hierbei, auf einen in Frankel's „Mona[tsschrift] [...] enthaltenen interessanten Aufsatz von Arnold Bodek „Jüdische [...] der Gegenwart" zu verweisen, worin neben L. Stein's weit[...] erwähntem Drama auch P. Möbius' „Bar Kochba" besproch[en] [...] letzteres Drama in höchst anerkennender Weise. Der Aufsa[tz] [...]zeichnend für die jetzt in jüdischen Kreisen selbst sich bemerk[...] [...]hende Reaction gegen den „Juden des 19. Jahrhunderts", der [...] leichtsinnig mit der Vergangenheit des jüdischen Volks zu brec[hen] [...] sich in dieser Hinsicht von nicht jüdischen Dichtern beschämen z[...]

D.

währt und mancher geistreiche Gedanke auftaucht; aber das Drama verlangt Handlung und zwar rasche Handlung, welche auch durch die geistreichsten Gedanken, wenn sie zur Fortbewegung der Handlung nicht unbedingt nothwendig sind, nicht aufgehalten werden darf.

Ich schließe mit einer wohlgemeinten Ansprache an den Verfasser, dessen hochgehendes Streben Aufmerksamkeit verdient. Weniger Weitläufigkeit und mehr Klarheit! Einfache und gedrungene Darstellung wird den Geist, den wir an dem Verfasser freudig anerkennen, nur wirksamer hervortreten lassen; es kann ihm nicht schwer sein, sich dieselbe zu eigen zu machen und dadurch seinen Dramen erhöhte Theilnahme bei Lesern und Hörern zu erzielen.

6. **Kolberg 1807, oder Heldensinn und Bürgertreue. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Paul Wendt. Stettin, Dannenberg und Dühr. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.**

Ein von sehr erfreulicher vaterländischer Gesinnung eingegebenes und getragenes Stück, welches in dieser Zeit nationaler Jubiläen eine freundliche Aufnahme verdient, wohl geeignet, den Abend eines dieser patriotischen Feste auf der Bühne mitfeiern zu helfen. Nettelbeck und Gneisenau — welche Erinnerungen knüpfen sich an diese großen Namen! Thatkraft und Opfermuth des Bürgers, Intelligenz und bürgerfreundliche Gesinnung des tüchtigen Soldaten erhielten in einer Zeit des allgemeinen Einsturzes dem König und dem Land eine Festung; und was mehr ist, sie wirkten moralisch erhebend in der Atmosphäre der Feigheit und des Verraths: ein Stern der Hoffnung nach dem Unglück von Jena und allem Elend, das ihm gefolgt war. An eine solche Zeit, an solche Männer zu erinnern, ist immer verdienstlich, und zumal das Drama, welches nicht zu dem einzelnen Leser auf einsamem Zimmer, sondern zu dem ganzen versammelten Volk sprechen will, kann seinen Beruf nie besser erfüllen, als wenn es seine Wirkung auf die nationalen Gefühle, wie es pflegt und erhebt, zu gründen vermag.

Diesem Vorzug gegenüber treten (in meinem Urtheil wenigstens) ästhetische Bedenken zurück. Es wird auch in diesem Stück bei weitem zu viel geredet und bei einer etwaigen Aufführung würden wir dem Dichter einige recht resolute Striche angelegentlichst empfehlen. Auch einzelne unbedeutende Incorrectheiten sind leicht zu tilgende Versehen. Dagegen ist es doch wol unzulässig, wenn wie Aufzug 2, Scene 8 am Ende Schill mit seinen Leuten abzieht zum Angriff, derselbe Scene 9 unmittelbar darauf im Gespräch mit Waldenfels auftritt und einen Auftrag für Schweden in Empfang nimmt, Scene 10 aber, nachdem er eben erst abgegangen, die Bürger schon wissen, daß „er abgereist ist", ja sogar die darüber im Lager entstandene Aufregung besprechen. Ohne dazwischentretendes Fallen des Vorhangs heißt dies der Phantasie des Zuschauers zu viel zumuthen, mit dem besten Willen kann man unter solchen Umständen die Illusion nicht festhalten. Dagegen ist wieder, weil wir einmal doch auf die ästhetische Seite eingegangen sind, auch in dieser Beziehung manches Erfreuliche hervorzuheben. Ich erwähne nur die in Prosa geschriebenen Volksscenen, die einfach und recht gelungen sind; auch daß der Commandant Loucadou nicht schwärzer gemalt wird als nöthig ist, verdient besondere Anerkennung, da derzeit Zeichen, um durch die Contrastirung größere Effecte zu erzielen, oder sehr gebräuchlich ist.

Der Schluß des Stücks wird seine Wirkung nicht verfehlen. Gneisenau bietet dem alten Nettelbeck den ihm gereichten Kranz, an den, wie er sagt, beide gleiches Recht haben; beide fassen den Kranz als Symbol der Einigkeit des Bürgers und des Kriegers, die mit Gottes Beistand die Stadt gerettet hat:

> Und du, o König Friedrich Wilhelm, blicke
> So schmerzvoll nicht auf den zerfallnen Thron!
> Bau' ihn im Herzen deines Volkes auf,
> Auf Freiheit und Gerechtigkeit gegründet,
> Dann schaffst du dir ein starkes Königthum,
> Ein Hort ganz Deutschlands. Naht die Rachezeit,
> Dann rufe nur dein edles Volk zum Streit,
> Gewaltig, wie ein Wald von deutschen Eichen,
> Steht es dann auf und trotzt des Feindes Streichen,
> Und was hier siegte, siegt auch dann aufs neue:
> Ein echter Heldensinn, vereint mit Bürgertreue.

7. **Bertha und Ludwig. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Hermann Frey. München, Finsterlin. 1861. Gr. 16. 15 Ngr.**

„Mit dieser Dichtung wagt sich meine Muse zum zweiten male vor die Oeffentlichkeit, indem sie zur Leier nun die Maske fügt." Diese Worte der Vorrede belehren uns, daß das vorliegende Stück der erste dramatische Versuch des Verfassers ist, der einen Band Gedichte 1860 erscheinen ließ. Und diese Thatsache tritt auch aus der Arbeit selbst uns entgegen. Noch hat der junge Dramatiker den Lyriker nicht abgestreift; sein Drama ist in hervorragendem Grade lyrisch. Charaktere, Motive, Handlungen — alles das tritt uns nicht in jener scharfumrissenen, faßbaren Gestalt entgegen, wie es das Drama verlangt. Der ganze Verlauf des Schauspiels hat etwas Schattenartiges, Geisterhaftes; Personen und Sachen bleiben in dem unbestimmten Halbdunkel eines mythischen Vorgangs. Selbst im einzelnen hat die Sprache etwas der Wirklichkeit manchmal vollkommen Entfremdetes.

> Es fliehe aus der Nacht die zweite Nacht —

sagt der eine Held des Stücks, indem er Banditen, die in der Nacht einen Ueberfall gewagt, in die Flucht jagt. An einer andern Stelle drückt derselbe, dessen Vater als Minnesänger die Welt durchzogen hat, den Gedanken, daß auch auf ihn ein Theil jener Sängergabe übergegangen sei, in folgenden Versen aus:

> Ein kleines Echo dieses heitern Spiels
> Bewohnt auch meine Seele, der die Lust
> Ein Angebinde ist von der Natur,
> Und alles, was mein Herz erfreut, das drückt
> Als Bild sich auf den lebenden Rubin.

Das ganze Drama Frey's ist das eines Lyrikers. Es baut sich auf der Empfindung, auf dem Gefühl, auf Ideen auf, ohne daß der Dichter dem ordnenden und sichtenden Verstand seine prosaische, aber nothwendige Schulmeisterrolle hat zugestehen wollen. So ist sein Stück in dramatischer Beziehung manchem ernsten Bedenken ausgesetzt; aber daß diese seine Dichtung im höchsten Grade poetisch, könnte nur Uebelwollen verkennen. Es fehlen viele von den Bedingungen, die ein gutes Drama hervorbringen; aber es fehlt keine Eigenschaft, die dem Dichter als solchem eignet. Die oben gegebenen Proben einer gewissen Hyperlyrik charakterisiren keineswegs das ganze Drama; aber lyrisch ist der Zug, der durch das Ganze geht, und hochpoetisch meist Sprache und Gedanke. Zur Probe nur eine kleine Stelle, in welcher die Geliebte zwischen der Hoffnung, durch den Geliebten aus ihren Banden errettet zu werden, und zwischen Unglauben hin- und herschwankt:

> Die schönsten Blumen blühen auf dem Grab,
> Und Hoffnungslose hoffen immer gern.
> Die Täuschung selbst treibt mit dem Elend Spott.
> Befreiung, Rettung lauten ihre Worte,
> Womit die Hoffnung neckt, die tückische.
> Doch was mistraue ich in einem fort,
> Vielleicht betritt das Schicksal neue Wege
> Und führt mich aus der Steppe in die Flur,
> Aus Fluch in Segen; was berechtigt mich,
> An meinem Gotte sündhaft zu verzweifeln?
> Er ist die Liebe, ja, und Liebe ist's,
> Was meinem Leben jetzt zu Hülfe eilt.
> So ist er selbst mein Retter in der Noth.
> Weiß denn das Sonnenlicht, wenn es noch fern
> Der Erde, was es auf ihr finden wird?
> Daß Blumenkelche auf sein Kommen warten,
> Daß es den Traubensaft zu kochen hat;
> Daß es die Vöglein auferwecken muß
> Und über tausend Leben leuchtend strahlen?

Mein Schicksal liegt in einer guten Hand,
Und alles kann sich noch zum besten wenden.

An dichterischem Geiste fehlt es dem Verfasser wahrlich nicht; als Lyriker zeigt er sich als eine bedeutende Kraft; als Dramatiker bleibt ihm der Uebergang aus der Subjectivität einzelner lyrischen Stimmungen zu dramatischer Gegenständlichkeit der ganzen Handlung noch zu bewerkstelligen.

8. Ludwig der Fromme. Historisches Schauspiel von Robe. Berlin, Decker. 1862. 8. 24 Ngr.

Man kann dem vorliegenden Drama mancherlei vorwerfen. Man kann finden, daß der Verfasser trotz sorgfältiger Exposition und liebevoller Darlegung der Motive doch noch zu viel Kenntniß von den Zuständen, Personen und Entwickelungen einer Zeit voraussetzt, von der er gut thun würde, bei der Mehrzahl seiner Zuhörer so gut wie gar kein Wissen vorauszusetzen. Man kann ausstellen, daß die Emancipation Karl's des Kahlen von der Mutter zu unerwartet eintritt, offenbar um der poetischen Gerechtigkeit nach dieser Seite hin Genüge zu thun, durch die Plötzlichkeit der Thatsache aber den Hörer mehr in Verwunderung setzt als befriedigt. Unpassend muß es erscheinen, wenn auch in diesem Stück Scenen unmittelbar aneinander sich anreihen, welche durch eine lange Reihe vorgestellter Zeit voneinander getrennt sind. Und endlich mag man sich billig wundern, wie der Verfasser, der doch die Sprache entschieden beherrscht, zu der Marotte kommt, seine iambischen Verse öfter als es dem Ohr, welches für den Rhythmus nicht verschlossen ist, angenehm sein kann, mit Trochäen zu beginnen, wie S. 13:

Bettle bei reichgemachten Kindern, warte —

Oder:

Deine Vasallen litten's nicht. Drum gib —

S. 16:

Wurde ihr Anblick und ihr Wort geehrt u. s. w.

Oder Trochäen innerhalb des Trimeters einzufügen, wie S. 40:

Die so wie sie über den Gatten herrscht —

oder gar mit dieser trochäischen Licenz eine Art choliambischen Schlusses zu verbinden (S. 129):

Reue versöhnt die Kränkung nicht. Kein Weltmeer.

Alles dies mag man an dem vorliegenden Drama ausstellen; aber am Ende aller Enden wird man mit dem Geständniß nicht zurückhalten können, daß das Ganze von dem Hauche edelster und reinster Poesie durchweht ist. Das zeigt sich nicht nur in wahrhaft gehobener Darstellung und Sprache, sondern auch in Auffassung und Construction der Charaktere, in der Anordnung der Handlung, in dem feinen Gefühl, mit welchem die großen Vorgänge in wahrhaft großem Sinne verstanden und dem Zuschauer vor Augen geführt werden. Von ganz besonders tiefem und nachhaltigem Eindruck ist die Scene, in welcher Ludwig zur Kirchenbuße gezwungen wird. Der Dichter erhebt sich in diesem Auftritt zu wahrer Meisterschaft in Ausmalung der verschiedenen Charaktere, in psychologischer Entwickelung von Stimmungen und Gesinnungen, in wirkungsreicher Fülle dramatischer Handlung. Es thut mir aufrichtig leid, daß ich nicht diese Scene den Lesern d. Bl. zum Beleg meines Lobes vorführen kann; der beschränkte Raum erlaubt es nicht. So mögen denn hier die Schlußworte Platz finden, welche Ludwig der Deutsche spricht, indem er mit seinen Mannen nach dem ihm zugesicherten Lande aufbricht:

Germanien, du Wiege tapfrer Männer,
Das einmal schon Europas müde Pulse
Mit seines Jugendblutes frischen Wellen
Zu einem neuen Leben weckte; mein
Germanien, jungfräulich Herz der Welt,
Du bist von Gott erwählt und auserſehen,
Durch alle Adern menschlicher Geschlechter,
Vom eisigen Thule bis zum Mittagsrand
Des glühenden Afrika, vom Fabelland
Des morgenrothbeglänzten Hindostan
Bis wo des Tages später Untergang
Noch unentdeckten neuen Welten leuchtet,
Dein Blut und deine Ströme auszusenden.
Du wirst einst in noch ungenannte Völker
Den Samen menschlicher Gesittung streuen,
Mit neuer Ordnung, höherer Erkenntniß
Auch sie zu neuem Leben auferwecken.
Germanisch Blut wird auf der weiten Erde
Der Führer jeder Völkerjugend sein.
Und diesem Heimatland wohlthuender Sitten,
Des eine Welt durchdringenden Verstandes,
Des eine Welt umfassenden Gemüths,
Der einer Welt trotzenden Tapferkeit,
Dir Vaterland so vielbegabter Stämme —
Es tritt des Schicksals Ruf an mich heran —
Soll ich der erste Allbeherrscher sein.
Des einigen Deutschland treuer Leiter werden —
Es ist des Strebens auch des Edelsten,
Der Arbeit und des Heldenschweißes werth.
Ein gütig Schicksal legt's in meine Hand.
Soll ich mich scheuen, die zerworfnen Stämme
Zu einigen? Erschrecken, wenn ich das Gebotne
Mit rauhen Händen, selber mit dem Schwert
Aufzwingen muß? Ich fühle mich, ich scheue
Zum guten Zweck auch starke Mittel nicht.
Die Völker werden meine Gegner nicht sein, —
Die übermüthigen Geschlechter werf' ich nieder.
Ich wag's; ihr steht mir bei, ich werde siegen.

Kann auch der Leser aus dieser Probe nicht die dra[…] Wirkung des Stücks erkennen und ist auch gerade in dies[…] nicht zu verkennen, daß es der moderne Dichter ist, wel[…] spricht, nicht Ludwig der Deutsche, so wird doch auch a[…] kleinen Probe wenigstens hervorgehen, in welch hohem[…] der Dichter die Geschichte gefaßt hat und daß er es verste[…] sem hohen Sinn einen angemessenen, ebenbürtigen Aus[…] geben.

9. Der Knabenraub zu Carpentras. Drama in vier A[…] von Leopold Stein. Berlin, C. Heymann. 1863. 15 Ngr.

Eine Mortarageschichte aus dem vorigen Jahrhundert in Carpentras, der Hauptstadt der päpstlichen Graffsch[…] naissin in Frankreich, sich zugetragen hat. Der Ausga[…] ein anderer als in dem in unsern Tagen so viel Auffeh[…] genden Fall, weil der, wie sich der Verfasser in der […] seltsam genug ausdrückt, „der katholischen Kirche an[…] Joseph Mossé durch den Anfall von Carpentras an Fr[…] gefreit wurde. In dem Stück selbst ist die Sprache […] hier und da aber fällt eine Wunderlichkeit auf. So S. […] der Inquisitor, „angethan in Gottes Zorn",

Das Flammenschwert mit Engelshänden wälzend —

genannt wird. S. 48 ist von einem „schmachverstrickten […] die Rede. S. 80 heißt es:

Frankreich darf das nicht dulden! Selbsterhaltung
Gebeut, rechtzeitig einzuschreiten, und
Das Schwert als einen Leiter aufzupflanzen,
Um auf der Schuld'gen Haupt den Blitz zu laden —

in einem mindestens ziemlich unklaren Bilde.

Im ganzen aber ist die Sprache wie gesagt nic[…] Schwung. Was die dramatische Composition anbelangt[…] sie nicht ungeschickt und manche Effecte werden nicht au[…] In manchen Stellen freilich sind auffallende dramatische[…] begangen. Wenn die Pflegeschwester Joseph aus dem […] retten will und den sie überraschenden Mönch dadurch, […] sich als „Geist der Synagoge" drapirt in Angst setzt u[…] blüffen will, so fürchte ich sehr, daß diese Scene unwide[…] komisch auf der Bühne wirken wird, was doch zur Si[…] so unpassend als möglich ist. Dieselbe Wirkung wird, […]

ch, die wunderliche Drohung machen, welche der Vater, als er
einen Irrthum zu seiner Beschämung erkennt, ausstößt:

> Ach! meinem Zorn kommt nur die Wonne gleich,
> Worin mein ganzes Herz nach Rache schnaubet!
> Furchtbar! — Und wären alle Bäum' ein Baum,
> Und alle Aexte eine mächt'ge Axt,
> Und alle Arme ein gewalt'ger Arm,
> Und alle Gluten eine Feuerglut —
> Und solch gewalt'ger Arm schwäng' solche Axt,
> Um solchen Baum für solche Glut zu fällen:
> Entsetzlich Flammenmeer, du reichtest nicht
> Zum Scheiterhaufen, solche Schuld zu sühnen.

Daß in der letzten Scene noch einmal die Geschichte Joseph's
zählt wird, nachdem wir sie dramatisch haben vor uns vor-
rgehen sehen, ist gegen alle Bühnenpraxis. Ja man kann
gar in Zweifel sein, ob der Verfasser nicht dadurch, daß er
s eine von dem Geist der Zeit, von Rousseau'schen Ideen und
manitätsgedanken erfaßte Judenfamilie gezeichnet hat statt
ner streng orthodoxen, dem Eindruck der ganzen Handlung ge-
hadet. Denn offenbar bleibt so ein wesentliches und sehr wirk-
mes Motiv außer Spiel; die Betroffenen klagen mit Recht
der Tyrannei, über die Zerreißung der Familie und die Miß-
htung der individuellen Freiheit. Aber das Moment, daß sie
ote in ihren heiligsten Gefühlen und Ideen, in ihrem Glau-
n verletzt zu sein empfanden, daß sie nicht nur die irdische und
itliche Trennung schmerzlich fühlten, sondern noch mehr an
n ewigen Seelenheil des seinem Glauben Entrissenen verzwei-
ten — dieses Moment kann bei den Personen unserer Hand-
g, durchdrungen wie sie sind von der ziemlich indifferentisti-
en Aufklärung ihrer Zeit, nicht zu rechter Geltung kommen.
otzdem wird das Stück nicht ohne Effect bleiben, da es viel-
breitete Anschauungen der Zeit in klarer und eindringlicher
eise zur Darstellung bringt.

Eine Warte am Rhein. Schauspiel in fünf Acten von
Friedrich Friedrich. Leipzig, Wiedemann. 1862. 16.
20 Ngr.

Die Warte am Rhein ist der Rheinfels bei St.-Goar und
Stück spielt in der unglücklichen Zeit von 1692. Die Fran-
n waren mit mordbrennerischen Scharen in deutsche Provin-
eingefallen, das Schloß von Heidelberg, die prachtvolle Re-
z der pfälzer Kurfürsten, wurde von den civilisirten Van-
n zur Ruine gemacht und sogar der schwerfällige deutsche
chstag war durch die Wucht des hereinbrechenden Elends zu
tigen Beschlüssen fortgerissen worden. Mit der Reichshülfe
lich sah es schlimm aus wie immer. Hans Aßmann von
hau, der sich unter den schlesischen Dichtern seiner Zeit aus-
nete, rief zum Aufbieten aller Kräfte:

> Nun ist es Zeit zu wachen,
> Eh' Deutschlands Freiheit stirbt,
> Und in dem weiten Rachen
> Des Krokodils verdirbt,
> Herbei, daß man die Kröten,
> Die unsern Rhein betreten,
> Mit aller Macht zurücke
> Zur Saône und Seine schicke.

In diese Zeit nationalen Elends fällt nun ein erfreuliches
Ereigniß, dasjenige, welches den Stoff unsers Schau-
s bildet: „die Bewahrung von Rheinfels und St.-Goar
dem Reichsfeind". Das Stück ist in Prosa geschrieben
entwickelt klar und einfach die Gefahr und Rettung.
r schwungvolle Poesie findet sich nicht, weder in der
ache noch in der ganzen Darstellung; doch ist der Stil ein
ldeter und die Motivirung zum Theil auch feiner nuancirt.
Gesinnung ist eine durchweg patriotische und durch Vater-
sgefühl und Bürgersinn ansprechende, und wir können nur
schen, daß auch dieses Schauspiel, wenn es zur Aufführung
gelangt*), zur Weckung und Befestigung jenes opferfreudigen
Nationalgefühls beitragen möge, dessen wir auch in unsern bes-
sern Tagen nicht minder bedürfen, als in der traurigen Zeit
der französischen Raubkriege.

Und hiermit schließe ich die Besprechung der neuen
dramatischen Erscheinungen für diesmal. Ein Hauch
nationalen Sinns und volksthümlicher Begeisterung weht
über die neueste deutsche Bühne; sollte diese patriotische
Richtung des Dramas, welches doch ein getreuer Abdruck
der Zeitströmung zu sein pflegt, nicht als ein weiteres
Anzeichen dafür betrachtet werden dürfen, daß im Volke
selbst der Sinn und das Gefühl für Nationalität in ste-
tigem Wachsen begriffen?

August Henneberger.

Reiseskizzen aus Südamerika.

1. Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colo-
nien von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig,
Costenoble. 1862. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
2. Aus Chili, Peru und Brasilien. Von Ernst Freiherrn von
Bibra. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8.
3 Thlr. 22½ Ngr.

Es ist bereits eine geraume Zeit verflossen, seitdem
Gerstäcker's Schilderungen des Mississippilebens unsere
jugendliche Einbildungskraft in Aufregung versetzten. Eine
ganze Schar von Reiseschriftstellern ist seitdem in seine
Fußtapfen getreten, ohne ihn jedoch von seinem Ehren-
platze verdrängen zu können. Er ist noch immer mit
jugendlichem Muthe und ungebrochener Kraft bereit, den
Gefahren und Strapazen der Weltwanderschaft die Stirn
zu bieten und hat seitdem nicht nur Amerika, sondern
auch Polynesien und Afrika in den verschiedensten Rich-
tungen befahren. Er ist auch noch immer derselbe frische
und liebenswürdige Erzähler, dem wir mit gleichem Ver-
gnügen zu Wasser wie zu Lande folgen. Sein schrift-
stellerisches Gepäck ist freilich nicht minder leicht als sein
wirkliches. Auf eindringende Gründlichkeit und wissen-
schaftlichen Ernst erhebt er keinen Anspruch, und wir
dürfen von ihm weder auf dem Gebiete der Naturwissen-
schaften, noch auf denen der Geographie, Ethnographie
oder Statistik nennenswerthe Ausbeute erwarten. Aber
er hat ein scharfes Auge und einen geübten Blick und
sieht mancherlei, das er dann mit Geschick und mit Frei-
muth darzustellen weiß.

Besonders anziehend ist uns in dem vorliegenden Werke
„Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen
Colonien" (Nr. 1) seine humoristische Ader gewesen,
welche vorzugsweise in den Schilderungen seines Lebens
am Pailon und bei den Tütschatrinkern (einem wilden
Seitenstück zu den Homerischen Lotosessern) zu Tage tritt.
Wie weit des Verfassers ausschmückende Phantasie dabei
thätig gewesen sein mag, können wir freilich nicht unter-
suchen, haben aber unsererseits dagegen weniger einzu-
wenden als gegen die große Breite der Beschreibung.
Von diesem, durch die Art der Reise selbst bedingten

*) Das Stück ist in Leipzig zur Aufführung gelangt und bei mehr-
maligen Wiederholungen beifällig aufgenommen worden. D. Red.

Fehler ist allerdings das ganze Werk nicht freizusprechen. Der Verfasser hat nämlich die Zwischenräume zwischen den interessantesten Hauptpunkten möglichst schnell zurückgelegt, hat dann an diesen einen längern Aufenthalt genommen und ihnen demgemäß auch einen möglichst großen Raum in seiner Darstellung gewidmet. Zum ersten male machte Gerstäcker diesmal die Ueberfahrt, „denn Reise nennt man es gar nicht mehr", auf einem Dampfer, dem La-Plata, der ihm jedoch die Vergnüglichkeit eines Segelschiffs bei weitem nicht ersetzte. Nach dreizehn Tagen hieß es: „Station St.-Thomas, fünf Stunden Aufenthalt; Billete, wenn ich bitten darf." Bags (so heißt bei den Matrosen der an Bord befindliche Postbeamte) besorgte die Briefbeutel, und dann ging es mit einem kleinen Dampfer nach Aspinwall, von da auf der fieberumschauerten Eisenbahn nach Panama und von dort wieder mit dem Dampfschiffe nach Esmeraldes und zurück nach dem Pailon in Ecuador. Hier richtete sich unser Reisender auf 3½ Monate häuslich ein, während welcher Zeit es fast ununterbrochen regnete. Dann ging die Reise zu Lande nach Quito, der Stadt des „ewigen Frühlings", in welcher jedoch Gerstäcker beständig fror und der er daher kein großes Loblied singt; wieder zu Lande nach Guajaquil und von da auf einer peruanischen Brigg nach Callao und Lima, welches Gerstäcker keineswegs in so rosenfarbenem Lichte erscheint als Ernst von Bibra. Von hier wird über die Minenstadt Cerro de Pasco ein Abstecher nach der deutschen Colonie am Pozuzo unternommen und nach der Rückkehr ein gutes Wort beim Präsidenten Castilla für den Wegebau nach dieser abgelegensten Ansiedelung eingelegt. Pasco, das 14500 Fuß hoch in den Cordilleren liegt, ist beiläufig wahrscheinlich die höchste Stadt der Erde; nichtsdestoweniger führen die Einwohner ein ganz vergnügtes Leben und begraben sogar ihre „Engelchen" in lauter Lustigkeit. Von Lima trug das gleichnamige Dampfschiff, „eins der größten, die den Stillen Ocean befahren", den Reisenden nach Valparaiso, welches er seit seinem ersten Besuche aufs vortheilhafteste verändert findet und wo es den zahlreichen Deutschen außerordentlich gut geht. Ueberhaupt spricht der Verfasser von Chile und seiner fortschreitenden Cultur sehr günstig; es ist von den westlichen Küstenstaaten Südamerikas jedenfalls der am meisten versprechende.

Noch gedeihlicher als Valparaiso entwickelt sich Valdivia, Gerstäcker's nächster Zielpunkt, „wo sich die Deutschen alle wohl befinden". Von hier aus machte er den Versuch, nach Patagonien vorzudringen, mußte aber unverrichteter Dinge wieder umkehren, nachdem er ein paar Wochen die denkwürdige Gastfreundschaft des alten Kaziken Kajuante genossen hatte. War es der ewige Regen oder die ewige Tschitsche (d. h. hausmachender Apfel- oder Maiswein), die ihn zurücktrieb, oder beides? Genug, die doppelte Nässe von außen und innen war des Guten zu viel für ihn, und in traurigem Zustande sehen wir ihn wieder in Valdivia einrücken. Doch stellt er in einem eigenen Kapitel zusammen, was er in nächster Nähe über Patagonien gehört hat und was er darüber denkt. Wie und warum Gerstäcker von Valdivia nach Valparais rückkehrte, bleibt etwas dunkel. Am letztern Orte er das Glück, das erste seit anderthalb Jahren von nach Montevideo segelnde Schiff (den dreimastigen S ner Amalia von 180 Tonnen) zu treffen, auf we er seine — zweite — Fahrt um das Cap Hoorn brachte und am 28. Juni wohlbehalten Montevide reichte. Nachdem er sich hier und in Buenos-Ayres gesehen, jagte er (in doppeltem Sinne, denn er Hirsche und Strauße aus dem Postwagen) mit der pasdiligence über Artigas und Jaguaron nach Alegre, von wo er den blühenden deutschen Coloni San-Leopoldo und auf Santa-Catarina seinen abstattete. Seine Mittheilungen über dieselben sin mentlich insofern von Werth, als sie aus einer u teiischen und unbestochenen Feder geflossen sind. W folgen wir ihm nach Rio-de-Janeiro, wo sein Hei so überhandnimmt, daß er, weitere Reisepläne a andermal vertagend, sich auf dem Postdampfer nach E einschifft.

Dieses Heimweh verräth doch, daß Gerstäcker gealtert hat. Er sagt es II, 230 mit ausdrüc Worten selbst, daß er die eigentliche tolle Wanderlus loren hat, daß er älter und ruhiger geworden ist. glauben in der That Spuren der Ermüdung an wahrzunehmen; doch sind es eben nur Spuren, und mit ihnen bleibt Gerstäcker noch ein außergewöhnlich ger Reisender. Einzelne Wiederholungen und unv telte Uebergänge endlich kommen wol auf Rechnun stückweisen Aufzeichnung, hätten jedoch bei der He gabe des Ganzen ohne große Mühe getilgt werden kö

Wir wenden uns zu Ernst Freiherrn von Bib „Skizzen aus Chili, Peru und Brasilien" (Nr. 2). sind eine Fortführung seiner frühern Erinnerungen Südamerika, und alles, was wir zur Charakteri dieses Werks in Nr. 43 d. Bl. f. 1861 gesagt hat auch vom gegenwärtigen seine Geltung. Die vidualität des Verfassers tritt womöglich noch schärfe vor und äußert sich namentlich in schneidender Ironi unversöhnter Satire. Wir lassen uns Ironie und sehr gern als Würze gefallen, wenn aber das ganz richt in Schriften dieser Gattung aus solcher Würz steht, so wird es wenigstens für unsern Gaumen nießbar. In der Vorrede vertheidigt sich zwar der fasser gegen den ihm gemachten Vorwurf, als habe seinen Erinnerungen die Chilenen als „leicht" sch wollen, gibt aber doch unmittelbar darauf diese Leich als eine Natureinrichtung zu und schließt dann mit gender höchst charakteristischen Aeußerung:

> Wenn ich bisweilen auch untugendhafte und unter Breitengrade zu empfehlende Charaktere geschildert habe, schah dies deshalb, weil solche Charaktere unendlich selte allenthalben auf der Welt, und weil ich der Meinung wa aus dieser ganzen, höchst uneigennützigen, edeln und t haften Bevölkerung, schon der Rarität halber, ein wenig tugendsamkeit wohlgefallen werde.

Das heißt doch den Hohn zu weit treiben! W

en „Erinnerungen", so sind auch in dem gegenwärtigen Werke die Helden fast sämmtlicher Erzählungen gutmüthige Einfaltspinsel, welche von leichtfertigen Dirnen genasführt oder von Schmugglern und andern Spitzbuben ausgezogen werden. Solidität und Ehrenhaftigkeit ziehen nicht nur fast überall den Kürzern, sondern werden obenein noch lächerlich gemacht, während die „Untugendsamkeit" triumphirt. Es kommt auch vor, daß der Held seinerseits — anfänglich allerdings absichtslos — die Welt am Narrenseile zieht, wie Martin Vollbart (in „Ein muthiges Herz"), den gerade das Uebermaß der Feigheit in en Ruf des Muths und Heldenthums bringt. Den originellsten Humor zeigt beiläufig bemerkt die Art und Weise, wie diese Geschichte plötzlich abgebrochen und dann unter dem Titel „Die Geschichte von der schönen Melusine" fortgesetzt wird, lediglich der Symmetrie wegen, damit in jedem der drei Bände drei Erzählungen enthalten sein sollen. Nur zwei Erzählungen erheben sich u einem ernstern Gehalt: „Die büßende Magdalene" und „Ein Sträfling". Die erstere ist von allen am besten durchgeführt und hat das meiste dramatische Interesse. Zwar wird im Anfang die Tugend ebenfalls verspottet, aber sie trägt schließlich den Sieg davon und zieht die „Untugendsamkeit" zu sich hinan. „Ein Sträfling" ist eine Schauergeschichte, welche gewissermaßen ein Seitenstück u der in den „Erinnerungen" enthaltenen „Die Brüder" bildet, streng genommen, aber weder mit Chile noch mit Peru oder Brasilien etwas zu thun hat. Ein in Lima angesiedelter Irländer von guter Familie erzählt dem Verfasser seine Geschichte, wie er durch einen Vetter — ein wahres Nonplusultra von „Untugendsamkeit" — unschuldigerweise zum Verbrecher gestempelt und zur Deportation nach der Insel Norfolk verurtheilt wird. Hier verführt ihn der Vetter zur Flucht und beide gelangen glücklich nach Chile, wo Bob Kendy — das ist der Unschuldige — sich bald emporarbeitet, aber von Dick Kendy, der sich wie ein Dämon an seine Fersen heftet, durch Erpressungen, Drohungen, Angeberei und andere Schändlichkeiten immer wieder ins Unglück gestürzt wird, sodaß Bob endlich keine andere Rettung sieht, als seinen Vetter bei einer Zusammenkunft zu ermorden.

Der Gewinn, welchen wir aus des Verfassers leicht hingeworfenen Erzählungen für die Kunde des südamerikanischen Landes und Lebens ziehen, kann unter diesen Umständen nicht groß sein und ist im gegenwärtigen Werke noch geringer als in den „Erinnerungen". Nicht nur kehren dieselben Figuren und Verwickelungen immer wieder, sondern auf die natürlichen und politischen Verhältnisse wird dabei fast gar nicht eingegangen. Wir können unser Endurtheil daher nur in den Rath an die freundlichen Leser zusammenfassen, daß, wer des Verfassers „Erinnerungen" gelesen hat, sein neues Werk ohne Verlust beiseite lassen kann, daß dagegen, wer die „Erinnerungen" noch nicht kennt, in den „Skizzen aus Chili, Peru und Brasilien" eine unterhaltende und namentlich pikante Lectüre finden wird.

54.

Ludwig Uhland.

1. Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen mit zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen. Von Friedrich Notter. Mit Uhland's photographischem Bilde. Stuttgart, Metzler. 1863. 8. 2 Thlr.
2. Ludwig Uhland. Vortrag von Otto Jahn. Gehalten bei der Uhland-Feier in Bonn am 11. Februar 1863. Mit literarhistorischen Beilagen. Zum Besten des Uhland-Denkmals. Bonn, Cohen und Sohn. 1863. 8. 1 Thlr.
3. Uhland's Leben. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk von Johannes Gihr. Erste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 1863. 8. 4 Ngr.
4. Ludwig Uhland. Ein öffentlicher Vortrag von Rudolf Foß. Zum Besten des Schülerstipendiums am königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Berlin, Hertz. 1863. Gr. 8. 6 Ngr.

„Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder!" möchte man mit dem Flurschütz Stüssi im „Wilhelm Tell" ausrufen, wenn man sieht, wie heutzutage die Biographen über berühmte Dichter herfallen, welche sich kaum erst ins Grab gelegt haben. Der biographische Nachseufzer folgt auf den letzten Todesseufzer des zu schildernden Mannes oft mit einer solchen Schnelligkeit, daß man fast auf den Einfall gerathen könnte, gewisse Leute machten schon bei Lebzeiten eines altgewordenen Dichters, dessen Lebensfaden menschlicher Berechnung nach nicht mehr sehr weit reichen kann, das Material zurecht, um nach dem Tode des betreffenden Dichters sobald als möglich mit einer Nekrologie oder Biographie in Gestalt eines Buchs auf dem Platze zu sein und andern, die vielleicht das Gleiche im Sinne haben, den Vorsprung abzugewinnen. Alles geschieht in unserer Zeit des Dampfes in einer fast fieberhaften Hast; Verfassungen stürzen und Verfassungen gründen, wozu sich unsere Väter Hunderte von Jahren Zeit ließen wie zum Aufbau ihrer Dome, sollen jetzt womöglich das Werk eines einzigen Jahres sein; da darf man sich am wenigsten über die Schnelligkeit wundern, womit man jetzt Bücher producirt und druckt. Solche pfundschwere Folianten, an denen man früher vielleicht zehn Jahre schrieb und ein volles Jahr druckte, können wir ja heutzutage nicht brauchen; wer hätte noch Zeit, sie zu lesen? Das war nur in jener Periode möglich, wo noch die berüchtigte Reichspostschnecke im Gange und jeder an die möglichste Langsamkeit gewöhnt war.

Immerhin hat aber F. Notter, der Verfasser der Schrift Nr. 1, aus dem Leben Uhland's ein verhältnißmäßig recht starkes Buch gemacht, ein Buch von 452 Seiten, ohne die Vorrede und den vom Verfasser gedichteten Prolog. Und doch war das Leben Uhland's so einfach, wie der ganze Mann, und wenn man von irgendeinem Dichter sagen kann, sein Leben sei seinem Charakter gemäß, vielleicht ein nothwendiges Product seines Charakters gewesen, so kann dies von Uhland mit Fug und Recht gesagt werden. Und in der That scheint bei mehr stürmischen unruhigen Individuen auch deren Lebenslauf von selbst einen mehr stürmischen, unruhigen Charakter anzunehmen. Uhland's Betheiligung an den Verfassungskämpfen seines engern Heimatlandes und an den Arbeiten

des frankfurter Parlaments wie des stuttgarter Rumpfparlaments bringt zwar einen besondern markirten Zug in sein Leben, der dem Leben anderer gleich berühmt oder noch berühmterer deutschen Dichter fehlt, aber in irgendwelche dramatisch wirksame Situationen, wenn wir etwa die Vorgänge bei der Sprengung des stuttgarter Rumpfparlaments ausnehmen, wurde Uhland durch sie nicht verflochten. Im Sprechen blieb er bedeutend hinter andern politischen Rednern des Tags zurück, und er effectuirte eigentlich nur einmal durch die bekannte Kraftstelle, „daß kein Haupt über Deutschland leuchten werde, welches nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt sei"; was ihm sonst als politischen Manne widerfuhr, war ganz das Gleiche, was hundert andern Sprechern für Verfassungsrechte und deutsche Einheit auch geschehen ist. Sein Lebenslauf ist mithin im ganzen weniger interessant und instructiv als der Lebenslauf mancher anderer deutscher Dichter, namentlich des vorigen Jahrhunderts, welche sich von aller Politik fern hielten. Das Ringen nach Durchbildung des innern Menschen, nach immer höherer dichterischer Vervollkommnung von Schritt zu Schritt, von Stufe zu Stufe, drückt sich bei ihm wie bei den meisten Modernen viel weniger deutlich aus, als z. B. bei Goethe und Schiller. Die innern Geistes- und Gemüthsstürme fehlten seinem Leben, soweit man wenigstens nach dem, was seine Biographen von ihm erzählen, urtheilen kann; gewaltige dämonische Leidenschaften und Impulse trübten nicht die mehr gleichmäßige klare Flut seines Gemüthslebens, und auch mit dem Riesen der Noth hat er nicht zu ringen gehabt, die daraus hervorgehenden mancherlei Demüthigungen und Verbitterungen lernte er nicht kennen. Abgeschlossen in sich, wie er war, bedurfte er äußerer Anregungen nur wenig. Er führte nicht Buch über sich, er studirte die Umgebungen nicht wie Goethe, er versenkte sich nicht wie dieser in die Tiefen, in die Gründe und Ursachen alles Seins und Erscheinens. Für Goethe war jede äußere Lebensstation: Frankfurt, Leipzig, Strasburg, Wetzlar, Weimar, Venedig, Rom, Neapel, Palermo, die Champagne u. s. w. auch eine neue Station seines innern Lebens. Uhland ist auch viel gereist, er besuchte Paris, Wien, Berlin u. s. w., aber für seine Entwickelung als Mensch und Dichter war dies so vollkommen gleichgültig, als ob er nie seine schwäbische Heimat verlassen hätte. Er studirte zu seinen wissenschaftlichen Zwecken auf den Bibliotheken, er verschmähte es nicht, Gesellschaften zu besuchen; aber Menschen und Lokalitäten waren ihm keine Objecte irgendwelcher Beobachtung und Anregung, die seinem dichterischen Schaffen zugute gekommen wäre. Man wird uns daher erlassen, den Mittheilungen seiner Biographen Schritt für Schritt zu folgen; wir müssen die Verehrer Uhland's, die mehr von ihm wissen wollen, auf die betreffenden Schriften selbst verweisen, und wollen hier nur einzelnes von Interesse herausgreifen.

In Betreff seines Großvaters, des Kaufmanns Joseph Uhland, erfahren wir aus der Schrift von Otto Jahn den eigenthümlichen Umstand, daß derselbe „un-

erachtet der Handelschaft Protestation, weil er keine K
mannstochter geehelicht", zum Bürger Tübingens a
nommen wurde. Nach den liberalen Ansichten dama
ehrsamer Handelschaft sollte also keiner Kaufmann
dürfen, der nicht eine Kaufmannstochter geehelicht h
und so sperrten sich damals in Deutsch-China alle St
und Zünfte gegeneinander ab. An den unglaubliche
Würtemberg früher geübten Zwang erinnert dann f
folgende Mittheilung Jahn's: „Ohne königliche Erl
niß durfte damals (1820) kein Handwerksbursche a
halb Würtemberg wandern, kein Studirender eine f
Universität besuchen; auch Uhland mußte die Gene
gung des Königs nachsuchen, um auf eigene Koste
in Paris aufzuhalten." Hier noch ein Pröbchen deu
Engherzigkeit: als Uhland, mit den politischen Zu
den seines Heimatlandes unzufrieden, im Jahre 1
den Blick auf das Ausland, unter anderm auch au
neugegründete Universität in Bonn gerichtet hatte, er
das Ministerium, von seinem gegen einen Freund g
ßerten Wunsch unterrichtet, unterm 10. April 1819,
es auf denselben nicht eingehen könne, „nicht nur,
die Eigenschaften eines guten Dichters und eines
akademischen Lehrers sich selten in einer Person ver
fänden, sondern weil" u. s. w. Auf die bloße, g
durch wenige Beispiele unterstützte Annahme hin, da
die „Eigenschaften eines guten Dichters und eines a
mischen Lehrers selten in einer Person vereinigt fän
einem Manne wie Uhland die Professur der Aesthetik
Rhetorik verweigern wollen oder dies als einen der G
der Verweigerung auch nur anführen, ist mindestens
derbar. Das sind immer noch die alten verrotteten
sichten über die Unbrauchbarkeit und Unanstelligkeit
Poeten, während doch vielleicht noch nie ein deu
Minister für irgendein deutsches Vaterländchen in so n
haft humanem, bildendem und zugleich praktischem G
gewirkt hat als der Dichter Goethe.

Im übrigen sind ja auch unsere Dichter zum g
Theil gar nicht so poetische Naturen, als sie sich auf
Papiere in ihren poetischen Ergüssen ausnehmen.
Uhland hatte eine sehr prosaische Seite und huldigte
halb auch wie Chamisso der Ansicht, daß ein D
einen praktischen Beruf haben müsse und die Poesie
zu seinem ausschließlichen Lebensberufe wählen dürfe.
ten war freilich anderer Ansicht, wenn er sagt:

> Keiner gehe, wenn er einen Lorber tragen will davon,
> Morgens zur Kanzlei mit Acten, abends auf den Helik
> Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt n

Es ist uns auch nicht bekannt, daß Pindar,
kreon, die drei großen griechischen Tragiker, Aristoph
Dante, Calderon und Shakspeare morgens „zur K
mit Acten" gegangen wären; Klopstock und Sc
bei dem die kurze Zeit seiner akademischen Lehrthät
kaum in Betracht kommt, schufen in freier Muse,
Goethe konnte sich jederzeit, wenn er an einem gr
Werke arbeiten wollte, Ferien machen und sich nach I
nau, Dornburg u. s. w. zurückziehen. Dabei geben
sehr gern zu, daß es gerade in unsern Tagen sehr n

ohlgethan sein würde, die Poesie ausschließlich zur Er=
werbsquelle machen zu wollen, weil sie dann, falls der
ichter nicht verhungern und jedem ihm zur Anregung
enenden Lebensgenüsse entsagen will, sich zur Magd des
ublikums, des Modegeschmacks und der buchhändlerischen
peculation erniedrigen müßte. Aber ein Lebensberuf,
r mit der Poesie im entschiedensten Widerspruch steht,
dem Dichter kaum minder schädlich. Uhland würde
s sicherlich noch manche herrliche Ballade und außer
inen beiden Dramen noch manche größere Dichtung dra=
atischer oder epischer Gattung hinterlassen haben, wenn
trockenen Geschäfte der Advocatur und seine jahrelange
ndständische Wirksamkeit ihn nicht zu sehr in Anspruch ge=
ommen und, wie auch Goethe ihm prophezeite, für ganze
rioden seines Lebens der Poesie untreu gemacht hätten.
enn wir lesen, daß Uhland in der würtembergischen Kam=
r sogar über Landesgestüte Vorträge gehalten hat, so ist
s doch allerdings ein Gegenstand, den wir nicht gerade
m von einem Dichtermunde behandelt wünschen.

Dieser landständischen Wirksamkeit Uhland's wie sei=
r spätern Betheiligung an den parlamentarischen Be=
ebungen für eine einheitliche Constituirung Deutschlands
f wesentlich demokratischer Grundlage hat Notter eine
oße Partie seines Werks gewidmet, welche vielleicht ge=
de denen, die in Uhland mehr den Politiker und Va=
landsfreund als den Dichter schätzen, die willkommenste
d interessanteste sein wird. Politische Reden und Auf=
e Uhland's sind dieser Darstellung in reicher Zahl ein=
flochten, und gelegentlich der Sprengung des stuttgarter
umpfparlaments erhalten wir einen auf Zeugenaussagen
tützten möglichst authentischen Bericht, welcher aller=
ngs geeignet ist, den bisherigen meist parteiisch gefärb=
n oder durch lügenhafte Uebertreibungen entstellten
hilderungen ein Ende zu machen. Notter bewährt
in dieser Partie seines Buchs als einen Mann
verständigem unparteiischem Urtheil. Er gibt zu,
Uhland es treu und ehrlich gemeint und manches
ne Wort (wie namentlich in der bekannten, von Uh=
d zu Frankfurt am 23. Januar 1849 gehaltenen
de) gesprochen habe; er gibt zu, daß das demokratische
ment, falls es sich nicht überstürze, vielleicht zu einer
ndlichen Verschmelzung der einander bisjetzt bekämpfen=
Interessen führen könne, was dem entgegenstehenden
okratischen und dynastischen, wenn nicht durch die
cht des erstern gezwungen, niemals gelingen werde;
n aber fährt er, sich auf die eben erwähnte Uhland'sche
e beziehend, fort:

Aber ist dieses Element (das demokratische) jetzt, und war
m Jahre 1849 schon geistig reif, war es vor allem schon
Particularismus frei, einig und mächtig genug, um ihm
in (wenn auch nur in Person der Reichtagsabgeordneten)
Initiative zuzuweisen? Und noch mehr: war ein Wahlkai=
ja vollends einer, der alle sechs Jahre gewählt wird, der
ende Träger solcher Initiative? Wenn, wie der Redner sagt,
zur Zeit des höchsten Aufschwungs zum Reichsoberhaupt
ählter Mann „ohne Hausmacht, ohne dynastischen Glanz“,
lbst aus bürgerlichem Stamme entsprossen, dennoch allen
ronen imponirt und das „ganze deutsche Volk zur Hausmacht
abt haben würde“, glaubt jener dann, ein solcher Aufschwung
werde immer fortdauern? Mußte er nicht anerkennen, daß derselbe schon im Augenblick, wo jene Worte gesprochen wurden, abgenommen? Oder wenn er der Ansicht war, jener „großartige Aufschwung der deutschen Nation werde auch bedeutende politische Charaktere hervorrufen, und nur die Hervorragendsten würden fortan an der Spitze des deutschen Gesammtstaates stehen“, glaubte er denn im Ernst, ein solcher Charakter, „der die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenschaft in die rechte Strömung zu lenken verstanden hätte“, würde sich einer zweiten und dritten Wahl unterwerfen, gesetzt er habe die Wahl nicht vorher unnöthig zu machen verstanden, und die hinausgeworfene Erblichkeit schleiche sich somit durch eine Hinterthür doch wieder herein?

Wir wissen nicht, ob sich gegen diese Kritik der berühmt gewordenen Uhland'schen Rede irgendetwas Stichhaltiges einwenden läßt. Uebrigens saß Uhland, der in Frankfurt so sehr links saß, im stuttgarter Rumpfparlament so gut wie rechts, und bildete hier mit zweien oder dreien die Minorität, die sich gegen die lächerlich-chimärischen Beschlüsse und Forderungen der Majorität auflehnte, weshalb auch Schoder in der Sitzung vom 8. September sein Bedauern aussprach, sich bei der heutigen Abstimmung von einem Manne trennen zu müssen, der in Frankfurt stets mit diesem Theile gegangen sei, und Schoder fügte hinzu: „Aber wir trennen uns nicht von ihm, sondern er trennt sich von uns!“ Trotzdem hielt Uhland bei diesem Parlamentsbruchstück aus, weil er Treue für seine Pflicht hielt, ja er schritt mit Albert Schott und dem Präsidenten Löwe an der Spitze, als sich die Versammlung auseinander sprengen ließ. Im übrigen gibt Notter zu verstehen, daß, so bescheiden und gegen laute Huldigungen unempfänglich Uhland auch war, doch die „berechnete und die zur Schau getragene“ Verehrung, welche ihm in Frankfurt von der Linken, selbst der äußersten zufiel, nicht ohne Einfluß auf seine Ansichten oder doch auf deren laute Aeußerung geblieben sei.

Das wichtigste, was von Notter mitgetheilt ist, sind wol die Briefe Uhland's und seines Freundes Kerner; doch ist schon anderswo, in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“, das Bedauern ausgesprochen worden, daß der Verfasser die Briefe Uhland's an E. Mörike und L. Seeger u. a. nicht wenigstens anhangweise gegeben habe; denn die im Vorwort in Bezug darauf ausgesprochene Entschuldigung, daß die Zeit zum Abschluß des Werks gedrängt habe, können wir dem Verfasser nicht gelten lassen. Es kommt bei einem Buche dieser Art nicht darauf an, daß es so früh als möglich erscheine, sondern daß es so gut und so vollständig als möglich sei. Sehr reich an wichtigen Mittheilungen oder tiefen und gedankenreichen Reflexionen sind übrigens Uhland's Briefe nicht; er kargte in seinen Correspondenzen so gut mit dem Wort, wie in seiner Unterhaltung; er schrieb überhaupt nicht viel, weil er kein großer Freund der Mittheilsamkeit war. Einer der interessantesten Briefe ist der an seine Aeltern vom 31. December 1813, indem daraus hervorgeht, daß Uhland zu jener Zeit ernstlich daran dachte, mit in das Feld zu ziehen. Wir theilen die betreffende Stelle mit:

So wenig ich mich übrigens muthwilligerweise aussetzen

werde, so kann ich doch nicht verhehlen, daß, wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung und Dienstleistung während dieses Kriegs eingerichtet werden sollte, wie solche bereits bei allen, von den größten bis zu den kleinsten, Staaten Deutschlands stattfindet, und wogegen unser König allein sich bisher verwahrt hat, ich mich einem solchen der guten Sache zu leistenden Dienst auf keine Weise entziehen möchte, und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftiges Leben finden würde.

Von Uhland's Briefen an Kerner konnte der Verfasser nur wenige mittheilen; denn der betreffende Briefwechsel befindet sich im Besitze des Sohnes von Kerner, Theobald Kerner, der übrigens nach einer Mittheilung der augsburger „Allgemeinen Zeitung" die Herausgabe desselben beabsichtigen soll. Einmal, am 8. Februar 1812, sucht Uhland seinen Freund aus einer bei Dichtern einer gewissen Gattung häufig vorkommenden weltschmerzlichen Stimmung mit folgenden Worten zu erheben:

Endlich ist dein Brief angekommen und hat mich einestheils erfreut, anderntheils durch die Stimmung, in der er geschrieben, betrübt. Wahrhaftig, du willst dich nicht aus dieser Niedergeschlagenheit erheben. Glaube ja nicht, daß du allein der Traurige bist, und daß jene Schmerzen dir allein gehören. Welches edle Gemüth kennt sie nicht? Es ist die himmlische Flamme, die ihr irdisches Leben zu Asche gebrannt hat, ängstlich nach Brennstoff umherflackert und ihn aus den Höhen saugen will. Aber sie soll und wird nicht erlöschen; wie die Kirchenlampe in der Legende wird sie nächtlicherweile von Engeln genährt. Warum sind die beschränktesten Menschen die zufriedensten, und lächeln die Simpel immer? Weil die Erkenntniß des höhern Lebens, die Poesie, fehlt, die das schale, niedere Leben vernichtet; nein, nicht vernichten soll sie es, läutern, erheben; und kann sie dies nicht immer, so läßt sie es fallen wie der Adler die Schildkröte, und fliegt allein der Sonne zu.

In einem Schreiben Justinus Kerner's aus dem Jahre 1810, worin derselbe, augenscheinlich in der Meinung, daß Uhland Kunststudien zu treiben beabsichtige, seinem Freund von der projectirten Reise nach Paris abräth, erschien uns namentlich folgende Stelle interessant und für Kerner bezeichnend:

Jedermann tadelt es; du kannst mit dem Gelde, das du dort verbrauchst, Deutschland dreimal durchreisen. Was willst du in Paris? Die in Sälen aufgeschichteten gestohlenen Kunstwerke möchte ich gar nicht ansehen. Ich möchte lieber als deutscher Dichter, und als Dichter wie du, Städte wie Hamburg, Nürnberg, Berlin, Wien, Frankfurt, Augsburg, München besuchen. Die Reise bis Paris ist ohne alles Interesse, und Paris selbst wäre mir zum Ekel. Gott, ich weiß es, von welchem Nutzen wären die Reisen, die ich gemacht, dir mit deinem ruhigen Gemüth gewesen! Mir waren sie nichts, als daß sie mir sagten, wie viel sie mir hätten sein können, wenn ich ein anderes Herz hätte! Allein... doch sie können noch in der Folge auch mir manches bringen. Ich wollte doch lieber die Kunstwerke der Meister da sehen, wo sie von ihnen hingestellt wurden, als in solchen Teufelssälen — in den Kirchen, Rathhäusern u. s. w.

Außer diesen Briefreliquien theilt Notter auch eine gute Zahl noch nicht veröffentlichter Gedichte und dramatischer Skizzen Uhland's mit, die freilich meist einem sehr jugendlichen Alter angehören und unter denen sich auch ein humoristisches Nachspiel zu Kerner's Schattenspiel „Eginhard" und eine Glosse befinden, welche letztere die Frucht eines mit Rückert in einem der Frühmonate des Jahres 1816 bestandenen Sängerstreites ist. Das zu Grunde gelegte Thema wirft die Frage auf, ob de Geliebten Tod oder ihre Untreue das kleinere Unglück se Rückert erhielt, sei es durchs Los, sei es durch ande Entscheidung, die schwierigere Aufgabe, nämlich den Be weis zu führen, daß Untreue der Geliebten die minde Noth sei. Man darf sagen, daß sich Rückert seinem N benbuhler in diesem Glossenstreite überlegen zeigte; de war ihm auch gerade bei diesem Gegenstand und diese künstlichen Versmaß seine Sprach- und Formgewandth von besonderm Nutzen. Sonst aber fand kein vertrau Verhältniß zwischen beiden Dichtern statt, ja es k noch im November desselben Jahres zu einer Art fei seligen Berührung, indem Rückert dem Uhland'schen G dichte „Gespräch", den Worten desselben mit größter wandtheit folgend, sein „Gespräch zwischen einem würtemberger und dem Freiherrn von Wangenheim" g genüberstellte und sich darin offen für Wangenheim g Uhland erklärte.

Notter bringt auch in seinem Buche, dem freilic kunstmäßige Verarbeitung und klare Sichtung des rials und damit das Uebersichtliche fehlt, eine sehr führliche Kritik der Uhland'schen Dichtungen. Man diesen Analysen eine bemerkenswerthe Unparteilichkeit viele sehr treffende Bemerkungen nachrühmen, doch uns des Verfassers Kritik zu sehr ins einzelne zu und bei aller Anerkennung im ganzen von mancher Volke liebgewordenen lyrischen Blüte zu sehr den menstaub abzustreifen. Im allgemeinen mag Goeth nicht so ganz unrecht haben, wenn er zwar in den laden Uhland's ein vorzügliches Talent erblickt, aber den rein lyrischen Sachen von vornherein so viele „sc und trübselige" Gedichte gefunden haben wollte, da das Weiterlesen in dieser Partie verleidet wurde. Thät gibt es unter Uhland's rein lyrischen Gedichten einzelnen sehr vorzüglichen doch eine noch größere wirklich matter, schielender und gehaltloser, währe unter den Balladen und Romanzen kaum eine b die man als ganz unbedeutend bezeichnen könnte, d irgendeinen Zug von Feinheit, Schönheit oder enthielte. Ueber die berühmte Ballade „Des S Fluch" soll übrigens Uhland selbst einem ihn übe Entstehung befragenden Freunde die merkwürdige rung gegeben haben, daß er unter dem tyrannisch nig den damaligen französischen Kaiser Napoleon, jungen Sänger die von jenem unterdrückte Freih in dem alten Sänger das Volk habe bezeichnen Diese Erklärung hat der „Freund" dem Verfasser erst nach dem Tode Uhland's mitgetheilt, auf Namen schon ärger gesündigt worden ist *); h Uhland wirklich das Gedicht so interpretirt, so später erst aus irgendwelchem Grunde eine Deutung

*) Man erinnere sich unter anderm, daß Anfang der vierzi ein plumpes politisches Gedicht „Das Lied vom armen Ga Uhland's Namen verbreitet wurde und daß, nachdem dies in geschickter und unbegreiflicher Weise allgemein angenommen Robert Blum in seinem Volkstaschenbuch „Vorwärts" (18 Reihe „Lieder vom Dichter des armen Gaul" veröffentlichte.

gelegt, die sicherlich mit der ursprünglichen Idee nichts zu thun hatte. Nein, wir protestiren ernstlich gegen die Verwandlung dieses herrlichen Gedichts in eine kalte und gezwungene politische Allegorie! Konnte Uhland annehmen, daß Napoleon's Name jemals „vergessen und versunken" ein, „kein Lied, kein Heldenbuch" ihn nennen werde? Enthält diese Ballade eine Allegorie, so kann sie sich unzweifelhaft nur gegen die barbarischen Verächter der Poesie und edeln Gesangeskunst richten, was schon in der Anrede des alten Meisters an den König „Du Fluch des Sängerthums!" so deutlich als möglich ausgesprochen zu ein scheint.

Wem Notter's Buch, das übrigens die Bedeutung einer Quellenschrift beanspruchen darf, zu umfangreich und undurchsichtig sein sollte, der greife nach Otto Jahn's n einer größern Schrift erweitertem, bereits oben erwähntem Vortrage über Uhland (Nr. 2), in welchem besonders auch Uhland's Bedeutung als Mann der Wissenschaft nachdrücklich betont wird. Sie ist gut, übersichtlich und im ganzen mit richtigem Urtheil geschrieben, und beruht, wie auch die Anmerkungen beweisen, auf fleißigen Studien. Die Beilagen enthalten eine Nachlese zu den Gedichten, Uhland'sche Aufsätze aus dem „Sonntagsblatt", Briefe (an de la Motte Fouqué, Immanuel Bekker, Paulus in Heidelberg, das Ablehnungsschreiben an den Freiherrn von der Pfordten in München in Betreff des dem Dichter zugedachten Maximilian-Ordens u. s. w.), politische Reden und Aufsätze und ein chronologisches Verzeichniß der Gedichte.

Die Schrift „Uhland's Leben" von J. Gihr (Nr. 3) erscheint in Lieferungen und gestattet uns kein eingehendes Urtheil, da uns nur erst die erste Lieferung vorliegt, welche die früheste Periode bis zum Jahre 1807 umfaßt. Der Verfasser will, laut dem etwas pathetischen Prospectus, ein „getreues Lebensbild" von Uhland geben, er will zeigen, „wie er geworden ist und sich entwickelt t zu dem Manne, bei dem wir die besten Tugenden vereinigt finden, deren ein Volk sich rühmen mag; wie er s den Tiefen des Volksgemüths die Perlen seiner Dichtungen heraufholte, damit sich daran erfreue fort und t, wessen Herz edler Empfindung fähig ist; wie er mannesmuthig focht für Wahrheit, Recht und Freiheit, ein Sklave wurde irgendeiner Leidenschaft" u. s. w.

R. Foß' Schrift (Nr. 4) ist zum Theil in jenem das allzu rhetorischen Stile verfaßt, wie er noch so ufig bei uns in öffentlichen Vorträgen zur Anwendung mmt, zeigt aber von guter und edler vaterländischer sinnung und enthält manche treffende Bemerkung wie , daß wir Deutschen keine Geschichtschreiber besitzen, lche in allgemein verständlicher Sprache zum Herzen Volks zu reden wüßten, daß, was die weitern Kreise sers Volks von deutscher Geschichte wissen, sie den chtern verdanken. Wenn aber der Verfasser gelegentlich Betreff der bekannten Xenie:

Zur Nation euch zu bilden, ihr suchtet es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus —

radezu behauptet, daß dieselbe keinen Anklang gefunden habe, „wie sie ihn auch nicht verdiene", so können wir dies nicht gutheißen. Für den Menschen gibt es ja doch wol kein höheres Ziel und Postulat, als, abgesehen und unbeschadet aller Nationalität, sich zum Menschen auszubilden.

Ueber Uhland's Charakter sind alle einig. Er vereinigte viele der schätzbarsten Eigenschaften, die der Deutsche in seiner höchsten Ausbildung besitzen soll, die aber in diesem Complex leider immer seltener werden. F. Th. Vischer in seinem Aufsatz über Uhland, der im vierten Heft der neuen Folge seiner „Kritischen Gänge" enthalten ist, findet in Uhland „tiefe Denkkraft und Forschergabe mit unbeugsamem Willen, auf den ein sicherer Verlaß ist, unbedingte Realität, Echtheit, Mannhaftigkeit, Standhaftigkeit, die allerdings wol auch in spröden Eigensinn ausläuft, Größe und vorwärtsdringende Kraft mit unberechenbarem Beharren bei einzelnem, vielleicht mit wunderlicher Schwerfälligkeit und Umständlichkeit" vereinigt. Gerade weil er so einfach, so wahr, so frei von Sophistik war, so vermochte er auch — und dies ist eine feine Bemerkung Vischer's — sich nicht so auseinander zu legen, als das Drama fordert, der Dramatiker müsse vermögen, auch dem Zerrissenen, dem Schlechten, dem Frivolen Gründe zu leihen; denn ohne innern Conflict sei kein Drama möglich und der innere Conflict bringe mit sich die Sophismen, die Leidenschaften, die Dialektik der Beschönigung, die ausgiebige Beredsamkeit in Handlung und Gegenhandlung u. s. w. Zu solchen Charakterschöpfungen, deren Züge seinem „braven Wesen" entgegengesetzt seien, habe es Uhland nicht bringen können. Dabei war er eine streng sittliche Natur, und O. Jahn erzählt, daß, als Varnhagen seinen von ihm hochgeschätzten Freund Uhland bei seinem Aufenthalt in Paris auch im österreichischen Gesandschaftshotel einzuführen gesucht habe, „der mehr als freie Ton, der in der Metternich'schen Umgebung herrschte, besonders die frivolen Späße des Herrn von Pilat" den sittenstrengen Uhland abgestoßen hätten. Er war von seltener Bescheidenheit; er buhlte nicht um Titel; Orden, die ihm angeboten wurden, wies er bekanntlich consequent zurück; alles, was an Reclame erinnern konnte, verschmähte er, und es war sogar äußerst schwer, ihn zu bewegen, sich für seine Freunde porträtiren oder photographiren zu lassen. Zum Theil mit dieser Bescheidenheit hing auch seine fast berühmt gewordene Schweigsamkeit zusammen, mit der er namentlich die gesprächigen Wiener in Erstaunen und Verzweiflung versetzte; er wollte sich nicht vordrängen; dazu liebte er die Phrase nicht und verschloß das Beste und Tiefste in seiner Brust; er fühlte sich in der Gesellschaft von vornehm geborenen oder vornehm erzogenen Menschen unwohl, in solchen Kreisen, wo, wie er wußte, von einem berühmten Dichter ein übersprudelndes Wesen und absonderliche Geistessprünge verlangt würden, um dafür Huldigungen in Empfang zu nehmen, die seinem ganzen Wesen zuwider waren. Daheim aber, in seinen kleinen schwäbischen Kreisen, unter seinen alten Zechbrüdern im „Schatten" zu Stuttgart, war er keineswegs wortkarg, sondern in guten Stunden gesprächig, spaßhaft, bisweilen,

wie Vischer bemerkt, sogar „scharf und schneidig im Witze". Der Schwabe, überhaupt mehr innerlich, ist einmal im allgemeinen an andere Umgangsformen gewöhnt, als sie in den Salons von Wien, Berlin oder Paris gebräuchlich sind. Alles in allem war Uhland keine glänzende und blendende Erscheinung im modernen Sinne, aber eine Persönlichkeit, die durch ihre stille und dauerhafte Warheit die Herzen aller für echten Seelenadel Empfänglichen gewann, nicht im ersten Augenblick, aber für die Dauer.

Hermann Marggraff.

Novellen und Erzählungen.

(Beschluß aus Nr. 27.)

6. Schneeglöckchen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 8. 1 Thlr.
7. Hyacinthen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 8. 1 Thlr.
8. Nachtviolen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 8. 1 Thlr.

Personen haben einen Namen, Bücher einen Titel; nun ist die Beschaffenheit eines Namens und eines Titels durchaus nicht etwas ganz Gleichgültiges. Die Titel der vorliegenden Bände „Schneeglöckchen", „Hyacinthen", „Nachtviolen" scheinen uns nicht sehr glücklich gewählt zu sein und entsprechen dem Inhalt durchaus nicht. Vielmehr sind die Gegenstände, welche in diesen Erzählungen behandelt werden, von Interesse, der Stil ist lebendig und klar, und die ganze Auffassung und Darstellung zeugt von einem verständigen patriotischen Sinne. Die Erzählungen sind von verschiedenen Verfassern: Fr. Norden, M. Jehlin, W. Binder, Ed. von Westen, Ottmar Schönhuth, bekannt durch sein Werk: „Die Burgen Würtembergs und der preußisch-hohenzollernschen Landestheile mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen." Bei mehreren Erzählungen ist der Name des Verfassers nicht angegeben. Der Raum gestattet es natürlich nicht, die Verfasser und ihre Producte einzeln durchzugehen und zu kritisiren; es ist dies aber auch um so weniger nöthig, da die Sammlung in der Weise redigirt worden ist, daß auf Gleichartigkeit der Behandlung in Bezug auf Form und Auffassung durchweg Rücksicht genommen ist. Die geschilderten Ereignisse spielen hauptsächlich in Würtemberg und den angrenzenden Ländern und für diese Gegenden sind die auf geschichtlicher oder sagenhafter Grundlage ruhenden Erzählungen jedenfalls von besonderm Interesse; doch sind sie in Auffassung und Darstellung so gehalten, daß sie ein allgemeineres Interesse erwecken. Wir geben aus einer Erzählung von M. Jehlin, „Graf Normann. Romantische Bilder aus dem deutschen und hellenischen Befreiungskriege", die Schilderung der Scene, als General Graf Normann, der spätere Philhellene, in der Schlacht bei Leipzig zu den Verbündeten übergeht, hier als Probe: „Der 18. October war angebrochen. Fürchterlich wüthete an diesem Tage die Völkerschlacht auf Leipzigs Ebenen. Ueber Sellerhausen und Stünz, an Regnier sich anschließend bei Annäherung des Nordheeres, füllte hier der tapfere Rey den Abschnitt des Bogens aus, welcher sich von Stünz bis Probsthalda erstreckt. Hier stand die herbeigezogene Brigade des Generals Normann und die Sachsen. Vor ihnen droht ein furchtbares Heer, neben ihnen die Franzosen, welche sie an manchem heißen Schlachttage zum Opfertode geführt hatten. Deutschlands Genius ruft ihnen zu: «Sterbet nicht für den Corsen!» und als am Mittage Blücher gegen Schönefeld vordringt, reiten zwei schöne sächsische Regimenter, Ulanen und Husaren, zum Marschall Vorwärts mit hochflatternden Standarten jubelnd über. «Sehen Sie dort die Sachsen, Herr General?» sagte Lieutenant Schlitz mit einem be tungsvollen Blicke zum Graf Normann. «Ich sehe», sagte ser entschlossen. «Die Gelegenheit ist gekommen, wir fo Lassen Sie die Brigade in ein Viereck aufmarschiren!» Der fehl war schnell vollzogen, der General ritt in die Mitte theilte den beiden Regimentern seinen Plan offen und e mit. Er machte sie auf das Beispiel der Sachsen und B aufmerksam, erläuterte ihnen die Zwecklosigkeit und Unnatü keit eines fernern Zusammengehens mit den Franzosen und mit den Worten: «Brave Reiter, bewahrt euer Leben, da im Verein mit den Franzosen jetzt nutzlos opfern würdet, glücklichere Zeiten dem Vaterlande! Streitet für die Freihe deutschen Erde, statt für eure Unterdrücker. Sagt, ihr Ta wollt ihr übertreten zur heiligen Sache des deutschen landes, wollt ihr folgen in die Reihen der Verbündeten?» einstimmiges «Ja» entfloß den Lippen der entschlossenen und ihre Säbel glänzten hochgeschwungen in den Strahle Herbstsonne. Die Schlachtordnung wurde wiederherge der entscheidende Moment nahte. Gleich darauf bedräng fürchterlichsten Geschützfeuer der rechte Flügel Bennigsen's Bubna, und der rechte des Nordheeres unter Bülow m den Ort Paunsdorf, wo die Normann'sche Brigade stand. steckt auf einmal Graf Normann auf seines vielerprobten S tes Spitze ein weißes Sacktuch als Friedenszeichen, und mit seinen Leibchevauxlegers und Jägern dem Feinde ent Man erräth seinen Willen; der entgegenstehenden Geschütze bares Feuer schweigt, eine gefährliche Minute, und bald sind Würtembergs Reiter hinter der Verbündeten Fron schwunden. Als der Abend dieses glorreichen Tags kam, Napoleon die Schlacht auf allen Punkten verloren." B ist, daß sich Normann durch seinen patriotischen Ueberga den Verbündeten die Ungnade seines Königs Friedric Würtemberg zuzog und fortan sein Vaterland meiden mu

9. Schloß Brandt. Norddeutsche Edelhofgeschichte von L. S mann. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1862. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wie auf dem Titel des Buchs vermerkt ist, ist di erste Werk des Verfassers. Wiewol wir den Standpunk derselbe in diesem Buche einnimmt, durchaus nicht theilen, reicht es uns doch zum Vergnügen aussprechen zu können das Buch in Bezug auf Form im allgemeinen gut gesc und der Verfasser durchaus nicht ohne Talent ist. Die ist geschickt; der Stil nicht nur sehr correct, was wir ga sonders hervorheben, da auf diesem Gebiete der Literat Gegentheil zu häufig ist, sondern auch gewandt und n gefällig und angenehm; die Auffassung und Durchführu Gegenstandes zeugt von Phantasie. Der Inhalt des Buc sich mit wenig Worten angeben. Die Helden der Ges die in den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts spielt Balderich Erhard Jinklow, freier Herr auf Brandt im herzogthum M(ecklenburg), und dessen Sohn; diese beid ihrer ganzen Umgebung werden in einer Weise verherrlic man in der Wirklichkeit wol vergeblich nach solchen „ herren" suchen würde. Die Charaktere und Verhältnisse ein äußerst gefälliges Colorit und einen sehr glatten aber mit der Wirklichkeit und mit der modernen Zeit st oft im Widerspruche. Die Idealisirung ist oft einseitig zwungen und — wir sprechen es ungern aus, können ab umhin es zu thun — dem Anschein nach nicht immer au und aus innerer Ueberzeugung entspringend. Es ist dies schwerer Vorwurf für den Verfasser, und wir würden damit zurückgehalten haben, wenn nicht sehr dringende Ver gründe da wären. Sätze und Ansichten wie: „Der wah sere Mensch hat als Staatsbürger und Patriot kein b deres Bedürfniß, als im freudigen Gehorsam etwas G zu lieben und zu verehren, und in Thron und Fürst b begriff alles Erhabenen und Großen, Schönen und Edeln und Vollendeten zu begrüßen", sind zu übertrieben

ß wir annehmen könnten, es sei dies die Sprache innerer
eberzeugung bei ihm. Der Verfasser erklärt ganz offen, er
ünsche sich vorzugsweise „vornehme" Leser, und da scheint er
anche recht „vornehme" Ansichten zur Erreichung seines Zwecks
ufgestellt zu haben. Während er ferner die schönsten christlichen
rundsätze predigt, wie: „Das echte Christenthum verzeiht und
eht mit milden Augen die Fehler des Nächsten. Nur der Hoch-
uth überhebt sich und wirft den Stein. Ach, und wir sind
ch allzumal schwache Menschen", entblödet er sich nicht lange
erdammungstiraden zu schleudern besonders gegen Juden und
emokraten und schließlich gegen alle, welche nicht seinen An-
hten huldigen. Und bei diesen Gelegenheiten verfällt er in
e Sprache, welche von seiner sonstigen anständigen und ge-
lligen Diction auf das grellste absticht; er gebraucht höchst un-
hetische Ausdrücke, ja man muß geradezu sagen, gemeine und
elhafte. Die innere Ueberzeugung führt auf diesem Felde eine
lche Sprache gewöhnlich nicht. Alles, was in der Nähe des
rons sich bewegt, ist nach der Anschauung des Verfassers edel,
r auch nur das; alles was mit dem „souveränen Volke"
Verbindung steht, ist „irregeleiteter und aufgehetzter Pöbel",
äuberisches, schuftiges, schmuziges Gesindel", „Hundeseelen",
Dreckseelen". Der Verfasser thäte wohl, solche Widerlichkeiten
s seiner Denkweise, wenigstens aber aus seinen Büchern fern-
halten, sonst mag er es uns nicht verdenken, wenn wir ihn
bst zu dem „atrophischen Geschlechte" rechnen, wie er das
nze Geschlecht der Jetztzeit zu nennen beliebt.

. Begebnisse auf einem böhmischen Grenzschlosse, erzählt von
Karl Victor Hansgirg. Wien, Typographisch-arti-
stisch-literarische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es werden hier die Schicksale von sieben aufeinander fol-
nden Besitzern eines böhmischen Grenzschlosses erzählt: der erste
der Baron Adam Condé, welcher zur Zeit des Siebenjähri-
Kriegs auf dem Schlosse wohnt. Seine Gemahlin hat ihm
en todte Kinder geboren; endlich schenkt ihnen der Himmel
en Sohn, welcher am Leben bleibt. Als er zum Jüngling
ngereift ist, wird er auf das Theresianum nach Wien ge-
ckt, um Jura zu studiren. Während er einst in den Ferien
dem Schlosse bei seiner Mutter ist — der Vater ist bereits
t — verliebt er sich in die schöne Tochter des Gärtners. Er
indeß einen begünstigten Nebenbuhler, den einzigen Sohn
s Doctors aus der benachbarten Stadt, welcher das Jose-
um besucht. Der junge Condé fordert ihn zum Zweikampfe
s und tödtet ihn. Er flieht nach Amerika; die Mutter geht
Wien und verkauft das Schloß. Eine besondere Rolle
t in dieser Erzählung außer den bezeichneten Personen ein
iguanter und rachsüchtiger Jesuit, welcher Hausgeistlicher und
ehrer in der Familie ist, und außerdem ein junger Maler,
her ein Bild für die Schloßkapelle malt.

Der zweite Besitzer ist Graf Sickingen. Er ist so verschul-
daß er zuletzt, um seinen Gläubigern und der Personalhaft
ntgehen, fliehen muß. Er schlägt den Weg nach seiner Hei-
ein, um noch einmal vor seinem Tode — er ist schon sehr
— das Stammschloß seiner Väter am Rhein zu sehen. Er
ngt in den letzten Tagen eines schönen Octobermonats an
Rhein. „Ueber dem Strome lag eine nachsommerliche
e. Die Verklärung des Spätherbstes hauchte um das braune
der Rebenstöcke eine göttliche Luft. Die Burgen spiegel-
sich schöner als je in der ruhigen, vom Himmelblau ge-
ten sonnigen Flut. Ein solches Bild hatte ein sterbender
n vor sich, der in einer Scheuer auf einem Strohlager
Das Scheuerthor war geöffnet und umrahmte über einen
hsgarten weg einen Theil des schimmernden Rheinspiegels,
r welchem, den Fels krönend, die Stammburg der Väter
terbenden Mannes lag. Er mochte in der Gaststube nicht
rechen, in der Furcht, der alte Wirth würde seinen einsti-
Gebieter erkennen. Er wollte mit dem Blicke auf die Burg
r Väter sterben, die im wunderbaren Abendgold brannte.
wollte er sterben, und so starb er, mit dem Scheideblick
auf feenhafte Jugendtage. Man nahm dem gestorbenen Manne
ein Ordenskreuz von der nackten Brust, wo es verborgen war,
an dem man den Grafen Franz Sickingen erkannte und legte
seinen Leichnam zu den Leichen seiner Väter."

Diese ersten beiden Erzählungen sind stellenweise nicht ohne
Interesse; die folgenden werden immer unbedeutender, matter
und sind zum Theil etwas wirr und barock. Dazu kommt, daß,
mit Ausnahme kleiner und vereinzelter Passagen — die von uns
angeführte gehört zu ihnen — das ganze Product des Verfassers
vollständig ungenießbar gemacht wird durch die Sprache: sie ist
oft vulgär und incorrect, wunderlich und in abstoßender Weise
manierirt; der Verfasser ist von einer krankhaften und höchst
tadelnswerthen Neigung besessen, sich in absonderlichen und ver-
zerrten Verbindungen von Worten zu ergehen; man betrachte
Sätze und Redeweisen wie folgende: „Der rücksichtslose Italiener
verschüttete es mit der Baronin" (mindestens müßte es heißen
„bei" statt „mit"); „er schwieg, aber mit einem bitterbösen
Blick, aus dem die Ungeheuer der Dante'schen Hölle brüteten";
„Melanie's Ruhe war nun aus der Wiege geworfen"; „schnell
um den Doctor gefahren" (kommt zu wiederholten malen vor);
„des Wirthschaftsverwalters pergamentartiges Antlitz convertirte
sich ganz und gar zu einem durstigen Fragezeichen"; „es nahm
allenthalben in der kleinen Welt der Herrschaftsumgebungen
wunder, daß sich Rohrdrossel aus einem Engländer spielenden
Nichttänzer zu einem stürmischen Gegentheil herausgewachsen
habe".

11. Saat und Frucht, oder Bauersleute und Schiffersleute.
Eine Erzählung von der Niederelbe von Heinrich Smidt.
Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862.
Gr. 16. 1 Thlr.

Der Schauplatz der Erzählung ist das Dorf Assel, unter-
halb Glückstadt in einer fruchtbaren und reichen Marschgegend
gelegen. Hier wohnen zwei Vollbauern, Jakob Bomann und
Hans Smolt. Der letztere hat einen einzigen Sohn, Hinrich;
der erstere eine schöne Tochter, Grete. Die Väter kommen
überein, ihre Kinder miteinander zu verheirathen. Gretchen
liebt aber bereits einen andern, Behrend Hrithof, einen ganz
unbemittelten, aber schmucken Steuermann. Der Vater will
ihm die Tochter unter keiner Bedingung geben, sie soll den
Hinrich Smolt heirathen. Da greift Hrithof zu einem verwe-
genen Mittel: mit Hülfe einiger Kameraden weiß er seinen
Nebenbuhler nach Hamburg zu locken, und hier wird er, nach-
dem er ganz trunken gemacht worden ist, als Matrose auf ein
Schiff geschleppt, welches alsbald in See geht. Nach der Be-
seitigung dieses Nebenbuhlers gelingt es dem Hrithof, den Va-
ter seiner Braut für sich zu gewinnen; derselbe gibt seine Zu-
stimmung zu der Heirath, und diese wird nach ungefähr andert-
halb Jahren mit allem Pomp gefeiert. Auch der Vater des
verschollenen Hinrich ist wie zum Spott und Hohn geladen wor-
den. Als nach der Trauung die Gäste beim Hochzeitsmahle
sitzen und die Neuvermählten nach alter Sitte in einer weit-
bauchigen Zinnschüssel die Hochzeitsgaben einsammeln, tritt plötz-
lich Hinrich in ihre Mitte. Länger als ein Jahr hat er in der
schrecklichsten Weise unter einem unmenschlichen und rohen Ka-
pitän Matrosendienste thun müssen, bis es ihm endlich gelungen
ist zu entkommen und sein Geburtsdorf wieder zu erreichen. All
sein Denken und Trachten ist Rache. Er hat sich mehrere
Wochen in dem Hause seines Vaters verborgen gehalten, um
an dem Hochzeitstage plötzlich aufzutreten. Mit einem langen
Trauerflor am Hute tritt er in die Versammlung; alle entsetzen
sich und verstummen. Ein Schwager Hrithof's nimmt endlich
seinen ganzen Muth zusammen und sagt: „Ich habe dich nicht
geladen, die ungeladenen Gäste dürfen nur bis an den Zu-
schauerbalken gehen." — „Du hast meinen Vater, den alten
kranken Mann laden lassen, damit er den Treubruch mit
eigenen Augen sehen soll, der hier begangen ist. Der Vater
aber ist in der vergangenen Nacht gestorben und ich stehe hier
an seiner Statt." Der plötzliche Eintritt des Todes in das

volle glühende Leben wirkte wie ein erstarrender Frost, der in einer Frühlingsnacht sämmtliche junge Blüten zerstört. Es war Grabesstille in der Versammlung. Hinrich Smolt ging nach dem obern Ende der Tafel, wo das Brautpaar saß und sagte: „Ihr sammelt die Hochzeitsgaben ein. Es ist meine Pflicht, für den geladenen Todten einzustehen und an seiner Statt euch zu beschenken." Mit diesen Worten riß er den Trauerflor von seinem Hute und warf ihn auf die blinkenden Silbergeräthe in die Brautschüssel, dann sagte er mit dumpfer Stimme: „Wie ihr mir gethan, so soll euch geschehen!" und ging dann zur Thür hinaus, ohne daß ihn einer aufgehalten hätte. Ein panischer Schreck hatte die ganze Hochzeitsgesellschaft gelähmt. Die Braut lag ohnmächtig in den Armen des Bräutigams und der Brautvater stand regungslos, wie von einem Starrkrampf befallen. Die Musikanten, welche in einem Nachbarhause gespeist wurden und von dem Vorfall nichts wußten, hielten, einen lustigen Walzer spielend, ihren Einzug. Ein tragisches Geschick erfüllt sich an der Familie Hrithof; durch verschuldete und unverschuldete Unglücksfälle gerathen sie in Noth und Kummer, und beide Gatten finden ein vorzeitiges und elendes Ende. Hinrich sitzt auf seinem einsamen Gehöft und sieht nicht ohne Befriedigung, wie seine Feinde von der Strafe des Himmels betroffen werden. Er hatte im Innern geschworen für die erlittene Unbill Rache zu nehmen an Kind und Kindeskind, wenn es ihm möglich wäre. Doch der Himmel lenkt es anders. Durch besondere Fügungen geschieht es, daß Hinrich sich nach dem Tode Hrithof's mit der unglücklichen Frau, als sie im Sterben lag, ausgesöhnt hat und die Vormundschaft über den einzigen Sohn derselben übernimmt. Diesen setzt er zuletzt als seinen Erben ein, aber erst nachdem er lange und schwere Kämpfe mit sich durchgekämpft hat und er durch ganz besondere Ereignisse veranlaßt wird, den Gedanken an Rache aufzugeben.

Das Buch ist anziehend und gut geschrieben; Volk und Land sind lebhaft und anschaulich geschildert, und der Verfasser läßt uns einen interessanten Blick thun in die Eigenthümlichkeiten jener Marschgegenden an der Mündung der Elbe. Die Charaktere sind gut aufgefaßt und durchgeführt und haben eine gewisse plastische Klarheit. An einzelnen Stellen könnten die Verknüpfung der Begebenheiten und die Uebergänge zwischen einzelnen Abschnitten etwas durchsichtiger sein.

12. **Vogelbärbchen.** Eine Erzählung aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs von **Justus Treumund.** Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1863. 8. 12 Ngr.

Die Erzählung, welche in Hessen spielt, beginnt im Juni 1636 zu der Zeit, als Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel im Bunde mit den Schweden von Norden her nach Hanau zog, um diese von den Kaiserlichen hart bedrängte Stadt zu entsetzen. Der Held der Geschichte ist ein junger Kriegsmann, Namens Augustin, welcher in dem protestantischen Heere dient. Sein Vater ist gräflicher Förster gewesen. Seine Mutter, Barbara, hat einst bei Verwandten in der Nähe einen Besuch gemacht; bei ihrer Rückkehr fand sie ihre Wohnung abgebrannt und ihren Mann erschlagen; ihr einziger Sohn, erst zwei Jahre alt, ist verschwunden. Durch das Uebermaß des plötzlichen Unglücks ist ihr Geist so umdüstert worden, daß sie wie im Traume den Ort, wo ihr irdisches Glück untergegangen ist, verlassen hat und nun unstet umherirrt. Die einzigen lebenden Wesen, die sich aus dem Hause gerettet, sind ein zahmer Staar und ein kleiner Hund, die ihr überall folgen. Die Leute nennen sie „Vogelbärbchen". Eine lange Reihe von Jahren ist sie umhergewandert, bis zuletzt in ihrer Todesstunde ein glücklicher Zufall ihr den lange gesuchten Sohn wieder zuführt. Sie stirbt beseligt in dem Gedanken, daß der Glaube, ihr Sohn lebe noch, sie nicht getäuscht hat. Ihr Sohn ist bei dem Brande von Zigeunern mitgenommen und später von dem Bürgermeister von Wetter aufgenommen und erzogen worden. Als er erwachsen ist, hat er Kriegsdienste genommen und befindet sich nun in dem protestantischen Heere, welches nach Hanau zieht; mit diesem

Zeitpunkte hebt die Erzählung an. Die Anordnung des St
geschickt, die Entwickelung und Verknüpfung der Begeben
ist von dramatischer Kraft und Lebendigkeit. Es ist bes
hervorzuheben, daß das Buch sehr getreue und anziehende
derungen aus den damaligen Kriegszeiten enthält; der his
Hintergrund der Erzählung gibt Zeugniß davon, daß der
fasser genaue und gründliche historische Studien für sein
genstand gemacht hat. Ebenso sind die Beschreibung
Schilderungen von Gegenden des Hessenlandes sehr nat
und in poesievoller Weise aufgefaßt; diejenigen, welch
Gegenden aus eigener Anschauung genauer kennen, werde
Schilderungen mit ganz besonderm Vergnügen lesen.

13. **Brandenburgische Geschichten** von **Gustav zu P**
Stuttgart, Cotta. 1862. 8. 26 Ngr.

Den Inhalt des Buchs bilden, wie der Verfasser
Vorrede bemerkt, vier kleine, früher zerstreut erschienene
rische Skizzen und Genrebilder: „Die Vermählung des
grafen Ludwig von Brandenburg mit Luise Charlott
ziwill 1681", „Aus dem Schwarzen und in das Schw
„Die Bernauer Bierflasche", „Kronprinz Friedrich un
Herrmann von Katt". — „Die Bernauer Bierflasche
Chronik nacherzählt, ist eine allerliebste Humoreske. I
nau bei Berlin lebt ein würdiges Ehepaar, dessen ältester
14 Jahre alt ist. Die Aeltern wollen etwas Tüchtig
ihm machen und bringen ihn nach langer Ueberlegung
berühmtesten Schuhmachermeister der kurfürstlichen Res
die Lehre. Die Lehrzeit beginnt. Der Meister ist ein re
müthiger Mann; aber seine Frau, welche im Hause das
ment führt und den ganzen Tag umherzankt, ist der S
der Lehrjungen. Am zweiten Tage der Lehrzeit wird er
Meisterin, welche Besuch erwartet, mit einer großen ku
Flasche, die durch eine zinnerne Schraube geschlossen wu
etwa 5—6 Kannen berliner Maß faßte, fortgeschickt,
selbe mit bernauer Bier füllen zu lassen. Der Lehrjung
cher keine Ahnung davon hat, daß er nach dem Ra
gehen soll, wandert getrost mit der schweren Flasche na
nau, läßt sie dort füllen und tritt am andern Tage de
weg an. Er ist noch nicht an den Schlagbaum der S
langt, da begegnet ihm der andere Lehrjunge, welcher
über Land zu bringen hat. Als dieser den Bernauer sieh
er ihn verwundert, wo er herkomme, und als er erfäh
ches seltsame Versehen der Bernauer gemacht hat, setzt
auseinander, wie böse die Meisterin sei, und wie er red
dem Knieriemen bekommen werde. Der arme Schus
faßt einen kühnen Entschluß: er vergräbt die Flasche
Biere unter dem dritten Baume vom Schlagbaum links
Landstraße, läuft davon bis nach der schlesischen Gre
läßt sich zuletzt von einem kaiserlichen Offizier anwerbe
zeichnet sich durch seine Tapferkeit aus und bringt es
Rittmeister. Nach 18 Jahren kehrt er in seine Heimat
in Berlin erkundigt er sich sogleich nach seinem ehemalig
ster, und als er hört, daß derselbe nebst der Meisterin
Leben ist, geht er zu ihm und läßt sich das Maß zu eine
Stiefel nehmen. In dem Gespräch, welches er mit
knüpft, erinnert er ihn an den Lehrjungen aus Bernau
die Bierflasche und gibt sich ihm zuletzt zu erkennen.
erstaunten und ungläubigen Meister von der Wahrhei
Aussage zu überführen, gehen sie zusammen nach der
wo das Bier vergraben ist und finden es wieder. Z
öffnen sie es, und es hat sich ein Rest Bier darin erhal
allen, die davon kosten, ganz vorzüglich schmeckt.
Meisterin, welche bernauer Bier besonders liebt, bekom
davon zu trinken, und schon streckt sie die Hand nach der
aus, da ruft der Rittmeister: „Halt! Sie bekommt n
für ihr loses Maul!" Die Erzählung ist im Tone de
Geschichtsbücher wiedergegeben und zwar mit Geschm
Verständniß.

„Ueber die Absicht und den weitergreifenden Plan (

als Standpunkt der Beurtheilung)", wovon der Verfasser bei der ersten und letzten Erzählung geleitet worden ist, spricht er sich in der Vorrede in folgender Weise aus: „Unsere vaterländische Geschichte ist arm an Memoiren. Sollte es da nicht dankenswerthe Aufgabe sein, das Fehlende soviel als möglich zu ergänzen? Es wird gewiß niemand sich unterfangen, Memoiren vergangener Tage zu schreiben, aber es läßt sich aus dem zerstreut Vorhandenen manches Lebensbild combiniren; Familienporträts müssen aushelfen, wo geschriebene Schilderungen fehlen, in der Ueberrest früherer Wohneinrichtungen, Möbel und Geräthe, wie wir sie wol noch zuweilen in alten Schlössern finden, müssen als verkörperte Memoiren gelten. Aus alledem läßt sich schließen und zusammenfügen, aber freilich muß Phantasie und poetische Divinationsgabe vermittelnd aushelfen und, wo die Quellen im Stich lassen, die Lücken füllen. Der Verfasser solcher Bilder, die gewissermaßen den Mittelpunkt halten zwischen dem Geschichtsbuch und dem historischen Roman, müßte aber mit der Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers verfahren und nur da seine Phantasie eintreten lassen, wo die authentische Quelle ihn verläßt, und seine auf genaueste Studien begründete Ueberzeugung müßte überall das aus eigener Schöpfungskraft Hinzugefügte vertreten. Der Versuch einer derartigen geschichtlichen Schilderung, gleichsam von Nachgeborenen geschriebener Memoiren, hat der Verfasser in der ersten und letzten Skizze dieser Sammlung gewagt. Auf den Ruhm der Erfindung, der spannenden Handlung hat er verzichtet, das Verdienst der gewissenhaftesten historischen Treue nimmt er in Anspruch." Wir brauchen nur wenig Worte hinzuzufügen. Die Erzählungen sind in frischen, lebendigen und wahrheitsgetreuen Farben gehalten und gewähren treffende und plastisch wirkende Bilder der damaligen Zeiten und Personen. Sollte der Verfasser einmal die Absicht, eine größere Sammlung derartiger Bilder aus der preußischen Geschichte zu liefern, ausführen, so würde ein solches Werk sehr verdienstlich und werthvoll sein. Dem Wunsche, welchen der Verfasser am Ende der Vorrede ausspricht, seine Skizzen möchten zu ähnlichen Versuchen anregen, können wir nur beistimmen. Gut, in dieser Art ausgeführte Erzählungen bieten eine vortreffliche Lectüre und sind eine glückliche Vereinigung von Unterhaltung und Belehrung. **Rudolf Sonnenburg.**

Zur neuern Geschichte Neapels.

Lebensbilder zur Zeitgeschichte. III.: Geschichte Neapels während der letzten 70 Jahre, dargestellt am Leben der Generale Florestan und Wilhelm Pepe. Von Hermann Reuchlin. Nördlingen, Beck. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Als Recensent es vor 14 Jahren unternahm, eine geschichtliche Darstellung der nationalen und politischen Bewegung in Italien von 1815—49 zu geben *), fand er die neueste Geschichte der Halbinsel als ein fast unangebautes Feld vor. Die Quellen flossen äußerst spärlich und waren nur mit großen Schwierigkeiten zu eröffnen. Aus meist anonymen Broschüren, Zeitungsartikeln, Erlassen, diplomatischen Noten und mündlichen Mittheilungen ließ sich nur ein unvollkommenes, skizzenhaftes Bild der 35 Jahre zusammenfügen. Der Grund war einfach: in Italien durfte man die Wahrheit nicht schreiben und schrieb deshalb lieber gar nicht; die italienische Emigration gab einseitige Darstellungen mit greller Parteifärbung, die natürlich im schärfsten, unvermittelten Gegensatz zu den dürftigen Mittheilungen der officiellen und officiösen Presse standen; das Ausland interessirte sich zu wenig für die politischen Zustände der Halbinsel, um seine Publicisten zu veranlassen, die tausend Hemmnisse und Verdrießlichkeiten neuester italienischer Geschichtsforschung zu überwinden. Inzwischen hat sich vieles verändert. Seit der Revolution von 1848, zumal seit Piemont ein constitutioneller Staat und der Hüter der nationalen Idee geworden, haben die Italiener selber mit Eifer und Geschick, wenn auch selten mit der nöthigen Gründlichkeit und fast nie mit voller Unparteilichkeit die Geschichte ihres Landes in den letzten Decennien bearbeitet. Gualtieri's, La Farina's, Ranelli's und vieler andern Geschichten sind, obzwar werthvolle Beiträge, doch nur mit großer Vorsicht zu benutzen. Wichtiger sind die zahlreichen Sammlungen von Documenten und besonders die mehr und mehr anwachsende Memoirenliteratur, zum Theil von Männern, die, wie Guglielmo Pepe, eine hervorragende Rolle in der Geschichte der letzten funfzig Jahre gespielt haben.

Unter den deutschen Geschichtsforschern, die Italien neuerdings, zumal seit dem Kriege von 1859, ein besonderes Interesse zugewandt haben, ist H. Reuchlin, sowol was seine genaue Kenntniß italienischer Zustände als sein Verständniß für die nationalen und provinziellen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerungen der Halbinsel, endlich seinen von Parteivorurtheilen ungetrübten Blick und seine klare und anschauliche Darstellungsweise betrifft, entschieden der bedeutendste, wie wir das schon früher in Beziehung auf seine „Geschichte Italiens" in Nr. 27 d. Bl. f. 1861 anerkannt haben.

In dem vorliegenden dritten Hefte seiner mit vielem Beifall aufgenommenen „Lebensbilder zur Zeitgeschichte" **) will der Verfasser durch die Darstellung der neapolitanischen Geschichte seit 1796, die er an die Lebensgeschichte der Brüder Florestano und Guglielmo Pepe knüpft, das Publikum über die Elemente des neapolitanischen Lebens orientiren, die Motive „der Feigheit und des Heroismus" des neapolitanischen Volks kennen lehren und zahlreiche, nicht nur von fremden Touristen, sondern auch von namhaften Neapolitanern verbreitete Irrthümer entlarven. Er gedenkt dadurch einen Beitrag zur richtigen Würdigung der eigenthümlichen Schwierigkeiten zu liefern, welche sich in Neapel einer friedlichen, gedeihlichen und dauerhaften Ordnung der Dinge entgegenstellen. Ob es ihm, wie er fast zu hoffen scheint, gelingen wird, der italienischen Regierung zu beweisen, „wie sie dem Provinzialismus gerecht werden müsse und wie dringend und wie möglich es sei, sich aus den Netzen Napoleon's zu ziehen", und andererseits Oesterreich begreiflich zu machen, daß es „anstatt Pläne der Rache und Restauration zu schmieden, die Fäden der Verständigung herauszufinden suchen müsse", dürfen wir dahingestellt sein lassen. Daß Deutschland, wenn auch von dem Schicksal Neapels nicht so unmittelbar berührt wie von dem Venetiens, ein entschiedenes Interesse daran hat, daß kein Murat noch ein anderer Herrscher von Napoleon's Gnaden dort einen französischen Vasallenthron besteige, liegt auf der Hand; ebenso sehr, daß die gewaltsame Wiedereinsetzung eines wenigstens bei dem ganzen urtheilsfähigen Theile des Volks verhaßten oder verachteten Königshauses, das seine Regierungsunfähigkeit seit einem Jahrhundert glänzend documentirt hat, statt der Herrschaft eines von fremden Einflüssen unabhängigen Königs von Italien so wenig in unserm wie in dem wohlverstandenen Interesse Europas überhaupt liegt.

Dadurch, daß der Verfasser seine Geschichtserzählung an die Schicksale der beiden Generale Pepe knüpft, von denen besonders der jüngere bei allen Wechselfällen, denen sein Vaterland anheimfiel, vom Anfang des Jahrhunderts bis zu seinem Tode im Jahre 1855 die bedeutendste Rolle gespielt hat, erhält die Schrift allerdings ein besonderes Interesse, das ihr manchen Leser zuführen wird, den eine bloße Geschichte Neapels nicht angezogen haben würde. Reuchlin versteht es trefflich, durch die Schilderung der Thaten und Erlebnisse der beiden berühmten Calabresen wie ihrer Schicksalsgefährten und Gegner helle Schlaglichter auf den neapolitanischen Volkscharakter überhaupt wie auch auf die zahlreichen provinziellen Eigenthümlichkeiten zu werfen, die sich dort noch in weit höherm Grade exclusiv erhalten haben als in irgendeinem andern Theile der Halbinsel. Dahingegen ist freilich nicht zu verkennen, daß durch die Nothwendigkeit, auf der einen Seite den oft ganz

*) Vgl. „Die Gegenwart", III, 163—189 und 604—666.

**) Heft 1 enthält „Cäsar Balbo", Heft 2 „Garibaldi".

auseinanderlaufenden Lebensweg der beiden Brüder im Auge zu behalten und auf der andern den Faden der allgemeinen Geschichtserzählung immer wieder aufzunehmen, die Einheit der Darstellung bedeutend gelitten hat. Auch können wir es nicht verhehlen, daß der Titel der Schrift uns fast zu vornehm für diese auf 90 Seiten zusammengedrängte, zum nicht geringen Theile biographische Skizze erscheint. Die Ereignisse ganzer Reihen von Jahren sind oft kaum mit wenigen Worten flüchtig angedeutet, die neuesten und wichtigsten seit 1849 auf 3—4 Seiten abgehandelt. Auch vermögen wir nicht alles, was der Verfasser sagt, unbedingt zu unterschreiben. Wo Pepe sich mit Colletta in Widerspruch befindet, gibt er stets dem letztern unbedingt unrecht und schreibt ihm die Absicht zu, die Thatsachen verdreht zu haben, um sich selbst rein zu waschen. Wir haben nicht nur aus Colletta's Geschichtswerk selbst, sondern auch aus zahlreichen Mittheilungen vieler seiner Bekannten und Freunde die Ueberzeugung geschöpft, daß dieser Historiker stets nur geschrieben hat, was er nach seinem besten Wissen für die Wahrheit halten mußte. Er mag sich hier und da getäuscht haben oder getäuscht worden sein, hat aber gewiß nie absichtlich die Thatsachen gefälscht, und sowenig wir Pepe irgendeine solche Schuld aufbürden wollen, so zeigen doch seine Mittheilungen eine so entschieden und eigenthümlich subjective Färbung, daß wir ihnen keineswegs stets volle objective Glaubwürdigkeit beilegen möchten.

Der Stil der Schrift, welcher wesentliche Abweichungen von der Schreibart in der „Geschichte Italiens" zeigt und bald an den Colletta's, bald Macaulay's erinnert, macht in seiner Kürze und knappen Gedrungenheit, die keineswegs frei von Härten und hier und da von schwerfälligen Wendungen ist, den Eindruck, als ob er dem Verfasser selbst noch nicht ganz geläufig sei. Im ganzen dürfen wir jedoch das Buch unsern Lesern mit der Versicherung empfehlen, daß sie es nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden, zumal nicht ohne einen wesentlich tiefern Einblick in die eigenthümlichen Schwierigkeiten gewonnen zu haben, die sich in Unteritalien einer neuen Ordnung der Dinge entgegenstellen, sowie in das Wesen und die Bedeutung jener Krämpfe und Zuckungen, unter denen die Einführung derselben sich langsam und widerstrebend vollzieht.

Otto Speyer.

Notizen.

„Caxtoniana."

Von dem Verfasser des Romans „The Caxton family" erscheint im „Blackwood's Magazine" seit einiger Zeit eine Reihe von Essays über Leben, Literatur und Sitten unter dem Titel „Caxtoniana", ein buntes Gemisch geistreicher, wenigstens zum Denken anregender Bemerkungen und Einfälle über die verschiedensten Gegenstände. Der Verfasser zeigt sich auch in deutscher Literatur gut bewandert und citirt fleißig Aussprüche von Kant, Hegel, Goethe, Schiller u. s. w. Im Maiheft des genannten Magazins beschäftigt sich der Verfasser unter vielem andern auch mit der Frage, worin die Vorzüge des Verses vor der Prosa in Werken der Imagination zu suchen seien. Die Prosa, bemerkt der Verfasser unter anderm, hafte nicht so leicht im Gedächtniß, und er fährt dann fort: „Wer hat 20 Zeilen aus «Ivanhoe» im Gedächtniß? Wer hat nicht 20 Zeilen im Gedächtniß aus dem «Deserted village»? .... Hundert Jahre nach der Entstehung eines in Prosa geschriebenen Werks der Imagination sind darin Schönheiten wie begraben und bleiben der Wahrnehmung gänzlich entrückt; in einem Gedicht bleibt auch hundert Jahre nach seiner Veröffentlichung wahrscheinlich nicht eine einzige Schönheit unentdeckt. Dies gilt auch von den volksthümlichsten und unvergänglichsten Dichtungen in Prosa, die wir in einem Lebensalter lesen, wo das Gedächtniß noch am zähesten ist, von «Don Quixote» oder «Robinson Crusoe», von «Gulliver's Reisen» oder den «Arabischen Nächten»." Man erinnere sich, bemerkt der Verfasser weiter, wol mit Vergnügen an den Inhalt, aber Schlagstellen wisse man daraus nicht auswendig. Weiter kommt der Verfasser darauf zu sprechen, [...] in vielen Romanen unserer Zeit eine lehrreiche Tenden[z ...] symbolische Beziehung den Einschlag im novellistischen [...] bilde; so gehe — „to quote the most familiar illustr[ation ...] I can think of" — in Goethe's „Wilhelm Meister" [...] „dem bloßen Interesse an den Begebenheiten das I[nteresse] an der innern Beziehung zwischen der Lehrzeit eines [...] lers in der Kunst und eines Mannes Lehrzeit im Leb[en ...] benher. In Hawthorne's «Transformation» kann die [...] Erzählung der äußerlichen Vorfälle niemals richtig v[erstan]den werden, wenn der Leser keinen Sinn hat für die [...] Mystik, welche durch die Personen symbolisirt wird." De[r Ver]fasser nennt dabei diesen Roman zwar „oft sehr fehlerh[aft in] der Ausführung, aber ungemein groß in der Auffassung" [...] das ist er, und wenn er auch einzelnes Verfehlte oder [...] hat, so sind doch auch viele Einzelheiten von vortreff[licher,] immer aber sauberster Ausführung. Ein bewährter Kunst[...] schrieb uns während der Lectüre der unter dem Titel „[...] oder Graf und Künstlerin" erschienenen deutschen Uebers[etzung:] „Ich lese den Roman mit dem größten Interesse, nich[t bloß,] weil er in Rom und andern mir bekannten Gegenden [...] spielt und die Oertlichkeiten und so manches ältere und [...] Kunstwerk mit tiefeingehender geistvoller Charakteristik beh[andelt,] sondern auch noch mehr wegen der Art und Weise, wie [...] tende und zum Theil räthselhafte Charaktere mit psycholo[gischem] Tiefblick hier zur Anschauung gebracht sind. Ich hat[te ...] vorher *** von *** gelesen. Welche leichte alltägliche [...] welches bloße Machwerk einer allerdings talentvollen [...] wie der Markt es täglich bietet, gegen dieses völlig durch[...] Product eines mit vollster Innerlichkeit schaffenden D[...] Ich halte diesen Roman für einen der bedeutendsten, [...] neuerer Zeit geschrieben worden sein mag. Sonnenschein [...] ihm freilich nur, soweit der Glanz des Weins von [...] Beni reicht. Das Ganze ist von einem Hauch der Schw[ermuth] angeweht, aber er steht im Einklange mit den Charakter[en, die] Abbilder eines feinbesaiteten, tief melancholischen Dichterg[eistes] sind. Dabei treffliche Gedanken ungewöhnlicher Art und [...] und ich frage mich oft, wie war es möglich, daß die Ue[berseze]rin sich durch die offenbaren Schwierigkeiten des Origina[ls mit] dieser gleichmäßigen classischen Ruhe und Klarheit durch[zuwin]den wußte."

Wir theilen diese Briefstelle mit, nicht weil uns die [Ueber]setzerin als Tochter so nahe steht, sondern weil wir wahr[nehmen] müssen, daß der Hawthorne'sche Roman, der so viel d[...] Element enthält, in Deutschland noch nicht die Würdig[ung ge]funden hat, die er zu finden verdient. Für Alltagslese[r ...] freilich nicht.

H.

Alfred Tonnellé als Uebersetzer aus dem Deu[tschen.]

Ein junger Franzose, der Wissenschaft und Liter[atur ...] früh entrissen, Alfred Tonnellé, hat eine Uebersetzung de[s ...] müthig schönen deutschen Liedes versucht, welche dessen [...] Grazie und rührende Herzlichkeit so gut wiedergibt, als die [...] verschiedenheit des Genius der beiden Sprachen es erlaubt [...] französische Gedicht „L'Adieu" heißt wie folgt:

De Dieu c'est l'ordre suprême:
Il faut à tout ce qu'on aime
  Dire adieu:
Et pour un coeur sur la terre,
Est-il douleur plus amère
  Qu'un adieu?

Cueille un frais bouton de rose;
Et d'une eau pure l'arrose
  Tout un jour:
Le soir la verra fleurie,
Et le lendemain flétrie
  Sans retour.

Cours choisir une maitresse:
Laisse-toi de sa tendresse
Enivrer.
Pour la voir bientôt ravie,
Et rester seul dans la vie
A pleurer.

Écoute, et tressaille d'espoir!
En ses douleurs l'homme s'écrie;
Adieu! Mais une voix chérie
Des cieux lui répond: Au revoir!

lfred Tonnellé. war am 5. December 1831 zu Tours geboren nd starb daselbst am 14. October 1858. Was er für Philo- ophie und Aesthetik hätte werden können, zeigen die „Frag- nents sur l'art et la philosophie", welche ein Freund, G. A. heinrich, Professor der auswärtigen Literatur an der Facultät n Lyon, gesammelt hat und von denen kurze Zeit nach ihrem rscheinen eine zweite Auflage (Paris 1860) nöthig wurde; ie er sich moralisch und religiös entwickelt hatte, deutet ein in iesem Buche enthaltenes Schreiben des Oratorianers Pater Gratry an, dessen Büchlein „Les sources", neben seinen rößern Werken, in aller Händen ist. In wenigen französischen Producten weht uns ein solcher Hauch der Innigkeit deutschen Gefühls und Innerlichkeit deutscher Auffassung an, wie in die- en zerstreuten Blättern eines jungen Mannes. Hier ist, wie er Herausgeber sagt, die Idee des Schönen nicht von der Idee Gottes getrennt, welche dessen Quelle ist. Eine eigenthümlich nziehende Erscheinung, dieser Sohn der anmuthigen Touraine, elcher, indem er, wenige Monde vor seinem Tode, die in ebel gehüllten Höhen der Pyrenäen hinansteigt, die Verse Mig- on's „Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg" vor sich rsagt. Andere Uebertragungen, so Goethe'scher, Uhland'scher edichte, sind von ihm vorhanden; nicht alle kommen der des ebes vom Scheiden und Wiedersehen gleich. Auf welchen Grund n nennt aber der Herausgeber des Tonnellé'schen Nachlasses es Volkslied ein Gedicht Ernst von Feuchtersleben's? Viel- icht erhalten wir durch d. Bl. später einmal hierüber Aus- nft. 90.

Bibliographie.

Baudissin, Graf A., Christian VII. und sein Hof. Histo- cher Roman. 2te Abtheilung. Juliane Marie. Zwei Bände. nnover, C. Rümpler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Beatel die Braut von Messina. Historisch-romantischer auersalat in zwei Aufzügen von Dreien. Hoyerswerda, Erbe. 3 Ngr.

Becker, A., Fabeln und Märchen. Dresden, Meinhold Söhne. Gr. 16. 3 Ngr.

Die Freimaurerei im Staate von einem frühern Ordens- gliede. Nach dem Französischen von A. Eschweiler. Mit m Vorworte von A. Stolz. Aachen, Hensen. 12. 7½ Ngr.

Garrido, F., Das heutige Spanien, seine geistige und erliche Entwickelung im 19. Jahrhundert. Deutsch von A. ge. Rechtmäßige deutsche, stark vermehrte und berichtigte sgabe von F. Garrido und A. Ruge. Leipzig, Kummer. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Grohmann, J. V., Sagen-Buch von Böhmen und hren. 1ster Theil. Prag, Calve. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grosse, E., und F. Otto, Vor fünfzig Jahren. Die freiung Deutschlands durch die Völkerschlacht bei Leipzig. triotische Bilder aus dem Jahre 1813. Mit 5 Tonbildern, 55 en Text gedruckten Illustrationen, sowie 1 Karte des Schlacht- es von Leipzig. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 15 Ngr.

Hasche, T., Die Räthsel der Natur und des Lebens. mburg, O. Meißner. Gr. 8. 15 Ngr.

Hemsen, T., Des Königs Beichtvater. Historischer Ro- . 1ste bis 5te Lieferung. Wien, Typographisch-literarisch- stische Anstalt. 8. à 3 Ngr.

Herzog, X., Der Leütenant. Eine Erzählung in fünf Tempo. Stans, v. Matt. 1862. 8. 15 Ngr.

Höcke, T., Lenzesblüthen. Berlin, Böttcher. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kieselherz Prinzessin von Nirgendswo. Ein tragikomisches Mährchen, frech bearbeitet nach Gozzi und Schiller's Turandot in einem Akte von Dreien. Hoyerswerda, Erbe. 16. 3 Ngr.

Kiesselbach, W., Zum Verständniß des realen Lebens. Bremen, Strack. 8. 12 Ngr.

Ledderhose, K. F., Johann Jänicke, der evangelisch- lutherische Prediger an der böhmischen oder Betlehems-Kirche zu Berlin, nach seinem Leben und Wirken dargestellt, heraus- gegeben von G. Knak. Berlin, Beck. 8. 24 Ngr.

Lewald, Fanny, Osterbriefe für die Frauen. Berlin, Janke. 8. 15 Ngr.

Mainz im Jahre 1863. Ein Bild öffentlichen Lebens. In Briefen skizzirt von E. P. Aachen. 8. 8 Ngr.

Maltitz, H. v., Der Braunschweig'sche Hof und der Abt Jerusalem. Culturhistorischer Roman. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 4 Thlr.

Die Männer des Volks in der Zeit deutschen Elends. 1805—1813. Nach Briefen und Memoiren. Mit Photolitho- graphien nach Zeichnungen von L. Burger. 1ste und 2te Liefe- rung. Berlin, Seehagen. Gr. 8. à 5 Ngr.

Marenzi, F. A. Freih. v., Zwölf Fragmente über Geo- logie, oder Beleuchtung dieser Wissenschaft nach den Grundsätzen der Astronomie und der Physik. Mit 4 Figur-Tafeln. Laibach. Gr. 8. 1 Thlr.

Mylius, O., Ausgewählte Erzählungen. 1ste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 8. 4 Ngr.

Piderit, T., Gehirn und Geist. Entwurf einer physio- logischen Psychologie für denkende Leser aller Stände. Mit 8 in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, C. F. Winter. 8. 15 Ngr.

Prölß, R., Michael Kohlhaas. Trauerspiel in sechs Ac- ten. Dresden, Kuntze. 8. 20 Ngr.

Putlitz, G. zu, Wilhelm von Oranien in Whitehall. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Schlesinger. 1864. 8. 20 Ngr.

Rasch, G., Das Schwert Italiens. Lebensskizze des Ge- nerals Josef Garibaldi. 1ster Band. Berlin, Nelte, Böltje u. Comp. 8. 22½ Ngr.

Ritter, C., Europa. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten. Herausgegeben von H. A. Daniel. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Twesten, C., Schiller in seinem Verhältniß zur Wissen- schaft dargestellt. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 25 Ngr.

Der lustige Vetter aus Schwaben, oder schwäbischer Hu- mor und Volkswitz. Eine treue Sammlung der originellsten und pikantesten Anekdoten aus Schwaben. Mit viel Mühe und Fleiß zusammengetragen vom Krummen Philipp. Stuttgart, Fischhaber. 16. 9 Ngr.

Tagesliteratur.

Decke, W., Ueber Schiller's Auffassung des Künstler- berufs. In dem lübecker Zweigverein der Schillerstiftung ge- lesen am 10. November 1862. Lübeck, Aschenfeldt. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hohenreuther, J., Und dennoch Rathhaus! Zur Wider- legung und Beleuchtung der Schrift des Dr. Eich: „In wel- chem Lokale stand Luther in Worms vor Kaiser und Reich." Mainz, Le Roux. Gr. 8. 5 Ngr.

Schulze-Delitzsch, Capitel zu einem deutschen Arbeiter- katechismus. Sechs Vorträge vor dem Berliner Arbeiterverein. Leipzig, Keil. 8. 7½ Ngr.

Zur polnischen Frage. Gedanken eines Deutschen über die- selbe. Berlin, Grothe. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 16. Juli 1863.

Religiöse Poesie.

1. Hebräische Gesänge. Metrisch nachgebildet von Moritz Rappaport. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1860. 8. 18 Ngr.
2. Gedichte von Friedrich Wilhelm Faber. Auswahl. Deutsch von Michael Dorr und Willibald Zottmann. Autorisirte Uebersetzung. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Regensburg, Manz. 1860. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
3. Marienblüten. Von Albert Hopf. Danzig, Kafemann. 1861. 8. 20 Ngr.
4. Vermischte Gedichte von J. B. Z. Neue Folge. Augsburg. 1861. 8. 8 Ngr.
5. Aeolsharfe. Eine Auswahl aus seinen zerstreuten Liedern. Von Ernst Breyther. Quedlinburg, Basse. 1860. 8. 15 Ngr.
6. Fremdes und Eigenes für Geist und Herz in Gedichten und Prosa. Herausgegeben von Henriette von Byern. Halle. 1860. 8. 1 Thlr.
7. Einsame Stunden. Gedichte von Mathilde Veneta. Görlitz, Vierling. 1860.
8. Gedichte von Christian Friedrich Heinrich Sachse. Nebst einer Auswahl nachgelassener Gedichte seines Sohnes Rudolf Sachse. Altenburg, Schnuphase. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.
9. Blüten aus dem Pfarrgarten, gesammelt in Herz und Haus und Amt von Ferdinand Arndt. Neu-Ruppin, Oehmigke. 1861. Gr. 16. 25 Ngr.
10. Soli Deo Gloria. Gesänge und Lieder von H. Sengelmann. Hamburg, Oncken. 1861. 8. 15 Ngr.
11. Lieder eines Suchenden. Religiöse Dichtungen von H. Weber. Zürich, Schultheß. 1861. 8. 24 Ngr.
12. Für das Haus. Liedergabe von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr.
13. Geistliche Gedichte. Von C. C. W. Elster. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1861. 8. 15 Ngr.
14. Aus unserer Zeit. Gedichte von Georg Längin. Lahr, Geiger. 1861. Gr. 16. 12 Ngr.

Der frischere Hauch, der seit einiger Zeit in einem ...ßen Theile der europäischen Welt, selbst schon, wenn ...h erst leise, in England durch die religiösen Anschauungen weht, scheint auch bereits auf den Büchermarkt wesentlich eingewirkt zu haben. Denn seit länger ... zehn Jahren ist es zum ersten male, daß wir unter ... Gesammtzahl der durch Zufall zusammengeführten, ... zu gemeinschaftlicher Besprechung vorliegenden Werke ...giöser Dichtungen auch nicht ein einziges angetroffen ...en, welches nicht wenigstens Spuren dieses Geistes an sich trüge, wie wir denn z. B. selbst in der zu Halle erschienenen, oben unter Nr. 6 aufgeführten Sammlung „Fremdes und Eigenes" Stücke von Goethe und Hengstenberg, von Herder und Barthels nebeneinander vorfinden. Dasselbe, was sich auf unserm Büchertische im Kleinen abspiegelt, zeigt sich bei einem Ueberblicke der religiösen Literatur im Großen. Die schnellen Wandelungen in der religiösen Ueberzeugung, wovon man in dieser Erscheinung ein Zeichen finden könnte, lassen sich aus der Geschichte nicht hinwegleugnen; sie sind zu allen Perioden und unter allen Nationen, sobald die Macht nach dieser oder jener Richtung hin ihren bestimmenden Einfluß ausübte, sichtbar gewesen. Wie weit in der Gegenwart eine solche Wandelung eingetreten, wollen wir einer spätern Zeit zu entscheiden überlassen. Man kann obige Erscheinung auch in einem mildern Lichte betrachten, man kann annehmen, daß, je nachdem die eine oder die andere Meinung die herrschende wird, die zu derselben sich zählenden Stimmen laut werden und in den Vordergrund treten, während die andern, in den Hintergrund gedrängt, verstummen; und mit dieser mildern Ansicht wollen wir uns vor der Hand begnügen, nicht ohne unsere Freude darüber auszusprechen, daß wir nach langer Unterbrechung die lichtern Geister wieder im Vordergrunde finden.

Wir beginnen unsere heutige Umschau in religiös-chronologischer Ordnung mit einem israelitischen Werke, lassen dann ein paar katholische folgen und reihen diesen eine größere Anzahl protestantischer an.

Die „Hebräischen Gesänge" von Moritz Rappaport (Nr. 1) lassen gleich in der Widmung „Zionsecho" auf eine tüchtige poetische Kraft schließen:

> Einen leisen, leisen Klang
> Hört man durch Ruinen beben;
> Blinkt und klingt jahrtausendelang
> Wie geheimes Geisterweben.
>
> Zionsburg, so hehr und hoch!
> Dich hat Frevlerhand zerschlagen,
> Aber deine Trümmer noch
> Glänzen wie in alten Tagen.

Jeder Stein verwittert, stumm,
Spricht mit hellen Flammenzungen:
Ueber David's Heiligthum
Schweben die Erinnerungen,

Jener Tage, jener Zeit,
Als du reich an Ruhm und Ehre,
[illegible] Welt hast ausgestreut
[illegible]

Deine Söhne sind zersprengt,
Und es braust der Sturm, der scharfe,
Doch an jeder Weide hängt
Noch die alte Zionsharfe.

— — — — — — — —

Ob dir ird'sches Glück und Ruhm
Rasch wie Nebelthau versanken,
Doch dein ew'ges Eigenthum
Nahmst du mit — den Gottgedanken.

Jeder Jude, wo gebannt,
Wo die Heimat er gefunden,
Jeder Stein, den fromme Hand
Deinen Bergen hat entwunden;

Deines Jordans Flut, so kühl,
Aufbewahrt selbst im Gefäße,
Wie die Flut des alten Nil,
Künden laut Jehovah's Größe!

Ob zerstoben und verweht,
Ueberall, wie einst im Osten,
Fest und treu der Jude steht,
Unverzagt, ein Gottesposten.

So tönt es durch die zerbrochene Leier. Dann wird der geisterhafte Klang voller, verständlicher. Wir hören von Jakob's Kampfe, von seinem Ringen in der Nacht mit dem Unbekannten bis zur Morgenröthe:

Da ließ ihn der Engel los;
Jener Engel im Versagen,
Der so lang nur kühn und groß,
Bis die Nacht weicht hellem Tagen.

Israel! Ein göttlich Bild!
Ohne Trübung, ohne Blendung,
Forsch' nach Wahrheit, unverhüllt,
So vollbringst du deine Sendung.

Wo du weilst, ob dort, ob hier,
Ob auf dieser, jener Scholle,
Licht sei ewig dein Panier,
Licht die heilige Parole!

Stets soll dich der Strahl umwehn,
Der am Sinai aufgegangen,
Und du wirst im Licht erstehn,
Wie du lichtvoll untergangen!

Diese treffliche Deutung der biblischen Erzählung vom Kampfe Jakob's gibt uns zugleich einen klaren Einblick in die religiösen Anschauungen des Dichters. Die vorliegenden Uebersetzungen enthalten „Jermia's Klagelieder", „Zionslieder", „Sabbatgruß (Lecha-Dodi)", „Mosis Abschiedsgesang" und „Das Hohelied". Sie zeichnen sich durch begeistert-schwungvollen, edeln und glänzenden Stil wie fließenden Versbau aus, obschon es nicht an einzelnen Härten und Schwächen fehlt; sie werden der Poesie des Originals in hohem Grade gerecht, erreichen aber doch nicht die vollendete Poesie der Luther'schen Uebersetzung. Zum Vergleiche diene der Anfang von „Mosis Abschiedsgesang":

Rappaport.

Ihr Himmel hört! Mein Wort erschallt;
Horch Erde, wie's vom Munde wallt!

Wie Regenströme meine Lehre,
Mein Klang wie milde Thaueszähre,
Wie Strömesguß auf junge Sprossen,
Wie [illegible] auf's Grün ergossen!

Den Gottesnamen ruf' ich an;
Denn ihm nur huld'ge jedermann.

Der Fels, in seinem Thun vollendet,
Der Recht nach jeder Richtung spendet,
Der Gott der Treue, trugesleer,
O wie gerecht und gnad' ist er!

Luther (5 Mos. 32, 1—4):

Merket auf, ihr Himmel, ich will reden; und die [illegible] höre die Rede meines Mundes. Meine Lehre triefe wie [illegible] Regen, und meine Rede fließe wie der Thau, wie der Re[illegible] auf das Gras, und wie die Tropfen auf das Kraut. Denn [illegible] will den Namen des Herrn preisen. Gebt unserm Gott al[illegible] die Ehre. Er ist ein Fels. Seine Werke sind unsträflich; [illegible] alles, was er thut, das ist recht. Treu ist Gott, und [illegible] Böses an ihm, gerecht und fromm ist er.

Oder „Jeremias Klagelieder":

Rappaport.

O! glücklicher, die würgte Schwertes Kraft,
Als die der Weiche Hunger hingerafft!
Und besser dem durchbohrt sein Blut entflossen,
Als jenen, die gleich Feldfrucht man genossen.

Entsetzlich! edle Mütter, liebereich,
Sie kochen ihre eignen Kinder weich!
Verzehren sie, ein heißersehntes Mahl,
Bei meines Volkes Untergang und Qual.

So furchtbar ist des Ew'gen Grimm erschaffen,
So schwer hat er des Zornes Glut ergossen,
Daß sie in Zion loht ein Flammenmeer,
Das alle Pfeiler stürzet ringsumher.

Luther (Klaglieder Jeremiä 4, 9—11):

Den Erwürgeten durchs Schwert geschahe besser, [illegible] denen, so da Hungers starben, die verschmachteten und ersto[illegible] wurden vom Mangel der Früchte des Ackers. Es haben [illegible] barmherzigsten Weiber ihre Kinder selbst müssen kochen, daß [illegible] zu essen hätten in dem Jammer der Tochter meines Vo[illegible] Der Herr hat seinen Grimm vollbracht, er hat seinen grim[illegible] gen Zorn ausgeschüttet; er hat zu Zion ein Feuer angest[illegible] das auch ihre Grundfeste verzehret hat.

Wir verkennen nicht, daß die gebundene Form [illegible] größern Schwierigkeiten zu kämpfen hat als die freie. [illegible] setzen wir das weich, wodurch das Kochen der Kinder [illegible] einer nichts weniger als poetischen Weise erweitert w[illegible] auf Rechnung des Reims; aber auch abgesehen von [illegible] chen einzelnen Anstößen ergeht sich die Luther'sche Ue[illegible] setzung in einem erhabenern, hinreißendern Rhythmus [illegible] die Rappaport'sche, der wir indeß ihre bereits früher [illegible] rühmten Vorzüge damit nicht absprechen wollen. In [illegible] Umdichtung des Hohenliedes schließt sich Rappaport [illegible] nunmehr wol allgemein durchgedrungenen Auffassung [illegible] selben als eines dramatischen Gedichts an, mit dem Gru[illegible] gedanken, daß Sulamit der Heimat und dem Gelie[illegible] entrissen, der Werbung des Königs widersteht und zu[illegible] nach glücklicher Rückkehr in die Heimat den Gelie[illegible] wiederfindet. Wir haben diese Auffassung früher

wiederholten malen ausführlicher besprochen, und es genügt daher hier dieselbe nur kurz anzudeuten.

Der englische Dichter Friedrich Wilhelm Faber, von dessen Gedichten uns Michael Dorr und Willibald Zottmann eine „Auswahl" (Nr. 2) in gelungener Uebersetzung darbieten, gehört, nach dem vorliegenden Werke zu urtheilen, dem Kreise jener begabten katholischen Schriftsteller Englands an, die wir kurz mit der Wiseman'schen Schule bezeichnen möchten. Ob und inwieweit eine wahrhaft freiere Geistesrichtung in der katholischen Welt anzubahnen das letzte Ziel und der innerste Kern ihres Strebens sei, müssen wir einer spätern Zeit zu entscheiden überlassen; das ist aber gewiß, daß die Vertreter dieser Schule, indem sie als Kämpen für die katholische Kirche auftreten, sich einer sehr liebenswürdigen Waffenführung befleißigen. So finden wir auch bei unserm Dichter keine Spur jener verletzenden Polemik, welche nie die Herzen gewinnt, sondern nur mit rohem Faustschlage von sich abwendet; keine Spur von jenem schroffen Hervordrängen mit Dogmen, welche dem Verstande Gewalt anthun und das Herz so leer lassen, sondern überall nur eine große gewaltige Sehnsucht nach Versammlung aller Gläubigen unter Eine Kirche und eine begeisterte, wirklich dichterische Schilderung der Lichtseiten des Katholicismus. Das minder Ansprechende wird weise verschwiegen, anderes, dessen Berührung sich nicht ganz vermeiden läßt, symbolisch verklärt, und das Werben um Proselyten, wenn man ein solches als unter dem Schleier der Dichtung hier auftretend annehmen will, zeigt sich höchstens als sanfte Lockung, die wie die des Weibes auf den Fischer wirkt, aber um so verführerischer ist, je weniger sie den Anschein hat, es sein zu wollen.

Wie man mit Dogmen verfahren muß, wenn man sie in die Poesie einführen will, das mögen unsere starrorthodoxen Protestanten an Faber lernen. In dem zweiten Abschnitt des Gedichts „Allerheiligen" nimmt er sich das Fegfeuer zum Vorwurf. Hier ist wirkliche Poesie, namentlich in der unübertrefflichen Schilderung der Werke, die zugleich eine sittliche Auffassung des Werths derselben enthält, die dem aufgeklärtesten Verstande Ehre macht. Nicht minder schön ist das Dogma vom Abendmahl behandelt. Im ganzen Werke wird vom Kreuze, wenn wir uns recht besinnen, nicht öfter als drei- bis viermal die Rede sein, und nie anders als in gleicher echt künstlerischer Beschränkung. Aber dieses weise Maß wirkt gewiß hundertmal so gewaltig und mit weit intensiverer Kraft als das entgegengesetzte Verfahren so vieler geistlicher Liederdichter, die es sich halb zur Sünde anrechnen, wenn nicht vom Kreuze auf jeder Seite, wir möchten sagen in jeder Strophe die Rede ist, und welche die Poesie darin zu suchen scheinen, daß sie die Wundenmale Jesu von Geiseln und Dornen und Nägeln mit den gröbsten und grellsten Farben auftragen. Sie bedenken nicht, daß diese …malen Wiederholungen und diese rohe Plastik Geist und Gemüth abstumpfen, und daß das Ende vom Liede im Herzen der Leser nicht Erwärmung, Erhebung, Begeisterung, sondern nur Gleichgültigkeit ist und sein kann. Unser Dichter läßt sich nie dergleichen Verstöße zu Schulden kommen. Wir finden Wärme und Innigkeit, Phantasie und Gedankenreichthum mit einer echt künstlerischen Gestaltungskraft in ihm vereint, und nur selten wird die Klarheit der Darstellung durch eine etwas zu mystische Färbung, wie in den sonst schönen Gedichten „Ostergast" und „Königsbrücke" getrübt. Der Dichter knüpft mit Vorliebe an die Natur an und besitzt eine große Begabung, durch tiefsinnige Betrachtung des Naturlebens ethische Stimmungen zu erwecken. Auch versteht er sich auf eine treffliche Detailmalerei einzelner Naturerscheinungen. Wir heben in den nun erwähnten Beziehungen unter andern die Gedichte: „Die verfallene Hütte", „Die Isis" und „Die Fichte" hervor, von denen sich namentlich das letztere durch eine kräftige und sinnige Charakteristik des Baums in allen seinen Phasen auszeichnet.

Die Uebersetzung ist, wie wir bereits im Eingange andeuteten, dem Original vollständig gerecht geworden und zeugt von Gewandtheit und poetischer Kraft. Merkwürdig ist der Verstoß in dem Gedichte „Karl Ritter", wo wir das Wort „Karl" durchgängig zweisilbig gebraucht finden. Die Entschuldigung, welche die Uebersetzer in einer besondern Anmerkung diesfalls geltend machen, scheint nicht ausreichend; wir halten vielmehr die deutsche Sprache für biegsam genug, um der Schwierigkeit, welche der Zusammenhang dieser beiden im Gedichte öfter vorkommenden Worte darbot, zu begegnen, da der Jambus in gewissen Gliedern eine Länge statt der Kürze ohne Härte zuläßt, auch der Zuname in dieser Verbindung mit dem Geschlechtsnamen nicht unbedingt die Betonung erhalten muß, sodaß z. B. ein Versbau wie folgender: „Nur einer grämt sich hier, Karl Ritter nur", im reinen Jambenmetrum dem rhythmischen Gehör gewiß weniger auffällt, als die Version, deren sich die Uebersetzer bedient haben: „Nichts grämt sich hier als Karl Ritter nur." Es versteht sich von selbst, daß mit diesem Tadel dem sonst rühmlich anzuerkennenden Werthe der Uebersetzung nicht zu nahe getreten werden soll, die das Verdienst hat, daß sie den fremden Dichter in einer Form einführt, welche den Leser in die angenehme Illusion versetzt, deutsche Originaldichtungen vor sich zu haben.

Von weit untergeordneterer Bedeutung ist das nun zu besprechende Werkchen: „Marienblüten", von Albert Hopf (Nr. 3), an das wir jedoch einen minder strengen Maßstab anzulegen haben, weil es unter der Aegide eines guten Zwecks auftritt, da der Ertrag dem St.-Marien-Krankenhaus in Danzig bestimmt ist. Wir lassen daher seinen formellen Vorzügen, namentlich dem glatten und fließenden Versbau und dem rhythmischen Wohllaut, die wir durchgehends vorherrschend finden, ihre volle Geltung, hätten aber gewünscht, daß sich zu diesen Vorzügen auch die eines tiefern Gehalts und einer größern Gedankenfülle gesellt hätten, und daß die Phantasie mehr originell schöpferisch als im Anhäufen von Bildern thätig gewesen,

welche, unmittelbar aneinander gereiht, eines das andere aufheben, wie in dem Gedichte „Born der Süßigkeit“.

Wir können uns mit dieser Art Mariencultus — womit wir nicht speciell das vorliegende Werkchen, sondern mit ihm die ganze Richtung, der es angehört, meinen — nicht einverstanden erklären. Wir erblicken in diesem äußerlichen Erfassen des Höchsten und Reinsten ein Träumen, das sich, weil das wahre Leben alles versagt, in ein auf hohler Basis beruhendes und darum nie befriedigendes Gefühlsleben versenkt. Man sucht Unmögliches zu erreichen; man will das Sinnliche, von dem der Mensch, eben weil er Mensch ist, nicht abstrahiren kann, im Uebersinnlichen finden, man will das Geistige real machen, um die Lücke, die der Mangel des Realen nothwendig in der Seele erzeugen muß, auszufüllen. Allein man kann wol im Sinnlich-Angeschauten die Spuren des Göttlichen lesen und vom Sinnlichen zum Geistigen sich emporheben; man kann aber nicht ungestraft das Göttliche zum Träger des Sinnlichen machen; man darf nicht im Geiste, der da geistig anzubeten ist, eine Ergänzung des sinnlichen Bedürfnisses, wie sie nur das Reale zu bieten vermag, suchen wollen, sonst entschwindet mit dem Geiste der Gott, und der Götze allein bleibt zurück. Was aber vom Wesen der Sache, von dem Gegenstande, den das Gedicht behandelt, gilt, muß natürlich ebenso vom Gedicht selbst gelten: auch ihm entschwindet der Geist und nur der schimmernde Mantel, mit dem das Idol umhangen wurde, bleibt zurück: ein glänzender Staat, der das Auge blenden, aber Herz und Gemüth nicht erquicken kann.

Die Reihe der protestantischen heute zu besprechenden geistlichen Liedergaben beginnen wir mit einem wohlgemeinten Werkchen, den „Vermischten Gedichten“ von J. B. Z. (Nr. 4), bei welchen, wie es uns scheint, das Können dem Wollen am wenigsten unter allen hier vorliegenden gerecht zu werden vermochte. Es sind versificirte Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testament unter den beiden Hauptrubriken „Joseph der Aegyptier“ und „Der Welterlöser“, denen sich ein dritter Cyklus „Der Frühling“ nach den drei Abschnitten: „Im März“, „Im April“, „Im Mai“ anschließt. Die einzelnen Gedichte, aus denen das Ganze, „Der Welterlöser“, zusammengesetzt ist, sind gut ausgewählt und geordnet. Wir finden Jesus mitten in der That, als Brotspender, zuerst auftretend; daran reiht sich unmittelbar das Gleichniß vom verlorenen Sohn, jedenfalls die trefflichste Veranschaulichung seines Wirkens als Lehrer; dann Jesus und Zachäus, Auferweckung des Lazarus, das letzte Abendmahl, der Weg zum Oelberge und die übrigen hervorragenden Momente aus der Geschichte des Leidens, des Todes und der Auferstehung Christi. So ist das Gesammtgemälde in großen, charakteristischen Grundzügen angelegt, bei deren vollendeter Ausführung es den wohlthuendsten Eindruck zu machen nicht verfehlen würde. Allein, was die letztere anlangt, so ist der einzige Vorzug, den wir ihr zugestehen können, der einer möglichst schlichten Darstellung, die aber theils durch immer wiederkehrende fast unerträgliche Härt[...] stellt, theils durch allzu prosaische Erweiterungen [...] fert wird. Zu erstern rechnen wir z. B. S. 3 d[...] Zeile, wo gesagt wird, daß Gott durch Christus

> Sehnen nach der Wahrheit weckt und stillet,
> An zur Flamm' den Docht, noch glimmend, facht.

Oder S. 5, Strophe 1:

> Wohin sollen wir nach Broten gehen,
> An dem Ort, der Brot und Früchte hat.

S. 60, Strophe 2:

> Pilatus:
> Seht, ich nochmal euch verkünde,
> Frei und offen ich erklär',
> Daß ich ohne Schuld ihn finde,
> Ihm zur Freiheit fehl' nichts mehr.

Strophe 6:

> Und Pilat, der menschlich denket,
> Sie auch ohn' Gefühl nicht glaubt,
> Aller Aug' auf Jesum lenket,
> Seiner Menschenwürd' beraubt.

Die Inversion des Zeitworts ist überhaupt c[...] Regel beim Verfasser und wird in dieser fortg[...] von Strophe zu Strophe sich hinziehenden Weise [...] ermüdend. Der an zweiter Stelle gerügte Man[...] Poesie tritt besonders in der Darstellung der [...] geschichte hervor, deren einfach erhabene und tief [...] fende evangelische Schilderung freilich am wenigst[...] triviale Verbreiterung erträgt. In dem beigegebenen [...] beschreibenden Gedicht „Der Frühling“ sinkt die [...] lung bis zur reinsten Prosa herab:

> Und das Rothkehlchen, lieb und theuer,
> Wir auf der Hecke Zweigen sehn,
> Wir bleiben, es begrüßend, stehn,
> Und hören seiner Ankunft Feier.
>
> Und das Rothschwänzchen, eng verbunden
> In Sitten mit ihm und verwandt,
> Uns allen gar so wohl bekannt,
> Hat sich auch wieder eingefunden.
>
> Im April.
> Schon um sechs Uhr sehen wir die Sonne,
> Wie sie hehr dem Schlafgemach entsteigt u. s. [...]

Es ist wunderbar, wie stark im Herzen des M[...] gewiß aber im deutschen Herzen am meisten, di[...] suchung zum Dichten ist. Wir wollen mit keine[...] ten, der dieser Versuchung nicht widersteht, ab[...] möchten auch dem begabtesten Talente immer und [...] wieder zurufen: Bedenke dich neunmal, ehe du den [...] Gang in die Oeffentlichkeit hineingehst. Ungedru[...] deine Lieder dein eigen, deine Lieblinge, die Blum[...] nes Gartens, farbig und duftig, die Zierde und [...] deiner stillern Feierstunden; gedruckt gibst du s[...] preis, sie sind nicht mehr dein, es sind die abgeschn[...] Blumen deines Gartens, sie sind hingeworfen, dem [...] zum Spiel. Möglich, daß die unvergänglichen zum[...] sten Kranze vereint auf dein Haupt zurückkehren [...] ebenso leicht möglich, daß sie, der Einöde zugefüh[...] vom Sande überschüttet oder auf den Markt des [...] geworfen und im Schmuze vertreten dem Fluche de[...] gers „vergessen und verschollen“ anheimfallen u[...]

dir, dir allein als traurige Zeugen eines verfehlten Strebens fortleben.

Die „Aeolsharfe" von Ernst Breyther (Nr. 5) gibt eine Auswahl von Gedichten, die künstlerisch höher stehen als die vorigen, gleich jenen gesunde Anschauungen und gute Gedanken enthalten, der echten Weihe der Poesie aber doch noch entbehren. Die Sammlung beginnt mit einigen Gelegenheitsgedichten politischen Inhalts, zum Geburtstage des Prinz-Regenten, zum dritten funfzigjährigen Jubiläum der Krönung Friedrich's I. und ein paar Preußenliedern, von denen das eine, unter der Ueberschrift: „Ob Krieg, ob Frieden?" mit den Zeilen schließt:

> Wie sich die Wetterfahne dreh' und wende,
> Der Prinz-Regent führt es zum guten Ende.

Hätten wir nur diese beiden Zeilen referirt, so könnte man denken, der Spottvogel stecke dahinter; aber nein, unser Dichter sucht den Wind, von dem die Schwankungen der Fahne ausgehen und diese selbst nicht innen im Reiche und in der unmittelbaren Nähe des Souveräns, sondern außen, und ist des Siegs unter allen Umständen gewiß:

> Ob Krieg, ob Frieden? Wie die Würfel fallen,
> Die kühn zu werfen schon die Hand sich hebt? —
> Das ist der Völkerfrage Widerhallen,
> Und wie im Sturm der Oelzweig zitternd bebt:
> Nur Ein Volk fraget nicht.
> Das Preußenvolk, es ist voll Zuversicht u. s. w.

Auch in der zweiten und dritten Strophe fährt dann der Dichter fort:

> Nur Ein Volk zaget nicht,
> Nur Ein Volk zweifelt nicht,
> Schlagfertig steht das Heer,
> Ihr Kriegsgespenst schreckt keinen Preußen mehr!

Wir meinen, die Begeisterung ist recht gut; aber man oll den Sieg nicht eher besingen, als bis er errungen t. Und einem Volke, dessen letzte militärische Thaten r Feldzug gegen Dänemark und die Schlacht bei Bronzell nd, ziemt es nicht, sich das einzige zu nennen, das icht zagt. Man senke die Fahnen, um die noch jene üstern Flöre hangen, bis sie durch eine wahrhaftige Groß-hat der vereinigten Staatsgewalten, gleichviel, ob es ein atriotischer Feldzug oder ein patriotischer Act ist, wieder Glanz gekommen sind.

Auf die politischen Gedichte folgt ein Cyklus rein istlicher Lieder, die, an biblische Abschnitte anknüpfend, it kurzen, recht praktischen Nutzanwendungen schließen. ur gegen eins haben wir unsern Tadel auszusprechen: Abraham auf Moria." Auch hier ist noch immer Abram's Versuch, das Kind zu opfern, als eine heilige hat geschildert:

> Da ruft es: „Abraham!" wie aus der Höhe:
> „Laß ab; dein frommes Thun ward offenbar;
> Du hast des Sohnes nicht verschont, — ich sehe,
> Du fürchtest Gott und bringst das Liebste dar."

Wir fragen, hat man der fanatischen Kindesopfer, von nen die jüngste Zeit wieder mehrfache Belege aufzuwei- hat, noch nicht genug? Vor mehr als einem Menschenalter schon rief es Ammon in die Christenwelt hinein: „Das Ansehen Mosis könnte uns nicht hindern, einzelnen Berichten seines ersten Buchs in dem Lichte der Christenheit eine ganz andere moralische Ansicht abzugewinnen, als die ist, welche uns die alte Urkunde selbst eröffnet. Mit großer Bestimmtheit stellt sie uns den Entschluß Abraham's, seinen einzigen Sohn zu opfern als eine göttliche Versuchung und als eine ausgezeichnet fromme Handlung des jüdischen Erzvaters dar. Aber mehrere selbstmörderische und kindesmörderische Nachahmungsversuche unserer neuen Mystiker in der Schweiz und im Herzen von Deutschland beweisen es unwidersprechlich, wie gefährlich und gewissenlos es sei, der Handlung Abraham's eine objective Sittlichkeit und Göttlichkeit und zuzuschreiben. Man muß es daher von den Dächern herabpredigen, daß Gott niemand zum Bösen versucht, daß er Menschenopfer zu allen Zeiten verboten hat und daß sich Abraham durch eine tadelnswerthe Nachahmung der Kananiter, die ihre Kinder dem Mars oder Saturn zu opfern pflegten, zu einem Entschlusse habe verleiten lassen, dessen Ausführung die Vorsehung mit sichtbarer Weisheit vereitelt hat." Aber der Ruf des weisen Mannes und großen Theologen bleibt ein Ruf in der Wüste. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ziemte es sich endlich, ihn zu beherzigen. Und wenn sich Kirche und Schule nicht entschließen können, nach dem Vorgange der erleuchtetsten Männer so zu lehren, so ist es Beruf der geistlichen Sänger, das neue Prophetenamt zu üben und der Kirche und Schule die Bahn zu ebnen und zu lichten. Natürlich haben wir dabei nicht solche geistliche Sänger, die lieber Inquisition und Ketzerverbrennung wieder eingeführt, als nur Einen Buchstaben von der Heiligen Schrift aufgegeben sehen möchten, sondern aufgeklärt christliche Sänger, zu denen die uns heute vorliegenden fast ohne Ausnahme gehören, im Auge. An diese aber die obige Aufforderung zu richten, glauben wir vollberechtigt zu sein.

Der entgegengesetzten Richtung ist in dem nun zu besprechenden Werkchen „Fremdes und Eigenes" von Henriette von Byern (Nr. 6) ziemlich viel Boden eingeräumt, indeß ist die Auswahl im ganzen gut getroffen, wobei wir den überraschendsten Contrasten begegnen und z. B. Herder und Goethe, Pestalozzi, Schleiermacher, E. M. Arndt neben Hengstenberg, Tholuck und Barthel finden: Contraste, welche jedoch mehr in den Namen als in denjenigen Stücken, in denen sie hier repräsentirt sind, hervortreten. Die Sammlung besteht aus Gedichten, Sentenzen, Aphorismen, Betrachtungen und Predigten, und auch das, was der Verfasserin eigenthümlich angehört, zerfällt in Gedichte und prosaische Abhandlungen. Den letztern, durchweg erbaulicher Art, geben wir den Vorzug. Es ist gesunder Sinn darin in einfacher, klarer Darstellung; nur hier und da ist der Kern der Sache nicht getroffen, wie im Aufsatze: „Die Nothlügen", wo die Verfasserin sich die Aufgabe ziemlich leicht gemacht und nur die Anstands- und Höflichkeitslügen gegeißelt, die eigentliche und wahre Nothlüge aber, d. h. wissentliche

Behauptung unwahrer Angaben zu Abwendung augenblicklicher, unvermeidlicher, durch einen unberechtigten Angriff drohender Gefahr, ganz unberührt gelassen hat. Unter dem „Fremden" findet sich auch manches hübsche Stück aus ältern Schriftstellern, so das treffliche Lied des Thomas von Kempen „Hier ist es", das mit den kräftigen Worten schließt:

> Wer sich nur halb an Gott will geben,
> Der führt ein rechtes Jammerleben.
> Brich durch, es koste, was es will,
> Sonst wird dein armes Herz nicht still.

Von den Predigten hat uns die Tholuck'sche über die Gott wohlgefälligsten guten Werke, als welche er diejenigen bezeichnet, wo Thun und Lassen gleichsam in unsere eigene Hand gestellt wird, am meisten angesprochen; sie ist anregend und kernig und hat den großen Vorzug energischer Kürze, der auf dem Gebiete der geistlichen Beredsamkeit ein äußerst seltener ist, wie z. B. die meisten der andern in der Sammlung enthaltenen Predigten, namentlich die von Hoffmann und Moll, die, was den Umfang anlangt, gerade das Gegenstück der Tholuck'schen sind, schlagend beweisen. Man hält es für nothwendig, das Thema vollständig zu erschöpfen, aber man vergißt dabei das alte wahre Wort, daß die Kunst, langweilig zu sein, darin besteht, alles zu sagen. Durch diese mit zu großer Umsicht ausgeübte Kunst gehen oft die herrlichsten Anregungen wieder verloren. Und vermeidet auch der Redner durch Feuer und Lebendigkeit diese Klippe, so wird sicher doch häufig der Erfolg fehlen, wenn er zuviel in einem Athem sagt und den Zuhörer mit Gedanken so überschüttet, daß er nicht Zeit hat, auch nur den einen oder den andern annähernd zu fixiren.

Henriette von Byern hat sich, wie wir aus der Vorrede erfahren, auf dem Schmerzenslager während langwieriger, schwerer Krankheit, an der Poesie aufgerichtet und verfolgt mit Veröffentlichung der dabei liebgewonnenen und in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt fortgesetzten Arbeiten zugleich einen milden Zweck. Wir wünschen und gönnen ihr die besten Erfolge und wenden uns zu einer andern Abgeschiedenen.

Die „Einsamen Stunden" von Mathilde Veneta (Nr. 7) bringen uns die lyrischen Ergüsse einer verrathenen und betrogenen Liebe, die zur vollen Resignation durchgedrungen, im tiefsten Schmerze und in der Erniedrigung vor der Welt sich den Adel der Seele bewahrt hat, und warm, innig und poetisch fühlt. Wir rechten hier nicht mit einzelnen Mängeln in der Form und gestehen diesen Schmerzenshauchen volle, ja größere Berechtigung zu, als den tausend tändelnden Liebesliedchen, die in glänzender Hülle die Büchertische der Salons bedecken und oft mit Gefahren spielen, über deren drohenden Hintergrund sie der Phantasie lehren sich hinwegzuträumen, bis derselbe sich auf einmal schroff und kalt zu langem, vernichtendem Erwachen aufschließt. Die Welt verdammt dann nicht den Urheber, sondern das Opfer der Schuld, leider ganz folgerichtig, denn sie straft nicht die Sünde, sondern nur die Offenbarung derselben mit Vera[…] Wohl der Armen, die dann noch den Halt in sich […] der ihr von außen her grausam untergraben wird.

> An deinem Herzen stille Einsamkeit,
> Darf ungestört der Quell der Thränen fließen.
> O nimm mich auf, da alle mich verstießen!
> Du findest mich, den bleichen Gast, bereit,
> Für kurzes Glück mit bittern Büßerqualen
> Die große Schuld der Liebe dir zu zahlen.

Möge das Büchlein wirken, wie es zu wirken geeig[…] versöhnend, erhebend, mahnend.

In Nr. 8, den „Gedichten" von Christian […]rich Heinrich und Rudolf Sachse, lernen w[…] leiblich und geistig verwandte Dichter, Vater und […] eine reife und eine jugendliche Kraft kennen, bei[…] innerm Berufe Dichter, ohne als solche öffentlich […]ten zu wollen, denn die Sammlung wird uns a[…] Nachlaß der Dichter durch Freunde dargeboten. […] Vater, der bekannte Consistorialrath und Hofpredi[…] Sachse zu Altenburg, hat sich durch seine langjährig[…]liche Wirksamkeit einen guten Namen erworben, […] hier vorliegende Auswahl seiner Gedichte ist nur g[…] diesen wohlverdienten Ruf zu erhöhen. Sie zerf[…] geistliche Lieder und vermischte Gedichte. Die letzte[…] durchgehends Gelegenheitsgedichte, aber der besse[…] die aus dem Besondern allgemeine Gedanken hera[…] und dem Vorübergehenden eine Idee von bleibend[…]regungskraft abzugewinnen wissen. Nur eins ge[…] Kategorie des Gelegenheitsgedichts nicht an: „He[…] Ostermorgen", ein Gedicht von kerniger Kraft m[…] Diction. Unter den geistlichen Liedern zeichnen sich […]ders die Begräbnißlieder aus.

Die Gedichte des jüngern Sachse sind warm […] und voll Empfindung. Seine religiösen Ansch[…] scheinen nicht ganz so hell und klar gewesen zu […] die des Vaters; wenigstens tritt uns in dem […] „Der ewige Hohepriester" noch ganz die Rechtfert[…]theorie nach jüdischer Auffassung entgegen. Die […] des frühen Todes blieb dem jugendlichen Dichter ni[…] Schön ist die Schlußpointe in dem Gedicht „[…] Gott". Auch in dem längern Gedichte: „Herz und […] sind die Wechselbeziehungen zwischen beiden geistrei[…] geführt, nur hätten wir gewünscht, daß einzelne […]chungen vom Grundgedanken fern geblieben wär[…] dem durch diese die harmonische Abrundung des […] gestört wird. Jedenfalls ist mit dem frühen T[…] Dichters ein schönes Talent zu Grabe gegangen.

Die „Blüten aus dem Pfarrgarten" von Fer[…] Arndt (Nr. 9) sind von evangelisch-gläubigem […] durchweht, aber ohne Exclusivität, Polemik und […]ranz. Der Geist führt zum Leben.

> Ob es in andern Formen wird erkannt,
> Als wie sie dir von oben sind gegeben,
> Ist Liebe da und warmes echtes Streben,
> Und Drang nach Christo hin, des Lebens Leben […]
> Dann zögre nicht und gib die Bruderhand.

Auch ergeht sich der Dichter nicht in versificirten Dog=
n, sondern greift in Natur und Leben hinein und läßt
nchen echt poetischen Ton anklingen, wie in „Nachtigall
Lerche" mit den Schlußzeilen:

Erst klagt der Glaube mit der Nachtigall,
Um mit der Lerche dann versöhnt zu loben —

in dem Gedichte: „Zum einundzwanzigsten Geburts=
e meines Emeritus", in welchem uns ein treffliches klei=
Genregemälde dargeboten wird. Weniger konnten
uns mit den „Glockenklängen" befreunden, einer Art
weise der Schiller'schen Glocke, in welcher der reflec=
nde Theil in mehr religiöser Beziehung durchgeführt
. Man weiß nicht, ob Schiller's Glocke hier ver=
t oder ob sie abgeschrieben werden sollte, denn an
chen Stellen ist der Gedankengang vollständig beibe=
n, ja sogar die Worte finden wir wieder, nur daß
und da etwas geistliche Salbung darüberhin gegossen
Das macht ein eigenthümlich unheimliches Gefühl.
Schiller'sche Dichtung ist mit tausend Fäden so fest
unser innerstes Leben und Empfinden hineingewebt,
wir jeden, auch den kleinsten veränderten Zug an
lieben Gestalt mit Befremden wahrnehmen müssen.
finden wir sie nun wieder, es sind noch dieselben
e, aber sie sind doch ganz anders geworden, gleich=
wie im Tode entstellt, wir haben eine Leiche vor uns.
Wenn ein Rafael eine Tizian'sche Venus zu einer
donna umwandelte, wir würden den Stab über ihn
en, denn es wäre die Negation eines Kunstwerks.
der Eindruck ist in unserm Falle noch viel pein=
; denn hier steht nicht der Meister dem Meister, son=
der fernsten Jünger einer dem Meister gegenüber,
nebenbei ist das Schiller'sche Gedicht im wesentlichen
auch so religiös, daß es auch von diesem Gesichts=
te aus dem Unternehmer dieser Ilias post Homerum
eigenes Gefühl hätte sagen sollen, daß er hier, glimpf=
ausgedrückt, Wasser ins Meer trage. Wir betrach=
daher diesen Versuch als einen völlig misglückten und
n ihn aus der vorliegenden Sammlung hinwegge=
cht, aus der uns im übrigen ein wahrhaft religiöses
üth entgegentritt, das mit seinen Liedern sich und
e wol oft erhoben hat. Die Sammlung hat auch
vielen der aufgenommenen Gaben einen poetischen
h, und wir mögen daher diese Pfarrgartenblüten
manchen andern, die gleich gemachten Blumen weder
noch Duft haben, und vor unzähligen geistlichen
rwerken, die nur den Namen, nicht das Wesen Christi
nden, gern willkommen heißen.

Die Gesänge und Lieder von H. Sengelmann tre=
nter dem Motto auf: „Soli Deo Gloria" (Nr. 10).
oft entweihten Worte könnten der Vermuthung
n geben lassen, daß ein anderer unheimlicher Geist
das vorliegende Werkchen gehe; aber es ist kein
r, sondern ein guter, voll gesunder Religiosität.
haben es hier mit einem Dichter zu thun, der es
anfaßt und das heitere Panier der Freude, der rei=
hohen Seelenfreude, mitten in den Tempel hineinträgt:

Es denken manche thöricht,
Was fröhlich solle sein,
Das könne nur besingen
Die Liebe und den Wein.

Sie denken trüb' und düster,
Sei heil'ger Worte Sinn,
Drum schleiche schwer und langsam
Die Melodie dahin.

Wol wahr! So hört man singen,
Doch Schande über euch,
Die ihr das Reich der Töne
Entweiht und Gottes Reich!

Verleugnet nicht die Wahrheit!
Singt, wie die Seele spricht! —
Und ist nicht frisch die Seele,
Wohlan, so singet nicht!

— — — — — — —

Ihr habt sie eingesungen,
Die Kirche, einst so reich
An frischen, frohen Weisen,
Doch nun der Wildniß gleich.

O, daß sich Gott erbarmte
Der lieben Kirche mein!
Daß Luther's Wort und Weise
Noch einmal schlüge drein!

O, daß der Heiland käme
Und trieb' aus seinem Haus
Das schläfrige Gesinge,
Den Lügenkram, hinaus.

Froh ist des Christen Leben,
Und fröhlich ist sein Sang,
Er hat das Heil gefunden,
Das rühmt des Liedes Klang.

— — — — — — —

Auf, helft, die ihr könnet!
Die Fesseln schlagt entzwei
Und führt das Lied der Kirche
Aus seiner Sklaverei.

Der Dichter sagt auch anderwärts den Weltver=
ächtern die Wahrheit und bemerkt sehr richtig, daß die
Frommen, die durch Gang, Gewand und Sitte ihre Welt=
verachtung zeigen wollen, in der That die Welt achten.
Ihnen gilt sein Zuruf:

Willst du verleugnen im Ernst, was ringsum Welt in der Welt ist,
Eher verleugne die Welt, die in der eigenen Brust.

Die Sammlung enthält auch einige Gedichte in nie=
derdeutscher Mundart, kleine gemüthliche, frische und lebens=
wahre Idyllen, die dem Herzen sein Recht unter jeder
Hülle wahren. Es ist bei der Kritik der Dorfgeschichten
den beliebtesten Vertretern derselben so oft der Vorwurf
gemacht worden, daß sie ihre Helden und Heldinnen mit
Gefühlen ausstaffirten, die dieser Sphäre nicht eigenthüm=
lich seien. Das mag wol vorkommen; indeß behält unser
Dichter doch auch recht, wenn er bemerkt:

O bild' di jo nich in,
Du klooke Börgersmann,
Dat uns den Buur sin Dog
De Leev nich spreken kann.

Wir schließen mit einigen Sprüchlein aus des Dich=
ters A=B=C:

Das Bethaus ist uns abhanden gekommen,
Seitdem die Lehre den Vortritt genommen.

Das Christenthum ist keine Lehr',
Es ist ein Leben — das ist mehr.

Zum Helferamt gehören eigne Gaben,
Mehr als Berichte schreiben, Reden, Traben.

Zur Innern Mission bist du nur dann der Mann,
Wenn ihr die innerste recht gründlich ging voran.

Der letzte Spruch führt uns auf den folgenden Dichter, H. Weber, dessen religiöse Dichtungen schon im Titel „Lieder eines Suchenden" (Nr. 11) andeuten, daß in ihnen das Princip des Protestantismus, die Forschung, gefeiert wird.

Wol Frieden such' ich, doch nicht leeres Träumen,
Kein dumpfes Brüten und kein träges Säumen
— — — — — — — — —
Den Frieden möcht' ich, der aus ernsten Kämpfen
Ein Gotteslohn erblüht, den Geist nicht dämpfen,
Nein! heben will, bis er sein Ziel erreicht.

Der Dichter knüpft seine Betrachtungen bald an einzelne Worte und Aussprüche Jesu oder evangelische Abschnitte in einfach klarer Auffassung an, bald versenkt er sich mit Wärme und Innigkeit in die Natur und entlehnt seine Weckrufe unmittelbar aus dem in ihr sich entfaltenden Leben. Das begeistertste Lied weiht er seinem schweizer Vaterlande: „O, Vaterland, wie bist du göttlich schön" u. s. w.

Aus der weitern Sphäre, der unser höchstes Streben hienieden gewidmet ist, dem Vaterlande, treten wir mit Julius Sturm in die engere ein, von wo aus sich der Blick in jenes am klarsten aufschließt und das Herz für jenes am innigsten erwärmt, in das Haus. In der „Liebergabe für das Haus" (Nr. 12) verdanken wir Sturm's reicher Productionskraft ein neues Werk, das sich seinen frühern auf das würdigste anschließt. Auch in ihm offenbart sich das tiefe innige Gemüth des Dichters, das im Bunde mit jener einfachen und doch künstlerisch verklärten Naturwahrheit, die so viel Zauber auf die Herzen ausübt, seine sämmtlichen Productionen auszeichnet. Der Dichter heimelt uns seinem ganzen Wesen nach an wie die schwäbischen Dichter, und wenn wir ihn mit diesen auf Eine Parallele stellen, so glauben wir seinen Werth nicht überschätzt zu haben. Die Lectüre der „Lieder für das Haus", auf deren Beurtheilung wir uns gegenwärtig zu beschränken haben, machte uns fast durchgehends den Eindruck des Classischen. Läßt sich auch hier und da der originell schöpferische Gedanke vermissen, so vermißt man doch nicht die künstlerisch vollendete Gestaltung des behandelten Stoffs; es ist kein Zuviel und kein Zuwenig, fast jedes der Lieder und Liedchen hat seine geistreiche Pointe, und alle sind trefflich zum einheitsvollen, durch kein unnützes Beiwerk zersplitterten Ganzen abgerundet.

Die Gedichte des zweiten Abschnitts beschäftigen sich speciell mit dem häuslichen Herd und bilden jedenfalls den Glanzpunkt der Sammlung, ohne daß dadurch die übrigen Abtheilungen: „I. Aus Feld und Wald", „III. Aus der weiten Welt", „IV. Aus der Stille", in ein ungünstiges Licht gestellt würden. In der dritten Abthe[ilung] lernen wir den Dichter von einer neuen Seite, als [Bal]ladendichter, kennen. Er zeigt sich auch auf diesem G[ebiete] als reich begabt. In Betreff der Ballade „Der Kna[be im] Sturm" bemerken wir, daß wir dasselbe Thema schon [früher] in ausgeführterer und sehr trefflicher Weise von Ch[arles] Boner *) behandelt gefunden haben. Eine Verglei[chung] würde nicht uninteressant sein, indeß legt uns de[r be]schränkte Raum die Nothwendigkeit auf, hiervon [abzu]sehen. Unter den übrigen heben wir hervor: „Kan[ut der] Große", „Psammenit und Cambyses", „Der S[...] Grünenwald", „Der Jubelpostillon", „Der kranke S[...]ber"; alles Gedichte, in welchen die Handlung leb[endig] erfaßt, die Darstellung der Gestalten plastisch ent[...] und die Erzählung bei abgerundeter Form und [...] Diction gefällig eingekleidet ist. In der vierten A[btheilung] charakterisirt sich der Dichter besonders in den [Ge]dichten „Mahnung", „Guter Rath an viele", „[...] ruhig, immer ruhig" in seiner liebenswürdigen Tol[eranz,] seinem Widerwillen gegen alle Polemik und seine[r von] praktischer Liebe getragenen Glaubenskraft. Ganz [...] trefflich ist das Gedicht: „Das verfallene Crucifix."

Die „Geistlichen Gedichte" von E. C. W. G[...] (Nr. 13) verherrlichen in einer kurzen charakteris[tischen] Rundschau die wichtigsten Phasen im Leben und W[irken] Jesu und die bedeutungsvollsten Festtage der Kirche. [Das] Werkchen zeugt von gesunden religiösen Anschauunge[n und] ist anerkennenswerth durch die Selbstkritik, mit d[er es] sich räumlich auf einen Umfang von nur zwei Boge[n be]schränkte und alles fern hielt, wodurch es unter das [Ni]veau einer, wenn auch nicht hervorragenden, doch t[üchti]gen Geistesspende hätte herabgedrückt werden können.

Auch der letzte der heute zu besprechenden D[ichter,] Georg Längin, zeigt sich in den Gedichten „Au[s un]serer Zeit" (Nr. 14) als einen hellen Geist, nam[entlich] in den Stücken: „Für Italien", „Beim Abschluß [des] Concordats", „Lessing's Nathan der Weise", und [wir] mögen ihm unsere Anerkennung nicht versagen, o[bwohl] wir manche recht störende Härten der Form aus [seinen] Productionen hinweggewünscht hätten. Die Samm[lung] bietet im kleinen ein Bild der letzten zwölf Jahre. [Der] Dichter beginnt mit bittern Stoßseufzern aus der Reac[tions]zeit, wirft sich der Natur in die Arme, bekämpft den [...] die Passivität, welche der allesbeherrschende Druck den [Gei]stern auferlegte, gewaltsam gehegten und gepflegten Ma[teria]lismus, erhebt sich zu einem Hymnus auf Bunsen's „[...] in der Geschichte" und feiert den Wendepunkt in der bad[ischen] Politik mit begeisterten Vaterlandsliedern. Doch m[ischen] sich am Schlusse immer wieder Klagetöne ein, die i[n der] Nänie auf Bunsen's Tod einen bestimmten Ab[schluß] finden. 1[...]

*) Eine Uebersetzung des englischen Originals findet sich i[n den] „Klängen" von O. L. Heubner (Dresden 1859).

Schilderungen aus der Alpenwelt.

Alpenbilder. Schilderungen aus Natur und Leben in der Alpenwelt von Otto Banck. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Thlr.

Der Verfasser, mit einem hervorragend feinen Sinn für Farben und Formen begabt, dabei ein beherzter Liebhaber der Jagd und geognostischen Studien nicht fremd, hat in diesem zweibändigen Werke, mit Hinzuthun vieler neuer Originalarbeiten, das Beste dessen zusammengestellt, was er nach und nach über viele Theile der Alpen in Journalen und andern periodischen Schriften früher veröffentlicht hatte. Durch jahrelange wiederholte Reisen hat er seinen Stoff gründlich kennen lernen, und an Wärme für den Stoff und an Mühe und Fleiß für die Fassung hat er es nicht fehlen lassen. Ersichtlich arbeitete er darauf hin, ein ruhiges sachliches Bild zu geben und gewisse, durch frühere Touristen in Umlauf gesetzte Irrthümer, Uebertreibungen und schiefe Parteilichkeiten zu berichtigen. Ein gewisser schelmischer und schalkhafter Ton kommt ihm dabei in Fällen, wo derselbe angebracht und von Wirkung ist, gar sehr zu statten. Wer die Gegenden, welche der Verfasser schildert, früher bereist hat, wird durch die Lectüre dieses liebenswürdig geschriebenen Buchs seine Erinnerungen in behaglichster und lebendigster Weise auffrischen können, wer sie bereisen will, dem wird das Buch ein trefflicher und freundlicher Wegweiser und in vielen Fällen von praktischem Nutzen sein, namentlich aber allen denen, welche beabsichtigen, Bade- und Curorte jener Gegenden, z. B. Reichenhall, Bad Kreuth, Heilbrunn, Tölz, Meran, St. Moritz u. s. w. zu besuchen; denn diesen ertheilt der Verfasser manche sehr praktische Winke und Warnungen. Endlich möchten wir noch speciell Malern und zumal Landschaftsmalern das Buch empfehlen, da sie in Bezug auf Formen- und Farbenauffassung, auf Empfänglichkeit für Luft- und Lichtwirkungen u. s. w. aus dem Buche sicherlich manche Anregungen schöpfen dürften, die ihnen bei ihren Darstellungen landschaftlicher Gegenstände zu statten kommen würden.

Im ersten Bande schildert der Verfasser seine Wanderungen vom Bodensee durch Graubünden nach Südtirol. Er nimmt seinen Ausgang von München, dessen Stadtcharakter, Volksleben und „monumentale Kunstwichtigkeit für ganz Europa" geschildert werden. Er klagt unter anderm über die Indifferenz gegen Kunst und Kunstwerke, welche sich bei dem „so sehr intelligenten" deutschen Publikum in mehr oder minderm Grade noch überall finde, und bemerkt: „Gibt es doch selbst in Berlin vornehme Leute, welche den Besuch öffentlicher Kunstinstitute verschmähen, wo sich freilich der Aristokrat vom reinsten Gehirnwasser durch das viele «ordinäre Bürgerpack und Bürgergesindel» bei der Theilung des Kunstgenusses mit diesen Plebejern in seinem angeborenen Strudelwitz irritirt fühlen muß." Das Schlimme ist, daß auf unsern Universitäten, diesen sogenannten „Musensitzen", fortdauernd so wenig für das Studium der Kunst gethan wird, obschon es nichts so Veredelndes gibt als dieses und im Grunde niemand ein wahrhaft gebildeter und durchgebildeter Mann genannt werden darf, der nicht für Kunst und Kunstgebilde einen empfänglichen Sinn besitzt und nicht bis zu einem gewissen Grade in die Theorie und Geschichte der Künste eingeweiht ist. Die Geschichtskenntniß wird immer nur eine höchst lückenhafte und einseitige sein, so lange sie sich auf die Kenntniß der politischen Begebenheiten beschränkt und sich nicht auch auf die Geschichte der Literatur und der verschiedenen Künste ausdehnt, in denen ja doch das geistige Leben einer Nation seine höchste Blüte erreicht. Die barbarischen Völkerschaften in Inner-Afrika haben auch ihre politische Geschichte, aber sie sind eine todte mumistische, gewissermaßen im fortdauernden Verwesungsproceß begriffene seelenlose Masse, weil sie ohne Literatur und Kunst animalisch fortvegetiren. Ein andermal bemerkt der Verfasser in Betreff der Münchener sehr mit Recht: „Wer sich über ihre Sonderbarkeiten und Schwächen einen tadelnden Scherz erlaubt, riskirt eine lakonische Antwort, in der zwar kein Scherz, wol aber jedes Wort ein Knotenstock ist. Das Herz des echten Münchners zittert vor Zorn wie eine heiße Dampfnudel, wenn ein Fremder seine Gewohnheiten antastet. So geht es dem Witz allseitig schlecht: versteht man ihn nicht, so ist der Witz verloren, versteht man ihn aber, so ist der verloren, welcher ihn gemacht hat."

Aber so ist es ziemlich überall in Deutschland. Jede Stadt hält die andere für ein Schilda und sich selbst für vollkommen. Auch in Leipzig z. B. wird jeder, der mit der Bevölkerung in Frieden leben will, namentlich aber wenn er Ausländer ist und auf Aufenthaltskarte lebt, alles vortrefflich finden müssen, vom Stadtverordneten bis zum Nachtwächter und vom Rathhaus bis zur Marktbude. Ebenso wenig wie in München darf ein „Fremder" anderswo die Lieblingsgewohnheiten einer städtischen Bevölkerung antasten, und wenn sie die übelsten und lächerlichsten von der Welt wären; für diese liebgewordenen Gewohnheiten stehen alle wie ein Mann auf Tod und Leben ein.

Der Verfasser schildert hierauf den Bodensee und seine Umgebungen und den Bregenzerwald mit farbenreichem Pinsel, sogar das dortige Hornvieh, diese „rehköpfigen, klugäugigen, in jeder Muskel wie für einen Bildhauer modellirten" Stiere, Kühe und Kälber, welche der „schönsten graziösesten Rasse", der vorarlberger angehören. Er bemerkt dabei: „Ich habe oft gewünscht, daß unsere mittel- und norddeutschen Viehzüchter, Oekonomen und Hirten in Bezug auf die Behandlung des Viehs bei den Alpensennen in die Lehre gehen möchten. Sie würden dann einsehen, wie man ohne klaffende Hunde, Peitschenhiebe und sonstige Roheiten die lebhaftesten Thiere bändigen lernt. Nur Gewaltsamkeit und Neckerei, bei uns schon jung von jedem Dorfbuben eingeübt, machen ihren Charakter unwirsch, trotzig und boshaft. Wenn man sieht, mit welcher Güte und Langmuth ein Alpenbewohner ein Kalb von einem Ort zum andern treibt, so muß man sich im Namen unserer Bauern und Metzgerknechte schämen. Die Aelpler behandeln ihr Rindvieh wie die Araber ihre Pferde, und beide haben denselben bewunderenswerthen Erfolg: das Thier vermenschlicht sich, wie sich der Mensch verthieren kann."

Von dem Thiere zu dem Menschen ist ja auch nur ein und zwar sehr kleiner Schritt, und so lesen wir gleich auf den folgenden Seiten: „Die «Schmelgen», das heißt die wälderischen Mädchen, sind in ihrer Wahl vollkommen frei, vorausgesetzt, daß die Vermögensverhältnisse des Burschen zu den ihrigen passen. Denn auch hier gilt die engherzige, aber unerbittliche deutsche Bauernregel: «Geld zu Gelde und Armuth zu Armuth!» wenn der Segen der Aeltern und der Kirche zu hoffen sein soll. Das Vorurtheil des biedern Landmanns hat ein noch unerträglicheres Zartgefühl gegen Mesalliancen, als der höchste Adel, denn jener prüft die Frage mit dem Einmaleins, und sein «gemüthliches» Herz ist selten menschlichen Toleranzen zugänglich. Ich habe dies in den verschiedensten Gegenden unsers gemeinsamen deutschen Vaterlandes, in der Ebene und im Hoch- und Mittelgebirge vielfach beobachtet, und sehe stets mit Wehmuth die blaue Brille, welche die idealen Dorfgeschichtschreiber tragen. Man muß wünschen, das Dorfgeschichtsleben gestaltete sich so, wie sie es schildern, und sie schilderten es so, wie es ist...."

Der Grundsatz übrigens: „Geld zu Gelde!" ist jetzt nicht mehr bloße Bauernregel, sondern auch Regel bei dem vornehmen und wohlhabenden Bürgerstande, der sicherlich jede Ausnahme davon gleichfalls als eine Mesalliance betrachtet. Hierauf schildert der Verfasser das Rheinthal vom Bodensee bis Chur, wobei er auch auf die Romanen und Ladiner zu sprechen kommt, die allerdings im äußern Typus mehr Aehnlichkeit mit den Italienern als mit den Germanen haben, aber in ihrem Charakter sehr verschieden von den Italienern sind; der Verfasser nennt sie redlich, treu, ausdauernd, mit geistigen Anlagen aller Art reich begabt, und er versichert sogar, daß sie eine Antipathie gegen die italienischen Nachbarn und eine Sympathie für alles deutsche Element hätten. Weiter versichert der Verfasser, daß man in Chur (Quoira), welches jetzt ganz von Deutschen bewohnt werde, noch vor 200 Jahren durchaus romanisch gesprochen habe. Für

zwei einander gegenübergestellte Sprachproben, des Romanischen aus der „Gasetta Romauscha" und des Ladinischen aus der Zeitung „Fögl d'Engiadina" wird man dem Verfasser nur dankbar sein können.

Die folgenden Kapitel tragen die Ueberschriften: „Charakter der romanischen Alpen", „Besteigung des Piz Languard", „Im Oberengadin", „Aus dem Jagdleben im Engadin", „Meran", „Ausflug nach Verona". Letzteres Kapitel mit der Schilderung des bunten und lauten, immer aber graziös-malerischen italienischen Gassenlebens, der sehenswürdigsten Gebäude und öffentlichen Gärten Veronas, der unter den jetzigen Verhältnissen vorherrschenden trüben und dumpfen Stimmung u. s. w. gehört zu den interessantesten des Buchs. Ueber den äußern Typus der Bevölkerung bemerkt der Verfasser: „Die Bewohner der venetianischen Lombardei erinnern in ihrem äußern Typus weit weniger an echte charakteristische Italiener, als manche aus andern Provinzen jenes schönen Landes. Es herrschen in diesem westlichen Theile Lombardiens nicht braune, sonnverbrannte Gesichter und schwarze Haare, nicht mittelgroße, wohl proportionirte, muskelscharfe oder markirte Figuren vor. Im Gegentheil sieht man viel blondes Haar, viel große, mehr deutsche oder longobardische, weicher modellirte Gestalten, und wenn sich auch die falben, goldenen Lockenköpfe der Madonnenbilder von Tizian, Paul Veronese oder Palma Vecchio und Paris Bordone nur noch selten in der Wirklichkeit vorfinden, so sieht man doch hin und wieder die Gattungsüberbleibsel dieser weiblichen Schönheiten."

Der erste Band des Buchs schließt mit einer begeisterten, brennend colorirten Schilderung des Gardasees und seiner Umgebungen.

Im zweiten Band schildert der Verfasser die von ihm besuchten Lokalitäten in den Bairischen Alpen und Nordtirol: Hohenschwangau, Partenkirchen, das Solbad Reichenhall und Umgebungen, Berchtesgaden nebst dem Königssee, den Chiemsee, Zell am See, den Starnbergersee, Tölz nebst Bad Krankenheil, Tegernsee und Wildbad Kreuth, den Achensee, das Innthal und Innsbruck u. s. w. Interessant ist, was der Verfasser von den tiroler Raufern oder Robblern erzählt. Bei diesen Robblern nahm, wie bei den nordischen Berserkern, die Raufsucht die Form einer förmlichen Manie und Krankheit an. Es kam vor, daß solche Robbler, wenn sie unter die Soldaten gesteckt und der strengen Militärdisciplin unterworfen wurden, in den Wald liefen und Bäume ausrissen, „um ihre Hitze auszutoben". Ein anderer, der in Vetsch bei Innsbruck lebte und ein gefürchteter Raufer war, ging, da er nicht mehr raufen konnte, zu gewissen Zeiten auf die Wiese hinaus, legte sich auf den Bauch, fing wie ein Pferd zu wiehern und zu zappeln an, kratzte mit den Händen oder riß wie die Hunde mit den Zähnen Gras aus dem Erdboden und warf es dann hinter sich, wobei er mit den Füßen wie rasend auf- und abschlug. Dies trieb er so lange, bis er ermattet war; dann hatte er für einige Monate Ruhe. Einigermaßen gewundert hat es uns, daß der Verfasser, der doch ein so rüstiger, immer die verborgensten Gebirgsschönheiten aufsuchender Wanderer ist, unter den Hauptpartien bei Partenkirchen außer dem Eibsee nur noch die wenig entfernte Klam nennt; das einsame Gehöft Hinter-Graseck, die Aussicht von dem gegen 7000 Fuß hohen Krotenkopf und ein Besuch des Hinterreinthal, eines vier Stunden langen schluchtähnlichen Thals, welches von der unter einem Gletscher, der sogenannten Eiskapelle, zu Tage kommenden Partenach durchrast und auf beiden Seiten von schroffen, bis zu 7—8000 Fuß aufsteigenden Felsen gebildet ward, bieten, wie wir aus Autopsie wissen, Größeres und Erhabeneres. Namentlich die letztere Partie gilt für eine der zwar beschwerlichsten, aber auch interessantesten und belohnendsten im ganzen Gebirge.

Verweisen möchten wir noch auf einen von dem Verfasser gemachten interessanten Versuch, den malerischen Typus bei den verschiedenen Gebirgsformationen festzustellen. Wir geben hier des Verfassers Charakteristik der Kalk- und Dolomitformation als Probe: „Die Häupter ragen zwar nicht ganz so hoch in den [illegible] Aether der ewigen Schnee
hinein, denn die reinen Kalkgebirge übersteigen selten das
von 10000 Fuß; aber die erfindungsreichsten, classisch sch
Formen erreichen in ihnen das Beste, was es irgendwo
Auch hier ist die gerade Linie in mannichfachsten Zusam
setzungen herrschend, die Gipfelung in spitzen freigetr
Pyramiden häufig, dagegen ein in schroffen Wänden auf
der, charakterscharf und malerisch abgekanteter langer
eine individuelle Gesammterscheinung. Dazu kommt da
Marmormaterial, welches mehr oder weniger reif und kla
Hell- und Dunkelgrau in Chamoisgelb, Hochgelb und
farben mit allen Schattirungen gedämpfter Tinten hindu
und auf dem sich die Schneeränder und Eisflächen be
licht und blendend ausnehmen. Diese Gebirge scheinen
tergehenden Strahle wahlverwandte Genossen der Sonne
und ihr Schattenwurf übt magische Zauber. Mit ihren
hohen Vorposten gewöhnlich an die nördliche Ebene
blicken sie der scheidenden Sonne mit leuchtendem Antli
und spiegeln sich in ihrem Licht, wie griechisch antike M
dämonen, von einem Jupiter-Phidias in phantastischen T
gemeißelt."

In dieser Weise sucht der Verfasser außerdem den lan
lichen Charakter der Flötzgebirge, der Sandsteinformatio
Melasse oder Nagelfluhe, der Basaltgebirge, des Porphy
Gneisbildungen mit Granit, Syenit u. s. w. festzustellen.
versichert, daß der Geograph Ritter und besonders Al
von Humboldt, der noch in seinem letzten Lebensjahre di
Güte gehabt habe, sich mit ihm über seine Auffassung de
schaftlichen Bergformationen zu unterhalten, deren sum
Gesetze auch für andere Welttheile und Zonen zutreffend
den hätten.

Unter den Beilagen des Buchs befindet sich eine
tung: „Das Verkennen der Heimatschöne", worin der
in begeisterten Worten namentlich die ungeheuere „Stu
des deutschen Terrains" anschaulich zu machen sucht.
der Verfasser an den Deutschen tadelt, daß sie Virtuose
seien, das Fremde groß und schön zu finden, während
Eigene unterschätzen, so ist dies allerdings richtig und e
Klage; aber es fehlt wahrlich und gerade gegenwärtig
nigsten auch nicht an solchen, welche in ihrem hyperbo
Urteutonismus sich selbst und alles Einheimische überschä
zu ihrem und ihrer Nation Schaden alles Ausländische
schätzen und abweisen. Was für erstaunliche schwin
Phrasen muß man nicht in dieser Hinsicht von Autor
öffentlichen Rednern sich gefallen lassen! Was nun den
landschaftlicher Reize betrifft, von dem hier zunächst d
die Rede ist, so ist zu bemerken, daß gerade der Schönh
zumal der für die Schönheiten der Natur, ein Recht ha
mopolitisch zu sein, ja daß er seiner innersten Natur n
mopolitisch ist. Im übrigen hört des Verfassers Werths
des Heimatlichen sofort auf, wo er auf die deutsche
der Gegenwart zu sprechen kommt; hier erblickt er ni
Schriftsteller, welche hinter Publikum und Buchhändler
„traurigen Gänsemarsch" bilden. Mit solchen allgemei
oft gehörten Beschuldigungen wird nichts ausgerichtet; m
creditirt damit nur ohne Nutzen die Literatur, den Schri
stand und schließlich sich selbst mit. Wenn der Verfass
daß das Publikum eigentlich sich nach dem Geschmack der
steller richten müsse, so ist dies ganz richtig, wenn er a
zufügt, das Publikum thue dies auch gern, so ist dies e
hauptung, die auf das jetzige hochmüthig und capriciös
dene Publikum, von diesem im großen und ganzen ge
nicht mehr recht passen will.

Zwei interessante Beilagen sind dann noch: „Das
den der Thierwelt und der Wildstand in den Alpen" und
süd- und norddeutschen Volkscharakter". Zwei Stellen
wir hier mitzutheilen uns nicht enthalten. Von dem
sagt der Verfasser: „Wesentlich ist es der Berliner,
über den Norddeutschen die Ansicht im Süden gefär

leich beschädigt hat. Er wurde oft zum Gattungsbegriff erho-
, was doch nur sehr modificirt geschehen dürfte. Der Ver-
r ist vorwaltend ein weichgestimmter, mildthätiger Gemüths-
sch, der seine wehrlose Gefühlsseite mit Sarkasmus, Satire,
bstironie und Witz maskirt, ja bewaffnet. Sein innerer
nanismus genirt seine unbefangene Tournüre. Sein Witz
, dessen Schule Markt und Straße sind, hat gewissermaßen
akademische Methode; er ist im praktischen Leben gebildet
seine Formen sind überliefert und zur Manier geworden.
se geht bei schwacher Geisteskraft der Ausübenden nur zu
ig in Manierirtheit über. Manierirtheit erregt schon an
für sich Widerwillen, um so mehr bei dem süddeutschen
fe, das etwas organisch Gesundes, aus dem Vollen Model-
s, Tolerantes hat und sich nicht gern mit unfruchtbaren
ericnen und Analysen, die nur ein Turnen des Verstandes
zu schaffen macht."

Ueber den Süddeutschen im allgemeinen bemerkt der Ver-
r: „Gleich dem deutschen Oesterreicher hat auch der gemeine
an im ganzen Westen von Süddeutschland, trotz einer ge-
en Rauheit, die man gern dem Baier nachgesagt, für die
iche Berührung mit seinesgleichen und andern mehr äußere
itur, mehr unbefangene praktische Lebenstournüre, als der
rddeutsche. Der Feingebildete, selbst die Dame von Stande,
ucht das Zusammentreffen mit dem niedern Volk von Stadt
Land nicht zu scheuen. Der Gasthof, die Wirthstafel, der
tliche Vergnügungsort vereinen die verschiedensten Stände
rieden und mit Manier. In vielen Gegenden des Nordens,
noch nicht viel gereist wird, sind bei solcher Gelegenheit ge-
den Gebildeten plumpe Sticheleien, Reibungen, sogar Thät-
eiten ein Lieblingsvergnügen des deutschen ouvrier und des
dern» Landmanns."

Der Verfasser erblickt einen „hohen moralischen Zug" des
ens darin, daß, „Prellhotels für überspannte Reisende na-
ich nicht mit inbegriffen", von Wirthen oder Bedienenden
ndeiner Art ein ärmlicher Mann niemals geringschätzender
ein anderer behandelt würde; daß hier mit erfreulicher Hu-
ität die Gleichberechtigung der Person und des Geldes gelte,
hviel welche vornehme oder niedere, arme oder reiche Hände
ür empfangene Dienste hinreichen. In Norddeutschland hat
wol noch aus slawischen Zeiten her, allerdings ein beklem-
der Unterschied von Rang und Stand festgestellt, der im
schen Süden viel weniger hervortritt, mindestens nicht im
tlichen Verkehr; der Mensch gilt hier, was er als Mensch
Titel Rang und Reichthum imponiren hier nicht in gleichem
de wie im Norden; man lebt und läßt leben und kümmert
sehr wenig um das Thun und Treiben des andern, insofern
icht lästig wird und dadurch die Gemüthlichkeit stört.

H. M.

Zur deutschen Verslehre.

Wesen des deutschen Rhythmus. Beitrag zur deutschen
erslehre. Von Roderich Benedix. Leipzig, Hartknoch.
62. Gr. 8. 20 Ngr.

Von unserm Lustspieldichter, Roderich Benedix, der sich, so
wir wissen, in der Praxis mit Versen wenig oder gar nicht
it hat, ein theoretisches Werk über die deutsche Verslehre
halten, hat gewiß für nicht wenige etwas Ueberraschendes
et; und mancher mag geneigt sein, in demselben nur ein
duct des Dilettantismus zu vermuthen. Von seiten seiner
ehung ist es ein solches wol auch, und einige Spuren da-
lassen sich auch in seinem Inhalt, sowie in der Darstellungs-
nicht verkennen. Man fühlt aus demselben heraus, daß
it dem, was die moderne Aesthetik überhaupt und die Poetik
esondere auf diesem Gebiete geleistet hat, nicht gründlich ge-
bekannt ist, um nicht Gedanken als neu zu bieten, die auch
andere ausgesprochen haben, und umgekehrt manches zu
mpfen, was als bereits überwunden betrachtet werden kann.
Auch verräth sich hier und da die Neigung des Autodidakten,
einzelne Beobachtungen zu überschätzen, manches als allgemein-
gültig auszusprechen, was nur innerhalb gewisser Grenzen an-
nehmbar ist, und über Ansichten, die mit den eigenen in Wider-
spruch stehen, gar zu rücksichtslos den Stab zu brechen. Abge-
sehen von diesen Mängeln aber — an denen es übrigens auch
in den Werken der eigentlichen Fachmänner nicht fehlt — trägt
das Buch den Charakter einer ernsten und gründlichen Arbeit
und verdient in mehrfacher Beziehung eine anerkennende Auf-
nahme und entgegenkommende Berücksichtigung. Die Grundge-
danken desselben sind im allgemeinen gesund und richtig und die
Entwickelung klar und verständlich. Die darin aufgestellten rhyth-
mischen Gesetze sind größtentheils kurz und scharf präcisirt, die
Consequenzen in der Regel richtig gezogen, und an beweisenden
Beispielen und Belegen für die Richtigkeit derselben ist eher eine
zu große Fülle als Mangel vorhanden.

Die Hauptsätze, welche der Verfasser geltend zu machen
sucht, scheinen nur in folgenden zu bestehen: „1) In der deutschen
Sprache beruht der Rhythmus nicht wie in den alten Sprachen,
auf einer Messung, sondern auf einer Wägung der Silben.
Man hat daher bei ihm nicht lange, kurze und mittelzeitige,
sondern schwere, leichte und schwankende Silben zu unterscheiden.
2) Schwer sind alle Stammsilben der Begriffswörter und die-
jenigen Silben drei- und viersilbiger Verhältnißwörter, die den
Hauptton haben; ferner in Zusammensetzungen alle Silben, die
den Hauptton haben. Leicht sind alle Form- und Vorsilben,
sowie die Sproßformen. Ferner alle einsilbigen Verhältnißwör-
ter. Schwankend sind die meisten Anhängesilben, mit denen
Begriffswörter gebildet werden. Ferner die Silben der zweisil-
bigen Verhältnißwörter, die den Hauptton haben. Schwankend
werden außerdem in Zusammensetzungen diejenigen Stammsilben
von Begriffswörten, die den Hauptton nicht haben und von die-
sem gedrückt sind; ebenso die Begriffswörter, wenn sie einen
Ergänzungsbegriff bei sich haben, wenn sie nur schmückend stehen,
als Titel, Anrede u. s. w. und in einzelnen Fällen durch den
Beziehungston; endlich auch die einsilbigen Verhältnißwörter,
wenn sie zwischen leichten Silben stehen. Die schwankenden
Silben neigen zur Schwere oder Leichtigkeit je nach dem Ein-
fluß, den die benachbarten Silben auf sie ausüben. Der Be-
ziehungston macht jede Silbe schwer, auf den sein Accent fällt.
3) Die gebundene Sprache kennt nur arsische oder thetische
Silben. Arsisch sind alle an sich schweren Silben; thetisch an
sich alle leichten und schwankenden; die letztern können aber
durch Umgebung von leichten Silben arsisch werden. 4) Der
ursprüngliche Rhythmus der Sprache zeigt sich nur in einfachen
Wörtern; in Zusammensetzungen trübt sich derselbe oftmals.
Daher sind der deutschen Sprache nur solche Versfüße natürlich,
die als einfache Wörter vorkommen, nämlich: Trochäen, Jam-
ben und Daktylen. 5) Die Nachbildung antiker Versformen
ist im Deutschen unthunlich, da dieses nur sprachlichen (wägen-
den), aber keinen musikalischen (messenden) Rhythmus kennt.
Die für den musikalischen Rhythmus der alten Sprachen noth-
wendige, verwickelte und weitläufige Verslehre ist daher für die
deutsche Sprache gar nicht anwendbar."

Der erste dieser Sätze ist nicht so neu, wie der Verfasser
anzunehmen scheint, denn man hat schon seit lange die alten
Sprachen in rhythmischer Beziehung als quantitirende, die deut-
sche dagegen als eine accentuirende Sprache bezeichnet und Minck-
witz sagt in seiner Metrik (§. 10) geradezu: „Darum messen
wir die Silben eigentlich nach ihrer Schwere und Leichtigkeit,
und theilen sie in Haupt- und Nebensilben." Immer bleibt es
verdienstlich, diese Wahrheit noch stärker als bisher hervorgeho-
ben und die Ausdrücke „lang" und „kurz" förmlich beseitigt zu
haben.

Mehr Ursprüngliches befindet sich im Inhalt des zweiten
Satzes; hauptsächlich eignet dem Verfasser die nachdrückliche
und specielle Ausführung des Gedankens, daß der rhythmische
Werth vieler Silben kein constanter, sondern ein in und mit
der Bedeutung der Nachbarsilben wechselnder ist. In der Praxis

sind die Dichter schon seit lange demgemäß verfahren; die Theorie hat bisher zu wenig Notiz davon genommen.

Der dritte Satz folgt im wesentlichen den bisherigen Annahmen; der vierte hingegen möchte wol vom Verfasser zuerst so scharf und bestimmt ausgesprochen sein; ebenso der fünfte, mit dessen Durchführung sich nahezu ein Drittel des Buchs beschäftigt, und wenn nicht in allen, doch in sehr vielen Beziehungen von überzeugender Kraft ist.

Nachdem wir im Bisherigen dem Buche unsere Anerkennung gezollt haben, sei es uns erlaubt, auch einige von den Punkten hervorzuheben, in denen wir dem Verfasser nicht zustimmen. „Durch Spruch und Widerspruch kommt die Wahrheit zu Tage", sagt der Verfasser selbst, und um diese ist es, wie ihm, so auch uns zu thun.

Das allgemeine ästhetische Princip, aus welchem der Verfasser das Wesen und die Gesetze des Rhythmus ableitet, bezeichnet er als „Gleichförmigkeit", die er als solche der „Einförmigkeit" gegenüberstellt, indem er behauptet, jene gefalle, diese misfalle. Was er hiermit sagen will, ist richtig; aber die Wahl der Ausdrücke und die Unterscheidung beider vermag nicht zu befriedigen. Er versteht unter Gleichförmigkeit, was man sonst „Einheit in der Mannichfaltigkeit" genannt hat; die wirkliche Gleichförmigkeit schließt aber die Mannichfaltigkeit aus. Zwei gleichförmige Fenster müssen, was die Form betrifft, in jeder Beziehung einander gleich sein. Zwei gothische Fenster aber, die nur im großen und ganzen einander gleich, dagegen im Detail voneinander verschieden sind, lassen sich nicht mit Recht gleichförmig nennen. In Fällen wie dieser ist hätte der Autor für Gleichförmigkeit Ausdrücke wie „Harmonie" oder „Analogie" gebrauchen sollen; in andern Fällen wäre dafür „Verhältnißmäßigkeit" oder „Proportionalität" am Platze gewesen. Die eigentlichen Grundbegriffe aber, in denen der Begriff des Rhythmus nach seiner ästhetischen Bedeutung wurzelt, sind einerseits der Begriff der Bewegung, andererseits der der Schönheit: denn Rhythmus überhaupt ist „Strömung" oder „Bewegung als Wechsel von Hebungen und Senkungen" und Rhythmus im ästhetischen Sinne (d. h. Eurhythmie) ist Wohlbewegung oder Schönheit im Wechsel von Hebungen und Senkungen. Es gibt keine Bewegung ohne einen Wechsel von Hebungen und Senkungen und keine Wohlbewegung ohne Schönheit, d. h. ohne Zusammengehörigkeit des Idealen und Realen, des Einen und des Vielen, des Ganzen und seiner Theile, des Grundgedankens und seiner Ausführung, des Gesetzes und seiner freien Bethätigung. Sowie man diese einfache Grundbestimmung hat, baut sich das ganze Lehrgebäude der Rhythmik gleichsam von selbst auf. Der Verfasser würde zu manchen seiner richtigen Sätze weit leichter gelangt sein und manche seiner Irrungen vermieden haben, wenn er hierüber von vornherein vollkommen mit sich im Klaren gewesen wäre.

Auf S. 13 behauptet der Verfasser unter anderm: „Die Melodie ist nur der Musik eigen, die Sprache hat sie gar nicht." Dies ist entschieden falsch. Selbst wenn in der Sprache nur insoweit eine Veränderung der Stimmhöhe stattfände, als der Verfasser selbst zugibt, nämlich durch Senkung des Tons am Schluß eines behauptenden und durch Hebung am Schluß eines fragenden Satzes, würde sie schon Melodie besitzen. Aber hierauf beschränkt sie sich keineswegs, sie drückt vielmehr die ganze Gliederung der Satzgefüge durch Hebungen und Senkungen des Tons aus, indem sie z. B. jeden Vordersatz, ähnlich wie die Fragesätze, mit einer Stimmerhöhung schließt, unwesentliche Nebenbestimmungen, Parenthesen u. dgl. mit gesenkten Stimmen spricht, und, wie der Verfasser späterhin selbst zugestehen muß, die accentuirende Verstärkung des Tons stets auch mit einer Tonerhöhung verbindet. So stark wie beim Gesang geschieht dies allerdings nicht, aber im lebendigen Vortrag doch stark genug, daß man zuweilen eine wirkliche Melodie heraushören kann. Manche besonders charakteristische Melodien von Gesangtexten lassen sich geradezu als musikalische Ausprägungen der sich von selbst darbietenden Sprachmelodie erkennen. Man spreche z. B. Mozart's „Keine Ruh' bei Tag und Nacht" oder Weber's „Durch die Wälder, durch die Auen" nur einigermaßen mit Ausdruck, so wird man unwillkürlich einen Tonwechsel eintreten lassen, der an die Melodien dieser Texte erinnert. Das melodiöse Sprechen erscheint daher auch, sofern es in den gehörigen Schranken bleibt, keineswegs als unschön. Das Unangenehmwirkende in den singenden Dialekten beruht nicht darauf, daß sie melodisch überhaupt sind, sondern darauf, daß sie dabei nicht das rechte Maß innehalten oder sich eintönig in immer wiederkehrenden Cadenzen bewegen, statt sich in leicht andeutender Weise der innern Bewegung des Gedankens anzuschmiegen. Hieraus folgt, daß der Verfasser auch darin nicht recht hat, wenn er das Wesen des Rhythmus blos im Wechsel der Tonstärke erblickt und die Ausdrücke „Arsis" und „Thesis" zwar beibehält, aber sie nicht im Sinne von „Hebung" und „Senkung" genommen wissen will. Diese Ausdrücke sind nichts weniger als blos bildlich, im Gegentheil ganz buchstäblich zu nehmen. Dem Rhythmus sind die in der Scala sich ausdrückenden Gradunterschiede der Höhe und Tiefe, keineswegs aber der Gegensatz von Hebung und Senkung überhaupt unbekannt.

Im Unrecht ist der Verfasser, wenn er Wörter wie „...sucht, Wahl" als lange, dagegen Wörter wie „Loch, F... Wall" als kurze Silben bezeichnet. Die letztern sind viel... ebenso gut lang, wie die ersten. Man verwendet zu ihnen ... selbe Zeitmaß, wie zu jenen, nur daß man es nicht dem ... sondern den ihm folgenden Consonanten zugute kommen ... Man hat in Fällen, wie diese sind, nicht lange und kurze ...ben, sondern gedehnte und geschärfte Vocale zu untersch... Als wirklich kurze Silben können nur solche gelten, wi... Endsilbe in „schlagen", die Anfangssilbe in „Gemüth" ... ähnliche; denn zu ihrer Aussprache wird wirklich ein gerin... Zeitquantum verwendet.

Auf S. 30 stellt der Verfasser das Gesetz auf, daß F...wörter als solche durch Betonung der Endsilbe charakt... würden. Die Einbürgerung sei erst dann als vollzogen z... trachten, wenn ein ursprünglich fremdes Wort im Mund... Volks einen deutschen Rhythmus erhalten habe, z. B. ... „Taback" Tàback, statt „Kaffee" Käffee u. s. w. gesagt w... In vielen Fällen trifft dies zu, in andern aber auch ... Wir sagen z. B. „Lógik", „Aesthétik", „Rhetórik" u. ... es läßt sich aber wol kaum behaupten, daß diese Wörter ... bei uns eingebürgert seien, als Wörter wie „Musik", „... u. s. w., bei denen wir den Ton auf die Endsilbe legen.

Auf S. 64 und 74 polemisirt der Verfasser geg... Annahme steigender, d. h. von der Thesis zur Arsis fortsch... der Rhythmen und will demgemäß Anapästen und aufste... Spondäen gar nicht gelten lassen, Jamben aber lieber als ...chäen mit einem Vorschlag, gleich dem Auftakt in der ... betrachtet wissen. Bekanntlich ist eine ähnliche Ansicht ... von Hermann aufgestellt, aber von spätern Metrikern nich... geheißen worden. In der That existirt für eine solche g...same Verleugnung der natürlichen Verhältnisse schlechte... kein stichhaltiger Grund. Der Rhythmus enthüllt uns di...setze der Bewegung. Die Bewegung kann aber ebenso w... einem schwächern Moment zu einem stärkern, wie umgekeh... einem stärkern zum schwächern fortschreiten, es gibt mithin ... wol zunehmende wie abnehmende Rhythmen, ja es bilden ... einen Gegensatz von sehr wesentlicher und ausdrucksvolle... deutung. Das treibende Motiv der Bewegung kann eben... am Ziel, wie am Anfang derselben liegen. Eine Bew... die einem Ziele zustrebt, ist eine wesentlich andere als eine ... welche blos die natürliche Folge eines Anstoßes ist. Je... ginnt mit einem ideellen Impuls, ist anfangs schwach un... gert sich; diese dagegen beginnt mit einem physikalischen ... ist anfangs stark und schwächt sich allmählich ab; bei jen... scheint das vorschwebende Ziel, bei dieser die im Rücken l... Kraft als die Hauptsache, jene ist eine strebende, diese ein... laufende Bewegung. Was die Bewegung im ganzen cha...sirt, muß sich auch in jedem ihrer kleinsten Momente ...

Gibt es daher steigende und fallende Rhythmen, muß es auch steigende und fallende Versfüße geben und die Theorie thut nicht wohl, diesen charakteristischen, thatsächlich wirklich bestehenden Gegensatz aus dem Bewußtsein verdrängen zu wollen. Sie macht sich damit nicht nur einer Willkür schuldig, sondern beraubt sich auch der Möglichkeit, die historische Anwendung der verschiedenen Rhythmen in ihrem tiefern Grunde zu erfassen. Daß sich die epische Dichtung vorzugsweise daktylischer und trochäischer, also fallender, dagegen die dramatische Poesie hauptsächlich iambischer und anapästischer, also steigender Rhythmen bedient hat, ist sicherlich kein Zufall, sondern hat seinen ersten und natürlichsten Grund eben darin, daß sich für die Erzählung, die uns nur mit dem Verlauf irgendeiner Begebenheit bekannt zu machen sucht, die ruhig verlaufende, dagegen für das Drama, welches uns ein um irgendein Ziel mit widerstrebenden Elementen kämpfendes Streben vergegenwärtigen will, die strebende Bewegung als die angemessenste erweist. Aus demselben Grunde liebt die elegische Lyrik mehr fallende, die lebenslustige mehr steigende Rhythmen; aus demselben Grunde hat das vom naiven Standpunkt der Volkspoesie auf dem bewußten Standpunkt der Kunstdichtung gelangte Epos auch für die mehr auf Spannung, als einfache Mittheilung ausgehende Erzählung den Jambus, und umgekehrt die moderne Schicksalstragödie, in welcher nur noch ein ohnmächtiges Streben mit einem naturalistisch fortschreitenden Fatum kämpft, naturgemäß den Trochäus angewandt; aus demselben Grunde endlich zeigt die Poesie der modernen Völker um so viel mehr Vorliebe für den Jambus, als überhaupt ein tendenziöses, selbstbewußtes, sittliches Streben in neuerer Zeit weit stärker ausgeprägt ist, als in dem sich mehr naturalistisch entwickelnden Alterthum.

Schließlich können wir dem Autor in seinem Eifern gegen die Anwendung antiker Rhythmen und Versformen in der deutschen Sprache nicht ganz beistimmen. Auch wir sind der Ansicht, daß man den antiken Versbau nicht zum Gesetz für unsere Poesie machen darf, daß die alten Versmaße stets einen fremdartigen Beigeschmack für das deutsche Volk behalten werden und daß viele derselben dem Geist der deutschen Sprache geradezu widersprechen. Aber die Einführung derselben in die deutsche Poesie ist nun schon seit mehr als einem Jahrhundert eine vollendete Thatsache, die größten unserer Dichter und die ihnen dafür Anerkennung zollende Nation haben derselben ihre Sanction ertheilt, und mit solchen historischen Erfolgen ist nicht zu rechten, selbst wenn dieselben beklagenswerth wären. Das sind sie aber keineswegs; im Gegentheil, es hat vielleicht nichts auf die Entwickelung der deutschen Sprache und Verskunst so vortheilhaft und segensreich eingewirkt, als gerade die ihr im Wettkampf mit den Alten gewordene Disciplin. Erst in dieser Schule hat sie sich die Geschmeidigkeit und Bildungsfähigkeit, Gesetzmäßigkeit und Wohlgefälligkeit erworben, welche sie jetzt besitzt und durch welche sie mehr als jede andere der neuern Sprachen dazu befähigt ist, in ihrer Literatur den Goethe'schen Gedanken einer universellen Weltliteratur zu verwirklichen. Uebersetzungen sind erst dann im Stande, einen Begriff vom Original zu verschaffen, wenn sie nicht blos den Inhalt, sondern soweit als möglich auch die Form desselben wiedergeben. Schon um unserer trefflichen, charakteristischen Uebersetzungen willen haben wir uns also der Nachbildung der antiken Versformen zu erfreuen; und wer möchte leugnen, daß sich auch unter den Nachbildungen eine große Anzahl von Werken befinden, die zu den schönsten Erzeugnissen unserer Literatur gehören und nicht entstanden sein würden, wenn nicht jener Einfluß bestanden hätte. Ja wir müssen eingestehen, daß wir selbst in der Gestaltung und Ausbildung unserer eigenen Rhythmen und Versmaße nicht zu solcher Vollkommenheit gelangt wären, wenn wir uns nicht an denen in der Ueberwindung von Schwierigkeiten und dem Takt für Wohlbewegung und Wohllaut geübt hätten. Jetzt, wo es solcher Uebungen nicht mehr in demselben Maße bedarf, ist es gerechtfertigt, mehr und mehr die Abhängigkeit von den fremden Einflüssen wieder abzuschütteln und sich der eigenen Natur gemäß zu entwickeln; aber eine absolute Verwerfung und Ausmerzung der antiken Versmaße dürfte weder gerecht, noch ersprießlich sein. 11.

Roman- und Dorfgeschichtenliteratur.

1. Vaterländische Geschichten von Max Ring. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese gewandt und populär vorgetragenen kleinen Erzählungen illustriren größtentheils Begebenheiten aus dem Leben Friedrich's des Großen. Eine derselben: „Die Kunstfreunde", schildert recht anschaulich die burlesk-grotesken Kunstbestrebungen des berühmten schlesischen Sonderlings und Verschwenders Grafen von Hodiz auf seinem Gute Roßwald. „Das Rübenfeld" und „General und Secretär" sind gelungene Ausmalungen von bekannten Anekdoten aus dem Leben des gestrengen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. Die der Chronik der Stadt Breslau entnommene „Schneiderrevolution" spielt im Revolutionsjahr 1793. Ob der Denkzettel, den in der Erzählung: „Der Hofnarr des Kurfürsten". (Joachim I. von Brandenburg), der berüchtigte Ablaßkrämer Tezel im Jahre 1517 zwischen Berlin und Jüterbogk von einem märkischen Ritter Namens Schenk von Barward erhält, auf einer thatsächlichen oder nur gut erfundenen Anekdote beruht, bleibe dahingestellt. Sehr zeitgemäß ist, angesichts der funfzigjährigen Gedächtnißfeier der deutschen Erhebung und des Todestags (28. August 1813) eines ihrer begeistertsten Kämpfer und Sänger, Theodor Körner's, dessen novellistisch behandelter Lebensabriß, unter dem Titel „Leier und Schwert". Körner's dichterischer und durch seine Selbstbetheiligung am Kampfe auch moralischer Einfluß auf die damalige Regenerirung des deutschen Nationalgefühls wird hier mit Recht als ein bedeutungsvoller geschildert.

2. Drei Bücher vom Geiste. Roman von A. von Stifft. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die mancherlei Gedankengänge, philosophischen Deductionen, Beobachtungen des socialen Lebens, die, vermischt mit den verschiedenartigsten kritisch-ästhetischen Betrachtungen auf dem Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften, uns unter dem obigen, allerdings etwas prätentiös erscheinenden Titel geboten werden, sind wol geeignet, Interesse und Anregung zu gewähren. Eine harmonische Befriedigung können wir jedoch aus ihnen nicht empfangen, weil dieser ganze buntschillernde, im Grunde nur seltsam gesucht in die drei Bücher „Pathos", „Ironie" und „Palingenesis" eingetheilte Stoff nicht von einer leitenden und einheitlichen Idee klar und entschieden beherrscht wird. Diejenige, welche als solche am Schluß des Buchs aufgestellt wird: das Bedürfniß eines „neuen Geistes", der gleichsam in künstlerischer Weise die menschliche Gesellschaft regeneriren und zu einem „Weltbürgerthum", als ihrem idealen Ziele, heranbilden solle, scheint der abgehandelten Stoffmasse erst a posteriori octroyirt und läßt die zusammenhangslose, aphoristische und wirre Haltung des Ganzen nur noch mehr hervortreten.

Die gleiche Haltung zeigt das Romanelement dieses Buchs, welches nur zu dem Zweck componirt scheint, den Verbindungskitt zu jener bunten philosophisch-ästhetischen Mosaikarbeit abzugeben. Der Autor gibt sich hier als Romantiker. Fast alle seine Gestalten, Männer wie Frauen, sind weniger dem Leben als der Phantasie entnommen, und erscheinen mehr oder weniger von einem mystisch nebelhaften Dunstkreis umgeben. Mitunter machen sie sogar jenen unheimlichen Eindruck, den wir wol in einem Wachsfigurencabinet zu empfangen pflegen, indem es uns plötzlich vorkommt, als wandelten wir zwischen prächtig aufgeputzten und schön geschminkten galvanisirten Leichen. Ueberall fehlt hier Leben und Bewegung, selbst in dem Stil, der sich übrigens — bei der Mehrzahl der österreichischen Belletristen, zu denen unser Autor zählt, eine Seltenheit — fast durch-

gängig durch correcten, gewählten und nicht selten auch poetischen Ausdruck auszeichnet.

3. Ein Mädchen aus dem Volke. Sittenroman aus dem modernen Leben von Rudolf Neuburger. Berlin, Janke. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Wiedererzählung von berliner Begebenheiten, ohne genügende künstlerische Verarbeitung. Das sentimentale Element spielt hier die Hauptrolle. Einen beinahe komischen Eindruck macht die bei den jugendlichen Personen sich äußernde plattnaive, so gar nicht künstlerisch vermittelte große Elasticität des Herzens. Die Heldin der Erzählung, das Mädchen aus dem Volke, macht die Bekanntschaft eines weit über ihr stehenden jungen Mannes und nimmt dessen Bewerbung und Hand an, als er sich infolge eines Misverständnisses von seiner bisherigen, ihm ebenbürtigen Braut verabschiedet sieht; bewirkt aber, als sie letztere zufällig persönlich kennen lernt, mit der Opferfähigkeit der innigsten Seelenliebe die Aufklärung dieses Misverständnisses, versöhnt beide und entsagt feierlich zu Gunsten jener ersten Verbindung. Nun sollte man denken, bleibt ihr Herz und ihre Hand frei. Keineswegs; sie verlobt sich ganz kurz darauf mit einem jungen Kaufmann, tritt aber ebenfalls wieder zurück, weil sich dessen Bruder, der sie gleichfalls liebt, wegen dieser Verlobung erschießt. Glücklicherweise stirbt schon nach einem Jahre die junge Frau jenes ersten Geliebten, und kaum ein Jahr später führt das Geschick beide Liebende zur endlichen Vereinigung zusammen. Der junge Kaufmann hat sich inzwischen mit einem adelichen Fräulein getröstet, und auch sein unglücklicher Bruder und Rival würde sicher mit deren Schwester dasselbe gethan haben, wäre nur leider nicht seine selbstmörderische Kugel tödlich gewesen; denn seine letzten, an diese voll Mitleid um den Sterbenden bemühte, junge Dame gerichteten Seufzer lauten: „Wenn ich leben könnte, würde ich nur für Sie leben wollen!“

Nach so gänzlich ungenügenden Beweisen eines guten Geschmacks kann uns die am Schluß des Romans vom Verfasser in Aussicht gestellte „Fortsetzung“ desselben weit weniger mit Befriedigung erfüllen, als die gleichzeitige Bitte um Nachsicht für diese „erste größere Arbeit“. Hiernach scheint der Verfasser noch jung und bildungsfähig und kann sich vielleicht einst bessern Dank mit einem andern, selbsterfundenen Stoff erwerben, der nicht, wie diese „auf Wahrheit beruhende“ triviale berliner Stadtgeschichte, seine Phantasie niederzieht, sondern sie zu einer idealern Auffassung des Lebens anregt. An Darstellungstalent fehlt es ihm keineswegs.

4. Gemüthliche Dorfgeschichten von Th. Messerer. München, Fleischmann. 1862. 8. 18 Ngr.

Der allen Anzeichen nach dem geistlichen oder Lehrerstande angehörende Verfasser bedenkt hier nachträglich auch noch das kindliche Alter mit einem Modeartikel der Literatur, dessen Gesuchtheit bereits abgenommen zu haben scheint. Die fünf gut vorgetragenen Geschichtchen, deren eine, „Die Muttergottesbüchse“, durch ein in Farbendruck ausgeführtes Titelkupfer illustrirt ist, haben das altbairische Dorf zum Schauplatz und eine entschieden realistische Haltung, die mitunter nur etwas zu nüchtern und hausbacken wird. Durchgängig tritt die pädagogische Tendenz hervor, die sich in diesen, zunächst wol für das schulpflichtige Alter berechneten Erzählungen vorzugsweise die Erweckung und Stärkung des sittlichen Gefühls angelegen sein läßt. 62.

Notizen.

Alfred Reumont und G. P. Vieusseux.

Der ausgezeichnete Kenner italienischer Geschichte und Literatur, Alfred Reumont, gab bei Decker in Berlin heraus: „Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia.“ Der Verfasser hatte bereits im Jahre 1846 begonnen, in dem von Giovan Pietro Vieusseux herausgegeben „Archivio storico italiano“ über solche deutsche Werke u Schriften, welche sich auf Italien bezogen, regelmäßig zu richten. Diese bibliographischen Notizen, die Reumont dann unendlichem Fleiße vervollständigte und verarbeitete, gaben erste Grundlage zu vorliegendem Werke, welches zunächst vorzugsweise für den Gebrauch italienischer Leser bestimmt daher auch in italienischer Sprache verfaßt ist, aber auch sern heimischen Geschichtsforschern und allen Freunden der ita nischen Literatur wie des italienischen Volks eine sehr willk mene Gabe sein wird. Das Ganze besteht aus zwei Abtheil gen, von denen die erste die Kirchen-, Staats- und Lit turgeschichte, die zweite die Geschichte der schönen Künste fast. Den Büchertiteln ist eine gedrängte Angabe des Inha in vielen Fällen auch eine kritische Würdigung hinzugefügt. Italiener können aus diesem Werke besser als aus jedem and in Erfahrung bringen, mit wie großer Vorliebe und mit chem fast leidenschaftlich zu nennenden Eifer sich die Histori die Literatur- und Kunstgeschichtschreiber deutscher Nation dauernd mit Italien, seiner Geschichte, seinen kirchlichen religiösen Zuständen, seiner Literatur und seinen Leistungen dem Gebiete der Künste beschäftigt haben. Eine gleicha bibliographische Uebersicht alles dessen, was Italiener in B auf Deutschland geschrieben haben, würde sicherlich bei we nicht den Umfang des vorliegenden Werks erreichen. In be Abtheilungen des Werks nehmen übrigens die eigenen Arb Reumont's über Italien einen beträchtlichen Platz ein. Ge met ist das Werk dem oben als Herausgeber des „Arch storico italiano“ genannten inzwischen (am 28. April) storbenen G. P. Vieusseux, dem Bewohner des Palazzo B delmonte am Dreifaltigkeitsplatz in Florenz, der den eigentl Mittelpunkt alles literarischen und geistigen Lebens in Flo bildete. Aus einem jüngst in der augsburger „Allgeme Zeitung“ erschienenen, sehr wahrscheinlich aus Reumont's herrührenden Nekrolog Vieusseux' erfahren wir, wie die Zahl berühmter oder verdienstvoller deutscher Gelehrten welche im Palazzo Buondelmonte freundliche Aufnahme fan dem Verstorbenen Rath, Unterstützung und Förderung jeder in wissenschaftlichen Angelegenheiten verdankten oder mit von Deutschland aus in mehr oder minder naher Bezie standen und ihm ein dankbares Andenken bewahrten. Vieu hatte zwar die deutsche Sprache nur unvollkommen gelernt, auf seinen Reisen in Deutschland und namentlich bei einem meh natlichen Aufenthalt in Kiel sich mit deutschem Wesen befr det. Aber wo werden wir gegenwärtig den deutschen Palazz suchen haben, der infolge der Gastfreundlichkeit und der wi schaftlichen Hülfsbereitschaft seines Bewohners wie der Pal Buondelmonte in Florenz ein Mittelpunkt literarischer B hungen für ganz Europa und Nordamerika, eine Herberge hervorragendsten Zeitgenossen wäre? H. K

Künstlerstipendien in Deutschland.

Wenn die deutsche Kunst gewachsen und gediehen ist so herrliche Blüten und Früchte getragen hat, so sind es g unsere Regierungen am allerwenigsten gewesen, welche, s moralisch oder materiell, uns dazu verholfen haben; denn wenigen Acte fürstlicher Liberalität können nichts gegen Gleichgültigkeit des Staats in Bezug auf Literatur- und K interessen beweisen. Aber selbst die Zeiten der „Jahrgeha scheinen uns immer mehr zu entrücken, die sogenannte Welt hat nach und nach das wenn auch vielfach bedenkl jedoch so wenig kostspielige Patronatsrecht an jedem Ta ganz freiwillig aufgegeben, und die Ständeversammlungen h nach ihrer Meinung viel Nöthigeres zu thun, als sich un nutzlose Dinge zu bekümmern. Einzelne regierende Fürsten ben bei uns wol und bisweilen in sehr liberaler Weise Künste unterstützt und gefördert, aber nur als zufällige Pri liebhaber und nicht selten sehr zum Verdruß der administra

Staatsorgane, des Finanzministeriums, der Ständeversamm-
ungen u. s. w. Die meiste Aufmerksamkeit hatte man immer
och den bildenden Künsten geschenkt; doch auch diesen gegen-
ber scheinen in gewissen Kreisen andere Anschauungen Geltung
u gewinnen. In einem Kunstberichte aus Berlin in der augs-
urger „Allgemeinen Zeitung" lasen wir neulich bei Erwähnung
, Feldherrenstandbilder auf dem Wilhelmsplatze: „Auch die
unst leidet unter der Herrschaft feudaler Principien und ein-
itigen Militärstolzes, denn diesen beiden ist das künstlerische
eal die Nachahmung von Soldaten, bei denen die Montirungs-
icke bis auf die Knopfzahl reglementsmäßig ausgeführt sind.
chüler des Gewerbeinstituts sind die ausführenden Künstler der
nen Standbilder, im Gewerbeinstitute sind sie gegossen, und
glich ist die Herstellung billiger als auf jedem andern sonst
öglichen Wege." Um so angenehmer überraschte die gleichzeitig
n den Blättern gebrachte Nachricht, daß das infolge eines Reichs-
thsbeschlusses, welcher alljährlich 10000 Gulden für Künst-
stipendien bewilligt hat, in Wien zusammengetretene Comité
r Durchführung derselben dem Kaiser demnächst seine Anträge
r Genehmigung vorlegen werde. Jüngst hat nun die officielle
Wiener Zeitung" die Namen von 16 Künstlern gebracht, wel-
n zum ersten male in Oesterreich Staatsstipendien zugewiesen
orden sind, und wir sind abermals enttäuscht worden; denn
ter den Stipendiaten befinden sich ein einziger Dichter (Franz
ißl) und zwei Tonkünstler, die übrigen sind sämmtlich Maler
r Bildhauer. Man könnte sich in der That versucht fühlen,
Regierungen die Anschauungen eines Krämers unterzulegen,
lcher für sein Geld „etwas Reelles" haben will und dem
her ein bemaltes Stück Leinwand oder nun gar ein be-
uener Marmorblock natürlich weit mehr werth ist als ein
anuscript. 83.

Habent sua fata libelli.

Wie hoch der internationale Verkehr auch in Sachen dra-
tischer Sujeterfindung und Stofflieferung gestiegen, zeigt eine
ine Posse, die wol den meisten Lesern d. Bl. schon einen ver-
ügten Abend bereitet: „Guten Morgen, Herr Fischer." John
enford (geb. 1812 zu Camberwell und soviel ich weiß noch
Leben), ein fruchtbarer englischer Dramatiker und zugleich
nner der ausländischen Bühne, wie namentlich auch der deut-
n Literatur, aus der er auch manches übersetzt hat, hat eine
rce „Twice killed" geschrieben, in welcher dieselbe Idee
Hebel der komischen Verwickelung abgibt, wie in dem deut-
n Stück. Im einzelnen ist die Ausführung anders und ins-
ndere findet sich die komische Scene, welche zu dem deutschen
l Anlaß gegeben hat, hier gar nicht. Sonst ist das Stück
hweg lustig und nicht ohne Witz, der bis zum Schluß an-
: „And now, ladies and gentlemen, that you 've seen
friend, Gecklers, «Twice Killed», let us hope, that
will, at length, allow him to live uninterruptedly —
nterruptedly, did I say? No; for if my innocent de-
encies did serve to amuse you, I shall feel the greatest
sure in killing him twice more to-morrow." Das
k gefiel in England und wurde ins Französische übersetzt;
e Jahre darauf benutzte man den Stoff zu einer komi-
Oper: „Bon soir, Monsieur Pantalon", und diese ko-
he Oper wurde, „in course of nature", wie Lewis, dem
hier folgen, in den „Modern British dramatists" sagt,
rum ins Englische übertragen. Endlich gibt es noch ein Stück
ben Stoffs: „Servus, Herr Stutzerl", welches ich 1854
dem Leopoldstädter Theater in Wien sah, das aber nur im
iafirten Namen und einigen andern österreichischen Nuancen
unserer norddeutschen Behandlung, deren Autor Friedrich
ich unterscheidet. So haben wir denn sechs Bearbeitungen
ben kleinen, allerdings sehr amusanten Stoffs: zwei eng-
(die von Oxenford und die rückübersetzte Oper), zwei
ösische (die Uebersetzung von Oxenford's Stück und die
) und zwei deutsche (die von Friedrich und die wie-
he). 31.

Bibliographie.

Aus Herz und Welt. Dichtungen in Original-Beiträgen, gesammelt und herausgegeben von der „Breslauer Dichter-Schule". Breslau, Kern. 16. 1 Thlr.

Beck, J., J. Heinr. von Wessenberg. Ein deutsches Lebensbild. Freiburg im Br., Wagner. 8. 14 Ngr.

Blunt, J. J., Eine Skizze der Reformation in England. Aus dem Englischen übersetzt von H. Fick. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 17½ Ngr.

Deiters, K. F., Wider die Armuth. Anschauungen und Reflexionen. Schwerin, Hildebrand. Gr. 8. 15 Ngr.

Druffel, A. von, Kaiser Heinrich IV. und seine Söhne. Regensburg, Coppenrath. 1862. Gr. 8. 16 Ngr.

Förstemann, E., Die deutschen Ortsnamen. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 2 Thlr.

Förster, E., Geschichte der neuen deutschen Kunst. Zwei Theile. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 4 Thlr.

Goeschel, C. F., Vorträge und Studien über Dante Alighieri. Aus seinem Nachlass herausgegeben. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr.

Hagen, K., Der Maler Johann Michael Voltz von Nördlingen (1784—1858) und seine Beziehung zur Zeit- und Kunstgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nebst einem Verzeichnisse seiner Werke. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 18 Ngr.

Hartmann, M., Novellen. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Köpert, H., Satirische Epigramme der Deutschen von Opitz bis auf die Gegenwart. Nebst einem Anhang über die Theorie und die Geschichte des Epigrammes. Eisleben, Reichardt. 8. 20 Ngr.

Meyer, A., Shakspeare's Verletzung der historischen und natürlichen Wahrheit. Ein Vortrag. Schwerin, Hildebrand. Gr. 8. 6 Ngr.

Paulig, F. E., Bilder aus dem Missionsleben. Nach Musterdarstellungen bearbeitet. Erster Band. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 1 Thlr.

Polko, Elise, geb. Vogel, Notizen und Briefe über und von Dr. Carl Vogel, vormaligem Director der Bürger- und Realschule zu Leipzig. Nebst photographischem Titelbild. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vogt, C., Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde. Erste Lieferung. Gießen, Ricker. Gr. 8. 24 Ngr.

Zeller, J. P., genannt Vetter, D'r Vetter aus d'r Palz. Dichtungen in pfälzischer Mundart. Mit dem Bildnisse des Dichters. Mannheim, Löffler. 8. 22 Ngr.

Tagesliteratur.

Einhauser, J. E., Die Dr. Becker'sche Beleuchtung des Vortrags vom Professor Frohschammer über das Recht der neuern Philosophie gegenüber der Scholastik gewürdigt. München, Lentner. Gr. 8. 4 Ngr.

Die deutsch-dänische Frage. Eine Darstellung für die Mitglieder des englischen Parlaments. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Huber, V. A., Die Arbeiter und ihre Rathgeber. Berlin, Rauh. Gr. 8. 5 Ngr.

Hurter, H., Ueber die Rechte der Vernunft und des Glaubens. Rede gehalten am Restaurationsfeste der Innsbrucker Universität im Jahre 1863. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 8 Ngr.

Knoll, S., Dr. Ferdinand Ignaz Herbst als Convertit und katholischer Pfarrer. Ein Lebensbild. München, Lentner. Gr. 8. 4 Ngr.

Venedey, J., Die Polenfrage vor dem preußischen Abgeordnetenhause. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring** (**W. Alexis**). Fortgesetzt von Dr. **A. Vollert.**

Dreiunddreißigster Theil oder Dritte Folge neunter Theil.

12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Briefdieb Karl Kalab. (Wien. 1862.) — Das Parlamentsmitglied William Roupell. (Urkundenfälschung, Betrug und Meineid. London. 1862.) — Der Mädchenmörder Dumollard. (Lyon und Bourg. 1861—62.) — Ein Reiterstücklein. (1623.) — Die Zigeuner im Streitwald. (1714.) — Dr. Bahrdt, das Wöllner'sche Religionsedict und die Deutsche Union. (1789.) — Dorothea Götterich. (Mecklenburg-Strelitz. Raubmord. 1770.) — Drei Weiber als Mörderinnen. (Pommern. 1854.) — Vatermord eines Zigeuners. (1840—44.) — Der Buchdrucker Georg Heinrich Jacobi. (Giftmord. Darmstadt. 1861—62.) — Eine Somnambule. (Sachsen. 1841.)

Wie aus Vorstehendem ersichtlich, enthält dieser soeben erschienene Theil wieder sehr merkwürdige, das mannichfachste Interesse in Anspruch nehmende Criminalfälle.

Die Erste und Zweite Folge des „Pitaval" erschienen in neuer Ausgabe zu dem **ermäßigten Preise** von 1 Thlr. für jeden Theil.

Der Dritten Folge erster bis achter Theil kosten jeder 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Moderne Gesellschaft.

Roman in zwölf Büchern von

Franz von Remmersdorf.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Der pseudonyme Verfasser, durch seine geistvolle Auffassung und Schilderung italienischen Lebens in dem Romane „Unter den Ruinen" (vier Theile, 4 Thlr.) bereits vortheilhaft bekannt, bietet mit diesem neuen größern Romane ein Sittengemälde aus der deutschen Gegenwart, reich an pikanten Scenen und spannenden Verwickelungen. Schonungslos wird die Frivolität und Blasirtheit der genußsüchtigen Welt von ihm entschleiert, aber mit feinem Takt sind überall die Grenzen eines gebildeten Geschmacks in der Darstellung gewahrt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**

Soeben erschien:

Dritte Lieferung. **Bogen 17—24. Bäuerchen—Biss.** 20 Ngr.

Das **Deutsche Sprichwörter-Lexikon** faßt den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterschatz (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter) in alphabetischer Ordnung zusammen. Es wird nach dem Urtheil competenter Stimmen ein Werk, das der deutschen Literatur zu Nutz und Ehre gereicht und deshalb die werkthätigste Unterstützung in allen Kreisen des Volks verdient. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen darauf an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Sch[...]

Soeben erschien:

Die Frau eines eiteln Mannes[...]

Eine Erzählung.

Aus dem Schwedischen von August Kretzsch[...]

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Am Schlusse ihres so beifällig aufgenommenen [...]
„Blätter aus dem Frauenleben" versprach die Verfasseri[...]
tig vielleicht eine Fortsetzung desselben zu liefern. Mit [...]
zählung „Die Frau eines eiteln Mannes" hat sie dies [...]
chen in einer Weise erfüllt, welche das Interesse ihrer zah[...]
Leser in hohem Grade zu fesseln geeignet ist.

Von Marie Sophie Schwartz erschienen in demselben Verl[...]

Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. [...]
Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem [...]
Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thl[...]

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. [...]
Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei [...]
2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei [...]
2 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm Stjernkrona. Oder: Ist der Charakt[...] Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei [...]
2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Zigeuner

in ihrem Wesen und in ihrer Sprach[...]

Nach eigenen Beobachtungen

dargestellt von Dr. jur. **Richard Liebich**, Crimi[...]

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Schrift, ein Seitenstück und eine wichtige Er[...]
zu Avé-Lallemant's berühmtem Werke „Das deutsche [...]
thum", ist, wie dieses, nicht nur von praktischer Brau[...]
für Criminalisten und Polizeibeamte, sondern gewährt a[...]
turhistorikern, Ethnologen, Gerichtsärzten, Geschworene[...]
insbesondere Sprachforschern reiche Ausbeute. Einen [...]
bestandtheil bildet das Zigeunerisch-deutsche und Deutsch-[...]
rische Wörterbuch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen He[...]

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

8 Bände. Früherer Preis 19 Thlr. 22 Ngr.

Ermäßigter Preis 6 Thlr.; einzelne Bände 1 [...]

Die frühern Bände dieser interessanten und gediegen[...] schrift, einem Lieblingsblatte des gebildeten Publikums, [...] um sie auch weitern Kreisen zugänglich zu machen, zu ob[...] deutend ermäßigten Preise zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 23. Juli 1863.

Sprichwörterliteratur.

Auf dem Gebiete des Sprichworts ist in unsern Tagen ein reger Eifer gezeigt worden; Forscher wie Simrock, Hoffmann von Fallersleben, Eiselein, Zacher, in letzter Zeit Friedrich Latendorf und der unmittelbar an den Volksmund sich wendende Edmund Hoefer setzten für die neuhochdeutsche Zeit und die Gegenwart ihre Jagd fort, wie in seiner Arbeit über Freidank mit so ausgezeichneter Gründlichkeit und Sauberkeit Wilhelm Grimm für die im ganzen weniger volksthümliche höfische Poesie des Mittelalters angestellt hatte. Und wieviel bleibt noch stets zu verzeichnen, denn diese Jagdart begnügt sich, das Wild gefangen und aufgezeichnet zu haben, dann mag es wieder in seine Freiheit, in die weiten Gefilde unserer Sprache entlassen sein. Man könnte fragen, ob der gegenwärtige Stand dieser doch auch häufig recht dilettantisch betriebenen Literatur schon erlaube, ein wenn auch nur vorläufig abschließendes Sammelwerk, ein Sprichwörterbuch, zu unternehmen; ob außer der freilich leicht herzustellenden größern Reichhaltigkeit auch für kritische Sicherheit, die das wahrhaft Volksthümliche von individueller Entstellung zu unterscheiden gestattet, ob für genügende Erklärung überall schon so vorgearbeitet ist, daß das Urtheil sich günstiger stellen müßte, als über die bisherigen drei größten Sammelwerke geschehen konnte. Denn mit gutem Fug sagt Latendorf in seiner Schrift über Agricola (S. 66): „Hier aber geht wol das einstimmige Urtheil dahin, daß unter den drei größten Sammlungen Körte unkritisch und unzuverlässig, Simrock und Eiselein bei ungleich größerer Fülle und Verständniß doch unzureichend sind."

Auch von der 1861 erschienenen zweiten Auflage der Körte'schen Sammlung vernehmen wir leider nicht viel Tröstliches; unkritisch ist sie geblieben und viel Ungehöriges, moralisirende Excurse und dergleichen bringt sie hinzu.

Doch wie dem auch sei, selbst eine rein compilatorische Arbeit ist ein Bedürfniß, und sie wird einem wissenschaftlich gearbeiteten Sprichwörterbuch die Bahn brechen. Wir rechnen dahin ein Werk das bereits vielseitig mit Freuden begrüßt wurde:

Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von Karl Friedrich Wilhelm Wander. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 1863. 4. Jede Lieferung 20 Ngr.

Der Berichterstatter über die beiden vorliegenden Lieferungen, die Frucht dreißigjährigen und — das glaubt wol jeder, der Deutschlands literarische Zustände kennt — wahrhaftig wenig äußern Lohn abwerfenden Sammelns und Forschens ist hier in einer bedenklichen Lage; er wird im einzelnen vielerlei auszustellen haben und kann so leicht den Schein der Misgunst oder kleinlichen Flickens am Zeuge auf sich ziehen, da er doch einer so kolossalen Arbeit gegenüber und so vielfach durch das Gebotene erfreut und belehrt sich der eigenen Unzulänglichkeit und aufrichtigen Dankes wohl bewußt bleibt. Er muß daran mahnen, begründeten Tadel für einen bessern Freundesdienst anzusehen, als bequem hingeworfenes Lob, dessen unsere Zeit, die sich über unverdiente Ordensverleihungen erhitzen mag, dennoch auch gute Dosen vertragen kann. Zudem hegen wir die Hoffnung, auf die folgenden Lieferungen einen ihnen und so dem Publikum nicht ganz nutzlosen Einfluß auszuüben. Ein Hausschatz in der That soll ein Sprichwörterschatz sein, denn im Sprichwort lebt und webt des Volkes eigenster Geist, dort schlägt sein Herz, seine Tugenden und seine Fehler liegen ausgebreitet da, die ganze Innigkeit seines Wesens, seine Frömmigkeit, die reine Gutherzigkeit bricht keusch und verschämt hervor; aber auch der kecke Humor, der beißende Spott grinst darein oder sinnige Klugheit schaut mit klaren Augen heraus. Das Sprichwort ist kein Idealist, kein brausender Most der Jugend, es ist gleich wie Vater und Mutter des Volks, wie die warnende verständige und heitere Mutter, wie der durch Erfahrung und Arbeit gereifte und ernste Vater, den kein Schein besticht, eher pessimistisch gesinnt als optimistisch, eher menschenfeindlich als allzu bereit ihnen zu dienen, ja selbst egoistisch und hartherzig kann es scheinen.

Und dazu ist es der größte Psycholog und praktische Philosoph, ein trefflicher Wirth und löblicher Diätetiker, stets klar und nüchtern und doch selten unpoetisch oder trivial,

frei von mystischer Verschwommenheit und theologischen wie philosophischen Nebeln. Scheint es manchmal auch hausbacken und spießbürgerlich, bringt es in entscheidungsvolle Lage und es ist des herrlichsten Heroismus fähig. Und wo lebt ein Sprachmeister, der diese Gewalt des Wortes hätte wie es! Man begreift, wo unsere größten Wortbeherrscher, ein Rückert, ein Goethe, wo der kernige Luther, wo unser Altmeister Jakob Grimm ihr Bestes erlauscht und erspäht haben.

Eine hübsche Anzahl von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten läßt sich schon jetzt übersehen. Wander ist nicht gerade wählig; er verzeichnet auch offenbar Gemachtes, wie einzelne Sprichwörter von Mäßigkeitsvereinen, z. B.: „Alkohol macht die Leute toll.“ Das möchte des Guten fast zu viel sein, zumal das fremde Wort Alkohol eben nicht populär ist. Dagegen ist nichts einzuwenden gegen die Redensart: „Seine Actien steigen“, oder ein modernes Sprichwort: „Die Amerikaner kochen auch nur mit Wasser.“ Wenn der Verfasser Spalte 74 aufführt: „Ach ja, Herr Amtmann, ja!“ so glauben wir doch nicht, daß diesem aus der Gellert'schen Fabel bekannten Worte sprichwörtliche Geltung zustehe; wenigstens hätte es als individuell durch das betreffende Citat bezeichnet sein sollen. Gemacht ist auch Spalte 87: „Den Angelhaken im Branntwein hält der Teufel an der Leine.“ Ganz befremdlich war uns als angebliches Sprichwort aus den Nibelungen, ohne nähere Bezeichnung Spalte 102: „Es ist ein rother Anstrich, den er vom Fidelbogen hat.“ Wer soll das auch nur so verstehen? Einmal war uns neu, daß die witzige Bezeichnung des Fidelbogens für Volker's, des kühnen Fidlers Schwert, sprichwörtlich geworden, und gern hätten wir einen Beleg dafür gehabt, dann aber heißt die Zeile (Lachmann, 1941, 4): „Ez ist ein rôter anstrich, den er zem (d. i. ze dem) videlbogen hât.“ Volker fidelt mit den Heunen und der Strich seines Bogens macht rothe Wunden, daher doppelsinnig ein rother Anstrich geheißen. Dieser Witz ist so berechnet und individuell, daß schwerlich weder er volksthümliche Redeweise geworden, noch einer solchen seine Entstehung zu verdanken ist.

Wir möchten auch zu bedenken geben, daß die sogenannten Priameln nicht ohne weiteres ins Sprichwörterbuch — man lasse uns so sagen, Lexikon ist eine unangenehm klingende Bezeichnung — gehören. Sonst wäre jeder Reimspruch nicht blos Goethe's, sonst wären Rückert's Vierzeilen, des Abschatz Sprichwörter und wie vieles dergleichen nicht auszuschließen, und von Abschatz wäre z. B. unter „Alt“ einzustellen:

Junger Thaten,
Alter Rathen,
Geht von staten.

Oder unter „Affe“:

Je höher der Affe die Leiter ansteigt,
Je mehr er die Blöße des Hintersten zeigt.

Oder das schöne Wort:

Allzu fetter Herd
Selten lange währt.

Priameln bietet nun Wander eine ganze Zahl und wir könnten noch manche hinzusetzen; sie sind nicht unbe
als Sprichwörter anzusehen. Wir heben nur einig
aus (Spalte 23):

Acker und Pflug,
Wein und Krug,
Durstige Bruder,
Becher und Luder,
Rettich und Ruben,
Huren und Buben,
Hühner und Hahnen,
Waren alle Gespannen.

Spalte 24:

Ein Acker ohne Getreid',
Eine Wies' ohne Weid',
Ein Keller ohne Wein,
Ein Heil'ger ohne Schein,
Ein Stock ohne Reben,
Ein Mensch ohne Leben,
Eine Mutter ohne Kind
Von geringem Werthe sind.

Spalte 43 in der Note der Spruch von der Al
aus Henisch' „Teutscher Sprach und Weisheit“. Spalt
Nr. 76, wo nur der erste Vers der letzte hätte sein
Lessing hat sich dergleichen unter dem Titel: „Altde
Witz und Verstand“, notirt, die dann von Eschenbu
fünften „Beitrage zur Geschichte und Literatur“ (S. 18
in Gräter's „Bragur“ (II, 332 fg.) mitgetheilt w
Lessing hat sie also nicht als Sprichwörter geno
Acht weitere stehen in Maltzahn's Ausgabe (XI, 2
— 313). Eine ganze Reihe von hübschen Sprüche
Hoffmann von Fallersleben in den „Spenden“ au
schiedenen schlesischen Dichtern und vieles ist in Zei
ten zerstreut.

Ist nun alles dies einer strengern Begrenzun
Sprichworts unangemessen, so lassen wir es uns in
der's „Hausschatz“ recht wohl gefallen, nur die nö
Verweisungen durfte er nicht so oft fehlen lassen.

Da diese Bemerkung einen großen Theil des
benen trifft, so wollen wir nicht unerwähnt lassen
dem Verfasser ein Citatenverzeichniß — die Frucht
langer Arbeit — abhanden gekommen ist. Das is
dings oft empfindlich; aber wie ist es möglich? Wi
nen doch, eine solche Arbeit müsse aus immer alph
einzuordnenden Zetteln entstehen und dann müßte
Stelle ihr zugehöriges Citat bei sich führen.

Doch ohne uns in die Methode der Redaction
solchen Werks eindringen zu wollen, müssen wir hie
Bedauern aussprechen, da dem wissenschaftlichen G
dadurch vielfach empfindlicher Mangel erwächst. Au
genügende Citate finden sich hier und da. Wer i
Wernher Spalte 134, Nr. 87? Das wäre dort gerade
zu wissen, da uns der oft so wortreiche Verfasser ü
Bedeutung des Worts Fuore in Unwissenheit läß
gibt einen Wernher der gartenäre, Wernher von
rhein, von Tegernsee, um nur einige der bekannte
nennen, welcher soll es nun sein? Wir glauben
daß der Leser sich sogleich orientiren wird, wenn e
„Ein Armer der ist wohlgeboren, der rechte Fu
Tugenden hat.“ Doch davon bei der Erklärung.

Wir würden bei manchen Sprüchen ursprün

Formen, wie sie die ältern Sammler geben, vorgezogen haben, andere nur als Varianten. Um also eins herauszuheben, so war Spalte 143, Nr. 157 nicht mit Wander zu lesen:

Der kann sich der Armuth nicht erwehren,
Der mehr will verzehren,
Als sein Pflug kann ernähren —

weil dies eine ungehörige Modernisirung ist, der nur das Misverstehen eines alten guten Worts „ereren" zu Grunde liegt. Melanchthon („Explicatio sententiarum Theognidis", Wittenberg 1560, S. 110) kannte die richtigere Form:

Wer da wil mehr verzeren,
Denn sein Pflug kan erehren,
Der muß zu letzt verderben,
Vnd vielleicht am Galgen sterben.

Zu erehren steht noch die Note: „Dictum matris Philippi, Erarn, ab ἄρνυμι, id est, erwerben." Dasselbe ereren würde Wander bei Sebastian Frank (II, 101) gefunden haben:

Wer mehr will verzeren
Denn sein Plug mag ereren,
Wie kan sich der erwern?
Jn muß der bettel oder stegreif (d. i. Räuberei) neren.

Dieses Stammwort zu unserm „Ernte" verstand Gottsched, wie er („Kritische Dichtkunst", dritte Auflage, S. 227) sieht, nicht mehr. Hätte nun Wander die ältere Form angesetzt, seine Nr. 157 dazu, so wäre dem Leser klar, daß das verlorene Verständniß eines ältern Worts eine Umformung erzeugt, ein Vorgang, der wol die Aufmerksamkeit des Sprachforschers verdient.

So wäre Spalte 50 unter „Almosengeben" doch die Form Agricola's, Sprichwort 295, wenn auch nicht vorzuziehen, doch wegen des eigenthümlichen Wortes „reichern" mitzutheilen gewesen.

Predig horen verseumet nicht,
Almuß geben armet nicht,
Vbel gut das reychert nicht.

Vorzuziehen und in erste Stelle zu setzen aber wäre, wie es scheint, was Melanchthon bietet und auch Wander's späterer Vers bewahrt (Melanchthon, S. 33b):

Kirchen gehen seumet nicht,
Allmusen geben armet nicht,
Vnrecht Gut faselt nicht.

Auch Sebastian Frank hat dieses „faseln" noch in dem Spruche: „Pfaffengut faselt nicht." Man sieht nun, daß vielleicht schon Agricola das Wort faseln (d. i. Fasel, Zucht bringen, also sich vermehren, wie man wol hört „es kindert") nicht mehr verstand. Wander durfte nicht die Erklärung in Klammern setzen „gedeiht", oder wenn es blos als Variante dasteht, so mußte für die Erklärung des Worts eine Andeutung dasein.

Wir brauchen dem Leser nicht zu sagen, daß diese den gebenen Stoff betreffenden Ausstellungen im Verhältniß zur großen Fülle, die ja natürlich keine Vollständigkeit sein kann, von geringem Belang sind. Eine beträchtliche Anzahl von Redensarten stellt Wander zusammen (Spalte 2, Nr. 21) zur Bezeichnung „erfolgloser, vergeblicher, überflüssiger, unnöthiger, undankbarer u. dgl. Arbeiten"; das Wort Acker ist mit 68, Adam mit 34, Adel mit 39, Affe mit 117, Alles mit 50, Arsch mit 98, Arzt mit 66, Auge gar mit 445 Nummern vertreten, wobei freilich dialektische Verschiedenheiten ein und desselben Wortes mitgezählt werden.

Für einen besondern Vorzug des Buchs halten wir diese reichhaltige Berücksichtigung der Mundarten, wozu Hoefer, Firmenich, besonders auch das große niederländische „Spreekwoordenboek" von Harrebomée, Frommann's Zeitschrift „Die deutschen Mundarten" und anderes gesteuert haben.

Wie ausgiebig das Plattdeutsche für Sprichwörter, vor allem für die humoristischen apologischen, dann aber auch für Redensarten ist, ist dem Referenten bei Durchlesung des Dähnert'schen „Plattdeutschen Wörterbuch" klar geworden (Stralsund 1781), aus dem allein sich eine ganz ansehnliche Bereicherung unsers Buchs ergäbe, weshalb wir Wander empfehlen, sich sorgfältige Auszüge für seine fernern Lieferungen zu verschaffen.

Ist erst der Schatz von Redensarten des Niederdeutschen annähernd erschöpft und steht er dem oft genau übereinstimmenden Hochdeutschen zur Seite, so wird sich auch die Frage nach dem Verhältniß beider, der etwaigen Entlehnung oder dem gemeinsamen Besitze mit einiger Sicherheit beantworten lassen.

Aus Frommann könnten wir noch zufügen:

Ammerlant. Da'z hir'n wunderken Sant, sä de Meit van't Ammerlant, as se bi Rägenwär dör'n Klei muß. (Klei: fette Schlammerde der Marschen.)

Alles. All's mit Maten, sä de Snider, do sloch he sin Fru mittn Ael.

Ander. Vader, wat is de Welt so grot, sä de Jung, as he innen anner Loch (Dorf) kem.

Erheblichere Ausstellungen treffen indeß Wander's Erklärungen und Excurse. Wir wollen gern gestehen, daß wir hierüber bei der Lectüre oft unsern Aerger nicht verhalten konnten und hoffen bestimmt, daß Wander darauf Bedacht nehmen werde, sein Buch von Geschmacklosigkeiten und Uebereilungen dieser Art reiner zu machen. Er mag uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm sagen, seine persönliche Ansicht von einem Sprichworte, seine Bemängelung anderer oder kleinliche Polemik gegen ihm Misliebige schenken wir ihm sammt und sonders. Aber auch sachlich ist vieles mangelhaft, und mit einer gewissen Aengstlichkeit sehen wir den Verfasser sich auf das Gebiet der alten Literatur wagen. Da heißt es z. B. unter „Apollo": „Was hat dir Apollo gesungen? — Mit Bezug auf die Zither, welche die Dichter dem Apollo beilegen", während doch jeder Mensch an den orakelgebenden Gott denken wird, der bekanntlich in Versen seine Antworten gab, bis man sich wunderte, daß der Gott der Dichtkunst so schlechte Hexameter mache. Oder man liest staunend (Spalte 162): „Nicht aufhören, bis einem die Pfeife aus dem Aermel fällt. — Die Römer nannten einen, der, wenn er etwas angefangen hatte, nicht damit aufhörte, einen «arabischen Flötenspieler». Lat.: Arabicus tibicen. (Menan.) (Erasm., 345.)" Abgesehen von der unmethodischen Art der Erklärung, die sich nicht streng an das zu Erklärende hält, welche wunderbare Gelehrsamkeit!

Sprichwörtlich war freilich ein Flötenspieler mit Namen Arabius, und 'Αράβιος ἄγγελος bezeichnete einen entsetzlichen Schwätzer, aber „ein arabischer Flötenspieler" — credat Judaeus Apella. Spalte 146, Nr. 45 steht mirabile dictu! als Erläuterung: „Callipygi", das dort wie die Faust aufs Auge paßt. Wir müssen die Leser bitten, selbst nachzusehen. Spalte 143, Nr. 146 muß gar Diesterweg herhalten, um zu dem an sich wunderbar klaren Worte „Armuth wee thut" eine höchst überflüssige Anmerkung zu geben.

Um eine Probe zu geben, wie Wander den neutralen Boden des Sprichworts zur Propaganda für allerlei gemeinnützige Ideen benutzt, führen wir an (Spalte 138): „En Armhius en Larmhius. (Westf.) Dies Sprichwort trifft besonders da zu, wo, wie noch sehr häufig der Fall, die Armenhäuser die elendesten und schmuzigsten Baracken im ganzen Dorfe sind, in welchen alles Gesindel zusammengesperrt wird, das keine Arbeit bekommt, weil es nicht arbeiten mag, keine Herberge findet und das weder von der Landespolizei in Corrections-, noch von den Staatsanwalten in Strafanstalten aus formellen Gründen untergebracht werden kann. Das Armenwesen, besonders in den Landgemeinden, ist im allgemeinen noch im beklagenswerthesten Zustande." Das ist alles sehr schön und gut, aber was soll es hier? Lesen auch preußische Minister oder Landräthe Wander's „Sprichwörter-Lexikon"? Wir wollen den Leser nicht mit weitern Proben ermüden, müssen aber fragen, wozu Erklärungen helfen, die für den Leser die nicht schmeichelhafte Voraussetzung enthalten, daß er ein Dummkopf sei, während doch an andern Stellen, wo er gern eine Erklärung hätte, altissimum silentium herrscht. So konnte das mittelhochdeutsche vuore = Fuhre, Haufen, Menge wol erklärt werden. Spalte 241 steht eine lange Geschichte über die Redensart: „Er weiß, wo Barthel Most holt"; wir können nur annehmen, daß Wander eine Pietätspflicht gegen den mittheilsamen Freund in Kamenz durch Mittheilung dieses Zeugs erfüllte, denn auf der andern Spalte schon, nur wenige Nummern weiter, steht das augenfällig richtige: „Es ist der Barthel (der heilige Bartholomäus, weil sein Tag maßgebend für den ganzen Herbst ist, s. Nr. 8), von dem eine gute Weinernte abhängt; der Barthel holt oder bringt den Most, er weiß, wo der Most zu holen ist." So Rüdel bei Frommann.

Eine historisch beglaubigte oder sagenhafte Anwendung eines Wortes ist nicht seine Entstehung. So sollen wir (Spalte 181) an die schlechte Geschichte vom bestochenen Steuerbeamten denken als Entstehung der Redensart: „Ein Auge zudrücken." Dazu steht noch folgende Gelehrsamkeit: „Lat.: Connivere. (Cicero.)" Scheint ein ἅπαξ εἰρημένον des Cicero zu sein, der wol auch unter „Tullius" gemeint ist, wie er freilich früher familiärer citirt wurde. Auch Wurzbach's wunderliche Anmerkungen konnten füglich wegbleiben.

Aber was ist dem Verfasser bei dem sehr verständlichen Sprichwort passirt: „Auf einer ungekehrten (ungewischten) Bank ist gut finden." Dazu steht wörtlich: „Wenn eine Bank umfällt, so fallen auch die Sachen herunter; aber was man auflieſt, ist nicht gefunden." Ich mag mich drehen und wenden wie ich
ich sehe immer nur, daß Wander in unüberlegtem
gelesen haben muß: „Auf umgekehrter Bank"; es i
im Kopf herumgegangen, wie etwas auf umge
Bank könne gefunden werden, und er zerhieb den
schen Knoten, er läßt „die Sachen" herunter
Wer es besser weiß, belehre uns. Nun, das muß
nicht passiren. Wollte Wander ja ein Uebriges th
hätte er schon hier die Anmerkung Agricola's zu
Spruche (104) hinsetzen sollen, die ihm zwei Spalten
(Nr. 34) bei derselben Redensart so hübsche Dienste

Für die Herbeiziehung sinnverwandter oder ide
Sprüche aus den alten Sprachen, wobei jedoch W
die heutzutage unzulängliche alte Art der lateinische
führung griechischer Stellen aus Erasmus herüber
(nur ein halbbarbarisches Wort, βεκκεσέληνος,
verirrt Spalte 52, ist aber zu einem Femininum
den, wie Tithonos zu einem Tithonios), ferner a
Französischen, Englischen, Ungarischen muß man
sein, doch wäre eine tüchtige philologische Kraft hi
unnütz. Wander sagt darüber: „Die beigefügten
wandten nichtdeutschen Sprichwörter haben die A
die Idee eines vergleichenden Universal-Sprichwörter
zu nähren, zunächst aber einen Blick in die Anscha
weise anderer Völker, wenn auch vorerst nur in ei
Punkten, thun zu lassen."

Diese zuletzt angedeutete Aufgabe hat sich das
Sprichwörterliteratur ausgezeichnete Ehepaar, der
Reinsberg und Ida von Düringsfeld gestellt. Au
fachen Plünderungen, denen die betreffende Schrif
unsere Journale ausgesetzt war, ist allen Lesern „Die
Sprichwort" bekannt; man weiß also, welche enorm
stattung den Arbeiten des gelehrten Paares zu Gebo
Ist nun auch das hier noch zu erwähnende Büchlein

Das Sprichwort als Kosmopolit. Erster Band. — A.
Das Sprichwort als Philosoph. Von Ida von Dü
feld. Leipzig, Fries. 1863. 8. 15 Ngr.

kein Beweis für systematische Philosophie der Spruch
der Völker, so beweist es doch unsern oben gethane
spruch für die „praktische" oder Lebensphilosophie v
men. Wir werden dem Leser einen Begriff von de
fang des Materials geben, wenn wir aus den bei
den Sprachen nur die mit s anfangenden hersetze
bisch, sardinisch, schottisch, schwedisch, schwäbisch,
zerisch, sicilianisch, slawisch, slowakisch, slowenisch (K
somogitisch (polnisch-litauisch), spanisch. Auf 160
Octavseiten erhalten wir eine nach Hauptsätzen ge
Ueberschau des Zusammengehörigen, wobei die
handenen Widersprüche nicht verschwiegen werden.
dem alten a Jove principium oder Ζεὺς ἀρχ
auch hier der Anfang mit Gott gemacht und mi
Mensch ist des andern Gott" auf den Menschen u
Verhältniß zu aller Creatur und besonders zu den
menschen übergeleitet. Besonders von den bösen
schaften des Menschen, dem Neide, der Splitterr
der Undankbarkeit und der Unversöhnlichkeit, vom
muth weiß das Sprichwort zu erzählen. Die g

Verfasserin bemerkt sehr treffend: „Im ganzen ist die Meinung des Sprichworts dem Menschen nicht allzu günstig", und an anderer Stelle, das Sprichwort sehe wol zuweilen, aber leider nicht immer, durch eine schwarze Brille. In der That, wenn es darauf ankäme, aus dem Sprichwort — und immer behält auch hier das deutsche den Vorrang — philosophische Systeme zu unterstützen, wir zweifeln nicht, die Schopenhauer'sche menschenverachtende Lebenslehre würde die weitaus größte Unterstützung für sich gewinnen.

Man weiß, daß Schopenhauer der vedischen Weisheit auch darum so zugethan war, weil sie Erbarmen mit der Thierwelt als dem in der That der Menschheit Verwandten fordert. Auch das Sprichwort empfiehlt solches Erbarmen. „Wer sich der Geschöpfe erbarmt, dessen erbarmt sich auch der Himmel." Der Engländer sagt: „Hilf dem blinden Hunde über die Steige." Der Venetianer: „Wer die Thiere mishandelt, mishandelt auch die Christen." „Wer Hunde und Katzen todtschlägt, thut nie Gutes." Der Russe: „Wer die Fische schuppt der Gewohnheit wegen, der ist werth, daß er geschunden werde Spaßes halber."

Doch wir können hier keinen eingehenden Bericht liefern und beschränken uns schließlich auf Hervorhebung einiger der wichtigsten Hauptgesichtspunkte:

Wer nicht liebt, der hat kein Herz. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Man soll nicht auf eines Todten Schuhe rechnen. Neid ist dem Menschen, was Rost dem Eisen. Wer beleidigt, schreibt's in Sand, wer beleidigt wird, in Marmor. Wenn der Baum gefallen ist, so macht ein jeder Holz (die Verfasserin nennt die hier getadelte Eigenschaft das „Triumphiren"). Undank ist der Welt Lohn. Wahrheit bringt Gefahr, und wähle die Wahrheit, damit du selig werdest. Volkesstimme, Gottesstimme. Art läßt nicht von Art (sehr reichhaltig und interessant). Wer Pech angreift, besudelt sich. Gleich und gleich gesellt sich gern. Es gibt kein Häuslein, es hat sein Kreuzlein. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Man mummelt so lange von einem Ding, bis daß es geschieht. Glück ist der Dummen Vormund.

Die Verfasserin sagt:

Der Repräsentant des Glücks in der sichtbaren Welt ist das Geld, dieses Geldes Macht feiert es in wilden, gleichsam dithyrambischen Sprüchen.

Mit dem Gegenspiel der Armuth haben wir hier einen Vorrath von 20 Seiten (S. 103—123):

Heute mir, morgen dir. Der Weg zum Himmel geht durch Kreuzdorn. Geduld überwindet alles. Die Hoffnung wird nach zwei Seiten betrachtet, sie macht sowol zum Narren als auch läßt sie nicht zu Schanden werden, ist immer grün u. dgl. Kommt Zeit, kommt Rath. Leben ist eine Kunst.

Hier gibt nun das Sprichwort die verschiedensten Rathschläge, es mahnt zu resolutem Genuß und weiß des Frommen aufopfernde, auf eigenen Genuß verzichtende Liebe zu preisen; dabei wird die Plage des Lebens selbst vielfach beklagt und Lessing's Seufzer bestätigt: „Es ist ein Hundeleben!" Den Schluß des Büchleins macht der Tod.

Wir bemerken noch, daß nach dem Plane der Verfasserin das Sprichwort in philosophisch-kosmopolitischer Auffassung zur Anschauung kommen soll und demgemäß neben diesem ersten Bändchen noch der „Praktikus" und der „Humorist" in nächster Zeit zu erwarten sind.*) Für diesen Zweck wäre, wie die Verfasserin sagt, die Mittheilung von Originalen überflüssige literarische Koketterie gewesen und ihren Uebersetzungen darf man bei der umfassenden Sprachenkenntniß trauen. Ein Quellenverzeichniß steht beim dritten Bande in Aussicht. Nicht überflüssig scheint endlich die Bemerkung, daß das als „Familienbuch" beabsichtigte Werk sich durchaus alles dessen enthält, was es ungeeignet machte, von der Mutter in die Hand der Tochter gegeben zu werden. Ein geschickter Lehrer wird sehr anregenden Stoff zu stilistischen oder Disputationsübungen finden und wir denken dabei besonders an Mädchenschulen, wie man doch endlich statt des albernen „Töchterschulen" sagen sollte. Man stelle sich nur eine „Söhneschule" daneben!

Franz Sandvoß.

Musikalische Literatur.

Wir besprechen in den folgenden Zeilen drei Schriften der musikalischen Literatur, die ihre eigenthümlichen Vorzüge besitzen. Die eine derselben umfaßt mit dem Blick des Historikers das gesammte Musikleben der Erde von ältester Zeit bis auf unsere Gegenwart. Der Weg muß ein mühevoller gewesen sein und nur ein eiserner Fleiß konnte hier unerschrocken vorwärts gehen. Das Werk ist noch nicht bis zu Ende geführt. Das zweite Buch ist auf einem gewiß richtigen Gedanken aufgebaut, nämlich auf dem, daß die Stimme des Menschen durch einen Willensact entstehe, und wir haben hier sozusagen eine physio-psychologische Theorie der menschlichen Stimme erhalten. Das dritte endlich ist entstanden in der Seele eines für die Wiederherstellung wahren Gesangs eifrigst besorgten Mannes, der früher selbst geschätzter Sänger, seine vieljährigen Erfahrungen in kleinen, beredt geschriebenen Aufsätzen niedergelegt hat.

---

1. Geschichte der Musik. Von A. W. Ambros. Erster Band. Breslau, Leuckart. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verfasser beabsichtigt mit dieser „Geschichte der Musik" ein Ziel zu erreichen, das in neuerer Zeit auf verwandtem Gebiete das Werk von Kugler zu einem epochemachenden gestempelt hat. F. Kugler ist der erste gewesen, der in seinem „Handbuch der Kunstgeschichte" die Schöpfungen der Menschheit in bildender Kunst, in Architektonik und Malerei in einen historischen Zusammenhang zu bringen versucht hat, und er kam, obschon er von der Mislichkeit eines solchen Unternehmens überzeugt war, damit doch einem vielseitigern Bedürfnisse entgegen. Es war der erste Versuch seiner Art, in einer umfassenden Weise die Erzeugnisse jener Künste bei allen Völkern zusammenzustellen und ihren Zusammenhang mit der geistigen Bildung des jedesmaligen Volks, sowie ihre Bedeutung vom Standpunkt der Kunst selbst aus zu erforschen. Kugler hat somit den Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt, deren Gebiet im Dienste der Geschichte

*) Diese beiden Bändchen sind inzwischen erschienen. D. Red.

die mannichfaltigste Thätigkeit bedingt. Die Versuche, die seitdem gemacht worden sind, diesen Gedanken Kugler's auszubilden, zeugen für seine Lebensfähigkeit und jene genannten Künste sind als ein historisches Ganzes mehr und mehr in Zusammenhang untereinander gebracht worden und für uns zu einem organischen Ganzen geworden.

Die vorliegende Arbeit des Verfassers, der sein vielseitiges Wissen schon durch anderweitige Schriften bewiesen hat, soll nun für die Kunst der Musik etwas Aehnliches leisten wie Kugler's Werk für die bildenden und malenden Künste. Es ist die kritische, kunstphilosophische Richtung unserer Zeit, die auch dieses Unternehmen ins Leben gerufen hat. Der Verfasser gibt es selbst zu, daß der Historiograph der bildenden Kunst gegen den der Musik im Vortheil ist. Das Bild eines Bauwerks ist ungleich belehrender als ein Musikstück, das uns in Notenschrift vorgelegt wird; dort kann das Auge genießen und entscheiden, während hier das Auge nur der zweite Richter sein darf und selbst das Ohr nicht einmal mit Sicherheit entscheiden kann, da die Musik zu sehr mit der augenblicklichen Stimmung und jedesmaligen Erregung der Seele dessen zusammenhängt, der sich in ihr kunstmäßig äußert. Von einem altägyptischen Tempel kann ich mir mit Hülfe der wörtlichen Darstellung, wenn ich sie gegen das Bild halte, eine genügende Vorstellung machen; hingegen bleiben z. B. jene arabischen Melodien, die uns der Verfasser bietet und die nicht einmal ein besonders hohes Alter beanspruchen können, selbst wenn man sie sich öfter zu Gehör bringt, dunkle und fremdartige Wesen. Ihr Schlüssel liegt in der Ausführung derer, die sie geschaffen oder überkommen haben, wir hören sie immer nur mit unsern deutschen Musikerohren und begreifen sie nie recht. Daher kommt es, daß in diesem ersten Bande, bei aller anzuerkennender großer Mühe, die der Verfasser auf Darstellung und Erklärung der Tonsysteme asiatischer Völker verwendet hat, dennoch nach Lesung seines Buchs das Gefühl zurückbleibt, daß man weder die Tondenkmäler der einzelnen Völker in klaren Umrissen, noch viel weniger ihre Gesammtheit in einer historischen Verkettung in sich aufnehmen kann. Wie anders, um nur ein Beispiel anzuführen, steht bei Kugler die Entwickelung der Säule da: als einzelner Bautheil wie als Glied eines größern Ganzen tritt sie klar vor die Augen des Lesers, und die Verwandtschaft der Gebilde ist unleugbar. Wir meinen, es liegt eben in dem flüchtigen, an tragende Luftwellen gebundenen Wesen der Musik, daß ein solcher Zusammenhang unherstellbar sein muß. Unsers Erachtens ist eine organische Entwickelung der Musik als Kunst, unter einem so umfassenden Gesichtspunkte, als auf welchen sich der Verfasser stellt, nur ein Traum.

Eine Entwickelung hat auf dem Gebiete der Musik wol stattgefunden, aber sehr vereinzelt, nämlich bei uns und zwar zwischen kirchlicher und weltlicher Musik, und steht diese Entwickelung aufs engste mit den sonstigen Stufen der Cultur der hier in Frage kommenden Völker in Wechselwirkung; also zwischen Paläſtrina und Beethoven liegt allerdings eine factische Entwickelung der Musik einiger europäischer Völker vor, allein zwischen A[...] und Chinesen oder zwischen beiden und den von den [...] schritten der Cultur sonst ausgeschlossenen Völkern a[...] Erdtheile können wir keinen Zusammenhang ent[...] So interessant also als das hier Gegebene sein ma[...] sicher nur durch einen rühmlichen Fleiß zusammeng[...] werden konnte, den hohen allgemeinen Gesichtspunk[...] ler's dürfen wir wol nicht festhalten.

Die äußerliche Eintheilung des Stoffs anlange[...] haben wir in diesem ersten Bande ein erstes Buch, [...] uns die Anfänge der Tonkunst, die Aeußerungen de[...] sinns bei Naturvölkern und die asiatische Musik vo[...] Unter letzterer ist die Musik Chinas, Indiens un[...] biens zu verstehen, deren sehr künstliche Tonsysten[...] mit weitläufiger Gelehrsamkeit behandelt werden un[...] Studium der Verfasser durch einen ihm verliehenen [...] angenehmer gemacht hat.

Das zweite Buch schildert die Musik der antike[...] zunächst der vorhellenischen Cultur. Hier galt es [...] menzustellen, was über die Musik der alten Aegypter, A[...] Babylonier, der Perser und Meder, Phönizier, [...] Phrygier und Hebräer mehr gemuthmaßt als gewu[...] den kann.

Das dritte Buch endlich, an Umfang den ande[...] den gleich, bespricht mit besonderer Vorliebe die [...] der Griechen und der Römer. Dieser Theil der [...] ist angefüllt mit Citaten aus den alten griechischen [...] stellern, die nachzulesen leider nur eine sehr gro[...] genauigkeit in den Accenten unbequem macht. Di[...] chen mögen in allen andern Künsten und in wa[...] noch unsere ewig mustergültigen Vorbilder sein, [...] Musik sind sie Anfänger geblieben, mag man sage[...] man will. Es fehlt dem classischen Alterthum je[...] tiefung in das eigene Gefühlsleben, jene Befa[...] und Eingenommenheit der Seele in der und für [...] gion transscendenter Gefühle, die uns seit dem [...] thum aufgeschlossen wurden, und somit fehlte Grie[...] Römern der Impuls zur Musik. Soviel sei im [...] meinen über den Versuch gesagt, den Griechen üb[...] Musik, wenn auch nur annähernd, in unserm Sin[...] weisen zu wollen. Es fehlt aber auch jedes Mit[...] einen Zusammenhang der altclassischen Musik [...] anderer Völker festzustellen. So muß nothwend[...] Untersuchung über diesen Gegenstand, von einem [...] stischen Standpunkte aus unternommen, unbefriedige[...] ben. Wir sehen daher mit größerer Spannun[...] Verlauf dieser interessanten Arbeit entgegen, die sic[...] allerdings auf einem Felde bewegen wird, auf [...] der Gedanke einer organischen Entwickelung kein [...] hafter mehr sein wird.

2. Physiologie der menschlichen Tonbildung nach den [...] Forschungen gemeinfaßlich dargestellt von F. Eyre[...] praktisches Handbuch zur Ausbildung der Stimme und [...] aller Menschen. Mit 38 in den Text eingedruckten [...] Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser stellt eine neue, jedenfalls sehr z[...] tende Theorie der Stimmbildung und in deren Folg[...]

ine neue Theorie der Ausbildung der menschlichen Stimme
uf. Von den Erfolgen seiner wissenschaftlich begründe=
n Annahmen überhaupt behauptet er, es werde keinen
Sänger, keinen Redner, keinen Schauspieler mehr geben,
er, gebildet nach den Grundsätzen des Verfassers, nicht in
llen Stücken, in denen es auf eine ästhetische Verwen=
ung der menschlichen Stimme ankomme, Vorzügliches
isten werde. Er hält es für gewiß, daß durch sein
ystem der Stimmausbildung dieselbe überhaupt bei bei=
n Geschlechtern so bedeutend an Umfang gewinnen werde,
ß der Componist nicht mehr wie bisher an die üblichen
timmgrenzen gebunden sein werde, sondern ungehemmt
it seinen Tongebilden gleichsam über einer wahren
timmklaviatur werde auf= und abfliegen können. Hier=
it sei aber auch eine größere Wirkung des Gesangs
öglich, indem die ungebundene in dem Gebiete der mensch=
hen Stimme umherschweifende Phantasie des Componi=
n „auch Schöneres" zu schaffen vermögen werde. Lassen
ir vorläufig diese etwas hochgespannten Erwartungen
iseite und gehen auf den dem Verfasser eigenthümlichen
edanken zurück, auf welchen er seine Theorie baut, so
es der, daß die menschliche Stimme ein Willensact
und daß durch das von ihm vorgeschlagene methodische
erfahren einer künstlichen Stimmausbildung der Mensch
den Stand gesetzt werde vermöge seines Willens alle
jenigen Organe vollständig zu beherrschen, die die Natur
r Erzeugung der Stimme verliehen hat. Stimme ist
e Willensäußerung und als solche eine Bewegung, nicht
a etwas Reelles, das man, wie z. B. eine schöne Ge=
lt besitzen könne. Allein ein jeder kann sich die Ge=
cklichkeit erwerben, seinem Willen diese Organe, deren
wegung die Stimme erzeugen, unbedingt gehorsam zu
chen. Dies ist der Grundgedanke des Verfassers.

Ohne nun auf die populäre Darstellung einzugehen,
che an dieser Stelle die Untersuchungen erfahren, die
Physiologie über den Zusammenhang zwischen Willen
Nerven festgestellt hat, wollen wir als eigenthümliche
auptung nur die aufführen, daß jeder Wille von
r Vorstellung (die sich später in Begriffe consolidiren)
eitet sein muß, daß aber dem Gehirn (dies ist das
rale Organ, in welchem der Wille entsteht) keine an=
renen Begriffe oder Ideen zugeschrieben werden können.
Begriffe, fährt der Verfasser fort, sind zuerst Vor=
ungen, die durch äußere Eindrücke hervorgerufen und
h die Nerven dem Gehirn mitgetheilt werden; bei
chreitender Entwickelung des Menschen bedarf es aber
r nicht allemal einer äußern Veranlassung, um einen
lensact auszuführen, sondern es genügt dazu die
ke der gewonnenen und im Gehirn festgehaltenen
stellung.

Auf diese letztere Art von Thätigkeit begründet der
fasser auch diejenige, welche den Gesang hervorbringt.
diesem scheinbar sehr ebenen und einleuchtenden Ge=
engang stoßen wir aber sofort auf einen Begriff, der
uns an einer gewissen Dunkelheit leidet, die wir nicht
igen konnten. Er sagt, Stimme sei das Organ für
Gefühl, und Gefühl selbst sei gehemmter Wille, denn
nicht jede Willensanstrengung des Gehirns komme aus äußern und innern Ursachen immer bis zu ihrer vollständigen Aeußerung. Wir wollen aber das theoretische Bedenken beiseite lassen, das sich uns aus dem Gedanken ergab, von einem gehemmten Willen annehmen zu sollen, daß er gewisse Organe dennoch so in Bewegung setzen könne, um ein Resultat zu gewinnen, wie das einer schönen menschlichen Stimme ist. Die Behauptung erscheint richtig und ist zu beherzigen, daß die menschliche Stimme hauptsächlich durch die Geschicklichkeit bedingt wird, mit der der Wille die Gesangsorgane in Bewegung zu setzen gelernt hat, und daß die Stimme um so vollkommener werden wird, je deutlicher die Functionen aller hierzu nöthigen Organe dem Menschen bewußt worden sind.

Sollte der Verfasser aber nicht zu weit gehen, wenn er die anatomischen Untersuchungen der Stimmorgane am Leichnam, denen doch so bedeutende Männer ihre Thätigkeit zugewendet haben, als resultatlos verwirft? Er thut es aber, weil ihm die Stimme ein Werk des Willens, eine Bethätigung des Lebens ist. Es bleibt dahingestellt, wer hier in größere Versuchung geräth, Irrwege zu gehen, der Anatom oder der Physio=Psycholog. Der Verfasser scheint uns deshalb hier in größerer Gefahr zu sein, weil er sich auf Hergänge im seelischen Leben des Menschen stützt, die bis auf den heutigen Tag zu den unaufgehellten Punkten gehören. Von der merkwürdigen Erklärung dessen, was wir Gefühl nennen, war schon die Rede; S. 15 lesen wir eine noch auffälligere Erklärung dessen, was wir Idee nennen; sie bezeichne nämlich „einen Zustand im Gehirn, welchen die unendliche Mannichfaltigkeit der Wahrnehmungen erzeugt, zu denen uns die unendliche Mannichfaltigkeit der Außendinge nöthigt". So erscheint zuletzt Gefühl als ein Zustand und auch Idee als ein Zustand desselben Organs, ohne nähere Bestimmung des Wie in dunkler Weise. Diese Schwierigkeiten lassen aber den Grundgedanken des Verfassers unberührt, daß eine wahrhaft schöne und vergeistigte Stimme nur auf der Grundlage einer harmonischen Ausbildung der menschlichen Natur überhaupt möglich sei.

Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste außer jenen einleitenden Begriffen die Lehre von der Schulbildung, verbunden mit der physiologischen Anatomie der Stimm= und Sprachorgane, abhandelt; ferner unter der Aufschrift: „Physiologie der Stimme", aus dem Stimmideale, die normale Stimme des Menschen, die Gesetze der Tonbildung, unter beständiger Wechselwirkung des Willens und der vom Willen bewegten Organe entwickelt. Je ausgebildeter hier die Fähigkeit ist, um so größer wird die Geschicklichkeit des Singens erscheinen. Sollten aber auch hier die Resultate nicht einiges Bedenken in der musikalischen Welt erregen, wenn man liest, „daß ein normal gebautes und beschaffenes Organ einen Stimmumfang von wenigstens sechs Octaven zu bilden die physische Fähigkeit habe". „Unsere Fähigkeiten", sagt der Verfasser sehr richtig, „reichen weiter als unsere Bedürfnisse, und jeder wird seine Stimme seinen musikalischen Bedürfnissen entsprechen lassen", allein bis vier Octaven und

darüber (das Minimum sind zwei Octaven) könne nach den Erfahrungen und Versuchen des Verfassers jeder gesunde Mensch seine Stimme bilden. Wir müssen sagen, daß selbst ein Umfang von vier Octaven als Norm Bedenken erregen muß.

Die zweite Abtheilung begründet nun die künstliche Stimmausbildung, deren erstes Kapitel die sicher bisher in Gesangslehren nicht vorgekommene Ueberschrift trägt: „Diagnostik phonischer und cerebraler Zustände." Treffliche Regeln findet man übrigens hier über die Bildung des Tons und der Vocale niedergelegt, am Schluß auch eine Methode der Stimmbildung für die Sprache, mit interessanten Beobachtungen. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, diesem Buche auch unter den Lehrern der Gesangskunst eine aufmerksamere Berücksichtigung zu vermitteln.

3. Gesang und Oper. Kritisch-didaktische Abhandlungen in zwanglosen Heften. Herausgegeben von M. H. Schmidt. Erstes und zweites Heft. Magdeburg, Heinrichshofen. 1861. Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

Der Verfasser, ein mit der Kunst eng vertrauter Mann, unternimmt es, in der Absicht, die Kunst des Gesangs zu fördern, in einer Reihe zwangloser Hefte, von denen zwei vorliegen, das dritte und vierte zwar erschienen, aber bisher uns noch nicht zugegangen sind, uns durch größere und kleinere Aufsätze seine Erfahrungen mitzutheilen, die er über den allmählichen Verfall der Gesangskunst und, Hand in Hand damit gehend, auch über den Verfall der Oper unter uns gemacht hat. Wir können diesen in flüchtigen Umrissen, jedoch mit entschiedener Sachkenntniß und ohne Uebertreibung gebotenen Schilderungen einen weitern Wirkungskreis versprechen, als sonst der vereinzelter fliegender Blätter zu sein pflegt. Der Verfasser, ein Praktiker in der Kunst des Gesangs, macht im ersten Heft einige kritische Einwürfe gegen die Mängel des Kunstgesangs, die sich sogar nicht selten bei Gesangsnotabilitäten eingeschlichen haben, indem er als Ziel seiner Schilderungen das Bild eines kunstfertigen Bühnensängers im Auge behält. Alle diejenigen nun, die für Sänger gelten oder sich dafür halten, können hier von einem streng künstlerischen Standpunkt aus sich die nothwendigen Eigenschaften, welche ein Sänger sowol von der Natur empfangen, als sich nachher durch Studium erworben haben muß, nachweisen lassen und danach bemessen, inwieweit sie dem Bilde eines kunstgerechten Bühnensängers entsprechen. Die nothwendigen Eigenschaften, welche der Sänger von der Natur bekommen haben muß, sind: eine gesunde klang- und umfangreiche Stimme, Musik- und Gesangtalent, ein wohlgeformter kräftiger Körper und ein edles, ausdrucksfähiges Gesicht; sein Verstand muß scharf und eindringlich, seine Empfindung leicht erregt, seine Phantasie lebhaft, seine Auffassungskraft und sein Darstellungsvermögen sicher sein. Erwerben aber muß sich der Sänger eine tiefergehende musikalische Bildung, er muß sich die Technik des Gesangs, zu denen tadellose Vocalisation, deutliche dialektfreie Aussprache, reine Intonation, die Kunst des Athemholens, ein schönes portamento und legato gehöre, durch Studium aneignen. Auf dieser Basis

wird alsdann eine lebhafte Phantasie, eine dram[...] Gestaltungskraft und ein sicheres Darstellungsverm[...] ihn auf die Höhe seiner Kunst bringen.

Mit Freimüthigkeit legt der Verfasser die Mänge[...] erkannter Größen des Gesangs unserer Tage bloß, [...] eines Stockhausen und Roger. An das Komische [...] die Darstellung des Masaniello eines vom Verfasser [...] namentlich genannten, aber bekannten Sängers, [...] der Wiedergabe dieser Rolle sich gerade nicht als [...] der Künstler bewiesen hat. Doch versichert uns der [...] fasser ausdrücklich, nach der Natur treu geschildert [...] nicht etwa übertrieben zu haben. Da der Sänger [...] hausen ein allgemeiner Liebling des deutschen Publ[...] geworden ist, dürfte es interessant sein, die freilich [...] geringen Ausstellungen näher anzugeben, die der [...] fasser an dem Gesange dieses anerkannten Sängers [...] Der Verfasser rühmt die Kunst des Athemholens a[...] genannten trefflichen Sänger, und dennoch habe e[...] Kunst an einer Stelle angewendet, wo sie zu einer [...] logischen Unwahrheit geworden sei, nämlich in dem [...] ten und letzten Angstruf des Knaben aus Goethe's [...] könig" in der Composition von F. Schubert. W[...] Sänger die Situation nicht mit ganzer Lebendigkeit er[...] den habe, wol auch keine ausreichende dramatische [...] tungskraft besitze, sei es erklärlich, daß er die Wor[...] geängsteten Kindes, dem der Tod ans Herz greift [...] ruhigster Gemüthlichkeit, aber als der anerkannte Li[...] eines in einem glänzend erhellten Concertsaale si[...] Publikums vorgetragen habe, mit einmaligem, zwar ku[...] lem Athemholen, allein mit hartem Verstoß gegen die [...] Darstellung dieser nächtlichen Scene, die namentlich [...] Todesangst des Kindes keine ruhige Langathmigkei[...] trägt. Der Stolz eines Künstlers muß eine in [...] diegene sorgsam durchdachte Leistung sein. Da abe[...] Kunstleistung stets die vereinte Wirkung höherer g[...] Gaben voraussetzt, diese selbst aber nur auf der [...] lage einer höhern Bildung möglich sind, so wir[...] Verfasser jenem bedeutenden Sänger mit kurzen [...] also eine mangelhafte Bildung vor. So viel dürf[...] stehen, daß man ein ausgezeichneter Sänger sein [...] ohne gerade mit einer lebhaften Phantasie und eine[...] ser Begabung entsprechenden Darstellungsvermöge[...] gerüstet zu sein. Es möge diese Stelle genügen, [...] beweisen, wie genau es der Verfasser mit den A[...] rungen an den Sänger nimmt, und daß sein Mu[...] eines Sängers in der That als Muster allen S[...] empfohlen werden kann.

Im Anhang bespricht der Verfasser einen Mis[...] der zwar nicht den Sänger, wol aber die Comp[...] trifft. Nicht selten findet sich nämlich in unserer [...] literatur der Misbrauch, daß Componisten eigen[...] an den Worten des Dichters nach ihrem Ermessen [...] dert haben. Der Verfasser ist wol zu hart, wenn [...] gleichen allerdings zu misbilligendes Verfahren einer [...] balismus nennt, wenigstens möchte Referent diesen [...] Ausdruck nicht für die aus Mendelssohn's Duett[...] gebrachten Beispiele gelten lassen, indem die von

delssohn beliebten Aenderungen und Auslassungen, auch wo sie sonst vorkommen, denn doch immer mit Geschmack und eines sinnvollen Ganzen zu Liebe vorgenommen werden. Uebrigens sind diese Beispiele bei Mendelssohn nicht die einzigen, wir machen z. B. noch auf ein vierstimmiges Herbstlied aufmerksam, dessen Pointe, sicher zum Vortheil des Nikolaus Lenau'schen Liedes, aus „welkem Laub" „grünes Laub" und „frisches Hoffen" gemacht hat. Von Vandalismus sind dergleichen mit zarter Hand und sicherm Takt unternommene Aenderungen, die ja doch nur für diese bestimmte musikalische Auffassung und Behandlung gelten sollen, sehr weit entfernt. Was sagt der Verfasser denn wol zu den Textumgestaltungen in Mendelssohn's geistlichen Compositionen? Ist einem Dichter doch sogar die Handhabung der Geschichte für seine poetischen Zwecke nachgesehen worden. Sind das auch poetische Vandalismen gewesen? Schiller's „Don Carlos", Goethe's „Egmont" dürften schwerlich unter diese Kategorie fallen.

Die Bedenken des Verfassers aber gegen die Untersuchungen der Herren Schwarz, Eyrel u. a. über die Bildungsfähigkeit des menschlichen Stimmorgans theilen wir vom Standpunkt des Musikers aus vollkommen, indem jene Untersuchungen wol einen bedeutenden wissenschaftlichen Werth haben mögen, jedoch weder dem Sänger noch dem Componisten mit einem so fabelhaften Stimmumfange, als er hier verheißen wird, jemals gedient sein kann.

Das zweite Heft dieser interessanten Aufsätze verbreitet sich über die Zustände unserer Oper. Der Verfasser gibt die Bedeutsamkeit Richard Wagner's zu, beschränkt sich aber in seiner Schilderung nur auf die Oper früherer Gattung, da der gegenwärtige Zustand des musikalischen Dramas durch Wagner's Bestrebungen ein durchaus zweifelhafter geworden sei und jüngere Talente durch das Vorgehen dieses Componisten zurückhaltend und bedenklich geworden, nicht mehr wüßten, welcher Richtung sie sich anschließen sollen. Die Hauptpotenzen zur Schaffung einer Oper sind: Dichter und Componist; die Darstellung bewerkstelligen der Musikdirector, der Regisseur, der Chordirector und die activen Mitglieder. Bisjetzt haben diese Mächte noch nicht ein harmonisches Ganzes hervorbringen können.

Ein unleugbares Hauptübel, an welchem unsere Oper daniederliegt, ist das, daß unsere deutschen Dichter bis auf heute nicht im Stande waren, einen brauchbaren Operntext zu schreiben, Goethe und Geibel nicht ausgenommen, derer gar nicht zu gedenken, die, sonst bühnenkundige Dichter, als Verfasser von Operntexten sofort scheiterten. Schikaneder's „Zauberflöte" bleibt immer noch der beste Text neuerer Zeit; wollte man seit Mozart allenfalls die erträglichsten deutschen Opernbücher nennen, so wäre man mit der „Schweizerfamilie", „Fidelio", „Jessonda", „Freischütz", „Hans Heiling", „Adlers Horst", „Zar und Zimmermann" und „Stradella" nach der Ansicht des Verfassers fertig. Die Rückwirkung dieses Mangels auf den Componisten ist nicht ausgeblieben; wo keine Begeisterung ist, wie kann da Großes entstehen? Dazu kommt, daß, wie der Verfasser vortrefflich nachweist, selbst große Meister wenig gesangsverständig waren. Er thut dies an Weber dar, bei dem heimtückische Intervalle, Gänge, Passagen zu finden sind, die fast nie in vollkommener Reinheit zu Gehör kommen, weil sie eher dem Klavier als der Kehle abgelauscht sind, so unter anderm in der großen Arie des Hüon im ersten Act des „Oberon". Ebenso richtige Beobachtungen finden wir über unsere andern namhaften Operncomponisten, deren Vorzüge und Schwächen gerechte Beurtheilung erfahren. Wohlthuend bleibt aber der musikalisch-ethische Unwille, der den Verfasser bei der Besprechung Meyerbeer's überkommt. Er wünscht, daß wir für die künstlerischen Tugenden, die uns über andere Nationen erheben, auch ein klares, kräftigendes Selbstbewußtsein, eine willige Anerkennung, eine freudige Achtung haben möchten. Er hält es für eine große Schwäche der Deutschen, sich so gänzlich von dem Effect Meyerbeer's haben täuschen und einnehmen zu lassen. Von den „Hugenotten" sagt er, sämmtliche Personen der Handlung seien moralisch defect, kein wohlthuender Lichtblick erhelle das düstere Gemälde von Unsittlichkeit, Verrath und Blut. Meyerbeer's Opern sind Phantasmagorien, aus denen uns alles unschön und fratzenhaft angrinst. Der Effect hat aber seinen Fluch in sich, erst kitzelt er, das zweite mal muß er schon frottiren und zuletzt muß er schinden um zu wirken. Hat man doch im Lande des Effects daran gedacht, die Kreuzigung Christi auf die Bühne zu bringen; das ginge freilich noch über „Teufel" und „Prophet". Dennoch wünscht der Verfasser unsern talentvollen Componisten einen Theil von Meyerbeer's umfassender Bühnenpraxis, seiner wunderbaren Kenntniß der theatralischen Wirkung, seiner eminenten Sicherheit in Benutzung aller vorhandenen Mittel. In dieser Rücksicht verdient Meyerbeer Bewunderung.

Den Schluß dieses zweiten Hefts macht das Bild eines Musikdirigenten, speciell eines Operndirectors. Wir stimmen mit allen Forderungen des Verfassers hinsichtlich einer so wichtigen Person zusammen, und wie im ersten Heft das Bild eines echten Sängers gegeben wurde, so hier das eines Kapellmeisters, der diesen Namen in jedem Sinne verdient. Wenn Ueberzeugungen in so einfacher und klarer Weise, wie hier geschehen ist, ausgesprochen werden, so muß man annehmen, daß sie ihre reinigende Wirkung in ihren Kreisen nicht verfehlen werden. 14.

Blücher. Seine Zeit und sein Leben.

1. Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Zwölf Bücher in drei Bänden. Von Johannes Scherr. Erster Band. Die Revolution. (1740—99.) Leipzig, O. Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Volksthümliche Persönlichkeiten zum Gegenstande geschichtlicher Darstellung zu machen hat stets sein Angenehmes. Im vorliegenden Werke des auf culturgeschichtlichem Boden außerordentlich bewanderten Verfassers erhalten wir ein Buch, das der Annehmlichkeit in edelster Weise entsprechen will. Es ist ein Buch, das uns in lebendiger Darstellung des betreffenden geschichtlichen Details mit beredter Gelehrsamkeit an die Quellen jener großen staatlichen Bewegungen des vorigen Jahrhunderts führt, deren Nachwehen bis in unsere Tage hineinreichen, ja weit über

unsere Tage hinausreichen werden. An der gewandten Hand des Verfassers durchmustern wir die Culturzustände des vorigen Jahrhunderts mit unermüdlichem Blicke; das Haltlose und Verrottete der damaligen Zustände bleibt unserm Auge nicht in einem Punkte verborgen. Es ist richtig, wir betrachten uns Bild auf Bild immer nur aus einer gewissen Vogelperspective; eine Kritik üben wir, die als Kritik vorzüglich, eine Analyse, die fern dem Phrasenschwulst und dem Gelehrsamkeitsschwalle aufs eindringlichste zu Werke geht: aber ob wir um dieser strengen Analyse willen sogleich sagen könnten, wie die Verhältnisse hätten sein müssen, damit sie bessere gewesen wären, ob uns überhaupt statt der starren politischen Theorie der Sinn für die politische Praxis zugänglich sei, wir glauben doch, daß aus der geschichtlichen Erkenntniß die Fähigkeit zur Besserung verrotteter Zustände fast von selbst fließe.

Wie ist nun die Darstellung des Verfassers? so fragen wir, ehe wir auf das, was er uns bietet, näher eingehen. Die Darstellung ist geistvoll und sprudelnd, hier und da zu sprudelnd, das heißt die Sprache löst sich in satzlose Ausrufungen auf. Immer aber fesselt sie durch den Glanz, mit dem sie die Gegenstände trifft, immer hebt sie aus der Masse des vorräthigen Materials das Fesselnde, das Pikante heraus. Sehr wesentlich legt der Verfasser auf die Aussprüche großer Männer Gewicht. Er besitzt in seiner mit großem Fleiße gefüllten Schreibmappe eine solche Fülle dieser Aussprüche, daß er jede Handlung, jeden geschichtlichen Moment damit belegen und ausschmücken kann. Es ist vielleicht sehr verführerisch, nach solchen Worten großer Männer zu suchen. Aber nicht immer besitzen sie geschichtlichen Werth. Und gerade wie viele einzelne Charaktere oder Geschichtsmomente illustrirende Worte großer Männer sind in der Aufwallung hingeworfen, wie viele sind nur von der Anekdote in Umlauf gesetzt. In der Anwendung solcher Aeußerungen geht der Verfasser vielleicht etwas zu weit.

Unsere zweite Frage ist: was bietet uns der Verfasser in diesem ersten, „Die Revolution" betitelten Bande? Zunächst macht er uns historisch mit dem Gegensatze des aufgeklärten Despotismus zum absoluten Despotismus bekannt. An das Sterbebette Friedrich Wilhelm's I. führt er uns und zeigt uns in diesem König-Corporal den sich mit seiner grotesken Weise fast selbst persiflirenden patriarchalischen Monarchen. Ginge es nach diesem Monarchen, so sähen wir seinen Herrn Sohn und Nachfolger für einen „Unmenschen" an; doch dieser sein Herr Sohn tritt uns Anno 1740 am 1. Juni mit flammendem Blicke entgegen und ruft: „Monsieur, à présent je suis Roi!" Und siehe da, wir lassen uns diesen „Roi" herzlich gern gefallen, nachdem wir uns das kunterbunte Ding, so sich Deutsches Reich nannte, des Nähern betrachtet. Während nun dieser „Roi" Fritze, selbst zwar noch ein gut Theil äußerlich wenigstens Zopf, auf deutsche Zöpfe weidlich losklopft, wird Anno 1742 am 16. December in Mecklenburg einer geboren, den man Gebhard Lebrecht taufte: ein Junge aus gesundem norddeutschen Geblüt. Und wahrlich, an der Wiege ward es ihm nicht gesungen, daß er einst Marschall Vorwärts heißen und daß sein Standbild am Opernplatze zu Berlin prangen sollte. So berühren sich die Contraste: hier unten in Mecklenburg wächst so ein später zum Höchsten berufener Junge fast wild auf, und dort oben in der schönen Kaiserstadt Wien schaltet die schöne Theresia, Mutter von 16 Kindern, als dürfte es ihren Sprößlingen nie im Leben fehlen, und doch sollte eine der Ihrigen, die Marie Antoinette, tief, sehr tief, bis aufs Schaffot fallen. Contraste wahrlich, nach simplem Bürgerverstande entsetzliche Contraste!

Schlecht stände es mit dem Geschichtsforscher, wollte er über solche Contraste haltlos in das bürgerliche Lamento mit einstimmen. Sein Blick soll nicht herzlos, aber ruhig und kalt die Ursachen der Ereignisse ergründen. Was sieht der unparteiische Geschichtsforscher, wenn er sich um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach den Ursachen späterer Schreckenszeiten in aller Herren Ländern umschaut? In Berlin wie in Wien, in England wie in Frankreich, selbst in Schweden und Rußland, überall Versuche, den gewissen „aufgeklärten" Despotis[...] Stelle des absoluten zu setzen, überall Versuche der H[...] ihre Regierungsweise in eine mildere patriarchalische u[...] deln. Leider aber enthielt dieser aufgeklärte Despotism[...] so eine Art von Aufklärung. Ja wohl, so eine A[...] Art, die hineingestreut in ausgelebte Staatsformen, de[...] warr und den staatlichen Bankrott nur noch beschleunigen [...] In Berlin und Wien, in Paris und London, in Kop[...] Stockholm, Petersburg, vom Rhein bis zur Tiber und [...] Tajo, überall entdecken wir Ursachen, welche zunächst [...] Stelle mit der Revolution ihre Folgen kund geben mußte[...] reißen die Folgen nicht von den Ursachen los; nein, auf [...] sachen zeigen wir als auf die Sünden der Väter, die [...] Kindern bis ins dritte und vierte Glied gerächt werden [...] setzlich schmerzlich, dieses dritte oder vierte Glied zu s[...] nur, wie es vielen der Revolutionskinder ging, trotz [...] Willen im tiefsten Schlamme socialer Umwälzung [...] müssen; aber nenne man es nun Vorsehung, Welt[...] Schicksal oder sonstwie, diese Ordnung, diese Verknüpf[...] Ursache und Wirkung, diese Wechselwirkung verschieden[...] verschiedenen Ursachen entsprungener Folgen kennt kein [...] Erbarmen, sie läßt ganzen Völkern wie dem Einzelind[...] Lohn und Strafe hier auf dem Fleckchen Erde, auf dem [...] ganz sicher nachfolgen, nicht immer, ja meist nicht an ih[...] um so sicherer und schärfer aber an den Kindern und [...] kindern. Wahrlich, wäre es nicht so, ein Conglomerat [...] sinn und Widersinn wäre die ganze Geschichte, kaum [...] sich's dann, Geschichte anders zu schreiben, als sie für [...] bige geschrieben wird, das heißt in unmotivirter Aufeinan[...] von so und so vielen Thatsächlichkeiten. Aber weil j[...] und großartig schön, daß dem so, darum werden wir Ze[...] Schreckens nicht blos mit einem Pharisäerbewußtsein ge[...] treten, oder blos über die böse Menschheit lamentiren, di[...] auf Greuel häuft, sondern die Schuld, welche eine a[...] gerathene Gegenwart auf sich ladet, mit in das Schuld[...] Vergangenheit eintragen.

In dieser Weise die Französische Revolution betrach[...] langt der Verfasser zu einer theilweisen Rechtfertigung d[...] In der zweiten Hälfte des ersten Bandes skizzirt er dies[...] lution. Und wie skizzirt er? So daß durch eine scharfe [...] rung und stellenweise Detaillirung des Stoffs einzelne T[...] und Persönlichkeiten schneidend hervortreten. Da schilder[...] den Zweifel, wie er sich tief, unendlich tief in die noble fra[...] Gesellschaft der siebziger und achtziger Jahre eingefresse[...] da legt er uns die Ohnmacht der durch den Zweifel [...] positiven Sittlichkeit entnervten Großen und im Gegen[...] Begeisterung der ebenso vom Zweifel heimgesuchten, [...] auf die Kraft der Volksrechte stützenden Reformatoren d[...] lichen Gesellschaft bloß. Der „heißgeliebte" Ludwig X[...] „Vive le roi", dieses „vive", das bald in ein à bas [...] zehnten Ludwig umschlagen sollte. „O Gott, leite und sch[...] Wir kommen zu jung auf den Thron", sollen der zwanz[...] Ludwig XVI. und die neunzehnjährige Marie Antoine[...] gerufen haben. Und beide wollten nichtsdestoweniger [...] nach ihren Launen regieren! Wann wird die Welt einse[...] auf dem Throne zu sitzen ein viel zu ernstes Geschäft [...] daß es von halben Kindern geleistet werden könnte? [...] denn auch bei Marie Antoinette die erste Rührung bald [...] und in dulci jubilo ging's weiter. Dieser Louis, ei[...] Hausvater, vernarrt in seine Schlosserkunst, nebenbei a[...] edeln Jagdhandwerke ergeben, diesem Handwerke, das [...] schichte nun schon so oft an den Großen dieser Welt, [...] immer vergebens, als das Ergebniß geistiger Beschränk[...] brandmarkt hat, und die Marie Antoinette? sie mußte [...] rade eine Deutsche sein, die durch Koketterie beim W[...] letzten weiblichen Schimmer des Hoflebens gründlich [...] Viel ist der Antoinette ungerecht angehängt; allein gl[...] ihr ganzes Treiben dem einer verzogenen Theaterprinzess[...] deren Minuterien, Leichtfertigkeiten, selbst Albernheite[...]

nd alte Theaternarren vor Wonne schier das letzte bischen Ver-
tand verlieren. Diese alten und jungen politischen Theater-
arren, sie waren schuldiger als die spielende Königin.

Den Stoff dieser eigentlichen Revolutionsgeschichte theilt der
erfasser in die Kapitel: „Die Friedensgöttin und ihre Priesterherr-
haft“, „Der Maitag und die Augustnacht“, „Der Todeskampf
es Königthums“, „Allons, enfants de la patrie“, „Schrecken“,
Redeunt Saturnia regna“ und „Zwei Soldaten“. Er schließt
esen ersten Band mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts,
it dem Consulat unter Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos.

Mit welch geistvoller Schärfe ist uns Scene auf Scene
schildert! Theilweise mit welch ätzender Beredsamkeit! Wol
ch mit burschikos-humoristischen, hier und da fast zu burschi-
sen Seitenhieben! Aber wo bleibt Blücher? Heißt denn nicht
r Titel des Buchs „Blücher. Seine Zeit und sein Leben“?
ieser erste Band macht doch das volle Drittel des ganzen
erks aus, und in diesem ersten figurirt Blücher in nicht mehr
s zwei Kapiteln![*] Einmal in „Einer aus Mecklenburg“, dann
„Zwei Soldaten“; dort gilt es seiner Jugendgeschichte, hier
ner Betheiligung an den Kämpfen gegen die Republik. Das
denn doch wol zu wenig. Sollte der Verfasser für Blücher
d seine Zeit zu weit zurückgegriffen haben! Er selbst scheint
was davon zu fühlen. „Mit wesentlicher Betonung der cul-
r- und sittengeschichtlichen Seite der Ereignisse“, sagt er, „be-
eckt es (das Werk) eine Darstellung der Zeit von 1740—
15. Als Mittelpunkt ist ein nationaler Held gewählt, Blücher;
er daß mein Buch auf mehr als eine Biographie im land-
ufigen Sinne abziele, bezeugt deutlich, sollt' ich meinen,
on der Titelbeisatz: «Seine Zeit und sein Leben.»“ Als „Ein-
tung“ will also Scherr diesen ersten Band betrachtet wissen;
ein unser starkes Bedenken wird dadurch nicht beschwichtigt.
enn in dem großen Drama, welches die Jahre 1740—1815
nfaßt, kann nie und nimmermehr ein Blücher, sondern immer
r Napoleon der Held sein. Daß Blücher den großen Impe-
tor schließlich besiegte, kann in diesem Drama nicht maßgebend
n. Es sei denn, man schöbe Blücher und seiner Zeit Motive
d Ideen unter, die dieser Zeit gar nicht zukommen, nur dann
nnte Blücher den Mittelpunkt dieses großen Dramas bilden.
erade weil Scherr ein so bedeutender Culturhistoriker, darum
ssen wir unser Bedenken scharf hervorheben. Zwar entgeg-
er uns im voraus: „Insbesondere bin ich schon jetzt in den
tand gesetzt, in den folgenden Bänden auf Grund von Origi-
documenten den Beweis zu führen, wie so ganz schief und
ch die so ziemlich stereotyp gewordene Auffassung Blücher's
eines bloßen Haudegens ist, als eines Husaren höchster Po-
, den Beweis, daß der «Alte», der jugendfrischer war als alle
Jungen, wie der muthigste so auch einer der hellsichtigsten
rioten gewesen.“

Ei freilich, ein Patriot, das meinen auch wir, aber das
one der Verfasser scharf, ein specifisch-preußischer Patriot.
ine Figur ist volksthümlich, Blücher ist ein volksthümlicher
d, aber beileibe kein deutsch-nationaler Held, Blücher war ein
triot in anderm Sinne, als was wir Epigonen der Be-
ungskriege unter dem Ausdruck Patriot verstehen und was
Verfasser, der auf seine republikanische Ueberzeugung trotzt,
unter verstehen kann. Hüten wir uns vor allem, in die Be-
ungskriege etwas hineinzugeheimnissen, was nicht in ihnen lag.

Wenn Blücher im „Greisenalter seine welthistorische Mis-
“ antrat und Blücher's Zeit an dieser welthistorischen Mis-
theilnahm, so können wir zu Ehren dieser Mission nicht
ter der Schlacht bei Waterloo einen großen breiten Graben
en. Wir werden die Folgen dieser Mission mit betrachten;
und diese Folgen sind keineswegs glorreich gewesen. Die Fol-
dieser Mission waren Zeiten der größten Stagnation, waren
die feierliche Wiedereinsetzung des patriarchalischen Regiments; es hilft nichts, diese Stagnation haben wir auch mit in Blücher und seiner Zeit zu suchen. Nicht als ob wir leugneten, daß ein großer Theil der Freiheitskämpfer mit noch andern größern Ideen als nur mit der verhältnißmäßig sehr beschränkten Idee einer allgemeinen Nothwehr oder eines Rachezugs gegen Napoleon in den Kampf gezogen sei; aber nicht um diese handelt es sich, sondern um die maßgebenden Kreise, zu denen ein Blücher gehörte. Nun, und diese setzten dem Cäsar Napoleon nur das von gröbster Willkür gereinigte patriarchalische Königthum gegenüber. So ist denn auch das specifische Preußenthum, das gleich darauf als drittes in den Bund der Heiligen Allianz eintreten konnte, der Sieger im Kampfe geblieben. Glaubt aber der Verfasser liberale Ansichten Blücher's auftrumpfen zu können, so bedenke er, wie spottbillig in Zeiten der Noth humanistische Ansichten sind; Noth lehrt beten und Noth lehrt human und liberal thun. Und das, was man vor und zur Zeit der Befreiungskriege von den Großen dieser Welt liberal thun sah und hörte, das verträgt sich noch sehr mit dem echten patriarchalischen Regimente. Wir bezweifeln also, daß Blücher und seine Zeit über das Cäsarenthum Napoleon's etwas anderes als das auf die Befreiungskriege wirklich folgende patriarchalische Regiment des specifischen Preußenthums hat siegen lassen wollen. Wenn das nun aber, so ist's klar, daß Blücher in dem großen Drama, das der Verfasser mit 1740 anheben und mit 1815 schließen läßt, nur die Rolle des Vollstreckers eines gewissen Gerichts beanspruchen kann. Der Verfasser muß über 1815 nothwendigerweise so weit hinausgreifen, wie er über das Jahr 1789 weit zurückgegriffen hat, will er nicht, daß mit dem dicken Graben hinter Blücher und seiner Zeit die Bedeutung der Französischen Revolution bedenklicherweise annullirt werden soll.

Warum betonen wir dies? Weil sich der Verfasser mit Stolz einen Republikaner nennt. Weil er im übrigen auch von all und jeder Behandlung der Geschichte nach einem Schematismus frei ist. Eingangs des ersten Kapitels des vierten Buchs schilt er die Träumer, welche vergessen, „daß Interessen und Leidenschaften die Weltgeschichte machen, und sich deshalb der Hoffnung trösten, die Vorschrittsbahn der Gesellschaft werde in Zukunft nicht mehr durch Lachen von Blut und Thränen führen“. Ein Träumer ist also der Verfasser nicht, so wenig, daß er in seinem Buche das Wort Fortschritt sogar wie es scheint absichtlich vermeidet. Er sagt dafür fast durchgehends Vorschritt. Wäre nun in den angeführten Worten Vorschritt mit Fortschritt im landläufigen Sinne gleichbedeutend, so enthielten jene Worte eine greulich sophistische Ansicht, die allenfalls einem geschichtlichen Phrasenmacher, nicht aber einem Culturhistoriker gleich Scherr zustände. Denn „Fortschritt“ stände mit der Berechtigung der „Interessen“ und „Leidenschaften“ im schneidenden Gegensatze; nicht aber steht Vorschritt mit dieser Berechtigung im Widerspruche, da Vorschritt nur einfach Aenderung der socialen Verhältnisse bedeuten kann, nicht aber die nothwendige Entwickelung des Bessern aus mangelhaften Zuständen. Ein Republikaner nach blos theoretischem Zuschnitte ist also der Verfasser gewiß nicht. Ob er aber so gar recht thut, auf den Republikanismus den Accent zu legen? Oho, es verträgt sich mit der Idee des Republikanismus die Verherrlichung des patriarchalischen Regiments sehr, sehr gut. Namentlich wenn man dem verständigen deutschen Republikanismus nur fest auf den Zahn fühlt, wird man immer auf patriarchalische Höckerchen stoßen. Behüte, daß wir dem deutschen Republikanismus daraus einen schweren Vorwurf machten. Aber er soll die politische Confusion nicht noch größer machen, sondern das Ding beim rechten Namen nennen. Das ist gerade der allerschlimmste Fehler der Deutschen, daß sie mit dem Munde die freieste Regierungsweise wollen, in ihrem Handeln sich aber von den Kleinlichkeiten des patriarchalischen Regiments noch gar nicht trennen können. Also warum nicht lieber offen eingestehen, daß alle politischen guten Vorsätze und Anstöße bisjetzt zufolge jenes angedeuteten Widerspruchs immer wieder mit der Rückkehr zum

[*] Ein zweiter Band ist inzwischen erschienen. Da im ersten Bande
so wenig von Blücher selbst die Rede ist, so wird das Werk
seiner Vollendung wol jedenfalls noch einer weitern Besprechung
rfen. D. Red.

freilich von Zeit zu Zeit etwas modificirten Patriarchalismus geendet haben.

Blücher und seine Zeit! Die größte persönliche Hochachtung vor diesem volksthümlichen Helden, die größte Hochachtung vor allen, die in den Jahren 1813—15 mitfochten, aber keine Ueberschwenglichkeit! Daß wir an dieser Ueberschwenglichkeit, mit der die Befreiungskriege zu den größten Thaten, die je ein Volk geleistet, gemacht werden, nicht Schaden leiden! Die Geschichte ist ein ernstes, unter Umständen aber auch malitiöses Ding. Auf dem idealen Gebiete kommt man ohne ideales Streben davon, man braucht nur Schiller mit Worten recht zu feiern; auf dem rein realen, wie es ein Krieg immer ist, kann die überschwengliche Verherrlichung der von uns nicht geleisteten Großthaten zur reinen Lossagung von Großthaten führen. Im Jahre 1806, wie ging alles schief, weil die Schlacht bei Jena nicht eine Schlacht bei Roßbach war; nun und jetzt, wie sind wir auf eine Schlacht bei Leipzig, eine bei Waterloo förmlich eingefuchst, wie können wir uns einen Sieg kaum denken, als wenn nicht die pommersche Landwehr die Flinten umkehrt und mit dem Kolben schlägt, und wie kann wieder alles schief gehen, weil die Geschichte in Zukunft von uns nicht eine Schlacht bei Leipzig, nicht eine bei Waterloo, sondern vielleicht viel größere Thaten als diese Schlachten verlangt. Das sprechen wir angesichts der funfzigjährigen Jubeltage, die das Jahr 1863 bringt und fühlen uns mit dieser scheinbaren Nüchternheit einen ebenso guten Deutschen, als der, welcher — dies geht nicht auf den Verfasser — bei jeder Gelegenheit die Backen mit Phrasen füllt und sich um die Bildsäulen aller großen Männer drängt.

Blücher und seine Zeit! Dazu gehören doch wol auch ein Schill und andere Helden? Nun fehlen wird's nicht, daß man diese volksthümlichen Männer zu schroffen liberalen Gegensätzen gegen die Feudalen und Reactionäre macht! Und es kann doch im Grunde nichts Gewagteres geben. Denn Schill und andere Helden pflegen sehr oft aus solchen Kreisen hervorzugehen, die man volksfeindliche zu nennen pflegt. Und wenn Blücher und andere der damaligen Helden noch jetzt lebten, für uns ist's außer allem Zweifel, daß sie der Mehrzahl nach auf conservativem Standpunkte ständen. Vielleicht ist auch die Zeit nicht mehr fern, wo wir zu unserer Verwunderung einsehen werden, daß, um ein Blücher, ein Schill u. s. w. zu sein, und um solche Thaten wie diese Helden zu leisten, man ein strenger Gegner der national-liberalen Idee nach jetzt gangbarem Sinne sein kann. Blicke man einmal ins amerikanische Unionsheer. Dort kämpft ein gewiß sehr liberaler Deutscher als General und nicht weit von ihm ein preußischer Adelicher als Oberst. Beide kämpfen in einem Kampfe für die Freiheiten eines Volks. Ueber des letztern Heldenthaten sind ab und zu selbst liberale Zeitungen des Lobes voll. Wer möchte aber um deswillen behaupten, der Oberst müsse um jeden Preis ein Anhänger der Volksfreiheiten sein. O ja, nach 50 Jahren wird man deduciren, exempla sunt odiosa: der Oberst kämpfte in einem Freiheitskampfe für liberale Grundsätze mit, also mußte er ein Anhänger der Volksfreiheiten sein!

Doch die geehrte Redaction wird unruhig. Sie schiebt uns schnell ein neues Buch zwischen die Finger. Nun nun, wenn wir zu polemisiren begannen, so nur, weil mit einem male alle politischen Parteien, sie seien so hochconservativ oder so radical wie nur möglich, hinsichts der Freiheitskriege auf den Tisch schlagen und mit dem Hinweis auf diese jede Partei die politischen Gegner treffen und beschämen will. Also ein neues Buch.

2. Fürst Blücher von Wahlstadt. Der Held der deutschen Freiheitskriege. Ein Lebensbild von F. Eduard Keller. Glogau, Flemming. 1862. 8. 15 Ngr.

„Möchte es (dies Buch) dazu beitragen, daß im deutschen Volke die Vaterlandsliebe immer lebendiger und der deutsche Geist, das schöne Erbe unserer Ahnen, der Geist der Religiosität, der Biederkeit, der Rechtlichkeit, der Wahrheit, der Kraft und der deutschen Treue, die sogar sprichwörtlich geworden ist, immer reger werde, neue, schöne Blüten treibe und segensreiche F
bringe zum Heile des engern, wie des weitern Vaterla
Gegen diesen frommen Wunsch des Verfassers hätten w
nichts einzuwenden, wenn er nicht eine gewisse Zwiespa
enthielte. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte de
geprägtesten Preußenthums. Er kann aber nicht umhin,
zu mit dem Deutschthum schönzuthun. Nennt er Blüch
auch den „Helden der deutschen Freiheitskriege". Käm
ihm nun mit dem Verlangen, aus diesem Begriffe „de
Consequenzen zu ziehen, auch einzusehen, daß darin die
tigung des „schwarz-roth-gold" über dem „schwarz-weiß
geschlossen liege, so würde er sich vielleicht sehr gereizt
Denn was dieses „deutsch" bedeutet, das modificirt er
Schlußworten noch genauer: „Möge uns der Fürst Blüc
Wahlstadt ein leuchtendes Vorbild unerschütterlicher Tre
Liebe gegen den König und das theure Vaterland sein, da
in Zeiten der Gefahr und Noth, entflammt von seinem
wärts! Mit Gott für König und Vaterland!» in beg
That Preußens Panier, Deutschlands Ehre hoch und hei
ten, mit Freuden Gut und Blut zum Heil und Segen d
terlandes opfern, das sich aus allen Stürmen mächtig mit
Fittichen erheben wird, wenn ihm ein Held wie Blücher

Daran zweifeln wir nicht, wenn es eben einmal
kehraus gelten sollte. Nun und dieses Kehraus hat
Verfasser ziemlich lebendig geschildert; er hält sich im
nur an bereits bekanntes Material, er hat es aber sehr
verarbeitet. Das Buch soll eben nicht viel mehr und
als eine panegyrische Biographie des volksthümlichen Held
In dem Leben dieses Helden gibt's gar nichts, was nich
Nimbus vermehrte. Selbst solche Kleinigkeiten wie B
Worte gegen einen Offizier an der Katzbach, der die
Nachricht brachte, Napoleon stehe im Rücken Blücher's:
dann kann er mich in den — —"; sein stetes Schimp
die Diplomaten oder endlich seine Spielwuth: dies und
mehr hilft den Nimbus vergrößern. Wir nun aber mü
rade nach der Lectüre dieses Buchs fast noch mehr au
„Keine Ueberschwenglichkeit!" Zwar bei diesem Verfasse
wir nicht nöthig, uns gegen den großen Graben zu erklär
man gewöhnlich hinter den Freiheitskriegen zieht, den
Verfasser will ja nichts weiter zeigen, als wie das
gespenst, der Geist der Revolution, durch den Säbel eines
mit Gottes Hülfe niedergeworfen ist. Er also faßt d
heitskriege von vornherein, wie die gut altpreußische P
faßt, als die feierliche Wiedereinsetzung des patriarch
Monarchismus. Nun aber übertreibt er nach ebenderselben
indem er verblümt auf den Erzengel Michael oder einen
Abgesandten des Herrgotts zeigt, der mit flammendem S
vorausgeschritten sei! Und im nächsten Augenblicke räus
derselbe Verfasser dann wieder und flüstert so etwas von
schen Freiheitskriegen". Als ob nach der Anschauung
ten Preußenthums das „deutsch" nicht auch etwas Revolu
in sich schlösse.

O es ist etwas großartig Herrliches um den Nimb
auf dem Helden Blücher ruht! Worauf basirt dieser
denn nun aber hauptsächlich? Nach unserm Dafürhalten
daß in Blücher nur eine Seite des Außerordentlichen z
wickelung und Wirkung gelangte, welches sich bei den
Friedrich II. und Napoleon nach zwei Seiten bethätigt
es ist sein und wahrscheinlich auch unser aller Glück, d
der Fall war. Blücher war nur und nur Soldat, für d
Seite, für die Organisation und die Verwaltung eines
fehlte ihm seiner Bildung und seiner Natur nach nicht
als alles. Und daß ihm das fehlte, noch einmal sage
ist wahrscheinlich unser aller Glück. Blücher ist so s
Glücke begünstigt gewesen, daß er eben nur in der einen
zu glänzen brauchte, in der das absolute Régime die
Tugend ist. Blücher war nur ein absoluter Charakter
er Soldat war, ordnete er sich den Befehlen seines M
unter; aber wie wetterte und schimpfte er bei jedem Unter

das seinem absoluten Sinne entgegen war. Eine unendlich schwere Aufgabe hat Blücher mit seiner militärischen Zeit gelöst: er hat Napoleon niedergeschlagen; die unendlich schwerere Aufgabe aber, auf dem Continente gesunde Staatsverhältnisse zu begründen und entwickelungsfähige weiter zu bilden, diese hat er nicht lösen können, oder von der Lösung dieser, dürfen wir uns so ausdrücken, von dieser hat er sich drücken müssen. Nichts natürlicher, als daß nach dem Tage von Waterloo die großartige Zeit der großartigsten Stagnation begann, und zugleich nichts ungerechter als die verpfuschte Lösung dieser unendlich schwereren Aufgabe von den Freiheitskämpfern ab lediglich auf die Staatsmänner zu schieben. Das staatsmännische Genie Napoleon's ist bei Leipzig nicht, nicht bei Waterloo besiegt; was Wunder, daß man als Remedium gegen das Napoleonische staatsmännische Genie nur die Rückkehr in den gemächlichsten Patriarchalismus kannte. Auch bis auf den heutigen Tag ist Napoleon's staatsmännisches Genie nicht besiegt. Wir warten des Staatsmannes noch, der auf dem Boden des Friedens das thäte, was Blücher auf dem des Kriegs gethan. Ob dieser Staatsmann nicht zugleich wie Napoleon und Friedrich der Große auch ein großer Feldherr sein müßte, es ist das eine offene Frage an die Zukunft. Wenn aber, nun so hätten sich auch in Blücher beide Seiten vereinigt finden müssen, damit der Freiheitskampf nach allen Richtungen hätte zum großartigen Austrag gelangen können. Doch wie, sagten wir nicht oben: es sei seine Einseitigkeit Blücher's eigenes und wahrscheinlich unser aller Glück gewesen? Ja, das sagen wir noch und sagen es gegen all die vielen Tausende, die herausdifteln, daß Blücher, lebte er heute noch, im Sinne des Fortschritts der nationalen Idee huldigen würde. Gut für diese, daß sie der alte Held nicht mehr anschnauzen kann. Für uns unterliegt es gar keinem Zweifel, daß Blücher bei größerer Intelligenz auch auf dem Gebiete der Staatskunst so absolut dictatorisch eingegriffen hätte, wie er's als Feldherr that und wollte. Ja, hätte sein staatsmännisches Talent seinem militärischen nur irgendwie die Wage halten können, kein Zweifel, es würden ihn Tausende verdammen, die ihn jetzt als liberalen Helden anstaunen. Also gut für uns, daß Blücher seiner Einseitigkeit wegen nicht hat Napoleonische Wege wandeln können. Hätte er sie wandeln können, vielleicht wären wir auf deutschem Gebiete weiter, als wir sind; aber mit dem Liberalismus.... Doch die Redaction klopft uns zum zweiten male auf die Finger. Also enden wir. **Emil Müller-Samswegen.**

Schiller im Lichte katholischer Auffassung.

1. Schiller und sein Verhältniß zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart. Von G. F. Daumer. Mainz, Kirchheim. 1862. 8. 15 Ngr.
2. Schiller, sein religiöser Fortschritt und sein Tod von J. Lukas. Landshut, Thomann. 1863. Gr. 12. 9 Ngr.

Aus einer ziemlich beträchtlichen Anzahl neu erschienener Schriften, welche sich mit Schiller beschäftigen, nehmen wir vorliegende zwei Schriften heraus, weil sie Schiller unter einem gemeinsamen, für manchen sicherlich überraschenden Gesichtspunkte auffassen, mehr pamphletartigen Charakters und offenbar dazu bestimmt sind, wie eine plötzliche Explosion eine augenblickliche Wirkung zu üben und der gerade jetzt mehr als je vorwaltenden Tendenz, Schiller als einen Dichter und Vorkämpfer der religiösen und politischen Freiheit aufzufassen und zu feiern, entgegenzuarbeiten. Kurz, Schiller wird hier vom ganz entgegengesetzten Parteistandpunkte als ein in spätern Jahren Bekehrter, zu einem „poetischen Paulus" gewordener Vorkämpfer katholischer und antidemokratischer Tendenzen geschildert, sodaß man nun von Schiller mit Recht sagen kann, was der Dichter selbst von Wallenstein sagt:

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Was wird nun geschehen? Gerade jene augenblickliche Wirkung, auf welche die Verfasser vielleicht rechnen, werden beide übrigens hinlänglich merkwürdige Schriften, von denen die zweite als Fortsetzung und Ergänzung der ersten anzusehen ist, schwerlich haben. Diejenigen, welche einmal Schiller als den entschiedensten und glänzendsten Vertreter demokratischer Ideen in Deutschland betrachten und in diesem Sinne auch seinen Cultus öffentlich begehen, werden unter allen Umständen hierbei verharren; denn sie bedürfen gerade dieser Autorität; es ist ihr Interesse, darauf hinzuarbeiten, daß gerade der „Lieblingsdichter der Nation" vor allem Volk als einer der Ihrigen, als ihr leitender Genius erscheine, der genau dasselbe gewollt habe, was sie selbst wollen. Sie werden daher beide Schriften entweder systematisch ignoriren, „todtschweigen" wie man es jetzt nennt, oder mit einer hämischen wegwerfenden Bemerkung zu beseitigen suchen, ohne auf die von beiden Verfassern aufgestellten Behauptungen und beigebrachten Belegstellen irgend näher einzugehen.

Aber wenn es in dem aufgeregten und aufgewühlten Europa und speciell in dem nicht blos politisch sondern auch confessionell gespaltenen Deutschland in näherer oder fernerer Zeit je dahin kommen sollte, daß die Parteileidenschaften hüben und drüben schweigen oder, da es doch wol immer Parteien geben wird, wenigstens doch nicht mehr gar so blind, so bitter und in so einseitigen Richtungen befangen sein sollten wie heutzutage, wenn namentlich aber die Kritik es aufgegeben haben wird, die dienstwillige Magd politischer und confessioneller Parteien zu machen, dann wird wenigstens die Literaturgeschichte die von den Verfassern beider Schriften hervorgehobenen Standpunkte bei der Beurtheilung Schiller's nicht ganz unberücksichtigt lassen dürfen, und unparteiischer und objectiver, als dies jetzt den meisten möglich zu sein scheint, die Ansprüche beider Parteien an Schiller auf ihr richtiges Maß zurückzuführen wissen. Denn verkennen dürfen wir nicht, daß Schiller's Ansichten sich im Laufe der Zeit allerdings wesentlich modificirt haben, daß der Mann, der in der „Glocke" und andern Dichtungen gegen jede Störung der „heiligen" Ordnung durch tumultuarische Massenbewegungen und Selbstauflehnung so entschieden protestirte, ein ganz anderer war als der Jüngling, der einem seiner Räuber die Phrase in den Mund legte, man müsse aus Deutschland eine Republik machen, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster gewesen. Verkennen dürfen wir ferner auch nicht, daß es allerdings in Schiller's spätern dramatischen Dichtungen und in einzelnen Balladen, z. B. im „Gang nach dem Eisenhammer", Stellen genug gibt, welche bei dem ehemaligen Kantianer eine gewisse Hinneigung zu katholischer Symbolik und zum katholischen Ritus zu beweisen scheinen, und wenn man darin auch nicht viel mehr als einen bloßen poetischen Aufputz erblicken wollte, der aber doch immer eine gewisse Sympathie mit dem darin verherrlichten katholischen Element voraussetzen lassen würde, so blieben denn doch immer noch andere bedeutungsvolle Aussprüche Schiller's übrig, die unzweideutigerer Art sind. Dahin gehört unter andern eine auch von Daumer angeführte Stelle in einem Briefe Schiller's an Zelter, worin es heißt: „Daß es hohe Zeit ist, etwas für die Kunst zu thun, fühlen wenige; aber daß es mit der Religion so nicht bleiben kann, wie es ist, läßt sich allen begreiflich machen. Und da man sich schämt, selbst Religion zu haben, und für aufgeklärt passiren will, so muß man sehr froh sein, der Religion von der Kunst aus zu Hülfe kommen zu können. Es müßte Ihnen nicht schwer fallen, einen oder den andern Theologen und Akademiker dafür zu interessiren. Berlin hat in dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; das war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist. Ja der Geist der Zeit verlangt es, da sich der Katholicismus in Frankreich neu constituirt hat, daß auch im Protestantismus an die Religion gedacht werde, und selbst die Philosophie nahm diese Richtung."

Im übrigen stellen beide Verfasser ihren Dichter in seiner „Conversionsperiode“ sehr hoch; bei Lukas kommen sogar einige nicht sehr zu billigende Seitenhiebe auf Goethe vor, z. B. wenn er sagt: „Dalberg war einer der ersten, der Schiller's aufstrebendes Genie würdigte und es bei Herrscher Goethe hoffähig zu machen suchte.“ Wer das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller genauer kennt und in seiner tiefsten Bedeutung zu würdigen weiß, wird sich niemals unterfangen zu schreiben, daß Schiller durch Dalberg bei Goethe „hoffähig“ gemacht worden. Daß nun beide Schiller zu oberst stellen, ist bei ihnen ebenso selbstverständlich und wohlberechnet, wie bei denen auf der Gegenseite, die dasselbe thun. Beide Verfasser stellen Schiller gleich hoch als Dichter wie als Kryptokatholiken, und zwar in beiderlei Hinsicht so hoch, daß wir es vielleicht noch erleben, daß infolge der vorliegenden Schriften Schiller vom Papste kanonisirt und zu einem Heiligen der katholischen Kirche creirt wird, jener Kirche, von welcher Maria Stuart zu Melvil sagt:

> Die Kirche ist's, die heilige, die hohe,
> Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
> Die allgemeine, die katholische heißt sie,
> Denn nur der Glaube aller stärkt den Glauben.

Der gläubigste Katholik kann seine Kirche schwerlich in wärmern Worten feiern, als dies hier und an andern Stellen der „Maria Stuart“, „Jungfrau von Orleans“ und „Braut von Messina“ von Schiller geschieht. In der That lassen sich den Stellen aus Schiller's frühern Werken, die zu Gunsten der Demokratie, des Protestantismus und der Rousseau'schen Naturreligion lauten, aus seinen spätern vielleicht ebenso viele gegenüberstellen, in denen der Royalismus und der Katholicismus verherrlicht werden. Wenn man es nun der einen Partei im Grunde nicht verdenken kann, daß sie sich jene zu Nutze macht, so wird man es sich doch auch gefallen lassen müssen, daß die Gegenpartei nun auch einmal sich alles desjenigen aus Schiller's Werken bemächtigt, was sich darin zu ihren Gunsten theils wirklich vorfindet, theils in ihrem Interesse ausgebeutet werden kann.

Daß sowol Daumer wie Lukas in diesem Bestreben viel zu weit gehen und nicht selten Behauptungen aufstellen, die ins Lächerliche ausarten, läßt sich nach dem, woran uns die Fanatiker auf jener Seite gewöhnt haben, allerdings denken. Hören wir nur, was Daumer in der Vorrede in Betreff Schiller's und des Schiller-Cultus behauptet: „Ich unternehme es hier, zu zeigen, daß jener große Mann weit mehr als dem protestantischen und destructiven Kriegslager, von dem er zum Patrone gemacht wird, der angefochtenen glaubensreichen und conservativen Seite angehört, und daß es ein völlig wahrheitsloses, unhistorisches, geradezu betrügliches Manöver ist, seinen großen Namen und seine vaterländische Popularität im entgegengesetzten Sinne in Anspruch zu nehmen und zu beliebten Parteizwecken, namentlich um Andersdenkende zu ärgern und neue Umwälzungsepochen einzuleiten, so prangend, geräuschvoll, übermüthig, volksaufregend und demonstrationssüchtig auszubeuten.“

Nach einigen weitern Ausfällen gegen das Gebaren der „Herren Demokraten, Lichtfreunde und Revolutionäre“ fährt Daumer fort: „Es wird an dem Manne nur das geschätzt, gepriesen und gefeiert, was er selbst in reifern Jahren vollkommen abgestreift und verworfen hat, wogegen er sich aufs allerausdrücklichste erklärt und verwahrt, wogegen er einen langen Zeitraum hindurch — von 1792—1805 — in zahlreichen Aufsätzen, Gedichten und Dramen angekämpft hat. Schiller war, als er auf der Höhe seiner geistigen Entwickelung stand, nicht nur der entschiedenste und erklärteste Gegner gewaltsamer Staatsumwälzungen und tumultuarischer Volksherrschaften, wie sie unsere Destructoren unaufhörlich hervorzubringen suchen; er war noch überdies seiner innersten, tiefsten Neigung, Gesinnung und Beistimmung nach Christ und Katholik. Das wird man in den nachstehenden Abhandlungen und Aufsätzen unwidersprechlich dargethan und nachgewiesen finden, und niemand wird es fortan mehr straflos wagen dürfen, Schiller in ein anderes Licht zu stellen und ihn zum Vorfechter, Heiligen und Vorbilde be cietäts- und religionsfeindlichen, materialistischen und ath schen Umsturzpartei zu machen. Der ganze in diesem Sin Geiste geschaffene und betriebene Cultus wird und muß in Brunnen fallen; denn es kann keine evidentere Lüge geben; nicht besser, als wenn man die Bekehrung und apostolische tigkeit eines Paulus ignoriren, diese Thatsache ohne wei aus dem Buche der Geschichte streichen und den großen A nur als den erbitterten Gegner des Christenthums, wie zuvor gewesen, schildern, lobpreisen und verherrlichen wollt

Wenn Daumer hier geradezu behauptet, Schiller sei „ innersten tiefsten Neigung, Gesinnung und Beistimmung Christ und Katholik“ gewesen, so können wir ihm nur so zugeben, daß Schiller in der letzten Periode seines Sch Christ, natürlich nicht im Sinne irgendeines Dogma, gen wie dies auch durch die Mittheilungen der Frau von Wol ausdrücklich bestätigt wird („Ja, der Ruf des Herrn dran sein Herz!“ schreibt sie einmal); aber wir können ihm nicht zug daß Schiller seiner „innersten tiefsten“ Gesinnung nach „Kath gewesen. Aeußerungen, welche der oder jener Person eines mas in den Mund gelegt werden, geradezu als Gesinn darlegungen des Verfassers ausgeben zu wollen, ist immer lich; nicht immer werden solche Sentenzen durch anderw unzweifelhaftere Aeußerungen des Verfassers so als sein ei liches Glaubensbekenntniß bestätigt, wie Sapieha's bek Auslassung im „Demetrius“, daß die Mehrheit der „Un sei, durch die vielleicht etwas weniger bekannte Xenie:

> Majestät der Menschennatur! dich soll ich beim Haufen
> Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
> Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
> Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Im übrigen war Schiller ein so subjectiver Dichter, sicherlich alles, was er seinen dramatischen Personen im Weg affirmativen Pathos in den Mund legt, wenigstens die Stim ausdrückt, die sich seiner im Augenblick, wo er es niedersch bemächtigt hatte, und da sich unzweifelhaft durch eine Reihe seiner spätern Dramen ein katholisches Element hind zieht, da er wesentlich Stoffe behandelte, welche ihm erlau katholische Reminiscenzen anzubringen und selbst dem kathol Wunderglauben Zugeständnisse zu machen, so werden wir d allerdings auf eine Vorliebe Schiller's für den katholischen tus in jener Periode seines Lebens schließen dürfen. Vo ser Hinneigung zu einer wirklichen Conversion ist jedoch ein weiter Schritt. Nach Daumer, der bekanntlich selbst vertit ist, hat man allerdings auf katholischer Seite sogar „Gedanken einer Conversion, eines stillen, der Welt kannten Uebertritts des großen Dichters zur katholischen Ki Raum gegeben, und er fügt hinzu: „Sei es, daß ein s nicht stattgefunden, Schiller war dennoch Convertit, wenn nicht in dem gewöhnlichen Sinne dieses Ausdrucks“ u. Ja, Lukas gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß Schiller auf dem Sterbelager sich bekehrt habe; er folgert dies au widersprechenden Berichten über Schiller's letzte Aeußerunge aus der Art seines Leichenbegängnisses und fragt: „Was doch unser Schiller auf seinem Sterbebette noch verbr haben, daß sich seine Freunde in dem Maße von ihm z ten!“ Nun, das ist einfach lächerlich! Schiller neigte s Gegensatz zu dem für seine Phantasie zu nüchternen Prot tismus, dem damals so seichten Rationalismus und unf baren und aufdringlichen Unglauben in spätern Jahren Katholicismus einfach aus denselben ästhetischen Rücksichte die ihn bestimmten, bei Zelter für eine Umgestaltung des testantismus mit Hinzuziehung der Hülfsmittel der Kun Wort zu führen. Ziemlich derselben Ansicht ist auch A. in seinem bei anderer Gelegenheit noch zu besprechenden l werthen Werke „Schiller's Geistesgang“; obschon der Ver stark gegen die einseitig protestantische Tendenz in Sch „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ eifert, so will doch er in den anscheinend katholisirenden Stücken Schiller's nu

Anerkennung der ästhetischen Seite des Katholicismus erblicken. Merkwürdig ist übrigens doch, daß man, wie Döring erzählt, Schiller schon in Dresden theils für einen Freigeist, theils für einen heimlichen Anhänger des Katholicismus gehalten habe.

Daumer beschäftigt sich in seiner Schrift namentlich mit dem „Wallenstein", der „Maria Stuart" und der „Jungfrau von Orleans". Er bemerkt unter anderm in Betreff des „Wallenstein": „Mit diesem großen Werke, dieser echten Tragödie, trat Schiller in seine neue, von mir so genannte Conversionsperiode ein. Den frühern, von den «Räubern» bis zum «Carlos», liegt der Glaube an die autonome, alles aus sich selbst zu schöpfen habende menschliche Natur und Gattung zu Grunde, welche sich durch kühne Selbsthülfe und partielle Selbstaufopferungen all ihrer Fesseln zu entledigen im Stande sei. Das ist das Revolutionsprincip, das sich ganz nur auf Mensch, Welt, Erde stützt. Im «Wallenstein» wird dies alles zu Boden geworfen und ein kolossales Individuum mitsammt seinem Glück und Glauben zermalmt und in Staub verwandelt." Ueberhaupt ist er der Ansicht, daß die tragische Poesie den großen Zweck und Beruf habe, alle die Illusionen zu zerstören, „in welchen der Mensch über sich, seine Gattung, seine Kräfte, seine Geschichte befangen ist."

Was „Maria Stuart" und die „Jungfrau von Orleans" betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß Schiller in jener Tragödie einseitig für die katholische Maria gegenüber der protestantischen Elisabeth und in dieser für die katholischen Franzosen gegenüber den protestantischen Engländern Partei ergreift; doch kann hieran auch eine gewisse Antipathie Schiller's gegen die Engländer überhaupt einen Antheil gehabt haben. Möglicherweise hat er diese Antipathie in Stuttgart eingesogen, insofern ein in Deutschland residirender Engländer recht hat, welcher jüngst im „Blackwood's Magazine" erwähnte, daß in Stuttgart, wie wenigstens dort sich aufhaltende Briten klagten, eine Abneigung gegen die Engländer herrschend sei. Unter den Bemerkungen Daumer's fiel uns besonders eine über den Schwarzen Ritter auf; Daumer bemerkt: „Es ist des soeben gefallenen Talbot's Geist. Das ist ein dichterischer Meisterzug. Er, der als Atheist und Materialist dahingefahren, tritt auf und widerlegt durch diese geisterhafte Erscheinung nach dem Tode factisch sein aufgeklärtes antiromantisches Verstandessystem."

Im ganzen erscheint dem Verfasser die „Jungfrau von Orleans" ganz „in christlichem, in katholischem Sinn und Geiste" entworfen und durchgeführt; denn, sagt er, „die Demuth ist die Haupt- und Grundforderung dieser Religion; ihren Principien und Anschauungen gemäß verlieren alle Tugenden, Gaben, Größen und Verdienste ihren Werth, haben keine religiös-moralische Bedeutung mehr, sondern verwandeln sich vielmehr in Schuld und Sünde, sobald sich im Menschen das finstere Princip der Ichheit erhebt; und es kommt ihnen zufolge Entsündigung, Rückkehr zur Unschuld und Vollendung zur Heiligung nur auf dem Wege religiöser Selbstverneinung zu Stande".

Dagegen will der obenerwähnte Verfasser des Werks „Schiller's Geistesgang" in dieser Tragödie eine Verherrlichung des Katholicismus nicht finden; ja er versichert sogar: „Der Katholik muß sogar eine solche Ehre feierlich ablehnen, weil in diese Zeichnung sich manche Farbentöne eingeschlichen haben, die gänzlich falsch sind." Eine sehr kühne Behauptung Daumer's in Betreff Schiller's ist noch folgende: „Der ihn jetzt in diesem Sinne vergötternden und benutzenden Partei war er um die Zeit seines Todes soeben im Begriff, durch seinen «Demetrius» den Dolch ins Herz zu bohren, und es ist mir wahrscheinlich, daß er bereits den ganz bestimmten Plan gefaßt hatte, durch eine Reihe von neuen Werken und den durch sie auf das Publikum zu machenden Eindruck den ganzen Stand der Dinge zu verändern."

Ueber die Schrift von Lukas, auf deren sonderbares Schlußkapitel „Tod und Begräbniß" wir bereits oben angespielt haben, nur wenige Worte. Der Verfasser bemerkt, daß, da „Wallenstein" und die „Jungfrau von Orleans" bereits von Daumer eine „ebenso geistvolle als originelle Zerlegung" gefunden hätten, so wolle er sich „in bescheidener Anerkennung" des Maßes seiner Einsicht und Kraft jeder Erörterung hierüber enthalten und seine Ansicht über den Entwickelungsgang Schiller's auf die beiden letzten seiner Werke „Die Braut von Messina" und „Wilhelm Tell" basiren. In sehr wunderlicher Weise erblickt er in der „Braut von Messina" eine bloße Allegorie: der ältere Bruder Manuel repräsentire nämlich die heutige römische Kirche, wie sie aus dem Feudalismus des Mittelalters hervorging, und Cäsar der jüngere Sohn sei der Träger des Protestantismus u. s. w. Was „Wilhelm Tell" betrifft, so sind ihm Tell und die Eidgenossen nicht die Neuerer, nicht die Helden des Fortschritts, sondern die Altschweizer, die Partei der Conservativen; auf ihrer Fahne stehe: „Die alten Zeiten und die alte Schweiz!" Mühsam sucht er alle katholischen Anklänge in dem Drama auf; er findet es unter anderm sehr bezeichnend, daß Tell dem Parriciden den Rath gibt, nach Rom zu gehen, dem Papste sich zu Füßen zu werfen und das, was der Papst ihm thue, als von Gott empfangen zu betrachten. Dem Verfasser erscheinen Tell und die übrigen Eidgenossen als gläubige Katholiken, und mehrere Dutzend Stellen werden angeführt, in denen sie sich, namentlich aber Tell, auf Gott als denjenigen berufen, der allein helfen könne und ohne dessen Beistand menschliches Wollen und Thun nichts sei. Der Verfasser bemerkt weiter: „Einzelne Stellen im Munde dramatischer Personen entscheiden nichts; wenn aber das ganze Drama auf christlicher Grundlage basirt, wenn der Zweck ein sittlicher ist, wenn der Hauptcharakter aus christlichem Stoffe gebildet, nach christlichen Normen denkt, spricht und handelt, wenn alle übrigen Gruppen dem analog sich formiren, wenn also der ganze Apparat den christlichen Stempel trägt, wenn gar kein Zeichen die Simulation andeutet, wenn der Dichter die christlichen Farben sogar höher aufträgt, als Zweck und Klugheit es wünschen lassen: dann ist seine Sympathie wahrlich nicht mehr in Zweifel zu ziehen, dann hat sein Herz sich entschieden."

Wie viel Wunderliches sich auch in beiden Schriften finden möge, so enthalten sie doch manche Winke und Anregungen, die, wenn man sie unbefangen beachtet und benutzt, zur endlichen Feststellung der Wahrheit in Bezug auf Schiller's letzte Periode führen können.

H. M.

Ein historisch-geographisches Gemälde der Niederlande.

Die Niederlande. Ihre Vergangenheit und Gegenwart von Albert Wild. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1862. Gr. 8. 4 Thlr.

Hier haben wir Holland, wie es leibt und lebt, eine geographische und topographische, statistische und historische Beschreibung von dem Lande wie von dem Volke, der in nationalökonomischer Beziehung, commercieller und industrieller, finanzieller und landwirthschaftlicher, sowie in Betreff der Marine, der Armee, der Colonien, des Armen- und Stiftungswesens eine eingehende Darstellung mit übersichtlichen Tabellen beigefügt ist. Es fehlt gar nichts, man müßte denn etwa die eine deutlichere Anschauung bezweckenden Illustrationen und Landkarten vermissen. Sonst wird uns nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit geboten. Das Land sehen wir vor unsern Augen entstehen, es dem Meere und den Flüssen durch die Deich- und Polderanlagen abgewinnen, und das Volk wird uns von den ersten Anfängen seiner Geschichte bis in die Neuzeit vorgeführt. Dieser Abriß der Geschichte Hollands ist indessen ein wenig gar zu einseitig gehalten. Der gelehrte Verfasser will für seine Behauptung, „daß eine großartige Natur (hier das Meer) auch den Wesen, die in ihr leben, ihr Gepräge aufdrückt, und daß es darum nicht Zufall sei, daß an der Quelle und an der Mündung des Rhein freie Völker wohnen", überall in der Geschichte des holländischen Volks, die er darum nur von diesem Gesichtspunkte aus schreibt, bewahrheitet

sehen. Es ist allerdings nicht ohne Grund, wenn er sagt: „Ein Volk, dem der Sturm des Oceans sein Wiegenlied singt; ein Volk, das, wenn es zu Bette geht, nicht weiß, ob morgen seine Häuser noch auf festem Grunde stehen; ein Volk, dessen Leben, Hab und Gut und Heimat einzig von der Stärke seiner Deiche und Schleusen abhängen: ein solches mit der Gefahr vertrautes Volk wird immer frei sein. Republikanische Freiheit, Glaubensfreiheit, Handelsfreiheit, dieser Dreiklang hallt durch die ganze holländische Geschichte wider."

Aber auch die schlimmen Einwirkungen des engherzigen, kurzsichtigen, nur für seine Geldsäcke besorgten Krämergeistes lassen sich bei gar vielen Gelegenheiten nicht verkennen. Es war gerade die antioranische oder lövensteinische Partei, die sich die republikanische nannte, aber besser die plutokratische heißt, welche durch ihre allzu große Friedensliebe und Sparsamkeit dem Staate die tiefste Wunde schlug. So ehrenwerth auch sonst z. B. ein Johann de Witt erscheint, und so sehr auch sein schreckliches Ende mit seinen Irrthümern und Fehlern zu versöhnen geeignet ist, als Staatsmann und Diplomat erscheint er gewiß nicht lobenswerth, er muß zum mindesten sehr kurzsichtig genannt werden. Die Erzählung, wie Ludwig's XIV. Kriegsminister Louvois selbst verkleidet nach Holland reist, und den Holländern, welche sich über das gute Geschäft vergnügt die Hände reiben, ihre eigenen Waffen- und Munitionsvorräthe abkauft, um sie so gleichsam wehrlos überfallen zu können, zeigt die Regierung auf einer Stufe von politischer Unschuld und Naivetät, die fast an Unzurechnungsfähigkeit grenzt.

Jene Glorification des holländischen Volks tritt auch in der Schilderung der Gegenwart etwas allzu lebhaft hervor. Dem Verfasser scheint es fast schwer anzukommen, daß er dem Lande und den Leuten den Anstrich der verklärenden und idealisirenden Poesie und Romantik absprechen soll, und um so mehr läßt er es sich angelegen sein, die vielen guten Eigenschaften des Holländers, seine Ehrenhaftigkeit, Häuslichkeit, Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe, Sparsamkeit in das beste Licht zu stellen. Die Liebe indessen, mit welcher der Verfasser sein Thema behandelt, gereicht am Ende seinem Buche doch nur zum Vortheil, er weiß selbst den Vorurtheilsvollen zu fesseln und ihm Achtung vor dieser allerdings nüchternen, prosaischen und schwerfälligen, aber doch durch und durch wackern, energischen und ausdauernden Nation einzuflößen; man fühlt, daß man in diesem Holland, über welches mancher, der es nur im Fluge gesehen, im stolzen Bewußtsein seines geläuterten, feinen Geschmacks für die pittoresken Schönheiten in Natur und Kunst, spöttisch die Nase rümpft, sich unter Umständen recht heimisch fühlen könnte.

Wie die Leute, so ist denn auch das Land; zwischen beiden besteht eine geheime Harmonie, und man muß sich gestehen, daß nur in solchem Lande ein solches Volk gedeihen konnte. Die Physiognomie des Landes aber erinnert weniger durch seine Windmühlen und Kanäle, als durch die abgezirkelte Zierlichkeit an China und Japan, was zugleich sagen will, daß das Land, wenn schon so nahe an Deutschland, nicht viele Aehnlichkeit mit demselben hat, sondern ihm in vielen Beziehungen durchaus fremd gegenübersteht.

So finden wir gleich die Chausseen und selbst die Feldwege und Fußpfade mit kleinen harten braunrothen Ziegelsteinen (Klinkers) gepflastert, was die Straßen sehr bequem und dauerhaft erscheinen läßt, aber auch höchst kostspielig, indem die Meile auf 20—26000 Gulden zu stehen kommt. Die holländischen Droschken sind gänzlich verschieden von denen im übrigen Europa, es sind zweisitzige, olivengrün angestrichene und mit vergoldetem Schnitzwerke versehene Fuhrwerke, die einer unförmlichen, auf zwei mächtig große Räder gestellten Muschel gleichen, welche mit einem ungeheuern, kühn geschweiften Schwanenhalse versehen sind. Ein noch abenteuerlicheres Fuhrwerk sind die „Sleaden", ein Mittelding zwischen Omnibus und unförmlichem Kufenschlitten.

Die Reinlichkeit der Holländer ist allerdings durch das feuchte Klima eine Nothwendigkeit, aber mit der Zeit hat sich doch gar viel Pedanterie eingeschlichen. Die Wuth, alles blank und glänzend zu sehen, ist so groß, daß das Kriegsministerium ber
litärkapellen untersagen mußte, ihre Musikinstrumente zu p
da die Leute so lange an denselben scheuerten und polirten
sie zuletzt dünn wie Zwiebelschalen und unbrauchbar w
Hören wir weiter, was der Verfasser von dem reichen
Broek schreibt: „Die Fußwege des Dorfs (Fahrwege g
keine, der einzige vorhandene führt um das Dorf, und n
diesem, nicht durch das Dorf darf das Vieh getrieben w
sind äußerst sorgfältig mit kleinen, auf die hohe Kante g
ten Backsteinen gepflastert, daß sie allerlei Figuren wie ei
Mosaikboden bilden. Jeden Morgen werden sie mit Waf
Bürsten gefegt, sie sind spiegelblank, nirgends ein Gra
chen, ein Baumblatt, eine Vogelfeder, ein Staubhäufchen.
Dienstboten müssen früh Morgens, Sommer und Winte
den angrenzenden Wiesen, hundert Schritte wenigstens vom
und unter dem Winde, die Kleider ausklopfen und die S
putzen. Im Sommer sind Kinder aufgestellt und dafür b
jedes Baumblatt, das der Wind in die Gäßchen führt,
klauben und sie in Löcher zu werfen, welche mit Brete
deckt sind, damit der lustige Wind sie nicht neuerdings fort

Der einzige Schmuzwinkel in Holland scheint das J
quartier in Amsterdam zu sein, das außer den berühmten
mantenschleifereien auch noch in der großen portugiesische
nagoge die historisch merkwürdige Kanzel aufzuweisen hat
welcher der bekannte Bannfluch gegen Spinoza geschleudert
Das Judenquartier selbst beschreibt der Verfasser folg
maßen: „Dort lebt und wimmelt und erzeugt sich eine
kerung, mager von Gestalt, blaß von Gesichtsfarbe, in
gen, übelduftenden Lumpen, in abgetretenen Schlappf
in gequetschten Hüten. In den stinkenden Gassen breite
liche vergilbte Trödelweiber ihren alten Plunder aus, G
schaften, Kleidungsstücke, aus allen Jahrhunderten und au
Ecken der Welt zusammengerafft, Röcke ohne Aermel,
ohne Rücken, Hosen ohne Beintheile, alles nach feuchtem
riechend. In Pfannen brodelt ein ranziges Fett, das laut z
die eingelegten Fische aufnimmt. Niemals gewaschene
balgen sich im Kehricht zwischen Salatstrünken und H
gräten. Fünf- bis sechsjährige zerlumpte Mädchen biet
heiserer Stimme Schwefelhölzchen und andern kleinen Kra
Verkauf aus. Unter den Hausthüren sieht man halbna
wachsene Mädchen mit fliegenden Haaren, und manchmal
tend unter den Lumpen durch den fingerdicken Schmu
Schönheit durchfunkeln schwarze orientalische Augen! Zur
zeit ist es nicht recht geheuer, im Judenviertel zu prome

Bei weitem der schönste Zug im Charakter der Ho
bildet ihre Wohlthätigkeit. In dem kleinen Lande, dess
völkerung nicht einmal 4,000000 Seelen zählt, finden sich
6000 Wohlthätigkeitsanstalten, darunter man im Jahre
allein 3708 für Hausarme zählte. Die Privatanstalten
sen jedes Lebensalter: es gibt Krippen, Anstalten für d
burt, die Jugend, das Alter, ja für die Verstorbenen,
für Begräbnißkosten. Es gibt Gesellschaften, welche für
bemittelten Häuser bauen und die Wohnungen zu dem
dortigen Verhältnisse sehr geringem Preise von 50 Cen
Kreuzer) wöchentlich vermiethen. Da man keine Bettler du
hat man in den Heide- und Torfmoorgegenden Armencolon
gelegt, um diese Gegenden durch dieselben urbar machen zu

Uebrigens fängt infolge des stärkern und raschern V
mittels der Dampfboote und Eisenbahnen auch der zähe
dische Typus an sich immer mehr abzuschleifen und
Sitten und Gewohnheiten zugänglicher zu zeigen: „Ersta
unwillig bemerken die alten Holländer, wie das neue
Element schäumend auf sie einbricht und einen Stein
andern aus dem Gebäude ihrer nationalen Eigenthümli
herauslöst; wie das neue fremde Element ihnen die weiße
mütze vom Kopfe reißt, die Thonpfeife aus dem Munde,
bel aus der Hand schlägt; wie es ihre Tulpenbeete und
wände niedertritt und in den reinlichen Hausgang den K
Straße hereinschleppt."

Dingelstedt prophezeit darum auch in muthwilliger Laune, daß der letzte Holländer, den fliegenden ausgenommen, sich mit seiner Thonpfeife im altrespectabeln Feuerbecken wie eine indische Witwe verbrennt, oder in einer noch nationalern Urne, dem berüchtigten Quispeldoortje (Spucknäpfchen), ertränkt. 80.

Otto Müller's neuester Schauspielerroman.

Eckhof und seine Schüler. Roman von Otto Müller. Zwei Bände. Leipzig, Keil. 1863. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Otto Müller schöpft die Stoffe zu seinen Romanen mit entschiedener Vorliebe aus dem Gebiet des um Literatur und Kunst sich bewegenden Lebens. Sein „Bürger", seine „Charlotte Ackermann", sein „Stadtschultheiß", sein „Petrarca" und sein „Klosterhof" wenigstens theilweise sind sämmtlich dieser Lebenssphäre entnommen, und der vorliegende schließt sich, wie schon sein Titel verräth, seinen Vorgängern mit Consequenz an. Von manchen Seiten her sind gegen die sogenannten Schriftsteller- und Künstlerromane Bedenken erhoben; man hat namentlich gegen sie geltend gemacht, der Roman habe es vor allem mit der Darstellung des unmittelbaren realen Lebens zu thun, das Leben der Künstler, Dichter und Gelehrten drehe sich aber hauptsächlich um geistige Interessen, um Fragen der Aesthetik und Wissenschaft, verlaufe in der Regel ohne besonders interessante äußere Erlebnisse und biete daher dem Dichter mehr Gelegenheit zur Ausspinnung von Theorien und Reflexionen, als zur Erzählung spannender Conflicte und Zeichnung thatkräftiger Charaktere. Daß im allgemeinen hieran etwas Wahres ist, kann nicht geleugnet werden, und auch das muß man einräumen, daß nicht wenige Romane dieser Kategorie im Theoretisiren zu weit gegangen sind und der Anregung realer Lebensinteressen nicht genug gethan haben. Aber darum die ganze Gattung in Bausch und Bogen beseitigt wissen zu wollen, ist jedenfalls eine höchst willkürliche, von einseitigem Standpunkt erhobene Forderung. Die Arbeiter auf geistigem Gebiet sind ja außerdem, daß sie Pfleger der Kunst, Poesie und Wissenschaft sind, auch leibhaftige Menschen und sind als solche den allgemein menschlichen Bedürfnissen, Trieben, Gefühlen, Bestrebungen und Kämpfen, wie den Leiden und Freuden des wechselnden Geschicks nicht um ein Haar breit minder unterworfen, als die Vertreter der mehr materiellen Erwerbsthätigkeit; und wenn sich ihre Conflicte auf der einen Seite vielleicht mehr innerlich und minder anschaulich gestalten, als die der übrigen Stände, so pflegen sie dafür auf der andern Seite auch tiefer, heißer und von weitergreifender Bedeutung zu sein. Es kommt daher nur darauf an, daß der Dichter das Leben solcher Persönlichkeiten gerade von dieser Seite zu packen und das allgemein Menschliche an ihnen zum eigentlichen Kern der Theilnahme und Spannung zu machen versteht, dann wird er aus einem solchen Stoff ganz ebenso lebensvolle, ereignißreiche und wirksame Romane herauszuarbeiten vermögen, als aus Stoffen anderer Art, und was er nothgedrungen von ästhetischen und scientifischen Interessen mit hereinziehen muß, wird, richtig behandelt, mindestens nicht weniger geist- und gemüthunterhaltende, in und mit dem Genuß zugleich angenehme Belehrung gewährende Momente enthalten, als solche Partien von Romanen, die sich mit Specialfragen des Landbaues, der Industrie, der Politik u. dgl. beschäftigen.

Unter den deutschen Autoren, die auf diesem Felde nicht nur mit Vorliebe, sondern auch mit ganz besonders glücklichem Erfolge gearbeitet haben, gehört Otto Müller unstreitig zu den hervorragendsten. Er versteht es wie wenig andere, das Künstler- und Schriftstellerleben gleich eingehend in denjenigen Zügen und Bezügen, die es mit dem Leben jedes andern Menschen gemein hat, wie in den ihm eigenartigen Bestrebungen und Erfahrungen zu erfassen und beide Elemente so miteinander zu verschmelzen, daß sie als unzertrennlich erscheinen und sich gegenseitig heben und beleben. Am glänzendsten hat er dies in dem Schauspielerromane „Charlotte Ackermann" bewiesen, und auch dieser sein neuester, gleichfalls um einen unserer größten Bühnenkünstler sich bewegende Roman läßt uns die Begabung und Bildung des Verfassers für das bezeichnete Genre in sehr vortheilhaftem Lichte erblicken.

Außer Eckhof, welcher der Hauptheld desselben ist, werden uns in demselben noch dessen Schüler Iffland, Beil und Beck vorgeführt, jedoch nur der erste von diesen dreien mit solcher Hervorhebung, daß er neben Eckhof als dem Heldenvater die Bedeutung des jugendlichen Helden besitzt. Der Inhalt des Romans ist also von der Art, daß er uns in seinen beiden Hauptfiguren gleichzeitig die Abendröthe eines absterbenden und die Morgenröthe eines neu aufblühenden Künstlerlebens vor Augen stellt. Schon dieser Umstand gibt dem Dichter Gelegenheit, uns von der Doppelmaske, welche das Treiben der dramatischen Mimik wie die Schöpfungen der dramatischen Muse charakterisirt, uns ebenso sehr die ernste und traurige, wie die heitere und lustige Seite erblicken zu lassen; aber auch in der Ausmalung der dem Roman sonst noch einverwebten Figuren, sowie in der Schilderung des örtlichen und zeitlichen Hintergrundes, in der Anknüpfung und Verschlingung der Fäden und in der ganzen Führung und Fassung der Fabel läßt er es sich angelegen sein, uns in buntem Wechsel bald die erhebenden und tiefergreifenden Leistungen der Bühnenkunst, bald die Farcen und Miseren des Theater- und Histrionenlebens, und außerdem zugleich die achtungswerthen und lächerlichen Seiten des an die Breterwelt sich heftenden Enthusiasmus und Dilettantismus in Scene zu setzen.

Ganz besonders sind ihm hierbei die vorherrschend heitern und humoristischen Partien des ersten Bandes gelungen. Das erste zufällige Zusammentreffen des alten Eckhof mit dem jugendlichen Iffland auf der Sundhauser Brücke bei Gotha, sodann Iffland's erstes Debut im Gasthaus zu den Drei Kronen, wobei er den von ihm unerkannt gebliebenen Eckhof vor dessen Freunden so treffend nachahmt und carikirt, daß er dadurch ein allgemeines Entsetzen hervorruft; ferner der erste Besuch in Eckhof's Hause, sowie schon vorher die Schilderung der Stadt Gotha in ihrem damaligen Zustande, weiterhin Iffland's Zusammenkunft mit Beil, das daran sich anschließende Bild vom Komödiantenleben im vorigen Jahrhundert und die Mystification, welche sich Iffland mit dem Principal eines wandernden Thespiskarrens erlaubt — alles das ist mit so genauer Kenntniß der Culturzustände und Persönlichkeiten, mit so lebendigen und frischen Farben und mit so ergötzlicher Laune und Komik gezeichnet, daß man dem Erzähler auf diesen Wegen mit stets gleichem Behagen und Interesse folgt, und sich im ganzen ersten Bande nur durch einige allgemeine Erörterungen über Eckhof's traurige Erfahrungen im Kreise seines Familienlebens und die galanten Beziehungen des Herrn von Hohenstein zu seiner leichtsinnigen Pflegetochter in minderm Grade befriedigt fühlt, theils weil sie an und für sich selbst von weniger erfreulicher Natur sind, theils weil der Autor sie mehr referirend und descriptiv, als anschaulich und drastisch behandelt hat.

Im zweiten Bande treten die heitern Partien merklich zurück und dafür die Schilderungen der Leiden und Miseren in den Vordergrund. Im allgemeinen erweist sich hier der Stoff weniger dankbar und gemüthansprechend. So bitter und schwer die Leiden und Schicksalsschläge sind, von denen Eckhof im Kreise seines Privatlebens durch den Irrsinn seiner Frau und die Undankbarkeit seiner Pflegekinder getroffen wird, so hängen dieselben doch allzu eng mit den wirklichen Jämmerlichkeiten und Erbärmlichkeiten des Komödiantenlebens zusammen, als daß sie in ihrem Gesammteindruck von wirklich eindringender Kraft wären. Sie machen daher im ganzen eine mehr beunruhigende und peinigende, als mächtig ergreifende oder gar erschütternde Wirkung. Ob es nicht möglich gewesen wäre, die in diesem Betracht von der Wirklichkeit gebotenen Momente ergiebiger und wirksamer auszubeuten, darüber sind verschiedene Ansichten möglich. Wir unsererseits sind jedoch eher geneigt, diese Frage zu verneinen als zu bejahen, wenigstens würde sich nach unserm Dafürhalten eine reinere und tiefere ästhetische Wirkung nur

auf Kosten der Wahrheit haben erreichen lassen. Die Innehaltung dieser scheint uns aber in einem Roman von biographischem Charakter, wie der vorliegende ist, eine Bedingung von so prävalirender Wichtigkeit, daß ihr unbedenklich die Erzielung eines zugleich stärker packenden und mehr versöhnenden Effects zum Opfer gebracht werden durfte.

Uebrigens gilt das hier Gesagte vom Eindruck des zweiten Bandes nur im großen und allgemeinen. Im einzelnen ist auch er reich an interessanten und wirksamen Partien von theils ernstem, theils erheiterndem Charakter, ja auch an Momenten von wirklich ergreifender und tiefrührender Wirkung fehlt es nicht. Unter den Schilderungen von komischen und humoristischen Elementen sind besonders die des ästhetisirenden Treibens im Hause der „Muse von Gotha" und der Wirkung des „Perpendikels" im „Hamlet" hervorzuheben, und als Scenen, die sich in ihrer Wirkung bis zum Tragischen vertiefen, sind Eckhof's Spiel des Chorals „Wer nur den lieben Gott läßt walten" und sein letztes Auftreten als Geist im „Hamlet" zu bezeichnen. „Aber welch ein Geist trat auch heute da einher!" heißt es unter anderm in der Schilderung der letztgenannten Scene. „Keine Feder an dem reichen Helmbusch schwankte, keine andere Bewegung seiner Glieder war sichtbar, als der tonlose Schritt des Sendbotens der ewigen Gerechtigkeit, der die Marmorkiefern seines Grabes gesprengt hat. Die ganze Gestalt vom Scheitel bis zur Sohle war die personificirte, vom Tode gelähmte Heldenkraft, war die dem Moder der Todtengruft anheimgefallene Herrschermajestät, von der nichts übrig geblieben, als die starre, regungslose Maschine. Selbst die Lippen, als er jetzt zu reden begann, zeigten keine äußere Bewegung, und doch welch ein Klang voll unendlichen Wehs, welch ein dumpfer Memnonton des Grabes lag nicht in den einzigen zwei Worten: Hör' an!" Und am Schluß dieser Schilderung heißt es mit Beziehung auf das traurige Geschick, das den Künstler unmittelbar vor diesem Auftreten getroffen hatte: „Bei den Worten: «Ueberlaß sie dem Himmel und den Dornen, die im Busen ihr wohnen!» war es den Anwesenden, als hörten sie statt des jammernden Königs die liebreiche, versöhnende Stimme des unglücklichen, von seinem eigenen Kinde verrathenen Vaters; ja gewiß, diese Worte galten ihr, die ihn heute verlassen, der Undankbaren, die ihm das Herz gebrochen; und auf einmal trat das Mitgefühl der Zuschauer mit dem trefflichen Menschen an die Stelle der Theilnahme für den unglücklichen Geist; viele seiner Freunde konnten ihr Schluchzen nicht länger mehr unterdrücken, Eckhof selber schien einen Augenblick dem Gefühle seines Schmerzes erliegen zu wollen; denn zum ersten mal bemerkte man an der seither regungslosen Gestalt des Königs ein leises Schwanken; aber noch einmal gewann er seine Kraft und sein Organ den alten mächtigen Vollton wieder, höchst wirksam endete er seine Rede, und mit den rührenden, schon wie aus dem Jenseits herüberklingenden Worten: «Ade! Ade! Gedenke mein!» verschwand der Geist in der Versenkung. Es waren die letzten Worte, die der große Konrad Eckhof auf der Bühne gesprochen hat."

Mit Eckhof's Tod und einer heitern Perspective in seines Schülers Iffland ruhmreiche Zukunft schließt der Roman, und auch wir brechen unsere Besprechung desselben hier ab, nur noch den frommen Wunsch hinzufügend, daß das interessante Buch durch Eckhof's Wiederbelebung auch für die Wiederbelebung der echten dramatischen Kunst von heilsamem Einfluß sein möge. 11.

Notizen.

Eine englische Stimme über Uhland.

Welche geachtete Stellung Uhland auch im Auslande einnahm, beweisen die mancherlei Nachrufe an ihn, welche französische und englische Zeitschriften ihm widmeten. Einen größern Aufsatz über ihn fanden wir noch jüngst im Maiheft des „Blackwood's Magazine". Mit der politischen Laufbahn Uhland's beschäftigt sich der Verfasser nicht ausführlicher; er bemerkt in dieser Hinsicht: „Uhland war ein Mann des Volks, ohne ein Radicaler zu sein. Seine Neigung zur mitte lichen Literatur erfüllte seinen Geist mit Ehrfurcht für er Rang und Stand und erbliche Ehren, während seine Lie Freiheit und seine optimistischen Ansichten in Betreff d kunft seines Vaterlandes wie der Menschheit im allgemein zu einem unbeugsamen Opponenten machten, wenn es irgendeinen Angriff auf das, was er das «gute alte nannte, abzuwehren. In England dürfte er ein Tory o conservativer Whig geworden sein." An seinen Poesien der Verfasser unter anderm die „internal melody", durchdringe, und er bemerkt weiter: „Einige seiner Dich gleichen jenen ausgesuchten alten Miniaturbildern auf grund, die am besten von dem geschulten Kenner verstand gewürdigt werden, während andere in Gefühl und Ausd einfach sind, daß sie in die Herzen des Volks gedrung und von den Lippen desselben für immer als Nationalg tönen werden." Hierauf läßt der Verfasser die englischen bildungen einiger Uhland'schen Gedichte und Balladen, d „Der Wirthin Töchterlein", „Des Goldschmieds Tochter" versunkene Krone", „Des Sängers Fluch", u. s. w. und entschuldigt die etwa darin vorhandenen Schwächen Bemerkung: „Die Hauptschwierigkeit beim Uebersetzen en Gedichte ins Deutsche und umgekehrt, besteht darin, da schon beide Sprachen im wesentlichen nicht viel mehr al lekte derselben Stammsprache sind, das Deutsche im allge ebenso dissyllabisch als das Englische monosyllabisch ist." gleich erwähnt er, daß schon früher Pratt und Longfello zelne Gedichte Uhland's durch sehr gute Uebersetzungen i land bekannt gemacht hätten. Von den Longfellow'schen Nachbildungen Uhland'scher Balladen (darunter das „ am Meer", „Der schwarze Ritter", „Das Glück von Ede bemerkt der Verfasser, daß es Longfellow wunderbar ge sei, den Geist des Originals wiederzugeben. Von en Uebersetzungen der Ballade „Der Wirthin Töchterlein" s übrigens noch zwei bekannt, eine, welche im „London u sity Magazine" (April 1856) erschien, und eine w dünkt sehr gute von William Allen Butler, die zuerst norbamerikanischen Zeitschrift „Democratic review" ver licht wurde. Beide sind seinerzeit von uns in d. Bl. theilt worden, die letztere in Nr. 48 f. 1855. Die England beliebte Melodie mag zu diesen zahlreichen Uebersetz das Ihrige beigetragen haben, wie denn Uhland überhaup Popularität zu einem nicht geringen Theil den sangbaren C sitionen vieler seiner Lieder und Balladen verdankt. H.

Das Gedicht von den „Haimonskindern".

Unter der reichen Anzahl unserer deutschen Volksbüc keine Erzählung außer dem „Gehörnten Siegfried" eine s Anziehungskraft auf Gemüth und Phantasie der lesenden ausgeübt wie „Die vier Haimonskinder". Das Volksb auch manchem Dichter zu Balladen und Romanzen will nen Stoff geboten, auch eine Oper ist eine Zeit lang ü deutschen Bühnen gegangen, welche an jene Tage lebendi nerte. Das ältere deutsche Volksbuch war eine Bear eines französischen Romans, welcher auch in viele ande der einwanderte. Wir finden Volksbücher von den „Ha kindern" in Holland, Belgien, Italien und Spanien. in Deutschland, wo ebenso wenig wie in den andern das Volk und die lesende Jugend sich der fremden Absta der Erzählung bewußt sind, die „Haimonskinder" so vi fall und Bevorzugung fanden, so liegt dies ohne Zweifel anheimelnden deutschen Auffassung aller Personen und nisse, welche schon das Originalgedicht kennzeichnet. Un französischen Heldengedichten ist vielleicht keins, welches so romantischen Charakter besitzt wie dieses. Während da zösische Volksbuch, die prosaische Bearbeitung des älter dichts, in den verschiedensten Ausgaben verbreitet ist, vom Original nur Bruchstücke bekannt. Erst vor kurzem

eine vollständige Ausgabe veranstaltet und zwar in Deutschland; sie bildet den siebenundsechzigsten Band der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart und führt den Titel: „Renaus de Montauban oder die Haimonskinder, altfranzösisches Gedicht, nach den Handschriften zum ersten mal herausgegeben von Heinrich Michelant" (Stuttgart 1862). Die Ausgabe wird von den Kennern des Altfranzösischen wegen ihrer philologischen Vorzüglichkeit sehr gelobt. Ist sie so als eine Bereicherung der Wissenschaft anzuerkennen, so wird sie durch ihre fremde und alterthümliche Sprache doch dem größern Publikum nicht zugänglich sein. Wie unsere heimischen Gedichte älterer Zeit durch verdienstvolle Uebertragungen zu einem Gemeingute der Gegenwart geworden, so dürfen wir gerade bei diesem französischen Gedicht von den Haimonskindern den Wunsch hegen, daß sich ein berufener Uebersetzer finde möge, der das Original dem deutschen Volke zu eigen macht. 88.

„Heinrich VIII." im Princeß-Theater.

In einer der neuesten Nummern von „Ueber Land und Meer" beschreibt Hackländer eine Darstellung von Shakspeare's „Heinrich VIII." im Princeß-Theater in London. Er schildert den Glanz der Aufzüge, die Pracht der Decoration, das vollständige Ballet, welches bei dem Ballfest auftritt, eine Herlichkeit, wie man sie in dem kleinen unansehnlichen Theater kaum erwartet. Aber die Schilderung Hackländer's ist sehr genau und zutreffend, und ich habe, der ich die Vorstellung gleichfalls mit angesehen, nichts zu derselben hinzuzufügen. Dagegen muß ich mich gegen den Schlußwunsch Hackländer's, daß auch bei uns in Deutschland solche Stücke so ausgestattet werden möchten, alles Ernstes erklären. Es war eine thörichte Schrulle Tieck's, zu der Balkonbühne Shakspeare's zurückzukehren und darin das einzige Heil sehen zu wollen, wenn die Phantasie des Zuschauers alle Illusion sich selbst allein hervorzaubern müsse. Aber noch viel schlimmer wäre es, wenn Shakspeare'sche Stücke auch bei uns zu Ausstattungs- und Spectakelstücken würden, wo Ballet und Decorationskünste die Hauptanziehungskraft übten. Kann man im Ernst wünschen, daß die Poesie durch jene äußern Hülfsmittel erstickt werde? Denn das wird sie. Wenn das lange Ballet während des Ballfestes mitten in die Handlung eingeschoben wird, wie kann man verlangen, daß nach Beendigung desselben die erhöhte Stimmung sofort wieder eintrete, welche ein Stück von Shakspeare vom Hörer verlangt. Der Engländer kann wie im Physischen so auch im Aesthetischen viel vertragen: er begeistert sich in der Nationalgalerie zugleich und bewundert in einem Athem Sassoferrato's Madonna und Mr. Turner's Malereiversuche; ein Engländer hat vielleicht die Abhärtung, die Freuden eines Shakspeare'schen Dramas mit allen Künsten des Dioramas und Ballets zusammen zu genießen. Wir Deutsche aber, die wir uns eines weniger robusten ästhetischen Geschmacks rühmen, wollen immerhin auch in dieser Beziehung an der Trennung der Kunstgattungen festhalten; lassen wir dem Circus, dem Ballet, dem Diorama, was ihnen gehört, und geben wir ein Shakspeare'sches Schauspiel anständig aber einfach, sodaß die Poesie wirken kann, ohne von Flitterstaat erdrückt zu werden. 31.

Bibliographie.

Alvensleben, L. v., Die Gefährlichen. Wiener Volksroman. Drei Theile. Leipzig, Häfele. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bachmann, J. F., Paul Gerhardt. Ein Vortrag im Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke gehalten. Nebst einem Anhang über die ersten Ausgaben der Praxis pietatis melica von J. Crüger sammt 18 darin enthaltenen Liedern P. Gerhardts. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Böhme's, H., sämmtliche Gedichte. Original-Ausgabe. Altona. 8. 1 Thlr.

Braddon, M. E., Lady Audley's Geheimniß. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 2 Thlr.

Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert. 1ste Abtheilung. Von H. Kurz. Mit 14 Porträts. Leipzig, Teubner. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frerichs, J. H., Geist und Herz. Norden. Gr. 16. 15 Ngr.

Friedrich von Iserlohn (F. Bücker), Der Held auf Caprera. Ein Heldengedicht. Berlin, Springer. Gr. 16. 10 Ngr.

Görling, A., Deutsche Turner und Studenten oder das Wartburgfest. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Häfele. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grace Dermott. Nach dem Englischen von L. Marezoll. Leipzig, Wiedemann. 8. 22½ Ngr.

Jahn, C., Das Werk von Johann Adam Klein, Maler und Kupferätzer zu München. Mit dem Bildniss des Künstlers in Stahlstich. München, v. Montmorillon. Gr. 8. 2 Thlr.

Lebens-Wahrheiten auf dem Gebiete der Prosa und Poesie gesammelt. Jena, Mauke. 16. 10 Ngr.

Lübecke, E., Die Kimmung. Gedicht in neun Gesängen. Leipzig, Luppe. 8. 15 Ngr.

Margarethe Browning. Nach dem Englischen von L. Marezoll. Leipzig, Wiedemann. 8. 15 Ngr.

Noorden, C. v., Hinkmar, Erzbischof von Rheims. Ein Beitrag zur Staats- und Kirchengeschichte des westfränkischen Reiches in der 2ten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Peters, A., General Dieterich von Miltitz, sein Leben und sein Wohnsitz. Nebst vier noch ungedruckten Briefen an ihn von seinem Jugendfreunde Novalis und einem Facsimile von dessen Handschrift. Zu der 50jährigen Jubelfeier der Völkerschlacht bei Leipzig. Meißen, Mosche. Gr. 4. 15 Ngr.

Saggau, E., Lorens de Hahn. Eine Erzählung aus der Geschichte der Nordfriesen. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 10 Ngr.

Schleiden, M. J., Ueber den Materialismus der neueren deutschen Naturwissenschaft, sein Wesen und seine Geschichte. Zur Verständigung für die Gebildeten. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Schlüter, J., Allgemeine Geschichte der Musik in übersichtlicher Darstellung. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Schmieder, H. E., Karl Friedrich Göschel, Dr. jur. weiland Präsident des Consistoriums der Provinz Sachsen. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Erlebnisse eines Kurhessischen Staatsdieners. Ein Streiflicht zu den Verfassungswirren in Kurhessen und ein Beitrag zu der Charakteristik der bei absolutistischen Regierungen so beliebten Disciplinar-Gerichte für Civil-Beamte. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 5 Ngr.

Kurzgefaßte Geschichte der Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai 1813. Nach den besten älteren und neueren Quellen bearbeitet. Bautzen, Reichel. 8. 2 Ngr.

Meyer, K., Eine Festfahrt zu Heinrich Simon's Denkmal. Coburg, Streit. 8. 7 Ngr.

Die Schlacht bei Bautzen, eine Niederlage und ein Sieg. Denkschrift an den 20. und 21. Mai 1813. Bautzen, Reichel. 8. 1½ Ngr.

Die Trennung der Volksschule von der Kirche. Eine Forderung unserer Zeit. Vortrag in einer Pfarrconferenz. Nürnberg, Riegel u. Wießner. Gr. 8. 4 Ngr.

Neues Vogelwiesen-Buch. Leiden und Freuden und tragikomische Abenteuer auf der Vogelwiese gesammelt von Hilarius Jocosus. Mit gar schönen Bildern illustrirt. Dresden, Breyer. 16. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 30. Juli 1863.

Zur Shakspeare-Literatur.

1. Shakspeare. Von G. G. Gervinus. Zwei Bände. Dritte Auflage. Leipzig, Engelmann. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen von Friedrich Bodenstedt. Erster bis dritter Band. Berlin, Decker. 1858—60. Gr. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Studien über das englische Theater von Moritz Rapp. Erste und zweite Abtheilung. Tübingen, Laupp. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. William Shakspeare's Sonette in deutscher Nachbildung von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Decker. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Shakspeare's Hamlet, Prinz von Dänemark. Deutsch von Hermann von Plehwe. Hamburg, Boyes und Geisler. 1862. 8. 1 Thlr.
6. Shakspeare's Hamlet. Aesthetische Erläuterung des Hamlet nebst Widerlegung der Goethe'schen und Gervinus'schen Ansicht über die Idee und den Haupthelden des Stücks. Von L. Schipper. Münster, Regensberg. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.
7. Die Composition von Shakspeare's Romeo und Julia. Drei Vorlesungen, gehalten zu Bonn von Theodor Sträter. Bonn, Marcus. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.
8. Alter Ego. Eine Studie zu Shakspeare's Kaufmann. Hamburg, Boyes u. Geisler. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

Wer Gelegenheit gehabt hat, einen Blick in den neuesten Band des „Bibliographischen Handbuch" von Lowndes (editio Bohn) zu thun, der die Shakspeare-Literatur enthält, oder wer die ältern Bibliographien über Shakspeare von Sillig und Halliwell kennt, wird sich mit Schrecken eingestehen müssen, daß die Erklärer des Erklärens ebenso wenig jemals müde werden, als die Poeten des Dichtens. Schiller's Wort: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun", gilt von Shakspeare in vorzüglichem Maße, denn die Shakspeare-Literatur hat an Masse so ziemlich die zwei Jahrtausende ältere Homer-Literatur eingeholt. Sie ist ein Strom, der an Breite — ob auch an Tiefe? — mit jedem Jahre in wahrhaft bedrohlicher Weise zunimmt, und dessen Ende nicht abzusehen ist. Dieses Ueberströmen sollte uns an die Nothwendigkeit gemahnen, einen systematischen Ueberblick über die bisherigen Arbeiten zu gewinnen, uns den innern Entwickelungsgang derselben klar zu machen, die Spreu vom Weizen zu scheiden und ein Facit nicht nur dessen zu ziehen, was die Nachwelt bisher für Shakspeare geleistet, sondern auch dessen, was er bisher für die Nachwelt gethan hat. Nicht eine bloße Bibliographie, sondern nur eine wirkliche Geschichte der Shakspeare'schen Werke, eine Geschichte Shakspeare's nach seinem Tode, kann uns die vielfältig verschlungenen Wege aufzeigen, auf welchen seine unsterblichen Dichtungen zu der Stellung und Bedeutung gelangt sind, welche sie gegenwärtig in den Gedanken der Welt einnehmen.

Von Shakspeare's Ruhm und Einfluß gilt sein eigenes schönes Gleichniß in „König Heinrich VI." (Thl. 1, Act 1, Scene 2):

> Ein Cirkel in dem Wasser ist der Ruhm,
> Der niemals aufhört, selbst sich zu erweitern,
> Bis die Verbreitung ihn in nichts zerstreut.

Diese „Zerstreuung in nichts" ist jedoch heute noch ebenso weit entfernt als sie es bei des Dichters Tode war und wird menschlicher Voraussicht nach nicht eher eintreten, als bis durch noch ungeahnte geschichtliche oder physische Sündfluten die Erde in ein neues Stadium ihrer Existenz eintritt. Zu einer solchen Geschichte, welche die Verbreitung der Shakspeare'schen Wassercirkel verfolgt, liegen bisjetzt nur spärliche, wenngleich an sich tüchtige Anfänge vor. Wir rechnen dazu unter anderm in Deutschland die bekannten Abhandlungen von Stahr („Shakspeare in Deutschland"), von Koberstein („Shakspeare's allmähliches Bekanntwerden in Deutschland") und Elze's Einleitung zu seiner Ausgabe des „Hamlet", sowie in Frankreich das preisgekrönte Werk von Lacroix („Histoire de l'influence de Shakespeare sur le théâtre français"). Für des Dichters eigenes Vaterland jedoch fehlt noch eine ähnliche historische Darstellung der Shakspeare-Literatur in ihren verschiedenen Beziehungen zur Poesie, zur Kunstlehre, zur Bühne, zur Alterthumsforschung u. s. w., mit einem Wort im Zusammenhange mit dem Bildungsgange der Nation überhaupt. Diese Specialgeschichten der Shakspeare'schen Dichtung bei den einzelnen Nationen hätte dann eine allgemeine Geschichte derselben zu einem Gesammtbilde zusammenzufassen; sie hätte ihre fernsten und vereinzeltsten Ausstrahlungen zu verfolgen bis zu den

böhmischen, russischen, ungarischen u. s. w. Uebersetzungen und der Uebertragung des „Hamlet“ in das Hindustani, welche Nena Sahib, dieser ergrimmteste Feind der Engländer, angefertigt haben soll (nach dem „Athenaeum“, Nr. 1563, October 10, 1857).

Beschränken wir unsern Blick für jetzt auf Deutschland, so zeigt sich, daß trotz der gegentheiligen Klagen, mit denen Sträter sein Auftreten rechtfertigt, in der jüngsten Zeit die ästhetische und rein literarische Betrachtungsweise Shakspeare's überwogen hat, während sich die eigentlich philologische Erklärung nur verhältnißmäßig geringen Anbaues rühmen kann. Es scheint fast, als fehlt noch der rechte Sinn und die entsprechende Theilnahme für diese Seite der Shakspeare-Literatur, denn selbst das wenige, was in dieser Richtung geleistet worden ist, hat sich zum Theil nur einer sehr ungenügenden Beachtung zu erfreuen gehabt. Wenn Bodenstedt („Aus Ost und West“, S. 140) auf „die viel zu wenig beachteten“ sacherklärenden Anmerkungen zu Shakspeare's Dramen von A. Schmidt hinweist, so müssen wir ein Gleiches in Bezug auf Elze's Ausgabe des „Hamlet“ thun, welcher zwar in England Anerkennung gezollt worden ist, die aber in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt geworden zu sein scheint. Einzig und allein der Delius'schen Gesammtausgabe ist eine größere Verbreitung zu Theil geworden, und gerade diese wird bei weitem überschätzt. Geht doch Sträter (Vorrede, S. 8) so weit, sie als ein Werk zu bezeichnen, „welches ebenso wie die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung in der Bibliothek keines Deutschen fehlen sollte“. Das zeigt von einer sehr oberflächlichen Kenntniß und stempelt den Herrn Doctor zu einem Mitgliede jener Mittelmäßigkeitslegion, welche Professor Delius als ein englisches Orakel verehrt. Die — active und passive — Mangelhaftigkeit der streng philologischen Shakspeare-Erklärung muß um so lebhafter beklagt werden, als alle deutschen Autoritäten über die Unerlaßlichkeit derselben einig sind. „Shakspeare“, sagt Gervinus (I, 4), „muß gelesen werden wie die alten Classiker in der Schule“, und Bodenstedt in der angeführten Stelle ergänzt diesen Ausspruch durch folgende beherzigenswerthe Worte: „Historische Kenntniß fördert die richtige Schätzung Shakspeare's wesentlicher als rein ästhetische Betrachtungen, die den Deutschen nur allzu geläufig sind, und in denen die Absonderung dessen, was die Individualität des Schreibenden hineingetragen hat, oft schwieriger ist als das Verständniß des Dichtwerks selbst.“

Goethe nennt das bekanntlich Hineingeheimnissen. Die Textgestaltung und philologische Erklärung Shakspeare's sind noch lange nicht abgeschlossen. Den englischen Erklärern gebricht es meistens an der strengen philologischen Methode, den deutschen dagegen — wir sprechen selbstverständlich nur von denen, welche sich über die banausische Sprachmeisterei erhoben haben — an den nur in England vorhandenen Quellen und Hülfsmitteln. Allerdings sind von den letztern viele durch Neudrucke u. s. w. auch den deutschen Gelehrten zugänglicher geworden, aber doch noch immer nicht in ausreichendem Maße. Eine sehr fühlbare Lücke verspricht in dieser Beziehung die soeben von Cambridge aus angekündigte Ausgabe der Her[ren] Clark, Glover und Luard auszufüllen, welche zum er[sten] male die vollständige Varietas lectionis enthalten [soll]. Es kann in der That nicht oft und energisch genug d[ar]auf hingewiesen werden, daß die moderne Philologie durchaus die Methode ihrer ältern classischen Schw[ester] zu eigen machen muß, wenn sie eine ebenbürtige Stell[e] einnehmen will. Sie hat allerdings bereits sehr be[ach]tenswerthe Fortschritte auf diesem Wege gemacht, sie [darf] aber ihr Ziel um so weniger je aus den Augen ve[rlie]ren, als sie von der gedankenlosen Menge noch lange [nicht] genügend von der Sprachmeisterei unterschieden wird.

Unter den historisch-kritischen Commentaren [zu] Shakspeare steht noch immer der von G. G. Ger[vi]nus (Nr. 1) obenan, welcher uns in einer neuen, ü[ber]arbeiteten Auflage, der dritten, vorliegt. Wie überha[upt], so ist dies Werk auch in d. Bl. sehr verschieden beurt[heilt] worden, bald mit überschwenglichem Lobe, bald mit [herbem] Tadel (vgl. Nr. 165 fg. f. 1849, Nr. 86 f. 1[...], Nr. 48 f. 1853). Es trägt, wie ein früherer Recen[sent] bemerkt hat, einen stolzen Titel; es ist aber auch, [wie] wir jetzt hinzufügen dürfen, ein stolzes Werk, das [...] im Vaterlande des großen Barden vielfache Aner[ken]nung gefunden hat; ein Umstand, welcher den Verf[asser] über die in jüngster Zeit bei uns zur Mode gewor[dene] Polemik gegen seinen „Shakspeare“ trösten mag, die [bis]weilen an die Fabel vom angebellten Monde erin[nert]. Leider hat der stolze Titel in der kürzlich erschien[enen] englischen Uebersetzung dem abgeschwächten „Shakesp[eare] commentaries“ weichen müssen, was selbst vom „A[the]naeum“ (Nr. 1836, Januar 3, 1863) bedauert wi[rd].

Das „Athenaeum“ hält es für eine unleugbare T[hat]sache, daß Shakspeare in Deutschland eine eindringe[ndere] Würdigung gefunden hat als in England. „Es [würde] vergeblich sein“, so fährt es fort, „zu behaupten, [daß] wir selbst bis auf den heutigen Tag etwas besitzen, [was] sich mit den Commentaren von Tieck, Schlegel und [Ger]vinus messen könnte. Coleridge war der erste wi[...] Dichter in England, welcher Shakspeare's Schauspiele [kri]tisch erfaßte, und Coleridge schöpfte seine Eingebung [aus] deutscher Quelle.“ Um sich in einen dichterischen G[eist] ganz hineinzuleben, soll man bekanntlich selbst ein [Dichter] sein, ein Glücksumstand, welcher außer Coleridge na[ment]lich Goethe und den Romantikern Tieck und Schlege[l zu] gute gekommen ist. Von Gervinus läßt sich das [nicht] sagen, und es ist ihm sogar seine Nüchternheit öfters [zum] besondern Vorwurf gemacht worden. Allein Gerv[inus'] historischer Standpunkt ist nicht minder berechtigt, und [von] diesem Standpunkte aus betrachtet ist sein Werk ger[adezu] ein unvergänglicher Erwerb für die Shakspeare-Liter[atur], dem auch die neuesten Vorlesungen von Kreyßig [keinen] Abbruch in der allgemeinen Geltung zu thun ver[mögen] haben. Zwar hat Gervinus für das Verständniß S[hak]speare's nicht wie Lessing, Goethe oder Schlegel eine [neue] Bahn gebrochen oder einen neuen Gesichtskreis a[uf]geschlossen, wohl aber hat er das Vorhandene mit kri[...]

Sichtung und in großartiger Weise zusammengefaßt und zu einem zeitweiligen Abschluß gebracht. Strenge und unermüdliche Forschung, tiefer Ernst und eine edle, gedrungene Darstellung sind unbestreitbare und keineswegs gering anzuschlagende Vorzüge seines Werks. Während Schlegel sich dem großen Briten von der ästhetischen Seite genähert hat, ist Gervinus von der geschichtlichen an ihn herangetreten; er begreift und schildert Shakspeare als eine historische Erscheinung. Mag sein, daß er in der ästhetischen Beurtheilung nicht immer das Rechte trifft und daß er den Verdiensten der Romantiker um Shakspeare nicht volle Würdigung zu Theil werden läßt; seine Natur ist eben zu geschlossen und viel zu sehr auf das Wirkliche gerichtet, als daß er sich mit luftiger, oft formlos zerfließender Romantik befreunden könnte. Daß ihm diese Eigenthümlichkeit seines Wesens hier und da auch bei der Betrachtung Shakspeare's selbst hinderlich geworden sein mag, wollen wir nicht in Abrede stellen.

Was speciell die neue Auflage anlangt, so zeigt sie deutlich, wie der Verfasser, trotz seiner seitdem mit seltener Kraft auf die neueste Geschichte gerichteten Arbeiten, keineswegs seine alten Lieblingsstudien vernachlässigt und keine bedeutendere auf Shakspeare bezügliche Erscheinung außer Acht gelassen hat. Er kennt R. Grant White's „Shakespeare's scholar", die Ausgabe von Staunton, die Abhandlung Silberschlag's über „Hamlet", Mommsen's Ausgabe von „Romeo und Julia" u. s. w., nur Elze's „Hamlet" scheint auch ihm entgangen zu sein. In dieser gewissenhaften Durchforschung und Beherrschung des Materials kann Gervinus manchen seiner jüngsten Gegner zum Muster dienen, welche sich für befähigt und berechtigt halten, ihre Waare zu Markte zu bringen, wenn sie irgendeine Schulausgabe mit Hülfe des Wörterbuchs mühsam durchgeackert haben.

Neben einem Werke von so großartiger Anlage und tüchtiger Durchführung wie Gervinus' „Shakspeare", erscheinen — wir bedauern es sagen zu müssen — Friedrich Bodenstedt's „Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke" (Nr. 2) und Rapp's „Studien" als unzureichende Compilationen. Ueber Bodenstedt, welcher allerdings Rapp bei weitem überragt, läßt sich freilich noch kein endgültiges Urtheil fällen, da uns erst drei Bände seines Werks vorliegen und es gerade dem letzten (dem fünften) vom Verfasser vorbehalten ist, den Zusammenhang der in den vier ersten Bänden behandelten Dichter mit Shakspeare und seinen Vorläufern nachzuweisen. In den vier ersten Bänden erhalten wir ausschließlich Uebersetzungen und Auszüge aus den vorzüglichsten Dramen nebst kurzen Charakteristiken ihrer Verfasser, und zwar handelt der erste Band von John Webster, der zweite von John Ford und der dritte von John Lilly, Robert Greene und Christopher Marlowe. Wo bleiben Beaumont und Fletcher, Ben Jonson, Thomas Heywood, Thomas Middleton, Thomas Dekker, Philipp Massinger u. a.? Sollen sie alle in den vierten Band zusammengedrängt werden, nachdem die beiden ersten Bände nur je einem Dichter gewidmet sind? Das würde einen ziemlich flüchtig angelegten Plan verrathen. Der Nutzen einer solchen eklektischen Uebersetzungsgalerie erscheint uns überdies sehr zweifelhaft, da durch ein solches, blos auf dem Gebiete der Lyrik statthaftes Auswählen und Zerpflücken nur der Oberflächlichkeit Vorschub geleistet wird.

Als Tieck sein „Altenglisches Theater" und seine „Vorschule Shakspeare's" und Graf Baudissin seinen „Ben Jonson" veröffentlichte, geschah damit dem Studium der englischen Literatur in Deutschland ein wesentlicher Dienst. Seitdem ist jedoch die Sachlage eine andere geworden, indem durch die unermüdliche Thätigkeit der englischen Herausgeber (Gifford, Dyce, Collier, Halliwell u. a.) eine große Zahl der Originalwerke auch dem deutschen Publikum zugänglich geworden ist und Hand in Hand damit das Studium der ältern englischen Literatur in Deutschland an Verbreitung und Vertiefung sehr zugenommen hat. Jetzt gehen wir, ohne die Vermittelung eines Uebersetzers zu bedürfen, unmittelbar an die Originale. Selbst wer das nicht kann, läßt sich doch nicht durch Auszüge befriedigen, sondern verlangt wenigstens die unverstümmelten Stücke. Von solchen finden wir aber in der Bodenstedt'schen Sammlung bisjetzt nur drei: „Die Herzogin von Amalfi" von Webster, „Die Hexe von Edmonton" von Ford und „Doctor Faustus" von Marlowe. Alles Uebrige sind Auszüge, von annähernder Vollständigkeit herab bis zum dürftigsten Skelet.

Der Verfasser besitzt unleugbare Belesenheit und Kenntniß der Elisabethanischen Literatur und ist andererseits als vielseitiger, fleißiger und gewandter Uebersetzer allgemein bekannt. Wir fürchten aber fast, er ist zu vielseitig und zu gewandt, um sich mit recht hingebender Sorgfalt in seine Originale zu vertiefen und um nicht ihre eigenthümliche Charakteristik und Färbung durch zu große Freiheit und Modernisirung zu verwischen. Da er sich im Schlußworte zu seiner Nachdichtung der Sonette über seine Uebersetzungsgrundsätze ausführlich ausspricht, so müssen wir dort nochmals auf diesen Punkt zurückkommen. Besonders hat sich uns diese Ansicht bei einer Vergleichung mit Wilhelm Müller's Uebersetzung des Marlowe'schen „Faust" aufgedrängt, welche sich durch getreue Wiedergabe des alterthümlichen und individuellen Tons auszeichnet. Uebrigens hat Bodenstedt nicht nur zahlreiche Verse, sondern ganze Stellen wörtlich aus Müller entlehnt: ein Verfahren, das er zwar bezüglich der Wiener'schen Uebersetzung des „Gebrochenen Herzens" von Ford mit den kühlen Worten: „Ich habe davon benutzt, was mir zweckdienlich schien" (II, 272), eingesteht, in Bezug auf Müller aber, trotz der dazu auffordernden Gelegenheiten, mit Stillschweigen übergangen hat. Als ein Glück möchten wir es in dieser Hinsicht betrachten, daß ihm Böttger's Uebersetzung des „Faustus" erst dann zu Händen gekommen ist, als die seinige bereits fertig war; denn hätte er diese in gleicher Weise ausnutzen können, so würde für ihn selbst so gut wie nichts übrig geblieben sein.

Moritz Rapp's „Studien über das englische Theater" (Nr. 3), die sich zunächst an Bodenstedt anschließen, sind nichts als Notizen, welche sich der Verfasser beim Lesen gemacht hat; daß er sie Studien nennt, beruht auf einer Begriffsverwechselung. Er hat in der That sehr viel gelesen und hat es, nachdem er seit 40 Jahren Englisch treibt, seinem eigenen Geständniß zufolge (S. 283) bereits so weit gebracht, daß er Longfellow's „Spanischen Studenten" ohne Wörterbuch liest, was er sich bei keinem andern englischen Schauspiel getraut. Auf S. 58 macht er sich indirecterweise sogar anheischig, fast auf den Vers hin zu sagen, wie viel und wie wenig an jedem einzelnen Stück Beaumont oder Fletcher angehört; denn was er von jedem Leser, der ihre Stücke nur zweimal hintereinander gelesen hat, voraussetzt, wird er doch nach vierzigjährigen „Studien" vor allen Dingen selbst leisten. Darin dürfte es ihm aber kaum irgendein anderer englischer Philolog gleichthun. Für sein Buch wäre es besser gewesen, wenn er weniger gelesen und mehr darüber nachgedacht hätte. Von einem Plane ist bei ihm keine Rede. Alt-, mittel- und neuenglisches Drama, von den Chestre Miracle Plays bis auf Lord Byron läuft bunt durcheinander, wobei Wiederholungen unvermeidlich sind. Die erste Hälfte des Werks ist schon früher in Herrig's „Archiv" erschienen. Die eigenthümliche Species der Kritik, welche Rapp übt, ist bereits aus seinem „Goldenen Alter der deutschen Poesie" hinlänglich bekannt, sodaß wir nicht näher darauf einzugehen brauchen. Auch seine orthographischen Sonderbarkeiten (Hechse, Ehbruch, Hendel, Dicion, Producion, Farse, Londner, rückwerts u. s. w.) werden den — schwerlich zahlreichen — Lesern des ebengenannten Werks nicht neu sein. Der literarische wie kritische Standpunkt des Verfassers hält mit dem Bodenstedt's, um von Gervinus ganz zu schweigen, keinen Vergleich aus. Dryden bezeichnet er beispielsweise als „einen Vielschreiber der Restaurationsperiode"

Von allen Dichtwerken Shakspeare's haben in den letzten Jahren vorzugsweise seine Sonette die Aufmerksamkeit und Theilnahme aller Freunde und Erklärer des großen Dichters sowol in England wie in Deutschland in Anspruch genommen, und es ist auch in Nr. 38 d. Bl. f. 1862 bereits ein kurzer Ueberblick über die einschlagenden Schriften gegeben worden. Wieweit auch die Erklärer in der Auffassung und Deutung der Sonette auseinandergehen, in der ästhetischen Würdigung derselben sind sie alle einig. Die Sonette allein würden hinreichen, Shakspeare die Unsterblichkeit zu sichern, denn sie beweisen, daß er als Lyriker auf nicht geringerer Höhe steht wie als Dramatiker; sie stempeln ihn zum englischen Petrarca. In ihnen hören wir Shakspeare im eigenen Namen sprechen, und Wordsworth hat sie schön den Schlüssel zu seinem Herzen genannt. Es ist daher ein dankenswerthes Unternehmen, daß Friedrich Bodenstedt unter dem Titel „William Shakspeare's Sonette" (Nr. 4) eine neue Verdeutschung geliefert hat, wenn wir auch über seine Vorgänger auf diesem Felde nicht ganz

so ungünstig denken möchten, als er selbst thut. B
stedt hat (wie unsers Wissens auch Bolton Corney b
gethan) eine neue Anordnung versucht, da bei der be
ten Unbekümmertheit Shakspeare's um den Druck
Werke die bisherige Reihenfolge schwerlich den Ans
erheben kann, vom Dichter selbst herzurühren. Wa
Grundsätze anbelangt, von welchen sich Bodenstedt b
Uebersetzung hat leiten lassen, so können wir ihnen
gesagt, nicht unsere volle Zustimmung geben. In s
ausführlichen Schlußworte sagt er nämlich S. 196,
Absicht sei gewesen, die Sonette in „die poetische S
unserer Zeit" zu übertragen. Ein anderer, meint er,
sich die Aufgabe stellen, Shakspeare's Sonette „gan
Tone der Zeit zu übersetzen, in welcher sie entstanden
von dem Grundsatze ausgehend, daß nur auf diese
eine treue Wiedergabe des Originals zu ermögliche
Das höchste Ziel eines solchen Uebersetzers würde
seine Aufgabe so zu lösen, wie etwa Jakob Ayr
gelöst haben würde."

Die Wahrheit dünkt uns hier, wie so oft,
Mitte zu liegen. Wenn Bodenstedt's Ansicht ganz
wäre, so müßte sie ohne Zweifel auf Chaucer und
nicht minder anwendbar sein als auf Shakspeare.
aber würden wir dahin kommen, Chaucer, Shak
und Byron in Bodenstedt's Uebersetzung ein und d
Sprache sprechen zu hören. Und da nicht abzuseh
warum derselbe Grundsatz nicht auch für die Dichte
derer Nationen Geltung haben soll, so müssen auch
kin, Tegnér und Lamartine in demselben Tone
Daß ein heutiger Uebersetzer sich nicht der alt- oder
hochdeutschen, sondern der neuhochdeutschen Sprac
19. Jahrhunderts bedienen wird, ist so selbstverstä
daß Bodenstedt das nicht meinen kann. Sollen
Worte einen Sinn haben, so kann unter der „poe
Sprache unserer Zeit" nur der unserer gegenwä
Poesie eigenthümliche Stil verstanden werden. Un
meinen wir, est modus in rebus. Leider aber
Gegenwart sehr unbekümmert um die Gesetze und
heiten des Stils. Was von der Poesie gilt, würd
auf die Malerei Anwendung leiden. Muß nicht ei
tiger Maler die Gestalten der Nibelungen oder der
staufen in einem andern Stile zur Darstellung b
als die Helden unsers Befreiungskriegs oder die Herr
serer Salons, ohne daß er darum ein Präraфaelit zu sei
sklavisch im Stile eines Memling oder van Eyck zu
braucht? Oder, um zur Poesie zurückzukehren, ha
den Shakspeare in demselben Stile übersetzt wie de
mer? Und wenn er es gethan, wäre da nicht die
tigkeit des Princips mit Händen zu greifen? Du
solches Verfahren wird alles nivellirt; jede lokale un
sönliche Färbung wird verwischt, jede Besonderhei
in der allgemeinen und unterschiedslosen Glätte
Uebrigens ist Bodenstedt's Praxis, wenigstens im
genden Falle, nicht so schlimm als seine Theorie, u
gesehen von der principiellen Meinungsverschiedenhe
nen wir seiner Uebersetzung der Sonette nur
liches nachsagen und müssen ausdrücklich sein Verstä

seine Treue und den Fluß seiner Sprache und Versification anerkennen.

Minder hohes Lob können wir der Uebersetzung von „Shakspeare's Hamlet, Prinz von Dänemark" von Hermann von Plehwe (Nr. 5) spenden. Auch hier ist zu viel verwischt und modernisirt. An Treue kommt der Uebersetzer Schlegel nicht gleich und gestattet sich namentlich das Uebergreifen aus einem Verse in den andern viel zu häufig und als etwas Selbstverständliches, während Schlegel es möglichst vermieden hat. Es erscheint überhaupt fraglich, ob es jetzt schon an der Zeit ist, die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung durch eine andere zu ersetzen, oder ob ein solcher Versuch nicht vorläufig noch eine Ilias post Homerum ist. Das Richtige scheint uns vielmehr zu sein, dieses classische Werk durch fortgesetzte, sorgfältige Nachbesserung im Einklang mit den Fortschritten der Erklärung und Kritik zu erhalten, ein Verfahren, welches unsers Wissens in der That von der Verlagshandlung eingeschlagen worden ist. Ob die Nachbesserung im rechten Sinne gemacht worden ist, wissen wir augenblicklich nicht zu sagen; möglicherweise ist dabei den bekannten Correcturen in Collier's zweiter Folioausgabe, welche sich schließlich doch mit ziemlicher Sicherheit als Fälschungen herausgestellt haben, zu viel Einfluß verstattet worden. Die auffallendste Eigenthümlichkeit an der Uebersetzung Plehwe's ist die, daß er auch die prosaischen Partien in Versen übersetzt hat. Er rechtfertigt diese Abweichung mit folgenden Worten (S. 215):

> Es schien mir angemessen, eine Freiheit, welche der geniale Dichter, der nur die Bühne im Auge hatte, sich unbedenklich nehmen durfte, in einer Uebertragung, die vorzugsweise für einen Kreis von Lesern bestimmt ist, nicht peinlich nachzuahmen, sondern hierbei einige Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der Sprachen zu nehmen. Das Englische hat einen ausgeprägten Accent, dagegen einen geringen Rhythmus, während beim Deutschen das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Daher kommt es, daß der Uebergang vom Versmaß zur Prosa und umgekehrt im Englischen weniger auffallend ist als im Deutschen, wo er meistens sehr störend wirkt. Ich habe es daher vorgezogen, das iambische Versmaß durchweg beizubehalten und war nur bestrebt, auch unter der einheitlichen Form der gebundenen Sprache die verschiedenartige Schattirung des Inhalts zu ihrem charakteristischen Ausdruck zu bringen. Außerdem ist darauf Bedacht genommen worden, daß die prosaischen Partien des Originals auch in der Uebertragung, trotz des ungezwungen fortgehenden Rhythmus, sich wie gewöhnliche Prosa lesen lassen.

Die letzte Versicherung wird allerdings ängstlichen Shakspeare-Verehrern zum Trost gereichen. Der Uebersetzer hat dabei aber übersehen, daß der Wechsel zwischen gebundener und ungebundener Rede nicht blos auf Nachgiebigkeit gegen die Bühne oder auf der Eigenthümlichkeit der englischen Sprache beruht, sondern in Shakspeare's Hand als ein außerordentlich wirksames Mittel zur Charakterisirung seiner Personen dient. Hätte es der „geniale Dichter" für zweckmäßig gehalten, so wäre ihm sicherlich nichts leichter gewesen, als die prosaischen Scenen gleichfalls in Jamben zu schreiben. Das scheint uns also eine Verbesserung nach der Art Johann Ballhorn's. Noch einer ebenso wenig glücklichen Textverbesserung des Herrn von Plehwe möchten wir beiläufig gedenken, um so mehr, als sich auch Vischer in den „Kritischen Gängen" (Neue Folge, II, xxv) gegen die allgemein angenommene Lesart erklärt hat. Es betrifft die bekannten Worte der Königin (Act 5, Scene 2): „He's fat and scant of breath", statt deren Plehwe vorschlägt zu lesen: „He's hot and scant of breath", wobei er sich auf die frühern Worte des Königs (Act 4, Scene 7) beruft: „When in your motion you are hot and dry." Das ist aber nur eine scheinbare Unterstützung. Der König bezeichnet mit seinen Worten nur einen einmaligen, augenblicklichen Zustand Hamlet's, welcher während seiner Bewegung eintreten wird. Das „scant of breath" hingegen kann unmöglich anders aufgefaßt werden, als wie ein bleibendes Merkmal in Hamlet's Leibesbeschaffenheit, und dazu stimmt hot keineswegs, wol aber fat. Vischer sagt, Collier habe nachgewiesen, daß die Worte ein auf Burbage (den ersten Darsteller des Hamlet) bezüglicher, eingeschobener Scherz seien, um Burbage mitten im Spiel zu necken. Uns ist von einem solchen Nachweise nichts bekannt. Wie hätte überdies ein improvisirter Scherz, eine Neckerei in jenes schwungvolle Klaggedicht auf Burbage's Tod gepaßt, wo es heißt:

> No more young Hamlet, though but scant of breath,
> Shall cry revenge for his dear father's death.

Aeußere und innere Gründe sprechen unzweideutig für die Richtigkeit der gewöhnlichen Lesart. Soviel wir wissen, sind sämmtliche Quart- und Folioausgaben einig, mit einziger Ausnahme der Quarto von 1603, in welcher der Vers fehlt. Der Dichter gibt mit diesen wenigen Worten einen wie uns dünkt richtigen Zug zur Charakteristik seines Helden, der in das hellste Licht tritt, wenn wir uns der entgegengesetzten Schilderung des Cassius in „Julius Cäsar" (Act 1, Scene 2) erinnern. „Cassius ist dürr — wär' er nur fetter!" sagt Cäsar, „und liebt weder Musik noch Schauspiel." Der realistische Shakspeare weiß recht wohl, wie sehr der Charakter eines Menschen durch seine Körperlichkeit bedingt ist; er weiß, daß ein fetter Cassius ebenso ungefährlich wäre wie Hamlet. Wir dürfen bei einem beleibten Hamlet natürlich nicht entfernt an die Ungestalt Falstaff's denken und müssen überhaupt nicht vergessen, daß der Gebrauch des Beiworts „fat" im Englischen viel ausgedehnter und häufiger ist als im Deutschen.

Es liegt uns jedoch nicht blos eine Uebersetzung, sondern auch eine „Aesthetische Erläuterung des Hamlet" (Nr. 6) von L. Schipper vor, welche es sich ausdrücklich zur Aufgabe gestellt hat, die Goethe'sche und Gervinus'sche Ansicht zu widerlegen. Nach dem Verfasser hat Shakspeare den Charakter des Hamlet so recht aus der Fülle und Tiefe seines Innern genommen wie Goethe den Faust (S. 45):

> Unter seiner Hand ist Hamlet ein seltenes Muster von geistiger Größe und von tiefer Beobachtung, von feiner moralischer Natur (!), gebildeter Sitte und reichem Gemüth geworden. Er ist ebenso weit entfernt von der Eigenschaft eines „Zögerers", eines „Schwächlings", eines „Wortehelden", womit er nach Gervinus und Kreyßig behaftet sein soll, als von der leidenschaft-

lichen und blinden Hast eines Hitzkopfs, der sein Ziel durch Ueberstürzen gar nicht oder nur unvollkommen erreicht.

Er ist nicht schwach, nicht unentschlossen. Die Monologe Hamlet's werden aus seiner geistigen Größe erklärt. „Auf sich hauptsächlich beschränkt, ist er darauf angewiesen, in Selbstgesprächen seine erhabenen Gedanken und edeln Gefühle, welche die Zuhörer bezaubern, zu äußern und sich dadurch zu zeichnen." Die wichtigste Entdeckung, welche der „königliche Gymnasial=Oberlehrer" im Gegensatze zu den blos großherzoglichen Goethe und Gervinus gemacht hat, ist die, daß Hamlet die ihm gestellte Aufgabe aufs vollständigste löst. Er sagt S. 67 triumphirend:

> Während sich also im Gange der Handlung unserer Tragödie nirgends Unentschlossenheit oder Zaudern zeigt, liefert auch die Erreichung des Ziels derselben keinen Beweis dafür. Es ist die Aufgabe, „die Welt wieder einzufugen", d. h. den heuchlerischen Verführer und Mörder zu bestrafen; und die obige Darlegung oder vielmehr der Inhalt des Stücks thut unwiderleglich dar, daß diese Aufgabe vollständig gelöst ist, und daß sie nicht aus moralischem Siechthum unerfüllt gelassen wird.

Die Bestrafung des Mörders bestand nach S. 59 darin, „daß er für seine Schlechtigkeit und Heuchelei, sozusagen öffentlich an den Schandpfahl gestellt wird, daß er für seine Verführung der Liebe der Verführten beraubt wurde, und daß er endlich für den Mord und Kronenraub mit seinem Leben die Krone und die davon gehofften Genüsse verlor". Gelegenheit zur Bestrafung wird nach Herrn Schipper bis zur Schlußkatastrophe nicht eine einzige geboten und „gerade der Umstand, daß Shakspeare nicht einen einzigen derartigen Fall aufführt, dürfte wol zum Beweise dienen, daß unser Stück nicht die aus Unentschlossenheit hervorgehende Verzögerung der Ermordung habe zeichnen wollen". Der uns zugemessene Raum gestattet uns nicht, dem Verfasser noch weiter in die Irrgänge seiner Polemik zu folgen; das Gesagte wird hinreichen, den Ideengang und Werth seiner Abhandlung anzudeuten.

Wie Schipper's Erläuterung, so polemisiren auch die Theodor Sträter'schen Vorlesungen über „Romeo und Julia" (Nr. 7) mit großer Heftigkeit gegen Gervinus. Es heißt im Vorwort S. 7:

> Gervinus vernachlässigt den strengern Nachweis der künstlerischen Composition in der auffallendsten Weise, wie denn überhaupt die philosophische Bildung bei Gervinus in einem sehr mislichen Verhältniß zu seinen historischen Kenntnissen steht.

Der Verfasser steht auf den Schultern der Hegel'schen Philosophie, namentlich Rötscher's, welchen er Gervinus als Muster gegenüberstellt, und Ulrici's. Der Hegel'schen Schule war es seiner Ansicht nach vorbehalten, ihr tiefes Verständniß des Organischen in Natur und Kunst auch an diesen (den Shakspeare'schen) größten Meisterwerken der dramatischen Literatur zu bewähren. Wir wollen die Verdienste der Hegel'schen Philosophie keineswegs schmälern, aber das hat sich zur Genüge erwiesen, daß eine philosophische Formel überhaupt nicht der Zauberschlüssel ist, der ein Kunstwerk völlig und endgültig erschließt. Es wird stets ein irrationaler Bruch übrig bleiben, und Shakspeare vor allen sollte die Herren Philosoph denklich machen, da er sie mit den weltberühmten

> Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
> Als eure Schulweisheit sich träumt —

für alle Zeiten auf die Unzulänglichkeit ihrer S hingewiesen hat. Gerade die größten Shakspeare gen, die Lessing, Goethe und Schlegel, waren wenig Philosophen von Profession als Shakspeare Die Sträter'schen Vorlesungen selbst enthalten ü viel weniger von philosophischer Untersuchung a Vorrede erwarten läßt. Sie sind vielmehr eine schönrednerische Paraphrase des Stücks, wie sie fü Zweck vielleicht ganz anregend und entsprechend sein mag. Ist denn aber jede Vorlesung auch be genug, um gleich in die weite Welt geschickt zu

---

Es bleibt uns noch übrig, der kleinen nam Schrift „Alter Ego" (Nr. 8) mit einigen Worten denken. Ihr Verfasser hat die goldene Horazisch schrift „Nonum prematur in annum" sogar üb befolgt, denn er berichtet im Vorwort, daß ber 10 Jahren Gervinus, „mit dessen Auffassung des mann» die kleine Studie nicht übereinstimmt", ungeachtet freundlich die Hand zu ihrer Veröffen geboten habe. Trotz dieser langen Schwangerschaf Abhandlung kein Meisterstück geworden. Der sucht darin nachzuweisen, daß Shakspeare in den Charakteren Antonio und Bassanio sich selbst und jungen, zärtlich geliebten Freund, den Grafen von ampton, dargestellt habe und verweist dabei Sonette und auf den Schiffskapitän Antonio in ihr wollt". „In dem «Kaufmann von Venedig» er S. IX, „lauschen wir, wo nicht alles trügt, anmuthigen, schmerzlich scherzhaften Spiele des Dich der eigenen Subjectivität." Das „Athenaeum" (Nr September 20, 1862) hat mit Recht die Umkehru Vermögensverhältnisses (in Wirklichkeit war ja Shakspeare der Aermere und Niedrigere) als gen Gegengrund geltend gemacht. Gewiß ist auch Shakspeare's Zeilen einzelnes Autobiographische z allein nach Shakspeare's ganzem Charakter en weniger als bei andern Dichtern und zu diesem dürfte sich kaum noch der Schlüssel finden lassen. Verfasser geht viel zu weit und verliert sich unter in eine Namenspielerei (Cesario und Sebastian, und Viola), welche dem Dichter, nach allem, von ihm wissen, gewiß ganz fern gelegen hat. finden wir aber auch Andeutungen, welche von Nachempfinden zeigen und uns abhalten, den unbe Verfasser in Einen Topf mit Herrn Barnstorff zu welcher sich durch seine Erklärung der Sonette nach ihm bekanntlich Mr. William Himself gewid der Shakspeare=Literatur einen unvergänglichen Eh neben, wo nicht über den größten Querköpfen gesich So sind wir, nachdem wir von Gervinus ausgegang crescendo bei Barnstorff angelangt, welcher als ei Nonplusultra unserer Besprechung ein Ende macht.

Naturwissenschaftliches.

1. Die Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern. Eine Darstellung für Gebildete aller Stände von G. Hartwig. Mit Illustrationen. Wiesbaden, Kreidel. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich schon einen sehr beachteten Namen erworben. Auf dem Gebiete der populären Verarbeitung des Wissenswürdigsten aus der Natur- und Culturgeschichte der Erde ist er schon seit Jahren ebenso emsig als mit Geschick und Glück thätig gewesen. Und mit der vorliegenden Arbeit wird sein Ruhm sicher nicht geschmälert, sondern noch bedeutend erhöht. Sie zeichnet sich sowol in der Auswahl als in der Bearbeitung des Stoffs vor vielen ähnlichen vortheilhaft aus. Die schwere Kunst des Maßhaltens behält sie überall in ihrer Gewalt, und sie bringt daher nur das, wofür sich jeder gebildete Leser lebhaft interessirt. Und in der Art des Vorführens ihrer Gegenstände weiß sie stets den richtigen Ton zu treffen, sie hütet sich vor jedem Gelehrtenscheine und weiß sich auch vor der widerlichen schwatzhaften Oberflächlichkeit zu bewahren. Die Sprache ist natürlich, frisch und gerade; sie behält stets die Sache im Auge und kennt keinen andern Zweck als diese recht klar und verständlich ins beste Licht zu stellen. Auch weiß sie sehr geschickt alle Streitpunkte zu umgehen. Man merkt allerdings recht gut, daß hier und dort die Fachgelehrten noch miteinander im Kampfe liegen, doch hütet sich der Verfasser, selbst daran theilzunehmen. Und hierin kann man das Buch noch besonders loben, denn es ist ja für den großen Leserkreis bestimmt, und hat daher gar keinen Beruf dazu, den Kampf der Gelehrten mit ausfechten zu helfen.

Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit den allgemeinen Grundzügen der Bildungsgeschichte unserer Erde, schließt daran ein übersichtliches Gemälde der vorweltlichen Thiere und Pflanzen, redet dann von den Wirkungen des unterirdischen Feuers, welche sich in den heißen Quellen, in den allmählichen Hebungen und Senkungen großer Ländermassen, in den vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben offenbaren, und kommt zuletzt auch auf die Theorie der Quellenbildung. Die Schilderungen gewinnen nach und nach einen immer speciellern Charakter, so werden die berühmtesten Höhlen, Vulkane, Erdbeben besonders besprochen, es ist ebenso in größerer Ausführlichkeit die Rede von der Gewinnung der Schätze, welche die Erde in ihrem Schose verbirgt. Das Ganze zerfällt in 36 Kapitel, deren Inhalt ein sehr umfassen-
der ist und daher hier nicht gut speciell gegeben werden kann.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit zunächst auf das sie-
ente Kapitel, welches im allgemeinen von den Erdbeben han-
elt. Es wird auf die Ursachen dieses großartigen Phänomens
hingewiesen und wahrscheinlich gemacht, daß zwischen den Vul-
anen und Erdbeben eine Wechselbeziehung stattfinde. Dann ist
von den verschiedenen Arten der Erschütterung die Rede, von
em Einflusse, welchen sie auf die Quellen der Flüsse, auf Men-
chen und Thiere auszuüben im Stande sind. Bei dem im Juni
660 in den Pyrenäen ausbrechenden Erdbeben erkalteten plötz-
h alle warmen Quellen von Bagnères, sodaß die gerade in
n Bädern befindlichen Curgäste genöthigt waren, dieselben zu
rlassen; man war sehr in Sorge, daß dies Unglück andauern
ürde, hatte aber die Freude, daß die Wärme bald wieder
rückkehrte. Bei einem Erdbeben auf Ischia 1828 steigerte sich
gar der Wärmegrad der heißen Quellen. Einige Beispiele
ziehen sich auch auf die Wirkungen im Meere. „Bei den
olukken wurde das Schiff, auf welchem Gentil de la Barbinais
ne Weltreise machte, von einem Meeresbeben dermaßen erschüt-
t, daß die Kanonen aufwärts sprangen und die Strickleitern
rissen; und als die Stadt Valdivia am 7. November 1837
stört wurde, erhielt ein Walfischfahrer unweit der Insel
oboe so heftige Stöße, daß er seine Masten verlor. Als
ma am 28. October 1746 zerstört worden war, erhob sich
Abend desselben Tags in der nahen Bucht von Callao das
eer 80 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand, verschlang die Stadt und vertilgte fast die ganze Bevölkerung. Von den gerade im Hafen liegenden 23 Schiffen versanken 19 auf der Stelle, während die vier übrigen fast eine Stunde weit jenseit der Stadt auf das Land geworfen wurden, und einzelne Menschen sollen sogar von der überflutenden Brandung zwei Stunden weit fortgespült sein. Mehrere Reisende haben erzählt, daß man bei heiterm Himmel und stiller See die alte Stadt auf dem Meeresgrunde ganz deutlich sehe, was jedoch Tschudi, obgleich die Bewohner von Callao es ihm oft wiederholten, für ein Märchen hält, da er unter den günstigsten Umständen den bezeichneten Ort mehrmals befuhr, ohne eine Spur von versunkenen Gebäuden gesehen zu haben. Bei dem Erdbeben, welches am 20. Februar 1835 Chili so fürchterlich heimsuchte, brach das Meer mit solcher Gewalt in die Stadt Tolcahuano ein, daß sie bis auf die Grundmauern fast gänzlich weggeschwemmt wurde, und Darwin die ganze Küste mit so vielen fortgespülten Balken, Hausgeräth bedeckt sah, als ob dort 1000 große Schiffe gestrandet und zerschellt wären." Das folgende Kapitel ist ausschließlich nur der Beschreibung des Erdbebens von Lissabon gewidmet.

Bei der Untersuchung der unterirdischen Gasquellen lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit seiner Leser auch auf das Todtenthal auf Java, von dem bekanntlich lange die wunderlichsten Fabeln verbreitet worden sind, bis Junghuhn darüber den eigentlichen Aufschluß gab. Dieser berühmte niederländische Naturforscher hat das Thal in den Jahren 1830, 1840, 1845 nicht weniger denn dreizehnmal besucht, aber nur viermal die giftige Dunstschicht über dem Boden ausgebreitet gefunden. „Nur selten mag sie höher als ein paar Fuß steigen, denn die Gehänge rings umher sind überall mit dichtem Gebüsch überwuchert. Bei seinem letzten Besuche sah Junghuhn die Leichen von sechs wilden Schweinen auf dem Boden liegen, doch die lebenden Raben, am üppigen Mahle sich weidend, sogar auf dem kahlen Mittelfleckchen munter umherhüpfen; sie gaben ihm die sichere Bürgschaft, daß er ohne Gefahr auf den Grund des Erdsturzes hinabsteigen könne. Sogar wenn er sich platt hinlegte und in den Rissen und Spalten Athem holte, womit der Boden durchzogen war, konnte er keine Spur von Kohlensäure wahrnehmen. Bei einem frühern Besuche starb ein Hund, den er am Stricke mit sich führte, doch er selbst konnte aufrechtstehend auf dem kahlen Grunde herumspazieren ohne die geringste Unbequemlichkeit zu verspüren." Nach dieser wahrheitsgetreuen Schilderung sinkt das Ganze zu so bescheidenen Dimensionen und Eigenschaften zusammen, daß es kaum beträchtlicher als die bekannte Dunsthöhle von Pyrmont bleibt. Die Eingeborenen nennen dieses Thal Pakamaron und sie haben sich nicht wenig gewundert über die Leichenrede, welche der fromme Doctor der Theologie S. A. Buddingh 1839 ihrem Erdtrichter gehalten hat. „Wir kamen an ein Fleckchen Grund, über das die Natur ihren Fluch scheint ausgesprochen zu haben, und welches einen jeden, der es zum ersten male sieht, mit Schauer und Beängstigung erfüllt. Ich meine den unsaglichen Ort, der zwischen hohe Bergspitzen eingeschlossen ist, auf dem kein Strauch und keine Pflanze wachsen will, wo alles öde und kahl ist und sich nur Vertilgung und Verwüstung zeigen, ich meine das sogenannte Stickthal oder besser das Todtenthal. Es ist der Tod, der da seine schwarzen Zelte aufgeschlagen und seine Trauerpaniere entrollt hat..."

In einer Reihe von mehreren Kapiteln werden die merkwürdigsten Höhlen und Grotten beschrieben. Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser nur auf die ebenso großartige als wunderbare Mammuthshöhle im Staate Kentucky. Sie wurde 1801 von einem Wolfsjäger zuerst entdeckt, aber in ihrer gewaltigen Ausdehnung erst 1840 bekannt. Sie ist neun englische Meilen lang, durchschnittlich 80 Fuß breit und 30 Fuß hoch. Ihr Eingang senkt sich beinahe bis zum Spiegel des Green-River herab, mit dem auch ihre innern Gewässer in Verbindung stehen. Eine merkwürdige Luftströmung hat man an der Oeffnung dieser Höhle entdeckt. Ist nämlich die äußere Lufttemperatur über 12° R. gestiegen, so bläst ganz ununter-

brochen ein kalter Luftstrom aus der Höhle hervor, während bei einer Temperatur von 12° nicht die geringste Luftbewegung zu verspüren ist. Professor Silliman hat die Sache sehr sorgfältig untersucht und gefunden, daß im Innern der Höhle zu allen Jahreszeiten eine constante Wärme von 12° herrsche, und daß die Luftbewegung sich einfach aus der Ausgleichung mit der äußern durch die wechselnde Wärme sehr verschieden dichte Luft erklären lasse. Der Verfasser theilt dann eine genaue Beschreibung der Höhle mit und folgt dabei Wagner und Scherzer, welche sie auf ihren Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853 besucht haben. „Die Reinheit der Luft in der Mammuthshöhle und die Gleichmäßigkeit derselben", erzählt der Verfasser, „veranlaßte vor einigen Jahren einen amerikanischen Arzt, sie als einen ganz besonders günstigen Winteraufenthalt für Schwindsüchtige anzuempfehlen. Er ließ ungefähr zwei Meilen im Innern der Höhle, in der sogenannten Hauptallee mehrere kleine Wohnhäuser von Ziegelsteinen aufführen, dieselben mit Thüren und sogar mit Fenstern, als ob ein Licht eindringen könnte, versehen, und anstatt eines Daches mit grober Leinwand zum Schutze gegen Staub überspannen. Das Innere dieser seltsamen Spitalräume wurde aufs bequemste eingerichtet und an der Spitze eines hinreichenden Krankenwärterpersonals erwartete Dr. Mitchell die Gäste, welche der gute Glaube oder die Verzweiflung eines letzten Versuchs dem unterirdischen Nizza zugeführt hatte. Es zeigte sich auch in diesem Falle, daß die tollsten Gedanken eines Arztes immer noch Leute finden, welche ihnen ein geneigtes Gehör schenken; denn sowie der Herbst anbrach, sah man eine bleiche Schar von 17 Lungenleidenden in die Mammuthshöhle einziehen. Vier Monate lang blieben die Unglücklichen in diesem kerkerähnlichen Aufenthalte, und stark mußte ihre Liebe zum Leben sein, um dasselbe mit so langer Entbehrung des Sonnenlichts und der frischen reinen Luft erkaufen zu wollen." Die Unglücklichen gefielen sich anfangs sehr wohl in ihrem beständigen Nachtleben. Man machte Wanderungen zu den interessantesten Punkten der Höhle und unterhielt einen lebhaften Verkehr untereinander, auch ließen es die wenigen Kranken nicht an Musik, Gesang und Tanz fehlen. „Doch endlich starben mehrere in der Höhle, und als die Ueberlebenden den Tod auch durch die Felsengewölbe der Riesengrotte dringen sahen, da bemächtigte sich ihrer ein so panischer Schrecken, daß sie allen Betheuerungen, Versprechungen, Bitten und Mahnungen des guten Mitchell zum Trotz sammt und sonders aufs schleunigste ausrissen. Zur Oberwelt zurückgekehrt starben sie rasch nacheinander und ihr Doctor mit ihnen. Friede seiner Asche und seiner Höhlencur, welche mit ihm zu Grabe ging und schwerlich wieder aufleben wird!" Später ist die Grotte auch zu religiösen Zwecken benutzt worden. Die Methodisten hielten hier mehrere Jahre ihre pietistischen Versammlungen. Es muß einen zauberartigen, ergreifenden Eindruck gemacht haben, wenn in diesen mit Kerzenlicht erleuchteten weiten Räumen viele hundert Menschen versammelt waren, um sich mit ihrem Seelsorger zu einer aufrichtigen Gottesverehrung zu vereinigen. „So versammelten sich", ruft der Verfasser aus, „die ersten Bekenner des Erlösers in den römischen Katakomben, so erschallten ihre Gesänge in der Unterwelt, während dort oben ein Nero oder ein Domitian nach dem kräftigen Ausdruck Juvenal's die «halbentseelte Welt zerfleischten»."

Den Bergwerken wird dann in ziemlich großer Ausführlichkeit die Aufmerksamkeit zugewandt. Um unsere Besprechung nicht zu sehr auszudehnen, wollen wir sie hier nur noch auf die Quecksilbergruben beschränken. Die Zinnobergruben von Almaden sind schon sehr alt und sogar schon von den Römern gekannt. In den Jahren 1835—37 sah sich die Regierung genöthigt die Gruben an Rothschild zu verpachten; jetzt sind sie wieder in den Händen der Spanier. Sie erreichen eine Tiefe von 1140 Fuß in neun Stockwerken. Die Schachte sind weit, die Fahrten kurz und bequem, die Stollen sämmtlich so hoch, daß man in ihnen aufrecht gehen kann. Der Anblick des kolossalen Erzganges in seiner dunkelroth schillernden Farbe ist pracht-

voll. Das gediegene Quecksilber zeigt sich bei dem Los[...] des Erzes oft in der Größe eines Taubeneies. „In [...] Zeit verwendete man zu schwerer lebenslänglicher Zwang[...] verurtheilte Verbrecher als Arbeiter in diesen Gruben[...] Sträflinge wurden bei Tagesanbruch aus dem Gefängni[...] welches noch existirt, durch einen unterirdischen Gang [...] Bergwerk abgeführt, wo sie den ganzen Tag arbeiten [...] und kehrten erst abends in ihre Gefängnisse zurück, s[...] das Licht des Tags eigentlich niemals erblickten. Nach [...] Jahren erkrankten und starben diese Unglücklichen, gewöh[...] folge der eingeathmeten giftigen Quecksilberdämpfe. Die[...] same Verfahren trieb sie endlich zu einem Schritte d[...] zweiflung. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts steckten[...] damals mit Holz ausgezimmerten Bergwerke in Br[...] machten sie dadurch viele Jahre lang unmöglich. D[...] Schaden klug geworden, bedient man sich jetzt blos fr[...] besoldeter Bergleute, die nicht länger als sechs Stunden[...] arbeiten dürfen. Dennoch sterben die meisten in einem [...] 30—40 Jahren, und diejenigen, welche älter werden, [...] ein krampfhaftes Zittern, sodaß sie kein Glied ruhig ha[...] nen." Dann wird auch der Betrieb in den Hütten be[...] In ähnlicher Weise kommt nun auch das reiche Quecksil[...] werk Idrias in Krain an die Reihe. „Im Jahre 149[...] zählt der Verfasser, „setzte ein kärntischer Bauer, wel[...] damals ganz mit Waldung überwachsene Thal zu besuchen[...] um sich das Material für die hölzernen Gefäße zu [...] die er in seinen Mußestunden ausschnitzte, einige Kü[...] Nacht unter ein Bächlein. Als er sie am folgenden M[...] den Markt bringen und zuvor das Wasser ausgießen[...] fand er eine schwere, silberblinkende flüssige Masse auf [...] den. Obgleich er den Werth seines Fundes nicht ka[...] war er doch klug genug, eine Probe daraus zu eine[...] schmied zu tragen und den Ort geheim zu halten, bis [...] lich ein Landsknecht, Namens Anderlein, durch Ver[...] einer guten Belohnung das reiche Geheimniß ablockte[...] durch bald zu einem wohlhabenden Manne wurde, da [...] sich mit mehreren vermögenden Leuten verband und d[...] werk zu bauen anfing." Ursprünglich arbeitete man [...] auf gediegen Quecksilber, später wurde es auch mit [...] Hütten gewonnen. Jetzt ist dies Grubenwerk so um[...] daß alle Gänge zusammengenommen beinahe zehn Meilen [...] Es wird auch von den großen Feuern, welche 1803 und[...] den Gruben ausbrachen, gesprochen. Gegenwärtig arbeit[...] schnittlich 400 Arbeiter in den Gruben und 300 in de[...] Ein trauriges verfrühtes Alter ist das Los dieser arm[...] Wer indeß das fünfundvierzigste Jahr überdauert, kann [...] noch bis zum sechzigsten, siebzigsten Jahre leben, aber [...] Leben mit zitternden Gliedern, triefenden Augen und [...] barem Körper! Fast kein Thier lebt in den idrianischen [...] selbst die Spinnen halten nicht lange darin aus. R[...] ren früher die einzigen Bewohner dieser Giftgruben, [...] dem letzten Brande scheinen auch sie vertilgt zu sein. [...] winnung des Quecksilbers in den Hütten, seine Verpa[...] Versendung, sowie überhaupt seine mercantilischen V[...] bilden dann interessante Punkte der Besprechung. I[...] Zeit tritt mit den eben besprochenen europäischen Q[...] minen auch noch Neualmaden in Californien in starke[...] renz, wodurch der Preis bedeutend herabgedrückt worde[...]

Damit wollen wir nun die Besprechung dieses [...] schließen. Man sieht, es enthält vortreffliche Lesefr[...] den besten Werken über die Natur- und Culturgesch[...] Erde und ist ganz dazu geeignet, sich zum Liebling de[...] ten großen Publikums zu machen.

2. **Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken [...] handlungen von Louis Büchner. Leipzig, Thoma[...] Gr. 8. 2 Thlr.**

Mit geringer Ausnahme enthält dies Werk Au[...] Besprechungen, welche in verschiedenen Zeitschriften sch[...]

veröffentlicht worden sind. Der Verfasser führt sie hier neu bearbeitet einem größern Kreise von Lesern vor, damit das Interesse für den Kampf der Materialisten gegen die Idealisten immer mehr lebendig und zu einem allgemeinen werde. Die scharfe Art der Beurtheilung der Schriften, welche mit denen des Verfassers nicht auf gleicher Basis stehen, ist längst bekannt, auch weiß man, daß er ein vergnügtes großes Publikum hinter sich hat, welches mit ihm lacht und mit ihm höhnt. Für diesen Leserkreis wird das Buch eine sehr willkommene Erscheinung sein. Aber auch für die Männer von Fach beider Parteien gewährt das Ganze Interesse durch die geistreiche übersichtliche Vorführung der neuesten Kampfpunkte zwischen den Kämpfern für die Erfahrungsnaturkunde und denen für die speculative Naturphilosophie. Daß der Verfasser mit lodernder Begeisterung von dem genialen Francis Bacon redet, wird ihm alle aufrichtigen Freunde der Naturwissenschaften gewinnen helfen, denn wer es ehrlich meint mit dem Erforschen der Wahrheit auf diesem Gebiete, dem steht das freie und selbständige Denken jenes großen Briten unendlich viel höher als das Anpassen und Einschmiegen in ein gewisses philosophisches Schulsystem. Doch so wie schon Bacon ganz entschieden darauf hingewiesen hat, daß die Erfahrungswissenschaft erst dann die vollendete Reife erhalten habe, wenn man sie bis zur Idee emporgehoben habe, so werden auch unsere heutigen Materialisten erst dann wahre Männer der Wissenschaft geworden sein, wenn sie im Bacon'schen Sinne auch vernünftige Idealisten geworden sind. Und wenn man die letztern Arbeiten des Verfassers mit seinen frühern in Vergleich bringt, so läßt es sich kaum bezweifeln, daß er auf dem geradesten Wege der Vereinigung beider Parteien ist. Er kann sich nur immer noch nicht ganz frei machen von der kleinlichen Sprache gekränkter Parteiliebe. So sagt er in vorliegendem Werke: „Ein einheitlicher, von der officiellen Heuchelei der Gegenwart noch nicht zerfressener Grundgedanke, über dessen Werth und Bedeutung die Zeit und die Zukunft wol anders urtheilen werden als das Parteigezänke und die Kurzsichtigkeit des Augenblicks, verbindet und eint diese Schriften untereinander." In solchen Auslassungen verräth sich eine stark verletzte Eitelkeit, wozu sich ein freier großer Geist eigentlich nie verleiten lassen sollte. Solche Persönlichkeiten, wenn sie auch noch so allgemein gehalten sind, bringen weiter keinen Gewinn, als ein lautes Beifalllachen von Leuten, welche eigentlich gar keinen Beruf zum Mitreden haben. Dieser Anhang ist nicht gerade geeignet, der betreffenden Partei einen ehrenden zuverlässigen Halt zu verleihen; der Verfasser hätte wohl, sich davon ganz frei zu machen.

Die vorliegende Schrift enthält 27 Aufsätze: über Licht und Leben, über Gottesbegriff und seine Bedeutung, über Unsterblichkeit der Kraft, über Erde und Ewigkeit u. s. w. Im Fall dieser Band beifällig aufgenommen werden sollte, hat der Verfasser die Absicht noch einen zweiten nachfolgen zu lassen, in welchem ähnliche Tagesfragen der physiologischen Naturkunde zur Sprache gebracht werden sollen. Hoffentlich wird sich der Verfasser durch die Aufnahme in d. Bl. nicht von seiner guten Absicht abbringen lassen. Vielleicht entschließt er sich auch, bei der in Aussicht gestellten Fortsetzung einige bittere Häkeleien wegzulassen, welche der Wissenschaft selbst nicht gerade zur Ehre gereichen, auch sicherlich keinen starken Beweis für ihre Wahrheitsgrundlage abgeben.

Der Aufsatz „Frantz contra Schleiden" ist schon 1857 unter dem Titel „Herr Professor Schleiden und die Theologen" veröffentlicht. Er liefert einen Beleg dazu, wie unser Verfasser seine Gegner zu behandeln pflegt. Schleiden hatte in „Westermann's Illustrirten Monatsheften" ein kräftiges Wort gegen die Materialisten mit ihren „Tertianerbeweisen" veröffentlicht. Er machte dabei die merkwürdige, wenn auch mit allen Erfahrungen der Neuzeit contrastirende Entdeckung, daß die Naturwissenschaften mit den Gegenständen der Philosophie oder des Geistes gar nichts zu thun und sich nur mit der Körperwelt zu beschäftigen haben." Die Stelle, worauf hier hingedeutet wird, heißt: „Alle diese Gebiete bewegen sich im Geistesleben der Menschen, und das wird von den Naturwissenschaften nicht berührt." „Wahrlich so ist es", ruft der Verfasser in Entrüstung aus, „es ist wirklich so, er hat es geschrieben, und wer es nicht glauben will, mag es selbst lesen auf S. 42 im Octoberhefte des Jahres 1856; und wenn er die Stelle gelesen hat, so mag er das Buch getrost wieder aus der Hand legen, denn das Uebrige sind nur Variationen über dieses eine Thema, untermischt mit einer Menge der bissigsten Ausfälle, bald gegen die Philosophie, bald gegen die Materialisten, bald gegen alle und alles." Der Verfasser redet in dieser gereizten Weise noch weiter, kommt dann aber auf sein Hauptthema, auf Frantz' Schrift gegen Schleiden zu sprechen. Diesem frommen Manne ist Schleiden auch ein Materialist, sowie alle, welche der heutigen Naturforschung nur irgendwie das Wort geredet haben. Nach seiner Ansicht kann man das Götzenthum und den Molochdienst nicht durch logische oder naturwissenschaftliche Gründe austreiben, sondern durch religiöse Wissenschaft und religiöses Leben; dazu sei ein Elias nöthig, der das Feuer vom Herrn auf den Altar der heutigen Spötter zu Gaste ruft, damit es ihre Brandofer, Holz, Steine und Erde frißt und das Wasser aufleckt in der Grube. Frantz sieht in Schleiden's Vermittelungsvorschlag, die Theologie von der Naturwissenschaft zu trennen, einen gar nicht zu rechtfertigenden Eingriff in die Rechte der wahrhaften Bildung des Menschen überhaupt; er eifert mit gewaltigen Worten dagegen. Er geht so weit, daß er sich sogar gegen die Kopernikanische Weltordnung erklärt, und meint, wer heutigen Tags noch an den geistlosen Mechanismus der Bewegung der Erde glauben könne, der sei ein gottloser Materialist. Das ist die Ansicht des Herrn Frantz, eines Doctors der Theologie, Superintendenten und Oberpfarrers zu St.-Jakobi in Sangerhausen, der in unserm Jahrhunderte lebt und lehrt und wirkt. Man wird starr und stumm bei den Wuthausbrüchen eines Mannes, der nach Christi Vorbilde nur Liebe und Duldsamkeit predigen sollte. Der gütige Himmel mag uns in seinen gnädigen Schutz nehmen und uns vor solchen zelotischen Zornnaturen bewahren, welche ihren hohen Beruf so unwürdig verkennen und misbrauchen! Doch ist es noch besser, diese beschränkten Köpfe zu belächeln, als zu bekämpfen.

Von den Aufsätzen, welche bisher noch nicht an die Oeffentlichkeit getreten sind, nennen wir nur „Materialismus und Spiritualismus", „Ewigkeit und Entwickelung", „Philosophie und Erfahrung", „Zur Entstehung der Seele", „Physiologische Erbschaft", „Instinct und freier Wille". Sie sind ziemlich alle durch irgendeine literarische Erscheinung der Gegenwart veranlaßt worden. Ueberall steht der Verfasser kampfgerüstet auf seinem Posten und ficht mit Muth und Kraft für den sogenannten Materialismus oder richtiger gesagt für die Erfahrungsnaturkunde, und es ist wahrlich nicht zu leugnen, daß er dazu auch den gehörigen Geist und das erforderliche Wissen hat. Sein Standpunkt hat sich allmählich geklärt und zeigt nur noch hier und da die Ausbrüche einer unvollendeten Nachgärung. Er weiß seine Leser sehr interessant zu unterhalten und für sich zu gewinnen, selbst wenn er nur bei der Sache bleibt und alles Persönliche zur Seite schiebt; darum fehlt es uns nicht an gegründeter Hoffnung, daß er bald gar nicht mehr persönlich hadern wird. Wir wollen zum Schluß nur noch etwas aus dem sehr belehrend geschriebenen Aufsatz über physiologische Erbschaften zur Mittheilung bringen. Der Verfasser ist mit Waitz der Ansicht, daß unter günstigen Umständen eine regelmäßige Vererbung ursprünglich blos individueller Eigenthümlichkeiten stattfindet, und daß diese Vererbung ebenso wol für viele erst erworbene als für angeborene Charaktere eintreten kann. So sah z. B. Williamson in Carolina Hunde, denen drei bis vier Generationen hindurch der Schwanz fehlte, weil eines der Stammältern ihn zufällig verloren hatte. „Eine dreijährige Kuh", erzählt Thaer, „welche ihr linkes Horn durch einen Eiterungsproceß verloren hatte, warf drei Kälber, welche statt des linken Horns nur kleine Hautknoten hatte." Solche Beispiele werden in großer Menge vorgeführt. Der Verfasser ist der Ansicht, daß sich die Sache nicht durch eine Mangelhaftigkeit der dabei wirksamen

Naturgesetze erklären lasse, sondern blos dafür spreche, daß wir hier die wahren Ursachen der Erfahrung gar noch nicht kennen gelernt haben; es sei dies ein Punkt, welcher der eigentlichen wissenschaftlichen Aufklärung erst noch bedürfe. Das ist ein ehrenwerthes ehrliches Geständniß. Dann wird auch des wunderbaren Atavismus Erwähnung gethan, worüber besonders Lewes Beobachtungen eingesammelt hat. Es ist dies die Thatsache, „daß eine Mutter, welche einmal geboren hat, nunmehr allen später mit einem andern Vater erzeugten Nachkommen etwas von den Eigenthümlichkeiten des ersten Erzeugers mittheilt. So bringt eine Stute, welche einmal von einem Esel besprungen wurde und ein Maulthier geboren hat, später bei der Begattung mit Hengsten Pferde hervor, welche etwas Eselartiges an sich haben. Sir Everard Home hatte eine Stute reiner englischer Rasse, die im Jahre 1816 von einem Quaggahengst (gefleckter afrikanischer Esel) besprungen wurde und einen Bastard zur Welt brachte, der ganz den Typus des Vaters wiederholte. Dieselbe Stute wurde 1817, 1818 und 1823 von edeln Hengsten besprungen, aber alle drei Füllen waren, obgleich die Stute den Quaggahengst seit 1816 nicht wieder gesehen hatte, mit den merkwürdigen Zeichnungen des Quagga versehen.... So sehen auch bisweilen bei dem Menschen Kinder der zweiten Ehe dem längst verstorbenen ersten Manne ähnlicher und sind im Physischen ihm mehr gleich als ihrem wirklichen Vater. Ebenso bringt eine Negerin, welche einmal mit einem Weißen ein Kind gezeugt hat, später bei der Begattung mit Weißen Kinder hervor, die immer heller und dem Vater ähnlicher werden, bei der Begattung mit Schwarzen aber nie mehr ganz schwarze, sondern braune Kinder, welche stets etwas vom Typus des Weißen an sich haben. Wenn daher ein Mann eine Witwe heirathen will, welche in einer fruchtbaren Ehe gelebt hat, oder ein Mädchen, das bereits geboren hat, so möge er wol danach fragen, wer der erste Mann oder der erste Vater gewesen ist, da die größte Wahrscheinlichkeit dafür ist, daß seine eigenen Kinder von dem Typus des ersten Erzeugers etwas an sich haben, ja, möglicherweiser Krankheitsanlagen und dergleichen von demselben ererben werden. Jedenfalls beweist die Thatsache, so schwer sie auch zu deuten oder zu erklären sein mag, von neuem den mächtigen Einfluß der Erblichkeit und ist ein interessantes Beispiel dafür, wie die in einem Organismus stattfindende Lebensbewegung durch fremde Einflüsse modificirt zu werden und diese einmal stabil gewordene Modification auch auf alle weiteren Descendenten zu übertragen vermag." Später wird auch die psychologische Seite dieses ebenso interessanten als bedeutungsvollen, aber doch vielleicht noch fraglichen Themas zur Sprache gebracht. Der Verfasser versichert allerdings, nur verbürgte Thatsachen mitzutheilen und regt zum Einsammeln neuer Erfahrungen an. Zum Erklären sei der Gegenstand noch lange nicht reif genug, man sei noch nicht einmal zu einem durchweg geltenden Naturgesetze gelangt.

Wir haben allerdings nur wenig aus dem Buche zur speciellern Besprechung bringen können, indeß wird das Berührte doch schon zu der Ueberzeugung geführt haben, daß das Ganze eine ebenso anziehende als belehrende Lectüre für jeden ist, der sich für die gegenwärtigen Hauptfragen der Physiologie und Psychologie, der Naturkunde und Naturphilosophie, des Materialismus und Idealismus interessirt.

3. **Kosmos.** Bibel der Natur. Das Anziehendste aus dem Gesammtgebiete der Naturforschung zur Veranschaulichung der Majestät des Ewigen in seinen Werken. Für Gebildete aller Bekenntnisse. Von **August Nathanael Böhner**. Erste Lieferung mit Titelbild von Edmund Kofen. Hannover, Rümpler. 1862. Lex.-8. 1 Thlr.

Dies Buch ist besonders den zartfühlenden Seelen und poetischen Herzen zu empfehlen, welche sich glücklich fühlen in einer heißen Liebe zur großen schönen Natur, und denen diese Liebe viel höher steht als alles Wissen und Können der Menschen auf Erden! Da übrigens in dieser beschaulichen Beschäftigung mit der Natur nie die Beziehung der Menschen zum Schöpfer Acht gelassen wird, so stempeln sie sich überall zu den S der Andacht, zu einer Bibel der Natur. Das Ganze w Verehrung des Schöpfers durch die Einsicht in die Sch sein, und wer mit diesem Princip einverstanden ist, d das Werk mit großer Befriedigung lesen.

Die vorliegende erste Lieferung enthält außer der tung, welche sich über Zweck und Plan des ganzen Wer spricht, die Grundbegriffe von dem Bau des Himmels, astronomischen Theil. In ähnlicher Weise sollen die fü Lieferungen „Die Wunder des Lichts und der Atome „Die Urwelt und das Weltmeer", „Das Luftmeer neuere Meteorologie", „Das Reich der Pflanzen", „Die triebe und das Seelenleben der Thiere", „Der Wunder thierischen Organismus", „Die staunenswürdige Harm der Haushaltung Gottes", „Der Mensch, als Kr Schöpfung nach Leib, Seele und Geist", „Die uner Lebensfülle des Gottesreichs", „Die Unsterblichkeit de schengeistes und die Aussicht in die Ewigkeit", besprecher

„Das Erhabene", sagt der Verfasser in der Ein „was die gründlichsten Forscher entdeckt, was die Edel Entzücken geschaut, gedacht und empfunden haben, dies stesschatz in volksverständlicher Sprache zu veranschaulic zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen: dazu möcht Betrachtungen ein Sandkörnlein beitragen. Sie wol dem überaus reichen Schatz des Naturwissens nur da hendste und Lehrreichste herausheben, um im Leser die L Selbstforschen zu wecken und ihm eine Einsicht in da der Schöpfung zu öffnen, welche dem aufstrebenden G fruchtbarsten Denkstoff, dem Wahrheitsfreund die wichtigs schlüsse über den Zweck seines Daseins, dem Geschäftsma erfrischende Quelle geistiger Erquickung, jedem Gebilde Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß einen lebendig schauungsunterricht über die Weisheit und Machtherrlic Schöpfers gewährt." Der Plan ist groß und die Ab und praktisch. Schon aus diesem Grunde wünschen Unternehmen das beste Glück. Doch zeigt auch das be lieferte die Möglichkeit, den Plan durchführen und di erreichen zu können. Der Verfasser ist seinem Thema wachsen, so oft es sich darum handelt, auf die Erhabe Naturgesetze mit begeisterten Worten hinzudeuten; das auch schon das Wichtigste seiner großen Aufgabe, und we auch in dem Entwickeln und Nachweisen der Gesetze wieder nicht alle Wünsche befriedigt werden sollten, so nicht übersehen, daß hier von einem eigentlichen und schaftlichen Begründen der einzelnen Naturfächer nicht sein soll. Wir wollen in letzter Beziehung nur ein Stelle aus dem Buche hervorheben, welche sich auf die Beweise der Achsendrehung der Erde beziehen. „Best Wasser in einem großen runden Gefäß, welches an eine ruhigen Orte steht, wo keinerlei Luftzug noch irgend schütterung das Gleichgewicht des Wassers stört, mit ei nen Schicht von Bärlappsamen, jedoch so, daß sie d des Gefäßes nicht berührt. Dann streue einen Strich lenpulver über die Mitte der Bärlappschicht und lege der Richtung des schwarzen Strichs einen Stab diame den Rand des offenen Gefäßes, der das Wasser nicht Nach einigen Tagen, während welcher das Gefäß ga stehen bleibt, wirst du bemerken, daß der schwarze S dem Wasserspiegel seine Lage zu dem festliegenden Stab Sinne geändert hat, als ob er sich von rechts nach den Mittelpunkt der Bärlappscheibe herumgedreht habe Thatsache beweist uns unwidersprechlich, daß sich die von West nach Ost um ihre Achse dreht." Ohne weite Erklärung dieses angedeuteten Phänomens einzugehen, Verfasser seine Leser sogleich in das Gebiet der Pend und scheint es gar nicht zu ahnen, daß dieselben gar g etwas mehr Befriedigung und Aufschluß über jenen haben möchten. Das flüchtig hingeworfene Wort über

hrrungsvermögen wird er doch nicht für eine Erklärung ausgeben wollen? Dann möchten die Männer von Fach überhaupt dabei auch noch sehr bedenklich den Kopf schütteln und das ganze Phänomen als ein solches ansehen, welches der phantasiereiche Verfasser sich sehr hübsch ausgesonnen hat, aber wofür ihm die Erfahrung sicher noch die Bewahrheitung schuldig geblieben ist. Das läßt sich wol kaum anders als eine wissenschaftliche Uebereilung nennen. Daß er den großen Akademiker Richer, welcher zur Bewahrheitung der Tagesdrehung der Erde 1671 nach Cayenne gesandt war, Richter nennt, ist wahrscheinlich nur ein Druckfehler. Doch abgesehen von diesem und noch mehreren andern kleinen Ausstellungen, besitzt das Werk sehr viel gute Eigenschaften besonders für contemplative Leser.

Heinrich Birnbaum.

Der General Dietrich von Miltitz und der Dichter Novalis.

General Dietrich von Miltitz, sein Leben und sein Wohnsitz. Nebst vier noch ungedruckten Briefen an ihn von seinem Jugendfreunde Novalis und einem Facsimile von dessen Handschrift. Von Adolf Peters. Zu der funfzigjährigen Jubelfeier der Völkerschlacht bei Leipzig. Meißen, Mosche. 1863. Gr. 4. 15 Ngr.

In der in Nr. 25 d. Bl. enthaltenen Notiz „Der Antheil des Adels an deutscher Kunst, Literatur und Wissenschaft" drückten wir unsere Verwunderung darüber aus, daß es noch niemand unternommen habe, die Verdienste des deutschen Adels um Kunst, Poesie und Wissenschaft in einem besondern Werke zusammenzustellen und zu beleuchten. Und zwar machten wir dabei vorzugsweise auf die Verdienste aufmerksam, welche sich der gebildete Theil des deutschen Adels in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in dieser Richtung dadurch erwarb, daß er seine Freude daran hatte, hervorragende Talente in jeder Weise zu fördern und zu schützen. Gerade dies scheint uns eine Hauptaufgabe einer bevorrechteten und bevorzugten Menschenklasse zu sein, die das „Noblesse oblige" zur Devise hat; gerade durch den Schutz und die Förderung, welche sie den Wissenschaften, den Künsten, den Bildungsanstalten aller Art, kurz allen Hauptfactoren nationaler Cultur angedeihen läßt, trägt sie vorzugsweise an die Nation den gebührenden Zinsenantheil des ihr an Geburts- und Standesrechten zugestandenen Kapitals ab, und sie wirkt dadurch segensreicher und in wahrhaft adelicherm Sinne, als wenn sie wie heutzutage das Mäcenatenthum aufgibt und es vorzieht, selbst zu produciren und die ohnehin starke Concurrenz auf dem Gebiete der literarischen und künstlerischen Concurrenz zu vermehren, obschon wir natürlich wirklichen Talenten aus dem Adelsstande das Recht des Selbstschaffens keineswegs verbieten oder verkümmern wollen. Man kann sagen, daß die höher Gebildeten des Adelstandes in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dieses schöne Vorrecht, Patrone hervorragender Talente und ihnen für die Belehrung und den Genuß, den sie von diesen hatten, dankbar zu sein, im eminenten Sinne ausübten. Mit den Namen einiger unserer größten Dichter und Schriftsteller sind die Namen einiger deutscher Adelsgeschlechter aufs engste verflochten; so der Name des Grafen Stadion mit dem Namen Wieland's, der Name der Dalberg, Wolzogen, Bernstorff, Schimmelmann u. s. w. mit demjenigen Schiller's, der Name der Grafen Stolberg mit demjenigen von Voß, der Name des Prinzen Peter Wilhelm von Holstein und der der vortrefflichen Gemahlin des Grafen Wilhelm von Bückeburg mit demjenigen Herder's. Allen voraus aber leuchtete, wie aller Welt bekannt, die Herzogin-Witwe von Sachsen-Weimar, Amalie, und deren Sohn Karl August. Wir nennen nur diese; aber wir könnten dieses Register von Namen adelicher Personen und regierender Herren, welche den Talenten der damaligen Zeit ihren Schutz angedeihen ließen, sehr ansehnlich vermehren, namentlich auch, wenn wir der vielen in gleicher Richtung wirkenden Frauen, einer Landgräfin Luise von Hessen-Darmstadt u. s. w., gedenken wollten.

Zu diesen Vorbemerkungen veranlaßte uns vorliegende Schrift über den General Dietrich von Miltitz. Sie ist von Adolf Peters, Professor am Gymnasium St.-Afra in Meißen, verfaßt, demselben, dessen unter dem Titel „Natur und Gottheit" jüngst in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage erschienene Gedichte wegen ihrer tief religiösen Empfindung seinerzeit auch in d. Bl. belobt wurden. Der General Dietrich von Miltitz ist der Sohn jenes Ernst Haubold von Miltitz, dem wir es verdanken, daß der talentvolle Knabe Johann Gottlieb Fichte seiner Function als Kuhjunge entrissen und in Stand gesetzt wurde, die Schule und die Universität zu besuchen. Ohne diesen Miltitz hätten wir wahrscheinlicherweise auch den Philosophen Fichte nicht, und es drängt sich hier der traurige Gedanke auf, wie so manches Individuum, in dem ein großer Dichter, Denker oder Künstler steckte, in ärmlichen und beschränkten Verhältnissen verkümmert sein mag, weil kein Miltitz da war, das Genie in ihm zu entdecken und die nöthigen Geldopfer zu bringen, die zu seiner Ausbildung erfordert wurden. Mit Bezug auf des Freiherrn von Miltitz edelmüthige Handlung bemerkten wir früher in d. Bl. in unserm Bericht über Immanuel Hermann Fichte's Biographie seines Vaters, des berühmten Philosophen: „Das Verdienst, ein vielverheißendes Talent zu erkennen, aus der Menge hervorzuziehen und für seine Entwickelung Sorge zu tragen, ist so groß wie irgendein anderes", Worte, die wir nebst den ihnen vorhergehenden in der vorliegenden Schrift citirt fanden. Leider starb Ernst Haubold von Miltitz bereits am 5. März 1774 in den Bädern von Pisa und wurde in Livorno „christlich beerdigt". Er gehörte zu den vielen Adelichen damaliger Zeit, von welchen wir oben sprachen, die nach höhern Gütern trachteten als diejenigen sind, welche die Welt gewähren kann, die ihre Innenwelt auszubauen und zu bereichern suchten und zu diesem Zwecke mit an Geist und Humanität hervorragenden Männern innige Freundschaftsverhältnisse anzuknüpfen beflissen waren. Solch ein enges Seelenbündniß verknüpfte ihn auch mit Gellert. Der Verfasser erzählt: „Wie zu jener culturgeschichtlichen Begebenheit, so gab Ernst Haubold's frommer Sinn auch den Anstoß zu einem nahen persönlichen und brieflichen Verkehr mit Gellert, der öfter die Ferienzeit bei seinem Freund und Gönner in Oberau zubrachte und dort auf das herzlichste und sorgsamste gehegt und gepflegt wurde. Noch jetzt trägt ein tempelartiges Häuschen an den dortigen Höhen, wo der begeisterte Sänger der Schöpfung und des Schöpfers häufig der schönen Aussicht genoß, dessen Namen. Seine zuerst förmlichen, dann immer gemüthlichern Briefe an Ernst Haubold, deren Originale sich im siebeneichener Archiv befinden, sind durch Frau von Sahr mit Erlaubniß des Kammerherrn von M. in der Schrift: «Gellert's Briefe an Fräulein Erdmuth von Schönfels» (Leipzig 1861; als Manuscript gedruckt; zu haben beim Comité des Gellerthauses zu Haynichen), Anhang S. 264 fg., veröffentlicht worden. Sie malen Gellert's Wesen und Lebensart, aber auch Ernst Haubold's Fürsorge für ihn auf eine rührende Weise."

Auf Verhältnisse dieser Art, die damals über ganz Deutschland verbreitet waren und sogar, was gewiß alles sagen will, zwischen Schriftstellern und Verlegern stattfanden (z. B. zwischen Herder und dem braven Hartknoch), hat man bisher in unsern Literaturgeschichten viel zu wenig Werth gelegt; und doch haben sie zur Entwickelung und zum Gedeihen unserer Literatur innerhalb jener Periode, die einen strahlenden Lichtpunkt im Culturleben der deutschen Nation bildet, sehr wesentlich beigetragen. Der Gegenstand ist auch wol zu gemüthlich und zu beschämend für unsere Generation.

Mit Bezug auf den Philosophen Fichte wollen wir an dieser Stelle nur noch bemerken, daß der Verfasser sich in Stand gesetzt sah, eine irrthümliche Angabe zu berichtigen, die sich in J. H. Fichte's biographischem Werke vorfindet. Es wird hier nämlich berichtet, Fichte habe vor der Aufnahme in Schulpforta, noch die meißener Stadtschule besucht. Der jetzige Rector derselben, C. G. Radestock, hatte auf des Verfassers Bitte die

Güte, die „sehr genau geführten" Schülerverzeichnisse aus den Jahren 1771—74 aufs sorgfältigste durchzusehen; aber Fichte's Name findet sich darin nicht.

Der Sohn Ernst Haubold's, der General Dietrich von Miltitz (geb. den 30. Januar 1769), dessen Leben und Verdienste in vorliegender Schrift geschildert werden, hat für d. Bl. namentlich wegen seines Freundschaftsverhältnisses mit dem Dichter Novalis (Friedrich von Hardenberg), wie durch seine deutsch-patriotischen Bestrebungen in schwerer Zeit Interesse und Bedeutung. Bevor wir jedoch hierauf und namentlich die bisher ungedruckten vier Briefe von Novalis an Miltitz zu sprechen kommen, wird es doch wol nöthig sein, einige Punkte aus Dietrich von Miltitz' Leben hervorzuheben und dieses wenigstens mit einigen Strichen zu skizziren.

In seinem zehnten Jahre wurde Dietrich, der bis dahin im Hause seines Vormundes, des Grafen von Einsiedel, mit dessen zwei Söhnen unter persönlicher Leitung des Grafen erzogen worden war, in das Herrnhuter-Gymnasium zu Niesky gethan, und gegen das Ende seiner Gymnasialzeit siedelte er nach Barby über. Die Briefe der Mutter, einer geborenen Henriette Luise von Schönberg, an den Sohn geben den Beweis, daß dieselbe zu den ausgewählten Frauen jener Zeit gehörte, die mit großer Bildung und praktischem Verstand zugleich Gemüth und Herzensgüte verbanden und auf ihre Umgebungen im wohlthätigsten Sinne wirkten. Das Emancipationsfieber hatte damals die Frauen noch nicht ergriffen; die Gattinnen und Mütter jener Zeit kannten und übten den eigentlichen Beruf des Weibes besser als gemeinhin die Gattinnen und Mütter in unserer Zeit. Dietrich hatte kleine Schulden gemacht. Darauf schreibt die Mutter an ihn: „Ich frage dich nicht, was du mit dem Taschengeld gemacht hast; denn Verlangen, alles zu haben, was man sieht, Unerfahrenheit und, wie ich hoffe, kleine Almosen können einen mit drei Thalern gespickten Beutel wol leer machen, und ich wundere mich also nicht, wenn ultimo nichts mehr im Sack ist. Aber Schuldenmachen ist eine andere Sache, bei der ich mich ein bischen aufhalten muß."

Und nun läßt sie eine kleine reizende Erzählung „Die kleine Schuldenmacherin" folgen, worin sie schildert, wie sie selbst einmal als funfzehnjähriges Mädchen, durch Putzsucht verleitet, Schulden gemacht habe und in welche Verlegenheiten und Bedrängnisse sie dadurch gerathen sei. Ein andermal, nachdem Dietrich die Universität Wittenberg bezogen, schreibt sie an ihn: „O mein guter lieber Dietrich, werde doch was Ganzes! Du magst werden, was du willst, sei nur das was du bist ganz, und ich bin über dich ruhig." Michaelis 1787 ging er nach Leipzig, um seine Rechtsstudien fortzusetzen. Die Mutter erlebte die Freude, daß ein Professor dem Minister Löben erzählte, „wie sehr wenig die jungen Leute mit auf die Universitäten brächten, dort nicht applicirt wären, wie die Hasen auf den Gassen herumliefen und daß die Bürgerlichen noch weniger lernten als die Adelichen und es in unmännlichem Wesen den Edelleuten zuvorthäten"; daß dagegen ein junger Miltitz sich unter den Studirenden sowol in Abwartung seiner Collegien als in sittlicher und männlicher Aufführung ausgezeichnet habe und die Achtung der Universität mit zurücknehmen werde. Mit Bezug hierauf schreibt sie: „Löben empfing mich gleich mit dieser Nachricht und ob mir gleich mein Gedächtniß sagte, daß es nicht so ganz richtig mit der Abwartung der Collegien und mit der Application wäre und ich ein bischen roth bei diesem Lobe ward, so richtete doch der Gedanke mich auf, daß doch mein Sohn als ein vernünftiger Mensch mit Wahrheit ästimirt werden könnte. Ich schreibe dir dies, weil ich weiß, daß du zu klug bist, um hochmüthig über das Lob der Menschen zu werden, aber auch vernünftig genug, um dich zu freuen, daß deine Reputation ohne Flecken von der Universität kommt. Der Wunsch, der mir dabei einfiel, ist, daß du doch ja auch nach dem Examen noch alle Collegia mit anhörst, die vor der Messe gelesen werden, damit Ende gut alles gut ist."

Kurz, Dietrich erhielt beim juristischen Examen die Ce
„Omnino dignus" und es wurden ihm „summi utrius
juris honores" übertragen, was um so höher anzuschlager
da die Rechtsstudien eigentlich gegen seine Neigung gi
Dietrich verfolgte deshalb diese Laufbahn auch nicht weiter,
dern trat in die sächsische Reiterei, zuerst unter die Drag
dann unter die Husaren, nahm aber den Abschied, nachder
auf einer Reise in der Schweiz begriffen, den Plan gefaßt
im französischen Heere Dienste zu nehmen. Es sei ihm, sc
er aus Lausanne am 26. Juni 1792, nach seiner Ueberzeu
unmöglich, seine Dienste zur Vermehrung und Fortpflan
des Despotismus und der Tyrannei herzugeben, und das
er, wenn er bei den gegen die französische Republik verbün
Mächten Dienste nähme. „Ob ich gleich weiß", fügte er
„daß unter den Franzosen eine große Menge schlechtden
Menschen und liederliches Gesindel ist, so ist nach meine
sicht doch ihre Sache die gute und die allgemeine der M
heit." Dies machte der Mutter großen Kummer. Wir
uns nicht enthalten, einige bezeichnende Stellen aus einem
Briefe mitzutheilen; sie schreibt am 28. April 1792: „Du
mich für eine Demokratin? Das ist komisch. Nein, mein
weder Demokratin noch Aristokratin, noch alles, was u
es noch heißt, ist weder in meinem Herzen noch in m
Kopfe. Ich halte es mit der Mittelstraße und denke
Politik wie in Religionssachen: die Simplicität und die
nung ist das Beste. Daß in Frankreich der Despotismus
sende unglücklich machte, ist richtig, aber macht die jetzig
rung nicht Millionen Menschen noch unglücklicher? Is
Frankreich von jeher in Zank mit sich gewesen? Bald w
Nation Sklave, bald die Könige. Der Fehler liegt un
in der Regierungsform und in dem Charakter der Nation.
sinnig und grausam, enkomiastisch in ihrer Liebe für
König, vergöttern sie entweder den Mann oder morde
Aufgeblasen von ihren Verdiensten haben sie weder K
ihren Köpfen noch Standhaftigkeit in ihren Systemen.
Witz steht bei ihnen statt der überdachten Vernunft, ba
sie Kind, bald Mann, bald kriechend, bald Held. Alles
Widerspruch bei dieser Nation, und gleichwol ist a
der König, die Gesetzgeber, die Minister, das Parlame
der General. Daß so ein Staat endlich in Gärung
ist kein Wunder, man muß sich wundern, daß es nic
geschah. Ich kann es den Fürsten nicht verdenken, daß
dreinmischen."

Weiter stellt sie ihm vor: „Ich bitte Gott, deinen
Kopf und dein unruhig Herz in seine Cur zu nehmen.
mein Kind, da sitzt der Knoten. Du läufst der Ruh
du suchst etwas, das dich glücklich machen kann, du denk
deiner Situation zu finden, du träumst von diesem u
und am Ende findest du's nicht. Dies macht dich mis
ennuyirt und launisch, und daraus entstehen Projecte üb
jecte, die dich verhindern, den geraden Weg zu wahrer
higung zu finden. Ganz glücklich kann der Mensch nie
ser Welt werden, aber ruhig, gelassen und zufrieden ka
werden, wenn du willst. Aber da mußt du auf dem
Weg der Vernunft bleiben und nicht verschmähen, den
ren Gang, der für dich gebahnt ist, zu betreten. Di
zu reisen, dir Kenntnisse zu sammeln, ein ehrlicher und g
Mann zu bleiben, und dann wiederzukommen, deine
anzunehmen, der Versorger deiner Unterthanen zu werde
Herz einer vernünftigen Frau zu schenken, deine Kinder
erziehen und dem allgemeinen Wesen nützlich zu se
und wie du kannst. Dies ist deine Bestimmung un
Bestimmung zu erfüllen ist Pflicht, und nur seine Pf
füllen kann den ehrlichen Mann glücklich machen. Alles
sind Spinnweben, die zerreißen bei dem kleinsten Winde.
macht sogar den Mann ohne Religion ruhig. Wenn n
Herz dieses Mannes geändert wird, wenn er Liebe z
Dankbarkeit für seine Wohlthaten empfindet, wenn er
wird, daß jenes Leben ihn ewig glücklich machen wird:

wird dieser Mann schon hier nicht allein ruhig, sondern auch vergnügt und glücklich."

Auch sein väterlicher Freund, der Salinendirector Hardenberg in Weißenfels, Vater des Dichters, suchte ihn über seinen Enthusiasmus für das französische Heer und die französische Republik aufzuklären und schrieb ihm in demselben Jahre: „Wir wollen über die justitiam causae nicht urtheilen, aber wolltest du denn wol gerne für den Herzog von Orleans fechten? Denn daß der Hr. Egalität und nicht wahrer Patriotismus die Nationalversammlung beherrscht, kannst du das leugnen? Wenn Lafayette, Bailly, Tollendal und alle die rechtschaffenen Mitglieder der ersten Nationalversammlung ihren Plan hätten ausführen können, so sollte mir dein Eifer nicht wehe thun; allein wenn ich dich als einen Defensor des rasenden Jacobinerclubs sehen sollte, das könnte mir unmöglich gefallen. Wie lange wird es währen, so wird es Dumouriez und seinen Collegen so wie Lafayette, Montesquiou und andern gehn!"

Miltitz kam auch, angesichts des Gangs, welchen die Dinge in Frankreich nahmen, mehr und mehr von seinem Enthusiasmus zurück, reiste zweimal nach England, lernte hier eine Dame von großer Schönheit, Miß Sarah Anna Constable kennen, mit der er sich 1796 vermählte und die ihm im Laufe der Zeit acht Kinder gebar, und lebte nun eine Reihe von Jahren ruhig und glücklich den Seinigen und den Wissenschaften auf Siebeneichen, „wo er vieler Trost und Hülfe ward". Zur Zeit der Herrschaft Napoleon's gesellte er sich den deutschen Patrioten zu, welche die Befreiung des Vaterlandes im stillen vorbereiteten; Männer wie Pfuel, Kleist, Carlowitz, Thielmann, Fichte, Kielmannsegge, Körner, Vater und Sohn, Fouqué, Graf Geßler u. a. waren seine Freunde und fanden im Schlosse zu Siebeneichen ein Asyl für ihre geheime politische Thätigkeit gegen Napoleon, wozu wissenschaftliche, in Gemeinschaft betriebene Arbeiten den so nöthigen Deckmantel herliehen. Noch im Jahre 1817 schrieb Stein über Miltitz an die Gräfin Reden: „Er besitzt den edelsten Charakter, den er in dem verhängnißvollen Jahre 1813 bewährte, wo er im März und in den unmittelbar folgenden trüben Tagen Gut und Blut freudig für die gute Sache einsetzte, und 1814 sehr wohlthätig durch Einfluß und Beispiel auf sein Vaterland einwirkte, und er gehört zu denen sehr wenigen, die sich unverändert tüchtig, rein und edel bewährten. Versichern Sie ihn, meine vortreffliche Freundin, ich bitte Sie, meiner höchsten Achtung und Freundschaft."

Vergebens suchte Miltitz, jetzt Gouvernementsrath, im Jahre 1814 die Theilung Sachsens abzuwenden, zu welchem Zwecke er zweimal in Wien und 1815 einmal in Berlin war. Nach vollzogener Theilung trat er aus dem sächsischen Dienste in preußischen über, wurde zum Obersten der Infanterie ernannt, folgte dem General von Thielmann, diesem zu „besondern Aufträgen" beigegeben, auf seinen Zügen in Frankreich bis Paris, wo er Mitglied der sogenannten gemischten Militärcommission war, ging im Januar 1816 als Divisionscommandant nach Liegnitz und rückte bereits 1817 zum Generalmajor auf. Nach dem Tode seiner ersten Gattin verheirathete er sich zum zweiten male mit Charlotte von Lehsten-Dingelstedt, die ihm noch sechs Kinder schenkte. Im Jahre 1830, in seinem zweiundsechzigsten Lebensjahre schied er als Generallieutenant aus dem activen Dienst, um fortan auf seinen sächsischen Gütern sich, seiner Familie und den Wissenschaften, namentlich dem Studium der Theologie und Geschichte zu leben; doch war er auch öffentlich als Mitglied der ersten sächsischen Kammer thätig. Dietrich von Miltitz, der dem Tode mit „christlicher Sehnsucht und der Ruhe eines Philosophen" entgegenblickte, starb am 29. October 1853, hat also ein Alter von 85 Jahren erreicht. Seine letzten Worte waren: „Abhorrescit anima custodiam et adspirat libertatem."

Wir haben bereits seines freundschaftlichen Verhältnisses mit dem Dichter Novalis gedacht, dessen Vater Dietrich von Miltitz' väterlicher Freund und Vormund war. Novalis besuchte bisweilen Miltitz auf Siebeneichen und wohnte dann gewöhnlich, manchmal auf Wochen, auf dem Miltitz'schen Gute Batsdorf, eine halbe Stunde südlich von Siebeneichen, bei dem dortigen Pachter Agner. Werthvolle Reliquien sind die der Schrift beigegebenen, bisher ungedruckten vier Briefe von Novalis an Dietrich von Miltitz; doch beschränken wir uns hier nur auf den Abdruck einiger rührenden Stellen aus dem ersten Briefe des Dichters, der sich auf den Tod seiner Braut, der hochgefeierten Sophie von Kühn, und auf seinen dem Tode entgegensiechenden jüngern Bruder Erasmus bezieht. Novalis schreibt am 7. April 1797: „Die unerwartetsten Vorfälle haben meine Antwort auf deinen freundschaftlichen Brief bisher verzögert. Es thut mir sehr weh, daß ich deinem theilnehmenden Herzen durch ihre Erwähnung einige trübe Stunden machen soll. Aber du erfährst es ohnedem und wirst es doch als einen Beweis meines Zutrauens zu dir ansehen, wenn ich es dir selbst schreibe. Seit dem 19. März ist das Mädchen, an dem ich mit ganzer Seele hing, seit dem 19. März ist meine Sophie todt. Nicht leicht lebte jemand sicherer der frohsten Zukunft entgegen. Sie war die Seele meines Lebens. Nicht leicht sieht jemand jetzt eine ödere Aussicht vor sich. Meine Wünsche und Bedürfnisse waren, wie die ihrigen, so beschränkt — und auch diese Schranken fand das Schicksal noch zu groß und verbannte mich und sie auf den Raum, den ein Grab einnimmt. Mein Vater liebte sie innigst — er weinte seit mehreren Jahren die ersten Thränen, wie er ihren Tod erfuhr. Meinetwegen könnt' ich jetzt still sein — die bitterste Resignation sollte Platz in mir finden — aber kann ich aufhören zu klagen, wenn wir jetzt täglich die Auflösung unsers Erasmus erwarten müssen? Denke dir meine guten Aeltern, denen so ein Verlust so neu, so herb ist, die kaum sich vom Schrecken über mein trauriges Schicksal erholt haben.... Der Gram über Sophiens Abschied hat mich stumpf gemacht — ich leide weniger, als ich sonst gelitten haben würde. Wenn ihm auch vielleicht bald wohl ist, so sind doch meine Aeltern in der bedauernswürdigsten Lage. Auch ich bin ihnen ein welkes Blatt, das vielleicht bald vom Stamme abfällt. Sechs Wochen haben zwei glückliche Familien unglücklich gemacht und unaussprechliche Hoffnungen in endlosen Kummer verwandelt. Gott schütze dich und die Deinigen. Wünsche Erasmus und mir baldige ewige Genesung und meinen Aeltern und Geschwistern Tröstungen von unsichtbaren Lippen."

Novalis unterzeichnet sich als „unglücklicher Freund". Erasmus starb nur sieben Tage später.

Die beiden letzten Briefe vom 31. Januar und 12. Februar 1800 beziehen sich hauptsächlich auf den Physiker J. W. Ritter, von Novalis „von Geist und Herz der herrlichste Mensch von der Welt" genannt. Der Dichter bittet für diesen im erstern Briefe bei Miltitz um eine Unterstützung, und im zweiten dankt er für die ihm von Miltitz übersandte Summe von 60 Thalern. Er bemerkt weiter: „Die Idee zu dir zu gehen hab' ich mit gutem Bedacht nicht bei Ritter rege gemacht, weil ich dir damit eine schwierigere Last aufgebürdet hätte, und du den armen Abbé noch hast, den ich doch aus einer sehr sorgenfreien Lage zu verdrängen Bedenken trug."

Dieser Abbé hieß Blanchard und mußte Frankreich meiden, weil er non sermenté war, d. h. die religiösen Satzungen der republikanischen Verfassung nicht hatte beschwören wollen, er war also vor den Folgen derselben Grundsätze geflohen, welche Miltitz einst in jugendlicher Leidenschaft mit dem Degen in der Hand schirmen wollte. Dieser Emigré suchte sich in mancherlei Weise nützlich zu machen und ertheilte z. B. den Miltitz'schen Kindern den ersten Unterricht im Französischen.

In den Anmerkungen zu diesen Briefen befinden sich dann noch zwei Stellen aus Briefen von Karl von Hardenberg, dem dritten Bruder Friedrich's, an Miltitz, welche über des Dichters Krankheit und Tod berichten. Karl von Hardenberg schreibt aus Weißenfels den 19. Februar 1801: „Mit uns geht es leider nicht zum besten, gerade so wie ich mir es lange erwartet und alle Aerzte es vorausgesagt hatten: die übeln Anzeichen vermehren sich und die Kräfte sinken. Doch er glaubt sich jetzt besser und Gott gebe, daß sich seine Leiden nur nicht vermehren;

denn diese sind doch noch erträglich, besonders da der Schlaf wenigstens nach Mitternacht leidlich ist. Daß unsere Hoffnungen sehr schwach sind, kannst du denken, besonders seitdem die Füße anfangen zu schwellen." Darauf schreibt derselbe ebendaher den 26. März 1801: „Du hast immer so herzlichen Antheil an uns genommen, mein guter Miltitz, daß du gewiß uns auch jetzt deine Thränen nicht versagen wirst, da unser guter F. (Friedrich) nicht mehr ist. Gestern Mittag 1/21 Uhr entschlief er so sanft und ruhig als möglich. Er litt bis zuletzt wenig oder nichts, wurde besonders die letzten drei Wochen sehr heiter, ahnte aber nichts von seinem Tode noch gestern Morgen, schlummerte um 10 Uhr ein und erwachte nicht wieder."

Dieser vielfach interessanten Schrift schließen sich in einem besondern Heft sechs Bildnisse an, der Mehrzahl nach photographische Copien nach meist schönen lebensgroßen Oelbildern aus den siebziger und neunziger Jahren, welche das Schloß Siebeneichen schmücken. Die Bildnisse Ernst von Haubold's, seiner Gattin, seines Sohnes Dietrich und Hardenberg's, Vaters des Dichters, sind nach lebensgroßen, von dem berühmten Porträtmaler Anton Graff in den Jahren 1770, 1793 und 1794 in Oel gemalten Brustbildern; Sarah von Miltitz ist nach einem Pastellgemälde von Dora Stock, der Schwägerin C. G. Körner's, photographirt. Der Dichter Novalis ist nach dessen von E. von Bülow entdeckten und vor dem dritten Theile von Novalis' Schriften (Berlin 1846) veröffentlichtem Bildnisse dargestellt; doch scheint es keineswegs außer allem Zweifel zu sein, ob hier nicht einer seiner jüngern Brüder abgebildet ist. **H. M.**

Ein Roman aus der Gegenwart von Robert Waldmüller.

Gehrt Hansen. Roman aus der Gegenwart. Von Robert Waldmüller. Vier Bände. Berlin, Janke. 1862. 8. 4 Thlr.

Der Grundgedanke vorliegenden Romans ist im wesentlichen der, daß wer sich die Kunst zum Beruf wähle und etwas Bedeutendes in ihr leisten wolle, sich ihr mit ganzem und reinem Herzen hingeben müsse. Nicht blos Genie fordere sie von dem Jünger, der nach ihrem Lorber ringe, sondern auch einen sittlichen Charakter und Harmonie der Seele; ohne diese letztern sei die Empfängniß eines Ideals und seine künstlerische Verwirklichung nicht möglich. Diesen Grundgedanken hat unser Autor in dem Lebensgange eines deutschen Bildhauers durchzuführen gesucht. Leider nicht, müssen wir hinzufügen, mit hinlänglicher Consequenz, Zusammengenommenheit und Klarheit, um eine überwältigende Wirkung hervorzubringen.

Gehrt Hansen, der Bildhauer, tritt uns bereits von vornherein als gewordener Künstler entgegen, und nur erst aus nachträglichen Andeutungen erfahren wir, daß er sich, als Werdender, unmoralischer, selbst verbrecherischer Mittel bediente, um in der Hauptstadt Englands sein Talent auszubilden und mit speculativer Berechnung in den Sphären der höchsten Gesellschaft zur Geltung zu bringen, daß ihn deren Strudel aber allmählich und unmerklich von dem wahren und reinen Kunststreben abgezogen habe. Mit diesem Zeitpunkt beginnt die eigentliche Handlung des Romans. In der Absicht, seiner Künstlerschaft die letzte Weihe zu geben, geht Gehrt nach Rom, nachdem er zuvor mit dem crassesten Egoismus an seinem väterlichen Freund und Protector, einem reichen englischen Kunstmäcen, Verrath geübt, in seiner Vaterstadt Glückstadt, im Herzogthum Holstein, mit Uebervortheilung seiner Brüder eine nicht unbedeutende mütterliche Erbschaft für sich allein eingezogen, sich selbst aber heimlich dem Dienst für die Befreiung seines Vaterlandes vom Dänenjoch (die Handlung spielt in den Bewegungsjahren 1848—50) entzogen und bei dieser Gelegenheit auch noch einen Todtschlag verübt hat. Zu Rom geräth er in die Schlingen einer intriganten ultramontanen Parteigängerin des Königs Bomba, einer übrigens schon „funfzigjährigen" Principessa, die ihn in allerlei unrühmliche Abenteuer verwickelt, in denen er, als bestochenes Werkzeug, ja sogar als Spion und Bravo figurirend, durchgängig dem Leser den Eindruck eines moralischen Schwächlings und Feiglings macht. In diesen Verhältnissen verliert er nun seine Kunstzwecke fast gänzlich aus den Augen, mit dem künstlerischen Triebe erlahmt auch die künstlerische Fähigkeit, und nach den bittersten Enttäuschungen und unter dem Alpdruck eines immer schmachvoller auf ihm lastenden Bewußtseins verläßt er das Eldorado der Künstler wie ein Flüchtling. Die mit der Belagerung Roms durch die Franzosen verflochtenen Abenteuer Gehrt's in Italien füllen den ganzen zweiten und dritten Band des Romans.

Dem guten Glauben des Lesers werden hier starke Dinge zugemuthet, wie denn überhaupt das ganze Werk eine solidere realistische Unterlage und namentlich in den Motiven, diesen so wichtigen Ecksteinen jedes poetischen Baus, mehr Sorgfalt wünschen läßt. Der letzte Band enthält die Wiedergeburt des Künstlers. Gehrt Hansen, in sein Vaterland zurückgekehrt, trägt nachträglich noch seine Schuld gegen dasselbe ab, indem er die unglückliche Schlacht bei Fridericia mitkämpft. Sein verwundeter Arm, dessen Heilung er in seinem einsamen väterlichen „Epheuhause" abwartet, das überhaupt eine bedeutende Rolle, und zwar eine sehr ansprechende, spielt, gibt ihm Gelegenheit zu einer eingehenden strengen Selbstschau. Er restituirt die übervortheilten Brüder, versöhnt den von ihm hintergangenen väterlichen Freund und gewinnt auch nach schwerem Kampfe die früher von ihm hochmüthig verschmähte Liebe seiner von der seligen treuen Mutter ihm zur Braut bestimmten Pflegeschwester, einer bisher nur in ihrer Bildung zurückgehaltenen, edlen und lautern Natur, wieder. Mit dieser Errungenschaft kehrt ihm auch der verlorene Frieden des Herzens, die Harmonie der Seele zurück und damit schließlich die künstlerische Schöpfungslust und Schöpfungskraft. Die Zukunft wird seine Stirn mit dem Lorber krönen.

Mit dieser Haupthandlung ist noch eine und die andere Nebenhandlung verknüpft, wie die Geschichte der Lady Brenton und ihrer Nichte Arabella. Letztere Partie ist vorzugsweise unsicher, unklar und schwach in den Motiven geatbeitet und läßt im Ausgang ohne alle Befriedigung.

Die Vorzüge vorliegenden Romans bestehen in einer lebendigen, scharfen und sorgfältigen, ein künstlerisches Auge bekundenden Charakterzeichnung der Personen sowol wie der Scenerie. Was letztere betrifft, so hat der Verfasser offenbar aus eigener Anschauung geschildert; er ist an der Tiber wie an der Niederelbe zu Hause. Auch der Stil ist lebendig, frisch, gedrungen und macht selbst manche Breiten und Dehnungen in der Darstellung weniger bemerkbar. Alles in allem genommen, verdient Robert Waldmüller, dessen unlängst veröffentlichter Erstlingsroman „Unter dem Krummstab" schon diese Vorzüge andeutete, auch als Prosaiker eine ehrenvolle Beachtung, wie er solche früher bereits allseitig als Lyriker gefunden. 62.

Notiz.

Des Herzogs von Fezensac „Souvenirs militaires".

Die erste Julilieferung der „Revue des deux mondes" enthielt einen Bericht über des Herzogs von Fezensac, der die Napoleonischen Feldzüge in Deutschland und Rußland mitmachte und zuletzt Brigadegeneral war, jüngst in Paris erschienene „Souvenirs militaires". Man erkennt auch aus diesem Buche, daß die einseitige Verherrlichung Napoleon's und alles dessen, was er gethan, in Frankreich selbst immer mehr einer unbefangenen Kritik Platz macht, daß man gegen die von Napoleon begangenen Misgriffe nicht mehr so blind wie früher die Augen verschließt und einzugestehen anfängt, daß die Franzosen auch noch andere Niederlagen als die bei Leipzig erlitten haben und daß diese Niederlagen die Folge nicht des Zufalls oder der Uebermacht der Verbündeten, sondern Folge von Fehlern waren, die man französischerseits begangen hatte. Als einen Hauptfehler des von Napoleon befolgten militärischen Systems bezeichnet der Verfasser

gerade jene Schnelligkeit seiner Bewegungen, durch die er zwar den Feind in Schrecken und Verwirrung gesetzt, die es aber unmöglich gemacht habe, ein so zahlreiches Heer wie das französische genügend zu verproviantiren; mitten unter ihren Triumphen seien die Sieger vor Hunger und Entbehrung umgekommen; man habe dadurch die Plünderung sanctionirt, unter denen denn auch die Landstriche, die man durchzogen, schwer gelitten hätten; aber selbst das Plündern und Brandschatzen habe nicht hingereicht, um die Verpflegungsmittel auf einen genügenden Status zu bringen. Der Verfasser behauptet, daß von den Millionen Menschen, welche die Napoleonischen Kriege verschlungen hätten, nur vielleicht ein Zehntel auf dem Schlachtfelde gefallen, die übrigen neun Zehntel dem Elend unterlegen seien. Das habe sich zuletzt schwer rächen müssen. Schauerlich ist die Beschreibung des Schlachtfeldes von Eylau, auf dem buchstäblich Ströme von Blut über den Schnee sich ergossen hätten und das über und über mit Leichen bedeckt gewesen sei. Ney habe entsetzt gerufen: „Quel massacre! et sans résultat!" Abgesehen von diesem menschenmörderischen System wird Napoleon auch wegen seiner, z. B. in Moskau bewiesenen persönlichen Hartnäckigkeit stark getadelt. Während sonst die meisten französischen Kriegshistoriker die Niederlagen der Franzosen bei Großbeeren, Jüterbogk (Dennewitz), Kulm und an der Katzbach kaum erwähnen, obschon doch durch sie erst die Schlacht bei Leipzig möglich gemacht wurde, berichtet Fezensac über sie „avec une franchise admirable, et sans en rien atténuer". Die Generale, versichert Fezensac, hätten Napoleon getadelt, daß er nicht in Prag Frieden geschlossen habe, und hätten nur noch mit Widerwillen gedient und nicht gehorcht; die Armee aber habe zumeist aus jungen Conscribirten bestanden, welche zwar auf dem Schlachtfeld tapfer, aber nicht fähig gewesen seien, die Beschwerden und Entbehrungen des Kriegs zu ertragen; infolge davon habe in den Reihen der Franzosen die Desorganisation immer mehr um sich gegriffen. Wodurch sich Fezensac von vielen Kriegsleuten unterscheidet, das ist sein wahrhaft frommer und humaner Sinn. Von letzterm gab er ein Beispiel, als er den Auftrag erhielt, an der Stadt Stade, welche sich gegen die Franzosen aufgelehnt, ein schweres Strafgericht zu vollziehen. Der Verfasser erzählt: „Meine Instructionen lauteten dahin, daß ich die Einwohner streng (sévèrement) behandeln solle. Zu jener Zeit war mit diesem Worte alles gesagt. Ich empfing die Magistratspersonen und die angesehensten Bürger und zeigte mich hart in Worten, um mich harter Handlungen enthalten zu können. Auf unserm Marsche seit Hamburg flüchteten die Einwohner der Ortschaften bei unserer Annäherung. Ich fühlte mich während des ganzen Marsches unbeschreiblich unglücklich. Die Schönheit des Geländes, der bezaubernde Anblick, welchen die Ufer der Elbe in dieser Jahreszeit gewähren, erweckten in mir die Vorstellung einer Vergnügungsreise. Wie gern hätte ich den Bewohnern der freundlichen Häuser, welche man längs dieser Straße auf jedem Schritt trifft, nur Gefühle des Wohlwollens einflößen mögen! Diese Eindrücke ließen mich den mir gewordenen strengen Auftrag nur noch schmerzlicher empfinden." H. M.

Bibliographie.

Baader, J., Der Reichsstadt Nürnberg letztes Schicksal und ihr Uebergang an Bayern. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Auflösung des deutschen Reichs. Nürnberg, Korn. 8. 8 Ngr.

Boden, A., Ueber die Echtheit und den Werth der „Zu Lessings Andenken" durch Herrn Prof. Dr. Wattenbach herausgegebenen Briefe von und an Elise Reimarus. Ein kritischer Beitrag zur Kenntniß Lessing's, seines Lebens und Wirkens. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 10 Ngr.

Braddon, M. E., Aurora Floyd. Roman. Aus dem Englischen von F. Seybold. Autorisirte Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Buchrucker, W., Karl Haddon Spurgeon. Lebensbild aus neuester Zeit. Mit einem Anhang: Dessen Predigt über das größte Gebot. Aus und nach dem Englischen. Leipzig, Costenoble. 8. 12 Ngr.

Busch, G. F., Eva von Lauenburg und Adelbert von Stecklenburg. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. Zwei Bände. Leipzig, Häfele. 8. 1 Thlr.

Fuchs, M., Novellen. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 12 Ngr.

Hallier, E., Nordseestudien. Mit 27 in den Text gedruckten Holzschnitten und 8 lithographirten Tafeln. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hartmann, A., Erzählungen aus der Schweiz. Mit 20 Illustrationen von H. Jenny. Solothurn, Scherer. Gr. 8. 2 Thlr.

Hirzel, J., Ueber das Wunder und was damit zusammenhängt. Ein apologetischer Beitrag zu den gegenwärtigen Verhandlungen über diesen Gegenstand. Zürich, Höhr. Gr. 8. 27 Ngr.

Victor Hugo, geschildert von einem Genossen seines Lebens. Mit noch ungedruckten Werken Victor Hugo's unter Anderm ein Drama in drei Acten: Inez de Castro. Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Leipzig, Steinacker. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Humoristische Lustfahrten des Grafen von und zu Dattenberg. Nach authentischen Quellen bearbeitet von F. A. W. 1ste Serie. Cöln, Bollig. Gr. 12. 20 Ngr.

Hundt von Hafften, Ideelle Rechte und reelle Bedürfnisse. Humanistische und politische Studien. 1ster Theil. Berlin, Reichardt u. Zander. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jahn, K., Auguste, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild. Schwerin, Hildebrand. Lex.-8. 16 Ngr.

Jenssen-Tusch, G. F. v., Die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde von Dänemark, geb. Prinzessin von Großbritannien und Irland, und die Grafen Struensee und Brandt. Nach bisher ungedruckten Originalakten und nach L. J. Flamand in selbstständiger Bearbeitung. Leipzig, Costenoble. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Scheve, G., Phrenologische Reisebilder. Mit Holzschnitten und 1 Steindrucktafel. Cöthen, Schettler. 8. 24 Ngr.

Stein, J., und R. Krönig, Geschichte des deutschen Volkes vom Wiener Congreß bis auf unsere Zeit. 1stes Heft. Breslau, Ziegler. Gr. 8. 5 Ngr.

Zimmermann, W., Thomas Overbury. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Nach dem Englischen des Rich. Savage. Berlin, Janke. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Beck, E., Das Lessingfest zu Kamenz am 1. Juni 1863. Eine Erinnerungsgabe an die Weihe der Lessingbüste und ihre Festreden. Camenz, Krausche. Gr. 8. 4 Ngr.

Behr, E. v., Otto von Rutenberg in partibus infidelium. Eine Entgegnung auf die bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erschienene Schrift: „Mecklenburg in Kurland." Mitau, Lucas. 8. 7½ Ngr.

Bollmann, K., Die deutsch-dänische Frage. Kopenhagen, Prior. Gr. 8. 5 Ngr.

Bullinger, A., Was ist Philosophie, was nicht? Offene Briefe an Herrn Prof. Dr. Frohschammer in München, als Antwort auf seine „Erwiderung" in Nro. 130 der „Augsburger Allgemeinen Zeitung". München, Fleischmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Spieß, G. A., Ueber die Grenzen der Naturwissenschaft mit Beziehung auf Darwin's Lehre von der Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung. Festrede, gehalten bei der 40sten Jahres-Feier der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft am 31. Mai 1863. Frankfurt a. M., Hermann. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 6. August 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Aegyptisches Land und Volk.

Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Von Alfred von Kremer. Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Bei der Wichtigkeit, die Aegypten nach seinen eigenthümlichen innern Verhältnissen und nach seiner äußern Stellung zum Orient und namentlich zum Mittelpunkt der osmanischen Macht in Europa hat, und die Aegypten für seine eigene Zukunft wie für die der Türkei eine einflußreiche Rolle zuweist, kann Recensent die vorliegenden „Forschungen" der Beachtung aller derer, die für Aegypten theils um seiner selbst willen, theils namentlich in jenen besondern Beziehungen ein tiefergehendes Interesse empfinden, nicht dringend genug empfehlen. Der Verfasser, der bereits durch sein früheres Werk über Mittelsyrien und Damascus (Wien 1853) seine Bekanntschaft mit dem Orient bewährt hat, konnte auch zu seinem gegenwärtigen Werke über Aegypten seine Forschungen und Beobachtungen während eines mehr als zehnjährigen Aufenthalts in diesem Lande benutzen, und er hat es zugleich unter verständiger Berücksichtigung alles dessen gethan, was schon von andern „zur Kenntniß des modernen Aegypten Werthvolles geleistet worden ist". Denn nur das moderne Aegypten bildet, nach dem wesentlichen Zweck des Verfassers, den Gegenstand seines Buchs, und er fühlte sich zu diesem, wenn auch „schwierigen" Unternehmen „um so lebhafter hingezogen", je mehr dies „bei weitem seltener zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen gemacht worden ist als das alte". Dabei finden wir durch sein Buch selbst vollkommen bestätigt, was er in der Vorrede bemerkt, daß auch in Aegypten die nackte prosaische Gegenwart „des Wunderbaren und Anziehenden viel und Mannichfaltiges enthält", nur müsse sie „mit scharfem, vorurtheilsfreiem und empfänglichem Auge betrachtet werden".

Das vorliegende Buch sollte nach der Absicht des Verfassers „keine Touristenskizze, sondern eine objective Darstellung der jetzigen Zustände Aegyptens, sowol des Landes als des Volks sein"; es sollte „aus dem Leben und der Wirklichkeit durch eigene Forschung und Beobachtung geschöpft werden"; aber besonders für manche Partien, die den bisherigen Studien des Verfassers ferner lagen, wie die physische Geographie, die Agriculturzustände und die einschlagenden botanischen Fragen, fand er sich ebendeshalb um so mehr bestimmt, die ihm zugänglichen Vorarbeiten „nicht unbenutzt zu lassen". Von großem Vortheil war ihm bei seiner Arbeit die schöne Büchersammlung der Egyptian Society in Kairo, und auch sonst war diese kleine wissenschaftliche Gesellschaft und die reiche literarische Beihülfe, welche ihm deren Bibliothek gewährte, für seine ägyptischen Studien von solchem Einfluß, daß er sich veranlaßt gefunden hat, über diese Gesellschaft einiges in der Vorrede (S. IX fg.) mitzutheilen. Wir müssen uns hier damit begnügen, nur im allgemeinen auf diese Mittheilungen die Leser zu verweisen. Was dagegen das Sammeln von statistischen Angaben anlangt, welche zur Kenntniß des Landes so wichtig sind, so konnten hierbei keine Vorarbeiten zu Grunde gelegt werden, und „nur mit größter Schwierigkeit wurden zuverlässige Daten gewonnen". Der Verfasser spricht sich über diesen Gegenstand S. XI fg. offen aus, und der Leser hat Veranlassung genug, die großen Schwierigkeiten hierbei im einzelnen zu erkennen und gehörig zu würdigen. Uebrigens bemerkt der Verfasser in dieser Hinsicht zur Vermeidung von Misverständnissen ausdrücklich, daß das Werk mit Ende des Jahres 1861 abgeschlossen worden ist.

Der gesammte Inhalt des vorliegenden Werks zerfällt in sieben Bücher: „Das Land in seiner physischen Beschaffenheit", „Das Volk in seiner Entstehung und Zusammensetzung", „Die Agriculturzustände", „Die administrativen und staatlichen Verhältnisse", „Der Handel von Aegypten", „Die öffentlichen Arbeiten", „Schulen und Volksunterricht, Literatur und Bildung". Wenn sich

schon aus dieser allgemeinen Inhaltsangabe die Mannichfaltigkeit und der Reichthum der behandelten Gegenstände ergibt, so gewährt dagegen eine nähere Betrachtung des Inhalts im einzelnen Gelegenheit genug, den Reichthum an interessanten und vielfach anziehenden und lehrreichen Mittheilungen zu erkennen, den das Buch darbietet. Vielleicht dankt es uns der eine und andere Leser, wenn wir bei der nachstehenden Besprechung seines reichen und anziehenden Inhalts einzelnes besonders ausheben und auf anderes aufmerksam machen, namentlich auch insofern, als es dabei um allgemeinere Gesichtspunkte sich handelt, die in verschiedenen Beziehungen für die gegenwärtigen Zustände Aegyptens in Betracht kommen.

Die kürzesten Abschnitte des ganzen Werks sind das erste und sechste Buch, die sich mit dem Ueberblick der physischen Geographie Aegyptens und mit den dortigen öffentlichen Arbeiten beschäftigen, gleichwol aber mancherlei Anziehendes enthalten. Auch wird der eine und andere Gegenstand, der hierbei in Frage kommt, ausführlicher im dritten Buche: „Agriculturzustände", besprochen, z. B. der Nil und die Bodenbewässerung, sowie der Mahmudijjeh-Kanal. Von besonderm Interesse ist im ersten Buche namentlich das, was I, 20 fg. über die Libysche Wüste und die unter ägyptischer Botmäßigkeit stehenden verschiedenen Oasen derselben bemerkt wird, wogegen der Verfasser bei seiner Darstellung der Arabischen Wüste ausdrücklich (I, 28) hervorhebt, daß „dieses durch tiefe, mit Sand erfüllte Thäler getrennte wilde Gebirgsland, ein chaotisches Gewirr von Bergen und Felsmassen, ohne Ebenen von großer Ausdehnung", auch ohne Oasen ist. Als etwas Bemerkenswerthes führt er von den Oasen der Libyschen Wüste auch noch an, daß man auf ihnen allen „Spuren des Christenthums" findet. Mehrere dieser Oasen enthalten Seen, mitunter „von beträchtlichem Umfang und mit brakigem Wasser, eine mit der Depression ihres Bodens natürlich verbundene Erscheinung".

Im zweiten Buche: „Das Volk in seiner Entstehung und Zusammensetzung", ist die Geschichte des Landes und der eigenthümlichen ethnographischen Zusammensetzung der Bewohner des Nilthals eine ebenso mannichfaltige, wie dies auch von den Bildungsarten des Bodens „in den aufeinanderfolgenden Schichten seiner Ablagerung" gilt, und dabei ist auch die Stetigkeit und Zähigkeit besonders bemerkenswerth, die sich in jenen eigenthümlichen ethnographischen Verhältnissen nicht trotz ihrer Mannichfaltigkeit, sondern neben ihr noch gegenwärtig in auffallender Weise kundgibt. Der Verfasser sagt (I, 40):

> Nicht leicht hat die Bevölkerung eines Landes so viele fremde Elemente in sich aufgenommen, und auch bei keinem Volk lassen sich die Niederschläge und Ablagerungen, welche die hin- und herwogende Menschenflut im Verlauf der Geschichte von nahezu 4000 Jahren zurückließ, mit größerer Sicherheit nachweisen. Die Aegypter sind das Monumentalvolk der Weltgeschichte; ihre Cultur, ihre Religion, ihre Geschichte, ja selbst ihr häusliches Leben und die Leichname ihrer Verstorbenen haben sie mit einer Sorgfalt der Ewigkeit zu überliefern gesucht, als hätten sie den Beruf gefühlt, spätern Geschlechtern als Wegweiser in dem Labyrinth der Urgeschichte der Menschheit zu dienen, und es gelang ihnen. Derselbe Volksstamm, welcher seit den Anfängen der Geschichte das Nilthal innehatte, bewohnt es noch jetzt, zwar nicht mehr rein und unvermischt, aber dennoch in seinen eigenthümlichen Merkmalen wesentlich verschieden von den umwohnenden Völkern, sowie von jenen, welche im Lauf der Zeiten Aegypten theils vorübergehend beherrschten, theils daselbst sich niederließen und in der Folge mit den eigentlichen Aegyptern vermischten.

Und doch hat auch dies „Monumentalvolk der Geschichte", trotz seiner Stetigkeit und Zähigkeit, die sich in den Zuständen und Verhältnissen des Landes und Volks vielfach offenbart, den Einflüssen der Zeit sich nicht entziehen können. Der Verfasser leitet das sechste Buch seines Werks über die öffentlichen Arbeiten also ein (II, 239):

> Aegypten ist, seit es durch Mohammed-Ali's großen Geist aus einem tausendjährigen Schlafe aufgerüttelt ward, ein wichtiger Factor für den Handelsverkehr, sowie auch für die Politik Europas geworden. Durch seine ereignißvolle Regierung, durch seine Begünstigung der Europäer, durch Einführung der Sicherheit der Personen und des Eigenthums im Lande, durch Niederhaltung des alttürkischen Fanatismus und ein aufgeklärtes Toleranzsystem, riß Mohammed-Ali die Schranken, welche früher der Entwickelung des europäischen Handels sich entgegenstellten, nieder, und gestattete so dem europäischen Unternehmungsgeist, in commerciellen und politischen Dingen, ein immer fester und weiter sich ausdehnendes Netz von wechselseitigen Beziehungen zwischen den Ländern Europas und Aegypten auszubilden, das jetzt Aegypten in tausendfachen Fäden umschlingt u. s. w.

Wir lesen hier (I, 45):

> Trotz jener Zähigkeit ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während das Christenthum die Nationalität der Aegypter, was ihre Sprache anbelangt, nicht der geringsten Aenderung unterwarf, dieselbe Nation, welche mit so großer Zähigkeit, unter fortwährenden Einwanderungen semitischer Völker, durch die lange Epoche persischer und griechischer Herrschaft Sprache und Sitte der Vorfahren bewahrt hatte, dem Einfluß der Religion des Islam und der Herrschaft der Araber so vollständig erliegen mußte. Die alte Sprache Aegyptens wird jetzt im Nilthal nicht mehr gesprochen und hat sich nur in den liturgischen Büchern der christlichen Kopten noch erhalten. Der entgegengesetzte Charakter der beiden Religionen, des Christenthums und des Islam, erklärt genügend diesen Umstand. Das Christenthum ist die Religion der reinen echt menschlichen Entwickelung, die alle Völker mit gleicher Milde umfaßt, deren nationale Eigenthümlichkeiten schont und freieste Entwickelung auf nationaler Grundlage nicht ausschließt. Der Islam ist eine Religion des gewaltsamen Proselytismus, die den unterjochten Völkern die einzige Wahl läßt beim Festhalten am alten Glauben in der drückendsten Unterjochung das Leben als Gnadengeschenk aus der Hand der herrschenden Moslems zu empfangen oder mit Annahme des Islam zur vollsten Gleichberechtigung mit den Eroberern zu gelangen.

Im allgemeinen und dem Grundsatze nach mag diese Behauptung in allen ihren Punkten als wahr zugestanden werden müssen, aber sie dürfte doch im einzelnen manche ausnahmsweise Modification nöthig machen. So hat z. B. die osmanische Regierung den Griechen ausnahmsweise manche nationale Eigenthümlichkeiten gelassen und zugestanden, ihnen auch eine beschränkte Entwickelung auf nationaler Grundlage gewährt, freilich nur theils aus Unwissenheit, theils aus Klugheit.

Obgleich aber die heutigen Aegypter — nachdem das Land von zahllosen arabischen Einwanderern überflutet worden war und die arabischen Ankömmlinge sich äußerst schnell mit den eingeborenen Kopten vermischten, deren

massenhafter Abfall zum Islam dazu wesentlich beitrug, sodaß eine neue Generation entstand, welcher die große Mehrzahl der heutigen Bewohner des Nilthals angehört — als ein mohammedanisches Volk gelten müssen, das nur in dem einen Punkte mit allen übrigen mohammedanischen Völkern nicht übereinstimmt, daß der Aegypter gegen Andersgläubige sehr tolerant ist, so verharrte doch in einigen Städten und Dörfern Oberägyptens die koptische Bevölkerung bei dem Christenthum, und sie hat sich hier unvermischt erhalten. „Die heutigen Aegypter sind somit", sagt der Verfasser I, 49, „noch immer eine selbständige Nation, die sich unmittelbar an die alten Einwohner anschließt und in jeder Beziehung scharf von den Völkern der angrenzenden Länder trennt." „Es ist", bemerkt er I, 50 dabei ausdrücklich, „ein ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, die heutigen Bewohner Aegyptens Araber zu nennen, obgleich sie arabisch sprechen und stark mit arabischem Blut vermischt sind; das koptisch-ägyptische Element ist unleugbar bei weitem vorherrschend, und ein heutiger Aegypter ist noch jetzt auf den ersten Blick von einem Araber leicht zu unterscheiden."

Der Verfasser theilt die aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Bevölkerung Aegyptens in drei große Klassen: Bewohner des flachen Landes, der Städte und der Wüste. Zu den erstern gehören vornehmlich die mit dem wegwerfenden Namen Fellah benannten freien, aber steuerpflichtigen Bauern, die „sicher drei Viertel der ganzen Bevölkerung ausmachen", und auf welchen, obgleich sie eine durch tausendjährigen Druck zum großen Theil entwürdigte, vielfach mishandelte und verachtete Klasse der Bevölkerung sind, doch „die Macht des Landes, der Wohlstand der Regierung und die Zukunft der Nation beruht". Bei den Städtern finden namentlich die Araber, Türken, Kopten, Griechen und Armenier eine besondere und zum Theil ausführliche Erwähnung; aber wir möchten doch meinen, daß die längere Auseinandersetzung über das Schisma unter den christlichen Kopten und über deren Geschichte, auch wenn der unauslöschliche Haß, der sich amals zwischen den verschiedenen Sekten entwickelte, bis n die Gegenwart fortbesteht, sich nicht ganz mit dem ngegebenen Zwecke des Verfassers vereinigen lasse, der ur mit den „gegenwärtigen" Zuständen Aegyptens und it den „lebenden" Aegyptern sich hat beschäftigen wollen. uch ist es nicht richtig, wenn von einer Trennung der rientalisch-griechischen Kirche vom römischen Stuhl die ede ist; die orientalisch-griechische Kirche ist bekanntlich ter als der römische Stuhl, und dieser letztere hat sich aus kannten Gründen von jener getrennt, weil sie sich gessen dogmatischen Anschauungen und der geistlichen und ltlichen Herrschaft des Papstes nicht hatte unterwerfen ollen. Ebenso möchten wir bei dieser Gelegenheit das edenken aussprechen, ob es gerechtfertigt sei, die Neuiechen, auch wenn wir sie im allgemeinen für entartet sehen müssen, als „misrathene und verkommene Sprößge großer und edler Ahnen" in Eine Klasse mit den ndus und Fellahs zu setzen, wie der Verfasser I, 52 ut.

Die Türken in Aegypten bilden zwar der Zahl nach das unbedeutendste, aber in Betreff der socialen Stellung das wichtigste Element unter der Bevölkerung der größern Städte Aegyptens. Sie sind im Besitz des größten Einflusses auf die Landes- und Regierungsangelegenheiten und scheinen auch auf die bedeutendsten Aemter sowol im Civil- als im Militärdienst ein unbestrittenes Anrecht zu besitzen. Die Familie des Vicekönigs ist türkischer Abkunft, und türkisch ist auch die Hofsprache, deren sich der Vicekönig selbst — dafern nämlich der im Januar 1863 erfolgte Tod Said-Pascha's hierin nichts geändert hat — in seinen schriftlichen Erlassen an die Provinzialstatthalter mit Vorliebe bedient. Aber gleichwol „fehlt dem türkischen Element die Zähigkeit, im Contact mit dem arabischen Volke seine nationale Selbständigkeit zu behaupten".

Von besonderm Interesse sind die Mittheilungen des Verfassers über den ägyptischen Volkscharakter in Beziehung auf die Städter, wobei wir manche ebenso eigenthümliche als liebenswürdige Seiten desselben — freilich neben widerlichen Auswüchsen — kennen lernen, und nicht minder erfreulich ist das, was wir I, 100 über die in Alexandrien und Kairo ansässigen und zum Theil schon im Lande geborenen Europäer (meistens Italiener und Griechen, namentlich Malteser und Jonier) lesen, die „einen wichtigen Theil der dortigen Bevölkerung bilden und deren Einfluß auf das Land und Volk sehr bedeutend ist".

Unter den „Bewohnern der Wüste" treten in den zahlreichen Beduinenstämmen dem Leser die naivsten und anziehendsten Bilder entgegen. Der bei weitem größte Theil dieser Stämme ist von reinem arabischen Blut und lebt wol noch „in demselben unveränderten Zustand wie in den Tagen der Patriarchen"; ihre Sitte, Sprache, selbst ihre Tracht ist „in dem Laufe von Jahrtausenden weniger berührt worden, als die irgendeines andern Volks". Vielleicht sind auch diesem Umstande einzelne rührend einfache Züge in ihrem Charakter und ihrer Lebensweise zu erklären, die manche dieser Beduinenstämme als ein biederes Hirtenvolk voll der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten und selbst uralter religiöser Vorurtheile, aber mit poetischem Hintergrunde erscheinen lassen. Sogar der Sprache einzelner dieser Beduinenstämme schenkt der Verfasser eine besondere Aufmerksamkeit. In gleich echter Ursprünglichkeit haben sich auch die Zigeuner in Aegypten, diesem „classischen Boden des Orients", erhalten, über welche die Notizen vielen um so willkommener sein werden, je weniger wir darüber bisher wußten. Neben dem Widerlichen, das sich an sie knüpft, und neben dem Geheimnißvollen, das sie umgibt, gewähren sie gleichwol in ihren Eigenthümlichkeiten ein gewisses Interesse, das sich auch hier um so sicherer geltend zu machen weiß, je mehr „den Zigeunern in Europa, außer Ungarn und Spanien, die alles mit gleichem Firnis überziehende Civilisation bald ein Ende zu machen droht und sie in Kürze nur noch als ethnographische Curiosa gelten werden". Zur Beurtheilung der dortigen Zigeunersprache, die allen einzelnen Zigeunerstämmen Aegyptens eigenthümlich und eine

wahre Diebssprache ist, hat der Verfasser ein kleines Wörterverzeichniß mitgetheilt, daß er von verschiedenen Individuen gesammelt hat.

Das dritte Buch behandelt ziemlich ausführlich die „Agriculturzustände", und dabei werden besonders die Bodenbewässerung, der Feldbau und die Verschiedenheit der Sommer= und Winterfeldarbeiten, die vorzüglichsten Nahrungs= und Nutzpflanzen, die Hausthiere, welche dem Menschen bei seinen mannichfachen Arbeiten nützlich sind, der bürgerliche Zustand der ackerbautreibenden Klasse, der Fellahs, und die Art und Weise, wie vom politischen und administrativen Standpunkte aus die Culturgründe Aegyptens eingetheilt werden, mehr oder weniger eingehend besprochen. Die Mittheilungen des Verfassers gewähren ebenso mannichfaltige als lebendige Bilder von den hierbei in Betracht kommenden Boden= und Culturzuständen des Landes, die nicht blos das wissenschaftliche Interesse des Fachmanns ansprechen und diesen über die einzelnen Punkte belehren, sondern auch andern Lesern über allgemein anziehende Gegenstände die interessantesten Aufschlüsse gewähren. Dies gilt besonders vom Nil und der regelmäßig durch ihn alljährlich stattfindenden Bodenbewässerung, sowie von dem Kanalsystem in Aegypten, wobei vorzüglich der großartigste Kanalbau, der seit den Zeiten der Pharaonen in Aegypten vollendet ward, der im Jahre 1819 von Mohammed=Ali angefangene, auch von ihm vollendete und am 24. Januar 1820 eröffnete Mahmudijjeh=Kanal in Betracht kommt, der Alexandrien wieder durch eine directe Wasserstraße mit dem Nil in Verbindung setzte und zur Wiederherstellung des alten Glanzes der Stadt beitrug. Seitdem ist der Handel und Wohlstand Alexandriens in fortwährendem Steigen begriffen, obgleich, wie der Verfasser bemerkt, die jetzige Bedeutung des Kanals fast nur auf dem Exporthandel mit Landesproducten, nicht auch zugleich, wie im Alterthum, auf dem Transithandel mit indischen Gütern beruht. Und doch sagte der Verfasser, daß der Mahmudijjeh noch größere Wichtigkeit erlangt habe, seit der Ueberlandhandel und der Verkehr mit Indien seine alte Bahn über Aegypten wieder einschlug. Nicht blos die Feldfrüchte, welche in ungeheuerer Menge nach England exportirt werden, um dessen zu reichliche Bevölkerung zu ernähren, sondern auch die durch Mohammed=Ali ins Leben gerufene Baumwollencultur, die sich in großartiger Weise entwickelte, geben wichtige Exportartikel ab. Indeß ließ sich die ägyptische Regierung zwar die vermehrten Einnahmen gefallen, welche ihr aus dem wachsenden Verkehr auf dem genannten Kanal zufloß, aber man unterließ es, ihn in entsprechender Weise in Stand zu halten, sodaß er mehr und mehr verschlammte, bis endlich unter Saïd=Pascha das nicht mehr aufschiebbare Werk der Kanalreinigung vorgenommen und mit nicht ungünstigem Erfolg zu Ende geführt ward.

An die Stelle des Kanals trat in der Zwischenzeit die Eisenbahn von Alexandrien nach Kairo und Suez, die gerade zur rechten Zeit vollendet ward und nun den ganzen Verkehr an sich zog. Ueber diese Eisenbahn finden wir später die Mittheilung, daß ihr Ertrag schwerlich ein günstiger sein würde, wenn nicht „die große Masse der englischen Reisenden nach und aus Ostindien außer den Betriebskosten einen ganz erheblichen Gewinn abgäbe, indem sie einen hohen Fahrpreis bezahlen und ihre Zahl jährlich zunimmt". Für Aegypten selbst ist, abgesehen von dem Transitverkehr, die Suezeisenbahn „von keiner großen Wichtigkeit", außer zur Zeit der Pilgerreise nach Mekkah. Nach II, 37 wirft jene Eisenbahn jährlich 80—90000 Beutel (2—2½ Millionen Thaler) ab.

Auch der Abschnitt über Culturpflanzen enthält mancherlei Anziehendes und praktisch Lehrreiches, z. B. über die Baumwollencultur, das Zuckerrohr und den Weinbau in Aegypten, obgleich letzterer „jetzt sehr gesunken ist", während Aegypten im Alterthum wegen seiner Weincultur berühmt war. Der Verfasser meint (I, 217), daß „der Islam mit seinem strengen Weinverbot zum Verfall des Weinbaues viel beigetragen haben möge"; nirgends gäbe es zusammenhängende größere Rebenpflanzungen, und die Weinrebe, „welche eine mächtige Entwickelung erlangt und sich oft bis auf die Dächer der Häuser hinaufrankt", stehe meistens vereinzelt und ihre Trauben werden nur selten zur Weinbereitung verwendet. Bei der gegenwärtigen Wichtigkeit der Baumwollenfrage in Europa macht Referent zu I, 206 fg. besonders auf die statistischen Notizen über den Baumwollenexport in Aegypten (II, 142 fg.) aufmerksam, der einer der wichtigsten für Alexandrien ist und namentlich nach England geht. Auffallend wird es den Lesern sein, daß die Gärtnerei im europäischen Sinne des Worts in Aegypten fast gar nicht gepflegt wird und Blumenzucht ganz vernachlässigt ist. Der einzige schöne Park ist der Garten von Schubra, jetzt dem Prinzen Galim=Pascha gehörig. Ein kleinerer, aber schöner Garten, wo auch auf Blumenzucht gesehen wird, ist der des verstorbenen Suleiman=Pascha (Colonel Sèves, eines französischen Renegaten) in Altkairo, der von einem österreichischen Gärtner sehr nett gehalten wird. In Alexandrien gibt es einige schöne Privatgärten, die jedoch dort, in sandigem Boden, nur mit großer Mühe und mit außerordentlichen Kosten herangezogen werden können, und außerdem thut der Verfasser auch noch der Rosencultur Erwähnung, die in der Provinz Fajum, dem „Lande der Rosen", einem der schönsten Theile Aegyptens, betrieben wird, wo „zum Behuf der Bereitung des Rosenwassers und Rosenöls ausgedehnte Rosenpflanzungen unterhalten werden".

Nach manchen Seiten hin ist das vierte Buch: „Die administrativen und staatlichen Verhältnisse", womit der zweite Theil beginnt, einer der wichtigsten Abschnitte des ganzen Werks. Es ist im allgemeinen eine auffallende Erscheinung, daß, obgleich der mohammedanische Staat auf fremdartiger und von den europäischen Staatsbildungen vollkommen verschiedener Grundlage sich entwickelte, und alles, was man gemeiniglich als die Grundpfeiler und festesten Stützen des Staats in Europa zu betrachten gewohnt ist, in der politischen Entwickelung des Islam fehlte, und weder Adel, noch Geistlichkeit, noch Bauernstand

in den Anfängen des mohammedanischen Staats uns entgegentreten, dennoch auf solchem Boden „feste und dauerhafte staatliche Organismen sich bildeten, die einen für immer denkwürdigen Fortschritt in der Culturgeschichte der Menschheit bezeichnen". Die Erscheinung selbst gibt Historikern und Staatsmännern gar mancherlei zu bedenken. In gleicher Weise entwickelte sich nun auch der politische Organismus Aegyptens, und das Land theilte, nachdem es im Jahre 1517 mit dem großen Osmanenreiche vereinigt worden war, mehr oder weniger auch dessen Schicksale, bis nach der französischen Besetzung „Mohammed-Ali's Herrschergenie sich desselben bemächtigte und nach wechselvollen Kämpfen die Erblichkeit der Statthalterwürde in seiner Familie und die volle Unabhängigkeit Aegyptens von der Pforte in Betreff der innern Angelegenheiten gegen Entrichtung eines jährlichen Tributs zu erringen wußte".

Der Verfasser gibt absichtlich eine ausführlichere Darstellung der jetzigen staatlichen Organisation Aegyptens, und es ist jedenfalls „nicht überflüssig, sie in weitern Kreisen bekannt zu machen". Und zwar ist dies um so weniger der Fall, je mehr er selbst der Meinung ist, daß bereits „ein Zersetzungsproceß der mohammedanischen Gesellschaft" eingetreten ist, der „von oben herab tiefer und tiefer in dieselbe eindringt"; daß „der mohammedanische Staatskörper durch die Neuerungen der Gegenwart schon sehr geschwächt ist und diese ihn mehr und mehr zersetzen"; daß aller Wahrscheinlichkeit nach „die mohammedanischen Völker kaum noch im Stande sein werden, sich zu lebenskräftigen staatlichen Verhältnissen zu erheben, wenn nicht überhaupt mit der ganzen Tendenz des Islam ein vollkommener Bruch stattfindet". In einem solchen Falle aber, meint der Verfasser, sei „Aegypten sicher das Land, das am ersten dazu berufen ist", indem „in keiner Provinz des osmanischen Reichs die mohammedanische eingeborene Bevölkerung unter günstigern Bedingungen sich befindet". In Aegypten wohnt, sagt er, „eine compacte mohammedanische Bevölkerung beisammen", die der christlichen gegenüber die Mehrzahl bildet; dieselbe ist „intelligent, bildungsfähig, arbeitsam und ausdauernd", und es sind hiermit „die Elemente zu einer Regeneration des Volks im Geiste der Gegenwart hier in höherm Grade, als in jeder andern türkischen Provinz vorhanden". „Ist überhaupt", bemerkt der Verfasser am Schlusse dieses Abschnitts (II, 110), „eine Zukunft für mohammedanische Staaten möglich, so ist Aegypten zu den besten Erwartungen berechtigt."

Es ist unbestritten, daß solche Erwägungen das Interesse an der Gegenwart Aegyptens erhöhen müssen, und besonders an seinem gegenwärtigen politischen Organismus. Der Verfasser bespricht in dieser Beziehung die administrative Eintheilung des Landes, das Finanzwesen, Gesetzgebung und Rechtspflege, die bürgerliche Gesellschaft und die Bevölkerungsverhältnisse, und er weiß dabei die gegenwärtigen Interessen des Landes mit der Rücksicht auf seine Zukunft geschickt zu vereinigen und beides dem Interesse des Lesers nahe zu bringen. So erwähnt er II, 53, wo er von dem Koran und seiner Alleingültigkeit als Gesetzbuch im bürgerlichen Recht und als alleinige Quelle für richterliche Entscheidungen in Strafsachen spricht, ein von der Regierung Aegyptens vor einigen Jahren erlassenes Landesgesetz, wodurch eine eigens für Aegypten verfaßte Strafgesetzgebung veröffentlicht ward. Keine mohammedanische Regierung hatte es sich je beikommen lassen, zu einer Civil- und Criminalgesetzgebung zu schreiten, aber „durch dieses Gesetz ward in das starre mohammedanische Koranrecht die erste Bresche geschossen". Es ist dies ein um so erheblicherer Fortschritt, als „gerade in Strafsachen der Koran kaum ein paar Bestimmungen enthält und somit alles der Willkür des Richters überlassen war".

Auch auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens hatte schon Mohammed-Ali's erfolgreiche und energische Toleranzpolitik manches geändert. Lange vor dem großherrlichen Ferman von 1856 war die principielle bürgerliche Gleichstellung der Mohammedaner einerseits und der Christen und Juden andererseits in Aegypten eine vollendete Thatsache, es wurden dort infolge dessen Aenderungen eingeführt, wodurch „das rein mohammedanische Staatsprincip eine sehr erhebliche Einbuße erlitt, und die socialen Verhältnisse haben sich mehr und mehr im europäischen Sinne gestaltet, unter stetem Zurücktreten des religiösen und allmählichem Hervordringen des weltlichen und bürgerlichen Elements". Von besonderm Interesse ist in dieser Hinsicht, was der Verfasser II, 93 über die mohammedanischen Frauen in Aegypten und über ihre Stellung zum Koran, sowie im allgemeinen über den religiösen Sinn des ägyptischen Volks mittheilt:

> Es herrscht bei den Frauen fast durchgängig der größte Indifferentismus; aber auch sonst ist Unglauben in religiösen Dingen ein ziemlich häufiger Zug der jetzigen gebildeten, höhern ägyptischen Gesellschaft. Wankend im Glauben an die Göttlichkeit des von Mohammed gepredigten Gesetzes, hat man sich nicht nach einer andern Ueberzeugung umgesehen, sondern ganz und gar dem leichtfertigen, frivolen, französisch oberflächlichen Skepticismus in die Arme geworfen, der nichts glaubt, weil er nichts gelernt hat und nichts lernen will. Es ist dies ein Symptom, das als bedeutungsvolles Zeichen der Zeit beachtet werden muß, und überhaupt dürfte es wenig Länder geben, wo die höchste Klasse der Gesellschaft, die meistens doch berufen ist, die Entwickelungsstufe des ganzen Volks zu vertreten, so sehr verkommen ist als hier.

Von großer Wichtigkeit sind in diesem Zusammenhange die Mittheilungen über die Consulate und die unter ihrer Gerichtsbarkeit stehenden europäischen Colonien. Der Verfasser bezeichnet zwar die Stellung, welche diese Consulate einnehmen, als eine „seltsame", und er meint, daß sie noch seltsamer sei, als die Stellung der vom frühern Drucke nunmehr emancipirten andersgläubigen Religionsgemeinden, die, dem mohammedanischen Staate gegenüber, von dem Verhältniß, in welchem anderswo solche Körperschaften zum Staat stehen, ganz verschieden ist; aber er bezeichnet zugleich diese Consulate mit ihren selbständigen, von drei Landesgesetzen ganz unabhängigen Colonien einerseits und die gedachten Religionsgemeinden andererseits als „scharfe Keile, die sich immer und tiefer in den durch die Neuerungen der Gegenwart

schon so sehr geschwächten mohammedanischen Staatskörper hineinschieben und denselben mehr und mehr zersetzen". Weiter heißt es (II, 102):

Die langsame, aber unaufhaltsam fortschreitende sociale Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft im mohammedanischen Staate, getragen von den Europäern, sowie den unter deren Schutze sich hebenden und regsam sich entwickelnden eingeborenen Christen und Juden, droht bald alle jenen Institutionen, auf welchen die mohammedanische bürgerliche und staatliche Gesellschaft aufgebaut ist, zu vernichten. Durch fortwährende Concessionen im Sinn des Zeitgeistes sucht zwar die türkische Regierung ebenso wol als die ägyptische den morschen Bau zu befestigen, allein es ist sehr fraglich, ob damit nicht die Katastrophe eher herbeigerufen als abgewendet wird. Jede Concession im europäischen Sinne untergräbt eine andere Stütze des mohammedanischen Staats. Und indem die Regierung die Urgebrechen, an welchen die mohammedanische bürgerliche und staatliche Gesellschaft dahinsiecht, wegräumen will, vergißt sie, daß diese Gebrechen unablösbar mit den Grundprincipien der Gesetzgebung des Islam zusammenhängen. Eine Regeneration des mohammedanischen Staats ist eben nicht ohne vollständige Regeneration des Volks möglich; aber um diese zu erzielen, müßte eben das Volk aufhören, mohammedanisch zu sein. Der durch ein Jahrtausend in alle Adern der Bevölkerung eingedrungene Islam mit seiner starren Theokratie, mit seinem unerschütterlichen Fatalismus, mit seiner das Familienleben vernichtenden Polygamie, setzt sich jeder freien geistigen Regung und jeder Wiederherausbildung des Volks aus sich selbst entgegen. Solch einem alten und grundsätzlich andersartigen Stamme wird sich nie die Blüte der europäischen Bildung einpfropfen lassen und höchstens nur eine Misgeburt, nie aber gedeihliche Frucht hervorbringen.

Referent darf infolge seiner eigenen Studien des Orients, die er, freilich auf seine Weise und aus der Ferne, seit einer langen Reihe von Jahren gemacht hat, offen bekennen, daß er mit dem Verfasser in dem ganz übereinstimmt, was dieser über den immer mehr um sich greifenden Verfall der Türkei und über die Unmöglichkeit einer Wiedergeburt derselben, ohne Aufhören ihrer wesentlichen Grundbedingungen und solange die Türkei selbst bleibt, was sie ist, bemerkt hat, und er muß ebenso offen gestehen, daß er so verständige Ansichten über diesen Gegenstand seit langer Zeit nicht vernommen hat. Es ist vielleicht zum Theil dem Einflusse Fallmerayer's zuzuschreiben, der auch über diesen Punkt die Ansichten der Zeitgenossen nicht wenig verwirrte und irreleitete, daß man nur nach und nach zur Einsicht und Klarheit über diese Dinge gelangt, und daß man sie je länger je mehr nach der Wirklichkeit unbefangen und unparteiisch ansieht und beurtheilt. Auch Frederike Bremer, die längere Zeit und an verschiedenen Orten des Orients Gelegenheit gehabt hat, die öffentlichen Zustände der Türkei kennen zu lernen, und die einen offenen und scharfen Blick und einen unbefangenen Sinn für diesen Gegenstand hat, kommt in ihrem „Leben in der Alten Welt", obgleich zum Theil von einem andern Stand- und Gesichtspunkte aus, zu den nämlichen Ergebnissen und Ansichten, wie der Verfasser des vorliegenden Werks.

Ueber das fünfte und sechste Buch: „Der Handel von Aegypten" und „Die öffentlichen Arbeiten", können wir hier schneller hinweggehen, wie wichtig auch an und für sich und wie anziehend ihr Inhalt für viele Leser sein mag, da Aegypten „ein wichtiger Factor für den Handelsverkehr und die Politik Europas geworden". Von besonderm Interesse sind namentlich im fünften Buche die ausführlichen Mittheilungen über den Seehandel und die Hafenstädte Aegyptens (Alexandrien, Damiette, Suez und Kosseir), von welchen der Verfasser vorzüglich Alexandrien sehr ausführlich und in höchst anziehender Weise, auch in Betreff seiner frühern Geschichte behandelt, sowie die Bemerkungen über den Binnenhandel und die Binnenstädte (Kairo, Mansurah, Zakazik, Tanta, Siut, Kenne, Assuan und Chartum), und nicht minder verdienstlich sind die in Ansehung des Export- und Importhandels der obengenannten Hafenstädte mitgetheilten statistischen Angaben. Dagegen heben wir aus dem sechsten Buche hier nur die, besonders dem Tagesinteresse entgegenkommende Mittheilung über das Unternehmen des Suezkanals, über die Vortheile und Nachtheile desselben, sowie über die Bedenken des Verfassers hervor. Namentlich vom ägyptischen Standpunkte aus macht dieser gegen die Ersprießlichkeit des Isthmusunternehmens die „erheblichsten Einwendungen", und er hat sich auch außerdem, gegenüber den mit so viel Selbstzufriedenheit ausposaunten Lobreden, welche das Isthmusunternehmen „als einen neuen friedlichen Triumph der französischen Civilisation hinstellen wollen", dringend veranlaßt gesehen und für eine „Pflicht erachtet, den wahren Sachverhalt darzulegen".

Etwas länger müssen wir dagegen bei dem siebenten und letzten Buche „Schulen und Volksunterricht, Literatur und Bildung" verweilen, indem dieser Gegenstand ebenso das allgemeine Interesse anspricht, als er für Aegypten von großer Wichtigkeit ist. Der Verfasser ist für seine Person der Ansicht, daß unter andern Mitteln, die „mit einiger, wenn auch sehr geringer Wahrscheinlichkeit von Erfolg angewendet werden könnten, um in den socialen und politischen Zuständen des mohammedanischen Staatswesens dem mehr und mehr um sich greifenden Verfall Einhalt zu thun", auch die möglichst allgemeine Durchführung von Unterrichtsanstalten einen solchen Erfolg haben könnte. Wie freilich die Schulen der mohammedanischen Völker noch zur Zeit beschaffen sind, indem sie, wie alle ihre staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, einen vollkommen religiösen Charakter haben und Unterricht in Religion und Glaubenslehre ihre einzige und ausschließliche Bestimmung ist, dienen diese Schulen nur den Interessen des Islam, aber nicht den Zwecken des Staats und einer gehofften Wiedergeburt des Volks. Der Verfasser sagt (II, 330):

Es ist ein bedauerliches Zeichen des noch immer nicht aus dem mittelalterlichen Schlummer erwachten Geisteslebens der Orientalen, daß die theologische Literatur nicht blos auf Kosten aller andern Fächer sich breit macht, sondern daß dieselbe die fast ausschließliche Lectüre der gebildetern Klassen ist und der blinde Glaubenseifer für die alleinseligmachende Religion des Islam dadurch noch immer genährt wird.

So ist es auch in Aegypten. Die dortigen Schulen bestehen ohne irgendeine Unterstützung und ohne Aufsicht des Staats als „rein religiöse Anstalten" und haben nur den Unterricht in den Elementarbegriffen des Lesens und Schreibens oder den höhern Vortrag der Religions-

und Gesetzesvorschriften zum Gegenstand. Die Schulen, wie sie jetzt in Aegypten bestehen, sind theils Elementarschulen, theils höhere Unterrichtsanstalten. In den ersten erhalten die Kinder Unterricht im Lesen, Schreiben und Koran, allein diese Art von Schulen ist nur „eine Schöpfung des Islam". So „kümmerlich" daher diese Schulen auch sind und so traurig es dort im allgemeinen um die Bildung der untern Volksklassen steht, so ist es doch — im Gegensatz zu manchen christlichen Ländern Europas, z. B. dem angeblich an der Spitze der Civilisation andern vorangehenden Frankreich, auch selbst zu England — erfreulich, was wir II, 269 lesen, daß „die Kenntniß des Lesens und Schreibens allgemein und namentlich in Aegypten mehr verbreitet ist, als in den andern Provinzen des türkischen Reichs, vorzüglich jenen, wo türkisch die Landessprache ist".

In den höhern Ständen geschieht für die Bildung etwas mehr, indem hier häufig ein eigener Hauslehrer gehalten wird, der auch Unterricht in der Religion ertheilt. Für die Mädchen, die äußerst selten die Volksschulen besuchen, und auf deren religiöse Erziehung man fast gar keine Sorge verwendet, gibt es besondere Lehrerinnen. Aus dem eben Bemerkten ist es daher auch erklärlich, daß, wie schon oben erwähnt, „bei den Frauen Aegyptens fast durchgängig mit nur seltenen Ausnahmen der größte Indifferentismus in religiösen Dingen" herrscht. Ebenso lesen wir II, 113, daß einige mohammedanische Gelehrte sogar den Grundsatz aufstellen, daß es „unerlaubt sei, den Mädchen Unterricht zu ertheilen"; in einem arabischen Werke heißt es: Es ist dem Lehrer nicht erlaubt, eine Frau schreiben zu lehren, noch ein Mädchen, indem dies „die Weiber noch böser macht". Ein bekanntes Sprichwort sei: „Ein Weib schreiben lehren, ist ebenso wie eine Schlange mit Gift tränken."

Was die höhern wissenschaftlichen Anstalten (Medreses) in Aegypten anlangt, so ist jetzt für diese und für den höhern wissenschaftlichen Unterricht dort weniger gesorgt als früher. „Während draußen sich alles änderte", heißt es II, 277, „hat sich in den Hochschulen und Lehrcollegien des Ostens noch kein freierer Luftzug Eingang verschaffen können, und es ist hier alles beim Alten geblieben." Auch die Hochschule des Islam, die mit der großen Moschee in Kairo verbunden ist und über welche der Verfasser II, 278 gar zu ausführlich sich verbreitet, hat keinen andern Zweck, als das Studium der Religions- und Gesetzeswissenschaften; die wenigen wissenschaftlichen Fächer, über die dort noch außerdem gegenwärtig Vorträge gehalten werden, sind kaum nennenswerth, denn nach II, 289 sind es nur Rhetorik und Eloquenz, Prosodie und die richtige rhythmische Lesung des Koran und die Aussprache der Buchstaben. „Der Geist des Mittelalters hat sich hier gewissermaßen versteinert; der Islam, mit den ihm angehörigen Völkern Asiens und Afrikas, steht seit drei Jahrhunderten still und schreitet nicht über die Grenze geistiger Entwickelung hinaus, die er schon damals erreicht hatte. Der Glanz arabischer Wissenschaft erlosch, wie es scheint, für immer."

Auch von Vorderasien gilt, was ein großer Kenner des Orients, der münchener Professor Neumann, vor mehreren Jahren treffend über den geistigen Standpunkt sagte, auf dem das Volk im äußersten Osten Asiens steht (II, 278): „Man lernt und studirt auch im Osten; man lernt eifrig und studirt viele Jahre lang, nicht aber um die Natur und den Geist, um Welt und Menschen kennen zu lernen, sondern um die Laute und Wörter, um die Einfälle und Gedanken, den Glauben und Aberglauben der Ahnen in sich aufzunehmen und sie mechanisch den künftigen Geschlechtern zuzuschieben."

Danach läßt sich denn auch schon im voraus der innere Gehalt und geistige Werth der Schriftstellerei und der Literaten im Orient, der arabischen Literatur und der Dichtkunst der modernen Aegypter beurtheilen und bemessen, worüber der Verfasser II, 290 einiges mittheilt, aber keineswegs läßt sich hiernach dieser Werth und Gehalt besonders hoch anschlagen. Der Verfall der wissenschaftlichen Cultur der arabischen Völker seit drei Jahrhunderten ist „nicht in der Masse, wol aber in dem innern Gehalt des Geleisteten zu bemerken". Was der Verfasser aus jener Literatur und Dichtkunst selbst mittheilt, macht nach mehreren derartigen „literarischen Leckerbissen" gerade nicht lüstern und begierig, und am wenigsten ist dies etwa wegen des französischen Einflusses der Fall, der in dergleichen auch dort sich geltend zu machen gewußt hat. Dagegen ist für die Zukunft Aegyptens das nicht wenig erfreulich und vielversprechend, was wir II, 329 von einer nicht unbedeutenden Anzahl junger Araber in Kairo lesen, die durch Erlernung europäischer Sprachen, meistens der französischen, in der Lage sind, sich mit den europäischen Ideen vertraut zu machen. „Viele dieser jungen Männer zeigen regen Sinn für das Studium und schnelle Auffassungsgabe. Sie werden hoffentlich ihrem Volk und Land nützliche Dienste erweisen, und dazu beitragen, die Keime europäischer Gesittung zu verbreiten."

Auffallend ist es, bemerkt bei dieser Gelegenheit der Verfasser, daß von den vielen in Aegypten eingeborenen Türken nur ausnahmsweise in wissenschaftlicher oder literarischer Richtung etwas geleistet wird. Die geistige Ueberlegenheit des arabischen Volks in literarischer Beziehung tritt auch hier unverkennbar auf. Leider steht jedoch in Betreff der Ehrenhaftigkeit des Charakters, des geraden, biedern Sinns, der Verlaßlichkeit des gegebenen Worts der Araber nur zu oft hinter dem Türken zurück.

Eine kurze Notiz über die europäischen Schulen, die jetzt in den meisten orientalischen Staaten nach europäischem Vorbild als Regierungsunternehmungen eingerichtet worden sind, dergleichen auch in Aegypten schon unter Mohammed-Ali viele ins Leben traten, beschließt das vorliegende Werk. Haben auch diese Schulen meist nur die militärische und medicinische Ausbildung zum Zweck, und wollte ihr Gründer dadurch, daß er jene Kenntnisse und Wissenschaften sich aneigne, denen der Europäer seine Macht und Ueberlegenheit verdankt, sein eigenes Volk nur von dem drückenden europäischen Einfluß befreien, so ist und bleibt doch unter allen Umständen der rechte, gesunde

und kräftige Einfluß Europas auch zugleich der einzige Weg für Aegypten und den gesammten Orient, sie „nach und nach zu heben“ und die Völker des Orients „zu regeneriren“. Mit diesem Eindruck wird sicher der eine und andere Leser das Buch des Verfassers aus der Hand legen, Referent aber gibt hier diesem Eindruck den gebührenden Ausdruck. Im übrigen ist er der Meinung, daß das dem Buche voranstehende Motto von Rückert:

Nicht allen alles, wenn nur einem eins gefällt
Und andern anderes, so ist es gut bestellt —

für den Verfasser und dessen reichhaltiges Buch ebenso bezeichnend ist, als es sich für den Standpunkt des Lesers selbst rechtfertigt. 17.

Die neuesten Jahrgänge der „Bibliothek deutscher Originalromane.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Funfzehnter, sechzehnter und siebzehnter Jahrgang. Jeder Jahrgang 24 Bände. Prag, Kober und Markgraf. 1860—62. 16. Jeder Band 10 Ngr.

Der funfzehnte Jahrgang des Albums, dessen wir noch in der frühern ausführlichern Weise gedenken wollen, enthält im ganzen elf verschiedene Romane, welche fast sämmtlich von Autoren herrühren, die sich schon seit Jahren an diesem Unternehmen betheiligt haben. Der allgemeine Charakter der Beiträge ist daher im wesentlichen derselbe, wie der der frühern Jahrgänge. Der historische Roman herrscht entschieden vor. Er nimmt von den 24 Bändchen nicht weniger als 21 in Anspruch, und unter den drei Erzählungen, welche die übrigen Bände füllen, besitzt die eine wenigstens einen historischen Hintergrund. Einige von den geschichtlichen Erzählungen gehören noch jener Zwittergattung an, die weder als Dichtung, noch als Geschichte zu befriedigen vermag; in der Mehrzahl aber gibt sich in erfreulicher Weise das Streben zu erkennen, den Forderungen der Kunstform wieder mehr als bisher gerecht zu werden und sich, statt es bei einer industriellen Ausbeutung geschichtlicher und biographischer Werke bewenden zu lassen, eine wirklich organische Umgestaltung des aus ihnen geschöpften Stoffs zur Pflicht zu machen. Durchschnittlich erheben sich die verschiedenen Gaben nicht über das Niveau der Unterhaltungsliteratur; jedoch befinden sich auch einzelne von wirklich poetischem Werthe darunter. Zu den besten Gaben der Sammlung gehören unstreitig die von Johannes Scherr, Ernst Fritze und Edmund Hoefer; ihnen schließen sich zunächst die von L. Mühlbach, Elfried von Taura und Bernd von Guseck an; minder befriedigend, besonders von seiten der künstlerischen Totalform, sind die von Amely Bölte und Isidor Proschko; dagegen machen namentlich die Erzählungen von Julius Mühlfeld und F. Schregel den Eindruck von unausgereiften Früherzeugnissen. Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wenden wir uns zu einer kurzen Charakteristik des einzelnen.

1. Rosi Zurflüh. Eine Geschichte aus den Alpen. Von Johannes Scherr.

Diese Gabe verdient es, an die Spitze der Sammlung gestellt zu sein. Von seiten des poetischen Geistes, der sie durchweht, des einerseits tief rührenden, andererseits wohlthätig erheiternden Eindrucks, den sie macht, und der künstlerischen Abrundung, die ihr der Autor gegeben, ist sie unstreitig die vorzüglichste Gabe des Jahrgangs. Es ist eine Dorfgeschichte, und sie darf als solche dem Besten zugezählt werden, was unsere Literatur in dieser Dichtungsgattung geliefert hat. Der Verfasser hat seine Studien zu derselben wahrscheinlich bei Jeremias Gotthelf gemacht, jedoch mit Glück die abstoßenden Seiten eines sich allzu unverhüllt bietenden Materialismus vermieden und eine im ganzen recht wohlthuende Amalgamation realistischer und idealistischer Weltanschauung zu erzielen gewußt. Die Gestalten sind nicht absolut neu, aber doch von stark ausgeprägter Eigenthümlichkeit; dabei lebenswahr, anschaulich, schon an sich von psychologischem und ästhetischem Interesse, und noch interessanter durch die Verwickelungen, in denen sie sich vor uns entfalten. Der alte Zwihlbauer mit seinem Hartkopf und die ihn trotzdem durch Klugheit und Nachgiebigkeit für ihre Plane gewinnende Zwihlbäuerin sind in wenigen markigen Zügen trefflich gezeichnet. Nicht minder sind die ausgeführtern Bilder der beiden Töchter dieses Paars, der sanftmüthigen, zur Dulderin erkorenen Rosi und der muntern, zum Glück berufenen Vreneli gelungen. Beide heben sich in ihrer Verschiedenheit sehr wirksam voneinander ab und vereinigen sich zugleich zu einem wohlthuenden Gesammteindruck, indem sie sich gegenseitig theils vertiefen, theils beleben. Eine minder effectvolle, aber sehr fein angelegte Figur ist auch die des Pfarrers; die sensitiven und reflectirenden Elemente seines Wesens haben in den Zügen einer darüber schwebenden Ironie eine sehr glückliche Beimischung erhalten. Nicht in demselben Maße befriedigt die Figur des Ruodi. Abgesehen von der Hindeutung auf den künstlerischen Zug in seiner Natur ist sein späteres Verhalten so gut wie gar nicht motivirt. Die Möglichkeit eines solchen Umschlags hätte sich schon in einem frühern Zuge desselben leise aufkündigen und auch der Rosi zum Bewußtsein kommen müssen. Dies würde wesentlich dazu beigetragen haben, diesen Charakter minder willkürlich und die Entwickelung des Ganzen minder herb erscheinen lassen. Mehr phantastischen Gepräges ist die Figur der Schwarzelsi, eines Mädchens von zigeunerhaftem Blut und Wesen, das später die Rolle eines koketten Dämchens spielt und den Sturdi zur Untreue gegen seine Rosi verführt. Sie ist in mehrfachem Betracht eine Art „Grille“, jedoch von bleibend boshaftem Charakter. Das Bizarre und Abstoßende ihres Wesens erfährt durch die Naturwüchsigkeit und Elasticität desselben eine Milderung. Eine recht scharf und keck dem Leben nachgezeichnete Figur ist endlich auch die Jungfer Bibbeli, die „Zytig (Zeitung) vo Windpellen“ genannt, weil sie sich's zum Geschäft macht, die Neuigkeiten, absonderlich die schlimmen, möglichst rasch von Hof zu Hof gelangen zu lassen.

Was in der Geschichte am mindesten befriedigt, ist, daß die Rosi so ganz unschuldig leiden muß und daß umgekehrt die Schwarzelsi ohne jede Züchtigung davonkommt. Zwar weiß es der Autor so zu machen, daß dem Leser Rosi in ihrem Leiden immer noch beneidenswerther und glücklicher erscheint, als Schwarzelsi in ihrem Freudenleben; aber ganz wird dadurch der Eindruck der Dissonanz, den wir nothwendig beim Anschauen eines ungerecht waltenden Geschicks empfinden, nicht überwunden. Im Leben geht's freilich oft genug so her, daß der Unschuldige leidet und der Schuldige triumphirt; aber die Dichtung soll uns eben diese düstern Partien des Lebens in einer mildern Beleuchtung zeigen. Wenn der Dichter in dem kleinen Kreise, den er sich nach Belieben schaffen und gestalten kann, keine poetische Gerechtigkeit übt, so wirkt das viel verletzender, als wenn etwas Aehnliches im Leben geschieht; denn hier läßt es sich wenigstens als ein nothwendiges Glied in der unendlichen Kette der Ursachen und Wirkungen denken, dort aber stellt es sich als eine durch nichts gebotene Willkür dar. Wenn unser Dichter den Pfarrer mit Hinblick auf die unschuldig leidende Rosi ausrufen läßt: „Du bist nur dazu da, ein neues trauriges Beispiel für die trostlosen Leser abzugeben, daß das Schöne blos geschaffen sei, um in den Staub getreten zu werden, und daß die Guten nur in die Welt kommen, um zu leiden! O diese Welt, diese Welt! Es liegt in dem finstern Glauben an ihre Ver- und Durchteufelung ein tieferer Sinn, als unsere Philosophie sich träumen läßt. Dieser Glaube ist nur der wahnsinnige Aufschrei der Creatur über die schreckliche, zwischen Geburt und Tod sich bewegende Komödie, in welcher wir alle in dieser oder jener Rolle aufzutreten gezwungen sind. Wohl dem noch, der nur eine allerbescheidenste Nebenrolle zu spielen hat! Er entgeht wenigstens jenem Märtyrium, welches die bleichen, todesbangen

Stirnen seiner Opfer wie zum Hohn mit Lorber bekrönt. Der banausischen Mittelmäßigkeit gehörte von jeher die Erde mit ihren Genüssen, während die Träger des Genius, die Verkündiger des Ideals, alle die Dichter und Denker, Seher und Propheten, alle die wirklichen Helden der Menschheit als unerkannte, ja verkannte, verlästerte und verfolgte Fremdlinge darüber hinwandeln und zufrieden sein müssen, wenn ihnen die Brosamen vom Bankett des Lebens zufallen", so sind dies in der That die Empfindungen, mit denen uns das Schicksal Rosi's erfüllt. Unstreitig liegt es unter den Aufgaben des Dichters, auch solche Empfindungen in uns wach zu rufen; aber ganz gewiß hat er daneben die Pflicht, uns wieder darüber hinauszuheben, uns das scheinbar Trostlose als etwas Heilsames oder wenigstens für die gedeihliche Entwickelung des großen Ganzen Unentbehrliches erscheinen zu lassen. Unser Autor hat diese Pflicht auch keineswegs ganz verabsäumt; aber einen völlig befriedigenden Schlußaccord scheint er uns nicht gefunden zu haben. Dies selber fühlend hat er zuletzt den Humor zu Hülfe genommen, und mit diesem „Herstellen des Gleichgewichts", dem „alten und ewig jungen Tröster der Menschheit, der mit dem Munde zu lachen vermag, während ihm die Thräne im Auge steht", ist es ihm in der That gelungen, auch den unaufgelösten Rest der von ihm aufgespielten Dissonanzen als wirksame Momente dem vorherrschend heitern Finale einzuverleiben. Jedenfalls war es ein recht glücklicher Gedanke, nach dem Larghetto doloroso der vorangehenden Kapitel das lustige Scherzo „Freut euch des Lebens" folgen zu lassen. Es ist von echt humoristischer Wirkung. Bezüglich der Diction verdient noch gerühmt zu werden, daß der Autor im hohen Grade die Geschicklichkeit besitzt, jede Person in ihrer Sprache reden zu lassen. In der Herbeiziehung des Schweizerdialekts und des Rothwelschen ist er vielleicht für den Geschmack mancher Leser zu weit gegangen. Inzwischen findet man sich doch mit Hülfe der erläuternden Anmerkungen mit Leichtigkeit hinein, und man kann nicht leugnen, daß die Charakteristik nicht wenig dadurch belebt wird.

2. Im Strom der Zeit. Roman aus den Tagen Kaiser Leopold des Ersten. Von **Bernd von Guseck**. Vier Bände.

Unter den Romanen, die wir bisjetzt von Bernd von Guseck im „Album" gefunden haben, ist dieser der beste. Er führt dem Leser eine Reihe sehr verschiedenartiger und wenn nicht gerade besonders tief aufgefaßter, doch interessanter und mit lebendigen Farben ausgemalter Gestalten vor, er bringt dieselbe in spannende Verwickelungen und beschäftigt außerdem die Phantasie durch frische Schilderungen von Jagden, Hoffesten, Gesellschaften, Kriegsscenen, Auftritten aus dem häuslichen Leben u. s. w. Schade ist, daß die Partien des Schlusses sehr fühlbar hinter den frühern Abtheilungen zurückbleiben. Der Autor hat es nicht verstanden, die allerdings sehr zahlreichen Fäden seines etwas verwickelten Gewebes zuletzt so zu vereinigen, daß man den Eindruck eines wohl in sich abgeschlossenen Bildes empfinge. Manche werden gewaltsam abgerissen, manche verzettelt, und manche die auf der Kehrseite verschwinden sollten, verunstalten durch ihre auslaufenden Enden die Außenseite. Zu den bestgezeichneten Figuren gehören Cajetana, Kathi, Herr und Frau Riebel, Karl Fidelis, Gräfin Königsegg, Graf Cronberg, Anna Riebau; minder gelungen sind Max Riebau, Trauthon, Martin, Graf Colonna u. a. Aber unter jenen wie unter diesen befindet sich keine Figur, welche der Autor mit gleich frischen Farben bis zu Ende geführt hätte. Man merkt dem Verfasser an, daß er über die Art und Weise des Schlusses mit sich selbst nicht recht im Klaren gewesen ist. Er spinnt daher seine Geschichte noch fort, als er ihr und den Personen nichts wirklich Neues abzugewinnen weiß. Darüber geräth er ins Breite und Bedeutungslose und schwächt den guten Eindruck, den die ersten Bände des Romans machen, in bedauerlicher Weise ab. Sollte er Gelegenheit haben, denselben noch einmal zu überarbeiten, würden wir ihm rathen, die beiden letzten Bände zu einem zu concentriren und sich eine Situation auszudenken, in welcher die verschiedenen Verwickelungen womöglich mit einem einzigen Schlage gelöst werden. Auch den Forderungen der Nemesis hätte er mehr Rechnung tragen sollen. Warum ein so boshaftes Geschöpf, wie die Anna Riebau, ungestraft ans Ziel ihrer Wünsche gelangen muß, sieht man nicht wol ein.

3. Polnische Mütter. Historische Novelle von **Marie Roskowska**.

Diese Erzählung hat die Ereignisse, welche unter Stanislaw II. August die zweite und dritte Theilung Polens und damit die Auflösung des polnischen Reichs herbeiführten, zum geschichtlichen Hintergrunde, spielt also in den Jahren von 1792—95. Den Titel „Polnische Mütter" führt sie, weil in den novellistischen Partien derselben zwei an der Spitze mächtiger Familien stehende Polinnen, eine Gräfin Strzelno und eine Generalin Dzickonska, insofern die beiden Hauptfiguren bilden, als die erstere, im Wahn, dadurch ihren Sohn Severin auf den polnischen Thron bringen zu können, ihre Familie zum Anschluß an die russische Partei bewegt und hierdurch zur Hauptanstifterin des über ihr Haus und ihr Vaterland hereinbrechenden tragischen Geschicks wird, während die letztere mit den Ihrigen fest und beharrlich auf seiten der polnischen Patrioten steht, aber trotzdem ebenfalls den Untergang ihrer Familie und ihrer Nation erleben muß. Die Verfasserin hat offenbar durch die Gegenüberstellung beider eine potenzirte Wirkung erzielen wollen; diese Absicht ist ihr aber nicht recht gelungen, denn sie hat es nicht verstanden, die Vertreterin des bessern Princips als eine ebenso energische und thatkräftig eingreifende Persönlichkeit zu zeichnen, wie die Repräsentantin der verwerflichen Richtung. Während die Gräfin, durch ihre falsche Mutterliebe getrieben, wirklich handelt und dadurch die unseligen Conflicte herbeiführt, bleibt die Generalin in ihrer reinen Vaterlandsliebe so gut wie völlig müßig und weicht dem Unglück mehr aus, als daß sie es abzuwehren suchte, ohne daß diese Passivität als ein charakteristischer Zug ihres Wesens hingestellt und als Motiv für ihr trauriges Schicksal benutzt wäre. Uebrigens ist die Anlage der Verwickelung in der ersten Hälfte der Novelle nicht übel und hat der Verfasserin zur lebendigen Ausmalung mehrerer effectvoller Scenen Gelegenheit gegeben, unter denen besonders die zwischen der Gräfin und ihren Kindern, Severin und Jadwiga, sowie zwischen dieser und ihrem Geliebten Stanislaw Dzickonski hervorgehoben zu werden verdienen. In der zweiten Hälfte sinkt die Anziehungskraft der Erzählung bedeutend. Die persönlichen, allgemein menschlichen Interessen werden immer mehr von den politischen, specifisch-polnischen verschlungen, die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse aber ist eine zu summarische, zu sehr im Tone trockener Berichterstattung gehaltene, als daß sie eine wärmere Theilnahme zu erwecken vermöchte. Dazu kommt, daß die Abwickelung der persönlichen wie der staatlichen Conflicte eine gleich traurige und trostlose ist. Von erhebenden oder belebenden Momenten findet sich keine Spur mehr, aber auch den Situationen von ergreifendem Charakter weiß die Verfasserin keine wirklich zu Herzen gehende Wirkung mehr abzugewinnen. Es ist, als ob die Lethargie, in welche sie Jadwiga versinken läßt, auch sie selbst ergriffen hätte, und so kann es nicht ausbleiben, daß auch der Leser davon angesteckt wird. Am wenigsten vermag der Schluß zu befriedigen, denn hier häufen sich eine Masse von Entwickelungsmomenten, welche mit der ursprünglichen Anlage geradezu in Widerspruch stehen. Die Verfasserin wendet hier das Uebergewicht der Sympathie gerade denjenigen Personen zu, gegen die sie bis dahin die Antipathie erweckt. Das mag sehr samaritisch sein; der Leser aber vermag ihr auf diesem Wege nicht zu folgen.

4. Eine Geschichte von damals. Von **Edmund Hoefer**.

Wir haben schon in den einleitenden Bemerkungen gesagt, daß diese Erzählung zu den besten des vorliegenden Jahrgangs gehört. Sofern die darin auftretenden Personen sämmtlich Bauern oder sonstige Landbewohner sind, fällt sie in die Kategorie der Dorfgeschichten; die Interessen aber, um die sie sich

vorzugsweise bewegt, sind allgemeinerer Natur. Von dieser Seite fällt sie in die Klasse derjenigen Erzählungen, bei denen die Spannung und Lösung auf beängstigenden Mystificationen und allmählichen Enthüllungen schauerlicher Antecedentien beruht, die sich um unheimliche, in irgendeine schwere Schuld verstrickte Personen bewegen und ihre Wirkung nicht sowol durch Erscheinungen der Anmuth und Schönheit, als durch die geheime Anziehungskraft des Düstern und Verworrenen, des Spuk- und Schreckhaften üben. In der gegenwärtigen Zeit findet sich für derartige Geschichten kaum noch irgendwo ein Grund und Boden; um so verbreiteter aber waren sie in den ersten Jahrzehnden unsers Jahrhunderts inmitten und im Gefolge der Napoleonischen Kriege, und in diese Zeit hat denn der Autor auch die uns hier vorliegende „Geschichte von damals" verlegt. Sie spielt im Jahre 1813, in den Tagen, als sich allerorts in Deutschland das Verlangen regte, das schmähliche Joch der Fremdherrschaft wieder abzuschütteln, andererseits aber der Glaube an die Unbezwinglichkeit Napoleon's noch zu stark war, als daß sich nicht zu jenem Verlangen auch Scheu und Bangen gesellt hätten. Der Schauplatz der Handlung ist ein verborgener, vom Verkehr mit der übrigen Welt durch Lage und Bodenbeschaffenheit möglichst abgeschiedener Winkel im nordwestlichsten Deutschland; einer jener Landstriche, in denen sich der Widerstand gegen die französische Herrschaft hauptsächlich in der Unterhaltung eines der Continentalsperre entgegenarbeitenden Schmuggelhandels bethätigte. Auch der Buschbauer, der Held des Romans, hat als einer von den geheimen Leitern dieses Schmuggelhandels seinem Patriotismus Genüge gethan, aber sich gerade hierdurch bei seinen Landsleuten in den Verdacht gebracht, ein Spion der Franzosen zu sein. Dies und sein finsteres, unheimliches Wesen, noch mehr aber schauerliche Gerüchte über seine Vergangenheit, denen gegenüber er eine argwohnerweckende Leidenschaftlichkeit und Gereiztheit zeigt, nähren den Glauben, daß er sich des Verbrechens des Brudermordes und anderer Frevelthaten schuldig gemacht habe, während andere Seiten seines Charakters und das Vertrauen, welches gerade die Bessern zu ihm hegen, die Vermuthung unterstützen, daß es nicht wirklich so sein könne, sondern daß er als ein im Grunde seines Wesens ehrenhafter Charakter weit mehr unsere Sympathie als unsere Verurtheilung verdiene. Die hierbei zu lösende Aufgabe, den Leser über den wahren Thatbestand solange wie möglich in der Schwebe zu erhalten und die entgegengesetzten Empfindungen der Scheu und der Theilnahme möglichst hoch zu spannen, ist dem Verfasser trefflich gelungen, und wenn auch die Mittel, welche er hierzu angewandt hat, keine wesentlich neuen sind, so hat er sie doch so lebendig und charakteristisch auszumalen gewußt, daß sie ihre Wirkung nicht leicht verfehlen werden. Minder glücklich zeigt sich die Kunst des Autors in den abwickelnden Partien der Geschichte und in der Charakteristik der Nebenpersonen. Hier zersplittert sich das Interesse zu sehr, und infolge dessen wird auch die Darstellung matter und farbloser. Immerhin fehlt es auch hier nicht an effectvollen Situationen, besonders in denjenigen Partien, welche den Buschbauer unmittelbar betreffen. Dagegen erscheint alles, was sich auf Datlof, den Förster, Gertrud, Regina, Hans, Jochem, den Müller u. s. w. bezieht, zu fragmentarisch und skizzenhaft, als daß man sich recht dafür zu erwärmen vermöchte. Auch die eingeflochtenen Kriegsscenen wollen nicht recht packen, obschon der Verfasser zeigt, daß er sich hier auf einem ihm vertrauten und gern von ihm cultivirten Gebiete bewegt. Um so unverkennbarer hat sich die darstellende Kunst des Autors in den descriptiven Theilen der Novelle bewährt. Ganz besonders verdient in dieser Beziehung die der Erzählung vorangeschickte Schilderung des ihr zum Schauplatz dienenden Terrains hervorgehoben zu werden.

5. **Gefangen und befreit. Vaterländisches Gemälde aus den Jahren 1806—14. Von Julius Mühlfeld.**

Wer Neigung hat, sich über eine Reihe von Ereignissen der im Titel genannten Jahre einen flüchtigen Ueberblick zu verschaffen, kann dieselbe durch dieses Buch wenn nicht in völlig befriedigender, doch bequemer Weise befriedigen. Als Roman ist dasselbe ohne besondere Bedeutung.

6. **Maria Antonia, oder Dresden vor hundert Jahren. Zeitbild von Amely Bölte.**

Die Verfasserin erklärt in einem kurzen Vorworte, daß sie zu dieser Arbeit durch die schmeichelhafte Anerkennung ermuthigt sei, welche ihr biographischer Roman: „Frau von Staël", gefunden habe, bemerkt aber zugleich, daß sie in diesem wie in jenem Werke nicht einen wirklichen Roman, ja nicht einmal eine Combination von Wahrheit und Dichtung, sondern nur einfache Geschichte, nur Wahrheit habe schreiben wollen. Sie hat daher die vorliegende Arbeit auch nur ein „Zeitbild" genannt und demgemäß auf die Forderungen, die man an einen Roman zu machen berechtigt ist, bei ihr noch weniger als bei der ihr vorangegangenen Rücksicht genommen. Wir können dieser Erklärung nur unsern Beifall zollen; andererseits aber müssen wir doch bekennen, daß uns damit der zwitterhafte Charakter dieses Erzeugnisses noch nicht beseitigt erscheint. Hat sich auch die Verfasserin nicht blos vom Namen, sondern auch von der Innehaltung der Gesetze der Romandichtung losgerissen, so hat sie doch immer noch die allgemeine Form und Einkleidung des Romans beibehalten. Zwar componirt und construirt sie nicht wie ein Romandichter, aber sie spricht, sie stilisirt so; sie geht augenscheinlich darauf aus, daß sich das Buch so lesen soll, wie ein Roman, und gerade, indem sie dies im gewissen Sinne erreicht, bewirkt sie, daß man nun doch von ihm auch das verlangt, was ein Roman rücksichtlich seines innern Baues zu leisten hat, und sobald wir erkennen, daß dies Bedürfniß unbefriedigt bleibt, und andererseits auch nicht das entschiedene Gepräge eines biographischen oder Geschichtswerks zu entdecken vermögen, fühlen wir uns ihm gegenüber in der unbehaglichen Lage, die man einer Person gegenüber empfinden würde, von der man nicht wüßte, ob sie Mann oder Weib sei. Ein Werk, das sich nur Mittheilung der Wahrheit zur Aufgabe macht, soll sich eben nicht wie ein Roman lesen, es soll im Gegentheil alles vermeiden, was die Meinung aufkommen läßt, als sei es dem Autor doch eigentlich mehr um Unterhaltung und Zeitvertreib, als um einfache Darlegung des Thatsächlichen zu thun. Darum braucht ein solches Werk nicht um ein Haar breit minder interessant und spannend, auch nicht minder wohlgefällig in der Form und Darstellung zu sein als der vortrefflichste Roman; aber es muß diese Wirkung durch ganz andere Mittel und Eigenschaften erreichen als der Roman, es darf in Ton und Haltung nirgends die der Biographie oder Geschichtschreibung charakteristische Form verleugnen, nirgends durch geborgte Reize anlocken und fesseln wollen. Was sich für die Dichtung schickt, geziemt sich nicht für die Sprache der Wahrheit. Die Dichtung ist einmal im gewissen Sinne Illusion; sie darf sich daher, wo es ihren Zwecken dient, auch die Darstellungsweise der Wahrheit aneignen; aber für die Wahrheit existirt schlechterdings kein Grund, sich mit den Reizmitteln der Fiction herauszuputzen. Thut sie es dennoch, so erscheint sie als eine geschminkte Wahrheit, und eine solche ist keine Wahrheit mehr. Abgesehen von dem hier berührten Cardinalfehler des Buchs, den die weiblichen Leser desselben wahrscheinlich weniger empfinden werden als die männlichen, enthält dasselbe viele interessante Einzelheiten, indem es vor den Augen des Lesers theils eine große Anzahl historisch bedeutsamer Persönlichkeiten, (z. B. außer der geistreichen Fürstin, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, König August III., Kurfürst Friedrich Christian, Graf Brühl, Ismael und Rafael Mengs, der Kapellmeister Hasse, dessen Frau Faustina, die Sängerin Mingotti, Herr und Frau Gottsched, Friedrich II., den Architekten Chiaveri, Rabener, Voltaire u. a.), theils charakteristische Züge und Schilderungen aus dem damaligen Hof- und Culturleben vorüberführt, manches freilich sehr aphoristisch und sporadisch, anderes aber auch in recht frisch und lebendig ausgemalten Bildern. Von gleicher Anziehungs-

kraft wie ihre „Frau von Staël" ist jedoch dieses Zeitbild nicht, schon darum nicht, weil sich sein Inhalt zu einer romanhaften Einkleidung weit weniger eignet, als das Leben jener interessanten Frau; außerdem aber hat sich die Verfasserin auch in der Darstellung hier mehr als dort gehen lassen.

7. Gertrud. Roman von Ernst Fritze. Vier Bände.

Die Zeit, in welcher dieser Roman spielt, ist im allgemeinen dieselbe, wie die des eben besprochenen Zeitbildes, und auch der Schauplatz beider Geschichten fällt stellenweis zusammen. Selbstverständlich haben beide auch denselben historischen Hintergrund, nämlich die Zeiten vor und während des Siebenjährigen Kriegs, und zum Theil begegnen wir in ihnen auch denselben historischen Persönlichkeiten. Im übrigen aber besteht zwischen ihnen keinerlei Art von Aehnlichkeit. Zwar will auch dieser Roman nicht Erfindung, sondern eine aus Familienpapieren geschöpfte Wahrheit sein; aber gesetzt auch, daß dem so sei, trägt er dennoch in seiner ganzen Anlage und Ausführung das Gepräge eines wirklichen, im ganzen kunstgerecht gebauten Romans und erfüllt auch in der Art und Weise, wie er geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten seinem eigenen Verlaufe einverleibt, die Anforderungen, welche die Aesthetik an diese Kunstform zu machen berechtigt ist. Unter dem, was wir bisjetzt von Ernst Fritze gelesen haben, ist diese Arbeit das weitaus Gelungenste. Hafteten nicht an ihr, wie an fast allen Erzeugnissen der gegenwärtigen Romanliteratur, auch einige Spuren industrieller Technik, wäre namentlich den ernsten Conflicten eine noch gründlichere, mehr in die Tiefe gehende Behandlung zu Theil geworden und besäße der Schluß dieselbe gedrungene und wohlgegliederte Form wie der treffliche Eingang, so würde sie nicht blos von seiten ihres anziehenden Inhalts, sondern auch von seiten ihrer künstlerischen Gestaltung und Durcharbeitung zu den werthvollsten Producten der heutigen Romandichtung gezählt werden dürfen. Aber auch so, wie sie ist, übertrifft sie von seiten ihres Baues die große Mehrzahl der mit ihr concurrirenden Arbeiten, und man erfreut sich der planvollen Art und Weise, in welcher ein reicher, mannichfaltiger Stoff in ihr durchgearbeitet ist, um so mehr, je seltener man noch in unsern Tagen einem Sinne und Talent für einheitliche Composition und Organisation begegnet. Nicht minder befriedigt sie durch ihren Stoff, mag man dabei an das Ensemble der verschiedenen Persönlichkeiten oder an den Verlauf der Fabel mit ihren wechselnden Ereignissen und Situationen, oder an den darin sich abspiegelnden Gedankengehalt denken. Unter den Personen ist vor allen Gertrud, also die Haupt- und Titelheldin, eine durch Beweglichkeit, Anmuth und Schalkhaftigkeit reizende Gestalt, ebenso anziehend durch ihre Schwächen, wie durch ihre Vorzüge, in allen ihren Unarten und Verirrungen einen kerngesunden Verstand und ein treues Gemüth bewahrend, von unerschöpflicher Geistesfrische und Liebenswürdigkeit, kurz ein Exemplar bezaubernder Weiblichkeit nicht von der idealsten, aber unwiderstehlichsten Gattung. Nicht in demselben Grade wie die allgemeine Anlage und Zeichnung ist dem Autor die Entwickelung derselben gelungen. Hier ist ihm der Fehler begegnet, daß sie eigentlich den höchsten Reiz im Anfang ausübt, indem ihr später nie wieder eine so gute Gelegenheit geboten wird, die Lichtseiten ihres Naturells zu entfalten, als in der Art und Weise, wie sie den Plänen der hyperidealistischen Frau von Wallbott entgegenwirkt. Inzwischen bleibt sie doch immer reizend genug, um uns bis zum Schluß dauernd zu fesseln, wenngleich man die Schlußkatastrophe selbst ein wenig anders zu haben wünscht. Auch die zahlreichen übrigen Personen sind größtentheils interessante, sich gut gegeneinander abhebende Figuren. Zu den bestausgeführten gehören die schon genannte Frau von Wallbott, deren Neffe Alexander, Margareth, Herr und Frau von Pröhl, der Domherr, der Feldmarschall, der Prinz im Forsthause u. s. w.; auch Rittberg und Elvire sind von wohlthuender Wirkung, nur treten sie zuletzt allzu sehr in den Hintergrund. Weniger haben uns die beiden Liebhaber, Graf Levin und Junker Wolf, zu befriedigen vermocht. Ersterer ist allzu sehr vom Zuschnitt eines Romanhelden, wie ihn sich eine weibliche Phantasie auszumalen liebt; letzterm ist zu wenig Gelegenheit geboten, sich durch Activität auszuzeichnen. Ueber andere kleine Schwächen des Romans sieht man bei seinen sonstigen Vorzügen gern hinweg. Wenn z. B. das Citat der Lichtwer'schen Moral: „Blinder Eifer schadet nur!" eine Erinnerung an Gellert enthalten soll, oder wenn auch vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs von einem Krüppel erzählt wird, daß er seine beiden Beine in der Schlacht bei Kunersdorf verloren habe, so beruhen solche Irrungen jedenfalls nur auf augenblicklichen Gedächtniß fehlen.

8. Pugačew. Geschichtlicher Roman von F. Isidor Proschko. Zwei Bände.

Wir gehören nicht zu denen, welche für ein Drama oder einen Roman die aristotelische Einheit des Orts und der Zeit fordern; aber der Verfasser des vorliegenden Romans gestattet doch der Willkür in dieser Beziehung ein gar zu freies Spiel. Nachdem das erste Kapitel desselben am Wolgagebirge, das zweite und dritte zu Petersburg gespielt hat, versetzt uns das vierte plötzlich in die Santa-Casa zu Lissabon und mit einem noch kühnern Sprunge in ein weißes Häuschen an den Ufern des Potomac in Nordamerika, um uns im fünften wieder in Lissabon das Erdbeben von 1755 miterleben und im sechsten an der Seite Kleist's die Schlacht von Kunersdorf mitmachen zu lassen. Erst im siebenten Kapitel gelangen wir wieder nach Petersburg, um von jetzt an wenigstens in den Grenzen des großen Russenreichs zu bleiben. Glimpflicher wird mit der Zeit umgegangen; gleichwol sieht man nicht wohl ein, warum, um zu Pugačew zu gelangen, von den Ereignissen, die in den fünf ersten Kapiteln erzählt werden, ausgeholt werden muß. Alles dies ließe man sich jedoch gern gefallen, wenn wenigstens dabei eine wirkliche Einheit der Handlung bestände. Aber mit dieser steht es fast am allerschlimmsten aus. Die Ereignisse, die in dem ersten Viertel des Romans behandelt werden, nehmen jedes für sich ein so selbständiges Interesse in Anspruch, daß sie nichts weniger als geeignet erscheinen, uns auf die Geschichte Pugačew's vorzubereiten. Im Gegentheil, wenn endlich der Verfasser dazu kommt, auch unser Interesse für den Helden des Romans in Anspruch zu nehmen, fühlt man sich bereits zu oft umsonst angeregt, als daß man Lust hätte, sich noch einmal in Spannung versetzen zu lassen, noch dazu für einen Menschen, wie Pugačew nach der Zeichnung des Autors ist. Schon die Art und Weise, wie der Verfasser seinen Helden einführt, ist die verfehlteste, die es geben kann; denn derselbe erscheint dabei nicht nur als eine brutale und gemeine, sondern auch als eine verschwindende, fast bedeutungslos nebenherlaufende Person, vermag also durch nichts eine erhöhte Theilnahme für sich zu erwecken, weder im guten noch im schlimmen Sinne. Aber auch im Fortgange des Romans gelangt Pugačew nie zu derjenigen Bedeutung, die der Mittelpunkt einer Geschichte besitzen muß, und daher kommt es, daß es dem Roman an jeder Concentration und innern Einheit fehlt. Im einzelnen enthält er mehrere mit lebendigen Farben ausgemalte Scenen und Naturschilderungen und manches, was von ethnographischem oder culturhistorischem Interesse ist. Wenn es dem Autor gelänge, dem Vorrath an Kraft und Stoff, welcher ihm zur Verfügung steht, eine mehr centripetale als centrifugale Richtung zu geben, dann würde er gewiß im Gebiet des historischen Romans etwas recht Tüchtiges zu leisten vermögen. Er brauchte sich dann nicht mit dem Surrogat einer so künstlich-phantastischen Zusammenfassung, wie er sie in dieser Arbeit durch die Figuren des Grafen St.-Germain, Mazzarini's und Franklin's zu erreichen gesucht hat, zu behelfen.

9. Záwis von Rosenberg, genannt von Falkenstein. Historischer Roman von Elfried von Taura. Drei Bände.

Ein sehr reichhaltiger und in vielem Betracht durch neuen Stoff und geschickte Verarbeitung desselben anziehender Roman, dabei jedoch etwas breit in Anlage und Ausführung, stellen-

weise monoton und farbenmatt, und um einen Conflict sich bewegend, dem sich weder ein tragisch-erschütternder, noch ein harmonisch-versöhnender Ausgang geben ließ. Zäwis von Rosenberg ist eine im Grunde seines Herzens edle, patriotische, maßhaltende, nur das Rechte und Gute erstrebende Natur; aber trotzdem läßt er sich durch eine seltsame Verkettung von Umständen dazu verleiten, die Schuld der Bigamie auf sich zu laden. Die Motive, denen er dabei nachgibt, sind an sich keine schlechthin verwerflichen, ja vorherrschend anerkennungswerthe und Theilnahme erweckende. Darum würde es als eine Härte erscheinen, ihn dafür zu Grunde gehen zu lassen. Andererseits aber ist er dabei doch nicht ohne Schuld: denn er hat gehandelt, ohne sich die Folgen seiner Handlungsweise vollkommen klar zu machen, ohne sich zum Bewußtsein zu bringen, daß er damit nothwendig eine der beiden Frauen unglücklich machen und sich an dem herrschenden Sittengesetz versündigen mußte. Dafür durfte er nicht ungestraft bleiben. Mit Rücksicht auf dieses Doppelverhältniß hat es der Verfasser für zweckmäßig gehalten, ihn nur dadurch zu strafen, daß er eine Zeit lang die Nemesis über seinem Haupte schweben, dann aber die von ihm verleugnete Gemahlin selbst seine Rettung bewirken läßt. Ob dieser Ausgang historisch oder vom Autor erfunden ist, wissen wir nicht; jedenfalls dürfte sich kaum ein den Vorgängen entsprechenderer ausfindig machen lassen. Trotzdem vermag er den Bedürfnissen des ästhetischen Gefühls nicht ganz zu genügen, denn er hat das Unangenehme, daß man weder recht kalt noch recht warm dabei werden. Außerdem beleidigt er auch noch dadurch, daß in ihm die Interessen des Herzens und der einfach natürlichen Empfindungen denen der conventionellen und politischen Verhältnisse geopfert werden, und dafür vermag man sich um so weniger zu erwärmen, als die damaligen Zustände Böhmens kaum eines solchen Opfers werth erscheinen. Unter den Figuren des Romans sind außer Zäwis besonders die Königin, Dalemil, Libussa, Jobok und Sezema von charakteristischer Ausprägung; auch dem Fräulein Ludmila und Berchtold von Emerberg fehlt dieselbe nicht; aber beide Figuren sind von einer fast widerwärtigen Wirkung; der Verfasser hat es nicht recht verstanden, dem bösen Princip diejenigen Seiten abzugewinnen, die es vorzugsweise für die Poesie interessant machen. Auch steht die Bedeutung, die diesen Personen zu Anfang des Romans beigelegt ist, mit derjenigen, die sie im weitern Verlauf desselben haben, in keinem richtigen Verhältniß. Mit der Einführung farbloser Nebenfiguren hätte der Verfasser sparsamer sein sollen. In langen Registern böhmischer Namen liegt wahrlich nichts Anziehendes.

10. Der Fürstensohn. Erzählung von F. Schregel.

Der Verfasser erzählt in dieser Novelle die Erlebnisse eines jungen Fürstensohns, der als schlichter Wanderer in die Fremde geht, um unerkannt eine bessere Kenntniß der Menschen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu gewinnen, und deutet sodann auf die guten Früchte, die dies Unternehmen trägt. Gewissermaßen soll also sein Buch eine Art Fürstenschule sein und der Grundgedanke desselben ist soweit ein ziemlich gewichtiger; dem entgegen aber erscheint die Auflösung überaus unzulänglich und schwächlich. Das Ganze schmeckt sehr nach dem Product eines schüchternen theologischen Candidaten, der sich vorübergehend auch einmal mit der Aufgabe eines Prinzenerziehers beschäftigt hat und dabei zu dem Resultat gekommen ist, daß es einem Prinzen gar nicht schaden könnte, wenn er einmal ähnliche Erfahrungen, wie er selbst, durchzumachen hätte. Innerhalb dieses Horizonts etwa bewegt sich die Weltanschauung des Verfassers.

11. Kaiser Leopold der Zweite und seine Zeit. Historischer Roman von L. Mühlbach. Drei Bände.

Von seiten der unterhaltenden und spannenden Kraft seines Inhalts und einer pikanten und lebendig anschaulichen Charakteristik interessanter historischer Persönlichkeiten ist dieser Roman vielleicht der gelungenste des ganzen Jahrgangs. In erster Beziehung zeichnen sich besonders die in Paris und Brüssel spielenden Scenen, welche sich um einen Fluchtversuch der bourbonischen Königsfamilie unter Mitwirkung der Amazone Theroigne de Méricourt und die hieraus sich entwickelnden Abenteuer dieser Dame bewegen, und einzelne Auftritte in der Geschichte der Gräfin von Wolkenstein aus; in letzter Beziehung ist besonders das Bild des alten Fürsten von Kaunitz, des sogenannten Kutschers der europäischen Politik, in ebenso scharfen wie ergötzlichen Zügen ausgeführt; außer ihm sind aber auch Kaiser Leopold, Baron Thugut, Victoria von Poutat, Fürst von Liechtenstein, Barnave, General Bischofswerder u. a. mehr oder minder interessante und lebendig vergegenwärtigte Figuren, wenn auch nur wenige derselben eine tiefere Sympathie zu erwecken vermögen. Weit weniger leistet der Roman von seiten seiner künstlerischen Composition und in der sprachlichen Form des Gedankenausdrucks, besonders innerhalb der Gespräche und Selbstgespräche. Als Ganzes betrachtet ist der Roman von einem äußerst lockern Bau. Seine Einheit besteht in der That kaum in etwas anderm als darin, daß er mit dem Regierungsantritt Leopold's II. beginnt und mit dem Tode desselben schließt. Danach scheint es, als werde der Kaiser der eigentliche Held und Mittelpunkt desselben sein. Dem ist aber nicht so. Die Ereignisse bewegen sich zwar größtentheils um ihn und werden theils von ihm angeregt, theils von ihm aufgehalten; aber trotzdem ist er nicht diejenige Person, die vorzugsweise unser Interesse zu erwecken im Stande wäre, weil er nicht mit Klarheit und Entschiedenheit irgendein wünschens- oder fliehenswerthes Ziel erstrebt, sondern sich trotz hervorragender Eigenschaften des Gemüths und Verstandes schwach und unentschlossen zwischen entgegengesetzten Tendenzen hin- und herbewegt und von vornherein zu klar erkennen läßt, daß er den Keim des Todes in sich trägt. Unter solchen Umständen erhalten die peripherischen Elemente dem Centrum gegenüber ein gar zu großes Uebergewicht; diese selbst aber stehen zueinander in so losem Verhältniß, daß sie sich mehr nebeneinander her und zwischeneinander durch, als in organischen Wechselbeziehungen für- und gegeneinander bewegen. Jedes derselben hat einen ziemlich selbständigen Verlauf, und fast keins derselben gelangt zu einem befriedigenden Abschluß. Demgemäß befriedigt der Roman mehr während des Lesens, als nach demselben. Bei der Lectüre selbst aber empfindet man zuweilen recht unangenehm die der Verfasserin allzu bequem und leicht vom Munde fließende Diction. Die Reden, welche sie ihre Personen mit sich und andern halten läßt, sind gar zu oft nichts weiter als Worte, Worte, Worte, die mehr aus dem Bedürfniß nach Zungenbewegung als wirklichen Empfindungen und Gedanken entsprungen zu sein scheinen. Wir zweifeln zwar nicht, daß ein großer Kreis der Leser gerade an dieser Ausdrucksweise Gefallen finden mag. Dennoch thut es uns leid, daß die Verfasserin diesem Geschmack allzu entgegenkommend huldigt. In nicht wenig Stellen beweist sie, daß sie sich auch gehaltvoller und conciser auszudrücken versteht. Sie sollte sich also angelegen sein lassen, in ihren Leistungen nirgends hinter ihren sehr achtungswerthen Kräften zurückzubleiben.

Nachdem wir eine Reihe von Jahren hindurch die Leistungen der vorliegenden Romanbibliothek und auch noch voranstehend den funfzehnten Jahrgang in mehr oder minder eingehender Weise besprochen haben, glauben wir uns in Betreff ihrer beiden letzten Jahrgänge, des sechzehnten und siebzehnten, mit einer summarischen Anzeige derselben begnügen zu dürfen. Nach denjenigen Gaben, die uns bisjetzt davon zugegangen sind, zu urtheilen, hat der allgemeine Charakter der Sammlung keine wesentliche Veränderung erlitten. Der historische und culturhistorische Roman spielt darin noch immer die Hauptrolle, doch sind daneben auch der sociale Roman, der Familienroman, der Tendenzroman und die Novelle vertreten. Die Stoffe zu den historischen Romanen sind aus sehr verschiedenen Gebieten geschöpft; in der Art und Weise, sie zu behandeln, da-

gegen herrscht weniger Mannichfaltigkeit. Die meisten derselben tragen deutlich erkennbar das Gepräge von Producten, wie sie aus der Verbindung des Talents mit der Industrie hervorzugehen pflegen. Phantasie und künstlerische Gestaltung sind dabei in der Regel nicht allzu sehr in Thätigkeit gesetzt. Man begnügt sich, Geschichtswerke, Biographien, Memoiren oder Ereignisse des täglichen Lebens auszubeuten und so zu verarbeiten, daß man damit im höhern oder niedern Grade das Bedürfniß nach Unterhaltung und Belehrung zu befriedigen vermag. Tiefer ist selten der Ursprung, höher selten der Zweck dieser Erscheinungen. Das große Publikum unserer Zeit verlangt nicht mehr, und für das große Publikum arbeitet man.

Früher zerfiel das Publikum in verschiedene Schichten. Es gab unter ihm durchgebildete, halbgebildete, ungebildete Leser, und für jede dieser Bildungsstufen gab es verschiedene Schriftsteller. Wer für die Elite schrieb, verzichtete darauf, in die Masse zu dringen; und wer nach der Gunst der Massen strebte, dachte nicht daran, die Kenner zu befriedigen. An Gradunterschieden der Bildung fehlt es auch heute nicht; aber die Abstufungen sind so gering, die Uebergänge so unmerkliche, daß zwischen den Höchstgebildeten und zwischen den Mindestgebildeten nirgends eine scharfgezogene Grenze zu entdecken ist, daß die Zahl derer, die überhaupt lesen, nur noch eine einzige, ungegliederte, unterschiedslos ineinander verschwimmende Gesammtmasse bildet. Zufolge dessen fehlt dem Schriftsteller eine klare, bestimmte Vorstellung von den Bedürfnissen und Ansprüchen derer, für die er eigentlich schafft. Soll er für die Durchgebildeten schreiben, die sich in keiner Weise als eine besondere Fraction der Gesellschaft mit bestimmten Neigungen und Forderungen von den übrigen abheben? Soll er für Halbgebildete oder Ungebildete schreiben, jetzt, wo keiner mehr als halb- oder ungebildet gelten mag, wo der Geschmack des Kammer- und Stubenmädchens mit dem Geschmack ihrer Herrin nicht blos in Betreff der Crinoline und des Kleiderschnitts, sondern auch in Betracht der Lectüre und des Theaterbesuchs auf gleicher Höhe zu stehen strebt und nicht selten auch wirklich steht? Das eine würde so mislich sein wie das andere; also bleibt ihm nichts übrig, als für alle zu schreiben. Es zwingt ihn hierzu die Beschaffenheit des heutigen Publikums, der vorherrschend industrielle Charakter des jetzigen Buchhandels und der ganze Zug unserer alles applanirenden und nivellirenden, in jeder Beziehung nach Volksthümlichkeit ringenden Zeit; und die unausbleibliche Folge hiervon ist, daß er sich, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nicht über eine gewisse mittlere, von allen gleich leicht zu erreichende Höhe erhebt, daß der Durchschnittswerth seiner Leistungen auch nur dem Durchschnittsmaß der gerade herrschenden Forderungen entspricht.

So betrachtet, erscheint das „Album" als ein echtes Kind unserer Zeit. Zwischen den besten und den schwächsten seiner einzelnen Arbeiten besteht zwar, wie sich schon aus den Namen seiner verschiedenen Mitarbeiter entnehmen läßt, immer noch ein sehr beträchtlicher Unterschied; aber über die Höhen des Mittelgebirgs erheben sich nur sehr wenige derselben. Dies gilt, soweit sie uns bekannt geworden, von seinen neuesten, wie von seinen frühern Jahrgängen.

Wie der allgemeine Charakter seiner Gaben, so ist auch der Grundstamm seiner Mitarbeiter derselbe geblieben. Wie vordem begegnen wir auch neuerdings den Namen Levin Schücking, Edmund Hoefer, Ernst Fritze, L. Mühlbach, Elfried von Taura, Bernd von Guseck, Isidor Proschko, Luise Otto, Julie Burow u. s. w., und als neu Hinzugekommene bieten sich nur Jakob Corvinus, Marie Norden, Ernst Hellmuth, Haas und einige Neulinge, wie Rublack, Buch und Wachberg dar, deren Beiträge noch nicht bis zu uns gelangt sind.

Unter den Arbeiten der ältern Contribuenten entsprechen die meisten rücksichtlich ihrer allgemeinen Beschaffenheit den frühern Leistungen derselben Schriftsteller. Ernst Fritze in „Idalium" und „Die Erben von Wollun" und Edmund Hoefer in der zweibändigen Erzählung „Der große Baron", bringen wieder Familiengeschichten und bewähren dabei ihre gewohnte Gewandtheit in Auffassung und Reproduction von Personen und Zuständen; aber in der Wahl des Stoffs sind sie weniger glücklich als in ihren zuletzt von uns besprochenen Arbeiten gewesen. Darunter hat auch die Behandlung und Darstellung, namentlich die Composition des Ganzen gelitten. Fritze bewegt sich mehr als sonst im Gebiet eines angekränkelten Gefühlslebens, und hier weiß er weit weniger die interessanten Seiten hervorzuheben als bei der Zeichnung praktischer und lebenslustiger Figuren. Sein „Idalium" leidet außerdem an einer Zersplitterung des Interesses und an dem stets unangenehm wirkenden Umstande, daß sich seine Geschichte mehr um Ereignisse der Vergangenheit als der Gegenwart dreht. Das letztere ist auch bei Hoefer's „Großem Baron" der Fall. Diesem schadet außerdem noch, daß der Titelheld des Romans anfangs weit bedeutender hingestellt wird, als er später erscheint, weil die Conflicte, die er durchzumachen hat, kaum Conflicte zu nennen sind.

L. Mühlbach gibt in dem zweibändigen Lebensbilde „Franz Rákóczy" einen recht unterhaltenden Ueberblick über die Kämpfe der Rákóczys mit dem Hause Oesterreich, jedoch nicht in Form eines Romans, sondern eines popularisirten Geschichtsbildes. Die Bedeutung, welche sie Rákóczy in der Einleitung beilegt, hat sie im Werke selbst nicht herauszuarbeiten vermocht. Ueberhaupt ist der Titel des Buchs dem Inhalt nicht ganz gemäß. Im ganzen ersten Bande ist von Franz Rákóczy II. kaum die Rede, und selbst im zweiten wird er erst nach und nach zur eigentlichen Hauptperson. Weit besser ist der Verfasserin die Zeichnung seiner Mutter und Großmutter gelungen.

Der historische Roman „Ein böhmischer Student" von Isidor Proschko zeigt uns den Autor anfangs wieder in der ihm eigenthümlichen Neigung, sich in wunderlichen Zickzacksprüngen über Zeit und Raum hinwegzusetzen; gegen das Ende wird jedoch seine Darstellung gehaltener und regelrechter, und im ganzen dürfen wir dieser Composition vor seinem „Pugacew" entschieden den Vorzug geben.

Luise Otto's „Schultheißentöchter von Nürnberg" sind, obwol für sich verständlich, eine Fortsetzung ihres frühern Romans „Nürnberg". Der Baubruder Ulrich ist auch hier wieder die Hauptfigur. Er erhält aufs neue mehrfach Gelegenheit, bedrohte Frauen und Jungfrauen in seinen Schutz zu nehmen, zugleich aber fühlt die Verfasserin ein menschliches Rühren und läßt ihn schließlich auch selbst durch ein ihn aus seiner Verlassenheit erlösendes Wesen beglückt werden. Auch Albrecht Dürer, Willibald Pirkheimer u. a. kommen wieder vor, und dies gibt der Verfasserin wieder Anlaß zu einigen culturhistorischen Excursen. Im ganzen ist jedoch dieser Roman in diesem Betracht weniger ausgiebig als der vorige, dafür aber reicher an Handlungen und Ereignissen.

Der historische Roman „Ein Bürgermeister" von Julie Burow und „Karl Gustav" von Bernd von Guseck enthalten beide spannende Verwickelungen und gelungene Zeichnungen von Zeitverhältnissen und Persönlichkeiten, in ihrem Schluß aber sind sie sehr unbefriedigend.

Dem vierbändigen Roman von Julius Mühlfeld: „Ehre", obschon er gegen eine frühere Arbeit des Autors einen Fortschritt bekundet, wäre sehr zu wünschen, daß er von seiten der Qualität ebenso viel leistete als in quantitativer Beziehung. Gar manches schmeckt darin noch nach einer unausgereiften Lebensanschauung. Aber es wird wol unter den Leserinnen auch solche geben, denen gerade dies am besten gefällt.

Die kleinste, aber nicht geringste unter den uns hier beschäftigenden Gaben ist eine Novelle: „Junge Anfänger", von Gustav Höcker. Sie erzählt in humoristischer Weise, wie ein paar junge Anfänger als Compagnons ein Tabacksgeschäft begründen, zu dem Leidlich das Geld, Druck das Talent hergibt, wie sich beide in eine und dieselbe reiche Erbin verlieben und Talent und Liebenswürdigkeit über Geld und Speculation den Sieg davontragen. Der Verfasser zeigt, daß er in dieser Sphäre wohl zu Hause ist, mit offenem Auge beobachtet und das Beobachtete mit Laune wiederzugeben versteht. Dies verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als diese kleine Gabe

auf dem Titel und im Verzeichniß gar nicht genannt ist, jedenfalls aber mehr Ergötzliches bietet, als viele der bändefüllenden Romane. Der Sentimentalität und Ueberschwenglichkeit, an welcher ein früherer Roman des Autors litt, ist er hier mit richtigem Takt aus dem Wege gegangen.

Unter den uns zugegangenen Beiträgen von neuen Mitarbeitern sind uns „Der heilige Born“ von **Jakob Corvinus**, „Apoll von Byzanz“ von **Ernst Hellmuth** und „Die Passauer in Prag“ von **C. G. Haas** als die unterhaltendsten erschienen. Die erste dieser Arbeiten schildert in theils ernster, theils scherzhafter Form das tolle und wunderliche Treiben um den Gesundbrunnen von Pyrmont um das Jahr 1556, wo dieser schon früher bekannte Heilquell dergestalt zu Ruhm und Ansehen gelangte, daß daselbst aus allen Ländern Europas über 10000 Menschen, Kranke und Gesunde, Krämer und Müßiggänger, Schwindler und Abenteurer, zusammenströmten und den Besitzer des Wunderquells, den Grafen von Pyrmont, in große Gefahr brachten, im allgemeinen Wirrwar selbst verwirrt zu werden. Der Verfasser hat seinen Stoff aus alten Chroniken geschöpft und liefert uns demzufolge mehrere recht ergötzliche Sittenbilder aus damaliger Zeit, zum Theil mit Beibehaltung des damaligen Chronikenstils. Schade ist, daß er hierbei nicht das rechte Maß innegehalten und andere Partien dazwischen gebracht hat, deren Ton und Darstellung zu jenem Stil nicht recht stimmen will. Der Hellmuth'sche Roman behandelt das tragische Geschick des französischen Dichters André Chénier, der bekanntlich als Verfasser von Ludwig's XVI. Appellation an das Volk im Jahre 1794 der Guillotine verfiel. Die bewegte Zeit, der interessante Schauplatz und eine große Anzahl historisch wichtiger Persönlichkeiten verleihen dem Roman ein vorwiegend stoffliches Interesse. Bezüglich der Darstellung bewegt er sich auf der gewöhnlichen Heerstraße. Der Roman von Haas spielt zur Zeit des Kaisers Rudolf II. zu Prag und hat die Bewegungen zum Hintergrunde, unter denen Rudolf seinem Bruder Matthias erlag. Auch ihm fehlt es nicht an interessanten Charakteren und Situationen, jedoch ist ihm nicht günstig, daß die Zeit Rudolf's von den Romanen des Albums schon allzu sehr ausgebeutet ist. Der Autor ist jedenfalls nicht ohne Talent; namentlich verräth er Neigung und Befähigung für das Komische.

Minder hoffnungerweckend und mehr einem frühern, als dem jetzigen Geschmack entsprechend ist „Columbus und seine Zeit“ von **Marie Norden**. Außer der Geschichte des Columbus werden darin auch die Kriege mit den Mauren in Scene gesetzt.

Die von uns unerwähnt gebliebenen Romane dieser beiden Jahrgänge sind uns entweder noch nicht zu Gesicht gekommen oder haben uns zu keinen besondern Bemerkungen Gelegenheit gegeben. 11.

Biographische Erinnerungen an Justinus Kerner.

Justinus Kerner und das Körnerhaus zu Weinsberg. Gedenkblätter aus des Dichters Leben. Von **Aimé Reinhard**. Mit drei artistischen Beilagen. Tübingen, Osiander. 1862. 8. 15 Ngr.

Schon mehrfach haben wir in unsern Besprechungen von Biographien neuerer deutscher Dichter darauf hingewiesen, daß sie meist das Interesse nicht gewähren, welches die Lebensläufe der großen Dichter des vorigen Jahrhunderts in uns erwecken. Das Leben der letztern, eines Lessing, Herder, Goethe, Schiller erscheint uns wie ein fast ununterbrochener Entwickelungsproceß, der zu immer größerer Läuterung und Vervollkommnung führt. Sie schufen, im schweren harten Kampfe, sich aus sich selbst; im Reiche der höhern sittlichen und humanen Ideen lebend, suchten sie sich klar zu machen über Fragen, die dem Menschen als die höchsten gelten müssen, und sich künstlerisch zu vollenden; täglich Buch über sich führend und sich über sich selbst Rechenschaft gebend, kannten sie keinen Stillstand, sondern nur unablässige Entwickelung. Wie sie mitten in der Idee der Menschheit lebten, so lebte auch die Menschheit selbst mit und in ihnen eine ganze Epoche durch. Die Briefwechsel, die sie mit andern geistbegabten Männern und Frauen führten, zielten alle dahin ab, sich über die wichtigsten Materien wie über sich selbst, ihre Fähigkeiten und ihre Mission Aufklärung zu verschaffen. Daher auch die Fülle von Ideen und instructiven Gesichtspunkten, in Lessing's, Herder's, Goethe's und Schiller's Briefen, die für uns Nachlebende einen fast unerschöpflichen Bildungs- und Veredlungsstoff enthalten; daher die erstaunlichen Entwickelungen, welche zwischen den ersten Lustspielversuchen Lessing's und seinem „Nathan“, zwischen den „Räubern“ und „Wallenstein“ oder „Wilhelm Tell“, zwischen „Werther“ und „Wilhelm Meister“, zwischen „Götz von Berlichingen“ und „Torquato Tasso“ oder innerhalb nur der einen Dichtung, dem Goethe'schen „Faust“ liegen.

Anders verhält es sich in der Regel, wir wollen keineswegs sagen immer, bei den Dichtern neuerer und neuester Zeit. Diese empfangen meist die überlieferten Resultate der Bildung, begnügen sich mit ihnen und wirthschaften damit auf einer kleinen Parzelle, die als sogenannte „Specialität“ ihrer persönlichen Neigung am besten zusagt. Sie beherrschen einen gewissen individuell abgeschlossenen kleinen Kreis von Ideen und Empfindungen, streben aber über ihn nicht hinaus, um zu etwas Höherm und Allgemeinem zu gelangen; ja sie weisen, was sie in ihrer Individualität und Selbstgenügsamkeit zu stören droht, meist ohne weiteres ab. Bei so von Haus aus mit sich selbst zufriedenen Menschen wird von einem wirklichen Streben nach immer höherer sittlicher und geistiger Vervollkommnung nicht wohl die Rede sein können. Sie sind gemeinhin schon fertig bei ihrem ersten Auftreten und bleiben meist auch so; ihre Grundanschauungen und Empfindungen erweitern oder modificiren sich wenig oder gar nicht, und man muß schon zufrieden sein, wenn diese sich nicht im Laufe der Zeit sogar verengern und immer nur individueller und capriciöser werden. In ihren kleinen Gebieten bringen sie es wol bis zu einer oft blendenden Virtuosität, die aber nicht immer von Manier frei ist; sie haben auch wol Empfindungen, die zum Herzen sprechen, und melodische Töne, die schmeichelnd an das Ohr klingen; aber der große Stil fehlt meistens den Menschen, wie ihren Leistungen.

In Nr. 28 d. Bl. nahmen wir Gelegenheit, einige Schriften über Ludwig Uhland zu besprechen, und heute haben wir es mit einer biographischen Schrift über seinen Freund Justinus Kerner zu thun. Man sieht, die Schwaben halten etwas auf ihre dichtenden Landsleute, was wir ihnen übrigens nicht gerade zum Tadel anrechnen; kaum sinkt ein schwäbischer Dichter ins Grab, so findet sich auch alsbald ein gemüthlicher Landsmann, der ihn in das Leichentuch eines längern Nekrologs oder einer Biographie wickelt und so eingewickelt dem Publikum darreicht. Im Norden wenigstens findet man diese landsmannschaftliche Gesinnung viel weniger, und es ist sehr die Frage, ob sich geeigneten Augenblicks die Pommern für ihren Prutz, die Lippe-Detmolder für ihren Freiligrath und die Lübecker für ihren Geibel in gleicher Weise echauffiren werden. Gemüthswärme und Erregbarkeit findet man eben im deutschen Süden mehr als im Norden, wo alles feiner und schärfer geschliffen, aber auch kälter und berechneter ist und jede Aufwallung unter Controle des nüchternen Verstandes steht. Mangel an Herzenswärme schließt freilich keineswegs immer die Phrase aus, die ja so häufig dazu dient und darauf berechnet ist, diesen Mangel zu verdecken.

Doch wir haben hier von Justinus Kerner zu sprechen. Wir stehen nicht an zu sagen, daß, wenn sein Freund Uhland als Künstler höher steht und namentlich in der Ballade Vollkommeneres, zum Theil Vollkommenes und Vollkommenstes geleistet hat, Justinus Kerner doch lyrisch tiefer und inniger, man möchte auch sagen kindlicher empfand. Durch Uhland's Leben geht, ehrlich gestanden, ein ziemlich prosaischer Zug, während Kerner's Leben von einem poetischen Hauche überweht ist. Uhland, der Gelehrte, welcher in Bibliotheken mühsam forschte, der Advocat, das würtembergische Ständemitglied, hatte sich gewöhnt, das Leben kalt und objectiv anzufassen; Kerner übertrug seine ganze halb somnambule Innerlichkeit auf sein gesammtes Leben und

Treiben. Er wandelte fast wie ein immerhin liebenswürdiger Schemen unter andern Schattenbildern, und ein halb spukhafter Schein verbreitete sich über sein ganzes Wesen und theilte sich seinen Umgebungen mit. Er war ganz eigenartig, aber seine Eigenartigkeit war durchaus liebenswürdig, sein Charakter überhaupt grundgemüthlich. Es ist nicht nöthig, daß sich in eines Menschen Leben große Vorfälle und Katastrophen zusammendrängen, um seine Biographie interessant zu machen; ein reiches inneres Leben ist hierzu hinreichend. Und ein solches Leben führte Kerner, dessen Lebensbeschreibung daher nach dieser Seite hin viel anziehender ist als irgendeine Biographie Uhland's. Aber was wir oben von den modernen Dichtern im allgemeinen sagten, paßt auf Kerner erst recht. Er war vom ersten Augenblick an fertig in sich, er dichtete heute ebenso gut, aber nicht besser, zuweilen selbst schlechter als vor 20 oder 30 Jahren; seine Empfindungs- und Anschauungswelt war tief innerlich, aber eng begrenzt und in sich abgeschlossen; er hatte kein hohes künstlerisches Streben; er suchte seine Ideen nicht zu erweitern, sich nicht zu einem Gattungsmenschen zu verallgemeinern; alle Resultate der neuern wissenschaftlichen Forschung waren ihm gleichgültig; nur immer capriciöser spann er sich in seine somnambul-magnetische Geisterseherei und in seine phantastischen Träumereien ein.

Wir wenden uns nun zu dem vorliegenden, mit drei „artistischen" Beilagen, dem Porträt Kerner's (nach einer im Frühjahr 1861 aufgenommenen Photographie), der Ansicht des Kernerhauses in Weinsberg und einem Facsimile ausgestatteten und mit großer Pietät geschriebenen Büchlein. Ueber die Veranlassung zur Entstehung desselben bemerkt der Verfasser in der Vorrede: „Gleich nach Justinus Kerner's Tode hat es die Gemeinde Weinsberg für ihre Ehrenschuld erkannt, diesem ihrem berühmtesten Mitbürger, an der Stelle seines dreiundvierzigjährigen Wirkens, ein seines Namens als Dichter und Naturforscher, wie seiner Verdienste um Stadt und Amt als Arzt würdiges Denkmal zu errichten, und schon ist zur Verwirklichung dieses Gedankens ein günstiger Anfang gemacht."

„Die Osiander'sche Buchhandlung, in deren Verlag vor 50 Jahren der von Kerner mit Uhland, Schwab u. a. veranstaltete «Deutsche Dichterwald», sowie zum ersten male dessen erste medicinische Schrift, die Beschreibung des Wildbades, erschienen, glaubte, in Uebereinstimmung mit dem Ausschuß für das Kerner-Denkmal in Weinsberg, das Unternehmen durch Herausgabe eines billigen Schriftchens, dessen Reinertrag dem bereits gesammelten Grundstock zufiele, befördern zu können. Den ehrenden, mir wenige Tage nach Kerner's Hinscheiden gemachten Antrag, ein diesem Zwecke entsprechendes Gedenkbüchlein abzufassen, konnte ich nur mit Freuden annehmen, da er mir die willkommene Gelegenheit bot, der Liebe und Verehrung für den edeln Sänger Ausdruck zu geben, und zugleich theilweise den frühern Wunsch zu verwirklichen: eine Skizze seines so reichen weinsberger Lebens zu versuchen, wozu er selbst, durch die für eine anderweitige Arbeit mit dem schönsten Vertrauen gewährte Benutzung seiner brieflichen Schätze und das mir am Anfang des letzten Winters gewährte Glück, mehrere Wochen bei und mit ihm leben zu dürfen, die erste Anregung gegeben hatte."

Auf den Inhalt der Schrift selbst glauben wir hier nicht näher eingehen zu sollen, da wir durch Auszüge unsern Lesern den Dichter doch nicht mehr bekannt machen könnten, als er ihnen schon vermuthlich bekannt sein wird. Denn über wenige neuere Dichter ist so viel in illustrirten und nichtillustrirten Zeitschriften veröffentlicht worden als über Kerner schon bei Lebzeiten und gleich nach seinem Tode, ganz ungerechnet seine eigenen Mittheilungen im „Bilderbuch", der Schriften „Villeggiatur in Weinsberg" und „Lenau in Schwaben" von Emma von Niendorf, die „Zwei friedlichen Blätter" von David Strauß, und einzelne den Dichter betreffende Partien in Varnhagen's „Denkwürdigkeiten". Ein liebenswürdiges Büchlein über ein so innerliches Dichterleben, wie Justinus Kerner es führte, läßt sich in der That auch nur am besten im Zusammenhange lesen.

Dem Kerner-Hause in Weinsberg ist begreiflicherweise ein eigenes Kapitel gewidmet. Auch diese Dichterherberge und das etwas phantastische Treiben darin ist durch Abbildungen und Beschreibungen genugsam bekannt, obschon der Verfasser sehr wahrscheinlich den frühern Beschreibungen manches weitere Detail hinzugefügt haben mag. Nur folgende den Dichter Nikolaus Lenau betreffende Stelle möge hier mitgetheilt sein: „Auch mit Kerner schloß Lenau den Bund der Freundschaft, und so oft er in den 13 folgenden Jahren nach Würtemberg kam, weilte er als ein ersehnter Gast im «kleinen Haus» und brachte daselbst viele der besten Tage seines so bewegten Lebens zu. Im Alexanderhäuschen war's, wo er sich im Frühjahr 1832 auf seine amerikanische Reise rüstete, sodaß Kerner richtig sagen konnte, er habe sich von da aus zur Fahrt über den Ocean eingeschifft. Und als er 1833 zurückkehrte aus dem „furchtbar fremden" Lande, das ihm, mit seinen «ausgebrannten Menschen in ihren ausgebrannten Wäldern», als «das wahre Land des Untergangs, der Westen der Menschheit» erschienen war, eilte er zuerst zu Kerner, bei dem er mit dem bekannten Ausrufe eintrat: «Alter! Da bin ich halt wieder! Aber das sind keine vereinte Staaten, das sind verschweinte Staaten!» Gewöhnlich bewohnte er das Thurmzimmer, wo er z. B. im Februar und März 1834 einen großen Theil seines «Faust» dichtete. Mit Alexander von Würtemberg lebte er wie mit einem Bruder, und die beiden, die oft zur gleichen Zeit die «Sehnsucht nach Justinus» fühlten, kamen meist auch zusammen nach Weinsberg. Kerner selbst hing mit sorgenvoller Liebe an «seinem Niembsch», als ob ihm frühe schon die Ahnung geworden wäre, daß ein düsteres Schicksal diesen Freund ereilen sollte; der Seher hatte dieses eine mal wirklich die Geister geschaut, die nacheinander in «Faust», in «Savonarola» und in den «Albigensern» den verhängnißvollen Kampf auskämpften um die Seele des melancholischen Sängers der «Schilflieder»."

Ueber Kerner als Dichter bemerkt der Verfasser: „Von allen Meistern des Gesangs ist wol Justinus derjenige, bei welchem der Dichter und der Mensch am innigsten in eine Persönlichkeit zusammenfließen, dessen Poesie mithin ebenso sehr nur aus seinem eigensten Wesen zu würdigen ist, als umgekehrt sein Charakter sich einzig aus seinen Dichtungen erkennen läßt. Denn ihm war die Poesie keine Kunstthätigkeit, die man als Haupt- oder Nebenberuf betreibt, sondern eine Naturnothwendigkeit, welche in sein geistiges Leben hineingehörte, wie das tägliche Brot zum leiblichen Gedeihen: Justinus dichtete nicht, weil er wollte, sondern weil er mußte, oder vielmehr, er dichtete eigentlich nicht, er sang, er sprach in natürlich sangbaren Worten aus, was in seinem Innern melodisch erklungen. Dies ist der Grundcharakter seiner Muse, und wenn wir der früher angeführten Andeutungen Varnhagen's gedenken, so erkennen wir, daß es ein ursprünglicher ist, und daß Kerner, wie als Mensch, so auch als Dichter, seine originelle Begabung durch kein fremdartiges Element abschwächen ließ. Er ist ein echter Natursänger, dem die Laute des vollen Herzens höher gelten als alle regelrechte Kunstpoesie, durchaus subjectiv in Anschauung und Ausdruck: wie das Gefühl in ihm spricht, so strömt es auch aus ihm; daher ist er der Form weniger Meister als Uhland und Schwab; die Sprache ist ihm Nebensache, die Rücksicht auf Wohllaut des Versbaues bestimmt ihn nie, Härten und Unebenheiten im Rhythmus zu überwinden, weil sie für ihn in Wahrheit nicht da sind. Wenn aber Gedanke und Ausdruck harmonisch ineinanderfließen, da ist das Gedicht ein Guß, «da gibt es einen guten Klang». Darum sind auch Kerner's Lieder eine reiche Fundgrube für Componisten geworden."

Diese Charakteristik scheint uns im ganzen treffend zu sein; sie bezeichnet ziemlich genau Kerner's Vorzüge als lyrischer Dichter wie seine Schwächen als Künstler und Denker, und wenn der Verfasser sagt, daß Kerner „seine originelle Begabung durch kein fremdartiges Element abschwächen ließ", so will das eben nichts weiter sagen, als daß Kerner, wie schon angedeutet, jeden Einfluß höherer, klarerer und universellerer Naturen als

fremdartig und für ihn störend abwies, daß er seinem dunkeln Drange hingegeben sich im Grunde außerhalb der fortschreitenden Entwickelungen des menschlichen Geschlechts hielt und daß ihm aller Trieb oder der Wille fehlte, seinen Gesichtskreis zu erweitern, seinen nebelhaften Blick zu klären und sich von Kunststufe zu Kunststufe emporzuarbeiten. Er theilte mit vielen andern neuern Dichtern, die aber nicht den gleichen Gemüthsfonds besaßen, das allerdings bequeme Vorurtheil, daß das Dichten durchaus keine Arbeit sein und durchaus keine Mühe machen dürfe. Solche Dichter wie Kerner können mit einzelnen sangbaren und empfindungsvollen Liedern, den Geburten eines günstigen Augenblicks, wol im Munde und Herzen des Volks fortleben; aber sie gehören nicht zu denen, deren Einfluß und Wirkung aus den kleinen Kreisen individuell gestimmter und gemüthlich angeregter Menschen in weitere Menschheitskreise hinübergreift. Daher auch Goethe's Wort: es könne aus jenen Regionen nichts „Menschheitbezwingendes“ hervorgehen. Und doch, wenn man die in einen glänzenden Eispanzer eingeschnürten Gebirgsriesen, welche mit ihrem Haupt den Himmel zu stützen oder zu stürmen und mit ihrem breiten Fuß den Erdboden zu zerdrücken scheinen, lange genug angestaunt hat, dann richtet man auch wol gern wieder einmal den Blick auf ein blauduftiges stillromantisches Thal mit seinem heimlich murmelnden Mühlbach, mit dem saftigen, von Schlüsselblumen und Gedenkemein durchwirkten Wiesengrün und vielleicht einem ärmlichen aber malerischen Getrümmer auf niedrigem Bergesvorsprung.

H. M.

Eine Monographie über Arnold Winkelried.

Arnold Winkelried, seine Zeit und seine That. Ein historisches Bild nach neuesten Forschungen. Von Hermann von Liebenau. Aarau, Sauerländer. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Geist der Kritik, den Niebuhr zuerst auf dem Gebiete der altrömischen Geschichte ins Leben rief, drang bald auch hinüber in das Bereich der Geschichten des neuern Europa. Und auch hier entwickelte er eine so ätzende und zersetzende Kraft nicht ohne Hinzutritt des gleichzeitigen Hegelianismus, daß sich nichts mehr vor ihm sicher fühlte, wenn es nicht von Stein und Eisen war, d. h. nicht auf dem Felsengrunde der unantastbarsten Glaubwürdigkeit ruhte. Die Reaction konnte nicht außen bleiben nach den Gesetzen, denen das Hin- und Herwogen des geistigen Lebens der Menschheit unterworfen ist, freuen wir uns dessen; wir dürfen die bekannten Worte des großen Dichters hier anwenden: „Es war uns zum Heil, es riß uns nach oben.“ Denn jener Geist hat uns sehnsüchtiger nach der historischen Wahrheit gemacht und empfänglicher für dieselbe, während die Reaction — und zwar nicht blos die parteilose, auch die parteiische hat ihre Verdienste — durch ihre Forschungen und durch ihren Fleiß uns namentlich Urkundliches zu Tage gefördert hat in einem Umfange und in einem Werthe, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Wie lange hätten wir sonst vielleicht noch darauf warten müssen? ja vielleicht es nimmer erhalten, weil die Gewinnung desselben eben nur durch jenen Zusammenstoß möglich war? Das Bestreben, ein wünschenswerthes Gleichgewicht herzustellen, ist in der neuesten Historiographie Deutschlands unverkennbar vorhanden. Und man kann ohne Bedenken unterschreiben, was der Verfasser obengenannter Monographie in der Vorrede, in der er eine Art Grundlegung für seine individuelle Anschauung der Geschichtsquellen und ihrer Thatsachen gibt, an einer Stelle bemerkt: „Das Leugnen historischer Facten, selbst wenn sie nur durch geringe historische Stützen empor gehalten würden, wie durch Volkssagen und Lieder, hat unserer Ansicht nach nur dann Verdienst, wenn man das Gegentheil historisch beglaubigt aufführt. Die neuere Geschichtschule besteht nicht im Leugnen, sondern im positiven Beweise, daß es so und nicht anders konnte gewesen sein.“ Von diesem Standpunkte aus will auch der Verfasser die angezweifelte historische Thatsache, mit der er es zu thun hat, betrachtet und behandelt wissen.

Die alemannisch-fränkische Schweiz ist dem eigentlichen Deutschland gegenüber eine deutsche Individualität wie einstens der hellenische Peloponnes dem eigentlichen Hellas gegenüber. So ist zwar der Grundton der schweizerischen Geschichtschreibung leicht als ein deutscher zu erkennen, er heimelt uns, wenn wir so sagen sollen, sofort an — wie hätte auch Johannes von Müller so lange als Ideal für die deutsche historische Kunst betrachtet werden können —; aber gleichwol springt dem aufmerksamen Beobachter mehr als ein Unterschied zwischen der deutschen und helvetischen Historiographie in die Augen. Außerdem hängt der Schweizer mit einer außerordentlichen Zähigkeit insbesondere an den Ueberlieferungen aus der Periode seiner Heldenzeit; Feuer und Schwert drohte noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem, der ihm den Wilhelm Tell rauben wollte, wie ihn Sage und Dichtung gestaltet hatten. Und Kopp in Luzern, der vor nicht viel länger als zehn Jahren seinen schweizerischen Mitbürgern so gut wie alle Hoffnung nahm, daß der verehrte Nationalheld vor der Verfolgung der historischen Kritik je gerettet werden könne, mußte sich beinahe ebenso bedrohlich und schel von seinen Landsleuten ansehen lassen, wie 10 Jahre früher der berühmte Fragmentist Fallmerayer in Athen ob seiner ketzerischen Meinung von dem Ursprunge der heutigen Hellenen. Kaum aber hat man sich so ziemlich, wenn auch mit Widerstreben, in das Unvermeidliche gefügt, da erfolgt urplötzlich von Wien aus ein neuer Angriff auf ein Heiligenbild der Schweizergeschichte: auf Arnold von Winkelried, ein Bild, das auch uns Deutschen von der Schule her fast nicht weniger bekannt ist als der Tell.

Wie tief verwundend dieser Angriff sein mußte, geben die Worte unsers Verfassers, mit denen er sicherlich die schweizerische Meinung ausdrückt, zu erkennen: „Winkelried's Heldentod, die reinste Selbstaufopferung fürs Vaterland, ragt wie das Alpenglühen eines Gletschers herrlich über alle Thäler empor; sie bleibt ewig das unvergeßliche, größte Ereigniß unserer Vaterlandsgeschichte, indem der Muth eines einfachen Landmanns aus Stans dadurch sein in höchster Noth schwebendes Vaterland errettete. Winkelried ist daher nicht umsonst in die Brust jedes Schweizers, wie die Spitzen der Speere einst in der seinigen tief eingedrungen.“ Der so tief verwundende Streich ward geführt von Lorentz in einer Schrift: „Leopold III. und die Schweizerbünde“ (Wien 1860), die für das größere Publikum berechnet ist. In wenigen Worten ausgedrückt sagt diese Schrift: Die Erzählung von Arnold von Winkelried ist entweder völlig (S. 72 der genannten Schrift heißt es: „Es ist kein Titelchen Wahres daran“) in das Gebiet der Mythe zu verweisen oder es hat derselbe wenigstens keinen Einfluß auf die verhängnißvolle Entscheidung der Schlacht bei Sempach (1386) gehabt, wie Johannes von Müller nach dem Siegeslied vom Stritt zu Sempach willkürlich zusammengestoppelt hat. Schon diese Verunglimpfung des großen nationalen Geschichtschreibers mußte zum Widerspruch herausfordern. Denn wenn auch seine Schonung des historischen Glaubens des Schweizervolks nirgends zu verkennen ist, so muß doch entschieden der Vorwurf zurückgewiesen werden, als habe der anerkannt treffliche Mann gegen besseres Wissen und gegen seine Ueberzeugung, nur um der Volksmeinung Rechnung zu tragen, etwas „zusammengestoppelt“. Ja man darf unbedingt behaupten, daß Johannes von Müller, wenn er die urkundlichen Schätze, welche der Fleiß der Schweizer seit einem Menschenalter zu Tage gefördert hat, bereits hätte benutzen können, er namentlich auch in dem vorliegenden Falle seine Meisterschaft in einem Grade bewährt haben würde, daß, sobald es nicht auf die schreiende Ungerechtigkeit abgesehen wäre, der Vorwurf des „Zusammenstoppelns“ sich gewiß nicht hätte vernehmen lassen.

Es konnte nun nicht fehlen, daß die Schweizergeschichtschreibung in die lebhafteste Aufregung gerieth, um so mehr, als die Schlacht bei Sempach, worüber auch in Deutschland kein Zweifel obwaltet, einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des Schweizervolks bildet. Und der ritterliche Mann, der Held der diese Entscheidung herbeiführte, wie Volkssage, Volkslied und Chroniken verkünden, sollte der Schatten einer Fabel sein oder

das Opfer einer hyperkritischen Zweifelsucht werden? Um keinen Preis. Es gebührt dem Patriotismus und der Wissenschaft zugleich, zur Rettung dieser Heldengestalt gegen tobsüchtige Hyperkritik in die Schranken zu treten. Und so ist's geschehen.

Ehren wir diese Gesinnung! Doch zur Sache. Der erste Schweizer, der dem wiener Gelehrten sehr bald entgegentrat, war der Rector der Cantonschule zu Aarau, der auch als Philolog nicht unbekannte Dr. Rauchenstein, in einem Programm, das mit ebenso viel Energie als Geschicklichkeit und Sachkenntniß den Beweis zu führen sucht, daß die That des Arnold von Winkelried bei Sempach keine Fabel sei; das berühmte Sempacherlied findet sich bereits um das Jahr 1540 aufgezeichnet. Ebenso erscheint bei dem luzerner Chronisten Melchior Ruß ein Lied von 15 Strophen, die von Halbsuter's Lied unabhängig sind *); beide Lieder waren aber schon viele Jahre lang gesungen worden, ehe die Texte aus dem Munde der Sänger niedergeschrieben wurden. Und man darf in dieser Sache jedenfalls den Grundsatz zur Anwendung und Geltung bringen, den schon Mone ausgesprochen hat, daß die poetische Form alter Geschichtsquellen ihrer Glaubwürdigkeit weniger schadet als die Dichtung in der Prosa neuerer Denkwürdigkeiten. Rauchenstein's Programm hat nun außer seinem geschichtlichen Werthe auch noch das Verdienst, unserm Verfasser, der sich bereits durch seine anerkannt gründliche Abhandlung „Die Winkelriede von Stans bis auf Arnold Winkelried, den Helden von Sempach" die Berechtigung in dieser wissenschaftlichen und patriotischen Angelegenheit ein Wort mitzusprechen erworben hatte, die Feder zur Ausarbeitung der vorliegenden ausführlichern Monographie in die Hand gegeben zu haben. Der Verfasser hat dieselbe in fünf Abschnitte getheilt: der erste bringt Interessantes über die ältesten Zeiten von Luzern und den Landschaften am Vierwaldstättersee; der zweite handelt über die Winkelriede von Stans von ihrer ältesten historischen Zeit an — dem 13. Jahrhundert — bis zur Schlacht bei Bicocca (1515), wo ein jüngerer Arnold von Winkelried den Heldentod stirbt. Im dritten Abschnitte findet man Belehrung über die Veranlassung des Sempacher Kriegs und über die Verwickelung der Verhältnisse. Der vierte und längste Abschnitt schildert den Gang des Kriegs und Winkelried's Tod anschaulich und nach mehr als einer neuen Quelle; dem fünften Abschnitte sind zahlreiche beweisführende Urkunden einverleibt. Dem Fleiße und der Gründlichkeit des Verfassers muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen, ebenso auch seiner Unparteilichkeit: er läßt sich durch keine Anwandlung eines Hyperpatriotismus zur Beschönigung der Fehler der Eidgenossen oder der Misstände ihres damaligen politischen Wesens verleiten oder auch zur Misachtung der Habsburger, am allerwenigsten des anerkannt ritterlichen Leopold III., der bei Sempach fiel. Der letztere hatte den Krieg nicht gesucht, die Schuld lag im größern Maße bei den im jugendlichen Freiheitsmuthe aufbrausenden Eidgenossen, obschon nicht in Abrede gestellt werden mag, daß die Verhältnisse, wie sie einmal zwischen der Eidgenossenschaft und dem Hause Habsburg lagen, eine lange Dauer des Friedens zur Unmöglichkeit machten. Als eine jedenfalls vollkommen berechtigte Bemerkung muß es angesehen werden, wenn der Verfasser sagt, daß man mit Unrecht die Eidgenossen jener Zeit als rohe Städter und Bauern sich denke; gar viele von ihnen hatten als Söldner Italiens, insbesondere Mailands, oder wol auch Konstantinopels Kriegskunst kennen gelernt, und Arnold von Winkelried hatte unstreitig längere Zeit in fremden Diensten gestanden; er war höchst wahrscheinlich einer der Führer der Eidgenossen am Heldentage bei Sempach, obschon zur Zeit noch nicht hat bewiesen werden können, daß er Ritter war; auch der Verfasser hegt diesen Zweifel. Was nun noch seine sprachliche Darstellung betrifft, so finden wir auch bei ihm unsere obige Behauptung bestätigt; sie beurkundet die schweizerisch-deutsche Individualität, die aber keineswegs unangenehm berührt; es liegt etwas Kernhaftes und Biederes in ihr, wenn auch das eine oder das andere Wort, die eine oder die andere Wendung uns anfrembet.

Fragen wir nun nach dem Resultat, welches der Verfasser durch seine Forschungen gewonnen hat, so läßt sich dasselbe in folgendes zusammenfassen: „Winkelried's Heldentod ist nicht blos aus dem in einer Papierhandschrift *) des angehenden 16. Jahrhunderts enthaltenen Schlachtbericht und andern einheimischen Schlachtberichten späterer Zeit, aus den Schlachtliedern von Sempach in der züricher Handschrift und bei Tschudi, sowie auch in der Tradition unsers Volks auf uns vererbt worden; sondern auch sein Tod ist bezeugt aus dem Jahrzeitbuche und zwar dem alten von Stans, dem Tschudi die Namen der bei Sempach gefallenen Nidwaldner entnommen hat." Wir glauben, daß der Verfasser das Verdienst in Anspruch nehmen darf, ganz besonders dazu beigetragen zu haben, daß die Geschichtschreibung in Arnold von Winkelried nicht ein mythisches Schattenbild, sondern eine historische Heldengestalt auch fernerhin anerkennen muß.

Der Verfasser hat aber, wie wir schließlich nicht unerwähnt lassen können, vor kurzem einen neuen Bundesgenossen erhalten und zwar keinen geringern als den ausgezeichneten Kenner der Schweizergeschichten von Wyß, von dessen Entwickelung übrigens der Verfasser vorliegender Monographie keine Kenntniß haben konnte, da sie erst einige Monate nach der Veröffentlichung der letztern erfolgte. Wie hätte auch Wyß, dieser patriotisch gesinnte Historiker der Schweiz bei dem Angriff auf den großen Nationalhelden seines Vaterlandes gleichgültig und unbewaffnet bleiben können? Er fand seine Waffe in der Stadtbibliothek zu Zürich. Sie besteht in einer handschriftlichen Chronik aus dem 15. Jahrhundert, welche die That Arnold's ebenfalls bestätigt, ohne jedoch seinen Namen zu nennen. Die Chronik erzählt nach einer ältern Quelle, die aber kaum ein Menschenalter jünger gewesen sein kann als die Schlacht bei Sempach. Es steht übrigens zu erwarten, daß die schweizerische Geschichtschreibung bei ihrer anerkannten Rührigkeit, die ihre Wurzel nicht blos in der Wissenschaftlichkeit, sondern auch in der Anhänglichkeit an das Vaterland und in dem Stolz auf seine große Vergangenheit hat, nichts unversucht lassen wird, um alles zu Tage zu fördern, was den Ruhm des Tags von Sempach ungetrübt zu erhalten geeignet ist. **Karl Zimmer.**

Notizen.

Zur Signatur der Zeit.

Eine bei Mohr in Heidelberg erschienene Schrift von August Jäger: „Das goldene Kalb des 19. Jahrhunderts", behandelt eine wichtige Frage der Gegenwart, indem der Verfasser nachzuweisen sucht, daß die gegenwärtige Lage der Dinge die meisten wider Willen zwänge, sich dem Dienste des Luxus, der Modeerfordernisse und damit des Goldenen Kalbes hinzugeben. Manches in dieser Schrift ist wunderlich, z. B. wenn der Verfasser gegen das Bier eifert und dafür den Wein empfiehlt, der aber doch in Landstrichen, welche keinen Wein erzeugen, ein für die Massen fast unerschwinglicher Luxusartikel ist. Auch was der Verfasser mit seinen Betrachtungen über das, was unserer Generation in religiöser Hinsicht noth thue, eigentlich will, ist uns ziemlich unklar geblieben. Dagegen enthält die Schrift über die moderne Erziehung und das moderne Familienleben, über die Genußsucht der Zeit, über Luxus und Modethorheiten, über die damit zusammenhängende, auf unsolider Basis ruhende Gewinn- und Bereicherungssucht

*) Hans Halbsuter war Augenzeuge der Schlacht bei Sempach. Es ward sein Lied ein Volkslied; Ruß erinnerte sich noch 90 Jahre später einiger Stellen desselben.

*) Der Verfasser verdankt diese Mittheilung Herrn von Jenner in Bern; die Quelle beurkundet auch sonst eine gute Bekanntschaft mit der ältern Zeit und erzählt sehr einfach.

vieles sehr Richtige und Beherzigenswerthe, wenn auch begreiflicherweise nicht immer Neues. Nicht neu, aber wahr ist es z. B., wenn der Verfasser bemerkt: „Ungeheuere Summen verschlingt der Kleiderluxus, besonders bei dem weiblichen Geschlecht. Und da heißt es oft mit dem wahren Volkssprichwort: Oben hui, unten pfui! Bei den einen die prächtigsten Stoffe an den Gewändern in den bizarrsten, lächerlichsten und unschönsten Modeformen, und keine alte solide Wäsche mehr im Kasten" u. s. w. In der That, je mehr die Gestalten infolge unzulänglicher Nahrung verkümmern, um so mehr sucht man sie in prächtige und weitbauschige Gewänder einzuhüllen, und je mehr die Gesichter von häßlichen Leidenschaften zerrissen werden, um so mehr sucht man ihnen mit kostspieligen Schönheitswassern aufzuhelfen. Ein andermal sagt der Verfasser: „Herrliche Mobilien werden angeschafft; die alten soliden, vielleicht achtbare Erbstücke der einst einfacher wohnenden Aeltern, werden vertrödelt; sogenannte Salons köstlich ausmöblirt, in die man den Fuß nur setzt, wenn man sie den Fremden zur Schau aufschließt. Unterdessen sitzt in einem Schlupfwinkel des Hauses die Familie übereinander. Das ist das Wohnzimmer; währenddem der schönste heiterste Raum, wie ein Heiligthum betrachtet, unbenutzt bleibt mit den kostbaren Herrlichkeiten." Verhält sich dies nicht aber auch ähnlich mit unsern modernen Städten, wo man auf irgendeinem dazu eigens ausersehenen öffentlichen Platze in unorganischster, berechnetster Weise die schönsten Gebäude wie in einem Salon und Putzzimmer zusammenhäuft? Wenn übrigens 99 Familien einen solchen Salon haben, so wird auch die hundertste, mag sie sich auch noch so lange dagegen gesträubt haben, zuletzt gezwungen sein, einen Salon einzurichten und fortan vielleicht gerade im ungesundesten und finstersten Schlupfwinkel der Wohnung zu hausen. Wunderliche Welt! sie verlangt, daß jeder sich nach der Decke strecken, womöglich noch etwas sparen und sich und die Seinen in allen immer nur möglichen Lebensassecuranzen versichern lassen solle, während er vielleicht infolge der dadurch ihm auferlegten Abdarbungen und Sorgen sein eigenes Leben verkürzt; aber dieselbe verlogene Welt zwingt den einzelnen, über seinen Etat hinauszuleben, um nicht „pauvre" zu erscheinen; sie verlangt, daß man, wenn man nicht seinen Credit verlieren soll, elegant wohne und sich elegant kleide; sie verlangt eine möglichst kostspielige Kindererziehung, Gesangs- und Musikunterricht; sie bedrängt den Familienvater mit Ausgaben für Theater, Concerte, öffentliche Feste, gesellige und politische Vereine aller Art; sie gewährt einer Familie, die nicht gerade auf den Armenlisten steht, keinerlei Zuschuß, sondern sucht sie vielmehr in aller Weise auszusaugen und auszubeuten, und wenn sie eine Familie dadurch allmählich zu Grunde gerichtet hat, so entzieht sie ihr jeden Credit und klagt über schlechte Wirthschaft, während doch von der ganzen Gesellschaft, die überall verschuldeten Staaten voran, schlecht gewirthschaftet wird. Aber wozu diese Klagen, wird man fragen; sie helfen doch zu nichts. Würde es aber vielleicht nicht noch schlimmer stehen, wenn niemand gegen dieses Unwesen die Stimme erhöbe? Und wenn sie heute ungehört verhallt, wird sie nicht von einer künftigen vernünftiger gewordenen Generation beachtet werden? Freilich, wenn man erwägt, daß die Schriften der Weisesten aller Nationen und Zeiten mit den praktischsten Lebensmaximen angefüllt sind, daß sie als nachahmenswerth allgemein anerkannt und doch von niemand befolgt werden, dann möchte man oft die Feder mismuthig für immer aus der Hand legen.

Renan's „Vie de Jésus".

Ein neu erschienenes Buch, Ernest Renan's „Vie de Jésus", macht bekanntlich in Frankreich gegenwärtig ebenso vieles und wie es scheint noch größeres Aufsehen, als ehemals Strauß' „Leben Jesu" in Deutschland. Die „Revue des deux mondes" sagt darüber in ihrem „Bulletin bibliographique" unter anderm: „Ueberall um uns her, in Deutschland, selbst in England, betreibt man die Studien über die Ursprünge des Christenthums mit unermüdlichem Eifer. Nur Frankreich wagte sich bisher nur schüchtern auf dieses Gebiet, auf dem es blos durch einige interessante aber vereinzelt gebliebene Versuche schlecht genug vertreten war. Das Werk Renan's scheint endlich den Anfang zu einer ganzen Reihe von Untersuchungen und Studien zu machen, durch die der französische Geist berufen ist, die Entdeckungen, die der germanische Geist auf diesem Gebiete gemacht, zu controliren und zu ergänzen. Es stellt jenen großen Gegenstand, das Leben Jesu, an welchem die allzu subtile Gelehrsamkeit des Dr. Strauß einige wesentliche Züge verzerrt hatte, in sein wahres Licht. Die menschliche Seite der evangelischen Erzählungen zum Beispiel ist mit einer Innerlichkeit und Zartheit aufgefaßt, welche den sonst so lobenswerthen Arbeiten der deutschen Schule fehlt." Wir Deutsche rühmen uns wol selbst gern, im Besitz des absoluten Gemüths zu sein, und sind sogar ungemüthlich genug, andern Nationen das Gemüth abzusprechen; aber in unsern gelehrten kritischen Arbeiten — schon Herder klagte hierüber — läßt sich, seit die Humanitätstendenzen einer frühern Periode so sehr in den Hintergrund getreten sind, meist sehr wenig Gemüthliches und Menschliches spüren, weshalb sie auch den Ausländern im allgemeinen zwar scharfsinnig, logisch und wegen des darin verarbeiteten Materials für weiteres Nachforschen nutzbar, aber auch herb, kalt und spröde erscheinen. Es sieht fast danach aus, als ob man bei uns, um als großer Gelehrter, kritischer Forscher und starker Geist zu erscheinen, ernstlich darauf Bedacht nehmen müsse, allen mehr rein menschlichen Motiven und gemüthlichen Beziehungen aus dem Wege zu gehen, wie dies ja wol seit langem auch im geselligen Verkehr mehr und mehr geschieht. Uebrigens erscheint bereits von dem Renan'schen Werke in Berlin eine deutsche Uebersetzung von W. Eichler lieferungsweise, sodaß man nun auch in weitern Kreisen Gelegenheit haben wird, Renan's Werk mit dem gleichinhaltlichen von David Strauß vergleichen, was in dem Strauß'schen Werke vielleicht einseitig, zu riskirt und unhaltbar ist, an der sanftern Hand des Franzosen berichtigen, zugleich aber auch herausfinden zu können, was Renan, dieser Zögling deutscher Philosophie und Kritik, von seinem deutschen Vorgänger entlehnt hat. Hoffen wir, daß die Eichler'sche Uebersetzung keine übereilte Fabrikarbeit, nicht in tendenziöser Absicht verunstaltet, sondern in allem des ernsten Gegenstandes würdig sei. Auch hat der deutsche Uebersetzer ein tüchtiges Stück Arbeit vor sich. Denn wie man erfährt, ist Renan's Leben Jesu nur die erste Abtheilung einer ganzen Reihe von Untersuchungen über die Ursprünge des Christenthums. Eine zweite Abtheilung soll das Wirken der Apostel und ihrer unmittelbaren Schüler, eine dritte die Zeit der Antonine und des Verfalls der römischen Weltmonarchie und eine vierte die Zeit Konstantin's und den endlichen allgemeinen Sieg des Christenthums im Volks- und Staatsleben schildern. H. M.

Zur Pädagogik.

Als einen frischen Hauch inmitten der erschlaffenden Atmosphäre des gegenwärtigen pädagogischen Lebens begrüßen wir die 1863 in Leipzig bei O. Wigand erschienene Schrift: „Aus dem Leben eines preußischen Schulmannes der Pestalozzi'schen Schule", von Ferdinand Schnell. Wer auf den deutschen Lehrerversammlungen den lebendigen, geistesfrischen Verfasser kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wird etwas anderes auch gar nicht erwartet haben. Der Verfasser gibt in seiner Darstellung ein anziehendes Bild seiner Rührigkeit auf dem leider noch viel zu wenig angebauten Felde der Pädagogik. Zu statten kommt ihm dabei seine Bekanntschaft mit den hervorragendsten Größen auf seinem Gebiete: von Türk in Potsdam, Diesterweg in Berlin, Plato, Dolz und Lindner in Leipzig u. a., sowie die in seinem Fache jetzt seltene Hinneigung zu wissenschaftlich-pädagogischen Studien. Der Verfasser ist Anhänger der Schulz-Schultzenstein'schen psychologischen Theorie. Sowenig wir nun Veranlassung zu haben glauben, dieser Doctrin zu Liebe tiefer begründete psychologische Systeme aufzugeben, so muß doch anerkannt werden,

daß der Verfasser in seinen Consequenzen meist das Rechte trifft, und vielleicht wird ihn die Mittheilung freuen, daß Bestrebungen, welche jetzt auf Herbart'schem Boden in Leipzig erwachsen, mit dem seinigen in vieler Beziehung zusammentreffen. Wir meinen vorzugsweise die Concentration und die schon von Comenius betonte vorwiegende Berücksichtigung der Sachunterrichts. Die leipziger Uebungsschule und ein nach den Grundsätzen derselben errichtetes Privatinstitut sind beflissen, die nach dieser Richtung von verschiedenen Theorien als richtig anerkannten Fragen der praktischen Lösung entgegenzuführen. 58.

Bibliographie.

Bach, T., Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser des Aufrufs: „An mein Volk.“ Ein Gedenkblatt zur 50jährigen Feier der Erhebung Preußens herausgegeben. Mit 1 Facsimile Th. G. von Hippel's. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bodenstedt, F., Erzählungen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Ernst Bleibtreu. München, Rieger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Briefe des deutschen Yorick an Elisa. Novelle in Briefen. Jena, Neuenhahn. 8. 10 Ngr.

Caballero, F., Neueste Schriften. Aus dem Spanischen übersetzt von Hedwig Wolf. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 20 Ngr.

Caddell, M. C., Angelina, die Ungetaufte. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Wien. 8. 8 Ngr.

Chariel, Ein Vermächtniß. Roman. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Godin, Amélie, Der Magdborn. Eine Sage aus dem Rheinthale. Wittenberg, Herrosé. 16. 22½ Ngr.

Gundinger, A., Ernest Graf von Kollonitsch. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 18 Ngr.

Hanka's, V., Lieder. Aus dem Böhmischen übersetzt von A. Waldau. Prag, Dominicus. Gr. 16. 28 Ngr.

Helvetia. Musen-Almanach auf das Jahr 1863. Herausgegeben vom schweizerischen literarischen Vereine. St. Gallen, Sonderegger u. Buff. Gr. 16. 16 Ngr.

Hildebrandt, F. W., Karpathenbilder. Mit 1 Karte des Tatragebirges. Glogau, Flemming. 8. 22½ Ngr.

Lustige Jagdgeschichten. Von F. Freih. v. Wiedersperg, F. Botgorschek u. m. A. Wien, Markgraf. 1864. 8. 5 Ngr.

Lavergne-Peguilhen, M. v., Sozialpolitische Studien. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Lomnitz, A., Hermann. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Berlin, Herrmann. Gr. 16. 25 Ngr.

Mair, A., Des Teufels Toilette vor dem Spiegel der Welt. Humoristisch-satirische Originalien. Nordhausen, Büchting. 1864. 8. 10 Ngr.

Majssim un Schnokes verzählt vun e meschngenen Cochem. Jüdische Schnaken und Schnurren von Maier Dav. Purimspieler. Wien, Markgraf. 1864. 8. 6 Ngr.

Märzroth, Spottvögel. Eulenspiegeleien, Fallstaffiaden und demokritische Launen. Wien, Markgraf. 1864. 8. 5 Ngr.

Metzig, J., Die Polen-Frage im wahren Interesse Europa's im Geiste der Civilisation beantwortet. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Morel, G., Cäcilia. Religiöse Gedichte. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 16. 24 Ngr.

Neumeister, T., Geheimnisse des Forsthauses an der Elbe, oder die Macht des bösen Gewissens. 1ste und 2te Lieferung. Potschappel, Tittel. 8. à 2 Ngr.

— — König Wenzel der Wilde von Böhmen, oder: Das Kind der Heimathlosen. Eine historische Erzählung. 1ste und 2te Lieferung. Pottschappel, Tittel. 8. à 2 Ngr.

Nilsson, S., Die Ureinwohner des Scandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Schwedischen übersetzt. I. Das Bronzealter. Mit 35 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 lithographirten Tafeln. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Odilia. Nach einer altdeutschen Legende von J. v. K. Regensburg, Pustet. 16. 16 Ngr.

Pax vobiscum! Die kirchliche Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten historisch-pragmatisch beleuchtet von einem Protestanten. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Peters, C. J. F., Das Land Swante-Wustrow oder das Fischland. Eine geschichtliche Darstellung. Wustrow. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

Pilz, C., Maurische Blüthen. Erzählungen, Reden und Gedichte aus dem Freimaurerleben. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 28 Ngr.

Raumer, R. v., Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Renan, E., Das Leben Jesu. Deutsch von L. Eichler. 1ste Lieferung. Berlin, Schlingmann. 8. 7½ Ngr.

Rottmann, P. J., Gedichte in Hunsrücker Mundart. 3te bedeutend vermehrte Auflage. Kreuznach, Voigtländer. 8. 25 Ngr.

Sack, K. H., Ausgewählte Psalmen metrisch nachgebildet. Neuwied, Heuser. 16. 10 Ngr.

Scheffel, J. V., Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit. Stuttgart, Metzler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmid, H., Die Geschichte des Pietismus. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr.

Seeliger, H. J. D. A., Ferd. Freiligrath's the rose, thistle and shamrok, Rose, Distel und Kleeblatt. Eine Sammlung von Blühten britischer Lyrik, verpflanzt auf deutsches Gebiet. Zwei Theile. Helmstedt. Gr. 8. 2 Thlr.

Spielmann, C., Leicht geschürzt. Bunte Skizzen. Zwei Bändchen. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strack, K., Bilder aus der Reformationsgeschichte. 1ster Band. Wie ist ein Theil von Deutschland evangelisch geworden? Leipzig, Schlicke. 1864. Gr. 8. 26 Ngr.

Vigilantius, Die geheime Instruction der Jesuiten. Dem deutschen Volke vorgelegt. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Wall, C., Die elegante Tini. Parodie in drei Bildern und zwei Zwischenakten eines Schauspieles in vier Akten. Wien, Förster u. Bartelmus. Gr. 8. 5 Ngr.

Wartmann, H., Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen. Auf Veranstaltung der antiquarischen Gesellschaft in Zürich bearbeitet. 1ster Theil. Jahr 700—840. Zürich, Höhr. Gr. 4. 4 Thlr. 15 Ngr.

Webersik, F., Königs- und Augustusplatz oder die Welfen und Ghibellinen in Leipzig. Lokalposse in einem Aufzuge. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 5 Ngr.

Wilmarshof, K., Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeits-Frage. 1ste Abtheilung: Der ontologische Beweis. Leipzig, Amelang. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Fliegel-Berg, E. v., Für das preußische Volk! Politische Denkschrift. Berlin, H. Müller. 8. 5 Ngr.

Ein Friedensblatt! An das preußische Volk gerichtet von einem alten Publicisten. Berlin, H. Müller. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Politechnicum in Wien und Herr Prof. Winkler. Eine Entgegnung von F. K. Wien, Förster u. Bartelmus. Gr. 8. 4 Ngr.

Würkert, L., Zwölf deutsche Worte. Dargebracht zum 3ten deutschen Turnfeste. Leipzig, Sturm u. Koppe. Gr. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schriften zur Geschichte des Befreiungskampfes.

Bärsch, G. Ferdinand von Schill's Zug und Tod im Jahre 1809. Mit Schill's Bildniß, 1 Karte und 4 Plänen. 2 Thlr.

Berneck, K. G. v. Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde. Mit 2 Plänen. 10 Ngr.

Mauritius, Franz. Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein. Ein biographisches Gemälde. 5 Ngr.

Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet. Dritte Auflage. 2 Theile. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Schneider, R. Das Kriegsjahr 1813. Mit Karte des Kriegsschauplatzes. 1 Thlr. Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Stern, A. Stein und sein Zeitalter. 2 Thlr. Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Im Jubeljahr der Völkerschlacht bei Leipzig werden die vorstehenden populär-geschichtlichen Schriften über jene denkwürdige Zeit mit gesteigertem Interesse gelesen werden. Dieselben sind zu den beigesetzten billigen Preisen durch jede Buchhandlung zu beziehen.

In der **C. H. Beck'schen** Buchhandlung in Nördlingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Pietismus

von

Heinrich Schmid,

Doctor und Professor der Theologie in Erlangen.

32 Bogen. Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr. Rhn.

Nachdem der Rationalismus seinen Historiographen gefunden hat, ist im vorliegenden Werke der wichtigen Erscheinung des Pietismus eine eingehende Darstellung zu Theil geworden. Die Thätigkeit seiner Hauptvertreter, die Anforderungen, die er an die Kirche gestellt, die Ausartungen, die ihm zur Last fallen und die Angriffe, die er erfahren, werden in klarer Darstellung vorgeführt, Recht und Fehler der ganzen pietistischen Bewegung in sachlicher Würdigung gegeneinander abgewogen und falscher Betrachtungsweise gegenüber richtig gestellt. Der praktische Theologe nicht minder, wie der wissenschaftliche wird die Arbeit des Herrn Verfassers mit Vergnügen zur Hand nehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Psalmen,

nach dem überlieferten Grundtexte übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von **Adolf Kamphausen.**

(Besonderer Abdruck aus Bunsen's Bibelwerk.) Gr. 8. Geh. 26 Ngr.

Obgleich ein Theil von Bunsen's „Bibelwerk für die Gemeinde", bildet diese Uebersetzung und Erklärung der Psalmen von Professor Kamphausen doch ein Ganze für sich. Mit Recht darf der Herausgeber von seiner Arbeit sagen, daß sie dem ungelehrten Leser ein treueres Bild des Urtextes gibt, als dies irgendeiner bisher veröffentlichten deutschen Uebersetzung möglich war.

Literarische Neuigkeit.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Gottlieb von Hippel,

der Verfasser des Aufrufs: „An Mein Volk."

Ein Gedenkblatt zur 50jährigen Feier der Erhebung Preußens

herausgegeben von

Dr. Theodor Bach.

Mit einem Facsimile Hippel's. 8. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Durch diese Arbeit, zu welcher der Verfasser seit geraumer Zeit mit liebevoller Sorgfalt den Stoff gesammelt hat, glaubt derselbe nicht nur einer allgemeinen Verpflichtung, die lebendigen Zeugnisse jener Tage preußischer Erhebung zu sammeln und zu sichten, zu genügen, sondern auch eine besondere Pflicht der Pietät gegen das Andenken dieses um das Vaterland wohlverdienten Mannes zu erfüllen.

Es ist um so mehr an der Zeit, Hippel's Verdienste zu erwähnen und anzuerkennen, als sogar noch neuerdings seine bedeutendste That, die Urheberschaft des Aufrufs: „An Mein Volk", in öffentlichen Blättern einem andern, dem Philosophen Schopenhauer, wie früher Stägemann, zuerkannt worden ist. Aber Hippel ist es, der die erste Anregung dazu gegeben hat, daß König Friedrich Wilhelm III., da er den gewaltigen Kampf mit Napoleon aufnahm, sich einfach und vertrauensvoll an sein Volk wandte, statt eine diplomatische Rechtfertigungsschrift an die europäischen Höfe zu senden oder ein Kriegsmanifest an Frankreich zu erlassen, und Hippel ist es, der im Sinn und Geist seines Königs jenen Aufruf verfaßte.

Dem Verfasser stand außer den von Hippel selbst oder unter seiner Mitwirkung veröffentlichten Büchern und Aufsätzen, welche sich in seinem Nachlasse mit Randbemerkungen von seiner Hand zu Ergänzung von Namen und Daten versehen vorfanden, eine große Fülle handschriftlichen Materials nebst einer äußerst schätzenswerthen autobiographischen Skizze von Hippel's eigener Hand zu Gebote, und schließt sich seine Biographie Hippel's den Werken von Pertz über Stein, von Droysen über York und ähnlichen an. — Sie ist also keine Gelegenheitsschrift, um dem vorübergehenden Bedürfniß zu genügen, sondern sie ist für Männer geschrieben, welche eine tiefere Einsicht in das literarische und künstlerische Treiben in den letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts, namentlich aber in die Geschichte der Verwaltung des preußischen Staats erhalten wollen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon. 12 Bände. 8. 1848—56.

Früherer Preis 25 Thlr. 10 Ngr. **Ermäßigter Preis 12 Th[lr.]**

Dieses bekannte Werk beginnt mit der auf alle Verhält[nisse] einwirkenden wichtigen Epoche von 1848 und gibt ein vollst[ändig] abgerundetes Bild der neuern Zeitgeschichte.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 13. August 1863.

Mundartliche Literatur.

Eine Betrachtung einiger Erzeugnisse mundartlicher Literatur kann nicht beginnen, ohne des Verlustes eines Mannes zu gedenken, welcher das ganze Gebiet der Dialektforschung und der mundartlichen Production in ein bibliographisches System zusammenfaßte. Am ersten Tage dieses Jahres verschied in der Blüte seiner Jahre Paul Trömel, auf dem Felde der Bibliographie einer der kenntnißreichsten und begabtesten Arbeiter. Zu seinen besten Leistungen gehört die zuerst in Petzholdt's „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft" veröffentlichte, dann in einem besondern Abdrucke erschienene Zusammenstellung der „Literatur der deutschen Mundarten" (Halle 1854). Vor ihm hatte schon Hoffmann von Fallersleben in seinem „Grundriß der deutschen Philologie" die Dialektliteratur berücksichtigt, Trömel's Bestreben war dahin gerichtet, „die von jenem gezeichneten Umrisse dieser Literatur weiter auszuführen und den ganzen jetzt vorliegenden Stoff zu leichterm Ueberblick aneinanderzureihen". Daß die schwierige Arbeit trotz aller Bemühung nur Versuch bleiben konnte, dessen war sich der Bibliograph am besten selbst bewußt. Die mundartliche Literatur ist so vielfach in Zeitschriften, Gelegenheitsschriften u. dgl. zerstreut, bei localer Färbung des einzelnen kommt sie oft gar nicht auf den literarischen Markt, und so gesteht Trömel selbst, daß noch ein ziemlicher Rest geblieben sein werde, der späterer Ergänzung vorbehalten bleiben müsse. Diese Ergänzungen blieben nicht aus. Durch alle sechs Jahrgänge der von K. Frommann herausgegebenen Zeitschrift „Die deutschen Mundarten" wurden Nachträge zu Trömel gegeben, welche außer den neuen Erscheinungen namentlich auch die ältere, locale und zerstreute Literatur berücksichtigen. Wie wichtig von den Forschern Trömel's „Bibliographie" gehalten wurde, zeigt sich schon äußerlich darin, daß man sich seiner Eintheilung, seiner Numerirung anschloß.

Frommann's Zeitschrift ist nun auch schon einige Jahre wegen Mangels an Theilnahme und Unterstützung eingegangen. Die mundartliche Literatur aber hat nach wie vor ihre Pflege, ja es scheint, als ob die Lust an der Dialektdichtung gewachsen sei und die Erscheinungen sich nicht mehr wie früher in den engen Grenzen eines besondern Landstrichs hielten, sondern sich freier an die Oeffentlichkeit wagten. Mit dem Eingehen jener Zeitschrift hat diese Literatur ein wichtiges Organ verloren. Denn nicht nur registrirt, sondern auch besprochen und beurtheilt wurden dort alle einschlagenden Veröffentlichungen. Die allgemeinen literarischen Blätter haben sich der mundartlichen Literatur bisjetzt nicht gerade sehr angenommen, und dies war sehr natürlich, da sie sich selbst so versteckt hielt. Seit die Dichter und Erzähler auf ein größeres Publikum zu rechnen haben, liegt auch die Verpflichtung nahe, der Dialektproduction allgemein literarische Beachtung zu schenken, wenn auch der Vollständigkeit in der Mittheilung, die ein für diese besondere Gattung der Literatur gegründetes Organ zu erstreben hatte, nicht genügt werden kann.

Eine kleine Anzahl mundartlicher Schriften aus neuerer und neuester Zeit liegen uns zur Besprechung vor. Die meisten gehören der Kunstdichtung, der subjectiven Dialektpoesie an. Die zweite Art der mundartlichen Literatur, gewissermaßen die unaufgeschriebene, welche das lebendige Volkslied, das Sprichwort, das Märchen, die Kinder- und Ammenreime u. dgl. umfaßt, ist indeß auch vertreten.

Nur ein einziger Autor kommt einer Forderung nach, welche wir an jeden zu stellen berechtigt sind, der etwas Dialektisches, sei es Eigenes, sei es Volksthümliches, veröffentlicht. Früher, als die Anwendung der Mundart nur für die nächsten Freunde und Landsleute bestimmt war, hatte der Dichter nicht nöthig, für das Verständniß seiner Sprache zu sorgen, denn er konnte es voraussetzen. Jetzt ist dies anders geworden. Eine größere und allgemeinere Theilnahme hat sich der Dialektpoesie zugewendet, soll diese genährt und gefördert werden, so muß der ferner stehende Leser auch die Mittel geliefert erhalten, die Mundart kennen zu lernen. Wir verlangen keineswegs ganz gelehrte Erörterungen über die Laute und Formen, keine Wörterverzeichnisse mit wissenschaftlichen Verweisungen, wol aber einfache und kurzgefaßte Worterklärungen, am liebsten in einem alphabetisch geordneten Wörterbuche.

Ist der Verfasser im Stande, diesen sprachlichen Theil selbst zu fertigen, dann desto besser; hat er zu sich selbst nicht das Vertrauen, dann findet er gewiß einen Mann unter den gelehrten Leuten, der ihm hilft oder die ganze Arbeit abnimmt. Nicht alle werden freilich so glücklich sein, wie Klaus Groth, dessen Gedichte einer unserer bedeutendsten Sprachkenner, Müllenhoff, mit einem vortrefflichen Glossar versah; aber wir werden schon befriedigt sein, wenn wenigstens einigermaßen das Verständniß erleichtert wird. Der Sprachkenner wird solche Hülfe noch am ehesten entbehren können, da ihm außer seiner Kenntniß gewöhnlich auch literarische Hülfsmittel zu Gebote stehen. Der nicht gelehrte Leser aber wird mit halbem Verständniß auch nur zu halbem Genuß gelangen. Die nähere Kenntniß der Mundarten führt zugleich zu einem rechten Erfassen der Sprache überhaupt und auch in dieser Hinsicht würden die erklärenden Zugaben zur Dialektpoesie gewinnbringend und förderlich sein.

Ueber die culturhistorische Seite der Mundart mit ihren Schöpfungen wird eine ästhetische Kritik nicht zu Gericht zu sitzen haben. Desto mehr muß den Dialektkunstdichtern, die doch dahin streben, „Volksdichter“ zu sein, immer aufs neue eingeschärft werden, welches die Grenzen sind, innerhalb welcher sich die mundartliche Poesie zu bewegen hat. Seit Klaus Groth sind namentlich viele norddeutsche Poeten aufgetreten, welche ihr heimisches Idiom zu dichterischer Geltung bringen wollen. Nicht alle aber besitzen den innern Beruf zur Dialektdichtung, manche würden besser thun, ganz zu schweigen oder ihre hoch- und schriftdeutsch gedachten Erzeugnisse in der allgemeinen literarischen Sprache abzufassen. Denn mit der mundartlichen Poesie ist es eine ganz eigene Sache. Unter allen, welche sich über Art und Weise dieser Dichtung, über ihre Mittel, Grenzen und Ziele ausgesprochen haben, hat sich keiner so trefflich und treffend geäußert wie Friedrich Hofmann, der in den weitesten Kreisen bekannte Herausgeber des „Weihnachtsbaum für arme Kinder“. Eine Zeitschrift, wie Frommann's „Mundarten“, hat immer nur einen kleinen bestimmten Leserkreis, schade genug, daß diese nicht einen größern gefunden! Möchte sie von keinem Dialektdichter unbeachtet bleiben! Jeder wird in ihr die beherzigenswerthesten Winke finden, deren Befolgung seiner Poesie zugute kommen wird, wenn anders er wirklichen Beruf zum Dichter hat. Es sei uns erlaubt, einige der bezeichnendsten Aussprüche Hofmann's hier zu entlehnen. Sie sind geeignet, uns gleichsam zur Einleitung für diese und etwaige künftige Besprechungen von mundartlichen Dichtwerken zu dienen, indem sie in bestimmtester und frischester Weise die Grundsätze darlegen, wie die Dialektdichtung gepflegt und wie sie beurtheilt werden muß.

In einem Aufsatze, betitelt „Volksdichtung in der Mundart. Schnaderhüpfeln und Schlumperliedle“ (im dritten Jahrgang der Frommann'schen Zeitschrift) schickt Hofmann eine einleitende Betrachtung voraus über die Beschaffenheit eines wahren Volksliedes in der Mundart. Er vergleicht die Waldvögel mit den Käfigvögeln und spricht den Gedanken aus, daß es auch in der Volkspoesie Waldvögel und Käfigvögel gebe. „Woran erkennt man aber“, fährt er fort, „einen solchen Waldvogel, d. h. ein wahres Volkslied in der Volksmundart? Ganz einfach: der freie Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und das führt uns zum ersten Kennzeichen des Volksliedes hin; und der Vogel singt nur, solange er gesund ist, und Gesundheit ist das zweite Kennzeichen des wahren Volksliedes.“ Was den Schnabel betrifft, so unterscheidet Hofmann, was und wie er zu singen hat. Sehr richtig wird über das Was gesagt, daß der Gegenstand der Volksdichtung nur innerhalb des Gesichtskreises liegen dürfe, der nicht blos dem Mann des Volks im allgemeinen, sondern insbesondere dem Volksstamm gezogen sei, dessen Dialekt oder dessen Mundart das Gedicht angehöre; ferner dürfe im Gedicht nichts anders ausgesprochen sein, als wie es im Geiste dieses Volksstammes gedacht werden könne. „Es verleiht nicht der Gebrauch irgendeiner Mundart allein dem Liede einen volksthümlichen Charakter, sondern der Charakter einer bestimmten Volksthümlichkeit muß im Liede sich darstellen.“

Damit will der Verfasser keineswegs für die Wahl des Stoffs eine geographische Schranke ziehen, er sagt nicht, daß in einem bestimmten Dialekt nur Gegenstände poetisch behandelt werden dürften, welche dem Boden angehören, auf welchem dieser Dialekt gesprochen wird. Dem Schwaben, dem Pfälzer, dem Tiroler soll nicht etwa geboten sein, nur Gegenstände aus der Natur und dem Leben Schwabens, der Pfalz, Tirols u. s. w. in einer schwäbischen, pfälzer, tiroler u. s. w. Mundart zu bearbeiten (obwol das Zunächstliegende, das Heimatliche für die Volkspoesie immer den fügsamsten Stoff liefern wird); „aber der Dichter soll in seiner Darstellung keinen Augenblick vergessen und vergessen lassen, weß Volkes Kind er ist“. Weiterhin bespricht Hofmann das unzulässige Verwischen und Vermischen der Eigenthümlichkeiten der einzelnen Volksstämme und bemerkt sehr treffend, daß in diesen Fehler besonders häufig gelehrte Dialektdichter verfallen, die durch ihre Studien vom Volke sich weiter entfernt haben, als sie selbst glauben, und die sich im Studirzimmer ein anderes Bild vom Volke zusammensetzen als es im Leben ist. „Alle Volksdichtung aber, die in der Luft schwebt, ist heimatlose Vagabundirerei, deren Zeit auch in der Literatur einmal da war, die aber niemand nach Deutschland zurückwünschen wird. Die Producte solcher Poeten gehören zu den Käfigvögeln.“

Der Verfasser fügt nun seinen Regeln auch Beispiele an, wie die unechte Dialektpoesie beschaffen ist, um zu zeigen, wie nicht gedichtet werden soll:

Wir sehen den Schnabel aber auch darauf an, wie er zu singen hat. Der Vogel im Walde weiß das genau; streng nach der Regel desselben muß sich der Dialektdichter richten. Bei der Benutzung des Dialekts hat der Dichter keine andere Freiheit, als aus dem Vorrath der Sprache das Treffendste zu wählen: er darf nichts machen, nichts an der Sprache umbilden, nicht Wörter an eine andere Stelle setzen, als wohin das Volk sie beim Sprechen setzt; am wenigsten aber Wörter und Wendungen der Schriftsprache nach Belieben oder nach Reimesnothdurft ver-

mundarteln wollen. Das versteht sich zwar so von selbst, daß diese Bemerkung als eine überflüssige erscheinen möchte. Sie ist es aber leider nicht. Mangel an Gewandtheit in der Behandlung der Sprache einerseits, andererseits Unkenntniß in den Eigenthümlichkeiten des Dialekts und endlich der noch schlimmere Fehler, der aus der falschen Ansicht entsteht, daß ein Dialekt sich verbessern, veredeln lasse, alles dies arbeitet an der schriftlichen Verunstaltung der reinen Volkssprache. Belege dafür brauchen wir nicht weit zu suchen. Wir schlagen das erste (Pangkhofer'sche) Heft unserer eigenen Zeitschrift auf (Frommann wurde erst nach Pangkhofer's Tode Herausgeber) und finden S. 72:

Wenn mei Rettel hi zu'n Brunna
Obets mit der Stiza geat,
Steh' i dort am Eck scho Schildwach,
Lieb' mer aus en Herza weaht —

und zwei Strophen weiter:

Ja, sie is, i ha's derratha,
Und sie hengt si an mein Arm:
Schatz, i ha der viel ze saga,
Guck, es schlegt mei Herz so warm —

und gleich auf der folgenden Seite:

Mei Schatz hat mir a Ringla
No an mein Finger g'steckt,
An Ringla is a Steela,
Des hat mir Troast derweckt.

Ich frage die ganze bairische Armee, die dem seligen Schmeller weiland bei seinen Dialektforschungen so gute Dienste geleistet hat, ob in ganz Baiern ein einziger Bursche lebt, dem „Liebe aus dem Herzen weaht!" Kein einziges würzburger Mädchen der Volksklassen kann aus sich heraus sprechen: „Mir schlägt mein Herz so warm", und noch weniger wird es auf den Ausdruck kommen, daß ihr „Trost erweckt" worden sei, obwol das felsenfest steht, daß alle bairischen Bursche verliebt sind, allen Mädchen das Herz warm schlägt und vielen Trost erweckt wird. Die bezeichneten Gefühle und Gedanken sind den Burschen und Mädchen allerdings eigen; aber, wenn sie reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, so werden sie dieselben nie auf diese Weise äußern. Es ist jetzt, wo die Schriftsprache von der Schule bis zum Theater auf die Begriffsgestaltung des Volks einwirkt, beim Beobachten und Benutzen der Volkssprache schon sehr streng zu unterscheiden, was darin angelernt und was ursprünglich ist.

Ebenso vortrefflich und voll kernigen Humors spricht Hofmann über die Gesundheit, die von der Mundartdichtung zu verlangen ist. Die Gesundheit ist die innere Tüchtigkeit, die wir noch immer im Volke der freien Natur finden und die uns aus jedem Volksgedicht entgegentreten muß:

Die Volkspoesie muß frei sein von allen Krankheiten der Lebensverfeinerung, von allen krankhaften Gefühlen, allem süßen Jammer und jeder jämmerlichen Süßigkeit. Vor allem aber muß sie frei sein von jeder Heuchelei, von allen gemachten Schmerzen, von jedem falschen Entzücken, von jeder Schmeichelei. Einfach und ehrlich muß die Volksdichtung sein, ob sie jubelt oder klagt, ob sie Schnurren erzählt oder fromme und ernste Lehren gibt, oder schalkhaft spielt, oder unter Thränen lächelt; denn dies alles kann die Dichtung der Mundart und hat von allem die werthvollsten Proben. Daß aber auch Sentimentalität, Spielerei und Schmeichelei sich des Dialekts bedient hat, ist leider wahr, und daher ist es nothwendig, auch diese Art Vögel einzufangen und in den Käfig zu sperren.

Hofmann's Bemerkungen erstrecken sich zunächst nur auf das Lied, auf die lyrische Poesie; es leuchtet aber ein, daß das Gesagte auch auf die andern Dichtungsarten Anwendung findet. Wenn wir streng urtheilen wollen, so müssen wir auch in der Art des Metrums zunächst eine deutsche und dann eine volksthümliche verlangen. Der Gebrauch einer fremdländischen oder durch die classische Bildung übermittelten Versart wäre principiell auszuschließen, in der Praxis aber werden wir, wenn nicht allzu sehr gegen den guten Geschmack gesündigt wird, in dieser Richtung eine mildere Anschauung walten lassen. Durch Hebel's Vorgang ist der Hexameter in der Dialektpoesie gewissermaßen sanctionirt und wir werden sogar von einem Idyllendichter wünschen, daß er sich auch in der Mundart dieses Versmaßes bediene, weil dadurch des Gedichtes Inhalt sein charakteristisches Gewand erhält. Wir eröffnen unsere Rundschau mit einem Idyll in Hexametern.

1. De Herr Dokter. Herbstidyll usem Züripiet vum August Corrodi. Winterthur, Steiner. 1860. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

August Corrodi hat schon zwei Idylle von ähnlicher Composition und selbst mit ähnlichem Titel verfaßt, nämlich: „De Herr Professer. Idyll aus dem Züripiet" und „De Herr Vikari. Winteridyll usem Züripiet", welche beide viel Beifall fanden. Auch in diesem Herbstidyll bewährt sich Corrodi als trefflicher Dichter überhaupt und als Dialektdichter insbesondere. Seine Gestalten sind naturwahr, frisch und kräftig, nur selten begegnet es ihm, daß er Anschauungen der höhern Dichtersprache in die Ausdrucksweise des Volks überträgt. Die Sprache des „Züripiet" nimmt der Dichter Gelegenheit an passender Stelle zu feiern:

Züritüütsch, dich grüezi wieder mit freudigem Herze,
Baden und schwadere wieder i dine stärkede Flute!
Züritüütsch, du umhüllscht mi wieder as gschmeidige Schlafrock,
Schmiegscht di iedem Gidanken a, und schüttischt es Füllhorn
Wort vormer us, für alles und iedes, und wäri en Sprachma,
Wetti vu dir e Grammatik schriibe, mer wettid dänn luege,
Welli Sprach e riicheri hett, die griechisch nid usgnah! —
'S Imperfectum indicativi, das mangletis friili! —
Bischt an es bitzeli ruuch und säged d'Nachbere vu der:
Seigischt en Fluechlichratte, en ebigs Gewitter mit Hagel,
Blitz und Tunder und gstorbenem Bäch und derige Gwalte —
Mögeds ja recht ha echli — aber weischt, 's ischt lunter Vergeuschtig,
Gar nüt anders; vergünned die Chraft und die markige Sprachgwalt.

Schade, daß der Verfasser kein „Sprachmann" ist, denn gerade die züricher Sprache hat noch keine grammatische Behandlung gefunden. Soviel aber hätte er für sein geliebtes „Züritüütsch" thun sollen, ein Glossar der Dichtung hinzuzufügen, wie er es in seinem ersten Idyll geboten, freilich wäre ein genaueres wie dieses zu wünschen gewesen. Die züricher Mundart enthält gar manche Eigenthümlichkeiten, denen der Dichter nicht aus dem Wege gegangen ist. Nicht alle Stellen sind so leicht zu verstehen, wie die von uns mitgetheilte Probe.

Werden wir in Corrodi's Idyll durch Auffassung, Form und Sprache an Hebel erinnert, so nimmt das folgende Gedicht directen Bezug auf diesen Altmeister der Dialektpoesie:

2. En Usstich alte, reing'haltne Markgröfler. Gespräch auf dem Wege zu Hebel's Säcularfest zu Hausen am 10. Mai 1860. Von Karl Raupp. Freiburg im Br., Wangler. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Auf dem Haupttitel gibt sich das Gedicht durch die Bemerkung „Zu Gunsten der Hebel-Stiftung" als Fest- und Gelegenheitsschrift in noch höherm Grade kund. Dieser Umstand verbietet uns, einen strengen Maßstab an des Dichters Leistung anzulegen. Das Büchlein wird eröffnet durch ein Widmungsgedicht „An Hebel's Muse", welches gerade nicht den Beruf des Verfassers zum Dialektdichter bezeugt. Wendungen wie: „Wer's vermag", oder „Un i verehren, wie-n-e Stern", haben so schriftdeutschen Charakter, daß das sonst frisch gehaltene Gedicht keinen einheitlichen Eindruck hervorbringen kann. Die letzte Strophe ist am gelungensten. Das Gespräch selbst, in fünffüßigen reimlosen Jamben abgefaßt, ist sehr ausgedehnt und, um offen zu sein, manchmal recht langweilig, obwol nicht geleugnet werden soll, daß sich darin einzelnes Niedliche findet. Lebendiger wird der Schluß, wie die Wanderer — Frieder, Dokter, Apotheker und Altvogt — sich dem Festorte Hausen nähern und Hebel's Standbild durch das Fernrohr beschauen. Wären nur die hauptsächlichsten Stellen, in denen namentlich von Hebel, von seinem Leben und von seinen Dichtungen gehandelt wird, zum Abdruck gelangt, dann hätte die wohlgemeinte Festgabe an sich höhern Werth und würde auch vielleicht einen bessern Ertrag für die genannte Stiftung erzielt haben.

An Hebel's Säcularschrift wird ferner in einer mundartlichen Gedichtsammlung erinnert, welche mit einem Gedicht: „Dem Andenken Johann Peter Hebel's in dessen hundertsten Geburtsjahre 1860", eröffnet wird. Diese Sammlung betitelt sich:

3. Us der Heimet. Ein neues Büscheli Wintermayeli von Theodor Meyer-Merian. Basel, Georg. 1861. Gr. 16. 10 Ngr.

Dieser Dichter ist ein echter und gesunder Waldvogel. Theodor Meyer-Merian, auch als Historiker wohlbekannt, hat sich als Dialektdichter schon verdienten Beifall erworben. Im Jahre 1857 erschien zu Basel eine Gedichtsammlung, betitelt: „Wintermayeli", in der uns vorliegenden haben wir ein „neues Büscheli Wintermayeli" erhalten. Der Dichter beherrscht die Form vollkommen, seine Bilder sind treffend, die Ausdrucksweise gerade in ihrer Volksthümlichkeit von wirksamster Poesie. Dabei keine Spur von Sentimentalität, selbst in den ernsten Gedichten blitzt schalkhafter Humor hindurch. Das längere Eingangsgedicht, in welchem der Dichter eine Begegnung mit Hebel schildert, ohne dessen Namen zu nennen, hat hinreißende Stellen. Die Gedichte sind zum Theil rein lyrisch, zum Theil erzählend; die letztern haben entweder Liedform oder sind in Reimpaaren abgefaßt. Die Stoffe gehören meist dem Naturleben an. Sämmtliche Lieder haben etwas Melodisches, man meint, wenn man sie liest, man müßte sie nur so singen können. Ihren volksthümlichen Charakter erhalten sie überdies noch dadurch, daß sie kurz sind, im Gedankengang springen und meist epigrammatische Schlußpointe haben. Ganz besonders hat uns das folgende Stückchen gefallen:

Wie's überall goht.

Lug, ab em Dach wie g'schwind
Fliegt dört dä Spatz dervo,
Fliegt selbem Spätzli noh,
G'schwind wie der Wind,
Kum g'siehsch sie no!

E Fischli schwimmt am Grund,
Was fallt dem eismol y?
Es merkt, daß hintedry
En ander Fischli kunnt,
Dem wartet's gly.

Und 's sitzt im Schneckehus
E Schneck und wyt e weg
G'sicht der en andre Schneck,
Do streckt er d' Hörner us, —
Streck, Schneckli, streck!

Und d' Welt isch kugelrund,
Und 's kunnt e Bursch derhar,
Dä nimmt e Maidli g'wahr,
Do stehnd sie z'sämme und —
Zwei gänd e Paar!

Die drei von uns betrachteten Schriften gehören alle der Mundart nach zum alemannischen Gebiete. Den Uebergang des Alemannischen zum bairischen Idiom vertritt das folgende Büchlein, welches Gedichte in altwürtembergischem Dialekt enthält:

4. Eine Liedergabe in schwäbischer Mundart für jedermann von Friedrich Richter. Nördlingen, Beck. 1862. 16. 6 Ngr.

Von diesem Dichter haben wir bisjetzt noch nichts gewußt, freuen uns aber, seine Begabung in seiner Liedergabe kennen gelernt zu haben. Theodor Meyer-Merian kommt er freilich nicht gleich, bei ihm herrscht viel zu sehr der Lehrton vor und eine gewisse Frömmigkeit, die der Poesie nicht immer zu ihrem Recht verhilft. Der Verfasser scheint uns nach den Worten der Vorrede: „Möge also das kleine Büchlein zur Ehre des Herrn der Welt ausgehen unter viele und durch seinen für alle passenden Inhalt nicht nur Ergötzen, sondern auch Nutzen bereiten", dem geistlichen Stande anzugehören. Die Lieder, in denen jene Elemente nicht hervortreten, sind offenbar die gelungensten. Recht frisch und volksthümlich ist unter anderm „Der alte Postillon":

I bin a n alter Postilliau
Und diene vierzig Jährla schau,
Bin niemol no verlega
Im Sturm und Schnai und Rega.

Steif wär' i freile in de G'lenk
Und wann i a mei Juged denk,
Do hent se Knia no boga,
Bin uf da Bock nauf g'floga.

Jetzt brauch i ebba n au mei Zeit
Und fahr net g'rad maih (mehr) sölle (sehr) weit,
Doch schmeiß i Koin in Graba
Und loß mei Rößla traba.

Ma kennt me vierzig Jährla schau
Uf unsrer nächsta Statiau;

Riemol bi i verlega
Im Sturm und Schnai und Rega.

Das Verständniß der Mundart hat der Verfasser durch einzelne Erklärungen unter dem Texte zu erleichtern gesucht.

Erhöhtes Interesse müssen uns die literarischen und mundartlichen Zeugnisse und Erzeugnisse der deutschen Sprachinseln erwecken. In Mähren an der Grenze von Schlesien und Galizien wohnt inmitten des slawischen Sprachgebiets eine deutschredende Bevölkerung, ohne Zweifel schlesischer Abkunft. Die folgende Gedichtsammlung ist ein lautes Zeugniß von der Kraft des deutschen Lebens in jener vereinsamten und vom Vaterland getrennten Colonie. Durch diese seine Veröffentlichung hat sich der Verfasser und Herausgeber ein Verdienst erworben, um so mehr die bielitzer Mundart in der Grammatik wie in Sprachproben noch wenig vertreten ist.

5. Gedichte in der Mundart der deutschen schlesisch-galizischen Grenzbewohner, resp. von Bielitz-Biala. Von J. Bukowski. Bielitz, Zamarski. 1860. 18. 20 Ngr.

Zwei Arten von Gedichten sind in dieser Sammlung vereinigt, Kunstgedichte und Volksgedichte. Der Dichter will die erstern seinen Freunden und Landsleuten zur Rückerinnerung an die frohen Augenblicke vergangener Tage darbringen. „Das Thema derselben beschränkt sich größtentheils nur auf Gedichte und Liedchen, wie sie bei Familien- und Volksfesten, dem Sinne und den Gebräuchen der deutschen Population in unserer Heimat entsprechend, zu benutzen wären." Der Werth dieser Gedichte ist sehr ungleich, viele würden ohne Mühe ins Hochdeutsche übersetzt werden können und in dieser Form werthvoller und ansprechender sein; selbst in den mehr volksthümlich gehaltenen kommen Stellen vor, die zum Ganzen nicht passen, weil sie schriftdeutsch gedacht sind. Am gelungensten scheinen uns die erzählenden Gedichte zu sein, wie z. B.: „Ai Alza Ei de Potter gesalza"; „A Brühjok (Ein Säufer)".

Im zweiten Theile findet sich eine „Sammlung einiger in unserer Gegend verbreiteter Volkslieder älterer und neuerer Zeit", darunter ein Kirmeslied, ein Weihnachtslied, drei Wiegenlieder. Ein „Anhang" enthält „Flüchtige Skizzen über Cultur, Gebräuche und Nationalfeste der deutschen Bewohner an der schlesisch-galizischen Grenze"; besonders interessant ist die Mittheilung über das „Maifest", eine uralte germanische Sitte, die in unserm eigenen Vaterlande immer mehr verschwindet.

In den Städten wird von der Schuljugend alljährlich der sogenannte ziemlich allgemein verbreitete Majalis gefeiert, indem die Jugend mit Fahnen, Musik und Trommelspiel ins Freie zieht, und sich den ganzen Tag unter der Obhut ihrer Lehrer in Jugendspielen ergötzt und aufheitert. Am (österreichisch für „auf dem") Lande setzen die ledigen jungen Leute ihren Geliebten und Verlobten einen hohen Tannen- oder Fichtenbaum, mit bunten Kränzen und Blumen geschmückt, in der Mainacht vor ihr Wohnhaus. In einigen Ortschaften zogen in früherer Zeit junge Mädchen und Knaben an diesem Tage von Haus zu Haus mit den Wipfeln junger Fichten oder Tannen, welche sie wie Christbäumchen mit vergoldeten Nüssen, bunten Bändern, gefärbten Papierstreifen schmückten und dabei Frühlingslieder und Glückwünsche der Familie sangen und von dieser gewöhnlich eine kleine Gabe erhielten; z. B.:

Se hen do gor a scheines Haus,
'S steht a scheine Jongfer raus,
Se let sich wuld bedenka,
An wet ens aach wos schenka.

Solcher Reimverslein theilt der Herausgeber noch fünf mit. Den Schluß des Buchs bilden eine kurzgefaßte Darstellung der Laute, der Declination der Artikel und der Personalpronomina, der Conjugation der Hülfszeitworte und ein „Idiotikon" zur Erklärung der in den Gedichten vorkommenden Wörter und Ausdrücke. Dadurch wird der Werth der Sammlung bedeutend erhöht. Wenn wir hier auch nicht die sprachliche Seite der Mundarten berühren können, so sei doch in Hinblick auf dieses Glossar bemerkt, daß sich im bielitzer Dialekt, so deutsch er auch im allgemeinen ist, eine ziemliche Anzahl Worte findet, die dem Slawischen entlehnt sind.

Im mittlern Deutschland wird im Verhältniß zum Süden und zum Norden die Dialektpoesie bei weitem weniger gepflegt. Die Gründe ergeben sich leicht. So liegen uns auch keine mitteldeutschen Mundartwerke vor, wol aber einige niederdeutsche.

6. Twöschen Wieſſel on Noacht. Plattdietsche Gedichte von Robert Dorr. Elbing, Neumann-Hartmann. 1862. Gr. 8. 12 Ngr.

Dem Namen Robert Dorr entsinnen wir uns nicht in der plattdeutschen Literatur begegnet zu sein. Die kleine Gedichtsammlung ist ihrem Inhalte nach recht mannichfaltig; sie enthält nach zwei Eingangsgedichten „An de Leser" und „Gooden Dach": „I. Vertellkes" (Erzählungen), „II. Leeder" (Lieder), eigene sowol wie freie Uebertragungen „noa (nach) Burns" und „noa Shakspeare". Abtheilung III gehört der Volkspoesie an, sie bringt unter dem Titel „Wat dat Volk weet" Lieder, Kinderreime, Wiegenlieder und „Roathselkes" (Räthsel). Der Verfasser hat in Anmerkungen unter dem Texte Anleitung zur richtigen Aussprache sowie einzelne Worterklärungen gegeben. Die eigenen Gedichte Dorr's haben uns nicht alle gefallen. Die Erzählungen sind gar nicht in plattdeutschem Geiste abgefaßt, sie sind viel zu breit; viel höher stehen die Lieder, welche zum Theil ganz ausgezeichnet den volksthümlichen Ton treffen. Um so mehr stören einzelne der Schriftsprache entlehnte Bilder und Wendungen.

Alle von uns betrachteten Dialektwerke gehörten der Poesie an; wir freuen uns, über wenigstens eins berichten zu können, welches in prosaischer Form geschrieben ist. Die Anwendung der ungebundenen Rede in der Mundart fällt dem Plattdeutschen besonders zu, das Plattdeutsche ist der eigentliche Dialekt für die Erzählung. Wer erinnert sich nicht mit Freuden der plattdeutschen Märchen in der Sammlung der Gebrüder Grimm? Schon im 15. Jahrhundert war die niederdeutsche Prosa der mittel- und oberdeutschen überlegen, was Gewandtheit, Leichtigkeit und Gedrungenheit des Ausdrucks und zutrauliche Lieblichkeit betrifft. Dafür besaß freilich die frühere hochdeutsche Prosa die Kraft der rhetorischen Wirksamkeit, wie

sie das Niederdeutsche schon aus formellen Gründen nicht haben kann. Neben der Befähigung der niederdeutschen Prosa zur gemüthlichen Plauderei kann dieses Idiom auch den Humor auf die glücklichste Weise zur Geltung bringen. Die meisten mundartlich geschriebenen Erzählungen sind heiterer und komischer Art. Die folgenden Geschichten geben sich schon auf dem Titel als spaßige zu erkennen:

7. Wat för'n Winter! Dre spaaßige Geschichten vun Th. Piening. Mit väle schoine Biller, teeken vun C. Förster un in Holt sneeden vun C. Falck. Hamburg, Richter. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein ganz köstliches Buch, dem wir viele Leser wünschen. Piening hat sich schon als humoristischer Erzähler in seinen „Snack un Snurren ut de Spinnstuv. Plattdeutsche Dorfgeschichten in ditmarscher Mundart" (Hamburg 1858) bekannt gemacht, und bewährt hier aufs neue seine Darstellungsgabe. Sein Stil ist wunderbar flüssig, er schreibt, wie ein zungenfertiger Mann spricht, natürlich und ungezwungen. Seine Erzählungskunst besteht hauptsächlich darin, daß er die Geschichten so einleitet und wendet, daß sie der Hauptheld in erster Person vorträgt und daß dramatisch lebendige Gespräche geführt werden.

Die erste und umfangreichste Erzählung „Jan Katun un de Aatbaar" (d. h. der Storch) ist außerordentlich drollig. Sie schildert ein verunglücktes Lotterieunternehmen eines hamburger Krugwirths Jan Katun und seiner Stammgäste. Um die Nummer des großen Loses bei der kopenhagener Ziehung zeitig genug zu erfahren, ehe die Nachricht per Schiff und Wagen zu den hamburger Riskeurs gelangt, muß ein Aatbaar das Geschäft einer Brieftaube übernehmen. Mit den größten Schwierigkeiten wird der Storch eingefangen, Jan Katun reist selbst nach Kopenhagen, hat aber unterwegs allerlei Abenteuer und Fährlichkeiten zu bestehen. Um keinen Verdacht zu erregen und unnützen Fragen vorzubeugen, läßt er den Storch mit Oelfarbe bemalen und reist nun als Besitzer eines seltenen fremden Vogels. In Kopenhagen ist er der wichtigen Nachricht gewärtig, bindet dem Storch ein Zettelchen mit der betreffenden Gewinnnummer wohlverwahrt um den Hals und läßt ihn fliegen. Währenddem große Unruhe und banges Erwarten der Stammgäste. Der Storch kommt nicht zurück. Jan Katun erhält für seine Mühe bei seiner Rückkehr die bittersten Vorwürfe. Später sieht einer seiner Freunde den Aatbaar bei einem Sammler ausgestopfter Vögel wieder, der das bemalte Thier für das werthvollste Stück seiner Sammlung hielt. Die Charakteristik der verschiedenen Personen, namentlich des Haupthelden Jan Katun ist dem Erzähler vortrefflich gelungen. Dabei ist das plattdeutsche Element, gewissermaßen das plattdeutsche Costüm in der lebendigsten Weise ausgeprägt. Die Leute sprechen nicht nur, sondern denken und fühlen auch so.

In noch höherm Grade hat uns die zweite Erzählung „Gründli kurreert" befriedigt. Von geringerm Umfange, ohne reichen Inhalt, nur eine einfache Begebenheit schildernd, hat sie gerade in ihrer Beschränkung etwas ungemein Fesselndes. Ein junger Bauerbursche verliebt sich in ein Stadtmädchen, in die Tochter eines Schusters, und gesteht ihr endlich auch seine Neigung. Das Mädchen treibt nur Scherz und Spott mit ihm, der arme Junge kommt in die gefährlichsten Situationen, durch eine Tracht Prügel, die ihm sein Vater ertheilt, wird er schließlich von seiner Liebe „gründlich curirt". „De Flickschuster", die dritte Geschichte, steht den beiden ersten nach. Der Flickschuster, der von der Erhaltung seiner Reputation ganz erfüllt wird und sie schließlich doch einbüßt, ist eine mehr bemitleidenswerthe als Interesse erregende und komische Figur. Namentlich der Schluß der Erzählung läßt unbefriedigt.

Wir können uns nicht versagen, von Piening's Darstellungsweise eine kleine Probe zu geben. Wir wählen aus der zweiten Erzählung den Moment, in welchem der Bauerbursche Jakob seine Geliebte zum ersten mal erblickt. Jakob verkauft Butter in der Stadt, der Schuster Drefoot bestellt bei ihm auf jeden Freitag drei Pfund. Jakob liegt zwar nichts am Auftrage, führt ihn aber doch aus.

In de anner Wäk gung ik denn ook toeerst na den nien Kunden, wiel sin (des Schusters) Huus vöran in de Stadt wehr. Ik dach an gar nix, as ik in de Dör trä, un as jümmers gröl: „Botter! Botter!" awers vör Schreck harr ik meist min Korw fallen laaten, denn Fieken Drefoot stunn vör mi un sä fründli: „Gun Dag." Gott, o Gott, wat wehr dat för'n Deern — as'n Prinzeß! en wahre Suckerpopp, so fein un fiur, so'n söten Pummel, so wat schoin's harr'k min Daag noch ni sehn, ja ik funn se noch smucker as mi sülm, un dat will wat seggn. Ik denn ook gliefs bet äwer de Ohren in se weg. Se keek mi so fründli an un lach mi so blied to, dat ik roth worr as nüchtern Kalwsbloot. To allens, wat se mi vertell un sä, nück ik jümmers mit'n Kopp und sä „ja"; ik harr för allens Gold in de Welt keen „nä" to ehr seggn kunnt. Ik bleev der wull en ganze Viertelstünn to klönen, dat heet, se dät dat snacken, un ik hör to. Gott, wat wehr dat för'n Deern — as'n Prinzeß! Ik harr ehr allens to Gefallen dohn kunnt, wat se man verlang, un as se tonöst to mi sä: „Jakob!" denn min Namen harr se sik gliefs utbäden, wat mi gräsi smeicheln dä — „Jakob, nu mußt du wull gahn, min Jung, anners kummst du bi din annern Kunden to laat!" — da nehm ik min Korw äwern Arm, maak en schoinen Reverenz un susl äwern Drüssel na de Straat ruut, allens ut Leew. Gott, wa wehr ik glückli! Wat wehr dat för'n Deern — as'n Prinzeß! In'n Draww weid leep ik na min annern Kunden hen, um nöst noch en paarmal bi ehr Hus vorbigahn to künn. Dat dä ik denn ok, un as ik dar wull'n Stücker teinmal op un daal gahn wehr, da kunn Fieken Drefoot vör't Finster un lach un nück mi to. Ik reet foorts min Klutt vun'n Kopp un maak 'n deepen Reverenz; awers as ik ehr bi de Gelegenheit recht verleewt toplinken wull, da schien mi de Sünn in de Ogen, ik trök de Näs gewalti kum un muß mal düchti prußen. Na, dabi mutt ik denn wull'n ganz drulli Gesicht maakt hebbn, denn sogar op de Straat kunn ik ehr hartli Lachen hören. Dat smeichel mi awers gräsi, dat ik se to'n Lachen brocht harr.

Auf dem Titel werden „viele schöne Bilder" verheißen. Allerdings sind es ihrer ziemlich viele, aber schön? — Das ist wol nur ein Scherz.

Die von uns betrachteten Schriften haben alle zunächst ein literarisches, dann ein culturhistorisches Interesse. Dem Sprachforscher sind natürlich alle Aeußerungen mundartlicher Redeweise willkommen, wenn er auch in solchen Veröffentlichungen wie die vorliegenden strenge Lautbezeichnungen hinsichtlich der Qualität und Quantität vermißt. Die sprachliche Bedeutung finden wir in einer Schrift vorherrschend, welche wir hier anreihen, obgleich sie mit den besprochenen Gedichten und Erzählungen nicht im mindesten verwandt ist. Gerade diese sprachliche Seite würde aber eine Berücksichtigung in d. Bl. verbieten, wenn nicht ein anderes Moment hinzukäme. Sie berührt eine Frage, welche politischer Natur ist und von allen mit inniger Theilnahme beachtet werden wird, denen die Muttersprache und das deutsche Volksthum am Herzen liegen.

8. Die deutsche Kirchen- und Schulsprache. Ein theueres Kleinod der Nordfriesen im Herzogthum Schleswig. Ein Beitrag zur nähern Kunde der schleswigschen Sprach- und Nationalitätsverhältnisse. Von einem Friesen. Weimar, Böhlau. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Gegenstand des schon lange andauernden Sprachstreits im Herzogthum Schleswig darf im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden. Die Partei der Eiderdänen hat nicht nur die Regierung gegen die deutschredenden und deutschfühlenden Friesen aufgehetzt, sogar unter dem Deckmantel der Wissenschaft wird für die Unterdrückung unserer Brüder agitirt. Die vorliegende Schrift ist hervorgerufen durch ein kenntnißloses und einseitiges Buch des dänischen Professors Allen über „Geschichte der dänischen Sprache im Herzogthum Schleswig oder Südjütland" (Schleswig 1858), in welchem dieser zu beweisen suchte, „daß die innere Verwandtschaft des Friesischen mit dem Dänischen so groß sei, daß es nur geringer Berührung und Wechselwirkung bedürfe, um eine Auflösung des Friesischen und einen Uebergang desselben ins Dänische herbeizuführen". Schließlich meint er, daß, wenn die Regierung keine völlige Umwandlung der Verhältnisse wolle, „so müßte doch die Anbahnung eines Uebergangs zu bessern (!) Zuständen wünschenswerth erscheinen, und dieses ließe sich durch Einführung des Dänischen als Unterrichtsfach erreichen. Das Hochdeutsche würde dann binnen kurzer Zeit von selbst weichen, da es keinen Kampf mit dem überlegenen Gegner würde aushalten können." Solchen ungerechtfertigten Anschauungen, Forderungen und Zumuthungen tritt nun ein Friese entgegen, indem er geschichtlich und sprachlich nachweist, daß seine Landsleute deutsch sind und ein Recht haben, gegen gewaltsame Danisirung zu protestiren. Der Verfasser hat sich nicht genannt, aber seine Schrift verräth einen sehr unterrichteten Mann, dessen Kenntnisse die seines Gegners bedeutend überragen. Wenn wir recht vermuthen, ist er ein Geistlicher, der für die deutsche Kirchensprache in die Schranken tritt. Die Wärme seiner Darstellung verleitet ihn nie zu herbem Ausdrucke, die Ueberzeugungskraft, die sie beseelt, wirkt unwiderstehlich auf den Leser. Der Gedankengang der Erörterung sei mit Hervorhebung wichtiger Einzelheiten hier dargelegt.

Im Eingange entwirft der Verfasser ein sehr anschauliches Bild von dem Lande, welches der urgermanische Stamm der Friesen bewohnt; es ist der Landstrich an der Westküste des Herzogthums Schleswig zwischen dem Hewerstrom und der Widau und dazu die Inseln und Halligen, „die sich dieser Küste gegenüber als Trümmer eines zerbrochenen Bollwerks aus den grauen Watten erheben". Außer den dänischen Inseln Sylt, Amrum und Föhr gehört auch die jetzt unter großbritannischer Botmäßigkeit stehende Insel Helgoland zum nordfriesischen Dialektgebiete. Der Stamm der Friesen hat sein Land dem Meer abgewonnen und es im Kampfe mit dem Meer zu vertheidigen und zu behaupten verstanden. Dafür ist er aber auch dem heimatlichen Boden voll treuer Anhänglichkeit ergeben und ist sich selbst treu geblieben durch Bewahrung seines Volksthums. Wie das Land von Meerströmen und Seegaten durchschnitten ist, so ist auch die Sprache der Friesen in einzelne Dialekte zersplittert, hat aber in der Construction wie in der Wortbildung ihren urgermanischen Charakter bewahrt. Das Friesische war ehedem wie das Niederdeutsche eine gültige Schriftsprache, doch dieses gewann über jenes die Oberhand als Kirchensprache mit Einführung der Reformation, bis schließlich das Hochdeutsche als Sprache der höhern Bildung, der Kirche und der Schule siegend vordrang. Das Friesische ist jetzt ebenso wie das Platt zur Mundart allerdings herabgesunken, aber hat als solche noch Bedeutung, denn es ist die Familiensprache der Bewohner. Alle diese Vorgänge in der Sprachwandlung machten sich von selbst, waren nicht schroff und gewaltsam und wurden durch keinerlei Zwang durchgeführt.

Von der Schilderung der Einführung der Reformation wendet sich der Verfasser zu der segensreichen Einrichtung, welche diese im Gefolge hatte, zu der christlichen Volksschule und zu der Wirksamkeit der friesischen Volksschullehrer, unter denen es vortreffliche, namentlich als Navigationslehrer bewährte Männer gegeben hat. „Was alle diese und viele andere hervorragende Männer Nordfrieslands leisteten, verdankten sie nächst ihrem eigenen Bildungs- und Forschungstriebe hauptsächlich dem Studium deutscher, mit deutscher Gründlichkeit geschriebener Werke." Der Verfasser erzählt manche Züge von der Bildung des Volks auf geistigem Gebiete, schreiben doch auf der nördlichsten friesischen Insel Sylt nach dem Zeugnisse eines dortigen Predigers viele Männer aus dem Volk einen fehlerfreien deutschen Brief. Nach dieser historischen Einleitung gelangt der Verfasser zu den betrübenden gegenwärtigen Händeln:

> So erfreuen sich die sämmtlichen Bewohner Nordfrieslands mit Einschluß der Bewohner der Felseninsel Helgoland (hier nimmt der Verfasser Gelegenheit in einer Anmerkung der großbritannischen Regierung wegen ihrer Fürsorge für Kirche und Schule Helgolands namens aller Nordfriesen tiefgefühltesten Dank auszusprechen) bis auf den heutigen Tag ihrer deutschen Kirchen- und Schulsprache.... Die Regierung (d. h. die dänische) hat den Friesen ihr theuerstes von den Vätern überkommenes Erbe nicht schmälern wollen, aber die Partei der Eiderdänen, welche nichts Geringeres beabsichtigt, als die deutsche

Sprache und Nationalität... aus dem Herzogthum Schleswig zu verdrängen, ist sehr geschäftig, die Verhältnisse Nordfrieslands in einem falschen Lichte darzustellen, und möchte die Friesen nach und nach der Segnungen deutscher Kirchen- und Schulsprache berauben.

Nun wendet sich der Verfasser gegen die Behauptungen des Professors Allen. Er will nachweisen, wie man dänischerseits versucht hat darzuthun, daß den Nordfriesen besser mit dänischer als mit deutscher Kirchen- und Schulsprache gedient wäre, und wie man namentlich bemüht gewesen ist, von den Sprachverhältnissen der im Königreich Dänemark enclavirten Theile des alten Nordfriesland ein unrichtiges Bild zu entwerfen. Er gedenkt die dänischerseits aufgestellten Ansichten widerlegen und auf ihr Nichts zurückführen zu können und setzt im Vertrauen auf seine gute Sache hinzu: „Der verständige und wahrheitsliebende Leser aber wird sich unschwer davon überzeugen, auf welcher Seite das Recht ist."

Die Behauptungen Allen's, welche wir mitgetheilt haben, verrathen eine große Unkunde hinsichtlich der Sprache Nordfrieslands, die nach seiner Anschauung, trotzdem er sie „einen Dialekt des deutschen Sprachstammes" nennt, mit dem Dänischen in vielen Worten übereinstimmen soll, während diese Worte doch dem Plattdeutschen viel ähnlicher sind. Niemals ist, wie er sagt, das Friesische Kirchensprache gewesen. Zur Zeit, als das Friesische als Schriftsprache galt, war Lateinisch die Kirchensprache Nordfrieslands. Die einzelnen Bemerkungen, mit welchen der Verfasser Allen's grammatische Darstellung widerlegt, mögen von denen, die sich für diese sprachlichen Dinge näher interessiren, in der Schrift selbst nachgelesen werden. Sie geben alle ein Zeugniß von des Verfassers Kennerschaft aller drei Sprachen, die hier in Frage kommen.

Besondere Aufmerksamkeit richtete die eiderdänische Partei auf die Sprachverhältnisse der dem Königreich enclavirten Theile Nordfrieslands, Westerlandföhr und Amrum, in denen noch fortwährend deutsch gepredigt und unterrichtet wird. Man nannte dies Verhältniß ein „unrichtiges", man rieth, Veränderungen zu Gunsten der dänischen Sprache eintreten zu lassen und verhandelte die Sache im Folkething. Ein Däne, der seinem Berufe nach mit den Zuständen Nordfrieslands besser bekannt ist als die ganze Partei der Eiderdänen, erklärte sich gegen eine gewaltsame Einführung des Dänischen. Es war dies der hochwürdige Bischof des Stiftes Ripen, zu welchem Westerlandsföhr und Amrum gehören. Er wurde von den Gegnern wegen der Begünstigung des Deutschen heftig angegriffen, sodaß er sich in einem dänischen Blatte in einem längern Aufsatze vertheidigte. Hieraus hat der Verfasser die wichtigsten Stellen in wortgetreuer Uebersetzung mitgetheilt. Namentlich der Schlußsatz beweist, daß der Bischof nur im Dienste der Wahrheit sein Urtheil abgegeben und ihm kein Mangel an dänischem Patriotismus vorgeworfen werden kann. Er sagt, daß eine Veränderung in der Sprache nur dann geboten sei, wenn sie als Nothwendigkeit von den Inselbewohnern selbst erkannt werde und fährt dann fort:

Man will wissen, daß deutliche Spuren eines Entgegenkommens gegen unsere Muttersprache unter ihnen gefunden werden; nach meiner Bekanntschaft mit den Verhältnissen bezweifle ich die Richtigkeit hiervon. Aber sobald die Föhringer und Amrumer von solcher Liebe beseelt werden — ich sage nicht zu dem dänischen Vaterlande, denn daß sie diese haben, obgleich sie sich ihres eigenen Idioms, des Friesischen, zum täglichen und der hochdeutschen Sprache zum Sonntagsgebrauch bedienen, bezweifle ich nicht — zu der dänischen Sprache, daß sie wünschen, daß diese bei ihnen oder bei ihren Kindern und Nachkommen die deutsche Sprache ablösen soll, so wird keiner dies mit größerer Freude erfahren als ich, und ich werde mit Freuden, wenn es mir vergönnt sein wird, die Zeit zu erleben, unsere gute dänische Sprache in ihren Kirchen sowol gebrauchen als auch hören.

Man sollte meinen, daß nach einem solchen Urtheile alle weitern Versuche von seiten der Eiderdänen unterlassen worden wären, aber mit nichten. Nun wollte man die Sache von anderer Seite angreifen und nahm hauptsächlich die Dienstbotenverhältnisse auf Föhr zu erwünschtem Anlasse zu neuen Agitationen. Auch von Umtrieben dänischer Beamten in Nordfriesland wird mancherlei berichtet. Die Kirchen- und Schulsprachenfrage wurde später wieder einmal hervorgesucht und in dänischem Sinne ausgebeutet. Bei alledem richtet aber unter der friesischen Bevölkerung die dänische Propaganda gar nichts aus. „Je eifriger man bemüht ist, ihnen ihre deutsche Sprache zu nehmen, desto treuer bewahren sie dieses ihr von den Vätern überkommenes Erbe." Am Schlusse seiner Darlegung spricht der Verfasser das ernste und strenge Wort: „Die einer Regierung rathen können, dem Volke sein theuerstes Kleinod zu entreißen, sind schlechte Rathgeber, schlechte Volksvertreter, schlechte Staatsbürger."

In einem „Anhang" hat uns der Verfasser „Plattdeutsche und hochdeutsche Sprachproben aus Nordfriesland, größtentheils aus dem 16. und 17. Jahrhundert" mitgetheilt, die uns ein lebendiges Bild der einstigen Sprachverhältnisse gewähren. Wer sich, ohne von vornherein sich mit der mundartlichen Literatur vertraut gemacht zu haben, durch diese deutsch-patriotische Schrift angeregt fühlen sollte, die nordfriesische Sprache unserer Gegenwart kennen zu lernen, der sei auf den ersten Band von Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen" hingewiesen, welcher mit der Mundart der Inseln Sylt und Helgoland eröffnet wird. Der dritte, welcher die Nachträge enthält, beginnt mit der Mundart der Insel Amrum, welcher „Nordfriesische Lieder und Sprichwörter" folgen. Unter den Texten finden sich die nöthigen Erläuterungen. Es gehört nur eine geringe Kenntniß des Niederdeutschen dazu, um alsogleich zu erkennen, daß das Nordfriesische zu unserm deutschen Sprachgebiet gehört.

Unsere Ueberschau hat uns aus dem Süden in den hohen Norden Deutschlands geführt. Das Gebiet des heimischen Idioms sahen wir weiter ausgedehnt als die Grenzen des Deutschen Bundes reichen. Wir begannen mit der Schweiz und wandten unsere Aufmerksamkeit zuletzt einer Bevölkerung zu, die dem Königreich Dänemark in dem engern Wortbegriffe zugehört. Fern im Osten im fremden Lande hat sich das deutsche Sprachleben frisch erhalten, da es nicht nur bei den Gebildeten, sondern auch

beim Volke zur Erscheinung gelangt. Solche Thatsachen können uns wol mit Stolz erfüllen. Hoffentlich kommt auch noch die Zeit, in der der Deutsche nicht blos in Literatur und Sprache seine theuersten Güter und seine äußere Macht erblickt. **Reinhold Bechstein.**

Ein moderner britischer Dante.

Sollte jemand, der seine deutschen Dichter gelesen und lieb gewonnen, sich je über das „Seelenheil" unsers großen Wolfgang Goethe Scrupel gemacht haben, den verweise ich auf ein eben erschienenes Buch: „A new pantomime. By *Edward Vaughan Kenealy*" (London, Reeves und Turner). Dort erhält er völlige Auskunft über Goethe's Befinden im Fegfeuer und seine schließliche platonische Verehelichung mit Gretchen über den Sternen. Herr Kenealy tritt als ein neuer Dante mit einer neuen göttlichen Komödie auf in der Sprache Milton's. Nicht Goethe allein, auch andere groß an Ehre und Namen im 18. und 19. Jahrhundert werden bei ihrem interessanten Frondienst in der Unterwelt von dem britischen Dichter belauscht. Wäre das dramatische Gedicht, das einen größern Umfang hat als Milton's „Paradise lost", nichts weiter als eine Burleske im Gassenhauerdialekt, es würde nicht die Mühe lohnen, seiner zu erwähnen; aber das Bedauernswerthe ist, daß ein — allerdings bisher noch unbekannt gewesener — Meister der Sprache und des Versbaues voll geistreicher Gedanken sich an ein so verschrobenes Thema gemacht und den Leser selbst da, wo die Schönheit der Strophen warmen Beifall hervorrufen könnte, nicht das Lächerliche der Situationen vergessen machen kann. Kenealy richtet als Einleitung eine Anrede an den geneigten Leser, die unwillkürlich an die Tiraden eines gewissen unglücklichen und unbescheidenen Genies, des excentrischen Reimers Karl Hugo erinnert, dem d. Bl. in der Neujahrsnummer ein Denkmal voll Mitleids gesetzt haben. Kenealy schreibt: „Das folgende Gedicht ist ein Räthsel für die Menge und wird immer eins bleiben; für die Weisen und die Wahrhaftigen und Gelehrten ist es verfaßt und diese allein können es verstehen und schätzen. Niemand darf es kritisiren, der nicht wenigstens theilweise versteht, was es meint! Niemand soll den Autor schildern, ohne in seine Seele eindringen zu können." Das ist im hinreichenden Grade niederschlagend. Ein Räthsel ist wol amusant, aber ein Räthsel, das einen dicken Band von 600 Seiten ausmacht und das im günstigsten Falle nur theilweise verstanden werden könnte, erscheint kaum der Mühe des Lesens werth. Das Lebenslicht ist nur ein kurzes, und man braucht es für wichtigere Dinge, als Räthsel zu knacken. Kenealy hat indessen in dieser Vorrede seinem Buche unrecht gethan. Natürlich spreche ich mit gebührender Zaghaftigkeit, da ich nicht beanspruche, in des Autors Seele eingedrungen zu sein; aber ich bin dreist genug, zu versichern, daß ich in dem dicken räthselhaften Buche nichts gefunden habe, was so äußerst schwer zu verstehen wäre; im Gegentheil, es enthält eine Fülle gedankenreicher, angenehmer, leichter Strophen und zeugt von ganz bedeutender literarischer Belesenheit, den Spleen beiseite.

Die „Neue Pantomime" ist ein Supernaturaldrama, darstellend den Kampf zwischen Gut und Böse über den Besitz der „schwankenden" Seele Goethe's nach seinem Tode. Der „Schlüssel" zum Buche wird in einem „moralisirenden" Monologe Mephisto's gegeben. Ich übersetze einige Zeilen:

Die scharfen Gifte schwarzer Menschenlüste
Verfärben ihre weiße Seele dunkel
Wie ihre eigne häßliche Natur.
Wenn Tod sie freit vom Leibe, strebt sie noch
Nach jenen Götzen, die sie angebetet.
So er, der in so langen Jahren weilte
Vorliebevoll bei weltlich schlimmem Dinge,
Wird noch im Tod verlockt, wie einst im Leben,
Hinweg vom Ideal zur Sinnlichkeit.

Kenealy verspricht dem „ungelehrten" Leser mit zarter Berücksichtigung einiges „schwache Licht" von der Lectüre folgender Zeilen:

Das Leben
Das in den Werken der Natur sich äußert,
Lehrt, daß das Kleinste eine Seele birgt.
Nicht eine Ros' und Lilie steht im Garten,
Kein Strom, kein Baum, kein köstliches Juwel,
Kein Windhauch, der am Himmel weht dahin,
Der nicht unsterblich Leben nennt sein eigen.
Das All, das Unbegrenzte ist erfüllt
Mit Leben, Geist, mit unvergänglichen
Naturen, mit den Seelen, Geistern, ja
Mit den Dämonen dieser Erdenmenschheit,
Den vorgewesenen und den kommenden,
Auch denen aus der Engelwelt, mit Geistern,
Von allen den lebend'gen Dingen, allen,
Unzählbar, wie des Waldes Blätter, doch
Unsichtbar! All' unsterblich! Alles Wesen,
Die einst bewohnt die Erde und die kommen.
Die Ströme haben Geister; mächt'ge Wälder —
Sie hegen Theile dieses ew'gen Glanzes,
Als herrliche Geschöpfe hoher Götter.
Die Winde, Wasser, Seen, Waldgelände,
Des Feuers Glanzerscheinung, und die ganzen
Urelemente, jedes bietet Wohnung
Für Götter und für feenhafte Genien,
Und andere Wesen wandelvoller Schönheit.
Der Himmel, Raum, die Luft, die uns umweht,
Ist voll von Geistern, manche klar wie Licht,
Und andre voller Düster; Menschenaugen
Erschaun sie nicht, doch sie enthüllen sich
Der Seele in den tugendlichen Trieben
Und in den sünd'gen Lüsten, je nach Fügung.
Der Pöbel achtet ihrer nicht im Sklaventhum
Der Sinnlichkeit, indeß die Geistigen
Sie zu Gesicht bekommen und empfinden.

Diese Passage dürfte schwierig zu beweisen sein, aber nicht schwierig zu verstehen, ausgenommen vielleicht jene Zeile, in welcher der Wind, der keine Substanz, sondern nur eine Bewegung ist, als eine Verkörperung von Geistern besprochen wird.

Hoffentlich weiß der Leser nun besser zu urtheilen über den Autor, da dieser ihn so großmüthig mit „Schlüssel" und „schwachem Licht" auf dem halbdunkeln Wege versehen hat.

Nach dem Prologe beginnt das Drama mit einem Zwiegespräch zwischen „alten" und „neuen" Jahren. Dieses ist wohlberechnet und spannt die „Neugier" des Lesenden. Der Genius des neuen Jahres hört mit traurigem Erstaunen, daß die schöne Erde, über welche er seine Herrschaft eben antreten will, von dem „fluchbeladenen Götzen des Goldes" regiert werde, daß

Der heil'gen Wahrheit Stern
Versank in eine ungefüge Wolke
Und daß die Tugend, die da leuchten sollte,
Verschwunden von der Welt —

und daß

Die Mächte, in der bangen Stund' der Noth,
Der Menschen Stämme hätten überlassen
Den eigenen Wegen ihrer Willkür.

Das „Alte Jahr" spricht von Goethe, der im Sterben liegt:

Dort ist ein Geist auf Erden, dessen Bahn
Beinah' zu End'. Du sollst ihn sterben sehen,
Ihn, dessen Seele hoch erleuchtet war
Vom unerloschnen Licht aus reinster Quelle.
Aber die herrlichen Gottesgaben
Hat er in den Koth der Lust getreten!
Er lebte nur, sich selbst zu dienen

Und wurde ein Sklave trüglicher Elfen;
Er wuchs und wurde stark in Stolz,
Er haßte, er lockte, er log.
Sein Herz war so todt und kalt
Wie einstens Judas Herz!
Er that nie eine gute That
Für eine bedürftige Seele.
Und wenig war, was er lehrte der Menschheit,
Und keine der Lehren war gut und wahr.*)

Das heißt eine hinterpommersche Kanzelpredigt in englische Verse gebracht. Um den Effect zu erhöhen, donnert noch „die Stimme der heiligen Vergangenheit das Echo schwerer Verdammniß“.

Goethe stirbt, während seine Gedanken zu den Freuden seiner Jugend zurückwandern und die Gespenster derer, die er einst geliebt und „betrogen“ hat, vor seinen brechenden Augen vorbeidefiliren. An seinem Lager stehen Mephistoleles und Mercur! Sie beobachten sein Sterben, der erstere voll spöttischer Bemerkungen über die Qualen des Verscheidenden. Außerdem singt sein Schutzengel, „den seine Verbrechen von seiner Seite getrieben hatten“, eine Hymne an Gott.

Nun erscheint Gretchen im Drama. Gretchen, mit „göttlicher Permission“, bittet für Goethe vor dem Richter der Unterwelt Minos, und sie ist ein so guter Advocat, daß der grimme Minos einen Aufschub seiner Verurtheilung vergönnt, unter der Bedingung, daß Goethe in der Zwischenzeit neuen Versuchungen unter dem gefälligen Beistande von Mephistopheles unterworfen werde. Mephistopheles macht keine Umstände und zeigt der Seele Goethe's das „Paradies der Liebe“ in orientalischer Auflage. Unbekleidete Cupidos werfen einander mit Rosen; Paris freit um Helena und gewinnt sie in seine Umarmung; liebliche Nymphen schweben umher mit Gesängen voll süßer Leidenschaft, und Goethe pfuscht Paris ins Handwerk, indem er die Schönste unter den drei Göttinnen, die Aphrodite, für sich erwählt und der Minne Sold genießt. Er ist indessen doch kein so verstockter Sünder, um vor dem verführerischen Dämon niederzuknien und „anzubeten“, obwol ihm als Lohn die Unendlichkeit sinnlicher Freuden verheißen wird. Deshalb führt ihn Mephistopheles aus dieser angenehmen Gesellschaft hinab zur Hölle, wo er ihm die merkwürdigsten unter den Sehenswürdigkeiten in mehreren „berühmten Verdammten“ zeigt. Das Gedicht gibt einen Katalog von Verdammten auf nicht weniger als 140 Seiten und Mephistopheles entwickelt umfangreiche historische und literarische Kenntnisse curiosester Natur, wie ein berliner Theaterjude.

Jetzt fühlt sich der „Engländer“ im Autor äußerst wohl und in seinem Elemente. Er censirt die Verdammten sehr bitter, namentlich König Jakob I., und Mephisto erzählt uns, daß er seinen Sohn „ermordete“ und dann „an sich selbst Hand anlegte“. Dann kommt Admiral Nelson und der Kritiker Gifford an die Reihe, auch Wilhelm von Oranien, St.-Augustin, Irenäus und Lord Chesterfield, Horace Walpole und Lady Byron, die er einen „frostigen Humbug“ heißt, „aus Stahl gemacht oder aus Mathematik zusammengesetzt“, dann Peter der Eremit, Cardinal Bellarmine, St.-Franciscus, George Monk, Julius Cäsar und der berühmte Spitzbube Jack Sheppard, Castlereagh (vielleicht wegen seiner Sünden beim Wiener Congreß?) und König Karl I., der Enthauptete. Dieser unglückliche Stuart muß dort seinen eigenen Kopf einen Hügel hinanfrollen und dieser Kopf ist bewohnt von den Seelen Wentworth's, Laud's und Bacon's. Die literarischen Größen Johnson und Goldsmith, sowie die Boswell, Hunt und Paoli werden in einer Linie abgefertigt, um Raum zu sparen im Kataloge, der auch die unselige Maria Stuart umschließt, über deren Charakter der böse Feind Mephistopheles nicht ganz mit sich einig ist. Die Aermste muß 500 Jahre im Fegfeuer ausdauern wegen ihrer Theilhaberschaft an der Ermordung Darnley's:

Hätt' sie gelebt, bis daß der Lebenssand
Ganz ausgeronnen, ihrer Sünden Schuld
Wär' doppelt worden; aber Bessie's Axt
Schnitt ab fünfhundert Jahr von ihrer Buße.

Gegen Byron ist der Dichter noch gnädiger. Byron ist ohne Fegfeuer sogleich ins Paradies gekommen, weil er „ohnehin sein ganzes Leben hindurch gemartert worden“.

Der Richter sprach: „Der hat genug gehabt
Auf Erden schon zu tragen und zu dulden,
Er, ein so glanzvoll heller Geist!“

Diese Episode setzt den Leser in einige Verlegenheit. Fast alles deutet auf den bittern Asceten der Orthodoxie im Dichter hin, und doch behandelt er den mit dem Himmel grollenden Skeptiker Byron mit so auszeichnender Versöhnlichkeit und schleudert, wie oben, das ganze Gewicht seines Zornes auf den „frostigen Humbug“ der fashionabeln Lady Byron, die daheimblieb, als Byron aus der englischen Gesellschaft gleichsam exilirt wurde.

Mephistopheles wird auch Prophet in eigenthümlichen Worten über das Buch der Genesis, den Pentateuch, mit einem Worte über den jetzt die Gemüther Englands bewegenden Colensostreit. Dies ist das schlechteste Tendenzstück des Räthselbuchs. Man höre:

Ich blicke über die Zeiten hinaus und sehe
Einen hochehrwürdigen Bischof, der beschworen
Die Pflichten seines Amts, dem Pöbel schmeicheln,
Ihm lehrend, daß das heil'ge Buch gefälscht.
Colenso! Könnt Ihr bringen Aergerniß
So unter alle gottgelehrten Menschen?
Ich hoffe doch vom Himmel, daß der Erzbischof
Von Canterbury Euch auf Blasphemie
Belangen wird im strafenden Gerichte.
Zu Gott auch hoff' ich, daß Euch Lushington
Zerfetzen wird für Eure schlimmen Plane,
Euer gottlos Selbst, und hoffen will ich endlich,
Obgleich ich Euer Hochwürden nicht vernichten will,
Wie laut auch Euer unsinniges Gelärme,
Daß sie Euch widerrufen machen können
Und eingestehen, daß das heil'ge Buch
Der Genesis von Gott allein gekommen.

Hiermit hat Kenealy ein großes Loch in sein Buch gebrannt. Der Gegenstand ist ein sehr gefährlicher für einen Versemacher, und Kenealy steht ein gutes Theil unter Dante dem Unsterblichen. Ueberhaupt scheint im Verlaufe des Dramas die Poesie sich zuweilen in tollgewordene Prosa zu verlaufen und der Fanatismus sich nicht mehr die Muße zu gönnen, die Worte nur zu wägen und zu feilen. Noch unverantwortlicher sind die Schimpfnamen, die er andern anhängt, wie: „Schurken wie Southey, Buben wie Milman, Kriecher wie Hunt“, und wo er mit persönlicher Malice den ehrwürdigen Namen von Peter Cunningham begeifert.

Doch kehren wir zurück zu Goethe. Er läßt sich nicht einschüchtern durch den Anblick aller dieser in katalogischer Ordnung ausgestellten Torturen der Hölle, darum führt ihn Mephi-

*) In diesen völlig unsinnigen Zeilen können wir nur ein hohles britisches Echo der in Deutschland selbst gegen Goethe erhobenen Verleumdungen erblicken. Kennte Kenealy die Schöpfungen Goethe's, darunter „Iphigenia“, „Torquato Tasso“, „Hermann und Dorothea“, sein Gedicht auf Johanna Sebus, seinen Epilog auf Schiller, seine Hymne mit dem Anfange „Hülfreich sei der Mensch, edel und gut“ und so viele andere von höchster Humanität und Weisheit zeigende Ergüsse des Goethe'schen Geistes, so wie er sie kennen sollte, wäre er in Goethe's Leben und Wirken so eingeweiht, wie diejenigen, welche sich aus actenmäßigen Darstellungen genauer darüber unterrichtet haben, so würde er so enorme Lügen wie die, „Goethe's Herz sei so kalt und todt gewesen wie einstens Judas Herz“, er habe „nie eine gute That für eine bedürftige Seele“ gethan und „keine der (Goethe'schen) Lehren war gut und wahr“ unmöglich haben niederschreiben können. Sollte Kenealy nicht einmal die Biographie Goethe's von seinem Landsmann Lewes gelesen haben? D. Red.

stopheles nach der Höhle der Hexe von Endor, wo er zwar nicht einen Samuel zu sehen bekommt, aber den Verführungskünsten dreier Schönen ausgesetzt wird, denen der Kalypso, Armida und Alcina. Moderne Operntexte hätten noch viele ähnliche schmelzende Namen liefern können, meine ich. Auch andere classische Schönheiten gleiten als Phantome vorüber, aber Goethe verweilt mit seinem Auge vorliebevoll auf Kalypso. Aber diese ist spröde und will sich nicht früher ergeben, als bis er das Räthsel der Sphinx gelöst habe; dieses angenehme Ungeheuer erscheint sogleich auf den Wink des Theatermaschinisten Kenealy und richtet an Goethe ihre geheimnißvollen Fragen. Goethe kann die Antwort nicht finden und zur Strafe für diesen entschiedenen Mangel an Geist, wird er — und der gefällige Mephisto dazu — in einen tiefen Zauberschlaf für die Dauer von 21 Jahren versenkt. Es wird nicht gesagt, ob in Abwesenheit des Herrn der Ratten und der Mäuse die Hölle sich als Republik constituirt hat.

In diesen 21 Jahren wird Gretchen über ihren Geliebten beunruhigt, fängt an, nach ihm zu forschen und empfängt von der Sibylle den goldenen Zweig, mit dessen Hülfe „die Welt erschaffen wurde". Dieser Zweig erfüllt jeden Wunsch, aber verläßt dann sofort die Hand des Wünschenden und kehrt in die Rumpelkammer der Sibylle zurück. Jetzt erscheint einer der Gebrüder „Satan" und beschwatzt Gretchen, ihm den wundervollen Zweig anzuvertrauen, wirft aber dann die gleißnerische Hülle mit der gebieterischen Forderung ab, ihn anzubeten. Verzweiflungsvoll fleht sie ihn an „ihre Seele als ein Lösegeld für Goethe" anzunehmen, aber Satan ist ein Cavalier und lehnt dieses Selbstopfer ab, was ihn jedoch nicht zu solchem Exceß von Großmuth verleitet, den kostbaren Zauberzweig zurückzuerstatten.

Mit „Uriel's Speer bewaffnet" tritt nun der „Poet" auf die Bühne, ein geschätzter Anonymus ohne Zweifel, der mit seltenem Scharfsinn Goethe auffindet und ihn aus den Banden der Verzauberung befreit, natürlich den mitleidenden Mephistopheles nicht vergessend. Auch der diebische „Satan", dessen Name Asmodeus, erscheint in diesem wichtigen Momente mit dem Zweige, aber dessen Zauberkraft vergessend, äußert er harmloserweise den Wunsch, Fräulein Gretchen zu sehen. Sie erscheint im Moment und im selben Augenblick fliegt der Zweig durch die Luft, um zu seiner ursprünglichen Eigenthümerin, der Sibylle, zurückzukehren. Von dieser Stunde an sind Goethe und Gretchen für immer im Paradiese des Poeten vereinigt. Mit einem Worte, wie der berliner Volksdialekt sagt: „Sie kriegen sich." Wir hören noch ihre Zwiegespräche über Purpurwogen, krystallene Nachen und äpfeltragende Obstgärten, sowie über idyllische Tänze von Jünglingen und Jungfrauen im glücklichen Elysion. Statt mit bengalischem Feuerwerk beschließt der Dichter sein dramatisches Räthsel mit räthselhaften Geistererscheinungen aus alter und neuer Zeit, einer stockenglischen Walpurgisnacht voll Feen, Undinen, Sylphen, Elfen, Wichtelmännchen, reizenden Hexlein, Phantomen getäuschter Mädchen und ähnlichen Schattenbildern der Laterna-magica. Sie unterhalten sich indeß in sehr anständigem Conversationston und erscheinen sehr unnöthig, so unnöthig wie das ganze Poem. Eine Ode an die Maikäfer würde einen ebenso effectreichen Schluß abgegeben haben.

Die Wirkung der Lectüre dieses Poems ist eine tragikomische, und zwar Mitleid in ganz besonderm Sinne. Der strebsame britische Ikarus hat sich die Flügel an Dante's schrecklichen Terzetten versengt und ist nach 600 Flügelschlägen — so viele Seiten zählt das Buch — auf den Sumpf unter die andern poetisirenden Störche der Heimat zurückgekehrt. Und doch kann ich nur mein Bedauern wiederholen, daß so viel schöne Sprache in manchen Episoden an ein so verzwicktes spleenisches Thema vergeudet worden. Dies Räthsel bleibt jedenfalls ungelöst, wie der Dichter vielleicht in der Vorrede richtig vorausgeahnt. Viele seiner Schilderungen, namentlich auf lyrischem Gebiete, sind tadellos schön, wenn auch „neue" Gedanken nicht eben den Leser fesseln. Die meisten haben schon öfters „gedient". Tiefer Stimmung voll ist das „Farewell" von Goethe's Schutzengel; dessen Schlußstrophen lauten:

Oh! Weh um dich! Tief war dein Irren,
Verhängnißvoll, von Wahrheit zu dem Truge,
Seit dichte Finsterniß des Schreckens, wohlbekannt
Nur Längstgefallenen, sich um dich wob.
Mannheit gestand's — das Alter fiel in Trauer,
Bewältigt von der Scheu vor Tod und Grab.
Jetzt, wo du stirbst und deinen Wahn gestehst,
Würd' ich dich gern gewinnen, gern erretten.

Doch des All-Einigen mächt'ge Stimme wehrt es.
Ich muß hinweg; auch du, auch du mußt scheiden
Eh' diese Stunde um; das Räthsel, das verborgen
In tiefen Himmeln ruht, wird bald dir leuchten.
Oh! Weh um dich! Doch ob verbannt für immer,
Ein Strahl von Glück wird dennoch auf dir weilen,
Ich, dein getreuer Engel, lieb' dich doch, und nimmer
Sprach ich ein mehr verzweifelndes Farewell.

Auch die Schilderung der Persönlichkeit Gretchen's hat viele schöne Momente:

Süß und doch traurig war ihr Lächeln, so wie die Musik
Gedrückter alter Völker, die so oft verräth
Die Seel' voll Sorge in dem frohsten Sange.

Wünschen wir dem Dichter einen Tag von Damaskus voll dichterisch läuternder Erleuchtung, und wir werden ihn mit andern Worten begrüßen können, als im Eingange geschehen.

Franz Kroemel.

Melchior Meyr über die Aufgaben der deutschen Schiller-Stiftung und die gegenwärtige Lage des Schriftstellerstandes.

Als es sich darum handelte, ob überhaupt die deutsche Schiller-Stiftung geboren werden und existiren solle oder nicht, und in welcher Form, in welchem Umfange, auf welchen Grundlagen sie ins Leben zu treten habe, als es namentlich darauf ankam, sie gegen ihre nicht wenig zahlreichen Gegner, Verdächtiger und Verleumder in Schutz zu nehmen, und später der drohenden Spaltung in zwei voneinander getrennte Verwaltungsbehörden des Gesammtkapitals entgegenzuarbeiten, damals haben wir uns als langjähriger Anwalt einer Stiftung wie diese für berufen und verpflichtet gehalten, uns ihrer auch in d. Bl. wiederholt anzunehmen. Seitdem sie aber consolidirt und in stiller segensreicher Thätigkeit begriffen ist, haben wir nicht mehr für nöthig gehalten, auf sie zurückzukommen, zumal wir uns an verschiedenen uns bekannt gewordenen Beispielen überzeugt hatten, daß der gegenwärtige Verwaltungsrath in einer Weise thätig ist, die uns Schriftsteller wie das Publikum berechtigt, ihm volles Vertrauen zu schenken. Die oft ausgesprochene Befürchtung, daß persönliche und andere nicht das wirkliche Verdienst betreffende Rücksichten genommen werden könnten, braucht, wir sind davon überzeugt, niemand mehr in seinem Schlafe zu stören. Außerdem sind alle Formeln und Formen, die an ein bureaukratisches Wesen erinnern könnten, mit Recht aus dem brieflichen Verkehr des Verwaltungsraths mit den betreffenden Dichtern und Autoren verbannt, und wir schlagen gerade dies um so höher an, da sich der Deutsche infolge alter Gewohnheit nur schwer von solchen Formen freizuhalten weiß. Die Rescripte an die durch Unterstützung Auszuzeichnenden haben daher auch nichts, was für sie irgend peinlich sein könnte, im Gegentheil können sie nur dazu dienen, ihr Ehrgefühl zu erhöhen und sie zum Weiterstreben aufzumuntern.

Wenn wir heute nach langer Unterbrechung wieder einmal auf die Schiller-Stiftung zu sprechen kommen, so geschieht dies auf Grund eines im Feuilleton der „Neuen Frankfurter Zeitung" (Nr. 164—167) erschienenen Aufsatzes von Melchior Meyr „Ueber die Aufgaben der deutschen Schiller-Stiftung". Der Verfasser hat uns den Aufsatz übersandt, ohne Zweifel in der

Erwartung, daß gerade wir nicht umhin können würden, ihm unsere Beachtung auch in d. Bl. zu schenken, und wir beabsichtigen nicht, daß sich der Verfasser in dieser Erwartung getäuscht sähe. Der Verfasser beschäftigt sich übrigens in seinem Aufsatze mehr noch mit der allgemeinen Lage des deutschen Schriftstellerstandes als mit dem in der Ueberschrift genannten Gegenstande; und in der That hat er die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche heutzutage gerade den Schriftstellern zu begegnen pflegen, die höhern Zielen nachstreben, sich klar vor Augen gestellt und sie in präciser Form auch seinen Lesern klar vor Augen zu stellen verstanden. Wir freuen uns, daß sich des Verfassers Ansichten mit den von uns ausgesprochenen sehr häufig begegnen, daß sich überhaupt die Meinungen in Betreff dieses Gegenstandes zu klären und feste Gestalt zu gewinnen anfangen. Wie sicher, bestimmt und affirmativ kann der Verfasser in seinen Betrachtungen über dieses Thema auftreten, und wie vorsichtig und verclausulirt mußten wir, anfangs fast nur angefeindet und verdächtigt, später von wenigen doch in immer wachsender Zahl unterstützt, uns in unsern denselben Gegenstand betreffenden Aufsätzen winden und drehen, um plausibel zu machen und als nothwendig erscheinen zu lassen, was nun in der deutschen Schiller-Stiftung feste und bleibende Gestalt angenommen hat. Freilich, die vollendete Thatsache gebietet immer Respect und „vom sichern Port läßt sich's gemächlich rathen".

Der Verfasser leitet seine Betrachtung mit den Worten ein: „Wenige Schöpfungen unserer Zeit erwecken in dem humanen Betrachter eine so reine Freude wie die Schiller-Stiftung. Die Literatur hat damit für sich einen Boden erhalten und dieser ist ihr gewährt worden von der Nation, die zum ersten male als solche der lebenden ihre Achtung bezeigt hat. In der Stiftung ist das Mittel gewonnen zu einer Förderung des Geistes, die in keiner Art eine Fesselung einschließt. Der Zufall, der die bewährte Kraft lähmen und der Noth preisgeben kann, ist dadurch eingeschränkt. Das Wagniß, das unter allen Umständen eines ist: der Literatur sich zu widmen, hat einen minder drohenden Charakter erhalten, und der Schriftsteller kann auf seiner fragenreichen Bahn mit einem Trost vorwärts gehen, der um so ermuthigender wirkt, je ehrenvoller er ist. Die erste, von selbst sich ergebende Aufgabe der Stiftung ist es: die wirkliche materielle Noth verdienter Schriftsteller und ihrer Angehörigen zu heben. Hierüber kann keine Frage sein: es ist dies der Hauptzweck der Gründung gewesen und wird es immer bleiben müssen. Dabei wird das Institut nicht umhin können, die wirkliche Bedrängniß auch solcher Autoren lindern zu helfen, deren Verdienste weniger einleuchtend oder erst noch zu erwarten sind. Der Schrei der Noth wird an die Vorstände gelangen, und diese werden sich ihm nicht immer verschließen wollen. Freilich ist darin ein gewisses Maß einzuhalten. Heutzutage drängen sich zur Literatur auch viele Unberufene, deren Zahl wachsen dürfte. Den so entstehenden Nöthen zu Hülfe kommen, hieße das unzureichende Talent auf der Bahn erhalten, die es nie hätte betreten sollen und in seinem eigenen Interesse baldmöglichst wieder verlassen müßte; und das gehört nicht zu den Obliegenheiten der Stiftung."

Damit seien aber, bemerkt der Verfasser weiter, die Aufgaben der Schiller-Stiftung nicht erschöpft; neben jenen beiden sei offenbar noch eine dritte ins Auge zu fassen, deren Lösung am fruchtbarsten zu werden verspreche; es sei die: verdiente Schriftsteller zu unterstützen, die nichts weniger als arbeitsunfähig geworden seien, deren Thätigkeit sich aber zunächst um so weniger lohne, je nützlicher sie sei und werden müsse. Wir für unsere Person glauben überzeugt sein zu dürfen, daß der gegenwärtige Verwaltungsrath der Schiller-Stiftung gerade diesen vom Verfasser hier hervorgehobenen Punkt vornehmlich ins Auge gefaßt habe.

Sehr richtig übrigens fährt der Verfasser, um seine Forderung zu motiviren, weiter fort: „Es ist ein großes, durch die Geschichte erwiesenes Gesetz, daß alles Tiefere, alles, was den Standpunkt des Tags überschreitet, daß eben das wahrhaft Bildende, ja das wahrhaft Schöne, seiner Zeit harren muß. Das Publikum will zunächst genießen, und zwar ohne Anstrengung des Geistes. Das Bildende aber, das Schöne, das in Wahrheit bilden soll, kann seine Wirkung nicht thun ohne Mitwirkung, also nicht ohne eigene Anstrengung des Empfängers. Indem das Bildende nun dem Publikum etwas zumuthet, was es vorerst nicht gewähren mag, so wendet man sich von ihm ab, um dem Genuß nachzugehen, der ohne Mühe zu gewinnen ist.... Die Ausgleichung dieser Ungerechtigkeit erfolgt in der Regel nur im Laufe der Zeit. Der Autor, der geistig weiter gegangen ist, während die große Mehrzahl der Mitlebenden stehen blieb, gewinnt mehr und mehr Freunde in der folgenden Generation, die sich naturgemäß dahin entwickelt, seine Gaben zu wünschen und empfangen zu können. Denn die Menschheit geht vorwärts und aufwärts, und wer seiner Zeit vorausgeeilt ist, der wird endlich von denen erkannt, die mit der Zeit ihm nachkommen. Aber für den Autor selber wird dies in der Regel zu spät sein!"

Es gäbe zwar, fährt der Verfasser fort, einzelne höchst glücklich organisirte Naturen, die das zugleich Erhebende und unmittelbar Ansprechende hervorbringen und eine feiner gebildete Nachwelt gewinnen, indem sie auch der Mitwelt Bewunderung einflößen; das seien jedoch Ausnahmen. Für gewöhnlich müsse der höher und weiter Strebende kämpfen und nicht nur Theilnahmlosigkeit, sondern auch Feindseligkeit erdulden. Der begabte Strebende werde allerdings der Anerkennung und der Freunde nicht entbehren, die ihn auf seinem Wege ermuthigen, aber jener Freunde würden nicht so viele sein, um dem Kämpfer schon bei Lebzeiten den ihm gebührenden Triumph zu verschaffen. Für einen der glücklichsten unter den deutschen Dichtern und Schriftstellern halte man Goethe; „hätte aber seine Befriedigung und sein äußeres Lebensglück blos vom Publikum abgehangen, blos Frucht seiner literarischen Leistungen sein müssen, so würde man ihn zu den Unglücklichen zählen, oder er hätte uns nicht gegeben, was wir von ihm besitzen".

Auch sein großer Mitstrebender, von dem die Stiftung den Namen trage, hätte ohne die Hülfe seiner Freunde, ohne den Boden, der auch ihm in Weimar bereitet wurde, die Werke nicht vollenden können, denen wir einen andern ergänzenden Theil unserer Bildung verdankten. Der Verfasser weist dann noch auf den unglücklichen Heinrich von Kleist hin. Bei urtheilsfähigen Zeitgenossen habe zwar über seine Genialität kein Zweifel bestanden; aber seitens des Publikums habe ihm alle Unterstützung und Ermunterung gefehlt, und erst jetzt habe er im deutschen Publikum, welches darin freilich einzig in seiner Art sei, Aussicht, allgemeiner bekannt zu werden.

„Will man den angeführten Beispielen gegenüber", fährt der Verfasser fort, „uns vielleicht einwenden: die Zeiten, in denen so etwas möglich gewesen, seien vorüber? In unsern Tagen hätten sich die Verhältnisse anders, für den Schriftsteller durchaus günstiger gestaltet? Ich behaupte: noch keine Zeit hat es einer literarischen Kraft schwerer gemacht, sich selber treu zu bleiben und an den Zwecken der Kunst festzuhalten, als eben die gegenwärtige."

Man weise, wenn man die Vortheile des jetztlebenden Schriftstellers bezeichnen wolle, auf die Honorare der Zeitschriften, auf Honorar und Tantième des Theaters hin. Aber die Zeitschriften, die hier in Betracht kämen, verlangten populäre, pikante Erzählungen, voller spannenden Handlung, von Gedankeninhalt möglichst frei und von möglichst grobmaterialistischer Wirkung. Wer also auch auf diesem Gebiete einem höhern Ziele nachstrebe, dürfe auf ein lohnendes Entgegenkommen seitens der Zeitschriften sich nicht Rechnung machen. Was die Tantième betreffe, die ohnehin zur Zeit nur bei vier Hofbühnen bestehe, so komme diese nicht den Stücken zugute, welche sich durch Tiefe des Gehalts, Hoheit oder Feinheit der Behandlung auszeichneten, sondern nur denjenigen, welche auf bloßes flaches Amusement der Zuschauer berechnet seien. Scheine doch gerade in diesem Bereiche auf dem Ernsten und Tiefen ein Bann zu liegen, sei doch die Tragödie beim Publikum nahezu verpönt! Aehnliche Ansichten über das, was von der Tantème bei der jetzigen Geschmacksrichtung zu

erwarten ist, haben wir selbst schon früher in d. Bl. ausgesprochen. Wie die Dinge stehen, kommt die Tantième, die sonst im Princip ganz richtig ist, in der That zumeist nur den Fabrikanten, die wie Frau Birch-Pfeiffer mit virtuosem Geschick Novellen und Romane zu Bühnenstücken zurechtmachen, den betriebsamen Verfassern pikanter Bluetten und den Possen- und Coupletdichtern zugute.

Der Verfasser bemerkt weiter sehr richtig: „Vergessen wir nicht die eigenthümliche Concurrenz, die dem heutigen berufenen Schriftsteller in der Klasse erwachsen ist, die sonst mehr ihre Ehre dareingesetzt hat, Bücher zu kaufen, jetzt aber dem Ehrgeiz nachgibt, selbst welche zu liefern. Die kritische Prüfung eines Verlegers haben ihre Producte nicht zu bestehen: sie sind im Stand ihren Ruhm zu bezahlen! Der schon überführte Markt erhält durch sie eine neue Bereicherung, und stattliche Zeitungsartikel sorgen dafür, sie als großen Gewinn darzustellen."

Hieran knüpft sich nun die weitere sehr richtige Bemerkung: „Dichter haben sonst Mäcene gefunden, die sie in der zu ihrer Kunst nöthigen Freiheit und Freudigkeit erhielten. Fürsten haben ihre Ehre dareingesetzt, an edeln Werken durch Förderung erwiesener Talente Miturheber zu werden. In Deutschland ist hier noch in den letzten Zeiten Rühmliches geschehen, der Versuch aber nicht fortgesetzt worden. Gegenwärtig dürfte aus mehreren Gründen von dieser Seite wenig mehr zu hoffen sein. Und doch ist eben gegenwärtig der Beruf eines Schriftstellers ein Amt geworden, das alle Kraft eines Mannes und ein ganzes Leben in Anspruch nimmt! Doch ist es weniger als je möglich, die Aufgaben der Literatur in Mußestunden zu erfüllen, die eine anderweitige einträgliche Beschäftigung übrig läßt!"

Auch das Folgende ist so richtig gedacht und ausgedrückt, wie man es wol nicht leicht richtiger denken und ausdrücken kann: „Zu den Unsitten, die bei uns im Schwange sind, gehört auch die, geschiedene Autoren zu vergöttern, von den lebenden aber so klein als möglich zu denken. Manche glauben, die Trefflichkeit ihres Geschmacks durch nichts besser darthun zu können, als wenn ihnen keine von den Arbeiten der Lebenden gut genug ist, hauptsächlich aber keine dauerfähig erscheint. So einer entgegnet uns vielleicht: «Die Unterstützung thätiger Schriftsteller wäre freilich eine Ehrensache für die Nation, wenn jetzt Genien existirten wie Schiller und die andern großen Namen unserer classischen Literaturperiode, Geister, welche für die Gaben der Nation durch classische Leistungen zu danken vermöchten. Aber wo sind dergleichen?» Mit Weisen dieses Schlags ist nicht zu streiten. Sie bilden sich alles Ernstes ein, daß sie gegen den lebenden und strebenden Schiller dieselben Gesinnungen hegten, wie gegen den in Glorie strahlenden, während für sie doch schon die Noth des lebenden Grund genug wäre, auch von seinem Geiste möglichst wenig zu halten! Meine Erwiderung ist einfach: wenn es jetzt keine Talente ersten Ranges gibt, vielleicht nicht einmal Talente zweiten Ranges gäbe, so begabe man eben die Würdigsten von denen, die da sind! Die Köpfe besser zu machen, als unser Herrgott sie geschaffen hat, ist die Schiller-Stiftung nicht verpflichtet. Fördert sie diejenigen, die sie nach reiflichster Prüfung für die bewährtesten und versprechendsten halten muß, dann kann sie ihre Hände in Unschuld waschen."

Sicherlich kommt eine solche Anerkennung der deutschen Schiller-Stiftung noch nicht zu spät; denn wenn auch öffentliche Gegenstimmen augenblicklich sich nicht mehr laut zu machen wagen, so herrscht gegen sie doch im stillen noch sicherlich theils große Gleichgültigkeit theils wirkliche Misgunst, namentlich unter den Zunftgelehrten, welche nicht müde werden, der deutschen Nation das Schmähwort ins Gesicht zu schleudern, daß in ihr alles dichterische Vermögen erloschen sei. Ueber diese Erscheinung, die doch eine höchst schmerzliche, der Nation wenig zu Ehren gereichende sein würde, wenn sie wirklich eine Wahrheit wäre, scheinen diese Herren eine fast närrische Freude zu empfinden. Ein großer deutscher Gelehrter hat bei feierlicher Gelegenheit gegen die Schiller-Stiftung in einer Weise geeifert, daß man fast glauben sollte, die deutsche Gemüthlichkeit bestehe nur noch in der Gebrüder Grimm „Volks- und Hausmärchen"! Dank dieser wohlthätigen Stiftung hat man nun doch Aussicht, nicht mehr wie früher so oft zur Schmach der deutschen Nation von talentvollen Dichtern und Schriftstellern zu lesen, die mitten in ihrer Laufbahn in einen Abgrund materiellen Elends versanken, der auch ihre geistigen Kräfte verschlang, nicht mehr wie früher so oft von Angehörigen verdienter Autoren, die nach dessen Ableben im Zustande absoluter Entblößung vielleicht zwangsweise in ihre Heimat zurückgeschafft und dem Zufall preisgegeben wurden. Statt sich über die jetzt gegönnte Aussicht auf Besserung so schmachvoller Zustände zu freuen, ärgerte man sich und sprach sogar seinen Aerger öffentlich aus. Hoffentlich wird man dies zu thun fortan nicht mehr so dreist sein dürfen, ohne den Unwillen des edler und gemüthvoller fühlenden Theils der Nation hervorzurufen.

Aber auch auf eine moralische Hebung aus sich selbst heraus, zu der das Walten der deutschen Schiller-Stiftung übrigens auch das Seinige beitragen wird, muß der Schriftstellerstand mehr als bisher Bedacht nehmen. Solange es noch möglich ist, daß ein Schriftsteller gegen den andern, der vielleicht so gut wie jener sein eigenthümliches Verdienst hat, mit ehrenrührigen Schimpfworten statt mit billigem, in urbane oder auch nur anständige Formen gekleidetem Tadel loszieht, solange es noch vorkommen kann, daß ein namhafter Schriftsteller einen andern vielleicht ebenso namhaften noch tief unter die Sackträger und Auslåder stellt, ohne zu merken, daß er dadurch sich selbst mitschändet, solange werden die Autoren nicht verlangen dürfen, daß das Publikum der geistigen Arbeit den Respect zolle, der ihr im allgemeinen gebührt. Auch das Schmähen und Schimpfen auf den Schriftstellerstand im allgemeinen, worin sich manche Autoren zu gefallen scheinen, gerade als ob, wenn sie es thäten, das Publikum sie als die einzigen ehrenvollen Ausnahmen gelten lassen würde, muß oder sollte endlich einmal ein Ende haben. Wir wissen, wie viele Unberufene, wie viele unreine Elemente sich bei dem gegenwärtigen Betrieb des Buchhandels in den niedern Regionen an den Schriftstellerstand anhängen; aber gerade diese werden durch solche allgemeine Ausfälle und Injurien nicht gebessert und abgeschreckt; sie kümmern sich entweder darum gar nicht, oder empfinden sogar eine gewisse Genugthuung und Schadenfreude darüber, wenn so alles, um trivial zu sprechen, mit ihnen über einen Leisten geschlagen und als Canaille behandelt wird. Nur gerade die nach etwas Höherm Strebenden, meist reizbaren Naturen werden dadurch empfindlich und störend berührt, fühlen sich vor sich selbst erniedrigt und werden nicht selten vielleicht durch solche allgemeine Begeiferungen sogar an ihrer eigenen Mission irre gemacht. **H. M.**

Fromme Romane.

1. Gott ist mein Heil. Eine Erzählung aus der Gegenwart bevorwortet von E. Steffann. Halle, Fricke. 1862. 8. 1 Thlr.
2. Tante Sarah oder Lebenserfahrungen von E. Sewell. Eingeleitet von G. H. von Schubert. Stuttgart, Steinkopf. 1860. 8. 1 Thlr.

Wir stellen vorstehende Bücher nicht blos deswegen, weil sie etwa ihre Entstehung Frauenhänden und Herzen verdanken, zusammen, sondern weil sie beide aus gleicher religiöser Anschauung entsprungen sind und nur dadurch die Berlinerin vor unsern gemüthlichern Süddeutschen den Vorsprung hat, daß sie keck auch auf das Gebiet des politischen Lebens hinüberspringt und sich als die Anhängerin und Verehrerin eines Systems bekennt, das Preußen und mit ihm Deutschland auch jetzt wieder in die bedenklichsten Verhältnisse hineinzuziehen droht. Der ehrwürdige Pastor zu St.-Bartholomäi zu Berlin hat die Pathenstelle dieses Büchleins übernommen; er nennt diese Erzählungen zwölf Blüten, welche sinnig zum Strauß verbunden seien; Gott ist mein Heil, sagt er, diese Wahrheit sei die heilige

Luft, den der Strauß dieser zwölf Blüten spende. Die Erzählung bewegt sich in den Lebenskreisen, denen die Verfasserin angehört; es bedarf nicht der Versicherung, daß es „wirklich ein Stück aus der Gegenwart“ sei, denn allen diesen Anschauungen, wie sie in der Vorrede sowol als wie in dem Buche selbst an uns vorübergehen, begegnen wir noch jeden Tag in Organen jener bekannten „kleinen aber mächtigen Partei“. Die Erzählung beginnt mit der Schilderung der Bewegungen des Jahres 1848 in Berlin, soweit davon eine dortige Offizier- und Beamtenfamilie sich betroffen fühlte; der Gesichtspunkt, von dem diese Ereignisse dargestellt sind, ist denn auch der kleine, den Horizont dieser Familie und ihrer Vorurtheile nicht überschreitende; es wird alles mehr auf persönliche Motive zurückgeführt und nirgends ist eine auch nur leise Ahnung zu spüren, daß alle diese Bewegungen nur die Zuckungen des neuen Volksgeistes sind, der sich in der Umgestaltung des Staatslebens auf andern Grundlagen als die feudale Adelsherrschaft oder das kopfhängerische Muckerthum darboten, sich nur zu gestalten sucht. Freilich bedauert der ehrenwerthe Pastor zu St.-Bartholomäi in seiner Vorrede sehr, „daß das heilige Schwertrecht der Obrigkeit nicht bis zum völligen Siege, nicht bis zur Niederschmetterung der Revolution zur Ausführung kam“; er fürchtet, daß durch ähnliche Versäumnisse wiederum Zeiten kommen könnten, über die Frauen, die ihren König und Herrn lieb haben, im Schmerz klagen müssen, weil die Männer das Panier eines königlichen Regiments von Gottes Gnaden sinken lassen. Bedarf es angesichts dieser Parteischlagwörter noch weiterer Auseinandersetzungen, in welchem Geiste dieses Buch geschrieben ist? Die Erzählung knüpft an eine Inschrift eines Baums aus dem Jahre 1806 an; wol wünschte man, daß man jenes verhängnißvolle Jahr nie außer Acht ließe! Die Verfasserin verräth bei ihrer gesammten Darstellung ein außerordentlich frommes Gemüth; wir haben darüber mit ihr nicht zu rechten, sondern nur insoweit uns ablehnend zu verhalten, als diese religiösen Empfindeleien sich auf politische und literarische Gebiete festsetzen wollen. Bibelsprüche, Gesangbuchsverse, fromme Betrachtungen durchweben die ganze Darstellung, an deren Ende die Verfasserin meint, daß durch das dunkle Gewölk, welches damals noch Preußens politischen Horizont verfinstert habe, manche Strahlen der göttlichen Gnadensonne gebrochen seien, daß alte Ordnung und Treue wieder zu Recht gekommen seien, daß das Ministerium viel Vertrauen im Lande genieße u. s. w. Und heute?!

Mehr auf religiösem Gebiete bleiben die Lebenserfahrungen der Tante Sarah; der selige Schubert führte dieses Buch darum in den Kreis seiner Freunde ein, weil er wisse, welchen Segen es allen Lesern, die den wahren Frieden des Herzens kennen und lieben, bringen werde. Er und seine Freunde empfanden aus diesem Buche „eine gottgeheiligte Einfalt“, als käme sie aus der Thüre eines Tempels hervor, da man Gott lobet in der Stille,! und als begrüßte sie uns mit dem Gruße des ewigen Friedens, der ohne Aufhören in diesem Tempel wohnt. Die Verfasserin hat sich zur Aufgabe gestellt, an dem Lebenslaufe einer Familie zu zeigen, welchen Versuchungen wir überhaupt unterliege und welches Erbarmen uns getragen hat. Sie will dabei schildern, wie gefährlich für denjenigen die Wege des Lebens seien, der aus eigener Vernunft und Kraft sich darin zurechtfinden will. Die Gesinnung ist überall recht sanft und fromm, aber die Darstellung sehr breit durch Dialoge ausgesponnen, daß man Mühe hat, sich hindurchzuarbeiten. 23.

Notiz.

Oesterreichische und preußische Dichter.

Die in Wien erscheinende „Presse“ enthielt in ihrem Feuilleton vom 26. Juli einen Aufsatz „Die österreichischen Dichter vor dem Tribunal Julian Schmidt's“, dadurch veranlaßt, daß, nach des Verfassers Versicherung, der „kleindeutsche“ Literarhistoriker Julian Schmidt bei Gelegenheit des Gastspiels der wiener Schauspieler in Berlin eine „Meute nichtsnutziger Behauptungen und geifernder Gehässigkeiten“ auf die österreichischen Dichter überhaupt losgelassen habe. Wir haben, wie unsere Leser wissen werden, keinerlei Grund, weder einen persönlichen noch principiellen, um uns zu einem freiwilligen Vertheidiger Schmidt's in dieser Sache aufzuwerfen; wir sind kein Freund einer arrogant auftretenden Kritik, die zunächst nach Tendenzrücksichten, zuweilen vielleicht auch nach rein persönlichen Motiven ignorirt, lobt oder tadelt und den Tadel nur zu häufig in eine Form kleidet, die ihn eher einer Injurie als einem kritischen Urtheil ähnlich erscheinen läßt. Wir können es auch keineswegs billigen, wenn die „Berliner Allgemeine Zeitung“, die auch Laube kurzweg zu den österreichischen Dichtern zählt, in einem Artikel, den wir erst aus der „Presse“ kennen lernten, die „Götter“ anflehte, daß dieselben uns von den Erzeugnissen der österreichischen Dichter, den Bauernfeld, Eschenbach, Grillparzer, Laube, Ernst Ritter und Friedrich Halm befreien möchten; es scheint uns nicht recht passend, Eschenbach und Ernst Ritter, deren Stücke von der berliner Kritik als sehr mittelmäßig bezeichnet werden, mit dem Verfasser der „Medea“ auf eine Linie zu stellen. Letztere hat zwar ihre großen Mängel, die von Karl Frenzel, dem geistreichen Referenten der „National-Zeitung“, gebührend ans Licht gestellt wurden; sie hat aber auch ihre Schönheiten, und dann hat Grillparzer, wie der Verfasser des Artikels in der „Presse“ hervorhebt, außerdem noch so manches geschrieben, was sich den besten Leistungen im Gebiete des modernen deutschen Dramas anreiht. Aber der wiener Feuilletonist geht auf dem Repressalienwege zu weit, wenn er sagt: „Wo sind sie denn, die massenhaften poetischen Leistungen vom ersten Rang, die in Preußen und speciell in Berlin aufgingen, um ihren Verklärungsschimmer über das ganze deutsche Reich zu verbreiten? Wie heißen sie denn, die unzähligen Dichter im Lande Friedrich's des Großen, vor denen an gestaltender Fülle, an Schönheit der Darstellung und Wohllaut der Sprache die Poeten Oesterreichs verschwinden müssen!? Das unermeßliche Heer besteht aus: Ludwig Tieck und Heinrich von Kleist. . . . Alle übrigen Dichter von Königsberg bis Magdeburg, von Rügen bis Ratibor, die sich in der Eigenschaft als «Romantiker» bemerkbar gemacht, waren, ihre Verdienste und Vorzüge in Ehren, in letzter Hinsicht doch nichts anderes als Flunkertalente, die nur in der Literaturgeschichte leben und dort ein Gespensterturnier aufführen.“ Wie, sind nicht auch Zacharias Werner, Achim von Arnim, Joseph von Eichendorff, Max von Schenkendorf, Stägemann, Arndt, Chamisso, Immermann, L. Schefer, Gaudy, und um nicht bei den Verstorbenen stehen zu bleiben, Gutzkow, Prutz, G. Freytag, Paul Heyse u. s. w. Dichter, welche sich neben den österreichischen recht gut sehen lassen können? Waren oder sind diese nur „Flunkertalente“? Und warum Scherenberg mit dem spöttischen Beinamen „Pickelhaubendichter“ abfertigen? Der Tadel der berliner Blätter mag zu scharf ausgefallen sein; vielleicht aber war er nur die nothwendige Reaction gegen den vielleicht allzu übertriebenen Modeenthusiasmus, womit seinerzeit in Norddeutschland mit Zurücksetzung der eigenen Dichter so manche Erzeugnisse der neuern österreichischen Poeten aufgenommen wurden. Uebrigens hat die berliner Kritik wenigstens den wiener Schauspielern einstimmige Anerkennung gezollt; der Verfasser des wiener Feuilletonartikels dagegen bemerkt: „Wir haben die Gier nach den berliner Bühnenkünstlern und Künstlerinnen tapfer in uns niedergekämpft.“ So geht der eifersüchtige Hader, der es zu keiner billigen Anerkennung der beiderseitigen Vorzüge kommen läßt, in Deutschland immer hin und her, und leider ist der Deutsche nie unliebenswürdiger, als wenn er polemisirt, weil er dann nur zu leicht höhnisch und hämisch wird und in einen beleidigenden Ton verfällt. Verweisen möchten wir schließlich bei dieser Gelegenheit auf einen sehr vernünftigen Artikel im Feuilleton des „Wanderer“, worin der Mangel an eigentlich wissenschaftlicher Kritik in Oesterreich auf das Vorhandensein so vielen wissenschaftlichen Dilettantenthums zurückgeführt wurde, das geschont sein wolle.

H. M.

Bibliographie.

Briefwechsel des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren von 1775 bis 1828. Zwei Bände. Weimar. Gr. 8. 6 Thlr.

Die lustigen Bürger von Gmunden oder: Die Zerstörung von Wildenstein. Eine vaterländische Geschichte aus dem 14. Jahrhundert. Wels, Haas. 1862. 8. 6 Ngr.

Carlén, Rosa, Tuva das Findelkind. Eine Liebesgeschichte. Aus dem Schwedischen von H. Helms. Leipzig, Gerhard. 8. 15 Ngr.

Carus, C. G., Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit. Hiebei 15 kurze, früher gänzlich unbekannte und ungedruckte Parabeln Goethe's aus den ersten siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr.

Görner, C. A., Dialogisirte lebende Bilder. 1. Die Heirathsvermittelung. 2. Wie drei Musikanten ihre Zeche bezahlen. Breslau, Korn. 8. 10 Ngr.

— — Des Herrn Magisters Perrücke. Lustspiel in einem Aufzuge. Breslau, Korn. 8. 10 Ngr.

— — Schwarzer Peter. Schwank in einem Aufzuge. Breslau, Korn. 8. 10 Ngr.

— — Vor dem Balle. Ein Scherz mit Gesang. Breslau, Korn. 8. 5 Ngr.

Headley, J. T., Die große Rebellion. Eine Geschichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten. Illustrirt mit zahlreichen feinen Stahlstichen nach Original-Zeichnungen tüchtiger Künstler. 1ster Band. Hartford, Conn. Lex.-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Klein, K., Georg Forster in Mainz 1788 bis 1793. Nebst Nachträgen zu seinen Werken. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Knauer, V., Die Könige Shakespeare's. Ein Beitrag zur Rechtsphilosophie. Wien, Gorischek. Gr. 8. 4 Ngr.

J. G. Koppe, sein Leben und Wirken. Mit dem Porträt Koppe's. Wittenberg, Reichenbach. Lex.-8. 6 Ngr.

Kotzebue, A. v., Ausgewählte Lustspiele. Leipzig, Kummer. 8. 1 Thlr.

Meißner, A., Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren. 3te Abtheilung. Berlin, Janke. 1864. 8. 3 Thlr.

Moltke, M., Auch ein Büchlein Lieder. Auswahl aus den Gedichten des Verfassers. Berlin, Moltke's Selbstverlag. 32. 6 Ngr.

Montalembert, Graf v., Der falsche Liberalismus in der Frage über den Kirchenstaat. Zweites Sendschreiben an den Grafen von Cavour. Deutsch mit einem Vorworte von C. Brandes. Schwyz. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Morel, G., Das Leben des Johann Joseph Müller, Nationalrath, Kantonsrath und Kassationsrichter in St. Gallen, mit einer Zugabe aus dem Leben seines Bruders Johann Baptist Müller. Mit dem Porträt J. J. Müllers. St. Gallen, Köppel. Gr. 8. 1 Thlr.

Penseroso's sämmtliche Schriften. 1ster Band. Philadelphia, Schäfer. 1864. 8. 10 Ngr.

Probst, J., Eusebia. Ernste Betrachtungen über tiefe Wahrheiten der christlichen Religion. 1ster Theil. Augsburg, Schlosser. 8. 1 Thlr.

Renan, E., Das Leben Jesu. 1ste Lieferung. Berlin, Müller. Gr. 8. 8 Ngr.

Richter, F., Lieder heiliger Liebe. Stuttgart, Schober. Gr. 16. 10 Ngr.

Schillerfeier 1859. Verzeichniß der zum 100jährigen Geburtstage Schiller's seiner Tochter eingesandten Festgaben. Stuttgart, Cotta. Lex.-8. 15 Ngr.

Semmig, H., Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter nebst ihren Beziehungen auf die Gegenwart. Leipzig, Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Scupoli, L., Der geistige Kampf. Mit einigen Beigaben bewährter Geistesmänner von L. Donin. Wien, Gorischek. 12. 16 Ngr.

Severus, Licht in's Dunkel der Verhüllung: Das wahre Lebens- und Charakterbild der Gräfin von Kielmannsegge-Schönberg. Mit Abdruck von ihr selbst geschriebener Briefe. Aus ganz zuverlässigen Quellen. Dresden, L. Wolf. Lex.-8. 8 Ngr.

Sonnenfeld, F. v. (J. Gihr), Zwischen braunen und schwarzen Kutten. Roman aus der Zeitgeschichte. Stuttgart, Schober. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Suckow, H. v., Ueber zweckmäßige Bühnenleitung. Rostock, Stiller. 16. 7½ Ngr.

Warrens, Rosa, Zwei Lieder der Edda. In der Alliteration des Originals übertragen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 10 Ngr.

Weiß, C., Aus dem Volksleben. Autobiographie. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 8. 10 Ngr.

Windischmann, F., Zoroastrische Studien. Abhandlungen zur Mythologie und Sagengeschichte des alten Iran. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von F. Spiegel. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wirmsberger, F., Beiträge zur Genealogie der Dynasten von Volkensdorf, Blut- und Bannrichter in Oesterreich, Stifter des Klosters Gleink u. s. w. In urkundlich begründeter Darstellung. Wels, Haas. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wohlthat, H., Berlin und die Nordarmee im Spätsommer des Jahres 1813. Zur Erinnerung an die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz bei deren Jubelfeier 1863. Mit zwei Plänen der Schlachtfelder und einer Holzschnitttafel. Berlin, Boettcher. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Czaschke, C., Schulze und Müller auf dem 3ten deutschen Turnerfest zu Leipzig. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Purfürst. 8. 10 Ngr.

Dirckinck-Holmfeld, Baron C., Freie Religionsübung in Holstein. Kritik der Verhandlung in der letzten Diät der Stände und der Stimme eines Katholiken. Hamburg, Falcke. Gr. 8. 6 Ngr.

Eisele und Beisele auf dem Leipziger Turnfeste. Humoristische Fahrten und Abenteuer. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Pönicke. Gr. 16. 8 Ngr.

Carl Theodor Körner. Sein Leben, sein Tod im Gefechte bei Rosenberg und sein Grab bei Wöbbelin in Mecklenburg-Schwerin. Eine Erinnerung an den 26. August 1813, zur 50jährigen Wiederkehr dieses Tages am 26. August 1863, dem deutschen Volke gewidmet. Schwerin, Oertzen u. Comp. 16. 6 Ngr.

Leonhardt, K. G., Merkwürdige Ereignisse und denkwürdige Anekdoten aus der Zeit vor, während und nach der Leipziger Völkerschlacht. Jubiläumsausgabe. Leipzig, Wengler. Gr. 16. 7½ Ngr.

Pfeiffer, E., Ueber Genossenschaftswesen. Was ist der Arbeiterstand in der heutigen Gesellschaft? Und was kann er werden? Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 22½ Ngr.

Reichenbach, B. Graf, Die Krisis in Nord-Amerika. Auf Grund eines im Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke am 23. März 1863 gehaltenen Vortrags. Berlin, Beck. Gr. 8. 6 Ngr.

Schaffrath, Gehört auch die Verfassungsmäßigkeit von Gesetzen zum Bereich der richterlichen Entscheidung? Ein Votum. Dresden, Zeh. Gr. 8. 5 Ngr.

Scholl, C., Aus dem Leben einer freien Gemeinde. Denkschrift über die neuesten Vorgänge in der freireligiösen Gemeinde zu Mannheim. Im Auftrage des Vorstandes verfaßt. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 5 Ngr.

Vogeler, F. W., Theodor Körner. Eine Gedenkschrift zu dem 50jährigen Todestage des Dichters am 26. August 1863. Mit dem Porträt Körner's. Berlin, Boettcher. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Classische Philologie und Alterthumswissenschaft.

Aristophanes. Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von H. Müller. 3 Bände. 8. 1843—46. (5 Thlr. 12 Ngr.) **3 Thlr.**

Antiquarische Briefe von A. Böckh, J. W. Loebell, T. Panofka, F. von Raumer und H. Ritter. Herausgegeben von F. von Raumer. 12. 1851. (1 Thlr. 10 Ngr.) **12 Ngr.**

Catull. Gedichte, übersetzt von Th. Stromberg. 8. 1858. (20 Ngr.) **8 Ngr.**

Euripides. Iphigenia in Tauris. Schauspiel. Deutsch von E. Lobedanz. 8. 1857. (18 Ngr.) **10 Ngr.**

Lucianus ab *Immanuele Bekkero* recognitus. 2 tomi. 8. 1853. (6 Thlr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

Antike Marmorwerke. Zum ersten male bekannt gemacht von *E. Braun*. 1ste und 2te Decade. Mit 24 Kupfertafeln. Folio. 1843. (8 Thlr.) **3 Thlr.**

Müller (W.). Homerische Vorschule. Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen von Dtl. R: W. Baumgarten-Crusius. 8. 1836. (25 Ngr.) **8 Ngr.**

Ovidius. Die Liebekunst. Drei Bücher. Dem Publius Ovidius Naso nachgedichtet von E. F. Adler. 12. 1843. (1 Thlr. 6 Ngr.) **15 Ngr.**

Philostratus. Philostrati epistolae quas ad codices recensuit et notis Olearii suisque instruxit *J. F. Boissonade*. 8. Paris et Leipsic, 1842. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Ross (L.). Inscriptiones graecae ineditae. Fasc. I—III. 4. 1834—45. (5 Thlr. 10 Ngr.) **2 Thlr.**

Sophokles. Antigone. Tragödie. Deutsch von E. Lobedanz. 8. 1855. (24 Ngr.) **6 Ngr.**

Zestermann (A. C. A.). De Basilicis libri tres. (Mit 7 Tafeln.) 4. Brüssel, 1847. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

—— Die antiken und die christlichen Basiliken nach ihrer Entstehung, Ausbildung und Beziehung zueinander dargestellt. Mit 7 Tafeln. 4. 1847. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Eduard Neumann.

Miniaturausgabe. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tiefe des Gefühls und Klarheit des Gedankens in gewandter, durchgebildeter Form erheben diese Poesien, deren mehrere durch ansprechende Liedercompositionen dem Publikum bereits bekannt und lieb geworden sind, weit über das Gewöhnliche. Das elegant ausgestattete Bändchen wird besonders der Frauenwelt eine angenehme Gabe sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel.

Von seinem Sohne **Immanuel Hermann Fichte.**

Zweite sehr vermehrte Auflage mit dem Bildniß J. G. Fichte's.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Der hundertjährige Geburtstag Fichte's ward in ganz Deutschland als ein nationaler Festtag gefeiert, weil Fichte nicht blos einer unserer größten Philosophen, sondern auch vor allem ein politischer Charakter, einer der edelsten deutschen Patrioten war. Wenigen unter dem gegenwärtigen Geschlecht sind aber die nähern Lebensumstände, ist das persönliche Wirken des Mannes hinreichend bekannt, der durch seine „Reden an die deutsche Nation" das Volk zum Befreiungskampf vom Joch der Fremdherrschaft erzogen hat.

Diese neue Auflage der von seinem Sohne, Professor der Philosophie in Tübingen, verfaßten **Biographie** nebst dem höchst interessanten literarischen **Briefwechsel** Fichte's mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit und den auf sein Leben Bezug habenden wichtigen Actenstücken ist daher eine zeitgemäße und sicher willkommene Erscheinung.

Das beigegebene **Bildniß Fichte's** in Stahlstich, nach dem Bronzemedaillon auf seinem Grabdenkmal zu Berlin, ist auch einzeln in vergrößertem Format auf chinesischem Papier für 10 Ngr. zu haben.

Johann Gottlieb Fichte.

Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß.

Von **Eduard Fichte.**

Mit Beiträgen von **Immanuel Hermann Fichte.**

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegende Sammlung besonders schöner und charakteristischer Stellen aus Fichte's Werken und Briefen, ausgewählt und geordnet von der Hand seines Enkels, soll den großen Denker auch weitern Kreisen nahe bringen, die aus den Quellen selbst nicht schöpfen können. Die hier niedergelegten Gedanken bieten dem sinnigen Leser nichts, was ihm schwer verständlich wäre; denn sie beschäftigen sich nur mit dem, was jeder in sich selbst wiederfinden kann, der mit Ernst und gewissenhaftem Wahrheitssinn in sein Inneres einzukehren liebt.

Preisermäßigung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

J. E. Hitzig und G. W. H. Häring (Wilibald Alexis).

12. Erste Folge. Zweite Auflage. Zwölf Theile. 1857—59 (23 Thlr. 24 Ngr.) **12 Thlr.**

Zweite Folge. Zweite Auflage. Zwölf Theile. 1860—61 (24 Thlr.) **12 Thlr.**

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 20. August 1863.

Inhalt: Eine allgemeine Cultur- und Kunstgeschichte von M. Carriere. — Friedrich Kohlrausch. — Zur deutschen Theatergeschichte. — Aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. — Schauerliteratur. — **Notizen.** (Jean Paul in Meiningen; Zur hebräischen Literatur.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Eine allgemeine Cultur- und Kunstgeschichte von M. Carriere.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Von Moriz Carriere. Erster Band: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr.

Der Gedanke zur Abfassung des Werks, von dem uns hier der erste Band vorliegt, darf als ein entschieden glücklicher bezeichnet werden. Die Masse dessen, was in den letzten Decennien durch Specialforschungen für eine gründlichere und reichere Erkenntniß der Culturentwickelung überhaupt und der Kunstgeschichte insbesondere geschehen ist, hat durch Umfang und Gehalt einen so begründeten Anspruch auf Verbreitung in weitern Kreisen, daß sicherlich schon in vielen Gebildeten, welche den Einzeluntersuchungen nicht in allen Richtungen zu folgen vermochten, der Wunsch entstanden ist, ein Werk zu besitzen, durch welches sie sich über alles Wesentliche der auf diesem Gebiet von der Wissenschaft der Neuzeit gewonnenen Resultate im Zusammenhange und zugleich in einer dem allgemeinen Bildungsbedürfniß entsprechenden Weise zu unterrichten vermögen, und diesem Wunsche kommt dieses Buch, wie bisher kein anderes, entgegen. An zusammenfassenden und popularisirenden Arbeiten für einzelne Cultur- und Kunstzweige ist allerdings kein Mangel; noch aber fehlt uns, wie Carriere richtig sagt, ein „Geschichtswerk, welches die sämmtlichen Künste in ihrem Zusammenhange untereinander und mit der Culturentwickelung behandelt, welches darthut, wie unter verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten jetzt die eine und dann die andere Kunst die tonangebende ist, und in dieser Aufeinanderfolge selbst ein Gesetz aufweist"; und wenn er nicht minder recht hat, zu sagen, daß eine völlig befriedigende Erkenntniß und gerechte Würdigung der Kunstleistungen nicht möglich sei, solange man sie nicht in Verbindung mit den religiösen Ideen, politischen Zuständen und allgemeinen Lebensverhältnissen betrachte, so wird man nicht leugnen können, daß sein Entschluß, sich der Ausfüllung dieser Lücke zu unterziehen, Dank und Anerkennung verdient.

Die Bedenken, die sich gegen ein derartiges Werk erheben lassen, hat der Verfasser selbst nicht verkannt, aber gleichwol an seinem Gedanken festgehalten. Denen, die etwa behaupten, eine Geschichte sämmtlicher Künste nach ihrem innern Entwickelungsgange und innern Zusammenhange zu geben, sei selbst für Griechenland oder Deutschland noch zu früh, geschweige für fremdere Nationen oder für die weltgeschichtliche Darstellung, entgegnet er, wenn stets erst die Einzelforschung fertig und zu Ende sein solle, ehe man Hand an die Zusammenordnung legen dürfe, dann würde eine allgemein-wissenschaftliche Behandlung der Erkenntnißobjecte stets zu früh sein. Und in der That ist es so. Zwar ist es begreiflich, wenn der Detailforscher im Bewußtsein der unermeßlichen Zweifel und Schwierigkeiten, denen er selbst auf seinem kleinen Gebiete noch begegnet, jeden Versuch, größere und weitere Gebiete umspannen zu wollen, für ein verwegenes und erfolgloses Unterfangen hält, ja in demjenigen, welcher dergleichen unternimmt, wol gar einen berechtigten Eindringling erblickt, der da zu ernten suche, wo er gesäet habe. Aber im Recht ist er darum doch mit seiner Ansicht nicht. Das Bedürfniß nach einem in sich einheitlichen und zusammenhängenden Wissen ist der Menschheit ein ebenso natürliches und unabweisbares, wie das nach einer immer gründlichern und genauern Erkenntniß dieses oder jenes Einzelnen, und jede Zeit hat das Recht, das eine wie das andere dieser Bedürfnisse dem jedesmaligen Standpunkte der Wissenschaft gemäß zu befriedigen. Einzelforschung und zusammenfassende Erkenntniß können nicht aufeinander warten, sondern sie müssen gleichzeitig miteinander fortschreiten. Weil aber für jede dieser beiden Thätigkeiten sehr verschiedene Fähigkeiten und Willensrichtungen nothwendig sind, welche sich selten in einer und derselben Persönlichkeit vereinigt finden, und außerdem Studien dazu erfordert werden, für welche die Zeit eines einzelnen Menschen nicht auszureichen pflegt, so ist es ebenso natürlich

wie zweckgemäß, daß hier, wie in andern Gebieten des menschlichen Schaffens und Wirkens, eine Theilung der Arbeit stattfindet, dergestalt, daß sich gewisse Individuen vorzugsweise mit Specialuntersuchungen, andere dagegen hauptsächlich mit einer generalisirenden Zusammenfassung der durch sie erzielten Resultate beschäftigen, und wenn hierbei die letztern in der Lage sind, sich das eigentlich Sachliche und Reale von den erstern liefern lassen zu müssen, so haben sie darum eine nicht minder Zeit und Kraft in Anspruch nehmende Thätigkeit als ihre Vorarbeiter daranzusetzen, denn sie müssen die Ergebnisse der Einzelforschung nicht nur mit möglichster Vollständigkeit aus oft weit auseinanderliegenden und schwer auffindbaren Fundgruben zusammentragen und sammeln, sondern sie auch prüfen und vergleichen, sichten und ordnen, nach ihrer gedanklichen, innern Bedeutung, nach ihrem Verhältniß zueinander und nach ihrem Werth für das Ganze und Allgemeine auffassen und bestimmen. Was sie also aus den Händen und Werkstätten der Detailforschung empfangen, ist für sie doch immer nur Rohmaterial, welches einer neuen Umschmelzung und Läuterung, Verarbeitung und Neugestaltung bedarf, wenn es wirklich seine höchsten und letzten Zwecke erreichen und dem allgemeinen Fortschritt der Cultur zugute kommen soll; und wenn sie ihm durch sachgemäße Behandlung hierzu verhelfen, machen sie sich dadurch um die Wissenschaft nicht minder verdient, wie diejenigen, die ihnen zu ihren Arbeiten den äußern Stoff geliefert haben.

Aus diesen Gründen hat das vorliegende Werk schon von seiten seines allgemeinen Charakters auf Anerkennung Anspruch; es verdient eine solche aber auch von seiten seiner Ausführung. Der Verfasser desselben vereinigt in sich gerade einen Complex von Eigenschaften, die für ein Werk wie dieses besonders geeignet erscheinen. Er besitzt einerseits ein stark ausgeprägtes Receptionsvermögen und glückliches Gedächtniß, eignet sich also mit Leichtigkeit einen großen Umfang von Kenntnissen aus den Gebieten der Einzelforschung an und weiß sich dieselben an der rechten Stelle und im rechten Augenblicke zu vergegenwärtigen. Andererseits hat er einen allerdings mehr ungezwungen als streng wissenschaftlich sich kundgebenden Takt für die Erkenntniß des Zueinandergehörigen und Zusammenstimmenden, er findet also leicht, was einander ähnlich und verwandt ist, und bringt es ohne Schwierigkeit unter gemeinsame Gesichtspunkte. Außerdem gereicht ihm zum Vortheil, daß er in seinem, den Theismus und Pantheismus vermittelnden Theismus eine Weltanschauung besitzt, die mehr als jede exclusive geeignet ist, nach allen Seiten hin gerecht zu werden und selbst das einander Entgegengesetzte, ja Widersprechende dadurch in ein einheitliches Verhältniß zueinander zu bringen, daß er jedes derselben als ein gleich nothwendiges Moment des Ganzen betrachtet. Endlich ist auch seine Methode und Darstellung von der Art, daß es ihm keinen Zwang auflegt, einen massenhaften und verschiedenartigen Stoff überschaulich zu ordnen, dem Einheitsbedürfniß nicht weiter nachzugeben, als es sich mit einer leichten Subsumirung des einzelnen unter allgemein bekannte Kategorien und den Forderungen des populären Bewußtseins verträgt, und auch für die Mittheilung tieferer Ideen und verwickelterer Vorstellungsreihen eine im ganzen leichtfaßliche und wohlgefällige Form zu finden. Wünscht man hierzu da, wo es sich um die eigentliche Lösung tiefliegender philosophischer Probleme, um Feststellung und Umgrenzung der Begriffe, um überzeugende Begründungen und Folgerungen handelt, eine größere Strenge, Consequenz und Präcision, so ist ihm die minder hervorragende Ausprägung dieser Qualitäten bei Arbeiten, bei denen es sich hauptsächlich um eine zusammenfassende Darstellung der positiven Resultate von Einzelforschungen handelt, gerade günstig, denn er ist infolge dessen weniger leicht der Versuchung ausgesetzt, sich die Ergebnisse der Empirie nach rein logischen oder metaphysischen Principien zurechtzulegen und dadurch dem Factischen Gewalt anzuthun.

Demzufolge hat denn auch Carriere die Aufgabe, welche er sich für das vorliegende Werk gestellt, in stofflicher wie in formeller Beziehung mit glücklichstem Erfolg gelöst; wenigstens läßt der uns hier beschäftigende erste Band desselben keinen Zweifel darüber zu, daß es ihm wirklich gelungen ist, in demselben die Summe dessen zu ziehen und niederzulegen, was auf dem Gebiet der allgemeinen Kunstgeschichte, soweit sie die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum betrifft, für ausgemacht gelten kann, und von dem Ganzen derselben nach seinem Entwickelungsgang und innern Zusammenhang eine anschauliche Schilderung zu geben. Es faßt in sich einen überaus reichen und mannichfaltigen Stoff zusammen, sodaß der Leser, von dem, was durch die umfassenden und erfolgreichen Forschungen der Neuzeit über die älteste Entwickelung der Kunst und Cultur bekannt geworden ist, nicht leicht irgendetwas Wesentliches und für die Gesammtauffassung Bedeutsames vermissen wird. Diesen Stoff bietet der Verfasser in vorherrschend sachlicher, gegenständlicher Darstellung, jedoch geklärt und durchleuchtet von einer philosophischen Auffassung, die sich nicht mit der Erkenntniß des einzelnen als solchem begnügt, sondern zugleich die durch alle Entwickelungsformen hindurchgehende Einheit, nämlich die successiv fortschreitende Verwirklichung und Ausbildung des der Menschheit vorschwebenden Ideals, zu begreifen sucht. Auf breitere philosophische Untersuchungen und Deductionen läßt er sich hierbei nicht ein. Er knüpft, was er in dieser Hinsicht zu sagen hat, lieber gelegentlich an das einzelne an oder setzt es als bereits erwiesen voraus, als daß er sich in allgemeine Erörterungen und Begründungen vertiefte, und er durfte dies um so eher, als der mitzutheilende Stoff zum großen Theil selbst von der Art war, daß er in und mit den realen Entwickelungsmomenten zugleich klar und deutlich das Walten der leitenden Idee erkennen läßt. Kaum auf einem andern Gebiete als dem hier betretenen, konnte der Autor einer mit seiner Gott- und Weltanschauung gleich nahe verwandten Vorstellungsmasse begegnen. Darum durfte er hier mehr als sonstwo den Stoff für sich selbst reden lassen, und aus der Art und

Weise, wie er es gethan, fühlt man heraus, daß er damit zugleich einem innern Bedürfniß Genüge geleistet hat.

Außer der Einleitung umfaßt der vorliegende Band folgende Abtheilungen: „Wesen, Ursprung und Entwickelung der Sprache"; „Begriff, Ursprung und Entwickelung des Mythus"; „Die Schrift"; „Die Naturvölker"; „China"; „Aegypten"; „Das Semitenthum" mit den Unterabtheilungen: „Die Semiten im Vergleich mit den Ariern", „Das alte Babylon", „Ninive und Assyrien", „Neubabylon", „Die Phönizier und kleinasiatischen Syrer" und „Israel"; endlich „Die Arier" mit den Abschnitten: „Die Arier in der gemeinsamen Urzeit", „Indien" und „Iran".

Daß der Verfasser auch die Geschichte der Sprach-, Mythen- und Schriftbildung mit in den Kreis seiner Erörterung gezogen, vermögen wir nur zu billigen, nicht blos, weil sich ohne einen Einblick in dieselbe keine klare und vollständige Erkenntniß der Entwickelung der eigentlichen Künste gewinnen läßt, sondern noch mehr deshalb, weil sie wirklich, wie Carriere richtig hervorgehoben hat, die ältesten Erzeugnisse der menschlichen Phantasie- und Kunstthätigkeit sind. Der Autor spricht sich hierüber in der Einleitung selbst folgendermaßen aus. Er sagt:

Ich bin weiter in die Vorwelt zurückgegangen, als es seither in den Geschichten der Poesie und Kunst üblich war. Es gibt eine große Periode menschheitlicher Entwickelung, ehe sie durch Bauten und Bildwerke, durch Erzählung und Gesang ein Zeugniß ihres Daseins und Wollens der Nachwelt hinterläßt, eine Periode, in der jedoch die Phantasie nicht minder thätig ist, indem es das Material für Kunst und Wissenschaft zu bereiten gilt, ich meine die Zeit der Sprach- und Mythenbildung. Sie währt zwar immer noch fort, aber doch auf dem gelegten Grunde und im Zusammenhang mit Poesie und Philosophie. In jenen Tagen der Kindheit unsers Geschlechts aber war die Prägung des Worts zum Träger des erwachenden, mit ihm erwachsenden Gedankens eine Urpoesie und Urphilosophie der Menschheit, welche die in ihr aufdämmernden Vorstellungen durch die Phantasie lautlich gestaltete. Wie sie hierdurch im Geist der endlichen Dinge mächtig ward, so veranschaulichte sie die Idee des Unendlichen im Mythus durch Erscheinungen der Natur und der Geschichte, in denen dieselbe sich dem Gemüth offenbarte. Im Dienst der Religion wirkt auch hier noch ungeschieden, was später als Wissenschaft und Dichtung besondere Bahnen einschlägt. Das Leben der Sprache hat seine aufsteigende Entwickelung und seine Blüte in der vorgeschichtlichen Zeit, da waltet die denkende und künstlerische Thätigkeit in der Bildung der Wörter und Formen, und in deren Anschaulichkeit und sinnlicher Fülle verwirklicht sie einen Organismus des Geistes im Einklang mit der Natur. Dann wird die Sprache das Mittel für Dichtung und Wissenschaft, aber das Wurzelbewußtsein erlischt, der Sinn wird im Laut nicht mehr unmittelbar empfunden, das Bild im Wort kaum noch erblickt, der frische Reichthum der Formen verwelkt und fällt ab; es wird Aufgabe der Kunst, in der Poesie für das ursprüngliche Leben der Sprache einen Ersatz zu bieten.

Diesen allgemeinen Ideen entspricht die Ausführung. Der Abschnitt über die Sprache bildet zu dem Ganzen eine ebenso interessante wie zweckgemäße Introduction. Der Autor hat darin aus der Masse dessen, was Wilhelm von Humboldt, Bopp, Grimm, Bunsen, Max Müller, Lazarus, Steinthal u. a. für die richtige Erfassung der Sprache im ganzen und einzelnen gethan haben, mit Einsicht und Takt alles dasjenige vereinigt und in Zusammenhang gebracht, was vorzugsweise geeignet ist, über Entstehung und Entwickelung der Sprache Klarheit und Licht zu verbreiten und zugleich die menschliche Phantasie- und Gestaltungsthätigkeit in ihrer ursprünglichsten und instinctivsten Form erkennen zu lassen. Man findet unter den hier ausgesprochenen Ansichten nicht leicht eine, der man sich nicht anzuschließen vermöchte. Kleine Irrungen im einzelnen, z. B. die Annahme, die enge Zusammengehörigkeit der Vernunft und der Sprache auch dadurch belegen zu können, daß der Lateiner die Vernunft ratio, die Rede dagegen oratio nennt, während doch das ähnliche Auslauten dieser Wörter nur in den Endungen, nicht in den Wurzeln seinen Grund hat, oder die Mitaufführung von ῥώννυμι und Roß unter Wörtern, die von einer Wurzel abstammen sollen, welche eine sich drehende, rasche Bewegung ausdrückt, können die Wahrheit der allgemeinen Ansichten als solcher nicht erschüttern.

Nicht in demselben Grade überzeugend und befriedigend wirkt der Abschnitt über den „Mythus". Zwar die Grundansicht desselben, daß sich das ganze, vielverzweigte Gewebe der Mythen aus einer ursprünglich einheitlichen, aber dunkeln und unausgebildeten Gottesidee entwickelt und diese ihre erste anschauliche Form in der Vorstellung des unendlichen, allumfassenden Himmels und des alles durchleuchtenden Lichts erhalten habe, ist sachlich wie gedanklich wol dargethan; aber bei der weitern Ausführung hat er der Massenhaftigkeit und Vielgestaltigkeit des zu bewältigenden Stoffs gegenüber nicht genug das Principielle und Fundamentale zur Geltung gebracht, in blos andeutender Weise schon zu viel Einzelnes in den Kreis der Betrachtung gezogen und insbesondere mehr als sonst in diesem Buche der Neigung nachgegeben, Aussprüche seiner Vorarbeiter in seine Darstellung zu verweben.

Concentrirter und maßvoller ist der Abschnitt über die „Schrift". Er geht hier wie Kugler vom Begriff des Monumentalen aus. Wenn er hierauf sagt:

Von diesem einigen Grund führen zwei Wege der Entwickelung weiter. Entweder wird das Werk für die Anschauung als solche möglichst befriedigend ausgebildet, sodaß sein Anblick dem Geiste genügt und die äußere Erscheinung das Innere ganz und unmittelbar offenbart, und es entsteht die bildende Kunst, welche in der räumlichen Form das Wesen der Dinge und die Ideale der Seele darstellt. Oder der im Wort gefaßte Gedanke ist die Hauptsache, ihn mitzutheilen wird beabsichtigt, das Werk ist nur ein Zeichen für denselben und wir haben den Anfang der Schrift —

so erwartet man, er werde im Folgenden vom Gange einer jeden dieser beiden Entwickelungsformen ein allgemeines Bild entwerfen, er thut es aber nur in Betreff der Schrift, was insofern zu beklagen ist, als infolge dieses Verfahrens die geschichtliche Entwickelung der drei bildenden Künste um eine ihnen gemeinsame grundlegende Basis gekommen ist. Wir halten eine solche zwar nicht für absolut nothwendig, jedoch würde durch sie jedenfalls eine Lücke im Plan des Verfassers ausgefüllt werden.

Mit dem folgenden Abschnitt: „Die Naturvölker", geht der Autor zur speciellen Darlegung dessen über, was die einzelnen Nationen und Völkerschaften zur Entwickelung

der Cultur und Kunst beigetragen haben. Er faßt in ihm ohne besondere Rücksichtnahme auf die Zeitunterschiede alle diejenigen Völker zusammen, welche sich nicht merklich über die ersten rohen Anfänge des Culturlebens erhoben oder wenigstens in der organischen Entwickelung derselben keine wirksam eingreifende Rolle gespielt haben. Es kommen hier nacheinander die ersten Regungen und Keime des Kunsttriebes bei den wilden Jäger- und Fischervölkern, den Waldindianern, den Negern in Afrika, den Polarmenschen, den Mongolen, den lichten Südseeinsulanern, und zuletzt die zwar höhern, aber isolirten und unausgebildet gebliebenen Culturansätze der Inkas in Peru und der Azteken in Mexico zur Sprache. Selbstverständlich konnte hier nicht alles, was durch die Berichte der Reisenden und durch ethnographische Forschungen auf diesem Gebiete ermittelt ist, berücksichtigt werden; aber in der Auswahl ist der Verfasser mit Geschick und Takt verfahren, sodaß man in seinem Bilde nicht leicht einen der besonders charakteristischen Züge vermissen wird.

In den folgenden Abschnitten, welche den asiatischen und afrikanischen Culturvölkern gewidmet sind, hält der Verfasser im allgemeinen einen vom Generellen zum Speciellen, vom Geistigern zum Sinnlichern fortschreitenden Gang inne. Er beginnt in der Regel mit einer allgemeinen Charakteristik des gerade zu besprechenden Volks und einer Hervorhebung derjenigen Region des Culturlebens, in welcher sich die Thätigkeit dieses Volks hauptsächlich ausgezeichnet hat. Dann gibt er eine mehr oder minder ausgeführte Skizze von seinem Lande und seiner Geschichte, seinem politischen und häuslichen Leben. Hierauf behandelt er in eingehenderer Weise seine Sprache, seine Schrift, seine Religion, seinen Cultus, seine Mythen und die darin sich kundgebenden Anfänge der Philosophie und Wissenschaft; und dann erst wendet er sich zu den einzelnen Künsten, in der Regel mit der Poesie und Musik beginnend und mit der Architektur, Plastik und Malerei, soweit davon die Rede sein kann, schließend. Man erkennt hieraus, daß er eigentlich keinen Zweig der Cultur ganz unberücksichtigt läßt und kaum zu viel gesagt haben würde, wenn er sein Buch eine „Allgemeine Cultur- und Kunstgeschichte" genannt hätte. Zwar werden darin die staatlichen und socialen Einrichtungen, die außer den Gebieten der Poesie und Philosophie sich bewegenden Literaturerzeugnisse und alles, was wie Nahrung, Kleidung, Wohnung, Erwerbsthätigkeit, Handel u. s. w. mit dem gewöhnlichen Leben zusammenhängt, nur summarisch und beiläufig berührt, aber doch immerhin so weit berücksichtigt, als in einem Werk von so allgemeinem Charakter, wie das vorliegende ist, auskömmlich erscheint. Jedenfalls geht der Inhalt unsers Buchs ebenso weit über die Grenzen einer allgemeinen Kunstgeschichte im bisher üblichen Sinne des Worts hinaus, als er hinter denen einer allgemeinen Culturgeschichte zurückbleibt. Die Grenzen, welche sich der Verfasser gezogen, umschließen ein in der That innig zusammengehöriges, die Gesammtthätigkeit der dichtenden und bildenden Phantasie in sich begreifendes Gebiet, aber sie fallen mit keiner der Umgrenzungen zusammen, durch welche sich die zeither gebräuchlichen Disciplinen voneinander geschieden haben, und hierdurch ward er genöthigt, sich für sein Buch einen mehr sachlich als formell befriedigenden Titel zu suchen.

Auf den reichen Inhalt der den einzelnen Völkerschaften gewidmeten Abschnitte näher einzugehen, ist uns hier nicht gestattet. Wir bemerken daher nur im allgemeinen, daß der Leser darin nicht nur eine Zusammenstellung alles Wesentlichen, was frühere Werke von speciellerm Charakter bieten, sondern auch sehr viel Neues und Ursprüngliches finden wird; neu nicht blos von seiten der Auffassung und Subsumtion unter allgemeinere und höhere Gesichtspunkte, sondern auch in Betreff des Thatsächlichen selbst, indem der Verfasser eine beträchtliche Anzahl von Resultaten der Einzelforschung, die bisher in Monographien, Zeitschriften oder fachwissenschaftlichen Werken begraben lagen, zuerst dem größern Publikum zugänglich gemacht hat, wohin ganz insbesondere seine aus den Arbeiten von Brugsch, Rougé und Birch geschöpften Mittheilungen über altägyptische Poesie gehören. Welche Grundanschauung er von jeder der verschiedenen Nationen hegt und wie er ihr Verhältniß zueinander und zur Cultur- und Kunstgeschichte überhaupt bestimmt, hören wir am besten aus dem Résumé, das er in der Einleitung selbst darüber gibt. Er sagt:

Zwischen den Naturvölkern und den eigentlichen Trägern der menschheitlichen Entwickelung liegt China als eine Welt für sich. Denn es ist die erste Lebensstufe der patriarchalischen Zeit, welche dort nicht überschritten, innerhalb welcher aber und mit deren Mitteln eine vielfältige Bildung und Ausbildung gewonnen und vollzogen wird. Den Anfang zum weltgeschichtlichen Proceß der Cultur hat Aegypten gemacht, seine Bauten sind nicht blos die ältesten Denkmale, die Marksteine und Zeitmesser der Geschichte, das Aegypterthum selbst ist eine architektonische Grundlage für die Fortgestaltung des Geistes in feinern und schönern Formen. In Aegypten heißt Gott bereits der eine unsichtbare ewige Schöpfer aller Dinge, der sich offenbart im Sonnenlicht. Semiten und Arier scheiden sich, um besondere Richtungen des Geistes scharf auszuprägen, dann aber ihre besten Errungenschaften auszutauschen, wie Zettel und Einschlag das Gewebe der Weltgeschichte zu wirken. Die religiöse Idee ist das Vorwaltende im Semitenthum. Hier wird die Wiege des Christenthums und des Islams stehen; im Alterthum sind Moses und die Propheten die Sterne, welche seit ihrem Aufgange in immer weitern Kreisen die Welt erleuchten; durch Abraham sollen alle Völker der Erde gesegnet werden. Die Innerlichkeit des Gemüths und des Gedankens, die Geistigkeit Gottes und damit auch in der Kunst des Geistes, in der Poesie, die Darstellung der Gefühle und Gedanken im rhythmischen Wort, ist das menschlich Bedeutende. Der Staat, die Auffassung des Kosmos in Natur und Geschichte, seine verklärende Darstellung in Dichtung, Bild und Wissenschaft ist die Aufgabe der Arier. Im Orient sind unter ihnen die Indier das Phantasievolk, und darum mußte in einem dem Phantasieleben gewidmeten Werke ihnen der größte Raum gewährt sein. Von den Veden an, die uns noch in das Werden der Mythologie hineinblicken lassen und die älteste Form der Poesie bezeugen, gehen wir mit ihnen aus dem patriarchalischen in das heroische Alter über, und haben dessen Abbild im Epos; wir kommen in ein Mittelalter, wo die Stände sich scheiden unter der Oberherrschaft der Priester; wir lernen die Keime der Philosophie und im Anschluß an dieselbe die Reformation Buddha's kennen, sehen bauende, bildende Kunst und

ihr auftreten, im Ringen mit ihr alte Göttergestalten auf neue Weise Form und Ausbreitung gewinnen, Lyrik und Drama sich entwickeln, und endlich eine künstelnde Verschnörkelung eintreten, die das Ende des Original-Indischen bezeichnet; wenn Indien fortbestehen soll, wird die Einwirkung des christlich-europäischen Geistes für einen neuen Lebenstag nothwendig sein. Minder überschwenglich, minder reich sind die Iranier, von Anfang zu Maß und Klarheit zu Zarathustra berufen und auf die sittlichen Ideen hingewiesen. Eine eigenthümliche Heldensage, aber in der bildenden Kunst bereits der Eklekticismus in der Verwerthung ägyptischer, assyrischer, griechischer Formen für die eigenen Zwecke und nationalen Anschauungen, dann die Aufnahme griechischer Bildung in der Zeit nach Alexander, die Fortgestaltung der Lichtreligion unter dem Einfluß der Semiten zeigen uns schon im Alterthum und in Asien ein Zusammenwirken der Völker, und dazu wird die persische Kunst ihre Blüte erst erreichen, wenn nach der Annahme des Islam Firdusi, Hafis, Dschelaleddin Rumi ihre melodische Stimme erheben.

Man wird hieraus erkennen, wie der Verfasser bemüht ist, jeder der Nationen nach Maßgabe ihrer eigenthümlichen Natur und Mitwirkung im großen Concert der Culturentwickelung gerecht zu werden, zugleich aber auch herausfühlen, welche von ihnen auf seine Subjectivität die stärkste Anziehungskraft geübt haben. Es sind unter den Semiten die Israeliten, unter den Ariern die Inder; unter ihnen verweilt er daher am längsten und liebsten; ja da, wo es auf Reproduction ihrer religiösen und religionsphilosophischen Ideen ankommt, hält er sich vielleicht länger bei ihnen auf, als der jetzt dominirenden Geschmacksrichtung zusagend ist. Zeigt er der phantasie- und schwungvollen theosophischen Lyrik dieser Nationen eine fast zu hingebungsvolle Sympathie, so hat er für die allerdings einseitige und nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit hinausgehende Verständigkeit und Sinnigkeit der Chinesen eine fast zu kühle Anerkennung. Neben den Extravaganzen einer zügellosen Einbildungskraft, denen wir unter den Indern nur allzu oft begegnen, liegt doch in der ruhigen Klarheit und Maßhaltung der Chinesen etwas recht Wohlthuendes und Erquickliches; ja selbst in dem Philiströsen und Zopfigen verräth sich nicht selten ein charakteristischer Fein- und Tiefsinn. Dann muß man sie wol auch nicht blos nach den Zuständen beurtheilen, die uns von ihnen durch die historischen Ueberlieferungen bekannt geworden sind, sondern nach denen, die sie durchgemacht haben mögen, ehe sie den Höhepunkt ihrer Bildung erreicht haben. Auch sie haben sich jedenfalls die ihnen eigenthümliche Lebensweisheit und Cultur erkämpfen müssen und in der Zeit der Entwickelung und Conflicte wird es schwerlich an kühnern Bethätigungen des Geistes, als sich jetzt noch auffinden lassen, gefehlt haben. Und abgesehen von allem einzelnen bleibt schon das eine der höchsten Bewunderung würdige That der Cultur, daß es ihnen gelungen ist, sich zu einer Weltanschauung zu erheben, bei der sie nun schon so lange auszuhalten vermocht haben. Freilich liefern sie zugleich den Beleg, daß die höchste und vollkommenste Bethätigung des Menschenwesens nicht in der Erreichung eines wirklich erreichbaren, sondern in der unermüdlichen Erstrebung eines nur von der vorausschauenden Idee zu erfassenden Ziels liegt. Sich hiervon zu überzeugen, wird wahrscheinlich auch den Chinesen selbst nicht lange mehr erspart bleiben.

Bezüglich der Darstellung haben wir unsere Anerkennung bereits ausgesprochen. Nur zweierlei möchten wir dagegen erinnern. Es gibt Partien im Buche, in denen das Leichte und Fließende derselben auch unvortheilhaft wirkt. Der Verfasser gibt alles in zu applanirter, geglätteter Form. Was der Wissenschaft unsagliche Mühe und Anstrengung gekostet hat, nach und nach aus dem Dunkel an das Licht zu ziehen, ja was zum großen Theil noch jetzt Gegenstand schwieriger Untersuchungen und heftiger Streitigkeiten ist, das bietet er seinen Lesern wie selbstverständliche, mit Händen zu greifende Wahrheiten, wie fertige, zum sofortigen Genuß bereitstehende Speisen. Daß nicht wenige sind, welche die wissenschaftliche Belehrung gerade so und nicht anders zu empfangen wünschen, unterliegt keinem Zweifel; trotzdem hätten wir im Interesse solcher Leser, die sich derartige Kenntnisse bleibend zu eigen zu machen wünschen, eine es ihnen minder bequem machende Darstellung für zweckgemäßer gehalten. Der Verfasser sagt selbst einmal sehr wahr und gut: „Alle geistige Gabe ist eine Aufgabe, wir müssen sie uns aneignen, wir müssen sie für uns erarbeiten und sie verwirklichen. Einen Gedanken haben wir nur dadurch, daß wir ihn selbst denken, das ist seine Natur und Wesenheit. Kein anderer kann ihn uns in den Kopf stecken, wie den Apfel in die Tasche" u. s. w. Demgemäß hätte der Verfasser mehr als er gethan seinen Lesern auch die Gabe seines Buchs zu einer auch von ihnen zu lösenden Aufgabe machen, ihnen nicht blos die Lösungen, sondern auch die Probleme als solche vorlegen und zumuthen sollen, sich mit den Arbeiten der Vordenker wenigstens als Nachdenker bekannt zu machen. Der hierzu nöthige Raum hätte leicht durch eine Vereinfachung des Materials gewonnen werden können.

Eng hiermit zusammen hängt ein zweiter Wunsch, der sich uns bei der Lectüre dieses Buchs aufgedrängt hat. Er betrifft die Art und Weise, wie der Autor seiner Vorarbeiter gedenkt. Man kann ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er denselben die gebührende Anerkennung versagte, oder sie benutzte, ohne sie zu nennen. Aber er verfährt hierbei nicht exact genug. Bei einem Werk, wie das vorliegende ist, genügt es nicht, daß er die Namen der von ihm benutzten Schriftsteller in der Einleitung ganz im allgemeinen aufführt, auch nicht, daß er gelegentlich Stellen von ihnen anführt und dabei seine zustimmende oder abweichende Ansicht ausdrückt, sondern man will möglichst genau wissen, aus was für Quellen die einzelnen Erkenntnisse geflossen sind, man will insbesondere darüber vollkommen ins Klare gesetzt sein, was Resultat exacter Forschungen oder was blos Ergebniß von Folgerungen und Combinationen, was vorgefundenes Material oder was Zuthat des Verfassers, Product der Verarbeitung ist. Diesem Bedürfniß genügt aber der Autor nicht. Er bringt Eigenes und Fremdes, Gefundenes und Selbsthinzugethanes, Thatsächliches und Erschlossenes, Festgestelltes und Problematisches allzu unge-

sondert durcheinander und entzieht dadurch dem Leser wenigstens theilweise die Möglichkeit, sich über die ihm vorgetragenen Ansichten selbst ein Urtheil zu bilden oder die vom Buch empfangenen Anregungen auf einzelnen Gebieten specieller weiter zu verfolgen. Der Verfasser wird hiergegen vielleicht einwenden, ein Verfahren, wie es hier gewünscht wird, sei nur von einem streng gelehrten, aber nicht von einem zugleich für weitere Kreise bestimmten Werke zu fordern; und bis zu einem gewissen Grade geben wir ihm hierin recht. Aber wir erinnern, auch im größern Publikum ist die Zahl derer nicht gering, die sich erst dann in einem Stoff wirklich heimisch fühlen, wenn sie auch mit dem Gang und Standpunkt der Wissenschaft, die sich mit diesem Stoff beschäftigt, einigermaßen bekannt sind. Der Autor scheint dies während seiner Arbeit selbst empfunden zu haben, denn je weiter er in derselben vorschreitet, um so mehr hat er sich bewogen gefühlt, dem hier beregten Bedürfniß entgegenzukommen. Was noch zu wünschen übrig bleibt, ließe sich vielleicht in Form von Anmerkungen am Schluß des Werks mit möglichst vollständiger Angabe der benutzten Quellen und Hülfsmittel nachtragen.

Reichhaltig und gediegen ist die Auswahl von Proben aus dem Schatz der Poesie der verschiedenen Völkerschaften. Als Schluß unserer Besprechung seien einige derselben mitgetheilt. Den Anfang macht ein Kriegsgesang amerikanischer Menschenfresser. Er lautet:

Erheben wir den Speer
Und hängen den Kessel auf!

Salben wir die Haare
Und malen das Angesicht!

Singen wir das Lied des Bluts,
Des Trankes der Tapfern,

Daß sich die Todten ergötzen;
Sie sollen gerächt werden!

Chor:
Laßt uns trinken das Blut,
Laßt uns essen das Fleisch der Feinde!

Wie gesittet klingt dagegen schon ein Spruch der Mongolen:

Die begonnene That vollenden ist der Kern der That,
Des wahrhaft'gen Mannes Gemüth steht fest im Rath!

Unter den Proben chinesischer Dichtkunst findet sich besonders viel Sinniges und Pikantes, z. B. folgender Reim über die Frauen:

Eh' die Maulbeerblätter fallen
Sind sie lieblich bunt zu schaun;
Wenn sie streben zu gefallen,
Sind dem Falle nah' die Frau'n.

Und folgende politische Klage über das Sinken des Reichs:

Größer wird der Kopf am Schafe
Durch des Leibes Magerkeit;
Mich erschreckt das Bild im Schlafe
Von der arg entstellten Zeit.

Vorherrschend religiösen und erhabenen Charakters sind die Mittheilungen aus Aegypten, z. B. der Hymnus an die Sonne vom heiligen Schreiber Tapherumnes:

Sei gnädig mir, du Gott der Morgensonne,
Du Gott der Abendsonne, Horos beider Welten,
Du Gott, der einzig und in Wahrheit lebt!
Erschaffen hast du alles was da ist,
Im Sonnenauge offenbarst du dich.

Ich rühme dich, wenn abendlich es dämmert,
Wo friedvoll du zu neuem Leben stirbst;
Du scheidest unter Lobgesang im Meer,
Und deine Barke nimmt dich jubelnd auf.

Derselbe Grundton herrscht in den Proben der Semiten und Iranier; von höchster Mannichfaltigkeit dagegen sind die der Inder aus den Veden, den Volksepen und Heldendichtungen, den Poesien des Brahmanen- und Buddhistenthums, den Lehrdichtungen, Fabeln und Märchen, und endlich aus dem Gebiet der Spruchdichtung, Kunstlyrik und Dramatik. Eine der merkwürdigsten unter ihnen ist jenes wunderbare metaphysische Gedicht über den Urgrund des Alls, welches beginnt:

Da war nicht Sein, nicht Nichtsein — nicht das Luftmeer,
Nicht das gewohne Himmelszelt da droben —
Was hüllte ein? Wo barg sich das Verborgne?
War's wol die Wasserflut, der jähe Abgrund?

Da war nicht Tod — Unsterbliches war nirgends —
Nichts schied die dunkle Nacht vom hellen Tage.
Es hauchte hauchlos in sich selbst das Eine;
Anders als dies ist fürder nicht gewesen —

und zuletzt mit den ewig unbeantwortbaren Fragen schließt:

Wer weiß es denn, wer hat es je verkündet,
Woher sie kam, woher die weite Schöpfung?
Die Götter kamen später denn die Schöpfung —
Wer weiß es wol, von wannen sie gekommen?

Nur er, aus dem sie kam, die weite Schöpfung,
Sei's, daß er selbst sie schuf, sei's, daß er's nicht that,
Er, der vom hohen Himmel her herabschaut —
Er weiß es wahrlich! Oder weiß auch er's nicht?

11.

Friedrich Kohlrausch.

Erinnerungen aus meinem Leben von F. Kohlrausch. Mit dem Porträt des Verfassers. Hannover, Hahn. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unter einem vor mehreren Jahren erschienenen Bilde des Mannes, von dem das hier zu besprechende Buch handelt, stehen, als Facsimile, die von dem Manne selbst für das Bild gewählten Worte: „Des Lehrers wahrhaft bildende und belebende Kraft, dem Schüler gegenüber, liegt in seinem Charakter."

In dem Buche lesen wir (S. 333): „Ich rechne bei dem Niederschreiben meiner Lebenserinnerungen auf solche wohlwollende Leser, die nicht allein den Oberschulrath in seinem Amtskleide, sondern auch den Menschen und Familienvater kennen lernen wollen."

Aus diesen Gesichtspunkten muß man das Buch betrachten. Man muß während der Lectüre die erstangeführten Worte in Gedanken haben und erwägen, daß, wenn sie für den Lehrer von Bedeutung sind, sie dies in höherm Grade für den sein müssen, der als Vorstand, Ordner und Lenker des höhern Schulwesens eines Landes auf eine große Zahl von Lehrern Einfluß haben soll.

Kohlrausch, geboren im Jahre 1780 in dem Dorfe

Landolfshausen in der Nähe Göttingens, wo sein Vater Prediger war, wuchs in den einfachsten natürlichsten Verhältnissen, unter den Augen einer wackern Mutter, die den Gatten früh verloren, auf. Sie hatte demselben zu dem Sohne eine Tochter geboren; er starb, da der erstere drittehalb Jahre zählte. In einer Dorfschule genoß dieser den ersten Unterricht. Bauerknaben waren sein frühester Umgang; großen Einfluß aber hatte auf ihn der Sohn des dem Pfarrhause gegenüberliegenden Krugs, Konrad Günther, der mit Gärtnerei und andern ländlichen Arbeiten sich beschäftigte. Dieser Mann hatte eine besondere Gabe, Fabeln, Märchen und Geschichten zu erzählen, in einer Weise, die der Verfasser unsers Buchs eine homerische nennen möchte; da denn der Knabe an seinem Munde hing, wenn er sich mit ihm abends nach vollbrachter Arbeit vor die Hausthür setzte und zu erzählen anfing. Wir irren gewiß nicht in der Annahme, daß durch diesen Mann — auch abgesehen von der Gabe des Erzählens, die unserm Kohlrausch selbst in hohem Grade eigen ist — seine Phantasie eine eigenthümliche, nicht gemeine Richtung gewann. Auch in spätern Jahren, da Konrad Günther von Dingen, die er als gemeiner Soldat in den Jahren 1792—95 erlebt, zu erzählen wußte, hing er mit großer Liebe an ihm. Alles, die ländliche Gegend, die Menschen, die ihn umgaben, das Pfarrwitwenhaus, das noch jetzt, nachdem es fast achtzig Jahre hindurch von Mutter und Tochter bewohnt worden, von der letztern, der einundachtzigjährigen einzigen Schwester Kohlrausch's, bewohnt wird, das alles gab dem Charakter des Mannes, von dem unser Buch handelt, die Grundlagen, den Boden, dessen Früchte sich durch das ganze lange Leben desselben kund geben. Wir können uns hier nicht auf einzelne Züge einlassen, wie verlockend sie auch sind, unter anderm die mit ergötzlichem Humor geschilderte „Brautfahrt" der Mutter; doch können wir uns nicht versagen, eins hier mitzutheilen, was uns die einfache Weise, in der Kohlrausch heranwuchs, lebendig vor die Seele bringt. Jene noch lebende Schwester, Witwe des Pastors Eberwein in Landolfshausen, besuchte in späterer Zeit, da der Bruder einen so hohen Posten bekleidete, diesen in Hannover. Wiewol derselbe immerfort einfach lebte, war ihr doch die Königsstadt mit ihrem Luxus äußerst zuwider. Sie hielt die dem Besuche bestimmte Zeit nicht inne. „Fritz", rief sie, zu dem Bruder in die Stube tretend, „ich kann es hier nicht länger aushalten; ich komme mir hier vor wie in Sodom und Gomorra; ich muß wieder zu meinen armen Leuten in Landolfshausen." Und diesen armen Leuten war sie wirklich in Rath und That, was man von der Gattin eines Predigers wünscht. Wenn diese schlichte einfache Frau sich in ihrer Einfalt bis in das höchste Alter hielt, so erfreut uns die Wahrnehmung, die sich das ganze Buch hindurch uns aufdrängt, daß der Mann, von dem es erzählt, ein gleich langes Leben hindurch in allen Verhältnissen, in hoher Stellung, in Verbindung mit durch Rang und Amt ausgezeichneten Personen, jene in früherer Zeit eingesogene und gewonnene Einfalt nie verlor.

Von welcher Bedeutung dies für den Wirkungskreis war, den Kohlrausch als Mann in immer gesteigertem Umfange gewann, das ist klar. Goethe sagt in einem Briefe an seinen Freund Zelter vom Jahre 1825:

> Von wahrer Einfalt kann (in dieser Zeit) nicht die Rede sein. Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichthum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Facilitäten der Communication sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Laß uns an der Gesinnung halten, in der wir herangekommen sind.

Aufhalten konnte Kohlrausch die Zeit nicht in ihrem Fortrasen. Aber jeder gesund Denkende wird einsehen, von welcher Bedeutung, welchem Werthe ein Mann ist, der, an die Spitze des höhern Unterrichts- und Bildungswesens eines Landes gestellt, in jener Einfalt für sie wirkt, ein Mann, um dessen Beifall sich eine große Zahl von Lehrern zu bewerben hat, der jedem unter diesen Dankbarkeit und Achtung abnöthigt.

Wir verfolgen den Lebenslauf Kohlrausch's, wie das Buch uns denselben darstellt; von dem Gedanken geleitet, daß wir in ihm das Bild eines Mannes haben, dessen Leben die höhere Leitung und die eingreifende eigene freie Thätigkeit zu einem wahren gesegneten machen; eines Mannes, dessen Erscheinung im Bilde um so wohlthätiger wirken muß, je seltener in unsern Tagen im allgemeinen jene „wahre Einfalt" ist, deren Einbuße Goethe in dem oben erwähnten Briefe beklagt.

Es zeigte sich bald, daß der Knabe mit seinen guten Fähigkeiten in eine wissenschaftliche Laufbahn gebracht werden müsse; und so war es ein günstiger Umstand, daß die Mutter Verwandte in Hannover hatte, unter deren Schutz und mit deren Hülfe er einer höhern Bildung als die, welche das Dorf bot, theilhaftig werden konnte. Er wurde im Jahre 1789 nach Hannover geschickt; wo er, nach einem verfehlten Versuche mit einer untern Klasse des Lyceums, der Hofschule übergeben ward, die unter der Leitung des würdigen Abtes Salfeld stand, des Mannes, der auch weiterhin einen großen Einfluß auf Kohlrausch haben sollte, dessen Andenken wiederholt in unserm Buche dankbar gefeiert wird.

Das in jener Schule vorwaltende realistische Element entsprach der Neigung des Knaben, der, wie sehr er auch als Mann dem Humanistischen huldigte, ja dem Studium der Philosophie mit Interesse und Kraft oblag, doch stets das dem Realen zugewandte Bedürfniß der Zeit im Auge behielt und demselben in seinem Wirkungskreise auf eine gesunde Weise Geltung verschaffte. Daß der Knabe bald aus dem engern Kreise der Verwandten in eine weitere Sphäre geführt wurde, konnte auf den, der gleich nach den akademischen Jahren in ein vornehmes Haus, in vornehmere Verbindungen kommen sollte, nicht ohne Einfluß bleiben. Er hatte in der Schule mit zwei Söhnen des Oberjägermeisters von Beaulieu Bekanntschaft gemacht, was Anlaß gab, daß die Aeltern, einen anregenden Gespielen in dem lebhaften, kräftigen Knaben erkennend,

ihn in ihr Haus aufnahmen, wo die Mutter namentlich, „eine feine, wahrhaft adeliche Gestalt“, bei aller Weiblichkeit ihn den Anstand, das echt vornehme Wesen kennen lehrte. Doch ward er dadurch nicht den minder vornehmen Verwandten entfremdet, in deren Haus er auch nach anderthalb Jahren, da Frau von Beaulieu gestorben war, zurückkehrte.

Dem Verhältniß zu denselben, namentlich zu dem Onkel, dem Kriegskassirer Detmering, verdanken wir eine lebendige Schilderung eines echten, dienst- und pflichttreuen Hannoveraners mittlern Rangs aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, eines Mannes, den wir, wie er leibte und lebte, in seinem wenn auch im einzelnen an das Komische grenzenden Pedantismus vor uns sehen. Keinen Abschnitt des Buchs finden wir ohne eine ähnliche humoristische Würze; und diese, wie sie demselben den Reiz der Mannichfaltigkeit und Abwechselung gibt, wird ihm viele Leser zuführen, die auch nicht durch das hohe Interesse des hauptsächlichen Inhalts angezogen werden; wir meinen Schulmänner, für die hauptsächlich die spätern Abschnitte geschrieben sind. Zu ernsten Betrachtungen aber gibt auch der Abschnitt, bei dem wir eben stehen, Anlaß, vor allem die Confirmation durch den ehrwürdigen, bejahrten Leß, der in dem Confirmanden den Anregungen des geistlosen Rationalismus, wie den Verlockungen des geistvollern Pantheismus vorbaute. Kommt der Leser zu dem Leben des Mannes und des Greises, so wird er in der frühern Führung des Lebens den Keim des spätern erkennen.

Die göttinger Universitätsjahre von Ostern 1799 bis dahin 1802 gehören nicht zu den bedeutendern Abschnitten des Buchs. Kohlrausch studirte Theologie, die gerade damals in Göttingen auf jugendliche, Auf- und Anregung bedürfende Gemüther keine anziehende Kraft haben konnte. Die Universität hielt sich abgeschlossen gegen die Philosophie, die damals in Jena die Jugend entzündete und auch auf die Theologie Studirenden mächtig wirkte. Kohlrausch selbst nennt seinen damaligen Standpunkt einen engen; er war mit der deutschen schönen Literatur wenig vertraut, dem Studium der Alten blieb er fern. So war er auf dem Wege, ein gewöhnlicher Theolog im Sinne der damaligen Zeit zu werden, ohne warme, von innen heraustreibende Begeisterung. Die Kanzel wurde indeß von ihm als von einem Mitgliede des homiletischen Seminars bestiegen, und die Mutter hatte die Freude, den Sohn von der Stätte herab, an der ihr verstorbener Gatte gepredigt, zu hören. Auch das erste theologische Examen wurde in Hannover bestanden.

Kohlrausch bedurfte einer andern, einer kräftigern Anregung. Die Philosophie, die man das Salz der Erde genannt hatte, sollte auf ihn wirken, und „wenn er auch nicht eigentlich Philosoph wurde, den Blick auf die Welt erweitern, den in das eigene Innere schärfen und dessen Kräfte ihm enthüllen“. Eine solche Anregung wurde ihm bald. Durch den Abt Salfeld wurde er dem dänischen General Grafen Baudissin zum Lehrer der beiden ältesten Söhne desselben empfohlen. Er wurde angenommen; und da der General eben Gesandter am preußischen Hofe war, kam Kohlrausch, nach einem kurzen Aufenthalte auf dem holsteinischen Gute des Grafen Rantzau, nach Berlin, welche Stadt man damals wol den Sitz der deutschen Intelligenz nennen konnte. Was aber auch alles ihn aus der bisherigen beschränkten Geistessphäre erhob, Literatur, Kunst, Theater, geselliges Leben, vor allem wirkte auf ihn Fichte, dessen streng philosophische Vorlesungen er hörte, und zwar mit solcher Anstrengung und solchem Erfolg, daß Fichte ihn als seinen Schüler besonders schätzte und ihn in seinen nähern Umgang zog. Die Krisis, die Kohlrausch erfuhr, war aber nicht eine solche, wie sie auch die empfanden, die nur oberflächlich von der Philosophie und ihrer mehr die Phantasie aufregenden Kraft berührt und hingerissen wurden; es war Kohlrausch Ernst mit ihr; wie sehr, das lehrt uns die Bemerkung, die der Mann machte, da er eine ernste feste Richtung in Hinsicht auf Christenthum, auf Erziehung und sociale Verhältnisse gewonnen hatte (S. 71): „Es erfüllt mich immer mit Betrübniß, daß die jetzige Jugend so wenig Trieb zu philosophischen Studien zeigt. Sie entbehrt nicht nur eine geistige Gymnastik, sondern auch den weitern und freiern Blick, der sich von blendenden Sophismen, die in allen Regionen des Lebens jetzt sich breit machen, nicht täuschen läßt.“

Kohlrausch hatte das Glück gehabt, in eine sehr gebildete und liberale Familie einzutreten, die ihm in Unterricht und Behandlung der Söhne volle Freiheit ließ; und bessere Zöglinge hätte er sich nicht wünschen können. Wenn der ältere vierzehnjährige ihn durch einen feinen Sinn, durch sein ausgezeichnetes Talent für die schönen Künste, durch seine Lernbegier anzog, so war der jüngere, durch seine mehr auf das Praktische gerichtete Neigung, durch eine natürliche Biederkeit ihm theuer. Beiden kam die gehobene Bildung des Lehrers zugute. Man muß in dem Buche selbst lesen, wie diese Knaben beschäftigt, wie sie, besonders der älteste, Graf Wolf Baudissin, der später die diplomatische Carrière betrat*), dann in der Literatur als Mitarbeiter an der Tieck'schen Uebersetzung des Shakspeare sich bemerkbar machte, sich selbst zu beschäftigen angeleitet wurden.

Man wird auch hier den guten Genius erkennen, der unsern Freund leitete und sein Leben zu einem glücklichen machte. Auch außer dem gräflichen Hause war es ein solches. Durch einen Freund aus der hannoverschen Schulzeit, den Dr. Bischof, nachmaligen Professor in Bonn, war er in das Haus des Staatsraths Hufeland eingeführt, das zu jener Zeit ein Sammelplatz aller bedeutenden Männer Berlins und solcher war, die sich als Reisende oder sonst zeitweilig daselbst aufhielten. Welche Namen sind es, auf die wir hier in dem Buche stoßen. Welche Männer, die Kohlrausch in diesem Hause sah und nicht blos sah, die er dort in Ernst und Heiterkeit sich ergießen hörte, in deren Gesprächen er selbst sich

*) Ein das Leben des jungen Diplomaten betreffendes, denselben in einem schönen Lichte zeigendes Ereigniß finden wir S. 180 fg. unsers Buchs.

mischen durfte! Außer dem gastfreien Staatsrath Hufeland selbst, Fichte, Alexander von Humboldt, Johannes Müller, Zelter, der durch Glieder seiner Singakademie der Gesellschaft manchen herzerhebenden und erfreuenden Genuß bereitete, A. W. Schlegel, dessen Vorlesungen über Literatur Kohlrausch mit hohem Interesse hörte, Iffland, der Schauspieler, Woltmann; auch Kotzebue darf nicht vergessen werden. Von Fremden sei nur Schiller und F. H. Jacobi genannt; und damit auch die Naturwissenschaft nicht leer ausgehe, Gall und Chladni. Man sieht in dem Buche, wie diese Männer das damalige Leben unsers Freundes erhöhten, das spätere in Erinnerung beglückten.

Waren jene Männer an Alter, Rang, Wissenschaft ihm voraus, so fehlte es dem täglichen Leben nicht an gleichalterigen, über das Gemeine hinausstrebenden, gleichgesinnten Freunden, von denen ich hier nur Solger, Keßler, Luden, Abeken, Becker und Raßmann nenne.

Das Schönste aber, das für das ganze künftige Leben Bedeutungsvollste war eine Bekanntschaft, die er gleich bei seinem Eintritt in das Baudissin'sche Haus machte. Dorothea Holm, in Kopenhagen geboren, damals in der Blüte jugendlicher Anmuth, lebte in dem gräflichen Hause, mit der Sorge für die jüngern Kinder betraut, von der Gräfin wegen ihres Charakters geschätzt und geliebt. Wie sie sofort die Augen unsers Freundes auf sich zog, gewann sie auch bald sein Herz, und er hatte das Glück, nach wenigen Jahren sie als Gattin die Seine zu nennen und mit ihr, die er im Jahre 1802 zum ersten male sah, 1857, nach einer durchaus glücklichen und gesegneten Ehe, die goldene Hochzeit feiern zu können.

Nachdem Kohlrausch die Erziehung seiner Zöglinge im väterlichen Hause vollendet hatte, mußte er den ältern, Wolf — der jüngere, Otto, hatte sich dem Militär bestimmt — auf die Universität begleiten, zunächst nach Kiel (1805), dann nach Göttingen. Beide Orte wurden für ihn bedeutend, theils durch die Collegien, die er zugleich mit seinem Zögling hörte, theils durch die trefflichen Menschen der gelehrten und vornehmen Welt, die er, und nicht oberflächlich, kennen lernte. Der Philosophie blieb er treu; in Kiel wurde der Plato durchgearbeitet.

Der Uebergang nach Göttingen fiel in den Herbst des Jahres 1806, bald nach der unglaublichen, Deutschland so vielfach umgestaltenden und namentlich auch Göttingen treffenden Schlacht von Jena.

Eine Bemerkung des Verfassers können wir hier nicht unerwähnt lassen. Er sagt (S. 95): „Mein und meiner Altersgenossen Theilnahme an den politischen Begebenheiten war damals noch so wenig lebhaft, daß der weitere Verlauf des Kriegs uns nicht sehr berührte." So war es damals unter der auch über das Gemeine sich erhebenden Jugend. Die Philosophie, die Aesthetik, die in ihrer Blüte stehende Romantik verschlang ihr Interesse. Es bedurfte eines gewaltigen Weckers. Wie anders finden wir unsern Kohlrausch nach wenigen Jahren in Barmen, in Düsseldorf! Er hat sehr recht, wenn er bei einer spätern Gelegenheit von der Gefahr spricht, die in einer überwiegenden ästhetischen Richtung liegt, wenn nicht das Gegengewicht eines religiösen Ernstes (und bei Kohlrausch kam der philosophische, durch Fichte gewonnene Ernst dazu) dem Charakter die Festigkeit gibt, die an alles Irdische den höhern Maßstab legt.

Wir berühren nur in Kürze den zweimaligen, durch ein halbes Jahr in Heidelberg unterbrochenen Aufenthalt in Göttingen (1806—10). Beide Universitäten wurden von Kohlrausch zur eigenen Bildung benutzt; das Bedeutendste in dieser Hinsicht ist, daß er durch Verbindung mit dem Philosophen Herbart und dem Philologen Dissen auf sein eigentliches Feld, das pädagogische, geführt wurde. Das Glück, welches ihn sein ganzes Leben hindurch auch insofern begünstigte, daß er mit mehreren der bedeutendsten deutschen Männer seiner Zeit in Berührung kam, fügte es ferner, daß er, außer mit den ebengenannten Gelehrten in Göttingen, auch während seines Aufenthalts in Heidelberg mit dem ehrwürdigen Altvater J. H. Voß und dessen liebenswürdigem Sohne Heinrich Voß näher bekannt wurde, und während seines dritten Aufenthalts in Göttingen, bei Gelegenheit einer Reise nach Weimar und Jena im Jahre 1809 mit dem berühmten göttinger Juristen Hugo, dem auch von ihm hochverehrten Goethe näher treten durfte, und zwar so, daß er den großen Mann von seiner liebenswürdigen Seite kennen lernte und mit seinem Eleven viele Freundlichkeit von ihm erfuhr. Diese interessante Begegnung ist in dem Buche lebhaft geschildert.

Der dritte Aufenthalt in Göttingen führte ihn auch mit der ihm verlobten und noch vor der Reise nach Heidelberg ehelich verbundenen Dorothea wieder zusammen. Sie war bald nach der Hochzeit zu ihrer Mutter nach Kopenhagen gereist, wo sie eine Zeit lang verweilte. Nun richteten sie ihren Haushalt ein und sein Zögling und Freund, Wolf Baudissin, blieb ein Mitglied desselben bis zur Vollendung seiner akademischen Studien. Die ungetrübte Freude des Zusammenlebens dauerte aber nur ein Jahr. Ihr in Kopenhagen geborenes erstes Kind, eine Tochter, die früh sich entwickelnd zu den schönsten Hoffnungen Anlaß gab, starb, zur tiefen Trauer des Vaters, zu unendlichem Schmerz der Mutter. Da nahm sich eine edle Frau, die Witwe des Ministers von Grote, die mit ihren Töchtern in Göttingen lebte und die Frau unsers Freundes besonders lieb gewonnen hatte, der Trauernden so an, daß Kohlrausch, nachdem er davon berichtet, sein Herz in den Worten ergießt:

> Wenn ich an diese Familie und andere, die als Wohlthäter in mein Leben eingegriffen haben, ohne durch verwandtschaftliche Pflichten dazu aufgefordert zu sein, zurückdenke, so erfüllt mich nicht nur die wärmste Dankbarkeit, sondern ich rechne diese Erfahrungen auch insofern zu den wohlthuendsten meines ganzen Lebens, daß sie zeigen, wie doch noch immer, bei allem die große Masse beherrschenden Egoismus unserer Zeit, solche edle, sich selbst vergessende, an dem Schicksale anderer theilnehmende Menschenliebe ihren Platz findet.

Nicht ohne Absicht führen wir diese Stelle aus Kohlrausch's Buche auf; sie läßt uns eine Färbung gewahren, die des Verfassers ganzes Leben trägt.

Die Jahre, die Kohlrausch dem Baudissin'schen Hause zu widmen sich verpflichtet hatte, waren verflossen. Nun mußte an einen Platz, an eine Stellung gedacht werden, in der er selbst mit einer Familie — in Göttingen war ihm ein Sohn geboren — sich erhalten konnte. Lange hatte er den Gedanken an eine akademische Laufbahn gehegt; auch hatte er für eine solche Schritte gethan; aber die Zeit war nicht günstig, und Johannes Müller, damals Generalinspector des öffentlichen Unterrichts des Königreichs Westfalen, der sich ihm geneigt erwiesen, war gestorben, und mit ihm die Hauptstütze seiner Hoffnungen. Da kam eine Aufforderung von dem Schul- und berliner Freunde Bischof, sich nach Barmen bei Elberfeld zu begeben und dort eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt zu gründen. Kohlrausch folgte ihr und zog im Frühjahre 1810 in ein ihm unbekanntes Land, zu unbekannten Menschen, zu neuen Verhältnissen und Aufgaben.

Aus einer Welt, deren Element Gelehrsamkeit, Geistesbildung war, in einen Kreis überzugehen, für denselben zu wirken, in welchem Handel und Fabrikwesen herrschten, einen Unterricht zu übernehmen und zu leiten, der für die Verhältnisse der Stadt paßte: es war kein Kleines und konnte wol Bedenken erregen. „Aber", sagt Kohlrausch, „Mismuth und Verzagen konnten nichts helfen; das Werk mußte mit gutem Muthe angegriffen werden." Er bestand die Probe. Eine ungemeine Thätigkeit trat ein. Er gründete eine Privatschule, in der Knaben und Mädchen und zwar — so wollte es die dortige Gewohnheit — zusammen unterrichtet wurden; er hatte Schüler von dem Alter der ersten Schulbildung bis zu dem der Confirmation; er nahm Pensionäre in das Haus, für deren Unterricht, Erziehung und körperliche Bedürfnisse beide Gatten zu sorgen hatten. Ein Plan nach Herbart's pädagogischen Ideen war freilich nur in einem sehr beschränkten Sinne in Anwendung zu bringen.

Was sich indeß bei Kohlrausch's Thätigkeit, bei der Leichtigkeit, womit er sich in Menschen und Verhältnisse fand, erwarten ließ, er erwarb sich Achtung und Freunde; wie er denn auch, trotz seinen hauptsächlichen Arbeiten, noch Zeit gewann für Frauen und erwachsene Jungfrauen Vorträge über die schöne Literatur zu halten; wodurch in dem gewerblichen Barmen auch für Weckung eines feinern Sinns gesorgt wurde. Die eigene weitere Bildung förderten regelmäßige Zusammenkünfte mit gebildeten, strebenden Freunden in der Nachbarschaft, mit denen eine Platonische Gesellschaft gebildet wurde. Selbst für literarische Arbeiten wurde Zeit gewonnen. Im Jahre 1811 erschienen die „Biblischen Geschichten", von denen vor zwei Jahren die dreiundzwanzigste Auflage erschienen ist, mit einer Vorrede des Kanzlers Niemeyer in Halle; zugleich eine besonders gedruckte Anweisung über die Weise, in welcher die Bibel beim Unterrichte zu gebrauchen sei; und bald darauf erschien ein „Chronologischer Abriß der Weltgeschichte".

Je näher Kohlrausch dem Rheine kam, desto lebendiger wurde sein Interesse an der Politik, der sich ein deutsches Herz, wie es in seinem Busen schlug, nicht entziehen konnte. In welche Flamme dieses ausschlug, werden wir gleich sehen, nachdem wir angeführt, daß er im November 1811 den auf dem Gipfel seiner Macht stehenden welthistorischen Mann, der nach einem Jahre als Flüchtling über die Eisfelder Rußlands zurückeilen sollte, mit Augen sah, und nicht lange darauf Zeuge der Aufregung war, in welcher das Volk den dem Rheine zufliehenden König von Westfalen betrachtete.

Vier Jahre hatte Kohlrausch in Barmen verlebt; da erfuhr auch er den durch Napoleon's Sturz erzeugten Umschlag der Dinge. Die Platonische Gesellschaft war auch Ursache, daß er mit Kortüm, dem Director des Lyceums in Düsseldorf, bekannt wurde. Dieser sechsundzwanzigjährige Mann war von dem bergischen Minister Nesselrode beauftragt worden, die unter der französischen Herrschaft ganz in Verfall gerathene Anstalt durch Sorge für neue Lehrer emporzubringen. Er wandte sich an Kohlrausch, der, aufgeregt durch die nach den frühern Siegen des Jahres 1813 begründete Hoffnung auf die Befreiung Deutschlands, sich entschloß, der Aufforderung zu folgen. Ihm ahnte, daß er einem Staate dienen werde, der bestimmt sei, nach schwerem Druck und großen Leiden neu belebt, Großes zu schaffen und für Deutschland wichtig zu werden. Als nach der Schlacht bei Leipzig die Franzosen über den Rhein getrieben waren, und Justus Gruner die Verwaltung des bergischen Landes ordnete, kam auch die Angelegenheit der Schulen in eine kräftige Hand.

Ehe er Barmen verließ, fühlte er sich gedrungen, seinem Gefühle für den Ort, in welchem er Liebe und Achtung genossen, einen Ausdruck zu geben. Um dieselbe Zeit (im Herbst 1813) hatte er vielfach darüber gesonnen, wie er thätig eingreifen könne in die Bewegung Deutschlands; es fand sich, auch in Berathung mit hochgestellten Männern, kein Punkt, von welchem er ausgehen könnte; und aufs Gerathewohl durfte er Weib und Kinder nicht verlassen. (Gleich bei seinem Eintritt in Düsseldorf wurde ihm der vierte Sohn geboren.) Da beschloß er, durch Wort und Rath dem Vaterlande seinen Zoll abzutragen. So entstanden die sechs „Reden über Deutschlands Zukunft", mit denen er, dankend und Heil und Glück wünschend, Barmen verließ.

Wollen wir diese Reden beurtheilen, dann müssen wir das beherzigen, was der Verfasser über die Zeit sagt, in der sie gehalten wurden (S. 135): „Da war kein Leben mit sechs Alltagen und einem Sonntage, sondern ein Leben in fast ununterbrochener festlicher Stimmung. Die Zukunft schmückte sich mit Bildern von Verwirklichung der edelsten und tiefsten Gedanken über würdige menschliche und staatliche Zustände, und jeder Wohlmeinende fühlte sich berufen, zu dieser Verwirklichung mit Hand anzulegen." Nur eine Stimmung wie die, welche diese Worte ausdrücken, erklärt die kühnen Hoffnungen, in denen der Redner sich wiegte. Er selbst wird jetzt wol lächeln über die „olympischen Spiele", die er als bald in Deutschland zu feiernde sich dachte. Aber der Mittheilung werth war in dieser Biographie gewiß manches aus den

Reden, was uns noch bedeutender wird, wenn wir nach dem Lesen desselben eine Rahel und einen Gentz, so verschiedene Naturen, über das Ganze urtheilen hören.

Werfen wir, ehe wir Kohlrausch in den neuen Wirkungskreis begleiten, einen Rückblick auf sein bisheriges Leben, dann haben wir die wohlthuende Erscheinung eines Mannes, der Schritt vor Schritt dem Ziele näher geführt wurde, das seine Natur ihm steckte. Der in den einfachsten Verhältnissen Erwachsene, die Jugendjahre in voller Reinheit Verlebende, kommt bald in eine Lage, wo das Lehren und Bilden ihm Pflicht wird; er übt diese unter den angenehmsten Umständen; und er kommt an einen Ort, wo die in ihm schlummernden geistigen Kräfte lebendig angeregt werden, wo höhere Naturen als Führer und Vorbilder ihm sich kund geben; eine reine Liebe zu einem gleichgesinnten Wesen spornt ihn zur Thätigkeit; er beginnt in der einfachsten Weise die, zu der er sich berufen fühlt; in einer Zeit großartiger Begeisterung tritt er ein in einen Staat, in welchem seine Kräfte zu entfalten ihm eine Lust war; und er, der später in einem weiten Kreise im Erziehungswesen wirken sollte, übt sich in Verbindung mit trefflichen, für ihren Beruf begeisterten Männern als Lehrer, er, der einst der Lehrer Lehrer werden sollte.

Von großem Interesse ist der „Das Leben in Düsseldorf während der Jahre 1814—18" schildernde Abschnitt des Buchs. Unter der Verwaltung des thätigen, wohlgesinnten, für die Hebung Deutschlands begeisterten Generalgouverneurs der Rheinlande, Justus Gruner, in Verbindung mit dem trefflichen, innig befreundeten Director des Gymnasiums Kortüm und mit dem gleichgesinnten Strack, hob sich bald das Gymnasium, sodaß ein Kundiger sagen konnte: „Durch ein Lehrercollegium, wie das genannte, wissenschaftlich gebildet und gehoben durch das wiedererwachende Vaterlandsgefühl, sei eine Blüte des Gymnasiums erwachsen, dessen Andenken fast nach einem halben Jahrhundert frisch in den Seelen derjenigen lebe, welche einst ihm angehörten." (Deycks in der Biographie Kortüm's.)

Kohlrausch wurde bald in den von Gruner provisorisch errichteten Schulrath gezogen, und hatte so die schönste Gelegenheit, sich für das Organisiren zu bilden, was er später in weiterm Umfang üben sollte. Auch daß das aus argem Verfall neuerstandene Gymnasium von einer großen Zahl katholischer Schüler besucht wurde, war ein Umstand von Bedeutung für Kohlrausch, der nach wenigen Jahren in dem katholischen Münster als Vorstand so mancher katholischen Anstalten zu wirken hatte. Es kommt uns in dieser Hinsicht als ein gutes Omen vor, daß er den jetzt an der Spitze des ganzen katholischen Gymnasialwesens im Königreich Preußen stehenden Brüggemann zum Collegen bekam und sich der rasch zunehmenden Bildung und Tüchtigkeit des damals noch ganz jungen Mannes freuen konnte.

Aber auch abgesehen von der Bedeutung, die das Leben und Wirken in Düsseldorf für den künftigen Schulrath Münsters und den General-Schuldirector Hannovers hatte, ist dieser Abschnitt einer der interessantesten im ganzen Buche. Wir nennen hier nur die lebendige Schilderung der durch die Nachricht von dem Siege bei Waterloo herbeigeführten Scene. Man muß solchen Scenen beigewohnt haben, um zu fühlen, welche Wahrheit, welches Gefühl sich in dieser Schilderung offenbart. Gar mancher Name bedeutender Männer ziert, außer den genannten, die düsseldorfer Periode. Wer findet hier nicht gern die Namen Jacobi, Arndt, Jahn, Görres, Steffens? Und alle diese Männer verbunden im edeln Wirken für die neue Zeit, für das wiedergewonnene Vaterland.

Nachholend müssen wir hier der „Deutschen Geschichte" gedenken, die auszuarbeiten Kohlrausch durch den von ihm auf dem Gymnasium zu ertheilenden Unterricht veranlaßt wurde. Was den Werth derselben betrifft, muß man die erste im Jahre 1816 erschienene Ausgabe nicht gegen die im Jahre 1858 erschienene vierzehnte halten, die an Gehalt fast ein anderes Werk geworden ist. Aber der Ton, der sich durch das ganze Buch zieht, die Lebhaftigkeit der Darstellung war ganz für die Jugend, namentlich der damaligen Zeit, geeignet, und diesem, abgesehen von dem bei jeder neuen Auflage reichern und reifern Inhalt, verdankt das Buch den Beifall, den es fand und immerfort findet.

Die Aufgabe für Düsseldorf war gelöst; das Gymnasium stand wohlgegründet da, der Hauptgründer desselben blieb an der Spitze desselben zurück und bürgte für das fernere Gedeihen. Unter diesen Umständen folgte Kohlrausch im Jahre 1818 einem durch einen alten berliner Freund, den Regierungsdirector Keßler in Münster, an ihn vermittelten Rufe des vortrefflichen Oberpräsidenten von Vincke, der ihm, der bisher Lehrer war, nun ein weites Feld für organisirende Thätigkeit öffnete. Als Consistorial- und Schulrath für die Provinz Westfalen hatte er die Inspection und Sorge für sechs protestantische und drei katholische Gymnasien, deren Einrichtung sehr verschiedenartig, deren Lehrercollegium zum Theil unvollständig war; dazu kamen neue Anstalten kleinerer Städte, die man als Progymnasien betrachten konnte.

Kohlrausch begann seine amtliche Wirksamkeit mit einer Inspectionsreise zu allen Gymnasien; denn die persönliche Bekanntschaft mit allen Directoren und Lehrern hielt er für die Grundlage und einen wesentlichen Bestandtheil seines Wirkens, und dieser Grundsatz hat sich in dem langen Zeitraume, von dem Jahre, bei welchem wir stehen, bis auf die gegenwärtige Zeit bewährt. Nicht allein, daß er durch eigenes Sehen erkannte, wo Lücken auszufüllen, Vorhandenes gepflegt, Neues geschaffen werden mußte: durch Verständigung mit den Directoren, durch Besprechung mit den Lehrern, wurde ein Geist geweckt oder gepflegt, ein Gemeingeist, der von hoher Bedeutung und Wirkung für das ganze Gymnasialwesen der Provinz war. Kohlrausch, sagte nach einigen Jahren der einsichtsvolle, ehrwürdige Consistorialrath Möller, hat überall, wo auch nur Ruinen waren, Tempel errichtet.

Viel liegt in diesem Worte, wozu wir, wenn der

einer Anzeige wie der vorliegenden angewiesene Raum es gestattete, aus dem Buche einen reichen Commentar geben könnten. Wir würden alsdann von den durch Kohlrausch eingeführten höchst wirksamen Directorenconferenzen, den Berufungen und Versetzungen von Lehrern, der Pensionirung alter, Hervorziehung und Hebung jüngerer zu sprechen haben. Doch eins dürfen wir nicht übergehen: das tolerante, wahrhaft humane Benehmen unsers Freundes in Beziehung auf die Katholiken. Dadurch erwarb er sich in einem Lande, in einer Stadt, die als erzkatholisch betrachtet wird, so viele wackere, einflußreiche Männer dieses Glaubens, ja man kann sagen allgemeine Achtung und Liebe, sodaß von seiten der Kirche ihm keine Schwierigkeit in Durchführung seiner Plane und Absichten hinderlich war. Die edle Wirksamkeit und Tüchtigkeit des Oberpräsidenten, zu dem Kohlrausch in ein freundlich-vertrauliches Verhältniß trat, waren ihm hier förderlich; auch dürfen wir den Umstand nicht übersehen, daß der Graf F. L. Stolberg, der vor 18 Jahren in Münster zur katholischen Kirche übergetreten war, dann eine geraume Zeit daselbst lebte, sich über den humanen und unparteiischen Geist, der in Kohlrausch's „Deutscher Geschichte" walte, sehr vortheilhaft geäußert hatte. Doch wichtiger war, daß die Lehrer an den katholischen Anstalten bald erkannten, wie sich Kohlrausch ihrer Schulen und ihrer Personen ebenso thätig annahm als der protestantischen.

Die Weise, in welcher Kohlrausch im Namen des abwesenden Oberpräsidenten gegen den Generalvicar Droste-Vischering, nachmaligem Erzbischof von Köln, verfahren mußte, die S. 214 fg. ausführlich erzählt wird, entzog ihm weder das Vertrauen der katholischen Schuldirectoren und Lehrer, noch das anderer hochgestellter katholischen Geistlichen und Beamten.

Die amtlichen Verhältnisse unsers Freundes waren die erfreulichsten. Des Oberpräsidenten von Vincke, dem in dem Buche eine aus Erfahrung hervorgehende Schilderung gewidmet ist, ist schon gedacht; ebenso des Regierungsdirectors Keßler, mit dem Kohlrausch in herzlicher Freundschaft verbunden war. Auf dem religiösen und geistlichen Gebiete standen ihm die ebenfalls zur Regierung gehörenden Oberconsistorialrath Natorp, ausgezeichnet als Theolog, als Prediger und Geschäftsmann, und der gelehrte, durch Gemüthlichkeit und Naivetät die Herzen gewinnende Consistorialrath Möller nahe. Mit beiden stand Kohlrausch nicht nur in amtlichem, sondern auch freundschaftlichem Verhältniß.

Münster versammelte damals ausgezeichnete militärische Persönlichkeiten, unter denen Kohlrausch die Generale Thielmann und Horn, dann den Obersten Wolzogen nennt. Die Bekanntschaft, die Unterhaltung mit ihnen war ihm höchst interessant, wie denn die Freude an militärischen Dingen ihm vom Vater angeerbt schien. Er hörte mit Aufmerksamkeit und Lust ihre Erzählungen aus den Freiheitskriegen, und namentlich Wolzogen gab ihm aus diesen die anziehendsten Details, an denen er selbst theilgehabt. Manches von diesem ist in die Beschreibung dieses Kriegs in die „Deutsche Geschichte" übergegangen, wie es der vorliegenden Biographie einen eigenen Reiz gibt. In genauerm Verhältniß stand Kohlrausch zu dem General Lützow, dem Führer der kühnen Schar, der Theodor Körner angehörte, und zu dessen Gemahlin, der frühern und spätern Gräfin Ahlefeldt. Mit ihm, namentlich mit der letztern, stand der Dichter Immermann, damals Auditeur des in Münster garnisonirenden Regiments, in innigster Verbindung, und so ward dieser auch Hausfreund unsers Freundes, und ein Hausfreund im schönsten Sinne des Worts, der der Neigung jenes, der Liebe zur Dichtkunst und schönen Literatur, die reichste, beste Nahrung gab, der durch sein großes Talent des Vorlesens, durch Mittheilung eigener dichterischer Productionen die Abende in dem Lützow'schen und Kohlrausch'schen Hause zu den angenehmsten und belehrendsten machte. Unserer Biographie verdanken wir auch eine erwünschte Aufklärung über das Verhältniß beider Lützow'schen Gatten zu Immermann, das von Ludmilla Assing in ihrem Buche „Gräfin Elisa von Ahlefeldt" nicht durchweg in voller Wahrheit dargestellt ist.

Der Verfasser unsers Buchs wollte, wie wir oben bemerkten, in demselben nicht blos im Amtsrock, sondern auch als Mensch und Familienvater erscheinen. Und als letzterer erscheint er auch in der That höchst liebens- und ehrwürdig. Sehen wir auf die Weise, in der er seine Knaben zu rüstigen Turnern und Fußgängern zieht, wie er sie in die Natur einführt, zu der die Knaben schon durch eigene Neigung gezogen wurden, wie er, in Verbindung mit der Mutter, Anlaß gibt, daß die Kinder mit Menschen auch der niedern Stände, in denen sich die Menschennatur am reinsten auszuprägen und zu erhalten pflegt, bekannt wurden; sehen wir auf dieses alles, dann erkennen wir, welch ein Familienvater Kohlrausch war, und wie wohl er that, sich als solchen auch in seinem Buche kund zu geben, das ja bestimmt war, den Pädagogen in jeglicher Beziehung darzustellen. Die Partie des Buchs, die „Laus-Häuschen" überschrieben ist, gibt uns eine echt westfälische Idylle, an das sich eine Charakterisirung Westfalens anschließt, die nicht nur dem Sohne des Landes, die jedem Deutschen willkommen und anziehend sein wird.

Wie glücklich das Leben in Münster durch zusagende und gesegnete Amtsthätigkeit, durch amtliche und gesellige Verhältnisse, durch inniges Familienleben auch war, so fehlte doch gegen Ende desselben auch der Schatten, ja zum Theil ein recht düsterer nicht, namentlich der Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes, der im Alter von 14 Jahren im Jahre 1828 starb. Wenn es etwas gibt, das Gatten, die in inniger Liebe verbunden sind, noch inniger aneinander schließt, so ist es ein solcher Verlust, nach einer Krankheit, die die vollste Liebe und Aufopferung der Mutter in Anspruch nimmt — und Kohlrausch's Gattin erwies sich in dieser Hinsicht musterhaft —, die der Vater durch Anerkennung und Dankbarkeit vergilt.

Zwölf Jahre hatte das Leben und die Thätigkeit in Münster gedauert, da erhielt Kohlrausch einen Ruf nach

Hannover, wo das Ministerium des Cultus mit Consolidirung und Reorganisation des höhern Schulwesens umging. Da entstand in ihm ein harter Kampf. Er sollte eine Provinz verlassen, der er eine solche Thätigkeit gewidmet hatte, die ihm lieb geworden war; er sollte aus Verhältnissen scheiden, die ihm das Leben angenehm gemacht hatten, und nicht längst hatte er auf Kosten der Regierung eine Reise gemacht, auf der er mehrere der vornehmsten Gymnasien des Reichs kennen lernen sollte; eine Reise, in der ihm die Rührigkeit des Staats für das Schulwesen lebendig vor Augen trat. *) Dazu war die ihm in Hannover gestellte Aufgabe keine leichte. Es war wol natürlich, daß dieser Kampf besonders es war, was ihm eine langwierige Krankheit, die sich vorzüglich in angegriffenen Nerven und Niedergeschlagenheit zeigte, zuzog. Aber die Liebe zu seiner hannoverischen Heimat, die Freude am Organisiren — in Westfalen war er damit fertig — und die Aussicht auf angenehme Verhältnisse siegten. Kohlrausch entschloß sich, in die Dienste seines Vaterlandes zu treten. Im Juni 1830 trat er das neue Amt an. Es war in Hannover ein Oberschulcollegium errichtet, an dessen Spitze er gestellt wurde.

Was Kohlrausch in der Provinz Westfalen zu thun, zu ordnen, zu schaffen hatte, das wiederholte sich in dem Königreich Hannover. Da war eine große Zahl von Gymnasien mehr oder minder neu zu organisiren; da waren für die königlichen Gymnasien Mittel von seiten des Staats zu schaffen, und Magistrate zu stimmen, daß sie die in ihrer Pflege stehenden Anstalten auf gleiche Linie mit jenen brächten; da waren Lehrer heranzuziehen, oder solche, die in die neue Ordnung nicht einzugreifen vermochten, zu beseitigen; da waren anständige Lokale statt verfallene zu schaffen, Unordnungen, die in die Schülerwelt eingerissen waren, zu steuern; kurz, Kohlrausch fand ein weites Feld für seine Thätigkeit, ein Feld, auf dem er das, was er in Münster mit solchem Erfolge geübt, dieselbe Wachsamkeit, Humanität, Toleranz — denn es waren auch katholische Gymnasien seiner Pflege anvertraut — zu beweisen hatte.

Er machte sich nach wiederhergestellter Gesundheit muthig an die Aufgabe. Wackere Männer, die man ihm als Collegen zugesellt, standen ihm bei; es ist zu verwundern, was in wenigen Jahren für das Schulwesen Hannovers geschah. Seinem Grundsatze, persönlich zu wirken, getreu, war das erste, daß er eine Rundreise zu allen in seiner Pflege stehenden Anstalten machte. Es wurden nun dieselben in vollständige, zur Entlassung auf die Akademie berechtigte, und in vorbereitende getheilt, sodaß 17 der höhern Ordnung, 12 der niedern, den Wirkungskreis des Oberschulcollegiums bildeten. Eine Ordnung für die früher entworfene Maturitätsprüfung trat, nach Kohlrausch's Einsicht und Erfahrung modificirt, ins Leben; eine Prüfungscommission wurde für die, die sich dem Schulfach widmeten, in Göttingen eingerichtet. Diese Organisation war für Kohlrausch der Grund, auf dem weiter gebaut wurde; die persönliche Einwirkung erhielt das Ganze in Leben und Wirksamkeit und nirgends fehlte die bessernde Hand.

Das in unsern Tagen so bedeutungsvolle Wort Fortschritt war von Kohlrausch wohl beherzigt worden; es war auch seine Losung, jedoch in einer Weise, die das schwierige Eile mit Weile in all seinem Thun erkennen ließ. Vor allem beherzigte er das Drängen der Zeit auf den Realunterricht; und er kam diesem dadurch entgegen, daß er theils neben der humanistischen Abtheilung der Gymnasien eine realistische schuf, theils Sorge trug, daß, wo solches nicht geschehen konnte, durch ein humanistisches Element dem Zurückgreifen des realistischen gewehrt wurde. Im Verlauf der Zeit wurde sein Wirkungskreis auf eigentliche Real- und Gewerbeschulen ausgedehnt.

Bei der großen Thätigkeit, die das Genannte forderte, ist es zu bewundern, daß er noch Zeit für literarische Arbeiten gewann. Die „Deutsche Geschichte" erschien im Jahre 1858 in der vierzehnten Auflage; und welchen Fleiß er auf jede neue verwandte, ist schon oben bemerkt worden. Außerdem gab er einen Text zu den Bildnissen der deutschen Kaiser, welches Werk aber mit Maximilian I. geschlossen wurde. Wir erwähnen hier noch des thätigen Antheils, den Kohlrausch an dem Niedersächsischen historischen Vereine nahm.

Als das Oberschulcollegium im Jahre 1855 sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen feierte, konnte Kohlrausch statistisch folgende Uebersicht geben: An den Gymnasien und Progymnasien arbeiteten im Jahre 1830 117 Hauptlehrer und 34 Hülfslehrer; im Jahre 1855 227 Hauptlehrer und 49 Hülfslehrer, im Jahre 1830 waren vorhanden 2684 Schüler in 124 Klassen, im Jahre 1855 waren vorhanden 4300 Schüler in 194 Klassen.

In dem abgelaufenen Zeitraume hatte er 76 Dienstreisen gemacht, welche großentheils mehrere Anstalten befaßten, sodaß, wenn die Besuche der einzelnen Anstalten gerechnet werden, 290 Inspectionen herauskommen.

War diese Thätigkeit, diese liebevolle Sorgfalt dem ganzen Lande ersprießlich, so lesen wir in dem Buche mit Freuden, welche Anerkennung diese an höchster Stelle fand; wie dieselbe sich bei der Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes in Lingen, die der König durch seine Gegenwart beehrte, kund gab. Kohlrausch wurde an seinem bald darauf eintretenden achtzigsten Geburtstage mit einem höhern Orden und dem Titel General-Schuldirector beschenkt.

Gehen wir zu dem Privatleben unsers Freundes über. Kohlrausch stand da, im hohen Alter noch rüstig und mit dem Vermögen geistiger, anstrengender Thätigkeit; er sah die Frucht derselben; er war überall anerkannt und geehrt, ein wohlerworbener Wohlstand überhob ihn der Sorgen des Lebens, er war umgeben von einer liebenden Familie, neben Gattin und Schwester, von drei Söhnen, vier Töchtern und einer großen Zahl von Enkeln. Da sollte er im vollen Maße die Worte: „Prüfungen erwartet bis zuletzt", wie Goethe das minder bedeutende ante obitum

*) Die Schilderung dieser Reise, auch abgesehen von dem, was das Schulwesen betrifft, bildet ein sehr interessantes und unterhaltendes Kapitel des Buchs.

nemo beatus umgestaltet, an sich erfahren. Im Jahre 1854 starb unter schweren Leiden, im vierundvierzigsten Lebensjahre, der zweite seiner Söhne, Otto, der als Arzt in Hannover durch Talent, Thätigkeit und Charakter zu einer bedeutenden Stellung gelangt war; zwei Jahre darauf der Gatte der dritten in Berlin vermählten Tochter, der der ältesten war schon früher abgeschieden; und Kohlrausch hatte nun zwei verwitwete Töchter zu einer unvermählten in seinem Hause. Doch wurde im Jahre 1857 die goldene Hochzeit mit gerührtem und dankbarem Rückblick auf 50 Jahre, in denen die innigste Gemeinschaft und Uebereinstimmung das Glück verschönerte, das Unglück linderte, gefeiert. Es war ein schönes Fest, an dem sich alles des noch rüstigen Ehepaars freute. Aber bald sollten neue Verluste folgen; alt werden, sagt man, heißt viele vor sich hinscheiden sehen. Noch in demselben Jahre starb die treue Gattin, und ihr folgte im nächsten der älteste Sohn, der als Professor in Marburg, dann in Erlangen sich im Gebiete der Physik einen Namen gemacht und Anerkennung erworben hatte. Er wurde aus großer Thätigkeit abgerufen, nachdem ihm noch eben ein von dem König von Baiern für wissenschaftliche Leistungen ausgesetzter Preis zu Theil geworden war. Noch hatte Kohlrausch den Schmerz, eine sehr geliebte Enkelin, die Tochter jenes ältesten Sohnes zu verlieren, nachdem sie ihm einen Urenkel geboren. Kohlrausch fragt, nachdem er uns diese Reihe von schweren Schicksalen angeführt:

Warum schildere ich dieselben? Erstlich, weil sie in mein Leben als Mensch und Familienvater so innig verflochten sind, daß ich lieber ganz schweigen, als ohne sie nur von meinem amtlichen Leben und Wirken reden würde. Zweitens aber mag die jüngere Welt erfahren, daß keiner, auch der vom Schicksal Begünstigte — und ich rechne mich zu diesen — erwarten darf, auf Rosen gebettet zu werden, und daß es rathsam ist, sich für die schweren Zeiten, die nicht ausbleiben werden, durch innere Mittel zu stärken. Ohne unerschütterliches Gottvertrauen ist selbst im Glück das Leben leer und dürr, im Unglück aber oft zermalmend. Da liegt der Kern des Ganzen. Aber es gibt auch äußere Hülfsmittel, und da ist das erste und sicherste Arbeit.

Kohlrausch hat mit Hülfe dieser Mittel jene Prüfungen bestanden, die ihn zum Theil im höchsten Alter trafen; er bittet seine Leser, ihr wohlgemeintes Mitleid für trübere Fälle von Alterszuständen zu sparen und das Bild seines Alters in einem freundlichern Lichte zu sehen.

Es ist in der That rührend und erfreuend zugleich, den zweiundachtzigjährigen, in seinem Berufe noch immer thätigen Greis unter den Seinigen dastehen zu sehen. Drei Töchter hat er in seinem Hause, von denen die eine verwitwete zwar seit fünf Jahren an ihr Bett gefesselt ist, aber als ein seltenes Beispiel der Geduld, Ergebung und geistiger Erhebung den Vater erbaut; eine Tochter, in glücklicher Ehe ganz in seiner Nähe (der jüngste Sohn lebt als Lehrer am Johannäum in Lüneburg, durch Weib und Kinder beglückt). Außer den Töchtern hat er zwei Schwiegertöchter, einen Schwiegersohn und acht Enkel und Enkelinnen in seiner unmittelbaren Nähe, sodaß die Familie von 15 Gliedern dem gemeinsamen Haupte Abwechselung von Freude und Sorge genug bereiten kann; „denn", sagt das Familienhaupt, „auch die Sorge gehört nothwendig zu der Würze des Lebens."

Kohlrausch stellt am Ende seines Berichts Betrachtungen an, die er allgemeine nennt. Denn das Allgemeine, namentlich das geliebte Vaterland, ließ er nie, auch als Greis nicht, aus den Augen und aus dem Herzen. Er gedenkt der Zerrissenheit, der Parteibestrebungen, die fast überall in Deutschland herrschen; aber er beruhigt sich durch den „innern Lebenstrieb", den das deutsche Volk auch in der gegenwärtigen Gärung in so vielfacher Weise zeigt, und schließt mit den Worten: „So will ich, dem Charakter meines ganzen Lebens treu, den Glauben an den Sieg des Guten auch für das geliebte deutsche Vaterland festhalten, bis an mein Ende."

Jedes gute Buch soll und wird, geistig oder sittlich, bildend wirken. Wenn die Worte des Mannes, dem diese Anzeige gewidmet ist, die wir an die Spitze derselben stellten: „Die wahrhaft bildende Kraft des Lehrers liegt in seinem Charakter", sich speciell auf den Lehrer beziehen, so dürfen wir sie doch im weitern Sinne auf unser Buch anwenden. Es gibt uns das Bild eines Mannes, dessen Schilderung einen sittlichen Eindruck auf den Leser zu machen nicht verfehlen wird, eines Mannes, wie solche unserer Zeit noth thun, der unermüdliche Thätigkeit in dem Beruf, Frömmigkeit, Ergebung, Treue zum echten Sohne des von ihm so geliebten Vaterlandes machen.

20.

Zur deutschen Theatergeschichte.

Goethe's Theaterleitung in Weimar. In Episoden und Urkunden dargestellt von Ernst Pasqué. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1863. 8. 3 Thlr.

Aus einem reichen Vorrath sogenannter Goethe-Literatur, der demnächst zur Besprechung kommen soll, greifen wir vorliegendes, zahlreiche und nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte des deutschen Theaters enthaltende Werk heraus, weil Goethe in diesem Buche mehr nur als verborgener Leiter hinter den Coulissen steht, während ganz andere Personen, freilich meist seine Werkzeuge, den Vordergrund der Bühne beherrschen. Dabei gestatten, wie der Verfasser im Vorwort ganz richtig hervorhebt, die hier geschilderten Episoden dem Leser allerdings, „einen Blick hinter den Vorhang der von Goethe geleiteten Bühne zu werfen, den Dichter-Director in seinem desfallsigen stillen und geheimen Thun und Lassen zu belauschen". Und bei diesem Belauschen wird Goethe sicherlich bei denen, die sich auch sonst schon unbefangen und ernst mit seinem Leben und Wirken beschäftigt haben, nichts verlieren. Zahlreich sind die vom Verfasser beigebrachten Daten, welche beweisen, wie human und liebenswürdig Goethe sich auch als Theaterdirector benommen hat. Er verkehrte mit seinen Schauspielern auf die menschlichste Weise, kam ihnen, wenn sie in Noth geriethen, durch reichliche Vorschüsse und andere Vergünstigungen zu Hülfe, suchte Differenzen auszugleichen, tüchtig Strebende, wenn sie mutlos wurden, aufzumuntern, und selbst solche Subjecte, die sich nach einigen mit ihnen angestellten Versuchen als unbrauchbar erwiesen, hatten sich über seine Liberalität nicht zu beklagen. Die Rescripte, soweit sie von ihm herrührten, hatten nicht das [illegible] Bureaukratische, was, wie es scheint, nach seinem Zurücktritt von der Bühnenleitung mehr und mehr platzgriff. Dies fiel freilich in jene Zeit nach den Befreiungskriegen, wo das breit bureaukratische, soldatisch-regulirte Wesen überhaupt in Deutschland wieder die Oberhand gewann; es war die Zeit der ar[illegible]

dem europäischen Continent nach einem systematischen Plane betriebenen Reaction gegen den erwachten Volksgeist, den man in äußerster Noth zu Hülfe gerufen hatte, um ihm, nachdem er sie geleistet, selbst die Stimme zu verbieten. Da kam auch das freche Spectakelwesen aller Art und Form auf, und ein vierbeiniges Geschöpf, ein zu Theaterkunststücken dressirter Hund (Goethe in seiner mitunter schlauen Weise berief sich bekanntlich gegen ihn auf einen in den Theatergesetzen vorkommenden Paragraphen, wonach man keine Hunde in das Theater mitbringen dürfe) biß im Bunde mit der intriguanten Frau von Heygendorf (Jagemann) Goethe vom Kunsttempel hinweg, weil man so menschliche, nur die Kunst als solche im Auge habende Theaterdirectoren wie Goethe fortan nicht mehr brauchen konnte.

Der Verfasser, der von 1856—59 in Weimar als Mitglied des dortigen Hoftheaters und Regisseur der Oper weilte und wirkte, beschäftigt sich im ersten Bande zunächst mit der Vorgeschichte des weimarischen Hoftheaters, mit den „weimarischen Hofkomödianten" (1738), der Döbbelin'schen, Koch'schen und Seyler'schen Gesellschaft; theilt die bisher unbekannte Thatsache mit, daß in Weimar schon einmal, 1757—58, ein Hoftheater ganz im heutigen Sinne bestanden hat, das aber mit dem frühen Tode des Herzogs Ernst August Konstantin ein Ende nahm, berührt dann nur flüchtig die geniale Epoche der fürstlichen Liebhaberbühne (1775—83), bei der bekanntlich Goethe auf das lebhafteste mitwirkte, wirft dann einen Blick auf das Personal der Bellomo'schen Gesellschaft, die von 1783—91 in Weimar spielte, und geht hierauf zu der Goethe'schen Theaterverwaltung über. Einen welch glänzenden Standpunkt trotz der verhältnißmäßig sehr beschränkten Geldmittel die weimarische Bühne unter Goethe's Oberleitung erreichte, ist dem Kundigen bekannt; im allgemeinen ist man ihm aber so wenig dankbar dafür, daß selbst die deutschen Theater Goethe's Geburtstag meist unbemerkt vorübergehen lassen, und man es schon hoch anerkennen muß, wenn eins oder das andere sich auch nur dazu versteht, an jedem 28. August wenigstens ein Goethe'sches Stück zur Aufführung zu bringen. Wenn Goethe nicht eine höhere Richtung eingeschlagen und gefördert hätte, so würde die deutsche Schauspielkunst ganz jenem rein bürgerlichen, höchstens sich zu einiger schwächlichen Sentimentalität erhebenden prosaischen Charakter verfallen sein, wie er in Iffland's und Kotzebue's Stücken und auch in den eigenen schauspielerischen Leistungen des erstern, zum Theil auch Schröder's vorwaltete. Weimar wurde die hohe Schule für den richtigen rhythmischen Vortrag des fünffüßigen Jambus, den man bis dahin nur radbrechte, und für gehaltene ideale Plastik. Mag man in dieser Richtung auch zu weit gegangen und namentlich das rein declamatorische Element zu sehr gefördert worden sein, so war diese Richtung als corrigirender Gegensatz gegen das kleinbürgerliche Genre doch nöthig, und nun erst wurde die Darstellung des Lessing'schen „Nathan", der iambischen Dramen Goethe's, Schiller's, Zacharias Werner's u. s. w. und der Shakspeare'schen Tragödien in ihrer reinen Gestalt (früher gab man sie nur in prosaischen Bearbeitungen) auf deutschen Bühnen möglich und genießbar.

Ein weiterer Abschnitt des ersten Bandes betrifft das Verhältniß zwischen Schröder und Goethe, eine andere die hochgefeierte Neumann-Becker, die Lieblingsschauspielerin Goethe's, die er nach ihrem frühen Tode in seiner Elegie „Euphrosine" verherrlichte. Dann werden uns zwei abenteuerliche Gestalten, Herr und Madame Burgdorf vorgeführt, die 1798 nach Weimar kamen und um ein Engagement nachsuchten, welches wenigstens die sogenannte Madame Burgdorf erzielte, obschon Goethe gleich nach den ersten ihm aus Eisenach über das Paar gemachten vorläufigen Mittheilungen bemerkte: „Ich wollte wetten, die Frau war noch auf keinem Theater gewesen und er ist ein Hasenfuß." Goethe hatte recht, aber die Leute hatten Fürsprache, und so machte man wenigstens mit der Frau einen Versuch. Die Person, eine schlaue Gauklerin und Abenteurerin, muß manche körperliche Reize und ein verführerisches Wesen besessen haben; in ihren Briefen zeigt sich viel Schlauheit, Gewandtheit und eine Schreibfertigkeit, wie sie damals im Schauspielerstande noch selten war; kurz, sie war eine schlechte Schauspielerin auf der Bühne, aber eine sehr gewandte im Leben. Mit diesen Gaben wußte sie alles um sich her zu mystificiren und, da sie wenigstens ein „besonders gutes Organ" besaß, zum Zwecke weiterer Ausbildung die Verlängerung ihres Engagements selbst dann noch zu erschmeicheln oder zu ertrotzen, nachdem sie in ihrer ersten Proberolle, zu welcher sie sich durch geistige Getränke „encouragirt" hatte, gänzlich durchgefallen war. Zuletzt erkannte man ihre totale Unbrauchbarkeit und grenzenlose Unverschämtheit und schickte sie mit einem Zehr- und Reisegelde fort. Im übrigen waren beide Personen gar nicht verheirathet, und ihr angeblicher Mann hieß nicht Burgdorf, sondern war ein mit seiner Familie zerfallener Adelicher, Namens Ludwig von Wedell, wie dieser selbst im Verlaufe dieser Tragikomödie brieflich gestand. Der Verfasser bemerkt zum Schluß: „Was aus Herrn und Madame Burgdorf geworden, ich vermag es nicht zu sagen; ihre Namen finden sich in der damaligen Theaterwelt nicht mehr vor. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie zu Grunde gegangen, verdorben und gestorben, verschollen und vergessen!" Das Ganze liest sich wie ein kleiner Roman, und man fragt sich unwillkürlich am Schluß, wer war diese angebliche Minna Burgdorf? Wo hatte diese abgefeimte Abenteurerin ihre nicht gewöhnliche, sich in ihren Briefen verrathende geistige Bildung erhalten? Wo hat sie ihr adelicher Liebhaber aufgelesen? Und wo haben ihre Schwindeleien und sie mit ihnen ein Ende genommen? Ein späterer Brief des Liebhabers aus Erfurt, worin er dafür dankt, daß man seine Geliebte „mit so vieler Großmuth" entlassen habe, scheint die Andeutung zu enthalten, daß auch ihm endlich die Augen über diese Person aufgegangen seien.

Die letzte Skizze des ersten Bandes „Iffland und Weimar. 1796—1812" enthält die urkundlichen Beweise dafür, daß Iffland, für den Fall seines Loskommens von Manheim, bereits als Regisseur förmlich für Weimar gewonnen war, indem der Herzog selbst alle von ihm gestellten Bedingungen acceptirt hatte, daß er aber trotzdem jene Verhandlungen mit Berlin anknüpfte, deren Abschluß ihn an die Spitze des dortigen Theaters stellte. Daß er dies that, daß er eine in jeder Hinsicht so glänzende und unabhängige Stellung der eines Regisseurs in Weimar vorzog, ist ihm nicht zu verargen; aber die wenig offene Art, womit er seine weimarischen Freunde zu einer Zeit, als er sicherlich zur Annahme der berliner Stellung schon fest entschlossen war, wie fast gleichzeitig auch Herrn von Dalberg in Manheim im Unbestimmten zu halten und durch leere Ausflüchte zu vertrösten suchte, und die erkünstelte Sentimentalität, die er dabei zur Schau trug, lassen ihn in dieser Angelegenheit nicht im vortheilhaftesten Lichte erscheinen. Er schreibt an den Hofkammerrath Kirms in Weimar: „Mein theurer, werther, immer gleichgeliebter Freund! Eine tödliche Krankheit, mit deren Schwäche ich hierher von Hamburg kam, läßt mich auf Ihren Brief, dies Denkmal Ihres Herzens, den ich mit Thränen der Erkenntlichkeit las, den ich empfinde, erst heute antworten." Und weiter bemerkt er, sich wunderlich hin- und herwindend: „Kann ich denn wol sagen, ich will nicht nach Weimar kommen? So spräche ich gegen mein Herz. Kann ich, eben vor dem letzten Zuge meines Lottos, heut' sagen, ich komme gewiß? so würden Sie mich unvernünftig nennen. So ist es jetzt. Mitte November gehe ich hier ab; in vierzehn Tagen muß alles entschieden sein, ob Ruhe und Reichthum für hier entscheiden sollen. Ohne Ruhe will ich kein Geld, also glaube ich, es wird nichts. Soll ich dadurch, daß ich diese Wahrheit sage, Weimar verloren haben? Es wäre hart! Gott sei mit Ihnen, und wenn mir der Hof verloren geht, bleibt mir der Freund! Berlin den 21. October 1796. Iffland."

Nachdem er das Engagement als Director des berliner Nationaltheaters angenommen, schreibt er an Kirms:

„Berlin, den 21. November 1796. Mein Freund! Mein Bruder! Denn so handelt nur ein Bruder am andern. Da sitzen meine Frau und ich, und reden mit der Perle des Dankes im

Auge von Weimar und, mehr als von Weimar, von dem edeln Kirms, dessen Hand ich an mein Herz lege, den ich liebe und verehre! Wahrscheinlich habe ich den Frieden meiner Seele verkauft — Se. Majestät bezahlen meine Schulden! — habe die Ruhe gegen Geld getauscht, denn ich erhalte 3000 Thaler Sold, ein jährliches Benefiz und 1200 Thaler Pension, wenn ich bleibe — denn auf ewig habe ich mich nicht engagirt! — Freund, die Schulden haben entschieden. Nur diese! das glauben Sie ja wol, wenn Sie von den ehrlichen, geliebten Becks mich getrennt wissen! — O Gott! da sitze ich, man wünscht mir Glück, mein Kopf hängt, und ich weine über mein Glück, bin kalt bei Ehre und Geld, und schlafe wenig, denn mein armes Herz ist zerrissen. — Eben kommt Ihr Brief, und das bekannte Couvert versetzt mich gleich nach dem friedlichen Belvedere, unter treue Freunde, .. und dann sehe ich hier in Pracht und Leere! — Es ist geschehen. — Ich werde hier nicht ausdauern! — In drei Jahren kann ich ebenfalls hier zurückgehen. Ich will sparen — dann führe Gott mich in Ruhe zu Ihnen! Diese letzte hoffnungsvolle Stelle, diese liebe Stelle, für die ich Sie segne und an mein Herz drücke — zeigt mir Licht in der Nacht!

„Machen Sie dem verehrten gnädigen Herzog meinen mündlichen Bericht, drücken Sie meinem Böttiger die Hand — ich kann heute nicht — ich sehe vor Wasser die Buchstaben nicht.

„Ihr dankbarer, wärmster, innigster Freund Iffland."

Jeder Leser wird von selbst fühlen, daß dies nicht die Sprache der wahren Empfindung, daß sie widerlich erkünstelt ist, daß dem großen Schauspieler während des Schreibens ebenso wenig die Thränen flossen, als bei der Darstellung irgendeiner sentimentalen Rolle in einem seiner Stücke. Goethe aber, obwol er sich verletzt fühlen konnte, benahm sich gegen ihn mit gewohnter Nachsicht und Großmuth, lud ihn wiederholt zu Gastspielen ein und drückte für ihn auch öffentlich die unbedingteste Bewunderung aus.

Der zweite Band enthält zum Theil ganz interessante Mittheilungen über die Schauspieler und Schauspielerinnen: Krako, genannt Einer, August Leißring (der „lange Peter von Itzehoe"), Sophie Ackermann, Karl Krüger und Madame Teller, Bohs und seine Gattin (nachherige Werdy), Friedrich Haide, J. B. Spitzeder (Vater des berühmten Bassisten Joseph Spitzeder), Karoline Jagemann, nachherige Frau von Heygendorf, dieselbe herrschsüchtige Intriguantin, die auf ihren Einfluß bei Karl August sich stützend, fortdauernd bald offen bald versteckt auch gegen Goethe wie gegen alle, die ihr im Wege standen, intriguirte und seit Goethe's Rücktritt bis 1828, dem Todesjahre Karl August's, durch Vermittelung ihres treuen Anhängers und Collegen Strohmeyer die Schicksale der weimarer Bühne so ziemlich allein und selbständig leitete, J. J. Graff, Corona Schroeter, Pius Alexander und Amalia Wolff. Die letztern beiden benahmen sich bei ihren hinter Goethe's Rücken geführten Verhandlungen mit Berlin in ähnlicher Weise zweideutig wie Iffland und dabei im hohen Grade undankbar gegen Goethe, dem sie so viel verdankten, weshalb auch der Verfasser bemerkt: „Gewiß überkam ihn ein bitteres Gefühl über den Undank der Menschen im allgemeinen und der Schauspieler insbesondere, und die «eisernen Reifen», womit sein Herz eingefaßt war (wie er schon lange, lange Jahre vorher der Frau von Stein geschrieben), trieben sich wol fester und fester an, nur Unmuth und Bitterkeit durchlassend."

Dennoch war die officielle Antwort auf den ihn so plötzlich überraschenden Kündigungsbrief der beiden Wolff, den Goethe seinem damaligen Secretär Kräuter dictirte, ohne Bitterkeit, im Gegentheil recht liebevollen Ausdrucks; ja einen ihm zu kalt-geschäftlich klingenden Passus milderte er eigenhändig. Es entspann sich übrigens wenige Monate später ein sehr kleinlicher und peinlicher Streit, eine echte querelle allemande zwischen den beiden Wolffs und der weimarischen Theaterdirection, indem erstere durch Goethe's Mitdirector Kirms beschuldigt wurden, einige Garderobestücke mitgenommen zu haben, welche dem Inventar des weimarischen Theaters angehörten. Wolff antwortete aufs heftigste, glaubte sich aufs „gröblichste" beleidigt und eines „Diebstahls" beschuldigt; seine Frau erklärte sich bereit, auf der Regierung einen Schwur abzulegen, daß sie kein Kleid besitze, worauf die großherzogliche Commission Anspruch habe, während Kirms Goethe gegenüber dabei blieb: „Sie kann es nicht leugnen!" Da nun die Sache, bei der es sich nur um zwei Kleidungsstücke handelte, eine so unangenehme Wendung zu nehmen drohte, daß möglicherweise Wolff's Frau etwas beschwor, was sie mit gutem Gewissen nicht beschwören konnte, so ließ man, hauptsächlich wol auf Goethe's Betrieb, die ärgerliche Sache fallen. Ein nicht uninteressanter Brief des Grafen Brühl an Goethe vom 23. September 1812 ist gelegentlich der Verhandlungen des Wolff'schen Ehepaars mit der berliner Intendanz mitgetheilt. Brühl empfiehlt darin den jungen Schauspieler Durand, der die feste Ueberzeugung habe, „daß man nur auf dem weimarischen Theater, unter der Leitung eines Mannes, der wie Sie, verehrter Herr Geheimerath, alles umfaßt, was die Kunst in allen Fächern Hohes und Vortreffliches liefert, zum eigentlichen Künstler gebildet werden kann. Natürlich konnte ich ihn in dieser Meinung nur bestätigen, ihm auch nicht rathen seine Laufbahn auf dem berliner Theater anzufangen, da es leider durch Iffland's Einseitigkeit, zunehmende physische und vorzüglich moralische Schwäche und sehr prosaische Leitung für das eigentliche Studium der Kunst von Jahr zu Jahr schlechter wird."

Bekanntlich war derselbe Graf Brühl Iffland's Nachfolger. Von Werth sind auch die Mittheilungen über die von Goethe hochgefeierte und besungene Corona Schroeter, die nach einer kurzen aber glänzenden Theaterlaufbahn sich im Dunkel eines bescheidenen Privatlebens so verlor, „daß die Begebenheiten ihrer letzten Lebensjahre und Tage vollständig verschwunden sind". Es ist dem Verfasser gelungen, zwei Briefe der Corona Schroeter zum Abdruck zu bringen, die wenigstens als die bisjetzt einzigen Schriftstücke derselben einiges Interesse haben. Sie sind an eine verheirathete Schwester derselben gerichtet und tragen das Datum „Weimar, den 9. Juli 1788" und „Weimar, den 20. Juli 1794". Im letztern heißt es einmal: „Ihr habt doch, wie ich höre, seither ruhig in euern Gegenden vor den bösen Franzosen gelebt? Wenn sie doch der Himmel nur einmal ganz aus Deutschland verbannen wollte!" Corona Schroeter starb in tiefster Zurückgezogenheit zu Ilmenau im Jahre 1802. Das ist das Los so vieler Bühnennotabilitäten gewesen, daß man sie kaum zählen kann. Und glücklich, wenn sie nur in ihrem Alter infolge besonders günstiger Verhältnisse nicht darben und betteln mußten. Aber wie oft muß man in diesem Buche von Schauspielern und Schauspielerinnen lesen, die von Stadt zu Stadt getrieben, immer in Vorschüssen, immer in Schulden, zuletzt nach verbrauchten physischen wie geistigen Mitteln ohne alles Engagement im hohen Alter nicht wußten, wo sie ihr müdes krankes Haupt hinlegen sollten, und dann reuevoll bekennen mußten, daß ihr Leben doch ein verfehltes gewesen.

Interessant sind auch die Mittheilungen über die Ungezogenheiten, welche sich im Juli 1799 eine Rotte hallescher Studenten, der „Auswurf der Universität", im lauchstädter Theater herausnahm; die über Vulpius, den Verfasser des „Rinaldo Rinaldini", der trotz des nahen persönlichen Verhältnisses, in welchem er durch seine Schwester zu Goethe stand, für seine Bearbeitungen von Operntexten äußerst erbärmlich bezahlt wurde, worüber er bisweilen bittere Klage führt; und über den unsteten Major Franz Anton von Weber, den Vater des berühmten Karl Maria von Weber, der für Kirms die Anschaffung von Partituren neuer Opern und andere Geschäfte besorgte. In einem seiner ziemlich schlecht stilisirten Briefe bietet er Kirms auch die erste Oper seines damals erst dreizehnjährigen Sohnes „Das stumme Waldmädchen", mit dem Bemerken an: „Da nun mehr um die Bekanntmachung dieses jungen Menschen als um Gewinst gegenwärtig zu thun ist, so wird er auch mit dem geringsten Douceur, und wenn es auch nicht mehr als die co[illegible] Gebühren träfe, schon zufrieden sein."

Dieser zweite Band enthält ferner ein Kapitel „Die Vertreter der Musik am Hofe zu Weimar, von Ernst August Konstantin bis zu Goethe's Tode, in kurzen biographischen Notizen. 1756—1832"; einen Abschnitt „Personalbestand und Gäste des weimarer Hoftheaters", der freilich nur für den ganz speciellen Theaterfreund von Interesse ist, und einen interessanten Aufsatz „Alceste von Wieland und Schweizer", in welchem der Verfasser für diese Oper den Anspruch begründet, die erste deutsche ernste Oper der neuern Zeit gewesen zu sein. Die Brauchbarkeit des Werks, welches allerdings als Quellenschrift für diese bedeutungsvolle Epoche deutscher Theatergeschichte gelten darf, wird noch wesentlich durch ein Personen- und Sachregister erhöht, welches bei Werken dieser Art überhaupt niemals fehlen sollte. **H. M.**

Aus dem Gebiete der Naturwissenschaften.

Sechs Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften von Andreas Wagner. Mit einer Tafel. Leipzig, Voß. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die vorliegenden sechs Abhandlungen, vom Verfasser in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München in den Jahren 1860 und 1861 gelesen, sind zur Hälfte rein paläontologischen Inhalts, zur Hälfte aber beziehen sie sich auf Fragen von allgemeinem Interesse. So bespricht der erste Vortrag die Theorien der Erdbildung und macht entschieden Fronte gegen die Lehren der Vulkanisten und Plutonisten, und man muß gestehen, daß der Verfasser, der schon in seiner religiös-dogmatisch gefärbten „Geschichte der Urwelt" für den Neptunismus kräftig eine Lanze gebrochen, hier aufs neue mit vielem Geschick alles zusammenstellt, was gegen die von Laplace aufgestellte, von Humboldt und Buch weiter ausgebildete Theorie der Erdbildung, gegen die Lehre vom Centralfeuer und dessen möglichen Zusammenhang mit den Ergüssen der Vulkane — „Reaction des Innern der Erde gegen ihre Rinde", nach Humboldt — gesagt werden kann. Der Leser bekommt dadurch wenigstens ein Bild von den Schwierigkeiten, mit denen der Geologe zu kämpfen hat, sobald er von der Beobachtung des speciellen Falls sich zur Aufstellung allgemeiner Principien erheben will. Die Verfasser unserer wie eine Sturmflut uns überschüttenden populären Bestellungen der Geologie und physischen Geographie lassen freilich von diesen Schwierigkeiten wenig ahnen, und ihre Leser suchen sich mit einem gewissen wollustvollen Grausen die sichtbaren Katastrophen auszumalen, denen die Erde unterlegen haben soll, und geben sich der andächtigen Bewunderung hin, wie herrlich weit die Wissenschaft doch gekommen sei; aber für wirkliche Ausbildung ihres Geistes, für wahre Vermehrung ihrer Erkenntnisse geschieht dadurch nichts. Der wahre Volksschriftsteller sollte es als sein höchstes Ziel betrachten, eine Einsicht in die Methoden der Beobachtung und Forschung zu geben, durch welche die Naturforscher so Großes leisten. Das ist freilich sehr schwer, aber doch nicht unmöglich, wie der berühmte populäre Aufsatz von Gauß über den Erdmagnetismus in dem Schuhmacher'schen Jahrbuche von 1837 beweist. Solche Schriften wollen denn allerdings auch studirt sein, eine Anforderung, die unser nach Neuem haschendes Lesepublikum nicht erfüllen will. Von gleichem Interesse ist der zweite und dritte Vortrag, in denen Wagner die heutigen Modethemen der Geologie behandelt, die Frage nach der Constanz der Art (Species) im Thier- und Pflanzenreiche, sowie die nach dem Alter des Menschengeschlechts. Auch in Beziehung auf diese Fragen steht Wagner auf seiten der Minorität; aber er vertheidigt seine Ansichten mit großem Geschick und einer Würde, die sehr zu Gunsten einnimmt und erfreulich gegen das petulante Wesen absticht, mit dem unsere naturwissenschaftliche Linke, Vogt und Genossen, aufzutreten liebt, besonders da, wo es Fragen gilt, die mit christlicher Dogmatik eine Berührung haben, wie es z. B. bei der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts der Fall ist. 91.

Schauerliteratur.

1. Schwarzort. Originalroman von J. D. H. Temme. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schwarzort ist eine Herrschaft nicht weit von Memel am Meere gelegen und in zwei Güter getheilt, deren eines dem ältern Bruder Marlot, Charles, das andere dem jüngern, James, durch Erbschaft zugefallen. Der letztere und seine Gattin Emilie sind ein Verbrecherpaar, wie wir deren in den Temme'schen Geschichten häufig begegnen. Durch einen Mord, Brandstiftungen u. s. w. haben sie ihren Wohlstand begründet und gesichert. Zuletzt will James Marlot noch einen Mord an dem Sohne des von ihm vermeintlich zuerst Ermordeten begehen; dieser aber erscheint ihm und verhindert dadurch die wirkliche Mordthat; das greise Sünderpaar stürzt sich ins Meer. Das ist die kurze Fabel der drei Bände langen Criminalgeschichte, die an allen den Mängeln, die wir schon früher an diesem Schriftsteller zu rügen fanden, im Uebermaße leidet.

2. Dunkle Fügungen. Ein Roman von T. Reinwald. Zwei Theile. Wien, Markgraf u. Comp. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein Roman voll Abenteuer und Ungeheuerlichkeiten aus der Nachtseite des Lebens. Zwei deutsche gräfliche Brüder, Eduard und Arthur von Melwil, Besitzer des Schlosses Birkensee — der älteste Majoratsherr Eduard, vom Vater geliebt, der jüngere, Arthur, kaum geduldet, ohne daß sie wissen warum —, leben in Italien, wo Eduard durch Julie, eine kokette Schöne, gefesselt wird, die ihn aber nicht erhört. Noch weniger Glück hat ein anderer Anbeter derselben, der Kapitän Vilfort, der sich aber an beiden rächt, indem er ihnen durch einen Banditen Gift geben läßt, das ihnen noch Zeit gestattet zu einer gemeinschaftlichen Wasserfahrt. Eduard fällt schwindelnd ins Wasser und Vilfort gibt sich den Anschein ihn zu retten, taucht ihn aber nur tiefer unter. Julie stirbt. Arthur und alle glauben, daß Eduard den Tod nur durch Zufall in den Fluten gefunden und eilt mit der Trauerbotschaft nach Birkensee; der Vater aber verflucht ihn und stirbt. Nach langer Krankheit und Abgeschlossenheit wird Arthur endlich mit seinem Gutsnachbar, dem Oberst von Hohenstetten, und dessen Töchtern Isabella und Gabriele bekannt, sowie mit einem jungen kränklichen Maler, Alfred Winter, den der Oberst hat erziehen lassen. Arthur liebt Gabriele, diese aber Alfred Winter, der Oberst erkennt das mit Schrecken und muß endlich gestehen, daß Alfred sein Sohn — von Arthur's Mutter — ist. Dem liebenden Paare bleibt nun nichts übrig als ebenfalls zu sterben. Vorher hat noch ein Fremder, Baron Belton, das nahe Schloß gekauft und verfolgt Isabella, wird jedoch später als der Mörder seines Bruders und als jener Kapitän Vilfort erkannt, der einst Eduard und Julie ermordete, welche Unthat durch die Banditen ans Licht kommt, die er dazu gebraucht, und die er nun als Diener bei sich hat. Vilfort und der eine Bandit ermorden sich nun gegenseitig. Das sind die „dunkeln Fügungen", welche der Verfasser mit einer Gewandtheit erzählt, die eines bessern Vorwurfs würdig wäre. Nach einem höhern leitenden Motiv sucht man bei diesen haarsträubenden Geschichten vergebens.

3. Eine Katastrophe und ihre Folgen. Roman von A. Godin. Breslau, Trewendt. 1862. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir begegnen dem Verfasser zum ersten mal. Er weiß angenehm und spannend zu erzählen, seinen Gestalten Leben einzuhauchen und fein zu charakterisiren. Clara von Werthern und Hauptmann von Walter sind ein glückliches Brautpaar, nur ist der letztere immer ein wenig ernst und verbirgt trübe Erinnerungen. Clara ist von ihrer Mutter Hedwig erzogen, deren Mann jahrelang krank und im unzurechnungsfähigen Zustande war. Der herzogliche Hof von Z. hat die Familie begünstigt; insbesondere ist Prinz Dagobert während der Krankheit des Vaters bei ihr aus- und eingegangen. Auch am Hochzeitstage erscheint

derselbe einen Augenblick und läßt Clara einen kostbaren Schmuck überreichen. An demselben Tage wird der Bräutigam einen Augenblick abgerufen und empfängt einen Brief, nach dessen Lesung er vergeblich seine Aufregung zu bekämpfen sucht. Verstört tritt er die Hochzeitsreise an; im Hotel, wo das Paar abends absteigt, erschießt er sich. Weder die verzweifelnde Clara, die ihre Mutter kommen läßt, noch deren und Walter's Freund Horneck begreifen diese That. Clara kehrt wieder ins Aelternhaus zurück. In der Residenz aber läßt man ihre Mutter empfinden, wie man Walter's Selbstmord auslegt: dieser habe am Hochzeitstage erfahren, daß Clara die Maitresse des Prinzen sei. Um die unschuldige Tochter vor den Folgen dieses Verdachts zu bewahren, verbannt sie dieselbe, ohne sie davon in Kenntniß zu setzen, von sich und schickt sie zu einer Tante. Nach Jahren endlich empfindet Clara, die ihren Mädchennamen fortgeführt, wieder Liebe für Karl von Mengersdorf, der um sie wirbt. Sie erzählt ihm, was auf ihrer Vergangenheit lastet, und eilt zur Mutter, ehe diese sie gerufen. Dort erst verräth ihr ein Zufall die schmachvolle Deutung, die man Walter's Selbstmord gegeben und sie will nun Mengersdorf um keinen Preis angehören. Erst später vereinigt sich das Paar, als es gelungen zu entdecken, daß Walter schon früher heimlich mit Käthchen Aldenhofen getraut gewesen; daß ihr Vater, ein Freischarenkämpfer der badischen Revolution, mit ihr nach London geflüchtet und sie für todt habe ausgeben lassen, um sie von dem Offizier zu trennen; erst nach Jahren, an seinem Hochzeitstage mit Clara, erhält Walter einen Brief von ihr, der Lebenden, und löst den Conflict durch den Selbstmord.

4. Stalaktiten. Erzählungen im gebrochenen Licht von Ernst Willkomm. Erster und zweiter Band. Gotha, Opetz. 1863. 8. Jeder Band $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Wo sich der bekannte Verfasser auf jenen nordischen Inseln, am Meeresstrand u. s. w. bewegt, deren Eigenthümlichkeiten er durch langjährigen Aufenthalt, Reisen und Verkehr mit den Einwohnern kennen gelernt hat, zeigt sich sein Erzählertalent im vortheilhaftesten Licht. Es ist die charakteristische Wiedergabe der Strandscenen, der Gegend und des eigenthümlichen Menschenschlags, was uns fesselt; wir sehen alles Geschilderte lebendig vor uns, und fangen sofort selbst an inmitten dieser uns erst so fremd erscheinenden Scenerie heimisch zu fühlen. Im ersten Band ist „Der Todtenacker am Skagerhorn“, im zweiten „Der Eierkönig von List“ in das gedachte Genre gehörig. Beide sind vortreffliche, spannende Erzählungen aus dem nordischen Seemannsleben. Die Schilderungen, namentlich schauerlicher Nachtscenen, sind voll poetischer Schönheit und drastischer Wirkung. Wo aber der Verfasser humoristisch und gemüthlich sein will, wie in den „Studien in einem Logirhaus“ und „Erlaubte und unerlaubte Scherze“, ist er nur zu langweilig und trivial, sodaß man kaum begreift, wie ein sonst so geistreicher Mann es nur über sich gewinnen konnte, dergleichen inhaltloses Zeug zu schreiben, das wol auch die gewöhnlichsten Leser kaum zu lesen im Stande sein werden.

5. Unheimliche Geschichten. Von Feodor Wehl. Dresden, Meinhold und Söhne. 1862. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Trotzdem daß der Verfasser in der Vorrede sich dagegen verwahrt, können wir ihn nicht freisprechen, daß es ihm darum zu thun war, durch Grausen zu fesseln und seinen Novellen den Stempel des Schauerlichen aufzudrücken, um sie dadurch pikant zu machen. Wo das Schauerliche nur auf Ahnungen und dem Zusammentreffen einer aufgeregten Phantasie mit natürlichen Ereignissen u. s. w. beruht, wie in der finnigen, voll feiner Charakteristik und Lebenswahrheit geschriebenen Novelle „Der Shawl der Todten“, dem Glanzpunkt des Buchs, da lassen wir es gern gelten; einige der übrigen Erzählungen aber sind wirkliche Geistergeschichten, die wol das geistreiche Erzählertalent des Verfassers beurkunden, an sich aber sehr unerquicklich sind.

50.

Notizen.

Jean Paul in Meiningen.

Einen nicht uninteressanten Beitrag zur Lebensgeschichte Jean Paul's liefert August Henneberger in der Schrift: „Jean Paul's Aufenthalt in Meinigen“ (Meiningen, von Eye, 1863), die auf dem Titelblatte als ein Separatabdruck aus dem Osterprogramm des Gymnasium Bernhardinum in Meiningen bezeichnet ist. Besonders interessant waren uns darin die Mittheilungen über Jean Paul's Verhältniß zu Herzog Georg. Der Verfasser erzählt: „Noch als Jean Paul in Berlin weilte, hatte ihm Herzog Georg seine Grüße zugeschickt. Als er nun nach Meiningen selbst kam, bildete sich zwischen den beiden ebenbürtigen Geistern eine lebendige und erfreuliche Verbindung. Georg war an die Spitze eines kleinen Ländchens gestellt, aber ein bedeutender Mann, voll regen Eifers und frischer Thatkraft. Er freute sich, in Jean Paul eine geistige Macht für seine Residenz gewonnen zu haben und war glücklich im täglichen Umgang mit demselben. Oft besuchte er den Dichter in seinem Hause und nahm bei demselben das Mittagsmahl ein, das er denn freilich, wenn er unvermuthet überraschte, auch aus dem Schloß herbeiholen ließ. Beinahe täglich lud er denselben zu sich zum Abend ein: aber er nahm es nicht übel, wenn der Eingeladene ablehnte, weil er etwa mit Frau und Freundinnen der Frau das Concert der Casinogesellschaft (einer von dem Herzog selbst gestifteten, damals in dem zweiten Stock des Landschaftsgebäudes auf dem Markt hausenden Vereinigung) zu besuchen vorzog.“ Als Jean Paul eine Tochter geboren wurde, war der Herzog unter den Pathen und verlieh dem Täufling den Namen Georgina. Am liebsten hätte er Jean Paul für immer an Meiningen gefesselt, einzig zu dem Zwecke, seines geistig belebenden Umgangs genießen zu können; er erbot sich sogar, ihm ein Haus zu erbauen, um ihm den Aufenthalt angenehmer und heimischer zu machen. Aber der Dichter ließ sich nicht halten; da schrieb der Herzog an ihn am 15. November 1802: „Nicht Naturforscher genug, um die Art von Wanderratten genau zu kennen, die man Genies nennt, glaubte ich doch ein Genie oder einen Geist genau genug zu kennen, um ihn meinen Freund nennen zu können. Diesem Glauben nach, welcher sich auf eine gewisse Festigkeit auf meiner Seite gründet, ist es mir erlaubt, meinen Freund zu fragen: Was treibt Sie von hier?“ u. s. w. Gibt es jetzt keinen Jean Paul mehr, so gibt es auch schwerlich einen Fürsten mehr, welcher seine Standesvorurtheile und Lebensgewohnheiten so weit überwände, um wie die Herzoge Georg und Karl August mit einem Dichter und Schriftsteller ganz so wie mit einem Freunde zu verkehren. Aber traulicher und ungezwungener war doch wol der Umgang Jean Paul's mit dem Consistorialpräsidenten J. L. Heim, dem Bruder des berühmten Arztes, des „alten Heim“ in Berlin. Der Verfasser bemerkt: „Wenn Heim bei seiner Lectüre oder seinen Studien eine interessante Frage oder Notiz aufstieß, so lief er ohne weitläufige Toilettenveränderung im einfachsten Negligé-Camisol über die Straße zu Jean Paul, um diesem Mittheilung von dem Funde zu machen. Weder die Convenienz der Residenzstadt fand an dieser Ungenirtheit etwas auszusetzen, noch Jean Paul. Denn diesen selbst traf man in einen Schlafrock gehüllt, dessen bessere Tage längst zu den gewesenen zählten, und selbst der Unmuth der geliebten Frau, die längst für einen neuen und eleganteren gesorgt, konnte ihn nicht bewegen, den altgewohnten in den wohlverdienten Ruhestand zu versetzen und sich selbst mit der Pracht des neuangeschafften zu schmücken. In dieser Hülle saß er entweder schreibend an seinem Tisch oder durchlief mit hastigen Schritten sein Zimmer.“ Von Meiningen aus begleitete Jean Paul den Herzog einmal auf einem Ausfluge nach Weimar, und hier mag es gewesen sein, wo Schiller, wie Jean Paul selbst später berichtete, auf die Frage Jean Paul's, ob er seinen „Titan“ gelesen, nicht gerade sehr höflich erwiderte: Der Teufel solle ihn holen, wenn er das thue. Zum Schluß der Schrift sind endlich drei Briefe Jean Paul's aus Baireuth an

den Präsidenten Heim abgedruckt, welche der Verfasser der Freundlichkeit der Tochter Heim's, der Stiftsdame Luise Heim verdankt. In dem letzten derselben, vom 12. Februar 1827, heißt es unter anderm: „Mein geliebter und geehrter Präsident! Ich bin ordentlich froh, daß ich eine Bitte an Sie in einer Zeit zu thun habe, wo ich nicht einmal mehr Ihr Jäckchen, geschweige den, der darin über die Gasse zu mir hinübersprang, zu sehen bekomme. Meine Emma bedarf nämlich am 1. März, um unter die Communicanten eingeschrieben zu werden, einen Taufschein von dem Geistlichen, der sie 1802 im September getauft, und dessen Namen ich rein vergessen habe. Sogar einen Impfschein — diesen körperlichen Taufschein — hab' ich vom Chirurg Marschall nöthig. So viele Scheine brauchten die Apostel bei dem ersten Abendmahle nicht." Nun, wenn die Apostel solche Kleinmiseren des deutschen Lebens zu bestehen gehabt hätten, so würden sie schwerlich Apostel, sondern vielleicht auch Humoristen geworden sein wie Jean Paul. H. M.

Zur hebräischen Literatur.

Die außerordentlich reichhaltige Bibliothek des sel. Dr. B. Beer in Dresden ist bekanntlich von dessen Witwe zum Theil dem jüdisch-theologischen Seminar in Breslau und zum Theil der leipziger Universitätsbibliothek übermacht worden. Nachdem die werthvolle und seltene Sammlung so nach zwei verschiedenen Orten hin zerstreut worden, schien es erwünscht, der gelehrten Welt wenigstens auf andere Weise einen Gesammtüberblick zu verschaffen und zu erhalten, besonders da die Forscher auf dem Gebiete, welches in der gedachten Bibliothek am zahlreichsten vertreten ist, meist der unbemittelten Klasse angehören und die betreffenden Werke auf öffentlichen Bibliotheken in Deutschland höchst selten, wenn überhaupt anzutreffen sind; denn sowol die Oppenheim'sche wie die Heymann Michael'sche Bibliothek sind bekanntlich nach England ausgewandert, und zwar erstere nach Oxford, letztere nach London ins Britische Museum. Man wird daher mit Freuden den soeben bei Asher u. Comp. in Berlin erschienenen „Katalog der Bibliothek des sel. Herrn Dr. Bernhard Beer in Dresden" begrüßen und dem Herausgeber, G. Wolf in Wien, für die sorgfältige Zusammenstellung Dank wissen. Der Katalog besteht aus drei Abtheilungen, von denen die erste die nicht hebräischen Werke, deren Zahl sich auf 883 beläuft, umfaßt; die zweite enthält das Autorenverzeichniß der im hebräischen Katalog angeführten Bücher, und die dritte die Titel der hebräischen Werke selbst, die sich auf nicht weniger als 2530 belaufen. Die nach Leipzig gekommenen Bücher sind mit (L.) bezeichnet und die ohne Bezeichnung befinden sich im breslauer Seminar. In der hebräischen Bibliographie von Steinschneider in Berlin (Mai bis Juni 1863) heißt es: „Seit dem Michael'schen Katalog ist keiner von solcher Bedeutung erschienen." Das Vorwort bringt zugleich eine vom Herausgeber verfaßte biographische Skizze des verstorbenen Besitzers, der sich durch seine mit großer Ausdauer, Umsicht und wahrhafter Munificenz gesammelte Bibliothek ein so schönes Denkmal errichtet hat. Da vom Katalog selbst nur eine geringe Anzahl Exemplare abgezogen worden sind, so ist die biographische Skizze auch in einer Separatausgabe erschienen, welche allen Freunden des Verstorbenen bestens empfohlen zu werden verdient. 36.

Bibliographie.

Arthur, T. S., Bell Martin. Ein Sittengemälde aus dem Leben der vornehmen Welt in Nord-Amerika. Aus dem Englischen übersetzt von J. G. Reichmann. Allentown. 1862. 8. 16 Ngr.

Benjamin II., J. J., Drei Jahre in Amerika 1859—1862. Drei Theile. Hannover. 1862. Gr. 8. 4 Thlr.

Blume, W., Die Armee und die Revolution in Frankreich von 1789—1793. Brandenburg, Wiesike. Gr. 8. 1 Thlr. 1½ Ngr.

Kurzer Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz. Herausgegeben von L. Curtze. Leipzig, Dyk. 8. 12½ Ngr.

Cooper, J. T., Der Orden der Odd-Fellows oder sonderbaren Brüder untersucht im Lichte der heiligen Schrift und der Vernunft. Herausgegeben von A. Schlitt. Aus dem Englischen übersetzt von J. A. Darmstätter. Baltimore. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dörpfeld, F. W., Die freie Schulgemeinde und ihre Anstalten auf dem Boden der freien Kirche im freien Staate. Beiträge zur Theorie des Schulwesens. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Duyckinck, E. A., Geschichte des Krieges für die Union, politisch und militärisch nach offiziellen und andern authentischen Dokumenten beschrieben. Deutsch bearbeitet von F. Kapp. Mit feinen Stahlstichen von See- und Landschlachten und Porträts berühmter Generale und Seehelden nach Original-Gemälden. Von Alonzo Chappel. 1ste bis 4te Lieferung. New-York. Gr. 4. à 12 Ngr.

Das Feld-Bataillon Lauenburg. Aus den Papieren eines Offiziers desselben. Einbeck, Ehlers. Gr. 8. 10 Ngr.

Fischer, J. G., Friedrich der Zweite von Hohenstaufen. Historische Tragödie. Stuttgart, Cotta. 8. 18 Ngr.

Giftel, J., gen. G—Tilesius, Leben des preußischen Generals Freiherrn von Hallberg-Broich, gen. Eremit von Gauting. Mit Hallberg's Bildniß. Berlin, Thiele. 8. 22½ Ngr.

Hornyánszky, V., Beiträge zur Geschichte evangelischer Gemeinden in Ungarn. Pest, Osterlamm. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kämpfen, P. J., Blüthen und Blätter vom Rhonestrand. Dichtungen. Schwyz. 1862. 16. 24 Ngr.

Laienblüthen. Eine Sammlung religiöser Gedichte und Lieder von den Jahren 1859 bis 1862. New-York. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Liebig, J. v., Ueber Francis Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 12 Ngr.

Müller, M. J., Die letzten Zeiten von Granada. München, Kaiser. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Peter, C., Studien zur römischen Geschichte. Ein Beitrag zur Kritik von Th. Mommsen's römischer Geschichte. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 5te Folge. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rau, H., Theodor Körner. Vaterländischer Roman in zwei Theilen. Dem deutschen Volke eine Gabe zur Erinnerung an die Befreiung Deutschlands im Jahre 1813 an deren 50stem Jubiläum. Leipzig, Thomas. 8. 3 Thlr.

Zeising, A., Hausse und Baisse. Ein Roman aus der Gegenwart. Drei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Aegidi, L. K., Das Verhältniß der Turner und Turnvereine zur Politik. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Maßmann, H. F., Der 2. April 1813 und Johanna Stegen, das Mädchen von Lüneburg. Zur 50jährigen Jubelfeier in's Gedächtniß gerufen. Ein Buch für das gesammte deutsche Volk! Mit Bild. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Ministerium Polignac vor dem Pairsgerichtshofe. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Ngr.

Scholz, C. G., Zehn pädagogische Federzeichnungen entworfen vor, während und nach der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Mannheim in der Pfingstwoche 1863. Breslau, Maruschke u. Berendt. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 27. August 1863.

Neueste Literatur über Goethe.

Erster Artikel:

Goethe und Karl August.

1. Briefwechsel des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren 1775—1828. Zwei Bände. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1863. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Goethe und Karl August während der ersten funfzehn Jahre ihrer Verbindung. Studien zu Goethe's Leben von Heinrich Düntzer. Leipzig, Dyk. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Je seltener es auf Erden vorkommt, daß ein regierender Fürst einen jungen Dichter zu seinem ersten Staatsdiener erhebt und ihm dann eine persönliche Freundschaft widmet, die bis zu seinem Lebensende ohne irgendeine wesentliche Störung in gleicher Stärke anhält, um so mehr darf man der deutschen Nation dazu Glück wünschen, daß in ihren Jahrbüchern ein so seltener Fall verzeichnet und verewigt ist. Karl August und Goethe sind es, die dieses so ungewöhnliche und glänzende Beispiel gegeben haben. Freilich war dies nur zu einer Zeit möglich, wo der Freundschaftscultus überhaupt in Deutschland in höchster Blüte stand und die Bessern in ihrem Drange, ich in rein menschlicher Weise auszubilden, das Bedürfniß ühlten, sich wie Glieder eines gemeinsamen Bundes aninander zu schließen und die Barbarei, die noch von alten Zeiten her auf Deutschland lastete, womöglich bis auf die tzte Spur auszutilgen. Die Standesschranken bestanden wol ort, aber die genialen Geister übersprangen sie, um sich ie Hände zu reichen, und die guten Herzen erkannten e nur so weit an, als sie die menschlichen Beziehungen nicht eengten. So nur allein wurde die größte und glänndste Literatur- und Bildungsperiode Deutschlands mögch, und wenn wir von dieser Höhe bereits herabgesunn sind, so liegt dies nicht an dem Mangel an Talenn, sondern in ganz andern Ursachen. Bleiben wir z. B. ır bei der Freundschaft stehen, so werden wir sagen üssen, daß wir jetzt keine Gemüthsfreundschaften, sonrn höchstens nur Interessenfreundschaften haben, die wie e Interessen wandelbar sind.

Jenen humanen Geist bekundet auch der seit längerer Zeit erwartete, in zwei Bänden vor uns liegende Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August, namentlich in denjenigen Briefen des ersten Bandes, die in die eigentliche Humanitätsperiode fallen, während in den Briefen einer spätern Periode, wenigstens den Goethe'schen, zum Theil allerdings ein etwas anderer Geist weht, mindestens ein förmlicheres Wesen herrscht. Freilich waren die Erwartungen auf diesen Briefwechsel von vornherein so hoch gespannt, daß mancher, der darin die Enthüllung der Himmel weiß welcher Geheimnisse oder gar Mittheilungen aus der weimarischen Skandalchronik zu finden gehofft haben mag, sich sehr enttäuscht sehen wird. Auffallend mager sind die Briefe besonders in Betreff der politischen Ereignisse, z. B. in den Jahren 1806—7 und in den Jahren 1813—15. Sollte davon in den Briefen Karl August's und Goethe's, namentlich des erstern gar so wenig die Rede gewesen sein? Das ist schwer zu glauben. Vielleicht haben die Empfänger die Briefe mit wichtigern politischen und diplomatischen Mittheilungen sofort nach dem Empfange den Flammen übergeben. Goethe selbst bittet im vierzigsten Briefe (aus Rom vom 17. November 1787): „Verbrennen Sie doch ja meine Briefe gleich, daß sie von niemand gelesen werden; ich kann in dieser Hoffnung desto freier schreiben"; der Herausgeber, Dr. Vogel, einer der wenigen Ueberlebenden aus jener Periode, hatte selbst oft Gelegenheit zu beobachten, daß Karl August empfangene Briefe den Flammen übergab, und Goethe verbrannte, wie er selbst einmal bemerkt, 1797 „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung" die seit 1772 an ihn gesendeten Briefe, was gethan zu haben er später selbst bedauerte; manches entging jedoch glücklicherweise der Vernichtung. Der Herausgeber versichert im Vorwort — und dieser Versicherung muß man doch glauben —, daß man sich auf die Unterdrückung solcher Stellen, „durch welche sich eine gerechte Empfindlichkeit Jetztlebender hätte verletzt fühlen können", beschränkt habe; es sei im ganzen nur weniges ausgeschieden worden. Er fügt dann noch hinzu:

Ohne Zweifel ruht noch eine beträchtliche Zahl von Briefen des einen wie des andern Correspondenten theils unentdeckt in oder unter amtlichen Acten, theils in Privathänden und kommt hoffentlich für eine neue Ausgabe zum Vorschein. Wahrscheinlich wird man sich aber selbst dann noch bei Beurtheilung der Anzahl und des Inhalts der Briefe immer zu vergegenwärtigen haben, daß beide Correspondenten meist in der Lage waren, ihre Gedanken persönlich auszutauschen, und daß solches gewiß in der Regel und, aus leicht zu findenden Gründen, vorzugsweise gerade bei wichtigern und insbesondere bei solchen Angelegenheiten geschah, welche später förmlich in Dienstacten verhandelt wurden.

Aber der Briefwechsel ist auch keineswegs so unbedeutend und inhaltlos, als es nach der oder jener bereits laut gewordenen Journalstimme oder unsern eigenen obigen Bemerkungen scheinen könnte. Wir unterschreiben ganz, was in dem Bericht in der Beilage zu Nr. 172 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", dem frühesten, den wir über denselben gelesen zu haben uns erinnern, über den Eindruck des Ganzen gesagt war:

Versuchen wir zuerst, den allgemeinen Eindruck wiederzugeben, den die Lesung dieses Briefwechsels auf uns gemacht hat, so ist es ein durchaus erfreulicher und wohlthuender, insofern sich darin das Verhältniß der beiden hohen Freunde als ein äußerst würdiges, beide in gleichem Maße ehrendes, dabei sich durchgängig gleichbleibendes, in jedem Moment durchsichtiges und klares darstellt. Selbst unter Privaten und einander völlig Gleichgestellten dürfte selten ein so langandauerndes und doch so wandelloses und ungetrübtes Herzens- und Geistesbündniß zu finden sein, wie hier zwischen dem äußerlich Höhergestellten und Gebietenden und dem geistig Ueberragenden, seiner Lebensstellung nach aber Untergeordneten und sich willig Unterordnenden. Eine so rückhaltslose und freudige Anerkennung der völligen Gleichberechtigung, ja in gewissem Sinne Höherberechtigung des wahlverwandten Genies seitens des fürstlichen Freundes war eben nur einem Geist möglich, der selbst auf den Höhen des Lebens, im freien Aether edelsten Strebens sich bewegte, der das Große und Schöne zu würdigen wußte, weil er selbst es aus innerstem Triebe liebte und suchte.

Wenden wir uns zuvörderst zu den Goethe'schen Briefen, so ist es allein schon von Interesse, die darin stattfindenden allmählichen Wandelungen im Goethe'schen Stil und in der Goethe'schen Ausdrucksweise zu verfolgen. Selbst schon in den Anreden zeigen sich diese Uebergänge aus dem vertraulichen Tone in den conventionellen und ceremoniellen. Redet Goethe seinen Fürsten in den frühesten Briefen mit „Lieber Herr", „Liebster, gnädigster Herr" oder höchstens „Gnädigster Herr" an, so tritt dafür in den spätern „Euer Durchlaucht" und zuletzt „Euer königliche Hoheit" an die Stelle, und Ausdrücke wie „submissest", „unterthänigst" u. s. w., die in den frühern nie vorkommen, werden immer häufiger. In den frühesten Briefen, freilich nur wenigen, herrscht ganz der übermüthig sprudelnde, worterfinderische und dabei etwas liederliche Stil der Genieperiode, wie gleich in dem ersten aus Leipzig vom 25. März 1776, den wir als charakteristische und in mehrfacher Hinsicht interessante Probe hier ganz mittheilen wollen:

Lieber Herr, da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderbar worden beim Nähern; davon mündlich mehr, und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, streifröckigen, krummbeinigen, perrückengeklebten, Degenschwänzlichen Magisters gegen die Feiertagsberockte, altmodische, schlankliche, vieldünkliche Studenten Buben, gegen die zuckende, kriechende, schnäbelnde und schwämelnde Mägdlein und gegen die hurenhafte, stratzliche, schwänzliche und finzliche Junge-Mägde ausnimmt, welcher Gräuel mir alle heut um die Thore als am Marientagsfeste entgegnet sind. Dagegen präservirt mein Aeußeres und Inneres der Engel die Schrötern, von der mich Gott bewahre was zu sagen. Sie grüßt und Steinauer nach Maaßgabe ihres Befinds über Hochdero Außenbleiben und so weiter. Ich bin seit 24 Stunden (denn es ist netto Abends Achte) nicht bei Sinnen, das heißt bei zu vielen Sinnen, über- und unsinnlich. Habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedanken-Zwirn auf- und abgewickelt; diesen Morgen stieg mir die göttliche Sonne hinter Naumburg auf. Ade, lieber gnädiger Herr! Und somit können Sie nie aufhören zu fühlen, daß ich Sie lieb habe.

Auch der zweite aus Ilmenau, vom 4. Mai 1776, ist nicht minder charakteristisch, weshalb wir auch diesen mit Auslassung einer längern Stelle in der Mitte hier mittheilen:

Wie mir's gangen ist, müssen Sie gleich wissen; Sonnabend früh 11 Uhr schrieb ich dies Ilmenau im Amthause. Ich bin keine sechs Stunden geritten, also wie sich gehört; des Husars Pferd wollte nicht mehr fort gegen das Ende und hinter Bücheloh auch meines nicht mehr. Da kam ich in ein sehr spitziges Nachtrieseln, das gerad vom Wald kam, und traf endlich glücklich bedreckt ein..... Hiernach hab' ich noch eine Lection für Sie! Da ich so auf dem Wege über Ihre allzu große Hitze bei solchen Gelegenheiten dachte, dadurch Sie immer im Fall sind, wo nicht was Unrechtes, doch was Unnöthiges zu thun und Ihre eigenen Kräfte und die Kräfte der Ihrigen vergebens anzuspannen. Seyen Sie hübsch ruhig, soviel's seyn kann, leben Sie als homme des lettres und Privatmann, schonen Sie die Hüfte bei dem Wetter; hier ist schon den ganzen Morgen Schnee. Addio. Mein Andenken der Chère Mama. Seyn Sie mir lieb. G.

Man sieht, daß Goethe damals noch wagte, dem Herzog „Lectionen" zu ertheilen, was später nur selten und in vorsichtigem Tone, zuletzt aber gar nicht mehr geschieht. Der Stil geht mehr und mehr in einen künstlerisch gemeißelten, zuletzt ganz in einen ceremoniösen, diplomatisch abgezirkelten oder ruhig und kalt geschäftsmäßigen über. Hierin spiegeln sich nicht nur die Wandelungen, die in Goethe's Wesen vorgingen, sondern zugleich auch die Wandelungen, welche überhaupt in dieser langen Periode bis zu Karl August's Tode stattfanden. Die spätere militärisch-bureaukratisch-diplomatische Periode vertrug keine solchen Genialitäten mehr, wie sie in den siebziger Jahren an der Tagesordnung waren. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß dem Herzog der burschikos-geniale Ton, welcher in den beiden oben mitgetheilten Briefen herrscht, denn doch zu unceremoniös war und daß er Gelegenheit nahm, Goethe mündlich oder schriftlich einen Wink zu ertheilen, wodurch dieser verstehen lernte, daß ein Herzog an einen Staatsdiener doch in anderm Tone schreiben dürfe, als ein Staatsdiener an den Herzog, auf wie freundschaftlichem Fuße sie sonst auch stehen möchten. Wäre es dem Herzog und Großherzog nicht ganz recht gewesen, wenn Goethe später immer mehr in einen ceremoniösen und steifen Ton überging, ihn mit „Euer Durchlaucht" und den Großherzog mit „Euer königliche Hoheit" anredete und sich als „unterthänigst" unterzeichnete, so würde er gewiß einmal an Goethe geschrieben

haben: „Lieber Alter! Was treibst du für Dinge? Laß doch solche Narreteien!“ oder dergleichen.

In der ersten Hälfte des ersten Bandes bilden die Briefe an Goethe bei weitem die Mehrzahl, was sich durch den obenerwähnten Umstand, daß Goethe vor seiner Abreise 1797 die von ihm seit 1772 empfangenen Briefe verbrannte, von selbst erklärt. Ein Brief Goethe's, ohne Datum, aus der „Einsamkeit“ geschrieben („wo ich bin, verschweige ich noch eine kleine Zeit“, heißt es darin), ist deshalb erwähnenswerth, weil er einen gewissen Antheil Herder's an der Ausarbeitung der „Iphigenie“ constatirt. Goethe schreibt: „Ich bin fleißig und arbeite die «Iphigenie» durch. Sie quillt auf, das stockende Silbenmaß wird in fortdauernde Harmonie verwandelt. Herder hat mir dazu mit wunderbarer Geduld die Ohren geräumt. Ich hoffe, glücklich zu sein.“ Goethe arbeitete damals mächtig daran, seinen innern Menschen zur Harmonie zu stimmen und sich künstlerisch zu läutern: „Schon fühl' ich“, schreibt er, „in meinem Gemüth, in meiner Vorstellungsart gar merklichen Unterschied, und ich habe Hoffnung, einen wohlausgewaschenen, wohlausstaffirten Menschen wieder zurückzubringen.“.

Dann folgt, von Nr. 30—48, eine Reihe von Briefen aus Italien, meist aus Rom, einer aus Neapel, einer aus Florenz und einer aus Mailand. Diese Briefe, ein interessantes Supplement zu seiner „Italienischen Reise“, bilden eine der werthvollsten Partien des Ganzen. Man kann sich nur Glück dazu wünschen, daß der Herzog Goethe's Wunsch, seine italienischen Briefe zu verbrennen, nicht erfüllte, sondern in richtiger Erkenntniß ihres Werths sie als köstlichen Schatz aufbewahrte. Goethe unterrichtet darin in gedrängter Kürze seinen herzoglichen Freund von seinen Studien, von allem, was er sieht, hört und erlebt, und manches in seiner „Italienischen Reise“ nur Angedeutete wird dadurch in ein klareres Licht gestellt, manches um einen neuen Zug vervollständigt, mancher neue Blick in Goethe's rastloses Denken und Schaffen eröffnet. Er schreibt am 3. Februar 1787 aus Rom:

> Von interessanten Männern hab' ich manchen, von Weibern außer Angelika nur eine kennen gelernt. Mit dem schönen Geschlecht kann man sich hier, wie überall, nicht ohne Zeitverlust einlassen. Vom Theater und den kirchlichen Ceremonien bin ich gleich übel erbaut. Die Schauspieler geben sich viel Mühe, um Freude, die Pfaffen, um Andacht zu erregen, und beide wirken nur auf eine Klasse, zu der ich nicht gehöre. Beide Künste sind zu ein seelenloses Gepränge ausgeartet. Auf alle Fälle ist der Papst der beste Schauspieler, der hier seine Person producirt.

In einem Briefe aus Neapel vom 27. Mai 1787 heißt es:

> Diese Stadt ist für einen Fremden sehr reizend; man kann einsam und für sich leben und doch unter dem schönsten Himmel an den mannichfaltig zubereiteten Ergötzlichkeiten sein Theil nehmen. Ich bin begierig, wie mir sein wird, wenn ich das Meer künftig sehe, das ich nun anhaltend drei Monate und aus so vielen Gesichtspunkten im Auge gehabt habe. Das ... an Sicilien so lustig, daß man kaum eine Strecke in das Land hinein ist, gleich auf der andern Seite das Meer wieder erscheint und eine neue Küste uns entgegenlacht. Auf alle Weise ... ich aber, wie schwer es ist, ein Land zu beurtheilen; der Fremde kann es nicht, und der Einwohner schwer. Und dann ist der Mensch so einseitig, daß ein so großer und mannichfaltiger Gegenstand nicht von ihm begriffen werden kann. Diejenigen, die ich über Neapel und Sicilien gesprochen habe, haben im einzelnen fast alle Recht, im ganzen, wie mir scheint, fast keiner.

Und ist nicht, fragen wir hier beiläufig, auch Deutschland ein „so großer und mannichfaltiger“ Gegenstand, daß er von einem einzelnen schwer begriffen, jedenfalls aber nicht in das ungebrochene Licht eines Gesammturtheils gestellt werden kann? Wenn wir Deutsche uns z. B. rühmen, ein Gemüthsvolk zu sein, so paßt dies doch nur auf die Bevölkerungen gewisser Landstriche, und rühmen wir uns, ein Volk von Denkern zu sein, so gilt dies doch immer nur von einzelnen hervorragenden Geistern, denn es gibt Tausende und Millionen von Deutschen, welche sich zwar sehr klug dünken mögen, aber doch in der That so gut wie gar nichts denken. Jedenfalls erkennt man aus der angeführten Stelle, wie vorsichtig und gewissenhaft Goethe zu Werke ging, wenn es galt, über irgendeinen Gegenstand zu urtheilen, der in sich so mannichfaltiger Art ist wie ein großes Land. Auch in dieser Hinsicht sollte uns Goethe ein nachahmenswerthes Vorbild sein, da der Deutsche nur zu sehr zu absprechenden und einseitigen Urtheilen aufgelegt ist. Goethe selbst ist auch ein „so großer und mannichfaltiger Gegenstand“, und wie einseitig hat man nicht oft in Deutschland selbst über ihn abgesprochen, weil man ihn nur nach einem einzigen vorübergehenden Moment seines Lebens oder Schaffens oder nur nach einem einzelnen Stück seines so wunderbar und mannichfaltig zusammengesetzten Organismus beurtheilte. Und zwar nahm man dabei meist nur einen äußern subjectiven Tendenzstandpunkt, der gerade einer Erscheinung wie Goethe gegenüber am übelsten angebracht ist.

Als den Hauptzweck seiner Reise nach Italien bezeichnet er in einem Briefe aus Rom vom 25. Januar 1788, der einer der längsten und gehaltreichsten ist: er sei dahin gereist, um sich von den physisch-moralischen Nebeln zu heilen, die ihn in Deutschland gequält und ihn zuletzt unbrauchbar gemacht hätten, sodann „den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen“. Das erste sei ihm ziemlich, das letzte ganz geglückt. Weiter bemerkt er:

> Bisher habe ich allen widerstanden, die mich in die Welt ziehen wollten, weil es mir am ersten um meine Hauptsachen zu thun war, weil die Welt nicht gibt, sondern nimmt, und weil ich täglich mehr Abneigung empfinde, etwas halb zu thun. Nun aber werde ich mich equipiren, einen Bedienten anschaffen, mein Quartier besser bestellen, genug mich so einrichten, daß ich als der Ihrige auftreten kann und am Anständigen nichts fehlt u. s. w.

In demselben Briefe gibt er Rechenschaft über seine Kunststudien, wie namentlich im vorhergehenden über seine literarischen Arbeiten. Zu seiner Verwunderung erfährt man aus diesen Briefen auch, daß sich Goethe zu gleicher Zeit sogar mit Politik beschäftigte, was ihm sauer genug angekommen sein mag. Er schreibt einmal:

> Ich lese fleißig die Zeitungen, und da neuerdings sich alles bald aufdeckt und entwickelt, so kann man mit einer freien Vorstellungsart die Lage der Sache ziemlich übersehen. Mir scheint es für Freund und Feind bedenklich, daß Frankreich so weit herunter ist u. s. w.

Und nun folgt eine Betrachtung über die preußisch-englisch-oranischen Absichten, über Rußlands Ab- und Aussichten auf Konstantinopel u. s. w. Goethe fährt sodann fort:

So viel ist gewiß, daß der Kirchenstaat und beide Sicilien ohne Schwertstreich, wie Holland, wegzunehmen wären. Man legte sich mit ein paar Linienschiffen in den Golf von Neapel und bäte sich zwei Thore von Rom aus; so wäre die Sache gethan. Aus verschiedenen Bewegungen glaube ich, daß der päpstliche und neapolitanische Hof auf einer solchen Spur sind, obgleich das allgemeine Publikum sich nichts davon träumen läßt. Das Volk ist misvergnügt, die Geistlichkeit besonders, die Mönche sind kaiserlich gesinnt. Noch gestern sagte ein siebzigjähriger Mönch: wenn ich nur noch in meinen alten Tagen erleben sollte, daß der Kaiser käme und uns alle aus den Klöstern jagte, selbst die Religion würde dabei gewinnen u. s. w.

Wir führen diese Stelle an, weil sie eine Art Unicum, fast die einzige uns bekannte Stelle ist, in welcher Goethe sich so eingehend in die Details der politischen Tagesgeschichte verliert. Es scheint ihm freilich selbst dabei ein wenig Angst geworden zu sein, denn er läßt gleich darauf seinen schon erwähnten Wunsch folgen, der Herzog möge doch ja gleich seine Briefe verbrennen, damit er „desto freier" schreiben könne. Der Herzog schickt ihm darauf ein „tableau politique" zu, und Goethe dankt für diese „Ausfüllung und Bestimmung" seiner allgemeinen Ideen. Leider mag dieses „tableau politique" zu denjenigen Schriftstücken gehören, welche Goethe später verbrannte, so auch die übrigen Briefe des Herzogs, auf deren einen sich Goethe ausdrücklich bezieht, indem er sein Schreiben aus Rom vom 17. März 1788 mit den Worten beginnt: „Ihren freundlichen herzlichen Brief beantworte ich sogleich mit einem fröhlichen: Ich komme!"

Seine zarte Sorgfalt für die daheim Zurückgebliebenen zeigt sich oft im schönsten Lichte. Er schreibt z. B. in seinem erwähnten längern Briefe vom 25. Januar 1788:

Meine größte Sorge, die ich zu Hause habe, ist Fritz (von Stein). Er tritt in die Zeit, wo die Natur sich zu regen anfängt und wo leicht sein übriges Leben verdorben werden kann. Sehen Sie doch auch ein wenig auf ihn. Gehen Sie mit sich selbst so gelind als möglich um. Ihre physischen Uebel lassen mich nicht ohne Sorge und es muß auch Ihr Gemüth in einem immer geschäftigen, doch meist genußlosen Leben leiden.

In einem spätern Briefe dankt er dem Herzog dafür, daß er für Herder und Voigt sorge und allen seinen Bitten und Wünschen zuvorkomme. Seinem Dankgefühl und seiner Ergebenheit gegen den Herzog gibt er wiederholt den lebhaftesten und zartesten Ausdruck. „Genießen Sie", schreibt er einmal, „wenigstens des Gedankens: daß Sie Einen Menschen, der Ihnen noch angehört, durch Ihre Liebe, Güte und Nachsicht ganz glücklich machen." Ein andermal schreibt er:

Nur zu sehr spüre ich in diesem fremden Lande, daß ich älter bin. Alle Verhältnisse knüpfen sich langsamer und loser, meine beste Zeit habe ich mit Ihnen, mit den Ihrigen gelebt und dort ist auch mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmer einer Welt in die Wagschale legen. Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu dem einmal Erwählten und Gegebenen kann er nicht entbehren.

Und in dem öfter von uns erwähnten Briefe vom 25. Januar 1788 bemerkt er: „Gar manches macht mir den Rückweg nach Hause reizend. Ohne Ihren Umgang, ohne den Umgang geprüfter Freunde länger zu leben, ist denn doch so eine Sache. Das Herz wird in einem fremden Lande, merk' ich, leicht kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen selten angewandt ist." Nur ein auffallendes Urtheil über den mailänder Dom gestatten wir uns aus diesen italienischen Briefen hier noch anzuführen. Goethe schreibt vom 23. Mai 1788 aus Mailand: „Gestern war ich auf dem Dom, welchen zu erbauen man ein ganzes Marmorgebirge in die abgeschmacktesten Formen gezwungen hat. Die armen Steine werden noch täglich gequält, denn der Unsinn oder vielmehr der Armsinn ist noch lange nicht zu Stande."

Die übrigen in der deutschen Heimat geschriebenen Briefe Goethe's im ersten Bande bieten weniger Interesse. In einem Weimar den 1. October 1788 datirten Schreiben beschäftigt er sich mit dem ilmenauer Bergbau, wobei er einige bei einem Dichter auffallende technische Kenntnisse des Stollenbaues auskramt; springt aber sehr bald von diesem Gegenstande auf die bekannte Schiller'sche Recension des „Egmont" in der „Literaturzeitung" über, von der er bemerkt, daß sie den sittlichen Theil „gar gut" zergliedere; was aber den poetischen Theil betreffe, „so möchte Recensent andern noch etwas zurückgelassen haben". Herder's Schicksal beschäftigt den edeln Mann fortwährend um diese Zeit. Sehr schön schreibt er am 12. Mai 1789:

Eine meiner vorzüglichsten Sorgen ist nun Herder's Schicksal. Sie werden mir erlauben, daß ich einmal gelegentlich über diesen Fall und verwandte Fälle ein Wort aus dem Herzen sage. Es wird einem Fürsten, der so mancherlei Mittel in Händen hat, leicht, das Glück von manchem, besonders dem Nächsten zu machen, wenn er es wie eine Baumschule behandelt, nach und nach, und immer so fort, wenig, aber das Wenige zur rechten Zeit thut. So kann der Mensch, dem nachgeholfen wird, von sich selber wachsen. Und am Ende von allem: was unterscheidet den Mächtigen, als daß er das Schicksal der Seinigen macht, es bequem, mannichfaltig und im großen machen kann, anstatt daß ein Particulier sein ganzes Leben sich durchdrücken muß, um ein paar Kinder oder Verwandte in einige Aisance zu versetzen.

So bemühte sich Goethe — und die Beispiele davon sind zahlreich — fortdauernd um seine Freunde; so suchte er unablässig auf seinen fürstlichen Freund im besten und edelsten Sinne zu wirken und ihm die höchsten Aufgaben eines regierenden Fürsten klar zu machen; und doch hat man gewagt, ihn des schnödesten Egoismus zu zeihen, und auf diese Verleumdungen deutscher Neider gestützt, hat der Brite Kenealy in seiner jüngst in d. Bl. besprochenen halbverrückten Dichtung „A new pantomime", kurzweg Goethe beschuldigt: er habe „nie eine gute That für eine bedürftige Seele gethan".

Vom Jahre 1792 an werden die Goethe'schen Briefe an Zahl immer weniger, sodaß man sich der Annahme kaum verschließen kann, der Herzog und Großherzog habe später mehr als früher der Gewohnheit gehuldigt, von ihm empfangene Briefe, darunter auch die Goethe'schen, zu vernichten. Man muß zu dieser Annahme um so mehr geneigt sein, da in Karl August's so zahlreichen Handschreiben und Billeten nicht selten von Briefen die

Rede ist, welche er von Goethe empfing, die aber hier nicht abgedruckt sind. So heißt es in einem Briefe Karl August's aus Eisenach vom 9. August 1795, der auf einen vom 4. Juni folgt: „Soeben erhalte ich deinen Brief"; am 9. Januar 1818 schreibt er: „Mit dem größten Vergnügen habe ich deinen muntern Brief bekommen, der mir für dein Wohlsein zeugt"; am 31. Mai 1820: „Deine zwei sehr angenehmen Briefe habe ich erhalten." Aber man sucht nach den Briefen, auf die Karl August sich hier bezieht, vergebens. Möglicherweise gehören sie auch zu denen, welche, laut dem Vorwort, deshalb ausgeschieden wurden, weil sie Stellen enthielten, „durch welche sich eine gerechte Empfindlichkeit Jetztlebender hätte verletzt fühlen können". Karl August nennt den einen dieser Briefe, den er mit dem „größten Vergnügen" bekommen zu haben bekennt, „munter" und die beiden andern „sehr angenehm"; sie scheinen also sein besonderes Wohlgefallen erregt zu haben und gehörten demnach wahrscheinlich zu den interessantesten der Goethe'schen Briefe; um so schmerzlicher vermißt man sie. Vertrauliche Reiseberichte reichen Inhalts waren wol auch die „Relationen", von denen Karl August in einem Briefe, datirt Weimar, den 23. August 1797, spricht und die er „gar interessant" nennt, mit dem Hinzufügen: „Es ist recht löblich, daß du dich unserer hier erinnerst." Wir vermuthen, daß diese hier nicht zum Abdruck gekommenen „Relationen" sich auf die Ende Juli 1797 von Goethe angetretene Reise nach Süddeutschland und der Schweiz beziehen und zwar zumeist auf seinen Aufenthalt in Frankfurt. Hierher begleiteten ihn auch Christiane und ihr Sohn, die bekanntlich von Goethe's Mutter sehr liebevoll aufgenommen wurden. Abgedruckt finden wir dagegen eine weitere Relation, datirt Tübingen, den 11. September 1797, die mit den Worten beginnt: „Vom 25. August an, da ich von Frankfurt abreiste, habe ich langsam meinen Weg hierher genommen." Dieser ziemlich umfangreiche Bericht behandelt Goethe's Reise über Heidelberg und Heilbronn nach Stuttgart und Tübingen und ist nicht ohne Interesse. Ueber die Gegend von Heidelberg bemerkt Goethe:

> Heidelberg und seine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heitern Tagen mit Verwunderung und ich darf wol sagen mit Erstaunen. Die Ansichten nähern sich von mehreren Seiten dem Ideal, das der Landschaftsmaler aus mehreren glücklichen Naturlagen sich in seiner schaffenden Phantasie zusammenbildet.

Bei Gelegenheit der stuttgarter Kunstanstalten bemerkt Goethe, wahrscheinlich um auch seinen Herzog nach dieser Seite hin anzuspornen:

> Wie schade ist es, daß man gegenwärtig nicht einsieht, welch ein großes Kapital man daran besitzt, mit wie mäßigen Kosten es zu erhalten und weit höher zu treiben sei. Aber es scheint niemand einzusehen, welchen hohen Grad von Wirkung die Künste, in Verbindung mit den Wissenschaften, Handwerk und Gewerbe in einem Staate hervorbringen. Die Einschränkungen, die der Augenblick gebietet, hat man von dieser Seite angefangen und dadurch mehrere gute Leute mismuthig und zum Auswandern geneigt gemacht.

Ueber den damaligen Zustand der Universität Tübingen lautet sein Urtheil nicht sehr günstig: die alte Form widerspreche jedem fortschreitenden Leben, die Wirkungen griffen nicht ineinander u. s. w. Dieser „Relation" folgt eine minder bedeutende aus Stäfa vom 17. October 1797.

Der zweite Band, der mit einem Billet Karl August's vom 28. Mai 1809 beginnt, besteht größtentheils aus Briefen des Herzogs, spätern Großherzogs. Von Goethe enthält er nur weniges, darunter aber ein interessantes Actenstück, ein Gutachten Goethe's vom 5. October 1816 in der Angelegenheit der Oken'schen „Isis". Die Landesdirection hatte folgende Vorschläge gemacht: man solle dem Herausgeber der „Isis" seine Ungebühr mündlich oder schriftlich verweisen und ihn bedrohen, daß bei erneuerten Ausfällen auf einzelne Personen oder ganze Stände sein Blatt sogleich verboten werden solle. Hierzu kam noch der Vorschlag, daß man den Fiscal gegen ihn aufregen und auf dem Wege Rechtens den bisher Beleidigten Genugthuung verschaffen möge. Goethe, um seine Meinung vom Großherzog befragt, sprach sich gegen diese Vorschläge aus und verlangte: „Die anfangs versäumte Maßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden." Seine Ansicht motivirte er mit folgenden Gründen:

> Oken ist ein Mann von Geist, von Kenntnissen, von Verdienst; ihn als einen Schulknaben herunterzumachen, ziemt sich nicht; hat er aber bei allen seinen Vorzügen nebenher noch einen partiellen Wahnsinn, der dem Staate schädlich, ja verderblich ist, so bändige man diesen, und die Sache ist mit Ehren gethan. Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes, denn es entstehe daraus was wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der „Isis" wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brand zu sterben. Wenn ich nun aber diesen chirurgischen Schritt anrathe, so kann ich dagegen keineswegs räthlich finden, fiscalische Klage gegen ihn zu erheben; hierdurch würde eine Sache, die abgethan und der Vergessenheit übergeben werden sollte, verewigt und erst recht in die Breite getreten.

Auch einige weitere Bemerkungen Goethe's sind interessant. Er tadelt es, daß in den votis über diese Sache das Wort „Hochverrath" vorgekommen sei, denn wie könne das Verrath sein, was öffentlich geschähe? Ferner sei in den Acten und Blättern, die zu ihm gekommen seien, als etwas Bekanntes angenommen worden, daß dieser Zustand auf Selbstrache hinführe. Goethe bemerkt nun:

> Mit Verwunderung habe ich gesehen, daß man das Schreckliche eines solchen Bekenntnisses nicht zu fühlen scheint. Die Regierung, die sich das sagt oder sagen läßt, ist aufgelöst und ich will jetzt für Oken sprechen, gegen den ich gesprochen habe. Wie ich oben eine schülerhafte Demüthigung von ihm abzulehnen gedachte, so will ich jetzt die Gefahr schmählichster Behandlung von ihm ablenken.... Wer will dann diesem Oken, der noch immer verdient, in der Wissenschaft eine glänzende Rolle fortzuspielen, wer will ihm zu Hülfe kommen, wenn ihn junge Mecklenburger überraschend auf gräßlichste mishandeln? Und wie kann ein Staat solche Handlungen bestrafen, der sie hervorruft, indem er sich selbst in den Naturzustand erklärt und den Krieg aller gegen alle verfassungsmäßig macht?

Mit Vergnügen führen wir hier ein Urtheil über Goethe's Gutachten aus dem Feuilleton der „Weserzeitung" an:

Der ganze Aufsatz verdient von unsern heutigen Staatsmännern nachgelesen und beherzigt zu werden. Sie würden manches daraus lernen können, vor allem die Achtung vor dem Geist und vor der Wissenschaft, welche Goethe auch da noch zeigte, wo er als Minister sich gezwungen sah, gegen ein wirkliches oder nur vermeintliches Uebel mit der größten Strenge und nachsichtsloser Energie zu verfahren. Er strafte, aber er entwürdigte nicht den Menschen und Schriftsteller; er faßte das Verbot einer Zeitschrift als eine traurige Nothwendigkeit, aber nicht als einen Act gemeiner Rache und kleinlicher Verfolgungssucht auf.

Ein durch einen äußern Umstand veranlaßtes Schreiben Goethe's an den Herzog, nunmehr Großherzog, betrifft die weimarische Subscription für die von Bürger projectirte Uebersetzung des Homer, eine Angelegenheit also, bei der sich ebenfalls Goethe's Edelmuth manifestirte. Goethe bemerkt, daß man die Summe von 65 Louisdor in seine Hände niedergelegt habe und fährt dann fort:

Allein weder die Theilnahme des Publikums, noch Bürger's Beharrlichkeit stimmten in den wohlgemeinten Vorsatz; die Sache gerieth in Schwanken und Stocken, wo denn zuletzt wenig Hoffnung übrig blieb. Da aber einmal das Geld zu Bürger's Gunsten bestimmt worden, der sich aus kümmerlichen Umständen nie zu erholen wußte, so beschloß die ansehnliche Gesellschaft, ihm diese bedeutende Unterstützung angedeihen zu lassen, wenn auch die Bedingung unerfüllt geblieben war. Ich sendete ihm das Geld, erhielt seinen Dank und richtete ihn aus.

Man weiß, wie unedel sich Bürger durch ein bekanntes Epigramm an seinem Gönner und Wohlthäter gerächt hat.

Die etwa von der Mitte des ersten Bandes an in überwiegender Zahl auftretenden Briefe Karl August's tragen einen ganz andern Charakter. Sie sind im Tone eines familiären, nicht selten geistreich, bisweilen etwas leichtfertig witzelnden Geplauders gehalten, verrathen die Wißbegier eines Hochgestellten, sich über alles im Fluge zu unterrichten, und tragen, bei aller Aufgelegtheit des Fürsten zu scharfen Urtheilen, den Stempel einer liebenswürdigen Bonhomie. In diesem Tone bleiben sie vom Anfang bis zu Ende des Bandes ziemlich gleich, und selbst wenn Karl August über ernste und tragische Vorfälle zu berichten hat, so beeilt er sich doch sobald als möglich, mit irgendeiner leichten Causerie den schweren Gegenstand hinwegzuschnellen. Feierliche Ausdrücke liebt er nicht; er sagt z. B. nicht: Schiller's Ueberreste oder sterbliche Reste, sondern Schiller's „Ueberbleibsel", und zuweilen braucht er die bequemsten und vulgärsten Ausdrücke, weil er jedes Ding immer beim rechten Namen zu nennen liebt; er schreibt z. B. am 9. Januar 1796: „Wenn du aufs Frühjahr weggehen solltest, wie du es im Willen zu sein schienst, so ist freilich unser Theater im A—"; oder ein andermal: „vier Paar A—backen"; er spricht von einer „Pille" zu verschlucken geben, wenn es sich darum handelt, jemand eine Todesnachricht beizubringen. Am 3. September 1800 schreibt er aus Dresden: „Eben komme ich von der kleinen Lewetzow, die sich dir bestens empfiehlt. Das arme Kolibri ist sehr krank, sieht erbärmlich, grün, gelb und blau aus und hustet ihr armes Lüngelchen weg." Von der Art, wie er Personen charakterisirt, hier nur ein kleines Beispiel. Von der bekannten, von andern wegen ihrer Schönheit gerühmten Henriette Herz schreibt er aus Pyrmont vom 9. August 1802: „Der Dr. Herz von Berlin ist hier, ein kluger, artiger kleiner Jude; sie groß, dicke, gebildet, aber schrecklich empfindsam." Goethe wird von ihm, außer in einem oder dem andern officiellen und zugleich für die Oeffentlichkeit berechneten Schreiben, immer geduzt und mit „Mein Lieber!" „Lieber Freund!" „Mein lieber Meccanus!" „Euer Meccanische Hoheit!" „Lieber Alter!" u. s. w., auch wol scherzhafterweise „Hochgeehrteste Excellenz!" angeredet.

Zu dem Bemerkenswerthesten, was sich in Karl August's Briefen vorfindet, gehören wol seine auffallend scharfen Urtheile über Schiller's Dramen. Er schreibt z. B. über „Wallenstein" am 31. Januar 1799:

Ueber den gestrigen „Wallenstein" — die ausnehmend schöne Sprache abgerechnet, die wirklich vorzüglich, vortrefflich ist — aber über seine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm schreiben; indeß muß man erst den zweiten Theil abwarten. Ich glaube wirklich, daß aus beiden Theilen ein schönes Ganze könnte ausgeschieden werden; es müßte aber mit vieler Herzhaftigkeit davon abgelöst und anderes eingeflickt werden. Der Charakter des Helden, der meiner Meinung nach auch einer Verbesserung bedürfte, könnte gewiß mit wenigem ständiger gemacht werden.

In Betreff der „Maria Stuart" schreibt er (ohne Datum):

Es ist mir gestern Abend erzählt worden, daß in der „Maria Stuart" eine förmliche Communion oder Abendmahl auf dem Theater passiren würde. Vermuthlich soll sie katholisch sein und sich vielleicht mit der der „Jesuiten" entschuldigen. Indessen ist doch auf unserer Bühne bei der Vorstellung der „Jesuiten" die Sache so anständig gemacht worden, daß bis auf ein Crucifix, das wol auch hätte wegbleiben können, nichts sehr Anstößiges vorkam. Ich erinnere dich daran, weil ich der prudentia mimica externa Schilleri nicht recht traue. So ein braver Mann er sonsten ist, so ist doch leider die göttliche Unverschämtheit oder die unverschämte Göttlichkeit, nach Schlegel'scher Terminologie, dergestalt zum Tone geworden, daß man sich mancherlei poetische Auswüchse erwarten kann, wenn es bei neuern Dichtungen darauf ankommt, einen „Effect", wenigstens „einen sogenannten" hervorzubringen, und der Gedanke oder der poetische Schwung nicht zureichen wollte, um durch Worte und Gedanken das Herz des Zuschauers zu rühren.

Wenn auch kein directer Tadel, so liegt doch etwas Spöttisches und zugleich Frivoles in einer Bemerkung vom 16. März 1802:

Schiller will den „Don Carlos" und die „Jeanne d'Arc" für unsern lauchstädter Bedarf zusammenschnitzen. Letztere muß aber hier einstudirt werden und einer Probe hier unterliegen. Deswegen habe ich erlaubt, daß diese Jungferschaft hier einmal vor dem Abgang der Gesellschaft untersucht werde, unter der Bedingung aber, daß jede andere als die Jagemann die d'Arc spiele.

Man weiß wol, warum Karl August wollte, daß gerade die Jagemann, später Frau von Heygendorff, die Jungfrau nicht spielen solle.

Ein sehr merkwürdiges Urtheil von größter Schärfe ist das über Schiller's „Braut von Messina"; Karl August schreibt über sie am 2. November 1803:

Schiller hat mir sein Stück Arbeit gegeben. Ich habe es mit großer Aufmerksamkeit, aber nicht mit wohlbehaglichem Gefühle gelesen; indessen verschließe ich meinen Mund wohlbedächtig darüber. Ueber die Sache selbst ist ihm nichts zu sagen, er reitet auf einem Steckenpferde, von dem ihm nur die Erfah-

rung wird absitzen helfen; aber eins sollte man ihm doch einzureden suchen, das ist die Revision der Verse, in denen er seine Werke geschrieben hat; denn hier und da kommen mitten im Pathos komische Knittelverse vor, dann unausstehliche Härten, undeutsche Worte und endlich solche Wortversetzungen, die poetische Förmelchens bilden, deren Niederschreibung auf Pulverhörner gar nicht unpassend gewesen wäre. Verschiedenes dergleichen habe ich extrahirt, ich werde es dir gelegentlich mündlich einmal vorlegen. Etwas sehr Auffallendes wird dem Publikum nicht entgehen. Die eigentlichen Hauptpersonen des Stücks sind Stockkatholiken, das Chor aber Heiden; letztere sprechen von allen Göttern des Alterthums, erstere von der Muttergottes, den Heiligen u. s. w. Da nun das Chor eigentlich ein Corps unter den Waffen darstellt, so kann man die Personen desselben für nichts als für bewaffnete Poeten ansprechen; eine neue Maske für die Bühne; denn die meistens ganz unnütze bilderreiche Schwulstigkeit, in der dieses Corps den Zuschauer von einer Scene zur andern führt, und noch dazu sehr langsam, kann unmöglich für Kriegsknechte passen, da die Prinzen, zu denen jene Leute gehören, sich viel natürlicher ausdrücken.

Indessen bemerkt der Herzog weiter, wolle er sich wol hüten, etwas der Ausführung dieses Stücks entgegenzusetzen, die Praktik werde das beste Gegenmittel für die Folgen werden, und er fügt die sehr richtige Bemerkung hinzu: „Das Zugleichreden der Koryphäen oder der Wachtmeister des Corps habe ich schon gesucht, Schiller auszureden, weil man sich platterdings nichts Unharmonisches erlauben muß.“

Man glaube aber nicht, daß der Herzog seinen Goethe, mit dem er offenbar unvergleichlich mehr als mit Schiller sympathisirte, durch allzu reichliches Lob verwöhnt habe. Ueber den „Egmont“ z. B. muß der Herzog kein durchaus günstiges Urtheil gefällt haben; denn Goethe schreibt aus Rom den 28. März 1788:

Bemerkungen wie die, welche Sie mir schreiben, sind zwar für den Autor nicht sehr tröstlich, bleiben aber doch dem Menschen äußerst wichtig, und wer beide in sich nie getrennt hat, weiß solche Erinnerungen zu schätzen und zu nutzen.

Und er bemerkt weiter:

Gewiß auch konnte kein gefährlicherer Leser für das Stück sein als Sie. Wer selbst auf dem Punkte der Existenz steht, um welchen der Dichter sich spielend dreht, dem können die Gaukeleien der Poesie, welche aus dem Gebiet der Wahrheit ins Gebiet der Lüge schwankt, weder genugthun, weil er es besser weiß, noch können sie ihn ergötzen, weil er zu nahe steht und es vor seinem Auge kein Ganzes wird.

Den Miserfolg des Goethe'schen „Großkophta“ bei der Aufführung erklärt sich Karl August zumeist aus folgendem Grunde:

Sollte nicht der Genre — fragt der geistreiche Fürst —, in welchem dieses Stück geschrieben ist, daran schuld sein, daß die Zuschauer dabei lau bleiben? Eigentlich gehört es, seiner Behandlung nach, in die Klasse des Dramas, während der Charakter des Sujets es entweder zu einer Posse oder zu einer Tragödie stempeln möchte.

Goethe gab auf das Urtheil des geistreichen Fürsten, der für die innern Mängel und äußern Formschwächen eines Werks einen äußerst scharfen Blick, für gewisse pathetische Schönheiten aber vielleicht keine sehr große Empfänglichkeit hatte, mit Recht sehr viel, und so mag ihn das tadelnde Votum Karl August's über seinen „Egmont“ vielleicht ebenso bestürzt gemacht haben, als ihn später die Nachricht, daß ein fürstlicher Freund an den ersten Scenen des „Torquato Tasso“ sein Wohlgefallen gehabt, erfreute und ermunterte. Im ganzen war freilich Karl August, wie die meisten der damals regierenden Herren, von Haus aus mehr für die Formen des französischen Dramas eingenommen, doch hinderte ihn dies nicht, am 31. Januar 1799 an Goethe zu schreiben: „Hier schicke ich dir französische Komödien. Du wirst dich verwundern, wie dorten der Geschmack fällt und wie sehr sich dorten alles dem Barbarismus nähert.“

Wir finden in Karl August's Briefen aber auch sehr anerkennende Urtheile über Goethe. Er schreibt z. B. am 4. April 1798:

Zum Unternehmen wünsche ich recht herzlich Glück! Da „Hermann und Dorothea“ einen so guten Begriff von deiner epischen Muse gegeben hat, so bin ich überzeugt, daß dir dein Werk im griechischen Stil*) wohl gerathen wird. Das von dir gewählte Feld ist neu und gibt dir daher einen rechten bequemen weiten Spielraum, um dich auszulassen.

Am Neujahrstage 1804 schreibt Karl August:

Tausend Dank, lieber Alter, für das mancherlei Schöne und Gute, was du mir diesen Morgen überschickt hast. Du weißt selbst, wie vielen Theil du an allem dem, was seit etlichen und 20 Jahren bei uns zum Guten gediehen ist, dir zuschreiben kannst, als daß ich nöthig hätte, dir zu sagen, daß ich es lebhaft erkannt, indem du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln kannst, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz deinen seltenen Verdiensten gern widerfahren läßt.

Wir erinnern noch gleich hier an das schon früher veröffentlichte Schreiben, womit am 7. November 1825 Karl August seinem Freunde zu seinem funfzigjährigen Amtsjubiläum seinen Glückwunsch und seine Anerkennung für geleistete Dienste aussprach.

Hier noch ein paar scharfe Urtheile Karl August's. Er schreibt am 16. März 1802 über H. von Collin's „Regulus“:

Das Werk kommt mir seichte und lau, auch langweilig vor, indessen hat es doch einigen Verdienst. Bestärkt bin ich durch diese Schrift in meiner Meinung worden, welches gefährliche Instrument die neubeliebten Jamben in der Feder eines Lehrlings oder Stümpers sind. Gleich werden sie stachlicht, höckerige, pedantische Prosa.

Ueber Heinrich von Kleist schreibt er am 4. März 1808:

Der Kleist des zerbrochenen Topfes hat, nach Lavater'schem Stil, eine Art Abgeschnittenheit, indem er mit vielem Witz, Verstand und etwas Talent sich mit sich selbst amusirt, ohne die mindeste Ahnung zu haben, wie es andern Leuten dabei zu Muthe ist.

Eine Partie der Briefe Karl August's im ersten Bande, um mit diesem gleich hier fertig zu werden, betrifft die Rheincampagne vom Jahre 1793. Am 13. September beklagt er sich, daß der plan de campagne, den man von Wien erwarte, noch immer außenbleibe; eine Expedition des Generals Pejacsevich nennt er eine wahre „Wurmseriade“, und er fährt fort: „Nur gegen einen so äußerst schlechten Feind, wie der jetzige Republikaner, ist es möglich, daß dergleichen Dinge nicht äußerst schlecht ablaufen.“ Man sieht, wie wenig man selbst damals noch über die militärische Leistungsfähigkeit der Republikaner im Klaren war. Auch trug man sich immer noch zu sehr mit der

*) „Achilleis“.

Hoffnung auf eine baldige Reaction in Frankreich. „Der Mangel an Lebensmitteln", schreibt er am 17. September aus Pirmasens, „und die Unzufriedenheit in Frankreich soll täglich zunehmen. Ein jeder Kenner, Nichtkenner, aber Wünscher hofft auf eine baldige Umwälzung." Ein interessantes Urtheil Karl August's über die in Eisenach im Jahre 1795 versammelten vornehmen französischen Emigrés ist noch anzuführen. Karl August schreibt über sie aus Eisenach den 28. August 1795:

Es ist merkwürdig zu sehen, mit welcher cultivirten Bescheidenheit diese Leute sich in ihr Schicksal zu finden und mit welcher Feinheit und Bequemlichkeit sie sich einzuschränken wissen und sich darüber herauslassen. Mit dem zartesten Gefühl bemerken sie die mindeste Gefälligkeit, die man ihnen bezeigt, beweisen eine Dankbarkeit sondergleichen, und dieses auf die pikanteste Art, und wissen jedes Anerbieten mit einer ganz besondern Gefälligkeit von sich zu weisen, das ihrer Meinung nach nicht in ihren Zustand paßt. Man kann sehr viel bei ihnen lernen.

Nun, unsere deutschen Emigrirten, die sich bekanntlich im Auslande nicht sehr liebenswürdig zu machen wissen, sollten hiervon zu lernen nicht unterlassen.

Die Briefe Karl August's im zweiten Bande enthalten, so zahlreich sie sind, für die Zwecke d. Bl. viel weniger Stoff. Gegenstände wie Meteorologie, Botanik, Osteologie, Mittheilungen über Kunstgegenstände, Kunstsammlungen u. s. w. treten mehr in den Vordergrund; viel weniger findet man dagegen Bemerkungen von allgemeinerm Interesse und literarische Urtheile. Genau so wie die lebendige Theilnahme an den höhern Literaturtendenzen während dieser Periode fast von Jahr zu Jahr mehr in Abnahme kam, genau so nahm sie auch bei Karl August ab; unter den geheimen und später immer offener hervortretenden Einflüssen und Cabalen der Circe Frau von Heygendorff, welche auch den Geschmack Karl August's umgarnte, verlor das weimarische Theater immer mehr den Charakter einer Kunst- und Bildungsanstalt, den Goethe ihm verschafft und gewahrt hatte, und Dichtungen im großen Stil, welche geeignet gewesen wären, das erlahmende Interesse immer neu zu beleben, wurden kaum noch geschaffen. Nur zwei Urtheile, die uns bemerkenswerth erschienen, mögen hier mitgetheilt sein. Karl August schreibt am 25. März 1824, daß er Michael Beer's „Paria" gelesen; er sei „wirklich ein schönes Machwerk"; dann aber meint er, es möchte demselben wol vorzuwerfen sein,

woher der Held des Stücks, von dem man nichts anderes weiß, als daß er zur Klasse der indischen Lumpen gehöre, die ausgezeichnete Bildung, die er überall aus sich blitzen läßt, herbekommen habe? Indessen (fährt der Großherzog fort) über allzu crude Wahrheit muß man sich wegsetzen, wenn man nicht alle Poesie von der Bühne verbannen will und nicht die ganz geschmacklose Ostade'sche gewissenhafte Plattheit wieder auf die Breter zu rufen gedenkt, auf welchen, zu unserm größten Jammer, das sogenannte Alles-ins-Leben-treten-lassen uns schon so lange gequält hat.

Man erkennt aus dieser Stelle, daß es wenigstens auch später noch Zeiten gab, wo Karl August die Aufgabe des Theaters in der ihm früher von Goethe angewiesenen mehr idealen Richtung erblickte. Ueber das moderne französische Theater schreibt er am 30. October 1826:

Mit Talma möchte wol das Buch der großen Talente dieser Art geschlossen worden sein und das Jahrhundert scheint auch nicht gemacht zu sein, um Dichter in Frankreich zu erwecken, welche für dies eigentliche ausschließliche Talent der Schauspieler zu arbeiten im Stande wären. Die ältern französischen Dichter haben gewiß, bei Dichtung ihrer Stücke, mehr an die Aufführer derselben, als wie an ihr eigen Vergnügen gedacht. Mir scheint es wenigstens so.

In einem Schreiben vom 22. October 1817 stoßen wir auf die abrupt und ohne allen Zusammenhang dastehende Zeile: „Der Schwabe Kerner ist ganz verrückt." Hervorzuheben sind dann noch Karl August's Bemerkungen über den gesunkenen Zustand der Universität Jena im Jahre 1810, über seinen Aufenthalt in England im Jahre 1814, die übrigens schon bekannten Briefe, welche Goethe's Theaterabdication betreffen, eine interessante Parallele zwischen der serbischen und schottischen Volksdichtung u. s. w.

Am 13. Mai 1828 schreibt Karl August: „Den 23. oder 24. denke ich einen Abstecher nach Berlin zu machen und alles dort Neuentstandene und Hinzugekommene zu beleuchten und so zu sagen, von der Außenseite bei dieser Gelegenheit Abschied zu nehmen." Dieses in einer Anwandlung wir wissen nicht welcher dumpfen Empfindung hingeworfene Wort sollte ein prophetisches sein und sich erfüllen; nur die sterbliche Hülle des bei allen Schwächen seltenen und großen Mannes sollte zurückkehren.

Eine Hinweisung auf das Buch „Goethe und Karl August" von Heinrich Düntzer kommt zwar nicht sehr zeitig, aber doch gerade rechtzeitig, nämlich in einem Augenblick, wo das Erscheinen des Briefwechsels auch diesem Buche eine Theilnahme zuwenden könnte, die es vielleicht bisher nicht gefunden hat. Der Verfasser erkennt es selbst im Vorwort als einen bedenklichen Versuch, das so höchst bedeutende Verhältniß zwischen Goethe und Karl August in genau eingehender Weise darzustellen, ehe noch der betreffende Briefwechsel erschienen sei. Da aber — der Verfasser schreibt dies noch im December 1859 — selbst das Jubeljahr Karl August's die Hebung des Schatzes noch nicht gebracht, man vielmehr die Veröffentlichung zur Zeit noch unangemessen gefunden habe, so erhebe sich die dringende Forderung, aus den zahlreichen, von andern Seiten gemachten urkundlichen Mittheilungen ein möglichst getreues Bild der Stellung Goethe's zum Herzog und dem weimarer Hofe zu entwerfen. Nachdem der Verfasser gegen einige, die ihm auf diesem Gebiete vorgearbeitet, seine Bedenken erhoben hat, namentlich gegen Viehoff, dessen „roh zusammengestoppeltes, des Geistes der Forschung, Wachsamkeit und Gewissenhaftigkeit ermangelndes, sogenanntes Leben Goethe's" eigentlich gar nicht in Betracht komme, und gegen Goedeke, der auf seine „vornehm leichtfertige" Weise auch hier „entstellt und verdreht" habe, fährt der Verfasser fort:

Es ist eine leidige Erfahrung, daß selbst diejenigen, welche sonst gründliche Forschung zu würdigen wissen, mit vornehmer Miene gleich von Pedantismus sprechen, wenn eine solche bei der Darstellung Goethe's dem seichten Dilettantismus entgegentritt und einen sichern Bau aufzuführen oder wenigstens vorzu-

bereiten unternimmt. Stellt man an den Geschichtschreiber mit Recht die Forderung, daß er bis ins einzelnste alles genau untersuche und kein Zeugniß, keine Thatsache unbesehen hinnehme, so scheint man den größten und edelsten deutschen Dichter für zu leicht zu halten, als daß man seinem Leben eine solche Sorgfalt zuwenden sollte, und man läßt sich hier zu den leersten Vorwürfen, ja zu höhnender Verachtung einer solchen Thätigkeit hinreißen. Goethe ist eine so große und einzige Erscheinung, daß eine aus vollständiger Kenntniß seines ganzen Lebens hervorgegangene Schilderung zu den dankenswerthesten Gaben gehört, welche man allen denjenigen zu bringen vermag, welche für die Erfassung einer der großartigsten menschlichen Entwickelungen Herz und Sinn haben. Aber eine solche Darstellung ist zugleich eine der schwierigsten, nicht allein wegen der Größe, Tiefe und Vielseitigkeit des Mannes und der manchen in seinem Leben sich durchkreuzenden Fäden, sondern auch und ganz besonders wegen der Beschaffenheit der zu Gebote stehenden Quellen.

Ein werthvoller Beitrag zu einer umfassenden und gründlichen Biographie Goethe's ist sicherlich dieses Düntzer'sche Werk, in dessen bevorwortendem Theile es weiter heißt, es sei eine der vielen Fälschungen Goedeke's, „wenn wir ihn behaupten hören, es sei Goethe selbst in Italien zweifellos deutlich geworden, daß sein Leben in Weimar kein Schritt auf der geraden Bahn, allenfalls auf einem Umwege gewesen und daß das Verlorene nur mit Mühe einzubringen sei". Dieser allerdings weit verbreiteten Ansicht entgegenzuwirken ist das Düntzer'sche Buch wohl geeignet. Sehr wahr und treffend bemerkt der Verfasser im Eingang desselben:

Manche verfolgt ein unerbittliches Geschick, das sie von dem Wege mit grausamer Hartnäckigkeit zurückstößt, worauf ihnen ein erfreuliches, erfolgreiches Wirken gesichert wäre, und es verweist sie auf andere Bahnen, wo sie freilich mit Aufwendung aller ihrer Kräfte sich auch durcharbeiten, aber um den holden, sonnigen Glanz froher, das erwünschte Ziel vor sich schauender Thätigkeit ist ihr Leben betrogen, vor dem jedes Förderniß höhnisch zu fliehen oder sich in sein Gegentheil umzuwandeln scheint. Ein günstiges Schicksal bereitete unserm Goethe die Wege, auf welchem er ohne ablenkende Hindernisse zur schönsten Entwickelung heranreifen und zugleich in weiten Kreisen, abgesehen von den freien Blüten edelster Dichtung und Wissenschaft, womit er Deutschland und die Welt bereicherte, die segenreichste Wirksamkeit üben sollte. Die schönste Fügung war es, die ihn gerade nach Weimar führte, ihm dort eine Thätigkeit eröffnete, welche ihn in engste Verbindung mit dem wirklichen Leben brachte, welche seine Kräfte anspannte, ohne sie zu überspannen und ihm die Muße zu eigener Sammlung und Bildung zu rauben u. s. w.

Auf Einzelheiten des Buchs können wir hier nicht weiter eingehen; wir erwähnen nur, daß der Verfasser wol ein Recht hat im Vorwort von sich auszusagen, er sei sich der gewissenhaftesten Untersuchung, der genauesten Erwägung aller Punkte und Benutzung aller ihm erreichbaren Quellen und Aufschlüsse bewußt; dieses seines Fleißes dürfe er sich nach Lessing's treffendem Ausspruch rühmen, wenn er auch die Möglichkeit einzelner Versehen gern zugestehe. Der Verfasser hat seine Schilderung auf die ersten 15 Jahre des so einzigen Bundes zwischen dem Fürsten und dem Dichter beschränkt, „da diese für sich ein selbständiges Ganzes bilden"; die weitere Darstellung dieser ununterbrochen bis zum Tode Karl August's fortgesetzten innigen Verbindung hat Düntzer, laut der Vorrede, einem zweiten Werke vorbehalten, und wie wir erfahren, dürfte dieses weitere Werk oder dieser zweite Band nun nach dem Erscheinen des Briefwechsels, bereits im nächsten Jahre in die Oeffentlichkeit treten.

Hermann Marggraff.

Industrielle und sociale Bilder aus England.

1. Die londoner Industrieausstellung von 1862. — A. u. d. T.: Bilder aus der Fremde. Für die Heimat gezeichnet von Lothar Bucher. Zweiter Band. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 2 Thlr.

Auf den ersten Band seiner „Bilder aus der Fremde", den wir in Nr. 28 d. Bl. f. 1862 besprochen haben, hat Bucher den zweiten folgen lassen. Er hat diesen zweiten, wie er sich selbst ausdrückt, eingeschaltet. Wie ziemlich bekannt sein wird, schrieb Bucher im Laufe des vorigen Sommers über die londoner Ausstellung für die „Nationalzeitung". Er that das mit derselben gewandten Feder, mit der er sämmtliche Skizzen des ersten Bandes niederzuschreiben verstand. Und es ist nichts Kleines, über ein Thema, wie die londoner Industrieausstellung ein ganzes Buch zu schreiben, ohne nicht zu ermüden. Um so weniger zu ermüden, als Bucher an mehr denn einer Stelle ein gewisses Misbehagen durchschimmern läßt, Misbehagen darüber, daß auf die erste glänzende londoner Industrieausstellung von 1851 diese zweite doch eigentlich zu früh gefolgt sei, als daß sie einen dem Eindrucke der ersten ganz gleichen Eindruck hervorrufen könnte. Er hat den gesammten Stoff in 30 Abschnitte vertheilt. Er bespricht nacheinander die ausgestellten Mineralien, Hölzer, Fasern, Nahrungsmittel, Kraftmaschinen, Maschinen für Acker- und Gartenbau, Spinn- und Webemaschinen, Arbeitsmaschinen, Maschinen und Geräthe fürs Haus, Werkzeuge, die der Wissenschaft dienen, Kalender und Uhren, den Hausrath, das Bauwesen, die Töpferei, soweit sie vertreten ist, das Metall, Gewebe, Leder, Gummi und das Papier, mit dem was daraufsteht. Dazwischen gibt es einige Abstecher, wie in den Abschnitten „In Chiswick", „In Sydenham", „In Hatfield", „In Guildhall". Wenn man nicht eben selbst Industrieller ist, um sich für einen dieser Abschnitte aus Sonderinteresse ganz besonders zu interessiren, so wird man wol am liebsten bei dem Artikel „Europäische Cultur im Contact mit fremder" verweilen. Bucher zeigt sich nicht für die europäische durchaus voreingenommen; wie in der Politik so auch in seinen Cultur- und Kunstanschauungen läßt er sich durch Parteischlagwörter nicht ohne weiteres bestechen. Er macht es daher den Europäern und uns all den Fortgeschrittenen oft zum Vorwurfe, daß wir den sogenannten Barbaren gegenüber den einfachen Sinn für das Natürlich-Schöne gar zu leicht einbüßen und durch Zerrbilder ersetzen. So tadelt er bei den Europäern oft den mangelhaften Geschmack in der Auswahl und Gegeneinanderstellung der Farben, das Ueberladene und Unschöne in den Mustern auf Geweben, Geschirren u. s. w. Und wenn wir etwa auf unsere Papierfabrikation stolz sein sollten, nun so belehrt uns ein Blick auf das japanesische Papier, daß eben die Leute, die weitab von der Themse wohnen, auch nicht gerade auf den Kopf gefallen sind. Wol interessant genug, dieses japanesische Papier, um es uns ein wenig näher anzuschauen. Freilich über die Verfertigung desselben wird uns kein Wörtchen verrathen, auch von dem Material, aus dem dies Papier gemacht wird, erfahren wir nichts weiter, als daß dazu die Rinde eines Strauchs, vielleicht von Daphne Laureola verwandt wird. Dies Papier selbst in den feinsten Sorten besteht aus einem Filze, aus dem sich Fasern bis zur Länge eines halben Zolls herausziehen lassen. Der Verfasser bemerkt:

„Die Proben belaufen sich auf 92 Sorten. Acht Nummern Briefpapier, eine für Damen, drei Nummern zu Couverts, zwei um Verse darauf zu schreiben, weißer Grund mit Rosa und grauen Verzierungen, viel belacht von den Besuchern, die nicht merken, daß sie in ihren Valentinen und Neujahrs-

wünschen dasselbe Ding haben, eine zu Notizbüchern, vier zu Sinnsprüchen, die unter Glas und Rahmen aufgehängt werden, vier um Geschenke und das Stückchen Seegras einzuwickeln, das alle Geschenke begleitet zum Zeichen, daß sie von einem Geschlechte armer Fischer kommen, eine zu Papilloten galanter Damen, drei zu Dienstzeugnissen, neun zu Schulbüchern, sieben zum Einwickeln der Zahnpulver, von Medicin, von Einkäufen, zwei zu Taschentüchern für Herren und für Damen, sehr dünn mit einem Rande von hervortretenden saubern Arabesken (diese Tücher werden wahrscheinlich weggeworfen, sobald sie einmal benutzt sind; der Europäer lacht über den Türken, der sich des Daumens und Zeigefingers bedient, der Türke ekelt sich vor dem Europäer, der «den Unrath in der Tasche bei sich trägt»), eine für Damen von Rang zu verschiedenen Zwecken, eine Sorte zu wasserdichten Röcken, eine durchsichtige zu Thürfenstern (sie gleicht einer Tafel feiner Hausenblase und ist, da die Faser gänzlich geschwunden ist, wahrscheinlich einem ähnlichen Processe unterworfen worden wie unser vegetabilisches Pergament), elf Sorten und außerdem ein ganzes Musterbuch von Tapeten, einige mit vortrefflichen Mustern, drei zu Laternen, sieben Nachahmungen von Leder, endlich eine Menge von Gegenständen aus Papier, Stöcke, Regenschirme, Sonnenschirme, En-tout-cas, Fächer, Laternen u. s. w. So mannichfaltig wie die Arten von Schreib- und Briefpapier sind die Geräthe für den Schreibtisch; Tintenfässer (die japanesische Tinte besteht aus einer Auflösung von schwarzer Tusche), Federhalter, Briefbeschwerer und allerliebste kleine Kohlenpfannen, die man im Frühjahre und Herbste auf den Schreibtisch stellt."

Ein nicht minderes Interesse möchten wir auch dem Abschnitte „Colonien" widmen, hauptsächlich der zahlreichen Pflanzen und Bäume wegen, die sich bei uns acclimatisiren ließen. Namentlich wären folgende Bäume aus Obercanada zu empfehlen: der Tulpenbaum, 130 Fuß hoch, 70 bis zum ersten Zweige; die Linde (Tilia Americana), das Holz spaltet nicht, daher gut für den Drechsler; der Zuckerahorn; der weiße Ahorn; der Crabapfel; die canadische Eberesche; das Lederholz; zwei Arten Ulmen; die Butternuß; mehrere Birkenarten und eine Reihe von Kiefern, dazu die rothe Ceder, auch Bleistiftceder genannt.

Ueberblicken wir das ganze Buch, so kommt uns allerdings eine große Achtung vor der menschlichen Thätigkeit und dem menschlichen Schaffenstriebe, allein oft und sehr oft, wenn wir auf die verzwickten Erfindungen und gerühmten Neuerungen und Verbesserungen blicken, wird uns ganz mephistophelisch, daß wir rufen: „Sie haben die Theile in ihrer Hand, 's fehlt leider nur das geistige Band." Auch dem Verfasser wird bei der Betrachtung wol oft so geworden sein und nicht allein im Schlußabschnitte „Moral", in dem uns Bucher die persönlichen Reibereien mit Professor Karl Vogt in Genf hätte ersparen können. Dafür möchten wir auf die Schlußbetrachtung, weshalb diese Ausstellung weniger gelungen war, als die von 1851, nicht gern verzichten. Es ist das alles gut und schön, was man im Hausrathe, in der Töpferei in der Porzellanmanufactur u. s. w. immer mehr zur Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens erfindet und ausdiftelt, allein schließlich steht das Lucullische Pfauenzungenragout mit seiner pikanten Sauce von unserm Culturfortschritte auch nicht mehr weit ab. Und wenn sich nun gar Herr Armstrong mit seinen Kanonen großspurig hinstellt, o du große Zeit der Humanität und des Pulverfortschritts, Herrn Lucull's Leibkoch verdient für eine noch pikantere Sauce gerade so gut eine Preismedaille wie Herr Armstrong für einen noch essern Hundertzwanzigpfünder. Immerhin sei man entzückt von unsern Culturfortschritten, die auf Wegen und Stegen mit Dampf getrieben werden, aber man täusche sich nicht darüber, wo Herr Lucull mit seinen Herren Köchen, seinen Saucen und Pfauenzungenragouts geblieben ist.

2. **Sociale Bilder aus England.** Von **Julius Althaus.** Zwei Bände. Hamburg, Nestler und Melle. 1863. 8. 3 Thlr.

Uns fehlt der Maßstab zur Beurtheilung, inwieweit diese socialen Bilder aus England Originalartikel, oder nach vorhandenen Quellen bearbeitet, vielleicht stellenweise nur Uebersetzungen sind. Durch den Vermerk, daß er sich das Uebersetzungsrecht ins Englische vorbehalte, scheint indeß der Verfasser die Originalität seiner Bilder für sich vollständig in Anspruch zu nehmen. Wie dem auch sei, wir haben die beiden Bände mit der regsten Theilnahme durchgelesen und glauben sie mit gutem Rechte um so mehr empfehlen zu können, als die Lebendigkeit der Darstellung in ihnen höchst anziehend wirkt. Die Lebensbilder englischer Korypäen werden der größern Masse und gebildetern Welt in deutscher Sprache noch zu wenig geboten. Und gerade für uns Deutsche ist die Lectüre derartiger Bilder eine heilsame Arznei. Eine Arznei gegen den schematisirenden Idealismus, womit wir die eigentlich praktische Thätigkeit z. B. bei Männern wie Schiller, Fichte u. s. w. am liebsten gleich in ein Nebelreich hineinheben. Der gesunde praktische Zweck ihres ausdauernden Strebens, der gerade macht für uns diese socialen Bilder von besonderm Werthe.

Althaus hat seine Männer sämmtlich aus der jüngstvergangenen Neuzeit gewählt, zugleich aus sehr verschiedenen Berufssphären. Es sind ihrer an Zahl sieben. Nennen wir sie in der Reihenfolge, wie er sie geboten, so sind es: der Seeheld „Cochrane", der Soldat „Havelock", der Fabrikant und Socialist „Robert Owen", der Literat „Thomas de Quincey", der Geistliche „Sydney Smith", der Agitator für die Abschaffung des Sklavenhandels „Zacharias Macaulay" und der Historiker und Staatsmann „Thomas Babington Macaulay". Wir halten die Bilder nicht gleich an Werth. Indem wir von unten nach oben aufsteigen, verzeichnen wir zunächst das Bild des 1771 in Woodford in Essex geborenen Sydney Smith, des „größten englischen Humoristen seit Swift", als das nach unserer Meinung nicht sehr gelungene. Die Bedeutung des Geistlichen liegt, wie uns scheint, darin etwas sehr mit der des Humoristen im Widerstreit. Den Humoristen Smith nehmen wir auf Treu und Glauben hin, was uns aber der Verfasser als Beleg für dessen humoristische Größe anführt, halten wir theilweise für sehr schwach. So liegt z. B. in dem, was Smith über eine äußerst starke Dame sagte, die einer seiner Freunde heirathen wollte, nur ein sehr forcirter Humor: „Was? er will sie heirathen! Unmöglich! Sie meinen einen Theil von ihr; ganz könnte er sie nicht heirathen. Dies wäre nicht ein Fall von Bigamie sondern Trigamie; die Nachbarschaft oder die Obrigkeit sollte sich ins Mittel legen. An ihr ist genug, um die ganze Gemeinde mit Frauen zu versehen. Daß Ein Mann sie heirathen soll, ist monströs. Man könnte eine Colonie mit ihr bevölkern, oder eine Gesellschaft mit ihr geben, oder vielleicht einen Morgenspaziergang um sie herum machen, natürlich vorausgesetzt, daß hin und wieder Sitze angebracht wären, um sich auszuruhen und man in robuster Gesundheit wäre u. s. w." Das ist wol mehr denn undelicates Plaudern. Von großer Bedeutung ist Smith als Mitbegründer der „Edinburgh Review", welche zuerst am 10. October 1802 erschien, eines kritischen Organs von solchem Aufschwunge, daß die Mitarbeiter bald 140—160 Thaler Honorar für den Bogen erhielten. Glückliches England! Armseliges Deutschland! Wie würde einem deutschen Schriftsteller wol zu Muthe werden, wenn er einmal für einen kritischen Artikel von Bogenlänge 140 Thaler erhielte!

Von ganz besonderm Nutzen halten wir einige Andeutungen über die politischen Zustände Englands zu Anfang dieses Jahrhunderts, Andeutungen, die unsern Schwärmern für englische Zustände gewiß höchst unbequem sind. Es heißt auf S. 119: „Vom Ausbruche der Französischen Revolution an bis in die zwanziger Jahre hinein, bevor Canning der englischen Politik eine liberalere Wendung gab, war eine schreckliche Zeit für diejenigen, welche zu ehrlich waren, ihre Ansichten für Stellen und Würden an die Regierung zu verkaufen. Im England unserer Tage wird es noch für impertinent gehalten, wenn ein Mensch, der nicht wenigstens 2—3000 Pf. St. jährliche

Einkünfte hat, überhaupt Ansichten über Gegenstände von allgemeinem Interesse hat; damals aber war es weit schlimmer und wurde jeder, der nur eine Silbe gegen die sinnlose Bigotterie der beiden George oder die abscheuliche Tyrannei sagte, welche man gegen das katholische Irland ausübte, mit dem Fischweiberjargon der französischen Revolutionszeit als Atheist, Jakobiner, Brandstifter und Königsmörder verfolgt und zugleich wie die Pest gemieden."

Es ist nicht überflüssig, dies den großspurigen Herren Engländern einmal vorzuhalten, oder je nachdem nicht einmal, sondern recht sehr oft.

Gleichfalls im Jahre 1771, wie Smith, wurde Robert Owen geboren als Sohn eines Sattlers in Montgomeryshire. Schon mit 19 Jahren ward Robert Owen der Verwalter einer großen Mühle, die ein ausländischer Kaufmann, Namens Drinkwater, angelegt hatte. Später übernahm er die große Fabrik zu New-Lanark an den Fällen des Clyde und hier begann er seine socialistischen Ideen auszubilden und zu verwirklichen. In New-Lanark gelang ihm, was noch keinem Menschen vor ihm in demselben Maße gelungen war, nämlich eine Horde trunksüchtiger und liederlicher Halunken in verhältnißmäßig kurzer Zeit in fleißige, zufriedene und glückliche Arbeiter umzuwandeln. Hin und her, her und hin sehen wir Owen später seine socialen Ideen von Musterdörfern verwirklichen, bald in England, bald in Amerika. Zehnmal geschlagen, zehnmal verspottet, steht er immer wieder obenauf, an der einmal gefaßten Idee festhaltend; er ist ein Schematiker, aber kein idealistischer; wo er eingreift, da greift er mit größter Zähigkeit praktisch ein, bis er am 17. November 1858 von unserm Planeten abgerufen ward. Ein schlichtes Bild ist das des Zacharias Macaulay, des Parteigängers von dem vielleicht noch berühmtern Wilberforce, beide glühende Agitatoren für Abschaffung des Sklavenhandels. Weit farbenvoller indeß erscheint das Bild seines Sohnes, des berühmten Historikers Thomas Babington Macaulay, selbst wenn wir so malitiös sind, das Urtheil, welches Professor Wilson in Edinburg in seinen „Noctes Ambrosianae" über ihn abgibt, hier nachzusprechen: „Ein scheußlich häßlicher, schiefer, plattfüßiger, ungestalteter kleiner Kloß mit einem Gesicht ohne Züge, ausgenommen eine gute, große Stirn, glattem, puritanischem, sandigem Haare, großen glimmernden Augen und einem Munde, der von einem Ohre zum andern reicht, so steht er da und lispelt und summt und spricht dick und belegt mehrere Minuten lang, bevor er in den Schwung seiner Rede hineinkommt; aber weiterhin kann nichts blendender sein als seine ganze Ausführung. Was er sagt, ist dem Inhalte nach reiner Unsinn und Dummheit; aber es ist so wohl gesetzt und fließend vorgetragen, es gibt eine solche endlose Kette von Epigrammen und Antithesen, ein solches Blitzen von Epitheten, eine solche Anhäufung von Bildern, und dabei ist die Stimme so trompetenhaft und der Vortrag so grotesk, daß man eine Nadel im Unterhause könnte fallen hören. Es ist ganz klar, daß er wenigstens die Haupttheile der Rede auswendig weiß, aber dafür lobe und preise ich ihn noch mehr. Durchweg war der Eindruck, den er auf mich machte, weit mehr als ich erwartet hatte, sodaß ich ganz ehrlich und aufrichtig sagen kann, er that mir sehr leid, als Peel ihn den Abend darauf bei lebendigem Leibe schund, und der Angstschweiß seine gebräunten Wangen bei der erbarmungslosen Strafe hinabtroff." Wer wüßte nicht, daß sich die Engländer auf derartige Steckbriefe verstehen, obschon sie glücklicherweise mehr und mehr in Abnahme kommen.

Wandern wir zu Thomas de Quincey. Wir stehen vor einem Manne, von dem es ungewiß, ob er mehr als Opiumesser oder als literarischer Bohémien berühmt geworden. In die Klasse der letztern wirft Althaus den Schriftsteller de Quincey. Es sei nämlich ein großer Irrthum, daß Bohémiens nur in Paris existiren sollten. Auch im kühlern England würden deren geboren und gebildet. Ihr Leben sei ein unstetes Wandern, heute seien sie da, morgen aber schon wieder fort. Die Welt dieser Leute sei auf allen Himmelsgegenden von der Noth begrenzt und unter allen Breitengraden der Hoffnung gelegen. Nun ja, denn sie frühstücken selten und essen fast nie zu Mittag, sie wohnen ziemlich überall, bald hier, bald dort, aber selten in einem eigenen Hause; wie Karl II. von England sagen sie nie etwas Dummes und thun nie etwas Kluges. Gewöhnlich betrachte man sie mit Mistrauen, zugleich aber auch mit Interesse, sie gefallen uns, aber man fühle, daß man sich auf sie nicht verlassen könne; es sei durchaus nicht sicher, ob sie ihre Rechnungen bezahlen würden, und man wundere sich gar nicht darüber, wenn sie es unterließen. Dieser Ruhm ist allerdings nicht sehr fein, aber daß sie die Literatur um ihrer selbst willen treiben und weder ganz Dichter, noch Historiker, noch Metaphysiker, noch Essayisten, noch Romanschreiber, doch von all dem ein bischen sind, das macht sie zu Allerweltsmenschen; nun und warum soll es in unsern civilisirten Verhältnissen nicht auch solche Käuze geben!

Mit Macaulay theilt Quincey dasselbe Todesjahr, denselben Todesmonat, sonst liegen beider Bahnen wol etwas weit auseinander. Zur Charakteristik der schriftstellerischen Bedeutung Quincey's möge dienen, was er selbst über den englischen Essayisten Charles Lamb ausspricht: „Es klingt paradox, aber es ist nicht so in der schlechten Bedeutung des Wortes, daß in jeder umfangreichen Literatur einige Autoren viel von dem Interesse, das sie umgibt, ihrer Nichtpopularität zu danken haben. Sie sind gut, eben weil sie mit dem gewöhnlichen Geschmacke nicht übereinstimmen. Sie interessiren uns, weil sie der Welt im großen und ganzen uninteressant sind. Sie ziehen an, weil sie zurückstoßen..... Wenn ein Buch den Leser ohne Eindruck gelassen hat, so ist das an und für sich ein neutrales Resultat, woraus man nur einen zweifelhaften Schluß ziehen kann. Aber selbst dies, selbst das bloße Nichteindruckmachen kann mitunter das Resultat positiver Kraft in einem Schriftsteller sein und von einer eigenthümlichen Originalität herrühren, wie sie sich selten in dem Spiegel des gewöhnlichen Verstandes reflectirt. Es gibt gewisse Eigenschaften, welche für die Welt und die Gedankenlosen unangenehm sind, aber doch in jeder Generation einen auserwählten Kreis finden, und die Eigenthümlichkeit, welche sie den wenigen empfiehlt, besteht in der Combination des persönlichen Charakters mit seinen Ansichten, indem beide sich gegenseitig erklären und fördern. In der neuern Zeit waren Männer dieser Art Montaigne, Lafontaine, Swift, Sterne, Hamann, Hippel und Jean Paul."

Die beiden Cabinetstücke der „Socialen Bilder" gehören den Militärkreisen an, es sind Lord Cochrane und Sir Henry Havelock. Die Biographie des letztern ist nach unserm unmaßgeblichen Dafürhalten das Zierdestück der beiden Bände. Jener, der Cochrane, ein Seeheld, der schon in den Napoleonischen Kriegen durch seine Unerschrockenheit und Kühnheit hervorglänzte, aber es vor allen seinen Neidern und bei seiner Parteigängernatur in englischen Diensten lange Zeit zu nichts recht Gescheidtem bringen konnte. Eine gefährliche Natur, die Natur eines Cochrane, nur gut da, wo es zu schießen und zu zerstören, zu bombardiren und zu erobern gilt, heute dienstbar dem eigenen Vaterlande, morgen aber, da doch eines Cochrane wegen nicht jahraus jahrein bombardirt und minirt werden kann, lustig nach Chile segelnd, dann in Brasilien und noch später in Griechenland als Admiral thätig; ein bedenklicher Nimbus, dieser Nimbus eines Cochrane, gemästet hier wie dort von verstümmelten Leichen, von Flüchen der Verwundeten und dem Weherufe der Zertretenen! Und es will wenig bedeuten, daß er die Schiffe stets führte in einem sogenannten Freiheitskampfe gegen die Unterdrücker. Es konnte auch umgekehrt sein, und der Schritt von einem Parteigänger gleich Cochrane bis zu einem menschenwürgenden Piraten, der Schritt dürfte unter Umständen sehr klein sein. Daß er kein Pirat wurde, daran hinderte vielleicht seine derbe, schlichte, einfache Natur; allein es bleibt dabei, daß wo er Gutes gethan, da hat er es mit Bomben und Granaten, mit Enterhaken und Explosionsschiffen gethan: seine Werke waren Werke der Zerstörung.

Was wir von Havelock hören, auch das ist blos Blut Pulver, Blei; Havelock war bekanntlich der Unterdrücker des indischen Aufstandes im Jahre 1857. Aber wie hat dies der Verfasser erzählt! Mit einer solchen Wärme für seinen Helden, daß wir ohne Widerstand mit fortgerissen werden, daß wir gar nicht reflectiren, wie doch eigentlich Havelock's Heldenthaten, obgleich im Dienste des Vaterlandes gethan, vor dem höchsten moralischen Gerichtshofe sehr zusammenschrumpfen, ja daß, mag sich das stolze Albion noch so sehr mit seinen Civilisationszwecken in Asien brüsten, die Art der Unterdrückung des letzten indischen Aufstandes mit ihrer nur schlecht verschleierten Gier nach immer größerm Länderbesitz unendlich viele Züge von Vandalismus und Hunnenthum in sich trägt. Und darum wünschten wir, daß sich Havelock die Lorbern auf einem andern Schlachtfelde der Ehre als gerade auf dem indischen erworben hätte; er, der als armer Offizier immer zurückgesetzt es im höchsten Glanze seiner Heldenlaufbahn nicht weiter denn bis zum Obersten gebracht hatte und in jedem Augenblicke fürchten mußte, sich doch wieder andern nachgesetzt zu sehen. Aber wie gesagt, dies Bedenken, daß Havelock seine Kräfte eigentlich einer sehr inhumanen Sache gewidmet, kommt uns nicht bei der Lectüre, es kommt erst bei ruhigerm Nachdenken. Wenn wir ihn nach der Einnahme von Lucknow schnell dem Ende zueilen sehen, so kommt uns eine Wehmuth, als hätten wir einen lieben Angehörigen zu betrauern, und wir schauen wol mit feuchtem Auge auf das schlichte H in der Rinde des Baumes, unter dem er nicht allzu fern seiner bedeutendsten Heldenlaufbahnstätte den ewigen Schlaf eines Gerechten schlafen mag; er, der erst 63 Jahre alt und kurz zuvor zum Generalmajor befördert, sowie zum Commandeur des Bathordens erhoben, am 24. November 1857 sein Leben in die Hände des höchsten Richters, dem er mit puritanischer Glaubensstrenge angehangen, zurückgab.

Emil Müller-Samswegen.

Biographisches.

1. Selbstbiographie von Gotthold Salomon. Leipzig, O. Wigand. 1863. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Geschichte eines Excommunicirten. Eine Selbstbiographie von Augustin Smetana. Aus dessen Nachlasse herausgegeben. Mit einem Vorwort von Alfred Meißner. Leipzig, Grunow. 1863. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die beiden Männer, deren Selbstbiographien uns hier vorliegen, waren zwar von sehr verschiedener Abstammung, Nationalität und Confession, und ihr Schicksal und Ausgang nahm eine entgegengesetzte Richtung; in geistiger Beziehung jedoch und in ihrem Charakter hatten sie mehr Verwandtes, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Beide waren strebsame, unabhängige Geister, von reinen Sitten, von Unduldsamkeit fern, glühende Freunde der Wahrheit, für das Wohl ihres Volks begeistert, beide begrüßten das Jahr 1848 mit Freude. Aber wenn die unmittelbaren Folgen dieses Jahres den durch Kämpfe und Verfolgungen aufgeriebenen Körper des einen in ein frühes Grab brachte, entschlief der andere, durch seine Stellung gesichert, im hohen und geehrten Greisenalter in der Mitte der Seinigen. Gemeinsam war wieder beiden die Theilnahme, welche ihr Ende weit über den Kreis ihres Volks und ihrer Heimat hervorrief.

Gotthold Salomon, fast 40 Jahre lang Prediger an dem neuen israelitischen Tempel in Hamburg, schrieb seine Biographie zunächst nur für seine Kinder und Enkel, es diesen überlassend, ob sie dieselbe nach seinem Tode vor die Oeffentlichkeit bringen wollten. Dieser nächste Zweck mag es rechtfertigen, wenn der Verfasser mit besonderm Wohlgefallen bei den Erfolgen verweilt, die er durch seine natürlichen Anlagen und durch seinen Fleiß erringt, bei den Siegen, die er in seinen literarischen Kämpfen über Feinde des Judenthums gewinnt, bei der oft wiederholten Anerkennung seines Wirkens als Kanzelredner und Lehrer seiner Gemeinde.

Er war am 1. November 1784 in Sandersleben, einem kleinen Marktflecken in Anhalt-Dessau, geboren. Der Beifall der Lehrer, den sich der fähige Knabe bei seinen hebräischen Studien erwarb, ließ ihn sehr früh den Entschluß fassen, sich dem gelehrten Fache zu widmen, d. h. ein Rabbiner zu werden, und diesen Entschluß führte er unter vielfach drückenden äußern Verhältnissen männlich und ehrenvoll aus. Durch angestrengten Fleiß machte er sich nicht nur die den Rabbinern gewöhnlichen Kenntnisse zu eigen, seine Forschungen erstreckten sich über das gesammte Feld des für einen Pädagogen und Prediger nothwendigen Wissens, und seine Schriften sowie seine Opposition gegen das starre, einseitige Judenthum bewirkten nach längerer Thätigkeit als Lehrer im Jahre 1818 seine Berufung als Prediger bei dem „neuen israelitischen Tempelverein in Hamburg". Hier war der neue Tempelbau durch eine Spaltung unter den Israeliten zu Stande gekommen, über deren eigentliches Wesen wir kein Urtheil abzugeben wagen, über welche aber der jenen durch seine Geburt nahestehende Heinrich Heine in seiner Weise sagt:

> Die Juden Hamburgs theilen sich ein
> In zwei verschiedne Parteien,
> Die Alten gehn in die Synagog',
> Und in den Tempel die Neuen.
>
> Die Neuerer essen Schweinefleisch,
> Zeigen sich widersetzig,
> Sind Demokraten, die Alten sind
> Vielmehr aristokrätzig.

Heinrich Heine mag recht oder unrecht haben, die Berufung Salomon's zeugt jedenfalls von der Freisinnigkeit seiner Denkungsweise. Seine Thätigkeit als Prediger und als Schriftsteller war eine sehr umfassende, sein Ansehen, wie das jeder Hamburger weiß, auch außerhalb seiner Gemeinde groß, seine Ansichten so liberal, daß seine Amtshandlungen wiederholt von pharisäisch gesinnten Collegen als gesetzwidrig bezeichnet wurden. In den Jahren 1848 und 1849 nahm er an den politischen Bewegungen theil, doch nicht insoweit, daß die folgenden Jahre seine Stellung irgend gefährden konnten. Nachdem er sich 1857 von seinem Amte zurückgezogen hatte, starb er am 17. November 1862, umgeben von seinen Kindern und Enkeln. Christliche und jüdische Blätter in und außerhalb Hamburg widmeten ihm einen ehrenvollen und wohlverdienten Nachruf.

Wie so ganz anders war das Schicksal des Czechen Augustin Smetana, geboren zu Prag am 15. Juni 1814 und Sohn des Kirchendieners an der St.-Heinrichskirche daselbst! Hier eröffnet sich unserm Blick der innere Entwickelungsgang eines edeln, furchtlosen, zur Heuchelei gänzlich unfähigen Forschers, dessen Studien ihn zu einer Ueberzeugung führten, die ihn aus einer behaglichen, sorgenfreien Stellung in ein mit männlichem Muth getragenes Elend brachte. Auch er entschloß sich früh, ein Diener der Kirche zu werden, in der er erzogen war. Wer die österreichischen Gymnasien kennt, wie sie wenigstens noch vor wenigen Jahrzehnten waren, der wird es begreiflich finden, daß der sechzehnjährige Jüngling, als er 1830 das Gymnasium absolvirte, die Protestanten als böse Menschen haßte und fürchtete, und die Juden haßte und verachtete, daß er nicht begreifen konnte, wie die Protestanten so verhärtet und die Juden so widerspenstig sein konnten und daß nie der geringste Zweifel an den Wahrheiten der katholischen Religion in ihm aufstieg. Er wurde in das Kloster des Kreuzordens mit dem rothen Sterne aufgenommen, und wenn auch im Verlaufe seiner philosophischen Studien einige Zweifel über die Richtigkeit gewisser katholischer Dogmen in ihm aufstiegen, so wurden diese doch insoweit gehoben, daß er mit Ruhe und Resignation das Gelübde ablegte und zum Priester geweiht wurde.

Aber die Zweifel mehrten sich. Noch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß ein philosophisches Lehramt, zu dem er sich mit Recht für befähigt hielt, ihn in keine Collision bringen werde, und daß nach dem Ausspruche Baco's von Verulam:

„Die Philosophie gekostet, führt von Gott ab, gründlich studirt führt sie wieder zu Gott zurück", ein eifriges Studium der Philosophie jedem Zweifel ein Ende machen werde. Indeß hatte er sich, wie dies bei seinem Charakter sehr erklärlich war, viele warme Freunde, aber auch die bittere Abneigung mancher seiner Obern zugezogen. Er verstand weder zu heucheln noch zu schmeicheln. Die Behandlung, welcher die jüngern Insassen des Klosters häufig von seiten ihrer Vorgesetzten ausgesetzt waren, empörte ihn. Wiederholt wurde er seinen philosophischen Studien entrissen und als Kaplan in entfernte Orte gesandt. Was er uns dort von dem Leben der Geistlichen und von dem Unterricht der Jugend erzählt, ist freilich nicht neu, liefert aber weitere Beiträge zur Culturgeschichte unsers Jahrhunderts. Endlich konnte er nach dem Tode des ihm hauptsächlich feindseligen Vorgesetzten nach Prag zurückkehren, promoviren und eine philosophische Lehrstelle annehmen. Seine Betheiligung bei den Vorgängen des Jahres 1848 war zwar nicht der Art, daß sie in einem protestantischen Lande der akademischen Thätigkeit ein Ziel gesetzt hätte, aber in Prag führte sie zum offenen Bruche. Smetana erklärte, nachdem er, vom Lehrfache ausgeschlossen, Redacteur geworden war, öffentlich seinen Austritt als Priester und Mitglied des ritterlichen Kreuzherrnordens „zufolge seiner Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des römisch-katholischen Lehrbegriffs".

Diese Erklärung erregte ungeheueres Aufsehen. Man verfuhr zwar schonend gegen ihn, weit schonender als gegenwärtig die hohe Geistlichkeit in Oberitalien gegen heterodoxe Priester verfährt. Als er aber die Rückkehr standhaft verweigerte, wurde der Kirchenbann über den Abtrünnigen ausgesprochen, ein Vorgang, dessen Eindruck auf die Bevölkerung Prags die Geistlichkeit belehren konnte, daß das Mittelalter vorüber ist. Eine Reihe von Verfolgungen und Kränkungen verbitterten ihm die letzten Jahre seines Lebens, eine unheilbare Krankheit, die in den Augen seiner frühern Ordensbrüder nur die natürliche Strafe seines Abfalls war, führte ihn rasch seinem Ende zu. Am 30. Januar 1851 verschied er, noch in seinen letzten Stunden die ohne Zweifel aufrichtig gemeinten Bekehrungsversuche abweisend.

Wir haben in dieser flüchtigen Skizze das Leben dieses unglücklichen Apostaten, natürlich nicht seine innere Lebensgeschichte wiedergeben können, und diese ist es, welche dem Buche das eigentliche Interesse verleiht. Wenn Alfred Meißner in seinem Vorworte sagt, daß ihm diese anspruchslosen Blätter in ihrer Fassung zuweilen die Wirkung des besten Romans zu überbieten scheinen, so unterschreiben wir dies Urtheil mit voller Ueberzeugung. Die Geschichte des einsamen Märtyrers, welcher durchdrungen von seinen Pflichten gegen Gott und Menschen und von der Wahrheit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, sich weigerte zu lehren, was er nicht für wahr halten konnte und zu jedem Opfer bereit war, hat etwas Ergreifendes, wie es Lebensbeschreibungen von Tausenden berühmterer Männer nicht bieten. 87.

Zur Erzählungsliteratur.

1. Alte und neue Geschichten aus Baiern von Hermann Schmid. München, Fleischmann. 1861. 8. 2 Thlr.
2. Kleine Geschichten aus der großen Welt von W. von K. Dresden, Meinhold und Söhne. 1862. 8. 18 Ngr.
3. Alte Jungfern. Stille Geschichten von Marie von Roskowska. Bromberg, Roskowski. 1862. 12. 24 Ngr.

Der Verfasser von Nr. 1: „Alte und neue Geschichten aus Baiern", H. Schmid, bietet uns hier in einem 27 Bogen umfassenden Bande sieben Erzählungen dar, deren einer, „Unverhofft", wir bereits früher in den „Hausblättern" von Hackländer begegnet sind. Diese Erzählungen sind von verschiedener Ausdehnung und verschiedenem Werth. Einige derselben sind mehr skizzenartig gehalten, während die andern weiter ausgesponnen sind. Alle haben sie zum Hintergrunde das bairische Volksleben, bei dessen Schilderung der Verfasser mit Liebe und Lust verweilt und darum denselben auch eine gewisse wohlthuende Wärme einhaucht. Namentlich ist die Erzählung „Eigner Herd" ein gutes treuherziges Stück bairischen Volkslebens, das sich da in einem kleinen netten Rahmen vor uns abspiegelt. Wer tiefe Conflicte, großartige Leidenschaften, stramme Charaktere sucht, der wird diese Erzählungen wol vergeblich durchblättern; dazu sind sie übrigens auch nicht bestimmt; theilweise sind dem dorfgeschichtlichen Genre auch Sagen des bairischen Landes zugesellt, und theilweise schweift die Erzählung aus den engen Marken des heimischen Dorfs hinaus in die Welt, in den Krieg, auf die Schlachtfelder oder auch in den kleinen Kampf auf den Bretern, welche die Welt bedeuten. In der „Hubenbäuerin" treffen wir jedoch den Verfasser auf einem Pfade, auf dem wir ihm lieber nicht begegnet wären. Sichtbar dahin strebend, die Erzählung spannender, und pikanter zu machen, läßt der Verfasser sich zur Anwendung von Motiven hinreißen, um daraus die Handlungen seiner Personen zu erklären, die viel eher in einen Dumas'schen Roman als in die einfachen Grenzen einer deutschen Dorfgeschichte gehören. Diese geheimnißvollen Thüren im Wohnhause der Hubenbauerin, dieses Anbringen von Klinken an den Treppen, die in den Stuben anzeigen sollen, daß jemand auf der Treppe geht, dieser eigenthümliche romantische Aufputz des Charakters der Hubenbäuerin selbst, sowie ihr nächtliches Treiben und das ihrer Gesellen: alles das schmeckt sehr stark nach fremdländischer Effecthascherei, und die Dorfgeschichte fällt vollends aus ihrer Rolle, wenn der Knecht die Bäuerin anredet: „Du bist nicht guten Humors." Dagegen bietet die letzte Novelle, „Das Mohrenfranzel", abgesehen auch hier von einigen jedoch nicht grell hervortretenden romantischen Zuthaten, in der Schilderung der eigenthümlichen Verhältnisse der Schiffergilde, in ihren rein persönlichen Beziehungen, namentlich in der Darstellung und Entwickelung des Charakters und der Liebe zwischen Hannry und dem Mohrenfranzel eine Fülle psychologischer Beobachtungen dar, die nicht verfehlen, in ihrer natürlichen Einfachheit und Geradheit auf das Herz des Lesers zu wirken und es mit jenem wohlthuend warmen Gefühle zu erfüllen, das stets nur die Wirkung einer echten poetischen Darstellung ist.

Der Verfasser von Nr. 2, W. von K., theilt uns sieben „Kleine Geschichten aus der großen Welt" mit, welche folgende Ueberschriften führen: „Eine langweilige Geschichte", „Ein Gespräch auf der Eisenbahn", „Die Diplomatie im alltäglichen Leben", „Eine literarische Theegesellschaft", „Der Schneidergesell", „Zwei Freundinnen" und „Mehr Wahrheit als Dichtung". Der Verfasser oder wol richtiger die Verfasserin tritt uns mit großer Bescheidenheit entgegen; sie meint, es würde in Deutschland so vieles gedruckt, was weder die Sprache noch auch die Literatur um einen Schritt vorwärts brächte, darum könne man ja wol auch vorliegende Sammlung dulden, die ja nur ein einzelner Tropfen in der Ueberschwemmung sein solle. Nehmen wir darum die Sache so wie es die Verfasserin meint. Sie bietet uns in den Erzählungen einige niedliche Züge aus dem Gesellschaftsleben, die wir mit Interesse durchblättern; hier und da erhebt sich die Darstellung zu einem leichten Humor, aber die ganze Anlage kommt nicht weit über das skizzenartige Fragment hinaus; die Farben spielen oft grau in grau, in leichter verschwimmender Farbengebung, die mit den Darstellungen menschlicher Leiden und Empfindungen spielt, wie die Verfasserin mit den glänzenden Zierathen ihres Nipptisches. Insbesondere ist die letzte Erzählung in Form und Inhalt theils sehr oberflächlich, theils gar zu tendenziös.

Die Schrift „Alte Jungfrauen", von Marie von Roskowska (Nr. 3) enthält vier Erzählungen: „Ein Mädchenherz", „Nur eine Putzmacherin", „Henriette" und „Eine Todte". Einzelne Züge dieser Erzählungen sind nicht ohne Wärme, so namentlich in der Erzählung „Ein Mädchenherz", welche die Geschichte einer Sängerin behandelt, deren Charakter aber so capriciös und

unbegreiflich erscheint, daß man sich wiederholt die Frage vorlegen muß, warum kommt das so? Mußte das nicht nach den ewigen Gesetzen des Lebens und der Poesie sich anders machen? Und da man sich stets diese Frage bejahen muß, so will keine rechte Freude an diesen Charakteren festhalten, die alle mehr oder weniger krankhaft gereizte, empfindsame Gestalten sind und wie Schatten in der wirklichen frischen Lebensluft umherwandeln. Die Erzählung „Henriette" handelt von einer Nähterin, welche, durch ein Theater veranlaßt, Schriftstellerin wird; wir möchten an dem Erfolge solcher Wandlungen einige bescheidene Zweifel erheben, doch wollen wir mit der Verfasserin darüber nicht weiter rechten, da dieselbe hierin vielleicht competenter ist als wir. Ueberhaupt werden sich diese Erzählungen, in denen rein weibliche Beobachtungen und Lebenserfahrungen verarbeitet sind, mehr dem weiblichen als dem männlichen Geschlecht zur Lectüre empfehlen lassen. 23.

Notizen.

Populäre kritische Blätter.

Von mehreren seit längerer oder kürzerer Zeit entstandenen kritischen Blättern, die durch ihre Haltung und ihren wohlfeilen Preis auf populäre Wirkung berechnet sind, liegt uns eine Reihe von Nummern vor, von den von W. Levysohn in Grünberg herausgegebenen und von Dr. F. W. Levysohn redigirten „Kritischen Blättern" sogar ein ganzer Jahrgang, der von 1862 und die sieben ersten Nummern des neuesten. Für den Abonnementspreis von nur 5 Sgr. vierteljährlich bringt das alle 14 Tage erscheinende Blatt eine Uebersicht der neuesten literarischen Erscheinungen und kurzgefaßte Recensionen, unter denen besonders die mit 15 unterzeichneten (soviel wir wissen verbirgt sich darunter ein Sohn des Eigenthümers) mit Geist und Verstand geschrieben sind und ein nicht gewöhnliches Talent für präcise Fassung und Zusammendrängung des Urtheils verrathen. Besonders anerkennenswerth, aber bei einem für populäre Zwecke bestimmten Blatte unerlaßlich und nothwendig ist die Unabhängigkeit, in der sich die betreffenden Recensenten von allen literarischen Cliqueneinflüssen zu halten wissen. Die Rubrik „Schöne Wissenschaften und Künste" waltet begreiflicherweise vor; doch werden auch Biographien und Reisewerke, theologische, pädagogische, mitunter auch medicinische und landwirthschaftliche Schriften, namentlich aber auch die politische Tagesliteratur besprochen. — Haben es diese „Kritischen Blätter" bereits zu einem dritten Jahrgang gebracht, so ist ein anderes populäres kritisches Blatt, welches in Münster bei Theissing erscheint, von F. Hülskamp und H. Rump redigirt wird und sich „Literarischer Wegweiser zunächst für das katholische Deutschland" nennt, mit Anfang dieses Jahres in seinen zweiten Jahrgang getreten. Es bringt ein Novitätenverzeichniß, sodann „Uebersichten", weiter eigentliche Referate aus allen Fächern, eine reiche Auswahl von Notizen, eine Angabe des Inhalts von Zeitschriften, Schriften gelehrter Gesellschaften u. s. w. Vergessen darf man dabei freilich nicht, daß das Blatt „zunächst" für das katholische Deutschland bestimmt ist; doch wird es, von dieser confessionellen Färbung abgesehen, wegen seines reichen Inhalts auch den Literaturfreunden unter den Protestanten gute Dienste leisten. — Das seit kurzem erscheinende, von Ludwig Seeger redigirte „Stuttgarter literarische Wochenblatt" ist eine Gratisbeilage zu dem illustrirten Witzblatt „Eulenspiegel" (Stuttgart, Ebner), beschränkt sich aber nicht auf Bücheranzeigen, sondern bringt auch Notizen bunten Inhalts und allgemeine Aufsätze populären Charakters, in den letzten Nummern z. B. einen Aufsatz „Zur Culturgeschichte der deutschen Menschen in Amerika" von einem schon seit mehreren Jahren im Staate Missouri angesiedelten Deutschen aus Hessen, der den Lesern deutsch-amerikanischer Blätter, namentlich des Westens, unter dem Namen Far West bekannt ist. Was er über den unter den Deutschen hervortretenden Mangel an landsmannschaftlichem Gefühl sagt, berührt, wie die Redaction bemerkt, nicht blos die Deutschen jenseit des großen Wassers, „sondern wird wol auch in unsern Kreisen zwar als bittere, aber nun einmal unbestreitbare Wahrheit, als ledige Thatsache der Erfahrung anerkannt werden, die jeder, der im Auslande mit Landsleuten zusammengelebt hat oder zusammengetroffen ist, schon hat machen müssen". Unter den Notizen in Nr. 5 fanden wir folgendes herbe Urtheil eines „bekannten" deutschen Dichters über die neueste Lyrik: „Für mich ist unsere lyrische Poesie überwiegend eine Krankheit. Ich kann nicht leugnen, daß ich auch zuweilen an ihr gelitten.... Lyrisches hat mit vorkommenden aber sehr seltenen Ausnahmen Werth und berechtigt zur Oeffentlichkeit nur als biographisches Denkmal eines bedeutenden Lebenslaufs, als Illustration anderweitiger wirklicher poetischer Leistungen." Das ist im gewissen Sinne richtig, wie es auch richtig ist, daß in Deutschland viel zu viel Lyrik und zwar von Unberufenen producirt wird; aber wo soll, bei der bloßen Verstandesmäßigkeit der deutschen wissenschaftlichen Forschung, das deutsche Gemüth sich noch fortpflanzen, wenn nicht in der Poesie und namentlich der Lyrik? Wer oder was gewährt uns in der Einöde des 17. Jahrhunderts Trost, wenn es nicht unsere Lyriker Paul Flemming, F. Spee, Simon Dach, Paul Gerhard u. s. w. sind? Und gegenüber dem prosaischen Materialismus unserer Zeit kann man vielleicht dreist behaupten, daß es unter unsern Dichtern manche gibt, die immer noch zu gut, und wenige, die zu schlecht für unsere Zeit dichten.

Ein Brite über die literarische Bedeutung Heinrich Heine's.

Das „Cornhill Magazine" enthielt in seiner Augustlieferung einen Aufsatz über Heinrich Heine von Mathew Arnold, worin Heine sehr hoch gestellt und unter anderm gesagt wird, daß die von Goethe in die deutsche Literatur gebrachte Hauptströmung, die man von den Nebenströmungen wohl unterscheiden müsse, hauptsächlich sich in Heinrich Heine fortgepflanzt habe. Goethe habe sich selbst einmal einen Befreier der Deutschen und besonders der deutschen Dichter genannt, und in der That seien keine Individuen so den altzopfigen Zuständen Europas entfremdet, so „thoroughly modern", wie diejenigen, welche Goethe's Einfluß aufs tiefste gefühlt hätten. Auch Heine habe einen ähnlichen Krieg geführt, einen Krieg auf Tod und Leben mit den modernen Philistern; ein Wort, nebenbei gesagt, welches dem Verfasser den damit gemeinten Gegenstand viel treffender zu bezeichnen scheint als das französische épicier. Wenn ein französischer Kritiker gesagt habe, fährt der Verfasser fort, daß Heine unter Trommelschlag nur die Ideen von 1789 in Deutschland ausgerufen habe, so sei dies eine zu französische Ansicht; Deutschland, diese „vast mine of ideas", habe keine Zufuhr von Ideen aus dem Auslande nöthig, und wenn Heine nichts zu thun beabsichtigt hätte, als Ideen aus Frankreich nach Deutschland zu verpflanzen, so würde dies nur geheißen haben, Kohlen nach Newcastle zu tragen. Heine's Bedeutung sei, daß er eine Verbindung zwischen dem französischen Geist einerseits und deutschen Ideen und deutscher Bildung andererseits angestrebt und dadurch eine neue Periode eröffnet habe. In England hätten zwei Mitglieder der aristokratischen Klasse den Versuch gemacht, den eigentlich modernen Geist in der englischen Literatur und Gesellschaft zur Geltung zu bringen: Byron und Shelley; aber was sie geschaffen, sei ein Fehlschlag im Vergleich zu dem literarischen Schöpfungswerke Shakspeare's und Spenser's, Goethe's und Heine's. Sie bezeichneten zwar die große Strömung der modernen Literatur; aber einige andere, die man als die „minor currents" betrachten könne, Wordsworth, Scott und Keats hätten bei weitem solidere, in sich fertigere Schöpfungen hinterlassen als Byron und Shelley. Dann geht der Verfasser wieder zu Heine über, spricht von seiner poetischen Form, die er „incomparable" findet, von seinen Balladen, welche größere Rapidität und Anmuth hätten als irgendeine englische, von der in seinen Dichtungen wahrnehmbaren, für ihn charakteristischen Verschmelzung französischer Klarheit und Modernität mit deutscher Empfindung und deutscher Fülle, und er bemerkt

dann, Heine sei zwar ein „brillant soldier in the war of liberation of humanity“ und als solcher seit Goethe's Tode die unvergleichlich bedeutendste Gestalt in der europäischen Literatur; aber doch habe er einen gebrandmarkten Namen hinterlassen, und das habe bei seinen schreienden Fehlern, seiner maßlosen Reizbarkeit, seiner Gewissenlosigkeit, wenn es seine Leidenschaft zu befriedigen galt, seinen unbegreiflichen Angriffen auf seine Feinde und seinen noch unbegreiflicheren auf seine Freunde, seinem Mangel an Edelmuth, seiner sinnlichen Natur, seiner unablässigen Spottsucht nicht anders sein können. Byron sei nur durch seinen Genius, sein inneres Feuer und seine ihm angeborene Kraft groß gewesen; aber er sei nicht mit den intellectuellen Erfordernissen eines modernen Dichters höchster Ordnung ausgerüstet, er sei, abgesehen von seinem Genius, ein gewöhnlicher britischer Edelmann des 19. Jahrhunderts gewesen, mit wenig Bildung und ohne Ideen. Heine habe über die ganze Bildung Deutschlands verfügt; in seinem Kopfe seien alle Ideen des modernen Europa in Bewegung gewesen. Und was habe man von Heine? einen Halberfolg wegen Mangels an sittlichem Gleichgewicht, an Adel der Seele und des Charakters. Leider müssen wir sagen, daß die Zeit, in welcher Heine lebte, dichtete und spöttelte, sich von der Zeit, in welcher Goethe sich entwickelte und groß wurde, in dieser Hinsicht ebenso sehr unterscheidet, als sich der Dichter des „Romancero“ von dem Dichter der „Iphigenie“, des „Torquato Tasso“, „Hermann und Dorothea“ u. s. w. unterscheidet. Und doch fehlt es uns in diesen Tagen an einem Heine, einem von seinen vielen Schlacken gereinigten Heine, der die Philisterei auch unserer Zeit mit dem Sprühfeuer desselben Geistes und Witzes beleuchtete. **H. M.**

Bibliographie.

Biermann, G., Geschichte des Herzogthums Teschen. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 2 Thlr.

Bornhak, G., Geschichte der Franken unter den Merowingern. 1ster Theil: Von den ältesten Zeiten bis auf Chlothar's I. Tod. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Freimann, H., 1813. Ein Gedicht in 17 Gesängen. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Haideblumen. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 12½ Ngr.

Heußer-Schweizer, Meta, Gedichte. Mit einem Vorwort von A. Knapp. Der „Lieder einer Verborgenen“ 2te, vermehrte Auflage. Leipzig, Holtze. 8. 24 Ngr.

Höcker, G., Dunkles Spiel. Eine Geschichte aus der großen und kleinen Welt. Drei Bände. Dresden, Kuntze. 8. 3 Thlr.

Hunold, B., Wache Träume. Gedichte. 4te vermehrte Auflage. Innsbruck. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.

Huxley, T. H., Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur. Drei Abhandlungen: Ueber die Naturgeschichte der menschenähnlichen Affen. Ueber die Beziehungen des Menschen zu den nächst-niederen Thieren. Ueber einige fossile menschliche Ueberreste. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Mit in den Text eingedruckten Holzstöcken. Allein berechtigte deutsche Ausgabe. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Karup, W. J., Geschichte der katholischen Kirche in Dänemark vom Beginn bis zur Gegenwart. Aus dem Dänischen übersetzt. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leonhardi, G., Ritter Johannes Guler von Weineck. Lebensbild eines Rhätiers aus dem 17. Jahrhundert. Bern, Heuberger. Gr. 16. 12 Ngr.

Lorenski, Amüsant-schauerliches und schauerlich-amüsantes Liebesabenteuer eines russischen Offiziers an den Gestaden des Asowschen Meeres oder Nixe Rusalka. Wien, Gorischek. 1864. 8. 8 Ngr.

Maraxter, Der schwarze Roland und seine Tochter. Ein Gedicht. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 16. 15 Ngr.

Putlitz, G. zu, Der Brockenstrauß. Dramatischer Scherz in einem Aufzuge. Berlin, Schlesinger. 1864. 8. 10 Ngr.

Renouard, C., Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757 bis 1763. Nach bisher unbenutzten handschriftlichen Originalen und andern Quellen politisch-militärisch bearbeitet. 1ster Band. 1ste Hälfte. Cassel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roth, P., Feudalität und Unterthanverband. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 2 Thlr.

Schönberg, H. F. J. v., Kinder der Laune. 1ster Band. Leipzig, Luppe. 16. 25 Ngr.

Shirreff, E., Die intellectuelle Erziehung und ihr Einfluß auf Charakter und Glück der Frauen. Nach der 2ten Auflage des englischen Originals von A. von Metzsch. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Simrock, K., Gedichte. Neue Auswahl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Urlichs, L., Skopas Leben und Werke. Mit 1 lithographirten Tafel. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Walter, F., Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart. Bonn, Marcus. Gr. 8. 3 Thlr.

Winterfeld, A. v., Das Käthchen aus der Kirchgasse. Humoreske. Berlin, Gerschel. Gr. 16. 15 Ngr.

Wirth, G., Jean Paul Friedrich Richter als Pädagoge, nebst einer Auswahl pädagogischer Kernstellen aus Jean Paul's Werken. Lehrern und Erziehern dargeboten. Brandenburg, Müller. Gr. 8. 15 Ngr.

Wislicenus, G. A., Die Bibel. Für denkende Leser betrachtet. 1stes Heft. Leipzig, Keil. Lex.-8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bachmaier, M., Frohschammer und die katholische Wissenschaft. Passau. Gr. 8. 4 Ngr.

Eckardt, L., Für Schleswig-Holstein und zur deutschen Lage. Oeffentlicher Vortrag in der Volksversammlung vom 13. Juni 1863 zu Mannheim. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Essellen, M. F., Ueber den Ort der Varusschlacht. Eine Zusammenstellung der wesentlicheren Gründe für die Annahme des Schlachtfeldes im südlichen Theile des Kreises Beckum. Mit 1 Karte. Hamm, Grote. 4. 6 Ngr.

Hermanns-Denkmal. Dem Cherusker-Fürsten Hermann, dem Befreier Deutschlands errichtet vom deutschen Volke. Hannover. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Köhn von Jaski, W., Die Schlacht von Groß-Beeren am 23. August 1813. Zur 50jährigen Jubelfeier. Mit 1 Schlacht-Plane. Berlin, F. Schulze. 8. 6 Ngr.

— — Das Treffen bei Hagelberg am 27. August 1813. Zur 50jährigen Jubelfeier. Berlin, F. Schulze. 8. 3 Ngr.

Luther, C., Wie können Preussen und andere deutsche Staaten zur See mächtig werden? Ein rhapsodischer Beitrag zur preussischen resp. deutschen Flottenfrage. Dessau, Baumgarten u. Comp. Lex.-8. 7½ Ngr.

Die nationalen Partheien Deutschlands. Vom Verfasser der „Vereinigten Staaten von Deutschland“. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Schilling, G., Die verschiedenen Grundansichten über das Wesen des Geistes. Akademische Festrede zur Feier des hohen Geburtsfestes Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Ludwigs III. am 9. Juni 1863 gehalten. Gießen. Gr. 4. 6 Ngr.

Woldemar, C., Die Seeschulen Norddeutschlands. St. Petersburg. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zur Erinnerung an das 50jährige Jubelfest des Aufrufs Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz vom 30. März 1813. Neu-Strelitz, Barnewitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 3. September 1863.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Reiseliteratur über Afrika.

1. Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara. Von Max Hirsch. Mit drei Ansichten und einer Karte. Berlin, M. Hirsch. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Nach Marokko. Reise- und Kriegsmemoiren. Von August von Baeumen. Mit einer Zeichnung der Stadt Tetuan und dem Bildnisse des Generals Prim. Berlin, Springer. 1861. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
3. Westafrika geographisch und historisch geschildert von J. Leighton Wilson. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Leipzig, Lorck. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Paul du Chaillu's Reisen in Centralafrika. Aus dem Englischen. Berlin, Hasselberg. 1862. Gr. 16. 8 Ngr.
5. Reisen in Südafrika in den Jahren 1849—57. Von Ladislaus Magyar. Aus dem Ungarischen von J. Hunfalvy. Erster Band. Mit einer Landkarte und acht Lithographien. Pesth, Lauffer und Stolp. 1859. Lex.-8. 3 Thlr.
6. Erinnerungen aus Aegypten von Isfordink-Kostnitz. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.
7. Ueber die Entdeckungsreisen im mittlern Afrika von Mungo Park bis auf Dr. Vogel. Ein Vortrag, gehalten an mehreren Orten von Rudolf Nagel. Mit zwei Karten. Remscheid, Krumm. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

„Zahlreiche Reisebeschreibungen werden alljährlich veröffentlicht; aber ein Geograph muß auch viel Bücher haben, gute und schlechte; denn auch in den schlechten findet ich manche brauchbare Notiz." So sprach der große, ich gerade damals vorzugsweise mit Studien über Afrika eschäftigende, verehrungswürdige Geograph Karl Ritter u mir, als ich ihm in Berlin einen Besuch abstattete und eim Anblick seiner großen Bibliothek in Worte der Verunderung ausbrach. Die Wände dreier Zimmer waren ier- und fünffach mit Büchern besetzt, und wohin man ch wendete, stieß man auf Folianten, Quartanten, Octav- nd Duodezbände, unter denen der weltberühmte Gelehrte on morgens bis in die späte Nacht verweilte, denn die ibliothek war auch seine Arbeitsstätte.

An die oben angeführten Worte des großen Gelehrn und edeln Mannes wurden wir erinnert, als wir die uns vorliegenden Schriften über Afrika zur Prüfung und Berichterstattung erhielten. Sie lassen sich eben nicht in gute und schlechte Bücher klassificiren, wol aber in skizzenhaft schildernde und in ausführliche Detailbeschreibungen. Die erstern sind von solchen Touristen verfaßt, welche die Länder nur durchreisten, ohne sich längere Zeit darin aufzuhalten, während die ausführlichen Werke von Männern geschrieben wurden, die, wie Magyar und Wilson, viele Jahre in Afrika lebten, mit zahlreichen Stämmen dieses Welttheils täglich verkehrten und sowol die furchtbarsten Todesschrecken und Gefahren, als auch die schönsten Freuden einer blühenden und früchtereichen Tropenzone mit ihnen gemeinschaftlich theilten und in brüderlicher Eintracht sich an den Wundern der Welt erfreuten.

Wandern wir zuerst mit Max Hirsch, dem Verfasser der Schrift: „Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara" (Nr. 1), nach Algerien. Im December 1855 reiste er mit einem Gutsbesitzer und einem Offizier aus Mecklenburg von Algier aus nach Aumale. Diese vom Herzog von Aumale 1845 gegründete Stadt ist auf vielen Karten gar nicht verzeichnet; sie liegt zwischen 36 und 37° nördl. Br. und 1—2 Längengrade von Paris, südöstlich $17^1/_2$ Meilen von Algier. Die Römer haben ehemals hier die Stadt Auzia erbaut, welche etwa 50—60000 Einwohner gehabt haben soll. Zahlreiche massive Grundbauten, Denksteine, Statuen und Geräthe bekunden noch heute das Dasein und die überraschende Blüte des alten Auzia. Die jetzige Stadt Aumale enthält etwa 1000 Einwohner und ist ganz nach französischer Art gebaut. Der Weg dahin bietet wenig Naturschönheiten, wol aber zahlreiche Beschwerden auf schlechten, ungebahnten Straßen. Und naht sich der Abend, so darf man nicht etwa auf ein angenehmes Gasthaus hoffen, sondern man muß in elenden Hütten auf der Erde oder, wenn das Glück gut ist, auf Breterbänken die Mühsal des Tags verschlafen. Die Küstengegend von

Algerien ist zwar sehr schön, denn sie vereinigt die Vegetation des südlichen Europa mit der tropischen Pflanzenpracht, aber in den Gebirgen des Atlas, wo im Winter der Schnee nicht selten liegen bleibt, stößt man überall auf Einöden ohne Vegetation, dort trifft man nur selten ein lebendes Wesen. Obgleich der Verfasser nicht lange in diesen Gegenden verweilte, so gibt er uns doch sehr gute Schilderungen der socialen Zustände und Naturscenen.

Um ganz sicher durch das algierische Gebiet in die Wüste reisen zu können, erbittet sich der Autor nebst seiner Begleitung militärischen Schutz von den französischen Commandanten der Districte. Empfehlungsbriefe an die obersten Befehlshaber bewirken nicht nur die erbetene militärische Begleitung, sondern haben auch zahlreiche Einladungen in die Offiziercirkel zur Folge, wodurch er die Stellung der französischen Armee in Algerien und deren Organisation genauer kennen lernt. Er beschreibt uns das Regiment der Turcos — 3000 Mann stark — und die andern Truppen. Ganz besonders bewundert er den Geist der Soldaten und das freundliche und leutselige Verhältniß zwischen Offizieren und Gemeinen. Er sagt:

Die Geschichte der französischen Armee seit der großen Revolution mit ihren wunderbaren Feldzügen und unsterblichen Siegen beweist eben, daß die Ansichten von Mannszucht und Respect, wie sie noch heute in dem preußischen „Volksheere" herrschen, ganz aus der Luft gegriffen sind. Der Franzose kennt keine unübersteigliche Kluft zwischen Befehlenden und Gehorchenden, jeder Gemeine kann es durch Tapferkeit und Tüchtigkeit bis zum Marschall bringen, und dieses Bewußtsein, dieses Streben allein nützt einem Heere zehnmal so viel als aller Gamaschendienst und blinde Gehorsam.

Daß der Verfasser sich aber nicht als beständiger Ruhmprediger der französischen Armee zeigt, beweist uns folgende Kritik der Verwaltung und Justiz:

Das „Bureau arabe" ist die Specialbehörde für die Angelegenheiten der Araber, oder vielmehr aller Eingeborenen. Es besteht aus einem oder mehreren französischen Offizieren — je nach der Größe des Verwaltungsbezirks —, welche des Arabischen mächtig sind; doch erlernen sie die Sprache, sowie das Recht, die Gewohnheiten und Zustände der Einheimischen wol meistens nur durch praktische Uebung selbst, d. h. ziemlich unvollkommen. Bedenkt man nun die Fülle und Mannichfaltigkeit der Geschäfte, die ihnen obliegen und zu denen sie selbst in den wohlbekannten Verhältnissen der Heimat höchst unfähig wären, so wird man den Versicherungen eines dort stationirten Regimentsarztes Glauben schenken, daß sehr viele Fehlgriffe in dieser Verwaltung vorfallen. Junge Leute, kaum der Schule entwachsen, werden plötzlich zu Richtern in Criminal- und Civilsachen, zu Steuer- und Polizeibeamten, zu Ordnern der ganzen einheimischen Verwaltung. Graubärtige Kaids aus den ältesten Adelsfamilien sind ihnen untergeben, jedermann kann von seinem ordentlichen Richter an sie appelliren. Wie höchst anstößig muß nicht dies einem Volke sein, das Religion, Alter und Geschlechtsadel als nothwendige Bedingung jeder Würde betrachtet! Dennoch versicherten mir die Offiziere, daß sehr viel an sie appellirt würde, sodaß sie eine Menge Sachen zurückweisen müßten. Warum hat man nicht schon vor 30 Jahren eine Anstalt zur Ausbildung von Beamten für Algerien gegründet? An der Besteuerung erkannte ich recht deutlich die unkundige Hand des Soldaten. Man hat sich zur Einziehung der Abgabe vom Korn an dasjenige gehalten, was sich allerdings am leichtesten beobachten läßt, nämlich an die Zahl der Pflüge. Jeder Pflug entrichtet 30 Francs das Jahr im Bezirk von Aumale, 60 Francs in dem von Bu-Sâda (Sahara), wo ein Pflug wegen des leichten, ganz ebenen Bodens weit mehr Aecker bestellt und daher auch weit mehr Ertrag zu Wege bringt.

Auch werden Abgaben von den Palmbäumen erhoben, aber sehr ungleichmäßig, wie uns folgende Angabe beweist: Biscara, mit 120000 Palmen, zahlt 23000 Francs; Schemata, mit 8000 Palmen, zahlt 20094½ Francs; El-Bordesch, mit 33000 Palmen, 10630 Francs; El-Ulaja, mit 0 Palmen, zahlt 1500 Francs. Es ist also sehr zu wünschen, daß der französische Kaiser diesen Zuständen einige Beachtung widmet, denn die dortigen Misverhältnisse sind zu groß.

Ueber die Kabylen sagt der Verfasser:

Sie sind weit wirthschaftlicher, arbeitsamer und geschickter als die Araber und beschäftigen sich nicht mit nomadischer Viehzucht, sondern vornehmlich mit Spaten- und Obstcultur, vielfach auch mit Industrie und Handel. Ihre Arbeiten in Holz, Eisen, Wolle und andern Stoffen sind verhältnißmäßig sehr bedeutend, und werden durch einen großen Theil Algeriens verhandelt. Auch die Kabylen haben im Mittelalter, unter ihren Dynastien der Almoraviden und Almohaden, wahre Tatarenzüge vollbracht. Unter einem einzigen Herrscher, dem Jussuf ben-Taschefin, unterwarfen sie ganz Afrika von Aegypten bis an den Ocean und den größten Theil der Iberischen Halbinsel. Der grausame Abd-el-Mumen, Fürst der Almohaden, ward ebenso mächtig; aber er zerstörte, was der große Jussuf geschaffen. Marokko, Tlemcen und Tunis sahen ihre Trümmer mit dem Blute fast aller ihrer Bewohner überschwemmt. In heutiger Zeit herrschen aber dort noch zahlreiche Bürgerkriege. Nicht nur Stamm ficht gegen Stamm, Dorf gegen Dorf, sondern häufig stehen sich zwei feindliche Parteien in demselben Dorfe gegenüber. Dann wird eine Mauer mittendurch gebaut, Wartthürme auf beiden Seiten errichtet und die eine Hälfte überfällt die andere, wenn sie im Vortheil zu sein glaubt oder ein besonderer Anlaß den schlummernden Groll aufstört.

Das Wanderleben der afrikanischen Stämme erklärt der Verfasser aus Gesundheitsrücksichten. In den heißen, feuchten Thälern gedeihen alle Früchte sehr gut, aber sie entwickeln eine todbringende Pestluft. Deshalb verweilen die Bewohner nur während des Säens und Erntens ihrer Producte darin und ziehen sich dann in die gesunde Gebirgsluft zurück. Von Aumale geht die Reise in die große Kabylie, nach Bibân und Medschana, Msila und Bu-Sâda, in das südliche Hedna, nach Biscara und in die Wüste. Von da aus kehrt er über Konstantine, durch die Provence in die deutsche Heimat zurück. Referent kann das Buch als ein beachtungswürdiges, lesenswerthes Werkchen empfehlen, denn es gewährt uns eine ziemlich ausführliche Kenntniß der politischen und socialen Verhältnisse von Algerien und bereichert Geographie und Statistik.

Wandern wir von Algerien südwestwärts, so gelangen wir nach Marokko. Um dieses Land kennen zu lernen, nehmen wir das Buch „Nach Marokko" (Nr. 2), von August von Baeumen, zur Hand. Der Verfasser, ein bairischer Offizier, ist des ewigen Friedens müde und satt, denn 26 Jahre Offizier zu sein, ohne auch nur eine einzige Schlacht mit durchkämpft zu haben, verursacht das drückendste Gefühl in einer echten Soldatenbrust. Darum benutzt er den Krieg der Spanier gegen Marokko,

verläßt im Februar 1860 seine Garnison und reist über Strasburg, Lyon, Madrid nach Tetuan. Leider schildert er uns auf den ersten sechs Bogen nur Alltäglichkeiten aus Frankreich und Spanien. Interessanter wird das Buch, wo er im spanischen Heerlager und in Tetuan ankommt; da er mit allen höhern Offizieren intim bekannt wird, so vermag er uns getreue Charakteristiken der berühmten Heerführer zu geben. Er schreibt:

Der Kriegsminister und Ministerpräsident, General-en-Chef der afrikanischen Armee, Don Leopoldo O'Donnell, Herzog von Tetuan (das er eroberte) und Graf von Lucena, zählt 56 Lebensjahre, er ist von mehr als gewöhnlicher Größe und ein stattlicher Herr. Sein klares, tiefblaues Auge spiegelt ebenso sehr die Fähigkeit eines innigen Empfindens, als eine durchdringende und scharfe Auffassungsgabe wider; der stolz getragene Kopf ist mit grauen, glatt niedergekämmten Haaren spärlich bedeckt. Er stammt aus einer irländischen Familie, die sich schon unter Ferdinand VI. in Spanien niederließ. Mit einem tiefen Ernste auf seinem immer ruhigen Gesichte, allein gleichwol mit theilnehmendem und wohlwollendem Ausdrucke im Tone und in französischer Sprache, hieß er mich willkommen, erwähnte der huldvollen Empfehlung Sr. königlichen Hoheit, des Prinzen Adalbert zu Gunsten der bairischen Offiziere und beendigte die Vorstellung mit einer ebenso gnädigen als sehr graziösen Handbewegung. O'Donnell hat mir nur einmal die Hand geboten, und dies war einige Monate später im königlichen Schlosse zu Aranjuez, kurz vor meiner Audienz bei Ihrer Majestät der Königin, wo er mir die Hand zum Abschied unter Worten reichte, daß ich vor innerer, seliger Bewegung zitterte und mich geraume Zeit sammeln mußte, ehe ich der Königin gegenübertrat.

Der Autor wird überhaupt sehr leicht entzückt durch einen gnädigen Blick und ein freundliches Wort derjenigen Persönlichkeiten, mit denen er auf seiner Kriegsfahrt in Berührung kommt. Sein Heldenideal ist Prim, den er in folgenden Worten schildert:

Generallieutenant Don Juan Prim, Graf von Réus, Marquis von Castillejos ist 46 Jahre alt, von mittlerer Größe, schöner und edler Haltung. Die bis zur Unterwürfigkeit gehende Ergebenheit, das blinde Vertrauen all seiner höhern und niedern Offiziere und Truppen gründet sich einzig auf sein strategisches Talent, sein soldatisches Uebergewicht. Trotz dieses Nimbus, vielleicht gerade durch ihn, war Prim's Art des Verkehrs mit seinen Untergebenen nie hochfahrend und wegwerfend, sondern leutselig und gütig, und sein Wort, wenn auch in kurz abgestoßenem Tone, treuherzig und zur Annäherung einladend. Seine Stimme klingt hell und kräftig, und die Schönheit der spanischen Sprache gewinnt in seinem Munde an unendlichem Wohlklange. Sein tiefgebräuntes, echt spanisches Gesicht ist gewöhnlich ernst und tiefsinnend, doch habe ich ihn auch recht heiter und hinwiederum seinem überwogenden Gefühle bis zur Trauer, ja einmal selbst bis zu Thränen nachgeben gesehen. Die Scenen des Blutvergießens, an denen er gar zu gern und mitten im Kampfgewühle sich betheiligt, haben sein Herz für die Regungen der tiefsten Theilnahme keineswegs abgestumpft. Die Art, wie dieser Mann den persönlichen Muth bis zur höchsten Todesverachtung treibt, die Kaltblütigkeit, mit welcher er mitten der größten Gefahr, die immer wechselnden Chancen des Schlachtfeldes verfolgt und beherrscht: diese Vorzüge einer echten Heldenseele sind es, die diesem großen Manne eine an Cultus grenzende Verehrung durch ganz Spanien gesichert haben. Das ist der Mann, welchen O'Donnell, sein politischer Gegner, am Februar auf dem Schlachtfelde vor der ganzen Armee umarmt hat; dies der Mann, von dem der Spanier sagt, daß er mit dem Muthe eines Löwen die Seele eines Kindes verbinde. General Prim ist ein wissenschaftlich unterrichteter Offizier. Er war vor Ausbruch des Bürgerkriegs noch Student, hat unter den Christinos ein Freicorps gebildet und geführt, durch seine Bravour bald die Augen auf sich gezogen und wurde wegen einer kühnen, glänzenden Waffenthat, indem er die Feinde der Königin bei seiner Vaterstadt Réus in Catalonien geschlagen hatte, von der Monarchin zum Grafen von Réus erhoben.

Herr von Baeumen wird Prim's Generalstabe attachirt, wodurch er die spanische Heeresorganisation und das Kriegerleben der Soldaten hinreichend kennen lernt, um uns treue Charakteristiken geben zu können. Er schildert, freilich wol, wie uns bedünken will, in etwas stark aufgetragenen Farben, das Gefecht bei Samsa und die mörderische Schlacht von Valdras. Nach Beschreibung der Märsche und Truppenaufstellungen sagt er:

Das Pfeifen der Kugeln, der stürmische Viva la Reina-Ruf der angreifenden Spanier, das Zischen der Raketen und Platzen der Granaten, das Dröhnen anstürmender Cavaleriegimenter, der Kanonendonner, das Knattern der Infanteriesalven, hierzu das vieltausendstimmige Geheul der Mauren: all dies bebte wie Gewitterbrausen durch die Luft, es verschlang Trompetenschall und Commandoruf! O hätte es doch auch den Jammerruf der Gefallenen übertäubt, die ringsum den Boden deckten! Angriff auf Angriff folgt, die schwarze Garde des Kaisers von Marokko erscheint! Mörderischer wird der Kampf. Die Kürassiere wurden zurückgeschlagen, auch die Infanteriebataillone fingen, nachdem sie dreimal das Dorf genommen und neuerdings verloren hatten, zu zagen an, ja, ein Theil derselben wandte sich zur Flucht. Nun bot sich ein Anblick, der mir heute noch das Blut zu Eis erstarren macht, denn gräßlich war es, Zeuge zu sein, wie die Unholde die Fliehenden haschten, wie deren Messer durch die Kehlen der Unglücklichen zischten und der rothe Blutquell aufsprang, wie sie die fruchtlos um Hülfe Flehenden mit sich fortführten und in die Flammen warfen. Zwar rissen die Salven der im Sturmschritt anrückenden Reserve breite Lücken in die Horden der fanatisch wüthenden Kannibalen, allein der panische Schrecken drohte sich auf der ganzen diesseitigen Linie fortzupflanzen: da zog Prim den Degen und in kürzerer Zeit, als ich hier einige Zeilen schribe, standen wir alle mitten auf dem Schauplatze dieses blutigen Dramas, umlodert vom Feuer des an allen Enden brennenden Dorfs.

Die Regimenter folgen dem Abgotte der Armee und das fürchterliche Morden beginnt noch kannibalischer; 10 Stunden dauert das blutige Donnergetöse; aber nachdem die beiden Stützpunkte des Feindes am rechten und linken Flügel genommen waren, drängte derselbe in voller Auflösung nach der Mitte, um den Eingang in den Fondak-Engpaß zu gewinnen und sich dort festzusetzen. Der spanische Oberfeldherr kam ihm jedoch zuvor, indem er den General Echague eine Diversion zur Bedrohung der feindlichen Rückzugslinie nach der Fondakrichtung nehmen ließ, er selbst aber mit dem Centrum sich auf die feindliche Fronte warf, diese durchbrach und durch gänzliche Zersprengung der maurischen Linie die Schlacht entschied. Das marokkanische Heer zerstob in wilder Flucht. Der Friede ward geschlossen und unser Autor erhielt den „Militärorden vom heiligen Ferdinand", Prim selbst beglückwünschte ihn und heftete das Band dieses Ordens an seine Uniform. Jetzt verließ er Afrika, segelte wieder nach Spanien und hatte bald darauf Gelegenheit, den unermeßlichen Jubel und die stürmische Begeisterung des spanischen Volks bei der Truppenrückkehr zu bewundern. Dabei schildert er uns spanische Zustände, Andalusiens Frauen und großartige Gebäude, wie die Kathedrale von

Sevilla, die Moschee von Cordova u. s. w. Die spanische Nation findet er im allgemeinen sehr liebenswürdig. Während seiner Anwesenheit finden auch einige Stiergefechte statt, die er ganz ausführlich beschreibt. Die spanischen Stiergefechte und die Verurtheilungen der Bibelleser und Protestanten zu sechsjähriger Galerenstrafe geben uns jedoch den evidentesten Beweis, daß das Sittlichkeitsgefühl der Spanier noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht.

Specielle geographische, statistische Schilderungen und Beschreibungen von Naturproducten u. s. w. gibt der Verfasser nicht; der Krieg war sein Hauptziel, und alles, was sich darauf bezieht, berichtet er in gewandter wenn auch wol bisweilen überteibender Darstellung. Demzufolge wird seine Schrift auch allen Militärs eine höchst willkommene Gabe sein.

Wenden wir uns von Marokko längs des Atlantischen Oceans nach Süden, so gelangen wir nach Senegambien und Guinea. Eine sehr ausführliche Beschreibung dieser Länder und deren Bewohner gibt uns das höchst schätzbare Werk: „Westafrika geographisch und historisch geschildert", von J. Leighton Wilson (Nr. 3). Wilson hat ziemlich 20 Jahre als amerikanischer Missionar in Westafrika gelebt; er hat Gelegenheit gehabt, alle wichtigen Punkte längs der Küste zu besuchen und ausgedehnte Ausflüge in die der Küste zunächst gelegenen Districte zu unternehmen, hat endlich zwei der Hauptsprachen des Landes gründlich studirt und schreiben gelernt und sich somit mehr als gewöhnlicher Vortheile erfreut, sich mit dem wirklichen Zustande des Landes bekannt zu machen.

Im ersten Kapitel gibt er einige Andeutungen über drei Urstämme, welche Afrika in frühern Jahrhunderten bewohnten; dann bespricht er die Versuche der Phönizier, das afrikanische Festland zu umschiffen, erwähnt Hanno's Reise längs der Küste und die ersten Ansiedelungen der Negerrasse in Westafrika. Diese Facta gehören aber einer dunkeln Zeitperiode an und lassen sich nicht mit Gewißheit feststellen.

Werthvoller wird das zweite Kapitel, worin er aus eigener Anschauung Westafrika geographisch beschreibt, die Bodenbeschaffenheit, Flüsse, Lagunen, Jahreszeiten, Temperatur und die Bewohner Senegambiens, Nordguineas und Südguineas schildert. Die Bewohner des westlichen Afrika lassen sich in drei große Familien theilen. Diese Familien gehören sämmtlich zu derselben Rasse, die als die Neger- oder afrikanische Rasse bekannt ist; aber es gibt unter ihnen scharfe und wesentliche Unterschiede, die man nicht übersehen wird, wenn man sich einen richtigen Begriff von dem wahren Zustande des Landes machen will. In Senegambien findet man drei Hauptstämme: die Jolofs, die Mandingos und die Fulahs. Viele wollen diese Stämme nicht für reine Neger halten. Die Fulahs zeigen auffallende Merkmale einer gemischten Rasse. Von den Bewohnern des nördlichen und südlichen Guinea unterscheiden sich diese Familien ferner auch dadurch, daß sie sich zum mohammedanischen Glauben bekennen, während die andern hauptsächlich Heiden sind. Die Bewohner des nördlichen Guinea sind als der nigritische Stamm bekannt, weil sie, wie man vermuthet, von den im Nigerthale wohnenden großen Negerfamilien abstammen. Man kann die im nördlichen Guinea wohnenden Stammgenossen dieser Art in sechs oder sieben verschiedene Familien theilen. Der Verfasser charakterisirt dann die verschiedenen Rassen.

Hinsichtlich der Hautfarbe, der Gesichtszüge und anderer physischer Eigenthümlichkeiten findet sich unter den Bewohnern des nördlichen Guinea weit mehr Uebereinstimmung als bei den Stämmen der beiden andern allgemeinen Abtheilungen, und dies mag seinen Grund in dem Umstande haben, daß diese Familie, obgleich über ein ungeheueres Gebiet von Ost nach West sich verbreitend, trotzdem nur auf sehr wenige Breitengrade beschränkt ist, während die beiden andern über eine weit größere Anzahl von Breitengraden sich ausdehnen und daher einer weit größern Verschiedenheit des Klimas unterworfen sind.

Die Bewohner des südlichen Guinea sind als äthiopische oder nilotische Familie bekannt, deren Namen die muthmaßliche Abstammung von den alten Nationen des Nil bezeichnet. Es verbreitet sich diese Familie über die ganze südliche Hälfte des afrikanischen Festlandes vom Mondgebirge bis zum Cap der guten Hoffnung, und man hält dafür, daß sie eine Rasse bilde, die von dem großen nigritischen Stamme, welcher das ganze Land zwischen demselben Gebirge und den südlichen Grenzen der großen Wüste bewohnt, wesentlich unterschieden sei. Die Bewohner Nordguineas sind nicht so kräftig und energisch wie der nigritische Stamm; sie haben schlankere oder zartere Gestalten, bessere Züge und zeichnen sich durch größere Scharfsinnigkeit und Charaktergeschmeidigkeit aus. Es gibt nirgends im westlichen Afrika ausgebreitete politische Organisationen, die Fulahs in Senegambien und die Königreiche Aschanti und Dahomeh in Nordguinea ausgenommen, von welchen aber keins größer oder mächtiger ist als irgendein europäisches Königreich zweiter Klasse. Das Volk gruppirt sich meistentheils in kleine unabhängige Gemeinden von ein- und zwei- bis zu zwanzig- und dreißigtausend Seelen.

Die Regierungsform ist überall eine nominelle Monarchie, die aber, genauer betrachtet, weit mehr volksthümliches und patriarchalisches als monarchisches Element in sich trägt. Obgleich durch die bei ihnen vorkommenden mannichfaltigen Formen des Heidenthums bedeutend verderbt, gehören die Bewohner des westlichen Afrika noch keineswegs zu der niedrigsten Klasse des Menschengeschlechts. Vergleicht man sie mit den civilisirten Völkern der Erde, so sind ihre Mängel und Gebrechen allerdings wahrnehmbar genug; aber sie würden, wenn man sie mit andern uncultivirten Menschenrassen in Vergleich bringen wollte, immer noch eine sehr achtbare Mittelstelle einnehmen. Sie haben feste Wohnplätze, bauen das Land, um die nöthigen Mittel zu ihrem Unterhalt zu gewinnen, treiben Viehzucht, sorgen wie irgendein anderes Volk für zukünftige Bedürfnisse, haben in den meisten mechanischen Kün-

sten bedeutende Fortschritte gemacht und bekunden gleichzeitig, daß sie für Handelsbetriebsamkeit entschiedene Neigung und ebenso große Befähigung haben. Sie haben — diejenigen von ihnen ausgenommen, welche der Einfluß der mohammedanischen Religion berührt hat — weder eine geschriebene Literatur, noch ein Erziehungssystem, aber es fehlt ihnen deshalb nicht an ungeschriebener Lehre in der Form von Fabeln, Allegorien, traditionellen Erzählungen und Sprichwörtern, in welchen sich kein geringer Schatz von gesunder Beobachtungsgabe, lebhafter Phantasie und Schärfe des Verstandes kund gibt.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik gibt der Autor eine sehr specielle Geschichte der portugiesischen Entdeckungen im westlichen Afrika und eine Abhandlung über die Niederlassungen der Engländer, Franzosen und Niederländer, auf die wir hier nicht eingehen können, so instructiv dieser Abschnitt auch ist.

Von besonderm Interesse sind nun die sehr gründlichen Specialschilderungen der drei Länder und ihrer Producte. Wir erhalten geographische Umrisse über Senegambien und die beiden großen Flüsse Senegal und Gambia. Dann schildert er uns die Jolofs, ihr Land, ihre Sitten, ihre Religion und Gebräuche; ebenso die Mandingos und Fulahs. Wir wandern dann nach Nordguinea und lernen dessen Beschaffenheit und Bewohner kennen. Auf der Sierra-Leona-Küste machen wir die Bekanntschaft der Timanis, Susus und Veys; dabei erfahren wir, daß die Veys eine Schriftsprache erfunden haben. Hierauf führt uns der Verfasser an die Pfefferküste, schildert Land und Leute, Gebräuche, Ackerbau, die Vielweiberei, die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Mutter und bemerkt, warum sich die Krus — ein Volksstamm — niemals am Sklavenhandel betheiligt haben. Wir lernen die Erzeugnisse der Pfefferküste kennen, das Palmöl und dessen Bereitung, das Camwood und den Malaghettapfeffer, das häusliche Leben der Kru-Frauen, ihre Kleidung und Schmucksachen. Dann bespricht er die Regierung und die Eintheilung des Volks in vier Klassen: die Gnakbad als erste Klasse haben den Rang wie die jüdischen Aeltesten in den Versammlungen; die zweite und zugleich mächtigste Klasse bilden die Sedibo, das Kriegsvolk; die dritte Klasse besteht aus den jungen Männern, Kedibo genannt, welche die Vorstufe zur Klasse der Sedibo bilden; die Deyabo oder Aerzte bilden die vierte Klasse; diese haben mit den politischen Angelegenheiten wenig zu thun und nehmen auch nur in seltenen Fällen an den berathenden Versammlungen theil.

Nach dieser Darstellung gelangen wir zur Elfenbeinküste, erhalten geographische Beschreibungen und unterrichten uns über den Handel mit Palmöl und Goldstaub. Hierauf werden Schilderungen der Goldküste und der europäischen Forts gegeben und die Schwierigkeiten der Landung besprochen. Dann lernen wir das Königreich Aschanti kennen, dessen Könige und deren Eroberungen, ihre Kriege mit den Engländern und Einfälle in Fanti. Die Regierung ist despotisch; Vielweiberei, Sklaverei und Menschenopfer sind gebräuchlich. Die Ackerbauerzeugnisse, Manufacturen und Goldminen gewähren Reichthum. Von hier aus kommen wir zur Sklavenküste und lesen des Verfassers treffende Bemerkungen über den Verfall der afrikanischen Reiche. In Benin wird das Volk zum Christenthum bekehrt infolge der Verbindung des Königs mit einer Weißen. Das Königreich Dahomeh und sein schandbarer Militärdespotismus erregen in uns den größten Abscheu.

Ebenso ausführlich wie die vorhergenannten Länder schildert der Autor alle Regionen, Volksstämme und Producte von Südguinea. Jedermann ersieht aus den gegebenen Citaten und kurzen Inhaltsandeutungen, daß wir an diesem Buche eins der gründlichsten und besten Werke über Westafrika erhalten haben. Klimatische Verhältnisse, Naturproducte, die verschiedenen Menschenrassen und deren Sitten, Charakter, Geistesfähigkeiten, ihre Religion, Aberglaube und Unglaube, überhaupt alle Lebensverhältnisse werden stets mit pragmatischer Treue und specieller Ausführlichkeit besprochen. Kein zweites Werk gewährt uns so viel Detailkenntnisse über jene Länder und Völker als das Buch von Wilson.

Wir kommen nun zu Paul du Chaillu's „Reisen in Centralafrika" (Nr. 4), einem Werke, das uns in dieselben Landstriche führt, dessen Titel mithin falsch gewählt ist; denn da der Verfasser seine Jagdpartien nur an der Westküste unterm Aequator macht und nur bis zum Serra do Cristal gelangt, also Innerafrika gar nicht berührt, so müßte es auch nur heißen: Reisen in Westafrika. Schon der Vater des Reisenden lebte längere Zeit in den Gegenden des großen Flusses, welcher unter dem Aequator in den Ocean mündet und als Gaboon oder Gabun auf den Karten verzeichnet ist. Hierdurch lernte der jüngere Chaillu die Sprache der dort wohnenden Mpongwe und gewöhnte sich an das heiße Klima. Im Jahre 1855 verließ er seine Heimat Amerika, hielt sich einige Monate am Gaboon auf und wandte sich dann nach dem nördlichen Flusse Muni, welcher 1 Grad nördl. Br. in die Coriscobai mündet. Auf der Insel Corisco genoß er die Gastfreundschaft der Missionare und rüstete sich zu der Reise, in welcher er den Muni bis zu seinen Quellen erforschen wollte, womöglich auch die Krystallberge zu übersteigen wünschte, um die dort wohnenden Völker kennen zu lernen, namentlich die Kannibalenstämme an dieser Bergkette, und zu erforschen, ob hinter derselben der Congo fließt. Am 27. Juli 1856 verließ er die Insel auf einem Canot der Neger, aus einem einfachen Baumstamm gehauen; zwölf schwarze Burschen, alle mit Flinten bewaffnet, begleiteten ihn. Die Fieberanfälle curirt er stets durch eine starke Dosis China, und so geht die Reise weiter zu den Krystallgebirgen, in das Land der kannibalischen Fans. Er schildert in skizzenhafter Manier die Sitten und Gebräuche der Völker und schließt mit ihren Königen Freundschaft. Chaillu spricht überhaupt gern von Königen, Königinnen und Prinzessinnen, während er doch nur von Häuptlingen und Kebsweibern reden sollte; denn als König kann man doch einen solchen wilden Negerhäuptling nicht wol nennen. Die tägliche Lieblingsbeschäftigung ist die Jagd auf Vögel,

Elefanten und Gorillas. Die Begegnung mit dieser Affenart zeichnet er in folgenden Worten:

Endlich erblickten wir durch das Gesträuch den Urheber jenes Geräusches und auf einmal füllte sich das Gehölz mit dem furchtbaren Gebrüll des Gorilla. Dieser war auf allen vieren herangekrochen, allein, sobald er uns erblickte, richtete er sich auf und schaute uns kühn ins Gesicht. Er stand ungefähr zwanzig Schritt vor uns, ein Anblick, den ich nie vergessen werde, fast sechs Fuß hoch, von ungeheuerm Körper und großen muskulösen Armen; graue, wildblitzende Augen mit einem so höllischen Ausdruck, wie man sich den Alp vorstellt, verriethen seine Bosheit. So stand er vor uns, dieser König des afrikanischen Waldes, ohne Furcht zu zeigen, und schlug mit seinen Fäusten auf die Brust, daß es wie eine große Baßtrommel erschallte, was seine Art der Herausforderung zu sein scheint. Hierbei stieß er das dieser Affenart so eigenthümliche Gebrüll aus, welches mit einem scharfen Gebell, wie das eines bösen Hundes, beginnt und dann in ein tiefes Rollen übergeht, gleich einem Donner, so tief, daß es weniger aus dem Munde und der Brust als aus dem Wanst zu kommen scheint. Seine Augen fingen noch wilder an zu strahlen, als wir unbeweglich vor ihm auf dem Anstand lagen und die Haare an seinem Vorderkopfe bewegten sich rasch auf und nieder. Noch nie konnte ich mich erinnern, ein so höllisches Wesen so gräßlicher Art, halb Mensch, halb Bestie gesehen zu haben, etwa so wie alte Künstler in Höllenscenen es dargestellt haben, ein Scheusal, wie wir uns den Teufel vorstellen. Er trat einige Schritte vor, stieß von neuem das erschütternde Gebrüll aus, und dann weiter, bis er ganz zehn Schritte vor uns stand, und eben als er wieder brüllen wollte und sich wüthend auf die Brust schlug, feuerten wir und tödteten ihn.

Fabelhaft sind die Erzählungen über seine Stärke und Kraft der Arme und Zähne; auch Wilson stimmt in dieser Schilderung mit Chaillu überein. Beim Schuß, sagt der letztere, fiel er mit einem Stöhnen nieder, das gewissermaßen etwas Menschliches an sich hatte, aber doch noch voll Brutalität war. Chaillu's schwarze Begleiter verzehrten den Affen bis aufs Gehirn, woraus sie Zaubermittel bereiteten, um sowol bei den Frauen als auch im Kriege zu siegen. Nach verschiedenen andern Abenteuern gelangt unser Reisender in die Dörfer der Fans und findet, daß man dort die Menschenschenkel so verspeist wie bei uns die Kalbsbraten. Chaillu hält man aber für einen großen Geist und ihm zu Ehren werden Feste veranstaltet.

Referent möchte für die Wahrheit aller Facta, die uns dieser Tourist berichtet, nicht einstehen, denn es liegt gar zu sehr in der Manier aller Jagdfreunde, ihre Jagdabenteuer zu vergrößern und romantisch auszuschmücken; aber es muß bemerkt werden, daß seine Schilderungen mit denen von Wilson oft so genau übereinstimmen, daß man glauben könnte, einer habe den andern abgeschrieben. Bei näherer Prüfung findet sich, daß dies nicht der Fall ist. Chaillu, als flüchtiger Reisender, erzählt Gesehenes und Erlebtes auch nur flüchtig, ohne es tiefer erforscht zu haben; während Wilson dieselben Thatsachen viele Jahre hindurch beobachten konnte und sie demzufolge auch genauer und ausführlicher zu beschreiben vermochte. Der erstere spricht von einem geheimen Gottesdienst der Frauen, weiß aber nichts weiter, denn er wurde verfolgt, als er ihn einmal beobachten wollte. Wilson ergänzt dieses Factum, indem er uns erzählt, daß die Frauen Orden gegründet haben, ähnlich dem Freimaurerorden, und daß sie ihr ganzes Ceremoniell sehr geheim halten. Auch die Beobachtungen Chaillu's im Thierreich über die merkwürdigen Heereszüge der Ameisen u. s. w. harmoniren mit denen von Wilson.

Nach der glücklichen Erlegung verschiedener Vögel, Eber, Affen, Leoparden, Büffel u. s. w. kehrt der Verfasser wieder zum Gaboon zurück, um von da aus eine Reise nach dem Cap Lopez zu beginnen und später die Gegenden des Cammastroms zu besuchen. Dann bereist er die Länder der Aschira und Apingi. Die Apingis erwählen ihn zum König, sie sagen:

Du bist der Geist, den wir noch nie vorher gesehen haben. Wir sind nur ein armes Volk, im Vergleich zu dir. Du bist unser König und Herrscher; bleibe stets bei uns. Wir lieben dich und wollen thun, was du wünschest. (Hierauf ward er gekrönt und es fanden große Festlichkeiten statt.) Von diesem Tage an — sagt Chaillu — kann ich mich also Du Chaillu den Ersten, König von Apingi nennen, und darf mich rühmen, daß wenige Herrscher ihren Scepter mit so allgemeiner Zustimmung ihrer Unterthanen ergriffen haben als ich.

Ob wahr oder nicht — wir beneiden ihn nicht um seinen Königsthron. Se. Majestät von Apingi fanden sich auch sehr bald wieder bewogen, ihr Königreich zu verlassen und in ihre republikanische Heimat, nach Nordamerika zu reisen.

Für den Geographen hat dies Werkchen kein großes Interesse, wol aber für den Ethnographen; denn die Schilderungen der Sitten und Gebräuche sind belehrend und unterhaltend. Aber eine der höchst willkommensten Gaben wird es allen Jagdfreunden sein. Denn die Jagd auf merkwürdige Thiere war das Hauptziel des Reisenden.

Viel weiter nach Süden führt uns Ladislaus Magyar's Werk: „Reisen in Südafrika in den Jahren 1849—57" (Nr. 5), von dem uns der erste Band vorliegt. Das Buch von Chaillu befriedigte uns deshalb in wissenschaftlicher Hinsicht nicht, weil niemals angegeben wird, unter welchen Breiten- und Längengraden die beschriebenen Länder liegen; ebenso wenig erhalten wir Aufschluß über die Sprachen jener Völker; auch Botanik und Zoologie werden nicht bereichert, denn er nennt zwar mehrere Pflanzen und Thiere, beschreibt und klassificirt sie aber nicht in systematischer Darstellung. Dagegen thut Magyar keinen Schritt, ohne nicht zu sagen, unter welchen Breiten- und Längengraden die von ihm geschilderten Länder liegen. Auch gibt er uns eine treue Charakteristik nebst einigen Beispielen der Kimbundasprache; nur die Pflanzen- und Thierkunde wird durch sein Werk nicht wesentlich bereichert. Aber in geographischer, statistischer und ethnographischer Darstellung der Kimbundaländer steht es einzig da, denn der Verfasser wohnte neun Jahre in jenen Zonen, verheirathete sich mit der Tochter eines Fürsten und hatte nun Gelegenheit, die ganze Umgegend zu bereisen und hierdurch die speciellste Detailkenntniß zu erlangen. Der erste Band beschreibt die Länder zwischen dem 8—15° südl. Br. und 11—19° östl. Länge. Auf der beigegebenen sehr vollständigen Karte kann man jeden

seiner Schritte verfolgen, denn alle großen und kleinen Ortschaften, Flüsse und Gebirge sind darauf verzeichnet. Nach ihr sollten alle Karten, die hier nur leere Stellen zeigen, ausgefüllt werden. Der Autor wurde in Szabadka (Theresiopol) in Ungarn geboren, bildete sich zum Marineoffizier und trat dann in Dienst der argentinischen Union. Als aber die Flotte der Union, in welcher er als Lieutenant stand, im Kriege gegen die Republik Banda Oriental d'Uruguay, mit Hülfe auswärtiger Mächte, in den Gewässern des La-Plata-Stroms vernichtet worden war, begab er sich nach Brasilien und später nach Westafrika, am 9. December 1848 landete er in der Bucht von Benguela. Schon längst beseelte ihn der Wunsch, Innerafrika zu durchforschen, demzufolge benutzte er die Reise einer Karavane nach Bihé; dort ließ er sich häuslich nieder und bereiste von da aus die Nachbarländer. Ueber den Plan seines Werks spricht er sich dahin aus:

> Der erste Theil enthält nebst dem Tagebuche meiner Reise nach Bihé die physische, politische und sociale Beschreibung der verschiedenen Kimbundaländer. Der zweite Theil behandelt die verschiedenen Munganguellaländer zwischen dem 3 und 11° südl. Br. und zwischen dem 19 und 27° östl. Länge; der dritte Theil beschreibt die Mombuellaländer, welche sich zwischen den erwähnten Längengraden bis jenseit des 20° südl. Br. erstrecken.

Die Stadt Benguela, wo sich Magyar zur Reise vorbereitete, wurde 1617 von dem portugiesischen Commandanten Emanuel da Cerveira Pereira gegründet und liegt unter 12° 36′ 0″ südl. Br. und 13° 22′ 0″ östl. Länge am Atlantischen Ocean. Sie ist die Hauptstadt des Districts gleichen Namens und der Sitz des portugiesischen Gouverneurs, der dem Generalgouverneur von Loanda untergeordnet ist. Von hier aus ging die Reise durch die Länder Kiakka, Hambo nach Bihé. Die Charakteristiken der an der Küste liegenden Länder und deren Bewohner übergehe ich und citire nur einige Notizen über die im Innern wohnenden Völker. Das Kimbundavolk ist eins der ausgezeichnetsten und mächtigsten Völker in Südafrika, nicht sowol durch seine Zahl und durch die Ausdehnung seiner Länder, als vielmehr durch seine geistigen Fähigkeiten. Die Kimbunda sind tapfer und kriegerisch, in blutigen Schlachten haben sie über ihre Nachbarvölker gesiegt. Sie treiben einen im Innern weit ausgedehnten Handel, dringen zu den entlegensten Völkern und kaufen für die von denselben eingetauschten Producte bedeutende Quantitäten von europäischen Waaren. Sie halten einen innerhalb 5½ Breitegraden und 5 Längegraden sich ausdehnenden Landstrich besetzt und bilden viele voneinander unabhängige, kleinere und größere Staaten. Sie heißen Kissáma, Mupinda, Sumbe, Gánda, Selles, Ambuin oder Ombe, Libelle, Háko oder Oáko, Kibála, Bailundo, Cacenda, Galangue, Sambos, Kakingi oder Libába, Kissendi oder Massongo und Andulo. Der Verfasser schildert sie ausführlich. Ihren Traditionen zufolge sind ihre Voraltern vor etwa 300 Jahren aus dem fernen Nordosten, aus dem Lande der Moropu nach Westen gewandert.

Schauderhaft klingen die Berichte über die zahlreichen Menschenopfer, Menschenfresserei und andere barbarische Gebräuche. Und dabei sagt der Verfasser, daß er viele mit Stillschweigen übergehe. Der Fürst und die Kriegshäupter mischen das erhaltene Menschenfleisch mit Hunde- und Rindfleisch, kochen es an den vielen Feuern, essen es, und glauben, daß sie infolge dessen eine solche Kraft erlangen, daß sie immer mit Erfolg gegen ihre Feinde kämpfen werden.

In diesen Regionen von Südafrika hat die Bunda- oder Abundasprache die größte Verbreitung. Diese Sprache oder die voneinander mehr oder weniger abweichenden Dialekte derselben herrschen auf einem Raume von 20 Breite- und fast ebenso viel Längegraden. Die wichtigsten sind: Die Kimbunda- oder Nánosprache, die Lovar- oder Lobalesprache, die Lunda- oder Moropusprache, die Munvanéka- oder Humbesprache und die Kanyáma- oder Ovangósprache. Die Kimbundasprache ist mit der Hererósprache verwandt. Die von Magyar verzeichneten Haupt- und Zahlwörter sind fast gleichlautend mit den Hererówörtern in Hahn's Grammatik. Auch die persönlichen Fürwörter sind fast dieselben, z. B. ame ich, ove du, eje er, etu wir, enu ihr, ovo sie. Die Zahlwörter lauten: moschi 1, váári 2, táátu 3, kuána 4, tánu 5, epándu 6, panduváári 7, kirána 8, tyiéra 9, ekunyi 10, ekunyi-ai-moschi 11, ekunyi-ai-vivári 12, ekunyi-ai-táátu 13, ekunyi-ai-kuána 14, ekunyi-ai-tánu 15 u. s. w. Ihre Denkungsart wird durch folgende Sprichwörter charakterisirt: „Der Krug geht so lange zum Fluß, bis er dort bleibt"; „Wer ohne Flügel fliegt, wird seine That bereuen"; „Am Morgen Freud, am Abend Leid"; „Verstehe, siehe, schweige, willst du friedlich leben"; „Ein Freund ist mehr werth als hundert Verwandte"; „Die siegenden Krieger brauchen keinen Weg, sie gehen über Berg und Thal".

Daß auch bei diesen Volksstämmen die Polygamie herrscht, läßt sich denken; je mehr Frauen, je mehr Schwiegerväter ein Mann hat, desto größer ist sein Ansehen und seine Macht. Selbst der Sklave trachtet wenigstens zwei Frauen zu erlangen, während die Wohlhabendern sich zehn und mehr Weiber nehmen, ohne die Sklavinnen mitzurechnen, die sie ebenfalls als Beischläferinnen benutzen. Der segensreiche Ackerbau ist bei diesen Völkern sehr beschränkt, denn die Männer halten die Feldarbeit für erniedrigend und überlassen sie den Frauen. Mais, Maniok, Bohnen, Erbsen, Kürbisse, Kartoffeln, Süßwurz (Kara), Oelgewächse und gute Sorten Taback werden angebaut. Im Essen sind sie nicht wählerisch: Löwen, Leoparden, Schakale, Unzen, Hyänen, viele Käfer wie die Pferdelaus, Raupen, Heuschrecken, Eidechsen, Schlangen, Krokodile, Frösche u. s. w. verspeisen sie alle mit gleich gutem Appetit. Empörend ist ihr crasser Aberglaube in Betreff der Zauberei, schauderhaft ihre Blutrache und schmuzig roh sind ihre Vergnügungen. Aber wie und wodurch sollen jene Menschen auf eine höhere Culturstufe geführt werden? Nur durch das Postofassen einer europäischen Großmacht, die alljährlich zahlreiche Colonien hinzusenden und mit einer starken Waffenmacht zu unterstützen vermag. Das schwache Portugal hat sich in neuester Zeit nicht dazu fähig gezeigt. Daß fast alle jene

Volksstämme geistig begabt und einer höhern Geistesbildung fähig sind, bestreitet heutzutage wol kaum ein Vernünftiger mehr; diese können sie aber nur in geordneten Staatsverhältnissen unter civilisirten Menschen erlangen, aber nicht als Sklaven, sondern als freie Brüder mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten.

Magyar's Reisewerk gehört unter die Bücher ersten Ranges. Es behandelt Regionen, die bisher am wenigsten besucht wurden und gibt uns die speciellsten Detailkenntnisse über alles Wissenswürdige. Die ungarische Akademie der Wissenschaften, die hohe Vorzüglichkeit dieses Werks erkennend, hat diesen ersten Band veröffentlicht, und ein Mitglied derselben ihn ins Deutsche übersetzt und dem Begründer der vergleichenden Geographie, Karl Ritter, gewidmet. Der Uebersetzer hat einige ungewöhnliche Wörter gebraucht, die wahrscheinlich auf Rechnung des schlechten österreichischen Dialekts kommen. Das Adjectiv „schüttern" — nicht von erschüttern — ist in Mitteldeutschland ganz unbekannt; „der Bart ist schüttern", „schütterne Blätter" schreibt der Uebersetzer. Auch gebrauchen Hunfalvy und Baeumen die grammatikalisch falsche Präposition „ober" statt „über"; es ist unrichtig und klingt auch schlecht, wenn man lesen muß „ober der Thür", „ober dem Thore".

Von den Kimbundaländern nordöstlich wandernd, erreichen wir das alte Wunderland Aegypten. Die kleine Broschüre „Erinnerungen aus Aegypten" von Isfordink-Kostnitz (Nr. 6) gibt uns einen Ueberblick über das Land, dessen Bewohner und Denkmäler. Kalt wehte der Wind aus Nordens Schose, fußhoch lag schon im November 1860 der Schnee in Wien; da fror der Verfasser gewaltig und es erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem milden Süden. Er reiste von Wien aus über Korfu nach Alexandrien, Kairo, den Nil hinauf nach Theben und Syene, und kehrte nach einigen Monaten wieder über Triest in die Heimat zurück. Der Verfasser schildert in angenehmer Sprache, was er sah und erlebte, gibt Notizen über Land und Leute der Gegenwart, sowie über Religion, Geschichte und Hieroglyphen der alten Aegypter. Das Büchelchen kann als Vorstudie zu größern Werken und als Reiseführer bestens empfohlen werden.

Nach dieser Besprechung der sechs Werke über Afrika, kommt uns eine Abhandlung sehr erwünscht, welche einen historischen Ueberblick der Entdeckungsreisen in diesem Welttheile gibt. Es ist der von Rudolf Nagel gehaltene Vortrag „Ueber die Entdeckungsreisen im mittlern Afrika von Mungo Park bis auf Dr. Vogel" (Nr. 7). Auf wenigen Bogen zeichnet uns hier der Verfasser in kurzen Zügen, aber doch in lebendigen Farben den ganzen bisherigen Gang der Erforschung des Niger- und Nillaufs, sowie des dazwischen gelegenen Tschadsee- und Benuesystems. Es werden uns die Fahrten aller jener Männer vorgeführt, welche Leben und Gesundheit auf das Spiel setzten und sich weder vor tropischer Hitze, noch vor den menschenfressenden Schwarzen fürchteten, sondern unter täglichen Mühsalen und Beschwerden rastlos ihr Ziel verfolgten. Wir erkennen, daß das, was man früher für eine Unmöglichkeit hielt, nämlich in die Pestluft und in das glühende Sandmeer dieses Welttheils einzudringen, in neuester Zeit realisirt wurde und daß jene schwarzen Barbaren doch in eine höhere Geistescultur eingeführt werden können. Das ist nun der sichtbarste Beweis, daß kein Lebensverhältniß, kein Land, kein Ort so verbohrt, so verdumpft, so verbarrikadirt sein kann, daß es sich nicht dem Geist des Lebens, der Freiheit, der Humanität, der durch das Zeitalter geht, zuletzt aufschließen muß.

In der Beigabe der Karten, von denen die eine die Vorstellung von Afrika, wie man sie vor dem Beginn der neuern Entdeckungen bis ins letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts hatte, die andere die seitdem gewonnene Kenntniß zu veranschaulichen sucht, ist wahrscheinlich ein Irrthum geschehen, denn es sind zwei gleiche Exemplare der Karte von Nord- und Mittelafrika nach der Kenntniß, die man seit dem Jahre 1790 gewonnen.

Ein reicher Schatz des Wissens ist uns durch die besprochenen Werke gewährt, viele Länder und Naturproducte, zahlreiche Menschenstämme nebst deren Sitten und Gebräuchen sind uns geschildert, aber immer noch ist uns ein großer Theil Afrikas gänzlich unbekannt; doch die alles durchforschenden Geister des 19. Jahrhunderts werden auch noch die letzten unbekannten Regionen zu entschleiern vermögen. Weisheit und rastlose Thätigkeit erreichen das ersehnte Ziel. 38.

Novellen und Erzählungen.

Von den zwölf Bänden Novellen und Erzählungen, die uns diesmal zur Besprechung vorliegen, sind nicht weniger als sieben von Frauen verfaßt. Kein Wunder; denn allein in der Stadt Dresden wohnen, wie wir in Amely Bölte's „Modernen Charakterköpfen" lesen, 24, nach einigen sogar 48 schreibende Damen. In der zweiten großen Literaturperiode unsers Volks wurden auch Novellen und Romane von Damen geliefert, doch im Vergleich mit der Gegenwart selten. Frauen, wie Goethe's Freundin von Stein, die Gattinnen Schiller's, Herder's und anderer bedeutender Männer, denen gewiß an Geist und Talent wenige Frauen der Gegenwart gleichkommen, zogen es vor, mit geistigen Größen auf dem Wege des Briefwechsels in eine lebendige Beziehung zu treten, und dieser Briefwechsel war nicht vorzugsweise literarisch-kritischer Art, sondern knüpfte sich im tiefsten Grunde an Erlebtes und Erfahrenes an. Auch Rahel ist hauptsächlich durch Briefe berühmt geworden. Wenn nun in unserer Zeit Frauen auf dem Gebiet der Novellistik mit den Männern wetteifern, so gehört dies eben auch zum Charakter unserer Zeit, und wollen wir diese „Lust zum Fabuliren", die im weiblichen Wesen liegt, keineswegs tadeln. Ohnedies haben wir keine Goethe, Schiller, Herder mehr, deren Orakelsprüchen ein weibliches Ohr lauschen könnte, und so erklärt es sich von selbst, daß schriftstellernde Frauen sich im vollen Bewußtsein ihrer Würde neben ihre männlichen Fachgenossen stellen. Wir bemerken dies sogleich bei

1. Photographien des Herzens. Novellen und Erzählungen von Sophie Verena. Drei Bände. Berlin, Janke. 1863. Gr. 16. 2 Thlr.

Hier wird, um in unserm Thema fortzufahren, in der Erzählung: „Der Besuch bei der Kartenlegerin", die offenbar ein

Stück Selbsterlebtes enthält, der humoristische Doctor von seinem Vorurtheil gegen schriftstellernde Damen geheilt und schafft sich selbst von Frauenhand geschriebene Bücher an mit der Bemerkung: „Die Bücher sind zuweilen so übel nicht, oft nicht schlechter, als die von Männern." Die Dame, mit der er spricht, antwortet: „Ich schreibe nicht um meines Namens willen; ich schreibe, weil ich schreiben muß, weil es um mich gesungen und geklungen von Kindheit an und mir keine Ruhe ließ, bis die Träume Bilder, die Gedanken Worte wurden. Und dann hoffe ich dennoch mit Gottes Hülfe einst etwas Gutes zu leisten, wenigstens habe ich den redlichen Willen dazu, und gelingt es mir nur, manchem armen Herzen, mancher tiefbetrübten Seele ein Wort des Trostes, eine frohe Stunde damit zu geben, so will ich mein Thun schon als gesegnet und nicht als nutzlos betrachten. Oft wenn ich auf die großen Vorbilder blicke, da wird mir freilich bange, und ich möchte still und leise die Feder niederlegen, aber dann denke ich wieder, die schöne, prachtvolle Rose und die kleine Waldmaiblume sind beide Blumen, und mancher schlichte, einfache Sinn findet auch an der Feldblume Gefallen." Und so tritt Valentine, die diese Worte spricht, nicht blos im humoristischen Briefwechsel mit ihrem Freunde, dem Doctor, auf, sondern auch als Verfasserin des Romans, der auf dem Büchertische des letztern prangt.

Aehnlich wird in „Streit und Friede" in einer Abendgesellschaft von seiten der Frauen gegen den Helden der Novelle, den Candidaten der Theologie Ehrhardt, die Ansicht vertheidigt, daß Frauen nicht nur die Berechtigung, sondern auch die Pflicht zu schreiben haben, „denn es gibt Gegenstände und Gefühle, welche der Mann nicht so ergründen und erfassen kann, trotz seiner größern Kenntnisse, denen seine Feder nicht so gewachsen ist, trotz seiner weiterreichenden Erfahrung. Wenn die Frauen sich stets des Materials bedienen, das ihnen zu Gebote steht, wenn sie keine Uebergriffe thun, so sind sie im Stande, sehr Anerkennenswerthes zu liefern. Wer den Büchern von Frauenhand, weil es auch weniger tüchtige, ja erbärmliche unter ihnen gibt, allen Werth absprechen will, wer einen Maßstab für alle anlegt, der handelt nach einem engherzigen Vorurtheil, der will die Augen schließen für das Gute, welches auf diesem Felde schon geleistet ist. Steht es mit den Schöpfungen der Schriftsteller etwa besser? Wächst die Flut der mittelmäßigen, schlechten und gefährlichen Bücher nicht täglich, und sollte man da nicht mit noch größerm Rechte fragen, ob Männer nicht ihre Zeit vortheilhafter anwenden könnten, als solche unnütze Machwerke zu liefern? Möchte nicht auch hier die Spreu den Weizen überwiegen?" Um den thatsächlichen Beweis zu liefern, zeigt sich die Heldin der Novelle, Regina, selbst als Verfasserin eines beliebten Romans und verfolgt die eingeschlagene Laufbahn mit Glück, zum Zeichen, daß Schriftstellerei den Damen nicht allein in England, wo man das Weib so hoch stellt, so große Ansprüche an Ehe und Familie macht, den eigenen Herd über alles werth hält, sondern auch in Deutschland in ihrer gesellschaftlichen Stellung und Achtung keinen Eintrag zu thun vermag. Unserer Verfasserin müssen wir nun allerdings schriftstellerisches Talent zuerkennen. Sie hat Geist und Gemüth und zugleich eine seltene Gabe der Sprache und Herrschaft über das Wort. Ein frischer, belebender Hauch weht in diesen Erzählungen; zugleich hat die Verfasserin es am nöthigen Fleiß nicht fehlen lassen und ihre Themen sorgfältig und genau ausgeführt. Was der Titel sagt, das gibt der Inhalt: Gemälde des Herzens, namentlich des weiblichen Herzens in seinen verschiedensten Verhältnissen zu Welt und Leben. Wir bekommen ferner Lichtbilder und nicht trübe Schattenrisse; die Verfasserin weiß uns, wie dies Goethe von der Dichtkunst überhaupt verlangt, auf der Grundlage des Lebens und der Wirklichkeit in das Gebiet eines idealen Behagens zu erheben.

Am gelungensten ist die Erzählung: „Der Besuch bei der Kartenlegerin"; dann kommen „Streit und Friede" und „Aus den Papieren eines Musikers". In andern Novellen weicht Sophie Verena manchmal zu sehr von dem Gesetz der Natürlichkeit und Einfalt ab. Obgleich sie den Volkston zu treffen weiß, legt sie doch in der „Grauenburg" der alten Dienerin Gertrud eine Sprache in den Mund, die sich manierirt ausnimmt. Sie sucht zwar diese Darstellung zu entschuldigen, wenn sie sagt: „War es die Begebenheit selbst und daß ich in den Räumen weilte, wo sie sich zugetragen, war es die Erzählungsart der alten Gertrud, welche solchen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich machte, daß die Erinnerung daran noch in spätern Tagen gleich einer frischen, wundersamen Blume auf mich blickte? Obschon die Redeweise einfach und schlicht an manchen Stellen, so war sie an andern von einem Zauber der Poesie durchweht, die aus der Jugendzeit einer ungewöhnlichen, warmen Natur herüberzuklingen schien, von einer Lebendigkeit, einem Feuer durchglüht, welche deutlich kündeten, wie die Vorgänge in mehr als einer Beziehung in das Mark des eigenen Lebens der Erzählenden eingeschnitten hatten." Ungeachtet dieser Versicherung wird uns Sophie Verena nicht glauben machen, daß die alte Dienerin sich in so gewählter Sprache, in so ausgesuchten Bildern und Vergleichungen ausgedrückt habe, wie wir sie nun gleich zu lesen bekommen. Wir haben nun schon in zwei Stellen das Bild von Blumen gefunden; hätten wir in dem Auszug aus „Streit und Friede" fortfahren wollen, so wären wir zu der Stelle gekommen: „Wenn nun neben der hohen, markigen Eiche, neben dem edeln Lorberbaume auch das Waldveilchen, die kleine, rothe Heidenelke ihr Haupt zu erheben wagen und ihre Berechtigung zum Blühen fordern, wer will es ihnen wehren, wer mit grausamer Hand ein Gebilde zerstören" u. s. w. Die Darstellung ist zu blumenreich, blumenreich im eigentlichsten Sinne des Worts. Die Vergleichung von Mädchen mit Blumen, Rosenknospen, Lilien kommt gar zu oft; aber auch sonst werden wir in einem ganz andern Zusammenhang förmlich mit einem Blumenregen überschüttet. In dem „Besuch bei der Kartenlegerin" übt Sophie Verena in diesem Punkt Selbstkritik, sofern der humoristische Doctor seiner Valentine schreibt (I, 203): „Schöne, frische Blumen sollst du auch in Fülle haben, wenn du dich entschließest, meiner alten Tage blühende, schmückende Blume zu sein. Das ist wol so ein Satz nach deinem Geschmack? Fand ihn wieder aus der Rumpelkammer meiner poetischen Jahre." Ueberhaupt ist die Verfasserin mehr Meisterin in der verweilenden Schilderung, als in der fortschreitenden Erzählung; sie berichtet oft „etwas breit nach Art der lieben Jugend", wie Wieland sagt, und der Frauen, setze ich hinzu. Ferner sind einige Flüchtigkeiten im Ausdruck zu tadeln wie: eine Grenze innehalten, statt einhalten; II, 99: jetzt wieder wietaucht alles so lebhaft empor, wie ersteigt alles von neuem (statt steigt hervor); II, 40 lesen wir von einem springenden Schmerz. Endlich vermissen wir ein Inhaltsverzeichniß. Indessen „Lob und Tadel muß ja sein", aber das Lob überwiegt, und wir wünschen der Verfasserin zum Schlusse nur, daß die Bemerkung auf dem Titel, in der sich ein gerechtes Bewußtsein bestimmt ausspricht: „Das Uebersetzungsrecht wird vorbehalten", nicht vergeblich dastehen möge.

2. Moderne Charakterköpfe von Amely Bölte. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein sehr gesuchter, offenbar nach Riehl's „Musikalischen Charakterköpfen" gewählter, aber dem Inhalt des Buchs keineswegs entsprechender Titel. Und doch ist der Titel eines Buchs keineswegs gleichgültig, wenigstens darf er mit dem Inhalt nicht im Widerspruch stehen. Wir lachen über die langen Titel der Romane aus dem 17. Jahrhundert, die oft mehr eine Inhaltsanzeige sind; aber diese langen Titel führten den Leser wenigstens nicht irre. Im vorliegenden Buch haben wir, obgleich, oder vielleicht richtiger: weil diese Erzählungen alle im modernen Gesellschaftsleben spielen, keinen einzigen Charakter — das Wort im strengen Verstande genommen — zu finden vermocht. Oder soll der Titel eine Ironie auf die Gegenwart enthalten?

Allerdings findet sich hier und da Spott über Adelsvorurtheile oder wird eine relative Emancipation der Weiber angestreift und wie im „Carneval in Dresden“ am Schluß in ihrer Ausartung durchgehechelt. Aber zu wirklichem Witz und wahrer Ironie kommt es bei allem Behagen, mit dem Amely Bölte sich gehen läßt, nirgends. Sie ist selbst viel zu sehr in den oberflächlichen Anschauungen der Gegenwart befangen, als daß sie sich mit freiem Geist darüber erheben könnte. Unklarheit und Flüchtigkeit sind nur zu oft wahrnehmbar; von tieferer Originalität findet sich kaum eine Spur. In jeder Hinsicht steht Amely Bölte hinter Sophie Verena zurück; auch in der Sprache und Darstellung erhebt sie sich nicht über das Gewöhnliche. In Verena's Erzählungen weht ein frischer, kräftiger Hauch, der die Nerven angenehm erregt; bei Amely Bölte ist alles verwaschen, matt und verschwommen. Hier und da kommt ihr ein guter Gedanke, den sie aber nicht ausführt.

In der Erzählung „Ein edler Buchhändler“ erinnert sie selbst, aber sehr zu ihrem Nachtheil, an den Engländer Boz. Hier hatte sie einen dankbaren Stoff, mit dem ein Boz etwas Tüchtiges angefangen hätte; Amely Bölte aber verdirbt durch leichte Verwickelung und ungründliche Auflösung alles. Und worin besteht denn der „Edelmuth“ dieses Buchhändlers? Darin, daß er einer deutschen Erzieherin in London, die in seinem Laden erscheint und einen vortheilhaften Eindruck auf ihn macht, auf ihre Bitte und die Angabe ihrer Adresse die Hälfte des Geldes, die sie ihm einstweilen geben will, zurückgibt mit den Worten: „Wir geben oft auf Rechnung, und wenn Sie wirklich zu Lady Finch gehen, so sind Sie uns sicher. In dem Fall ziehen wir es vor, zu Neujahr den ganzen Betrag der Rechnung zu empfangen, da das Buchen der Hälfte uns Mühe verursacht.“ Welcher interessante Charakterkopf! Am Valentinstag hält er um ihre Hand an und bekommt sie. Diese Erzieherin muß jedoch bei aller Naivetät und Harmlosigkeit, die ihr beigelegt wird, doch einigen Emancipationsdrang verspürt haben; sonst hätte sie wol nicht Lord Byron zu ihrem Lieblingsdichter erwählt, seine sämmtlichen Werke in einem Band aus dem Buchladen mitgenommen und zur Unterhaltung Stücke daraus übersetzt. Wir fürchten, der Buchhändler, der nicht gerade vermöglich ist, werde seine Wahl bereuen, wenn er erfährt, daß seine Auserwählte weder in Deutschland noch in England das Kochen und die Geschäfte der Haushaltung gelernt hat. Offenbar hat Amely Bölte in dieser Novelle den im Anfang entworfenen Plan, die Gefahren eines träumerischen Hindämmerns in der Jugend zu schildern, nachher wieder fallen lassen und ihre Heldin als eine Art Sonntagskind behandelt; im Grunde aber ist sie nur ein ganz verzwicktes Geschöpf geworden.

Noch mehr emancipirt ist freilich „Die neue Lehrerin“, die nach einem Zeugniß, das sie mitbringt, bei Professor Bock in Leipzig die Anatomie studirt und bei Fröbel den Cursus einer Kindergärtnerin durchgemacht hat. Sie führt in dem Städtchen, in dem die Erzählung spielt, das weibliche Turnen und die Fröbel'schen Spiele ein, hat aber mit der Dummheit und Klatschsucht der Leute zu kämpfen, weist die Liebe des Arztes, der sie in das Städtchen gerufen hat, aus Grundsatz zurück, und geht nach Hamburg, um dort ihre Zwecke eher zu erreichen. Diese Dame ist der ausgeprägteste Charakterkopf in den drei Bänden; denn sie haßt die Abhängigkeit, sie will frei sein, sie will niemand etwas verdanken. Ihre Aeltern wollten ihr nicht gestatten, dem Manne anzugehören, welchen ihr Herz gewählt; sie enterbten ihre Tochter und er verließ sie. Da schwor sie sich hoch und theuer, nie wieder auf die Liebe eines Mannes zu bauen, sie schüttelte den Staub von ihren Füßen und zog unbekannt in die Welt hinaus, um sich durch eigenen Fleiß eine unabhängige, ehrenvolle Existenz zu gründen. Ihr Zweck ist, Mädchen zu bilden, welchen ihre Selbständigkeit über das Joch einer Ehe geht, welche die Männer entbehren können. „Ich achte die Männer nicht, weil sie die Sklaven ihrer Sinne sind; ich achte die Frauen nicht, weil sie sich von ihnen täuschen lassen.“

In der Erzählung: „Ein Carneval in Dresden“, begehrt die Frau Baronin zur Lohe aus dem Busch, geborene von Weidenbaum-Fegesack, eine Anstellung am Theater als Dramaturgin, fällt aber natürlich durch. Ein Fräulein Kosegarten wird von ihrem Liebhaber, den ein corpulenteres Weib gefesselt hat, aufgegeben und ertränkt sich. Auf die Nachricht davon faltet die Cousine der Erzählerin ihre Hände, blickt andächtig zum Himmel und sagt: „Gott, welch ein Stoff! Ich danke dir von Herzen dafür!“ Als Satire läße sich diese sehr lange „Erzählung aus dem Tagebuche einer siebzigjährigen Dame“ gar nicht übel; aber, wenn irgendwo, so ist hier die Darstellung ganz verschwommen. In andern Erzählungen, wie „Die Ahnenprobe“ und die „Drei Grafen“, zieht Amely Bölte gegen Adelsvorurtheile zu Felde. Die drei Grafen in der erstern Erzählung haben das Charakteristische, daß sie miteinander nur einen Rock besitzen, woraus mehrere komische Verwickelungen entstehen, die nicht ohne Glück geschildert sind. In der „Ahnenprobe“ vermählt sich ein Baron ohne Liebe blos aus Adelsrücksichten mit einer nahen Verwandten; die Kinder aus dieser Ehe werden Cretins. Die Erzählungen „Die Hansestadt“ und „Die Eifersüchtige“ behandeln das Thema der Eifersucht, deren Entstehung zuletzt aus einem Misverständniß erklärt wird. Wie sich aber der Titel „Die Hansestadt“ zum Inhalt verhält, ist mir ein Räthsel geblieben. Am gelungensten, d. h. am wenigsten mislungen, sind die zwei Erzählungen, „Tagebuch einer Näherin“ und „Geldheirath“ im dritten Band, einfache, anspruchslose Geschichten. Wir müssen hier dieselbe Bemerkung machen, wie bei Sophie Verena. Je einfacher, anspruchsloser, natürlicher eine Frau schreibt, desto mehr wird sie gefallen. Und wie bei den Männern dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, ebenso ist es der Blumenwelt der Frauen, um in Sophie Verena's Bildersprache zu reden, unmöglich, sich zur Höhe einer Tanne emporzuranken, oder zur Breite einer vielästigen Buche zu entfalten, oder ihre Wurzeln so fest und tief wie eine Eiche in den Boden der Wirklichkeit und des Lebens einzusenken. Um nicht hundertmal Gesagtes zu wiederholen, ist mein Rest Schweigen.

3. Kunst und Künstlerleben. Novellen von Luise Otto. Bromberg, Roskowski. 1863. 8. 22½ Ngr.

Luise Otto zeigt mehr Talent und Fleiß als Amely Bölte. Die drei Erzählungen „Zwei Orchester“, „Zwei Cantoren“ und „Ein weiblicher Ahasver“ sind wirklich wohlgelungene, mit Geist und Gemüth gezeichnete Bilder aus dem Leben und Lieben und Leiden musikalischer Talente; denn nicht um ästhetische Erörterungen, sondern um das Verhältniß dieser Kunst und ihrer Vertreter zum äußern Leben und zur innern Welt des Herzens handelt es sich hier, und dies ist denn im hohen Grade zu loben, namentlich weil sich Luise Otto von den unklaren und halbwahren Emancipationstendenzen einer Amely Bölte ganz frei hält. Hingegen ist „Ein Bild: Wie glücklich die Canaillen sind, sie haben Appetit. Volksnovelle“, vielmehr als eine herzzerreißende Proletariernovelle zu bezeichnen. In der Skizze „Paul Flemming. Literarhistorische Skizze aus dem 17. Jahrhundert“ hat sich übrigens die Verfasserin eine ebenso auffallende als unnöthige Abweichung von der Geschichte erlaubt. Hier wird nämlich die Entstehung von Flemming's bekanntem Lied: „In allen meinen Thaten“, in die Zeit seines Aufenthalts in der Schule zu St.-Afra in Meißen verlegt und mit einer unglücklichen Liebe zu der Tochter des Rectors dieser Schule in Verbindung gebracht, während doch, wie allbekannt ist, Flemming dieses Lied unmittelbar vor seiner Reise nach Rußland und Persien gedichtet hat. Wenn ja doch überall die Liebe in den Mittelpunkt treten soll, so bietet bei Flemming die Liebe des leipziger Studenten zu seiner Rubella und die Reise nach Persien mit ihrem phantastischen Zweck einer Brautwerbung für den Herzog von Holstein (vgl. O. F. Gruppe, „Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten“, 1863, I, 83) Anhaltspunkte genug zu einer Darstellung,

welche sich innerhalb der von der Geschichte gezogenen Grenzen bewegt und doch auch der frei erfindenden Phantasie ihr Recht einräumt. Offenbar ist die Entstehung dieses geistlichen Liedes durch den Antritt einer so gefahrvollen Reise besser motivirt, als durch die „reinen und schönen Empfindungen, die Sideria, des Rectors Tochter, dem achtzehnjährigen Flemming eingeflößt hatten", oder durch die Noth des ungerechterweise im Carcer sitzenden Schülers.

Gehen wir nun von den Schriftstellerinnen zu den Schriftstellern über, so begegnet uns hier zuerst

4. Der Lieutenant Falstaff und wie es ihm bei den Damen erging. Soldatenhumoreske von A. von Winterfeld. Berlin, Gerschel. 1863. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Schrift trägt das Motto: „Du siehst, ich habe mehr Fleisch als andere Menschen, und also auch mehr Schwachheit." (Shakspeare.) Mit dem besten Willen habe ich in den verliebten Abenteuern des Lieutenants von Padderow mit der rothen, dicken und schwarzen Dame, mit der Jungfrau von Orleans und der Hofdame, keine Spur von Falstaff'schem Humor finden können. „Die lustigen Weiber von Windsor" haben Witz und Humor; aber diese Damen, sowie die Geldverlegenheiten des Padderowers und die Gemeinheiten seines Freundes von Nasewitz hätten der Königin Elisabeth schwerlich ein Lächeln abgenöthigt, und was des Verfassers Namensbruder, einer der tapfersten Feldherren Friedrich's des Großen, wenn ihm dieses Büchlein im Elysium in die Hände fiele, über den Geist und die Weltanschauung, die sich darin ausspricht, urtheilen würde, läßt sich errathen. Da ist kein Wetterleuchten des Geistes aus der Masse des Fleisches, sondern nur eine trübe Kasernen- und Wachtstubenatmosphäre. Dieser Padderower, würde ein Engländer sagen, verhält sich zu Falstaff wie Dünnbier zu Porter. Die deutsche Sprache wird mit Ausdrücken bereichert, wie zabbern, zabbrig = plaudern, geschwätzig; schwubbeln = schwanken; einen Knupf thun = kneipen, zwicken. Einem in die Geheimnisse des Lieutenantslebens so tief eingeweihten Mann, wie Herrn von Winterfeld, kann man auch nicht zumuthen, den Namen der griechischen Rachegöttinnen richtig zu schreiben. So lesen wir denn S. 87 von Damen vornehmen Standes, die von den Erynnien umgetrieben werden. Richtig schreibt dagegen Luise Otto S. 203 Erinnyen. Doch kann sich A. von Winterfeld mit dem gelehrten Literarhistoriker Ninne trösten, der in seinem Werkchen „Goethe's Iphigenie auf Tauris 1859" beharrlich Erynnien schreibt. Diese falsche Schreibart findet sich auch bei Palleske, „Leben Schiller's" (II, 374). Noch richtiger als Erinnyen wäre Erinyen mit einem n. Da jedoch in unserer Zeit der Geschmack vielfach gesunken ist und viele Leute einen platten plumpen Spaß von einem kernigen Witz nicht unterscheiden können, so zweifle ich nicht, daß unser Pseudo-Falstaff in Kreisen, in denen des Verfassers auf der Rückseite des Umschlags angekündigte Humoreske „Das Manneken P..s von Brüssel" die zweite Auflage erlebt hat, nicht wenige Freunde und Bewunderer finden wird.

5. Aus dem Haßgau. Erzählungen, Novellen und Humoresken von Christian Wieduwillt. Erstes Bändchen.*) Koburg, C. Riemann jun. 1863. 8. 15 Ngr.

Diese Erzählungen aus dem Haßgau, jenem „bescheidenen Gebirge, das in seinem Versuch, den Steigerwald mit der Rhön zu verbinden, ein bischen bald ermattet ist, denn es ist Summa Summarum drei Meilen lang und eine Meile breit", wollen nach der Vorrede keineswegs blos eine amusirende Unterhaltungslectüre darbieten. Der Verfasser verfolgt vielmehr höhere Zwecke und hat gerade diese Publicirungsformen aus keinem andern Grund gewählt, als weil sie den größten Leserkreis zu gewinnen versprachen. Jedes Stück hat seine Tendenz, wenn diese auch nicht immer auffällig hervortritt. Insbesondere sind es die pädagogischen Sünden unserer Tage, gegen welche der Verfasser auch hier ankämpft, und unter ihnen wieder die Kapitalsünde: „die Passivität so vieler Aeltern und Lehrer, wo es aufmerken, nachdenken und handeln gilt, um der Jugend zu einem tüchtigen Charakter und einem unverschrobenen, normalen Wesen zu verhelfen" u. s. w. Eine sehr löbliche, aber höchst unbestimmt und allgemein gehaltene Absicht. Der Verfasser hat seine Hauptstärke im heitern Schwank, und gerade der Schwank schließt die Tendenz am bestimmtesten aus und ist nur mit des Verfassers ganz allgemein gehaltenem Streben, zu bessern und zu belehren, in weitester Linie vereinbar. Die erste Erzählung „Bernhard und Martha" ist nicht die beste; denn das Humoristische tritt gegen das Sentimentale gar zu sehr zurück. Auf einem andern Gebiet als dem obengenannten, bewegt sich der Verfasser nicht frei, und macht schon in Hinsicht auf Sprache und Stil den Eindruck eines Menschen, der auf glattem Parketboden derb und fest auftritt, um nicht zu fallen. Unsere Erzählung hat zum Thema das Wort, das Klopstock im Anschluß an den Prediger Salomo dem deutschen Volk zuruft: „Sei nicht allzu gerecht! Sie (die Fremden) wissen nicht, wie schön dein Fehler ist." Dieser Bernhard, der aus lauter Aufopferungstrieb zu Gunsten eines im Vergleich mit ihm höchst unbedeutenden Menschen seiner Liebe zu Martha entsagt,' ist ein echt deutscher Charakter. „Die Wolfsjagd am krummen Mittwoch" ist ein höchst ergötzlicher Schwank, frisch, kräftig und derb erzählt. Aber die Moral? Verkaufe das Fell des Bären nicht, ehe du ihn hast? Dies soll kein Tadel sein. Ein Schwank braucht keine bestimmte Moral zu haben; es ist genug, wenn er nicht unmoralisch ist. Die zwei folgenden Erzählungen verdienen in derselben Hinsicht Lob. Es sind Humoresken, Schwänke, Bambocciaden. Darum entsage der Verfasser seiner moralisirenden Tendenz und folge frischweg dem Zuge seiner komisch-humoristischen Natur, nehme aber diese noch mehr in die Zucht des Geistes, als bisher geschehen ist, damit wir nicht ausrufen müssen: Natur, du bist doch gar zu natürlich!

Gustav Hauff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

*) Inzwischen ist ein zweites Bändchen unter dem Titel „Regiomontana. Auch ein Beitrag zur Tilly-Frage" ausgegeben worden.
D. Red.

Geologische Studien.

1. Der Boden der Stadt Wien nach seiner Bildungsweise, Beschaffenheit und seinen Beziehungen zum bürgerlichen Leben. Eine geologische Studie von Eduard Sueß. Mit 21 Holzschnitten und einer Karte in Farbendruck. Wien, Braumüller. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Werke, welche sich wie das vorliegende an die Lösung einer ganz speciellen Aufgabe machen, können eigentlich ihren Hauptwerth nur in einer recht gewissenhaften detaillirten Durchführung des Ganzen haben. Das hat der Verfasser auch sehr genau erkannt, seine ganze Arbeit liefert davon den treffendsten Beweis. Er hat es wahrlich nicht an Fleiß fehlen lassen, um das große Material herbeizuschaffen und dafür zu sorgen, daß dasselbe erst nach einer streng gehandhabten Kritik zur Geltung gekommen ist. Nach einer flüchtigen Deutung des Titels könnte man übrigens leicht der Meinung sein, daß ein solches Buch eigentlich nur für die Wiener und überhaupt nur für einen sehr kleinen Kreis von Lesern Interesse haben könne, indessen ändert sich diese Ansicht doch wesentlich, sobald man sich den Inhalt desselben etwas näher ansieht. Es wird allerdings Wien immer fest im Auge behalten, aber es kommen dabei doch ganz außerordentlich viele Resultate zum Vorschein, welche einer ganz allgemeinen Beherzigung werth sind. Man lernt daraus, wie die Beziehungen der Bevölkerung einer jeden Stadt zu einer genauen geologischen Erforschung des Untergrundes von der allergrößten Bedeutung sind, daß in dieser Erforschung die wichtigsten Fragen über das Aufblühen der Gewerbe, über den Wohlstand und über die Gesundheitspflege der Einwohner erst eine klare befriedigende Antwort erhalten können. Daher verdient das

Buch auch in weitern Kreisen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Für die denkenden Freunde des Wohlstandes und des Wohlbefindens der Bevölkerung einer jeden Stadt liefert das Buch praktische Fingerzeige, welche sicher nicht ohne Berücksichtigung bleiben werden. Aus diesem Grunde halten wir es für unsere Pflicht, die hochgestellten Männer und Behörden, welche das Wohl der Gewerbe und der Gesundheit der Einwohner einer Stadt oder eines Staats zu überwachen und zu fördern haben, ganz besonders auf diese Schrift aufmerksam zu machen. Für das gebildete große Publikum ist das Buch allerdings keine durchweg fesselnde Lectüre; aber dennoch enthält es reiche Schätze, wofür sich ohne Ausnahme jeder lebhaft interessirt. Unsere weitere Besprechung wird dies bestätigen.

In London, Paris, München und andern stark bevölkerten großen Städten hat man schon lange die geologische Erforschung des Untergrundes durchgeführt, und gefunden, daß daraus sehr wichtige gewerbliche, hygienische und culturhistorische Resultate gefolgert werden konnten. Man darf nur daran erinnern, wie viele Krankheiten von dem Boden abhängig sind, auf dem die Menschen wohnen, so wird man sogleich das Segensreiche einer solchen Erforschung erkennen. Darin liegt denn auch der Grund, warum in London und Paris diese Nachforschung jetzt ununterbrochen auf Gemeindekosten durchgeführt wird. Es kommen sehr viele Punkte dabei vor, welche einer beständigen Wandelung unterworfen sind. Die hohe Bedeutung der Sache ist bereits erkannt, und wenn sie jetzt auch nur erst für die beiden größten Städte Europas eine praktische Richtung genommen zu haben scheint, so wird es doch sehr wahrscheinlich, daß allmählich auch den kleinern und kleinsten Orten diese Nutzanwendung zu Theil werden dürfte.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit nunmehr auf das Einzelne des Buchs. Der Inhalt zerfällt in vier Abschnitte, wovon der erste sich auf die Veranlassung und den Plan des Werks, auf die Würdigung anderer ähnlichen Arbeiten, auf die geographische Lage Wiens und auf die oro- und hydrographische Berücksichtigung des Terrains bezieht. Der zweite und dritte Abschnitt sind ausschließlich geologischen Inhalts. Der vierte Abschnitt bildet eine eigentliche Anwendung des vorhergehenden; es wird hier der Boden in Beziehung zum bürgerlichen Leben gebracht, es werden die Brunnen und Grundwasser untersucht, auch wird das Auftreten und Verbreiten der Cholera von 1855 mit der Beschaffenheit des Bodens in eine Causalbeziehung gestellt, woran sich dann noch ein beherzigenswerthes Schlußwort schließt.

Ursprünglich wurde der Verfasser blos von dem allgemeinen Interesse geleitet, welches der Geognost für die Scholle Erde besitzt, die er bewohnt oder bereist. Seine Studien führten ihn aber bald auf die Zeichen des hohen Alters dieser ehrwürdigen vielumkämpften Stadt, er kam auf Spuren früherer Schöpfungsepochen, fand die Ueberreste ehemaliger riesiger Landthiere, er erkannte die Abhängigkeit der Lebensverhältnisse von dem Untergrunde der Stadt. Als nun im Jahre 1857 durch das denkwürdige kaiserliche Wort der Stadt Wien so bedeutende wohlthätige Veränderungen verheißen wurden, als die Wälle, welche einem Kara Mustapha widerstanden hatten, dem Fortschritte der Civilisation weichen mußten, da erhielt der Verfasser sehr reiche neue Gelegenheit, seine Studien fortsetzen zu können, und er entschloß sich 1858 dazu, in drei Vorträgen die Früchte seiner Forschungen zur Mittheilung zu bringen. Es wurde dazu das Gebäude der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften benutzt. Man legte auf diese Studien so viel Gewicht, daß man das Wesentlichste davon in der „Wiener Zeitung" veröffentlichte. Reisen und vielfache andere Beschäftigungen führten den Verfasser dann von der weitern Verarbeitung seiner Studien ab; aber immer kam wieder eine neue Veranlassung zum Wiederaufnehmen des Plans, bis das Werk zur Veröffentlichung herangereift war. Der Verfasser macht dann auf die vielfachen Hülfsmittel aufmerksam, welche er benutzen konnte, um seinem Werke eine größere Vollendung geben zu können, und greift dann die wirkliche Durchführung seiner Arbeit an.

Die Untersuchung der Alluvialbildung des Bodens leitet den Verfasser auf eine höchst interessante Thatsache, welche sich zugleich als eine Folge der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse erweist. Da dies ein vielfach auch von andern Seiten angerührter Punkt wissenschaftlicher Forschung ist, so wollen wir einen Augenblick dabei verweilen. „Die Donau", sagt der Verfasser, „strebt in der Nähe unserer Stadt unausgesetzt ihrem rechten Ufer zu. Mit Mühe sehen wir sie im Lichtenthal, in der Roßau und in Erdberg durch Menschenhand von ihrem rechten Steilufer abgelenkt, aber von Fischament bis Deutsch-Altenburg nagt sie noch fortwährend an dem Fuße desselben und reißt sie von Zeit zu Zeit so große Erdstücke ab, daß im Laufe der letzten Decennien die Poststraße nach Preßburg zu wiederholten malen landeinwärts verlegt werden mußte. Das tiefere Fahrwasser für die Dampfboote liegt rechts und man kann daher bei einer Fahrt nach Presburg nicht nur diese Abrisse in ziemlicher Nähe beobachten, sondern sich auch davon überzeugen, wie eben durch den starken Wellenschlag der Dampfboote die Bemühungen des Stroms nicht wenig unterstützt werden. Der ganze Lauf der Donau von der Felsenenge bei Klosterneuburg bis zu jener bei Hainburg bildet einen starken nach rechts converen Bogen, der sich nirgends weit von dem Steilrande der rechten Seite entfernt, während ein bis zwei Meilen breiter, ebener Alluvialboden die concav-linke Seite von dem andern Steilrande trennt, welcher, nicht minder deutlich als der in Wien sichtbare, sich jenseits Kagran und Leopoldsdorf durch das Marchfeld zieht." Dieses starke Hinneigen der Donau nach rechts hat schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Geologen auf sich gezogen; man war sogar schon der Ansicht, als käme dabei auf der linken Uferseite ein allmähliches Emporheben des Bodens vor. Man überzeugte sich aber, daß auch der Marchfluß bei Drösing, Dürrkrut, Stillfried und andern Orten einen rechtseitigen Steilrand gebildet hat. Und wenn die Donau auf ihrem ganzen Laufe verfolgt wird, so zeigt sich überall, wo sie einen gen Norden oder gen Süden gerichteten Weg einschlägt, daß sie dann jedesmal den Steilrand und das Tiefwasser auf der rechten Seite besitzt. Das konnte unmöglich durch locale Niveauveränderung des Bodens veranlaßt sein. Die wahre Ursache liegt aber in der Rotation der Erde. Man erklärte mit ihrer Hülfe zuerst die großen Golfströmungen im Atlantischen und Stillen Ocean; dann machte Maury darauf aufmerksam, daß der Mississipi seine Wasser immer an die rechte Seite der Ufer dränge, wozu ebenfalls die Rotation der Erde die Veranlassung sei. Später erkannte man auch bei den Eisenbahnen die Spuren der Achsendrehung der Erde; war ein solche Bahn auf unserer nördlichen Hemisphäre von Nord und Süd gerichtet, so zeigte sich überall, daß die rechte Schienenseite mehr litt als die linke. Der Verfasser macht dann auf die Werke von Soltkow, von Baer, Bullet, von Streffleur aufmerksam, welche alle diese Art geologischer Phänomene durch die Rotation der Erde zu erklären suchen. „Die Ursache", schließt der Verfasser seine Untersuchung, „weshalb die Donau nach rechts drängt, ist also dieselbe, welche in unserer Hemisphäre die Abweichung der Geschützkugeln nach rechts und in schnell nach Nord oder nach Süd sich bewegenden Eisenbahnzügen die Tendenz veranlaßt, nach rechts aus den Schienen zu springen; sie ist dieselbe, welcher die Passatwinde ihre Richtung verdanken. So gering diese Kraft auch sein mag, so ist doch kaum zu verkennen, daß die häufige Ablenkung der Ströme in ihrer Richtung eben das Werk ihres unausgesetzten Strebens sei. Wenn sie auch in der Regel, wie von Baer richtig bemerkt, sich nur als ein vermehrter Druck des Wassers gegen das eine Ufer kund gibt, so wird sie doch sehr wirksam, sobald durch Hochwässer der Stromstrich noch näher an das Ufer geworfen ist und feste Körper, namentlich Eisschollen, in langem Zuge den Steilrand abnagen." Der Verfasser gibt zugleich eine sehr befriedigende Erklärung dieses interessanten Phänomens und untersucht dann die Alluvialschichten der linken Uferseite, wodurch die Sache auch hier ihre Bestätigung erhält.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit nun einem andern Ge-

genstande zu. Die Baumaterialien, welche in Wien verwendet sind, gehören sehr verschiedenen geologischen Epochen an. Es werden sogar Sande zur Mörtelbereitung und Thon zum Ziegelbrennen aus Ablagerungen desselben Alters, aus ein und demselben Schichtcomplex genommen. Diese Thatsache erklärt der Verfasser aus der natürlichen Schichtung der Sedimente des Meers; er bemerkt: „Die Sande kommen dann aber aus den Ablagerungen der höhern einst seichtern Zonen, und der Tegel aus den Tiefenbildungen. Man gewinnt in und um Wien den Bausand aus den verschiedensten Abtheilungen der Ausfüllung des Beckens; so wird, um nur einige Beispiele anzuführen, mariner Sand in Speising und Pötzleindorf, Cerithiensand auf der Türkenschanze, Belvederesand in den vielen Gruben von der Marer Linie bis über den matzleindorfer Bahnhof hinaus, Diluvialsand durch Werfen des Diluvialschotters in Matzleindorf, Alluvialsand an vielen Stellen des Wienthals gewonnen.“ Es werden dann diese verschiedenen Sandarten ihren charakteristischen äußern Merkmalen nach besprochen. In ähnlicher Weise wird dann der Kalk untersucht. Die Ziegel bereitet man aus dem marinen, dem brackischen und dem Congerientegel aus Gemengen von Löß und Tegel, aus Löß und Silt. „In den römischen Mauerwerken hat man am Peter (am Eck des Kühfußgäßchens) und in der untern Bräunerstraße Ziegel gefunden, welche ihrem Stempel zufolge aus einer Werkstätte in Carnunt stammen und welche beweisen, daß damals wenigstens zuweilen dieses wichtige Baumaterial aus der Gegend von Petronell herbeigeführt wurde. Als im Jahre 1451 die Säule zur Spinnerin am Kreuz fundirt wurde, führte man die Ziegel zu diesem Zwecke von der Stadt hinaus, gerade auf jene Anhöhe, von welcher heute Millionen von Ziegeln alljährlich in die Stadt herabwandern.“ Diesen Gegenstand verfolgt der Verfasser dann immer weiter bis in die feinsten geologischen und historischen Verzweigungen.

Der vierte Abschnitt enthält die praktische Anwendung der drei vorhergehenden. Dafür ist das Interesse ein viel allgemeineres. Zunächst wird darauf hingewiesen, daß die unterirdische Vertheilung und die chemische Zusammensetzung der Brunnenwasser stets von der Structur und der Beschaffenheit des Bodens abhängig seien. Jedes Gestein, von der losen Sandschicht und dem Thon bis zum harten Fels, besitzt bei dem Herausheben aus dem Boden einen gewissen Grad von Feuchtigkeit. Man nennt dies die Gebirgsfeuchtigkeit. Die Steinmetzen wissen recht gut, daß sich das Gestein mit dieser Gebirgsfeuchtigkeit leichter verarbeiten läßt als später. Die verschiedenen Bodenbestandtheile haben aber eine sehr verschiedene Befähigung Wasser aufzunehmen, durchzulassen und festzuhalten. Es werden dann wasserdurchlassende Schichten von den wasserdichten unterschieden. Zu der letztern Schicht gehört der Tegel, dessen Formation genau untersucht wird. Das Niveau des Wassers in den Brunnen des Donaubezirks ist von dieser Bodenschichtung abhängig, die Schwankungen hängen von vielen Einflüssen ab. „Der erste dieser Einflüsse besteht in dem wechselnden Stande des Flusses selbst. Steigt die Wassermasse desselben, so ist die Oberfläche des eingesickerten Wassers nicht im Stande, sofort in ihrer ganzen Ausdehnung dieses höhere Niveau einzunehmen. Wir können es bei jedem Hochwasser bemerken, wie die Trübung der Brunnen z. B. in der Leopoldstadt allmählich in weiter und weiter von dem Flusse entfernten Häusern bemerkbar wird, und wie in allmählich immer entferntern Straßen sich die Kellerräume mit Wasser in dem Maße füllen, als das Niveau des Einsickerungswassers sich in das Niveau des angeschwollenen Flusses stellt. Um diese Zeit bildet die Oberfläche des Einsickerungswassers in der Leopoldstadt eine concave Fläche, welche einerseits gegen das Kaiserwasser und andererseits gegen den wiener Donauarm ansteigt, und unter der innern Stadt bildet es ebenfalls eine von dem Strome abfallende Fläche. Sinkt im Gegentheil die Wassermasse des Flusses rasch hinab, so wird diese Oberfläche in der Leopoldstadt zu einer converen, und unter der innern Stadt neigt sie sich dem Flusse zu, weil das Abfließen des Wassers ebenso wenig ein augenblickliches ist als das Zusickern.“ Dann wird der atmosphärischen Niederschläge auf dieselbe Weise Rechnung getragen. Darauf ist von der chemischen Beschaffenheit der Brunnenwasser ausführlich die Rede. Die sogenannte Härte des Wassers wird nach dem Gehalt und Kalk, Magnesia und Eisenorydsalz beurtheilt. Die Commission, welche zur Prüfung der wiener Brunnen bestimmt war, adoptirte eine Scala, in welcher jeder Theil an Kalk u. s. w., der in 100000 Theilen Wasser enthalten ist, als ein Härtegrad bezeichnet wurde. Das Mittel der Härte des wiener Donauarmes betrug 7,5 Grad. Die geringste Härte der davon abhängigen Brunnen betrug 16,9 Grad, die größte dagegen 38,3 Grad. Einzelne Brunnen besitzen die enorme Härte von 101, 126,1, 142,1 und 172,1 Grad. Sie gehören zu einem besondern System und werden für sich betrachtet. Es wird dann auch die wahrscheinliche Ursache der geringern oder größern Härte bestimmt.

Von der Cholera, welche 1855 die Stadt Wien so verheerend heimsuchte, ist in dem Werke um so ausführlicher die Rede, als die neuesten Forschungen es ganz außer Zweifel gestellt haben, daß diese heimtückische Krankheit von der Beschaffenheit des Bodens, auf dem die Menschen wohnen, abhängig ist. Allerdings ist es auch wahr, daß die ärmern Stadttheile, in welchen die Bevölkerung dichter aneinander gedrängt lebt, mehr zu leiden hatten als die andern, indeß fehlte es doch auch nicht an vielfachen Erfahrungen, wo gewöhnlich die wohlhabenden Stadttheile am stärksten mitgenommen worden sind. In England war man der Meinung, daß gerade die höher gelegenen Stadtviertel mehr als die niedrigen verschont blieben. „Aber gerade Wien gibt einen schlagenden Beweis, daß die absolute Höhe nicht das erste, entscheidende Moment sei, indem hier die höchstgelegenen Vorstädte, wie Schlottenfeld und Hungelbrunn, sehr große Verluste erlitten haben. So bleibt kaum ein anderer Ausweg übrig, als in dem Boden und der größern oder geringern Menge von Feuchtigkeit, die er enthält, jene Bedingungen zu suchen, welche das Auftreten der Cholera begünstigen oder hemmen. Die Frage auf diese Bahn gelenkt zu haben, ist wesentlich das Verdienst des Professors M. Pettenkofer in München, der hierdurch ein weites Feld für neue Beobachtungen geöffnet hat, welche diese Ansicht prüfen und feststellen oder nach Maßgabe der neu hervortretenden Thatsachen modificiren werden.“ Damit ist also die Untersuchung ganz vorzugsweise in die Hand des Geologen gelegt. Der Verfasser greift die Sache nun auch mit der gehörigen Umsicht und Ruhe an. Er beschränkt sich ausschließlich auf das Jahr 1855, weil ihm hiervon die detaillirten Tabellen zu Gebote stehen, welche der damalige Stadtphysikus Dr. Stuhlberger sehr gewissenhaft angefertigt hat. Die zweite nicht weniger wesentliche Grundlage der Untersuchung war neben der geologischen und hydrographischen Angabe auch eine Aufzeichnung der Cloaken und Senkgruben der Stadt, wozu er das erforderliche Material in dem städtischen Bauamte erhielt. Das Resultat dieser ganzen Untersuchung führt zuletzt zu folgendem Ausspruche: „Feuchtigkeit des Bodens und die Temperatur der Sommermonate sind nicht allein im Stande eine so schreckliche Krankheit zu veranlassen; und deuten in der That die Art der Fortpflanzung längs der Cloaken, namentlich im untern Werde, das Auftreten der Seuche unterhalb der Wegringer Gasse, die große Zahl der Sterbefälle in einzelnen Senkgrubenhäusern, die schlagenden Beispiele an in Senkgruben beschäftigten Personen, welche Dr. Haller mitgetheilt hat, dann die von den Aerzten so häufig wiederholte Bemerkung, daß die Erkrankung in großen Häusern dem Zusammenhange der Aborte folgen, neben Feuchtigkeit und Wärme auf ein drittes Moment, den Abwurf der Bevölkerung hin. Wir können sagen, daß die Cholera dort einen günstigen Ort für ihre Entwickelung finde und mit großer Beharrlichkeit in verschiedenen durch ziemlich lange Zeiträume getrennten Epidemien gerade jene Stellen auszeichne, an denen wir einen höhern Grad von Durchfeuchtung des Bodens und in demselben in der Zersetzung befindliche organische Substanzen vermuthen dürfen.“

In dem Schlußworte macht der Verfasser noch auf sehr viele Punkte aufmerksam, welche in Betreff der Gesundheitspflege besonders ins Auge zu fassen sind. Wir wollen davon nur eins hervorheben. Die geologische Untersuchung hat ergeben, daß die Orte, wo der Boden längere Zeit von Menschen bewohnt gewesen und von Cloaken durchzogen ist, sehr viele der Gesundheit nachtheilige Zersetzungsproducte enthielten. „Ich habe bereits die schwärzlichen Flecken erwähnt, welche sich auf der Oberfläche der Geschiebe des Diluvialschlotters unter der innern Stadt finden, und welche die jetzt unschädlichen Ueberreste einer durch lange Jahre fortgesetzten Zersetzung organischer Stoffe sind. In ähnlicher Weise ist z. B. in gewissen Theilen von London, wo Senkgruben in durchlassendem Sande angelegt sind, der ganze Boden geschwängert und so mit Leuchtgas und organischer Flüssigkeit geschwärzt, daß bei jedem Aufreißen des Pflasters der widrige Geruch heraustritt. Diese Stoffe sind es nun, welche, wenn sie z. B. durch einen Gußregen in Bewegung gesetzt werden, wol die eigentlichen Beförderer gewisser Seuchen sind, und welche, wenn man sie durch ausgedehnte Aufgrabungen frei macht, ihre tödliche Wirkung äußern. Man hat nicht wenige Beispiele, daß Arbeiter auf Bauplätzen von der Cholera zuerst und mit besonderer Heftigkeit ergriffen wurden; namentlich aber scheint es der Typhus zu sein, welcher sich unter solchen Verhältnissen einstellt. So ist z. B. eine Typhusepidemie, welche vor mehreren Jahren in Regensburg herrschte, genau einer Aufgrabung der Cloaken gefolgt, und man hat sich besonders in London in den letzten Jahren daran gewöhnt, nur möglichst selten und nur mit großer Vorsicht den Boden dichtbewohnter Stadttheile aufzugraben. Es ist im Interesse der Bevölkerung zu wünschen, daß, wo im Laufe der nächsten Jahre solche umfangreiche Aufgrabungen nöthig werden, diese möglichst rasch und soweit als thunlich in Jahreszeiten durchgeführt werden, welche den genannten Krankheiten ungünstig sind."

Diese Mittheilungen werden genügen, unser oben ausgesprochenes Urtheil über das Werk zu rechtfertigen. Das Buch ist vortrefflich und verdient recht vielseitig und gründlich beachtet zu werden.

Schließlich machen wir unsere Leser noch auf eine dem Buche beigegebene Bodenkarte der Stadt Wien aufmerksam, welche als ein wahres Meisterwerk in Hinsicht der Klarheit und detaillirten Durchführung anzusehen ist. Sie trägt sehr viel dazu bei, den Inhalt des Buchs anschaulich und übersichtlich zu machen.

2. **Geogenische und geognostische Studien auf einer Reise durch Rußland und den Ural angestellt von Rudolf Ludwig. Mit 3 Holzschnitten und 15 Tafeln in Lithographie und Farbendruck. Darmstadt, Jonghaus. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.**

Die Reise, welche zu diesen Studien die Veranlassung gegeben hat, wurde im Sommer 1860 von dem Verfasser in Verbindung mit Hermann Goldschmidt aus Frankfurt und Adolf Vicomte le Hardy de Beaulieu aus Brüssel ausgeführt; sie hatte den Zweck, die Landbesitzungen, Waldungen, Berg- und Hüttenwerke, welche dem russischen Staatsrath Nikita von Wsewolozski zu Petersburg angehören, gründlich zu untersuchen. Der geologische Theil der Durchforschung fiel unserm Verfasser allein zu, und das vorliegende Werk kann als die Frucht davon angesehen werden. Bis Perm reiste die Gesellschaft bequem auf Dampfbooten und Eisenbahnen. Die fernern Wege konnten nur mit russischem Fuhrwerk und zu Pferde bereist werden.

Das Werk zerfällt in vier Abhandlungen. In der ersten hat der Verfasser eine kurze Uebersicht seiner in Rußland angestellten geologischen Studien gegeben und darauf hingewiesen, wie dazu gute Karten angefertigt werden könnten. Die zweite Abhandlung bezieht sich auf die Kohlenstoffanhäufungen in den Torfmooren. Die dritte behandelt die Entwickelung von Erzlagern. Die vierte beschäftigt sich eingehender mit der Untersuchung der uralischen Steinkohlenformation.

Die ganze Arbeit deutet überall auf Fleiß und gründliche Sachkenntniß des rühmlich bekannten Verfassers hin, besitzt aber im ganzen genommen nur ein sehr specielles Interesse für die betreffenden Fachmänner; wir werden daher unsere Besprechung nur auf wenige Punkte beschränken, die allgemein interessiren.

In der Entwickelungsgeschichte der Kohlenflötze nimmt der Verfasser, auch wie dies jetzt allgemein geschieht, den Torf als die Hauptgrundlage an, und er weist nach, daß bauwürdige Kohlenflötze niemals durch Treibholzanspülungen entstehen können, weil sich stets zwischen die noch festen, mit sperrigen Aesten und Wurzeln versehenen Bäume Sand, Schlamm und Thon anlegen werden. Der Verfasser hatte vielfach Gelegenheit, in dem Urwaldgebiete und an den mächtigen Strömen des nordöstlichen Rußland über diesen Gegenstand Erfahrungen einzusammeln. Die russischen Ströme durchschneiden große dichtbewaldete Länderstrecken. Vor Jahrhunderten, ja sogar vor Jahrtausenden waren die Wälder weit weniger durchlichtet als jetzt, wo die vielen Erzlager berg- und hüttenmännisch ausgebeutet werden. Haben nun auch die Menschen hier schon viel zur Aufräumung der Flußbetten, zur Regulirung der Ufer beigetragen, so findet man doch noch viele Punkte, wo die Natur seit Jahrtausenden ganz allein und ungestört gewaltet hat. Bei dieser Untersuchung macht der Verfasser folgende interessante Bemerkung: „Die Ufer der russischen Ströme sind in eigenthümlicher Weise auf der einen Seite höher als auf der andern, sodaß sie z. B. an der Wolga rechts, steil gegen den Fluß abfallende Hügel von 2—300 Fuß Höhe, links weit ausgedehnte sumpfige Ebenen bilden. An der Oka, Kama und andern großen Strömen findet Aehnliches statt."

Offenbar spricht diese Erscheinung wieder für den Einfluß der Rotation der Erde, wovon wir bei der Besprechung des vorigen Werks schon einiges mitgetheilt haben. Die hohen Felsufer der Wolga bestehen aus loskörnigem Sandstein, der schon beim Anfassen in Sand zerfällt, zum Theil auch aus Mergel und Lehm, worein das Regenwasser tiefe Schrunden eingefressen hat. Diese mit Wasserrissen durchfurchten Ufer sind meist so steil, daß sie dem Baumwuchs keinen Halt gewähren, kaum gestatten sie hier und da etwas Graswuchs. Oben auf der horizontalen Höhe dieser Ufer wachsen gemischte Waldungen aus Birken, Tannen, Weiden. „Sobald die von einem Hauptwasserrisse ablaufenden Nebenthälchen sich weiter verzweigen, spaltet sich der weiche Boden durch Frost und Erosion in größere und kleinere Bruchstücke, welche sich loslösen und in die Fluten der Ströme herabstürzen. Weil die Schichten abwechselnd mehr thonige und mehr sandige sind, so entspringen in allen Wasserrissen auf den wasserdichten Thonmergellagern Quellen. Man erkennt diese Wasserschichten vom Flusse aus schon von weitem an ihrer frischen Farbe, an ihrer Eigenschaft die Sonnenstrahlen zu reflectiren und selbst an den aus ihnen entspringenden Wasserstrahlen. In der Nähe der Städte und Dörfer, die fast ohne Ausnahme auf die Hochufer erbaut sind, dienen sie ausschließlich als Brunnen. Neigen sich die Schichten auch nur um ein Geringes dem Flusse zu, so entstehen, sobald die durch Wasserrisse losgelöste Erdmasse sich mit Wasser gesättigt hat, also vorzugsweise im Frühjahr nach dem Thauen des mächtigen Schnees und bei den außerordentlichen Hochfluten der Ströme, zahlreiche Erdschlipfe, indem die Schwere jene Erdmassen auf der schlüpfrig gewordenen Quellenschicht abwärts drängt. Es gelangen dadurch unzählige Baumstämme und Holzmassen in den Strom."

Alle Nebenflüsse und Bäche besitzen ähnliche Ufer und liefern daher auf gleiche Weise ihren Beitrag. Kommt nun der Strom zu Ebenen, so breitet er sich aus, bildet Sümpfe, die dann mit den Baumstämmen und Holzmassen ausgefüllt werden. Die Wälder auf diesen Sumpfebenen sind fast undurchdringlich. In ihnen bilden sich die berühmten Treibholzablagerungen. Die Unterlage ist gewöhnlich Sand und blaugrauer Letten. „Die Holzmasse bildet immer nur einen verhältnißmäßig geringen Bestandtheil der Lager, die Zwischenräume, welche die Steifen, ver-

rigen Aeste und Wurzeln zwischen sich und den Stämmen ließe sind mit Sand, Thon, Schlamm erfüllt, niemals aber von jenem schwarzen Moder, den wir in den Torf- und Braunkohlenlagern finden. An sehr vielen Punkten können Holzanschwemmungen bemerkt werden, welche durch neuere Einbrüche des Stroms in seine Ufer bloßgelegt worden sind. Die schwarzen, halbvermoderten Baumleichen stehen zum Theil aus den Lagern hervor, sie ragen mit ihren Aststümpfen aus dem Wasser heraus und werden hier auf neuer Lagerstelle abermals in Schlamm eingebettet."

Der Verfasser macht dann auch noch darauf aufmerksam, daß er auch in Deutschland ähnliche Treibholzablagerungen zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. In Rheinbaiern, in der Nähe von Jockgrim bei Germersheim, hatte man vor einigen Jahren, verleitet durch das Vorkommen von braunkohlenähnlichen Torfschichten im Alluvium, einen Versuchsbergbau auf Braunkohlen eröffnet. An einem Punkte fand man drei braunkohlenartige Torflager aus Conserven, Schilf und Moos gebildet unter Thon mit Succina oblonga, Planorbis marginalus und andern jetzt lebenden Schnecken, an einem andern bituminöses Holz als sperrige Masse im Schlamm steckend, auf einem Sandlager mit Unio pictorum. Der Verfasser hält diese Treibholzlager mit denen in Rußland beobachteten ganz gleich. Auch da, wo die Ruhr in den Rhein mündet, hat man ähnliche Lager von Treibholz aufgefunden. Es fehlt hierbei stets der schwarze kohlige Moder, welcher die Braunkohlenlager charakterisirt. Man sieht, der Verfasser weiß seine Ansicht mit triftigen Gründen zu unterstützen.

Damit wollen wir die Besprechung dieses Werks beschließen. Die Männer von Fach kennen den Verfasser und werden es nicht unterlassen, seine Arbeit zu studiren; für das gebildete große Publikum enthält sie zu wenig, was allgemein interessirt.

Heinrich Birnbaum.

Die Schauspielerin Rachel.

Eine uns vorliegende, von **Paul Lindau** verfaßte Schrift: „*Rachel Felix*" (Düsseldorf 1863), ist zwar nur klein an Umfang, aber doch von mannichfachem Interesse, theils weil sie eine Person betrifft, die sich aus dunkler Lage zu einer europäischen Berühmtheit und Millionärin emporarbeitete, theils weil es darin zugleich nicht an culturhistorischen Streiflichtern fehlt, die für unsere Zeit und namentlich das pariser Leben bezeichnend sind. Im ersten Abschnitt „Die Künstlerin und die Tragödie" beschäftigt sich der Verfasser mit dem Einfluß der berühmten Künstlerin *auf die dramatische* Kunst und das moderne Schauspiel. Er bemerkt in dieser Hinsicht: „Welche Bedeutung hat Fräulein Mars, die ein halbes Jahrhundert lang das kunstsinnige Auditorium des Théâtre français entzückte, in der Kunstgeschichte erlangt? Gar keine. Der Forscher wird dieses erloschenen Sterns gar nicht mehr gewahr, bei Rachel hingegen muß er verweilen: ein jeder Schritt, den sie gethan, hat seine deutliche Spur hinterlassen, ihr Einfluß auf das französische Theater der Neuzeit ist *unberechenbar* (wir sagen nicht, daß dieser Einfluß nur gedeihlich war), die ganze Schule der sogenannten Neoclassiker, mit dem langweilig perorirenden Herrn Ponsard an der Spitze, ist nur ihr und ihrem gewaltigen Talente zuzuschreiben. Sie hat den Geschmack eines ganzen Volks umzuprägen gewußt."

Wir glauben, daß hier der Verfasser den Einfluß der Künstlerin zu hoch anschlägt. Eine einzelne Schauspielerin, wie groß sie auch sei, wird niemals im Stande sein, den Geschmack eines ganzen Volks umzuprägen. Die Neoclassiker wie Ponsard u. s. w. mögen auf Fräulein Rachel gerechnet haben, aber es ist doch fraglich, ob sie ihre Stücke ungeschrieben gelassen hätten, wenn Rachel Felix nicht gewesen wäre. Jedenfalls sind sie eine nur vorübergehende Erscheinung; der bleibende französische Geschmack richt sich viel mehr in den Demi-Monde-Stücken als in den Producten der sogenannten Neoclassiker aus; auch gibt der Verfasser selbst zu, daß die Rachel in keiner der für sie ausdrücklich geschriebenen Rollen „jene überwältigende Darstellungsgabe" gezeigt habe, „die wir bei ihr in den alten Rollen mit jedem Tage mehr bewundern mußten", und er fügt hinzu: „In den in der classischen Manier geschriebenen neuern Tragödien von Latour, R. Ybars, Ponsard und Augier war sie nur mittelmäßig, in den romantischen geradezu unbedeutend." Sie war also nur eine Stütze für eine jetzt selbst in Frankreich ziemlich abgelebte Gattung, für die alte, dem steifen Hofgeschmack angepaßte Tragödie der Franzosen. Aber auch dies war sie nur vorübergehend, nur solange sie lebte und wirkte. Sie war, wie der Verfasser selbst zugibt, kein „selbstschaffendes" Talent, sondern eine geniale Virtuosin, die dem traditionell Gewordenen einige blitzartig wirkende Züge beizumischen wußte, die eine nur ihr eigene frappante Manier, aber keinen Stil besaß, der zu einer allgemein gültigen Regel erhoben werden könnte; sie hat daher keine Schule hinterlassen; sie streifte wie ein angestauntes Meteor über den Horizont Europas hin, aber als dieses Meteor erlosch, blieb kein segensreich fortwirkendes Licht von ihm zurück. Der Verfasser selbst bemerkt einmal: „Rachel ist die leuchtende ideale und idealisirende Vertreterin der mit ihr dahinsterbenden und mit ihr begrabenen sogenannten classischen Tragödie, sie ist die personificirte Reaction gegen den alles absorbirenden Einfluß der sogenannten romantischen Schule, sie hat eine besiegte und zum ewigen Tode verdammte Sache, die steife Hoftragödie, solange sie lebte und wirkte, zur siegenden Kunst zu machen, sie hat ihr den göttlichen Hauch des Genies, den Lebensfunken einzuflößen gewußt — was wunder, daß der Kurzsichtige glaubte, die Tragödie selbst siegte und sie besäße die Lebenskraft?"

Nachfolgerinnen, die ihre Manier auf der Bühne fortpflanzten, hat Rahel unsers Wissens nicht hinterlassen; zu neuen bleibenden Schöpfungen auf dramatischem Gebiete hat sie nicht Anlaß gegeben; die sogenannte classische Tragödie ist, wie der Verfasser selbst gesteht, mit ihr dahingestorben und begraben; was also hat sie genutzt und gewirkt? Und wie stimmen dazu die Worte des Verfassers, daß „jeder Schritt, den sie gethan, eine deutliche Spur hinterlassen habe" und daß ihr Einfluß auf das französische Theater der Neuzeit „unberechenbar" gewesen? Der Verfasser bemerkt, daß die einschläfernde Wirkung der Alexandriner mit der Cäsur in der Mitte nur für denjenigen zu ermessen sei, der in der neuern Zeit eine Tragödie ohne Rachel habe aufführen sehen; selbst die Claque schlafe dabei ein. Insofern ist Fräulein Rachel der sogenannten classischen Tragödie nur schädlich gewesen; sie galvanisirte einen Leichnam, der nun Leben zu erhalten schien, und gewöhnte das Publikum an allerlei pikante Effectmittel, ohne die man jetzt die Tragödie unerträglich findet. Corneille und Racine haben sich also bei der Rachel durchaus nicht zu bedanken.

In einem zweiten Abschnitt berichtet der Verfasser über ihre Kindheit, ihr erstes Auftreten und ihren ersten Triumph. Der Verfasser erzählt: „Rachel wurde am 28. Februar 1820 zu Munf, einem Dörfchen im schweizer Cantone Aargau, geboren. Ihren Aeltern ging es herzlich schlecht. Der alte Felix war Hausirer, zog mit dem Sacke auf dem Rücken von Bauerhof zu Bauerhof, bot die interessantesten Mord- und Räubergeschichten feil, die probatesten Wunderrecepte für Menschen und Thiere, Prophezeiungen für die Witterung, allerhand; ihre Mutter Esther, eine geborene Haya, hatte ihre Wohnung zu einem kleinen erbärmlichen Trödel hergerichtet, und schacherte mit allem Möglichen. Aber die Familie war stark; fünf Mädchen und ein Knabe waren da und die junge Brut entwickelte einen Appetit, den die Aerzte «gesund» zu nennen pflegen. Rafael, Rachel, Sarah, Lia, Rebekka und Dinah lebten nicht von der Luft — der Hausirhandel und das Schachern brachte wenig oder nichts ein. Den mosaischen Ueberlieferungen getreu, zogen sie in ein anderes Land. Von mitleidigen Glaubensgenossen unterstützt, kam die wandernde Judenfamilie bis Lyon. Rachel mochte damals 10 Jahre alt sein; Sarah vielleicht 11; der alte Felix, dessen Biographie wir gottlob nicht zu schreiben haben, erklärte ihnen, sie seien erwachsen und müßten von nun ab selbst für

ihren Lebensunterhalt sorgen. Damit setzte er die armen Würmer auf das Pflaster der großen Stadt, wo sie, wie junge Adler, die, bevor sie flügge, aus dem Neste geworfen werden, unwillkürlich den Schnabel aufsperrten — und sangen. Ein Jahr lang trieben sich die beiden Kleinen in den Straßen von Lyon umher, sangen in Wirthschaften und Kaffeehäusern und brachten die erbettelten Sous dem ökonomischen Herrn Papa, der, wie Vapereau versichert, zu jener Zeit gar kein anderes Geschäft bekleidete, als Familienvater zu sein, und keinen andern Erwerb besaß, als den Gesang seiner ältesten Töchter. Wahrscheinlich hat man nun an den zerlumpten kleinen Jüdinnen mit den ausdrucksvollen, schwarzen Augen ein ganz besonderes Interesse genommen, denn ein Jahr später (1831) finden wir die ganze Sippschaft wohlgemuth in Paris, den Vater als Trödler, die Mutter als Toilettenhändlerin, häuslich, wenn auch noch immer sehr dürftig eingerichtet."

Im dritten Abschnitt behandelt der Verfasser ihre Glanzperiode. Man weiß nicht, welcher Dämon sie mehr beherrschte, der Dämon der Ruhm- oder der der Gewinnsucht. Sie steigerte ihre Ansprüche immer höher und erhielt zuletzt beim Théâtre français 42000 Francs festes Gehalt, außerdem jedesmal, wenn sie mehr als zweimal in der Woche auftrat, ein sogenanntes Spielhonorar im Betrage von 500 Francs, während ihr ihre Gastvorstellungen in der Provinz und im Auslande, im Verlaufe einer einzigen Urlaubszeit, niedrig gegriffen, 200000 Francs und allmählich leider auch die Schwindsucht eintrugen. Sie ruinirte sich durch das viele Gastspielen oder wie der Verfasser sich ausdrückt: „Die nach Reichthum lechzende Natur der Künstlerin hat sie erdrosselt"; manche aufreibende Passionen scheinen hinzugekommen zu sein und ihre Gesundheit schon früh untergraben zu haben. Während ihres Urlaubs im Jahre 1849 gab sie innerhalb 90 Tagen in 34 verschiedenen Städten nicht weniger als 74 fünfactige Tragödien! Wenn man sie auf die unausbleiblichen schädlichen Folgen dieser Gastspielraserei aufmerksam machte, so pflegte sie wol zu erwidern: „Auf Reisen erhole ich mich mehr, als ich mich ermüde; die Bewegung, die Aufregung verjagen die schlechte Stimmung, die bösen Gedanken und niedere Triebe."

Im Jahre 1853 brachte sie ihren Urlaub in Rußland zu, wofür ihr die petersburger Intendanz 400000 Francs und der sie begleitenden Gesellschaft 100000 Francs bewilligte. Aber ein Versuch, auch die Yankees auszubeuten, misglückte; ihre Expedition dorthin im Jahre 1855 scheiterte gänzlich. Dagegen gelang ihr eine frühere Speculation um so besser; nachdem sie mit der Declamation der Marseillaise auf dem Theater der Republik, früherm Théâtre français, einen ungeheuern Erfolg gehabt, erhielt sie unterm 23. April 1849 von Regierungs wegen die Mission, durch den Vortrag der Marseillaise „die Republik in der Provinz zu popularisiren", was ihr abermals ebenso vielen Applaus als ein schönes Stück Geld einbrachte. Dieselbe Rachel, welche sich früher in dem Glanz der europäischen Höfe gesonnt und von regierenden Fürsten die wohlfeilsten Schmeicheleien und die kostbarsten Geschenke mit Begierde in Empfang genommen hatte, setzte nun zum Dank dafür die phrygische Mütze auf und kokettirte mit den rothen Republikanern, beutete sie aber auch, und das war die Hauptsache, nebenbei weiblich aus. Was sie zusammengescharrt hatte, wußte sie mit Hülfe ihres speculativen Vaters so gut zusammenzuhalten und so gut zu vermehren, daß sie ihren beiden Söhnen die Summe von nicht weniger als zwei Millionen hinterließ.

Im vierten Abschnitt schildert der Verfasser ihre letzten Tage und ihren Tod, und im fünften ihr Leben und Treiben außer der Bühne, wobei auch ein und der andere Zug ihres Geizes (sie miethete z. B. einmal zu einem Diner eine Ananas, statt sie zu kaufen) zu Tage kommt. Angehängt ist eine Reihe von Briefen, von denen der Verfasser im allgemeinen bemerkt: „Es hat uns Mühe gekostet, die französischen Briefe zu übersetzen. Sie sind sammt und sonders in einem wenig correcten, mit Barbarismen und orthographischen Fehlern reich verzierten, aber sehr lebhaften, geistreichen und witzigen Französisch geschrieben. Es ist das Bühnen-Künstlerjargon einer berühmten und bewunderten Frau; sie wußte übrigens sehr wohl, daß sie der Akademie keine Concurrenz machte, und war sogar mit Recht stolz auf ihre unfranzösische Originalität."

Die ersten fünf Briefe, die an Halévy gerichtet zu sein scheinen, bilden einen kleinen Roman; der erste lautet: „Paris, 19. October 1841. Ja, Sie haben ganz recht, nicht auf brieflichem Wege kann ich mich mit Ihnen aussprechen. Wo kann ich Sie sehen? Den ersten Theil meines Lebens habe ich mit leichtsinnigen Jugendstreichen verdorben; aber es ist noch Zeit, den Schaden wieder gut zu machen, und ich bitte Sie, stehen Sie mir in meinem zweiten Leben bei, das ich immer geträumt und nach dem ich mich immer gesehnt habe. Rachel."

In dem folgenden Briefe heißt es unter anderm: „Um 1/2 2 Uhr habe ich Probe vom Cid, von da gehe ich zu Samson *), um die ganze Rolle der Chimene mit ihm durchzugehen. Für die Königin von Cypern bin ich ziemlich gut aufgelegt. Muß man eine hübsche Toilette haben? Es ist sehr leicht möglich; aber hübsch ohne Kunst wäre unmöglich. Die Herren von Montguyon, Morley und X... Gentlemen's, haben mit uns Vingt-et-un gespielt. Ich wage Ihnen gar nicht zu sagen, was ich verloren habe. Mein einziger Trost ist, daß mein Geld in die Hände eines ruinirten X.... übergegangen ist."

Der nächste vom 4. Januar 1842, 1 Uhr morgens, lautet: „Mitternacht ist schon vorbei. Ich will Ihnen sagen, daß ich Ihnen allein die gute Haltung, die ich heute den ganzen Abend in der Oper bewahrt, zu verdanken habe. Hören Sie, mein lieber Halévy, nehmen Sie mir das nicht übel, es hat mich große Anstrengung gekostet, einen Act zu consumiren. Ich finde dieses Meisterwerk **) unausstehlich langweilig. Meine Familie hat Ihre Beharrlichkeit, mich zu lorgniren, sehr wohl bemerkt, ohne sich darüber im geringsten zu beklagen. Sie haben auch einmal Ihren Kopf auf Ihre Hand gestützt, und Sarah hat mich sofort darauf aufmerksam gemacht, daß der Ring immer noch da war. Sie wollte gewiß meiner kleinen Eigenliebe etwas schmeicheln."

In den beiden folgenden Billeten beklagt sie sich über die auf der andern Seite eingetretene Gleichgültigkeit oder Verstimmung. Gemüthlicher und weniger dissolut als die weiter folgenden an verschiedene Personen gerichteten Billete ist ein Brief an ihren Bruder Rafael, datirt Lyon, den 7. Juli 1843, worin sie ihn mit folgenden Worten dazu mahnt, sich Bildung zu erwerben: „Eine Frau kann zu einer ehrenwerthen, geschätzten und achtbaren Stellung gelangen, ohne vielleicht jenen Firnis, den die Welt Erziehung nennt, zu besitzen. Und weißt du auch weshalb? Weil eine Frau nichts von ihrem Reize verliert, im Gegentheil, wenn sie in ihrem ganzen Benehmen und in ihrer Sprache eine große Zurückhaltung an den Tag legt; eine Frau antwortet und fragt nicht, sie eröffnet niemals das Gespräch, sondern sie hört ihm zu. Ihre natürliche Koketterie gibt ihr den Wunsch, sich zu belehren, sie behält auch hier und da etwas, und ohne einen festen Stützpunkt von Haus aus gehabt zu haben, nimmt sie doch bisweilen mit der Zeit jenen Lack an, der für Gebildetsein gehalten werden kann. Bei einem Manne hingegen ist dies ganz etwas anderes. Alles was die Frau nicht wissen kann, wird die erste Sprache des Mannes, sein tägliches Bedürfniß. Mit diesem Bedürfniß vermehrt er seine Vergnügungen und vermindert seine Sorgen. Er vervielfältigt seine Freuden und wird außerdem noch für einen geistreichen Menschen gehalten. Siehst du Kleiner, mein Rath ist gar nicht zu verächtlich. Denke darüber nach, und wenn die Lehrzeit dir etwas hart erscheint, so erinnere dich an deine Schwester, die glücklich und stolz über deine Erfolge sein und dich von ganzer Seele lieben wird. Hoffentlich hast du diesen Brief nicht zu

*) Der berühmte Schauspieler und Professor am Conservatorium Rachel's Lehrer.

**) „Die Königin von Cypern", Oper von Halévy.

lang gefunden und wirst ihn zu deinem Vergnügen oft wieder lesen, wenn nicht oft, so einige male. Rachel."

Dann folgt ein Brief an ihren Sohn Alexander und ein anderer an ihren zweiten Sohn Gabriel. Der letztere ist datirt: Auf dem Nil bei Kemech 21. December 1856 und enthält folgende Stelle: „Ich befinde mich immer besser, dank der fortdauernden Hitze dieses wohlthätigen Klimas. Denke dir, du kleiner Kerl, ich bin hier auf einem kleinen, reizenden Schiffe, wo ich alles, was ich brauche, habe. Es ist so bequem, daß ich mitunter denke, ich wäre zu Hause, in der Rue Trudon. Heute ist es Windstille. Seit heute Morgen stehen wir still auf dem schönen Flusse, den man den Nil nennt. Wir sind mitten im Winter, und dabei haben wir so schönes Wetter, daß ich mein Kleid habe ausziehen müssen, um dir bequem schreiben zu können. Mein ganzer Anzug besteht aus einem Nachtkleide und einem leichten Unterrocke. So sitze ich auf meinem Bettchen, in meinem Zimmerchen, bei offenem Fenster. Der Nil ist wie ein See, kein Windzug kräuselt seinen Spiegel; die Sonne, der es gewaltig heiß zu sein scheint, badet ihre Strahlen im Flusse. Das gibt dem unermeßlichen Wasserteppich tausend bunte Farben. Es ist ein herrliches Bild der Natur. Ich athme mit voller Lunge die belebende Luft von Aegypten ein, ich huste freilich noch immer; aber anstatt es mich schwächen sollte, werde ich stark dabei."

Diese Stelle beweist, daß die geniale Künstlerin, welche nach Art dieser Kranken jede momentane Erleichterung als einen wesentlichen Fortschritt zur Besserung ansah, vermöge ihres glücklichen Instincts ebenso gut und lebendig aufzufassen als darzustellen wußte, trotz aller orthographischen Fehler. **H. M.**

Aus der alten Geschichte.

Die persische Politik gegen die Griechen seit dem Ende der Perserkriege. Die politischen Beziehungen der Römer zu Aegypten bis zu seiner Unterwerfung. Von J. H. Schneiderwirth. Heiligenstadt, Delion. 1863. Gr. 8. 20 Ngr.

Man fühlt sich eigenthümlich berührt, wenn in einem Augenblicke, wo Candidaten für den erledigten Königsthron von Griechenland wie die Pilze aus der Erde schießen, eine Schrift zur Lectüre ladet, die uns in eine weit entlegene Vorzeit eben dieses Landes versetzt. Der Titel der Abhandlung ist verlockend genug, sehr vielversprechend. Gerade über die von Schneiderwirth behandelte Epoche herrscht viel Dunkelheit. Ein gründliches Verständniß der so bedeutungsvollen Politik Persiens gegen Hellas um die bezeichnete Zeit ist uns versagt, da die Bücher des Ktesias, Dinon, Klitarchus, Hellanikus, Heraklides von Kyme, Theopompus, des Ephorus, vor allem aber die Politien des Aristoteles fehlen. In Anbetracht dessen muß es doppelt willkommen sein, wenn diese Periode eine neue Durcharbeitung nach den vorhandenen, allerdings sehr beschränkten Quellen erfährt. Schneiderwirth hat sich seiner Aufgabe mit rühmlichem Fleiße und großer Sorgfalt unterzogen. Hier und dort hätten wir in der Darstellung das Colorit lebhafter gefärbt gewünscht; das Ganze liest sich etwas trocken. Alle Anerkennung verdient dagegen die gewissenhafte Treue, die strenge Objectivität, mit welcher der Verfasser schildert. Sein Ideengang ist etwa der folgende. Seit der Beendigung der sogenannten Perserkriege — Schneiderwirth nimmt das Jahr 449, den Tod Cimon's, als Ruhepunkt — wurden die persischen Eroberungsversuche gegen Hellas nicht wieder erneuert. Trotzdem griff die persische Politik vielfältig und folgenreich in die Angelegenheiten der Griechen ein. Sie reizte die athenischen Bundesgenossen zum Abfall, sie bestimmte wiederholt in den letzten Jahren den Gang des Peloponnesischen Kriegs. Persisches Gold machte die Spartaner zu Herren von Griechenland und auf den nämlichen mächtigen Hebel ist der Abschluß des Antalkidischen Friedens zurückzuführen, jener Frieden, der dem Großkönig die allein asiatischen Hellenen wieder unterwarf, die Griechen vom Meere verdrängte und Fehden und Kriege in Griechenland verewigte. Seit dem Jahre 387 übte Persien bis zum Auftreten Philipp's von Macedonien das Schiedsamt in den innern griechischen Angelegenheiten. Diese Berührungen zwischen Persien und Griechenland haben eine weltgeschichtliche Bedeutung. Sie schwächten den frühern Gegensatz beider und bereiteten den Tag vor, welchen Alexander im Jahre 324 in Susa feierte, den Tag der Vereinigung der griechischen Welt mit dem Morgenlande.

Völlig zutreffend und mit Schärfe wird die Art und Weise der schiedsrichterlichen Intervention, wie Persien sie in Griechenland nach dem Antalkidischen Frieden übte, von Schneiderwirth dahin charakterisirt, daß der Großkönig dieses Amt ungern übt, ohne Nachdruck, weit weniger aus eigenem Antriebe, als weil er von den griechischen Staaten zu jener Vermittlerrolle herangezogen wurde. Seine Entscheidungen und Bestimmungen finden nicht immer Anerkennung, kommen nicht immer zur Ausführung, es ist ihm gleichgültig. Nur dadurch sucht er seinen Worten Gewicht zu verleihen, daß er sich stets auf die Seite des Mächtigern stellt. Die fortwährenden Empörungen der Satrapen ermöglichte an dem König eben keine andere Politik. Beides, das Schiedsamt Persiens wie die Kriegslust einzelner Satrapen, die wiederholt eroberungssüchtige Blicke auf die schönen Inseln an der Westküste Kleinasiens geworfen hatten, erreichte ein Ende, sobald der Macedonier Philipp immer weiter um sich griff. Der Hof von Susa war nunmehr darauf bedacht, Griechenland in den gemeinsamen Kampf gegen Macedonien zu treiben, in diesem Kampfe zu unterstützen und durch griechische Waffen das sinkende Reich zu halten.

Recht übersichtlich und geschickt ist die Anordnung und Vertheilung des Stoffs auf die einzelnen Kapitel bewerkstelligt. Der erste Abschnitt, von 449—412 reichend, zeigt Persien in seiner feindschaftlichen Stellung zu Athen und bespricht die Versuche des Großkönigs, mit Sparta in ein Bundesverhältniß zu treten. Im zweiten, von 412—404, sehen wir Persien im Bunde mit Sparta und im Kampfe mit Athen. Das dritte Kapitel, die Jahre 400—387 umfassend, erzählt von den Kämpfen, welche Persien zuerst allein gegen Sparta führte, sodann im Bunde mit Athen und den andern Theilnehmern des sogenannten Korinthischen Kriegs. Im vierten Abschnitt, von 387—330, erblicken wir Persien in friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu den griechischen Staaten. Der Großkönig übt das Vermittler- und Richteramt in den innern griechischen Angelegenheiten bis zum Auftreten Philipp's von Macedonien. Einzelne Satrapen unternehmen vereinzelte Eroberungsversuche. Persien vereinigt sich schließlich mit den Griechen zum Kampfe gegen Macedonien.

Die nämlichen Vorzüge wie dem erstern Essay können wir dem zweiten nachrühmen, der uns in das Reich der Lagiden einführt. Auch dieser Artikel ist sehr sorgsam, sehr fleißig gearbeitet. Die Darstellung bestrebt sich durchgehends einer großen Knappheit, auch da, wo eine weitere Detaillirung wol am Orte gewesen wäre. Um kurz über den Inhalt zu referiren: unter den ersten Ptolemäern war Aegypten ein mächtiges und blühendes Reich. Reiche Landstriche bildeten die Territorien; noch gewaltiger als das gewaltige Landheer war die gewaltige Seemacht. Eine ausgezeichnete Stütze der Monarchie waren ihre stets reichlichen Geldmittel. Die königliche Schatzkammer der ersten Ptolemäer war überreich gefüllt; eine gefülltere Kasse, als die ersten Lagiden, hat kein Herrscher gehabt. Es war vorzüglich der Handel, der den Bewohnern des Landes viel Geld einbrachte, der es ihnen möglich machte, hohe Steuern zu zahlen, der somit den Königen die Mittel gab, gewaltige Heere und Flotten zu unterhalten. Der Hauptort, der Mittelpunkt des damaligen Welthandels, des Verkehrs zwischen dem fernen Osten und Westen war Aegypten, war Alexandria, die schöne, goldene, üppige Hauptstadt des Landes, wo überdies Kunst und Wissenschaft eine erfreuliche Blüte gewannen. Der schmähliche Untergang dieses blühenden Reichs hat sein Befremdendes. Wol trugen die unfähigen und nichtswürdigen Könige, die mit Buhlerinnen und Günstlingen die Summen des Landes verpraßten, die nicht im Stande waren, eine kluge kräftige Politik nach

außen zu verfolgen, die das Volk durch arge Bedrückung zu Empörungen trieben oder in Streitigkeiten mit Gliedern ihrer Familie die Kräfte des Landes aufrieben; wol trugen sie die Hauptschuld. Es liefert die Geschichte des Ptolemäerreichs wie die keines andern in alter und neuer Zeit den Beweis, daß eine Reihe schwacher Regenten das größte Unglück für ein Land ist. Allein sehr bedeutend hat auch die freundschaftliche Verbindung mit Rom, die im Jahre 273 geschlossen und bis zum Untergang des Staates im Jahre 30 festgehalten wurde, die unredliche Politik, welche Rom gegen Aegypten beobachtete, das Reich der Ptolemäer geschwächt und zerrüttet. In den Jahren 273—200 hat Aegypten Rom gegenüber eine selbständige Stellung. In den Jahren 200—81 steht Aegypten Rom gegenüber halb abhängig, halb selbständig, in der Zeit von 81—30 dagegen befindet sich Aegypten in vollständiger Abhängigkeit von Rom. Nach diesen Gesichtspunkten, nach diesen innern Eintheilungsgründen, die sich aus der Natur der behandelten Materie ergeben, hat der Verfasser seinen Stoff in drei Kapitel gegliedert.

Beide Abhandlungen machen den Eindruck, als wären sie für das Programm einer höhern Schule geschrieben. Wahrscheinlich wirkt Schneiderwirth an einer solchen als Lehrer.

Thaddäus Lau.

Notizen.

Goethe von einem Franzosen des Plagiats beschuldigt.

In der Julilieferung der in Paris erscheinenden freimaurerischen Zeitschrift „Le monde maçonnique", in der man wol kaum eine literarische Mittheilung wie die gleich zu besprechende suchen würde, lasen wir jüngst einen Aufsatz von A. Hédouin unter der auffallenden Ueberschrift: „Goethe plagiaire de Sterne." Ehe wir jedoch auf den eigentlichen Gegenstand des Aufsatzes zu sprechen kommen, müssen wir mit dem Verfasser etwas weiter ausholen. Er erwähnt im Eingange, daß, als er im Jahre 1850 eine französische Uebersetzung der posthumen Sterne'schen Schrift „The Koran or the life" veröffentlicht, Barbey d'Aurevilly in der „Patrie" erklärt habe, daß Sterne unmöglich der Verfasser eines so unfrommen und muthwilligen Buchs wie der „Koran" sein könne. Hédouin bemerkt dann, daß er, wie er schon früher in der „Patrie" in seiner Erklärung gegen Barbey d'Aurevilly mitgetheilt, seine Uebersetzung nach einem Exemplare des Sterne'schen „Koran" gearbeitet habe, welches im Besitze Walter Scott's gewesen und nach dessen Tode von Lloyd, dem bekannten Reisenden und hervorragenden Schriftsteller, gekauft worden sei, und beruft sich weiter auf Jules Janin, Balzac und Jean Paul, welche, der erstere in seinem „Essai sur la vie et les ouvrages de Sterne", der zweite in seiner „Physiologie du mariage", der dritte in seiner „Vorschule der Aesthetik" (I, 316 der französischen Uebersetzung von A. Büchner und L. Dumont) Sterne als Verfasser des „Koran" genannt und sich auf ihn als Autor des Buchs bezogen hätten. Hierzu komme, daß Goethe sich einer Anzahl der im „Koran" enthaltenen Gedanken bemächtigt und sie in mehr oder weniger wortgetreuer Uebersetzung, aber ohne Angabe der Quelle, seinen „Maximen und Reflexionen" einverleibt habe, woraus wenigstens hervorgehe, in wie hoher Achtung das Buch bei Goethe gestanden habe. Zum Beweise stellt Hédouin sodann die betreffenden Sentenzen nach seiner französischen Uebersetzung des Sterne'schen Buchs und der Porchat'schen Uebersetzung der Werke Goethe's gegenüber; es sind, wenn wir recht gezählt haben, 19, von denen die ersten 17 im deutschen Original (XLIX, 119 fg. der Ausgabe von 1833) genau aufeinander folgen und, was wohl zu beachten ist, zwischen zwei ausgezeichneten Lobsprüchen auf Lorenz Sterne eingeschachtelt sind. Der erste dieser Lobsprüche lautet: „Yorik Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat; wer ihn liest, fühlt sich sogleich frei und schön; sein Humor ist unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele"; und der jene Reihenfolge von Sentenzen schließende: „Auch jetzt im Augenblick sollte jeder Gebildete Sterne's Werke wieder zur Hand nehmen, damit das 19. Jahrhundert erführe, was wir ihm schuldig sind, und einsähe, was wir ihm schuldig werden können." Weitere interessante Bemerkungen über Lorenz Sterne finden sich bei Goethe bald darauf. Goethe hat also Sterne die Ehre gegönnt, die ihm gebührt, und er hat auch schwerlich das von Sterne, einem ja ohnehin so bekannten Autor Entlehnte absichtlich unterschlagen und als sein Eigenes geben wollen. Hédouin, der schon früher in der pariser „Illustration" sich Goethe's als Menschen gegen seine Widersacher aufs wärmste angenommen, protestirt gegen jeden Verdacht, dem Andenken Goethe's schaden zu wollen, und erklärt sich die Sache so, daß diese Sentenzen unter Goethe's Papieren als bloße Auszüge gefunden und von seinen Herausgebern ihm zugeschrieben und in seine Werke aufgenommen worden sein. In der That erschienen die „Maximen und Reflexionen", soviel wir wissen, erst nach Goethe's Tode, in der vollständigen Ausgabe letzter Hand vom Jahre 1833. Möglicherweise hat Goethe bei der Anordnung seiner Papiere im hohen Alter selbst nicht mehr recht gewußt, was ursprünglich sein und was andern entlehnt war; denn darüber, daß die „Maximen und Reflexionen" zu einem guten Theile aus Excerpten, aus Gedächtniß- und Lesefrüchten bestehen, dürfte wol kein Zweifel sein; man findet darunter französische, lateinische, italienische Sentenzen, ferner deutsche, die mit Anführungsstrichen bezeichnet sind, eine Sentenz aus Aeschylus, einen Ausspruch von Hamann mit dem bloßen Zusatz „Hört!" u. s. w. Goethe, unablässig thätig, notirte sich eben alles, was er in Büchern oder Zeitblättern ihm Anregendes und zum Weiterdenken Veranlassendes las, und warf Eigenes dazwischen. So mögen die „Maximen und Reflexionen" entstanden sein.

H. M.

Lobgedicht auf König Ludwig den Baier.

Im ersten Hefte eines neuen sehr dankenswerthen Unternehmens: „Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums", theilt Franz Pfeiffer in Wien ein bisher unbekanntes Lobgedicht auf König Ludwig den Baier aus einer Anzahl Pergamentblättern mit, welche ehedem zu Einbänden von Büchern der dillinger Jesuitenbibliothek dienten. Leider konnte das Gedicht durch die Ablösung nur in Bruchstücken gewonnen werden; da aber eine Spur einmal gefunden ist, so kann man die Hoffnung hegen, daß noch einige weitere Blätter zum Vorschein kommen. Die Handschrift gehört wie das Gedicht dem 14. Jahrhundert an. Das Lobgedicht selbst preist in allegorischer Einkleidung die Tugenden und die Verdienste des Königs Ludwig und hat neben trockenen Stellen auch schwungvolle Ergüsse. Pfeiffer macht es sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser, der sich selbst einen Schreiber nennt und sich durchwegs als eifrigen Diener und Anhänger des Königs zu erkennen gibt, jener bekannte Meister Ulrich von Augsburg gewesen sei, welcher öfter mit diplomatischen Sendungen an den päpstlichen Hof zu Avignon betraut wurde. Der Herausgeber hat dem urkundlichen Abdrucke Anmerkungen und diesen ein Verzeichniß der erklärten Wörter hinzugefügt. Wenn das Gedicht auch nicht zu den ersten Meisterwerken der Poesie gehört, so ist doch die Bekanntmachung als eine Bereicherung unserer ältern Literatur höchst verdienstvoll und wird künftig von der Literaturgeschichte gebührend zu berücksichtigen sein.

88.

Eine Schrift zum Nachdenken über sich selbst.

Den menschlichen Leidenschaften hat der durch anderweitige Schriften in weitern Kreisen bekannte H. Klencke in einer Schrift „Die menschlichen Leidenschaften" eine Reihe eingehender und ansprechender Betrachtungen gewidmet. Dieselbe macht keinen Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit, sondern hat den Zweck, das gebildete Publikum zum Nachdenken über sich selbst anzuregen. Zu diesem Zwecke hat es denn auch der Verfasser für nöthig erachtet, den Kreis seiner Betrachtung

weiter, als der Titel besagt, auszudehnen, indem er alle hervorragenden Erscheinungen des Menschenherzens in den Bereich seiner Besprechung gezogen hat. Die Schrift gibt ein sprechendes Zeugniß von des Verfassers trefflicher Beobachtungsgabe, wenn auch manche Stellen die in naturwissenschaftlichen Kreisen sehr überhand genommene Hintansetzung philosophischer Studien deutlich bekunden. 58.

Bibliographie.

About, E., Die schöne Madelon. Eine Zeit- und Sittenbild aus der Zeit Louis Philippe's. Aus dem Französischen übersetzt von A. Scarneo. Zwei Bände. Wien, Markgraf. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bone, H., Buch der Altväter. Oder Bilder und Sprüche aus dem Leben der Einsiedler. Paderborn, Schöningh. 8. 22½ Ngr.

Brehm, A. E., Ergebnisse einer Reise nach Habesch im Gefolge Sr. Hoh. des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha Ernst II. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 2 Thlr.

Brückmann, O. H., Altes und Neues aus dem Münsterland und seinen Grenzbezirken. Ein Beitrag zur Kunde Westfalens. Paderborn, Schöningh. 8. 21 Ngr.

Carey, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft, deutsch mit Autorisation des Verfassers unter Mitwirkung von H. Huberwald, herausgegeben von C. Adler. Mit einem Vorworte von Max Wirth. 1ster Band. München, Fleischmann. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Chezy, W., Erinnerungen aus meinem Leben. 1stes Buch. Schaffhausen, Hurter. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Czigler von Eny-Vecse, Hermine, Poesiegestalten. Gedichte. Zwei Bände. Pest. 8. 3 Thlr.

Döllinger, J. J. I. v., Die Papst-Fabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 22 Ngr.

Eichenfels, H. v., Das Erbschloß. Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Fellinger, J. G., Inguo. Dramatisches Gedicht in vier Akten. Herausgegeben von S. M. Mayer. Klagenfurt, Leon. Gr. 16. 12 Ngr.

Huch, J. G., Das nichtige und vernichtende Wesen des Bösen, eine Theodicee, durch Widerlegung der Julius Müller'schen Schrift vom Wesen und Grunde der Sünde dargestellt. Zeitz, Huch. Gr. 8. 1 Thlr.

Kosar, F., Anton Martin Ramšek, Fürst-Bischof von Levant, dargestellt in seinem Leben und Wirken. Marburg a/Dr. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Kübler, J., Neue Gedichte. Winterthur, Steiner. 16. 10 Ngr.

Lewald, A., Clarinette. Drei Bände. Schaffhausen, Hurter. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Luthardt, C. E., Die Lehre vom freien Willen und seinem Verhältniß zur Gnade in ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die Märtyrer von Carthago. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig, Bredt. 8. 12 Ngr.

Oertel, J. R., Hades. Exegetisch-dogmatische Abhandlung über den Zustand der abgeschiedenen Seelen. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 28 Ngr.

Pfeiffer, F., Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums. I. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Reid, M., Der Marone oder: Pflanzerleben auf Jamaica. Vom Verfasser einzig rechtmäßig autorisirte Uebersetzung für Deutschland von Anna Sievers. Drei Bände. Altona, Verlags-Bureau. 8. 2 Thlr.

Robiano, Louise v., Ende gut, Alles gut! Eine Erinnerung an Nauheim. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 22 Ngr.

Rönnefahrt, J. G., Lessing's dramatisches Gedicht Nathan der Weise. Aus seinem Inhalte erklärt. Stendal, Franzen u. Große. Gr. 8. 20 Ngr.

Scheibe, T., Das Wiener Irrenhaus. Original-Roman. Zwei Bände. Wien, Markgraf. 8. 1 Thlr.

Sivers, J. v., Das Buch der Güter Livlands und Oesels. Riga. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stahl, A., Ein weiblicher Arzt. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 2 Thlr.

Stieglitz, H., Erinnerungen an Charlotte. Aus Tagebuchblättern und sonstigen Handschriften des Verstorbenen ausgewählt und herausgegeben von L. Curtze. Marburg, Elwert. 8. 20 Ngr.

Vacano, E. M., Die Töchter der Schminke. Abenteuer-Roman. 1ster Band: Mondschein-Cavaliere. Berlin, Lassar. Gr. 8. 1 Thlr.

Veltheim, H. v., Vicomte von Martigny. Erzählung, nach dem Französischen des Elie Berthet frei bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Gottes Gnaden oder: die Majestät des Volkes. Ein Zeitgemälde der Gegenwart aus den Papieren eines Verbannten. 1stes bis 13tes Heft. Berlin, Röhring. Gr. 8. à 3 Ngr.

Wachenhusen, O., Die Volkswirthschaftslehre. Für das deutsche Volk. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 27 Ngr.

Wolf, G., Judentaufen in Oesterreich. Nach Archivalien des k. k. Ministeriums des Aeussern, der k. k. Staats-, Finanz- und Justizministerien, der k. ungarischen Hofkanzlei etc. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 24 Ngr.

Wuttke, H., Die Völkerschlacht bei Leipzig. Berlin, Brigl. Gr. 8. 20 Ngr.

Zimmermann, E., Der Glaubenseid. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Bach, H. L., Oesterreich und die polnische Frage. Wien, Markgraf. Gr. 8. 6 Ngr.

Betrachtungen über Professor Frohschammer und Bayerisches Unterrichtswesen vom Standpunkte des bayerischen Staatsbürgerthums. Nürnberg, Riegel u. Wießner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Grün, K., Musik und Kultur. Festrede zur Jubelfeier der Mozartstiftung. (25. Juni 1863.) Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Herzensergießungen des Barons von Prudelwitz an den Baron von Strudelwitz über das 3te Nationalturnfest zu Leipzig. Borna, Schulze. 8. 3 Ngr.

Lampadius, W. A., Des Christenvolkes Wettlauf nach einer unvergänglichen Krone. Predigt über 1. Cor. 9, V. 24—27 am ersten Tage des 3ten allgemeinen deutschen Turnfestes Sonntag den 2. August 1863 gehalten in der Nikolaikirche zu Leipzig. Leipzig, Pernitzsch. Gr. 8. 2 Ngr.

Schacht, L., Festrede zur 50jährigen Gedächtnißfeier des 17. März 1813, gehalten bei der öffentlichen Schulfeier hiesiger Realschule 1ste Ordnung am 17. März 1863. Elberfeld, Mebus u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Schoene, G., Das Herzogthum Berg. Elberfeld. 1862. 8. 5 Ngr.

— — Ueber Elberfelder Familien-Namen. Vorlesung. Elberfeld. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sybel, H. v., Ueber die Entwickelung der absoluten Monarchie in Preußen. Rede, gehalten am 3. August 1863 in der Aula Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 7½ Ngr.

Verleumdungs-Prozeß Dr. Thaddäus Lau gegen Wilhelm Wackernagel und Ludwig Walesrode. Elberfeld, Bädeker. Folio. 1 Ngr.

Vollert, A., Die Erhebung Deutschlands gegen den Kaiser Napoleon. Ein Vortrag zur Erinnerung an die 50jährige Jubelfeier. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10 % Rabatt vergütet.

Orientalia.

Benfey (T.). Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. 8. 1844. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

—— Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. 8. 1852. (5 Thlr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

—— Chrestomathie aus Sanskritwerken. 2 Theile. 8. 1853—54. (9 Thlr.) **5 Thlr.**

Bhartriharis. Die Sprüche des Bhartriharis. Aus dem Sanskrit metrisch übertragen von P. von Bohlen. 8. 1835. (1 Thlr.) **10 Ngr.**

Dschami (Abdurrhaman ebn Achmed). Liebe, Wein und Mancherlei. Persische Lieder zum ersten mal deutsch gegeben von M. Wickerhauser. 8. 1855. (24 Ngr.) **10 Ngr.**

Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von A. Hoefer. 2 Theile. 12. 1844. (2 Thlr.) **20 Ngr.**

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung aus dem Sanskrit zum ersten mal übersetzt von M. Müller. 12. 1844. (20 Ngr.) **10 Ngr.**

Ibrahim (Mirza Mohammed). Grammatik der lebenden persischen Sprache. Aus dem Englischen übersetzt, zum Theil umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen, von *H. L. Fleischer*. 8. 1847. (3 Thlr.) **1 Thlr. 20 Ngr.**

Sadi. Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von K. H. Graf. 12. 1846. (1 Thlr. 6 Ngr.) **10 Ngr.**

Sâma-Veda. Die Hymnen der Sâma-Veda, herausgegeben von *T. Benfey*. 4. 1848. (6 Thlr.) **3 Thlr.**

Somadeva. Märchensammlung. Aus dem Sanskrit übersetzt von H. Brockhaus. 2 Theile. 12. 1843. (1 Thlr. 18 Ngr. **20 Ngr.**

Stickel (J. G.). Das grossherzogliche orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. 1stes Heft: Omajjaden- und Abbasidenmünzen. Mit lithographirter Tafel. 4. 1845. (2 Thlr.) **20 Ngr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Encyklopädische Werke

aus dem Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ein ausführlicher Prospect über diese Werke:

Conversations-Lexikon — Unsere Zeit — Bilder-Atlas — Kleineres Conversations-Lexikon — Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon — Staats-Lexikon,

ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Diese Werke sind daselbst auch vorräthig; Unterzeichnungen zu allmählicher Anschaffung werden fortwährend angenommen.

Neue billige Wörterbücher

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsch-französisch-englisch.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Siebente Auflage. 8. Geb. in einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Französisch-deutsch und Deutsch-französisch.

Kaltschmidt, J. H. Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français. — Vollständiges Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Siebente Auflage. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Englisch-deutsch und Deutsch-englisch.

Albert, L. A complete Pocket-Dictionary of the English and German languages. — Vollständiges Taschenwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Dritte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Italienisch-deutsch und Deutsch-italienisch.

Valentini, F. Dizionario portatile italiano-tedesco e tedesco-italiano. — Taschenwörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Vierte Original-Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Fremdwörterbuch.

Kaltschmidt, J. H. Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch. Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeichnung der Aussprache. Nebst einem Anhange von Eigennamen. Sechste Auflage. (52½ Bogen.) 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Synonymen.

Meyer, Ch. F. Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke. Fünfte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

E. A. Fleischmann's Verlag (August Rohsold) in München.

Soeben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

P'älzische G'schichte'.

In der Mundart erzählt

von

Franz von Kobell.

Elegant broschirt. Preis: 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Inhalt: 'S Photographien-Lische. 'S Görges Philippin'. Die G'schicht vom Fritz Bohrer. 'S schlof'nde Lottche'. Die Käfer's. Freund Grogmann. Die Kosake'. 'S Lische vor Erbach. Drei Freier.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 10. September 1863.

Zur Literatur des Dreißigjährigen Kriegs.

1. Tilly oder der Dreißigjährige Krieg von 1618—32 von Graf von Villermont. Aus dem Französischen übersetzt. Schaffhausen, Hurter. 1860. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs von Otto von Guericke. Aus der Handschrift zum ersten male veröffentlicht von Friedrich Wilhelm Hoffmann. Magdeburg, E. Baensch. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Tilly im Dreißigjährigen Kriege von Onno Klopp. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1861. Gr. 8. 5 Thlr. 24 Ngr.
4. Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs von Bernhard Erdmannsdörffer. Leipzig, Veit und Comp. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.
5. Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege. Dargestellt in politischer, materieller und socialer Beziehung und mit Rücksicht auf die Entwickelung des europäischen Staatensystems seit der Reformation von Karl Friedrich Hanser. Leipzig, C. F. Winter. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
6. Wallenstein's vier letzte Lebensjahre. Von Friedrich von Hurter. Wien, Braumüller. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Obschon die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs seit ungefähr zwei Jahrhunderten niemals längere Zeit von der Tagesordnung der historischen Literatur verschwunden ist, so hat sie doch unleugbar theils durch Förster's Schriften über Wallenstein, theils durch die geöffneten Staats- und Privatarchive nicht blos einen neuen Impuls zu einer gründlichern und umfassendern Durchforschung und Benutzung der Quellen erhalten, sondern auch einen Reinigungsproceß durchgemacht, der, wenn auch seine Erscheinungen überlieferten Glauben oder kirchlich-religiös befangene Gemüther in dem einen oder dem andern Falle empfindlich berührten, gleichwol der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht unerhebliche Dienste geleistet hat. Der eingreifendste Einfluß dieser Erscheinung zeigt sich zuerst in dem bekannten Werke Adolf Menzel's „Neuere Geschichte der Deutschen". Abgesehen von der objectivern Auffassung der Reformationsgeschichte, die dem Verfasser in heftige Kämpfe, insbesondere mit Marheineke, verwickelte, tritt auch bereits Tilly in einer Gestalt auf, die sich nicht unwesentlich, wenn wir so sagen sollen, von der volksthümlichen, namentlich aber von der Schiller'schen unterscheidet. *)

Ueberhaupt aber erhob sich eine immer lebhaftere Opposition gegen die bisher überwiegend protestantische Auffassung und Darstellung des Dreißigjährigen Kriegs, sowie der hervorragendsten Persönlichkeiten und Helden dieser so unglückseligen Zeit; selbst Protestanten standen zuvörderst in der Reihe dieser Opposition: Gfrörer, als er noch äußerlich Protestant war, und der ultranationale, fast immer infolge äußerer Verhältnisse verbissene Barthold; ihnen schlossen sich nun katholischerseits mit schärferer Ausprägung von Aretin, von Freyberg und namentlich Hurter an. Die Wandelung ist in der That merkwürdig: der zum dramatischen Helden emporgehobene, von Förster als Opfer eines Justizmords bezeichnete und allerdings mit mehr Scharfsinn und Ritterlichkeit als rein historischer Glaubhaftigkeit vertheidigte Wallenstein wird die schauerlichste Gestalt des Dreißigjährigen Kriegs, während Tilly, den der größere Theil der Geschichtschreibung und der Volksglaube nur als religiösen Fanatiker und blutbefleckten Peiniger der Protestanten kannte, der nicht ohne symbolische Bedeutung die bekannte rothe Feder trug und in seiner ganzen äußern Erscheinung an Alba erinnerte, in eine Region von Heiligen versetzt wird, wo man wol den Mönch, aber nicht den Krieger, am allerwenigsten den des Dreißigjährigen Kriegs zu suchen gewohnt ist. Wer trägt denn nun aber die Schuld an dem Jammer, an den Barbareien, die schon in der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Kriegs das unglückliche Deutschland fast zur Verzweiflung treiben? Außer Wallenstein ist es der Mansfelder, der Braunschweiger, der Badener, der Däne und der Schwede Gustav Adolf. Tilly, obschon Zögling der Jesuiten, ist tolerant, leutselig, vergießt stromweise Thränen über die Greuel, die er sieht, aber nicht verhüten kann, und hält seine Hände rein vom

*) Daß an Schiller's Charakteristiken das allerdings nicht völlig unparteiische Buch „Soldat suédois" einigen Antheil hat, darf nicht in Abrede gestellt werden. Wir werden weiter unten auf die Sache zurückkommen.

Raube, mit dem sich Freund und Feind, Hohe und Niedere bereichern.

Von diesem Standpunkte aus will unstreitig das Werk betrachtet und beurtheilt sein, das wir oben unter dem Titel „Tilly oder der Dreißigjährige Krieg von 1618—32", von Graf von Villermont (Nr. 1), angeführt haben. Indem wir nur kurz bemerken, daß der Verfasser in seinen Darstellungen und Urtheilen die Gegenpartei weniger verletzend auftritt, als manche andere seiner historischen Richtung, daß er dem Bestreben unparteiisch zu sein sich nicht gänzlich entfremdet hat, daß ihm aber allerdings sehr vieles, was der protestantische Standpunkt infolge beglaubigter Forschungen und Schriften für sich in Anspruch nehmen darf, unbekannt ist; dies also nur kurz andeutend, fassen wir folgende Fragen besonders ins Auge: Wer war nach des Verfassers Meinung Tilly? Wer trägt die Schuld der Zerstörung Magdeburgs? Wer hat endlich das Grausenhafte, welches mit dieser Zerstörung verbunden war, verschuldet? Was die erste Frage betrifft, so müssen wir, da sich kein Gesammturtheil im Werke findet, einzelne Stellen miteinander hier verbinden, um das von der gewöhnlichen Vorstellung abweichende Bild zu gewinnen, wie es sich der Verfasser zeichnen zu müssen geglaubt hat. So lesen wir S. 414:

Der tapfere Krieger vereinigte mit der Gabe des Befehlens die Fügsamkeit eines Mönchs, gepaart mit kindlicher Herzenseinfalt. Sicher, auf dem rechten Pfade zu wandeln, wenn er Gehorsam übte, frei von jeder weltlichen Eitelkeit und von jeder Rücksicht der Eigenliebe, suchte er keine andere Befriedigung als die seines Gewissens und keine andere als Gottes Ehre.

Und S. 618 heißt es:

Tilly, der von zarter andächtiger Verehrung für die unbefleckte Jungfrau durchdrungen war, deren Bildniß er auf alle seine Fahnen hatte malen lassen, hatte immer den Wunsch genährt, in dem schützenden Schatten ihrer Altäre zu ruhen. Zur Zeit seiner letzten Wallfahrt nach Altötting hatte er sich daher in der Nähe des der Muttergottes geweihten Heiligthums seine Grabstätte gewählt. Er widmete 6000 Gulden zur Stiftung eines Beneficiums mit der Bedingung, daß für ihn wöchentlich drei Messen gelesen würden. Bei derselben Gelegenheit schenkte er auch der Muttergottes von Altötting ein großes Crucifix von Lapis lazuli, das von überaus kostbarer Arbeit und mit Diamanten verziert war, ferner eine prachtvolle Kette mit sehr werthvollen Brillanten geschmückt. Als er diese Geschenke erhielt, soll er zu seiner Umgebung geäußert haben: diese Kette widme ich sogleich der Freude meines Herzens, meiner lieben Frau und Gebieterin, der heiligen Maria.

Erkennt man an diesen Worten nicht sofort den Zögling einer den Protestantismus tödlich hassenden Schule, aus der Tilly's beide Oberherren, der Kaiser Ferdinand II. und der Kurfürst Max von Baiern, hervorgegangen waren? Salbungsvoll, wenn auch nicht ohne einige allgemeine Wahrheit schließt der Verfasser sein Werk mit folgenden Worten:

Der Name Tilly ist einer von jenen, welche dazu bestimmt sind, mit jedem auf der Bahn der Wahrheit gemachten Fortschritte der Geschichte in vollerm und hellerm Lichte zu glänzen. Die Natur des Menschen spiegelt sich in seinen Urtheilen: sie sind übereilt, unbeständig und voll von Irrthümern. Die von der blinden Begeisterung der Leidenschaften leichtsinnig gewährte Popularität hat nichts mit dem Verdienst gemein. Nur Gott allein ist gerecht und wahr in seinem Urtheil. Die Zeit ist sein großer Richter auf Erden; mit der Zeit schwindet der auf Parteiansicht gegründete eitle Ruhm; die Zeit verbessert die ungerechten Aussprüche menschlichen Vorurtheils; sie berichtigt der Unwissenheit anmaßendes Verdammungsurtheil; allmählich verbreitet sie die Lichtstrahlen der Wahrheit und offenbart uns schon hienieden die unbesiegbare Kraft der ewigen Gerechtigkeit.

Darum darf es aber auch nicht wunder nehmen, wenn wir S. 620 folgende Stelle finden:

Zwei Jahrhunderte waren verflossen, zwei Jahrhunderte durch aufgeregte Leidenschaften und hartnäckige Unwissenheit geförderter geschichtlicher Verschwörungen; da trat König Ludwig I. kühn der classisch gewordenen Unwahrheit entgegen und verkündete mit einem bei gekrönten Häuptern selten gewordenen Muthe, daß man der Wahrheit ihr Recht werden solle. Bei der Einweihung der durch seine Fürsorge errichteten Tilly-Statue sprach der Nachkomme Maximilian's I. die erhabenen Worte: „Dieses Standbild ist ein Beweis, daß wir die Dienste Tilly's nicht vergessen. Arg verleumdet war er zwei Jahrhunderte lang; aber durch des Vorurtheils Nebel drangen der Wahrheit Strahlen."*) Diese erste öffentliche Huldigung blieb indessen nicht vereinzelt. Ludwig I. hat Johann Tserclaes von Tilly einen Platz in seiner herrlichen Walhalla angewiesen. Baiern hat seinerseits Tilly ein Monument errichtet, das noch militärischer und bedeutungsvoller ist. Der Reisende, der donauabwärts schiffend Ingolstadt berührt, erblickt zu seiner Rechten imposante Bauwerke, in welchen nach den Erfordernissen unserer jetzigen militärischen Architektur sorgfältiger Luxus mit der männlichen Einfachheit der Linien gepaart ist. Unter der Plattform liest man in kolossalen Buchstaben: Fort Tilly. Welche erhabenen und zugleich schmerzlichen Gefühle müssen nicht durch diese zwei kleinen Worte in der Brust des Katholiken oder des von wahrer Vaterlandsliebe erfüllten Deutschen hervortreten.

Das ist in seinen Grundzügen das historische Standbild, welches die katholische Geschichtschreibung der Neuzeit der protestantischen Historiographie und dem Volksglauben gegenüber aufzustellen sich für berechtigt ansieht.

Kommen wir jetzt zur zweiten Frage, wer die Schuld der Zerstörung Magdeburgs trage, so kann dem in der niederländischen Kriegsschule gebildeten General Tilly eine beabsichtigte Vernichtung Magdeburgs als einer so festen Position an der Elbe gegen den heranrückenden schwedischen Feind kaum zugetraut werden, ebenso wenig Pappenheim, wie Hoffmann in seiner „Geschichte Magdeburgs" ausdrücklich bemerkt hat, um so weniger, da die Stelle des brandenburgischen Administrators einem österreichischen Erzherzoge zugesichert war. Auch unser Verfasser sagt, freilich nicht ohne Salbung, die ihm stets bei Tilly's Namen auf der Zunge schwebt (S. 468):

Als General wußte Tilly alle Vortheile, welche ihm der Besitz einer unversehrten, an Hülfsquellen so reichen Stadt gewähren würde, vollkommen zu würdigen; als Mensch war er von innigstem Mitleid gegen die schwachen und unschuldigen Opfer eines blinden Starrsinns durchdrungen.

Und S. 494 heißt es:

Tilly sah mit namenlosem Schmerz das unwiderbringliche Verderben der großen, schönen Stadt, die er zu seinem unein-

---

*) Sie ist veranlaßt durch die Aeußerung, welche dem König Gustav Adolf bei der Nachricht von Tilly's Tode in den Mund gelegt wird: „Erat barbarus, erat tyrannus." Auch Klopp hat diese Erzählung; die sehr verdächtige Quelle ist Hormayr's „Historisches Taschenbuch" (Jahrgang 1839).

nehmbaren Waffenplatz gegen Gustav Adolf und zum Ausgangspunkte seiner künftigen Triumphe zu machen gehofft hatte; sein Herz blutete beim Anblick der gottlosen und vatermörderischen Plünderung, deren Verantwortlichkeit ungerechte Geschichtschreiber (das ist leere Redensart, daran hat Tilly sicherlich nicht gedacht) ihm aufbürden würden. Die Trophäen seines Siegs sollten Blut und Asche, Verleumdungen sollten seine Lorbern sein.

Uebrigens hatten die Festungswerke nur wenig gelitten, nur über die Häuser und deren Bewohner war das gräßliche Verderben hereingebrochen. Wer, fragen wir jetzt, hat dieses Verderben verschuldet? Die Frage läßt sich in eine Doppelfrage auflösen: war Tilly oder Pappenheim gleich von vornherein entschlossen, ein furchtbares Strafgericht über die renitente und ketzerische Stadt zum Schrecken für andere ergehen zu lassen, oder war die entsetzliche Katastrophe am Ende doch nur eine gräßliche Erscheinung, die sich aus der Verwilderung einer gereizten und raublustigen Soldateska der damaligen Zeit erklären läßt? Ein Beweis für einen vorgefaßten Plan läßt sich weder aus den Unterhandlungen Tilly's mit den magdeburger Behörden, noch aus den verschiedenen Berichten über die Katastrophe an den Kaiser, an den Kurfürsten von Baiern und an die Regentin der Niederlande herausfinden: Tilly warnt, droht und macht auf die natürlichen schrecklichen Folgen eines Sturms aufmerksam und in den Berichten wird allerdings die Zerstörung als ein Strafgericht Gottes und als ein herrlicher Sieg der kaiserlich-liguistischen Waffen über die Ungehorsamen dargestellt, und Tilly gibt infolge dessen dem Kaiser den Rath, den Schrecken zu benutzen, theils die offenen Gegner, theils die Zweideutigen, jedoch nicht ohne verstärkte Heeresmacht, vollends zu Paaren zu treiben; aber davon ist keine Spur, daß man sich des Gelingens einer beabsichtigten Zerstörung freue, wol aber blickt hier und da in den verschiedenen Berichten ein mehr oder minder sichtbarer Anflug des Bedauerns durch. Zieht man jedoch Pappenheim's ganzen Charakter, insbesondere auch den religiösen in Betracht, erwägt man ferner die hinlänglich beglaubigte Thatsache, daß ihm hauptsächlich die Aufgabe des Sturms zugefallen war, daß er vorerst im Straßenkampfe große Verluste erlitt, wie sein eigener Bericht zu erkennen gibt, wodurch die ohnehin rohe Soldateska in teuflische Wuth versetzt ward; daß endlich das ausgebrochene Feuer um so verderblicher werden mußte, weil in den meisten Häusern Munition sich befand; so wird man es wol nicht für etwas Unwahrscheinliches ansehen dürfen, daß auch, ohne bei dem Oberbefehlshaber Tilly Plan oder Befehl vorauszusetzen, dennoch alles der Raublust und der Mordgier der Eroberer zum Opfer zu fallen in Gefahr gerieth. Pappenheim und seine Soldateska sind sonder Zweifel vorzugsweise bei den Greuelscenen Magdeburgs betheiligt gewesen.*)

Allein dessenungeachtet wird die Erinnerung an das Geschick Magdeburgs am 20. Mai 1631 an den Namen Tilly's für immer geknüpft bleiben, was auch Heising, Bensen, Klopp und unser Verfasser dagegen sagen mögen. War Tilly nicht Oberbefehlshaber, auf den Ruhm und Schimpf und alle Verantwortlichkeit fällt? Schildern nicht Tilly's Vertheidiger und Lobredner ihn als einen General von größter Energie, der, wenn es galt, mit dem Degen in der Faust, unter die zügellose Soldateska einstürmte und die Widerspenstigen niederstach, um sich Gehorsam zu erzwingen? Wissen dieselben nicht Beispiele zu erzählen, wo Tilly mildherzig, bis zu Thränen gerührt über den Jammer, ja sogar tolerant erscheint? Wie kommt es aber, daß derselbe General bei dem Verderben Magdeburgs so gut wie keine dieser anerkennenswerthen Eigenschaften oder doch erst ziemlich spät bewährt? Das erklärt sich sehr wohl: Tilly besaß insbesondere die letztern Eigenschaften in dem Maße gewiß nicht, als sie ihm von seinen Lobrednern beigelegt werden. Das Resultat ist: allerdings all das Grauenvolle und das menschliche Gefühl Empörende, was in Magdeburg geschah, hat Tilly weder befohlen, noch auch gewollt; aber die Thatsache im allgemeinen war sein Werk, war dem Jesuitenzögling und dem treuen Vollstrecker der Befehle seiner beiden fürstlichen Gebieter erwünscht; die ungehorsame, die ketzerische Stadt, die schon einmal im 16. Jahrhundert und zwar mit Erfolg dem Kaiser getrotzt, war jetzt völlig gebrochen, und der kleine Ueberrest der begnadigten oder wieder frei eingelassenen Bewohner war auf der einen Seite unschädlich, auf der andern nothwendig, um die Wiedergeburt „des unglücklichen Jerusalem der Neuzeit" möglich zu machen, einer Stadt, die als Festung ihre Bedeutung für den Kaiser keineswegs verloren hatte.

Daß übrigens Tilly an politischer Einsicht und Besonnenheit weit über Wallenstein und Pappenheim stand, dafür sind der Beweise genug vorhanden; er, der ruhmgekrönte Feldherr war doch, das Unglückselige fremder Einmischung richtig erkennend und die Wechselfälle des Kriegs nach Gebühr würdigend, selbst damals noch für den Frieden, als des Kaisers und der Ligue Waffen ihre größten Triumphe feierten: er hat mit prophetischem Geiste in die Zukunft des damaligen Deutschland gesehen.

Wir brechen hier ab, indem uns das Eingehen auf die zahlreichen Stellen, denen wir Widerspruch entgegensetzen müßten, der Raum verbietet.

Der Herausgeber von Otto von Guericke's „Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs" (Nr. 2), F. W. Hoffmann, durch seine gründliche Geschichte der Stadt Magdeburg bekannt und in den vorliegenden historischen Fragen mit Recht als eine Autorität anerkannt, hat sich unleugbar ein Ver-

---

*) Höchst charakteristisch ist Pappenheim's Bericht an den Kaiser, den unser Verfasser aus Förster's „Wallenstein's Briefe" entlehnt hat. Abgesehen von der Eifersucht, die fast in Anklage übergeht, auf Tilly — beide standen ähnlich zusammen wie 1818 York und Blücher —, richtet sich insbesondere ein großer Aerger über die Zeitungsschreiber aus, „die selten die Wahrheit schreiben, sonderlich was Ew. Kay. May. Dienst zum besten geschieht"; daß die Zeitungen auch über Magdeburgs Zerstörung gar manches Falsche, mit Parteifarbe Ausgestattete in die Welt geschickt haben, kann als in der Natur der Sache liegend nicht abgeleugnet werden.

dienst erworben, daß er Guericke's Manuscript zum ersten male der Oeffentlichkeit übergibt. Guericke war Augenzeuge der Ereignisse, die er schildert, und vermöge seiner amtlichen Stellung als Rathmann und Bauherr der Stadt sehr genau davon unterrichtet und überdies ein Mann von so anerkannter Ehrenhaftigkeit, daß wol nicht im entferntesten von irgendeiner absichtlichen Entstellung der Wahrheit in seiner Erzählung die Rede sein kann. Uebrigens bildet eigentlich das hier gegebene Manuscript den dritten Theil der von Guericke hinterlassenen Geschichte der Stadt Magdeburg: diese letztere ist leider nicht mehr vorhanden. Wie werthvoll demnach die in Rede stehende Urkunde sei, liegt auf der Hand. Auch hat Villermont einen Theil derselben, soweit er für ihn von Interesse war, in das oben besprochene Werk aufgenommen. Was erfahren wir nun aber aus Guericke's urkundlicher Aufzeichnung? Im wesentlichen Folgendes:

1) Es gab zwei Parteien in Rath und Bürgerschaft. Die eine, man kann sie die gemäßigte nennen, stimmte unter guten Bedingungen für Unterwerfung unter Tilly's Forderungen, insbesondere dann, wenn die Freiheit des religiösen Bekenntnisses möglichst gesichert werde. Die andere Partei dagegen, die man nicht unpassend mit dem Namen der exaltirten bezeichnen kann, unter dem Einflusse mehrerer Geistlichen, einiger Volksmänner, des Administrators und des schwedischen Generals von Falkenberg stehend, wollten von einer Unterwerfung nichts hören, vielmehr im Vertrauen auf Gott und ihre heilige Sache die Entscheidung einem Kampfe auf Leben und Tod überlassen; dem Tilly sei nicht zu trauen, der König von Schweden zu endlicher Rettung in der Nähe und die Vertheidigungsmittel seien noch stark genug, um dem Feinde im Falle des Eindringens in die Stadt einen gehörigen Empfang zu bereiten. Die Zwietracht dieser beiden Parteien lähmte den Widerstand und ward zuletzt verhängnißvoll.

2) Als durch den General Pappenheim eine ziemliche Anzahl Volks auf den Wall bei der Neustadt und da herum in die Gassen der Stadt gebracht, auch der von Falkenberg erschossen, und das „Feuer an allen Enden eingelegt worden", da ist es mit der Stadt geschehen und alle Resistenz zu spät und vergebens gewesen. „Da ist nun bald nichts als Morden, Brennen, Plündern, Peinigen, Prügeln gewesen. Insonderheit hat ein jeder von den Feinden nach vieler und großer Beute gefragt. Wenn da eine solche Partei in ein Haus gekommen und der Herr etwas zu geben vermocht gehabt, hat er sich und die Seinigen so lang salviren und erhalten können, bis eine andere, die auch was haben wollen, wieder angekommen. Endlich aber, wenn er alles hingegeben und nichts mehr vorhanden gewesen, alsdann ist die Noth erst angegangen. Da haben sie angefangen zu prügeln, ängstigen, gedrohet zu erschießen, spießen, hängen u. s. w., daß wenn's gleich unter die Erde vergraben oder in tausend Schlössern verschlossen gewesen, die Leute dennoch hervorsuchen und herausgeben müssen. Unter welcher währenden Wütherei dann, und da diese so herrliche, große Stadt, die gleichsam eine Fürstin im ganzen Lande war, in voller brennender Glut und solchem großen Jammer und unaussprechlicher Noth und Herzeleid gestanden, sind mit greulichem ängstlichen Mord- und Zetergeschrei viel tausend unschuldige Menschen, Weiber und Kinder kläglich ermordet und auf vielerhand Weise erbärmlich hingerichtet worden, also, daß es mit Worten nicht genugsam kann beschrieben und mit Thränen beweint werden. Es hat aber diese trübselige Zeit nicht viel über zwei Stunden lang in der Stadt gewähret, indem durch den unversehens zustoßenden Wind das Feuer, so zwar anfangs der Graf von Pappenheim, den Bürgern und Einwohnern zur Perturbation und Schrecken einzulegen solle befohlen, nachmals aber die gemeine Soldateska hierin keine Discretion und Aufhören gewußt haben, dergestalt überhandgenommen, daß um 10 Uhr gegen die Nacht die ganze Stadt völlig in der Aschen und Steinhaufen gelegen."

Der Brand und das Verderben ging also doch zunächst von Pappenheim und seiner Soldateska aus. Wo blieb aber Tilly, der mildherzige, der Raublust so abholde Obergeneral?

3) Beispiele der Menschlichkeit und soldatischer Ehrliebe sind „ohne Zuthun des Feldherrn" mehrfach vorgekommen.

4) Von Verrath ist in Guericke's Bericht keine Spur, wol aber spricht er von Verführung des gemeinen Mannes.

5) Der Beschuldigung Gustav Adolf's, daß die „Bürger auf die neuen Werbungen und dergleichen Kriegsnothwendigkeiten keine erklecklichen Geldposten auszahlen wollen u. s. w.", widerspricht Guericke nicht; fehlte es nicht zuletzt z. B. vorzüglich an Pulver? Wer erinnert sich übrigens dabei nicht Antwerpens, dem der Mangel an Opferbereitwilligkeit eines Theils seiner Bürger, z. B. der Fleischer, die eine Viehweide trotz ihrer Wichtigkeit als militärische Position nicht opfern mochten, so verderblich ward?

Unter den Werken, die uns diesmal zur Besprechung vorliegen, nimmt das von Onno Klopp: „Tilly im Dreißigjährigen Kriege" (Nr. 3), unleugbar den ersten Rang ein. Nicht als ob wir damit eine Billigung der wissenschaftlichen Methode, der historischen Anschauungen und der Endresultate des Werks ausgesprochen haben wollten; keineswegs; sondern darum glauben wir demselben einen höhern Rang einräumen zu müssen, weil es über die Persönlichkeit Tilly's weit hinausgreift und historische Fragen nicht nur berührt, sondern zur Entscheidung zu bringen sucht, welche mit dem Wesen des Protestantismus und der protestantischen Historiographie in engster Verbindung stehen. Dazu kommt, daß der Verfasser, obschon Hurter's Schule angehörend, dem Führer derselben doch bei weitem an künstlerischer Darstellung und Sprachweise, an dialektischer Gewandtheit, sowie an Leichtigkeit, die geschichtlichen Thatsachen dem Parteistandpunkte entsprechend zu gruppiren, übertrifft, abgesehen von der umfassenden Bekanntschaft mit der einschlagenden

Literatur. Kurz, man kann, ja man muß das Werk seinem Geiste, seiner Tendenz nach verurtheilen, als Erscheinung auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft ist es gleichwol geeignet, große Aufmerksamkeit zu erregen und insbesondere der protestantischen Historiographie ein „Hört" abzunöthigen.

Hören wir den Verfasser selbst, wie er sich über seine Aufgabe vernehmen läßt. Nachdem er gesagt, daß Tilly nach seinem Tode der Parteileidenschaft und der Unkenntniß anheimgefallen, die ihm das Kainszeichen des Mörders und Würgers aufgeprägt habe, und dann die Wahrnehmung ausgesprochen hat, daß die geschichtliche Literatur der Deutschen und der Belgier seit einigen Jahrzehnten bemüht gewesen sei, das Bild Tilly's rein von den trüben Schatten und Verdunkelungen der Parteileidenschaft herzustellen, fährt er folgendermaßen fort:

Wol aber fehlte noch auf deutschem Boden eine Gesammtauffassung seines Wirkens. Es fehlte vor allen Dingen für das Ganze aus unmittelbaren, unzweifelhaften Quellen der Nachweis, wie Tilly in seiner Stellung sich verhielt zu den Menschen, zu den Deutschen, zu den Gesetzen und Rechten der Corporationen und der einzelnen. Nicht das Gewühl der Schlachten, nicht das Ringen physischer Kräfte, nicht die Operationen der Strategik stehen für unsern Zweck in erster Linie, sondern die Kenntniß, die Erforschung und Durchdringung der moralischen Motive. Es ist nicht blos der General Tilly, den wir kennen zu lernen haben, sondern der Mensch und der Christ. Wir haben ferner zu lauschen nicht blos auf die Kundgebungen derer, die den Krieg machten, sondern auch derer, die ihn erlitten. Wir haben die allzu oft verklungenen Aeußerungen der Schwachen ans Licht zu ziehen, damit sie unmittelbar selbst Kunde geben von den schrecklichen Tagen, damit sie namentlich uns Kunde geben von dem Walten und Wirken eines Mannes, den die Nachkommen der Vorfahren, welche er schützte und rettete, misleitet und bethört ihren Dränger und Unterdrücker genannt haben. Wir haben dann ferner zu sagen, wie es möglich war, daß eine solche Dunkelheit sich legen konnte über das Bild dieses Mannes. Wir haben endlich zu untersuchen, von woher diese Dunkelheit ihren Ursprung nahm, wie sie sich ausbreitete, wie sie zu haften vermag bis auf unsere Tage.

Dem verunglimpften Tilly soll also, wie von Villermont so auch durch unsern Verfasser, eine historische restitutio in integrum zu Theil werden. Und wer möchte an sich diese Absicht misbilligen, da es ja die höchste Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist, nach allen Seiten hin Wahrheit und Gerechtigkeit walten zu lassen? Allein gegen das Verfahren, welches der Verfasser eingeschlagen hat, um seine Absicht zu erreichen, muß mit Entschiedenheit protestirt werden, um so mehr, da theils Motive sich kund geben, theils Verschweigungen, die unter keiner Bedingung ungerügt bleiben können. Tilly wird auf ein Piedestal gehoben, das ihn Kopfs größer macht als alle seine Zeitgenossen — natürlich Ferdinand II. und Max von Baiern ausgenommen. Und dieses Piedestal wird errichtet aus den historischen Leichnamen, die der Verfasser durch die Mordwaffe seiner Dialektik und Auslegungskunst dem Tilly zu seiner Erhebung unter die Füße wirft. Wer nicht des Kaisers oder der Ligue ist, findet keine Gnade vor den Augen des Verfassers, und alle Fürsten und Stände, die Widerpart halten, sind ohne Ausnahme Rebellen gegen Kaiser und Reich, denen, wenn sie niedergeworfen oder gemishandelt werden, nur die verdiente Strafe zu Theil wird. Dem Scharfsinn des Verfassers konnte es aber nicht entgehen, daß eine derartige historische Interpretation einer besondern Grundlage bedürfe, und diese fand sich in der Behauptung: der Dreißigjährige Krieg war kein Religionskrieg und die Entwickelung der Reformation wuchs zu einem Raubsystem gegen die katholische Kirche heran, deren Beschützung in ihrem Rechtsbestande unbedingt dem Kaiser zufiel. Es ist zwar diese Behauptung wohlweislich mit dürren Worten nicht ausgesprochen, aber ihr Sinn zieht sich durch das ganze Werk wie ein rother Faden hindurch. Ebenso wenig ist der erste Theil dieser Behauptung auch ganz neu — selbst protestantische Historiker haben dem Dreißigjährigen Kriege vollständig allen religiösen Charakter abgesprochen —, aber der Verfasser hat im Hurter'schen Geiste von dem Ganzen der obigen Behauptung den eingreifendsten Parteigebrauch gemacht.

Indem nun der Verfasser von den so tief im Wesen der germanischen Völker liegenden Ursachen der Reformation, ihrer geistigen Bedeutung und Berechtigung, sowie von dem Umstande keine Notiz nimmt, daß das neue Glaubensbekenntniß, sowol lutherischen als calvinistischen Charakters, bereits ein Heiligthum für viele Millionen innerhalb und außerhalb Deutschlands geworden war, und endlich in den Reformationsgenossen im Sinne der Hurter'schen Schule nur Feinde von Kaiser und Reich und Einbrecher in die Besitzthümer der alten Kirche erkennt, denen man im Passauer Vertrag aber mit Ausschluß der Calvinisten, weil man gezwungen war, einen gewissen Rechtszustand bewilligte, so ergibt sich für denselben folgende Geschichtsanschauung: der Kaiser als „allzeit Mehrer des Reichs und Schirmherr der Kirche bekämpft*) seit dem Jahre 1618 in Verbindung mit der Ligue, weil er allein zu schwach ist, die Protestanten als Renitenten gegen Kaiser und Reich"; Fürsten und Stände jedes edlern Beweggrunds zum Widerstande bar und ledig lechzen nur nach den Besitz- und Reichthümern der Kirche; der König von Schweden denkt nur, unberührt von dem Geiste des Protestantismus, an Eroberung und Kriegsruhm; die Holländer, auf welche der Verfasser seinen besondern Zorn geworfen zu haben scheint, sind echte Revolutionsmänner und ein Verderben für Deutschland; die Union, die allbekannte schwächliche Wiedergeburt des Schmalkaldischen Bundes, durch Maximilian's von Baiern wahrhaft schnödes Verfahren gegen Donauwörth ins Leben gerufen und mit auswärtigen Mächten in Verkehr tretend, muß natürlich für reichsfeindlich und verrätherisch angesehen werden, während die unmittelbar darauf ins Leben gerufene Ligue, mit Madrid und Rom im lebhaftesten Verkehr sich befindend, ganz als zu Recht bestehend

*) Wie sehr es dem Kaiser um eine absolute Herrschaft in Deutschland zu thun war, sieht man recht deutlich wieder aus Chlumecky's Regesten, denen ein Briefwechsel zwischen Ferdinand II., Wallenstein und Collalto beigedruckt ist. Die Anknüpfung an die spanische Politik Karl's V. in Deutschland ist ebenso unverkennbar als erklärlich durch den Einfluß des madrider Cabinets in Wien.

angesehen wird; die Fürsten von Sachsen, Brandenburg und Darmstadt halten trotz ihres Protestantismus am liebsten zum Kaiser; die Parteigänger Friedrich's von der Pfalz endlich, abgesehen von Wallenstein und seinem Heere, brandschatzen, plündern und verheeren katholisches und protestantisches Land: dies alles zusammengenommen, ist das nicht geeignet, jede Spur eines religiösen Moments aus dem Dreißigjährigen Krieg hinwegzuleugnen? Allerdings, sobald man mit dem Verfasser unhistorisch genug jede Verbindung der Gegenwart mit der Vergangenheit zerreißt oder ignorirt, oder was hier dem Verfasser gegenüber auf dasselbe hinausläuft, in den Gegnern nur aller edlern Gefühle entbehrende Sünder wahrnimmt, während die Freunde eo ipso für Tugendhelden erklärt werden.

In diesem glücklichen Falle ist bei dem Verfasser der Jesuitenzögling Tilly. Villermont zeigt sich bei weitem weniger kenntnißreich und geschickt, das entweder hinwegzudisputiren oder in milderm Lichte erscheinen zu lassen, was Unliebsames über Tilly in Urkunden oder Geschichtsbüchern steht. Ein wahrhaft überraschendes Meisterstück aber hat Klopp versucht, indem er Tilly von der Schmach der Zerstörung Magdeburgs, die so tief in den Volksglauben und in die Literatur bekanntlich eingedrungen ist, auf folgende Weise vollständig rein zu waschen sucht:

> Nicht Tilly, nicht Pappenheim, nicht die wilde aus allen Nationen bestehende Soldateska haben den Untergang Magdeburgs vor dem Gerichte der Weltgeschichte zu verantworten, nein, im Gegentheil, Gustav Adolf, Falkenberg — er ist der Rostoptschin Magdeburgs — und die eifrigen Protestanten haben diese Schuld auf sich geladen. Der Schwedenkönig hat den Untergang Magdeburgs beabsichtigt, beschlossen und befohlen; Falkenberg hat die Stadt absichtlich und auf Befehl seines Königs an Tilly überliefert; Falkenberg und seine Anhänger haben die unglückliche Stadt kalten Bluts auf Gustav Adolf's Geheiß in Brand gesteckt, um die Verantwortung dafür auf Tilly zu wälzen.

Die Beweisführung macht der dialektischen Gewandtheit des Verfassers alle Ehre, schade, daß selbst die officiellen Berichte der Kaiserlichen dieser Beweisführung den Grund und Boden völlig entziehen.

Wir bedauern um des Raums willen nicht ins einzelne eingehen zu können, wir dürfen aber unsern Lesern versichern, daß trotz der schlauen Anwaltschaft Klopp's Tilly noch der Zerstörer Magdeburgs bleibt, wenn derselbe auch am Schlusse seines Werks, sein vermeintliches Geschichtsresultat verwerthend, in folgende Lobpreisung ausbricht:

> In Magdeburg ragt bis auf den heutigen Tag der herrliche Dom, den einst vor vielen hundert Jahren die Väter gebaut. Auch diesen Dom hätte der Zerstörungsplan der Schweden mit hineingezogen in das rundum wogende Flammenmeer, wenn nicht der greise Tilly mit übermenschlicher Anstrengung seine schützende Hand darübergebreitet. Den Dom von Magdeburg hat Tilly geschützt und errettet vor dem Schweden, der Dom von Magdeburg verkündet Tilly's Namen und Tilly's Ehre. Das ist sein Denkmal von Stein auf deutscher Erde.

Von besonderm Interesse wird es aber gewiß für unsere Leser sein, zu hören, was unser Verfasser über Schiller als Geschichtschreiber des Dreißigjährigen Kriegs urtheilt und welchen Weg derselbe bei dieser Gelegenheit einschlägt, um Gustav Adolf's Bild, wie es uns Schiller gezeichnet hat, aus unserer Seele zu tilgen. Nachdem er sich ziemlich herb über die Philosophie des 18. Jahrhunderts ausgesprochen, fährt er also fort:

> Schiller verzichtete auf die erste und heiligste Pflicht des Geschichtschreibers, nach bestem Wissen und Wollen die Wahrheit zu sagen.*) Sein Standpunkt war ein anderer. Die geschichtlichen Personen, sagte er, müssen sich gefallen lassen, was sie unter meiner Hand werden. Man dürfte dies dem Dichter nicht verargen, wenn er dabei einerseits innerhalb der ethischen Grenzlinien, die auch für die Kunst gelten, wenn er dabei andererseits bleibt in der Sphäre auch der poetischen Form. Schiller hat weder das eine gethan, noch auch das andere. Der Tilly, den er uns in Magdeburg zeichnet, ist nicht mehr ein Mensch mit menschlichen Zügen: er ist ein Teufel. Und ferner hat Schiller diese Arbeit geschrieben in der Form und mit dem Namen eines Geschichtswerks. Die doppelte Anklage müssen wir auf den deutschen Dichter bringen. Das bunte Gewand dieser Schiller'schen Rhetorik errang den Sieg über den allzu schüchternen Protest, z. B. Westenrieder's. Der große Haufe, den das Pikante lockt, folgte nur seiner Spur. Wir meinen nicht blos die Ungelehrten. Die Frage, ob Schiller im eigentlichen Sinne als Geschichtschreiber anzusehen sei, wird unbedenklich von vielen verneint, die in ihrer eigenen Auffassung der Geschichte sowol des Abfalls der Niederlande von Spanien als des Dreißigjährigen Kriegs wesentlich von den Phantasien Schiller's abhängig sind. Das Wort, welches der Schiller'sche Tilly im Anblicke des brennenden Magdeburg spricht, ist fast wie ein Gemeingut der sogenannten Bildung vieler Deutschen geworden. Man glaubt daran. Man spricht, man schreibt, man druckt es nach. Man verkündet es vom Lehrstuhl und Katheder. So viele auch seit zwanzig Jahren aufgetreten sind für das Recht und die Wahrheit; ihre Beweisführung ist von wenigen halb widerwillig vernommen: die Mehrzahl davon hat nichts gehört. Also ist die Frucht der langen Verblendung. Der fremde König, der ungereizt und ungekränkt, nur aus Lust zu kriegen und zu erobern, unserer Nation das unendliche Wehe anthat, der unsere Städte plünderte, unsere Cultur vernichtete, uns politisch zerriß und zersplitterte, uns zum Spielball der Fremden machte, der uns zurückschleuderte um Jahrhunderte, der, um alles dies zu thun, sich umgab mit dem Heiligenscheine der Heuchelei und der Lüge bis in seine Seele hinein; dieser Barbar des Nordens, der zugleich sein Volk zertrat wie das unserige; dieser kaltblütige, fast übermenschlich treulose Mörder und Vernichter von Magdeburg — ist in den Augen vieler Deutschen wie ein Heiland und Erretter. Tilly, der fromme alte Held, der sprach wie er dachte, und dachte wie er handelte, der treue, ehrliche Mann, der fest und unwandelbar in seinem eigenen Glauben jede fremde Gottesverehrung schützte, wie niemand sonst in seiner Zeit; der Mann, dem seine Mitwelt ein Zeugniß zuerkannte, wie es niemals einem Feldherrn zuerkannt ist, zugleich der Vater zu sein der wilden Krieger, die in ihm das Vorbild und das Muster ihrer Pflicht verehrten und zugleich die Zuflucht der Schwachen und Hülflosen; dieser Mann, eine der edelsten Zierden unserer Nation(!), die letzte Säule des einstigen alten deutschen Reichs voll Kraft und Herrlichkeit, ist in den Augen eines großen Theils der deutschen Nation, für die er handelte und litt bis zum letzten Athemzuge, ein Verlorener, ein Scheusal.

Diese Stelle bezeichnet schlagend die Dreistigkeit, mit der der Verfasser die Wahrheit seiner Behauptungen

---

*) Gegen diesen Vorwurf muß der Geschichtschreiber Schiller denn doch wol in Schutz genommen werden. Der Charakter oder wenn man will die Mangelhaftigkeit des Schiller'schen Geschichtswerks erklärt sich theils und besonders aus der damaligen Beschränktheit der Quellen, theils allerdings auch mit beschränkter Benutzung der damals vorliegenden urkundlichen Hülfsmittel. Würde Klopp in Schiller's Zeit seine Apotheose Tilly's haben schreiben können?

und Urtheile in Anspruch nimmt. Wie es aber mit diesen Behauptungen und Urtheilen nicht selten aussieht, glauben wir wenigstens an einigen Beispielen zeigen zu müssen. Daß die Gegenreformation in Steiermark von Ferdinand unblutig durchgeführt worden sei, behauptet Klopp wie Schiller. Der letztere konnte allerdings das Leben Kepler's von Breitschwerdt nicht kennen, der aus Kepler's Briefen gerade das Gegentheil nachgewiesen hat. Unser unleugbar sehr belesene Verfasser sollte dies nicht gewußt haben? Ohne Zweifel; freilich paßte das Bekenntniß dieses Wissens nicht zu seiner Parteistellung.

Die Besetzung eines Theils der kurpfälzischen Länder, also eines deutschen Reichsgebiets durch spanische Truppen, war unzweifelhaft eine Rechtswidrigkeit arger Art; das fühlt auch unser Verfasser. Allein er weiß sich zu helfen: die Spanier erschienen als burgundische Truppen, und Burgund gehörte ja zum deutschen Reichsgebiet. Allein Burgund war factisch schon längst dem Deutschen Reiche entfremdet und von ihm abgelöst. Und was würde das spanische Cabinet gethan haben, wenn es der deutschen Reichsgewalt eingefallen wäre, in den Fällen zu interveniren, wo Spanien seine Gewaltstreiche gegen die burgundisch-niederländischen Städte führte? Daß Tilly kein raubgieriger Wallenstein war, mag nicht bezweifelt werden. Indeß so rein, wie seine Lobredner ihn zu waschen eifrigst bemüht sind, war er gleichwol nicht. Der nimmersatte Wallenstein wollte, besorgt um sein Meckenburg, auch die bairischen Generale Tilly und Pappenheim in sein Raubsystem durch eine Intrigue verwickeln: Tilly sollte einen Theil von Herzog Friedrich Ulrich's von Braunschweig Lande nebst einer bedeutenden Summe Geldes erhalten. Allein der Baiernherzog insbesondere widersetzte sich diesem Gebaren, weil er nicht gewillt war, bloße Edelleute auf die Stühle der alten Fürstengeschlechter sich setzen zu lassen. Auch Tilly war damit einverstanden, ließ aber den Raub doch nicht ganz fahren: er verglich sich mit dem Herzog Ulrich dahin, daß ihm 20000 Gulden baar von den Landschaften in Kalenberg und Wolfenbüttel bezahlt werden sollten und für den Rückstand gewisse Aemter verpfändet blieben. Ganz besonders zärtlich und theilnehmend ist der Verfasser gegen die Jesuiten gesinnt. Als Christian von Braunschweig sich an ein paar Jesuiten vergreift, sagt Klopp: „Man wolle nicht vergessen, daß der Jesuitenorden eben damals ein Mitglied zählte, welchem unter den Wohlthätern der deutschen Nation einer der ersten Plätze von keiner Seite verweigert werden darf." Wir sind nicht gemeint, dem genannten Jesuiten seinen Ehrenplatz neben Thomasius zu verweigern, nur möge uns der Verfasser erlauben zu bemerken, daß Christian von dem Schützling noch nichts wissen konnte; denn seine „Cautio criminalis" erschien erst 1631, während das vom Verfasser erzählte Factum ins Jahr 1621 fällt. Er nimmt das eben nicht so genau, wenn nur der Zweck erreicht wird. Der von Cosmar vertheidigte Adam Schwarzenberg gilt natürlich dem Verfasser als redlicher Diener des Markgrafen von Brandenburg. Daß er es aber nicht war, hat Hellwing in seiner „Geschichte des preußischen Staats" klar nachgewiesen. Der Große Kurfürst entließ ihn sofort.

Das hier Gegebene möge genügen, zur speciellen Charakteristik der Art, wie der Verfasser die historischen Thatsachen auffaßt, darstellt und für seine Zwecke zu verwerthen sucht. Zum Schluß aber noch Folgendes. Das Werk des Verfassers, das an sich, wie wir schon oben zugestanden, keineswegs in eine niedrige Klasse von schriftstellerischen Erscheinungen geworfen werden darf, wird ganz gewiß die Frucht tragen, daß man sich immer mehr überzeugt, wie man von einer gewissen Seite her durch Deutungen und Verdrehungen der Geschichte das protestantische Princip in seiner Bedeutung und Berechtigung anzugreifen beflissen ist, und wie nothwendig es in der That ist, eine unparteiische Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs zu schaffen. Hoffentlich sind wir nicht gar zu weit mehr von der Lösung dieser allerdings schwierigen Aufgabe entfernt. Unzweifelhaft rücken wir diesem Ziele näher, wenn uns Gindely's überaus reichhaltige Forschungen in fremden und einheimischen Archiven in ihrer ganzen Ausdehnung vorliegen werden.

Daß dem soeben besprochenen Werke nicht unwichtige archivalische Mittheilungen, sowie ein recht brauchbares Register beigegeben sind, darf ihm zur Empfehlung dienen.

Die Monographie „Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619", von Bernhard Erdmannsdörffer (Nr. 4), veranlaßt uns sogleich zu fragen: Wer hätte sich im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs nicht in die Angelegenheiten des unglücklichen Deutschland gemischt oder wer wäre nicht zu dieser Einmischung eingeladen worden? Es fehlte nur noch an den Hunden, d. h. damals den Russen! Denn die Türken hatten deutsche Visitenkarten von Prag aus erhalten. Was wunder, wenn wir unter den Geladenen auch den Herzog von Savoyen sehen? Wie kam dieser aber dazu? Bekanntlich stellte die böhmische Nationalpartei, die ein unbedingtes Wahlrecht dem Hause Habsburg gegenüber in Anspruch nahm, nach des Kaisers Matthias Tode und infolge ihres Widerwillens gegen Ferdinand II. vier Throncandidaten auf: den Kurfürsten von der Pfalz, den Kurfürsten von Sachsen, den König von Dänemark und Karl Emanuel von Savoyen. Dieser letztere, dem sein tüchtiger Vater Emanuel Filibert eine nicht unbedeutende Hausmacht hinterlassen hatte, war ebenso wol ritterlichen Muths als befähigten Geistes, sodaß einer der venetianischen Gesandten von ihm sagte: „Alles an ihm ist Muskel und Geist." Und wie hätte man in einer Zeit, die ganz dazu angethan war, ihre höchsten Interessen der Entscheidung des Schwerts anzuvertrauen, seine Blicke nicht auf einen Fürsten richten sollen, dem, zumal in seiner Jugend, bei seiner sonstigen Tüchtigkeit auch der Muth, der Ehrgeiz nicht fehlte, sich in die kühnsten Unternehmungen zu stürzen? Und die deutsch-böhmischen Angelegenheiten standen ihm gar nicht so fern, als es beim ersten Anblick erscheinen möchte. War er nicht deutscher

Reichsfürst? War nicht sein Ahnherr Karl III. noch 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg erschienen? Mußte ihm aber auch nicht die politische Klugheit gebieten, durch Gewinnung einer mächtigen Krone womöglich aus der Enge sich herauszuarbeiten, in der ihn Frankreich, Oesterreich und Spanien in natürlicher Folge der geographischen Lage seines Landes gleichsam eingeschnürt hielten? Die Mittelsperson, welche den jungen Herzog von Savoyen zunächst mit der Union und dann mit der böhmischen Nationalpartei zuerst in Berührung und dann in nähere Verbindung brachte, war der immer abenteuernde Graf von Mansfeld; er trat sogar förmlich in die Dienste des Herzogs.

Wie kühn aber die Plane des letztern waren, mögen einige Stellen aus einem Mémoire beweisen, das derselbe an Mansfeld richtete:

Kaiser heißt nichts anderes, als General der Armeen der Christenheit; er hat zwar Steuern und Gefälle, um die kaiserliche Würde zu verherrlichen und um den großen Hofstaat zu bezahlen, den er halten muß; aber er hat keine Domäne, keine Erblande, die er als zur kaiserlichen Krone gehörig auf seinen Sohn oder sein Haus vererben kann. Ein König wird geboren, ein Kaiser wird gewählt. Vor Zeiten freilich hat man die österreichischen Fürsten um ihrer trefflichen Eigenschaften willen gewählt und wiedergewählt; aber das ist jetzt anders geworden; die gegenwärtig lebenden haben von den Tugenden ihrer Vorfahren fast nichts mehr bewahrt und in der öffentlichen Meinung sind sie schon gerichtet. Es kommt jetzt darauf an, wer an die Stelle Ferdinand's von Steiermark zu wählen ist: an einen Protestanten ist für jetzt nicht zu denken; der Herzog von Baiern, der allein unter den Katholischen in Betracht kommt, wird den Muth nicht haben, offen mit Oesterreich zu brechen, dann ist er auch ganz in den Händen der Jesuiten. So bleibt also nur der Herzog von Savoyen.

Daß des Herzogs hochfliegende Plane keines Erfolgs sich zu erfreuen hatten, ist bekannt; in Böhmen trug Friedrich von der Pfalz zunächst den Sieg davon und die Kaiserkrone gewann und behielt das Haus Habsburg.

Wir verlassen hiermit die recht gut geschriebene und verdienstliche Monographie, um noch Raum für das Werk von Karl Friedrich Hanser: „Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege" (Nr. 5), uns zu sparen. Der Westfälische Friede, der erste Friede, der den Namen eines europäischen verdient und gleichsam den Embryo des spätern europäischen Staatensystems bildet, hatte allerdings der Kriegsfurie die verheerende Brandfackel ausgelöscht; aber wie entsetzlich war das Bild, welches der Kriegsschauplatz darbot. Der Dreißigjährige Krieg von dem furchtbaren Grundsatze genährt, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, ward namentlich in der letzten Hälfte darum so verderblich für Deutschland, weil eine Menge kleiner Heere sich an den verschiedensten Punkten desselben schlugen und Generale *) wie Soldaten, von Raub und Plünderung lebend und sich bereichernd, dem deutschen Volke das letzte Mark auspreßten. Die Langwierigkeit des Kampfes und seine verheerende Wuth — die Armeen waren ja zum Theil aus dem Abschaum der europäischen Menschheit zusammengeworben — mußte mit Nothwendigkeit Theuerung, Hungersnoth und pestartige Krankheiten erzeugen, die nebst dem Schwerte Millionen Bewohner unsers Vaterlandes dahinrafften, sodaß man, wie Hormayr 1836 in seinem „Taschenbuch" urkundlich nachgewiesen, 1650 auf einem Kreistage zu Nürnberg unter Bedingungen die Priesterehe und Vielweiberei zu gestatten beschloß, um der Entvölkerung möglichst abzuhelfen. Die Moralität sank in nothwendiger Folge tief herab, die Bande der socialen Ordnung waren nach allen Richtungen hin gelockert und das Nationalbewußtsein ward so tief und so gewaltig erschüttert, daß die Deutschen sich fremder Willkür preisgaben und von ausländischen Mächten mit Zittern oder kleinmüthiger Freude das über ihr Los entscheidende Wort vernahmen. *)

Ebenso bedrohlich als schmachvoll war es für die Deutschen, daß sie ihr eigenes ursprüngliches Wesen, das sie doch im Bewußtsein ihrer Nationalehre und alten Ruhms hätten ehren und hochhalten sollen, verachtend, französischen Sitten jeglicher Art ausschließlich zu huldigen anfingen; ja ihre eigene Muttersprache, das tiefinnerste Gut, was eine Nation besitzen kann, ward dem Französischen zu Liebe in den Staub getreten, in den Dienst der Gemeinheit verwiesen. Die Bildungsanstalten waren entweder gänzlich zu Grunde gegangen oder sie hatten, insbesondere die Universitäten, den wild-rohen Charakter des soldatischen Zeitalters angenommen. Anstatt aber auf den nationalen Weg, den das 16. Jahrhundert in wissenschaftlicher und überhaupt in geistiger Beziehung so glücklich betreten hatte, wiederum zurückzukehren, wurde das Ausländische zum Beispiel und Muster genommen, oder der Geist verkümmerte unter der Formellast eines verknöcherten Dogmatismus.

Sowol die rein politischen als staatsrechtlichen Bestimmungen des Westfälischen Friedens lösten die ohnehin schon längst gelockerten Bande von dem Mittelpunkte des Deutschen Reichs, dem Kaiserthum, so gut wie gänzlich los, zerbröckelten aber auch zugleich das Ganze dieses Reichs in eine Menge selbständiger und durch kein gemeinsames Band zusammengehaltener Staaten, eine Zerbröckelung, die im Laufe der Zeit geradezu verhängnißvoll ward, weil das Gefühl für Nationalehre und für die Nothwendigkeit gemeinsamen Handelns fast überall erstorben war.

Der schon längst angebahnte Absolutismus des fürst-

---

*) Der Vater des schwedischen Generals Wrangel schrieb seinem Sohne nach Deutschland: „Bleib bei der Armee und bring, wie auch die andern thun, soviel du kannst, zusammen. Denn wer was nimmt, der hat auch was." Die österreichischen Generale legten ihren Raub theils in die Bank zu Venedig, theils kauften sie Güter.

*) Es fehlte nicht an einzelnen Zeitgenossen, die diese Schmach fühlend ihrem Herzen entweder durch Spott oder durch bittern Groll Luft machten. Als ein instar omnium möge eine Stelle aus Wesenberg's „Paraenesis ad Germanos" vom Jahre 1647 hier stehen: „Die Ausländer rufen und wir erscheinen, sie reden und wir horchen ihren Worten wie Orakeln; sie versprechen und wir trauen ihren Zusicherungen, als wären sie göttlichen gleich; sie drohen und wir zittern wie Knechte: vor uns, über uns verhandeln sie, in Deutschland über Deutschland, und entscheiden in letzter Stelle, was sie uns nehmen, was sie uns lassen wollen."

lichen Regiments verschaffte sich durch stehende Heere nicht nur Festigkeit, sondern sogar Furchtbarkeit. Die Freien Reichsstädte und die der Hansa wurden bis auf wenige eine Beute der fürstlichen Territorialherren.

Obgleich nun einzelne Fürsten — z. B. der treffliche Ernst der Fromme von Gotha — durch Anstalten mancherlei Art dem geistigen und materiellen Nothstand abzuhelfen bemüht waren, so wurde doch im allgemeinen insbesondere der Bürger- und Bauernstand mit Steuern zur Bestreitung der Bedürfnisse für Militär und Hofhaltung willkürlich und drückend belastet. Und überhaupt mangelte es so gut wie gänzlich noch an richtigen Grundsätzen über Benutzung der Landeskräfte, über Volkswirthschaft und Finanzsystem: Herkommen und Privilegien vertraten die Stelle rationeller Grundsätze für die Besteuerung. Dessenungeachtet murrten die Belasteten nicht: der Friede gewährte ihnen Ruhe, Sicherheit und bessere Aussicht in die Zukunft. Und in der That wuchs mit diesem wohlthuenden Gefühle ihr Fleiß, ihre Thätigkeit. Nach verhältnißmäßig wenigen Jahren hatten die Deutschen so viel Leben und Blüte wiederum in ihr verödetes Vaterland gebracht, daß die benachbarten Völker darüber erstaunten.

Das allgemeine Unglück hatte aber unter den Deutschen eine größere religiöse Duldsamkeit zu ihrem Glücke erzeugt; besonders waren die Lutheraner und Reformirten (Calvinisten) einander um vieles näher gerückt, eine Annäherung, die durch gemeinschaftliche Rechtsgleichheit nach einer Bestimmung des Westfälischen Friedens nicht wenig gefördert ward. Die Geistlichkeit bewährte im allgemeinen nicht nur während des Kriegs, sondern auch nach demselben einen ihres Hirtenamts würdigen Sinn, der sich durch Wort und Beispiel kund gab; aber auch die Freimüthigkeit ihrer Rede offenbart sich so gewaltig Sünden und Gebrechen gegenüber, daß wir in der Gegenwart kaum daran glauben würden, wenn es uns nicht vergönnt wäre, die Originale zu lesen. Die Hauptsache aber war und ist: die Reformation hatte ihre gefahrvollste Probe glücklich bestanden; keine Waffengewalt, keine jesuitischen Künste waren vermögend gewesen, sie zu vernichten: sie war keine „That eines sündigen Abfalls" und ihre Vorkämpfer wurden von edlern Gefühlen bewegt als vom Lechzen nach den Gütern der Kirche; sie hatte bewährt, daß sie die Frage der Emancipation des menschlichen Geistes in sich trage, und es ist ihr endlich die Ueberzeugung daraus hervorgegangen, daß sie die Befähigung besitze, einen Strom zu bilden, der sich ein breites und tiefes Bett durch einen großen Theil der Menschheit hindurch zu schaffen vermöge!

Auf diesem Gebiete, das wir soeben gezeichnet haben, bewegt sich im wesentlichen das vorliegende Werk mit einer solchen Geschicklichkeit und Sachkenntniß, daß wir den Wunsch auszudrücken uns gedrungen fühlen, es möge der Verfasser diesen Studien nicht untreu werden und seinem Werke in einer neuen Auflage unbeirrt von der Schwierigkeit der Aufgabe diejenige Vollendung geben, wie sie ihm vor der Seele schwebt. Uebrigens mögen Leser, die sich für den vorliegenden geschichtlichen Stoff besonders interessiren, von Raumer's „Historisches Taschenbuch" (Jahrgang 1832) mit dem hier Gebotenen vergleichen.

Obschon die Schrift: „Wallensteins vier letzte Lebensjahre" von **Friedrich von Hurter** (Nr. 6) mit den zuvorgenannten Werken nicht unmittelbar zusammenhängt, so glaubten wir es doch aus sehr naheliegenden Gründen hier nicht unbeachtet lassen zu dürfen; liefert es doch abermals einen sprechenden Beweis für die Reichhaltigkeit der bis dahin noch unbenutzten archivalischen Quellen über Ereignisse und Persönlichkeiten des Zeitalters des Dreißigjährigen Kriegs und über den Eifer, mit denen man dieselben besonders von katholischer Seite durchforscht. Sollen wir den Zweck dieses neuen Hurter'schen Werks über Wallenstein, das sich an das von 1855 eng anschließt, mit kurzen Worten bezeichnen, so können wir sagen: es ist der letzte aber entscheidende Streich, der gegen Förster's Vertheidigung Wallenstein's geführt wird, sowie eine Beweisführung, daß der Kaiser gegen Wallenstein und seine Mitschuldigen nach Recht und Gerechtigkeit, doch nicht ohne Milde verfuhr, und daß Wallenstein in Wahrheit das Gegenbild von Tilly war. Welchen Werth der Verfasser seinem Werke beilegt, mögen folgende Worte von ihm beweisen:

> Das ganze vorliegende Werk beruht weit mehr auf archivalischen Forschungen als auf dem Zusammenfassen gedruckter Mittheilungen. Schwerlich werden jene, insofern sie in den Archiven von Wien enthalten sind, je wieder in so umfassender Weise und mit solcher unverwandten Berücksichtigung zu einer einläßlichen Darstellung von Wallenstein's ganzem Thun und Lassen benutzt werden, wie hier geschehen ist.

Zugleich hat der Verfasser aber auch mit dem neuen Werke eine Vervollständigung seines „Ferdinand II." gegeben, insofern als z. B. im neunten und zehnten Buche „Wallenstein und der Kurfürst von Baiern" und „Wallenstein als Herr ausgedehnter Gebiete", der überreiche Stoff nicht gut und zweckmäßig dort untergebracht werden konnte. Recht interessant ist der Anhang mit der Ueberschrift: „Extract aus der bei hiesiger königlichen Stadt Eger verwahrlich aufbehaltenen Kronica. Wallenstein's Revolte und dessen Tod." Uebrigens erscheint uns der Ton des Verfassers in dem vorliegenden Werke weniger herb und die sprachliche Darstellungsweise etwas ansprechender.

Karl Zimmer.

Novellen und Erzählungen.

(Beschluß aus Nr. 36.)

6. Mittel und Zwecke. Aus den Papieren einer alten Hofdame. Eine Hof- und Jesuitengeschichte von **Julius Mühlfeld**. Anklam, Dietze. 1863. 8. 25 Ngr.

Auch hier verfolgt uns das Gespenst der Tendenz. Das Werk ist ein politisch-religiöser Tendenzroman. „Es soll eine Waffe sein gegen das Dunkel- und Verdunkelthum und seine eifrigsten und gefährlichsten Vertreter bekämpfen durch das Licht." In verschiedenen versteckten Wendungen wird das Herzogthum Anhalt als der Schauplatz der Erzählung angedeutet (vgl. den Schluß des Vorworts: „Pater Becker mußte auf seinem Todbette erkennen, daß dieses gesegnete Ländchen allen seinen

Bemühungen entschlüpft war und kein Anhalt für seinen Ehrgeiz hatte werden wollen"; ferner S. 50: „Pater Bernhard [ist mit obigem Becker eine Person] sah wiederum die Stunde nahe, in welcher die jesuitische Propaganda das schöne Ländchen als einen sichern Anhalt für ihre Bestrebungen bezeichnen durfte"; S. 178 unten sagt derselbe B. Becker: „Es wird eine Lebensaufgabe für mich bleiben, unserm heiligen Glauben mitten in den Ketzerlanden einen Anhalt aufzurichten"). Ob der Verfasser seinen edeln Zweck mit einem solchen Tendenzroman erreicht, ist die Frage. Unsere Zeit verlangt Oeffentlichkeit und der guten Sache ist mit einer romanhaften Verbrämung wahrer Thatsachen wenig gedient. Wenn nach der Widmung an Alfred Meißner „der Verfasser der Dichtung nur die nothwendigsten Concessionen gemacht und dadurch sich in vielen Stücken selbst die Hand gebunden hat", warum hat er nicht den leichten Schleier des Romans vollends abgeworfen und ist mit der nackten, geschichtlichen Wahrheit vor das Publikum getreten? Wenn der Verfasser dazu persönliche Gründe hatte, so hat er diese wenigstens nicht angegeben. Aber auch unser Verfasser denkt: der Zweck heiligt die Mittel, nur mit dem Unterschied von dem Streben der Jesuiten, daß er einen edeln, humanen Zweck verfolgt. So wird denn zu dem an sich ganz außerhalb des ästhetischen Gebiets liegenden Zweck der Bekämpfung der Jesuiten das ästhetische Mittel der Novellenform gewählt. Dieses Mittel entspricht aber dem Zweck nicht, und zwar deswegen nicht, weil man eine Partei, die sich, wie der Volksredner Wolf in unserm Buch sagt, die größten Geschichtsfälschungen erlaubt, nur mit der offensten, klarsten geschichtlichen Darstellung, mit Zahlen, Namen und Thatsachen bekämpfen kann. Vorliegendes Werk ist ein Zwitterding von Roman und Geschichte; wir wissen nie, wo der Roman aufhört und die Geschichte anfängt. Wer ist die Fürstin Ida? Wer Esperance? Wer der durch vergiftete Kerzen gemordete Prinz Emil? Wer ist namentlich der Pater Bernhard Becker? Auf alle diese Fragen, die sich von selbst aufdrängen, bekommen wir keine Antwort.

Der geschichtliche Roman hat sein relatives Recht; aber unser Werk ist kein rein geschichtlicher Roman; denn die Bewegung von 1848 (Mühlfeld schreibt mit unnöthiger Vorsicht beharrlich 1..8), die den Mittelpunkt der Erzählung bildet, zittert noch in uns nach, die Bestrebungen der kirchlichen und politischen Reaction aus dieser Zeit liegen noch nicht wie eine, wenn auch nur beziehungsweise, abgeschlossene geschichtliche Erscheinung vor dem Auge des Beschauers da, sie sind noch nicht reif, nicht gereift und gezeitigt, weder für die geschichtliche, noch für die ästhetische Bearbeitung. Unser Roman ist recht geeignet, das Halbschürige des Tendenzromans aus der jüngsten Zeit nachzuweisen. Ich habe schon mehrere Tendenzromane dieser Art gelesen; aber nicht einmal in dem widerwärtigen, aus einer weiblichen Feder geflossenen pietistischen Tendenzroman: „Eritis sicut Deus" tritt das Ich des Verfassers mit der Tendenz, die er ausschreit, so auffallend in den Vordergrund wie hier. Wo das bewußte Hinwirken auf die Veränderung gewisser Zustände so unumwunden sich ausspricht, wo der Gang der Erzählung durch rhetorisch-pathetische Herzensergießungen des Verfassers so häufig unterbrochen wird, wo nach einer Bravourstelle eine, ja zwei Linien à la Eugène Sue mit lauter Gedankenstrichen ausgefüllt werden, wo alle Augenblicke ein neuer Ansatz gemacht wird und eine neue Zeile beginnt, wo wir zwischen allen möglichen Kreuz- und Quer- und Rücksprüngen hin- und hergezerrt werden, da kann doch — dies gehört ja zum A-b-c der Aesthetik — von der Objectivität, der Ruhe und Klarheit des Romans, den man das moderne Epos genannt hat, nicht mehr die Rede sein. Der salbungsvolle Predigtton, die vielen Ausrufungen, die moralischen Betrachtungen sind schon der gewöhnlichen geschichtlichen Darstellung geschweige dem Roman fremd. Die häufigen Wiederholungen sind doppelt unangenehm in einer Erzählung, die sich durch eine Reihe von Jahren hindurchzieht, hängen aber zusammen mit der Effecthascherei, zu deren Wesen es gehört, die erschütternde Wirkung vor den sie bedingenden Umständen zu schildern und nachher bei jedem halbwegs passend scheinenden Anlaß aufs neue mit ihr zu paradiren. Dabei findet sich doch, einmal wenigstens, eine unausgefüllte Lücke. Es ist nirgends gesagt, wie es zuging, daß die Fürstin Ida mit einem „Kropf", einem furchtbaren Gewächs am Halse heimgesucht wurde. Schade, daß sich der Verfasser hier um eine Kraftpartie gebracht hat.

Spinoza hat gesagt, man solle mores hominum neque laudare, neque vituperare, sed intelligere, und sein Geistesverwandter Goethe bemerkt, indem er diesen ethischen Satz in einen ästhetischen verwandelt, aus Anlaß von „Werther's Leiden" in „Wahrheit und Dichtung": „Es trat das alte Vorurtheil wieder ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müße. Die wahre Darstellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie." Eine Fülle von Wahrheiten liegt in diesem Satz. Namentlich sind Religion und Politik, als solche in den Vordergrund gedrängt und zum Hauptthema der Erzählung gemacht, mit allem Widrigen und Polemischen, das sich daranhängt, mit directen Zeitbeziehungen und Zeitbestrebungen verquickt, kein Gegenstand für die Poesie. Nur sofern solche Gegenstände in das Gebiet des allgemein Menschlichen aufgenommen werden und sich in einer gewissen Allgemeinheit, in einer relativen Freiheit von bestimmt gegebenen Verhältnissen halten, wird die Poesie ihre von Goethe gestellte Aufgabe erfüllen, uns wie in einem Luftballon über die gemeine Nothdurft des Lebens in das Reich eines ideellen Behagens erheben. Wer dies nicht einsehen kann, verwechselt die Aufgabe der Aesthetik mit der Moral, Dogmatik, Politik, und zwar mit seiner eigenen jeweiligen Richtung in diesen Gebieten. Man denke nur an Uhland. Je mehr seine politische Poesie sich im Allgemeinen hält und blos für Vaterland und Freiheit kämpft, um so größern poetischen Werth hat sie; wo sie aber für das sogenannte gute alte Recht der Würtemberger ficht, nimmt sie leicht eine prosaische Färbung an. Aehnlich verhält es sich mit den religiösen Romanen. Religiös angehaucht muß jeder wahre Roman sein. Aber die religiösen Tendenzromane eines Bretschneider, Wilhelm Meinhold, einer W. C., die bald den Katholicismus, bald die moderne Gläubigkeit, bald die Reformation, bald die Speculation angreifen, erregten nur in der ersten Zeit ein stoffartiges Interesse der Neugier, wurden aber bald vergessen. Wie sehr Mühlfeld von seiner Tendenz erfüllt ist, zeigt klar die Stelle S. 108: „Frei und offen schaute Pfarrer Milde mit seinen klaren Augen in die Welt — und das können die wenigsten Katholiken und die katholischen Geistlichen am allerwenigsten." Hier verwechselt der Verfasser den Katholicismus mit dem Jesuitismus, zu dessen Regeln allerdings eine gebückte Haltung und ein gesenkter Blick im Verkehr mit Vorgesetzten namentlich gehört. Im übrigen verdient Mühlfeld's Talent der ergreifenden Schilderung und fesselnden Erzählung alles Lob.

Wie andere Verirrungen, so findet auch der Tendenzroman sein Correctiv in unsern Classikern. Man vergleiche einmal mit Mühlfeld's Jesuitengeschichte Schiller's „Geisterseher". Auch hier handelt es sich, wie Schiller selbst im Anfang sagt, um seltsame Mittel zur Erreichung von kühnen Zwecken; aber der Zweck, der bei Mühlfeld immer voransteht, tritt bei Schiller nur zerstreut und ganz bestimmt erst am Schluß auf; er fällt damit nicht ins Haus, sondern läßt ihn den Leser nur von Zeit zu Zeit ahnen. Das Confessionelle tritt bei Schiller nirgends störend hervor, sondern es ist in das Gebiet des allgemein Menschlichen aufgenommen; er will einen Beitrag geben zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes, er stellt sich also auf den psychologischen Standpunkt und will ein Seelenräthsel lösen. Zu dem Ende führt er seinen Helden durch eine Reihe von äußern Verwickelungen und innern Entwickelungen hindurch und lehrt uns seinen Uebertritt zur katholischen Kirche aus seinem Charakter verstehen. Mühlfeld ver-

dammt den Jesuitenorden schlechthin; aber wie er entstehen und eine so große Macht erlangen konnte, wie er bei aller Verwerflichkeit im großen und ganzen doch eine relative geschichtliche Berechtigung hatte, ist nirgends angegeben. Auch Schiller steht auf der Seite des Fortschritts und der Freiheit; aber er hält sich von aller tendenziösen Gehässigkeit frei und statt dogmatischer Zänkereien gibt er uns lieber ein philosophirendes Gespräch. Schiller's Darstellung geht zwar durch die zahlreichen Zwiegespräche hier und da ins Dramatische über; aber im Vergleich mit Mühlfeld's unruhig leidenschaftlicher Darstellung fließt der Roman in epischer Breite und Behaglichkeit dahin; namentlich tritt Schiller nicht mit seinem eigenen Ich hervor, sondern legt die Erzählung andern in den Mund. Mühlfeld's Novelle spielt in der jüngsten Zeitgeschichte und in einem deutschen Ländchen, Schiller's Roman in einer unbestimmten Zeit und in einem fernen Lande. Indessen arbeitete Schiller selten mit Lust und Liebe an diesem Werk und unterließ die Fortsetzung, und zwar nicht blos, wie Goedeke meint, weil die Zurückführung der Wunder auf ihre nüchterne Wirklichkeit dem Roman alles Interesse genommen hätten — die meisten Wunder werden ja schon im Bruchstück, das wir haben, bestimmt oder andeutungsweise natürlich erklärt — sondern, wie Schiller selbst in einem Brief andeutet, um nicht die Erbärmlichkeit der Menschen, namentlich des Prinzen, schildern zu müssen. Ich müßte mich tief verachten, pflegte er zu sagen, wenn ich den „Geisterseher" fortsetzen wollte. Er hätte nämlich die Menschheit im Verlauf des Romans verächtlich darstellen müssen, von der man nach seinen Worten nie groß genug denken kann. Welche Versuchung freilich für einen Tendenzromanschreiber, den Armenier, einen Diener der Inquisition, in seiner ganzen Verworfenheit darzustellen! Aber Schiller sagt ja in zwei Distichen: daß der Mensch ein verächtlicher Wicht sei, wolle man in der Poesie vergessen, und (mit Beziehung auf Klopstock's „Messias") es sei keine Poesie, daß Gott die Menschen erbärmlich fand.

7. In Sünden. Eine Familiengeschichte von Edmund Hoefer. Zwei Theile. Wien, Markgraf u. Comp. 1863. 16. 20 Ngr.

„Mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister" lautet Lessing's kritischer Kanon, den wir auf den vorliegenden Roman anzuwenden uns gedrungen fühlen. Bewunderung verdient die durchdachte Anlage und folgerichtige Durchführung des Plans, die objective Haltung, die, was ja erlaubt ist und wovon sich auch im Epos Beispiele finden, bisweilen bei einem Wendepunkt oder einem tiefern Einschnitt ins Ganze von einer der Sache entsprechenden Betrachtung unterbrochen wird; Bewunderung die Kunst, mit der die verschiedensten Fäden, wenn sie noch so weit auseinanderliefen, zur Einheit des Ganzen zusammengeschlungen werden, die Feinheit, mit der die Hauptintrigue, diejenige Charlottens und Goldenaar's, nicht von Anfang an vor dem Leser enthüllt, sondern im Verlauf der Erzählung da und dort angedeutet und doch erst am Ende in ihrem ganzen Zusammenhang offenbar wird; Bewunderung die psychologische Wahrheit in der Schilderung der verschiedensten Charaktere, die nicht als fertige vor uns stehen, sondern nach und nach sich vor uns entwickeln; Bewunderung namentlich die Herrschaft über die Sprache und die Anschaulichkeit und, um einen Ausdruck des Verfassers in der Charakteristik Anna's zu gebrauchen, die Sinnlichkeit der Charakterisirung, die Kunst, aus Einzelheiten der sinnlichen Erscheinung, der Haltung, Bewegung, Ruhe die geistige Eigenthümlichkeit hervorleuchten zu lassen. Der Inhalt erinnert an Goethe's „Wahlverwandtschaften"; aber — um gleich den Hauptzweifel zu bringen — er hat fast blos Schatten und kein Licht. Es ist ein düsteres Nachtgemälde, das sich vor uns aufrollt; ehelicher Streit, doppelter Ehebruch, Wahrscheinlichkeit einer Vergiftung, Gefängniß und Verhör, Tod an gebrochenem Herzen, teuflische Ränke, angesponnen von der Schwester gegen den Bruder aus Aerger über seine Verbindung mit einer Bürgerlichen. Mit großer Kunst werden wir von einem Schauplatz zum andern geführt und bis zum Schluß in Spannung erhalten; aber zu eigentlicher Ruhe und Befriedigung kommen wir erst am Schluß, wo wir die begründete Versicherung erhalten, daß die Familie, die vorher in einem Chaos von Sünde lebte, jetzt im Frieden lebe. Zwei Hauptcharaktere, Arthur und Anna, sind sich über sich selbst unklar und haltungslos. Arthur ist, wie ihn Charlotte betitelt, eine Marionette, glaubte seine Frau zu lieben, sieht aber nach sechs Jahren ein, daß diese Liebe und Ehe eine Lüge war. Schwer begreiflich bei einem Mann, der als Verstandesmensch geschildert wird. Eigentlich war er auf seine nachherige Schwägerin Luise vom Schicksal angewiesen, kannte sie auch so weit, daß er bei der Wahl seines Schwagers gleich anfangs den Kopf schüttelte, wählte aber doch nicht Luise, sondern Anna, die er zu lieben wähnte, bis nachher das Misverhältniß und Misverständniß, sowie Luisens Liebe zu dem wahlverwandten Arthur sich herausstellt. Anna selbst ist in geistiger Hinsicht höchst unbedeutend; sie bekümmert sich weder um ihre Kinder, noch um die Wirthschaft, noch um Kunst und Lectüre, und ihr Gemahl, obwol ein moralisirender Verstandesmensch, hält sie nicht zur Erfüllung ihrer Pflicht an, denn er sieht sie gern den ganzen Tag in eleganter Kleidung. Hierher gehört namentlich der Zug, daß sie die Handschuhe nie auszieht. Ob die Charakteristik Anna's mit der Angabe des Werdens ihrer Sünde am Schluß des Buchs ohne weiteres vereinbar ist, weiß ich nicht. „Gewissenlos und frivol", wie seine Tante Charlotte, ist der Offizier Cäsar, der mit seiner andern Tante Anna, während Arthur in ein Bad gelockt ist, in Ehebruch verwickelt wird und sie zuletzt verläßt. Andere Charaktere, die sich von der Sünde freihalten, haben doch zu wenig positiven Kern, um uns aus der dumpfen Schwüle herauszureißen. Der Verfasser selbst weist darauf hin, daß „der Dichter von schlimmen, traurigen und qualvollen Tagen nicht eingehend erzählen solle. Vom Schönen und Frohen redet der Dichter selber fröhlich; er kann die Menschen auch mit ihren Schwächen, Fehlern und Sünden darstellen und in dem, was sie ziert und was uns zu ihnen zieht." Aber außer Luisens rührendem Verhältniß zu Arthur finden wir nichts, was einen Menschen ziert und eine Anziehungskraft auf uns ausübt. Hoefer als Kenner und Verehrer Goethe's vergleiche einmal die „Wahlverwandtschaften" mit seinem Roman. Bei Goethe ist Licht und Schatten in den Schicksalen und Charakteren der Menschen gemischt, Ottilie übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus; auch schwache Charaktere, wie Eduard, haben manche Seiten, wodurch sie unsere Theilnahme und Achtung gewinnen. Dazu nehme man die Schilderungen aus der Kunst und noch mehr aus dem Leben der Natur in ihrer doppelten Wirkung einerseits der Ruhe, andererseits des Gegensatzes zu dem bewegten Leben der Menschen. Ich verlange nicht, man solle sich nur wie ein Nachahmer zu solchen classischen Werken verhalten; wir wollen Freiheit und Mannichfaltigkeit; aber gut ist's immerhin, wenn man sich an ihnen zurechtfindet und stärkt. Wir müssen schließen; aber, um zum Anfang zurückzukehren, es wäre uns lieber gewesen, Anna wäre als der blaueste Blaustrumpf geschildert worden, denn als behandschuhte Null.

Gustav Hauff.

Deutsche Polemik in älterer und neuerer Zeit.

Schon öfter haben wir in d. Bl. hervorgehoben, daß, wenn man jene Gemüthlichkeit, deren wir Deutsche uns so gern rühmen, nur nach der Art, wie so oft Kritik, Antikritik und Polemik bei uns geübt werden, beurtheilen und abschätzen wollte, die übrigen Völker eine sehr traurige Vorstellung von diesem deutschen Gemüth erhalten würden. Wenn man eine mittelmäßige Leistung tadeln muß, so ist dies kein Vergnügen, sondern eine unangenehme Pflicht; es gibt aber in der That in Deutschland Leute, denen es wirklich eine aufrichtige Freude zu machen scheint, jemand, den sie verdienter- oder unverdientermaßen tadeln wollen, in raffinirter oder grob beleidigender Weise persönlich wehe zu thun. Es ist dann dem Verletzten

nicht immer zu verdenken, wenn er sich in Fällen dringender Art seiner Haut wehrt, in Fällen nämlich, wo die Kritik den rein objectiven Standpunkt aufgibt, die Thatsachen verdreht, dem Autor Motive andichtet, die er nicht gehabt hat, und ihn vielleicht gar mit persönlichen Injurien und Verdächtigungen überschüttet, für die man, wären sie mündlich vor Zeugen geschehen, das Einschreiten der Rechtshülfe in Anspruch nehmen würde. Selten aber wissen bei uns die Entgegnenden das richtige Maß zu wahren und ihre Würde zu behaupten, und nur zu häufig überbieten sie die Grobheit mit noch plumperer Grobheit, die Injurie mit noch verletzenderer Injurie, weil sie meinen, ihre Gegner durch Brutalität stumm machen zu können. Viele Anbeter der allerdings bequemen, aber bei andern Völkern berüchtigten deutschen Grobheit glauben um so stärkern Eindruck zu machen, je stärkere Ausdrücke sie wählen; aber bei wirklich Gebildeten finden sie nicht ihre Rechnung. Personen von wahrhaftem Geist und Gemüthsadel werden sich selten eine Aeußerung gestatten, die einer Grobheit ähnlich sieht, niemals aber ein Schmäh- und Schimpfwort.

Noch einer deutschen Unart möchten wir gedenken; wir meinen die oft so trivialen, gehässigen und herkömmlichen Ausfälle, die sich Dichter und Autoren in ihren Schriften so oft gegen die Recensenten zu Schulden kommen lassen. Es kommt vor, daß junge Dichter gleich in ihrer Erstlingsarbeit, ehe sie noch irgendeine Unbill von der Kritik erfahren haben, gegen die Recensenten ihre plumpen Einfälle und Stachelverse loslassen und sie von vornherein ihrer tiefsten Verachtung versichern. Nichtsdestoweniger haben sie doch die Dreistigkeit, Exemplare ihrer Gedichtbüchlein an die Beleidigten einzuschicken und von ihnen zu verlangen, daß sie ein Buch, worin man sie an den Pranger gestellt hat, besprechen, möglichst herausstreichen und dadurch zu seiner Verbreitung beitragen. Dadurch beweist man doch wieder, daß man die verhaßten Recensenten für edelmüthige Menschen hält, die der Rache unfähig und nach christlichem Grundsatz gewohnt sind, Böses mit Gutem zu vergelten. Niemand pflegt in seinen Schriften so viele ehrenrührige und inhumane Beschuldigungen gegen die Recensenten zu häufen, als z. B. Bogumil Goltz; nach ihm stehen sie, wie freilich die „Literaten" überhaupt (und folgerichtig mit ihnen auch Goltz selbst), unter denen es freilich manche inhumane und böswillige oder leichtfertige und charakterlose Gesellen gegeben hat und gibt, auf der tiefsten Stufe der Geistes- und Herzensbildung; sie sind nach ihm Halb- wenn nicht gar Unmenschen, die nichts wissen und nichts fühlen, und mit denen zu verkehren jeder ehrliche Mann sich schämen sollte. Wir begreifen nun die Inconsequenz nicht, die darin liegt, wenn ein solcher fanatischer Recensententodtschläger dafür sorgt oder es auch nur duldet, daß Exemplare seiner Schriften den Recensenten zum Besprechen zugeschickt werden. Ehrgefühl, aber auch das beschämende Gefühl, daß er sich durch solche herzlose Ausfälle den als gemüth- und geistlos gescholtenen Recensenten ja gleichstellt, sollten ihn abhalten, sich so weit vor den Recensenten zu demüthigen, wie er dies thut, wenn er trotzdem sich ihrem Richterspruch unterwirft. O ja, das thun auch jene stolzen Theaterprinzen und Theaterprinzessinnen, die in ihre Auffassung der betreffenden Rollen selbst von Shakspeare, Lessing, Goethe und Schiller keine Einrede dulden würden; sie sind davon überzeugt, daß der Theaterreferent von ihrer Kunst und ihren Leistungen gar nichts versteht; nichtsdestoweniger machen sie ihm den Hof und küssen ihm die Hand, wenn er, der Nichtswisser, sie lobt, ohne zu merken, daß das Lob eines Nichtswissenden bei Licht besehen ja eigentlich nur ein Tadel sei. Aber es ist ja auch nur Reclame, nicht Kritik, was sie verlangen.

Thatsache, um auf unser eigentliches Thema zurückzukommen, unbestrittene Thatsache ist es, daß die deutschen Theologen und sonstigen Gelehrten, die einmal an den rohen und cynischen studentischen Disputirton gewöhnt waren, vordem für die gröbsten und ungesittetsten literarischen Klopffechter galten, und deshalb in Europa ziemlich allgemein verabscheut waren. Was zur Zeit der Reformation die theologischen Kampfhähne hüben und drüben auf diesem Gebiete geleistet haben, ist wol das Schamloseste und zum Theil Unflätigste, was, solange die Menschen einander anfeindeten, zu Tage gefördert worden ist. Der neuern Entwickelung unserer Literatur gingen ähnliche Kämpfe voran; Maß und Takt wurden dabei von wenigen beobachtet. Mit der Zunahme der idealen und humanistischen Tendenzen in der Literatur wie in der gesellschaftlichen Bildung überhaupt wurde auch der Ton der Kritik und Polemik anständiger; daß es aber an Rückfällen in die alte Grobheit und Ungeschlachtheit nicht fehlte, beweist der von Goethe und Schiller ziemlich muthwillig hervorgerufene Xenienskandal, der die frechsten Ausfälle gegen die beiden „Sudelköche von Weimar" zur Folge hatte, beweisen ferner die literarischen Fehden der Romantiker mit Kotzebue und Merkel u. s. w. Auch einzelne Gelehrte und Universitätsprofessoren, obschon unter ihnen im allgemeinen mehr Bewußtsein von Standesehre und damit auch wenigstens äußerlich ein größeres Anstandsgefühl herrschend zu werden begann, beweisen, namentlich in Streitfragen confessioneller Art, noch immer und bis auf unsere Tage, was deutsche Ungezogenheit und Böswilligkeit zu leisten vermögen. Besonders aber ließen die Vertreter der Journalistik, die nur vorübergehend einen decentern Ton angenommen hatten, ungefähr seit den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts es sich angelegen sein, die alte göttliche Grobheit der Deutschen wieder zu Ehren oder Unehren zu bringen. Die literarischen Klopffechtereien A. Müllner's, Saphir's, Heine's, Börne's, Menzel's u. s. w. sind bekannt und übel berüchtigt. Namentlich die Feuilletons der kleinen, für den bloßen Tagesbedarf geschriebenen Journale stellten ein Gewühl der gehässigsten und unverschämtesten Ausfälle dar, und kein Schriftsteller war in den dreißiger und vierziger Jahren sicher, auch ohne irgendwelche von ihm gegebene Veranlassung plötzlich in einem dieser Journale aufs brutalste mishandelt zu werden. Schauspielern und andern öffentlichen Personen ging es nicht besser. Theils wollte man dadurch seine eigene Schadenfreude oder Rachsucht, theils die Skandalsucht des Publikums befriedigen und die Blättchen pikant machen, theils auch nur in möglichst wohlfeiler und vulgärer Weise Aufsehen erregen. Dann kamen die politischen Sturm- und Drangjahre, in denen sich die Gehässigkeit in anderer Richtung gehörig austoben konnte. Seitdem wurden die literarischen Skandale für eine Reihe von Jahren seltener. Aber manche neuere Erscheinungen, namentlich gewisse Memoiren und Aufzeichnungen, die von klatschhaften Mittheilungen und gehässigen Ausfällen auf Personen wimmeln, beweisen leider zur Genüge, daß die in dieser Hinsicht eingetretene Besserung nur eine scheinbare war.

Zunächst Anlaß zu dieser kurzen Betrachtung gab uns eine Antikritik, welche der geistreiche Vischer, dem wir so manche dankenswerthe Lichtlegungen, um sie so zu nennen, auf ästhetischem Gebiete verdanken, im vierten Heft seiner „Kritischen Gänge" unter der Ueberschrift „Pro domo" gegen diejenigen gerichtet hat, welche seine Parodie des zweiten Theils des Goethe'schen „Faust" zu tadeln sich unterfingen. Er bemerkt, er habe mit seinem Schwank nichts weiter beabsichtigt, als harmlosen Menschen ein fröhliches Lachen zu bereiten, wo sie sich sonst den Kopf zerbrochen; sein Unwille habe mehr dem unkritischen Cultus des Goethe'schen „wunderlichen Machwerks", mehr der „wohlweisen Geschäftigkeit der Deutungswütheriche, die sich von ihm an der Nase herumziehen lassen", als Goethe selbst gegolten, und auf mehreren Seiten erörtert er Sinn und Tendenz seiner Parodie. Dies ist der positive Theil seiner Arbeit. Der polemische richtet sich hauptsächlich gegen Prutz und dessen abfällige Recension der Parodie im „Deutschen Museum". Prutz hatte behauptet, die Ader des Humors fließe dem Verfasser nicht freiwillig, sondern der Verfasser müsse erst pressen und pumpen, bevor sie wenige dürftige Tropfen hergäbe. Hieran knüpft Vischer die Frage: „Ich möchte Herrn Prutz doch fragen, warum ihm denn auch gar so schnell das Pumpen einfällt?" Wenn wir den Verfasser recht verstehen, so enthalten diese Worte

eine unwürdige Anspielung, deren Quell auf jenen erbärmlichen Klatsch zurückzuführen sein dürfte, wie er unter Literaten üblich ist. Persönliche Anspielungen dieser Art wird sich kein Franzose und, in unsern Tagen, auch kein Engländer, der wirklicher Gentleman ist, seinem Kritiker gegenüber erlauben. Einem andern seiner Recensenten, Julian Schmidt, wirft Vischer vor, er habe sich mit einem „kurzen, heraufgedrückten, vornehm-verächtlichen Rülpsen" über seinen Scherz ausgelassen. Wir finden diesen vulgären Ausdruck „Rülpsen" im Munde eines Aesthetikers ziemlich ebenso unpassend, als wenn Vischer einmal in Betreff einer Stelle bei Goethe sagt: „Goethe in seiner guten Zeit hätte sich lieber selbst ins Gesicht gespuckt, als daß er so etwas geschrieben hätte." Dergleichen beweist, wie leicht der Deutsche seine Haltung verliert, wenn der polemische Geist über ihn kommt. Im übrigen sollte Vischer doch bedenken, daß, wenn die Recensenten seiner Parodie keinen Geschmack abgewinnen konnten, dies ebenso wenig und noch weniger ein Majestätsverbrechen ist, als wenn er dem zweiten Theil des Goethe'schen „Faust" keinen Geschmack abzugewinnen vermag, und es hilft ihm nichts, wenn er naiv versichert: „Mir selbst hatten die Späße, wie sie mir einfielen, das Zwerchfell erschüttert."

Einer im verwerflichsten Stile deutscher Polemik gehaltenen Flugschrift von E. Löwenthal „Deutsche Kritik vom neuesten Datum" (Berlin, Verlag des kritisch-literarischen Instituts für Deutschland, 1863), würden wir hier gar nicht gedenken, wenn sie nicht im bedauerlichsten Grade dazu diente, unsere oben ausgesprochenen Ansichten über den Charakter deutscher Polemik zu bestätigen. Der Verfasser, der nicht wie Vischer pro domo, sondern sogar pro patria zu schreiben versichert und sich seinen Tadlern gegenüber darauf beruft, daß Professor Noack den in seiner, des Verfassers „Geschichte des Naturalismus" waltenden Humor als einen „köstlichen" und als „Muster" bezeichnet habe, zieht hauptsächlich gegen das „Deutsche Museum" und die „Blätter für literarische Unterhaltung", die er den „Brockhaus'schen Moniteur universel" zu nennen beliebt, in seiner naturalistischen Weise zu Felde. Namentlich hat er auch auf uns, den gegenwärtigen Herausgeber d. Bl., persönlich einen tiefen Groll geworfen, weil — nun, was meint der Leser? — weil die betreffenden Referenten Löwenthal's Gedichte und seine Broschüre „Die sociale und geistige Reformation des 19. Jahrhunderts" nicht preiswürdig finden konnten. Von Löwenthal's Schriften kennen wir nicht eine einzige; unsere Berichterstatter arbeiten nicht nach Vorschrift und keiner derselben wird aufstehen können und sagen, daß die Redaction auf sein Urtheil Einfluß zu üben sich unterfinge; ihr Urtheil steht ihnen vollkommen frei und ihre abgegebenen Vota umzuwerfen fällt uns nicht ein; wir haben auch kein Recht dazu, und am wenigsten, wenn wir das betreffende Buch nicht gelesen haben. Professor Fortlage ist seit langen Jahren Berichterstatter über alle Schriften, welche Physiologie und verwandte Wissenschaften betreffen, und war dies schon, bevor der gegenwärtige Herausgeber d. Bl. seine Function antrat; er steht allerdings nicht auf dem Standpunkt Löwenthal's; aber wie kann nun Löwenthal verlangen, daß er zu Gunsten von dessen Broschüre diesen Standpunkt aufgäbe? Und wie kann er einem allgemein geachteten und achtenswerthen Gelehrten wie Fortlage die Worte ins Gesicht sagen: daß „in dem Aetherleib des Kämpen Fortlage mehr auf Fusel als auf Esprit" zu schließen sei? Was enthält aber dann diese Löwenthal'sche Flugschrift, die freilich kein „Aetherleib" ist? Wenn der Verfasser uns und Prutz „zwei mondsüchtige Burschenschäftler sel. Andenkens" nennt, so müssen wir für unsere Person die Ehre, der Burschenschaft zugehört zu haben, ablehnen; in Bern bestand, als wir dort studirten (1829—33) gar keine Burschenschaft. Daß Vischer sowol als Löwenthal den Namen der von ihnen Angegriffenen ein „Herr" vorzusetzen pflegen, ist auch eine alte Gewohnheit der deutschen Polemik, und für diese bezeichnend; der Franzose braucht sein „Monsieur" aus Artigkeit, der Deutsche sein „Herr" des Spotts wegen!

Im übrigen ist nicht wol einzusehen, wie gerade Anhänger und Verkünder der materialistischen Lehre sich über ihre Gegner erboßen können, da ja die Ansichten derselben nach dieser Lehre selbst nichts weiter als Ausscheidungen des Gehirns und ebenso naturnothwendig sind wie gewisse Ausscheidungen der Nieren.

Auf der letzten Seite (S. 8) der Löwenthal'schen Flugschrift stoßen wir auf eine von der „Direction des kritisch-literarischen Instituts" unterzeichnete Ankündigung, wonach dieses in Berlin projectirte oder möglicherweise wirklich schon eröffnete Institut „aus der Feder namhafter und bewährter Fachmänner eingehende und sachlich gehaltene Beurtheilungen von wissenschaftlichen und künstlerischen Producten des Gebiets, von Druckwerken sowol, wie von Manuscripten liefert. Die Besprechungen werden den Verfassern zunächst lithographirt, mit dem Siegel des Instituts versehen, zugestellt, ohnedies aber in einer gedruckten Sammlung periodisch veröffentlicht."

Jetzt kommt aber das Beste; es heißt weiter: „Zu diesem Ende sind bei Einsendung der Werke für jeden Band oder je 20 Schriftbogen 2 Thaler zu entrichten."

Nun wird wol endlich die deutsche Kritik das Ideal von Unparteilichkeit erreichen und auf einen grünen Zweig kommen, da sie sich für ihre Recommandationen vorausbezahlen läßt! Und wie einladend, für nur 2 Thaler als Stillvergnügter privatim ein lithographirtes Lob lesen zu können; denn die gedruckte Sammlung dieser bezahlten Besprechungen dürfte wol auf sich warten lassen.

H. M.

Karl Ritter's Vorlesungen.

Allgemeine Erdkunde. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten von Karl Ritter. Herausgegeben von H. A. Daniel. Berlin, G. Reimer. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ein wehmüthiges Gefühl überschlich den Referenten, als er das vorliegende Buch zur Hand nahm, weil es ihm lebhaft das Andenken an die Zeit zurückrief, in der er zu den Füßen des verstorbenen Meisters sitzend denselben Vorträgen folgte, die hier als eine theuere Reliquie vor uns liegen und doch nur ein schwaches Abbild von dem sind, was die zahlreichen Schüler des Verstorbenen so entzückte; denn in der That vereinigten sich bei Ritter alle Eigenschaften, welche dem akademischen Docenten dauernde Erfolge sichern. Mit hohem sittlichen Ernst, der bei aller Frömmigkeit doch nie in Kopfhängerei ausartete, vielmehr an den Fortschritt des Guten in der Welt glaubte und denselben begeistert pries, verband sich die Kunst klarster und lebenswarmer Darstellung, die in passend ausgewählten Einzelheiten, welche ihm seine umfassende Gelehrsamkeit ungesucht an die Hand gab, die allgemeinen Verhältnisse erläuterte. Dabei wurde jeder Prunk mit Gelehrsamkeit gemieden, und der Citatenschwall, den namentlich die Philologen, auch in Vorträgen allgemeinern Inhalts, nicht entbehren zu können glauben, machte uns bei Ritter wenig zu schaffen. Dafür glaubten wir aber auch nicht, im Hefte schon alles zu haben, und wurden zu Privatstudien nach den verschiedensten Richtungen hin mächtig angeregt. Daß Ritter mehr durch diese Vorträge als durch seine bändereiche Erdkunde von Asien, bei der es ihm im Verlauf der Arbeit immer schwerer wurde, das massenhaft auf ihn einströmende Detail zu beherrschen und zu verarbeiten, für die Reform des geographischen Studiums und des geographischen Unterrichts bis zur Volksschule hinunter gewirkt hat, ist bekannt, und darum müssen wir es der Verlagshandlung und dem sorgsamen Herausgeber danken, daß sie, wie früher Ritter's Vorträge über die Geschichte der geographischen Entdeckungen, so auch diese, welche er mit den ersten zusammen in einem Semester zu absolviren pflegte, zum Allgemeingut gemacht haben.

Was nun den Inhalt der Vorträge anbetrifft, die wir mit unsern eigenen Heften verglichen haben, so fällt es uns auf, daß der Herausgeber einen ganzen, sehr wichtigen Abschnitt überschlagen hat. Ritter pflegte nämlich nach einer kurzen Einleitung eine

allgemeine Betrachtung der Erde nach ihren allgemeinsten Oberflächenverhältnissen zu geben, welche mit einer Darlegung des Einflusses des historischen Elements in der geographischen Wissenschaft schloß. Darauf folgte eine Schilderung des Oceans, seiner Strömungen und seiner Küstenverhältnisse und deren Einfluß auf den Verkehr der Völker, und zum Schluß eine genauere Betrachtung der Oberfläche des Festlandes, nach den Kategorien der Naturformen (Plateaux, Gebirgsländer, Tiefländer u. s. w.) geordnet. Es ist nun um so mehr zu beklagen, daß der die Oceane betreffende Abschnitt vollständig übergangen ist, weil in ihm Verhältnisse zur Sprache kamen, die auf die Entwickelung des Völkerverkehrs und die Geschichte der Menschheit den größten Einfluß ausgeübt haben und noch ausüben. 91.

Biographisches.

Aus dem Tagebuche eines ungarischen Emigranten. Leipzig, O. Wigand. 1868. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Verfasser dieses Werkchens hat sich nicht genannt, es ist aber offenbar ein Ungar in höherer Lebensstellung, der, wie wir aus den wenigen Zeilen des Vorworts erfahren, in London am gebrochenen Herzen gestorben ist. Gerichtet sind diese Bruchstücke an einen österreichischen Staatsmann B., den Baron Bach, wie die Ausführung zeigt. Sie sind der bittere Ausbruch des Schmerzes, den die Sehnsucht nach dem Vaterlande einem Verbannten auspreßt. Es versteht sich, daß die Klage über Oesterreichs Verhalten gegen Ungarn den Hauptinhalt des Buchs ausmacht. Von einem logischen Zusammenhang ist hier keine Rede, ebenso wenig von einer eigentlichen historischen Begründung der Rechte der Ungarn, der Verfasser läßt sich in zwangloser Weise gehen und entschädigt uns für die fehlende Rechtsdeduction durch eine Zusammenstellung der wesentlichen Verfassungsurkunden der Ungarn im Anhange. Der Stil ist bei aller Bitterkeit niemals den Anstand verletzend, und wird er für den Deutschen beinahe beleidigend durch die Masse der hineingestreuten Fremdwörter, wo ein gutes deutsches Wort ganz ebenso nahe lag, und obwol der Verfasser hinlänglich zeigt, daß er unserer Sprache vollständig mächtig ist. Worte wie petillant, superficiell, genuin, saturiren, consoliren, äquipariren, digeriren, taquiniren, intoxiren u. s. w. verzeiht man wol in der Unterhaltung oder wo durch deren Anwendung eine besondere Wirkung hervorgebracht werden soll, aber man braucht kein Sprachpurist zu sein, um durch deren beständige zwecklose Wiederkehr unangenehm berührt zu werden.

Die Rechte der Ungarn sind dem warmen Vaterlandsfreunde natürlich über jeden Zweifel erhaben, und wahrscheinlich wird er viele finden, die mit ihm in dieser Beziehung übereinstimmen; bei seinen Urtheilen im einzelnen aber dürfte er auf mannichfachen Widerspruch stoßen, sowol was die Personen, als was die Begebenheiten betrifft. Auf jeder Seite blickt der altungarische Aristokrat durch, nicht etwa ein Aristokrat, der starr sich jedem Fortschritt entgegenstemmt und der den Bürger für nichts achtet, aber der weiland einflußreiche, gebildete ungarische Edelmann, der in der Fortentwickelung seiner Constitution das einzige Heil für den ungarischen Staat und überhaupt für die österreichische Monarchie erblickt. Mit Unwillen wendet er sich daher von der in den Jahren 1847—48 „aufgetauchten Cohorte von unzeitigen Studiosen und impertinenten Volkslehrern, die über den vormärzlichen Zopf gar geniale Witze zu machen wissen"; der „hochehrbare" Fürst Clemens Metternich ist in seinen Augen ein „Ehrenmann und wahrer Patriot", während Fürst Felix Schwarzenberg als derjenige bezeichnet wird, „dessen lasterhafte Seelenlosigkeit alles das Elend über den österreichischen Staat gebracht, oder eigentlich auf das höchste potenzirte, welches indigeste Conceptionen und fieberhafte Träume entwickelte und durch Weisheit und wahre Seelengröße so leicht hätte beschwichtigt werden können". Die Erhebung von 1848—49 ist nur eine „unglückliche Misverstandsempörung", es gibt noch jetzt „weder conservative, noch liberale, noch reactionäre Unterthanen im Reiche des heiligen Stephan, sondern nur seelenvolle, treue Ungarn".

Namentlich das letzte Urtheil ist sicher von dem gewöhnlichen sehr abweichend. In Ungarn, wo jede Nationalität in der Minorität ist, wo die Parteiungen so stark und bitter sich geäußert haben, wie kaum in irgendeinem andern Lande, wo Deutsche und Rumänen, Serben und Kroaten zur Zeit der Herrschaft der Magyaren schwere Klage über die Tyrannei der letztern führten, sollte mit einem Schlage alles verändert sein? Wer sollte nicht wünschen, daß die verschiedenen Völkerstämme, die in dem weiten Ungarlande beisammenwohnen, sich friedlich einigen? Aber dazu bedarf es der Zeit, und wir können in solchen Urtheilen nur eine Bewährung des alten Satzes finden, daß dem Urtheile von Verbannten über ihr eigenes Vaterland oft am wenigsten zu trauen ist. 87.

Notizen.

Schriftstellerklagen aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

In M. Christian Heinrich Schmid's „Zusätzen zur Theorie der Poesie und Nachrichten von den besten Dichtern" (erste bis dritte Sammlung; Leipzig, 1767—69) stießen wir in einer Anzeige der 1768 von Lessing herausgegebenen und bevorworteten Tragödien von J. W. von Brawe auf die sehr richtige Bemerkung: „Obgleich die Ausgabe von seinen (Brawe's) sämmtlichen Trauerspielen nur unsern Schmerz über seinen Verlust erneuert, so mußte doch seinen Verdiensten dies Denkmal gesetzt werden, sonst möchte der vergeßliche Deutsche, der nur gar zu oft das Verdienst nach der Dicke des Bandes mißt, bald auch seinen Namen vergessen haben." Dieser Respect vor recht dicken Büchern besteht im Grunde auch noch jetzt; man schreibe das geistreichste Buch über Shakspeare, concentrire aber seine Ansichten in einem dünnen Bande, und die Schrift wird wahrscheinlich wenig Beachtung finden; man dehne es aber zu drei oder vier starken Bänden aus, und das gelehrte und halbgelehrte Publikum wird bewundernd davor still stehen wie vor einer der ägyptischen Pyramiden, an denen man im Grunde vorzugsweise doch nur die Masse anstaunt. Auch daß der Deutsche gegen verdienstvolle Männer vergeßlich sei — Brawe hatte wenigstens das Verdienst, daß er zuerst den reimlosen fünffüßigen Jambus in Tragödien anwandte — ist eine Klage, die auf die heutige Generation noch ebenso gut paßt wie auf die der sechziger Jahre. Was man an einem Dichter und Autor heutzutage etwa noch öffentlich feiert, ist die politische Tendenz; wer nicht in politischen Tendenzen „gemacht" hat, den sucht man todt zu schweigen und aus der Erinnerung der Menschen womöglich gänzlich zu verdrängen, wie groß auch sonst seine Verdienste um Förderung der nationalen Cultur und Literatur gewesen sein mögen. Dieselbe Anzeige der Gesammtausgabe Brawe'scher Schriften schließt mit einer in Anführungsstriche gefaßten Stelle, die ohne Zweifel dem Lessing'schen Vorwort zu Brawe's Schriften entnommen ist, und in der es unter anderm heißt: „Solange man in Deutschland nur dem Maler, dem Tonkünstler, dem Baumeister erlaubt, seiner einzelnen Kunst treu zu bleiben, dem Dichter aber, der die schwerste und weitläufigste unter allen Künsten treibt, noch andere Geschäfte auflabet, die ihn ernähren sollen, und ihm nur erlaubt, wenn er bereits ermüdet ist, sich noch einmal durch Verfertigung poetischer Meisterstücke zu ermüden, was kann man da anders erwarten, als daß er seine Kunst zuletzt vernachlässigt oder in seinen besten Jahren stirbt?" Lessing, der alle Leiden eines deutschen Dichters redlich durchgekämpft hat, war also derselben Ansicht wie Graf Platen, welcher in einigen berühmten Versen sich dahin aussprach, daß, wer einen Lorber davontragen wolle, nicht morgens zur Kanzlei mit Acten, abends auf den Helikon gehen dürfe, daß sich die Kunst nur dem völlig ergäbe, der völlig sich ihr ergäbe u. s. w. Die entge-

gengesetzte Ansicht ist bekanntlich, trotz der eben angeführten Autoritäten, in Deutschland bei weitem mehr verbreitet, und wir finden sie auch von F. Jacobs in dessen eben erschienenem Briefwechsel mit Heinrich Stieglitz aufs entschiedenste ausgesprochen. In unsern Tagen materieller Prosa und peinlicher Existenz- und Arbeitsnoth mag diese Ansicht manches für sich haben; nur muß das Amt, das ein Dichter sonst noch bekleidet, mit seinem Beruf als Dichter nicht gar zu sehr im Widerspruch stehen. Schon das Amt eines Universitätsprofessors muß derjenige, welcher den unter den deutschen Universitätsprofessoren vorwaltenden Geist etwas genauer kennt, einem Dichter für nicht sehr zuträglich halten. Ministerposten in einem der kleinern Staaten, mit denen nicht allzu umfangreiche Geschäfte verbunden sind, wird heutzutage freilich so leicht kein regierender Herr einem Dichter anzutragen sich herbeilassen, obschon das Beispiel Goethe's, der auch ein ganz trefflicher Minister war, eher ermuthigend wirken sollte; aber wie mancher Dichter ließe sich nicht als Dramaturg oder Theatersecretär bei einem der nicht wenig zahlreichen, oft so reich dotirten deutschen Theater unterbringen, und wie manches Repertoirestück mehr würde die deutsche Bühne besitzen, wenn Lessing in dieser Weise verwendet worden wäre, statt daß man ihn als Bibliothekar in dem kleinen schläfrigen Wolfenbüttel langsam vermodern ließ.

Wieland's „Abderiten" französisch.

Von einem unserer Leser in Graz erhielten wir folgende von uns dankbar entgegengenommene Mittheilung: „Seit Jahren ein aufmerksamer Leser Ihrer Blätter entging es mir nicht, daß Sie alle Uebersetzungen deutscher Dichterwerke in fremde Sprachen theils eingehend besprechen, theils kurz erwähnen. Ich bin nun in der Lage, Sie auf eine solche Uebertragung einer ältern deutschen Dichtung aufmerksam machen zu können, welche, wenn mir nichts entgangen ist, in Ihren Blättern noch nicht erwähnt wurde. Im verflossenen Jahre bildete sich zu Marseille eine Gesellschaft, Union des arts, welche Concerte, Gemäldeausstellungen, literarische Vorlesungen u. s. w. veranstaltet und in monatlich zwei Heften ein «Bulletin de l'Union des arts» herausgibt. Im fünften Hefte des ersten Bandes (S. 146—147) dieses Bulletin lese ich nun, daß in der literarischen Wochensoirée dieser Union am 19. Mai d. J. der Vicepräsident der Section des belles lettres dieser Gesellschaft, Herr Opper de Blowitz (ohne Zweifel einer der vielen in Frankreich ansässigen Deutschen) eine noch unveröffentlichte Uebersetzung von Wieland's «Abderiten» vorgelesen habe (la traduction inédite d'une satire de Wieland, le Voltaire de l'Allemagne, intitulée: Les habitants d'Abdére). Daß an jenem Abende nicht das ganze Werk, sondern nur ein oder das andere Kapitel aus demselben vorgelesen werden konnte, ist klar. Der Bericht schließt mit den Worten: «Quelques Abdéritains se trouvaient sans doute ce soir là égarés à l'Union des arts. On prétend que le tableau tracé par Wieland des goûts artistiques de leur chère patrie, leur a arraché des signes non équivoques d'approbation .... nous n'osons dire .... de satisfaction.» Da gerade Wieland zu denjenigen der großen Classiker des 18. Jahrhunderts gehört, dessen Werke, etwa «Oberon» ausgenommen, jetzt selbst von Deutschen wenig mehr gelesen werden, so ist es gewiß bemerkenswerth, daß seine «Geschichte der Abderiten» oder wenigstens Bruchstücke aus derselben ins Französische übersetzt in einer literarischen Soirée zu Marseille vorgelesen wurden." Von den „Abderiten" ist übrigens schon früher eine französische Uebersetzung unter dem Titel: „Les Abdérites, suivi de la Salamandre" erschienen, die wir, jedoch ohne Angabe der Jahreszahl, im fünften Bande der „Biographie universelle" (Paris 1827) unter den im Artikel Wieland in einer Note angeführten französischen und englischen Uebersetzungen Wieland'scher Werke miterwähnt fanden.

H. M.

Bibliographie.

Lebende Bilder aus dem modernen Paris. 1ster und 2ter Band. Cöln, Bachem. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Breier, E., Die Geheimnisse von Wien. Sittengemälde aus der Gegenwart. 1ste Abtheilung. Wien. 1862. 8. 24 Ngr.

— — Die beiden Grasel. Historischer Roman. Vier Theile. Wien. 1861. 8. 24 Ngr.

— — Der Litaneisänger. Historischer Roman aus dem Anfange dem 18. Jahrhunderts. Vier Theile. Wien. 1862. 8. 26 Ngr.

— — Eine Maria Magdalena in Wien. Sitten-Roman aus unserer Zeit. Drei Theile. Wien. 1862. 8. 1 Thlr.

— — Wien und Rom. Sitten-Roman aus der Zeit Kaiser Josef II. Vier Theile. Wien. 1862. 8. 1 Thlr.

Dankwardt, H., Psychologie und Criminalrecht. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 24 Ngr.

Kessel, J. H., St. Ursula und ihre Gesellschaft. Eine kritisch-historische Monographie. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Knoblich, A., Chronik von Lähn und Burg Lähnhaus am Bober. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Städte, Ritterburgen, Fürsten und Adelsgeschlechter Schlesiens. Mit Illustrationen. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 15 Ngr.

Perty, M., Anthropologische Vorträge gehalten im Winter 1862—1863 in der Aula zu Bern. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ritter, J., Die Lüge nach ihrem Wesen und ihrer pädagogischen Behandlung. Eine Abhandlung. Leer, Meyer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schuh, B., Die Mission auf der Insel Java oder Schilderungen aus meinem Leben. Straßburg, Witwe Berger-Levrault u. Sohn. 12. 8 Ngr.

Stettenheim, J., Die Hamburger Wespen im zoologischen Garten. Illustrirt von Chr. Foerster. Hamburg, Richter. Gr. 8. 5 Ngr.

Thaulow, G., Ueber ein bedenklich gestörtes Gleichgewicht auf deutschen Universitäten seit den letzten 30 Jahren. Ein Beitrag zur Culturgeschichte der letzten 30 Jahre. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Bunge, R., 1813. Historisches Festgedicht mit vaterländischen Gesängen und lebenden Bildern. Zur Feier des Jubeljahres, besonders des 18. Octobers den deutschen Männer-Gesang-Vereinen gewidmet. Leipzig, E. Schäfer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Niederhöffer, A., Zur Erinnerung an Theodor Körners 50jährigen Todestag — 26. August 1863. — Berlin, Nicolai. Gr. 8. 10 Ngr.

Pachmayer, J., Jean Pauls Haus in Hof. Gedicht. Coburg. Gr. 4. 1½ Ngr.

Polith, M., Die orientalische Frage und ihre organische Lösung. Wien, Leo. 1862. Gr. 8. 8 Ngr.

Pröhle, H., Kriegsdichter des 7jährigen Krieges und der Freiheitskriege. Ein Vortrag. Jubelausgabe zur Körnerfeier. Altona, Mayer. Gr. 8. 6 Ngr.

Soldan, W. G., Die Klosterfrage in der 2ten Kammer der Stände des Großherzogthums Hessen. Antwort auf die „Offene Epistel an die klosterfeindlichen Herren Abgeordneten der 2ten Kammer in Darmstadt von einem Priester der Diöcese Mainz." Darmstadt, Diehl. 8. 6 Ngr.

Trost und Rath aus Erfahrung, für Leidende und Betrübte. Aus dem Tagebuch eines Betrübten. Straßburg, Wwe. Berger-Levrault u. Sohn. 16. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Naturwissenschaften.

Bratranek (F. T.). Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt. 8. 1853. (2 Thlr. 8 Ngr.) **20 Ngr.**

Brühl (B. K.). Zur Kenntniss des Orangkopfes und der Orangarten. Mit 2 Tafeln vom Verfasser nach der Natur gezeichnet und auf Stein radirt. 4. Wien, 1856. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

—— Osteologisches aus dem Pariser Pflanzengarten. Mit 11 Tafeln, vom Verfasser nach der Natur gezeichnet und auf Stein radirt. 4. Wien, 1856. (3 Thlr. 10 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Corda (A. J. C.). Prachtflora europäischer Schimmelbildungen. Mit 25 colorirten Tafeln. Folio. Leipzig und Dresden, 1839. (15 Thlr.) **7 Thlr. 15 Ngr.**

—— Flore illustrée des mucédinées d'Europe. Avec 25 planches coloriés. Folio. 1840. (15 Thlr.) **7 Thlr. 15 Ngr.**

Cuvier (Baron von). Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Nach der zweiten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. 6 Bände. 8. 1831—43. (18 Thlr.) **4 Thlr.**

Das geistige **Doppelleben** in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart. 8. 1856. (1 Thlr. 20 Ngr.) **20 Ngr.**

Ennemoser (J.). Geschichte des thierischen Magnetismus. Zweite Auflage. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Geschichte der Magie. 8. 1844. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Frauenstädt (J.). Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1855. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

—— Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. 1856. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

Kützing (F. T.). Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Sytemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. 4. 1844. (40 Thlr.) **25 Thlr.**

—— Species algarum. 8. 1849. (7 Thlr.) **3 Thlr.**

—— Grundzüge der philosophischen Botanik. 2 Bände. 8. 1851—52. (5 Thlr. 10 Ngr.) **2 Thlr.**

Mayo (Herbert). Wahrheiten im Volksaberglauben, nebst Untersuchungen über das Wesen des Mesmerismus. In Briefen. Nach der dritten englischen Original-Ausgabe deutsch von Hg. Hartmann. Mit 1 Tafel. 8. 1854. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Meyer-Ahrens (Kr.). Die Bergkrankheit oder der Einfluß des Ersteigens großer Höhen auf den thierischen Organismus. 8. 1854. (24 Ngr.) **8 Ngr.**

Naumann (K. F.). Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie. 2 Bände. Mit 39 Kupfertafeln. 8. 1830. (7 Thlr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

Pfeiffer (L.). Monographia heliceorum viventium. 4 volumina. 8. 1848—59. (22 Thlr. 15 Ngr.) **10 Thlr.**

Pritzel (G. A.). Thesaurus literaturae botanicae omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. 4. Druckpapier (14 Thlr.) **8 Thlr.** Schreibpapier (21 Thlr.) **12 Thlr.**

Rhea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Herausgegeben von F. A. L. Thienemann. Erstes und zweites Heft. 8. 1846—49. (3 Thlr. 22 Ngr.) **24 Ngr.**

Struve (Gst. von). Handbuch der Phrenologie. Mit 6 lithographirten Tafeln und Textabbildungen. 8. 1845. (2 Thlr. 8 Ngr.) **16 Ngr.**

Thienemann (F. A. L.). Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. 1stes bis 10tes Heft. 4. 1845—56. (40 Thlr.) **20 Thlr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von **E. A. Fleischmann's** Buchhandlung (August Rohsold) in **München**.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bayern's Hochland

zwischen Lech und Isar.

Von J. N. Ingerle.

Eleg. brosch. 1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 24 Kr.
In Engl. gebunden 1 Thlr. 25 Ngr., oder 3 Fl.

Inhalt: Von München nach Starnberg: der Starnberger See und Umgebung. Von Starnberg über Seeshaupt und Murnau nach Partenkirchen. Partenkirchen. Garmisch und Umgebung. Nach Ettal. Das Parswangthal, Ammergau, Peiting und Schongau. Von Partenkirchen nach Mittenwald. Die Landesgrenze. Zum Walchensee. Durch die Jachenau nach Länggries. Vom Walchensee nach Benediktbeuern. Bad Heilbronn. Nach Tölz. Von Benediktbeuern über Wolfratshausen nach München. Von München über Bruck, Grafrath, Greifenberg, Diessen und Wessobrunn auf den Peissenberg. Von Grafrath über Seefeld, Andechs und Weilheim auf den Peissenberg. Steingaden und Hohenschwangau.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Eduard Neumann.

Miniaturausgabe. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tiefe des Gefühls und Klarheit des Gedankens in gewandter, durchgebildeter Form erheben diese Poesien, deren mehrere durch ansprechende Liedercompositionen dem Publikum bereits bekannt und lieb geworden sind, weit über das Gewöhnliche. Das elegant ausgestattete Bändchen wird besonders der Frauenwelt eine angenehme Gabe sein.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 17. September 1863.

Romane und Erzählungen.

Der Roman ist der weite und bequeme Rahmen, in den alle Bilder hineingespannt werden können. Der ausgelassenste Humor und die trübseligste Sentimentalität finden dort ihren Platz neben Naturschilderungen und belehrenden und fördernden Unterhaltungen. Die Vielseitigkeit der Aufgabe erhöht den Reiz, auch auf diesem Gebiete zu schaffen. Ueberall ist daher auch hier die Klage der Ueberfüllung; Erscheinungen in der Romanliteratur tauchen auf und verschwinden ebenso schnell wieder, gefeierte Namen werden vergessen, wenn sie nicht durch immer Neues das Interesse wach zu erhalten verstehen, und Bücher, die in diesem Jahre eifrig gelesen und empfohlen wurden, verstauben schon im nächsten in den Leihbibliotheken. Der Roman hat sich in Deutschland ziemlich schwer entwickelt; hindernd war die Verkennung seiner Aufgabe, das Misverstehen seiner Bedeutung, vor allem die unentwickelte Sprache. Meinem Urgroßvater, J. M. von Loën, gebührt der Ruhm, gerade vor hundert Jahren den ersten modernen Socialroman geschrieben zu haben („Begebenheiten des Grafen von Rivera"). Er wurde vielfach angegriffen, weil er in Deutschland zuerst wichtige Wahrheiten in dieser Form vortrug und „geistliche Dinge mit weltlicher Kurzweil" vermischte. Aber der Roman wurde viel verbreitet und auch Goethe schildert in „Wahrheit und Dichtung" den Einfluß, den die Dichtung seines Oheims hatte. Heinrich Kurz rühmt an diesem Roman Freimüthigkeit, tüchtige Gesinnung und edle Absicht und erwähnt auch seiner als den Uebergang bildend von den frühern zu den neuern „politischen" Romanen („Literaturgeschichte", II, 654).

Das Muster aber des deutschen Socialromans hat Goethe gegeben; nach allen Richtungen hin hat er die Emancipation der Individualität gezeigt. Seit seiner Zeit, namentlich aber seit seinem Tode, hat der Roman schon durch verallgemeinertes Interesse an Philosophie und Politik an Ausdehnung gewonnen. Nach und nach tritt auch hier Virtuosität der Behandlung hervor; verursacht wird diese durch Lectüre und Schule, universellere Bildung, Fortschritt im Erzählungstalent, Ausbildung der Sprache und des Stils. Jeder glaubt sich befähigt, einen Roman schreiben zu können, eben weil es so leicht ist, da hinein alles Mögliche zu verlegen; dabei sind die wenigsten sich klar über die Bedingungen, Grundsätze und Gesetze des Romans. Auch hier, wie fast überall, bewußt oder aus Unkenntniß, wird durch Erweiterung der Grenzen des Kunstgebiets ein mehr scheinbarer als wirklicher Vortheil erlangt. Mitten in der eklektisch-universellen Periode treffen wir Erscheinungen, die der genialischen und schönen anzugehören scheinen; dabei ist in der Prosadichtung wie in der dramatischen Literatur ein Zustand der Ausgleichung bemerkbar, bei vorherrschendem Mangel an ausgesprochenem Charakter. Der Einfluß des Publikums und seine Geschmacksrichtung ist auch hier nicht zu verkennen; eigentlich höhere, ästhetische Anforderungen werden selten gestellt. Dazu herrscht, hervorgebracht durch die absichtliche Vernichtung der Grenzen, eine oft wunderbare Unklarheit in Betreff der Unterscheidung der verschiedenen Prosadichtungen; freilich nicht mehr in dem Maße, wie vor noch nicht funfzehn Jahren, wo Gutzkow in seinen „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur" von der „Verworrenheit und Gesetzlosigkeit" auf diesem Gebiete sprach.

Der Unterschied des Romans vom Drama steht fest. Nach „Wilhelm Meister" soll der Romanheld leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend sein. Im Roman werden die Begebenheiten aufgehalten durch den Helden, „alle gewissermaßen nach seiner Gesinnung gemodelt", während umgekehrt der Held des Dramas durch die Begebenheiten aufgehalten wird. Das Epos will Thaten, der Roman Begebenheiten.

Die eigentliche Aufgabe des Romans bleibt die stufenweise sittliche und ästhetische Entwickelung eines Charakters, vorgeführt in der Richtung eines ganzen Lebens, oder doch in einer ganzen Reihe von Verhältnissen, und weiter das Zeigen des Einflusses der menschlichen Natur auf die Handlung. Goethe nennt ihn ziemlich erschöpfend eine subjective Epopöe. Die Novelle hat es mit einer Idee zu thun oder mit einem bestimmt gegebenen, in sich

geschlossenen Verhältniß, das sie bis zu seiner Entscheidung und Auflösung bringt. Die Erzählung stellt das Verhältniß der Person zur Situation dar.

Wie unsere ganze Dichtung so hat auch die in Prosa eine vorherrschend realistische Richtung. Der Roman ist besonders [illegible] als socialer aufgetreten. Goethe zeigte hin auf diesen Weg; nur kurze Zeit seit ihm erfreute man sich an dem Idealen ohne reale Basis, ja selbst ohne Gegensätze des wirklichen Lebens; der Roman wurde dann rein materiell und kehrte endlich auf die verlassene Bahn zurück. Die Vielseitigkeit und das Allumfassende des Socialromans erkennt man aus dem Faust, das Rosenkranz aus Goethe's [illegible] zieht. Die Person wird danach geschildert in Bezug auf ihre natürlichen Fähigkeiten, aus denen der Beruf entspringt; in Ansehung der Liebe die Ehe, und in Ansehung des Besitzes unsere Stellung, Mittel unserer Bildung, Wechselwirkung mit andern, reale Verflechtung in das allgemeine Weltgetriebe.

Auch in den Romandichtungen stehen sich Idealismus und Realismus schroff gegenüber; aber gerade hier zeigen die feindlichen Parteien, wie viel Berührungspunkte sie haben und wie eine ohne die andere nicht leben, nichts schaffen kann. In einseitiger Verfolgung einer dieser Richtungen ist nie etwas Schönes erreicht; der wahre Künstler verbindet beide, nur dadurch erscheinen die Begebenheiten wahrscheinlich oder wirklich, nur dadurch wird eine der ersten Anforderungen an den Roman überhaupt erfüllt.

---

1. Die Straßensängerin von London. Ein Roman in drei Büchern von Julius Rodenberg. Berlin, Seehagen. 1863. 8. 4 Thlr.

Die Reisen Julius Rodenberg's, namentlich sein längerer Aufenthalt in Großbritannien, sind für ihn ein Kapital geworden, aus dem er trefflich versteht Zinsen zu ziehen. Mit großem Geschick hat er beobachtet, Notizen gesammelt und eine Anzahl Details aufgehäuft, die er in seine Berichte und Erzählungen lebendig und interessant einfügt. Dabei besitzt Rodenberg eine Virtuosität der Sprache, die es ihm möglich macht, etwas, was er selbst schon mehrmals sagte, so zu wiederholen, daß man es für etwas Neues halten könnte (vgl. z. B. seine Bemerkungen über die „Times" in „Tag und Nacht in London" und hier, 1, 135).

Der vorliegende dreibändige Roman erschien zuerst in dem Rodenberg'schen „Deutschen Magazin", das jetzt, nach der Verheirathung und Uebersiedelung des Dichters nach Triest, von L. Habicht redigirt wird. In dem Roman, der während der Zeit auch ins Englische, Französische und Dänische übersetzt worden ist, finden wir vor allem eine lebendige und fesselnde Schilderung des englischen Lebens; wie in seinen Skizzen führt der Verfasser uns London in seinen wechselnden Gestalten von Reichthum und Elend, von Fäulniß und Unsittlichkeit in den höhern und niedern Ständen, gar anschaulich vor. Er zeigt uns das Leben der Vornehmen in ihren Stadthäusern und auf ihren Besitzungen; wir lernen Lord Hazlewood kennen in seinem Palaste von Belgravia, den er gemeinsam mit seinem Sohne, Mr. George, bewohnt; wir nehmen theil an dem Einzuge der Garden nach dem Krimkriege und lernen den Kapitän Fitzroy kennen, der in Beziehung steht zu einem Weibe in Lumpen, der Großmutter der Straßensängerin, und der wieder in engstes Verhältniß mit den Hazlewoods tritt, durch die Tochter des Lords, Jane Lady Castlemere. Und diese Personen in ihren verschiedenen Lebensbeziehungen gestatten dem Dichter, uns bald in die Palais der Aristokratie, in die Clubs, „diese Nationalinstitute für den britischen Junggesellen", in das Fürstenthum Wales auf die [illegible] zu versetzen; dann aber wieder uns die Nachtseiten des Londoner Lebens in ihrer erschreckenden und abschreckenden Wahrheit zu zeigen. Die Schilderungen aber sind nach beiden Seiten hin gleich lebendig und naturwahr.

Der Stoff des Romans ist etwa folgender: Mr. George findet beim Nachhausegehen in der Nacht ein Mädchen, das durch ein altes Weib gezwungen wird, auf der Straße zu singen, um Männer herbeizulocken; er sieht, wie es sich dagegen sträubt und benutzt die augenblickliche Abwesenheit der Alten, um es mit sich nach Hazlewood-House zu nehmen. Mit Erlaubniß seines Vaters reist er nach dem Continent, heimlich nimmt er die Sängerin mit sich, die er nach dem schottischen Liede, das sie in der Nacht sang, Annie Laurie nennt. Im ersten Bande erhalten wir noch eine Schilderung von Mr. George's Schwester, der Lady Castlemere, einer Witwe mit ihrer Tochter Jemina, die sie unnatürlich haßt, weil sie das Hinderniß einer zweiten Heirath ist, die sie von sich entfernt in eine Pension, wo das Kind so lange falsch behandelt wird, bis es endlich versucht zu fliehen, dabei ausgleitet und bei dem heftigen Falle den Hinterkopf zerschmettert. Jetzt ist Lady Jane frei und unabhängig, sie kann ihre Hand dem noch immer schönen Kapitän Fitzroy reichen, dessen Kameradschaft den Offizieren der Coldstreams eben nicht zur Ehre gereicht. Zwar hat er sich tapfer geschlagen; aber berühmter oder berüchtigter ist er durch seine Siege über das schöne Geschlecht, „von denen einige sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben, andere mindestens sehr schlecht waren". Jedenfalls besaß er die große Geschicklichkeit, sich unsichtbar zu machen, wenn seine Geliebten begehrlicher oder seine Gläubiger dringender wurden. Einen Hauptzug aus seinem Leben lernen wir kennen in den Briefen, die er wiederfindet in dem Spukhause von New-Road, in das er sich einmiethen will; vor 18 Jahren hatte er ein Mädchen verführt und es verlassen. Es starb am zweiten Tage nach dem Empfang des Absagebriefs, eine Tochter blieb am Leben und ward von der Großmutter, der schwarzen Sarah, aufgezogen unter Dieben und Dirnen, bis Mr. George sie aus ihren Händen befreit.

Der zweite Band führt uns nach Marburg; auch hier finden wir wieder die lebendige und sichere Darstellungsweise, eine fesselnde Schilderung des Studentenlebens, des Philisterthums, der Stadt selbst. Neue Personen treten auf, mit wenigen Zügen treffend gezeichnet; vor allen

der Brunnenwatz, der noch aus Liebhaberei den Studenten aufspielt, aus Neigung zumeist für ihr frisches freies Treiben und besonders für das Kneipenleben. Seine Frau ist eine reiche Bäuerin, die vor Zeiten den Fidler heirathete und nun mit der Tochter Gertrud die Wirthschaft führt, während der Mann mit seiner Kapelle, deren bestes Mitglied sein Lehrbursche Walter Grün ist, Musik macht. Walter hat Talent, eine Dame hat ihn ausbilden lassen; sein Stolz empört sich, daß er den Launen der Studenten leben soll. Arg von ihnen behandelt geht er hinaus nach den Landhäusern links von dem Abhange des Schloßbergs; dort wohnt seit einiger Zeit ein fremdes Paar, dort sah er ein bleiches, schönes Weib, er hörte den Anfang eines unbekannten, rührenden Gesangs, und als er wieder hinkommt, ist das Haus verlassen, er erfährt, das Paar sei nach London, und nun erträgt er nicht länger Druck und Zurücksetzung. Dem Phantome folgt er, das ihn lockt, er verläßt Gertrud, deren Herz „gut und treu und voll von Liebe und Unschuld war". Jetzt aber tritt Walter als der eigentliche Held hervor, sein Suchen und Finden, seine Wünsche und Verirrungen, die ganze Kunde seiner Trunkenheit wird uns enthüllt, bis er endlich zu der Einsicht gelangt, daß es allein der Glaube an das Menschenherz, an das treue und leidenschaftslose Walten der Liebe ist, welches uns an das Leben bindet und in die Heimat zurückruft. Um den Glauben an diese Wahrheit zu erlangen, mußte er nach London fliehen, dort Annie Laurie verlassen und elend finden, Bekanntschaft machen mit den Stätten des Elends und Lasters; sein Talent verschafft ihm endlich eine Stelle als Klavierspieler in Trevymor, dort findet er George elend, gebrochen, geisteskrank. Dies Zusammentreffen, der Aufenthalt auf dem Schlosse ist trefflich geschildert.

Walter erzählt dem Unglücklichen, was aus Annie Laurie geworden, er erfährt, daß die Schwester die Liebenden trennte; jetzt ruft er die Annie hinzu, sie findet George sterbend, schimpflich wird sie aus dem Hause gejagt durch Fitzroy, der an einem Ringe, den er ihr entwindet, zu spät entdeckt, daß sie seine Tochter ist. Und nun folgt schnell das tragische Ende. Annie sucht den Tod in der Themse; an der London-Bridge zieht man ihre Leiche zu derselben Zeit aus dem Wasser, als oben ein Reisewagen verunglückt, eine Frau wird herausgeschleudert, Fitzroy findet Lady Jane, seine Gattin, zerschellt, Sarah erscheint und zieht ihn zu Annie, er selbst erkrankt unter dem Einflusse der seelenerschütternden Ereignisse. Und nun ergreift Walter, von dem nur einmal nebenbei gesagt ist: „Er dachte an eine, die in Deutschland wohnt", die Sehnsucht nach der Heimat, nun kehrt er zurück, hinter sich läßt er seine Illusionen, seine leidenschaftlichen Kämpfe, aber auch seine Jugend. Dafür findet er ein Herz, das sich ihm liebend hingibt, seine Gertrud, und damit Glück und Frieden.

Wir hören zum Schluß, daß Walter Gertrud wie einen Engel betrachtet, der ihn aus seinen Verirrungen zu der verlorenen Heimat zurückführt; wir müssen dem Verfasser aufs Wort glauben, aber es wäre uns das leichter geworden, wenn Walter bei seinen Wanderungen den Blick öfter nach der Heimat gerichtet hätte; so erscheint es uns, als ob er gebrochen und mit dem Bewußtsein zurückkehrte, daß weder sein Charakter noch sein Talent groß genug war, um sich zurechtzufinden in den neuen Verhältnissen; arm und verlassen ergreift er die gütige Hand Gertrud's, und nicht nur das Gefühl einer Person dankbar sein zu müssen, die er früher in Uebermuth und in Verkennung seiner Kraft von sich stieß, muß ihn bedrücken; auch das Wort Franz Michel's beim Abschiede ist für ihn eine Wahrheit: „Eins ist unmöglich, in den frühern Zustand der Unschuld und zu der ehemaligen Beschränktheit des Glücks zurückzukehren." Diesen Bedenken hätte vorgebeugt, diesen Mißklängen begegnet werden können.

Die Erzählung aber ist, neben den schon gerühmten Vorzügen, leicht und gefällig, der Stil glänzend, die Verwickelungen sind vielfach und geschickt, nur hier und da ist das Zusammentreffen der Personen und Thatsachen etwas unwahrscheinlich, romanhaft. Den Hauptcharakter entwickelt Rodenberg in einer ganzen Reihe von mannichfaltigen, immer anregenden und lebhaft geschilderten Verhältnissen. Neben den Begebenheiten aber hätten wir die verschiedenen Personen gern durch eine Idee verbunden gewußt; ihr Zusammenhang wäre dadurch kunstvoller, inniger und erfreulicher gewesen. Solche verbindende Ideen finden sich III, 216 und 234; es bedurfte nur, daß man außer Walter auch die andern Hauptpersonen von ihnen abhängig zeigte.

Dagegen sind die Charaktere gut durchgeführt und namentlich auch auf die Zeichnung der Nebenfiguren eine Sorgfalt verwendet, ähnlich wie dies in den englischen Romanen geschieht. Vorzüglich in dieser Hinsicht ist der alte Bill, sein Gegner Jacques Paturot, die Familie Smyth, der Musikmeister Franz Michel u. s. w. Das Kind der Annie Laurie aber hätten wir gern unerwähnt gesehen; es schreitet so wehmüthig in die Welt, als sei es bestimmt, dereinst auch Straßensängerin zu werden.

2. Stilleben auf Sylt. Tagebuchblätter von Julius Rodenberg. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Springer. 1861. 16. 16 Ngr.

Wie Julius Rodenberg das causer der Franzosen versteht, zeigt er uns in den vorliegenden Tagebuchblättern, in denen er uns das Stilleben auf der kleinen Nordseeinsel Sylt schildert, die mit ihren wenigen Bewohnern, ihrer unabsehbaren Heide und dem aufgethürmten Dünensand wenig Stoff zur Beschreibung zu geben scheint. Der Verfasser versteht aber auch das scheinbar Unbedeutendste zu verklären, wie ja das fein empfindende Menschenherz überall Poesie findet. Wir fühlen uns angeheimelt durch den einfachen Lebenslauf und das gleichmäßige Tagewerk; „wir werden selber Kinder am Meeresstrand" und es scheint uns, als könne man hier ein Leben voll schweigender Glückseligkeit beginnen. Je weiter wir lesen, desto mehr interessiren wir uns für das scheinbar Unbedeutendste. Fesseln uns zunächst das Meer und die Geschichte der frühern Inselbewohner, die Vorfahren der jetzigen; hörten

wir gern den Bericht von dem gefahrvollen Leben der Männer, die früh hinausfahren in das Meer und nicht eher zurückkehren, als bis sie auf der Heimatsinsel eine Ruhestätte sich gründen können, oder von den Frauen, die durch Treue, Keuschheit, Häuslichkeit und thätige Liebe für die Insel sich auszeichnen — sie besonders sind thätig, um die immer mehr verschwindende zu erhalten —; jetzt nehmen wir schon theil an den kleinsten Vorkommnissen, und bei der Einfachheit und Natürlichkeit der geschilderten Verhältnisse scheinen uns die alte Jungfer Brigitte, deren Verlobter auf dem Meere starb, der Strandvogt, der Schiffskapitän mit seinen Töchtern, die Marrat und ihre Tante ganz beachtungswerthe Personen. Es sind in dem kleinen Buche wieder treffliche Schilderungen, vorzügliche Stimmungsbilder; alles erscheint naturwahr und der Leser wird befriedigt durch die lebendige Zeichnung des idyllischen Lebens. Unzufrieden sollen allein die Sylter sein, die es dem Verfasser verdenken, daß er ihre Porträts in die weite Welt gesandt hat.

3. Die Kunstreiter. Erzählung von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1861. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker führt uns einen Grafen Georg Geyerstein vor, der durch die Folgen einer in Leichtsinn verlebten Jugend gezwungen ist, mit seinen frühern Verhältnissen zu brechen, und endlich in Frankreich unter dem Namen Bertrand Kunstreiter und Seiltänzer wurde. Er verheirathet sich mit der schönen Georgine, der Tochter des Hanswursts. Mit der Truppe, deren höchste Zierden seine Frau und seine Tochter sind, zieht er durch die Welt. In einer Residenzstadt findet ihn endlich sein Bruder Wolf, der während der Zeit Adjutant des Fürsten geworden ist. Wolf sucht ihn auf und die Beziehung, in die er damit zu den Kunstreitern tritt, gibt Veranlassung zu allerlei Gerüchten, die ihm auch ein geliebtes Mädchen, Melanie von Ralphen, entfremden; vorläufig darf und will er die wahren Beziehungen nicht erkennen lassen. Endlich bewegt er Georg, seine Laufbahn aufzugeben, gegen den Willen der Frau, die nur ungern in die Stille des mecklenburgischen Gutes folgt, wohin Wolf den Bruder unter fremdem Namen schickt. Immerfort schweben sie dort in der Gefahr erkannt oder durch das auffallende Benehmen des Alten verrathen zu werden. Zufällig kommt ein Herr von Zühbig aus der Residenz in die Gegend des Guts, er findet dort alle die Personen wieder, die er früher als Kunstreiter sah; nach seiner Rückkehr hat er nichts Eiligeres zu thun, als die Entdeckung zu erzählen, und die bekanntlich immer liebevoll deutende Gesellschaft erklärt das Unerwartete dahin, sie lebten auf dem Gute des Grafen, der Kunstreiter sei ein philosophischer Ehemann. Einem baronisirten jungen Banker wird zum Ueberfluß noch angedeutet, Madame Bertrand sehne sich nach ihm; er ist eitel genug, es zu glauben und sie in ihrer Einsamkeit aufzusuchen. Er findet Georgine allein, überdrüssiger denn je hier so fortzuleben, sich nach ihren frühern Triumphen zurücksehnend. Sie benutzt den Baron, er muß sie mit der Tochter bis Hamburg bringen, dort schüttelt sie ihn ab und tritt mit der Kleinen in ein Engagement bei Royazet in Altona. Georg, von der Reise zurückgekehrt, findet die Seinen entflohen, er eilt ihnen nach, erfährt durch den Baron, den er in Hamburg trifft, den Aufenthalt und holt sich nun seine Tochter auf eine etwas abenteuerliche Weise wieder. Von der Frau scheidet er sich, heirathet seine Gouvernante (die, wie uns scheint, unnöthigerweise als eine vornehme, aber arme emigrirte Französin sich entpuppt) und zieht mit ihnen und seiner Mutter nach Ungarn. Das Misverständniß zwischen Wolf und Melanie löst sich schließlich glücklich.

Die Erfindung ist eben nicht neu, ebenso wenig der Conflict, herbeigeführt durch frühere Lebensverhältnisse, die man gezwungen ist zu verschweigen und deren Entdeckung man fürchtet. Gerade die Kunstreiterstellung ist in dieser Hinsicht schon vielfach behandelt worden. Gleich von vornherein müssen wir gestehen, daß es hinreichend war, Georg als Reiter vorzuführen; dadurch hing er wenigstens mit frühern Gewohnheiten zusammen, während er als Seiltänzer ganz unter die Klasse der „Vagabunden“ sinkt, für die man eher Mitleid als Bewunderung hat. Gerstäcker hat das selbst richtig gefühlt; er versucht durch ein Gespräch über gefährliche und weniger gefährliche Künste dem Vorwurf zu begegnen, den er nach unserer Ansicht besser gethan hätte gar nicht aufkommen zu lassen. Georg hat, um mit allen Lebensbezügen zu brechen, um „ganz frei zu sein“, eine Seiltänzerin geheirathet; sie ist es, die sich nicht gewöhnen kann an das einfache Leben in der Familie und auf dem Lande; der Beifall der Menge ist ihr Ziel, ihr einziger Wunsch. Diesen dadurch herbeigeführten Conflict hat Gerstäcker vorzüglich zu schildern verstanden; das Verhältniß der Personen zur Situation versteht er meisterhaft vorzuführen. Sowol in großen Zügen als in kleinen Details gibt er in dieser Hinsicht wieder Beweise von glücklicher Beobachtung und geschickter Darstellung. Der alte Hanswurst und dessen Neffe, die nicht lange sich ehrbar zeigen können und immer wieder von dem Vagabundenleben ergriffen werden, das ehrgeizige Weib sind trefflich gezeichnete Figuren aus diesen Lebenskreisen; aber auch aus der Gesellschaft führt er uns naturwahr geschilderte Personen vor im Intendanten, in dem eiteln und feigen Silberglanz, in dem klatschsüchtigen Fräulein von Zähbern u. s. w.

Durch alle diese Vorzüge, verbunden mit einem spannenden Dialog, guten Schilderungen, hier und da hübschen Reflexionen — wir nennen die des Forstwarts — kommt Leben und Bewegung in die an und für sich einfach erfundene Erzählung. Jedenfalls ist sie als unterhaltende Lectüre sehr zu empfehlen.

4. Ein neuer Falstaff. Roman in drei Bänden von A. E. Brachvogel. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel hat ein entschiedenes Talent, durch Charakteristik und Darstellung die Leser für Personen zu interessiren, die durch ihre Eigenthümlichkeiten außerhalb der Gesellschaft sich stellen oder durch eigenes Verschulden mit

ihr in Conflict gerathen sind. Der Verfasser gesteht es selbst ein, daß der Titel des vorliegenden Romans etwas gewagt ist; „sein Held ist dick, nicht mehr zu jung und sein Motto stets das nihil sine gaudio, der absolute Humor, in ihm kommt der Egoismus als komische Idee zur Geltung". Das genügt ihm, um die Familienähnlichkeit mit Sir John Falstaff zu entdecken. Wir lassen uns an diesem Vergleiche, der allerdings etwas leicht ist, genügen und erklären im voraus, daß der neue Falstaff eine viel achtungswerthere, liebenswürdigere Persönlichkeit ist als Sir John, ohne freilich damit sagen zu wollen, daß es Brachvogel gelungen wäre, einen so einzig abgeschlossenen, unübertrefflichen humoristischen Charakter darzustellen, wie sein Vorbild es ist.

Der Held ist eben, wie ihn der Dichter selber nennt (III, 188), ein Mann mit einem Zwittercharakter, mit einer zerrissenen Seele, der 18 Jahre versuchte, seinen Gram durch Lebensgenuß zu betäuben, bis er auf einmal wieder auftaucht. Er ist aus einer kleinen Stadt, beschränkt erzogen, häßlich, linkisch, lächerlich und heißt zum Ueberfluß Karl Pumpel; aber er ist ein guter Sohn, prächtiger Freund, hat ein treues Herz und ein großes Malertalent. Dennoch, oder gerade deswegen verlacht man ihn in seinem Krähwinkel, nur ein liebes Mädchen nimmt ihn in Schutz, ihr Vater richtet ihm auf seiner Villa ein Atelier ein, sie nimmt theil an seinen Arbeiten, ist so gut und freundlich gegen ihn und da — die Situation gibt es wie von selbst — vergißt er sich, spricht dem Mädchen von Liebe und wird gebührend ausgelacht, der arme, dicke, junge Mensch. Er wird krank und wieder gesund; aber die Mutter stirbt und nun flieht er hinaus in die Welt und verschwindet, bis wir ihn wiederfinden, äußerlich immer voll Humor, übermüthig, ausgelassen, hier und da frech. Und dadurch wie durch seine Selbstironisirung imponirt er der Menge, er lebt nur mit Genossen, die ihn an Cynismus überbieten und „gleich den Affen seine Streiche copiren oder beklatschen". Aber das alles ist nur Maske; er verspottet Thätigkeit, tüchtiges Schaffen, jeden Idealismus, und heimlich malt er unter dem Namen Bohrer Bilder, die überall Aufsehen machen; er stellt sich herzlos, und doch, als er erfährt, daß seine frühere Liebe als arme Witwe sich kümmerlich mit ihrer Tochter durchhilft, schickt er ihr heimlich reiche Geschenke, sorgt unbemerkt für ihre Existenz und nähert sich ihr zuletzt auf eine zarte Weise wieder, verheirathet ihre Tochter und schließt endlich mit ihr den Ehebund. Dem übermäßigen Idealismus seiner Jugend hatte er voll Schmerz entsagt, im Gegentheil sein Glück gesucht und zuletzt das Resultat gewonnen, daß das Schöne, Wahre und Gute nur da erreicht wird, wo Idealität und Realität sich gegenseitig durchdringen. Diese Idee ist vorzüglich durchgeführt, und hätten wir nur gewünscht, daß e auch an der Entwickelung seiner Kunstrichtung gezeigt wäre.

Weiter finden wir die Gedanken entwickelt, daß einem Manne der Zwiespalt seines Innern und Aeußern die Klippe wird, an der sein Charakter scheitert; absichtlich lebt er sich in die Lächerlichkeit hinein und allein würde es ihm nicht gelingen, zu seinem eigenen, edlern Wesen Glauben und Vertrauen zu gewinnen, wenn nicht die Liebe ihn erhöbe.

Wir müssen aussprechen, daß wir in diesem neuen Romane einen wesentlichen Fortschritt Brachvogel's finden. Die Charakteristik ist innerlicher geworden, die Handlung ist in sich einig, die Erfindung geschickt, die Ausführung leicht und gefällig, auch die Reflexionen haben an Tiefe und Gehalt gewonnen, während sie in frühern Romanen oft zu sehr in die Ferne schweiften; nur selten spricht hier der Dichter etwas aus, was den Eindruck des Alltäglichen macht, wie die Reflexion über das Weib. Stilistisch ist auch dieser Roman mit dem Schwunge geschrieben, der das Erfülltsein von der Idee und den Wunsch ausspricht, für diese Anhänger zu gewinnen. Bei der so gehobenen Stimmung kommen einige ungerechtfertigte Ausdrücke vor, die wol nur durch den Rhythmus der Sprache entstanden sind, z. B.: „Auch Karl's Herz war höher «unaustilgbarer» in Liebe erglüht"; wenige Seiten nachher lesen wir von den Aeltern Irenens, daß sie von aristokratischer Noblesse geschwellt waren; anderswo spricht der Verfasser von Residenzbrimborians, von selbstquälerischen Stunden u. dgl. — an und für sich Unbedeutendes, den wohlthuenden Eindruck des Ganzen durchaus nicht Beeinträchtigendes. Etwas delicater hätten wir noch einige Situationen behandelt gewünscht, z. B. die decolletirte Elise und ihr schwaches Sträuben beim Kuß überschreitet doch etwas die Grenze des Anständigen; die Einrede der Wahrheit, die der Dichter in der Vorrede macht, wollen wir immer gelten lassen; nur geben wir zu bedenken, daß die Wahrheit und Schönheit des Gedankens dem Dichter immer höher stehen muß als die der Thatsache.

5. Otto Ludwig Brook. Erzählung von Robert Giseke. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 2 Thlr.

Mit größerm Rechte als mehrere der bisher besprochenen Schriften kann die vorliegende ein Roman genannt werden. Wenigstens haben wir hier eine Persönlichkeit, die sich freimachen will von den socialen Hemmnissen, welche ihn jeden Augenblick seine Abhängigkeit von der Allgemeinheit, sein Gebundensein durch Beruf, Ehe und durch den Zusammenhang mit der Welt überhaupt fühlbar machen. Wir verfolgen mit Interesse diesen Kampf, der von vornherein von der Hauptperson mit unzureichenden Mitteln und dagegen mit Fehlern geführt wird, die scheinbar das Herz, im Grunde aber der Mangel an gesellschaftlichem Takt verschuldet, die aber jedesmal trefflich von seinen Feinden benutzt und ausgebeutet werden. Brook ist ein Schlossergesell, der durch eigenes Geschick, durch Arbeit und Glück sich zu einem der ersten Fabrikbesitzer der Provinz aufschwingt; aber während er von Stufe zu Stufe mühsam heraufklettert, bis er sein Ziel erreicht, macht er in jeder Phase seines Lebens bittere Erfahrungen, und so zwingt er sich mistrauisch zu werden; er verbittert sich zumeist gegen die Leute, die es gut mit ihm meinen, und in dem Bestreben sich freizumachen von fremden Einflüssen, verbannt er von sich alle und alles,

was ihm Lebensglück sichern konnte. Dabei steht er doch unter der immerwährenden Leitung eines Schwagers, der gegen ihn arbeitet, ihn immer mehr vereinsamt, jede Versöhnung unmöglich macht, um sich und seinen Kindern die reiche Erbschaft zu sichern. Arg und übel wird dem armen Brook mitgespielt, der empfindsame Leser wird hier und da meinen, das ist zu viel; wir aber erfreuen uns an der consequenten, psychologisch sowol als ästhetisch gerechtfertigten Zeichnung des Charakters. Denn auch sein Verschulden liegt klar vor uns. Die Arbeit ist ihm keine eigentliche Lust; sie, wie sein erstrebter Reichthum sollen ihm nur Mittel gegen seine Feinde sein; seine größte Schuld ist, daß er glaubt leben zu können auf sich allein angewiesen, daß er in diesem Sinne, wie er es selbst II, 213 ausspricht, von Jugend auf sich bemüht, den Glauben an die Menschen aus der Seele zu tilgen, und daß er gerade da am meisten zweifelt, wo der ungetrübte Blick wahre Liebe erkennen mußte. Als er aber zum Bewußtsein der Wahrheit kam, war es zu spät, „denn das Schicksal gleicht nicht, wie die Erfindung in den Romanen es vermag, durch Glücksfügungen die Unbill aus, die es zugefügt"; was ihm als letzter Wunsch erschien, die Verbindung mit einer Gräfin Clementine, die er vor Zeiten in Rom hatte kennen lernen und die im stillen bemüht war, sein herbes Schicksal zu mildern, auch das ward ihm nicht gewährt. Wir meinen, zu seinem Glücke; denn nach der ganzen Anlage des Charakters konnte die Erreichung seines Ziels ihn nicht befriedigen; nur das Streben danach und die Prüfung seiner Kraft im Kampfe mit den entgegenstehenden Widerwärtigkeiten ist sein eigentliches Lebenselement; ein ihn vollständig erfüllendes Glück durfte nicht als Preis des Siegs ihm erscheinen, sondern mußte unvorbereitet wie ein Gnadenblick auf ihn herniederstrahlen. Im Alter fand er denn auch, freundlich ihm entgegenkommend, wahre Freundschaft, eine liebe Verwandtschaft, vielfache Anerkennung. Die Arbeit aber gab ihm körperliche Frische und geistige Kraft wieder. Nur ein Glück gibt es, das lernte er nun verstehen, und das ist nicht der Genuß, nicht die Freude, nicht der Besitz, sondern die Thätigkeit. Das ist die Erfahrung, die Brook macht in dem Kampfe gegen die socialen Hemmnisse, immer wieder erkennt er, daß wir mit unzähligen Fäden zusammenhängen mit der Allgemeinheit, und daß wir, wenn wir auch bestrebt sein müssen, unsere Individualität zu emancipiren, doch nie ungestraft die fortdauernde Wechselwirkung mit ihr einseitig verleugnen können.

Der vor uns liegende Roman gibt reichen Stoff zum Denken und Erwägen; ein gewaltiges Lebensbild ist vor uns aufgerollt, die künstlerische Anordnung sowol wie die psychologische und stoffliche Entwickelung ist lobend hervorzuheben. Freilich, mit erheiterter Seele wird man kaum scheiden, und so möchten wir allen den Lesern, denen es nur um das Lesen zu thun ist, rathen ihn nicht erst zu beginnen, denn es ist schwer aufzuhören und des Spannenden gibt es so viel, daß sie immerfort wieder angezogen werden und weiter lesen müssen, bis sie doch „unbefriedigt" zum Schluß kommen, der nur wahr und nicht romanhaft ist. Aber wer Sinn hat für kunstvolle Gestaltung, Verarbeitung und Entwickelung, wer charakteristische Feinheit der Composition zu würdigen versteht, der wird mit uns der bedeutenden Wirkung sich erfreuen, welche die Dichtung durch einfache und natürliche Mittel hervorzubringen versteht.

6. **Germanisches Blut. Lebensbild aus dem Indischen Archipel. Von Hermann Breusing. Zwei Theile. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 2 Thlr.**

In der „Europa" lasen wir eine kurze Notiz über dies „Lebensbild", ungefähr des Inhalts, es sei schwer oder unmöglich zu beurtheilen, wie weit der Verfasser wahre Zustände schildere. Aber wir meinen, daß man auch das anerkennen kann, was uns fremdartig erscheint, und der Beurtheilung solcher Zustände gegenüber hat man nur zu fragen, ob die Schilderung in sich harmonisch und naturwahr ist. Ein Deutscher ist der Hauptheld, für dessen Wollen und Denken die Heimat zu klein war, ein Mann, der seine vaterländischen Verhältnisse allein nach der Rolle beurtheilt, die er selbst darin spielte und der, trotzdem er selbst meint, ganz objectiv zu denken, doch mit jeder Faser seines Herzens mit dem Vaterlande zusammenhängt. Er war in sich voller Widersprüche, ihnen entflieht er, während er den heimatlichen Zuständen zu entfliehen meint; er ist krank an unverstandenen Begriffen, und mehr als einmal erinnerte er uns an Heine's Ausspruch gegen Moser: „Ich bewundere, wie die Menschen das Halbbegriffene, das aus dem Zusammenhang des Wissens Gerissene im Kopf behalten und treuherzig wiedererzählen können." Unser Held, den wir als einen Häuptling im Innern Borneos kennen lernen, ist solch ein Genie. Er ist von Jugend auf falsch genommen, seine Erziehung ist verfehlt, der weiche Stoff in ihm ist verrenkt und verkümmert. Zu spät tritt eine Besserung ein, jetzt aber schließt er sich ab zur Selbstbildung, lernt fleißig, die Schule des Lebens will er durchmachen und „dann mein Vaterland zum Siege für dich"! Er wird Beamter und die Beschäftigung ekelt ihn an; er ärgert sich, daß Deutschland ein sittsames, ein regelrechtes Land ist, daß sich Schiller in Redensarten hören läßt und Goethe Bilder meißelte, an denen das wohlerzogene Volk sich erfreut; die Dichtung hatte längst ihren Reiz für ihn verloren; die Kunst verachtete er nur noch etwas weniger wie die Künstler. „Seinem innersten Wesen nach war er Rechtsgelehrter." Er kommt zu der Ueberzeugung, „daß die Freiheit löst, das Recht aber bindet und vereint". Aber trotz aller dieser Ansichten und mit ihnen bleibt er unklar und unwahr; die Traumsucht bemächtigt sich seiner, seine innere Zerrissenheit, hervorgerufen namentlich durch maßlose Ueberschätzung seiner unbedeutenden Persönlichkeit spricht sich überall aus. Er liebt und seine Geliebte ist untreu und der wilde und unbändige Geist in seinem Innern spricht: du sollst keine andern Götter haben neben mir. Nur der Geist ist es, der zu ihm redet, nicht, wie er sich einredet, die durchgebildete Individualität, die Mannheit in ihrer schönsten Erscheinung oder gar das vollendete Rechtsbewußtsein. Denn was ihn

in seiner Einbildung groß macht, seine burschenschaftlichen Ideen von Keuschheit und sein ganzes philosophisches Gebäude sind im Grunde nur Phrasen, mit denen er den Widerspruch seines Wesens mit seiner Thätigkeit, mit seinem Leben verstecken will. Seine Urtheile sind, gelinde gesagt, arrogant, sie erscheinen als der Ausdruck einer unklaren, krankhaften Phantasie.

Wir haben schon die Ansichten des Helden über Goethe und Schiller, über Recht und Freiheit gehört; die deutsche Dichtung im allgemeinen hält er für eine Frucht des Beamtenthums und der Knechtschaft für Beamte und Knechte, die Zweifel, „an denen Faust liederlich zu Grunde geht, sind nur für Schulmeister und Staatsdiener gefährlich", die ganze Dichtung und die Kunst wünscht er „zu den Weibern"! Sein philosophisches Glaubensbekenntniß (II, 73—90) mit der Endphrase: „Glaube, Liebe, Recht in Wechselwirkung untereinander und mit der wissenschaftlichen, thatkräftig auf die Natur angewendeten Erkenntniß der Natur werden die Zukunft gestalten, die Menschheit erlösen", sind im Grunde nur Paradoxen, die den Verstand erheben sollen auf Kosten des Herzens und die Hoffnung verdrängen möchten, weil die Wirklichkeit beginnt. Sie zeigen aber in Bezug auf den Helden, daß er geheilt von der Traumsucht nun in eine andere Krankheit, in eine unpraktische philosophische Schulmeisterei verfallen ist. Auch seine politischen Urtheile, z. B. über die Rassen, sind zum Theil ungerecht, namentlich über die Slawen, die er urtheilslos alle in einen Topf wirft, während die Südslawen unbedingt eine Zukunft haben. Sein Rechtsbewußtsein endlich beweist sich praktisch etwas zweideutig in der Art, wie er die Malaien niedermetzeln läßt, die um so mehr unser Mitleid in Anspruch nehmen, da der Held ihnen nur seine Herrschaft fühlen läßt, so gut aber wie nichts gethan hat, um ihre Sitten zu mildern und zu veredeln. Die zu Ehren des Rechts Hingeopferten klagen gegen den Helden und sein ganzes System. Die Nebenpersonen, die in das Leben des abenteuerlichen Deutschen eintreten, kehren zu ihren Landsleuten zurück; das Mädchen, das sich ihm mit mehr Sinnlichkeit als Liebe angeboten hat, stirbt in der Schlacht; von dem Helden erhalten wir weiter keine Kunde, er scheint nach wie vor Häuptling auf Borneo zu sein.

Fragen wir nach den Vorzügen dieses Romans, so finden wir es überhaupt schon anerkennungswerth, daß der Dichter einen in sich abgeschlossenen, eigenthümlich entwickelten Charakter hat darstellen und schaffen wollen. Den Widerspruch, den er in seiner Originalität hervorruft, wird der Verfasser nicht unbedingt als Tadel aufzufassen haben. Der Stil hat wie der Held etwas Gesuchtes, aber wir erkennen gern an, daß in der Sprache sowol wie in den Schilderungen viel Eigenthümliches und mannichfach Schönes zu entdecken ist. Oft wird die Sprache rhythmisch und dann knapp, gedrungen, ungewöhnlich, wie z. B.: „Rundum urgewaltiger Mächte ingrimmiges Ringen; in düstergrauen Haufen der Wolken Flucht; weißgefurcht, weitgestreckt, Schwall auf Schwall zu kürzeren Wänden gewälzt: immerhin, ruhig arbeitet das Ruder u. s. w." Aber gerade die Naturschilderungen sind meist vorzüglich, oft Poesie in ungereimter Form, z. B. II, 138.

7. Erzählungen und Skizzen von Adelbert Graf Baudissin. Zwei Theile. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Baudissin hat schnell einen Kreis von Lesern gewonnen, die sich angezogen fühlen durch die Leichtigkeit seiner Erzählung, durch seine gute Beobachtung, zutreffenden Bemerkungen, vor allem aber durch einen sehr wohlgefälligen Humor. Besonderes Aufsehen machte sein „Peter Tütt", in welchem er mit Schärfe, Witz und rücksichtsloser Offenheit die amerikanischen Zustände schildert. Er ist von seinem dortigen Aufenthalte eben nicht entzückt zurückgekommen; die Gewißheit hat er wenigstens mitgebracht, daß Amerika kein Eldorado ist. In der kleinen Skizze „Hunderttausend Dollars", namentlich aber in der einen langen Erzählung, die über den ersten Theil hinausreicht, „Die Wahrsagerin", behandelt er wieder dasselbe Thema. Baudissin erwähnt dabei selbst, daß der mit den Verhältnissen Amerikas unbekannte Leser behaupten würde, „er mache sich einer crassen Uebertreibung schuldig", und allerdings sind die geschilderten Zustände derart, daß sie fähig sind, Entsetzen hervorzurufen über einen solchen Zustand sittlicher Fäulniß und Verkommenheit.

Wir müssen dem Verfasser aufs Wort glauben, daß er nirgends übertrieben habe und die Geschichte der Wahrsagerin auf Wahrheit beruhe. Die Erzählung selbst ist lebendig, die Situationen sind, sehr geschickt in Zusammenhang gebracht, die Schilderung von dem Leben und Treiben, von den Verhältnissen in St.-Louis in das Ganze durchaus natürlich eingewoben. Die Charaktere sind etwas kräftig gezeichnet; nach der ganzen realistischen Richtung Baudissin's, die sich auch in seinem Stile ausspricht, gelingt ihm die Schilderung der bösen oder lächerlichen Persönlichkeiten am besten. Die Schwächen der Menschen und die äußere Erscheinung derselben hat er fleißig beobachtet und versteht sie sehr gut, oft mit wenigen Zügen vorzuführen. Die Zeichnung der Rosa, eines idealen Charakters, ist am wenigsten zu loben. Hinsichtlich des patentirten Bösewichts Smith wird den Verfasser wol zunächst der Vorwurf „der crassen Uebertreibung" treffen; Baudissin hätte unserer Ansicht nach gut gethan, hier und da zu mildern, dagegen hätte er ihn am Ende weniger schonend behandeln sollen; an eine wirkliche Bekehrung kann man nach seiner Vergangenheit doch nicht glauben.

Unter den nun folgenden Skizzen haben wir viel Vortreffliches gefunden; die theils gemüthliche, theils humoristische, dann wieder so ehrenwerthe und ernste Darstellung wird auch diesen neuen Dichtungen gewiß Freunde erwerben. Als besonders gelungen heben wir die ebenso heitere als gemüthreiche Beschreibung eines dreitägigen Aufenthalts in Schweden und die Skizzen hervor, die oft mit kurzen Strichen, aber sehr ansprechend Episoden aus dem Kriege gegen Dänemark schildern; auch hier

wechseln Humor und Ernst in angemessener Weise. Eine prächtige Naturschilderung enthält die Skizze „Der Niagarafall". Am wenigsten befriedigt hat uns „Das Kaiserschwert". Wenn wir auch gern anerkennen, daß diese Skizze mit warmer Begeisterung und aus einem patriotischen Herzen geschrieben ist, so halten wir es doch nicht dem Ernste der Situation für angemessen, die an und für sich leider unklaren Einheitsgedanken so traumhaft zu behandeln, wie es hier geschieht.

8. Abenteuerliche Gesellen von George Hesekiel. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bei dem Interesse, mit dem man heutzutage die Nachtseiten des menschlichen Lebens sowol, als die Thaten und Leiden der Abenteurer und Vagabunden betrachtet, wird auch die vorliegende Sammlung nicht verfehlen, Aufsehen zu machen. Hesekiel führt uns in eine bunte und sehr gemischte Gesellschaft ein; theils sind es wirkliche Abenteurer, die durch Schwindeleien sich ein gewisses Ansehen verschafften und durch Täuschungen eine Zeit lang eine Rolle spielten, theils auch Persönlichkeiten, „die ihre Aufnahme in die Sammlung nur den abenteuerlichen Umständen verdanken, welche sich mit ihrem Leben oder ihrem Ende verknüpfen". In bunter Abwechselung, unterschieden durch ihre Bestrebungen, Glücksfälle und Tendenzen, zeichnet Hesekiel mit frischen und lebendigen Farben und in anschaulichster Weise abenteuerliche Gesellen der letzten drei Jahrhunderte. Einzelne sind allgemeiner bekannt, über einige besitzen wir schon eine förmliche Literatur (St.-Germain, Cagliostro, Kaspar Hauser, die eiserne Maske), andere haben erst wieder in neuester Zeit ihre Biographen gefunden (Neuhoff, Königsmarck, Rantzau). Immerhin aber erzählt Hesekiel so fesselnd, so übersichtlich und in gedrängter Kürze trotz der Ausführlichkeit, daß wir auch gern mit diesen die Bekanntschaft erneuern; hier und da findet er auch für sie neue Gesichtspunkte, wie er denn z. B. nicht ohne Glück und Glaubwürdigkeit die Identität des Grafen St.-Germain mit einem Prinzen Racoczi nachweist.

Am interessantesten bleiben immer die Abenteurer, die lebendig und entscheidend eingreifen in den Gang der Geschichte; besonders gedenken wir hierbei lobend die Erzählung von den Schicksalen des Herzogs von Ripperda, der 1724 versuchte, die spanischen Bourbonen von den französischen durch ein Bündniß der erstern mit Oesterreich zu trennen. Mit Vorliebe behandelt Hesekiel die abenteuerlichen Gesellen, die mit der Französischen Revolution zusammenhängen, namentlich diejenigen, die durch Anhänglichkeit an die legitime Sache sich auszeichnen; so den Wahrsager Cazotte, den Dichter der Faubourg St.-Germain Brifaut, den Freund der Königin Marie Antoinette, Graf Axel Fersen, das unglückliche Opfer einer schändlichen Volksjustiz. Mit verdienter Schärfe kritisirt er Anacharsis Cloots und den Juden Deutz, den Verräther der Herzogin von Berry. In Bezug auf das Benehmen Ludwig Philipp's gegen die Herzogin nennt er jenen „den elendesten aller Menschen, welche je auf einem Thron gesessen".

Der Leser wird sich schon aus dem hier Angeführten von der Reichhaltigkeit des Stoffs überzeugen; die stete Abwechselung in der Handlung und Darstellung gereicht dem Verfasser um so mehr zum Lobe. Ernster und kritischer Sammelfleiß sind unverkennbar, hier und da erfreut uns auch eine humoristische Auffassung wie in dem Leben von Ehren-Krohne. In seiner Geschichte, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts spielt, finden wir ein Beispiel von der damaligen Deutlichkeit in der Kritik. Ein Licentiat hatte Krohne's „Adels-Lexikon" schonungslos aber verdient beurtheilt und der dadurch Beleidigte antwortete:

Der Licentiat Albrecht Wittenberg ist ein Scheusal der menschlichen Gesellschaft, ein Calumniant, Ehrabschneider und Bösewicht, der auf Zeiten seines Lebens ins Zuchthaus gehörte, wo er des Morgens die alten Weiber lausen, nachmittags aber zur wohlverdienten Strafe die Extremitäten eines purgirenden Esels mit seiner Zunge reinigen kann, und zwar von Rechts wegen!

Wir sind mit Hesekiel einverstanden, daß man unmöglich mehr verlangen kann.

Wir empfehlen gern die beiden Bände den Lesern, die zunächst angenehm unterhalten und belehrt sein wollen; werthvoll sind sie schon dadurch, daß hier eine Menge geschichtlich und culturhistorisch interessanter Thatsachen, die man sonst vielfach zerstreut findet, gesammelt erscheinen.

9. Kleine Romane und Erzählungen von A. von Sternberg. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg erzählt (wir lassen zunächst den Inhalt außer Augen), als habe er eine vertrautere Gesellschaft am Theetisch versammelt, die ihm ein freieres Wort gestattet und die namentlich in Bezug auf gesellschaftliche Fragen ihm manches nachsieht, weil er sie geistreich, sicher und ohne Leidenschaft behandelt. Gleich in der ersten Geschichte bringt er eine solche Streitfrage zur Erörterung: ob nämlich die Frauen der Freundschaft fähig sind und ob ein Freundschaftsbund zwischen einem Manne und einer Frau von 25—40 Jahren möglich ist. Er erklärt sich dahin, daß jede solche Freundschaft das Wort Liebe zu führen verdiene und beweist dies seiner Freundin durch die Erzählung von dem neuen Kambeb, die jene sehr richtig für „eine schmuzige Thatsache" erklärt. In einer andern Geschichte, „Der Tod von Lübeck", wird ganz ernsthaft die Frage von der Gabe des Zweiten Gesichts behandelt und eine Menge Wunderbares und Spukhaftes, Erscheinungen, Hellsehereien, Vorbedeutungen und Ahnungen ganz überzeugt und glaubwürdig erzählt. Aber das alles geschieht so einfach, so ohne jedes Verlangen, den Leser dadurch zur selben Ansicht bekehren zu wollen, daß der Eindruck, den man empfängt, ein verhältnißmäßig leichter, fast unbedeutender ist. Darin ist Sternberg unbedingt Meister des Gesellschaftstons, daß er immer spricht als referire er, als seien ihm zwar die Thatsachen interessant, aber nicht der Schluß, der aus ihnen gezogen werden könnte; ruhig, glatt, kühl, leidenschaftslos und ohne Begeisterung berichtet er und läßt die Leidenschaften durch sich selbst wirken. Welche Bedeutung

hätte Sternberg haben können, wenn er mit mehr Tiefe und ernstern Anschauungen schriebe.

Am ausgesprochensten erscheint seine Eigenthümlichkeit in der Erzählung „Eine interessante Dame". Sie behandelt das Schicksal der Gräfin Stolberg, die sich mit dem Kronprätendenten von England, Karl Eduard, vermählte und endlich nach einer unglücklichen Ehe die Geliebte Alfieri's wurde. Alles, was nur irgend in Zusammenhang mit dieser Begebenheit gebracht werden kann, verbindet er mit ihr und zwar in immer natürlicher, leichter Weise, sodaß uns die fremdartigen Elemente fast wie ein nothwendiger Zusatz erscheinen. Er erzählt, wie man in der Gesellschaft sprechen würde, ruhig, einfach, klar; aber er unterbricht sich selbst öfters; er weiß, was den Kreis seiner Zuhörer noch nebenbei interessiren kann, er setzt bei ihnen keine großen Kenntnisse voraus, und selbst die Wissenden erfreut er durch die Feinheit, mit der er die Absicht belehren zu wollen versteckt. Da kommt zunächst ein kurzer Abriß von der Geschichte der Stolberge, dann etwas Romantik über den Harz und die Wartburg, weiteres über die Brüder Stolberg; das Schicksal der vertriebenen Stuarts wird uns erzählt, Alfieri und Byron verglichen u. dgl. Sternberg, dessen Sache psychologische Interessen eben nicht sind, findet die Thatsache, daß Stolberg katholisch wurde, „eben nicht wichtig", er nennt Zinzendorf „einen berüchtigten Frommen" u. s. w.

Das sind absprechende, oberflächliche Urtheile, über die man mit dem Verfasser aber nicht rechten mag; es sind vielleicht nur Themas zu einer Erörterung, und wir werden schon gefangen genommen durch eine neue Wendung, durch einen hübschen Gedanken, oder durch den Bericht von Alfieri's „viertem Herzensfieber", von einer andern Liebe des Dichters, die so stürmisch war, daß er davon Erbrechen und einen gewaltsamen Krampf in die Gurgel bekam.

Weniger nachsichtig urtheilen wir über das entschiedene Verweilen Sternberg's bei dem Ausmalen des Sinnlichen. Gleich in der ersten Erzählung „Das Kästchen" finden wir diesen Fehler, aber es geschieht doch hier in einer sittlich begrenzten und deshalb nicht so verletzenden Weise. In der altrömischen Novelle „Claudia" wie in der Erzählung „Die goldene Maske", endlich auch in „Anna Luise Karsch" geschieht dies aber mit unverkennbarem Interesse; die Erzählung des Märchens von der Kaiserin Elisabeth wirkt um so widerlicher, da Sternberg erzählt, „sämmtliche Frauen hätten sich bei dieser Art der Unterhaltung trefflich amusirt". Gerade weil Sternberg den Ruf hat und in vieler Hinsicht ihn auch verdient, ein Meister in der Darstellung gesellschaftlicher Verhältnisse zu sein, müssen wir mit Entschiedenheit dagegen protestiren, daß diese Art der Conversation zwischen den beiden Geschlechtern, oder die Vorliebe für „schmuzige Thatsachen" in den gebildeten Kreisen bestände oder gern gesehen würde. Junge Leute mögen so sprechen mit ihren Maitressen und alte Lüstlinge mit emancipirten Frauenzimmern, aber die große Mehrzahl der gebildeten Frauen hat Takt genug, als daß überhaupt ein Herr es wagen dürfte, so mit ihnen zu reden oder ihnen dergleichen zu erzählen.

A. Freiherr von Loën.*)

*) Der Unterzeichnete ist seit dem Jahre 1856 Mitarbeiter an d. Bl. und hat unter der Chiffre 3 in der Zeit von 1858—62 mehr als 300 lyrische, epische und dramatische Erscheinungen hier besprochen. Wenn er sich jetzt nennt, so geschieht dies hauptsächlich, weil er einen Roman zum Druck vorbereitet hat und Bedenken trug, ihn mit seinem Namen in die Welt zu schicken, ohne sich auch hier zu erkennen zu geben.

Lebensphilosophie und Glückseligkeitslehre.

Die Materie, nichts als die Materie, Industrie und Cultur, nichts als Industrie und Cultur — wie unendlich viel ist in der Gegenwart nicht darüber gepredigt! Unsere Materialisten, sie haben es bis auf ein Haar, wie und wo es steckt im körperlichen und geistigen Organismus, an der Theorie fehlt fast nichts mehr, um den Menschen von einem außerhalb seines Erdenlebens liegenden Zwecke loszulösen; unsere Volksbeglücker, auch sie haben es ganz genau, wie das alles in den Gebieten der Industrie, Kunst und Wissenschaft sein müsse, damit ein großartiger Staatsorganismus geschaffen werde. Aber wie unendlich auch die Entdeckungen auf allen Gebieten, wie angenehm und angenehmer auch das Leben durch alle Hülfsmittel der Industrie und Kunst gemacht werden kann, es muß das alles doch wol an einem kleinen Aber hängen, mit dem unsere Modernen nicht fertig werden können. Es ist das bescheidene Wort „Zufriedenheit", was ihnen unsagliche Kopfschmerzen verursacht. Alle unsere Materialisten müssen die Welt mit diesem Wörtchen, das den Inbegriff jeder Glückseligkeit ausmacht, zu beglücken nicht im Stande sein, sonst würden Bücher wie die nachfolgenden, die das Wohl der Menschheit in der vollständigen seelischen Durchbildung und Erhebung suchen, mit ihrem Bezug auf das Uebersinnliche gänzlich überflüssig sein. Ueberflüssig aber sind sie gewiß schon um deswillen nicht, weil sie sich an den Theil des Menschen wenden, der überhaupt das Individuelle der einzelnen Natur bedingt. Wir meinen das seelische Element, durch dessen Ausbildung wir die Erhebung des einzelnen Menschen über die schale Bestimmung, im socialen Organismus nur der Zahn eines kleinen Rädchens der Staatsmaschine zu sein, erhoffen dürfen.

1. Durch Einsicht zur Geduld. Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens. Von Max Karl von Krempelhuber. München, Franz. 1863. 16. 18 Ngr.

Zwar dünn ist das Buch, nur 126 Seiten enthält es, aber um so vortrefflicher ist es. Führe man's in der Tasche bei sich, oder lege man's unter das Kopfkissen, wie man wolle, nur lese man's. Der Verfasser huldigt der stoischen Lebensanschauung und sucht sie uns in aller Kürze ans Herz zu legen. Er geht aus von den Anfechtungen des Erdenlebens und empfiehlt dagegen den Gebrauch der Vernunft. Weiter gibt er eine „philosophische Anschauung und Würdigung der Dinge"; er erörtert Ursache und Wirkung als eine nothwendige Kette, geht über zum Umgang mit Menschen und zur Beurtheilung ihrer Eigenschaften, gelangt zum „Kampfe der Vernunft mit den Empfindungen", spricht über die speciellen Ursachen der Unzufriedenheit (über Geldmangel, Entbehrung, Stand, Rang, Beleidigungen, Undank, empfindliche Berührungen des Egoismus). „Die Vergänglichkeit alles Irdischen", das ist ein Cardinalpunkt, aus dem die stoische Anschauung die größte Kraft saugt. Wie empfehlenswerth ist nicht die „Lehre der Alten (wie wenig sie auch den meisten Menschen zu Sinne stehen mag): jeden Besitz, Gutes wie Schlimmes, angenehme wie traurige Verhältnisse, kurz, alles nur als ein Lehn des Schicksals, niemals als ein stetiges, unverlierbares Eigenthum zu betrachten." — „Dies ist

allerdings für diejenigen, welche den Werth und den Genuß des Lebens ausschließlich in den Besitz und den Genuß der äußern Lebensgüter setzen, eine wenig tröstliche Anschauung, um so mehr aber erkräftigt sie den Muth des Klagenden, erhebt den Menschen über das Niveau gewöhnlicher Beurtheilung, wenn sie ihm klar macht, welch ein Widerspruch darin liegt, zu wissen, daß alles Natürliche bestimmt ist, sich zu verändern und dann, wenn eine solche Aenderung wirklich eintritt, sich darüber zu verwundern und zu betrüben!"

Das Wort „resignire" ist nun freilich nicht jedermanns Wort. Nein, von sehr vielen dürften wir einer verwerflichen Schwäche beschuldigt werden, wenn wir die „Resignation" überhaupt nur anempfehlen. Für ebenso viele ist die Resignation ein total unverständliches Wort, sie lachen darüber. Und wenn wir mit dem Verfasser weitergehend aus der Vergänglichkeit des Irdischen die Nothwendigkeit einer höhern Anschauung der Dinge, die Nothwendigkeit und den Werth der stoischen Anschauung ableiten: wir wissen nicht, ob wir nicht bei diesem milden Versuche von andern ebenso vielen schon der Vorliebe für Verdummung und Aberglauben bezüchtigt werden! Und doch, ist es denn ein gefährliches, ist es nicht vielmehr ein schönes, ein herrliches, ein alle Widerwärtigkeiten besiegendes Gut, das wir jedem Menschen mit dem Hinweis auf die vollste „Seelenruhe", auf die „Ruhe in dir selbst" in die Brust legen! Resignation soll keine Lethargie sein, Resignation soll das männlich thatkräftige Schaffen nicht ausschließen. Sie ist auch nicht etwa für die Schwächlinge allein, nein für die Kräftigen soll sie erst recht vorhanden sein als der Schatz aller Schätze, der uns da tröstet, wo uns alle andern Schätze unter den Händen schwinden.

„Es tröste dich der Gedanke, daß die Welt sowol als das Menschendasein offenbar noch weitere und größere Zwecke haben müsse, als sie innerhalb der Schranken unsers jetzigen Erkenntnißvermögens deutlich werden, weil ohne jene aus der Schöpfung und dem Entwickelungsgange der Menschen gar kein Sinn entziffert werden kann..... Diese Erkenntniß wird den denkenden Menschen zum Bewußtsein seiner eigenen Schwäche führen und im nur scheinbaren Widerspruche damit ihm dennoch Kraft genug verleihen, etwa einem Spötter, der seine Philosophie verhöhnt und ihm vielleicht geradezu ins Gesicht sagt, daß er eigentlich nichts wisse, nach der Anweisung Epictet's zu antworten, d. i. ihm gelassen und ohne das Gefühl der Empfindlichkeit, im Gegentheile mit der eigenen Ueberzeugung menschlicher Unzulänglichkeit zu erwidern, daß er vollkommen recht habe. Kann er das, meinte der Weltweise, dann solle er sich Glück wünschen, denn er habe damit den ersten Schritt in der Philosophie vorwärts gethan. Auf solch überschaulicher Höhe der Erkenntniß, der Beurtheilung menschlichen Wissens und der Würdigung irdischer Lebensverhältnisse überhaupt wird der Ausspruch klar, den König Salomo schon vor nahezu 3000 Jahren gethan: «Es ist alles eitel!»"

Sowie der Verfasser kein crasser Moralprediger ist, denn seine Anweisungen gründen sich auf die stoischen Lebensanschauungen, wie sie z. B. Kaiser Marc Aurel, Seneca, der römische Philosoph Epictet und andere niedergelegt haben: so soll das „alles ist eitel" nicht ein zelotisches Donnern und Verketzern sein. Nein im Gegentheil, „vanitas vanitatum vanitas", es soll das milde Lächeln des wahren Weltweisen sein, der ruhig jeden Menschen gewähren läßt, ein mildes Lächeln allen Hoffnungen und Wünschen, dem ganzen Treiben der complicirten modernen Gesellschaft gegenüber, ein mildes Lächeln dir siegesgewissem Jünglinge gegenüber, der du die Früchte des Lebensglücks auf allen Wegen glaubst pflücken zu können, ein mildes Lächeln dir, der du bald zur Einsicht gelangst, wie doch das höchste Glück in der Einkehr in dich selbst, im Frieden in dir selbst beruht.

2. Die Lebenskunst nach den Inschriften des Tempels zu Delphi. Von C. G. Carus. Dresden, Türk. 1863. 16. 24 Ngr.

Oft schon ist die Frage aufgeworfen und an jeden Denkenden tritt sie mit immer neuer Gewalt heran: welcher Zeit gleicht unsere Zeit? Da sind nun viele, die meinen, ganz und gar der römischen Kaiserzeit. Sie müssen doch gute Gründe haben, unserer Zeit solchen Makel aufzubürden. Wie es bekanntlich mit der Kunst anfängt bedenklich zu stehen, sobald die Künstler die Kunst in der Künstelei, wir meinen in der reflectirenden Productivität suchen, so kann es auch mit der Lebenskunst überhaupt schlecht bestellt sein, sobald man in Büchern über die Lebenskunst zu reflectiren beginnt. Eine gesunde Welt bedarf nicht der Schönheitspflaster, nicht des Lilienwassers, nicht des Puders, nicht des Reismehls, nicht der Haar- und Bartwichse, aber in einer kranken oder kränkelnden Welt schießt das alles und noch hundert andere Sächelchen der Kosmetik wie Pilze auf. Auch der Lebenskunst bedarf die durchaus gesunde Welt wenig, die Kunst wohnt ihr vielmehr instinctiv inne.

Reden wir damit dem Pessimismus das Wort, so wollen wir doch auch dem Optimismus sein Recht nicht bestreiten. Sagen wir also, die Gegenwart bietet sehr viele Elemente des sittlichen Verfalls, gut, wenn, wie die Optimisten zuversichtlich meinen, die erfrischenden Elemente den zersetzenden die Wage zu halten, noch mehr sie zu paralysiren vermögen. Der Pessimist könnte gerade aus dem vorhin besprochenen Krempelhuber'schen Buche eine Aehnlichkeit unserer Zeit mit der römischen Kaiserzeit herausfinden. Auf der Hand liegt es, welche Bedeutung für eine verfallende Welt, wie es die römische Kaiserzeit war, die vollständig stoische Lebensanschauung besaß. Selbst die ersten Geister können in Epochen des Verfalls nur vorübergehend auf die Zeitgenossen bestimmend einwirken, in dieser Erkenntniß — und ein Seneca, ein Marc Aurel, vielleicht auch ein Titus u. s. w. wird diese Erkenntniß besessen haben — müssen sie resigniren. Unsere Gelehrten machen es oft mit großartig souveräner Kritik dem Tacitus zum Vorwurf, daß er nicht mehr so classisch einfach schreiben konnte als ein Livius. Die wenigsten betonen, daß es ihm überhaupt nicht mehr möglich war. Tacitus war abhängig von seiner Zeit, und wenn er Selbstkritik an sich übte, mußte er resigniren, es einem aus der goldenen Zeit gleichzuthun.

Carus nun geht in seiner Lebenskunst zurück auf die Inschriften des Tempels zu Delphi. Dieser Inschriften, von denen eine wenigstens fast in jedermanns Munde ist, waren drei. Sie lauten (der Kürze wegen geben wir sie gleich in der deutschen Uebersetzung): „Erkenne dich selbst"; „Nichts zuviel (nichts über das Maß)"; „Du bist".

Zunächst erörtert Carus die unendlich große Bedeutung des „Erkenne dich selbst". Ohne Selbsterkenntniß ist überhaupt die Lebenskunst eine trügerische. Die Selbsterkenntniß hat sich sowol auf das Körperliche wie auf das Seelische zu erstrecken. Die Selbsterkenntniß darf natürlich nicht in eine Selbstbespiegelung, wozu sie namentlich bei grübelnden (Hamlet) Naturen leicht führen kann, ausarten. Gegen diese Selbstbespiegelung nur sind Goethe's Worte sicher gerichtet, wenn er an mehrern Stellen gegen das „Erkenne dich selbst" spricht. „Es entsteht leicht in ihnen (in Naturen wie Goethe) eine Art von Scheu vor der Tiefe, in welche man hier hinabzublicken sich veranlaßt findet, eine Scheu, welche dann allein schon im Stande wäre, die solchen Geistern «besonders unentbehrliche Thätigkeit nach außen hin zu stören, ja fast zu vernichten». Uebrigens waren gewiß die Griechen diejenige Nation, welche stets am weitesten davon entfernt blieb, in dem «Erkenne dich selbst» nur ein müßiges selbstquälerisches Gespanntsein auf die eigene Individualität, gleichsam nach Art jenes büßenden Hindu, der sein Leben in Betrachtung der eigenen Nasenspitze verbrachte, finden zu wollen. Dies große, durch und durch zugleich praktische Volk nahm diesen Satz unbedingt mehr in der Weise, wie Goethe selbst ihn einmal erklärt, wenn er sagt: «Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wol aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist.»"

Die richtige Selbsterkenntniß ist für jeden Menschen das tiefste Bedürfniß. Nur durch die Erkenntniß seiner eigenen

Individualität kann der Mensch auf den einzig richtigen Weg geleitet werden, auf dem sein Ziel liegt. „Abgesehen von der Gemeinheit, in welcher täglich Tausende durch Unwissenheit und Sorglosigkeit leiblich und geistig zu Grunde gehen, zeigen die Biographien bedeutender Männer hundertfältige Beispiele einer verkehrtesten Lebensleitung und eines daraus folgenden ganz trüben Schicksals, und dies zwar hauptsächlich aus Mangel am Wissen, sowie aus Unachtsamkeit auf sich selbst und auf irgendein Begreifen dessen, was gerade diese Individualität vorausgesetzt und erfordert hätte. Ich will hier übrigens wirklich nicht einmal der traurigen Lebensausgänge eines Heine oder Lenau gedenken, aber war nicht selbst Schiller, dieser Ruhm Deutschlands, einer von denen, die nicht wußten, was gerade ihm in der Leitung seines leiblichen Lebens das eigentlich Angemessene genannt werden durfte?"

Ueber den Werth des „Nichts zuviel" (nichts über das Maß) bedarf es wol keiner empfehlenden Worte. Der Werth des Maßhaltens lebt, wenn er im übrigen auch von der stürmischen Jugend und der dahinrasenden Mannaskraft oft genug getrübt wird, in der Masse des Volks. Dieses „Nichts zuviel" hat sich natürlich ebenso gut auf die Ernährung, wie auf alle übrigen Functionen, wie besonders auch auf das Geistesleben zu erstrecken. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, wie ein bloßes Abrichten des Kindes zu so und so vielen Fertigkeiten, wie ein Strapaziren des Geisteslebens eine Störung des ganzen feingegliederten Organismus jedes einzelnen herbeiführt. Besonders erwähnen wir, daß sich der Verfasser scharf gegen die herrschende Musikmanie, gegen das unsinnig viel Musikmachen erklärt. Und mit Recht. Wenn irgendetwas, so beweist dies endlose Musikmachen, daß wir nicht in einer starken, sondern in einer schwebelnden, sentimentalen (vielleicht politisch-sentimentalen) Zeit stecken.

Schwieriger macht es sich mit dem dritten Sinnspruche, mit dem „Du bist". Doch gehen wir gleich zur Erklärung. Jeden, der dem delphischen Gott naht, begrüßt dieser Gott mit den Worten: „Erkenne dich selbst". Darauf erwidert der Mensch, als Gegengruß gleichsam, „Du bist", nämlich, „du Gottheit, du bist ein Seiendes, ein Einziges". In dem „Du bist" liegt also die vollständige Anerkennung des Ewigen, des Göttlichen. Es liegt darin das Eingeständniß der menschlichen Abhängigkeit von dem ewig Göttlichen, es liegt darin die Versicherung der menschlichen Unterordnung unter das ewig Göttliche. Ob man nun auf dem Boden des classisch-philosophischen Alterthums steht, oder ob man sich an das Wesen der christlichen Erkenntniß hält, nichts hindert, daß nicht der wie jener das „Du bist" als die Krone der ganzen Lebenskunst anerkennen sollte. Es ergibt sich aber auch weiter, wie sich rückwärts das „Du bist" über die Nothwendigkeit des „Erkenne dich selbst" und des „Nichts zuviel" verklärend ausbreitet.

Der Verfasser spricht weiterhin noch über die Beförderung der Selbsterkenntniß und über die Sorge für das „Nichts zuviel", wie sie beim Kinde in der ersten Jugend und wie sie für die „Massen" beschaffen sein solle. Dann geht er zum „Aufblick zum Höchsten" über. Auch hier theilt er, wie dieser Aufblick im Kinde anzuregen sei und was im Volke für diesen Zweck gethan werden könne.

Sollen wir dieses Büchlein nun noch besonders empfehlen? Nein! Doch ja, wir wollen es mit einigen Worten aus dem Schlusse, damit man einsehe, mit welcher wahren Liebe zu seinen Mitmenschen das Buch von Carus geschrieben ist: „So ist denn diese kleine Schrift ganz in dem Gedanken von mir vollendet worden, dadurch mit beizutragen zur Verbreitung der Erkenntniß dessen, was den eigentlichen Gehalt des Lebens bildet, und zu zeigen, wie in jeder, nach den verschiedenen Vermögen und Stellungen des Menschen verschiedenen Individualität doch stets die Erhebung der Seele gegen das Göttliche als der Mittelpunkt gefunden werden soll, von welchem aus dann alle Radien zu ziehen haben, um das einzelne der Lebensführung auf das angemessenste zu bestimmen.... Ist daher in diesen Blättern irgendetwas gethan und erreicht worden, um diesen höchsten Zweck zu fördern und Strebende solchem Ziele wirklich näher zu führen, so achtet der Verfasser dies für den schönsten und besten Gewinn seiner Arbeit."

3. Die Kunst des Lebens froh zu werden. Ein Beitrag zur Diätetik der Seele. Allen Nichtglücklichen gewidmet von Karl Stugau. Wien, Tendler u. Comp. 1862. 16. 20 Ngr.

„Wer ist glücklich? Ein Mädchen, das auf iden ersten Ball geht; ein junger Offizier am Tage seiner Ernennung; ein Schriftsteller, der sein erstes Buch gedruckt vor sich sieht; ein Künstler, der den letzten Strich an ein gelungenes Kunstwerk legt; ein Gelehrter, der eine neue Wahrheit entdeckt; ein Liebender, der zum ersten male aus schönem Munde das süße Geständniß der Gegenliebe vernimmt; ein Vater, eine Mutter, welche zum ersten male ihr Neugeborenes ans Herz drücken; ein Feldherr am Tage einer gewonnenen Schlacht; Verwandte, Freunde in der Stunde des Wiedersehens nach langer Trennung; entzweite Gatten im Momente der Versöhnung. Kurz in allen jenen Momenten sind wir glücklich, wo wir begeistert ausrufen möchten: «Das Leben ist doch schön», mithin also im Augenblicke lebhafter Freude." — „Der glücklichste Mensch ist der", erörtert der Verfasser weiterhin, „der in seinem Leben die meisten frohen und die wenigsten trüben Stunden zählen kann." Wie es anfangen, daß man die meisten frohen Stunden zähle? „Genieße, sagen die einen, das Glück liegt im Genuß." — „Entbehre, sagen die andern, das Glück liegt in der Tugend." — „Wer hat recht? Jeder und keiner, denn die Wahrheit liegt in der Mitte. Diese Mitte zu finden, also des Lebens auf menschenwürdige Weise froh zu werden, ist nicht leicht, es ist eine Kunst. Diese Kunst hat, wie jede andere, ihre Theorie und ihre Praxis."

Der Verfasser sucht also das Glück zwischen dem „Genießen" und dem „Entbehren". Wir glauben ihn auf das verweisen zu müssen, was wir bei den Büchern Nr. 1 und Nr. 2 gesagt haben. Das höchste Glück ist die harmonische, ruhig heitere Lebensanschauung, wie wir sie einem Weisen zusprechen. Und auch Stugau's Theorie und Praxis kann nur auf eine solche abzielen. Den Satz, daß das Glück nur im Augenblick lebhafter Freude besteht, den Satz müssen wir als einseitig theilweis wenigstens verwerfen. O ja, für einen Augenblick, für eine Minute, für eine Stunde, allenfalls für einen ganzen Tag kann die lebhafte Freude das Glück selbst sein. Aber bei der Lebenskunst handelt es sich doch um mehr, um mehr als blos einen Tag, um eines jeden Menschen ganzes Leben. Viele von den oben gegebenen Beispielen glücklicher Menschen beziehen sich auch gar nicht mehr auf „lebhafte Freude", sondern auf einen Rausch, auf ein Außersichsein. Und in diesem Rausche, in diesem Außersichsein liegt schon nichts mehr von dem weisen Maße, mit dem das wahre Lebensglück zu thun hat.

Nun, der Verfasser ist auch wol nicht gewillt, gerade diesen etwas einseitigen Satz, daß Momente lebhafter Freude das Glück ausmachen, auf die ganze Lebenskunst zu übertragen. Welches die hauptsächlichsten Hindernisse seien, die wir in der Kunst, des Lebens froh zu werden, zu überwinden haben, und wie dieselben mittels des divide et impera überwunden werden können, das soll Gegenstand seines Buchs sein.

Die Fragen nach der wahren Lebenskunst erledigt er in folgenden Kapiteln: „Gesundheit"; „Jeder Tag gehört zum Leben"; „Arbeit und Erholung"; „Nimm's kaltblütig" (wenn's nicht so geht, als man es wünscht); „Vorfreude, Nachfreude, Nachleid"; „Launen"; „Leidenschaften"; „Sorge"; „Kummer, Leid, Schmerz, Unglück"; „Verzweiflung, Selbstmord"; „Friede"; „Tod, Unsterblichkeit, Gottvertrauen". Da er nicht blos Theorie bieten will, sondern die Praxis mit der Theorie verbinden, so schlägt der Verfasser fortwährend Uebungen in der schwer zu erlernenden Kunst, des Lebens froh zu werden, vor. Das praktische Verdienst heben wir bei dem Buche gern hervor, wenn wir an

den Axiomen, die der Verfasser in verschiedenen Kapiteln als unumstößliche Fundamentalsätze aufstellt, auch wol hier und da rütteln möchten. So in dem Kapitel über Unsterblichkeit erscheint uns die Zusammenfassung in die fünf Hauptsätze: 1) „Das, was in uns den Tod fürchtet, ist nicht die Vernunft, für welche es keinen Tod gibt, sondern «die Leiblichkeit».“ 2) „Die Unsterblichkeit der Seele kann nicht bewiesen werden.“ 3) „Sie darf nicht bewiesen werden können, weil sonst die Tugend nicht mehr Tugend sein würde.“ 4) „Nicht wissen können wir die Unsterblichkeit, glauben müssen wir sie.“ 5) „Alles wird gut werden.“ Wir meinen sie erscheine uns für ein der Praxis der Lebenskunst dienendes Buch zu kathedermäßig, den Widerspruch und die Streitsucht unnöthigerweise herausfordernd. Zum Schlusse bittet der Verfasser, der seinen Mitbrüdern und Mitschwestern in Wahrheit nutzen will, seine Leser, sich in Betreff speciellen Raths und specieller Auskunft direct an ihn zu wenden und zwar unter Adresse der Verlagshandlung des besprochenen Buchs, Tendler und Comp. in Wien.

Auch die Damen philosophiren. Auch sie begeben sich auf das social-philosophische Gebiet. Haben wir das zu billigen, oder nicht? Haben wir daraus der schreibenden Männerwelt einen Vorwurf zu machen, gerade wie den Männern, die in ihrer Häuslichkeit die Herrschaft an die Frau abtreten? Darf sich eine Dame, noch mehr: wird sich eine Dame auf das philosophische Gebiet wagen, wenn sie sich nicht überzeugt hält, daß gewisse sociale Gebiete von der schreibenden Männerwelt nicht mehr vollauf beherrscht werden? Doch wir wollen auf den Vorwurf gegen die Männer nicht weiter eingehen. Lieber die Bücher zur Hand. Da ist nun zuerst das sehr harmlose:

4. Gedanken von Adele Gräfin von Bredow-Görne. Dritte Auflage. Berlin, Rauh. 1862. 16. 15 Ngr.

Diese Gedanken scheinen großen Anklang gefunden zu haben. Uns liegen sie schon in dritter Auflage vor. Wir dürfen uns nur darüber freuen, wenn die feine Welt der Salons und Boudoirs, für die das goldschnittgezierte Bändchen doch jedenfalls bestimmt ist, auch einmal etwas Besseres als blos Gedankenloses treibt. Diese Gräfin Bredow'schen Gedanken sind größtentheils ganz kurze Sentenzen, Sinnsprüche, hier und da auch wol Wortspiele. Auf Originalität dürfen sie nicht durchaus Anspruch machen. Sie sind vielmehr zu nicht geringem Theile gewissermaßen Gemeingut, das Gräfin Bredow unter ihrem Wappen zu ihrem Gedankengut umstempelte. Aber das thut nichts. Die Gedanken sollen ja auch nicht eine originale Urweisheit repräsentiren. Ganz absichtslos, auf den Zufall hin, wollen wir einige herausgreifen: 1) „Das nenne ich Klugheit, die Gedanken der Menschen nicht zu errathen, sondern sie zu verstehen, ehe sie ausgesprochen sind.“ 2) „Fehler schaden in der Regel mehr uns selbst als andern.“ 3) „Der Mensch wird wie seine Umgebung.“ 4) „Das Leben ist ein wahrer Traum.“ 5) „Warum müssen wir sterben? Um aufzuerstehen.“ 6) „Wenn man erst den irdischen und lebhaften Jugendhoffnungen entsagt hat, so gewinnt Welt und Leben eine zwar dunkle, aber klare und ruhige Färbung. Trotz dieser Dunkelheit erkennt man vieles, was im Sonnenschein erster Jugend dem Blick entschwand.“ Nicht wahr, in gewisser Hinsicht ist all das Gemeingut, wie es fast jeder Schriftsteller in Romanen und Novellen als eigene Münze ausgibt. Den religiösen Ernst, mit dem Gräfin Bredow ihre Gedanken sammelte, loben wir. Jungen Damen, die um Stammbuchsinnsprüche verlegen sind, werden diese Bredow'schen Gedanken sicher aus der Verlegenheit helfen.

5. Die Liebe als Führerin der Menschheit durchs Erdenleben zu Gott. Von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Danzig, Kafemann. 1863. 16. 1 Thlr.

Ihr Buch, hochgeehrteste Frau, hat auf uns einen so überwiegend günstigen, freudigen Eindruck gemacht, zugleich aber einige Bemerkungen angeregt, die nur durch ein directes Aussprechen Ihnen gegenüber Werth erhalten möchten, daß Sie entschuldigen werden, wenn wir, von der gebräuchlichen Form der Kritik abschweifend, Ihnen diese Anregungen in der Form eines offenen Schreibens zugehen lassen. Wir freuen uns, daß gerade Sie es sind, die es unternimmt, über ein Thema zu schreiben, über das von einseitig confessionellem Standpunkte so unendlich viel Trockenes oder Schwülstiges geschrieben werden kann. Sie, die liebende Mutter, Sie, die glückliche Großmutter — wer sollte Ihnen nicht das Recht zusprechen, ein Buch über die „Liebe“ zu schreiben. Sieht man nur auf den Titel Ihres Buchs, man könnte ein doctrinär gehaltenes Werk vermuthen, sogar befürchten. Aber das ist das Schöne an Ihrem Werke, daß es so gar nicht doctrinär ist. Es strömt Ihnen eben aus vollem Herzen, was sie darin angesammelt haben, und Sie sind eben weder ein romantischer Jüngling, noch eine 'fühselige junge Dame, um über die Liebe nur phantastisch in den Himmel hineinzudeclamiren. Nein, die liebende Mutter verleugnet sich in Ihnen auf keiner Seite in dem nützlichen Rath und der Fürsorglichkeit, womit Sie .die irdischen Bezüge des Ehelebens bedenken. Wer wollte es einer liebenden Mutter verdenken, wenn sie, durch die Wärme ihres Gefühls hingerissen, das Thema mit doppelter Ausführlichkeit bespricht, wenn sie über das schöne Thema zu sprechen lieber gar nicht aufhören möchte: einer liebevollen Mutter wird jeder gern zuhören. Und Sie geizen gewiß auch nicht blos um den Ruhm, über ein Thema, wie es die Liebe ist, so geistreich zu schreiben, wie dies ein geistreicher Franzose, z. B. Michelet, im Stande ist durch dessen Buch sicher das Ihre angeregt wurde. Sie setzen dem Franzosen, der dem weiblichen Geschlecht große Concessionen macht und das männliche ernstlich zu liebevoller großmüthiger Pflichterfüllung auffordert, die Anschauungen einer deutschen Frau entgegen. Nur weibliche Interessen seien es, die Sie in Ihrem Buche zu vertreten versuchen, wie es nur der Kreis des weiblichen Lebens sei, den Sie zu überschauen vermöchten. Sei die Liebe recht eigentlich das Lebenselement des Weibes, so werde es Ihnen erlaubt sein, die Liebe vom weiblichen Standpunkte aus zu besprochen. Sie finden nun, daß Michelet den Standpunkt des weiblichen Geschlechts sehr niedrig angeschlagen habe. Wie untergeordnet auch die Frau dem Manne in Körperkraft und Geistesfähigkeiten sein möge, vollständig ebenbürtig sei sie ihm in der Kraft der Selbstüberwindung, in der Fähigkeit ihre Pflichten zu erkennen und auszuüben, ja sie stehe zweifellos über ihm in Bezug auf Herzensreinheit, Selbstvergessenheit und Ausdauer im Streben nach dem Guten, im Ertragen von körperlichen und Seelenleiden.

Sie treten für das weibliche Geschlecht voll und ganz ein, hochgeehrteste Frau, Sie treten zum Heile des männlichen Geschlechts für dasselbe ein, wir haben Ihnen für die Betonung des ewig Weiblichen, das den Menschen hinanzieht, aufrichtig zu danken und nicht im entferntesten daran zu mäkeln, wenn Sie Ihr Geschlecht wegen des Gefühls der Mutterliebe hier und da als das von der Vorsehung bevorzugtere hinstellen. Mit allem, was Sie in herzlich inniger Weise über das Liebesbedürfniß jugendlicher Herzen sagen, wie Sie die Gegenseitigkeit der Jünglinge zu den Jungfrauen und umgekehrt auffassen, wie Sie die Ehe als ein heiliges Palladium der bürgerlichen Gesellschaft hinstellen, mit all dem stimmen wir aus vollem Herzen überein. Was nützen uns alle noch so vollkommenen Gesetzbücher, aller noch so politischer Aufschwung, aller Gewinn aus noch glänzenderer Industrie und Kunst, wenn einmal von den Beziehungen der Gatten untereinander und den Beziehungen der Aeltern zu den Kindern, wie der Kinder zu den Aeltern der ideale Hauch, noch mehr der tiefsittliche Hauch abgestreift sein sollte! Wie gesagt, geehrteste Frau, wir stimmen dem vollauf bei. Nur zwei Punkte sind es, auf die wir etwas specieller eingehen müssen. Sie berühren an einer Stelle den Ehebruch und an mehreren andern lassen Sie sich ziemlich ausführlich über den jetzigen Widerwillen der jungen Männer gegen die Ehe aus.

Zunächst also den Ehebruch. Sie können ihn natürlich nicht

im geringsten entschuldigen, Sie mögen ihm nicht im geringsten das Wort reden, und doch, da nun einmal unsere ehelichen Sitten anfangen lax zu werden, so wollen Sie nach einer Seite hin eine mildere Praxis eingeführt wissen. Für die Frau halten Sie die eheliche Treue mit der ganzen Strenge fest, dem Manne wollen Sie in der Beziehung etwas durch die Finger sehen. Sie meinen: „Die Frau kann die Untreue ihres Gatten vergeben und noch auf Glück in der Ehe mit ihm hoffen, noch einen braven, liebreichen Vater für ihre Kinder in ihm besitzen." Und weiter: „Die Untreue einer Frau ist naturgemäß Ehebruch, die Untreue des Mannes ist es nur vor dem bürgerlichen Gesetze oder vor dem Herzen des Weibes, das unerfahren und streng der männlichen Schwachheit nicht Rechnung tragen kann." Wenn Sie nur, Hochgeehrteste, mit dem Zugeständnisse an das männliche Geschlecht Ihren Zweck erreichen! Wir fürchten, nein. Sie, die Sie die Ehe in ihrer ganzen Reinheit als ein Sakrament auffassen (auch wir thun es), Sie müssen doch eigentlich vor dem Zugeständnisse erschrecken. Aber Sie verstehen es auch wol anders. Sie wollen gewiß den Mann beim Ehrenpunkte fassen, daß er jenes Zugeständniß als ein unlauteres Geschenk von sich weisen und ausrufen soll: auch ich muß die eheliche Treue voll und rein bewahren. Das ausrufen wird indeß nur der Mann, welcher seinerseits von der Nothwendigkeit der gegenseitigen ehelichen Treue schon ohnedies überzeugt ist; die andern Männer, Sie werden sich der immer laxern Moral freuen und es einen Fortschritt heißen, daß auch eine so ehrenwerthe Dame wie Sie, Hochgeehrteste, Ohr für eine sogenannte mildere Praxis besitzt. Auch dürfen wir bei Mann und Frau nicht stehen bleiben. Wenn schon im Verhältniß des Mannes zur Frau ein gewisses Abschweifen von der ehelichen Bahn mit dem Mantel der Liebe zu bedecken ist, was alles ist nicht erst in den interessanten Verhältnissen der Unverheiratheten zu bedecken. Im Grunde gibt es da wol gar kein Maß für die Sittlichkeit. Und der, welcher kühn hintritt: „Ich heirathe nie", darf wol von vornherein alle gesellschaftlichen Scrupel gegen seine Sittlichkeit niederschlagen! Sie sehen, wie die Pariser mit diesen socialen Fragen ringen, wie französische Schriftsteller sich mit ihnen beschäftigen, sodaß wir ihnen vorwerfen, sie wühlten im Schmuze. Noch sind wir nicht so weit, denn die Heiligkeit der Ehe, obschon ihr gerade die deutsche Reformation absichtslos, wir sagen absichtslos, einen tiefen Stoß versetzte, liegt als edelstes Kleinod im Herzen jeder wahren deutschen Frau und jeder deutschen Maid eingeschlossen. Aber auch an uns tritt die Nothwendigkeit immer mahnender heran, uns zwischen ehelichen und außerehelichen Verhältnissen abzufinden, die großen Städte, Berlin u. s. w., erfordern das. Bald werden auch wir uns mit Findelhäusern, mit der Stellung der Lorette in der Gesellschaft und mit wer weiß welchen andern delicaten Fragen herumzuschlagen haben. Und ganz unfehlbar wird dies „Sichabfinden" immer mehr zur Begünstigung und Gewöhnung an die außerehelichen Verhältnisse führen. Das ist so, und wer die patriarchalische Regierungsform überhaupt nicht mehr mag, muß sich auch daran gewöhnen, nicht allein daß die patriarchalische Bedeutung der Familie als Basis des Staats ganz aufgehoben, sondern daß die Stellung der Lorette z. B., oder das uneheliche Kind vom Staate geradezu sanctionirt wird.

Denn, wir gehen zum zweiten Punkte über, liegt nicht gerade in der Scheu der jungen Männerwelt vor der Ehe die Bestätigung, daß die Ehe in der Gegenwart das nicht mehr ist, was sie sein sollte? Der Staat erkennt in der Ehe nur ein Abkommen; der sakramentale Charakter ist ihr durch die Reformation genommen, obschon die evangelische Kirche von diesem sakramentalen Charakter noch immer zehrt: was ist den Männern, die nicht gerade vom Herkommen und der Sitte oder ihrer idealen moralischen Ueberzeugung abhängig sind, die Ehe! Was die Freude, in ihren aus der Ehe gesprossenen Kindern fortzuleben! Wir können diese Scheu, diesen Widerwillen gegen die Ehe natürlich statistisch nicht belegen. Sie muß aber doch wol existiren, da die Klage, daß immer mehr Mädchen, um populär zu sprechen, sitzen bleiben, allgemein ist und ja auch von Ihnen, Hochgeehrteste, adoptirt wird. Der Erklärungen für diese Thatsache gibt es manche. Einen Grund, den, daß die Ehe in unserm vorgeschrittenen Jahrhundert überhaupt an Reiz verloren, deuteten wir schon an. Unsere Jugend altert zu schnell und andererseits kostet eine geordnete Haushaltung zu viel; denn die Zeit, in der man wie weiland Papa Claudius den Hausstand mit einem Schranke, und was war es noch, ein Tisch oder eine Commode, beginnen konnte, diese harmlose Zeit ist leider vorüber. Aber die physiologischen Statistiker suchen die Erklärung noch wo ganz anders. Sie sagen einfach: während in den untern Volksschichten meist mehr Knaben als Mädchen, werden in den höhern durchschnittlich mehr Mädchen als Knaben geboren. Der Moralist hinwiederum möchte sich auf die Bemerkung stützen, daß sich während der letzten 10—12 Jahre eine gewisse laxere Moral, die Sucht zu kokettiren, in die mittlern Bürgerklassen, bei denen das Sichnichtverheirathen der Töchter am empfindlichsten empfunden wird, eingeschlichen habe, während sich ein großer Theil der höhern Damenwelt wieder mehr und mehr in den Nimbus der echten Weiblichkeit zurückziehe. Wir gehen in der Untersuchung nicht weiter, ob hiermit vielleicht auch das wirklich auffällige Verschwinden der weiblichen Schönheiten in den Mittelkassen, das frühe Abblühen in diesen Kreisen und dafür das Hervorstrahlen der massenweisen Schönheiten der höhern Gesellschaft in Verbindung stehe?

Wie dem nun abhelfen? so fragen Sie. Leider Gottes liegt ein gewisser Schimpf auf dem Altjungfernthum. Sie wollen diesen Schimpf heben. Sie verlangen, das weibliche Geschlecht müsse sich mehr und mehr selbst ernähren lernen, damit es das Brot eines Mannes entbehren könne. Es gäbe noch genug Hantierungen, zu denen das weibliche Geschlecht tauglich sei, z. B. zur Uhrmacher-, zur Schriftsetzerkunst u. s. w. Das wol, Hochgeehrteste. Indeß arbeiten nicht unsere Mädchen schon genug? Haben wir nicht zahllose Dienstmädchen, Schankmädchen, Nähterinnen, Directricen, Erzieherinnen? Concurriren in der Arbeit dürfen sie mit der Männerwelt zu viel nicht; es hängt sich in großen Städten schon ohnedies an alle von der Händearbeit lebende Mädchen leider, leider meist aus Frivolität der Männerwelt, ein sittlicher Makel. Wäre dieser Makel vernichtet, wenn dem weiblichen Geschlechte noch mehr Hantierungen erschlossen würden? Bedenklich schütteln wir den Kopf. Nun, so gehen Sie weiter und fordern für alle unverheirathet bleibende Mädchen vom Staate zu schützende Stifter. Ihr Wunsch ist edel und großartig schön, denn Sie geben der Ansicht Raum, daß mit der Aufhebung der Klöster erst das Ledigbleiben der jungen Mädchen um sich gegriffen habe. Dürfen wir Ihnen etwas zuflüstern: nicht seit Aufhebung der Klöster, sondern seit Beginn der Reformation. Es ist der evangelischen Kirche, auch der große Luther hat dies versehen, nicht gelungen, an Stelle des Cölibats und des damit zusammenhängenden sakramentalen Charakters der Ehe in den Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander etwas Weihevolleres zu setzen, als im Grunde das gute Herkommen, die gute Sitte. Wer die gute Sitte achtet, dem ist die kirchliche Einsegnung der Ehe noch etwas; wer sie nun aber nicht achtet? Der würde auch einen Luther auslachen, wenn dieser käme und behauptete, die Ehe müsse priesterlich eingeweiht werden. Und weiter sollen wir Ihnen andeuten, wie aus der absoluten Verwerfung des Cölibats der Spott über das Altjungfernthum fließen mußte?

Nein, nein, denn wenn man so spricht, wie wir eben, so schreien gleich zehn und mehr: „Ein verkappter Ultramontaner." Also lassen wir lieber die Welt gehen, wie sie geht. Ebendeshalb zweifeln wir auch an der Erfüllung Ihrer frommen Wünsche, Hochgeehrteste. Die Gegenwart zielt nun einmal auf eine vollständige Ablösung der menschlichen Natur von dem Uebersinnlichen hin. Die Gegenwart ringt mit diesem Problem furchtbar. Kann sie es lösen, wohl ihr. Kann sie es nicht, und bisjetzt hat sie es nicht gekonnt, nun so wäre es von ihr crasser Hochmuth, wollte sie sich vor einem Buche, wie Sie es, Hoch-

geehrteste, geliefert haben, nicht verbeugen. Denn daß man tief-religiöse Ansichten aussprechen kann, ohne um deswillen dem Mysticismus verfallen zu müssen, das haben Sie aufs neue bestätigt. Mit dieser Zuversicht schließen wir das offene Schreiben.

Emil Müller-Samswegen.

Zur Geschichte der Tataren und Mongolen.

Temudschin der Unerschütterliche. Nebst einer geographisch-ethnographischen Einleitung und den erforderlichen besondern Anmerkungen und Beilagen. Von Franz von Erdmann. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die europäischen Gelehrten haben sich allmählich seit einem Jahrhundert — Anquetil du Perron bildet mit seiner „Zend Avesta" eine neue Aera in der Geschichte der orientalischen Studien — in die vielfach gegliederte Arbeit auf dem Gebiete des Orientalismus getheilt. Im allgemeinen läßt sich in dieser Beziehung Folgendes behaupten. Engländer, Franzosen und Deutsche haben über China, Ostindien, über die Völker Irans, über die Semiten, über Aegypten sowie über Kleinasien in ethnographischer, linguistischer und geschichtlicher Beziehung bei weitem die umfangreichsten und gründlichsten Werke geliefert. Den Reisenden, Missionaren und Fachgelehrten verdankt der größere Theil des Orients die vielfachste Beleuchtung des Dunkels seiner Vergangenheit, das mit rastloser Mühe und von vielen Händen in Thätigkeit gesetzte Grabscheit ihres Forschungstriebes hat Ueberreste zu Tage gefördert, die nicht blos Staunen zu erregen geeignet gewesen sind, sondern auch ganz neue Lichtstreifen über die orientalische Geschichte und über deren Zusammenhang mit dem ältesten Völkerleben Europas verbreitet haben. Die Russen dagegen, insbesondere die Mitglieder ihrer Akademie zu Petersburg, haben ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise den Volksstämmen von Turan, d. h. den Türken, den Mongolen und Tataren, sowie den einst auch im nördlichen Europa mächtigen Finnen zugewendet; daß dabei geographische, geschichtliche und politische Verhältnisse maßgebend gewesen sind und noch sind, bedarf keines besondern Beweises. Mögen nun aber auch immerhin die Völker von Turan weder den Bildungsgrad der Iraniden je erlangt haben, noch auch dessen vielleicht überhaupt fähig sein — selbst ihr Sprachidiom scheint diesen Beweis zu liefern, wie ihn denn auch der deutsche Professor Müller in Oxford in seiner kleinen aber vortrefflichen Schrift: „Suggestions for the assistance of officers in learning the languages of the seat of war in the East" (London 1854) geistvoll zu führen versucht hat —, so sind sie doch für die Geschichte Asiens und Europas mehr als einmal verhängnißvoll gewesen. Und für welches Land, für welches Volk mehr als für das russische? Was Temudschin durch den für die Russen so schrecklichen 16. Juni des Jahres 1228 am Flusse Kalka (jetzt Kalez nahe bei Mariupol) angebahnt, das vollendete Batu 1238. Länger als zwei Jahrhunderte (bis 1477) lastete das Joch der Mongolen auf dem südlichen Rußland. Ja man kann behaupten, daß die mittelbaren Folgen jenes Verhängnisses, welches über das russische Volk kam, bis auf diese Tage sich wahrnehmbar gemacht haben.

Es liegt nun auf der Hand, daß ein historisches Thema, wie es hier vorliegt, für einen russischen Professor an der Universität Kasan einen um so größern Reiz haben mußte. Und wie lange und ausdauernd er sich mit diesen Studien beschäftigt habe, dafür legt der Umstand ein sprechendes Zeugniß ab, daß er bereits 1841 zu Kasan ein Werk unter dem Titel herausgab: „Vollständige Uebersicht der ältesten türkischen, tatarischen und mongolischen Völkerstämme nach Raschid-ud-Din's Vorgange bearbeitet." Ebenso darf es unbedingt als eine Empfehlung der Befähigung zur Lösung einer historischen Aufgabe, wie die vorliegende ist, betrachtet werden, daß Alexander von Humboldt Herrn von Erdmann zu seinem Begleiter auf der asiatischen Reise wählte. Uebrigens beurkundet das in Rede stehende Werk des Verfassers eine so gründliche Bekanntschaft mit der einschlagenden orientalischen und occidentalischen Literatur, wie unsers Wissens kein anderes vorhanden ist. Selbst diese Eigenschaft berechtigt das Werk einen ehrenhaften Platz im Bereiche der Historiographie in Anspruch zu nehmen.

Sehen wir uns jetzt dasselbe etwas näher an, jedoch unter dem Vorbehalte, daß diese Blätter die specifische Gelehrsamkeit und deren Auseinandersetzungen den betreffenden Organen überlassen müssen. Der Verfasser erkannte mit vollem Recht, daß, wenn Licht in die große Völkerbewegung, deren Mittelpunkt „der Unerschütterliche" ward, kommen sollte, eine geographisch-ethnographische Einleitung, als Grundlegung für das Ganze, erforderlich sei. Die Schwierigkeit aber, mit welcher eine solche Aufgabe verbunden ist, konnte niemand besser zu würdigen im Stande sein als der Verfasser selbst; und er gesteht deshalb auch offen, daß ihm manches Resultat trotz der langen und sorgsamen Pflege seiner Arbeit zweifelhaft geblieben sei. Und wie darf dies auch anders erwartet werden, wenn man bedenkt, daß die geographisch-ethnographische Forschung sich über das ungeheuere Gebiet erstreckt, auf dem die Geschichte Scythen, Sarmaten, Kimmerier, Hunnen, Türken, Mongolen, Tataren und Finnen sich bewegen läßt, auf ein Gebiet, über dessen Umfang, innere Gestaltung und Völkerwesen die Alten nur sehr mangelhaft oder gar nicht unterrichtet waren, das Mittelalter durch Araber und abendländische Reisende (Marco Polo) nur beschränkte und unsichere, und wo sie sicher war, nicht geglaubte Kunde erhielt, und selbst die Neuzeit trotz der Kühnheit oder, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, trotz der Unersättlichkeit ihrer Wissenschaft und der relativen Leichtigkeit, mit der sie jetzt ihre Plane auszuführen im Stande ist, keineswegs noch vollständig unterrichtet und im Klaren ist. Um aber auf diesen unübersehbaren Gefilden der Geschichte mit ihrem wilden und wechselvollen Durcheinandertreiben der Völker die nöthige Orientirung zu gewinnen, bedarf es eines Kompasses, und dieser hat seine Elemente aus dem Bereiche der Geographie, Ethnographie und Linguistik zu entlehnen. Unsere Zeit hat nun in diesen Wissenschaften im Vergleich mit jeder Vergangenheit die eminentesten Fortschritte gemacht, und den Verfasser sehen wir im Besitz eines Wissens, wie es nur durch ein langjähriges Studium dieser Wissenschaften erworben werden kann. Dadurch ist es denn möglich geworden, ein historisches Bild von dem welterschütternden mongolischen Sturme, dessen Lenker der große Khan (Dschingis-Khan, d. i. nach des Verfassers Deutung: der unerschütterliche Herr) war, zu erhalten, wie wir es unsers Wissens noch nicht in unserer Geschichtsliteratur besitzen. Wir irren wol nicht in der Behauptung, daß wir seit des Franzosen Deguigne Werk, welches Dähnert übersetzte unter dem Titel „Allgemeine Geschichte der Hunnen und Türken" (5 Bde., Greifswald 1768—71), keine ausführlichere Arbeit über die Völker und deren Gebiete in Asien besitzen, als die von unserm Verfasser gelieferte ist.

Da wir den Gang der Untersuchungen, welche der Verfasser gleichsam unter den Augen seiner Leser ausführt, Schritt vor Schritt nicht zu verfolgen vermögen, so möge Folgendes wenigstens als Beweis dienen, daß wir demselben nicht ohne Aufmerksamkeit gefolgt sind. Obschon der Verfasser keineswegs in der Nähe von Olaus Rudbeck steht, von dem der bekannte Schlözer in seiner fast immer treffenden aber etwas derben Sprache sagt, „er quäle jeden hebräischen Buchstaben so lange, bis er einen gothischen Laut von sich gäbe", so können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß derselbe etwas vorsichtiger mit Etymologieen umgehen sollte. So ist z. B. der Name „Amazone" gewiß nicht von ἅμα und ζόω abzuleiten, ebenso wenig möchte seine Ableitung des Namens der Hunnen von Chun oder dem abgekürzten Un-Uighur den Ableitungen vorzuziehen sein, die Grimm, Kollar und Klaproth, gegen den der Verfasser überhaupt mehrfach polemisirt, angeben. Wir sind überzeugt, daß der sprachkundige Verfasser bei einer Revision seines Werks die eine und andere etymologische Behauptung entweder zurückziehen oder modificiren wird. Der Pfad der Etymologie ist bekanntlich sehr schlüpfrig oder auch verführerisch, weil sie sich zur Sprachwissenschaft ebenso verhält wie die Astronomie zur Mathematik; beide Wissenschaften

lassen der Phantasie trotz der strengen Lehrsätze, denen ihre Grundwissenschaften unterworfen sind, dennoch einen gewissen Spielraum oder nehmen ihn sehr gern in Anspruch. Was sich sprachlich auf diese Weise leisten lasse, das hat z. B. vor noch nicht sehr langer Zeit F. Nork in seinen „Andeutungen eines Systems der Mythologie“ (Leipzig 1850) recht schlagend bewiesen. Noch glauben wir aber zu einer andern Bemerkung uns veranlaßt zu finden. Der Verfasser stößt natürlich bei seinen geographischen und ethnographischen Untersuchungen auf die Geographie der Griechen und Römer, selbstverständlich zumeist auf die der erstern, indem bekanntlich die letztern für die Wissenschaft der Geographie und Ethnographie selbständig so gut wie nichts geleistet haben. Allein bei allen Geographen der classischen Welt, soweit sie hierher mit ihren Kenntnissen und Darstellungen gehören, begegnete er natürlich mehr als einmal Völkernamen, mit denen nach seinem eigenen Geständnisse entweder gar nichts anzufangen ist oder an deren Namensdeutung und geographischen Unterbringung fast verzweifelt werden muß. Hätte der Verfasser das Verhältniß der Kenntnisse und der Darstellungen der alten Geographen zu seiner geographisch-ethnographischen Grundlegung in einem besondern Abschnitte untersucht — die Befähigung dazu geht ihm gewiß nicht ab —, so würde er nicht nur der Wissenschaft überhaupt, sondern im besondern auch der speciell vorliegenden Sache einen recht erwünschten Dienst geleistet haben. Vielleicht entschließt sich der Verfasser bei einer neuen Auflage seines „Temudschin“, sich dieses Verdienst zu erwerben.

Theilen wir jetzt unsern Lesern einiges über die Resultate mit, zu denen der Verfasser gelangt ist. 1) Tataren und Mongolen sind Beinamen ersterer für die wieder in den frühern Zustand der Sklaven oder Unterthanen zurückgekehrten Herrschertürken, welche den Chinesen so viel zu schaffen machten. Die Beschreibung dieser Türken nach den chinesischen Schriftstellern, verglichen mit der Beschreibung der Tataren nach Raschid-ud-Din, stimmt im allgemeinen ganz miteinander überein. Später ward er auf alle andern ausgedehnt oder ward eine so allgemeine Benennung wie die der Türken. Der Name Mongolen entstand vielleicht anfangs daher, weil sie sich nicht als Herrscher aufrecht zu erhalten vermochten, sondern in ihr Vaterland zurückkehrten, oder er ward durch den frühen Untergang derselben, oder endlich auch durch die Einfachheit ihrer nomadischen Sitten bedingt. Sie nahmen ihn aber später, als Herrscher aufgetreten, in einer andern ehrenvollen Bedeutung wieder auf. 2) Mongolische Stämme treffen wir noch heute auf dem ihnen heiligen Boden am Baikal an. 3) Die Sprache der Tataren ist, wie wir aus den noch heute zu Tage liegenden Erscheinungen wissen, die der übrigen Türken. Der Tatar nennt sie selbst die türkische und liebt den Namen Tatar als den seinigen nicht. Die mongolische mußte ursprünglich allerdings davon verschieden sein; allein sie ward durch die unzähligen im Verlaufe vieler Jahrhunderte beständig stattgehabten Reibungen mit andern mannichfaltigen Völkern in die türkische verwandelt; diese Wandlung war bereits zu Temudschin's Zeit vor sich gegangen. 4) Raschid-ud-Din konnte mit vollem Rechte sagen, daß in den ältesten Zeiten alle Türken, Tataren und Mongolen an Sprache und Gesichtsbildung sich ähnlich gewesen seien. Recht verdienstlich und die Orientirung erleichternd ist eine Tabelle, welche die türkischen Völkerschaften unter drei Rubriken vertheilt: Die erste enthält die türkischen Völkerschaften, welche später Mongolen genannt wurden, die zweite die, welche früher den Namen Mongolen führten, während in der dritten die türkischen Stämme namhaft gemacht sind, welche in eigenen Reichen von Königen regiert wurden. Mit großer Sachkenntniß werden dann die einzelnen geschichtlich bekannten Reiche und Dynastien namhaft gemacht und eine kurze historische Skizze von ihnen gegeben unter vielfacher Hinweisung auf die ebenso zahlreichen als werthvollen besondern Anmerkungen und Beilagen. Zuletzt aber heißt es: „Wenn wir noch einmal einen Rückblick auf diese von uns gegebene geographisch-ethnographische Einleitung werfen, so wird es gewiß keiner zu leugnen vermögen, daß wir ohne den Tur, d. h. den Stier, oder wollen wir lieber, den Ochsenkopf, weder in die älteste europäische noch älteste asiatische Geschichte und Mythologie das erforderliche Licht gebracht haben würden. Denn ohne ihn würden wir nicht wissen, warum bei den alten Scythen nach den occidentalischen Schriftstellern Ares als die echt nationale Gottheit verehrt worden sei; ohne ihn würden wir vergeblich nach der Entstehung der Benennungen Turan, Turchan, Turk und so unendlich vieler anderer aus ihm hervorgegangenen uns umsehen; ohne ihn uns über die Einführung des Gebrauchs des Turks und der türkischen Roßschweife sowie der Stierkämpfe und der Turniere keine Aufschlüsse zu ertheilen vermögen, ohne ihn des Urgrundes ermangeln, warum Türken *) und andere Völker sich des wölfischen Ursprungs rühmten, und überhaupt sowol in dem Labyrinthe der westlichen und östlichen Mythologie, als endlich auch in den weit und breit sich in den entlegensten Westen hineinziehenden Verzweigungen der Uebersiedelung asiatischer Völker des uns so nöthigen Fadens der Ariadne entbehren und die für diese weiten Strecken so nöthigen Anhaltepunkte vermissen. Es war uns bei unsern über alle abgehandelten Gegenstände unternommenen Untersuchungen um das Vorwärts zu thun, und diese Fortschritte glauben wir in der vorstehenden Einleitung geliefert zu haben.“ Von dem Vorwärts werden die Leser des Werks sich vollkommen überzeugt fühlen, aber auch von einer gewissen Kühnheit insbesondere in sprachlichen Dingen, wie wir dies oben bereits angedeutet haben.

Temudschin empfing nach einem großen Siege bei seiner feierlichen Thronbesteigung im zweiundfunfzigsten Lebensjahre den weltberühmten Namen Dschingis-Khan, wie ja überhaupt die mächtigen asiatischen Herrscher keine Familiennamen, sondern stolze Ehrennamen schon in den frühesten Zeiten führten: Cyrus, Artaxerxes sind ebenso wenig Namen, die ihre Person als solche bezeichnen, wie Nebukadnezar. Er war unverkennbar ein gewaltiger Charakter, der kühnste Heerführer von Steppenvölkern, deren Reiterscharen Chinas Mauern durchbrachen und Centraleuropa in Schrecken setzten; er war ein echt asiatischer Despot, den Eroberungslust oder Rachsucht an Strömen von Blut sich weiden läßt, während er gleichzeitig edle Thaten belohnt oder selbst Charakterzüge offenbart, die das menschliche Gemüth geneigt machen möchten sich mit ihm auszusöhnen. Daß er nicht ohne praktischen Verstand und ohne Organisationstalent war, beweist seine Heeresorganisation und sein Gesetzbuch. Von großer Klugheit zeigt es sogar, daß er keinem religiösen Bekenntnisse einen Vorzug zugestand, schon nach ihm konnte jeder nach seiner Façon selig werden. Unser Verfasser läßt ihn freilich eine höhere Stellung einnehmen. Die weithin stürmenden Heerführer der Assyrier, Babylonier, Perser und Araber haben Pflanzstätten der Cultur geschaffen; Temudschin ist kein solcher Schöpfer gewesen, und so massenhaft auch die buddhistische Literatur der Mongolen später geworden ist, so kann sie sich doch nicht im entferntesten messen mit dem welthistorischen Bildungseinflusse der Araber, nicht auch nur einigen wahrhaft lohnenden Ersatz bieten für die mongolische Verwüstung, von welcher die Geschichte zu erzählen weiß; die Völkerstämme von Turan sind den Beweis bisjetzt wenigstens schuldig geblieben, daß sie an Geist, an Befähigung und Lust, wahrhaft Menschliches zu schaffen, und an weltgeschichtlicher Bestimmung den Iraniden oder Ariern ebenbürtig seien.

Der Verfasser hat Temudschin's Biographie in vier Abschnitte getheilt: 1) vom Antritte seiner Herrschaft 1167—96; 2) von seinem ersten Siege über die Mergiten 1196 bis zu seiner feierlichen Thronbesteigung 1205; 3) vom Jahre 1205—17 und 4) von dieser Zeit bis zu seinem Tode 1227. Wir heben aus dem Ganzen der Darstellung, die ebenso klar als anziehend gehalten ist, nur Folgendes hervor: Die russische Wehr-

*) Daß der Verfasser diesen Volksbegriff im viel weitern Sinne nimmt, als wir unter Seldschucken und Osmanen zu verstehen gewohnt sind, braucht blos beiläufig angedeutet zu werden.

kraft war schon 1223 am Flusse Kalez gebrochen worden; als 15 Jahre später Batu kam, ward der völlig vernichtende Streich mit um so rascherm Erfolge geführt. Es war in der That aber auch nicht leicht, den Heeresmassen Temudschin's Widerstand zu leisten. Denn kein Regent vor ihm hatte sich so eifrig bemüht, die gehörige Ordnung und Disciplin in sein Heer einzuführen. Er hielt seine Soldaten sehr streng, sodaß sie sich größtentheils in Noth und Dürftigkeit befanden, weil Löwen nur dann, wenn sie hungrig seien, ein Thier anfallen und auf dasselbe Jagd machen, nach einem persischen Sprichworte, daß „ein fetter Hund zur Jagd nicht tauge", nach einem arabischen „man den Hund hungern lassen müsse, der einem folgen solle", und weil ein zwar tapferer Soldat aber zugleich ungehorsamer Unterthan den zerrüttetsten Zustand für Kaiser und Reich herbeiführe. Daher lebten seine Krieger im Frieden nach Art der übrigen Unterthanen, trugen gemeinschaftlich die Lasten und Abgaben derselben, waren von dem Tribute der Kopfsteuer und der Unterhaltung der Stationen nicht befreit und entsagten den irdischen von dem Fleische, der Milch, der Wolle und dem Fette der Heerden zu ziehenden Vortheilen; traten zur Kriegszeit klein und groß, jung und alt, Herr und Sklave insgesammt mit Schwertern, Bogen, Pfeilen und Spießen bewaffnet auf, unterwarfen sich in Freude und Leid, in Trübsal und Bequemlichkeit den Befehlen ihrer Feldherren und Anführer, ohne dafür Würden, Einkommen und Erhöhung zu erwarten, lieferten sofort alles, was die Zeit und die Umstände den Befehlen ihres Gebieters zufolge erforderten, führten alle Kriegsgeräthschaften und sonstige Instrumente bis zum Pfriemen und der Nadel mit sich und unterzogen sich oft selbst der Bestrafung im Falle, daß sie etwas sich hatten zu Schulden kommen lassen. Da die Mongolen und Tataren der Jagd leidenschaftlich ergeben waren, so war die Jagd auf wilde Thiere einem Heeresobersten als Hauptverpflichtung übergeben. Dieser hatte im Anfang des Winters Jäger auszusenden, welche die geringere oder größere Anzahl des Wildes erforschen mußten. Nach eingezogener Erkundigung waren die Krieger darüber in Kenntniß zu setzen durch besondere Herolde; die Aufgebotenen wurden nach den gesetzlichen Vorschriften in die rechte und linke Flanke, in das Centrum und die Flügel vertheilt. Alle mußten nun um eine Ebene oder ein Gebirge einen Kreis schließen, die zur Dauer der Jagd nöthigen Eßwaaren und Getränke mit sich nehmen, allmählich und ohne Geräusch vorrücken und besonders darauf Acht haben, daß das Wild sich nicht von dem Jagdrevier verlaufe, oder wenn Bataillons- oder Compagniechefs oder Unteroffiziere untereinander handgemein wurden und sich prügelten, oder wenn sie die für das Jagdrevier vorgeschriebene Ordnung nicht beachteten und nur einen Schritt vor- oder rückwärts gingen, so wurden die Schuldigen bestraft. Wenn das Jagdrevier sich verengte, so hatte jeder sich die Hand zu geben, Schulter an Schulter, Knie an Knie zu stehen; wenn dann verschiedene wilde Thiere in Aufruhr und Bewegung geriethen, so hatte zuvor der Khan Baschi einige aus seinem Gefolge gegen diese zu senden, um die Jagd auf sie mit Pfeilen zu beginnen. Gewann die Jagd ein gefährliches Ansehen, so hatte das Gefolge sich auf einen höhern Ort zu begeben, damit die Prinzen, die Emire, sowie die gemeinen Soldaten hintereinander her das Wild erlegten, während der Khan dem Schauspiele zusah. Blieb von dem Wilde noch etwas übrig, so verfügten sich die Greise und Bejahrten zum Khan, mit der Bitte, daß er ihnen den Ueberrest zur Verfügung stellen möge.

Bemerkenswerth erscheint uns noch Folgendes. Als Temudschin im Traume die Vorzeichen seines nahe bevorstehenden Todes sah und selbst seine nicht mehr ferne Auflösung fühlte, berief er seine Söhne und Enkel zu sich und redete sie also an: „Geliebte Kinder! Die Kraft meiner Jugend hat sich in die Schwäche des Greisenalters umgewandelt, und der feste Gang des Jünglings hat dem Schwanken des Greises Platz gemacht. Die letzte Reise, deren Gebot unübertretlich ist, sowie der Hingang zum Tode ist nahe vor meiner Thür. Durch die Macht Gottes und den Beistand des Himmels habe ich dieses große und ausgedehnte Reich, das sich von seiner Mitte aus nach allen Seiten hin eine Jahresreise weit ausdehnt, für euch, meine theuern Kinder, erworben und in die gehörige Ordnung gebracht. Mein letzter unmaßgeblicher Wille besteht jetzt darin, daß ihr in der Bekämpfung euerer Feinde und der Erhöhung euerer Freunde eines Sinnes und einer Stirn seid, damit ihr ein langes und glückliches Leben führen und von dem Reiche Genuß und Vortheil ziehen könnt. Wenn ihr im guten Einverständniß miteinander auch ferner die Verwaltung des Reichs vollführen werdet, so werdet ihr gewiß im Stande sein, euere Feinde zu besiegen, euere Widersacher zu bezwingen und in Frieden zu regieren; wenn ihr jedoch den Weg der Zwietracht und Uneinigkeit wandelt, so werdet ihr den Mantel des Reichs zerreißen und selbst untergehen." Wer erinnert sich hierbei nicht der Scene, wie sie Xenophon in der „Cyropädie" am Sterbebette des Cyrus schildert, und der Rede, welche Xenophon dem Perserkönig in den Mund legt? Die Urheberschaft des weltberühmten Gleichnisses von dem Pfeilenbündel zur Versinnlichung der Stärke der Eintracht wird nach orientalischen Quellen und nach Petis de la Croix bei dieser Gelegenheit dem Dschingis-Khan zugesprochen. Uebrigens ward dieser merkwürdige Mongolenkhan, der nach der Annahme des Verfassers am 18. August 1227 starb, am Fuße eines Baums zur Erde bestattet, der ihm einst bei einer Jagd so sehr gefallen und den er selbst zu seinem Grabmale sich erkoren hatte. Von seinen 500 Gemahlinnen und Beischläferinnen, unter denen jedoch nur fünf für Großgemahlinnen galten, hinterließ er eine ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft.

Schließlich sei hier noch beiläufig bemerkt, daß uns des Verfassers Werk in der Ueberzeugung noch ganz besonders bestärkt hat — eine Ueberzeugung, die wir dem Hrn. von Wietersheim gegenüber in d. Bl. geltend zu machen gesucht haben — wie zu einer genetischen Darstellung der Völkerwanderung die Bekanntschaft mit den orientalischen Quellen und den Völkerbewegungen in den entferntesten Theilen des asiatischen Continents schlechterdings erforderlich sei.

Karl Zimmer.

Eine französische Kritik des modernen deutschen Materialismus.

Die in Deutschland fortschreitende materialistische Bewegung fängt mit Recht an, die Aufmerksamkeit des Auslandes immer mehr auf sich zu ziehen; denn Deutschland ist gegenwärtig der Sitz des systematisch betriebenen Materialismus, und muß als solcher vom Auslande besonders beachtet werden, und wird es auch. Hiernach werden wir wol unsern Anspruch, ein vorzugsweise religiöses Volk zu sein, angesichts des ganzen, darüber richtiger urtheilenden Europa aufgeben müssen, insofern man nicht etwa darin einen Zug religiösen Gefühls erblicken will, daß die deutschen Materialisten ihre Aufgabe in der That mit einer Art von religiösem oder doch wissenschaftlichem Fanatismus und Zelotismus betreiben, während die französischen von jeher die Sache leicht und etwas frivol genommen haben, etwa wie einen Gegenstand bloßer pikanter Belustigung.

Unter andern behandelt Paul Janet diese Erscheinung in der „Revue des deux mondes" unter der Ueberschrift „Le matérialisme contemporain en Allemagne" und zwar in einem umfangreichen, im zweiten Augustheft enthaltenen ersten Aufsatz die „École naturaliste", in welchem Moleschott's, Büchner's, Vogt's, Löwenthal's, Czolbe's und anderer Schriften beleuchtet werden. Der Verfasser bemerkt zuvörderst, daß Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, die man in Frankreich als Muster des freien und kühnen Denkens ausgegeben habe, in Deutschland fast veraltet und von dem „sombre et pessimiste" Schopenhauer Sophisten genannt worden seien. Dann kommt er auf die Neuhegelianer zu sprechen, auf Ruge, welcher gesagt habe, daß man nicht gegen die Religion kämpfen, sondern sie vergessen müsse, auf Max Stirner, der den Humanitätscultus Feuerbach's als einen Aberglauben und zwar den letzten

bezeichnet und die Autolatrie, den Cultus des Ich gepredigt habe. Solche, um das lindeste Wort zu brauchen, überdreiste Doctrinen sind freilich nicht immer so schlimm gemeint, sondern oft nur darauf berechnet, Sensation damit zu machen, obschon allerdings einer Zeit schwerlich Glück zu wünschen ist, in welcher Werke wie das Stirner'sche, die das Evangelium des absoluten Egoismus ganz offen verkünden, überhaupt nur auftauchen können. Ginge nicht ein verwandter Zug durch diese Zeit, rechnete man nicht auf eine Zahl Gleichgesinnter, so würde ja niemand wagen, mit solchen Ansichten und Doctrinen aufzutreten.

Janet bemerkt weiter, daß, wenn man sich von dieser Art Wuth gegen die Religion, von welcher die Neuhegelianer sich besessen gezeigt, eine Idee machen wolle, man die französischen Atheisten des 18. Jahrhunderts, einen Naigeon, Lalande, Sylvain Maréchal lesen müsse. Ausführlicher spricht er dann über Schopenhauer, dem er unter anderm einen Stil „plein de couleur et d'amertume, d'une netteté peu commune en Allemagne" nachrühmt. Dann erst, und nachdem er noch Oken, Burdach, Carus u. s. w. genannt, welche mehr oder weniger noch einem gewissen Idealismus gehuldigt, kommt er auf die jetzige „école naturaliste" zu sprechen und verweilt begreiflicherweise namentlich bei den Koryphäen: Moleschott, Büchner, Vogt. Was Löwenthal's Schrift „System und Geschichte des Naturalismus" betrifft, so scheine sie, meint der Verfasser, nichts weiter als das „vieux système atomistique" zu enthalten, nur daß der Verfasser noch weiter gegangen sei als Moleschott und Büchner. Er gedenkt aber auch der Philosophen und Physiologen auf der Gegenseite, mögen sie sich nun in die Streitfrage über den Materialismus unmittelbar eingemischt haben oder nicht: J. H. Fichte's, „qui porte avec honneur un nom celèbre dans la science", Ulrici's, Zeising's, der in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" den Materialismus „avec beaucoup de force" bekämpft habe, Drobisch's, Trendelenburg's, Ritter's, des „grand historien de la philosophie", Julius Schaller's, Droßbach's, Schellwien's, Tittmann's, Lotze's, des „physiologiste éminent", Rudolf Wagner's („l'un des premiers physiologistes de l'Allemagne") u. s. w. Nach dem Namen Fortlage's dagegen suchten wir vergebens.

Auf Janet's sehr ausführliche Kritik des deutschen wissenschaftlichen Materialismus können wir hier nicht weiter eingehen; wir erwähnen nur, daß er Büchner vorwirft, die Coexistenz von Kraft und Stoff als Princip hingestellt zu haben, ohne weder von jener noch von diesem eine Definition zu geben und ohne zu zeigen, durch welche Bande sie sich in eins bilden. Dieses sei der Hauptmangel, der sich in allen Folgerungen geltend mache. Er ruft aus: „Welche Schwachheit und Unwissenheit, das wahre Sein der Dinge auf diese flüchtigen Erscheinungen zu beschränken, welche unsere Sinne davon auffassen, und wie diese neuern Materialisten nicht einmal das Atom, welches doch wenigstens einen Anschein von Festigkeit hatte, sondern ein etwas, ich weiß nicht was, anzubeten, was noch in keiner Sprache einen Namen hat und was man den unendlichen Staub (la poussière infinie) nennen könnte!"

Im ganzen, kann man sagen, verräth die Janet'sche Darstellung eine bei einem Franzosen erstaunliche Bekanntschaft mit der hierhergehörigen Literatur der Deutschen, wie dies unsere Leser auch aus der großen Menge der oben angeführten Namen, auf die sich der Franzose beruft, erkannt haben werden. Ueberhaupt sollte man bei der Beurtheilung der Franzosen, wenn man ihnen nicht gar sehr unrecht thun will, nicht blos die leichte französische Feuilletonliteratur, die Demi-Monde-Literatur oder die reizend geschriebenen aber schlüpfrigen Romane E. Feydeau's im Auge behalten. Es gibt auch Franzosen genug, und zu ihnen gehören auch meist die mit deutscher Literatur Vertrauten, welche nicht eher über einen Gegenstand schreiben, als bis sie ihren Gegenstand gründlich kennen gelernt haben; aber freilich hüten sie sich stets vor deutscher Weitschweifigkeit und Schwerfälligkeit.

Wir erwähnen hierbei, daß von L. Büchner's berühmter Schrift eine Uebersetzung unter dem Titel erschien: „Force et matière. Études philosophiques et empiriques des sciences naturelles. Mises à la portée de tout le monde par *Louis Büchner*. Ouvrage traduit de l'allemand d'après la septième édition avec l'approbation de l'auteur par *L. F. Gamper*" (Paris, Brüssel, Leipzig 1863). Der Uebersetzer mit dem deutschen Namen ruft in der Vorrede unter anderm aus: „L'arme tranchante du réalisme est irrésistible!" und fährt dann fort: „Der Erfolg des Werks beweist unbestreitbar sein Verdienst; denn in der kurzen Zeit von nur fünf Jahren sind davon sieben Auflagen vergriffen und es ist in mehrere Sprachen übersetzt worden. Unsere Uebersetzung ist nach der vollständigsten, der siebenten, angefertigt und mit noch nicht veröffentlichten Noten, die wir der Freundschaft des Autors verdanken, bereichert worden." Paul Janet gedenkt in dem obenerwähnten Aufsatz dieser Uebersetzung, bedauert aber, daß der Uebersetzer, ein Freund und Landsmann des Verfassers, seine Arbeit nicht jemand, „qui sût le français", zur Durchsicht gegeben habe. Im übrigen nennt Janet, obschon er, wie wir gesehen haben, die Mängel, die Trost- und Seelenlosigkeit des Systems bekämpft, es ein an Thatsachen reiches Buch, ein „livre nerveux et concis, écrit avec rapidité et clarté, qualités toutes nouvelles dans un livre allemand"; es enthalte auf wenigen Bogen den ganzen Saft der materialistischen Lehre und könne als das wahre Handbuch des neuen Materialismus angesehen werden.

Als auf eine Art Curiosum möchten wir hier darauf hinweisen, daß schon Kotzebue die Hauptsätze der neuen materialistischen Lehre in Verse gebracht hat, und zwar in einer bekannten Stelle seines Gedichts „Verzweiflung", welches sich in gewissen Schichten, deren rohe und verzweifelte Lebensanschauungen in jenem Gedicht ihren Ausdruck finden, noch immer einer großen Beliebtheit erfreut. Der Materialismus kann eben nur sich in Verse bringen; in den reinen Aether der Poesie und Kunst vermag er sich nicht zu erheben, wie dies in der Natur der Sache selbst liegt. Mit dem Materialismus und mit dem aller Moral in das Gesicht schlagenden Grundsatze Büchner's, daß dem Begriffe Gut jeder absolute zwingende Werth abgehe und daß wir alle Epikuräer und Egoisten seien — mit solchen grob sinnlichen Anschauungen kann man eben höchstens ein Kotzebue werden, aber nie ein Shakspeare. Dieser erhabene Dichter, vor dessen geistiger und sittlicher Größe hoffentlich auch Büchner sein Haupt in Ehrfurcht beugen wird, spricht in „Ende gut Alles gut" die gewichtigen Worte: „Man sagt, mit den Wundern sei es jetzt vorbei, und es gibt unter uns eine Race Philosophen, welche übernatürliche und unerklärbare Dinge zu alltäglichen und gemeinen machen." Diese Stelle, in der sich der Dichter weiter gegen die „scheinbare Wissenschaftlichkeit" erklärt, steht nicht allein; wer denkt nicht an Hamlet's Wort, daß es im Himmel und auf Erden mehr Dinge gäbe, als unsere Schulweisheit sich träumen lasse?

H. M.

Zur Ornithologie.

Aus dem Leben der Vögel. Eine naturpsychologische Skizze von J. G. Fischer. Leipzig, Brandstetter. 1863. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser schildert mit liebenswürdiger Innigkeit seine Beobachtungen aus dem Leben der Vögel seiner schwäbischen Heimat in der Absicht, einer neuerdings Mode gewordenen mechanischen Auffassung des Instincts der Thiere entgegenzutreten. Wir finden aber, daß demselben sehr leicht der Vorwurf werde gemacht werden können, er habe in die Natur hineingetragen, was nicht ihr, sondern nur seiner Phantasie angehöre. Soll die Frage nach dem Seelenleben der Thiere einen Schritt vorwärts kommen, so darf man offenbar nicht nach den seelischen Eigenschaften der Gattung als Ganzem fragen, wie es der Verfasser thut, wenn er z. B. S. 20 vom melancholischen Gimpel,

vom philosophischen Storch, vom leichtfertigen Spatz, vom kreuzfidelen Staar, dem vornehmen Pirol u. s. w. spricht, sondern man muß vielmehr die einzelnen Individualitäten studiren. Es kommt in der That, namentlich bei Vögeln, oft vor, daß ein Individuum durch irgendeine äußere Veranlassung dazu gebracht, von seiner gewöhnlichen Lebensweise einmal abzulassen, nunmehr aus freien Stücken sich an die neue gewöhnt, und auch die selbstgewählte Lebensweise seinen Jungen anerzieht, obwol ihm der Rückfall in die alte vollkommen freisteht. Beobachtungen dieser Art sollten nur an wilden Thieren angestellt werden, weil man nicht wissen kann, wie viel bei Hausthieren auf den Einfluß des Menschen zu geben ist. In der neuern Zeit ist in dieser Hinsicht manches geschehen, was der Verfasser sich hätte zu Nutze machen können, wenn er — man sieht den Grund davon nicht ein — sich nicht auf seine eigenen Beobachtungen hätte beschränken wollen, die nach dieser Richtung hin nicht eben zahlreich sind.

Dem Gesammteindruck des Werks würde es ferner offenbar förderlich gewesen sein, wenn der Verfasser sich gewisser Ueberschwenglichkeiten hätte enthalten können, bei denen wir uns nichts Reelles zu denken vermögen, wie z. B. bei folgendem Ausspruch: „Calla- und Oleanderblüte haben etwas heimatlich Gemäßigt-Deutsches in ihrem Duft, obwol sie von fernher stammen, und unsere heimische, wenigstens längst vollständig bei uns acclimatisirte und verwilderte Jerichorose kann bei aller Fülle und Güte ihres Geruchs einen Stich ins südlich Schwüle, Tropische nie verbergen." Wird aus solchen Sätzen je eine Erweiterung unserer Erkenntnisse sich entwickeln können? Und wie viel mehr leistet in dieser Beziehung nicht der Chemiker, der, ohne geistreich sein zu wollen, uns lehrt, daß die Birnen ihren Geruch dem buttersauren Methyloxyd verdanken, oder Chenopodium vulvaria den seinen dem Trimethylamin. 91.

Notizen.

Die ersten und einzigen Verse von Jean Paul.

Wol nur sehr wenigen dürfte es bekannt sein, daß auch Jean Paul einmal Verse gemacht hat. Bei einer Durchsicht des Jahrgangs 1806 des „Morgenblatt" trafen wir nämlich zu unserer Verwunderung auf einen von Jean Paul unterzeichneten Aufsatz mit der Ueberschrift „Meine ersten Verse", den wir nicht ungelesen lassen durften. In der Einleitung erzählt Jean Paul in ziemlich devoten Worten, deren sich zu jener harmlosen Zeit auch ein sonst freisinniger Autor gegen fürstliche Häupter bedienen durfte, ohne sofort als „Fürstenknecht" ausgeschrien und gesteinigt zu werden, wie der König von Preußen 1805 mit seiner Gemahlin das Alexandersbad bei Wunsiedel besucht habe und wie hier die fürstlichen Personen mit einem aus einer Felsengrotte ertönenden Wechselgesang begrüßt worden seien, zu dem er, Jean Paul, den Text gedichtet und ein Arzt die Musik componirt habe. Da vielleicht mancher darauf neugierig sein dürfte, wie sich Jean Paul als Versmacher ausnimmt, und die ganze Dichtung nur geringen Umfangs ist, so wollen wir sie ganz hierhersetzen:

Wechselgesang der Oreaden und Najaden.

Chor der Oreaden und Najaden.

Seid gegrüßt den Geistern der Berge und Ströme!
Die Ruine blüht vor euch,
Blumen opfert das Gebirg'.
Der Berg wird zum Throne durch Ihn,
Der Thron ein Olympos durch Sie.

Oreaden.

Deinem Adler gebührt die Höh',
Unser Vater verlieh dir ihn
Mit Klauen voll Frühlingsgewitter,
Um die Fluren zu segnen,
Um die Feinde zu treffen.

Najaden.

Wir bewohnen nur vier kleine Flüsse,
Denn das Meer gebar die schönste Göttin;
Zum Meere eilen die Flüsse,
Zur Schönheit ziehen die Herzen.
Doch auch die Welle schafft die Göttin; und ihr Demant
Faßt das göttliche Bild;
Unsre vier Ströme spiegeln Anadyomene
Als vier Schwestern zurück.

Eine Oreade.

Ich besiege die Nymphen der Berge und Flüsse; ich sende aus der Tiefe statt Goldes die Heilquelle ins Thal; und die Erhabenen weilen am längsten bei ihr.

Die Najade der Saale.

Ich besiege dich; ich begleite Sie am längsten in Ihr Reich; dann eilet meine Götterschwester mir von Seinem Riesengebirg entgegen, und umarmend tragen wir des deutschen Königs Schiffe in das deutsche Meer.

Chor der Oreaden und Najaden.

Wir sind alle gleich,
Denn sie sind bei uns.

Diese Verse, insofern man sie in ihrer Annäherung an die Prosa und in ihrer Untermengung mit Prosa für Verse gelten lassen will, zeigen, daß sich Jean Paul auf die Kunst verstand, fürstlichen Häuptern Weihrauch zu streuen, wennschon der Umstand, daß darin nirgends das Epitheton „preußisch" vorkommt und der König von Preußen einfach ein deutscher König genannt wird, von des Verfassers deutscher Gesinnung zeigt und vielleicht von dem königlichen Ehepaar nicht gerade sehr wohlgefällig aufgenommen worden sein dürfte. Trotzdem würde sich in unserer Zeit ein Dichter mit solchen Versen, in deren Veröffentlichung ohne Zweifel ein gewisser Stolz darauf, doch auch einmal Verse gemacht zu haben, sich ausspricht, beim Publikum wie bei den speciellen Freunden der Poesie nicht sehr empfehlen.

Eine Erzählung Hoffmann's von George Sand dramatisirt.

Während bei uns die realistische kritische Schule, welche der jetzt aufstrebenden materialistischen tüchtig vorgearbeitet hat und dieser vielleicht bald die Herrschaft wird abtreten müssen, es sich vor allem angelegen sein läßt, gegen unsere romantischen und phantastischen Dichter einen Vernichtungskrieg zu führen, gehören gerade einige aus dieser Richtung hervorgegangene Erzählungen im Auslande zu den beliebten Büchern, so Fouqué's „Undine" in England und E. T. A. Hoffmann's Erzählungen in Frankreich. Eben erst hat George Sand eine Episode aus des letztern „Meister Floh" unter dem Titel „La nuit de Noël. Fantaisie d'après Hoffmann" dramatisirt, das kleine Drama im zweiten Augustheft der „Revue des deux mondes" veröffentlicht und ihm einige einleitende Worte vorangeschickt. Nachdem die Bearbeiterin bemerkt, daß, wie es heiße, Hoffmann in Deutschland selbst aus der Mode gekommen sei, fährt sie fort: „Mich kümmert das wenig. Zwar weiß ich unglücklicherweise kein Sterbenswörtchen deutsch, und ich weiß auch nicht, ob die Uebersetzung von Loeve-Veimars den Text verschönert hat; aber diese «Contes fantastiques d'Hoffmann» haben mich in meiner Jugend hingerissen, und ich kann sie auch noch jetzt nicht lesen, ohne mich in eine Region berauschender Poesie erhoben zu fühlen." Sie bemerkt weiter, die „puissance fascinatrice du génie d'Hoffmann" sei so groß, daß man auf den Flügeln seiner Phantasie sich mit Vergnügen in unbekanntes Gebiet tragen lasse, ohne zu wissen, welche verzauberte oder burleske Welten man unterwegs durchzogen habe, und sie rühmt an Hoffmann's Erzählungen endlich auch die menschliche Seite, die, Scherz und Ernst miteinander mischend, diese Erzählungen nicht als bloße Capricen der Ge-

bildungskraft erscheinen lasse. Das Sand-Hoffmann'sche Drama spielt in Frankfurt a. M., und es treten darin nur vier Personen auf: Peregrinus Tyß, Max, Nanni und das Gespenst, weshalb es auch von der Verfasserin eine „humble fantaisie à quatre personnages" genannt wird. Es ist auf ihrem Privattheater von Nohant am 31. August 1862 und 8. Februar 1863 aufgeführt worden, und die Verfasserin nimmt davon Anlaß, gegen die großen Theater der neuern Zeit überhaupt zu eifern, weil sie die Stimmen und die körperlichen Kräfte der Schauspieler in kurzer Zeit zu Grunde zu richten pflegen. „Les vraies individualités ont besoin du petit temple grec et périssent dans le vaste cirque byzantin", sagt sie. Man erfährt übrigens aus der Einleitung, daß schon vor einigen Jahren im Odeontheater ein phantastisches Stück unter dem Titel „Les contes d'Hoffmann" zur Aufführung kam, worin die originellsten Einfälle und Gebilde des Dichters, wie George Sand versichert, sinnreich zusammengestellt waren. Wir glauben in der That, daß das deutsche Publikum neuerungssüchtiger ist als jedes andere, und daß Hoffmann, der eine Species für sich bildet, zu den vielen Autoren gehört, welche, weil sie in ihren Dichtungen keine eigentliche Politik trieben, von unserm Publikum mit Undank belohnt und von der Kritik ungebührlich behandelt worden sind. Glücklicherweise gibt es außer dem deutschen noch als höhere Instanz, ein europäisches Publikum, welches die von jenem begangenen Ungerechtigkeiten auszugleichen sich keineswegs lässig finden läßt. H. M.

Bibliographie.

Bacmeister, A., Die Geschichte von Walther und Hildegund, wie Walther durch die Nagelprobe seine Braut gewinnt und aus Hunnenland entführt, nebst dem großen Kampf im Waskenwald. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 1864. 8. 9 Ngr.

Benedix, R., Artemia. Leipzig, Deckmann. 8. 20 Ngr.

— — Gedichte. Leipzig, Deckmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Die heilige Seraphica. Leipzig, Deckmann. 8. 1 Thlr.

Berchtold, J., Die Entwickelung der Landeshoheit in Deutschland in der Periode von Friedrich II. bis einschlüssig zum Tode Rudolfs von Habsburg, staatsrechtlich erörtert. 1ster Theil. München, Rieger. Gr. 8. 1 Thlr.

Briffault, E., Die Geheimnisse Roms im 19. Jahrhundert. Deutsch von L. von Alvensleben. 1ste Lieferung. Brünn, Karafiat. Lex.-8. 7½ Ngr.

Brunner, S., Die Kunstgenossen der Klosterzelle. Das Wirken des Klerus in den Gebieten der Malerei, Skulptur und Baukunst. Biographien und Skizzen. Zwei Theile. Wien, Braumüller. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bryant, W. C., Amerikanische Gedichte, in deutscher Nachbildung nebst Einleitung von A. Laun. Vom Dichter autorisirte Ausgabe. Bremen, Heyse. 8. 1 Thlr.

La Chanson de Roland. Nach der Oxforder Handschrift von Neuem herausgegeben, erläutert und mit einem vollständigen Glossar versehen von T. Müller. 1ste Hälfte. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr.

Dante-Album. 1stes Heft. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr.

Freimuth, H., Gedichte. Leipzig, Wengler. 16. 22½ Ngr.

Gebler, W. Edler v., Das k. k. österreichische Auxiliarcorps im russischen Feldzuge 1812. Nach Originalquellen bearbeitet. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.

Genast, W., Der Deutschen Hort. Festspiel zur Versammlung der deutschen Kunstgenossenschaft in Weimar. Weimar, Böhlau. Gr. 16. 6 Ngr.

Gerstäcker, F., Die Kolonie. Brasilianisches Lebensbild. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1864. 8. 3 Thlr. 27 Ngr.

— — Der Wilderer. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Costenoble. 1864. 16. 27 Ngr.

La Garde, M., Der letzte Tag von Clairefontaine. Historische Novelle. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von R. Mülbener. Gotha, Opetz. 16. 6 Ngr.

Laugel, A., Der Mensch der Vorwelt. Eine Darstellung für gebildete Laien. Nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen von Darwin, Lyell, Huxley, Owen u. A. bearbeitet. Deutsch und mit Zusätzen versehen von H. Hartmann. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 18 Ngr.

Lindner, E., Fliegende Blätter in Zipser Mundart. 1ste Lieferung. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 16. 20 Ngr.

Maltzan, H. Freih. v., Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Reisen in Algerien und Marokko. Vier Bände. Leipzig, Dürr. 8. 4 Thlr.

— — Pilgermuscheln. Gedichte eines Touristen. Leipzig, Dürr. 8. 27 Ngr.

Mühlfeld, J., Unversöhnt. Zwei Zeitgeschichten. Leipzig, Häfele. 1864. 8. 24 Ngr.

König Ottokar. Trauerspiel in fünf Aufzügen vom Verfasser der Reimchronik „Das belagerte Wien." Berlin, Lassar. 8. 20 Ngr.

Perlen deutscher Lyrik. Eine Anthologie der neuern Dichtungen. Regensburg, Manz. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die nächtlichen Rächer und die unsichtbare Regierung. Scenen und Skizzen aus den Geheimnissen der jüngsten polnischen Revolution. Von C. W. J. 1ste und 2te Lieferung. Oederan, Schlesinger. Gr. 8. à 3 Ngr.

Ruperti, F., Einfache Geschichten. Bremen, Heyse. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Stein, P., Albrecht von Brandenburg. Geschichtlicher Roman. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

An Deutschland im August 1863. Leipzig, Fries. 8. 3 Ngr.

Beschorner, Die Beurtheilung der Verfassungsmäßigkeit von Gesetzen gehört nicht zum Bereich der richterlichen Entscheidung. Ein Votum gerichtet gegen die Schrift des Herrn Dr. Schaffrath: „Gehört auch die Verfassungsmäßigkeit von Gesetzen zum Bereich der richterlichen Entscheidung?" Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Driesen, L., Die Staatsregierung, die Preßverordnung und die Stadtverordneten. Berlin, Springer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Eckardt, L., Deutschösterreich in seinen Beziehungen zu Deutschland. Eine den Führern der deutschen Bewegung gewidmete Denkschrift. Herausgegeben und bevorwortet von F. Lang. Wiesbaden, Limbarth. 8. 3¾ Ngr.

Einhauser, J. E., und M. J. J., Dr. O. Becker und A. Bullinger, die beiden Würdiger der Frohschammer'schen Philosophie, selbstgewürdigt. München, Rieger. 8. 10 Ngr.

Günnel, Die Völkerschlacht bei Leipzig. Wie es dazu gekommen, wie sie verlaufen, und was sie Deutschlands Fürsten und Völkern predigt. Eine Gedächtnißschrift zur 50jährigen Jubelfeier der Befreiung Deutschlands. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 9 Ngr.

Häusser, L., Die Reform des deutschen Bundestags. Eine Berichterstattung an die in Frankfurt a. M. versammelten Abgeordneten. Frankfurt a. M., Boselli. Gr. 8. 4 Ngr.

Theodor Körner. Eine Gedenkschrift zur 50jährigen Todesfeier des Dichterhelden am 26. August 1863. Dresden, Meinhold u. Söhne. Hoch 4. 2 Ngr.

Lustkandl, W., Theodor Körner. Heldengedicht in 16 Liedern. Hamburg. 32. 6 Ngr.

Welcker, K., Der preußische Verfassungskampf. Denkschrift zu der Heidelberger Petition an die 2te badische Kammer. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

―――――――――――――――――――――――――

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 24. September 1863.

Heinrich Stieglitz' Tagebücher und Briefwechsel mit Friedrich Jacobs.

1. Kurzer Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz. Herausgegeben von Ludwig Curtze. Leipzig, Dyk. 1863. 8. 12½ Ngr.
2. Erinnerungen an Charlotte. Von Heinrich Stieglitz. Aus Tagebuchblättern und sonstigen Handschriften des Verstorbenen ausgewählt und herausgegeben von Louis Curtze. Marburg, Elwert. 1863. 8. 20 Ngr.

Unsere tumultuarische und sich in Festivitäten aller Art betäubende Generation ist sehr vergeßlich und in ihren Empfindungen nicht sehr zart. In vollster aber unruhigster Thätigkeit nach außen begriffen, hat sie wenig Zeit und Neigung, sich um seelische Vorgänge und psychologische Probleme zu kümmern, und obschon die Individuen jedes für sich vielleicht zu keiner Zeit so viel Prätensionen gemacht haben als gerade jetzt, so lassen doch individuelle Schicksale diejenigen, die nicht von ihnen unmittelbar betroffen werden, meist sehr gleichgültig. Daher glauben wir, daß vorliegende, aus Stieglitz' Tagebüchern und dem Briefwechsel mit F. Jacobs ausgezogenen Schriften für den Augenblick wol nur von wenigen beachtet werden dürften. Und doch ist es gewiß von eigenthümlichem Interesse, die Stimmungen eines Mannes nach dem Tode seiner Gattin kennen zu lernen, die sich selbst entleibte, um durch einen reellen furchtbaren Schmerz seinen eingebildeten Schmerzen ein Ende zu machen und ihn aus einer Hypochondrie zu retten, die, wie sie geglaubt zu haben scheint, ihn daran hinderte, von seinen dichterischen Kräften vollen Gebrauch zu machen!

Wir begreifen, wie ein Weib in ein brennendes Haus stürzen kann, um ihren geliebten Gatten aus den Flammen zu retten oder mit ihm unterzugehen; aber ein Motiv, wie dasjenige, welches Charlotte Stieglitz zum Selbstmord trieb, entzieht sich unserm vollen Verständniß und, sagen wir es offen, auch unserer vollen Zustimmung. Der Fall ist so einzig in seiner Art, daß die gesammte berliner Bevölkerung auch in denjenigen Schichten, die erst jetzt erfuhren, daß es einen Dichter Heinrich Stieglitz gab, durch die Kunde von Charlottens Tod wie durch eine furchtbare Katastrophe aufgeschreckt wurde, und daß die Zeitungen fast aller Länder, auch spanische und italienische, davon wie von einem so noch nicht dagewesenen Ereigniß Kenntniß nahmen und darüber Betrachtungen anstellten. Ein englisches Blatt, wie Stieglitz selbst anführt, sagte gleich darauf, daß die Geschichte „would make the tour all over Europe", und es hatte wahr gesagt. Auch in künftigen Jahrhunderten wird man der That Charlottens, die keineswegs ohne Zusammenhang mit den geistigen Stimmungen, den socialen Zuständen und literarischen Tendenzen jener Zeit steht, vom psychologischen und culturhistorischen Standpunkte Beachtung schenken, größere vielleicht, als dies gerade jetzt der Fall ist; man wird in ihr vielleicht eine unbegreifliche grandiose Verirrung und Verrechnung erblicken, aber doch der unglücklichen und dabei so edeln Frau sein Bedauern und seine Anerkennung für ihren Muth, ihre Energie, ihre Aufopferungsfähigkeit nicht versagen. Erleichtert, das darf man denn doch auch nicht vergessen, mochte ihr freilich ihr Entschluß dadurch werden, daß ihr selbst das Leben an der Seite eines so innerlich zerrissenen Mannes, wie Stieglitz damals war, keine Freuden mehr bot und auch keine Möglichkeit einer Wendung zum Bessern zu bieten schien. Hiermit verband sich dann noch bei ihr die merkwürdige und trügerische Vorstellung, daß Stieglitz nur durch eine Katastrophe wie diese aus seiner Versunkenheit gerettet werden könne, und mit dieser Vorstellung rechtfertigte sie ihr unseliges Vorhaben vor sich selbst und ertheilte ihm die Weihe. Ob sie in dem Augenblick, wo sie den Entschluß faßte, wie bei der Ausführung desselben, trotz der energischen Besonnenheit, mit der sie dabei zu Werke ging, vollkommen zurechnungsfähig war, ist immerhin fraglich; Stieglitz selbst, wie wir noch sehen werden, zweifelte daran. Es ist anzunehmen, daß der Trübsinn ihres Gatten sich bis zu einem gewissen Grade allmählich auch auf ihren Geist übertragen und ihn umnachtet hatte. Bei einem ursprünglich so klar, zartverständig und echt weiblich

gearteten Wesen muß man sogar eine solche Einwirkung annehmen.

Zunächst wenden wir uns zu dem „Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz" (Nr. 1), der zugleich manche bemerkenswerthe Züge zu der nähern Kenntniß eines Mannes enthält, für den sich manche unserer Leser vielleicht lebhafter interessiren dürften als für den Dichter. Wir meinen hiermit Friedrich Jacobs, mit dem Stieglitz als junger Mann im letzten Jahre seines gothaer Aufenthalts (1819—20) in persönlichem Verkehr stand und es denn auch später brieflich blieb. Stieglitz hatte sich in einem Schreiben vertrauensvoll an ihn gewendet, mit dem Wunsche, seiner belehrenden Leitung theilhaftig zu werden. Jacobs gewährte ihm die Bitte und corrigirte die von Stieglitz angefertigte metrische Uebersetzung des Aeschylus aufs sorgfältigste. Stieglitz gesteht in seinen noch nicht gedruckten Grundzügen zu seinem Leben, die er im Jahre 1845 aufgesetzt hat, daß jene abendlichen Unterrichtsstunden, an denen auch Eduard Forberg theilnahm, ihm unvergeßlich geblieben seien, und daß er der Anweisung seines trefflichen Lehrers die später ihn überall begleitende Liebe für das Alterthum verdanke. Stieglitz fährt dann fort:

Der geringste Gewinn aus diesem geistigen Umgang war vielleicht der philologische, den konnten auch allenfalls Bücher gewähren; aber solch ein echter Seelenschatz, verbunden mit tiefem, gründlichem Wissen, wird von unberechenbarem Einfluß auf den Strebenden. Auch späterhin, wo der treffliche Mann mir fortwährenden Briefaustausch vergönnte, hat sein väterlich berathendes Wort mich aus der Ferne begleitet, und nicht an ihm hat es gelegen, wenn die wiederholt von ihm empfahlene Festigung und Bändigung schweifender Geistesgelüste zu Stetigkeit und Ausdauer in Einer Richtung nicht eher zu Stande kam. Mit inniger Verehrung ist mein Herz durch alle Lebensphasen ihm treu anhängig geblieben.

Der Herausgeber, L. Curtze, ein persönlicher Freund des Dichters, der diesem unwandelbar treu geblieben ist, bemerkt im Vorwort in Betreff der Jacobs'schen Briefe:

Verehrt Deutschland in Jacobs auch schon längst eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem weiten Gebiete des classischen Alterthums und der Schulbildung, so gewährt es doch einen ganz eigenthümlichen Reiz, den Charakter dieses Mannes, den wir schon aus seinen Werken schätzen lernten, nach seinem tiefeigensten Wesen eben aus Briefen — aus denen bekanntlich der innerste Mensch stets am sichersten erkannt werden kann — immer noch klarer hervortreten zu sehen. Haben wir nun auch in dem vor Jahresfrist durch Düntzer herausgegebenen „Briefwechsel zwischen F. Jacobs und Franz Göller" (Leipzig 1862) und in den durch Gelzer („Protestantische Monatsblätter", 1862) mitgetheilten Briefen von Jacobs an F. Thiersch ein sehr schätzbares Vermächtniß erhalten, so dienen die an Stieglitz geschriebenen doch im einzelnen zur Ergänzung, tragen aber dabei, durch die Natur des Empfängers bedingt, einen individuellen und zwar, wie mir dünkt, allgemeiner ansprechenden Charakter.... Und wenn der Briefwechsel zwischen Jacobs und Göller, was Düntzer mit Recht bemerkt, besonders anziehend erscheint, weil er die unmittelbare Wirkung des trefflichen Lehrers auf begabte, von seinem Geist angewehte Schüler und die herzliche Liebe zur Anschauung bringt, mit der er solche väterlich rathend, milde mahnend, freundlich theilnehmend, stärkend und hebend auf ihrem Lebensgange begleitet, so legt davon auch dieser Briefwechsel mit Stieglitz auf jedem Blatte ein erhebendes, wahrhaft wohlthuendes Zeugniß ab.

In dem ersten der hier mitgetheilten Briefe, vom 15. August 1820, klagt Jacobs über die Verworrenheit unsers modernen Lebens, „das sich durch lauter Zufälligkeiten so wunderlich gestaltet hat", über das „wüste Gedränge dessen, was das äußere Bedürfniß heischt", und er fährt dann fort:

Wie anders war das in der alten Welt, wo die Oeffentlichkeit des Lebens von Kunst und Wissenschaft durchdrungen war, und Kunst und Wissenschaft ihrerseits an dem öffentlichen Leben eine feste Grundlage hatten. Die Kunst war da ihrer Stelle gewiß, und ihr enger Zusammenhang mit der Wirklichkeit hinderte jeden Ausflug in das phantastische und unwahre Nebelland, in das sich die neuere, von dem Leben und der Wahrheit losgerissene Poesie nur allzu oft verloren hat. Diese Verhältnisse sind nun freilich nicht zu ändern; sie sind auch ganz gewiß die Ursache, daß manches große und schöne Talent in den wüsten Trümmern unserer Bildung und dem harten Gestein, das sie umringt, erstickt und ausgetrocknet worden; und die zahlreichen Mängel, welche der neuern Dichtkunst anhängen — das oft Mühselige, die Ungleichartigkeit, das Ueberspannte und Unwahre, die Unklarheit und Dürftigkeit bei so vielem entschieden Großen, Genialen und Herrlichen —, sind, wenn wir die alten so leichtentwickelten Werke danebenstellen, gewiß den höchst ungünstigen Verhältnissen zuzuschreiben.

Man sieht hieraus, daß Jacobs, der andererseits doch so besorgt war, des jungen Freundes ungestüm brausendes Gemüth zu beschwichtigen und zur Klarheit zurückzuführen, doch auch durch solche Anschauungen das Seinige dazu beitrug, Stieglitz unruhig zu stimmen und seiner Unzufriedenheit mit der umgebenden Welt immer nur neue Nahrung zu geben. Das haben die Hellenisten und Verehrer des hellenischen Alterthums in Bezug auf einen großen Theil der deutschen studirenden Jugend überhaupt gethan. Wir wollen und können sie nicht darum tadeln, wenn sie dem althellenischen Leben vor dem modernen den Vorzug einräumten, den jenes in der That verdient; aber man läutert und klärt die von Jacobs beklagte „Verworrenheit" und das „wüste Gedränge" unsers Lebens nicht damit, daß man die studirende Jugend von vornherein in Zwiespalt mit diesem setzt und sie auf ein Ideal verweist, das nun einmal für uns unerreichbar auf ewig hinter uns liegt. Das führt nur zum unfruchtbaren Schmollen und zum Quietismus. Man fahre ja fort, die Gemüther der deutschen Jugend mit den aus hellenischer Kunst und Literatur zu schöpfenden Anschauungen des Guten, Schönen und Humanen zu nähren; aber man zeige ihr auch, was wir davon brauchen können und was nicht, man weise auch darauf hin, was Großes und Schönes auch in unsern Tagen geleistet worden ist und noch wird: man suche die Jünglinge, die doch einmal nicht in althellenische verwandelt werden können, zu tüchtigen Menschen auszubilden, die in deutschem Sinne und Geist wirken und in praktischer Weise an die Verbesserung unserer Zustände Hand anlegen, statt immer nur ihre träumerische Phantasie in den Straßen Athens und Korinths oder an den Ufern Joniens spazieren zu führen. Wir glauben, daß, wenn man auf unsern Gelehrtenschulen englische Sprache und Literatur mit demselben Eifer triebe

wie griechisch oder auch nur französisch, unsere Jugend einen großen Gewinn davon haben würde, und wir getrauen uns zu sagen, daß in einer echt staatsmännischen Rede eines hervorragenden englischen Parlamentsmitglieds unserer Zeit mehr für uns brauchbarer Stoff vorhanden ist als in einer Rede des Lysias oder Isokrates, und daß Shakspeare's Dichtungen im Original lesen zu können mehr erhebenden, Geist und Herz bildenden und Menschenkenntniß weckenden Genuß gewährt, als im Stande zu sein, Pindar's uns dem Gegenstande wie der Behandlung nach so fern liegende Hymnen im Original zu lesen.

Im übrigen darf nicht unerwähnt bleiben, daß Jacobs selbst von seinen hellenistischen Studien nur die wohlthätigsten, humanisirenden Anregungen erhielt, die seiner auch in diesen Briefen hervortretenden echt deutschen Gesinnung keinen Abbruch thaten. Jacobs war vor allem Mensch, nicht bloßer Gelehrter, und jeder Gelehrtendünkel blieb ihm fern. Wenn sein Zögling ihm einmal widerspricht, so geräth er niemals dem jüngern Manne gegenüber in jene den Widersprechenden kurz und verletzend abfertigende Gereiztheit, welcher die Gelehrten und namentlich die Sprachgelehrten in gleichen Fällen so leicht sich hingeben. Jacobs' Bildungsperiode fiel freilich in eine Zeit, wo namentlich unter Herder's Einfluß („unter nichts erliegt die wahre Empfindung und Ausbildung und Geschmack und lebendige menschliche Wirksamkeit so sehr, als eben unter Gelehrsamkeit", schrieb dieser einmal am 22. September 1770 an seine Braut Karoline) die Wissenschaft ihre höhere Mission wieder begriff, auch humanen Tendenzen dienstbar zu sein; erst später sagte sie sich von dieser Aufgabe wieder mehr und mehr los und zog sich wieder hoffärtig auf sich selbst zurück. Daß dies auch in späterer Zeit bei Jacobs nie der Fall gewesen, und daß, bis wohin seine Einflüsse reichten, diese bis zuletzt humanisirender Art waren, brauchen wir nicht erst wiederholt zu versichern. Im nächsten Jahre, am 6. October, wird es 100 Jahre, daß Jacobs geboren ward. Werden die deutschen Philologen und Pädagogen seinen Säculartag unbemerkt vorübergehen lassen?

Auf den letzterwähnten Brief von Jacobs schrieb Heinrich Stieglitz, der sich als „Ihr Sie kindlich liebender" unterzeichnet, eine Antwort zurück, worin er erklärt, daß, so hoch er die Alten auch achte, er doch jene Fülle des Gemüths, jene Glut der Phantasie, jenes Sehnen nach einem Unendlichen, jene himmlische Liebe, die mit Zauberhauch unsere neuere Poesie durchwehe, in der alten gänzlich vermisse; er versichert sogar, daß ihm Schiller unendlich höher stehe als Sophokles und Aeschylus. Jacobs gibt dies in seinem Antwortschreiben vom 4. December 1822 auch zum Theil zu; er schreibt:

Es wäre auch wol ein Wunder, wenn so viele Jahrhunderte uns nicht reicher gemacht hätten; noch ein größeres, wenn die Verschiedenheit der Religion und der bürgerlichen Verhältnisse ohne Wirkung geblieben wäre; das allergrößte endlich, wenn das, was uns in jeder Rücksicht nahe liegt und aus unsern Verhältnissen und Ansichten erwachsen ist, uns nicht mehr interessirte und stärker anzöge, als das, was sich aus einer untergegangenen Welt als Bruchstück herübergerettet hat.

Jacobs fährt dann fort:

Der Reiz des Alterthümlichen und Fremdartigen kann mit dem Gefühl gar nicht verglichen werden, das aus einem uns lebendig ansprechenden Werke auf uns übergeht; und ich will Ihnen gern gestehen, daß das Interesse, welches viele an den Alten nehmen, wenig mehr als ein Interesse der Curiosität und Eitelkeit ist. Der rechte Sinn dafür kann einem nur dann aufgehen, wenn es einem gelingt, die Werke der Alten in Gedanken wieder an ihre Stelle zu rücken, die alte Welt gleichsam von neuem zu schaffen, und das ganze höchst eigenthümliche Gewächs der alten Kunst aus seinem ursprünglichen Boden erwachsen zu lassen. Wenn man sich mit den Tempeln und Hainen, den Märkten und Hallen umgibt, in denen die Bürger der alten Städte — im vollen Genusse der Freiheit und Gleichheit — beteten, den Staat verwalteten, ihre Geschäfte trieben, philosophirten oder dem Müßiggange fröhnten; wenn man alle diese heiligen und profanen Plätze mit den Standbildern der Götter, der Heroen und großen Bürger erfüllt, wie sie wirklich damit erfüllt waren; wenn man sich das ganze öffentliche Leben versinnlicht, und dann in diesen Umgebungen, vor diesem Volke eine Tragödie von Schiller sich aufführte — was meinen Sie? würde das nicht, mit aller Fülle der Gedanken und Sentimentalität, eine gestalt- und farbenlose Erscheinung sein?

In demselben Briefe stoßen wir aber auf einen bemerkenswerthen Widerspruch; Jacobs möchte das deutsche Leben wol gern dem hellenischen etwas näher gebracht sehen; aber wie sehr doch auch ihm die Prosa des deutschen Lebens im Blute lag, geht wieder aus dem Umstande hervor, daß er es zwar sehr begreiflich findet, wenn ein Grieche die Poesie „zum Geschäfte des Lebens" machen konnte, dagegen aber die Ueberzeugung ausspricht, daß ein Amt „mit aller daranhängenden Prosa" einem Dichter neuerer Zeit ebenso nothwendig sei, als „Holz, Haare und Därme" zu einer cremoneser Geige gehörten. Wir haben bereits in einer frühern Nummer in der Notiz „Schriftstellerklagen aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts" hervorgehoben, daß wenigstens Lessing und Platen anderer Meinung waren, daß es Aemter gäbe, die nicht sehr geeignet seien, dem Dichter zur vollen Entfaltung seines Talents die nöthige Zeit und Stimmung übrig zu lassen, und daß namentlich ein akademisches Lehramt, welches Jacobs hier im Sinne gehabt haben mag, der Muse nicht sehr günstig zu sein scheint. Wenigstens werden wir gegenwärtig unter den Hunderten deutscher Professoren und Docenten schwerlich ein halb Dutzend solcher namhaft machen können, welche auch poetisch productiv wären oder gar als Dichter einen ersten Rang in Anspruch nehmen dürften. Die Kathederatmosphäre ist eine viel zu trockene, um durch ihren Hauch einen dichterischen Genius zu befruchten.

In einem Briefe von Jacobs vom 8. Juni 1823 begegnen wir folgender bemerkenswerthen Stelle:

Nie haben seit langer Zeit freie Gesinnungen eine solche Ungunst erfahren als jetzt, wo die höhere Klasse alles Verlorene wieder zu gewinnen, alles Gefährdete zu sichern strebt. Was kann davon die Folge sein? Unterdrückung der freien Gesinnung? Schwerlich. Man bannt sie nur noch gewaltiger in die Mittelklasse und diese wird eben dadurch noch stärker und siegreicher.

Dagegen schreibt Jacobs, nachdem ihm Stieglitz seine „Stimmen der Zeit" überschickt, am 30. Mai 1834:

Von dem, was mich darin anspricht, ist es eben die politische Richtung nicht, die mir in ihm zusagt. Ihr Glaube steht,

wenn ich Ihre Lieder recht fasse, auf den Grundartikeln der politischen Dogmatik unserer Zeit; dieser Glaube ist aber nicht der meinige. Halten Sie mir das zugute, um der Liebe willen, die ich zu Ihnen hege, und die mit unsern politischen Ansichten nichts gemein hat. Sie stehen auf der Höhe der Jugend und der heitern Hoffnung, die Ihnen in dem Chaos, das die Welt zerrüttet, die Aussicht auf ein Paradies zeigt; und der Bewegung hingegeben, scheuen Sie auch die gefahrvollen Versuche nicht, die, wie ein heftiges Ungewitter, den Ländern Gedeihen oder Verheerung bringen können. Daß ein siebzigjähriger Mann das letztere mehr fürchtet, als er jenes hofft — denn die Verwüstung kommt schnell, das Aufblühen des Bessern aber folgt spät —, ist der Natur der Dinge und des Alters gemäß, und ich scheue mich nicht, meinen Unglauben an die Kraft der jetzt beliebten Mittel, die Menschheit in Masse gesund und glücklich zu machen, öffentlich zu bekennen.

Das Trostschreiben, welches der für den Dichter väterlich besorgte edle Mann nach Charlottens Tode an Stieglitz richtete, beginnt mit den Worten:

Mein theuerer, vielgeliebter, unglücklicher Freund! Die Feder wird mir schwer in der Hand; ich suche umsonst nach Worten, um den Schmerz auch nur anzudeuten, mit dem mich der Gedanke an Ihr Unglück erfüllt.

Nach einigen Worten über Charlotte, diese „edelste und liebenswürdigste der Frauen", dieses „Bild holder Anmuth und Güte", fährt Jacobs fort:

Sie hat sich geheiligt durch diese That, durch dieses Opfer, das auf diese Weise, aus solchen Gründen dargebracht, ohne Beispiel ist. Hierinnen, mein geliebter Freund, liegt die Heilung Ihrer Wunde; aus dem Meere des unendlichen Schmerzes wird Ihnen die Hülfe kommen, die Sie bedürfen. Ich höre, daß Sie die letzte Bitte der geliebten Freundin zu erfüllen suchen. Das ist von jetzt an Ihre erste und heiligste Pflicht. Zürnend würde sich der edle Schatten der Todten von Ihnen wenden, wenn Sie sich der Verzweiflung des Schmerzes dahingäben; haben Sie aber den Muth, ihn zu ertragen, so werden Sie den theuern Schatten an sich fesseln; er wird Ihr Schutzgeist sein und jeder Bestrebung der Kraft freundlich und liebend zulächeln. Die Hoffnung, mit der sie sich den Tod gab, darf nicht getäuscht werden. Gott gebe Ihnen den Muth dazu; aber bei jedem Schimmer von Heiterkeit, der das Dunkel Ihres umdüsterten Lebens durchdringt, glauben Sie fest, daß es ein Strahl der Zufriedenheit ist, den Ihnen die Geliebte aus der Fülle ihrer Seligkeit zusendet.

In dem folgenden Briefe, vom 22. April 1835, wünscht er dem Dichter Glück, daß er lebe, daß er den Muth habe, noch ferner zu leben, und empfiehlt ihm, das sicherste Heilmittel seiner Schmerzen in der Arbeit zu finden, dieses Mittel aber nicht blos auf den Gefilden der Phantasie zu suchen:

An den Grenzen der Poesie liegen noch manche Gebiete, die, minder reizend zwar, durch die Anstrengung, mit der sie durchwandert werden müssen, eine wohlthätige Stärkung verleihen.

Dieser Rath war in Anbetracht der individuellen Situation und der Gemüthsverfassung des Dichters der zweckmäßigste, der ihm ertheilt werden konnte; leider hat aber Stieglitz ihn wenig befolgt; er hat sich fast immer nur auf den Gefilden der Phantasie herumgetummelt, ja diese strapazirt, selbst wenn sie ihm ihre Gunst versagte.

Der letzte Brief von Jacobs trägt das Datum vom 20. Mai 1836 und bezieht sich namentlich auf den Tod seiner Gattin. Man wird ihn mit Rührung lesen, ebenso einen Brief vom 17. Juli 1830, worin er klagt, daß ihm das ganze Jahr ein „kaltes, arbeitsvolles, zum Theil peinliches" gewesen, daß sein ältester Sohn durch eine allen Mitteln trotzende Krankheit „zu gänzlicher Unthätigkeit verurtheilt, nur ein Bild des Leidens und mir eine Quelle des tiefsten Jammers ist".

Ueber die Briefe von Heinrich Stieglitz, deren erster aus „Göttingen, den 29. August 1820", der letzte „Venedig, den 9. September 1840" datirt ist, werden wir uns kurz fassen, zumal da sie der Mehrzahl nach in die Jugendperiode des Dichters und zwar in das erste Lustrum der zwanziger Jahre fallen. Nach dem Todesjahre Charlottens finden sich von Stieglitz nur noch drei Briefe vor, aus den Jahren 1836, 1838 und 1840. Der Herausgeber bemerkt im Vorwort über diese Briefe mit Recht:

Der Dichter Stieglitz erscheint seiner Begabung, seines rastlosen Strebens nach Ausbildung, seines edeln Charakters und seiner Gesinnung wegen gleichfalls der Aufmerksamkeit werth. Freilich erweckt dabei die unruhige Ueberfülle seines Gemüths, seine qualvolle Ungeduld, in der Poesie das Höchste zu bilden, sein Wollen, das über die Kräfte des Individuums hinausgeht, worin, nach Eckermann's schriftlicher Mittheilung an Stieglitz, Goethe die wahre Modernität findet, mehrfach auch hier, man möchte sagen, wehmüthige Theilnahme.

Für beide hier hervorgehobene Seiten seines Charakters könnten aus diesen Briefen mehrfache Belege beigebracht werden, und nach beiden Seiten hin vervollständigen sie das Bild des Dichters, wie es uns aus den ebenfalls von L. Curtze herausgegebenen „Briefen von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte" (Leipzig, Brockhaus 1859) entgegentritt. Wenn, wie der Herausgeber in der oben angeführten Stelle hervorhebt, Goethe in dem über die Kräfte des Individuums hinausgehenden Wollen die wahre Modernität findet — was auch sehr richtig ist und nicht blos auf poetische Talente seine Anwendung erleidet —, so paßt dieses Merkmal der Modernität auf Stieglitz ganz besonders. Welch ein unbegreiflich verwegenes Unternehmen, noch vor dem siebzehnten Lebensjahre die Tragödien des Aeschylus metrisch zu übersetzen! Das ist ja für einen so jungen Menschen, und wenn er das größte Genie wäre, eine reine Unmöglichkeit. Aber dergleichen hängt zum Theil auch mit der auf unsern meisten Gymnasien betriebenen Treibhauscultur zusammen, und es ist sehr zu fürchten, daß der humane Jacobs diesem ohne Zweifel von ihm sehr bald als stümperhaft erkannten Versuche des Dichters, weil sich in Sprache und Versification vielleicht einige Gewandtheit verrieth, allzu viel Beachtung geschenkt und dadurch dem Selbstgefühl des jungen Aeschylus-Uebersetzers nur neue Nahrung gegeben habe. Das excentrische, in das unbestimmt Maßlose hinausschweifende Wesen des Jünglings zeigt sich in Stellen wie folgende: „Oft ergreift mich eine zerfolternde Ungeduld und ich möchte hinaus, hinauf, und ich kann doch nicht fort aus den engen Schranken meiner selbst; könnt' ich dann durch das Aufbieten aller Kräfte das himmlische Gut erreichen, o wie gern wollt' ich mich selbst vergessen!" Im Sommer 1821 muß Stieglitz in einem Briefe, der in der Sammlung fehlt, Selbstmordgedanken ausgedrückt haben; denn am 11. Juni 1821 schreibt Jacobs:

In Ihrem Briefe hat mich vieles erfreut, einiges erschreckt und beunruhigt. Gibt es denn kein Mittel, dem Strome Ihres brausenden Bluts ein etwas breiteres Bett zu geben, in dem es sich weniger stürmisch bewegen könnte? Sowie es jetzt schäumt, zerschellt eine Welle an der andern und kehrt ihre Gewalt verderblich gegen Sie selbst. Es hat mich erschreckt, daß Sie dem Gedanken haben nachhängen können, das Gefäß des Geistes zu zerstören, um den Geist zu befreien, als ob wir wüßten, was auf diese Zerstörung folgt! Glauben Sie mir, solche Gedanken sind böse Geister, die sich herbeizuschmeicheln wissen, um dann wie die Vampyre oder Empusen mit dem Herzensblute der Getäuschten ihnen jede Kraft auszusaugen.

Ohne Zweifel hat Stieglitz in seiner finstersten Zeit solche Absichten gegen seine Gattin öfters ausgesprochen und sie dadurch mit dem gleichen Gedanken vertraut gemacht. Einmal sagte sie zu ihm, wie Stieglitz selbst in den „Erinnerungen" berichtet: „Einer von uns wird doch einmal ein Opfer dieser fürchterlichen Mächte — aber dann ist auch der andere gerettet. Du mußt der Gerettete sein, mein Seelenfreund!" So ging sie ihm, das Weib dem Manne voran, weil er nicht den Muth hatte auszuführen, was seine maßlose Phantasie ihm als Rettungsmittel vorgaukelte.

Angehängt sind einige bisher ungedruckte Gedichte von Stieglitz, meist Griechenlieder, außerdem aber auch ein in Göttingen verfaßtes Gedicht: „Den scheidenden Freunden gewidmet zum Abschiedscommers, den 9. März 1822", welches dem Drucker des Gedichts eine Strafe von 50 Thalern, ihm selbst aber strenge Untersuchung, mehrwöchentliche Gefangenschaft und das consilium abeundi zuzog. Man bezeichnete in dem Gedicht als „unziemliche Ausdrücke", was doch nur sehr harmlose, schon tausendmal dagewesene vaterländische Phrasen sind. Solcher „unziemlichen Ausdrücke" haben sich ja auch die Mitglieder des frankfurter Fürstentags bedient, ohne vom deutschen Volke das consilium abeundi zu erhalten.

Auf die Kunde hiervon schrieb Jacobs am 17. April 1822:

Aber wo denken Sie auch hin, Ihre besten Gefühle dem Vaterlande selbst trotz der Tyrannei widmen zu wollen.

Und nach einigen weitern Worten fährt er fort:

Es ist schmerzlich, so schreiben zu müssen, wenn man die schönen Tage von 1813 gesehen und sich mit der Hoffnung begeistert hat, das Reich der Freiheit und der Gerechtigkeit mit allen den großen und edeln Gefühlen, die in einem solchen Reiche gedeihen, aufblühen zu sehen. Denn diese Hoffnung war es, die uns damals erfüllte, die unsere Kinder gegen den Feind trieb, und uns jedes Opfer leicht machte; und wir waren gutmüthig genug, uns einzubilden, daß unsere Machthaber nur den Augenblick der Befreiung von dem fremden Joche erwarteten, um ihre Völker durch die Erfüllung ihrer — auf hohe Verheißungen hin erregten Hoffnungen zu beglücken. Statt dessen — doch ich verliere mich! Ich wollte nur sagen, daß es schmerzlich sei, die jämmerliche Entzweiung in allen Ländern zu sehen, die so lange wachsen wird, als man die Gestalt der Freiheit fürchtet.

Wir haben freilich oben gesehen, daß Jacobs im Jahre 1834 von den seitdem aufgekommenen „Grundartikeln der politischen Dogmatik unserer Zeit" nichts wissen wollte.

Es ist, wie schon bemerkt, von eigenthümlichem Interesse, aus des Dichters „Erinnerungen an Charlotte" (Nr. 2) die Stimmungen des Unglücklichen unmittelbar nach dem Tode Charlottens wie später kennen zu lernen. Leider geht aus diesen Tagebuchblättern nur zu deutlich hervor, wie sehr sich Charlotte verrechnet hatte und verrechnen mußte. Stieglitz schleppte an seinem Leben wie ein Gefangener an schwerer Kette mühsam weiter, und der ihm von seiner Gattin letztwillig gewordene Auftrag machte es ihm, wenn er selbst nicht seiner Frau vor der Welt unrecht geben wollte, unmöglich, diesem gequälten Leben ein Ende zu machen. Er sollte geheilt werden (wie Stieglitz selbst sich in seiner excentrischen Weise ausdrückt, „durch die übergewaltige Blutung"), er sollte nun erst etwas Großes schaffen, und er war nicht geheilt und vermochte nichts eigentlich Großes zu schaffen, nichts Großes wenigstens, was auch die Welt als solches anerkannte. Im vergeblichen Ringen danach rieb er sich auf; die Last der Erinnerungen erdrückte ihn; die That Charlottens begleitete ihn auf seinen unablässigen Wanderzügen wie ein dunkles Gespenst Schritt für Schritt; er durfte nicht einmal wagen, sich der Täuschung hinzugeben, als ob die Welt ihn für würdig halte, daß das Opfer für ihn geblutet habe. Im Gegentheil, er nennt sich selbst einen „Gequälten, Ruhelosen", einen „dunkel Gezeichneten", dessen Schatten ihm schon „den Frager ins Garn schleppe"; er schreibt 1836 in Salzbrunn ähnlich: „Ja, ein dunkler Schatten schleppt dir nach, du Gezeichneter!" Er fleht zu dem „Gott des Lichts", daß er nur eins nicht über ihn verhängen wolle, „nur nicht die Verdunkelung meiner selbst und darin die Unmöglichkeit der Erfüllung meiner Aufgabe": er spricht von dem „ungeheuern Fluch", der immer schwerer auf ihn drücke — und dieser Fluch sei die Erkenntniß nach verlorenem Paradiese. Ein andermal schreibt der an seiner Aufgabe irre Gewordene: „Mein ganzes Leben fortan ist ein ungeheueres Fragezeichen", und dann wieder:

O ich bin ein armer, armer Mensch geworden! Das fühl' ich erst recht in der Nähe meiner alten Freundin, der Natur. Ein armer, armer Mensch bin ich geworden — hab' ich denn nicht alles, mein Alles verloren? Und nur durch letztes völliges Aufgeben meiner selbst gewinn' ich's wieder.

Charakteristisch und von tiefster Wahrheit, die jeder dem Unglücklichen nachfühlen wird, ist besonders auch folgende Stelle:

Daß durch das Ungeheuere ihres Schmerzes, durch den in maßloser Liebe gethanen gewaltsamen Schritt mir soll neue Kraft und neue Lebensregung zur Bethätigung geworden sein, der Gedanke, wenn er in das bebende Gefühl tritt, kann mich manchmal so überwältigen, daß momentan alle Kraft erlahmt und ich mir mit all meinem Thun nur wie ein schales Nichts im Vergleich zu ihrer Herrlichkeit vorkomme —

Worte, welche die schärfste Kritik ihrer That enthalten. Es läßt sich auch denken, daß, wie innig er auch Charlotte verehrte und ihr gleich einer Heiligen einen fast religiösen Cultus widmete, in der That doch auch Momente eintraten, wo er ernstlich mit ihr zürnen konnte. „Charlotte, Grausamste und Liebendste", schreibt er einmal; „gab's denn kein anderes Mittel als das herzzerfleischendste? Du Lichtes-, Hoffnungsvolle, war denn gar kein anderer Hoffnungsstrahl?" So wechseln sogar Vorwürfe gegen seine Gattin mit den noch gerechtfertigtern

gegen sich selbst. Er nennt sich einen „Wahnwitzigen, Verblendeten", der, sein höchstes Glück verkennend, sich „düstern Träumereien, wilden Selbstzerfleischungen des Innersten" hinzugeben gewagt habe. So treibt es ihn weiter von Ort zu Ort; er möchte vergessen, aber er kann es nicht. „Ob man hier in diesem großartigen Bergrevier, wo die Natur in grandiosem Stil gearbeitet", schreibt er einmal in einem Karpatenthal, „sich ansiedeln und die Vergangenheit vergessen und ein neues Leben anfangen könnte? Wer kann vergessen? Wer kann vergessen wollen?" Und ein andermal: „Ob sich wol vergessen ließe? Und wenn alles schwiege, was sie wol anfinge, die Phantasie in den Karpaten?" Dann flieht er wieder die Einsamkeit und stürzt sich in das Getümmel der Welt, besucht vorzugsweise große Städte und Badeorte oder deren Promenaden, wo er sich aber wiederum als „Gezeichneter" unglücklich fühlt und vielleicht abermals auf kurze Zeit in die Einsamkeit eines Gebirgsthals flüchtet. Aber im Schlafe wenigstens kann er vergessen, und darum erscheint ihm der Schlaf als das köstlichste Gut. „Nächst der zum Flug gespannten ungehemmten Geistesschwingung ist der Schlaf das höchste Gut der Erde", schreibt er; und dann wieder, nach dem tiefsten Schlaf, dem Todesschlaf, sich sehnend: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und alles aus." Aber auch der Schlaf flieht ihn nur zu oft: „Solch schlaflose Nächte mahnen dich", schreibt er am 26. Mai 1836 nachts, „daß du dem Himmel danken sollst, wenn du nur ruhen kannst und deine ungestümen Wünsche zügeln; denn es gibt ein Maß des Elends, daran du doch noch nicht hingereicht." Diese Bemerkung folgt gleich auf die nachstehende: „«Wer sich nicht beschränken mag, der fällt der Nemesis anheim.» (Görres.) Da, da liegt's"!

Daß dies so und nicht anders kommen werde, hätte Charlotte, wenn ihr Geist nicht auch umschleiert gewesen wäre, voraussehen müssen. Und zwar finden sich diese Ausbrüche trostloser Verzweiflung nicht unmittelbar, sondern erst einige Zeit nach der Katastrophe ein; der Eindruck war im Anfang noch zu neu, zu überwältigend; Stieglitz fühlte nur die Größe des Opfers, nicht das Unzureichende seiner eigenen Mittel, um der ihm von Charlotte gestellten Aufgabe genügen zu können; er glaubte noch an eine Zukunft („Ich mag lieber Resultate geben als Versprechen. Die Zukunft möge ausweisen, ob ich solchen Opfers würdig war", schreibt er noch am 16. Januar 1835 seiner Schwester); von allen Seiten beeilte man sich, ihm Trost, Theilnahme und Aufmunterung zu spenden, und Boeckh, der Charlottens That wie Jacobs im antiken Sinne auffaßte, dichtete auf Charlotte ein griechisches Distichon, welches hier im griechischen Text wie in einer wahrscheinlich von Stieglitz verfaßten deutschen Uebersetzung mitgetheilt wird und in letzterer lautet:

> Sie, die aus Liebe zum Gatten freiwillig dem Tode sich hingab,
> Würdig wol ist sie fürwahr, ehrt ihr Alcesten sie gleich.

So befand sich Stieglitz in der ersten Zeit wie in einer Art Rausch, obschon er doch mitten in diesem Rausch die uns unbegreifliche Ruhe fand, schon in der Nacht, welche auf die Katastrophe folgte, Reflexionen über die Situation, in welche er sich durch sie versetzt sah, niederzuschreiben, und während Charlottens sterbliche Hülle abgeholt wurde, Betrachtungen anzustellen wie folgende:

> Ich glaube, sie kommen jetzt mit dem Wagen, der sie im hölzernen Bett zur Ruhe führen soll. Ich begleite sie nun den letzten irdischen Gang. Dann ist mir ihre Seele ganz frei, nachdem die schöne Hülle überdeckt ist. Der Kuß auf deine kalte Stirn, du schöne weiße Taube, den ich dir zum Neujahrsfrühgruß gab, brennt ein heilig Opferfeuer durch die Lippen in mein Herz.

In der That dünken uns die unmittelbar nach Charlottens Tode niedergeschriebenen Reflexionen etwas phrasenhaft. Erst später fand sich der wahre tiefere Schmerz ein. Die vielen Freunde und Trostsprecher, die anfangs um ihn gewesen waren, begannen ihm auszuweichen (nur sein Freund Pape harrte getreulich bei ihm aus, wie er selbst im April 1835 bemerkt); er sah Gesichter, er hörte Andeutungen, er las Bemerkungen, welche ihm deutlich manches sagten, was ihn demüthigen mußte. Es kamen düstere Abende und Nächte, wo ihn eine „ungeheure Angst" ergriff, wo Charlottens That ihre grauenhafte Seite gegen ihn herauskehrte, wo er sich verzweiflungsvolle Vorwürfe machte, wo er mit seinem Gewissen zu Rathe ging und zu fühlen begann, daß er den Forderungen, zu denen Charlottens Opfertod ihn berief, doch nicht gewachsen sein werde. Immer mehr verlor jetzt sein Schmerz das Phrasenhafte und fand mit dem tiefern Gehalt auch den tiefern Ausdruck. Hat er ihn auch nicht in großen überragenden poetischen Schöpfungen ausgeströmt, so hat er ihm doch in diesen Tagebuchblättern einen oft wahrhaft rührenden Ausdruck gegeben, der für den Unglücklichen, Ruhelosen nur Theilnahme und tiefes Bedauern erwecken kann. Sehr richtig bemerkt der Herausgeber im Vorwort:

> Auch das ist echt menschlich und der schmerzvollen unglücklichen Lage des Dichters durchaus entsprechend, Trost in dem Worte der Heiligen Schrift zu suchen, der Vorsatz, der Vorsehung in seinem unenträthselten Geschicke gläubig Vertrauen zu schenken, seine Gebete, an Gott nicht irre werden zu mögen. Und wer hebt einen Stein auf gegen den Schwergeprüften, wenn einmal Momente der Verzweiflung hervorbrechen, da doch auch andere dagegen eintreten, in denen er gestehen kann, es sei ein stiller Friede über ihn gekommen! Und eben dieses Ringens wegen nach diesem Frieden können diese Blätter in vieler Beziehung ein Trostbuch für Leidende werden. Wie oft begegnet uns doch für unsere eigensten schmerzlichen, treu abgespiegelten Empfindungen und Gefühle auf dem einen oder andern Blatte irgendwie ein besänftigendes oder milderndes Wort, das der brennenden Wunde Balsam wird!

Es gewähre ein hohes psychologisches Interesse, bemerkt der Herausgeber weiter, „Stieglitz hier nun auch insbesondere einmal selbst über die Motive der That Charlottens urtheilen zu hören". Dahin gehören Stellen wie folgende:

> Daß sie mein fürchterliches Inmichversinken (was ihr leider als das Gefährlichste in meiner Natur erschien) und meine in den letzten Tagen mich widerstandlos überwachsende Theilnahmlosigkeit am Leben bei zunehmender Unklarheit der Vorstellungen nicht mehr körperlich nahm, und somit auf andere Mittel sann, mag manchem als gültiger Vorwurf gegen ihre kühne rasche That erscheinen und zur entschiedenen Annahme eines geistigen Irrthums verleiten; aber es hatte sich eben die Strömung ihres

innern Seins nun einmal auf dieses eine anerkannte Ziel gewendet, gegen das ihr bei ihrer sich in sich vertiefenden, in diesem einen sich verschließenden Natur nunmehr nirgendher ein Einwand zu machen war.

Ferner folgende schon angedeutete, worin er bei Charlotte, deren That mithin auch ihm ein psychologisches Räthsel blieb, ein getrübtes und gestörtes Bewußtsein annimmt:

Wo war dein kühner Lebensmuth, du allzeit Hoffende, du über den Moment doch kühn und frei Erhebende? O, bei aller Seelenklarheit, allem heiligsten Wollen deines mächtigen Gemüths, es war dennoch ein getrübter Moment, physisch getrübt und geistig über sich selbst hinaus gesteigert. Das fühlt wol niemand so als ich im ungeheuern Kampf des Bleibens.

Endlich ist auch folgendes Tagebuchblatt beachtenswerth:

Ich habe sie doch so geliebt, wie nur ein Mensch den Menschen lieben kann; ich hätte nie geglaubt, daß man sich höher, inniger lieben könnte; ihr Körper, die Wohnung dieses edeln herrlichen Geistes, wurde mir gewissermaßen immer mehr zu heilig; wir strebten beide innigst und mit allen Kräften nach körperlosem, nur geistigem Angehören gegenseitig (dies, als vielleicht dem Erdgeborenen hier nicht Zukommende, denk' ich mir, nächst der von ihr benannten „Vollblütigkeit des Gefühls" zum Theil als das „eine Leiden, woran wir beide litten").

Wir erinnern uns ähnliche Andeutungen aus Stieglitz' Munde selbst vernommen zu haben. Die Stieglitz'sche Ehe war, wie man weiß, mit Kindern nicht gesegnet, und leider widersetzte sich Stieglitz, wie er einmal selbst hier erzählt, dem gegen ihn von Charlotte ausgesprochenen Wunsch, ein Kind zu sich zu nehmen, mit den Worten: er habe gar keine Liebe neben ihr für ein anderes Wesen übrig. Nicht mit Unrecht bemerkt übrigens der Herausgeber im Vorwort, daß nach diesem „so merkwürdigen Denkmal der höchsten, seltensten Liebe" von jetzt an wol niemand noch mit St.-René Taillandier zu behaupten wagen würde, Stieglitz habe Charlotte nicht wahrhaft geliebt, niemand mehr mit dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" nun die Vermuthung aussprechen würde, ein geistig vielbegabter Freund habe der Charlotte nicht mehr fern genug, nicht mehr hinter dem eigenen Gatten gestanden, und das habe ihr Pflichtgefühl nicht zu tragen vermocht.

Mitunter stoßen wir auch auf Sentenzen mehr allgemeiner Art, welche gut und tüchtig gedacht und treffend ausgedrückt sind und von denen wir hier folgende hervorheben:

Von einer großartigen und aus dem gewöhnlichen Gleise heraustretenden Handlung macht sich zu seinem und seinesgleichen bessern Verständniß alsbald jeder eine Taschenausgabe je nach dem Format eigener Fassungskraft zurecht.

Nicht allein in der Demuth ist Kraft, Demuth ist selber Kraft, diese Stärke der Ichentäußerung, das Höchste, wozu die Tapferkeit der Seele sich aufschwingen kann — Kraft ist die Blüte der Demuth, der echten, gleichwie sie ihr Grund und Boden und ihre Wurzel ist. In der Demuth findest du alles, Gott und Welt und dich, in ungetrübtem Spiegel.

Das Unglück verspotten ist leicht, ist Pöbelsache, dem dergleichen Regung nahe liegt. Schwieriger ist die Aufgabe, seinen geheimen Fäden nachspüren und sie für den Blick des Wahrheit- und Seelenforschers festzuhalten — nur den Edelsten und Begabtesten kommt solches zu.

Für solche Stellen wird man gern bizarre Uebertriebenheiten wie folgende in den Kauf geben:

Ich mag nicht immer mit Blut schreiben und habe doch ein flutend Meer voll in der Brust — Herz, großes, blutiges Tintenfaß!

Mit literarischen Angelegenheiten und seiner Stellung zu zeitgenössischen Schriftstellern beschäftigt sich Stieglitz in diesen Tagebuchblättern nur selten. Einmal, im Mai 1836, gedenkt er eines Kreises jüngerer berliner Schriftsteller, dem auch wir angehörten, mit nachstehenden liebevollen Worten:

Gar wohlthuend wirkt auf mich das zutrauensvolle Annähern eines Kreises junger heranstrebender Literaten, die sich in der letzten Zeit mir liebend angenähert. Solcher Umgang wirkt verjüngend und belebend auf mich, den seinen Jahren nach noch so Jungen, der Lebenserfahrung nach so furchtbar Gereiften, aber, so Gott will! niemals Alternden. Möcht' euch werden und bleiben, was euch beglücken kann und Unerquickliches sich mindern und mildern, so viel es dies chamäleontisch in Schmerz und Lust spiegelnde Dasein irgend zuläßt.

Im Juli 1835 bemerkt er, daß Charlotte zwar in der letzten Zeit durchaus und entschieden der Ansicht gewesen, Mundt rette und löse ihn aus den umnachtenden und störenden Wirren der Gegenwart; aber, fährt er fort,

wie sie auch den lebendig wirkenden Zeitideen anhing, wo diese echten Kern bargen, so lebhaft und innig war ihr Seelenleben gegen die zernichtende Weise dieser modernen Himmelsstürmerei. In ihrem Wesen war, bei entschiedener Antipathie gegen allen Autoritätsglauben, eine „unendliche Pietät". Hierin unterschied sie sich wesentlich von dem sogenannten Jungen Deutschland. Während sie mein periodisches Umnachtetsein tief betrauerte — ihr lebhaftester, fast einziger Schmerz; denn war ich nur einigermaßen klar und wohlauf, gleich war sie heiter, ja edel-muthwillig —, so liebte und ehrte sie doch selbst meinen dunkeln Zorn und mein Abwenden von dieser Sturmmarschart gegen verehrte Häupter, an deren Licht wir uns groß gesogen.

Der Herausgeber bemerkt im Vorwort mit großem Recht, daß ihm die Veröffentlichung dieser Tagebücher schon dadurch gerechtfertigt erscheine, weil sie „die eigenthümlich seltenen Seelenzustände des unglücklichen Dichters bei einer Katastrophe, die in ihrer Art einzig dasteht, vollständig und wahr vor Augen stellen". Nähmen wir an, daß ein Autor einen Roman erfunden hätte, worin eine Opferthat wie die Charlottens sammt denselben Motiven und zu demselben Zwecke den Kernpunkt bildete, so würde gewiß jeder denkende Leser darauf gespannt sein, wie der Autor diese Katastrophe auf das Leben und die Stimmung des übriggebliebenen Gatten wirken lassen würde; und nähmen wir weiter an, der Autor spänne sein Thema ganz in derselben Weise fort, wie Stieglitz in seinen Tagebüchern, so würde man die Erfindung gewiß originell, die Auffassung dichterisch und zugleich psychologisch interessant und die Ausführung meist geistreich und schwungvoll finden. Will man nun diesen Tagebuchblättern weniger Theilnahme schenken, weil sie wahr, weil sie durchlebt und nicht erfunden sind? Predigen sie doch außerdem denjenigen, welche an der modernen Krankheit, an der Ueberschätzung ihrer geistigen Kräfte und ihres Talents leiden, die große Görres'sche Lehre, daß wer sich nicht beschränken mag, der Nemesis anheimfällt.

Hermann Marggraff.

Bunsen's Bibelwerk.

Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Von Christian Karl Josias Bunsen. — Dritter Band. Erste Abtheilung. Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung. Dritter Theil: Die Schriften. (Fünfter Halbband. Erste Hälfte: Die Psalmen. Herausgegeben von A. Kamphausen.) — Vierter Band. Vierter Theil. (Siebenter Halbband: Die vier Evangelien. Herausgegeben von H. Holtzmann.) Leipzig, Brockhaus. 1862—63. Gr. 8. à 26 Ngr.

Bunsen's Bibelwerk, über welches in diesen Blättern schon früher ausführlich berichtet wurde, schreitet seinem Abschlusse rüstig entgegen.

War bei Bunsen's Tode der Fortgang seines Werks dadurch gesichert, daß ein großer Theil desselben bereits druckfertig vorlag, ein anderer nur noch der Zusammenstellung und Durchsicht bedurfte, so ist derselbe durch die Sorgfalt geistesverwandter namhafter Theologen, wie Lipsius in Wien, die zum Theil von Anfang bei der Bearbeitung betheiligt waren, verwirklicht worden. Bunsen selbst hatte mit der weitern Oberleitung des Werks seine beiden Söhne betraut, von denen der eine in Bonn, der andere in England lebt, von welchem letztern die vorliegende Bearbeitung des Johannesevangeliums herrührt, und jenen Theologen ist es zu verdanken, daß für die Texteskritik auch die von Tischendorf aufgefundene Sinaitische Handschrift benutzt wurde, die übrigens meist nur die bisherigen Resultate bestätigend zu entscheiden scheint. Daß auch die sonstigen neuern Forschungen auf dem Gebiete der Exegese berücksichtigt worden sind, versteht sich von selbst.

Für das gegenwärtige Referat liegen zwei neue Halbbände vor, die Uebersetzung der Evangelien und der Psalmen enthaltend.

Es ist bereits früher auf die großen Vorzüge der Bunsen'schen Uebersetzung hingewiesen worden, und Bunsen selbst hat sich in dem Vorworte zum Bibelwerk über die dabei leitend gewesenen Grundsätze ausgesprochen. Diese Grundsätze finden wir auch in den vorliegenden Theilen befolgt, und es resultiren daraus dieselben Vorzüge, nämlich Richtigkeit, Anbequemung an die Sprache der Gegenwart, Emancipation von undeutschen Ausdrücken und Perioden, die, wie Bunsen selbst einmal sagt, wol Judendeutsch, aber nicht wirkliches Deutsch bewirken, und endlich, was daraus hervorgeht, größere Verständlichkeit. Die unter dem Texte fortlaufenden Erklärungen sind in weiser Beschränkung geboten, während hier die Gefahr nahe lag, zu viel zu geben oder auf das Gebiet der gelehrten Exegese zu gerathen.

Indessen für eine neue Bibelübersetzung wären diese Vorzüge, so gewichtig sie sind, doch noch nicht ausreichend. Ein Bunsen war aber auch tief genug in das Wesen der Schrift eingedrungen, um ihren Geist zu erfassen, ihn in der Uebersetzung wiederzugeben und ebenso wol den hohen Schwung der Begeisterung, wie wir ihn in den Psalmen finden, als den kindlich einfachen Ton zu treffen, der den meisten evangelischen Erzählungen eigenthümlich ist. Allerdings muß zugegeben werden, daß die großen Schwierigkeiten einer neuen Bibelübersetzung, welche schon das frühere Referat anerkannte, sich bei dem Neuen Testamente noch häufen. Nicht die dreißigtausend Varianten desselben, nicht der Umfang und die Fortschritte der gegenwärtigen Schriftforschung, wol aber der Umstand, daß gerade das Neue Testament in der Luther'schen Uebersetzung Eigenthum des evangelischen Deutschland in höherm Grade geworden und geblieben ist, als dies vom Alten Testamente gilt, steht hier jeder andern Uebersetzung hinderlich entgegen. Unzählige Erinnerungen an die Kindheit, an den ersten Unterricht, an die häusliche Lectüre und den kirchlichen Gebrauch der Luther'schen Uebersetzung lassen selbst an entschiedenen Unrichtigkeiten derselben, eben weil sie sich eingebürgert haben, mit Hartnäckigkeit festhalten, und ein nicht unberechtigtes Gefühl widersetzt sich jeder Verbesserung, eben weil es eine Aenderung ist. Es mag immerhin im Vaterunser heißen: unser „morgendes" Brot gib uns heute! Die Pietät wird dennoch an der gewohnten Bitte um das „tägliche" Brot festhalten, und ebenso werden gar manche unrichtig übersetzte Stellen der apostolischen Briefe, die im Volksunterrichte als Beweisstellen für Glaubenssätze benutzt werden und deren Verständniß nur durch Vergleichung des griechischen Urtextes zu ermöglichen ist, nicht so leicht der richtigen Uebersetzung überall weichen, da man von Jugend auf sich gewöhnt hat, mit Luther's unrichtiger Uebersetzung den richtigen Sinn zu verbinden, selbst wenn dabei den deutschen Worten Gewalt angethan werden muß.

Und ähnlich verhält es sich mit den Psalmen und überhaupt mit den poetischen Büchern des Alten Testaments, wo die poetische Kraft und Schönheit vieler Stellen in der Luther'schen Uebersetzung offenbare Unrichtigkeiten nichtsdestoweniger zum Eigenthum des evangelischen Deutschland gemacht hat. Wenn es im 118. Psalm eigentlich heißt: „Bindet das Festopfer — das Opferthier, den Stier — mit Seilen an die Hörner des Altars!" Luther's Uebersetzung: „Schmücket das Fest mit Maien!" ist als beliebter Text zu kirchlichen Festreden gesucht und gekannt; nicht ohne weiteres wird man hier das poetisch Schönere für das Richtigere hingeben. Wenn Luther im Buche Hiob übersetzt hat: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken", so mag immerhin verkündigt werden, daß Hiob nur von seiner baldigen Genesung redet und keineswegs von seiner Auferstehung oder Erlösung, jene falsche Uebersetzung ist uns schon durch das herrliche Kirchenlied bekannt und theuer. Und so ließe sich wol eine ziemliche Anzahl ähnlicher Fälle anführen, in denen der Einführung des Richtigen Schwierigkeiten entgegenstehen. Dazu kommt, daß in den Psalmen zufolge der Eigenthümlichkeit der hebräischen Sprache in nicht allzu wenig offenbar corrumpirten Stellen, die in der vorliegenden Textrecension völlig unverständlich sind, die Veränderung eines einzigen Buchstaben einen ganz andern Sinn gewährt, wovon die Erläuterungen unter dem Texte des Bibelwerks Beispiele anführen, sodaß die Entscheidung hier unendlich schwer wird.

Indessen mag doch ja nicht vergessen werden, daß diese ganze philologische Seite, so wichtig sie an sich sein mag, doch nur eine ziemlich untergeordnete ist. Man wird allerdings wol nicht unterlassen, gerade aus diesen scheinbar kleinlichen oder gleichgültigen Correcturen ein Argument gegen das ganze Unternehmen herzuleiten, indessen trifft das nicht den Kern der Sache. Bunsen hatte sich vielmehr mit seinem Bibelwerke eine ganz andere und bei weitem höhere und edlere Aufgabe gestellt, als einzelne Irrthümer der Luther'schen Uebersetzung zu berichtigen. Er wollte durch eine richtige, mit dem gegenwärtigen Stande der deutschen Sprache übereinstimmende und daher verständliche neue Uebersetzung die unleugbar vorhandene Entfremdung und Gleichgültigkeit des evangelischen Deutschland gegen das Bibelwort überwinden und so an seinem Theil zu einer erneuten Vertiefung in die Schrift, zu einer reichern und allgemeinern Erkenntniß ihrer Schätze, zu einer evangelischen Widergeburt des dem Evangelium so fremd gewordenen evangelischen Deutschland beitragen. Von dieser Vertiefung hoffte er eine Verfittlichung des gesammten Volks, ein erneutes Aufleben des religiösen Sinnes, eine gewichtige Waffe gegen den materialistischen Unglauben und die religiöse Gleichgültigkeit der Gegenwart. In dieser reichern Erkenntniß biblischer Wahrheit fand er das beste Mittel, in dem gehässigen Gezänke theologischer Schulweisheit weder den religiösen Kern zu verlieren, noch mit fanatischer Unduldsamkeit erfüllt zu werden, ja vielleicht glaubte er mit seinem Bibelwerk einen Stein zum Ausbau der großen Kirche zu bieten, die als wie immer gestaltete Union die getrennten Glieder der christlichen Menschheit auf dem Boden der Schrift umfasse.

Die Gemeinde, welcher er sein Werk bestimmte und der er die Aufgabe gestellt sah, in den großen Entscheidungskampf der Gegenwart einzutreten, besteht in Wirklichkeit ohne allen Zweifel. Sie wird gebildet von den vielen ernsten Gemüthern gerade des deutschen Volks, das mehr als einmal schon in schwerer Zeit seinen Beruf für sittliche Aufgaben und religiöse Interessen

bewiesen; sie wird gebildet von den gewissenhaften Forschern, die auf religiösem Gebiete so wenig wie auf dem des reinen Denkens ihre Freiheit und ihr selbständiges Urtheil aufgeben mögen, endlich von den gläubigen Herzen, denen weder die Arbeit noch der Genuß des Lebens, weder der Streit der Theologen noch die materialistische Zeitrichtung die Empfänglichkeit für das Gotteswort und die Sehnsucht nach religiöser Wahrheit hat rauben können. Alle diese Elemente sind trotz aller Untergangspropheten und trotz allen Zeterrufens über unsere Zeit im deutschen Volke ebenso noch vorhanden, wie damals, als das Eintreten germanischer Völkerschaften der Weltgeschichte eine neue Richtung gab, oder als das muthige Gottvertrauen eines deutschen Mannes Gewissen und Völker vom römischen Joche befreite, oder endlich als unsere Väter in Gottes Namen das Schwert ergriffen, um die fränkische Gewaltherrschaft zu enden.

An diese Gemeinde hat sich Bunsen wie mit allen seinen Schriften, so auch mit dem Bibelwerke gewendet, ihr hat er es bestimmt, ihrem Dienste sein Leben und seine Kraft gewidmet. Den Ernst und die Heiligkeit seiner Aufgabe hat er gefühlt zeitlebens und darum in diesem Werke das eigentliche Ziel seines Lebens gefunden. Mag denn diese Gemeinde die Gabe würdigen und verstehen, mag auch nach Bunsen's Tode sein Werk fortgehen, und mag das deutsche Volk, die evangelische Gemeinde das Gedächtniß des wackern Kämpfers in Ehren halten, der für die höchsten Güter der Menschheit eingestanden bis zuletzt!

33.

Neue Romane.

Es ist mit Recht von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, daß in unserer Romanliteratur sich ein Fortschritt geltend macht. Freilich erscheinen noch immer Producte genug, welche in Bezug auf Sprache und Stil nicht den allerersten Anforderungen der Grammatik und Stilistik genügen, und in denen eine Luft herrscht verpestet wie die in der Hundsgrotte bei Neapel, um den bezeichnenden Ausdruck eines neuern Literarhistorikers zu gebrauchen. Wenn man indeß das Schlechte und Gute gegeneinander abwägt und ein Gesammtresultat ziehen soll, so ist nicht zu verkennen, daß allmählich immer mehr gesunde Elemente in dem Roman auftauchen, und daß das Gute wenigstens auf dem Wege ist die Oberhand zu gewinnen. Blicken wir einige Jahrzehnte in der Romanliteratur zurück, so finden wir, daß in den zwanziger Jahren der Roman anfing in der kläglichsten Weise immer tiefer zu sinken. Es blühte zwar zu jener Zeit diejenige Art des historischen Romans, welche eine Nachahmung des Walter Scott'schen war; da aber infolge der Karlsbader Beschlüsse im Jahre 1819 unter dem damals allmächtigen Einflusse Rußlands alles Patriotische und Nationale, alle edle Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit für verbrecherisch und polizeiwidrig im eigentlichsten Sinne des Worts erklärt wurde, so war es natürlich, daß auch aus der Literatur und vorzüglich aus der belletristischen alle ideenhaltigen Stoffe und höhern Anschauungen immer mehr schwanden, und daß eine fade und abstracte Romantik, eine niedrige Witzelei und eine grobe oder unzüchtig verschleierte Sinnlichkeit alles Bessere überwucherten. Auch in den Geisteserzeugnissen des sogenannten Jungen Deutschland in den dreißiger und vierziger Jahren herrscht noch im ganzen der Krankheitsstoff vor; ja gerade hier erreichte [illegible] zum Theil erst die höchste und damit zugleich die Krisis [illegible]ündende Spitze, denn je gesunder und kräftiger an sich manche [illegible]er hierher gehörenden Charaktere waren, desto monströsere Auswüchse mußten sie in dem ungesunden Boden und in der verderbten Atmosphäre, worin sie einmal verdammt waren zu vegetiren, hervortreiben. Der Aufschwung im Jahre 1848 ist zu [illegible]sch verlaufen, als daß heilsame und fruchtbringende Folgen [illegible] Resultate in der Literatur sich hätten geltend machen können; [illegible] Ergebnisse der ganzen Bewegung waren überhaupt mehr negativ als positiv, und so war es ganz unvermeidlich, daß in den [illegible]nfziger Jahren die Reaction noch einmal triumphirte, womit dann zugleich auch in der belletristischen Literatur viele schlechte und niedrige Elemente augenblicklich wieder zum Vorschein kamen und die Strömung der Zeit zu beherrschen strebten. Jetzt, in den sechziger Jahren, gewinnt es trotz aller ungünstigen Verhältnisse, die zur Stunde noch herrschen, doch immer mehr den Anschein, daß ein frischer und kräftiger Zug in das nationale Leben und in alle Zweige der Literatur dringt. In der Romanliteratur möchten wir vorzüglich den Umstand für ein ganz besonders günstiges Vorzeichen einer bessern Zeit halten, daß man anfängt sociale und politische Fragen in der freimüthigsten Weise darin zu erörtern. Viele von den jetzt erscheinenden Romanen würden früher ohne Zweifel von der Censur unterdrückt worden sein; oder wären sie gedruckt worden, so würden die Verfasser alsbald auf die Festung geschickt worden sein. Jetzt dringen gesunde und freie politische Vorstellungen so massenhaft in alle Kreise der Gesellschaft, politische Fragen werden überall mit solchem Interesse und Eifer erörtert, daß die vereinzelten Anstrengungen, welche die Polizei macht, um den Strom aufzuhalten oder in eine vorschriftsmäßige und ihr genehme Richtung zu leiten, fast komisch erscheinen. Die Kritik muß jedenfalls ganz besonders darauf achten und darauf aufmerksam machen, wenn solche neue Strömungen in irgendeinem Zweige der Literatur hervortreten, wie es jetzt mit dem politischen Element in den Romanen der Fall ist. In der Art und Weise und in der Form, in welcher es jetzt hier erscheint, ist es neu und ein charakteristisches und bedeutungsvolles Zeichen der Zeit.

Nach diesen kurzen Bemerkungen unterziehen wir folgende vier Romane einer nähern Beurtheilung.

1. Ein Roman in Norderney. Von Emmi von Rothenfels. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Graf Falkenhorst, ein preußischer Offizier, macht eine Badereise nach Norderney. Er lernt hier die Tochter eines Geheimen Raths aus Berlin kennen. Sie ist nicht von auffallender und blendender, aber von seelischer Schönheit, und er faßt eine tiefe Zuneigung zu ihr. Da erscheint in Norderney eine junge Dame, die einzige Tochter eines sehr reichen Bankiers, die von bestechender Schönheit und von sehr feurigem Temperament ist. Graf Falkenhorst kommt häufig mit ihr zusammen, und er wird, halb gegen seinen Willen, von ihrem Zauber so gebannt, daß er sich zuletzt mit ihr verlobt. Doch bald nachher treten allerlei verhängnißvolle und unglückliche Ereignisse für seine Braut ein, und zuletzt wird das Band gelöst. Falkenhorst heirathet die Tochter des Geheimen Raths und geht mit ihr auf ein Gut in Posen, welches er von einem Onkel geerbt hat. Dies ist die Haupthandlung.

Der Roman hält sich auf der Stufe der bessern Mittelmäßigkeit, und einem erheblichen Tadel unterliegt er gerade nicht; aussetzen daran könnte man etwa, daß manche Nebenumstände zu romanhaft und zu unwahrscheinlich sind, und daß manche Reflexionen und Schilderungen zu breit und zu wenig original sind; doch sind die letztern nie geradezu langweilig. Die Sprache ist sehr gebildet und correct, und das Ganze überhaupt lesbar. Eine Seite verdient besonders lobend hervorgehoben zu werden: die Unterhaltung und die Reflexionen streifen zuweilen, wenn auch in etwas zurückhaltender Weise, auf das Gebiet der Politik und des socialen Lebens, und die Ansichten, welche hier geäußert werden, sind, vom Standpunkte der Verfasserin aus beurtheilt, ganz gut und vernünftig. Wir halten dies deshalb für einen besondern Vorzug, weil, wie wir oben schon andeuteten, es ein deutlicher Beweis ist, wie sich das Interesse an der Politik und an den socialen Problemen in immer größere und weitere Kreise verbreitet. Sowie die Frauen in dem Freiheitskriege gegen die Franzosen einen großen Enthusiasmus zeigten und dadurch die gute Sache nicht wenig förderten, so muß es auch jetzt erst dahin kommen, daß die Frauen sich für den politischen Fortschritt erklären und begeistern und den Männern

die Reste des Rebens abnehmen, damit die letztern Zeit gewinnen zu einem energischern Handeln.

2. Eine Actiengesellschaft. Erzählung von Levin Schücking. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 3 Thlr.

Ein Herr Herbsheim hat durch Kinderraub ein bedeutendes Vermögen erschlichen, und ist dann Bankier geworden. Er hat ein sehr großartiges Geschäft und betheiligt sich besonders auch an Actienunternehmungen. Das geraubte Kind, ein Mädchen, ist einem alten Franzosen, welcher Sprachlehrer ist, übergeben worden und gilt als dessen Tochter. Als sie herangewachsen ist, bewirbt sich Herbsheim um ihre Liebe, um durch die Verheirathung mit ihr in den rechtmäßigen Besitz des Vermögens zu kommen und so gegen alles gesichert zu sein. Doch sein wohlberechneter Plan scheitert. Graf Kosmuth, ein junger Jurist, weiß die Liebe der Antonie, des geraubten Kindes, zu gewinnen; zu gleicher Zeit wird das Verbrechen Herbsheim's entdeckt, theils infolge von Aussagen, die sein Hauptmitschuldiger macht, theils dadurch, daß ein Freund des Grafen Kosmuth, Namens Wallgart, Literat und Zeitungsredacteur, eine Novelle veröffentlicht, deren Gegenstand ein Kinderraub ist. Den Stoff hierzu hat er einer Erzählung entnommen, welche ihm ein junges Mädchen seiner Bekanntschaft mitgetheilt hat; das letztere wiederum hat die Geschichte von ihrer Mutter gehört, diese aber hat gerade den von Herbsheim verübten Kinderraub miterlebt und denselben ihrer Tochter als eins ihrer besondern Erlebnisse mitgetheilt, sodaß nun natürlich Wallgart's Novelle die Erzählung von dem in Wahrheit begangenen Kinderraube ist. Herbsheim entflieht mit einer großen Summe Geldes; ein Theil von dem Vermögen wird der Antonie zurückerstattet, und diese verheirathet sich dann mit dem Grafen Kosmuth.

Dies ist in einigen groben Strichen der Hauptinhalt. Das Lob, welches Robert Prutz in seinem Werke „Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848—58“ Levin Schücking spendet, den er den Walter Scott Westfalens nennt, wollen wir in keiner Weise beeinträchtigen, wenn wir das vorliegende Werk des Verfassers nicht sehr günstig beurtheilen; der Tadel bleibt natürlich auf dies einzelne Werk beschränkt. Die Novelle, welche Wallgart, der Literat, veröffentlicht, und welche in der Entwickelung des Romans ein besonderes Moment bildet, wird von ihm seinen Freunden vorgelesen, und er fragt sie dann nach ihrem Urtheile. Der eine meint: „Der Stoff, ein gestohlenes Kind, ein Erbschleicher, das alles ist entsetzlich abgenutzt und nicht ein wenig neu! Ich sage dir, die Geschichte ist die flüchtige Arbeit eines Routiniers und nicht die eines Dichters!“ Wallgart erwidert: „Ach, lästere meine Arbeit soviel du willst, sie wird doch ihre Wirkung machen, du wirst sehen.“ Was hier Wallgart und sein Freund über die eingeschobene Novelle urtheilen, möchten wir über den ganzen Roman urtheilen. Freilich, hätte ein anderer, der noch nichts Bedeutendes geleistet hätte, diesen Roman geschrieben, so würde er zu loben sein; Levin Schücking hat uns berechtigt mehr zu erwarten, als dieser Roman bietet, und von dem Standpunkt aus müssen wir ihn eine schwache, flüchtige Arbeit nennen, indeß wird er wol seine Wirkung thun und viel gelesen werden, am meisten wahrscheinlich von der Damenwelt. Ein höheres Interesse kann der Roman nicht in Anspruch nehmen; es ist kein einziger Charakter darin, der besonders anziehend wäre; sie lassen uns alle ziemlich kalt. Wallgart, der Literat, nimmt zuweilen einen Anlauf zum Humor, doch geht es schwach damit. Wie geistlos und humorlos ist es z. B., wenn er seine Lebensgeschichte, von der er seinen Freunden etwas erzählen will, in folgender Weise beginnt: „Ich bin geboren als Plebejer, habe Vater und Mutter und die andern üblichen Kinderkrankheiten gehabt und bin fleißig zur Schule angehalten worden.“

3. Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale. Ein Roman von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus). Drei Theile. Braunschweig, Westermann. 1863. 8. 5 Thlr.

In einer größern Residenzstadt leben ein alter unverheiratheter Polizeischreiber, Fiebiger, ferner ein Gelehrter, Uler, ebenfalls schon alt und unverheirathet, und ein Freifräulein von Poppen, welche alle drei aus derselben Gegend, Poppenhof im Winzelwalde, stammen und durch intime Freundschaft verbunden sind. Das Freifräulein, deren Vermögensverhältnisse ziemlich zerrüttet sind, ist Erzieherin bei einem Bankier, Wienand, welcher eine Tochter hat, Helene. Der Hauptheld ist Robert Wolf, Sohn eines Försters aus dem Winzelwalde. Er kommt als ganz junger Mensch in die Residenz, und fällt hier eines groben von ihm verübten Unfugs halber der Polizei in die Hände. Auf diese Weise lernt der Polizeischreiber ihn kennen. Dieser, der sich für den ganz hülflosen Jüngling aus dem Winzelwalde interessirt, nimmt ihn bei sich auf und erzieht ihn gemeinschaftlich mit seinem Freunde Uler. Der junge Robert macht rasche Fortschritte in den Wissenschaften und widmet sich nachher der Medicin. Gerade als er seine Studien beendet hat, erhält er die Nachricht, daß sein Bruder, ein Kaufmann, der vor Jahren nach Amerika gegangen ist, in Californien gestorben ist, und daß dessen Frau, eine flüchtige Jugendliebe Robert's, an einem gefährlichen Fieber daniederliegt. Er reist nach Californien; die Frau seines Bruders stirbt nach einigen Monaten, und er kehrt nach Deutschland zurück. In Californien hat er die Gelegenheit wahrgenommen und so viel Gold gegraben, daß er im Besitze eines Vermögens ist. Mit diesem Gelde kauft er den Poppenhof und heirathet Helene Wienand. Diese liebt er bereits seit mehrern Jahren, und auch sie, obgleich sie auf Befehl ihres Vaters den Baron von Poppen heirathen sollte, ist ihm zugethan und treu geblieben. Gleich am ersten Tage seines Aufenthalts in der Residenz, als er von der Polizei entlassen war, und er in wilder Hast durch die Straßen stürmte, war er von dem Wagen des Bankier Wienand überfahren worden, und bei der Veranlassung hatten sich Robert und Helene gesehen und sich ineinander verliebt — natürlich! Wenn ein junger Mann von einem Wagen überfahren wird, in welchem eine schöne junge Dame sitzt, so würde es ein grober Fehler gegen alle Romantik sein, wenn sie sich nicht ineinander verliebten und sich heiratheten. Dieses letztere Ereigniß, das Ueberfahren, ist in der Anlage des Ganzen sehr störend und überflüssig; es tritt bereits S. 70 im ersten Theile ein, und man sieht nun gleich, wie alles kommen wird.

Der Roman bietet manche gute und glückliche Einzelheiten; aber einige Fehler thun der Wirkung des Ganzen großen Abbruch. Die Charaktere haben auf der einen Seite in ihrem Handeln und in ihrem Wesen etwas eigenthümlich Ruheloses und unnatürlich Aufgeregtes, auf der andern Seite stellen sie so breite und zuweilen gesuchte und gezwungene Reflexionen über sich und die ganze Welt an, daß die Wirkung davon zuletzt eine etwas erdrückende ist. Dazu kommt eine höchst sonderbare Incorrectheit in der Sprache: der Verfasser macht fortwährend Inversionen mit der Objectsbestimmung, wo dieselben ganz falsch sind, z. B. „den Kopf schüttelte Juliane von Poppen“, statt Juliane von Poppen schüttelte den Kopf. „Die Universität besuchte Heinrich Uler, Friedrich Fiebiger erhielt bald die Stelle als Polizeischreiber.“ (Das letztere Beispiel würde im Lateinischen und Griechischen einen ganz richtigen Chiasmus abgeben, doch im Deutschen ist diese Stellung in diesem Falle entschieden falsch.) „Die heiße Stirn hielt er mit der Hand.“ Daß die rhetorische Wortstellung mit der Objectsbestimmung zuweilen geradezu geboten ist, versteht sich von selbst; Wilhelm Raabe wendet sie aber immer da an, wo sie ganz und gar nicht paßt, und da dies sich sehr häufig wiederholt, bekommt der Stil dadurch eine eigenthümliche Unebenheit, die höchst störend ist; es ist, möchte ich sagen, wie wenn man auf einer sonst guten Straße fährt, auf der aber in kurzen Zwischenräumen große Steine liegen, über die man fahren muß, und die dann jedesmal einen sehr unsanften Stoß verursachen. Der Humor, welchen der Verfasser in dem Roman entwickelt, ist zuweilen glücklich und treffend, zuweilen indeß etwas gezwungen und, wie es

scheint, eine nicht immer glückliche Nachahmung desjenigen Humors, wie wir ihn bei manchen neuern englischen Romanschriftstellern finden. Doch kann es auch nur eine Verwandtschaft ohne Nachahmung sein. Unserer Ansicht nach würde der Verfasser gut daran thun, wenn er im ganzen einfacher und natürlicher schriebe; seiner Befähigung nach kann er jedenfalls Gediegenes produciren.

4. **Verirrte Herzen.** Roman von P. J. Wilcken. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1863. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Von den vorliegenden Romanen ist dieser bei weitem der beste. Es herrscht darin eine edle, kräftige, durchaus männliche Gesinnung und Anschauung; die Charaktere haben Wärme des Colorits und innere Wahrheit; der Stil ist leicht und fließend und dabei doch markig. Der Roman ist sehr zu empfehlen. Ein junger Landwirth im Lauenburgischen hat seit seinen Jünglingsjahren ein Mädchen geliebt, mit dem er in einer kleinen Stadt erzogen worden ist. Nachdem er mehrere Jahre von seiner Heimat entfernt gewesen ist und es so weit gebracht hat, daß er eine Pachtung hat übernehmen können, hält er um ihre Hand an. Im Grunde liebt sie ihn auch; doch in den Jahren seiner Abwesenheit hat sie eine etwas abenteuerliche und unklare Neigung zu einem jungen interessanten Gymnasiallehrer gefaßt, der zugleich Lehrer an der höhern Töchterschule ist, welche sie besucht hat. Sie hat sich mit diesem heimlich verlobt, und ist nun zu ihrem eigenen Schmerz und Kummer gezwungen, ihrem frühern Geliebten eine abschlägige Antwort zu geben, da sie unter keiner Bedingung ihr Wort brechen will. Sie heirathet den Lehrer, wird aber durchaus nicht glücklich. Der Landwirth macht, nachdem er seine schönste Hoffnung vereitelt sieht, auf Anrathen seiner Schwester eine kleine Reise, um sich zu zerstreuen. Auf dem Wege nach Lübeck lernt er die überaus reizende und interessante Tochter eines reichen Kaufmanns kennen. Er geht mit dieser Familie nach Travemünde und verlobt sich mit der Tochter. Doch auch er wird nicht recht glücklich; seine Frau paßt nicht recht für ihn, und er nicht recht für sie; es ist eine Verirrung des Herzens. Der Schluß ist etwas gezwungen: der Lehrer stirbt, ebenso die Frau des Landwirths; letzterer heirathet dann seine alte Geliebte, und beide sind glücklich.

Der Roman spielt zum Theil in den Jahren 1848 und in den folgenden, und dies gibt dem Verfasser Gelegenheit, das Gebiet der Politik in den Roman hineinzuziehen. Ebenso benutzt er den Umstand, daß der Held des Romans ein Lauenburger ist, dazu, die schleswig-holsteinische Angelegenheit mehrfach zu berühren. Die Art und Weise, wie politische Fragen erörtert werden, ist sehr zu loben; namentlich unter den jetzigen Verhältnissen ist es gut, wenn in Romanen auch einmal von ernsthaften Dingen und von der Wirklichkeit, in der wir leben, die Rede ist. Man hat die Deutschen immer ein unpolitisches Volk genannt, und sie haben in der That bis zum Jahre 1848 dies Beiwort verdient, weil sie sich mit innerer Politik als Volk bis dahin nie beschäftigt hatten; doch da sie sich nun einmal auf das Gebiet der Politik begeben haben, so steht zu hoffen, daß sie, nicht entmuthigt durch die Fehlgriffe, die 1848 gemacht worden sind, nicht zurückgeschreckt durch die Niederlage, welche die nationale Sache damals erlitten hat, muthig vorwärts schreiten und eben als gründliche Deutsche nicht auf halbem Wege stehen bleiben werden. Folgende kleine Probe mag dazu dienen, um zu zeigen, welcher Art die politischen Ansichten Wilcken's sind. Ueber die zwanziger Jahre sagt er: „Von Nationalgefühl war keine Rede; es war dies sogar ein verpöntes Wort, denn es sollte und durfte nur Fürsten und Unterthanen geben. Ja, das Unerhörte konnte sich ereignen, daß, nachdem die Nation, das Volk, trotz aller frühern Mishandlungen sich aufgeschwungen und den Todfeind zum Lande hinausgeschlagen hatte, wiederum die Berufung auf das Nationalgefühl als Hochverrath gebrandmarkt wurde. Wer denkt hierbei nicht an die Demagogenverfolgungen in den zwanziger Jahren unter der Regierung eines Fürsten, dem die Schranzen so gern für die Geschichte den Namen des Gerechten octroyiren möchten! Er hatte, zum Dank für die Opferfreudigkeit seines Volks, die fast ohne Beispiel in der Geschichte dasteht, mit heiligem Wort eine Verfassung zugesagt und hat sein Wort — gebrochen. Es liegt ein eigenes Verhängniß in dieser Familie, daß kein einziger Herrscher aus derselben, seit 100 Jahren, von seinem Volk aufrichtig betrauert zu seinen Vätern versammelt werden konnte. Wir dürfen fragen, wie das möglich sei, in einem Lande, wo doch das Volk so treu an seinem angestammten Fürsten zu hangen gewohnt ist? Aber es bedarf nach unserer Meinung dieser Frage kaum, denn die Beantwortung derselben ergibt sich von selbst beim Nachdenken des unbefangenen Geistes. Keiner von allen diesen Fürsten hat sein Volk gekannt, verstanden. Alle wurden sie mit Jubel begrüßt, wenn der Vorgänger gestorben war, denn man hoffte immer auf eine neue, bessere, heißersehnte Aera — doch vergebens!"

Rudolf Sonnenburg.

Andersson's Entdeckungsreisen in Südwestafrika.

Der Okavango-Strom. Entdeckungsreisen und Jagdabenteuer in Südwestafrika. Von Charles John Andersson. Deutsch von Hugo Hartmann. Mit 16 großen Originalillustrationen. Leipzig, Gerhard. 1863. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Küstenländer Afrikas sind rundum so genau erforscht und werden noch durch die alljährlichen Reisen so speciell beschrieben, daß uns bisjetzt nur noch wenige Gegenden unbekannt sind. Aber welcher Sterbliche wagt sich in das Innere dieses Wunderlandes, in die Regionen des Aequators? Dort werden unermeßliche Sandfelder und die glühende Sonnenhitze jede Entdeckungsreise so beschwerlich machen, daß wahrscheinlich kein Europäer diese klimatischen Schwierigkeiten zu überwinden vermag. Die weißen Stellen unter der Linie werden demzufolge wol noch lange Zeit auf allen Karten unausgefüllt bleiben. Der Verfasser dieses Buchs wohnt zwar auf dem Cap der guten Hoffnung und beginnt seine Reise von der Capstadt aus, beschränkt sich aber doch auch mehr auf die Küstenländer und läßt die gefahrvolle Sonnenlinie unberührt. Die hohen Ansprüche, welche man heutzutage an jeden Touristen stellt, kennt er vollkommen, denn er sagt: „Man setzt bei ihm Kenntnisse in der Astronomie und Geodäsie, in der Meteorologie und Hydrologie voraus; er soll geologische Untersuchungen anstellen und Suiten von Mineralien, Gesteinen und Fossilien sammeln; er soll politische und commerzielle Notizen zusammentragen und die weitere Entwickelung der noch jugendlichen Ethnologie fördern; soll Skizzen von Landschaften aufnehmen und Vierfüßer und Vögel schießen und abbalgen u. s. w., soll Käfer und Schmetterlinge sammeln und Vocabularien und Sprachlehren zusammenstellen u. a. m." Der Verfasser ist auch nicht ganz unbewandert in diesen Wissenszweigen und macht auf seiner Wanderung astronomische, geographische und andere wissenschaftliche Beobachtungen, gibt uns aber davon gar keine Resultate, sondern eben nur die Nachricht, daß er sich, nebst der Jagd, damit beschäftigt. Wahrscheinlich wird er den wissenschaftlichen Theil in einem besondern Werke veröffentlichen. In dem vorliegenden Bande erhalten wir nur Schilderungen von Landschaften und Thieren; er bemerkt, daß er in den von ihm besuchten Ländern Afrikas die herrlichste Gelegenheit hatte, das Thierleben in seiner vollkommensten und freiesten, reinsten Entwickelung zu beobachten. Als großer Jagdfreund hat er viele interessante, aber auch gefahrvolle Abenteuer zu bestehen, denn Afrika ist im wahren Wortsinne ein zoologischer Garten im großartigsten Maßstabe und zugleich ein Jagdgrund von ungeheuerer Ausdehnung. Aber zu bedauern ist es, daß wir gar zu wenig wissenschaftliche Notizen erhalten. Er ist mit der Sprache jener Volksstämme bekannt und gibt uns doch keine einzige Bemerkung darüber. Ja selbst seine Ortsbeschreibungen werden nicht einmal nach mathematischer Geographie festgestellt. Aber trotz dieser Mängel muß das Buch dennoch als ein höchst lesenswürdiges Werk empfohlen werden, denn wir

erhalten darin eine Charakteristik jener von europäischen Touristen weniger besuchten Länder.

Um die Leitung einer Bergbauunternehmung an der Grenze des großen Namaqua- und Damaralandes zu übernehmen, reiste Andersson von der Capstadt nach der Walwichbai (Walfischbai). Aber nach Ablauf des Contracts trieb ihn die Reiselust in das Innere Afrikas und so begann er seine Wanderung von Otjimbingué durch das gefahrvolle Damaraland. Große Landstriche ohne Wege, brennende Sonnenhitze und sogar Steppenbrände ohne Wasser, zahlreiche Elefanten, Löwen, Giraffen, Antilopen, Rhinocerosse, schöne Landschaften mit aromatischen Pflanzen, zahlreiche Vögel und Insekten, dumme und schlechte Menschen sind die Begegnisse unsers Reisenden und machen die Tour interessant, aber auch oft sehr lebensgefährlich. Charakteristisch für das ganze West-Damaraland ist das Vorherrschen von plutonischen Gesteinen, namentlich von Granit, sowie von Kalkstein- und Sandsteingebilden. Die wesentlich aus den erstgenannten Felsarten bestehende Gebirgskette streicht parallel mit der Küste, also ziemlich nordsüdlich; an mehrern Punkten zweigen sich aber einzelne Ausläufer in das Innere ab. Die Granitbildung tritt — ausgenommen unmittelbar an der Seeküste, wo sie eine fortlaufende, fast 400 geographische Meilen lange Kette bildet — in isolirten Bergmassen auf, deren Höhe zwischen 1000 und 3000 Fuß schwankt, und deren Gipfel zuweilen in der Form von gewaltigen Haufen zusammengerollter riesiger Blöcke, häufiger in der von hohen Pics erscheinen. Aus Granit bestehen die wichtigsten und interessantesten Charakterzüge in der Bergbildung dieses Landes. Sehr schöne und ausgezeichnete Varietäten dieses Gesteins kommen an den herrlichen Kegelbergen Okonyeyaya und Omatako, sowie an den gewaltigen Felsen von Erongo, Dounsia, Otjonkoamia vor. An den Ufern des Omanbondè tritt Sandstein in Verbindung mit Kalkstein auf, weiterhin aber verschwindet der erstere, indem er von letzterm, welcher in einem von Osten nach Süden streichenden Bogen auftritt, überlagert wird; doch tritt diese Formation nur an wenigen Punkten zu größerer Höhe über das Niveau der umliegenden Gegend hervor. Granit und Sandsteine, an manchen Punkten auch Kalksteine, sind stark mit Eisenoxyd durchdrungen, wodurch die Gesteine eine röthliche Färbung erhalten. Südlich vom Omaruruflusse kommen Eisen- und Kupfererze in bedeutenden Mengen vor. Die letztern gaben mehrmals zu Bergbauunternehmungen Veranlassung, welche indeß bald wieder aufgegeben wurden. Die gewonnenen Erze waren im allgemeinen sehr reich, allein der Transport in diesen Ländern, sowol zu Land als zu Wasser, ist so kostspielig, daß bisjetzt noch jede Bergbauspeculation fehl geschlagen ist. Spuren von Gold sind gleichfalls gefunden worden.

Was nun des Verfassers Entdeckung eines den Europäern noch unbekannten Stroms in diesen Regionen betrifft, so ist auch hierbei wieder sehr zu bedauern, daß er uns keine speciellere Beschreibung desselben gibt. Die Eingeborenen nannten den Fluß Okavango; er fließt nicht in den Atlantischen Ocean, sondern nach Osten in das Innere des Continents. Obgleich der Verfasser den Titel seines Buchs mit dem Namen dieses Flusses schmückt, so erhalten wir dennoch nur folgende dürftigen Notizen: „Livingstone gibt in einer seiner Karten einen Fluß an, welcher von Libebè nach Sekeletusstadt zufließt, und ich selbst hörte, als ich am Ngamisee war, daß zwischen diesen beiden Plätzen eine Wasserverbindung stattfinde. Da aber der Tioughe eine bedeutende Strecke unterhalb Libebè, d. h. südlich von diesem Orte, einen Arm, den Dzo, an den Chobe abgibt, so ist es sehr möglich, daß gerade dieser der von den Eingeborenen gemeinte Fluß ist. Da ferner die Gegend um Libebè bekanntlich auf weitere Erstreckung sehr reich ist an ausgedehnten Sümpfen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß der Okavango, ungeachtet seiner Größe, an diese mächtigen Sümpfe den größern Theil seines Wassers abgibt, und nur so viel von letzterm behält, als zur Bildung des Tioughe mit seinen sumpfigen Umgebungen erforderlich ist."

Die Bewohner dieser Gegenden schätzt der Verfasser sehr gering und spricht ihnen alle Bildungsfähigkeit ab. Die Bemühungen vieler Missionare und anderer Menschenfreunde beweisen aber doch das Gegentheil, nur darf man nicht Gelehrte, Künstler und Staatsmänner aus ihnen bilden wollen. Ihr Klima und ihre gegenwärtigen socialen Verhältnisse verhindern allerdings jede Civilisation; bringt diese Schwarzhäute aber in geordnete Staatsverhältnisse und gebt ihnen angemessenen Unterricht, so werden auch sie aus der thierischen Roheit befreit werden und ein sittliches Leben zu führen vermögen.

Die wichtigste Partie dieses Reisewerks sind die vier letzten Kapitel, worin wir eine specielle Beschreibung der Südwestspitze von Afrika erhalten, welche uns die gründlichste geographische Belehrung über jene uns noch so wenig bekannte Region gewährt. Sie gibt uns hinreichende Entschädigung nach den vielen grausigen Jagdgeschichten. Geschildert werden die Saldanahbai, St.-Helenabai, der Elefantenstrom, die Hondeklippbai, der Orangestrom, das Cap Croß, Cap Frio, der Cunenè oder Noursestrom, die große Fischbai und noch viele andere Baien, Ströme und Landschaften. Auch über Handel und Wandel jener Gegenden erhalten wir Auskunft, und trotz mancher ungünstiger Verhältnisse hält er europäische Niederlassungen für sehr vortheilhaft und beweist es, indem er die holländischen Ansiedelungen am Knysnaflusse — 250 englische Meilen von der Tafelbai entfernt — erwähnt und deren steigenden Wohlstand schildert.

Im letzten Kapitel erhalten wir noch eine sehr werthvolle Beschreibung der Insel Ihaboe. Wer kennt sie? Ich suche sie auf meinen Karten vergebens, und doch ist sie wegen ihres Guanohandels berühmt. Obgleich von mehrern der an der Westküste von Südafrika liegenden Felseninseln Guano importirt wurde, so namentlich von den an der Mündung von Angra Pequena gelegenen Mercury-Island, Hollam's Bird-Isle u. s. w., so wurde die Hauptmasse dieser werthvollen Ablagerung doch hauptsächlich von Ihaboe, unter 26° 18' südl. Br., 14° 58' östl. L. geholt, und deshalb ist es vorzüglich der Guanohandel dieser Insel, wodurch sie in England näher bekannt wurde. Ihaboe (sagt Andersson), ein Felsen vulkanischer Entstehung, hat etwa dreiviertel Meilen im Umfange und erhebt sich an seinem höchsten Punkte nicht über 30 Fuß über die Meeresfläche. Sie ist im Norden und Südwesten von Felsen umgeben, welche sich an manchen Stellen bis auf eine Viertelmeile Entfernung von der Küste fortsetzen, und liegt etwa dreiviertel Meile von dem gegenüberliegen Festlande entfernt, und ungefähr fünf Meilen von dem äußersten Theile eines gefährlichen Riffs, welches sich von einer Landzunge nach dem südöstlichen Theile der Insel zu erstreckt. Dieses Riff, welches zum Theil unter dem Wasserspiegel liegt, und an solchen Stellen bei ruhiger See nicht wahrgenommen werden kann, erstreckt sich sehr weit und ist sehr gefährlich. Es existirt zwar eine enge Durchfahrt in demselben, allein diese ist auch sehr gefährlich und wird nur im Nothfalle von Schiffen benutzt, welche das sicherere Fahrwasser nicht kennen. Ihaboe hat gar keinen Hafen; selbst der Ankerplatz, welcher den ganzen Raum zwischen der Insel und dem Festlande einnimmt, ist allen Winden sehr ausgesetzt. Die Wassertiefe schwankt zwischen drei und neun Faden und das Steigen und Fallen der See zur Springflutzeit beträgt nicht über sechs Fuß. Der Meeresboden ist durchgängig felsig, uneben und mit Tang bewachsen, der Ankergrund ist somit ganz schlecht, und es sind gewöhnlich zwei Anker mit gehörig langen Ketten erforderlich, wenn ein Schiff bei starkem Südwinde sicher liegen soll. Als man die Insel zuerst besuchte, war sie ganz mit Guano bedeckt; viele hunderttausend Tonnen wurden geholt und dennoch ist er auch jetzt noch in großen Quantitäten vorhanden. Die zahlreichen dort hausenden Vögel bedecken oft die ganze Insel und sind so dreist, daß man sie mit Händen greifen kann.

Die Verlagshandlung dieses Werks hat nebst vielen andern schätzenswerthen Abbildungen auch eine Ansicht dieses kleinen Eilandes gegeben; eine hinzugefügte Karte von Südafrika würde

das schön ausgestattete Buch noch werthvoller gemacht haben. Indem ich es allen Freunden der Länderkunde bestens empfehle, spreche ich nur noch den Wunsch aus, daß der Verfasser auch seine wissenschaftlichen Beobachtungen recht bald veröffentlichen möge; denn sie würden eine wesentliche Ergänzung bilden und gewiß allen Geographen und Naturforschern sehr erwünscht kommen. **Johann Schucht.**

Deutsche Geschichtschreibung.

Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. Von E. F. Souchay. Dritter Band: Geschichte des Wahlreichs und der Luxemburger. Vierter Band: Geschichte der Habsburger bis auf Karl V. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1862. Gr. 8. Jeder Band 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir haben eine Schuld abzutragen, indem wir die beiden Schlußbände des in der Ueberschrift genannten Werks anzeigen, nachdem die ausführlichere Besprechung des ersten und zweiten Bandes bereits in Nr. 38 d. Bl. f. 1862 erfolgt ist. Die lebhafte Befriedigung, welche die ersten beiden Bände gewährten, und die Erwartungen, welche sich an die Weiterführung des Werks knüpften, werden nach unserm Dafürhalten im dritten und vierten Bande nicht nur erreicht, sondern glänzend übertroffen. Unsers Erachtens dürfte es sehr schwer sein, in der modernen historischen Literatur eine Geschichtsdarstellung dieser Periode zu finden, welche sich der Souchay'schen Arbeit namentlich im weitern Fortschreiten der Aufgabe, hinsichtlich der formellen Lösung, sowie der mit scharfem Blick und treffendem Urtheile vereinigten Gründlichkeit der Forschung an die Seite zu stellen vermöchte. Wuchs bereits im zweiten Bande mit der Größe der Aufgabe die Darstellungskraft und die Weite der Gesichtspunkte, mit ihr die harmonische Abklärung der Anschauungen, so gilt das alles von den vorliegenden Schlußbänden in noch erhöhtem Maße. Dabei bleibt das ganze Werk fortwährend von jenem Programm überherrscht, welches der Verfasser in der Einleitung zum ersten Bande aufstellte. Er schreibt nicht in der ausgesprochenen Tendenz, sich an einen abgeschlossenen Kreis von Fachmännern zu wenden, sondern indem er den gelehrten Anforderungen soweit nöthig gerecht wird, sucht er sein eigentliches Publikum in den Sphären jener höhern Allgemeinbildung, welche bei vielen Tausenden die Fähigkeit voraussetzt, den innern Gehalt eines geschichtlichen Werks zu prüfen, anzuerkennen oder zu verwerfen, und hierin im Ganzen nicht zu irren, selbst wenn nicht alle Einzelheiten der Darstellungen richtig erzählt oder richtig gewürdigt werden sollten.

Die Geschichte der Karolinger und Ottonen hatte uns die deutsche Monarchie auf ihrem strahlenden Gipfelpunkte dargestellt, dessen Glanz auch noch, trotz mancher schweren Wolken, die Zeit der Salier und Hohenstaufen mit vollem Lichte überstrahlt. Der Verfasser bemerkt: „Deutschland ragte von den Karolingern bis zu dem Sturz der Hohenstaufen vor allen andern Staaten der Welt hervor, hatte den Süden Europas Jahrhunderte hindurch beherrscht oder bewegt, die christliche Religion, deutsche Cultur, Sitte und Sprache im Norden und Osten, an den Küsten der Meere, an den Ufern der Elbe, Oder und Weichsel durch seine wagenden Kaufleute, fleißigen Landbauern und tapfern Ritter verbreitet, und konnte auf diesem Weg fortschreiten, wenn es sich wieder zu einer besser geeinigten Macht erhob." Mit Konrad IV. war der letzte König aus dem Geschlechte der Karolinger, der Salier und Hohenstaufen, „welche sämmtlich von weiblicher Seite verwandt waren", und durch ununterbrochene kaiserliche Traditionen, trotz des Wahlreichs, wenigstens eine Art von dynastischer Folge gebildet, in das Grab gesunken. In der Zeit des sogenannten Zwischenreichs waren die deutschen Zustände ein Chaos geworden, in welchem es nicht fehlen konnte, daß die Sehnsucht nach einem kräftigen Königthume in der deutschen Nation erwachte. Allein in keinem der vier deutschen Volksstämme ließ sich ein mächtiger König finden, nachdem beinahe sämmtliche Reichslande an die Hierarchie vergeben und die Reichsrechte wesentlich vermindert worden waren. In dem Wahlreich von Rudolf von Habsburg bis auf die Luxemburger herab sieht der Verfasser vorzugsweise das Bestreben, denjenigen nicht zum Nachfolger des Königs zu wählen, der von einem deutschen König abstammt. Deshalb nannte er diese Periode vorzugsweise „das Wahlreich", indem er beifügt, daß man sie ebenso gut als „Aufhebung der deutschen Monarchie" bezeichnen könnte, da die Kurfürsten offenbar absichtlich nicht nur die Königsgewalt aufheben wollten, sondern auch mit Bewußtsein durch die in verschiedenen Geschlechtern herumspringenden Wahlen die Anhänglichkeit und Treue des Volks für ein bestimmtes Herrscherhaus zerstörten. „Sie haben sich für diesen schlechten Dienst gegen ihr Vaterland bei jeder Wahl reichlich bezahlen lassen, und es ruht darum auf ihrem Gedächtniß der unauslöschliche Schandfleck des Verraths am Vaterlande." Das Streben der Einzelfürsten nach Freiheit zerstörte die Einheit Deutschlands. Bei den Kaisern aber mußten die alten Ideen und Traditionen verschwinden, um dem nüchternen praktischen Verstande, dem Wahrnehmen des eigenen Vortheils und der Sorge für die erbliche Hausmacht Platz zu machen. Das ganze Verhältniß zwischen Kaiser und Reich bewegte sich in dem Widerspruche, daß die Fürsten dem Kaiser nur dann das Reich erhalten helfen wollten, wenn er zuvor dessen innere Zustände geordnet haben würde, während man dem Kaiser wiederum nicht die Mittel gewährte, nach innen Macht und Ansehen zu erwerben, sodaß es demselben natürlich unmöglich blieb, nach außen Macht und Ansehen des Reichs geltend zu machen. So wich das Reich im Innern immer mehr aus seinen Fugen, und die Abbröckelung seines alten Besitzes nach außen war die natürliche Folge. Daß die romanischen Völkerschaften jenseit der Alpen und des Juragebirgs dem deutschen Reichsverband verloren gingen, ist nach des Verfassers Ansicht nicht zu bedauern; allein die Franken, Bataver und Sachsen in den Niederlanden, die Schwaben des Landes Schweiz, die Alpen und ihre Pässe, die Mündungen des Rhein, der Maas und der Schelde, die alle auf diese Weise nacheinander verloren gingen — das waren unersetzliche Verluste für Deutschland. Daran knüpft der Verfasser, im Neuesten die Analogie des Alten findend, die sehr richtige Bemerkung: „Ob ein größeres oder kleineres Stück von Luxemburg einem fremden König von Holland oder Belgien gehorche? Im Grund ebenso, ob die Lombardei von Oesterreich besetzt oder Italien einverleibt sei? das ist für Deutschland keine Lebensfrage; aber darüber durchzuckte die Deutschen ein edler Unwille, und zeigte sich Lust und Muth zum Kampfe, daß so wichtige und große Dinge von Frankreich 1832 und 1859 einseitig entschieden wurden, als wenn Deutschland nicht in Europa läge und nicht von der Entscheidung mit berührt würde; darüber vermögen die Deutschen nicht hinwegzusehen, daß ähnliche Fälle sich fernerhin gar leicht ereignen können."

Wir können natürlich dem geistreichen, anregenden und tief begründeten Werke nicht in seine Einzelheiten folgen. Der vierte Band enthält die Geschichte der Habsburger, und Maximilian I. ist die zuletzt abschließende Gestalt, mit welcher sich der Verfasser offenbar auch in besonderer Vorliebe beschäftigt hat. Dieser „letzte Ritter", in welchem sich der ganze Geist des deutschen Königthums in neuem Aufschwunge abermals verkörpern zu wollen schien, ist in seiner poetisch-idealen und doch zugleich dem Praktischen zugewendeten Erscheinung ein wirklich monumentaler Abschluß des Werks, wie seine Periode das entscheidende Moment in der deutschen Nationalgeschichte. Namentlich in dem bekannten Streite des Kaisers mit dem Bischof Berthold von Mainz gewinnt man durch das Souchay'sche Werk neue und richtigere Anschauungen, welche um so überzeugender wirken, als der Verfasser bei seinen Untersuchungen mit größter Unbefangenheit zu Werke geht. Sein Endurtheil schließt in jeder Beziehung günstig für Maximilian; Berthold's angestrebte Neuerungen im Reich erscheinen ihm so bedenklich, daß er die Ueberzeugung nicht unterdrücken kann, es „wäre der König am

besten ein Kurfürst geworden, um doch etwas im Reiche bewirken zu können".

Gegenwärtig, bemerkt Souchay, sei man in diesem Conflict jener hervorragenden Männer mehr geneigt, auf Berthold's Seite zu treten, und man könnte durch gewichtige Autoritäten für diese Ansicht sich leicht gewinnen lassen, oder doch sehr zweifelhaft werden. Allein, fährt er fort, „wenn man lesen muß, daß schon zur Zeit Friedrich's III. der schlaue Erzbischof von Trier, Jakob von Sirk, der habsüchtige Verschwender, Erzbischof Dietrich von Köln, und andere Fürsten, deren eigennützige und gewaltthätige Absichten ganz offenkundig sind, durch lauter angeblich patriotische Gründe geleitet wurden, so muß man freilich auf den Gedanken kommen, daß die Anschauungsweise der Geschichte mehr aus einem System erwachsen ist, als daß sie sich auf Thatsachen zu gründen vermöchte, man müßte denn Worte und Thaten für identisch halten".

Wenn auch bei Maximilian's Tode durch die begonnene Reformation und die neuen Zeitrichtungen die Macht des Reichs tief danieder lag, wenn er auch infolge des Mangels an Unterstützung in der Wahrung der Reichsehre durch die Fürsten ein großes Schwergewicht auf die Vermehrung seiner Hausmacht gelegt hatte, so wäre doch eben mit dieser Grundlage, da in dieser Hinsicht von Deutschland nichts zu erwarten war, der Reichsbau sehr wohl zu erhalten und wieder zu befestigen gewesen, wenn Maximilian einen ihm ähnlichen Nachfolger gefunden hätte, wenn der Friede zu erhalten gewesen wäre. Denn „Städte und Ritterschaft mußten sich an den Kaiser halten, um ihre Selbständigkeit gegen die Fürsten zu bewahren; auch die kleinern Fürsten fühlten damals schon, daß die Herrschaft eines Königs einer kurfürstlichen Regierung vorzuziehen sei; es gab eine kaiserliche Partei im Reich und die Kräfte dieser Partei mußten durch Rechtsschutz und Frieden wachsen". Alles kam darauf an, wie sich Karl V. zu den neuen Zeitrichtungen stellte. Aber sein methodischer Geist widerstrebte allen Neuerungen, „er verwendete alle seine Kraft, um sie niederzutreten", was er doch nicht durchführen konnte. So vereinte sich die von der katholischen Kirche abgetretene Partei nebst den machtvollen Städten „zu einem festen und feindlichen Verhältniß gegen den katholischen Kaiser — und nun war die deutsche Monarchie entschieden dem Untergange geweiht".

Aurelio Buddeus.

Notizen.

Aus Wolfsohn's „Russischer Revue".

Von dem zweiten Bande der von W. Wolfsohn herausgegebenen, bereits früher in d. Bl. erwähnten „Russischen Revue" liegt uns das Juliheft vor. Es enthält unter anderm einen Aufsatz von R. Kulemann: „Demetrius und Boris Godunow, historisch und poetisch", der dadurch veranlaßt war, daß der Professor F. Lorentz in einem im Donnerstagsverein zu Bonn gehaltenen und später gedruckten Vortrag über den falschen Demetrius sich bezüglich der Schiller'schen Tragödie folgendermaßen geäußert hatte: „Wie bei allen historischen Stoffen hat Schiller sich auch bei diesem erlaubt, mit der geschichtlichen Wahrheit frei umzuspringen, und es wird daher nicht uninteressant sein, den Helden des Dichters in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen." Kulemann hält dafür, daß der dramatische Dichter, welcher historische Stoffe behandle, mit diesen ganz nach Belieben verfahren dürfe, weil im Drama andere Gesetze obwalten, als in der Darstellung des thatsächlich Gegebenen. Das letztere geben wir ihm zu, das erstere nicht unbedingt. So viel Respect für die geschichtliche Wahrheit fordern wir vom Dichter, daß er wenigstens den Charakter seines Helden, wie er in der Geschichte hervortritt, nicht etwa in sein Gegentheil verwandle. Die Geschichte ist zu heilig, um als bloßer Teig für Bühnenstücke nach Belieben geknetet zu werden, und wenn ein geschichtlicher Held nicht anders für ein Drama verwerthet werden kann, als daß man ihn gründlich verfälscht, so soll man lieber die Hand von ihm lassen. Eine Entschuldigung finden freilich diejenigen dramatischen Dichter, welche in ihren Stücken die Geschichte verfälschen, durch den Umstand, daß auch selbst unter den Geschichtschreibern diejenigen selten sind, welche, unbeirrt von Parteiansichten und individuellen Liebhabereien, historische Charaktere durchweg rein objectiv aufzufassen und darzustellen wissen. Ferner bringt vorliegendes Heft Friedrich Rückert's in Distichen gefaßte Antwort auf ein Gratulationsschreiben, welches mehrere Deutsche in Petersburg, darunter der Akademiker von Dorn, an ihn zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage gerichtet hatten; eine Correspondenz aus Odessa; Mittheilungen über die Juden in Kowno, wonach sich unter denselben der Einfluß deutscher Sitte und Sprache außerordentlich geltend macht; einen Bericht über die neuen Reglementsentwürfe zur Reform des Unterrichtswesens in Rußland, die laut Auftrag des Ministeriums der Volksaufklärung von dem kaiserl. russischen Staatssecretär S. von Tanejew auswärtigen Gelehrten zur Begutachtung vorgelegt worden waren u. s. w. In einer Note zu dem letztern wird erwähnt, daß auffallenderweise selbst B. Auerbach unter denjenigen deutschen Begutachtern des Entwurfs genannt werde, welche theils unbedingt, theils bedingungsweise die Abschaffung der Prügelstrafe verwerfen. „Es stünde traurig um alle Pädagogik", setzt die Redaction hinzu, „wenn sie die Erziehung des Menschen nur auf die Beherrschung des Körpers und nicht der Seele stützte." Unter den kleinern Notizen finden wir besonders folgende über den Verein zur Unterstützung hülfsbedürftiger Schriftsteller und Gelehrten zu Petersburg mittheilenswerth: „Das Comité dieses Vereins hielt vom 24. Februar bis zum 24. Mai d. J. 13 Sitzungen; innerhalb dieser Zeit liefen 54 Unterstützungsgesuche ein, von denen 32 gewährt, die übrigen theils abgelehnt wurden, theils noch der Prüfung auf Grund von Erkundigungen außerhalb Petersburgs unterliegen. Ertheilt wurden während dieser Zeit an einmaligen Unterstützungen: 2163 R. 45 K., an Pensionen 952 R., insgesammt 3115 R. 45 K." Man erfährt ferner aus dieser Notiz, daß auch der Kaiser, auf Vorstellung des Unterrichtsministeriums, einen Beitrag von 1000 Rubel beigesteuert hat. Jedenfalls ist diese russische Stiftung nicht auf so vielen Widerstand oder Widerspruch gestoßen als — wie wir als erster Anreger am besten wissen müssen — der erste Gedanke zu einer Stiftung dieser Art in Deutschland.

H. M.

Johann Major, der Wittenberger Poet.

Unsere deutsche Literaturgeschichte, die bisher fast nur in schöngeistiger Beziehung und Richtung dargestellt zu werden pflegte, bestrebt sich neuerdings, auch die culturhistorische Seite der dichterischen Schöpfungen zu beachten. Wenn der Natur der Sache nach die nationale Sprache als das erste Bedingniß der nationalen Bedeutung eines Literaturerzeugnisses anerkannt werden muß, so wird in gewissen Fällen eine historische Darstellung einzelne Literatoren deshalb nicht übergehen dürfen, weil sie nicht in heimischer Sprache zu uns reden. Hutten gehört ohne Zweifel unserer Nationalliteratur an, und doch schrieb er nach der Sitte seiner Zeit lateinisch. Für alle diejenigen humanistischen Dichter des Reformationszeitalters werden wir uns interessiren dürfen, welche von den Kämpfen ihrer Gegenwart berührt wurden und im Dienste einer bestimmten Meinung ihre Feder führten. Während der Humanismus in seinen großen Repräsentanten, Reuchlin und Erasmus, sich ohne Verständniß für die großen religiösen Ideen zurückzog, in ängstlicher Besorgniß für seine literarische Muße, sehen wir in Melanchthon beide Richtungen vereint, in ihm wird der Humanismus evangelisch. Drei humanistische Dichter sind seinem Beispiele gefolgt: Nikodemus Frischlin, Johann Stigel und Johann Major. Die beiden ersten haben in neuerer Zeit ihre Biographen erhalten, Frischlin an Strauß, Stigel an Göttling. Major dagegen, obwol eine der pikantesten Figuren seiner Zeit und am meisten unter den dreien in die theologischen Händel verflochten, ist viel weniger bekannt. Licentiat G. Frank unternahm es, zu

einer kleinen Schrift „Johann Major, der Wittenberger Poet. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie und des Humanismus im 16. Jahrhundert“ (Halle, Pfeffer, 1863) des Poeten Gedächtniß in etwas wieder anzufrischen. Neben der Darlegung von Major's Lebensgange und seiner Betheiligung an den Streitigkeiten der Theologen war der Verfasser darauf bedacht, die höchst schwierigen allegorischen Poesien dieses Dichters zu entziffern und zu deuten, die sämmtlich große Schärfe des Geistes, glänzende Satire und Schönheit der Form bekunden. Wenn Frank's biographische Schrift wegen ihres sachlichen Inhalts auch zunächst den Theologen von Interesse sein wird, so schien es uns doch angemessen, sie hier wegen ihrer literarischen und literarhistorischen Bedeutung zu erwähnen. Von Einzelheiten sei nur das eine mitgetheilt, daß Johann Major auch der Verfasser jenes deutschen Spottgedichts gegen Polycarp Leyser ist, welches Lessing in seinem ersten „Beitrag zur Geschichte und Literatur“ veröffentlichte. 88.

Bibliographie.

Des seligen Amandus, genannt Heinrich Suso, Leben und Schriften. 1ste bis 3te Lieferung. Wien, Mayer u. Comp. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Banck, O., Worte für Welt und Haus. Leipzig, C. F. Fleischer. Gr. 16. 1 Thlr.

Corrodi, A., Shakespeare. Lebensweisheit aus seinen Werken gesammelt. Winterthur, Lücke. 16. 12 Ngr.

Derichsweiler, H., Geschichte der Burgunden bis zu ihrer Einverleibung in's fränkische Reich. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 25 Ngr.

Eelking, M. v., Die deutschen Hülfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege, 1776 bis 1783. Zwei Theile. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3 Thlr.

Estván, B., Kriegsbilder aus Amerika. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fock, O., Schleswig-Holsteinische Erinnerungen besonders aus den Jahren 1848—1851. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Glökler, J. P., Land und Leute Württembergs in geographischen Bildern dargestellt. Drei Bände. Stuttgart. 1861, 1863. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5. Jahrhundert bis zum 16. Jahrhundert. 4ter Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Guttmann, O., Talent und Schule in der Darstellung dramatischer Kunst. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gutzkow, K., Die Curstauben. Novelle. Leipzig, Brockhaus. 1864. 16. 12 Ngr.

Halm, Elise, Rosen und Dornen aus einem Mädchenleben. Berlin, Springer. Gr. 8. 24 Ngr.

Hase, C. A., Vier akademisch-protestantische Reden. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 20 Ngr.

Helene, Marie, Bilder aus dem Leben. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hermann, C., Die Theorie des Denkvermögens. Dresden, Kuntze. Lex.-8. 15 Ngr.

Huber, V. A., Sociale Fragen. I. Das Genossenschaftswesen und die ländlichen Tagelöhner. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Hürte, N., Die weiße Frau. Eine romantische Volkssage aus dem schottischen Hochlande. Mit schönen Vignetten. Für die Volksbuchleser aufs Neue niedergeschrieben. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 3 Ngr.

— — Der Pariser Taugenichts. Eine Volks- und Sittengeschichte aus der Hauptstadt Frankreich's. Für's Volk neu erzählt. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 3 Ngr.

— — Zampa oder die Marmorbraut. Eine Seeräubergeschichte von der Insel Sicilien. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 3 Ngr.

Hysel, F. E., Das Theater in Nürnberg von 1612 bis 1863 nebst einem Anhang über das Theater in Fürth. Ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Nürnberg. Gr. 8. 2 Thlr.

Idzikowski, F., Geschichte der Stadt Oppeln. Oppeln, Clar. Gr. 8. 2 Thlr.

Judeich, A., Die Grundentlastung in Deutschland. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lebensbilder aus Rußland und was ich sonst erlebte und beobachtete. Von einem alten Veteranen. Mit 3 Ansichten aus Orenburg in Buntdruck. Riga, Kymmel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Liebes-Schwänke. Erzählungen der Königin Margarethe von Navarra und Novellen Ludwig's XI. von Frankreich. Berlin, Schlingmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lüders, F., Beiträge zur Erklärung von Shakespeare's Othello. Hamburg, O. Meissner. 8. 15 Ngr.

Marbach, J., Sulamit. Das schönste Lied der Liebe, neu übersetzt und erklärt. Freunden der Poesie und Liebe gewidmet. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 15 Ngr.

Ratte, F., Erbauliche Blätter aus den Jahrbüchern der Franziscaner in der mittleren Ordenszeit (1400—1600). Mit 1 Stahlstich. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Riel, K., Natur und Geschichte. Welt- und Geschichtsbilder. Einleitung. — A. u. d. T.: Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Roos, F., Das Verhältniß der Philosophie zur Offenbarung oder ihre Bedeutung für die Theologie, nach den wesentlichsten Beziehungen vom philosophischen und theologischen Standpunkt aus untersucht. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 26 Ngr.

Schultz-Schultzenstein, C. H., Leben — Gesundheit — Krankheit — Heilung. Ein Trieb zum Fortschritt der Wissenschaft auf dem Wege des Lebens. Berlin, Remak. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Die Witwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wachsmuth, W., Geschichte von Hochstift und Stadt Hildesheim. Hildesheim, Gerstenberg. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Erinnerungen aus dem Leben eines Veteranen der Freiheitskriege. Berlin, Beck. 16. 3 Ngr.

Kurtz, J. H., Recensentenunfug. Eine Appellation von der Redaction der Dieckhoff-Kliefoth'schen theologischen Zeitschrift an die Leser derselben. Mitau, Neumann. Lex.-8. Gratis.

Levinstein, L. J., Ueber die vornehmsten Ursachen der zeitigen politischen Störungen. Berlin, Schlingmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Ritzelnadel, F. A., Die Völkerschlacht bei Leipzig. Ein Gedenkblatt aus der Geschichte der deutschen Freiheitskriege für das deutsche Volk in Schule und Haus. Saalfeld, Niese. 8. 2½ Ngr.

Schanza, F. S., Die Stunde Deutschlands oder zwei Blicke in die Zeit. Ein Gedenkblatt an die Kaiserfahrt nach Frankfurt. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Tischendorf, C., Waffen der Finsterniß wider die Sinaibibel. Zunächst an die Leser des sächsischen Kirchen- und Schulblatts. Leipzig, A. Winter. Gr. 8. 5 Ngr.

Weinzirl, W., Theodor Körner. Ein Vorbild für Deutschlands Männer und Jünglinge. Festgabe zur National-Körner-Feier am 26. August 1863. Bayreuth, Weinzirl. 8. 2 Ngr.

Zur Beurtheilung der österreichischen Bundesreform. Vom deutschen und preußischen Standpunkt. Berlin, Duncker. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Ernst Rietschel.

Ernst Rietschel. Von Andreas Oppermann. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Aus den untersten Schichten des Volks sind die großen Männer zumeist hervorgegangen und diese Wahrnehmung hat eine weitverbreitete irrthümliche Meinung erzeugt, wonach zur entschiedenen Durch- und Ausbildung eines Talents die Armuth bis zum Hungern gehöre. Halbwahrheiten haben die zäheste Lebenskraft, besonders wenn sie wie oft ebenso übertrieben vertheidigt wie angegriffen werden. Brachte doch jüngst das verbreitetste Unterhaltungsblatt einen Artikel — irre ich nicht, so haben wir nur seine Einleitung erhalten —, welcher talentvollen Menschen alle Berechtigung auf Eigenthümlichkeit und Ungewöhnlichkeit absprechen wollte, während doch nur feststeht, daß Sonderbarkeiten und anderweitige Extravaganzen, die über Sitte und Anstand hinausgehen, ein Genie nicht documentiren. Dagegen aber muß auch ebenso entschieden anerkannt werden, daß geniale Menschen in ihrer Erscheinung, Lebensweise und ihren Gewohnheiten von dem allgemein Geltenden durchschnittlich abzuweichen lieben. Und so sind auch Noth und Leid nicht unbedingt erforderlich, um ein Talent auszubilden, gewiß aber ist, daß auf bevorzugte Geister die Armuth mit allen ihren Tugenden, Schwächen, Gebrechen, ja selbst Lastern und mit ihren demüthigenden Schmerzen besonders befruchtend wirkt, indem die Kraft des Genies daran zu Tage kommt, wie die Echtheit des Goldes am Probirstein. Dem gegenüber halte man aber auch die Wahrheit fest, daß auch das kräftigste Talent niemals zur vollen Blüte und zum früchtetragenden Baum sich entwickeln kann, wenn es nicht endlich im vollen Sonnenglanze des Glücks, der sorgenfreien, ja reichen Gewohnheit dieses dann so süßen Daseins gestanden und in dem Schatten der Anerkennung behagliche Ruhe und achtungsvolle Förderung gefunden hat. Jedes Talent, mag es auch trotz ungünstiger Umstände Erfreuliches und selbst Ungewöhnliches geleistet haben, geht wenigstens insofern in der Armuth und dem Leide unter, als nur die Wärme der Zufriedenheit und des materiellen Wohlseins ein Genie allmählich großziehen kann, bis es seinen ganzen Reichthum in Höhe, Tiefe und Breite entfaltet hat.

Das Lebensbild, welches Oppermann in vorliegendem Buche bietet, gewährt gerade dadurch einen seltenen beruhigenden Genuß, daß es uns eine besondere Begabtheit vorführt, die alle diejenigen Stadien im angemessenen Alter und in passender Dauer zur Vollendung durchlitten, durchstrebt, durchkämpft und endlich genießend durchlebt hat, die einmal für das Höchsterreichbare bedingt sind.

Hiernach läßt sich zweifelsohne behaupten, daß das Schicksal darum dem genialen Rietschel günstig gewesen, weil es in seiner Härte selbst nur so lange ausdauerte, als nöthig war, um im Kampfe mit der Armuth und Abhängigkeit die Energie des Geistes zu kräftigen und daneben die Blüte des Gemüths zu zeitigen.

Schmerzlich freilich empfinden wir, daß dadurch die leiblichen Kräfte bis fast zur Erschöpfung litten und dies herrliche Künstlerleben wahrscheinlich um Jahre verkürzt worden ist. Die Frage aber, warum dies gerade sein mußte, kann hier ihre Beantwortung nicht finden; genug schon, daß wir dankbar und zufrieden sein müssen, wenn durch das verkürzte Leben eines seltenen Menschen das Schicksal uns so reich macht, wie dies bei Rietschel der Fall ist.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Hauptabschnitte: Rietschel's Selbstbiographie und deren Ergänzungen durch Oppermann. Im erstern sehen wir den großen Bildhauer als Menschen, im zweiten als Künstler. Wenn man heute in richtiger Erwägung, was für das Wohl der unbegüterten Klassen zu thun ist, gute Volksbücher

hervorzurufen und zu verbreiten sucht, so glaube ich diese Selbstbiographie als eine der besten Belehrungen und Unterhaltungen fürs Volk nicht dringend genug empfehlen zu können. Ein kurzer Anhang wäre ausreichend, um diese gelungene Darstellung eines Lebens voll Reichthum an allen Gütern eines deutschen Gemüths für den erwähnten Leserkreis zum faßlichen Abschluß zu bringen. Rietschel gehört nicht allein als Sohn eines armen braven Arbeiters, sondern auch durch das Ideal, dem er auf seiner anfangs so dornenvollen Laufbahn rastlos und unausgesetzt treu geblieben, dem Volke recht eigentlich an. Er wollte durch seine Werke vor allem dem deutschen Volke verständlich werden, es erfreuen, begeistern und thatkräftig erheben. Dies ist ihm denn auch bis zu einer Vollendung gelungen, in welcher er gerade nach dieser Seite in seiner Kunst nahezu einzig und schwer erreichbar dasteht.

Rietschel's Selbstbiographie ist ein herrliches Werk, nicht gerade, weil sie Bedeutendes zu sagen weiß, als vielmehr weil sie die Leser anregt, bei und nach dem Genusse dieser Erzählung Bedeutendes zu fühlen, zu denken, ja auch auszusprechen. Der Kern dieses seltenen Mannes tritt hier in reizender Beschaulichkeit und ungesuchter Klarheit hervor; es ist die Naivetät, die reinste Kindlichkeit, wie sie auch noch ein greises Haupt rosig verklärt und die Genußfähigkeit, d. h. die Freude am Kleinen und Unscheinbaren, wie sie nur die wahre Häuslichkeit bietet, mit ihrer Weihe zu Entzückungen erhöht, die keine Macht der Erde, keine Herrschaft über Millionen Menschen oder Thaler zu schaffen vermag; es ist mit einem Wort die krystallreine Deutschthümlichkeit, welche diese Bekenntnisse eines großen Künstlers so allgemein verständlich machen.

Ich habe bei der Besprechung der Biographie Rethel's (in Nr. 26 d. Bl. f. 1862) die Behauptung gewagt, daß ein Künstler auch ein ganzer, d. h. ein guter Mensch sein müsse. Hier ist der Beweis für diese Wahrheit in einer Weise geführt, die ein Herz von Stein selbst zum Mitgefühl und zur Bewunderung hinreißen muß. Der Künstler hat sein Leben zwar nur zunächst für seine Kinder geschrieben, aber eben deshalb sind diese Blätter ein echtes Volksbuch und wahrlich auch eins der schönsten Werke des treuinnigen Meisters. Er bemerkt:

Ich beklage kein Kind, wenn es arm und in Entbehrung aufgewachsen ist; freilich nur nicht so, daß unter dem Drucke der Noth oder der Härte, oder mitleidiger Herablassung der Menschen der Keim zu bessern Empfindungen zerdrückt und ein Gefühl eigener Geringschätzung erzeugt wird. Ich war sehr arm, und was Kinder wohlhabender Aeltern Freude und Genuß nennen, kannte ich nicht; doch bis zum Hungerleiden, bis zu einer Stellung, wo dem Kinde jeder behaglich Genießende eine unangenehme, unbequeme Mahnung wird und im Wege steht, war es nie gekommen. Meine Aeltern standen immerhin ihren Mitbürgern und Nachbarn, mochten diese es auch besser haben, nicht nach, ja sie sahen sich oft vorgezogen und geschätzt, und ich selbst erfuhr überall freundliches Begegnen, war es vielleicht auch oft nur um meiner zu leistenden Dienste willen und meiner Art und Weise zu nutzen. Genug, ich blieb fern von allen Ansprüchen und empfänglich für jede Kleinigkeit.

Und doch hielt es immer schwer, daß seine Aeltern sich nur ein neues Stück Kleidung für den täglichen Gebrauch anschaffen konnten. Für die Feiertage mußte durch das ganze Leben der eine Sonntagsputz ausdauern, der in bessern Zeiten, gewöhnlich mit der Verheirathung, hergerichtet wird. Ja selbst von diesem mußte, als die Noth größer wurde, die kleine goldene Halskette der Mutter, im Werthe von 10—12 Thalern, veräußert werden, was die gute Frau als ein so bedeutendes Unglück fühlte, daß sie nicht mehr in die Kirche zu gehen wagte, weil andere Frauen diese Kette an ihr gesehen und nun voraussetzen konnten, daß sie verkauft oder versetzt sei.

Rietschel's Vater war der Sohn eines Seilermeisters in Pulsnitz, der ihn, obgleich er große Lust zum Studiren hatte, weil dazu die Mittel fehlten, zu einem Beutler oder Handschuhmacher in die Lehre gab. Als solcher verheirathete er sich mit der Tochter eines benachbarten Schullehrers und ernährte sich, da Handschuhe in dem kleinen Orte nicht viel verlangt wurden, durch Anfertigen der Beinkleider aus Leder, wie sie die Landleute zu tragen pflegen. Am 15. December 1804 wurde Ernst Rietschel geboren. Er fand zwei Schwestern im Alter von neun und vier Jahren vor.

Vater Rietschel hatte nicht die Lust an Büchern verloren und in der ersten Zeit seiner Verheirathung eine kleine Leihbibliothek — natürlich meist Romane, die er alt kaufte — sich angelegt. Im Laufe des Kriegs ging dieser Schatz verloren. Der Sohn erzählt:

Makulatur bei Kaufleuten ließ er gern nachsehen, ob auch darunter etwas zu finden sein möchte, was ihm nützlich werden könnte. Bei seinem Interesse an Astronomie wußte er sich durch Bücher, die er sich zu borgen suchte, ein Bild vom Planetensystem, Sonnen- und Mondfinsternissen, den Sternbildern u. s. w. zu verschaffen. Seine drei Landkarten von der Erde, Europa und Deutschland konnte er auswendig, neue Karten konnte er sich nicht kaufen. Den Nachbarn war er ein Rathgeber und Erklärer von manchen Dingen, die über ihren Horizont gingen; sie wandten sich an ihn, daß er ihnen Briefe oder Aufsätze concipirte; stillschweigend und wie von selbst verständlich erkannten sie seine Bildung als über der ihrigen stehend an. Er machte sich meist Auszüge aus Büchern, und rührend ist es, daß, als er einst Bode's „Betrachtung des Weltgebäudes" geliehen erhielt, und da er sich das Buch nicht kaufen konnte — für 1 bis 1½ Thaler wäre dies möglich gewesen — er fast alle Abende eines Winters hindurch saß, um beinahe das ganze Buch abzuschreiben.

Rietschel fährt fort:

Ich habe es nicht vergessen, wie er ein altes Weihnachtsverzeichniß von Büchern hervorsuchte, das er wol drei Jahre hintereinander jede Weihnachten durchlas, mich immer herzurief, und wenn der Titel „Mit sauber illuminirten Kupfern" angekündigt war, sagte: „Sieh, Ernst, wenn wir das kaufen könnten!" und nun mit mir besprach, wie dies und jenes schön sein möchte. Daß es dem Vater nicht einfallen konnte, einen solchen Wunsch ausführen zu wollen, wußte ich wie er, denn nach dem Durchlesen wurde das Verzeichniß wieder hingelegt; aber es war eine glückliche halbe Stunde für beide gewesen, daß wir hatten denken können, wie es sein möchte, wenn dies oder jenes Buch wirklich unser hätte werden können.

Der kleine Ernst lief barfuß und seine Bekleidung bestand aus geschenkten oder vom Trödler gekauften und für ihn passend gemachten Stücken. Alles ging auf Brot,

Butter, Oel und Holz darauf. Letzteres holte die Mutter, wenn das Raffholz, das die Kinder aus dem Walde gebracht, nicht ausreichte, oft korbweise beim Händler, doch stets des Abends, damit niemand sehen sollte, daß es auf diese Weise gekauft werde. Es korbweise beim Händler holen, das war wirkliche Armuth. Rietschel berichtet:

Wir gingen auch Aehren lesen, die dann gedroschen wurden und den Aeltern mehrere Metzen Korn einbrachten. Der Gaumen wurde nicht verwöhnt, Kartoffeln und Wassersuppen in dieser und jener Form war der durchschnittliche Mittags- und Abendtisch und Sonntags 1—1½ Pfund Fleisch mit Gemüse für die ganze Familie. An den drei Hauptfesten wurde ein Braten ermöglicht, doch nicht immer. Das Häuschen meines Vaters war baufällig, vielleicht, wenn es hätte verkauft werden sollen, 500 Thaler werth, die aber auch als zwei Hypotheken auf demselben hafteten. Die beiden Hauptgläubiger ließen es an harten Worten nicht fehlen. Eine wohlhabende Witwe, welche einem Kaufmann gegenüber wohnte, bei dem ich für meinen Vater den Schnupftaback holte, erblickte mich bisweilen, wenn ich in den Laden ging, so geschwind ich auch zu laufen suchte, und rief mir dann laut über die Straße die Worte zu: „Du, sag's deinem Vater, daß er mich bald bezahlt, sonst würde ich ihn verklagen.“ Mit Angst und Schmerz theilte ich es dem Vater mit, der dann mit kummervollem Gesicht von seiner Arbeit aufsprang und durch Hin- und Hergehen in der Stube Ruhe zu gewinnen suchte.

Ferner erzählt Rietschel:

Jede noch so dürftige Familie suchte zum Weihnachtsfeste einige Stollen und Kuchen zu backen. Es war dies das eine mal im Jahre, wo jeder glaubte ein Recht zu haben, sich einen Genuß zu verschaffen, gleich andern Menschen von nur einigermaßen bessern Verhältnissen. Jeder hatte durch den lebhaften Verkehr mehr Arbeit und Verdienst, und so fehlte es auch bei meinen Aeltern nicht, daß die Mutter einige Stollen und Kuchen backen, daß ein Braten gekauft und daß sogar einigemal für die Mutter vom Vater ein Tuch oder ein kleiner Vorrath von Kaffee, Zucker, Reis u. dgl. als Christgeschenk angeschafft werden konnte. Wir Kinder hatten nur in den frühesten Jahren ein kleines Christbäumchen mit einigem billigen Spielzeug angeputzt erhalten. Ich erinnere mich auch eines kleinen Schattenspiels, das mein Vater gemacht hatte. Vom achten Jahre an kam es zu keiner Bescherung mehr. Die ahnungsvolle glückliche Stimmung für das Fest hatte in der frühesten Jugend, wo ich noch durch die billigsten Kleinigkeiten befriedigt werden konnte, Platz in mir gewonnen. Daß Geschenke und Christbäume später fehlten, vermißte ich nicht. Meine ganze Glückseligkeit concentrirte sich in den Stollen, die am Heiligen Abend gebacken wurden; vorher hatte ich die im Jahre gesammelten Pflaumenkerne aufzuklopfen, die statt bitterer Mandeln benutzt wurden. Ueber die Behaglichkeit dieser Arbeit ging nichts. Erst spät in der Nacht kehrte die Mutter mit dem Backwerk vom Bäcker nach Hause zurück; die Wohnung wurde mit süßem Duft erfüllt. Ich hatte keinen Schlaf empfunden und wachte mit dem Vater, der das Spätaufbleiben erlaubt hatte. Als die Stollen glücklich in die Wohnung gebracht waren, ging ich ruhig zu Bett und erwachte um 6 Uhr früh, wo das Fest mit den Glocken eingeweiht wurde, in erhobener Stimmung, die der Geburt des Christkindes galt und im Hintergrunde der Aussicht auf köstliche Stollen zum Kaffee und schulfreie Festtage.

Die Lust am Zeichnen und Malen trat bei dem bescheidenen, sinnigen und thätigen Ernst früh und entschieden hervor, und da der Vater seine Freude daran hatte, so brachte er dem Sohne stets, wenn er nur ein paar Groschen entbehren konnte, einige nürnberger Kupferstiche nach damaliger Art mit.

Endlich nahte der Zeitpunkt, wo es den armen Aeltern besser gehen sollte, denn Vater Rietschel erhielt die Stelle als Kirchner oder Küster mit 100 Thalern jährlicher Einnahme, und weil er dabei eine Winkelschule einrichtete, wo er kleinen Kindern die ersten Anfangsgründe des Lesens und Schreibens beibrachte, wodurch er neben seinem Handwerksbetriebe je 25 Thaler verdiente, so stieg das Budget der braven Familie auf ganze 150 Thaler.

Die beiden Schwestern des strebsamen Knaben waren bereits in Dienst getreten und Ernst wußte sich auch dadurch nützlich zu machen, daß er sich in den geistlichen Häusern zum Factotum aufschwang und sich als Botenläufer gebrauchen ließ, wofür er denn immer einen Groschen und von den Pfarrfrauen auf dem Lande ein fettgestrichenes Butterbrot und ein Glas Bier erhielt. Er berichtet über dies Verhältniß:

Einst äußerte zu mir der Sohn des Diakonus: „Du, wir gehen morgen nach Bischheim zu Pachters“ — wohin eine Anzahl Honoratioren eingeladen waren — „und du sollst mitgehen.“ Ich war sehr glücklich über diese Neuigkeit, zog mich des andern Tags an, so gut wie ich's hatte und erwartete des Abgangs, da ich mich nun auch eingeladen glaubte. Da wurden mir Mäntel und Taschen zum Tragen übergeben. Ich hatte keine Ahnung, daß dies der Zweck meines Mitgehens war, ich glaubte, daß ich zur Gesellschaft gehörte, wie die andern, und trug fröhlich meine Last. Angekommen traten die Gäste in das geschmückte Zimmer ein, wo auf weißgedeckten Tischen Kaffeetassen und hohe Thürme von Kuchen mich freundlich durch die geöffnete Thür anblickten. Ich war ganz Erwartung und wußte nicht, was ich denken sollte, als es hieß: „Bleib du draußen und warte ein wenig.“ Bald erhielt ich den Auftrag, in ein dreiviertel Stunden entferntes Dorf zu gehen und den dortigen Gutsbesitzer aufzufordern, baldigst einzutreffen. Ich eilte davon und war in einer Stunde zurück; ich hoffte, nach überstandener Anstrengung nun an Kaffee und Kuchen theilnehmen zu können; allein ein Butterbrot und ein Glas Bier zeigten mir den Unterschied meiner Stellung zu den Gästen, und gewohnt, diesen, wie mir's damals schien, hohen Sphären fern zu stehen, gewann das Butterbrot durch den Hunger den Werth des Kuchens, und ohne Verdruß über die verfehlten Hoffnungen nahm ich die Weisung, nun nach Hause zu gehen, bereitwillig auf.

Kaum ist der gute Knabe einige Schritte gegangen, so fällt ihm ein, daß sein „von ihm sehr geliebter Lehrer, Rector Fiedler“, einst zu ihm sagte: „Wenn du einmal nach Bischheim zum Pastor kommst, so sei so gut und bringe mir die Löwenzahnpresse, die er besitzt, mit“ — er war brustkrank und sollte den Saft dieses Krautes trinken. Flugs kehrt Ernst um, läßt den Pastor herausbitten und erhält von dem guten unverständigen Manne die 40 Pfund schwere Presse aufgeladen. Kaum 50 Schritt vom Hause mußte er sie ins Gras niederlegen. Seine Gutmüthigkeit aber trieb ihn an, das Möglichste zu versuchen, er schleppte sich mit der Last nach Rasthausen mühsam weiter, mußte sie aber endlich doch unterwegs bei einem Bauer, von dem sie später abgeholt wurde, einstellen.

Die Verdienste des fleißigen Zeichners wuchsen bald nicht unbedeutend, denn der alte Maler Köhler, dem er bei seiner Beschäftigung half, wies die Leute an den kleinen Rietschel. Er sagt:

Da gab es unaufhörlich Modelltücher zum Sticken vorzuzeichnen, desgleichen Wäsche, kleine Transparente mit Tempel

und Opferflamme zu Geburtstagsgeschenken, Kirchennummern mit Oelfarben zu schreiben, desgleichen malte ich ein Hutmacherschild, einige Grabkreuze, und bei einem Tischler mußte ich einst zwei Bettstellen für ein junges bäuerliches Ehepaar mit Blumenguirlanden in Oelfarben verzieren. Alle Stammbücher, die im Orte circulirten, gingen durch meine Hand u. s. w.

Ernst malte bereits für das kommende Neujahr voraus und hatte oft 30—40 Wünsche, zu 6 Pfennigen bis 4 gute Groschen vorräthig. Auch fungirte der zwölfjährige Knabe bereits als Lehrer. Bisweilen wurde er vom Spielplatze zur Ausübung seiner Pflichten und Würden geholt; er präsentirte sich dann in einem Costüm, welches der Achtung bei seinen Schülern keinen Eintrag that, nämlich einer grünkattunenen, kleingeblümten Jacke und einer Lederhose. Mütze und Stiefel waren im Sommer nicht nöthig. Er lief daher barfuß, Stiefel wurden nur Sonntags angezogen. Auch dem Gerichtsdirector diente er als Schreiber. Er berichtet:

In demselben Costüm gab ich auch der jüngsten Tochter des Pastors, sobald meine Schule aus war, täglich eine Stunde Unterricht in den Anfangsgründen des Schreibens und Lesens, und ich verstand alle Mittel des Lobes und der Strenge, sogar mit dem Lineal auf die Finger, dabei anzuwenden.

Obgleich Ernst das so gewonnene Geld an den Vater gab, konnte er doch mit dessen Erlaubniß nur in dem letzten Jahre vor seiner Confirmation sich zu einem neuen Kleide sparen, und wirklich erwarb er sich den ersten neuen Anzug, für den das Zeug mit großem Ernst und einer gewissen Feierlichkeit bei bedächtiger vielfacher Vergleichung und Abwägung ausgewählt wurde und den die Perlmutterknöpfe vom Bräutigamsrocke des Vaters, die von ihm dazu besonders aufbewahrt worden, nicht wenig schmückten.

Nun wurde aber auch sofort überlegt, auf welche Weise der brave Ernst am schnellsten und ohne Kosten selbständig werden könne. Der strebsame Knabe ward einem pulsnitzer Krämer übergeben und hiermit begannen gar schlimme Leidenstage.

„Junge, du hast keinen Kaufmannsgeist; aus dir wird in deinem Leben nichts; du bist ein Strohkopf!" — polterte der Principal, wenn es nun ganz und gar nicht mit dem Rechnen bei Ernst etwas werden wollte. — „Hör' Er, Er sollte Maler werden", bemerkte dann der Commis, ein kleines, skrofulöses Männchen, mit dicker, rother Nase und schielend; „zum Kaufmann taugt Er nichts; in Dresden ist eine Akademie, wo man unentgeltlich studiren kann, sprech' Er doch mit Seinem Vater."

Auch Sonntags selbst durfte der geplagte Lehrling nicht seine Aeltern besuchen, er mußte sich dann im Rechnen üben, dem er gar nicht beikommen konnte. Nach acht Wochen wurde er krank, kehrte ins Aelternhaus zurück und ging einer neuen Wendung seines Schicksals entgegen.

Erkundigungen über die Akademie in Dresden wurden eingezogen, endlich selbst nachgefragt, der Knabe dem Professor Seifert vorgestellt, um endlich mit 6 Thalern in der Tasche die zweite Wanderung nach der schönen Residenz anzutreten und dort — Maler zu werden. Wie der sechzehnjährige Rietschel vom Jahre 1820 ab gedarbt, gearbeitet und dabei froh und fromm geblieben, erzählt die Biographie unübertrefflich. Thränen der Wehmuth und des tiefsten Herzensleides treten dem Leser dabei in die Augen.

Wenn der junge Künstler, der die meisten Tage von Butterbrot und Obst lebt, um Geld bat, sandte ihm der Vater höchstens einen Gulden, oft nur 8 oder 4 Groschen, ja er bemerkte einst: es sei nicht nöthig, daß der Sohn früh und mittags Obst zu seinem Brote äße, wie bald seien 6 Pfennige ausgegeben, und täglich 6 Pfennige mache jährlich gegen 8 Thaler. „Oft war meine wackere ältere Schwester", setzt Rietschel hinzu, „die als braver Dienstbote stets von ihrem mäßigen Lohn einen Sparpfennig erübrigte, meine Hülfe und gab mir etwas, wenn es an allem fehlte."

Zu den tüchtigen Naturen finden sich indeß auch die Elemente sowol des innern als des äußern Lebens hinzu, welche stärken und ertragen helfen. Zu dem bescheidenen Akademiker trat ein Freund als tröstendes und bildendes Mittel. Wer bedarf heute noch einen Freund? Aber außerordentliche Leute befolgen die ewigen Naturgesetze genauer als die gewöhnliche Menge. Erst Austausch der Aeltern- und Kindesliebe in dem Eden der Heimat und dem Paradies des Vaterhauses; dann schwere Wahl des Berufs, wechselvolle Lagen und entschiedener Drang nach dem seelisch Bestimmten; dann Freundschaft mit seinen Idealen; dann Liebe und endlich mit ihr Erhöhung über sich selbst. Rietschel sagt:

Thäter und ich, wir schlossen uns beide aneinander an mit freundschaftlicher Hingebung und dem Gefühl engster Zusammengehörigkeit. Er war womöglich noch ärmer als ich, hatte eine schwere Kindheit in Druck und liebloser Behandlung unter fremden Menschen durchlebt, dienend, Dinge zum Verkauf herumtragend, irgendetwas feilbietend, um seiner armen, vortrefflichen und gebildeten Mutter die Sorge für seine eigene Existenz abzunehmen. Thäter war etwas in sich gekehrt, oft mürrisch gegen andere Mitschüler, unfreundlich; die Noth, die er früh kennen lernte, hatte ihn hier und da etwas bitter gemacht. Sein treffliches Herz, sein klarer Verstand, seine rechtschaffene Gesinnung, sein eiserner Fleiß und Eifer fesselten mich an ihn; ich konnte nicht mehr ohne ihn sein, wir wurden innige Freunde und sind es fürs Leben geblieben. Er hatte schwere Lebenskämpfe durchzumachen gehabt, ist aber stets als reines Gold befunden worden; er gehört zu den edelsten und vortrefflichsten Menschen, die ich kenne; seine echte Religiosität hat sich in Freud und Leid bei ihm bewährt in unerschütterlichem Gottvertrauen, in energischem Muthe bei jeder Noth, in Ergebung und Verzichtleistung, wenn sie von ihm gefordert ward. Ein solcher war und ist noch mein Freund.

Und ein solcher, setze ich hinzu, war nun auch Rietschel, d. h. wie er dem tiefer eindringenden Leser in dieser begeisterten und doch schlichten Schilderung seines Freundes erscheint, wahrhaft, hingebend, anspruchslos und von einer Stärke der Empfindung, wie sie zur Freundschaft vor allem nöthig ist, um auch in jedem Leid und besonders in jedem Glück treu darin auszudauern.

Mit der Prämie von 25 Thalern für seine Preisarbeit in der untersten Klasse, besuchte der fleißige Sohn seine beglückten Aeltern, und als der Gerichtsherr und Gutsbesitzer Rittmeister von Posern ihm noch einen Dukaten schenkte, berichtet unser Künstler:

Da kam mir der Gedanke an, ob ich mir nicht auch einmal den Genuß verschaffen sollte, in einem Speisehause zu essen. Es erschien mir beneidenswerth, sich die Speisen aussuchen zu können, die man vorzugsweise gern esse; ich betrachtete die, welche solches vermochten, als reiche und bevorzugte Menschen. Dabei kam es mir aber nie in den Sinn, anzunehmen, daß mir dies so gut gehöre wie jedem andern, daß es eine Ungerechtigkeit sei Gottes oder der socialen Verhältnisse, daß ich und nur wenige (?) mit mir auf das Allernothdürftigste beschränkt blieben, während alle andern das, was sie hatten und genossen, als selbstverständlich in Anspruch nahmen.... Ich ging daher zeitiger als die Mittagsstunde in das der Akademie nahe gelegene Goldene Faß, um womöglich allein zu sein, wählte mir irgendwelche Speise ohne alle Wahl, aß so geschwind, daß ich mir die Zunge verbrannte, und war froh, ungesehen wieder hinauseilen zu können, ehe jemand eintrat.

Wenn hier der junge Mann seiner Neigung nachgab, so erscheint er als wahrer Held und Sieger über sich selbst, als er sich einen unbedeutenden Genuß — für ihn ein Paradiesapfel — versagte. Was meinen die nobeln Cavaliere, die eisschlürfend sich vor Kranzler's prächtiger Conditorei unter den Linden in Berlin in bequemer Selbstsucht lagern, von nachfolgendem Triumph über das heftigste Begehren, wie es einmal seine Selbstschau vermerkt? Rietschel erzählt:

Dem Gelüste des Appetits genügte ich nie. Als ich während des Fastnachtstags meine Mitschüler duftenden Pfannkuchen essen sah, nahm ich mir vor, des Abends, wenn ich nach Hause ging, bei einem Bäcker, wo diese Kuchen als besonders gut gerühmt wurden, einige zu kaufen. Ich kämpfte mit meiner Neigung als einem Unrecht, das ich an meinen Aeltern verübte, indem ich das Geld, das sie sich abdarbten, so wenig es auch sein möchte, für eine Näscherei ausgäbe; doch die Entschuldigung, daß es ja nur diesmal geschehe, blieb nicht aus. Ich ging also nach Schluß der Stunde den von meiner Wohnung abführenden Weg zum Bäcker, meinend, ich habe bis dahin noch Zeit, zum Entschluß der Entsagung zu kommen. Allein in die Nähe des Bäckerhauses gekommen, machte ich dem kindischen Begehr dadurch ein Ende, daß ich anfing heftig zu laufen, sodaß ich bald vorüber war. Wieder umkehren war nicht möglich, ich hätte mich ja vor mir selbst schämen müssen. Der Appetit war weg und ich ging vergnügt nach Hause.

Gebt dem fliehenden Sieger die Fahne des Triumphs und lohnt ihn mindestens mit der Rettungsmedaille am Bande!

Den folgenden Winter arbeitete Rietschel in einem Stübchen, das keinen Ofen hatte. „Glücklicherweise", tröstet er sich „kam mir der Winter — es war 1821 — zu statten, dessen wunderbarer Milde kein anderer gleichkam." Endlich erhielt Rietschel im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Dresden von einigen guten ihm wohlwollenden Leuten mehrere Mittagstische, wodurch sein entkräfteter Körper gehoben wurde und das Studium besser verwinden konnte, bei dem der junge Künstler ganz auf sich selbst angewiesen war; denn die Akademie bot damals kein erquickliches Bild dar. Oppermann sagt ergänzend:

Die Zeit der Freiheitskämpfe war auch hier bald vergessen. Ein knappes, steifes Beamtenregiment machte sich überall geltend; in der Gesellschaft wie im öffentlichen Leben merkte man mehr wie in andern größern Städten Deutschlands von den letzten Ueberresten des vergangenen Jahrhunderts. Die wenigen Kreise, in denen sich geistiges Leben kund gab, huldigten ausschließlich literarischen und zwar specifisch romantischen Bestrebungen. Auch die dresdener Akademie nahm eine diesem allgemeinen Gepräge entsprechende Stellung ein. Gleichsam als wolle der Imperialismus, der so lange Hof und Staat beherrscht, noch in der Kunst seine Nachwirkung geltend machen, war der bedeutendste Meister daselbst — Johann Friedrich Matthäi — gänzlich bei der von David eingeschlagenen Richtung stehen geblieben. Fleiß und Gewissenhaftigkeit, tüchtige Kenntniß der Form, welche freilich von keiner tiefen, idealen Intention beseelt wurde, waren Eigenschaften, welche Matthäi zum Lehrer an einer Akademie der damaligen Zeit besonders geschickt machten. Wenn man seine correcten, völlig theatralisch angeordneten, mit fleißigem Studium gleichsam angefüllten Bilder sieht, zu welchen er fast ausschließlich antike Stoffe verwendet hat, so kann man sich bei dem Mangel aller innern Wahrheit, bei der Trockenheit und Gespreiztheit der Darstellung leicht denken, wie wenig ein solcher Meister auf Gemüther einzuwirken vermochte, in denen der Keim der neuerwachten deutschen Kunst, wenn auch ihnen selbst unbewußt, bereits lebendig war und sich nach Entfaltung sehnte. Solchem Lebensdrange konnte ein akademischer Lehrer, selbst von Matthäi's Tüchtigkeit, kein Genüge leisten.

Dagegen lebte und webte in dem Rietschel'schen Freundeskreise eine rege Werdelust. „Laßt euch nicht von der Meinung der Leute hinreißen", mahnt ein Strebender (S. 106), „die da glauben, die Kunst sei ein Ding, die Phantasie zu ergötzen und zu beschäftigen — eine bloße Augenweide! Nein, sie ist etwas Höheres als dies." Und ein anderer schreibt in zu weit gehendem Eifer: „Es ist recht, daß du die Tanzstunden aufgegeben hast, der Beruf des Künstlers ist zu heilig, als daß er sich den Vergnügungen des Volks überlassen könnte."

Rietschel hielt auch hier wie durch sein ganzes Leben im Denken und Schaffen die rechte Mitte: Natur und Ideal, Wahrheit und Phantasie, kurz die echte Realität, die Leib und Seele erfrischt, ließen ihn nicht abirren, weder in der Kunst noch im Meinen und Glauben; denn auch seine Frömmigkeit, die ihm von seinem Vater überkommen, kannte nichts Pietistisches und Ausschließliches. Sie diente ihm zur kräftigen Herzstärkung, denn sein Gott war der Allvater, wenn auch dabei der Protestant sich geltend machte, wo Formenzwang und Orthodoxie herrschen wollten.

Ein durch und durch gesundes Seelenleben tritt erquicklich überall hervor, wo Rietschel sein Ich einsetzt, und gewiß trug er nicht wenig dazu bei, den Freundeskreis vor jenen Extravaganzen zu bewahren, denen damals die „Nazarener" in Rom sich hingaben und nachher besonders nach Düsseldorf übertrugen. Trotz ihrer Schwächen freilich der Impuls zur Wiedergeburt einer frischen lebensvollen Kunst!

Den neuen Gott in seiner Brust, gestaltete Rietschel im dritten Jahre des dresdener Lebens die freundschaftlichen und künstlerischen Beziehungen besonders angenehm und lehrreich. Er berichtet:

Milde, Thäter und ich wurden bald ein unzertrennliches Kleeblatt. Wir gingen stets miteinander um. Milde's Charakter war, wie sein Name, mild und treu, sittlich rein und fromm. Seine Bildung kam uns zu statten, er regte vielfach an, ordnete mehr die Wahl unserer Lectüre und schwärmte mit Enthusiasmus für seinen Erwin, von dessen Leben, Denken und Thun wir durch seine Mittheilungen ein solch lebendiges Bild bekamen, als lebten wir mit ihm. Da auch seine Briefe gemeinschaftlich gelesen und wir oft in denen an Erwin erwähnt

wurden, so ward denn bald auch von uns ein Brief mit ihm gewechselt und Brüderschaft getrunken, indem wir zu einer bestimmten Stunde von fünf zu fünf Minuten anstießen.

Rietschel wohnte damals bei einer hochbetagten würdigen Frau und ihrer bejahrten Tochter in der Dachstube eines Hinterhauses der Wilsdruffer Gasse, vier Treppen hoch. Besonders treffend wird dieser Kreis charakterisirt, als die sechzehnjährige blühend schöne Enkelin der „Großmutter-Wirthin" hinzutritt, was zwischen dieser und den jungen Leuten erst ernst erwogen wird, und zwar mit der Frage: ob sie, die Enkelin, unter den obwaltenden Verhältnissen dies wol könne und dürfe. Rietschel erzählt:

Wir bejahten es mit der unbefangenen Ueberzeugung und dem Bewußtsein unserer reinen Gesinnung. Wir Freunde gaben uns gegenseitig das Wort, über das junge, völlig unschuldige Wesen zu wachen, auf daß ihm nichts nahe trete, was irgend verderblich wirken könne. Sie hat daher von uns auch nie eine Schmeichelei gehört oder galante Aufmerksamkeiten erfahren, wie ein Jüngling einem jungen Mädchen wol gern erzeigt; durch Unterricht wurde ihren mangelhaften Schulkenntnissen nachgeholfen, und eifersüchtig wachten wir, wenn uns Bekannte und Freunde besuchten; wir beobachteten sie, ob sie uns gleichdächten, und sie wurden durch irgendeinen Vorwand von Wiederholung ihres Besuchs abgehalten, wenn wir das Gegentheil bemerkten. So war nun der Charakter des Familienlebens noch entschiedener abgerundet, und es waren die behaglichsten Stunden, wenn wir vereint am großen Tische saßen, der eine vorlas, die andern vielleicht nachschrieben oder zeichneten, während der weibliche Theil der Zuhörer mit Arbeiten beschäftigt war.

Ein Antrag des Ministers Grafen von Einsiedel sollte entscheidend für Rietschel's Künstlerlaufbahn sein. Nicht, weil er den jungen Mann als Modelleur für das Eisenwerk zu Lauchhammer ausbilden lassen wollte, sondern weil diese Ausbildung, wenn sie in Dresden eingeleitet worden, in Stuttgart bei Dannecker oder in Berlin bei Rauch vollendet werden sollte. Rietschel gewann dabei fürs erste eine monatliche Unterstützung von drei Thalern.

Die Qualen, welche er bei dem Modelliren eines Neptuns für den Brunnen zu Lauchhammer dulden sollte und die, ohne den erfahrenen Rath bewährter Meister, ein Jahr hindurch währten, waren vergessen, als im November 1826 die Reise nach Berlin angetreten wurde. Zu Fuß und mit Fuhrgelegenheit erreichte er arm und arg durchfroren die Hauptstadt, trat zitternd vor Rauch und übergab ihm die schriftlichen Empfehlungen. Rietschel bemerkt:

Er erinnerte sich meiner von Dresden, war nicht unfreundlich, aber ernst, und als er gelesen, sagte er: „Ich zweifle, daß Sie hierbleiben können, da ich wenig Platz habe; halten Sie sich aber vier Wochen hier auf, da jetzt diese große Statue — er meinte die Friedrich Wilhelm's I. — aufgebaut wird, damit Sie sehen, wie man das macht!" Er hatte in Dresden von meiner Noth, den Neptun aufzubauen, gehört.

Bei Rauch fühlte der angehende Bildhauer nun erst recht tief, wie viel ihm noch fehlte. Schon früher bei der Sisyphusarbeit am Neptun äußert er sich:

Drei Jahre, die ich bei Pettrich und mit dieser Arbeit zugebracht, waren verloren! Kein Künstler oder Lehrer jener Zeit, der sich um einen jungen Mann bekümmerte, ihm Rath ertheilte; und wenn sie es gewollt hätten, würden wir den Rath haben annehmen können? Wir fühlten alle zu sehr, daß diese Männer einer abgelebten Kunstperiode angehörten, Seidelmann, Schubert, Rößler, Pochmann u. s. w. Kein Schüler hegte vor ihrer Correctur Achtung, man suchte sich ihr auf alle mögliche Weise zu entziehen. Hartmann's Persönlichkeit flößte zwar mehr Respect ein, er war ein sehr gebildeter, feiner und wohlwollender Mann, seine Correctur war gewissenhaft, aber auch er hatte nichts Anregendes.

Ihr Lehrer — alle — steht es jetzt bei den meisten Akademien und Unterrichtsanstalten etwa besser? Schaudert ihr nicht selbst über die vielen vielen Jahre, die ihr bei einem trostlosen Unterricht verloren habt, wie er heute noch z. B. auf den Gymnasien ertheilt wird, wo die kleinen Kinder schon mit Latein und Griechisch gefüttert werden, fort und fort, ohne die Reife des Verstandes nur annähernd zu besitzen, die für das Eingehen in eine Sprache unbedingt nöthig ist? Aber ihr laßt neue Schüler in dieselbe Tretmühle sperren, dort in ihrer Blüte verkümmern, und die phantasiereichen und feuriger begabten könnt und wollt ihr in ihrem Ekel an einer Speise, für die ihr Geist noch keine Organe der Verdauung erhalten hat, nicht verstehen, bis sie oft davonlaufen und alle Studien verfluchen; denn nur wenige haben die Zähigkeit des Talents, das, wie ich früher bemerkt habe, gerade in der Consequenz besteht, trotz alledem und alledem sich allein auszubilden.

Die Strenge des tiefinnerlichen Rauch verwandelte sich bald in Wohlwollen, das sich in einer stets gleichen treuen Freundschaft gegen Rietschel bewährte. Einen neuen jüngern Freund gewann dieser in Neuber, der damals Student war. Dann erfreute sich der Lehrling des berühmten Meisters an dem Glück, in den Familien Hitzig und Chamisso eingeführt zu werden. Auch erhielt er vom Grafen von Einsiedel eine jährliche Unterstützung von 200 Thalern, endlich wurde ihm der seltene Vorzug zu Theil, infolge einer Reise nach Dresden vor dem Dichterheros Goethe zu erscheinen, der wol nicht ahnte, daß dieser junge Mann seine größte Verherrlichung erringen werde. Beglückt kehrte Rietschel nach Berlin zurück, „wo aber", klagt er, „meine frohe Stimmung alsbald eine Niederlage erlitt".

Er fand einen Brief seines Vaters vor, der ihn in tiefe Traurigkeit und Sorge versetzte. Das Häuschen sollte verkauft werden. Es waren 300 Thaler nöthig, die Gläubiger zu befriedigen und die Wohnung der geliebten Aeltern vor dem Einsturz durch Reparaturen zu bewahren. Mit dem Hause ging auch der Küsterposten verloren. Wo aber die Summe hernehmen? Der bedrängte Sohn berichtet:

Ich sann hin und her und erschloß mich endlich mit gedrücktem Herzen meinem Freunde Neuber, den ich für wohlhabend kannte. Ich vermochte freilich gar keine Garantie zu bieten als meinen redlichen Willen, ihm das Geld zurückzuzahlen, sobald ich vermöchte. Der liebe treffliche Mensch war ohne einen Augenblick Zögerung mit Freuden bereit, schrieb an seine Mutter und händigte mir bald 300 Thaler ein — natürlich ohne Zinsen (zu fordern) und mit der Hinzufügung, daß ich das Kapital zurückzahlen könne, wenn es mir möglich sein werde.

Trotz der großen Freude, die diese dem Vater gewährte Hülfe dem treuen Sohn brachte, versank er in eine melancholische Stimmung, weil seine schöpferische

Kraft noch mit der Gestaltung rang, und Rauch, der immer auf sich selbst Angewiesene, ihm verschlossen blieb. Mit 200 Thalern lebte und strebte indeß der junge Mann emsig fort, und erst als Graf von Einsiedel ihm 300 Thaler jährlich aussetzte, wagte Rietschel etwas, worüber er naiv in folgenden Worten berichtet:

Ich ließ mir nun einen Mantel, den ich bis dahin nicht gehabt hatte, machen: ein nie genossenes Behagen im kalten Winter! Ich kam mir so curios darin vor, daß ich ihn das erste mal abends anzog, um mich einzugewöhnen: ich hatte das Gefühl, als müßte ich jedem auffallen.

Neue Anregung brachte die Preisbewerbung und das akademische Reisestipendium. Er hatte rastlos die neun Wochen Arbeitszeit durch Tag und Nacht gearbeitet und er berichtet:

Ich sah von weitem Rauch nach der Akademie gehen, das Herz schlug mir hoch; in einer halben Stunde vielleicht hatte er über mich entschieden. Ich ging ihm weit aus dem Wege und erst nach Stunden kam ich in meine Wohnung zurück. Da sah ich meinen Freund Thäter (er war als Kupferstecher nach Berlin gekommen, um Rauch's Werke zu stechen) in seinen sonntäglichen Kleidern. Erstaunt fragte ich, warum? „Weil heute ein Feiertag für mich, und weil dein Ehrentag ist; du hast den Preis!"

Unter Jubel, Lachen und Thränen umarmten sich die Freunde. Das Stipendium betrug 1200 Thaler und Graf von Einsiedel war so edel, den Modelleur zu entlassen, damit die Welt den Bildhauer um so schneller gewinnen könne.

In gehobener Stimmung besuchte Rietschel seine Aeltern. Es waren schöne Tage, in denen er seinen Vater zum letzten male sah. Am 2. December 1828 starb er. Sein Tod begeisterte den Sohn zu der vortrefflichen Composition des Wiedersehens Josephs mit seinem Vater Jakob, der mit den Söhnen nach Aegypten kam.

Nach der Beschreibung der Reise mit Rauch nach München und des Lebens dort endet die Selbstbiographie, welcher wir einen immer schönen und vollen Besitz verdanken: Rietschel der Mensch.

Obgleich der zweite Haupttheil des Werks drei Viertel des Ganzen umfaßt, glaube ich darüber kürzer berichten zu dürfen in der Voraussetzung, daß einmal jeder Kunstkenner und Kunstliebhaber Rietschel den Künstler aus seinen Werken zum würdigen Verständniß zu bringen weiß; dann aber auch, weil man die unüberwindlichen Schwierigkeiten anerkennen wird, eine gelungene Darstellung, wie sie uns Oppermann bringt und die durch historische Treue sich auszeichnet, nur annähernd zu würdigen, indem ich einzelnes wiedergebe. Soweit der beschränkte Raum gestattet, werde ich dem schätzbaren Buche gerecht werden, muß aber hervorheben, daß nur durch ein ruhiges Lesen, wie es dem kunstliebenden Besitzer gestattet ist, der reiche Inhalt der Oppermann'schen Arbeit ist seine ganze Fülle entfalten kann.

Daß Rietschel nicht zu Dannecker, sondern zu Rauch ging, war für ihn von höchster, entscheidend wohlthätiger Wirkung, und der Meister erkannte bald an den Compositionen, wie sie der fleißige Schüler, bedeutend nach Zahl und Werth, ihm vorlegen konnte, dies nach plastischer Vollendung strebende Genie. An die Preisarbeit schloß sich die Zeichnung eines Frieses, „Einzug Christi in Jerusalem", würdig an. Oppermann sagt:

Daß Rietschel nie im Leben einem flachen Rationalismus gehuldigt, das lag in seiner reichen, tiefen Empfindung. In seinem Leben hatte er sich diejenige Frömmigkeit und Hingabe an die heiligen Dinge bewahrt, welche jederzeit der Schmuck einer männlichen Seele gewesen ist. Er hatte sich durch Leiden und Prüfungen schwerster Art hindurch zu jener Höhe innern Lebens emporgeschwungen, auf welcher eine Anfechtung durch gemeine Leidenschaften nicht mehr möglich ist, er besaß mit einem Worte diejenige Frömmigkeit, wie sie die innere Ruhe und Harmonie des Guten bedingt. Durch rastloses energisches Streben war dafür gesorgt, daß sie eine schwächende Wirkung auf seine Kunst nicht auszuüben vermochte.

In München erweiterte er den Kreis seiner Freunde. Oppermann sagt bei dieser Gelegenheit am Schluß seiner Lobsprüche über König Ludwig: „Durch alle seine Unternehmungen hindurch ging ein großer patriotisch-deutscher Zug, der ihn zum Liebling des deutschen Volks gemacht hat", und wenn später sehr wahr behauptet wird, „daß in unserm Volksleben die Formen eines gesunden und lebensfrischen Realismus tief eingewurzelt, daß sie das innerste Wesen desselben zu ergreifen im Stande sind", so muß ich mir erlauben, im Namen des deutschen Volks die erste Behauptung auf ein beschränkendes Maß zurückzuführen. Wenn die Künstler die große Regsamkeit dieses Fürsten zum Nutzen der bildenden Künste gern und lobend anerkennen, so ist damit so ziemlich ausgesprochen, was zu Gunsten dieses Königs gesagt werden kann. Von einem Liebling seines Herzens aber verlangt das deutsche Volk mehr und vor allem, daß er das Seinige dazu beitrage, Deutschland einig und frei zu machen, nicht vor seinem Bilde, wie schön dies auch gemalt sei, Abbitte thun lasse, und nicht die Jesuiten ins Land rufe, sondern uns vom Druck privilegirter Kasten befreie. Solchen Realismus wird das deutsche Volk einst krönen.

In das beginnende Leben der Bildhauer in München griff Rietschel selbstthätig ein, doch kam keine Befriedigung über ihn und in einem Briefe an Rauch klagt er einmal:

Es fehlt mir bisjetzt eine bedeutende Arbeit, die Kopf und Herz in Anspruch nimmt, bei der ich meine paar Kräfte recht zusammennehmen muß. Ich sehne mich ordentlich einmal was zu componiren, aber ich komme so schwer zur Wahl; habe ich einen Gegenstand, gleich fällt mir ein, ein anderer sei noch schöner. Ich weiß wohl, woran es liegt, es fehlt der Zweck, die Bestimmung der Sache, die den Ernst gibt. Andere können es aber doch, ohne sonst bestimmte Zwecke bei ihren Ideen zu haben, als nur den, sich auszusprechen, warum will's bei mir nicht gehen? Da kommen immer wieder die dämonischen Quälgeister, die bösen Zweifel an sich und seinem Talent, welche die innerste Lebenskraft zu zerstören und zu untergraben drohen.

Man sieht hieraus, Rietschel wächst langsam, eine deutsche Eiche, die dem Volke einst zum Schattendach dienen wollte; erst nachdem er dafür arbeiten konnte, trat seine ganze Kraft hervor.

Thorwaldsen's Aufenthalt in München, den Rietschel für Rauch in dessen Wohnung willkommen heißt, gehört

zu den Glanzpunkten dieser Zeit. Auch erhielt er endlich im August 1830 die Zusicherung für die Ausführung des Denkmals Friedrich August des Gerechten. Nun trat er zu Fuß die Reise nach Italien an. Oppermann bemerkt:

Als Rietschel Italien, seit Dürer für die deutschen Künstler das Land der Schule und Erholung, betrat, war die Zeit vorüber, wo Overbeck, ein neuer Fra Beato Angelico, in stiller Abgeschiedenheit mit seinen deutschen Freunden im Kloster S. Isidoro „ein durch Freundschaft, Religion und heilige Begeisterung verbundenes gemeinsames Leben" führte; vorüber die Zeiten, wo Cornelius, Veit und Schadow, die maestri della maniera secca, in der Casa Bartholdi die Geschichte Joseph's „in jugendlicher Herzenslust" mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten malten; verschwunden die Zeit, wo jener Verein von Talenten und Charakteren, getragen von allem, was das Vaterland und Italien Großes und Schönes bot, den Kampf gegen französische Tyrannei und Frivolität und gegen die Beschränktheit deutschen Kleinwesens aufnahm; verschwunden die Zeit, wo der vom Feuer edler Kunstbegeisterung erfüllte Schnorr mit Cornelius, Overbeck und Veit jenes unsterbliche Leben in der Villa Massimi sich entfalten ließ, das wie ein blühender Baum über die deutsche Kunst sich ausbreitete, dem verödeten, sonnverbrannten Boden Labung und Kühle gewährend; verschwunden die Zeit, wo Thorwaldsen mit den Kunstgenossen in der römischen Osteria bei Gesang und Wein in unbefangenem Gespräche plauderte und im Leben um ihn herum die schönsten Motive zu seinen Göttern und Helden fand; verschwunden die Zeit, wo der geistvolle Kronprinz Ludwig inmitten edler Künstler, das Haupt mit dem Lorberreis der Mediceer geschmückt, echt königliches Leben um sich verbreitete.

Trotzdem fand Rietschel reiche Ausbeute für seine Schöpferkraft und reichen Genuß für seine bescheidene Neigung. Er konnte sich dem Künstlerkreis nicht hingeben, welcher dort im ersten Glanz seines Ruhms und der von Düsseldorf ausgehenden neuen Kunst sich um seinen frommen Meister Schadow und dessen Familie sammelte. Ihre Richtung war wol zu katholisirend und romantisch. Das begüterte Bendemann'sche und Hübner'sche Haus, wo Sohn, Hildebrandt und der geniale Componist Felix Mendelssohn glänzten, standen auch Rietschel offen, aber Rietschel konnte darin nicht recht heimisch werden. Es heißt:

Er hatte in seiner Vergangenheit andere Voraussetzungen. Eine harte, engbegrenzte Jugend mit manchem Kummer der Seele, der keinem Armen ausbleibt, lag hinter ihm. Er hatte das Leben — bei seiner natürlichen Anlage zur Sorge und Unruhe — von schwerer Seite kennen gelernt, und wenn ihm auch auf seiner künstlerischen Laufbahn das Glück nicht abhold gewesen, so war er doch nicht allgemein anerkannt und erfreute sich nur in den nähern Kreisen seiner künstlerischen Umgebung der Hochschätzung. Er — seine schönsten Freuden, seine tiefsten Leiden in seinem eigenen beweglichen Seelenleben findend, sich nie genügend, oft nicht voll vertrauend, und auf dem Wege des Ruhms und Ringens, mit dem Drange, sein innerstes Wesen in künstlerischen Gebilden auszudrücken — konnte sich mit solcher genügsamen Unbefangenheit jenem Glücksbehagen nicht hingeben.

Die politischen Unruhen scheuchten ihn nach Deutschland zurück. Dort empfing ihn die Achtung, der er bedurfte. „Ich soll", schrieb er an Rauch, „eine Büste für die Walhalla machen, und rathen Sie, welchen Kopf! — Luther! — Ich bin so glücklich darüber, daß ich es nicht aussprechen kann." Diese Büste war Rietschel's erstes epochemachendes Werk, und sein letztes Werk sollte Luther's großes Denkmal sein! Er ließ sich nun in Berlin nieder, nachdem er sich mit der Tochter des Oberfactors Trautscholð in Lauchhammer verlobt hatte, doch ging er im October 1832 nach Dresden, wo er als Professor der Akademie seinen Hausstand gründete.

Eine eingreifende Wirksamkeit entfaltend, trug er zur Hebung des Instituts bei und genoß mit ganzem Herzen das Glück der Häuslichkeit, das durch die Geburt seiner ältesten Tochter erhöht wurde. Reiche Befriedigung gewann er durch die Modelle der vier Regententugenden für das Friedrich-August-Denkmal. Mit ihnen trat er in ein höheres Stadium ein. Im Jahre 1834 wurde er nach München berufen, er wählte aber das Verbleiben in Dresden. „Vor mir", schrieb er an Rauch, „war nichts von meiner Kunst hier, ich habe wenigstens einen kleinen Grund gelegt; wenn ich fortgehe, könnte auch darüber Gras wachsen." Auch hätte die Ungeduld des Königs auf Rietschel verstimmend gewirkt, und da derselbe widerstanden hätte, sei sein Verhältniß zu dem hohen Auftraggeber gefährdet worden. Dieser wollte seine Plane schnell ausgeführt sehen und der Bildhauer darf nicht gedrängt werden.

Mitten in beglückender Thätigkeit traf ihn der harte Schlag durch den Tod seiner Gattin, nachdem sie ihm noch ein zweites Kind geschenkt hatte. Nachdem er im Herbst 1835 der Enthüllung des König Max-Denkmals in München beigewohnt und 1836 zum Ehrenmitglied der berliner Akademie ernannt worden war, schrieb er, der bescheidene Meister, an einen Freund:

Es vereinigt sich alles, mir meine Stellung angenehm zu machen, überall begegne ich so vielen unverdienten Bevorzugungen, die mich, ich hoffe es, nie von dem Wege abbringen sollen, auf welchem man dem Ziele seiner künstlerischen und sittlichen Ausbildung zustreben soll. Wenn sich manchmal solche Beweise von des Glückes Gunst häufen, da wird mir Angst, ich erblicke nur des Glückes Laune, und Launen ändern sich, denn sie gehen oft nur nach dem Scheine. Ich werde thun, was ich kann — nämlich meine Pflicht, und dankbar annehmen, wenn mir Gutes wird, nie meinen, daß damit etwas Besonderes errungen sei.

Durch die Verheirathung mit Charlotte Carus trat zu den Ehren auch die sanfte Hüterin des häuslichen Wohlbehagens, das der sinnige Mann so schwer vermißte. Leider sollte ihm nur kurze Zeit dies zu theil werden: schon nach anderthalb Jahren verlor er auch diese Gattin. Die friesartige Zeichnung Charon nach dem Goethe'schen Gedicht verewigte seinen schönen Schmerz.

Bendemann's Uebersiedelung nach Dresden und später des Baumeisters Semper richtige Auffassung, wonach bei Entwürfen großer Bauwerke die Mithülfe des Bildners und Malers ins Auge gefaßt werden müsse, gaben Rietschel neue erfrischende Anregung. Vermehrt wurde diese und dehnte sich über alle bildende Künste mehr und mehr aus, als Schnorr von Carolsfeld gleichfalls Dresden zum Wohnsitz wählte. Endlich war das innige Verhältniß zu Carus auf den noch immer nach Klarheit ringenden Meister von gewaltig läuterndem Einfluß. Rietschel selbst schildert Karl Gustav Carus, seinen treuen väterlichen Freund, mit folgenden Worten:

Ein Mann, der so befähigt ist, mittels der feinen Fühlfäden seiner Seele die wunden Saiten einer andern Seele herauszufühlen, der, wenn er zu einem Menschen in ein Verhältniß tritt, ihm dann völlig und mit einer das Gemüth fesselnden Treue, Hingebung und Zartheit angehört.

Auch Rauch's Denkmal Friedrich's des Großen befestigte Rietschel in seinen Ansichten und erweiterte diese. Er äußert darüber:

Das ist ein Werk das ewig ist, und es kann keine Zeit kommen, in der es geringer geachtet werden könnte, denn es ist keinem Götzen dabei geopfert worden, weder dem Viel- oder Geschwindmachen, noch dem lobhudelnden oder tadelnden Geschrei der Kritiker, weder dem leeren Idealismus noch dem Naturalismus. Es ist ein Werk der Begeisterung, der echten Liebe, der Gewissenhaftigkeit, reicher Erfahrungen, einem männlich starken Künstlergeiste allein angehörig.

Gewiß die richtigste Ansicht und jeder Kunst gerecht. Hat die Antike, die Romantik, das Pathos u. s. w. je zu einer Zeit und darum auch durch alle Zeiten Berechtigung, so darf nicht übersehen werden, daß unsere Zeit der realistischen Richtung huldigt. Noch kämpft unter anderm das Drama gegen Vorurtheile. Das Publikum trägt die Neigung zur Antike oder, besser gesagt, die Hochachtung davor mit dem noch nicht erloschenen Sinn für romantische und pathetische Darstellungen ins Theater — machte doch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen mehrere Versuche, die Antike der modernen Zeit zusagend umzustalten —, und nun kämpfen die neuern dramatischen Dichter gegen diese verschiedenen Vorurtheile, Neigungen durch Uebertreibungen und Knalleffecte an, statt sich mit vollem Bewußtsein der realistischen Richtung hinzugeben. Freilich gehört dazu Begeisterung, und leider fehlt diese auf beiden Seiten, und so wuchert die Posse neben der Oper. Die realistische Richtung, wie wir sie verstehen, bedingt für wahr nicht das Aufgeben der idealistischen, im Gegentheil kann und soll uns dabei Naturalismus und Idealismus vereint dem höchsten Ziele entgegenführen und dies ist wieder: jedes Kunstwerk sei wahr für seine Zeit und es ist wahr für alle Zeiten durch die Wahrheit in den Tagen seines Entstehens.

Rietschel's Reise nach Belgien und Frankreich werde hier nur in Bezug auf letzteres mit seinen Worten (S. 222) bezeichnet: „Die deutsche Kunst darf überall kühn in die Schranken treten!" Und nun (1844) führte er ein Werk, großes Hochrelief für das Giebelfeld des Opernhauses in Berlin, aus, von dem Rauch rühmte (S. 228):

Ueberall ist das rechte Princip der Natur in großartigen Formen harmonisch in allen Theilen durchgeführt. Hier muß es dem Bildhauer klar werden, daß mit der größten göttlichen Befähigung ohne die feste Grundlage der Kenntniß organisch lebendiger Natur kein dauernder Werth des Geschaffenen, noch weniger aber ein Fortbilden entsprechender Kunst möglich ist.

Dem Giebelfeldbild folgte die Statue Thaer's in Leipzig, die Composition der Niobiden und mit vollendeter Meisterschaft die Pietà, als die dritte Gattin ihm durch den Tod geraubt wurde. Er hatte sich mit ihr 1841 vermählt und fand in diesem Kunstwerk Beruhigung für seine tieferkrankte Seele. Dann vollendete Rietschel das Denkmal Lessing's. Der Meister sagte davon:

Ich will ihn ohne Mantel machen. Lessing sucht im Leben nie etwas zu bemänteln, und gerade bei ihm wäre mir der Mantel wie eine rechte Lüge vorgekommen. Ich denke, das Costüm wird sich machen, und wäre es meines Wissens das erste der neuern Monumente, welches ohne dies gepreßte Hülfsmittel dargestellt würde.

Rietschel haßte alle Reclamen in Journalen. Hierin wie in vielem andern ist ihm ein jüngerer Schüler Rauch's, der Bildhauer Afinger ähnlich. Trotzdem dieser aber, als er mir die Photographie seiner Statue des alten Arndt für Bonn sandte, mich bat, zwar jedem Freunde das Bild zu zeigen, es aber keinem zu überlassen, damit die Bilderjäger für illustrirte Zeitschriften es nicht erwischten, fand sich bald darauf in der „Gartenlaube" eine wirklich entstellende Abbildung dieses in Rietschel's realistischer Auffassung wahrhaft gelungenen Kunstwerks mit einigen wunderlichen Worten, die Lob und Tadel zugleich enthielten. Afinger, erlaube ich mir hierbei zu bemerken, war Klempnergesell, als er nach Berlin kam und durch Modellirversuche, die er nebenbei trieb, Rauch's Aufmerksamkeit weckte. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht die Welt von diesem ernststrebsamen Künstler noch Größeres empfangen sollte.

Das Lessing-Denkmal war eine Erholung Rietschel's in den bewegten Zeiten des Jahres 1848. Oppermann bemerkt (S. 250):

Der Triumph der Lüge, der Heuchelei und des Fanatismus, der immer drohender hervortrat, verstimmte seine Seele so, daß er an dem guten Ausgange der Bewegung, an der er lebhaften Antheil genommen, verzweifelte und sich nach stiller Abgeschlossenheit sehnte. Da trat ihm bei der Arbeit Lessing's glaubensmuthige reine Persönlichkeit lebendig entgegen. An ihrer Verherrlichung im plastischen Gebilde erfrischte sich sein eigenes Herz und er meinte selbst: „Bin ich mit ihm zusammen, vergeff' ich alle Aufregung."

Der Verfasser bemerkt später:

Als die dresdener Maitage kurz hierauf das Haltlose der politischen Bewegung, deren Ziele ins Weite, Blaue hinausgingen, darlegten, als der Kanonendonner über die friedliche Stadt erdröhnte, die mehr zum Wohlleben (sic!) und zum Genuß in Natur und Kunst bestimmt scheint, und Kartätschenfeuer von Dächern und Barrikaden knatterte, da war auch Lessing nicht ohne Gefahr, indem dessen einzelne große Formstücke sehr wohlgeeignete Barrikadentheile hätten abgeben können.

Ein Benvenuto Cellini hätte vielleicht die Stücke selbst hinausgetragen und sich mit seinen Schülern bewaffnet dahinter aufgestellt. Ich bin weit entfernt, dergleichen von unsern Bildhauern zu verlangen, dagegen möchte ich wol wissen, auf welcher Seite Oppermann in jenen Jahren gerungen und gelitten. Wenn er nur wirklich auf einer war, so genügt mir dies. Ich achte jeden tüchtigen Kämpfer, der sein Leben für eine Idee einsetzt, kämpfe ich selbst vielleicht auch für die entgegengesetzte. Im übrigen habe ich zwar stets gefunden, daß Maler und Bildhauer zumeist sehr ruhige Bürger sind, aus denen bei passendster Gelegenheit

die reactionärsten Leute werden; aber der Kampf zertrat ja auch die Kreise eines Archimedes.

Nachdem Rietschel mit seinem Lessing neue Wege gebahnt, wuchs seine Popularität, besonders als er im Jahre 1850 mit seinen jüngst vollendeten Werken in der berliner Ausstellung auftrat. Nochmals begründete der gemüthvolle Meister das Glück der Häuslichkeit durch seine Verheirathung mit Friederike Oppermann, und trat 1851 eine Reise nach Palermo an, um seine geschwächte Gesundheit zu stärken.

Erfrischt kehrte er nach Deutschland zurück, von der geliebten Frau begrüßt und der Nachricht erhoben, daß er berufen sei, die Ehrenstatuen der beiden größten deutschen Dichter, Goethe's und Schiller's, zu bilden. „Das Herrlichste, was Deutschlands Neuzeit", ruft ihm Ernst Förster zu, „der Geschichte dargebracht, ist die Erscheinung Goethe's und Schiller's. Mit dem Rufe, dies Herrlichste zu verherrlichen, begrüße ich dich im Vaterlande."

Was Rietschel in diesem Kunstwerk geleistet, lebt noch so frisch in den Entzückungen des ganzen Volks, daß es ein Wagniß erscheint, darüber berichten zu wollen. Man lese die begeisterte Darstellung dieses Triumphs in dem Werke selbst nach. Rietschel sagte darüber:

Meine Dichtergruppe ist fertig, ich bin aber auch mit meinen Kräften zu Ende, nervös erregt, abgespannt, von steter Anspannung körperlich geplackt — oft bis zum Zusammensinken. Da habe ich über drei Jahre daran gearbeitet, zwei und ein halbes Jahr ununterbrochen; dafür erhalte ich 5500 Thaler — Auslagen habe ich 1600 Thaler, kommt aufs Jahr 1300 Thaler Verdienst. Wenn ein Mann wie Wiertz in Brüssel für eine Skizze 1—200 Louisdor verlangt und erhält, der sich doch mit Gallait nicht im entferntesten messen kann, wenn er vom König von Preußen für ein großes Bild, das er in einem Jahre zusammenwirft, 10000 Thaler erhält, so treten dem deutschen Künstler bei den angedeuteten Verhältnissen eigene Empfindungen entgegen. Doch das ist's nicht, was mich glücklich machen würde, obschon es schon zu schätzen ist — wird aber die Wirkung im Freien die rechte sein? Ich kann es im Atelier nicht beurtheilen und lebe so lange in Spannung, bis der Moment da ist, um die Freude — statt des Geldes zu genießen — oder in meiner künstlerischen Thätigkeit für — ich fürchte — immer geknickt zu sein. Es liegt ein Lebensaccent für mich in dieser Arbeit; es ist viel, dazu viel Unberufenes darüber gesagt worden; die Spannung ist erregt für den Gegenstand, der jeden Deutschen interessirt. Helfe Gott zum guten Ausgang!

Nachdem der Meister mit Hähnel ein reiches Gestaltenleben, jeder in seiner eigenthümlichen, auf den andern nur wohlthätig einwirkenden Art entwickelte, traf Rietschel wieder ein harter Schlag durch den Tod seines Lehrers und Freundes Rauch, am 3. December 1857. Glücklicherweise war in demselben Jahre die Büste dieses großen Bildhauers von Rietschel in hoher Vollendung angefertigt worden. Als Rauch zur Ansicht derselben Alexander von Humboldt einlud, sagte er: „Sie werden sehen, was Sie noch nie gesehen; diese Büste ist das Vollendetste, was wir uns nur erträumen können!" Und der berühmte Naturforscher bemerkt, daß man es jenen beiden Meistern verdanke, daß die deutsche Sculptur die aller Zeitgenossen hoch überflügelt habe.

Die genaue Aufführung aller Werke Rietschel's, mit welcher der so wohl unterrichtete begabte Verfasser alle Kunstfreunde erfreut, überhebt mich weiter darauf einzugehen. Staunend und bewundernd bleibe ich am Schluß der langen Reihe hoher Gestalten und gelungener Gebilde vor dem Luther-Denkmal stehen, hingerissen von der göttlichen Idee des nun verklärten Meisters, ja begeistert trotz dem „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt", das sich gemüßigt fühlte, dagegen aufzutreten und die Theilnahme der sächsischen Geistlichen am Sammeln dafür abzuschwächen. Eins freilich erregt auch mein Bedenken, daß Savonarola, der an sich treffliche, den Deutschen aber ganz fremde Märtyrer, statt Hutten, den Bunsen verwirft, als eins der Standbilder gewählt wurde. Es sei hier mindestens von einem Deutschen gesagt, daß das einst einige, große, freie Deutschland uns auslachen wird, daß wir, statt Hutten, den Italiener Savonarola verewigt. Wenn ihn der freisinnige Papst Julius II. durch Rafael in der Disputa wieder neben Dante stellen ließ, so sollten wir denn doch, nachdem uns Jahrhunderte aufgeklärt — wenn sie es doch gethan hätten! — Hutten verherrlichen dürfen. Daß die Katholiken selbst Savonarola beanspruchen, setzt dieser protestantischen Verirrung die Krone auf. Noch ist es Zeit, besinne dich einmal, deutsches Volk!

Alle Ehren dieser Welt hatte der bescheidene Meister bereits empfangen und das Leben konnte ihm nur die ungestörte Ausübung seiner Kunst und die stillen Freuden der Häuslichkeit und Freundschaft bieten. Er hatte diese Wohlthaten wie je einer verdient, und doch sollte er nicht länger wirken und sich und andere erfreuen. Ueber seinen Hingang berichtet Oppermann:

An seinem sechsundfunfzigsten Geburtstage, den 15. December 1860, war er schon überaus hinfällig. Doch träufelte am Morgen der herrliche Psalm: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt", Erquickung in seine Seele. Unaufhaltsam ging das Leiden seinen Weg: matter und matter wurde sein Körper..... Geduld aber vor allem hat er in seinem Leiden bewährt auf eine seltene Weise. Kein Laut unwilliger Klage kam über seine Lippen, nur von Dankgefühl gegen die treue Pflege der Seinigen war er erfüllt. Auch die schwerste Prüfung, die ihm als Künstler werden sollte, die Befürchtung, daß er sein letztes, sein höchstes Werk, an dem seine ganze Seele hing, nicht mehr vollenden könne, überstand er und legte das Schicksal desselben in Gottes Hand. Wenige Tage vor seinem Tode ließ er das große Gipsmodell seines Luther aus dem Atelier in den Garten rücken. Von seinem Krankenzimmer aus betrachtete er, im Lehnstuhl ruhend, dieses sein letztes Werk. Er ordnete zwar noch einiges an, doch schien er sonst befriedigt. Am 21. Februar 1861 sollte es ausgestellt werden, am Morgen desselben Tags, in der Frühe um 6 Uhr, entschlief der Meister sanft und schmerzlos. Das Haupt mit dem Lorberkranz geschmückt, unter Palmen ruhend — so lag die friedliche Leiche in der Werkstatt des Künstlers. Ihr zu Häupten erhob sich die siegesgewisse Gestalt des gewaltigen Reformators, machtvoll lebendig neben dem todten Meister, der sie geschaffen, von dessen bis ans Ende unversiegbarer Geisteskraft sie Zeugniß ablegte. Ein Bild, nicht trauriger Art, sondern voll Weihe und erhebender Kraft.

Hermann Neumann.

Georg Berna's Nordfahrt.

Nordfahrt entlang der norwegischen Küste nach dem Nordcap, den Inseln Jan Mayen und Island auf dem Schooner Joachim Hinrich unternommen während der Monate Mai bis October 1861 von Georg Berna, in Begleitung von K. Vogt, H. Hasselhorst, A. Greßly und A. Herzen. Erzählt von Karl Vogt. Mit einem wissenschaftlichen Anhang, 3 Karten und 50 theils in Farben gedruckten, theils in Holz geschnittenen Illustrationen nach Originalzeichnungen von H. Hasselhorst. Frankfurt a. M., Jügel. 1863. Lex.-8. 5 Thlr.

Das ist ein merkwürdiges Werk, durch welches das alte Sprichwort, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, über den Haufen geworfen wird. Wenn wir mit Hamlet „nach der Schnur sprechen" müssen, so ist es freilich nicht das Buch selbst, sondern vielmehr seine Veranlassung, welche diesen Sieg davonträgt. Es verdankt nämlich seine Entstehung einer von fünf Landratten unter deutscher Führung und auf deutsche Kosten unternommenen Jachtreise. Eine solche Verbindung des Reichthums mit Wissenschaft und Kunst — ohne Regierungsunterstützung — zu einem großartigen Reiseunternehmen ist in Deutschland allerdings etwas Neues und gehörte bisher zu den schönen Vorrechten der Engländer und Amerikaner. Wir können über diese Nacheiferung unserer überseeischen Vettern nur unsere aufrichtige Freude aussprechen und dem gelungenen Anfange recht zahlreiche Nachfolge wünschen. Das Hauptverdienst dabei gebührt Georg Berna in Büdesheim bei Frankfurt a. M., insofern er die Anregung gegeben und die Reiseausrüstung übernommen hat.

Von dem lebhaften Wunsche getrieben, noch einmal die rasch entschwindende Jugendzeit zu genießen, „noch einmal aus den gegebenen Verhältnissen herauszutreten und die Welt von einer ganz andern Seite anzusehen, als von der, die ihm sein Schicksal bestimmt", wandte er sich an seinen Freund Vogt als an den zusagendsten Berather und Helfer bei der Ausführung dieses Wunsches. Beide kamen überein, ihren Himmelsstrich gänzlich zu verlassen und sich dem hohen Norden zuzuwenden. Als Geolog wurde Greßly, als Maler Hasselhorst und als Arzt Herzen jun. zur Theilnahme eingeladen. Berna miethete den blankeneser Schooner Joachim Hinrich, Kapitän Hans Stahr, der leider unter dänischer Flagge segelte und dessen tiefeingebrannte dänische Kreuze und Kronen selbst durch den dicksten Oelfarbenüberzug nicht völlig verdeckt werden konnten. Unsere fünf Republikaner — theils durch Geburt, theils durch Einbürgerung gehörten nämlich merkwürdigerweise sämmtliche fünf Nordmeerfahrer den beiden einzigen europäischen Binnenrepubliken an — wurden über diese Fatalität einigermaßen durch die Erzählung ihres Kapitäns getröstet, daß er 1848 unter der schwarz-roth-goldenen Flagge gefahren sei und ließen zu ihrer besondern Augenweide bei feierlichen Gelegenheiten auch ihre republikanischen Banner am Maste aufziehen. Am 29. Mai 1861 lichtete man in Hamburg den Anker und steuerte der norwegischen Küste zu, wo man zuerst in Stavanger und am 9. Juni in Bergen ans Land ging. Bergen kommt in Vogt's Schilderung nicht zum besten weg, wie er später auch von Norwegen überhaupt nicht mit den günstigsten Eindrücken scheidet. Im Gegentheil herrschte bei der ganzen Reisegesellschaft das Gefühl des Bedauerns vor, so viel Zeit auf die norwegische Küste verwendet zu haben. Vom Innern sahen sie freilich so gut wie nichts, und da sie alle mehr oder minder den Naturwissenschaften zugethan waren, gingen sie viel zu wenig auf die politische wie gesellschaftliche Seite des Landes, auf seine historischen Erinnerungen, seine Verwaltung, seine Sitten und Gebräuche ein. Hierfür fehlten ihnen, um zoologisch zu sprechen, die geistigen Fühlfäden. Vogt stellt entschieden in Abrede, daß Norwegen je für das nördliche Europa das werden könne, was die Schweiz für das mittlere ist —

ein Sammelplatz der gebildeten Welt, die während einiger Monate den Staub des Alltagslebens von sich abschütteln, neue Eindrücke und Genüsse in sich aufnehmen, das Auge an schönen Gegenden oder interessanten Denkmälern der Civilisation ergötzen, im übrigen aber nicht denjenigen Bequemlichkeiten und Genüssen entsagen will, an welche das Leben zu Hause gewöhnt ist. Man will mit einem Worte schöne, interessante Gegenden, gute Unterhaltung, gute Wege und gute Wirthshäuser. Alles dieses findet man in Norwegen entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen und man darf auch nicht verhehlen, daß es unmöglich ist, das Meiste zu schaffen.

Fjorde, Seen und Fjelde sind monoton und düster, und nur in Beziehung auf die Wasserfälle „kann Norwegen sich allen andern Gebirgsländern kühn an die Seite stellen". Was die Gebirgsformen mit ihren steil abgerissenen Felsmauern und abschüssigen Halden anlangt, so rief Greßly, „der sein Leben der genauern Erforschung des Jura gewidmet hat", mit zum Himmel erhobenen Händen begeistert aus: „Es isch bygoscht grad wie der Jura by Olte!" und wurde nicht müde, diese Uebereinstimmung immer wieder aufs neue zu betheuern. „Jenseit des Polarkreises ändert sich freilich die Scene, und dort würden sich gewiß Scharen von Reisenden jeder Art sammeln, wäre das Land wirthlicher und die Reise nicht allzu beschwerlich." Als ganz specielle Unannehmlichkeiten werden dem Lande schroffe Witterungswechsel, unaufhörliche Regen, unsaubere Gasthäuser (die Gastfreundschaft findet Vogt unbequem) und furchtbare Schwärme erbarmungsloser Mücken und Schnaken zur Last gelegt, welche letztere jedoch an sich nicht mehr gegen Norwegen beweisen möchten als die Flöhe gegen Italien.

Von dem in Thrangeruch schwimmenden Bergen, wo es nur ein einziges — abschreckendes — Gasthaus gibt, wo von Vergnügungsörtern keine Rede ist und in den Läden nichts als hamburger Ausschuß zu unerhörten Preisen verkauft wird, ging die Reise theilweise zu Lande nach Drontheim. Diese Landreise in den zweiräderigen Carriolen wird vollends fürchterlich geschildert. In Drontheim finden die lieblichen Ufer und Inseln des Fjords ausnahmsweise Anerkennung, auch eine Spazierfahrt bei Mitternachtssonnenschein nach den Wasserfällen des Nid-Elf (Leer Vossen) wird zu Gnaden aufgenommen. Dann werden Dom und Museum besucht, und ein Blatt von

der nördlichsten Linde Europas wird in das Taschenbuch gelegt. Von Drontheim nach Hammerfest. Unterwegs wird in Börö dem Weidwerk nachgegangen und in Tromsö die Bekanntschaft der Lappen gemacht und dem Melken einer Renthierheerde beigewohnt. Hammerfest ist ein Hauptsitz des russischen Handels und ein Knotenpunkt für den Zusammenfluß vieler Völkerschaften, namentlich Russen, Normannen, Lappen und Finnen oder, wie man sie dort nennt, Quäner. Der Berichterstatter bemerkt:

Sämmtliche russische Kapitäne kamen nach und nach, um Herzen ihren Besuch abzustatten, ihn auf ihre Schiffe einzuladen und ihm in jeder Weise die Hochachtung zu bezeigen, die sie dem Redactor des „Kolokol" (seinem Vater) schuldig zu sein glaubten. Viele unter den Matrosen waren freilich so unwissend, daß ihnen nicht einmal die Schritte der Regierung hinsichtlich der Emancipation der Leibeigenen bekannt waren; allein unter den Kapitänen fanden sich einige Männer, die sich wohl unterrichtet über die Zustände ihres Vaterlandes zeigten. Sie seien jetzt zwar mit dem Kaiser zufrieden, meinten sie, da dieser sich wohlwollend für das Volk zeige; allein auch die Gesinnung Herzen's müßten sie anerkennen, der sich in seinen Schriften überall als wahrer Russe gezeigt habe.

Wir wollen hoffen, daß die „Nordfahrt" nicht ins Russische übersetzt wird, damit die russische Regierung nicht Veranlassung erhält, eine Nachforschung nach diesen republikanisch gesinnten Kapitänen anzustellen und sie criminell oder disciplinarisch zu bestrafen. Die Armen möchten sonst am Ende das gastliche Hammerfest „im Interesse des Dienstes" mit dem kamtschadalischen Petropaulowsk vertauschen müssen. Ein sehr anschauliches und interessantes Bild des polarischen Handelslebens rollt der Verfasser nach den Mittheilungen eines in Hammerfest und Kautokeino ansässigen Kaufmanns vor uns auf. Nachdem man sich in Hammerfest einen jungen Bären als Spielzeug mitgenommen, unternahm man einen Abstecher nach dem Nordcap. Hier ist es, „als ob die Natur mit deutlichen Zügen in die nördlichsten Blätter des europäischen Steinbuchs die Metamorphose der Gesteine hätte eingraben wollen." Voll Freude über diese Entdeckung leerte man eine Flasche Champagner, steckte die leere Flasche mit den Namen der Reisenden und einigen Fremdenbuchsversen versehen auf die Signalstange und eilte nach Hammerfest zurück, von wo der Joachim Hinrich alsbald nach Jan Mayen unter Segel ging.

Bei Jan Mayen, das am 19. August in Sicht kam, zeigte sich durch eine seltene Gunst der Witterungsverhältnisse das Meer ringsum vollkommen eisfrei, sodaß ohne die geringste Gefahr eine zweimalige Landung unternommen werden konnte. Ein Krater wird untersucht, alle Taschen werden mit Lavastücken vollgestopft, das Treibholz und die angespülten Schiffstrümmer werden betrachtet, unter den zahllosen Sturmvögeln wird etwas aufgeräumt, der Jäger erlegt eine Bartrobbe und sieht zwei oder drei Polarfüchse, man macht eine Variation auf das Thema der obligaten Champagnerflasche und sagt dann dem in krystallener Pracht aus dem Nebel hervorbrechenden Beerenberge Valet. Damit auch diese Würze der Reise nicht fehlen solle, macht sich ein „rechtschaffener Sturm aus dem ff" auf, von welchem selbst der Kapitän gestehen muß, daß es „fürchterlich weht" und er es noch nie so stark gehabt habe. Das große Segel und beide Boote gehen verloren, und unsere fünf Binnenrepublikaner leiden außerordentlich von der Seekrankheit, welche den „Commodore" Berna überhaupt während der ganzen Reise wenig verläßt. Olim meminisse juvabit ist in solchen Lagen der einzige Trost. Am 1. September ging der Joachim Hinrich glücklich in der Bucht von Reykjavik vor Anker und besserte seine Schäden aus, während die Reisenden ihre Vorbereitungen zu einem Ausfluge ins Innere trafen. Dieser war jedoch von geringer Ausdehnung — die Jahreszeit war für eine solche Reise schon etwas vorgerückt — und beschränkte sich streng genommen auf die Geisire und Thingvalla. Auf der Heimreise von Island, das man am 16. September wieder verließ, war es die Absicht der Reisenden, die Färöer nebst den Shetland- und Orkneyinseln anzusegeln. Allein widriges Wetter und ein abermaliger Sturm in dieser stets stürmischen Meeresgegend vereitelten diesen Wunsch, und man war endlich froh, am 1. October die irische Küste bei Londonderry zu erblicken. In Greenock trennte sich die Reisegesellschaft; der leidende Greßly ging als Aufseher der gemachten Sammlungen mit dem Schooner nach Hamburg zurück, Herzen eilte so schnell als möglich nach Hause, und die übrigen drei durchstreiften noch Schottland, England und Wales, ehe sie sich wiederum der Heimat zuwandten.

Das ist die species facti. Es fragt sich jetzt, wie die wissenschaftliche Ausbeute der Reise beschaffen ist und welche literarische Stellung die Erzählung derselben in Anspruch nimmt. Wir möchten die Reise mit einem Worte als eine wissenschaftliche Vergnügungsreise charakterisiren: eine Gattung, welche auf dem Gebiete der Reiseliteratur etwa der populär-wissenschaftlichen Vorlesung entsprechen möchte. Die von unsern Reisenden besuchten Gegenden sind in den letzten Jahren mehrfach untersucht und, wir können es nicht verhehlen, theilweise gründlicher untersucht worden als von der Berna'schen Expedition. Von diesem Gesichtspunkte aus bedauern wir, daß die Fahrt nicht lieber nach weniger bekannten Regionen gerichtet worden, und daß nicht z. B. der Bäreninsel ein Besuch gemacht worden ist, auf welcher, wenn wir uns recht erinnern, Lord Dufferin nicht landen konnte. Ueber Lord Dufferin's Besuch auf Jan Mayen urtheilt Vogt, daß derselbe unsere Kenntniß der Insel nicht wesentlich gefördert habe. Wir wollen uns nicht anmaßen, zu prophezeien, was Spätere von ihm selbst urtheilen und ob sie in seiner „Turnbucht", seinem „Ratankuchenkrater Berna", seinem Felsen „Präsident" und ähnlichen Scherzen eine wesentliche Bereicherung der geographischen oder geologischen Wissenschaft erkennen werden. Lord Dufferin kann mit noch größerm Rechte als Vogt zu seiner Rechtfertigung geltend machen, daß er zu seinem Vergnügen und nicht zu wissenschaftlichen Zwecken gereist ist. Nach Vogt's eigenem Urtheil ist Scoresby's Beschreibung noch immer das Beste und Vollständigste, was wir über Jan

Mayen besitzen, und auch Vogt's Karte ist in der Hauptsache von Scoresby entlehnt. Hinsichtlich Islands verdanken wir namentlich Preyer und Zirkel viel umfangreichere und eindringendere Forschungen als der Berna'schen Expedition. In der Theorie der Geisire schließt sich Vogt durchaus an Bunsen an, „gegen den keine Einwendungen mehr gemacht werden können", und bekennt ausdrücklich, daß danach „auf diesem Felde nichts mehr für ihn zu holen war". Er wendet sich daher (mit Greßly's Beihülfe?) sowol im Werke selbst wie in dem Anhange anderweitigen geologischen Betrachtungen zu. Im übrigen sehen wir durch Vogt vollständig bestätigt, was wir bereits bei Besprechung des Preyer und Zirkel'schen Werks in Nr. 43 d. Bl. f. 1862 hervorgehoben haben, daß nämlich die Isländer zu phlegmatisch am Alten hängen, als daß sie die Cultur ihrer Insel zu der wünschenswerthen und möglichen Höhe erheben sollten. Er sagt:

Die ganze Kraft der Erziehung und Belehrung wird neben der isländischen Sprache und Geschichte einzig und allein auf das classische Alterthum verwendet. Es macht in der That einen sonderbaren Eindruck, wenn man in Erdhütten, die kaum den Namen von Häusern verdienen, in niedrigen Gelassen, die nur dürftig mittels eines Quadratfußes Fenster erhellt sind, Knaben findet, die sich mit Hannibal und Scipio herumschlagen und besser im Livius bewandert sind, als in der Geographie ihres eigenen Landes. Man sollte erwarten, daß in einem Lande, welches von der Natur nur so karge Gaben erhalten hat, alles Dichten und Trachten einzig darauf gerichtet sein sollte, die vorhandenen Hülfsquellen möglichst zu entwickeln, zu vermehren und nutzbar zu machen; man sollte erwarten, daß gerade die Naturwissenschaften und ihre Anwendung auf Ackerbau, Industrie und Viehzucht hier begeisterte Verehrer finden müßten, welche die erworbenen Kenntnisse in dem Lande praktisch zu verwerthen und dadurch der armen Bevölkerung neue Erwerbsquellen zuzuführen suchten..... Nirgends sieht man das Bestreben, die durch das Vieh getretenen Pfade zu ebnen oder die moorigen Gründe mehr auszutrocknen und statt sauern Sumpf- und Riedgrases, das höchstens zum Belegen der Dächer und Mauern dienen kann, saftige Futterkräuter zu erzielen. Die Ausdehnung der Sumpf- und Moorgründe in den wirklich bewohnten Theilen der Insel ist unglaublich groß, und gewiß bedürfte es an den meisten Stellen nur geringer Mühe, um die ungesunden sumpfigen Gründe zu entwässern und so große Strecken einer ordentlichen Graswirthschaft wieder zuzuführen. Zu den meisten Meierhöfen und größern Ansiedelungen, die gewöhnlich auf Hügeln liegen, muß man sich auf halsbrechenden Dämmen oder nur den Bewohnern bekannten Pfaden durch entsetzliche Sümpfe hindurchwinden, wo bei dem geringsten Fehltritt die Rosse bis an den Bauch in zähen Schlamm versinken. Wie oft arbeiteten wir uns mühselig stundenlang durch Quadratmeilen sumpfigen Landes, in dessen unmittelbarer Nähe zwischen tiefeingeschnittenen Ufern muntere Bäche und Flüsse rieselten, welche ein Entwässerungsgraben leicht hätte erreichen können. Betrachtet man übrigens das Land, seine Lage und klimatischen Verhältnisse, so sollte man meinen, daß auch andere Futterkräuter mit Erfolg müßten gebaut werden können. Nicht minder kläglich steht es mit der freilich beschränkten Industrie aus, welche das Land üben kann, und die sich hauptsächlich nur auf Wolle beschränkt. Liest man von den Verfahrungsweisen zum Reinigen, Walken, Zubereiten, Bleichen und Weben der Wolle, welche heute noch in Island gäng und gebe sind, so stehen einem in der That die Haare zu Berge über die Ursprünglichkeit dieser Verfahrungsweisen, die aus längst verschollenen Jahrhunderten sich fortgepflanzt und bewahrt haben.

So urtheilt also der Mann der Naturwissenschaft, und wenn wir ihm auch unsere Beistimmung nicht versagen können, so möchten wir doch nicht, daß die Isländer über der Pflege und Anwendung der Naturwissenschaften ihre classischen Studien vernachlässigen sollen; man soll das eine thun und das andere nicht lassen. Den isländischen Ponies singt der Verfasser ein großes Loblied und meint, die schweizer Regierung könnte ihrem Lande keine größere Wohlthat erweisen, als durch die Einführung von einem Hundert dieser Thiere im Alpenlande. Vielleicht möchte überhaupt den Isländern die Pferdezucht und Pferdeausfuhr sich als ein vortheilhafter Erwerbszweig empfehlen. Beiläufig hat uns die Notiz interessirt, daß nach der Meinung der Isländer Lord Dufferin von der englischen Regierung vertraulicherweise mit der Beaufsichtigung des Gebarens des Prinzen Napoleon beauftragt gewesen sei, welchem man insofern politische Zwecke unterschieben konnte, als die Franzosen seit langer Zeit gewohnt sind, in der Nähe Islands zu fischen.

Von den Vorzügen des Buchs brauchen wir denjenigen unserer Leser — und wir zweifeln nicht, daß es die Mehrzahl ist —, die bereits eins von Vogt's frühern Werken in Händen gehabt haben, nichts zu sagen. Obenan steht darunter eine frische und scharfe Auffassungsgabe, welcher eine ebenso frische und scharfe Darstellungsgabe entspricht. Die Schilderung des Heringsfanges, das Gastmahl in Bergen, obwol es hinter dem Lord Dufferin's in Reykjavik zurückbleibt, das Leben der Lappen, die Berna'sche Adlerjagd u. a. gehören in dieser Hinsicht zu den gelungensten Partien des Werks. Laien möchten jedoch stellenweise etwas weniger Qualle und etwas weniger geflossenes Gestein wünschen. Wenngleich nach allem Vogt's „Nordfahrt" sich an wissenschaftlichem Gehalt nicht mit Preyer's und Zirkel's „Island", an Abwechselung und sprudelndem Humor nicht mit Lord Dufferin's „Briefen aus hohen Breitengraden", und an Glanz der Ausstattung nicht mit Hochstetter's seitdem erschienenem „Neuseeland" messen kann, so ist es nichtsdestoweniger eine lehrreiche, anziehend geschriebene und sehr hübsch ausgestattete Reisebeschreibung, welche wir der Beachtung der Leser durchaus empfehlen können. Wir sind überzeugt, daß niemand diese polarische Seereise der fünf republikanischen Landratten unbefriedigt aus der Hand legen wird. 54.

Die schweizerische patriotische Gesellschaft Helvetia.

Die Helvetische Gesellschaft. Aus den Quellen dargestellt von Karl Morell. Winterthur, Lücke. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser gab schon vor zwei Jahren in demselben Verlage eine Monographie heraus: „Karl von Bonstetten. Ein Zeit- und Lebensbild", in welchem die stagnirenden Zustände der Schweiz, namentlich Berns, im vorigen Jahrhunderte jenem geistesfrischen Manne gegenüber erschienen, der schon zu den Aposteln einer bessern Zukunft zählte. In der kürzlich erschienenen Schrift hat sich der Verfasser, ein sanct-galler Gelehrter, gegenwärtig Privatdocent für Geschichte in Zürich, ein weiteres Ziel gesteckt, und

gibt ein äußerst treues, aus sorgfältigen Studien hervorgegangenes Bild der Entwickelung der Ideen, welche die Schweiz in neuester Zeit einig, frei und stark gemacht haben und deren Träger die Gründer und Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft waren. Der Verfasser selbst gehört zu den eifrigen Mitgliedern der seit der savoyer Angelegenheit in der Schweiz, namentlich in Bern, St.-Gallen und Genf, bestehenden Helvetia, einem politischen Verein, unter der Aegide des gegenwärtigen Bundespräsidenten Stämpfli entstanden, welcher der Schweiz mehr innere Bewegung und namentlich größere Unabhängigkeit von außen — ob mit oder ohne dringende Gründe, bleibe dahingestellt — geben möchte. Mit besonderer Vorliebe hat sich daher der Verfasser jenes Stoffes bemächtigt und denselben in weitläufiger und anziehender Weise, zuweilen vielleicht etwas zu breit verarbeitet und wiedergegeben. Das erste, für unsere gedrängte Darstellung des Hauptinhalts leider zu reichhaltige Buch, enthält eine sehr lebendige und fesselnde Schilderung der Vorboten jener Gesellschaft, d. h. der geistreichen Schriftsteller, welche über ihrer corrumpirten Zeit standen und die Gefahren wie das Misère ihres Vaterlandes erkannten und bekämpften. Den Ursprung der Grundidee, welche die Helvetische Gesellschaft durchdrang und sich wie ein rother Faden durch ihre Verhandlungen hindurchzog, finden wir in der Flugschrift: „Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen." Dieselbe, im Jahre 1758 in Basel gedruckt, erschien unter fingirter Firma und hatte zum Verfasser den greisen Franz Urs Balthasar, Mitglied der Regierung von Luzern, der sie schon 1744 nur „zu seiner Freunde Vergnügen" geschrieben hatte. Isaak Iselin, Rathsschreiber von Basel, aber einer der eifrigsten Patrioten, ließ sie drucken und versendete sie an seine Freunde. Die Schrift verräth ein ganz reifes Urtheil über die verworrenen und verrotteten Zustände der damaligen Schweiz, und schlägt als Besserungsmittel eine Erziehungsanstalt vor, in welcher die jungen Patricier zu tüchtigen Bürgern und Staatsmännern herangezogen werden sollen. Sie sollten lernen die eidgenössischen Bünde genau beobachten, von deren Aufrechterhaltung einzig und allein das Heil und der Bestand aller schweizerischen Staaten abhänge; ferner sollten sie lernen in richterlichen und Rathsversammlungen ehrerbietige doch unerschrockene Vorträge zu thun und sich der Unparteilichkeit und des freundlichen liebreichen Betragens gegen jedermann zu befleißigen. Mit dem wissenschaftlichen solle ein militärischer Unterricht verbunden werden, der fremde Söldnerdienst aber und mit ihm die Abhängigkeit vom Auslande durch das herrschende Bestechungssystem aufhören. Diese Staatsschule würde dann bewirken, daß die dadurch miteinander befreundeten Staatsmänner wie die andern Bürger füreinander leben und sterben, und so die erstarrte Liebe und Einigkeit wieder erwärmt in aufrichtigem Freundschaftseifer auflodern werde.

Die einzelnen, wenigen Patrioten, welche damals schon der Reform huldigten, standen aber, obwol meist selbst Patricier, so unter dem Drucke der einzelnen Regierungen und deren Censurbehörden, daß sie ihre Meinungen nicht öffentlich austauschen, sondern nur brieflich einander eröffnen konnten. In diesen uns erhaltenen Correspondenzen bildete der züricher Dichter Bodmer den Mittelpunkt; besonders interessant aber ist der Briefwechsel zwischen ihm und Laurenz Zellweger, einem auch um sein engeres Vaterland verdienten Appenzeller. Im Jahre 1763 schreibt dieser unter anderm in prophetischem Geiste an Bodmer: „In unserer Schweiz scheint mir die Corruption allgemein geworden zu sein. Wir sind auf dem geraden Wege zum Untergange. Die Republiken des Alterthums bieten uns ein deutliches Beispiel, wir kennen ihr Schicksal, wir sehen den abschüssigen Weg und lassen uns nicht von ihm ablenken, sondern werfen uns lachend in den gleichen Abgrund. Mit Gottes Willen wird indessen immer noch einige Zeit vergehen, bis die Katastrophe hereinbricht." Als Heilmittel wird auch von ihnen ein Erziehungsinstitut für angehende schweizerische Staatsmänner bezeichnet, dessen Generaldirector „ein überlegenes und universelles Genie und sogar ein Fremder wäre". Dazu könne man Wieland (damals in Zürich) wählen, „den man einbürgern und der Tagsatzung und Eidgenossenschaft einen Eid könne ablegen lassen". Eine hervorragende Stelle im Kreise dieser patriotischen Freunde nimmt ferner jener Isaak Iselin von Basel ein. Von seinen Gedichten ist zwar besser zu schweigen, aber mit seinen „Philosophischen und patriotischen Träumen eines Menschenfreundes" (1755) trat er in die erste Reihe der Reformfreunde. Sein Ideal war jedoch immer noch eine tugendhafte und gebildete, auf Erbgütern gegründete Aristokratie. Für die ganze Schweiz aber schlug er eine Verfassungsform vor, die von der gegenwärtigen Repräsentativ-Demokratie nicht stark abweicht. Im Jahre 1760 feierte die Hochschule Basel ihr dreihundertjähriges Jubiläum. Iselin hatte dazu auch seinen Gesinnungsgenossen, den Rathsschreiber Salomon Hirzel von Zürich eingeladen, der den Idyllendichter Salomon Geßner mitbrachte. Als vierter Freund erschien Obmann Schinz von Zürich. Nach traulichem Beisammensein ward allen die Trennung schwer: da tauchte der Gedanke auf, man solle sich zuweilen an einem Mittelpunkte der Schweiz begegnen und dazu auch die Freunde von andern Orten einladen. „Die Herzen überströmten von Freude über diese freundschaftliche Tagsatzung und man schied mit wehmüthiger Zärtlichkeit voneinander."

Iselin aber verfolgte diesen Gedanken am eifrigsten, aus dem unter dem Schein einer Ergötzlichkeit dem Vaterlande große sittliche und politische Vortheile erworben werden könnten: die Einigkeit der Stände und die Tugend und Glückseligkeit ihrer Bürger solle das Ziel sein. Hirzel in Zürich ging, wiewol mit etwas weniger Sanguinität, auf den Plan ein. Endlich, am 3. Mai 1761 kamen die Freunde in Schinznach zusammen. Es waren Hirzel, Schinz, Keller und der Idyllendichter Salomon Geßner von Zürich; Iselin, Frei und Dr. Zimmermann von Basel und zwei Domherren von Beroldingen aus Speyer in Uri. Man hatte jenes Schinznach, ein Dorf mit altberühmtem Bade in reizender Lage des Aargaus erwählt, weil es ziemlich im Mittelpunkte des Niederlandes der Schweiz liegt und man sich dort frei und unbeobachtet bewegen konnte. Dieses Beisammensein war ein gemüthliches, rein freundschaftliches und geselliges. Im März des folgenden Jahres trafen von den Begründern des Bundes wieder sechs zusammen, zu denen acht neue hinzukamen, der jüngere Balthasar, der Stadtschreiber Mayer und Gerichtsschreiber Pfyffer von Luzern, Professoren Wilhelmi und Tschiffeli von Bern, die Förderer der Landwirthschaft, Legationsrath Schmid von Weimar und zwei Züricher. Von letztern war es der Stadtarzt Hirzel, welcher mit dem Entwurfe einer Organisation des Bundes hervortrat. Die Helvetische Gesellschaft, wie sie sich nun nannte, aus durch die Liebe des Vaterlandes vereinigten Freunden bestehend, setzte sich vor, „die Gesetze und Staatsveränderungen der Eidgenossenschaft, die Sitten und Gelehrsamkeit ihrer Bürger in den verschiedenen Zeiten nach den Grundsätzen der Geschichtskunde zu beleuchten und ihre Bemühungen zum Besten des Vaterlandes fruchtbar zu machen." Die Gesellschaft erweiterte sich durch die Aufnahme von 22 neuen Mitgliedern aus verschiedenen auch den urkatholischen Cantonen. Bei der Versammlung des folgenden Jahres herrschte eine hohe, patriotische Begeisterung, angefacht vom Präsidenten Hirzel und Balthasar Sohn von Luzern, welcher der Gesellschaft eine rührende Apostrophe seines greisen, damals schon dem Tode nahen Vaters, des Verfassers der „Patriotischen Träume" mittheilte. Ebenso, wiewol in entgegengesetzter Absicht, begrüßte in einem Schreiben der französische Gesandte in der Schweiz die Versammlung, indem er sich als Vermittler zwischen ihr und einer neuen gelehrten Zeitung anbot, die in Paris erscheinen sollte. Die Helvetische Gesellschaft aber witterte Unrath und beschloß eine höfliche Ablehnung dieser welschen Verlockung. Zuerst tauchten in dieser Versammlung Erziehungsreformpläne auf, deren Beleuchtungen und Erwägungen jedoch lange dauerten und zu keinem praktischen Resultate führten. Den Culminationspunkt der Blüte der Gesellschaft bildete die Versammlung von

1765, in welcher sich auch der bekannte Philanthrop, Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg, und der Bauer und Philosoph Gujer von Zürich, genannt Kleinjogg, einfanden, welche lebhaft miteinander ambulirten und philosophirten.

Der vom Dichter Bodmer entworfene Plan, ein helvetisches Seminar auf Actien zu begründen, scheiterte an verschiedenen Bedenken der Mitglieder, hauptsächlich aber am Kostenpunkte; ebenso ein anderer Tschiffeli's von Bern. Inzwischen war aber ein Unternehmen im Canton Graubündten ins Leben getreten, eine Erziehungsanstalt, welche der Professor von Planta im Verein mit einem ausgezeichneten deutschen Pädagogen, Nesemann aus Magdeburg, im Jahre 1761 gründete, welche sich als lebensfähig bewies und als die eigentliche Pflanzschule der gebildeten und freidenkenden Männer zu betrachten ist, die am Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts in staatsmännischer und humaner Weise auf die Reform der Schweiz und deren Neugestaltung hinarbeiteten. Inzwischen waren bei dem stark zunehmenden Besuche dieser Anstalt deren Mittel bald erschöpft, sodaß man schon im Jahre 1765 eine Staatshülfe in Anspruch nehmen mußte. Die Tendenz des Instituts war, die jungen Leute zum Christenthum gemäßigt rationalistischer Färbung und bei voller Toleranz heranzubilden, und zu dem politischen, ökonomischen, militärischen und kaufmännischen Berufe vorzubereiten. Das Ganze war und blieb aber nur eine Pflanzstätte für junge Patricier, und die Lehrmethode die Basedow'sche, indem man den Sinn für menschliche und patriotische Tugend in die jungen Gemüther zu pflanzen suchte, wohin eine Art originelle republikanische Selbstregierung der Schulen wirken sollte. Die Helvetische Gesellschaft übernahm nun das Protectorat über das Institut, die Mitglieder schickten ihre Söhne dahin und es blühte immer mehr auf, nachdem Ulysses von Salis die weiten Räume seines so romantisch gelegenen Schlosses Marschlins im Prättigau demselben eingeräumt hatte. Später siedelte die Anstalt nach Reichenau über, wo H. Zschokke, der flüchtige Student, und später Ludwig Philipp, der flüchtige Prinz, als Lehrer fungirten.

Die politische Gesinnung der Mitglieder hatte lange nur die Reform der schweizerischen Zustände innerhalb jenes gemäßigten Aristokratismus zum Ziele, sodaß selbst die Anfänge der Französischen Revolution an ihnen ziemlich eindruckslos vorübergingen. Noch im Jahre 1795 durfte sich Sarrasin von Basel als Präsident über den Zweck der Gesellschaft äußern: „Ist es Politik? Da sei Gott vor! Nie müsse Parteigeist noch Grübelei Nahrung bei uns finden." Inzwischen hatten sich doch auch schon früher viele Stimmen im Schose der Gesellschaft gegen die gröbsten herrschenden Misbräuche erhoben und mit großer Entschiedenheit erklärt: gegen das Schimpfliche der Unterthänigkeit einzelner Landschaften unter den Cantonen (Tessin, Waadtland u. s. w.), gegen den Dienst der Schweizer in ausländischem Solde, gegen die Polizeimaßregelung und den Beamtenstolz, gegen die herrschende Bestechlichkeit, die Vernachlassigung des Schulwesens, die mangelnde Einheit der militärischen Verfassung und Landesvertheidigung der Schweiz. Aber alles das waren nur fromme Wünsche gewesen, die zu keinen Beschlüssen führten und nur das Resultat hatten, daß die aristokratischen Willkürregierungen vieler Cantone, namentlich Berns, die Gesellschaft und deren Mitglieder auf das mistrauischste beobachteten und überwachten. Mit tieferer Einsicht und großer Wärme nahm jedoch zuerst Albrecht Rengger, 1793, ür die Ideen und Ziele der Französischen Revolution das Wort, und in gleicher Auffassung, in demselben Geiste sprachen sich nach ihm Paul Usteri und Escher (später von der Linth) von Zürich aus. So bildete sich allmählich eine Linke des raschern Fortschritts n der Gesellschaft, ohne daß jedoch das gute Einverständniß er Mitglieder untereinander gestört ward.

Gleichwol gebot der mächtig einbrechende Strom der Revolution der weitern Thätigkeit der Gesellschaft einen Stillstand: n Jahre 1797 fand die letzte Versammlung in Aarau statt. n der nun folgenden gärenden Zeit der Helvetischen Republik nach französischem Zuschnitt kamen viele der demokratisch gesinnten Mitglieder in den gesetzgebenden Rath, ja Rengger sogar in das Ministerium, Ochs und Legrand von Basel in das Directorium. Inzwischen wurden die Andersgläubigen früherer Genossen nicht verfolgt. Die eifrigen Demokraten zerfielen bald wieder in die zwei Parteien der Centralisten und Föderalisten und der Wirren wollte kein Ende werden. Endlich kam es mit Napoleon zur Vermittelung. Im Jahre 1807 traten denn endlich auch wieder auf wiederholte Anregungen in öffentlichen Blättern manche frühern Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft nebst vielen neu Eintretenden in Zofingen zusammen. Man organisirte die Gesellschaft aufs neue; sie hielt nun ihre weitern jährlichen Zusammenkünfte regelmäßig bis ins Jahr 1813. In denselben sprach sich durchweg eine große Anhänglichkeit an die Mediationsverfassung aus, indem man unter dem Schutze dieser Schöpfung des allmächtigen Kaisers den Frieden und das Gedeihen der Schweiz sich befestigen und aufblühen zu sehen hoffte, da man die Narben noch schmerzlich fühlte, welche die innern und äußern Kriege der demokratischen Periode dem Vaterlande geschlagen hatten. Die mit dem Danaergeschenk der Mediationsacte Unzufriedenen waren jetzt in der Minorität und hielten sich ganz von der Gesellschaft fern.

Bald aber folgte die Zeit der Reaction, die sogenannte Restauration, welche die Gesellschaft nochmals auseinander trieb. Endlich kam im Jahre 1819 wieder eine Versammlung zu Stande, zu welcher sich aber nur 21 Theilnehmer einfanden. Im folgenden Jahre ermannte man sich aber zu einem kräftigen Protest gegen die Restaurationspolitik und den engherzigen Cantonalgeist. Hier sind die Namen eines Hottinger und Schinz von Zürich, Stalder von Escholzmatt (Luzern) und Heinrich Zschokke zu nennen. Später trat der große Philolog Orelli von Zürich ebenfalls entschieden hervor und für die Opposition in die Schranken. Die Zahl der Theilnehmer überstieg in der Versammlung von 1824 schon die Hundert; als fremde Gäste fanden sich der deutsche Demokrat Follen, Friedrich List, der dänische Dichter Baggesen, ein Pole und ein Grieche ein. Die Wiedergeburt der Gesellschaft war vollendet: das intensive Leben in derselben ward immer stärker und das Hindrängen nach dem Endziele ihrer edelsten Mitglieder von ehedem und jetzt immer gewaltiger. In der Versammlung von 1829 war Zschokke der Hauptredner und sein Wort ward das zündende: „Die Untrennbarkeit der Eidgenossenschaft steht unausrottbar in der Nation, wenn sie auch in den Tagsatzungen verschwinden könnte." Mit dem auf seinen Antrag gestellten Beschlusse: „die Hauptaufgabe der Gesellschaft solle sein, auf die festere nationale Einigung der Schweiz hinzuwirken", verwandelte sich die erstere erst in einen politischen Tendenzverein.

Inzwischen begann sich das Freiheitsgefühl und der Fortschrittsdrang in mehrern Cantonen der Schweiz zu regen und nach der pariser Julirevolution von 1830 immer energischer zu werden. Die Anregungen geschehen überall durch größere Volksversammlungen. So nahmen auch die Zusammenkünfte der Helvetischen Gesellschaft ähnliche Dimensionen an, und es kamen in den dreißiger Jahren 400 Männer und mehr, Mitglieder und Gäste, zusammen. Diese Versammlungen fanden im Freien statt. Die Aufnahme in die Gesellschaft ward äußerst erleichtert. Endlich erklärten die Leiter der Gesellschaft, ein Kasimir Pfyffer von Luzern, Bürgermeister Hirzel von Zürich, Heinrich Zschokke fest und bestimmt die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Centralgewalt der Gesammtschweiz, und man einigte sich, eine Bundesverfassung und Bundesverwaltung als das eine, was noth thue, zu verlangen. Im Jahre 1847 fand in Baden im Aargau die letzte Versammlung statt, welcher Dr. Steiger von Luzern präsidiren mußte, der soeben dem Todesurtheile des Sonderbundes entflohen war. Derselbe sprach für die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz und Aufhebung des Sonderbundes, die Tagsatzung ermannte sich und erhob beide Wünsche zu ihren Beschlüssen. Nachdem die Schlangen getödtet, welche im Innern der Schweiz noch nisteten, blieb nichts mehr

übrig, als das neue, einheitliche Freiheitsgebäude zu begründen, das als Bundesverfassung seit 1848 die ganze Schweiz als schirmender Hort in so gedeihlicher und fördernder Weise überragt.

Die Mission der Gründer der Helvetischen Gesellschaft und ihrer Nachfolger ist erfüllt und die Gesellschaft als aufgelöst zu betrachten, wie sie selbst in einer vereinzelten Zusammenkunft im Jahre 1858 angedeutet hat. 92.

Culturgeschichtliche Erzählungen und Romane.

Wenn eine Erzählung ihren Stoff aus der Geschichte nehmen soll, so eignet sich die Culturgeschichte und als Zweig derselben die Literaturgeschichte weit mehr zu novellistischer Bearbeitung als die specifisch politische oder die Kirchengeschichte. In der Culturgeschichte tritt nämlich das allgemein Menschliche, das naturwüchsig Gewordene, das Gefühl und Gemüth vorzugsweise in seine Rechte ein, während auf den zwei andern Gebieten die Tendenz des Tags und die Beziehung auf die Gegenwart leicht den gesunden Blick beirrt und verwirrt. Ferner ist bei politischen und kirchlichen (religiösen) Novellen die Macht der geschichtlich feststehenden Thatsachen und Lehren und der bewußte Pragmatismus der handelnden Personen der Unbefangenheit der Darstellung und der freien Erfindung nachtheilig. Dessenungeachtet müssen auch culturgeschichtliche Erzählungen sich innerhalb gewisser von der Geschichte oder Sage selbst gezogener Grenzlinien halten, wenn sie sich auch auf diesem abgegrenzten Gebiet noch so frei ergehen dürfen. Ein Muster eines solchen Romans ist das Werk von G. Pfarrius, in dem Politik und Zeitdogmatik nur den Einschlag ins Gewebe bilden.

1. Erzählungen von Friedrich Bodenstedt. Erster Band. — A. u. d. T.: Kleinere Erzählungen. München, Rieger. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vier wohlgelungene Erzählungen aus dem russischen Culturleben der Gegenwart und Vergangenheit, namentlich unter Kaiser Nikolaus. Der Verfasser wurde nach dem Vorwort in befreundeten Kreisen öfters aufgefordert, etwas zu erzählen. „Da griff ich denn gewöhnlich in die Vergangenheit zurück, und Eindrücke, die ich früher unbefangen auf mich hatte wirken lassen, tauchten plötzlich, gleich als ob sie mir unbewußt in meinem Geist gereift wären, in bestimmten Charakteren, Bildern und Begebenheiten vor mir auf, durch das Erzählen Einheit und künstlerischen Zusammenhang gewinnend." Die Erzählungen, die den Hörern am besten gefielen, theilt der Verfasser hier mit. „Ich machte so wiederholt die Erfahrung, daß alles Störende und Zufällige, was dem Künstler beunruhigend entgegentritt, wenn er unmittelbar aus dem Leben schöpfen will, sich als unwesentlich von selbst verliert, wenn Zeit und Ferne läuternd auf den Stoff eingewirkt haben." In diesen Worten liegt eine unbefangene, unbeabsichtigte Selbstkritik des Werks. Es ist mit Goethe'scher Ruhe, Klarheit und Objectivität, in einer wahrhaft dichterischen Gemüthsstimmung empfangen und geboren. Ein besonders köstliches Bild ist „Ein Misverständniß". Wie wohlthuend wirkt hier der reine, künstlerische Humor des Verfassers, während mancher andere mit dem Pathos der Entrüstung gedonnert hätte!

2. Eine Menschenseele. Spiegelbild aus dem 18. Jahrhundert. Von A. von Eye. Nördlingen, Beck. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der etwas sentimentale Titel läßt uns im Ungewissen, wer der Held der Geschichte ist. Wir bekommen hier eine romanhafte Bearbeitung des Lebens Johann Christian Günther's, des bekannten schlesischen Dichters 1695—1723. Zwar sagt der Verfasser, der sein Werk Bogumil Goltz, dem „rechten Herzens- und Seelenkündiger der Gegenwart", gewidmet hat, der Verdacht, er hätte einen Roman schreiben wollen, werde hoffentlich durch sein Büchlein selbst widerlegt werden. „Ich habe nur die Wirklichkeit schmucklos und entkleidet von unnöthigem Beiwerke, vorgetragen, doch, wie ich denke, mit Begründung der wahrhaften Ansprüche, welche eben die Wirklichkeit in sich enthält. Ich durfte um so weniger fürchten, meinen Zweck zu verlieren, indem ich einen Griff in die Vergangenheit that, da ja die Geschichte, die geistig-sittliche Entwickelung eines Volks und eines Menschen auf denselben Gründen beruhen und durch dieselben ökonomischen Mittel, welche die Vorsehung uns aufbehalten, befördert werden." Ganz gewiß, ein Griff in die Vergangenheit wird hier um so mehr erlaubt sein, da manche Erscheinung aus der Gegenwart und aus der jüngsten Vergangenheit für eine ruhige, unparteiische Darstellung noch nicht reif ist. Und so ist es dem Verfasser gar nicht übel zu nehmen, wenn er aus seiner reichen Kenntniß der deutschen Vergangenheit manches culturgeschichtliche Bild hervorholt und mit ebenso viel Fleiß und Talent vor unsern Augen aufs neue erstehen läßt, um das Leben seines Helden farbenreicher zu gestalten und es im Verhältniß zu der Zeit, in die es fiel, hervortreten zu lassen. In dieser Hinsicht hat A. von Eye's Werk sein unleugbares Verdienst. Hierher rechnen wir die Schilderung des Universitätslebens jener Zeit, der Festlichkeiten am Hofe August's II. von Sachsen, des Zustandes der Dichtkunst, die ganze Charakteristik des Zeitraums. Aber wenn A. von Eye ausdrücklich sagt, er habe keinen Roman schreiben wollen, so hätte er sich wenigstens in der Hauptsache strenger an die Geschichte halten sollen. Bei dieser hat er sich jedoch im Streben, seinen Helden zu idealisiren, und für seine wahre Menschen- und Dichterseele unsere Sympathie zu erwecken, so starke Abweichungen erlaubt, daß sein Werk nur als ein Zwitterding zwischen Roman und Lebensbeschreibung bezeichnet werden kann.

Ich will nicht mit ihm darüber rechten, daß das Werk mit dem Abgang Günther's auf die Hochschule zu Wittenberg anfängt; die Jugendzeit Günther's wird im Verlauf der Erzählung nachträglich ins Ganze verflochten. Warum aber übergeht er Günther's Leben in Breslau vom Herbst 1719 bis Herbst 1720? Warum erzählt er nicht, was man doch in jeder Literaturgeschichte findet, daß Günther hier durch eigene Schuld sein Lebensglück verscherzt hat? „Der Rath Breßler in Breslau", berichtet Roquette, „war bemüht, Günther irgendeine sichere Lebensstellung zu verschaffen. Und zwar wollte er ihn, da sich die Gelegenheit bot, zum Pädagogen machen! Ein Graf Schaffgotsch suchte einen Informator für seine Söhne, und Breßler empfahl ihm seinen Schützling. Es war dies einer jener Fälle, die sich in Günther's Leben häufig wiederholen, daß er durch die Misgriffe seiner Gönner in unangenehme Verwickelungen gebracht wurde. Der Graf war, ohne Günther zu kennen, bereit, auf Breßler's Wahl einzugehen. Eines Tags ist große Tafel im Breßler'schen Hause, sowol der Graf Schaffgotsch wie auch Günther ist anwesend. Als sich die Gesellschaft vom Tisch erhebt, fällt es dem Hausherrn ein, dem Grafen den zukünftigen Hauslehrer zu präsentiren. Das war nun gar der allerungünstigste Moment. Günther hatte dem Weine stark zugesprochen, und erwies sich bei der Vorstellung so betrunken, daß der Graf für einen solchen Informator danken mußte. Breßler hätte, mit größerer Vorsicht, sowol Günther wie sich selbst in seinem Hause eine ärgerliche Scene ersparen können." Indessen hat Roquette ebenso wenig ein Recht, Günther's Schuld zu mildern als der Verfasser, den Auftritt zu übergehen. Was wollte denn Günther überhaupt anfangen? Roquette sagt: „So leicht er in der Poesie jeden Gedanken durchzuführen vermochte, so unausführbar war es ihm, im Leben einem Plane nachzugehen, einen Entschluß zum Ziele zu bringen. Viel zu zerstreut, von jedem sinnlichen Reiz verlockt, viel zu unstet zu einem energischen Handeln mußte er es seinen Gönnern überlassen, für ihn zu denken und zu schaffen." Es bedarf keines weitern Beweises, daß Breßler's Vorschlag nicht so unpraktisch war, wie Roquette meint. Natürlich konnte die Informatorstelle nur einige Jahre dauern; sie hätte aber, wenn Günther den Studentenrock ausgezogen hätte, die Brücke zu einer andern nachhaltigen Anstellung werden können.

Andere Abweichungen von der Geschichte sind, daß Günther's Geliebte, Leonore Jachmann, nach des Verfassers Darstellung die Tochter eines wittenberger Professors ist, während in der geschichtlichen Wirklichkeit Günther's Liebe nicht erst in die Zeit seines wittenberger Aufenthalts, sondern schon in das letzte Jahr seines Lebens in Schweidnitz fällt. Damit hängt nun zusammen, daß bei Eye auf einen namhaften Abschnitt seines Lebens in Wittenberg ein verklärender, idealer Schein fällt, während nach Roquette, dessen Werk den Werth einer wahrheitsgetreuen Lebensbeschreibung hat, Günther schon vor Leonorens Untreue „anfing als ein schlechter Wirth zu hausen, sorglos, wo die fernern Mittel herkommen sollten", wenngleich auch nach Roquette eben durch Leonorens Untreue das Niedrige und Gemeine, das neben dem Edelsten in Günther's Natur lag, um so rascher zum Ausbruch gedrängt wurde. Ueber Günther's nachheriges Leben in Wittenberg geht Eye ziemlich rasch hinweg; namentlich ist von seinen vielfachen Verfehlungen gegen das sechste Gebot, von seiner Don-Juan-Phantasie, der ein Don-Juan-Leben entsprach, nur in allgemeinen, andeutenden Bemerkungen die Rede. Am Hofe August's II. hielt sich Günther nur vom Juni bis October 1719 auf; der Verfasser, der von diesem Zeitpunkt an keine bestimmte Zeitangaben mehr bringt, macht daraus einen längern Aufenthalt mit einer festen Anstellung am Hofe, und die bekannte Audienz bei dem König fand nach ihm deswegen statt, damit sich Günther wegen gewisser nachtheiliger, absichtlich ausgesprengter Gerüchte reinigen sollte. Das Richtige findet man nicht nur bei Roquette, sondern schon bei Goethe in „Wahrheit und Dichtung". „Durch ein unfertiges Betragen hatte sich Günther das Glück verscherzt, an dem Hofe August's II. angestellt zu werden." In der Ansicht über das Ränkespiel, dem Günther zum Opfer fiel, stimmen beide überein.

Daß endlich der Dichter von seinem Vater fünfmal trotz alles Bittens und Flehens zurückgewiesen, ja bei Androhung des Vaterfluchs aus dem Hause gestoßen wurde, ist an und für sich schon stark genug; Eye hat das Gewicht der Schuld, die auf den hartherzigen Vater fällt, dadurch verstärkt, daß er eine Feuersbrunst in Striegau, Günther's Geburtsort, die in den *leipziger* Aufenthalt unsers Dichters fiel und ihn veranlaßte, schriftlich seinen Vater, dessen Haus selbst ein Raub der Flammen geworden war, um Versöhnung zu bitten, in die Zeit nach dem dresdener Aufenthalt verlegt, in der Weise, daß Günther das Feuer entdeckt, das Wichtigste in seines Vaters Hause retten hilft, und als er sich bald darauf zu erkennen gibt, mit Ausstoßung und Fluch belohnt wird. Wozu nun diese romanhafte, idealisirende, von der beglaubigten Geschichte so stark abweichende Darstellung? Der Verfasser sagt in der Widmung, in einer Puppenkomödie in Wien habe sich Faust's Famulus, Wagner, dem Teufel verschrieben; als aber die Zeit kam, wo der Schwarze Wagnern holen wollte, habe sich bei diesem gar keine Seele gefunden und der Teufel sei nun leer mit seinem Grimm abgezogen. „Als ich später", fährt der Verfasser fort, „in der Puppenkomödie des Lebens mit mehr Beobachtung zuzuschauen anfing, wollte mich's oft bedünken, als könnten manche Menschen *ohne* Gefahr sich dem Teufel verschwören. In der Noth und dem Drange der letzten Jahre aber kam mir's bisweilen gar vor, als beginne mir selber auch die Seele zu mangeln, und im innerlichen Bangen fühlte ich mich endlich gedrungen, Untersuchung anzustellen. Diesen Bemühungen verdanken die nachfolgenden Kapitel ihre Entstehung. Die Fähigkeit, fremdes Leid nachzuempfinden, bürgt wol am ersten für den Besitz der Himmelskraft, durch Empfindung des eigenen sich über dasselbe hinaus zu retten." Diese Himmelskraft erwachte im Verfasser besonders stark in dem paradiesischen Oberitalien, wie denn die Widmung von der Villa Serbeloni am Comersee datirt ist.

Die Frage ist nun nicht die, ob Eye sich durch diese Arbeit von dem treuen Verharren seiner eigenen Seele überzeugt hat, sondern ob für die psychologische Betrachtung seines Helden etwas Neues zu Tage gefördert worden ist, und diese Frage müssen wir verneinen. Günther braucht keinen Apologeten, sowenig als seine Geistesverwandten Bürger und Schubart. Ihm selbst wäre bei seiner Offenheit und Wahrheitsliebe jede beschönigende, idealisirende Auffassung seines Lebens zuwider gewesen. Seine Gedichte sind Selbstbekenntnisse; mit der größten Aufrichtigkeit zeichnet er sich nach seiner Licht- und Schattenseite. Das Beste, was über ihn gesagt worden ist, findet sich in den wenigen Zeilen, in denen Goethe in „Wahrheit und Dichtung" Günther's gedenkt. Lob und Tadel sind hier mit der größten Unparteilichkeit ausgesprochen. Mangel an Raum verbietet uns die ganze Stelle abzuschreiben. „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Ihm fehlte der feste Charakter von Haus aus, und schlechte Gesellschaft, niedriges Ränkespiel, unpraktisches Wesen, und, um die Hauptsache nicht zu vergessen, der Familienfluch eines unnatürlichen Vaters und einer eigensinnig in sein Geschick eingreifenden Schwester vollendeten sein Unglück. „Dichter lieben insgemein Wahrheit, Weiber, Witz und Wein": ein Spruch, der Günther's Geistesgenossen, Schubart, zugeschrieben wird, trifft bei Günther vollkommen zu. Wer von diesem dichterischen Temperament gar keine Ader in sich spürt und sich keine entfernte Vorstellung davon machen kann, bei dem werden alle apologetischen Darstellungen ebenso vergeblich sein, wie Günther's poetische Reuebriefe an seinen prosaisch-pedantischen Vater. D. Strauß hat durch Herausgabe der Briefe Schubart's und eine kurze Charakteristik des Dichters der Literatur einen viel wesentlichern Dienst geleistet, als wenn er mit Verletzung der geschichtlichen Wahrheit den rührendsten Roman geschrieben hätte.

Wenn unser Verfasser in der Widmung bemerkt: „Was ich indeß diesmal, in einer «Menschenseele», nur kurz und schüchtern angedeutet, denke ich später, wenn der Himmel mir Zeit und Athem läßt, in einem «Menschenleben» ausführlicher zu behandeln", so liegt der Gedanke nahe, der Verfasser wolle in einem zweiten Werk eine geschichtlich treue Lebensbeschreibung Günther's geben. Aber dafür ist ja schon gesorgt: in der neuesten Zeit hauptsächlich durch Hoffmann von Fallersleben und Otto Roquette's „Leben und Dichten Johann Christian Günther's" (Stuttgart, Cotta, 1860), Werke, die Eye mit keiner Silbe erwähnt. Gervinus' ungünstiges Urtheil über Günther hat, wie Roquette mit Recht bemerkt, längst ein Gegengewicht erhalten in den günstigern von R. Prutz und Koberstein. Wenn nun die Elemente sich in Günther ungünstig mischten, sodaß man nicht sagen kann: er war ein Mann, so war er doch ein Dichter und zwar ein Lyriker im vollen Sinne des Worts, ein verunglücktes Genie, ein Vorläufer Bürger's und Goethe's, und wie bei diesem im Vergleich mit Schiller namentlich, so überwog auch bei Günther die Seele, das reine, natürliche Ausströmen der Gemüthszustände, den Geist, die Betrachtung und Reflexion. Schiller hat ihn in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst übergangen; er hätte ihn unter den naiven Dichtern nennen müssen. Goethe dagegen hat ihn in „Wahrheit und Dichtung" zu Ehren gebracht und neidlos, wie er war, einen Geistesverwandten in ihm erkannt. Günther steht in der Mitte zwischen Bürger und Goethe, doch näher bei Goethe. Seine Gedichte haben, wie Prutz bemerkt, manchmal schon im Titel Aehnlichkeit mit den Goethe'schen. Wie Goethe's Gedichte, so sind auch Günther's Gelegenheitsgedichte leider oft auch bestellte und gemachte im Unterschied von den wahren und gewordenen. Wir wollen nicht hoffen, es werde sich eine Günther-Literatur bilden, ehe, was hauptsächlich noth thut, eine kritische Auswahl seiner Gedichte erschienen ist, in der die üppigen Auswüchse seiner Phantasie weggeschnitten wären, das Wahre und Bleibende aber unserer Zeit mit möglichster Beibehaltung des Tons seines Zeitalters gerettet würde; denn die Auswahl, die Roquette gibt, genügt nicht. Wir wollen Eye's Schrift, die mit großem Fleiß und feiner, tiefer Geschichtskenntniß abgefaßt ist, ihren Werth nicht absprechen; wir müssen aber auch wünschen, daß man sich vor dem deutschen Fehler hüte, Literaturgeschichte zu schreiben,

ehe die betreffenden Werke selbst vom ganzen Volk, wie von seinen denkenden Köpfen gelesen und gekannt worden sind.

3. Schein und Sein. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von Gustav Pfarrius. Braunschweig, Westermann. 1863. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Gustav Pfarrius behandelt hier die Sage vom Zauberer Faust romanhaft. Früher schon hat Achim von Arnim in seinem bei allen Vorzügen ziemlich phantastischen und überschwenglichen Roman „Die Kronenwächter oder Berthold's erstes und zweites Leben", den Schwarzkünstler als einen ziellos hin- und herschweifenden, renommistischen und sittenlosen Wunderdoctor geschildert, der dem vollblütigen Knaben Anton eine Portion Blut abzapft und sie in den Leib des durch sitzende Arbeiten vor der Zeit gealterten Hohenstaufenenkels Berthold hinüberleitet und diesem dadurch eine zweite Jugend verschafft. Nur ist dieses zweite Leben nicht von langer Dauer; Berthold stirbt unvermuthet an der durch eine unglückliche Berührung herbeigeführten Ergießung seines Bluts in der Klosterkirche zu Lorch, dem Erbbegräbniß der Hohenstaufen. Im Unterschied von dem Romantiker hat Gustav Pfarrius den Zauberer der Volkssage idealisirt, den Glauben an seine Zaubereien aus Faust's Auftreten und dem Charakter seiner Zeit natürlich erklärt und ihn zur Hauptperson seiner Erzählung gemacht. Bei einem halb geschichtlichen, halb fabelhaften Helden, wie Doctor Faust, konnte sich der Verfasser weit mehr dem Fluge seiner erfindenden Phantasie überlassen, als dies etwa bei einem Günther der Fall ist, dessen geschichtliche Verhältnisse wir genau kennen. Zugleich sind andere geschichtliche Persönlichkeiten, wie Sickingen und Hutten, auf kunstvolle Weise in den Roman verflochten. Der Verfasser hat seine Aufgabe begriffen und nach allen Seiten mit Geschick gelöst; sein Roman ist einer von den wenigen, denen man eine längere Dauer wünschen und weissagen kann. Nur die Aufschrift „Schein und Sein" ist zu bescheiden und zugleich zu abstract. Der Grundton des Werks ist gediegene Weisheit, Welt- und Menschenkenntniß, welche die rechte Mitte zu halten sucht — ob sie auch immer gefunden sei, ist eine andere Frage — zwischen jugendlichem Weltverbesserungsdrang und greisenhaftem Verzagen an der Sache der Menschheit. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke des Verfassers, anstatt seinen Helden mit allen möglichen Schaustücken in den verschiedensten Gegenden auftreten zu lassen, ihn nach einem bewegten und abenteuerlichen, auch von Schuld und Verirrungen nicht freien Wanderleben ins Thal seiner Heimat zurückzuführen, wo er mit den reichen Schätzen seines Wissens und seiner gesammelten Erfahrungen zum Besten der Seinigen und der Umgegend zu wirken sich bestrebt. Pfarrius hat den Landstreicher Georgius Sabellicus, der auf Sickingen's Fürsprache eine Stelle an der Schule zu Kreuznach bekam, die er aber, eines unnatürlichen Lasters beschuldigt, bald wieder aufgeben mußte, und den Bekannten und Landsmann Melanchthon's, Johann Faust aus Knittlingen, den eigentlichen Träger der Zaubersage, den Helden des Volksbuchs und des Puppenspiels, zu Einer Persönlichkeit verschmolzen, vergleiche namentlich S. 66. Wir werden mit dem Geiste jener gärenden Zeit und mit den verschiedenen Richtungen, die sich auf den drei Hauptgebieten, der Religion, der humanistischen Bildung und der Politik kund gaben, bekannt gemacht, ohne daß, wozu die Versuchung nahe lag, der Verfasser durch Auskramung von gelehrten Bemerkungen den Leser verwirrt und der Einheit und Einfachheit der Erzählung schadet. Der Roman ist bei allem Reichthum an Scenen und Charakteren in Anlage und Verlauf klar und übersichtlich. Sprache und Darstellung sind frisch, belebt und gewandt, den jeweiligen Personen und Verhältnissen angemessen, wenngleich hier und da vielleicht mehr Naivetät und ursprüngliche Derbheit (ich meine nicht grobianische Roheit) im Sinne des 16. Jahrhunderts zu wünschen gewesen wäre. Goethe in seinem «Faust», der in diesem Werk alle Töne der Sprache vom höchsten bis zum niedrigsten anzuschlagen weiß, ist hierin ein unerreichtes Vorbild. Ueberhaupt drängt sich die Vergleichung mit Goethe's Tragödie von selbst auf und Berthold selbst spricht hier und da von seiner künftigen dichterischen Verherrlichung. Im ganzen spricht Pfarrius durch Berthold (dies ist Faust's angenommener Name) die Lebensauffassung des alternden Goethe aus. Der Dominicaner Bruno hingegen kämpft im Geist der Sturm- und Drangperiode abstract-unklar für die Befreiung der Menschheit von den Fesseln des Aberglaubens und fällt zuletzt als Opfer seines edeln, aber die gegebenen Schranken planlos überspringenden Strebens. Bruno erinnert an manches Wort glühender Begeisterung im ersten Theil des „Faust", Berthold-Faust hingegen an so manches andere Wort im zweiten und schon im ersten Theil. So muß Bruno die Worte: „Ja, was man so erkennen heißt, wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?" u. s. w. an sich selbst erfahren. Faust hat nach S. 128 in der ersten Periode seines Lebens den Wahn bekämpft mit jugendlichem Eifer und unsaglichen Opfern; da er ihn aber unüberwindlich fand, so hat er ihm in der zweiten gedient zu seinem und seiner Freunde Vortheil. Dies erinnert an den Geist der Entsagung, der sich in Goethe's „Wahrheit und Dichtung", in „Wilhelm Meister's Wanderjahren" und sonst bei ihm ausspricht. Hier und da finden wir wörtliche Anklänge an Goethe's „Faust", z. B. S. 127, wo Berthold sagt: „Ich bilde mir nicht ein, die Menschheit zu bessern und zu bekehren. Glaubt mir, das Beste, was wir wissen, das taugt für die Menge nicht; gegen nichts mehr wehrt sich der verblendete Haufen, als gegen die Wahrheit und ihre Verkündiger." Die Parallelen mit Goethe's Faust liegen auf der Hand. S. 130 sagt Berthold: „Seht hier die Welle des Baches, wie sie am Steinblock aufschäumt und einen Augenblick hell leuchtet im Strahl des Mondes, dann wieder zurücksinkt in den dunkeln Schwall ihrer Genossen und mit ihnen dahinfließt! So wälzt die Menschheit durch Licht und Schatten ihren Strom in das Meer der Ewigkeit." Damit vergleiche man die Stelle in „Wahrheit und Dichtung", Theil 3: „In allen irdischen Dingen kann selten von Bahn die Rede sein; denn wie das Wasser, das durch ein Schiff verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zusammenstürzt, so schließt sich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geister ihn beiseite gedrängt und sich Platz gemacht haben, hinter ihnen sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen." Goethe's Widerwillen gegen Krieg, Revolution, Majoritäten, Lutherthum (und Fränzthum), wodurch ruhige Bildung zurückgedrängt wird, spricht sich in Berthold's Worten bestimmt aus, und daß Berthold-Faust die Ansichten des Verfassers selbst verkündet, haben wir schon bemerkt. „Bildung, ja nur Bildung ebnet die Wege, sie aber verträgt nicht Stöße noch Sprünge; langsam unter dem Einfluß des Beispiels und der Lehre währt sie und verbreitet sich nach unwandelbaren Gesetzen", sagt Berthold-Faust in seinem letzten Gespräch mit dem Heißsporn Bruno.

So wird denn auch Sickingen's Unternehmung und die fernere politische Entwickelung Deutschlands möglichst kühl und gemäßigt aufgefaßt, und wenn solche Aeußerungen theilweise als Weissagungen nach dem Erfolg erscheinen könnten, so werfen sie doch ein bedeutsames Licht auf die Weltanschauung des Verfassers überhaupt und auf seine Hoffnungen für unsere nächste Zukunft. „Je trostloser das Sein, desto mächtiger der Drang nach dem Schein", sagt Berthold-Faust am Schluß (vgl. die Aufschrift des Buchs), nachdem er noch bei Lebzeiten eine mythische Person, ein Verschworener des Teufels und ein Opfer der Hölle im Munde der Mitwelt geworden ist; denn „solange der Aberglaube unter den Menschen eine Pflege findet, wird auch sein Name genannt werden", und der Aberglaube liegt ja, wie Goethe sagt, im Wesen des Menschen, und wie unser Verfasser bemerkt, es gibt keinen Glauben ohne Aberglauben.

Indessen ist Berthold-Faust kein Pessimist; er glaubt an einen Fortschritt der Menschheit, „aber nur langsam geht es zum Bessern". Indessen muß ich gestehen, daß mir doch Goethe's sterbender Faust, in dem noch einmal das Feuer und die Begeisterung der Jugend für Freiheit und volksthümliche Thätigkeit aufflammt, daß mir auch die Beschäftigungen des alternden

Faust bei Goethe großartiger, dichterischer, erhebender zu sein scheinen, als das Mühlwerk und die Schmelzöfen, die Faust bei Pfarrius einrichtet. Bei allen diesen Anlehnungen an Goethe jedoch bewahrt der Verfasser seine Selbständigkeit durch die originelle Erfindung und Verwickelung der Begebenheiten, durch die Tiefe und den Reichthum seiner Charakteristik und namentlich dadurch, daß er die verschiedensten Bestrebungen des Reformationszeitalters in ihrem Zusammenhang mit der Faustsage dargestellt hat. Sein Werk kann uns über den letztern Punkt reichern Aufschluß geben als mancher gepriesene Commentar. Auch die Kirchenverbesserung kommt zur Sprache; es wird aber ihre Halbheit, ihre Scheu vor der Kenntniß der Natur und der freien Wissenschaft, ihr Glaube an Hexerei und Zauberei, dem Tausende als Opfer fielen, ihre Neigung zu dogmatischer Erstarrung scharf hervorgehoben. Religion und Politik sind ihm nur ein Einschlag ins Gewebe der Bildung, nur Mittel zum Zweck, aber nicht Selbstzweck. Der Raum verbietet uns, auf das Nähere einzugehen. Zum Schlusse aber müssen wir, namentlich im Rückblick auf so manche Schriftsteller, die an unsern classischen Mustern gleichgültig vorübergehen, wenn auch die Aehnlichkeit des Stoffs auf sie hinweist, dem Verfasser dafür danken, daß er das Räthsel gelöst hat, wie man mit liebevoller Hingabe und tiefer Aneignung jener Werke die reinste Originalität und Selbständigkeit verbinden kann.

Gustav Hauff.

Internationale französische Reviews.

Zwar im Auslande, aber auf ursprünglich deutschem Grund und Boden und unter einer gemischt sprechenden Bevölkerung sind in der neuesten Zeit zwei periodische Unternehmungen in französischer Sprache entstanden, die vorzugsweise dazu bestimmt sind, als Vermittelungs- und Austauschstätten für die geistigen Arbeiten und Literaturen der verschiedenen Völker zu dienen. Es sind dies die in Gent erscheinende trimestrielle „Revue continentale. Sciences morales, histoire, littérature, beaux-arts“, unter der Oberleitung N. Batjin's, Verfassers einer „Histoire complète de la noblesse de France depuis 1789 jusque vers l'année 1862“, von einer Gesellschaft belgischer, französischer, deutscher, englischer und italienischer Gelehrten redigirt, und das „Bulletin de la société littéraire de Strasbourg“. Von der erstern liegen uns die drei ersten Bände des Jahrgangs 1863 vor, von dem letztern nur die erste Lieferung des ersten Bandes (Paris und Strasburg 1862).

Im Vorwort der „Revue continentale“ oder in der „Allocution aux amis lecteurs et aux amis auteurs“ wird bemerkt, daß man die Stadt Gent als eine gelehrte Stadt, als eine Universitätsstadt, als die „ville intermédiaire“ der Aufenthaltsorte der in Frankreich, England, Deutschland und Italien lebenden Mitarbeiter zum Centralsitz der Redaction gewählt habe; man habe Belgien gewählt, weil dies infolge seiner geographischen Lage und der Achtung, die es in Europa genieße, der Redaction gestatte, dieser Revue jenen internationalen Charakter zu verleihen, welcher geeignet sei, sie noch werthvoller und nützlicher zu machen und ihr einen beträchtlichen Einfluß in allen gebildeten Ländern der Welt zu verschaffen. Das Programm verspricht sehr viel: Berichte über die wissenschaftlichen, literarischen und nationalökonomischen Congresse und ihren Einfluß auf die Geschicke der Völker infolge der friedlichen Gefühle, die von ihnen genährt und verbreitet werden, Berichte über die Arbeiten der Akademien und der gelehrten Gesellschaften, Berichte über die Kunstausstellungen, Kritiken über die wichtigsten neu erschienenen Bücher mit Einschluß der poetischen Erzeugnisse, biographische Artikel u. s. w. Ganz besondere Aufmerksamkeit soll aber den wissenschaftlichen Congressen gewidmet werden, und es wird in dieser Beziehung die Ansicht ausgesprochen, daß, wenn die Vereinigten Staaten, die man als Palladium der Freiheit anzusehen gewohnt gewesen sei, gegenwärtig durch einen Bürgerkrieg verwüstet würden und sich unfähig gezeigt hätten, ihren schönen Namen zu behaupten, der Grund davon in dem Umstande zu suchen sei, daß sie zu einseitig die rein materiellen Interessen angebaut und die Künste und schönen Wissenschaften zu sehr vernachlässigt hätten; es sei kein Zweifel, daß, wenn es in der Neuen Welt wissenschaftliche, literarische und nationalökonomische Congresse gegeben hätte, dort die aggressiven Gelüste weniger verbreitet und die Friedensideen sieghaft sein würden. Es fällt uns, nebenbei bemerkt, bei dem Worte „Neue Welt“ ein, daß die Vereinigten Staaten eigentlich diesen Namen gar nicht mehr verdienen, seit sie in ihre martialische Periode eingetreten sind und nun dasselbe barbarische, aus Kriegsgetümmel, Säbelgeraffel, Kartätschenhagel, Blutvergießen, Plünderungen, Einäscherungen und soldatischen Gewaltthaten aller Art zusammengeschweißte Schauspiel bieten, wie seit Jahrhunderten das alte Europa, das aber auf der andern Seite wenigstens die großartige Entwickelung der Wissenschaften und Künste voraushat. Man gibt vor, für die Emancipation der Negersklaven zu kämpfen, und auf beiden Seiten verfallen inzwischen die freien Weißen immer mehr dem Militärdespotismus, der Kriegsmanie und der Dictatur.*)

Im ersten Bande der „Revue continentale“ finden wir unter anderm ausführliche Berichte über den Congreß der Association internationale pour le progrès des sciences sociales zu Brüssel (September 1862), über den Congreß der National association for the promotion of social science zu London (Juni 1862), über den Congreß der British association for the advancement of science zu Cambridge (October 1862), über den Wohlthätigkeitscongreß zu London (Juni 1862), über den Congreß deutscher Nationalökonomen zu Weimar (September 1862), über den linguistischen und literarischen (vlämischen) Congreß zu Brügge (September 1862) u. s. w.; im zweiten Bande über den Congrès scientifique de France zu Bordeaux (September 1861) und über den Congrès des delégués des académies des départements de France zu Paris (April 1862); im dritten Bande über die Réunion générale des sociétés des départements zu Paris (April 1863) u. s. w.

Von besonderm Interesse wegen der Mannichfaltigkeit und theilweise Wichtigkeit der dabei zur Verhandlung gekommenen Gegenstände war uns der Bericht über den internationalen brüsseler Septembercongreß von 1862. Da nächst den Belgiern in besonders großer Zahl Franzosen anwesend waren und diese sich gern vordrängen, was ihnen hier um so leichter war, da die Discussion in französischer Sprache geführt wurde, so fehlte es den Verhandlungen natürlich auch nicht an Lebhaftigkeit und an kecken und paradoxen Behauptungen, die freilich sehr oft nur darauf berechnet sein mochten, Aufsehen damit zu erregen. So stellte Emile de Girardin, obschon selbst Journalist, vollkommen in Abrede, daß die Presse irgendeinen Einfluß habe; sie könne nicht bewirken, daß eine Regierung gut oder schlecht, eine häßliche Schauspielerin schön, ein ehrenhafter Mann ein Schurke,

---

*) Der Nordamerikaner C. Benson, der in der „New York Times“ eine Reihenfolge von Artikeln über die „Wohlthaten und Lehren des jetzigen Kriegs“ veröffentlichte, bemerkt darin unter anderm: „Es verbreitet sich mehr und mehr die Ueberzeugung in unserm Lande sowol als im Auslande, daß der gemeine Neid auf überlegene Eigenschaften der Menschen und ihre Verdienste ein Grundübel sei, das unsern demokratischen Einrichtungen anhaftet. Unsere Bevorzugung des Mittelmäßigen, das Mistrauen, mit dem wir auf jede Art geistiger Ueberlegenheit blicken, unser Wunsch, überall das «Durchschnittliche» zu ermitteln und vorzuziehen, beschränkt sich nicht auf die Politik allein, sondern macht sich auch in allen socialen Verhältnissen geltend, und wenn es uns infolge dessen nicht auch gelungen ist, Kunst, Wissenschaft und Literatur den Garaus zu machen, so liegt die Schuld nicht an uns, sondern zum Theil daran, daß das Verdict in Sachen von Kunst, Wissenschaft und Literatur eben nicht von der Demokratie abgegeben wird, zum Theil aber auch daran, daß nicht in unserm Lande, sondern in Europa, und für uns speciell in England das entscheidende Urtheil in diesen Sachen gesprochen wird.“

eine falsche Nachricht wahr sei u. s. w. Er begründete hierauf seine Ansicht, daß die Gesetzgebung mit der Presse sich gar nicht befassen dürfe, daß es gar kein Preßvergehen gäbe, daß alle Preßverbrechen rein imaginärer Natur seien und daß, wenn die Regierungen ihre Verfolgungen gegen Journalisten richteten, sie sich ebenso lächerlich machten, als die Regierungen des Mittelalters, welche die Hexen und Zauberer verfolgten. Gegen die Behauptung, daß die Presse ohne Einfluß sei, erhoben sich mit besonderer Energie Eugène Pelletan, E. Desmarets (aus Paris) und Bérardi (aus Brüssel). Pelletan nahm für die Presse, solange sie sich auf dem Gebiete der Doctrin und der Ideen bewege, unbegrenzte Freiheit in Anspruch; etwas anderes sei es in Bezug auf Thatsachen, hier könne die Presse viel Schlimmes anrichten. Bérardi sagte: „Nein, die Presse ist nicht ohnmächtig; sie kann viel Böses thun, weil sie viel Gutes thun kann.“ E. Girardin beharrte in seiner Entgegnung auf der Ansicht, daß die Presse weder die Meinung des Publikums aufklären noch irre führen könne, und daß man discutire, ohne jemals seinen Gegner zu überzeugen, und er ging sogar so weit zu fragen: was nutzt überhaupt das Wort? Und als J. Buse (aus Gent) ihm die Frage zurief: „Warum sprechen Sie dann?“ antwortete Girardin: „Um zu sprechen. Warum verfertigt ein Maler ein Bild? Um zu malen!“ — „Nein“, erwiderte hierauf das „Journal de Gand“ in seinem Bericht über diese Sitzung treffend, „um das Schöne auszudrücken, wie man spricht und schreibt, um das Rechte und Wahre auszudrücken.“

Eine andere bewegte Discussion rief die Frage hervor, ob der Schulzwang mit der Freiheit des Unterrichts vereinbar sei? Die Frage ist wichtig; denn wenn auch die Ansicht, daß man durch eine gewisse Nöthigung zum Unterricht der Ignoranz der Massen vorzubeugen habe, sicherlich sehr vieles für sich hat, so ist es doch eben so richtig, daß namentlich in Deutschland der Schulzwang mit zu rücksichtsloser, die individuelle Freiheit der Familienhäupter zu sehr beschränkender Strenge geübt wird und infolge davon die Leiden und Sorgen unzähliger Familien beträchtlich vermehrt werden. Die Mehrzahl der Anwesenden war wol der Meinung Jules Simon's, daß der Unterrichtszwang nur da bestehen könne und dürfe, wo der Unterricht vollkommen freigegeben und der Familienvater in der Wahl der Lehrer seiner Kinder unbeschränkt sei. Jules Simon behauptete, was er und seine Freunde forderten, sei nicht, daß jedes Kind die öffentliche Schule besuche, sondern daß es überhaupt Unterricht und die ersten Elementarkenntnisse empfange, gleichgültig woher. In reifern Jahren werde der Mensch sie schon anzuwenden und zu entwickeln wissen. Bouvier-Parvilliez erklärte, er fürchte den Staat überall; lieber als die Eingriffe des Staats wolle er die Freiheit der Ignoranz; diese sei ein Uebel, aber eins derjenigen Uebel, die man wie so viele andere ertragen müsse, um nicht größere Uebel herbeizuführen. Eine Seitenfrage war die, worin der Elementarunterricht hauptsächlich zu bestehen habe. Einige waren der Meinung, daß auf die Beibringung von Kenntnissen, andere der Ansicht, daß auf die religiöse oder die ethische Seite des Unterrichts der Hauptwerth gelegt werden müsse. Es sei hinlänglich, meinte ein Sprecher, Kinder, welche die Volksschulen besuchen, im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten; damit könnten sie später alle übrigen Kenntnisse erlangen. Foucher de Careil erklärte, daß Frankreich und Belgien nicht dahin arbeiten sollten, ein großes offenes Gehirn, sondern zugleich ein großes tiefes Herz zu sein. Man solle die sittlichen Gefühle und die Begierde nach Wissen erwecken. Das den Unterrichtszwang betreffende Gesetz sei wol zweckmäßig, aber nur, wenn es in beschränkten Grenzen ausgeübt werde. Nicht die 800000 unwissenden Kinder Frankreichs seien die Schwäche dieses Landes; das Uebel liege tiefer, es hafte in den Wurzeln des Herzens, in der mechanischen Abplattung des Individuums, in dem Mangel an Charakteren, und gegen diesen beklagenswerthen Zustand sei der Unterrichtszwang kein genügendes Schutzmittel.

Auch rein literarische und artistische Fragen wurden in das Bereich der Verhandlungen gezogen; es wurde unter anderm in der dritten Section von Potvin die Frage gestellt, welches die Ursachen seien, wodurch ein Werk, trotz der guten Absichten des Verfassers, ein unmoralisches werde? Ulbach behauptete, das schlechteste Werk sei auch das unmoralischste; unter den großen zeitgenössischen Autoren gäbe es keinen, der beschuldigt werden könne, die Gesellschaft demoralisirt zu haben, niemals könne ein Meisterwerk unmoralisch sein. Rondelet nannte dennoch ein solches Werk, der Leser rathe, welches? Kein anderes als Goethe's „Werther“, das er als ein in bezaubernder Sprache geschriebenes, aber verderbliches Buch bezeichnete. Berend unternahm es, Goethe in Schutz zu nehmen, und Ulbach vertheidigte hierauf ausführlicher seine Ueberzeugung, daß Meisterwerke niemals unmoralisch wirken könnten; etwas schlechthin Unsittliches vermöge nicht Bewunderung einzuflößen; alles was Begeisterung erzeuge, erhöbe die Seele und wirke dadurch sittlich. Die Hauptsache sei, daß der Künstler oder Dichter ein ehrenhafter Mensch sei, der die Bewegungen und Schmerzen seiner Zeit oder seine eigenen unverfälscht zum Ausdruck bringe. A. Weill, der sich in paradoxen Aussprüchen nicht wenig zu gefallen scheint, warf die Behauptung dazwischen, daß, wie er glaube, seit Rousseau kein einziger Autor dagewesen sei, welcher nach Wahrheit geforscht habe, bevor er sich hingesetzt zu schreiben. Früher habe man sich mit der Theorie der Kunst als Kunst beschäftigt, heutzutage kenne man nur die Theorie der Kunst, Geld zu machen. Rondelet verbreitete sich sodann über den Realismus und Idealismus in Kunst und Poesie; jenen, der nur die Wirklichkeit in all ihrer Häßlichkeit abschreibe, verwarf er als verderblich; diesem erkannte er einen civilisirenden Einfluß zu, insofern er nicht lasterhafte Helden und Heldinnen als Ideal aufstelle. Auch die Frage, welche Rolle in Bezug auf die Formation eines literarischen Publikums der Staat zu übernehmen habe, kam zur Verhandlung. Stecher nannte unter den Mitteln, die dazu dienen könnten, auch die Belohnung und Unterstützung solcher Schriftsteller, welche sich ihrer Mission würdig gezeigt, seitens des Staats, die Stiftung von Volksbibliotheken u. s. w. Ja, er forderte sogar, daß bei allen Prüfungen wenigstens ein Minimum an literarischen Kenntnissen von den zu Prüfenden verlangt werde.

Auf wie viel Paradoxes, Schiefes und Unhaltbares man auch in den Verhandlungen dieses brüsseler Congresses stoßen mag, so wird man doch sagen müssen, daß sie wenigstens nicht das Langweilige, Ermüdende und Schwerfällige hatten, welches den Congressen anderer Völker und namentlich auch des deutschen eigen zu sein pflegt. Man plauderte, man unterhielt sich, aber man docirte nicht. Es waren ja zumeist Franzosen und in französischer Sprache und Bildung Aufgewachsene, die sich dabei betheiligten.

Im dritten Bande erregte besonders ein Aperçu über den pariser Schriftstellerverein, die Société des gens de lettres unsere Theilnahme. In der Einleitung zu diesem Aperçu wird mit Recht bemerkt: „In der That finden persönliche Beziehungen zwischen den Schriftstellern und dem Publikum nur selten statt; man kauft ihre Bücher mehr oder weniger bei den Verlegern; darauf beschränkt sich beider Verkehr. So geschieht es, daß die literarische Republik in ihrem Schose verschiedene Gesellschaften einschließt, von denen man wenig weiß. Heute wollen wir von der Société des gens de lettres sprechen.“ Der Verfasser des Aperçu läßt nun die Statuten folgen: „Der Zweck dieses Vereins ist es, an Stelle der durch Isolirung herbeigeführten Schwäche die Kraft der Association zu setzen, um durch gemeinsame Macht die Rechte und Interessen, sowol die moralischen als materiellen aller Mitglieder und jedes einzelnen von ihnen zu vertheidigen und zur Geltung zu bringen. Also: in Betreff der moralischen Interessen den Literaten die Rechte und Vortheile zu sichern, welche der Intelligenz und der Arbeit gebühren; in Betreff der materiellen Interessen alle nur immer möglichen gesetzlichen Verbesserungen in der äußern Lage der Arbeiter zu veranlassen“ u. s. w. Dieser Verein tritt auch als Rechtsförrer

auf, z. B. in Differenzfällen, die zwischen Autoren und Verlegern stattfinden. Der Verfasser rühmt an dieser Gesellschaft, daß unter ihren Mitgliedern die vollkommenste Harmonie herrsche, daß das gegenseitige Gefühl wahrer Brüderlichkeit die Seele des Vereins sei, daß jeder seinen Glauben bewahre und den des andern respectire, daß, dank der Organisation des Vereins, dem Parteigeist nicht gestattet sei, Unfrieden und Zwiespalt unter den Mitgliedern anzurichten. Wie ganz anders in Deutschland, wo jeder recht haben will, jeder seinen literarischen Animositäten gelegentlich Luft macht oder sein politisches Parteiinteresse zur Geltung zu bringen sucht. Die deutschen Schriftsteller klagen fortdauernd über das Unerfreuliche ihrer Lage, aber in ihren Vereinen treiben sie meist hohe Politik, statt ausschließlich ihre genossenschaftlichen Interessen wahrzunehmen. Ihr Stand erleidet darunter ebenso viel Einbuße, als wie es uns scheint das Vaterland dabei wenig oder nichts gewinnt. Wie verschieden der deutsche Geist von dem französischen ist, dafür ist auch dies ein Beweis, daß auch gegen 30 Schriftstellerinnen, darunter die Gräfin Dash, die Baronesse Decazes, Marie Duval, Adèle Esquiros, George Sand, Melanie Waldor u. s. w. Mitglieder des Vereins sind.

Zum Schluß gibt der Verfasser des Aperçu, der dabei den „Extrait du rapport sur les travaux du comité de la société des gens de lettres, par M. Henri Celliez, rapporteur; approuvé par l'assemblée générale du 8 février 1863" benutzt, einige Daten über die Hülfskasse des Vereins und der aus ihr seit 1843 geflossenen Unterstützungen. Man erfährt daraus unter anderm, daß seit dem Jahre 1857 der Kasse seitens des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts, gegenwärtig des „ministère d'État", ein jährlicher Beitrag von 5000 Francs, und seit 1862 auch seitens des Ministeriums des Innern ein gleich großer Beitrag zufließt. Auch hieraus ersieht man, daß sich die französische Regierung gegenüber den Schriftstellern in eine vortheilhaftere Stellung zu setzen sucht und weiß, als dies in der Regel die deutschen Regierungen zu thun pflegen, die im Gegentheil, von einzelnen regierenden Herren abgesehen, meist nicht sehr klugerweise die Schriftsteller ihre Misachtung fühlen zu lassen fortfahren. Den ansehnlichsten Privatbeitrag, eine Summe von nicht weniger als 20000 Francs, steuerten die Herren Alliez und Labot, Chefs eines Compagnongeschäfts bei. Das Meiste jedoch brachten die freilich besser als ihre deutschen Collegen gestellten französischen Schriftsteller unter sich auf. Die deutsche Schiller-Stiftung verfügt allerdings über größere Mittel, aber wie man weiß, zumeist infolge der Serre'schen sogenannten Nationallotterie und des flüchtigen Rausches bei der Säcularfeier Schiller's. Wenn wir bedenken, wie wenig Theilnahme für die Geschicke seiner Schriftsteller und Dichter bisher in Deutschland vorhanden war, ja wie die deutschen Schriftsteller selbst bisher jeder dem andern möglichst viel Uebles gönnten und möglichenfalls auch wol anthaten, dann erscheint uns diese deutsche Schiller-Stiftung fast wie ein märchenhafter Traum, wie ein aus dem Himmel gefallenes Feengeschenk, obschon wir in ihr fortdauernd nur die Realisirung einer von uns nicht erst im Jahre 1845 und den folgenden Jahren in den Beilagen der augsburger „Allgemeinen Zeitung", sondern bereits 1836 angeregten Lieblingsidee erblicken können.*)

Unter den übrigen Aufsätzen der „Revue continentale" dürfte für uns Deutsche zunächst der im dritten Bande enthaltene längere Aufsatz „Les Welser d'Augsbourg. Episode historique" das größte Interesse haben, namentlich aber die Partie desselben, welche die merkwürdige Geschichte der kurzen Welser'schen Herrschaft über Venezuela und die Kriegs- oder besser Raub- und Mordthaten der zur Aufrechthaltung der Welser'schen Herrschaft dorthin geschickten Soldateska unter dem zum Adelantado ernannten Ambrosius Alfinger und seinen Nachfolgern betrifft. Die von diesen Abenteurern und beutegierigen Kriegsgesellen verübten Gewaltthaten waren der Art, daß Las Cases in seiner unter dem Titel: „Histoire admirable des horribles insolences et tyrannies exercées aux Indes occidentales" dem Sohne Karl's V. eingereichten Bitt- und Beschwerdeschrift sie nur die „Tyrans allemands" nennt. Diese Episode voll der merkwürdigsten Einzelheiten verdiente wol in deutscher Uebersetzung als Einzelschrift zu erscheinen. Der Verfasser des Aufsatzes entnahm seine Angaben dem achten Kapitel des Werks, welches Rafael Maria Baralt unter dem Titel: „Resumen de la historia de Venezuela" nach Arreglo á Munoz, Navarrete, Herrera, Irving, Robertson, Humboldt u. s. w. veröffentlicht hat.

Das „Bulletin de la société littéraire de Strasbourg" ist recht eigentlich dazu bestimmt, der Vermittler der deutschen Literatur und Cultur einerseits und der französischen andererseits zu sein; auch befinden sich unter den Namen der Mitglieder der Societät, unter denen die deutschen allerdings die überwiegenden sind, auch eine gute Anzahl französische. Die erste Sitzung der Gesellschaft fand am 26. Februar 1861 statt, unter dem vorläufigen Vorsitz Lereboullet's, der in seiner Eröffnungsrede unter anderm bemerkte, daß man schon seit langer Zeit die Errichtung einer literarischen Gesellschaft in Strasburg vermißt und gewünscht habe; man habe sich gewundert, daß die Literatur, dieser so schöne und nützliche Zweig menschlicher Kenntnisse, unter den zahlreichen Gesellschaften, welche diese Stadt bereits besitze, noch keine Stelle gefunden habe. Strasburg besitze eine blühende Universität, reiche Bibliotheken, fleißige und intelligente Bewohner; sie sei eine Grenzstadt, in der sich deutsche und französische Sprache und Literatur die Hand reichten. Sie sei daher gewissermaßen verpflichtet, die literarischen Erzeugnisse Deutschlands unter den Franzosen bekannt zu machen. Das Studium und die Kritik dieser Erzeugnisse, die raisonnirende Analyse der wichtigsten Werke, die Uebersetzung einiger dieser Schriften in französischer Sprache könnten der Gegenstand zahlreicher, ebenso interessanter als nützlicher Mittheilungen werden u. s. w.

Die erste Abtheilung der vorliegenden ersten Lieferung des „Bulletin de la société littéraire de Strasbourg" bringt die Berichte über die bis dahin stattgefundenen Sitzungen, die zweite, die den Titel „Mémoires" führt, selbständige Abhandlungen, darunter einen sehr detaillirten Bericht über neuere in Deutschland erschienene Reisewerke, eine ausführliche Abhandlung von L. Spach über „Meister Gotfrit von Strasburc", auf die wir deutsche Literaturgeschichtschreiber aufmerksam machen, einen Vortrag über die Mission einer solchen strasburger literarischen Gesellschaft u. s. w. Der Verfasser des letztern geht bis auf die ältesten Zeiten zurück; er erinnert an den obengenannten Minnesänger Gottfried von Strasburg; an Adalrich oder Ulrich von Strasburg, der in Paris den Titel eines Doctors der Philosophie erworben habe; an den strasburger Mönch Hugo, der sich auf den Lehrstühlen in Paris ausgezeichnet und in seinen Predigten und Werken den Ruf immenser Gelehrsamkeit hinterlassen habe; an Johann Wimpfeling, den Freund des Erasmus; an Sebastian Brandt, den „précurseur de Rabelais", dessen in alle Sprachen Europas übersetzte satirische Dichtung „Das Narrenschiff" ohne Zweifel dem Verfasser des „Gargantua und Pantagruel" bekannt geworden sein müsse. Während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts habe der Kriegslärm an den Ufern des Rhein fast jede Regung der Poesie und Gelehrsamkeit erstickt; doch habe mitten unter dem Tumult der Pater Balde versucht, die Rechte der Musen aufrechtzuhalten, und Moscherosch sei aus Deutschland nach Strasburg geflüchtet. Mit der Vereinigung des Elsaß mit Frankreich beginne eine neue und fruchtbare Epoche, die der Verschmelzung der deutschen und franzö-

*) Beim Durchblättern des Jahrgangs 1836 des von uns damals rdigirten „Berliner Conversationsblatt" stießen wir in Nr. 78 unter en Notizen auch auf die folgende: „Wir erfahren, daß es unter em Namen Literary-Fund-Society und dem Vorsitze des Herzogs on *Somerset* einen Verein zur Unterstützung dürftiger britischer Literaten gibt. Es wäre nöthig, alles Mögliche zu thun, um in unserm terarischen Deutschland eine ähnliche Einrichtung ins Werk zu setzen."

fischen Nationalität, als deren charakteristischster Repräsentant Schöpflin zu betrachten sei. Um Goethe, auf dessen klaren Stil sicherlich die Lectüre französischer Schriften Einfluß gehabt, habe sich eine ganze junge Schar deutscher Talente gruppirt. Er kommt dann auf den strasburger Maire Friedrich von Dietrich zu sprechen, der das Französische mit vollkommener Reinheit geschrieben habe, auf Schweighäuser, auf den volksthümlichen Präfecten Lezay-Marnésia, welcher der glückliche Zögling Frankreichs und Deutschlands und einer der ersten Interpreten Schiller's gewesen sei. Weiter gedenkt er Cousin's und Bautain's, welcher letzterer auf dem strasburger Katheder seine schönsten Erfolge erzielt habe und sicherlich gleichfalls dieser Berührung mit dem philosophischen Deutschland vieles verdanke. Der Verfasser erwähnt weiter die „Revue germanique", die in Strasburg von 1827—34, unter der Direction Willm's und der Mitarbeiterschaft Marmier's und Eduard Berny's, erschienen sei, und auch die „Encyclopédie des gens du monde" (1833—45) sei, obschon in Paris herausgegeben, ein wesentlich elsässisches Unternehmen gewesen, an dem vorzugsweise elsässische Schriftsteller mitgearbeitet hätten. Doch wir brechen hier ab, und sprechen zum Schluß nur noch unsere besten Wünsche für das Gedeihen der Arbeiten dieser deutschfreundlichen strasburger Gesellschaft aus. **H. M.**

Notizen.

Ein Trauerspiel von Charlotte von Stein.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" enthielt kürzlich (Beilage zu Nr. 246) eine interessante Mittheilung über eine von Frau Charlotte von Stein im Jahre 1794 vollendete Tragödie „Dido", die sich bis auf ein kleines Stück in einer reinlichen Abschrift unter den Papieren ihrer jüngern Freundin Charlotte von Schiller mit der Notiz „von einer ungenannt sein wollenden Freundin nicht zum Druck bestimmt 1803" erhalten hat. Die Frauen lieben das Persönliche und sind nur zu geneigt, auch in ihren literarischen Erzeugnissen ihren Sympathien oder Antipathien gegen Personen ihrer Bekanntschaft Ausdruck zu geben. So auch Frau von Stein, die in Jarbas den Herzog Karl August, in dem Dichter Ogon ihren frühern, von ihr abgefallenen Freund Goethe, in Aratus Bertuch, in dem Philosophen Dodus Knebel, in Elissa sich selbst, die von Goethe Verlassene schilbert. Die „Gelehrten" kommen in der in Prosa abgefaßten Tragödie übel weg; sie werden schließlich von der Königin Dido verbannt: „Es ist die letzte Wohlthat, die sie ihrem Volke erweist." Am schlimmsten aber ergeht es Goethe. „Höre, Aratus", läßt die Verfasserin diesen (Orgon) einmal äußern, „ich will dir nur die Wahrheit sagen. Ich war einmal ganz im Ernst nach der Tugend in die Höhe geklettert; ich glaubte oder wollte das erlesene Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht, ich wurde so mager dabei: jetzt seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden! Sieh, ich will dir freimüthig ein Geheimniß offenbaren. Erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrumpften Magen; also was ich dir vorher sagte, paßt nicht auf mich, ich zähle mich jetzt auch unters Gewürm, lebe auch am liebsten mit ihm und bin ein recht gutmüthiger Narr." In einem Zwiegespräch zwischen Ogon und Elissa stoßen wir auf folgende Stelle: „Ogon (der sich im Zimmer überall umsieht). Du bist ein gleichförmiges Wesen; jahrelang sah ich dies Zimmer nicht, und noch ist alles auf dem alten Fleck. Es ist doch wahr, die Frauen können eine langweilige Existenz ertragen. Elissa. Sage lieber eine ruhige, für die uns die Götter, zum Ersatz für das, was sie den Männern vorausgaben, einen geschicktern Sinn schenkten. Ogon. Und das machst du wol zu Tugend? Elissa. Nicht so wie du, der sich zur Tugend anmaßt, was ihm am gemüthlichsten ist. Ogon. Du betrügst dich. Elissa. Einmal betrog ich mich in dir, jetzt aber sehe ich allzu gut, ungeachtet des schönen Kammstrichs deiner Haare und deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockhörnchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners, und diesen ist kein Gelübde heilig." Wir möchten hiernach glauben, daß das Gefühl, welches Frau von Stein für Goethe hegte, in keinem Augenblick eigentliche Liebe gewesen. Wir begreifen, daß ein verlassenes Weib im Stande sein kann, den geliebten Mann von dem Augenblick an, wo sie sich um einer andern willen von ihm verlassen sieht, grimmig zu hassen; aber wenn ihre Liebe rein, echt und innig war, wird sie sich sicherlich in ihrem Hasse nicht so weit erniedrigen, ihn so gemein darzustellen, sich über sein Unterkinn, seinen wohlgerundeten Bauch, seine Waden, den schönen Kammstrich seiner Haare u. s. w. lustig zu machen, wie hier von Frau von Stein geschieht; sie wird ihn hassen oder ihm zürnen, aber sie wird ihn nicht als eine unliebenswürdige, moralisch verächtliche Persönlichkeit hinstellen, weil sie damit ja über ihre eigene Zuneigung den Stab bräche. Und nicht einmal der Gedanke an die zarte Sorgfalt, welche Goethe ihrem Sohne Fritz gewidmet hatte, konnte ihren Groll lindern und sie versöhnlicher stimmen oder sie davon abhalten, noch später mit ersichtlicher aber kleinlicher Schadenfreude zu erzählen, daß sein Sohn bei einem Balle so und so viele Gläser Champagner hinuntergestürzt und sich dadurch seiner Mutter, der gehaßten Christiane Vulpius, würdig gezeigt habe! Bezeichnend ist es, daß Frau von Stein ihre Tragödie im Jahre 1794 verfaßte, einige Monate oder doch höchstens ein Jahr nach ihres Gatten Tode, also in einem Augenblick, wo ihre Hand frei war. Aus solcher Quelle nun stammen viele jener misgünstigen Urtheile, welche im geheimen über Goethe in Umlauf gesetzt wurden. Zugleich haben wir an dem Trauerspiel der Frau von Stein einen neuen Beweis, daß Weimars „goldene Tage" für Weimar selbst doch nicht lauteres Gold waren, und daß Knebel, Herder und Karoline von Herder schwerlich so unrecht hatten, wenn sie in ihren Briefen über die ungemüthlichen Seiten des weimarischen Lebens bittere Klage führten.

Das „Kritisch-literarische Institut für Deutschland".

Von einem „Mitglied des Kritisch-literarischen Instituts für Deutschland" erhielten wir soeben nachstehende Zuschrift, die wir der Curiosität wegen hier mittheilen:

„In der letzten Nummer Ihrer «Blätter für literarische Unterhaltung» kommen Sie auf unser Institut in einer Weise zu sprechen, die offenbar eine gehässige und böswillige genannt werden muß. Es ist in unserm Prospecte genügend angedeutet, daß von blos qualificirenden und prädicirenden Kritiken bei uns eben nicht die Rede sein kann, geschweige denn von Recommandationen. Wir geben nur kritische Analysen. Und was die 2 Thlr. anbetrifft, so ist damit der Einsender zugleich Abonnent der periodischen Sammlungen eines Quartals, und diese Sammlungen hinwiederum werden nicht nur nicht vergebens auf sich warten lassen, sondern vom 1. Januar 1864 an sogar alle 14 Tage als regelmäßige Zeitschrift erscheinen. Wenn Sie ein in vier Auflagen erschienenes Buch, wie das «System und Geschichte des Naturalismus» von Eduard Löwenthal auf Ihrem kritischen Richterstuhle noch nicht kennen gelernt haben, womit Sie wol dasselbe despiciren wollen, so erreichen Sie damit nicht das, was Sie bezwecken. Das Buch erscheint darum nicht respectirlich, weit eher der Literarhistoriker, der mit dieser Suffisance prunkt."

Hierauf nur wenige Worte der Erwiderung. Was den ersten Punkt betrifft, so war ja, nach der Theorie der Materialisten selbst, und vorausgesetzt, daß es mit dieser seine Richtigkeit hat, die von uns ausgesprochene Ansicht über die zu erwartende Wirksamkeit des „Kritisch-literarischen Instituts für Deutschland" nur eine unfreiwillige Secretion unsers Gehirns, und es kann mithin dabei von irgendeiner selbstbewußten, moralischen oder unmoralischen Absicht nicht die Rede sein, insofern man nicht etwa annehmen will, daß nur bei den Materialisten selbst die Gedanken in blos mechanischen, jede moralische Zurechnungsfähigkeit ausschließenden Secretionen des Gehirns bestehen. Was den zweiten Punkt, die Zweithalerfrage betrifft, so geben wir zu,

daß diese Speculation bis zu einem gewissen Grade und für eine gewisse Zeit gelingen kann, da sie auf die Eitelkeit und den Geldbeutel wissenschaftlicher Dilettanten, angehender junger Dichter u. s. w. berechnet scheint, während Autoren von Ruf, die sich ihrer Würde und tüchtiger Leistungen bewußt sind, es sicherlich verschmähen werden, für eine Pränumerandozahlung von 2 Thalern ihre Werke oder Manuscripte dem Urtheil des berliner „Kritisch-literarischen Instituts" zu unterwerfen. Was endlich den dritten Punkt betrifft, so muß man die betreffende Stelle mit dem Auge eines Materialisten gelesen haben, um darin die Absicht zu erblicken, daß wir mit unserer Versicherung, keine der Schriften Eduard Löwenthal's gelesen zu haben, hätten prunken wollen. Man prunkt damit nicht, wenn man versichert, daß man von den Gehirn- oder andern Secretionen eines Verkünders der materialistischen Lehre keine Notiz genommen habe. Im übrigen möge das „Kritisch-literarische Institut für Deutschland" uns in Ruhe lassen, und wir versprechen, uns um seine in Aussicht gestellte Wirksamkeit ferner so wenig als möglich zu kümmern. H. M.

Spinoza in England.

Als vor einiger Zeit (etwa ums Ende vorigen Jahres) eine anonyme englische Uebersetzung des berühmten theologisch-politischen Tractats von Spinoza erschien, glaubte man so ziemlich allgemein, es sei das erste mal, daß Spinoza und Spinozismus auf den englischen Boden verpflanzt worden sei, und brachte man die jedenfalls beachtenswerthe Erscheinung mit der seit der Veröffentlichung der „Essays and Reviews" auf theologischem Gebiete in England entstandenen Bewegung, die vor der Hand bis zu Colenso's biblischen Untersuchungen geführt hat, in Verbindung. Diese Annahme dürfte auch vollständig begründet sein, obschon Lewes, der bekannte Biograph Goethe's und Verfasser einer „Geschichte der Philosophie", bereits im Jahre 1856 von Bohn beauftragt worden, eine complete Ausgabe der Werke Spinoza's für ihn zu besorgen. Wie aber aus dem „Reader" vom 1. August jetzt erhellt, war schon im Jahre 1689 eine Uebersetzung jenes Tractats erschienen, und befindet sich ein Exemplar derselben in der Bibliothek des Herrn Samuel Neil, Verfasser des „The Art of Reasoning", der die englischen Recensenten der Unwissenheit zeiht und sie somit eines Bessern belehrt. Lewes selbst jedoch habe die Uebersetzung schon früher gekannt. Ob wol einer der Deisten jener Zeit sie angefertigt haben mag? 36.

Bibliographie.

Arany, J., Gedichte. Aus dem Ungarischen von L. Korodi. Kronstadt, Haberl u. Sindel. 16. 12 Ngr.

Born, Ida, Clara oder die Führung zum Licht. Berlin, Beck. 8. 22½ Ngr.

Bürklin, A., Toni und Madlein. Eine Erzählung Lahr, Schauenburg u. Comp. 8. 24 Ngr.

Diez, Katharina, Stephanie, Königin von Portugal. Lebensbild einer deutschen Fürstentochter aus unserer Zeit. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1864. 8. 15 Ngr.

Eins! Beiträge zur Erziehung im Hause. Für Eltern und Lehrer. Mit Vorwort von K. Bormann. Berlin, Rauh. Gr. 8. 12½ Ngr.

Engländer, S., Geschichte der französischen Arbeiter-Associationen. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Erinnerungen an Eugen und Moritz von Hirschfeld aus Deutschland und Spanien. Zusammengestellt von einem 80jährigen Veteranen des Yorkschen Corps vom Leib-Regimente. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Klugmann, H., Die Geschichte des 3ten Brandenburg'schen Infanterie-Regiments Nr. 20. Luxemburg. Gr. 8. 26 Ngr.

Merguet, A., Geistliche Lieder. Berlin, Beck. 8. 3 Ngr.

Mirus, R., Das Treffen bei Wartenburg, am 3. Oktober 1813. Mit 1 Plane. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Neumann, K. F., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. 1ster Band. Die Gründung der Kolonien bis zur Präsidentschaft des Thomas Jefferson. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 3 Thlr.

Norden, F., Die Kreuzfahrer oder der Alte vom Berge. Auf's Neue für das Volk erzählt. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 4 Ngr.

Oginsky, Graf v., Das Phantom Polens oder die Trauerspiele in Warschau. Roman. Mit Illustrationen. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Möser u. Scherl. Lex.-8. à 4 Ngr.

Roloff, O., Ein Feenkuß. Poesie und Prosa. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 16. 12½ Ngr.

Rosen, K. v., Rügensche Lieder. Stralsund, Bremer. 8. 22½ Ngr.

Roth, A., und E. von Fellenberg, Doldenhorn und Weisse Frau. Zum ersten Mal erstiegen und geschildert. Mit 11 Farbendruckbildern nach Skizzen Ph. Gosset's und E. von Fellenberg's, 4 Abbildungen in Holzschnitt und 1 Karte in Farbendruck im Maassstabe von 1 : 50,000 nach J. R. Stengel. Coblenz, Baedeker. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rückblick auf Tirols Kämpfe von 1863 bis zum heutigen Tage. Eine Festgabe zu den Jubeltagen 1863. Wien, Geitler. Lex.-8. 16 Ngr.

Russel, W. H., Tagebuch meiner Reise im Norden und Süden. Aus dem Englischen. 1ste Lieferung. Altona, Mentzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Schleiden, M. J., Das Alter des Menschengeschlechts, die Entstehung der Arten und die Stellung des Menschen in der Natur. Drei Vorträge für gebildete Laien. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Schletter, H., Maurerische Lebensanschauungen. Logenvorträge. Leipzig, Fries. 8. 15 Ngr.

Struve, G., Diesseits und Jenseits des Oceans. Coburg, Streit. Lex.-8. 20 Ngr.

Willer, H. F., Mythologie und Naturanschauung. Beiträge zur vergleichenden Mythenforschung und zur kulturgeschichtlichen Auffassung der Mythologie. Leipzig, Teubner. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

George, J. F. L., Ueber Fichte's Vorlesungen, betreffend die Bestimmung der Gelehrten. Greifswald. 1862. Gr. 4. 3 Ngr.

Hoff, v., Die deutschen Gelehrten, Kaufleute, Handwerker und Tagelöhner in England, Schottland und Irland, mit ihren Institutionen, in ihrem Leben und Treiben. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 3 Ngr.

Huhn, E. H. T., Die Arbeiter-Verführer der Gegenwart. Standrede an die deutschen Arbeiter jeden Standes. Frankfurt a. M., Heß. Gr. 8. 5 Ngr.

Knauth, F., Der Tag des Volkes. Musikalisch-deklamatorische Festgabe zur Halbjahrhundertfeier der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. October 1813. Alt und Jung im lieben Vaterlande dargeboten. Leipzig, Merseburger. 8. 3 Ngr.

Leipzig vor 50 Jahren. Schilderung der Ereignisse vor und während der Völkerschlacht nach Berichten von Augenzeugen. Leipzig, Pardubitz. 8. 2½ Ngr.

Meyer, H., Anti-Fidelbey. Ein offenes Schreiben an den Verfasser der „Jesuitenhetze in Bremen". Bremen, Strack. 8. 4 Ngr.

Neigebaur, J. F., Der italienische Bund und der deutsche Fürstentag. Leipzig, Bergson-Sonenberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Nitzsch, O., Aus dem jonischen Städteleben. Ein Vortrag gehalten im Verein für wissenschaftliche Vorträge zu Greifswald. Greifswald. 1861. Gr. 8. 6 Ngr.

Die preußische Volksvertretung im Jahre 1863. 1ste bis 3te Auflage. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 8. October 1863.

Naturseele, Menschheitseele und Weltseele.

Dritter Artikel.*)

Durch die Stellung, welche die sinnliche Seele einnimmt zwischen reiner Vernunft einerseits und physikalischer Materie andererseits, ist der Wissenschaft der Psychologie ihr eigenthümlicher Charakter gegeben. Der bloße speculative Weg reicht in ihr nicht aus, und ebenso wenig die Combination speculativer Ideen mit physikalischen Thatsachen. Das in der Mitte liegenbleibende Feld gehört nicht dem Apriori, sondern der Erfahrung, aber seine Erfahrungen sind nicht Erfahrungen des äußern, sondern des innern Sinns. Dieses ist die Ursache, warum wir die Gegenwart so vielfach beschäftigt sehen, nach Mittelwegen zu suchen, auf denen wir uns weder in den Niederungen der Physik, noch auf den Sonnenhöhen der Speculation bewegen, sondern zwischen beiden wie in anmuthigen Waldungen umherschweifen, und dort nach den versteckten Pfaden suchen, auf denen das Seelenwesen in Gestalt wuchernder Lebenstriebe sich den Abgründen des physikalischen Daseins entringt.

---

1. **Die elementaren Functionen der creatürlichen Seele. Psychologisches Fragment aus dem Nachlaß des Universitäts-Professors und Akademikers Emil Harleß. Herausgegeben von A. von Harleß. München, Fleischmann. 1862. Gr. 8. 16 Ngr.**
2. **Das Seelenleben des Menschen. Unter dem Gesichtspunkte seiner organischen Entwickelung, Verjüngung und Gesundheit nach dem „Neuen System der Psychologie" des Professors Dr. Schultz-Schultzenstein im Grundrisse bearbeitet. Von Ferdinand Schnell. Leipzig, F. Fleischer. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.**
3. **Genesis des Denkens oder über das Sichselbst im Menschen. Von Reinhold Grohmann. Leipzig, C. Fleischer. 1860. Gr. 8. 18 Ngr.**
4. **Zur Entstehung der Seele. Eine psychologische Untersuchung von Heinrich von Struve. Tübingen, Laupp. 1862. Gr. 8. 18 Ngr.**

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 5 und Nr. 27 d. Bl.
D. Red.

Die Schrift, „Die elementaren Functionen der creatürlichen Seele", von Emil Harleß (Nr. 1), beschäftigt sich mit einer sorgfältigen Exploration des angedeuteten wissenschaftlichen Terrains im allgemeinen. Der der Wissenschaft zu früh entrissene Verfasser, bekannt durch anatomische Arbeiten, sowie auch durch populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Physiologie und Psychologie, hatte sich einen Plan gemacht, ein psychologisches System auf der Grundlage physiologischer Forschung auszuarbeiten, in welchem sich an die elementaren Untersuchungen auch die ethischen und metaphysischen Folgerungen anreihen sollten. Aber er starb darüber hin, und hinterließ zum Abschluß gebracht nur die vorliegende Voruntersuchung, welche sich auf kritische Art mit den verschiedenen Forschungswegen beschäftigt, die auf diesem Felde eingeschlagen werden können.

Seine Methode ist eine durch Ausschließung setzende, durch Negation ponirende. Ausgeschlossen wird von der einen Seite der Materialismus, wonach die Denkbarkeit einer realen und concreten Seele ganz aufhört, von der andern der Idealismus, nach welchem die Seele das allein Substantielle ist, und die Materie nur in einer Scheinwelt besteht, welche die Seele sich aus den Wechselbeziehungen ihrer eigenen Elemente construirt. Angenommen hingegen wird der in der Mitte zwischen beiden Extremen liegende Fall, daß das substantiell Psychische neben dem Materiellen ein Reich für sich bilde, bestehend aus einzelnen qualitativ differenten Elementen, welche zwar nicht unverbrüchlich gebunden seien an die bestimmten einzelnen Elemente des Materiellen, jedoch auch ebenso wenig beziehungslos ihnen gegenüberständen; sondern ebenso beziehungsvoll, wie alle materiellen Substrate untereinander zusammenhängen, sollen auch die psychischen Grundkräfte und Vermögen mit ihnen wiederum in Verknüpfung stehen. Man bekommt hierdurch für das Reich der Natur eine zwiefache substantielle Grundlage, gleichsam zwei Stockwerke oder Grundböden, einen niedern materiellen und einen höhern psychischen, von gleicher Realität und Selbständigkeit, auch von gleich engen und starken Causalzusammenhängen in sich und untereinander, obwol von

verschiedener Qualität, und zwar so, daß im psychischen Gebiete ebenso wol als im materiellen eine große Mannichfaltigkeit qualitativ verschiedener Elemente zum Grunde liegen soll.

Dabei wird das Psychische in der Mannichfaltigkeit seiner substantiellen Elemente gleich sehr im Universum verbreitet angenommen, als wie die raumerfüllende Substanz des Materiellen darin verbreitet ist. Die Coexistenz beider das All erfüllenden Substanzen ist weder vermöge einer Juxtaposition der einen neben die andere, noch vermöge einer substantiellen Durchdringung des Materiellen vom Psychischen, sondern allein vermöge einer dynamischen Durchdringung denkbar, aber so, daß die einander dynamisch Durchdringenden dabei immer als zwei vollkommen Selbständige einander gegenüberstehen. Das substantielle Substrat des Psychischen darf sich nicht verflüchtigen zum Abstractum einer bloßen Kraft des Materiellen. Und das Materielle darf sich ebenso wenig verflüchtigen zur bloßen einfachen Explication des psychisch Substantiellen oder zur bloßen extensiven Ausdrucksweise des Intensiven. Folglich darf die dynamistische Durchdringung des Psychischen und Materiellen nicht für eine absolute, sondern nur für eine relative gelten, sodaß unbeschadet derselben jedes der einander Durchdringenden doch dabei seine eigenthümliche Selbständigkeit behauptet.

Ueber die empirische Tragweite dieser Theorie, welche in der Mitte zwischen Speculation und Naturwissenschaft ihren eigenthümlichen psychischen Erfahrungsboden zu begründen strebt, ließe sich erst dann Bestimmteres sagen, wenn Proben ihrer nähern Anwendung vorlägen. Als besonders charakteristisch springt ihre entschiedene Polemik gegen den Idealismus ins Auge. Dieselbe tritt hier auf als eine unausweichliche Folge von der Annahme einer selbständigen Realität der Materie, welche sich mit der idealistischen Ansicht der Dinge schlechthin nicht verträgt. Zwar ist dem Idealisten die materielle Welt keineswegs eine bloße subjective Scheinwelt, vielmehr eine objective Erscheinungswelt. Der Unterschied zwischen beiden ist so groß, als der Unterschied zwischen Traumbildern, welche nur mir allein gehören, und Erscheinungsbildern, welche an den Orten des allen gemeinsamen Weltraums von jedermann unvermeidlich und mit mathematischer Gesetzmäßigkeit hervorgebracht werden. Aber so groß dieser Unterschied auch ist, so reicht er doch lange nicht aus, um das Vorurtheil des gemeinen Lebens, daß hinter den objectiven Erscheinungsbildern unserer fünf Sinne Dinge an sich ständen, zu bestätigen. Daher ist derselbe in Beziehung auf eine fälschlich geforderte und vorausgesetzte selbständige Realität der Materie auch nur von geringer Erheblichkeit. Und so hat ihn auch der Verfasser, welchem es hauptsächlich auf diesen Punkt ankam, nicht mit Unrecht gefaßt. Wer der Materie als solcher eine völlige Realität zuschreibt, der ist immer dadurch zu einem bedenklichen Bruche mit der idealistischen Denkweise genöthigt, und es ist nur ein Zeichen von klarem Denken, wenn er dieses deutlich einsieht, und mit vollem Bewußtsein danach verfährt.

„Das Seelenleben des Menschen", von Ferdinand Schnell (Nr. 2), stellt nach dem Vorgange des um die Wissenschaft der Botanik verdienten Professors Schultz-Schultzenstein die psychischen Vorgänge im Menschen unter den Gesichtspunkt eines allgemeinen Gesetzes der organischen Entwickelung. Es betrifft dasselbe eine in allem organischen Leben bemerkbare unaufhörliche Erneuerung und Verjüngung seiner Organe, zufolge deren das spätere Erzeugniß sich immer dergestalt innerhalb eines frühern oder an demselben entwickelt und aufbaut, daß das letztere dem erstern zur Hülle oder Unterlage dient, welche in dem Grade, als das spätere zu größerer Selbständigkeit gelangt, immer mehr entbehrlich gemacht und zuletzt ausgeschieden oder abgeworfen wird. Weil ein solcher Entwickelungsvorgang besonders augenfällig bei den Vögeln in der Mauser hervortritt, so wird er hier auch gern vorzugsweise mit diesem Namen bezeichnet. Man könnte ihn übrigens ebenso gut nach der Analogie des Schlangenlebens einen Häutungsproceß, nach der Analogie des Schmetterlingslebens einen Verpuppungsproceß, nach der Analogie einer steten Erneuerung der Familien beim Absterben oder Abwelken der alten Glieder einen Erzeugungsproceß nennen. Es ist derselbe Proceß, welchen Sokrates im Platonischen Gastmahl als den Vorgang einer Theilnahme des Sterblichen am Unsterblichen schildert, die dadurch zu Stande kommt, daß beim Abgange der alten Theile und Organe immer neue von derselben Art in die Stelle treten, und dadurch beim Wechsel und Untergange der hinwegfließenden stofflichen Unterlage die Formen als selbständige und unsterbliche sich ewig erhalten. Aber auch ein Assimilationsgesetz kann man dieses nennen. Denn alle Organismen erzeugen ihre neuen Gewebe und Gebilde durch eine Assimilation homogener Bestandtheile aus den Nahrungsmitteln, welche in demselben Maße erfolgt, worin die alten Gebilde dem frischen Strome des Lebens entwachsen und infolge dessen secernirt werden.

Daß in diesem fundamentalen Lebensgesetze ein Quell fruchtbarer Nachforschungen für das ganze Gebiet des organischen Lebens fließt, darf mit Sicherheit angenommen werden. Es kommt nun aber weiter darauf an, ob sich das Gesetz der Verjüngung auch in Beobachtung der Vorgänge innerer Erfahrung weiter verfolgen lasse. Den ersten Versuch hierzu verdanken wir ebenfalls schon dem Platonischen Sokrates, welcher im Gastmahl über das Werk des Eros sich folgenderweise ausspricht:

Auch in Beziehung auf die einzelnen Personen findet etwas Aehnliches statt, indem sie genau genommen niemals dieselben bleiben, sondern immer neue Theile hinzugewinnen, während sie die alten verlieren, in Hinsicht auf die Haare und das Fleisch und die Knochen und das Blut und den ganzen Leib. Aber auch was die Seele betrifft, so bleibt von den Sitten und Manieren, Meinungen, Begierden, Freuden, Betrübnissen und Besorgnissen keine jemals immer dieselbe bei einem jeden, sondern einiges davon entsteht, anderes vergeht. Noch merkwürdiger ist, daß selbst die Wahrnehmung oder das Bewußtsein dem Entstehen und Vergehen unterworfen ist. Das Verschwinden der Wahrnehmung ist das Vergessen, ihr Wiederentstehen die Erinnerung. Auf diese Art geht in allem Sterblichen die Selbsterhaltung vor, nicht dadurch, daß es überhaupt immer dasselbe bleibt, wie das

Göttliche, sondern dadurch, daß es an die Stelle des Veralteten ein Neues von derselben Art setzt.

Nach eben diesem Maßstabe ist das „Neue System der Psychologie" (Berlin 1855) des Professors Schultz-Schultzenstein erbaut, worin „die Bildung des menschlichen Geistes durch Cultur der Verjüngung seines Lebens in Hinsicht auf Erziehung zur Humanität und Civilisation" beschrieben wird. Um den psychologischen Funden dieses umfangreichen Werks (es enthält in drei Theilen 1000 Seiten) im Publikum eine größere Ausbreitung zu verschaffen, hat Schnell in obiger Schrift es unternommen, im Einverständnisse mit dem Erbauer dieses Systems die darin dargelegte organische Entwickelung des menschlichen Geistes ins Kürzere zusammenzufassen.

Der Verfasser unterscheidet eine todte und eine lebendige Naturanschauung, sowie Gesetze der todten und der lebendigen Natur. Die ersten bilden den Mechanismus, die zweiten den Organismus. Das Organische trägt den Grund seines Lebens, seiner Thätigkeit und Entwickelung in sich selbst als einen Grund der Erneuerung und Verjüngung, indem es die Kraft besitzt, das Abgelebte von sich zu werfen, sich zu reinigen und von innen heraus neu auszugestalten. Wer das Leben nach diesem Gesetze beurtheilt, der steht in der lebendigen Naturanschauung, wogegen dem Materialismus sowol als dem Idealismus eine todte Naturanschauung zugeschrieben wird. Nach diesem Gesetze des Lebens und der Verjüngung entwickelt sich der Seelenorganismus von der Sinnlichkeit zum Gemüth und vom Gemüth zum Geiste, sodaß der Geist nicht in einem Gegensatze mit den Gefühlen und Trieben sich befindet, sondern gleichsam der Schmetterling aus der Seelenpuppe ist. Der Grundproceß aber in diesen Entwickelungen ist der Assimilationsproceß. Denn wie der leibliche Organismus von Speisen und Getränken, so lebt der Seelenorganismus von Anschauungen und Empfindungen, aus denen der Bau von Kenntnissen und Gewohnheiten zusammenwächst, welcher unserer Person ihre inwendige Physiognomie ertheilt.

Die Sinne des Menschen sind der „Geistesmagen", in den alles gebracht werden muß, was die Seele als Speise und Lebensmittel empfangen soll, worauf dann weiter eine geistige Verdauung und Verarbeitung zum Gefühl und Bewußtsein erfolgt. Die Bereitung von geschmackvollen Sinnbildern für die Gemüthsernährung, diese „Gefühlskochkunst" ist besonders Gegenstand der zum Gefühl sprechenden Poesie. Die Sprache ist überhaupt für den Geist ein ebenso wichtiges Genußmittel, wie Wein und Brot für den Körper, und wie der Körper gesunder, unverdorbener Nahrungsmittel, so bedarf der Geist einer verständlichen gesunden Sprache zu seiner Bildung und Erhaltung. Es gibt eine todte Sprache des Kopfzerbrechens, es gibt aber auch eine lebendige Sprache des Gemüths und Herzens. Bei unverdaulicher Geistesnahrung wird die Seele nicht gestärkt, sondern ermattet. Die Empfänglichkeit und der Seelenhunger verlieren sich und gehen in Gleichgültigkeit und Abneigung über, wobei die Eindrücke an der Seele spurlos vorübergehen. Dieses ist die Langeweile, welche bei fader Geistesnahrung entspringt.

Die Verjüngungsacte des Gemüthslebens hängen ab von einer dauernden Cultur der „Gemüthsmauser", wodurch die abgelebten Residuen alter Gefühle und Triebe zur rechten Zeit vollständig zum Absterben gebracht und die dadurch gebildeten „Seelenhüllen" von den Knospen der Neubildungsacte abgestreift werden, um den jungen Trieben Freiheit und Leben zu schaffen. Die größte Menge von „Gemüthsmauser-Stoffen" bildet sich in den stärkern Aufregungen, bei Affecten und Leidenschaften, während in dem ruhigen Verlaufe der Gefühle und Triebe die Mausern, den Neubildungen entsprechend, nur gering sind. Manche sogenannte Triebe sind aber nichts weiter als kranke „Seelenverstopfungen" durch Stockung der Mauseracte, wie der Verheimlichungstrieb, der Diebssinn, der Hochmuth und Ehrgeiz. Die Aufregung des Gemüths gegen solche „Mausergebilde", von welchen es sich nicht reinigen und befreien kann, bildet das Dämonische in den Leidenschaften, wodurch die Seele sich in sich selbst aufreibt, indem die Abwurfsacte sich steigern und erschöpfen, weil das Gemüth die zählebigen Mausergebilde, die Gemüthsunreinigkeiten, nicht los werden kann. Dagegen gehen aus den wohlgelingenden Neubildungen im Gemüthsleben die guten Leidenschaften, wie Fleiß, Muth, Geselligkeit, Freundschaft und Menschenliebe hervor.

Die Verjüngungsacte der Erkenntniß befolgen dasselbe Gesetz. Je nach der Sonderung der Vorstellungen von fremden Elementen und der Vereinigung des natürlich Verwandten zeigt sich in ihnen eine geringere oder größere Reinheit und Klarheit. Dagegen bildet ihr Stehenbleiben auf den niedern Entwickelungsstufen der Verjüngung die Irrthümer, welche ebenfalls Lebensstockungen sind, wobei der Ideen-Embryo nicht aus dem Ei kommt. Daß die Trennung von alten Vorstellungen oft so schwer ist wie die Trennung von geliebten Gegenständen, hat seinen Grund darin, daß sie als zählebige „Mausergebilde" noch nicht ganz abgestorben und mit den lebenden Neubildungen noch innig verwachsen sind. Die abgelebten Vorstellungen müssen von der Seele ebenso abnarben und abwachsen, wie die Blätter, ehe sie vom Baum fallen, oder wie der Haarpelz eines Thiers, bevor er abgeworfen werden kann. Und wie das Vergessen der Irrthümer den Mauserproceß auf dem Gebiete der Erkenntniß bildet, so ist das Gewissen der selbstbewußte Reinigungsact der sittlichen Handlungen und Werke im Gebiete des freien Willens, welcher sich in enger Verbindung mit der Erkenntniß der Wahrheit und des Guten stufenweise entwickelt.

Daß eine solche Betrachtungsweise unsers Seelenlebens, abgesehen von dem barocken Zuschnitt ihrer affectirten Terminologie, für praktische Nutzanwendung einen überaus fruchtbaren und ergiebigen Gesichtspunkt bietet, leuchtet von selbst ein. Das ist freilich zur wissenschaftlichen Begründung derselben noch lange nicht hinreichend. Denn man fragt hier vor allem zuvor: Woraus bestehen Mauserstoffe der Seele? Wie verhalten sie sich zu den phy-

sikalischen Stoffen? Woher empfängt die Seele die Stoffe ihrer Neubildungen? Von innen oder von außen? Und in welche Stoffe lösen sich die Gebilde der Seele auf, wenn sie zu Grunde gehen? In materielle oder immaterielle Stoffe? Auf keine dieser Grundfragen gibt diese Theorie auch nur irgendeinen Bescheid, und läßt daher ihre eigenen Grundbegriffe überall aufs höchste im Unklaren. Handelte es sich daher hier von einem speculativen System, so würden solche Unklarheiten hinreichen, den Stab über dasselbe zu brechen. Aber wir stehen hier auf dem Boden der empirischen Forschung, und da gestalten sich die Sachen doch ein wenig anders. Die rein empirische Forschung kann es zuweilen wirklich weit bringen bei unklar gelassenen Grundbegriffen. Wir haben ein Beispiel an der Physik, welche die Festigkeit ihrer Resultate keineswegs der Klarheit in ihren Grundbegriffen zu verdanken hat. Der Beweis hiervon ist, daß in den Begriffen des Lichts, der Wärme, der Elektricität u. s. w. noch immer von Jahr zu Jahr Umwälzungen und Veränderungen vor sich gehen, während die durch Rechnung und Experiment einmal festgestellten Resultate niemals mehr den geringsten Schwankungen unterworfen sind. Die in der Praxis anwendbaren Resultate sind hier das Feste, die Grundbegriffe hingegen das Schwankende. Jene ergeben sich zu Anfang und auf einfachem Wege, diese erst zu Ende der Forschung und schwer. Sollte es sich in der empirischen Psychologie vielleicht ebenso verhalten? Sollten auch hier die Combinationen der Nutzanwendung das zu Tage Liegende, die Grundbegriffe das Versteckte sein? In diesem Falle wäre die Schultz-Schultzenstein'sche Theorie nicht dafür zu tadeln, sondern eher wol zu loben, daß sie die Grundbegriffe soviel als möglich in ihrer verborgenen Tiefe läßt, hingegen die letzten Resultate derselben als das jedermann offen vor Augen liegende Wesen an die Oberfläche drängt.

Um daher der Schultz-Schutzenstein'schen Theorie als einer praktisch brauchbaren Vorstellungsweise die ihr gebührende bedingte Berechtigung zuzugestehen, bedarf es nichts weiter, als daß man ihre allegorischen Bilder in den abstracten Inhalt des Platonischen Gedankens übersetzt, mit welchem sie übereinstimmen. Dann gewinnt man als Resultat den Begriff einer Seele, welche nicht eine in sich abgeschlossene Monade, sondern ein Recipient der Thätigkeiten allgemeiner Vernunft ist, daher aus dem höhern Lebensquell beständig Zuschüsse (Nahrungsmittel) empfängt, wodurch ein stetiges Wachsthum, verbunden mit stetiger Erfrischung und Erneuerung (Mauserung), eingeleitet wird. In dieser Weise angesehen, arbeitet die Schultz-Schultzenstein'sche Theorie, wenngleich mit trüben Mitteln, dem Idealismus in die Hände, und wenn sie selbst den Idealismus ebenso sehr als den Materialismus für eine „todte" Naturanschauung erklärt, so legt sie dadurch nur an den Tag, wie wenig Klarheit sie noch gewonnen hat über ihre eigene Stellung innerhalb der heutigen Wissenschaft und über das Große, was sie leisten könnte, wenn sie ihre Grundbegriffe zu läutern und ihre unklaren Bilder in klare Anschauungen umzuwandeln verstände.

Einen andern allegorischen Weg, um dem die Vernunft mit der Körperwelt in Verbindung setzenden zweideutigen Wesen näher zu kommen, finden wir eingeschlagen in der „Genesis des Denkens" von Reinhold Grohmann (Nr. 3). Diese Schrift geht von der Voraussetzung aus, daß das Denken als die Thätigkeit, welche den Menschen zur Person macht, in der Structur seines ganzen Organismus von Grund aus angelegt und vorbereitet sein müsse, und daß daher, wenn wir in den Grundnormen der Denkfunction einerseits, in den Grundnormen des menschlichen Organismus andererseits Aehnlichkeiten entdecken, diese von uns als Fingerzeige zur gegenseitigen Erklärung des einen durch das andere benutzt werden dürfen.

Im Bewußtsein als der Selbsterkenntniß des Menschen geht eine Selbstunterscheidung vor. Denn die Person ist zugleich die Erkennende und die Erkannte, die Erkannte in Gestalt des Bildes, welches sie von sich selbst gewinnt, die Erkennende in Gestalt der dieses Bild hervorbringenden Kraft oder Thätigkeit. Wer sich nun zur nähern Veranschaulichung dieser unserer Doppelnatur nach allegorischen Bildern derselben in unserm leiblichen Organismus umsieht, der findet, daß der Nervenbau desselben eine Selbstunterscheidung von ähnlicher Art enthält, wonach er zerfällt in peripherische Organe, welche immer neuen Bildinhalt ihrer Anschauungen hervorbringen (Sinnorgane), und ein centrales Organ, welches den Anschauungsinhalt jener in sich sammelt, aufbewahrt und in ein Gesammtbild vereinigt (Gehirn). Malen wir diese Symbolik weiter aus, so wird uns das Centralorgan zum Objectorgan des Ich, die peripherischen Organe zu Subjectorganen desselben, jenes als der Bildträger, diese als die Bildererzeuger, und zwar so, daß sich die Erzeuger der Bilder in symmetrischer Ordnung von je zwei einander entsprechenden Nervenpaaren um den centralen Stamm des Bildträgers herumlagern.

Es steht daher nach Grohmann's Ansicht mit den Vorgängen des Bewußtseins in einer engen Verbindung die Architektur des Organismus, vermöge welcher in den höherstehenden Thierklassen und dem Menschen theils einreihige Organe mit einem Einsystem, theils doppelreihige Systeme und Organe angelegt sind. So sind einerseits doppelte Sinnorgane des Sehens, Hörens, Riechens, und paarige Nerven, eine linke und rechte Seite, doppelte Lungen, ein doppeltes durchs Septum geschiedenes Herz, doppelte Gefäßsysteme, doppelte Gehirnhemisphären, doppelte Nervensysteme links und rechts, doppelte Rückenmarkshälften u. s. w. vorhanden, während von ihnen ein einreihiges, einpaariges Organsystem eingeschlossen ist, wie dieses deutlich durch die die Gehirnhemisphären verbindenden Mitteltheile, durch ein vegetatives Nervensystem, einen tractus intestinalis, ein Lymphsystem u. s. w. sich herausstellt.

Und so wie das Selbstbewußtsein dadurch entsteht, daß die Doppelfühlungen der paarigen Organe der Peripherie sich in einer centralen Mitte vereinigen, in ähnlicher Art soll auch die menschliche Person selbst entstehen

vermittelst einer Vereinigung der Lebensthätigkeiten männlicher und weiblicher Zeugungsstoffe, welche, indem sie sich zueinander verhalten wie die rechte und linke Seite des cerebrospinalen Nervensystems, einen neuen centralen Gehirnstamm nebst einem vegetativen Centralsystem, damit aber auch ein neues Selbstbewußtsein aus sich hervorzurufen fähig sein sollen. Das Denken oder Selbstbewußtsein ist, so aufgefaßt, ein ideelles Sichselbstentstehen der menschlichen Person, und das reelle Entstehen der menschlichen Person ein Bildungsproceß der Organe für ein neues Selbstbewußtsein oder für ein neues ideelles Sichselbstentstehen derselben. Was aber die Bestandtheile anbetrifft, welche das Kind von Vater und Mutter her in sich trägt, so gehören dieselben ihrem Charakter nach weder den psychischen Individuen, noch den bloßen chemischen Producten an, sondern nehmen als in der Mitte zwischen beiden stehende Halbindividuen, den Rang von untergeordneten Lebensorganen in Anspruch, aus deren Durchdringung ein neues Centralorgan mit dem Charakter eines neuen psychischen Individuums zu entstehen die Fähigkeit hat.

Wir begegnen, unabhängig hiervon, fast derselben Theorie in der psychologischen Untersuchung „Zur Entstehung der Seele" von Heinrich von Struve (Nr. 4), und zwar so, daß dieser noch näher in die halbindividuellen Bestandtheile, an denen das menschliche Individuum sein neues Leben entzündet, einzudringen wagt. Ihm ist der männliche psychisch-genetische Factor das subjectliche Ich als vorherrschende Denkthätigkeit; der weibliche dagegen das objectliche Ich als vorherrschende Gefühlsthätigkeit. Beide zusammen in organischer Einheit erzeugen wieder ein neues empirisches Ich. Jedes psychische Individuum bildet daher in sich selbst schon gleichsam eine Doppelperson oder eine Ehe, nur beim männlichen mit Ueberwiegen des einen, beim weiblichen mit Ueberwiegen des andern Charakters. Der männliche Factor der psychisch-genetischen Entwickelung ist ein psychischer Organismus mit vorherrschender Denkkraft als dem Ausdrucke seiner Selbständigkeit, dessen Betheiligung bei der psychischen Entwickelung wesentlich activer Natur ist; der weibliche Factor der psychisch-genetischen Entwickelung ist ein psychischer Organismus, dessen Eigenthümlichkeit in der Gefühlskraft als einer einenden Zusammenfassung besteht, und dessen Mitwirkung bei der psychischen Entwickelung wesentlich receptiver Natur ist.

Solche Theorien, wie diese, sind treffliche Mittel, um das Nachdenken anzuregen, aber nicht um über die Natur der Seele etwas Bestimmtes auszumachen. Sie theilen mit der Schultz-Schultzenstein'schen die Eigenschaft, daß ihre Grundlage die naturwissenschaftliche Analogie ist. Diese muß als hodegetisches Mittel der Forschung hoch angeschlagen werden, doch kann sie immer nur Wege weisen und Aussichten eröffnen, niemals für sich allein Wissenschaft begründen. Wo das Denken in bloßen Analogien stecken bleibt, wird zuletzt die Analogie zur Allegorie, und Wirklichkeit und Traum verweben sich unentwirrbar. Doch behalten solche Versuche, die Psychologie näher an die Naturwissenschaft zu knüpfen, immer zum wenigsten das Verdienst, daß sie in irgendeiner Weise verdeutlichende Streiflichter auf das Mittelglied werfen, welches die große Kluft zwischen dem speculativen Begriff und dem physikalischen Experiment ausfüllt. Es ist die große Kluft, innerhalb deren die äußere Erfahrung allmählich in innere Erfahrung, diese allmählich in Speculation übergeht. Die Methode der Analogien läßt das Eigenthümliche ihres Inhalts wenigstens aus der Ferne erblicken, und gewährt hierdurch eine nicht zu verachtende Aufmunterung allen denen, welche bestrebt sind, die wirklich gangbaren Wege und Pfade ausfindig zu machen, auf denen in das Innere derselben zu gelangen ist.

---

5. Das Gefühlsleben. Dargestellt aus praktischen Gesichtspunkten, nebst einer kritischen Einleitung von Joseph W. Nahlowsky. Leipzig, Pernitzsch. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Ist Beneke Materialist? Ein Beitrag zur Orientirung über Beneke's System der Psychologie, mit Rücksicht auf verschiedene Einwürfe gegen dasselbe. Zunächst als Abwehr eines Angriffs des Herrn Pfarrers Gieseler. Von J. G. Dreßler. Berlin, Mittler und Sohn. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.
7. Sterben und Unsterblichkeit. Eine Studie von Sigmund Schott. Stuttgart, Göpel. 1861. 8. 18 Ngr.
8. Entdeckungen auf dem Gebiete der Seele. Erstes Buch. — A. u. d. T.: Das Leben des Traums. Von Karl Albert Scherner. Berlin, Schindler. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.
9. Die Symbolik des Traums. Von Gotthilf Heinrich von Schubert. Mit einem Anhang: „Die Sprache des Wachens. Ein Fragment." Vierte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von F. H. Ranke. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
10. Kritische und experimentelle Untersuchungen über die Hirnfunctionen. Zehnte Reihe. Ueber das Gedächtniß in den Sinnen, die phantastischen Gesichtserscheinungen, Traumbilder, Fieberdelirien u. s. w. Von Rudolf Wagner. In den „Nachrichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen" vom 25. Juni 1862.

„Das Gefühlsleben" von Joseph W. Nahlowsky (Nr. 5) ist eine feine Arbeit aus der Herbart'schen Schule, ein Muster von Zergliederung innerer Thatsachen, welches nichts zu wünschen übrig läßt, sobald man das speculative Postulat dieser Schule, daß es innerhalb der Seele nichts geben könne, was nicht aus Processen des bloßen Vorstellens erklärbar sei, gelten läßt. Aber auch für den, welcher an dieser Voraussetzung zweifelt, legen solche Proben den Beweis ab, wie weit man innerhalb eines kleinen Raums der Beobachtung durch eine sorgfältige Zergliederung der Thatsachen kommt.

Der Verfasser nimmt hier das Gefühlsleben im engsten Sinne dieses Worts. Er schließt alle sinnlichen Gefühle gänzlich aus, sodaß nur allein die höhern Gefühle oder Vernunftgefühle übrig bleiben, welche er als Resultate gleichzeitig im Bewußtsein zusammentreffender Vorstellungen beschreibt. Dagegen rechnet er alle, wenn auch noch so allgemeinen Gefühle und Stimmungen, welche auf der bloßen Perception organischer Reize beruhen, zu den Empfindungen von somatischer Natur, und schließt sie als solche entweder ganz von den Gefühlen aus, oder

hält doch nur allein dasjenige an ihnen als Gefühlsinhalt fest, was sich entschieden als ein aus bloßen Vorstellungen entspringendes Resultat zu erkennen gibt. Man beachtet den Unterschied zwischen sinnlichen Gefühlen und Vorstellungsgefühlen häufig viel zu wenig. Der Materialist insbesondere hat ein Interesse daran, denselben zu ignoriren und zu verwischen. Aber vergebens. Unter der Lupe geduldiger Selbstbeobachtung ziehen sich die Grenzen hier ebenso genau und sicher, wie auf einer feinen Landkarte. Die Vorstellungsgefühle bilden eine Mittelregion zwischen dem Vorstellen und Streben in der Seele. Selber in den Vorstellungen wurzelnd oder durch die Form des Gedankenlaufs erzeugt, treiben sie ihrerseits wieder vielfache Strebungen hervor, durch welche sie dann auch wiederum eigenen Zuwachs erhalten, indem befriedigtes Streben Lustgefühle, unbefriedigtes Streben Unlustgefühle in seinem Gefolge zu führen pflegt.

Der Verfasser läßt die Gefühle in zwei Hauptgruppen zerfallen, eine formelle und eine qualitative Gruppe. Unter formellen Gefühlen versteht er diejenigen, welche durch die bloße Form des Vorstellungslaufs bedingt sind, abgesehen davon, was der Inhalt der einzelnen Vorstellungen sei. Dahin gehören die Gefühle der Beklemmung und Erleichterung; des Gelingens und Mislingens; des Vermissens, Suchens und Findens; der Klarheit und Verworrenheit; der Coincidenz der Vorstellungselemente und ihres Contrastes; des Kraftüberschusses und Kraftdeficits; der Erwartung, Hoffnung, Besorgniß, Ueberraschung; des Zweifels, der Langenweile und der Unterhaltung. Unter qualitativen Gefühlen versteht er diejenigen, welche durch den Vorstellungsinhalt bedingt sind, mithin an einer bestimmten Qualität des Vorgestellten haften. Dahin gehören die intellectuellen, ästhetischen, moralischen und religiösen Gefühle, wie z. B. Reue, Rechtsgefühl, Andacht; dann auch die aus der subjectiven Wirkung der einzelnen Töne und Farben entspringenden, welche man mit zu den ästhetischen zählen darf. Die Charakteristiken und Zeichnungen dieser Gruppen, besonders der ersten, sind fein und voll treffender Bemerkungen, wobei der praktische Psycholog Shakspeare am häufigsten nebst andern als Zeuge und Gewährsmann in Anspruch genommen wird. Wo die Rede ist von den aus der subjectiven Wirkung der einzelnen Töne und Farben entspringenden Gefühle, ist Goethe in seiner Farbenlehre mit eben dem Rechte als classische Autoriät herbeigezogen worden.

Es sind nach Nahlowsky's Theorie zuletzt immer nur zwei einfache Bestandtheile, nämlich Lust und Unlust, welche in allen Gefühlen als ihre Elemente angetroffen werden. Förderung der Vorstellungen bewirkt Lust, Hemmung derselben Unlust. Denn das Leben der Seele ist Vorstellen. Dieses Leben ist intensiver, voller und rascher pulsirend, wenn starke, viele und bewegtere Vorstellungen da sind; es scheint in sich zusammenzusinken, wenn schwache, wenige, langsam dahinschleichende Vorstellungen am geistigen Horizonte vorüberziehen. Deshalb gewährt alles, was momentane Steigerung und Erweiterung des Bewußtseins, sowie eine bis zu einem gewissen Grade gehende Beschleunigung des Gedankenlaufs verursacht, Lust; Verminderung der Intensität des Vorstellens, Verengerung des geistigen Horizonts, endlich unnatürliche Verlangsamung des Gedankenlaufs weckt dagegen Unlust. Da nun das Gefühl das unmittelbare Bewußtsein der momentanen Steigerung oder Herabstimmung der eigenen psychischen Lebensthätigkeit enthält, die Steigerung derselben aber Lust, die Herabstimmung derselben Unlust verursacht, so bilden Lust und Unlust die einfachen in allen Gefühlen vorkommenden Bestandtheile.

Untersuchungen, wie sie hier angestellt werden, gehören einem wirklich empirischen Wege reiner Selbstbeobachtung an, wie er hauptsächlich durch die Herbart'sche Schule gegenwärtig im Gange erhalten wird. Er unterscheidet sich von den ältern Wegen der empirischen Psychologie vorzüglich dadurch, daß die Vorgänge im Vorstellungsleben nicht aus untergelegten Kräften oder Vermögen, sondern aus den Gesetzen der Anziehung und Abstoßung unter den Vorstellungsreihen selbst abgeleitet werden, freilich wiederum unter Voraussetzungen anderer Art, ohne welche man nun einmal eine solche Arbeit schwerlich beginnen kann. Es genügt aber auch vollständig, wenn man es ernstlich von allen möglichen Seiten versucht, indem sich dann das Schiefe und Einseitige in den unwillkürlichen und unbehutsamen Voraussetzungen allmählich immer mehr an der Hand der Erfahrung durch eine Vergleichung der verschiedenen Wege und Methoden untereinander corrigiren wird. So ist z. B. in den Herbart'schen Untersuchungen über das Gefühlsleben bei all ihrer relativen Genauigkeit immer noch ein Punkt übrig gelassen, welcher offenbar einer Correctur bedarf, und zwar einer recht radicalen. Der schwache Punkt ist dieser, daß nur allein die Lust bei ihm als positive Qualität, der Schmerz hingegen als bloße Negation, nämlich als eine bloße Herabstimmung jener, auftritt, während doch in der Erfahrung Mangel an Lust noch lange nicht Schmerz ist, und dabei der Schmerz, körperlicher nicht minder wie Seelenschmerz, häufig eine solche positive Energie entfaltet, daß wir oft versucht sein könnten, ihn für das positive Grundgefühl unsers psychischen Individuums, und die Lust für die bloße Erlösung von ihm zu halten. Daher wird in diesem Punkte wol das Richtige durch Kant getroffen sein, welcher in der Unlust nicht einen bloßen Mangel an Lust erregenden Vorstellungen, sondern eine ihnen widerstreitende Ueberfülle von entgegengesetzten und feindseligen Vorstellungen erkannte, und damit lange Zeit vor Herbart den schönen Grund zu einer vollkommenern Theorie des Gefühls legte, welchen Herbart nicht so benutzt hat, wie er ihn wol hätte benutzen können und sollen. Kant drückt sich über das Verhältniß von Lust und Schmerz unter anderm folgendermaßen aus*):

Daß die Unlust sowol etwas Positives, als auch der Lust real entgegengesetzt sei, erhellet am deutlichsten auf folgende Art. Man bringt einer spartanischen Mutter die Nachricht, daß ihr

*) „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen" (Abschnitt 2, §. 2).

Sohn im Treffen für das Vaterland heldenmüthig gefochten habe. Das angenehme Gefühl der Lust bemächtigt sich ihrer Seele. Es wird hinzugefügt, er habe hierbei einen rühmlichen Tod erlitten. Dieses vermindert gar sehr jene Lust und setzt sie auf einen geringern Grad. Nennt die Grade der Lust aus dem ersten Grunde allein 4 a und die Unlust sei blos eine Verneinung = 0, so ist, nachdem beides zusammengenommen worden, der Werth des Vergnügens 4 a + 0 = 4 a, und also wäre die Lust durch die Nachricht des Todes nicht vermindert worden, welches falsch ist. Es sei demnach die Lust aus seiner bewiesenen Tapferkeit = 4 a, und was da übrig bleibt, nachdem aus der andern Ursache die Unlust mitgewirkt hat, = 3 a, so ist die Unlust = a, und sie ist die Negative der Lust, nämlich — a und daher 4 a — a = 3 a.

Nun kann man aber in diesem Punkte recht wohl der richtigern Kant'schen Annahme huldigen, ohne darum noch der Herbart'schen Methode, die Vorstellungsprocesse aus sich selber erklären zu wollen, den Rücken zu drehen. Diese Methode bewährt sich nur um so glänzender, je entschlossener man den metaphysischen Vorurtheilen der Schule, namentlich ihrer Monadologie, den Abschied gibt. Den besten Beweis hiervon haben die psychologischen Arbeiten Beneke's geliefert. Beneke hat es gezeigt, daß man der psychologischen Methode nach Herbartianer sein kann, ohne an der Monadologie den mindesten Antheil zu nehmen. Beneke hat hierdurch, wenigstens auf indirecte Art, die Herbart'sche Psychologie dem Idealismus zugänglich und benutzbar gemacht. Denn sobald erst die Monadologie beseitigt ist, findet sich das Uebrige von selbst. Dabei ist auch das metaphysische System des Beneke, obgleich Sensualismus seiend, doch dem Idealismus in ähnlichem Grade verwandt, wie etwa der Sensualismus des Berkeley der Fichte'schen Wissenschaftslehre.

Die von Beneke's treuen Schüler und Anhänger J. G. Dreßler behandelte Frage: „Ist Beneke Materialist?" (Nr. 6), hat daher nur einen humoristischen Klang. Man kann sie sich nur durch eine Verwechselung der Begriffe von Materialismus und Sensualismus erklären, welche doch gerade in diesem Falle einen starken Gegensatz untereinander bilden. Die Geschichte der Philosophie lehrt, daß der blinde und oberflächliche Sensualismus dem Materialismus, hingegen der durchdachte und consequente dem Idealismus entgegenführt. So geschah es bei Beneke, und so geschah es in einer ganz ähnlichen Weise vor fast 200 Jahren beim Bischof Berkeley, mit dessen Lebensansicht die des Beneke auch in Hinsicht auf den hindurchgehenden tiefreligiösen Zug eine große Aehnlichkeit hat.

Denn bei Beneke ist alles in der Welt Seele oder psychische Function. Auch der Leib ist ein System von psychischen Functionen einer niedern Ordnung. Aehnlich wie aus dem Leibe die Seele emporwächst, wachsen aus den niedern psychischen Systemen der Phantasie, des Gedächtnisses und der unbewußten Strebungen die höhern Systeme des selbstbewußten und vernünftigen Lebens empor. Diese verhalten sich zu den niedern psychischen Systemen, wie diese sich zu den leiblichen verhalten. Zwischen den höhern und niedern Kraftsystemen findet das Verhältniß des stetigen Austausches und lebendigen Umsatzes ihrer Kräfte statt durch wechselseitige Zuschüsse und Hülfsleistungen untereinander. Wenn nun die Seele durch den Tod ihrer stofflichen Organe beraubt wird, so kann nach Beneke's System die Folge davon keine andere sein, als daß der Seelenorganismus um eine Stufe in die Höhe rückt, indem dann anstatt der leiblichen Systeme die psychischen die tiefste Unterlage des Lebens zu bilden anfangen. Dann können nur vollkommen innerliche und selbstbewußte, aus der Vernunft oder dem Geiste entwickelbare Systeme diejenige Stelle des inwendigen Lebens einnehmen, welche gegenwärtig von der Seele eingenommen wird.

Wie schlecht unterrichtet oder wie gedankenlos nun müssen wol diejenigen sein, welche ein solches System mit dem Namen des Materialismus zu belegen vermögen! Mit größerm Anschein möchte dasselbe sich wol in den Augen der Nüchternen und Zaghaften den Vorwurf der Schwärmerei zuziehen. Aber auch diesen dürfen wir ebenso entschieden als den des Materialismus hier abweisen. Der Schwärmer reißt uns fort durch seinen ungebändigten Phantasieschwung. Beneke's Theorie im Gegentheil gewinnt sich die denkenden Geister durch die einfache und natürliche Folgerichtigkeit, womit dieselbe aus seinen auf inductivem Wege begründeten Gesetzen der Seelenthätigkeit hervorfließt als ein Resultat, welches ebenso wol mit den Forderungen speculativer Vernunft, als mit dem natürlichen Wahrheitssinn eines gesunden und unbefangenen Gefühls übereinstimmt.

Wol wäre daher Sigmund Schott, welcher in seiner Studie über „Sterben und Unsterblichkeit" (Nr. 7) eine bunte Menge geistreicher und zerstreuter Gedankenfäden zusammenwebt, ohne dadurch irgendeine lebendige Ueberzeugung zu wecken, das Studium Beneke's anzuempfehlen.

Kühn und voll Zuversicht tritt Karl Albert Scherner in seinem Werke „Entdeckungen auf dem Gebiete der Seele" (Nr. 8) dazwischen. Er verheißt auf dem Gebiete der Seele eine durchgreifende Realwissenschaft, worin sich die Seele in realster Behandlung von innen und außen als ein wirkliches, wesenhaftes und überaus reiches, prächtiges und wundersames Sein präsentire. Er ruft aus:

> Wohlan denn, wer da will, daß eine starke Seelenwissenschaft erwachse, daß das Seelenleben im Menschen wieder kräftig und gesund werde, daß alle idealen Factoren des Menschenthums wieder wirksam eingreifen, und daß Kraft komme in die Adelung des Geistes: der trete auf für den Geist, baue kräftige Seelenforschung an, und setze größere Werke hin für die Seele als meine Anfänge.

Gut das! Wir sind dabei. Er betrachtet das Feld der empirischen Psychologie als ein für die Wissenschaft frisch zu eroberndes Terrain, und gibt die Schrift über „Das Leben des Traums" als den ersten Theil neuer Entdeckungen, welche in folgender weiterer Reihenfolge dem Publikum vorgeführt werden sollen: 2) „Die Seele im somnambulen Zustande"; 3) „Die Seele in vollausgeprägter Individualität (insbesondere die Seele Friedrich's

des Großen)"; 4) „Die Formation der Menschenseele nach Mann und Weib"; 5) „Die Lebensorganisation in der Seele (Physiologie der Seele)"; 6) „Die Seele in ihren Vermögen und Kräften"; 7) „Das Sein der Seele in seiner universalen Natur"; 8) „Die Fortdauer der Seele".

Die Absicht ist vortrefflich. Stände nur nicht die Ausführung so sehr dagegen zurück! Es ist ein oft gehegtes Vorurtheil, daß eine empirische Wissenschaft sich durch bloßes Beobachten gewinnen lasse, durch bloßes Anhäufen von Material. In dieses Vorurtheil ist Scherner verfallen. Er schaut in die Vorstellungsspiele der Seele hinein, wie in einen unterhaltenden Guckkasten, worin die Erscheinungen der Association und Combination ameisenhaft durcheinander wimmeln und den, welcher wirklich etwas davon begreifen möchte, in eine vollkommene Verzweiflung stürzen. Auf diesem Wege entsteht keine Wissenschaft. Auch in der Physik wimmelten in ähnlicher Ambiguität die Thatsachen durcheinander, ehe man gelernt hatte, durch Festsetzung durchgreifender Grundgesetze der Schwere, des Stoffs u. s. w. dieselben präcis und exact zu machen. Um wie viel mehr hier! So ist denn durch eine naturgetreue Abzeichnung eines erdrückenden Wustes von Träumen auch nur wieder entstanden ein Buch der Träume, erträumte Erklärungen geträumter Visionen, lauter Dunst und Nebel, aus dem wenig zu machen und wenig zu lernen ist, Sinnesträume, Phantasieträume, Denkträume, Willensträume, Ahnungsträume, Associationsträume, Nervenreizträume, Spannungsreizträume, Streckreizträume, Lungenreizträume, Zahnreizträume, Kopfschmerzträume, Rückenschmerzträume u. s. w.

Dies ist die schwache Seite der Sache, durch welche ihre starke Seite nur gar zu sehr hinters Licht gestellt wird. Aber es wäre unrecht, die letztere über der ersten ganz zu vergessen, und dieses Unrecht soll hier nicht begangen werden. Es dienen so detaillirte Selbstbeobachtungen, an eigener Person angestellt oder von andern auf glaubwürdige Art mitgetheilt, auch selbst in ihrer rohesten Form noch immer dazu, sowol den unermeßlichen Reichthum als auch den ganz besondern und mit nichts anderm irgend vergleichbaren Charakter unserer subjectiven Erfahrungswelt zur lebhaften Anschauung und Ueberzeugung zu bringen, und dadurch das noch gar zu weit verbreitete Vorurtheil zu bekämpfen, als ob das Gebiet der möglichen Erfahrung sich auf die Welt der äußerlichen Sinne beschränke. Zur Aufdeckung jenes unermeßlichen Reichthums möglicher innerer Erfahrungen dient eine detaillirte Beschreibung des Traumlebens in vorzüglichem Grade. Denn die wache Function unserer Seele verbirgt diesen Reichthum mit seiner alle Begriffe übersteigenden Beweglichkeit ebenso sehr, als sie ihn ahnen läßt. Scherner beschreibt die wache Function der Seele als die scharfschneidende, scharfvordringende Aufmerksamkeit, deren Geschäft es ist, die schaukelnden Vorstellungsspiele der träumenden Seele durch ein grelles Licht zu unterbrechen und zu befestigen. Daher zeigen erst dann, wenn jener schneidende und in die Zukunft treibende Strahl des Aufmerkens sich bis zu geringen Graden abdämpft, die Vorstellungen die ganze Beweglichkeit ihrer Associationen, worin eben das Phantasiren und Träumen besteht. Es verfließen unter dem sanften Schimmer des träumenden Bewußtseins alle Vorstellungsbewegungen mehr sanft und wellenartig, wie mit leisen und gehauchten Umrissen, wogegen die Bewegungen der wachen Aufmerksamkeit durch ihre Willkür immer etwas Schroffes und Gewaltsames an sich haben. Wer diesen Unterschied genau an sich selbst beobachtet, der bekommt dadurch wenn auch noch lange keine wissenschaftliche Einsicht, doch gewiß eine feste subjective Ueberzeugung davon, daß zwischen dem Princip des vernünftigen Bewußtseins und dem der physikalischen Materie ein drittes Wesen in der Mitte liegt, welches mit der Materie gemein hat, daß es ein unbewußtes, mit dem Bewußtsein hingegen, daß es nicht ein äußerliches oder objectives, sondern ein innerliches oder subjectives Wesen ist. Diese unbewußte Innerlichkeit oder subjective Stofflichkeit, welche ebenso wol wie die Welt der objectiven Stoffe ihre eigenthümlichen chemischen Mischungen und Krystallisationsvorgänge von anderer Art hat, ist das Gebiet der Naturseele oder des blinden Trieblebens, für dessen Anerkennung als einer eigenthümlichen Welt für sich der Verfasser mit lobenswerthem Eifer sich bemüht.

Aber hierbei ist auch die Grenze. Daß der bloße Erfahrungsreichthum in seiner Breite auf diesem Gebiete am wenigsten weiter fördert, springt ebenso sehr in die Augen. Träume verglichen mit Träumen entwickeln hier nur immer neue Träume. Und die oberflächliche und eben darum allezeit fertige Anwendung aller möglichen Associationsregeln zur Erklärung derselben verschlimmert nur die Sache. Denn nun geht es hier zu wie in der Astrologie oder bei den odischen Experimenten. Man ist nie um eine Erklärung in Verlegenheit, kann aber mit ein wenig Gewandtheit auch alles auslegen, wie man will und mag. Die Gründe sind hier wohlfeil wie Brombeeren. Weit sinniger, als sich in dieses Chaos Hals über Kopf zu stürzen, war es daher schon von Gotthilf Heinrich von Schubert, wenn er in seiner bekannten „Symbolik des Traums" (Nr. 9), deren erneuerte Auflagen sich immer neue Leser suchen und immer neue Leser finden, einzelne hervorragende und bedeutungsschwere Traumsymbole als merkwürdig hervorhob und ihren poetischen Sinn zu entwickeln versuchte, wie z. B. Heimat für Tod, Leichenbegängniß für Hochzeit, Vermählung für Krankheit u. dgl. Auch aus dem Scherner'schen Traummagazin ließe sich wol manches dahin schlagende Interessante zusammenfinden. Nur sind solche Goldkörner hier ganz verschwemmt im Schlamme des Unbedeutenden. Wer mag sie herauswaschen?

Ueber das Verhältniß der Traumbilder und ihnen verwandten Erscheinungen, namentlich der Fieberdelirien zum Gehirnleben, theilt der Physiolog Rudolf Wagner in einem Bericht an die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen (Nr. 10 „Kritische und experimentelle Untersuchungen über die Hirnfunctionen") theils neue

Thatsachen, theils Vermuthungen mit. Er betrachtet als den anatomischen Centralherd für die Functionen der Phantasie ausschließend das große Gehirn, insbesondere dessen Rindensubstanz, und betont für die Fieberdelirien als besonders wichtig den Umstand einer erhöhten Wärmeentbindung in den Centraltheilen des Organismus, weil die erhöhte Temperatur des dem großen Gehirn zugetriebenen fieberhaft pulsirenden Bluts in wahrscheinlichem genetischen Zusammenhange stehe mit den Steigerungen der Traumthätigkeit und der Ideenflucht, wie sie sich in fieberhaften Zuständen durch Irrereden und unwillkürlich gesprochene Worte zu erkennen geben. Der höchste bisjetzt beobachtete Fiebergrad, bei welchem das Leben noch erhalten blieb, war 41,75 C. Beim Eintritt des Todes steigert sich die Temperatur beträchtlich; beim Typhus abdominalis betrug sie einmal 43,8; beim spontanen Tetanus 44,75 und stieg bis 55 Minuten nach dem Tode noch um einen halben Grad. Die gewöhnlichen Todestemperaturen gehen (nach Uhle und Ernst Wagner) bis 42,5 C., während die Normaltemperatur bei gesunden Menschen zwischen 37,0 und 37,3 schwankt. Bei Krankheiten kommen Schwankungen von 35—41,9 vor. Die Thatsachen aus dem gemeinen Leben, daß alles lebhafte Dichten und Phantasiren einen heißen Kopf macht, und ferner, daß die entweder im Schreck oder in der Freude exaltirte Phantasie einen plötzlichen Tod herbeiführen kann, empfangen durch solche Thermometerbeobachtungen ein verdeutlichendes Licht.

Interessant ist die hierbei von Wagner nach eigener Selbstbeobachtung gegebene Beschreibung eines Fieberzustandes, in welchem der Kranke sich abgerissene und zusammenhanglose Worte, z. B. Haus, Dach, Hammer, Hand, Kopf, Stuhl u. s. w. durch eine starke und grelle Stimme gellend in die Ohren gerufen hört, gleich einem Wasserfall von überaus rasch gesprochenen Worten, stundenlang, unter furchtbarer Qual und heftig ausbrechenden Schweißen. Die Sache klingt seltsam, gehört aber zu den Fällen, welche nach dem Gesetze der Verschmelzung des Homogenen in den Vorstellungen erklärbar sind. Der einfache Empfindungsinhalt, wie ihn in diesem Falle die rhythmische Affection des Hörnerven durch das pulsirende Blut erzeugt, ist als solcher ein unartikulirtes, in überaus raschen Stößen erfolgendes Dröhnen. Es artikulirt sich dasselbe durch Verschmelzung mit gewissen ihm ähnlichen Wortklängen, deren Spuren das Gedächtniß bewahrt, und die Verschmelzung erfolgt um so völliger und untrennbarer, je mehr die wache Unterscheidungsfähigkeit erlahmt ist. So z. B. gehen nicht beim aufmerksamen, sondern beim unaufmerksamen Geldzählen die Verwechselungen der falschen Stücke mit richtigen vor. Nicht beim hellen Tageslicht, wol aber in der Dämmerung sieht das Handtuch wie ein Gespenst aus. Nicht der nüchterne, wol aber der Berauschte verwechselt Personen und Sachen, die einander ähnlich sind. Nicht der Wache, wol aber der Schlafwandler ergreift die Weinflasche statt des Leuchters, und schnupft gemahlenen Kaffee für Taback. In derselben Weise hört, wenn die Arterien klopfen und die Ohren brausen, zwar nicht die ruhige Aufmerksamkeit des Gesunden, wol aber die abgehetzte des Fieberkranken statt der unartikulirten Geräusche die verwandten artikulirten erschallen. Wenn dem durch Hitze gequälten Gehirn des Wüstenreisenden an der Stelle der trüben Umrisse staubverhüllter Umgebungen das Wüstengespenst erscheint, oder wenn wir in träumerischem Hinbrüten in unbestimmte Wolkenumrisse höchst bestimmte Gestalten entweder von menschlichen Figuren oder Landschaften hineinschauen, so geschieht dieses nach demselben Gesetze der Verschmelzung des Homogenen. Und wenn des Abends im Bette bei verschlossenen Augen die an sich selbst unbestimmten Farbenflecke der überreizten Retina zu höchst bestimmten Zeichnungen von Blumen oder Laubwerk oder allerhand Fratzengesichtern emporblühen, so ist auch dieses nichts anderes als ein Phänomen einschmelzender Gedächtnißspuren, welches jener seltsamen Erscheinung der zusammenhanglos hervorgepolterten Wortklänge wol als ähnlich und entsprechend zur Seite gestellt werden darf, wie dieses auch mit Recht von Rudolf Wagner geschehen ist.

Karl Fortlage.

Graf A. Baudissin über den schleswig-holsteinischen Krieg.

Geschichte des schleswig-holsteinischen Kriegs. Von Graf Adelbert Baudissin. Hannover, Rümpler. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Mit wahrer Freude begegnen wir dem Grafen Baudissin stets auf dem Gebiete humoristischer Darstellungen, wo er durch sein frisches Talent und seine geistvolle Schilderung die Leser zu unterhalten und zu fesseln weiß. Weil wir Antheil an seiner schriftstellerischen Laufbahn nehmen, hätten wir aber gewünscht, daß er eine Geschichte des schleswig-holsteinischen Kriegs erst nach zehn Jahren und noch später geschrieben hätte. Wir erkennen den glühenden Patriotismus und die Begeisterung für die Sache, welche ihn dazu vermocht haben, ehrend an, müssen aber doch bemerken, daß an eine Kriegsgeschichte höhere Ansprüche zu machen sind, als dies Werk sie erfüllt. Kriegsgeschichte zu schreiben, ist überhaupt eine der schwierigsten Aufgaben. Es gehört dazu mehr, als den Krieg selbst, wenn auch in noch so begeisterter Kampflust, doch in untergeordneter Stellung mit beschränktem Wirkungskreise mitgemacht zu haben, mehr als eine blos allgemeine oder selbst publicistische Bildung: sie verlangt vorzüglich die gründlichsten Kenntnisse in den Kriegswissenschaften, welche allein das Verständniß der Thatsachen, ihre Ursachen und Wirkungen eröffnen; sie fordert staatsmännische Einsicht, politische Reife und ein tiefes, möglichst unparteiisches Quellenstudium. Was sonst noch an eigener Begabung nöthig ist, um im Fache der Kriegsgeschichte etwas Tüchtiges zu leisten, wollen wir hier unerörtert lassen, da wir bei einer langen Reihe von betreffenden Werken in d. Bl. oft genug Gelegenheit gefunden haben, uns darüber zu äußern.

Stellen wir uns aber, wie wir gewohnt sind, ganz auf den Standpunkt des Verfassers, den uns die Vorrede angibt. In dem Werke soll eine treue Schilderung entworfen werden 1) von den Rechten und der staatsrechtlichen Stellung Schleswig-Holsteins, 2) von den Uebergriffen der dänischen Regierung und dem Entstehen der dänischen Propaganda gegen die wohlbegründeten Rechte der Herzogthümer, und 3) von dem

Kampfe, den Schleswig-Holstein und mit ihm ganz Deutschland zur Wahrung der angefochtenen Selbständigkeit bestanden hat. Um unser Urtheil gleich summarisch zu geben, so freuen wir uns, die beiden ersten Aufgaben, die sich der Verfasser gestellt hat, also den politischen Theil des Werks, als gelungen bezeichnen zu können. Schwer ist es gewiß, in einer so brennenden Frage der eigenen geliebten Heimat auch dem Feinde von seinem Standpunkt aus gerecht zu werden, und wir hätten deshalb gewünscht, unter den Quellen, welche der Verfasser benutzt hat, auch noch mehr dänische Schriften zu finden, die Darstellung würde dadurch an objectiver Klarheit gewonnen haben; aber in der Sache selbst wird ihm wol jeder Deutsche, der ein Gefühl für das gemeinsame Band unserer Stämme hat, von Herzen recht geben. Den militärischen Theil dagegen müssen wir unbedingt eine Arbeit nennen, über welche der Verfasser nach Jahren reiferer Erkenntniß gewiß selbst die strengste Kritik üben wird. Für diesen Theil haben ihm alle Quellen der beiden kriegführenden Parteien, aus welchen allein eine richtige Darstellung zu schöpfen ist, wir meinen die Kriegsarchive, nicht zu Gebote gestanden, und die öffentlichen hat er nicht benutzt. In einem kriegsgeschichtlichen Werke hofft man doch vor allem die Streitkräfte und ihre Organisation, die Ordre-de-Bataille, wenigstens richtige Angaben über Truppenstärke zu finden, die aus jedem gedruckten Berichte zu entnehmen waren. Die militärischen Quellen, aus denen der Verfasser seine Schilderung der eigentlichen Kriegsbegebenheiten zusammengestellt hat, sind leider nicht angegeben; wir ersehen aber aus der Schilderung selbst, daß ihm die zuverlässigsten, jedermann zugänglichen entweder nicht bekannt gewesen oder von ihm verschmäht worden sind, so für die Eröffnung des Kriegs die leider nicht fortgesetzte Geschichte des deutsch-dänischen Kriegs von dem jetzigen großherzoglich oldenburgischen General von Fransecky. Das Werk des Prinzen von Noer scheint dem Verfasser als einzig sicherer Führer gedient zu haben, da wir demselben fast wörtlich manches entnommen finden. Mag man über jenen Krieg und seine Führung urtheilen wie man will, so geben wir doch vor allem zu beherzigen, was der berühmte Clausewitz über militärische Kritik im allgemeinen gesagt hat, und sind der Meinung, daß man sich erst dann ein richtiges Urtheil bilden kann, wenn man bei detaillirtester Kenntniß der Thatsachen auch die Verhältnisse ganz genau kennt und einen sichern Einblick in die Motive der Operationen und die bestimmenden Einflüsse gewonnen hat. Der Standpunkt des Verfassers ist aber außerdem der einer leidenschaftlichen Erbitterung gegen Preußen und die preußischen Offiziere im allgemeinen, während er doch selbst anerkennt, daß die junge schleswig-holsteinische Armee von ihnen gebildet worden ist. Wir geben ihm manches, auch manche Persönlichkeit preis, aber daß ihn sein Parteistandpunkt, welchen die Schlagwörter des „Völkerfrühlings" kennzeichnen, ungerecht macht, werden selbst Gegner Preußens in seinem Werke finden.

Neues, wie er selbst sagt, bietet er dem Leser nicht; wir können also auch den Gang des Kriegs — bei welchem sich in manchem Geiste das infandum jubes, regina wiederholen wird — als bekannt voraussetzen. Auf den politischen Theil kommen wir nicht mehr zurück, er bildet den Eingang des Werks und enthält die vortrefflichsten Charakteristiken. Ueber die allgemeine strategische Behandlung des Stoffs haben wir unsere Bedenken ausgesprochen. Der Darstellung der einzelnen Kriegsbegebenheiten aus dem taktischen Gesichtspunkte folgen wir jedoch mit Interesse, hier bekundet sich auch das Talent des Verfassers in lebendiger Schilderung und manche richtige Bemerkung wird an die Thatsachen geknüpft. Die erste Waffenthat des schleswig-holsteinischen Häufleins, welches etwas euphemistisch eine „Armee" genannt wird, obwol nur 500 Mann stark, bekundete schon die Unfähigkeit des Generals Krohn, der sie führen sollte: er ließ einen Kriegsdampfer, der unter dänischer Kriegsflagge in den Hafen von Flensburg einlief, mit Flintenkugeln begrüßen. Der Verfasser nennt es mehr als einen Fehler, eine Thorheit, weil er, abgesehen davon, daß er dem Schiffe nichts anhaben konnte, den Dänen Gelegenheit gab, die Herzogthümer, die sich nur zur Wahrung ihrer Rechte und keineswegs revolutionär erhoben hatten, als Angreifer zu bezeichnen. Ein viel größerer militärischer Fehler war, daß er die unhaltbare Stellung bei Bau gegen die dänische Uebermacht behaupten wollte und dadurch die Niederlage erlitt, wobei fast das ganze Studentencorps gefangen wurde. Dieser Verlust war um so schwerer zu verschmerzen, weil mit ihm die Elemente zu einem eingeborenen Offiziercorps für eine ganze Campagne verloren gingen. Das an sich unbedeutende Gefecht entschied aber zugleich über das Schicksal der Herzogthümer, „es benahm die Hoffnung auf ein eigenes selbständiges Ausfechten der Sache; das Schicksal Schleswig-Holsteins wurde der Diplomatie in die Hände gegeben, preußische Generale übernahmen die Leitung des Kriegs, die provisorische Regierung sank zu einer einfachen Verwaltungsbehörde herab."

Die Kritik der Kriegsleitung in ihrer ganzen Gehässigkeit, welche für sich in dem bekannten „Was jeder klardenkende Mensch als das einzig Richtige anerkennen muß" die Unfehlbarkeit in Anspruch nimmt, übergehen wir hier; sie ist in ihrer Form überdem nur Copie eines auf soliderer Grundlage ruhenden Originals. Wir fühlen uns nicht, am wenigsten unserm weitern Leserkreise gegenüber, zu einer militärischen Widerlegung der Angriffe auf den Oberfeldherrn berufen, sie werden auch wol von competenterer Seite nicht beachtet werden. Nur als Probe der Kritik geben wir, daß ihm untergelegt wird, er habe in der Schlacht von Schleswig eine Stunde Rast befohlen, „weil er in Ruhe zu Mittag essen wollte". Ebenso wenig Gnade findet die provisorische Regierung, die deutsche Centralgewalt, der Reichs-Kriegsminister. Was indessen über die Stellung der Parteien in der frankfurter Nationalversammlung zu dem Waffenstillstande von Malmö, ja zu der ganzen Sache der Herzogthümer gesagt ist, verdient alle Beachtung; der Verfasser hebt hervor, daß die demokratische und republikanische Partei die Herzogthümer nur zu ihren Zwecken benutzte, wie sie im folgenden Jahre die Reichsverfassung dazu benutzen wollte. Damals wie heute! Einer der Hauptführer dieser Partei, Dr. Vogt, erklärte die ganze Erhebung der Herzogthümer für das Werk einiger Professoren.

Die weitere Entwickelung der schleswig-holsteinischen Frage unter der gemeinsamen Regierung, welche infolge des Waffenstillstandes an Stelle der provisorischen Regierung getreten war, gibt dem Verfasser Gelegenheit zu zeigen, wie durch eine kluge Politik dieselbe den Herzogthümern eine gesicherte Stellung hätte schaffen können. Er mißt dieser Regierung die Schuld bei, daß die Diplomatie zu dem Glauben kam, die Herzogthümer hätten das unbedingte Verlangen, in Verbindung mit Dänemark zu bleiben und es handle sich nur um die Form dieser Verbindung, statt daß es galt, ihre legitime Erbfolge aufrecht zu erhalten und mit Hülfe derselben von Dänemark getrennt und selbständig zu werden. „In dieser Annahme liegt der Schlüssel zu allen diplomatischen Verhandlungen seit dem Jahre 1849, zu dem Abkommen Dänemarks mit Deutschland im Jahre 1852 und zu dem Abschluß des londoner Protokolls." Es liegt aber in dem für die Herzogthümer aufgesteckten Ziele zugleich das Programm unsers Werks, und wäre es durchzusetzen, so könnte Deutschland damit wol zufrieden sein.

Mit der Statthalterschaft und der Fortsetzung des Kriegs tritt das militärische Interesse wieder in den Vordergrund. Hier lesen wir nun zwar die Bataillonseintheilung der schleswig-holsteinischen Armee unter Bonin, aber von der Stärke, Formation und Ordre-de-Bataille der deutschen Armee wie der dänischen Streitkräfte wiederum kein Wort! Die einzelnen Gefechte sind gut erzählt, aber der Zusammenhang der Operationen und die Gruppirung fehlt, und der militärische Leser kann sich darum nicht befriedigt fühlen. Mag sein, daß der Verfasser solche weniger im Auge gehabt hat als das größere Publikum, aber es läßt sich beides sehr wohl verbinden. Die Kriegführung des Generals von Prittwitz wird ebenso heftig getadelt als die seines Vorgängers; auch er „speist ruhig zu Mittag" statt zu schlagen;

indessen gesteht der Verfasser wenigstens ein, daß er die Motive seiner Heeresleitung und die ihm ertheilten Befehle nicht kennt, während er bei dem General von Wrangel nur die Alternative läßt: Planlosigkeit oder böswillige Absicht! Thatsächlich wollen wir nur einen Irrthum berichtigen, welcher 26 preußische Bataillone, fast ausschließlich Landwehr, in Jütland einrücken läßt; es waren nur 13, nämlich 6 Linien-, 1 Jäger- und 6 Landwehrbataillone. Unter den Kampf- und Schlachtbildern heben wir als vorzüglich gelungen das Gefecht von Eckernförde, die Schlacht von Kolding, an welchem Siege der Vater des Verfassers einen vorzüglichen Antheil hatte, und die Kämpfe der einzelnen Bataillone bei Fridericia hervor. Da diese Schlacht nur aus einer Reihe größerer und kleinerer Metzeleien bestand, so erklärt es der Verfasser für unmöglich, eine Uebersicht des Ganzen zu geben. Der Verlust derselben wird nur Bonin's Eigensinn zugeschrieben, der „die Rathschläge, welche Jastrow ihm ertheilte und die jeder Soldat seiner Armee ihm hätte geben können, nicht befolgte". Damit schloß der Feldzug von 1849; es kam der Waffenstillstand von Berlin, die Friedensunterhandlung, die Abberufung der preußischen Offiziere aus der schleswig-holsteinischen Armee. Der Verfasser macht den beiden einander gefolgten Regierungen und der letzten Statthalterschaft den schwersten Vorwurf, daß jene nicht daran gedacht, sich diese Offiziere zu sichern, und die Statthalterschaft sie scheiden ließ, wo sie acht Millionen Mark in der Kasse hatte und das Land bereit war, diese Summe zu verdoppeln; ja, daß aus schnöder Sparsamkeit die Anstellung neuer Offiziere unterblieb, obgleich an 200 fehlten. Er weist darauf hin, wie nun in der höchsten Gefahr die Armee, sich selbst überlassen, fast ohne Führer sich befand, wo eine gewonnene Schlacht, noch bei Idstedt, die Freiheit der Herzogthümer sichern konnte. Fürst Schwarzenberg hat das freilich im Jahre 1851 zum Grafen Otto Baudissin gesagt — hinterher!

Es freut uns, daß der Verfasser nun den preußischen Offizieren im einzelnen die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die er ihnen im ganzen versagt, daß er die Verdienste von Bonin, Delius („des Landes guter Genius"), Jastrow, Stückradt, Gersdorff, Krensky, bei vielen Gelegenheiten hervorhebt und sich mit Thränen der Abschiedsscenen erinnert, deren Zeuge er gewesen ist: warum also die frühern Vorwürfe? Die letzte traurige Periode des Kriegs wird mit schärfster Charakteristik des von der Statthalterschaft berufenen Feldherrn und seines Generalstabes eingeleitet. Die großen Fehler, welche General von Willisen durch eine veränderte Formation, ein neues Exercierreglement und Gefechtssystem im Augenblick des ausbrechenden Kriegs begangen hat, sind bekannt; die Schlacht von Idstedt ist in der Militärliteratur sattsam beleuchtet worden. Möge man aber auch Willisen's Rechtfertigung, die er in den „Grenzboten" versucht hat, nicht übersehen!

Der letzte Abschnitt unsers Werks führt uns die folgenden Kriegsbegebenheiten bis zur Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee vor; ein langes Sündenregister (S. 683) wird den „Urheber all des entsetzlichen Unglücks" nachgesagt, zugleich aber auch denen, „welche in der Nacht deutscher Schande wie heilverkündende Wahrzeichen erschienen sind", ein schönes Ehrengedächtniß ausgesprochen. Erschütternd ist der Schluß, von heißer Vaterlandsliebe durchweht! Die schleswig-holsteinische Frage harrt noch immer, nach 13 Jahren, der Lösung am Deutschen Bunde, „das Grab ist geöffnet, in welches die Dänen Schleswig zu versenken streben" — werden die deutschen Fürsten noch länger mit ihrer Hülfe zaudern?

Karl Gustav von Berneck.

Ein Roman aus der dresdener Schriftstellerwelt.

Die Literaten. Socialer Roman von **Ida von Düringsfeld**. Zwei Bände. Wien, Markgraf und Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Das ist einfach ein Pasquill", sagte Cäcilie. „Ein Pasquill pflegt sonst schlanker im Durchmesser zu sein", meinte Grunow. „Nun, so ist es einmal ein Pasquill, welches dicker ist", versetzte Cäcilie. — Wären bei uns so kühn absprechende Urtheile Sitte, wir hätten auf vorliegendes Opus der Verfasserin diese nämlichen Worte angewendet, welche sie selbst in obigem Romane ihrer Heldin in den Mund legt, als sie mit dem Verfasser „zehnbändiger Romane", dem gefeierten Dramatiker Doctor Grunow (Gutzkow) über Julian Schmidt's Literaturgeschichte spricht, die für sie „der gesäuberte deutsche Musenberg" heißt.

Uns scheint indeß der Roman weniger seiner Individualität wegen einer eingehenden Besprechung werth, als deshalb, weil es uns auf diese Weise vielleicht gestattet ist, an diesem Exempel eine ganze Gattung zu kennzeichnen, die leider jetzt von Jahr zu Jahr immer weniger zu den seltenern zählt.

Dieser Ab- oder Spielart des modernen Romans, die wir ihrem Charakter nach gern als die „absolut-bissig-persönliche" bezeichnen möchten, und die ihrem künstlerischen Gehalt nach auf die Productionen gewisser Brandbriefschreiber hinauslaufen mag, dieser Species entgegenzutreten, wird dem Unterzeichneten wol um so eher gestattet sein dürfen, als er dieser Art Literatur völlig als homo novus gegenübersteht.

Es ist eigenthümlich, zu welchen Kunststücken gewisse hoch- und hochwohlgeborene Autoren ihre Zuflucht nehmen, wenn sie ihre intellectuellen Fähigkeiten schwinden fühlend, doch von der Manie nicht lassen können, den Literaturmarkt mit ihren Producten zu überschwemmen. So sahen wir den so begabten Freiherrn von Sternberg, als er seiner schriftstellerischen Thätigkeit kein Halt zurufen mochte oder konnte, rasch von Stufe zu Stufe sinken, sodaß er jetzt längst die Grenzlinie überschritten, die den Autor von Gewissen und Anstandsgefühl von jenen Autoren trennt, die eben nur noch Aufregungslesefutter für die verderbte Phantasie unreifer Jünglinge oder abgelebter Greise zu liefern im Stande sind.*) Während nach dieser Seite hin der Freiherr die üppigen Spargelkeime seiner Phantasie wild in die Höhe schießen ließ, entwickelte sich das Talent der Frau Baronin Ida von Düringsfeld in ähnlicher Weise nach anderer Richtung hin, indem sie ihren Roman nur zu Nutz und Frommen ehrenwerther Kaffeegesellschaften schrieb, deren Princip es ja bekanntlich ist, den Ruf des Mitmenschen mit möglichst geringer Berücksichtigung von Nächsten- und Wahrheitsliebe auf das gründlichste zu ruiniren.

Freilich, indem sich die Verfasserin bei der Kaffeetasse herabließ, auf die bürgerlichen Schwächen ihrer namentlich bezeichneten Collegen und Colleginnen von der Feder das scharfe Licht ihrer Astrallampe fallen zu lassen, vergaß sie — scheint uns — den alten Satz, dem auch sie die nöthige Berücksichtigung hätte angedeihen lassen sollen: „Nam fabula de te narratur!"

Indessen sei es uns gestattet, den Gang der Fabel des als Roman ziemlich inhaltslosen Buches hier kurz anzugeben.

Ein junges adeliches Mädchen von 24 Jahren, das bereits ein Buch über Frankreich auf dem Gewissen hat, wird, unter engherzigen Verhältnissen in ihrem Aelternhause aufgewachsen, von der unbezähmbaren Lust gepeinigt — „man weiß nicht, von wannen sie kommt und geht" —, sich zu emancipiren. Gut. Sie thut dies, indem sie nach Dresden geht, um dort in der

*) Sternberg's neueste Künstlernovellen trifft dieser Vorwurf jedoch weniger; namentlich sind seine oft so reizend geschriebenen novellistischen Phantasien über Meisterwerke der dresdener Galerie in dieser Hinsicht ziemlich reinlich gehalten.

anständigsten Schriftsteller-Bohème, in der die dortige Schriftstellerinnencolonie keinen geringen Platz einnimmt, von „ihren Renten“ lebend, das „freie Weib“ mit möglichst moralischen Grundsätzen zu spielen. Später geht sie nach Berlin und verliebt sich in den Buchhändler, der ihr Werk verlegt und ihr auch fernerhin Beschäftigung für die Feder zugewiesen, heirathet ihn jedoch erst, nachdem sie in ihrer souveränen Launenhaftigkeit den armen Mann bis aufs Blut gequält und blaß und blau geärgert hat. Ueber ein Mehr hatte die militär-fromme Phantasie der Verfasserin nicht zu verfügen. Nun aber kommt das Beiwerk, das stark mit allerlei Cayenne-Pfeffersauce gemischt werden mußte, damit es dem schwachen geistigen Gehalt des Gesammtwerks bei einem hohen Adel und verehrlichen Publikum zur gebührenden Folie dienen konnte.

Als vor kurzem von dem bekannten mysteriösen Emil Vacano von Martin Perels' Gnaden ein Romänchen: „Moderne Vagabunden“, erschien, das sich selbst ziemlich unverhüllt für eine Art von Humbug ausgab, da erhielten gewisse darin mitgenommene Bühnenkünstler u. s. w. von unbekannter Hand aus Potsdam Briefe, in denen sie auf jene „Vagabunden“ aufmerksam gemacht wurden, und zwar anscheinend im Tone des feierlichsten Unwillens über die dem Adressaten in diesem Werke verleumderisch nachgesagten bösen Dinge. Versicherte auch schließlich der unbekannte Potsdamer, daß sein Motiv nicht „Rache“ sei, so wurde die Wahrheit dieses Wortes in seiner ganzen Größe erkannt, als die Betreffenden nur zu richtig annahmen, diese Briefe seien nichts, als eine hochmoderne Reclame des Verfassers, um seinem Buche Käufer, sich selbst aber ein, gleichviel was für ein Renommée zu schaffen. Kommt es doch heutzutage gewissen Leuten nur zu häufig blos darauf an, überhaupt von sich reden zu machen. Mutatis mutandis ließe sich vielleicht aus diesem Geschichtchen auch eine Anwendung auf den neuesten Roman unserer Verfasserin finden. Bereits vor zwei Jahren hat sie in ähnlicher Art in „Norbert Dujardin“ den ehrenwerthen czechischen Alterthumsforscher Mikowetz und den Namen der bekannten Sängerin Fischer von Tiefensee (de Lago) benutzt, um ihre pikant-romantischen Schmarotzer-Schlingpflanzen daranzuknüpfen. Der Appetit scheint ihr beim Essen gekommen, und so führt sie denn im „socialen Roman“ „Die Literaten“ ihre vollblütige Heldin in den literarischen Salon Dr. Grunow-Gutzkow's, in welchem sie den berühmten Mimen Emil Devries (Devrient), die Schriftstellerinnen Fräulein Emily Ellrich (Amely Bölte), „die sich Emily nennt, wie Fazy sich James, und deren Roman «Lady Montague» («Frau von Staël») gekannt ist“, Fräulein von Wartensleben (Elfriede von Mühlenfels), die Herausgeberin von „Albums zu wohlthätigen Zwecken“ und Dr. Wiesner (Robert Giesecke), den Verfasser der „Modernen Giganten“ („Titanen“) und des „Schmiede-Veilchen“ („Pfarr-Röschen“) antrifft. Hier fängt nun sofort die Médisance an (Verleumdung wäre wol zu plebejisch-deutsch?), indem sie Gutzkow ohne weiteres über „Robinson's Activa und Passiva“ (Freytag's „Soll und Haben“) wohlwollend sagen läßt: „Es sei dem Autor damit doch ein recht hübscher Griff geglückt!“, worauf Wiesner-Giesecke den Roman einen „Griff an die Seelen der Ladendiener“ nennt. Giesecke, „trotz seiner 30 Jahr ein knabenhaftes Individuum“, hat seiner Versicherung nach nicht einmal Immermann's „Münchhausen“ gelesen, und seinen Ruf verdankt er nur dem Verleger dieser Blätter, der zu den Autokraten gehöre, die durch ihren Verlag Talent- und Classicitätsdiplome ertheilen. Fräulein Bölte's und Giesecke's Vergangenheit wird nun mit genauester Specialisirung durchgegangen und über alle Theile derselben gießt die Verfasserin mit geübter Hand die bitterste Lauge hämischer Klatschsucht aus vollen Kübeln aus. Unsere Baronin geht noch weiter, sie erdreistet sich, es Julie Burow (Junia Hopfenstiel, „die schreibende Familienmutter“) zum Vorwurf zu machen, daß sie die Erziehung ihrer Kinder von ihrem ehrlichen Erwerb mit der Feder bestreitet, „denn sobald ein Sohn zur Universität oder eine Tochter zur Aussteuer ein Dutzend neuer Hemden braucht, schreibt die gute Mutter eins ihrer schlechten Bücher“! Hofrath Klemm und die Majorin Serre kommen zwar etwas besser weg, aber die erwähnten und noch andere Personen (von Giesecke und Fräulein Bölte wird unter anderm erzählt, sie hätten sich thätlich aneinander vergriffen und sich hintennach geheirathet!) werden das Opfer eines systematischen Verleumdungsgelüstes, das weder Anstand noch Sitte mehr zu kennen scheint. Indessen das hier Erzählte — obwol wir gewichtige Gründe haben, daran zu zweifeln — könnte vielleicht in Einzelheiten wahr sein und nur die Zusammenstellung und Brillantirung wäre das dichterische (!) Verdienst der Frau Verfasserin; was aber soll man sagen, wenn vom Verfasser einer „Literaturgeschichte“, dem Dr. Schaller (Gottschall) wörtlich Folgendes gesagt wird: „Erstens war er roth gewesen («Gedichte») und jetzt sogar bis zu vaterländischen Dramen («Schill») gekommen; zweitens hatte er, dessen erstes Ideal Luise Dalton (Luise Aston, die auch im Romane eine Rolle hat) gewesen war («Ein hohes Lied vom Weibe!»), ganz sachte ein Freifräulein (?) aus alter Familie geheirathet; drittens ist er förmlich melancholisch geworden, seit ein ebenfalls der Revolution abtrünnig gewordener Schriftsteller einen Orden erhalten habe, während Dr. Schaller noch immer kein Band ins Knopfloch knöpfen könne. Kurz der Mensch (!) hat so viel Bekehrungen durchgemacht, daß er ganz und gar umgewandelt sein muß!“ Und warum dies alles, wir fragen, warum? „Und ein Narr wartet auf Antwort“, noch heute, wenn sich der Frager nicht die Mühe genommen hätte, in Rudolf Gottschall's „Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts“ den kleinen Feuilletonartikel nachzulesen, der den literarischen Leistungen „der gnädigen Frau“ gewidmet ist. „Hinc illae lacrimae!“ würde Cicero gesagt haben, wenn man ihn darum gefragt hätte. Daneben wird Herman Grimm, wie es scheint dabei noch in bester Absicht, „der Essayist“, als kindisch-hochmüthiger Ausbund des Berlinerthums par préférence hingestellt, und Gutzkow muß es sich gefallen lassen, gleichsam als Supplicant zu erscheinen, um die Aufnahme eines zweibändigen Romans in das Journal seines einstigen Schützlings zu erbitten. Et caetera, et caetera in infinitum, aber nicht „mit Grazie“.

Der Stil, in dem diese „schlechten Witze“ vorgetragen werden, ist nicht ohne eine gewisse Glätte und Lebhaftigkeit, wenngleich für deutsche Ohren das Kauderwelsch des englischen Highlife eine zu große Rolle darin spielt.

Der Herausgeber d. Bl. hat es sich oft genug angelegen sein lassen, von Deutschlands Literaten, wenn sie von- und miteinander reden, einen anständigen Ton zu verlangen. Wir persönlich sind mit dieser Anforderung nur zu sehr einverstanden; um so schmerzlicher mußte es uns berühren, von weiblicher Seite ein so gänzliches Verlieren des echt künstlerischen und sittlichen Standpunktes gewahren zu müssen. Wahrlich, da sind uns Geschichtsklitterungen à la Mühlbach bei weitem lieber, als dergleichen aufgewärmter literarischer Kaffeeklatsch-Abhub, dargebracht unter der lügenhaften Scheinglorie des „socialen Romans“. Vielleicht aber hat die Verfasserin wirklich geglaubt, Randglossen zur Socialgeschichte des modernen Literatenthums zu bringen; dann jedoch müßten wir ein so totales Verkennen der zweckentsprechenden Mittel nur auf das höchste bedauern.

Waren wir zu herb im Ausdruck unsers Urtheils, so möge man dies der sittlichen Entrüstung zugute halten, die uns bei der offenbaren Frivolität überkam, mit der die Verfasserin Personen und Sachen behandelt. Läßt sie doch, was letztere anlangt, ihre Heldin, den Typus eines gewissenhaften Kritikers in ihrem Sinne, die vier Bände der „Räthselhaften Wesenheiten“ (Spielhagen's „Problematische Naturen“) in einem Vormittag durchlesen und gleich ihr Urtheil fix und fertig gebildet haben. Freilich, wir haben ja Setz- und Componirmaschinen, warum da nicht auch weibliche Maschinen zur Bausch- und Bogenbeurtheilung vielbändiger Werke, die ihre Verfasser mit ihrem wärmsten Herzblut geschrieben?

Wir hoffen uns der Zustimmung der Leser d. Bl. ver-

sichert halten zu dürfen, wenn wir es nicht ruhig zugeben wollten, daß die Kunst, die hehre, ewig-heilige, zur Küchenmagd bloßer Skandalsucht herabgewürdigt werde. Die Verfasserin darf aber überzeugt sein, daß es noch eine Mehrheit in deutschen Landen gibt, welche gleich uns über die freilich etwas plebejischen Anforderungen des achten Gebots „bürgerlich, sehr bürgerlich“ denken.*)

Arthur Levysohn.

Michel Angelo's Bedeutung als Dichter.

Michel Angelo Buonarotti als Dichter. Von Wilhelm Lang. Stuttgart, Mäcken. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.

Kaum ein Jahrhundert ist verflossen, seit Winckelmann den Grundstein zur Kunstgeschichte legte, und schon hat sich diese Wissenschaft ihren ältern Schwestern ebenbürtig zur Seite gestellt. Das Bild der menschheitlichen Entwickelung nach dieser Richtung hin ist in seinen großen Grundzügen von den ersten Anfängen bis auf die Gegenwart vollständig entworfen. So beginnt man auch hier, wie auf allen andern Gebieten der Wissenschaft, nachdem das Material zu ungeheuer angewachsen, als daß die Kräfte eines einzelnen es ferner vollständig zu bewältigen vermöchten, sich bald auf die Bearbeitung einer einzelnen Kunst, bald einer besondern Richtung oder Periode zu beschränken. Zumal hat man in neuerer Zeit angefangen, die Heroen der Kunst selbst, in denen eine ganze Richtung oder Periode gipfelt, oder von denen sie ausgeht, in ausführlichen Monographien darzustellen. Indem die Theilung der Arbeit noch weiter fortschreitet, gelangen wir zu Werken, deren Vorwurf bald nur einzelne Lebensepochen, bald einzelne Seiten eines dieser Heroen bilden. Ein solches Werk ist das vor uns liegende: es will die Gedichte Michel Angelo's verstehen im Zusammenhange mit seinem ganzen Leben, und in der Darstellung seiner poetischen Thätigkeit zugleich den innern Entwickelungsgang des denkenden Künstlers, des reifenden Mannes verfolgen. Und diese Aufgabe hat der Verfasser trefflich gelöst. Der Beitrag, den er damit zum Verständniß des großen Mannes geliefert, ist durch John Harford's und H. Grimm's Biographien keineswegs entbehrlich gemacht, und wird wesentlich dazu helfen, das Totalbild des mächtigen Geistes, an dem die Nachwelt staunend emporblickt wie sein Jahrhundert, das „Michel, più che mortal, Angiol divino“ endlich in allen seinen Zügen vollständig vor uns zu entfalten.

Daß der Meister seine Thätigkeit nicht auf einen einzelnen Zweig der bildenden Kunst beschränkte, war bekanntlich im 16. Jahrhundert nichts Außergewöhnliches. Auch Rafael war Baumeister und Bildhauer, und der schöne kleine Palast (eigentlich Villino) Pandolfini in der Via San-Gallo in Florenz, wie die Statue des Jonas in der Kapelle Chigi in Santa-Maria-del-Popolo zu Rom beweisen, daß er auch auf diesen Gebieten Treffliches zu leisten vermochte. Aber Michel Angelo überragte nicht allein als bildender Künstler nach allen Seiten hin fast sämmtliche Zeitgenossen, er war auch einer der ausgezeichnetsten Lyriker seines Jahrhunderts und überhaupt von einer zu allen Zeiten fast unerhörten Universalität des Geistes. Und dieselbe großartige Selbständigkeit und Originalität, die ihn als Künstler von dem Alten und Herkömmlichen abweichende, neue und eigenthümliche Bahnen einschlagen ließ, tritt uns auch in dem ganzen Charakter des Mannes entgegen. Derselbe brütende Ernst, der gewaltige Freiheitstrieb, „die schwere Wucht des Gedankens“, deren Stempel seine künstlerischen Schöpfungen tragen, charakterisiren nicht minder alle Handlungen seines Lebens. So erschien er auch nach dieser Richtung hin seinen Zeitgenossen, wie mannichfache Zeugnisse beweisen, als ein fast übermenschliches Wesen. Und doch fehlt es seinem Bilde auch nicht an mildern, anmuthigern Zügen. War er rasch zum Zorn, so war er ebenso rasch zur Versöhnung bereit. Bescheiden, geduldig, treu in der Freundschaft, war er leicht zu behandeln, wo er sich liebevoll und schonend begegnet sah. Mit einem ungestümen und feurigen Sinne verband er eine gute und allem Edeln zugängliche Natur. So war es nicht zu verwundern, daß die, welche ihn näher kannten, den Menschen noch über den Künstler stellten. „Ihre Freunde“, sagt die Dichterin Vittoria Colonna, die Freundin seines Alters, „stellen Ihren Charakter höher als Ihre Werke, und die, welche Sie nicht persönlich kennen gelernt haben, schätzen nur das weniger Verdienstliche an Ihnen, nämlich Ihre Werke.“

Von den äußern Lebensschicksalen Michel Angelo's theilt der Verfasser nur so viel mit, als zum Verständniß seiner Gedichte dringend geboten erscheint. Einen Theil seiner Jugend verlebte Michel Angelo im Hause Lorenzo's des Prächtigen, wo er mit den Söhnen des Mediceers zusammen erzogen wurde. Daß er hier unter Lorenzo's Augen, unter Angelo Poliziano's Leitung, später ein Mitglied der florentinischen Akademie, den Platonikern persönlich befreundet und ein häufiger Theilnehmer an ihren Zusammenkünften, wenngleich selbst wahrscheinlich ohne eigentliche gelehrte Bildung, die herrschende platonisirende Richtung in sich aufnahm, würde von vornherein sehr wahrscheinlich sein, wenn es auch der Inhalt seiner Gedichte nicht unwiderleglich bewiese. Aber obgleich Platoniker, war er doch nie der blos oberflächlich ästhetisirenden Richtung hingegeben, welche damals in Florenz jenen blendenden Schimmer eines regen geistigen Lebens erzeugte, das doch, ohne Wurzel und innern Halt, schon den Keim des raschen Verfalls in sich barg. Die künstlich oder scheinbar ins Leben zurückgerufenen, man möchte sagen galvanisirten Formen der antiken Weltanschauung vermochten seinen hochfliegenden und zugleich in die Tiefen der Dinge eindringenden Geist nicht zu befriedigen. So kam es, daß er mit gespannter Aufmerksamkeit und höchstem Interesse den feurigen Worten Savonarola's lauschte, wenn er auch den bilderstürmerischen Zelotismus des Fanatikers nicht gutzuheißen, viel weniger zu theilen vermochte; so kam es, daß er gegen das Ende seines Lebens, in dem bloßen ästhetischen Ideal keine volle Befriedigung mehr findend, nach einer tief innerlichen Versöhnung mit seinem Gotte rang.

Wie es im allgemeinen um die italienische Lyrik des Cinquecento steht, ist bekannt. Sie war im ganzen und großen nichts als ein schwacher Abklatsch der Poesien Petrarca's mit unendlicher Verwässerung und hier und da mit gelehrten Anspielungen aus der Rüstkammer des Neuplatonismus oder aristotelisirender Scholastik, die wenig dazu angethan waren, diesen Producten Unsterblichkeit zu sichern. Sie verdienen vollkommen die literarischen Geiselhiebe Baretti's („Frusta litteraria“, Nr. 25)

---

*) Da wir Frau von Düringsfeld wegen mancher ihrer literarischen Leistungen und Studien und zugleich auch persönlich schätzen, bedauern wir aufrichtig, daß wir uns im Interesse der Sache verpflichtet fühlten, das verwerfende Urtheil Arthur Levysohn's über ihr jüngstes literarisches Erzeugniß zum Abdruck zu bringen; aber noch mehr bedauern wir, daß die Verfasserin in einer nicht sehr glücklichen Stunde überhaupt darauf kam, einen Roman wie diesen zu schreiben. Wir deutschen Schriftsteller stehen in der Achtung des großen, ebenso viel- als nichtsdenkenden Publikums nicht so hoch, als daß wir nöthig hätten, das bischen Achtung durch solche Ausplaudereien noch mehr zu verscherzen. Da nun aber einmal der Roman dem Publikum oder besser dem Literatenpublikum vorliegt, so kann er in den Kreisen der schriftstellerischen Welt selbst doch einiges Gute stiften, falls man gewisse darin zwischen den Zeilen zu lesende Lectionen sich gesagt sein läßt. Außerhalb des engern Kreises der Schriftstellerwelt dürfte der Roman, der übrigens auch ein paar gute, vielleicht ein andermal zu erwähnende allgemeine Bemerkungen über schriftstellerische Fragen enthält, wegen großen Mangels an anziehender und spannender Handlung wol nur geringe Beachtung finden. Wir bemerken schließlich, daß Arthur Levysohn, der gegenwärtig abgesondert von den literarischen Cliquen Deutschlands in Paris lebt, schon durch seine zahlreichen Recensionen in den in Grünberg erscheinenden „Kritischen Blättern“ eine kritische Unparteilichkeit und Unabhängigkeit dargelegt hat, weshalb von irgendeiner persönlichen Animosität seinerseits gegen die Verfasserin nicht die Rede sein kann.

H. M.

und die vollständige Vergessenheit, welcher die unendlich große Mehrzahl derselben anheimgefallen ist. Jedermann hielt sich damals für befugt zu reimen; aber vergebens würde man, nach Tiraboschi's Ausdruck, unter der unendlichen Blätterfülle nach einer entsprechenden Zahl von Blüten und Früchten suchen. Ueberall dasselbe Vorwalten des formellen Elements, dieselbe allegorische Auffassung, dieselben ewig wiederkehrenden Concetti, derselbe Mangel an Einfachheit, Natürlichkeit und echter Gefühlswärme; überall endlich derselbe personificirte Amor, über dessen Tyrannei sich die Dichter und Dichterinnen in ebenso endlose wie monotone Klagen ergießen.

Lang bezeichnet mit wenigen aber scharfen Strichen die charakteristischen Unterscheidungsmerkmale der deutschen Lyrik des Mittelalters von der erotischen Poesie der Italiener, und sucht, nachdem eine kurze Uebersicht der einschlagenden Sätze der Platonischen Philosophie gegeben, den Beweis zu führen, daß auch für die letztgenannte die Bezeichnung als Platonismus nicht nur eine vage, sondern auch eine unhistorische und unbegründete sei. Dennoch kann er nicht leugnen, daß die Einwirkung des Platonismus sich oft genug und zumal in den Gedichten Michel Angelo's nachweisen läßt. Wenn auch der Einfluß christlicher Ideen und der romantischen Auffassungsweise des Mittelalters, zumal in Bezug auf die Stellung und Bedeutung des Weibes, in der poetischen Literatur aller Völker des Abendlandes deutlich hervortritt, so ruhte doch die italienische Lyrik des Cinquecento wie die ganze humanistische Bildung jener Zeit, der sie entquollen, wesentlich auf heidnischem Grunde, nicht selten mit bewußter Antithese gegen das Christenthum, und wenn die poetische Auffassung in den Producten der Dichter, die mit der florentinischen Akademie in Verbindung standen, die platonischen Ideen nur sehr unvollkommen wiedergibt, so lag der Hauptgrund wol darin, daß das Verständniß Plato's bei den meisten derer, die seinen Namen stets im Munde führten, nur ein sehr äußerliches und mangelhaftes war.

Nicht nur in den Liedern der Cinquecentisten, auch schon in den lyrischen Gedichten ihrer großen Vorbilder Dante und Petrarca zeigt sich eine ermüdende Einförmigkeit, die bei aller Schönheit im einzelnen, im ganzen auch bei ihren begeistertsten Verehrern noch unfehlbarer die Langeweile hervorruft, als nach Schiller's Ausspruch die endlosen Frühlingslieder unserer Minnesänger. Bei Petrarca zumal herrscht immer „dasselbe Schmachten, dieselbe überschwengliche Liebe, welche sich in eine nebelhafte Ferne verliert, aus der die einzelnen Bilder nur als glänzende Phantasmagorien auftauchen". Anders bei Michel Angelo. „Wir finden hier Lieder, die unzweifelhaft an eine irdische Geliebte gerichtet sind und wieder tief ernste Sonette, in welchen das geliebte Wesen völlig in den Bereich transscendenter Abstraction entrückt wird; Gedichte, in welchen das müde Alter seine Sehnsucht nach Erlösung aus dieser trügerischen Welt ausspricht, und solche, in welchen die volle Glut eines ungestümen, nach dem Höchsten und Schönsten in Kunst und Leben verlangenden Herzens lebt; zwischen alledem aber eine reiche Stufenleiter von Verbindungs- und Mittelgliedern, sodaß schon ein oberflächlicher Blick in ihnen die Entwickelung eines reichen Geistes niedergelegt findet."

Der Verfasser scheidet die Gedichte Michel Angelo's zunächst in zwei Hauptgruppen, von denen die letztere dem höhern Alter des Künstlers angehört, während die andere abermals in zwei Abschnitte zerfällt. Der erstere derselben enthält die Gedichte, welche noch nicht über den Gedankenkreis der ältern Lyrik hinausgehend, fast ausnahmslos die Leiden unerwiderter Liebe schildern und in spitzfindigen Unterscheidungen und gesuchten Bildern an Petrarca auch in seinen Fehlern erinnern. Aber bald erweitert sich der poetische Horizont des Dichters. Den Uebergang bezeichnen die Sonette, in denen die Bilder zur Bezeichnung seines Seelenzustandes der bildenden Kunst entlehnt sind. Dann folgen die in platonischem Geiste geschriebenen, wo sich der Cultus der Geliebten zu dem des Schönen überhaupt erweitert, ihre Schönheit ihm als Abbild der himmlischen erscheint, bis endlich das Schönheitsideal nicht mehr die Geliebte ist, wenn auch die poetische Form ihr Bild festhält, sondern die Idee der Kunst an ihre Stelle tritt. Aber selbst in dieser Periode, wo die Idee des Schönen ihm mit der absoluten Idee zusammenfiel, kündigt sich schon ein leiser Conflict zwischen dem Schönen und Ethischen (wir möchten lieber sagen Christlichen) an, den er immer aufs neue zu lösen bemüht ist. Große Liebe zu unendlicher Schönheit, meint er, könne nicht Sünde sein, wenn sie das Herz so zubereite, daß ein göttlicher Strahl es durchdringe. Aber nur durch die göttliche Gnade könne das sonst unerreichbare Ideal der Kunst dem Künstler anschaulich und darstellbar werden. Und am Ende muß auch dieser himmelschreiende Feuergeist sich zu dem Bekenntniß resigniren, daß hier auf Erden die Idee nur stückweise zu erfassen und erst im Jenseits vollkommen zu erreichen sei.

Nachdem Lang die Gedichte der ersten Periode einer genauen und sorgfältigen Analyse unterzogen, deren Resultat wir vorstehend im wesentlichen mitgetheilt haben, gibt er eine kurze Uebersicht der fernern Lebensschicksale des Künstlers, gleichsam als Einleitung und Erklärung für die wesentlichen verschiedenen poetischen Producte seines höhern Alters. Das Zerwürfniß mit den ihm früher so befreundeten Mediceern, seine freilich größtentheils freiwillige Verbannung aus der geliebten Vaterstadt, seine Mishelligkeiten mit den Päpsten, die Ungunst des Schicksals in Bezug auf seine Werke, der natürliche Einfluß des Alters, endlich das vertraute Verhältniß zu der frommen Marquise von Pescara, Vittoria Colonna: alles trug dazu bei, eine wesentliche Veränderung seines ganzen Wesens hervorzurufen: „Des Geistes Flutstrom ebbet nach und nach." Er wurde milde und still; die bittern Erfahrungen seines Lebens erweckten das Bedürfniß nach höherer und dauernderer Befriedigung: sie führten ihn zu Gott. Das Mangelhafte in ihm selbst und seiner Kunst erschien ihm jetzt als das Sündige. Auch bei ihm läßt sich dabei wie bei Vittoria Colonna ein entschieden reformatorischer Zug, das Bedürfniß der Rechtfertigung durch den Glauben, nicht verkennen.

In den Gedichten der zweiten Periode (etwa von 1530, wo er 56 Jahre alt war, an) tritt uns zunächst der Conflict zwischen dem ästhetischen und moralischen Ideal schroffer entgegen. Der Dichter erscheint mit sich selbst, mit seiner ganzen Vergangenheit in Zwiespalt, dann „flammt wie ein glühendes Abendroth, das den Horizont verklärt, zum letzten mal der Glaube an das Ideal auf und drängt die aufsteigenden Schatten zurück", das Ideal des Guten und Schönen erscheint ihm nochmals als eine Einheit; aber diese Einheit löst sich bald auf in dem Maße, in welchem das religiöse Ideal an die Stelle des moralischen tritt. Die Kunst erscheint ihm nun als ein verlockendes, vom rechten Wege abziehendes Idol, wenngleich platonische Reminiscenzen auch jetzt noch fortwährend durchklingen und die Erbsünde friedlich neben der Präexistenz der Seele hergeht. Ein Sonett, das der dem Tode nahe Greis an seinen Freund Giorgio Vasari richtete (Nr. 114, Lang, S. 96) gibt uns ein treues Bild seiner damaligen Seelenstimmung: „Schon bin ich durch stürmisches Meer am allgemeinen Porte angekommen, wo Rechenschaft verlangt wird über alles gute und böse Thun. Nun erkenne ich, wie voller Irrthum die Neigung meiner Phantasie war, die sich die Kunst zum Herrn und Götzen gemacht hatte. Denn alles ist Irrthum, was der Mensch hienieden erstrebt. Nicht malen und meißeln kann der Seele Ruhe geben, die der himmlischen Liebe zugewandt ist, welche uns vom Kreuze die Arme entgegenbreitet:

> Deh tu nell' ore estreme
> Stendi ver me le tue pietose braccia!"

„Michel Angelo gehörte zu den allezeit Suchenden, die auf keinem Punkte sich in dem Gedanken beruhigen, das Räthsel des Lebens gefunden zu haben; zu jenen ruhelosen Naturen, die, wo sie ein Ideal erreicht haben, sofort ein Höheres erblicken, dem sie mit verdoppelter Energie nachjagen ..... Was ihn

zum Christenthum führte, war nicht Schwäche oder bequeme Anlehnung an das Hergebrachte, sondern die Energie des unablässig vordringenden Geistes, der die Probleme stets höher und höher stellt. Sobald es dem Dichter zum Bewußtsein kam, daß auch die höchste Idee des Schönen (eben weil der Weg durch das Einzelschöne führt) eine durch die Sinnlichkeit vermittelte bleibe, so war für ihn, der nach unmittelbarer Vereinigung mit Gott rang, der neue Gegensatz gegeben, die religiöse Wendung vollzog sich, indem er von der vermittelten Idee zur absoluten Idee unmittelbar aufstieg, und keinen andern Mittler mehr anerkannte, als Gott selbst, der sich zum Mittler herabgelassen."

Mit eindringender Schärfe, in einfacher und klarer Sprache weist uns Lang diesen Entwickelungsgang unsers Kunstheros in seinen Gedichten nach, die er fast sämmtlich in geschickter Zusammenstellung analysirt. Daß er damit seinen Zweck erreicht, daß er neue und wesentliche Züge zu dem noch unvollendeten Bilde des Menschen wie des Künstlers hinzugefügt, haben wir bereits oben anerkannt. Was wir vermissen, ist eine ästhetische Würdigung dieser Gedichte. Möglich, daß eine solche überhaupt nicht in des Verfassers Plane lag. Und doch liegt die Frage nach dem Kunstwerth derselben so nahe, daß sie sich jedem Leser unsers Buchs unwillkürlich aufdrängen muß. Und wenn der Verfasser, der ein großer Verehrer Michel Angelo's zu sein scheint, über den Dichter nicht so unbedingt günstig urtheilen konnte, wie über den bildenden Künstler, so durfte er doch von ihm sagen, daß er bei allen Fehlern, die ihm mit seinen Zeitgenossen gemein waren, bei aller Härte, die seiner Sprache eigenthümlich ist, doch auf diesem Gebiete origineller und gedankenreicher erscheint als fast irgendeiner seiner dichtenden Zeitgenossen und deshalb von den tüchtigsten Literarhistorikern seines Vaterlandes mit an die Spitze der rimatori del cinquecento gestellt wird.

Otto Speyer.

W. Wachsmuth über die deutschen Volksstämme.

Schon vor Jahren haben wir in d. Bl., und zwar auf Anlaß einer in Frankreich erschienenen Literaturkarte, die Ansicht ausgesprochen, daß eine auf wesentlich topo- oder ethnographischer Grundlage construirte deutsche Literatur- und Kunstgeschichte ihr besonderes Interesse haben müsse, und wir haben damals unsere Gründe dafür geltend gemacht. Demjenigen, der später einmal eine Literatur- und Kunstgeschichte dieser Gattung zu schreiben beabsichtigte, würde ein solches Unternehmen durch den zweiten und dritten Theil von W. Wachsmuth's „Geschichte deutscher Nationalität", dessen ersten Theil, namentlich aber die interessante, ganz neue Studien einschließende Partie über den deutschen Volkshumor wir bereits in Nr. 49. d. Bl. f. 1860 besprochen und empfohlen haben, sehr bedeutend erleichtert werden. Dieser zweite und dritte Theil tragen den Sondertitel „Die deutschen Volksstämme insbesondere" (Braunschweig, Schwetschke u. Sohn, 1862). Der Verfasser bezeichnet im Vorwort das in diesen beiden Theilen Enthaltene zugleich als einen Versuch, „bei den einzelnen Stämmen, Land- und Ortschaften unserer Nation anzugeben, was für Notabilitäten des Staats, der Kirche, der Literatur und Kunst von ihnen entstammt sind".

Der zweite Theil umfaßt Westfalen und das südwestliche Engern, Ostfalen, Sachsen mit Nordthüringen, Nordalbingien, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, das niederrheinische Franken, das Hessenland, die Deutschen in Preußen u. s. w.; der dritte Theil das mittelrheinische Franken, Ostfranken, Südthüringen, das mitteldeutsche Sachsen nebst Voigtland und der Lausitz, Schlesien, Schwaben, die Schweiz, Tirol und Salzburg, die Mark Oesterreich, die Steiermark, Kärnten, Krain, und die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Ueberall werden neben den Charakter- und Geisteseigenschaften, den Gewohnheiten und Sitten, wie der körperlichen Beschaffenheit der Bewohner auch die geschichtliche Entwickelung und die Bildung und Ertragsfähigkeit des Bodens, die Landescultur u. s. w. in Betracht gezogen. Die darin mit unendlichem Fleiß zusammengetragenen Materialien sind für jeden Cultur-, Literatur- und Geschichtschreiber der Deutschen von bedeutendem Werth; aber gerade durch den Umstand, daß das Werk, wenn es auch im einzelnen für sich abgeschlossene lebendiger gefärbte Charakteristiken enthält, doch vorzugsweise als eine Materialiensammlung zu betrachten ist, entzieht es sich in d. Bl. einer tiefer eingehenden, dem Verfasser in seinen Untersuchungen Schritt für Schritt nachgehenden Analyse.

Ein paar und zwar etwas längere Proben von der Art, wie der Verfasser die einzelnen deutschen Volksstämme charakterisirt, wollen wir jedoch hier geben. Der Verfasser schildert die Thüringer mit den Worten: „In der thüringischen Sinnesart sticht mit der augenfälligsten Färbung hervor eine gutmüthige und herzliche Biederkeit. In der Temperatur eines Tonsystems der Gemüther wird der thüringische Ton, als eigentlicher Mittelton und dem Herzlande unserer Nation entsprechend, weicher erscheinen als der hessische, zarter als der nachbarliche harzer, gehaltiger als der meißnische, gemäßigter als der fränkische. Der Eichsfelder zählt bei seiner kümmerlichen Rauheit besonders. So auch die Männer von Treffurt mit ihrer ungeschlachten Rede. Die Gutmüthigkeit ist im Zunehmen, je näher man dem mittlern Waldgebirge, dem Hauptsitze der Thüringer, kommt. Da kann es einem begegnen, daß eine Gastwirthsfrau auf das Begehren nach Bier antwortet, das sei jetzt nicht gut bei ihr, man solle ins nächste Wirthshaus gehen, oder daß ein Bube, der eine Strecke weit mitläuft, den rechten Weg zu zeigen, davongeht, ohne ein Trinkgeld abzuwarten. Von nicht so gefälliger Art, vielmehr einer kurz angebundenen Derbheit sind die Bewohner einiger Orte am Fuß des Inselsbergs, als Broterode. Dort hat der Ton etwas von hessischer Strenge. Auch die Bewohner von Tabarz und Kabarz am Fuß des Inselsbergs haben etwas Eigenthümliches in Sprache und Sitte. Den Männern der treffurtischen Bauerschaft war bis ins 19. Jahrhundert zähes Festhalten an hergebrachten Rechten und Bräuchen eigen. «Möi behaipten onser raag, on wann der Kopp soll runger giehn», war bei ihnen nicht hohle Redensart. Nicht in solcher Art eigenthümlich, vielmehr durch Einflüsse des Verkehrs von altthüringischer Weise abgekommen, sind die auf den Durchmarsch von Fremden zunächst angewiesenen Anwohner der Verkehrsstraßen. Die vorhin gerühmte Sinnesart suche man nicht auf den Stationen der Eisenbahn und den Wanderbahnen der Touristen, nicht bei den Gastwirthen, Kellnern und zudringlichen Lohnkutschern und Fremdenführern; Depravation ist in der Umgebung der Wartburg z. B. so gut wie am Rigi und auf dem Gänsemarsch im berner Oberlande zu finden. Auch hat der Widerhall des Berlinismus insbesondere hier und da einen Miston hinterlassen. Des naturwüchsigen poetischen Sinns hat der Thüringer bis in die Nüchternheit der neuern Zeit und inmitten der Kunstpoesie reichen Vorrath. Ein an süddeutsche Liederlust erinnerndes Spiel der Naturpoesie sind die Schlumperliedl im Koburgischen. Die Grundstimmung der Poesie, harmlose und heitere Gemüthlichkeit, ein köstliches Kleinod des thüringischen Stamms, steht in schwesterlicher Vertrautheit mit Musik und Gesang. Das bekannte Wort «In zwei Häusern drei Geigen» trifft auch das Bauernhaus. Das hölzerne Hirtenhorn hat den Wohlklang einer Schalmei."

Den mitteldeutschen Sachsen will der Verfasser ebenso wenig Kunstsinn zuschreiben, als ihnen wahrhafte poetische Aufwallung eigen sei; ihre großartigen Bauten zu Meißen, Rochlitz, Freiberg u. s. w. stammten von der Kirche oder den Landesfürsten, und bei ihren Erbauern sei zunächst an Ausheimische zu denken. Auch Neigung zum Kriegshandwerk gehöre nicht zu den hervorstechendsten Eigenschaften der Sachsen, wennschon sie sich als Soldaten im geregelten Dienst tüchtig erwiesen. Der Verfasser fühlt sich versucht, diese „Vorliebe für Friedenswerk" auf den Umstand zurückzuführen, daß sich schon im Mittelalter die sorbenländischen Wenden minder kriegerisch gezeigt hätten, als ihre nachbarlichen Stammvettern. Nachdem sich der Verfasser einiger-

maßen darüber lustig gemacht, daß das sächsische Neuhochdeutsch, welches sich doch weder im Munde des Volks, noch selbst in den Sphären des höhern Gesellschaftslebens „zu einem Organ wohlartikulirter Aussprache" oder zu einem „Musterschema grammatikalischer Correctheit" ausgebildet habe, im 18. Jahrhundert als „vermeintliche Banalform für die Gesammtheit der deutschen Sprache" überschätzt worden sei, fährt er fort: „In der geistigen Stimmung hat sich der Grundton in einer «verständigen» Mitte zwischen dem Accent des Affects und der Monotonie des Indifferentismus gehalten. Wollte einer die Sachsen des 18. Jahrhunderts charakterisiren, so würde das etwa lauten: Man war aufgeweckt ohne poetischen Schwung, von gefälliger Höflichkeit ohne Innigkeit, von glatten Umgangsformen ohne Treuherzigkeit, redselig ohne daß Tiefe des Gefühls sich im Wort ausdrückte, aufmerksamer auf Form als auf Gehalt, rücksichtsvoll in allen Richtungen ständischer Rangstufen. Im Gesellschaftsverkehr war viel Gutmüthigkeit, die aber gern sich mit conventioneller Zierlichkeit authun mochte. Ausgelassenheit des Humors konnte dabei, wie bei den Kinderspielen, die entweder eingeschulte Höflichkeit des Kinderfreunds oder wildes Schreien und Gebaren zum besten gaben, nicht aufkommen..... Aus der Gegenwart läßt sich hinzusetzen: Wohlgefallen an Musik und Fertigkeit in ihrer Ausübung, nicht naturwüchsig wie in Thüringen und Böhmen, als Kunstproduct hoch gesteigert bei den Geweihten, für die Menge ein Schwelgen in Häufigkeit, Fülle und Raffinement des Ohrkitzels, bequemer Genuß und für gute Nerven nicht angreifend, was keineswegs auf Agitation einer Fülle von Gedanken oder Pulsschlägen poetischer Ader schließen läßt. Die Art und Kunst des Voigtländers ist etwas energischer als die der Flachländer; bei dem erzgebirgischen Bergmann aber ist die Genügsamkeit von mehr Frohsinn begleitet als bei dem Weber und den erzgebirgischen Verfertigern kleiner Waaren. In den größern Städten hat die Cultur moderner Zeit wenig Eigenthümliches übrig gelassen."

Die Gemüths- und Charaktereigenschaften der Schwaben faßt Wachsmuth, wie uns scheint, im ganzen treffend in folgenden Worten zusammen: „Unbestritten ist Eigengut des Schwaben ohne Unterschied der Landschaft, der Staatswaltung und des Kirchenthums die so viel besprochene Gemüthlichkeit in Tiefe und Wärme der Empfindung. In ihr wurzelt seine Treuherzigkeit und Arglosigkeit, seine Gutmüthigkeit und höfliche Gefälligkeit, seine Bescheidenheit und Duldsamkeit. Von ihr stammt auch die Zahmheit seines Humors, der nicht leicht in Frivolität oder Fidelität übergeht, der Ernst in seiner Weltanschauung, dem Windbeutelei, Großthuerei und anmaßliche Hoffärtigkeit, eingeschultes und aufgespreiztes Wesen widerwärtig, die Ruhe seines Selbstbewußtseins, das sich nicht gern überhebt. Lebhaftigkeit geistiger Regungen mangelt ihm keineswegs, aber er hat nicht den Drang, diese sofort äußerlich kund zu geben. Es ist bei ihm nach der Tiefe zu messen; die Bewegung des geistigen Wellenschlags hat nicht die Leichtigkeit und Hurtigkeit sanguinischen Tempos. Nicht allgemein ist dagegen Leichtgläubigkeit, abergläubische Befangenheit, Geschwätzigkeit. Die vordem berufene Wanderlust nach dem alten Sprichwort: Schwaben und bös Geld führt der Teufel in alle Welt, und was der Volksjux vom Schwabenalter u. dgl. ausgebrütet hat, gehören zur humoristischen Verzierung des Porträts vom deutschen Michel. Abweichungen von der Grundstimmung finden sich namentlich im höhern Maß der Heiterkeit in einzelnen Ort- und Landschaften, wiederum ist diesen gegenüber in andern der Ernst tiefer und bis zur Düsterheit, ein melancholisches Insichschauen. Kein Wort ist unpassender als das «lustige» Schwaben, wenn vom Ganzen gemeint. Wenn es auf einzelne Bestandtheile paßt, gilt von andern ebenso gut das «grübelnde» Schwaben. Dem grobkörnigen niederdeutschen Humoristen Eulenspiegel begegnet vom schwäbischen Knittlingen aus der mythische Faust. Im ganzen steht die schwäbische Seelenstimmung im Tonregister eine volle Octave tiefer als die rheinländische, und von der ostfränkischen neigt sie, um in Symbolen zu bleiben, sich ungefähr so weit niederwärts, als das Saftgrün der schwäbischen Wiesen dunkler ist wie das fränkische." Wenn übrigens der Verfasser den Schwaben vorzugsweise Gemüthlichkeit, Arglosigkeit und Gutmüthigkeit nachrühmt, so dürfte vielleicht mancher, der schwäbisches Volk und Land genau kennt, hierin mit dem Verfasser nicht unbedingt übereinstimmen. Diese Eigenschaften werden zwar sicherlich auch in Schwaben angetroffen, aber wie wol ziemlich überall in Deutschland, in ausgezeichnetem Grade doch immer nur bei Einzelnen.

Auch interessante Urtheile älterer Zeit werden citirt, so folgendes aus einer alten Chronica über Nürnberg: „Das weitbesucht gewerbig hauß .... von vielen das teutsch Venedig genannt. Umb die statt ist ein unfruchtbarer sandiger boden, aber ein kunstreich, arbeitsam, empsig volck, fürbündig künstler inn allen handwercken. Vil newer erfinder, mancherley subtiler arbeyt, sinnreich werckleut, zur zier und notursft menschliches gebrauchs, gar anschlegig, weitwissend ꝛc. .... ein gut Teutsch spraach .... spitzig volck in allen Händeln geschwind, gesprech .... Es ist zum ernst ein standhafft, redlich, warlich, zum schimpff und schertz ein subtil höflich volck. Die Italiener, die gantz Teutschland blind schelten, lassen doch Nürnberg einäugig bleiben."

Außerordentlicher Fleiß ist auf die Verzeichnisse der Namen der den einzelnen Stämmen oder Lokalitäten angehörenden Notabilitäten in Literatur, Kunst, Staatswesen und Kirchenthum verwandt worden, und so weit unsere Kenntniß in Betreff der Geburtslisten deutscher hervorragender Männer reicht, stießen wir nur selten auf einen Irrthum. Was übrigens unsere Wenigkeit anlangt, so fanden wir uns und unsern Bruder Rudolf in München, zwischen die Namen R. Benedix und Mosen eingekeilt, unter den Sachsen mit aufgeführt; wir sind jedoch geborene Neumärker, und zwar aus demjenigen südlichen Theile der Neumark, der früher das schlesische Herzogthum Crossen bildete. Es wird hier auch noch, und bis über Züllichau, unserer Vaterstadt, und über Schwiebus hinaus, in den untern Schichten oberdeutsch, d. h. schlesischer, wenn auch mit der Zeit etwas märkisch gefärbter Dialekt gesprochen. Wir erwähnen dies, weil der Verfasser einmal ein von uns in d. Bl. über die Schlesier abgegebenes Urtheil als das eines „Nichtschlesiers" anführt. Wenn wir übrigens von dem Verfasser an den Sternenhimmel sächsischer Autoren versetzt werden, so hat dies nichts Auffallendes, da man in Deutschland ziemlich bekannt sein und doch in dem oder jenem zum Nachschlagen besonders geeigneten Werke, etwa in einem Conversations-Lexikon fehlen kann; auffallender war es uns, daß der berühmte Maler Veit als Frankfurter aufgeführt wird. Derselbe wohnt zwar in Frankfurt, ist aber in Berlin geboren. Bei Grünberg (Schlesien) hätte der Verfasser neben dem Historiker K. A. Mentzel und dem Novellisten von Wachsmann auch R. Heym, unsers Wissens gleichfalls einen geborenen Grünberger, nennen können.

Im Eingange seiner Vorrede sagt der Verfasser von sich: „Indem ich den Schlußband meiner Geschichte deutscher Nationalität dem Publikum übergebe, kann ich das Bekenntniß nicht zurückhalten, daß ich es als eine Segnung meines Alters ansehe, ein in Beschaffung und Verarbeitung des Materials so mühsames Werk ohne äußerliche Störungen und ohne merkliche Abnahme meiner physischen Arbeitsfähigkeit, namentlich des durch massenhafte Leserei übermäßig angestrengten Augenlichts, zu Ende gebracht zu haben. Ob auch die geistigen Vermögen dienstfähig geblieben sind, das mögen meine Leser beurtheilen."

Wir können dem wackern Veteranen der Geschichtschreibung versichern, daß wenigstens sein geistiges Augenlicht noch ungeschwächt ist, daß er mit frischen Blicken umherschaut und daß er besonders für alles Volksthümliche und namentlich dessen humoristische Seiten eine Empfänglichkeit besitzt, wie sie wol im gleichen Grade keinem andern Universitätsprofessor eigen ist.

H. M.

Literatur über das deutsche Kirchenlied.

1. Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Mit Berücksichtigung der deutschen geistlichen Liederdichtung im weitern Sinne und der lateinischen kirchlichen Dichtung von Hilarius bis Georg Fabricius. Von Philipp Wackernagel. Erste bis vierte Lieferung. Leipzig, Teubner. 1862. Gr. Lex.-8. Jede Lieferung 20 Ngr.
2. Die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock, ausgewählt von Paul Pressel. Erster Halbband. Stuttgart, Becher. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
3. Das evangelische Trostlied und der Trost evangelischen Liedes um die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. In geschichtlicher Uebersicht dargestellt von B. C. Roosen. Dresden, Ehlermann. 1862. Gr. 8. 24 Ngr.

Wäre das an die Spitze gestellte Werk: „Das deutsche Kirchenlied" von Philipp Wackernagel, schon vollendet oder wenigstens weiter vorgerückt, als es mit seinen bisher erschienenen vier ersten Lieferungen geschehen ist, so würde es unpassend sein, einer ihm gewidmeten Besprechung noch Anderes, wenn auch nahe Verwandtes anzufügen. So aber läßt sich aus dem Vorliegenden kaum ein Schluß auf das noch zu Erwartende machen, und es handelt sich hier mehr darum, das Publikum auch in weitern Kreisen zur Theilnahme an einer voraussichtlich so bedeutenden literarischen Erscheinung vorzubereiten, als ihm die Resultate des bereits Geleisteten vorzuführen. Und so mögen denn die beiden andern in jeder Art enger begrenzten Bücher, die aber den Vorzug haben, daß sie ihre Aufgabe ganz oder wenigstens zum großen Theil schon gelöst bringen, einstweilen zur concreten Ausfüllung des seiner Natur nach noch etwas luftigen Rahmens dienen, welcher dereinst durch die vollendete Ausführung des deutschen Kirchenliedes von Wackernagel seine reichste Ausstattung erhalten wird.

Die Verdienste Philipp Wackernagel's um die gelehrte Kenntnißnahme unsers deutschen evangelischen Kirchenliedes, des besten Kleinods unserer ganzen evangelischen Kirche, sowie um eine im besten Sinne populäre Wiederbelebung einiger ihrer schönsten Blüten, dürfen als bekannt gelten. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn es in der von den bedeutendsten theologischen Autoritäten und mehrern hervorragenden Kennern unserer ältern Literatur veranlaßten und unterzeichneten Subscriptionseinladung auf das Werk heißt: „Vor Wackernagel hatte es noch niemand versucht, den ursprünglichen Text der Kirchenlieder des 16. Jahrhunderts darzustellen; sein Buch «Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis Ambrosius Blauw», ist das erste dieser Art und zwar nicht ein bloßer Versuch oder ein bahnbrechender Anfang, sondern hinsichtlich des abgesteckten Zeitraums, bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, eine in sich vollendete Arbeit. Die literarischen Nachweisungen für die Lieder dieses Zeitraums lieferte Wackernagel im Jahre 1855 in der Bibliographie zur Geschichte des evangelischen Kirchenliedes, einem Werke, von welchem allgemein zugestanden wird, daß an bibliographischer Genauigkeit und Vollständigkeit kein literarisches Werk mit demselben zu vergleichen sei." Daß beide Arbeiten einer Revision und Ergänzung bedürftig sind, versteht sich gerade wegen ihrer relativen Vorzüglichkeit von selbst. Sie sind es gewesen, die auf einem bis dahin fast unbekannten oder unbeachteten Felde zuerst Wege gefunden und geebnet haben, die von einer immer mehr wachsenden Zahl Mit- und Nachstrebender mit Eifer begangen worden sind. Keine Frage, daß das verstärkte confessionelle Interesse der letzten Entwickelungsperiode das Seinige dazu beigetragen hat, um die gelehrte Wiedererweckung des evangelischen Kirchenliedes zu fördern. War die Wissenschaft in diesem Falle auch nur Mittel zum Zwecke, der als ein praktischer, auf das nächste Bedürfniß einer intensivern Kirchlichkeit gerichteter, sich dieses Hülfsmittels bemächtigen mußte, so hat dieselbe dennoch große Förderung dadurch gewonnen. Denn an sich läßt sich kein Grund denken, warum nicht auch für andere, als gläubige Theologen oder Laien, unser älterer geistlicher Liederschatz ein Gegenstand ernster Beschäftigung sein sollte. Der bloße Sprachgelehrte kann daraus für seine Zwecke ebenso wichtige Belehrungen schöpfen, desgleichen der Literat und Culturhistoriker, und wenn thatsächlich die ebengenannten Zweige der Wissenschaft sich bisjetzt weniger diesem Objecte zugewandt haben, so fällt die Schuld einer solchen Vernachlässigung ihnen allein und nicht der Natur des Stoffes zu, obgleich auch dieser einen Bestandtheil enthält, der ihn relativ schwerer zugänglich macht als z. B. die gleichzeitige weltliche Poesie. Wir meinen damit nicht ihren specifisch theologischen Gehalt. Um ihn zu würdigen, bedarf es ohne Frage eingehender Studien. Aber es hängt von jedem ab, ob er sie machen will oder nicht, die Möglichkeit ist niemand verschlossen. Dagegen setzt die musikalische Seite des Kirchenliedes, wenn sie nach ihrer ganzen Bedeutung erkannt werden soll, nicht blos sehr mühsame und weitläufige Studien, sondern auch eine individuelle Ausstattung mit musikalischer Empfänglichkeit voraus, die sich niemand selbst geben kann. Wer sie nicht besitzt, wird niemals zum vollsten Verständniß dieser poetischen Erzeugnisse gelangen, in denen das musikalische Element eine im Vergleich mit der weltlichen Lyrik so überwiegende Bedeutung von Anfang an behauptet hat. Winterfeld's bahnbrechende Untersuchungen haben diesen Umstand zuerst nach seiner ganzen Bedeutsamkeit beleuchtet und es dürfte sich jetzt schwerlich von irgendeiner Seite Widerspruch erheben, wenn man behauptet, daß dies musikalische Element namentlich des ältern protestantischen Kirchenliedes seinem Wesen ebenso nothwendig sei als der sprachliche Text selbst. Es läßt sich erwarten, daß Wackernagel in dieser neuen umfassenden Bearbeitung des ganzen Gebiets nach aller seiner Tiefe und Breite auch dieser Seite des Gegenstandes die gebührende Beachtung zu Theil werden läßt, und es wäre nur zu wünschen, daß es in einer möglichst faßlichen Darstellungsweise geschieht, die auch einem nicht eigentlich gebildeten Musikkenner das Verständniß erleichtert.

Aus den unabsehbaren Gefilden, die wir durch das obenerwähnte große Werk einstweilen wenigstens in der Ferne gezeigt sehen, wenden wir uns zu dem noch immer weiten und fruchtbaren Felde, von dem uns das zweite der oben angeführten Bücher, Paul Pressel's „Geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock", wenigstens eine Aehrenlese zu geben versucht. Es ist, wie der Titel zeigt, ein populäres Unternehmen, die „Evangelische Volksbibliothek", wovon Pressel's Buch einen Bestandtheil bildet. In dem vorliegenden Halbband sind nach der Art anderer poetischer Chrestomathien aus den classischen Liederdichtern der evangelischen Kirche von Luther bis zu der sogenannten jüngern schlesischen Schule mehrere oder auch einzelne Probestücke gegeben, in chronologische Ordnung gestellt und durch kurze Biographien der betreffenden Dichter eingeleitet. Die Texte sind, soviel wir verglichen haben, möglichst correct dargestellt, doch ohne allen kritischen Apparat, der für den Zweck des Werks ganz überflüssig wäre, und nur mit sparsamen Worterklärungen, die vielleicht für das hier vorauszusetzende Publikum etwas reichlicher sein könnten. Natürlich läßt sich einem solchen Unternehmen gegenüber kein streng wissenschaftlicher Maßstab geltend machen. Mit diesem in der Hand ließe sich namentlich in den ältern Texten über vieles kritisch rechten, was hier ohne weitere Bemerkung hingehen mag.

Das speciellste der drei hier zu besprechenden Bücher, Roosen's „Evangelisches Trostlied u. s. w.", gehört ebenfalls der populären Literatur an und verzichtet, wie das vorige, auf jede gelehrte Prätension. Durch recht wohl ausgeführte prosaische Einleitungen und zwischengeschobene Ausführungen hat es der Verfasser verstanden, die Situation der Zeit und Kirche, der diese Producte entstammen, auch solchen Lesern deutlich zu machen, die nur ein geringes Maß geschichtlicher oder literarischer Vorkenntnisse besitzen. Es ist ein anspruchloses, aber interessantes Gegenstück zu Tholuck's

bekanntem Buche „Lebenszeugen der lutherischen Kirche" und bewährt sich an ebenso vielen Stellen mit ihm, wie es dasselbe an ebenso viel andern ergänzt. Jedenfalls kann es dazu beitragen, die banale Vorstellung von der völligen Auflösung und Vernichtung alles höhern idealen Lebens während der Periode des Dreißigjährigen Kriegs auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Denn wenn auch diese unselige Katastrophe die Kraft des deutschen Volkslebens in seinen mehr nach außen gerichteten Thätigkeiten gründlich gebrochen hat, so hat sie doch nicht vermocht sein eigentliches Mark zu zerstören. **Heinrich Rückert.**

Notizen.

Zur modernen Kunstpflege.

August Reichensperger, der sich auf dem Titel „Mitglied der Commission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler in Preußen, des Comité historique des arts et monuments de France, des Institut des provinces, Ehrenmitglied der Ecclesiological society zu London, des Comité flamand zu Dünkirchen" u. s. w. nennt, gab (1863) bei Schöningh in Paderborn folgende Schrift heraus: „Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst. Aus Veranlassung der an das preußische Abgeordnetenhaus gelangten Künstlerpetitionen." Die Schrift enthält zuvörderst eine Geschichte der verschiedenen Petitionen preußischer Künstler vom Jahre 1859, 1860 und 1862, wie den gutachtlichen Bericht seitens der Künstler vom 7. Juli 1859. Letzterer enthält in der That viel Wahres. Es wird darin beklagt, daß Ausschmückung von Kirchen und öffentlichen Gebäuden mit Gemälden, vereinzelte Fälle ausgenommen, jetzt fast gar nicht mehr stattfinde, daß die Historienmalerei verfalle und die Porträt-, Genre- und Landschaftsmalerei immer mehr die Herrschaft an sich risse. Daher dringen die Petenten auf Errichtung einer Nationalgalerie für Meisterwerke aller Kunstgattungen, „denn nicht nur aus den Werken der alten, nicht aus den Schöpfungen *einiger* neuerer Meister, sondern aus den Kunstbildungen *aller* lebenden Meister könne und solle gelernt werden". Sehr wahr wird weiter bemerkt: „Um die staatliche Wichtigkeit dieser ganzen Angelegenheit zu zeigen, möge außerdem noch angeführt werden, daß die Werke der bildenden Kunst zu allen Zeiten als ein wesentlicher Theil der ganzen Culturgeschichte, als ein Maßstab für die Entwickelung der Völker betrachtet worden seien. Einen vollen Ueberblick der Kunstentfaltung der Gegenwart vor Augen zu haben, könne nur segensreich wirken." Die letzte dieser Petitionen war die vom 10. Mai 1862, wonach das Abgeordnetenhaus beschließen wolle, „daß zur Förderung der vaterländischen Kunst die Summe von 150000 Thalern jährlich aus Staatsmitteln verwendet werde und zwar 50000 Thaler zur Bildung einer Nationalgalerie und 100000 Thaler zur Ausführung monumentaler und für das öffentliche Leben bestimmter Kunstwerke, mit Ausschluß jedoch der Bauwerke". Bei der Verhandlung hierüber sprach zunächst Eberty, der schon früher die geforderte Summe von 150000 Thalern im Verhältniß zu dem Zwecke eine „wahre Bagatelle" genannt hatte und die Förderung der Kunst besonders im Interesse der Volksbildung betrieben haben wollte, und sodann Sybel für die Petition. Letzterer hob treffend den Zusammenhang der Kunstübung mit den übrigen sittlichen Momenten im Völkerleben hervor und bemerkte, in Deutschland hätten bisjetzt fast nur die Fürsten der monumentalen Kunst Vorschub geleistet; es sei aber nöthig, daß der Staat und alle seine Organe helfend hinzuträten. Reichensperger, der sich unter anderm in seiner Schrift darauf beruft, daß gerade das freie England niemals schlechthin mit dem Mittelalter gebrochen und daß sogar Goethe behauptet habe, daß die Kunst nur so lange productiv sei als sie religiös sei, suchte die Petition durch den Antrag beiseite zu schieben: „dieselbe der königlichen Staatsregierung in der Erwartung zu überweisen, daß sie auf die Erhaltung der alten, sowie auf die artistische Ausstattung der neuen Kunstdenkmäler, soweit die Staatsmittel solches nur immer gestatten, Bedacht nehmen werde". Nachdem der Antragsteller im Verlauf der Debatte nur zu deutlich hatte merken lassen, daß es ihm dabei hauptsächlich nur um Erhaltung und Restaurirung der alten Monumente zu thun sei, wurde der Antrag bei der Abstimmung verworfen und der von der Commission gestellte: „daß den Anträgen der Petenten die möglichste, den jedesmaligen Staatsmitteln entsprechende Berücksichtigung zu Theil werden möge", mit großer Mehrheit angenommen. Das alles und auch die von dem Verfasser bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede ist hier des Breitern zu lesen. Sehr beachtenswerth ist es übrigens, daß der Verfasser auch dem Humor in der monumentalen Kunst eine Stelle angewiesen wissen will, denn dieser bildet nach ihm das „Salz der Erde, welches die Kunst wie die Literatur vor dem Verwesen behütet, wie dessen Abhandenkommen denn auch immer den Beginn der Stagnation bekundet, so lebendig auch die Farben sein mögen, in welcher dieselbe schillert". Der Verfasser hat dieses Thema schon früher in seinen „Vermischten Schriften" in der Abhandlung „Der Humor in der Kunst" ausführlicher behandelt.

Eine englische Stimme über das frankfurter Parlament.

Ueber Gustav Kühne's neueste Schrift „Mein Tagebuch in bewegter Zeit" sagt ein Berichterstatter im londoner „Athenaeum" unter anderm: „Die Schriften des als Dichter und Romanschriftsteller bekannten Kühne erscheinen jetzt gesammelt, und unter ihnen eine Collection kurzer Noten und Bemerkungen, welche er im Laufe der ereignißreichen Jahre 1847—50 niederschrieb. Es fehlte ihm nicht an vielfachen und guten Gelegenheiten zur Beobachtung. Er war zu Frankfurt in den Tagen, als das «deutsche Parlament», von dem so viel erwartet und von dem so wenig gethan wurde, in der Paulskirche tagte; und während er, in nicht sehr sanguinischer Stimmung, die Ereignisse beobachtete, welche in der alten Reichsstadt vor sich gingen, blickte er zugleich scharf um sich und selbst in fremde Länder, um sich einen allgemeinen Ueberblick über die mitzeitigen Einflüsse zu bilden. Das politische Tagebuch, in welches er seine Bemerkungen verschmolz, ist nothwendig fragmentarischen Charakters; aber seine einzelnen Partien haben den Vortheil, daß sie die Eindrücke in dem Augenblicke, wo sie stattfanden, widerspiegeln, und ohne Zweifel ist so mancher Vorfall hier aufgezeichnet, welcher wenn er zur Zeit, wo er geschah, übersehen worden wäre, überhaupt niemals aufgezeichnet worden sein würde. In der That wird der Hallam von 1950 in seiner Geschichte Europas den Vorgängen in der Paulskirche nur wenige Seiten einräumen, und wir dürfen ziemlich überzeugt sein, daß sie die am wenigsten malerischen in seinem Buche sein werden. Dank der desultorischen Emsigkeit Herrn Kühne's erhalten wir hier ein gut Theil von buntgemischter Zeitkunde, von der wir ohne ihn nicht genau wissen würden, wo wir sie suchen sollten; denn er erzählt uns nicht nur, was geschah und was er darüber dachte, sondern auch, was andere darüber sprachen und schrieben. Der Umstand, daß das Buch eine Chronik der literarischen Ephemeriden, der politischen Pamphlete einer aufgeregten Periode ist, verleiht ihm vielleicht den größten Werth. Dann und wann befindet sich auch unter den Fragmenten ein ausgeführtes Gemälde." Der Berichterstatter theilt nun einige dieser Schilderungen mit, z. B. eine Beschreibung der Illumination, die am 1. April 1848 zur Ehre des Parlaments stattfand. Dieses Urtheil war uns besonders auch deshalb interessant, weil es zeigt, wie gering die Theilname ist, welche die Vorgänge und Verhandlungen in der Paulskirche im Ausland für sich zu erwecken vermochten, und wie wenig Bedeutung man ihnen hier beilegt. Ja, gesprochen und debattirt wurde in deutscher Weise sehr viel und mit wichtiger Miene, aber gethan sehr wenig und fast niemals das Richtige. Eine Versammlung tüchtiger und nicht doctrinärer Engländer würde sicherlich die Sache, um die es sich handelte, praktischer angefaßt und rascher und richtiger in Ordnung gebracht haben. Doch vergißt der Berichterstatter, daß es

immerhin eine große Erscheinung war, die frei Erwählten aller deutschen Staaten und Stämme zum ersten mal zu gemeinsamen politischen Verhandlungen zusammentreten zu sehen, und er vergißt zugleich, daß die Paulskirche damals der Mittelpunkt wichtiger und verhängnißvoller Ereignisse außerhalb derselben war, welche wahrlich des dramatischen Interesses nicht entbehrten. H. M.

Bibliographie.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1864. Herausgegeben von A. W. Müller. Fünfundzwanzigster Jahrgang. Sondershausen, Eupel. Gr. 16. 1 Thlr.

Audouard, O., Die Mysterien der Serails und der türkische Harem. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von T. Wildberg. Bromberg, Levit. 1864. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bennet, E., Walde-Warren. Eine amerikanische Criminalgeschichte. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 20 Ngr.

Bruno, A., Der Pilger von Canossa oder der Sieg der Krone. Eine dramatische Dichtung in fünf Acten. Celle, Schulze. Gr. 16. 1 Thlr.

Buchholz, E., Poetische Erzählungen. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Buß, F. J., Rechtfertigung des Anspruchs Tirols auf seine Glaubenseinheit. Innsbruck. Gr. 8. 27 Ngr.

Gossel, A., Lebensbilder auf historischem Grunde. Langensalza, Greßler. 1864. 8. 12 Ngr.

Helfert, J. A. Freiherr von, Die Schlacht bei Kulm 1813. Mit 1 Uebersichts-Kärtchen des Schauplatzes. Wien, Prandel u. Ewald. Gr. Lex.-8. 28 Ngr.

Heller, R., Poseuschrapers Thilde. Roman aus Hamburgs Vergangenheit. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hemsen, T., Des Ministers Sündenbuch. Roman. 1ste bis 4te Lieferung. Brünn, Karafiat. Gr. 8. à 3 Ngr.

Körner's, T., sämmtliche Werke. Neue Ausgabe. 1ster Band. 1ste Hälfte. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 6 Ngr.

Lever, C., Davenport Dunn. Der Mann der Zeit. Rechtmäßige deutsche Ausgabe. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Lorensi, J. K., Ein Blick auf Spanien und die Spanier unter der Botmäßigkeit der maurischen Araber. Fragmente aus den Geschichtswerken des Don Diego Hurtado de Mendoza, Padre Don Juan Mariana, Don Faustino de Borbon y Conde u. s. w. Zusammengestellt und verdeutscht. Wien, Gorischek. 1864. 8. 16 Ngr.

Marr, F., Olympias. Geschichtliches Trauerspiel. Wien, Markgraf. 8. 28 Ngr.

May, T. E., Die Verfassungs-Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Georg's III. 1760—1860. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von O. G. Oppenheim. 1ster Band und 2ten Bandes 1ste Abtheilung. Leipzig, Mendelssohn. 1862. 63. Gr. 8. 3 Thlr.

Mendelssohn Bartholdy, F., Briefe aus den Jahren 1830—1847. 1ster Band: Reisebriefe aus den Jahren 1830—32. Herausgegeben von P. Mendelssohn Bartholdy. 5te vermehrte Auflage. Leipzig, Mendelssohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Müller, O., Zwei Sünder an einem Herzen. Eine Erzählung. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Neumann, Bad Königsdorf-Jastrzemb oder die drei Eliren. Bade-Novelle. Ratibor, Wichura. 8. 1 Thlr.

Die Ogilvies, oder: Herzenskämpfe. Roman von der Verfasserin von „John Halifax" u. s. w. Aus dem Englischen von M. Kretzschmar. Drei Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 2 Thlr.

Johann Oekolampad, der Reformator von Basel. Basel, Bahnmaier. Gr. 16. 4 Ngr.

Plagge, T., Der Mensch und seine psychische Erhaltung. Hygienische Briefe für weitere Lesekreise. Neuwied, Heuser. 1864. 8. 20 Ngr.

Plath, J. H., Ueber die Quellen zum Leben des Confucius namentlich seine sogenannten Hausgespräche (Kia-iü). München, Franz. Gr. 8. 14 Ngr.

Putlitz, G. zu, Waldemar. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Wagner. 16. 25 Ngr.

Raven, Mathilde, Aus vergangener Zeit. Gedichte. Celle, Schulze. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Reinking, L., Die Kriege der Römer in Germanien. Mit 1 Karte. Münster, Regensberg. Gr. 8. 20 Ngr.

Runge, K., Nordische Dramen. Hamburg, Hermann. 8. 1 Thlr.

Scheibe, T., Die Landstreicherin. Original-Roman. Wien, Markgraf. 1864. 8. 15 Ngr.

Schmölzer, J. E., Volkslieder aus Steyermark. Leipzig, Kahnt. Gr. 8. 15 Ngr.

Uhland, L., Gedichte und Dramen. Volks-Ausgabe. 1ste Lieferung. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 4 Ngr.

Uhlig von Uhlenau, G., Das Kriegsjahr 1813 mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht bei Kulm. Nach authentischen Quellen bearbeitet. Mit 1 Schlachtplane und 3 Ansichten der Monumente bei Kulm. Dresden, Türk. Gr. 8. 1 Thlr.

Usinger, R., Deutsch-dänische Geschichte 1189—1227. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Veuillot, L., S. H. Pius IX. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Französischen übersetzt. Strasburg, Dapfer-Bentz. Gr. 8. 5 Ngr.

Vogel, H., Aspern. Eine vaterländische Rhapsodie. Brünn, Winiker. 8. 20 Ngr.

Von Triest nach Konstantinopel. Aus dem Tagebuch eines k. k. Offiziers. Wien. Gr. 8. 12 Ngr.

Weishaupt, K., Der Schmuggler, romantisches Gedicht. Königsberg, Nürmberger. 8. 7½ Ngr.

Wespe, G., Das Kloster. Ein didaktisches Gedicht. Neu herausgegeben und mit einer historischen Einleitung versehen von O. F. G. Schönhuth. Tübingen. Qu. 16. 7½ Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Dichtungen. Basel, Bahnmaier. 16. 12 Ngr.

Zianitzka, K. T., Rahel oder 33 Jahre aus einem edeln Frauenleben. 1ste Abtheilung. Ueber Rosen und Dornen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Bulle, C., Pascal. Eine Schutzrede mit polemischen Anmerkungen. Bremen, Gesenius. Gr. 8. 9 Ngr.

Fiedeldey, S., Die Jesuitenhetze in Bremen. Bremen. Gr. 8. 9 Ngr.

Dieses Heftchen gehört der Gallmeier! Wien, Gorischek. 16. 2 Ngr.

Hieronymi, W., Herr Reineke Fuchs in „Mainz im Jahre 1863". Bilder aus dem heiligen Federkriege in Aetzmanier und Stahlfederstich ausgeführt. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 6 Ngr.

Kosog, Rede am „goldenen Blücherfeste" den 30. August 1863 gehalten auf dem Buchholzberge bei Löwenberg. Bunzlau, Appun. 8. 1½ Ngr.

Preußen und das österreichische Bundes-Reform-Project. Berlin, Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Gedichte.

Amara George. Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen. Eingeführt durch Alx. Kaufmann. Miniaturausgabe. 8. 1856. (20 Ngr.) **6 Ngr.**

Arndt (E. Mr.). Blütenlese aus Altem und Neuem. 8. 1857. (1 Thlr. 10 Ngr.) **10 Ngr.**

Bauernfeld (Ed. von). Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. 8. 1856. (1 Thlr. 20 Ngr.) **10 Ngr.**

Bobrik (F.). Gedichte. 8. 1851. (1 Thlr. 22 Ngr.) **10 Ngr.**

Doerr (Adf.). Album aus Italien. 8. 1857. (1 Thlr.) **6 Ngr.**

Eckermann (J. Pt.). Gedichte. 8. 1838. (1 Thlr. 15 Ngr.) **10 Ngr.**

Enslin (K.). Fromm und frei. Gedichte. Miniaturausgabe. 8. 1856. (24 Ngr.) **6 Ngr.**

Förster (E.). Gedichte. 8. 1854. (24 Ngr.) **6 Ngr.**

Förster (K.). Gedichte. Herausgegeben von L. Tieck. 2 Theile. Mit Förster's Bildnisse. 12. 1843. (3 Thlr.) **16 Ngr.**

Förster (Marie). 8. 1857. (1 Thlr. 10 Ngr.) **10 Ngr.**

Freudentheil (W. N.). Gedichte. 8. Hamburg, 1831. (1 Thlr. 10 Ngr.) **6 Ngr.**

Gleim (J. W. L.). Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1789—1803. Erste Orginalausgabe aus des Dichters Handschriften durch W. Körte. 12. 1841. (20 Ngr.) **4 Ngr.**

Harring (Harro). Blüthen. Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. 8. Luzern, 1825. (20 Ngr.) **6 Ngr.**

—— Der Pfariot. — Der Kahn. Poetische Erzählungen. 8. Luzern, 1825. (10 Ngr.) **4 Ngr.**

Hessemer (F. Mx.). Lieder der unbekannten Gemeinde. Miniaturausgabe. 8. 1854. (24 Ngr.) **6 Ngr.**

Horn (Mr.). Die Lilie vom See. Dichtung. Miniaturausgabe. 8. 1853. (24 Ngr.) **6 Ngr.**

—— Magdala. Dichtung. 8. 1855. (1 Thlr.) **6 Ngr.**

Der Hort der Dichtung. Eine Göttersage in 6 Gesängen. Miniaturausgabe. 8. 1853. (20 Ngr.) **6 Ngr.**

Koethe (F. A.). Geistliche Lieder. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Kr. Bj. Meißner. Nebst einer Biographie Koethe's. 8. 1851. (1 Thlr. 10 Ngr.) **10 Ngr.**

—— Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Kr. Bj. Meißner. 8. 1851. (1 Thlr. 10 Ngr.) **10 Ngr.**

—— Die Psalmen in Kirchenmelodien übertragen. 12. 1845. (24 Ngr.) **6 Ngr.**

Minnich (J. A.). Alpenblumen. Eine Lese schweizerischer Gedichte. 8. Luzern, 1836. (20 Ngr.) **6 Ngr.**

Mosen (Jul.). Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1843. (1 Thlr. 18 Ngr.) **10 Ngr.**

Müller (W.). Gedichte. Miniaturausgabe. 2 Theile. 8. 1850. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

—— Griechenlieder. Neue vollständige Ausgabe. 8. 1844. (24 Ngr.) **6 Ngr.**

(Nostitz und Jänckendorf, Ed. Glo.) Aus dem dichterischen Nachlaß meiner Schwester Klothilde Nostitz und Jänckendorf. 8. 1853. (1 Thlr.) **6 Ngr.**

Pfyffer zu Neueck (J. J. X.). Jugend-Phantasien. 8. Luzern, 1829. (12½ Ngr.) **4 Ngr.**

Prätzel (K. G.). Maurergedichte. 8. Hamburg, 1832. (22 Ngr.) **6 Ngr.**

—— Neuere Gedichte. 8. Hamburg, 1836. (1 Thlr.) **6 Ngr.**

—— Zeitklänge. 8. Hamburg, 1815. (20 Ngr.) **6 Ngr.**

Reinhold (Alwin). Lyrische und dramatische Dichtungen. 12. 1846. (1 Thlr.) **6 Ngr.**

Reinhold (Alb.). Doktamedikus. Dit Bohk enthöllt allerhand Gedichte von lustigem un ihrnsthaften Inhollt, de ik so in mienem Musen-Stunnen — 'k wull seggen: Muße-Stunnen — verfarigt haw. (Gedichte in plattdeutscher Mundart.) 8. Wismar, 1834. (12 Ngr.) **6 Ngr.**

Rousseau (J. Bt.) Legenden. 8. Hamm, 1835. (1 Thlr.) **6 Ngr.**

Schults (Adf.). Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyklus. 8. 1854. (18 Ngr.) **6 Ngr.**

Schulze (Ernst). Cäcilie. Miniaturausgabe. 2 Theile. 8. 1849. (3 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

—— Gedichte. Miniaturausgabe. 8. 1852. (1 Thlr.) **6 Ngr.**

Stamm (Theodor). Gedichte. 12. 1845. (1 Thlr. 10 Ngr.) **6 Ngr.**

Stieglitz (H.). Stimmen der Zeit in Liedern. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. 8. 1842. (12 Ngr.) **6 Ngr.**

—— Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum. 8. 1838. (25 Ngr.) **6 Ngr.**

Wetzel (F. Glo.). Gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von Z. Funck. 8. 1838. (2 Thlr. 10 Ngr.) **10 Ngr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

15 Bände. In Heften von 6 Bogen zu 5 Sgr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon hat schon mehreren Generationen als reichhaltigste Quelle der Belehrung gedient und vor allen ältern und neuern Nachahmungen stets den Vorzug der Gediegenheit und Zuverlässigkeit behauptet. Die Verlagshandlung hat keine Anstrengungen und Opfer gescheut, um den Ruf dieser Eigenschaften dem Werke auch in der jetzt beginnenden umgearbeiteten verbesserten und bis auf die Gegenwart vervollständigten **neuen elften Auflage** zu erhalten.

Durch das allmähliche Erscheinen in Heften von 6 Bogen zum Preise von nur 5 Sgr. ist jedermann Gelegenheit geboten, in den Besitz der neuen Auflage zu gelangen.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und ist daselbst das soeben erschienene erste Heft nebst Prospect zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 15. October 1863.

Die patriotische Literatur zur Octoberfeier.

Das funfzigjährige Jubelfest der glorreichen Befreiung Deutschlands vom Joche der Fremdherrschaft hat eine große Bewegung auch in der Presse hervorgerufen. Neue Werke, auf jene Zeit der Ehren bezüglich, sind erschienen: theils umfassende Schilderungen der Erhebung und des Riesenkampfes, theils Darstellungen einzelner Theile und Momente desselben, Biographien, Flugschriften und Gedenkblätter; ältere Werke über die Freiheitskriege sind neu aufgelegt oder der Gegenwart wieder in das Gedächtniß gebracht worden; auch in der Unterhaltungsliteratur haben die Schriftsteller neuerdings den Stoff und das Fundament vielfach jener herrlichen Zeit entlehnt. Bei der großen Zahl dieser Erscheinungen müssen wir uns versagen, jeder eine ausführliche Besprechung zu widmen — viele entziehen sich auch einer solchen durch ihre geringe Bedeutung —, wir wollen aber versuchen, die betreffenden Werke, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, nach Kategorien geordnet, unsern Lesern vorzuführen.

I. Allgemeine Werke.

1. Vaterländisches Ehrenbuch. Schilderung der wichtigsten Ereignisse aus der Zeit der Befreiungskriege. In Bildern aus den Jahren 1813—15. Herausgegeben von E. Grosse und Franz Otto. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 17 Tonbildern, 160 in den Text gedruckten Illustrationen, sowie 1 Karte des Schlachtfeldes von Leipzig. Leipzig, Spamer. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir beginnen unsere Uebersicht mit diesem Werke, veil es schon in erster Auflage sich eines warmen und erdienten Beifalls zu erfreuen hatte, und weil es sich, is auf einen geringen, als Nachwort gebrachten Tribut n die Tagesströmung, am reinsten von jenem tendenziösen Misklang gehalten hat, mit welchem die unselige arteiung der Gegenwart dem deutschen Volke die Gehichte seiner ruhmvollsten Zeit stört. Auch wir wünhen von Herzen, daß die Proclamation von Kalisch zu m schönen Ziele geführt hätte, welches sie den Fürsten nd Völkern Deutschlands stellte — damals aber war nur r eine Gedanke im ganzen Volke die alles bewegende d begeisternde Kraft: Freiheit vom Fremdjoch! Die innere politische Entwickelung zum Heile des Vaterlandes lag gewiß vielen erleuchteten und patriotischen Männern am Herzen, aber daß das Volk, als es nach langer Schmach fremder Unterdrückung und Beraubung dem Aufrufe in Begeisterung folgend die Waffen ergriff, an etwas anderes gedacht habe, als die Franzosen aus dem Lande zu schlagen, daß es damit sich zugleich erweiterte bürgerliche Rechte, veränderte Staatsformen, freisinnige Verfassungen zu erringen gemeint, ist eine Unterstellung vom neuesten Datum. Das „Vaterländische Ehrenbuch" hält sich frei davon. Es schildert die Erhebung, den Kampf und die Befreiung Deutschlands nach den besten und anerkanntesten Geschichtschreibern, bei wichtigern kürzern Episoden ausgesprochenermaßen mit den eigenen Worten derselben, und läßt oft, wo es anging, Zeitgenossen und Mitwirkende selbst reden. Dadurch hat es den rechten zeitgetreuen Ausdruck gewonnen. Die Form ist nicht die einer zusammenhängenden Darstellung, das Werk keine Kriegsgeschichte, es gibt uns „Bilder" aus den Freiheitskriegen, aber dabei eine Fülle interessanter Einzelheiten und Charakterzüge, sodaß es namentlich für die Jugend, der es insbesondere gewidmet ist, eine höchst anziehende Lectüre bietet. Die Anordnung des Inhalts hat der Verleger veranlaßt, dessen Einsicht und praktischer Blick bereits bei andern Werken seines Verlags Anerkennung gefunden hat. Wie „Der große König und sein Rekrut", so wird auch das „Vaterländische Ehrenbuch" bald eine Lieblingslectüre für jung und alt, ein Volksbuch im edlern Sinne des Worts werden. Die zahlreichen Illustrationen, von denen manche vortrefflich sind, tragen gewiß, wie die ganze glänzende Ausstattung, dazu bei.

2. Die deutschen Freiheitskriege 1813—15. Für das deutsche Volk. Herausgegeben von Gotthardt Alfred Luther. Leipzig, E. Schäfer. 1863. Hoch 4. In Lieferungen zu 7½ Ngr.

In der Einleitung gibt der Verfasser Rechenschaft über den Zweck seines Buchs und den Plan, den er sich vorgezeichnet hat. Er geht von der Französischen Revolution aus, deren Ursachen, Verlauf und Folgen er kurz angibt, knüpft daran in gedrängter Uebersicht die Kriege,

welche aus ihr hervorgingen, und wendet sich dann zu seinem Thema, um sich, wie er verspricht, „mit ganzer Kraft und Liebe der Glanzepoche unsers deutschen Vaterlandes, die einzig rein und golden dasteht in der Geschichte Deutschlands, weil sie einzig und allein durch Volksgeist, Volkskraft und dem Gesammtwillen des Volks erstrebt wurde", zu widmen. „Ich meine," sagt er dann, „die herrlichen Freiheitskriege, die Perle in den Annalen Deutschlands! Und dieses Buch soll dir gewidmet sein, o deutsches Volk, und ich werde mich mit Aufbietung aller meiner Kräfte bestreben, jeglichem deiner Anforderungen Genüge zu leisten. Was jene Heldenzeit Großartiges und Herzerhebendes geschaffen, will ich in vollen Tönen loben und preisen." Gewiß ein schöner Vorsatz! Jubiläums-Ausgabe hat der Verleger auf den Umschlag gesetzt, wozu freilich das Papier und die zum Theil mangelhafte Correctur nicht recht passen wollen. Der Verfasser ist aber mit warmem patriotischen Herzen an sein Werk gegangen, und es thut uns wohl, daß er dem Könige Friedrich Wilhelm III. überall Gerechtigkeit widerfahren läßt, was bei vielen Tagesschriftstellern der Gegenwart nicht mehr der Fall ist. Die militärische Seite des Buchs können wir nicht gerade rühmen; eine neue Form und neue Aufschlüsse, welche verheißen sind, haben uns die bisjetzt vorliegenden Lieferungen noch nicht gebracht; indessen wird das Buch doch manchen Leser befriedigen, und es bleibt immer verdienstlich, dem deutschen Volke seine große Zeit stets von neuem in das Gedächtniß zu rufen, damit es bei künftiger Gefahr, wie damals, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes erhebe.

3. Geschichte der Befreiungskriege 1813. 1814. 1815. Von F. Förster. Mit Benutzung vieler bisher ungedruckter Quellen und mündlicher Aufschlüsse bedeutender Zeitgenossen. Fünfte Auflage. Berlin, Hempel. 1863. Lex.-8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Dies Werk des bekannten und geachteten Historikers, der einst selbst die Waffen in dem großen Befreiungskampfe getragen hat, erschien zuerst im Jahre 1856, und seine neue Auflage ist jedenfalls das Bedeutendste unter den allgemeinen Werken, welche das Jubelfest gebracht hat. Vierzig Jahre, sagt uns die Einführung der fünften Auflage durch den Verleger, hat der Verfasser der Sammlung und Sichtung von Materialien gewidmet; seine persönlichen Beziehungen zu vielen hochgestellten und bedeutenden Männern haben ihn in den Besitz zahlreicher Mittheilungen und Actenstücke über jene Zeit gesetzt, welche andern nicht zu Gebote gestanden haben. Schon daß sein Werk sehr bald nach Beitzke's vielgerühmter Geschichte erschien und binnen Jahresfrist zweimal neu gedruckt werden mußte, beweist, daß es Aufmerksamkeit erregte. Diese sprach sich aber auch in vielen Anfeindungen aus, welche mancher rücksichtslos geäußerten Kritik, mancher verletzenden Wahrheit, vorzüglich aber dem politischen Standpunkt des Verfassers galt. Wie man auch über denselben denken möge, so hat F. Förster denselben seit vierzig Jahren consequent behauptet, was für seine Ueberzeugung spricht und nicht allen, welche heute auf der Arena stehen, nachzurühmen ist. Unsern eigenen Standpunkt und daß wir jede feste Gesinnung, sobald sie auf Ueberzeugung beruht, zu würdigen verstehen, wenn wir ihre Anschauungen auch nicht theilen, haben wir oft genug bekundet.

Das Werk war eine Zeit lang verboten: dies Verbot ist aufgehoben, wie uns der Umschlag der ersten Lieferung sagt. Es ist eine Reclame — wer wollte aber, da sie immer wirksam ist, darüber rechten? Leider liegt uns nicht das ganze Werk vor, da die fünfte Auflage, wie uns gesagt wird, in einer Stärke von 4000 Exemplaren auch schon wieder vergriffen ist und abermals ein neuer Abdruck veranstaltet werden muß. An dieser Angabe zu zweifeln, haben wir keinen Grund, sie kann wenigstens für den Erfolg sprechen. Uns liegt indessen doch der erste Theil fast ganz und der Anfang des zweiten vor, und wir können daraus immerhin über das Ganze ein Urtheil gewinnen. Der innere Werth, die Bedeutung der gegebenen Aufschlüsse und Analysen, die Darstellung der Politik damaliger Zeit und der Kriegsereignisse — wie sehr der Geschichtsforscher für jene und der Mitstreiter für diese berufen und befähigt war — würde doch dem Werke nicht die Ausbreitung gesichert, nicht das große Publikum, welches doch allein den massenhaften Absatz bewirken kann, dafür gewonnen haben, wenn es dem Verfasser nicht gelungen wäre, den Ton zu treffen, welcher Anklang in der Menge findet. Es ist der Wechsel von Ernst und Humor, der oft bitter genug wird, die Ironie — heute die beliebteste Behandlung aller Fragen! Der derbe Ausdruck, der nichts von schönen Redensarten weiß und selbst „Jahn'sche Ungeschliffenheit" nicht scheut, auch die ganze Form und Fassung in kurzen Kapiteln, mit illustrirenden Initialen und voller, in gleichem Tone vorangestellter Inhaltsanzeige, z. B. „Diplomatengesäusel und Federballspiel", „Der Schwiegerpapa in Wien"; „Der Löwe der Waldschlucht" (Napoleon nämlich griechisch) u. s. w.; außerdem aber die Fülle von Einzelheiten, welche der Verfasser aus dem Schatze seines Materials der Darstellung eingewebt hat. Förster's Werk muß übrigens der Beachtung Thielen's (von dessen „Erinnerungen" wir weiter unten berichten) entgangen sein, sonst würde er die Behandlung Oesterreichs, seines Kaisers und seiner Feldherren nicht ungerügt gelassen haben. Ein Kapitel beginnt also: „Und Fürst Schwarzenberg liegt hier in Böhmen, pflegt den Bauch, thut sich wenig grämen — und mit ihm die kaiserlichen und königlichen Hauptquartiere." Die Proclamationen der verbündeten Feldherren werden Papierdrachen genannt, die auf das deutsche Volk losgelassen und von diesem angegafft werden, ohne viel Eindruck zu machen. Es ist das aber nur humoristisches Beiwerk der auf kritische Forschung begründeten Darstellung, welche, wie gesagt, auch ernst und würdig, vor allem in wärmster Vaterlandsliebe gehalten ist.

4. Aufrichtige Geschichte der Befreiungskriege. Berlin, Schneider. 1863. 12. 1 Thlr.

Von diesem Werke sind nur wenige Lieferungen zu unserer Kenntniß gekommen. Schon der Titel, der etwas wie Enthüllungen verspricht, deutet eine tendenziöse Schrift

an. Die Befreiungskriege werden hier dargestellt als für die Einheit Deutschlands und die allgemeine Völkerfreiheit modernsten Begriffs nur vom Willen des Volks unternommen und durchgeführt, ohne dem Könige, seinem Wort und seinen Behörden einiges Verdienst zu lassen. Dies in einer gewandten und frischen Darstellung — in welcher man Carlyle's Manier gefunden hat — mit Geist und vielen Stellen aus Arndt, Droysen, Pertz, welche zu gebrauchen waren, der unwissenden heutigen Generation vorgetragen: sie muß es ja glauben! Die „Ideologen" waren es, welche Deutschland gerettet und Napoleon gestürzt haben; man erstaunt nur, wie gewaltsam dieselben hier rekrutirt werden: Scharnhorst, der klare, besonnene Soldat, selbst der alte Blücher werden zu den Ideologen gezählt. York freilich gehört als „Hochtory", wie er genannt wird, nicht dazu. Freiwillige und Landwehr sollen dann natürlich alles gethan haben, und die „Zwangsjacke", nämlich die Verordnung vom 8. Febr., welche Strafen für Ausbleibende anordnete, figurirt auch hier. Niemand erkennt gewiß die freudige Begeisterung, welche 12000 Freiwillige unter die Waffen führte, ehrender und das moralische Gewicht, welches diese Blüte der Nation in die Wagschale warf, höher an als wir; aber wenn der Verfasser in dem Wahne lebt, daß die Landwehr ohne den Zwang der Verordnung vom 8. Febr. freiwillig in einer Stärke zusammengekommen wäre, um den Riesenkampf mit Napoleon aufzunehmen, so mag er sich aus der actenmäßigen „Geschichte der Landwehr", von welcher weiter unten die Rede sein wird, eines Bessern belehren! Lassen wir der Regierung und auch dem stehenden Heere den gebührenden Ruhmesantheil. Der Wahrheit die Ehre und nicht blos der Parteitendenz!

5. Die Freiheitskriege in Charakterbildern. Nach Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur für Freunde vaterländischer Geschichte, insbesondere für die Jugend und ihre Lehrer bearbeitet von F. C. Paulig. Frankfurt a. O., Paulig. 1863. 8. 20 Ngr.

Eine gedrängte, gutgeschriebene Darstellung, welche im anspruchslosen Gewande, 14 Bogen stark, die Beachtung der Kreise, für welche sie bestimmt ist, vollkommen verdient und sich Lehrern und Schülern auch durch ihre Wohlfeilheit empfiehlt. Unter den Männern jener Zeit ist besonders Blücher, der Held des Volks, mit Vorliebe in vielen Charakterzügen geschildert.

Folgende Schriften mögen hier nur mit ihren Titeln angeführt sein:

6. Die Freiheitskriege. Vaterländische Geschichte der Jahre 1806—15. Von W. Pierson. Berlin, Kleemann. 1863. Gr. 16. 5 Ngr.
7. Die Befreiungskriege. Eine Jubelschrift zur Erinnerung an die denkwürdige Zeit von 1813—15. Von von Dedenroth. Berlin, Schlesier. 1863. 16. 2½ Ngr.
8. Geschichte der deutschen Freiheitskriege. Von Gustav Jahn. Eisleben, Christlicher Verein für das nördliche Deutschland. 1863. 8. 8 Ngr.

Als eine Ergänzung zu den Geschichten der Freiheitskriege, welche die Zeit von 1805—13 zwar als Einleitung, aber doch nicht so erschöpfend behandeln, als es nothwendig ist, um dem deutschen Volke die Ursachen seiner Schmach zu zeigen, erscheint ein Werk unter dem Titel:

9. Die Männer des Volks in der Zeit deutschen Elends. 1805—13. Nach Briefen und Memoiren. Mit Photolithographien nach Zeichnungen von Ludwig Burger. Berlin, Seehagen. 1863. Gr. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Etwas drohend im Programm, aber bei näherer Betrachtung nicht so feindselig der abweichenden Meinung über manche Zeitfragen. „Es ist wahrer Patriotismus, die Gebrechen rücksichtslos aufzudecken, an denen Deutschland damals krankte", sagt der Verfasser im Vorwort, und jeder Vaterlandsfreund wird ihm beistimmen. Er hat dazu die Zeitquellen, besonders die „Vertrauten Briefe" Cölln's, Hormayr und von neuern Schriften hauptsächlich die Häusser's benutzt. Was in Deutschland und im Staate Preußen faul war, beleuchtet er mit unerbittlicher Schärfe; er schildert den Sturz, aber er gibt ihn nicht in gewohnter Weise der Armee im allgemeinen, sondern ihren höhern Führern wie den herrschenden Zuständen mit ihren Trägern schuld, und hebt auch die Beispiele von edler Gesinnung und Heldenmuth in jener trüben Zeit hervor. Es ist ein trauriges Bild, das in seinen einzelnen Zügen vor uns aufgerollt wird, so vollständig, wie es der Gegenwart bei ihrem kurzen Gedächtniß wol ganz entschwunden war. Daß der Verfasser dabei gerecht ist gegen den König, dessen Nachruhm neuere Federn vielfach mit ihrem Gift bespritzen, beweise die Schilderung der Zusammenkunft mit dem Franzosenkaiser. „Napoleon erwartete einen Flehenden zu sehen, er fand allerdings einen Gebeugten, aber doch einen Mann, der seinen königlichen Stolz keinen Augenblick vergaß; der höhnende Uebermuth des Siegers begegnete der Majestät des Unglücks, das, würdevoll getragen, jede Beleidigung auf die Ehre dessen zurückwarf, der sich an ihm zu vergehen wagte." Der Königin Luise, der ja nur von einem Napoleon schimpfliche Nachrede widerfahren ist, gibt das Werk die Strahlenkrone, welche sie verdient. Wir wollen noch einen gerechten Ausspruch anführen, um so werthvoller für uns, weil er von einem entschiedenen Liberalen kommt, wie sich der Verfasser im ganzen Werke bekundet:

Es war nicht die Armee, es war der absolute Staat mit seiner Maschinerie, der 1806 und 1807 zertrümmert wurde und in Schmach sich beugte, denn von dem Augenblick an, wo die Reformen Stein's den Volksgeist wach riefen, da erst erstand und wuchs heran das Preußen von 1813, und als im Volke die bessern Kräfte zur Geltung kamen, wurden sie auch im Heere lebendig; das so viel geschmähte Heer von 1805 hat dem von 1813 den Kern geliefert. Blücher, York, Gneisenau, Scharnhorst u. s. w. waren nicht die einzigen; fast alle die Männer, die 1813—15 die Truppen zum Siege geführt, hatten 1805 eine Stelle in der Armee, und die Söhne jener Commandanten, die sich entehrt, der Familien, deren Name gebrandmarkt war, bluteten in den Befreiungskriegen.

Das ist die Stimme der Wahrheit, möge sie nicht verhallen — möge sie der Verfasser der „aufrichtigen" Geschichte auch hören! Hätten etwa die tapfern Freiwilligen, die Landwehren, denen letzterer allein den Sieg zuschreibt, diesen Sieg auch ohne die vielgeschmähten Junker, die altgedienten Offiziere, welche ihre Führer wurden,

errungen? Das kann wirklich nur die absichtliche Parteiverblendung behaupten! Unser Werk bringt ein höchst interessantes Schreiben von Gneisenau an den Grafen Münster vom Jahre 1811, in welchem er ihm die Offiziere nennt, auf die er bei der beabsichtigten Bildung einer deutschen Legion rechnete: wir haben diese Männer fast alle persönlich gekannt und zu hohen Stellen aufsteigen sehen: Boyen, Grolman, Clausewitz, Graf Dohna, Lützow, Monhaupt u. s. w. Dann werden die hervorragenden Persönlichkeiten und die Reformen in der Armee betrachtet. Eins der wichtigsten Kapitel, das wir dem ganzen deutschen Volke zum unvergeßlichen Gedächtniß empfehlen, führt die Ueberschrift: „Die Erpressungen der Franzosen." Berechnen lassen sich dieselben nicht einmal annähernd, weil außer der Kriegscontribution und den Lieferungen noch die nicht festzustellenden Erpressungen der einzelnen französischen Marschälle, Generale, Offiziere und Commissare, Beamten und Lieferanten hinzukommen. Eine französische Angabe berechnet die Summe der Kriegskosten und Lieferungen für Norddeutschland auf 603,227922 Frs., also über 1600 Mill. Thlr.!

Der Verfasser erzählt nun viel Einzelheiten in diesem traurigen statistischen Kapitel, dessen Inhalt schon um materieller Interessen willen, die ja die Gegenwart beherrschen sollen, das deutsche Volk von jeder Liebäugelei mit dem „weltgefräßigen Adler", wie ihn Förster nennt, heilen und es zur kräftigsten Bewahrung seiner Grenzen mahnen muß. Von diesem dunkeln Bilde, das nur zum Schlusse durch das Spottlied: „Des Ritters von der traurigen Gestalt thränenreicher Abschied von Kassel", erheitert wird, wendet sich der Verfasser zu dem lichten der Reformen Stein's in Preußen und zu der geistigen Revolution mit deren Trägern Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, Fichte, Schleiermacher, Arndt. Er führt den Congreß von Erfurt mit seinem Parterre von Königen vor, und die Ereignisse des Jahres 1809, welches er das der verunglückten Versuche nennt. Der Leser erhält einen Einblick in das stille Wirken der patriotischen Partei in Deutschland, einen Ueberblick über die Ausbreitung der Verbindungen, welche von 1808—13 das Feuer in der Asche geschürt haben. Wir haben ihn so vollständig zusammengestellt noch nicht gefunden. Traurig ist, was wir über den Ausgang der Erhebung Tirols lesen, obgleich der Verfasser hier meist dem erbitterten Hormayr gefolgt ist. Es erklärt sich manche Erscheinung der Neuzeit aus jenen Tagen, wir konnten selbst einiges hinzufügen, was wir bei einem Gespräch mit einem Kampfgenossen Hofer's vor Jahren in Salurn gehört. Dieser war übrigens der Meinung, nicht Hofer, sondern der junge Moor, der, irren wir nicht, im Scharnitzpasse gefallen, sei der rechte Mann für die Führung gewesen: ihn hätte man damit betrauen müssen.

Die letzte Lieferung des Werks, die uns zugegangen ist, schildert den Krieg von 1809 und die Lage der Dinge in Preußen. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser seine Arbeit consequent zu Ende geführt hat. Warum nennt er sich aber nicht?

II. Monographien.

1. Geschichte der preußischen Landwehr. Historische Darstellung und Beleuchtung ihrer Vorgeschichte, Errichtung und spätern Organisation. Nach den besten vorhandenen Quellen von R. Braeuner. Erster Halbband. Berlin, Mittler und Sohn. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die preußische Landwehr hat einen so ruhmvollen Antheil an den Freiheitskriegen genommen und in der neuesten Heeresorganisation durch den Conflict abweichender Meinungen über die ihr gebührende Stellung eine solche Bedeutung erlangt, daß eine Geschichte derselben zu den verdienstlichsten Werken gehört. Wir können dem Verfasser aus voller Ueberzeugung unsere Anerkennung sagen, daß er seine Aufgabe mit Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe gelöst hat und daß der allgemeine Beifall, welchen seine Schrift in der militärischen Presse gefunden, ein wohlverdienter ist. Diese Aufgabe war nicht leicht, gerade in der „brennenden Frage" der Gegenwart. Die Geschichtschreibung aber, wie er selbst richtig sagt, soll ihr Urtheil objectiv und selbständig fällen, ohne sich durch die wechselnde Strömung des Tags beirren zu lassen. In dem ersten Halbbande, der uns vorliegt und mit dem Jahre 1815 abschließt, wird als Vorgeschichte der militärische Charakter des preußischen Staats in seiner historischen Entwickelung und die vaterländische Wehrverfassung von ihren Anfängen bis zum Jahre 1813 geschildert, und dabei hervorgehoben, wie die von Friedrich I. im Jahre 1701 errichtete Landmiliz mit der spätern Landwehrorganisation in nahem Zusammenhange steht. Friedrich Wilhelm I. hob dieselbe zwar wieder auf, mußte aber doch zuletzt die zweite Kategorie nationaler Wehrkraft: die zur Landesvertheidigung bestimmte Reserve, wiederherstellen in den Landwehrregimentern. Unter Friedrich dem Großen traten während des Siebenjährigen Kriegs freiwillige Milizen auf. „Später (bemerkt der Verfasser) läuft der historische Faden nur noch in Entwürfen fort, welche von Männern gemacht wurden, die ihrer Zeit vorangeeilt waren und auf dem Boden der geschichtlichen Entwickelung diejenigen Einrichtungen für die Wehrkraft des Landes treffen wollten, welche ihm vielleicht die unglückliche Katastrophe von 1806 erspart, dann aber allerdings auch einen großen Theil der Segnungen entzogen hätten, die in jenen harten Zeiten des Unglücks, der Prüfung und der Erhebung gewonnen wurden."

Mit Fleiß und Gründlichkeit hat der Verfasser diese Entwürfe in den Acten studirt; der Plan des Majors von dem Knesebeck, der die Reorganisation des Wehrsystems zu einem nationalen Heerwesen am schärfsten und besten aufgefaßt hatte, ist im Original zwar nicht aufzufinden gewesen, hat sich aber in seinen Grundzügen an der ungünstigen Beurtheilung, die er durch Rüchel's Gutachten erfahren, deutlich erkennen lassen. Welche Schäden in der Armee zu der Katastrophe von 1806 geführt, weist der Verfasser ohne Beschönigung nach; er verwahrt aber durch Thatsachen die Mannschaft und die Subalternoffiziere gegen die beliebten Redensarten neuerer Zeit. „Nicht die Untüchtigkeit oder Feigheit der großen Masse des Heeres, die ihre Schuldigkeit brav gethan, sondern die

Untauglichkeit gewisser Kreise in demselben, sowie die einseitige, unzureichende Organisation, die auf die besten Kräfte des Landes verzichtete, von der traditionell-historischen Bahn abgewichen war, sie führten Preußen an den Abgrund und zu dem Frieden von Tilsit."

Daß man zu diesem nur durch den Abfall der Russen gezwungen worden, und sofort nach dem Friedensabschluß von dem Gedanken an einen neuen, mit Aufbietung aller Mittel und Kräfte zu führenden Befreiungskrieg erfüllt war, beweist ein bereits am 21. Juli 1807 von Scharnhorst dem König vorgelegtes Mémoire, das hier mitgetheilt wird. Ebenso lesen wir die Punkte, welche der König selbst für die Reorganisation des Heeres aufgesetzt hat. Scharnhorst's Krümpersystem — eine umfassende Ausführung des bereits vor dem Kriege von Courbière angeregten Plans — bezweckte die Vermehrung des stehenden Heeres; ein „vorläufiger Entwurf für die Verfassung der Provinzialtruppen" von 1808 enthielt den Gedanken einer allgemeinen Landesbewaffnung, welcher in den wichtigsten Punkten die Grundlage für die spätern Verordnungen über die Landwehr geworden ist. Diese Landesbewaffnung sollte aber völlig selbständig neben dem stehenden Heere organisirt werden, und nicht (wie die 1815 erfolgte Landwehrordnung bestimmt hat) durch dasselbe gehen; sie sollte nicht durch Ausbildung der Mannschaft im stehenden Heere, wie jetzt, erzielt werden. Im Frieden sollten die Provinzialtruppen die Stützen der Executivgewalt, zur Aufrechthaltung von Gesetz und Ordnung sein, im Kriege aber mobilisirt und auch für Kriegszwecke verwendet werden, wobei man hauptsächlich den kleinen Krieg im Auge hatte. So war Scharnhorst's ursprünglicher Plan. Napoleon's Machtspruch verhinderte die Ausführung desselben, er wurde aber nur vertagt, um später in der vollendeten Form der Landwehr zu Tage zu treten. Die Errichtung derselben in den Jahren 1813 und 1814 wird in der ersten Abtheilung des vorliegenden Bandes dargestellt. Wir empfehlen die Verhandlungen der ostpreußischen Stände, wie das Schreiben des Grafen Dohna, welcher als die Seele der ganzen That sich unsterbliches Verdienst erworben hat, unsern modernen Geschichtsverfälschern als ein Zeugniß damaliger Gesinnung. Mit diesem Schreiben und einem von York wurde der ostpreußische Entwurf dem Könige vorgelegt, welcher hierauf die Errichtung der Landwehr für die ganze Monarchie befahl. Man hat über die Priorität des Plans für dieselbe viel gestritten: es liegen aber die klarsten Beweise vor, daß Scharnhorst schon lange vor dem ostpreußischen Entwurf einen vollendeten Plan niedergelegt hat, dem jener nur angepaßt worden ist; überdem hat ein Aufsatz von Clausewitz der in Königsberg angenommenen Fassung zum Grunde gelegen und Clausewitz war früher Scharnhorst's Adjutant, mit dessen Ideen genau vertraut, daher auch die Uebereinstimmung beider Entwürfe in vielen Punkten. Drei solche wurden abgeändert, nämlich daß die Landwehr nur aus Infanterie bestehen, nicht außer der Provinz verwendet werden und daß die Stellvertretung gestattet sein sollte.

Der glühende Patriotismus und die eiserne Willenskraft, mit welcher in Ostpreußen die Landwehr gebildet wurde, erfüllt uns mit gerechter Bewunderung; wie es aber dabei in Westpreußen, in Schlesien selbst in Potsdam zugegangen ist, mögen diejenigen hier lesen, welche uns erzählen, daß die Befreiung ganz allein durch den ureigenen Willen des Volks geschehen, und die Regierung mit ihren Behörden gar nichts dazu gethan, als diesen Willen aufzurufen und gewähren zu lassen. Jedem das Seine! Eine glänzende Leistung unter den schwierigsten Umständen war die Errichtung der kurmärkischen Landwehr, und auch jene durch Zwangsmaßregeln gebildeten Truppen haben im Felde gar bald den anfänglichen Spott der Franzosen über die „Kreuzbauern" in jene fast panische Furcht vor dem „peuple sauvage de la Landwère" verwandelt. Der Verfasser stellt nach authentischen Quellen die Formation in allen Provinzen mit ihren eigenthümlichen Verhältnissen dar und fügt der Vollständigkeit wegen auch gleich die Errichtung der Landwehr in den durch den Frieden von Tilsit verloren gegangenen Provinzen nach ihrer Wiedereroberung hinzu, nebst den allgemeinen Veränderungen in der Formation während der Jahre 1813 und 1814. Ein Rückblick würdigt die bewiesene Opferwilligkeit, Hingebung und Energie, durch welche die in der Landwehr des Jahres 1813 verkörperte außerordentliche, noch von keinem andern überbotene Kraft des preußischen Volks die höchste Bewunderung verdient. Er gibt dann im einzelnen an, was die verschiedenen Provinzen bis zum Beginn der Feindseligkeiten gestellt; die Gesammtstärke betrug 149 Bataillone, 113⅕ Escadrons, 120504 Mann.

In der zweiten Abtheilung wird die Theilnahme der Landwehr am Kriege von 1813 und 1814 geschildert. Vor dem Waffenstillstande war sie noch nicht kriegsfähig und dieser für sie von der größten Bedeutung; ihm allein verdankt sie ihre Vollendung und ihm wahrscheinlich Preußen und Deutschland seine Befreiung. Nach dem Waffenstillstande erscheinen die Streitkräfte in drei Hauptgruppen: Operationsarmee im freien Felde, Blokadecorps und Besatzungstruppen. Die Landwehr wurde folgendermaßen vertheilt: zur Feldarmee 93½ Bataillone, 83⅕ Escadrons; zu den Blokadecorps 39 Bataillone, 18 Escadrons; zu den Besatzungen 16½ Bataillone, 12 Escadrons. Die Linie in der Feldarmee betrug 92914 Mann, die Landwehr 66942 Mann. Beide haben gleichmäßig um den Preis der Ehren gekämpft, aber schon dies Zahlenverhältniß mag gewisse Redensarten entkräften. Für die Landwehr war das Treffen von Hagelsberg das glänzendste, hier gebührt ihr der Ruhm des Tags fast ausschließlich, da sie in allen Stadien des Kampfes die Hauptrolle spielte und von den Linientruppen nur unterstützt wurde, während in den meisten andern Schlachten die Landwehr als der unterstützende Theil erscheint. Der Verfasser bemerkt:

> Außerdem gewährt dies Treffen ein interessantes Bild von dem Verhalten guter und von vorzüglichem Geist beseelter Landwehren, welche zum ersten male ins Feuer kommen. Freilich findet sich hierbei nichts von jener Fabel, der zufolge die Landwehrmänner sich als lauter Winkelriede in die Bajonnete des Feindes gestürzt und ihn vernichtet haben, sodaß sie überall die

Entscheidung gaben und den Linientruppen nur das Nachsehen übrig ließen. Wer an derartigen Unsinn wirklich geglaubt hat, dem können wir nur das gründliche Studium der Thatsachen empfehlen.

Diese Thatsachen erzählt der Verfasser mit wärmster Vorliebe für seinen Stoff, aber ohne die einzelnen Schatten in dem strahlenden Lichte des Ruhms zu vertuschen, weil ihm die Wahrheit über alles ging und jene Schatten immer schnell vorüberzogen. Mit dem Jahre 1815 endet die Geschichte der alten Landwehr; im Laufe eines langen Friedens trat eine neue an deren Stelle, welche von ihr wenig mehr als den Namen und das Kreuz behalten hatte. Die Geschichte derselben wird den zweiten Halbband füllen, dessen Erscheinen wir mit Erwartung entgegensehen. Vielleicht trägt er zur Verständigung in dem beklagenswerthen Conflict bei, der über eine Lebensfrage Preußens zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhause entstanden ist; wir empfehlen ihn im voraus, anknüpfend an die Schlußbetrachtung des ersten Halbbandes, zum ernsten Studium thatsächlicher Verhältnisse.

2. Hannovers Theilnahme an der deutschen Erhebung im Frühjahre 1813, mit besonderer Rücksicht auf die Truppenformationen an der Elbe. Von V. Jacobi. Mit zwei Terrainzeichnungen. Hannover, Helwing. 1863. Gr. 8. 28 Ngr.

Mit der französischen Besitznahme von 1803 hatte Kurhannover thatsächlich aufgehört zu existiren, es war später theils dem neuen Königreich Westfalen, theils dem französischen Kaiserstaat, der bis Lübeck reichte, einverleibt worden. Ein zehnjähriger unerträglicher Druck hatte die materiellen Kräfte der Lande erschöpft, und die despotische Macht der Behörden, unterstützt durch das Fouché'sche Polizeisystem, hielt mit eiserner Hand jede geistige Bewegung nieder. Die thatkräftigen Elemente der aufgelösten hannoverschen Armee hatten sich nach England gewandt und kämpften seit Jahren in der deutschen Legion in Spanien, auch viele jüngere Söhne des Landes waren heimlich hinübergegangen und viele Tausende folgten gezwungen den französischen Adlern. So war es nicht möglich, daß die Begeisterung des Volks, das nur zu geneigt war, das französische Joch abzuschütteln, sich im Jahre 1813 von Anfang an in gleicher Weise in Thaten bewährte, wie sie Preußens Volk bewiesen hat.

Der Verfasser des vorliegenden Werks hat es unternommen, zu schildern, was unter so ungünstigen Verhältnissen wirklich für das große Werk der Befreiung in Hannover geschehen ist, und die dürftigen Quellen, die ihm zu Gebote standen, mit Geschick benutzt, um eine bisher fehlende Darstellung der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er betrachtet zuerst die diplomatischen Vorbereitungen zur Waffnung der hannoverschen Kurlande. Schon im Sommer 1812 waren durch Stein in Petersburg und durch Münster und Gneisenau in London Schritte geschehen, um mit schwedischer Hülfe eine Landung an der Nordküste Deutschlands auszuführen. Dazu war die russisch-deutsche Legion bestimmt (vgl. Nr. 21 d. Bl. f. 1861); dann sollte in Hannover ein Armeecorps gebildet werden. Aber dieser Plan kam nicht zur Ausführung und die Unterhandlungen mit Schweden zogen sich in die Länge, bis Tettenborn's Zug nach Hamburg die östlichen Landestheile auf eine kurze Zeit vom Feinde befreite und in diesen, besonders in Lüneburg, sich der Enthusiasmus regte, welcher zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Der Verfasser beleuchtet die Ursachen, warum von den Alliirten, von Schweden, von England, dessen eigene Interessen es forderten, nichts für die Behauptung des so schnell befreiten Landes an der Niederelbe geschah. Münster's Bestrebungen, die bei den englischen Ministern nur Hindernisse fanden; die Instruction, welche endlich der Prinz-Regent dem Grafen Kielmannsegge für die Einleitung der militärischen Maßregeln gab, die Ankunft des Grafen Wallmoden endlich am 17. April, um im Auftrage des Kaisers Alexander den Oberbefehl über die fliegenden Corps an der untern Elbe und alle dort neuerrichteten Truppen zu übernehmen — zu spät um drei bis vier Wochen! — wir lesen es hier, nach einer gelungenen Darstellung des Gefechts von Lüneburg, im Zusammenhange. Die hannoverschen Formationen, ihr Ursprung und Wachsthum werden detaillirt geschildert und die Ursachen gesucht, warum in den freien fünf Wochen die Sache keine größere Ausdehnung gewann. Der Verfasser gibt die geringe Zahl der Freiwilligen, welche sich gestellt hat, wol zu, aber für diese nimmt er den reinsten Patriotismus in Anspruch, was niemand leugnen wird, ohne damit jene Thatsache zu entschuldigen. Das englische Cabinet übertrug das Commando über die zu errichtenden und für den Dienst des Königs in Pflicht und Sold zu nehmenden Truppen dem britischen General Lyon, es sah das Auftreten eines hannoverschen Corps unter eigener Fahne als unzulässig an. Bis zum 23. April waren fünf Corps, zusammen etwa 3300 Mann stark, gebildet, aber das ganze Land bis an die Elbe wieder in die Gewalt der Franzosen gekommen, wodurch die Werbung abermals gehemmt wurde. Wir lesen die Etats und Ordonnanzen für diese Hanoverian levies, ihre Vermehrung und weitere Fortbildung, ferner die Kriegsereignisse bis zum Falle Hamburgs, wobei der Verfasser handschriftliche Mittheilungen des Grafen Kielmannsegge und anderer und die Darstellung von Dehnel (vgl. Nr. 29 d. Bl. f. 1860) benutzt hat, endlich im Detail die organisatorischen Maßregeln während des Waffenstillstandes, wodurch die hannoverschen Truppen auf 5300 Mann anwuchsen: allerdings, wie der Verfasser sagt, kein glänzendes Resultat, aber alles, was geleistet werden konnte, solange das Vaterland in Feindes Händen war. Das Werk schließt damit und ist als ein Beitrag zur Specialtruppengeschichte besonders für die hannoversche Armee, in welche jene Formationen übergegangen sind, von Interesse.

3. Ein Streifzug der Lützow'schen Reiterschar und der Ueberfall bei Kitzen. Geschildert von einem alten Lützower. Berlin, Schlesier. 1863. Gr. 8. 17½ Ngr.

Der berüchtigte Ueberfall bei Kitzen ist das Hauptstück der kleinen Schrift, deren Verfasser als Mitkämpfer die ungenauen oder falschen Darstellungen desselben berichtigt, auch das Urtheil über den General Normann, das nach beiden

Seiten hin der Unparteilichkeit bisjetzt entbehrte, auf ein gerechtes Maß zurückzuführen sucht. Daß er es erst jetzt als siebzigjähriger Greis thut, erklärt er daraus, daß er, obgleich früher mehrfach dazu aufgefordert, doch bei dem Gedanken an jene Frevelthat noch nicht die gehörige Ruhe gewonnen hatte. Er kommt zuerst kurz auf die Entstehungsgeschichte der Lützow'schen Freischar zurück und bezeugt, als Eingeweihter des Tugendbundes seit 1811, daß der Gedanke an die Bildung deutscher Freischaren, sobald der Sturm losbrechen würde, damals schon entstanden ist, und von Patrioten der Zeit in allen Richtungen, besonders an die Hochschulen getragen wurde. Namentlich in Halle war alles vorbereitet, sodaß beim Aufrufe des Königs von Preußen gleich 24 junge Männer, der Verfasser unter ihnen, nach Breslau eilten. Es waren diejenigen, welche bei ihrer Ankunft, wie oft erzählt worden ist, der König zufällig traf und kurz fragte: „Berlin?" worauf sie durch ihre Antwort: „Halle! Halle, Majestät!" ihn hoch erfreuten. Sie schlossen sich dort der in der Bildung begriffenen Lützow'schen Schar an, von welcher der Verfasser sagt:

Das Bild der Einheit Deutschlands hat sich, wenn auch in einem kleinen Rahmen, nie anschaulicher, kräftiger und erreichbarer dargestellt, als in dieser Schar bis zum Ueberfalle von Kitzen. In ihr war jedes deutsche Land durch Freiwillige vertreten, jeder Stand, Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Handel, wie das höhere Beamtenthum; die zweite Schwadron bestand fast nur aus Studenten und hieß darum die Studentenschwadron.

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser, der vor allen dazu berufen ist, nicht eine ausführliche, bis in persönliche Verhältnisse eingehende Geschichte der Lützower geschrieben und sich nur mit dieser kleinen Darstellung des letzten Streifzugs vor dem Waffenstillstande und des Ueberfalls begnügt hat. Der letztere ist aus unvergeßlicher Erinnerung geschildert. Der Verfasser schließt aus der erst im Augenblick der äußersten Verlegenheit stattgefundenen Entsendung des bairischen Parlamentärs vor Hof, sowie des französischen vor Leipzig, daß Napoleon's Befehlshaber auf dem linken Elbufer bei Mittheilung des abgeschlossenen Waffenstillstandes den geheimen Befehl erhalten, den im Rücken streifenden feindlichen Scharen nur in dem Falle Mittheilung zu machen, wenn diese gegen sie im Vortheil und ihnen die Vernichtung derselben nicht möglich wäre. Doch thut er dem sächsischen Kriegsminister von Gersdorf unrecht, wenn er ihn der Hülfeleistung bei dem „hinterlistigen, kriegsrechtwidrigen Anschlag auf deutsche Stammgenossen" beschuldigt. Der Marschcommissar, der zu Lützow gesandt wurde, hieß übrigens nicht von Jensenitz, sondern von Gößnitz, aus einer bekannten sächsischen Familie. Daß Normann durch Absendung eines Parlamentärs Lützow habe warnen wollen, hält der Verfasser für möglich, wenn er auch in Abrede stellt, daß es in so ausdrücklicher Weise geschehen, wie der würtembergische Geschichtschreiber Zimmermann behauptet, dessen Darstellung hier eine vielfach verworrene und ungenaue genannt wird. Dieser leugnet sogar, daß es ein Ueberfall gewesen, die Schar habe nur gezwungen werden sollen, die Waffen niederzulegen, und erst, als Schüsse von den Lützowern auf die Würtemberger gefallen, seien diese ohne Befehl ihrer Offiziere mit dem „charakteristischen" Geschrei: „Ihr preußischen Hunde!" zum Einhauen gestürzt. Der Verfasser hat alles selbst gesehen und gehört; es ist bei dem Heranschleichen der Würtemberger an die Chaussee, das in der Finsterniß des Abends rasch und unbemerkt erfolgte, vor dem Angriff kein Schuß gefallen.

Der Feind hatte eingeschwenkt und war ganz ruhig bis in die Nähe des Chausseegrabens zu unserer Linken herangeschlichen, wo wir eine in der Finsterniß unabsehbare feindliche Linie mit gezogenen Schwertern zur Seite hatten, während wir zur Rechten gegen Häuser und Gärten geworfen waren. Der Feind stürzte sich gleichzeitig auf den Rücken und in die Fronte mit einem wilden heulenden Geschrei: „Ihr preußischen Hunde!" sodaß wir über die uns feindlich gegenüberstehende Landsmannschaft keinen Zweifel mehr haben konnten.

Das Schicksal der überfallenen Marschcolonne der drei Schwadronen ist bekannt; wie der wol 20 Minuten dauernde furchtbare Schwerterkampf sich gestaltete, wie die Ulanenschwadron, welche den Vortrab bildete, den gefangenen Lützow und sich selbst gerettet hat und die persönlichen Schicksale des Verfassers werden unsere Leser in der kleinen Schrift finden, die ihnen eine interessante Lectüre bieten wird.

4. Die Schlacht von Großbeeren. Zur funfzigjährigen Jubelfeier von Wilhelm Köhn von Jaski. Berlin, F. Schulze. 1863. 8. 6 Ngr.
5. Das Treffen bei Hagelberg am 27. August 1813. Zur funfzigjährigen Jubelfeier von Wilhelm Köhn von Jaski. Berlin, F. Schulze. 1863. 8. 3 Ngr.

Beide Kriegsbegebenheiten sind für das größere Publikum hier in gedrängter Darstellung von sechs Bogen in Duodez gut erzählt, wobei die Bearbeitung derselben, welche in den Beiheften zum „Militärwochenblatt" vor einiger Zeit erschienen, zum Grunde gelegt ist und aus den Veröffentlichungen, welche unmittelbar auf die Thaten von Großbeeren folgten, einige Mittheilungen gemacht sind, welche die Darstellung vervollständigen.

6. Das Kriegsjahr 1813 mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht bei Kulm. Nach authentischen Quellen bearbeitet von G. Ryhlig von Uhlenau. Mit einem Schlachtplane und drei Ansichten der Monumente bei Kulm. Dresden, Türk. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser hat bereits über die Schlacht von Kulm eine kleine Schrift veröffentlicht, zu welcher an Ort und Stelle Notizen gesammelt sind; in gleicher Weise sind die lokalen Verhältnisse in der vorliegenden Darstellung, die Erinnerungen noch lebender Zeitgenossen in Teplitz und der Umgegend, die officiellen Actenstücke, welche mitgetheilt werden, wichtig und beachtenswerth.

7. Die Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Nach den besten Quellen bearbeitet von Franz Sommer. Zweite, revidirte und verbesserte Auflage. Eine Erinnerungsgabe zur Jubelfeier im Jahre 1863. Mit einem Führer durch das Schlachtfeld und einem Plane desselben. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1863. Gr. 16. 15 Ngr.

Die erste Auflage dieses Werks erschien im Jahre 1847; der Verfasser hatte, wie er in der Vorrede zu

derselben sagte, seit einer Reihe von Jahren sich bemüht, den Gang des großen Kampfes bis in seine Einzelheiten kennen zu lernen und sich für diesen Zweck nicht allein mit der reichhaltigen Literatur desselben bekannt gemacht, sondern auch an allen Orten des weiten Schlachtfeldes Details von Augenzeugen gesammelt und, wo sich ihm Gelegenheit bot, von Militärs fast aller auf den Feldern von Leipzig versammelt gewesenen Nationen Mittheilungen nachgesucht und erhalten. Das Werk fand verdienten Beifall und erscheint jetzt in einer neuen Auflage, bei welcher die bedeutendsten, seitdem erschienenen militärischen Schriften über die Schlacht von Leipzig benutzt worden sind. Der „Führer durch das Schlachtfeld" ist eine sehr dankenswerthe Beigabe.

8. Die Völkerschlacht bei Leipzig erzählt von Heinrich Wuttke. Berlin, Brigl. 1863. Gr. 8. 20 Ngr.

„Daß wir ein deutsches Vaterland noch haben, daß deutsche Bildung rein erhalten worden ist, daß uns die Möglichkeit einer Wiedergeburt unsers Reichs geblieben, das alles danken wir dem großen Siege bei Leipzig." Mit diesen Worten der Einleitung von Herzen einverstanden, sind wir dem geachteten Historiker verpflichtet, daß er sich nicht veranlaßt fühlt, „auf die Schattenseiten den Blick zu heften, daß nicht die innere Freiheit, nicht Reichseinheit, nicht des deutschen Landes ganze Ausdehnung erstritten ward", sondern daß er nur „von den gewaltigen Kriegsthaten berichtet, die an Größe ihresgleichen nicht haben". Er holt dazu nicht so weit aus, wie viele, selbst kleinere Schriften gethan, sondern geht gerade auf seinen Stoff zu, den er mit wenigen Worten geschickt einleitet. Das Werk ist für den weitern Leserkreis bestimmt, dem Militär würde es nicht überall genügen; dieser wird sich überhaupt, wenn er die Wahl hat, Kriegsgeschichte lieber von kundigen Soldaten erzählen lassen, weil selbst den besten Werken von andern in militärischen Details, besonders des Gefechts, also des Nervs, die Kenntniß derselben fehlt. Abgesehen davon erkennen wir an der vorliegenden Arbeit die treffliche Darstellung an. Die allgemeinen Verhältnisse von der Schlacht von Dresden bis zu der Schlacht von Leipzig sind klar und einsichtsvoll geschildert, nur hätte neben dem Prinzen Eugen von Würtemberg nicht mehr von Ostermann gesprochen werden sollen, über dessen unberechtigte Verherrlichung doch wol durch die neuesten Denkwürdigkeiten die Acten geschlossen sind. Die Rechtfertigung Bernadotte's von seinem politischen Standpunkte aus wird man gelten lassen; versucht der Verfasser ihn aber strategisch zu rechtfertigen, so wird ihm wol kein einziger Militär zustimmen. Er wollte keinen entscheidenden Schlag gegen Franzosen thun, selbst wo er ihn ohne alle Gefahr hätte thun können: wir sind im Stande, das mit seinen eigenen Worten aus den Quellen des Kriegsarchivs zu beweisen.

Für die Schilderung der Schlacht hat der Verfasser, wie sich erwarten ließ, alle bedeutenden, auch die neuesten Werke und Denkwürdigkeiten, welche diesen Stoff behandeln, zu Rathe gezogen und daraus eine gelungene Darstellung für die Leser, die er damit vorzugsweise im Auge haben mußte, geschaffen. Wir wollen die Vorzüge derselben in lebhafter und schwungreicher Sprache gern anerkennen und nicht die nur dem militärischen Auge erkennbaren kleinen Verstöße bemerken. Warum aber der Verfasser in Bezug auf die Stärke der Reitermasse des großen Angriffs, welche von französischen Schriftstellern neuerdings detaillirt worden ist, einem Deutschen, der ihm den Verlauf erzählt und doch höchstens als Zugführer in der Colonne mitgeritten ist, wo er nichts sehen und auch nichts beurtheilen konnte, mehr Glauben schenkt, als dem kritischen und geistvollen Bernhardi, vermögen wir nicht recht zu begreifen; ebenso wenig, warum er Hiller von Gärtringen, den Commandeur der York'schen Avantgarde-Infanterie bei Möckern einen „Anführer von Grenadieren" nennt, da sich bei seinen acht Bataillonen nur zwei Grenadierbataillone befanden. Die Schlacht am 16. October bezeichnet unser Werk als die Entscheidungsschlacht, und wir sind damit einverstanden, obgleich die Franzosen am Schlusse des Tags bei Wachau Terrain gewonnen hatten, denn am 18. October lieferte Napoleon nur noch eine „Schlacht um den Rückzug". Mit großem Interesse haben wir gelesen, was der Verfasser ausführlich von dem Uebergange der Sachsen erzählt. Reynier hatte dem Könige schon von Düben aus einen Ausweg angedeutet, seine Truppen vom großen Heere zu trennen, der König war aber nicht darauf eingegangen und so erfolgte denn in offener Feldschlacht, was sich schon lange vorbereitet hatte. In der Beurtheilung der Frage, warum Napoleon's Rückzug nicht bei Lindenau aufgehalten, warum er nicht energisch verfolgt worden sei, gibt unser Verfasser den Erklärungen österreichischer Schriftsteller, namentlich Thielen's, Gehör: ein Heer von 100000 Mann läßt sich allerdings nicht so leicht vernichten; zwei Jahre später ist aber ein Beispiel aufgestellt worden, wie man auch mit ermatteten Truppen die Verfolgung bis „zum letzten Hauch von Menschen und Pferden" führen und dadurch einen ganzen Krieg entscheiden kann.

Wie der Eingang der Schrift kurz und straff gehalten, so auch der Schluß. Nur ein kurzer Blick: „wie wenig die gerechten Hoffnungen der Deutschen in Erfüllung gegangen!" dann endigt das Buch mit der Zuversicht, daß in den Gemüthern einer edeln Jugend jene Begeisterung fortlebe, welche den Aufschwung gegen die Fremdherrschaft bewirkt hatte, und daß jene große Zeit einen Samen zurückgelassen habe, welcher aufgehen wird. Jeder deutsche Patriot kann dazu nur Amen sagen.

9. Husaren-Buch. Bearbeitet von Ernst Graf zur Lippe. Mit 12 farbigen Bildern, gezeichnet von C. Arnold und L. Burger. Potsdam, Döring. 1863. Lex.-8. 7 Thlr.

Obgleich nicht zur Jubelfest-Literatur der Befreiungskriege gehörig, da das Husarenbuch die Zeit derselben nicht ausführlich behandelt, führen wir dies höchst interessante Werk doch unsern Lesern hier mit vor, weil es zur Säcularfeier des Hubertusburger Friedens geschrieben ist und somit immer in unsere allgemeine Uebersicht hineinpaßt. Der Verfasser hat sich schon durch seine „Geschichte des königlich preußischen sechsten Husarenregiments"

in militärischen Kreisen viel Anerkennung erworben; durch die Aufforderung eines „Soldatenfreundes" veranlaßt, ist er ans Werk gegangen, eine allgemeine Geschichte des „sondergearteten Reitvölkchens" (Thessalier und Numidier der Neuzeit) zu schreiben und ist „guten Muths ins Feld gerückt, einer gewaltigen Menge alter Schriftstücke und einer großen Zahl von Büchern entgegen". So haben wir denn ein umfassendes, aber dabei handliches, glänzend ausgestattetes, mit trefflichen farbigen Husarenbildern geziertes Buch erhalten, welches frisch und lebendig, auch mit Soldatenhumor, wo es der Stoff gab, geschrieben und als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der altpreußischen Armee zu betrachten ist.

Der Verfasser hat die Quellen, die er sich zu erschließen gewußt, mit Eifer benutzt und eine Fülle von interessanten Notizen und Nachrichten, actenmäßig belegt, gesammelt, über viele Unklarheiten früherer Verhältnisse wichtige Aufschlüsse gefunden und durch manche scharfsinnige Combination Zweifel zu zerstreuen gesucht. Freilich hätten wir von unserm Standpunkte und auch im Interesse des „Husarenbuchs" gewünscht, daß es eine allgemeine Geschichte der Husaren, nicht blos die der altpreußischen Husaren, geworden wäre: gewiß eine dankbare Aufgabe, welche ihm eine fast unbegrenzte Verbreitung auch außerhalb Preußens gesichert hätte. Es ist zwar im Anhange ein Artikel über die nichtpreußischen Husaren gegeben, der jedoch ziemlich kurz gehalten ist. Indessen würde das eine gewaltige Arbeit gewesen sein, welche für das Aufsuchen und die Benutzung vieler schwer zugänglicher Quellen mehr Zeit und Mühe erfordert hätte, als echtes Husarenblut, das rasch zum Ziele kommen will, in der Regel übrig hat. Wir wollen daher mit vollster Befriedigung auch das preußische Husarenbuch in seiner selbstauferlegten Beschränkung willkommen heißen.

In einer kurzen Einleitung geht es auf die Wehrverhältnisse seit den Anfängen stehender Heere zurück, um zur leichten Reiterei und zu seinem eigentlichen Thema zu kommen. Die Entstehung der Husaren wird theils hier, theils in dem erwähnten Anhange erzählt; etwas ausführlicher wäre sie wol vorn am Platze gewesen. Wir nehmen die Hinweisung auf Leonhard Fronsperger's Ansprache an die Kritik, durch welche der Verfasser als echter Husar dem Angriffe durch Angriff zuvorkommt, zwar als sehr richtig an, aber da er uns das Buch sehr zu Danke gemacht und wir auch der Schlußformel: „Der Kritiker möge ihm selbst ein Buch machen", bereits Folge geleistet, so muß er uns schon gestatten, ihm einen oder den andern Husarencoup in dem historischen Theil bemerklich zu machen. „Bis an die Thore von Berlin" ist Ungarn niemals gegangen, die genannten Landestheile gehörten zu Böhmen, und daß der König von Böhmen auch König von Ungarn wurde, hat sie darum nicht ungarisch gemacht; es war kein Gesammtstaat, wie heute der österreichische. Veterani war kein Ungar, wie der Text anzudeuten scheint, sondern ein Italiener von Geburt, aus Urbino. Als Pferdeliebhaber dürfen wir auch die Schecke nicht unerwähnt lassen, welche nicht Montecuculi, sondern Turenne gehörte, und la pie, die Elster, hieß. Doch das sind nur kleine Ausstellungen.

Der Verfasser geht schnell zu seinem eigentlichen Stoff und behandelt denselben in sieben Kapiteln bis zum Ende der altpreußischen Armee. Er schildert die Persönlichkeit der Helden, welche ihre Namen in den Annalen der Reiterei unsterblich gemacht haben, stellt ihre Thaten und alles, was Husaren damals geleistet, kriegsgeschichtlich treu mit lebhaften Farben dar und führt uns die Entwickelung dieser Reitergattung bis zu dem höchsten Gipfel ihres Ruhms in allen charakteristischen Einzelheiten vor. Das Ideal, welches er zum Schlusse von einem echten Husaren, und namentlich von einem deutschen Husaren entwirft, möge zur Nacheiferung dienen. Das Werk ist mit dem Porträt des Königs Wilhelm in der Uniform seines Husarenregiments als Titelbild geziert und der Kronprinzessin, als zweitem Chef des zweiten Leibhusarenregiments, gewidmet. Die Illustrationen, theils Porträts, wie Ziethen, Seydlitz, Prinz Eugen von Anhalt, theils Gruppen und Kampfsscenen sind, wie schon bemerkt, vortrefflich; der Preis ist dadurch allerdings etwas theuer geworden, aber das wird in den Kreisen, für welche das Buch geschrieben ist, kein Hinderniß sein, und wir glauben, daß sich außer den Husaren „auch mancher, bespornt oder unbespornt, das Opus auf den Tisch seines Hauses legen wird, um sich mit den Husaren zu befreunden, wie sie im Buche stehen".

III. Biographien.

1. Charakterköpfe aus dem deutschen Befreiungskriege. Zur Erinnerung an das Jahr 1813. Drei Bände. Mit Porträts. Hamburg, Verlag der modernen Classiker. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Im Vorwort ist Börne's paradoxer Ausspruch: daß die Geschichte den Autoren, welche sie beschrieben, und den Buchhändlern, welche deren Werke verlegt, etwas Geld einbringe, daß er aber nicht wisse, was sie sonst noch genutzt — zwar in etwas wahr befunden, aber doch von einem andern Standpunkte widerlegt. „Langsam und schwerfällig", sagt der Verfasser, „lernen die Völker aus der Geschichte, aber sie lernen doch. Anfangs finden die Urtheile der Geschichtschreiber nur ein Verständniß bei wenigen Auserwählten, dann werden sie von einzelnen Aposteln weiter getragen, zuletzt predigt man sie von den Dächern. Und unter dieser Predigt von den Dächern gewinnen sie unvermerkt Fleisch und Leben." Von diesem Gesichtspunkte aus werden die folgenden Bücher dem Publikum angeboten. Sie sollen eine Geschichte Preußens in der Napoleonischen Zeit en miniature geben, geknüpft an die im populären Gewande vorgetragenen Biographien dreier hervorragenden Repräsentanten jener Zeit: York, Stein und die Königin Luise. „Mit der Lebensgeschichte der Frau auf dem Throne und der beiden hervorragenden Männer neben dem Throne ist alles unauflöslich verknüpft, was den Fall Preußens bewirkte, seiner Wiedererstehung hemmend und hindernd in den Weg trat, endlich seine Erhebung bewirkte." Einverstanden mit dem Grundgedanken, finden wir ihn nur etwas ungeschickt

ausgedrückt, da Geschichtsunkundige — und das sind doch in der Masse alle, welche einer populären Darstellung bedürfen — den Satz leicht zum Nachtheil der genannten edeln Persönlichkeiten verstehen können, ehe sie sich aus den drei Büchern eines Bessern belehren. Eine schmetternde Fanfare mit den Schlagwörtern der Gegenwart schließt das Vorwort. Ueber den der Krone untergelegten Plan, die letzte Errungenschaft des Jahres 1813, die Landwehr, zu beseitigen, sind wir in der Lage, aus genauester Kenntniß der Dinge den Verfasser beruhigen zu können: kein Mensch hat daran gedacht. Die Wahl und Entscheidung ist auch eine ganz andere, als die er aufstellt; doch Politik beiseite! Drei Bände, welche eine Einheit bilden, sind von den „Charakterköpfen" bisjetzt erschienen und bilden eine Einheit. Sie scheinen allerdings schon früher geschrieben zu sein, wie eine Stelle verräth, die von dem begonnenen Orientkriege spricht. Auch haben sie früher eine andere Reihenfolge gehabt, welche in dem jetzigen dritten Bande angedeutet ist; wir erwähnen dies nur, um zu zeigen, wie aufmerksam wir die Biographien gelesen, denen wir jedoch einen andern Titel als „Charakterköpfe" gewünscht hätten. Für die Königin Luise scheint er uns nicht passend. Die Literatur besitzt von York, Stein und der Königin Luise, namentlich von den beiden ersten bereits werthvolle Biographien, deren Umfang und Fassung sie aber dem größern Publikum nicht allgemein zugänglich machte; der Verfasser hat es unternommen, durch eine populäre Bearbeitung und niedrigen Preis (der Band von circa 18 Bogen 15 Neugroschen) den Stoff in weitern Kreisen dem Volke näher zu führen, und das ist gewiß verdienstlich. Auch macht ihm die Bescheidenheit, mit welcher er am Schlusse des ersten Bandes über seine Leistung spricht, Ehre.

Der erste Band, York's Biographie, ist frei von tendenziösem Beiwerk, wie sein Held nach seiner Sinnesart auch keinen Anlaß dazu bietet. Der zweite enthält das Leben des Freiherrn vom Stein. Hier war mehr Stoff dazu geboten, dennoch hat der Verfasser ihn mit anerkennenswerther Mäßigung benutzt und die Aeußerungen in Bezug auf die Zeit von 1793 werden gewiß selbst von den Ultras der Gegenpartei keinen Widerspruch erfahren, sie sind ebenso wahr und treffend, wie das, was er über die englische Verfassung sagt. Ueberhaupt mögen diejenigen, welche Stein gar zu gern zu einem der Ihrigen stempeln wollen und es dem unwissenden Volke auch einreden, in dem vorliegenden ehrlichen und wahrheitsliebenden Werke lesen, wie Stein eigentlich gedacht und geschrieben hat, dieser große, echt deutsche Mann, zu dessen warmen Verehrern auch wir gehören. Mögen sie doch hier, wenn sie es nicht schon in dem größern Werke von Pertz gethan, Stein's Grundgedanken und seine Ansichten über Deutschlands Gestaltung, über Verfassung, Adel u. s. w. lesen, und dann auch ihrerseits der Wahrheit die Ehre geben, wenn das nicht zu viel verlangt ist. Der Verfasser hat an Stein's Charakterbild keinen Zug geändert und sich stets an das klare Zeugniß seiner eigenen Worte gehalten. Andere Männer jener Zeit hat er nicht mit gleicher Schärfe des Urtheils behandelt: General Marwitz war zu „Kabalen" seiner unbeugsamen, geraden Natur nach nicht im entferntesten geeignet; wir haben ihn lange genug gekannt, sogar unter ihm gedient, um das zu wissen. Ob Graf Münster für Deutschlands Ehre und nicht vielmehr für sein specielles Vaterland und dessen Dynastie gewirkt, mag dahingestellt bleiben.

Der dritte Band, der Königin Luise geweiht, ist der stärkste. Mit Recht sagt der Verfasser: es ist eine schwierige Aufgabe, das Leben einer Frau zu verstehen und zu beschreiben, um so schwieriger, wenn sie eine große Frau und zugleich eine große Königin war. Doch hat die Liebe, mit welcher er an seine Arbeit ging, ihm über manche, wenn auch nicht über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen, und unsere Leser werden sich, wir zweifeln nicht daran, besonders an diesem Bande erfreuen, weil hier das rein Menschliche, das Herz und Gemüth und nicht der Verstand allein waltet. Vieles freilich ist in das Werk aufgenommen, das nicht in eine Biographie der Königin gehört, wie sehr es auch ihre Zeit charakterisiren mag; wir rechnen dazu z. B. alles, was speciell die ersten Regierungsacte des Königs betrifft, namentlich die im Wortlaut wiedergegebenen Schreiben und Erlasse des Monarchen, die Charakteristik der Armee, den ganzen vierten Abschnitt des Werks, dessen Kern nur kurz gefaßt zur Geschichte der Königin geschickt hätte benutzt werden können, ebenso der achte Abschnitt. Mit der am Schlusse desselben geäußerten Ansicht, die Jahre des Unglücks in der Biographie der Königin nur zu skizziren, nicht zu coloriren, weil jeder Vaterlandsfreund einer detaillirten Erzählung jener Ereignisse auch die der Erhebung folgen lassen müsse, sind wir vollkommen einverstanden. Der Verfasser ist dieser Ansicht nur nicht immer treu geblieben, wie z. B. die Uebergabe von Küstrin detaillirt genug erzählt ist. Zum Colorit, wahr und darum traurig, können wir noch hinzufügen, daß der ehrlose Ingersleben selbst von seiner eigenen Frau mit Verachtung behandelt wurde.

Hat uns die Geschichte der Königin in den Jahren ihres Glücks, wie sie hier mit vielen Charakterzügen erzählt ist, innig angesprochen, so wird dieselbe erhebend und erschütternd zugleich in der schweren Zeit der Prüfung. Kein Leser wird wol die Darstellung ihres Todes ohne Rührung aus der Hand legen. Das Schlußwort ist ebenso tief gefühlt als patriotisch — wir stimmen ihm von Herzen bei.

2. Blücher als Mitglied der pommerschen Ritterschaft 1777—1817 und beim preußischen Heere am Rhein 1794. Von Heinrich Berghaus. Nebst einer Reihe von Originalbriefen Blücher's und einem Facsimile seiner Handschrift. Anklam, Dietze. 1863. Gr. 8. 20 Ngr.

3. York. Seine Geburtsstätte und seine Heimat. Seine Großthat in der poscheruner Mühle nebst genealogischen Nachrichten über die Familie seiner Mutter. Von Heinrich Berghaus. Anklam, Dietze. 1863. 8. 12½ Ngr.

Gleichen Ursprungs wie die Sammlung von Materialien für das Landbuch von Pommern, wie die vorige

kleine Schrift, ist diese auch in derselben Weise behandelt. Sie enthält eine Fülle von genealogischen und lokalen Notizen, welche mehr oder minder zu York in Beziehung stehen. Zuerst wird Droysen's Bemerkung: „Wo York geboren, ist nicht recht klar", aus dem Kirchenbuche der Garnisongemeinde zu Potsdam berichtigt. Danach ist York als unehelicher Sohn des Lieutenants von York und der Maria Sophia Pfluchin, Tochter eines Stellmacher= und Schmiedemeisters, in Potsdam geboren. Friedrich II. gestattete den Offizieren und Soldaten des Regiments Garde nicht zu heirathen, daher viele in sogenannter „wilder Ehe" von längerer oder kürzerer Dauer lebten. So auch York's Vater. Ob er sich später, als er versetzt worden, mit der Mutter seiner Kinder hat trauen lassen, hat der Herausgeber nicht ermitteln können, findet es aber wahrscheinlich, da York in einem Briefe von 1783 von seiner „Ehefrau" spricht. Der Vater der letztern war einer von den „langen Kerls" Friedrich Wilhelm's I. und bei diesem sehr in Gnaden gewesen, da er eine seiner neuen Straßen nach ihm getauft: die jetzige Charlottenstraße.

Die Abstammung York's war keineswegs die wol nur scherzhaft gemeinte britische, sondern er war ein echter Kascheb aus dem Lande Bütow. Der Artikel, welcher von den Grundverhältnissen des alten kaschebischen (polnisch kassubischen) Landadels handelt, ist von historischem Interesse, verhältnißmäßig neuern Datums der älteste Lehnbrief der „Jorke" zu Groß=Gustkow, der sich hat auffinden lassen, nämlich vom Jahre 1607. Der dritte Aufsatz — unser Büchlein ist aus mehrern solchen, welche in einem anklamer Blatte abgedruckt worden, entstanden — beleuchtet York's große That und das Benehmen des Königs. Die Mahnung an York's Sohn, den Leuten, „welche sich darauf todtschlagen lassen, daß die Poscherunsche Convention nur auf Allerhöchsten, auf Allergnädigsten Befehl geschlossen worden", den Staar zu stechen, erscheint uns als eine sehr überflüssige, da der Graf wol mit einer Diogeneslaterne niemand finden würde, bei dem eine solche Operation nöthig wäre. Im vierten Artikel werden die rühmlichen Vorgänge in Ostpreußen erzählt; wenn aber der Verfasser daraus zu dem Schlusse kommt, daß alle Erlasse von Breslau aus auf die Erhebung des Volks gar keinen Einfluß gehabt, so muß das an einem Forscher, wie Berghaus, befremden. Den wackern Ostpreußen alle Ehre, aber wäre die Erhebung des Volks im ganzen Lande, ja selbst dort, etwa ohne den Aufruf des Königs erfolgt? Gewiß und wahrhaftig nicht! Der fünfte Artikel, „Westfalen 1811—13", wenn er auch nicht gerade zum Titel der Schrift paßt, ist ein Beitrag zur Geschichte, der, wenn die Behauptung richtig wäre, den Westfalen ein schlimmes Zeugniß ausstellen würde: „Der Westfälinger befand sich auf dem geradesten Wege, ein ebenso guter Franzose zu werden, als der Elsasser es geworden ist." Die Convention von Tauroggen, als sie bekannt wurde, machte in der großen Masse der westfälischen Bevölkerung gar keinen oder doch keinen nachhaltigen Eindruck. Der Herausgeber hat keine Erinnerung, daß irgendein den gebildeten Ständen angehörender junger Mann aus den beiden Departements, die er kennt, sich als Freiwilliger den Preußen angeschlossen hat, und wo einer aus dem alten Westfalenlande über die Grenze ging, trieb ihn nicht Vaterlandsliebe unter die Fahnen, sondern irgendein Beweggrund rein persönlicher Art. Besonders waren es solche, die daheim nichts zu verlieren hatten.

Die folgenden Artikel sind der Familie Pflug gewidmet. Der Herausgeber entnimmt aus einer mündlichen Tradition, daß Meister Pflug, York's Großvater, ein Petschaft mit adelichem Wappen besessen und damit sehr geheimnißvoll gethan, als bestimmt an, daß er von dem uralten slawischen Geschlecht der Pluch oder Pflug, später Pflugk genannt, abgestammt sei: eine Conjectur, die wir etwas gewagt finden. Es sollen dann nach der Ueberlieferung die Söhne eines der Reichsacht verfallenen Pflug in den Bürgerstand zurückgetreten, wenigstens noch im Jahre 1848 von bürgerlichen Pflugs in Hamburg Erbansprüche an den Nachlaß einer ausgestorbenen Adelslinie dieses Namens erhoben worden sein. Der Herausgeber hat nun dem Stellmacher Pflug und seinen Nachkommen, bis auf den noch lebenden Stellmacher und seine sieben Kinder mit deren Geburtstagen herab bis 1855 eine ausführliche genealogische Nachweisung gewidmet, was jedenfalls nicht von allgemeinem Interesse ist.

4. Johann Michael Voltz von Nördlingen (1784—1858) und seine Beziehung zur Zeit= und Kunstgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nebst einem Verzeichnisse seiner Werke. Von Karl Hagen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1863. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Künstler, dessen Namen der Verfasser vorliegender Broschüre der Vergessenheit entreißt, ist trotz seiner erstaunlichen Productivität, welche die Chodowiecki's um das doppelte übertrifft, trotz des historischen, besonders zeitgeschichtlichen und künstlerischen Gehalts seiner Compositionen, deren viele den Vergleich mit den Leistungen der ersten Künstler nicht scheuen dürfen und trotzdem, daß Voltz auf die Veredlung des Geschmacks im großen Publikum, wie auf das heranwachsende junge Künstlergeschlecht den unverkennbarsten Einfluß geübt hat, so gut als gar nicht bekannt. Selbst die neuesten Kunstgeschichten, die sich speciell mit deutscher Kunst beschäftigen, erwähnen nicht einmal seinen Namen. Diese auffallende Erscheinung findet ihre Erklärung darin, daß Voltz in keiner größern Stadt gelebt, daß er meist für das große Publikum, für Jugend und Volk gearbeitet und in der letzten Zeit seines Lebens keine weitreichenden Verbindungen mehr gehabt und endlich, daß sein Name sich nur selten unter seinen Schöpfungen findet. Der Verfasser verdient daher unsern Dank, auf den verdienstvollen Künstler aufmerksam gemacht und gelegentlich eines zu Bern gehaltenen Vortrags über die Beziehung der Kunst zum Volke und zum Leben Voltzens künstlerische Wirksamkeit geschildert zu haben. Seine eigentliche Bedeutung als Darsteller der Zeitgeschichte beginnt mit dem Jahre 1813. Er ist der einzige zeitgenössische Künstler, welcher die Befreiungskriege von 1813, 1814 und 1815 vollständig illustrirt hat. Wir sehen

aus dem angefügten Verzeichniß seiner Werke von 3936 Nummern, daß unter seinen Zeitbildern über 100 jenen drei Kriegsjahren entnommen sind. Der Verfasser bemerkt:

Die Bilder haben alle insofern einen historischen Werth, als sie unmittelbare Abdrücke der damaligen Stimmung sind; ferner wegen der Treue des Costüms und der hervorragenden Persönlichkeiten und der Oertlichkeiten. Man fühlt sich dabei urplötzlich in das Kriegsgetümmel versetzt. Die Figuren, die im Vordergrunde spielen, zeigen immer die lebendigste, naturgetreueste Haltung. Mit einem merkwürdigen Takt weiß der Künstler alle Schrecken des Kriegs zu zeigen, ohne daß wir unangenehm berührt werden; diese Kraftanstrengungen sind durch Schönheit gemildert, durch die Harmonie des Ganzen verklärt. Nicht minder bedeutend wirkt der Hintergrund. Da entfalten sich in der Ferne die endlosen Reihen der kämpfenden Heere; mit wenigen Strichen weiß uns der Künstler die Fülle der Kräfte anzudeuten, die hier um die Palme ringen; wir werfen einen Blick auf das Schlachtfeld und unsere Phantasie hat vollkommene Nahrung, sich das Kommende auszumalen.

Nach diesem Urtheile eines competenten Richters ist es zu bedauern und auch zu verwundern, daß keine neue Ausgabe dieser Bilder für das Jubiläum erfolgt ist; sie würde sich bei der jetzigen Vorliebe für Illustrationen besser belohnt haben, als so manche Publication, von der wir dem betreffenden Verleger keinen rechten Vortheil versprechen können.

5. Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser des Aufrufs: „An mein Volk." Ein Gedenkblatt zur funfzigjährigen Feier der Erhebung Preußens, herausgegeben von Theodor Bach. Mit einem Facsimile Th. G. von Hippel's. Breslau, E. Trewendt. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zur wahren Freude gereicht es uns, dies Buch unsern Lesern empfehlen zu können. Es ist entschieden das bedeutendste unter denen seiner Kategorie und nicht blos ein Gedenkblatt, sondern ein wichtiger Beitrag zur Geschichte jener Zeit. Hippel's Verdienste sind bei weitem noch nicht so anerkannt, wie sie ein Recht dazu haben; erst neuerdings ist ihm sogar seine bedeutendste That, die Urheberschaft des Aufrufs „An mein Volk" in öffentlichen Blättern streitig gemacht worden. Der Verfasser weist diesen Versuch nicht allein zurück, sondern er stellt auch dar, wie bedeutend Hippel's Antheil auch an vielen andern großen Thaten und Werken jener Zeit gewesen ist. Ihm haben dazu werthvolle Documente zu Gebote gestanden. Ein naher Verwandter Hippel's hat ihm einen aus den Acten Hardenberg's durch Hippel selbst angefertigten und von dem damaligen Geheimen Registrator amtlich beglaubigten Extract der durch Hippel vorgeschlagenen, concipirten und redigirten Gesetze und Verordnungen überlassen, sowie einen auf dieselbe Weise beglaubigten Entwurf des Aufrufs, in welchem der ursprüngliche Entwurf, die Hardenberg'schen Verbesserungen und Zusätze, nebst den Abänderungen, der Ueberschrift und Vollziehung durch den König kenntlich gemacht sind. Ferner hat er aus Hippel's Nachlaß mehrere Werke der Zeitgeschichte, mit Randbemerkungen von seiner Hand, und eine große Fülle handschriftlichen Materials, das er dem Sohne Hippel's verdankt: Briefe, Tagebücher, Aufsätze u. s. w. benutzt. Daraus ist das Werk entstanden, in welchem der Herausgeber im allgemeinen das Princip festgehalten hat, die Person und die Zeit selbst reden zu lassen und, wie er bescheiden sagt, durch eigene Zuthat nur den Rahmen zu dem Bilde zu geben, dessen einzelne Züge er gesammelt und geordnet hat. Aus diesem Grunde hat er es auch vermieden, die Gegenwart betreffende Consequenzen und Parallelen zu ziehen. Er sagt mit Recht: „Der einsichtsvolle Leser übernimmt diese Arbeit leicht und gern und für Einfältige und solche, die aus der Geschichte keine Lehren ziehen können oder wollen, sind diese Blätter natürlich nicht geschrieben."

Aus den zehn Abschnitten, in welche das treffliche Werk getheilt ist, heben wir für unsern Zweck den siebenten: „Die Zeiten von 1807—11", und den achten: „Hippel's Antheil an der Erhebung und Befreiung Preußens und Deutschlands" hervor. Die frühern können wir leider hier nicht näher betrachten, wir bitten aber unsere Leser, sich dieselben nicht entgehen zu lassen, namentlich die Schilderung des in literarhistorischer, wie in rein menschlicher Beziehung so höchst interessanten Freundschaftsverhältnisses zwischen Hippel und Hoffmann in seinen ersten Anfängen und seiner weitern so reichen Entwickelung, auch Hippel's Verhältniß zu seinem Oheim, dem berühmten Humoristen, und seine eigene innere Entwickelung, die uns vom Verfasser an der Hand seines Tagebuchs mit psychologischem Scharfblick geschildert wird. Im siebenten Abschnitte lesen wir von einem werthvollen Documente: Hardenberg's unmittelbar nach dem Frieden von Tilsit eingereichtem Entwurf über Organisation und Verwaltung der preußischen Monarchie, der bereits die Grundzüge zu allen spätern Reformen enthielt und auch Stein zur sichern Grundlage seiner organisatorischen Thätigkeit gedient hat. Er ist bisher nur theilweise veröffentlicht und scheint auch Pertz nicht zugänglich gewesen zu sein; F. Förster erwähnt seiner in seiner preußischen Geschichte und gibt einige Stellen aus dem ihm vorgelegenen Manuscript von Hardenberg's Hand, die jedoch mit dem im Besitze des Verfassers befindlichen, 268 enge Quartseiten füllenden, nicht völlig übereinstimmen.

Was dann der Verfasser von den Staatsmännern jener Zeit sagt, daß in allen das Kant'sche energische Streben nach dem Geistigen und Idealen, der philosophische Geist geweht, findet in der erwähnten Denkschrift seine Belege: ebenso weist er auf Stein hin, und schreibt ihm denselben Antheil an dem Sturze der Fremdherrschaft zu, als den großen Feldherren Preußens, die auch vom Kant'schen kategorischen Imperativ getrieben waren. Der allgemeinen Aufregung gegen Napoleon im Jahre 1809 blieb Hippel nicht fern. Er hatte seine Stellen als Landrath und Kreisjustizrath aufgegeben, um sich ganz seiner Wirthschaft zu widmen. Jetzt rüstete er sich selbst und 12 seiner Leute mit Pferden und Waffen für den Kampf, den er für nahe hielt und der doch noch vier Jahre auf sich warten ließ. Wie er in jener Zeit zu Stein gestanden und sich mit den innern Angelegenheiten des Vaterlandes beschäftigt hat, berichtet der Verfasser aus einem Hefte politischer Abhandlungen und Entwürfe Hippel's aus den Jahren 1807—10. Auch die Volksbildung und Volkserziehung lag ihm am Herzen, wie ein 18 Folio-

seiten umfassender Aufsatz und ein vier Seiten langes Schreiben an den König aus dem Jahre 1811 beweist. Er befand sich als Landschaftsdirector mit bei den ritterschaftlichen Vertretern von Westpreußen bei der Ständeversammlung, welche der König nach Berlin berufen hatte, um über die neue Steuerverfassung Hardenberg's gehört zu werden. Hippel war ein Gegner derselben, und wie richtig er geurtheilt, hat der spätere Verlauf der preußischen Steuergesetzgebung bewiesen. Er wurde darauf wieder für den Staatsdienst gewonnen und als vortragender Rath beim Staatskanzler angestellt. Damit waren die engen Schranken, in denen sich bisjetzt seine staatsmännischen Talente bewegt hatten, gebrochen. Sein Verhältniß zu Hardenberg klärte sich bald, ohne daß er seiner Selbständigkeit entsagte. Dem Könige überreichte er einen politischen Katechismus, in welchem er seine innersten Gedanken über die politischen Pflichten eines Preußen niedergelegt und in kernigen, kurzen Worten jener glühendsten Vaterlandsliebe Ausdruck geliehen, die sich in der Glanzperiode seines Lebens, in jenen welthistorischen Geistesproducten, dem Aufrufe „An mein Volk", der Stiftung der Nationalcocarde und der Verherrlichung der für das Vaterland Gebliebenen durch Votivtafeln in allen Kirchen auf das schönste entfaltet hat.

Im Laufe des Jahres 1812 wurde sein Wirkungskreis fest begrenzt. Der Staatskanzler übertrug ihm nach und nach alle ständischen und einen großen Theil der Finanzsachen; seiner Bearbeitung fielen sämmtliche Militärsachen, soweit sie von dem Staatskanzler ressortirten, anheim, und endlich noch die gewerbepolizeilichen Angelegenheiten und die Landesculturſachen. Von seiner so viel umfassenden Thätigkeit legen die Acten des geheimen Staatsarchivs das ruhmvollste Zeugniß ab. An der neuen Entwickelung der Politik im großen, welche der Schluß des Jahres 1812 brachte, hatte er, zu den vertrauten Rathgebern Hardenberg's gehörend, einen nicht unwesentlichen Antheil, er gehörte zu den wenigen Eingeweihten, die den ganzen Gang der Ereignisse kennen mußten. Bald nach Neujahr 1813 legte er dem Staatskanzler schon ein Mémoire vor, was nun eilig zu thun sei, um das eiserne Joch zu brechen; Hardenberg umarmte ihn mit Thränen, versicherte, daß alles, was er verlangte, geschehen und in diesem Geiste geschehen solle, ermahnte ihn aber zur Verschwiegenheit, und als Hippel ihm laut dankte, bat er ihn um Gottes willen, nicht so laut zu reden, da der Mann im Nebenzimmer am wenigsten wissen dürfe, was hier vorgehe. Es war Fürst Hatzfeld, der gekommen war, seine Instruction für die Sendung nach Paris zu holen, wo er York's Convention entschuldigen sollte: „Diplomatengesäusel!" wie es F. Förster nennt. Hippel's weitere Thätigkeit ist bereits oben angedeutet; weniger bekannt, weil seine Bescheidenheit selbst über seine Urheberschaft des Aufrufs gegen Fremde ein strenges Stillschweigen beobachtete, ist sein Antheil an der Landwehr- und Landsturmordnung geworden, er hat Scharnhorst's Entwurf redigirt und die Landsturmordnung entworfen. Mit Gneisenau und Scharnhorst war er in das engste Freundschaftsverhältniß getreten, als Vertrauensmann des Staatskanzlers wurde er das verbindende Glied in der ehernen Kette, welche zwischen den Organisatoren der Armee und Hardenberg gezogen war. Auch Blücher wandte sich an ihn, wie ein höchst charakteristischer Brief beweist, den wir hier lesen. Darin heißt es:

.. Sagen sie dem Statzkanzler, um gottes willen keinen Frieden u. s. w.... nun ist den leider unser guhter Scharnhorst auch todt, glauben sie mich, eine verlohrne Schlacht wehre kein grösserer Verlust führ uns gewest, nu ist Gneisenau noch da, geht der auch ab, so vollge ich lebendig oder todt, denn mit H. v. Knesebeck treff ich in meinung nicht überein, noch weniger mit H. v. Krusemark. Der letzte hat zu vihl Pariser luft ingesogen.

Zweimal bat Hippel um die Erlaubniß, selbst in die Reihen der Kämpfer treten zu dürfen, der König schlug es ihm freundlich, aber entschieden ab. „Wer soll denn die Geschäfte besorgen, wenn alles Soldat sein will?" Der Verfasser wirft bald darauf einen sehr herkömmlichen Seitenblick auf Goethe, der während der leipziger Schlacht den Epilog zum „Essex" geschrieben, und nach ihr sich in chinesische Poesie versenkte. Nach der Befreiung des Vaterlandes trat Hippel von der großen Politik zurück. Schon vor dem Einzuge in Paris hatte er in dem Diplomatenlager und schreibenden Hauptquartier oft einen herben Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit und den Idealen seines Herzens empfunden. Am 10. Januar 1814 schreibt er in sein Tagebuch: „Immer lebendiger wird der Wunsch, daß ich endlich aus diesem Labyrinth heraus wäre, wo nicht Freude, nicht Ehre, nicht Herz, nicht Verstand zu finden ist." Er trug darauf an, aus dem Cabinet Hardenberg's auszuscheiden und erhielt seinen Wünschen gemäß die Stelle eines Präsidenten zu Marienwerder. Sein Wirken dort und zu Oppeln schildert der neunte, seine letzten Lebensjahre der zehnte Abschnitt. Im Jahre 1810 hatte er einem Vetter geschrieben: „Mein einziger Ehrgeiz — nenne es Eitelkeit, Schwäche oder wie du willst — ist, mehr zu sein als zu scheinen und die Auszeichnungen zu verdienen, die andern zu Theil wurden." Er theilt ihm mit, daß sein Arzt gegen seine anstrengenden Arbeiten protestirt, und ferner, daß er einer Gemeinde, ohne daß sie es wisse, 200 Thaler Kriegsentschädigung, die er zu fordern gehabt, erlassen habe. „Daß man bei solchen Gesinnungen ein Bettler oder zeitig alt zu werden pflegt, ist natürlich." Daran knüpfte er im Jahre 1837 folgende Bemerkung: „In dieser vor 27 Jahren hingeworfenen Prophezeiung liegt die Skizze meines Lebenslaufs, wie er nun im zweiundsechzigsten Jahre meines Lebens hinter mir liegt: siech und bettelarm!" Es war in der That nicht viel anders, als er den Abschied nahm. Dennoch arbeitete er mit rastlosem Fleiße fort, erwog in seinem Geiste alle Fragen der Zeit und legte seine Ansichten in Denkschriften und Sendschreiben an einzelne Minister nieder, welche freilich geringen Erfolg gehabt haben. Am 10. Juni 1843 rief ihn der Tod plötzlich ab; er entschlummerte sanft und still, als er bei seinem Schwiegersohne, dem jetzigen Oberpräsidenten von Schleinitz, zum Mittagsmahle war.

Der Verfasser unsers Werks sagt zum Schlusse desselben, daß er nach Vollendung des Drucks noch manches verändert sehen möchte; wir hoffen, daß ihm eine zweite Auflage dazu Gelegenheit geben wird, sagen ihm aber für seine Arbeit unsere vollste Anerkennung, wie ihm eine solche auch in weitern Kreisen zu Theil werden wird.

IV. Denkwürdigkeiten.

Von diesem in vieler Beziehung wichtigen Zweige der Literatur sind verhältnißmäßig wenig Werke für das Jubelfest erschienen. Doch kann man wol die in Nr. 24 d. Bl. schon besprochenen Erinnerungen von Martens und Schwanenfeld dazu rechnen. Uns liegen jetzt nur noch zwei vor.

1. Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines zweiundachtzigjährigen Veteranen der österreichischen Armee, mit besonderer Bezugnahme auf die Feldzüge der Jahre 1805, 1809, 1813, 1814, 1815; nebst einem Anhange, die Politik Oesterreichs vom Jahre 1809—14 betreffend von Maximilian Ritter von Thielen. Mit dem Porträt des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg. Wien, Braumüller. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Im Vorworte spricht sich der Verfasser, dessen Name nicht blos in der österreichischen Armee bekannt und geachtet ist, darüber aus, daß er seine eigenen Erlebnisse, für welche er kaum ein gewöhnliches Interesse in Anspruch nehmen könne, trotz der großen Zeit, in welche sie fallen und trotzdem, daß er die Befreiungskriege in der nächsten Umgebung des Fürsten Schwarzenberg mitgemacht, nicht veröffentlicht haben würde, „wenn nicht der heiße Drang, jenen rücksichtslos perfiden Schriften entgegenzutreten, welche die Ehre Oesterreichs, seines Kaisers, seines Feldherrn und seines Heeres, auf eine nie dagewesene Weise angreifen, ihm die Feder in die Hand gedrückt hätte". Daß er damit vorzüglich das Werk von Beitzke im Auge hat, wird dann später an bezüglichen Stellen im Texte ausdrücklich ausgesprochen; auch wir haben demselben den Vorwurf der Gehässigkeit gegen Oesterreich machen müssen (vgl. Nr. 20 d. Bl. f. 1855); aber was hier dem Verfasser gesagt wird und wir nicht wiederholen wollen, ist wol das Stärkste, was jemals einem Schriftsteller, der zugleich Offizier ist, gesagt worden ist. Ein Feind persönlicher Angriffe, gehen wir davon zur Sache über. Thielen's Erinnerungen seiner persönlichen Erlebnisse nehmen ein mehr als nur „gewöhnliches" Interesse in Anspruch; sie enthalten werthvolle Schilderungen und Details früherer Zustände und Einrichtungen der österreichischen Armee, namentlich der Cavalerie, in welcher der Verfasser mit Auszeichnung gedient hat, des Lebens in Ungarn, wo er lange stationirt gewesen, eine Fülle von Wahrnehmungen über Land und Leute, Schilderungen bedeutender und interessanter Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen ist und viele praktische und lehrreiche Bemerkungen über Reiterei und Reiterdienst im Frieden und im Kriege, welche jeder Cavalerieoffizier mit Dank zur Beherzigung aufnehmen kann. Wir haben sie mit dem größten Antheil gelesen, und zweifeln nicht, daß auch in andern als der k. k. Armee das Buch Interesse erwecken wird. Radetzky war es, welcher im Jahre 1803 den jungen Thielen, einen geborenen Kur-Kölner aus Bonn, der ursprünglich zum geistlichen Stande, dann zum Juristen bestimmt und um Anstellung verlegen war, den Rath gab, die Feder wegzuwerfen und zum Schwert zu greifen und ihn später im Jahre 1813 zum Generalstabe empfahl. Diesem blieb er während der beiden Feldzüge zugetheilt und hatte im Hauptquartier Schwarzenberg's, von dem Feldherrn mit besonderer Rücksicht beehrt, Gelegenheit, die Operationen in ihren Motiven und Folgen näher beurtheilen zu lernen.

Die beiden Abschnitte, welche die Jahre 1813 und 1814 behandeln, sind daher auch, abgesehen von dem Interesse seiner persönlichen Erlebnisse, die bedeutendsten des Werks, obwol sie keine eigentliche Kriegsgeschichte geben, sondern nur alles, was der Verfasser gesehen und erfahren hat, an dem Faden der Kriegsereignisse festhalten. Er beginnt mit dem Vormarsch der Hauptarmee gegen Dresden. Ueber den Rückzug nach der Schlacht und die russische Verworrenheit in der Befehligung bestätigt er das, was wir aus den Memoiren des Herzogs von Würtemberg wissen; diese, sowie die vorhergehenden Aufklärungen Helldorff's scheint er nicht beachtet zu haben, sonst würde er Ostermann nicht jetzt noch zum Helden von Kulm proclamiren. Daß er den Sieg, wenn auch nicht unter persönlicher Anführung, sondern unter den Auspicien Schwarzenberg's gewonnen darstellt, ist von seinem Standpunkte aus erklärlich. Er war Augenzeuge der Behandlung Vandamme's in Teplitz. Der Gefangene, auf einer Postkalesche, rief den Kaiser Franz, der nach dem Defiliren der Truppen zum Schlosse ritt, an und beklagte sich über die Ungerechtigkeit des Kaisers Alexander: man habe ihn auf einen Henkerkarren gesetzt, ohne Geld, ohne Diener. Kaiser Franz unterbrach ihn mit den Worten: „L'Empereur est un prince très juste, il ne vous traitera que justement", wandte sich aber dann an seinen Generaladjutanten: „Wenn er halt kein Geld hat, muß mer ihm doch an's geben!" Ehe das jedoch geschehen konnte, trat, als der Kaiser kaum den Rücken gewandt, der Großfürst Konstantin an den Wagen, überhäufte Vandamme mit den heftigsten Schimpfreden wegen seines Anrufs und befahl dem Postillon abzufahren, was denn auch unter dem Hohn und den Kothwürfen des Pöbels geschah.

Der Verfasser wendet sich nun an die Schriftsteller, welche den Ruhm seines Feldherrn angetastet haben, zunächst „einen Deutschen, den sächsischen Oberst Aster, einen Preußen, den Major a. D. Beitzke, und einen Russen, den General Danilewski", dann aber auch an andere, z. B. Häusser. Wir übergehen diese Polemik, da wir schon oft genug die Schwierigkeiten, mit welchen Fürst Schwarzenberg als Oberbefehlshaber der alliirten Heere zu kämpfen hatte, anerkannt und danach in Verbindung mit dem wirklich Ausgeführten unser Urtheil festzustellen gesucht haben. Von hohem Interesse für die Charakteristik des Feldherrn ist aber die Correspondenz desselben mit seiner Gemahlin während der beiden Feldzüge, welche der Sohn, Fürst Friedrich Schwarzenberg, dem Verfasser zur Veröffentlichung bei seiner Arbeit zugestellt hat. In die-

sen Briefen spricht sich der Fürst ohne den Rückhalt aus, den ihm sonst seine Stellung auferlegte. Wir sind dem Herausgeber für den Abdruck der bedeutendsten unter ihnen zu großem Dank verpflichtet.

Nach der Erstürmung von Leipzig wurde Thielen von den Thoren der Stadt an Gyulai geschickt, um ihm den Befehl zu bringen, mit seinem Corps sogleich nach Naumburg zu marschiren, um den Paß von Kösen noch vor den Franzosen zu besetzen. Er fand ihn um 2 Uhr bei Pegau, wurde aber kurz mit den Worten abgefertigt: „Der Feldmarschall hat gut befehlen, aber meine Soldaten haben seit 36 Stunden nicht abgekocht. Das geht vor." Als dann General Langenau kam und fragte, wo Gyulai sei, rief er auf die Antwort: „Hier!" ganz aufgebracht: „Noch hier? Donnerwetter! Führen Sie mich zu ihm!" Es erfolgte nun eine heftige Scene, welche die Versäumniß nicht einbringen konnte. Dies ein Beitrag zur Geschichte der Verfolgung nach dem Siege bei Leipzig.

Der Feldzug von 1814 ist von dem Verfasser schon in einem selbständigen Werke bearbeitet, das namentlich die Vorwürfe entkräften sollte, welche der obersten Heeresleitung in Frankreich, man kann wol sagen, von allen Seiten gemacht worden sind. In dem Abschnitte unsers Werks, der über den Feldzug handelt, geben die Mittheilungen aus den Briefen Schwarzenberg's an seine hochsinnige Gemahlin, welche ihn wol verstand, oft bessere Aufschlüsse, als manches officielle Actenstück. Ueber seine Aufgabe schreibt er ihr unterm 4. Januar:

Wenn ich unterstützt werde, so kann und muß der Friede erkämpft werden; werde ich aber nicht von der Nordarmee, von Wellington, von der italienischen Armee in meinen Schritten begleitet, so kann ich tief stürzen, aber ich werde es zu ertragen wissen, denn mein Gewissen spricht mich frei; so und nicht anders muß ich handeln, wenn ich das Vertrauen und den Segen der Vorsehung verdienen will. Von Blücher, da bin ich sicher, wir verlassen uns ebenso wenig hier wie bei Leipzig.

Freilich ist er später auf Blücher und mehr noch auf Gneisenau sehr übel zu sprechen, „weil sie mit einer wahrhaft kindischen Wuth nach Paris treiben, daß sie alle Regeln des Kriegs mit Füßen treten". Indessen ist doch bei allen Fehlern, von denen man das Hauptquartier der schlesischen Armee in Frankreich nicht freisprechen kann, der Erfolg des Kriegs durch die Energie des „Vorwärts" gerettet worden, und Schwarzenberg war dagegen der Ansicht, daß man in Langres, wie er unterm 26. Januar schreibt, Frieden schließen müsse! „Das ist mein Rath. Unser Kaiser, auch Stadion, Metternich, selbst Castlereagh sind vollkommen dieser Meinung, aber der Kaiser Alexander!" Heil ihm, daß er, wie Friedrich Wilhelm, sich nicht der Ansicht der österreichischen Staatsmänner gefügt hat. Die Entschuldigung des Verfassers, daß den Fürsten seine eigene persönliche Lage, aus der er durch den Frieden erlöst sein würde, zu jenem Wunsche und Rath geführt habe, scheint uns nicht eben zum Vortheil seines Helden zu gereichen; wir halten sie jedoch nur für eine subjective Aeußerung. Schwarzenberg selbst schrieb ja: „Nur im kühnen Vorwärtsschreiten liegt Heil!" Die Langsamkeit der Operationen erklärt ein Brief vom 12. Januar:

Ich erwarte mit Ungeduld meine Reserven. Aber warum glaubst du, daß sie noch nicht hier sind? Du würdest es wahrscheinlich nicht errathen! Nun so wisse, daß am 13. d., nämlich am 1. Januar russischen Kalenders der Kaiser Alexander vor einem Jahre an der Spitze seiner Garden über den Niemen ging, darum findet er es poetisch, an dem 1. Januar dieses Jahres ebenso über den Rhein zu setzen, und das ist die Ursache, warum meine Reserven am Rhein stehen, während mein Hauptquartier in Vesoul ist. So muß ich commandiren; das Marionettenspielen in so wichtigen, das Schicksal Europas entscheidenden Epochen ist wirklich ekelhaft.

In einem spätern Schreiben an den Kaiser Alexander nimmt er allerdings mit der ihm eigenen Selbstverleugnung alles auf sich; der Kaiser, unzufrieden mit seinen Operationen, hatte ihm geschrieben, daß er in Zukunft nicht mehr gebunden sein werde und den strategischen Combinationen gemäß handeln könne, darauf antwortet der Fürst, wie schmerzlich ihm dieser Ausdruck gewesen: „Niemals, Eure Majestät, war ich gebunden; ich habe immer infolge strategischer Combinationen gehandelt, ich glaube gut manövrirt zu haben und wünsche nicht, daß es anders gewesen wäre. Das ist meine Beichte." Seiner Frau klagt er aber bald darauf: „Ach, wenn es so bliebe, dann würde es so leicht keiner an meiner Stelle aushalten!"

Die Schlacht von Arcis-sur-Aube schildert der Verfasser als Augenzeuge ausführlicher und bestreitet durch Thatsachen die Darstellung Häusser's und des Referenten der „Allgemeinen Zeitung" über dessen Werk. Dann erörtert er, als eine Ehrensache für Schwarzenberg und Oesterreich, die Frage, wer dem Kaiser Alexander definitiv den Marsch nach Paris in Vorschlag gebracht habe. Er stellt es entschieden in Abrede, daß Toll es gewesen, ohne doch eigentliche Beweise dafür zu bringen, daß Schwarzenberg die Initiative ergriffen habe. Daß der Verfasser im Gefolge desselben, das ernste Gespräch über den gefaßten Entschluß gehört, ist bei seiner Wahrhaftigkeit nicht zu bezweifeln, damit aber doch nicht die Priorität desselben entschieden, da bei der folgenden Unterredung des Fürsten mit dem Kaiser nur Wolkonski zugegen war. Im Grunde wozu der Streit? Paris war das allgemeine Ziel schon in Deutschland, selbst der Kosacken. Blücher hatte nie ein anderes und im Kriegsrathe bei Vitry wurde nur beschlossen, was in aller Feldherren Seele lebte. Mit Schärfe beleuchtet der Verfasser nach der Einnahme von Paris die Angaben in Marmont's „Memoiren" über die Vorgänge bei seinem Corps, er widerlegt sie durch Gründe; ebenso kann er gegen Thiers aus eigenem Wissen bekunden, daß Napoleon auf seiner Reise nach Elba Lyon nicht berührt hat. Was er dann weiter erzählt von seiner Sendung nach Preußisch-Schlesien, um die angeblichen, aber nicht vorhandenen Rüstungen gegen Oesterreich zu beobachten, von den österreichischen Gesinnungen in Breslau und York's feindlicher Gesinnung gegen Oesterreich, mag auf sich beruhen. Wir haben von jeher alles vermieden, was die beiden deutschen Großmächte, auf deren Eintracht Deutschlands Heil beruht, in ihrer gegenseitigen Gereiztheit berührt. Mag unser ehrwürdiger Veteran, der so viel vom „Oesterreicherhaß" in Preußen spricht, an seine eigene Brust schlagen! Im

Jahre 1815 wurde er auf seinen Antrag aus dem Generalstabe in die Linie versetzt, um heirathen zu dürfen, was in jenem Corps verboten war. Die Heirath (mit einer Französin) zerschlug sich, aber dieser Schritt wurde der eigentliche Schlußstein seiner kriegerischen Laufbahn, da ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde ihn zum Invaliden machte. Er trat aus dem activen Dienst und wurde dem General-Quartiermeisterstabe zugetheilt, wo er sich bald durch kriegsgeschichtliche Arbeiten einen als Militärschriftsteller geachteten Namen erwarb. Wir ehren noch jetzt die seltene Frische in seinem hohen Alter, mit welcher er seine Erinnerungen niedergeschrieben hat und wünschen ihm, daß er das Werk, das ihn gegenwärtig beschäftigt, gelungen zu Ende führen möge.

2. Vor 50 Jahren. Tagebuch eines ehemaligen freiwilligen Jägers der Jahre 1813 und 1814. Zur Erinnerung an jene Zeit herausgegeben von C. E. V. Krieg. Zum Vortheil der Nationaldank-Stiftung. Wesel, Bagel. 1863. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser gibt in diesem Tagebuche, wie wir vollkommen anerkennen, einfach, ohne phantastische Ausschmückung wieder, was ein solches, flüchtig im Kriege geführt, und das treue Gedächtniß eines Kriegers der niedern Sphäre enthalten kann: es ist das Leben im Quartier, im Feldlager, auf dem Marsche, wir fügen hinzu ein Detailbild der Gefechte, denn wie es da hergeht, selbst in rangirten Schlachten, kann der Leser in diesen ehrlichen Schilderungen finden. Sie sollen kein Beitrag zur Geschichte der Feldzüge sein, denn der Gesichtskreis des Soldaten in Reihe und Glied reicht selten über die Grenzen seines Truppentheils hinaus, sondern sie sollen lediglich zur Unterhaltung über jene Feldzüge dienen. Diesen Zweck wird das kleine Buch ganz gewiß erreichen, und wir wünschen ihm deshalb, wie auch seiner patriotischen Bestimmung wegen, eine recht weite Verbreitung.

V. Kleinere und vermischte Schriften; Poesien und Romane.

1. Jubel-Kalender zur Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. October A. D. 1813. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von A. Beck, E. Kirchhoff und E. Scheuren und einer Karte der Umgegend von Leipzig. Leipzig, Weber. 1863. 8. 5 Ngr.

Von dieser interessanten Festgabe ist schon die vierte Auflage erschienen und vielleicht bereits eine fünfte veranstaltet. Der reiche Inhalt bringt, nach einem patriotischen Gedicht von Hey, einen Erinnerungskalender, in welchem die Regententafel von 1813, die französischen Reichsmarschälle, die Gesammtkräfte der Heere während der Schlacht bei Leipzig, eine Monatschronik des Jahres 1813, die Einwohnerzahl der hauptsächlichsten Städte damals und jetzt und ein Datumzeiger von 1813 enthalten ist: gewiß willkommene Notizen! Dann als Hauptstück, mit vielen trefflichen Illustrationen geziert, eine gedrängte Darstellung der Schlacht und zum Schluß eine Uebersicht der Schlachtdenkmale mit deren Abbildungen.

2. Führer auf die Schlachtfelder Leipzigs im October 1813 und zu deren Marksteinen. Von Theodor Apel. Leipzig, A. Hoffmann. 1863. Gr. 16. 12½ Ngr.

Die im Titel erwähnten Marksteine, 41 an der Zahl, hat der Verfasser selbst auf den bedeutendsten Punkten der Schlachtfelder um Leipzig aufstellen lassen. Die Namen der Feldherren, welche hier gegeneinander gekämpft nebst der Stärke ihrer Streitkräfte sind darauf verzeichnet und durch die verschiedene Form des Denksteins, sowie durch gerade oder ungerade Nummern die gegenseitigen Stellungen der Franzosen und der Verbündeten, also die Schlachtlinien der einzelnen Acte des Riesenkampfes kenntlich gemacht. In der kleinen Schrift gibt der Verfasser die Erläuterung dazu, nebst biographischen Skizzen der auf den Marksteinen verzeichneten Führer und einen Plan, auf welchem diese Steine in Farben und Nummern und auch die andern Schlachtdenkmale bemerkt sind.

3. Merkwürdige Ereignisse und denkwürdige Anekdoten aus der Zeit vor, während und nach der leipziger Völkerschlacht. Jubiläumsgabe von Karl Gotthelf Leonhardt. Leipzig, Wengler. 1863. Gr. 16. 7½ Ngr.
4. Die Todtenfeier auf der Wahlstatt von Leipzig. 18. October 1813. Hamburg, O. Meißner. 1863. Gr. 8. 3 Ngr.
5. Aufruf der Freiwilligen und Gründung der Landwehr im Jahre 1813. Von R. Krönig. Breslau, Ziegler. 1863. Gr. 8. 3 Ngr.
6. 1813. Historisches Festgedicht mit vaterländischen Gesängen und lebenden Bildern. Zur Feier des Jubeljahres, besonders des 18. October den deutschen Männer-Gesangvereinen gewidmet von Rudolf Bunge. Leipzig, E. Schäfer. 1863. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der Verfasser der letztern Schrift — bei den andern genügt es, die Titel zu nennen — hat sich die Aufgabe gestellt, „die erhabensten Gesänge, welche jene große Zeit unter Schmerzen geboren, durch den verbindenden Text wieder historisch mit ihr zu verschmelzen und so Gelegenheit zu einer zweckentsprechenden Festaufführung zu bieten". Der verbindende Text, zur „Declamation" bestimmt, ist in wohlklingenden Versen gedichtet, einen „Marschall" Vorwärts gab es aber bei Lützen und Leipzig noch nicht. Die schönsten Lieder jener Zeit und neuere sind geschickt zusammengestellt, dazu werden Tableaux vorgeschlagen, wobei eins, drei deutsche Schützen mit der „Tricolore", nicht fehlen darf. Ist es bewußte oder Selbstironie, daß dieses Banner bei einem Gesange mit der Melodie des Preußenliedes entrollt wird? Freilich wird vorher drohend „declamirt": „Einst wird die Volkswehr ihre Mutter rächen!" nämlich „jene erhabene Zeit, deren Heldenkind Undank bald ins Grab gelegt". Wäre doch der Verfasser seinem Vorsatze: „Kein Misklang soll die Feier stören, die jubelnd Millionen heut' umschlingt!" treu geblieben, es würde seinem Festgedicht nicht zum Nachtheil gereichen.

7. 1813. Ein Gedicht in siebzehn Gesängen von Heinrich Freimann. Berlin, F. Duncker. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Dem Herzog von Koburg ist diese „erste Aehrengabe, mit dem Blumenschmuck der Poesie, welche der Verfasser gesammelt und gebunden hat", in fließenden Ottaverimen gewidmet, im gleichen, noch reinern Maße der Eingang gehalten. Unsere Generation ist leider dem Epos nicht mehr so hold als frühere Geschlechter, auch bleibt es immer mislich, einen ganzen Krieg in gebundener Rede schildern zu wollen. Wol hat der Krieg

seine Poesie, die sich in seinen großartigen Momenten, den Wetterschlägen der Gefechte, im Schlachtendonner, kund gibt, und Schlachtenbilder sind von jeher den Dichtern gut gelungen; auch kann ein empfängliches Gemüth mancher andern Situation im Kriege eine poetische Seite abgewinnen; aber es ist dies nur Gefühlssache und momentan; für den Ausdruck an sich höchst prosaischer Dinge fehlt eben die dichterische Sprache, die Prosa des Realismus hängt sich schwer wie Blei an den Dichter und lähmt seinen Aufschwung. Metrik und Reim helfen da nicht, die Sprache kann sich dabei nicht über das Gewöhnliche erheben. Wir wüßten kein einziges Kriegsepos zu nennen, welches diese Schwierigkeiten überwunden hätte, und wollen daher dem Verfasser keinen Vorwurf daraus machen, daß er es bei seinem Erstlingswerk auch nicht vermocht hat, wollen nicht einzelne Stellen und Verse seiner Dichtung als Beweise für die Richtigkeit unserer allgemeinen Anschauung hervorheben, sondern gern anerkennen, daß, wo der Stoff es möglich machte, einzelne Schilderungen ihm gelungen sind und daß sich ein warmes patriotisches Gefühl in seinem Werke ausspricht.

8. Unter der Fremdherrschaft. Eine Geschichte von 1812 und 1813 von Edmund Hoefer. Stuttgart, Krabbe. 1863. Gr. 8. In Lieferungen zu 6 Ngr.

Hoefer bedarf bei der deutschen Lesewelt keiner Empfehlung mehr; seine Stellung in der Literatur ist anerkannt und gesichert: er gehört zu den besten und bedeutendsten Schriftstellern in dem Fache, das er sich erwählt hat, und wir freuen uns, daß auch er zum Jubelfeste mit einem Werke hervorgetreten, welches die schwere Zeit und die Erhebung Deutschlands schildert. Viele, die mit ernster Lectüre noch heute nicht gern zu schaffen haben, werden sich von den Schilderungen, welche ihnen hier im dichterischen Gewande vorgeführt werden, gefesselt fühlen und dadurch auch zu der Erkenntniß gelangen, die sie auf anderm Wege verschmähen. Es ist dies die Ansicht, die auch uns geleitet hat bei einem ähnlichen Werke, das wir hier natürlich nur andeuten, nicht aber in einer Selbstkritik besprechen können. Mögen die Leser aber keine Liebesgeschichte im gewöhnlichen Stile erwarten! Was Hoefer darüber am Schlusse seines Werks sagt, ist uns aus der Seele geschrieben; er hat es nicht vorangestellt, denn manche, die eben nur von Eduard und Kunigunde lesen wollen, hätten vielleicht die ausdrückliche Erklärung, daß sie keine Liebesgeschichte finden, für sich als eine Warnungstafel angesehen. Der Verfasser schreibt:

Wenn unsere Leser von uns eine Erzählung erwartet haben, wie die meisten sind, eine Darstellung verschlungener Lebenswege, bei der und bei denen die Liebe Anfang, Mittel und Ende ist, so werden sie allerdings nichts weniger als befriedigt plötzlich das Schlußkapitel vor sich sehen. Eine Liebesgeschichte haben sie freilich nicht gelesen, wie denn auch eine solche aus diesem Stoff nicht entstehen konnte. Die Liebe ist zwar ein Hauptfactor im Leben des Menschen, sie ist zuweilen sogar das einzig Sichtbare, das wie etwas Höheres über uns bestimmt; sie veranlaßt und begründet anscheinend alles, was uns betrifft und aus uns wird, sie führt es weiter und läßt es so oder so zum Schluß gedeihen. Aber es kommen über die alte Erde zuweilen doch Zeiten, wo sich uns etwas wirklich Höheres offenbart, gewaltig herrschend, unwiderstehlich fortreißend, bis in die Tiefen unsers Wesens läuternd; Zeiten, wo der einzelne mit seinem persönlichen kleinen Leben und Fühlen, mit seinem bischen Freude und Leid wenig oder gar nicht mehr in Betracht kommt.

Und weiter:

Es darf und soll nicht vergessen werden, daß es in Deutschland eine Zeit gab, wo mit seltenen Ausnahmen niemand mehr von sich wußte, an sich dachte, wo alle Köpfe nur Einen Gedanken hatten, und alle Herzen nur für Eins schlugen — die Vernichtung des Feindes und seines schmachvollen Jochs. Das, hoffen wir, wird auch unsere Darstellung widerspiegeln. Nicht eine einzelne der Persönlichkeiten, welche in ihr uns begegneten, vermochte sich selbst, vermochten wir zum Träger des Ganzen zu machen, konnten wir zu dem erheben, was man in derartigen Darstellungen den Helden zu nennen beliebt. Ein solcher ist nicht da, noch konnte er dasein, weil gewissermaßen die Zeit selbst und ihr alle und alles bewegender Grundgedanke diese Stelle schon eingenommen.

Wenn der Verfasser aber mit Recht keine gewöhnliche Liebesgeschichte geschrieben, so hat er uns doch mit gewohnter Meisterschaft in die verwickelten und dunkeln Verhältnisse einer Familie eingeführt, welche wir mit ungetheilter Spannung verfolgen; die einzelnen Charaktere, in ihren Standesverhältnissen und ihrer Zeit wurzelnd, sind mit jener Kunst, klar und vollendet, gezeichnet, welche unter Hoefer's Vorzügen nicht der geringste ist. Den Schauplatz der Erzählung bilden jene Küstenstriche Norddeutschlands, wo der Verfasser Land und Leute so genau kennt; er schildert sie unter der Fremdherrschaft des französischen Kaiserreichs, der sie einverleibt waren, und der das rauhe, zähe Volk doch in seinen untersten Schichten widerstrebte, während in den höhern der Gedanke einstiger Befreiung allmählich zur That reifte. Den Druck, die Polizei- und Douanenwirthschaft stellt er dar, aber er läßt auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren, indem er edlere französische Persönlichkeiten auftreten läßt. Wir können leider innerhalb der uns gesetzten Grenzen dem Werke keine ausführliche Analyse widmen, es scheint dem Umfange nach vielleicht das größte zu werden, das bisjetzt von Hoefer erschienen ist und wird mit dem größten Antheil gelesen werden: sein Werth und seine Bedeutung geben uns Bürgschaft dafür.

9. Theodor Körner. Vaterländischer Roman in zwei Theilen von Heribert Rau. Dem deutschen Volke eine Gabe zur Erinnerung an die Befreiung Deutschlands im Jahre 1813 an deren funfzigstem Jubiläum. Leipzig, Thomas. 1863. 8. 3 Thlr.

Wir müssen uns begnügen hier den Titel zu geben, da wir das Werk noch nicht gelesen haben. Die frühern biographischen Romane des Verfassers können vielleicht dafür bürgen, daß er das Interesse, welches in diesem echt vaterländischen Stoff liegt, bei seinen Lesern zu fesseln gewußt hat.

10. Deutschlands Ehre. 1813. Historischer Roman von Bernd von Guseck. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 4 Thlr.

Anknüpfend an das schon Gesagte, bittet der Verfasser, bei der Lectüre den Titel des Werks im Auge zu behalten und nur zu erwarten, was ihm entspricht, vor allem aber, wie auch die Unterhaltungskraft des Buchs

beschaffen sein möge, ihm wenigstens ein warmes Gefühl für sein deutsches Vaterland zuzugestehen.

Wir schließen hiermit unsere Uebersicht, obwol sie gewiß noch manche Schrift aufnehmen könnte, welche zwar erschienen, aber uns bisjetzt weder zugegangen, noch dem Titel nach zu unserer Kenntniß gelangt ist. Das Urtheil über die Gesammtleistung der deutschen Presse bei einem so großartigen Anlaß stellen wir unsern Lesern anheim, können aber unsere eigene Ansicht nicht verleugnen, daß wir noch immer einer Geschichte der deutschen Befreiungskriege, die als ein classisches Werk historischer Kunst allgemeiner Anerkennung würdig sei, vergeblich harren.

Karl Gustav von Berneck.

Kaulbach's Carton „Das Zeitalter der Reformation".

Das londoner „Athenaeum" enthält in seiner Nummer vom 5. September folgende Notiz: „Während Historiker über den für das Lutherdenkmal zu Worms geeignetsten Platz streiten, hat sich betreffs des Reformationshelden auf Kaulbach's neuem Carton eine nicht ganz uninteressante Frage erhoben. Man wird sich aus dem «Athenaeum», Nr. 1800, erinnern, daß auf dem ursprünglichen Carton Luther, die Bibel über sein Haupt erhebend, die Mittelfigur bildete. Gegen diese Auffassung wurden so viele Einwände, namentlich in einer kräftigen, aber nur zu bittern Kritik in den «Grenzboten» gemacht, daß Kaulbach diese Attitude änderte und diejenige adoptirte, welche Rietschel für das wormser Denkmal wählte. Luther steht jetzt in der Mitte und hält die Bibel geschlossen im linken Arm; die rechte Hand legt er an sein Herz und den Blick voll ruhiger Ueberzeugung richtet er gen Himmel. Wir müssen jedoch allen Kritikern Deutschlands gegenüber bemerken, daß die erste Idee, ob für Luther's Charakter typisch oder nicht, doch viel passender gewählt war, um das Wirken Luther's zur Anschauung zu bringen. Nicht die Bedeutung des Mannes, sondern die Bedeutung seines Werks sollte der Carton vor Augen stellen, und was die eigentlichen Zwecke der Reformation betrifft, so war seine Uebersetzung eine der wirksamsten Waffen derselben, die durch die aufgeschlagene, der Welt hingehaltene Bibel symbolisirt wurde. Indem der Maler später Luther in einen persönlichen Typus unter symbolischen Typen verwandelte, opferte der Künstler die Harmonie seiner Idee und that dadurch der innern Bedeutung des Gegenstandes Abbruch. Diejenigen, welche diese Abänderung veranlaßt haben, vergessen, daß die Stellung eines Mannes in der Geschichte von seiner Stellung in der Biographie weit verschieden ist" u. s. w. Wir erinnern uns nicht mehr recht, was die Kritik der „Grenzboten", die wir ohnehin nur durchflogen haben, an der frühern Kaulbach'schen Auffassung des großen Reformators zumeist auszusetzen für gut fand; im allgemeinen aber tadelte das Publikum daran nicht sowol die aufgeschlagene, aller Welt vorgehaltene Bibel in Luther's emporgestreckten Händen, als das Zurücktreten des Reformators gegen die mehr hervortretenden Gruppen im Vordergrunde, die dadurch bedingte Kleinheit seiner Gestalt, die Unähnlichkeit seines Antlitzes mit den bekanntern, dem Volke liebgewordenen Bildnissen Luther's. Hierbei sei bemerkt, daß Franz Löher bei Bruckmann in Stuttgart (1863) eine mit einer photographischen Nachbildung des frühern Cartons u. s. w. ausgestattete instructive Schrift: „Historische und biographische Erläuterungen zu Wilhelm von Kaulbach's Zeitalter der Reformation", erscheinen ließ, worin der Verfasser unter anderm bemerkt: „Verstehen wir nun, was der Meister dachte, als er die Friedensgruppe so recht in die Mitte seines Gemäldes stellte? als er auf Luther's deutsche Bibel den Spruch schrieb: «Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst?» als er den Friedensgesandten die ausdrucksvolle Geberde gab, welche mahnend auf diesen leuchtenden Spruch hinweist? Hier in dieser schönen Friedensgruppe, deren edle Wärme und Begeisterung alles überglänzt, liegt Kern und Herzschlag für das ganze reichbewegte Gemälde. Wohl zeigt es uns die Völkerscheidung vom Mittelalter und seiner einsichtsvollen Gestaltung, aber es sagt uns auch: das höchste und schönste Ziel dieser ungeheuern geistigen Bewegung sei christliche segensreiche Freiheit, Freiheit aller in wahrhafter Versöhnung! Ihr also, die ihr jetzt oder nach hundert und mehr Jahren dies Gemälde schaut, die ihr euch feierlich gestimmt und in der Seele erhoben fühlt vor dieser Versammlung hoher Männer, die ihr in dem edeln Fluß und Aufstreben der Linien dieses Gemäldes, in der schönen Verschlingung und Harmonie seiner Gruppen ahnt, daß eine höhere Weltordnung walte, erhebt auch ihr euch über den engen Horizont der Confessionen!"

Im übrigen ist es dem Künstler gar nicht darauf angekommen, die Bedeutung der Reformation für Religion und Kirche, sondern wie aus den sehr verschiedenen Zeiten und Nationen angehörenden Gruppen des Bildes hervorgeht, den Sieg des Geistes über alle Theologie und damit die von aller religiösen Beimischung und allem theologischen Zwange abstrahirende freie Entwickelung im Staatsleben wie in Kunst, Poesie und Wissenschaft hervorzuheben, womit übrigens Luther und die übrigen Reformatoren selbst, bei denen die theologische Richtung allein maßgebend war, wol sehr wenig einverstanden sein würden.

Wir lasen zwar im ersten Heft der in Hamburg erscheinenden Monatsschrift „Orion" in einer sonst recht interessanten Abhandlung über die Arbeiterdichtung in Frankreich, daß Luther wie Christus, wenn sie heutzutage unter uns einherwandelten und den häufig ungerechten und geringschätzigen Ton vernähmen, mit welchem das Volk und die Volksführer der Gegenwart sich die Unzulänglichkeit früherer Reformationslehren bekennten, mit lächelnder Triumphatormiene sich der Erweiterung ihrer Ideale und des gerade durch das Medium ihrer Lehre vermittelten Vernunftsiegs erfreuen würden. Nun, man muß von dem Wirken, Wollen und Streben, wie von der streng religiösen Gesinnung und dem festen Bibelglauben Luther's, um nur bei diesem hier stehen zu bleiben, sehr wenig wissen und die falschesten Vorstellungen haben, wenn man zu behaupten wagt, daß Luther sich mit „lächelnder Triumphatormiene" der Erweiterung seiner Ideale, wie sie jetzt hervortritt, und des durch das Medium seiner Lehre vermittelten Vernunftsiegs erfreuen würde. Von dem, was der Verfasser des erwähnten Aufsatzes unter der „Erweiterung der Ideale" Luther's versteht, bezweckte dieser sicherlich das Gegentheil. Und so auch würde Luther gegen die ihm von Kaulbach auf seinem Carton octroyirte Verbindung mit Vertretern der Wissenschaft und auf andern Gebieten hervorragenden Notabilitäten, die einem ganz andern Princip huldigten und in entgegengesetzter Richtung fortschritten, ohne Zweifel feierlichste Verwahrung einlegen.

H. M.

Notizen.

Eine englische anthropologische Zeitschrift.

Von einer in London bei Trübner erscheinenden neu begründeten Vierteljahrsschrift „The anthropological review, and journal of the anthropological society of London" liegen uns die beiden ersten Hefte vor. Sie enthält und wird enthalten: Originalartikel und Uebersetzungen von in fremden Sprachen geschriebenen Abhandlungen (die vorliegenden Lieferungen enthalten z. B. die Uebersetzungen einiger Abhandlungen Anthropologischen Inhalts von Theodor Bischoff und Rudolf Wagner); Kritiken britischer und ausländischer Hauptwerke über Anthropologie; die officiellen Berichte über die Sitzungen der Anthropologischen Gesellschaft in London, Mittheilungen über die Verhandlungen anderer Gesellschaften, soweit sie anthropologische Fragen betreffen, endlich vermischte Mittheilungen. In der Augustlieferung waren für uns von besonderm Interesse ein

Aufsatz von St. R. Charnock „On the science of language“, welcher Max Müller's „Lectures on the science of language“ zur Grundlage hat, und eine Abhandlung „The influence of race on art“, der mit Bezug auf James Fergusson's „History of modern architecture; with an appendix on ethnology from an architectural point of view“ geschrieben ist. Fergusson's Werk, soweit es dessen ethnologischen Theil betrifft, denn dem die Architektur selbst betreffenden Theile wird ein tiefes und umfassendes Wissen nachgerühmt, wird ziemlich scharf getadelt. Fergusson beginne mit einem Irrthum, indem er zu Anfang der Schöpfung Ein vollkommenes Paar annähme, und er schreite mit Irrthum fort, indem er der Meinung sei, daß die Menschheit mit der Civilisation begonnen habe und dann infolge ihrer Lostrennung von dem Urstock in Barbarei ausgeartet sei. Den Briten selbst scheint Fergusson allen eigentlichen Kunstsinn abzusprechen, und der Verfasser der Kritik gibt zu, daß die Künste bei diesem hart arbeitenden, schiff- und straßenbauenden Volke, bei dem der Viaduct den Triumphbogen und das weiß angestrichene Kirchlein die mächtige Kathedrale verdrängt habe, und welches den Gewinn aus irgendeiner Spinnfabrik oder Ziegelbrennerei allen nichts einbringenden Herrlichkeiten des St.-Peter-Doms vorziehe, allerdings einen schweren Stand hätten. Nur belaste Fergusson die Nation selbst mit einem Vorwurf, welcher unsere Zeit treffe. Aus ältern Tagen besitze England noch Abteien und Kathedralen genug, welche noch die Bewunderung der Christenheit seien. Aber alles habe seine Zeit. Wir seien in eine Aera des Materialismus und des Utilitarismus eingetreten, und da baue man eben keine Kathedralen mehr, sondern Eisenbahnen und Dampfschiffe. „Wir haben keine Architektur“, bemerkt der Verfasser, „weil wir nicht mehr den begeisterten Glauben des Mittelalters haben. Wir leben in der Zeit des untergehenden Glaubens. Der Protestantismus reißt nieder, was der Katholicismus aufrecht zu erhalten und aufzubauen zu schwach ist..... Nur in der Flutzeit eines neuen, nicht in der Ebbezeit eines alten Glaubens erhebt sich die Menschheit zu jenen Gedankenhöhen, wo, wie infolge einer gesegneten Vision, sich neue und originelle Formen der Schönheit ihren begeisterten Sehern offenbaren. Von Großbritannien bis Japan ist die ganze Welt in einem geistigen Zusammenbruch begriffen. Ueberall steigt der Schrei der Betrübniß, der Wehruf der Verzweiflung, das Gestöhn des Todes aus den verlassenen Tempeln, deren Priesterschaft nur noch mit zaghaftem Herzen ihren vordringenden und siegreichen Feinden einen schwachen Widerstand entgegenzusetzen wagt. Es ist die zwölfte Stunde der Nacht“ u. s. w. Man sieht, daß der Verfasser, obschon er allerdings mit Zuversicht erwartet, daß dereinst für die Menschheit ein neuer Tag anbrechen werde, doch an der Gegenwart den Leichengeruch wittert, und leider, leider mag er, was die höchsten sittlichen und geistigen Factoren betrifft, trotz einiger Uebertreibung nicht so ganz unrecht haben. H. M.

Bibliographie der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft.

Das letzte Heft (Band 8, Heft 2) von Pfeiffer's „Germania“ bringt zum ersten male eine längst gewünschte und nothwendige bibliographische Zusammenstellung der einschlagenden Literaturerzeugnisse und zwar der des verflossenen Jahres 1862. Diese „bibliographische Uebersicht“ rührt von Karl Bartsch her, welcher sich namentlich um Pfeiffer's „Germania“ wesentliche Verdienste erworben hat durch treue und fleißige Mitarbeiterschaft. Im ganzen sind 266 Nummern verzeichnet, darunter auch Werke, welche der deutschen Philologie nicht an sich zugehören, sondern nur zu ihr in irgendwelcher Beziehung stehen, sowie auch populäre Schriften. In Beziehung auf diese letztern sagt der Bibliograph in einer Vorbemerkung: „Einer Rechtfertigung bedarf die Aufnahme der populären Literatur, die Gegenstände der deutschen Alterthumskunde umfaßt. Abgesehen davon, daß eine Grenze im einzelnen Falle oft schwer zu ziehen ist, ist es für die Geschichte und Entwickelung der deutschen Philologie von Interesse zu sehen, wie weit die gelehrte Forschung in das große Publikum eindringt, an welchen Gegenständen das Publikum den meisten Antheil nimmt. Ich habe daher die Grenzen lieber zu weit als zu eng gezogen, habe jedoch fast überall bezeichnet, welcher Gattung von Literatur ein Buch angehört.“ In der Zusammenstellung hat Bartsch verschiedene systematische Rubriken eintreten lassen, bekennt jedoch, daß diese Anordnung nicht streng sei, indem manche Erscheinungen verschiedenen Abtheilungen beigezählt werden könnten. Unter der ersten Abtheilung „Begriff und Geschichte der deutschen Philologie“ sind nur wenige Schriften vertreten, die zweite umfaßt die „Bibliographie“, die dritte die „Zeitschriften, unter welchen wir Naumann's „Serapeum“ und Petzholdt's „Anzeiger“ vermissen, dann folgt „Sprachwissenschaft und Sprachvergleichung“, woran sich die „Deutsche Grammatik“, auch die specielle anreiht. Die sechste und siebente Abtheilung umfaßt die „Deutsche Lexikographie“ sowie die „Deutschen Mundarten“. An die „Deutsche Mythologie“ schließen sich in schicklicher Weise an: „Sagen und Märchen“; „Volks- und Kinderlieder, Sprichwörter, Sitten und Gebräuche“; „Alterthümer und Culturgeschichte“; „Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer“ und schließlich die „Kunst“. Die folgenden Werke sind unter der Rubrik „Deutsche Literaturgeschichte und Sprachdenkmäler“ vereinigt. Da auch die Urkunden ein werthvolles Sprachmaterial abgeben, welches bei weitem noch nicht genügend ausgebeutet ist, so hat Bartsch mit Recht auf einige der bedeutendern Urkundenwerke Rücksicht genommen, auch einige Schriften aus der lateinischen Poesie des Mittelalters, die eine wesentliche Ergänzung der nationalen bildet, sind zu erwähnen gewesen. Den Schluß der Bibliographie bilden Werke aus der mittelniederländischen, der mittelenglischen und der altnordischen und isländischen Literatur. In der Regel hat Bartsch sich des Urtheils enthalten, nur hier und da ist der bibliographischen Anführung eine kurze lobende oder tadelnde Bemerkung hinzugefügt. Eigentliche Recensionen sind nur wenige unter der Bibliographie anzutreffen, die von R. Bechstein und von Bartsch selbst herrühren, doch hat letzterer dann und wann auf schon erschienene wichtigere Beurtheilungen hinweisen können. 88.

Bibliographie.

Beecher, H. W., Wahrheiten des Himmelreichs. Aus Predigten und Betrachtungen. Aus dem Englischen übersetzt von einem Mitgliede des evangelischen Dom-Candidaten-Stifts zu Berlin. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 27 Ngr.

Böttger, G., Die Zeugnisse des Flavius Josephus von Johannes dem Täufer, von Jesu Christo und von Jacobus, dem Bruder des Herrn. Eine kirchengeschichtliche Abhandlung. Dresden. Gr. 8. 10 Ngr.

Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825—1858. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. Gr. 8. à 2 Thlr. 12 Ngr.

Daumer, G. F., Blumen und Früchte aus dem Garten christlicher Weltanschauung und Lebensentwicklung. Mainz, Kirchheim. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Handelsfürst und sein Erbe, oder: der Triumph der Pflicht. Eine Erzählung für die Welt von der Verfasserin der „Geraldine“. Aus dem Englischen von E. Braun. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Heine, H., Poetische Werke. 1ster Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lionnè, E., Der Pascha von New-Orleans. Ein sociales Bild aus den gegenwärtigen amerikanischen Kriegswirren. Berlin, Schlesier. 1864. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Scheibe, T., Das Fürstenkind im Volke. Original-Roman. Zwei Bände. Wien, Markgraf. 8. 2 Thlr.

Schmidt, B., William Boyd der Raubmörder. Amerikanische Sittengeschichte neuester Zeit. Leipzig, F. Voigt. 1864. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 22. October 1863.

Die preußische Expedition nach Ostasien.

1. Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe von Reinhold Werner. Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Japan und China. Reiseskizzen, entworfen während der preußischen Expedition nach Ostasien von dem Mitgliede derselben Hermann Maron. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1863. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
3. Die preußische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859—62. Reisebilder aus Japan, China und Siam. Aus dem Tagebuche von J. Kreyher. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1863. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
4. Erinnerungen an Preußens ostasiatische Expedition in den Jahren 1859, 1860, 1861 und 1862, mit besonderer Berücksichtigung Sr. Maj. Segelfregatte „Thetis". Eine Reisebeschreibung in Versen von Georg Schober. Mit Zeichnungen von v. Wittkowski. Danzig, Kafemann. 1863. Ler.-8. 24 Ngr.
5. Ein Rest der deutschen Flotte auf einer Reise um die Erde. Von Georg Thaulow. Erster Theil. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1862. Gr. 8. 18 Ngr.

Nicht weniger als vier verschiedene Werke sind uns bis heute schon als literarisches Resultat der preußischen Expedition nach Ostasien zugekommen, und da sich unter diesen noch keins von Wilhelm Heine, noch kein officieller Bericht der unserer Expedition beigegebenen Künstler- und Gelehrtengesellschaft befindet, so darf das literarische Conto der Expedition auch mit den vorliegenden vier Erscheinungen noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Wir indeß warten das wahrscheinliche Ende der Reihe nicht ab und halten eine Uebersicht schon jetzt für sehr lohnend, den Stoff der bisherigen Berichte schon mehr als hinlänglich für einen Bericht von unserer Seite und für unsern Kreis.

Bei dem jetzt auf allen Gebieten vorherrschenden Einfluß politischer Sympathien und Antipathien kann es nicht fehlen, daß man auch die literarischen Ergebnisse der ersten großen See-Expeditionen Oesterreichs und Preußens gelegentlich in Vergleich ziehen wird und einer blos glänzendern literarischen Repräsentation als namentlich durch das Werner'sche Buch bedarf dann unserer Meinung nach die preußische Expedition nicht erst, um den Vergleich mit Ehren zu bestehen, wenn man nämlich als zuständigen Richter den gebildetsten Theil des großen Lesepublikums anerkennt. Die Zeiten sind im allgemeinen nun doch vorüber, wo der Staat an derartigen Werken das Beste thun konnte. Dickes Velinpapier, vergoldete Einbände, Kupfer, Karten und zu Hause gezeichnete hübsche Illustrationen verblenden uns nicht mehr. Ein Werk, was seinem innern Gehalt nach einmal nicht mehr als ein angenehm und lehrreich unterhaltendes Lesebuch zu sein beanspruchen darf, wird durch einen solchen kostbaren Ballast eher auf den Grund gezogen als flott gemacht, und wenn es nur deshalb wäre, weil man Lesebücher doch bequem will halten können, was eine auf Staatskosten erzielte Wohlbeleibtheit derselben gewöhnlich verhindert.

Die bisjetzt vorliegenden prosaischen Berichte von der preußischen Expedition sind alle drei (denn die gereimte Prosa des vierten gehört nicht hierher) sehr lesbare und lesenswerthe Bücher. Wir können in d. Bl. nicht allen dreien mit derselben Aufmerksamkeit folgen, denn die Wege der auf den verschiedenen Schiffen der Expedition vertheilt gewesenen Autoren weichen doch zu wenig voneinander ab und ihre Beschreibungen sind auch zu ersichtlich für dasselbe weitere Publikum verfaßt, als daß eine gleichmäßige Recapitulation aller drei Berichte hintereinander unsere Leser nicht ermüden sollte. Nur den zuerst in unsere Hand gekommenen Reisebericht, den Werner'schen, werden wir daher in Betreff der geschilderten Gegenden und Gegenstände eingehender benutzen und die übrigen mit einer kurzen Charakteristik ihrer subjectiven Besonderheit abfertigen müssen. Ebenso rathen wir, offen gestanden, niemand, alle drei Berichte hintereinander im Original zu lesen. Suche man sich von den drei Führern, die sich darbieten: einem klar-praktischen Rationalisten, einem sinnig-träumerischen Zweifler und einem nicht gerade obscurantistischen, aber neuevangelisch-frommen Pfarrer, den Mann seines Herzens, und danach belehre man sich über die östliche Welt entweder aus Werner's, aus Maron's

oder aus Kreyher's Buch. Anders kein rechtes Gefühl der Befriedigung von solcher Lectüre.

Reinhold Werner läßt sich in seiner Schrift „Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam" (Nr. 1) sehr bestimmt über die Bedeutung der vielbesprochenen preußischen Expedition nach Ostasien aus:

Mögen Neid und Misgunst der preußischen Expedition nach Ostasien Motive unterlegen, welche sie wollen, mögen engherziger Particularismus und Kleinstaaterei nur ein unfruchtbares Großthun Preußens und ein Haschen nach Popularität darin erblicken: man wird nie die Thatsache fortleugnen können, daß Preußen durch seine Expedition dem gemeinsamen Vaterlande und dessen Handel einen sehr großen Dienst geleistet hat. Dies kann insbesondere derjenige vollkommen ermessen, der die Expedition mitgemacht, der ihren Eindruck beobachtet und namentlich die hier draußen ansässigen deutschen Kaufleute gehört hat, die wol allein ein competentes Urtheil darüber besitzen.

Nicht minder bestimmt läßt er indessen alsbald ein Wenn und Aber nachfolgen. Für die Wirksamkeit des mit China erzielten Vertrags nämlich ist conditio sine qua non (II, 223 fg.):

An die Residenz eines preußischen Diplomaten (in Peking) muß sich gleichzeitig die Stationirung eines preußischen Geschwaders in den chinesischen Gewässern knüpfen, ja dies ist der chinesischen Regierung gegenüber sogar bedingt. Ein Gesandter oder Consul ohne Kanonen hat in China ziemlich dieselbe Bedeutung wie in Haiti, und das Erscheinen von Kriegsschiffen in irgendeinem chinesischen Hafen, wo ein Streitfall entstanden, ist ein Argument, dessen praktischer Werth von den Mandarinen nie unterschätzt wird.

Dieselbe Bedingung dürfte wol fraglos für die Nutzbarkeit der Verträge mit Japan und Siam gelten. Der japanesische Vertrag unterliegt aber auch noch einem zweiten großen Wenn; er hat nicht können auf den Zollverein, Mecklenburg und die Hansestädte ausgedehnt werden und bei weitem die meisten der die ostasiatischen Gewässer befahrenden deutschen Schiffe sind außerpreußische. Werner sagt in Bezug hierauf (II, 186):

Das Factum ist leider vorhanden, wenn auch von keiner großen Bedeutung, da Zollvereinsschiffe leicht preußische Flagge erhalten können und überdies es unmöglich noch lange Jahre dauern kann, bis die deutschen Nord- und Ostseestaaten, welche in die östlichen Gewässer schicken, in einer oder der andern Form mit Preußen eine gemeinschaftliche Flagge führen.

Schätzen wir das Sachverständniß Werner's noch so hoch, wir vermögen uns über diese Wenn und Aber keineswegs gleich leicht mit ihm hinwegzusetzen. Noch auf lange Zeit hinaus rechnen wir weder auf eine preußische Flottenstation in den ostasiatischen Gewässern, noch auf eine gemeinsame Flagge der deutschen Nord- und Ostseestaaten; die handelspolitische Bedeutung der preußischen Expedition kann uns daher auch nach Werner's eigenen Gründen ebenso wenig gesichert erscheinen. Möge die Unterhaltung eines ausreichenden Geschwaders im chinesischen Meere, wie Werner berechnet, immerhin kaum 250000 Thaler jährlich erfordern; diese 250000 Thaler werden unter der jetzigen preußischen Regierung weder gefordert noch bewilligt werden, trotz der außerordentlich günstigen Finanzlage des Staats. Was aber gar die gemeinsame Flagge und auswärtige Vertretung der deutschen Vereinsstaaten anbetrifft, so wird die „allerneueste Aera" wol kaum ein Resultat zu Wege bringen, um das sich die große Bewegung von 1848, die Unionspolitik und die Begeisterung der „neuen Aera" vergeblich abgemüht haben, noch weniger wird sie Hamburgs Reichthum unter ihre Separatflagge locken, selbst nicht durch den vom Graf Eulenburg erfochtenen Handelsvertrag mit Japan.

Glücklicherweise hängt der Erfolg des Werner'schen Expeditionsberichts nicht von dem Erfolge der Expedition ab und wird durch die preußischen Verfassungswirren nicht gefährdet werden. Ja, er ist bereits gesichert; denn nur dem entschiedenen Beifall, den seine Reisebriefe bei ihrem ersten allmählichen Erscheinen in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" schon gefunden haben, verdanken wir ihre nunmehrige Sammlung und gesonderte, erweiterte Herausgabe.

Werner's Bericht gibt sich schon durch das einfach anständige Aeußere, in welchem er neuerdings vor uns tritt, als einen guten Umgang für die gute Gesellschaft; er will nicht in strotzender Gala auf dem Bücherbret paradiren, sondern traulich zur Hand genommen und bequem gelesen sein. Heben wir von seinen vielen angenehmen Eigenschaften noch die eine, niemals langweilig zu werden, namentlich hervor, so halten wir ihn in seiner Art besonders gut empfohlen; denn vielleicht in keinem Fache der Literatur werden wir so häufig mit bloßer Wiederaufräumung des Längstbekannten abgespeist, als in dem der Reisebeschreibungen.

Das macht aber: der Verfasser dieses Berichts ist selbst ein allgemein und hoch gebildeter Mann, der sehr fein fühlt, was er bei seinem Publikum voraussetzen und womit er es interessiren kann. Er geht nicht im Fache rein auf, nicht in alles lehren wollender Ignoranz unter, sondern benimmt sich schriftstellerisch genau als ein Mitglied derjenigen Gesellschaft, für die er schreibt. Um diesen seinen literarischen Takt vollkommen zu würdigen, achte man besonders auf diejenigen Kapitel seines Berichts, welche die Schiffsreise erzählen. Welch verlockende Gelegenheit für einen Seeoffizier, ungenießbar zu werden: uns entweder mit Recapitulation aller nautischen Wissenswürdigkeiten, die uns schon Freund Robinson Rüstig lehrte, oder mit höhern Erklärungen, die dem Laien doch nichts klar machen, zu ennuyiren! Werner aber hält inmitten solcher literarischen Gefahren ebenso zuverlässig Curs wie als Commandant der „Elbe" zwischen Sandbank und Klippe.

Bis zur Ankunft in der Sundastraße, in jenen fernen östlichen Gegenden, auf welche unsere Wißbegier bei der Lectüre seines Buchs vornehmlich gespannt sein muß, hütet er sich wohlweislich vor jedem längern Aufenthalt vor jeder ausführlichen Verbreitung. Nur im Vorübergehen werden die Azoren und die Canarischen Inseln angelaufen und die bekannten Gegenden hier und da von neuer Seite flüchtig skizzirt. Die lange Fahrt um das Cap wird sodann nur in Hervorhebung einiger Hauptmomente charakterisirt, ihre Einförmigkeit durch den

geschickt angebrachten Zwischensatz über Charakter und Sitten des Seemanns, ihre Schrecken durch das lebhaft colorirte Bild eines Sturms, der dem Commandeur der „Elbe" die Johannisnacht 1860 zur längsten seines Lebens machte. Trotzdem die „Elbe" von Teneriffa ausgehend einen neuen, von dem berühmten amerikanischen Hydrographen Maury dringend empfohlenen Weg wählte, der die Linie 150 Meilen westlicher, dem Cap St.-Roque näher schneidet als der gemeine, die Reise um 10—15 Tage abkürzt, von conservativen Seeleuten aber nach veralteten Erfahrungen noch immer gemieden wird, war sie doch von Wind und Wetter so wenig begünstigt worden, daß sie, statt wie gehofft am 20. Juli in Singapore zu sein, sich glücklich schätzen mußte, am 1. August nach zwölfwöchentlichen Strapazen bei der kleinen Stadt Anjer auf Java mit heiler Haut vor Anker zu kommen.

Lassen wir unsern kurzen Bericht von da ab die weiten Wege des Transportschiffs „Elbe" unter Führung Werner's einfach verfolgen und es kann nicht fehlen, daß wir auf diese Art in einem leichten Ueberblick der ganzen Expedition die beste Empfehlung des Werner'schen Expeditionswerks zu Stande bringen.

Die Ruhe zu Anjer war eine sehr kurze. Da das ganze übrige Geschwader diese paradiesisch gelegene Zwischenstation aller Chinafahrer bereits die Woche zuvor passirt hatte, mußte auch die „Elbe" von einem Aufenthalt, der alle Herrlichkeiten der tropischen Natur ohne ihre Nachtseiten zu bieten scheint, sofort wieder aufbrechen und zum Rendezvous nach Singapore eilen, wo sie am 7. August eintraf, und die Genossen, die Dampfcorvette „Arkona", die Segelfregatte „Thetis" und den Schooner „Frauenlob" schon auf der Rhede versammelt fand. Diese drei Schiffe hatten die gewöhnliche Tour über Rio-de-Janeiro gemacht, während das Gesandtschaftspersonal unter dem Grafen zu Eulenburg (dem jetzigen Minister des Innern in Preußen) mit der Ueberlandpost nachkam und erst zu Singapore die „Arkona" bestieg, um, durch den bevorstehenden Monsunwechsel gedrängt, wenige Tage darauf nach Jeddo in See zu gehen. Die „Elbe" allein blieb zur Ausbesserung der in den Capstürmen erlittenen Schäden, dann durch eine unter der Mannschaft grassirende Fieberepidemie abermals aufgehalten, noch bis zum 4. September in Singapore zurück.

Dieses fast vierwöchentliche Verweilen reichte unserm Verfasser hin, ein umfassendes Bild des merkwürdigen, schnell emporgewachsenen Platzes aufzunehmen. Singapore war noch vor 40 Jahren nichts als ein öder, unter der Botmäßigkeit des Sultans von Djohore stehender Flecken; erst im Jahre 1822 warfen die Engländer ihr Augenmerk auf die so günstig an der Südspitze der Halbinsel Malakka gelegene Insel und erwarben sie mit Aufwand einer geringen Geldsumme und einer geschickten Politik von zwei um die Herrschaft streitenden Brüdern. Seitdem ist aus dem armseligsten Fischerdorfe eine Colonie von über 100000 Einwohnern geworden, unter denen nur 590 unvermischte Weiße, meist Engländer, etwa 100 Deutsche, sich befinden. Mischlinge, Malaien, sogenannte Klings, d. h. aus Indien eingewanderte Hindus und Mohammedaner, Javanen, Bengalesen und noch manche andere Stämme sind unter der übrigen Bevölkerung vertreten, keiner aber so stark als die schlauen Chinesen, welche allein ein Contingent von über 50000 Köpfen gestellt haben. Fast jede der erwähnten Nationen beschränkt sich auf ein besonderes Quartier und eine bestimmte Nahrungsquelle, nur die Chinesen geben sich zu allem her, wobei überhaupt Geld zu verdienen ist, und wie gut sie dabei zu fahren wissen, erhellt wol daraus, daß der reichste Mann in Singapore, der mindestens 30—40 Millionen Dollars in Vermögen besitzt, der allen Besuchern der Insel wohlbekannte Wamphoa, ein Chinese ist. Doch wird Singapore

nur von den Malaien als fester Wohnsitz betrachtet, und alle fremden Bewohner, seien es Europäer oder Asiaten, sind mehr oder minder Zugvögel, welche „draußen sind", um Geld zu erwerben. Und daß hier viel Geld erworben wird, davon empfängt der Fremde sogleich den lebhaftesten Eindruck, wenn er die Stadt betritt. Hier ist jedes Haus ein Laden, in dem die Erzeugnisse der ganzen Welt feil geboten werden. Hunderte von Nationalitäten schwärmen durcheinander, und vom Tagesgrauen bis spät in die Nacht herrscht ein so reges Leben, wie nur irgendein Weltmarkt aufzuweisen vermag. Hier ist ein dankbarer Platz für den Ethnographen, denn er hat Gelegenheit, alle diese fremden Völker in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kennen zu lernen.

Indem uns nun Werner die hervorragendsten Gestalten des bunten Völkergedränges erklärt, begeht er den kleinen Irrthum, mindestens die Undeutlichkeit, einen Perser, den eine leise Abweichung des Glaubens zum Todfeinde des Arabers macht, einen „Parsen" zu nennen. Die Benennung „Parse" aber ist bei uns für eine Menschenklasse reservirt, deren Glauben außerordentlich stark von dem der Araber abweicht, für die Bekenner der alten Religion Zaratustra's nämlich, für die Feueranbeter, und wir würden für einen solchen, auch wenn er der bekannten Gemeinde von Bombay angehörte, zwar außer der Benennung „Parse" auch die „Perser" wagen dürfen, nimmermehr aber für den Perser, der mit dem Araber blos durch den Glaubensunterschied der Schiiten und der Sunniten verfeindet ist, die Benennung „Parse". Möglich wol, daß in der östlichen Welt selbst diese Unterscheidung keineswegs gilt; in unserer Sprache aber ist sie einmal angenommen. Uebrigens gereicht es einem Buche eher zum Lobe als zum Tadel, wenn man darin kein größeres Versehen als ein solches anzumerken findet.

Leider dürfen uns auch die vielen Vorzüge und Reize der Werner'schen Schilderung nicht zu einem längern Bleiben an dieser Stelle veranlassen. China, Japan und Siam liegen noch vor uns, schon Hongkong bietet uns des Interessanten wieder ebenso viel als Singapore.

Die ersten 14 Tage der Fahrt von diesem Platze nach jenem vergingen still und einförmig; am 17. September aber änderte sich plötzlich das Wetter und Anzeichen verkündeten das Nahen „eines jener furchtbaren Stürme, die, der Schrecken aller Seeleute, dem chinesischen Meere eigen sind und nach dem chinesischen Namen Teifung, Mutter der Winde, von uns Teufun genannt werden".

Es sind Wirbelstürme, die gewöhnlich im Osten beginnen, entweder in gerader Linie oder auch in der südlich oder nördlich gelegenen Curve vorwärts schreiten, mit einer alles Denkbare übertreffenden Furie wüthen und meistens 24 Stunden, selten über zwei Tage anhalten. Wehe dem unglücklichen Schiffe, das in ihre Nähe kommt oder wol gar ihr Centrum berührt. Ein solches Schiff ist fast ausnahmslos verloren und kann nur durch ein Wunder seinem Untergange entgehen. Im günstigsten Falle verliert es seine Masten, und nur große und stark gebaute Kriegsschiffe können einen Teufun bisweilen mit geringerm Verluste bestehen. (I, 106 fg.)

Werner's Bekanntschaft mit den neuern Forschungen und Entdeckungen über das Gesetz dieser Winde gelang es, die „Elbe" vor der nahenden Gefahr zu flüchten, und da sich jeder fernere Versuch, im schlimmen Monat September während des Monsunwechsels die Richtung auf Japan gegen Wind und Wellen zu behaupten, als vergeblich herausstellte, strebte man der diesen Fall vorsehenden Ordre gemäß, den Hafen von Hongkong anzusegeln, um dort so lange zu bleiben, bis der Monsun seine regelmäßige Stärke erreicht haben würde und dann erst die Kreuztour nach Japan fortzusetzen.

Am 21. September ward Victoria, die Hauptstadt von Hongkong erreicht, welche circa 5 Quadratmeilen große, am Ausflusse des Tschukiang oder Perlflusses gelegene Insel den Engländern ebenso ihren rapiden Aufschwung verdankt wie Singapore. Gleich diesem einst nur eine armselige Fischercolonie ist sie seit 1841 durch die Abtretung an England zur blühenden, reichen Niederlassung von 100000 Einwohnern erwachsen.

Hongkong hat keinen directen Handel; es exportirt weder, noch führt es nennenswerth ein, sondern es ist der Bankplatz für den gesammten chinesischen Handel und gewinnt dadurch so große Bedeutung. Die großen Handelshäuser haben hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, weil es bislang der einzige Platz in China war, der Sicherheit des Eigenthums bot. In den verschiedenen chinesischen Küstenplätzen, die dem europäischen Handel offen stehen, wie Kanton, Swata-u, Fu-tscha-u, Ningpo, Schang-hae und Tientsin, bestehen nur Commanditen, während Hongkong als Geldplatz der Kreuzpunkt des gesammten chinesischen Handels ist, die Residenz der merchant princes, Kaufmannsfürsten, wie hier die Chefs der großen Häuser genannt werden. Und wahrlich, sie sind Fürsten.

Es gibt welche unter ihnen, die nicht allein jährlich Hunderte von Schiffen befrachten, sondern auch noch 30 bis 40 eigene Fahrzeuge besitzen. Sie haben eigene Werften, Docks, Maschinenfabriken u. s. w. Zwei der ersten Häuser wetteifern darin, eigene Dampf-Postschiffahrt mit Singapore zu unterhalten, um 24 Stunden früher als die übrigen in Besitz der europäischen Nachrichten zu gelangen.

Um einen Begriff zu geben, welche Rolle die merchant princes im gesellschaftlichen Leben spielen, sei hier die Thatsache erwähnt, daß Dent und Comp. jährlich 50000 Pf. St., mithin über 325000 Thaler einzig für ihren Haushalt in Hongkong verausgaben, worin allerdings das Gehalt für das gesammte Personal einbegriffen ist. — Der englische Handel ist in Hongkong wie an der ganzen chinesischen Küste natürlich der bedeutendste, da sich England durch die verschiedenen Kriege zuerst Vortheile gesichert und sie ausgebeutet hat. Nach ihm kommt der amerikanische und dann zunächst der deutsche.

Letzteres betont Werner besonders, weil es die Deutschen selbst kaum wissen, während Engländer und Amerikaner den Anwachs des deutschen Verkehrs in Ostasien längst mit neidischen Augen betrachten. Als Beleg für Bedeutung unserer Schiffahrt führt er an,

daß vom Januar bis Ende September 1860 allein 93 hanseatische Schiffe mit einem Gehalt von 43776 Tonnen im Hafen von Hongkong einliefen, und bis zum Schlusse des Jahres noch einige zwanzig mit circa 11200 Tonnen erwartet wurden. Von andern deutschen Schiffen waren theils angekommen, theils bis 1861 noch erwartet, 55 Schiffe mit 30000 Tonnen (die Tonne = 2000 Pfd. Zollgewicht); ferner deutsche Schiffe, die unter dänischer Flagge zu fahren haben (Holsteiner), etwa 45 mit 25000 Tonnen. Dies gibt für ein Jahr über 200 Schiffe mit 110000 Tonnen, eine Zahl, die allein an Werth der Schiffe ein Kapital von mindestens 6 Millionen Thalern repräsentirt. Rechnet man dazu die Ladung mit dem doppelten Werth, was gewiß nicht zu hoch gegriffen ist, so cursirt in China deutsches Eigenthum im Werthe von 20 Millionen Thalern, ohne bisjetzt auch nur die geringste Aussicht auf Schutz zu haben, der bei den ungeregelten Zuständen des von Revolutionen erschütterten und am Vorabend einer großen politischen Umwälzung stehenden Landes dringend nöthig sein dürfte. (I, 117 fg.)

Und weiterhin begründet Werner diese Verhältnisse (I, 120):

Der Vortheil, den die Deutschen in der Küstenschiffahrt errungen, liegt hauptsächlich in ihrer Persönlichkeit den Chinesen gegenüber. Während Amerikaner und Engländer sowol die chinesischen Kaufleute als die Passagiere auf eine brutale Weise behandeln, sie nicht viel besser als Neger ansehen und sich dadurch bei ihnen verhaßt machen, erblicken die gebildetern und humanern Deutschen in ihnen nur Mitmenschen, mit denen sie wie mit ihresgleichen freundlich umgehen. Diesen Unterschied wissen die Chinesen so wohl zu würdigen, daß sie, wenn irgendein deutsches Schiff zu haben ist, ganz bestimmt dasselbe allen andern Nationen vorziehen. Ja, wenn ein deutsches und ein fremdes Schiff für dieselbe Tour gechartert werden, erhält das deutsche fast regelmäßig eine höhere Fracht, und aus demselben Grunde kaufen deutsche Kaufleute häufig billiger als andere.

Es versteht sich, daß es Werner während seines fünfwöchentlichen Aufenthalts zu Hongkong nicht versäumte, die 25 deutsche Meilen stromaufwärts am Perlflusse gelegene Metropole des Südens, Kanton, zu besuchen. Die Tour wird mit amerikanischen Dampfschiffen in 7—9 Stunden gemacht und kostet exclusive Beköstigung $13\frac{1}{2}$ Thaler oder 9 Dollars. An diesen seinen Besuch eines der großartigsten Mittelpunkte chinesischen Lebens und Treibens knüpft nun Werner die vielseitige Schilderung der socialen Zustände des Himmlischen Reichs, welche die ganze zweite Hälfte des ersten Theiles seines Reisewerks einnimmt. Er bemerkt einleitend an dieser Stelle (I, 128):

Manches, was ich schildern will, mag mit den Wahrnehmungen anderer Reisenden durchaus nicht übereinstimmen. Indessen China ist das Land der Gegensätze, und wenn ich vielleicht öfter gerade das Gegentheil von dem wahrgenommen haben sollte, was andere Reisende vor mir beobachtet, so ist dies eben nur eine Folge der Widersprüche im chinesischen Charakter, den der eine so, der andere so kennen gelernt hat. Aus eben diesem Grunde habe ich meine Beobachtungen erst niedergeschrieben, nachdem ich bereits auch den Norden Chinas gesehen und mich an den verschiedenen Plätzen des Landes fast ein Jahr lang aufgehalten hatte. So glaubte ich meinen Urtheilen die Einseitigkeit benehmen und denselben die möglichste Objectivität sichern zu können.

Wir dürfen es leider nicht mit weitern, dem Buche selbst entnommenen Beispielen, sondern nur mit unsern

zuversichtlichsten Worte bekräftigen, daß dem Verfasser dies rühmliche Bestreben, seinen Urtheilen über China „die Einseitigkeit zu benehmen und die möglichste Objectivität zu sichern“, in einem sehr hohen Grade geglückt ist. Er schildert lebhaft und mit muntern Farben; er zeigt sich überall gleich weit entfernt von Vorurtheilen gegen, wie von sentimentalen Sympathien für seinen Gegenstand und ein freier Sinn unterstützt bei ihm ein scharfes Auge. Besonders wohlthuend tritt in seinen Ansichten auch wieder jene altpreußische Aufgeklärtheit zu Tage, nachdem wir in gewissen andern modernen Reisewerken den Maßstab anglikanischer Moralisterei haben an die Sitten Ostasiens gelegt sehen müssen. Auch was die äußere Form betrifft, so muß es als ein sehr glücklicher Griff ausdrücklich anerkannt werden, daß Werner seinen chinesischen Stoff zu einer einzigen Darstellung zusammengefaßt und dadurch das Eintönige des fortlaufenden Reisetagebuchs, wo es sich thun ließ, immer wieder umgangen hat. Das Missionswesen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse, die drei heidnischen Hauptreligionen, Recht und Rechtspflege der Chinesen, ihre Architektur und Gartenkunst, ihr Kunstgeschmack überhaupt, auch in Musik und Theater, ihre Literatur und Gelehrsamkeit, ihre Marine wie ihre Landarmee, ihr Unterrichts- und Verwaltungswesen, ihre Feste, ihr öffentliches und privates, ihr geschlechtliches und ihr Familienleben, die Licht- und Schattenseiten ihres Nationalcharakters, ihre Landwirthschaft und Industrie, ihre Umgangsart mit den Fremden endlich, die Sprache, das aus Englisch und Chinesisch gemischte Pitschen-Englisch und die Geldsorten, deren sie sich in diesem Umgange bedienen: alles dies und noch viele andere Themata werden von Werner berührt und mit Klarheit im Zusammenhange abgehandelt, sodaß man schwerlich aus einem andern Werke über China von nicht erheblich größerm Umfange die gleich mannichfache Kenntniß dieser fernen Welt wird schöpfen können, als aus den betreffenden Kapiteln unsers Reiseberichts.

Der Beginn des Nordostmonsuns brachte mit Schiffen von Kanagava die Nachricht von der glücklichen Ankunft der „Arkona“ und „Thetis“ in der Bai von Jeddo, zugleich aber die Trauerbotschaft von dem wahrscheinlichen Verlust des Schooners „Frauenlob“, der am 2. September durch einen schrecklichen Teufun von der „Arkona“ getrennt, seitdem spurlos verschwunden war. Bald folgte diesen Zeitungen ein Befehl des Geschwaderchefs, mit der „Elbe“ sofort nach Nangasaki zu gehen, um die übrigen Schiffe dort zu erwarten und mit Vorräthen zu versehen. Am 1. November verließ Werner demnach Hongkong und begann dem kräftig entgegenblasenden Winde die 400 geographische Meilen betragende Strecke nach dem neuen Bestimmungsort durch mühseliges Kreuzen abzugewinnen. Am 6. November bekam er Formosa in Sicht, und da er sich am 10. November noch immer auf derselben Stelle fand und der widerwärtige Nordost nicht im mindesten nachlassen wollte, so ward beschlossen, an der Südostseite der Insel vor Anker zu gehen und der noch sehr wenig bekannten, schönen Küste einen Besuch abzustatten. Die Formosaner jedoch, welche dem Kaiser von China zwar tributär, aber zum größten Theil kaum mehr als dem Namen nach unterworfen sind, zeigten sich diesem Vorhaben entschieden feindlich, empfingen die Anlandenden mit Büchsenschüssen und beruhigten sich nicht eher, bis man ihnen wirksam auf gleiche Weise antwortete und zur Warnung von der „Elbe“ sogar einige Kanonenkugeln zusandte. Von weitern Landungsversuchen ward hierauf abgestanden, und nach zweitägigem Aufenthalte bei etwas schwächerm Gegenwinde die Fahrt fortgesetzt. Am 20. November erblickte man Cap Gotto, die westlichste Spitze Japans, und lief, nach einer im ganzen bei dieser Jahreszeit unerhört schnellen Reise, in die herrliche Bucht von Nangasaki ein. Ihr Anblick schlägt nach Werner's Urtheil selbst die gerühmtesten Häfen der Welt, Rio-de-Janeiro, Lissabon und Konstantinopel. „Es scheint, als ob die Natur hier alles concentrirt habe, was sie an romantischer Schönheit, Lieblichkeit und Großartigkeit hervorzubringen vermag, und menschliche Kunst hat, wenn auch unbewußt, die Harmonie des Ganzen vollendet.“

Die Annehmlichkeit dieses Aufenthalts wurde den Preußen vorläufig noch durch die Sorge vor den Winkelzügen und Umständlichkeiten der japanischen Behörden etwas getrübt, welche man, da der Vertrag während eines dreimonatlichen Verweilens des Gesandten in Jeddo noch immer nicht zu Stande gekommen war, jedenfalls zu gewärtigen hatte. Als die Hafenbeamten dann wirklich an Bord kamen, half man sich aufs beste durch ein höfliches Ignoriren ihrer Wünsche und Befehle, benahm sich in aller Freundschaft ganz selbständig, und entging zuletzt allen Weiterungen durch die von Jeddo kommende Ordre, baldmöglichst in der Hauptstadt zum Geschwader zu stoßen. So sagte die „Elbe“ am 25. November der lieblichen Bai schon wieder Lebewohl, passirte zwei Tage später die Südspitze Japans, Cap Tschitschakoff, lief durch die Vandiemensstraße und traf am 5. December wohlbehalten bei den andern Schiffen auf der Rhede von Jeddo ein.

Die Gesandtschaft hatte seit dem 4. September, wie gesagt, dort inzwischen nicht mehr ausgerichtet, als sich mit der japanischen Regierung und der fremden Diplomatie in eine höfliche oder freundschaftliche Verbindung zu setzen. Eine stattliche Wohnung am Lande war ihr eingeräumt, eine Conferenz mit dem Minister des Auswärtigen war ihr gewährt worden, aber an den Ernst des Geschäfts schienen die Japanesen nicht eher gehen zu wollen, bis das Eintreffen des Transportschiffs zur Versorgung des Geschwaders auf längere Zeit keinen Zweifel an der Geduld und Beharrlichkeit des preußischen Gesandten mehr bestehen ließ. Jetzt erfolgte ein Umschwung der Verhältnisse, die Sache ging plötzlich vorwärts, und wenngleich sich noch manche Schwierigkeiten erhoben, war doch der Vertrag Mitte Januar 1861 fertig und am Ende desselben Monats von den beiderseitigen Contrahenten unterzeichnet.

Die Hemmungen des politischen und socialen Fort-

schritts in Japan sind im allgemeinen sehr ähnlichen Einflüssen zur Last zu legen wie in Europa, wie in Deutschland. Auch in Japan gibt es eine Kreuzritterpartei, die der Daimios oder großen Feudalherren und der Jakonins, welche den niedern, stellenschnappenden Militär- und Beamtenadel repräsentiren. Diese Privilegirten verlieren an Vermögen und Ansehen durch alles, wodurch das übrige Volk in jeder Beziehung gewinnt, sie verlieren durch jede mögliche Art von bürgerlicher Befreiung, am ersichtlichsten und schnellsten durch die Befreiung und Ausbreitung des Verkehrs mit andern Nationen. Das böse Beispiel der Amerikaner und sonstigen Fremden, welche dem anspruchsvollen Dünkel der Daimios und ihrer Gefolge ungescheut mit höhnischer Verachtung begegnen, hat die gute Sitte einer sklavischen Unterwürfigkeit der niedern gegen die höhern Stände unter den Japanesen selbst bereits zu vergiften angefangen, und es ist demnach kein Wunder, daß jene adelichen Herren alles daransetzen, um „Thron und Altar", d. h. ihre angenehme Stellung vor dem Import revolutionärer Ideen möglichst zu bewahren. Da inzwischen die materiellen Interessen Europas die conservativen Interessen Japans so gewaltsam kreuzen, daß selbst Graf Eulenburg zur Schädigung der letztern mitwirken mußte, so wird den Kreuzrittern des fernen Ostens ihr Widerstand schwerlich lange helfen. Es ist ein Unglück für sie, daß die Solidarität der conservativen Interessen von Berlin bis Jeddo nicht zu reichen scheint.

In einer Beziehung hat die gegenwärtige Lage Japans mit derjenigen Chinas eine unverkennbare Aehnlichkeit. Beide Völker befinden sich am Vorabend großer Ereignisse, beider sociale und politische Verhältnisse werden in Kürze eine totale Umwälzung zu bestehen haben. Nur wird dieselbe in Japan vermuthlich leichter, besser, gesünder und naturwüchsiger von statten gehen als die in China bereits so gewaltsam begonnene. Dafür bürgt der gesündere, edlere und kräftigere Charakter des japanischen Volks, dem auch Werner dem Naturell der Chinesen gegenüber alle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Greifen wir einige Urtheile über die Nation aus seiner Schilderung Japans, auf die wir ja doch sonst nicht näher eingehen können, heraus, und wir werden es aufs neue bestätigt finden, daß keine Völkerschaft Ostasiens unserer Aufmerksamkeit und unsers Antheils würdiger ist als die Japanesen.

Um zunächst den so nahe liegenden Vergleich mit China im Auge zu behalten, so bemerkt Werner in dieser Richtung (II, 42):

Als ich zum ersten mal die Straßen von Jeddo betrat, drängte sich mir unwillkürlich eine Vergleichung mit Kanton auf und, wie schon in Nangasaki, lehrte auch hier ein einziger Blick auf Straßen, Menschen, Häuser, daß Japanesen und Chinesen weder demselben Menschenstamm angehören, noch daß sie auf derselben Culturstufe stehen. Japan hat China bei weitem überflügelt, darüber kann kein Zweifel bestehen und es würde sich ebenbürtig den civilisirtesten Staaten Europas an die Seite stellen, wenn es während der letzten 200 Jahre oder auch nur so lange wie China mit diesen in Berührung gewesen wäre.

Namentlich einen großen Vortheil haben die Japanesen vor ihren Nachbarn voraus (II, 85 fg.):

Sie sind ein fortschreitendes Culturvolk. Sie überschätzen sich nicht und besitzen nicht die lächerliche Arroganz, sich als das einzig gebildete Volk der Erde zu betrachten. Im Gegentheil erkennen sie willig die Ueberlegenheit der Europäer an, nehmen sie ungescheut zu Lehrern und suchen aus ihren Werken und Büchern das zu lernen, was sie selbst nicht wissen. Dabei kommt ihnen ihr ungemeines Imitationsvermögen außerordentlich zu statten, aber dieses beschränkt sich nicht, wie in China, auf das Mechanische und die Formen, sondern schließt auch ein Verständniß der Ideen und des Geistes ein.

Da nach einem englischen Vorschlag der Grad der Cultur nach dem Seifeverbrauch der Nationen am sichersten zu bestimmen wäre, so dürfte schon ihre höhere Reinlichkeit den Japanesen den Vorrang vor den Chinesen sichern.

Die japanesischen Buddhatempel z. B. fand Werner zwar übrigens den chinesischen ziemlich gleich, nur „viel freundlicher und sauberer. Die japanischen Buddhisten haben wol den Cultus, aber nicht den Schmuz ihrer chinesischen Nachbarn übernommen."

Die japanische Sprache ist zwar eigentlich von der chinesischen völlig verschieden, dennoch verdanken und entlehnen die Japaner den Chinesen auf diesem Felde sehr vieles und scheinen sich ihnen sprachlich gewissermaßen unterzuordnen. Nicht nur, daß die geschriebenen und gedruckten chinesischen Charaktere in Japan vielfach im Gebrauch sind und verstanden werden, auch die chinesische Sprache wird mit einem besondern japanischen Accent allgemein als Gelehrtensprache gebraucht und nimmt in Japan ungefähr die Stelle ein wie das Lateinische zu Zeiten des Mittelalters in Europa.

Für fremde Sprachen haben die Japanesen großes Talent; sie fassen sehr leicht deren Geist auf, eignen sich merkwürdig gut die Aussprache an, und von jenem Kauderwelsch der Chinesen, das ich früher erwähnte (das sogenannte Pitschen-Englisch), findet sich keine Spur.... Die Vorträge des Dr. Pompe (in dem von der japanischen Regierung neubegründeten ärztlichen Lehrinstitute) werden holländisch gehalten, und seine Eleven schreiben sie japanesisch nach. Wo findet man etwas Aehnliches? Wir waren vier Wochen in Japan, als uns schon aus den meisten Verkaufsläden in Yokuhama, sobald wir über die Straße gingen, ein: „Guten Tag, Preuß, wie geht's, wollen Sie nichts kaufen?" entgegenschallte. (II, 87 fg.)

Die Schulbildung des Volks ist noch allgemeiner als in China. Während sie sich dort meistens nur auf den männlichen Theil der Bevölkerung erstreckt, schließt sie hier auch das weibliche Geschlecht ein, obwol es ebenfalls nur Privatschulen im Lande gibt. Die Dienstmädchen in Japan benutzen ihre freie Zeit, um sich gegenseitig freundschaftliche Briefe zu schreiben, und der mit Lumpen bedeckte Kuli überrascht uns durch sein Verständniß des Lesens und Schreibens. Nach dem, was wir von der Volksbildung gesehen, kann es kaum ein Procent der Bevölkerung geben, das des Lesens und Schreibens unkundig wäre. (II, 82 fg.)

Für uns das Anstößigste an den japanesischen Sitten wird immer jene bekannte in Bädern und Theehäusern, ja auf den Straßen zur Schau getragene Nacktheit und sinnliche Ungenirtheit bleiben, welche uns zu dem Glauben bringen muß, daß Scham und Sittsamkeit Begriffe sind, die die Japanesen überhaupt gar nicht kennen und

wofür wahrscheinlich ihre Sprache nicht einmal einen Ausdruck besitzt. Doch frappirt uns diese seltsame Abweichung von unserer Art vielleicht nur darum so sehr,

weil die Japanesen uns an Körper und Geist näher stehen als z. B. Neger, Indianer, Malaien, deren Nacktheit und moralische Zustände wir von vornherein mit ganz andern Augen betrachten. Befinden wir uns jedoch in Gesellschaft von Menschen, deren Umgangsformen fast europäisch sind, und die sich überhaupt durch feines, taktvolles Benehmen — nach unsern Begriffen — auszeichnen, so legen wir unwillkürlich unsern Bildungsmaßstab in jeder Beziehung an, und es muß uns ebenso fremd als unangenehm berühren, plötzlich auf etwas zu stoßen, was sich von unsern gewohnten Anschauungen so weit entfernt. (II, 73.)

Mit manch andern ihrer Sitten und Gebräuche steht es dagegen so gar unbegreiflich wieder nicht, wie uns bislang vorgefabelt worden ist, so z. B. mit der berühmten Execution des Bauchaufschlitzens. Der Betroffene darf diese Strafe nicht eher an sich vollziehen, als bis die Ordre des Kaisers dazu eingetroffen. Daß der vornehme Verbrecher den Selbstmord nicht vorzeitig und daß er ihn nach empfangenem Befehl stets unweigerlich vollzieht, dazu wirken als stärkstes Motiv erbrechtliche Bestimmungen, welche seiner Familie nur bei vollkommener Regelmäßigkeit des Verfahrens zugute kommen. Die Kaltblütigkeit, mit welcher der Selbstmord gewöhnlich geschieht, darf zudem nicht übertrieben werden. Es heißt zwar, der Verurtheilte schneidet sich den Bauch auf; aber „dies letztere ist nicht immer buchstäblich zu nehmen, sondern der Delinquent ritzt sich gewöhnlich nur kreuzweis die Bauchhaut, und ein hinter ihm stehender vertrauter Diener schlägt ihm den Kopf ab".

Freilich auch diese Milderung wird uns mit der ganzen Procedur noch nicht versöhnen. Anlaß, die Japanesen zu beneiden, findet sich für uns erst auf einem sehr weit von diesen Dingen abliegenden Felde. Ihre Rührigkeit nämlich zur See, nachdem sie einmal mit dem alten System gebrochen und mit fremden Mächten in Verbindung und Wetteifer getreten sind, könnte uns Deutschen wol zum Beispiel dienen. Kaum war der erste Vertrag, der mit den Amerikanern, abgeschlossen, so begann die japanesische Regierung einzusehen, daß Japan in die Reihe der Handelsstaaten eintreten müsse und bald der Handel zur See ihren Schutz beanspruchen werde, der nur durch eine Kriegsflotte gewährt werden kann. Sie gestattete daher nicht allein ihren Unterthanen den Schiffsbau nach europäischem Modell, sondern nahm ihn gleich selbst in die Hand und scheute keinen Versuch, kein Opfer, um eine Kriegsflotte, ja alles zum Selbstbetriebe des Schiffs- und Maschinenbaues nöthige Personal und Material zu erlangen.

Man war darin weitsichtiger wie in unserm guten Deutschland, das durch eine dänische Blokade lieber noch einmal seinen blühenden Handel lähmen läßt, als einige Millionen für so viel Schiffe aufwendet, um unsern Namen zur See geachtet zu machen.... Dafür aber ist es auch jedenfalls Japan vorbehalten, schon in nicht zu ferner Zeit in maritimer Beziehung eine große Rolle zu spielen und für Asien das zu werden, was England für Europa ist, mag es nun ein unabhängiger Nationalstaat bleiben oder eine russische Colonie werden. (II, 115 fg.)

Mit dem besten Eindruck und daraus gefolgerten Hoffnungen und Wünschen schied unser Verfasser von Japan, nachdem der Vertrag am 25. Januar 1861 unterzeichnet worden war. Die Expedition wandte sich nunmehr nach Schang-hae und von dort nach der Peiho-Mündung, um das diplomatische Geschäft mit China zu beginnen. In der Hoffnung jedoch, hier bedeutend schneller damit fertig zu werden, sah man sich bald bitter getäuscht, denn der Kaiser war eben nach Jehol in der Tatarei entflohen und der liberale Regent Prinz Kung durch die altchinesische Partei in allen seinen Maßnahmen so beschränkt, die Geschäfte so in Verwirrung und Stocken, daß der preußische Gesandte noch von Glück sagen konnte, als er nach monatelangem Bemühen endlich am 15. August die Unterzeichnung des Vertrags erlangte, die zwei Tage später durch den Tod des Kaisers leicht ins Unbestimmte hinaus verschoben worden wäre. Die Hin- und Herfahrten der Schiffe in den chinesischen Gewässern während dieser Zeit übergehen wir und springen gleich zu der endlich im Spätherbst ermöglichten Abreise nach Siam hinüber, welche die „Elbe" am 30. November und die „Arkona" am 4. December antrat. Die „Thetis" hatte sich schon weit früher von dem Geschwader getrennt, um eine Excursion nach Manila, dem molukkischen Archipel, Borneo und Java zu unternehmen. Am 15. December waren die drei Schiffe auf der Rhede von Bangkok wieder zusammen und der Gesandte begab sich auf einer im Lande selbst erbauten Dampfjacht des Premierministers nach der Hauptstadt, um auch den letzten Theil seiner Aufgabe, den Tractat mit Siam, der Lösung entgegenzuführen.

Der siamesische Premierminister ist es jedoch keineswegs, der ein solches Unternehmen begünstigen mag. Ginge es vielmehr nach seinem Kopfe,

so würde Siam bald ebenso gegen Fremde verschlossen sein wie ehedem Japan. Seine Motive sind ganz patriotisch, der Mann hat Geschichte studirt. Er sagt: „Ueberall, wo hier in Asien die Europäer hingekommen sind, haben sie die Völker unterjocht und die Herrscher zu Nullen gemacht. Lassen wir sie nach Siam kommen, so geht es uns ebenso, und das will ich nicht." Das ist freilich richtig und gut gemeint, aber es wird dem Manne nicht viel helfen: die Europäer sitzen in Siam durch Verträge und gehen gutwillig nicht wieder fort. (II, 276 fg.)

Die Freunde der Europäer sind in den höchsten Regionen zu suchen, unter den Königen, deren Siam zwei besitzt, und den Prinzen des königlichen Hauses. Der erste König, der wirklich regierende, König Mongkut, ist ein gutmüthiger, vielseitig gebildeter Mann und liebt unsere Weine, Liqueure und Photographien. Noch fester begründet scheint die Freundschaft für die Europäer bei einem seiner zehn jüngern Brüder, der eine Menge der wichtigsten Staatsämter bekleidet.

Das Land befindet sich trotz des glänzenden Anscheins mancher neuern Einrichtungen und Anlagen doch in einem Zustande der Versumpfung, des Verfalls und der Wehrlosigkeit. Zahlreicher als seine Kriegsarmee ist die Armee müßiggängerischer, bettelnder Pfaffen. Die Natur hat diese ungünstige Lage durchaus nicht etwa veranlaßt; durch sie ist Siam vielmehr ziemlich vortheilhaft gestellt,

namentlich mit einem vortrefflichen Flußsysteme gesegnet. Aber Schmuz und Trägheit der Bewohner geben keine Hoffnung auf einen andern als von außen kommenden Aufschwung, wie denn die gesammte Industrie bereits in den Händen der betriebsamen Chinesen sich befindet. Als vielleicht die einzigen wahrhaft bewundernswerthen Zeugnisse einheimischen Kunstfleißes und Vermögens stehen die prachtvollen Tempel von Bangkok da, deren drei vornehmste durch Größe, Kostbarkeit und Vollendung selbst dem anspruchsvollen Geschmack der Europäer imponiren. Unter den öffentlichen Sitten und Gebräuchen verdient etwa nur die Verbrennung der Todten, wie sie allerdings nur mit den Leichen der Vermögenden vorgenommen wird, als eine ebenso würdige als zweckmäßige Ceremonie anerkennend hervorgehoben zu werden. Nicht weniger originell, aber um so weniger empfehlenswerth dünkt uns dagegen die Art, wie man sich in Siam der irdischen Ueberreste der Armen entledigt.

Lassen wir uns darüber noch einmal unsern Verfasser selbst berichten (II, 250):

Durch ein Thor in der Ringmauer des Tempels (in welchem die Verbrennung der Reichen geschieht) gelangt man auf einen zweiten kleinern Platz, den man zuerst für einen wundervollen Park hält. Die prachtvollsten tropischen Bäume zieren ihn, und üppiges Gras deckt den Boden. Doch die in ihm herrschende Stille macht ihn unheimlich. Kein menschliches Wesen ist zu erblicken, kein Singvogel nistet in den Bäumen — nur dann und wann hört man den langsamen rauschenden Flügelschlag von mächtigen schwarzen Geiern, die sich aus den Kronen der Bäume erheben, um den Platz zu umkreisen, sich dann wieder niederzulassen und stumm umherzuschauen. Unweit des Eingangsthores sind etwas erhöht über den Boden sechs steinerne Plattformen gelegt. Auf jeder derselben ruhen in den Strahlen der Sonne zwei oder mehrere Hunde. Sie sind so fett und träge, daß sie sich kaum durch einen Steinwurf von ihrem Platze verscheuchen lassen. Der schöne stille Park ist der Kirchhof der Armen, welche die Verbrennung nicht bezahlen können. Die Hunde und die Geier sind ihre Todtengräber. Die nackten Leichen werden in Stücke zerschnitten auf die Plattformen gelegt. Kaum haben sich die Träger durch das Thor entfernt, so rauscht die Schar der Geier hernieder, die Hunde stürzen herzu, in 10 Minuten sind nur noch die Gebeine übrig, und wenn sie von den Angehörigen gesammelt und fortgebracht sind, herrscht wieder die frühere Grabesstille über dem Platze.

Nur 14 Tage hatte Werner Zeit zu seinen Beobachtungen in Bangkok. Nirgends machte die Abschließung eines Vertrags weniger Schwierigkeiten als in Siam, und da voraussichtlich in sechs Wochen alles nach Wunsch geordnet sein mußte, lag für die „Elbe" als Transportschiff keine Veranlassung zum fernern Verweilen vor und sie durfte am 24. December 1861 ihre Heimreise antreten. Der Vertrag selbst wurde im Februar 1862 zu allseitiger Zufriedenheit abgeschlossen, die Gesandtschaft bediente sich auch zu ihrer Rückkehr nach Europa wieder der Ueberlandpost und die beiden andern Schiffe gingen im März über Java nach der Capstadt, von wo die „Arkona" sich direct dem Vaterlande zuwandte, die „Thetis" aber nach den La-Platastaaten und Bahia ihren Besuch abstattete.

Werner hatte auf der Heimfahrt noch einen vierzehntägigen Aufenthalt zu Singapore und einen kürzern von sechs angenehmen Tagen zu Anjer auf Java. Das Cap der guten Hoffnung erwies sich dann auch ihm wieder als das „Cap der Stürme", wie es eigentlich heißen sollte und auch ursprünglich benannt worden ist. Die Capstadt hielt ihn drei Wochen; auf der letzten Strecke Wegs lief er nach St.-Helena und Ascension an und erreichte endlich am 29. Mai 1862 Swinemünde.

Er nimmt von seinen Lesern Abschied mit einem beherzigenswerthen Rath für alle diejenigen, welche die von der geschilderten Expedition erzielten Resultate, die Handelsverträge, zu benutzen gedenken: Reellität müsse die Grundlage ihrer Geschäfte werden, sie sei das Geheimniß der englischen Handelserfolge in Ostasien und ihr Mangel der Schaden, an dem der deutsche Handel bisher gekrankt habe.

Mögen Werner's praktische Winke Beherzigung, möge sein Buch noch in neuen Kreisen die verdiente Beachtung finden! Zu unterhalten wie zu belehren halten wir es gleich gut geeignet.

Ueber das nächste Expeditionswerk: Hermann Maron's „Japan und China" (Nr. 2), ein sehr viel anders lautendes Urtheil fällen zu wollen, als über das Werner'sche, wäre ungerecht. Auch haben wir es ja schon gesagt, daß wir die vorliegenden Berichte alle drei lesbar und lesenswerth finden. Nur die Anschauungsweise Maron's ist es, welche uns an seinen Schilderungen trotzdem weit weniger Gefallen finden läßt als an den Werner'schen. Maron's Buch sollte nicht „Reiseskizzen" u. s. w., sondern correcter „Betrachtungen über ostasiatische Zustände" u. s. w. heißen. Die glückliche Gewandtheit, ja Keckheit, die Sicherheit des Auges und der Hand, welche einen Skizzisten, wenigstens einen guten Skizzisten machen, fehlen dem Verfasser ganz und gar; was er dafür besitzt, ist sinnige Beschaulichkeit und eine gewisse Geistestiefe, die sich nicht leicht ermessen läßt, weil sie sich, wo man ihrer gewahr wird, gewöhnlich in das Träumerische verliert.

Zwei sehr verschiedene Hauptarten gibt es, auf welche wir je nach unserer subjectiven Beschaffenheit fremde Menschen und fremde Gegenstände zu begreifen suchen. Die eine macht uns das Fremde noch fremder, die andere macht es uns bekannt. Während jene in ihrem Extrem überall außer der gewohnten Heimat Ursache zum Erstaunen und Verwundern findet, ist diese in Gefahr durch ein ewiges „ganz wie bei uns" zu langweilen. Mit so verschiedenen Anlagen zur Anschauung, nämlich entweder die Aehnlichkeiten oder die Unähnlichkeiten der Dinge leichter zu finden, verbünden sich in der Regel entsprechend verschiedene Anlagen der Ausdeutung. Unsicher und gesucht wird nur allzu häufig das Urtheil dessen sein, der sich in fernen Zeiten und Ländern wie in einem Museum umsieht; vorschnell oder gar platt mag dagegen der überall Einheimische gelegentlich urtheilen.

Solange ein Mensch draußen in der Welt für sich beobachtet und studirt, mag er sich mit seinen Anlagen zu Anschauung und Urtheil behelfen wie er will. Schreibt er aber ein Buch über das Erfahrene, so wollen wir

seine Leser, in jedem Falle etwas wie Gewißheit daraus schöpfen, und ein zuversichtliches Urtheil, sollte es auch falsch sein, hat mehr Aussicht uns zu befriedigen als ein schwankendes, das ein Vertrauen hinterher ablehnen will, was es doch vorher offenbar in Anspruch genommen hat.

Zu dieser Betrachtung veranlaßten uns die Betrachtungen Maron's an hundert Stellen, und am Schlusse seines Werks war uns in der That zu Muthe, als hätten wir einen Widerruf so ziemlich aller über Ostasien bisjetzt vernommenen Aussagen, ja einen Widerruf des Widerrufs noch obenein gelesen. Wol sind diese Reiseskizzen auch recht gut geschrieben; sie enthalten manchen hübschen Gedanken, manche tiefere Idee über die Geschichte, manche poetische Stelle über die Scenerie der befahrenen fremden Länder. Interessant sind viele von den Menschen und Verhältnissen gewesen, mit denen die Reise den Verfasser in Berührung gebracht, merkwürdig auch die Gegenden, über die er seine Blicke schweifen lassen durfte; aber ob durch seine Beobachtungsgabe etwas gewonnen worden ist, das scheint uns sehr die Frage. Maron war das agronomische Mitglied der Reisegesellschaft und wir zweifeln nicht an seiner Tüchtigkeit in seinem Fache aus zwei Gründen: erstens weil wir selbst nicht das mindeste davon verstehen, dann aber weil in seinem für das größere Publikum bestimmten Buche wenig davon die Rede ist.

Wundern sollte es uns indeß keineswegs, zu hören, daß etwaige wissenschaftliche Mittheilungen des Verfassers bei seinen Berufsgenossen kühle Aufnahme fänden. Seine Art hat uns einmal nicht imponirt, wir halten sie für zu deutsch in ihren Schwächen und — um es kurz zu sagen — wir bestreiten, was Maron II, 96 von sich selbst behauptet: er sei zu alt, um lange sentimental zu sein. Er ist sentimental und war es in Ostasien immerfort, und darum hat uns sein Buch trotz sonstiger Vorzüge nicht so befriedigt, wie wir es wünschten.

In einer noch schwierigern Lage befinden wir uns dem Reisetagebuche J. Kreyher's: „Die preußische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859—62" (Nr. 3), gegenüber. Wir sollen und wollen gern unparteiisch sein, aber daß wir uns wenig Profit davon versprechen, die japanesischen Freudenhäuser mit den Lampen der klugen Jungfrauen beleuchtet zu sehen, haben wir doch schon im voraus verrathen. Doch sei's! Vertheidigte einst Lord Byron sein „satanisches" Dichtwerk, den „Kain", damit, daß er den Lucifer unmöglich wie einen Pfarrer reden lassen könne, so geben wir gewiß auch dem Pfarrer leicht zu, daß er über die Galanterien des Orients nicht wie etwa Lord Byron zu sprechen vermöge.

Und um ganz wahr zu sein, das Tagebuch des Schiffspredigers der „Arkona" enthält wirklich nicht viel mehr positives Christenthum, als für einen Schiffsprediger unerlaßlich war. Man kann oft viele Dutzende von Seiten darin lesen, ohne „vorm Kreuz (an ungehöriger Stelle) die Augen niederschlagen zu müssen".

Erst gegen das Ende des Buchs hin häufen sich die salbungsvollen Anmerkungen sichtlich, als ob der Verfasser sein Manuscript zurückgeblättert und des Guten darin bislang zu wenig gefunden hätte. Sein Urtheile werden dann für uns Uebrige verwunderlich. Er stellt die Holländer von Java, die in der ganzen Welt für die wahren Mustercolonisten gelten, gegen die Engländer von Ostasien zurück, weil jene nicht wie diese den Vertrieb unnützer Bibeln begünstigen, und scheint die durch einen allzu christlichen Gebrauch des Schweinefetts erweckte furchtbare Revolution Nena Sahib's vollständig vergessen zu haben.

Höchst schätzenswerth und eigenthümlich sind seine Mittheilungen aber dort, wo es sich wirklich um die Geschichte des Christenthums und seiner Ausflüsse im äußersten Orient handelt. Ganz besonders müssen wir unsere Leser deshalb auf Kapitel 8 des Kreyher'schen Reiseberichts aufmerksam machen. Hier wird die große, jetzt schon halb verlorene Sache der Taipings und ihres Stifters, des fabelhaften jüngern Bruders Christi, so gemäßigt und eingehend, so zuverlässig gestützt auf die Berichte der kundigsten und den Rebellen nahestehenden Missionare erörtert, daß es sich nur um deswillen schon reichlich der Mühe verlohnt, von dem auch übrigens würdig und ansprechend gehaltenen Buche Kenntniß genommen zu haben. Durchweg freilich wird es nur wenigen andern als den ehrwürdigen Berufsgenossen seines Verfassers gefallen.

Wem wir dagegen das nun folgende literarische Ergebniß der ostasiatischen Expedition, die „Erinnerungen u. s. w.", von Georg Schober (Nr. 4), empfehlen sollten, das wissen wir wirklich nicht. Gern gestatten wir dem Dichter jede erdenkliche Freiheit; er mag sich einen Stoff, er mag sich eine Form nehmen, welche er will, ja wir geben mit Vergnügen zu, was Lord Byron so eifrig verfocht, daß kein Thema in der Welt der dichterischen Behandlung unmöglich falle. Dennoch ist uns nie etwas ungereimter vorgekommen als diese „Reisebeschreibung in Reimen". Auf alles waren wir beim ersten Anblick des Heftchens gefaßt, auf komische Knittelverse, auf einen derben Bänkelsängerton — kurz auf was nicht alles —, nur auf das eine nicht, was wir in der That darin finden mußten: auf ein hölzernes Versklapperwerk gleich den anmuthigen Regeln in Zumpt's lateinischer Grammatik. Wir haben uns ernste Mühe gegeben, auf diesem dürren Stoppelfelde irgendwo ein Blümchen der Poesie und sei es auch nur das kleinste und bescheidenste zu finden, aber nichts — wohin wir auch sahen, wonach wir auch griffen, nichts als Stoppeln, Stoppeln, Stoppeln! Die einzige Art von Anerkennung, die wir dem Verfasser demnach leider zollen können, ziemt seiner Ausdauer: er vermag mehr trockene Reime zu schreiben, als irgendein anderer zu lesen.

Eine ernstere, beinahe wehmüthige Stimmung beschleicht uns wieder beim Anblick des kleinen Reisewerkchens von Georg Thaulow: „Ein Rest der deutschen Flotte auf einer Reise um die Erde" (Nr. 5), das seinem Inhalt nach von uns den preußischen Expeditionsberichten aus

Ostasien wenigstens anhangsweise angereiht werden mußte, denn es behandelt im vorliegenden ersten Theile nicht allein ziemlich dieselben Gegenden wie diese, sondern steht ihnen auch schon nahe durch die etwas peinliche Verwandtschaft der deutschen und der preußischen Flottenbestrebungen. Der „Rest der deutschen Flotte“, welcher die hier beschriebene Reise um die Erde gemacht hat, war auf der ersten Hälfte Wegs die Segelfregatte „Deutschland“ mit ihrer deutschen Mannschaft, später, als das arme Fahrzeug es sich hatte in China gefallen lassen müssen, in dänischen Besitz überzugehen, nur noch die Mannschaft unter dem Verfasser, Kapitän Thaulow, selbst. Seine Beschreibung ist recht ansprechend und wenn auch nicht mit durchgehender Rücksicht auf ein belesenes Publikum, so doch mit einer seemännischen Kürze abgefaßt, welche auch Wiederholungen des Allbekanntesten noch erträglich macht. Da das Erscheinen des zweiten Theils von dem Erfolge dieses ersten abhängig ist, so würden wir uns freuen, wenn die Sympathien für die deutsche Flotte dem Absatze einigermaßen zugute kämen. 52.

Ein deutscher Sonderling.

Leben des preußischen Generals Freiherrn von Hallberg-Broich, genannt Eremit von Gauting. Skizzirt durch Johannes Gistel, genannt G—Tilesius. Mit Hallberg's Bildniß. Berlin, Thiele. 1863. 8. 22½ Ngr.

In vorchristlichen Zeiten scheint es namentlich unter den Griechen an Sonderlingen und originellen Käuzen nicht gefehlt zu haben; in modernen Zeiten sind sie weniger unter den romanischen als germanischen Völkern heimisch und zwar vorzugsweise unter den Engländern und nach ihnen unter den Deutschen; nur wird man bei den englischen Sonderlingen und Originalen, wie bei den Engländern überhaupt, sobald man ihnen tiefer auf den Grund geht, trotz aller anscheinend noch so großen egoistischen Abgeschlossenheit nach außen, mehr Wohlwollen, Wahrheit, Naivetät und kindliche Einfachheit finden, als gemeinhin bei den Sonderlingen deutscher Nation. Diese verzehren sich in der Regel in einem maßlosen Eigendünkel und in dem Wahne, daß sie die allein Weisen, alle Uebrigen aber Einfaltspinsel seien; sie fangen damit an, die Menschen zu verachten, und sie endigen damit, sie ungebührlich und tyrannisch zu behandeln, wenn sie die Macht dazu haben. Der englische Sonderling treibt sein Geschäft aus angeborener Neigung und Liebhaberei, aus Spleen, der deutsche außer aus Ueberspannung meist auch aus schauspielerischer Berechnung. Der englische Kauz gibt sich wie er ist, ist in seiner Weise sogar bescheiden, und quält sich nicht ab, auch noch als wissenschaftlicher Dilettant, als Literat oder durch künstlerische Leistungen etwas zu gelten; der deutsche renommirt, schneidet auf, spielt den Geheimnißvollen, der der Himmel weiß was für großartige Leistungen im stillen vollbracht habe, und müht sich aufs traurigste ab, durch ein mystisches, auffallendes, dabei aber cynisches Wesen und gleich auffallende, barocke, bisweilen läppische oder schmuzige Kleidung Sensation zu erregen und als philosophisches Orakel, als Gelehrter, Literat, Künstler oder Politiker eine Rolle zu spielen. Der englische Sonderling ist schlimmstenfalls eine harmlos ergötzliche, der deutsche Sonderling eine widerwärtige, abstoßende Caricatur, die bisweilen gar nichts Menschliches mehr hat. Ob diese Erscheinung und andere ihr näher oder ferner verwandte Erscheinungen auf allgemeine Ursachen und auf den nirgends so wie unter den modernen Deutschen verbreiteten Cultus des Ich, der überhaupt leicht in Caricatur oder starren und inhumanen Egoismus ausartet, zurückzuführen seien, wollen wir hier nicht näher untersuchen.

Ein solcher deutscher Sonderling, wie wir ihn oben gezeichnet haben, war der Freiherr Theodor von Hallberg-Broich, der als „Eremit von Gauting“ so viel von sich sprechen machte und dem, wir wissen nicht mit welchem Recht, auf dem Titel vorliegender Schrift das Prädicat eines preußischen Generals beigelegt ist. Die Schrift gewährt in der That ein eigenthümliches, fast schauervolles Interesse, wie wir noch sehen werden. Man glaubt anfangs, der Verfasser, der mit dem Freiherrn in einem dreißigjährigen persönlichen Verkehr stand und von ihm sogar in einer hier abgedruckten „Elegie“ angesungen wurde, beabsichtige, einen Panegyrikus auf den freiherrlichen Kauz zu schreiben, aber je mehr er sich in die unheimlichen Zustände des freiherrlichen Schlosses und in die Charaktereigenschaften und die Lebensgewohnheiten des Geschilderten vertieft, desto weniger Gutes weiß er von ihm zu sagen, bis endlich das widrige Fratzenbild bis zum letzten Zuge fertig vor uns steht. Natürlich können wir nicht wissen, ob der Verfasser dann und wann nicht selbst ein wenig carikirt und ins Schwarze malt; aber wäre dies auch im einzelnen der Fall, so wird im ganzen das Gemälde doch richtig sein. Nur der sich aufdrängende Gedanke, daß der Freiherr vielleicht doch nicht ganz bei klarem Verstande und nicht ganz zurechnungsfähig gewesen, mildert den traurigen Eindruck.

Theodor Maria Hubert Freiherr von Hallberg-Broich, in der Nacht vom 7. auf den 8. September auf dem Rittersitze Broich (sprich: Bruch) im damaligen kurbairischen Herzogthum Jülich geboren und zeigte sich schon von Jugend auf als unbändigen oder sagen wir besser bis zum Unflätigen ungezogenen Knaben. In seinen autobiographischen Mittheilungen, die er dem Verfasser vorliegender Schrift zu beliebiger Benutzung einhändigte, erzählt er selbst: „Als Knabe von acht Jahren bestieg ich einmal einen Pflaumenbaum, als mein Hofmeister, ein Pater aus dem Orden der Jesuiten, zufällig unter dem bezeichneten Baum erschien, sich da niedersetzend, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen. Ich thue dasselbe und beschmuze den Lehrer dermaßen, daß dieser wüthend den Baum besteigen will, allein das nicht im Stande ist, weil ich, sein Discipulus, unaufhörlich auf seine Finger schlage. Ueber dem gräßlichen Geschrei, das der Pater darüber anhebt, läuft das ganze Hausgesinde zusammen und lacht, bis endlich mein Vater erscheint, der mich Uebelthäter zu einer vierzehntägigen Strafe condemnirt, welche in Einsperrung im Burgverliese bei Wasser und Brot bestand.“ Wir theilen diese allerdings nicht sehr reinliche Anekdote mit, weil sie die Anlage des Mannes zum Cynismus so deutlich als möglich kennzeichnet. Nach zurückgelegtem achten Lebensjahre wurde er nach Köln geschickt, um die dortige gelehrte Schule zu besuchen; aber auch hier that er nicht gut; die Händel mit seinen Mitschülern ruhten nicht und nahmen einen immer erustern Charakter an, und als einmal der Geschichtslehrer Karl den Großen einen Räuber und Tyrannen nannte, schleuderte ihm Theodor sein dickstes Buch an den Kopf, lief aus der Schule und verdingte sich aus Furcht vor der ihm drohenden Strafe auf der Stelle an einen holländischen Rheinschiffer, der den kecken, nun zehnjährigen Ausreißer mit nach England nahm. Er diente nun acht volle Monate als Schiffsjunge, verließ aber infolge eines Streits mit den Vorgesetzten sofort den Dienst und begab sich auf einem eben absegelnden Schiffe nach Triest und von hier nach Wien, wo er sich zum gemeinen Soldaten anwerben ließ. Aber bald ist er auch dieses Dienstes überdrüßig; er geht zu seinen Aeltern zurück und wird von ihnen als schon verloren Geglaubter mit offenen Armen empfangen. Sein Vater kaufte ihm nun eine Lieutenantsstelle bei dem Infanterieregiment in Jülich. Theodor schien hier mehr zur Besinnung zu kommen, obschon er viel in Soupers und Diners verthat, zu denen er zahlreiche Gäste einzuladen pflegte. Hierauf weilte er sechs Jahre lang in Metz, wo er das dortige Militärcollegium besuchte und in der That seinen Studien eifrig obgelegen zu haben scheint. Nach seines Vaters Tode trat er den Besitz des Stammschlosses der Hallberge an, und machte anfänglich diese Burg zum Hoflager aller lustigen Schwänke, Possen und Geselle-

leien bei Tag und Nacht. Der Verfasser erzählt: „Dort ging der neue Burgherr, der Majoratserbe, in Lumpen gehüllt einher, dem ärmsten und zerrissensten Bettler gleich, die kleinsten Löcher seines Flauses mit Siegellack verpappt, worauf das Adelswappen prangte" u. s. w. Oeffentlich spielte er sodann den Narren zu Düsseldorf, Köln und andern Orten. Hierauf trat er seine erste große Weltreise an, die ihn nach England, Schottland, wo er ein von dem Verfasser in sehr mysteriösen Worten erzähltes Liebesabenteuer hatte, Irland, dann über die Nordsee nach den skandinavischen Ländern bis zum Nordcap, weiter nach Archangel und Petersburg, durch Livland, Kurland, Polen, die Moldau u. s. w. nach Stambul führte, wo er eine Weile ausruhte. Sodann durchstrich er Anatolien und Syrien, verweilte einige Zeit auf Cypern und Rhodus, bereiste Griechenland und Italien, machte einen Abstecher nach Tunis und begab sich dann nach Spanien, wo sein 14 Jahre jüngerer Bruder inzwischen Militärdienste genommen hatte.

Während der Revolutionskriege will Theodor im stillen Maßregeln gegen den Feind getroffen und dem damaligen Kurfürsten von Köln den dringenden Vorschlag zu einer Volksbewaffnung gemacht haben. Um für dieses patriotische Project zu wirken, begab er sich nach Wien, wurde hier aber acht Tage lang in den Narrenthum gesperrt, bis man ihn von seiner fixen Idee geheilt glaubte. Nun setzte er, seiner Angabe nach, seine Agitation gegen den verhaßten Bonaparte bis nach Aegypten und Neapel fort und will hier zu diesem Zweck unter die Lazzaroni viel Geld ausgeworfen haben. Für den Nichterfolg tröstete er sich mit weiblichen Bekanntschaften; er erzählt in seinen autobiographischen Aufzeichnungen unter anderm die romantische Geschichte, daß sich in Palermo eine Principessa Gisellini sterblich in ihn verliebt habe! Kurz nachdem er sich mit der Freiin Karoline von und zu Olne, zum Hause Birkt in Brabant, verheirathet hatte, drangen nachts Soldaten in die Burg Broich, ergriffen den Freiherrn in seinem Bette und schleppten ihn als Gefangenen nach Paris, wo er, des „tendirten Mords und gewaltsamen Ueberfalls französischer Beamten an der Spitze einer bewaffneten Räuberbande" angeklagt, im Gefängniß des Temple seinem Schicksal entgegenharrte. Seine Gattin soll nun einen Fußfall vor Bonaparte gethan und dieser ihn begnadigt haben. Nachdem er, wie er versichert, den Präfecten Lameth gefordert, der aber nicht erschien, schiffte er sich nach Tunis ein und beredete den Bei, ihm 6000 Mann zu geben, um in Italien zu landen, hier das Volk aufzuwiegeln und die Franzosen aus Italien zu vertreiben, das er dann als Königreich dem Bei versprach. Der Freiherr erzählt: „Der Bei schenkte meinen Angaben allen Glauben, ließ in aller Eile Truppen werben, machte mich selbst zum Generalissimus darüber, trug mir eine seiner holden Töchter zur Gattin an, und machte mir zu gleicher Zeit das Offert, die Landesreligion anzunehmen, um sich meiner ganz zu versichern. Ich glaubte den Gipfel des Glücks erreicht zu haben, als ich plötzlich die Ordre erhielt, augenblicklich Tunis zu verlassen. Ein segelfertiges Schiff sollte mich nach Griechenland bringen und da ans Land setzen; auf der Ueberfahrt fingen mich aber die Engländer und führten mich nach London. Sechs Monate schmachtete ich da im Kerker und man behandelte mich als einen Spion von Frankreich, bis man sich des Gegentheils überzeugte. Ich wurde hierauf freigelassen und erhielt 600 Karolins, um nach Hause zu reisen."

Man wird zugeben, daß hier der Baron Münchhausen und sein Nachfolger Fritz Beutel ziemlich erreicht, wenn nicht übertroffen sind. Aber noch mehr! Hallberg war auch der erste, [illegible] mit einem von ihm errichteten Landsturm, noch vor Blücher [illegible]r den Rhein ging, begleitet von seiner Gattin, der „sanften" [illegible]roline, in Amazonentracht und zu Pferde! Später will er [illegible] Auftrag erhalten haben, das ganze Land zwischen der Maas [illegible] dem Rhein militärisch zu organisiren, und da diesem Manne [illegible]ts unmöglich war, so gelang es ihm, eine „sehr gut be[illegible]nete" Masse von 250 Bataillonen, jedes von 1000—1500 [illegible]nn zusammenzubringen. Alles das steht hier gedruckt — gedruckt wie gelogen! Dafür wurde er zum „Feldobersthauptmann" (deshalb also wol „preußischer General") und zum „General-Marsch-Commissar der russisch kaiserlichen Truppen" ernannt und ihm vom Kaiser von Rußland der St.-Annenorden zweiter Klasse verliehen. Den preußischen Adlerorden dritter Klasse will er zurückgeschickt haben; denn er hatte, wie sein Biograph naiv versichert, mit Gewißheit darauf gerechnet, „für seine geleisteten Dienste mit dem Herzogthum Jülich oder Berg belehnt zu werden"! Plötzlich erhielt er von Berlin aus den Wink, daß nicht sowol wegen der Zurücksendung des Rothen Adlers, als wegen der von ihm herausgegebenen Schrift „Das politische Kochbuch, oder die vornehme Küche für Leckermäuler und Guippons" (dritte Auflage, 1819) seine Verhaftung anbefohlen sei, woran man in Wahrheit wol schwerlich gedacht hat. Sofort machte er sich auf den Weg, besuchte abermals Skandinavien und wurde, wie er in der „Reise durch Skandinavien" stolz selbst versichert, von dem Adel in Stockholm aufgefordert, Bernadotte zu vertreiben und sein eigen Anrecht auf den Thron von Schweden geltend zu machen!

Freiherr von Hallberg vertrieb Bernadotte nicht und machte sein „eigen Anrecht" auf den Thron von Schweden nicht geltend; er war vielmehr so bescheiden, im Jahre 1819 das in Oberbaiern gelegene, vom Kirchdorfe Gauting etwa einen Büchsenschuß entfernte, ziemlich baufällige Schlößchen Fußberg nebst Feldbau, Holzungen, Vieh und Fahrnissen für 20000 Fl. Rhein. anzukaufen und das Schlößchen nach seinem Geschmack einzurichten. Bald aber machte er wieder einen Abstecher. Hallberg's Biograph erzählt: „Sein Sohn zählte acht Jahre und seine Tochter sieben, als er mit beiden in Begleitung der Gattin eine Fußreise nach Rom (1821) antrat. Der heiligste Vater, Papst Pius VIII. (vom Orden des heiligen Benedictus, Gregorius Barnabas Chiaramonti, geb. zu Cesena 14. August 1742, zur päpstlichen Würde gewählt zu Venedig am 14. März 1800) zeichnete den Eremiten auffällig aus und ertheilte ihm den Orden vom goldenen Sporne mit dem Titel eines Pfalzgrafen vom Lateran (Eques militiae auratae, comes palatinus lateranensis, lautet es im Brevet). Auch dem Knaben Hallberg's wurde diese Ehre zu Theil. Der heilige Vater ertheilte dem Freiherrn außerdem noch die Befugniß, Ritterordenszeichen vom goldenen Sporne nomine pontificis maximi auszutheilen, was auch an Katholiken (Johannes Sutner, den Referenten), Protestanten (Johannes Wagler) und Hebräern (Kaula) durch letztern vollzogen wurde."

Kurz, wir befinden uns hier immer noch wie mitten in einem Faschingsscherz. Im Lenz des Jahres 1826 bezog der Freiherr das weiland fürstbischöfliche Jagdschloß Birkeneck bei Freising, indem er den Vorsatz faßte, die das Schloß umgebende sumpfige Steppe, das Erdingermoor genannt, zu cultiviren und mit Menschen zu bevölkern. Wenn ihm dies wirklich in dem Maße gelungen sein sollte, wie der Verfasser versichert, so wäre dies vielleicht die einzige That, durch die er sich um die Menschheit verdient gemacht hat. Die Ansiedelung erhielt seitdem auf Befehl des Königs Ludwig den Namen Hallbergmoos. Der Verfasser beschreibt uns das freudlose Leben auf Birkeneck, die barocke und zugleich bettelhafte Einrichtung im Innern (z. B. alles, die Thüren, Fensterstöcke und Fensterrahmen, das Dutzend Stühle, der lange Eßtisch, der dem Baron zugleich als Schreibtisch diente u. s. w., waren schön zinnoberroth angestrichen), den gemüthlosen Verkehr, die höchst ärmliche Bewirthung — während der Freiherr bei seinen Besuchen Münchens und auf Reisen für Genüsse des Gaumens Geldausgaben nicht gescheut zu haben scheint —, das nie ablassende, aber monotone und einschläfernde Gespräch des Freiherrn. Mit Lectüre konnte man die Langeweile auf Birkeneck auch nicht vertreiben, denn obschon der Freiherr selbst eine gute Anzahl confuser Bücher in die Welt gesetzt hat, so war in seiner Behausung doch nicht ein einziges Buch anzutreffen. Der Verfasser wundert sich jetzt selbst, wie er es über sich gewinnen konnte, so viele schöne Zeit, die er besser anwenden konnte, in dieser wüsten

Behausung, bei so kärglicher Bewirthung und bei so langweiligen Gesprächen zu verbringen. Hier veranstaltete auch der Freiherr öffentliche Feste voll Narrheit und Unsinn; so schreibt Hallberg an den Verfasser am 9. Juli 1835: „Ich habe gestern das Nationalfest der Gefangennehmung Napoleon's, am 8. Juli 1815 zu Rochefort, feiern lassen und durch einen Trompeter nach den vier Winden blasen und ausrufen lassen, daß ich die ganze Welt dazu einlade. Aus Freisingen waren alle Geistlichen, alle Schulen, nebst einer Menge anderer Menschen hier, sodaß 100 Eimer Bier verzehrt worden. Ich hatte es in Freisingen durch vier Trompeter einige Tage zuvor bekannt machen lassen. Es war ein Weltspectakel. Der ganze Wald wimmelte von Menschen. Napoleon's Büste stand auf einem Berge von Feigen, welche die Leute verzehrten, bis der arme Napoleon herunterfiel, und den Hals brach. Feigen stellten die Feigheit vor, wie er sich an dem Tage betrug, da er sich mit römischer Tapferkeit in sein Schwert hätte stürzen sollen. Ich bete andächtig zu Gott, daß er mir bald den gehofften Bräutigam für meine Tochter schickt, damit ich frei werde, und als starker Jüngling wieder in die Welt laufen kann. Nur Reisen ist Leben. Vale et me ama."

Die Versicherung übrigens, daß der Freiherr zu diesem Feste 100 Eimer Bier gespendet habe, fühlt sich der Verfasser mit Recht veranlaßt durch ein in Parenthese eingefügtes Fragezeichen in Zweifel zu ziehen. Am meisten bedauert man die Freiin, diese edle Dulderin, die in diesem tollen und öden Treiben ausharrte und sich dabei von ihrem eifersüchtigen Gatten aufs launischste und grausamste behandeln lassen mußte. So versichert der Verfasser, der Freiherr habe sie einmal einen ganzen Tag im Taubenschlage gefangen gehalten, und ein andermal habe er, um ihre Liebe und ihren Gehorsam zu prüfen, ihr befohlen, vom ersten Stockwerk des Schlosses herabzuspringen. Seitdem habe sie gekränkelt, und nicht lange darauf habe sie der Tod von ihren Leiden erlöst.

Doch wir müssen zum Schluß kommen und manche interessante Episode überspringen, wie die Mittheilungen über Hallberg's als Baronin von Künsberg verstorbene schöne Tochter, Fregie Amalie, die auf ihren der Botanik und Zoologie gewidmeten Excursionen Wasserratten, Kröten und Blindschleichen ungescheut mit freien Händen einfing; über die rührenden Schicksale seines Sohnes, eines einsam auf Ehammeregg lebenden und ebenso einsam verstorbenen braven Mannes, für dessen Begräbniß der Vater anfänglich die Kosten verweigerte; über den „pfiffigen Joseph", eine münchener Stadtfigur; über Anton Ripfl, der die Steinmetzarbeiten an den königlichen Bauten leitete, sich aus großer Armuth zu einem Millionär aufschwang, dann aber alles wieder in Gastereien und in Geschenken an Gelehrte, Künstler, Studenten, meist aber Zechgenossen verthat; über einen Abenteurer, von Dotterweich genannt, der sich in Persien zu einem Oberstlieutenant hinaufgeschwindelt hatte und auch den „Eremiten von Gauting" in Teheran an seiner Tafel sah, dann aber im größten Elend nach Deutschland zurückkehrte und im Hospitale zum Heiligen Geiste in München starb und verdarb; über den um 14 Jahre jüngern Bruder des Eremiten, Franz von Hallberg, der sich als Oberstlieutenant und Adjutant des Generals Willigham in Spanien gegen Napoleon ausgezeichnet hatte und später, von Reiselust getrieben, beobachtend in der Welt umherwanderte, übrigens dem Grundsatz huldigend: „Das größte Glück des Lebens ist der Tod." Man sieht aus diesen Angaben, daß man in dieser Schrift auch außer Theodor von Hallberg noch so manche wunderliche Menschenexemplare kennen lernt.

Der Wunderlichste bleibt aber doch immer der eigentliche Held dieser Schrift, Theodor von Hallberg, zu dem wir hiermit zurückkehren wollen. Im Jahre 1830 machte dieser in seiner seltsamen Tracht eine Fußwanderung nach Recoaro in den Euganeen, um Eselinnen einzukaufen, deren er auch richtig sechs mit zurückbrachte. Er hatte sie mit eigener Hand über Partenkirchen nach München und heim getrieben. Im Jahre 1835 reiste er nach Algier, und beschrieb diese Reise später in dem Buche „Frankreich-Algier", in welchem er gewaltig für die naturkräftigen Araber, denen er die edelsten Eigenschaften nachrühmt, und gegen die gefirnißte Civilisation, die Habsucht und Entartung der Franzosen eifert. Dann verkaufte er sein Oekonomiegut zu Birkeneck um die Summe von 36—40000 Fl., und begab sich zu Fuß, nur ein Hemd in der Tasche, wieder auf einen Spaziergang, der ihn diesmal nach dem Orient führte und den er in seiner vierbändigen „Reise in den Orient in den Jahren 1836, 1837, 1838" beschrieben hat. Nach München zurückgekehrt, machte er sich hier vor aller Welt lächerlich durch eine in den Blättern veröffentlichte Anzeige, daß er sich, seines Witwerthums überdrüßig, endlich entschlossen habe, wieder in den heiligen Ehestand einzutreten. Obschon hochbetagt, machte er noch einmal eine Reise nach Persien, von der er im Juni 1844 zurückkehrte. Der Verfasser erzählt: „In Teheran angekommen, stellte Hallberg sich dem Schah Mohammed als Gesandten des Königreichs Baiern vor, dessen Beherrscher der persischen Majestät durch ihn den Friedensgruß zu Schutz und Trutz zu überbringen allergnädigst geruht habe. Dabei rühmte er von dem Lande Baiern, daß dessen Breitengrenzen in 100 Tagen kaum zu erreichen und dessen Macht eine unermeßliche, dessen Bewohner Halbriesen seien u. s. f. Hallberg hatte den Schah so gut mystificirt, daß dieser beschloß, seinem hohen Gast die Insignien des Sonnen- und Löwenordens im ersten Grade zu verleihen."

Wir übergehen einige weitere Unsinnigkeiten und dumme Streiche, zu denen auch eine auf S. 111 erzählte ziemlich schmuzige Geschichte gehört, indem der Freiherr, obschon bereits 85 Jahre alt, einer jungen Bürgerstochter, die er zu ehelichen ihrem Vater mit Ehrenwort versprochen hatte, in einem landshuter Gasthause Zumuthungen machte, die sie nöthigten, ihm zur Zeit der Nacht zu entfliehen. Obschon sie gerade dadurch ein testimonium virtutis abgab, war doch ihr Ruf für längere Dauer vernichtet; die deutsche Spottsucht nannte sie nur die „Frau Gräfin". Bald darauf erblindete Hallberg gänzlich. Der Verfasser erzählt: „Auf dem Schlosse zu Hörmannsdorf verlebte der Greis noch volle elf Jahre, die ihm zu Aeonen wurden. Er war im Laufe seines ganzen Lebens nicht zur Resignation eines praktischen Philosophen gelangt, sondern das Schicksal, des Augenlichts verlustig geworden zu sein, machte ihm das Leben zu einer prometheischen Qual, von welcher kein Ende abzusehen war. Mehrere Hunderte von pickenden, schlagenden und schnarrenden Schwarzwälderuhren, sowie eine große Menge von Gesangvögeln aller Art umgaben ihn; aber alles dies konnte sein unermeßliches Leid nicht mildern. Er versank auch nicht, wie andere glücklichere Greise, in kindisches Wesen, sondern blieb bei voller Geisteskraft und fühlte daran sein Elend nur um so tiefer."

Jeden Abend murmelte er übrigens die düstere Stelle aus Valerius Maximus: „Lento gradu ad vindictam sui procedit ira divina tarditatemque supplicii gravitate compensat." Am 17. April 1862 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden und der ihn stets verzehrenden innern Unruhe.

Der Verfasser gibt dann noch eine Gesammtcharakteristik des Mannes: er beschreibt sein Aeußeres, seine wunderliche Tracht und sein gleich wunderliches Fuhrwerk, das häufig mit seinen sechs Eselinnen bespannt war. Er nennt ihn einen „Egoisten in höchster Potenz"; über alles habe ihn das Laster des Geizes, sodann die Eitelkeit und grenzenlose Herrschsucht beherrscht; Härte des Gefühls habe seinem Naturell als wesentliche Eigenschaft angehört; er sei unversöhnlich gewesen und habe eine Beleidigung, auch wenn sie unabsichtlich geschehen, niemals vergessen. Dabei besaß er übrigens einen Schatz praktischer Erfahrungen, war ziemlich fertig im Lateinischen, Englischen und Französischen, von großer Willensstärke und Ausdauer, die er auch auf seinen vielen und weiten Reisen bewährte, und nicht ohne gute Einfälle und treffende Urtheile im einzelnen. Aber all dieses schätzbare Material lag in unbeschreiblicher Verwirrung und jedes Zusammenhangs entbehrend in seinem Kopfe, was ihn jedoch

nicht abhielt, alle übrigen neben ihm für ausgemachte Dummköpfe zu halten. Der modernen Civilisation war er geschworener Todfeind, zum Theil aus richtiger Erkenntniß, zum größern Theil aber aus Sonderlingssucht und Eigensinn; aber weil Eitelkeit ihn zum Lügner und Aufschneider machte, weil keine Wahrheit in ihm selbst war und weil er um jeden Preis Aufsehen erregen wollte, so artete bei ihm die angestrebte Einfachheit in Caricatur, Charlatanerie und unausstehlich renommistischen Cynismus aus.

Der Leser möge und er wird uns gewiß entschuldigen, wenn wir einem so sonderbaren Manne so viel Raum gewidmet haben; der Physiolog kann nicht umhin, sich auch mit Monstrositäten und Entartungen zu beschäftigen, die ja auch ihre sehr lehrreichen Seiten haben, und auch der Kritiker ist ein Stück von einem Physiologen.

Nur noch einige Worte über den Verfasser der Schrift und den Stil, in dem sie geschrieben ist. Der Verfasser ist zwar ohne Zweifel vernünftiger und jedenfalls bescheidener als der von ihm in dieser Schrift Geschilderte, er macht zuweilen ganz richtige Bemerkungen, schreibt stellenweise ganz leidlich und zeigt auch vielfach Spuren classischer Bildung; aber etwas von einem Sonderling muß er doch auch sein, er würde sonst nicht aus purer Bewunderung zum 1. Januar des Jahres 1831 den Freiherrn angesungen haben (worauf ihm dieser ein hier auf S. 47 abgedrucktes Danksagungsschreiben zuschickte, welches an sinnlosem Schwulst alles übertrifft, was wir Derartiges gelesen haben) und nicht so viel auf Birkeneck und bei seinen Besuchen in München mit ihm verkehrt sein. Des Verfassers sonderlinghafte Natur zeigt sich denn auch oft genug in allerlei wunderlichen oder schnurrigen Sprüngen und Gewohnheiten. Nicht selten fängt er mitten in der Prosa an zu reimen, und zwar so abrupt, daß sich gar kein Zusammenhang mit dem vorhergegangenen Satze erkennen läßt, z. B.: „Peter Tillmann Freiherr von Hallberg hatte sechs Jahre vorher (1793) von der Welt für immer Abschied genommen. Sein zweiter Sohn, Franz, zählte damals erst 13 Jahre. In der Freiheit hart gesessen, Doch in Ruh sein Brot gegessen, Besser als im Dienste stehen, Und im goldnen Gürtel gehen."

Er bemerkt ein andermal: „Das Reisen in Europa ermüdet endlich den feurigsten Jüngling und er sehnt sich heim. Namentlich im Herbste wandelt einem diese Nostalgmie an. Im Herbste kommt die Kuh zurück in den Stall mit strotzenden Eutern u. s. w.", und er schließt: „So auch der Tourist. Er wirft das Ränzel nieder Und seinen Stab dazu, Er setzt sich hintern Ofen, Und hat nun endlich Ruh'."

Er erzählt von des Freiherrn angeblichem Liebesverhältniß mit einer schottischen Mylady Stuart, und er fügt ganz ohne Uebergang hinzu: „Die Liebesleiden haben das mit dem Karlsbader Wasser gemein, daß man bei beiden nicht viel sprechen darf, wenn sie nicht an ihrer Wirkung einbüßen sollen."

Dahin gehören auch Stellen wie folgende: „Während die Alliirten noch glaubten, Bonaparte würde den Rhein vertheidigen, war Hallberg der erste, der mit seinem Landsturme über den Rhein ging. Wenn die Bauern die Lichter auslöschen, dann geht's ans Prügeln. Ecce!" Oder: „Aller Politik Grundlage sollte die Idee eines ewigen Friedens sein; aber Aloper dreht lächelnd die Ruthe."

Eine Menge derartiger Wunderlichkeiten könnten wir citiren, doch wollen wir uns mit diesen wenigen begnügen. Der Verfasser, der sich auf den Titeln mehrerer seiner Schriften Professor und Mitglied von einigen Dutzend gelehrten Gesellschaften in Deutschland, Frankreich, England und den Niederlanden nennt, regalirt einmal seine Leser in dieser Schrift mit folgenden Lebensdaten: „Einundzwanzig Jahre jung, lernte ich den Freiherrn von Hallberg im Jahre 1831 kennen. Ich war damals noch Candidatus medicinae scientiarumque naturalium auf der Hochschule zu München und erwarb mir schon ein ordentliches Auskommen durch naturhistorische und belletristische Arbeiten; unter anderm war ich engagirt von dem Polizeicommissar Libl, für dessen «Anfrage- und Adreßbureau» zu München Prologe, Hochzeits-, Jubiläumsreden, Gelegenheitsgedichte und Grabschriften zu verfassen, von deren letztern der Friedhof zu München allein 1300 aus meiner Feder geflossene enthält u. s. w."

Es gibt doch auf deutscher Erde eine Menge wunderlicher Käuze!

H. M.

Ein Roman aus Tirols Vergangenheit.

Der Kanzler von Tirol. Geschichtlicher Roman von Hermann Schmid. Drei Bände. München, Fleischmann. 1862. 8. 5 Thlr.

Der Titel „historischer" oder „geschichtlicher" Roman, durch welchen Walter Scott, der Gründer der Gattung, sich unsterblichen Ruhm erworben, ist längst schon zu einem Aushängeschild für ein bloßes Gewerbe geworden, welches einem sehr untergeordneten Bedürfnisse eines sogenannten gebildeten Publikums Frondienste leistet. Es war für gewisse schreibselige und honorarbedürftige Schriftsteller gar zu bequem, sich der Mühe des Schaffens zu überheben, indem sie das nächstbeste Kapitel der deutschen Geschichte überhaupt, insbesondere aber der Literaturgeschichte herausrissen und mit dem Glanze großer Namen ihre Unfähigkeit verbargen. Diese sprachen ja ohnedem für sich, jeder, der durch eine Schule gelaufen, kannte sie und ergänzte aus Eigenem die Schwächen der Darstellung des Verfassers. Je bedeutungsvoller die Zeit, je bedeutungsvoller die Charaktere, desto besser für den vielleicht sehr unbedeutenden Schriftsteller.

Das ist eine zwar kurze aber traurige Einleitung zum „Kanzler von Tirol", wird manche sagen. Allerdings. Es soll jedoch niemand daraus ein Vorurtheil gegen dieses Werk schöpfen. Schmid wählte hier keinen Stoff, der schon durch den bloßen Titel dem Roman einen Vortheil sichert, denn wie viele oder besser gesagt wie wenige haben je von Biener, dem Kanzler der Erzherzogin Claudia, sprechen gehört? Er wurde allerdings von Karl Unterrichter in einer gräßlichen Tragödie mishandelt, diese ist jedoch längst schon als Maculatur in die Kramläden gewandert. Schmid erkannte die poetischen Elemente in dem Schicksale Biener's, eines Mannes, der das Unglück hatte, um einige Jahrhunderte zu früh geboren zu sein, alsogleich mit scharfem Blick, er faßte seinen Gegenstand mit Begeisterung auf und ließ ihn allseitig reifen. Eine Hauptschwierigkeit für die Behandlung lag darin, daß derselbe durchaus dramatisch ist und für den Roman erst zurechtgeschoben werden mußte. Schmid hat diese Schwierigkeit mit Geschick zu überwinden gestrebt, er ist daran nicht gescheitert, allein ganz zu überwinden war sie einmal nicht, er setzte sie daher zu einem untergeordneten Moment herab. Vielleicht wäre es für das Kunstwerk als solches besser gewesen, wenn sich Schmid weniger streng an die Geschichte gehalten und mit dem leichtsinnigen liederlichen Erzherzog Ferdinand schärfer abgerechnet hätte; wir wollen jedoch hier nicht jedes Aber auf die Goldwage legen, sondern nur der redlichen Treue ein Zeugniß geben, welche der Verfasser den Thatsachen überall bewahrt. Und dennoch muthet uns dieser Roman ganz modern an. Das kommt eben daher, daß Biener ein zu früh Geborener war und so die Geschichte für Schmid Tendenz machte, ohne daß er sich dem verfänglichen Geschäft, in der Geschichte Tendenz machen zu müssen, zu unterziehen brauchte. Biener stritt denselben Kampf, den auch wir gegenwärtig in Tirol, in Oesterreich, in Deutschland streiten: mannhaft erhob er das Banner der Humanität, Toleranz und Bildung gegen provinzielle Bornirtheit, jesuitische Arglist und pfäffischen Eigennutz: sein Haupt fiel jedoch unter dem Henkerschwerte durch die Intriguen schlechten Gesindels am Hofe eines elenden Fürsten. Das gleiche Banner vereinigt jetzt eine Phalanx entschlossener Männer in Tirol, welche der Klerus nicht mehr hinrichten, wenn auch mannichfach belästigen kann. Und ist man etwa außerhalb Tirols, dieses Pfaffenwinkels, trotz der Reformation mit dem Romanismus fertig? Man denke an das Concordat in Oesterreich, an die lutherischen Bonzen in Preußen und Mecklenburg. Dadurch steht Schmid's Buch in leben-

diger, nicht erkünstelter Beziehung zur Gegenwart, es spiegelt eine uralte Geschichte, die jedoch ewig neu ist.

Da der Roman in den großen wesentlichen Zügen nicht von der Geschichte abweicht, brauchen wir diese nicht zu erzählen, sondern eben nur auf den Roman zu verweisen, für welchen der Verfasser, wie wir aus genauer Kenntniß von Stoff und Verhältnissen bestätigen können, ein großes Material von Urkunden durcharbeitete und gründliche Studien von Land und Leuten nicht scheute. Gang, Entwickelung, Katastrophe ist bereits durch die Geschichte geliefert, wie verhält sich unser Autor zu den Charakteren? Die historischen nahm er auf, wie er sie vorfand, sie entfalten sich aus den gegebenen Keimen mit innerer Consequenz und Nothwendigkeit, was er zur Vollendung des Bildes neu schaffen mußte, schließt sich dem vorhandenen Grundbau organisch an. Schmid hat hier nicht zu wenig gethan, sonder eher zu viel. Seine Gestalten sind echt und wahr, vielleicht wäre er jedoch mit weniger Aufwand zum Ziele gelangt; indeß wollen wir hier mit einer Schöpfungskraft, die zu reichlich überquoll, nicht rechten, denn leider müssen wir bei den meisten Werken der neuesten Literatur über einen Mangel derselben klagen. Im hohen Maße sind Schmid die Gestalten aus dem Volk gelungen, der alte Schildhofer ist das Muster eines wackern ehrlichen Tirolerbauern. Wir könnten auch noch den Weihbischof von Brixen als den Typus eines Pfaffen von echtem Schrot und Korn und viele andere erwähnen, damit wäre jedoch dem Leser nicht gedient. Uebrigens war Schmid beim „Kanzler von Tirol" bereits durch seine frühern Arbeiten sehr gefördert, diese bewegen sich nämlich großentheils in der Sphäre des bairischen Volkslebens, welches in Sitten und Gebräuchen fast ganz mit dem tirolischen zusammenfällt. Er hat es aber, wie schon erwähnt, auch nicht an Studien in Tirol fehlen lassen.

Beim modernen Roman nimmt die Schilderung gewöhnlich einen breiten Platz ein. Es ist kaum mehr ein Lob, einen Schriftsteller deswegen zu rühmen, zudem ist Schmid's Talent auch nach dieser Richtung längst anerkannt. Wir erwähnen hier nur, daß er die Lokaltöne der landschaftlichen Natur, die Eigenthümlichkeit des Costüms mit großer Wahrheit wiedergibt.

So können wir schließlich nicht umhin, diesen Roman als eine sehr beachtenswerthe Erscheinung zu bezeichnen, welche man durchaus nicht im Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungslectüre einreihen darf. Die Romanproduction für ein genäschiges und gefräßiges Publikum wächst massenhaft, der „Kanzler von Tirol" verdient ein besseres Los, als blos verschlungen zu werden; möge ihn nur sein Stern vor der Schere eines dramatischen Flickschneiders oder einer Flickschneiderin bewahren: der Stoff ist für eine unbefugte dramatische Verarbeitung oder Verhunzung einladend genug. 70.

Notizen.

Heinrich Heine und Ferdinand Lassalle.

Es ist uns ein Druckblatt, eine Extrabeilage zum „Volksfreund für das mittlere Deutschland" (Nr. 111) übersandt worden, das ein dem Arbeiterapostel Lassalle von Heinrich Heine ausgestelltes Belobungsschreiben zur öffentlichen Kenntniß bringt, und zwar zu dem Zwecke, den Gegnern Lassalle's, den Fortschrittlern, „welche nicht werth sind, Lassalle das Wasser zu reichen", den „Lästermund" zu stopfen und sie „zur Bescheidenheit" zurückzurufen. Die einleitenden Worte, in denen Lassalle, was „Gewaltigkeit und Reichthum des Geistes", „Gelehrsamkeit", „Charaktergröße" u. s. w. betrifft, ungefähr als der erste aller jetzt lebenden Menschen gefeiert wird, übergehen wir, und wenden uns sofort zu dem Briefe Heine's selbst, der einige für diesen charakteristische Bemerkungen und Geständnisse enthält. Der Brief ist „Paris, den 3. Januar 1845" batirt, und an Varnhagen gerichtet, dem Heine den damals kaum zwanzigjährigen Lassalle, den Ueberbringer des Schreibens, empfiehlt als einen jungen Mann „von den ausgezeichnetsten Kenntnissen und Geistesgaben, mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größesten Scharfsinn, der mir je vorgekommen. Mit der reichsten Begabniß der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens, eine Habilité im Handeln, die mich wahrhaft in Erstaunen setzen; und wenn seine Sympathie für mich nicht erlöscht, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter für mich eine freudige Erscheinung und Sie bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen werden gewiß ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen." Aber die Heine'sche Ironie läßt nicht lange auf sich warten; es heißt weiter: „Herr Lassalle ist nun einmal ein so ausgezeichneter Sohn der neuen Zeit, der nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, fischten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen." Die in dieser Zusammenstellung von „harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen" und dem neuen Geschlecht, welches „genießen" und nichts von „Entsagung und Bescheidenheit" wissen will, liegende Ironie läßt sich schwerlich verkennen. Heine, nachdem er sich den „letzten und abgedankten Fabelkönig" des tausendjährigen Reichs der Romantik genannt, fährt weiter fort: „Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste nach den alten Traumgestalten herumzutaumeln im Mondscheine, und ich schrieb «Atta Troll», den Schwanengesang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie sind immer mein wahlverwandter Waffenbruder gewesen, in Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja, wir haben sie zu Tage gefördert unter Schrecken — es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt." Weiter heißt es: „Sie merken, theurer Freund, wie vag, wie ungewiß mir zu Muthe ist. Solche schwachmatische Stimmung ist jedoch zumeist in meiner Kränklichkeit begründet. Schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eisernen Reifen mir die Brust einklemmt, so wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, das wird noch lange dauern. Der Verrath, der im Schose der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heiterer Luft getroffen, und fast tödlich getroffen. Wer die Umstände erwägt, wird hierin einen Meuchelmordsversuch sehen: die schleichende Mittelmäßigkeit, die 20 Jahre lang harrte, ingrimmig neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesstunde erreicht. Im Grunde ist auch das eine alte Geschichte, die sich immer erneut." Daß übrigens Heine, dem Lassalle allerdings als ein Monstrum von Gelehrsamkeit erscheinen mochte, in dem Briefe gesteht, er erwarte von Lassalle für sich den „thätigsten Vorschub", macht das seinem jungen Protegé gespendete große Lob doch ein wenig verdächtig.

Tagebuch eines Engländers aus dem Feldzuge der Conföderirten in Pennsylvanien.

Das Septemberheft von „Blackwood's Edinburgh Magazine" brachte das interessante, in englischer Weise einfach und phrasenlos geschriebene Tagebuch eines englischen Offiziers, der, von dem britischen Kriegsminister an die Generale Lee und Longstreet empfohlen, und nachdem er bereits die südlichen Theile der Conföderation besucht, als Amateur den Feldzug der Conföderirten im Juni und Juli und namentlich die Schlacht von Gettysburg mitmachte. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch die Deutschen in Pennsylvanien kennen, die, wie er sagt, eine „unintelligible language", ohne Zweifel ein Gemisch von verdorbenem Englisch und verdorbenem Deutsch sprechen, und denen

er vorwirft, daß sie sich als Soldaten gegen die Bevölkerung der conföderirten Staaten ebenso rauh, als die conföderirten Truppen sich gegen sie (z. B. in Chambersburg) human benommen hätten. Er fügt dann hinzu: „Diese Dutch sind das unpatriotischste Volk, das ich jemals kennen gelernt habe, und gestehen offen, daß es ihnen gleich sei, wer die Oberhand behielte, wenn man nur sie in Ruhe lasse. Auf den Präsidenten Lincoln schimpfen sie fürchterlich." Nun, das scheint ja wol deutsche Art zu sein. Am interessantesten waren uns die Porträts hervorragender Heerführer der Conföderirten, des Generals Longstreet, „ein Mann von gedrungener Gestalt, 43 Jahre alt, den die Soldaten den «best fighter» in der ganzen Armee zu nennen pflegen", des bekannten Reitergenerals Stuart und besonders des Generalissimus Lee, „56 Jahre alt und, obschon er kaum ein militärisches Abzeichen und, wie Longstreet, niemals Waffen trägt, durchaus soldatisch in seiner Erscheinung, in seinen Manieren höflich und voll Würde, kurz, ein vollkommener Gentleman in jeder Hinsicht". Der englische Offizier versichert, nie einen so schönen Mann in diesem Alter gesehen zu haben. Keiner habe so wenig Feinde als Lee, und im ganzen Süden stimme man darin überein, daß er ein Mann fast ohne allen Tadel sei. Mit Longstreet stehe er auf dem innigsten Fuße, und man könne dem erstern keinen größern Gefallen thun, als wenn man Lee lobe. Was ihr Verhalten in den schwierigsten Momenten der Schlacht von Gettysburg betrifft, so nennt er dasjenige Longstreet's „admirable", dasjenige Lee's „perfect sublime"; beide hätten, als das Schlachtenglück umschlug, eine eiserne Ruhe gezeigt. Auch von Bragg, Polk, Hardee, Johnston rühmt er, daß sie vom Scheitel bis zur Sohle echte Soldaten seien und daß ihre Generalstäbe aus Gentlemen von guter Geburt und Erziehung zusammengesetzt seien. Im übrigen, obschon der englische Offizier offenbar für die Conföderirten Partei nimmt, kann er doch nicht umhin, auch dem föderirten General Kelly und seinen Offizieren, mit denen er später auf seiner Reise nach Neuyork zusammentraf, nachzurühmen, daß sie sich durchaus als Gentlemen und sehr zuvorkommend und artig gegen ihn benommen hätten, obschon er geradeswegs aus dem feindlichen Feldlager gekommen sei. Im Norden fand er nach der Schlacht von Gettysburg und der Einnahme von Vicksburg und Port Hudson allgemein die sanguinische Ansicht verbreitet, daß es nun mit den Conföderirten aus sei und daß sie die Waffen strecken würden. Der englische Offizier, welcher die conföderirte Armee vollkommen kriegstüchtig und ungebrochenen Muths hatte abziehen sehen, welcher wußte, daß auch die Conföderirten in den verschiedenen Gefechten 7000 Yankees zu Gefangenen gemacht und ihre reiche pennsylvanische Beute fast ganz in Sicherheit gebracht hatten, konnte dazu im stillen nur lächeln. Viel verkehrte er im Heerlager der Conföderirten auch mit dem Kapitän Schreibert, einem Preußen, der bei Lee und Job Stuart wohl gelitten ist, und er erzählt bei diesem Anlaß, daß ein anderer Preuße, Major von Borke, in einem Reitergefecht mit den Yankees schwer verwundet worden sei, was alle Offiziere höchlichst bedauert hätten. Die letzten Blätter des Tagebuchs betreffen die Schreckenstage in Neuyork, denen der Engländer als Augenzeuge beiwohnte. H. M.

Bibliographie.

Albert. — Reden des Prinzen Albert, Gemahls der Königin von England. Deutsch von J. Frese. Autorisirte Übersetzung. Bremen, Strack. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ariel, Griechenland, Türkei und Orient. München, Fleischmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Bockel, F., Snstippen. En plattdütsche Novelle. Mit smukke Biller. Altona, Verlags-Bureau. 16. 12 Ngr.

Borbis, J., Die Märtyrerkirche der evangelisch-lutherischen Slowaken, im Jahre des 1000jährigen Jubiläums ihrer Gründung historisch geschildert. Erlangen, Deichert. 8. 12 Ngr.

Brachvogel, A. E., Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 1864. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Elfte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in funfzehn Bänden. Erstes Heft. A—Abscisse. Leipzig, Brockhaus. 1864. Gr. 8. 5 Ngr.

Cosmar, A., Erziehung und Ehe. Ein Roman aus neuerer Zeit. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1864. 8. 4 Thlr.

Eckert, E. E., Dritte Fackel gegen Lüge und Unverstand. Wien, Mayer u. Comp. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.

Fickler, C. B. A., Heidelberg. Stadt, Schloß und Umgebungen. Lahr, Geiger. 8. 20 Ngr.

Das Geheimniß Rußlands oder Schlüssel zum Verständniß der modernen Geschichte und Politik. Nebst Beilagen enthaltend Aktenstücke zur tscherkessischen Frage. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 24 Ngr.

Geheimnisse des Spielberges. Brünn, Rohrer. 1856. 8. 5 Ngr.

Guseck, B. v., Deutschlands Ehre. 1813. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1864. 8. 4 Thlr.

Hartmann, J., Frauenspiegel aus dem deutschen Alterthum und Mittelalter. Mit einem Anhang enthaltend Briefe und Dichtungen deutscher Frauen des Mittelalters. Stuttgart, Kröner. 8. 24 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Ein Opfer der Rache. Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neues Theater des Auslandes. In Bearbeitungen von C. A. Görner. 1ste Lieferung. Altona, Verlags-Büreau. 1864. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Unoth. Zeitschrift für Geschichte und Alterthum des Standes Schaffhausen. Herausgegeben von J. Meyer. 1stes Heft. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 9 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Lebensräthsel, gelöste und ungelöste. Erzählungen Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Zell, K., Das Verhältniß der aristotelischen Philosophie zur Religion. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Bockenheimer, C. G., Erinnerungen an die Geschichte der Stadt Mainz in den Jahren 1813 und 1814. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 10 Ngr.

Erinnerungen aus der Zeit. England gegenüber dem Bürgerkriege in den Vereinigten nordamerikanischen Staaten. Brünn, Rohrer. Lex.-8. 5 Ngr.

Held, J., Frankreich an der Spitze der Civilisation? Würzburg, Stuber. Gr. 8. 9 Ngr.

Hofmeier, G., Meine Entlassung aus dem lutherischen Pfarramte in Straupitz. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage: Ob die lutherische Kirche unter landesherrlicher Kirchengewalt in Preußen noch zu Recht bestehn soll? Aktenmäßig dargestellt. Berlin, Rauh. Gr. 8. 18 Ngr.

Kann denn der Zustand nach dem Tode davon abhängen, ob man an die Bibel glaubt oder nicht? Nach Vernunft- und Rechtsgründen untersucht und beantwortet von einem Laien. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 5 Ngr.

Oldenburg vor 50 Jahren. Eine Gedenkschrift für das Jubeljahr 1863. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußische Studien zur österreichischen Reform-Acte des deutschen Bundes. 1ste und 2te Auflage. Berlin, Mittler. Lex.-8. 10 Ngr.

Scholz, C. G., und A. Lüben, Mittheilungen aus dem Pädagogen-Congreß zu Tabarz in Thüringen. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 9 Ngr.

Zunz, L., Sterbetage. Berlin, Poppelauer. 1864. 32. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 29. October 1863.

Arthur Schopenhauer in den Darstellungen seiner Schüler und in seinen Selbstbekenntnissen.

Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung von Ernst Otto Lindner und Memorabilien, Briefe und Nachlaßstücke von Julius Frauenstädt. Berlin, Hayn. 1863. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Seit einer Reihe von Jahren haben wir uns, wenigstens auf dem Gebiete des zumeist unter unsere persönliche kritische Jurisdiction fallenden Literaturzweigs, daran gewöhnen müssen, auf so viel Unerfreuliches zu stoßen, daß wir wol glauben behaupten zu dürfen, unter den uns zur Besprechung vorliegenden Schriften sei immer die dritte, wenn nicht schon die zweite entweder im ganzen eine mehr oder weniger unerquickliche Erscheinung, oder enthalte doch einzelne einen trüben Eindruck hervorbringende, einen Krankheitsstoff des Individuums, wenn nicht der Zeit selbst indicirende und bloßlegende Partien.

Auch das vorliegende sehr voluminöse Buch enthält so manches, was geeignet ist, Kopfschütteln, Befremden und stellenweise selbst Unwillen hervorzubringen. Zwar ist es nicht frivolen Charakters, sondern in einer ehr ernsten Absicht zusammengestellt und beschäftigt sich meist mit Gegenständen und Fragen von bedeutendstem Gewicht. Erfreulich und anerkennenswerth ist dann ferner die in unsern Tagen ganz ungewöhnliche und erichtlich auf Ueberzeugungstreue beruhende Anhänglichkeit und Hingebung, welche beide Verfasser und Herausgeber für ihren Herrn und Meister, den Philosophen Arthur Schopenhauer, an den Tag legen. Endlich war dieser selbst jedenfalls ein so geistvoller und eigenthümlicher Denker, daß der Leser, der diesen mehr als achthalbhundert Seiten umfassenden Band in die Hand nimmt und e Ausdauer hat, sich durch ihn hindurchzuarbeiten, auf ne ihn vielfach anregende fruchtbare Lectüre sich Rechung machen kann.

Andererseits aber bietet der Philosoph, dessen Vereidigung seine beiden Lieblingsapostel („Apostel" nannte hopenhauer gern selbst seine getreuesten Schüler) hier ternommen haben, so manche Seiten, die nicht sehr wohlthuend, ja zum Theil abstoßend wirken und sich trotz der Versicherung seiner Vertheidiger, Schopenhauer habe zu den edelsten Menschen gehört, jedem unbefangenen Leser fortdauernd fühlbar machen werden. Sodann schlagen die Verfasser in ihrer Polemik gegen die Tadler des Philosophen nicht selten einen Ton an, der nur geeignet ist, Misfallen zu erregen und der Sache ihres Clienten zu schaden, und sie stellen in diesem polemischen Theile allgemeine Grundsätze in Betreff antikritischer Zurück- und Zurechtweisungen auf, die wir von unserm Standpunkt unmöglich gutheißen können. Endlich müssen wir auch die freilich bei uns in Deutschland leider nicht mehr beispiellos zu nennende Indiscretion rügen, deren sich die Verfasser und Herausgeber bei der Benutzung und Veröffentlichung des Schopenhauer'schen Nachlasses an Briefen (darunter selbst Geschäftsbriefe) und Fragmenten schuldig gemacht haben.

Leider müssen wir sagen, daß das literarische Gewissen in Deutschland so erschüttert ist, daß die literarische Indiscretion bei uns einen so hohen Grad erreicht hat und daß die Begriffe darüber, was in dieser Hinsicht erlaubt sei und was nicht, so verwirrt sind, daß wir uns gestehen müssen, unsere Stimme wie die anderer werde ungehört und unwirksam verhallen. Nur komme man uns fortan nicht mit der Behauptung, daß wir Deutsche ein vorzugsweise gewissenhaftes Volk seien; vielmehr gibt es keins, welches in der angegebenen Hinsicht so frivol wäre und jeder zartern Rücksicht so vergäße. Schriftsteller, Verleger und Publikum sind an diesem Zustande gleich mitschuldig, und so darf es geschehen und geschieht immer häufiger, daß, während heute ein berühmter Autor sein müdes Haupt in die Gruft legt, seine nachgelassenen Briefe ohne Unterschied, selbst wenn darin mitlebenden Individuen persönlich wehe gethan werden sollte, schon morgen für den Druck vorbereitet werden, um bereits übermorgen, noch vom Leichenduft des Verstorbenen umwittert, als Buch in die Oeffentlichkeit zu treten. Selbst die ausdrückliche letztwillige Verfügung des Verstorbenen, wodurch er sich die Veröffentlichung seines Briefnachlasses verbat, ist letzter Zeit in mehr als einem Falle nicht respectirt worden.

Und trotzdem rühmt man sich dann noch der Pietät gegen den Verstorbenen!

Hiermit gehen wir direct und zunächst zu den in diesem Bande abgedruckten Briefen Schopenhauer's an Julius Frauenstädt über, deren Veröffentlichung dieser damit zu rechtfertigen sucht, daß ein Verbot Schopenhauer's, seine an Frauenstädt gerichteten Briefe zu veröffentlichen, nicht existire. Sie nehmen zwar örtlich nicht den ersten Platz im Buche ein, aber sie verdienen den ersten durch ihren charakteristischen Inhalt, und ziemlich auch was den Umfang des darin gebotenen Materials betrifft; denn sie reichen von S. 474—714, und würden, wenn sie als besonderes Buch erschienen wären, einen ganz stattlichen Band gebildet haben. Denjenigen, welche Schopenhauer's Charakter und Wesen genauer kennen zu lernen wünschen, genauer als selbst durch das Gwinner'sche Buch, ist durch ihre Veröffentlichung sicherlich ein Gefallen geschehen; aber wir zweifeln, ob dadurch dem Andenken des Verstorbenen sehr gedient sei; denn die menschenverachtende, hochmüthige und zu den gröbsten Invectiven geneigte Natur des Philosophen tritt uns aus diesen vertraulichen Briefen noch viel schroffer entgegen als aus irgendeinem andern Schriftstück von seiner Hand. Vielleicht wird Frauenstädt jetzt bereits in Erfahrung gebracht haben, daß er durch diese Veröffentlichung dem Andenken Schopenhauer's mehr bei manchen von seinen Anhängern als bei seinen Gegnern Eintrag gethan hat. Der Herausgeber gibt zu, daß sich darin im einzelnen allerdings „manches Anstößige" finden möge; aber, meint er, das geistige Bild Schopenhauer's würde unvollständig geblieben sein ohne sie, und er theile sie um des aus ihnen resultirenden Gesammtbildes Schopenhauer's willen mit.

Wir geben zu, daß durch sie das Gesammtbild des Philosophen um zahlreiche charakteristische Züge bereichert wird, aber vergessen darf man doch nicht, daß man sich eben in Briefen an einen Vertrauten mehr gehen läßt und mehr momentanen Stimmungen und Eindrücken gehorcht als dies in Schriftstücken geschieht, die man ursprünglich für das Publikum bestimmt hat. Der Verfasser sagt zwar:

> Hätte es in meiner Macht gestanden, die vielen in den Briefen vorkommenden Angriffe und Invectiven auf Zeitgenossen zu unterdrücken, so hätte ich es gethan. Denn meine Absicht ist nicht, jemand zu kränken. Auch geht gerade aus den Briefen selbst, sowie auch aus einigen Stellen der Memorabilien hervor, daß ich die Heftigkeit der Schopenhauer'schen Polemik nicht billigte und deshalb von ihm „breiiger Toleranz" beschuldigt wurde. Aber, obwol ich mich von der Absicht, zu kränken, frei weiß, so konnte ich doch, um zu schonen, nicht so weit gehen, daß ich die polemischen Briefe unveröffentlicht gelassen, oder die polemischen Stellen aus ihnen gestrichen hätte. Manche der Angegriffenen verdienen auch gar keine Schonung. Sie haben der Welt boshaft genug gesagt, was sie von Schopenhauer denken; die Gerechtigkeit erfordert, daß die Welt nun auch erfahre, was er von ihnen gedacht hat. Er selbst hielt es bei seinem Leben unter seiner Würde, sich mit ihnen einzulassen.

Indeß wenn es nach einem alten bekannten Spruch für nicht in der Ordnung gefunden wird, Verstorbenen Schlimmes nachzusagen, so erscheint es vielleicht noch viel bedenklicher, wenn ein Todter aus seinem Grabe heraus über alle seine Zeitgenossen, nur mit Ausnahme derjenigen, welche ihm huldigten, nichts als Schlimmes zu sagen weiß. Dergleichen Todtengerichte Verstorbener über zurückgebliebene noch Lebende haben wir, dank der Betriebsamkeit und Indiscretion ihrer literarischen Testamentsvollstrecker, in letzter Zeit öfter erleben müssen, und es kann dann geschehen, daß jemand, der sich mit dem Verstorbenen auf besonders gutem Fuße stehend und seiner besondern Zuneigung gewürdigt glaubte, aus den nach dessen Tode veröffentlichten Briefen erfährt, wie gering und verächtlich der verstorbene angebliche Freund über ihn gedacht oder doch geschrieben hat. Vielleicht in der That nur geschrieben, und nicht gedacht; denn die Menschen sind oft frivol genug, in mündlichem oder schriftlichem Geplauder selbst ihren vertrautesten Freunden etwas anzuhängen, ohne es damit eigentlich so sehr bös zu meinen.

Schopenhauer freilich meinte es mit seinen Gegnern wirklich bös, und persönliche Freunde hatte er im Grunde gar keine, höchstens nur Anhänger seiner Philosophie, die ihm nur so viel werth waren, als sie ihm nutzten und zur Verbreitung seines Ruhms und seiner Philosophie beitrugen. Frauenstädt, wie es scheint, dadurch verletzt, daß Gwinner über sein Verhältniß zu Schopenhauer in seinem bekannten Buche nichts weiter zu berichten gehabt, als daß erst durch Frauenstädt's in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Nr. 277—281 f. 1849) veröffentlichten Aufsatz: „Stimmen über Arthur Schopenhauer", dem Publikum die Augen über diesen geöffnet worden seien, versichert in der Vorrede, man werde aus diesen Briefen und den noch weiter zu erwähnenden „Memorabilien" denn doch ersehen, daß dieses Verhältniß „eines jener echten und fruchtbringenden Freundschaftsverhältnisse war, wie sie jetzt nur noch selten existiren". Aber aus dem Briefwechsel selbst geht so deutlich als möglich hervor — und Frauenstädt scheint sich auch dann und wann dessen bewußt gewesen zu sein —, daß Schopenhauer den ohnehin um 25 Jahre jüngern Anhänger seiner Lehre nur zu seinen Zwecken benutzt hat. Sind Freundschaften auf jener rein gemüthlichen Grundlage, auf denen so manche namhaft gewordene Freundschaftsbündnisse zwischen hervorragenden Geistern im vorigen Jahrhundert ruhten, heutzutage nahezu undenkbar, so war wol Schopenhauer am wenigsten der Mann, eine rein gemüthliche Freundschaft mit jemand zu unterhalten. Bei seiner grenzenlosen Verachtung aller auf zwei Beinen einherschreitenden und mit einem menschlichen Antlitz gekrönten Geschöpfe beschränkte er alle Liebe, deren er fähig war, auf ein vierfüßiges Geschöpf, seinen Pudel. Dabei geben wir zu, daß sich allmählich auch von seiner Seite ein Zug von Sympathie in sein Verhältniß zu dem ihm so treu ergebenen Frauenstädt einzumischen begann, als plötzlich ein kleines Misverständniß, bei dem die Schuld in der blinden Hitze, dem Hochmuth und der an Hohn grenzenden Rücksichtslosigkeit Schopenhauer's lag, eine dreijährige Unterbrechung des Briefwechsels zur Folge hatte. Hier-

auf hat Schopenhauer, nach versuchter Wiederanknüpfung des Verhältnisses, nur noch einen Brief an Frauenstädt und zwar am 6. December 1859 gerichtet. Einmal schreibt er an Frauenstädt geradezu, daß dessen Hauptverdienst um Philosophie und Literatur, welches bleiben und vielleicht seinen Namen „perpetuiren" werde, dies sei, daß Frauenstädt zuerst mit großem Nachdruck und seltener Beharrlichkeit seiner Philosophie Eingang verschafft habe; und ein andermal ruft er ihm warnend und rügend zu: „Ich will, daß Sie mir Ehre machen und nicht das Gegentheil" u. s. w. Dies genügt wol, um von dem Verhältniß zwischen Schopenhauer und Frauenstädt, wie wenigstens der erstere es auffaßte, einen Begriff zu geben.

Die Briefe Schopenhauer's bilden in ihrer Gesammtheit ein wahres Schimpfwörter-Lexikon. Die von ihm so entsetzlich gehaßten Universitätsphilosophen und seine Gegner, wie überhaupt fast alle Philosophen außer ihm, namentlich aber auch die Materialisten, nennt er „elende Miethlinge", „Kathedergesindel", „Windbeutel", „Querköpfe", „Elende", „Sudler", „Charlatane", „Lumpe", „freche Buben", „höchstunwissend", „unfähig", „incapaz", „Lumpenhunde", „Pack", „Schmierer", „dumme unverschämte Bursche", „Kerle", „nüchterne platte Gesellen", „Schweine, die in den Tag hineinnaturalisiren", „Kerls, die so gemein sind, wie die Fliegen an der Wand; Kerls, die jeder Hans unfehlbar macht, wenn er sich zu seiner Grete legt" u. s. w. Fichte, Schelling und Hegel nennt er mit Vorliebe nur die „drei Windbeutel", bei Herbart findet er nur „Verkehrtheiten und Possen", die Kraft- und Stoffphilosophen sind ihm „Barbiergesellen", „Pillendrechsler", „Klystiersetzer", „Pflasterschmierer", die Hegelianer die „Pinsel unserer Zeit", Schleiden ein „fader Geck", Rudolf Wagner ein „Tartufe" und „Cagot". Schimpfworte, die ohne Zweifel noch ärgerer Art gewesen sein werden, sind bisweilen nur durch Punkte angedeutet. Von den Universitätsphilosophen sagt er einmal im allgemeinen:

So ist das ganze Pack, vom ersten bis zum letzten. Nichts lernen, nichts denken, nichts wissen, sondern auf dem Katheder naturalisiren, wie ein Schusterjunge: aber von dem Gewerbe fressen, saufen und dann kannegießern gehen.

Frauenstädt, dem wir die Anerkennung nicht versagen können, daß er seinem Herrn und Meister durchaus nicht blos schmeichelte, sondern ihm geeignetenfalls auch die Wahrheit sagte, hatte ihm bemerkbar gemacht, daß er durch seine Invectiven gegen die Universitätsphilosophen seiner Sache nur unnütz schade; Schopenhauer hat aber darauf nur zu bemerken, er sei noch zu schonend mit dem „Gesindel" umgegangen. Hier nur noch einige längere Invectiven gegen einzelne Persönlichkeiten. Er sagt von Kuno Fischer:

Habe durchblättert den ersten Band „Geschichte der neuern Philosophie" von Kuno Fischer: zwei Drittel des Bandes Spinoza, hegelianisirt und mit dem crassesten Köhlerglauben an Spinoza als eigene festeste Ueberzeugung vorgetragen, die so empörende Moral des Spinoza noch outrirt! Das glaub' ich, daß er 100 Zuhörer in Heidelberg hatte; die Jungens laufen hin, um zu vernehmen, was ihrer Gier und bösen Gelüsten zusagt, daß es weder Recht und Unrecht, noch Gutes und Böses gebe. Das Ministerium in Baden hat sehr recht gethan, dem Menschen das Handwerk zu legen.

Auf Anlaß eines Aufsatzes von J. H. Fichte, der nur ein „Gewebe von Lügen" sei, bemerkt er:

Vor sechs bis acht Monaten las ich in einer Recension, der Autor berichte über philosophische Lehren, aber blos auf Grundlage der Darstellungen dieses Fichte: „der Fichte sei aber nur mit der größten Behutsamkeit zu benutzen". Dies darf uns nicht wundern, da der Charakter vom Vater erbt: dieser war „ein Windbeutel", will sagen, ein Mensch, der es auf Illusion und Täuschung abgesehen hat: aber der hatte dazu Verstand und Talent, machte es also fein. Der Sohn hingegen ist, infolge seiner Mutter, ein .... und nun .... vermöge des väterlichen Charakters. Aber sehr vernagelt müßte der Leser sein, der seiner Darstellung nicht anmerkt, daß Bosheit, Schlechtigkeit und Neid allein aus dem Kerl reden.

Ueber Moleschott und Büchner schreibt er:

Endlich habe auch etwas von Moleschott gelesen, nämlich im „Kreislauf des Lebens" (zweite Auflage, 1855) das Kapitel „Der Wille", 81 Seiten stark. Hätte ich nicht gewußt, daß dies der berühmte Hr. Moleschott geschrieben hat; so würde ich es nicht einmal von einem Studenten, sondern von einem Barbiergesellen, der Anatomie und Physiologie gehört hat, herrührend glauben. So craß, unwissend, roh, plump, ungelenk, überhaupt knotenhaft ist das Zeug. Jetzt freut es mich, daß ich diese Gesellen in die Bedientenstube gewiesen habe.... Selbst das Physiologische in dem Kapitel ist seicht, abgedroschenes Zeug. Dazu ist's grob antimoralisch, und hinten hängt dem ..... noch der rothe Lappen der Gauner-Republik aus der Tasche. Sehr recht hat man gethan, solchem Gesellen das jus legendi zu nehmen: das war unerlaßlich. Aus derselben Schule ist ein neues Buch von Dr. Büchner, Docent in Tübingen, über „Kraft und Stoff", und ganz im selben Geist. Ich hoffe zuversichtlich, daß diesem Burschen auch das jus legendi genommen werde. Diese L.... vergiften Kopf und Herz zugleich, und sind unwissend wie die Knoten, dumm und schlecht.

In dem folgenden Briefe, vom 15. Juli 1855, drückt er seine Freude darüber aus, daß laut der „Frankfurter Postzeitung" die Suspension Büchner's bereits eingeleitet sei, und er fügt hinzu:

Ihm geschieht recht: denn das Zeug ist nicht blos höchst unmoralisch, sondern auch falsch, absurd und dumm; und die Wurzel ist die Unwissenheit, das Kind der Faulheit, des Cigarrenrauchens und Politisirens. So ein Mensch hat nichts gelernt als sein bischen Klystierspritzologie; keine Philosophie, keine Humanitätsstudien getrieben, und damit wagt er sich dummdreist und vermessen an die Natur der Dinge und der Welt. Ebenso Moleschott. Geschieht ihnen recht, erleiden die Strafe für ihre Ignoranz.

Ueberhaupt nickt er jeder gewaltsamen Verfolgungs- und Unterdrückungsmaßregel seinen Beifall; er bemerkt z. B. in einem Schreiben vom 31. Januar 1856, übrigens ganz witzig naiv schließend:

Zwei neue Geschichten der deutschen Literatur, von Gottschall und von Julian Schmidt, habe gesehen. Erstere redet recht gut von mir, auf sechs Seiten, bin ganz zufrieden damit. Julian redet wie ein Esel und dazu mit Tücke: er sagt, ich hätte Schelling und Hegel für Lügner und Betrüger erklärt; Sie wissen, daß das gelogen ist. Gestern las ich in der Zeitung, ein Advocat habe auf zweijährige Arreststrafe für Herrn Julian angetragen. Sehr interessant: er macht sich, sehe ich, überall angenehm.

Auch Feuerbach schreibt nach ihm nur „rohes, brutales Zeug"; er wirft ihm den „plumpesten, bornirtesten

Materialismus" vor und erblickt darin nur „Früchte der Hegelei". Selbst Alexander von Humboldt kommt nicht ungerupft weg, und von Carové sagt er geradezu: „Er war ein sehr niederträchtiger Mensch und hat es oft gezeigt."

Natürlich hätte er über alle mit ihm lebenden Denker, Naturforscher und Physiologen nicht so grenzenlos verächtlich denken und sprechen können, wenn er nicht sich selbst für den weisesten aller Menschen gehalten hätte. Er rechnet sich zu denen, die „einsam durch die Jahrhunderte gehen"; er behauptet dreist: „Ich bin der erste, der das eigentliche Wesen des Genies ergründet und deutlich erklärt hat", und es ist dies sehr natürlich, da er ja an sich selbst alle Attribute des Genies herausfand und bewunderte; er schreibt:

> Wo gibt es in der deutschen Literatur ein Buch, welches man aufschlagen kann, wo man will, und gleich mehr Gedanken empfängt, als man zu fassen vermag, wie mein zweiter Band der „Welt als Wille und Vorstellung"? (Pfui, Alter, renommire nicht!)

Er behauptet, seine Geschlechtsmetaphysik gehöre zu dem Originellsten, was er je geschrieben; der betreffende Abschnitt sei ein „Diamant, zumal in Verbindung mit den drei vorhergehenden Kapiteln"; er versichert ein andermal: „Ueberhaupt zeugen meine Werke von gründlichem Naturstudio, wären auch sonst unmöglich." Einen Aufsatz in der „Revue des deux mondes" über die neue deutsche Philosophie findet er deshalb belehrend, „als man sieht, wohin es in Deutschland und Frankreich mit der Philosophie kommen würde (in den Händen feiler Lumpen), wenn ich nicht wäre." Er bemerkt am 10. Juni 1852: „Fortlage's neue «Geschichte der Philosophie», enthaltend 16 Seiten über mich, wird Ihnen eben vorliegen. Die zweite Hälfte des Kapitels besteht aus abgeschriebenen Stellen meiner Werke, ist folglich sehr gut." Frauenstädt hatte ihm aufrichtig bekannt, daß ihm sein Zornausbruch gegen die Pachydermata in dem Kapitel über Schriftstellerei und Stil höchlichst misfallen habe; Schopenhauer schreibt zurück: „Sehr schön ist meine Tirade über die Pachydermata und bleibt's". Frauenstädt hatte seine bekannte Arbeit über die „Universitätsphilosophie" unerquicklich gefunden; Schopenhauer bemerkt darauf:

> Sie ist durch die Darstellung, Lebendigkeit und Vehemenz sehr unterhaltend, ja, vielleicht die schönste Invective, die seit Cicero in Verrem geschrieben worden. (Nur die Lumpe sind bescheiden.)

In demselben Briefe zählt er die von ihm seit 1813 verfaßten Schriften auf und fährt fort:

> Ein solches methodisches Ignoriren des allein Beachtenswerthen, und Celebriren des Schlechten, 34 Jahre lang, ist ohne Beispiel. Ich bin noch viel zu glimpflich mit den L..... umgegangen.

Schopenhauer verzehrte sich in einem allerdings durch langjähriges unbilliges Ignoriren genährten Ehrgeiz, den er schon für einen Augenblick befriedigt findet, wenn auch nur irgendeine Modezeitung oder ein Lokalblatt seine Verdienste um die Philosophie herausstreicht, oder auch nur einmal ein illustrirter Volkskalender gelegentlich seinen Namen anführt. Frauenstädt muß ihm getreulich berichten, wo irgendetwas über ihn gestanden hat, und zu dem Zwecke besonders das Journalzimmer der königlichen Bibliothek zu Berlin besuchen; er müsse wünschen, schreibt Schopenhauer am 22. Mai 1854, „Sie besuchten es öfter, als Sie zu thun scheinen: da würde manche mich betreffende Aeußerung mir zur Kunde kommen, von der ich in diesem Abdera nichts erfahre". Ein andermal drückt er seine Freude darüber, daß seine Anhänger miteinander in persönlichen Verkehr zu treten suchten, mit den Worten aus: „Dieses Sichbesuchen der Apostel gefällt mir sehr; es hat etwas Ernstes und Grandioses: «Wo zwei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen.»" In Betreff seiner Tadler sucht er sich mit den Worten zu trösten: „Dieses Ungeziefer ist nützlich zur Verbreitung meines Ruhms. Solchen Kerlen glaubt niemand, aber jeder sieht, daß da etwas ist." Alle Literaturblätter taugen nur so lange etwas, als sie etwas ihm Angenehmes enthalten; sie sind elend von dem Augenblicke an, wo sie an ihm etwas auszusetzen haben, und sie werden sofort wieder gut, wenn sie seiner mit anerkennenden Worten gedenken. Er schreibt z. B. über Menzel und dessen „Literaturblatt" am 30. März 1853:

> Des Noack ebenerwähnte „Theologie als Religionsphilosophie" finde ich in Menzel's „Literaturblatt" vom 19. März unter Ueberschrift „Antichristliche Presse" wüthend heruntergehunzt, aber blos wegen der Gottlosigkeit ihres Inhalts. Das schadet dem Buche nicht: denn daß dieser Menzel, der Denunciant, entweder der erbärmlichste Cagot oder der nichtswürdigste Tartufe ist, weiß die Welt. Von mir ist nichts darin gesagt: der kennt meine Philosophie nicht.

Er schreibt ferner über dasselbe Literaturblatt am 2. Februar 1855:

> Lesen Sie einmal in Menzel's „Literaturblatt" die „Neujahrsbetrachtungen" dieses Cagots: er triumphirt darin über den gänzlichen Verfall der Philosophie, die gar nichts mehr aufzuweisen hätte, und versichert, alles kehre zur Kirche zurück! Von mir weiß er noch nicht: das ist aber eine tückische Verstellung von dem Tartufe, und verdient er einmal mit der Nase daraufgestoßen zu werden, daß sie blutet.

Inzwischen hatte sich das Menzel'sche „Literaturblatt" ihm angenehm zu machen gewußt; denn er schreibt am 8. October 1856:

> Während alle wohlgeschmierten Recensenten mit Respect von der Correspondenz der Fichte und Schelling reden, hat schon vor zwei Monaten Menzel in seinem „Literaturblatt" ehrlich dargethan, wie die Lumperei und Charlatanerie dieser Kerle darin an den Tag kommt. Ebenso hat er Fichte's „Anthropologie" analysirt und ihre ganze Albernheit dargethan. Das Blatt Menzel's enthält überhaupt viel Gutes, Gescheites und ist wohlgeschrieben. Nur muß man die häufigen Anfälle von Monomanie, nämlich religiöser hinnehmen.

Aehnlich geht es unsern von ihm eifrig gelesenen, oft erwähnten, je nach der Stellung, die sie zu ihm und seiner Philosophie einnahmen, bald gelobten, bald getadelten „Blättern für literarische Unterhaltung", und auch wir persönlich bekommen von ihm einmal einen Hieb, weil wir in einer Anzeige der Schücking'schen Schrift über Geneanomie nicht sein wie er selbst sich rühmt „schönes und gründliches Kapitel darüber" angeführt hatten; aber

er sieht die Zeit kommen, „wo, wer nicht weiß, was ich über einen Gegenstand gesagt habe, sich als Ignoranten blosstellt". Seine entsetzliche Reizbarkeit zeigt sich besonders auch in einem Schreiben vom 2. November 1853, in welchem er über die in der Brockhaus'schen Officin eingeführte „Hausorthographie" in die maßloseste, wirklich lächerliche Wuth ausbricht. „Was?" ruft er aus, „eine deutsche Accademia della crusca, bestehend aus Handwerksburschen, denn das sind die Setzer, also aus Knoten!" Nachdem er diese noch weiter des Buchdruckers „schwarze Myrmidonen aus dem Schmierloch" genannt, fährt er fort: „Ich würde dem Kerl gleich meine Meinung schreiben; allein er ist Ihr Verleger, Ihr Organ, und daher uns unentbehrlich." Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, auch der Schopenhauer'schen! Im übrigen ist zu bemerken, daß Schopenhauer's Orthographie eine zum Theil sehr eigenthümliche, zum Theil veraltete war; er schrieb z. B. „trübsälig", „glücksälig", „etwan", „Spaaß", „gescheut" u. s. w.

Nur noch einige charakteristische Stellen wollen wir aus Schopenhauer's Briefen hier anführen. Frauenstädt hatte ihm ein Urtheil Anselm von Feuerbach's über Schopenhauer's Mutter mitgetheilt, und dies Urtheil lautete:

Hofräthin Schopenhauer, eine reiche Witwe. Macht von der Gelehrsamkeit Profession. Schwatzt viel und gut. Verständig ohne Gemüth und Seele. Selbstgefällig, nach Beifall haschend, und stets sich selbst belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern, deren Geist zu lauter Verstande aufgeschoßt ist.... Das Gänschen ihre Tochter u. s. w.

Höchlichst hiervon ergötzt schreibt Schopenhauer am 12. Juli 1852:

Ich danke Ihnen für die Mittheilung der Stelle im Feuerbach, die mir sonst wol nie zu Gesicht gekommen wäre. Die Charakteristik ist nur gar zu treffend. Habe, Gott verzeih' mir's, lachen müssen.

Ein Sohn mag über seine Mutter denken und mit ihr gestanden haben wie er will — und Arthur hatte allerdings mit ihr sehr schlecht gestanden und dachte über sie sehr unkindlich — nie aber wird er, wenn er irgend feineres Gefühl besitzt, einem dritten gestatten, daß er sie verunglimpft und lächerlich macht, oder gar darüber schadenfroh lachen. Selbst der Irokese wird seine Mutter gegen ihre Verunglimpfer in Schutz nehmen und auf Tod und Leben für sie einstehen; aber unsere Civilisation und namentlich unsere das Gemüth und die Pietät auftrocknende gelehrte Bildung hat eine Höhe erreicht, von der sie kopfüber in die Tiefebene der Barbarei und noch unter diese hinabtaumeln zu wollen scheint. Schopenhauer steht in Bezug auf Vergötterung seiner selbst und gemüthloser Verachtung aller übrigen keineswegs allein; er war nur aufrichtiger und kannte weniger Scheu als viele Gemüthsverwandte.

Gleich gemüthlos (im „Lande des Gemüths" — in Deutschland!) schreibt Schopenhauer über Beneke's unglückliches Ende:

Dr. Lindner hat mir die Vossische mit Beneke's Nekrolog geschickt, wofür ich ihm sehr dankbar bin, da es mich interessirt, die Laufbahn dieses Sünders zu sehen. Ich glaube, er hat es schließlich dem Empedokles gleichthun wollen und ist in Gott weiß welches Loch gesprungen, wo ihn der Teufel finden kann. Statt der ehernen Pantoffeln wird wol einmal die goldene Brille ausgeworfen werden.*) Fragt sich, ob ein Derangement seiner „Angelegtheiten"**) oder seiner Angelegenheiten ihn dazu bewogen hat.

Er fährt dann fort, seiner unüberwindlichen Abneigung gegen Berlin Ausdruck gebend:

Viel Selbstmord in Berlin? Glaub's; ist physisch und moralisch ein vermaledeites Nest, und bin ich der Cholera sehr dankbar, daß sie mich vor 23 Jahren daraus vertrieben hat und hierher, ins mildere Klima und sanftere Leben. Guter Ort für eine Eremitage.

Seinem Widerwillen gegen Berlin macht er auch Luft bei Erwähnung des im Frühling 1856 aufgetauchten Gerüchts, daß man damit umgehe, an der züricher Universität einen Lehrstuhl ausschließlich für seine Philosophie zu errichten und sie durch Frauenstädt zu besetzen; er meint, das Leben in Zürich sei doch ein ganz anderes, „als in dem greulichen magern Berlin und seiner Verruchtheit".

Seine bekannte reactionäre Gesinnung tritt in diesen Briefen wiederholt zu Tage. Er gesteht am 11. Juni 1848:

Geistig habe ich diese vier Monate schrecklich leiden müssen, durch Angst und Sorge: alles Eigenthum, ja der ganze gesetzliche Zustand bedroht!.... Die Pariser haben's eingebrockt — und haben's ausgefressen; haben uns in den Koth hinein und wieder, si Diis placet, herausgezogen: nicht mehr als billig.

Er erzählt am 2. März 1849:

Was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse, dessen Gegenschüsse das Haus erschüttern: plötzlich Stimmen und Geboller an meiner verschlossenen Stubenthüre: ich, denkend, es sei die souveräne Canaille, verrammle die Thür mit der Stange: jetzt geschehen gefährliche Stöße gegen dieselbe: endlich die feine Stimme meiner Magd: „Es sind nur einige Oesterreicher!" Sogleich öffne ich diesen werthen Freunden: 20 blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern zu schießen; besinnen sich aber bald, es ginge vom nächsten Hause besser. Aus dem ersten Stock recognoscirt der Offizier das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Operngucker, mit dem Sie einst den Ballon sahen.

Ein andermal bemerkt er spöttisch: „Die Revolution hat neue Hausnummern gemacht: das einzige von ihr, was zu bleiben verdient"; und weiter drückt er seine Genugthuung mit den zurückgeschraubten Zuständen in den Worten aus: „Die Zeit des Bellens und Kannegießerns ist vorbei. Jetzt hat sich jeder der Literatur zu widmen."

Vielleicht nicht übel nennt Schopenhauer einmal den Protestantismus, wie er jetzt ist, „ein Christenthum mit abgebrochener Spitze". Ein in der „Novellenzeitung" erschienener Aufsatz über ihn gibt ihm in seinem letzten Briefe zu der Bemerkung Anlaß: „Letzteres ist eine satirische Beschreibung meiner Person von Madame B...., weil ich nicht habe mit ihr conversiren wollen, bei Tische: — acht Tage lang: mit den Protokollen dieser gehofften

*) Beneke trug eine goldene Brille.

**) Dieses Ausdrucks bediente sich Beneke in seiner Psychologie.

Conversationen dachte sie ihre Hotels-Rechnungen zu bezahlen.“ Auch dies möge noch aus diesen Briefen hier angeführt sein.

Die Verfasser geben vorliegendes Buch als eine Schutzschrift für Schopenhauer; aber man urtheile, ob eine Schrift, welche in ihrer bedeutendsten Partie so viele Selbstgeständnisse enthält, die nicht eben für Schopenhauer sprechen und seinem Andenken nur Eintrag thun können, im eigentlichen Sinne des Worts eine Schutzschrift genannt werden könne. Frauenstädt sucht seinen Clienten zwar in geschickter Weise zu vertheidigen, läßt ihn aber durch den fast unverkürzten Abdruck seiner Briefe vielfach gegen sich selbst Zeugniß ablegen und seine Schutzrede dadurch schwächen. Dabei geben wir gern zu, daß diese Briefe für Schopenhauer ebenso charakteristisch als auch ziemlich unterhaltender Art sind; denn doctrinär und langweilig war Schopenhauer nie und im Schimpfen zeigte er sich bis zu einem gewissen Grade genial und erfinderisch. Begegnen wir auf der Straße jemand, der durch sein Toben und Schimpfen ein großes Publikum um sich versammelt, so werden die meisten von uns unwillkürlich stehen bleiben; sie werden den Mann zwar für roh, ungeschlacht und jähzornig halten, aber sich doch bis zu einem gewissen Grade amusiren.

Außer diesen Briefen enthält das Buch zunächst eine 130 Seiten lange Abhandlung von Ernst Otto Lindner: „Arthur Schopenhauer. Ein Wort der Vertheidigung.“ Der Verfasser polemisirt zuvörderst gegen das bekannte Gwinner'sche Buch, sodann namentlich gegen Gutzkow's und Julian Schmidt's Auslassungen über Schopenhauer, und er findet es eigenthümlich, daß in Bezug auf Schopenhauer sich beide erbitterten Gegner brüderlich die Hand reichten. Man kann nichts dagegen haben, wenn Lindner sich seines Herrn und Meisters gegen diejenigen annimmt, die ihn seiner Ansicht nach zu hart, unbillig oder verkehrt beurtheilten; aber er thut dies leider in einer unliterarischen, zum Theil persönlichen Weise, die wir nicht billigen können. Der Deutsche ist niemals unliebenswürdiger, als wenn er polemisirt; aller Atticismus hat dann ein Ende und der Böoticismus, die Ungeschliffenheit tritt an seine Stelle. Die Verfasser dieses Buchs sind als ausgemachte Schopenhauerianer hierin freilich anderer Ansicht als wir. Frauenstädt z. B. bemerkt später in seinen „Memorabilien“:

> Wie alle großen Polemiker, nennt Schopenhauer alberne und dumme oder gemeine und niederträchtige Dinge bei ihrem wahren Namen, statt hier, wie die Schwächlinge, die keiner sittlichen Entrüstung fähig sind und denen „Anstand“ die höchste Tugend ist, sich der Euphemismen zu bedienen. Das ist doch aber, denke ich, selbst vom ästhetischen Standpunkte aus, welcher fordert, daß überall die Form dem Inhalt entspreche, nur gerechtfertigt. Möchten immerhin gegen die Schopenhauer'sche Polemik in der Sache mitunter sich Einwendungen machen lassen; ihre Form ihr zum Vorwurf zu machen, ist in meinen Augen nur ein Zeichen jener moralischen Verkommenheit, welcher alle sittliche Entrüstung abhanden gekommen, und die, weil sie selbst keiner solchen mehr fähig ist, sie auch von andern nicht leiden mag. Wie weit diese moralische Verkommenheit bei uns schon gediehen ist, konnte man jüngst z. B. an manchen Beurtheilungen des Buchs von Ferdinand Lassalle über Julian Schmidt sehen. Es hat hier nicht an Recensenten gefehlt, welche der Lassalle'schen Geiselung Schmidt's Mangel an „Anstand“ vorwarfen. Kann es aber wol etwas Dümmeres und zugleich Unsittlicheres geben, als die Forderung, eine so höchst unanständige Sache, wie die Julian Schmidt'sche Art, Literaturgeschichte zu machen, anständig zu behandeln? Heißt das nicht fordern, man solle Unwissenheit und Frechheit — denn diese sind dem Julian nachgewiesen — anständig behandeln? Mich wundert, daß unsere modernen Anstandsapostel noch nicht unternommen haben, die deutsche Sprache, welche so reich ist an „unanständigen“ Ausdrücken, von diesen zu reinigen und ein anstandsgemäßes Lexikon herauszugeben.

Obschon wir zugeben, daß jemand, der einen Mann wie Julian Schmidt abzufertigen unternimmt, den Shakspeare'schen Spruch:

> Zerlegen laßt uns ihn, ein Mahl für Götter,
> Nicht ihn zerhauen wie ein Aas für Hunde —

nicht zur Richtschnur zu nehmen hat, so müssen wir doch auf unserer frühern Behauptung bestehen bleiben, daß Lassalle's Schrift viel mehr gewirkt und dem literarischen Ansehen Schmidt's viel mehr Abbruch gethan haben würde, wenn er sich durchweg eines anständigern Tons befleißigt, wenn er nur als Gelehrter und nicht in der Maske eines „Setzerweibes“ zu Julian Schmidt gesprochen hätte. Dieselbe Ansicht haben wir von vielen gebildeten Leuten aussprechen hören, die keineswegs Freunde Julian Schmidt's sind und eine Bloßlegung seiner Falsa und anmaßlichen Behauptungen, falls dies nur in würdiger Weise geschähe, sehr in der Ordnung und ganz zweckmäßig fanden. Man beschämt den Groben nicht durch Grobheit, sondern durch Würde und Gemessenheit, wenn auch nicht im ersten Augenblick, doch später in den schwerlich ausbleibenden Stunden der Ueberlegung und Reue. Daß aber in der Forderung, es sei auf literarischem Gebiete sowol wie in der guten Gesellschaft auf Anstand zu halten, etwas Dummes und Unsittliches liegen soll, ist eine Behauptung, die nur in Deutschland möglich ist. Mit unserer Grobheit und Ungeschliffenheit, die früher bei uns nur ein Naturtrieb war, jetzt aber sogar in sophistischer Weise von Frauenstädt vom ästhetischen Standpunkt gerechtfertigt werden zu sollen scheint, machen wir Deutsche uns in den Augen des Auslandes nur verächtlich. Mag wer will den deutschen Nationalruhm der Grobheit für einen feinen halten, wir persönlich werden uns niemals zu dieser Ansicht bekehren lassen. Auch mit sittlicher Entrüstung kann und muß der öffentliche Anstand sehr wohl bestehen können, ja um so mehr, da der Anstand und nicht die Ungeschliffenheit sittlicher Natur ist. Frauenstädt hätte übrigens nicht sagen sollen, daß Schopenhauer alberne und dumme oder gemeine und niederträchtige Dinge bei ihrem wahren Namen genannt habe, sondern sehr häufig Dinge, die er von seinem subjectiven Standpunkt für dumm und albern, gemein und niederträchtig hielt. Und weil dieses subjective Dafürhalten gerade in dem dünkelhaften Deutschland, wo die meisten sich von vornherein für klüger halten als alle übrigen, so häufig vorkommt, ist es doppelt nöthig, in der Wahl des Ausdrucks vorsichtig zu sein.

Dagegen müssen wir uns vollkommen damit einver-

standen erklären, wenn Lindner bemerkt: das Selbstgefühl Schopenhauer's habe natürlich in abstoßender Weise sich um so höher steigern müssen, je geringer er seinen Werth von der Welt angeschlagen sah. Hätten die „Universitätsphilosophen", in deren Augen freilich meist nur der etwas gilt, der einen Lehrstuhl einnimmt, ihm schon früh die ihm doch jedenfalls gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, so würde Schopenhauer schwerlich einen so unvertilgbaren, halb teuflischen Grimm gegen sie in sich gefressen haben. Es gibt viele in Deutschland, welche sich einbilden, einen schriftstellerischen Collegen, selbst einen verdienten und talentvollen, durch systematisches Ignoriren demüthigen und ihm das Gefühl seines Nichts zum Bewußtsein bringen zu können; aber diese Herren sind sehr schlechte Psychologen; sie erreichen damit meist nur das Gegentheil von dem, was sie bezwecken. Zum Trost gereicht in solchen Fällen nur, daß wirkliches Verdienst zuletzt doch von einer heranwachsenden jüngern Generation anerkannt zu werden pflegt, falls man diese noch erlebt, wie dies auch bei Schopenhauer der Fall war. Das Unglück bei diesem war nur, daß er sich für ein alle überragendes Genie hielt; und etwas Geringeres als ein Genie kann und darf man ja in Deutschland nicht sein. Diese Geniewuth hat bei uns schon unsagliches Unglück angerichtet, für welches diejenigen verantwortlich sind, welche zuerst in der Ueberschreitung, der Maßlosigkeit, wenn nicht gar der Verzerrung und Ungeheuerlichkeit, mit dabei verbundener Anmaßlichkeit die Hauptwahrzeichen des Genies erblicken wollten.

Im übrigen zeigt Lindner dann und wann seine Unabhängigkeit von Schopenhauer. Wenn dieser die Ansicht aufstellt, daß sich der Wille vom Vater, der Intellect von der Mutter vererbe, so meint Lindner, daß diese Ansicht sich erfahrungsmäßig ebenso oft zu bestätigen scheine, als das Gegentheil davon nachgewiesen werden könne; auch sei sie nicht die wahre und eigentliche Meinung Schopenhauer's, da dieser von dem Intellect des weiblichen Geschlechts (der Verfasser führt mehrere betreffende Stellen an, darunter die, „daß das Weib keines rein objectiven Antheils an irgendetwas fähig sei") zu gering gedacht habe, um im Ernste die Lehre von der Vererbung des Intellects von der mütterlichen Seite her aufstellen zu wollen.

Die Lindner'sche Abhandlung enthält außerdem an eigenhändigen Schriftstücken Schopenhauer's einen nicht uninteressanten, englisch abgefaßten, hier aber auch in deutscher Uebersetzung mitgetheilten Brief über die Farbentheorie an den englischen Maler Ch. Eastlake, den Uebersetzer der Goethe'schen „Farbenlehre", die mit der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Betreff der Verlagsübernahme des zweiten Bandes von „Die Welt als Wille und Vorstellung" gewechselten Briefe oder Briefentwürfe, und Auszüge aus Briefen Schopenhauer's an den Verfasser. Was die Briefe an Schopenhauer's Verlagshandlung betrifft, so wissen wir zwar nicht, seit wann es Brauch ist, Geschäftsbriefe zu veröffentlichen, ohne vorher Erlaubniß von der betreffenden Geschäftsfirma, was in diesem Falle sicherlich nicht geschehen ist, eingeholt zu haben, aber das weite Gewissen der jetzigen deutschen Generation wird auch gegen diese Licenz nichts einzuwenden haben. Das große Selbstgefühl Schopenhauer's spricht sich begreiflicherweise auch in diesen Briefen in bedenklicher Weise aus; wenn, bemerkt er einmal, ein Verleger an sein Werk nicht einmal die Druckkosten setzen mag,

nun so soll mein Werk liegen bleiben, um einst als Posthumum zu erscheinen, wenn die Generation gekommen sein wird, die jede Zeile von mir freudig aufnehmen wird: sie wird nicht ausbleiben.

An einer andern Stelle bemerkt er:

Die große Seifenblase der Fichte-Schelling-Hegel'schen Philosophie ist soeben im endlichen Platzen begriffen: dabei ist das Bedürfniß nach Philosophie größer als jemals: man wird sich jetzt nach soliderer Nahrung umsehen: und die ist allein bei mir dem Verkannten zu finden, weil ich der einzige bin, der blos aus innerm Berufe gearbeitet hat.

In den Briefen an Lindner wüthet Schopenhauer wieder gegen die „Nichtswürdigkeit" der Universitätsphilosophen, gegen die „Hundsfötter" und „Schufte", die ihn 35 Jahre hindurch ignorirt hätten; er spricht sich mit großer Genugthuung über das Tischrücken aus, weil sich darin der Wille in seiner ursprünglichen Allmacht zeige, und in heftigen Worten erklärt er sich namentlich gegen den modernen Optimismus. Er schreibt z. B. an Lindner im Jahre 1854:

Besonders aber freut mich, daß Sie dem Pessimismus und der Askese die Ehre gönnen, welche der Wahrheit gebührt, gegenüber dem rein jüdischen, niederträchtigen Optimismus, dessen Fall um so eclatanter sein wird, als die Majorität für ihn unzählbar ist.

Wohlgesinnt ist Schopenhauer überhaupt den Juden nicht; Frauenstädt führt z. B. folgenden Ausspruch von ihm an:

Der liebe Gott, in seiner Weisheit voraussehend, daß sein auserwähltes Volk in alle Welt zerstreut werden würde, gab dessen Mitgliedern einen specifischen Geruch, daran er sie überall erkennen und herausfinden könnte: den foetor judaicus.

Auf den Lindner'schen Aufsatz folgt eine sehr umfangreiche Abhandlung von Julius Frauenstädt „Arthur Schopenhauer. Memorabilien und Nachlaßstücke", die wieder ein ganzes Buch für sich bildet und einzeln gedruckt einen sehr ansehnlichen Band geben würde. Frauenstädt's Mittheilungen über Schopenhauer sind theils seinen Gesprächen mit diesem, theils dessen nachgelassenen Manuscripten entnommen. Ueber letztere bemerkt er im Vorwort, es seien dieselben, die er schon in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen zweiten Auflage der „Parerga" aufgeführt habe:

1) Die Erstlingmanuscripte; 2) Reisebuch; 3) Foliant; 4) Brieftasche; 5) Quartant; 6) Adversaria; 7) Cholerabuch (d. h. auf der Flucht vor der Cholera geschrieben); 8) Cogitata; 9) Pandekta; 10) Spicilegia; 11) Senilia. Diese Manuscripte — bemerkt der Verfasser — enthielten außer den bereits von Schopenhauer selbst für seine Werke benutzten und deshalb mit Bleistift durchstrichenen Stellen eine große Menge noch unbenutzter und undurchstrichener. Unter diesen bisher theils ungedruckten, theils noch nicht in dieser Form gedruckten Stellen habe ich viele gefunden, die mir für die „Memorabilien" besonders geeignet schienen und die ich daher für dieselben benutzt habe.

Auf eine Personalbeschreibung Schopenhauer's nach Denner'schem Muster mit Wiedergabe jedes Gesichtsfältchens und Wärzchens darf man bei Frauenstädt nicht rechnen; er selbst bemerkt in dieser Hinsicht:

Erstens hat mir eine solche Personalbeschreibung noch nie gelingen wollen; zweitens glaube ich auch, daß sie überhaupt nicht gelingen kann, weil sie doch nur in allgemeinen, abstracten Begriffen wiederzugeben vermag, was eigentlich gesehen werden muß.

Wir sind in diesem Punkte ebenso einverstanden mit Frauenstädt als mit Lindner, wenn dieser sich gegen den jetzt in Biographien üblichen Anekdotenkram mit den Worten erklärt:

Keinem verständigen Menschen wird es überdies einfallen, bei Rafael's Galathea vor allem nach der Fornarina zu fragen; kein Einsichtiger wird zum Verständniß und zur Würdigung von Bach's Passionsmusik nach den Anekdoten greifen, die etwa noch von dem leipziger Cantor aufzufinden wären; und ebenso wenig wird irgendjemand Kant's „Kritik der reinen Vernunft" mit dem Billardspielen desselben zusammenbringen wollen.

Und wenn er dann weiter fortfährt:

Wesentlich, allgemein gültig, unsterblich ist nur das, was keiner Erklärung aus der individuellen Persönlichkeit seines Schöpfers bedarf; wo eine solche Erklärung nothwendig wird, da tritt das Absonderliche, Unklare, Unfertige ein.

Frauenstädt sucht aus dem Leben wie der Lehre Schopenhauer's nachzuweisen, daß dieser kein gemeiner Mensch gewesen; und er theilt zu diesem Zwecke unter vielem andern auch ein interessantes Schriftstück mit, eine Dedication Arthur Schopenhauer's an seinen seit langen Jahren verstorbenen Vater, die er der zweiten Auflage seines Hauptwerks voranzustellen beabsichtigte, was er aber aus irgendeinem unbekannt gebliebenen Grunde unterlassen hat; und in der That, je geringer Schopenhauer von seiner Mutter dachte, desto besser dachte er, wie auch diese Dedication beweist, von seinem Vater, dem er bis zuletzt Gefühle der treuesten Pietät, Dankbarkeit und Verehrung widmete. Es ist dies ein schöner, mit vielem versöhnender Zug in dem Leben dieses stolzen Geistes. Schopenhauer ruft darin unter anderm einmal aus:

Daß ich die Kräfte, die mir die Natur gab, ausbilden und zu dem verwenden konnte, wozu sie bestimmt waren, daß ich dem angeborenen Triebe folgen und für Unzählige denken und arbeiten konnte, während keiner für mich etwas that: das danke ich dir, mein Vater, danke es deiner Thätigkeit, deiner Klugheit, deiner Sparsamkeit und Sorgfalt für die Zukunft. Darum sei du mir gepriesen, mein edler Vater! Und jeder, der an meinem Werk irgendeine Freude, Trost oder Belehrung findet, soll deinen Namen vernehmen und wissen, daß, wenn Heinrich Floris Schopenhauer nicht der Mann gewesen wäre, der er war, Arthur Schopenhauer hundertmal zu Grunde gegangen wäre.

Es kann auch sehr leicht geschehen, daß die Liebe zu einem edeln Menschen so unser ganzes Herz erfüllt, daß keine andere Platz darin hat und wir ungerecht gegen alle übrigen werden. Im allgemeinen führt aber der Schopenhauer'sche Pessimismus mehr zu verächtlichem Mitleid mit der bedrängten misgeschaffenen Creatur als zu werkthätiger Liebe. Diesem Pessimismus zufolge müßte man von einem Neugeborenen eigentlich nicht sagen: er ist geboren worden, sondern er ist verurtheilt worden zu leben, was man freilich nicht sagen dürfte, wenn man mit Schopenhauer einen Willen zum Leben annimmt. Wir werden ja aber gar nicht danach gefragt, ob wir leben wollen, sondern wir müssen leben und aus diesem Muß folgt alles übrige Müssen. Der frühverstorbene uneheliche Sohn, den, wie man zum Ueberfluß durch Lindner erfährt, Schopenhauer in Dresden gehabt hat, ist vor dem Zeugungsact sicherlich auch von seinem Vater nicht gefragt worden, ob er einen Willen zum Leben habe.

Aber Schopenhauer selbst corrigirt seinen Pessimismus später dahin, daß er Arbeit, Plage, Kampf, Mühe und Noth als die Factoren anerkannte, die dazu nöthig seien, um dieses Dasein, welches ohne sie ein fades Schlaraffenleben sein würde, mit einem tiefern Inhalt zu erfüllen und ihm eine ernstere Richtung auch auf die Welt des Gedankens zu geben. „Für ein solches Geschlecht paßt kein anderer Schauplatz, kein anderes Dasein", bemerkt er; ebenso gut könnte man aber auch sagen, dieser Schauplatz, dieses Pünktchen im Weltall, diese Erde, passe für kein anderes Geschlecht. Gegen die sehr großen Gefahren, die uns von einem zu weit getriebenen Optimismus drohen, ist die pessimistische Lehre Schopenhauer's als Correctiv jedenfalls von Werth; es ist von Werth, wenn in einer Zeit, wie die unserige, wo Unzählige nur im Genuß etwas Positives erblicken und ihm mit einer Rastlosigkeit nachjagen, daß darüber der Genuß fast ein Ende hat, ein Philosoph von der Bedeutung Schopenhauer's den Satz aufstellt: der Genuß sei negativ, und nur der Schmerz, das Leiden sei positiv.

Und fast können wir Schopenhauer lieben lernen, wenn wir in seinem Hauptwerk jene schöne Stelle lesen, worin er, was einem „Universitätsphilosophen" allerdings nicht leicht beikommen würde, die Güte des Herzens so hoch über die glänzendsten Eigenschaften des Kopfs stellt, daß danach Baco von Verulam gegen einen ungelehrten Mann von edelm Herzen als nichts erscheint. Schopenhauer sagt:

Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit, werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund gethan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transscendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder andern Vollkommenheit incommensurabel. Wo sie im hohen Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, sodaß jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt; da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identificirt..... Was ist dagegen Witz und Genie? Was Baco von Verulam?

Wir führen hier noch einige bemerkenswerthe, von Frauenstädt mitgetheilte, wie es scheint sämmtlich aus Schopenhauer's Nachlaßpapieren entnommene Stellen an:

Nach einem Ausfall auf die Hegel'sche Charlatanerie sagt Schopenhauer: „A propos, ich lege hier für den Fall meines Todes das Bekenntniß ab, daß ich die deutsche Nation wegen

ihrer überschwenglichen Dummheit verachte und mich schäme, ihr anzugehören. Mich tröstet blos, was Baco sagt, in den colores boni et mali, von nördlichen und südlichen Völkern."

Sehr schön im Ausdruck ist folgende Stelle, in der er freilich zumeist auch an sich gedacht haben mag:

Von der Gelehrten-Republik ist oft die Rede, aber nicht von der Genialen-Republik. In dieser geht es so zu: ein Riese ruft dem andern zu, durch den öden Zwischenraum der Jahrhunderte, ohne daß die Zwergenwelt, welche darunter wegkriecht, etwas mehr vernähme, als Getön, und mehr verstände, als daß überhaupt etwas vorgeht. Und wiederum, dies Gezwerge treibt da unten unaufhörliche Possen und macht großen Lärm, schleppt sich mit dem, was jene haben fallen lassen, proclamirt Heroen, die selbst Zwerge sind, u. dgl. m., wovon jene Riesengeister sich nicht stören lassen, sondern ihr hohes Geistergespräch fortsetzen.

Wie so viele genial begabte Menschen, die infolge der Zerrissenheit und Disharmonie des deutschen Lebens nothwendig isolirt bleiben oder sich doch vereinsamt fühlen müssen, zankt auch er auf das heftigste mit seinen deutschen Landsleuten. Wir haben soeben eine derartige Stelle angeführt, und wir lassen ihr hier noch folgende zwei kleinere folgen:

Das deutsche Vaterland hat an mir keinen Patrioten erzogen. — Die Deutschen loben? dazu würde mehr Vaterlandsliebe erfordert, als man nach dem Lose, welches mir geworden, billigerweise von mir verlangen kann.

Daß an solchen Ausfällen gekränkte Eitelkeit ihren Antheil hatte, ist ersichtlich; aber daß Geist und Genie als solche, wenn sie nicht mit den Tendenzen des Tags Chorus oder sich dem Staatszweck dienstbar machen, in Deutschland stets eine misliche Stellung gehabt haben, ist eine alte nicht in Abrede zu stellende Thatsache. Schopenhauer war des geistigen Hochmuths übervoll; aber er buhlte nicht um äußere Auszeichnung, um Aemter, Titel und Orden; er kannte auch nicht, wie Frauenstädt richtig hervorhebt, jene moderne Vielseitigkeit, womit man nicht blos ein großer Dichter oder Denker, sondern gleichzeitig auch ein großer Politiker, ein großer Volksredner, ein gebildeter Weltmann, ein feiner Gesellschafter u. s. w. sein will. Schopenhauer gab auf Titel gar nichts; er bemerkt einmal:

Auf Büchertiteln mit seinen eigenen Titeln und Aemtern zu prunken, ist höchst unpassend: in der Literatur gelten keine andere, als geistige Vorzüge: wer andere geltend machen will, verräth, daß er diese nicht hat.

Wenn Schopenhauer auch das Denken nicht erfunden, noch so zum Abschluß gebracht hat, daß man fortan, wie er sich einbildete, nur schopenhauerisch denken müßte, wenn er auch kein geschlossenes System aufgestellt hat, was auch beim Philosophiren gar nicht nöthig, vielmehr eher schädlich ist, so hat er doch vieles berichtigt und in geistvoller Weise angeregt, viele bedenkliche und verlogene sophistische und dialektische Künste in ihrer Hohlheit aufgedeckt. Er ist nie dem Indifferentismus verfallen; er hat der Philosophie immer ihr moralisches Princip gewahrt und den Unterschied zwischen dem sittlich Guten und sittlich Bösen stets entschieden festgehalten. Er war aufrichtig und überzeugungstreu und hat in seiner Weise der Wahrheit Zeit seines Lebens mit Ausdauer und Ernst nachgestrebt. Zwar die letzte absolute Wahrheit hat er nicht gefunden, und wer könnte sie finden, der nicht Mitbürger aller im unendlichen Raum vorhandenen unzähligen Welten ist und nicht als Augenzeuge dem großen Schöpfungsacte beigewohnt hat? Aber er hat einige neue Wahrheiten entdeckt und viele ältere in eine von den abstrusen Terminologien und gesuchten Dunkelheiten der philosophischen Schulsprache sich fernhaltende geist- und lichtvolle Form gekleidet, und er hat sich dabei als praktischer Philosoph den Positionen des wirklichen Lebens mehr genähert als irgendein anderer moderner deutscher Philosoph. Mit einem solchen Baarbestande wirklicher Verdienste läßt sich ein sonst vielleicht vorhandenes, selbst großes Deficit schon decken.

Hermann Marggraff.

Novellen und Erzählungen.

Ein ganz besonderer Vorzug der germanischen Völker vor andern ist die umfassende und vielseitige Tiefe der Phantasie und der Gemüths- und Gefühlswelt. Hierdurch werden die Germanen ganz besonders befähigt, sich in die Stimmung anderer Völker und anderer Zeiten sowie in die abgeschlossenere geistige Lebenssphäre eines Individuums hineinzudenken und aus dieser Stimmung heraus Ton und Färbung vergangener Zeiten zu treffen und treue Schilderungen von Völkern und von einzelnen Personen zu entwerfen. Den Franzosen wird es bekanntlich unendlich schwer, sich von ihrem specifischen einseitigen Franzosenthum freizumachen, und ohne französische Schminke und Tünche können sie nicht leicht Zeiten und Personen darstellen. Eine Ausnahme hat vielleicht der eine, André Chenier gemacht; als Sohn einer gebildeten Griechin vereinigte er in richtiger Weise griechische und französische Bildung miteinander, und verstand im Geiste der Griechen zu schaffen und zu dichten, ohne in sklavische Nachahmung des Antiken verfallen zu sein.

Die Germanen dagegen können durch die Zauberkraft ihrer vielseitigen Phantasie alles Fremde in der Kunst, wenn es nur wirklichen poetischen Gehalt hat, begreifen und in sich aufnehmen und assimiliren und alle Seiten des geistigen Lebens der Völker und Individuen in plastischer Anschaulichkeit schildern. Wir erinnern an Herder's „Stimmen der Völker", an Goethe's „Iphigenie", an die Leistungen der Romantiker, woran sich eine große Zahl vortrefflicher Leistungen der neuesten Zeit anreihen. „Der hochgebildete Deutsche darf sich nach und nach rühmen, ein Panorama alles Schönen, was je gedichtet worden, um sich versammelt zu haben."

Diese Vorzüge des germanischen Geistes treten auch auf dem Gebiete der Geschichte und Biographie hervor und sind selbst oft noch wahrzunehmen in kleinern Erzählungen und Novellen, welche auf historischem Grunde ruhen und Zeiten und Menschen der Vergangenheit schildern. Einige von den jetzt zu besprechenden Productionen gewähren gerade in dieser Beziehung ein besonderes Interesse.

1. Geschichten aus alter Zeit. Von W. H. Riehl. Erster Band. Stuttgart, Cotta. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Buch enthält acht einzelne Geschichten; die erste: „Der stumme Rathsherr", ist die interessanteste und am schönsten erzählte, und der Verfasser hat seinen Zweck „gute Menschen zu erheben, indem wir sie erheitern, was doch die erquickendste und liebenswürdigste Aufgabe des schaffenden Mannes bleibt in der Schrift sowol wie in der Kunst", vollkommen darin erreicht. Es herrscht in dieser Geschichte ein köstlicher heiterer Humor und eine wunderbare Tiefe. Der Inhalt derselben ist, mit kurzen und dürren Worten angedeutet, folgender. Gerhard Richwin, Bürger und Wollenweber in Wetzlar im 14. Jahrhundert, war ein reicher Mann, weil sein Vater gespart und gearbeitet hatte.

Dafür glaubte nun der Sohn feiern zu können, und er lebte deshalb verschwenderisch und unordentlich, gab allen seinen tollen und unsinnigen Launen nach und vernachlässigte sein Geschäft und seine Familie, insbesondere die Erziehung seiner Kinder, sodaß sein ganzes Hauswesen auf die Bahn gänzlichen Verfalls gerieth. Einst erhielt er einen prächtigen jungen Hund zum Geschenk, „einen großen schwarzen Wolfshund von spanischer Rasse, kaum dreiviertel Jahre alt, noch ganz ungezogen, täppisch und Muthwillens voll". Dieser Hund richtete überall so viel argen Unfug an, daß sein Herr darüber zuletzt bei einer außerordentlichen Veranlassung in ernsten Conflict mit dem Magistrat gerieth, und letzterer nur unter der Bedingung auf die Abschaffung des Hundes verzichtete, wenn er hinfort unter besserer Aufsicht gehalten würde. „Da gelobte sich Meister Richwin heilig, von Stund an den Hund nach einer ganz neuen, planvollen und gründlichen Weise zu erziehen. Um aller Welt Güter hätte er das Thier gerade jetzt nicht abgeschafft; er wollte recht behalten und den Wetzlarern zeigen, daß er trotz des letzten Auftrittes dennoch den unbändigen Halbwolf lammfromm machen könne. Er brütete — zum ersten male in seinem Leben — die ganze schlaflose Nacht über Erziehungsplänen."

Im Folgenden wird nun in der anziehendsten Weise erzählt, wie er den Hund planmäßig erzieht, und dadurch, ohne daß er es anfangs bemerkt und beabsichtigt, sich selbst erzieht: er gewöhnt sich an Ordnung und Sparsamkeit, verwaltet sein Hauswesen gut und erzieht auch seine Kinder streng und consequent. Er wird einer der geachtetsten und angesehensten Männer der Stadt und zuletzt zum Rathsherrn erwählt. Da er aber von seinem Hunde, von welchem er zuletzt einsieht, wie viel er ihm verdankt, sich auch nicht einmal auf Stunden trennen will, und er ohne ihn deshalb auch nicht zu Rathe sitzen kann, so wird ihm gestattet, seinen Hund mitzubringen; doch solle diese Vergünstigung sofort aufhören, wenn der Hund sich nicht ganz stumm in dem Rathe verhalte. Das kluge Thier begreift seine Stellung sehr gut, und die Leute nennen ihn seit der Zeit „den stummen Rathsherrn". Später rettet er seinem Herrn noch das Leben.

„Liebesbuße", „Die Lüge der Geschichte", „Der Leibmedicus", „Der Dachs auf Lichtmeß", sind ebenfalls ganz vortreffliche Erzeugnisse. Für weniger meisterhaft halten wir „Jörg Muckenhuber", „Der Fluch der Schönheit", „Gespensterkampf". Jörg Muckenhuber, ein etwa zwanzigjähriger, baumstarker Bursche, verwahrlost und zerlumpt, kommt im Jahre 1594 auf die Amtsstube der Stadt Nördlingen, und erklärt, er habe zwei Mordthaten begangen und wolle gehängt sein. Um die Sache näher zu untersuchen, wird er in das Gefängniß gesperrt, und hier erzählt er einer alten Frau, die unter dem Verdachte der Hexerei in einer Zelle neben der seinigen in Haft gehalten wird, er habe von Kind auf mit seinen Aeltern das frechste Landstreicherleben geführt, und habe alle die wilden Freuden eines ruhelos schweifenden Tagediebes ausgenossen, aber auch alle Mühsal, Entbehrung und Schmach. Gemordet habe er nie, auch nie geraubt oder gestohlen, sondern nur mitgenommen, was er gebraucht. Solch ein Treiben werde man bald satt. Er sei zerfallen mit seinen Verwandten und Freunden und mit sich selbst. Herumstreifen wolle er nicht länger und festsitzen könne er auch nicht. Um nun dem Leben, welches ihm reizlos geworden, ein glänzendes und ehrenvolles Ende zu machen, wolle er gehängt werden. Wir müssen gestehen, daß eine solche ganz absonderliche Art von trotziger Blasirtheit, für welche nur noch das Gehängtwerden einen Kitzel hat, uns bei näherer Betrachtung stark unnatürlich erscheint. Uebrigens wird Jörg nicht gehängt; er befreit die alte Frau aus der Gefängnißzelle, und diese, welche reich und einflußreich ist, und den Verdacht der Hexerei von sich abzuwenden weiß, adoptirt ihn dafür und formt ihn zu einem nützlichen Menschen um.

„Der Fluch der Schönheit" ist im Vergleich mit den übrigen Geschichten etwas breit und weniger scharf und kräftig gehalten. „Der Gespensterkampf" erscheint uns in manchen Einzelheiten und deren Verknüpfung etwas hart und zu romanhaft.

2. Historische Novellen von A. E. Brachvogel. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 3 Thlr.

Vorliegende zwei Bände enthalten drei Novellen: „Van Dyck's Rettung", „Die Pforte der Zukunft", „Salomon de Caus, der Physiker". Sie sind, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, in der Zeit von 1857—60 geschrieben worden, und sollen die Sammlung erweitern, welche im Jahre 1862 unter dem Titel „Aus dem Mittelalter" von ihm begonnen ist. In diesen historischen Novellen soll natürlich nicht eine ängstliche Illustration der Geschichte gesucht werden; die historischen Begebenheiten sind nur zur Dichtung benutzt worden, und zwar in der Weise, wie nach der Ansicht des Verfassers der Dichter die Geschichte benutzen darf, ohne sie in ihrer großen Bedeutung zu fälschen, und ohne den Geist, der aus ihr zu uns spricht, zu leugnen oder mißzuverstehen. Der Verfasser verdient im ganzen das Lob, daß er hier das Richtige getroffen hat: der historische Hintergrund hat eine den Zeiten und Sitten entsprechende Färbung und Haltung; die Einzelheiten, welche zum Theil erfunden werden mußten, sind den Personen und ihrer historischen Bedeutung und Charakteristik angemessen und von plastischer Anschaulichkeit. Es verdienen diese Novellen daher ganz besonders empfohlen zu werden. Die erste hat zum Inhalt, wie van Dyck durch seine Verheirathung mit der Gräfin Gore, Mary Ruthven, einem etwas wüsten Leben und einem Zustande träumerischer und melancholischer Unthätigkeit entrissen wird. In der zweiten Novelle wird in sehr interessanter Weise geschildert, wie Colbert aus beschränkten privaten Verhältnissen sich emporarbeitet und am französischen Hofe sein Genie als Staatsökonom und Finanzverwalter zur Geltung bringt und durch seine großartigen Schöpfungen und Einrichtungen in der Staatswirthschaft den größten Segen verbreitet. Der Held der dritten Novelle ist Salomon de Caus (Mondecaus), der Erfinder der Dampfkraft. Die Auffassung und Darstellung des Charakters dieses Mannes ist eine sehr richtige und gelungene. Bekanntlich wurde Mondecaus als wahnsinniger Schwärmer unter Richelieu in eine Irrenanstalt gebracht, verfiel hier in wirklichen Wahnsinn und starb. Er wird von Brachvogel nicht in einseitiger Weise nur als ein von seinen Zeitgenossen mißverstandener und verfolgter Märtyrer geschildert, sondern es wird gezeigt, daß, so große Schuld auch seine Umgebung an seinem tragischen Ende hatte, er auf der andern Seite doch auch selbst durch Uebermaß des Fühlens und Einseitigkeit des Denkens, durch einen gewissen Hochmuth und zu weit getriebenen Starrsinn, zu seinem Unglücke viel beigetragen hat.

Die Ansichten des Verfassers sind überhaupt im ganzen sehr gesunde; nur einmal müssen wir ihm entschieden widersprechen. Er sagt I, 95: „Von Tag zu Tage mehr suchen unsere vornehmen Geschlechter ihren Stolz, ihre Ehre im Aufbau des Gemeinwohls, in landwirthschaftlicher und industrieller Unternehmung, in wissenschaftlichem Eifer, im Glanze der vaterländischen Wehrkraft, in gemeinsinnigem Mitwirken zu den höchsten Zwecken der Entwickelung der Völker und Menschheit. Das Princip des Adels hat durch die Geschichte des Mittelalters eine tragische aber wohlthätige Reinigung erfahren und ist in die Bahn getreten, wo es seinem Ideal am nächsten kommen dürfte: dem Ideal, daß die Besten der Nation die Ersten sein sollen." Diese Auffassung ist schwerlich im Einklange mit der Geschichte und der Wirklichkeit. Der Adel, als solcher, mit seiner auf Privilegien beruhenden abgegrenzten Sphäre, wird immer unhaltbarer; wenn er nicht freiwillig aus dieser Sphäre heraustritt und in landwirthschaftlicher und industrieller Unternehmung oder in ernsten wissenschaftlichen Studien nicht blos seinen Stolz und seine Ehre, sondern geradezu eine neue Existenz sucht, so dürfte er seine Bedeutung rasch einbüßen und einem traurigen Untergange entgegengehen. Aber mit und in dieser neuen Existenz, wenn er sie erringt, findet er auch sein Aufhören, denn er gibt damit sein eigentliches Princip, auf welchem er beruht, auf; er verzichtet auf seine bevorrechtete Stellung, die ihn in der That nicht mehr stützen und halten

kam, und er nimmt theil an der Arbeit der Gesammtheit für die Gesammtheit.

3. Novellen von Gustav zu Putlitz. Stuttgart, Cotta. 1863. 8. 1 Thlr.

Die drei Novellen, welche in vorliegendem Buche enthalten sind: „Der Stellvertreter", „Wenn die Binde fällt", „Die Töchter der Luft", sind ihrem Inhalte nach sehr anziehend und in einfacher, natürlicher und dabei sehr ansprechender Weise erzählt; die Charaktere sind wahr und treffend, und so gehalten und ausgeführt, daß, wie das Wesen der Novelle es verlangt, ein Seelengeheimniß in der Verknüpfung und Lösung erdichteter oder auf Wirklichkeit beruhender Thatsachen enthüllt wird. In der dritten Novelle ist der Hauptcharakter ein junger deutscher Musiker, Heinrich, welcher sich in Paris aufhält und sich hier mit einer schönen gefeierten Sängerin, Gabrielle, verlobt. Da er nur sehr beschränkte Mittel für seine Studien hat, ist er zuweilen gezwungen, Geld zu leihen; insbesondere nimmt er einen Holländer in Anspruch, dem er zuletzt die Summe von zweihundert Francs schuldet. Dieser Holländer sieht ihn einst mit seiner Braut auf einem öffentlichen Spaziergange, und da er, als früherer Genosse des Musikers bei leichtsinnigen Freuden, das Verhältniß für eine vorübergehende tändelnde Liebschaft hält, entblödet er sich nicht, Gabrielle fade und zweideutige Schmeicheleien zu sagen und den Musiker zuletzt geradezu aufzufordern, er solle ihm die Gunst seiner Geliebten verkaufen und als Angeld die Summe nehmen, die er ihm schulde. Als Verlobter wäre es seine heilige Pflicht gewesen, mit dem ganzen Zorne, dessen er fähig gewesen wäre, den Holländer zurückzuweisen und zu züchtigen; da er aber ein unentschiedener Charakter ist und als Schuldner des Holländers es mit diesem nicht verderben will, stammelt er einen ausgleichenden Scherz und beschwört Gabrielle, sich ruhig zu verhalten. Diese indeß, energisch und entschieden, ist auf das höchste empört über seine Feigheit und sagt sich von ihm los. Gerade zu der Zeit befand sich in Paris Mr. Poitevin, der berühmte Aëronaut; er ließ in den Herbsttagen 1851 dreimal wöchentlich seinen Ballon im Hippodrom steigen, und um das Schauspiel pikanter zu machen, hatte er erst einen Esel, dann ein Pferd unter die Gondel befestigt. Dann mußte sich, gewiß mit Widerstreben, seine Frau auf das freihängende Pferd schnallen lassen, und so die gefahrvolle Reise mitmachen, und endlich ließ er drei Töchter der Luft, wie er sie nannte, im leichtesten Costüm sich mit der Gondel aufschwingen. Jede bekam hierfür zweihundert Francs. Gabrielle, um ihrem verstoßenen Liebhaber zu zeigen, was Muth und Todesverachtung ist, ist eine von diesen Töchtern der Luft gewesen und hat sich diese zweihundert Francs verdient. Sie schickt dieselben dem Holländer, um die Schuld Heinrich's abzutragen. Letzterer ist vor Schmerz, Reue und Wuth wie vernichtet. Er verheirathet sich später zwar mit einer liebenswürdigen Pariserin, geht nach Amerika und wird Pflanzer; aber dort sterben seine Frau und seine Kinder, und sein Leben bleibt zerrissen und ohne Halt, und er versinkt immer tiefer in einen innern lähmenden Zwiespalt. Er kehrt nach Deutschland zurück und hält sich eine Zeit lang in einem norddeutschen Seebade auf. Hier sieht er Gabrielle, welche einen russischen Fürsten geheirathet hat, gerade in dem Augenblicke wieder, als sie mit dem Dampfschiffe den Badeort, wo sie auch kurze Zeit gewesen ist, wieder verlassen will. Sie haben eine kurze Unterredung miteinander und Gabrielle sagt ihm beim Abschiede: „Wir haben uns viel zu vergeben, es sei vergeben. Wirke, schaffe, Heinrich, und wenn wir selbst nicht glücklich sein können, laß uns versuchen, die Umgebung zu beglücken, in die Gott uns gestellt hat! Ich werde dich nie vergessen. Dieser Händedruck löst alle Bitterkeit und Menschenverachtung von meiner Seele. Ich verachtete die Welt nur in dir, und vertraue ihr jetzt, wie ich dir vertraue. Das Leben hat dich zum Manne gereift und du wirst es männlich ertragen." Als das Schiff, dem Heinrich lange nachgestarrt hatte, entschwunden war, wendet er sich plötzlich um und sagt zu einem Freunde, der ihn begleitet: „Eine Vergangenheit ist abgeschlossen. Ein neues Leben soll beginnen. Ich will ein Mann sein und ringen, ich will wieder ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden. Verlassen Sie sich darauf, denn ich verspreche es Ihnen in der segensreichsten und bedeutungsvollsten Stunde meines Lebens."

4. Novellen von Julius Grosse. Zweiter Band. München, Fleischmann. 1863. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Die erste Novelle: „Am Golf von Neapel", wird vielen Lesern bekannt sein; sie gewann unter dem Titel: „Ein deutscher Maler", den ersten Preis bei der Novellenconcurrenz des „Illustrirten Familienjournal"; auf den Inhalt gehen wir deshalb nicht weiter ein. In der zweiten: „Morizot, ein Charakterbild aus der Französischen Revolution", wird versucht, „die Schicksale eines Armseligen zu berichten, dessen Historie unter den großen Ereignissen verschwand: eines Royalisten aus der französischen Schreckenszeit, welcher dem Verderben nur deshalb entging, weil Treue und Muth jenen feindlichen Parteien, denen es auf Hunderte von Menschenleben nicht ankam, um recht zu behalten, so abenteuerlich bereits erschien, daß sie über diese seltenen Tugenden eines Narren lachten und ihn deshalb verschonten. Morizot, der unermüdliche Broschürenschreiber, konnte Justizminister oder Generalpostmeister Frankreichs werden zum Lohn dafür, weil er die Verbrechen des Convents auf offenem Markt ausgerufen und die Pariser durch solche Kühnheit ergötzt oder wenigstens ihnen imponirt hatte. Morizot stieß entrüstet jene Anerbieten von sich, obgleich er nur ein armer Advocat, in unserm Sinne vielleicht nur ein Winkelschreiber war, dessen Name in der Geschichte verschollen, dessen Ende unbekannt geblieben ist. Ausdrücklich jedoch muß hier betont werden, daß, wenn wir seine Geschichte erzählen, hier weder ein tendenziöses Spiegelbild aufgestellt werden, noch etwa ein Parteistandpunkt glorificirt werden soll, der von Anfang ein verlorener Posten war; aber einen Menschen möchten wir zeichnen, dessen Rechtschaffenheit so unantastbar, gleichsam so heilig war, daß er — zu gleicher Zeit der Schützling der Prinzessin von Lamballe und des gewaltigen Danton — selbst den furchtbaren Septembriseurs Achtung einzuflößen verstand."

Unser früheres über den ersten Band ausgesprochenes Urtheil müssen wir in Bezug auf den vorliegenden zweiten im wesentlichen wiederholen. Die erste Novelle, die in Bezug auf den Stil übrigens sehr durchgearbeitet ist, ist etwas phantastisch, und namentlich der Charakter des Engländers ist in ein mehr sonderbares als interessantes Halbdunkel gehüllt und schwebt wie körperlos unfaßbar in der Luft. Denn er ist ein launenhaftes Gebilde der Einbildungskraft ohne Wahrheit. An solchen Fehlern leidet die zweite Erzählung, welche sich auf realem Boden bewegt, nicht; in diesem Genre leistet Grosse bedeutend mehr; „Morizot" ist in Betreff der Auffassung und Darstellung und in der Erfindung und künstlerischen Zusammenstellung der Einzelheiten durchaus gediegen.

5. Der Graf Schenk von Dischingen. Eine historische Novelle von W. B. Ulm, Gebrüder Nübling. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Ich habe mit alten Männern verkehrt, die den Grafen noch zur Zeit seines ruhelosen, thatendurstigen Lebens und Wirkens persönlich gekannt, und sich einer Menge von Einzelheiten und von interessanten Ereignissen noch erinnerten. Namentlich hörte ich auch von einem Privatconflict, in welchen der Graf im Jahre 1796 mit dem General Moreau gerathen." Danach hätte man erwarten sollen, daß der Verfasser ein reiches und interessantes geschichtliches Material über seinen Helden und seine Umgebung zusammengebracht hätte; dies ist aber durchaus nicht der Fall; das Material ist sehr dürftig und langweilig, und der Verfasser hat es auch nicht verstanden, das wenige einigermaßen künstlerisch und anziehend zu verarbeiten. Das Ganze besteht aus nichts als aus unbedeutenden, breit erzählten Einzelheiten in etwas wirrer Anordnung.

Auch die Sprache ist nur sehr mittelmäßig. Der Verfasser war, wie er in der Vorrede mittheilt, „in der Wahl, ob er nicht ein größeres Opus, einen mehrbändigen Roman, in Fabrikation nehmen sollte — was mir nicht gar zu schwer gefallen wäre", und er fügt hinzu: „allein es gebrach mir hierzu an Zeit." Wir wünschen ihm Glück dazu, daß er aus Mangel an Zeit diesen mehrbändigen Roman nicht geschrieben hat und daß er in der Lage ist, seine Zeit besser zu verwenden.

6\. Lebenswecker-Novellen. I. Ein Doctor ohne Diplom. Novelle von Mauert. Bonn, Habicht. 1863. 8. 10 Ngr.

Die Reclame in Form einer Novelle! Anders kann man dies Machwerk nicht auffassen. Ein junger Mediciner liest zufällig das Baunscheidt'sche Lehrbuch, und da er an den angeführten „Thatsachen und Krankenberichten" nicht zweifeln darf, weil ein Freund ihm gesagt hat, daß sie alle „Abdrücke von Originalbriefen seien, daß der Herausgeber des Buchs solche Briefe mit noch eklatantern Schriftstücken von hochgestellten Personen ja von bedeutenden Aerzten aufführen könne", so ist er von der Wahrheit des Baunscheidtismus so überzeugt, daß er eine Cur mit dem Oel und dem Nadelinstrument an einem alten reichen Herrn unternimmt, dessen Tochter er liebt, ohne Aussicht auf die Zustimmung des Vaters. Die Heilung gelingt sehr rasch, und alle Hindernisse für seine Verheirathung sind gehoben. Daß die Novelle, wie sie getauft ist, ein wahrscheinlich auf Bestellung gearbeitetes Stück ist und eine Kritik nicht beanspruchen kann, ist selbstverständlich.

Rudolf Sonnenburg.

Zur Geschichte der deutschen Kaiser.

Die deutschen Kaiser in Geschichte und Sage von Theodor Colshorn. Leipzig, Hörnecke. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist schade, aber darum doch nicht zu leugnen, daß vorstehendes Werk, mag man nun den Titel, den Inhalt oder die Form, in welche dasselbe gegossen worden, nehmen, eine misglückte Arbeit genannt werden muß. Denn was den Titel betrifft, so können wir nicht finden, inwiefern sich der Zusatz „in Sage" rechtfertigen läßt, da außer ganz wenigen in das Gebiet der Mythe gehörigen Ueberlieferungen, die zudem fast sämmtlich nur die karolingische Dynastie betreffen, die Darstellung sich durchaus auf geschichtlichem Boden bewegt, sodaß man das verbrämende Beiwerk der Sagendichtung geradezu herausnehmen könnte, ohne daß damit der Zusammenhang des Ganzen im mindesten gestört würde.

Die Form, die der Verfasser für sein Werk wählte, ist die einer chronologischen Reihenfolge von Biographien, die mehr dem Raume als dem innern Gedankengange nach ein Ganzes bilden. Hat dies auf der einen Seite den Vortheil, daß je der Inhalt des einzelnen Abschnitts sich strenger von allem reinigen läßt, was sich nicht auf die Person und die Wirksamkeit des geschilderten Regenten bezieht, so leidet dafür derselbe an dem empfindlichen Mangel, daß, was naturgemäß zusammengehört, schonungslos getrennt und zerrissen worden und eine stetige, lebendige Fortbildung und Weiterentwickelung nirgends zu erkennen ist. An sich ist die Absicht des Verfassers, die Geschichte der einzelnen Kaiser nur mit demjenigen auszufüllen, was dieselben auch wirklich geleistet, handelnd vollbracht haben und zwar gerade für oder wenigstens doch in Bezug auf Deutschland, auf das Deutsche Reich, gewiß nicht zu tadeln. Es ist eine selbst dem in der deutschen Geschichte nicht Unerfahrenen auffällige Wahrnehmung, wie bei einer solchen Behandlungsweise die Reichhaltigkeit des Stoffs, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, statt zuzunehmen immer nur abnimmt, und wie sich zuletzt in ebenso viele Zeilen zusammendrängen läßt, wozu in fernliegenden Zeiten Seiten nothwendig waren. Aber dies uns zu zeigen war doch keinenfalls der Hauptzweck des Verfassers, vielmehr war seine Absicht, wie er S. 457 selbst hervorhebt, die, nachzuweisen, „daß man sich der Ueberzeugung nicht verschließen könne, daß es Deutschland zu einer einheitlichen Staatsform nicht mehr zu bringen vermag, will es nicht dasjenige zerstören, was höher ist als die Form" u. s. w. Diesen Nachweis bleibt er uns überall schuldig, und die Folgerungen, zu denen er kommt, rechtfertigen sich in nichts durch die vorangegangene Darstellung. Weder die patriotisch echt deutsche Gesinnung, welche überall hervorleuchtet, noch die eingestreuten frommen Wünsche des Verfassers vermögen diese fühlbare Lücke zu ergänzen.

Auffallend stiefmütterlich ist gerade die Stellung und Bedeutung der Kirche und des Papstthums im Mittelalter behandelt, der große Weltkampf zwischen Kirche und Kaiserthum wird zwar wenn auch nur fragmentarisch geschildert, es fehlt aber an allen und jeden Nachweisen darüber, wie und wo dieser Conflict seinen Anfang nahm und warum er naturgemäß einen solchen Verlauf nehmen mußte. Wie der Verfasser überhaupt nicht ganz unparteiisch ist und wie er für diesen oder jenen Kaiser eine besondere Vorliebe zeigt (z. B. für Heinrich I., Konrad II., Konrad III.), gegen andere dagegen eine schwer zu rechtfertigende Ungunst hegt (so nicht nur gegen Wenzel und Sigmund, sondern auch gegen Konrad I., Otto I.), so begeht er auch den Fehler, denjenigen Personen gegenüber, die ihm besonders ein Dorn im Auge sind, sein Misfallen selbst in einer unedeln Sprachweise zu erkennen zu geben oder seine Kritik in eine Form zu kleiden, die einer geschichtlichen Darstellung nicht würdig ist. So sagt er S. 64 von Ludwig dem Frommen ganz lakonisch ohne jeden weitern Zusatz: „Die Geistlichen freuten sich seiner Frömmigkeit, die Weltlichen lachten seiner Schwäche."

Bei der Gelegenheit, als der Erzbischof Pilgrim von Köln sich sofort der Majorität der Fürsten fügt, trotz seines anfänglichen Widerstrebens gegen die Wahl des ältern Konrad von Franken zum König, wird die hier gar nicht platzgreifende, ganz unmotivirte und in dieser Weise auch gewiß der Wahrheit entbehrende Bemerkung angefügt: „Die Geistlichkeit pflegt es immer mit der Macht zu halten."

Als Gregor VII. auf dem Concil zu Rom von einem Papste aus Parma seine von den lombardischen Bischöfen unterzeichnete Absetzungsurkunde überreicht wurde und sich die Mitglieder des Concils hierauf gegen den Ueberbringer wendeten und denselben sogar am Leben bedrohten, wird dies folgendermaßen ausgedrückt: „Hätte nicht Gregor sich ins Mittel gelegt, dem Parmesaner wäre das letzte Brot gebacken gewesen." Fände sich selbst dieser Ausdruck in irgendeiner alten Chronik, so war dessen Gebrauch doch keinenfalls in der Weise, wie es der Verfasser gethan, zu billigen. So S. 361: „Wie die Spatzen lebten Mönche und Nonnen miteinander" u. s. w.

Trotz aller dieser Mängel enthält übrigens dieses Buch auch gar manches Schöne und ist namentlich die Sprache in der Regel gefällig und schwungvoll, es stören nur hier und da etwas gar zu sehr gesuchte oder zu weit ausgeführte Bilder und Gleichnisse. Auch die Eigenheit des Verfassers statt „ff" überall „ß" zu schreiben und den Vater Rhein seines Spiritus asper zu berauben (er schreibt immer „Rein"), hat uns durchaus nicht zusagen wollen.

80.

Uebersetzungen lateinischer Kirchenhymnen.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß zwei Aerzte am Niederrhein sich dem Studium der geistlichen Dichtung des Mittelalters mit Erfolg gewidmet haben, während in denselben und benachbarten Gegenden Adolf Ludwig Follen mit seinen im Jahre 1819 zu Elberfeld erschienenen altchristlichen Liedern den meisten auf diesem Wege voranging, während der bonner J. B. Rousseau in seinem „Marienbüchlein" und in den soviel mir bekannt unvollendet gebliebenen „Purpurviolen der Heiligen" manche beachtenswerthe Uebersetzungsversuche mittheilte, und Karl Simrock in der „Lauda Sion" eine bedeutende Sammlung lieferte, sodaß die Leistungen dieser westlichen Grenz-

rusen des deutschen Vaterlandes sich wol dem an die Seite stellen können, was wir am Oberrhein Schlosser und F. J. Mone, im mittlern und nördlichen Deutschland Stadelmann, Rambach, Fortlage, H. A. Daniel, F. Bäßler, in Oesterreich P. J. Silbert u. m. a., vor den genannten allen aber August Wilhelm Schlegel verdanken. Die beiden Aerzte sind Dr. G. A. Königsfeld, Sanitätsrath und Kreisphysikus in Düren, und Dr. M. H. Debey, praktischer Arzt in Aachen. Des erstern „Lateinische Hymnen" in deutscher Bearbeitung erschienen schon zu Bonn 1847, des zweiten theils Originale, theils Uebertragungen enthaltende Sammlung: „Ein Büchlein geistlicher Lieder", in Aachen 1861. Von den Königsfeld'schen Uebersetzungen, welche den Verfasser der Beachtung König Friedrich Wilhelm's IV. empfahlen, der dieser geistlichen Liederdichtung das lebendigste Interesse zuwandte, sind viele auch durch Sammlungen bekannt geworden, so durch die mit Umsicht und Kritik angelegte von F. Bäßler, welche unter dem Titel: „Auswahl altchristlicher Lieder vom 2. bis 15. Jahrhundert", zu Berlin 1858 ans Licht getreten ist. Der Erfolg dieser Versuche hat ihren Verfasser ermuthigt, ungeachtet der durch seinen Wohnort und seine Amtsgeschäfte veranlaßten literarischen Isolirung auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten. Eine ganze Reihe neuer Uebersetzungen liegt bereit; zur Probe möge ein Hymnus dienen, den man meist in das 7. Jahrhundert setzt, jener Gruß an Rom: „O Roma nobilis, orbis et domina", welchen Niebuhr in einer vaticanischen Handschrift auffand und im „Rheinischen Museum" 1828 druckte. J. H. F. Schlosser hat in seiner großen Sammlung christlicher Gesänge bereits eine Uebertragung dieses schönen Hymnus geliefert, mit welcher die folgende inedirte jedenfalls den Vergleich bestehen kann:

O Roma, edle du, Weltenbeherrscherin,
Ob allen Städten hocherhabne Königin;
Von ros'gem Martyrblut geröthet, ein Rubin
Im weißen Lilienschmuck der Jungfrauschar: wir ziehn
Zu dir und grüßen dich mit ganzem Herz und Sinn
Und preisen selig dich durch alle Zeiten hin!

Du, dessen Vollgewalt aufschließt das Himmelsthor,
Petrus, den Bittenden leih' gnädiglich dein Ohr!
Wenn den zwölf Stämmen du als Richter sitzest vor,
Dann richte, mildgestimmt, ob dieser Beter Chor,
Und allen, die zur Zeit jetzt flehn zu dir empor,
Geh gnadenreicher Spruch aus deinem Mund hervor.

Paulus, vertrete uns ob unsrer Sünden Zahl,
Der rastlos einst besiegt die Weisen allzumal:
Du, als Verwalter jetzt bestellt im Himmelssaal,
Theil' uns die Spenden aus der Gottesspeisen all',
Damit, die dich erfüllt, der Weisheit voller Schall
Durch deiner Lehre Kraft hell in uns wiederhall'!

Das Büchlein geistlicher Lieder M. H. Debey's, über befreundete und heimatliche Kreise hinaus wenig bekannt geworden, enthält außer den Originalgedichten, welche vielfach durch Anmuth und fromme Innigkeit an die Poesie des Mittelalters erinnern, eine Reihe von Uebersetzungen, mit dem „Lucis largitor optime" beginnend, bis zum 14. bis 15. Jahrhundert herabsteigend, welcher Zeit das bekannte „Pone luctum Magdalena" angehört. St.-Petrus Damiani's Lobgesang von den Wonnen des Paradieses: „Ad perennis vitae fontem"; St.-Bernhard's von Clairvaux Prosa von der Geburt des Herrn: „Laetabundus", in Alliterationen wiedergegeben; die dem Stifter der Cistercienser wahrscheinlich mit Unrecht zugeschriebenen sieben Gesänge auf des Heilands Glieder, welche einst Paul Gerhardt in freien Nachbildungen wiedergab, von denen das „O Haupt voll Blut und Wunden" zu den schönsten Liedern der evangelischen Kirche gehört; St.-Thomas von Aquino's Sakramentsanbetung: „Adoro te devote", und Frohnleichnamslied: „O esca viatorum"; des Gründers von Steinfeld in der Eifel, Hermann Joseph, Gebet: „Gaude virgo gratiosa", und Lobgesang auf die Eilftausend Jungfrauen: „O vernantes Christi rosae"; alle diese finden sich hier neben berühmten Gesängen ungenannter Dichter, die zum Theil zu den zartesten Blüten geistlicher Poesie gehören, wie der Hymnus vom Jüngsten Gericht: „Apparebit repentine", das Gedicht von der Seele Zuflucht: „Ecquis binas columbinas", und das liebeathmende Lied von der Gottesbraut Sehnsucht: „Tandem audite me." Jeder Kenner mittelalterlicher Dichtung weiß, daß Follen's und Schlegel's Uebertragungen der beiden letztern Stücke, welche mit „O gäb' einer dieser meiner Seel' ein Taubenflügelpaar" und „Hört, Sionitinnen meine Gespielinnen" beginnen, zu den vollendetsten gehören; daß namentlich letztere den Stempel jener Formvollendung an sich trägt, wie er nur von einem so großen Meister aufgedrückt werden konnte. Dennoch finden neue Versuche eine Rechtfertigung in dem unnennbaren Reiz der Originale, und so setze ich Debey's Bearbeitung des „Tandem audite me" als Probe her. Sie schließt sich dem Urbild enger an als die Schlegel'sche und andere mir bekannte; Anklänge an dieselben sind bei einer solchen Arbeit nicht zu vermeiden:

Horchet nun endlich ihr
Töchter von Sion mir;
Sehet mein Leid mit an,
Saget dem Bräutigam:
Liebe versehne mich,
Liebe verzehre mich.

Lagert auf Blüten traut
Die sehnsuchtmüde Braut;
Reicht mir Citronen hold,
Aepfel von rothem Gold;
Denn nimmer ruhet schier
Zehrende Glut in mir.

Wohlgeruch breitende,
Schlummer bereitende
Zweige mir häufet auf,
Fügt sie zum Scheiterhauf;
Als Phönix sterb' ich froh,
Leben erwerb' ich so.

Ob Lieben Leiden sei,
Ob Leiden Lieben sei,
Keines ergründe ich,
Eines empfinde ich:
Das Leiden lieblich ist,
So meine Liebe ist.

Liebe, was quälest du?
Nimm hin der Seele Ruh'.
Süß ist dein Zwang mir gar,
Augenblick lang wie Jahr;
So lange Todespein
Die Wunden bohren ein.

Seele, nun brich das Band
Das lebend dich umwand;
Flamme sich ringend hebt
Und zu erschwingen strebt
Froh himmelangewandt:
Da ist mein Vaterland.

Die Schätze dieser mittelalterlichen Poesie sind unerschöpflich, und während manches schöne Lied der evangelischen Gesangbücher nichts ist als eine mehr oder minder gelungene, bisweilen freilich des poetischen Reizes theilweise entkleidete Nachahmung älterer wie jüngerer Gedichte, hat die katholische Kirche eine Menge derselben, und darunter viele der großartigsten, im Gebrauch behalten. So ist die namentlich seit zwei Jahrzehnten sehr gesteigerte Beachtung der christlichen Lyrik, deren Kenntniß für die ältern Zeiten durch Bähr's Supplemente der römischen Literaturgeschichte sowie neuerdings durch Albert Dressel's treffliche Ausgabe des Prudentius gefördert worden, eine vollständig

gerechtfertigte, und die obenerwähnten Versuche zweier tüchtigen Männer verdienen über ihre engere Heimat hinaus die Aufmerksamkeit der Freunde der Dichtung.

Alfred von Reumont.

Notizen.

Das „Preußische Landwehrbuch“.

Als einen Nachtrag zu dem Bericht über die patriotische Literatur zur Octoberfeier in Nr. 42 d. Bl. geben wir hier eine kurze Notiz über die soeben erschienene, von Ferdinand Pflug verfaßte und von Georg Bleibtreu illustrirte Schrift: „Das preußische Landwehrbuch. Geschichte und Großthaten der Landwehr Preußens während der Befreiungskriege“ (Berlin und Leipzig, Spamer, 1863). Der bedauernswerthe Conflict, der in Preußen infolge der die Landwehr so unmittelbar mitbetreffenden Heeresorganisationsfrage zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhause entstanden ist, legt es uns nahe, auch auf dieses Buch zurückzukommen, welches freilich einen ganz andern Zweck verfolgt als die „Geschichte der preußischen Landwehr“ von R. Braeuner, deren ersten Halbband G. von Berneck in Nr. 42 d. Bl. eingehender besprochen hat. Das „Preußische Landwehrbuch“ will, ohne einen wesentlichen Zug vermissen zu lassen, kein Quellenbuch, kein ausführliches Geschichtswerk sein, sondern ein Volksbuch, das den wenigen noch lebenden Mitkämpfern und Zeugen jener glorreichen Tage eine erhebende Stunde der Erinnerung bereiten und, soweit seine Stimme reicht, in der jüngern Generation den freien stolzen Mannesmuth wecken soll, der infolge eines fast funfzigjährigen, nur durch partielle Kämpfe von geringer Ausdehnung und Zeitdauer unterbrochenen Friedens bei vielen zu erschlaffen drohte oder erschlafft war. „Der Boden, auf dem dies Buch wurzelt“, heißt es im Vorwort weiter, „kann dabei nur der des entschiedenen Fortschritts sein; sein Gegenstand schon erlaubt dies gar nicht anders; allein es will und soll darum doch nicht als Parteibuch auftreten. Die Geschichte der preußischen Landwehr, jener alten Ruhmes- und Siegeslandwehr der drei glorreichen Befreiungsjahre, bedarf der Entstellung der Thatsachen und der Beeinträchtigung anderer nicht, um fleckenrein durch alle Zeiten zu strahlen.“ Bereits hat der Magistrat von Berlin diesem Buche ein glänzendes Zeugniß seiner Zweckmäßigkeit und Volksthümlichkeit ausgestellt, indem er davon 1200 Exemplare zur Vertheilung in den Schulen erworben hat. Auf die Illustrationen von G. Bleibtreu ist noch ganz besonders aufmerksam zu machen, es befinden sich Compositionen darunter, welche in Oelfarben und im großen ausgeführt, dem Besten sich anreihen würden, was wir Deutsche auf dem Gebiete der Schlachtenmalerei besitzen. Zum Schluß möchten wir uns noch eine Bemerkung gestatten, und zwar die: mit wie großem Recht man auch dem Princip und der Theorie nach an dem Institut der Landwehr hängen mag, so sollte man doch nicht vergessen, daß sie ganz exceptionellen Zuständen, die hoffentlich nicht wiederkehren werden, ihre Entstehung verdankt, und daß man allerdings abwarten muß, ob sie in einem unter weniger dringenden Umständen und nicht unter der Zwangsalternative: Sein oder Nichtsein! geführten Kriege gegen eine ausländische Macht sich in gleich glänzender Weise bewähren wird, wie in den ruhmvollen Schlachten der Befreiungskriege. Das eigentlich Entscheidende, die sich mit der neuen preußischen Heeresorganisation verknüpfende Finanzfrage, welche dem Votum des Abgeordnetenhauses unterliegt, ziehen wir natürlich hier nicht weiter in Betracht.

H. M.

Friedrich Zarncke über Jakob Grimm.

Die Besucher der diesjährigen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Meißen werden es alle eingestehen, daß die kurze Gedächtnißrede auf Jakob Grimm, mit welcher Professor Friedrich Zarncke aus Leipzig die Sitzungen der Germanistischen Section eröffnete, mit zu dem Trefflichsten gehörte, was die Versammlung überhaupt geboten. Mag auch der Geist des Augenblicks und die Lebendigkeit des Vortrags die Gewalt des Eindrucks erhöht haben, so besitzen doch solche würdevolle und inhaltsreiche Worte einen bleibenden Werth. In solchem Sinne und in der Hoffnung, daß wir unsern Lesern eine Freude bereiten, möge es gestattet sein, jene Rede nach ihrem Wortlaut hier mitzutheilen. Auch in der schweigsamen Schrift reiht sie sich bei aller Gedrängtheit dem Besten an, was wir in der jüngsten Zeit über Jakob Grimm gelesen haben.

„Hochverehrte Herren! insbesondere meine Herren von der Germanistischen Section! Unser Blick geht in die Zukunft, da dort die Ziele unserer Wissenschaft liegen, aber heute gestatten Sie mir, Ihre Augen für eine Zeit lang rückwärts in die Vergangenheit unserer Wissenschaft zu lenken. Der Mann fehlt in unserer Mitte, ohne den es schwerlich eine Germanistische Section geben würde: der Gründer unserer deutschen Sprachwissenschaft, Jakob Grimm. Es war seine feste Absicht, hier zu erscheinen, seine letzten Zeilen, die er schrieb, oder vielmehr nicht schrieb, sondern vom Bette aus dictirte, sie waren an mich gerichtet. In ihnen theilte er mir mit Bedauern die Unmöglichkeit seines Kommens mit. Wenige Tage darauf, den 20. September, ward er zu einer höhern Versammlung abgerufen im fast vollendeten neunundsiebzigsten Lebensjahre, nach kurzer Krankheit, aber nach hartem Todeskampf. Ich brauche vor Ihnen Jakob Grimm's Lob nicht zu verkündigen. Wenigen Sterblichen war es vergönnt, schon bei Lebzeiten die Verehrung und Liebe ihrer Nation in so hohem Grade zu genießen wie Jakob Grimm. Seit dem zweiten Decennium unsers Jahrhunderts erschienen im Gegensatze zu der bisherigen ungenügenden Gelehrsamkeit, ja dilettantenhaften Spielerei seine durch streng wissenschaftliche Methode ausgezeichneten Werke. In seiner Grammatik faßte er die Sprache als naturhistorisches Object auf. Die deutsche Mythologie war eine ganz neue Schöpfung. Die Rechtsalterthümer und die Weisthümer führten uns in ein uns sonst ganz fremdes Gebiet. Es folgte die classische Arbeit über Reinhart Fuchs, dann die Geschichte der deutschen Sprache, die bei manchem Bedenklichen doch als der erste kühne Griff dasteht, der Sprache in glänzender Weise die Geheimnisse der Culturgeschichte abzulauschen. Die übrigen Arbeiten hat er mit seinem Bruder Wilhelm gemeinsam unternommen, so die altdeutschen Wälder, die erste Zeitschrift für unsere Wissenschaft, ferner die deutschen Sagen, die deutschen Märchen, welche noch jetzt die beiden Brüder zu Freunden jedes deutschen Kindes machen, und das Wörterbuch, das Jakob Grimm bis zur Mitte des Artikels «Frucht» geführt hat. Nicht zu vergessen ist endlich Jakob Grimm's Rede auf Schiller am Schiller-Feste. Seinem innersten Wesen nach hatte Grimm eine der Begabung der Nation congeniale Begabung, daher hat er keine Seite des nationalen Lebens unberührt gelassen, seine Werke bleiben ein Bestandtheil der classischen Literatur unserer Nation. Er erfreute sich eines gesunden und frohen Greisenalters. Mit der Frische eines Jünglings stand er an der Spitze seiner Schar. Sein helles strahlendes Auge ruhte mit Freuden auf jedem neu Hinzutretenden. Jede beliebig an ihn gerichtete Frage beantwortete er schnell, jede Bitte suchte er zu erfüllen. Jetzt ist es geschlossen, dieses treue Auge, jetzt müssen wir erst lernen, auf eigenen Füßen zu stehen.“

Diese Sätze, mit Kraft der Stimme und mit Wärme des Gemüths gesprochen, brachten unter den Anwesenden eine tiefgerührte, wahrhaft weihevolle Stimmung hervor. Möge diese Stimmung eine nachhaltige sein! Möge die Wissenschaft, die Jakob Grimm begründete, nicht blos dankbare Bewunderer, sondern auch thatkräftige Mitarbeiter immer mehr unter denen finden, denen die Erziehung der deutschen Jugend anvertraut ist! Dann erst kann die Gesammtheit unserer Gebildeten von dem Altmeister der im doppelten Sinne deutschen Wissenschaft mit vollem Rechte sagen: Er war unser!

R.

Bibliographie.

Berthold, G., Leben und Abenteuer des Freiherrn Friedrich von der Trenck. Historischer Roman. Mit 8 colorirten Bildern. 1ste Lieferung. Dresden, Breyer. 4. 3 Ngr.

Beyer, C., Der Nixe Sang. Ein Gedicht in stenographischer Correspondenzschrift. Coburg, Riemann. 16. 5 Ngr.

Böhme's, H., sämmtliche Dichtungen. Altona. 8. 22½ Ngr.

Colshorn, T., Die deutschen Freiheitskriege. Hannover, C. Rümpler. 8. 20 Ngr.

Diderot, D., Ausgewählte Werke. Aus dem Französischen. 1stes Bändchen. Berlin, Schlingmann. 1864. Gr. 16. 10 Ngr.

Frenzel, K., Papst Ganganelli. Ein historischer Roman in fünf Büchern. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1864. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Harrer, M., Der arme Tom. Historischer Roman aus der Zeit Karls II. von England. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hopfen, H., Peregretta. Ein Roman. Berlin, Hertz. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die römische Indexcongregation und ihr Wirken. Historisch-kritische Betrachtungen zur Aufklärung des gebildeten Publikums. München, Lentner. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutsche Jugend. Heroisches Trauerspiel in drei Aufzügen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kardec, A., Das Buch der Geister, die Grundsätze der spiritualistischen Lehre über die Unsterblichkeit der Seele, die Natur der Geister und ihre Beziehungen zu den Menschen; die moralischen Gesetze rc. enthaltend; nach der Belehrung, welche von den höheren Geistern mittelst verschiedener Medien gegeben wurde. In's Deutsche übertragen von C. Delhez. Zwei Theile. Brünn, Rohrer. Gr. 8. 2 Thlr.

Krankheit und Heilung. Eine Lebensskizze. Bevorwortet von A. v. Harleß. Brandenburg, Wiesike. 8. 10 Ngr.

Krause, J. H., Deinokrates oder Hütte, Haus und Palast, Dorf, Stadt und Residenz der alten Welt aus den Schriftwerken der Alten und nach den noch erhaltenen Ueberresten mit Parallelen aus der mittleren und neueren Zeit dargestellt. Mit 5 lithographirten Tafeln. Jena, Mauke. Gr. Lex.-8. 6 Thlr.

Mühlbach, L., Prinz Eugen und seine Zeit. Historischer Roman. 1ste Abtheilung. Berlin, Janke. 1864. 8. 3 Thlr.

Neander's, A., Werke. 1ster Band. Gotha, F. A. Perthes. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Peregrin, T., Banater Liederbuch in bunter Reihe. Sammlung deutscher, ungarischer, serbischer, kroatischer, slavonischer und böhmischer Volks- und Gesellschafts-Lieder, wie man sie täglich hört. Aus mündlichen und gedruckten Quellen. Temeswar. Gr. 16. 13 Ngr.

Rößler, C., Studien zur Fortbildung der preußischen Verfassung. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

St. Martin's, L. C. de, Dichtungen. Uebersetzt und erläutert von F. Beck. Mit einer Beigabe verwandten Inhalts. München, Fleischmann. 8. 16 Ngr.

Schellwien, R., Sein und Bewußtsein. Grundgedanken der Philosophie, entwickelt im Hinblick auf die Geschichte des Geistes. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Siegmart-Müller, C., Rathsherr Joseph Leu von Ebersoll. Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Mit dem Bildniß des Rathsherrn Joseph Leu selig von Ebersoll. Altdorf. Lex.-8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Simrock, K., Lieder vom deutschen Vaterland. Zur Jubelfeier der Leipziger Schlacht gesammelt. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 20 Ngr.

Spieß, G., Die preußische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860—1862. Reise-Skizzen aus Japan, China, Siam und der indischen Inselwelt. Mit 8 Tonbildern, vielen Porträts, sowie 120 in den Text gedruckten Illustrationen. 1ste Lieferung. Berlin, Spamer. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.

Stadelmann, H., Leierklänge aus Albion. Eine Auswahl englischer Gedichte ins Deutsche übertragen. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 1864. 16. 24 Ngr.

Stern, A., Am Königssee. Novellen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Strauß, D. F., Lessing's Nathan der Weise. Ein Vortrag. Berlin, [illegible]. 1864. 8. 15 Ngr.

Streckfuß, A., Berlin seit 500 Jahren. Geschichte und Sage. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. à 3 Ngr.

Strodtmann, A., Brutus! schläfst du? Zeitgedichte. Mit 14 Illustrationen. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Laichmann's, J. B., literarischer Nachlaß herausgegeben von F. Dingelstedt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Temme's, J. D. H., Criminalnovellen. 1ster Band. Berlin, Behrend. 1864. Gr. 16. 10 Ngr.

Tholuck's, A., Werke. 1ster Band. Gotha, F. A. Perthes. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Pfinger, L., Der Talisman oder durch Narrheit zur Seligkeit. Große Feen-Carnevals-Posse mit Gesang und Ballet in 11 Bildern. Frei nach einem französischen Stoffe. Mainz. 8. 12 Ngr.

Wachsmuth, H., Niedersächsische Geschichten. Berlin, Brigl. Gr. 8. 27 Ngr.

Weech, F. v., Baden unter den Großherzogen Carl Friedrich, Carl, Ludwig 1738—1830. Acht öffentliche Vorträge. Freiburg im Br., Wagner. 8. 14 Ngr.

Wegener, E., Jugend-Lieder und Balladen. Berlin, Schindler. 1864. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Beyschlag, W., Lessings Nathan der Weise und das positive Christenthum. Vortrag gehalten zu Halle a. S. den 5. März 1863. Berlin, Rauh. 16. 6 Ngr.

Feldmarschall Blücher und der deutsche Befreiungskrieg. Eine Gedenkschrift an die großen Tage der Erhebung vor 50 Jahren. Mit 22 Illustrationen. Dresden, Meinhold u. Söhne. Hoch 4. 5 Ngr.

Dietlein, H. R., Die Schlacht bei Wartenburg. Eine Festgabe zur 50jährigen Jubelfeier und zur Enthüllung des Denkmals der Schlacht von Wartenburg. Dem Volke und der reiferen Jugend erzählt. Wittenberg, Herrosé. 8. 6 Ngr.

Erinnerung deutscher Frauen und Jungfrauen an die verewigte Königin Luise von Preußen nebst einer Rede des Bischofs Eylert gehalten bei der Einweihung ihres Denkmals zu Gransee am 19. October 1811. Mit lithographirtem Porträt. Bremen. Gr. 8. 8 Ngr.

Giefers, W. E., Die neuesten Schriften über die Varusschlacht und das Castell Aliso von A. Schierenberg, M. F. Essellen und L. Reinking beleuchtet. Soest, Nasse. Gr. 8. 4 Ngr.

Kummer, A., Geschichte der Leipziger Völkerschlacht bis zum Uebergange der französischen Armee auf das linke Rheinufer. Mit dem Plane des Schlachtfeldes bei Leipzig, nach der Karte des königlich sächsischen Generalstabs, und der Abbildung des neuen Kugeldenkmals zu Leipzig. Dresden. 16. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geographischer Handatlas
über alle Theile der Erde.

Nach den neuesten Forschungen entworfen und gezeichnet von

Dr. Henry Lange.

Dreissig Blätter in Farbendruck. Imperial-Folio.

In sechs Lieferungen zu fünf Karten. Jede Lieferung 1 Thlr.

Während die meisten der vorhandenen Kartenwerke ausschliesslich für Schul- und Unterrichtszwecke berechnet, die umfänglichern dagegen ihres hohen Preises halber dem Privatbesitz schwer zugänglich sind, dient der von der Verlagshandlung seit längerer Zeit vorbereitete und nunmehr in regelmässiger Folge erscheinende „Geographische Handatlas“ von Dr. Henry Lange zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt. Auf dem Raume von 30 Karten gelang es die Summe des geographischen Materials erschöpfend unterzubringen, sodass man nichts Wesentliches von dem, was viel grösser angelegte Atlanten bieten, darin vermissen wird. Für die Gediegenheit der Bearbeitung bürgt der Name des in der wissenschaftlichen Welt wie beim Publikum durch seine gründlichen geographischen Arbeiten ehrenvoll bekannten Verfassers.

Bei dem wachsenden Bedürfniss an guten Kartenwerken durfte die Verlagshandlung auf lebhafte Theilnahme des Publikums rechnen, weshalb sie den Subscriptionspreis für die Lieferung von 5 Karten in Imperial-Folio auf nur 1 Thlr. gestellt hat. Mit sechs Lieferungen wird der Atlas vollendet sein.

Die soeben erschienene **zweite Lieferung** enthält: **Mitteleuropäische Staaten II.** (Preussen, Posen und Polen.) — **Mitteleuropäische Staaten IV.** (Galizien, Ungarn und Siebenbürgen.) — **Spanien und Portugal.** — **Russland.** — **Mittelamerika und Westindien.** (Mexico.)

Von allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen und sind die erste und zweite Lieferung nebst einem Prospect sofort zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Dies allgemein bekannte und bewährte Universal-Lexikon für den Handgebrauch erscheint gegenwärtig in zweiter, vielfach verbesserter und bis auf die neueste Zeit fortgeführter Auflage in Lieferungen zu 5 Ngr., wodurch zu dessen allmählicher Anschaffung Gelegenheit geboten ist.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Preis des Heftes 5 Ngr., des Bandes geheftet 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden 1 Thlr. 27½ Ngr.

☛ Was über 40 Hefte erscheint, wird an die Subscribenten gratis geliefert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Grundentlastung in Deutschland.

Von **Albert Judeich,**
königl. sächs. Kreissteuerrathe zu Dresden.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine Schriften über die Rentensteuer und die Landrentenbank im Königreich Sachsen bekannte Verfasser behandelt in diesem, infolge ehrenvoller Aufforderung zunächst als Vorlage für den internationalen statistischen Congress in Berlin bearbeiteten Werke auf Grund unmittelbarer Durchsicht aller deutschen Gesetzsammlungen die Grundentlastung in Deutschland. Es wird vorgeführt, was bisjetzt in Deutschland für Befreiung des Grund und Bodens von persönlichen und dinglichen Lasten, für Abschaffung der aus der Leibeigenschaft oder Gutsunterthänigkeit verbliebenen Leistungen, für Beseitigung der Eigenthumsbeschränkungen und des Lehnverbandes, für Aufhebung der Zwangs- und Bannrechte geschehen ist, und welche gesetzliche Vorschriften darüber in jedem deutschen Staate bestehen. Die „Leipziger Zeitung“ sagt: das Werk enthalte „ein so reichhaltiges, namentlich für Geschäftsleute, Landwirthe, Sachwalter, Verwaltungs-, Finanz- und Steuerbeamte praktisch nutzbares Material“ und sei zugleich „mit so umfassender Gründlichkeit, Sachkenntniss und Genauigkeit gearbeitet“, dass ihm eine dauernde Bedeutung gesichert sei; dasselbe bilde „ein für den praktischen Gebrauch in ganz Deutschland, Oesterreich eingeschlossen, ebenso werthvolles als in seiner Art einzig dastehendes Handbuch“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unvergessenes.
Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy.

Von ihr selbst erzählt.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Gegenüber dem kürzlich erschienenen Buche: „Erinnerungen aus meinem Leben“, von Wilhelm von Chézy, dem ältern Sohne Helmina's, verdienen ihre vor wenig Jahren veröffentlichten Memoiren aufs neue der Beachtung des deutschen Publikums empfohlen zu werden.

Helmina von Chézy dictirte diese Erinnerungen ihres an interessanten Erfahrungen und Beobachtungen überaus reichen Lebens während ihrer letzten Lebenstage, und schon vollkommen erblindet, einer Nichte in die Feder. Die berliner Verhältnisse zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts und einige Decennien später, die Zustände von Paris unter dem Consulat und dem Kaiserreich, das literarische Leben und Treiben in Dresden, die oft sehr merkwürdigen Erlebnisse der Verfasserin in Oesterreich und Süddeutschland, ihre zahlreichen Bekanntschaften mit den hervorragendsten Männern und Frauen ihrer Zeit — dies alles verleiht dieser bedeutsamen literarischen Erscheinung eine ungewöhnliche Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 5. November 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Lyrische und epische Dichtungen.

So vergeblich, ja so kleinlich es in gewisser Beziehung ist, bei Besprechung einer größern Anzahl dichterischer Producte mit wohlfeil scheinenden Klagen zu beginnen, so kommt uns doch ein Seufzer und zwar ein recht schwerer ganz von selbst. Der Seufzer ist im Grunde nicht von gestern und heute, jahrelang schon wird es ausgesprochen, wohin dies endlose Versemachen führen soll! Ausgesprochen wird es, aber freilich der Strom der Zeit läßt sich dadurch nicht hemmen. Wir wollen damit auch gar nicht sagen, daß die heutige Durchschnittspoesie schlechter wäre, als sie vor einigen oder mehrern Jahren gewesen, im Gegentheil, es wird so manches nette und liebliche Lied gedichtet, daß unter uns noch alle Tage wieder ein Geibel, ein Roquette, ein Heyse auftreten kann. Allein die schiefe Stellung, die beklagenswerth schiefe Stellung, welche die lyrische Poesie gegen das wirkliche Leben von Tag zu Tag mehr einnimmt, wird dadurch nicht um eines Haares Breite gebessert. Blättert man einmal zum Zeitvertreib in diesem oder jenem lyrischen Werkchen, nun so merkt man von der schiefen Stellung vielleicht sehr wenig, kommen die Werkchen aber dem Kritiker gleich zu halben Schocken auf den Tisch, so kann es ohne einen schweren Seufzer kaum abgehen. Der gilt wahrlich nicht etwa der sauern Arbeit des Lesens, obgleich es bei der Einförmigkeit der gangbaren Stoffe, die unsere jungen Lyriker auszunutzen wissen, starker Anspannung bedarf, um die Sächelchen vieler verschiedener Dichter nicht als ein gemeinsames Meer höchst gleichgültiger Reimereien am Ohre vorbeifließen zu lassen; sondern er gilt zumeist der oft widerspruchsvollen, wie der unreifen Gesinnung, die sich leider nur zu häufig in den Gedichten unserer Modernsten ausspricht. Immer mehr sieht man, wie lyrische Poesien von dieser Qualität für die Masse des Volks nicht nur, sondern ebenso für die schönwissenschaftlich empfindende Gesellschaft kaum noch irgendwelches Bedürfniß sind. Nachlese und nichts als Nachlese halten die zu dichten beginnenden Jünglinge — und bei einer Rundschau über lyrische Poesie hat man es doch zumeist mit diesen zu thun — auf dem lyrischen Stoppelacker.

Tragen wir daran die Schuld? klagen uns die Lyriker entgegen. Gebt uns ein Feld, das noch nicht geschnitten, und wir werden ernten gleich den besten unter unsern größten Dichtern! Wie würden wir euch für die leeren Felder die Schuld aufbürden, antworten wir, nur daß ihr dort immer wieder glaubt ernten zu müssen, das tadeln wir. Glaubt? — Ja allerdings „glaubt“! Denn euer Glaube ist nichts weiter als ein Zug der Schillerkrankheit, die alljährlich so unendlich viel Jünglinge in den Strudel eines wesenlosen Ehrgeizes stürzt, unendlich mehr, als wir es uns nur irgendwie gestehen wollen. Schillerkrankheit! Hat es schon je eine größere Perfidie gegeben als diese, von einer Schillerkrankheit zu sprechen! Vertheidigen werden wir uns des Ausdrucks wegen nicht; wer uns versteht, versteht uns ohne die Vertheidigung, wer uns nicht versteht, der ist uns in kritischer Erkenntniß so unendlich viel voraus, daß er dicke Bücher über Schiller's Unsterblichkeit schreiben, über diejenigen aber, welche Schiller's Bahnen thatsächlich obschon auf schwachen Füßen folgen, spöttisch hinsehen kann; nun und was sind wir gegen den! Gerade aber, weil wir von einer Schillerkrankheit zu sprechen wagen, möchten wir nicht gern, selbst nicht den Schwächsten mit Spott überschütten, wir möchten lieber ein Urtheil des Mitleids aus der Feder schicken. Scheinen wird es gleichwol oft genug, als wollten wir den einen oder den andern bärbeißig todt schlagen. Es wird da so scheinen, wo wir auf Schritt und Tritt jener schon oben angedeuteten kindisch unreifen oder widerspruchsvollen Gesinnung begegnen. Wie oft wirft sich nicht so ein lyrischer Jüngling in die Brust, er schwärmt für allgemeine Brüderlichkeit, er verhöhnt die Knechtsseelen, die Junker und Pfaffen, und im nächsten Augenblick? — er ist der einzige, vor dem die ganze Welt niederfallen, den sie

seines Genies wegen mit Unsterblichkeit krönen sollte. Er verspottet den Frosch, welcher sich zu einem Ochsen aufblähen will, und er selbst bläht sich eitel auf. Diesen literarischen Gecken, das sagen wir gerade heraus, werden wir stets den Kopf in bester Art und Weise klopfen.

Unter den vorliegenden Werken sind zwei dem Helden Garibaldi gewidmete. In beiden liegt die Tendenz der Widmung mit der Bedeutung der lyrischen Producte im grellsten Widerspruche. Wir haben da eben die lyrische Halbheit, die an andere mit dem strengsten Maßstabe herantritt und sich selbst die größte Wohlfeilheit gestattet. Ist die Bedeutung der Garibaldi'schen Heldenthaten nicht größer als die dieser Gedichte, so ist sie sehr mittelmäßig. Wie mußte man einst die neugriechische Freiheit zu besingen, und bei dieser italienischen? Ueber süßsauere Reimereien bringen es unsere Dichter nicht hinaus. Sollte darin etwa eine Kritik der ganzen italienischen Freiheit liegen? Daß sich Garibaldi nur nicht am Ende solche Poesien wie die folgenden verbittet!

1. Der Held auf Caprera. Ein Heldengedicht von Friedrich vom Iserlohn (Friedrich Bücker). Berlin, Springer. 1863. Gr. 16. 10 Ngr.
2. Gedichte von Eduard Rüffer. Gotha, Gläser. 1863. 16. 20 Ngr.

Wohlgemeint mag das erstere sein, aber herzlich schwach bleibt es. Garibaldi's Thaten zur Befreiung Italiens sind nur allgemein geschildert, und die ganze italienische Befreiung ist in wohlfeile Verse eingekleidet. Spaßhaft soll ein gewisser Hohn auf den neapolitanischen Königshof sein (S. 51 und a. a. O.); großen Ruhm indeß wird Friedrich von Iserlohn mit folgenden Strophen nicht ernten:

> Schon drückt den Hof, der rings versammelt,
> Ein Gähnen wie ein schweres Joch;
> Der Diener Gottes spricht sich müde,
> Doch fehlt der Schluß der Rede noch.
>
> Schon herrscht im Saal der tiefste Frieden,
> Da springt von seinem Sitz in Wuth
> Blitzschnell der Premierminister,
> In seiner Hand den rothen Hut.

Zu solcher Poesie klingt die letzte Strophe des ganzen Gedichts vortrefflich:

> Die Tuba klingt; die Glocken läuten;
> Die Freudenrufe tönen drein.
> Mein Deutschland sag', wie schön muß solch ein
> Knechtschaftsbefreiungsjubel sein!

Gewiß recht schön, namentlich wann der „Schlechteversebefreiungsjubel" gleich mit hineingespielt wird!

Eduard Rüffer hat seine Gedichte seinem „Kriegsherrn General Giuseppe Garibaldi in unerschütterlicher Liebe und Treue" gewidmet. Das Buch enthält die Abtheilungen: „Ein kurzer Traum", „Vermischte Gedichte", „Abendlieder", „Wintermelodien", „Im Winter 1859 in Prag", „Unter der Tricolore" und „Daheim". Der größte Theil der Gedichte sind Stimmungsliedchen. Das beste, das wir glauben herausfinden zu können, lautet:

> Lustig ziehen blaue Wellen
> An des Ufers Rändern grün,
> Und phantastische Libellen
> Jagen traumhaft drüberhin.
>
> Alles ist so ausgelassen,
> Froh und heiter anzuschaun;
> Muß vergehen und erblassen
> Auch des Kummers fernes Graun.
>
> Und in deinen stillen Zügen
> Dämmert auch ein Lächeln hold,
> Gleichwie Blumenkelche wiegen
> Schüchtern sich im Abendgold.
>
> Und auf deinen süßen Lippen
> Spielet auch manch scherzhaft Wort;
> Kann ich solchen Honig nippen,
> Fliegt die Welt zu Füßen fort.

Die ganze Abtheilung „Unter der Tricolore" hat uns kalt gelassen, dagegen uns das Gedicht „Den Deutschthümlern" (S. 122) sehr heiter gestimmt:

> [illegible]
> Viel zu gesetzlich, um zum Schwert zu greifen,
> Von euch wird einstmals die Geschichte melden:
> [illegible]

Am Ende sieht dem Verfasser der Schalk im Nacken, und rechnet zu den eiteln Redehelden wol gar die wohlfeilen lyrischen Dichter? Das wäre ein spaßhafter Grad von Selbstkritik.

Da wir einmal die Selbstkritik betonen, so wollen wir sie besonders auch dem nachfolgenden Poeten warm ans Herz legen.

3. Durch Zweifel zur Wahrheit. Erstlingsknospen seinen Zeitgenossen gewidmet von Otto Heinrich Gotthold. München. 1863. 8. 12 Ngr.

Aus allem, aus der Art, wie er eine wunderbare Vorrede schreibt, bis hin zu den alterthümelnden, gothischen Lettern, mit denen das Buch gedruckt ist, guckt der wahre leibhafte Erstling heraus. Aeußerlich soll das Buch einem alten Manuscript gleichen, wie bald wird es dem Staube verfallen sein! Es enthält, wir dürfen dem Verfasser die Wahrheit nicht verschweigen, schwache lyrische Anfänge. Fast überall zeigt sich die Form dürftig, die Verse haspeln sich ohne Schwung, meist selbst ohne den allernothwendigsten rhythmischen Fluß ab. Die Gedanken kennzeichnen sich als Reflexionen, die aus dem Zwiespalt zwischen sicherlich gutem, regem Willen, aber sehr schwachem Können entsprungen sind. Da der Verfasser schon bei seinen Erstlingspoesien tief drin in der Reflexion steckt, sollten da seine Erfolge nicht vielleicht mehr auf einem andern Gebiete, auf dem der speculativen Wissenschaft liegen? „Es ist tief zu beklagen", bemerkt der Verfasser, „und ein trauriges Zeichen unserer in materieller Beziehung so merkwürdigen Zeit, daß fast jeder edle Sturm und Drang in der Poesie erloschen ist." Ganz recht, weil die Welt sehr vielen Sturm und Drang nur als jugendlichen, thatenlosen Vorwitz verwerfen muß. Wie es mit des Verfassers Sturm und Drang bestellt ist, mögen wir nicht weiter untersuchen, wie wir auch seine dichterischen Mängel nicht weiter bloßlegen mögen, sonst müßten wir wol gar auf ein so unzulässiges Gedicht wie „Das Freudenmädchen" näher eingehen. Blättern wir lieber hin und her, ob wir nicht ein paar sangbare Strophen auffinden. Siehe da, hier S. 11 fg. aus dem „Pfingstlied" ließen sich wol einige anführen:

> Wie Smaragd erglüht die Welt,
> Pfingstlich Festgeschmeide
> Glänzt und prahlt am Laubgezelt,
> Strahlt im Blütenkleide.
>
> Drin ein traulich Liedlein schallt;
> Rühret so sanft die Seele;
> Im Holunderbusch und Wald
> Flötet Philomele.
>
> Auch im Dörfchen leuchtet Glanz,
> Frühlingsfest zu weihen,
> Jede Hütte strahlt im Kranz
> Frischbegrünter Maien.

Wollten wir auch hier tadeln, so wäre es vielleicht in der ersten Zeile mit der Frage, ob man beim „Smaragd" das Zeitwort „erglühen" gebrauchen dürfe.

Nicht etwa der mislungenen Form wegen, denn gegen diese

hätten wir wenig einzuwenden, wol aber der einseitigen und schwachen Tendenz wegen stellen wir den eben besprochenen unvollkommenern nachfolgendes Büchlein zur Seite.

4. Malvina. Der Rose Leben, Lieben und Tod. Von Friedrich Friedreich. Erlangen, Palm. 1863. 16. 15 Ngr.

Entweder der Dichter besingt den frühzeitigen Tod seiner Geliebten, oder er setzt sich dichtend nur in eine solche Lage, in beiden Fällen singt er zu süßselig. Bei einem glühenden orientalischen Dichter möchte es hingehen, wenn er die Liebe der Nachtigall zur Rose besingt, und hinwiederum, wenn er in diesen Gesang eigene Erlebnisse hineinlegt; bei uns im kühlern Norden erscheint uns dergleichen zu zuckersüß. Vor etwa zehn Jahren war Derartiges in der Mode, jetzt würde am Ende Redwitz selbst an seine süßselige Minne nur schwer glauben machen. Also die Tendenz des Ganzen greifen wir etwas an. Das Einzelne des Gedichts zeigt viele sinnige Züge, und wir wissen diese dem Dichter sehr wohl zugute zu schreiben. Auch seine formelle Fertigkeit nöthigt Anerkennung ab, obschon die Fertigkeit leicht in Seichtheit ausartet, so S. 63:

> Erschöpft sank nun von Liebesdurst
> Rossignol an der Rose Brust
> Und sog im heil'gen Hochgenuß
> Von rothem Mund den ersten Kuß.

Den leichtscherzenden Ton, der dem Dichter zu Gebote zu stehen scheint, finden wir wol am besten in der Bewerbung der Vögel um die Rose. Hier der Anfang:

> Der Lustigste im Vögelchor,
> Stieglitz den andern kam zuvor,
> Begann in seines Herzens Drang
> Der Sängerfürsten Wettgesang:
>
> Komm, holde Rose, komm zu mir,
> Mein Herz sich dir erschloß,
> Mit aller Glut, drum folge mir
> Auf mein belaubtes Schloß.
>
> Dort sing' ich dir manch kosend Lied,
> Ich bin ein schmucker Bursch.
> Komm, süßer, kleiner Herzensdieb,
> Komm, folge mir, husch, husch.
>
> Komm, holde Rose, komm zu mir,
> Komm in mein weiches Bett,
> Du folgest, Kleine, folgest mir,
> Ich wett'! Ich wett'! Ich wett'!

Wie ungleich des Glückes Wage für die verschiedenen Dichter ausschlägt, das sieht man zumeist erst, wenn man die Arbeiten solcher prüft, die in den verschiedenen Literaturgeschichtswerken niemals eine Stelle finden werden. Es ist nicht wahr, daß ein Literaturgeschichtswerk der Gegenwart, sobald es sich nur an die gangbaren Namen hält, ein wahres Bild des poetischen Vermögens entwirft. Gunst und Ungunst spielen, je mehr die Literatur in die Breite geht, zu sehr mit. Da haben wir so einen Dichter, der doch auch wol einmal genannt zu werden verdiente, wo findet er sich aber genannt? Wo hat nur ein einziger darauf hingewiesen, mit wie vielen Versuchen er rastlos gekommen, ohne Erfolg davonzutragen. Wäre es ein anderer Name, o dann hätte man längst in die Posaune gestoßen; so aber, es ist ja nur Max Moltke!

5. Der vierte Juli 1776. 1826. 1851. Ein Gedicht von Max Moltke. — The fourth of July. The English translation by H. A. Franklin. — Nebst einem dramatischen Bruchstück: „Die Farbigen." Berlin, Moltke's Selbstverlag. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Moltke brachte die Nacht vom 3. zum 4. Juli 1851 auf der nordamerikanischen Fregatte The Independence zu, welche auf der Rhede zu Triest den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung feierte. Hier nun dichtete er einen schwungvollen Festgruß, wie ihn, unsers Erachtens nach, eben nur ein deutsches, für alles Fremde sich begeisterndes Gemüth dichten kann. Der Anfang lautet:

> Zum ersten mal in einer Hängematte
> Am Bord der donnerschwangern Kriegsfregatte
> Aus nordamerikanischem Urwaldholz,
> Auf einem schwimmenden Stück von euerm Boden,
> Ihr glücklichen, ihr freien Antipoden,
> Bin ich erwacht, so freiheitsfroh und stolz.

Wenn es auch sonst etwas überschwenglich sein mag, Schwung besitzt das Gedicht. Aber trotzdem es Moltke zugleich ins Englische hat übersetzen lassen: wir fürchten, daß er auch hier wie immer post festum gekommen ist. Nicht minder mit seiner Tragödie „Die Farbigen", von der er den hier veröffentlichten ersten Act bereits vor 20 Jahren dichtete. Wir aber freuen uns, den Blick einmal, wenn auch nur vorübergehend, auf einen Strebsamen lenken zu können, der uns persönlich ganz fern steht, aber unsere Verwunderung schon mehrfach durch die Rastlosigkeit erregt hat, mit der er immer neue literarische Unternehmungen auf die Miserfolge setzte.

6. Gedichte von Alexis Adolphi. Riga. 1863. 8. 2 Thlr.

Auch ein Dichter, dessen wahrscheinlich nie ein Literaturgeschichtswerk gedenken wird. Bestätigen wir ihm wenigstens an dieser Stelle sein nicht gering zu schätzendes lyrisches Talent. Betonen wir es auch hier ganz besonders, mit welcher Bescheidenheit die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen der deutschen Literatur dienen. Es hätte nicht geschadet, wenn Adolphi den Mund zum eigenen Lobe etwas voller genommen hätte. Wir haben sein Buch mit wirklichem Interesse durchgelesen; welches Interesse mögen die Lieder erst an Ort und Stelle, in der Heimat des Dichters gewähren, dort, wo sich das deutsche Element immer etwas in der Fremde fühlt. Wie uns scheint, steht Adolphi im vollen Mannesalter, sein Buch hat daher auch in den Hauptabschnitten einen gewissen gesetzten Anstrich; fehlen auch Lieder der Jugend, der Freude und Lust darin nicht, so fehlt doch darin der knabenhaft läppische Singsang, mit dem der größte Theil jugendlicher Sänger seine Liebeleien vor aller Welt auszukramen pflegt. Wie es sich gerade trifft, so wollen wir mit dem ersten Griffe ein Liedchen auswählen. Hier dies:

Meeresstille.

> Wie mich erfaßt mit heil'ger Macht
> Meeresstille in dunkler Nacht!
> Leiser und leiser gehen die Wellen,
> Einzelne Sterne den Himmel erhellen.
> Ungefährdet vom Felsenriff
> Ziehen wir sicher auf schwankendem Schiff.
>
> Woher die Stille? Woher der Friede?
> Das Meer und das Herz sind sturmesmüde!
> Sie beide haben gekämpft und gelitten
> Und Wogendrang und Schmerz erlitten,
> Bis endlich die Hand voll Lieb' und Macht
> Sie beide, beide zur Ruh' gebracht.

Um uns etwas in der Galanterie zu üben, hat uns die aufmerksame Redaction auch zwei Dichterinnen zugewiesen. In der großen Masse dürften sie schon mit unterlaufen:

7. Poesien. Von Emma Senger. Hamburg, Jowien. 1863. 16. 20 Ngr.

Wenn Jünglinge ihre Geliebten besingen, so macht sich das oft herzlich lächerlich, noch komischer aber wenn es junge Damen darin den Jünglingen gleichthun wollen, oder wenn sie sich an Stelle der Jünglinge setzen und von „meiner Einzigen"

reden. Im übrigen nimmt es Emma Senger mit den Versen entsetzlich leicht; es wird doch nicht gegen die Galanterie verstoßen, das auszusprechen. Auch Naivetäten — wie würden wir Trivialitäten zu sagen wagen — finden sich so häufig, daß sich Emma Senger vor allen Dingen einen wahren Freund suchen sollte, der einzelne Lieder über Bord würfe, und um so mehr, als ihr das Dichten ziemlich leichtes Spiel zu sein scheint. Sehen wir uns darauf die „Blauen Augen" an:

Mit deinen blauen Augen
Siehst du mich so lieblich an,
Daß ich nun an nichts anderes
Als an dich denken kann.

An deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts —
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz.

Ei was: „blaue Gedanken!" Die „blauen" Gedanken sind zwar eine Erfindung Heine's, aber trotz Heine ist ein „blauer" Gedanke ein eben solcher Unsinn als ein „blonder" Gedanke sein würde. Indeß Emma Senger gibt auch Besseres. So einige Seiten weiter: „Die Sterne schweigen", das lassen wir uns schon eher gefallen!

8. Frauenleben. Gedichte von Johanna. Berlin, F. Duncker. 1862. 16. 20 Ngr.

Weit abgeklärtere Poesie als die der vorigen Dichterin, eine edle gereifte Auffassung des Lebens, namentlich der Mutterpflichten, spricht aus Johanna's nicht sehr starkem Buche. Der bekannte Leitartikelschreiber der berliner „Volkszeitung", Bernstein, hat das Büchlein mit einem offenen Geleits-, vulgo Empfehlungsschreiben versehen. Wir sehen darin, was wir bei Büchern aus berliner Verlage öfter zu bemerken Gelegenheit hatten, den Wunsch, den Lesern von vornherein eine Ansicht über das Buch aufzubringen. Wie dem nun auch sei, ob es durch ein Geleitsschreiben, oder, wie es in Berlin allgemeiner geschieht, durch überschwengliche Localrecensionen in den ältern berliner Zeitungen gemacht wird, wir müssen dagegen protestiren. Wenn sich ein Buch wie dieses „Frauenleben" nicht selbst empfehlen soll, so ist das Geleitsschreiben auch vom Uebel. Bernstein weist besonders auf die Gedichte S. 21, 25, 27, 36, 39, 42 hin. Wir wollen das erste derselben mittheilen:

Von der Bleiche heb' ich mein Linnen fein,
Hab' den Flachs gezogen, gesponnen allein. —
Als die blauen Blüten mich angelacht,
Als ich das Garn zum Weber gebracht,
Wußt' ich nicht, für wen's wird sein.

Heut' aber weiß ich's: ein Engel bald
Erscheinen mir wird in Kindesgestalt,
Den hülle ich in mein Linnen ein
Und berg' ihn am warmen Herzen mein,
Von Liebe überwallt.

Es wohnet in mir so still und stumm,
Nun bin ich mir wie ein Heiligthum,
Denn ich berge das Allerheiligste tief:
Ein Leben, das Gott ins Dasein rief,
Bin selbst mir werther drum.

Nun hab' ich dich, du Linnen zart,
Hab' dich zur rechten Freude verwahrt!
Jetzt will ich schneiden und nähen gern,
Von früh bis leuchtet der Abendstern —
In Arbeit und Hoffnung gepaart.

Wir werden in Folgendem, wie es sich gerade trifft, ein Häuflein erträglicher, gangbarer lyrischer Werke zusammentragen:

9. Für dich von mir. Wriezen, Köhler. 1863. Gr. 16. 1 Thlr.

Eine vorzügliche Ausstattung nimmt für das Buch ein. Im Handumdrehen fast kann man eine Seite herunterlesen. Die Lieder sind kurz, meist nur zwei Strophen lang; dabei weht so etwas wie Humor über die Mehrzahl der Blätter: sollte man damit nicht zufrieden sein?

Das Herz ist ein Vogel,
Es fliegt und es singt,
Und Worte und Blicke
Als Beute es bringt.

Zuweilen im Schnabel
Ein Herz es auch trägt,
Mit welchem in Zukunft
Duette es schlägt.

Besser, in humoristischerm Tone gehalten dünkt uns das „Abendroth":

Seht doch, wie dort dem Himmel ist
Das Blut zu Kopf gestiegen!
Dick aufgeschwollen Adern ihm
Auf hoher Stirne liegen.

Ich glaub', der letzte Sonnenkuß
Trieb's ihm so heiß zu Kopfe;
Gemach, gemach, Frau Luna kommt
Mit anderm Farbentopfe.

10. Lose Blätter. Dichtungen von A. G. von Thünen. (Zweite, stark vermehrte Auflage des „Poetischen Alpha und Beta".) Leipzig, Rein. 1863. 16. 20 Ngr.

Thünen strebt höher hinaus als der vorige Dichter, er hat etwas Keckes und Unabhängiges in seinem Auftreten, aber es gelingt ihm mit seiner Hinneigung zur Satire und zum Sarkasmus nicht immer. Ja wir könnten noch mehr sagen, daß er zuweilen stark an das Frivole stößt. Da ist z. B. S. 25 „Papa, Papa", ein Gedicht, dessen Tendenz uns zu cavaliermäßig erscheint. Dann S. 22, der Schluß von „Ewige Liebe", wie banal! Weiter S. 102 in dem Gedichte „Weib, Wein und Gesang", wie unschön die Hereinziehung der Trinitätsidee! Weiter S. 145, wie wenig spaßhaft das spaßhaft sein sollende „Ach!" Nun S. 152 der „Katzenjammer", o den müssen wir mittheilen:

Ihm klappern die Zähne, als wär' er im Fieber —
Die Mutter steht da, die Schwester steht da,
Und fragen: Wie geht es, mein Lieber?

Es kommen die Tanten, die wollen was wissen —
Die eine spricht, ach! Die andre spricht, ach!
Er aber kriecht tief in die Kissen.

Nun flüstert man leise, man wagt nicht zu sprechen —
Die Mutter bringt Thee, die Schwester bringt Thee,
Das treibt ihn, sich stark zu erbrechen.

Jetzt hofft man auf Besserung, nun dankt man dem Himmel —
Die Mutter ruft o! Die Schwester ruft o!
Wie riecht sein Gebrechsel nach Kümmel.

In derselben tollen Weise sind einzelne der zum Schluß angefügten Epigramme geschrieben. Höre man:

Heinz, ein eifriger Grieche, liest spät noch Homer's Iliade,
Griechisch geht er zur Ruh', griechisch küßt er sein Weib.
Dieses schenkt ihm ein Kind, das griechisch gleich hat geschrien
Und den Schild des Achill in seine Tücher gemalt.

Beten, sagt ihr, und glauben, Unrecht willig ertragen,
Leiden und weinen sei Zweck, daß der Schöpfer uns schuf: —
Könntet die Welt ihr castriren, Begeistrung und Feuer ihr rauben,
Würde sie Wallach sein, euch zum Reiten bequem.

Nach unserm Geschmack ist nun derartige Poesie gerade nicht. Glücklicherweise enthält das Bändchen auch Besseres.

11. Gedichte von Otto Schmidt. Hamburg, Boyes und Geisler. 1863. Gr. 16. 15 Ngr.

Kennst du das kleinste Land?
Leicht bedeckt's die Hand.
Keine Städte, keine Au'n
Sind in diesem Reich zu schaun.

Wer wohnt in diesem Land?
Kärglich ist's bemannt,
Nur ein Engel kam hinein,
Daß er möchte Wächter sein.

Dein Herz ist dieses Land,
Das bedeckt die Hand.
Liebe ist das Engelein,
Das drin wachet fromm und rein.

In dieser zarten Weise ist der größte Theil der Lieder gehalten. Nichts Stürmisches, nichts Drängendes, zartes Geriesel eines Waldbächleins nur hören wir. Den „Jungfrauen" ist deshalb auch wol das Buch ganz entsprechend gewidmet. Unter den Gelegenheitsgedichten finden sich manche zu wohlfeile. Den letzten Abschnitt des Buchs bilden Charaden, 20 an Zahl, deren Lösung meistentheils kaum einige Schwierigkeit erfordert.

12. Neue Gedichte. Vom Verfasser von „Tannengrün und Edelweiß". Leipzig, O. A. Schulz. 1863. Gr. 16. 16 Ngr.

Ziemlich schnell hat der Verfasser von „Tannengrün und Edelweiß" auf sein erstes Bändchen ein zweites folgen lassen. Wir möchten nicht unterscheiden, ob diese neuen Gedichte den Gedichten des ersten Bändchens vor- oder nachstehen. Wieder begegnen wir den bescheidenen innigen Weisen, die gleichweit der Genialität entfernt, wie auch der prosaischen Poesie und Trivialität, für alle beschaulichen Gemüther mannichfachen Reiz bieten. Wie tief gefühlt ist nicht S. 53: „Was ist ein Menschenleben?" Noch mehr zieht es uns aber zu folgendem Gedicht:

Wol sah ich manche Thräne fallen,
Und Klagen, das das Herz zerschnitt,
Hab' ich gehört in stolzen Hallen,
In Hütten, die mein Fuß durchschritt.

Und doch die kleinsten Fenster schmückte
Geranium und Rosmarin,
Im Hüttchen, das die Armuth drückte,
Stand Rosenstock und Myrte drin.

So fest war doch kein Herz verschlossen,
Von Gram so trüb, so kummervoll,
Daß nicht, wenn erst die Thränen flossen,
Hierauf ein schlichtes Liedchen quoll.

Wol manches Haupt im Silberscheine,
Sah ich von schweren Sorgen bleich,
Doch Kindesköpfchen, blonde, kleine,
Dazwischen, lieb- und hoffnungsreich.

Ich sah des Schmerzes Engel schweben,
Allüberall durch Stadt und Land,
Doch immer auch mit Trost daneben
Des Friedens lichter Engel stand.

Sie schweben, innigliсh verbunden,
Durch ein geheimnißvolles Band,
Der schlägt, der andre heilt die Wunden,
Der Schmerz, der Trost in offner Hand.

In stillem wechselvollen Reigen,
Da weben sie der Menschen Los,
Geführt von ihnen beiden, steigen
Wir einst zu ew'ger Freuden Schos.

Und so möchten wir noch von S. 79: „O sage Lenz, wo du geblieben", von S. 80: „Das rechte Grüßen", von S. 82: „Wenn Erdenschöne blühend sich erhebt", anführen, wenn es der Raum gestattete, sie hier wiederzugeben.

13. Gedichte von G. Ringler. Nürnberg. 1863. 16. 16 Ngr.

Das Buch enthält „Natur- und Wanderbilder", „Blumenkranz", „Aus dem Leben", „Religiöses", „Elegisches" und schließlich einige „Uebertragungen" nach Lamartine, Victor Hugo, Soumet, Béranger.

Hat der Tag sich müd' gegangen,
Schlafen all' die Blumen ein,
Regt sich mir ein heiß Verlangen,
Bis erwacht der Sterne Schein.

Und dem tiefbewegten Herzen
Leuchtet er mit seiner Pracht,
Wie der Kinderwelt die Kerzen
Heiliger, geweihter Nacht.

Mit diesem Liede ist die Bedeutung von Ringler's Gedichten hinlänglich gekennzeichnet. Die Gedichte bieten nichts Außergewöhnliches; sie lesen sich aber ohne Anstoß weg. Auch überschüttet uns Ringler nicht mit einer Unzahl schwachseliger Liebeslieder wie verschiedene andere Dichter, dagegen wendet er sich mehr an die Natur, besingt die Alpen, den Bodensee, den Brenner, den Genfersee u. s. w. Die Abtheilung „Blumenkranz" möchte hauptsächlich jungen Damen gefallen. Für das Bedeutendste im ganzen Buche halten wir die Uebersetzungen. Von Lamartine ist es der „Erste Schmerz" mit dem Anfange:

An den Ufern von Sorrente,
Von Orangen mild umschattet,
Wo die Wogen sich behende
Brechen, von dem Lauf ermattet —

Steht ein Stein in hohem Grase,
Wandrern, jungen wie den alten,
Predigend in gleichem Maße
Von des starren Todes Walten u. s. w.

Von Victor Hugo finden wir die „Großmutter", von Soumet „Das verlassene Kind", von Béranger „Der Gefangene" und „Abschied von Frankreich".

14. Naturblätter. Funfzig Gedichte von Reinhard Reitzel. Manheim, Schneider. 1862. 16. 8 Ngr.

Nicht Naturschilderungen, wie man vermuthen könnte, enthalten diese „Naturblätter", sondern wie sich der Dichter selbst ausdrückt: „Was ich hier den freundlichen Lesern biete, ist das bescheidene Ergebniß einer Naturanlage, deshalb wurde für die kleine Sammlung von Gedichten die Ueberschrift «Naturblätter» gewählt." Einzelne Gedichte, so „An die Heimat", „An das Wiesenthal" lesen sich recht gut, andere bieten nicht viel mehr als Verse und Reime. Oder wäre das nachfolgende „Auf einer Brücke" nicht bedeutungslos?

Ich stund auf einer Brücke,
Die Wellen rauschten fort,
Die Steine liegen feste
An ihrem tiefen Ort.

Die Freude weilt nicht lange,
Der Kummer liegt wie Stein
Auf meinem armen Herzen,
Es kann nicht fröhlich sein.

15. Gedichte von Med. Dr. Joseph Feistmantel. Prag, Mercy. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sonderbar, daß wir den Med. Dr. so oft ansehen mußten! Es macht sich immer eigenthümlich, auf einem Bande lyrischer Gedichte oder auf einem Drama den Titel des Verfassers angegeben zu sehen. Unwillkürlich denkt man: hat denn der Herr nichts Besseres zu thun! Oder will er damit etwas vor titellosen Dichtern voraushaben? Ein Med. Dr. nun gar, ein realistisch fühlender und denkender Doctor, und Gedichte! Ein Med. Dr.

ist doch ein verständiger Mann, strebt nach solider Lebensbasis, und der dichtet, der stellt sich mit schwärmerischen Studenten oder andern Jünglingen auf eine Stufe und treibt das Undankbarste von der Welt, er macht Verse! Und einen Band von über 300 Seiten bietet er uns. Und sogar Klostersagen in ziemlicher Menge!

Weniger das Stimmungslied, mehr das balladen- und romanzenartige Lied finden wir bei Feistmantel. Er ähnelt darin gewissen specifisch süddeutschen Dichtern, wenn wir so sprechen dürfen, Dichtern, deren Talent sich vorzugsweise zur poetischen Erzählung hingetrieben fühlt. Es fällt uns schwer, ein kurzes Lied herauszufinden. Doch hier eins:

Der Vampyr.

Strömen süße Balsamdüfte
Aus des Urwalds tiefer Nacht,
Leise schwebend durch die Lüfte
Der Vampyr die Runde macht.

Weh' dem Schläfer auf der Matte,
Der in Träumen sorglos ruht,
Daß die Nacht sein Aug' beschatte
Müde von des Tages Glut.

Bald wird der Vampyr umschweben,
Fächelnd kühlen sein Gesicht,
Saugt dabei sein Blut und Leben,
Und der Schläfer fühlt es nicht.

Also wiegt auf Traumeswellen
Mich mit sanftem Flügelschwung,
Saugt an meinen Herzensquellen
Der Vampyr Erinnerung.

Den Schluß des Buchs bilden „Blumen für das Grab des prager Mimen Feistmantel", wol eines nahen Verwandten des Dichters.

16. Ranken. Gedichte von Adolf Bekk. München, Fleischmann. 1862. 16. 15 Ngr.

Die Verlagshandlung von Fleischmann in München scheint sich viel mit dem Verlage lyrischer Werke zu beschäftigen. Wir erinnern uns, die Firma in letzterer Zeit häufig gefunden zu haben. Mit diesen „Ranken" hat sie jedenfalls einen ziemlich glücklichen Griff gethan. Bekk zeigt ein frisches Talent, das Beachtung verdient. Er theilt seine Gaben unter die Abschnitte „Wilde Rebe", „Epheu", „Nachtschatten". Aus der ersten Abtheilung möchten wir hervorheben S. 9: „Die freie Sitte sei gelobt", S. 16: „Ich kenn', ich kenn' ein Vögelein", S. 19: „Mich treibt es ruhlos immerfort", S. 38: „Ja nimmer schreib' ich's nieder." Halten wir uns an das vorletzte:

Mich treibt es ruhlos immerfort
Thalein, thalaus, von Ort zu Ort,
Wol an den Strand der Meere:
Mein Ränzlein trägt sich gar gering,
Und wandern ist ein schönes Ding —
Wenn nur das ein' nicht wäre:
Im Säckel, im Säckel,
Im Säckel diese Leere!

So ich ein Tischlein deck' dich hätt',
So ich ein Bettlein streck' dich hätt',
Dann ging's wol ungefähre;
Bei armen Leuten hielt ich Rast,
All' Jungfern schön lüd' ich zu Gast —
Wenn nur das ein' nicht wäre:
Im Säckel, im Säckel,
Im Säckel diese Leere!

Die zweite Abtheilung bringt einige erzählende Gedichte und die letzte einige Sonette, von denen wir folgendes wählen:

Es ist die schönste all der frommen Sagen,
Daß jedem bessern Menschen an der Seite
Ein Engel liebend und behütend schreite,
Der ihm noch treu blieb aus der Kindheit Tagen.

Ich aber glaube kaum an sein Geleite,
Im Leben einmal muß es jeder wagen,
Dem unverdienten Glücke zu entsagen —
Mit seinem Engel liegt er dann im Streite.

Sein Paradies muß jeglicher verlieren,
Der Boden starrt, es brennt die Sonne heiß
Und von des Menschen Antlitz trieft der Schweiß.

Und wird er alt und hat sich müd' gesehnt,
Dann naht der Kindheit Engel sich versöhnt,
Ins Paradies ihn wieder heimzuführen.

17. Was ihr wollt. Lieder und Gedichte von Anton Schweller. München, Fleischmann. 1862. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Manches ansprechende Lied enthält diese Gedichtsammlung; sie ist 100 Seiten stärker als die vorige. Schweller bringt seine Gedichte unter die Abtheilungen: „Unter den Buchen", „Waldmärchen", „Frühlingsglocken", „Liebes Leid und Lust", „Anakreontische Weisen", „Jung Heinrich" und „Episches". Ihm steht in den Gedichten „In vino veritas", „Moderne Liebe", „Zuckersüße Poesie", überhaupt in den anakreontischen Weisen der Ton des Humors nicht übel zu Gebote. Aus „Moderne Liebe" greifen wir ein Lied:

Sie kann sich nicht entscheiden,
Sie sieht ja beide gern,
Der eine ist nur ein Dichter,
Der andre trägt Ordensstern'.

Der eine hat nichts als Liebe,
Der andere aber Geld,
Der eine führt sie zum Himmel,
Der andre in die Welt.

Sie hat ein so weiches Herzchen,
Sie heirathet den Ordenmann,
Damit sie den armen Dichter
Mehr protegiren kann.

Und noch ein anderes:

So ist es recht, so mußt' es kommen,
Ich war ihr viel zu nüchtern,
Was soll das ew'ge Seufzen frommen,
Warum blieb ich so schüchtern.

Der andre hat mich ausgestochen,
Sie liegt in seinen Armen,
Ich aber hab' mich blutig gerochen,
Ich mache das Hochzeitscarmen.

18. Fünf Bücher deutscher Gedichte von George Hesekiel. Berlin, Janke. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese fünf Bücher sind betitelt: „Preußisch", „Alt- und Neufranzösisch", „Legenden, Balladen, Erzählungen", „Reime und Sprüche", „Disjecti membra poetae". Ob Hesekiel in Prosa, ob er in Versen schreibt, eine ganz außerordentliche Federfertigkeit ist sein eigen. Diese Gedichte lesen sich, als ob sie aus dem Aermel geschüttelt wären. Die Reime klappen aufeinander, es kann Hesekiel gar nicht fehlen. Zum volksthümlichen Sang besitzt er entschiedenen Beruf; betreibt er aber die Kunst des Ansingens so wie im ersten Buche: „Preußisch", dann Ade Kunst. Doppelt Ade, wenn im zweiten Buche, dem „Alt- und Neufranzösisch", die Majestät, gerade wie es Hesekiel auch in seinen französischen Hofgeschichten macht, in ihrer ganzen Blöße gezeigt und das Hofleben mit dem Esprit der leichten Frivolität persiflirt wird. Ja, ja, wenn in Hesekiel der Hofdichter mit dem Satiriker nur nicht so oft in Zwiespalt läge! Was für nette Sächelchen bringt er in den letzten beiden Büchern seiner Gedichte! Siehe da:

Encyklopädische Bildung.

Der Spanier befiehlt Chocolade und Wein,
Der Russe Branntwein und Thee,
Der Brite verlangt nach Porter und Punsch,
Der Franke nach Wein und Koffee,

Der Türke will Wasser — kurz jeder sein Muß,
Nur der brave Deutsche trinkt alles das!

Noch eins:

Türkenfreunde.

Die Türken sollen leben!
Und pereat der Zar!
Wir wollen türkisch werden,
Türken ganz und gar!
Ich kaufe mir ein Harem
Zehn Weiber jung und fein
Und zwanzig Odalisken,
Die nehm' ich obendrein!
So rief der kleine Schneider —
Da schlug ihn hinters Ohr
Sein Weib, das ihm noch nächtens
Im Bettstroh Schlaf verlor.

19. Gedichte von Eduard Neumann. Leipzig, Brockhaus. 1863. 16. 1 Thlr.

Mit diesem Bande schließen wir diesen Abschnitt. Wir wählen dazu eine sehr empfehlenswerthe Gabe. Das Liebeslied findet sich in der Gedichtsammlung vorzugsweise vertreten.

Du hast gesagt, du wolltest kommen,
Und meine Seele wartet dein;
Es muß ja Abschied noch genommen,
Muß Lebewohl gesaget sein.

Du hast gesagt, du wolltest kommen,
Ich bin mit meiner Lieb' allein;
Wie lange soll ich angstbeklommen
Erwarten dich im Dämmerschein!

Schon ist des Mondes Licht entglommen,
Der Liebe Stern, o tritt herein! —
Willkommen, tausendmal willkommen,
Du ewig heiß Ersehnte mein!

Nicht allein Stimmung, sondern auch Temperament, eine gewisse Eigenartigkeit liegt in Neumann's Liedern.

Wie er auch säume, der Lenz — Ueber Nacht
Wird der Strom seine Bande bezwingen,
Werden die schwellenden Knospen springen.
Ueber Nacht!

Sträube nur, sträube dich, Maid! — Ueber Nacht
Wird dir mein Auge vor Augen stehn,
Wird dir mein Flehen zu Herzen gehn.
Ueber Nacht!

Was dich bekümmre, mein Herz — Ueber Nacht
Löset ein Schlummer dir Kummer und Sorgen,
Hebt sich die Sonne zum schönern Morgen.
Ueber Nacht!

Auch Neumann's „Gedichte in erzählender Form" lesen sich gut, doch enthalten sie nicht gerade Eigenschaften, deren wegen man sie den andern Gedichten vorziehen könnte.

Noch wollen wir eine Probe aus „Epigrammatisches in Reim und Rhythmen" wählen:

Was ist das höchste Glück? — Der Liebe Glück!
Sodann der Ruhm; sodann ein sorglos Leben! —
Von diesen Gütern ward mir keins gegeben;
Doch wenn der Muse Flügel mich umschweben,
Hab' ich sie all' für einen Augenblick!

In einem besondern Abschnitt bringen wir zwei Bücher, die etwas ganz Absonderliches bieten wollen:

20. Am Strom der Zeiten. Oden von L. B. Berlin, Bach. 1863. Gr. 16. 15 Ngr.

Schwer ist es, einem solchen Buche gerecht zu werden: hundertundzwanzig Seiten nichts als Oden in antikisirenden Versmaßen, nicht weniger als 83 solcher Oden! Es liegt, das läßt sich nicht leugnen, eine gewisse Weihe, eine Würde, ein feierlicher Ernst auf den Oden; es ist, als sähe man große, behauene Steine zu einem gothischen Dome aufhäufen; allein die bei Oden nothwendige, zugleich gehobene und wuchtige Sprache verleitet leicht zu einem Spiele mit mehr tief scheinenden als wirklich tiefen Gedanken. In formeller Hinsicht kommt obenein noch manches hinzu, was bei dem deutschen Sprachidiom den Oden in antiken Versmaßen nachtheilig ist. Wir bedürfen zu oft des Artikels, der Fürwörter, als daß wir nicht wol gar einen Vers in der Ode mit einem solchen schließen und den nächsten Vers (Zeile, um allen Zweideutigkeiten zu begegnen) mit dem dazu gehörigen Haupt- oder Zeitworte beginnen sollten. Doch wir wollen bei der Schwierigkeit, welche die Odendichtung selbst sehr gewandten Sprachkennern immer bietet, nicht zu viel kritisiren, sondern die Oden lieber für sich selbst sprechen lassen. Sei es eine der kürzesten, die fünfundfunfzigste, die wir auswählen:

Willst du an Weisheit und Liebe reich
Durchs Leben gehn und heil'ger Erkenntniß voll,
Trachte nach Raub nicht vor Menschen,
Ruhmlos bleibe und ohne Schuld.

Viele Gewaltige streben auf,
Ihr stolzes Trachten kennet nicht fremde Noth,
Ob auch die Töne des Jammers
Wimmern durch rauschende Feste.

Es muß verstäuben dann ihre Macht —
Vom Staube kam sie; besser ist stiller Pfad,
Welcher aus Dämmerung führet
Zu den lichten Gefilden aus.

Größtentheils sind die Oden nach dem alcäischen Metrum gedichtet; was aber die hier citirte Ode betrifft, so wissen wir nicht, ob das in ihr angewandte Metrum alcäisches oder asclepiadeisches (viertes) Metrum, oder freies an irgendein altes nur anklingendes Metrum sein soll?

21. Neue Harfenklänge. Eine Liedergabe für das christliche Haus von Leonhard Meister. Bern, Heuberger. 1862. Gr. 16. 24 Ngr.

Wir kennen die ältern Harfenklänge nicht, wir wissen also auch nicht diese neuen mit den ältern zu vergleichen. Ein gewisses Bedürfniß nach diesen „Neuen Harfenklängen" muß vorgewaltet haben, denn der Dichter scheint der Sache seines Erfolgs ziemlich gewiß zu sein. Der Titel des Buchs klingt übrigens pietistischer als ein Theil der Gedichte wirklich ist. Denn wenn auch ein Theil des Buchs durch „Festklänge" und ein anderer durch „Grabesblüten" ausgefüllt wird, so finden sich doch in der Mitte „Naturbilder", welche das specifisch Christliche nicht durchaus zur Schau tragen. So eins, „Mahnung der Abendglocke" betitelt, lautet:

Der Abendglocke Läuten
Den traute Feierton,
Will täglich mir bedeuten:
Es sei ein Tag entflohn.

Soll in der Luft verschallen,
Was spricht der eh'rne Mund?
Nein, mahnend widerhallen
Im tiefsten Herzensgrund.

Sieh, darum ward gegeben
Die Stimme auch dem Erz;
Selbst Todtes ruft zum Leben,
Vernimm es, Menschenherz!

Die rein lyrischen Weisen lassen wir hiermit hinter uns und wenden uns dem epischen Gebiete zu. Wir wollen den Uebergang mit einem Werke versuchen, das sich als eine

„poetische Schilderung der Natur und des Lebens" ankündigt. Eine Naturschilderung mit bestimmtem Hintergrunde, o ja sie kann nicht nur sehr poetisch, sie kann herzerhebend und herzentzückend sein. Nur wenn sie sich in allgemeinen Anschauungen gefällt, dann wol ist sie vom Uebel. Wir werden ja gleich sehen, ob der Dichter des Werks seine Aufgabe recht gelöst hat.

22. Rhein und Meer. Poetische Schilderung der Natur und des Lebens, in drei Abtheilungen. Von Dorn. Frankfurt a. M., Baist. 1863. 8. 17⅓ Ngr.

Die drei Abtheilungen sind betitelt: „Schweiz", „Deutschland", „Holland". Dorn hat sich zur Aufgabe gesetzt, den Rhein zu besingen:

Strömend nach dem Ocean,
Zieht der Rhein die alte Bahn,
Stolz und hoch die Wellen hebend,
Eine Ader, die belebend
Aus dem Länderherzen her
Sich erstreckt dem Volksverkehr,
Eine Botschaft, die gesandt,
Zu vereinen Meer und Land;
Als der Freiheit glänzend Bild,
Wenn er rauschend überschwillt u. s. w.

Nach diesem Eingange führt er den Rhein schildernd selbst ein:

Als der Alpen rauhgewöhnter Sohn,
Herrsch' ich früh auf dem Gebirge schon,
Wo der Sturm mir singt sein Wiegenlied,
Und die Gletschermilch mich groß erzieht.
Rauschend tret' ich aus der Berge Thor,
Ausgerüstet schon mit Macht hervor.
Meine Arme, glänzend wie der Stahl,
Dehn' ich mächtig aus dem tiefen Thal,
Sie zu fernen Bergen auszustrecken,
Ganze Landgebiete zu umschließen,
Ihnen Lebensquellen auszugießen
Und das Land mit Segen zu bedecken.

Glänzend ist diese Schilderung gerade nicht, wir möchten sie eher unbestimmt, ja nüchtern finden. Ihr fehlt all und jede plastische Eigenschaft. Ihr fehlt der locale Hintergrund. Das ist nicht ein wirklich treues und dabei poetisches Gemälde, das sind Theaterdecorationen, heute stellen sie die Alpen, morgen das Riesengebirge vor. Der Dichter ist jedenfalls auf dem Gebiete seiner Schilderung unsicher und deshalb so allgemein. Und kaum hat er den Rhein einige Schritte entlang verfolgt, so macht er halt und ergeht sich bald in allgemeinen Reflexionen, bald in Liedern aller Art. So besingt er den Reiz der Schweiz:

Auf den Alpen liegt die freie Schweiz,
Schön und fürchterlich in ihrem Reiz,
Wo die Berge mit granitnen Kronen
Feierlich im Schneegewande thronen u. s. w.

Weiterhin läßt er ein Alplied folgen. Gewiß das eine wie das andere, die auf dem Titel verheißene Schilderung, wohlverstanden poetische Schilderung der Natur wie des Lebens entbehrt jener poetischen Fülle, die uns unwiderstehlich anzieht und festhält. Wol auch historische Reminiscenzen läßt Dorn einfließen, wenn er ein Lied auf Winkelried bringt; allein der Vater Rhein bleibt nichtsdestoweniger ein etwas trockener Geselle. Beim Abschied von der Schweiz singt er:

Nun verlaß' ich — spricht der Vater Rhein —
Dieses Land, wo meine Wiege steht,
Und ich werde ihm gewogen sein,
Bis mein Thron im Weltensturm vergeht.

In der zweiten Abtheilung: „Deutschland", fühlt sich der Dichter zwar heimischer, allein im System bleibt er derselbe. Oder klingt es nicht mehr als trocken, wenn er die Schilderung anhebt mit:

Am Schweizerlande liegt der Bodensee,
Die Grenze zwischen ihm und deutschen Gauen.

Oder wenn es weiterhin heißt:

Der Bodensee verknüpft der deutschen Lande
Viel herrliche mit einem Silberbande.

Als lyrische Einschiebsel lassen sich verzeichnen: „Die Nonne", „Weibertreu", „Die Fee", „Auf dem Anstand", „Der Einsame", „Die Herbstwinde", „Die deutsche Sprache", „Rheinlied", „Theodor Körner", „Der Sohn des Volks", „Des Ritters Abschied", „Das Gebet" (im Dom) und einige andere. Vom „Rheinlied" seien drei Strophen angeführt:

Freunde! Das Rebenblut
Quillt an des Rheines Flut,
Strömt aus gesegneter Quelle,
Aus deutscher Berge Brust,
Gießet in heißer Lust
Sich die lebendige Welle.

Kennst du den Wein vom Rhein?
Lieblich mit Rosenschein
Füllt er das dunkele Leben,
Stählet des Mannes Kraft,
Spornet die Leidenschaft
An zum verwegenen Streben.

Freunde! Dem Vaterland
Weihen wir Herz und Hand.
Freiheit und Vaterland lebe!
Und jedem deutschen Mann,
Der für sich fechten kann,
Grüne die rheinische Rebe!

Auch in der dritten Abtheilung: „Holland", nimmt das Gedicht denselben Lauf wie in den beiden ersten. Wir glauben es, das gutgemeinte, hinlänglich gekennzeichnet zu haben.

Daß der deutsche dichtende Jüngling zu allem fähig ist und die seltsamsten Producte auf den Markt befördert, wie oft ist das nicht schon ausgesprochen. Es muß in der wirklich deutschen Bildung ein Zug der Sonderbarkeit liegen, der krebsartig um sich frißt. Aber auch nichtdeutsche Jünglinge scheinen diesem Zuge der Sonderbarkeit zu erliegen, wenn sie der schwärmerischen idealen Richtung deutscher Bildung zu nahe kommen. Ein Beispiel davon zeigt sich in

23. Bajazzo. Ein Gedicht von Moritz Rappaport. Leipzig, Arnold. 1863. 16. 27 Ngr.

„Bajazzo!" Und wir drehten das Buch hin und her, ehe wir uns daranmachten, es zu lesen. Was konnte denn in solch einem Buche stehen? „Bajazzo, ein Gedicht!" Und als wir nun die ersten 86 Seiten desselben gelesen hatten, blieb uns der Sinn des Ganzen noch so fern, daß wir nur bejahen konnten, das Absonderlichste werde gewiß von einem deutschen Jünglinge gedichtet. Aus den ersten 86 Seiten hörten wir so viel, daß sich der Dichter mit dem Hanswurst zu einer Wanderung vereinigte, deren Zweck die Erkenntniß, es treibe alle Welt ein Bajazzospiel.

Geheim sind alle Bajazzo!
Komm, folge mir! Wir wollen wandern
In manche Kreise hochgeehrt:
Wir ziehn von einem zu dem andern,
Sieh zu, ob sich mein Wort bewährt!

Das Resultat der Wanderung läßt sich voraussehen: überall, selbst in hohen Kreisen Hanswurstereien! Wie wahr dies nun auch, schon nach dem einfachen Grundsatze, daß die Welt dem Menschen gerade so erscheint, wie er sie betrachtet, und man

nur mit satirischer Gesinnung in Paläste wie Hütten hineinzuschauen braucht, um sofort überall Bajazzos zu finden; so liegt doch die Gefahr nahe, sofern man diese Anschauungsweise zu allgemein werden läßt, daß einem alles, wie das der gewitzte Berliner so classisch ausdrücken kann, kladderadatsch werde, mit Erlaubniß für dies Wort. Dem Dichter erscheint denn auch richtig alles so sehr Bajazzo, daß seine daneben ausgesprochenen subjectiven schwärmerischen Ansichten von zukünftiger besserer Zeit des Eindrucks verfehlen. Daß es ihm voll im Busen wallt, hören wir aus folgenden schönen Versen:

> Doch wird es einstens anders werden,
> Und neu erwacht ein edles Streben,
> Das Lied entschwebt nur dann den Erden,
> Wenn Licht und Blumenduft entschweben!
>
> . . . .
>
> Und wieder wird es licht und helle
> Im großen, geistigen Gebiet,
> Besel'gend rauscht der Dichtung Quelle
> Und jubelnd steigt empor das Lied!

In der zweiten Abtheilung erzählt uns der Dichter eine Familiengeschichte. Er sei ein Pole und zugleich ein Jude, so meldet er von sich. Sein Vater sei ein reicher Kaufmann gewesen, habe eine Berlinerin geheirathet. In das Haus sei ein junges Mädchen aufgenommen und bald seien sie beide füreinander bestimmt und der jüdischen Sitte gemäß frühzeitig miteinander versprochen gewesen. Sein Vater habe dem aufgeklärten, humanistisch fühlenden (leicht in schönselige Empfindelei verfallenden) Judenthum zugeneigt. In die Familie seien Mistöne durch die Ansichten des zelotisch am alten Glauben hangenden Juden Friedel gefallen. Dieser Friedel, das feindliche Element, habe seinem Vater mehr als einmal mit der Strafe des alten zürnenden Gottes gedroht. Der größere Mislton fällt in die Familie jedoch durch eine Kunstreiterin Franziska, welche sich als die Milchschwester von des Dichters Mutter kund gibt. Der Dichter verliebt sich sterblich in sie. Der Mutter aber behagt der freiere Ton der Kunstreiterin um so weniger, als das junge Mädchen, Sarah, des Dichters Verlobte, durch diesen empfindlich berührt wird. Des Dichters Vater besteht auf einer baldigen Vermählung seines Sohnes mit Sarah, der stark an der Schwindsucht leidenden. In einer Aufwallung von Zorn nennt die Mutter Franziska eine Dirne des Circus. Als der Dichter mit Franziska allein ist, stürzt er vor sie liebeflehend nieder.

> Zurück, du Judenknabe — ruft sie wüthend —
> Verächtlich du, verächtlich wie dein Glaube,
> Wo ist die Mutter denn, des Söhnchen hütend?
> Es liegt ja vor der Christin bang im Staube.
> Wie wagst du es und sprichst mit frecher Stirne
> Von deinem Herzen, deiner Liebe Glut?
> Für dich und deinesgleichen ist die Dirne
> Des Circus selber ein geheiligt Gut.

So spricht Franziska. Doch im nächsten Moment — „es war des Zornes, nicht der Seele Klang", der so sprach. Franziska will sich an der Mutter rächen, sonach verspricht sie dem Dichter für den Abend des nächsten Tags ein Stelldichein. Am nächsten Tage soll die Vermählung Sarah's mit dem Dichter stattfinden. Während alle Gäste versammelt sind und nur noch des Bräutigams warten, trifft ein Brief Franziska's ein, der Dichter sei mit „des Circus frecher Dirne" auf- und davongegangen. Die Nachricht trifft Sarah und den Vater tödlich. Sterbend prophezeit der letztere dem zelotischen Friedel entgegen von dem allgemeinen Reiche der Liebe, das nach all den jetzigen Kämpfen zwischen humanistischer Religionslehre und dem starren Autoritätsglauben anbrechen werde.

Mit so flüssigem Talent uns das der Dichter auch erzählt hat, so stehen wir doch gleichsam mit einem Fragezeichen da. Die Familiengeschichte hat für uns nicht den Werth wie für den Dichter, weil wir die spätere Entwickelung des Dichters nicht kennen und ebenso wenig die Art, wie er sich aus den Banden des Gauklerthums herauswinden konnte. Wenn wir nun auch mit dem Fragezeichen: „Was weiter?" vom Dichter scheiden, so hoffen wir doch, er werde die Antwort mit fernern poetischen Leistungen nicht schuldig bleiben, aber sich in etwas jener sauersüßen, spöttischthränenden Sentimentalität entschlagen, in die namentlich junge, an den Brüsten deutscher Bildung großgesäugte Juden so gern verfallen.

Von der Poesie eines Israeliten zu Stoffen aus dem Orient ist der Sprung nicht allzu weit. Wir machen ihn mit folgendem:

24. Stern und Rose. Poetische Erzählung aus dem Orient in fünf Gesängen von George Morin. Landshut, Krüll. 1863. 16. 12 Ngr.

Die Rose ist Fatime, des Fürsten Ismael Tochter, genannt die „Rose von Damascus"; der Stern ist Boabdil ben-Akbar, ein armer, aber schöner Hirtensohn, genannt der „Stern vom Libanon". Ein Augenblick gegenseitigen Schauens hat beide füreinander entflammt. Fatime sendet ihre Vertraute zu Boabdil. Sie fordert ihn auf, sie zu entführen ins Pharaonenland und vor allen Nachstellungen ihres Vaters zu schützen. Was hätte Boabdil Eiligeres zu thun als einem solchen Rufe zu folgen. Und so findet der Stern die Rose, und so flieht die Rose mit dem Stern, und so erschlägt der Stern vier zur Verfolgung von Ismael nachgesandte Reiter.

> Und näher, immer näher
> Hin eilten sie zum Ziel,
> Zum Land der Pyramiden,
> Dem friedlichen Asyl.
>
> Aegyptens Berge grüßten
> Sie schon beim Morgenroth —
> Und Stern und Rose küßten
> Sich satt bis in den Tod.

Wer dürfte den Liebenden ihr Glück streitig machen! Und wer dem Dichter die Wonne der Poesie! Hat er auch oft in wohlfeilen Versen erzählt, so zieht doch die Erzählung schnell an uns vorüber. Ehe wir's denken, sind wir mit dem Büchlein zu Ende; nun, und wir sind es mit der Kritik auch.

25. König Nal und sein Weib. Indische Sage. Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 1863. 16. 24 Ngr.

Das Gedicht ist von dem als Uebersetzer indischer, englischer, griechischer Meisterwerke glänzend bekannten Lobedanz der Prinzessin Alexandra von Wales mit deren Genehmigung als poetische Hochzeitsgabe überreicht. Ein sehr werthvolles Hochzeitsgeschenk, werth allen Bräuten überreicht zu werden.

„Die Sage vom König Nal und seiner Gattin Damajanti", bemerkt Lobedanz, „ist bekanntlich zu uns als eine Episode des großen indischen Nationalepos «Mahâbhârata» gekommen. Sie findet sich bereits in poetischer Bearbeitung in der sogenannten Waldabtheilung (Vanaparva), woselbst Episoden von poetischem Werth und Inhalt am zahlreichsten vorkommen." Schon Schlegel sagt über dies Gedicht: „Hier will ich nur so viel sagen, daß nach meinem Gefühl dieses Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaften wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen schwerlich übertroffen werden kann. Es ist ganz dazu gemacht, alt und jung, vornehm und gering, die Kenner der Kunst und die, welche sich blos ihrem natürlichen Sinne überlassen, anzusprechen. Auch ist die Sage in Indien unendlich volksmäßig und verschiedentlich in neuern Formen und Mundarten behandelt worden. Dort ist die heldenmüthige Treue und Ergebenheit der Damajanti ebenso berühmt als die der Penelope unter uns, und in Europa, dem Sammelplatze der Erzeugnisse aller Welttheile und Zeitalter, verdient sie

es ebenfalls zu werden." So Schlegel, und wir können uns einer weitern Anpreisung enthalten, da in Schlegel's Urtheil das Lob schon vollauf eingeschlossen ist. Ebenso enthalten wir uns einer Analyse des Gedichts, die den Stoff doch nur dürftig andeuten und keinen vollen Begriff von der Gattinnentreue bieten würde, wie sie in demselben verherrlicht wird. Als Probe wählen wir aus der Bewerbungsscene um Damajanti folgende Strophen:

Als nun ein Tag mit günst'gen Zeichen
Dem König Bhima schien genaht,
Da trat er vor die Schar von reichen
Erlauchten Freiern: „Auf zur That!"
Da brach man aus in Freuderufen,
Denn allen brannt's im Herzen heiß,
Die Schar umsteht des Thrones Stufen
Wie Tschandra (der Mond) rings der Sterne Kreis.

Dann schritten sie zur goldnen Ranga (Festsaal)
Durchs Ehrenthor im würd'gen Schritt,
Dem Tiger gleich im Land der Ganga (Ganges),
Der ernst in seine Höhle tritt.
Sie nahmen Platz auf Golddivanen,
Wie Blumen bunt im duft'gen Kranz,
Im Himmel freun sich ihre Ahnen
Ob ihrer Enkel Kraft und Glanz.

Da sah man Männer wie von Erze
Mit dunkeln wölb'gen Augenbraun,
Voll Spannkraft, schlank wie eine Kerze,
Doch biegsam wie die Schlangen schaun.
Die Leiber ruhten wie auf Säulen,
Das Haupt umspielten Locken schön,
Die Arme glichen mächt'gen Keulen,
Doch wohlgeformt und leicht zu sehn.

In die Versammlung, hehr und heilig
Wol wie die Stadt Bogavati (Hauptstadt der heiligen Schlangen),
Trat Damajanti; still ward's eilig,
Wer immer da erblickte sie.
Es war wie eine Schar von Tigern
Von ihrem Anblick rings gebannt,
Man hätt' in dieser Schar von Siegern
Demüth'ge Diener nur erkannt.

Wir glauben, Lobedanz' Uebersetzung lobt sich selbst und wird, wie seine Uebersetzungen der „Sakuntala" und „Urvasi", den allgemeinsten Beifall finden. Sie verdient es sicher, da die Rückert'sche Bearbeitung des „Nal" doch wol nicht ganz populär geworden ist.

Noch ein episches Gedicht mit orientalischem Hintergrunde. Aber der Stoff ist nicht sagenhaft, er gehört der Geschichte an, er ruht mehr oder weniger auf biblischem Grunde.

26. Judith. Von Rudolf Kulemann. Dresden, Burdach. 1863. 16. 15 Ngr.

In fünffüßigen, nicht zwanglos gereimten Versen geschrieben, schildert das Gedicht die Heldenthat der Judith mit prunklosen, schlichten Worten. Mit einer gewissen dramatischen Spannung ausgestattet, die übrigens schon im Stoffe selbst liegt, fesselt es von Anfang bis zum Schlusse.

Gleichwie ein starr gewordener Orkan
Zu Babylon auf goldnem Stuhle sitzt
Nebukadnezar. Um ihn stumm wie Tod
Die Fürsten. Seine Braue zuckt — es blitzt!
Wen traf der Schlag? leis fühlt sich jeder an.
Er spricht — es stürmt! Er blickt — und jäh auflocht
In Flammen düsterroth
Der Orient! O Ismael, du Halm,
Willst du dich stämmen gegen diesen Zorn,
Der vor sich her wie Spreu die Völker treibt?
Wie ein Gespenst ob Trümmern steigt der Qualm,
Bethulia, es rinnt ein Gottesborn
In dir, weh', wenn ihn dieser Sturm verstäubt,
Sie war ein heilig gottesfürchtig Weib:
Die Gottesquelle zu Bethulia!
Auf deren Grund, von hohem Sinn umhegt,
Man höchste Sterne klar sich spiegeln sah!
O reiner Sinn im strahlend schönen Leib!
O güldner Schrein, drein Gott ein Kleinod legt!

Dieser Anfang wird genügen, er läßt die Dichtungsweise Kulemann's vollkommen erkennen, auch seine Art, die Reime zu verschlingen, sodaß man stets 13 Verse zusammenfassen muß, um das System herauszufinden. Der siebente Vers auf jeder Seite ist nur ein dreifüßig iambischer. Ernst gestimmten Gemüthern möge das Werkchen empfohlen sein.

Bis auf drei Bücher hätten wir aufgeräumt. In diesen dreien sind drei verschiedene epische oder episch-lyrische Richtungen vertreten. Einmal haben wir da ein Epos ganz auf historischer Basis; die eigenen Zuthaten des Dichters bilden oder sollen wenigstens das Nebensächliche bilden, das Hauptsächliche liegt in der treuen Festhaltung des historisch Thatsächlichen. Dann treffen wir auf ein Epos, das sich an die Sage anschließt. Der eigentliche Charakter, oder sagen wir der Ton des Gedichts wird durch das Sagenhafte bedingt. Dies Sagenhafte hält sich entweder ganz an die volksthümliche Ueberlieferung oder ist, was auch sehr gut sein kann, obschon mehr oder weniger eigene Erfindung des Dichters, doch als solches hingestellt. Sowol der freien Erfindung in der Ausschmückung und Verbindung der einzelnen Thatsachen als auch der Hereinziehung historischer Facta seitens des Dichters ist dabei ein weites Feld gesetzt. Drittens, nun da haben wir ein Epos, ganz der Phantasie des Dichters angehörend. Der Stoff des letztern wird stets der Gegenwart mehr oder weniger entlehnt sein, die eigene Erfindung des Dichters bildet durchaus die Hauptsache, doch liegt es gewöhnlich im eigenen Interesse des Dichters, locale und historische Bezüge soviel als thunlich hineinzumischen.

Fragen wir, welches von den dreien sich dem Begriffe des wahren Epos am besten füge? Die Antwort wird leicht, wenn wir einen Blick auf die classischen Epen Homer's oder auf die Nibelungen werfen. So unendlich bedeutend sind diese Epen durch die Betonung des reckenhaft Menschlichen, sie konnten nur aus einer engen Verschwisterung der Sage mit der Historie hervorgehen. Das eigentlich historische Epos dagegen, wie wir es oben andeuteten, macht aus der Historie ein Zerrbild, wenn es das menschlich Außergewöhnliche (das Reckenthum) vorzugsweise betont, oder sinkt bei einer treuen, ängstlichen Aufzählung aller Thatsachen zu leicht zu einer bloßen Reimchronik hinab. In unserm praktischen Jahrhundert hätte nun freilich eine Reimchronik auch ihren Werth. Werden die lateinischen und griechischen grammatikalischen Regeln im Verse vom Schüler leichter denn in der Prosa gelernt, warum sollte man zur bessern Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse nicht auch die Reimchroniken will-

kommen heißen. Allein die Reimchroniken machen zugleich Ansprüche an die Aesthetik, nun und dieser genügen sie durchgehends sehr wenig. Außerdem treten sie hinsichtlich der Wissenschaftlichkeit mit den wissenschaftlichen Geschichtswerken in Rivalität, und bei dieser verlieren sie erst recht. Unsers Bedünkens besitzt ein historisches Epos nur dann Berechtigung, wenn es erstens äußerlich ein gewisses mittleres Maß der Ausdehnung, etwa die Stärke eines den Abend füllenden Dramas, einhält, und dann, wenn es einen leichten, volksthümlichen, vielleicht auch humoristischen Ton anschlägt. Ein solcher Ton eignet sich nun aber nur für die wenigsten historischen Stoffe. Die Freiheitskriege z. B. oder Gustav Adolf's Thaten in Deutschland werden bei ihrem Ernste im historisch-epischen Gewande stets schwerfällig einhergehen. Nicht den Dichtern allein fällt dabei die Schwerfälligkeit ihrer Werke zur Last; die Schwerfälligkeit und Eintönigkeit verschuldet zumeist das ganze historische Epengenre. Diese letztere Wahrnehmung möchten wir zur Entschuldigung des folgenden Epos geltend machen:

27. Gustav Adolf's letzter Heereszug in sechzehn Gesängen. Von Ewald Beyer. Plauen, Neupert. 1863. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein Band von 438 Seiten! Wer dabei nicht ermüden sollte! Wir haben den Dichter beinahe bewundert, daß er bei dem Werke ausgehalten. Wer weiß aber, wie oft er es mismuthig zur Seite geworfen, ehe er es vollendete, wer weiß, wie viele Stunden peinlichsten Fleißes darauf verwendet sind! Und all die Mühe nur, damit der Dichter den Undank der Welt ernte? Leider vermögen wir ihm wenig Tröstliches auf die herben Urtheile zu sagen, die sein Werk als eine bloße Reimchronik verwerfen, wol gar mit Spott bewerfen. Wir thun im eigenen Interesse des Dichters wol besser, auf eine eingehende Kritik seines Epos zu verzichten und uns auf eine Andeutung dessen, was er auf den 438 Seiten geboten, zu beschränken. Im ganzen fordert er unsere Kritik seiner Unparteilichkeit wegen nicht zu viel heraus; nun und was die ermüdende Monotonie betrifft, wollen wir nur bemerken, daß sie auf 438 Seiten wahrscheinlich selbst von einem Dichter ersten Ranges nicht vermieden werden könnte. Das heißt, doch wol in etwas vermieden werden, denn ein Dichter ersten Ranges würde sich schwerlich zur Dichtung eines solchen Werks verstehen. Die sich dazu verstehen, sind zumeist mit bestem Willen ausgerüstetete, aber im wirklich poetischen Stile ungeübte Strebsame, die sich den Stoff über den Kopf wachsen lassen. Oft hängt aber gerade an dem gutgemeinten Werke eines solchen Dichters ein ganzes Leben, und ein zu herbes Urtheil kann auf ihn für immer wahrhaft vernichtend wirken. Wir wollen deshalb unsere Kritik schließlich in den Wunsch kleiden, der Dichter möge, wenn er wiederkommen sollte, nicht wieder seine Kraft an einen unfruchtbaren Stoff gesetzt haben und sich diesen geringen Erfolg (mit „Gustav Adolf's letztem Heereszug") nicht zu sehr zu Herzen nehmen.

Der Stoff ist in die sechzehn Gesänge folgendermaßen vertheilt. Wir halten uns an die Ueberschriften: „Die Entscheidung" (zum Aufbruch nach Deutschland), „Der Abschied", „Usedom", „Pasewalk", „Winterarbeit", „[illegible]", „Magdeburger Hochzeit", „Vor Werben", „Schlacht bei Breitenfeld", „Nach dem Rhein", „Winterruhe", „Uebergang über den Lech", „Im Süden", „Vor Nürnberg", „Durch Thüringen", „Der sechste November". Geschrieben ist das Werk durchgehends in Stanzen, die hier und da eingeschobenen Lieder abgerechnet. Den Schluß des zwölften Gesangs: „Tilly's Tod", heben wir heraus:

> Und zween lange, schwere Marterwochen
> Erschöpfen den, der Trotz den Stürmen bot,
> Schon hört man draußen Gustav Adolf pochen;
> Hier bringt die Kirche das geweihte Brot,
> Der Bischof fühlt des Herzens Pulse kochen;
> Kein heilig Oel hilft für die letzte Noth.
> Schon leckt der Brand an die gesunden Glieder,
> Da kehrt der Geist noch einmal nüchtern wieder.
>
> „Ich sterbe arm", spricht er, „trotz mancher Siege.
> Ihr Zeugen hört es: mein gar spärlich Gut,
> Es frommt dem Reich nicht bei so großem Kriege;
> Doch die, auf deren Rohren ich geruht
> Und deren Banner — wieder siegreich fliege,
> Sie ließen für mich — ihr Wallonenblut;
> Drum seien diese — wenn ich nun — versterbe,
> Des alten Feldherrn — Tilly's einz'ger — Erbe!"
>
> Und tiefer röchelt's aus dem starren Munde;
> Der Arzt spricht: „Facies hippocratica!"
> Der Kurfürst fragt und hört's: die letzte Stunde
> Des treusten seiner Diener sei schon nah'!
> Da ruft er rasch: „Schneekönig — ha — die Wunde!"
> Des großen Feldherrn letzter Hauch ist da.
> Jetzt rückt's ihn, daß die alten Sehnen prasseln;
> Das Kriegsvolk heult, die dumpfen Trommeln rasseln.

28. Gonderich und Alise. Episches Gedicht von Joseph Reinckens. Bonn, Henry. 1863. Gr. 16. 1 Thlr.

„Gonderich und Alise", wer zweifelt dem Titel nach, daß es sich um eine Liebesgeschichte handelt! Gonderich, der reckenhafte Held, und Alise, die minnigliche Maid! Verstanden hat's der Dichter, für die beiden Interesse einzuflößen. Der alterthümelnde Ton mit der Nibelungenstrophe steht dem Gedicht sehr gut. Doch ob der Verfasser nicht zu weit gegangen, als er unter die neuern Sprachformen massenweise die alterthümlichen mischte? Wenigstens ward dadurch das Reimen und Dichten sehr erleichtert. Doch er erreichte seinen Zweck: dem Ganzen ein alterthümliches Colorit aufzudrücken. Auch mit der Behandlung der Nibelungenstrophe sind wir nicht ganz einverstanden. Wer sie gegenwärtig gebrauchen will, muß nach unserm Geschmack das zu Grunde liegende iambische Versmaß streng einhalten und nicht bald Daktylen, bald Anapäste einmischen. Doch der Geschmack ist verschieden, andere denken darüber vielleicht anders. Die Handlung fällt in die Zeit Kaiser Heinrich's IV. und des ersten Kreuzzugs. Auch dies Gedicht hat eine bedeutende Länge; es nimmt enggedruckt 200 Seiten ein. Möge der Dichter seinem Talente Dank abstatten, daß er dabei den Leser nicht ermüdete. Wie er im Vorwort fürchtet, so könnte man ihn tadeln, daß er „nur an der Märe Krücke gehe". Wir tadeln ihn deshalb nicht, haben wir doch oben schon angedeutet, daß wir das halb Sagenhafte, halb Geschichtliche für die beste Grundlage halten. Was sich vielleicht anmerken ließe, wäre eben das etwas zu stark alterthümelnde Colorit, dann das zu häufige Gebrauchen von Blech und Eisen beim Recken- und Ritterthume, dies stete Losschlagen auf Rüstungen und Helme, überhaupt der zu maßige Verbrauch von äußerer Kraft, endlich die Bedeutungslosigkeit des Helden für die historische Zeit. Zwar der Held thut unendlich viel und Großes, allein es ist fast alles zu persönlich, als daß wir es nicht nur für einen dem historischen Gewande aufgenähten Flicken ansehen sollten. Nicht in der Verknüpfung der Fäden, noch in der psychologischen Entwickelung, sondern in den Schilderungen und in dem ganzen naiven Ton der Darstellung liegt der Reiz des Gedichts. Auch ist es ein Vorzug, daß uns das Gedicht dem Ende zu bedeutender als im Anfange erscheint. Der Held durch Verrath in die Gefangenschaft der Muselmanen gerathen, wird durch einen persönlichen Feind seiner Besitzungen beraubt. Sein Weib Alise rettet sich nur, indem sie in den Ruinen einer zerstörten Burg als weiße Frau lebt.

Alle Welt hält Alisen für gestorben und ihre Erscheinung in nächtlicher Stunde für geisterhaft. Auch der endlich aus der Gefangenschaft befreite Gonderich muß die weiße Frau anfänglich für ein Gespenst halten, bis zuletzt die Wahrheit sich wieder ans Licht der Sonnen wagen darf. Alise selbst erzählt dies schließlich:

So hielt ich mich verborgen
Im öden Felsgemache und pflag still meiner Sorgen,
Viel lange, lange Monde, dich weinend jeden Tag!
Dann aber nur verließ ich's, wenn Nacht auf Weißbergs Schutte lag.

Wie hätt' ich auch zur Sonne mich je herausgetraut,
Wo die Verfemte jeder mit Feindesblicken schaut?
Denn wol versprach sich mancher ein gutes Botenbrot,
Wenn er vor Thiebald (den Feind) ginge und sprach: „Die Frau ist noch nicht todt."

Ich aber dachte: kehret noch einmal Gondrich dir,
Dann mag der Held wol forschen in diesen Trümmern hier,
Ob er ein lieb Gedenken noch etwa von dir find't,
Und in die Keller steigen, die ihrem Herren kundig sind.

Doch legte ihren Mantel die Mutter Nacht sich an,
Glaubt' ich mich auch verhüllet und stieg den Schutt hinan.
Dann streckte ich zum Himmel die Hände naß von Zähren,
Er möge hier noch einmal mir meine Sonne zu schaun gewähren.

Nun hat mein Flehn erhöret der Himmelskaiser mild
Und (ewig Dank dem Guten!) mein Sehnen all gestillt:
Des Jammers Nacht verscheuchet mit meiner Lebenssonne!
Nun halt' ich und lass' dich nimmer, meine süße Herzenswonne.

29. Die Kimmung. Gedicht in neun Gesängen von Karl Lübecke. Leipzig, Luppe. 1863. 8. 15 Ngr.

Ob nicht der größte Theil der Leser verwundert nach der Bedeutung der „Kimmung" fragt? Ob er sogleich weiß, daß Kimmung soviel als Luftspiegelung, als Fata-Morgana bedeutet! In welcher Beziehung steht nun der Titel zum Buche selbst? Uns ist es nicht recht klar geworden. Könnte doch so wie dieses Gedicht am Ende jedes andere Gedicht, in dem von den Täuschungen des Lebens erzählt wird, „Kimmung" betitelt werden.

Wenn ich der fernen Wüste heil'ge Pracht,
Dem Eingeweihten kenntlich nur, begrüßte
Durch meine Verse, hab' ich oft gedacht
An eine andre, noch viel größre Wüste.
Auch da viel Strecken dürren, öden Sandes,
Die Sonne sengt den Scheitel und vergebens
Sucht Schatten er zur Kühlung ihres Brandes.
Kennt ihr sie nicht? Die Wüste dieses Lebens!

Auch da luftspiegelnde Gebilde — naht
Euch nicht, sie schwinden wie des Rauches Phasen —,
Auch da so manche grünende Oasen,
Wo Blumen sprießen um des Pilgers Pfad,
Und wie den Blicken rings der Wüste Feld
Zerstörter Städte Marmorleichen beut,
So ist die Lebenswüste reich bestreut
Mit unsrer Träume Leichen, längst zerschellt.

Ob in den Staub ein höhrer Will' euch warf,
Ihr schönen Jugendträume — selbst als Trümmer
Erglänzt ihr mir mit ungetrübtem Schimmer.
Wenn ich auch nicht euch wieder bauen darf,
Das ernste Leben hat es mir verboten,
Das früh mich nahn ließ seinen dunklen Schachten,
So darf ich euch doch allezeit betrachten
In Schmerz und Lust wie Bilder lieber Todten.

So die Lebensauffassung des Dichters. Sie ist eine ernste, eine in trüben Erfahrungen gerettete; sie betont mehr die Täuschung, verfehltes Hoffen, fruchtloses Arbeiten als den glücklichen Erfolg, die Leichtlebigkeit und Leichtblütigkeit. Vielleicht die Besorgniß, es möchte sein vorliegendes Gedicht, obschon es aus ganzer Seele geschrieben, doch nur für ihn der Täuschungen viele bringen, hat ihn bestimmt, das Gedicht „Kimmung" zu betiteln. Wir möchten den Muth des Dichters anfeuern, wir möchten ihn aufrichten. Sein Gedicht ist weitester Verbreitung werth. Ob die Geschichte, welche er uns erzählt, und die näher zu besprechen uns zu weit führen würde, von einzelnen Richtern nicht vielleicht für etwas zu weichlich gehalten werden könnte, wir lassen es dahingestellt. Wir selbst für uns lassen sie gelten. Die Hauptbedeutung liegt aber in der Art, wie die Geschichte erzählt ist. Vortrefflich, schwungvoll! Vollauf hat der Dichter darin sein Talent bewährt, das namentlich für die Situationsschilderung außerordentlich reich ausgestattet erscheint. Möge ihn denn auch sein eigen Wort, das er schließlich über seine Jugendträume ausspricht, erheben und bei jeder „Kimmung" obenauf erhalten.

Und nicht für immer seid ihr mir zertrümmert,
Einst werdet ihr mir herrlicher erstehn,
Ob hier, ob dort, wo uns die Wahrheit schimmert,
Wo es auch sei — ich werd' euch wiedersehn.
Was hier zerstreut, verloren irrte, sammelt
Sich einst am rechten Ziel im ew'gen Licht,
Was hier verworren nur die Lippe stammelt,
Dort oben wird's zum ewigen Gedicht.

Wie bei jedem größern, viele Werke zusammenfassenden Artikel, so kommt uns auch am Schlusse dieses ein gewisses Gefühl der Unzufriedenheit, Unzufriedenheit mit uns selbst, weil so manches hingeworfene Urtheil vielleicht noch präciser, noch einfacher gefaßt werden könnte. Es ist, daß sich doch während der Lectüre einerseits eine leise Sympathie, andererseits eine Antipathie für und gegen dies oder jenes Werk herausstellt, wie sehr man auch der Masse gegenüber das Herz gegen Parteilichkeit wappnen möchte. Bei einem solchen Artikel obenein auf irgendwelchen Dank zu rechnen, das fällt uns natürlich nicht ein. Wir machen uns sogar gefaßt, von einem großen Theile der Dichterjünglinge über die Achsel angesehen zu werden. „Du kritisirst immer, nun mach' doch selbst etwas." Diesen gegenüber haben wir nur zu wiederholen, daß es unter Umständen das Billigste von der Welt ist, sich mit einem Bande Gedichte den Dichtertitel zu erwerben. Es gehört oft größere Entsagung und Selbstbeschränkung dazu, diesem billigen Ruhme zu entgehen, als Talent sich hinzusetzen und nach so und so viel Zeit mit einem Bande Gedichte auf den Markt zu stürzen. Unser Maßstab, den wir an jeden sich der Literatur Widmenden legen, ist ein für allemal der, ob wir's mit jemand zu thun haben, der nur mit der krankhaften Eitelkeit sich vor andern hervorzuthun kommt, oder ob mit jemand, der einmal in den Dienst der Literatur eingetreten nun auch diesen Dienst als einen ernsten Lebensberuf nach seinem besten Wissen und Können betreibt, selbst wo ihm der Erfolg nur mäßige Früchte bringt. Den letztern werden wir gern milder beurtheilen, dem erstern werden wir leicht schärfer zu Leibe gehen. Und uns ist's ganz recht, wenn man uns nach dieser Seite hin absichtlicher Antipathien beschuldigen sollte.

Emil Müller-Samswegen.

Deutsche und rhätische Männer.

Aus einer Reihe von biographischen Schriften heben wir hier zunächst folgende hervor:

1. Karl von Wulffen. Ein Cultur- und Charakterbild. Von R. Stadelmann. Berlin, G. Reimer. 1863. 8. 6 Ngr.

Diese aus dem elften Bande der „Preußischen Jahrbücher" besonders abgedruckte, von dem königl. preußischen Oekonomierathe R. Stadelmann geschickt verfaßte Schrift schildert das Leben und Wirken eines Mannes und Patrioten, der sich um die Landwirthschaft im allgemeinen und um die Cultur des Sandbodens im besondern die größten Verdienste erworben hat. Karl von Wulffen, geboren den 1. December 1785 zu Wuticke bei Kyritz in der Priegnitz, war ein Zögling Albrecht Thaer's und machte im Jahre 1810 vornehmlich zu landwirthschaftlichen Zwecken eine Reise zu Fuß nach dem südlichen Deutschland, nach der Schweiz, wo er namentlich zu Hofwyl verweilte, um die damals Aufsehen erregenden landwirthschaftlichen Unternehmungen Fellenberg's kennen zu lernen, nach Frankreich und den Niederlanden. Diese Fußwanderung führte ihn längs der Isère auch nach den sterilen Höhen von Marcellin, und er erstaunte, als er auf diesem an sich unfruchtbaren Boden den üppigen Bestand einer Pflanze erblickte, die sich bei näherer Untersuchung als die weiße Lupine erwies. Ueberall bis nach Crest und Montélimart sah der Reisende, daß, „wo der Boden zu arm ist, um Futterkräuter zu ernähren, die Lupine die letzte Zuflucht des Landmanns ist"; man baut sie als Vorfrucht von Roggen und zur Bereicherung des Bodens und unterpflügt sie für diesen Zweck zur Gründüngung. Mit dieser Entdeckung hatte Wulffen das Mittel gefunden, den märkischen Sandboden in grüne blühende Flächen zu verwandeln und fruchtbar und ertragreich zu machen. Die Lupine wurde durch ihn in der Mark und andern sandigen Landstrichen Deutschlands eingeführt, und von hier erst gelangte sie auch nach England. Eine Quantität Samenkörner der Lupine brachte er nach Deutschland mit, „eine kleine unscheinbare Armee, doch bestimmt, weite Flächen des vaterländischen Bodens segensreich zu erobern". In dieser Gegend Frankreichs, dessen agriculturistische Zustände er sonst nicht besonders zu rühmen Ursache hat, erkannte er auch die Bedeutung, welche eine ausgedehntere Cultur des Helianthus tuberosus für den verwandten Boden der Heimat haben werde.

Im Jahre 1813 trat Wulffen sofort als Hauptmann in die Landwehr und organisirte die Landwehrcompagnie des ziesarschen Kreises im fünften kurmärkischen Landwehrregiment. Der Verfasser erzählt: „Wulffen's Compagnie schlug die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz mit. Er selbst wurde am Tage der Schlacht bei Dennewitz, am 5. September, bei dem waghalsigen Angriff Tauenzien's auf die fast zehnfach überlegene Colonne des Marschalls Ney, eben als er an der Stelle des gefallenen Batailloncommandeurs dessen Commando übernommen hatte, auf mehrere Tage dienstunfähig durch eine feindliche Kugel, die, auf die Brust eindringend, durch eine mit Papier gefüllte Brieftasche in ihrer vollen Wirkung abgeschwächt wurde, doch aber so viel Unheil anrichtete, daß Wulffen Brustbeschwerden als ebenslängliche Folge zu tragen hatte."

Dann wohnte er der Belagerung von Wittenberg bei, während deren langer Dauer es vor allem die Nacht um Nacht eintretenden Wachen waren, „in denen sich Wulffen gegen einen der ihm widerwärtigsten Feinde, das Gefühl der Erschöpfung, dadurch zu sichern wußte, daß er die Ideen zu seinem ersten größern schriftstellerischen Werke, dem «Versuch einer Theorie über das Verhältniß der Ernten zu dem Vermögen und der Kraft des Bodens» ordnete, ja das Werk selbst begann".

Kaum hatte er nach beendigtem Kriege, der ihn auch nach Frankreich führte, sich der Ausführung seiner Culturpläne zu widmen angefangen, als abermals der Ruf zu den Waffen erscholl, dem ohne Bedenken auch Wulffen Folge leistete. Er schrieb er damals an einen Freund: „Wundern wollen wir uns über nichts mehr; das Außerordentliche wird jetzt eine zu häufige Erscheinung. Wir lernen am Ende dadurch die Lebensrechnung gleichsam algebraisch fortzusetzen und mit den unbekannten Größen wie mit den bekannten umzugehen. Ich habe denn wieder alles verlassen, was mir werth und das Ziel meines eifrigsten Strebens war. Mitten in das Geräusch der Waffen sieht du mich wieder aus des Landlebens stiller und zweckmäßiger Thätigkeit versetzt. Die angefangenen Arbeiten liegen unvollendet; unsere Güter sind wieder ohne Aufsicht; ich habe den Bitten meiner Familie nicht nachgegeben, da es darauf ankam, von dem Vaterlande eine neue Gefahr abzuwenden. Welches Opfer auch zu bringen sein mag, es kommt nicht in Betracht gegen den Vorwurf einer versäumten Pflicht gegen das Vaterland, den ich nicht ertragen könnte. Erst wenn die von Elba wieder zurückgekehrte Hyder ihren letzten Kopf verloren hat, werde ich zurückkehren."

In dem kurzen Kriege von 1815 hatte er mehrmals Gelegenheit, seine Entschlossenheit, seinen Muth und seine militärische Einsicht zu zeigen, und bei der Vertheidigung der Dyle gegen die Franzosen unter Grouchy wirkte er an einem entscheidenden Punkte so energisch und umsichtig mit, daß ein Berichterstatter über das Gefecht schreibt: „Kein Mensch in unserm Regiment zweifelte, daß das Beste, was wir gethan hatten, durch Wulffen gethan war." Der damalige General-Stabsoffizier der Brigade, der nachherige General von Gerlach, äußerte, als er an der hauptsächlich durch Wulffen's Einsicht behaupteten Stelle vorbeiritt: „Hier hat die Landwehr gezeigt, daß sie hinter der Linie nicht zurücksteht, wenn sie nur tüchtige Führer hat." Ein solcher tüchtiger Führer war auch Wulffen, der für seine an der Dyle bewiesene Umsicht und Entschlossenheit kurz darauf das eiserne Kreuz erhielt. Ueberhaupt sollte man, wenn man immer nur von dem durch die „Junker" veranlaßten Unglück von 1806 spricht, um damit Haß auf den gesammten Adel zu werfen, nicht vergessen, daß der preußische Adel in den Jahren 1813—15 diese Scharte vollkommen ausgewetzt und an Tapferkeit und Hingebung mit Bürger und Landmann gewetteifert hat. Dies anzuerkennen fordert die Gerechtigkeit und nichts als die Gerechtigkeit.

Einige charakteristische Stellen aus Wulffen's aus Frankreich nach der Heimat geschriebenen Briefen können wir uns nicht enthalten hier mitzutheilen. Er bemerkt in einem aus Paris datirten Briefe an einen Freund: „Auffallend genug war es, daß bei unserm Einrücken in Paris noch auf den meisten Thürmen die Tricolore wehte, und alle Hüte der Pariser die damit correspondirende Cocarde trugen. Erst als wir in die Gegend des Palais législatif kamen, wurde auf demselben die weiße Fahne aufgepflanzt, die denn bald darauf auch von allen andern Thürmen wehte. Jetzt wurde diese sichtbar auch unter den zahlreichen Zuschauern, bis sie denn schließlich vorherrschte. Ebenso bald folgte dem leisen Rufe das laute: «Vive le Roi!» bis es endlich zum allgemeinen Geschrei wurde.... Verachten wollen wir Deutsche dieses treulose Volk und den Herrscher beklagen, der es regieren soll! Wo kein Anker mehr einen sittlichen Grund findet, treibt die Regierung auf unsteten Wogen; und bedient sie sich nicht des Schwertes der brutalen Gewalt, so wird sie untergehen..... Kann man wol ernstlich glauben, daß dieser franke Zweig der Bourbonen Wurzel fassen wird?.... Die Pariser schienen übrigens verwundert zu sein, daß wir so still dahinschritten und so wenig Antheil an ihrem Jubel nahmen. Aber wir wußten ganz gut, daß uns der Ernst am besten kleidete. Die Bemerkung «Ils ne disent pas un mot» habe ich mehr als hundertmal gehört, aber einem Franzosen, der gern die Ursache wissen wollte, gab ich zur Antwort: «Wir begingen mit dem Einzuge in Paris die Todtenfeier unserer gefallenen Brüder.»"

Wenn Wulffen in diesem Briefe die Frage aufwirft, ob man wol ernstlich glauben könne, daß dieser „franke Zweig der Bourbonen in Frankreich Wurzel fassen werde", so wurde die Wahrnehmung, aus der diese Frage hervorging, durch spätere Eindrücke nur bestätigt. Er bemerkt in einem auf dem Rückmarsche den

15. August von Boisé le Les aus geschriebenen Briefe: „Nicht blos die Art seiner (Ludwig's XVIII.) Einsetzung erbittert sie, sondern hauptsächlich die Unmöglichkeit, unter diesem Scepter das zu erreichen, worin sie eigentlich ihr bürgerliches Glück setzen, politisches Uebergewicht. Den möchten sie zum Herrscher haben, der ihnen das verlorene Palladium, wie sie es seit Ludwig XIV. unstreitig besaßen, wieder einlöst, und um ihn würden sich wieder alle Parteien vereinigen. . . . . Die Sprache dieser Nation ist abgeschlossen; die Blüte ihrer Literatur hat ihnen keine wohlthätigen Folgen getragen; Kunst und Wissenschaft sind ihnen nur noch Mittel des Erwerbes. Ihre engen Begriffe steigern sich nie zum Bewußtsein eines Daseins der Menschheit auf der Stufenleiter zu endlicher Vollendung. Ackerbau und Handel — jener unter dem Drucke ungünstiger Gesetze, ohne rationellen Betrieb, dieser durch fremde Kräfte beschränkt im Gebiete einer versagten Herrschaft — gewähren ihrem unruhigen Geiste kaum Nahrung, um so weniger Befriedigung. Also bleibt politisches Uebergewicht und Eroberung das vorherrschende Ziel ihrer Wünsche und Speculationen. «So lange französisches Blut in unsern Adern fließt», sagte mir kürzlich ein französischer Präfect, dessen einquartierter Gast ich war, «werden wir nicht vergessen, daß der Rhein unsere natürliche Grenze bildet!» Wir werden euch — habe ich erwidert — fürs erste die Pulsader diesmal so richtig treffen, daß ihr kaum so viel Blut behaltet, als zum häuslichen Stilleben noth ist. In der Folge aber, wenn wir zum eigenen Herd zurückkehren, werden wir das Schwert wie eure Nachbarn, die Spanier, neben den Pflug stecken, nicht um wie sie es zu tragen, wenn ein Reisender vorübergeht, sondern immer bereit zu sein, euch die Zucht und Ordnung im Verhalten zu uns, zu der wir euch jetzt zurückgebracht haben, wieder zu lehren, sobald ihr sie im Uebermuth erneuerter Kraft vergeßt. Ihr habt uns, als ihr auf dem deutschen Boden hausstet, oft genug gesagt, daß uns nichts bleiben solle, als die Augen, um unser Schicksal zu beweinen. Aber das Eisen habt ihr vergessen uns zu nehmen, womit wir euch den Weg über eure sogenannte natürliche Grenze gezeigt haben."

Wir kommen nun zu einer friedlichern segensreichen Thätigkeit Wulffen's. Als ihm im Jahre 1818 bei einer Auseinandersetzung mit seiner Familie die Wahl entgegentrat, entweder das fruchtbare Grabow, oder Pietzpuhl mit seinem armen Sandboden zu übernehmen, wählte er letzteres, weil ihm sein eigenster Beruf, für die Cultur des Sandbodens neue Wege zu bahnen, inzwischen immer mehr zum Bewußtsein gekommen war. Was er aus Pietzpuhls dürrem Boden, auf dem gerade deshalb zu Friedrich's des Großen Zeit große Massenrevuen stattfanden, gemacht, wie er durch die Bewirthschaftung des Guts Muster für die märkischen Landwirthe geworden ist, was er als Schriftsteller, sowol als Mitarbeiter der Möglin'schen „Annalen" u. s. w., wie als Verfasser selbständiger Schriften, die von den unterrichtetsten Fachmännern als Meisterwerke nicht allein des Scharfsinns und der Fachkenntniß, sondern auch der Sprache und Darstellung hochgeschätzt werden, in dieser Richtung gewirkt hat, das alles möge man in der Schrift selbst nachlesen. Aber er sorgte nicht nur für größere Ertragsfähigkeit des Bodens, sondern auch für Verschönerung. Der Verfasser sagt: „Es entstanden kleine Thäler, Anhöhen, Grotten; geschmackvoll gekrümmte Pfade führten zu den Anhöhen, Wiesenflächen, Fernsichten; an andern Stellen wurden große Granitblöcke (sogenannte Granitfindlinge, skandinavischer Herkunft, wie sie jene Gegend zahlreich bietet) in Felsen gruppirt. Das Wasser einer zweiten später erschlossenen Quelle wurde genöthigt, die Windungen der Hügel zierlich zu umschreiten, über Felsen herab Wasserfälle zu bilden, um endlich im Verein mit dem Wasser der ersten Quelle umfangreiche Wasserbassins zu bilden. Die Anpflanzungen edler Gehölze begannen, um später in Verbindung mit Weiß- und Rothtanne, Kiefer, Lärche, Esche, Weiß- und Rothbuche, jene schönen Baumgruppen zu bilden, wie sie jetzt das Auge erfreuen. Was aber dem Werke die Krone aufsetzte, war die Vermeidung jeden Scheins des Gemachten; der Besucher glaubt sich in jene Gestaltungen versetzt, wie sie die frischere Gebirgsnatur hervorbringt, er vergißt, daß er sich innerhalb der Region der norddeutschen Sandfläche befindet."

So wirkte er nicht nur im nützlichen, sondern auch im ästhetischen Sinne, und indem er eine neue Schöpfung gewissermaßen aus dem Nichts hervorzauberte, vollbrachte er eine Aufgabe, welche der eines schöpferischen phantasiereichen Dichters fast analog zu nennen ist. Ja, kann man fragen, was gibt es Größeres, als einen an sich kargen, trostlosen, unschönen Boden zu zwingen, nicht blos Fruchtbarkeit und größere Ertragsfähigkeit, sondern auch Formen der Anmuth und Schönheit zu entwickeln?

Wulffen's Charakter war der ehrenhafteste; dem Gemeinwohl zu dienen, war sein höchstes Ziel; sein Grundsatz war: man werde immer glücklich und zufrieden sein, wenn man nur im Kreise einer gemeinnützigen Thätigkeit stehe; man könne mit Ehren verarmen, wenn man nur dazu beitrage, den Nationalwohlstand zu heben. Nur dieses Streben leitete sein Wirken, nicht Ehrgeiz, nicht Eitelkeit. Vielmehr war ihm ein starker Widerwille gegen jedweden Cultus seiner Person eigen. „Es ging dies so weit", bemerkt der Verfasser, „daß er nicht einmal zu bewegen war, sein Bild fixiren zu lassen; ein solches konnte erst gewonnen werden, als bereits schwere Krankheit seinen Geist umnachtet hatte. So fanden sich denn auch mehrere ihm gewordene äußere Zeichen der Anerkennung nach seinem Tode noch unberührt in den versiegelt gebliebenen Postsendungen."

Ueber die Grenze eines zu gewinnenden billigen Reinertrags hinaus hatte Wulffen, wie der Verfasser hervorhebt, keinen Sinn für „den Betrieb des Gewerbes um der Bereicherung willen; und so auch nicht für jene Zweige der Landwirthschaft, die auf das Gebiet der Industrie, des Handels hinübergreifen. Zumeist aus diesem Grunde gab er die mit der Wirthschaft von Pietzpuhl übernommene Spiritusbrennerei auf, und widerstand sodann allen Verlockungen, auf dem, durch seine Verheirathung in seinen Mitbesitz gekommenen, in dem besten Zuckerrübenboden der halberstädter Gegend belegenen Gute Rienhagen eine Zuckerfabrik zu errichten."

Mit einer tiefinnerlichen Frömmigkeit verband sich bei ihm eine sehr lebendige Anschauung von der strengen Gesetzlichkeit der Weltordnung und von der Pflicht, dieser Ordnung auf Schritt und Tritt zu dienen. „Das Weltall", schrieb er einst bei Gelegenheit einer Aeußerung über die Räthlichkeit eines Unternehmens sehr schön, „ist nicht blos ein Act der göttlichen Gnade, sondern auch eines richtigen Calculs; mit einer einzigen falschen Zahl wäre es sammt aller seiner Herrlichkeit längst zu Grunde gegangen." Ein wie großer Gedanke ist hier in den einfachsten Worten ausgedrückt!

Wie es bei Menschen, welche sich viel zumuthen, weil sie viel zu leisten vermögen, so häufig ist, verbanden sich jedoch mit seinen trefflichen Charaktereigenschaften gewisse Härten. „Wulffen war", bemerkt der Verfasser, „wol etwas geneigt, die Fähigkeit zu jener fast übermenschlichen Herrschaft über sich selbst, wie sie ein Bestandtheil seines Wesens geworden war, auch bei andern vorauszusetzen und sodann die eben ihm eigene Art strengsten Dienstes des Rechts und der Pflicht auch von andern zu verlangen und dabei zu übersehen, daß jedes Menschenleben im Keime schon die Bedingung eigenthümlicher Entwickelung in sich trägt und daß, je nach dieser Besonderheit, verschiedene Wege zu demselben Ziele führen. Er selbst mochte es wol mit einem stillen Schmerz fühlen, daß er wesentlich nur geistige Nahrung für die Starken hatte, daß ihm in seinem Wesen etwas fehlte, wodurch er die Schwachen, die er so gern gestärkt hätte, an sein Herz ziehen konnte, wie dies doch der Liebe voll war; einer Liebe, die, wie immer in seinen Handlungen, so in bedeutenden Momenten auch im ergreifenden Wort hervortrat."

Wulffen verschied nach wiederholten Schlaganfällen am Morgen des 28. April 1853 an einer Gehirnlähmung. „Seine Gestalt", erzählt der Verfasser, „hat der Bildhauer des schönen Standbildes Albrecht Thaer's auf dem Platze vor der Bauakademie in Berlin wiederzugeben versucht, auf jenem Relief,

welches Thaer inmitten seiner Schüler lehrend darstellt. Wulffen, als einer derselben, reicht dem Meister eine Lupinenpflanze. Das jugendlichere Alter ist in diesem Bilde beibehalten, jedoch zeigt der Kopf schon jene entschieden sokratische Form, die im spätern Alter noch bestimmter hervortrat. Seine Gestalt war von ungewöhnlicher Höhe, die Haltung auch noch in den letzten Lebensjahren militärisch gerade."

Es that uns wohl, nachdem wir in letzter Zeit so manche unerquickliche Persönlichkeit in d. Bl. ins Auge zu fassen genöthigt waren, nun auch einmal mit einem Manne zu thun zu haben, der viele der schönsten Geistes- und Charaktereigenschaften in sich vereinigte, welche man namentlich früher den Deutschen nachzurühmen hatte. Man hat uns wol häufig in Verdacht gehabt, daß wir der Nation, der wir anzugehören die Ehre haben, nicht immer gerecht würden, daß wir ein Vorurtheil gegen sie hätten. Dies ist gänzlich falsch. Wo wir auf eine tüchtige deutsche Leistung treffen, wo wir einer Persönlichkeit von echt deutschem Metallgehalt ohne allen flitterhaften Aufputz, ohne Selbstvergötterung und ohne unfruchtbare Verbissenheit begegnen, da wird man uns stets zur vollsten Anerkennung um so bereiter finden, je mehr wir wissen, daß gerade solche im stillen tüchtig und segensreich wirkende Charaktere auf der Bühne des modernen Lebens den zujauchzenden Beifall der Menge nicht zu finden pflegen.

Einer auf ganz anderm Gebiete und in anderer Richtung wirkenden Persönlichkeit ist folgende aus der „Evangelischen Kirchenzeitung" abgedruckte Schrift gewidmet:

2. Karl Friedrich Göschel, Dr. jur. weiland Präsident des Consistoriums der Provinz Sachsen. Von Heinrich Eduard Schmieder. Berlin, Schlawitz. 1863. 8. 15 Ngr.

Göschel ist dem größern gebildeten Publikum vorzüglich dadurch bekannt, daß er auf der einen Seite dem Pietismus anhing, auf der andern aber den Anschauungen Goethe's und Hegel's huldigte und nun diese disparaten Elemente so gut wie die Theologie mit der Jurisprudenz zu vermitteln suchte. Schon auf dem Gymnasium in Gotha fühlte er sich mehr von Goethe als von Schiller angezogen, „weil er mehr Einfalt und Naturwahrheit in ihm fand, frei von Rhetorik und Sentimentalität". Daß selbst ein Pietist mit Goethe sich befreunden und ihn verehren kann, finden wir durchaus nicht unbegreiflich; verkehrte Goethe doch selbst mit Jung-Stilling, dem Fräulein von Klettenberg, dem Glaubensphilosophen F. H. Jacobi, dem pietistischen Kreise in Münster und trieb er doch in der Jugend mystische und theosophische Studien, um einen Schlüssel zu finden zu den göttlichen Naturgeheimnissen und jenen Welträthseln, mit deren Lösung er sich im „Faust" und auch sonst in seiner Weise bis zu Ende seines Lebens beschäftigte. Ebenso hat er, bei aller Abneigung gegen das bloße Kirchendogma, seine tiefe Verehrung vor den Segnungen des Christenthums, des positiven Glaubens, ja vor den symbolischen Gebräuchen des Katholicismus wiederholt ausgesprochen. Hierdurch waren wol einzelne Anknüpfungspunkte gegeben, die aber doch nicht hinreichten, um Goethe mit Haut und Haar in einen specifisch christlichen Mann zu vervandeln; und demnach war Göschel, wie der Verfasser selbst agt, genöthigt, in Goethe nicht nur zu lesen, „was dieser saen wollte, sondern auch, was er gesagt hatte, ohne es zu wolen, und befolgte den vom Dichter empfohlenen Grundsatz: «Im luslegen seid munter: legt ihr nicht aus, so legt was unter.»" lber es ist ja gerade dieses Unterlegen, wogegen Goethe sich ler erklärt und worüber er spottet.

Noch mislicher war der Versuch einer Deutung des Hegeanismus im specifisch christlichen Sinne; Göschel war genöthigt, n völlig umzudeuten oder zu einer Schlußfolgerung weiter zu hren, an die Hegel nie gedacht hatte und worüber S. 43 dieSchrift nachgelesen werden möge. Göschel hat auch bei seim spätern Aufenthalt in Berlin „in gutmüthigem Vertrauen seiner guten Sache" sich in wissenschaftliche Gespräche mit Hegelianern eingelassen, „freilich ohne die Genugthuung zu langen, sie zu bekehren". Das ist wol zu glauben; eher wäre wol mit einem Häuptling der Neuseeländer als mit einem Häuptling der Hegelianer ein Bekehrungsversuch anzustellen. Göschel war für die auflösende und alles zersetzende Macht des Hegelianismus ebenso blind, als die hohen Staatsbeamten, die ihn zur eigentlichen officiellen Religion aller jungen Referendare, angehenden Gymnasiallehrer u. s. w. zu erheben trachteten, weil sie in wunderbarer Verblendung in ihm eine Stütze des conservativen Elements und des Absolutismus zu erblicken wähnten, während, wie sie später zu ihrem Schrecken erkennen mußten, ganz das Gegentheil davon der Fall war.

Eine interessante Episode im Leben Göschel's bildet sein Ausscheiden aus seinem Amte als Präsident des magdeburger Consistoriums. Am 19. März 1848 erhielt er nach den berliner Märzereignissen vom Oberpräsidenten von B., also von seiten der obersten Polizeibehörde der Provinz, folgende Zuschrift: „Euer Hochwürden muß ich die Bitte vorlegen, noch im Laufe des heutigen Vormittags eine Reise anzutreten, da, wenn dies nicht geschieht, bei der Aufregung infolge der gestrigen Ereignisse in Berlin eine Demonstration seitens der zuverlässigen Bürgerschaft nicht zu vermeiden sein wird, deren Folgen ich weder zu übersehen noch zu vertreten im Stande bin. Ich werde wahrscheinlich zwischen 9—10 Uhr zu Hause sein, und Euer Hochwürden Besuch durch meinen Garten, der geöffnet sein wird, sehr gern erwarten."

Bei einer mündlichen Rücksprache erklärte der Oberpräsident, wie Göschel selbst erzählt: „daß, solange ich (Göschel) in Magdeburg bliebe, er den so wünschenswerthen Beistand aus der bewaffneten Bürgerschaft nicht gewähren könne, während für den Fall meiner Entfernung von der Bürgerschaft allerdings die Ruhe und Ordnung in der Stadt bereits zugesagt wäre und gewiß auch gehandhabt werden würde; daher er mir anheimgeben müßte, ob ich es zu verantworten mir getraue, wenn um meiner Person willen ein großes Unglück über die Stadt verhängt würde".

Nun war für Göschel kein Bleibens mehr in der Stadt, und als er Magdeburg verließ, war, wie der Verfasser bemerkt, „der theuere Mann an den Orten, wo er auszuruhen gedachte, den Behörden, denen der Schutz der Guten obliegt, ein unwillkommener Gast, dessen sie sich bald zu entledigen suchten, bis er endlich bei der Brüdergemeinde in Gnadau eine liebreiche Aufnahme und einen sichern Zufluchtsort fand". Die Zeiten ändern sich; in frühern Tagen wurden die Aufgeklärten von den gläubigen Bürgerschaften zu den Thoren der Stadt hinausgewiesen, heutzutage die Gläubigen von den aufgeklärten Bürgerschaften.

Der Stil des Verfassers hat stellenweise eine auch für unsern Geschmack etwas zu salbungsvolle Färbung, und wenn der Verfasser einmal mit Bezug darauf, daß der junge Göschel nur auf den Wunsch seines Vaters bei der Jurisprudenz blieb, den Satz aufstellt: „Alle auf Empfindung beruhende Anhängigkeit macht abhängig, auch die menschlichste und edelste", so spricht er damit einen Satz aus, welcher dem Wesen des Pietismus widerstreitet; denn wenn dieser echt sein soll, so kann die Anhängigkeit an ihn eben nur auf Empfindung beruhen. Ueberhaupt hat der Verfasser mit diesem so allgemein hingestellten Satz vielleicht etwas ebenso Verfängliches ausgesprochen als Schiller mit dem von ihm als verfänglich gerügten Distichon, wonach „gemeine" Naturen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind, zahlen. Dann allerdings möchte man wünschen, recht viele „gemeine" aber active, statt edle aber passive Naturen zu haben.

Hieran fügen wir noch zwei Schriften, welche dem Leben und Wirken hervorragender rhätischer Männer gewidmet sind:

3. Ritter Johannes Guler von Weineck. Lebensbild eines Rhätiers aus dem 17. Jahrhundert. Von Georg Leonhardi. Bern, Heuberger. 1863. 8. 12 Ngr.
4. Der Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis. Ein Lebensbild als Festgabe am Säculartage seiner Geburt von W. G. Roeder. St.-Gallen, Huber und Comp. 1863. 16. 9 Ngr.

Johannes Guler von Weineck war 1562 geboren, starb am 24. Januar 1636 und war ein heldenmüthiger Vorkämpfer der rhätischen wie der evangelischen Partei gegen die Umtriebe und Angriffe der österreichisch-spanischen Partei. In diese unruhige Zeit fällt der sogenannte Prättigauerkrieg, der, wie der Verfasser versichert, als „das erste, mit der That gefeierte Jubiläum der Reformation in Bünden die schönsten Blätter in der rhätischen Geschichte bildet“. Der Verfasser, Pfarrer in Brusio, versichert, daß weder Morgarten, noch Sempach, noch Murten, noch irgendeine andere classische Stelle der Schweiz verhältnißmäßig mehr Todesmuth und Opferfreudigkeit, mehr „Gassenmacher“ aufzuweisen habe, als Raschnal bei Sans. Was müssen das auch für Männer gewesen sein, wenn man liest, daß der Oberpfarrer Georg Saluz, freilich damals der stärkste Mann im ganzen Bündnerlande, einen Ochsen, der nicht im Stande war, ein Fuder durch einen Stutz hinaufzuziehen, ausspannen ließ und nun mit seinen eigenen Armen allein die Last in die Höhe zog! Guler, um auf diesen zurückzukommen, verfaßte auch eine historische Beschreibung von „Rhätia und den rhätischen Sachen“, mit einer Vorrede, aus der wir als Stilprobe folgende kurze Stelle mittheilen: „Ich habe alles dasjenige, was zu ergründen möglich war, mit guter threuw an den Tag gäben: unangesehen, weme es gonst oder ungonst, glimpff oder unglimpff, ehr oder unehr schöpffen möchte. Denn es ja einem Scribenten in dergleichen materi gebürt, allein auf die ungefelschte wahrheit zu tringen, hindangesetzt alle vorgefallene anfechtungen, so ihne etwan vom pfad der wahrheit abführen möchten“ u. s. w.

Auch dichtete er mehrere Lieder evangelisch-religiösen Charakters voll Härten aber tiefen Glaubens, in deren einem es unter anderm heißt:

> Erhör, Herr Jesu, mich den alten
> Johannsen Guler, thu' sein Walten,
> Zu loben dich, zu thun Beistand
> Der wahren Kirch', dem Vaterland;
> Solch' Gab' gibt uns allein dein' Hand.

Das Schriftchen über Johann Gaudenz von Salis-Seewis, von W. G. Roeder in Hanau verfaßt, ist auf Anlaß der Wiederkehr des Tags, an welchem der Dichter vor 100 Jahren (26. December 1762) geboren war, entstanden, mit wärmster Pietät geschrieben und zerfällt in die Abschnitte: „Des Dichters Herkunft, Art und Jugendbildung“, „Seine militärische Laufbahn im auswärtigen Dienste“, „Seine patriotische Wirksamkeit in der Heimat“, „Sein Dichtergeist und dessen Gaben“ und „Des Dichters Abendzeit und Heimgang“. Salis ist, wie wir wol voraussetzen dürfen, als Dichter allen unsern Lesern so bekannt und es sind auf Anlaß seines Säculartags in den Blättern auch so viele, bald längere, bald kürzere Aufsätze mit Daten über sein Leben erschienen, daß wir wol darauf verzichten dürfen, hier ausführlicher auf vorliegende Schrift einzugehen. Ihm, dem Militär und patriotischen Staatsmann, war das Dichten eine Erholung, ein Herzensbedürfniß, ein Seelentrost, eine Flucht in idyllische Gemüthszustände; er dichtete nicht zu Zwecken der Eitelkeit, der Ostentation, der Selbstverherrlichung; für ihn gab es noch objective Gegenstände der Sittlichkeit und der Menschenliebe, die des Besingens werth waren; jede Bitterkeit war ihm fremd; er war freisinnig aber im Sinne der alten biedern Vätersitte, melancholisch aber nicht zerrissen, sanft heiter aber nicht ausgelassen oder ironisch muthwillig, und nach allen diesen Richtungen hin volksthümlich. Die Trennung so vieler modernen Lyriker vom Volke ist wol hauptsächlich dadurch herbeigeführt, daß sie prahlsüchtig ihr Ich und dessen übertriebene Ansprüche in den Vordergrund stellen, statt allgemein sittliche Ideen, worunter wir nicht das Lehrreiche moralischer Tendenzen verstehen, und Allgemeingefühle zum Ausdruck zu bringen. Daher hat auch die moderne Lyrik mit ihrem raffinirten Hautgoutgeschmack und anspruchsvollem Phrasenpomp an bildender Wirkung auf die Massen immer mehr verloren. Zu erwähnen ist, was der Verfasser freilich nicht erwähnt hat, daß Salis, einer unserer zartesten Lyriker, mit einer ausgezeichneten Körperkraft begabt war, wie sie selbst in dem mit robusten Männern gesegneten Graubündten selten gefunden wird.

H. M.

Brehm's Reise nach Afrika.

Ergebnisse einer Reise nach Habesch im Gefolge Seiner Hoheit des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha Ernst II. Von A. E. Brehm. Hamburg, O. Meißner. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Es war ein höchst vortrefflicher Gedanke des Herzogs von Koburg-Gotha, daß er zu seiner afrikanischen Reise Schriftsteller einlud und auch den Zoologen Brehm erwählte, welcher nun seine Resultate im vorstehenden Werke veröffentlicht, dem wahrscheinlich noch ein anderes über Aegypten nachfolgen wird.

Ganz Afrika ist ein großer Wildpark, ein zoologischer Garten und Jagdgrund wie kein anderer Erdtheil. Deshalb gehen so viele Jagdliebhaber, die sich mit unsern feigen Hasen und harmlosen Rehen nicht begnügen können, nach Afrika auf die Jagd, um dort mit Elefanten, Löwen, Panthern und Leoparden zu kämpfen. Abyssinien oder Habesch — das Reiseziel des Herzogs — enthält einen außerordentlichen Reichthum aller Thiergattungen. Brehm war daher dort so recht in seiner Sphäre, und er ist ein solch großer Thierfreund, daß er weder Menschen noch Pflanzen beachtet, sondern uns lauter Thierbeschreibungen gibt. Daß er aber gar nichts von den schwarzen Menschen und deren Sitten und Gewohnheiten berichtet, auch die Pflanzen und Landschaften nur so nebenbei berührt, mag wol darin seinen Grund haben, daß dieser Band zuerst bestimmt war, einen wissenschaftlichen Anhang zu dem Reisewerke des Herzogs zu bilden; aber eine Differenz mit dem Verleger hat den Verfasser bewogen, das Buch gesondert herauszugeben. Dadurch wird es zu einem billigen Preise dem großen Publikum zugänglich, denn es ist nicht nur für die speciellen Fachgelehrten geschrieben, sondern für alle Gebildeten. Sämmtliche Thiere der Bogosländer werden in Ordnungen und Familien klassificirt und sehr genau beschrieben; aber nicht etwa blos nach äußerm Ansehen, nach Farbe und Gestalt, sondern mit genauer Angabe der Größenverhältnisse aller Glieder. Letzteres geschieht bei den Vögeln mit genauester Ausführlichkeit. Mit dem Zollstabe wird gemessen: die Länge, Breite, Höhe des Tarsus, Länge der Mittelzehe und Hinterzehe, der innern und äußern Zehe, die Länge des Ober- und Unterschnabels, der Flügel und des Schwanzes; alle gefundenen Maße werden bis auf die Linie angegeben. Die belehrendsten und unterhaltendsten Partien des Buchs sind die Schilderungen des thierischen Lebens. Diese Charakteristiken der Sitten und Gewohnheiten der Thiere sind als neue Beiträge zur Thierpsychologie höchst schätzbar. Sie sind auch um so wichtiger, weil sich dort das Thierleben noch in seiner natürlichen Ursprünglichkeit kund gibt.

Wir werden vom Verfasser sogleich an das Mittelländische Meer nach Alexandrien, Kairo und schon auf der sechsten Seite nach Aden versetzt. Erst die Gegend des Arabischen Meerbusens, die Küste von Afrika und hauptsächlich die Bogosländer werden etwas specieller beschrieben; denn Brehm hegt die ganz richtige Ansicht, daß zur vollkommenen Kenntniß eines Thiers auch die Kunde seiner Heimat nothwendig ist. Es genügt nicht, zu wissen, daß dieses Geschöpf im Walde, das andere in der Steppe, das dritte im Meere sich findet; es ist nöthig zu erfahren, wie der Wald, wie die Steppe, wie das Meer beschaffen ist, in welchem das Geschöpf lebt. Jedes einzelne Thier ist ein Charakterthier seiner Heimat. Es zeigt immer eine große Uebereinstimmung mit Klima, Bodenfläche und der von beiden abhängigen Pflanzenwelt: es trägt somit das Gepräge seiner Heimat im allgemeinen an sich, und erst, wenn wir seine Heimat, Gestalt und Lebensweise zusammenstellen, umfassen wir seinen Lebenskreis. Keineswegs huldigt er aber Darwin's Theorie, der alle verschiedenen Thiere und Menschen nur aus wenigen Gattungen hervorgehen läßt, nur durch Modificationen die vielen Species

zu erklären versucht; wonach also das sämmtliche große Thierreich mit seinen Millionen von Arten und Sippen nur durch Ort und Klima im Verlauf von Jahrtausenden so verändert wurde, daß zuletzt der Affe sich zum Menschen umformte. Diese unsinnige Ansicht hat ihre Würdigung durch die ergötzlichen Caricaturen der „Illustrated Times“ hinreichend erhalten. Brehm ist so entschiedener Gegner dieser abenteuerlichen Meinung, daß er nicht einmal die verschiedenen Sperlinge als klimatische Varietäten gelten läßt; er sagt hierüber: „Wenig Vögel sind geeigneter als die Haussperlinge, den Streit zwischen den Verfechtern der klimatischen Varietäten und den Artglänbigen zu erhalten. Noch in gar manchem Werke der neuern Naturforscher finden wir den italienischen Sperling und den spanischen Sperling hartnäckig als klimatische Varietät unsers treuen Hausfreundes Spatz verzeichnet, und dieser Lehre zufolge muß denn auch der von mir Passer rufidorsalis genannte, mittelafrikanische Haussperling eine durch das Klima veränderte Spielart sein. Die Sache verhält sich etwas anders, als die Herren am Museum meinen. Ich kann mit aller Bestimmtheit sagen, daß derjenige, welcher in dem spanischen Sperling nur eine Spielart unsers Haussperlings sieht, eben kein Naturforscher ist. Unser Hausspatz nämlich besitzt die Eigenschaft, unter jedem Klima sich sehr wohl zu befinden, vorausgesetzt, daß es Getreidefelder in der Nähe gibt. Ich habe ihn in Lappland und Norwegen, in Deutschland, Spanien und Griechenland, in Aegypten und Nubien kennen gelernt und zu meiner wirklichen Ueberraschung gefunden, daß er überall derselbe ist und auch in Spanien durchaus noch nicht unter klimatischem Einflusse gelitten hat. Ja, gerade dort fand ich eine früher in Aegypten gemachte Beobachtung nur bestätigt, die nämlich, daß der sogenannte spanische Sperling nichts weniger als ein Hausspatz, sondern ein Vogel ist, welcher nur da sich wohl befindet, wo die Gegend sumpfig ist. In Aegypten lebt der spanische Sperling in den Reisfeldern, welche bis zu ihrer Reife unter Wasser gehalten werden. In den Häusern kommt er höchst selten, blos dann, wenn besagte Häuser am Flusse liegen. Der Hausspatz dagegen sucht überall den Menschen auf und weiß sich allerorts in Land und Leute zu finden.“

Will Brehm nicht einmal eine solche, durch Klima entstandene Varietät gelten lassen, was mag er nun zur Darwin'schen Ansicht sagen, die den Fisch in Amphibien und diese sich in den Vogel verwandeln läßt! Umwandlungen in den Farbenspielarten der Thiere lassen sich leicht als „durch Klima erzeugt“ denken, niemals aber läßt sich erklären, wie sich der Knochenbau des Schafs zu dem eines Elefanten, Bären oder Affen umbilden kann; noch weniger wie der Affe den Schwanz verliert, den Kehlkopf modificirt und dann als Mensch erscheint! Brehm's Naturanschauung und seine interessante Schilderung einer großen Zahl afrikanischer Thiere und deren Lebensart erhebt sein Werk zu einer der wichtigsten Schriften über das ostafrikanische Küstenland. 38.

Literarisches Piratenthum.

Der Unterzeichnete fühlt sich gedrungen, durch Ihre geschätzte Zeitschrift einen Fall literarischen Plagiats zur öffentlichen Kunde zu bringen, den er unlängst beim Durchblättern eines neu erschienenen Romans zufällig entdeckte. Bei Eduard Bloch in Berlin erschien neuerdings ohne Jahresangabe eine Schrift, betitelt: „Moderne Vagabunden. Humbug-Reise eines Abenteurers. Seitenstück zu C. von Holtei's Vagabunden.“ Ein am Schluß mitgetheilter Briefwechsel zwischen Autor und Verleger datirt aus dem Juni und Juli 1862; aus dem Buche selbst entnehmen wir, daß der Verfasser sich jetzt in Oesterreich aufhält und daß r, wie es scheint, Amerika von Valparaiso bis Neuyork durch-gen hat. Er hat dem ersten Bande bald einen zweiten folgen ssen und dabei denn auch seinen Namen: Emil Mario Vacano nannt, und seitdem schon ein drittes Bändchen: „Quitte ou uble. Ein historischer Miniaturroman von Emil Mario Vacano, Verfasser von «Moderne Vagabunden»“, im selben Verlag und ebenfalls ohne Jahreszahl erscheinen lassen.

Indem wir diese weitere schriftstellerische Thätigkeit des Mannes auf sich beruhen lassen, beschränken wir uns auf das erste Bändchen und unsere in demselben gemachte Entdeckung. Der Inhalt desselben besteht aus allerlei abnormen, pikanten Situationen aus dem Leben eines Seiltänzers und eines Entrepreneurs aus Barnum's Museum in Neuyork auf der Reise durch Amerika hindurch. Der Stil ist epigrammatisch, meist mehr französisch als deutsch; das Lebenselement des sich selbst biographisirenden Seiltänzers, der, wie es scheint, mit dem Autor in nähern Familienbeziehungen steht, ist der Humbug. Kann es uns wunder nehmen, da er sich selbst offen als Schwindler darstellt, daß er auch das Publikum, dem er seine vorgeblichen Abenteuer erzählt, zum Gegenstande einer Beschwindelung macht? Es ist das vielleicht die Krone des Schwindels, sich selbst für einen Schwindler auszugeben, um das so ins Vertrauen gezogene Publikum desto sicherer zu täuschen, wie wenn etwa ein recht raffinirter Taschendieb im Gedränge seinem Nachbar zuflüsterte: „Hüten Sie sich vor mir, ich bin ein Taschendieb“, um ihn nachher um so sicherer auszuplündern.

Also zur Sache. S. 82 macht der Held der Erzählung in San-Francisco die Bekanntschaft eines Doctor Schmalbones, der die Kunst versteht, das Auge eines Todten so zu präpariren, daß der letzte Eindruck, den die Netzhaut aufgenommen hat, wie in einem photographischen Bildchen auf derselben fixirt erscheint. S. 98 begleitet er dann denselben Arzt zu einem am Säuferwahnsinn Daniederliegenden, der nur noch eine Stunde zu leben hat, und bei dem der Arzt beabsichtigt, durch Experiment zu erweisen, „daß, wenn man einen Sterbenden in den letzten Momenten seines Lebens magnetisirt, solange der Geist noch im Körper thätig ist, der Magnetismus oder die magnetische Kraft auch nach dem Momente des Sterbens in dem todten Körper noch fortwirkt, und die Seele zwingt, dem Subjecte des Magnetismus unterthan zu sein“ (S. 87). Vacano hätte sich doch denken können, daß, wer einmal eine auf eine so seltsame und phantastische Idee basirte Novelle gelesen, sie im Leben nicht wieder vergißt. Zugleich hätte er wissen sollen, daß die Werke des amerikanischen Schriftstellers, Edgar Allen Poe, auch in Deutschland in „Dürr's Collection of standard American authors“ (Band 13 und 14) abgedruckt sind und also auch in Deutschland gelesen werden. In dem erstern der beiden genannten Bändchen S. 114 fg. finden wir nämlich eine Novelle: „The facts in the case of Mr. Valdemar“, in deren Einleitung ganz dieselbe Idee über die Anwendung des Magnetismus bei Sterbenden ausgesprochen, und sodann ein unlängst von einem gewissen Herrn Valdemar in articulo mortis in dieser Beziehung angestelltes Experiment in extenso berichtet wird. Auch hier hat der Patient nur noch wenige Stunden zu leben, als die magnetischen Operationen beginnen. Daß er nicht am Säuferwahnsinn, sondern an der Schwindsucht stirbt, ist eine unwesentliche Variation. Auch in dem weitern Verlaufe bis zum Eintreten des Todes des Magnetisirten ist nur eine sachliche Uebereinstimmung. Der Plagiator verfährt hier als Abkürzer und setzt aus seinen eigenen Mitteln noch einige derbe Pinselstriche hinzu. In der Beschreibung des eben Gestorbenen nähern sich beide Autoren wieder merklich. Hören wir zuerst Poe (S. 120):

„Während ich sprach, ging eine merkliche Veränderung mit dem Aussehen des Schlafwachenden vor. Die Augen rollten sich langsam auf, während die Pupillen nach oben verschwanden; die Haut nahm durchweg eine Leichenfarbe an, mehr wie weißes Papier als wie Pergament, und die hektischen runden Flecken, die bis dahin streng abgegrenzt auf der Mitte beider Backen gewesen waren, gingen auf einmal aus....... Die Oberlippe zog sich gleichzeitig von den Zähnen weg, die sie vorher vollständig bedeckt hatte, während der Unterkiefer mit einem hörbaren Krachen sank, den Mund weit offen lassend und die geschwollene und geschwärzte Zunge dem vollen Blicke darbietend.“

Hören wir sodann Bacano S. 103: „Der Körper des Sterbenden krachte und dehnte sich zu einer unnatürlichen Länge aus. Die flammende Röthe des Gesichts hatte sich in eine graue Leichenfarbe verwandelt" (man beachte, daß hier Säuferwahnsinn, dort Schwindsucht die Ursache des Todes ist), „die Augen brachen und die Augensterne verschwanden hinter den untern (sic!) Augenlidern, sodaß eine rauhe weiße Masse sichtbar war. Der Kinnbacken sank mit einem knackenden Geräusche herab und aus dem weit geöffneten Munde quoll eine dicke schwarze Zunge hervor."

Jetzt wird in beiden Erzählungen der Todte durch den Magnetiseur zum Sprechen gebracht. Bei Poe heißt es darüber (S. 121): „Aus den aufgesperrten und unbeweglichen Kinnladen ging eine Stimme hervor, deren Beschreibung versuchen zu wollen Wahnsinn wäre." Dieser Stimme werden dann weiter die Prädicate hart, gebrochen und hohl beigelegt: „Doch das gräßliche Ensemble ist unbeschreiblich, aus dem einfachen Grunde, weil nie ähnliche Laute ein menschliches Ohr erschüttert haben."

Bacano erzählt folgendermaßen (S. 104): „Der herabgefallene Kinnbacken und die schwarze Zunge blieben unbeweglich — und dennoch ertönte aus diesem todten Munde oder vielmehr aus dieser Höhle eine Stimme! Und doch keine Stimme. Es war kein Ton, den man mit etwas Existirendem vergleichen konnte. Es war kein Klingen und kein Schall — es war nur ein Geräusch, ein fürchterliches dumpfes Geräusch" u. s. w. Dennoch ist bei beiden dieses Geräusch artikulirt; der Todte erklärt, er sei todt.

Bei Poe bleibt jetzt die Leiche sieben Monate unverändert liegen unter dem Bann des magnetischen Fluidums, wird dann nochmals zum Sprechen gebracht, worauf der Proceß des Entbindens von dem magnetischen Einflusse beginnt. Die Folge desselben ist, daß (S. 123) in weniger als einer Minute der Körper zusammenschrumpft und dem Magnetiseur geradezu unter den Händen verwest. „Auf dem Bett", so schließt die Erzählung, „vor der ganzen Gesellschaft lag eine fast flüssige Masse von ekelhafter, scheußlicher Fäulniß." Dem rasch lebenden Bacano ist die Zeit von sieben Monaten, durch die Poe diese letzte Erscheinung motivirt, viel zu lang; dennoch ist er zu sehr Liebhaber des Hautgout, um sich diesen herrlichen Verwesungsaffect entgehen lassen zu wollen. Er läßt also die Zerreißung des „Fluidums" sofort eintreten (S. 105) und berichtet dann weiter: „In demselben Augenblicke aber ging mit der Leiche, aus welcher das Leben doch erst seit einigen Minuten gewichen war, die fürchterlichste Veränderung vor sich: das Fleisch wurde schwarzgrau und zersprang, und war in einem Nu in das letzte Stadium der Fäulniß und Verwesung übergegangen; der Körper zerfiel, und eine ekelhafte, kleberige, flüssige, gallertartige Masse befleckte die Kissen und wälzte sich träge auf den Boden herab."

So weit meine Entdeckung. Ob andere noch ähnliche in dem interessanten Büchlein würden machen können, muß ich natürlich dahingestellt bleiben lassen.

Wesel, im August 1863.

A. Döring.

Notiz.

Zur Literatur über Jean Paul.

Das Septemberheft von „Blackwood's Edinburgh Magazine" enthielt einen Aufsatz über Jean Paul, dem die schon früher in d. Bl. erwähnte englische Uebersetzung des „Titan" von Charles T. Brooks und das „Life of J. P. Richter compiled from various sources, together with his autobiography" zu Grunde gelegt sind. Der Verfasser findet Jean Paul als Erzähler sehr langweilig, und meint, daß wenn man bei andern berühmten Romanschriftstellern gern die Reflexionen überschlage, um wieder zur Erzählung zu gelangen, man bei Jean Paul umgekehrt am liebsten bei seinen Reflexionen verweile. Der gequälte Humor eines Schoppe möge einen Deutschen ansprechen; ein Engländer dagegen werde, bei aller Bemühung, diesen Humor geistreich zu finden, darüber gähnen. Doch könne man zugeben, daß der dritte Theil seiner Schriften von den wahren und allgemeinen Elementen der Schönheit, von dem Charakter echter Poesie und von feinen und zarten Beobachtungen erfüllt seien, welche für alle Zeiten und Nationen Gültigkeiten hätten. Vor Sterne, dem er in anderer Hinsicht untergeordnet sei, habe er eine tiefere Gedankenströmung, eine ernstere Gesinnung, ein umfangreicheres Wissen und ein poetischeres Temperament voraus. Gegen die Bemerkung G. Solling's (in dessen „Diutiska; an historical and critical survey of the literature of Germany"): „Richter, obschon niedriger Geburt, hatte immer eine Schwäche für die höhern Klassen; er gefiel sich in einer durchräucherten Atmosphäre und wurde in ihr der Liebling des weiblichen Geschlechts", spricht sich der Verfasser des Artikels in „Blackwood's Magazine" mit den Worten aus: „Es ist in einer Kritik dieser Art ein Zug von Böswilligkeit." So denkt man jetzt über dergleichen in England; in Deutschland ist diese Art von Kritik leider so verbreitet, daß sogar Kritiker von mehr wohlwollendem und humanem Charakter solche summarisch absprechende, den Menschen berührende Urtheile fällen, ohne auch nur zu fühlen, daß sie etwas Böses gesagt haben. Und dabei ist Solling's echt deutsches Urtheil nicht einmal im allgemeinen richtig; er trifft höchstens Jean Paul im Kreise der exaltirten Frauen Berlins und Weimars, aber nicht Jean Paul im Hause der Frau Rollwenzel. Sodann weiß man ja auch, wie wenig Jean Paul mit seiner schlichten Tracht und seinen gar nicht aristokratischen Manieren und Lebensgewohnheiten eigentlich in vornehme Gesellschaft paßte.

Vor uns liegt ferner die von L. Eckardt im Freien Deutschen Hochstifte für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung zu Frankfurt a. M. am Säculartage des Dichters gehaltene Festrede, die als besonderer Abdruck im Verlage von H. Keller zu Frankfurt erschienen und in einer sehr beredten und warmen Sprache geschrieben ist. Der Redner nennt Jean Paul den „ersten deutschen socialistischen Dichter im guten Sinne des Worts" und bemerkt unter anderm: „Weil Richter aus der dürftigsten Lage — selbst Schiller's Kindheit und Jugend war noch sorgenfrei dagegen — emporwuchs, lernte er das Volk, das eigentliche Volk kennen wie keiner unserer Classiker, und stellte es mit einer Treue, einer Innigkeit dar, in der nur Pestalozzi mit ihm verglichen werden kann. Zu Varnhagen sagte er (1808) geradezu, der moderne Dichter müsse sich an das Volk halten, nicht an die verdorbenen höhern Stände; doch geiselte er auch die Schwächen der untern, ihren ängstlichen und philiströsen Sinn. Die Stadt «Krähwinkel» erfand er oder — besser gesagt — taufte er." Soviel wir aber wissen, hat Kotzebue und zwar in seinen „Kleinstädtern", den Namen Krähwinkel für alle deutsche Kleinstädterei zuerst aufgebracht. Ferner versichert Eckardt, Jean Paul sei nach Leipzig gegangen, „zunächst um Theologie zu studiren, von Privatstunden zu leben und sich später von Professor Gellert, der damals von Leipzig aus die ganze Welt mit Hauslehrern versah, gelegentlich auch als einen solchen Ausfuhrartikel versenden zu lassen". Jean Paul war jedoch bei Gellert's Tode erst 9 Jahre alt; Gellert starb 1763 und Jean Paul bezog die Universität Leipzig im Jahre 1781. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß Eckardt die humoristische Weltanschauung die vielleicht der „göttlichen ähnlichste" nennt, weil sie erstens das weite All im Auge habe, und zweitens voll der Liebe sei. Ein kleines, vielleicht über Jean Paul's Aufenthalt in Baireuth einzelne neue Züge enthaltendes, in Giessel's Verlag zu Baireuth erschienenes Schriftchen: „Jean Paul. Sein Leben und seine Werke sowie sein Aufenthalt und Heimgang in Baireuth", sei hier noch mitgenannt. Der Verfasser erzählt unter anderm, daß Jean Paul einmal in Weimar, zu einem Diner eingeladen, anfangs von der Tochter des Hauses abgewiesen wurde, weil sie den in einem grauen Rock, verschabtem Käppchen mit Stock und Spitzhündchen Einlaß Begehrenden für einen Müller aus einem der benachbarten Orte hielt.

H. M.

Bibliographie.

Baer, W., Electricität und Magnetismus. Die Gesetze und das Wirken dieser mächtigen Naturkräfte und ihre Bedeutung für das praktische Leben. Leipzig, Abel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bauer, B., Freimaurer, Jesuiten und Illuminaten, in ihrem geschichtlichen Zusammenhange. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 20 Ngr.

Beecher, H. W., Lebensgedanken. Aus dem Englischen. Berlin, G. W. F. Müller. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bucher, F., Das Christenthum in seiner geschichtlichen Entfaltung, im Geiste unserer Zeit und nach den besten alten und neuen Quellen kurz dargestellt. Wien, Dirnböck. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bumüller, J., Geschichte des Alterthums. 1ster Theil. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Cholevius, L., Aesthetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethe's Hermann und Dorothea. Leipzig, Teubner. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Diez, F., Ueber die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie. Bonn, Weber. 8. 20 Ngr.

Ey, A., Harzschtreizel oder Harzgedichte. Mit än Bild. Clausthal, Grosse. 8. 8 Ngr.

Frenzel, K., Watteau. Ein Roman. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1864. 8. 2 Thlr.

Ganzert, E., Blumenlese für Herz und Gemüth. Gedichte. Berlin. 8. 15 Ngr.

Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Grandjean, M. A., Gute Unterhaltung! Gesammelte Humoristica. Wien, Wallishausser. 8. 12 Ngr.

Grothe, W., Ein Dämon. Roman aus der Zeit der Napoleonischen Fremdherrschaft. Berlin, Grothe. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gundling, J., Pêle-mêle. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

Haupt, F., Der Episcopat der deutschen Reformation, oder: Artikel 28 der Augsburger Confession. 1stes Heft. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 18 Ngr.

Heinrich, J. B., Die Reaction des sogenannten Fortschrittes gegen die Freiheit der Kirche und des religiösen Lebens. Mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände Mitteldeutschlands und die neuesten Vorgänge im Großherzogthum Hessen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 15 Ngr.

Hettinger, F., Apologie des Christenthums. 1ster Band. Freiburg im Br., Herder. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Herzog, X., Der Melankoliker. Der Pfarrer Isidor und wie es ihm mit dem „Bauern" ergangen. Zwei Erzählungen. Mainz, Kirchheim. 8. 24 Ngr.

Heusinger, E., Bilder aus den Freiheitskämpfen des 19. Jahrhunderts. Vier Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 Thlr.

Hoffmann, L., Erinnerungen eines alten Soldaten und ehemaligen Freiwilligen aus den Kriegsjahren 1813 und 1814. Bonn, Weber. 8. 15 Ngr.

Höfler, C. A. C., Magister Johannes Hus und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag 1409. Prag, Tempsky. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Horváth, M., Kurzgefasste Geschichte Ungarns. In deutscher Uebersetzung. Zwei Bände. Pest, Heckenast. Gr. 8. 2 Thlr.

Janssen, J., Schiller als Historiker. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 18 Ngr.

Küfner, K. Th. v., Blätter der Erinnerung für Freunde, Bekannte und Mitgenossen. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 16. 15 Ngr.

Langer, A., Banquier und Tänzerin. Roman. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Longfellow, H. W., Evangeline. Eine Geschichte aus Acadien übersetzt von A. Gaeba. Regensburg, Manz. Gr. 16. 12 Ngr.

Mendelssohn Bartholdy, F., Briefe aus den Jahren 1830—1847. 2ter Band: Briefe aus den Jahren 1833—1847. Herausgegeben von P. Mendelssohn Bartholdy und C. Mendelssohn Bartholdy. Nebst einem Verzeichnisse der sämmtlichen musikalischen Compositionen von Felix Mendelssohn Bartholdy zusammengestellt von J. Rietz. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Mendelssohn. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nach dem Zapfenstreiche. Erzählungen der besten Militär-Schriftsteller. 1stes Bändchen. Wien, Dirnböck. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Arnold, F., Die Lob- und Spott-Lieder von der Schlacht bei Kulm. 50 Jahre später gesungen. Leipzig, Leiner. 16. 10 Ngr.

Böhme, H., Adelina Patti in Hamburg. Eine Monographie für Freunde der Tonkunst. Hamburg. 8. 3 Ngr.

Daniels, A. v., Reformacte des deutschen Bundes. Mit Anmerkungen. Berlin, Heinicke. 8. 12 Ngr.

Das Landwehr-Institut in Bayern. Seine Entstehung, Geschichte und jetziger Zustand. Eine Abhandlung über dasselbe. Ingolstadt, Krüll. 16. 3 Ngr.

Lassalle, F., Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag. Drei Symptome des öffentlichen Geistes. Eine Rede gehalten in den Versammlungen des Allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins zu Barmen, Solingen und Düsseldorf. Düsseldorf, Schaub. 8. 7½ Ngr.

Männer aus den Freiheitskriegen. Portrait-Album zur 50jährigen Gedenk-Feier der Völkerschlacht bei Leipzig. Leipzig, Weber. Fol. 10 Ngr.

Pfeiffer, E., Die Armenier in der Türkei. Ihre Erleuchtung, Noth und Hoffnung. Herausgegeben von dem Verein für die evangelischen Armenier zu Berlin. Berlin, F. Schulze. 8. 5 Ngr.

Rechtsgutachten des Spruchcollegiums der Heidelberger Juristen-Facultät über die Verfassungsmäßigkeit der preußischen Preßverordnung vom 1. Juni 1863. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Rougemont, F. v., Der Mensch und der Affe, oder der moderne Materialismus. Stuttgart. 8. 3 Ngr.

Sommer, L. H., Deutschlands Schmach und Deutschlands Sieg. Zur 50jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig. Verden, Treffan. 8. 2½ Ngr.

Die Stellung der Christen zur Politik. Antwort an Dr. Fabri von einem der Amtsbrüder „in den östlichen Provinzen". Elberfeld, Hassel. 8. 5 Ngr.

Der Leipziger Todtengräber in der Völkerschlacht. Seine Erlebnisse bei der Erstürmung Leipzigs am 19. October 1813 und die Greuel auf dem Gottesacker überhaupt. Nach einer hinterlassenen authentischen Handschrift. Nebst den Inschriften auf den Denkmälern des Johannisfriedhofes, die sich auf jene denkwürdigen Tage beziehen. Ein Gedächtnißblatt zur 50jährigen Erinnerungsfeier. Leipzig, Jünger. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die englische und die preußische Verfassung. Drei Vorträge, gehalten in einem Vereine von Bürgern Magdeburgs von einem Verfassungsfreunde. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Weininger, H., Die Befreiungshalle bei Kelheim. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Wörle, K., Ein poetisches Gemälde der Befreiungkriege. Patriotische Ehrengabe zur Erinnerung an die glorreiche Erhebung unseres Vaterlandes vor 50 Jahren, dem deutschen Volke gewidmet. Mainz. Gr. 8. 3 Ngr.

Zunz, Die Hebräischen Handschriften in Italien, ein Mahnruf des Rechts und der Wissenschaft. Berlin, Adolf u. Comp. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 12. November 1863.

Charlotte von Schiller.

Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Als ich den ersten Band des vorliegenden Werks in Nr. 3 d. Bl. f. 1861 besprach, war es hauptsächlich die höchst liebenswürdige Persönlichkeit Charlottens selbst, die uns aus dem Bilde entgegentrat und unser Interesse fesselte. Gefühlvoll ohne Sentimentalität, gebildet ohne zum Blaustrumpf zu neigen, voll inniger Zärtlichkeit gegen Schiller und ihre Kinder, als Witwe voll rührender Pietät gegen des großen Gatten Andenken, eine deutschgesinnte Frau — diese Züge sprachen zu unserm Herzen und schienen einen Charakter darzustellen, wol würdig, dem Liebling des deutschen Volks als Lebensgefährtin zur Seite zu stehen.

In dem vorliegenden zweiten Bande kommt Charlotte wenig zum Worte: er enthält Briefe von der Familie und befreundeten Kreisen an sie gerichtet. Der commentarius perpetuus, womit der Herausgeber (Professor Urlichs in Würzburg) sich ein wesentliches Verdienst erworben und der mir zu meiner lebhaften Befriedigung gegen den ersten Band wesentlich an Ausführlichkeit gewachsen zu sein scheint, enthält die Angabe der einschlägigen Stellen aus den andern Briefwechseln dieser Kreise, zugleich wenn auch kurze, doch sehr reichhaltige und sorgfältige Aufklärungen über factische in den vorliegenden Briefen selbst vorkommende, aber oft nur angedeutete Verhältnisse. Die Citate werden dem Eingeweihten und dem Forscher höchst angenehm sein: da aber ein Buch wie das vorliegende nicht nur an die gelehrten Kreise, sondern an alle Gebildeten sich wendet und aller Interesse erwecken muß, so sind jene sachlichen Erläuterungen besonders im Namen dieser Leser, denen selten genug jene gesammten Briefwechsel zu Gebote stehen werden, sehr willkommen zu heißen.

Auch der Inhalt des zweiten Bandes bietet manches Interessante, wenn auch nicht in dem Maße wie der erste, in welchem Charlotte selbst die Hauptrolle zu spielen berufen war. Jedenfalls dürfen diese Blätter nicht verfehlen, ihren Lesern eine Uebersicht des Inhalts vorzuführen, um sie zur Lectüre selbst anzureizen. Indem ich mich anschicke, ein solches Referat zu geben, brauche ich wol kaum zu bemerken, daß ein vollständiges Argument des factischen oder gedanklichen Inhalts nicht der Zweck sein kann: es wird genügen, die verschiedenen Briefgruppen im allgemeinen zu charakterisiren und einzelnes als Probe mitzutheilen.

Der Briefwechsel beginnt mit den Briefen der Mutter Charlottens, Frau von Lengefeld. Diese Briefe machen einen wohlthätigen Eindruck durch das Einfache, Mütterlich-Liebevolle, was in ihnen hervortritt. Daß diese Frau nicht unfähig war, den Werth Schiller's zu schätzen, beweist ihre Aeußerung vom 20. November 1805, also von Schiller's Todesjahr:

> Einen guten Theil deines Lebens die Gattin eines Schiller gewesen zu sein — sich sagen zu können, diesen Theil seines Lebens ihm verschönert und durch deine zarte Sorge und Liebe glücklich gemacht zu haben — und noch jetzt in seinem Andenken, in der Sorge für seine Kinder fortzuleben — o gewiß, beste Lotte, das ist noch immer ein schönes beneidungswerthes Los.

Und 1806 schreibt sie:

> Die Treue und die Feinheit seines Wesens, verbunden mit dem größten Genie, ach! das zeichnet Schiller und wird ihn ewig vor allen andern großen Männern auszeichnen.

Daneben erzählt sie mit viel Behagen eine Anekdote von der Geheimräthin Goethe, die mit der Hofmarschallin Wurm aus Rudolstadt „grob wie ein Bauer" im weimarischen Theater gewesen ist und kommt zu der naiven Schlußmoral: „Es bringt dem Director (d. h. dem Theaterdirector Goethe) keine Ehre, so eine grobe Käthe zur Frau zu haben." Daß die „dicke Hälfte", wie Goethe's Frau im ersten Bande dieser Correspondenz genannt wird, in den höhern weimarischen Cirkeln eine Art bête noire vorstellte, ist eben aus dem ersten Bande und sonst bekannt. Mit welchem Rechte, steht, wie ich schon früher angemerkt, dahin. Die dieser Correspondenz angehängten Briefchen und Stammbuchblätter von Lavater sind in seiner bekannten Manier, aber sehr unbedeutend, und bilden insofern eine sehr heitere Illustration zu der im ersten

Bande mitgetheilten köstlich naiven Bewunderungsphrase, die die siebzehnjährige Charlotte ihrem Reisetagebuche beim Anblick des berühmten Mannes einverleibt: „Man kann nichts von ihm (Lavater) sagen, sondern muß sich nur seinem Gefühle, das sich nicht in Worten ausdrücken läßt, überlassen.“ Das klingt wie Ironie, ist aber voller Ernst der liebenswürdigen Enthusiastin. Aus einigen ebenfalls diesen Briefen der Frau von Lengefeld angehängten Schreiben der Fürstin Karoline von Rudolstadt nur eine kurze Stelle, die sich auf die projectirte Heirath des Großfürsten Nikolaus mit einer rudolstädter Prinzessin bezieht: ein Project, welches an dem verweigerten Religionswechsel scheiterte. In den vorausgehenden Briefen hat sie sich mit Entschiedenheit gegen diese Forderung ausgesprochen und alle Einwendungen klar und bündig widerlegt: am 23. Juli 1818 heißt es nun:

Je trouve d'après la réponse du comte Edeling qu'il est impossible à un Russe de ne pas demander que sa femme soit de sa religion, mais comme il est tout à fait impossible aussi à un protestant de changer de religion pour une raison humaine ou pour mieux dire mondaine, tous les parens qui profiteraient de l'enfance de leur enfant pour l'y engager méritent d'avoir le malheur de voir leur enfant malheureux; und diese Strafe ist bisjetzt reichlich eingetroffen. L'une a été obligée d'assassiner son mari pour se sauver elle-même. L'autre a vu assassiner le sien tout près d'elle. L'autre se vit abandonnée, une quatrième a été chassée et la cinquième dit ce que tous disent: in Rußland kann kein Deutscher gedeihen. Mais au nom de Dieu que cela reste entre nous. Gottlob, daß dieses Ungewitter für uns vorübergegangen ist.

Schade, daß diese edeln Grundsätze eines festen Protestantismus, die man leicht durch Gründe nationaler Schicklichkeit verstärken könnte, außer diesem rudolstädter Fall nur wenig Anhänger in deutschen Fürstenfamilien zu zählen scheinen.

Es folgen nun die Briefe Karolinens von Wolzogen. Ihr Verhältniß zu Beulwitz und die Scheidung von demselben, die Verheirathung mit Wolzogen und dessen Tod, Reisen und Schriftstellerei, Verkehr mit Berühmtheiten aller Art, vor allem auch mit dem Coadjutor Dalberg: alles dies bildet den bunten Inhalt dieser Briefe. Für Dalberg ersehnt sie die Nachfolge auf dem mainzer Stuhl und diese Hoffnung spricht sich in nicht sehr zarter Form aus. Sie schreibt:

Ich fürchte, Fischenich's Prognostikon über den alten △ (d. h. Friedrich Karl von Mainz, der damalige Kurfürst) ist falsch. Der S. (Dalberg) versicherte mich letzt bei einer Gelegenheit, wo er gewiß aus dem Herzen sprach, er (d. h. Friedrich Karl) präparire sich darauf, daß er 90 Jahre alt würde, denn eine eisernere Natur könne man sich nicht denken, und er hätte sehr diät gelebt. Was der Zufall Gutes thun mag, kann man freilich nicht berechnen; aber die Hoffnung nimmt mir's doch.

Und später heißt es noch einfacher und — brutaler: „Wenn doch der alte Esel einmal stürbe. Gute Nacht, mit diesem schönen Wunsch!“ Ueberhaupt ist sie in dergleichen mindestens nicht für ein überzartes Gemüth sprechenden Wünschen stark. Den armen Reinwald nennt sie ein Unthier: der Frau Reinwald, die allerdings bei ihrem hypochondrischen, grämlichen Mann viel auszustehen hatte, „ist nicht zu helfen, als wenn er stirbt, welches doch der Himmel geben wird“. Auch im Verhältniß zur Mutter tritt eine gewisse Gefühlskälte hervor. So sagt sie einmal in Bezug auf die Aussicht derselben nach Gotha zu kommen, wenn das Verhältniß zum schwarzburgischen Hof zu Ende gehen sollte: „□ (d. h. die Mutter) espère toujours pour Gotha, je le désire parcequ'elle serait occupée alors. S'il n'y a rien de pareil, il faut qu'elle s'amuse à prier Dieu.“ Erfreulich ist ihr Umgang mit Wilhelm von Humboldt und seiner Frau, interessant die Urtheile, die sie über Personen und Zustände in Paris fällt, wo sie mit ihrem Gemahl verweilt. Aus diesen pariser Schilderungen hebe ich eine kleine Stelle über theatralische Erscheinungen aus (3. September 1802):

Eine neue Actrice hat sich hier als ein wahres Meteor gezeigt und beschäftigt das ganze Publikum (die Duchesnois). Von der Leidenschaftlichkeit, von dem Ergreifenden ihres Spiels hatte ich keinen Begriff, ob ich sie gleich auch nur in der uninteressanten, unwahren Rolle der Hermione in Racine's „Andromaque“ sah. In „Phädra“, die ich der unausstehlichen Hitze wegen nicht sehen konnte, soll sie noch weit mehr sein. Zum ersten mal sah ich die ganze Seele eigentlich mitspielen und fühlte mich wie vom Fieber der leidenschaftlichen Darstellung ergriffen. Sie ist häßlich und rührt allein durch das Leben ihrer eigenen Empfindung. Talma gefiel mir zum ersten mal im „Orest“ als Liebhaber in diesem Stück nicht. Sein Talent ist zu zart für diese schwankende, unwahre Rolle. Aber in der „Iphigenie von Tauris“, von einem unbekannten Autor, in der die Fabel glücklich, ganz wie in der Gluck'schen Oper geführt ist, sah ich Talma als Orest, als die höchste, lebendigste Kunstgestalt, die ich noch gesehen. Sein Gesicht, seine Bewegungen, wenn er die Furien um sich zu erblicken wähnt, seine Ermattung, sein edles Wiederzusammenfassen — in allem erscheint er wie eine edle, höhere, stärkere Natur, die uns nur im Homer und der Heroenwelt erschienen ist. Es ist so eine reine Kunst in seinem Spiel, daß das Französische und Moderne durchaus in keiner Ecke heraussieht. Auch hat er sich durch das Studium der Antike und durch das englische Theater gebildet. Er müßte, wie mich's dünkt, bei jedem Volk, dem die griechische Welt nicht fremd ist, Effect machen.

Und daran schließe ich ein feinsinniges, kantisch angehauchtes Urtheil über Wilhelm von Humboldt:

H. ist sehr liebenswürdig und nimmt die Sachen mit großer Manier; er fühlt das Edle tief, sieht aber ein, was möglich ist, ohne ins Blaue hinauszuwollen. Deshalb scheint er Beschränkten kalt. Er taugt gerade zum Regieren, weil es ihn eigentlich ennuyirt, und er es nach Plan, aus Pflicht, nicht aus Lust thut.

Aus den Briefen von Wilhelm von Wolzogen, welche durch ihren herzlichen Ton einen freundlichen Eindruck machen, möge hier nur eine Anekdote stehen, die derselbe mittheilt, wie sie in Stuttgart erzählt wurde, ohne für ihre Richtigkeit einzustehen:

Er (Lavater) war, sagt man, auf dieser Reise in Durlach und speiste bei dem Markgrafen von Baden, der ihn schätzte und mit dem er auf einem ganz freundschaftlichen Fuß umgeht. Ueber der Tafel redete der Markgraf von verschiedenen Sachen, und sprach unter anderm das Wort „Leibeigene“ aus. Lavater hörte dies Wort und verzog seine Miene dabei. Der Markgraf, der dies bemerkte, fragt ihn um die Ursache; er sagt dann, daß er niemals dies Wort könnte aussprechen hören, ohne daß sich ihm die ganze Lage dieser unglücklichen Unterdrückten darstelle.

Sogleich befahl der Markgraf, den Befehl ergehen zu lassen, daß alle Leibeigene in seinem Lande als Freie sollten behandelt werden.

Die Geschichte ist culturhistorisch interessant (der Brief ist aus dem Jahre 1783) und für beide darin Auftretende und Handelnde ehrenvoll. Beiläufig will ich noch bemerken, daß sich in diesen Briefen S. 119 ein sehr störender Druckfehler findet: offenbar will sich Wolzogen nicht über den „ewigen", sondern über den „wenigen" Zusammenhang in seinem Leben und seinen Beschäftigungen beklagen.

Ich übergehe die Briefe der „Gönner der Söhne", sowie den folgenden des Kapitäns Heron und wende mich zu der Correspondenz Karolinens von Dacheröden, der spätern Frau Wilhelm von Humboldt's. Karoline, von Zacharias Becker erzogen, dem sie ein begeistertes Lob spendet, macht in diesen Briefen einen überaus wohlthuenden Eindruck durch erfreuliche Bildung des Verstandes und Herzens. Vortrefflich ist die Zusprache, die sie Charlotte widmet, da diese als Braut auf den Gedanken kam, Schiller liebe ihre Schwester Karoline mehr als sie, und bereit war, sich diesem Phantom zu opfern; drollig die Verschwörung der beiden Freundinnen, den Kammerpräsidenten von Dacheröden, Karolinens Vater, mit chère mère, Charlottens Mutter, zu verheirathen. Die weiten Reisen, welche Karoline als Humboldt's Frau mitmachte, bereicherten ihr Wissen, ohne ihrer Empfindungsfähigkeit zu schaden, die sie durch Leid und Freud sich ungeschwächt erhält. Nur zwei Stellen erlaube ich mir aus dieser lesenswerthen Correspondenz zum Abdruck zu bringen. Die erste ist einem Briefe aus Wien vom Jahre 1811 entnommen, zeigt eine politische Gesinnung, der Gattin Wilhelm von Humboldt's würdig, und ist zugleich durch die Erwähnung Theodor Körner's interessant:

> Was wird aus diesem Zustande der Welt werden? Wenn es neue Unruhe gibt, wie sehr zu fürchten steht, was für ein Los bereitet man da 30 Millionen Menschen, die eine Sprache, die schönste und kräftigste von allen, reden, und die unter einem Fürsten vereint sein sollten, der dann mit ihnen Ordnung und Sitte und Billigkeit und Gerechtigkeit alle andern Nationen lehren sollte. O wie tief blutet einem das Herz, wenn man den Spott, der in der Gegenwart getrieben wird, recht betrachtet. Wie glücklich preise ich den Theuern (Schiller), der Deutschlands Fall nicht gesehen hat! Körner's Aufsatz über ihn hat mir nicht genügt; er war so lebendig, so ganz Geist und Gemüth im höchsten Verein, und außer den Stellen seiner Briefe war der Aufsatz doch trocken. Körner's Sohn ist seit mehrern Monaten hier und ist ein lieber, hübscher, junger Mensch mit viel poetischen Anlagen.

Die zweite Stelle findet sich in einem Briefe vom 23. Januar 1815 und bezieht sich auf Niebuhr's Schrift: „Preußens Recht an den sächsischen Hof."

> Die Gesinnung darin ist merkwürdig; ich meine nicht eben die Gesinnung für diesen einen Fall, aber im ganzen, im großen; die einzelnen leuchtenden Blicke in die Zukunft. Viele fühlen so. Wir werden diese Zeiten nicht sehen, aber unsere Kinder werden dazu wirken, daß Deutschland sei das erste Reich der Welt an Kraft und wahrer Bildung, an gesetzmäßiger Ordnung und echter Religion.

Die darauffolgenden Briefe von Charlotte von Kalb sind nicht eben sehr bedeutend: ich will mir dazu nur die einzige Bemerkung erlauben, daß die Conjectur des Herausgebers, wonach Charlotte die Verfasserin des im ersten Bande und auch von mir in dessen Anzeige mitgetheilten Briefs sein soll, mir sehr kühn erscheinen würde, wenn sie sich blos auf die vorliegenden Briefe und besonders die Worte in dem Briefe vom 20. Mai 1788 stützen sollte.

Goethe's Briefe an „Frau Hofrath von Schiller Gnaden", welche sich an die der Kalb anreihen, sind nicht ohne Herzlichkeit, aber ohne tieferes Interesse. Dagegen zeigen die nun folgenden Briefe der Frau von Stein diese geistreiche Dame ganz als die anmuthige Erscheinung, als welche sie vor unserm geistigen Auge steht. Sehr drollig nimmt es sich aus, daß gleich in den ersten Briefen es sich um Kälber ausgezeichnet melkender Kühe handelt, die Charlotte der im Hauskleid sich sehr graziös benehmenden genialen Frau nachweisen soll. Aus der folgenden reichen Briefsammlung ziehe ich eine Blütenlese ansprechender oder pikanter Stellen aus, um den Lesern d. Bl. einen Begriff von Ton und Inhalt zu geben. Zuerst ein Wort über Schiller vom 28. December 1787, humoristisch seine ideale Dichtung berührend:

> Schiller habe ich nur einmal gesehen. Ich glaube, er sieht nicht gar viel wirkliche Menschen, um mit seinen erdichteten nicht irre zu werden, die ihm vielleicht wohler thun.

Dann ein sinniges Wort über Reisen und zu Hause:

> Alles will nach Italien bei uns; ich sage alles, und es ist doch nicht so ganz wahr; ich selbst lobe mir mein Zuhaus; und wem zu Haus nicht wohl ist, dem ist nirgends wohl, und ist nur eine solche Reise eine Palliativcur. Ein anderes ist's in der Jugend, welche glaubt, es sei noch außen herum etwas zu finden.

Und noch eine Maxime aus derselben Zeit (1788), die sich, wie der Herausgeber sehr richtig bemerkt, zunächst wol auf das Verhältniß bezieht, welches Goethe damals mit seiner spätern Frau angeknüpft hatte:

> Man bildet sich oft ein, unsere Moralität hinge mehr von uns ab, als es wahr ist. Ach! Die Thorheiten überfallen manchmal den Menschen ebenso wie die Krankheiten.

Als es sich um Schiller's Anstellung als Professor an der Universität Jena handelte, schrieb sie am 13. Januar 1789 an Lotte:

> Es ist mir auch lieb, daß Schiller eine Bestimmung kriegt; blos in der Autorschaft zu leben, ist gewiß nicht gut.

Eine für ihre Stellung zu Goethe bezeichnende Stelle lautet (29. März 1789):

> Der andere mir mühsame Begriff von meinem ehemaligen vierzehn Jahre lang gewesenen Freund liegt mir auch manchesmal wie eine Krankheit auf, und ist mir nun wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel gefallen.

Komisch ist ihre Definition einer bewaffneten Negotiation, die sie im Jahre 1790 mittheilt:

> Krieg wird schwerlich, sondern nur eine bewaffnete Negotiation, wo von beiden Theilen gesagt wird: „Gib mir das — oder laß mir das — sonst schlag' ich zu."

Ein fein ironisches Urtheil über Kant:

Die kleine Abhandlung über Kant hat mir viel Vergnügen gemacht. Es wird ein artiges Leben sein, wenn einmal die Welt zu einer solchen vollkommenen Staatsverfassung gestiegen ist. Zu diesen bürgerlich guten Staat gehört nun aber auch noch eine vollkommene Arzneiwissenschaft und ebenso vollkommene Physikkenntniß; erstere um den verzehrenden Krankheiten zu steuern und letztere die zerstörenden Naturphänomene abzuweisen; und ich glaube auch daran, daß beide Uebel diese zwei so wichtigen Künste zu ihrer möglichsten Vollkommenheit herauspressen werden.

Und ein humoristisches über die Stellung des männlichen und weiblichen Geschlechts:

Ich schrieb Ihnen die vorige Woche nicht, weil ich Ihnen eine lange Abhandlung zugedacht hatte, wodurch ich Ihre Parteilichkeit für die Männer widerlegen wollte, und worüber ich die Stelle in einem von Ihren vorigen Briefen unberührt gelassen. Nun kommt gar meine kleine Schwägerin und versichert mir, sie möchte nicht einmal in den Himmel, wenn lauter Frauen drin wären; also will ich nur still schweigen, denn ich werde doch nicht die Rose zum Baum beweisen, die sich in seinem Schatten wohl befindet.

Mit Knebel muß der Verkehr ein sehr lebhafter und stellenweise mehr als animirter gewesen sein, wie sich aus dem Bericht vom 11. Juni 1791 ergibt:

Knebel und seine Schwester sind hier; ersterer ist noch immer der alte, wo nicht gar noch unruhiger. Ich habe mich so mit ihm entzweit, daß meine Schwester glaubte, ich wollte ihm eine Ohrfeige geben, und seine Schwester wünschte, daß ich es nur möchte gethan haben.

Wie gefühlvoll und innig sticht dagegen folgendes Wort ab:

Daß Sie die Welt nicht mehr wie ehemals im schönen Glanze sehen und das Glück, das Sie sich durch so viele Widersprüche dennoch errungen hatten, nicht genießen können, fühl' ich innigst mit Ihnen; denn jede Fassung und Ergebung in das Schicksal beraubt uns auch der neben herumliegenden Freuden. Doch wenn man noch jung ist, wie Sie sind, und der Weg noch lang, bringt das Erdreich mit sich, daß einem noch hier und da Blumen begegnen; meiner ist leider durch Wiesen, Garten und Feld schon vorüber; ich sitze nun am Abhang und sehe in das ruhige dunkle Thal.

Dazwischen weimarische Klatschgeschichten, von der Angst vor der Revolution eingegeben:

Sie (die Kalb) frug mich gestern, ob Schiller das französische Bürgerrecht angenommen hätte; ich sagte ihr, daß es nur eine Zeitungsnachricht sei, und Schiller wisse nichts davon; für jetzt mag wol das französische Bürgerrecht das Banditenrecht sein. Blumenbach ist hier gewesen. Man hat mir erzählt, er thue den Hut nicht mehr ab, und sage nicht mehr „Gehorsamer Diener" oder dergleichen. Auch war eine französische Dame hier, in die sich Wieland verliebt hat, vor welcher ihr Bedienter auch nicht mehr den Hut abzog.

Die Aeußerung über das Wunderbare klingt trivial und ist wirklich tiefsinnig:

Durch mein Teleskop sah ich die letzte Sonnenfinsterniß ganz prächtig. Die Himmelskörper sind mir wunderbar; das nicht weniger Wunderbare dieser Erde wird man so gewohnt.

Aus dem Juni 1796 führe ich eine bittere Ironie gegen die bekannten Verse aus den „Venetianischen Epigrammen" Goethe's an:

Frech wol bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr, Götter,
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

Und die unmittelbar vorhergehenden:

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch so der Hund.

Sie schreibt:

Ich kann immer das Epigramm: „Frech wol bin ich geworden", das man mir eben vorlas, wie ich so krank war, nicht aus meinem Kopfe kriegen und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und sentimentalische Dichtergeist darin beisammen steht; aber meinem Spitz muß ich's immer vorsagen, wenn ihm so recht hündisch wohl ist, denn er ist mir recht treu und recht fromm; er beißt niemand und ist wirklich kein Schuft.

Ein Paradoxon über den Gesichtsausdruck unserer Dichterheroen:

Schiller's Basrelief gefällt mir alle Tage besser; es ist recht ausdrucksvoll. Einen Spaß macht mir's, die Köpfe von Wieland, Herder, Goethe mit ihm zu vergleichen; Herder, Goethe, Schiller haben alle einen Ausdruck von Stolz, der vom Schiller ist der vornehmste, vom Goethe ist er trutzig und vom Herder grob; in Wieland's Büste finde ich gar keinen.

Ein köstlicher Beitrag zur Culturgeschichte ist ihre Reise nach Schlesien, und ich versage mir schwer, ihre Erzählung derselben mitzutheilen; doch ist sie für den Raum, der mir bleibt, zu umfänglich. Schließlich will ich nur noch bemerken, daß S. 354 dieser Briefe von einem großen Unglück der „Eisenmacher" die Rede ist, statt „der Eisenacher", und daß dieses Unglück nicht, wie der Herausgeber meint, durch eine in die Luft fliegende Pulvermühle, sondern durch die Stadt ziehende französische Pulverwagen, die durch Unvorsichtigkeit der Begleitung explodirten, herbeigeführt wurde.

Aus „dem dänischen Kreis", dessen Briefe den Rest des Bandes einnehmen, ist wenig zu referiren. Den bei weitem größten Raum nehmen die Briefe der Gräfin Schimmelmann ein: dieselben beschäftigen sich viel mit Politik und sind von einem warmen dänischen Patriotismus getragen. Dies erfreut um so mehr, je mehr wir gewohnt sind, die Heroen unsers Musenhofs und die mit den weimarischen Kreisen Verkehrenden sich in Literatur und Kunst derartig einspinnen zu sehen, daß sie in weltbürgerlicher Indifferenz nur selten den Umwälzungen des Vaterlandes einen vorübergehenden Blick zu schenken scheinen. Aber freilich sind auf der andern Seite diese Briefe nicht ganz leicht zu genießen, da sie in einem höchst schwerfälligen und incorrecten Deutsch geschrieben sind; die Gräfin selbst kennt ihr „schlechtes deutsch Schreiben" und leitet es von dem ihr mangelnden Jugendunterricht in dieser Sprache ab. Um aber doch nicht ganz ohne Mittheilung an dieser Correspondenz vorüberzugehen, stehe hier eine Prophezeiung vom 20. December 1796, deren glänzendes Eintreffen wir Nachlebenden genießen. Die Gräfin schreibt an Schiller:

Ich erwarte sehr viel, und mehr noch als Sie mit Worten versprachen, von ihrer Vereinigung mit Goethe. Eine doppelte Blüte gibt in der physischen Natur nicht die schönsten Früchte, hier aber wird sie eine doppelt schöne Frucht uns im Geisterreiche bringen.

Hiermit scheiden wir von dem zweiten Bande dieses Werks; den dritten Band, dem man mit Theilnahme und Spannung entgegensehen darf, werden wir seinerzeit den Lesern d. Bl. vorzuführen nicht verfehlen.

August Henneberger.

Kaiser Karl's V. Memoiren.

Aufzeichnungen des Kaiser Karl's des Fünften. Zum ersten mal herausgegeben von Baron Kervyn van Lettenhove. Ins Deutsche übertragen von L. A. Warnkönig. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr.

Von den Memoiren Karl's V. hatte man lange Zeit jede Spur verloren. Erst im Jahre 1843 wurde man wieder lebhaft an dieselben erinnert, als unter den vom Baron von Reiffenberg herausgegebenen Briefen Wilhelm van Male's („Lettres sur la vie intérieure de l'empereur Charles-Quint écrites par Guillaume Van Male, gentilhomme de sa chambre") sich ein vom 17. Juli 1550 aus Augsburg datirter, an de Prant gerichteter Brief befand, welcher bezeugte, daß Karl V. solche Memoiren abgefaßt und daß van Male bei deren Abfassung behülflich war. Aber erst in der neuesten Zeit ließ der Zufall den Baron Kervyn van Lettenhove in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris eine portugiesische Uebertragung der vermißten Memoiren entdecken, von welcher er alsbald eine Uebertragung ins Französische veranstaltete. Von dieser französischen Uebertragung liegt uns hier eine deutsche Uebersetzung vor.

Es wird niemand leugnen wollen, daß der von Kervyn van Lettenhove gemachte Fund allgemein das höchste Interesse erregt hat, und wer sich die Mühe gibt, das kleine Bändchen auch nur oberflächlich durchzublättern, wird die Aufzeichnungen dieses mächtigsten und talentvollsten Kaisers aus der alten habsburger Dynastie nicht ohne Gewinn für seine historischen Kenntnisse und psychologischen Erfahrungen aus der Hand legen. Die Gestalt des ernsten, aber dabei kalten, glatten, egoistischen Herrschers wird sich seiner Seele in noch kräftigern Umrissen einprägen, aber darum werden doch die wenigsten in dem Buche finden, was sie mit Begier in demselben suchen dürften. Auch in seinen Memoiren bleibt der Kaiser derselbe verschlossene, diplomatisch schweigsame Charakter, wie ihn uns die Geschichte während seiner langjährigen Regierung in allen seinen Thaten und Handlungen kennen lernt. Seine ränkevolle spanisch-italienische Politik zeigt sich auch in den vorliegenden Aufzeichnungen: überall muß man bald zwischen den Zeilen lesen, bald darauf gefaßt sein, geradezu eine Unwahrheit zu erfahren, sodaß es nicht leicht einem Geschichtschreiber einfallen wird, sich für die Wahrheit dieser oder jener Thatsache auf des Kaisers eigenhändige Memoiren zu beziehen. Die Geschichte weiß, ganz den Memoiren widersprechend, z. B. nichts von einer milden Behandlung des Herzogs Wilhelm von Kleve, im Gegentheil von einer sehr harten und hochmüthigen (vgl. Robertson's „Geschichte Karl's V."); desgleichen von einer wahrhaft barbarischen Behandlung der damals durch Erstürmung eingenommenen Stadt Düren, indem die ganze Einwohnerschaft niedergehauen und die Stadt den Flammen überliefert wurde. Auch hat König Franz I. von Frankreich nicht den Kaiser Karl dringend gebeten, ihn zu besuchen und seinen Weg von Spanien nach den Niederlanden durch Frankreich zu nehmen, sondern hat umgekehrt Karl Franz I. angegangen, ihm zu gestatten, daß er den Weg durch sein Königreich nehme. Diese Verdrehung der Sachlage in den Memoiren hat aber ihren guten Grund, da dadurch die nachherige Handlungsweise Karl's in einem ganz andern Lichte erscheint, während doch in der That Karl es war, welcher die chevalereske Großmuth des französischen Königs benutzte, um ihn zu überlisten, zum mindesten hatte er auch nicht die geringste Veranlassung, sich über die Falschheit der glatten Franzosen zu beklagen. Auch daran, daß der Kaiser unter Umständen wol auch heftig sein konnte, wie eben in dem Streite mit Herzog Wilhelm von Kleve, wo er, ohne dessen Abgesandten anzuhören, zornig den Saal verließ und selbst die übrigen Fürsten hart anfuhr (vgl. Schlosser's „Weltgeschichte", XII, 229), werden wir vergebens in den Memoiren eine Spur suchen. Was uns Deutschen sofort am meisten auffällt, ist, daß die Mittheilungen der Memoiren in Betreff der religiösen Wirren, welche damals Deutschland von einem Ende zum andern erfüllten und noch heute unser höchstes Interesse erregen, so äußerst dürftig und mangelhaft sind. Außer der Bemerkung des Kaisers, daß er den Protestanten, die er für hochmüthig und halsstarrig hält, alle Schuld beimißt, daß eine Beilegung der religiösen Zwistigkeiten nicht zu erzielen war, finden wir in der ersten Hälfte des Buchs nur spärliche Notizen. Dafür beschäftigt sich zwar fast die ganze zweite Hälfte des Buchs mit dem Schmalkaldischen Kriege, aber auch nur mit Erzählung der Kriegsereignisse, auf die Ursachen des Kriegs selbst, am allerwenigsten aber auf die entfernte Ursache, auf die reformatorischen Bewegungen und deren Gründe geht er nicht ein. Hier entschlüpft auch, woran wir sonst in den Memoiren kein zweites Beispiel gefunden, dem Kaiser einmal das Geständniß von eigener Falschheit: auf S. 92 nämlich gesteht er zu, daß er allerdings bereits die Absicht gehabt, die Protestanten mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen, daß er aber, weil er noch nicht gehörig gerüstet gewesen sei, sich bemüht habe, ihnen allen Argwohn auszureden, damit sie nicht ihrerseits den Krieg eröffneten zu einer Zeit, wo er noch unvorbereitet gewesen.

Im übrigen bleibt es ein merkwürdiger Umstand, daß die Memoiren fast von nichts handeln, als von den zahllosen Reisen des Kaisers zu Wasser und zu Land, in Spanien, Deutschland, den Niederlanden, Italien, England, Ungarn, Afrika und Frankreich (mehrmals wird ausdrücklich bemerkt, daß der Kaiser per Post gereist sei, dies war jedoch immer nur in Spanien der Fall), von den oft wiederkehrenden, meist unter seinem Vorsitze oder doch in seiner Gegenwart abgehaltenen deutschen Reichstagen, Versammlungen der Cortes von Castilien und Aragonien, Landtagen in Sicilien und Neapel, den Ständeversammlungen in den Niederlanden. Ueber Reisen und Ständeversammlungen enthalten die Memoiren jedoch meist nur sehr kurze Referate, ausführlicher dagegen werden die verschiedenen Kriege mit Frankreich, England, dem Papste, den Türken und Tunis behandelt, jedoch nur dann, wenn Karl selbst Antheil an denselben genommen hatte. Nur aus diesem Grunde wird darum auch der Schmalkaldische

Krieg, mit welchem das Buch schließt, im Vergleich zu den übrigen Schilderungen wirklich weitläufig behandelt. Doch haben hierbei offenbar noch zwei andere Ursachen mitgewirkt. Einmal nämlich geht aus dem Inhalte und der ganzen Anlage der Memoiren auf das augenscheinlichste hervor, daß der Kaiser erst im spätern Lebensalter den Plan faßte, seine Memoiren zu schreiben, und daß er darum, wie auch aus den obenerwähnten van Male'schen Briefen hervorgeht, weil in Betreff der frühern Zeit die Erinnerung schon abgeschwächt sein mußte, sich auf die Mittheilung desjenigen, was in seinem Gedächtnisse haften geblieben oder sonst zu constatiren war, beschränken mußte; dann hat aber auch sicherlich der Umstand zur ausführlichern Schilderung jenes Kriegs mitgewirkt, daß infolge desselben der Kaiser auf den höchsten Höhepunkt seiner Macht gehoben wurde, während die spätere Zeit statt einer Zunahme wieder eine Abnahme zeigt.

Was endlich die Form, den Stil der Memoiren die denselben zu Grunde liegende Idee und Absicht betrifft, so kann es dem mit den Geschichtschreibern der Alten Vertrauten keinem Zweifel unterliegen, daß der Kaiser sich bei Abfassung derselben ganz speciell die Geschichtswerke von Julius Cäsar zum Vorbilde genommen hat; denn abgesehen von dem kurzen, gedrängten, nachlässigen Stil, von der Schreibweise in der dritten Person ist auch in ihnen Karl V. der Mittelpunkt, um welchen sich alles dreht, wichtig oder wenigstens von ganz besonderer Wichtigkeit und Entscheidung ist nur dasjenige, wobei der Kaiser persönlich mitgewirkt hat. Auch in Cäsar's Geschichtswerken werden ja gerade die kriegerischen Ereignisse besonders hervorgehoben, während neben demselben die diplomatischen Verhandlungen und die so wichtigen Vorgänge in Rom fast ganz zurücktreten. In gleicher Weise läßt Karl die religiösen Wirren in den Hintergrund treten.

Mit dieser Nachahmung Cäsar's hat übrigens, wie leicht einzusehen ist, Karl V. seinen Aufzeichnungen nur geschadet; er hat zu einem Vergleiche provocirt, der ihm zum Nachtheil gereichen mußte. War Karl auch unstreitig ein talentvoller Herrscher, in dessen Regierungszeit zudem die wichtigsten und tiefeingreifendsten Ereignisse, welche eine völlige Umgestaltung der Welt in ihrer äußern wie in ihrer innern Erscheinung zur Folge hatten, sich zusammendrängten; ist es auch unzweifelhaft, daß, wie die Zeit Cäsar's ein neues Zeitalter vorbereitete und theilweise einführte, so auch die Zeit Karl's V. den ersten Keim zur modernen Welt legte, so ist es doch auf der andern Seite ebenso wenig zu bezweifeln, daß Karl V., auch abgesehen von sonst nicht zu verkennenden Unterschieden in Personen und Dingen, nicht das Genie eines Cäsar besaß, weder als Feldherr noch als Geschichtschreiber. Dadurch nun, daß Karl V. diesen Heros des alten Rom sich gerade in den Gebieten, wo er in der That am schwächsten war, als nachzuahmendes Vorbild setzte, mußte selbstverständlich die Nachahmung weit hinter dem Originale zurückbleiben, sein Machwerk zeigt sich schon bei dem ersten Blick allzu deutlich als Copie, und das ist es, was verstimmt, weil man sich glaubt sagen zu müssen: von Karl V. hätte ich ein anderes erwartet; weil man der Ueberzeugung lebt, daß er, wenn er sich selbständig auf eigene Füße gestellt hätte, auch Besseres zu leisten im Stande gewesen wäre.

Das mag sich indessen verhalten, wie es will, dem vorliegenden Buche kann es in keinem Falle etwas an seinem Werthe als historisches Werk entziehen, ja nicht einmal an seinem Werthe als individuelles Geistesproduct dieses großen Habsburgers. 80.

Kleinere humoristische Schriften.

„Ein Charlatan, ein Lustigmacher, der in ein Städtchen einzieht, ist ebenso gut wie zehn Aerzte", sagte einmal ein Regent von Frankreich. Aus demselben Grunde hielten in frühern Zeiten die großen Herren besoldete Narren, um sich durch ihre Witze und lustigen Einfälle, in die sich auch wol bittere Wahrheiten mischen durften, die ungesunden Grillen vertreiben und sich die Speisen besser bekommen zu lassen; es war dies ein Amt, von dem Shakspeare, der Narrenfreund, bemerkt:

> Das ist ein Geschäft,
> So mühsam, als des weisen Mannes Kunst.

Auch Irrenärzte neuerer Zeit haben die Wahrnehmung gemacht, daß sich für reconvalescirende Irren am besten Schriften humoristischen Inhalts eignen und wollen mit solcher Lectüre bei ihnen gute Erfolge erzielt haben.

Leider gibt es gerade in unserer Zeit in auffallender Menge grämlich ungesunde, mit allerlei firen Ideen behaftete Leute, blasirte Menschen, die schon in der Jugend so greisenhaft sind, daß sie ein gesundes Lachen ihrer Würde für unangemessen halten, Individuen, von denen Porzia sagen würde, was sie in Betreff des jungen grämlichen Pfalzgrafen sagt: „Lieber wäre ich an einen Todtenkopf mit einem Knochen im Maul verheirathet, als an einen von diesen." Solchen Individuen würde gute humoristische Lectüre ein treffliches Remedium sein, und da wir nicht wissen können, ob es nicht auch unter unsern Lesern einen oder den andern gibt, der vielleicht auch etwas grämlicher ist, als ein ganz gesunder Leser sein sollte, so haben wir immer darauf Bedacht genommen, sie auf neu erschienene humoristische Schriften aufmerksam zu machen und wol auch einzelne lustige Sächelchen daraus zu citiren. Gilt doch auch von den Verfassern solcher humoristischen Schriften, was Shakspeare von einem rechten Narren fordert, wenn er Viola sagen läßt:

> Gut kennen muß er die, die er verspottet,
> Der Zeiten und der Menschen Eigenschaften,
> Und wie ein Falk auf jeden Vogel stoßen,
> Der ihm vors Auge kommt.

Damit ist die Aufgabe und das höhere Amt des Witzes so gut bezeichnet, daß wir nichts weiter hinzuzufügen brauchen.

Freilich erscheinen humoristische und humoristisirende Erzeugnisse immer seltener auf dem Markt und meist sind sie von geringen Umfangs. Der politische Aerger beherrscht unsere Zeit und daher greifen die meisten zu den sarkastischen Pointen des „Kladderadatsch", und ähnlicher Witzblätter; das heitere Spiel des Humors ist solchen Leuten zu wenig gepfeffert. Wenn Menschen, die sicherlich keine Gentlemen sind, sich den wohlfeilen Witz machen, einen unpopulären gehaßten Minister an einen Ort einzusperren, den man in anständiger Gesellschaft zu nennen sich hütet, oder ein solches Gerücht auch nur zu erfinden und zu verbreiten, oder wenn ein anderer öffentlich durchgeprügelt wird, so hält man dies in dem gemüthlichen Deutschland für den schlagendsten Witz und jubelt darüber. Die eigenen sittlichen, geistigen und gesellschaftlichen Gebrechen will man aber möglichst geschont wissen, und jeder duckt den Kopf vor dem Witz, weil er fürchtet, daß dieser Falk auch einmal auf ihn als einen jagdbaren Vogel stoßen könne. Aus diesen und andern Gründen hat der productive Humor jetzt sehr wenig Liebhaber und er wird daher auch nur von wenigen und dann nur schüchtern angebaut. Die-

gegenwärtig namentlich in Deutschland grassirende Fest- und Jubiläumskrankheit gäbe von gewissen Seiten ergiebigen Stoff; aber niemand darf wagen, auch die komischen Momente, die sich mit dieser an sich erhebenden Erscheinung so häufig verbinden, satirisch zu beleuchten, weil die politische Phrase in dieser Hinsicht eine Censur ausübt, die viel terroristischer und dem gegen ihre Ordre Verstoßenden viel gefährlicher ist, als je die nun abgeschaffte officielle Censur war.

Während des ganzen jetzt laufenden Literaturjahrs haben wir nicht ein einziges mal über humoristische Literatur berichtet, aus dem einfachen Grunde, weil sich erst jetzt auf unserm Büchertische ein kleines Häufchen von Schriften humoristischen und satirischen Inhalts zusammengefunden hat, das allenfalls zu einer kleinen flüchtigen Revue Stoff und Anlaß bietet.

Wir wenden uns zunächst zu dem von G. Heil illustrirten zwanzigsten Jahrgange des jetzt bei Markgraf in Wien erscheinenden „Lustigen Volkskalender" von Adolf Glaßbrenner, einem Humoristen, welchem eine drollige Schalkhaftigkeit zu Gebote steht, wie sie bei der mehr roh gestaltenden neuen Generation von Humoristen und Satirikern nur selten noch und nicht im gleichen Grade gefunden wird. Aus dem Kapitalstück des neuen Jahrgangs: „Die Niegelungen. Eine dramatisirte Homerhoide in drei Actenstößen", geben wir hier einiges zum besten. Man hört in der Ferne blasen.

Günther.

Mir ist, als bläst etwas.

Volker.

Schon Tausende ließ sie im Kampf erbleichen,
Aus den Lebendigen, ach, ließ sie streichen
Schon Kämpen viel, und Ritter, Lieut'nants, Recken,
Majors und Junker sah man hin sie strecken!

Günther.

Das just beweist, daß sie für mich bestimmt,
Und sie, sobald sie mir erliegt, mich nimmt!

(Pauken und Trompeten.)

(Das Publikum wacht erschreckt auf, da es aber merkt, daß es die Tragödie: „Die Niegelungen" von Hebbel ist, schläft es erschrocken wieder ein.)

Günther.

Nun meldet mir doch endlich,
Wer trompetet da so schändlich?

Hagen (der inzwischen Oberkammerherr und General geworden ist, tritt ans Fenster).

Wie? Seh' ich richtig oder ist's ein Blender?
Nein, Siegfried ist's, ein echter Niederländer!

Alle.

Hei!

Hagen.

Ja, Siegfried, ich erkenn' ihn am Balmunge,
Fürwahr, ein sehr ein niegelungner Junge,
Ganz Horn ist seine Haut, auch schützt vor jeder Schlappe,
Wie ein on dit behaupt't, ihn eine Nebelkappe.

(Es bläst ganz in der Nähe. Das Publikum wird unruhig über die unaufhörlichen Störungen auf der Bühne. Ein Jude, welcher munter geblieben ist, sehnt sich nach einer Handlung.)

Siegfried tritt stark auf.

Ein Hornist (der vor ihm herging).

Götter, ich danke dir, daß dies geschehen!
Fast neunzig Meilen mußt' ich vor ihm gehen!
Und da ich dabei immer vorschriftsmäßig blus'te,
So ist mir ausgegangen gänzlich jetzt die Puste.

(Ab.)

Siegfried.

Entschuldigen Sie, bin ich hier recht bei Herrn Günther?

Alle.

Ja, ja, Sie sind ganz recht! Ganz recht sind Sie allhier!

Das Publikum.

Stille!!

Siegfried.

Von Gottes Gnaden?

Alle.

Ja, König!

Günther.

Ich bin es selbsten. — sonst noch wohl und munter?

Siegfried.

Danke für gütige Nachfrage! Haben Sie vielleicht etwas zu kämpfen?

Günther.

Bedaure sehr, in diesem Augenblick gar nichts! Bitt' Ihre Glut zu dämpfen.

Eine Scene voll burlesker Kraft ist folgende:

Siegfried, Günther, Hagen und Volker treten auf und sagen, sich tief verneigend:

Gu'n Moorgen, Majestät!

Brunhild.

Ihr Recken, wollt ihr mit dem großen Leichenwagen
Begraben werden und die Kosten selber tragen?
(Zu Siegfried.) Bist du es, der es ist? Der gerne möchte . .

Siegfried.

Ich danke, ich muß nicht von Allens haben!

Günther.

Ich bin derjen'ge, welcher! Deiner Schönheit Ruf
Drang malzextractlich hin bis zu dem Rheine,
Den sie, wie dir bekannt, nicht haben sollen.

Hagen.

Der König Günther ist's, von Gottes Gnaden
Und Kriegsherr, oberster —

Brunhild.

Fort bald mit Schaden!
Doch eh' ich schreit' zu neuen Ruhmesthaten,
Muß vorher in Verzückung ich gerathen,
Muß ich zusammenhebbeln irgend was,
Wenn's nur Verzückung ist, zum Beispiel das:

(Sie spitzt die Ohren, starrt die Augen, streckt die Zunge, spreizt die Beine und Hände und riecht zum Himmel empor):

Wenn der Muth in der Brust seine Spannkraft übt,
Traurigen, schaurigen Wahnsinn gibt, u. s. w.

Endlich noch eine dritte Probe:

Günther (laut in der Mitte).

So ist der Hochzeitstag nun angebrochen,
Der Braten aufgewärmt, die Lichter angestochen.

Siegfried.

Erinnre dich, daß Chriemhild mir gefällt,
Wir haben die Geschichte für ein Geld.

(Er legt Hand an Chriemhild.)

Verdopple diesen schönen Hochzeitstag
Und mach' aus uns: zwei Herzen und einen Schlag!

Günther (segnet sie).

So seid die Eurigen!

Brunhild (zornig).

Wie, Chriemhild einem Dienstmann!

Günther.

Der Siegfried ist ein König ganz wie ich!

Brunhild (brummend).

Das ist was Rechts!

Siegfried greift in seine Westentasche und schenkt Chriemhilden den Nibelungenhort.

Hagen.

Hei! Blast zur Hochzeit!

Trompeten. Pauken. Tafel. Ein Oxhoft, der ausgetrunken, wird fortgerollt.

Hebbel wird hoffentlich Humor genug haben, über diese drastische Travestie seiner Nibelungentragödie lustig mitzulachen.

Auch Homer's „Iliade", Virgil's „Aeneide", Goethe's „Werther" und „Faust" zweiter Theil haben sich gefallen lassen müssen, travestirt zu werden, und wie unzählig oft sind nicht dichterische Erzeugnisse von Schiller travestirt oder parodirt worden.

Eben erst erschienen bei Erbe in Hoyerswerda zwei dramatische Schnurren, welche Parodien oder vielmehr Travestien Schiller'scher Erzeugnisse sind: „Kieselherz, Prinzessin von Nirgendswo. Ein tragikomisches Märchen frei bearbeitet nach Gozzi und Schiller's Turandot in einem Act" und „Beatel, die Braut von Messina. Historisch-romantischer Trauersalat in zwei Aufzügen", beide von Dreien, einem Pseudonymus, der früher schon die Travestie „Tannhäuser oder die Keilerei auf der Wartburg. Große sittlich-germanische Oper mit Gesang und Musik in vier Acten" erscheinen ließ. Laut einer Anzeige auf jeder der letzten Seiten der beiden neuesten uns vorliegenden Travestien ist diese „große sittlich-germanische Oper" von der Studentenverbindung Silesia zur Aufführung gebracht und mit dem größten Beifall aufgenommen worden. Dasselbe Glück, aufgeführt und mit größtem Beifall aufgenommen zu werden, soll auch, wird versichert, den beiden letzten Travestien Dreien's, die übrigens sehr harmloser Art sind, zu Theil geworden sein.

Mit wenigen Worten, da des Verfassers leichte, sich aber immer gleichbleibende humoristische Manier den Liebhabern derselben bekannt genug ist, gedenken wir hier auch des zweibändigen komischen Romans von A. von Winterfeld: „Geheimnisse einer kleinen Stadt." Im großen humoristischen Stil arbeitet der Verfasser bekanntlich nicht; Ideenreichthum, feine Ironie, die ja auch in unserer etwas grobgearteten, durch ihren Materialismus auch auf die Komik zurückwirkenden Zeit leider nicht verlangt wird, sind seine Sache nicht; sein Humor schmeckt meist etwas nach dem Witz der Kaserne; aber er schreibt für den derbern Geschmack unterhaltend genug, und er macht, und das ist die Hauptsache und entwaffnet die Kritik, keinen Anspruch darauf, als mehr zu gelten, als was er ist. Kenntniß der vielen Fadheiten, Lächerlichkeiten, Langweiligkeiten und komischen Eingebildetheiten der deutschen Kleinstädter, die sich bei all ihrer Klugwisserei doch so leicht von irgendeinem Charlatan, wie in diesem Roman von einem aufgeblasenen, windbeuteligen, als Inbegriff aller medicinischen Gelehrsamkeit angestaunten, später aber entlarvten Barbier dupiren lassen, ist dem Verfasser nicht abzusprechen. Wahrscheinlich hat er sie durch ein längeres Garnisonleben in irgendeiner langweiligen kleinen Stadt erworben.

Aus dem kleinstädtischen Leben treten wir in das großstädtische in folgender Schrift: „Humoristica für Salon und Waggon. Skizzen und Schilderungen aus dem berliner Leben" von G. A. B. (Berlin, Grothe). Die Schrift enthält die Skizzen: „Restaurants und Bierhäuser", „Möblirte Stuben", „Ein stralauer Fischzug" (in dieser Skizze tritt auch der Verleger des Büchleins, Wilhelm Grothe, auf, von dem unter anderm gesagt wird: „Er ist fast mager zu nennen, trotzdem daß er oft für zehn ißt und für ebenso viel trinkt"), „Omnibus und Dienstmänner", „Dienstmädchen", „Berliner Streiche", „Ein berliner Genie. Literarisches Proletariat" u. s. w. Zur Kenntniß des nach so vielen Seiten hin etwas dissoluten und frivolen berliner Lebens, dessen flotter Charakter sich auch in der ganzen Auffassungs- und Darstellungsweise des Verfassers widerspiegelt, sind hier vielleicht nicht ganz uninteressante Beiträge gegeben; aber eigentlich humoristischen Charakters sind darunter nur wenige, und nur zu häufig verfällt der Verfasser, besonders in der letzten Skizze, in welcher er ein in einer kleinen, Berlin benachbarten Stadt gefeiertes Polterabend- und Hochzeitfest beschreibt, in eine rohe und undelicate Manier. Am drolligsten ist vielleicht noch die Erzählung von dem Rentier und Hausbesitzer Hund, der sich einbildet, unerschöpflichen Witz zu besitzen und stets recht zu haben und zu dessen unumstößlichen Behauptungen auch die gehört, daß der Berliner überall für Geld zu haben sei. Er verliert aber eines Tags eine hierauf eingegangene Wette, indem bei einer Jagdpartie die Kutscher weder eine Cigarre noch ein Trinkgeld von ihm annehmen und vielmehr gegen ihn empfindlich grob werden, was zu manchen possirlichen Momenten führt. Man hatte ihnen nämlich eingeredet, daß Hund verrückt sei, daß man sich vor ihm in Acht nehmen müsse und daß sein Wahnsinn besonders dann zum Ausbruch komme, wenn man ihm etwas anbiete. Aus der Art des Vortrags zu schließen, scheint die Erzählung auf einem Spaß zu beruhen, den man sich wirklich einmal erlaubt hat.

Nur noch an die Skizze „Ein berliner Genie" möchten wir eine Bemerkung knüpfen. Der Verfasser schildert darin den Lebenslauf eines leichtsinnigen „literarischen Proletariers", dem nach seinem frühzeitigen Tode der „Nasenquetscher" zu Theil wurde. Es ist allerdings richtig, daß es in den untern Schichten des Literatenthums so manche arbeitsscheue, leichtsinnige, wenig wissende und könnende Individuen gibt; ja schlimmer als das, auch Individuen, deren Verhalten aus Mangel an tieferm Gemüth wie an moralischen Grundsätzen so incorrect ist, daß man im Falle eines Conflicts nicht weiß, wie man sich ihnen gegenüber zu verhalten hat und geduldig ihre Brutalitäten und Bosheiten über sich ergehen lassen muß. Aber wir wissen nicht, was gerade dem Verfasser vorliegender Skizzen das Recht gab, über Felix, den von ihm geschilderten Literaten, vom hohen Richterstuhl herab den Stab zu brechen, zumal da er ihm höchstens nur Arbeitscheu und Leichtsinn, nicht aber eigentliche Bösartigkeit zum Vorwurfe machen kann. Er spottet darüber, daß Felix für gewisse berliner Buchhandlungen, welche Originalromane in wöchentlichen Lieferungen à 1 Druckbogen zu 1 Silbergroschen erscheinen lassen, Fabrikate dieser Art, bei denen der Druckbogen mit 3, höchstens 5 Thaler bezahlt werde, geliefert habe, und er schließt die Skizze mit den Worten: „Sein literarisches Proletariat ging zu Ende, ohne daß das berliner Genie jemals zu den verkannten Genies hätte gerechnet werden können, die freilich wie er der Welt nichts leisten, aber sich doch für himmelstürmende Titanen halten." Wir wissen natürlich nicht, wie viel Honorar der Verfasser für vorliegende Skizzen erhalten hat; aber daß er damit ebenso wenig Großes wie Felix geleistet, daß er damit nur flüchtige Literatenarbeit, die mit dem Tage entsteht und vergeht, geliefert hat, das wissen wir um so bestimmter. Es gehören ganz andere Leistungen dazu, um moralisch berechtigt zu sein, im Gefühl der Ueberlegenheit über das literarische Proletariat ein solches summarisches Verdict abzugeben.

„Spottvögel" heißt eine Reihenfolge von „Eulenspiegeleien, Falstaffiaden und demokritischen Launen", welche ein Dr. Märzroth bei Markgraf in Wien erscheinen ließ. Von feinem geistreichen Witz und geschmackvoller Ironie ist bei der jetzigen Generation überhaupt nicht mehr viel die Rede, und so waren wir von vornherein darauf gefaßt, auch in diesem mit Illustrationen versehenen Büchlein nicht viel Witziges anzutreffen. Dies hat sich auch bei der Lectüre ziemlich bestätigt, obschon wir zugeben, daß einzelnes gelungen ist und daß der Verfasser, der öfters zu sehr und nicht immer glücklich mit Worten spielt, manche richtige Beobachtungen und Wahrheiten in ungebundener wie in gebundener Rede ausgesprochen hat. Treffend z. B. ist folgende Sentenz: „Speculirst du auf die Dummheit der Menge, so thue, ob als du dich vor der Weisheit derselben im Staube beugtest." In Wien dürfte übrigens die Art Satire, die der Verfasser anbaut, besser goutirt werden als bei uns. Der Verfasser beschäftigt sich glücklicherweise nicht viel mit Politik, erklärt sich vielmehr in der Skizze „Leiden eines Weltpolitikers" eher gegen die Manie, immer und überall nur Politik zu treiben und langweilt uns nicht mit jenen vulgären Ausfällen gegen „Junker und Pfaffen", wie sie jetzt an der Tagesordnung sind. Als Mitarbeiter begegnen wir dem Verfasser auch in der gleichfalls illustrirten und in demselben Verlage erschienenen Schrift: „Massim un Schnokes verzählt vun e meschugenen Chochem. Jüdische Schnaken und Schnurren", von Maier David Purimspieler. Diese von mehrern verfaßte Sammlung jüdischer Schnurren ist viel drolliger und gibt manches zu lachen;

wir verweisen auf die „Fragmente aus einem Fremdwörterbuch", auf die Skizzen „Fremdwörterverwirrung. Ein Salongespräch" und „Warum soll man Kinder Musik lernen lassen?" auf das Gedicht „Blumenzwiebel und Jüdenweiber" (von dem pseudonymen M. Frauenlober) u. s. w.

In zweiter, „weder vermehrter noch verbesserter" Auflage kündigt sich an: „Der Mensch und der Parasit. Ein fliegendes Blatt für Aerzte und Naturforscher beider Hemisphären", von Dr. Supinator Longus (Magdeburg 1863). In sehr gewandter Versification, die reinlicher als der Inhalt ist, und nicht ohne Witz und Sprachkeckheit schildert der Verfasser das Treiben der Würmer und der übrigen Parasiten, der Askariden, Lumbricoiden, Morpionen, Trichinen u. s. w. bis zum Puler herab oder hinauf, denen das Innere des Menschen oder seine Haut zur Behausung und sein Blut und seine Säfte zur Nahrung dienen. Der Verfasser ruft am Schlusse seiner Dichtung, wenn man sie so nennen will, dem Menschen warnend zu:

Nun Mensch? Wo bleibt dein Uebermuth, so keck?
Und meinst du noch, du seist dir selber Zweck!?
Nichts, nichts ist deine liebliche Gestalt,
Als nur ein Parasitenaufenthalt,
Ein zweigebeint Helminthenfutteral,
Ein großes, wohlgefülltes Wurmpennal,
Ein mächtig Ungezieferarsenal,
Ein wacklig und baufällig Miethlocal!!

Verehrter Mensch, drum lebe stets in Frieden
Mit denen, die als Miether dir beschieden,
Und denke stets, zu jeder Lebensfrist,
Vornehmlich aber, wenn du trinkst und ißt,
Was du auch deinen **Würmern** schuldig bist!!

Obschon die jetzige, auch die nichtärztliche Generation und selbst schon die weibliche und sogenannt jungfräuliche, nachdem in populärwissenschaftlichen Blättern so viel gethan worden ist, sie über die Geheimnisse des menschlichen Körpers aufzuklären, in diesem Gebiete sicherlich sehr viel vertragen kann, so glauben wir doch, daß zartern Gemüthern bei der Lectüre dieser Schrift, trotz der wirklich virtuosenhaften Behandlung des Stoffs, etwas unwohl werden dürfte, während für Aerzte die ihnen in wohlgebildeten achtzeiligen Stanzen gewidmete Schrift von Anfang bis zu Ende allerdings ein Leckerbissen sein mag.

Wie sich des Dr. Supinator Longus Reimchronik der Eingeweidewürmer und anderer Parasiten vorzugsweise an die Aerzte wendet, so wendet sich folgende im E. Wengler'schen Verlage zu Leipzig erschienene Schrift: „Ostereier für Buchhändler. Mit Salz, Pfeffer, Essig oder Senf, zu verspeisen im Jahre 1863", speciell an den Stand der Buchhändler. Voran geht ein Gedicht: „Der Verleger an den Autor", mit dem Anfange:

Mein Herr Autor, will Er wol
Mir was fabriziren? —

also eine Parodie des in seinem Genre classisch zu nennenden Volkslieds: „Mein Herr Maler, will Er wol" u. s. w. Der Verleger ertheilt darin seinem Autor Aufträge zur Abfassung von illustrirten Werken naturwissenschaftlichen und andern Inhalts, zu dreibändigen Romanen „voller Abenteuer und voll Ungeheuer", zu einer Gedichtsammlung, „die voll süßer Tunke glänzt im Goldschnittprunke", zu einer illustrirten Zeitschrift von liberaler Tendenz u. s. w., er verspricht für dies alles jährlich 100 Thaler nebst Schreibmaterialien und schließt:

Drum, Herr Autor, seid gescheit,
Sorgt, daß ich mich mäste;
Er verlangt Unsterblichkeit,
Und ich bau' Paläste.
Auch kommt es, mein lieber Mann,
Mir auf ein Couvert nicht an,
Wenn zur Zeit der Messen
Gäste bei mir essen.

Die ergötzliche Skizze „Herrn Theodor Faulhaber's Firma: Literarisch-artistisch-geographisch-musikalisches Verlags- und Sortiments-Comptoir in Hessel erster Meßbesuch" und einiges andere werden auch Nichtbuchhändler mit Vergnügen lesen; der größte Theil der Schrift geht begreiflicherweise ausschließlich die Herren Verleger an, denen das Schriftchen hiermit empfohlen sein möge. **H. M.**

Naturstudien über Helgoland und die Nordsee.

1. Nordseestudien von Ernst Hallier. Mit 27 in den Text gedruckten Holzschnitten und 8 lithographirten Tafeln. Hamburg, O. Meißner. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Vegetation auf Helgoland. Von Ernst Hallier. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Zweite mit einer vollständigen Flora vermehrte Ausgabe. Hamburg, O. Meißner. 1863. 8. 7½ Ngr.

Wol ist es schön an den blühenden Gestaden der Südländer, wo milde Lüfte mit süßduftenden Blumengerüchen uns wahrhaft paradiesische Freuden gewähren und den Geist zu neuer Lebenslust und erhöhter Thätigkeit entflammen. Doch auch die rauhen Gefilde des Nordens mit ihren furchtbaren Orkanen und tobenden Schneestürmen erzeugen uns poetische Genüsse und bieten dem Naturforscher einen großen Schatz von Kenntnissen, von denen viele gedankenlose Ball- und Soiréemenschen gar keine Ahnung haben. Der Verfasser vorstehender Werke hat zwar nicht die ganz kalten Polarländer besucht, sondern die uns sehr nahe liegende Insel Helgoland, gibt aber von diesem Meeresfelsen einen solchen Reichthum naturwissenschaftlicher Facta, wie sich durchaus nicht erwarten ließ. Beide Schriften sind rein naturwissenschaftlich und ganz besonders für Geologen, Botaniker und Zoologen geschrieben, behandeln aber alle diese Gebiete so populär und nicht selten poetisch schön, daß sie auch der Unkundigste mit Vergnügen lesen und einen Reichthum von Belehrung empfangen wird. Aber auch die Fachgelehrten werden erstaunen, wenn sie über die große Flora dieses öden Felsens lesen und viele Pflanzen aufgezeichnet finden, die man dort nicht vermuthen konnte.

Die Pflanzen der Phanerogamenflora Helgolands sind uns alle bekannt, denn sie wachsen auch in unsern Fluren; weniger aber die Algenflora. Und hierüber erhalten wir eine specifische Beschreibung und poetische Darstellung, wodurch beide Schriften zu einer höchst interessanten Lectüre werden. Das erste Werk, 21 Bogen umfassend, beschreibt Helgoland als Seebad und gibt uns Darstellungen der großartigen Meereserscheinungen, der Gewitter, Stürme und ihrer furchtbaren Verheerungen. Es werden dann der feste Boden, die Dünen- und Strandbildungen, die Lufterscheinungen und das Meerleuchten besprochen; die Dünenflora, Küstenvegetation, die Phanerogamen- und Algenflora geschildert, die Land- und Seethiere beschrieben und eine Charakteristik der Bewohner Helgolands gegeben. Da der Verfasser einen Sommer und Winter auf jener romantischen Felseninsel der Nordsee lebte, um gründliche Studien an Land und Leuten machen zu können, so läßt sich schon hiernach erwarten, daß seine Resultate zuverlässig sind. Demzufolge erfahren wir, daß der helgolander Felsen, welcher nach allen Seiten sich senkrecht aus dem Meer erhebt, den geschichteten Gesteinen, also der Triasgruppe angehört. Das Gestein des Felsens ist ein verhärteter Thon, wechselnd mit Bänken eines Sandsteins, in sehr schön ausgesprochener, regelmäßiger Schichtung. Die untern festern Schichten gehören dem Buntsandstein an; ob auch die obern, weichern Schichten dazu gehören, oder ob sie, wie Wiebel wegen der ungeheuern Mächtigkeit von 1312 Fuß für wahrscheinlicher hält, zum Keuper gerechnet werden dürfen, will der Verfasser nicht entscheiden, weil es für die bunten Mergel des Keupers und bunten Sandsteins kein sicheres Unterscheidungszeichen gibt. Auf diesem Sandfelsen hat Hallier 88 Holzpflanzen, größtentheils Sträucher, aufgefunden; außer diesen Holzpflanzen fand er noch eine Phanerogamenflora von 220 Arten in 128 Gat-

tungen, welche 38 natürlichen Familien angehören, von denen nur 7 zu den Monokotyledonen, die übrigen 31 zu den Dikotyledonen zu rechnen sind. Der Artenzahl nach kommen auf die Monokotyledonen 52, auf die Dikotyledonen 168, und es herrschen unter sämmtlichen Familien die Gräser vor, denn sie treten in der Zahl 42 auf, während die reichste Familie der Dikotyledonen, die der Compositen, nur in 35 Arten vertreten ist. Sie werden alle namhaft gemacht und auch von einigen die Abbildungen gegeben.

Einer der interessantesten Abschnitte ist der über die Algen. Wer hat nicht schon von den großen Wäldern des Meeres gelesen, die aus ganz zarten Pflanzen bestehen! Diese Seepflanzen, Tange oder Algen, waren lange Zeit die verachtetesten aller Pflanzen. Gegenwärtig sind sie aber zu einer hohen Wichtigkeit gelangt, weil sich an ihrem einfachen Bau die Gesetze des organischen Lebens am leichtesten studiren lassen. Aber nicht blos für die Wissenschaft haben sie hohes Interesse, sondern auch für das praktische Leben. Viele von den Seepflanzen werden von den Bewohnern der Nordseeinseln als Brennstoff und Dünger verwerthet. Deshalb ist das Einsammeln des „Vraic" sogar gesetzlich geregelt und darf nur im März und Juli geschehen. Ja man hat sogar vor einigen Monaten die Entdeckung gemacht, daß sich die Fasern des „Vraic" wie Baumwolle verarbeiten lassen und als Surrogat dafür dienen können, wie uns ein Artikel im achten Bande der „Wissenschaften im 19. Jahrhundert" lehrt. Aber diese sonst so verachteten Meerespflanzen sind auch schön, zeigen einen großen Formenreichthum und die mannichfaltigsten und schönsten Farben, unter denen reines Grün, Karminroth und Olivenbraun die Grundtöne bilden. Diese drei Hauptfarben (sagt der Verfasser) zeigen zahlreiche Abstufungen, so z. B. kommt das Roth vom zartesten Rosa bis zum tiefsten Schwarzpurpur vor, ja in manchen Fällen zeigen sich Uebergänge der verschiedenen Hauptfarben und einzelne Algen können zu verschiedenen Lebensperioden oder unter verschiedenen Bedingungen in den verschiedensten Färbungen auftreten. Ganz unabhängig scheinen die Algen von ihrer Unterlage zu sein. Sie entnehmen ihre Nahrung nicht aus oder von der Unterlage, weil sie keine Wurzeln, sondern nur Haftorgane besitzen, und absorbiren durch ihre Poren. Jede Alge kann auf jedem festen Körper Posto fassen, so keimen Algen auf Algen und sogar auf dem Rücken der Thiere und diese leben dabei ungestört fort. Morphologisch wesentlich verschiedene Gewebe kommen bei den Algen nicht vor, denn es fehlt gänzlich an jenen Saftbahnen der Pflanze, den Gefäßbündeln. Der ganze Algenkörper besteht aus parenchymatischen, wenn auch übrigens noch so verschieden gestalteten Zellen. Auch der Gegensatz der Vegetationsorgane fehlt hier. Der Hafter wird im einfachsten Fall durch eine einzige Zelle gebildet, die sich fest an die Unterlage ansaugt, indem innerhalb ihres aufliegenden Randes ein luftverdünnter Raum entsteht. Bei entwickeltern Tangen ist dieser Hafter zwar von sehr zusammengesetztem Bau, aber er besitzt keine Gefäßbündel, keine Saugwurzeln, sondern dient ebenfalls nur zum Anklammern an Holz und Felsen, und zwar oft so fest, daß auf den Kreideklippen zu Norden Helgolands die Laminarien selten ohne ein großes Felsenstück von den Stürmen losgerissen werden. Auch Blätter besitzen die Algen nicht. Manche Formen ahmen zwar täuschend die Gestalten höher organisirter Gewächse mit Stengeln und Blättern nach, aber diesen Gebilden fehlt doch der Gegensatz von Achse und Peripherie. Wie reich die Algenflora ist, kann man daraus ermessen, wenn man bedenkt, daß Montagne schon im Jahre 1847 nicht weniger als 2226 Arten zählte, die man damals in nur 24 Gattungen gruppirte. Seitdem hat man noch mehr aufgefunden; der Autor verzeichnet eine große Zahl und gibt von den wichtigsten die Abbildungen.

Höchst belehrend und interessant ist das Schlußkapitel, worin er eine Fauna und Flora der Vorwelt schildert, die er aus zerklopften Steinen ausscheidet. Da gibt's versteinerte Eicheln und Eichenblätter, Reste von Erlen und Maßholder, von Ahornen und Hainbuchen, aber auch viele unbekannte, jetzt nicht mehr existirende Pflanzen. Daß dabei die Reste von Fischen und Säugethieren nicht fehlen, läßt sich denken. So umschließt also jedes Stückchen Erde die verwesten Geschöpfe der Vorzeit. Ueberall wandeln wir auf Leichenhügeln, aus deren Asche die Wesen der Gegenwart entstanden.

Aber weg von den Gräbern! Blicken wir lieber in das blühende Leben der Helgoländer. Leider bekommen wir aber durch des Verfassers Charakteristik keine günstige Meinung von den Bewohnern des Felseneilandes. Die Frauen lobt er gar sehr, „denn die Sorge für das häusliche Wohl der Badegäste liegt ganz den Frauen ob, und das ist ein Glück, denn die häuslichen Tugenden der Helgoländerinnen sind in den meisten Beziehungen unübertrefflich. Nirgends im ganzen reinlichen Norddeutschland findet man eine so musterhafte Sauberkeit und Ordnung wie im helgolander Haushalt." Aber die Männer und Jünglinge kommen schlecht weg. Sie sind so träge, daß sie nicht einmal das Unkraut ihrer Aecker vertilgen und die Kartoffeln darunter ersticken lassen! Der Helgoländer ist, wie alle Friesen, männlich und verschlossen, sagt Hallier. Er ist mistrauisch, ernst, selten mit Fremden zu heiterm Scherz geneigt; besonders die jüngern Männer beobachten eine fast indianische, stolze Zurückhaltung. Oft zu ihrem großen Schaden beweisen die Helgoländer eine ins Eigensinnige ausartende Abneigung gegen alles Fremde, besonders gegen fremden Rath und Hülfe. Sie hängen eigensinnig fest am Alten und wollen nicht einmal neue Straßennamen eingeführt haben. Keiner interessirt sich fürs Gemeindewohl, sie bepflanzen ihre Dünen nicht und lassen dadurch einen Theil der Insel zur Beute des Meeres werden. Die begütertsten Gemeindemitglieder wollen nur dann Beiträge zum Straßenpflaster geben, wenn es bis vor ihre Hausthür geführt wird. Daher Elend und Gewerbslosigkeit, und wenn das Bad einmal weniger besucht werden sollte, so würden die Helgoländer es sich selbst zuzuschreiben haben. Nur einzelne intelligente Männer und sehr oft Fremde haben die wenigen Verbesserungen eingeführt, die man dort findet, und oft wurden sie mit Undank belohnt. Das Bad, welches von etwa 2000 Gästen alljährlich besucht wird, kann natürlich die 3000 Inselbewohner nicht allein ernähren; außer ihm bleiben nur Fischfang und Hummerfang bedeutungsvoll, obgleich auch diese Erwerbszweige in Ermangelung größerer Schiffe sehr im Abnehmen sind. In den zwanziger Jahren wurden jährlich etwa 200000 Schellfische und 50000 Hummer nach London und Hamburg geführt. Doch auch dieser Handel hat abgenommen. In den letzten Jahren ist auch keine Zunahme der Badegäste bemerklich gewesen. Das ist nicht die Folge der Ueberflügelung durch andere Bäder, denn Helgoland hat natürliche Vorzüge vor allen übrigen, es ist lediglich Folge der Indolenz in dem ganzen Betrieb. Helgoland wird fortschreiten oder zurückgehen, je nachdem die Bewohner sich der Sache annehmen.

Dies die Ansicht des Verfassers, der über ein Jahr dort lebte und ohne Haß und Leidenschaft schildert, denn er gibt diese Bemerkungen nur, um zum Fortschritt und zur Verbesserung der Uebelstände anzufeuern.

Des Verfassers kleinere Schrift über die „Vegetation auf Helgoland" kann nur als Ergänzung der „Nordseestudien" betrachtet werden. Schließlich muß ich noch bemerken, daß der Verfasser (wie viele andere gelehrte Schriftsteller) „ahnden" statt „ahnen" schreibt, obgleich doch allgemein feststeht, daß „ahnden" soviel wie rächen heißt. In der kleinen Schrift dagegen ist das Wort richtig gebraucht. Der Autor hat also in dem größern Werke nicht nur einen Fehler, sondern auch eine Inconsequenz begangen. Meine Rüge wird man wahrscheinlich als „Silbenstecherei" betrachten, sie ist aber nöthig. In der Orthographie mögen Abweichungen stattfinden, sie verändern die Gedanken nicht; aber in der Wortbedeutung muß unter allen deutschen Schriftstellern vollständige Einheit herrschen. 38.

Novellen von Paul Heyse.

Neue Novellen von Paul Heyse. Vierte Sammlung. Zweite Auflage. Berlin, Hertz. 1862. 16. 2 Thlr.

Das Urtheil über den allgemeinen Charakter von Paul Heyse's poetischer Begabung überhaupt und seinen novellistischen Leistungen insbesondere hat bereits eine so bestimmte Gestalt gewonnen, daß wir in diesem Betracht nichts mehr zu sagen brauchen. Im allgemeinen entsprechen demselben auch die Novellen der vorliegenden Sammlung; inzwischen fehlt es derselben auch nicht an einzelnen Zügen, durch die sie sich von den ihr vorangegangenen Gaben unterscheidet. Abgesehen von der letzten und kürzesten Erzählung („Auf der Alm") spricht sich im Inhalt und Grundton der Novellen eine merklich trübere, ja schwärzere Lebensanschauung aus, als in der Mehrzahl der frühern Arbeiten des Verfassers; es werden darin dem Leser mehr die feindseligen, glückzerstörenden und unheilsäenden, als die freundlichen, segensreichen und tröstenden Mächte des Lebens vorgeführt, und wenn der Autor auch nicht versäumt, in die düstern Partien einige Lichtblicke fallen zu lassen, so geht doch bezüglich des Totaleindrucks sein Bestreben offenbar mehr dahin, die Bitterkeit desselben zu verschärfen, als zu mildern. Muß uns dies im Interesse des Dichters und der zur Trösterin berufenen Poesie mehr schmerzen als erfreuen, so können wir dagegen ein anderes Moment in der Entwickelung des Autors, welches diese Novellen erkennen lassen, nur mit Befriedigung hervorheben. Im ganzen nämlich finden wir dieselben einheitlicher componirt und strenger organisirt; man merkt ihnen an, daß sie mehr von innen herausgearbeitet und durchempfunden, als mit der von außen herantretenden Gewandtheit eines formbeherrschenden Talents gestaltet sind, daß der Stoff in ihnen für den Dichter nicht blos Darstellungsobject geblieben, sondern zu einer auch selbstthätigen, mitarbeitenden Macht geworden ist.

Die erste der vier Novellen: „Annina", spielt in Rom. Ein junger deutscher Maler und eine junge schöne Römerin werden durch die Kampflust ihrer Hunde zusammengeführt und entbrennen sofort in Liebe füreinander. Aber sie ist bereits dem reichen und eifersüchtigen Sor Beppe verlobt, und ihre Gesellschafterin Lalla beschwört ihn auf das dringendste, seinem Gefühl nicht weiter nachzugeben und die Ruhe Annina's nicht zu stören. Trotzdem sucht er sie auf, wo er weiß und kann, trifft sie eines Tags auf der Straße und erhält von ihr das Versprechen, wenigstens einmal zu ihm zu kommen und sich von ihm malen zu lassen, um sich alsdann nie wieder zu sehen. Er schmückt zu ihrem Empfang sein Zimmer und trägt sich mit Entführungsplanen. Da erscheint statt ihrer plötzlich Lalla mit der Schreckensnachricht, daß sie todkrank am Fieber daniederliege, weil sie ihrem Verlobten einen Eid habe schwören müssen, den Deutschen nie wieder zu sehen, dann die Madonna durch ein Gelübde zu bewegen versucht habe, sie von diesem Eide zu entbinden, hinterher aber den Folgen der äußern und innern Selbstpeinigungen erlegen sei. Annina wird wirklich eine Beute des Todes und Hans irrt seitdem wie ein still Wahnsinniger im Gebirg umher. Der Autor leitet diese Erzählung mit den Worten ein: „Es ist nur ein Abenteuer, was ich erzählen will, eins, dessen Knoten sich leicht und leichtsinnig schürzte, um plötzlich von der scharfen Sichel des Todes durchschnitten zu werden. Es wird nicht an solchen fehlen, denen dieser Schnitt zu jäh und heftig durchs Herz geht. Diese werden darüber klagen, daß die poetische Gerechtigkeit fehle, daß sie von einem solchen Schicksal ohne Versöhnung scheiden müssen. Mir aber scheint, daß der Tod, wenn er Tugend und Schönheit hinrafft, selbst zum Dichter wird, der das Vollkommene in unserm Andenken verewigt und das Liebenswürdige vor dem Raub der Zeit beschützt. Das Leben ist roh und gewaltsam. Ueber kurz oder lang zwingt es auch die zarteste Gestalt unter das harte Joch der irdischen Noth und Nothwehr. Der Tod, wenn er an die Jugend herantritt, lüftet ihr nur die Flügel, ehe sie geknickt werden. Wer sich nicht damit versöhnen kann, daß der Sturm im Frühling Blüten zu Tausenden von den Bäumen reißt, ehe sie Frucht angesetzt, der lasse diese Geschichte ungelesen." Daß hierin manches Wahre liegt, was die Anlage der Erzählung zu rechtfertigen vermag, verkennen wir nicht; auch möchten wir dem Autor nicht vorwerfen, daß er das unheilvolle Ende auf die Häupter völlig Schuldloser herabbeschworen habe. Aber trotzdem können wir nicht leugnen, daß uns der Schluß zu schroff und gewaltsam erschienen ist. Natur und Leben verfahren freilich nur allzu oft so; aber sie bieten solche an sich trostlosen Gewaltacte doch immer nur im engsten und innigsten Zusammenhange mit dem unendlichen Gesammtleben, das sie als nur momentane Dissonanzen fort und fort in seine ewige Harmonie auflöst. In der Dichtung ist dies anders. Hier erscheinen sie isolirt, und darum üben sie hier eine wirklich vernichtende, herzzerreißende Wirkung aus, sofern sie nicht durch ausreichende Motivirung und Erschließung einer beruhigenden Perspective mit den Gesetzen einer vernünftigen und sittlichen Weltordnung in Einklang gebracht erscheinen.

Von weit versöhnenderm Charakter ist die zweite Novelle: „Im Grafenschloß." Zwar gelangt auch in ihr diejenige Person, für die wir uns vorzugsweise interessiren, nicht zu dem Glück, welches wir ihr wünschen; aber wir werden dadurch weniger hart berührt, weil sie aus edeln Motiven selbst darauf resignirt und für das äußere Glück das erhebende und beruhigende Bewußtsein einer schönen That zum Ersatz erhält. Die frische Lebenslust freilich wird in diesem Ersatz ein etwas trübseliges Surrogat erblicken, und der Autor hat durch seine Einkleidung und Darstellung wesentlich dazu beigetragen, ihn uns in diesem Lichte erscheinen zu lassen, indem er uns die eigentliche Geschichte nicht unmittelbar in ihrem wirklichen, lebendigen Verlauf, sondern nur im Spiegel der Erinnerung vorüberführt, und noch dazu in einem vom Hauch der Wehmuth getrübten Spiegel, der selbst das Erfreuliche wie mit einem Trauerflor überdeckt erscheinen läßt. Daß der Autor hieran wohlgethan, bezweifeln wir. Allerdings hat er dadurch erreicht, seiner Erzählung den Charakter eines das Gemüth von Anfang bis zu Ende wehmüthig afficirenden Stimmungsbildes zu geben, aber er hat ihr damit auch das Spannende, das zwischen Freud und Leid Wechselnde, das Werdende und Fortschreitende genommen. Aus dem Ton, in welchem Flor die Geschichte des von ihr erzogenen jungen Grafen erzählt, erfahren wir von vornherein, daß wir nichts mehr zu hoffen und zu fürchten haben, daß wir einer vollendeten, unabänderlichen Thatsache von mehr betrübendem als tröstendem Charakter gegenüberstehen, und wir verfolgen daher die Entwickelung nicht mehr mit der lebendigen Theilnahme, mit welcher wir sie verfolgen würden, wenn sie, statt in der Vergangenheit, in der Gegenwart und Zukunft läge. Außerdem liegt in der Form, welche der Verfasser gewählt hat, auch insofern etwas Störendes, als Flor's Erzählung im Verhältniß zu den äußern Umständen, unter denen sie zu erzählen beginnt, dem Leser viel zu lang erscheint, und in der That zu gewichtvoll ist, als daß sie blos in der Gestalt einer gelegentlichen Herzensergießung an die einleitende Erzählung angehängt werden durfte. Abgesehen von diesen mehr äußerlichen Mängeln enthält die Geschichte interessante Conflicte und eigenthümlich gezeichnete Charaktere und Situationen; und besondere Anerkennung verdient die Festhaltung des für den Vortrag einmal angenommenen resignatorischen Grundtons.

Die entschieden thaten- und ereignißreichste, stoffhaltigste, complicirteste und spannendste der vier Novellen ist die dritte mit dem Titel: „Andrea Delfin", und obwol auch sie mit einer jähen, scharf und tief einschneidenden Katastrophe schließt und manche der in ihr angeknüpften Fäden mehr gewaltsam abreißt, als zu einem allseitig befriedigenden Schluß verwebt, müssen wir sie auch rücksichtlich der in ihr gehandhabten poetischen Gerechtigkeit und von seiten ihrer Anlage und Durchführung über die bisher besprochenen stellen. Dem Grundgedanken derselben, daß Andrea Delfin sich zum geheimen Rächer und Richter der von den venetianischen Inquisitoren an ihm und unzähligen

andern verübten Greuelthaten aufwirft, zwei derselben unter der Maske eines ihrer Spione wirklich ermordet, zuletzt aber, als er dem dritten den Dolch ins Herz stoßen will, statt seiner einen Unschuldigen, ja gerade den von ihm geliebten Freund erdolcht, welchen er durch seinen Mord hat retten wollen, und hiervon erschüttert schließlich sich selbst den Tod gibt: diesem Kern der Geschichte können wir nur unsere Zustimmung zollen. Es spricht sich darin ein ewig wahres Sittengesetz aus, und der Autor hat demselben selbst Worte geliehen, wenn er Andrea vor seiner Selbstvernichtung an einen Freund schreiben läßt: „Ich habe den Richter gespielt und bin zum Mörder geworden. Ich habe mich der Gerechtigkeit angemaßt, die Gott sich vorbehalten, und Gott hat mich in meinen eigenen Frevelwahn verstrickt und mich gerechtes Blut vergießen lassen." Von diesem Standpunkt betrachtet, verliert der tragische Ausgang der Geschichte zwar nicht sein Entsetzliches und Tieferschütterndes, wol aber jenes trostlos Erdrückende und Demüthigende, welches wir dem gesetzlos und willkürlich auf den Menschen niederschmetternden Unglück gegenüber empfinden. In diesem Betracht ist also der Schluß keiner Milderung bedürftig. Nur insofern hätte der Sympathie, welche im Leser für Andrea trotz seiner sittlichen Verirrung erweckt worden ist, etwas mehr Rechnung getragen werden sollen, daß sich in ihm noch vor seinem Ende mit mehr Zuversicht, als vom Autor angedeutet ist, die Hoffnung geltend gemacht hätte, sich selbst nicht ganz vergeblich zum Opfer gebracht zu haben. Die Nebenfiguren der Novelle sind größtentheils sehr skizzenhaft und aphoristisch gehalten. Besonders gilt dies von der schönen Leonore, der Helfershelferin der Inquisitoren, und ihrer Dienerin Smeraldina. Die Art und Weise, wie sie handeln, entbehrt überzeugender Motive, wie denn überhaupt in der Geschichte manche Unwahrscheinlichkeiten vorkommen, z. B. die Vertrauensseligkeit, mit der sich unbekannte Personen inmitten des scheußlichsten Spionirsystems entgegenkommen, und die Unbesorgtheit, mit welcher die bedrohten Inquisitoren zur Nachtzeit ohne Schutz durch die Straßen wandeln. Die am besten angelegte Nebenfigur ist die in Sprüchen und Sentenzen redende Wirthin Andrea's; doch hat der Autor auch sie gegen das Ende sehr stiefmütterlich behandelt. Unter den Sprüchen, welche sie im Munde führt, sind viele von treffender Kürze und Volksthümlichkeit, z. B.: „Wer nicht zu Nacht ißt, hungert im Traum", „Kunst bringt Gunst", „Der Heller läuft dem Batzen nach", „Mit Lug und Listen kommt man aus, mit List und Lügen hält man haus", „Den Schafen ist es gleich, ob sie geschlachtet oder vom Wolf gefressen werden". „Rauft sich der Habicht mit dem Weih, ist das Feld für die Hühner frei" u. s. w.

Zum Schluß bietet der Dichter, wie es in der Ordnung, etwas Wiederaufmunterndes und Erheiterndes, nämlich ein Bild aus dem bairischen Hochlande: „Auf der Alm." Mag der eingeweihtere Kenner der Alpenwelt und des in ihr hausenden Volks darin auch manches entdecken, was den Verfasser als einen Fremdling oder Neuling auf diesem Gebiet erscheinen läßt, eine recht nett erfundene und mit Geschick durchgeführte Geschichte bleibt es jedenfalls. Wir sind überzeugt, daß sie die große Mehrzahl der Leser in nicht gewöhnlichem Grade ansprechen wird, und so wird sie ohne Frage dem in seinen ersten Gaben etwas düster dreinschauenden Buche den wesentlichen Dienst leisten, daß es der Leser mit dem Spruch: „Ende gut, alles gut!" aus der Hand legen kann. 11.

Christian August Lobeck.

Es war am 25. August 1860, als nach einem langen ruhmreichen Leben Christian August Lobeck zu Königsberg seine irdische Laufbahn beschloß. Heißt es sonst von Gelehrten oft nicht mit Unrecht: „Je gelehrter, desto verkehrter", so traf dies Wort durchaus nicht bei Lobeck zu. Gelehrt im engsten Sinne des Worts war Lobeck wie einer, im erstaunlichsten Grade gelehrt, der belesenste und scharfsinnigste Grammatiker unter den eigentlichen Philologen, den dies Jahrhundert hervorgebracht hat, daran hat niemand gezweifelt; und dabei ein Mann von echter deutscher Gesinnung, von rechtem Schrot und Korn, ein Charakter im vollen Sinne; alles gerade bei ihm, nichts verkehrt. In die gewöhnlichen kleinen Hantierungen des Lebens wußte er sich freilich nicht recht zu finden, aber von dem Grundquell der Wissenschaft aus hat er das Leben geadelt, daß seine Erscheinung uns anmuthete wie eines der ritterlichen Humanisten der Reformationszeit; das hellenische Alterthum mit seiner Freiheit und Offenheit war in ihm wieder lebendig geworden, der „alte Lobeck" blieb ewig jung, mit jugendlicher Frische schleuderte er seine Donnerkeile auf die Dunkelmänner los, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Es ist ein schönes Buch, was uns aus seinem Nachlasse Professor Friedländer hier geboten hat *), wol werth von allen gelesen zu werden, denen bisher vielleicht selbst Lobeck's Name unbekannt geblieben ist; die körnigen Briefe müssen jeden erquicken, dem die politische und religiöse Reaction mit ihrer Heuchelmiene zuwider ist, es spricht oft der Geist Hutten's aus ihnen; sie lassen Lobeck auch seiner Gesinnung nach als einen würdigen Lehrer an der Hochschule erscheinen, die seit dem großen Kant, mit dessen Philosophie Lobeck sich auf der Universität innig befreundet hatte, den Geist der Freiheit gepflegt hat. Den Briefen hat der Herausgeber eine Gedächtnißrede auf Lobeck vorausgeschickt, die er in der Aula der Universität gehalten und die den Gegenstand ebenso ehrt wie den Verfasser.

Das äußere Leben Lobeck's war ein unscheinbares, aber sein Geistesleben hat in der Wissenschaft neue Bahnen gebrochen. Lobeck war 1781 zu Naumburg geboren, war in Leipzig Schüler Gottfried Hermann's und legte schon 1809 in der Herausgabe des Sophokleischen „Ajax" seine bewundernswerthe Gelehrsamkeit an den Tag. Aber gleich im folgenden Jahre begab er sich auf ein anderes Gebiet, indem er in der Kritik der „Symbolik" von Creuzer, jenes damals hochangesehenen Werks, der mythologischen Forschung den einzig wahren Weg wies. Indem Creuzer aus den unlautersten Quellen schöpfend die griechische Mythologie aus dem Fabellande Indien herleitete und Wahres und Falsches in ein Nebelgebilde zusammenmischte, die Phantasie für ein wesentlicheres Erforderniß für den Mythologen erklärend als den kritischen Verstand und damit der für wissenschaftliche, religiöse und politische Freiheit gleich gefährlichen Romantik der Zeit entgegenkommend, hatte er eine Methode ins Leben gerufen, welche nothwendig der Wissenschaft Hohn sprechen mußte; sie, die eine bestimmte Glaubensrichtung forderte, mußte auch zu kirchlichem Hochmuth, zu hierarchischen Bestrebungen führen, und der geistvollste Verfechter derselben, Görres, ist später ganz dem finstern Geist der Ketzerriecher anheimgefallen. Dagegen hatte sich schon der rüstige Vorkämpfer der Aufklärung, J. H. Voß, mit männlichem Zorne erhoben; mit andern Waffen aber, mit den todbringenden der strengen Wissenschaft, erschien Lobeck auf dem Kampfplatze in dem Werke, an welchem er zwanzig Jahre gearbeitet, dem „Aglaophamus" im Jahre 1829, und hat damit für alle Zeiten die grundfalschen Vorstellungen von einer griechischen Mystik, von einer höhern Gotteserkenntniß des Priesterstandes beseitigt und die griechische Religion als die helle klare uns wieder hingestellt, wie sie in den Homerischen Gedichten erscheint. Von da an betrat Lobeck wieder sein altes Gebiet und veröffentlichte seine Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Sprache, deren ungeheueres Gebiet in allen seinen Weiten wol nie ein Gelehrter mit seinem Fleiß und Scharfsinn durchmessen hat; die zahlreichen und umfänglichen dahin einschlägigen Werke sind Zeugnisse von einer nie genug zu bewundernden Belesenheit und eines divinatorischen Scharfsinns, nach Inhalt und nach Form gleich vollendet. Neben dieser schriftstellerischen Thätigkeit wirkte Lobeck

---

*) Mittheilungen aus Lobeck's Briefwechsel. Nebst einem literarischen Anhange und einer zur Feier seines Gedächtnisses gehaltenen Rede von Ludwig Friedländer. Leipzig, Teubner. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.

als Universitätslehrer in Königsberg von 1814 bis zu seinem Tode höchst anregend und segensreich. Sein äußeres Leben war sehr einfach, Genügsamkeit, ja Bedürfnißlosigkeit hatte er von den Alten gelernt, nichts war ihm fremder als Eitelkeit, die äußern Ehrenbezeigungen nahm er gleichmüthig entgegen. Aber dieser Mann der strengsten Wissenschaft, der stillsten Häuslichkeit*) nahm doch an den politischen Zuständen den lebendigsten Antheil; er stand sein ganzes langes Leben hindurch immer auf der Seite der freien Entwickelung im staatlichen wie religiösen Gebiete und hat seine Ueberzeugungen mannhaft ausgesprochen; er, der sich kaum eine tägliche Stunde zum Spaziergange gönnte, von allen Gesellschaften aus Geiz mit der Zeit sich fern hielt, brachte ganze Stunden bei den Urwahlen zu und ist mehr als einmal Wahlmann gewesen; ganz Königsberg war auf den großen Gelehrten stolz, von dessen Wissen nur sehr wenige eine dunkle Ahnung hatten.

Die Briefe vom Jahre 1798 an, von ihm und an ihn, berühren sein Verhältniß zu seinen philosophischen Freunden, zu Seidler, Gottfried Hermann, seinem Lehrer, J. H. Voß, F. A. Wolf, A. Meineke, Passow, F. Jacobs, Spohn, Böttiger, L. Preller, Paulus, Lachmann. Sie betreffen theils seine und seiner Freunde gelehrte Arbeiten oder Privatverhältnisse und offenbaren in ihrer schönen Form ein liebenswürdiges Gemüth, aber sie gehen überall auch auf die doch alle Interessen wieder berührenden öffentlichen Verhältnisse ein und sind als eine signatura temporis zu fassen; darin liegt ihre Bedeutung auch für weitere Kreise.

Als in Heidelberg auch die Creuzer'sche Mystik um sich griff, schrieb 1823 Voß an Lobeck: „Oft habe ich mit Paulus, meinem einzigen Studiengenossen, den Wunsch ausgebildet: Hätten wir Lobeck hier, statt des Richtigen, oder auch neben ihm! Aber der Richtige kennt die Schleichwege zur Gunst der getäuschten Obern; manchem dünkt, den Pflanzgarten künftiger Schullehrer besorge am unschädlichsten ein hohler Mystiker, ein verkappter Jesuit. Karl Friedrich berief mich zum Rathgeber der Universität; nach dessen Hinscheiden ward es anders. Vielleicht kann es noch einmal anders werden, sagen wir wol, aber kleinlaut. Muthig entgegen dem Zeitdämon, wer berufen ist vom Heiligen Geist, und wenn die Welt voll Teufel wär; unser sei das Sprichwort: Man muß den Teufel überteufeln!"

In dies auch wissenschaftliche Reactionswesen, wie es die zwanziger Jahre kennzeichnet, traf Lobeck's „Aglaophamus" zum Schrecken der Mystiker, zur Freude der kritischen Köpfe hinein. G. Hermann schrieb 1830 triumphirend an Lobeck: „In den heutigen Eleusinien und samothracischen Mysterien, glaube ich, beten die Hierophanten und Kabiren für das Heil Ihrer Seele. Und das ist wol alles, was sie thun können." Es kam das Jahr 1830, ein frischer Hauch durchzog die Welt; auch in dem sonst so ruhigen und stationären Sachsen, wie Böttiger an Lobeck schreibt, waren Geburtsschmerzen eines neuen Volkslebens eingetreten. An Lobeck erging ein Ruf nach Leipzig; er lehnte ihn ab, die liebgewonnene Thätigkeit hielt ihn in Königsberg fest. Die politischen Zustände kamen bald wieder in die alte Bahn. Auf Lobeck's Veranlassung hatte 1837 die königsberger philosophische Facultät einigen der abgesetzten göttinger Professoren Ehrendiplome zugeschickt. Der Kronprinz als Rector gab am 22. Januar 1838 sein großes Misfallen darüber zu erkennen, aber der Bericht der Verantwortung machte einen guten Eindruck, und der Kronprinz erließ am 5. März ein gnädiges Handschreiben.

Es kam das Jahr 1840 mit seinen Hoffnungen; die Versuche der Dunkelmänner nahmen ein klägliches Ende. Im November 1842 schrieb G. Hermann an Lobeck: „Freilich geht es etwas seltsam her. Aber doch weht in Königsberg die reine Luft siegreich, und Sie können denken, daß wir hier mit inniger Freude hören, wie dort die summe reverendi tenebriones und alles, was damit zusammenhängt, kein Glück machen. Wenn es auch an manchen Orten zugeht, daß man katholisch werden möchte, so unterminirt sich dieser Dombau so, wie sich die Napoleonische Zwingherrschaft unterminirt hat, daß sie von selbst zusammen stürzen mußte."

Georg Herwegh kam nach Berlin, hatte seine berühmte Audienz beim König, und ging dann nach Königsberg. Lobeck schrieb 1843 an Seidler: „Diesen Winter besuchte mich Herwegh, und bei dem gefälligen anspruchslosen Gespräch des jungen Dichters hatte ich keine Ahnung davon, daß er den tollen Brief an den König schreiben würde, aber Iliacos intra. Daß ich trotz meines grauen Kopfes zu den Liberalen gehöre, brauche ich dir nicht zu sagen; zu den gemäßigten, versteht sich, eigentlich zu den hoffnungslosen." In demselben Jahre 1843 erschien das bewundernswerthe Werk: „Pathologiae sermonis graeci prolegomena", in dessen Vorrede er sich freimüthig über die Versuche einer klerikalen Partei, „der Säugamme der Unwissenschaft und des Aberglaubens", aussprach, die Studien des griechischen Alterthums zu verkümmern und statt des Homer christliche Autoren der Jugend in die Hände zu geben. Dem Dankschreiben für die Ueberreichung des Werks konnte der damalige Cultusminister Eichhorn nicht umhin, eine freilich mit manchen Lobsprüchen angefüllte feine Zurechtweisung folgen zu lassen, worin er sich beschwerte, daß ein Mann wie Lobeck indirect dem preußischen Staate den Vorwurf mache, als begünstige er die Umkehr der Wissenschaft, und dafür die großen Verdienste Preußens gerade um die classischen Studien hervorhob. Aber Lobeck konnte sich genügend durch eine Hinweisung auf die in allen Ländern damals spukende factio clericalis und die Erfolge moderner Visionäre vertheidigen; er ließ sich von seinem männlichen Sinne nicht abbringen, und hatte Gelegenheit, bei der vielbesprochenen Jubelfeier der königsberger Universität ihn von neuem zu bewähren. In Gegenwart des Königs am 30. August 1844 hielt er im Dome die Festrede, welche zuerst von Witt veröffentlicht worden ist. Nach einem Rückblicke auf die Vergangenheit wandte sich der Redner auf die Zukunft und zunächst ihre Besorgnisse: „Der Janustempel unsers Welttheils ist längst geschlossen, aber aus der Stille des Friedens werden misshellige Stimmen laut von einer Grenze Europas bis zur andern. Es sind dieselben Stimmen, die sich einst gegen die wiederaufblühende Wissenschaft, gegen die freigewordene Kirche erhoben. Die Eumeniden der Glaubenszwietracht, die einer hellern Zeit gewichen waren, steigen von neuem aus ihrem Dunkel auf, und wir erkennen ihre Führer, die unsichtbaren Häupter der hierarchischen Propaganda, die zur Unterdrückung der Reformation gestiftet ihre dämonische Sendung sofort beurkundete durch die blutige Gegenreformation jener einst zu blühenden Universität, deren Säcularfeier der unserigen zunächst liegt. Der jetzt mit altem Haß erneuerte Kampf zwischen Klerus und Universität ist noch nicht über Deutschlands Grenzen gedrungen. Aber auch hier entwickeln sich immer schroffere Gegensätze, und manche Erscheinungen in unserer Kirche erinnern an die Tendenzen jener alten Orthodoxen, die unter dem Namen der Adiaphora Dogmen und Ritus der verlassenen Confession wieder einzuführen versuchten." Und die Folge dieser Rede war — der Rothe Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub in Brillanten, auf Eichhorn's Antrag, wie derselbe selbst bemerkt. Im nächsten

*) Was seinen „Ajax" betrifft, so brach vor dessen Veröffentlichung einst in seiner Wohnung in Wittenberg Feuer aus. Erschrocken war er aus dem Hintergebäude in den weiten Hof herabgekommen, in der Hand — den Stiefelknecht. Während hülfreiche Hände seine Sachen in Sicherheit brachten, hörte man ihn rufen: „Ach, mein Ajax, mein Ajax!" Die Leute meinten, so hieße sein schwarzer Spitzhund und brachten ihm den. Er jammerte in Furcht für sein Manuscript über die Tragödie. Doch das war geborgen.

Im Jahre 1820 schrieb er an Meineke: „Sie wollen nach Italien reisen? Ich bitte Sie um alles in der Welt, nach Italien? Um einige Statuen mit abgeschlagenen Nasen zu sehen? Nein, wenn ich nicht den Niagara und den Mississippi oder den Hekla zu sehen bekommen kann, bleibe ich lieber hinter meinem warmen Ofen sitzen und lese griechische Scholiasten, was doch eigentlich die Bestimmung des menschlichen Lebens ist."

Jahre aber erfolgte schon wieder eine Untersuchung, als zehn Professoren, unter ihnen Lobeck, eine sehr unschuldige, die anerkannte Humanität bezeugende, von Lobeck und Rosenkranz entworfene Dankadresse an den von Königsberg (wegen seines Liberalismus) versetzten Polizeipräsidenten Abegg votirt hatten. Der Druck der Adresse wurde inhibirt. Lobeck schrieb humoristisch darüber an Hermann: „Einige prophezeien uns wenigstens die Suspension, und mich ergötzt der Gedanke, daß man vielleicht nach Jahrtausenden in einer lateinischen Chronik der Universität Königsberg lesen wird: «Anno domini 1846: decem professores ordinarii suspensi sunt», woraus eine noch spätere Nachwelt auf eine große Strenge der Criminaljustiz in unserm Zeitalter schließen wird oder auch auf große Entartung der Professoren." Die Folge war, daß der König in einer Cabinetsordre den Mitschuldigen sein Vertrauen entzog, Burdach und Rosenkranz sollten nicht wieder Prorectoren werden, ehe sie sich nicht gebessert. „Jetzt ist alles ruhig", schreibt Lobeck an Seidler, „außer den kirchlichen Angelegenheiten. Ich selbst gehe jetzt häufiger als sonst zur Kirche, da Rupp mir mehr als andere zusagt."

So kam denn das Jahr 1848 heran. Prophetisch schrieb G. Hermann von Leipzig am 1. Januar an Lobeck: „Hier haben wir die lange Nacht noch nicht so nahe, aber sie kann noch kommen, und bei unsern jungen Theologen dämmert es schon. Eigentlichen Tag haben auch wir überhaupt nicht, sondern ein Ding, von dem man nicht recht weiß, ob es Nebel oder Staub ist; daß es aber keine gesunde Lebensluft ist, fühlt man. Wird einem auch dabei das Athmen etwas schwer, so lasse ich mich wenigstens nicht um die gute Laune bringen, sondern hoffe vielmehr, es werde bald, wenn auch nicht sogleich besser, doch anders werden. Man pflegt diese Luft durch Schießpulver zu reinigen, und da jetzt so viele Festungswerke erbaut, so viele Kriegsscharen in Bewegung gesetzt, Tag und Nacht Kanonen und Kugeln gegossen werden, so scheint eine starke Luftreinigung nicht mehr weit entfernt. Wenn das Geplatze losgeht, wird freilich auch viel Gutes zertrümmert werden, aber auch Schlechtes, um den Boden für Besseres zu düngen." Der alte Hermann und der alte Lobeck galten im Jahre 1848 beide für liberal, Lobeck sogar für einen Demokraten; an den zahlreichen politischen Clubs nahm er zwar nicht theil, aber, schreibt er, „den nahe bevorstehenden Urwahlen werde ich mich nicht entziehen können, wo gewiß der Preußenverein, d. h. Junkerthum und Muckerthum dominiren wird — χάνοι εὐρεῖα χθών (thue dich auf, Erde, und verschlinge sie!)" Und die Erde hat den Preußenverein verschlungen; Lobeck's Wunsch ist in Erfüllung gegangen, in der Geburtsstätte der kritischen Philosophie ist wieder reine Luft, und Lobeck's Grabmal ein Wallfahrtsort für alle geworden, die wissenschaftliche Gründlichkeit und politischen Freimuth für die schätzenswerthesten Merkmale des deutschen Geistes erklären. 42.

Notizen.

Eine deutsche Theaterbearbeitung des „Hamlet" vom Jahre 1777.

In J. B. Teichmann's, geheimen Secretärs der Generalintendantur der königlichen Schauspiele in Berlin, von F. Dingelstedt herausgegebenen „Literarischem Nachlaß", welcher wichtige Beiträge zur Geschichte des berliner Theaters und dadurch des deutschen Theaters überhaupt, ferner zum Theil sehr interessante Briefe von Schiller, Goethe, H. von Kleist, A. W. von Schlegel, Tieck, Werner, Kotzebue u. s. w. enthält, stießen wir auf die Notiz, daß der berühmte Schauspieler Brockmann in Berlin als Gast am 17. December 1777 zum ersten male den Hamlet gab und damit das größte Aufsehen erregte. Er mußte diese Rolle zwölfmal wiederholen und wurde, als er sie das letzte mal spielte, herausgerufen, eine Ehre, welche bis dahin noch keinem Schauspieler in Berlin zu Theil geworden war. Es wurde sogar eine Medaille, von Abramson, auf ihn geprägt, deren viele von Verehrerinnen des großen Schauspielers gekauft und als Whistmarken gebraucht wurden. Und in welch verstümmelter Gestalt wurde damals der „Hamlet" in Deutschland aufgeführt! Denn ohne Zweifel trat Brockmann in der uns vorliegenden, mit Brockmann's Bildniß als Hamlet geschmückten und in Prosa verfaßten Bearbeitung auf, welche unter dem Titel: „Hamlet, Prinz von Dänemark. Ein Trauerspiel in sechs Aufzügen. Zum Behuf des hamburgischen Theaters", 1777 in der Herold'schen Buchhandlung zu Hamburg erschien. Schon das Personenverzeichniß läßt die Verstümmelungen ahnen, die der Bearbeiter mit dem Original vorgenommen hat. Mehrere Personen fehlen ganz; der Oberkämmerer Polonius ist in Oldenholm, Horatio, Hamlet's Freund, in Gustav umgetauft; auch muß dieser sich gefallen lassen, mit Bernfield, Ellrich, Frenzow (im Original Bernardo u. s. w.) der königlichen Leibwache anzugehören. Der erste Todtengräber singt ein Lied, welches anfängt: „Mir ist kein Potentate gleich", und unter andern folgende Zeilen enthält:

> Hinweg mit dir ins Knochenhaus,
> Da magst du dich zerbalgen!
> Und horcht, der Rabe krächzt dort aus:
> Nicht dahin! untern Galgen! u. s. w.

Der Zweikampf zwischen Laertes und Hamlet findet gar nicht statt; man trinkt nur auf Hamlet's Wohl, wobei die Königin den für Hamlet bestimmten Giftbecher ergreift und daraus trinkt. Hamlet ersticht den König, worauf die Königin ruft: „Dänen! Höret eure sterbende Königin! Im Tode ist Wahrheit. Er war ein Mörder, euer König; er vergiftete meinen Gemahl. Und diese eure Königin — o daß meine eigene Zunge mein Ankläger werden muß — willigte in den Mord." Nach diesen Worten, die nicht im Original stehen, donnert es; die Königin fällt in einen Sessel, die Umstehenden „beben erstaunt zurück", und Hamlet ruft: „Der Himmel bekräftigt ihre Worte!" Nachdem die Königin noch einige Worte gesprochen, ehe sie todt zusammensinkt, bittet Laertes den Prinzen um Verzeihung; Hamlet drückt ihm die Hand und spricht: „Laertes — meine arme Mutter! — Ihr, die ihr mit erblaßten Gesichtern, von Erstaunen gefesselt, umhersteht und vor Entsetzen über diesen Verfall zittert, seid Zeugen zwischen mir und Dänemark von dieser schaudernden Begebenheit: denn euch überlass' ich meine Ehre und Rechtfertigung." Damit fällt der Vorhang; Laertes und Hamlet bleiben also beide am Leben, und kein Fortinbras erscheint, um über den Leichen der durch innere Fäulniß zum Untergang verurtheilten Geschlechter das Banner einer neuen Heilsordnung aufzupflanzen. Dennoch ist der Kern des Trauerspiels so unverwüstlich, daß es auch in dieser Gestalt auf das Publikum, welches freilich ein empfänglicheres und naiveres war als das jetzige, seine erschütternde Wirkung nicht verfehlte. Vergessen darf man allerdings nicht, daß das deutsche Publikum sich erst um jene Zeit allmählich an hochtragische Katastrophen im Drama gewöhnen lernte. H. M.

Goethe über das Denkmal der Schlacht bei Leipzig.

Die Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig hat den Plan, das Andenken der Schlacht durch Denkmäler auch äußerlich zu verewigen, wieder wachgerufen. Derselbe Plan tauchte schon bei der ersten Feier der Schlacht in Deutschland auf und beschäftigte die Geister lange und vielfach. Nach der ersten Idee sollte eine Riesensäule bei Reichenbach als Siegesmal errichtet werden. Das Project wurde aber von vielen Seiten als kleinlich verworfen und, zuerst von Sieveking in Hamburg, der Bau eines deutschen Doms auf dem Schlachtfelde vorgeschlagen, zu dessen Entwurf Schinkel sogleich schritt. Arndt wünschte dagegen nur die Aufstellung eines einfachen Kreuzes auf einem Erdhügel, ein anderer den Bau eines hohen Thurms mit Zinnen. Man vergleiche den „Rheinischen Merkur" von 1814 (Nr. 137) und 1815 (Nr. 184). Diese Pläne gingen auch an Goethe nicht unbemerkt vorüber, wie einige unter seinen Politicis im zweiten

Bande der Gedichte versteckte Verse, an welche wir hiermit erinnern wollen, beweisen. Er scheint hiernach an der ersten Idee einer Riesensäule festgehalten zu haben; aber es ist interessant zu sehen, wie Goethe dem Gedanken eine innerliche Wendung, scheinbar scherzhaft, gegeben hat. Nach seinem Rathe würde die deutsche Nation die Schlachtfeier am zweckmäßigsten begehen, wenn jeder, Männer wie Frauen, nach Leipzigs Gauen pilgerte und dort am Denkmal sich von Vorurtheilen und Fehlern, von der „ihn selbst und andere quälenden Narrheit" befreite. Dann werde der Zweck der Denkmalsfeier nicht verfehlt sein. Vor allem, und dies ist die Pointe der Verse, sollten, nach Goethe's Wunsch, wol im Hinblick auf die nur durch die gemeinsame Anstrengung aller errungene Befreiung, vor dem vaterländischen Denkmal alle Standesvorurtheile abgelegt werden. Die jetzt in so manchen deutschen Ländern wieder florirende Junkerpartei möge es sich gesagt sein lassen, daß Goethe das leipziger Siegesmal als die Stätte ansah, an welcher gerade die deutschen Junker ihre „Narrheiten" abwerfen sollten. Das Gedicht schließt daher:

> Ziehen Junker auch und Fräulen
> Zu der Wallfahrt stillem Frieden,
> Wie erhabne Riesensäulen
> Wachsen unsre Pyramiden.

30.

Bibliographie.

Adami, F., Vor 50 Jahren. Nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und den Stimmen jener Zeit. Berlin, Heinicke. 8. 1 Thlr.

Angelstern, W., Erzählungen. Bremen, Geisler. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bermann, M., Geschichte der Wiener-Stadt und Vorstädte, vor ihrem Entstehen bis in die neueste Zeit. In volksthümlicher Schilderung, der historischen und romantischen Begebenheiten (mit Benützung aller bis jetzt aufgehellten Forschungen.) 1stes Heft. Wien, Wenedikt. Gr. 4. 7½ Ngr.

Biermann, G., Zur Geschichte der Herzogthümer Zator und Auschwitz. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Biffart, M., Das Kriegstheater am oberen Rhein und der oberen Donau. Mit besonderer Würdigung der Verhältnisse desselben in einem Kriege mit Frankreich. Mit 6 Festungsplänen in Holzschnitt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 27 Ngr.

Carlén, Rosa, Helene. Die Geschichte eines Weibes. Aus dem Schwedischen von H. Helms. Zwei Theile. Leipzig, Gerhard. 1864. 8. 25 Ngr.

Cron, Clara, Die Schwestern. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1864. 16. 1 Thlr.

Culmann, P. T., Die christliche Ethik. 1ster Theil. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dehn, J., Abwarten. Roman in zwei Büchern. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Douai, A., Land und Leute in der Union. Berlin, Janke. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dungern, Julie, Novellen. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 1864. 8. 1 Thlr.

Hibeau, L. (Méron), Blücher in Höchst. Festspiel, zur 50jährigen Feier der Schlacht bei Leipzig. Berlin, Rahn. Gr. 8. 4 Ngr.

Hiecke, R. H., Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur. Herausgegeben von G. Wendt. Hamm, Grote. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Christian Wilhelm Hufeland. Eine Selbstbiographie mitgetheilt von Göschen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. ½ Ngr.

Knochenhauer, T., Geschichte Thüringens in der karolingischen und sächsischen Zeit. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Düsseldorfer Künstler-Album. Herausgegeben von W. Müller von Königswinter. 14ter Jahrgang. 1864. Düsseldorf, Elkan u. Comp. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Lange, W., Randglossen zu den pädagogischen Bewegungen der Gegenwart. Halle, Schmidt. 1864. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Monod, A., Das lebendige Wort. Der Beruf der Kirche. Zwei Predigten. Aus dem Französischen. Bremen, Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Naumann, R., Die Völkerschlacht bei Leipzig. Nebst Nachrichten von Zeitgenossen und Augenzeugen über dieselbe. Im Auftrage von dem Vereine zur Feier des 19. October in Leipzig herausgegeben. Mit 1 Karte des Schlachtfeldes und 1 Plane der Stadt Leipzig von 1813. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Nettesheim, F., Geschichte der Stadt und des Amtes Geldern mit Berücksicht der Landesgeschichte meist nach archivalischen Quellen. 1ster Band. Aeußere Geschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Mit 1 Titelblatt in Farbendruck und 7 lithographirten Tafeln. Crefeld, Kühler. Gr. 8. 3 Thlr.

Pabst, K. R., Theodor Müller's Leben und Wirken in der Schweiz. 2te Abtheilung. Von Müllers Rückkehr aus Paris bis zu seinem Tode von 1830—1857. Mit dem Grundplane der hofwyler Gebäude. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Pfeiffer, F., Zwei deutsche Arzneibücher aus dem 12. und 13. Jahrhundert mit einem Wörterbuche. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Pflug, F., Auch Blut und Eisen! Leipzig, Schlicke. 1864. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ranke, L., Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 4ter Band. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Roller, G., Grundsätze der Staats-Wissenschaften. Stuttgart, Cammerer. 1864. Gr. 8. 18 Ngr.

Roskowska, Marie v., Noch ist Polen nicht verloren. Roman. Berlin, Roskowski. 8. 1 Thlr.

Toldy, F., Geschichte der ungrischen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf Alex. Kisfaludy. Aus dem Ungrischen übersetzt von G. Steinacker. Mit dem Bildniss des Verfassers. Pest, Heckenast. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Trzebiatowski, O. v., Die Weltüberwindung und der Friede. Ein Gespräch als Beitrag zur Versöhnung des Christenthums mit der Bildung und Verbildung unserer Zeit. 2te verbesserte Auflage mit einem kritischen und vergleichenden Anhang. Berlin, Stilke. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.

Weck, G., Für Schleswig-Holstein. Mahnung in Liedern an Deutschlands Fürsten und Völker. Dargebracht im Gedächtnißjahr der Freiheit 1863. Nebst einem Anhang: Vor Leipzigs Thoren. Erinnerung an 1813. Leipzig, O. Wigand. 16. 7½ Ngr.

Das Weltall und seine Naturwunder. Eine Wanderung durch die Räume des Himmels und durch alle Regionen der Erde. 1ste Lieferung. Dresden, Breyer. 4. 3 Ngr.

Tagesliteratur.

Hahndorf, E., Kassel vor 50 Jahren. Denkschrift zur Jubelfeier im Jahre 1863. Den Bürgern Kassel's gewidmet. Kassel, Württenberger. Gr. 8. 5 Ngr.

Hartmann, C. H. F., Die Völkerschlacht in Leipzig's Umgebungen 16., 18., 19. October 1813. Ein Gedenkbuch der 50jährigen Jubelfeier 1863. Mit 10 Ansichten von Dörfern kurz nach der Schlacht und Plan des Schlachtfeldes. Leipzig, F. Voigt. Gr. 16. 7½ Ngr.

Die Interventionsmächte, sind sie die Vertreter oder die Verräther der polnischen Sache? Eine kritische Beleuchtung der 6 Punkte. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam

in den Jahren 1860, 1861 und 1862.

Reisebriefe

von

Reinhold Werner,

Lieutenant zur See I. Klasse.

Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, während der Expedition Commandant des Transportschiffs Elbe, schildert in diesem Werke, das aus einer Umarbeitung der von ihm in den Beilagen der Deutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Reisebriefe entstanden ist, seine persönlichen Erlebnisse sowie seine Erfahrungen und Beobachtungen über die Länder, Völker und Zustände der östlichen Welt auf höchst anschauliche und lehrreiche Weise. Neben der Vorführung des Neuen und Interessanten, das sich ihm in jenen fernen Gegenden so reichlich darbot, richtete er sein besonderes Augenmerk auf die deutschen Industrie-, Handels- und Schiffahrtsverhältnisse und auf die Vortheile, welche Deutschland aus den angeknüpften Verbindungen in Zukunft erwachsen können.

Der berühmte Reisende J. G. Kohl äußert sich in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" überaus lobend über das Werk, welches seine Aufgabe, das große gebildete deutsche Publikum mit den Resultaten einer der interessantesten deutschen Expeditionen der Neuzeit bekannt zu machen, in ganz ausgezeichneter Weise gelöst habe. Er sagt unter anderm: „Der Stil und die Darstellungsweise des Werks ist im besten Sinne des Worts populär, klar, einfach, bündig und würdevoll. Der Verfasser fesselt und belehrt seine Leser sozusagen bis zum letzten Worte seines vortrefflichen Werks, das man, wie mir es scheint, als ein Modell und Muster eines populären Reiseberichts betrachten darf."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

15 Bände. In Heften von 6 Bogen zu 5 Sgr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon hat schon mehrern Generationen als reichhaltigste Quelle der Belehrung gedient und vor allen ältern und neuern Nachahmungen stets den Vorzug der Gediegenheit und Zuverlässigkeit behauptet. Die Verlagshandlung hat keine Anstrengungen und Opfer gescheut, um den Ruf dieser Eigenschaften dem Werke auch in der jetzt beginnenden umgearbeiteten verbesserten und bis auf die Gegenwart vervollständigten **neuen elften Auflage** zu erhalten.

Durch das allmähliche Erscheinen in Heften von 6 Bogen zum Preise von nur 5 Sgr. ist jedermann Gelegenheit geboten, in den Besitz der neuen Auflage zu gelangen.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und ist daselbst das soeben erschienene erste Heft nebst Prospect zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Diplomatische Geschichte

der Jahre 1813, 1814, 1815.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Zur funfzigjährigen Erinnerungsfeier der leipziger Völkerschlacht, welche die neue staatliche Gestaltung Europas und insbesondere Deutschlands vorbereitete, hat der Verfasser dieses Werk allen Vaterlandsfreunden als Festgabe dargebracht.

Eine diplomatische, vom deutschen Standpunkte aufgefaßte Geschichte jenes hochwichtigen Zeitabschnitts, in der, wie es in vorliegendem Werke geschieht, unter nothwendiger Bezugnahme auf die kriegerischen Ereignisse die dadurch veranlaßten Bündnisse, Verhandlungen und Friedensschlüsse einer auf die betreffenden Urkunden gestützten Beurtheilung unterworfen werden, war bisher noch nicht vorhanden. Sie wird wesentlich dazu beitragen, irrige, hauptsächlich von französischen Geschichtschreibern verbreitete Meinungen zu berichtigen und die Thatsachen sowol wie die Motive, aus denen sie entsprangen, wieder in ihr historisches Recht einzusetzen.

Die Urkunden, welche mit der geschichtlichen Darstellung verwebt sind, gewähren nebst der nothwendigen Beweisführung auch den Reiz unmittelbarer Auffassung der Ereignisse durch die zunächst betheiligten Zeitgenossen, und liefern zugleich die Belege, wie die Triasidee, die Reformacte des Fürstentags zu Frankfurt u. s. w. nur in den Hintergrund getretene Nachklänge der wiener Congreßverhandlungen sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Drei Bände. 8. Jeder Band geheftet 1 Thlr. 24 Ngr. gebunden 2 Thlr.

Erster Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Zweite vermehrte Auflage.
Zweiter Band: **Lateinische Sommer.** (Neu.)
Dritter Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien.

Gregorovius' anmuthige, durch historische und culturgeschichtliche Darstellungen reich belebte Landschaftsgemälde aus Italien nehmen in der deutschen Literatur einen wohlverdienten Ehrenplatz ein. In den „Lateinischen Sommern" beschenkt der als Historiker wie als Dichter hochgeschätzte Verfasser das deutsche Publikum mit einem neuen Cyklus seiner reizenden Schilderungen, größtentheils aus Latium und dem Gebiete zwischen Rom und Neapel. Gleichzeitig erscheinen die „Figuren" in zweiter vermehrter Auflage, und wurden bei dieser Gelegenheit jene beiden Bände und der früher erschienene Band „Siciliana" unter dem gemeinsamen Titel „Wanderjahre in Italien" zu einem Ganzen vereinigt, dessen Schauplatz sich nun von Toscana bis nach Sicilien erstreckt, und das namentlich auch für alle, die Italien aus eigener Anschauung kennen lernen wollen, ein willkommener Reisebegleiter sein wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 19. November 1863.

Eine neue Kirche.

Theologische Briefe an die Gebildeten der deutschen Nation von Richard von der Alm. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1862—63. Gr. 8. 10 Thlr. 20 Ngr.

Daß die Gegenwart eine Zeit des Uebergangs und der Entscheidung auf kirchlichem Gebiet ist, wird wol niemand leugnen können, schon die mehr als je gespannten Gegensätze beweisen es. Hier ein Buchstabenglaube oder doch ein Festhalten am Buchstaben ohne den belebenden Geist, ein blinder Autoritätsglaube mit der Forderung der Unterwerfung unter das kirchliche Dogma selbst für die Wissenschaft, ein Festhalten und Betonen alles dessen, was religiös gleichgültig dem Bewußtsein der Gegenwart fremd geworden ist, und dort ein Ringen nach neuen Gestaltungen, nach Emancipation von allem, was für kirchliche Bevormundung oder hierarchische Uebergriffe gelten kann oder wol auch oft nur gelten soll, ein zerstörungsfrohes Negiren ohne schöpferische Kraft, ein weitherziges Uniren bis zu dem Verdachte religiöser und nicht nur confessioneller Gleichgültigkeit: kurz Gegensätze, wie sie größer nicht gedacht werden können.

Aber der Zwiespalt geht noch tiefer, er ist nicht nur ein kirchlicher, sondern ein religiöser; die Parteien streiten nicht mehr für die Auffassung und Ausbildung des Dogmas nur, sie streiten um das Dogma selbst, und auch hier stehen sich extreme Gegensätze gegenüber, in deren Kampf gegen ihren Willen und oft genug zu eigenem Schmerz und eigenem Schaden selbst solche gezogen werden, die ihre innigste und theuerste Ueberzeugung, wie die Erfahrungen und die Denkarbeit ihres gesammten Lebens sie gebildet, sich in dem unerfreulichen Gezänk theologischer Parteien gern erhalten möchten. Ist es doch dahin schon gekommen, daß manche allen Ernstes nur in einer Läuterungsperiode großen Unglücks, wie es etwa ein blutiger Krieg bringt, noch Hülfe sehen, und es liegt dieser Meinung die Wahrheit zu Grunde, daß in schwerer Zeit unfruchtbares Schulgezänk von selbst aufhört und so schwerer Ernst von negirender Zerstörungslust zur Position führt, sowie daß dann auch die praktische Bedeutung echter Religiosität sich von unwahrer Frömmelei und Heuchelei unterscheiden muß.

Bis zur äußersten Grenze der Negation schreiten die „Theologischen Briefe" Richard von der Alm's vor, die in ihrer Adresse „an die Gebildeten der deutschen Nation" derselben das traurige Zeugniß geben, daß sie in ihrem religiösen Glauben aufs tiefste erschüttert nicht nur von den meisten kirchlichen Dogmen sich abgewendet, sondern das gesammte christliche System als unvereinbar mit dem Stande der gegenwärtigen Bildung und religiösen Vorstellungen in ihrem Herzen längst aufgegeben habe.

Es ist mit diesen Worten eigentlich alles Nöthige zur Charakterisirung des Standpunktes gesagt, welchen das Buch einnimmt; man würde indessen sehr irren, wollte man es der Menge jener Machwerke zuzählen, in denen seit Jahrhunderten in unreifen Declamationen gegen das Christenthum polemisirt worden ist, von denen es übrigens schon die wissenschaftliche Tüchtigkeit seines — pseudonymen? — Verfassers trennt. Bewirkte dort nicht schon die Form der Darstellung, die jedes religiöse Gemüth verletzen mußte, Widerwillen, so ließ das Ungenügende der Argumentation, die wissenschaftliche Unreife jene Versuche meist ungefährlich für die christliche Wahrheit bleiben. Hier aber tritt uns ein Mann entgegen, dessen wissenschaftliche Bildung Anspruch auf Beachtung erheben kann und dessen Wissen dem seiner theologischen Gegner mindestens gleichkommt. Damit verbindet der Verfasser eine Form der Darstellung, die selbst bei dem nicht unbedeutenden Umfange des Buchs weder ermüdet, noch durch Frivolität verletzt: kurz es muß dieser Erscheinung eine gewisse Bedeutung zugestanden werden, um so mehr, da das Werk in seiner ganzen Anlage nicht darauf berechnet ist, die Leidenschaft der Menge zu erregen, sondern sich an das Urtheil der selbständig Prüfenden und Denkenden wendet. Wenn das gewonnene Resultat trotzdem nicht befriedigen kann, so ist darum doch die Anerkennung des einzelnen Beachtenswerthen nicht ausgeschlossen.

Der Verfasser beginnt nun damit, daß er für das überall gültige Gesetz der fortschreitenden Entwickelung auch auf dem Gebiete der Religion Anerkennung fordert. Dem niedern Standpunkt einer kindlich gläubigen Aneignung der Religionslehre müsse auf einer höhern eine

kritische Sonderung folgen. Thatsächlich habe sich auch stets dem Buchstabenglauben gegenüber eine freiere Richtung geltend gemacht, die nicht nur einzelne kirchliche Lehrsätze, sondern auch die als Quell der Offenbarung angenommenen biblischen Schriften einer Kritik unterzog. Es sei dies auch unumgänglich nöthig, da die Glaubensschriften aller Religionsparteien, die sich doch untereinander widersprechen, unmittelbare Offenbarungen sein wollen und also von selbst dem Urtheile der Vernunft die Entscheidung überlassen. Diese finde nun aber in der Bibel neben vielem ewig Wahren und Guten auch gar vieles Unrichtige, den Charakter seiner Zeit und seines Ursprungs Tragende, ja unser sittliches Gefühl Verletzende. So sei es denn unter dem Einflusse der fortschreitenden philosophischen und naturwissenschaftlichen Erkenntniß dahin gekommen, daß namentlich seit Kant die theologischen Facultäten selbst eine freiere Richtung einschlugen. Man unterschied zwischen einem Wesentlichen und einem Unwesentlichen, zwischen dem ewig Wahren und Bleibenden im Christenthum und zwischen Zeitvorstellungen, welche für aufgeklärtere Jahrhunderte keine Verbindlichkeit haben können. Ein ewiger, geistiger Gott, christliche Tugend und Unsterblichkeit wurden als Grundwahrheiten der christlichen Religion anerkannt; dagegen die Dogmen von einem Teufel, einer Erbsünde, völliger Unfähigkeit zum Guten, Erlösung durch das Opferblut eines Gottmenschen, Verdammniß aller derjenigen, welche von diesem Versöhnungstode nichts hören oder nicht daran glauben, für unlautere Beigaben. Die Geistlichen vermieden es, in ihren Predigten solche Punkte zu besprechen, und hielten sich vornehmlich an die christliche Moral, wobei sie den Gemeinden, welche die gleiche Ueberzeugung hatten, vollständig genügten. Die Folge war, daß der Widerstreit zwischen Vernunft und Religion in den Gemüthern aufhörte, daß das confessionelle Dogmengezänk keinen Boden mehr fand und alle Parteien sich der Duldung und eines schönen Strebens nach wahrer Humanität befleißigten.

Dabei blieb jedoch der Uebelstand, daß die Bibel, die doch ihrem ganzen Inhalt nach als verbindlich anerkannt werden sollte, sowie die kirchlichen Bekenntnißschriften gerade auf jene als unhaltbar beiseite gelassenen Glaubenssätze besondern Werth legten: ein Widerspruch, der wol immer bekannter wurde, aber keine Ausgleichung fand. Umsonst suchte politische und kirchliche Reaction die Kluft durch Machtsprüche zu überdecken, die Kluft blieb, ja die Entfremdung steigerte sich, und so ist die christliche Menschheit endlich auf einen Punkt gekommen, der dem Gemeinwohl ganz und gar nicht förderlich ist und daher eine Abhülfe dringend bedarf. Es besteht ein entschiedener Widerspruch zwischen dem, was als ewige religiöse Wahrheit gelehrt wird, und dem, was die Gemeinden als solche erkennen, die in ihrem Urtheile über Offenbarung, Wunder, Satan, Erbsünde, Erlösung u. s. w. die kirchliche Lehre nur mit innerm Widerspruche hören, ja endlich dahin kommen, in ihrem kirchlich correct lehrenden Geistlichen „entweder einen beschränkten, hinter der Bildung der Zeit zurückgebliebenen, in blindem Autoritätsglauben befangenen Mann zu erkennen, oder eine bedauernswerthe, gedrückte Persönlichkeit, die sich den Anschein eines aufrichtigen Bekenntnisses zu veralteten Glaubenssätzen geben muß, um in ihrem bürgerlichen Fortkommen nicht gestört zu werden".

Wie soll nun hier eine Besserung eintreten?

Die Geister auf den alten Standpunkt zurückdrängen zu wollen, hat sich geschichtlich schon mehr als einmal als vergeblich bewiesen. Soll also nicht das ganze Gebäude als innerlich morsch und hohl zusammenbrechen, wodurch die größten sittlichen und gesellschaftlichen Gefahren heraufbeschworen würden, so darf man sich einer religiösen Reform im Sinne der bessern Erkenntniß der Zeit nicht länger verschließen. Es muß sich eine neue Kirche bilden, deren Glaubensbekenntniß das Dogma natürlich nicht bis in die kleinsten Specialitäten vorschreibt, sondern sich auf die wesentlichsten Punkte beschränkt, innerhalb deren dem Geiste und der Ueberzeugung des einzelnen freie Bewegung bleibt, ohne daß von einer solchen Reform besondere Verwirrung zu befürchten ist. In den Hauptfragen ist der Unterschied nicht so groß und vielfältig, daß sich die Menschen nicht in wenige Abtheilungen bringen lassen, die sich aber ehrlich auseinandersetzen müssen. Es bestehen im allgemeinen nur drei Hauptrichtungen. Die erste wird durch die Anhänger des Alten gebildet, denen man ihre Ueberzeugung gern läßt, unter der Bedingung, daß sie auch ihrerseits die neue Kirche nicht stören und von dem kirchlichen Vermögen und den Gebäuden, wie dies bei der ersten Reformation auch der Fall war, nach Verhältniß der Ausscheidenden abtreten. Die zweite Richtung vertreten diejenigen, welche in der Welt keinen persönlichen geistigen Gott, sondern nur ein Zusammenwirken von Naturkräften erkennen, mit einem Worte, die Materialisten. Diese werden eine kirchliche Gemeinschaft weder bilden können noch wollen, und sich begnügen, ihrer Ueberzeugung still zu leben. Die dritte Richtung umfaßt die große Zahl derjenigen, die an den christlichen Begriffen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit festhalten, dagegen die Vergötterung des Religionsstifters und alles, was damit zusammenhängt, zurückweisen.

Die „Theologischen Briefe" wollen nun dem Drange der Gegenwart nach einem vernunftgemäßen religiösen Bekenntniß in einer Weise zu Hülfe kommen, wie sie dem Verlangen der Gebildeten unsers Zeitalters, die eine Verbesserung, aber keine Aufhebung der Religion wollen, entspricht. Sie wollen nicht blos sagen, was an dem alten Glauben und warum es unhaltbar sei, sondern auch das Wahre und Bleibende hervorheben und zu einem vernunftgemäßen Bekenntniß gestalten. Die Gebildeten sind es sich der großen Mehrzahl nach sehr wohl bewußt, was in der christlichen Religion das Vernünftige und Bleibende und was das Vernunftwidrige sei, das beseitigt werden müsse. Während aber diese Ueberzeugung bisher ohne wissenschaftliche Begründung vom religionsgeschichtlichen Standpunkte sich gewissermaßen nur instinctmäßig erhielt, will der Verfasser den Denkenden dieser Zeit zeigen, „daß sich das vernünftig-christliche Bekennt-

niß, das sie sich gebildet haben und das sie mit Gründen des gesunden Menschenverstandes verfechten, dem alten Kirchenglauben gegenüber auch historisch sehr wohl begründen lasse, oder mit andern Worten, daß die von dem gebildeten Zeitbewußtsein beanstandeten Dogmen der gegenwärtigen kirchlichen Systeme auch vor der geschichtlichen Kritik unhaltbar seien".

Es wird zu diesem Zweck die Geschichte der Bibel, die biblische Geschichte Alten und Neuen Testaments und die Kirchengeschichte vorgeführt, deren Behandlung natürlich von der kirchlich gewöhnlichen Auffassung weit abweicht. Im Alten Testament wird allerdings nicht leicht mehr jemand die angegebenen Titel als entscheidend über den Ursprung der einzelnen Bücher annehmen. Daß z. B. der Pentateuch in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht von Moses herrührt, daß neben ältern Bestandtheilen namentlich zwei Urkunden vorliegen, die sich durch verschiedene Gottesnamen unterscheiden, ist seit Astruc's Hypothese so ziemlich Gemeingut der deutschen Theologie geworden, das sich neuerdings außer dem englischen Bischof Colenso auch ein deutscher Hauptvertreter der strengsten Richtung zum Entsetzen seiner bisherigen Freunde angeeignet hat. Indessen diese Untersuchung für ein größeres Publikum zu führen, ist doch eine schwere Aufgabe, die nicht überall so leicht gemacht wird, wie in den Büchern der Könige, deren Verfasser unbefangen unter David nach Dariken, seiner eigenen persischen Landesmünze, rechnen läßt. Wir müssen uns auf das Zugeständniß beschränken, daß der Verfasser seine Kritik äußerst geschickt ausübt und den spröden Stoff in einer Weise bewältigt, daß jedes Kapitel spannend wirkt. — Ebenso wird wol auch das Urtheil über die meisten alttestamentlichen Persönlichkeiten ziemlich allgemein nicht mehr dem Urtheil der biblischen Quellen entsprechen. Wie nach jüdischer Ansicht die Gründung der Theokratie Mittelpunkt der Weltgeschichte ist, so richtet sich der Werth oder Unwerth einer Persönlichkeit nach ihrem Verhältniß hierzu. Für einen andern Standpunkt ändert sich das Urtheil. Ein David erscheint der gewöhnlichen Geschichtschreibung nur als ein blutiger Empörer, dessen Despotie nicht einmal durch die Größe seiner Ziele ausgeglichen wird; von einem Salomo kann sie als Fürsten so ziemlich nichts rühmen, und je ernster die Berichte geprüft werden, um so dunkler erscheint beider Charakter. Daß mit den bekannten Zügen ihrer Grausamkeit und Wollust der Inhalt der ihnen beigelegten Schriften nicht harmonirt, ist einfach zuzugestehen. Auch die Propheten erscheinen nicht immer als die Männer Gottes, für welche sie gewöhnlich ausgegeben werden. Der Verfasser beschuldigt sie eines herrschsüchtigen Strebens nach politischer Macht, er bezweifelt auch die Ehrlichkeit ihrer Mittel, die Wahrheit ihrer Zeichen und Wunder und vergleicht damit ältere und neuere Erscheinungen, deren Wiederholung auch bei uns auf keinen Glauben rechnen dürfte. Die achtungswerthe Seite des jüdischen Prophetismus, sein Eifer für die Verbreitung reinerer Begriffe von Gott, für Hebung der Sittlichkeit und eine bessere Rechtspflege erkennt er willig an. Daß er endlich selbst den edelsten Erzeugnissen des hebräischen Geistes die Schriften eines Plato als mindestens ebenbürtig zur Seite stellt, wird wol keinen Widerspruch finden.

Anders wird jedoch das Urtheil bei des Verfassers Untersuchungen über das Neue Testament. Nicht als ob seine radicale Kritik ihre scharfen Waffen hier minder gut führte, nicht als ob er sich nicht auf Vertreter der Wissenschaft bei seinen Behauptungen berufen könnte, aber hier ist der Leser nicht mehr der ruhige Zuschauer des Zersetzungsprocesses, sein religiöser Standpunkt wird über sein Urtheil entscheiden. Wir können den Untersuchungen über das Alte Testament mit derselben Ruhe folgen, mit welcher wir Homer den Chorizonten überliefern, das große Publikum kann selbst bei dem Streite ruhig bleiben, ob wirklich der Hirt des Hermas älter ist, als unsere Evangelien, und ob das vierte Evangelium, als mit seiner Logoslehre auf dem Standpunkte der alexandrinischen Philosophie stehend, dem Johannes untergeschoben ist, welche Fragen hier natürlich bejaht werden; das große Publikum überläßt diese gelehrten Untersuchungen, denen es doch nicht selbständig folgen kann, gern den Theologen, sein Interesse ist hier nicht ein wissenschaftlich-theoretisches, sondern ein religiös-praktisches; es fragt sich, in welchem Lichte ihm die Person Jesu erscheint, und hiernach wird es zwar nicht über jene Fragen entscheiden, aber doch für seinen religiösen Glauben ihnen mehr oder weniger Gewicht einräumen.

Man wird das unwissenschaftlich nennen müssen; das ist es ohne Zweifel, und der Hauptmangel eines verwandten Werks, des „Lebens Jesu" von Strauß, bestand zumeist darin, daß es die evangelischen Berichte in ihrer Gesammtheit verdächtigte und in Mythen auflöste, ohne die Glaubwürdigkeit der einzelnen Quellen zu prüfen. In der angegebenen Weise aber den religiösen Glauben durch eine kritische Prüfung der evangelischen Berichte zu bestimmen, das erfordert eine Klarheit des Verstandes, eine Energie des Willens, die nicht jedermanns Sache ist, vor allem aber gehört dazu eine Voraussetzungslosigkeit, die sich in der Wirklichkeit nirgends findet. Die ethische Bedeutung des Glaubens macht seine Bestimmung bis zu einem gewissen Grade unabhängig von jener Verstandesoperation, und zeitlich erfolgt diese Bestimmung vor der Reife zu derartigen Untersuchungen oder doch vor ihrem Abschluß. Frage man die Erfahrung, das Urtheil nach beiden Seiten ist vor der Prüfung in der Hauptsache fertig, spätere Ergebnisse vermögen es nur zu befestigen.

Diese ganze kritische Frage ist übrigens trotz der Lebhaftigkeit, mit der sie erörtert worden ist, eine noch nicht völlig gelöste Aufgabe der Wissenschaft, deren Fortschritten der Verfasser vollständig gefolgt ist. Theils darum, theils weil des Buches Bedeutung nicht in neuen kritischen Resultaten liegt, wenden wir uns zu seiner Auffassung der Person Jesu und des christlichen Systems.

Es ist hier nicht ganz leicht, des Verfassers Meinung kurz wiederzugeben, ohne Misverständnisse zu erregen und ohne ihm unrecht zu thun, da seine geschickt angelegte Deduction in einem kurzen Referat unmotivirt erscheinen

wird. Zugestanden muß ihm werden, daß er seine Waffen äußerst geschickt führt, daß ihm ein wissenschaftlicher Apparat zu Gebote steht, der ihn vor dem gewöhnlichen Vorwurf der Oberflächlichkeit schützt, ja daß ein gläubiges Gemüth bei der Lectüre ängstlich werden kann, wenn seinem schlichten Glauben so gewaltige Zweifel entgegengesetzt werden.

Jesus ist dem Verfasser natürlich ein bloßer Mensch. Die Berichte über seine wunderbare Geburt werden den Sagen anderer Völker von einer Incarnation ihrer Gottheit gleichgestellt, sie sind unecht. Die Verfasser der Evangelien, welche insgesammt nicht Apostel, ja nicht einmal Augenzeugen des Berichteten waren, haben später Dichtungen der Sage unkritisch aufgenommen; die Apostel wissen davon nichts. Jesu Bildung und Lehre ist halb rabbinisch, halb essenisch. Seine Wunder sind zu beurtheilen theils wie die alttestamentlichen, deren Nachahmung sie sind, theils wie die seiner rabbinischen Zeitgenossen. Wunder waren übrigens ein unentbehrliches Requisit jedes Gottgesandten, das Teufelaustreiben war z. B. eine sehr gewöhnliche Kunst; ja gegen gewöhnliche Wunder bewies man sich schon mistrauisch und verlangte daher auch von Jesu, indessen vergeblich, ein Wunder am Himmel. Der Fortschritt von Strauß, der alle Wunderberichte nur für Mythen ausgab, ist der, daß neben neuen, auch mit exegetischer Kunst geübten natürlichen Erklärungen, in denen der Vorgänger hierin, Kirchenrath Paulus, vielfach übertroffen ist, der Begriff des Wunders alterirt wird.

Wichtiger ist die Frage nach Jesu Messianität. Das jüdische Volk unterschied von dem eigentlichen Messias einen Messiaspropheten, der vorher für das Volk sterben mußte und dessen Ankunft am Passahfeste man nach kabbalistischen Berechnungen für nahe bevorstehend hielt. Da nun ein einzelner schwerlich sich berufen fühlen konnte, das messianische Reich ohne andere Hülfe als die der Zwölf Apostel zu begründen, so bleibt nur übrig, daß Jesus unter dem Einfluß einer mystischen Partei nach Jerusalem ging, um dort sich als galiläischer Vorheiland zu opfern und so die Ankunft des wirklichen Messias zu beschleunigen, der ihn dann sogleich wieder ins Leben rufen würde, ein Verhältniß, woraus sich auch Jesu ängstliche Stimmung und seine Zweifel in seinen Leidenstagen erklären. Allerdings bieten die Evangelien hierfür keinen bestimmten Anhalt, indessen ist aus ihren Widersprüchen und ihrer ungeschichtlichen Darstellung ein klares Bild von Jesu Leben überhaupt nicht zu gewinnen. Die bei seinem Tode angeblich geschehenen Wunder müßten einen überwältigenden Eindruck hervorgebracht haben, sie können nicht geschehen sein. Wenn aber der Erstandene gerade in der Weise einzelnen erschien, wie die Evangelien es berichten, so könnte man nur über das Zwecklose dieser Erscheinungen staunen. Die Verschiedenheit und das Widersprechende dieser Berichte nimmt aber jedem einzelnen seine Glaubwürdigkeit. Die sichere Erwartung der ersten Christen endlich, Jesus werde auf den Wolken des Himmels bald wiederkommen, ist bis zur Stunde noch nicht erfüllt.

Wie soll man nun von der Auferstehung denken? Einen Scheintod anzunehmen, von welchem Jesus durch die Kälte der Felsenhöhle zum Leben erwachte, verbietet die Ueberlegung, da der durch die Kreuzigung so erschöpfte Organismus in der kalten, mit starken Aromen geschwängerten Atmosphäre eher zerstört werden mußte. Andererseits konnte sich an einer völlig haltlosen Sage ein so begeisterter Glaube nicht entzünden, und so wird denn folgende Annahme vorgeschlagen: Als Jesus in Gethsemane verhaftet war, machten sich die Jünger nach ihrer Heimat Galiläa aus dem Staube. Einige der anhänglichern, wie Petrus, mögen am nächsten Tage noch in Jerusalem geblieben sein, um zu sehen, was mit Jesus geschehe; nach seiner Verurtheilung gingen sie jedoch gleichfalls davon, um nicht auch zur Strafe gezogen zu werden. Die Frauen dagegen, welche Jesum nach Jerusalem begleitet, hatten keine Veranlassung zur Flucht; sie sahen die Kreuzigung von weitem mit an, beobachteten, wo man Jesum begrub, und wollten am Morgen nach dem Sabbat unbemerkt dem Leichnam die letzte Liebe der Einbalsamirung anthun, um dann auch nach Galiläa zurückzukehren. Als sie nun in der Dämmerung an das Grab kamen, fanden sie nur die Tücher, der Leichnam selbst war weg, was ihnen Beweis war, daß die Leiche nicht anderswohin gelegt, sondern sich aus dem Grabe hervorgemacht habe, also auferstanden sei. Es wäre auch möglich, daß zwei Männer der geheimen Partei, zwei Essener in weißen Kleidern, am Grabe gestanden, die ihnen sagten, Jesus sei auferstanden, um sie von weitern Nachforschungen abzuhalten. Aus ihnen, vielleicht schon aus den weißen Tüchern wurden natürlich Engel, denn Engel sahen die Juden damals überall. Unter Jesu Anhängern mußte diese Nachricht die größte Aufregung hervorrufen. Man wollte Jesus da und dort gesehen, selbst in wirklichen Personen erkannt haben. Verbreitete sich einmal die Nachricht, das Grab sei leer, so lag der Glaube an seine Auferstehung und mit ihm Visionen nahe; wie vielen ist die Himmelskönigin Maria oder ein Heiliger seitdem erschienen! Nun erkannten die erstaunten Jünger, wie der Mann, dessen messianische Würde durch seine Kreuzigung soeben vor ihren Augen zerstört worden war, durch seine Auferstehung sich doch als Messias bewährt hatte; an dieser Ueberzeugung entzündete sich ihr schwärmerischer Glaube an seine nahe Wiederkunft zur Herstellung des Messiasreichs, der ihnen den Auferstandenen wiederholt persönlich zeigte. Am nächsten hohen Feste, an Pfingsten, vielleicht auch erst ein Jahr später, nachdem sie sich inzwischen in Galiläa zu einer kleinen Sekte zusammengethan und in ihren schwärmerischen Erwartungen immer mehr bestärkt hatten, erschienen sie wieder in Jerusalem, predigten mit Begeisterung den Auferstandenen und gründeten eine Gemeinde.

Dies der äußere Verlauf, dem aber ein ganz anderer Vorgang zu Grunde lag. Nämlich eine mystische Partei, die Essener, die den Krieg verwarfen und also ein Messiasreich mit Wiederherstellung der alten Herrlichkeit durch Waffengewalt nicht annehmen konnten, vermuthete in

diesem schwärmerischen Galiläer den galiläischen Messiaspropheten, der durch die Heiden den Opfertod für das Volk sterben sollte, worauf dann erst der wahre Messias erscheinen werde. Jesu aber, der in ihre Plane nur unvollständig eingeweiht war, wurde die Sache so vorgestellt, daß er dieser Messias bereits sei, und daß ihm, wenn er zu der bestimmten Zeit in Jerusalem erscheine, die himmlischen Heerscharen zu Hülfe kommen würden. Sollte dieses Wunder ausbleiben, so werde er wenigstens am dritten Tage wieder auferstehen und zu himmlischer Herrlichkeit aufsteigen. Als sich aber in Jerusalem weder die erwartete Theilnahme des Volks, noch Wunder zeigten, als Jesus endlich, ohne daß himmlischer Beistand erschien, gekreuzigt wurde, sahen sich die Essener getäuscht und entflohen. Und Jesus selbst erkannte die Täuschung, als er den Tod herannahen fühlte, und brach in die schmerzliche Klage über seine Gottverlassenheit aus. Hierauf bemächtigte sich die geheime Partei seines Leichnams, legte ihn zum Schein in ein benachbartes Grab, schaffte ihn aber nachts wieder weg unter dem Vorwand der Bestattung. Kein Wunder, daß die Frauen dann das Grab leer fanden.

Weiter brachten dann die Eingeweihten Jesu Leichnam an einen geheimen Ort, wo er als Opfer dienen sollte. Jene Essener nämlich, welche Thieropfer verwarfen, aber doch einmal jährlich opferten, mögen am Passahfeste ein Menschenopfer gebracht und damals Jesum dazu benutzt haben, dessen Hinrichtung daher auch ohne sonstige Veranlassung so beschleunigt wurde. Hier, vielleicht in einem Walde, der schon durch frühere menschliche Passahopfer geweiht war, genoß man unter feierlichen Gebeten einen Bissen des Geopferten und verbrannte den Körper als Brandopfer.

Nachdem sich die Eingeweihten so durch das Opfer des galiläischen Messias und durch den Genuß von seinem Fleisch und Blut zugleich als Vertreter des ganzen Volks entsündigt hatten, hofften sie wol, daß noch in derselben Nacht der wirkliche Messias erscheinen werde, denn in der Passahnacht sollte er kommen; vielleicht sollte dies noch während der Gebete geschehen, die sie an dem Holzstoß hielten. Allein auch ihnen erschien natürlich der Messias nicht. Sie werden in der Hoffnung nach Hause gegangen sein, daß er doch im Laufe der Passahwoche noch kommen werde, aber auch das geschah nicht, und so hatten sie Zeit, über ihren Irrthum nachzudenken und die getäuschten Jünger Jesu zu bedauern, die sich an dem leeren Grabe begeisterten und daran eine ebenso vergebliche Hoffnung knüpften, wie sie selbst an die Opferung Jesu vergeblich die Erwartung des ersten Messias geknüpft hatten.

Hieraus entstand später das Abendmahl, wovon sich übrigens wie von der Taufe und dem Kreuze schon in den persischen Mithramysterien Analogien finden, während die Einrichtung der ersten Christengemeinde zu Jerusalem nach essenischen Vorbildern erfolgte. Das christliche System endlich ist nicht den Worten Jesu entnommen, der ohne wesentlich Neues zu bieten nur eine Reform des Judenthums in ziemlich engen Grenzen beabsichtigte, sondern ist nach des Paulus Lehrbegriff gebildet, der im Gegensatz zu ausdrücklichen Vorschriften Jesu die alte Form völlig zerschlug. Die zu Grunde liegende Erlösungstheorie, übrigens erst durch die mittelalterliche Scholastik vollendet, kann bei einem reinern Gottesbegriff vor der Kritik nicht bestehen, sie beweist aber, daß man Jesu Tod als wirkliches Menschenopfer auffaßte.

Wenn der Verfasser von seiner Auffassung der Auferstehungsgeschichte befürchtet, daß man sie abenteuerlich finden werde, so täuscht er sich allerdings nicht; sie wird trotz seiner Nachweisungen über die Fortdauer von Menschenopfern schwerlich andere Anhänger finden, als solche, die schon vorher entschlossen waren, dem biblischen Berichte allen Glauben zu versagen. Aber man muß staunen, wenn man nicht eine Nemesis darin findet, daß ein Mann von des Verfassers Geisteskraft, der soeben erst seinen Scharfsinn beim Aufspüren von Schwächen und Widersprüchen in dem biblischen Berichte hat glänzen lassen, eine solche Darstellung im Ernste hat geben können, deren völlige Haltlosigkeit trotz aller Analogien aus gleichzeitigen heidnischen Culten nur solchen entgehen kann, die eben entschlossen sind, eher alles andere als den biblischen Bericht, diesen aber in keinem Fall gelten zu lassen. Jener kannibalische Opferschmaus kann doch nur für das Erzeugniß einer fiebernden Phantasie gelten: ein Unbefangener kann bei diesem bodenlosen Gebäude reiner Hypothesen in seinem Urtheil nicht zweifelhaft sein. Vielleicht gedenkt man bei dem Resultate nach des Verfassers Zerstörungswuth des Bildes von Sais, aber der luftige Bau ohne jeden realen Grund erinnert auch an Münchhausen's Zopf, mit welchem er sich selbst aus dem Sumpfe zog. Ueberhaupt ist der Verfasser im Aufbauen weit weniger glücklich, als im Zerstören, was er allerdings meisterhaft versteht. Es beweist dies auch des Buches Schluß, in welchem nach einem Abriß der Kirchengeschichte mit manchem scharfen, aber auch schlagenden Urtheil die Einrichtung und das Glaubensbekenntniß der neuen Kirche folgt. Dasselbe ruht auf dem Grundgedanken der Einheit und Geistigkeit Gottes und erkennt die Nächstenliebe als höchstes Gebot, es ist also die neue Religion ein Theismus mit christlicher Moral. Die vier Artikel lauten:

Ich glaube an einen einigen, geistigen, ewigen, allmächtigen, allwaltenden, allgütigen und allwissenden Gott, Regenten der Welt, unter dessen väterlicher Obhut ich stehe und dessen unerfaßliche Majestät ich in Demuth verehren und anbeten soll. Ich glaube, daß meine irdische Aufgabe und Bestimmung die Vervollkommnung meines Wesens ist und daß dieselbe in der Pflege des Wahren, Guten und Schönen besteht, sowol in mir selbst als in meinen Mitmenschen und der ganzen Natur. Ich glaube an die Kraft des Gebets. Ich glaube, daß meine Seele zu einer ewigen Vervollkommnung bestimmt ist. Wohl mir, wenn ich meine irdische Bestimmung getreulich erfüllt und mich für ein höheres Leben fähig gemacht habe! Der Unfähige und Unwürdige wird seine Schuld tragen!

Hieran schließt sich eine detaillirte Schilderung der neuen Einrichtungen. Der Gottesdienst bietet neben einem ansprechenden Cultus eine Predigt, die an ein vorzuschreibendes, nicht nur der Bibel zu entnehmendes Wort anknüpfend, alle wichtigern Punkte der Glaubens- und Sittenlehre bespricht. Die religiösen Feste der Gottheit, der Menschenwürde und Nächstenliebe, des göttlichen Natursegens und der Unsterblichkeit ersetzen die christlichen.

Die Aufnahme specifisch christlicher Gebräuche, wie das Abendmahl und Kreuzschlagen, natürlich mit ganz anderer Bedeutung, erinnert an Julian's Bestrebung, das altersschwache Heidenthum durch christliche Institutionen zu beleben. Die Verfassung bietet Synoden und Dekanate, ein Name, der auf süddeutschen Ursprung des Buchs deutet. Uebrigens soll die sorgsame Ausführung der neuen Kirche bis zur Angabe der Sprüche für den neuen Katechismus wol nur den Vorwurf ausschließlich zerstörender Tendenzen verhüten, denn der Verfasser erwartet doch schwerlich eine Verwirklichung seines Ideals. In einzelnen Vorschlägen wird man einen praktischen Takt anerkennen müssen.

Fragen wir nun nach dem Gesammteindruck, so ist dem Buche eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen. Der Verfassers Wissen ist ein zu reiches, sein Urtheil vielfach ein zu treffendes, sein Verfahren meist ein zu geschicktes, als daß er mit vornehmer Geringschätzung oder wohlfeilem Spott abgefertigt werden könnte. Dem Resultate wird allerdings nur beistimmen, wer schon vorher nicht nur die Kirchenlehre, sondern auch den christlichen Theismus aufgegeben; da das aber wol bei nicht wenigen der Fall ist, so wird das Buch sicher Leser und Vertheidiger finden. In seinem polemischen Theile übertrifft es an Gewicht der Gründe und Schärfe der Waffen sicher alle bisherigen ähnlichen Versuche, aber das für den christlichen Glauben Gebotene macht Referenten wenigstens die Wahl nicht schwer. 33.

Der spanisch-marokkanische Krieg.

Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860. Mit Benutzung der vorhandenen Quellen und nach eigener Beobachtung dargestellt von Eduard Schlagintweit. Mit einer lithographirten Terrainkarte. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wir freuen uns, aus den neuesten Erscheinungen der Militärliteratur ein Werk vorführen zu können, das sowol durch die Neuheit seines Stoffs ein großes Interesse bietet, als auch wegen der Behandlung desselben ausgezeichnet genannt werden kann. Der Verfasser gehörte zu den ausländischen Offizieren, 15 an der Zahl, welche sich der spanischen Armee in ihrem Kriege gegen Marokko anschlossen; er stellte nach beendigtem Feldzuge die Beobachtungen und Notizen, welche er in demselben und bei einem zweiten Besuche in Afrika zu sammeln verstanden, in gedrängten militärischen Berichten an das bairische Kriegsministerium zusammen und veröffentlichte dieselben später in der „Allgemeinen Militärzeitung". Wir haben dieselben ihrerzeit mit Interesse gelesen und wissen, daß sie ein solches in militärischen Kreisen überall geweckt haben, wie auch die Uebersetzung derselben in einer holländischen Zeitschrift beweist. Durch diese günstige Aufnahme ist der Verfasser veranlaßt worden, eine ausführliche Darstellung des Feldzugs zu entwerfen, der, wenn er nicht im Charakter eines großen Kriegs geführt werden konnte, doch des militärisch Wichtigen viel geboten und jedenfalls Einblicke in Regionen gewährt hat, die bisjetzt wenig bekannt oder beachtet waren. Wir können dem Werke nur unsere volle Anerkennung zollen.

In den Thatsachen und der Charakteristik der spanischen Armee stimmt es vollkommen mit zwei Vorträgen überein, welche wir in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin von Offizieren gehört haben, die ebenfalls, wie der Verfasser, als Augenzeugen berichteten: von dem Major und Flügeladjutanten Grafen Kanitz und dem Lieutenant von Jena; wir legen aber außerdem einen großen Werth auf die Schilderung der politischen und militärischen Zustände von Marokko, welche das Werk seiner Kriegsgeschichte vorausschickt. Dieser erste Theil ist wahrhaft belehrend. Eine geographische Skizze des Landes eröffnet ihn. Magrib-el-Aksa, das Land des Westens, von den Europäern Marokko genannt, ist durch die gänzliche Isolirung von der civilisirten Welt selbst bis zur neuesten Zeit, noch in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Der Verfasser klagt mit Recht darüber, daß die Spanier von ihren Präsidios aus die Tage der Ruhe und des Friedens zu wenig benutzt haben, um geographische Untersuchungen anzustellen. Im letzten Kriege hörte für sie alle Kenntniß des Terrains jenseit der Otera- und Serallohügel auf, obwol dieselben fast an die Trancheen von Ceuta anstoßen! Sie kannten die Verbindungswege zwischen ihrer Feste und Tetuan so wenig wie nach Tanger; über den Gebirgspaß von Fondak herrschten in der Armee die übertriebensten Vorstellungen.

Der Verfasser schildert nun das Land nach andern Forschungen und eigener Ansicht, seine Höhenverhältnisse, seine Flüsse und die Wegsamkeit, die sich fast nirgends über den Charakter des rohesten Saumpfads erhebt. Bei diesem Mangel an Communicationen müssen die Küstenstädte immer von großer Bedeutung für den Krieg sein; daher haben die Marokkaner kein Interesse, ihre Hafenplätze zu verbessern, wie sie auch kein einziges Schiff besitzen, welches als Repräsentant einer Handels- oder Kriegsmarine gelten könnte. Da eine gänzliche Abgeschlossenheit von der Außenwelt das leitende Grundprincip in Marokkos auswärtiger Politik ist, so muß ihnen der schlechte Zustand ihrer Hafenplätze fast wünschenswerth sein. Die Rhede von Tanger, unter portugiesischer Herrschaft durch einen Hafendamm geschützt, war die beste, ist jedoch seitdem wieder den Marokkanern verfallen. Das Klima des Landes schildert der Verfasser als eins der gesundesten und schönsten der ganzen Erde; der Boden ist mit einer auffallend dicken Humusschicht bedeckt und liefert trotz der mangelhaften Bearbeitung mit ganz primitiven Ackergeräthschaften und spärlicher Düngung eine zehn- bis dreißigfältige Ernte. Nach den klimatischen Verhältnissen weist der Verfasser den Vorwurf entschieden zurück, welcher den Spaniern für die frühe Eröffnung des Feldzugs gemacht worden ist: Beginn und Dauer der Operationen sind hier von der Natur streng begrenzt.

Die Details über den Kriegsschauplatz, welche dann gegeben werden, dienen wesentlich zum Verständniß der Begebenheiten. Ceuta, als Landungsplatz und Hauptstützpunkt für die Operationen der Armee, das Plateau des Serallo, eines in Trümmern liegenden maurischen Schlosses, die Schluchten, welche den Marokkanern zu Verstecken dien-

ten, der Weg nach Tetuan und die Rhede, wo man nicht einmal bis an das Land fahren kann, die Thalebene mit ihren sumpfigen Niederungen, Tetuans herrliche Gärten, die als erstes Opfer der verheerenden Kriegsfurie fielen, das Terrain aufwärts des Flusses, welcher der Armee zur Anlehnung diente und seine militärische Brauchbarkeit bis an die Höhen des Beni-Ider, wo das Friedenszelt aufgeschlagen und die Präliminarien des Friedens abgeschlossen wurden, das felsige Waldgebirge, welches hier Spanier und Marokkaner zuletzt trennte, mit dem Passe Fondak — einer durch feste Mauern befestigten Karavanserei — und der Quelle Dschedida: alles wird klar und trefflich geschildert. Der Verfasser ist der Ansicht, daß der Marsch über das Gebirge, nur zwei Meilen weit, für die Armee wenn auch schwierig, doch nicht unmöglich gewesen und dieselbe danach, im Besitz der fruchtbaren und für militärische Operationen ganz geeigneten Ebene, alle Chancen eines günstigen Erfolgs gehabt hätte.

Im zweiten Kapitel wird die Regierungsweise, der Handel und die Industrie von Marokko dargestellt: erstere ist eine unbeschränkte Despotie mit aller Satrapenwillkür, und doch nur ein lockerer Staats- und Unterthanenverband, da im Innern viele Stämme dem Kaiser unerreichbar, selbst feindlich sind, der Handel nur auf internationalen Verkehr basirt, meist Tauschhandel von Juden betrieben; von den Gewerben nur die Lederfabrikation (Saffian oder Maroquin) nennenswerth, Ackerbau und Viehzucht der Haupterwerb des Volks.

Die Völkerstämme und Rassen betrachtet das dritte Kapitel, beschränkt sich aber vorzüglich auf die, welche sich am Kriege gegen die Spanier betheiligt haben: Berbern, die Ureinwohner; Rifer, die nur aus Raubsucht gekämpft; Mauren, das falsche, grausame Mischvolk von niedrigem Charakter, das am wenigsten geleistet; Suser, sehr tüchtige Krieger, auch als gute Waffenschmiede bekannt. Der Tuariks, die sich nicht am Kriege betheiligt; der Juden mit ihren besonders schönen Frauen, die ihnen hier, wie alles, feil sind; der verachteten wenigen Renegaten und der geringen, temporären europäischen Bevölkerung wird nur der Vollständigkeit wegen gedacht. Die moralische Entwickelungsstufe der Bewohner von Marokko ist natürlich eine sehr niedrige.

Im vierten Kapitel interessirt uns die militärische Organisation und Ausbildung. Letztere ist rein empirisch, da jeder mit den Waffen vertraut ist; erstere fehlt nach europäischen Begriffen ganz. Es gibt zwar einzelne Corps, welche aber höchstens annähernd einer Organisation entsprechen und nicht einmal eine taktische Gliederung haben. Die schwarze Garde („Bochari") wird in erster Reihe genannt. Sie ist im 16. Jahrhundert aus angekauften Negersklaven als eine Leibwache errichtet und später angesiedelt worden, hat eine große politische Rolle gespielt, ist aber später durch jährliche, vom Sklavenmarkt entnommene Rekruten (der zwanzigste Sklave gehört dem Kaiser) in ihrem innern moralischen Halt bedeutend abgeschwächt worden. Sie ist dem Kaiser aber treu ergeben, bildet seine persönliche Ehrenwache, ist die einzige Truppe, welche regelmäßig bezahlt wird, und etwa 3000 Reiter stark. Die eigentliche Linienarmee bildet der „Askar": Berufssoldaten auf Lebenszeit und darum an der rechten Hand durch ein bläuliches eingeätztes Waffenbild gezeichnet; aus ihnen soll jetzt ein Heer nach europäischem Muster organisirt werden. Dann gibt es noch Provinzialtruppen, „Machsen", auf allgemeine Wehrpflicht basirt, von den „Askar" mit Geringschätzung betrachtet, und das irreguläre Aufgebot („Ghum") aller Stämme, zu deren Entflammung der Krieg in der Regel als ein heiliger Kampf für die Religion erklärt wird. Der Verfasser schildert Anzug, Bewaffnung, Ausrüstung, Lagerung der Marokkaner sehr genau, er hatte sich durch List den Zutritt in ihr Lager bei Fondak verschafft. Sidi-Mohammed, der jetzige Kaiser, will nun eine Armee wirklich organisiren und hat dafür einige ehemalige Offiziere fremder Staaten engagirt, nämlich: zwei spanische, die im Laufe des Kriegs desertirten(!), drei französische, die aus dem Bureau arabe entlassen worden und einen ehemals österreichischen Husarenoffizier, der 1848 zu den Ungarn übergetreten war.

Der zweite Theil unsers Werks wendet sich der spanischen Armee zu, deren Eigenthümlichkeit wie bei jeder Armee durch staatliche Verhältnisse, Sitten und Wesen des Volks bedingt, sich im Kriege schärfer ausspricht. Es würde der Tendenz d. Bl. fern liegen, wenn wir dieser trefflichen Schilderung bis in ihre Einzelheiten folgen wollten, unsern militärischen Lesern können wir sie aber auf das dringendste empfehlen; sie werden sich daraus überzeugen, daß die spanische Armee, auf welche vielleicht mancher im Vollgefühl der eigenen Unübertrefflichkeit lächelnd herabgesehen hat, noch immer alle die Elemente in sich trägt, welche sie einst zur ersten Armee in Europa gemacht haben. Leider ist sie auch in die Politik gezogen worden; sie leistet einen doppelten Eid: „Treue der Königin" und „Aufrechthaltung der Constitution"; es gibt aber keine Verfassung, die nicht einer mehrfachen Interpretation fähig wäre, und jede politische Partei nimmt die „allein mögliche, allein dem Geiste der Verfassung genügende" für sich in Anspruch, daher in Spanien der Parteigeist und die Herrschsucht der Generale so häufig unter dem Vorwande eine Verfassungsverletzung Militärrevolutionen bewirken. Auch das Avancement außer der Reihe, das sehr häufig ist, liegt in den zeitweiligen politischen Constellationen.

Dem Geiste dem Volks und der Armee läßt der Verfasser volle Anerkennung widerfahren; die Entwickelung und Ausbildung der Körperkräfte ist vorzüglich, zu großer Ausdauer gesellt sich Mäßigkeit im Genusse von Speise und Trank; Trunkenheit gehört zu den größten Seltenheiten: mit dem leichten Sinne und der Erregbarkeit des Romanen verbinden die Spanier den Ernst, die Entschlossenheit und nachhaltige Energie, die im allgemeinen für die Germanen charakteristisch sind. Rohe Behandlung oder Schelten und Schimpfen sind in der spanischen Armee gänzlich unbekannte Dinge, und doch wird die Disciplin höchst streng gehandhabt. Von der Leistungsfähigkeit im Kriege gibt unser Werk Proben: bei Wad-el-Ras, am

23. März 1860, war der Soldat mit vollem Gepäck, Lebensmitteln auf sechs Tage und 70 Patronen belastet, 13 Stunden im angestrengtesten Dienst, größtentheils im Gefecht, bei einer Hitze, die gegen 2 Uhr auf 25 Grad im Schatten stieg, und kämpfte, sichtbar wenig belästigt, mit Ausdauer und Lebhaftigkeit.

Die Infanterie ist die Elite der Armee, sie war unter Karl V. die erste der Welt. Ihre Bekleidung hat manche Eigenthümlichkeit, von welcher wir hier die auf Märschen getragenen nationalen Alpargatas (Sandalen) hervorheben wollen, die sich als sehr praktisch bewähren. Die Spanier sehen darin ein vorzügliches Mittel zur Ausführung ihrer großen Märsche. (Vgl. „Miguel Gomez", von Wilhelm von Rhaden, in Nr. 49 d. Bl. f. 1859.) Außerdem hat der Soldat natürlich noch ein Paar Stiefeln. Nächstdem ist die wollene Decke (manta) national; wie sie das Volk trägt, trennt sich auch der Soldat niemals von ihr und verwendet sie auf die verschiedenste Weise. Für die Details der Ausrüstung und Bewaffnung, die reglementaren Bestimmungen und die taktische Ausbildung verweisen wir auf das Werk selbst.

Die Cavalerie der Armee von Afrika war eigenthümlich zusammengestellt worden. Um möglichst viele Regimenter daran zu betheiligen, war von jedem eine Escadron aus den besten Leuten und Pferden combinirt, vier solcher Escadrons in ein Regiment, und vier dieser Regimenter in eine Brigade formirt, gewiß für gemeinsames Wirken und erfolgreiche Führung höchst ungünstig. Einen besondern Abschnitt widmet der Verfasser als Cavalerieoffizier dem Pferde der spanischen Armee, über welches sehr irrige Begriffe verbreitet sind, da es auf Schönheit wenig Anspruch machen kann; doch besitzt es Kraft und Ausdauer, einen stolzen, edeln Gang und sanfte Bewegungen. Gleich den Franzosen sind die Spanier schlechte Pferdepfleger und selbst in der Cavalerieschule zu Alcala-de-Henares fehlt es an Aufsicht, Reinlichkeit und geregelter Stallordnung. Auch die Dressur der Pferde und die Reitkunst der Gegenwart läßt nur wenig mehr von der einst so berühmten spanischen hohen Schule erkennen. Dazu trägt bei, daß die Offiziere nur Dienstpferde besitzen und diese auch größtentheils nur im Dienste selbst verwenden dürfen. So waren auch die Leistungen der Cavalerie während des Feldzugs nicht sehr bedeutend, woran allerdings das Terrain, nächst der Art ihrer Führung, mit Schuld trug. Im Einzelgefecht zeigten sich die Marokkaner schon wegen ihrer größern Gewandtheit im Sattel den Spaniern überlegen.

Zu den vorzüglichsten Waffengattungen der Armee zählt der Verfasser die Bergartillerie, die ihre vielseitige Brauchbarkeit schon in den Bürgerkriegen bewährt hat und daher mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt ausgerüstet ist. Ihr, wie den übrigen Specialwaffen, und schließlich der Feldadministration in allen Branchen, wird in unserm Werke eine eingehende Betrachtung zu Theil, wobei es, im Hinblick auf näherliegende Beispiele, erfreulich ist, zu lesen, daß trotz der Schwierigkeiten des Transports ein eigentlicher Mangel an Vorräthen niemals eingetreten sei. Aus all den vorstehenden genauen Angaben sich ein Gesammturtheil über die spanische Armee zu bilden, hat der Verfasser dem Leser mit Recht überlassen, er hat ihn durch die Thatsachen dazu in den Stand gesetzt.

Der dritte und Haupttheil des Werks enthält die Darstellung des Kriegs in Marokko. Die Besitzungen der Spanier an der Nordküste Afrikas hatten schon zu verschiedenen Zeiten Anlaß zu ernsten Conflicten gegeben. In ihrem Hasse gedenken die Marokkaner noch immer an den Verlust der Iberischen Halbinsel und bewahren bis auf diesen Tag die Schlüssel zu den Thoren von Cordova und Granada, welche beim Ausbruch des letzten Kriegs mit großem Gepränge umhergetragen wurden, um das Volk gegen die „Nachkömmlinge der Barbaren" aufzureizen, die ihnen einst jene Städte entrissen hatten. Schon oft waren die Grenzen der spanischen Präsidios, trotz aller Verträge von unbotmäßigen Stämmen der Nachbarschaft angegriffen worden; im Jahre 1859, als Spanien beim Kaiser auf eine Revision der Grenzen angetragen und noch auf dem Gebiet von Ceuta ein Wachthaus gebaut hatte, waren diese Arbeiten nebst den Grenzsäulen mit dem spanischen Wappen durch einen Angriff zerstört worden, und der Kaid (Stadtvorsteher) hatte durch eine ausweichende Antwort die Genugthuung abgelehnt. Daraus war dann eine Correspondenz zwischen beiden Regierungen entstanden, welche uns hier als besonders bezeichnend für den Verkehr der Marokkaner mit den europäischen Mächten mitgetheilt wird. Spanien verlangte Wiederaufrichtung des spanischen Wappens an seinen Platz, strenge Bestrafung der Schuldigen im Campo von Ceuta in Gegenwart des spanischen Gouverneurs, Anerkennung des Rechts der Königin, Festungswerke im Campo von Ceuta zu bauen und Maßregeln zu Verhütung ähnlicher Unordnungen.

Die Verhandlungen führten zu keinem Resultate und der Krieg wurde am 22. October 1859 erklärt. Das spanische Volk nahm diese Nachricht mit Begeisterung auf und zeigte eine Opferbereitwilligkeit, die unsere Bewunderung erregen muß. Ohne jede Aufforderung von seiten der Regierung wurden freiwillige Geldbeiträge fast von allen Städten und einzelnen Personen gebracht, die Beamten und der Klerus verzichteten für die ganze Dauer des Kriegs auf einen Theil ihres Gehalts. Einige Beispiele, die der Verfasser mittheilt, beweisen die Größe ihrer Beiträge. Englands und Frankreichs Interessen gingen bei diesem Kriege wie so oft auseinander. England wünschte den Frieden zu erhalten und griff außer seiner diplomatischen Einmischung in seiner Weise auch noch zu einem nicht eben loyalen Mittel: es forderte von Spanien gerade jetzt eine alte Schuld zurück, wodurch es Spaniens Finanzen für den Krieg zu lähmen hoffte. Frankreich dagegen sah mit Rücksicht auf Algier den Krieg gern und eine Expedition gegen die marokkanischen Grenzstämme zu dieser Zeit war gewiß mehr als Zufall.

Der Schilderung der Kriegsereignisse läßt der Verfasser sehr zweckmäßig eine kurze Besprechung der gegenseitigen Taktik vorangehen. Aehnlich wie die Franzosen in Algier mußten die Spanier ihre Kriegführung und

Gefechtsweise der ihrer Gegner anzupassen suchen. Sie war einestheils sehr erleichtert durch die Einfachheit der Ausrüstung, der Evolutionen des Feindes, durch dessen gänzlichen Mangel an Feldartillerie und überhaupt an einem richtigen Verständniß der Kriegführung. Anderntheils war die Tücke und Hinterlist des Feindes eine ungewöhnlich große; die schädlichen klimatischen Einwirkungen waren zu bewältigen, ebenso wie die fast gänzliche Unkenntniß des Terrains des Kriegsschauplatzes und die mit dem Vordringen in riesigen Progressionen wachsenden Schwierigkeiten der Armeeverpflegung und der Behauptung des eroberten Landes. Die Kampfweise der Marokkaner ist das Einzeln- und Gruppengefecht, ohne Massenformationen, ohne bemerkbare Führung, beim Rückzuge nach allen Seiten ausweichend, um hinter dem Feinde das Terrain sofort wieder zu nehmen, der Kampf aus dem Hinterhalt, unermüdliche Beunruhigung selbst bei Nacht, fortwährendes Umschwärmen in allen kleinern und größern Affairen. Dem entgegen stellten die Spanier ebenfalls ausgedehnte Tirailleurketten und verwendeten die Massen weniger zu geschlossenen Angriffen, als zur Einschüchterung des Feindes. In dieser Beziehung waren von größtem Einfluß der Angriff mit dem Bajonnet, das Zischen der Rakete, die platzende Granate und ein wohlunterhaltenes Rottenfeuer. Gleichviel, ob die Kugeln trafen, der Schreck allein verursachte das Weichen des Feindes. Bei allen Bajonnetangriffen spielte fortwährend die Musik, schlugen alle Tambours, bliesen sämmtliche Hornisten der Plänklerkette zur Attake. Die Fahne flatterte hoch über dem Bataillon, oft getragen von dem Commandanten vor der Fronte, dem die Soldaten im Laufschritt folgten; die Offiziere gaben überall das beste Beispiel und begeistert stürzte sich alles unter dem Rufe: „Viva la Reina!“ auf den Feind. Der Verfasser rügt dabei aber manche Fehler, namentlich in der Entfernung der Unterstützungen von den Plänklern und den Mangel der Reserven, der sich noch fühlbarer bei der Cavalerie machte.

Die Kriegsereignisse werden dann in sechs Abschnitten, bedingt durch die verschiedenen Stellungen oder Bewegungen der Armee, vorgetragen: vom Beginn der Feindseligkeiten bis zur Landung der Truppen des ersten Armeecorps in Ceuta, vom 10. August bis 19. November 1859; die Kämpfe am Serallo bis zum 31. December; das Vorrücken der Armee bis in das Thal des Rio-de-Tetuan, vom 1. bis 17. Januar 1860; die Gefechte an der Douane und die Einnahme von Tetuan, bis 6. Februar; die Armee bei Tetuan, bis 22. März; die Schlacht von Wad-el-Râs und die Beendigung des Kriegs vom 23. bis 27. März 1860. Die Feindseligkeiten, mit dem Angriff auf das Wachthaus begonnen, dauerten während der Unterhandlungen fort, die spanische Besatzung, auf sich selbst gewiesen, mußte sich vorläufig in der Defensive halten, bis ihr eine ernste Züchtigung der Marokkaner eine längere Zeit Ruhe verschaffte. Unterdessen wurde die Armee mobil gemacht, außerdem ein Observationscorps und eine Reservedivision zusammengezogen. Von den Rüstungen der Marokkaner ist wenig bekannt geworden. Nach der Kriegserklärung fanden massenhafte Auswanderungen, besonders von Juden, welche sich trotz der Proclamation des Muley-el-Abbâs, eines Bruders des Kaisers, der ihnen Schonung verhieß, nicht sicher fühlten, nach Spanien statt. Unsere Leser werden sich erinnern, daß unter den Glaubensgenossen damals für sie gesammelt wurde. Auch die fremden Consuln, mit Ausnahme des englischen, verließen Tanger.

Die Organisation der spanischen Expeditionsarmee unter O'Donnell nach dem Stande vom 18. November 1859 lesen wir in einer übersichtlichen Zusammenstellung; das Geschwader bestand aus vier Linienschiffen, sieben Raddampfern, drei Schraubendampfern und fünf Transport-Dampfschiffen, zu welchen noch einige Handelsschiffe gemiethet waren. Am 19. November landete das erste Armeecorps und nahm zunächst außerhalb Ceuta am Serallo eine Stellung, welche durch Verschanzungen verstärkt wurde, um den nachrückenden Corps die Landung und den zur Lagerung nöthigen Raum zu sichern. Mehrere Gefechte fanden statt, deren Einzelheiten uns erzählt werden. Am 28. November stieg der Oberbefehlshaber in Ceuta ans Land, mit ihm die beiden ersten Divisionen des zweiten Armeecorps und das Reservecorps, welche ihre Lagerplätze zwischen dem Otero- und Serallohügel erhielten. Ein neuer stärkerer Angriff des Feindes wurde am 30. November siegreich zurückgeschlagen; O'Donnell hatte das Gefecht persönlich geleitet und sich dadurch das Vertrauen der Armee und des spanischen Volks gewonnen. Die Marokkaner, etwas eingeschüchtert, hielten nun bis zum 9. December Ruhe, während welcher Zeit die übrigen Truppen und das sämmtliche Material der Armee ausgeschifft wurde. Am 9. December griffen angeblich 12000 Mann wieder die Verschanzungen an, einer der höchsten Würdenträger des Reichs soll sie geführt haben, wenigstens bemerkte man einen Reiter auf reich gesatteltem Pferde, von Bannerträgern gefolgt, in dessen Nähe sich ein sehr reges Leben von ankommenden und abgehenden Reitern zeigte. Der Sieg blieb den Spaniern, welche sich dadurch eine zweitägige Ruhe erkämpften. Die Armee erhielt eine neue Dislocation und Arbeiten an der Straße nach Tetuan wurden durch die Reservedivision unter General Prim gedeckt, der neuerdings wieder viel wegen seines selbständigen Handelns bei der Expedition gegen Mexico genannt worden ist. Im feindlichen Lager waren jetzt bedeutende Verstärkungen angekommen; rastlose Angriffe fanden im Laufe des Monats statt, die auch den Spaniern empfindliche Verluste zufügten.

Der Verfasser schildert diese Gefechte in ihren Momenten mit großer Anschaulichkeit; daß er dabei spanischen Berichten mehr, als denen des englischen „Gibraltar Chronicle“ folgt, ist gerechtfertigt, da letzteres Blatt seine Nachrichten aus Tanger bekam und eine übertriebene Parteinahme für die Marokkaner zeigte. Doch nennt er die Ereignisse in dieser ganzen Periode für die Spanier nicht sehr glänzend, da sie nicht nur kein Terrain gewonnen, sondern selbst das vom ersten Armeecorps beim Beginn des Kriegs eroberte Plateau am Serallo nur unter vielen, fast täglichen

Kämpfen mühsam behauptet haben. Der Gesundheitszustand in der Armee verschlechterte sich, die Cholera brach aus und raffte während des vierzigtägigen Aufenthalts am Serallo gewiß ebenso viele Opfer hinweg, als die Armee während des ganzen Feldzugs in Gefechten verlor. Dem Hauptinhalte nach lauteten die täglichen Kriegs- und Lagerbulletins: „Es regnet, die Cholera ist im Zunehmen, man arbeitet am Wege nach Tetuan, und die Marokkaner sind an den Vorposten." Die Stimmung der Armee wurde dadurch nicht erhöht. Endlich waren die Arbeiten an der Militärstraße so weit vorgerückt, daß man den Vormarsch beginnen konnte; der Befehl dazu wurde mit allgemeiner Freude begrüßt.

Wir folgen der Armee nun zum Angriff auf die feindliche Stellung von Castillejos, in welcher Schlacht sich General Prim Rang und Titel eines Marques de los Castillejos errungen, dann unter weitern Gefechten am Monte-Negron, am Wad-el-Asmir, zum Cap-Negro, wo ihr eine namhafte Verstärkung durch die Division Rios zuging, welche hier ausgeschifft wurde. Die Verbindung mit der Flotte war nach einem beschwerlichen und gefahrvollen Marsche hergestellt, dadurch die mit dem Mutterlande; an der Douane und dem Fort San-Martin hatte die Stellung neue Stützpunkte gewonnen und wurde durch Verschanzungen, besonders eine Sternschanze, gedeckt. Hier fanden neue Gefechte statt: am Bache Alcántara und am Thurme Dscheleli, wo die Marokkaner ein festes Lager bezogen hatten. O'Donnell, nachdem er den Transport des Belagerungsparks gesichert, ergriff wieder die Offensive, die Armee war nach dem Eintreffen der Division Rios anders formirt worden: eine beigefügte Tabelle gibt uns diese Formation an. Die Schlacht bei Tetuan, durch das Feuer von 40 Geschützen auf die feindlichen Verschanzungen eingeleitet, durch einen allgemeinen Bajonnetangriff auf dieselben in 35 Minuten entschieden, hatte die Einnahme der Stadt zur Folge, deren Einwohner durch die Gewaltthaten der eigenen Truppen und der wilden Stämme des Rif zur Verzweiflung gebracht waren. In militärischer und politischer Beziehung war diese Eroberung von großer Wichtigkeit, endloser Jubel herrschte darüber in Spanien, O'Donnell wurde zum Herzog von Tetuan und Granden erster Klasse ernannt.

Sechs Wochen stand die Armee bei Tetuan; das Leben und der Verkehr in der Stadt und im Lager wird uns mit großer Lebendigkeit geschildert, es gibt allerdings ein pittoreskes, wenn auch nicht überall erfreuliches Bild, namentlich was die Einrichtung und Ordnung in den Lagern betrifft, so glücklich dieselben auch im Schatten der Gärten gewählt waren. Die Verwüstung der letztern nahm bald ihren Anfang, die herrlichsten Bäume wurden gefällt; der Verfasser erinnert sich eines prachtvollen Johannisbrotbaums, der im Hauptquartier stand und des Morgens zum Sammelplatz für die meisten Offiziere diente, derselbe mußte unter der Art fallen, weil er des Nachts durch das Rauschen seiner Zweige den Schlaf eines höhern Offiziers gestört hatte! Wer war dieser neue Wallenstein? Dem Friedländer war das Quaken der Frösche lästig, Bauern mußten oft — aber gewiß nicht auf seinen unmittelbaren Befehl, sondern durch seine dienstbeflissene Umgebung veranlaßt — einen Teich, in dessen Nähe der Feldherr ruhte, während der Nacht leise peitschen, um die Frösche still zu halten: den schönen Algarrobo von Tetuan hätte Wallenstein gewiß nicht fällen lassen.

Gerüchte des Friedens tauchten nun auf, aber in Spanien wie im Heerlager der Marokkaner waren die Meinungen darüber getheilt, hier wie dort gab es Parteien für und gegen den Krieg. Am 11. Februar erschienen Abgeordnete bei O'Donnell, welcher ihre Wünsche der Königin vorzulegen versprach; die Unterhandlungen wurden dann in einer Zusammenkunft des Marschalls mit Muley-el-Abbâs, die in einem dazu aufgeschlagenen, prachtvoll ausgestatteten maurischen Zelte stattfand, im Beisein des marokkanischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten fortgesetzt, sie zerschlugen sich aber an der Bedingung, Tetuan, die heilige Stadt, abzutreten. Ein siegreicher Erfolg der Marokkaner auf einem andern Punkte, Melilla, dessen Commandant gegen seine Instruction die Rifstämme, die ihn beunruhigten, angegriffen hatte und von ihnen zurückgeschlagen worden war, diente dazu, die Kriegspartei Marokkos zu stärken. Vor Tetuan kam es außer kleinern und größern Recognoscirungen auch zu bedeutenden Vorpostengefechten und einem ernstlichen Kampfe um den Besitz der Höhen und des Dorfs von Samsa am 11. März, bis der Befehl zur Marschbereitschaft für den 23. März erfolgte. Im taktischen Verbande der Armee waren einige Veränderungen eingetreten, eine dritte Tabelle gibt uns dieselben an. Der Marsch wurde in aller Frühe angetreten, man stieß aber bald auf den Feind, der zum Angriff überging, sodaß die verschiedenen Corps aus der Marschformation sich zum Gefecht entwickeln mußten. Es kam zur Schlacht, deren Brennpunkt lange Zeit das Dorf Amsal im Thale des Wad-el-Râs war, bis dasselbe unter Prim's persönlicher Führung genommen wurde. Die Spanier gingen nun unaufhaltsam, aber noch immer kämpfend, vor; endlich gegen 5 Uhr waren die Höhen des Beni-sider gewonnen, wo man die Lager bezog. Dieser Sieg hatte den Abschluß des Friedens zur Folge, dessen Präliminarien zwischen O'Donnell und Muley-el-Abbâs, am 25. März, wiederum in einem Zelte zwischen beiden Heerlagern festgestellt wurden. Am 26. März trat die Armee ihren Rückmarsch an. Eine Uebersicht der allgemeinen Verluste während des Kriegs, der Gefangenen und der Beute, sowie eine Beleuchtung der Gründe, welche gegen die Fortsetzung des Kriegs gesprochen, endlich die Mittheilung des Friedensvertrags vom 26. April und des spätern Tractats über die Räumung von Tetuan nach Abzahlung von 3 Millionen Duros, schließen das Werk.

Wir hoffen, durch unsere eingehende Besprechung das Interesse der Leser darauf gelenkt zu haben und wünschen, daß die ebenso belehrende als anziehende Arbeit in weitesten Kreisen Anerkennung finden möge.

Karl Gustav von Berneck.

Unterhaltungsliteratur.

1. Der letzte Komödiant. Roman von Karl von Holtei. Drei Theile. Breslau, Trewendt. 1863. 8. 5 Thlr.
2. Oesterreichische Garnisonen. Roman aus dem Militärleben von Robert Byr. Vier Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1863. 8. 4 Thlr.
3. Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman von Graf Adelbert Baudissin. Erste Abtheilung: Karoline Mathilde. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
4. Durch zwei Menschenalter. Novelle von Golo Raimund. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 3 Thlr.

In jedem Stande, sei es bei den Kaufleuten, sei es bei den Gelehrten, den Handwerkern, den Künstlern, den Landwirthen, überall ist der Handwerker an und für sich der geachtetste, der gesuchteste und der am reichsten belohnte Arbeiter. Der eigentliche Künstler gilt nur selten als solcher etwas, denn was er treibt, dient nicht dem Nutzen, sondern nur dem Luxus, den die arme, um das tägliche Brot sich mühende Welt nicht gebrauchen kann und deshalb nicht verlangt. Jedem Stande wird daher der eigentliche Künstler unbequem, denn was kümmert sich das Heute um die Zukunft und die Unsterblichkeit, und für diese flammt und wirkt der Künstler allein. Er sieht sich zurückgesetzt, verhöhnt, und so unbelohnt, daß die Consequenz des Talents — und Genie ist eigentlich nur höchste Ausdauer — dazu gehört, um trotz alledem und alledem dem Ideal treu zu bleiben. So gilt der eigentliche Künstler seiner Zeit wenig oder nichts, und auch in der Kunst gewinnt der, welcher sie handwerksmäßig betreibt, fast allein nur Ruhm und Geld; und sein Fleiß, der dem Gewinne folgt, wird ihm als Talent angerechnet; ja, er darf sich sogar erlauben, den Künstler vor aller Welt zu verdammen und ihm zuzurufen: „Narr, mache es wie ich, du Pfuscher!" Daß hierbei der Pfuscher selbst besser fortkommt als der Künstler, ist folgerecht.

Mehr denn je gilt dies aber von unserer Zeit, wo Liebe und Schwärmerei der Jugend selbst abhanden gekommen ist, der Jugend, die nicht mehr darben und streben kann, sondern genießen und darum reich heirathen will. Ueberall ist die — seltsam genug mehr denn je erkannte — Nichtigkeit des Lebens das Ziel nüchterner Begierden. Deshalb liegt so viel danieder, ist fast alles verflüchtigt. Die Philosophie würde ausgelacht, wollte sie neue Systeme bauen, hat ja doch Schopenhauer das Nichts, das Buddha schon vor Jahrtausenden fand, erwiesen, und die Philosophen gehen ins Lager der Reaction für reelle Bezahlung. Die Medicin ist mit ihrer Weisheit zu Ende, wie einige Herren Doctoren selbst in populären Blättern sattsam darthun, die sich nicht genug über die Nichtse der Homöopathie ereifern können, mit denen der kranken Welt mindestens nicht geschadet wird. Die Politik erscheint zwar aller Welt sehr wichtig, aber wo erweist sie sich in einem System, als ein Ganzes und Festes? Es ergeht ihr wie der Religion; der Glaube ist groß, die Sehnsucht nach endlicher Beruhigung im Glauben noch größer; aber was wir glauben sollen, das eben können wir nicht finden. Wahr ist, und das wollen wir zu unserm Lobe anerkennen, aller Haß ist aus der Politik und Religion verschwunden oder sollte es wenigstens sein; denn wer könnte heute noch Republikaner sein in dem Sinne, daß er den Constitutionellen vernichten wollte; wer ist heute Protestant oder Katholik mit solcher Zähigkeit, daß sich daraus religiöser Haß entzünden könnte? Solche krankhafte Reizbarkeit, solch wüthendes Gebaren, solche Verleugnung aller Nächstenliebe und Sitte, wie die winzig kleine Partei unverbesserlicher Reactionäre und Ultramontane zu Tage fördert, was wollen sie sagen?

Wie alles und nichts Mode ist, so gilt auch in der Kunst alles und nichts, und deshalb ist auch sie und besonders die Schriftstellerkunst sehr praktisch geworden. Sie reflectirt: liegt hinter dem Leben das Nichts, so ist es mit dem Glanze des Nachruhms eben auch nichts; wohlan, es gilt, dies Leben, was ich einmal habe und durchdauern muß, möglichst angenehm zu vollbringen. Wie's erringen? Nun denn, ich lege mein Talent am zinsbarsten an, d. h. ich treibe die Kunst am handwerksmäßigsten!

Deshalb diese Sündflut von Romanen. Auch der schlechteste findet seinen Verleger und wird bezahlt. Und dann, was ist denn eigentlich schlecht? Ein Werk, das gefällt, das Geld einbringt, kann das schlecht sein? Damit ist denn auch die Kritik verflüchtigt und ins Nichts zurückgeworfen. Dem sei aber, wie ihm wolle, dennoch übe die Kritik ihr Recht, wahr und klar, milde, aber ohne sich von Erfolgen in der Zeit bestimmen zu lassen. Es gibt denn doch, wenn auch nicht so entschieden, wie immer darauf gepocht wird — könnten wir sonst mit so vielem abgetragenen Zeuge durch alle Literaturgeschichten uns schleppen? — es gibt denn doch für den Werth der Kunstwerke eine Gerechtigkeit der Zukunft, und vor dieser soll das kritische Wort nicht als unnütz gelten. Von diesem Standpunkte aus bitte ich aufzufassen, was ich über die aufgeführten Werke zu sagen habe.

Der Verfasser des erstgenannten Romans: „Der letzte Komödiant", Karl von Holtei, ist ein Schriftsteller von so verbreitetem Ruf, daß die vielbeschäftigte Kritik erfreut sein könnte, bei jedem neuen Werke dieses fruchtbaren Literaten eingehender Aeußerungen überhoben zu sein und nur als Registrator pflichtschuldigst zu fungiren.

Die arme Kritik, vielleicht auch die übermüthige Kritik, die sich einzubilden wagt, auch einem höhern und höchsten Richter, der Wahrheit und der Zukunft, Pflichten schuldig zu sein, und sich eigensinnig vorgenommen hat, dem jedesmaligen Geschmack nicht blindlings zu huldigen, ja, die arme Kritik schwankt, aufrichtig gestanden, hin und her, nicht etwa über ihre Meinung, sondern ob sie dieselbe aussprechen solle. Fürwahr, ich wollte alle, beim aufmerksamen Lesen des „Letzten Komödianten" fleißig und reichlich gesammelten Notizen unbenutzt lassen und zwar aus Achtung vor dem greisen Schriftsteller, der am Schlusse des Werks sich äußert: „Und so hätte ich euch, geneigte Leser, die Geschichte von meinem «Letzten Komödianten» erzählt, so gut ich's vermochte. Vielleicht ist es auch meine letzte Erzählung. Möge sie euch nicht misfallen!"

Sollte es da nicht Pflicht sein zu schweigen, wenn man nicht loben kann? Gewiß, wenn dieser Roman unbeachtet vorüberginge und nicht die Kritik so entschieden herausforderte. Sie nimmt den Handschuh auf, ohne Galläpfel in die Tinte zu mischen, wie Hr. von Holtei (III, 246) von den Herren Recensenten voraussetzt, wo es weiter heißt: „Je freundlicher ins Gesicht, desto boshafter hinterm Rücken. Dabei predigen sie «Gerechtigkeit». Sie mahnen mich an jene indianischen und arabischen Stämme, die in ihren Hütten alle Reisenden gastlich empfangen, ihnen aber hinterher Genossen nachsenden, welche die «Gastfreunde» berauben und nach Umständen todt schlagen. Nichts wider das heilige Gastrecht! Nichts wider die Gerechtigkeit!"

Nun denn aus Gerechtigkeit, welche mich zwingt zu warnen z. B. vor ungesunder Speise, und als solche betrachte ich diesen Roman, weil er den guten Geschmack gefährdet. Kann ein Vater seinen erwachsenen Sohn — und wenn die Zeit darüber hinweg ist, wie der ältere Bäcker in dem „Letzten Komödianten" —, kann ein Mann seiner Frau — und wenn die Zeit auch diese Besorgniß belächelt, wie der Baron im „Letzten Komödianten" —, kann ein Vater seiner erwachsenen Tochter diesen Roman in die Hand geben? Nein, dreimal nein! Für wen schreibt denn Hr. von Holtei seine Romane, und warum nicht für den größten, dankbarsten Leserkreis, für den der Jungfrauen? Oder dürfen diese eine Geschichte lesen, deren Inhalt folgender ist:

Ein älterer verwitweter Baron kehrt mit der frühern Schauspielerin Gottliebe, nachdem sein Verhältniß zu ihr selbst in der Residenz nicht goutirt wird, obgleich sie als Gouvernante seiner bereits erwachsenen Tochter Ludmilla gilt, in sein

großes, altes, seit 20 Jahren vernachlässigtes Schloß ein. Ludmilla verliebt sich sogleich in den Lehrjungen des Tapezierers, der zur Herstellung der wüsten Räume beordert ist. Zur Unterhaltung nimmt der Baron eine Theaterbande an, Gottliebe wird deren Intendantin. Der Lehrjunge erscheint als Schauspielergenie, und glänzt in den Heldenrollen bekannter Stücke; Gottliebe, die Maitresse, verführt, und Ludmilla, die Baronesse, entführt den Komödianten. Es folgen die Freuden und Leiden einer wilden Schauspielerehe. Ludmilla kehrt zum Vater zurück, heirathet einen jungen Grafen und beschenkt ihn nach sechs Monaten mit einem Stammerben. Der eigentliche Vater desselben treibt sich von Bande zu Bande umher, wird ein berühmter Mann und läßt sich natürlich in sehr viele interessante Verhältnisse ein; unter anderm ist seine Verbindung mit einer geistreichen Commerzienräthin Ursache ihrer Scheidung. Sie beschenkt den in den Freiheitskrieg ziehenden Komödianten mit einem Töchterchen. Bis hierher haben wir keinen anständigen Menschen kennen gelernt: nun folgt der sentimentale Theil; hoher Heldenmuth, Buße und Reue. Ein Mann, Namens Tod, mit einer furchtbaren Schmarre durch das ganze Gesicht, zieht als Souffleur, Inspicient, Rollenabschreiber u. s. w. von Bande zu Bande; er interessirt sich für ein junges Schauspielergenie, dies stirbt an der Schwindsucht. Die Braut desselben, dessen Mutter soeben begraben worden ist, erscheint, es ist des Komödianten Tochter; sie hat Vermögen, der Vater wird Theaterdirector. Doch wir eilen zum Schluß. Als verwitwete Großmutter und Erzieherin ihrer beiden verwaisten Enkel, von denen der älteste den Namen des Komödianten führt, findet dieser seine erste (eigentlich mindestens seine zweite) Geliebte auf ihrem Schlosse. Er zieht in ein Gartenhäuschen, spaziert mit ihr durch die Alleen und stirbt von ihr gepflegt.

Man könnte erwidern: Wer den Roman nicht lesen soll, der könne ihn liegen lassen, uns sagt er zu. Freilich, ganz richtig, wenn nur das Liegenlassen immer anginge. Man könnte entgegnen: Nun, das ist doch noch nicht so schlimm, was hat uns H. Clauren erzählt, was erst Wieland gedichtet. Gewiß, aber H. Clauren ist auch gerichtet, wir geben auch die Wieland'schen Dichtungen nicht unsern Frauen und Töchtern in die Hand. Und wenn man auch zur Entschuldigung anführte, daß Thümmel und Heinse noch weiter gegangen seien, so waren selbst diese nicht zu entschuldigen, wo sie gegen die Sitte gesündigt haben. Hier tritt aber noch dazu das „Wie", und da hört denn doch alle Gemüthlichkeit auf, wenn man sich schon in den „Schlesischen Gedichten" eine „Lausekaschel" gefallen läßt, um der Naivetät des Dialekts willen; in Prosa klingt dergleichen aber ganz anders, und fast auf jeder dritten Seite dieses Romans findet man Ausdrücke, vor denen der Leser erschrecken muß. Da liest man: „dummes Weibsbild", „aufgegabelt", „faule Fische", „den Magen voll fressen", „als Ariadne auf Naxos herumfegen", das Räuberlied „grölen", „verschossener Schanzlooper", „besäuft sich wie ein Vieh" „Courage", „Suff" „Halt Kontenanze", „übers Maul fahren", „besoffener Viehtreiber", „klobige Zuversicht", „sabbere nicht", „nicht von der Pelle", „Grips im Schädel" u. s. w. I, 101 heißt es, sie sei „ein Götterweib und Venus ein Kuhmensch gegen sie"; S. 112: „Da sollen unsere Kautzburger heulen, daß die ganze Reitbahn unter Wasser steht." Der Baron erwidert darauf S. 113: „Wenn der Jammer nachläßt und die Freude beginnt, dann kann ich auch heulen und zwar wie ein alter Schloßhund." S. 137 „stinkt's" nach ausgeblasenen Lampen, und S. 149 liest man, daß für den Räuber Karl allerdings Wulf noch viel „Kalbfleisch" war; ferner S. 188: „Das Weib ist höllisch mitgenommen" u. s. w. Für Trinken und Betrinken, das in diesem Buche sehr oft vorkommt, steht jedesmal „Saufen, Besaufen" oder noch ein platterer Ausdruck. S. 214 und 215 kettet sich die Baronesse mit dem Blut, wovon sie überströmt, an den Geliebten fest, und S. 216 nennt der Director im gerechten Zorn den Maler ein „blutiges Schwein". Der adeliche Herr Vater redet einmal den Komödianten wie folgt an: „Verstehst du? Spürst du, wo ich hinaus will? He? Bist du bei Wege? Aha, jetzt reißt er die Augen auf. Guten Morgen, wünsche wohl geschlafen zu haben! Na nu kann's losjehn, sagen sie in der Mark. Du warst, ohne Complimente, ein ruppiger Junge."

Ich übergehe die Schilderung der wilden Ehe (II, 8—16), auch Haydn's Aeußerungen S. 35 u. s. w., wo er wie Bacherl spricht; überraschen muß es aber, daß auch der selige Mozart mit folgenden Worten eingeführt wird: „Ich weiß nicht, was sich unsere deutschen Dichter denken? Wenn sie schon das Theater nicht verstehen, was die Opern anbelangt, so sollen sie doch wenigstens die Leute nicht reden lassen, als wenn Schweine vor ihnen ständen! Ha, ha, ha!"

Im Verlaufe der Geschichte wird uns ein Ereigniß erzählt, das selbst als Erfindung zu schauderhaft ist. Und wie trägt es der Vater vor, der sein eigenes Kind hat verbrennen, nein, rösten lassen; dabei spricht er S. 185 vom gründlichen und gewissenhaften „Abwichsen" seiner Sieben nach der Anciennetät. „Meine Frau, als zärtliche Mutter, half mir bei", fährt er fort. Schließlich noch eine Stilprobe: „Die neuen Entreprisen mehren sich wie Blattläuse, und ein Principal frißt dem andern das Brot vom Munde weg, wie Blattläuse einer der andern den Saft vom Steiß."

Schauspieler wird übrigens dieser Roman besonders interessiren, weil das Leben in allen Verhältnissen, in welchen diese Künstler wirken müssen, mit besonderer Kenntniß geschildert ist.

Dem zweiten Roman: „Oesterreichische Garnisonen", von Robert Byr, schicken wir folgendes idyllische Gemälde aus dem Militärleben voraus: Wenn nach erfolgter Ablösung der alten Wache der Lieutenant mit dem Commando weggetreten, den Degen gemächlich in die Scheide fallen läßt, die Gewehre in die eisernen Rücken gestellt sind, die Mannschaften, ist es im Winter, trampelnd, um den Schnee von den Stiefeln zu entfernen, und die Arme um die Brust schlagend, nach der Wachstube eilen, ist es im Sommer, sich auf den Bänken vor der Hauptwache lagern, die Pfeife anzünden und dampfend auf den Markt schauen; wenn der Offizierbursche sämmtliche Requisiten des Wachlebens, ein paar Dutzend Pfeifen nebst Tabackskiste, oder heutigen höheren Ansprüchen genügend, einen ausreichenden Vorrath von Cigarren, dazu Kaffeemaschine, Toilettengegenstände u. s. w. herbeigeschafft hat, wenn der Herr Lieutenant die neue Schärpe sich abschnallen, den Parade-Waffenrock aus- und den „alten Gottfried" anziehen ließ, dazu auch die alte Schärpe um die schlanke Taille gürtete, wenn er in den großen, dunkelbraun glänzenden, ledernen Lehnstuhl, sei es am warmen Ofen, sei es vor der Sommersonne geschützt im Schatten des Ueberdaches zwischen den offenen Fenstern des Parterre, wo auf dem Fensterbret die Cigarren für die Kameraden zur Hand stehen, von den Strapazen des Dienstes ausruht, wenn er seiner das von Kalfakter und Burschen herbeigebrachte Mittagessen verzehrt, selbst den Kaffee gebraut und ihn zur Cigarre hinabgeschlürft hat, und nun endlich gelangweilt auf dem großen, ebenfalls schwarzbraun glänzenden, ledernen Sofa die Stunden verträumt, bis die Kameraden zum Spielen und zur Partie erscheinen, dann fällt ihm vielleicht ein, daß er seinem Burschen befohlen, ihm einige Bücher aus der Leihbibliothek zu bringen. Der Lieutenant erhebt langsam die weiche, geschonte Hand nach der über dem Sofa schwebenden Klingelschnur, zieht sie mit einigen kräftigen Rucken an, die Glocke ertönt hell in der Gemeinenstube, der Kalfakter stürzt herbei und erhält Befehl, die Bücher, die irgendwo unter den Sachen liegen müssen, dem Herrn zu reichen. Der im Diensteifer zitternde Bursche [illegible] dies und jenes von den verschiedenen Tischen, empfängt einige Flüche und zarte Titel und hat endlich das Verlangte zusammengesucht und vor dem Herrn Lieutenant niedergelegt. Vielleicht findet sich darunter auch, als soeben angekommener Roman, das vorgenannte Werk, der Titel und die noch unbefleckte Montur des Buchs reizt den Herrn Wachcommandanten und bald ist er im Lesen so vertieft, daß er den dröhnenden Heraus-

der Schildwache fast überhört und von der angeordneten Ablösung zurückkehrend, den seltenen Wunsch empfindet, daß die Herren Kameraden noch lange ausbleiben möchten.

Ja, interessant, sehr interessant für gelangweilte Menschen, sind diese Geschichten aus dem Leben der österreichischen Offiziere. Sie spielen zumeist in Italien und schildern das Verführen junger, blöder Marssöhne durch wohlconservirte, ältere Damen, und das Gunstgewinnen der geschulten Oberlieutenants und Rittmeister von jungen Schönen. Der Hauptfaden, der sich durch die vier Bände schlängelt, ist einem stattlichen, geistreichen, nach Glück und Ruhm begierigen Manne bestimmt, und ihm zur Seite, hin und wieder seine Bahn durchkreuzend, bewegen sich ehrlich gutmüthige, leichtsinnige, übermüthige und herzlich schlechte Kameraden, deren Schicksale theils von dem Haupthelden bestimmt werden, theils auf das seine bestimmend einwirken.

Wir finden in der Schlußscene des vierten Bandes den treuesten Freund des tapfern Kämpen, wie jener diesen im Curort Baden bei Wien erwartet, und da hier alles zusammengefaßt ist, was den Roman charakterisirt, so möge ein kurzer Auszug zugleich für das Buch sprechen.

„Ein junger, hochgewachsener Mann, elegant bürgerlich gekleidet, schritt in der offenen Bahnhofshalle auf und nieder.

„Endlich wurde signalisirt, man läutete zum ersten mal, der Zug schob sich zischend immer langsamer in der Halle hin, er blieb stehen.... Die Leute machten dem Armen mitleidig und achtungsvoll Platz, an zwei Krücken schleppte er den von nur einem Fuße getragenen Leib, eine schwarze Binde lag über dem linken Auge. «Grüß Gott, Fritz!» sprach Cosonczy, hielt die rechte Krücke nur mit dem Arme und reichte Banner die Hand hin."

Wir finden die Freunde in der Wohnung des Invaliden wieder. „«Und sie?» sprach er leise, kaum verständlich. «Wie, weißt du nichts?» rief überrascht Banner. — «Was soll ich wissen? rede! rede!» — «Ihr Mann», stotterte Banner, «ist gestorben!» — «Das weiß ich!» — «Warum siehst du mir ins Auge? Was gibt's noch? Sie lebt im Elend?» — «Nein.» — «Also was ist's? rede Mensch, du marterst mich zu Tode!» — «Sie ist.....» — «Was stockst du wieder? Rede! Rede! Siehst du denn nicht, daß mir das Blut zum Kopf jagt und mich wahnsinnig macht! Fritz! Ist sie todt?» — «Nein!» — «Also was? was?» — «Sie ist verheirathet», sprach Banner leise und zaudernd."

Nachdem Cosonczy sich etwas beruhigt hat, befragt der Freund ihn um seine jüngsten Erlebnisse. „«Das ist eine lange Geschichte, will dir's einmal ausführlich erzählen, damit du weißt, was kluge Freundschaft ist. Hab' ihm vor Jahren so über 11000 Gulden geborgt, ohne Schrift, auf sein Wort. Siehst du, das ist der erste Act.... Also ich gab meinem Vater zwei Drittel meines Vermögens, um Volkenau zu Hülfe zu kommen.» — «Volkenau, dem verstorbenen Grafen Volkenau?» — «Ja, er war ja Kath— er war ihr Mann.»"

Cosonczy ist um sein ganzes Vermögen gekommen, er äußert sich später: „Siehst du, jetzt lächelt sie! O, sie konnte einem das Herz aus dem Leibe lächeln und die Seele in ewige Verdammniß stürzen, und man merkt es erst, wenn sie wieder hart und trotzig schaut. Hörst du das Lachen des Arztes, der den Leichnam secirt hat und das Herz in der blutigen Hand nun als Fangball emporwirft? Dummes Ding, ruft er, und dann kommt es in Spiritus, und auf der Etikette außen steht: «Ein Menschenherz!»"

Von dem beruhigten Freund in seiner Wohnung allein gelassen, macht sich Cosonczy, der seine „Kitty" auf der Promenade gesehen und vor ihr hülflos in den Sand gestürzt ist, zum Tode bereit. „Er sah den Ring lange an, bis ihm die Thräne über die Wange lief, dann preßte er ihn an seine Lippen; «Kitty!», murmelte er, «lebe wohl!» Ein kräftiger Druck und der Ring brach in zwei Theile, er ließ sie in den Lauf gleiten, den er geladen, drückte sie nieder; und schob noch ein Stückchen Papier darauf, um das Herausfallen zu verhüten. Alice legte jetzt wie fragend die eine Vordertatze auf Cosonczy's Knie und sah ihm unruhig ins Auge. «Ja, Alice!» sprach Cosonczy zu ihr und streichelte ihr den schönen Kopf.... «Du hast Verstand, schaust, was ich treibe? Ja, ja, 's ist Ernst.»"

Als Banner das Grab des Freundes einige Tage, nachdem es ihn aufgenommen, besucht, findet er dort einen kleinen ältlichen Herrn vor und sieht eine trauernde Dame am Hügel knien; das kurze Gespräch fortsetzend fragt Banner: „«Ist die dort am Grabe Kniende Ihre Frau?» — «Ja, seit drei Jahren. Sie hatte schon in der Zeitung von Cosonczy's Tode gelesen, arme Giovannina! Sie hat ihn so lieb gehabt!» — «Giovannina!» sagte wehmüthig Banner, «also doch eine Thräne auf sein Grab!» — «Sie hat schon viel geweint; aber sagen Sie mir, was hat ihn denn dazu getrieben?» Mit düster gefalteter Stirn sprach Banner dumpf vor sich hin: «Sein ruheloser, ungebändigter Geist!»"

Wir gehen über zu dem dritten Roman: „Christian VII. und sein Hof. Erste Abtheilung: Karoline Mathilde", von Graf Adelbert Baudissin. Dieses Werk ist auf drei Abtheilungen angelegt, jede von zwei Bänden. Wir haben also noch zu erwarten: „Juliane Marie" und „Hans Pochwisch".

Es ist höchst löblich, den Deutschen die Geschichte der Dänen, soweit sie die Schmach angeht, die unserer großen bescheidenen Nation von diesem eiteln übermüthigen Volke angethan worden, zur Schärfung seines gerechten Hasses vorzuführen. Ja, tief in meiner Seele klagt und grollt dies brennende Vermächtniß und macht mich die Augen beschämt niederschlagen, wenn ich stolz ausrufen will: „Ich bin ein Deutscher!" Für gewisse träge Gemüther ist es sicherlich eine beachtenswerthe Mahnung, wenn Baudissin in der Vorrede sagt, die Mishandlung der Deutschen in jenen schönen verwaisten Schmerzensländern sei die Fortsetzung eines Nationalkampfes, den die stupide, dänische Eitelkeit gegen uns, ihre Wohlthäter, seit lange unternommen habe.

„Dänemarks Frauen", fährt der Verfasser fort, „entflammen ihre Männer und Brüder zum tödlichen Kampfe gegen das Deutschthum, ein mahnendes Wort von Deutschlands Frauen an Deutschlands männliche Jugend würde das Gottesgericht beschleunigen, das einst über Dänemark einbrechen wird."

Wollte doch das dänische Volk bedenken, daß es schon seit Jahrhunderten sich eigentlich niemals selbst hat regieren können, sondern des deutschen Geistes überall bedurft hat, um sich zu erhalten; ja Hochmuth treibt es an, die Hand zu schlagen, von der es Freiheit, Wohlstand und Segen empfing. Selbst die Deutschen, welche nach Dänemark einwandern, haben oft das Gift des dänischen Hasses gegen alles Deutsche in ihr Blut aufgenommen, und wie es Renegaten immer ergeht, ärger noch gegen ihr Stammvolk gewüthet als der verblendetste Däne.

Auch Juliane Marie war eine geborene Deutsche und doch die Urheberin der Verschwörung, welche die Gemahlin Christian's VII. in die Verbannung trieb und den deutschen Minister des Königs, den genialen, humanen Struensee, der dem gefesselten Dänenvolke die Ketten abnahm und ihm die Freiheit mit allen ihren reichen Segnungen eroberte, einen schmachvollen Tod bereitete.

Neben der verwitweten Königin Juliane Marie, der Stiefmutter Christian's, und neben ihrem ebenbürtigen Sohne Friedrich stand zunächst ein Pfaffe, der alle Schändlichkeiten Julianens, von der versuchten Vergiftung des kleinen Sohnes der schönen engelreinen Karoline Mathilde bis zur Vernichtung des durch Struensee hergestellten Eheglücks des bedauernswürdigen, tieferkrankten Christian VII. und den blutigen Folgen, salbungsvoll mit Gottes Segen ausrüstete. Der Verfasser bemerkt: „Diese Partei der Frommen hatte sich, wie dies in allen absolutistisch regierten Staaten der Fall zu sein pflegt, zu einer bedeutenden Macht emporgeschwungen und bis zum Tode Friedrich's V. einen Einfluß geübt, wie er in unsern Tagen wol kaum in Spanien

oder Portugal von der katholischen Hierarchie besessen werden dürfte. Sie hatte es dahin gebracht, daß alle öffentlichen Vergnügungen der Hauptstadt sowol, wie in den Provinzen streng untersagt und als etwas Gotteslästerliches verdammt waren. Maskeraden, Bälle, Theater, ja sogar Puppenspiele waren unerhörte Verbrechen gegen die Religion und Moral; wer nicht wenigstens einmal jeden Sonntag zur Kirche ging, konnte verurtheilt werden, an den Schandpfahl gestellt zu werden; wer ein freisinniges religiöses Buch las, wurde vor das Consistorium geladen und zu Kirchenbuße verurtheilt. Die Polizei ging mit der Geistlichkeit Hand in Hand. Kein Hausvater war sicher, daß nicht ein Scherge in sein Haus drang, um sich zu überzeugen, ob Mann und Frau nebeneinander schliefen, und wo eine Abweichung von dieser Regel entdeckt wurde, klagte die Polizei auf Ehescheidung, trennte das Consistorium Eheleute, die vielleicht nie daran gedacht hatten sich untreu zu werden."

Diese Schilderung läßt das Weitere folgern: wo der Pfaffe herrscht, ist der Junker zur Hand; und wie beide die Steuern des Landes verwenden, hat England und Frankreich bis China und Tibet gelehrt. Da die Geschichte Struensee's, des Arztes aus Altona, des Beglückers Dänemarks, des Premierministers und Grafen und des von den Dänen schmählich ermordeten Deutschen, hinreichend bekannt ist — und der vorliegende Roman beschäftigt sich zumeist mit dieser und der unglücklichen und schönen Königin Karoline Mathilde —, so genügt es, das mit Begeisterung für die deutsche Ehre, mit Fleiß und Talent geschriebene Werk und dessen Fortsetzungen besonders den deutschen Frauen zu empfehlen. Die Männer mache ich auf die Briefe Struensee's, welche der Roman mittheilt, dringend aufmerksam. Wenn etwas den dänischen Haß hätte entwaffnen können, so müßten es diese, ohne Ahnung von dem kommenden Verhängniß hingeworfenen Aeußerungen eines der edelsten Herzen vermocht haben. Das deutsche Volk hat allen Grund, auf Struensee, diesen redlichen, zu vertrauensvollen, echt deutschen Mann stolz zu sein. Was die zweite Abtheilung unter dem Titel „Juliane Marie" bieten wird, läßt der Verfasser (II, 136) in folgenden Worten ahnen: „Sie, die das Herz einer Hyäne besaß, liebte ihren misgestalteten und blöden Sohn mit einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft; um ihm den dänischen Thron zu sichern, suchte sie den Kronprinzen zu vergiften, die Ehe des Königs unbeerbt zu machen, Karoline Mathilde ins Unglück zu stürzen; aus Liebe zu ihrem Sohne erklärte sie das noch nicht geborene Kind Karoline Mathildens für ein uneheliches; aus Liebe zu ihrem Sohne schaffte sie die Söhne Friedrich's VI. und Enkel Karoline Mathildens aus der Welt."

Wir schließen hier noch an: „Durch zwei Menschenalter", Novelle von Golo Raimund (Nr. 4). Vor einiger Zeit erregte der Proceß einer Dame von Stande die allgemeine Theilnahme, insbesondere des weiblichen Geschlechts, und in Wahrheit die Lage der Angeklagten war höchst bedauernswürdig, denn sie hatte aus den reinsten, schönsten Motiven, aus Liebe zu ihrem Gatten, eine That vollbracht, die das Gesetz mit großer Härte straft und rücksichtslos strafen muß.

Die Dame lebte in kinderloser Ehe, sah die Liebe ihres Gatten nach und nach schwinden, ja sich ins Gegentheil verkehren. Die von der Angst um den Verlust ihres höchsten Gutes, der Zuneigung ihres Gatten, vielleicht auch von dem Stolz und der Scham des Weibes, wie beide das Alte Testament so ergreifend schildert, ruhelos Umhergetriebene ersann eine Täuschung, die das verlorene Glück wiederbringen sollte. Sie überraschte ihren Gemahl mit der langersehnten Hoffnung und erfüllte diese durch ein untergeschobenes Kind. Das Geheimniß, unter solchen Umständen mit zu vielen Personen getheilt, und noch dazu mit solchen, die eine Macht, wie sie ihnen dadurch geboten, nur zu gern misbrauchen, wurde verrathen. Die Entdeckung führte vor die Schranken des Gerichts. Diese erschütternde Begebenheit ist ganz dazu geeignet, Unterlage eines interessanten Romans zu werden. Hat Golo Raimund sie benutzt, so wollen wir ihm deshalb die Ehre der Erfindung nicht absprechen; jedenfalls hat er es verstanden, den schon an und für sich interessanten Fall dadurch noch interessanter zu machen, daß er das untergeschobene Kind in das nächste Verhältniß zu dem hintergangenen Vater zu stellen wußte.

Nachdem die Entdeckung erfolgt, wird das Verhältniß lebhaft geschildert: „Der erste Laut ihrer Stimme rief ihres Mannes Namen, aber dieser wandte so voll Abscheu und Entrüstung sich hinweg, daß sie in heiße Thränen ausbrach. Der Richter, mitleidiger als der, welcher ihr am nächsten in der Welt stand, trat zu ihr und zog seinen Stuhl in die Nähe des Sofas, in dessen Kissen sie ihr Angesicht verbarg. «Wollen Sie mir sagen, gnädige Frau, was Sie bewog Ihrem Herrn Gemahl ein Kind, wenn auch das seinige, unterzuschieben?» — «Liebe», sagte sie kurz, «unendliche, unbesiegbare Liebe!» — «Es muß dies allerdings eine harte Prüfung Ihrer Zuneigung gewesen sein, tagtäglich den lebendigen Beweis seiner Untreue vor Augen zu sehen, dies Kind in Ihr Haus und an Ihr Herz zu nehmen und es mit Zärtlichkeit und Sorge zu erziehen, die dem Mutterherzen so täuschend abgelauscht ist, daß Sie werth gewesen wären, die Muter zu sein», sagte der ernste Mann warm."

Lange Jahre der Buße und des Leidens muß Josepha, die liebende Gattin, durchwinden, und herrlich besteht sie diese seltene Prüfung, die, wie der Titel schon andeutet, durch zwei Menschenalter währt. Die Darstellung ist so gelungen und die Absicht Raimund's, den Leser zu fesseln, ist in der schönsten Weise erreicht, und wenn ich auch nicht mit ihm übereinstimmen kann in der Motivirung des gerade schuldigsten Theils und seines grausamen Verhaltens gegen Mutter und Sohn, und noch weniger das Scheusal Sigismund, den eigentlichen Quälgeist aller edeln Personen dieser Novelle, gelten lassen kann, so macht das seltene Erzählungstalent Raimund's alle diese Unebenheiten vergessen. Die Novelle sei allen, eine spannende Unterhaltung suchenden Lesern aufs angelegentlichste empfohlen.

Hermann Neumann.

Redwitz' „Amaranth" und Kortum's „Jobsiade" in Uebersetzungen.

Durch ein eigenthümliches Zusammentreffen, das wir fast ironisch nennen möchten, wurden unserm Büchertisch aus fernen Punkten des Auslandes, aus der französischen Schweiz und aus Philadelphia gleichzeitig die Uebersetzungen von zwei deutschen Dichtungen zugeführt, welche ihrem Inhalt wie der poetischen Behandlung nach so voneinander verschieden sind, wie zwei Bücher immer nur sein können: eine französische Uebersetzung von Redwitz' Dichtung „Amaranth" und eine englische des ersten Theils der „Jobsiade".

Die französische in Prosa verfaßte Uebersetzung der Redwitz'schen „Amaranth" erschien unter dem Titel: „Amaranth. Par *Oscar de Redwitz*. Traduit de l'allemand par *A. de L.*" (Lausanne und Vevay, Richard Lasser; Paris, Jung-Treuttel. 1863). Vorangestellt ist ein französischer Brief des Verfassers an den Uebersetzer von etwas altem Datum; denn er ist aus Schellenberg bei Kaiserslautern vom 17. September 1853 datirt, bis zu welchem Tage, wie Redwitz gegen den Schluß bemerkt, „Amaranth" bereits die siebzehnte Auflage erlebt hatte. Der Uebersetzer hatte, wie daraus hervorgeht, an den Dichter einen Brief gerichtet und darin, wie es scheint, ihn um Erlaubniß gebeten oder ihm seine Absicht kund gethan, „Amaranth" in französischer Prosa zu übersetzen. Redwitz druckt hierüber seine große Freude aus, und obschon er sich gesteht, daß die französische Prosa, so „ingénieuse" und „élegante" sie auch sein könne, doch nicht im Stande sei, Erzeugnisse namentlich der deutschen Poesie „avec ses rimes riches et sonores" dem Original entsprechend wiederzugeben, so weiß er doch auch ebenso gut, daß es äußerst schwer, wenn nicht unmöglich sei, deutsche Dichtungen dieser Art in französischen Reimen wiederzugeben, wenn man nicht etwa zum Alexandriner

seine Zuflucht nehmen wolle. Dem Uebersetzer waren einige vereinzelte Stellen „trop libres" erschienen. Hierauf bemerkt der Dichter: „Ich kann hierauf nur antworten, daß „Amaranth" das Lieblingsgedicht und das gehätschelte Buch aller deutschen Jungfrauen (le chant favori et le livre aimé de toutes les demoiselles de l'Allemagne) ist und daß man es in allen weltlichen wie geistlichen Erziehungsinstituten liest. Ich gebe Ihnen gern zu, daß die Zartheit der Ausdrücke, wie sie der deutschen Sprache zu Gebote steht, in einer französischen Uebersetzung leicht verwischt wird und daß die Art von Einbildung, die ihrem schönen Lande eigen ist, sie ganz anders verstehen kann als unsere Herzen. Deshalb werden Sie allerdings gut thun, wenn Sie diese Stellen weglassen oder ändern, ohne dem Ganzen der Dichtung wesentlich zu schaden." Weiterhin bittet er den Uebersetzer: „Erinnern Sie sich bisweilen meiner und beten Sie zu Gott, daß er mich in Stand setze, meine Mission stets ebenso wol mit Muth als mit Demuth zu erfüllen."

Hierauf folgt das gegen 30 Seiten starke Vorwort des Uebersetzers, A. de L., das aus Lausanne vom 12. Februar 1868 datirt ist. Dieses Vorwort beginnt: „Nichts beruhigt und erfrischt das Herz eines durch die hitzigen politischen Streitigkeiten oder durch die fieberhaften Untersuchungen auf dem so umfangreichen Gebiete der Wissenschaft ermüdeten Mannes mehr, als das engelhafte Lächeln eines Kindes und die unvergleichliche Anmuth seiner Liebkosungen und seines fröhlichen Geplauders." Der Uebersetzer schildert dann weiter jene traulichen Familienscenen, in denen das Kind die erste Rolle spielt, und die einen Halt auf der großen Wanderung gewähren, und fährt dann fort: „Wie die Individuen bedürfen auch die Völker bisweilen eines solchen Halts, solchen Ausruhens und solcher Harmonien. Wenn ein Volk durch politische Leidenschaften stürmisch aufgeregt und unter krankhaften Einflüssen bis zur Revolution, bis zum Umsturz der Ordnung und der Rechtsgrundsätze fortgedrängt ist, so bedarf es, um große Katastrophen zu vermeiden, einer heilsamen Gegenwirkung, einer nothwendigen und fruchtbaren Krise, welche für die Köpfe und Herzen, mit andern Worten für das intellectuelle und moralische Leben, der Anfang einer neuen Aera und einer glücklichen Rückkehr zu gesunden Doctrinen ist. . . . . Ein ähnliches Wunder begab sich vor einigen Jahren in Deutschland, als die deutsche Demagogie aus der Dunkelheit theoretischer Systeme heraustrat, um die Herrschaft über die wirkliche Welt in die Hand zu nehmen, und als die Hegel'schen Doctrinen in den Herzen sich an Stelle des alten und kräftigen Glaubens einnisteten. Unter Feuerbach's und Stirner's Einfluß vergaß Deutschland seine alten ritterlichen Traditionen und verleugnete sich selbst. Seine idealen Träumereien, seine erhabenen Betrachtungen, die köstlichen Besitzthümer seiner religiösen Sagen und seines süßen Mysticismus, seine Poesie blühend wie der Lenz, seine naiv-frommen Gesänge, das alles schien verloren und im Materialismus vergraben" u. s. w. Aber o Wunder: „In demselben Augenblick, wo Deutschland eine blutige Aera innerer Kämpfe durchzumachen hatte, zu derselben Zeit, wo von den Ufern des Rhein bis zu den Ufern der Elbe, von Berlin bis Ungarn der Aufstand schrecklich und unerbittlich das Haupt erhoben hatte, mitteninne zwischen der dresdener Emeute und dem grimmigen Todeskampf des frankfurter Parlaments, trat ein junger Mann, stolz auf seinen Namen und seinen Glauben, vor sein durch Leidenschaften zerwühltes Vaterland und brachte ihm einen Augenblick der Ruhe. Er hielt in seinen Händen Gesänge des Friedens und der Liebe und seine von den letzten Accorden, die sie gemurmelt, noch erzitternde Lyra. Und wie erstaunenswerth! Der Sturm besänftigte sich vor den harmonischen Tönen einer Stimme, voll von jugendlicher Anmuth und der einfachen Naivetät der ersten Zeitalter" u. s. w.

Kurz, wenn wir dem so enthusiastischen französischen Uebersetzer der „Amaranth" glauben wollen, so war es diese Dichtung ausschließlich oder doch vorzugsweise, vor welcher die Revolution ihr Haupt beugte; Redwitz war der gottbegeisterte David, der mit den magischen Tönen seiner Harfe den wüthend gewordenen Saul, dieses sonst so friedliche und nun so unartig und tobsüchtig gewordene Deutschland, zur Ruhe brachte und in Schlummer lullte, und die Partei der Reaction ist demnach sehr dazu verpflichtet, dem Dichter der „Amaranth" Altäre und Standbilder zu errichten oder doch in jetzt beliebter Weise ein splendides Festessen auf Regimentsunkosten zu geben, denn alle von ihr in Bewegung gesetzten Bajonnette und sonstigen Maßregeln würden nichts gefruchtet haben, wenn Redwitz nicht das besänftigende Oel seiner Verse über das brauseköpfige Deutschland ausgegossen hätte.

Der Verfasser meint übrigens, daß, wenn die Redwitz'sche Dichtung einen so großen Erfolg gehabt habe, die Ursache darin zu suchen sei, daß weder die Revolutionen, noch die unwissende und ehrfurchtslose Kritik die Erinnerungen an die Minnesänger oder die Liebessänger des 13. Jahrhunderts auszulöschen vermocht hätten und er führt dabei folgenden vielleicht mittheilenswerthen Ausspruch des Herrn von Montalembert über die deutschen Minnesänger an: „In Deutschland ist das 13. Jahrhundert der glänzendste Augenblick dieser bewundernswerthen Poesie des Mittelalters. Einstimmig gestehen dies die zahlreichen Gelehrten, denen es gelungen ist, sie in diesem schönen Lande wieder volksthümlich zu machen. Und wir behaupten mit tiefer Ueberzeugung, daß es keine schönere Poesie gibt, daß keine von einer solchen Jugend des Herzens und des Gedankens, von einer so glühenden Begeisterung, von einer so in sich wahren Reinheit erfüllt ist als sie; nirgends sonstwo endlich haben die neuen Elemente, welche das Christenthum der menschlichen Einbildungskraft zuführte, einen edlern Triumph davongetragen." Man kann die zierliche Minnedichtung ihrem historischen Werthe nach vollkommen schätzen und doch der Ansicht sein, daß der Franzose sie überschätze; jedenfalls ist es aber von Interesse zu erfahren, daß Montalembert mit dieser mittelalterlichen Poesie, welche viele selbst gebildete Deutsche nur sehr oberflächlich und oft nur vom Hörensagen kennen, sich eingehender beschäftigt und in sie verliebt hat.

Der Uebersetzer gibt dann im Vorwort weiter einige Daten aus Redwitz' Leben und eine Charakteristik der Dichtung „Amaranth", die er, wie sich nach dem Vorhergehenden erwarten läßt, in den enthusiastischsten und überschwenglichsten Ausdrücken preist; nur findet er, daß Walther, durch dessen Mund der Verfasser die Bruno Bauer und Feuerbach seiner Zeit angreife und zu widerlegen suche, zu schwach in seinen Erwiderungen gegen einen solchen Feind sei, und daß Ghismonda, diese „brillante comtesse", welche die „formules bizarres" der Lehren Spinoza's, Fichte's, Goethe's und Hegel's in ihre Discurse einmische, zu schön, zu glänzend, zu italienisch geschildert sei, um die „Häßlichkeit des deutschen Materialismus" zu repräsentiren. Als ob Fichte und Goethe Verkünder und Anhänger dieses häßlichen Materialismus gewesen seien!

„Amaranth" macht ihre Aufwartung beim französischen Publikum etwas spät, zu einer Zeit, wo in Deutschland selbst ihre Glanzperiode ziemlich vorüber ist. Man muß abwarten, ob sie in diesem französischen Prosagewande unter den Franzosen Anklang und Verbreitung finden wird. In Paris und den größern Städten schwerlich; auch nicht in den kleinern Provinzialstädten, wo die Frivolität sicherlich nicht größer, vielleicht kaum so groß ist als bei uns, aber der Sinn für Poesie noch viel lauer und beschränkter, am meisten vielleicht in den entlegenen Schlössern von Baronen, Grafen und Herzogen, die trotz aller Umwälzungen noch immer treu an den Traditionen des alten Lilienregiments und an ihren mittelalterlichen, feudalen Reminiscenzen hängen. Jungen deutschen Pensionärinnen, für die ja Redwitz, der nun freilich in seinen Dramen mehr und mehr in eine etwas andere „zeitgemäße" Richtung einbiegen zu wollen scheint, hauptsächlich gedichtet haben mag, dürfte diese französische Bearbeitung zu empfehlen sein, um durch Vergleichung mit dem deutschen Original ihre Kenntniß des Französischen daraus zu bereichern.

Gehen wir nun mit einigen Worten zu der uns auf ein ganz anderes Gebiet überführenden englischen Uebersetzung des ersten Theils der „Jobsiade" über, die, mit denselben Kapitelüberschriften, den entsprechenden bekannten Holzschnitten und der Silhouette Kortum's versehen, unter dem Titel erschien: „The Jobsiad. A grotesco-comico-heroic poem. From the German of Dr. *Carl Arnold Kortum* by *Charles T. Brooks*, translator of «Faust», «Titan» etc." (Philadelphia, Leypoldt; London, Trübner, 1863). In der Vorrede, in der er auch zu unserer Genugthuung unser eigenes, in der von uns verfaßten literarhistorischen Einleitung zu dem Wengler'schen „Hausschatz der deutschen Humoristik" enthaltenes Urtheil über die „Jobsiade" citirt, gibt der Uebersetzer zunächst einige sehr kurze Daten über Kortum's Leben, erwähnt, daß derselbe im achtzigsten Jahre seines Lebens gestorben sei und bemerkt dann: „Vielleicht finden wir in seinem Leben eine Antwort auf Salomo's Frage in Betreff des Lachens: «Was bewirkt es?» nämlich: es verlängert des Menschen Leben." Der Uebersetzer verbreitet sich dann über den Kortum'schen Knittelvers, diesen „rampart doggerel" und über die Licenzen, die er sich bei der Wiedergabe des Kortum'schen Werks mit der englischen Sprache genommen habe, und bemerkt dann weiter, daß die „Jobsiade" bereits durch vier Bilder Hasenclever's, worin der Held in einigen Hauptmomenten seines Lebens dargestellt sei, und welche sich gegenwärtig in Philadelphia befänden, bis zu einem gewissen Grade eingeführt und empfohlen sei, da diese Bilder in der düsseldorfer Galerie zu Neuyork längere Zeit ausgestellt gewesen und die beiden Kapitel, „Jobs' Brief an seinen Vater" und des letztern Antwort, in der „Literary world" vollständig in englischer Uebersetzung mitgetheilt worden seien.

Man muß sagen, daß sich die „Jobsiade" auch im Gewande dieser drastischen englischen Knittelverse ganz ergötzlich und lustig ausnimmt; es geht daraus von neuem hervor, wie verwandt der Genius beider Sprachen und Völker ist, und daß sich namentlich auch für die Wiedergabe deutscher komischer Producte schwerlich ein anderes europäisches Idiom so gut eignet als das englische. Hier zunächst eine kurze Probe aus dem berühmten Examen des Candidaten Jobs:

Now followed Herr Krisch at once and requested
To know «of how many parts a sermon consisted,
In other words, how many divisions must there be,
When it is written ruleably?» said he.

Hieronymus having taken a moment to determine,
Replied: «There are two parts to every sermon:
The one of these two parts no man
Can understand, but the other he can.»

The Candidate Jobs this answer making,
There followed of heads a general shaking.
And first the Inspector said hem! hem!
Then the others: secundum ordinem.

Aus dem langen burlesken Register der Opfer, die sich Freund Hein geholt, mögen hier noch folgende Knittelstrophen mitgetheilt sein:

The long-eared Midas (all children know it),
Homerus, the old blind beggar-poet,
Vestris the dancer and brave Tamerlane,
Struggled with the destroyer in vain.

Ah yes, dear reader! with terrible grip he
Seized and devoured Penelope, Xanthippe,
Judith, Dido, Lucretia;
And the queen from far Arabia.

Cynic Timon, Democritus, the laughing physician,
Juggler Schröpfer and Simon the magician,
Socrates and young Werther, the one
A wise man, t'other a simpleton.

— — — — — — — — — — —

Summa summarum, the long and the short is,
That in none of the chronicles do we find notice,
That friend Death has ever any one passed
Without coming back for him at last.

And what he has not eaten already
He will not fail to remember when he's ready:
Alas! dear reader, also thee,
And what is worst of all, even me.

Sehr drollig macht es sich, wenn man im vierundzwanzigsten Kapitel der englischen Uebersetzung plötzlich liest:

Himmel! tausend Element! potz Donner!
The old gentleman swore in some such manner u. s. w.

Die vornehme deutsche Kritik, geübt von solchen gravitätischen Leuten, über deren jedes gesunden Lachens unfähige, selbstbewußt stets zur Schau getragene Ernsthaftigkeit und „essigsaure Miene" (vinaigre aspect) schon Shakspeare vielfach spottete, pflegt mit souveränem Stirnrunzeln auf populäre Erzeugnisse des deutschen Humors hinabzublicken; trotzdem ist die „Jobsiade", und wir behaupten mit vollem Recht, was wenigstens den ersten Theil betrifft, seit bald hundert Jahren ein Lieblingsbuch des deutschen Volks geblieben, wie die jetzt erschienene zehnte Auflage zur Genüge beweist, und wir glauben, daß auch der Nordamerikaner und Engländer, von denen namentlich der letztere noch viel kindlichen Sinn für ursprünglichen schalkhaften Humor besitzt, an den naiven Drolligkeiten der „Jobsiade", in denen sich ein Theil des deutschen Lebens früherer Zeit treuer und dabei harmloser widerspiegelt als in manchem gar ernst gemeinten Buche, ihr Wohlgefallen haben werden. Wie Sebastian Brandt's „Narrenschiff", „Reineke Fuchs", die „Schwänke Eulenspiegel's" und die „Abenteuer des Barons Münchhausen" Weltbücher geworden sind, so verspricht auch nun die „Jobsiade" der deutschen Kritik zum Trotz ein beliebtes Weltbuch zu werden. Carlyle bemerkte 1827 in der „Edinburgh Review", vier Fünftel alles dessen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert an populärer und humoristischer Literatur besessen, habe es den Deutschen zu verdanken gehabt. Ueber solche Anerkennung der deutschen humoristischen Literatur sollte man sich doch eigentlich freuen, und doch gibt es manche Deutsche, die sich darüber in der That nur zu ärgern scheinen.

H. M.

Biographisches.

1. Ernst Moritz Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unsers Jahrhunderts. Ein Stück aus seinem und ihrem Leben. Mit einem Anhang aus Arndt's Briefen. Von Albert Hoefer. Berlin, Weidmann. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.
2. Andreas Hofer's letzter Gefährte. Von J. M. Hägele. Freiburg im Br., Herder. 1862. 12. 7½ Ngr.

Die letzten Jahre sind außerordentlich reich an Biographien von Männern, die sich während der Napoleonischen Herrschaft und in den Befreiungskriegen durch Vaterlandsliebe und Muth unter den vielen Tausenden von patriotisch gesinnten und tapfern Deutschen ausgezeichnet haben, und die Reichhaltigkeit gerade in diesem Zweige der Literatur hat ihren guten Grund. Denn nicht blos hat unsere Zeit nur zu viele Veranlassung, jener Periode mit gemischten Empfindungen zu gedenken, sondern es haben auch die Jahre ihren Anfang genommen, welche durch die Erinnerung an die vor hundert Jahren erfolgte Geburt dieser Männer bezeichnet sind.

Der Titel des unter Nr. 1 erwähnten Werks: „Ernst Moritz Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unsers Jahrhunderts", von Albert Hoefer, zeigt schon genügend dessen Zweck an. Es hat aber die Entstehung desselben eine ganz besondere Veranlassung. Arndt starb bekanntlich am 29. Januar 1860, mehr als 90 Jahre alt. Hätte er noch zwei Monate länger gelebt, so würde die philosophische Facultät zu Greifswald eine Gelegenheit gehabt haben, ihrem ältesten lebenden Schüler

und ihrem berühmtesten Amtsgenossen ein Zeichen der Theilnahme und Verehrung zu widmen, denn an diesem Tage vor 60 Jahren war er Magister und Privatdocent geworden, und sein funfzigjähriges Jubiläum war weder in Greifswald, noch, soweit bekannt, in Bonn gefeiert worden. Inzwischen waren von dem Verfasser die auf seine Wirksamkeit in Greifswald bezüglichen Urkunden gesammelt, und als derselbe auf das Jahr 1860—61 zur Verwaltung des Rectorats berufen ward, wählte er zum Gegenstande seiner Antrittsrede die Zeit, da Arndt dieser Universität angehörte, und nahm dabei Veranlassung, die Zustände und Verhältnisse der Universität selber in jener Periode eingehender zu schildern.

In der dritten uns vorliegenden Form der Bearbeitung dieses Stoffs wird nun ebenso die Darstellung eines wichtigen Zeitabschnitts aus dem Leben Arndt's durch eine Uebersicht der Verwaltung und der Einrichtungen der greifswalder Hochschule zu Anfang unsers Jahrhunderts eingeleitet. So wenig auch diese letztere unter ihren deutschen Schwestern hervorragte — die Zahl der Studirenden betrug im Jahre 1804 nur 61, im folgenden 81 —, so hat sie doch durch ihr ehrwürdiges Alter (seit 1456), durch ihre örtliche Lage, durch ihre Geschichte unter den pommerschen Herzogen, unter schwedischer Herrschaft und unter preußischen Königen und durch die Zahl ausgezeichneter Lehrer ein Interesse, das sich nicht auf Pommern allein beschränkte.

Arndt wurde am 4. Mai 1791, also in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre, immatriculirt und widmete sich der Theologie, der Philosophie und den Naturwissenschaften; Ostern 1793 ging er nach Jena und von da 1795 nach seiner Heimatinsel Rügen zurück. Nach einer 1¾ Jahre dauernden Reise durch einen beträchtlichen Theil von Europa in den Jahren 1798 und 1799 erwarb er 1800 von der philosophischen Facultät zu Greifswald gesetzmäßig den Magistergrad und begann daselbst seine akademischen Vorlesungen, namentlich über Geschichte. Außerordentlicher Professor ward er im Jahre 1806. Als solcher konnte er aber zunächst an Ort und Stelle keine erhebliche Thätigkeit entwickeln, denn die Kriegsstürme kamen näher, Arndt hatte sich bereits als warmer deutscher Patriot und als begeisterter Sänger einen Namen erworben und mußte vor dem Einrücken der französischen Truppen nach Schweden entweichen. Doch konnte er nach dem bereits am 6. Januar 1810 zu Paris zwischen Frankreich und Schweden abgeschlossenen Frieden zurückkehren und wirkte hier, allerdings mit großen Unterbrechungen, bis zum Herbste 1811. Das ist die Zeitperiode, von welchem der Verfasser eine detaillirtere Kunde gibt.

Vielleicht ist der Antheil nicht allgemein bekannt, den Arndt an der Aufhebung der Leibeigenschaft in jenen damals schwedischen Ostseeprovinzen hat. Im Jahre 1805 schrieb er seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen", die ihm Feinde und sogar die Drohung mit der Anklage der Majestätsbeleidigung zuzog, allein der damalige Kanzler der Universität, Freiherr von Essen, vermittelte die Verantwortung, und Gustav IV. resolvirte: „Wenn dem so ist, so hat der Mann recht." Im Jahre 1806 ward die Leibeigenschaft aufgehoben, ein Vorgang, der allen drei Betheiligten zu hoher Ehre gereicht.

Einen schätzbaren Anhang bilden die Mittheilungen aus den Briefen Arndt's an seine nie vergessenen pommerschen Freunde und Freundinnen, die bis an das Ende seiner langen Laufbahn fortgesetzt wurden und ein schönes Zeugniß seines reichen Gemüthslebens abgeben könnten, wenn es eines Zeugnisses dessen bedürfte.

Das zweite Werkchen: „Andreas Hofer's letzter Gefährte", von J. M. Hägele, handelt von dem Leben eines andern Helden aus der Zeit der Befreiungskämpfe. Für die, welche mit der Geschichte jener Zeit vertraut sind, wird es kaum einer Bemerkung bedürfen, daß unter dem letzten Gefährten Andreas Hofer's der „Döninger" gemeint ist, der mit seinem eigentlichen Namen Cajetan Sweth hieß und wol noch heißt, da er, steinalt und sehr taub geworden, soweit dem Verfasser bekannt, bis auf diese Stunde in Innsbruck lebt. Nach einer einleitenden Skizze über das Leben Andreas Hofer's, dessen hundertjährige Geburtstagsfeier Tirol und ganz Deutschland am 22. November 1867 zu begehen nicht unterlassen wird, verfolgt der Verfasser den Lebensweg seines treuesten Gefährten von dessen unsteter Jugend bis zu seinen Kämpfen und seiner Gefangennehmung an Hofer's Seite, und von da bis zu den entsetzlichen Leiden in der französischen Gefangenschaft, seiner Befreiung und seinem spätern glücklichen Greisenalter; kurz, das Leben des Döninger verdient im vollsten Maße die ehrende und liebevolle Darstellung, die ihm hier zu Theil wird.

Der Verfasser ist ein ebenso warmer Freund Oesterreichs als der katholischen Religion. Dabei muß man aber anerkennen, daß seine achtungswerthe Anhänglichkeit an den Glauben, dem er angehört, ihn doch nicht schonungslos gegen Andersdenkende macht. Weniger glimpflich verfährt er auf dem Gebiete der Politik. Seine Abneigung gegen seine politischen Gegner ist bitter, und macht sich gelegentlich in höchst komischen Ausfällen Luft. Er haßt Italiener und Franzosen, Engländer und Berliner, Professoren und Zeitungsschreiber. Er scheint die Ansicht der Kreuzzeitung zu theilen, daß wenigstens ein sehr großer Theil der liberalen Presse unter der Leitung von Juden steht, die aller Vaterlandsliebe bar sind.*) Seine Helden sind keine „falschen Patrioten, die sich von Zeitungsjuden, ämtersüchtigen Advocaten oder hirnwüthigen Professoren in blinde Wuth wider Gott und Welt und des Vaterlandes eigenen Vortheil hineinhetzen lassen". Oesterreich ist es gewesen, das 1809, wie schon oft, für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands focht und von diesem sammt Tirol im Stich gelassen wurde, und zwar noch ärger als in dem „berlinerpfiffigen Jahre 1859". Von Wien und Tirol aus hat die Erhebung Deutschlands gegen die Fremdherrschaft ihren Anfang genommen, nicht von Berlin aus, das hat der Verfasser genugsam bewiesen für alle, „welche nicht bereits unheilbar verpreußert, verjüdelt und verprofessert sind". Dem einigen Italien wird ein äußerst ungünstiges Prognostikon gestellt, denn „Oberitalien ist für unsere Sicherheit vor den Franzosen fast noch wichtiger als der Rhein", und Italien kann niemals unabhängig werden und leben, weil „schon die natürliche Lage des Halbstiefels im Mittelmeer dagegen protestirt".

Man mag über solche Ansichten denken wie man wolle, jedenfalls wird der Hauptinhalt des Buchs, die Erzählung der merkwürdigen Schicksale des Döninger eine angenehme Rückerinnerung an die Glanzperiode Tirols erwecken. 87.

Zur Phrenologie.

Phrenologische Reisebilder von Gustav Scheve. Mit Holzschnitten und einer Steindrucktafel. Köthen, Schettler. 1863. 8. 24 Ngr.

Der bekannte Reiseprediger der Phrenologie theilt im vorliegenden Werke in zwanzig Abschnitten einen Theil seiner Reiseerlebnisse in Deutschland mit, ohne jedoch dabei die chronologische Ordnung, deren er sich in den ersten Briefen des Buchs befleißigt, im Verlaufe desselben festzuhalten; so fehlt dem Werke jeder leitende Faden, und der Verfasser hätte ebenso gut hundert Briefe geben können, als er sich jetzt mit zwanzig begnügt. Da auch der Inhalt des Buchs keine logische Gedankenfolge erkennen läßt, vielmehr die allerheterogensten Dinge, die mit der Phrenologie in gar keinem oder nur in höchst entferntem Zusammenhange stehen, in seinen Kreis zieht, so begreift man vollends nicht, was dasselbe eigentlich bezweckt. Wer wird in ihm z. B. Belehrung über Rußland und sein Verhältniß zu den Westmächten, Beantwortung der Frage, ob die Westmächte an Altersschwäche leiden, eine in nuce gegebene Erklärung der Thatsachen der Homöopathie, Beurtheilung der Semmelcur,

*) Auch die münchener „Historisch-politischen Blätter" behaupteten jüngst in einer wiener Skizze „Juden und kein Ende", daß die ganze wiener Presse in Judenhänden liege und bloße „Judenjournalistik" sei. D. Red.

Belehrungen über den jetzigen König von Preußen und den preußischen Verfassungsstreit, Angaben über die Größe der Praxis des Dr. Lutze in Köthen, ein Project zur Gründung eines deutschen Religionsbundes u. dgl. m. suchen? Dabei hat sich der Verfasser nicht die mindeste Mühe gegeben, wenigstens einen äußerlichen Zusammenhang zwischen seinen Mittheilungen herzustellen. Die beiden Gedichte z. B. und ihre Beurtheilung, die den ganzen siebzehnten Brief füllen, erscheinen wie wahrhaft hineingeregnet.

Betrachten wir nun, das eben Aufgezählte als bloße Lückenbüßer gelten lassend, den eigentlich phrenologischen Inhalt des Buchs selbst, so ist es höchst auffallend, daß der Verfasser nur das anderwärts schon zehnmal Gesagte wiederholt, und es nimmt sehr ungünstig gegen ihn ein, daß er gewisse Thatsachen der neuern Physiologie, welche der Phrenologie entschieden das Wort zu reden scheinen, durchaus nicht zu kennen scheint. Die Phrenologie unterscheidet bekanntlich an oder in dem menschlichen Geiste eine bestimmte Anzahl von Vermögen, behauptet sodann, daß jedes dieser Seelenvermögen seinen Sitz an einer bestimmten Stelle im Gehirn habe, deren räumliche Ausdehnung einen Maßstab für die Größe der Entwickelung des betreffenden Seelenvermögens abgebe. Die Größe dieser Ausdehnung wird nun nicht am Gehirn selbst, sondern an seiner Kapsel, dem Schädel, gemessen nicht sowol, als taxirt. Nun hat Rudolf Wagner in Göttingen vor länger als einem Jahre gezeigt, daß bei gewissen Seelenstörungen, namentlich beim Schwinden des Gedächtnisses stets eine gewisse Partie des Gehirns zerstört getroffen wird. Was hätte nun näher gelegen, als daß der Verfasser von dieser durch Sectionsbefunde bewiesenen Thatsache aus seine Lehre zu stützen versucht und namentlich die Frage sich vorgelegt hätte, ob die betreffende Gehirnpartie derjenigen Schädelgegend entspricht, in welcher der Zahlen-, Ort- und Zeitsinn u. s. w. sich finden sollen. Die Antwort würde übrigens wol verneinend ausgefallen sein. Dergleichen wäre belehrender, freilich auch schwieriger gewesen, als z. B. die phrenologische Charakteristik des bekannten Prof. Bock, die wir ihm gern erlassen hätten. 91.

Notizen.

Die deutschen Literaturgeschichten und die deutsche Journalistik.

Schon wiederholt haben wir in d. Bl. auf Anlaß deutscher Literaturgeschichten hervorgehoben, wie wenig der Leiter kritischer Zeitschriften, der Journalist überhaupt sich in Deutschland auf Dank und billige Berücksichtigung Rechnung zu machen hat. Und doch üben die hervorragenden unter ihnen in der Regel eine nicht gering anzuschlagende Wirkung auf die Geschmacks- und Geistesrichtung ihrer Generation aus, und gehören, wenn sie ihre Aufgabe überhaupt mit Ernst betreiben, gemeinhin zu den fleißigsten Arbeitern auf dem Felde der Literatur. Nehmen wir an, daß der Leiter eines solchen Journals in jede Wochenlieferung nur einen Aufsatz liefert und diese Thätigkeit nur 10 Jahre fortsetzt, so hat er in diesem Zeitraume, abgesehen von den kleinern Beiträgen, nicht weniger als 520 Abhandlungen fertig gebracht, in 20 Jahren 1040 u. s. w. Nach 20 Jahren würde er mit dem von ihm Gelieferten gewiß 40 bis 50 Bände in Octav füllen können, also dem Quantum nach drei bis viermal mehr als Schiller in seinem ganzen Leben. Nach dreißigjähriger gleich regelmäßiger Thätigkeit würde er aber gewiß Stoff genug zur Füllung von 60 Octavbänden geliefert haben, also zu 20 Bänden mehr, als die Gesammtausgabe der Werke Goethe's von 1840 beträgt. Und nun der Lohn für seine Anstrengungen, seinen unermüdlichen Fleiß! Davon schweigt die Geschichte, nämlich die Literaturgeschichte! Auf dieses Thema geriethen wir bei der Durchsicht des Wieland'schen „Neuen Teutschen Merkur" vom Jahre 1797, zu der uns ein literarischer Zweck und Gesichtspunkt veranlaßte. Wir waren erstaunt über die Fülle von instructivem Stoff, von meist auch jetzt noch lesbaren Aufsätzen, Abhandlungen, Reiseschilderungen, Correspondenzen u. s. w., welche auch nur dieser eine Jahrgang enthält; ja man kann sagen, daß man sich in unserer Zeit an dieser meist ruhig objectiven Auffassung und an diesem gewählten Stil, der den meisten Aufsätzen, dank vielleicht der von Wieland überall angewandten Feile, eigen ist, ein Muster nehmen könnte. Wieland hat mit seiner Zeitschrift, dem „Teutschen Merkur" und dem „Neuen Teutschen Merkur" vielleicht mehr zur ästhetischen und geistigen Bildung in Deutschland beigetragen als durch alle seine Dichtungen und Romane, die ohnehin nur zu oft Situationen so zweideutigen Charakters enthalten, daß, wer Wieland preist, kein Recht hat, den jetzt lebenden Sternberg um derselben Sünden willen zum Abgrund zu verdammen. Dennoch finden wir in den deutschen Literaturgeschichten diese einflußreiche Zeitschrift kaum oder nur vorübergehend erwähnt; in dem uns gerade vorliegenden „Grundriß" von Gervinus z. B. nur in der Stelle: „Da er in Weimar anfangs alle seine Producte in seine Zeitschrift, den «Merkur» einrücken ließ" u. s. w. Sollen nur Bücher für die Literaturgeschichte Werth haben? Nun, dann ist zu bemerken, daß sich ja auch Zeitschriften als Bücher einbinden lassen und sich auch so auf sehr vielen Bibliotheken befinden. Wir wiederholen hier den schon früher erwähnten Ausspruch des „Cornhill Magazine", daß gerade die Journalistik die eigenthümlichste und bedeutungsvollste Erfindung unserer Zeit sei, und daß wer eine ihre Aufgabe vollkommen erfüllende Geschichte der modernen Literatur schreiben wolle, vorzugsweise auch die Journalistik berücksichtigen müsse. Der Engländer hält denn auch seine Journalistik und seine Jornalisten, weil er deren Einfluß zu würdigen weiß, in viel höherer Achtung als wir Deutsche, und es ist noch nicht lange her, daß Addison's „Spectator" in Begleitung von Anmerkungen von neuem aufgelegt wurde. Wir verlangen nicht, daß das Gleiche mit der Wieland'schen Zeitschrift geschähe, denn vieles darin hat seinen Werth für uns verloren; aber eine chronologisch angeordnete Sammlung der gediegensten Aufsätze aus deutschen Zeitschriften überhaupt würde sicherlich von großem literar- und culturhistorischen Werth und Interesse sein, und mancher jetzt in den bestäubten Bücherschränken der Bibliotheken vergrabene instructive und gute Aufsatz würde dadurch verdienterweise der Vergessenheit entrissen werden.

Zu dem Worte „ereren".

Von Dr. C. G. Hoffmann in Erfurt erhielten wir nachstehende Zuschrift, deren Inhalt von einigem linguistischen Interesse ist. „In Nr. 30 der «Blätter für literarische Unterhaltung» findet sich eine Kritik von Franz Sandvoß über das deutsche Sprichwörter-Lexikon von Karl Friedrich Wilhelm Wander. Sandvoß kommt dabei auf das Wort «ereren» zu sprechen. Er macht Wander mit Recht den Vorwurf, daß dieser das alte Wort «ereren» misverstanden und dasselbe in «ernähren» umgewandelt. Wander schreibt nämlich:

> Der kann sich der Armuth nicht erwehren,
> Der will mehr verzehren,
> Als sein Pflug kann «ernähren».

Sandvoß zeigt nun, wie Melanchthon die richtige Form kannte, indem er schrieb:

> Wer da will mehr verzeren,
> Denn sein Pflug kann «erehren» u. s. w.

Es wird dabei auf die Note Melanchthon's zu «erehren» hingewiesen: «Dictum matris Philippi, Erarn, ab ἄρουρ., i. est, erwerben.» Ich erlaube mir hierzu zu bemerken, daß im Thüringischen noch heute das Wort «ern» («ährn», gewöhnlich mit Abwerfung des n «ähr» gesprochen) in der Bedeutung von «pflügen» gebraucht wird. Auch die Composita «inern», «ausern», «obern» = einpflügen, auspflügen, abpflügen, sind im Gebrauch. Unterschieden wird im thüringischen Dialekt «ern» von «arn» («ahrn», ohne Abwerfung des n gesprochen), welches «ernten» bedeutet. So auch «iarn», «usarn», «obarn» = einernten, ausernten, abernten. «Ereren» würde hiernach ganz einfach bedeuten «erpflügen», d. h. durch den Pflug erwerben."

H. M.

Bibliographie.

Ahne, W. A., Shakspeare-Blüthen als Festgabe zur 300jährigen Gedächtnissfeier des grossen brittischen Dichters. Prag, Credner. 1864. 8. 20 Ngr.

Andryane, A., Denkwürdigkeiten eines Staatsgefangenen. Aus dem Französischen übersetzt von J. Wulf. 1ster Theil. Arnsberg. 1860. 8. 10 Ngr.

Arnold, W., Recht und Wirtschaft nach geschichtlicher Ansicht. Drei Vorlesungen. Basel, Georg. Gr. 8. 16 Ngr.

Baurmeister, G. A., Theorie der Körper- und Weltenbewegung. Eine freie Forschung. Mit lithographirten Abbildungen. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 22½ Ngr.

Bayer, J., Von Gottsched bis Schiller. Vorträge über die classische Zeit des deutschen Drama's. Drei Theile. Prag, Mercy. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Braddon, M. E., Eleanor's Sieg. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Breitschwert, A. v., Eisenbahn und Telegraph. Posse in zwei Akten. Cannstatt. 1861. 8. 5 Ngr.

— — Die neueste Mode. Lustspiel in zwei Aufzügen. Canstatt, Bosheyer. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Maria Prochaska. Drama aus der Zeit des deutschen Freiheits-Kriegs in fünf Abtheilungen mit Gesang. Schwäbisch Gmünd. 1861. Lex.-8. 10 Ngr.

Burdorff, L., Die Schlacht bei Eckernförde am 5. April 1849. Ein erzählendes Gedicht. Hamburg, Richter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dürenberg, F. L. S. v., Die Symphonien Beethovens und anderer berühmter Meister. Mit Hinzuziehung der Urtheile geistreicher Männer analysirt und zum Verständnisse erläutert. Leipzig, Matthes. 8. 20 Ngr.

Enttäuschter Ehrgeiz, oder: Verheirathet und ledig. Von der Verfasserin von „Welt und Kloster" u. s. w. Aus dem Englischen von C. Braun. Regensburg, Manz. 8. 19½ Ngr.

Freimund, G., In Muße-Stunden! Dichtungen. Berlin, Mode. 8. 10 Ngr.

Freygang, G., Die Schule und die leiblichen Uebel der Schuljugend. Ein zeitgemäßes Wort an Eltern und Erzieher im Interesse des Staates, der Gemeinde und Familie. Leipzig, Keil. 8. 15 Ngr.

Die Geschichte eines Apfels. Eine Weihnachtsgabe. Leipzig, Hirzel. 8. 1 Thlr.

Gregorovius, F., Wanderjahre in Italien. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. à 1 Thlr. 24 Ngr.

Jonas, A., Organisches Rechtssystem in anderthalb Capiteln der heiligen Schrift. Mit einer Einleitung über den Dekalog. Hamburg, O. Meißner. 8. 10 Ngr.

Kraut, Die epische Prolepsis, nachgewiesen in der Ilias, ein Beitrag zur Kenntniss des epischen Stils. Tübingen. Gr. 4. 11 Ngr.

Kriegsfahrten einer preußischen Marketenderin während der Feldzüge von 1806 bis 1815. Von ihr selbst erzählt und herausgegeben von A. Hüffer. Mit Porträt der Erzählerin. Münster, Aschendorff. 8. 10 Ngr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von Müller von der Werra. 6ter Jahrgang. 1864. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Lübker, F., Kaiser Julian's Kampf und Ende. Eine Erzählung aus dem 4. christlichen Jahrhundert. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1864. 8. 15 Ngr.

Mannstein, H., Denkwürdigkeiten der Churfürstl. und Königl. Hofmusik zu Dresden im 18. und 19. Jahrhundert. Nach geheimen Papieren und Mittheilungen. Leipzig, Matthes. 8. 12 Ngr.

Marbach, O., Othello der Mohr von Venedig. Tragödie nach Shakspeare. Leipzig, Fries. 1864. Gr. 16. 1 Thlr.

Mönckeberg, C., Hamburg unter dem Drucke der Franzosen, 1806—1814. Historische Denkwürdigkeiten. Hamburg, Nolte. 1863—64. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Müller, C., Nirvana. Ein Frühlingstraum. Braunschweig, Bruhn. Gr. 16. 20 Ngr.

Norden, F., Sigwart. Eine Klostergeschichte. Neu erzählt. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 8 Ngr.

Norton, Caroline Elisabeth Sarah, Verloren und Gerettet. Roman. Aus dem Englischen von F. Seybold. Autorisirte Ausgabe. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. à 20 Ngr.

Oettinger, E. M., Die nordische Semiramis oder Katharina II. und ihre Zeit. Historischer Roman. 2te Abtheilung. Mutter und Sohn. Drei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Oosterzee, J. J. van, Das Bild Christi nach der Schrift. Uebersetzt und herausgegeben von F. Meyeringh. Einzige vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Palmer, C., Die Moral des Christenthums. Stuttgart, Liesching u. Comp. 1864. Gr. 8. 2 Thlr.

Perger, A. Ritter v., Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart, Schaber. 1864. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Pohl's, C., Possen. 1ster Band. Berlin, Lassar. Gr. 8. 1 Thlr.

Renan, E., Das Leben Jesu. Autorisirte Ausgabe. 1ste Abtheilung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Rupert, L., Die Kirche und die Synagoge. Aus dem Französischen. Mit Beilagen von S. Brunner. Schaffhausen, Hurter. 1864. Gr. 8. 27 Ngr.

Schmidt, L., Kalender zur Geschichte der deutschen Literatur. Für Freunde derselben bearbeitet. Bremen, Geisler. Gr. 8. 15 Ngr.

Schneider, G., Geschichte der englischen Sprache dargestellt in ihrem Verhältnisse zur deutschen und französischen. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schott, W., Die estnischen Sagen von Kalewi-Poeg. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 24 Ngr.

Schuler, M., Die Hauptübel unserer Zeit und deren Heilung. Dargestellt in einem Cyklus von neun Fastenvorträgen. Augsburg, Kollmann. 1864. Gr. 8. 18 Ngr.

Winkelmann, E., Geschichte Kaiser Friedrichs II. und seiner Reiche 1212—1235. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Wirz, J. J., Zeugnisse und Eröffnungen des Geistes. Heilige Urkunden der Nazarenergemeine. 1ster Band. Barmen, Langewiesche. 8. 1 Thlr.

Wollheim da Fonseca, A. E., Die Bundesreform. Eine politische Skizze. 1stes Heft. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Fußenecker, G., Die Fortschrittsbewegung im deutschen Volksschullehrerstande beleuchtet. Augsburg, Kollmann. 8. 2 Ngr.

Die Jesuiten vor den Geschworenen. Aus dem Französischen von J. Wulf. Soest. 1859. 8. 5 Ngr.

Das Königthum in Preußen. Berlin, Stilke. Gr. 8. 5 Ngr.

Schwebemeyer, C., Zollvereins-Harmonien. Berlin, Stilke. Gr. 8. 10 Ngr.

Thiele, C. F., Trauerlied über Deutschlands jetzigen Zustand. Harburg, Frick. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der preußische Verfassungs-Conflict und seine Lösung. Ein Wort der Vernunft an die Wahlmänner Preußens im October 1863. Von einem Vaterlandsfreunde. Berlin, Reichardt u. Zander. Gr. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 26. November 1863.

Adolf Stahr's Versuch einer Ehrenrettung des Tiberius.

Tiberius. Von Adolf Stahr. Berlin, Guttentag. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist eine merkwürdige Zeit, in der wir leben. Nichts steht mehr fest auf Erden. Selbst die Vergangenheit, die der Dichter „ewig still" stehen läßt, wird in den Strudel der Bewegung hineingezogen. Wer vor 30 Jahren aus den damals gefeierten Lehrbüchern die Geschichte des Alterthums kennen lernte, ohne sich seither weiter darum zu kümmern, ist kaum weniger hinter dem Bildungs- und Erkenntnißstandpunkt der Mitwelt zurückgeblieben, als einer, der in der Naturgeschichte bei Linné oder in der Chemie und Physik bei den Systemen der zwanziger Jahre des Jahrhunderts stehen geblieben wäre. Was hat nicht zumal die römische Geschichte für eine veränderte Gestalt angenommen, seit Niebuhr mit unbarmherzigem Scharfsinn die schöne alte Sagenwelt der königlichen Zeit zerstörte, die uns seit unserer Kinderzeit so in Fleisch und Blut übergegangen war, daß wir uns kaum entschließen konnten, die bekannten und liebgewordenen Gestalten und Begebenheiten in die Nebelregion mythologischer Traditionen zu verbannen, und fast mit Mommsen zürnen möchten, daß er so vornehm kaum mit einer leichten Andeutung darüber hinweggeht, als gehörten die ersten Bücher des Livius schon längst in die Rumpelkammer der Geschichte. Und was verlangt der letztgenannte Historiker nicht noch sonst alles von uns! Nicht nur sollen wir die großen Thaten und Begebenheiten der ersten republikanischen Zeit größtentheils in das Gebiet der Heldensage verweisen: wie schrumpfen selbst die Cicero, Cato und Pompejus, für die wir in unserer Jugend als für die letzten ehrwürdigen Säulen der römischen Freiheit geschwärmt, unter seinen Händen zusammen!

Mommsen's Werk schließt mit dem Siege Cäsar's, dem thatsächlichen Untergange der Republik. Die Geschichte der Kaiserzeit, mit der der Autor, soviel wir wissen, seit längerer Zeit beschäftigt ist, läßt noch auf sich warten. In Deutschland hat er bisher keinen Concurrenten für die Lösung dieser großen Aufgabe gefunden. Auch die jedenfalls sehr bedeutende, von Stahr mehrfach benutzte Schrift des englischen Geschichtschreibers Merivale („A history of the Romans under the Empire", 2. Ausg., 7 Bde., London 1862) dürfte sein Werk nicht überflüssig machen. Inzwischen theilt sich auch hier die Arbeit mehr und mehr, wie auf allen andern Gebieten des Wissens. Monographien einzelner Kaiser, Beleuchtungen einzelner Begebenheiten und kritische Betrachtungen über Personen und Dinge der Kaiserzeit erscheinen in rascher Folge in Büchern, Broschüren und Zeitschriften. Und auch hier tritt wieder der kritische und skeptische Charakter der Gegenwart im Gegensatz zu der gläubigen Vergangenheit in den Vordergrund. Die „lethargy of credulity" der Historiker, wie es ein englischer Schriftsteller nennt, die Zeit, wo, was einmal fest behauptet und von sonst glaubwürdigen Leuten erzählt war, ohne weiteres als historische Thatsache angenommen ward, ist gründlich vorüber. Auch ein Thucydides und Tacitus werden jetzt dem kritischen Secirmesser unterworfen und wunderbare Resultate kommen zu Tage, über die freilich noch mancher Verehrer der Alten verdrießlich und ungläubig den Kopf schüttelt. Allerdings schüttet die moderne Kritik auch hier noch oft genug das Kind mit dem Bade aus und wird vor lauter Unglauben abergläubisch. Aber niemand, der den neuern Forschungen auf diesem Gebiete nachgegangen ist, wird leugnen wollen, daß eine solche Menge von Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten in den Berichten der alten Historiker aufgedeckt, so viele absichtliche oder unabsichtliche Verkehrtheiten in ihren Urtheilen nachgewiesen sind, daß die ganze von ihnen und nach ihnen geschriebene Geschichte einer vollkommen neuen Durcharbeitung bedarf. Im Juliheft des „Cornhill Magazine" begegneten wir folgender Stelle:

> Es mag wol zuerst des Lesers Mistrauen erregen, wenn er vernimmt, daß ein Ruf (wie der Nero's), der so mit Schmach und Schande beladen ist, daß er noch nie einen Vertheidiger gefunden hat, auf Anschuldigungen beruht, die nicht nur durch ihre Ungeheuerlichkeit und ihre innern Widersprüche hätten Zweifel erregen sollen, sondern die sich bei genauerer Betrachtung als gänzlich unglaubwürdig und selbst jedes Scheinbeweises ermangelnd offenbaren; und doch ist der Beweis dieser Behauptung keineswegs schwierig.

Es sind dies Worte eines englischen Schriftstellers, welcher mit überzeugender Logik darthut, daß die vier Hauptanklagen, auf welche sich der entsetzliche Ruf des Kaisers Nero und seine Verdammung durch die Geschichte stützt: der Mord des Britannicus, seiner Mutter, seiner Frau und der Brand von Rom, nicht nur unbewiesen, sondern auch im höchsten Grade unwahrscheinlich sind. Und dabei gilt von Nero dasselbe, was Stahr von Tiberius hätte sagen können: „Sein Ruf als Wütherich und moralisches Ungeheuer beruht nicht auf seinen öffentlichen Regierungshandlungen, sondern auf den geheimen Beweggründen für im Verborgenen geschehene Thaten, die man ihm zuschreibt." Nichtsdestoweniger ist der Verfasser des Aufsatzes im „Cornhill Magazine" weit entfernt davon, eine vollständige Rechtfertigung und Rehabilitirung Nero's zu beabsichtigen und aus dem blutgierigen Narren der Sage einen großen Mann der Geschichte zu machen: er ist im Gegentheil überzeugt, daß derselbe weder ein exemplarischer Sohn, noch ein liebevoller Gatte, noch ein weiser Staatsmann, noch ein tüchtiger Regent, sondern ein eitler, liederlicher, verächtlicher Mensch war: seine Absicht ist nur zu beweisen, wie wenig die alten Historiker verdienen, daß man ihnen unbedingten Glauben schenke und wie vorsichtig der Verstand prüfen müsse, ehe er die geltenden Urtheile über Charakter und Motive zu den seinigen mache.

Hätte sich die vorliegende Schrift dieselben Grenzen gesteckt, wir würden nur Rühmliches von derselben zu berichten haben. Kritische Prüfung der Thatsachen ist allerdings der schwächste Punkt in der antiken, zumal der römischen Geschichtschreibung. Die Historiker wußten, daß das Publikum, dem ihre zudem häufig nur mündlichen Quellen größtentheils unzugänglich waren, ihre Angaben auf Treue und Glauben annehmen mußte. Dazu kam, daß patriotische Fälschungen der historischen Wahrheit keineswegs für unbedingt verdammenswerth galten; dazu die beliebte Manier der alten Historiker, welche, die geschichtliche Darstellung als ein rhetorisches Kunstwerk betrachtend, durch die wörtliche Wiedergabe von Reden, die kein Stenograph nachgeschrieben hatte, ja die vielleicht nie gehalten waren, durch die genaue Angabe der Motive der handelnden Personen, durch das unabweisbare Bedürfniß, die zahlreichen Lücken auszufüllen, durch die verführerische Leichtigkeit, ihren Conjuncturen die Färbung von Thatsachen zu geben, halb wider Willen verlockt wurden, Wahres und Falsches, Vermuthung und Thatsache, Geschichte und Fiction miteinander zu vermengen; dazu die außerordentliche Schwierigkeit, die Wahrheit zu ermitteln, wo, wie das ganz besonders unter der Regierung der Kaiser aus der julisch-claudischen Familie der Fall war, niemand eine nach oben unliebsame Wahrheit auszusprechen wagen durfte, während nach ihrem Tode die Aeußerungen des lange zurückgehaltenen Hasses gegen den Vorgänger noch durch den Wunsch gesteigert wurden, sich bei dem Nachfolger beliebt zu machen*); dazu endlich der trotz aller „Aufklärung" herrschende wüste Aberglaube, von dem vielleicht kein Römer, sicher wenigstens auch Tacitus und Sueton nicht frei waren.

Erscheint somit eine Revision der Acten des großen Processes der Geschichte gegen die Kaiser aus der julisch-claudischen Familie durchaus gerechtfertigt, so wird dieselbe um so nothwendiger, wenn man bedenkt, daß der bedeutendste Historiker dieser Periode durch seine glänzende Darstellungsgabe, durch den kunstvollen Bau seiner Werke, auch den politisch-ethischen Charakter derselben, durch die Unparteilichkeit, die er ihnen selbst vindicirt, und durch die moralische Entrüstung, mit der er sich dem sittenlosen Treiben seiner Zeit und Nation gegenüberstellt, viele Jahrhunderte lang in seinen Berichten für unbedingt glaubwürdig, in seinen Urtheilen für inappellabel gegolten hat. Jetzt ist es freilich vorbei damit. Von allen Seiten ertönen Klagen über seine Unzuverlässigkeit. Stahr führt allein außer Merivale, der im ganzen sehr wenig auf Tacitus hält, noch vier andere Schriftsteller an (F. Buchholz, K. W. Krüger, G. R. Sievers und William Ihne), welche alle darin übereinstimmen, daß Tacitus im ganzen wie im einzelnen ein höchst ungerechtes Urtheil über Tiberius gefällt habe.

Diese Vorwürfe sind ohne Zweifel zum nicht geringen Theile wohlbegründet. Daß ein von fast leidenschaftlicher Liebe und Begeisterung für die alte republikanische Staatsform erfüllter Mann, der in dem Cäsarenthum die Erniedrigung und das Verderben des Vaterlandes sah, die Geschichte des kaiserlichen Rom nicht sine ira et studio schreiben konnte, liegt auf der Hand. Eine wirklich objective Geschichtschreibung, wenn eine solche damals überhaupt möglich war, lag ihm fern. Seine Abneigung gegen die Monarchie überhaupt und gegen die schreckliche Gestalt, in welcher dieselbe im 1. Jahrhundert des römischen Kaiserthums auftrat, insbesondere, zusammen mit seiner Ueberzeugung, daß die Suprematie Roms an die republikanische Verfassung, allerdings mit einer starken populären Aristokratie an der Spitze, geknüpft sei, ließ ihm die traurigen Zeiten, welche den Schlachten bei Pharsalus und Actium vorhergingen, in einem verhältnißmäßig günstigen Lichte erscheinen, wenngleich es übertrieben ist, mit Merivale zu behaupten, daß er den Satz: „die grundverderbte unterhöhlte Oligarchie des Staats zur Zeit des Pompejus und Milo sei die edelste und kräftigste aller Regierungen gewesen und habe die wahre republikanische Freiheit dargestellt", seiner Geschichtsdarstellung zu Grunde gelegt habe. Allerdings verblendete ihn aber seine patricisch-republikanische Gesinnung gegen die gänzlich verrotteten Zustände, in welche der römische Staat wie die römische Gesellschaft schon vor Augustus verfallen waren: Zustände, denen gegenüber, wie Mommsen unwiderleglich dargethan hat, Cäsar's Staatsstreich als die rettende That erscheint, die durch die Schöpfung des Imperatorenthums allein den gänzlichen Zusammensturz wenigstens auf längere Zeit zu vertagen im Stande war. So gehört Tacitus zu den historischen Charakteren, die in treuer Verehrung für die großen Ahnen und die

*) Tiberii Gaiique et Claudii ac Neronis res florentibus ipsis ob metum falsae, postquam occiderant, recentibus odiis compositae sunt. (Tacitus.)

Institutionen, mit denen ihr Vaterland groß geworden ist, und zu heiß liebend und hassend, um sich so leicht wie viele andere dem Neuen hingeben zu können, die Gegenwart und ihre Forderungen verkennen. Aber wahrlich, es sind, wenn nicht die Weisesten und Glücklichsten, doch auch sicher nicht die Schlechtesten, die der untergegangenen Sonne nachweinen, statt die im Zenith funkelnde oder am Horizont aufsteigende anzubeten. Wenn solche Männer es unternehmen, die Zeit zu schildern, in der sie leben, dann werden sie dieselbe allerdings mit düstern Farben malen, die unbefangene Anschauung wird ihnen unmöglich sein und mit dem besten Willen wird in ihre Schilderung ein Anschein tendenziöser Einseitigkeit sich einschleichen, der den Leser mit Recht stutzig machen muß. So ist es mit Tacitus. Die scheußliche Misregierung Domitian's, die ganze Erbärmlichkeit des zu einem Haufen kriechender Höflinge, Speichellecker und Stellenjäger erniedrigten Senats und die rohe Entsittlichung des nach Brot und Spielen schreienden Plebs vor Augen, erschien dem glühenden Republikaner unwillkürlich das Bild der fernen Vergangenheit in um so glänzendern Farben, und in seinem tiefen, brennenden Schmerz um das unwiderbringlich Verlorene schrieb er die Geschichte der Männer und Zeiten, in denen und durch die dieser Verlust und der gegenwärtige, ihm unerträglich erscheinende Zustand besiegelt worden war, gleich einem Richter, der den für schuldig Erkannten die lange Reihe ihrer Verbrechen vorhält, um sein Verdammungsurtheil zu rechtfertigen und sie dem Hasse und der Verachtung der Nachwelt zu überliefern. Dabei ist nicht zu übersehen, daß er aus einseitigen und mangelhaften Quellen zu schöpfen genöthigt war. Die einzige, die er anführt, die Memoiren der jüngern Agrippina, war wenigstens gewiß, zumal auch in Bezug auf Tiberius, nur mit größter Vorsicht zu benutzen.

In einem gewissen Sinne ist also Tacitus allerdings parteiisch; seine Urtheile über Personen und Dinge dürfen nicht auf Treue und Glauben angenommen werden. Wenn dagegen Stahr den berühmten Historiker geradezu, wenn nicht einer absichtlichen Fälschung der Thatsachen, doch einer absichtlich gehässigen Färbung, der Sucht, den Tiberius in ein möglichst ungünstiges Licht zu stellen, der Leichtgläubigkeit in Bezug auf alle dem Kaiser ungünstigen Berichte und Gerüchte, endlich hämischer Insinuationen aller Art, ja sogar eines tendenziösen Sichverschließens gegen die offenbare Wahrheit beschuldigt, so bleibt er den Beweis dafür schuldig und mußte ihn schuldig bleiben. Was er dafür (zumal S. 84—92) anführt, wird keinen unbefangenen Leser von der Wahrheit seiner Anklagen überzeugen, ja es bekundet wol gar im Gegentheil, wie die berühmte Stelle „Annales", IV, 11, wo Tacitus des Gerüchts der Ermordung des Sohnes des Tiberius durch den Vater selbst gedenkt *), darthut, daß es dem Historiker voller Ernst damit war, die Wahrheit zu ergründen und zu verbreiten. Wenn er fast nur aus dem Tiberius ungünstigen Quellen schöpfen konnte, wenn die öffentliche Meinung seiner Zeit noch durchaus gegen den Kaiser eingenommen war; wenn der Alleinherrscher, der vor allem dazu beitrug, die noch neue monarchische Form zu befestigen, dem Republikaner besonders zuwider sein mußte; wenn das finstere, menschenfeindliche, hochfahrende Wesen des Tiberius ihm entschieden Antipathie einflößte: so läßt sich daraus erklären, daß Tacitus, wie Merivale sagt, kein günstiger, ja vielleicht nicht einmal ganz gerechter Beurtheiler des Tiberius war; aber niemand, der die sechs ersten Bücher der „Annalen" ohne Vorurtheil gelesen, wird leugnen können, daß Tacitus stets nur ausgesprochen hat, was seine wirkliche Ueberzeugung war, und daß er, abgesehen von der allgemeinen Haltung seiner Schriften, oft genug als männlicher Vertheidiger des Tiberius gegen böse Urtheile und Gerüchte aufgetreten ist, um den Verdacht eines Verleumders und absichtlichen Verkleinerers nicht aufkommen zu lassen. Aber Stahr will in Tiberius durchaus einen verkannten großen und edeln Charakter sehen, und das Streben, à tout prix den Beweis dafür zu erbringen, macht ihn selbst blind und leidenschaftlich. Wo Tacitus eines schlimmen Gerüchts gegen den Tiberius erwähnt, wird es mit Unwillen zurückgewiesen; wo der Historiker mit sittlicher Entrüstung der gehässigen Verleumdungen des Tiberius gegen die dem Kaiser verhaßte Agrippina (die ältere, Gattin des Germanicus) gedenkt, heißt es: „Es wird wol nicht unrichtig gewesen sein. Sie war eben die Tochter — Julia's!" Aehnliche Stellen finden sich in den meisten Kapiteln des Buchs; wir müssen uns versagen, sie hier zu citiren; das aber getrauen wir uns zu behaupten, daß jedermann, der die „Annalen" kennt und das vorliegende Werk aufmerksam durchliest, gleich uns zu der Ueberzeugung kommen wird: Stahr verunglimpft den Tacitus, um den Tiberius zu retten!

Stahr selbst bezeichnet seine Schrift als den Versuch einer Rettung des Tiberius. In der That enthält dieselbe von Anfang bis zu Ende nur diejenigen Thatsachen, Schilderungen und Schlüsse, welche nach dem Dafürhalten des Autors den unwiderleglichen Beweis liefern sollen, daß Tiberius ein ganz anderer gewesen sei, als welcher er seit 18 Jahrhunderten in den Lehrbüchern der Geschichte wie in der Auffassung der Menschen überhaupt gelebt hat. Er glaubt den Schlüssel gefunden zu haben, um das fürchterliche Geheimniß zu erschließen, in welches des Kaisers ganzes Leben, seine innere Entwickelung sowol wie sein Auftreten nach außen gehüllt erscheint. Wir wollen zunächst nur constatiren, daß wir es hier mit keiner vollständigen Biographie im eigentlichen Sinne zu thun haben, nicht einmal mit einer so vollständigen, als sie sich aus den mangelhaften Quellen herstellen ließe. Das Ganze ist vielmehr eine Tendenzschrift und mit allen Uebel-

*) „Annales", IV. 10; ... non omiserim eorundem temporum rumorem. validum adeo, ut nondum exolescat ..... IV, 11; ... mihi tradendi arguendique rumoris causa fuit, ut claro sub exemplo falsas auditiones depellerem peteremque ab iis, quorum in manus cura nostra venerit, ne divulgata atque incredibilia avide accepta veris neque in miraculum corruptis antehabeant.

ständen einer solchen behaftet. Die psychologische Unwahrscheinlichkeit von Tacitus' Schlußurtheil über Tiberius' Charakter („Annales", VI, 57 [51]) erweckte zuerst das Mistrauen unsers Autors gegen die ganze Darstellung des „historischen Coloristen", wie Stahr den großen Geschichtschreiber mehr pikant als richtig nennt: ein Mistrauen, aus dem bald die Ueberzeugung entsprang, daß Tiberius keineswegs das von Tacitus geschilderte moralische Monstrum, als welches Stahr selbst noch im „Torso" den Nachfolger August's bezeichnet, sondern ein ebenso ausgezeichneter Staatsmann wie Mensch gewesen sei, der nur an der Unlösbarkeit der Aufgabe, die er sich selbst gestellt, und an der Unverbesserlichkeit seiner gänzlich verdorbenen Zeit zu Grunde gegangen sei. Von dieser Ueberzeugung als dem Mittelpunkte seiner Darstellung ausgehend, suchte er allerdings mit großem Geschick und Scharfsinn in chronologischer Reihenfolge alle die Thatsachen wie die Gerüchte, die er doch größtentheils dem von ihm so tief herabgesetzten Schriftsteller entnehmen mußte, in seinem Sinne zu erklären, als Beweise für seinen Satz zu deuten, resp. ihre Falschheit oder Unwahrscheinlichkeit zu erweisen. *) Ein solches Verfahren aber, das an das Plaidoyer eines Advocaten erinnert, muß den Leser von vornherein mistrauisch machen. Er kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß Stahr dem Tacitus und Sueton manchen Widerspruch nachgewiesen, daß er manches Dunkel aufgehellt, manches für unzweifelhaft Gehaltene zweifelhaft, sogar unwahrscheinlich gemacht hat; ja, er wird vielleicht zugeben, daß der Verfasser den Beweis geliefert habe, daß dem Tiberius schweres Unrecht geschehen sei; aber ein treues, klares und wenn auch nur in den Grundzügen vollständiges Bild von dem innern und äußern Leben des Kaisers kann er aus dem Buche nicht gewinnen. Er muß fühlen, daß, wenn er die Quellenschriftsteller, wenigstens die beiden bedeutendsten, nicht selbst genau kennt, ihm die Stahr'sche Schrift nicht das Material zu einem vollgültigen Urtheil liefere. Aber selbst, wer mit jenen nicht bekannt ist, wird aus der Stahr'schen Darstellung eine gewisse fast leidenschaftliche Einseitigkeit herausfühlen (vgl. S. 9—10, 101 u. s. w.), die ihn, oft vielleicht mit Unrecht, gegen die Resultate der Forschungen des Autors mistrauisch macht. Wir betrachten das um so mehr als einen Mangel des in mehr als einer Hinsicht trefflichen Buchs, als es seiner ganzen Form und Erscheinung nach sich an das große Publikum wendet, von dem man nicht verlangen kann, daß es Tacitus und Sueton gründlich genug kenne, um, was der Verfasser aus ihnen citirt, im Zusammenhange auffassen und was er über sie sagt, auf seinen wahren Werth zurückführen zu können. Hören wir Tacitus über Tiberius:

Sowie sein Lebensschicksal, zeigt auch sein sittlicher Charakter verschiedene Perioden. Seine Lebensführung und sein Ruf waren von hoher Vortrefflichkeit, solange er als Privatmann oder in hohen Stellungen in Krieg und Verwaltung unter Augustus stand. Verstockt und schlau in Erheuchelung von guten Eigenschaften, solange Germanicus und Drusus am Leben waren; zwischen Gutem und Schlimmem wechselnd, solange seine Mutter noch lebte; fluchwürdig grausam, doch seine Lüste verschleiernd, solange er den Sejan liebte oder fürchtete, stürzte er sich zuletzt in Frevel und Schande, nachdem er frei von den Schranken der Scham und Furcht nur seinem eigenen Naturell folgte. *)

Dagegen Stahr (S. 115—116):

Wenn Widerwille, ja Abscheu gegen alle und jede Schmeichelei und niedrige Huldigung, Verachtung knechtischen Sinnes, Hochschätzung edeln Freimuths und männlicher Sinnesart, Freiheit von Geldgeiz und Habsucht, verbunden mit großartiger Freigebigkeit in guten und nützlichen Dingen, bei weiser Sparsamkeit in allen unnützen Ausgaben, strenge Gerechtigkeit, Klugheit in diplomatischen Verhandlungen neben lebendigem Gefühl für die Ehre und Würde des Staats, unermüdliche Thätigkeit für die öffentliche Wohlfahrt, Selbständigkeit im Beschließen und Handeln und Gleichgültigkeit gegen das schwankende Urtheil der geschwätzigen Tagesmeinung Eigenschaften sind, welche einen großen und guten Regenten in einem absolut regierten Staate ausmachen, so darf Tiberius gerechten Anspruch erheben, bis zu den letzten Jahren seines Lebens als ein solcher zu gelten. Denn er übte und besaß alle diese Eigenschaften in einem seltenen Grade, und er besaß und übte sie in einer Welt und Umgebung, wo sittliche Verworfenheit und niedrigster Egoismus als die herrschenden Mächte des Lebens erscheinen.

Das sind der Tiberius des Tacitus und der Stahr's: zwei Porträts, die allerdings von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus aufgefaßt, aber selbst mit dieser Einschränkung so grundverschieden sind, daß wol niemand bei ihrer Anschauung an dasselbe Original denken würde. Stahr hat es nicht an Mühe fehlen lassen, um die Treue des seinigen überzeugend nachzuweisen. Sein Eifer verführt ihn, Citate aus Plinius beizubringen, die ebenso gut gegen ihn ausgebeutet werden könnten, aus Strabo's Geographiewerk eine Stelle anzuführen, aus der doch im Grunde nur die Ueberzeugung des Verfassers hervorgeht, daß die republikanische Staatsform für das römische Weltreich nicht mehr passe; die „Hormesta" des spanischen Christen Orosius aus dem 5. Jahrhundert ins Feld zu führen, dessen Urtheil über Tiberius doch gewiß nicht mehr, ja vielleicht weniger Beweiskraft hat als das irgendeines modernen Autors; ja, er läßt sich von diesem leidenschaftlichen Eifer so weit fortreißen, daß er, der Liberale, dem Urtheile des Speichelleckers Vellejus Paterculus Werth beilegt, „da, was man in seiner Darstellung Schmeichelei gescholten habe, durchaus nicht die Loyalität eines treuen fürstlichen Dieners und Offiziers unserer Tage übersteige". Freilich, es gibt solche fürstliche Diener und Offiziere, aber wir hoffen nicht, daß etwa ein künftiger Geschichtschreiber Napoleon's III. den Marschall Forey mit seinen Toasten als Quellenschriftsteller benutzen werde. Nirgends tritt bei Vellejus ein tieferer sittlicher Ernst, nirgends Streben nach Wahrheit, überall dieselbe Gleichgültigkeit gegen Gutes und Schlimmes hervor, die nur verschwindet, wo es darauf ankommt, seinem Herrn und Beschützer ein Loblied zu singen.

---

*) Außer Tacitus sind natürlich in erster Linie noch Sueton und Dio Cassius, in zweiter Vellejus Paterculus, Valerius Maximus, Philo, Flavius Josephus, Plinius, Strabo u. a. benutzt.

*) „Annales", VI, 57 (25); Stahr, S. 61. Verstockt ist daselbst wol nur Druckfehler für versteckt (occultum).

Wer hat nun recht: Stahr, der aus dem „großen Claudier" einen tragischen Helden machen will, der nicht nur mit den herrlichsten Fähigkeiten und Anlagen von der Natur ausgerüstet, sondern auch von dem besten Willen beseelt und mit der tiefsten Einsicht in die Bedürfnisse des römischen Staats, voll der großartigsten reformatorischen Gedanken, in dem Streben Sittlichkeit, Ansehen und Selbstgefühl der höchsten Factoren des Staatslebens, der Consuln, des Senats und Ritterstandes, der Justizbehörden und Verwaltungsbeamten des Reichs zu heben, Freiheit des Urtheils, Sicherheit des Rechts und Besitzes herzustellen, die tiefgesunkene Sittlichkeit der höhern Stände zu verbessern, dem Verderben des überhandnehmenden Luxus Einhalt zu thun, an der elenden Verkommenheit seines Jahrhunderts, an der Erbärmlichkeit der Werkzeuge, mit denen er arbeiten mußte, an der unrettbaren Verderbniß eines entarteten Geschlechts zu Grunde geht; oder Tacitus und mit ihm fast die ganze gebildete Welt, die seit 18 Jahrhunderten in der Geschichte des Tiberius die Entwickelung eines vollendeten Heuchlers zu einem blutdürstigen, wollüstigen, menschenfeindlichen Ungeheuer erblickt hat?

Wol sind die Acten des neueröffneten Processes noch nicht wieder geschlossen, wol wird nie und nimmermehr ein sicherer und allgemein anerkannter Wahrspruch gefällt werden, weil es unmöglich ist, aus den vorhandenen Materialien eine klare, vollständige, lückenlose Anschauung von den Handlungen wie von dem Charakter des Angeschuldigten zu entnehmen; aber das dürfen wir doch jetzt schon getrost behaupten, daß auch hier wie gewöhnlich die Wahrheit in der Mitte liegt.

Betrachten wir zuerst den Charakter des Menschen Tiberius. Von Natur schwerfällig, ohne äußere Anmuth, ohne das gewinnende und wenigstens scheinbar offene und biedere Wesen des Augustus, ja geradezu unliebenswürdig und abstoßend in seinem Benehmen, scheint er durch bittere Lebenserfahrungen, zumal durch seine unglückliche Ehe mit der berüchtigten Tochter seines Vorgängers immer finsterer und menschenfeindlicher geworden zu sein, sodaß, wie Tacitus sagt, das einzige Gefühl, das er seinen Umgebungen einflößte, das der scheuen Furcht war. Dazu kam, daß er, der allerdings viele schlechte Menschen mochte kennen gelernt haben, der als klarer Kopf und scharfer Beobachter die tiefe Versunkenheit der damaligen römischen Welt erkannte, den die heuchlerische Leutseligkeit des Augustus, des Komödianten auf dem Throne, ebenso anekeln mochte, wie die feile Speichelleckerei der Senatoren und des Volks, bald alle Achtung vor der Menschenwürde verlor und die Menschen als Werkzeuge und Dinge betrachten und behandeln lernte. So war es unmöglich, daß er sich Freunde im besten Sinne des Worts erwarb; auch M. Junius Silanus, Lucil. Longus, Luc. Piso u. a. dürften diesen Namen kaum verdienen. Er verachtete die Schmeichelei, weil ihm an der Meinung der Menschen überhaupt nichts gelegen war. Aus demselben Grunde verschmähte er gewöhnlich, besser zu scheinen als er war; daß er aber dennoch auch zu heucheln verstand, beweist, daß er, der sich, wie Stahr selbst hervorhebt, hoch über den Augustus achtete, doch in einem Briefe an den Senat behauptete, daß er sich denselben überall zum Muster vorgesetzt habe; das beweist noch schlagender die Art und Weise, wie er seinen Günstling Sejan, als er dessen Gefährlichkeit entdeckte, wie eine Spinne ins Netz zu locken und mit seinen Fäden langsam und planmäßig zu umgarnen wußte. „Es stand ihm im Gesicht geschrieben, daß er nicht mochte einen Menschen lieben." In der That ist uns so wenig irgendeine Aeußerung wirklicher Liebe gegen die Seinigen bekannt, als selbst seine nächsten Anverwandten *), ja seine eigenen Kinder nichts von diesem Gefühle gegen ihn gekannt zu haben scheinen. Daß er im Anfang seiner Laufbahn wirklich gerecht zu sein strebte, wollen wir nicht leugnen; daß er auch in der letzten Zeit seiner Regierung Gerechtigkeit geübt habe, wird selbst Stahr nicht behaupten wollen. Wer so unterschiedslos barbarisch nach rechts und links wüthen konnte, wie Tiberius nach Sejan's Sturze, bei dem mußte das Gefühl für Gerechtigkeit bereits vollständig zu Grabe getragen sein. Mit klarem und scharfem Verstande, mit den Anlagen zu mancher Tugend begabt, frei von vielen damals gemeinen Lastern, mußte er doch als Mensch zu Grunde gehen, weil er ohne ein höheres sittliches und religiöses Princip, ohne Glauben an die Gottheit wie an die Menschheit, nur auf sich selbst vertrauend, von ungemäßigtem Stolz und Hochmuth, weder im Stande war die Vorsehung walten zu lassen, noch die Menschen zu nehmen wie sie waren. Wer ihn kennen lernen will, der lese die furchtbaren Worte, die Caligula bei Dio Cassius ihm in den Mund legt (bei Stahr, S. 176—177):

> Ich rathe dir, liebe keinen und schone keinen von diesen Menschen. Denn sie hassen dich alle und wünschen im Herzen deinen Tod und werden dich ermorden, sobald sie es können. Gib also jeden Gedanken, dir ihre Neigung durch dein Thun zu erwerben, auf, und was sie etwa schwatzen mögen, darum kümmere dich nicht, sondern habe einzig, wie es das Richtigste ist, dein eigenes Wohlbefinden und deine Sicherheit im Auge; denn nur so wirst du dich vor Unheil bewahren und dein Leben genießen und wirst obendrein von ihnen gern oder ungern geehrt und respectirt werden. Verfährst du aber auf jene erste Weise, so wirst du in Wirklichkeit keinen Dank, höchstens in Worten eine leere Ehre davon haben, die dir nichts Reelles bringt, du wirst das Ziel ihrer hinterlistigen Anschläge werden und wirst zuletzt ein unrühmliches Ende finden. Denn kein Mensch läßt sich Abhängigkeit von dem Willen eines Herrschers freiwillig gefallen, sondern er schmeichelt und ehrt den Stärkern nur insoweit er ihn fürchtet; sobald er aber Muth und Kraft gewachsen fühlt, rächt er sich, wenn er der Stärkere ist, an seinem frühern Beherrscher!

So dachte Tiberius von den Menschen, auf diese Weise rieth er, ihnen gegenüberzutreten. Daß er so geworden, kann und will auch Stahr nicht leugnen, aber er sieht in ihm einen ursprünglich edeln und trefflichen Menschen, den die entartete Gesellschaft, in der er lebte, zur Verzweiflung an sich selbst und an der Menschheit getrieben habe. „An der Schlechtigkeit und Versunkenheit

*) Die Ausdrücke in dem Briefe des Augustus (Stahr, „Tiberius", S. 53 fg.) wird, wer die beiden Betheiligten und ihr Verhältniß einigermaßen kennt, nicht leicht ernsthaft für baare Münze nehmen.

der ihn umgebenden Welt", sagt er, „ist Tiberius zu Grunde gegangen, eben weil er eine gut und edel angelegte Natur war." Wir glauben, ein wirklich edler und reiner Geist, der dabei, wie Tiberius, kein Schwächling, sondern ein energischer Charakter war, konnte nie so tief herabsinken. Aber in Tiberius war Gutes und Böses stark gemischt von Anfang an, und weil er weder in noch außer sich den Halt fand, der ihn über das Mislingen seiner Plane und die Vereitelung seiner Hoffnungen hätte trösten können, verfiel er in menschenfeindliche Verzweiflung. Wol hat Tacitus unrecht, wenn er, um die mit dem Kaiser vorgegangene Umwandlung zu erklären, einen raffinirten Heuchler aus ihm macht, dessen wahres Wesen erst in seinem Greisenalter zu Tage getreten sei, das ist allerdings gegen alle innere wie äußere Wahrscheinlichkeit; aber wenn Stahr aus dem Teufel der Geschichte einen nur durch fremde Schuld gefallenen Engel machen will, dürfte er sich kaum weniger weit von der Wahrheit entfernen.

Daß Tiberius mit großen Herrschertalenten begabt war, kann niemand verkennen; daß er die großartige Idee hatte, die Provinzen und Städte des römischen Dominiums zu einem wirklichen Staate zu organisiren, ist wahrscheinlich; daß er dabei mit dem Egoismus des hauptstädtischen hohen und niedern Pöbels in schlimme Conflicte kam, ist natürlich; daß er die Absicht hatte, „die freie Volksentwickelung mit der absoluten Herrschaft zu verbinden und mit den Mitteln eines humanen Absolutismus den todten Leib des römischen Staatswesens zu galvanisiren", ist wenigstens möglich, wenn auch keineswegs erwiesen; daß der Klatschgeist der ihm feindlichen Adelspartei sein Bild verzerrt habe, unterliegt kaum einem Zweifel; daß er auch als ein Eindringling in die julische Herrscherfamilie vielfachen Anfechtungen begegnete, ist bekannt; daß er (wir lassen die vielleicht nicht ganz von persönlichen Rücksichten freien Motive hier unerörtert) keine Eroberungskriege führte, den Frieden erhielt, die Provinzen organisirte und einigermaßen gegen Aussaugung schützte und sich gerade dadurch unter der römischen Adelskaste erbitterte Feinde schuf, muß anerkannt werden; nicht minder jedoch, daß es ihm in erster Linie darauf ankam, sich selbst auf den Thron zu bringen, darauf zu erhalten und zu befestigen; daß er von den ihm für das Staatswohl zugeschriebenen Plänen sehr wenig verwirklicht hat, obwol er in der Wahl seiner Mittel und sogar in der Verletzung wohl- oder übelerworbener Rechte keineswegs bedenklich war; daß er durch seine freiwillige Verbannung auf Capri, durch die Ueberlassung der Regierung an den schändlichen Sejan (bei dem Stahr auch halb und halb eine Ehrenrettung versuchen möchte, vgl. S. 179 fg.), durch die Art und Weise, wie er nach Sejan's Tode verfuhr, bald erbarmungslos tyrannisch wüthend, bald die aus den Fugen gekommene Staatsmaschine sich selbst überlassend und mit grimmigem Hohn von fern auf das wüste Gebaren der Parteien in der Hauptstadt blickend, das Seinige dazu beigetragen hat, Staat und Volk vollends zu Grunde zu richten.

Können wir somit nicht vollständig mit dem Resultate der Stahr'schen Untersuchungen übereinstimmen, scheint uns der ideale Tiberius unsers Autors den historischen keineswegs ganz zu decken, so erkennen wir doch gern an, daß das vorliegende Buch, in dem klaren und einfachen und doch lebendigen und fesselnden Stile geschrieben, wie er dem Autor eigen ist, nicht nur für jeden gebildeten Leser des Interessanten vieles, sondern auch für die meisten manche neue und wichtige Aufschlüsse enthält, daß es ihm gelungen ist, zwar nicht den Beweis zu führen, daß Tiberius das Muster eines Menschen und Regenten gewesen sei, wol aber, daß er nicht das historische Ungeheuer par excellence gewesen und daß er noch weit mehr unser Mitleid als unsern Haß verdiene, wenn nicht more sinned against than sinning, doch much sinned against and sinning. Aber auch als ein treues Bild der entsetzlichen moralischen, socialen und politischen Zustände jener Zeit verdient die Schrift die allgemeinste Beachtung. Besonders ist ihre Lectüre den begeisterten Lobrednern der heidnisch-classischen Civilisation zu empfehlen. **Otto Speyer.**

Zur Geschichte der deutschen Bühne und Bühnendichtung.

Johann Valentin Teichmann's weiland königlich preußischer Hofraths u. s. w. literarischer Nachlaß herausgegeben von Franz Dingelstedt. Stuttgart, Cotta. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die deutsche Bühne ist als Kunstinstitut betrachtet unter den Bühnen der modernen europäischen Völker eine der jüngsten. Als die englische und spanische Bühne schon hoch entwickelt waren und einen Shakspeare, einen Calderon, Lope de Vega u. s. w. zu ihren Dichtern zählten, hatte man in Deutschland höchstens nur noch geistliche Schauspiele oder die von ehrsamen Zunftgenossen aufgeführten Fastnachtsspiele, unter denen die des Hans Sachs die hervorragendsten waren, die auch als sinn- und erfindungsreiche Schwänke keineswegs zu verachten sind, obschon sie andererseits doch wieder sehr deutlich den Abstand bezeichnen, welcher damals noch zwischen der Geistes- und Geschmacksbildung jener Völker und derjenigen des deutschen Volks stattfand. Die französische Bühne hatte bereits einen hohen Grad von Entwickelung, die französische Tragödie und Komödie sogar den höchsten ihnen vielleicht möglichen Grad der Vollkommenheit erreicht, als sich das deutsche Volk noch immer mit den ungeheuerlichen Haupt- und Staatsactionen, der improvisirten Komödie begnügte und die rohen, ungezogenen und oft schmuzigen Späße des Hanswurst, des Kasperle, des Larifari oder wie sich sonst diese lustige, eigentlich aber traurige Person nannte, von dem gleich rohen Publikum belacht wurden. Selbst dem Dänen Holbein und dem Italiener Goldoni hatten zu gleicher Zeit die Deutschen einen ihnen ebenbürtigen Dramendichter nicht entgegenzustellen.

Wie gesagt, die deutsche Bühne ist eine der jüngsten, denn als Kunstanstalt hat sie eine kaum hundertjährige Existenz. Aber während dieses vergleichsweise kurzen Zeitraums hat sie sich zu einer reichen Blüte entfaltet; sie allein hat Fortschritte, und zwar die erstaunlichsten

gemacht, während die übrigen stehen blieben oder rückwärts gingen. Die englische Bühne hat zwar später noch große Schauspieler, aber keinen Shakspeare, die spanische keinen Calderon, die französische keinen Corneille, Racine, Molière mehr gehabt. In London fristet Shakspeare fast nur durch den unermüdlichen Eifer des Schauspielers und Schauspieldirectors Phelps eine kümmerliche Existenz; auf den großen Bühnen herrschen die Oper und das Prachtballet, auf den kleinern die Pantomimes und die flüchtigen Augenblicksgeburten der nationalen derben Komik vor; hervorragende Schauspieler und Schauspielerinnen für die Tragödie und die Komödie höhern Stils gibt es kaum noch. In Paris zehrt das Théâtre français, dem nur noch eine so außerordentliche und extravagante Erscheinung wie die Rachel einen vorübergehenden Glanz verleihen konnte, in ziemlich kläglicher Weise von den alten Traditionen; wie es mit den kleinern Theatern steht, das ergibt sich am besten aus den Bluetten und Demi-Monde-Stücken, die uns als Abfall der modernen französischen Dramatik von Zeit zu Zeit zugeführt werden. Von Spanien und Italien kann kaum noch die Rede sein. Erst jüngst noch hat R. Gottschall in seinen in den wiener „Recensionen" erschienenen Reiseberichten aus Italien versichert, daß Deutschland ein unvergleichlich reicheres Material an guten und gediegenen schauspielerischen Kräften besitze, das sonorere Organ der Italiener abgerechnet, das jedoch zum Theil vielleicht der sonorern, wenn auch minder kräftigen und charakteristischen Sprache, zum Theil auch klimatischen Einwirkungen zugeschrieben werden mag.

Wir Deutschen nehmen zwar einerseits oft den Mund sehr voll in Betreff von Dingen, in denen wir gerade nicht excelliren oder in denen wir geradezu schwach sind, als ob wir durch diese phrasenhaften Selbstbelobungen die betreffenden Schwächen bemänteln zu können glaubten; andererseits aber sind wir oft gerade gegen Leistungen blind und undankbar, auf die wir ein Recht hätten stolz zu sein. Besonders auf dem Gebiete der literarischen Kritik und der Theaterkritik herrscht ein sehr unfruchtbares, ewig nergelndes Raisonnement, was jedoch in einzelnen Fällen widerwärtige, bisweilen aus nicht sehr reinlichen Motiven herrührende Uebertreibungen in ganz entgegengesetzter Richtung keineswegs ausschließt. Wer wollte verkennen, wie viel die deutschen Bühnen, die eine mehr, die andere weniger, zu wünschen übrig lassen? Wie viel mehr für das Ideelle der Kunst, für das Gedeihen der dramatischen Poesie gethan werden könnte, wenn ein Theil der an bloße Aeußerlichkeiten verschwendeten finanziellen Mittel zur Unterstützung der geistigen Factoren, namentlich zur Aufmunterung talentvoller, nur in der Technik noch nicht genug vorgeschrittener dramatischer Dichter verwandt würde? Wer wollte leugnen, daß es Bühnenleiter gibt, die ohne alles System verfahren und selbst aller Kunstbildung und höhern Tendenzen entbehrend, nur dem verdorbenen Geschmack eines großen Theils des Publikums entgegenkommen und die von ihnen geleiteten Anstalten, sogenannte Kunstanstalten, zu bloßen Spectakelbuden herabwürdigen? Wer wollte leugnen, daß selbst auf größern Bühnen Ensemble und Inscenirung oft und zwar gerade in Bezug auf classische Stücke sehr mangelhaft sind, und daß es nur zu viele Schauspieler gibt, welche etwas Besseres sein könnten, wenn sie fleißig studirten und sich durch den Tadel und Rath anderer zu vervollkommnen suchten, statt sich in verderblicher Selbstüberschätzung für von vornherein vollkommene Künstler, für Genies zu halten und nur dem blinden Zuge ihres rohen Naturalismus zu folgen? Vergessen wir aber auch nicht, was bei uns Gutes vorhanden ist; vergessen wir nicht, daß wir eine Menge vorzüglicher, mit reichen Mitteln ausgestatteter, auch das classische Drama pflegender Hoftheater haben, wie dies in Frankreich und England nicht der Fall ist, daß selbst Stadttheater zuweilen einen glänzenden Aufschwung nehmen und eine Pflanzschule guter Schauspieler selbst für Wien, Berlin und Dresden werden, und daß, wenn die eine Bühne, wie z. B. jetzt leider das hamburger Stadttheater, das früher so viele Schauspieler und Schauspielerinnen ersten Rangs heranbildete, im Sinken begriffen ist, eine andere, wie z. B. die großherzoglich weimarische unter der Leitung Dingelstedt's, des Herausgebers vorliegenden Werks, sich in künstlerischer Beziehung hebt und andern in mehrfacher Hinsicht Muster wird. Wenn daher von einem Verfall der deutschen Bühne die Rede gewesen, so konnte diese Redensart, die eigentlich so alt wie die deutsche Bühne als Kunstanstalt überhaupt ist, immer nur eine partielle und locale Bedeutung haben, obschon es vorkommen kann, daß vorübergehend allen Bühnen ein aus einem weitverbreiteten falschen Zeitgeschmack herrührender Schaden in größerm oder geringerm Grade gemeinsam ist.

Namentlich Leute, die viel in der Welt herumgekommen sind, scheinen häufig darin etwas zu suchen und ihre Welterfahrung dadurch documentiren zu wollen, daß sie die heimischen Leistungen gegen die des Auslandes herunterſetzen und diese auf Kosten jener verherrlichen. Wie oft ist von Deutschen selbst behauptet worden, daß es dem Spiel und dem Vortrage der deutschen Schauspieler an Naturwahrheit, daß es namentlich dem Zusammenspiel an der Präcision und der Rundung fehle, wie man sie auf den pariser Bühnen finde. Man vergißt aber zu sagen, daß auf den meisten deutschen Bühnen auf das Ensemble nicht so viel Detailfleiß verwendet werden kann, weil sie zu viel durcheinander spielen müssen und die Darstellenden sich daher in ein einzelnes Stück meist nicht so einspielen können, wie dies auf den pariser Theatern möglich ist. Und wie nun gar, wenn Ausländer selbst, welche Gelegenheit hatten, den Darstellungen deutscher Schauspielertruppen beizuwohnen, eine viel günstigere Meinung von ihrer Leistungsfähigkeit hegen? So erinnern wir uns, vor einigen Jahren in der „Contemporaine" einen Aufsatz über deutsche Theater gelesen zu haben, dessen französischer Verfasser kühn versichert, daß, wenn man Natürlichkeit des Spiels sehen wolle, man sie auf den Theatern zwischen dem Rhein und der Weichsel suchen müsse. Wir citiren bei dieser Gelegenheit ein Urtheil eines Franzosen über die kleine deutsche Truppe, welche vergangenen

Winter zu Paris in der Salle Beethoven Vorstellungen gab, aus der pariser „Illustration". Der Berichterstatter nannte darin Fräulein Brüning eine „comédienne achevée"; Frau Wohlbrück sei mit einer besonders angenehmen und selbst rührenden Stimme begabt, welche der deutschen Sprache eine „douceur inattendue" gäbe und für die man ihr daher doppelt dankbar sein müsse; kurz, sie besitze Eigenschaften, welche zu studiren selbst die besten französischen Schauspielerinnen nicht übel thun würden, insofern sich so etwas durch Studium erreichen lasse. Auch die männlichen Rollen hätten sich in guten Händen befunden. Das Natürliche sei die allgemeine Eigenschaft dieser Truppe, die eine „troupe d'ensemble" sei. Dieses „Théâtre allemand" verdiene die Gunst der Pariser, es mache den Eindruck des naiv Heitern und veranschauliche den Geist und Charakter, wie sie in den mittlern Klassen des deutschen Volks herrschend seien. Man solle sich durch die Befürchtung, kein Wort zu verstehen, nicht vom Besuch abhalten lassen; gäbe es doch Tage in dem Leben eines Journalisten, wo er den dringenden Wunsch habe, nicht ein Wort von dem zu verstehen, was auf der Bühne gesprochen würde! In dieser Stimmung und der festen Ueberzeugung, als ein der deutschen Sprache Unkundiger nichts zu verstehen, sei auch er ins deutsche Theater gegangen; aber er habe diese liebenswürdigen Stücke von Benedix, Moser, Berla, Langer und den andern deutschen Scribes bis herab zum „Gebildeten Hausknecht" ganz prächtig verstanden, sowol die Handlung als die Chansons und den Dialog, dank dem natürlichen und lebhaft veranschaulichenden Spiele dieser deutschen Schauspieler.

Wer Gelegenheit hatte, französische Truppen zu sehen, wird zugeben, daß ihr Ensemble allerdings ein vortreffliches ist, d. h. in Stücken ganz nationalen Charakters. Aber wer möchte die Dramen Shakspeare's, Calderon's, Goethe's (z. B. „Götz von Berlichingen" oder „Faust"), Schiller's, Lessing's „Nathan den Weisen", H. von Kleist's „Käthchen von Heilbronn" u. s. w. von französischen Schauspielern dargestellt sehen? Eine Darstellung des „Hamlet" hat in Paris nie gelingen wollen; das Helldunkle und Zartduftige der Romantik liegt dem Geschmack, das Problematische tiefer metaphysischer Charaktere dem Verständniß und dem Darstellungsvermögen französischer Schauspieler gänzlich fern. Der Franzose, national exclusiv wie er im allgemeinen ist, weiß höchstens nur gewisse Aeußerlichkeiten, die ihm an den Angehörigen anderer Nationen, besonders dem Engländer, auffallend sind, zu copiren und dann meist in carikirter Weise; aber in ihr tiefstes Leben, in ihre innersten Gemüthszustände weiß er sich nicht zu versetzen oder sie wenigstens nicht wiederzugeben. Ganz anders der kosmopolitische Deutsche mit seiner enormen Assimilationsgabe, die auch unsern Schauspielern eigen ist, und wenn auch die kosmopolitische Buntheit, die das Repertoire deutscher Bühnen kennzeichnet, in der einen Hinsicht beklagenswerth erscheinen mag, so ist es doch auf der andern Seite ein sehr großer, von uns Deutschen selbst vielleicht nicht genug gewürdigter Vorzug, daß wir vermöge dieses Kosmopolitismus und dieser Assimilationsgabe in Stand gesetzt sind, die Meisterwerke aller Nationen und Zeiten auf unsern Bühnen in lebendiger Repräsentation vor uns vorüberschreiten zu sehen. Ueberhaupt sollte man nicht vergessen, daß die Entwickelung der deutschen Bühne in eine Zeit fiel, wo die andern leitenden Völker den höchsten Grad ihrer geistigen Ausbildung erreicht, zum Theil schon überschritten hatten und daß, wenn ihr infolge davon auch das naiv Ursprüngliche, entschieden Nationale fehlt, wie es uns z. B. in Shakspeare's und Calderon's Schöpfungen entgegentritt, die deutsche Bühnendichtung doch auch in der Lage war, von diesem Zustande sehr beträchtliche Vortheile zu ziehen und sich mit den besten Säften der fremden wie der inzwischen erworbenen eigenen Bildung zu nähren.

Thatsache ist es jedenfalls, daß die Bühne seit etwa einem Jahrhundert ein Lieblingsinstitut des deutschen Volks ist, und sie wurde dies vielleicht gerade deshalb, weil lange Jahre hindurch von öffentlichen politischen Angelegenheiten, welche die Blicke und die Theilnahme der Nation von ihr hätten ablenken können, in Deutschland nicht die Rede war. Die englische Schaubühne und Bühnendichtung sind vielleicht gerade deshalb in Verfall gerathen, weil die Theilnahme der Nation durch die Parlamentsdebatten und die Vorgänge in den politischen Meetings und andern öffentlichen Versammlungen immer mehr in Beschlag genommen wurde. Auch die Staatsmänner sind in ihrer Art Schauspieler, welche eine bestimmte Rolle vor aller Welt mehr oder weniger gut, mit mehr oder weniger Anstand durchführen, und Acteuren wie Pitt und Fox, Canning und Palmerston, welcher letzterer namentlich seine Rolle durch wirksame schauspielerische Mittel zu würzen und die Lacher auf seine Seite zu bringen weiß, konnten die Acteurs der Bühne zuletzt keine Concurrenz mehr machen. Ob die deutsche Schaubühne gegenwärtig, wo nun auch in Deutschland nur zu viele politische Schauspieler sich an allen Orten und Enden sehen und hören lassen, im Stande sein wird, ihre alte Bedeutung für die Nation zu behaupten, erscheint zweifelhaft. Hat doch die Bühnendichtung sich bereits dazu bequemen müssen und nur zu sehr bequemt, sich als Magd den Tendenzen der Zeit dienstbar zu machen; und selbst die Possendichter treiben in ihren Fabrikaten Politik oder besser politischen Unfug, und zwar zumeist in ihren politischen Gassenhauern, die sie Couplets nennen.

Jedenfalls hat die Schaubühne innerhalb der Culturentwickelung des deutschen Volks eine bedeutsame Rolle gespielt, und wenn Goethe in einem seiner Briefe an Brühl, welche in vorliegendem, uns zu diesen allgemeinen Bemerkungen veranlassenden Buche mitgetheilt sind, einmal bemerkt: „Das Theater bleibt immer eine der wichtigsten Angelegenheiten", so hat er damit vollkommen recht. Daher hat auch die Geschichte dieser Großmacht, in welcher die Namen und Bestrebungen ihrer Dynastien, der Intendanten und Directoren, ihre gewonnenen und verlorenen Schlachten und die Leistungen ihrer großen Armee von Schauspielern, Sängern, dramatischen Dich-

tern, Componisten u. s. w. verzeichnet sind, in den betreffenden Kreisen größere Theilnahme erlangt als die Geschichte der deutschen Kaiser, die ja unserer Nation fast zur Mythe geworden sind. Einen sehr werthvollen Beitrag zu dieser allgemeinen Theatergeschichte enthält nun dieses Buch, welches die Geschichte des berliner Theaters behandelt, also eines Theaters, das in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Schaubühne eine der eingreifendsten Rollen spielte und unter der Leitung des Grafen Brühl einen Grad von Vollkommenheit erreichte, daß Goethe in einem der hier mitgetheilten Briefe es das „erste deutsche Theater" nennen durfte. Das Buch stammt aus dem Nachlaß Johann Valentin Teichmann's, weiland königlich preußischen Hofraths und Geheimsecretärs der Intendantur der königlichen Schauspiele zu Berlin, geboren daselbst am 20. Januar 1791, gestorben am 16. Juli 1860. Ueber 40 Jahre hat er unter vier verschiedenen Vorständen: Brühl, Redern, Küstner und Hülsen, im Bureau der Generalintendantur gearbeitet und namentlich den Briefwechsel mit den dramatischen Dichtern geführt, aber auch sonst in aller Weise für alle geistigen Interessen der Anstalt sich mit Rath und That bemüht. Die Herausgabe seines Nachlasses wurde von F. Dingelstedt, dem Intendanten der großherzoglichen Bühne in Weimar, besorgt und befand sich somit in den besten Händen.

Obschon für den Zweck d. Bl. das eigentlich literarische Schwergewicht des Werks in den von Teichmann gesammelten und hier edirten Briefen berühmter dramatischer Autoren beruht, so müssen wir doch auch der ersten Abtheilung: „Eigenes. Hundert Jahre aus der Geschichte des königlichen Theaters in Berlin (1740—1840)", mit einigen kurzen Worten gedenken, um durch eine Angabe des Inhalts diejenigen unserer Leser, die etwa specielle Freunde des Theaters sein sollten, zu veranlassen, das Buch selbst in die Hand zu nehmen; denn für eigentliche Theaterliebhaber enthält diese erste Abtheilung oder das „erste Buch" sehr viel Interessantes. Der erste Abschnitt dieses ersten Buchs wirft einen Rückblick auf die Zustände unter der Regierung Friedrich's des Großen bis zum Jahre 1771; der zweite Abschnitt behandelt die Zeit vom Jahre 1771, also von der Eröffnung der ersten stehenden deutschen Bühne bis auf die Verwaltung Iffland's 1796, und zwar zunächst die Verwaltung unter Koch, der eine der auserlesensten Truppen in Deutschland hatte, sodann die unter dem sehr verdienten Döbbelin, die unter Professor Engel und die unter Ramler und Warsing. Wir hätten viel zu thun, wenn wir alles theatergeschichtlich Interessante aus diesen Abschnitten mittheilen wollten, sonst würden wir z. B. den ganzen Theaterzettel abdrucken, womit die erste Aufführung des „Götz von Berlichingen" auf dem kleinen Theater in der Behrenstraße am 12. April 1774 angekündigt wurde. Der Name Goethe's ist nicht genannt, das Stück wird nur bezeichnet als „ein ganz neues Schauspiel von fünf Acten, welches nach einer ganz besondern und jetzo ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser mit Fleiß verfertigt worden", und es wird dann noch ebenso naiv hinzugefügt: „Es soll, wie man sagt, nach Shakspeare'schem Geschmack abgefaßt sein." Teichmann bemerkt über den Erfolg der Aufführung: „Kein dramatisches Werk hat so mächtig eingewirkt, keines, weder vor- noch nachher, einen solchen Sturm der Begeisterung erzeugt wie dieses." Bemerkt zu werden verdient, daß der erste Versuch eine tragische Oper mit deutschen Sängern aufzuführen, unter Ramler's Verwaltung, und zwar mit „Iphigenie in Tauris", am 24. Februar 1795 gemacht wurde. Die wenigsten glaubten an einen Erfolg, und Prinz Heinrich äußerte: „Da will ich doch heute hineingehen, um mich einmal recht satt zu lachen." Aber Prinz Heinrich lachte nicht, sondern ließ sich für den großen Genuß beim Musikdirector Weber bedanken; der Versuch war über alle Erwartung glänzend ausgefallen.

Der dritte Abschnitt des ersten Buchs berichtet über die Verwaltung unter Iffland und enthält auch mancherlei Interessantes, obschon wir, offen gestanden, über mehreres, z. B. über die Lage der Bühne und die Stellung Iffland's während der Zeit der Franzosenherrschaft aus Teichmann's Feder mehr erwartet hätten; wir erinnern uns, über diese traurige Zwischenperiode anderwärts schon Interessanteres gelesen zu haben. Der vierte Abschnitt ist der Verwaltung des Grafen Brühl (1815—28) gewidmet, die wol die glänzendste Periode des berliner Theaters war, obschon in seine Verwaltungszeit jener Brand des alten Schauspielhauses fiel, welcher dem Schauspieler Carlsberg das Leben kostete und der hier nach einem Bericht des gleichfalls dem Verbrennungs- oder doch dem Erstickungstode nahe gebrachten Schauspielers Rüthling in den lebhaftesten Farben geschildert wird. Interessant ist ein hier mitgetheilter Prolog, den Fouqué im Auftrage für die dem ermordeten Staatsrath von Kotzebue am 3. Juli 1819 veranstaltete Todtenfeier dichtete und wofür Kotzebue's letztes Schauspiel „Hermann und Thusnelda" gewählt worden war. „Was man zum Lobe Kotzebue's sagen kann", hieß es in dem betreffenden Briefe Brühl's an Fouqué, „müßte feierlich gesagt und zumal nicht vergessen werden, daß er dem Götzen Napoleon niemals geopfert hat. Seines Mords müßte gleichfalls ausdrücklich Erwähnung geschehen und zwar auf sehr bestimmte und ernste Weise." So heißt es denn in dem Prolog unter anderm:

> Wo bist du, heil'ge Freistatt deutschen Herdes?
> Schirmt nicht des Deutschen Dach den fremden, wie
> Den deutschen Mann? Ist's keine Schutzwehr nicht
> Auch selbst dem Feinde mehr, der ihm vertraut?
> Ist des Gesetzes heil'ge Tafel denn
> Zerbrochen? Ausgetilgt der Gottesfriede
> Von neuversöhnter, freier deutscher Erde?
> Und heiligt denn der reine bessre Glaube,
> Was Wodan's Priester einst mit Fluch belegt?
> Ist er zurückgekehrt aus dunkeln Höhlen,
> Der mitternächt'ge Dämon grauser Fahne,
> Des Fanatismus blut'ge Dolche schwingend? u. s. w.

Unter Brühl's Verwaltung kam, am 18. Juni 1821, auch Weber's „Freischütz" zum ersten male zur Aufführung, und es war diese die erste in Deutschland überhaupt. Kein Stück hat wol in Deutschland so viele Auf-

führungen erlebt und den Bühnen so viel eingetragen als der „Freischütz". Im Jahre 1858 fand in Berlin die dreihundertste Vorstellung dieser so echt deutschen Oper statt und schon bis zum 26. December 1840, also bis zur zweihundertundfünften Vorstellung hatte sie der berliner Bühne ungefähr 94000 Thaler eingebracht. Nun ist es allerdings wünschenswerth und sogar nöthig, daß selbst eine königliche Kunstanstalt durch einträgliche Entreprisen begünstigt werde, um die ihr durch nichteinträgliche Entreprisen verursachten Verluste decken zu können; aber es erweckt doch herbe Gefühle, wenn man sieht, daß man aus Producten des Genies (wer denkt hierbei nicht auch an Mozart's Opern, an Schiller's Stücke?) einen unverhältnißmäßig großen Gewinn und noch lange Jahre nach seinem Tode Wucherzinsen zieht, während es bei Lebzeiten sich kümmerlich behelfen, vielleicht darben mußte, im Schuldendruck sich aufrieb und infolge davon vielleicht früh erlag. So schlimm ist es nun dem Componisten des „Freischütz" allerdings nicht gegangen, aber zu kämpfen, soviel wir wissen, hat auch er gehabt und selbst noch nach dem glänzenden Erfolge eben dieses „Freischütz", und früh und nur zu früh ist auch er gestorben. Dagegen dürfen Sänger und Sängerinnen die übertriebensten Forderungen machen, und dabei muß man noch gewärtig sein, daß letztere — die Namen von einem Halbdutzend berühmter Sängerinnen wie Schauspielerinnen aus der Periode Brühl's und der im fünften Abschnitt behandelten Verwaltung des Grafen Redern (1828—42) beweisen es — ihren Kunstruhm und ihre glänzende Bühnenerscheinung dazu benutzen, so früh als möglich und noch in der Blüte ihrer Jahre und ihres Talents der Bühne zu entsagen und sich mit irgendeinem angesehenen Geldmagnaten oder adelichen Cavalier zu verheirathen.

Hiermit gehen wir zu der interessanten Collection von Briefen berühmter dramatischer Autoren über, die wir, wie vielleicht auch die ganze Zusammenstellung der Materialien zur Geschichte des berliner Theaters, vorzugsweise der Anregung Tieck's verdanken, welcher laut Dingelstedt's Vorwort am 25. Februar 1846 an Teichmann schrieb:

Schon seit lange, mein theurer Freund, wollte ich über einen Gegenstand sprechen, der mir sehr am Herzen liegt. Ich weiß nämlich, daß Ihnen vor Jahren Graf Brühl, als seinem Vertrauten, viele Briefe vermacht hat, welche Goethe an den Grafen geschrieben hatte, wobei dieser den Wunsch hinterließ, Sie möchten diese Briefe unsers Dichters einmal drucken lassen. Indem ich Sie hieran erinnere, wünsche ich aber auch, daß Sie eine Art Geschichte unsers berliner Theaters diesen Briefen hinzufügten, wodurch eine Lücke in unserer theatralischen Literatur ausgefüllt würde. Nach meiner Ansicht ist keiner dieser Aufgabe so gewachsen, als Sie, mein theuerster Hofrath. Sie waren so viele Jahre bei der Bühne, genossen das Vertrauen des Grafen Brühl, Sie sind literarisch gebildet, haben in der Nähe so vieles beobachten können, und so könnten Sie uns ein sehr interessantes Buch liefern welches besser die Theatergeschichte von Plümicke fortsetzte.

Zunächst treffen wir auf eine Reihe von Briefen, die zwischen Schiller und Iffland auf Anlaß der von ersterm eingesandten Bühnenmanuscripte gewechselt wurden und von denen die Schiller'schen für das taktvolle, anständige, besonnene und bescheidene Benehmen des Dichters bei geschäftlichen Angelegenheiten ein durchaus günstiges Zeugniß ablegen. Nirgends, obschon sich hierzu wol Anlässe gefunden hätten, begegnet man jenen Ausbrüchen von Gereiztheit und Dichterdünkel, deren sich wol so manche Poeten unserer Zeit, die tief unter Schiller stehen, in ähnlichen Fällen schuldig machen würden, wobei übrigens freilich in Betracht kommt, daß damals in den literarisch gebildeten Kreisen ein rücksichtsvoller humaner Ton überhaupt herrschend gewesen zu sein scheint. Iffland theilt dem Dichter des „Wallenstein" mit, daß „Wallenstein's Lager" in Berlin nicht zur Aufführung kommen könne, und der überhaupt ziemlich ängstliche Mann motivirt dies in einem Schreiben vom 10. Februar 1799 mit den uns allerdings sonderbar erscheinenden, jedenfalls aber für jene Zeit charakteristischen Gründen:

Es scheint mir und schien mehrern bedeutenden Männern ebenfalls bedenklich, in einem militärischen Staate ein Stück zu geben, wo über die Art und Folgen eines großen stehenden Heeres so treffende Dinge in so hinreißender Sprache gesagt werden. Es kann gefährlich sein, oder doch leicht gemisdeutet werden, wenn die Möglichkeit, daß eine Armee in Masse deliberirt, ob sie sich da oder dorthin schicken lassen soll und will, anschaulich dargestellt wird. Was der wackere Wachtmeister so charakteristisch über des Königs Scepter sagt, ist, wie die ganze militärische Debatte, bedenklich, wenn ein militärischer König der erste Zuschauer ist.

Iffland fährt fort:

Gewiß wünscht das Volk hier keine Revolution, aber die Grenze zwischen Civil und Militär ist wol jetzt nirgends so berichtigt angenommen, daß eine laute Discussion darüber nicht laute Aeußerungen veranlassen müßte, die einem oder dem andern Theile Verlegenheiten zuziehen könnte. Ich möchte jetzt nicht den bekannten Vers sagen: „Le premier roy fut un Soldat heureux."

Dieser Zustand war die Folge der alles in Schrecken setzenden Französischen Revolution, die auf die Entwickelung Deutschlands, welches ohne sie wahrscheinlich auf friedlicherm, harmonischerm Wege zu erfreulichern Resultaten seiner durchaus humanen Bestrebungen gelangt sein würde, fast nur einen störenden Einfluß gehabt hat, wie dies namentlich auch Goethe sehr richtig voraussah. Schiller erwidert hierauf, ohne auch nur die geringste Spur von Gereiztheit blicken zu lassen:

Ihren Gründen gegen die Vorstellung von „Wallenstein's Lager" kann ich nichts entgegensetzen. Zwar als ich das Stück schrieb, kam mir keine solche Bedenklichkeit; aber ich setze mich jetzt an Ihren Platz und muß Ihnen recht geben. Das Skandal wird genommen und nicht gegeben, aber das ist es eben, was ein solches Wagstück bedenklich macht. Es thut mir jetzt blos leid, daß Sie dadurch Zeit verloren haben, und in unserm Handel zu kurz kommen. Mögen dafür die zwei andern Stücke Sie entschädigen können.

Iffland hatte sehr recht, wenn er in seinem Briefe die Ueberzeugung aussprach, daß Schiller, bei seiner „großen Uebersicht von Dingen und Menschen" seine Vorsicht gerecht finden werde. Am 26. April 1800 sendet Schiller an Iffland sein Macbeth-Manuscript ein und er bemerkt:

Ich übersende Ihnen hier eine neue Bearbeitung des „Macbeth" fürs Theater, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen. Die bisherigen sind leider gar zu jämmerlich ausgefallen, und ich hielt es der Mühe werth, noch einen Versuch zu machen.

ob dieses Stück, eins der vollkommensten von Shakspeare, sich doch noch auf dem Theater erhalten ließe.

Er sagt weiter:

Ich überlasse Ihnen das Manuscript um 12 Dukaten; und um so viel Karolinen die „Maria Stuart", mit der ich spätestens in sechs Wochen fertig bin und womit ich Ehre einzulegen hoffe. Sie haben mir die Wallenstein'schen Stücke, davon Ihnen das erste nicht einmal zugute kam, theuer bezahlt, und ich hoffe, daß Ihnen die „Maria Stuart" den Verlust ersetzen soll. *)

Iffland hatte Schiller in einem Briefe, der sich leider nicht vorgefunden hat, auf Anlaß der „Turandot" gewisse Anträge gemacht, nach welchen seine Werke von Berlin aus einträglicher werden könnten; Schiller schreibt hierauf am 22. April 1803:

Ich halte es allerdings für möglich, daß ich zweckmäßige Stücke für das Theater schreiben könnte, und da ich so gut Geld verdienen möchte als ein anderer, so würde ich gar nicht gleichgültig dagegen sein. Aber für einen Zweck, der außer meinem poetischen Interesse liegt, habe ich mein Leben lang nichts thun können, und wenn ich mich also, wie ich hoffe, wünsche und will, in meinen künftigen Dramen den theatralischen Forderungen nähern soll, so muß die Kunst selbst mich dahin führen, denn ein wirklich vollkommenes dramatisches Werk muß nach meiner festen Ueberzeugung auch die Eigenschaft haben, allgemein und fortdauernd zu interessiren.

In demselben Briefe bemerkt er, daß nun nächst dem „Warbeck" das zweite Stück: „Wilhelm Tell", an die Reihe kommen werde, „ein Sujet", fährt der Dichter fort, wozu ich blos dadurch veranlaßt wurde, daß die Rede ging, ich mache ein solches Stück, woran ich nie gedacht hatte. Dieses ganz grundlose Gerücht machte mich aber auf diesen Stoff zuerst aufmerksam, ich las die Quellen, ich bekam Lust, die Idee zu dem Stück entwickelte sich bei mir, und so wird also vermuthlich, wie öfters schon geschehen, die Prophezeiung eben dadurch erfüllt werden, daß sie gemacht worden ist.

In einem spätern Briefe vom 5. December 1803 spricht er von seinem Entschluß, vor dem Druck des „Tell" nach der Schweiz zu gehen. Man muß fürchten, daß pecuniäre Bedenklichkeiten oder seine körperlichen Zustände ihn hinderten, diesen Entschluß auszuführen, insofern nicht seine Abneigung gegen Reisen, von der er selbst einmal in einem Briefe an seinen Freund Körner spricht, dabei mitwirkte. Auch was Schiller über sein projectirtes Schauspiel „Die Malteser", über seine Bearbeitung der „Turandot", die er „weiter nichts als ein lustiges Intermezzo" nennt, „das unter den vielen Versuchen, die man einmal gemacht, mitlaufen konnte", über die „astrologische Fratze" in „Wallenstein's Tod", über sein Vorhaben, Sophokles' „Oedipus" („ganz so wie er ist, blos allein die Chorgesänge freier behandelt") für die Bühne einzurichten, und über anderes schreibt, ist von Interesse, so auch die Bescheidenheit oder Höflichkeit, womit er in dem Succeß, den die „Braut von Messina" auf dem berliner Theater gehabt, nicht seinen, sondern Iffland's Triumph erblickt, da alles, was er von Augenzeugen vernommen, darauf hinauslaufe, daß der Vortrag des Chors meistermäßig angeordnet gewesen u. s. w. In einem Empfehlungsschreiben, das er der Staël mitgab, bemerkt er:

Ob wir uns gleich als schlichte Deutsche in einem radicalen und unauflöslichen Gegensatz mit ihrer französischen Sinnesweise befinden, so denkt sie doch würdiger von dem deutschen Genius als alle ihre Landsleute, und hat ein ernstliches, ja leidenschaftliches Streben zu dem Guten und Rechten. Ihre Lebhaftigkeit wäre unsern Deutschen zu wünschen.

Nur hätte Schiller vielleicht hinzufügen sollen: nicht die affectirte französische Lebhaftigkeit, wie sie wol auch in Deutschland, namentlich bisweilen bei Frauen vorkommt, und dann als Caricatur erscheint. Seinerseits ist Iffland unabläßig bemüht, den Dichter durch feurige Lobsprüche zu ermuntern und anzuspornen, ihm Sujets vorzuschlagen: z. B. Heinrich den Löwen, Gustav Adolf, Karl V., den Großen Kurfürsten von Brandenburg u. s. w. Solche entgegenkommende Ermunterungen seitens der Theaterdirectoren sind wol jetzt selten in Deutschland.

Diesen Briefen ist ein auf Schiller's Berufung bezügliches Schreiben Iffland's an Beyme vom 16. Mai 1804 angehängt, in welchem es unter anderm heißt:

Gegen Herrn Secretär Pauli hat Herr von Schiller gestern geäußert, daß er gern in Berlin zu bleiben wünsche. Mindestens einige Jahre. Ob es nicht zu bewirken sein möchte, daß er als Academicien mit einem Gehalt, nach der Kenntniß, die er nun vom berliner Publikum erhalten habe und noch erhalten werde, für das Nationaltheater arbeiten könne? Im Laufe des Gesprächs hat er ferner geäußert, falls Herr von Müller aus Wien nicht kommen sollte, würde er für das Studium der Geschichte dem Kronprinz dienen können. Die tiefe Gelehrsamkeit des Herrn von Müller könne eine Trockenheit in den Unterricht bringen, welche bei Fürsten ebenso zu meiden wäre wie das Romantische. Doch war das letzte mehr eine hingeworfene Wendung des Gesprächs.

Hieran schließt sich der Briefwechsel zwischen Goethe einerseits und Iffland und Brühl andererseits. Es befinden sich darunter fünf Briefe von Goethe an Iffland aus den Jahren 1800—12 und 20 Briefe an den Grafen Brühl aus den Jahren 1815—28, ferner fünf von Brühl an Goethe. Diese Briefe beziehen sich auf Goethe's Uebersetzung des Voltaire'schen „Tancred" und seine Bearbeitung von „Romeo und Julia", deren Manuscripte er einsendete, auf die Aufführung von „Paläophron und Neoterpe", von „Lila" mit der Musik von Seidel, auf das dann auch zur Ausführung gekommene Vorhaben, das neue Schauspielhaus mit „Iphigenie" einzuweihen, auf die Aufführung der Radziwil'schen Musik zu „Faust", auf seinen Prolog zu dem Deinhardstein'schen „Hans Sachs" u. s. w. Da diese Briefe in die Periode fallen, wo Goethe mehr geschäftsmäßig zu schreiben pflegte, so bieten sie nicht dasselbe Interesse wie die Schiller'schen; doch finden sich darin auch einzelne Bemerkungen von Werth, brauchbare Andeutungen in theatralischer Hinsicht, in Bezug auf die Inscenirung seiner Stücke und Prologe u. s. w. In seinen frühern Jahren war Goethe bekanntlich der preußischen Residenzstadt nicht sehr hold; aber in seinem höhern Alter unterhielt er mit keiner Stadt so innige und lebendige Beziehungen als mit Berlin, und nirgends kam man ihm auch mit so großer Liebe und Verehrung entgegen. Goethe weiß in seinen Briefen an Brühl nicht Worte genug zu finden, um für die gütige und ehrenvolle Aufnahme seiner Kinder (seines Sohnes und seiner

*) Schiller hatte für die drei Stücke, aus denen die Trilogie „Wallenstein" besteht, nur 60 Friedrichsdor gefordert und natürlich auch erhalten.

Schwiegertochter) in Berlin zu danken; er schreibt am 2. April 1820:

Mit einer gleichen Entzückung sprechen sie von der geistigen gnädigen Aufnahme, von Genüssen aller Art, welche auch nur die wohlwollenden Bewohner einer Königsstadt gewähren können; die Geschichte davon ist zur nie versiegenden Familienunterhaltung geworden.

Persönlich hat er aber seit 1778 Berlin nicht wieder besucht; er wurde zwar zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses und der Aufführung seiner „Iphigenie" eingeladen, aber obschon er ausruft: „Was hat nicht Berlin an Menschen und Sachen für mich Wünschenswerthes", und ferner gesteht, daß ihn in letzter Zeit von Berlin nur Angenehmes berührt habe, muß er sich doch aus Rücksicht auf sein Alter, das er eine „lästige Sache" nennt, die Reise versagen. Er schreibt am 12. Mai 1821:

Ich bin diesen Winter nicht aus dem Hause und dieses Frühjahr nicht weiter als in meinen Hausgarten gekommen, wie sollte ich es wagen mich zu einer solchen Reise zu entschließen und einer großen bewegten Welt zu übergeben.

Den Goethe'schen Briefen folgt ein Schreiben Wieland's an Iffland vom 24. Februar 1806, womit er ihm einen Lustspielversuch seines Sohnes „Die Ueberraschungen", den ersten, womit er, Wieland, zufrieden sei, überreicht und empfiehlt, und sodann ein sehr kurzes und bündiges Schreiben Heinrich von Kleist's an Iffland vom 10. August 1810, welches lautet:

Ew. Wohlgeboren haben mir, durch Herrn Hofrath Römer, das auf dem wiener Theater, bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten, zur Aufführung gebrachte Stück, das „Käthchen von Heilbronn", mit der Aeußerung zurückgeben lassen: es gefiele Ihnen nicht. Es thut mir leid, die Wahrheit zu sagen, daß es ein Mädchen ist; wenn es ein Junge gewesen wäre, so würde es Ew. Wohlgeboren wahrscheinlich besser gefallen haben.

Iffland antwortet verhältnißmäßig höflich, trotz der in den letzten Worten des Kleist'schen Billets offenbar enthaltenen unziemlichen Anspielung; doch spricht er von einer „Gemeinheit, die ich nicht erwidere, auch wenn solche gegen mich gebraucht werden sollte".

Die nun folgenden Briefe Schlegel's und Tieck's an Iffland betreffen unter andern Beck's zur Aufführung gekommenes Lustspiel „Das Chamäleon", in welchem die Romantiker eine persönliche Satire gegen sich erblicken wollten. Schlegel schreibt ganz vernünftig und ruhig: seiner Ansicht nach müsse man diesen Angriff ohne Notiz lassen, „da sich gegen das Unbedeutende weder im Scherz noch im Ernst mit Vortheil Krieg führen läßt"; Tieck dagegen zeigt sich ganz unverständig gereizt, und erklärt, nur unter gewissen Bedingungen schweigen zu wollen, welche aber die ungemessensten und ganz unannehmbar waren. Iffland weist ihn aufs schlagendste und zugleich empfindlichste zurecht. Diese Gereiztheit Tieck's erscheint um so sonderbarer, da er ja selbst diejenigen, die ihm nicht gefielen, in seinen satirischen Stücken lächerlich machte und an den Pranger stellte.

Der sich hier anschließende Briefwechsel zwischen Iffland und Zacharias Werner ist sehr umfangreich und reicht von Nr. 89—105. Werner, der sehr ausführliche Briefe zu schreiben liebt, erscheint darin durchaus nicht unvortheilhaft. Er schreibt:

Ich liebe den Katholicismus nicht, der zum Ungeheuer entstaltet ist, ich will Glauben, die Erhebung zum Sittlichschönen durch Kunst (Versinnbildlichung des Sittlichschönen) verbreiten, nichts weiter! Ich bin kein Partisan irgendeiner Partei, ich bin ein Mensch, dem es ums Gute zu thun ist, und das ist meine Pflicht, dazu hat mir Gott mein bischen Talent gegeben. Ich liebe Glauben und Kunst, sie waren die Begleiter meines „Luther", sie werden auch, will's Gott, die meinigen bleiben.

Der misliche Erfolg, den sein Ordensgemälde „Die Söhne des Thals" bei der Aufführung am 10. März 1807 hatte, macht ihn gänzlich verzagt; gleich nach der Aufführung setzt er sich hin, um an Iffland zu schreiben, ihm zu gestehen, daß er und die Schauspieler ihr Bestes gethan hätten, daß die Schuld nur ihn, den Dichter treffe; er erklärt seine Absicht, das ihm „längst lästige Bücherschreiben" ganz aufgeben und sich, „womöglich aus dem jetzt werthlosen Deutschland in irgendein stilles Verhältniß retiriren" zu wollen u. s. w. Aber fürs erste gab er, wie wir wissen, das Dichten noch nicht auf.

Rührend sind seine frühern Klagen aus Warschau über seine so „mannichfaltigen als geisttödtenden Dienstgeschäfte". Werner schreibt unter anderm:

Diese (die Dienstgeschäfte) rauben mir den größten Theil des Tags, und lassen mir für die mir etwa übrigbleibenden paar Stunden nur äußerst selten die glückliche Heiterkeit, die — wie Sie wissen — zur Begeisterung, welche der Künstler, besonders in meiner Lage, nur erhaschen, nicht erzwingen kann, unumgänglich erforderlich ist.

Er wünscht, bei dem berliner Nationaltheater nur eine solche „Officiantenstelle" zu erhalten, welche ihn in Stand setze, mit seiner Frau als „ehrlicher Mann" zu existiren. Solche Klagen und solche Wünsche kommen häufig im Leben deutscher Dichter vor. Frau von Stein schrieb zwar nach der Anstellung Schiller's als Professor, es sei ihr lieb, „daß Schiller eine Bestimmung kriegt; blos in der Autorschaft zu leben ist gewiß nicht gut"; aber es ist wol zu beachten, daß Schiller seine zahlreichsten und vollendetsten Dichtungen erst schuf, als er „ganz in der Autorschaft" lebte.

Unter den Briefen Iffland's an Werner ist besonders der über dessen Trauerspiel „Wanda" interessant. Iffland führt ihm aufs überzeugendste zu Gemüthe, daß er auf einem falschen Wege begriffen sei, und bemerkt unter andern, es komme für Werner alles darauf an,

daß Sie in einem neuen, kräftigen, herzvollen Stücke, in dem Geiste (ohne Hyacinthen) wie die ersten viertehalb Acte von „Luther" geschrieben, beweisen, daß Sie diese Ueberzeugung ganz bekommen haben. Dann werden Ihre Stücke an die Wolken gehen! Außerdem gehen sie für das große Publikum abwärts und vertrocknen am Weihrauch der wenigen.

Dingelstedt hat sich mit der Bearbeitung und Einrichtung des Werner'schen „Luther", dessen vier erste Acte, mit Ausnahme einiger romantischen Nebelgestalten und Episoden, in wahrhaft historischem Geiste gedichtet sind, ein wirkliches Verdienst erworben; in dieser Gestalt sollte das Stück auf allen größern Bühnen in protestantischen Ländern von Zeit zu Zeit oder wenigstens jährlich einmal am Reformationsfeste zur Aufführung kommen.

Der nun folgende Briefwechsel zwischen Kotzebue einer-

seits und Iffland und Brühl andererseits beginnt mit einem Briefe Kotzebue's, worin er sich bitter darüber beklagt, daß er seine „Johanna" nicht brauchen könne, und dann weiter in deutlicher Anspielung bemerkt:

Sollte ich aber auch fernerhin in berliner Journalen nur zur Folie fremden Ruhmes dienen, sagen Sie selbst, was könnte mich dann noch reizen, meine Manuscripte dahin zu senden?

Iffland bemerkt dagegen in ebenfalls recht deutlicher Anspielung:

Die Art zu schreiben ist jetzt freilich sonderbar genug, und da alle Grenzen des Schicklichen und Ehrbringenden mit jedem Tage mehr niedergetreten werden, wie kann man sich wundern über den Ton, den anonyme Recensenten sich verstatten?

Von Interesse ist ein Schreiben Brühl's an Kotzebue vom 20. September 1815, worin er klagt, wie sehr er schwimmen und waten müsse, um durch den theatralischen „Schlamm und Schmuz", welcher ihn umgäbe, durchzukommen, und dann drastisch fortfährt:

Das Schlimmste dabei ist aber, daß ich von meinen Untergebenen wenig unterstützt werde. Vom ersten bis zum letzten, Beschort, Lemm, Fischer und Secretär Esperstedt ausgenommen, befinden sich alle übrige in der Gemeinheit so behaglich wie die Laus im Schorfe (verzeihen Sie diesen herzhaften, gleichfalls etwas gemeinen Ausdruck), aber es soll, es muß gehen, oder ich gehe!

Daß er in ähnlicher Weise auch gegen Goethe geklagt haben muß, geht aus einem Briefe des letztern vom 22. October 1821 hervor, in welchem es heißt:

Daß ich an den Unbilden, die Sie zu erdulden haben, den aufrichtigsten Antheil nehme, sind Sie überzeugt, werden es aber noch mehr sein, wenn ich ausspreche, daß ich in ältern Tagen mich immer mehr nach außen absondere und nach innen concentrire, wo ich denn die Freunde wiederfinde, mit denen ich, vor mehrern Jahren verbunden, manches Gute und Schöne gewirkt.

Die beiden letzten Briefe, von Wolff an Iffland, Weimar den 12. Mai 1812, und von Iffland an Wolff, vom 30. Juni 1812, beziehen sich auf Wolff's Schauspiel „Preciosa", dessen Aufführung in Berlin abgelehnt wurde, und zwar namentlich aus einem sehr wunderlichen, eine Aengstlichkeit sondergleichen von seiten Iffland's verrathenden Grunde, der zugleich ein ganz interessantes, für den „Neuen Pitaval" geeignetes Factum in Erinnerung bringt. Iffland schreibt:

Ein anderer Umstand war es, der mich besorgter machte: Die Mordbrennerbande, welche seit drei Jahren bis dicht vor die Stadt gebrannt und geraubt, ja in einer Woche zwei Dörfer nahe vor Berlin angezündet hat, sitzt, 130 Personen stark, hier auf der Hausvogtei. Der Proceß dieser Menschen, welche sich Ehrentaschen u. s. w. zubilligten und sehr verschmitzte charakteristische Menschen sind, interessirt aus mehrern Gründen, je nach Verschiedenheit der Menschen, mehr oder minder, doch allgemein. Besonders aber interessirt die Hauptzünderin, die schöne Luise, ein Mädchen, die aus Kinderfett Brandlichter machte und kalten Blutes alles anlegte, die Neugier. Es gibt Menschen, die ihre verbrecherische Naivetät — oder wie ich es sonst nennen soll — frappirt. Andere werden von ihrer Schönheit angezogen, alle beschäftigt sie; viele verlangen für sie das Urfeuer, andere ihre Freisprechung wegen ganz mangelnder Bildung.

Den Schluß des Werks bilden drei von R. Isenburg, königlich preußischem Oberstlieutenant a. D., nach Teichmann's Aufzeichnungen zusammengestellte und geordnete chronologisch-statistische Tabellen a) sämmtlicher Neuigkeiten der königlichen Hofbühne zu Berlin, von 1771—1842; b) des Personalbestandes derselben und dessen Gagenetats von 1790—1827; und c) der Dichterhonorare von 1790—1810. Daß auch diese mit größtem Fleiß zusammengestellten chronologisch-statistischen Tabellen ihren Werth und ihr specielles Interesse haben, brauchen wir kaum erst hinzuzufügen. **Hermann Marggraff.**

Romanliteratur.

1. Ein moderner Don Juan. Roman von Julius Gundling. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser vorliegenden Romans, Julius Gundling, ließ schon vor vier Jahren den Roman „Advocat Schnobeles" erscheinen; in dem vorliegenden Buche betritt der Autor denselben Weg, indem er die dem Alltagsleben abgelauschten Wahrnehmungen in eine möglichst kunstgerechte Form zu gießen versucht. Dieser moderne Don Juan ist ein im Examen durchfallener Jurist, der nun, da ihm die juristische Laufbahn verschlossen ist, auf dem Wege des Heirathens sein Glück zu machen sucht. Schon als Candidatus juris hat Franz Hurtig, dieser neue Don Juan, ein zärtliches Liebesverhältniß mit der Tochter eines höchst pedantischen Registrators eingeleitet, dasselbe aber nach dem unglücklichen Ausgange seines Examens wiederum abgebrochen, weil er dem jungen Mädchen keine Versorgung gewähren konnte und sie ebenfalls viel zu wenig Vermögen besaß, um ihrem Manne eine gesicherte Existenz bieten zu können. Im ersten Bande des Buchs führt uns nun der Verfasser in die Familie des Registrators ein, und wir erfahren da alle die langweiligen Proceduren, welche dieser Actenmensch im Kreise seiner Familie vornimmt: wie alle Gesuche schriftlich bei ihm eingereicht werden müssen, wie über jeden Vorfall ein Protokoll angelegt wird, jedes seiner Hausangehörigen einen Personal-Actenfascikel hat und was dergleichen Dinge mehr sind, mit denen in Nachahmung des geschäftlichen Ganges in dem Bureau des Staatslebens dieser Actenmensch seine Umgebung peinigt und belästigt. Man merkt es den Einzelheiten dieser Schilderungen an, daß dazu irgendein solches Originalstück, wie sie die Schreibstube des kleinen Beamtenlebens großzieht, als Vorbild gesessen hat; jedenfalls scheint es aber für den Zweck des Romans, wenn auch einige recht humoristische Scenen sich bei der Auseinandersetzung dieser Verhältnisse darbieten, etwas zu breit angelegt, und das Detail ermüdet leicht.

Nach dem Ausscheiden Hurtig's aus diesem Kreise versucht nun der moderne Don Juan sein Glück durch Heirathsanzeigen. Er durchliest alle Heirathsgesuche und sucht die Adressen auf; da jedoch nach drei gemachten Versuchen entweder er selbst nicht beliebt wird oder seinerseits sich keine Lust zeigt zuzugreifen, so betritt er selbst den Weg der Annonce. Der erste Erfolg, den er hat, ist eine Verhöhnung, die ihm infolge dieser Anzeige von den jugendlichen Zöglingen eines Mädcheninstituts widerfährt, indem eine derselben scheinbar auf seine Anzeige eingeht und ihn auf einem öffentlichen Platze mit einem zusammengerollten Bogen als Zeichen der Erkennung umhergehen läßt, während sodann das ganze Pensionat kichernd vorüberzieht. Der moderne Don Juan läßt sich jedoch auch dadurch nicht abschrecken, sondern sucht sich nun gerade diese Briefschreiberin zu erobern. Die Mittel und Wege, die er dazu einschlägt, sind höchst seltsamer Art: er besucht selbst den Vater dieses Mädchens, einen wohlhabenden Gutsdirector, zeigt ihm den anonymen Brief seiner Tochter und lügt ihm vor, daß bereits ein vollkommenes Einverständniß zwischen ihnen bestehe. Da er jedoch auch auf diesem Wege nicht zum Ziele gelangt, so schleicht sich unser Don Juan als Lehrer der Chemie in das Institut ein, und es gelingt ihm auch in der That das Herz des jungen Mädchens, der Tochter des Gutsdirectors, für sich zu gewinnen, und als diese aus dem Pensionate nun abgerufen wird, so geleitet er sie in ihre Heimat. Ein weiterer Versuch, den Hurtig macht, um den Director zu einer Heirathseinwilligung zu zwingen, schlägt ebenfalls fehl, das junge Mädchen wird in ein entferntes Institut gebracht und unser Don Juan sucht nun seine Netze weiter auszuwerfen.

Wir finden ihn nun als Factotum eines Oberamtmanns in einem Dorfe, wo er den Gesellschafter spielt, den Töchtern des Amtmanns den Hof macht und nebenbei auch seine Scherze mit den Schönheiten des Dorfs treibt, die mitunter so weit gehen, daß der Amtsschreiber Hurtig sich veranlaßt sieht, in seiner Stellung Vorsorge zu treffen, daß diese Mädchen Männer bekamen. Alle diese Schwierigkeiten löst er mit großer Gleichgültigkeit, aber immer will sich für ihn noch nicht der rechte Schatz heben lassen; obgleich er durch Vermittelung des Oberamtmanns eine feste Stellung endlich erhalten hat, schlägt ihm sein Plan, die liebliche Tochter eines Professors aus der Stadt als Braut heimzuführen, dennoch fehl, so geschickt er auch dabei von neuem sich angestellt hat, und es bleibt unserm Don Juan nichts übrig, als auf seine erste Liebe, die Tochter des Registrators, wieder zurückzukommen. Der Registrator will zwar vorher ein Instructionsverfahren über die Vergangenheit des Werbers einleiten, allein Mutter und Tochter sind dem entgegen und so läuft denn endlich Franz Hurtig in den Hafen der Ehe ein.

Der Leser, der es so weit gebracht hat, das Buch bis zu Ende zu lesen, ist gewiß über dies Ziel nicht unerfreut, zumal wenn er auf den schwierigen mühsamen Weg zurückblickt, den er durch alle die gewöhnlichen Erscheinungen des Alltagslebens zurückgelegt hat, wenn er die Darstellungen hinter sich weiß, die mitunter, wie die Andeutungen aus dem Dorfleben verrathen, an ein Gebiet hinstreifen, das sich mit Sitte und Anstand in der Literatur nicht wohl verträgt.

2. Die Braut im Kloster. Roman von Paul Stein. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1862. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

In vorliegendem Roman begegnen wir gleich anfänglich zweien Mädchen in dem Klostergebäude einer Stadt, von denen wir bald gewahren, daß sie wesentlich in die Entwickelung dieses Romans eingreifen. Es sind dies Manuela, das sogenannte Klosterkind, und Wilhelmine, die Tochter eines Kaufmanns. Von Manuela erfährt der Leser erst später, daß sie die Tochter eines italienischen Grafen und daß sie die eigentliche „Braut im Kloster" ist. Wilhelmine, über deren Abstammung auch gleich von vornherein einige Zweifel angeregt werden, enthüllt sich später als die Tochter der Priorin dieses Klosters mit demselben Grafen, welcher der Vater Manuela's ist. Die Priorin des Klosters war die Geliebte des Italieners, von ihm getäuscht worden und deshalb in das Kloster gegangen, um ihre Sünden zu büßen. Das Kind hatte sie bei einer Jugendfreundin untergebracht, um es ihrem Vater, der für dasselbe sorgen wollte, zuzustellen. Diese Kaufmannsfrau hatte nun aber dieses Kind, Wilhelmine, als das ihrige zurückbehalten, und ihre eigene Tochter, die wir später als Ella kennen lernen, dem Grafen als sein Kind übergeben, in der Absicht dadurch ihrem Kinde ein glänzendes Los zu bereiten, weil ihr Mann, der Kaufmann, mittlerweile in schlechte Verhältnisse gerathen war. Die Priorin wußte natürlich von dieser Vertauschung nichts und hielt Wilhelmine für das Kind ihrer Freundin. Wilhelmine hatte jedoch keinen Gefallen an dem Klosterleben, entwich und hielt sich eine Zeit lang bei einer armen Frau auf dem Lande auf, wo sie die Bekanntschaft eines jungen Grafen von Bardenberg machte, der sich in sie verliebte. Die Mutter suchte mit allen Kräften dies zu hintertreiben, weil ihr Sohn bestimmt war, durch Testamentsverfügung seines Vaters Manuela, die Tochter seines Bruders Bardenberg zu heirathen. Wilhelmine ging endlich nach mannichfaltigen Verwickelungen zum Theater und wurde später die Frau des jungen Grafen von Bardenberg, nachdem Manuela infolge der Erstürmung des Klosters im Jahre 1848 am Blutsturze gestorben war. Von dieser Seite waren die Verhältnisse glücklich gelöst; eine neue Verwickelung drohte sich aber zu entfalten dadurch, daß Edgar, ein Sohn des Kaufmanns, die adoptirte Tochter Bardenstein's, Ella, also seine Schwester, kennen lernte und mit ihr in ein Liebesverhältniß trat; aber auch das löste sich zu allgemeiner Beruhigung wieder auf.

Wir haben so im vorliegenden Romane ein Buch der Art, die absichtlich so angelegt sind, um im Stande zu sein, einen gewissen Leserkreis in Spannung zu erhalten, und ihm gerade aus dieser seltsamen Verwickelung und Entwirrung Interesse zu verschaffen. Schwerlich werden aber dergleichen Bücher auf ein größeres gebildeteres Lesepublikum rechnen können, denn wenn alle diese Quidproquo gelöst sind, so zerfällt das Ganze in sein einfaches nüchternes Detail, aus dem anfangs bunten schillernden Bilde bleibt zunächst nichts übrig wie bei dem Kaleidoskop die bunten Schnitzeln farbigen Papiers, aus denen das Ganze sich zusammengesetzt hatte. Klosterleben, Theater, Familienskandale, Liebesverhältnisse, Vertauschungen von Kindern sind die Fäden, an denen dieser Roman verläuft und zuletzt mit der Erstürmung des Klosters im Jahre 1848 abschließt. Der Verfasser hat ein gewisses Geschick seine Gestalten zu gruppiren, aber leicht macht er sich die Entwickelung, es bedarf dazu keiner besondern Vermittelung und Entfaltung. Das verliebt sich alles sehr rasch; Edgar, der Abée sein Haushofmeister, der Sohn der Verwalterin, alle verlieben sich in Wilhelmine, die zuerst als Bäuerin auftritt; dann die Liebe zwischen Lorenzo und Manuela, zwischen Ella und Edgar! Beim ersten Zusammentreffen Edgar's mit Wilhelmine in dem Park tritt diese unmotivirte Darstellung besonders hervor; der Verfasser scheint dies theilweise gefühlt zu haben, indem er es entschuldigt, daß Edgar nicht mehr recht wußte, was er sagte und was er that, und daß es Wilhelmine kaum besser erging. Sie sprach verworrene Worte, sie stammelte, und schließlich nach mannichfachen Schicksalen schließt sich in Harmonie das Band zusammen: Edgar führt das Kind der Liebe Rudolf's, eines Bürgermädchens Kind, die Klosterentflohene, die Schauspielerin heim, aber erst nach dem Tode seiner Mutter, und die Liebenden reisten nach Italien.

3. Anno 1724. Zur Charakteristik der polnischen Herrschaft von F. Clar. Bromberg, Roskowski. 1862. 8. 1 Thlr.

Die eigentliche Handlung dieser Erzählung dreht sich um den Aufstand in Thorn 1724, wo namentlich die Kirche der Jesuiten und Katholiken schwer heimgesucht wurde und infolge dieser Plünderungen lange Untersuchungen und schwierige Verhandlungen eingeleitet wurden. Dem Verfasser scheint es viel mehr auf die Darstellung dieser Ereignisse anzukommen, als auf die Verhältnisse seiner handelnden Personen, von denen der Pole Kasimir, Neffe des Fürsten Lubomirski, und Katharina, die Tochter des Bürgermeisters von Thorn, sowie Valesca die Hauptrolle spielen; daher kommt es auch, daß die Entwickelung dieser persönlichen Beziehungen immer mehr gegen die Schilderung der Zustände in Thorn selbst in den Hintergrund tritt. Mit großer Umständlichkeit schildert uns der Verfasser die Vorgänge in der Stadt, namentlich die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, und wenn der gewöhnliche Text der Erzählung dazu nicht ausreicht, so nimmt der Verfasser auch seine Zuflucht zu Anmerkungen, in welchen er entweder den im Texte erzählten Vorgang als einen wirklich historischen bestätigt oder auch denselben weiter begründet; wiederholt werden wir namentlich durch Anmerkungen in Kenntniß gesetzt, daß er Wahrheit berichte; auch steht oftmals ganz einfach unter dem Texte: „Thatsache." Als Quelle benutzt der Verfasser die „Geschichte Thorns" von Wernicke, ganze Seiten werden diesem Werke entlehnt und wörtlich in dem Buche angeführt; so entsteht ein aus geschichtlichem Material und freien Zuthaten zusammengesetztes Ganzes, das weder nach der einen noch nach der andern Seite hin befriedigen kann: den Roman verdirbt die Geschichte, und diese wiederum löst jenen auf. Die Tendenz, mit welcher sodann das Ganze geschrieben ist, verdirbt dem deutschen Leser noch völlig den Geschmack an solcher Lectüre, wenngleich auch wir die neuesten polnischen Bestrebungen dem russischen Drucke gegenüber für nicht völlig unberechtigt halten können.

23.

Notiz.

Französische Literatururtheile.

In einer 1815, also ehe noch die Ungeheuerlichkeiten und Scheußlichkeiten der neufranzösischen Romantik den Verfasser Lügen straften, zu Paris erschienenen Schrift: „Les Français justifiés du reproche de légèreté", von J. J. Lemoine, findet man folgende Stelle: „Eifrig habe ich mich nach einem Volke umgesehen, das an Gewalt der Rührung und Theilnahme an der Bühne es dem unsern gleichthun dürfte; sofort hat mir Spanien seine Verwickelungen und Verlegenheiten gerühmt, Italien seine ungereimte Bühne, England Shakspeare mit seinen Erscheinungen und Spukereien, Deutschland Schiller's («Scyller», wie der Franzose schreibt) Räuber, Femgerichte und Hinrichtungen, und die lange Reihe von Meutereien, Kindermörderinnen, die dies irae und all den wahrhaft teuflischen Graus Goethe's. Wie bewundernswürdig aber auch diese Erzeugnisse unsern Verleumdern erscheinen mögen, meines Bedünkens erweisen sie nur eins, nämlich, daß die meisten mit uns um den Preis werbenden Völker, trotz ihrer Ansprüche auf Ursprünglichkeit und Tiefe, noch nicht aus dem Geist und den Sitten des Mittelalters heraus sind. Sie bedürfen großer Erschütterungen, scheußlicher Verbrechen, furchtbarer Katastrophen, und nur diese können sie bewegen; die Franzosen, reifer und weiser als sie, streben ohne Ueberanstrengung dem Großen und Wahren zu." Vielleicht ist dies derselbe J. Lemoine, der noch 32 Jahre später, im Jahre 1847, im „Journal des Débats" die absurden Behauptungen aufstellte, Goethe sei in der Kunst, Weiberherzen zu brechen und weiblichen Glauben mit Füßen zu treten, Lehrer gewesen, Goethe lasse sich am besten mit Rossini vergleichen, beide reflectirten wie ungeheuere Spiegel Gefühle und Empfindungen, welche sie nicht empfänden u. s. w. Diejenigen Deutschen, welche etwa geneigt sein sollten, dem Lemoine von 1847 recht zu geben, würden consequenterweise freilich auch dem von 1815 recht geben müssen. **H. M.**

Bibliographie.

Heine, W., Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre in Verbindung mit der Ostasiatischen Expedition in den Jahren 1860 und 1861. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ploennies, Luise v., Englische Lyriker des 19. Jahrhunderts in's Deutsche übertragen. München, Fleischmann. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Pressel, F., Psyche. Ein allegorisches Märchen. Nach dem Lateinischen des Appulejus. Ulm, Krick. 1864. 16. 15 Ngr.

Pressensé, E. v., Geschichte der drei ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche. Von dem Verfasser autorisirte und mit einem Vorwort versehene deutsche Ausgabe von E. Fabarius. 3ter Theil: Der große Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum. Die Märtyrer und die Apologeten. I. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rapp, G., Augustinus. Ein Gedicht. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 12 Ngr.

Rentzsch, H., Der Staat und die Volkswirthschaft. Eine Parallele zwischen den leitenden Grundsätzen der bestehenden Gesetzgebungen und den zeitgemäßen Forderungen der Volkswirthschaftslehre. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr.

Rodenberg, J., Gedichte. Berlin, Seehagen. 1864. 16. 2 Thlr.

Ruete, C. G. T., Ueber die Existenz der Seele vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schlesinger's, S., Original-Lustspiele. 1ster Band. Berlin, Lassar. Br. 8. 1 Thlr.

Schloenbach, A., Menschen und Parteien. Ein Roman. Vier Bände. Leipzig, O. Wigand. 1864. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Schmid, F. X., Entwurf eines Systems der Philosophie auf pneumatologischer Grundlage. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Grundlinien der Erkenntnisslehre. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, F., Sitten und Gebräuche bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen in Thüringen. Nach mündlichen, brieflichen und aktlichen Quellen bearbeitet. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 18 Ngr.

Schrader, A., Die Falschmünzer. Original-Roman in drei Bänden. Wien, Leo's Verlags-Expedition. 8. 3 Thlr.

— — Hedwig. Original-Roman. Wien, Leo's Verlags-Expedition. 1864. 8. 1 Thlr.

Segur, Abbé de, Das Papstthum, seine Begründung und seine Bedeutung in der Kirche. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 9 Ngr.

Simon, H., Auswahl englischer Gedichte aus dem Englischen ins Deutsche übertragen. Mit dem englischen Texte. Leipzig, Arnold. 1864. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Spiegel, F., Erân das Land zwischen dem Indus und Tigris. Beiträge zur Kenntniss des Landes und seiner Geschichte. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr.

Strack, J., Das Tiroler Jäger-Regiment Kaiser Franz Josef I. in dem Feldzuge 1859, als Fortsetzung zu dem Werke: das Tiroler Jäger-Regiment Kaiser Franz Josef I. in den Jahren 1848 und 1849. Nach den Eingaben des Regimentes zusammengestellt. Wien, Sommer. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tegnér, E., Die Frithiofs-Sage. Mit den Abendmalskindern. Uebersetzt von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Tschabuschnigg, A. Ritter von, Gedichte. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 2 Thlr.

Wachenhusen, H., Des Königs Ballet. Roman aus der Coulissenwelt. Drei Bände. Berlin, Verlags-Comptoir. 1864. Br. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Weber, K. v., Moritz Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich. Nach archivalischen Quellen. Mit Porträt. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Weißbrodt, J., Cäcilia. Historische Tragödie. Münster, Theissing. 16. 20 Ngr.

Willkomm, E., Aus alter und neuer Zeit. Vier Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 1864. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Winterfeld, A. v., Die Wohnungssucher. Komischer Roman aus Berlin's Gegenwart. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1864. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zimmermann, G., Theodor Körner. Historisches Drama in drei Akten. Darmstadt, Diehl. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Bechstein, R., Die Literatur der Schulprogramme, ihre Verwerthung für die Wissenschaft und ihre Concentration durch den Buchhandel. Eine Anregung. Leipzig, O. A. Schulz. 1864. Lex.-8. 3 Ngr.

Heitere Bilder aus Berlin. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Reichardt u. Zander. Gr. 8. à 2½ Ngr.

Braunfels, E., Zur 50jährigen Jubelfeier der Leipziger Völkerschlacht. Hannover, Krüger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Briefe über Großdeutsch und Kleindeutsch. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 4 Ngr.

Dietrich, F., Frau und Dame. Ein sprachgeschichtlicher Vortrag. Marburg, Elwert. 1864. Gr. 8. 5 Ngr.

Eckardt, L., Die Völkerschlacht von Leipzig in ihrer Bedeutung für Deutschlands Vergangenheit und Zukunft. Wenigen-Jena, Hochhausen. 8. 6 Ngr.

Nalowsky, J. W., Das Duell. Sein Widersinn und seine moralische Verwerflichkeit. Leipzig, Pernitzsch. 1864. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch zur Geschichte der Litteratur.

Von **Friedrich von Raumer.**

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Die von dem Verfasser vor einem zahlreichen Damenpublikum in den letzten Jahren gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte der Litteratur gaben ihm Veranlassung, das vorliegende Handbuch niederzuschreiben, worin das Anziehendste und Wichtigste aus dem weiten Gebiete der Litteraturgeschichte alter und neuer Zeit hervorgehoben ist. Um die nähere Bekanntschaft mit den Schriftstellern selbst zu befördern, wird überall auf eine Auswahl nachzulesender Stellen in ihren Schriften hingewiesen. Einen weitern Vorzug erhält das Werk dadurch, daß die Darstellung sich nicht blos auf die deutsche Litteratur beschränkt, sondern auch die altclassische der Griechen und Römer, sowie die italienische, englische und französische Litteratur umfaßt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Drei Bände. 8. Jeder Band geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

Erster Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Zweite vermehrte Auflage.

Zweiter Band: **Lateinische Sommer.** (Neu.)

Dritter Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien.

Gregorovius' classische Schilderungen aus Italien, vermehrt durch einen neuen Band „Lateinische Sommer", erscheinen hier unter gemeinsamem Titel vereinigt. Das Ganze, dessen Schauplatz sich von Toscana bis Sicilien erstreckt, gehört unstreitig zu den besten neuern Werken über das Land Italien und seine Bewohner.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelm von Humboldt's
Briefe an eine Freundin.

Zwei Theile.

Ausgabe in Einem Bande. Octav. Zweite Auflage.
Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 20 Ngr.

Längst als ein Werk anerkannt, dem eine hervorragende Ehrenstelle in der deutschen Literatur gebührt, dürfen Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin" als eins der werthvollsten literarischen Festgeschenke empfohlen werden. Die Ausgabe in Einem Bande, wovon soeben eine zweite Auflage erschien, zeichnet sich durch Eleganz und Wohlfeilheit aus.

Neben derselben sind übrigens auch die splendidern Ausgaben in zwei Bänden (fünfte Auflage, Großoctav, und sechste Auflage, Octav) noch fortwährend zu haben (geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.).

Im Verlage von **J. A. Schlosser's** Buch- und Kunsthandlung in **Augsburg** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Psychiatrische Briefe

oder:

Die Irren, das Irresein und das Irrenhaus.

Eine vollständige systematische Darlegung aller Seelenkrankheiten, in klassischen und naturgetreuen Beispielen für das gebildete Publikum erläutert von

Dr. med. **Joh. Aug. Schilling.**

Mit einer nach Photografie in Holz geschnittenen Abbildung des Kaulbach'schen Narrenhauses und einzelner interessanter Narrenköpfe desselben.

Nach Original von **W. v. Kaulbach**, Holzschnitt von **Braun** und **Schneider**, Photografie von **J. Albert.** Gr. 8. Elegant brosch. Preis 2 Thlr. 24 Sgr.

Es ist wol kaum ein Werk bisher in die Oeffentlichkeit gedrungen, das mit gleich großer Wichtigkeit das höchste Interesse verbindet. — Das Publikum zu belehren, was es heiße, „ein Irre" zu werden, — als solcher behandelt — und dann geheilt zu werden oder vielleicht verloren zu gehen für das ganze seelische Leben, ist sicher um so mehr nothwendig, als es bisjetzt kein Buch gab, das in so blühender, anziehender Sprache, in populären Vorträgen bei der strengsten Wissenschaftlichkeit, in allem Aufklarung bietet, was über Irrsein, Irrenanstalten und Irrenbehandlung zu wissen nöthig ist. — Hier ist Belehrung, Rath und Trost zu finden. Die Kaulbach'schen Bilder geben den schönen, begeisternden Worten des Verfassers die trefflichste Erklärung.

Bezüglich dieses Werks schrieb ein auf dem literarisch-psychiatrischen Gebiete tüchtiger Forscher, Sebastian Ruf in Hall, der Verfasser der „Delirien" und „Psychischen Zustände", unter anderm: „Sie haben die große Güte gehabt, mir durch Grafen S. die Abzugsbogen Ihres neuesten Werks zukommen zu lassen. Das Werk hat mich ungemein interessirt. **Es ist ganz geeignet**, auch in **nicht medicinischen Kreisen** die **größte Aufmerksamkeit** für **krankhafte** Seelenzustände zu erregen. Die Sprache ist **blühend und voll Lebensfrische.** Nach solchen Werken **wird** und **muß** das gebildete Publikum greifen. Ich kann Ihnen und dem Verleger in dieser Hinsicht nur gratuliren 2c.
S. Ruf."

Ueber die dem Buche beigegebenen Holzschnitte schreibt Director W. v. Kaulbach an den Verfasser: „Ich finde dieselben **vortrefflich,** wie anders es von der Braun und Schneider'schen Anstalt nicht zu erwarten ist. Ich glaube, daß ich Ihnen nicht erst zu versichern brauche, wie sehr ich mich auf die Herausgabe Ihres trefflichen Werks freue, und bin glücklich, daß meine Zeichnungen Ihnen als kleine Ausschmückung Ihres Werks dienen können 2c.
W. v. Kaulbach."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow.

Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern. Zweite Auflage. 18 Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7½ Thlr.

Dramatische Werke. Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe. 20 Bändchen. 8. Geh. 6⅔ Thlr. Geb. 8 Thlr.

☞ **Vollständig erschienen** ☜
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 3. December 1863.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Chrysander's Werk über Händel.

G. F. Händel. Von Friedrich Chrysander. Erster und zweiter Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1858—60. Gr. 8. 5 Thlr.

Es wird wenig Biographien geben, die an Reichhaltigkeit und Anordnung des Materials, sowie an Trefflichkeit der Darstellung mit der gegenwärtigen sich werden messen können, obschon alle diese Mühe und dieser Fleiß nur einem Musiker gegolten hat, der, wenn auch von jedem mit dieser Kunst Vertrauten als Heros verehrt, doch nur ein beschränktes Interesse für sich beanspruchen kann. Sollte ein Künstler, wie Händel, eine seiner hohen geistigen Bedeutung entsprechende Würdigung finden, so war dies nur möglich, wenn alle Beziehungen, in die er zum öffentlichen Leben damaliger Zeit, zur Kunst wie zu einzelnen Kunstgenossen trat, sorgfältig erwogen wurden; dies ist hier geschehen. Verbindet sich nun, wie beim Verfasser, mit der Erforschung der äußern Umgebung auch noch eine genaue Kenntniß der Werke seines Helden, so hat man die beiden Factoren, die eine so bedeutende Arbeit ins Leben rufen konnten. Mancher wird die Biographie eines Musikers, die drei starke Bände füllen wird, ihrer Breite wegen lieber ungelesen lassen. Es mag sein; aber immerhin wird ihm viel entgehen, wären es auch nur Gesichtspunkte für die Sittengeschichte jener Zeit, die in dieser Biographie vielleicht zum ersten mal für uns aufgestellt worden sind; wir meinen namentlich alles das, was im zweiten Bande bei Gelegenheit der Bettleropern und Balladenspiele über Swift's Wirksamkeit gesagt worden ist. Wenn auch die Schöpferkraft unserer Zeit, namentlich auf dem Gebiete der Musik eine nur geringe ist, so bleibt die begeisterte Hingabe an die Vorzüge früherer Zeiten für uns ein Verdienst, dem seine Krone gewiß ist. Die musterhafte Ausgabe Händel'scher Werke konnte keinen bessern Begleiter erhalten, als das vom Verfasser so kunstvoll von seiner Umgebung abgehobene Bild Händel's. Wir versuchen einen kurzen Abriß der ersten zwei Bände auf den hier folgenden Seiten zu geben, indem wir wünschen, daß die Tugenden des Originals überall sichtbar geblieben sein möchten. Der erste Band zerfällt in zwei Bücher, deren erstes „Die Jugendzeit und die Lehrjahre in Deutschland" (1685—1706) enthält und dessen zweites Buch „Die große Wanderung" (1707—20) beschreibt.

Der Großvater, Valentin Händel, Kupferschmiedemeister, stammt aus Breslau, wo er 1582 geboren wurde; 1609 ist er Bürger in Halle. Aus seiner Ehe mit eines Kupferschmieds Tochter hinterließ er 1636 eine verheirathete Tochter und drei Söhne. Zwei wurden, was der Vater gewesen, der dritte, Georg, 1622 geboren, wurde Barbier, und war 1674 schon Chirurg des Amtes Giebichenstein und fürstlich sächsischer Kammerdiener und Leibchirurg. Seit 1643 ist er der Ehemann der Witwe seines Herrn, Oettinger, die ihm 1682 starb, nachdem sie ihm drei Söhne und drei Töchter geboren hatte. Aus seiner schon 1683 wieder mit des Pfarrers Taust zu Giebichenstein Tochter, Dorothea, eingegangenen zweiten Ehe blieben von vier Kindern drei am Leben, Georg Friedrich, geb. den 23. Februar 1685 *) und zwei Töchter. Ein Söhnlein, der Erstgeborene dieser Ehe, starb 1684 gleich bei seiner Geburt. Händel ist also ein geborener Preuße, da Halle seit 1680 unter die unmittelbare Regierung des Großen Kurfürsten kam; bis dahin war es von einem sächsischen Prinzen Augustus (der auch Händel's Vater die obenerwähnten Würden bei seiner Hofhaltung in Halle verlieh) administrirt worden. Dicht bei

*) Dieses ist das allein richtige Datum von Händel's Geburt nach Jahr und Tag und aller Streit darüber hiermit beseitigt, da die Nachricht auf einer Leichenrede beruht, die auf Händel's Willen und Kosten seiner verstorbenen Mutter gehalten wurde und noch im alten Druck vorhanden ist. Die im Charakter der Mutter hervortretenden Grundzüge, ihr heller Geist, ihre tiefe Frömmigkeit und Bibelkenntniß, starke Liebe zu den Aeltern, geringe Neigung zur Heirath (sie war 33 und ihr Gatte 63 Jahre, als sie heiratheten), überall ein züchtiger und ehrbarer Sinn — diese Grundzüge sind auch dem Sohne eingedrückt

der Moritzburg und nahe bei der Kirche Unserer Lieben Frauen, „am Schlamme“ lag wahrscheinlich das Haus des Vaters Händel.

Sehr früh regte sich des jungen Händel Sinn und Neigung für Musik. Der Vater mistraute der seiner Familie fremden Kunst und hemmte, während Freunde das bei allen beliebte Kind unterstützten. Ein Clavichord auf dem Boden in aller Stille zu benutzen, ward dem Knaben gestattet. Ungefähr im achten Jahre stand Händel, als er in Weißenfels, wohin er gegen den Willen seines Vaters denselben einst begleitet hatte, die Aufmerksamkeit dortiger Musiker und des musikliebenden Fürsten auf sich zog. Der berühmte Heinrich Schütz (gest. 1672) stammte aus Weißenfels und jetzt regierte dort die Kapelle J. Ph. Krieger, der seinestheils Sinn und Verständniß für gute Musik dort pflegte. Der Fürst füllte dem Knaben die Taschen mit Geld und munterte den Vater auf, die durch die Vorsehung angedeutete Bahn dem Sohne nicht verschließen zu wollen, obschon der Vater lieber einen Rechtsgelehrten aus ihm gemacht hätte.*) Die Musik stand damals nicht gerade in hohem Ansehen. Sonst wurde aus einem Cantor wol ein Pastor, jetzt nicht mehr, Musik trieb nur der, der es in nichts anderm zu etwas Besonderm bringen konnte. Wenn man also auch Musik liebte, die Musik als Profession schien einem gewissenhaften Vater für seinen Sohn eine bedenkliche Stellung im Leben.

Händel kam auf eine lateinische Schule in Halle und wurde um 1693 Friedrich Wilhelm Zachau's Schüler. Der Lehrer war 30 Jahre, der Schüler acht Jahre alt. Zachau war Organist an der Liebfrauenkirche zu Halle. Seine Bedeutung für die deutsche Musik ist nur gering anzuschlagen; in nichts ist er ausgezeichnet oder originell; seine Cantaten sind nicht geeignet, uns ihn als ein Vorbild Händel's zu denken; allein damit wird seinem Lehrtalente nichts abgesprochen.**) Händel spielte außer Klavier und Orgel auch Oboe und Violine, sowie er sich die Kenntniß der andern Instrumente aneignete, und stand bereits in seinem sechzehnten Jahre schon als eine musikalische Autorität für Stadt und Land da. Damals traf Telemann auf seiner Reise nach der leipziger Universität, wo er Rechte studiren sollte, mit Händel in Halle (1701) zusammen, und Händel blieb mit dem trefflichen Musiker in Verbindung, von dem er zu sagen pflegte, er schriebe für acht Stimmen, wie andere Leute Briefe schrieben. Telemann sollte 1723 Cantor an der Thomaskirche zu Leipzig werden, und erst als er es ausschlug, wurde S. Bach an diese Stelle gerufen. Händel und Telemann vereinigten sich in der Musik in dem Streben nach einem freiern musikalischen Ausdrucke, als er vorher üblich gewesen war.

Etwas vor diese Zeit fällt ein Besuch Händel's in Berlin, gleichsam seine erste Kunstreise. Die Kurfürstin Sophie Charlotte (Prinzessin von Hannover und Schülerin Steffani's*), sowie Leibniz', die philosophische Königin genannt, seit sie 1701 Königin wurde) leitete ihre eigenen Hofconcerte, und Händel, noch ein Knabe von 12 Jahren, erregte durch sein Klavierspiel, namentlich durch sein fertiges Generalbaßspiel große Aufmerksamkeit.**) Bononcini, der beste Componist dieser Gesellschaft, traf später in England durch zehn Jahre in Händel einen siegreichen Gegner. Händel's Vater starb 75 Jahre alt 1697 im Wohlstande. Im Jahre 1702 war Händel, der nach Mattheson „gar keine andere Studia gemacht“, Student der Rechte in Halle. Wohlthuend ist es zu lesen, daß bei allem übermäßigen Genie, Händel seinen Aeltern nie durch Geniestreiche kummervolle Nächte gemacht habe. Händel blieb bis 1703 in Halle und war seit 1702 bestallter Organist an der reformirten Schloßkirche der Moritzburg mit einem Gehalt von nur 66 Thalern. Händel's Wichtigkeit für Halle damals schon schreibt sich von regelmäßigen Chorübungen her, die er an den beiden schulfreien Nachmittagen einführte und bei sich abhielt. Es mögen eine Menge Cantaten für den Bedarf der Kirchen in Halle von ihm gesetzt worden sein.

Im Jahre 1703 zog Händel, neunzehn Jahre alt, nach Hamburg. Seit 1678 bestand dort (in Venedig, dem man nachahmte, schon seit 1638) ein Opern- oder Singhaus. Zuerst sang und spielte man nur biblische Dramen, bis 1692, wo man damit aufhörte, weil man einsah, daß sich biblische Texte nicht eigneten. Christian Postel war der Poet, Reinhard Kaiser der Componist des Tags, als Händel dort erschien. Er faßte ein Gedicht Postel's über das neunzehnte Kapitel des Johannes so begierig auf, daß er eine Passionsmusik über dasselbe componirte. Lange Zeit nachher, als Händel schon der hochberühmte Meister war und in England bewundert wurde, schrieb Mattheson, der sich um Händel bei seiner Ankunft in Hamburg manche Verdienste mag erworben

*) Höchst interessant sind Georg Ph. Telemann's (geb. den 14. März 1681 zu Magdeburg) Selbstbekenntnisse über seinen Weg zum musikalischen Ziele durch ähnliche Hindernisse hindurch. Sie geben ein treues Bild der Zeit und sind auch für Händel's Leben von besonderer Wichtigkeit, da beide Männer später sich begegnen sollten. Telemann war auf allen damaligen Instrumenten zu Hause, unter denen wir auch die Schalümo und Gambe lesen. Er heirathete später in Goethe's Familie, 1714 Maria Katharina, des Rathskornschreibers Andreas Textor Tochter zu Frankfurt a. M. Seine Werke sind zahlreicher als die Sebastian Bach's.

**) Friedrich Wilhelm Zachau ist den 19. November 1663 in Leipzig geboren. Sein Vater war erst in Leipzig, später in Eilenburg Stadtmusikus. Im Jahre 1684 kam Zachau als Organist nach Halle, wo er 1712 (nicht 1721) starb. Eine Zeit war Sebastian Bach, damals in Weimar, in Vorschlag für die ledige Organistenstelle an der Liebfrauenkirche in Halle, mit einem Gehalt von 140 Thaler (24 Thaler für Wohnung, 17 1/2 Thaler für Holz). Bach blieb aber in Weimar mit dem neuen Titel eines Concertmeisters. Wenn Zachau's Cantaten an ungeschickter Behandlung des Textes leiden, so darf man nicht vergessen, daß überhaupt die Musik von 1670—1710 unbedeutend genannt werden muß. Theatralische Musik fing an, der strengern Schreibart gegenüberzutreten.

*) Der Italiener Steffani, Kapellmeister zu Hannover, geb. [illegible] Castelfranco im Venetianischen, gab durch seine klangvollen Duette [illegible] ist einer der bedeutendsten Meister des Contrapunkts) einen [illegible] Deutschland für diese Schreibweise, die seitdem sehr beliebt wurde. [illegible] war ein väterlicher Freund Händel's und wurde von ihm sehr [illegible] geschätzt.

**) Die ganze Erzählung ist aber ausgeschmückt und so auch der [illegible]schlag des Kurfürsten und spätern Königs Friedrich Wilhelm [illegible] Händel erziehen zu lassen, welche Auszeichnung der Vater abgelehnt [illegible]

haben, eine beißende Kritik dieser Jugendarbeit Händel's, aus der hervorgeht, wie ungewohnt Händel noch in der Bewältigung solcher Texte war. Freilich hätte Mattheson kaum die von ihm so hart und so witzig getadelte Arbeit besser gemacht; doch war er eitel genug, sich mit einem Händel zu messen. Die Arbeit gehört ins Jahr 1704 und für die Hamburger mußte diese Art Passionsoratorium etwas Neues sein.

Im Jahre 1705 schrieb Händel seine erste Oper „Almira". Kurz vorher war er mit dem anmaßenden Mattheson zusammengerathen, der selbst Sänger und Operncomponist und im höchsten Grade eitel war. Nach einer Aufführung von dessen „Kleopatra" war Händel auf offener Straße, den Degen in der Hand, auf den aufgeblasenen Menschen losgegangen, der ihn durch eine Ohrfeige zuerst hart beleidigt hatte. Die Veranlassung war folgende gewesen. Mattheson pflegte am Klavier im Orchester seine Opern selbst zu dirigiren, in genannter „Kleopatra" sang und spielte er aber den Antonius, währenddessen Händel am Flügel seine Stelle einnahm, aber nachdem er, Mattheson, als Antonius auf der Bühne sich selbst entleibt hatte, stieg der große Künstler wieder ins Orchester, um den Rest der Oper am Klavier selbst zu dirigiren. Diesem ganz unkünstlerischen Gebaren widersetzte sich Händel ernst, wodurch der eitle Mattheson dem Gelächter des Publikums bloßgestellt wurde. Die Streitigkeit wurde aber bald beigelegt, denn kurz nach diesem Vorfall wird erzählt, daß Mattheson Händel's Blätter, auf denen er die „Almira" componirte, reinlich abschrieb und so die Partitur zusammenstellte.

Wir übergehen die gemeinen Streitigkeiten, die zwischen dem Dichter des Textes, einem groben Theologen, Feustking, der auch für Mattheson dichtete, und seinen Gegnern in Hamburg in Flugschriften durchgemacht wurden. Vierundvierzig deutsche Gesänge und über ein Dutzend italienischer Arien enthielt diese Oper. Es erscheint als sehr geschmacklos, italienische und deutsche Texte untereinander zu mengen, doch war es damals üblich. Die Oper Händel's selbst steht noch im Schwanken zwischen der Kaiser'schen Weise und ursprünglicher Begabung, wie der Verfasser an einer Sarabande ($^3/_2$-Takt, F-dur) nachweist, aus der 1711 „in der Oper »Rinaldo«" jener unbeschreiblich schöne Klaggesang, der jetzt allen bekannt, entstanden ist. Die Oper „Almira" wurde sehr beifällig aufgenommen und an dreißigmal ununterbrochen hintereinander gegeben.

Im Jahre 1705 brachte Händel seine zweite Oper, „Nero", die trotz allen Tadels eines Mattheson und anderer wie die erste in Hamburg herrschte. Händel spielte anfangs in Hamburg zweite Geige, dann dirigirte er am Flügel und nach seinem großen Erfolg mit der Oper gab er blos Unterricht. Bei strengster Sittlichkeit erübrigte er, während seine Collegen in Schulden lagen. Der sonst berühmte Kaiser, der die „Almira" begonnen und dann dem jungen Händel abgetreten hatte, componirte, gekränkt, jetzt auch einen „Nero" und eine „Almira", fiel aber durch. Es traten in der Verwaltung des Theaters, bei der Kaiser betheiligt war, damals Differenzen ein, Kaiser mußte flüchten und auch Händel's Opern kehrten ins Stillschweigen zurück. Kaiser kam zwar nach einigen Jahren wieder und componirte weiter, doch war Hamburgs Blütezeit für die Oper vorbei und Händel ging. Seine Stunden trugen ihm, zu einem halben Thaler eine gerechnet, das Reisegeld nach Italien ein; von Hause bezog er schon lange nichts mehr. Noch zwei Opern schrieb er für das hamburger Theater, „Florindo und Daphne", eine Doppeloper, d. h. so ausgedehnt wie sonst zwei Opern; sie wurde erst lange nach seiner Abreise gegeben und ist verschollen, auch die Partitur ist nicht mehr vorhanden. Ein Jahr nach seiner Abreise nach Italien fand erst ihre Aufführung in Hamburg statt.

Mit Händel's „großer Wanderung" (1707—20) beginnt der Verfasser sein zweites Buch. Händel blieb vier Jahre in Italien und hinterließ, wo er sich aufhielt, gleichviel ob auf längere oder kürzere Zeit, stets Denkmale seines reichen Geistes. Italien, Frankreich, England gesehen und sich schließlich einige Tage im Haag aufgehalten zu haben, machte damals einen „galanten" Geist fertig, daher die meist nutzlosen Wallfahrten auch deutscher Musiker nach Italien. Bach hatte kein Bedürfniß nach Italien zu gehen, aber Händel trieb es dahin. Fragt man nach Musikern, die neben Händel genannt zu werden verdienen und die in Italien waren, ohne gerade dort zu finden, was sie suchten, so kann man Heinichen, Stölzel, Hasse nennen. Bach, Kaiser, Telemann, Mattheson sind nicht im gelobten Lande der Kunst gewesen, und nur wenige brachten, wie Schütz vor Händel und später Goethe, aus Italien reife Früchte für ihre Kunst mit in die Heimat. Der Verfasser weist mit Scharfsinn aus Notenschrift, Wasserzeichen des Papiers und dem noch deutschen a im Namen Händel's (später schrieb er in Italien e) nach, daß aus der Zeit seines ersten Aufenthalts in Florenz einige Cantaten stammen. Ostern 1707 war er in Rom; seine Kirchensachen fanden aber hier nicht den geeigneten Boden. Interessant ist jedoch, wie er ältere eigene Conceptionen mit reiferm Verstand zu verwerthen wußte. Diese Umarbeitung früherer Gedanken ist bei Händel eine Art Manier; jedenfalls etwas Abweichendes in einer sonst so genialen Natur.

Hier müssen wir auf eine etwas eigenthümliche Anschauung des Verfassers vom musikalischen Mein und Dein aufmerksam machen. Der Verfasser hat scharfsinnig nachgewiesen, daß Händel ein doppelchöriges Magnificat eines um 1690 berühmten Dionigi Erba in spätern seiner Werke für sich verwerthet hat, darunter auch in einem seiner berühmtesten Oratorien, dem „Israel". Der Verfasser meint, Händel habe in diesem Verfahren keinen Tadel musikalischen Diebstahls zu befürchten, obschon er ganze Stellen unverändert beibehalten habe, sondern es stehe einem Genius zu, Werthvolles, das nicht ganz an seiner rechten Stelle stehe, an die gehörige zu verweisen. Sonderbare Lehre! Ein Genius darf unsers Erachtens keine andern als eigene Gedanken haben und wird unreif Ge-

bliebenes anderer Geister nicht mit der Sonne seines Geistes zeitigen. Diese Verwerthung des Magnificat von Erba bleibt mindestens eine ängstliche Sonderbarkeit des sonst so unbefangenen Händel. Die Parallele des Verfassers, die er an diesem Orte mit Shakspeare versucht, hinkt; denn eine Vertiefung des Gedankens, wie sie Shakspeare mit den überkommenen äußern Anläffen und Stoffen vornahm, ist überhaupt auf dem Gebiete der Musik unmöglich und wäre annähernd vielleicht einem Mozart und Beethoven, aber lange noch nicht einem Händel möglich gewesen, der kaum erst anfing, die Psychologie der Instrumente zu ahnen.

Händel lebte in Italien in dem glänzendsten geselligen Verkehr. „Das ganze gebildete Italien war damals sozusagen eine einzige große zusammenhängende Gesellschaft." Nach Florenz zurückgekehrt (1707—8) schrieb er dort den „Rodrigo" und gewann aus dem Umgang mit namhaften Künstlern, der Sängerin Vittoria Tesi, ihrem Lehrer, dem dortigen Kapellmeister Francesco Redi, viel für seine Kunst. In Venedig führte Händel 1708 die „Agrippina" auf. Wir finden ihn zum zweiten mal in Rom (März bis Juni) 1708, wo ihn das Osterfest bewegt, ein Oratorium „Resurrezione" zu schreiben. Die römische Kapelle war ausgezeichnet, Corelli erster Geiger.*) Die Viola da Gamba hat Händel hier mit Vorliebe angewendet. Es bleibt eine Eigenthümlichkeit Händel's, daß er seine eigenen Sachen in spätern Werken ausschrieb oder stückweise umgearbeitet neuen Schöpfungen einflocht, und der Verfasser hat bei seiner genauen Kenntniß der Händel'schen Werke nie vergessen, den Nachweis dieser mehrfachen Verwendung zu führen. Beethoven hat dies, soviel wir wissen, bei großen Stücken nie gethan und Mozart wesentlich nur einmal. Noch ein anderes Werk stammt aus dieser Zeit, das auch dem Schicksal späterer Benutzung nicht entging, es ist „Il Trionfo del Tempo e del Disinganno". Die Jahre 1708, 1737 und 1757 zeigen dies an. Obschon eine musikalische Allegorie, gefiel das Werk. Einen Versuch ihn katholisch zu machen, lehnte Händel entschieden ab. (Hasse wurde es.) Händel muß sich in Rom auch mit dem ersten Klavierspieler seiner Zeit, Domenico Scarlatti, dem Sohne des A. Scarlatti, am Klavier sowie auf der Orgel, auf welcher letztern Händel Sieger blieb, gemessen haben.**) Kriegerische Zustände trieben Händel aus Rom, von wo ihm der Abschied schwer geworden ist. Vielleicht in Gesellschaft der Scarlatti und des Corelli zog er nach Neapel (1708—9).

Die Cantate war damals das Feld, auf dem die Composition sich am freiesten entfaltete und sich das Meiste

*) Corelli beschwerte sich über die Schwierigkeit in Händel's Schreibweise, worauf Händel schwierige Passagen auf der Geige vorgespielt haben soll. In Venedig trat Händel zu A. Lotti, in Rom zu A. Scarlatti in nähere Beziehung, sicher nicht ohne großen Nutzen für seine Kunst.

**) Domenico Scarlatti traf 1720 Händel in London. Später ging er nach Spanien, wo Händel's Name durch ihn auch bekannt geworden ist.

sozusagen erlaubte. Händel schrieb Solocantaten und Cantaten mit Instrumenten in Italien, deren Ausführung aber so schwierig ist, daß sie Virtuosen verlangen. Finden sich mehrere Singstimmen, so fallen diese Cantaten unter die Gattung Serenaden, wie „Apollo e Dafne" in neun Sätzen. Eine Cantate für mehrere Personen ist auch „Acis, Galatea e Polifemo" (1708—9) in der Polifem (Baß) einen Sprung aufwärts über 12 Töne und sogleich einen von der erreichten Höhe abwärts über 19 Töne zurückthut. Noch werden aus dieser Zeit sieben französische Lieder und eine spanische Cantate mit Begleitung der Zither erwähnt. Händel lebte in Italien unter den angenehmsten Verhältnissen, sorgenfrei, gewann für seine Bildung ungemein, namentlich neben der Musik an Sinn für Malerei, deren Kenner er gewesen zu sein scheint, nicht zu gedenken seiner Fertigkeit in der italienischen Sprache.

Der Rückweg führte Händel über alle die früher schon besuchten Städte. Weihnacht 1709 hörte er in Rom eine Melodie der Pifferari, die er nach langen Jahren noch seinem „Messias" in dem Vorspiel zu dem: „Und es waren Hirten auf dem Felde", mit der Bezeichnung „Pil" einverleibte. In Venedig fand er Reisegefährten nach Hannover, Baron Kielmannsegge, einen kunstliebenden und übenden Dilettanten, und Kapellmeister Steffani. Er machte mit ihnen diesen Umweg nach London, da der Kurfürst von Hannover den englischen Thron erhalten sollte; und so hielt es Händel, dessen Ziel schon länger England war, nicht ungeeignet, die Stadt Hannover vorher zu besuchen. In Hannover wurde Händel bald nachher Kapellmeister. Seine Familie in Halle traf er mannichfach verändert, eine Schwester war gestorben, eine andere verheirathet, die Mutter vereinsamt. Die Kapellmeisterstelle in Hannover — er wurde dort der Nachfolger Steffani's — erhielt Händel aber erst nach seinem ersten londoner Aufenthalt 1710—11. Dieser Aufenthalt wurde folgenreich für ihn, denn er fesselte seine Neigung für dieses Land. England hatte damals keine musikalische Stellung.*) Die englische Oper (durch Purcell und Dryden) bestand aus Dramen mit musikalischen Scenen, und man muß zugeben, daß Händel hier vorgearbeitet fand. Seit 1690 erscheinen aber immer mehr italienische Sänger (auch Castraten) in England.**) Man kam auf den Weg zu einer italienischen Oper; 1705 gab es eine Oper in London, in der zuerst alles gesungen wurde. Da einheimische Leistungen nicht durchschlugen, blieb nichts übrig als die Arbeiten der Ausländer. Mit Händel's Ankunft konnte die neue Wendung in der Musik Englands sofort eintreten.

Im Jahre 1711 erschien Händel mit der Oper

*) Ein namhafter Musiker Englands aus der nächsten Vergangenheit war Henry Purcell (1658—90). Zwar ein Reformator der Musik ist er nie gewesen; aber er war der einzige englische Musiker, der durch seinen Geschmack Einfluß auf das musikalische Treiben seines Vaterlandes gewann, für das er 39 Opern geschrieben hat.

**) Im Jahre 1705 kam Nicolino Grimaldi, genannt Nicolini, nach London; er und Valentini brachen Bahn für den italienischen Gesang

„Rinaldo“ vor dem Publikum, die er in 14 Tagen zusammengeschrieben hatte. Der Eindruck war groß, Hamburg verschrieb sich die Oper, Nicolini brachte sie nach Neapel. Ein Sonderling, Thomas Britton, ein Kohlenhändler (er ging mit dem Sack auf dem Rücken), der nach dem Geschäft einen Gönner der Künste und Wissenschaften abgab, musicirte damals Donnerstags in seiner unscheinbaren Wohnung, die bald ein Sammelplatz der Künstler wurde und wo auch Händel oft auf dem Flügel phantasirend sich hören ließ. Nach einigen Monaten kehrte Händel nach Hannover zurück, wo er, als der Meister Steffani in politischen Sendungen einen neuen Wirkungskreis empfing, an dessen Stelle als Kapellmeister trat. In diesem Jahre war Händel abermals bei den Seinen in Halle und ward dort Pathe einer kleinen, nach ihm Friederike (Michaelsen) genannten Nichte, die er stets sehr geliebt und der er zuletzt sein Vermögen vermacht hat.

Die Nachrichten, die der Verfasser an dieser Stelle über den bescheidenen und doch so hochgebildeten Steffani gibt, sind sehr interessant; namentlich macht er auf ein schönes „Stabat mater“ von ihm hier zuerst aufmerksam. Man muß bedauern, einen solchen Meister vergessen zu sehen. Händel hat in Hannover viel solcher Duette (an 30 Stück) im Kammerstil geschrieben nach Steffani's Vorbild, von denen eins später den Gedanken zur Ouvertüre des „Judas Maccabäus“ hergegeben hat. Auch neun deutsche Lieder, Oboenconcerte, Klavierstücke gehören muthmaßlich nach Hannover. Händel blieb stets in Verbindung mit London und 1712—16 fällt seine zweite Reise dahin; 1712 erscheint der „Pastor fido“; der „Theseus“; eine Ode für den Geburtstag der Königin Anna 1713; das utrechter „Tedeum“ 1712 in D und A. *) Hannover behielt bald keine Zugkraft mehr für Händel, obschon bis 1714 keine Oper in London von ihm gehört wurde.

Kurfürst Georg von Hannover ging als König 1714 nach England und Händel blieb gleich in England. Vornehme Gönner sahen den berühmten Componisten gern in ihren Häusern; so Graf von Burlington, bei dem Händel drei Jahre zubrachte. Eine kleine Oper „Silla“ (1714) ist die größte Arbeit, zu der sich Händel unter der Last eines ausgesucht guten Lebens damals entschließen konnte. Im Jahre 1715 finden wir „Amadigi“ als Oper verzeichnet. Händel war in dieser Zeit mit dem Hofe zerfallen, seine Zurückhaltung trug wol die meiste Schuld, dann aber auch der Umstand, daß der König auf ihn zürnte, weil er seine hannoversche Kapellmeisterstelle so vernachlässigt hatte. Oper und Drama lagen im Streit miteinander. Händel war zwar der berühmte Meister, aber die Zeit war der Musikpflege nicht ganz günstig. Durch eine Wassermusik 1715, dem König auf der Themse vorgespielt, söhnte er den Hof mit sich aus. Händel hatte jetzt 400, bald 680 Pf. St. Jahrgehalt. Als der Hof auf einige Zeit nach Hannover zurückkehrte, ging Händel mit. Es fällt in diese Zeit eine deutsche Passion (1716), deren Text von B. H. Brockes, dem hamburger Rathsherrn verfaßt war. *) Händel hat nie wieder eine deutsche Passion oder Kirchencantate gesetzt. Der Verfasser meint, Händel habe zeitig schon aufgehört, Geschmack an den pietistischen Texten zu finden. Händel's „Christus“ wurde ihm der Messias der alten Propheten, der Siegesfürst über alle. In Halle fand Händel bei den Seinigen keine wesentliche Veränderung. Sein Lehrer Zachau war todt, er unterstützte bereitwillig die in Dürftigkeit lebende Witwe. Eine Reise nach Ansbach **) zu einem ehemaligen Universitätsfreunde, der dort verheirathet war, J. L. Schmidt, begeisterte diesen so für seinen Freund Händel, daß er Weib und Kind zurücklassend mit ihm für immer nach England ging; er ist der oft genannte Geschäftsführer Händel's; ein gleichgearteter Sohn folgte dem Vater im Dienste des großen Musikers. Der englische Hof ging 1717 im Januar von Hannover nach London zurück; Händel Ende 1716.

In London lebte damals „eine schillernde Curiosität“, James, Herzog von Chandos, der in der Nähe Londons in einer Villa, welche Pope die „Timons-Villa“ nannte, mit der Pracht und dem Glanze eines souveränen Fürsten wohnte, hundert Schweizer zu seiner Leibwache in der Kirche hatte und spottend — im Hause Burlington's schmiedete man die beißenden Witze gegen seine Sonderbarkeiten — der „Großherzog“ genannt wurde. Dieser Sonderling bot Händel, wie früher Graf Burlington, an, bei ihm in Cannons in vollster persönlicher Unabhängigkeit zu leben, die Kapelle zu leiten, Orgel zu spielen und Kirchenstücke zu setzen. Sein langweiliger bisheriger Musikmeister Pepusch mag freilich etwas sauer bei einem solchen Nebenbuhler ausgesehen haben. In Cannons (1717—20) schrieb Händel 12 Anthems (ant-hymn). Es sind diese Compositionen Cantaten, öfter mit Chorsätzen für nur drei Stimmen. Die alte Musik ist mit Recht kirchlich genannt worden, Händel's Musik sollte man alttestamentlich nennen. Diese Anthems sind für Händel's Kunst insofern von Bedeutung, als sie eine Vorstufe und Vorstudie zu seinen spätern Oratorien wurden. Schon hier in Cannons schritt Händel zu einem Oratorium, seinem ersten; 1720 entstand „Esther“. Der Herzog zahlte für die Composition 1000 Pf. St. Für dieselben Verhältnisse schuf Händel um 1720 ein zweites Oratorium „Acis und Galatea“, eine weltliche Dichtung. Mozart hat eine Instrumentirung versucht, ohne das Werk dadurch populär

*) Händel hat noch einige Tedeum gemacht; eins in B 1718—19 zu Cannons auf Wunsch des Herzogs von Chandos, eins in A 1719—20 ebendaselbst; eins in D 1720, das erst 1737 für Königin Karoline aufgeführt wurde. Ein Jubilate geht bei uns unter dem Namen des hundertsten Psalms.

*) Es ist dieses schwülstige Gedicht des berühmten Poeten von allen damals namhaften Musikern in Musik gesetzt worden, auch Händel hat sich, angelockt mit den Tageshelden seiner Kunst sich zu messen, ohne weiteres, d. h. ohne sich durch den zum Theil entsetzlichen Text irren zu lassen, an die Composition gemacht. Viel wählerischer und gebildeter bewies sich S. Bach, der eine Passionsdichtung von Postel nicht für durchgängig geeignet erachtete, sondern mit künstlerischem, auch poetischem Gefühl änderte.

**) Ansbach war ein musikliebender Ort, besonders um 1700, als der berühmte italienische Sangmeister Pistocchi dort dirigirte. Er war auch der Lehrer der nachmaligen Königin Karoline von England, die eine Tochter des Markgrafen Johann Friedrich von Brandenburg-Ansbach war

gemacht zu haben. Im Jahre 1747 wurde der Palast zu Cannons öffentlich versteigert, und damit war das glänzende Meteor von Cannons verschwunden, das über 20 Jahre geleuchtet hatte. Schon damals war Händel oft in der Paulskirche und auf der Orgelbank, sein Verkehr mit den Musikern ein herzlicher.

Händel's verheirathete Schwester starb 1718 in Halle; die bekannte Arie im „Messias“: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, enthält den Lieblingsspruch der verstorbenen, von ihm inniggeliebten Schwester. Händel versprach den Seinigen nach dieser Trauerbotschaft einen Besuch in Halle. Hiermit schließt der erste Band und das zweite Buch der berühmten Biographie mit demselben Ort, von dem sie ausging. Händel selbst hat von den beiden Hälften seines Lebens eine klare Vorstellung gehabt und an der Grenze derselben stehend geäußert: „Man muß lernen, was zu lernen ist, und dann seinen eigenen Weg gehen.“

Bisjetzt hat der Verfasser die ersten 35 Lebensjahre Händel's an uns vorübergehen lassen. Auf Jugendzeit und Lehrjahre folgen nun, im dritten Buch, das den zweiten Band bildet, 20 Jahre bei der italienischen Oper in London (von 1720—40) oder die Zeit bis zu Händel's fünfundfunfzigsten Lebensjahre; ein Abschnitt, in dem Händel zwar an jenem Theater durch einige dreißig Opern eine wahrhaft erstaunliche Thätigkeit an den Tag legte, durch die er aber trotzdem sozusagen erst bis zur Schwelle des Oratoriums herantrat, in welcher Gattung von Compositionen er doch unstreitig erst den Gipfel seines Ruhms erreichte. Mit dem Uebertritt zum Theater wurde Händel eine öffentliche Persönlichkeit, ja der Verfasser behauptet, erst in diesen 20 Jahren habe sich durch Händel eine wirkliche musikalische Oeffentlichkeit in England gebildet. Daß Händel ein ebenso energischer Mensch als großer Künstler war, steht fest, und er fand an jenem Theater volle Gelegenheit, seine durchgreifende Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Eine Oper besaß London damals noch gar nicht, höchstens aus Frankreich nach England übergesiedelte schlechte italienische Farcen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn Händel in dieser Periode seines Lebens als ein allezeit kampfbereiter Streiter erscheint. Der Frieden und die politische Ruhe hatten damals Genußsucht und, mit ihr im Zusammenhange, eine Geldliebe und Gewinnsucht erzeugt, die eine allgemeine Charakterlosigkeit nach sich gezogen hatte, der gegenüber Händel's männliche Freimüthigkeit scharf genug abstach.

Unter andern Geldspeculationen damaliger Zeit, deren der Verfasser mehrere trefflich schildert, gehört auch die, eine italienische Oper gründen zu wollen. Die Anregung dazu verlegt der Verfasser mit Wahrscheinlichkeit in die glänzenden musikalischen Feste jenes Herzogs von Chandos, dessen wir schon erwähnten und der mit seinem jüdischen Agenten an mehr als einer großen Speculation sich betheiligt hatte. Händel saß von Anfang an mit im Rathe der Begründer, sah auch selbst die Angelegenheit für die wichtigste seines Lebens an und wurde im Anfang 1719 nach Deutschland geschickt, um Sänger anzuwerben. Er besuchte Düsseldorf, damals die Residenz des Kurfürsten zu Pfalz, wo er Benedetto Baldassari engagirte und von da ging er nach Dresden; nach letzterm Ort erst im September, wo damals den ganzen Monat hindurch ausgesuchte Festlichkeiten stattfanden.*) Den Sommer brachte Händel, welchen englische Zeitungen damals schon „den berühmten Meister der Musik“ nennen, wol in Halle bei den Seinigen zu. Im April 1720 wurde die italienische Oper in London eröffnet, für die Händel (also wol im Winter 1719—20) „Acis und Galatea“, sowie „Rhadamist“ componirte. Vorbild war die italienische ernste Oper, wie sie in Wien der Hof sich vorspielen ließ.**) Scarlatti's Kunsttalent hatte sie ins Leben gerufen und Händel fühlte sich ihm verwandt. Der Verfasser meint, man müsse Händel den Preis, Scarlatti aber die Originalität zugestehen.

Freilich hatte das neue Institut auch eine Menge Gegner gefunden, namentlich in den brotlos gewordenen englischen Musikern und den englischen Schauspielern, die jene Akademie als ihre Rivalin aufs bitterste haßten. Die ersten acht Jahre an der Oper waren Händel's goldene Zeit. Der Verfasser gruppirt hier sehr interessant die Sänger damaliger Zeit in vier Gruppen. Zu Ende des 17. Jahrhunderts, sagt er, gab es ausgezeichnete Sänger, die zugleich Tonsetzer waren. Steffani kann in seiner feinen Weise als Muster dieser Gattung gelten. Es waren diese Herren gute Musiker, aber keine Darsteller. Bei Beginn des 18. Jahrhunderts machte eine Anzahl Sänger, die besonders die theatralische Action in Schwung brachten, großes Glück. Das waren die Sänger aus Scarlatti's Schule. Der gefeiertste war Ritter Nicolini. Die dritte Klasse waren die Sänger aus Händel's Zeit, musikalische Bildung und kunstvolle Darstellung standen bei ihnen auf der Höhe und schufen Herrliches. Namen wie der des Sängers Senesino und der Sängerin Cuzzoni u. a. sind aus Händel's Zeit bekannt. Die vierte Epoche des Gesangs hebt mit den tyrannisirenden Bravoursängern an, unter denen Faustina und Farinelli die berühmtesten waren.

Das Opernactienunternehmen, an dem der König sich auch betheiligt hatte, trat mit dem April 1720 ins Leben. Die zweite Oper der Saison war Händel's „Rhadamist“. Der Zulauf, der Lärm und das Gedränge waren groß. Der Verfasser gebraucht den kennzeichnenden Ausdruck in Bezug auf die Gestalt dieser Opern: sie seien noch klein-

*) In Dresden hatte sich damals unter Lotti eine wahre Glanzperiode entwickelt. Händel gewann die Damen Durastanti und Salvai, die Castraten Senesino und Berselli und den Bassisten Boschi, freilich erst vom October 1721 an, für die neue londoner Akademie. Händel spielte auch in Dresden vor den hohen Herrschaften und erhielt 100 Dukaten. Ein Jahr vorher hatte Bach hier über den Franzosen Marchand gesiegt. Bach hätte auch gern Händel gesehen, als dieser aber deshalb nach Halle reiste, war jener schon wieder abgegangen.

**) In Wien standen zwei Italiener und ein Deutscher an der Spitze: Fux, Caldara und Conti; in London ebenso Bononcini, Ariosti und Händel. In Wien war der Schwerpunkt die verschwenderische Ausstattung, der Glanz und Pomp, in London blieb es die Musik.

bändel, durch Recitativfäden zusammengehalten. Händel's Oper galt für die beste der Saison, und da auch der Text ein guter war, so können wir dem Verfasser glauben, daß er in Darlegung ihrer Vorzüge recht habe. Jetzt stand Händel zum andern mal neben Domenico Scarlatti, dessen Oper „Narciß" der Händel's folgte. Domenico Scarlatti's Fach war aber nicht die Oper, sondern das Klavier. Händel behielt den Preis so berühmt Scarlatti auch war.

Im November 1720 eröffnete Giovanni Bononcini den zweiten Jahrlauf der königlichen Akademie der Musik mit einer dreißigmal im ganzen gegebenen Oper. Es entstanden Parteien für Bononcini und Händel. Händel, Bononcini und ein Signor Pippo mußten sogar gemeinsam eine Oper schreiben, es wurde daraus die Oper „Muzio Scävola", 1721. Der Unterschied zwischen Händel's Schreibweise und der Bononcini's kam dabei allerdings sofort zu Tage, jedoch fand in dem dritten und vierten Jahreslauf Bononcini dennoch größern Beifall. Die Engländer stellten ihn unmittelbar neben A. Scarlatti. Dies hatte auch seine Gründe. Ein berühmtes Werk Scarlatti's, Cantaten und Duette, dem König gewidmet (1721), begünstigten bei seinem stolzen und sich überhebenden Wesen seine damalige Stellung in der Kunst. Händel kümmerte diese Hintanstellung an sich wol wenig. Er führte 1721 „Floridante" vor und diese Oper wurde wenigstens ebenso oft gegeben als die andern Opern.*) Die Kasse der Opernactiengesellschaft stand jetzt sehr gut. Für 20 Guineen genoß man circa 50 Vorstellungen oder es fand Rückzahlung statt.

Mit dem vierten Jahrlauf 1722—23 kam Francesca Cuzzoni, die berühmte italienische Sängerin, nach London.**) Sie sang zuerst in Händel's „Ottone" (1722). Diese Oper nennt der Verfasser einen wahren melodischen Leckerbissen. Melodien aus dieser Oper erklangen selbst auf dem Hackebret, so populär wurde sie. Die Cuzzoni ist es auch, die Händel im Zorn, als sie sich weigerte zu singen, aus dem Fenster stürzen wollte, seit welchem Versuch sie sich nie wieder ungeberdig gegen ihren Director benommen hat. Ein mit ihr berufener Componist, Attilio Ariosti, konnte sowenig wie Bononcini bleibendes Uebergewicht gegen Händel gewinnen. Während dieser Saison wurde noch sein „Flavio" (1723) gegeben. Nach Paris aber, wohin die Oper auf Gastspiel gerufen wurde, lud man sie unter Bononcini's, nicht unter Händel's Leitung. Die Feindschaft der Theater gegen die Oper schadete ihr in dieser Zeit durch ganz unwürdige Spectakelstücke, die aber doch bedeutend anzogen, so unter anderm ein Stück, „Doctor Faust". Französisches und englisches Theater auf der einen Seite und Heidegger's, des allezeit fertigen, dem Adel bereitwillig dienenden Theaterunternehmers, Maskeraden standen der Oper gegenüber, obgleich Heidegger selbst technischer Director der Oper war.

Im fünften Jahrlauf machten die Opern Bononcini's und des Attilio Ariosti entschiedenes Fiasco. Händel trat mit seinem „Giulio Caesare" (1724) hervor, einer Oper, die sich, nach des Verfassers Versicherung, stellenweise bis zum Unübertrefflichen erhebt. Die Oper ist wenigstens noch 1787 wieder aufgeführt worden, also lange lebensfähig gewesen. Händel wog jetzt schon so über, daß sowol Bononcini als Ariosti nicht umhin konnten, in seiner Weise zu schreiben. Bononcini wurde von dieser Oper förmlich aus dem Felde geschlagen und bald darauf pensionirt; der andere College blieb noch, mehr geduldet als geehrt. Uebrigens muß es damals sehr leidenschaftlich in den londoner Musikkreisen hergegangen sein, wie ein interessantes Gedicht von 1724 zeigt, „The session of musicians", dessen Verfasser, Sir John Suckland, nur ein Bewunderer Händel's sein konnte. Dieses Gedicht läßt alle damaligen musikalischen Berühmtheiten, Sänger, Castraten, Sängerinnen, Componisten, Dichter und Virtuosen*) an Apollo vorübergehen und witzig kritisirt werden. Keiner genügt dem Gotte, um ihm den Lorber zu reichen, er fragt nach seinem Liebling Händel, den er, als er an der Hand der Göttin Fama erscheint, sofort für den allein des hohen Preises Würdigen erklärt. Durch solche Kundgebungen wurden freilich Neid, Eifersucht und Gemeinheit gewaltig gesteigert.

Händel's Privatleben war zum großen Verdruß des bösen Leumunds unangreifbar und muß es in jeder Beziehung gewesen sein, denn der Spott und die Gemeinheit, die gegen den gefeierten Mann aus dem feindlichen Lager, namentlich auch aus „Mist's Weekly journal" geschleudert wurden, hätten ihn sicher an irgendeinem solchen faulen Fleck angegriffen, wenn er aufzufinden gewesen wäre. Ein paar Liebesverhältnisse, die in diese Zeit so großen Rufs für ihn fallen, hatten nicht Anziehungskraft genug, ihn aus seiner Bahn zu ziehen. Händel scheute die Fesseln des Ehestandes für seine Kunst, blieb dabei aber ein moralisch reiner Mensch. Schön sagt der Verfasser: „Händel's Flamme ist rein ideal; sein Altar ist frei und bildet nicht zugleich den häuslichen Herd. Daß er aber weibliches Gefühl und Wesen wirklich aufs tiefste und wundervollste aussprach, ist längst erwiesen." Händel war in dieser Zeit der Lehrer der königlichen Prinzessinnen; er spielte ihnen auf der Orgel vor und stand in hohem Ansehen beim Adel.

Der sechste Jahrlauf (1724—25) ließ Händel's „Tamerlane" hören. Die Oper ist nicht gerade oft aufge-

---

*) Eine Trauermusik auf den Tod des berühmten Feldherrn John, Herzog von Marlborough (gest. 16. Juni 1722), bekam aber Bononcini zu setzen, nicht Händel.

**) Francesca Cuzzoni ist 1700 in Parma geboren. Häßlich von Körper, aber geistvoll und die erste Sängerin damaliger Zeit. Sie heirathete den ihr von London aus entgegengesendeten, Händel befreundeten Orgelspieler Giuseppe Sandoni, den sie aber später ermordete.

*) Die hauptsächlichsten sind: Pepusch, Doctor der Musik; Galliard, sein Freund; der Balladenmeister Leveridge; Signor Pippo, der Violoncellist; der berühmte Geiger Geminiani; der Dichter so manches Händel'schen Operntextes, Nik. Haym; ferner Ariosti, endlich Bononcini, begleitet von der Sängerin Robinson und Pepusch's Gattin, die beide Arien aus seinem „Crispo" singen, bei welchen alles einschläft.

führt worden. Der Verfasser rühmt die tragische Schlußscene, die, ohne Vorbild, als eine ganz freie Kunstschöpfung dastehe. Eine zweite Oper Händel's in dieser Saison war „Rodelinda". Der College Attilio Ariosti wurde fürs nächste Jahr nicht wieder mit Aufträgen für die Oper behelligt. Händel, so hochberühmt, kam in einem Spottliede misliebiger Musikanten schlecht weg. Diese Leute freuten sich, vierstimmig den großen Musiker verhöhnen zu können. Das ursprüngliche, aber im Munde seiner Feinde sehr entstellte Spottlied, dessen Melodie ein beliebter Gassenhauer war, lautete:

Man sagt wol gegen Bononcini
Sei Mynheer Händel nur ein Ini;
Und sagt auch, der sollt' Händel gleichen,
Und kann ihm nicht das Wasser reichen?
'S ist närrisch, diese Zänkerei,
Um Dudelbum und Dudeldei.

Händel war stets ein guter Sohn, und so haben wir auch aus dieser Zeit einen Brief, der beweist, mit welcher Liebe er an seiner Mutter hing.

Der siebente Jahrlauf (1725—26) brachte die Oper „Scipio", die der Verfasser gerade nicht zu Händel's besten Opern rechnet. Die berühmte Faustina Bordoni, später Hasse's Gattin, längst erwartet, kam jetzt nach London.*) In der Wiedergabe des Heldenmäßigen war sie ausgezeichnet, zarte Weiblichkeit war ihr schon ihres liederlichen Lebens wegen fremd. Sie trat 1726 in Händel's „Alessandro" als Rorane auf, die Cuzzoni als Lisania, in der Rolle der in der Oper weniger begünstigten Geliebten Alexander's. Eine Coloratur, die der Verfasser aus der Rolle der Rorana abdruckt, belegt, daß Faustina, deren Organ mehr stark als klar war, Meisterin sein mußte, namentlich in der schnellen Wiederholung eines und desselben Tons. Beide Sängerinnen lebten in größter Eifersucht auf ihren gegenseitigen Ruhm.

Im achten Jahrlauf (1727) (Ariosti und Bononcini hatten wieder Aufträge zu Opern erhalten) siegte Händel durch seinen „Admeto" vollständig.**) Es brach aber ein Gewitter über die italienische Oper herein, als eines Abends die beiden berühmten Sängerinnen, aber nicht in einer Händel'schen Oper, gereizt durch Beifall und Misfallen des Publikums, sich in offener Scene bei den Haaren kriegten und abrauften. Dieser Vorfall steckte alsbald die ganze Sängerschaft an und führte Zank und Streit herbei. Das Drurylane-Theater brachte passend sogleich eine Farce, in der der ganze Skandal in Scene gesetzt war. Händel wurde auch mit dargestellt, wie er die beiden Kämpferinnen mit der Kesselpauke zum Kampf anfeuerte. Die Oper wurde geschlossen. Ein öffentlich wichtigeres Ereigniß war der Tod König Georg's I. Händel bekam Auftrag, die Chöre zur Krönungsfeierlichkeit Georg's II. zu setzen. Von diesen Krönungsanthems (1727) sagt der Verfasser, sie ragten wie ein einzelner Berg in der blütenreichen Ebene einer südlichen Zone hervor. Vier solcher sonst vorgeschriebenen Krönungstexte hat Händel componirt. Uebrigens ließ sich Händel keine Texte vorschreiben, sondern wählte selbst, indem er den geistlichen Herren sagte: „Ich habe meine Bibel wohl gelesen und werde für mich selbst wählen." Es wurde zu ihrer Aufführung sogar eine neue Orgel hergestellt. Händel war seit einiger Zeit schon naturalisirter londoner Bürger; er blieb auch unter dem neuen König Musiklehrer der Prinzessinnen mit 200 Pf. St. Gehalt, leitete die Hofconcerte, spielte die Orgel bei allen besondern Gelegenheiten und war überhaupt der erste Musiker Londons; doch bewarb er sich um keine Stelle.

Im nun folgenden neunten Jahrlauf dirigirte Händel wieder allein die Oper. Man hörte „Ricardo" 1727. Die beiden Sängerinnen Faustina und Cuzzoni sangen wieder. Ferner gab er „Siroe" und „Tolomeo" 1728. Bononcini, wenn er auch keine Opern mehr schrieb, theilte wenigstens kritische Schriften gegen Händel gratis aus. Zwölf Opern hatte Händel bisjetzt für die Akademie gesetzt, die europäischen Ruf erlangten. Es waren 487 Vorstellungen in diesen neun Saisons gegeben worden, darunter 245 von Händel.

Das Unternehmen erlitt aber nun einen Niederfall. Das dieser Niederlage bestimmte Kapitel heißt: „Englische Bettleropern und Balladenspiele." Der Verfasser hat an dieser Stelle eine sehr verdienstliche Kritik Jonathan Swift's, unsers Erachtens eine der interessantesten Partien des ganzen Bandes, geliefert. Die Satiren Swift's nennt der Verfasser höchst treffend ein wunderliches Erzeugniß zweier anscheinend widerstrebender Kräfte, des Spleen und der scharfsichtigsten Beobachtungsgabe. Die berühmten drei Schriften des bekannten Satirikers von den Lilliputs, den Riesen und den vernünftigen Thieren sind in ihrem Resultat trostlos und menschenfeindlich, aber vortrefflich als Zeit- und Sittenbilder. Nach 30 Jahren war „Gulliver's Reise" zwar schon ein Kinderbuch, aber immer noch ausgezeichnet wegen der trefflichen Einfälle im einzelnen.*) Swift war kein musikalischer Mann und mithin ein natürlicher Gegner der großen Oper, die ihm eine lächerliche Mode dünkte. Gay trat neben Swift mit einem Gemisch aus Oper, Farce und Balladengesang auf. Er nannte sein Gedicht die „Oper des Bettlers". Dieses Stück gewann ungeheuern Zulauf. Gay schrieb sogar einen zweiten Theil: „Polly" — so hieß nämlich die Heldin seiner Oper —, und dieser zweite Theil spielte in Westindien, wohin die Personen des ersten Theils verbannt

---

*) Faustina Bordoni, seit 1718 schon so berühmt in ihrem Vaterlande, daß man eine Denkmünze auf sie schlug und ihr Ruf sich selbst diesseit der Alpen mit auf die von ihr vorgetragenen Gesänge erstreckte. Ein Geiger in London zeigt an, es würden in seinem Concert Gesänge der Faustina vorgetragen.

**) Die Melodie einer Arie aus dieser Oper hat eine Taube so berührt, daß sie stets, sobald sie im Hause ihres Herrn gespielt wurde, aus ihrem Hause herbeiflog und am Fenster zuhörte, und fortflog, wenn die Melodie vorüber war. Bei keiner andern Melodie kam sie sonst ans Fenster.

*) Außer Swift's Schriften war es eine Zeitschrift: „Der Kraftmann", die sich ehrfurchtsvoll gegen den König, aber satirisch gegen seinen Hof aussprach. Swift, Pope und Gay waren die Tonangeber in Bezug auf Parodirung der Liebhabereien des Hofs.

wurden.*) „Polly" gelangte erst 1777 (48 Jahre nachher) zur Aufführung. Pope's satirisches Gedicht hieß „Die Dunciade" (d. h. das Reich der Dummköpfe). Die italienische Oper wurde für den Augenblick durch Gay's Bettleroper in Schach gesetzt. Bald erschienen Nachbildungen von Gay's Gedicht; es war eine Zeit musikalisch-dramatischer Roheit. Händel mußten diese „Festtage der musikalischen Bettler" zuwider sein. Wir finden unter der Aufschrift: „Zweite italienische Reise. Neue Opernakademie" im dritten Kapitel angegeben, daß man beschloß (d. h. Adel und Hof), eine neue italienische Oper zu gründen, wieder unter des bekannten unvermeidlichen (Schweizer) Heidegger technischer und Händel's musikalischer Leitung.

Im Jahre 1728 trat Händel seine Reise nach Sängern an. Im Juni war er in Halle bei seiner blindgewordenen Mutter; 1730 starb diese von Händel aufrichtig verehrte und betrauerte Frau. In Italien sang jetzt eine neue Schule, Porpora, Vinci, Pergolesi, Hasse u. a. Händel und sein vierundsiebzigjähriger Reisegefährte Steffani hörten, prüften und Händel nahm mit sich, was er für gut hielt. Metastasio überstrahlte damals alle frühern Operndichter. Marcello's Psalmen waren Lieblingsgesänge des Publikums. Händel fühlte sich nicht besonders von der neuen Schule angezogen. Er ging zurück und als er 1729 auf seiner Rückreise in Halle eintraf, mislang ein zweiter Versuch S. Bach's, den derselbe durch seinen Sohn Friedemann Bach in Halle machen ließ, Händel zu sehen; allein sine ira et studio von beiden Seiten, wenigstens wie der Verfasser meint. Eher, sollte ich glauben, war Händel der mit Absicht Ausweichende, denn bei einem Wettspiel auf der Orgel hätte er doch unfehlbar sich für überwunden erklären müssen. Diese Kunst Sebastian's besaß er nicht.

Im December 1729 begannen die Vorstellungen der neuen Oper mit vortrefflichen Sängern und Sängerinnen. Der beste Sänger war Bernachi, die beste Sängerin Signora Merighi. Händel führte „Lothario" vor (1729). Das Haus hieß Heidegger's Theater. Der zweite Jahrlauf (1731—32) brachte „Poro" (1731), eine der schönsten und beliebtesten Opern Händel's. Der Castrat Senesino, schon früher berühmt in London, seit der Katastrophe aber unthätig, war wieder für die Oper gewonnen. Händel wiederholte auch Opern aus früherer Zeit von sich. Im dritten Jahrlauf erschien „Ezio" (1731—32). „Sosarme" (1732). Im vierten Jahrlauf hörte man „Orlando" (1732). Diese Oper hat manches Merkwürdige, z. B. ein Stück (eines Wahnsinnigen) in 5/4-Takt; auch wird in ihr ein wahrscheinlich von Castrucci, Händel's erstem Geiger erfundenes neues Instrument, Violetta Marina, eine Solo-Viola, benutzt. Mit diesem vierten Jahreslauf (1733) schloß die neue Akademie. Nach derselben soll Heidegger das Haus an Bononcini abgetreten haben.

Der Verfasser greift im folgenden vierten Kapitel etwas zurück, um auf die ersten öffentlichen Oratorien in London und Oxford zu sprechen zu kommen. Die schon genannten Bettleropern, immer noch eine Lieblingsspeise des Publikums, hatten jetzt ihren Darstellungen einen ländlichen Hintergrund gegeben, und alle Welt war, wie der Verfasser sagt, „pastoral". Das war um 1730. Man strebte auf dem Gebiet der Oper nach etwas Neuem, und der Verfasser gibt eine Reihe einzelner Musiker sowie Musikvereine aus damaliger Zeit an, die sich in diesem Streben begegneten.*) Händel half den Suchenden, indem er seine beiden frühern oratorischen Werke, „Esther" und „Acis und Galatea" neu bearbeitete. „Acis und Galatea", ein Pastoral, schon um 1720 in Cannons entstanden, auch sonst nicht unbekannt geblieben, erschien jetzt 1732 neu vor dem Publikum. Es wurde auf dem Theater Vater Arne's, des Tapezierers, in Scene gesetzt und die Aufführung war unterstützt von den in der Note genannten trefflichen Musikern. Arne war Unternehmer des Haymarket-Theaters. Dieser Aufführung nahm sich Händel lebhaft an; agirt wurde nicht, allein man blickte in eine Scenerie. Händel gab dies zu, obschon er besser wissen mußte, daß er das Werk ehemals nur als Cantate gesetzt hatte. Bis 1740 wurde „Acis und Galatea" in dieser Weise gegeben, von 1740 an erschien es umgeändert wieder in seiner Cantatenform. Einen ähnlichen Lauf machte „Esther". Bernhard Gates, der Director der königlichen Chorknaben, führte das Werk mit seinen Zöglingen auf (1731 und öfter) und zwar in der Kirche. Händel schrieb 1733 seine „Debora", sicher angeregt durch die Aufführung seiner „Esther" in St.-Paul. Die Chöre der Völker fangen an, in den Werken Händel's mächtig und gewaltig zu werden. In dieser Zeit fiel Bononcini durch einen Streit mit Lotti wegen Autorschaft eines Madrigals, das er sich angemaßt hatte, ganz aus der Gunst des Publikums, obgleich er noch einmal, sogar unter Protection der Königin, ein Pastoral, „Polifemo", aufführte. Er ging nach Wien, schrieb 1748 noch ein Tedeum für den Aachener Frieden und verschwindet dann für immer nach Venedig, 90 Jahre alt. Dieses Tedeum soll aber ganz Händelsch sein.

Händel hatte alle seine Gegner in England besiegt, angesehen und anerkannt stand er da. Man wollte ihm zu Oxford feierlich die Doctorwürde verleihen. Das Uni-

*) Inhalt der Bettleroper war ungefähr folgender: Es gab damals eine Menge Straßenräuber in London. Der Herzog von Chandos wurde wiederholt angefallen. Ein Jonathan Wild zeichnete sich als Diebesfänger aus. Der Minister Walpole ordnete die Bankrotte, die der damalige Schwindel häufte, und Wild fing die Räuber. Indessen zeigte es sich endlich, daß Wild selbst Hauptmann einer Bande war. Er wurde gehängt. In Gay's Oper erschien der Minister Walpole als Räuberhauptmann. Im zweiten Theile war die ganze Bande nach Westindien versetzt; die wilden sittenarmen Indianer contrastiren mit den übersättigten Europäern. Die zweite Abtheilung der Oper war politisch anzüglicher als die erste.

*) S. 261 sind sie aufgezählt. Der Tapezierer, Vater Arne; sein berühmter Sohn Augustin; seine Tochter Susanna, als Händel's gefeierte Sängerin, Frau Cibber genannt; Henry Carey, der tüchtig selber setzte; J. F. Lampe; der junge Schmidt; der Violinist Talbot Young und sein Verein; der Philharmonische Club; der Organist Charles Young mit drei Töchtern; Herr Mountier von Chichester; Carey's Schülerin, Frau Clive, geb. Rafter, als Sängerin berühmt, u. v. a.

versitätstheater wurde daselbst für „Esther", „Debora" und ein neues Werk Händel's, „Athalia", (1733), hergerichtet. Auch hier, wo man anfänglich nicht mit der nöthigen Achtung gegen solche Musik verfuhr, drang Händel glänzend durch. Seine „Athalia" steht zwischen Oper und Oratorium als ein schönes Werk dieser Mittelgattung da. Im Jahre 1734 stellte er diesem Werke den „Parnasso in Festa" entgegen: Apoll und die Musen feiern die Hochzeit des Peleus und der Thetis. Das Werk machte großes Aufsehen. Auch eine Trauungsmusik für den Hof setzte Händel in dieser Zeit.

Das folgende fünfte Kapitel berichtet sogar über „Zwei italienische Operntheater" (1733—37). Die Oratorien hatten englischen Text, die Opern italienischen. Man hielt immer noch die italienische Oper für ein unerläßliches Bedürfniß der vornehmen Welt. Der berühmte Castrat Senesino, seit Jahren in London erster Sänger, begann eine Rivalität gegen Händel und wurde von diesem entlassen; allein bald darauf löste sich Händel's ganze Sängerbande auf und die Gesellschaft gründete eine neue eigene italienische Oper ohne Händel. Händel reiste daher mit seinem Amanuensis Schmidt dem Aeltern (Vater und Sohn schrieben ihm seine Compositionen ins Reine) zum andern male nach Italien, um Sänger zu gewinnen. Er hörte und engagirte Farinelli, den Castraten Carlo Scalzi, Signora Durastanti (zum zweiten male), Maria und Rosa Negri, Giov. Cerestini u. a. Nach seiner Rückkehr begann seine italienische Oper auch wieder und für 1733—34 erschien von ihm „Ariadne" (1733). Die feindliche andere italienische Oper unter Porpora konnte gegen ihn nicht aufkommen, trotz einer großen adelichen Partei, die für sie war. Es gab wieder satirische Schriften auf beide Institute wie früher. Im Jahre 1734 brachte Händel seinen „Pastor fido".

Im zweiten Jahrlauf (1734—35) hörte man „Terpsichore", „Ariodante", beide 1734; „Alcina" 1735. Der berühmte Farinelli war „die regierende Tollheit der Saison". Der dritte Jahrlauf brachte „Atalanta", „Giustino", „Arminio" 1736; „Berenice" 1737. Mit diesem Jahre erscheint plötzlich wieder Shakspeare auf der Bühne und mit der Wiedererweckung dieses Genius geht Händel's Zug zum Oratorium Hand in Hand. Uebrigens erkrankte Händel in dieser Zeit zum ersten male bedeutend und auf länger.

Die Jahre 1736—39 (unter der Aufschrift: „Cäcilienoden. Begräbnißanthem für Königin Karoline", das sechste Kapitel dieses Bandes) haben Händel eines seiner schönsten Werke: „Timotheos und Cäcilia", die Macht der Musik feiernd und gewöhnlich das „Alexanderfest" genannt, schaffen lassen. Die Worte waren von J. Dryden, wie auch noch zu einer kleinern Cäcilienode. Die Engländer feierten den 22. November, den Tag der Musikheiligen, schon damals öffentlich durch Musikaufführungen. Der Verfasser verbreitet sich weitläufig über die Vorzüge des größern Werks. Händel's Gesundheit war aber so hinfällig geworden, daß er oft verzweifeln wollte. Aachen heilte ihn durch Schwitzbäder. Sein erstes Orgelspiel in London galt der Todtenfeier der Königin Karoline, der er auch ein Begräbnißanthem setzte (1737), das große Schönheiten hat.

Händel's „Letzte Opern" (so ist das siebente Kapitel überschrieben) fallen von 1737—40. Der Sänger Caffarelli war ein neues Reizmittel für das Publikum. Heidegger gewann Händel für die Oper, so erschien 1737 „Faramonda"; „Serse" 1737—38. Händel gab zu dieser Zeit oft sogenannte Oratorien, bei denen aber auch „Imeneo" (1738—40), eine Oper, gehört wurde. Für die große Oper schrieb er 1740 noch „Deidamia".

Hiermit ist Händel's Thätigkeit vom Verfasser bis zu dem Punkt fortgeführt, von dem aus er seinen Fortschritt zum großen Oratorium thut. Bei weitem das Bedeutendste des Händel'schen Genius haben wir also im dritten und letzten Bande zu erwarten, dem wir mit wahrer Freude entgegensehen. 14.

Ein Moralcodex des spätern Ritterthums.

Daß ein Rittersmann zur Zeit des Hussitenkriegs an Art und Wesen wenig gemeinsam habe mit einem Standes- und Namensgenossen zur Zeit Friedrich Barbarossa's, versteht sich eigentlich für jeden von selbst, der den Einfluß dreier Jahrhunderte in menschlichen Dingen erwägt. Daß trotzdem die gewöhnliche Anschauung mittelalterlicher Zustände keinen Unterschied zwischen Ritter und Ritter statuirt, darf nicht befremden, wenn man bedenkt, wie das Ritterthum selbst sich auf alle Weise gegen eine solche Einsicht zu verschließen suchte. Seine halb fabelnde, halb gelehrt reflectirende Tradition führte seinen Ursprung geradezu auf den Nimrod der Bibel oder wenigstens auf die Helden des Trojanischen Kriegs zurück und ging von dem festen Glauben aus, daß es wie Minerva aus dem Haupte Jupiter's, in voller Rüstung, mit allen Emblemen und allem sonstigen Zubehör des Lebens, der Sitte und des Denkens aus den Händen seiner Gründer und Stifter gekommen sei und sich als ein und dasselbe bis auf diesen Tag erhalten habe. Denn wenn man auch mit dem Munde zugab, daß, wie die Welt im allgemeinen von Jahr zu Jahr schlechter wurde, auch das Ritterthum im besondern an diesem Verfall aller Dinge seinen Theil zu tragen habe, so war doch im Herzen jeder, der die Sporen empfing, überzeugt, daß er noch ebenso große Dinge thun und ein ebenso wackerer Ritter sein könne, als Hektor und Aeneas oder die Paladine Karl's des Großen. Jedenfalls aber wußte er nicht anders, als daß diese großen Helden und Vorbilder der Vergangenheit ihre Ehre und ihren Preis nur auf demselben Weg und durch die Erfüllung derselben Gebote der Sitte und des Handelns erlangt hätten, die noch jetzt in dem Codex der ritterlichen Moral enthalten waren. Daß dieser selbst unwillkürlich ein anderer wurde und im 12. Jahrhundert ganz anders lautete als im 15. Jahrhundert, blieb unbeachtet. Wie es stets in ähnlichen geschichtlichen Processen gegangen ist und gehen wird, hielt man sich auch hier und gerade hier vorzugsweise an das Aeußerliche. Die Manier des Lebens und Handelns war im wesentlichen eine Reihe von Jahrhunderten dieselbe geblieben, wenn sich auch der Geist, aus dem sie stammte, gänzlich verändert hatte. Was die Augen des spätern Beobachters als Symptome des Verfalls der ganzen Institution ansahen, das galt den Mitlebenden, wenn sie es denn doch manchmal wahrnehmen mußten, nur als Schuld des Einzelnen oder des allgemeinen Weltverhängnisses. Die Zeit war schlechter geworden, das gestand man zu; nicht aber, daß sie eine andere geworden sei.

Für die spätere Beobachtung hat der Contrast zwischen dem Glauben des Ritterthums an die unverletzte Continuität

und seiner thatsächlichen Metamorphose oder allmählichen Zerbröckelung etwas Rührendes, weil er so naiv und unschuldig auftritt und stets mit einer nicht geringen Quantität von Idealismus oder sittlichem Pathos erfüllt ist. Andere untergehende Bildungen klammern sich blos an ihren thatsächlichen Besitz, suchen ihn durch alle Mittel festzuhalten und fragen wenig nach der sittlichen Berechtigung desselben oder ihrer ganzen Existenz. Hier aber soll die Tugend allein das Recht geben, und nur weil sie vorzugsweise dem Ritterthum eigenthümlich sein kann und soll, verdient es auch und hat es von jeher verdient den ersten Platz in der menschlichen Gesellschaft. Sobald es diese seine Grundlage aufgibt, hat es sich selbst aufgegeben und besitzt weder Werth noch Berechtigung. Hätte die Wirklichkeit einer solchen idealen Forderung entsprochen, so würde die Geschichte der europäischen Völker im Mittelalter einen andern Gang genommen haben, aber auch so bleibt es nicht blos bemerkenswerth, sondern auch ehrenvoll für die Zeit und den Stand, daß beide auf eine idealistische Rechtfertigung einer an sich brutalen Thatsache auch dann noch nicht verzichteten, als diese letztere durch den Fortschritt der allgemeinen Entwickelung beinahe schon beseitigt war.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet hat die Moral und sittliche Reflexion des Ritterthums eine sehr constante Physiognomie durch alle Perioden ihrer Lebensdauer, aber von jedem andern aus gesehen zeigt auch sie das Bild einer durchgreifenden Umgestaltung in ihrem Kerne, während die Schale die alte bleibt, also die nämliche Erscheinung, die sich in den übrigen Lebensgestaltungen des Ritterthums wahrnehmen läßt. Bekanntlich hat die mittelalterliche Literatur, die auswärtige sowol wie unsere einheimische, einen großen Vorrath solcher theoretischen Werke erzeugt, in denen das Ritterthum über sich selbst und seine eigene Aufgabe reflectirte. Wenige davon haben an sich eine literarische oder ästhetische Bedeutung, obgleich fast alle die damals allgemein übliche Form der höhern Darstellung, die poetische, an sich tragen. Unter diesen wenigen zählen unzweifelhaft einige Erzeugnisse unserer Sprache zuerst mit, so vor allen der sogenannte „Winsbeke" und der „Welsche Gast". Aber auch in andern, an Conception und Form werthlosen Denkmalen dieser Gattung ist selbstverständlich doch immer eine bedeutende culturgeschichtliche Ausbeute zu finden, die für den Mangel an jenen andern Vorzügen entschädigt. Dies gilt denn auch von dem didaktischen Werke, dessen näherer Betrachtung hier einige Zeilen gewidmet werden sollen, dem sogenannten „Ritterspiegel".

Der große Paläograph und Alterthumskenner Ulrich Friedrich Kopp, der zuerst im Jahre 1819 auf dies ihm handschriftlich bekannt gewordene Werk in seinen „Bildern und Schriften der Vorzeit" hinwies, urtheilte darüber in seiner bekannten, etwas altfränkischen, aber kernigen und gesunden Art: „Weil nun einmal die altdeutschen Gedichte an der Tagesordnung sind, so liefere ich hier ein Stück aus dem ersten Theile, dessen Inhalt auch ein Wort zu seiner Zeit gesagt sein möchte. Nur muß dabei niemand von mir Lobreden über die Vortrefflichkeit der Dichtkunst unserer Vorfahren erwarten, am wenigsten einen Vergleich mit dem Homer! Sondern dergleichen Monumente habe ich nur immer insoweit wichtig gehalten, als daraus Aufklärung theils über die Sprache, theils über die Geschichte und Sitten, theils über ältere Verfassung und Rechte zu schöpfen ist." Kopp selbst begnügt sich mit einigen ausgehobenen Stellen, insbesondere mit der gelehrten juristischen oder staatsrechtlichen Erläuterung einer allerdings merkwürdigen Deduction, in welcher der Nachweis zu liefern versucht wird, daß gar wol ein Abkömmling eines leibeigenen Bauersmannes, also der untersten Stufe der Gesellschaft, zur Krone Karl's des Großen, also zu dem höchsten Gipfel irdischer Ehre emporsteigen könne. Es ist dies offenbar die kühnste Anwendung jenes, wie schon bemerkt, allgemein theoretisch zugegebenen Satzes, daß nur das Verdienst adle oder daß der wahre Adel nur auf dem Verdienste beruhe, um so merkwürdiger, weil, wie man aus dem gelehrten Commentar Kopp's sehen kann, hier keine Hirngespinste, sondern ganz nüchterne Voraussetzungen des wirklichen Lebens statuirt werden, die sich jeden Tag zu Thatsachen umsetzen konnten, wenn sie es auch factisch nicht geworden sind. Ein Werk, dem ein Mann wie Kopp solche Aufmerksamkeit zuwandte, hätte wol eher als manches andere flaue Product unserer mittelalterlichen Literatur verdient, publicirt zu werden. Trotzdem hat es damit bis zum Jahre 1860 angestanden, wo es nach der kasseler Handschrift, die schon Kopp benutzte, von K. Bartsch für den Literarischen Verein zu Stuttgart zum Drucke befördert wurde. Es ist in der dreiundfunfzigsten Publication desselben enthalten, worin sich neben ihm eine Anzahl anderer zeit- und ortsverwandter Gedichte befindet.

Die dankenswerthen Untersuchungen Fedor Bech's haben es beinahe zur Gewißheit erhoben, daß der ungenannte Verfasser des „Ritterspiegel" kein anderer als der in der deutschen Literaturgeschichte des 15. Jahrhunderts wohlbekannte Johannes Rothe, gebürtig aus Kreuzburg an der Werra, ein Geistlicher und zugleich, wie damals häufig genug, ein städtischer Beamter, Stadtschreiber zu Eisenach, sei. So würde man sich auch der von Bech aufgestellten Vermuthung, daß der „Ritterspiegel" in den ersten Jahren des erwähnten Jahrhunderts entstanden sei, im allgemeinen anbequemen können, wenngleich im einzelnen ein Spielraum von einer Reihe von Jahren bis an 1420 heran noch übrig bleibt. Denn vor dem Jahre 1421 muß dies Werk vollendet gewesen sein, weil es in der 1421 geschriebenen Vorrede zu Rothe's großer thüringischen Chronik, seinem eigentlichen und mit Recht berühmten Hauptwerk, schon als vorhanden erwähnt wird.

Ein Geistlicher mit specifisch bürgerlich-städtischer Färbung dürfte vielleicht manchem nicht als eine lautere Quelle für das Bewußtsein des Ritterthums von sich selbst und seiner Aufgabe gelten. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß der Stand des Verfassers und seine Stellung außerhalb des Kreises, für den er geschrieben hat, hier und da auf seine Auffassung und noch mehr auf das Aeußerliche der Darstellung einwirken mußte. Nur ein Mann, der selbst außerhalb der Kaste geboren und gebildet war, konnte mit so rücksichtsloser Kühnheit die äußersten Consequenzen des Satzes, daß das Verdienst und nicht die Geburt adle, ziehen, wie er sie in jener schon erwähnten Deduction gezogen hat. Nur ein Geistlicher vermochte bei dem damaligen Stande der deutschen gelehrten Bildung ein so reiches Material vielseitiger Belesenheit in alten und neuen Autoren, classischen wie kirchlichen, anzuhäufen, wie es hier angehäuft ist. Trotzdem darf der „Ritterspiegel" im wesentlichen als ein wirklicher Spiegel des Geistes und der Gesinnung des Ritterthums dieser Zeit gelten. Rothe war nicht blos Geistlicher und Stadtschreiber, sondern auch in fortwährender Verbindung mit dem fürstlichen Hofe der Markgrafen von Meißen und dem höfischen Leben, das auch nach dem Erlöschen der thüringer Landgrafen und dem Anfall Thüringens an Meißen seinen alten Lieblingssitz auf der Wartburg beibehielt. Unter Markgraf Friedrich dem Streitbaren bewegte sich dort ein nicht minder buntes und glänzendes Leben als einst unter Landgraf Hermann, dem Gönner und Pfleger aller ritterlichen Sitte und Kunst, und die Nachkommen der edeln Geschlechter, die damals den Hof zu Thüringen zu dem glänzendsten und berühmtesten im ganzen Deutschen Reiche gemacht hatten, bemühten sich auch zwei Jahrhunderte später, ihren und seinen alten Ruhm, nur natürlich in der Weise dieser Zeit, aufrecht zu erhalten und womöglich noch zu vermehren.

Will man in der Kürze den Gesammteindruck des Gedanken- und Gesinnungskreises in diesem Spiegel des untergehenden Ritterthums zusammenfassen, so kann man sagen, daß er ein innerlich durchweg nüchterner und prosaischer ist, der durch eine schwerfällige und phantastische Verbrämung mehr verrathen als versteckt wird. Also das Nämliche, was von der realen Erscheinung des ritterlichen Lebens und Treibens in damaliger Zeit gilt. Der „Ritterspiegel" mit seiner beschränkten, hausbackenen Didaktik verhält sich ungefähr ebenso zu dem „Winsbeke" oder zu den didaktischen Gedichten Spervogel's und Wal-

ther's von der Vogelweide, wie sich die geschnörkelte, überladene Tracht und Rüstung eines Ritters des 15. Jahrhunderts zu der einfachen und kleidsamen Erscheinung eines Zeitgenossen Friedrich Barbarossa's oder Friedrich's II. verhält. Die weitschichtigste Gelehrsamkeit wird hier aus den Rüstkammern der ganzen Welt herbeigeholt, um das Ideal eines Ritters im Sinne dieses Spiegels zu construiren, und das Ergebniß davon ist nichts weiter, als daß der Begriff des Ritterthums zu dem des Soldatenstandes, wenn wir einen modernen verständlichen Ausdruck brauchen wollen, zusammenschrumpft. Niemals hätte sich das Ritterthum in seiner blühenden Zeit eine solche Beschränkung, eine solche Beschneidung seiner besten Triebe und Kräfte gefallen lassen, weder in der Praxis noch in der Theorie. Jenen alten ritterlichen Didaktikern kommt es gar nicht in den Sinn, dem Ritter nichts weiter zuzumuthen, als was jeder Soldknecht auch ebenso gut leisten konnte. Auch der Ritter der Kreuzzüge ist Soldat und findet darin die Spitze seines Berufs, aber er geht nicht darin auf. Er ist der nach den Mitteln und dem Gesichtskreis der Zeit allseitig und harmonisch ausgebildete Mann in seiner Totalität, und die Virtuosität in der Waffenführung ist nur eine seiner ihm nothwendigen Virtuositäten, wenn auch diejenige, die gewöhnlich am meisten Zeit und Kräfte beanspruchte und die am nachdrücklichsten nach außen wirkte. Sie erhält jedoch nur Werth durch ihre idealen Ziele, durch die Beziehung auf die Kirche, den Glauben und Christus und den Kampf für diese höchsten Lebensgüter der Menschheit, der durch die Verhältnisse der Zeit vorzugsweise zu einem Kampfe mit dem Schwerte geworden war. Hier im „Ritterspiegel" fehlt ein solcher idealer Zielpunkt gänzlich. Nur als todte Tradition und fortgeschleppte Formel klingt es, wenn hier und da einmal ein Wort von den Ungläubigen, den Feinden Christi und den Rittern, den Vorkämpfern der Christenheit fällt. In der That hat das Ideal dieses Soldatenthums keinen andern Inhalt als etwa den unsers heutigen: der Ritter soll tapfer und menschlich sein, wenn er das Schwert zieht, und soll es nur in gerechter Sache ziehen. Gewiß waren solche Ermahnungen in einer Zeit wohl angebracht, in welcher die überwiegende Mehrzahl des ganzen Standes, wenn auch nicht gerade zu bloßem Raubgesindel herabgesunken war, doch sich keine Bedenken machte, unter jedem nur irgend leidlichen Vorwand Gewalt gegen jeden unbequemen oder schwachen Nachbar zu brauchen; wo die Kriegführung nicht sowol in einer kühnen Bloßstellung der eigenen Person bestand, in dem Einsatz des Leibes und des Lebens, als vielmehr in vorsichtig unternommenen und wohlgedeckten Ueberfällen, langwierigen aber meist sehr unblutigen Belagerungen fester Schlösser, vor allem aber in einem mit raffinirter und nicht mehr übertroffener Brutalität ausgebildeten Systeme der Plünderung und Verwüstung des Landes, ja sogar der nutzbaren Gewächse des Landes, des Getreides, des Weinstocks und der Obstbäume, in einem ebenso rohen wie gefahrlosen Wüthen gegen das Leben, die Ehre und die Habe der unbewaffneten Landbewohner, wo sie mit einem Worte ganz in das Gegentheil von dem umgeschlagen war, was man sich sonst unter ritterlicher Kriegführung vorstellte und was sich die romantische Anschauung mittelalterlicher Zustände noch jetzt wol darunter zu denken pflegt. Kein Wort des Tadels konnte scharf und derb genug gegen eine solche Entartung nicht blos der eigentlich ritterlichen „Zucht" im alten Sinne des Worts, der damals ganz verklungen war, sondern der gewöhnlichsten Gebote der menschlichen Sitte und Art eifern.

Wenn der Verfasser des „Ritterspiegel" von den Rittern redet, die allezeit Witwen und Waisen machen, die sich nur vom Raub und andern unehrlichen Sachen nähren; die, wenn sie vor ein Dorf gerathen, armen Leuten ihr Vieh und Leib und Gut nehmen, wenn er sie mit einem grob volksmäßigen, aber bezeichnenden Ausdruck, wie ihn die wählerische Sprache der eigentlichen guten Zeit des Ritterthums nie über die Lippen hätte gehen lassen, Kuhritter, ja sogar Ritter vom Kuhdr.. nennt, so konnte sich niemand beklagen, daß damit der Ehre des ritterlichen Standes überhaupt zu nahe getreten sei. Es gab nur zu viele lebendige Beweise aus nächster Nähe dafür, daß diese Schilderung nicht übertrieben war, und Rothe selbst hat in seiner Chronik gerade mit besonderer Aufmerksamkeit das Gebaren dieser „Kuhritter", ihre massenhaften Viehdiebstähle an den Heerden der Erfurter, der Eisenacher und anderer wohlhabender Städter, ihre unmenschlichen Brandschatzungen, Grausamkeiten und Erpressungen an den armen Leuten und an den geweihten Stätten, in Klöstern und Kirchen verfolgt. Aber wie tief mußte ein Stand gesunken sein, den man im allgemeinen vor solchen Excessen zu verwarnen nöthig hatte, die, wenn sie früher wol auch vorgekommen waren, doch nur als die Thaten des Auswurfs angesehen und daher von der Sittenlehre, die sich auf das Durchschnittsmaß der Tugenden und Laster zu beziehen hat, eben nur als ganz abnorme Fälle im Vorbeigehen berührt, aber doch nicht eigentlich bekämpft worden waren. Freilich läßt sich denken, daß auch diese derben Invectiven, sowenig wie überhaupt Moralpredigten aller Art geholfen haben werden, schon weil die, für die sie bestimmt waren, sie nicht lasen, weil sie überhaupt nichts lasen. Es gab eine Zeit, wo es für eine Schande galt, wenn ein Ritter nicht ebenso bewandert in der Literatur, wie in der höfischen Sitte und in der Kunst der Waffenführung war, aber diese Zeit war damals längst vorbei. Unwissenheit in allen Dingen, die über den Bereich der Wildbahn, des Stalls, der Rüstkammer, des Turnierplatzes, im besten Falle des Landbaus und der Viehzucht hinauslagen, gehörte jetzt gleichsam zu dem Vorrechte des Adels, und auch in unserm „Ritterspiegel" wird ihm wenigstens stillschweigend zugestanden, daß er nicht mehr als die genannten Dinge zu verstehen brauche, ohne seine Ehre zu beschädigen.

Heinrich Rückert.

Deutsche Literatur im Auslande 1797 und 1863.

Unsere Leser, die seit einer Reihe von Jahren unsern Bestrebungen mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt sind, werden wissen, daß es sich d. Bl. zu einer besondern Aufgabe gemacht haben, möglichst alle uns durch Organe des Auslandes wie Inlandes zugänglich werdende Daten zu sammeln und mitzutheilen, welche geeignet sind, uns von der Verbreitung der deutschen Literatur bei den andern Völkern und dem Eindringen deutscher Ideen in das Geistesleben dieser Nationen Kenntniß zu verschaffen.

Auf diesem Felde haben wir übrigens schon im vorigen Jahrhundert einen Vorgänger gehabt, Wieland's „Neuen Teutschen Mercur", dessen pariser und londoner Correspondenten sich angelegen sein ließen, von den damals noch sehr vereinzelten Versuchen, deutsche Literaturerzeugnisse in Frankreich und England einzubürgern, möglichst oft Notiz zu nehmen. Wir finden sogar im dritten Bande des Jahrgangs 1797 zwei speciell auf diesen Gegenstand bezügliche Aufsätze: „Wie urtheilt das Ausland über deutsche Literatur?" von Böttiger (S. 34), und einen andern dadurch veranlaßten: „Noch etwas über die Frage: Wie urtheilt das Ausland über deutsche Literatur. An Herrn D. K. A. Böttiger", von J. S. Ersch (S. 225), dem unmittelbar einige Worte der Erwiderung von Böttiger folgen. In seinem erstgenannten Aufsatz hatte nämlich Böttiger gewisse sanguinische Ansichten, welche damals über die Verbreitung deutscher Literatur im Auslande von Deutschen in Umlauf gesetzt worden, zu widerlegen oder doch zu berichtigen und zu dämpfen gesucht, und behauptet, es sei mit der angeblich „überhandnehmenden Liebhaberei der Franzosen an deutscher Literatur" gar nicht so weit her, und die Uebersetzungen deutscher Werke, wie derjenigen von Wieland und Jacobi, ließen meist so viel zu wünschen übrig, daß die geistigen Schmecker in Paris nicht ermangeln würden, ihr altes Urtheil zu wiederholen, „daß für einen Deutschen Geist genug in diesen Schriften zu finden sei". Darauf, daß ausgewanderte Franzosen sich „wie hungrige Raben" auf einige vorzügliche Producte der deutschen Literatur geworfen hätten und die „leicht zu bethörenden, gutmüthigen" Deutschen

zu überreden suchten, daß es ihnen blos um die Verherrlichung deutscher Autorehre zu thun sei, sei nicht viel zu geben; denn hinter dem Rücken ihrer neuen Gönner machten sie ihrer verhaltenen Ungeduld über diese barbarische deutsche Sprache nur zu oft Luft. Was die Engländer betreffe, so schätzten diese die deutsche Literatur nur nach einigen „abenteuerlichen Romanen und wilden Phantasieflügen", die seit einiger Zeit von speculirenden Uebersetzern dort feilgeboten und von londoner Buchhändlern, die ihr Publikum kennten, verlegt worden seien. Von den deutschen wissenschaftlichen und historischen Schriften seien bisjetzt äußerst wenige so glücklich gewesen, „durch alle die Einzäunungen, die die britische Selbstgenügsamkeit um sich herumstellte, hindurchzudringen". Die von Nitsch, einem Schüler Beck's, verfaßte, 1797 erschienene Schrift „The Principles of critical philosophy, selected from the works of *E. Kant* and expounded by *Beck*" zeige keine geringe Befähigung zu einer solchen Uebersetzung, indem sie mit vieler Sprach- und Sachkenntniß ausgeführt sei; aber wie wegwerfend und geringschätzig hätten im ganzen die Urtheile der englischen Kunstrichter darüber gelautet! Böttiger führt bei dieser Gelegenheit in englischer Sprache die Worte eines londoner Buchhändlers an, die derselbe an einen dem erstern befreundeten Deutschen gerichtet: „Thatsache ist es, daß bisjetzt noch kein deutsches wissenschaftliches Buch oder doch nur sehr wenige übersetzt worden sind; das hiesige Publikum glaubt infolge vieler aus Ihrer Sprache übersetzten Romane, Balladen und Romanzen, daß Ihre ganze Literatur aus solchem Stoff besteht, und wird sich daher nicht so leicht überzeugen lassen, daß Sie noch sonst etwas besitzen, was der Beachtung werth sei." Ein Kritiker habe, fährt Böttiger fort, bei Gelegenheit der Besprechung eines englischen, auch ins Französische und Deutsche übersetzten „Wunder- und Teufelromans" im Februarheft der „Critical Review" sehr richtig hervorgehoben, daß das Grausige oder Unnatürliche von dem noch rohen und zur Bildung aufstrebenden, oder dem überfeinerten und gesunkenen Geschmack einer Nation zeige; ersteres sei jetzt der Fall in Deutschland, letzteres in England; und er habe hinzugefügt: „Also dieselbe Erscheinung, die wir in der poetischen Literatur Deutschlands als ein günstiges Omen willkommen heißen, macht einen niederschlagenden Eindruck in den *Compositionen* unserer Landsleute." Hieraus folgert nun Böttiger, daß man die damaligen deutschen Geisteserzeugnisse für nichts als „Bocksprünge eines kräftigen Knaben, aus welchem bei reifern und gesetzten Jahren schon noch etwas werden könne", zu halten scheine. Schließlich gedenkt Böttiger eines seit 1796 in Hamburg sich aufhaltenden Engländers, Herbert Kroft, der die deutsche Sprache sogar in ihren Abstammungen und Mundarten studirt und unter anderm in seiner Schrift: „A letter from Germany to the Princess Royal of England on the English and German languages", seinen Landsleuten mit großer Freude die Entdeckung verkündet habe, „daß man beim Studium der englischen Sprache durchaus das Niedersächsische und Plattdeutsche zu Hülfe nehmen und besonders das Buch aller Bücher, das Gedicht «Reineke der Fuchs» in seinen ursprünglichen niedersächsischen Reimen fleißig studiren müsse". Kroft zeige nun an einigen Stellen die Uebereinkunft des Altenglischen mit einigen Reihen aus „Reineke", erörtere dessen historischen und philosophischen Nutzen aus Heineccius, und theile weiter, außer sogar einer deutschen „Elegie eines Engländers an seine Geliebte" und einigen Briefen Young's an Klopstock, zwei Stellen nebst weitläufigen Erläuterungen aus Klopstock's „Messiade" mit, „zum Besten der Engländer, die bisjetzt nur die schlechteste aller Uebersetzungen davon besitzen". Weiter erzähle Kroft in einer Anmerkung, Klopstock habe ihm einmal gesagt, daß, wenn er einiges Verdienst um die deutsche Sprache habe, dies vorzüglich der „wundersam vollendeten" Bibelübersetzung Luther's zuzuschreiben sei. Wenn übrigens Böttiger die Behauptung Kroft's, daß die englische Sprache durch die nordamerikanischen Freistaaten und Englands überseeische Colonien einst die herrschende Weltsprache werden müsse, parador nennt, so ist dagegen zu bemerken, daß Kroft gar nicht so unrecht gehabt haben mag. Wir Deutsche namentlich werden früher oder später genöthigt sein, manche andere Sprache vernachlässigen zu müssen, um nur recht tüchtig englisch zu lernen.

Gegen einige Behauptungen Böttiger's richtet sich nun Ersch in seiner erwähnten Entgegnung; er erinnert an seine eigenen „Verzeichnisse von Uebersetzungen aus dem Deutschen und die dazu gelieferten Vorreden in Massa", bemerkt, daß seiner Ueberzeugung nach für die Behauptung, daß Engländer und Franzosen die deutsche Literatur schätzen, sich ebenso viele Beweise anführen ließen, als für die entgegengesetzte, und ruft dann aus: „Welcher Deutsche kann es, wenn von den Franzosen die Rede ist, übersehen oder vergessen, wie günstig in der zweiten öffentlichen Sitzung des Nationalinstituts von uns Deutschen gesprochen wurde?" Das Urtheil französischer in Deutschland lebender Auswanderer sei allerdings verdächtig, aber aus eigener Erfahrung wisse er, daß sich auch unter ihnen viele befänden, welche von inniger Achtung für die deutsche Literatur durchdrungen seien, wenngleich in ihren Augen die Literatur ihres Vaterlandes noch immer bei weitem den Vorzug verdienen möge. „Mehr als Einen Beweis hierin gaben", fährt Ersch fort, „Mailhan und einige andere ungerechnet, der Herausgeber des «Spectateur du Nord» und einige seiner Mitarbeiter, bei denen Sie ebenso wenig Achtung für die deutsche Sprache als für unsere Literatur vermissen werden." Ersch bemerkt dann weiter: „Daß mehr wissenschaftliche Werke aus dem Deutschen ins Englische übersetzt sind, als man nach dem von Ihnen angeführten Urtheile eines londoner Buchhändlers erwarten sollte, ergibt sich aus den meinen Verzeichnissen angehängten Uebersichten der Uebersetzungen nach den Nationen mit einem Blicke." Dieselbe „Critical Review", welche Böttiger angeführt, habe sich im Jahrgang 1796 sehr günstig über die deutsche Literatur ausgesprochen und zwar in einem Artikel über Voß' „Luise", die ein Gedicht genannt werde, welches „die Sprache des Lobes arm gemacht". Es werde dort gesagt: „Schon oft haben wir Gelegenheit gehabt, auf das Verdienst der Deutschen in jedem Fache der Literatur aufmerksam zu machen, und mit Vergnügen bemerken wir unter uns die zunehmende Aufmerksamkeit auf die deutsche Sprache. Vorzüglich hat ihre Dichtkunst die höchsten Ansprüche auf unsere Bekanntschaft; und der Umstand, daß es nicht weniger als vier Competenten gab, einer Bürger'schen Ballade Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist kein geringer Beweis, daß sie es verdiente. Längst hat sich Voß die Stelle des größten Meisters im Uebersetzen erworben, den je ein Land aufzuweisen hatte" u. s. w.

In seiner angehängten Bemerkung, aus welcher hervorgeht, daß ihm Wieland den Aufsatz von Ersch vor dem Druck zur Ansicht mitgetheilt hat, macht Böttiger letzterm zunächst einige Complimente über seine „France littéraire", durch die er den Franzosen selbst gerechte Hochachtung gegen seine literarischen Verdienste abgezwungen habe, erwähnt weiter, daß ihm selbst seit kurzem einige nicht ganz unerhebliche Belege zur Hochschätzung, die das Ausland den guten Schriftstellern Deutschlands erweise, in die Hand gekommen seien, darunter eine anerkennende Besprechung der bei Bell in London in zwei Bänden erschienenen Uebersetzung der Hufeland'schen „Makrobiotik" in der „Critical Review", fügt aber sodann hinzu: die Wahl dessen, wovon das Ausland allenfalls durch Uebersetzungen Kenntniß nähme, zeige im ganzen genommen so wenig Geschmack und wahre Bekanntschaft mit dem Werthe der deutschen Literatur und hänge so oft vom bloßen Ungefähr ab, daß statt eines guten Buchs, welches der Zufall einmal einem erträglichen Uebersetzer zuwerfe, wenigstens sechs schlechten diese Ehre widerfahre. Dadurch wie durch das Mangelhafte dieser Uebersetzungen würden die Ausländer in ihren Vorurtheilen gegen die deutsche Literatur nur noch mehr bestärkt. Er beruft sich ferner auf das, was er aus dem Munde einiger der ersten Schriftsteller unserer Nation oft gehört habe: „Wir schreiben nur für Deutsche und können unmöglich von dem Ausländer, wenn er uns erst durch ein frem-

des Organ kennen lernt, so verstanden und aufgenommen werden, als wir wünschen."

Auch wir sind vollkommen derselben Ansicht; wir meinen gleichfalls, daß der Deutsche zunächst für seine Nation schreiben müsse, nicht aber zu dem Zweck, vorzugsweise den Ausländern zu gefallen und vielleicht das zweideutige Lob einzustreichen, daß er mehr wie ein Engländer oder Franzose statt als Deutscher denke und schreibe. Dabei kann es uns aber nicht gleichgültig sein zu erfahren, daß der deutsche Geist und das deutsche Schriftwesen bei den Ausländern in Achtung stehen, daß die Kenntniß und das Verständniß der deutschen Literatur und Sprache sich immer mehr verbreite und daß infolge davon deutsche Ideen im Auslande immer mehr Eingang finden. Es war auch den Franzosen — die äußerst erbitterten langjährigen Kämpfe zwischen dem sogenannten Classicismus und dem sogenannten Romanticismus und die heftigen Angriffe auf deutsche Kritik und Poesie beweisen es — durchaus nicht gleichgültig, als die Alleinherrschaft ihrer literarischen Autoritäten und damit im beträchtlichen Grade auch ihrer Sprache, Sitten und Ideen in Deutschland gestürzt wurde; und es ist den Engländern — die Uebersetzungen der betreffenden deutschen Schriften und die zahlreichen Recensionen darüber beweisen es — durchaus nicht gleichgültig, daß ihre Dichter, und namentlich Shakspeare, bei uns in einer so großen Geltung stehen. Wir sind ferner zwar durchaus nicht gemeint, daß das von irgendeinem einzelnen Kritiker des Auslandes über deutsche Literaturerscheinungen abgegebene Votum für uns maßgebend sein müsse; aber wir werden doch wohl daran thun, es in Erwägung zu ziehen. Leiden die Urtheile der Ausländer auch nicht selten an nationaler Einseitigkeit, so kranken sie doch wenigstens nicht an den noch verderblichern persönlichen Rücksichten und Coterie- und Cliquentendenzen, wie sie leider in Deutschland so häufig sind, und dann ist auch nicht einzusehen, warum nicht auch einmal ein Ausländer ein vollkommen richtiges und unbefangenes Urtheil über uns und unsere Literatur haben sollte, durch das wir unser eigenes corrigiren können.

In den londoner Correspondenzen des „Neuen Teutschen Mercur" ist viel von dem Verfasser des „bekannten demokratischen, aber in seiner Art geistreichen" Romans „Hugh Trevor", Thomas Holcroft, die Rede, der sich um die Verpflanzung der deutschen Literatur nach England rühmlich verdient gemacht und unter andern des „Freiherrn von Trenck's Leben", Lavater's „Physiognomik" und Stolberg's „Reisen nach Italien" übersetzt habe, und es wird dabei versichert, daß die Uebersetzung des Stolberg'schen Buchs in London mit außerordentlicher Begierde gekauft und für das Beste erklärt werde, was in neuerer Zeit über Italien geschrieben worden. Dieser Holcroft war bis in sein männliches Alter Schauspieler (nach einer spätern, weniger glaubhaften Angabe Schuster), hatte sich aber viel mit Lectüre beschäftigt, fühlte sich zu etwas Besserm berufen und ging dann geradeswegs nach Frankreich und Deutschland, wo er die Sprachen beider Länder vortrefflich lernte. Am 3. December 1796 schreibt der londoner Correspondent, daß Bürger's „Lenore" in der „hiesigen poetischen Welt in den obern Regionen" ein Modegegenstand geworden sei. Zu den drei bereits vorhandenen, zum Theil sehr prächtig gedruckten und mit Kupferstichen gezierten, aber auch „gewaltig anglisirten" Uebersetzungen sei nun noch eine vierte in Begleitung der Ballade vom Wilden Jäger unter dem Titel: „The Chase and William and Helen, two ballads from the German of *Burger*" (London 1796) hinzugekommen. Die „Lenore" machte so viel Aufsehen, daß englische Literatoren sich bemühten, dem deutschen Dichter wenigstens die Originalität der Erfindung abzustreiten und sie auf eine englische Quelle zurückzuführen, was dann die in einem spätern Stück der Wieland'schen Zeitschrift abgedruckte bekannte Mittheilung A. W. Schlegel's hervorrief, wonach Bürger selbst versichert: er habe dazu einige Winke aus einem ihm nie vollständig vorgekommenen plattdeutschen Volksliede benutzt. Im übrigen hat es etwas Auffallendes, daß weder der pariser noch der londoner Correspondent der schon damals ziemlich zahlreichen Uebersetzungen Goethe'scher und Schiller'scher Dichtungen gedenken, es hat dies vielleicht denselben Grund wie die Affectation, womit Wieland beflissen ist, Klopstock den Deutschen als den „ersten Dichter unserer Nation" zu octroyiren. Wir haben alle Achtung vor den großen Verdiensten Klopstock's; aber im Jahre 1797 war sein Gestirn vor dem Doppelgestirn Goethe's und Schiller's schon sehr im Verbleichen, und Wieland, der bereits seit langen Jahren mit seinen erotischen Schlüpfrigkeiten Geschäfte machte, konnte damals mit dem keuschen und überkeuschen seraphischen Dichter doch schwerlich mehr in ehrlicher Weise sympathisiren.

Jedenfalls waren Uebersetzungen aus dem Deutschen und Urtheile über deutsche Literaturerscheinungen in ausländischen Blättern um jene Zeit nur vereinzelte Versuche, das Ausland mit deutscher Literatur bekannt zu machen. Wie ganz anders jetzt, wo Uebersetzungen aus dem Deutschen und Urtheile über deutsche Literaturerzeugnisse in ausländischen Blättern so häufig sind, daß man sie gar nicht mehr vollständig registriren kann. Wir erblicken hierin einen um so größern Triumph des deutschen Geistes, da die Erlernung der deutschen Sprache dem Ausländer bekanntlich ungemein große Schwierigkeiten bietet und ihm durch das ihm fremdartig gegenübertretende deutsche oder vielmehr mönchische Alphabet noch mehr erschwert wird, sehr unnütz, will uns bedünken, da die deutsche Sprache keinen einzigen Laut enthält, der nicht durch ein Zeichen des geschmackvollern lateinischen Alphabets dargestellt werden könnte.

Blicken wir nur auf die hauptsächlichsten Unternehmungen auf diesem Gebiete, die seit etwa Jahresfrist in die Oeffentlichkeit getreten sind. Da sind zuvörderst die als sehr trefflich gerühmte Uebersetzung der sämmtlichen Werke Schiller's von A. Regnier und die Uebersetzung der sämmtlichen Werke Goethe's von Porchat. C. Monnard bemerkte in einer durch die „Heidelberger Jahrbücher" veröffentlichten Recension über die Porchat'sche Prosa-Uebersetzung Goethe's, eine wörtliche oder gleichwirkende Nachahmung sei oft eine reine Unmöglichkeit; für vieles fehle der französischen Sprache der Ausdruck und der Rhythmus; oft liege die Macht eines Verses in einem einzigen Wort, in einem Klang, für welchen in der französischen Sprache kein Nachhall töne. Dennoch sei es Porchat zum Theil gelungen, in seiner Prosa sogar die Goethe'schen Wort- und Klangspiele anklingen zu lassen. Unter andern bezeichnenden Proben theilt Monnard die Wiedergabe der bekannten Worte im „Hochzeitsliede": „Da pfeift es und geigt es" u. s. w., durch Porchat mit; die Stelle lautet bei diesem: „Puis cela siffle et violonne et tinte et fracasse; cela pirouette et glisse et frôle et tourbillonne; cela chachote et babille et résonne et bourdonne; le pauvre comte regarde tout cela à ses pieds: il croit avoir la fièvre. Alors c'est dans la salle un tapage, un tracas, un fracas de bancs et de tables; chacun veut, dans le banquet de fête, se rafraichir auprès de sa mignonne; on apporte petits saucissons et jambons, rôtis, poissons et volailles; sans relâche circulent les vins délicieux; longtemps on fracasse, on embrasse, enfin tout disparait en chantant." Die Uebersetzung ist das Werk von fünf Jahren, ein Werk der Liebe und Begeisterung; beigegeben sind ihr eine äußerst anziehend geschriebene Skizze der letzten Lebensjahre Goethe's und alphabetische Register, die man überhaupt bei Werken dieser Art in England und Frankreich nicht leicht fehlen läßt.

Wir erinnern ferner an die schon von uns in d. Bl. erwähnten „Ouvrages scientifiques de Goethe" von E. Faivre, an das in der Vorbereitung begriffene Werk: „Goethe, ses mémoires et sa vie", von Henri Richelot, an die in zwei Bänden erschienene französische Uebersetzung der Jean Paul'schen „Vorschule der Aesthetik" von A. Büchner und Léon Dumont (Poétique ou introduction à l'esthétique), an die italienische Uebersetzung des ersten Theils des „Faust" von Anselmo Guerrieri, die von italienischen Kritikern sehr gepriesen wird, an die französische Uebersetzung von Redwitz' „Amaranth", an die englische des „Titan" und der „Jobsiade" von Charles T. Brooks

Letztere erschien im Verlage von F. Leypoldt zu Philadelphia, dem wir auch eine Ausgabe der von Lady Wallace übersetzten Briefe Felix Mendelssohn's („Letters from Italy and Switzerland. With a biographical notice by Julie de Marguerittes"), ferner: „The ice-maiden: and other tales. By *Hans Christian Andersen*. Translated from the German, by *Fanny Fuller*", und „Immen-See. From the German", verdanken. In Vorbereitung ist „*Heinrich Heine's* books of songs" von Charles Godefroy Leland, der „amerikanische Heine" genannt. Eine vollständige englische Uebersetzung der Heine'schen Gedichte erschien bekanntlich schon 1859 in London aus der Feder Edgar Alfred Bowring's, der auch Schiller's und Goethe's Gedichte übersetzt hat. In John Shapland Stock's „Poems, chiefly translated from the German" sollen, dem jetzt leider eingegangenen „Parthenon" zufolge, nur die Bearbeitungen einiger Goethe'scher Gedichte, wie „Die Braut von Korinth", „Erlkönig", „Gott und die Bajadere" u. s. w. gut gerathen sein, während die Schiller'schen zum Theil an argen Fehlern und Misverständnissen leiden. So übersetzt Stock z. B. die Verszeile in den „Kranichen des Ibykus": „Der fromme Dichter wird gerochen", mit „The veil of the dark deed is broken", die Stelle: „Verschwinden sie im Hintergrunde", mit „Forward they come from the background", was gerade den umgekehrten Sinn gibt u. s. w. In der eigenen Dichtung „The Minnesingers" hat der Verfasser einen sonderbaren Einfall gehabt. Er läßt hier vier Minnesinger im Wettkampf auftreten:

> There was Henry from Risbach.
> There was Walter from Thurgau.
> And Biterolf — to win or die.
> All these did bravely vow etc.

Henry von Risbach trägt Goethe's „König von Thule", Biterolf Schiller's Ballade „Der Handschuh", ein dritter Schiller's Gedicht „Der Jüngling am Bache", Walter aber Goethe's Ballade „Der Sänger" („Was hör' ich draußen vor dem Thor" u. s. w.) vor, mit der er den Preis gewinnt. Garnett's „Poems from the German", zum Theil Producte von Dichtern enthaltend, die in England weniger bekannt sind, sollen dem „Parthenon" zufolge bessere Arbeit sein.

Wir schließen hieran einen Blick in das Octoberheft der „Westminster Review", das gleichsam mit deutscher Literatur überfüllt ist. Da begegnen wir zunächst einem langen Aufsatz „Gervinus on Shakspeare" mit Zugrundelegung der F. E. Bunnett'schen Uebersetzung des Gervinus'schen Werks. Der Berichterstatter spendet demselben ausgezeichnetes Lob, wenn er auch andeutet, daß er nicht in allem und jedem mit ihm einverstanden sei, und geht nicht nur die Werke des Dichters, sondern auch sein Leben an der Hand des deutschen Erklärers durch, was wir ziemlich ebenso eigenthümlich finden, als wir es eigenthümlich finden würden, wenn ein deutscher Recensent das Leben und die Werke Schiller's nach den Angaben eines englischen Biographen des deutschen Dichters betrachten und besprechen wollte. In einem Aufsatz „The critical character" wird unter anderm auch Mathew Arnold's, Professors der Poesie in Oxford merkwürdige, von uns bereits in Nr. 35 d. Bl. erwähnte Ansicht hervorgehoben, wonach alles, was Byron und Shelley geschaffen, ein Fehlschlag sei gegen das, was Goethe und Heine geschaffen. Ueberhaupt ist Arnold, nach des Berichterstatters Bemerkung, der Ansicht, „daß unsere eigene (die englische) Literatur erst die dritte Stelle einnimmt, daß der Mangel an ursprünglich kritischem Geiste, an welchem unsere Nation im ganzen leidet, sowol unsern Genius wie unsere Arbeit unfruchtbar macht, und daß sowol Frankreich wie Deutschland über uns gestellt werden müssen". Aber gewiß doch nur mit gewissen Einschränkungen und nur in gewissen Zweigen! Zwischen dem Genius Shakspeare's und Goethe's scheint der Verfasser des Artikels keine ursprüngliche Verschiedenheit anzunehmen; die Verschiedenheit beider Dichter gehe nur aus der Verschiedenheit ihrer Umgebung und aus der seit Shakspeare gänzlich veränderten geistigen Richtung Europas hervor. Ein dritter Aufsatz beschäftigt sich mit R. W. Mackay's Werk: „The Tubingen school and its antecedents. A review of the history and present condition of modern theology." „Mackay", sagt der Berichterstatter, „ist ein entschiedener Anhänger der tübinger Methode. Er eignet sie sich nicht nur an, er zeigt sich auch als Enthusiast in der Anwendung der Resultate derselben und zwar in einer Menge von Fällen, in welchen künftige Kritiker, wie wir glauben, ihm widersprechen werden; aber er thut dies offen" u. s. w. So hat also auch der Geist der deutschen theologischen Forschung und Kritik seinen Weg nach dem orthodoxen England gefunden, und überhaupt kann man vielleicht sagen, daß auf keinem Gebiete aus dem Deutschen mehr ins Englische übersetzt wird, als auf dem der Theologie. Auch in der Rubrik: „Contemporary literature" werden in großer Zahl deutsche Werke kurz erwähnt, wissenschaftliche wie belletristische, darunter Hochstetter's „Neu-Seeland", das ein „magnificent volume", „a complete encyclopaedia of all that is interesting in New-Zealand" genannt wird; der Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August; Klein's Schrift über Georg Forster, welche in Bezug auf den Stil und das darin gesammelte Material über Forster's letzte Lebensjahre gerühmt, aber in Bezug auf ihre Tendenz ein „miserabel volume" genannt wird; Kühne's „Mein Tagebuch aus bewegter Zeit" u. s. w. Auch eine dritte Auflage einer Uebersetzung der „Braut von Messina" mit dem Titel: „The bride of Messina: a tragedy with chorusses. By *Schiller*. Translated by *Adam Lodge*. With other poems", wird kurz angezeigt und dabei erwähnt, daß die einleitenden kritischen Bemerkungen interessant seien und die Uebersetzungen der beigegebenen kleinern Gedichte von verschiedenen Verfassern herrührten.

In einem längern Bericht über George Elliot's neuen Roman „Romola" in derselben Review stießen wir, wie wir schließlich bemerken wollen, auf folgende Stelle: „Let no man sport with his existence. Ernst ist das Leben. We wonder a doctrine that calls on every one to take heed unto his ways is not universally popular." Auch in dem an sich geringfügig erscheinenden Umstande, daß hier mitten in den englischen Satz die deutsche Phrase „Ernst ist das Leben" eingeschoben ist, darf man ein Zeichen allgemeinerer Kenntniß der deutschen Sprache erblicken; der Berichterstatter würde sich wol gehütet haben, dieselbe Phrase etwa in polnischer, russischer, ungarischer oder selbst dänischer und schwedischer Sprache zu citiren. Auf Anlaß des erwähnten Klein'schen Buchs treffen wir sogar auf das Wortspiel: die Schrift sei eine „Ver*klein*erung" Forster's. Allerdings rührt vielleicht gerade diese Notiz, wie auch ihr ganzer Ton zu verrathen scheint, von einem in London lebenden Deutschen her, da sich ein Engländer schwerlich das wohlfeile Vergnügen machen würde, mit dem Namen einer Person so zu spielen; aber daß die Redaction das Wortspiel stehen ließ und keine Note zur Erklärung hinzufügte, das scheint doch zu beweisen, daß sie bei den meisten ihrer Leser eine Bekanntschaft mit der deutschen Sprache voraussetzte, wie sie nöthig ist, um das Wortspiel zu verstehen. Daß in der englischen „Jobsiade" eine von uns in der frühern Anzeige derselben (Nr. 47) bereits mitgetheilte Verszeile vorkommt, die ganz mit deutschen Flüchen gefüllt ist, das hat als in einem burlesken Gedichte stattfindend hier vielleicht für unsern Zweck keine Bedeutung; aber anders verhält es sich mit den in der englischen Uebersetzung der Briefe Mendelssohn Bartholdy's deutsch und nur deutsch angeführten Worten Goethe's: „Gute Kinder — hübsche Kinder — muß immer lustig sein — tolles Volk!" Solche Anführungen deutscher Phrasen ohne englische Uebersetzung würde man sich vor auch nur 20 Jahren in englischen Büchern schwerlich erlaubt haben.

In Italien hat inzwischen nicht nur die deutsche Poesie, sondern auch die deutsche Wissenschaft und Philosophie, letztere nach einer Mittheilung des verstorbenen Theodor Mundt besonders auch in der Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Beider Sicilien, immer mehr Eingang gefunden. Vittorio Imbriani,

ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur bis zu den Nibelungen hinauf, hat sogar in letzter Zeit an der Universität zu Neapel einen Cursus von Vorlesungen über deutsche Literatur eröffnet und soeben folgende Schrift erscheinen lassen: „Del valore dell' arte forestiera per gl' Italiani. Prolusione ad un corso di letteratura tedesca detta nella Regia Università di Napoli addi XIII febbrajo. MDCCCLXIII da *Vittorio Imbriani*" (Neapel, October 1863).

Auf diese uns soeben durch Freundeshand eingesandte Schrift, die mit dem Schiller'schen Spruch: „Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft" als Motto versehen ist und in der es unter anderm heißt: „Ed ora la tedescheria è di modo in Italia", kommen wir vielleicht später des Nähern zurück. H. M.

Zur Romanliteratur.

1. Problematische Naturen. Roman von Friedrich Spielhagen. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Berlin, Janke. 1863. 8. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Durch Nacht zum Licht. (Fortsetzung von „Problematische Naturen".) Roman von Friedrich Spielhagen. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Berlin, Janke. 1863. 8. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn ein achtbändiger deutscher Roman anderthalb Jahre nach seinem Erscheinen eine zweite Auflage nöthig macht und wenn der berechnende Verleger es für gerathen hält, ihn in einer sogenannten billigen „Volksausgabe" — auch dem größern Publikum zugänglich — erscheinen zu lassen, so liegt vielleicht schon darin für den Kritiker gewissermaßen ein Hinweis, daß er es mit keiner gewöhnlichen Erscheinung im Felde der Belletristik zu thun habe.

Obwol vor allem fern davon, in der vox populi stets eine vox Dei im gäng und geben Sinne finden zu wollen, sind wir doch der Meinung, daß in Spielhagen's Werk eins der hervorragendsten Erzeugnisse der deutschen schönwissenschaftlichen Literatur zu begrüßen ist; daß ganz besonders der Verfasser selbst, wenn auch vielleicht noch in einzelnen Dingen nach Ruhe und Klarheit strebend und kämpfend, zu den schönsten Erwartungen berechtigt, und daß seinem Ringen, vorausgesetzt, daß es ihm vergönnt, naturgemäße Bahnen innezuhalten, auch der endliche Sieg auf der Stirn verzeichnet steht. Gehen wir nun zu dem Roman selbst über, dessen bisher in d. Bl., soviel wir wissen, nur in der literarischen Jahresrundschau Erwähnung gethan wurde.

Altmeister Goethe bezeichnete in „Wahrheit und Dichtung" einmal alle diejenigen als „problematische Naturen", „welche keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut; daraus entsteht der ungeheuere Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt"! So weit Goethe. Friedrich Spielhagen selbst, der auf dem sichern Grunde dieser wenigen, inhaltschweren Worte sein schönes Gebäude ebenmäßig aufbaut, charakterisirt in einem Gespräch im Verlaufe des Romans „problematische Naturen" deutlicher als Menschen, die meistens von der Natur mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet sind, deren Sinn und Streben im allgemeinen auf das Gute gerichtet ist und die dennoch fast ohne Ausnahme zu Grunde gehen, weil sie nie oder zu spät zu der Einsicht kommen, daß das begeisterte Ringen nach höhern Zielen nicht nur ohne Erfolg bleiben, sondern dem Ringenden selbst verderblich werden muß, wenn er die Bedingungen unsers irdischen Daseins darüber vergißt. Solchen Menschen genügt schlechterdings nichts, sie sich selbst am wenigsten. Mit unendlicher Empfänglichkeit ausgestattet, ergreifen sie alles mit wahrem Heißhunger, werfen es aber mit Ekel wieder fort, sobald es sich ihnen in seiner Endlichkeit offenbart. Ihnen genügt die Welt nicht und sie genügen dafür wiederum nicht der Welt. Die Welt läßt ihre Verächter fallen, verzweifeln, verhungern, je nachdem, und sie hat recht darin; denn sie kann ihrer Natur nach nur den belohnen, der ihr unter Aufopferung seiner persönlichen Gelüste und Neigungen mit Ernst und Fleiß zu dienen sucht.

Hieraus erhellt, daß in Deutschland, vor allem zur dumpfig-schwülen Zeit, die dem reinigenden Gewitter von 1848 voranging, das eigentliche Vaterland der „problematischen Naturen" zu finden sein wird; in Deutschland, wo die begabte Jugend durch eine ofenhockende Unterrichtsmethode dem Leben und seinen realen Anforderungen willkürlich entfremdet und so die gähnende Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit fast geflissentlich auf das maßloseste erweitert wurde.

Rechnet man dazu, daß damals es gerade dem Höherstrebenden vollständig an Raum für den Flügelschlag ihrer freien Seele gebrach, so scheint es natürlich, daß die charakterschwächern, mildern Naturen dieser Art leicht in Zerfall mit sich und der Welt, wie sie einmal war, zu Grunde gingen, während die kraftstrotzendern, energischern Geister endlich im titanenhaften Anstürmen gegen die sie eng umschnürende Formen- und Gesetzeswelt Befriedigung suchten, um sich im ehrlichen Kampfe Raum, Sonne und Luft zu erobern.

Indessen nicht nur dieser Grundgedanke, der somit gewissermaßen eine lehrreiche Schilderung des geistigen Inhalts jener Zeitepoche gibt, aus dem sich jeder herauslesen mag, weshalb und wodurch jene verhängnißschwere Bewegung von 1848 entstand und entstehen mußte, nicht nur dieser Grundgedanke zeichnet die Spielhagen'sche Schöpfung vor andern ähnlichen Erzeugnissen der Muse aus, sondern es thut dies auch die wunderbare Vollendung, mit der der Verfasser seinem Stoffe Leben und Farbe zu geben verstand.

Bei dem reichen Wechsel seelischer Vorgänge und äußerer Ereignisse, welche der Roman in dem kurzen Zeitraum vom Frühling 1847 bis Frühling 1848 darbietet, wäre es ein ebenso undankbares als schwieriges Unternehmen, wollten wir dem Leser in groben Zügen auch eine nur annähernd vollständige Aufzählung des Inhalts der Fabel hier wiederzugeben versuchen. Ein solch anatomischer Secirproceß würde den Roman nur zu bald dem Wein ohne Blume, den Wogen ohne Wellentanz ähnlich machen: er würde eine Versündigung an dem Werke und seinem Dichter sein.

So sei es uns nur erlaubt, in kurzen Umrissen die Hauptgestalten aus dem Kreise der im Roman Handelnden hier aufzuzählen. Der Hauptheld oder, da er ja vorzüglich Repräsentant der gezeichneten Gattung ist, vielmehr Nichtheld ist Oswald Stein, der Hauslehrer, jung, schön, gebildet, geistreich, von des Gedankens Blässe angekränkelt, von dunkler Herkunft, die sich im Verlaufe der Erzählung jedoch aufklärt; ist Oswald, der vor allem durch und durch eine „problematische Natur" ist. „Er hat", wie einmal von ihm gesagt wird, „eine unendliche Empfänglichkeit für alles, was schön und anmuthig ist .... aber weil er seiner Natur nach eben für alles empfänglich ist, wird es ihm unendlich schwer, nicht über dem Anmuthigern und Schönern das Schöne und Anmuthige zu vergessen. Er kann nicht treu sein. Er wird das köstlichste Gefäß verächtlich beiseite schieben, weil sein feines Auge doch irgendeinen Flecken daran bemerkt hat; er wird alles, was ihm die Erde bietet, gierig ergreifen und verächtlich wieder fortwerfen, weil es eben irdisch, weil es, und wäre es auch noch so himmlisch, doch immer mit einem Erdenrest behaftet ist." Ihm, dem unversöhnlichen Welthasser, in dessen Adern, ob auch unbewußt, doch selbst das hochblaue Blut eines alten Geschlechts fließt, ihm gegenüber steht Baron Oldenburg, eine kühne, großartig angelegte Natur, problematisch gleich Oswald. Auch er hat den berauschenden Duft der „blauen Blume" eingesogen, nach deren Besitz sein sehnend Herz so lange vergeblich ringt. Aber während Oswald sich immer in eine andere und wieder andere Liebe stürzt, wähnend: dies ist, wonach du bisher vergeblich gesucht, und immer wieder das Trügerische dieser Illusionen erkennend, bis er zuletzt in schrecklicher Haltlosigkeit verzweifelnd an seinem Schlemihlthum elend zu Grunde geht, währenddessen ist Oldenburg, den Verzweiflung über eine unerwiderte Neigung zu einem im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Cavalier gemacht, der echt faustisch im Genuß nach Begierde verschmachtete, ist Baron

Oldenburg der einzige dieser Charaktere, dem es bei einem Fond bürgerlicher Tugenden gelingt, sich durch energisches Handeln und liebevolle Großherzigkeit aus anempfundenem Lebensüberdruß zu thatkräftigem Wollen emporzuarbeiten.

Zwischen beiden, neben der Gestalt des jugendlich-feurigen, hochpoetischen Bruno, vom Dichter mit allem Farbenschmelz herzgewinnender Bravheit ausgestattet, ist es vornehmlich die holde Erscheinung Melitta's von Barkow, eines süßen, menschlich-empfindenden Frauenbildes, welche die Theilnahme des Lesers für sich gewinnt.

Während der Dichter, ohne ins Tendenziöse zu verfallen, das ja mit der Kunst als solcher von vornherein unvereinbar wäre, die Hauptpersonen seiner Schöpfung zu durchgeistigten Trägern weltbewegender Ideenkreise macht, greift er auf der andern Seite auch frisch ins volle Menschenleben, um auch dem realen Theile der Darstellung nach Kräften gerecht zu werden. Auf diese Weise dem für uns höchsten Kunstziel zustrebend, das den Realismus im Dienst der Idee zu verwerthen lehrt, das den realen Boden der Erzählung mit belebenden Tropfen idealen Thaues tränken heißt, schuf der Verfasser köstliche Typen aus dem Mikrokosmos des deutschen Lebens der Jüngstvergangenheit, die nur zu oft — mit Bogumil Goltz, dem thorner Diogenes, zu reden — sich in einem Complementirbuch ohne Complimente dargestellt sehen. So einerseits der hohlköpfige, hochmüthige Junker Cloten und seine ganze in allen „nobeln Passionen" Saft, Kraft und Tugend vergeudende hochadeliche Sippe, und der heuchlerisch-schurkische, kathedersüchtige Pastor Jäger mit seiner lyrisch-verschwommenen Gattin, der Dichterin der „Kornblumen", alle drei das (unfreiwillige) Komikerkleeblatt im Romane bildend, so andererseits die tüchtigen, ehrenfesten Gelehrten und Bürger Bemperlein und Braun, der liebenswürdige Epikuräer Robran und der durch eine schwere Schickung in die Oede eines philosophischen Nirwana-Nihilismus geschleuderte, unglückliche, einst so geistsprühende Professor Berger. Wie diese, so sind auch der frivol-witzige Geometer Timm, dessen einziger Gott das „Ich" ist, und sein ehemaliger Freund Felix von Grenwitz, sein Abbild, nur etwas ins weniger Geistreich-Adeliche übersetzt, der Director Schmenkel, ein prächtiger Vagabund im Holtei'schen Stile (nur mit etwas falschem wiener Dialekte ausgestattet!), sein Sohn, der massive, stolze Fürst Waldernberg, der alte schwächlich-energische Baron Grenwitz und seine ränkevolle, „gebildete", krämerische Gattin, beider Tochter, die schöne, keusche, vor allem aristokratische Helene, die übermüthige, sinnliche Emilie von Breesen und die bäuerliche Philosophin Mutter Clausen, sind alle diese als Typen der Gesellschaft wahre Cabinetsstücke, deren scharf umzogene Charakteristik wol geeignet scheint, die von photographisch-realistischer Seite so viel verleumdete dichterische Intuition einigermaßen wieder zu Ehren zu bringen.

Die ungemein feinfühlig entwickelte Kunst der Seelenmalerei (die Briefe Helenens an ihre englische Freundin Miß Mary Burton sind in dieser Beziehung geradezu vortrefflich) zeugt von dem tüchtigen, verständnißinnigen Studium der englischen Herzenskündiger: ein Studium, dessen Resultate auf deutschen Boden verpflanzt und mit deutschem Gemüth geschwängert gewißlich nicht als Mangel an Originalität wird gelten dürfen.

Dem gegenüber weiß Spielhagen seine Naturschilderungen mit einem eigenthümlich-anmuthigen Zauber zu durchhauchen, und die unendliche Poesie unter den uralten Buchen des Parks zu Grenwitz, am stilllauschigen Waldesweiher zu Berkow, oder beim rauschenden Wogenschlage der fessellos brandenden Ostsee empfinden wir ebenso lebendig, als wir klopfenden Herzens auf den Barrikaden der Hauptstadt an dem Kampfe theilnehmen, in dem sich im erschütternden Zusammenstoß der geschichtlichen Gegensätze auch die Geschicke der von der Phantasie des Dichters Erschaffenen entscheiden.

Bei so viel Lichtseiten fehlt es natürlich auch an einzelnen Schattenseiten nicht, welcher, wenn sie auch zum Theil mehr äußerlicher Natur, doch auch hier Erwähnung geschehen muß.

Zunächst will uns die Eintheilung in „Problematische Naturen" und in eine „Fortsetzung" „Durch Nacht zum Licht" aus innern wie äußern Gründen durchaus nicht gerechtfertigt erscheinen. Abgesehen davon, daß der bloße Titel „Fortsetzung" eines Werks (siehe Mützelburg's Fortsetzung zum „Grafen von Monte Christo" u. s. w.) mehr auf machwerkartige Bestellung, als auf freie selbstschöpferische Dichtung hinweisen möchte, etwas, das hier natürlich gar nicht in Frage kommen kann, so gehören doch beide Theile so unmittelbar zusammen, sind in beiden „problematische Naturen" so durchaus Träger des Handelns, Leidens und Empfindens, wie der leitenden Ideen, daß für uns trotz Oldenburg's Durcharbeitung, der zweite Titel all seine Berechtigung verliert. Wir vermögen in beiden Werken nur ein untrennbares Ganzes zu erblicken, und wir meinen, auch für den Dichter müßte unser Bedenken nichts Abschreckendes haben.

Bei der Wärme, Glut und Begeisterung, mit der ersichtlich namentlich die erotischen Scenen vom Verfasser bedacht wurden, ist es kein Wunder, daß ihnen etwas seltsam Berauschendes, Narkotisches innewohnt, ein „Etwas", das manchem Rigoristen sogar als „Zuviel" erscheinen wird, und das wir trotzdem nicht ganz missen möchten, selbst auf die Gefahr hin, dem Dichter die Zahl der (namentlich jugendlichern) Leserinnen in so und so viel Hunderten verloren gehen zu sehen. Wir geben deshalb gern zu, daß, was diese Scenen und den ganzen geistigen Schwerpunkt des Werks anbelangt, Friedrich Spielhagen's „Problematische Naturen" zur „Privatlectüre" in höhern Töchterschulen und Mädchenpensionaten etwas weniger empfehlenswerth sein möchten, als beispielsweise Bernhardin de St.-Pierre's „Indianerhütte" oder Putlitz' „Was sich der Wald erzählt" und dergleichen hochmoralisches oder unschuldiges „Flügelkleid-Zuckerbrot" mehr.

Die Kraft und Gedrungenheit, welche die künstlerische Form des Ganzen auszeichnen und die ihren besondern Ausdruck finden in der Lebensfülle, die im tiefsten Ernst und in heiterster Lust warm pulsirend den ganzen Roman durchströmt, lassen es befremdlich erscheinen, daß den Dichter im zweiten Theile namentlich gegen das Ende hin, eine eigenthümlich unstete Hast und Fahrigkeit ergreifen will. Die Episoden werden länger und nehmen überhand; die Feinheit der Psychologie weicht kräftigern Strichen; hier und da erscheint etwas weniger gut motivirt; die äußerliche Intrigue findet zur rechten Zeit ihren Abschluß, dieser selbst jedoch scheint gewissermaßen eben auch nur äußerlich aber nicht zugleich mit alter Sorgsamkeit innerlich ausgeführt und verarbeitet, endlich das überwiegende Hereinragen äußerer Thatsachen und Ereignisse däucht uns nicht recht günstig gewesen zu sein für die behagliche Entwickelung der seelischen Zustände der handelnden Persönlichkeiten, scheint uns die glückliche Oekonomie ihrer Fortentwickelung bedauerlich gestört zu haben.

Noch sei uns gestattet, einer hierbei gemachten Beobachtung zu gedenken. Während der englische und der französische Schriftsteller seinen Schilderungen einen realen Hintergrund und den Schein oft erschreckender Wahrheit dadurch zu geben bemüht ist, daß er sich nicht scheut, allbekannte Orte bis auf die Hausnummern genau abzuconterfeien, hat bisher vielen deutschen Schriftstellern eine gewisse Scheu innegewohnt, dergleichen Sachen zu berühren, indem sie den realen Hintergrund in wesenlose Schatten einzuhüllen liebten. Spielhagen freilich ist von dieser, sollen wir Schwäche sagen, allerdings frei. Aber er thut etwas anderes; er scheut sich, die Sachen beim rechten Namen zu nennen! Sein Roman spielt in der Universitätsstadt „Grünewald", in der „Hauptstadt" und zwar hier „unter den Akazien" (Linden!), „unter den Buden" (Zelten!), in der aristokratischen „Williamstraße", in der „Schwesternstraße", der „Langen Straße", die dem Schloß gegenüberliegt u. s. w. Dieses „Andere", eine gläserne Maskerade, will uns noch weniger gefallen; denn einem Autor von des Verfassers Begabung sind, glauben wir, dergleichen Speculationen auf das Gefallen, den die gewöhnlichste Lesewelt am Mysteriösen und doch leicht Enträthselbaren findet, durchaus nicht von nöthen.

Alle diese Schwächen, zu denen auch noch die etwas unnöthig ausgedehnte Raumverschwendung kommt, die zu Zeiten mit der nicht mehr ganz originellen Zigeunerromantik getrieben wird, sind, wie erwähnt, meist äußerlicher Art und schaden dem Buche und seiner Wirkung im großen und ganzen sehr wenig.

Jedenfalls verstand es Spielhagen ebenso wol durch Originalität der Erfindung dessen, was gewisse Leserklassen kurzweg „Spannung" nennen, den großen Magen der blos Lesehungrigen mit compacter Nahrung zu sättigen, als andererseits, was selten genug zu gleicher Zeit geschieht, selbst verwöhnten Geschmäckern durch die Feinheit der Darstellung, den frischen, lebendigen und vorzüglich klaren Stil und den nicht zu gering anzuschlagenden geistigen Gehalt des Werks zu genügen.

Die Kritik hat sich zuweilen seltsam zu diesem Werk gestellt. Einige Beurtheilungen ergingen sich, durch die äußerlichen Vorzüge bestochen, in lobenden Phrasen, ohne den Kern desselben zu berühren; andere fertigten das (in erster Auflage acht Bände starke Werk) mit sechs nichtssagenden Zeilen ab; wieder andere lobten den ersten Theil, um den zweiten Theil als gemachte Fortsetzung scharf tadeln zu können, und noch andere endlich haben sich im Vergleichen mit bereits vorhandenen geistigen Producten deutschen Geistes abgemüht, um, mit deutscher Gründlichkeit Fehler und Vorzüge abwägend, zu sehen, „wessen Schale sank und wessen Schale stieg"! Unsere Leser werden begreifen, daß diese Vergleiche meist mit Bezug auf Freytag's „Soll und Haben" statthatten. Unsere Auseinandersetzung zeigt, wie wir uns zu jenen ersten Kategorien der Kritik zu verhalten bestrebt waren. Was nun die letzte, die comparative, anbetrifft, so gestehen wir von vornherein, ein Feind aller zusammengezwungenen Vergleiche zu sein, besonders wenn es sich um geistige Erzeugnisse von Autoren handelt, die ersichtlich bei ihrem Schaffen nun und nimmermehr an irgendwelche Concurrenz gedacht hatten. Des einen Vorzüge sind vielleicht des andern Schwächen und umgekehrt. Freilich läßt es sich bei solchem Gebaren leicht in Paradoxen geistreich sein, und nicht ganz unmöglich wäre es vielleicht, daß Widerstand gegen solche Versuchung manchem zu schwer war.

War dieser Bericht vielleicht mit mehr Wärme und etwas weniger kritischem Aetzkali geschrieben, als es sonst für gewöhnlich der Recensentenusus beliebt, so möge man uns dies freundlichst zugute halten. Obschon es sich allerdings bei weitem leichter interessant tadeln als ebenso loben läßt, sollte sich doch der Kritiker einer erquickenden Erscheinung gegenüber, die ihm einmal auf seiner Dornenbahn begegnet, seine Genuß- und Begeisterungsfähigkeit nicht durch einzelne Schwächen verkümmern lassen.

Arthur Levysohn.

Notiz.

Englische Beiträge zur Shakspeare-Literatur.

In England und Nordamerika sind in letzter Zeit mehrere Schriften über Shakspeare erschienen, und sicherlich werden die bisher erschienenen nicht die letzten sein, bevor des Dichters Säculartag herangekommen ist. Doch gedenken wir hier zuvörderst einer schon vor Jahren erschienenen Schrift, die insofern directen Bezug auf Deutschland hat, als darin die zunächst wunderlich erscheinende Frage aufgeworfen und in bejahendem Sinne beantwortet wird, ob Shakspeare unser Deutschland besucht habe? Es ist die Schrift: „Three missing years in the life of William Shakspeare restored", von William Bell, auf die neuerdings das von Ludwig Seeger herausgegebene „Stuttgarter literarische Wochenblatt" aufmerksam machte. Der Verfasser sucht drei Jahre in Shakspeare's Leben (1585—88), über die man, wie auch Payne Collier zugibt, keine Nachrichten hat, durch seine jedenfalls kühne Hypothese auszufüllen. William Bell behauptet, daß Shakspeare, nachdem er sein bekanntes Spottgedicht auf den Richter Sir Thomas Lucy verfaßt und neuer Bestrafung gewärtig gewesen, landesflüchtig geworden sei, was der Verfasser aus einer von zwei Geistlichen, Fulman und Davies, kaum 60 Jahre nach Shakspeare's Ableben angelegten und sich im Corpus-Christi-College zu Oxford befindenden handschriftlichen Sammlung von Notizen über Shakspeare und Stratford beweisen will. Um dieselbe Zeit nun sei gerade Graf von Leicester an der Spitze der Hülfstruppen, welche die Königin Elisabeth dem König Philipp II. von Spanien gegen die aufständischen Niederlande zu Hülfe geschickt, dahin abgegangen, und er habe in seinem glänzenden Gefolge unter anderm auch eine Schauspielertruppe gehabt, welche dort als die „Earl of Leicester's Company of players" Vorstellungen gab. Da nun dieselbe Truppe kurz vorher nachweislich in Stratford gespielt hatte, so nimmt Bell ohne weiteres an, Shakspeare sei mit dieser Truppe, um der Strafe und Rache des Sir Thomas zu entgehen, fort übers Meer gezogen und er habe sich sodann den sogenannten englischen Komödianten angeschlossen, die aus den Niederlanden kommend allerdings damals an vielen Orten Deutschlands Vorstellungen gaben, von denen es aber sehr zweifelhaft ist, ob sie geborene Engländer oder junge Deutsche vom Comptoir der Hansa in London oder etwas anderes waren, die vielmehr ihren Namen wol dem Umstande verdankten, daß die von ihnen aufgeführten Stücke rohe Nachbildungen englischer Originale waren. Kurz, Bell nimmt an, daß Shakspeare als Mitglied dieser Truppe sich die genaue Kenntniß deutscher Sitten und Gebräuche (wovon sich aber doch in Shakspeare's Dramen nicht gerade sehr viel spüren läßt oder er müßte eben nicht sehr gute Eindrücke über die Deutschen mit nach Hause gebracht haben) und der deutschen Mythologie und Sagenwelt erworben. Der Verfasser der Notiz im stuttgarter Blatt meint, daß die Hypothese bis dahin wenn auch locker gefügt und unhaltbar, doch zur Noth durchgeführt sei, aber Bell gehe offenbar zu weit, wenn er weiterhin aus der Uebereinstimmung von Episoden Shakspeare'scher Dramen mit Fastnachtspielen des alten nürnberger Dichters Jakob Ayrer und mit andern deutschen Geschichten und Schwänken den Schluß ziehen wolle, Shakspeare müsse alles dieses speciell aus Deutschland oder gar Nürnberg haben. Im übrigen hat, demselben Blatte zufolge, ein in England lebender Deutscher, angeregt durch einen in einem würtembürgischen Blatte vor einem oder zwei Jahren erschienenen Artikel über Shakspeare's Anwesenheit am herzoglichen Hofe zu Stuttgart (!), den Secretär des „für die Feier des dreihundertjährigen Geburtstags des Dichters in London zusammengetretenen Haupt-Shakspeare-Commitees für 1864" auf den erwähnten Artikel aufmerksam gemacht; er ist von diesem gebeten worden, ein Exemplar der betreffenden Nummer herbeizuschaffen, und er fordert nun durch das Organ des Seeger'schen Blattes seine Landsleute zur Einsendung eines solchen Exemplars auf. Inzwischen erschien in London von Charles Cowden Clarke eine Schrift: „Shakspeare-characters; chiefly those subordinate", welche 20 Betrachtungen über Shakspeare'sche Stücke enthält, die in der „Westminster Review" zum Theil sinnreich und instructiv und, namentlich was die Analyse einiger der hervorragenden weiblichen Shakspeare-Charaktere betrifft, treffend genannt werden, obschon Shakspeare selbst über das, was ihm Clarke und seine Erklärer überhaupt bisweilen unterlegten, sehr erstaunt sein würde. Auch einige „germanisirte" Wortcompositionen wie „heart-homely", „heart-friend", „murder-tale" u. s. w. und einige zu blumenreiche Phrasen, die auch nach deutsch schmecken, werden getadelt. Ferner ließ Hackett, Nordamerikaner und früher Schauspieler, der seinerzeit auch in London Gastrollen gab, soeben in Neuyork erscheinen: „Notes and comments upon certain plays and actors of Shakspeare, with criticisms and correspondence." Interessant ist darin unter anderm ein vom Verfasser mitgetheiltes verdammendes Urtheil John Quincy Adam's über Desdemona, die er beschuldigt, wegen einer durchaus „unnatural passion" („it cannot be named with delicacy", fügte er hinzu), wegen einer verruchten Verliebtheit in die schwarze Farbe des Mohren ihrem Vater davongelaufen zu sein.

H. M.

Bibliographie.

Appelius, K. T., Zur Verständigung über Lebensfragen. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 8. 20 Ngr.

Aufklärungen über ungarische Zeitfragen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Der polnische Aufstand im westlichen Russland im Jahre 1863. Kiew. Gr. 8. 15 Ngr.

Bacher, J., Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Barsewisch, J. v., Einiges von den alten Städten, Fürsten und dem Adel der Mark Brandenburg von 416 vor Christi bis 1598 nach Christi Geburt, zusammengestellt aus den Annales marchiae Brandenburgiae von M. A. Angelus. Stuttgart, S. G. Liesching. 1864. 8. 24 Ngr.

Bott, J., Die Einführung des neuen Kalenders in Graubünden. Ein Beitrag zur Culturgeschichte dieses Landes. Leipzig, Engelmann. 8. 10 Ngr.

Daniel, H. A., Deutschland in seinen physischen und politischen Verhältnissen. München, Bruckmann. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dodt, B., Hirschholm. Aus dem Dänischen. Altona, Mentzel. 1864. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gantter, L., The home treasury of british poetry. Hausschatz der britischen Dichtkunst von Chaucer bis auf die neueste Zeit, mit sprachlichen, kritischen und biographischen Anmerkungen begleitet und als Festgabe zu Shakspeare's 300jährigem Jubiläum dargereicht. 1ste Lieferung. Stuttgart, Becher. 1864. 22½ Ngr.

Goltz, B., Die Bildung und die Gebildeten. Eine Beleuchtung der modernen Zustände. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1864. Gr. 16. 2 Thlr.

Graf, E., und M. Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter, unter Mitwirkung der Professoren J. C. Bluntschli und und K. Maurer gesammelt und erklärt. Nördlingen, Beck. 1864. Lex.-8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Grünhagen, C., Friedrich der Große und die Breslauer in den Jahren 1740 und 1741. Breslau, Korn. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hesekiel, G., Frau Schatz Regine. Eine Geschichte aus dem 30jährigen Kriege. Nach einer handschriftlichen Familienchronik. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1864. 8. 3 Thlr.

— — Unter dem Eisenzahn. Brandenburgischer Roman in drei Büchern. Drei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr.

Hugo, V., Die Elenden. Deutsch von L. v. Alvensleben. Zehn Bände. Berlin, Hasselberg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kortüm, F., Geschichtliche Forschungen im Gebiete des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von K. A. Freiherrn von Reichlin-Meldegg. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Deutsche Lieder in Volkes Herz und Mund. Mit Illustrationen von G. Süß, P. Thumann u. A. Herausgegeben von A. Träger. Mit farbigem Titelbild von P. Thumann. Leipzig, Amelang. 1864. Hoch 4. 3 Thlr. 15 Ngr.

Lindner, E. O., Zur Tonkunst. Abhandlungen. Berlin, Guttentag. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 28 Ngr.

Longner, J. v., Beiträge zur Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Lorette. Bilder aus dem ungarischen Emigranten-Leben in London. Von einem Mitgliede der Emigration. Vier Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr.

Meier, H., Magdalene. Drama in fünf Akten. Bremen, Kühtmann u. Comp. Lex.-8. 20 Ngr.

Mentzel, O., Johann Gottlieb Koppe. Ein Nekrolog. Berlin, Barthol u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Mommsen, T., Römische Forschungen. 1ster Band. Berlin, Weidmann. 1864. Gr. 8. 2 Thlr.

Petöfi's, A., lyrische Gedichte. Deutsch von T. Opitz. Zwei Bände. Pest, Heckenast. 1864. 8. 3 Thlr.

Pflug, F., Aus den Tagen des Großen Königs. Leipzig, Schlicke. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Portius, K. W., Die Grundelemente des Weltalls. Taucha. Gr. 8. 1 Thlr.

Preller, L., Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von R. Köhler. Berlin, Weidmann. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reynolds, G., Satan's Schlingen. Romantische Erzählung aus dem Mittelalter. Aus dem Englischen. 1ste und 2te Lieferung. Br. 8. à 3 Ngr.

Rutenberg, O. v., Edelmann und Bauer. Fortsetzung von „Mecklenburg in Kurland". Leipzig, Engelmann. 1864. 8. 10 Ngr.

Seeger's, L., gesammelte Dichtungen. Zwei Bände. 2te vermehrte Auflage. Stuttgart, Ebner. 1863—64. 16. à 1 Thlr. 10 Ngr.

Sybel, H. v., Kleine historische Schriften. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Traeger, A., Gedichte. 3te, neuvermehrte Auflage. Leipzig, Keil. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wachsmuth, W., Geschichte deutscher Nationalität. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Volksstämme aus dem Gesichtspunkte der Nationalität. 2te Hälfte. Mitteldeutsche Stämme. Alemannen und Burgunder. Südostdeutsche Stämme und Pflanzungen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Erinnerungsblatt an die Körner-Feier in Pest am 26. August 1863. Herausgegeben von dem Festcomité. Pest. Gr. 8. 5 Ngr.

Junghenn, T., Hanau's Jubelfeier der Leipziger Befreiungsschlacht am 18. Oktober 1863. Hanau, Klein. 8. 5 Ngr.

Mahlmann, A., und M. Arndt, Zwei deutsche Siegeslieder des Jahres Dreizehn. Nach einem halben Jahrhundert vereint ans Licht gestellt von einem Augenzeugen des verwüsteten Völkerschlachtfeldes. Zum Gedächtniß des in den Feldern und Schlachten bei Leipzig heldenmüthig errungenen und von Gott uns geschenkten Sieges vom 18. October 1813. Berlin. Gr. 8. 1½ Ngr.

Oppermann, H. A., Die wichtigsten Ereignisse von der französischen Revolution bis zur Schlacht bei Leipzig mit besonderer Rücksicht auf Hannover. Hannover, Krüger. Gr. 8. 4 Ngr.

Polen und Schleswig-Holstein die Angelpunkte napoleonischer Politik. Ein Mahnruf an das deutsche Volk und seine Fürsten von Walther vom Norden. Leipzig, Waldow. Gr. 8. 4 Ngr.

Sigismund, B., Rede, bei der in Rudolstadt am 18. October 1863 begangenen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig gehalten. Rudolstadt, Müller. Gr. 8. 4 Ngr.

Ulmann, H., Gotfrid von Viterbo. Beitrag zur Historiographie des Mittelalters. Inaugural-Dissertation. Göttingen. Gr. 8. 10 Ngr.

Vaterlands-Lieder aus dem 1. Jahrzehend nach der Leipziger Schlacht. Aus der ungedruckten Gedichtsammlung eines jungen Wehrmannes jener Zeit. Herausgegeben als Zeugniß des damaligen Jugendgeistes zur Feier des 18. Octobers 1863. Cassel, C. Luckhardt. 8. 5 Ngr.

Krumme und gerade Wege von Oesterreich nach Preußen. Berlin, Fahlisch. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Schwartz.

Soeben erschien:

Ein Opfer der Rache.

Ein Erziehungsroman.

Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar.

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Marie Sophie Schwartz erschienen in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wilhelm Stjernkrona. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr.

Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Witwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin **Marie Sophie Schwartz** haben in Deutschland in kurzer Zeit einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen **Frederike Bremer** und **Emilie Flygare-Carlén**. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, verdienen diese edeln Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens immer weitere Verbreitung in deutschen Familien.

Bei **S. Hirzel in Leipzig** erschien soeben:

Römische PRIVATALTERTHÜMER

von

J. MARQUARDT

Director des Gymn. Ern. und Schulrath in Gotha.

Erste Abtheilung.

Mit zwei lithogr. Tafeln und mehreren Holzschnitten.

8. Preis: 2 Thlr.

Das Werk bildet zugleich des Fünften Theiles erste Abtheilung von W. A. Becker, **Handbuch der römischen Alterthümer.**

Literarische Neuigkeiten

aus dem

Verlage von Gustav Heckenast in Pest.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Alexander Petöfi's lyrische Gedichte, deutsch von Theodor Opitz. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. 3 Thlr.

Michael Horváth, Geschichte Ungarns. In deutscher Uebersetzung. Zwei Bände. 2 Thlr.

Franz Toldy, Geschichte der ungarischen Dichtung, von den ältesten Zeiten bis auf Alex. Kisfaludy. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Gustav Steinacker.** Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. 1 Thlr. 15 Sgr.

Friedrich Fuchs, die Centralkarpathen mit den nächsten Voralpen. Ein Handbuch für Gebirgsreisende. Mit einer Karte. 1 Thlr. 15 Sgr.

Fr. W. Schubert, die Heimath. Ein Handbuch für Volksschullehrer zur Selbstbelehrung und zum Unterrichte hauptsächlich in der Naturbeschreibung, Natur- und Himmelskunde, mit zahlreichen Holzschnitten und zwei Karten versehen. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Friedrich Schwiedland, Praktisches Lehr- und Uebungsbuch der französischen Sprache. Nach einer neuen durch vieljährigen Unterricht erprobten Methode. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Adalbert Stifter, Studien. Neue Ausgabe in zwei Bänden. Mit dem Bildnisse des Verfassers und acht Vignetten in Stahlstich. Geheftet 4 Thlr.

Dasselbe elegant gebunden, in Goldschnitt mit reicher Deckenvergoldung und erhabener Pressung 5 Thlr. 10 Sgr.

Adalbert Stifter, Bunte Steine, in Einen Band elegant gebunden mit Goldschnitt, reicher Deckenvergoldung und erhabener Pressung 3 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von

Karl Gutzkow.

Zweite Auflage. 18 Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7½ Thlr.

Unter Hinweis auf die ausführlichen Würdigungen seitens der deutschen Presse, welche Gutzkow's großartigem dichterischen Werke die tiefste culturhistorische Bedeutung zuerkannt hat, kann diese neue, nun vollständig erschienene Auflage, deren Preis gegen früher um die Hälfte billiger ist, als ein bleibender Haus- und Familienschatz empfohlen werden. „Der Zauberer von Rom“ bietet nicht nur eine stets spannende und durch heitere, in den Ernst der Haupthandlung eingeflochtene Episoden unterhaltende Lectüre, sondern ist auch ganz geeignet, die deutsche nationale, einheitliche Gesinnung im Volke zu kräftigen und auf Ausgleichung der Gegensätze zwischen Nord und Süd, Protestantismus und Katholicismus hinzuwirken.

Damit das Werk auch als literarische Festgabe verwandt werden könne, hat die Verlagshandlung Exemplare elegant in Leinwand binden lassen, welche zum Preise von 7½ Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 10. December 1863.

Sulpiz Boisserée.

Sulpiz Boisserée. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1862. Gr. 8. 4 Thlr.

Unter den Werken, welche außer dem Interesse, das sie unmittelbar als neue Erscheinungen bieten, bis in die spätesten Zeiten hinein als Quellen und Fundgruben für die Kunst- und Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts von besonderer Wichtigkeit sein werden, nimmt das vorliegende unstreitig eine sehr hervorragende Stelle ein. Wenn es eine unbezweifelbare Thatsache ist, daß die mit Carstens, Wächter und Schick beginnende und durch Cornelius, Overbeck, Kaulbach u. s. w. zu idealer Höhe geführte neueste Blüteperiode der deutschen Kunst hauptsächlich aus den durch Winckelmann und Lessing angebahnten gründlichen Kunststudien und den vielseitigen Bemühungen um Wiederhervorsuchung, Erhaltung und Erkenntniß alter Kunstdenkmäler hervorgegangen und groß geworden ist, dann unterliegt es keiner Frage, daß auch die Gebrüder Sulpiz und Melchior Boisserée nebst ihrem Freunde Bertram schon wegen der unberechenbaren Verdienste, welche sie sich durch ihre eigenen Forschungen und Sammlungen um die Förderung der deutschen Kunstgeschichte erworben haben, zu den des allgemeinsten Interesses würdigen Persönlichkeiten auf dem Gebiete der neuern Kunstentfaltung gehören; in nicht geringem Grade aber wird ihre Bedeutung noch dadurch gehoben, daß sie zufolge ihrer unermüdlichen, einflußreichen Thätigkeit mit einer sehr beträchtlichen Anzahl der berühmtesten Männer ihrer Zeit in freundschaftlichem oder geschäftlichem Verkehr und sehr lebhaftem Briefwechsel gestanden haben, dergestalt, daß man in und mit dem Bilde ihres eigenen Lebens und Wirkens zugleich mehr oder minder interessante Aufschlüsse über viele andere Notabilitäten der Neuzeit gewinnt.

Diese zwiefache Bedeutung hat jedenfalls die Herausgeberin des vorliegenden Buchs vor Augen gehabt, als sie die Tagebücher und den Briefwechsel ihres am 2. Mai 1854 verstorbenen Gatten Sulpiz nebst dem Anfang einer Selbstbiographie desselben und einigen andern Ergänzungen in solchem Umfange, wie es geschehen, zu veröffentlichen beschloß, und wenn es vielleicht unter der großen Masse der heutigen Leser nur wenige gibt, welche die beiden voluminösen Bände ganz zu bewältigen vermögen, so werden dagegen die Kunst- und Culturhistoriker der Zukunft die möglichst vollständige Mittheilung des vorhandenen Materials um so mehr zu würdigen wissen. Damit soll nicht gesagt sein, als ob nicht vielleicht auch manches aufgenommen wäre, was keiner weitern Verwerthung fähig ist. Aber wer vermag bei der Wichtigkeit, welche zuweilen auch die geringfügigste Notiz für die Lösung einer wissenschaftlichen Frage erhält, mit Sicherheit über die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit eines Schriftstücks zu entscheiden. Das Sicherste bleibt hier immer, möglichst aus dem Vollen zu geben und es den verschiedenen Forschern und Verarbeitern zu überlassen, sich aus der Masse das einem jeden Zweckdienliche herauszusuchen.

Der Personen und Sachen, bezüglich welcher unser Buch ein mehr oder minder ausgiebiges Material an die Hand gibt, sind nach dem oben Angedeuteten sehr viele. Außer den Briefen, welche von Sulpiz Boisserée und seinen nächsten Angehörigen, z. B. seinem Bruder Melchior, seiner Gattin Mathilde, seinem Freund und Arbeitsgenossen Bertram u. s. w. herrühren, enthält die Sammlung deren in größerer oder geringerer Anzahl von Friedrich und Dorothea Schlegel, Schelling, Cornelius, dem Grafen Reinhard, Karl Mayer, Jakob Grimm, J. S. Bartholdy, Willemer, Arndt, Christian und Friedrich Schlosser, Schmitz, Groshoff, Goethe, Seebeck, Gneisenau, Schinkel, J. Görres, H. Rapp, Eichhorn, Ludwig Tieck, Dannecker, F. Kreutzer, Schopenhauer, Thibaut, Wilken, Freiherr vom Stein, Frau von Humboldt, A. W. von Schlegel, Köster, Thorwaldsen, Hegel, A. Schreiber, G. Schwab, Bischof Sailer, Heigelin, Welcker, Reimer, Overbeck, dem Kronprinzen von Preußen

(Friedrich Wilhelm IV.), Rauch, Schorn, Schubert, Kanzler Müller, F. Perthes, Prinzessin Marianne von Preußen, Uhden, Christoph Schmid, F. Hoffstadt, von Olfers, Thiersch, dem Erzbischof von Köln und vielen andern, und schon hieraus läßt sich errathen, wie mannichfaltig und verschiedenartig die darin berührten Interessen und Zeitfragen sind, besonders wenn man erwägt, daß die Briefe mit Einschluß der Erinnerungs- und Tagebuchblätter den in allen Beziehungen überaus bewegten und ereignißreichen Zeitraum von 1783—1854 umfassen. Von allem, was diese Zeit erregt und in Bewegung gesetzt hat, machen sich auch in diesem Lebensbilde eines ihrer Söhne stärkere oder schwächere Pulsschläge fühlbar; allein inmitten dieser Vielseitigkeit bleibt dennoch Sulpiz Boisserée selbst mit dem ihm eigenthümlichen Leben und Streben der eigentliche Kern und Mittelpunkt, und demgemäß liegt auch das Hauptinteresse des in diesem Werk niedergelegten Materials in den drei Momenten, welche hauptsächlich das Leben dieses Mannes wichtig und interessant gemacht haben, nämlich erstens in den Verdiensten desselben um Erkenntniß und Würdigung der altdeutschen Malerei, sodann in seinen Bemühungen um die Reconstruction, Erhaltung und Restauration des Kölner Doms und endlich in seinem Freundschaftsverhältniß zu Goethe, der durch eifrige Unterstützung seiner Bestrebungen ganz besonders zu deren bedeutendem Erfolg beigetragen.

Daß das Hauptverdienst Boisserée's um die altdeutsche Malerei in der von ihm, seinem Bruder Melchior und Bertram veranstalteten Aufsuchung, Restauration und Sammlung altniederrheinischer und van Eyck'scher Gemälde und der darauf sich stützenden Aufhellung der deutschen Kunstgeschichte besteht, ist allgemein bekannt. Unser Buch gibt jedoch über die Entstehung und Fortentwickelung dieser Thätigkeit weit speciellere Aufschlüsse, als bisher bekannt gewesen sind. Das Wichtigste hierüber befindet sich in dem „Fragment einer Selbstbiographie" und den zwischen ihm und seinen Mitsammlern gewechselten Briefen, sowie in der Correspondenz mit Goethe, welche aus der Feder von Sulpiz ausführliche kunsthistorische Exposés enthält. Eine der wirksamsten Anregungen zum Beginn der Sammlung war einerseits der bedeutende Eindruck, welchen das aus dem Dunkel wieder ans Licht gezogene große Altargemälde der Stadtpatronen aus der Rathhauskapelle zu Köln auf die bereits in Paris und Belgien von der Schönheit deutscher und niederländischer Malereien ergriffenen Freunde machte, andererseits die barbarische Ignoranz und Fahrlässigkeit, mit welcher damals die Kunstschätze der Klöster und Kirchen behandelt wurden. Sulpiz erzählt hierüber:

Während unserer Abwesenheit zu Anfang des Winters waren die aufgehobenen Klöster und Kirchen geräumt worden, und was die ausgestoßenen Bewohner nicht mitgenommen, die Regierungsbevollmächtigten nicht mit Beschlag belegt hatten, war in schnödester Hast an Händler und Trödler verkauft worden. Durch diese gewaltsame Umkehrung kamen gleich mehrere schätzbare, bis dahin unbekannte alte Gemälde zum Vorschein, die von Kennern und Liebhabern, besonders von Kanonikus Wallraf und Kaufmann Lieversberg, in ihre Sammlungen aufgenommen wurden. Wir fanden darunter Bilder, welche nicht nur an sich sehr bedeutend waren, sondern auch die größten Erwartungen von dem erregten, was noch im Dunkel und in der Vergessenheit begraben sein könnte. Es war überhaupt ein seltsamer Zustand; alles was wir von Kunstwerken sahen und hörten, erinnerte an den ungeheuern Schiffbruch, aus dem die einzelnen Schätze geborgen worden; wie viel Köstliches konnte in dem Sturm untergegangen sein, wie vieles konnten die bewegten Wellen noch an den Strand spülen. In der Stimmung, welche dieser Zustand erregte, mußte der Wunsch, zu retten, was noch zu retten war, gleich auftauchen und zur That werden, sobald nur die Gelegenheit sich darbot. Diese führte einer jener glücklichen Zufälle herbei, welche im menschlichen Leben oft so entscheidend wirken. Denn es geschah in den ersten Monaten nach unserer Rückkehr, als wir mit Schlegel auf dem Neumarkt, dem größten Platz der Stadt, spazierten, daß wir einer Tragbahre mit allerlei Geräthe begegneten, worunter sich auch ein altes Gemälde befand, auf dem die goldenen Scheine der Heiligen von fern leuchteten. Das Gemälde, die Kreuztragung mit den weinenden Frauen und der Veronika darstellend, schien nicht ohne Vorzüge. Ich hatte es zuerst bemerkt und fragte nach dem Eigenthümer; der wohnte in der Nähe, er wußte nicht, wo das große Bild zu lassen, und er war froh, es für den geforderten Preis loszuwerden. Nun hatten wir für die Unterbringung zu sorgen; um Aufsehen und Spottreden zu vermeiden, beschlossen wir, das bestaubte Alterthum durch eine Hinterthür in unser älterliches Haus zu fördern. Als wir dort anlangten, erschien durch ein eigenes Zusammentreffen unsere alte Großmutter an der Thür, und nachdem sie das Gemälde eine Weile betrachtet hatte, sagte sie zu dem etwas verschämten neuen Besitzer: „Da hast du ein bewegliches (rührendes) Bild gekauft, da hast du wohl daran gethan!" Es war der Segensspruch zu dem Anfang einer folgereichen Zukunft.

Weiterhin schildert Sulpiz die vielfältige Befriedigung, welche den drei Freunden die fortgesetzte Beschäftigung mit den vaterländischen Kunstalterthümern gewährte, und spricht sich dabei zugleich über die wichtige kunsthistorische Entdeckung aus, welche sie bei dieser Gelegenheit gemacht haben. Er schreibt:

Ein großer Reiz lag schon darin, den Kunstwerth oder überhaupt nur die Merkwürdigkeit eines Gemäldes durch die Kruste hundertjährigen Schmuzes hindurch zu erkennen. Und wie freuten wir uns, wenn wir dann unter der reinigenden Hand des Restaurators irgendeinen Kopf oder ein Stück eines schönen blauen, rothen oder grünen Gewandes, wenn wir einen Kräuterboden mit Erdbeerblüten und Früchten, mit Veilchen und andern Frühlingsblumen aus dem dunkeln Ueberzug von Kerzendampf und anderm Dunst klar hervortreten sahen. Wie oft ergriffen wir selbst den nassen Schwamm, um uns diesen Genuß schon vorläufig zu verschaffen, weil wir es nicht erwarten konnten, bis der restaurirende Maler das Geschäft ordnungsmäßig vornahm. Wir hatten in jeder Hinsicht einen unerwarteten Erfolg; nicht nur war es uns vergönnt, auf diese Weise sehr schätzbare Bilder dem Verderben und der Vergessenheit zu entreißen, sondern wir machten auch für die Kunstgeschichte manche wichtige Entdeckung. So hatte man bis dahin die Gemälde für die ältern gehalten, welche mit den Werken der Brüder van Eyck einige Aehnlichkeit hatten, aber unvollkommener in der Zeichnung und Ausführung waren, überhaupt suchte man das höhere Alter nur in der größern Unvollkommenheit, nicht aber in einer ganz verschiedenen Auffassungsweise und Gestaltung der Köpfe und Gewänder. Als wir daher in der Vorhalle der St.-Lorenzkirche zum ersten male ein Gemälde der Apostel sahen, auf welchem die Köpfe mit großen breiten Formen, weichen Haaren und Bart, die Gewänder mit einfachen, rundlichen Falten und alles mit einem gelinden, fließenden Pinsel ausgeführt war, hielten wir dies Werk ohne Bedenken für italienisch; es schien uns jenen

Brustbildern der Apostel auf Goldgrund aus S.-Luigi in Rom ähnlich, welche wir im Restaurationssaale des französischen Museums gesehen, und worin wir eine Probe italienisch-byzantinischer Kunstweise erkannt hatten. Wir betrachteten also jenes Gemälde für eine einzelne Erscheinung; wie leicht konnte bei dem vielfältigen Verkehr mit Italien im 14. Jahrhundert ein solches Bild von dort her nach Köln gekommen sein. Aber es dauerte nicht lange, so fanden wir mehrere dergleichen Bilder, deren einheimischer Ursprung aus dem 14. und zum Theil aus dem 15. Jahrhundert nicht zu bezweifeln war, und dagegen entdeckten wir Bilder mit Inschriften und Jahrzahlen, welche bewiesen, daß die wegen ihrer geringern Vollkommenheit für älter als die Brüder Eyck gehaltenen Werke vielmehr ihrer Schule angehörten. Man mußte sich also überzeugen, wovon man bisher nicht die geringste Ahnung gehabt hatte, daß die ältere kölnische Malerei vor den Brüdern van Eyck, wie die gleichzeitige italienische, sich ursprünglich auf alte Ueberlieferung byzantinischer Vorbilder stütze, und daß sie sich aus den Grundzügen jener überlieferten Kunst, obwol mit großer Eigenthümlichkeit entwickelt habe. Eine Menge Wandgemälde, die auf den aufgedeckten Mauern einiger verlassenen Kirchen und Klöster hier und da sichtbar wurden, bezeugten wiederholt das Alter und die umfassende Thätigkeit dieser altkölnischen byzantinisirenden Malerschule.

Was sich über den weitern Erfolg der Boisserée'schen Bemühungen aus den dem selbstbiographischen Fragment folgenden Briefen ergibt, muß zu sehr aus zerstreuten Notizen zusammengelesen werden, als daß es sich zu einer Mittheilung eignete. Wir begnügen uns daher, nur auf den Brief an Friedrich Schlegel vom 13. Februar 1811 als in dieser Hinsicht besonders reichhaltig aufmerksam zu machen und an das schließliche Resultat jener Bemühungen zu erinnern. Bekanntlich war dasselbe eine Sammlung, um deren Erwerb in den zwanziger Jahren Würtemberg, Preußen und Baiern miteinander wetteiferten, bis König Ludwig durch Zahlung von 240000 Fl. im Jahre 1827 den Kauf derselben abschloß und sie später als einen der wesentlichsten Bestandtheile der münchener Pinakothek einverleibte. Wie sehr der König über diesen Erwerb erfreut gewesen, ersieht man aus einem Brief vom 11. Februar d. J. Sulpiz schreibt:

Der König hat uns sehr gnädig aufgenommen, und bei der Frage: was man in Würtemberg dazu sagen würde, daß er die Sammlung gekauft, bemerkte er zugleich hastig: „Man hat doch dort weiter keine Ansprüche an Sie, denn die Sammlung ist jetzt mein, und obwol es noch nicht unterschrieben ist, sind wir doch wechselseitig durch die Ehre gebunden." Er rief mehreremale aus: „Aber welche Sammlung habe ich nun, meine Herren; welche Sammlung, wenn das alles beisammen sein wird!" Auf die Frage, wie er es mit dem Geheimniß gehalten wünschte, äußerte er: „Ich will Sie durchaus nicht geniren, suchen Sie sich ein Lokal, nehmen Sie Ihre Maßregeln, man darf es schon wissen, daß ich die Sammlung gekauft habe; nur wünsche ich, daß nichts davon in die Zeitungen komme, und besonders, daß man den Preis nicht erfahre. Wenn man das Geld im Spiel verliert oder für Pferde ausgibt, meinen die Leute, es wäre recht, es müsse so sein; wenn man es aber für die Kunst verwendet, sprechen sie von Verschwendung!" u. s. w.

Nicht minder instructiv und interessant sind diejenigen Elemente unsers Buchs, welche sich auf die kunsthistorische Würdigung, künstlerische Reconstruction und Boisserée's Anstrengungen um den Ausbau des Kölner Doms beziehen. Besonders reichhaltig sind in diesem Betracht die mit Friedrich Schlegel, Goethe und Bertram gewechselten Briefe, und was wir über die ersten Aussichten zu der thatsächlichen Inangriffnahme des Dombaues unter Vorangang und Protection des Königs Friedrich Wilhelm IV. erfahren. Im Juli 1814 befand sich dieser, damals noch Kronprinz, in Köln, und Sulpiz schreibt darüber:

Ich begleitete ihn in und auf den Dom und durch die ganze Stadt. Du kannst dir nicht denken, welche Freude er hatte, und wie vernünftig und gründlich Ancillon und Knesebeck das Nächste und Nöthigste auffaßten, was für unsere Alterthümer zu thun sei. Der Kronprinz wollte nun eben gleich den Dom ausbauen; als wir oben um das Chor gingen, konnte er sich gar nicht mehr halten, und die übrigen Herren mußten in aller Ruhe gestehen, daß nach so vielen großen Werken, die sie in Frankreich, in den Niederlanden und in England gesehen, dieses den Triumph davontrage. Knesebeck und Ancillon waren schon unten gleich darüber einig, daß, sowie das Land preußisch würde, das Gebäude wieder in den besten Stand gesetzt werden müsse u. s. w.

Weiterhin erzählt er noch specieller:

Das Frühstück war kaum geendigt, als der Kronprinz sich wegen dem Ausbleiben von Knesebeck vor Ungeduld kaum mehr halten konnte; wir gingen endlich hinten am Garten hinaus, und als er die erste Ecke des Thurms über den Häusern hervorragen sah, schrie er laut auf: „Herr Jesus, da ist der Dom schon!" Nun wanderten wir zu der Drachenpforte; hier kehrte sich der Kronprinz gleich zu den andern Herren und sagte: „Sehen Sie, daß das viel herrlicher ist als alles, was wir gesehen"... Oben an dem Geländer über dem freistehenden Kreuzfenster kam dem Kronprinzen ein Schwindel an, er sagte, es sei das erste mal in seinem Leben; und gerade diese Anwandelung einer unwillkürlichen Furcht reizte ihn, er hätte sie gar zu gern überwunden. Ich erzählte ihm vom Meister Esser und war in dem Augenblick sein Meister Esser, d. h. ich trat vor ihn und gab ihm die Hand, daß er kühn hinaus- und hinuntersehen konnte, aber hinaustreten ließ ich ihn nicht, und wir hatten alle Mühe, ihn hiermit zu begnügen.

Zu weitern Plänen kam es bei dieser Gelegenheit noch nicht, aber Sulpiz schließt seinen Bericht voraussichtig mit der zutreffenden Bemerkung: „Daß dieser Besuch ein guter Stein ist in unserm Gebäude, können wir nicht verkennen!" Daß freilich bis zur Grundsteinlegung, durch welche sich die damals gehegten Ideen wirklich zu realisiren begannen, noch nahezu 30 Jahre vergehen sollten, mag er nicht geahnt haben. Inzwischen war es ein erhebendes Gefühl für ihn, daß er sie noch erlebte, und in so distinguirter Weise, wie ihm gebührte, an der großartigen Feierlichkeit theilnehmen durfte. Er schreibt darüber am 9. September 1842:

Ich kann diese reiche, bedeutungsvolle Gegenwart nur mit den Tagen von 1813, 1814 und 1815 vergleichen, wo in der großen Bewegung jeder dem andern nahe kam, alle von gleichem Gefühl durchdrungen. Es ist wie die Abendröthe jener großen Zeit, die aber zugleich auch die Morgenröthe einer neuen Zeit, einer, wenn nicht alle Zeichen trügen, hoffnungsreichen, segensvollen Zukunft ist!

Inmitten dieser gehobenen Stimmung erwähnt er jedoch zugleich ein Gefühl der Wehmuth und der Besorgniß, das sich in der allgemeinen Begeisterung, welche die Rede des Königs hervorgerufen, erzeugt, und gedenkt einer

Bemerkung, welche Metternich damals gemacht haben soll: „Il y a là — soll er gesagt haben — un enivrement mutuel, qui est peut-être plus dangereux pour celui qui le produit que pour les autres!“

Das allgemeinste und populärste Interesse erweckt der Boisserée'sche Briefwechsel unstreitig durch das lebendige, reich mit bedeutsamen und charakteristischen Zügen ausgestattete Bild, das uns in demselben von Goethe entgegentritt. Wie gewichtvoll das Buch in dieser Beziehung ist, erhellt schon daraus, daß die Correspondenz mit Goethe von solchem Umfange ist, daß sie allein den ganzen zweiten Band des Werks von nicht weniger als 38 Bogen für sich in Anspruch nimmt. Fast noch bedeutender und interessanter aber sind uns die auf Goethe bezüglichen Briefe und Mittheilungen im ersten Bande erschienen. Wie uns schon die Eckermann'schen „Gespräche“ den Beweis geliefert haben, daß sich Goethe's innerstes Mark und Wesen weit unmittelbarer, naturwüchsiger und wahrer in seinen mündlichen Auslassungen als in seinen Briefen, zumal in denen seiner spätern Jahre ausspricht, so zeigt ihn uns auch dieses Werk in den Berichten über die Art und Weise, wie er persönlich und mündlich mit Boisserée verkehrt hat, in weit lebensvollerer und kernhafterer Gestalt als in den von ihm selbst geschriebenen Briefen, welche neben vielen unschätzbaren Gedanken und bezeichnenden Charakterzügen doch auch viel Gewöhnliches und besonders viel von seiner trockenen, kanzleimäßigen Schreibweise enthalten. Besonders ergötzlich und charakteristisch sind Boisserée's Briefe über seinen ersten Besuch bei ihm. Die Art und Weise, wie er von ihm empfangen, erinnert lebhaft an den Empfang Jean Paul's, wie ihn dieser selbst in der von Förster herausgegebenen Biographie Jean Paul's geschildert hat. Sulpiz schreibt von Weimar aus am 3. Mai 1811:

Ich komme soeben von Goethe, der mich recht steif und kalt empfing; ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden und nicht unterthänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder am Rock; die Anrede war so steif vornehm als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße. „Recht schön“, sagte er. Wir kamen gleich auf die Zeichnungen, das Kupferstichwesen, die Schwierigkeiten, den Verlag mit Cotta und alle die äußern Dinge. „Ja, ja, schön! hem, hem.“ Darauf kamen wir an das Werk selbst, an das Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, der Vornehmigkeit ebenso vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde — er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf, bei dem Lob der neugriechischen Kunst lächelte er; er fragte nach Eyck, bekannte, daß er noch nichts von ihm gesehen hätte, fragte nach den Malern zwischen ihm und Dürer und nach Dürer's Zeitgenossen in den Niederlanden. Daß wir gerade so schöne Bilder hätten, weil überhaupt die Kunst im Niederland viel edler und gefälliger als im übrigen Deutschland gewesen, leuchtete ihm ein. Ich war in allen Stücken so billig wie du mich kennst, aber auch so bestimmt und frei wie möglich und ließ mich gar nicht irre machen durch seine Stummheit oder sein ja, ja, schön, merkwürdig. Ich gab großmüthig meine Gedanken über den Gang der Malerei durch die Einwirkung von Eyck zum besten, jedoch mit aller Vorsicht, zugleich ließ ich nicht undeutlich merken, daß man eben bei der noch ganz frischen Entdeckung, die wir das Glück gehabt zu machen, seine Gedanken noch nicht gern ausspreche; ich gab sie auch nur in allgemeinen Zügen. Das ließ er sich alles sehr wohl und behaglich einlaufen. Endlich war von Reinhard die Rede....; das machte den alten Herrn freundlicher, das Lächeln wurde häufiger, er lud mich auf morgen zu Tisch; erinnerte mich noch, zum Erbprinzen zu gehen, ich müßte den Herrschaften die Zeichnungen zeigen, er wolle alles schon einleiten. Ich kündigte ihm Cornelius' Zeichnungen an, das gefiel ihm; ich wollte ihm nur mit ein paar Worten sagen, daß sie in altdeutschem Stil seien, aber er wurde abgerufen; es kam ein anderer Besuch, er gab mir einen oder zwei Finger, recht weiß ich es nicht mehr, aber ich denke, wir werden es bald zur ganzen Hand bringen.

Diese Hoffnung erfüllte sich wirklich. Schon im nächsten Briefe konnte Sulpiz schreiben:

Mit dem alten Herrn geht mir's vortrefflich. Bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm. Vorgestern, als ich eintrat, hatte er die Zeichnungen von Cornelius vor sich. „Da sehen Sie einmal, Meyer“, sagte er zu diesem, der auch hereinkam, „die alten Zeiten stehen leibhaftig wieder auf!“ u. s. w.

Ueberhaupt macht nun der Geheimrath immer mehr und mehr dem Dichter und Menschen Platz, er äußert sich in seiner kernigen und treffenden Weise rückhaltlos über Menschen und Dinge, und Boisserée ist in der Lage, manches kennzeichnende Wort von ihm mittheilen zu können. Als derselbe Runge's symbolisch-allegorische Darstellungen bei ihm betrachtet, sagt er z. B.: „Was, kennen Sie das noch nicht? Da sehen Sie einmal, was das für Zeug ist, zum Rasendwerden, schön und toll zugleich!“ Und als jener antwortet: „Ja, ganz wie die Beethoven'sche Musik und wie unsere ganze Zeit!“ fährt er fort:

Freilich! Das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im Einzelnen! Da sehen Sie nur, was für Teufelszeug, und hier wieder, was da der Kerl für Anmuth und Herrlichkeit hervorgebracht! Aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten! Er ist schon hin! Es ist nicht anders möglich. Was so auf der Kippe steht, muß sterben oder verrückt werden, da ist keine Gnade!

Besonders reich an solchen Aeußerungen ist Boisserée's Tagebuch aus Wiesbaden vom August 1815, wo er länger mit Goethe zusammen war. Hier spricht er sich namentlich mit Vorliebe über seine Farbenlehre, seine Metamorphose der Pflanzen und anderweitigen Arbeiten in der Naturwissenschaft aus. Er sagt unter andern:

Ich führe die Ethik von Spinoza immer bei mir; er hat die Mathematik in die Ethik gebracht, so ich in die Farbenlehre, d. h. da steht nichts im Hintersatz, was nicht im Vordersatz schon begründet ist.

Und an einer andern Stelle:

Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Thieren, bis zum Menschen, und bei diesem auch. Je vollkommener, um so weniger Fähigkeit, aus einer Form in die andere überzugehen.... Ach Gott, es ist alles so einfach und immer dasselbe, es ist wahrhaftig keine Kunst, unser Herrgott zu sein, es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist. Was vorher war, geht mich nichts an. Aber

so einfach und so leicht der Gedanke ist, so schwer lassen es sich die Menschen werden, alles zu zerstückeln.

Mehr hiervon zu bieten müssen wir uns versagen; und ebenso müssen wir darauf verzichten, der zahlreichen interessanten Mittheilungen, welche dieser Briefwechsel über andere als die drei hervorgehobenen Hauptgegenstände, z. B. über die politischen Zeitbewegungen, über Schlegel's Uebertritt zur katholischen Kirche, über desselben literarische Arbeiten, über die Bestrebungen und Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie, über Boisserée's Reisen in Frankreich und Italien u. s. w. enthält, auch nur in andeutender Weise zu gedenken. Das Mitgetheilte wird genügen, von der Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit des Inhalts eine Vorstellung zu erwecken, und die in unsere Tage gefallene Feier, durch die man in Köln die Vollendung des innern Domausbaues begangen, kann das Interesse an dem Leben und Wirken des Mannes, der dazu eine der wirkungsreichsten Anregungen gegeben hat, nur erhöhen. **Adolf Zeising.**

Zeit- und Sittenromane.

Unsere Zeit ist für Zeit- und Sittenromane eine durchaus nicht ungünstige. Um für die vorliegenden zu besprechenden Zeit- und Sittenromane einen geeigneten Standpunkt der Beurtheilung zu gewinnen, und um die Licht- und Schattenseiten unserer Zeit, welche in diesen Romanen zur Darstellung kommen, richtig zu würdigen, versuchen wir zunächst einige besonders hervorstechende und charakteristische Züge unserer Zeit in allgemeinen Umrissen zu zeichnen. Auf allen Seiten scheint man darüber einig zu sein, daß unsere Zeit eine solche ist, welche den materiellen, industriellen und commerziellen Interessen überwiegend zugewandt ist und alles Ideale und Geistige erst in die zweite Linie stellt. Die Beurtheilung dieser Seite unserer Zeit ist eine sehr verschiedene. Die einen gründen hauptsächlich hierauf ihre Verdammungsurtheile der ganzen Zeitrichtung und sehen überall nur Verfall und geistigen Tod; sie predigen bald in wehmüthigen Tönen, bald in lauten Rufen der Verwünschung, daß das Verderben täglich weiter um sich greift, und daß die Völker dem Jüngsten Gericht rasch entgegenreifen. Im schärfsten Gegensatze hierzu erwarten die andern gerade von den materiellen Fortschritten das alleinige Heil der Menschheit, und sie finden hierfür eine philosophische Grundlage in den Lehren des neuern Materialismus. Das Richtige in dieser Sache dürfte sein, daß die materielle Richtung unserer Zeit eine nothwendige Durchgangsstufe ist, um in den materiellen Grundlagen der einzelnen Schichten der Gesellschaft eine wohlthätige Veränderung herbeizuführen, und um zu bewirken, daß der Besitz gleichmäßiger und gerechter vertheilt werde, d. h. nicht daß nach veralteten communistischen Ideen den einen, die zu viel haben, genommen werde, und den andern, die zu wenig haben, zur Ausgleichung gegeben werde, sondern daß der Zugang und die Mittel zum Erwerb und Besitz allen gleichmäßig geöffnet werden, und daß nach dieser Seite hin keine Bevorzugung und Beschränkung mehr stattfinde.

Auf den ersten Blick scheint diese Ansicht gewagt und mit der Wirklichkeit im Widerspruch zu stehen, denn es scheint gerade das Gegentheil in der jetzigen Gesellschaft vor sich zu gehen, und der Abstand zwischen reich und arm immer größer zu werden; und dies gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man namentlich den einen Umstand in das Auge faßt, daß einzelne Bevorzugte auf Kosten der bemittelten Stände große Reichthümer durch Börsenspeculationen, durch den Verkauf neuer Actien für Eisenbahnen, Banken und Credits mobiliers erlangen. Aber die Richtigkeit unserer Ansicht wird dadurch nicht erschüttert. Sollen die Extreme, welche schon so lange zwischen kolossalem Reichthum auf der einen Seite und der kläglichsten Armuth auf der andern Seite existirt haben und noch immer existiren, allmählich schwinden, so muß als erste und nothwendige Durchgangsstufe eine Periode eintreten, in welcher die einen rasch arm und die andern rasch reich werden können; denn nur durch diesen beschleunigten, häufig sich überstürzenden Umlauf und Wechsel des Geldes und Besitzes wird es überhaupt möglich, daß die alten Verhältnisse gebrochen und neue, bessere Grundlagen gewonnen werden. In einer solchen Periode befinden wir uns gegenwärtig. Daß bessere Grundlagen in der That angebahnt werden, davon gibt das neuerwachte Streben nach vollständiger Gewerbefreiheit und das neu aufkeimende Genossenschaftswesen Zeugniß. Die materielle Richtung unserer Zeit ist also als eine Durchgangsperiode anzusehen, die uns zu bessern Zuständen hinführen soll, und wir müssen wünschen und hoffen, daß die Nationen in dieser Richtung nicht den Zweck des Daseins erblicken, sondern daß, wenn die Verhältnisse ruhiger und abgeklärter geworden sind, sie sich mit erneuter und gehobener Kraft dem Idealen wieder mehr zuwenden werden.

Daß diese materielle Richtung auch viele krankhafte Auswüchse hervortreibt, ist natürlich. Es gibt in allen Ständen eine nicht geringe Anzahl von Leuten, bei denen „Aufopferung Thorheit, die sogenannte rechte Mitte Weisheit, das Streben nach Reichthum, Ehre und Genuß Klugheit genannt wird". Doch das sind einzelne Verirrungen; im großen und ganzen durchdringt jetzt die Nationen das bewußte Streben, sich von der Herrschaft der Junker und Geldleute zu emancipiren — das ist die große sociale Umgestaltung, welche langsam, aber sicher vor sich geht, und in deren ersten Anfängen wir uns befinden. Auch die Deutschen erwachen aus ihrem Schlummer und machen sich frei von dem alten eingewurzelten Hange sich gängeln und täuschen zu lassen. Diese social-politische Bewegung, welche in neuerer Zeit eine immer bestimmtere und vielverheißende Gestaltung annimmt, wird schwerlich eher still stehen, als bis als Resultat ein an keine feudalen Einrichtungen, an keine Rücksicht auf Geburt, Geld und Vorurtheile gebundenes Regierungssystem errungen und begründet sein wird, und die menschliche Gesellschaft eine solche Verfassung und Ordnung wird erhalten haben, daß der vollständig freie

Gebrauch der Kräfte die erste Grundlage ist und damit eine richtige Würdigung und Werthschätzung der Geistes- und Körperarbeit herbeigeführt wird.

Wir wenden uns einer andern Seite unserer Zeit zu, der religiösen und der damit zusammenhängenden politischen Richtung. Als die protestantische Geistlichkeit anfing, nach Luther's und Calvin's Zeit die Reformation für ihre besondern Zwecke und Vortheile auszubeuten, war ihr erstes Bestreben, nicht mehr die reine einfache Bibellehre als alleinige Glaubensnorm bestehen zu lassen, sondern die protestantische Theologie an bestimmte Dogmen festzuknüpfen und dadurch eine Consistorial-, Katheder- und Katechismustheologie zu begründen, welche von der fortschreitenden Entwickelung des Geistes ganz abgelöst ist. Auf diesem Wege hat man sich immer mehr in dogmatische Spitzfindigkeiten und Grübeleien verloren, und besonders in neuerer Zeit ist man eifrig bestrebt, diesen neuen Papismus zur Herrschaft zu bringen; auch der Staat mit seiner Polizeigewalt ist bemüht, den von Theologen aufgestellten und zusammengeklügelten Lehrbegriff aufrecht zu erhalten. Da dies keine Religion des Herzens und der That ist, so ist die große Masse des Volks dieser Richtung entweder nur sehr äußerlich zugethan, oder steht ihr ganz fern, und lebt theils in religiösem Indifferentismus dahin, theils schließt sie sich einer Richtung an, welche die reine Bibellehre wieder in den Vordergrund zu stellen bemüht ist. Von den gebildeten und höhern Klassen der Gesellschaft huldigen der Consistorialtheologie nur diejenigen, welche Anhänger des Absolutismus sind, denn der moderne Papismus und der Absolutismus sind auf das engste verbündet. Es ist durch die Geschichte klar und unumstößlich erwiesen, daß die Vertreter dieser Richtung sich kein Gewissen daraus machen, unter dem Aushängeschilde der Religion und des monarchischen Princips die Sache des Vaterlandes ihren Privatinteressen zum Opfer zu bringen. Sie geben vor, sie seien die Stützen des Throns; aber schon mehr als ein Herrscher hat erfahren müssen, wie unsicher und hinfällig solche Stützen sind, denn bei näherer Betrachtung sehen wir, daß solche Stützen nichts anderes sind als polizeiliche Controle, äußere Gewalt und dreiste Zeitungslüge, und solche Mittel erweisen sich zuletzt immer als unzureichend und trügerisch.

Wie entsittlichend müssen solche Verhältnisse wirken! Und in der That, wäre im Volke selbst nicht ein so starkes moralisches Gegengewicht gegen diese verderbliche Richtung, so müßten die Staaten bald moralisch bankrott werden. Es ist ein tröstender und aufrichtender Gedanke, daß die freie Bewegung und der bewußte und ununterbrochene Fortschritt, welche für die Welt Bedürfniß geworden sind, ruhig ihren Gang weiter gehen, und es so immer mehr zur allgemeinen Ueberzeugung wird, daß im Verlauf dieser freien Bewegung die Grundlagen eines solchen Systems vollständig werden beseitigt werden. *)

Es liegt auf der Hand, daß eine Zeit von solchen miteinander ringenden Gegensätzen und solchen gewaltigen sich vorbereitenden Umwälzungen für Zeit- und Sittenromane gute Stoffe und reiches Material bietet. Wir wollen nun sehen, von welchen Seiten die vorliegenden Romane unsere Zeit betrachten, und inwieweit sie treffende und charakteristische Bilder derselben vorführen.

---

1. Hausse und Baisse. Ein Roman aus der Gegenwart von Adolf Zeising. Drei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr.

Der Roman ist klar, einfach und einheitlich in der Composition; der Stil ist gewandt und ansprechend; der Inhalt ist durchaus gediegen und bietet richtige und vorurtheilsfreie Schilderungen unserer Zeit. Der Verfasser bewegt sich nicht in zu engen Kreisen und bleibt nicht bei der Oberfläche stehen, sondern er weiß die Uebel der Zeit an der Wurzel zu fassen und aufzudecken, und übersieht dabei nicht das Gute, welches angestrebt wird und aufkeimt. Die Hauptpersonen des Romans sind ein reicher Bankier in einer Hauptstadt, dessen Frau, die Tochter dieser beiden, Therese, ein junger Jurist Leonhard, und ein Graf Karpinski, Oberstaatsanwalt. Der Bankier vertritt den Materialismus des Besitzes und hat sich als Plutokrat an die Partei der Aristokraten eng angeschlossen; die Frau, welche aus einer alten adelichen Familie stammt, repräsentirt den Materialismus des Bluts; die Tochter hat infolge besonderer Umstände eine freiere Erziehung erhalten und ist für ideale Ideen sehr empfänglich; Leonhard ist ein würdiger Vertreter des Fortschritts und einer wahrhaften und echten idealen Richtung. Ihm gegenüber steht der Graf Karpinski, welcher die Reaction von ihrer schlechten Seite mit all ihren Sophistereien und krummen Wegen vertritt, und zuletzt dadurch sein Verderben herbeiführt. Nachdem dem jungen Leonhard in seiner amtlichen Stellung und Laufbahn, sowie in seiner Werbung um Therese von seinen Gegnern die größten Schwierigkeiten bereitet und die verderblichsten Intriguen gespielt worden sind, triumphirt er zuletzt über alle Nachstellungen und heirathet die Tochter des Bankiers. Letztern hat er allmählich zu seinen Ansichten hingezogen und ihn überzeugt, daß „im Idealismus eine Macht steckt, vor der alle Gewalt der Materie sich beugen muß".

Um die Richtung und die Tendenz des Romans näher zu charakterisiren, so verfolgt der Verfasser das höchste Ziel, welches in den besten deutschen Romanen überhaupt verfolgt wird. Er läßt den jungen Leonhard in einer Unterhaltung bei dem Bankier folgende Ansichten über den deutschen Roman aussprechen: „Ich muß am deutschen Roman Lichtseiten und Vorzüge anerkennen, in denen er durchschnittlich den Romanen der übrigen Nationen überlegen ist. Zunächst trägt er mehr als diese das Gepräge eines wirklich einheitlichen, in sich abgerundeten Kunstwerks... Er hat sich mehr als der Roman unserer Rivalen einerseits von den Extravaganzen und Bizarrerien, andererseits von den Flachheiten und Trivialitäten frei zu erhalten gewußt... Dieser negative Vorzug steht in engstem Zusammenhange mit einem positiven. Unser deutscher Roman wurzelt zugleich in einem tiefern Fond von Intelligenz, Gemüth und Sittlichkeit, er tritt entschiedener und wirksamer für die Interessen des Wahren, Guten und Schönen ein, mit einem Wort, er ist gewichtvoller durch seinen idealen Gehalt."

---

*) Wir haben den politisch-socialen Herzensergießungen des Verfassers, bis auf einige noch weiter gehende, die wir in einer literarischen Zwecken gewidmeten Zeitschrift besser unterdrücken zu müssen glaubten, einen Platz gegönnt, obschon wir der Meinung sind, daß es unter unsern Lesern manche geben mag, welche für eine Einleitung zu einem Romanbericht Gesichtspunkte von mehr ästhetischer, psychologischer oder rein sittlicher Art für geeigneter gehalten haben würden.
D. Red.

Der Verfasser ist bestrebt gewesen, einen solchen idealen Gehalt seinem Roman zu verleihen. Zuweilen ist er vielleicht etwas zu weit in diesem Streben gegangen, wie z. B. in dem Kapitel von der Hegel'schen Philosophie; und wir fürchten, daß der Roman gerade wegen der Höhe, auf der er sich hält, und wegen der hohen Ziele, die er verfolgt, nicht ein so großes Publikum findet, wie wir ihm wünschen und wie er verdient. Das große Publikum greift natürlich mehr nach oberflächlichern, aber aufregendern und spannendern Sachen. Doch hoffen wir, daß dieser Roman dazu beitragen wird, einen bessern Geschmack wieder lebendig zu machen und zu begründen.

2. Der Himmel auf Erden. Roman aus unserer Zeit von A. Mützelburg. Erstes bis siebzehntes Heft. Berlin, A. Sacco. 1863. Gr. 8. Jedes Heft 4 Ngr.

Zur Charakterisirung des Romans führen wir einige Stellen aus der Vorrede an. „Unsere Generation", sagt der Verfasser, „hat eine gewaltige Aufgabe zugetheilt erhalten, die schwerste vielleicht von allen. Sie kämpft gegen die willkürliche Herrschaft weniger Bevorzugten für die gesetzmäßige Freiheit jedes einzelnen, und in diesen an und für sich schon unendlich schwierigen und verwickelten Kampf mischt hier und dort sich noch, auch im deutschen Vaterlande, das Streben nach einheitlicher Entwickelung von Volksstämmen, die ihrer Natur nach zusammengehören und bisher getrennt waren... Ich möchte zeigen, daß in dieser Zeit großer und gewiß segensreicher Umwälzungen die Grundlagen des bürgerlichen Daseins dieselben geblieben sind, wie sie es stets bleiben werden, und daß auch im ewigen Wechsel ein ruhiger Geist beharren kann, wenn er festhält an diesen Grundbedingungen menschlicher Existenz: Arbeit, Genügsamkeit, Redlichkeit und Tugend, gestützt auf ein vernünftiges Vertrauen in die göttliche Vorsehung... Ich habe den Schauplatz meiner Erzählung vorzugsweise nach Paris verlegt, derjenigen Stadt, die als Sammelpunkt der verschiedensten Gegensätze die interessanteste Europas ist." In Uebereinstimmung hiermit enthält der Roman durchweg sehr gesunde Ansichten in gefälliger, anregender und spannender Form, und wir können ihn auf das wärmste empfehlen. Auch die Charaktere sind gut gezeichnet. Was die Handlung anbetrifft, so läßt sich darüber noch kein endgültiges Urtheil fällen, da der Roman noch nicht abgeschlossen vor uns liegt. Soweit dies aber der Fall ist, so ist, wenn auch manches in etwas stark romantischer Färbung gehalten ist, doch alles sehr geschickt combinirt, weit geschickter und klarer, als es häufig in deutschen Romanen der Fall zu sein pflegt.

3. Neue Pariser Mysterien. Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich von Otfried Mylius. Drei Bände. Stuttgart, Kröner. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Roman bietet viele anziehende und fesselnde Schilderungen von dem Leben und Treiben in Paris. Es wird namentlich das Polizeiwesen und das Spionirsystem geschildert, welches eine Hauptstütze der Macht Napoleon's ist; ferner die Armuth der niedern Klassen und das schwelgerische Leben der Aristokratie und der Plutokraten; die Opernbälle mit ihrer bacchantischen Ausgelassenheit und das moderne Börsenspiel; hervorragende Persönlichkeiten, der Graf Morny, Mires, Pereire, der Prinz Napoleon und der Kaiser und seine Gemahlin werden eingeführt und zum Theil ganz treffend geschildert. Der Verfasser macht uns ferner mit den verschiedenen Theilen von Paris bekannt, und versucht uns in das Treiben der verschiedenen politischen Parteien einzuweihen. Sehr gut und richtig ist, was I, 116 fg. von der französischen Armee und von den deutschen Armeen geurtheilt wird. Was die Erzählung des Romans anbetrifft, so sind die einzelnen Theile etwas mosaikartig aneinander gefügt, und namentlich ist die Hauptliebesgeschichte etwas zu breit und nicht sehr fesselnd. Der Stil ist im ganzen correct und gefällig; sehr selten stößt einmal ein fehlerhafter Provinzialismus auf, wie z. B. allem aufbieten, statt: alles aufbieten.

4. Der Fluch unserer Zeit. Sittenroman in zwei Theilen von Heribert Rau. Leipzig, Thomas. 1863. 8. 3 Thlr.

Die Handlung in dem Roman ist unbedeutend und in der Composition durchaus unkünstlerisch. In dem ersten Buche wird erzählt, wie ein ganz unbemittelter und verschuldeter Auscultator die Tochter eines reichen geizigen Rentiers liebt, und wie dieser letztere zu der Zustimmung zur Verlobung und Verheirathung dadurch bewogen wird, daß ein Freund des Auscultators scherzhafterweise das Gerücht in Umlauf bringt, der Auscultator habe 120000 Gulden in der Lotterie gewonnen. Mit dem ersten Buche schließt alles so ab, daß man glaubt, es müsse eine ganz neue Erzählung beginnen. Doch die alten Personen bleiben; es wird eine neue Liebesgeschichte angesponnen und durch fünf Bücher hindurch bis an das Ende des Romans in höchst kläglicher, sentimental-krankhafter Weise hingeschleppt. Daneben spielt noch ein wahrhaft fratzenhaftes und monströses Liebesverhältniß zwischen einem Professor der Phrenologie, Wirrwatz, und der überspannten, fast sinnverwirrten Tochter eines Pedells. Wirrwatz, dessen einzige Leidenschaft die Beschäftigung mit der Phrenologie ist, verlobt sich mit der Dame blos deshalb, um nach ihrem Tode in den Besitz ihres phrenologisch interessanten Schädels zu gelangen. Er ist außer sich vor Entzücken, als sie ihm später Zwillinge mit Wasserköpfen gebiert, weil die Schädel dieser Monstra phrenologisch interessant sind. Das ist im eigentlichen Sinne des Worts ein monströser Humor, denn humoristisch soll höchst wahrscheinlich nach der Absicht des Verfassers alles dies sein.

Die Handlung soll übrigens wol nicht die Hauptsache in dem Romane sein; den meisten Raum nehmen Schilderungen von Zeitereignissen und Zeitverhältnissen und die darüber angestellten Betrachtungen ein; so wird in einem Buche das frankfurter Bundes-Schützenfest sehr genau geschildert; ein anderes handelt vom Bade Homburg und dem Roulette; in einem dritten wird das moderne Börsenspiel vorgeführt; in einem vierten äußert der Verfasser seine Ansichten über Erziehung und Ehe. Den Fluch unserer Zeit erblickt der Verfasser hauptsächlich in dem rein materiellen Streben und in der Genußsucht der Menschen; ferner in der verkehrten Erziehung, sowie darin, daß in allen Lebensverhältnissen eine krankhafte Uebertreibung und Ueberspanntheit herrscht, und daß die meisten Menschen mehr scheinen wollen als sie sind. Es findet sich hierin manch gute Einzelheit, manch richtige Beobachtung und manch gesundes Urtheil; aber im ganzen faßt und schildert der Verfasser alles etwas oberflächlich und zu sehr von der Außenseite; er geht zu wenig auf die eigentlichen Ursachen ein, durch welche die Uebel unserer Zeit veranlaßt werden. Damit hängt auch zusammen, daß er sich auf der andern Seite von manchen Dingen, wie z. B. von dem frankfurter Feste, zu sehr blenden, sich zu einem überschwenglichen Enthusiasmus und zu sanguinischen Hoffnungen hinreißen läßt, wozu solche Feste, die von Thaten noch sehr weit entfernt sind, uns nicht berechtigen können.

Der Verfasser ist seiner Befähigung nach gewiß im Stande, Gediegeneres zu produciren, der vorliegende Roman ist jedenfalls zu flüchtige Arbeit. Bei einer sorgfältigern Durcharbeitung würde er auch den Fehler vermeiden, auf der einen Seite in das Forcirte, Carikirte und Geschraubte zu verfallen, und auf der andern Seite in die äußerste Trivialität zu versinken.

Rudolf Sonnenburg.

Lebenserinnerungen Wilhelm Chezy's.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Chezy. Erstes Buch: Helmina und ihre Söhne. Zwei Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 1863. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Mehrfach haben gerade in der letzten Zeit in d. Bl. Bücher besprochen werden müssen: Memoiren oder memoirenartige Schriften, Romane, Briefveröffentlichungen, Tagebücher u. s. w., welche ein trauriges Zeugniß abgeben für das in Deutschland erschütterte literarische Gewissen; Bücher voll Indiscretion, rücksichtsloser oder frivoler Ausplauderei, persönlicher Klatschhaftigkeit und zum Theil hämischer Absicht und muthwilliger Entstellung. Wahrlich, man darf sich darüber nicht wundern, daß Schriftsteller und Schriftstellerinnen, denn auch von den letztern verlegen sich manche auf dieses traurige Geschäft, gegenwärtig nicht gern in gesellschaftliche Kreise, in das Innere der Familien zugelassen werden, ihr Besuch überhaupt nicht gern gesehen wird, da niemand sicher ist, daß die vertraulichste Mittheilung in kurzer Zeit literarisch verwerthet und in einem Buche oder einem Feuilletonartikel ausgeplaudert wird. Diese Art Schriftstellerei oder literarische Strauchdieberei und Wegelagerei macht die ganze Gesellschaft unsicher und die Gastfreundschaft zu einer Gefahr; denn wer steht einem Gastgeber, der im besten Vertrauen einen solchen Schriftsteller oder eine solche Schriftstellerin bei sich eingelassen hat, wer steht ihm dafür, daß er sich und seinen Kreis plötzlich in einem derartigen Buche oder Feuilletonartikel mit vielleicht absichtlichen Verzerrungen und Entstellungen photographirt findet? Kaum könnte man es gegenüber diesem gewerbsmäßig betriebenen Spionirsystem jemand verdenken, wenn er an seiner Thür die Warnungstafel anbringen läßt: „Schriftstellern und Schriftstellerinnen ist der Zutritt versagt." Unglücklicherweise müssen auch gewissenhafte, discrete, jeden weibischen Klatsch hassende und ernstern Dingen nachstrebende Schriftsteller unter diesem Zustande der Dinge leiden und für die Unarten von Personen büßen, welche die Schriftstellerei zu einem Klatschgewerbe machen.

Aber diese Art Schriftstellerei würde ja gar nicht bestehen können, wenn sich nicht ein gewisser und vielleicht recht großer Theil des Publikums daran zum Mitschuldigen machte; jener Theil des Publikums, der gleichfalls kein Gewissen und keine Delicatesse besitzt und, ernstern Dingen abgeneigt, am Skandal, an frivolen Ausplaudereien, an carikirten Porträts und an klatschhaften Mittheilungen, welcher Art sie auch seien, seine Freude hat. Wäre der Geist der Indiscretion und der Klatschhaftigkeit in der gebildeten Gesellschaft nicht weit verbreitet und die Gewissenhaftigkeit nicht überhaupt erschüttert, so würden ja Bücher dieser Art gar nicht geschrieben werden können, weil sie dann ja gar nicht gekauft und gelesen, sondern mit Abscheu zurückgewiesen werden würden. Solange aber dieser Geist skandalsüchtiger Klatschhaftigkeit und die mit der Gleichgültigkeit gegen geistige Interessen stets verbundene Vorliebe für persönlichen Anekdotenkram unter einem großen Theile gerade des sogenannten gebildeten Publikums so verbreitet sind wie gegenwärtig, solange wird es auch immer Klatschschreiber geben (Schriftsteller möchten wir sie nicht nennen), welche ihre persönlichen Bekanntschaften blos als Material betrachten, um Honorar daraus zu schlagen. Leider kann man die Namen der Individuen, aus denen dieses anonyme Publikum besteht, nicht der Oeffentlichkeit preisgeben, und so fährt es fort, im stillen seinen Unarten zu fröhnen, weil es sich wenigstens vor der Welt nicht zu schämen braucht, wie dies doch die mit ihren Namen auftretenden Verfasser solcher Schriften thun sollten.

Dieses Signalement paßt auch auf die vorliegenden beiden Bände, in welchen Wilhelm Chezy, geboren 1806 zu Paris, der Sohn der Dichterin Helmina von Chezy (Wilhelm hat, wie sein Vater, der französische Orientalist Chezy, das von abgelegt), Enkel der Schriftstellerin Karoline Luise von Klencke und Urenkel der Dichterin Karschin, eine seine früheste Lebensperiode bis zum Jahre 1829 umfassende Schilderung dessen gibt, „was der Verfasser von den Tagen seiner Kindheit bis zu seinem selbständigen Eintritt in die «weite, weite Welt» von Mitlebenden und zeitgenössischen Begebenheiten gesehen und erlebt hat". Die Indiscretion ist schon schlimm genug, womit der Verfasser nach seinen zum Theil in die früheste Jünglingszeit zurückreichenden, mithin oft sehr vagen, ja knabenhaften Erinnerungen über eine Menge Persönlichkeiten, namentlich Schriftsteller und Schriftstellerinnen berichtet, mit denen er auf den Zigeunerstreifereien seiner Mutter durch halb Deutschland zusammengeführt wurde, beispiellos aber ist die Ungenirtheit, womit er seine eigene Mutter zwar nicht der Verachtung, aber doch sehr oft dem mitleidigen Gelächter und der Spottlust seiner Leser preisgibt. Er selbst zwar bemerkt im Vorwort zu seiner Rechtfertigung, er habe die Dichterin vorgeführt, „wie sie wirklich leibte und lebte, mit ihren Vorzügen und Schwächen, ohne die ersten zu übertreiben, die andern zu vertuschen. Schimpf und Schande hat er ihrem Andenken damit nicht zugefügt; um dies zu thun, hätte er sie verleumden müssen. Helmina's wunderliche Eigenheiten und Launen, womit sie ihre Umgebungen peinigte, sich selber unglücklich machte und sich die Herzen auch ihrer nächsten Angehörigen entfremdete, lassen sich fürwahr frischweg erzählen, ohne ihrem Dichterruhm oder ihrer bürgerlichen Ehrenhaftigkeit damit zu nahe zu treten."

Aber Wilhelm Chezy bedenkt nicht, daß man, wie heutzutage die Welt einmal — leider! — ist, dem Ansehen einer Person fast mehr schadet, wenn man Sonderbarkeiten und Lächerlichkeiten von ihr erzählt, als wenn man von ihr wirkliche Schlechtigkeiten berichtet, insofern diese nur auf einen gewandten erfinderischen Geist und energischen Charakter hindeuten. Zu einiger Entschuldigung gereicht ihm, daß seine Mutter ihre Söhne allerdings in sehr wildromantischer Weise aufwachsen ließ und ihre Mutterpflichten sehr schlecht gegen sie erfüllte, sodaß die Verletzung der Sohnespflichten, die sich Wilhelm gegen seine Mutter zu Schulden kommen läßt, etwas von ihrer Widrigkeit und dem Eindruck der Unnatürlichkeit verliert. Und dann leben wir ja auch in einer Zeit, wo der Respect gegen alles, was den Menschen das Heiligste sein sollte, immer mehr schwindet und es nur zu viele gibt, die auch an dem unnatürlichen Auftreten eines Sohns gegen seine Mutter keinerlei Anstoß nehmen, ja so etwas ganz besonders pikant und unterhaltend finden.

Kann sich der Verfasser doch selbst in der Einleitung auf diese Vielen berufen! Die in diesen beiden Bänden enthaltenen Mittheilungen erschienen nämlich früher zum größten Theil im „Morgenblatt", und wurden hier, wie er stolz versichert, „fürwahr mit nicht alltäglicher Theilnahme gelesen"; der „Nachdruck" beutete sie fleißig aus, ja von vielen Seiten ergingen Aufforderungen an ihn, eine Fortsetzung folgen zu lassen. Wir haben also einen gewissen und beträchtlichen Theil des Publikums in unsern einleitenden Bemerkungen nicht mit Unrecht beschuldigt, an der jetzt die Literatur verwüstenden und Mord und Brand gegen Persönlichkeiten anstiftenden Klatschhaftigkeit, Pietätlosigkeit und Indiscretion die Hauptschuld zu tragen. Leider gibt es aber auch heutzutage noch so pedantische Gemüther, welche Chezy's Auftreten äußerst „shocking" statt pikant und unterhaltend fanden und dem Verfasser schon nach der Veröffentlichung seiner Ausplaudereien im „Morgenblatt" heftige Vorwürfe machten. Wir selbst gehörten dazu. Er aber tröstet sich mit Jörg von Frundsberg's Wort: „Viel' Feind', viel Ehr'!" und bemerkt: „Die Empfindlichkeit gegen öffentliche Anfeindungen pflegt allein ganz jugendlichen Schriftstellern eigen zu sein und nur bei solchen sich nicht zu verlieren, welchen eine weibische Eitelkeit innewohnt. Ein Mann von gesunder Gemüthsart, der bereits seit mehr denn 30 Jahren zu Felde gelegen, läßt Hagel und Regen gleichmüthig an sich ablaufen."

Wir haben es hier also mit einem sehr hartgesottenen literarischen Sünder zu thun, der sich, wie so manche Sträflinge, deren Haut mit der Zeit zur Hornhaut verhärtet ist, aus allen Correctionsstrafen der Kritik nichts macht. Wir haben in Nr. 28 d. Bl. f. 1857 in einer Notiz über Chezy's Mitthe-

lungen im „Morgenblatt" bemerkt, daß sie selbst das Normalmaß von Indiscretion überschritten, woran man uns allmählich gewöhnt habe; nichtsdestoweniger hat der Verfasser an den von uns als besonders abscheulich gerügten Stellen auch nicht ein Wort zu ändern für gut befunden; auch im vorliegenden Buche vergleicht er die Dichterin Luise Brachmann, über deren tragische Liebesgeschichte und tragischen Lebensausgang er nur einige frivole Bemerkungen hat, mit einer „welken Rübe"; auch in diesem Buche vergleicht er Fanny Tarnow (die sogar 1857 noch lebte) mit einem „klappernden Gerippe" und ihren Kopf mit einem „angestrichenen Todtenschädel"; auch in diesem Buche läßt er sie eine Gewohnheitslügnerin sein und so lügen, „daß ihr völlig der Dampf aus dem Halse stieg"; auch in diesem Buche wiederholt er, was er schon früher über Tieck's zweite Tochter Agnes bemerkte: „Sie war so hübsch und munter wie Kinder der Liebe zu sein pflegen. Ein Herr von Burgsdorf galt für ihren Vater." Wenn der Verfasser für sein Buch den Anspruch erhebt, ein Beitrag zur „Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts" zu sein, so müssen wir allerdings zugeben, daß es an sich selbst, durch seinen Charakter und seine Tendenz ein solcher ist.

Das Buch enthält allerdings auch Harmloses und Unverfängliches, manchen mit unterlaufenden nicht uninteressanten Zug, auch einzelne im mehr wohlwollenden Sinne ausgeführte Porträts; es gewährt einen Einblick in das hohle und dabei anspruchsvolle Treiben gewisser literarischer Kreise der damaligen Zeit; es ist auch, wenn man sich einmal über das Undelicate darin wegsetzen will, leidlich unterhaltend in einem leichten, bequemen Stile geschrieben, der aber zugleich vielfach an jenen Roheiten leidet, wie sie gegenwärtig immer mehr um sich greifen; wir glauben auch nicht, daß der Verfasser absichtlich entstellt, sondern Personen und Dinge so geschildert hat, wie sie ihm wirklich erschienen sind; endlich müssen wir lobend hervorheben, daß der Verfasser über sich ziemlich ebenso freimüthig und aufrichtig schreibt wie über andere. Dies alles zugegeben, freuen wir uns aber doch, daß diesmal die Kritik, die freilich auch wol an der sehr conservativ-metternich'schen Gesinnung des Verfassers Anstoß nahm, ein Verdict abgegeben hat, welches, soweit wir sie verfolgen konnten, bisher einstimmig ein verwerfendes war. So hieß es unter anderm in den „Hausblättern" über das Buch und seinen Verfasser: „Mit einer Indiscretion und Impietät, die vergeblich ihresgleichen suchen dürften, zieht er die Schwächen und Wunderlichkeiten der Mutter gründlich ans Licht.... Mag Herr von Chezy sich an dem Beifall, den die früher im «Morgenblatt» veröffentlichten Stücke gefunden haben sollen, erlaben soviel er will. Wir glauben nicht an den Ernst derselben, oder wir bedauern die Beifallsspender, die sich zu einer solchen Höhe der Anschauung zu erheben vermochten" u. s. w.

Der Verfasser droht noch mit einer zweiten Abtheilung, welche, mit der Gestalt Karl Spindler's im Vordergrunde, die Zeit von 1829—50 umfassen soll, und mit einer dritten, welche Chezy's Erlebnisse und Wahrnehmungen in Wien seit 1850 zum Gegenstande haben wird. In letzterer Abtheilung wird also wol besonders für pikantes politisches Amusement gesorgt sein.

H. M.

Zur Geschichte des griechischen Dramas.

Geschichte des griechischen Schauspiels vom Standpunkt der dramatischen Kunst. Von Moritz Rapp. Tübingen, Laupp. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Rapp ist fast zu gleicher Zeit mit drei Werken vor das Publikum getreten, welche ein merkwürdiges Zeugniß von der Unermüdlichkeit und insbesondere von der Ausdehnung seiner Studien ablegen. Wir meinen seine „Studien über das englische Theater", sein „Goldenes Alter der deutschen Poesie" und die vorliegende „Geschichte des griechischen Schauspiels". Nach der Auskunft, welche der Verfasser im Vorworte zu dem letztgenannten Werke über seine Lectüre gibt, werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn er demnächst dieses Kleeblatt literarhistorischer Schriften durch eine Geschichte des spanischen Dramas zu dem Range eines vierblätterigen erheben sollte. Von Jugend auf hat er nämlich, seinen eigenen Worten zufolge, die dramatische Poesie als sein Lieblingsstudium getrieben und demgemäß verhältnißmäßig die meiste Zeit seines Lebens auf die Lectüre spanischer und englischer Schauspiele verwendet. „Die classische Philologie", so fährt er in seinen Selbstbekenntnissen fort, „war niemals mein Berufsstudium, und ich war in der Jugend obwol ein großer Liebhaber doch kein großer Kenner des Griechischen. Erst durch die vergleichende Grammatik wurde ich später immer wieder auf diese schönste Sprache der Welt zurückgeführt und ich entging dadurch wenigstens dem gewöhnlichen Schicksal unserer Schulgelehrten, welche das in der Jugend Gelernte im Alter regulär (!) wieder vergessen. Ich las im meinem funfzigsten Jahre viel geläufiger griechisch als im funfzehnten. Nur diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß ich im Stande war, für mein Studium der dramatischen Poesie auch gegenwärtige Abhandlung (wir meinten, es sei eine Geschichte!) zu Papier zu bringen. Dieselbe wurde als Vorlesung im Wintersemester 1856—57 niedergeschrieben und im folgenden Sommer gelesen." Dem Muthe, mit welchem sich der Verfasser entschlossen hat, seine Vorlesungen alsbald herauszugeben, sind wir unter diesen Umständen eine besondere Anerkennung schuldig.

Um den Standpunkt darzulegen, auf welchen er sich gestellt hat, hebt Rapp unter den verschiedenen Seiten, von denen das griechische Theater bereits betrachtet worden ist, folgende sieben hervor. Zuerst die Kritik der überlieferten Texte; „darauf", sagt er, „lassen wir uns hier nicht ein." Zweitens das grammatische Verständniß; „auch darauf lassen wir uns diesmal nicht ein." „Das dritte Moment ist bei poetischen Erzeugnissen die Metrik; unsere Darstellung wird sich aber nur gelegentlich mit diesem Moment befassen." Das vierte ist die archäologische Untersuchung über die plastischen (?) Mittel des antiken Schauspiels; „wir erwähnen diese Seite nur beiläufig." Fünftens „die religiösen Grundbegriffe und die Gestaltung der Mythologie, deren specielle Verfolgung wir hier auch nicht aufnehmen können". Sechstens die staatliche Entwickelung und der Zusammenhang der Kunst mit der politischen Geschichte; auch „dieses an sich wichtige Gebiet tritt für uns zurück". Bleibt also nichts weiter als siebentens die Betrachtung: „Wie verhält sich das griechische Theater zum Begriff der Kunst und der Idee des Schönen?" Die Beantwortung dieser Frage scheint uns jedoch vielmehr in einer Theorie als in einer Geschichte der dramatischen Dichtung der Griechen enthalten zu sein, und in der That entspricht auch das Werk durchaus nicht den Anforderungen, die man an eine Geschichte zu stellen gewohnt ist. Ebenso wenig ist es aber eine wissenschaftliche Theorie des griechischen Dramas, wie man sie aus dem durch seine Leistungen auf dem Felde der Aesthetik berühmten Tübingen- erwarten sollte. „Ich gebe", sagt der Verfasser S. 7, „nicht umfassende Reflexionen über die Dichter, sondern ich gebe mein durch Vergleichung aller dramatischen Literaturen geübtes und gewonnenes Urtheil über jedes einzelne Werk ab, das uns aus dem Alterthum (er meint dem griechischen) gerettet worden." Dieses Urtheil hat sich ihm „aus dem unmittelbaren Eindruck der Gedichte bei der Lectüre ergeben" und wird in der Regel an eine mehr oder minder ausführliche Inhaltsangabe des betreffenden Stücks geknüpft.

Rapp berichtet ferner, daß er in seiner Jugend ein warmer Bewunderer der Schlegel'schen Dramaturgie gewesen ist und sie als den Ausgangspunkt seiner Studien betrachten kann. Nach „dreißigjährigem Studium der Quellen" hat er sich aber vieles anders „zurechtgestellt", seine Ansichten haben sich vielfach ins gerade Gegentheil der Schlegel'schen verkehrt, und er bezeichnet gegenwärtig Schlegel's Vorlesungen als ein Werk „jugendlicher Unreife" (S. 120). In der That ist bei ihm kein Funke der Schlegel'schen schwungvollen Begeisterung und keine

Spur der Schlegel'schen eindringenden Nachempfindung zu entdecken. Sein Verhältniß zu Lessing und Hegel (Vischer erwähnt er nicht) ist ein in ähnlicher Weise gegensätzliches, insofern ihm Lessing's klare Classicität und Hegel's systematische Geschlossenheit völlig abgehen. Seine Kritik ist vielmehr von der subjectivsten Art und führt ihn oft zu den seltsamsten Ansichten und Urtheilssprüchen. So gilt ihm beispielsweise (S. 84 fg.) als der Grundgedanke der Antigone, daß „das Edle untergehen muß, damit dem Gemeinen der Raum bleibe". In Hämon erblickt er den Embryo des Shakspeare'schen Romeo. Kreon ist ihm durchaus keine vom Dichter mit geistigem Gehalt erfüllte Persönlichkeit, „er ist von trockenem Kanzleiverstand, er ist gar keiner pathetischen Erhebung, gar keines wirklichen Pathos fähig, und am Ende ist seine Verzweiflung die gemeine Verzweiflung des Philisters, die sich leicht curiren läßt. In ihm tritt (wie es einige Seiten später heißt) der alte heulende, trost- und rathlose Philister zu Tage, als welcher er von der Scene geht und, wie man sich leicht vorstellt, bei einer Kanne Wein seinem Schmerz eine Grenze setzen wird. So nimmt aber das tragische Gedicht einen fürchterlich komischen Ausgang." Allerdings, in Rapp's Geiste. Der „Philoktet" ist nach dem Verfasser keine Tragödie, sondern was wir ein bürgerliches Schauspiel nennen würden und sehr viel Komisches darin (S. 61 fg.). Um den dramatischen Gehalt des Stücks recht anschaulich vor Augen zu stellen, hält er es für das Beste, „die ganze Collision in unsere modernen Verhältnisse zu übersetzen, indem wir alle Motive der Handlung beibehalten, statt der antiken Mythologie aber Menschen unsers Kalibers und unserer Bildung substituiren". Diese „Uebersetzung" ist so charakteristisch, daß wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen. Sie lautet so:

„Ein reicher Lord in der Hauptstadt hat einen körperlich und geistig zerrütteten Sohn, den er, wie es gebräuchlich ist, in die Einsamkeit des Landlebens, in eine Pension, zu einem Geistlichen oder wie man will, hinausschickt, wo er ihn hinlänglich mit Geld versorgt, er aber nach seinem Geschmack möglichst von der Welt isolirt lebt. Der Sohn hat schon zehn Jahre in dieser Weise verlebt, hat sich an diesen Zustand gewöhnt, ihn gewissermaßen lieb gewonnen, und ist, was sich aus der Einsamkeit von selbst ergibt, nach und nach ganz menschenscheu und misanthrop geworden. Mittlerweile macht der vornehme Papa die zufällige Bekanntschaft eines berühmten Arztes, dem er die Symptome der Krankheit seines Sohnes genau auseinandersetzt. Derselbe verspricht den Sohn zu heilen und weist ihm die unfehlbare Heilweise nach. Der Papa ist darüber erfreut und gibt seinem Secretär den Auftrag, den Sohn zum Zweck der Cur in die Stadt zurückzubringen. Man erwartet natürlich Widerspruch von seiten des Kranken. Desgleichen erinnert der Secretär an den schlimmen Umstand, daß der Sohn, als er noch im Hause war, gerade in dem Secretär seinen gefährlichsten Feind dem Vater gegenüber zu erblicken gewohnt war, daß er ihn unter allen Menschen haßte, ihn für seinen speciellen Feind ansah und noch so betrachten wird. Es wird also ein junger Anverwandter des Hauses, ein Jugendfreund des Kranken, ins Vertrauen gezogen, der sich bereit finden läßt, in dem Plan mitzuwirken; dieser nimmt noch einen alten, ehrlichen Bedienten mit und reist mit den beiden ab. Der Secretär hält sich natürlich im Hintergrund, während der Jugendfreund in Gesellschaft des Bedienten sich bei dem Kranken introducirt und leicht sein Vertrauen erweckt. Dem ungeduldigen Secretär aber geht die Sache zu langsam, und während der Jugendfreund auf dem besten Wege ist, den Kranken nach der Stadt reisefertig zu machen, platzt er ungeschickt in die Gesellschaft herein. Der Kranke, seinen alten vermeintlichen Feind gewahrend, ist natürlich voller Argwohn nicht nur auf diesen, sondern auch auf den Jugendfreund, den er nun als ein blos geduldiges Werkzeug seines Feindes zu entlarven meint. Der Jugendfreund, von den Leiden des Kranken persönlich afficirt, schwankt zwischen der pädagogischen Rolle, die er zu spielen hat, und seinen sympathetischen Gefühlen, ermannt sich aber noch in seiner Mission so weit, daß er dem Kranken bemerklich macht, der Papa habe gedroht, ihm seine Geldunterstützung zu entziehen und ihn in seiner Verstocktheit seinem Schicksal zu überlassen. Ueber diese trostlose Aussicht befällt den alterirten Sohn sein heftigster Krankheitsanfall, und die ganze Operation steht auf dem verzweifeltsten Punkt, da plötzlich erscheint der Papa persönlich, der kranke Sohn wirft sich voller Zutrauen an den Hals des Vaters, der ihm den Heilplan und seine frohen Aussichten in die Zukunft mittheilt, und die Komödie ist am Ende. — Das ist seinem Gehalt nach unser ganzes Stück. Herakles ist der reiche Lord, Philoktet der Kranke, Odysseus der Secretär, Neoptolemos der Jugendfreund, der Chor der alte Diener und der Schiffsherr irgendein Kutscher oder Hausknecht, und die Geschichte ist fertig. Daß also Sophokles durch dieses Stück für uns der Gründer des Familienstücks, des Rührungsschauspiels, des sentimentalen Intriguenstücks geworden ist, daß er ihn für uns der zukünftigen Bühne des Euripides und von da an des Menander, Apollodorus u. s. w. vorgearbeitet und sie begründet hat, das ist sein eminentes Verdienst; nicht aber das, daß er uns hier eine Tragödie im heutigen Sinne der Aesthetiker gegeben hätte."

Was mit derartigen Absonderlichkeiten, sei es für die Geschichte oder die Theorie des griechischen Dramas, gewonnen werden soll, vermögen wir nicht einzusehen. Der Verfasser hat offenbar seine Kräfte zu sehr zersplittert, als daß er sich in ein einzelnes Fach hätte vertiefen können. Bei jeder Vertiefung aber würde er zu der Erkenntniß gekommen sein, daß er, um seinen siebenten Punkt zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen, sich auch auf die sechs ersten hätte einlassen müssen. Allerdings hat auch Schlegel das alte wie das moderne Theater umfaßt; allein bei ihm bildet eine auf fester Grundlage ruhende Kritik das einigende Band. Ueberdies ist bekanntlich nicht jedem vergönnt nach Korinth zu kommen. So wie es ist, mögen Rapp's Lesefrüchte namentlich in ihren referirenden Partien diesem oder jenem Laien zu einer oberflächlichen Kenntniß der dramatischen Poesie der Griechen verhelfen, für das wirkliche Studium und die Wissenschaft sind sie unersprießlich. 54.

Charakter- und landschaftliche Skizzen.

1. Charaktermasken. Von Alfred Meißner. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Grunow. 1862—63. 8. 3 Thlr.

Bereits in Nr. 22 d. Bl. f. 1862 ist der erste Band dieser „Charaktermasken" aus anderer Feder besprochen. Uns liegen die beiden folgenden zur Hand. Band 2 bringt die Skizzen und Novelletten: „Aus dem Leben eines kleinen deutschen Fürsten", „Die Leiden des jungen Lindenhain", „Unterm Kirchenbann", „Bei den Karmeliterinnen", „Nachlese zu den Erinnerungen an Heinrich Heine", „St.-Procop in Brieslau". Sämmtliche Stücke sind weniger strenggegliederte Ganze, als launig hingeworfene Feuilletonartikel, wo es einen komischen Effect zu erzielen gilt, oder etwas tendenziös gefärbte Literaturbeiträge, wo Meißner auf seine persönlichen Sympathien und Antipathien stößt. Als lustige Skizze zu lang, als Novelle etwas zu breit erscheint uns „St.-Procop in Brieslau", die Geschichte eines Mannes, zu dem ein Gauner als Heiliger gesessen. Dagegen haben wir „Aus dem Leben eines kleinen deutschen Fürsten" — wir kannten das Stückchen schon aus der wiener „Presse" — mit heiterm Gesichte noch einmal gelesen, denn welcher Deutsche freute sich nicht über seine Duodezgrößen, zumal wenn es einen Heinrich LXXII. (haben wir denn auch die Zahl richtig geschrieben?) von Reuß u. s. w., ein Urorginal gilt, das die selige Lola Montez entdeckt zu haben sich rühmen konnte. Mit den „Leiden des jungen Lindenhain" wollte Meißner wol die Unordnung und den Schmuz der Czechen geiseln, mit „Unterm Kirchenbann" aber gegen die Unduldsamkeit des katholischen Klerus einen scharfen Streich führen. Eine fortwährende Gereiztheit gegen alles, was Kirche heißt, scheint überhaupt zu den Eigenthümlichkeiten Meißner's zu gehören. Er weiß daher auch „Bei den Karmeliterin-

nen" so düster zu halten, daß er damit wirklich einen peinigenden Eindruck erzielt. Nur hätte er nicht gleich darauf die „Nachlese zu den Erinnerungen an Heinrich Heine" bringen sollen. Die Vertheidigung Heine's wird ihm zu einer rein persönlichen Angelegenheit und er gibt Anekdoten und Papierschnitzel, die Heinrich Heine als eine große Natur kennzeichnen sollen, aber gerade das Gegentheil bewirken. Wie Meißner den Heine zum Helden, so kann man jedes prostituirte Mädchen zu einer Heldin machen; denn gerade die doppelte, in Heine kämpfende Natur, gerade sie ist auch bei den Prostituirten das Charakteristische. Jetzt Zoten reißen und im nächsten Augenblick das Geld haufenweise an Arme fortwerfen, gerade das thun auch die Prostituirten. Und wenn nun Meißner gar mit dem Geständniß, Heine habe fortwährend in Geldklemmen gesteckt, für ihn Theilnahme erwecken will! Heine hat eine Zahl von herrlichen Liederchen gedichtet, wie sie schöner nur einer, nämlich Goethe geschaffen hat. Durch diese Lieder wollen wir uns immer wieder hinreißen lassen; im übrigen war Heine ein literarischer Tyrann, und dem gilt unser steter Kampf. Leider aber glorificirt man noch immer das literarische Tyrannenthum! Nehmen wir im dritten Bande die unbedeutendern „Im Hotel" und „Görgei in Prag" heraus (Meißner verwirft Görgei geradezu als ehrgeizigen Heuchler, während die öffentliche Meinung bisher das Misglücken der ungarischen Revolution dem eitlern Kossuth zuschrieb), so behalten wir drei höchst erfreuliche Stücke übrig. Wie ergötzlich persiflirt Meißner die Musikmanie in den „Enthusiasten", wie lustig läßt er die Jagd nach einer echten Amatigeige ausfallen! Das Beste aber von den beiden Bänden sind wol die beiden letzten Piècen: „Frühlingstage im bairischen Hochgebirge" und „Herbsttage im Allgäu". Die landschaftlichen Schilderungen glückten ihm außerordentlich. Wie frisch und lieblich schlingt da die Feder reizende Arabesken um Menschen, Berge und Wälder! Und wie reißt uns Meißner mit hinein ins oberammergauer Passionsspiel, dem er vor einigen Jahren mit beigewohnt hat. So hinein, daß wir denken, wenn das Jahr des Passionsspiels wieder herangekommen ist, wir werden dort nicht fehlen.

2. Biographische Skizzen und Charakternovellen. Von Schmidt-Weißenfels. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

3. Preußische Landtagsmänner. Beiträge zur Partei- und parlamentarischen Geschichte in Preußen. Von Schmidt-Weißenfels. Breslau, E. Trewendt. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Eduard Schmidt-Weißenfels schreibt leicht, zumeist ist auch sein Griff in die Tagesgeschichte oder in die Stoffe hinein, welche der Gegenwart genehm sind, sehr glücklich. In den „Biographischen Skizzen und Charakternovellen" bringt er uns eine erkleckliche Anzahl biographischer und literarhistorischer Studien, weniger wol Charakternovellen, deren feuilletonistischer Ursprung unverkennbar, deren ganze Haltung indeß dem erfahrenen Cultur- und Literarhistoriker zur Ehre gereicht. Er theilt das Material der beiden Bände in folgende Abschnitte: 1) „Aus Deutschlands Befreiungszeit" mit den literarischen Bildern „Erzherzog Karl und die Aspernschlacht", „Schill", „Scharnhorst", „Lützow und seine Schar", „Blücher". Auf bedeutenden eigenen Studien ruhen diese Skizzen sämmtlich nicht, nur das gangbare Material ist kurz, meist aber mit glücklicher Feder bearbeitet. Die beste dieser Skizzen dünkt uns die erste: „Erzherzog Karl und die Aspernschlacht." 2) „Oesterreichische Bilder." Sie bestehen aus „Kaiser Ferdinand", „Minister Bruck", „General Benedek". Ist Schmidt-Weißenfels vielleicht gleichbedeutend mit Hellmuth, von dem uns an anderer Stelle ein Werk „Oesterreichs Lehrjahre" zur Besprechung vorlag? Fast vermuthen wir es, da die ganze Art und Weise der Darstellung in diesen Bildern mit der Darstellungsweise in jenem Werke übereinstimmt. 3) „Literarische Aquarellen." Sie enthalten „Die Serapionsbrüder", „Bettina von Arnim", „Leopold von Buch", „Varnhagen von Ense", „Theodor Mundt". Wir wurden bei diesen Aquarellen lebhaft an die Wehl'schen Skizzen in dessen „Fliegendem Sommer" erinnert" (siehe weiter unten Nr. 5). Wenigstens bei der „Bettina" und bei „Varnhagen" hätten wir unsere Feuilletonisten, die Todten nun ein Weilchen ruhen zu lassen. 4) „Französische Porträts." Die kühnste unter diesen Skizzen ist wol „Der „napoleonische Schanke: Persigny". Von den andern: „Voltaire", „Beaumarchais", „Marie Antoinette", „Robespierre", ist die vorletzte etwas flüchtig, die letzte wol etwas pedantisch docirend. 5) „Aus der Kunst und der Literatur." Sehr gefallen uns darunter „Delphine von Girardin und ihr Gemahl", „George Sand" und „Rosa Bonheur". Die beiden andern Skizzen „Vier literarische Silhouetten" (Victor Hugo, Dumas, Balzac, Sue) und „Rachel Felix" erschöpfen den Stoff wol zu wenig. Endlich 6) „Slawische Skizzen". Es sind deren drei: „Anton Malczewski", „Adam Mickiewicz", „Wenzel Hanka".

Schmidt-Weißenfels ist ein Schriftsteller — wir wollen uns einmal so ausdrücken — für die Majorität. Er greift stets das, was en vogue sein kann oder sein muß. Selbst bei einer im ganzen abfällig gehaltenen Skizze wie die über die „Rachel" zeigt sich das. Der Nimbus der Rachel ist trotz Rötscher und andern vorüber. Die große Masse will sogar jetzt gern hören, daß es mit der Rachel nur unter gewissen außerordentlichen Bedingungen etwas Außerordentliches war. (Auch Feodor Wehl beurtheilt in dieser Weise die Rachel etwas nüchtern und nicht voreingenommen.) Grund genug, daß Schmidt-Weißenfels dem Wunsche der Masse Ausdruck lieh. Dasselbe sehen wir an seinem zweiten Werke, den „Preußischen Landtagsmännern". Viele von Schmidt-Weißenfels' Urtheilen könnten uns hier etwas gewagt erscheinen, viele seiner Urtheile könnten auch von einer spätern Zeit wesentlich modificirt werden. Doch was da: ein Schriftsteller darf nicht zittern und zagen, er muß mit einer ganzen Schar von Männern, wie sie das preußische Abgeordnetenhaus umfaßt, im Umsehen fertig werden können, so liebt es das Volk; er muß jedem Erwählten des Volks nach einer einzigen vielleicht an und für sich unbedeutenden freisinnigen Handlung die unvergängliche Bürgerkrone der großartigsten Freisinnigkeit aufs Haupt drücken, so will es das Volk. Schmidt-Weißenfels gibt biographische Skizzen von den Fortschrittsmännern: „Waldeck", „Schulze-Delitzsch", „Diesterweg", „von Kirchmann", „Virchow", „Twesten", „Behrend", „Hagen", „Weigle"; dann von den Liberalen: „Grabow", „von Vincke", „von Sybel", „Graf Schwerin", „Lette", „von Bockum-Dolffs", „von Carlowitz", „von Saucken-Julienfelde", „Stavenhagen"; zuletzt von den Katholiken: „Die beiden Reichensperger."

4. Staub von der Reise. Von R. Hirsch. Zwei Theile. Wien, Leben und Mundt. 1861. 8. 1 Thlr.

Staub von der Reise! Ein wiener Poet hat sich den von den Stiefeln geklopft. Dieser Poet hat der Welt schon mancherlei geboten, gewiß auch Gewichtigeres als diesen „Staub von der Reise". Er hat von dem noch mehr in petto; aber er will nicht unbescheiden sein, somit bringt er uns nur zwei Bändchen voll. Was dieser Staub etwa bedeutet? Denke man nur an die Unmasse der Feuilleton-Zeitungsartikel, wird darin nicht meist nur Staub auf Staub gehäuft? Doch wer wie Hirsch seinen eigenen Staub mit bestem Humor trägt, was thut's? wenn uns der davon nicht wenig in Augen und Nase bläst, wir suchen mitzulächeln! Ja wir lächeln, gleich anfangs, wenn wir den Idealismus des wiener Poeten, wie er in den beiden Episteln an Joseph Weilen, den Dichter des „Tristan" und „Heinrich von der Aue", und an die Baronin Ida von Düringsfeld-Reinsberg zuweilen hervorsticht, zu schmecken bekommen. Welch naive Heiterkeit in so einem wiener Gemüth! Nichts von Blasirtheit, aber ganze Frachtwagen voll Behäbigkeit, auf die es alte und neue Schnurren je nachdem packt, am Schlusse des zweiten Theils sogar eine Unmasse von „Disteln am Wege", d. h. zwanzig Stück ziemlich mittelmäßige epigrammatische Gedichtlein! Die beiden größern Artikel über das Quecksilberberg-

werk Idria und die Reise nach Mailand 1858 (vorsündflutlichen Andenkens) geben sich lesbar, doch beinahe etwas zu leicht. Aber auch hier sind die naiven Einfälle und Anekdoten das Fett in der sonst etwas wässerigen Brühe des Stoffs. Hei, wie bewitzelt er Spree-Athen! Selbst — fällt denn die Welt darob nicht ein? — mit einem berliner Gardelieutenant bindet er an! Und diese Animosität gegen das Berlinerthum (sind wir denn wirklich, wir an der Spree schlammigen Ufern so greuliche Ungeheuer?) stachelt ihn zu einer wahrhaft classischen Anekdote auf, die wir um jeden Preis weiter erzählen müssen. Eine bildschöne blonde Gräfin, ein berliner Gardelieutenant und ein österreichischer biederer Haudegen von Reitergeneral spielen die Hauptrollen; Ort der Handlung: eine österreichische Provinzialstadt. Der Lieutenant ist liebes Kind der Gräfin, der General aber so unartig, daß er den Zucker zum Kaffee statt mit der Zange mit bloßen Fingern nimmt. Das geschieht einmal, das geschieht öfter. Randglossen darüber zwischen Gräfin und Lieutenant. Der Haudegen von General soll gemaßregelt werden. Also wie sich eines Tags bewußter General den Zucker wieder auf unartige Manier nimmt, schellt die Gräfin und befiehlt dem eintretenden Christian oder Daniel die Zuckerdose mit frischem Zucker zu füllen und den noch in der Dose befindlichen wegzuthun. Der Haudegen begreift die Maßregelung. Ruhig trinkt er den Kaffee, steht auf, öffnet das Fenster, ein Ruck und auf der Straße liegt die Tasse. Den Bart streicht er sich nun und die classischen Worte redet er: „Wie meine grobe Hand den Zucker, so hat meine Schnauze Ihre Schale verunreinigt. Geht der Zucker zum Teufel, so muß auch die Schale hinterdrein." Spricht's und verschwindet. Sähe Hirsch doch, wie herzlich gern auch wir schlimmen Berliner über solche Anekdote lachen können! Erkennen wir doch auch ein so aufrichtiges, freilich etwas sehr redseliges Gemüth, gleich dem des Verfassers herzlich gern an, auch da, wo es wie in den „Musikalischen Reminiscenzen" von der Leber weg redet, ohne sich um alle Coterieurtheile zu kümmern. Noch eine Kleinigkeit; wir haben einen Einwand. Irgendwo im „Staube" findet Hirsch auch die bekannte Geschichte von der jungen Dame, welche auf die Frage: „Womit handelt Ihr Vater?" antwortete: „Mit Verstand!" Nach ihm hätte diese Antwort eine Gräfin R. in Berlin (Unter den Linden Nr. . .?) einer Prinzessin gegeben, die jetzt noch etwas mehr als Prinzessin ist. Die hohe Dame hätte mit jener Frage ihre Geringschätzung gegen die zur Gräfin R. avancirte Jüdin ausdrücken wollen. Abgesehen von allen Zweifeln, denen die Anekdote in dieser Fassung unterliegt, hören wir zum ersten male, daß Gräfin R. eine geborene Jüdin sei. Weiß Hirsch dies genau? Und wenn nicht, was ist es mit solchen, den hohen Personen untergeschobenen, der Tendenzmacherei huldigenden Anekdoten?

5. Fliegender Sommer. Leichte Skizzen von Feodor Wehl. Dresden, Meinhold und Söhne. 1862. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

„«Fliegender Sommer» ist dieses Bändchen vermischter Aufsätze nur darum betitelt worden, weil es etwa dasjenige enthält, was dem Herausgeber nach einer zehnjährigen Thätigkeit in der Schwüle der Tagesliteratur noch geistig nachgeflogen kommt und sich ihm als nicht völlig interesselos an Haupt und Arm seiner Seele hängt. Es ist eine heiße Beschäftigung: die für Zeitschriften und Feuilletons. Man arbeitet da immer im Staube der großen Heerstraße, im Gewühle der Meinungen und Interessen, im Drängen und Treiben der Zeit..... In Wahrheit, nicht ohne Wehmuth läßt sich auf eine journalistische Thätigkeit von zehn verflossenen Jahren zurückblicken, und wol kann es einen dünken, als träte man aus einem schwülen Sommer in den hellen Herbst heraus, an Arm und Hut nur fliegende Fäden mit sich führend."

Dieses Vorwort ist unendlich wahr. Nur zu begreiflich ist die Wehmuth des Journalisten, muß er sehen, wie wenig von all seiner Thätigkeit übrig geblieben. Selbst dem schlechtesten Lyriker oder Dramatiker steht der Journalist nach; der Lyriker oder Dramatiker läßt frischweg Bücher drucken und gelangt, freilich oft ohne Verdienst, doch immer in die Literaturgeschichte; des Journalisten gedenkt fast keiner, wenn er sich von Zeit zu Zeit nicht zusammenrafft und den Markt mit einem Sammelwerke wie dem vorliegenden Wehl'schen bereichert. Wohl dem Journalisten, hat er sich im Treiben der Zeit das Herz für die idealen Keime in der Literatur gleich Feodor Wehl offen erhalten. Ein schöner Zug von Idealismus durchdringt die meisten der kleinen Skizzen, welche den „Fliegenden Sommer" ausmachen. Die rosige Pietät ist's, mit der Wehl fast überall für das weibliche Geschlecht eintritt. Züge dieser Pietät finden sich in Menge in den Abschnitten: „Mann und Weib in der Literatur", „Die Kunst im menschlichen Antlitz zu lesen", „Ein paar Worte über die Kunst Gesellschaften zu geben", „Ein paar Worte über gesellschaftliche Unterhaltung", „Ueber die Anmuth des Grußes, besonders bei Damen", „Die Frau im Sprichwort", „Therese", „Herzogin Helene von Orleans", „Karl August Varnhagen von Ense", „Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin"; ja auch in dem kurzen Artikel über die Rachel, „Vom Capitol zum tarpejischen Felsen" betitelt, finden sich deren, obgleich Wehl keineswegs für die große, jetzt aber bereits trotz ihrer Größe halbvergessene Tragödin zu schwärmen scheint. Weiterhin führt uns Wehl in den drei Artikeln „Chamfort", „Marquis von Brunoy" und „Graf Alfred d'Orsay" drei Originale der neuern französischen Gesellschaft vor: Chamfort, 1741 in der Gegend von Clermont geboren, vor der Revolution ein talentvoller Dramatiker, auch Mitglied der Akademie, späterhin Parteigänger Mirabeau's und Sieyès und selbstverständlich ein Opfer der Schreckenszeit; Marquis von Brunoy, Seitenstück zu Narciß, ein Tollkopf, wenn man will, der den Adel aufs beißendste persiflirte, ein Prophet der heraufziehenden Schreckenswolken, interessant besonders durch sein Ende, über das jede Gewißheit fehlt, ob er 1781 kaum 38 Jahr alt gestorben oder im selben Jahre heimlich in die Bastille geschleppt — eine offene Frage; Graf d'Orsay endlich, Kind unserer Zeit, einer der größten Gelegenheitsmacher des Jahrhunderts, vom Glücke auf Schritt und Tritt begünstigt, bewundert von seinen Zeitgenossen und selbst von Feodor Wehl, bei noch größerm Vermögen vielleicht der erste Mäcen der Jetztzeit, ohne die süße Laune der Glücksgöttin vielleicht ebenso gut einer der größten Hochstapler', wie die Geschichte dafür Beispiele genug liefert. Außerdem bleibt uns noch übrig, auf die vier Abschnitte: „Geschichte in den Memoiren", „Auch Talleyrand hat geweint", „Ein dunkles Blatt in Victor Hugo's Leben und Gedichten" und „Stille Gedanken", vorübergehend hinzuweisen.

6. Skizzen aus Dorpat. Von einem alten dorpater Studenten. Dorpat, Gläser. 1862. 16. 1 Thlr.

Das bescheidene Plätzchen, das diese Skizzen beanspruchen, soll ihnen vollauf werden. Wie möchten wir an ein Buch wol den strengsten Maßstab legen, welches auf der zweiten Seite den Censurvermerk trägt: „Der Druck wird unter den gesetzlichen Bedingungen gestattet." Wie sollten wir uns aber nicht über die deutschen Regungen in den fernen Ostseeprovinzen freuen, auch wenn diese Provinzen nicht zu unserm großen Vaterlande gehören, gerade weil diese Regungen von uns Deutschen insgemein zu gleichgültig angesehen zu werden pflegen. Schleswig-Holstein meerumschlungen! schreien wir alle Tage. Aber die vielen deutschen Elemente in Kurland und Livland verursachen uns keinen Kummer. So ist's mit uns immer gewesen, auf dem einen Ende wollen wir etwas mit aller Gewalt besitzen, und auf dem andern Ende schneiden wir demselben etwas wol gar ein schiefes Gesicht. Und vielleicht sind die Deutschen in Kur- und Livland nicht minder treuere deutsche Brüder als die Schleswig-Holsteiner. Wer weiß, wo das deutsche Element in Sprache und Sitte eifriger und mit größern Opfern aufrecht erhalten wird, ob in Schleswig oder Livland? Was da, schneiden wir doch dem Aschenbrödel im Norden ein schief Gesicht! Was ist denn daran gelegen, daß da eine Universität, Dorpat ge-

nannt, liegt, die in der Pflege deutschen Geistes mit Kiel vielleicht recht gut wetteifern könnte. Aber warum sind diese deutschen Kur- und Livländer auch so unbescheiden, warum fordern sie denn nicht deutsche Touristen auf, zu ihnen zu kommen und nach Schmerzensschreien zu stöbern? Es ist einmal noch nicht Mode! Auch fürchtet unserer Touristen kosmopolitisirende Spürnase doch wol einen Stoß gegen den russischen Schlagbaum noch etwas zu sehr. Sintemal und alldieweil nun Dorpat von deutschen Spürnasen noch nicht der Länge und Breite nach abgewittert ist, so ist es ganz in der Ordnung, daß uns so ein alter dorpater Studio ins Ohr kneipt: „Nun seht auch einmal hierher!" Und wahrlich, so gut er vermag, so gut schreibt er, das heißt, sein Büchelchen darf passiren. Seine Schilderung des dorpater Universitätslebens enthält eigentlich wenig Neues, es ist ein fast getreuer Abklatsch des deutschen Studentenlebens überhaupt. Die Schilderung ist für uns indeß insofern nicht ganz überflüssig, als sie uns die freudige Gewißheit gewährt, es könne dort, weit über die deutsche Grenze hinaus, am Flüßchen Embach ebenso jugendlich burschikos hergehen, wie an der Saale oder des Neckar schönem Strande.

Emil Müller-Samswegen.

Ein Urtheil über Schiller's „Fiesco" vom Jahre 1788.

Ein Herr Cornelius von Ayrenhoff, k. k. Generalmajor und dramatischer Dichter — man hat von ihm drei Bände Komödien und Tragödien —, schreibt in seinen „Briefen über Italien u. s. w." (funfzehnter Brief datirt Wien, 24. Januar 1788) Folgendes:

„Seit meinem Hiersein haben drei Stücke außerordentlichen Beifall und Zulauf erhalten, und nach meinem Urtheile sind diese drei gerade durch die Eigenschaften, wodurch sie Glück machten, unter allen schlechten die schlechtesten. Es sind die zwei Komödien: «Die Jäger» und die «Erklärte Fehde», und das Trauerspiel «Fiesco». Urtheilen Sie aus dem wenigen, so ich Ihnen davon sagen werde, ob eins dieser Stücke würdig sei, auf einem Hoftheater, wie das unserige ist, zu erscheinen und mit so unterscheidendem Beifall aufgenommen zu werden.... Das letzte und wunderbarste von den drei wunderbaren Stücken ist das Trauerspiel «Fiesco». Der Verfasser desselben ist im vollen Maß eines von den jetzt in Deutschland so häufigen Genies, die auf den Fußtapfen Shakspeare's um den Beifall der Lastträger und Erbsenkrämer buhlen und ihn auch glücklich erhalten, dagegen aber alle vota saniora ihrer Landsleute gegen sich haben und unsere Theater dem Spotte des Auslandes preisgeben. Sie werden mir das auf mein Wort glauben, wenn ich Ihnen sage, daß gleich im ersten Act, der ad captandam benevolentiam der Erbsenkrämer mit einem Maskenball anfängt, der Prinz Doria einen Mohren miethet, den Senator Fiesco, bei welchem das Fest ist, zu ermorden."

Nun folgt eine kritische Darstellung des Plans dieser Tragödie. Dann wird also fortgefahren: „Auch in Absicht auf die Sprache ist dieses Trauerspiel merkwürdig. Schwerlich haben seit des Aeschylus Zeit tragische Helden so kühn durch Concetti gewitzelt als die Helden im «Fiesco»." Und nun eine ganze Reihe von Beispielen solcher Kraftausdrücke mit den kühnsten Epitheten und Bildern, die allerdings zum Theil in den spätern Ausgaben verändert sind. Dann fährt der Briefsteller fort:

„Ich will zwar gern glauben, daß mir manche von den Blumen seiner Wohlredenheit nur misfällt, weil ich sie nicht verstehe — übrigens scheint mir der Dichter — nach seiner Theorie — sehr gut gethan zu haben, daß er bei Anlegung seines Plans sein Genie nicht in den vormals eingeführt gewesenen größten Raum der fünf Acte eingeengt hat. Sein sechster Act ist gerade der interessanteste von allen. Hier haben die Erbsenhändler an Ab- und Zulaufen, an Hauen und Stechen, an Trommeln und Pfeifen, an Schießen und Glockenläuten zu hören und zu sehen, soviel sie nur wünschen können.... Seit Lessings «Emilia Galotti» nehmen viele unserer Tragiker den Stoff zu ihren Stücken aus der italienischen Geschichte mittlerer Zeit; Sitten und Costüme aber, soviel möglich ist, aus dieser «Emilia» selbst. Der Verfasser des «Fiesco» dient vor andern zum Beweise."

Nun geht der Kritiker speciell auf diese Parallelen ein und schließt damit: „Sie werden aus dem Gerügten genugsam erkennen, was für ein unglücklicher Nachahmer der Verfasser des «Fiesco» ist, den uns einige Journalisten für einen überaus originellen Kopf aufbinden wollen. Einen unglücklichen Nachahmer Lessing's kann man ihn ohne Bedenken nennen, weil er eben das von der «Emilia» nachahmte, was am wenigsten nachgeahmt werden sollte, dabei aber keinen einzigen ihrer Vorzüge erreichen konnte.... Und nun noch eine kurze Anekdote zu diesem «Fiesco»! Der Kaiser sah ihn, wo ich nicht irre, bei der vierten Vorstellung, und verbot ihn wieder aufzuführen. Aber mächtige Freunde des Schönen erwirkten dem Banditen dadurch Gnade, daß sie versprachen, ihn von allen groben Flecken reinigen zu lassen. Dies geschah und siehe! «Fiesco» gefällt nun um vieles weniger!"

Wir fügen nichts bei als dieses: Die Geistesproducte des Hrn. von Ayrenhoff sind längst vergessen und modern in den Bibliotheken. Das Werk des hier getadelten Genies hat sich seit bald 80 Jahren auf den Schaubühnen seines Volks erhalten. 93.

Notizen.

Ein französischer Liebesroman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts.

Es liegt uns ein in diesem Jahre in Paris erschienenes, aber in der Druckerei von Louis Perrin in Lyon auf Kosten der pariser Buchhandlung Troß gedrucktes, zierliches Bändchen vor: „Cent cinq rondeaulx damour publies d'après un manuscrit du commencement du XVI[e] siècle", dessen Herausgeber, Edwin Troß, in der in Form eines Briefs an P. Jannet abgefaßten Vorrede bemerkt: „Mir fiel ein Manuscript aus der Zeit Franz' I. in die Hände, ein kleiner zierlicher Octavband, welcher auf 53 Blättern 105 wohlgebildeter Rondeaux enthält, die sich aneinander schließen und eine rührende Liebesgeschichte bilden. Ich habe geglaubt, daß eine auf eine kleine Anzahl von Exemplaren beschränkte und mit möglichster Vollkommenheit hergestellte Reproduction dieses Bändchens einige Liebhaber interessiren könnte." Der Herausgeber bemerkt, daß sich eine Handschrift der Dichtung auf der kaiserlichen Bibliothek nicht befände, daß jedoch ein zu Lyon 1533 gedruckter Band von Olivier Arnoullet unter andern Rondeaux auch einen Theil derjenigen enthalte, welche diesen Roman bilden; aber der Text dieser Ausgabe sei bei weitem weniger correct als derjenige der Handschrift. Auch mehrere von Brunet citirte Drucke (z. B. „La fleur et triumphe de cent cinq rondeaulx contenant la constance et inconstance de deux amans", Lyon 1540) dürften wahrscheinlich denselben Roman enthalten. Edwin Troß hielt es jedoch für überflüssig, sein Manuscript mit diesen Ausgaben zu vergleichen: „J'avais un excellent texte entre les mains; le manuscrit lui-même était le type d'un beau livre"; er habe daher nichts Besseres thun zu dürfen geglaubt, als Wort für Wort, Seite für Seite eine so genaue Copie des Originals zu geben, daß selbst im Aeußern seine Ausgabe als ein Facsimile erscheinen möge, soweit eben ein gedrucktes Buch eine Handschrift darstellen könne. Aus dieser Dichtung, welche die Geschichte einer schönen Dame enthält, die aus Liebe stirbt, geben wir nun folgendes, das vorletzte Rondeau als Probe:

La mort de Dame et testament.

Cest mon vouloir, puis quil plaist a nature,
Que mon corps soit tantost en sepulture.
Fay trop languy: a mort je mabandonne,
Sans que ung seul brin de mourir ie mestonne,
Fors que je crains denfer la peine dure.

O doulx Jesus, dont ie tiens la figure
Entre mes braz, prends de moy soing et cure,
Car pour ma foy mon testament iordonne.
Cest mon vouloir.

Mon cueur je laisse a tousiours, par droicture,
A vraye amour, dont je tins la mesure
A ung par qui je meurs. Je luy pardonne,
Et du surplus mon ame a Dieu je donne.
Ma chair aux vers, mes os en pourriture.
Cest mon vouloir.

Zur Wiedergabe so rührender Herzensgeschichten ist der an sich etwas melancholisch weiche Ton der Rondeaux, besonders wenn sie so zierlich gearbeitet sind wie diese, sehr wohl geeignet. Schließlich bemerken wir, daß, wie wir aus einer Angabe auf dem letzten Blatte ersehen, von diesem hübschen Bändchen im ganzen nur 250 Exemplare abgezogen sind. H. M.

Dramatische Satire gegen die Spielhöllen.

Die Redaction d. Bl. sendet mir unter der Masse von Schriften, die ich behufs der Berichterstattung über die neueste deutsche Dramenliteratur zu erhalten das Glück habe, auch folgendes Werk in vier Lieferungen: „Rien ne va plus. Ein Apropos in vier Abtheilungen" (Frankfurt a. M., Baist, 1863). Die Handlung spielt, nach einer auf allen vier Heften wiederholten Bemerkung, „in Hontebourg sur l'abime", d. h. in Homburg vor der Höhe. Das Ganze ist eine in der bittersten Entrüstung gegen die Spielhölle des Hrn. Blanc geschleuderte Polemik. In dramatischer Form, d. h. in Dialogen gehalten, kann das Werk, trotzdem daß der Verfasser den Bühnen gegenüber sein Recht vorbehält, doch auf den Namen eines einheitlichen Dramas keinen Anspruch machen und wird daher am besten mit einigen Worten einzeln und außerhalb der eigentlichen Dramenliteratur angezeigt. Nach einer französischen und deutschen Widmung an François Blanc in Paris, die in herbster Ironie gehalten ist, folgt in vier Acten eine Reihe von Bildern aus dem homburgischen Leben, die dasselbe als das erkennen lassen, wofür ehrliche Leute dasselbe zu halten pflegen. Manches bleibt unklar und ist wol blos dem Eingeweihten verständlich. Wie weit diese Scenen aus der Chronique scandaleuse Homburgs historisch, wie weit erdichtet sind, vermag ich nicht zu entscheiden. Der Schluß des Ganzen, welcher den brennenden Kursaal über Blanc zusammenstürzen läßt, verdankt natürlich der Phantasie des Verfassers seine Entstehung. Jedenfalls hat das Buch das Verdienst, wieder einmal in neuer Form vor jenen Spielhöllen zu warnen, welche ein Beschluß der Nationalversammlung vernichtet und die Reaction wieder hergestellt hat. August Henneberger.

Bibliographie.

Alberti, C. E. R., Shakspeare-Album. Des Dichters Welt- und Lebensanschauung aus seinen Werken systematisch geordnet. Berlin, Lüderitz. 1864. 16. 1 Thlr.

Alland, M., Die Kinder des heiligen Geistes. Roman. Leipzig, O. Voigt. 1864. Gr. 16. 25 Ngr.

Arneth, A. Ritter v., Maria Theresia's erste Regierungsjahre. 1ster Band. 1740—1741. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ballantyne, R. M., Der rothe Erich oder: des Wallfischfahrers letzte Reise. Eine Erzählung aus dem Englischen, in's Deutsche übertragen von Jeep. Mit 8 colorirten Bildern. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 24 Ngr.

Beck, F., Lother und Maller. Ein episches Gedicht. München, Fleischmann. 16. 9 Ngr.

Benedix, R., Auswahl deutscher Gedichte zum Vortrage geeignet. Mit einer Einleitung über den Vortrag überhaupt und Anmerkungen nebst Anleitung zu jedem einzelnen Gedichte. Leipzig, O. Wigand. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht übersetzt von M. Heyne. Paderborn, Schöningh. 12. 18⅓ Ngr.

Brandt, C. F., Der Dom zu Magdeburg. Historische, architektonische und monumentale Beschreibung der Cathedrale. Mit 20 Abbildungen in Holzschnitt. Magdeburg, Baensch. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Burow, Julie, Den Frieden finden. Novelle. Bromberg, Levit. 1864. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der katholische Charakter der Wiener Universität. Eine Denkschrift der theologischen Facultät. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 28 Ngr.

Dunant, J. H., Erinnerung an Solferino. Nebst Vorschlägen zu besserer Pflege der Verwundeten. Nach der 3ten französischen Auflage übertragen. Leipzig, Gerhard. 1864. 8. 16 Ngr.

Durch Kreuz zur Krone. Eine Erzählung von der Verfasserin von „Gott ist mein Heil. Eine Erzählung aus der Gegenwart bevorwortet vom Pastor C. Steffann." 1ster Theil. Halle, Fricke. 1864. 8. 27 Ngr.

Eckardt, L., Vorschule der Aesthetik. 20 Vorträge. Mit 150 Holzschnitten und vielen Musikbeispielen. 1ste und 2te Lieferung. Karlsruhe, Bielefeld. Lex.-8. à 18 Ngr.

Egan, P., Sämmtliche Werke. 2te Abtheilung. Das arme Mädchen oder: die Verstoßene. Englischer Sitten-Roman. Aus dem Englischen übersetzt von J. Morris. Mit 12 Illustrationen. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Reichardt u. Zander. Lex.-8. à 6 Ngr.

Esche, Luise, Haiderose. Eine Erzählung aus dem Frauenleben. Illustrirt von J. B. Sonderland. Barmen, W. R. Langewiesche jun. 1864. 16. 1 Thlr.

Felder, F. M., Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Ein Lebensbild aus dem Bregenzerwalde. Lindau, Stettner. 8. 18 Ngr.

Finckenstein, R., Dichter und Aerzte. Ein Beitrag zur Geschichte der Literatur und zur Geschichte der Medicin. Mit poetischen Proben und gelehrten Anmerkungen ausgestattet. Breslau, Maruschke u. Berendt. 1864. 8. 25 Ngr.

Flammberg, G., Kurt Werner. Eine Erzählung aus dem Frankenland. Drei Bändchen. Frankfurt a. M., Brönner. 1864. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Friedrich, H., Servet. Tragödie in fünf Aufzügen. Göttigen, Gebr. Hofer. Gr. 16. 20 Ngr.

Fritze, E., Ebbe und Fluth. Lebensbilder. Zwei Theile. Wien, Markgraf. 1864. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Füßlein, W. L., Erinnerungen aus dem Saalthale. Sechs Erzählungen. Hildburghausen, Kesselring. Gr. 8. 10 Ngr.

Geiger, J., Wiener Satiren. Eine Weihnachts- und Neujahrsspende. Wien, Markgraf. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.

Geschichte des Magdeburgischen Husaren-Regiments Nr. 10. Zusammengestellt bei Gelegenheit der Feier des 50jährigen Bestehens desselben am 19. November 1863. Mit 8 colorirten Abbildungen. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Geyer, A., Geschichte und System der Rechtsphilosophie in Grundzügen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Großbritanniens Männer aus dem Volke. Coburg, Streit. Gr. 8. 7½ Ngr.

Halm, Elise, Rosen und Dornen aus einem Mädchenleben. Mit 1 Titelkupfer. Berlin, Springer. Br. 8. 27 Ngr.

Held, C. F. W., Moderne Evangelisten. Eine Streitschrift zum Frieden, Allen gewidmet, die sich um die Kirche bekümmern. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 20 Ngr.

Heyse, P., Gesammelte Novellen in Versen. Berlin, Hertz. 1864. 8. 1 Thlr.

Horn, J., Das Königreich Ungarn, seine Geschichte, Verfassung und seine gegenwärtigen Zustände. Pest, Gebr. Lauffer. 1864. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kampflieder, ein Dutzend, für Schleswig-Holstein von F—r. (Der Ertrag ist für die Schleswig-Holsteinische Kriegskasse bestimmt.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Krabbe, O., Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Rostocks. Zur Geschichte Wallensteins und des 30jährigen Krieges. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 3 Thlr.

Kreyßig, F., Shakspeare-Anthologie. Die schönsten und bedeutsamsten Schilderungen und Weisheitssprüche aus den Dramen des Dichters. Biographisch eingeleitet und herausgegeben. Mit 32 Illustrationen von Karl Winkler. Hamburg, Vereinsbuchhandlung. 1864. Gr. 16. 3 Thlr.

Krones, F. X., Umriss des Geschichtslebens der deutsch-österreichischen Ländergruppe in seinen staatlichen Grundlagen vom 10. bis 16. Jahrhunderte. Ein Versuch. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kühne, H. A., Beiträge zur Geschichte der Entwickelung der socialen Zustände der Stadt und des Herzogthums Gotha während des letzten Jahrhunderts. Gotha. 1862. Hoch 4. 3 Thlr.

Ladendorff, G., Militairische Zeit- und Charakterbilder. Leipzig, Magazin für Literatur. Gr. 8. 27 Ngr.

Lieder und Balladen. Neue Sammlung von Original-Beiträgen. Herausgegeben von der Breslauer Dichterschule. Breslau, Maruschke u. Berendt. 1864. 8. 1 Thlr.

Lindau, P., Aus Venetien. Eine Sommerreise. Düsseldorf, Schaub. 1864. 8. 1 Thlr.

Loën, A. Freih. von, Bühne und Leben. Roman. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lorenz, O., Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert. 1ster Band. Die Zeit des großen Interregnums mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr.

Lorm, Hieronymus, Gabriel Solmar oder: ein kleines deutsches Fürstenthum. Roman. Zwei Bände. Wien, Markgraf. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Löwe, F. A., Biblische Studien. 1stes Heft. Beiträge zum Verständniß des Propheten Hoseas. (Zugleich als Charakteristik moderner Exegese.) Zürich, Höhr. Gr. 8. 9 Ngr.

Mandelstamm, L. J., Das Hohelied metrisch übersetzt und neu erklärt. Berlin. 1862. Hoch 4. 15 Ngr.

Mann, Die Unschuldigen auf dem Schaffote. Schauspiel in zwei Akten. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 8. 22½ Ngr.

Melena, Elpis, Garibaldi im Varignano 1862 und auf Caprera im October 1863. Leipzig, O. Wigand. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Melville, G. J. W., Kate Coventry. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 25 Ngr.

Merz, P., Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr.

Michalowska, Angelika v., Der Hirtenkasper. Eine Dorfgeschichte. Berlin, Nicolai. 1864. 16. 25 Ngr.

Mommsen, T., Zeitzer Ostertafel vom Jahre 447. Mit 2 Tafeln. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 18 Ngr.

Novellen-Bibliothek. Sammlung auserlesener Romane und Novellen. Unter Mitwirkung von E. Fritze, St. Graf Grabowski, Bernd von Guseck, E. Willkomm ꝛc. Sechs Bände. Bockenheim, J. Strauß. Gr. 16. 3 Thlr.

Oettinger, E. M., Die Gräfin von Kielmannsegge und ihre geheimen Beziehungen zum Kaiser Napoleon I. Vorläufer zu dessen dreibändigem Roman: die Gräfin von Kielmannsegge. 2te Auflage. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Olfers, Maria v., Herr Mops. Ein Märchen. Berlin, Korn u. Comp. Qu. gr. 4. 1 Thlr.

Pfaff, J. G., Ueber das Wesen und den Umfang der Toleranz im Allgemeinen und der christlichen Toleranz ins Besondere. Cassel, Krieger. 1864. Gr. 8. 25 Ngr.

Pichler, Louise, Die Kaiserbraut. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1864. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rasch, G., Dunkle Häuser und Straßen in London. 1ster Band. Wittenberg, Herrosé. 8. 15 Ngr.

Raumer, F. v., Handbuch zur Geschichte der Litteratur. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reichenau, M., Aus unsern vier Wänden. Bilder aus dem Jugend- und Familienleben. Drei Abtheilungen. Leipzig, Grunow. 1864. 16. 2 Thlr. 18 Ngr.

Reminiscenzen. Fragmente eines Tagebuches. Wien, Seidel. 1864. Gr. 8. 2 Thlr.

Reynolds, G. W. M., Dunkle Wege oder die Carriere des Lasters. Ein Sittenroman aus Londons Leben in zwei Abtheilungen. 1stes bis 5tes Heft. Berlin, Reichardt u. Comp. 1864. Gr. 8. à 3 Ngr.

Rosen, L., Damals. Novellen aus den Befreiungskriegen. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ruppius, O., Geld und Geist. Roman aus dem amerikanischen Leben. Berlin, F. Duncker. Gr. 16. 12 Ngr.

— — Südwest. Erzählungen aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Berlin, F. Duncker. Gr. 16. 16 Ngr.

— — Zwei Welten. Roman. Berlin, F. Duncker. Gr. 16. 16 Ngr.

Scheffer, R., Weihnachts-Album deutscher Dichter. Eine Festgabe zur Christbescheerung. Glogau, Flemming. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Schmettau, H. v., Der Socialismus und seine Propheten. Kurz zusammengestellt. Berlin, Mw. Gr. 8. 5 Ngr.

Seeger, F., Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Biblische Studien. (Von L. J. Mandelstamm.) Zwei Bände. Berlin. Gr. 8. 5 Thlr.

Tauber, F., Erinnerungen an Lindau und den Bodensee als malerische, anheimelnde Blaufluth mit ihren Zauber-Geländen in einer Reihe Gedichte. Mit einer Ansicht von Lindau. München. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Dies Buch ist verboten! Flugschrift an die Genossen der constitutionellen und Fortschritts-Partei. Berlin, Fahlisch. Gr. 8. 4 Ngr.

Canada mit besonderer Rücksicht auf dessen Kolonisation nach den gegenwärtigen Verhältnissen geschildert. Leipzig, Wagner. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Drechsler, A., Die Philosophie im Cyclus der Naturwissenschaften. Vorwort zur Eröffnung des naturwissenschaftlichen Cyclus in Dresden. Dresden, Kuntze. Lex.-8. 5 Ngr.

Dänische Keckheit und deutsche Schwäche. Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Zum 18. October 1863. Coburg, Streit. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Reise Sr. Excellenz des Kriegs- und Marineministers Herrn v. Roon durch die Grafschaft Ravensburg im Juli 1863. Berlin, Fahlisch. Gr. 8. 2½ Ngr.

Usinger, Kurze Geschichte des Freiheitskrieges von 1813. Zur rechten Würdigung der wahren Bedeutung dieser Kämpfe. Coburg, Streit. Gr. 8. 5 Ngr.

Das deutsche Volk und das österreichische Ministerium. Von einem Großdeutschen. Frankfurt a. M., Keller. 1864. Gr. 8. 2 Ngr.

Wirth, M., Die Arbeiterfrage. Frankfurt a. M. Expedition des „Arbeitgeber". Gr. 8. 5 Ngr.

Zingerle, I., Die Sagen von Margaretha, der Maultasche. Erinnerungsgabe zum 29. September 1863. Innsbruck, Wagner. 8. 8 Ngr.

Zur Erinnerung an den selig entschlafenen Ernst Friedrich Fink, Dr. der Theologie und evangelischem Hausgeistlichen zu Illenau im Großherzogthum Baden. Heidelberg, K. Winter. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 17. December 1863.

Neueste Literatur über Goethe.

Zweiter Artikel.*)

1. Goethe's italienische Reise. Mit Einleitung und Bericht über dessen Kunststudien bis zum Antritt derselben. Herausgegeben von Christian Schuchardt. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1863. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Die Goethe-Stiftung und die Goethe'schen Preisaufgaben. Mit einem Blick auf die neueste Kunstrichtung. Von Christian Schuchardt. Weimar, Böhlau. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.
3. Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit. Von C. G. Carus. Hierbei 15 kurze, früher gänzlich unbekannte und ungedruckte Parabeln Goethe's aus den ersten siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Wien, Braumüller. 1863. 8. 1 Thlr.
4. Neue Goethe-Studien. Von Heinrich Düntzer. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1861. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
5. Würdigung des Goethe'schen Faust, seiner neuesten Kritiker und Erklärer. Von Heinrich Düntzer. Leipzig, Dyk. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Goethe in den Jahren 1771—75. Von Bernhard Rudolf Abeken. Hannover, Rümpler. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
7. Zum Verständnisse Goethe's. Vorträge vor einem Kreise christlicher Freunde, gehalten von Otto Vilmar. Zweite Auflage. Marburg, Elwert. 1860. Gr. 12. 1 Thlr.
8. Geistesworte aus Goethe's Briefen und Gesprächen. Fortsetzung der Geistesworte aus Goethe's Werken. Herausgegeben von Ludwig von Lancizolle. Berlin, Nicolai. 1860. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.
9. Vier Jahreszeiten von Goethe. Gedichtet 1796. Gedeutet 1860 von Martin. Berlin, Nicolai. 1860. Gr. 16. 1 Thlr.
10. Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller. Eine Rede nebst Erläuterungen von Rudolf Virchow. Mit drei Holzschnitten. Berlin, A. Hirschwald. 1861. 8. 12 Ngr.
11. Goethe als Naturforscher in Beziehung zur Gegenwart. Von Karl Heinrich Meding. Dresden, Adler und Dietze. 1861. 8. 8 Ngr.
12. Goethe-Tafel. Enthaltend: eine chronologische Uebersicht der Geistesproducte Goethe's, begleitet mit biographischen Notizen. Hauptsächlich als Grundlage für den literaturhistorischen Unterricht, herausgegeben von dem Verfasser der Schiller-Tafel. Berlin, Bach. 1860. 8. 3 Ngr.
13. Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Ein Commentar zu Wahrheit und Dichtung 1749—75. Supplement zu Goethe's Werken. Frankfurt a. M., Auffarth. 1862. 16. 5 Ngr.
14. Goethe's Vaterhaus. Ein Laub zu Frankfurts Ehrenkranze; der Dr. Senckenberg'schen Stiftung zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens am 18. Erntemonat 1863 dargebracht von dem freien Hochstifte für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung. Frankfurt a. M., Verlag des freien deutschen Hochstifts. 1863.
15. Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr.

Uns will es immer so bedünken, als ob die deutsche Nation vollständig erst mit Goethe ihr großes blaues Auge aufgeschlagen habe, um die Weltdinge um sich her in einem klarern und wahrern Lichte und bei freierm Bewußtsein zu sehen. Man denke sich Goethe aus der Entwickelungsgeschichte des deutschen Geistes hinweg — welch eine unermeßliche Lücke würde da entstehen! Zwar kann man dies auch in Betreff anderer großer Geister, welche die deutsche Nation hervorgebracht hat, sagen, ganz besonders aber und in ausgezeichnetem Grade von Goethe.

Nun ja, er hat seine Anfeinder, Verleumder und Verkleinerer gehabt und er hat sie noch, und zwar namentlich unter seinen Landsleuten, unter denen es nur gar zu viele gibt, welchen jede überragende Größe drückend ist, namentlich wenn sie das doch von allen gewünschte Glück hat, sich nicht ihr Leben lang mit Kummer und Sorgen bis zur Erschöpfung herumschlagen zu müssen. Ein Dichter, der zugleich leidlich wohlhabend und sogar Minister ist — nein, das durfte in Deutschland keine Verzeihung finden. Daß er sich diesen Ministerposten nicht erschlichen, sich nicht darum beworben hat, daß der liberal denkende Karl August mit scharfem Blick ihn aus den Millionen Deutschen als seinen Freund und Rathgeber in freier Wahl herausgriff, daß er, was in neuester Zeit

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 35 d. Bl. D. Red.

besonders von Schöll, Diezmann u. s. w., wie schon früher von dem Kanzler Müller und andern Augenzeugen seines Wirkens thatsächlich nachgewiesen worden ist, in seiner Stellung trotz aller ihm in den Weg gelegten Hindernisse für das weimarische Ländchen, seine praktischen Bedürfnisse, sein Gemeinwohl, namentlich aber seine wissenschaftlichen Institute und Kunstanstalten aufs segensreichste gewirkt und seinen großherzoglichen Freund von manchen bedenklichen und kostspieligen Liebhabereien möglichst zurückgehalten und höhern Zwecken geneigt gemacht hat, das wurde nicht weiter in Betracht gezogen. Daß besonders seinem Einfluß und seiner unermüdlichen Thätigkeit die Universität Jena ihre höchste Blüte verdankte, dagegen verschloß man absichtlich seine Augen. Weil er die ihn überlaufenden Besucher, insofern sie unbedeutende Menschen waren und ihn nur als die größte Merkwürdigkeit Weimars in Augenschein zu nehmen kamen, durch ein gravitätisches steifes Wesen von sich fern zu halten suchte, darum war er ein Aristokrat und Egoist; daß er aber jedes wahre Verdienst hoch achtete und förderte, daß er sich gegen viele Personen wohlthätig bewies (denn „edel sei der Mensch, hülfreich und gut"), daß er eine große Anzahl von jungen Dichtern, diese namentlich durch die Bereitwilligkeit, womit er ihre Dramen, oft nur Versuche, zur Aufführung brachte, daß er Künstler und junge Gelehrte in jeder Weise unterstützte oder ihre Anstellung bewirkte, das wußte man nicht oder vielmehr man wollte es nicht wissen. Daß er der Ansicht huldigte, die Deutschen sollten sich vorzugsweise zu Menschen und nicht zu Politikern ausbilden — eine Ansicht, durch die er ihnen doch eigentlich die Fähigkeit zu dem Höchsten und Größten, was je ein Volk sein oder werden kann, zuerkannte —, das zog ihm den Vorwurf zu, daß er ein Vaterlandsfeind sei. Weil er in einigen Dramen und Dichtungen einige Personen auftreten ließ, die das Leben etwas leichter und bequemer nehmen, als es dem moralischen Rigoristen erlaubt scheinen mag, darum war er frivol, obschon derselbe frivole Mann zugleich die keuschesten Gebilde, eine „Iphigenie", einen „Torquato Tasso", „Hermann und Dorothea" u. s. w. schuf und sich während seines ganzen Lebens aufs ernstlichste mit der Erforschung der Natur, des menschlichen Daseins und des göttlichen Urwesens beschäftigte. Weil er auf einem höhern und freiern Standpunkt stand als die Orthodoxen, nannte man ihn unchristlich und irreligiös, obschon er vielfach und wiederholt seine höchste Achtung vor den Segnungen des positiven Christenthums ausgesprochen hat und ein durchaus religiöser Zug in seinen erhabensten Dichtungen nicht zu verkennen ist. Weil er dieses oder jenes junge Mädchen, dem er als Student den Hof machte, nicht ehelichte — ein Verbrechen, das er mit hundert andern jungen Leuten und namentlich Studenten theilt —, darum nannte man ihn selbstsüchtig und treulos und grausam gegen das weibliche Geschlecht. Er war so uneigennützig, daß er viele Posten, die andere Staatsdiener aus den öffentlichen Fonds zu decken für ganz in der Ordnung halten, aus eigenen Mitteln bestritt; aber Goethe hat — man höre — gestohlen! Ja, gestohlen! Man hat ihn dessen wirklich beschuldigt. Wir erinnern uns nicht mehr genau an die Einzelheiten des Factums; kurz, er hat einmal eine Platinastange, die ihm, wir glauben von seiten der russischen Regierung, zu einem naturwissenschaftlichen Zwecke geliehen worden, auf so und so viele Jahre zurückbehalten oder überhaupt wol nicht wieder herausgegeben. Sicherlich, es wäre vielen eine Seelenfreude gewesen, wenn Goethe deshalb in Untersuchung gezogen oder wol gar zum Zuchthause verurtheilt worden wäre.

Und wer waren und sind seine Verkleinerer und Verleumder? Da ist der beschränkte pietistische Landgeistliche Pustkuchen, da ist Kotzebue, der in einem Aufsatze des „Freimüthigen" (1805, Nr. 223) sogar nachzuweisen suchte, daß „Herr von Goethe kein Deutsch versteht"; da ist der Buchhändler Vogel, der mit schlechten Büchern und einer angeblich unfehlbar wirkenden Zahntinctur handelte und unter der angenommenen Maske eines Engländers (Fr. Glover) eine miserable Schrift gegen Goethe losließ; da ist Menzel und seinesgleichen; da ist der ultramontane Klopffechter Sebastian Brunner, der zwar die Großartigkeit der Goethe'schen Dichtungen unangefochten läßt, ihn aber als Menschen „jämmerlich", „gemein", „neidisch gegen jeden, von dessen Talent er für seine Glorie Besorgniß hegte" (auch gegen Schiller?) und „ekelhaft undankbar" nennt. Und mit solchen Menschen machen in neuester Zeit sogar Karl Grün, der Goethe gelegentlich einen „großen Verbrecher", einen „Beleidiger der majestas humana" nennt, und Arnold Ruge Chorus. Man erinnert sich, mit welcher erstaunlichen und nicht genug anzuerkennenden Naivetät letzterer erzählt, wie die jenenser Burschen diesen „unterthänigen Knecht und sittenlosen Höfling", diesen Goethe öffentlich verspotteten, ihn zur „Zielscheibe ihrer Witze" machten (die gewiß zu den schlechtesten ihrer Art gehört haben werden), ihm ein Pereat brachten, wiederholt unter sein Fenster fuhren und ihn höhnisch herausriefen. Nun, wenn Ruge durchaus Lust hat, sich und seine ungezogenen Jugendgenossen, dieses „nachwachsende ernstere Geschlecht", wie Ruge sich und die Seinen nennt, durch solche Geständnisse zu prostituiren, so können wir nichts dagegen haben, ja wir können ihm dafür nur dankbar sein, weil wir nun doch wissen, was wir von diesem pietätlosen und böotischen „nachwachsenden ernstern Geschlecht" in Bezug auf humane Bildung zu erwarten haben. Wir sind ihm für diese Mittheilungen dankbarer, als Ruge gegen Goethe, dessen „Faust", nach seinem eigenen Geständniß, er und seine Genossen damals „eifrig studirten". Viel scheinen diese Jünglinge allerdings aus diesem Studium des „Faust" für ihre höhere Gesittigung und Vermenschlichung nicht gewonnen zu haben. Vielleicht respectirte Goethe diese jungen Böotier nicht so wie sie wünschten und verlangten; leider aber thaten sie von dem, was ihnen die Achtung eines Goethe hätte gewinnen können, gerade das Gegentheil, wie wir aus obenerwähnten Streichen ersehen können. Schwerlich würde sich die sogenannte gebildete Jugend irgendeines andern Landes gegen einen Mann,

der wie Goethe zu den größten Zierden der Nation, ja der gesammten Mitwelt gehörte, sich dergleichen Ungezogenheiten herausgenommen haben.

Vor uns liegt ein kleines in Guben gedrucktes und erschienenes Schriftchen: „Warum ist nicht Goethe der Lieblingsdichter des deutschen Volks geworden? Vorgetragen bei der Schiller-Feier am 10. November 1860 im Handwerkerverein zu Guben“ von F. W. Kennitz, worin Goethe gleichfalls beschuldigt wird, der Liebe gegen die Nächsten und das Vaterland unfähig gewesen zu sein, er habe über beide, z. B. in „Hermann und Dorothea“, nur schöne Worte machen können, ohne etwas dabei zu fühlen (eine frivole Behauptung, wie jede, die nicht bewiesen werden kann), seine, wie der Verfasser allerdings zugibt, „ursprünglich echt deutsche Natur“ sei durch eine „oberflächliche, zerstreuende Erziehung“ und schon in Strasburg (im Umgang mit Herder, mit Jung-Stilling, mit dem höchst würdigen Actuar Salzmann?) „durch sein genußsüchtiges, an französische Frivolität grenzendes Leben gefährdet und geschwächt“ worden, in seinen „Wahlverwandtschaften“ sei „irgendeine Rücksicht auf Sitte und Sittlichkeit selbstredend nicht zu erwarten“, er sei ein bloßer „Schauspieler, den wir jeden Abend in einer andern Rolle bewundern“, die herrlichen Worte, die Goethe an Schiller's Tod knüpft: „Er hat als Mann gelebt und ist als Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten“, werden „rhetorisch gespreizte“ Sätze genannt u. s. w. So werden die landläufigen Misurtheile nun schon in den Schos der Handwerkervereine getragen. Und im Widerspruch mit dem allen gesteht der Verfasser, dessen Schrift übrigens sonst ganz gut geschrieben ist, denn doch, er bewundere Goethe's eminente Vorzüge, er lese ihn täglich, lerne von ihm und erfreue sich an ihm. Und doch gegen einen Dichter, den man täglich liest, an dem man sich erfreut, von dem man lernt, diese Undankbarkeit, diese Verblendung, diese Parteilichkeit! Solche Leute, die höchst geflissentlich immer nur Goethe's Schwächen oder was ihnen an ihm als schwach erscheint hervorheben, muß man an Goethe's schönen Ausspruch erinnern, daß Schwächen uns allen gemeinsam, Tugenden aber unser eigenster Erwerb und Besitz seien.

Glücklicherweise bilden Menzel-Brunner'sche Coterien, Pustkuchen'sche Pietistenkreise, Kotzebue'sche Neidhämmel, Ruge'sche Jugendgenossenschaften und deutsche Handwerkervereine nicht das europäische Forum. Vor diesem hat Goethe eine ganz andere Stellung; vor diesem gilt er als der Hauptrepräsentant des deutschen Geistes und der deutschen Literatur, mindestens in England und Frankreich, weniger vielleicht in den übrigen romanischen Ländern, z. B. Italien, und bei den meisten slawischen Nationen, denen Schiller, jenen wegen seines Pathos, diesen wegen seiner sentimentalen Schwärmerei mehr zuzusagen scheint. Wir stoßen zwar auch selbst in England, wo man den „Faust“, das eigentliche moderne Weltgedicht, bereits in mehr als dreißig Uebersetzungen lesen kann, auf sehr abfällige Urtheile über Goethe als Menschen, wenn auch fast niemals als Dichter; auch hier findet man ihn wol den „arch immoralist“, den „high-priest of intellectual self-worship“ u. s. w. genannt; aber das ist meist nur der Widerhall der frivol-fanatischen Weh- und Zeterrufe, welche Deutsche selbst über Goethe ausgestoßen haben, Deutsche, die Goethe's Schriften zu verstehen unfähig sind oder, weil ihnen irgendeine einseitige Tendenz über alles humane Wirken und großartig dichterische Schaffen geht, nicht verstehen wollen, und die nebstdem von Goethe's Leben und praktischem Wirken nur die oberflächlichste Kenntniß haben; denn die Unkenntniß über letzteres ist, trotz allem, was in Deutschland über Goethe geschrieben worden und noch wird, im deutschen Heimatlande ganz erstaunlich verbreitet, und sie wäre ganz unbegreiflich, wenn man nicht annehmen müßte, daß die geschworenen Gegner Goethe's sein Leben und Wirken wie seine Schriften nicht gründlich kennen lernen wollen, um sich nicht doch zuletzt aufs tiefste beschämt und gedemüthigt zu fühlen. Aburtheilen über jemand läßt sich freilich am besten, wenn man ihn nicht kennt, noch kennen zu lernen sich Mühe gibt. Glücklicherweise haben namentlich die Engländer Carlyle und Lewes und der Nordamerikaner Emerson ihren Landsleuten reinere Begriffe über Goethe beizubringen gewußt; sie betrachten ihn nicht als den Hohepriester der Unsittlichkeit und der Selbstsucht, sondern als den Hohepriester der Humanität, als den größten Culturdichter der modernen Welt. „Ganz ohne allen Zweifel“, hieß es jüngst in „Illustrated London News“, „ist Goethe der größte Mann in der modernen europäischen Literatur. Kein Mensch seit Shakspeare hat einen so großen Einfluß geübt und es gibt kaum einen gebildeten Menschen, welcher Goethe nicht direct oder indirect zum Dank verpflichtet ist.“ Unzähligemal findet man jetzt in englischen sowol als französischen Schriften und Zeitschriften Goethe als Autorität angeführt und selten ist von deutscher Literatur die Rede, ohne daß auch seiner gedacht wird. Was will es dagegen bedeuten, wenn man in Deutschland selbst von gewisser Seite ihn zu verunglimpfen fortfährt oder, wenn dies überhaupt möglich wäre, selbst seinen Namen aus dem Gedächtniß der Mitlebenden zu verbannen sucht?*)

Eine besondere Anerkennung widerfuhr Goethe noch zuletzt im Auslande durch die zehnbändige französische Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke von Jacques Porchat („Oeuvres de Goethe, traduction nouvelle“, Paris 1860—63), wie sie auch fast gleichzeitig seinem Freunde und Mitbewerber um die Dichterpalme, Friedrich Schiller,

*) Auch in Spanien findet Goethe gegenwärtig immer mehr Anerkennung; unter anderm hat, wie wir in der weiter unten besprochenen Carus'schen Schrift über Goethe lesen, J. Sanz del Rio, der Uebersetzer und Bearbeiter mehrerer philosophischen Werke Krause's und des „Lehrbuch der Weltgeschichte“ von Georg Weber (vgl. in Nr. 34 d. Bl. f. 1862 die Notiz „Deutsche Philosophie in Spanien“) in neuerer Zeit auch treffliche spanische Uebersetzungen Goethe'scher Dichtungen erscheinen lassen, welche sich durch Mitwirkung von Dionisio Gomez immer weiter verbreiten.

durch die französische Uebersetzung seiner Werke von A. Regnier zu Theil geworden ist. In der Vorrede bemerkt Porchat sehr schön:

Wohl kannte ich den Spruch des Horaz, der uns, ehe wir Lasten auf uns nehmen, besiehlt zu prüfen, was unsere Schultern zu tragen vermögen; doch für große Unternehmungen ist ein wenig Keckheit zu Anfang oft nothwendig. Jetzt da ich am Ende meiner Aufgabe stehe, erstaune ich darüber, daß ich gewagt habe anzufangen. Was mich entschuldigt, ist vor allem das unvergleichliche Verdienst des Schriftstellers, in dessen Gesellschaft ich zu leben berufen war. Die Aussicht, einem Dichter, der mich von jeher gefesselt hatte, in seiner glorreichen Entwickelung zu folgen, übte einen unwiderstehlichen Reiz auf mich aus, und von der ersten Stunde an bis zu der, in welcher ich dies schreibe, von dem Augenblick an, als ich, am Anfang meiner Arbeit, von dem schmerzlichsten Verlust betroffen wurde, habe ich in meinem Beruf als Uebersetzer viel Besseres gefunden als eine literarische Zerstreuung: Goethe hat mich gestärkt, er hat meine Gedanken zu den höhern Sphären gehoben, in denen der Friede wohnt, und oft auch der Trost. In der That, Goethe wirkt aufs wohlthätigste auf jeden, der ständig bei ihm einkehrt und ihn ernstlich zu verstehen strebt; man gibt sich willig dem Reiz hin, den das Zusammenleben mit einem solchen Genius auf uns ausübt. Der Eindruck, den er auf uns macht, gleicht dem des unendlichen Alls der Natur. Selten erreichen wir die Grenzen seiner Gedanken; wir träumen bei ihm ebenso viel als wir sinnen. Er eröffnet dem Geiste Aussichten ohne Ende; er läßt aus jedem Gegenstande der Betrachtung eine Fülle der fruchtbarsten Gedanken sprossen, und scheint doch seine Lust daran zu haben, uns denselben als unerschöpflich darzustellen; kein Schriftsteller weckt in uns mit größerer Gewalt das Gefühl des Unendlichen.

In Deutschland ist nun zwar jene Periode stürmischer Aufregung, jene Zeit der politischen hohen Flut eingetreten, wo, wie der ruhig blickende und die Natur seiner Landsleute genau kennende Goethe selbst voraussagte, Schiller und nicht Goethe der Mann des Volks ist; doch auch in Deutschland selbst zählt Goethe eine Menge treuer Anhänger, welche fortfahren, aus Goethe's Schriften Belehrung, Stärkung, Erhebung und Lebenskenntniß zu schöpfen und dabei die Wahrnehmung und Behauptung Thomas Carlyle's, daß man in Goethe's Schriften finde, „was jeder zum Leben bedarf", daß in ihnen „eine neue Zeit, die Vorausverkündigung und das Beginnen einer neuen Zeit" athme, vollkommen bestätigt finden. Darin gleicht Goethe dem ihn in anderer Hinsicht, in der engern Sphäre eines dramatischen Dichters überragenden Shakspeare, daß es kaum eine wichtige Lebensfrage, eine höhere menschliche Angelegenheit gibt, über die sich bei ihm nicht irgendein treffender Ausspruch fände, nur mit dem Unterschiede, daß Goethe zwar so gut wie Shakspeare die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur kannte und an sich selbst erfahren hatte, daß er sich aber mit ihr allerdings leichter und bequemer abfand. Beide streben demselben Ziele, der Humanisirung des Menschengeschlechts zu, aber Shakspeare als heroischer rücksichtsloser Kämpfer gegen menschliche Laster und Gebrechen, Goethe als Beschwichtiger und Friedensstifter. Goethe gießt Oel in die Wunden, wo Shakspeare ätzende Mittel angewendet haben würde, und während dieser mit Vorliebe in den Nachtseiten des Menschenlebens und Menschenthuns wühlt, läßt zwar Goethe diese nicht unberührt, sucht ihnen aber soviel oder sobald als möglich eine lichte Seite abzugewinnen und selbst über die tragischsten und erschütterndsten Scenen einen Hauch von Anmuth und Milde zu verbreiten. Aber dieselbe Ansicht von der höchsten Aufgabe der Kunst (mit Goethe zu sprechen, die Aufgabe, „durch den Schein die Täuschung einer höhern Wirklichkeit zu geben", oder mit Shakspeare zu sprechen: „die Natur zu veredeln und dem Leben lebensvollere Züge zu verleihen"), Forschungstrieb, Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit gegen sich und die Menschen sind ihnen beiden eigen, und das Flitterwerk der bloßen Phrase, die dem Ohre der Menge so viel zu sagen scheint und dem logischen Verstande wie dem Herzen doch nichts sagt, haßten und vermieden beide in gleichem Grade. Beide gehören derselben höhern Ordnung menschlicher Wesen an, nur schuf, dachte und dichtete Goethe als gebildeter weltbürgerlich gesinnter Deutscher und als ein unbefangenes Kind der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; mit ihm beginnt die Periode der eigentlichen Modernität, des modernen Eklekticismus, der aber bei ihm in seiner höchsten Reinheit und künstlerischen Vollendung, als fein und harmonisch gegliederter, in sich einiger und von dem Geist des Wahren und Schönen durchdrungener Organismus erscheint, während er bei andern nur zu leicht das unbefriedigende Aussehen eines auseinandergefallenen, disharmonischen Wesens hat.

Wie sehr nun die auf öffentliche Schaustellungen gern Verzicht leistende deutsche Goethe-Gemeinde — und es freut uns, unter ihr auch auf einen aus dem Volke hervorgegangenen, autodidaktisch gebildeten, braven Mann, den Fabrikanten Moritz Müller in Pforzheim, als eins ihrer thätigsten Mitglieder hinweisen zu können — darauf bedacht und beflissen ist, die Erkenntniß der so vielseitigen Bestrebungen und Leistungen ihres verehrten Lehrers und Vorbildes, seines Geistes und Wesens zu fördern, das beweisen die in den letzten Jahren erschienenen, zum Theil schon früher besprochenen, zum Theil in gegenwärtigem Aufsatz anzuzeigenden zahlreichen Schriften über Goethe, denen sich auch noch die weiter unten unter der Rubrik „Für Christgeschenke" erwähnte „Goethe-Galerie" anreiht. Zugleich müssen wir ihren meisten Verfassern nachrühmen, daß sie sich nicht mehr die mancherlei Misgriffe zu Schulden kommen lassen, durch welche frühere Lobredner Goethe's seinem Ansehen mehr schadeten als nützten. Diese Misgriffe bestanden in einer zu weit und auf Kosten anderer Berechtigter, besonders auch Schiller's, getriebener, bis zur Anbetung gesteigerter einseitiger Verehrung, die sich selbst bis auf Goethe's Leiblichkeit erstreckte, sodaß man sich darin gefiel, ihn bald mit dem belvederischen Apollo, bald mit dem olympischen Jupiter zu vergleichen; in der Devotion, womit man auch seine mittelmäßigern Producte als untadelhafte Meisterwerke pries und in jedem seiner leicht hingeworfenen Aussprüche einen tiefsinnigen Orakelspruch erblicken wollte, und in der absichtlichen Blindheit gegen seine mancherlei menschlichen Schwächen, deren er auch wie jeder Mensch hatte und unter denen seine oft belächelte steife und ceremoniöse

Haltung in seinen spätern Tagen gewiß eine der entschuldbarsten und unschuldigsten war. Eine solche Idolatrie verträgt man in unsern Tagen auf die Dauer nicht, und da wir in einer Periode leben, die vorzugsweise vom Geiste der Kritik beherrscht wird, so wird sich diese früher oder später, meist aber unerwartet plötzlich und dann um so entschiedener gegen jeden wenden, den man in irgendeiner Absicht bemüht war wie einen Gott der kritischen Berührung unnahbar zu machen. Ebenso kommt aber auch für jeden ungerecht und absichtlich Miskannten sicher die Zeit, wo die unparteiisch abwägende Kritik ihn in seine Rechte wieder einsetzt. Die ausgleichende Gerechtigkeit, die jedem das Seine gönnt, läßt niemals lange auf sich warten.

Von dieser allgemeinen Betrachtung, die es uns ersparen wird, bei den einzelnen Schriften auf die in ihr hauptsächlich behandelten oder berührten Punkte ausführlicher zurückzukommen, gehen wir zu dem von **Christian Schuchardt** herausgegebenen zweibändigen Werke „Goethe's italienische Reise u. s. w." (Nr. 1) über, indem wir es von vornherein als einen sehr glücklichen Gedanken erklären, alles was Goethe über bildende Kunst geschrieben hat, zu sammeln und mit der „Italienischen Reise" zu einem Werke zu vereinigen. Diese beiden Bände, mit den von Schuchardt dazu verfaßten Einleitungen und beigegebenen Registern nahe 1200 Seiten stark, würden allein hinreichen, Goethe in der Literatur und speciell in der Kunstliteratur eine bedeutsame und bleibende Stelle zu sichern, auch wenn er sonst nichts geschrieben hätte, und sie geben ein Zeugniß dafür, mit welchem Ernst und welcher Ausdauer Goethe sich Zeit seines Lebens mit Fragen und Gegenständen der Kunst beschäftigt hat. Man hat Goethe wol den Vorwurf gemacht, daß er zu einseitig in künstlerischen Interessen gelebt habe; aber wäre dies auch der Fall gewesen, wie er es nicht gewesen, so würde ein so in der Kunst aufgehendes Leben immer noch einen höhern Inhalt und eine höhere Weihe haben als das Leben derjenigen, die ganz ohne künstlerische Interessen und Anschauungen fortvegetiren. „Was wäre das Leben ohne Kunst!" ruft Goethe einmal aus. Damit werden in unserer Zeit freilich die vielen nicht einverstanden sein, welche die nationalökonomischen Interessen über alle ästhetischen stellen und die Poesie nöthigen, ihren Sitz unter Herings- und Sirupfässern aufzuschlagen, welche der Ansicht sind, daß ausschließlich in der möglichsten Vermehrung des Consums und Commerciums, der Rohstoffe und Fabrikerzeugnisse, der Ausfuhr u. s. w. die höchste Blüte wie die höchste Aufgabe einer Nation zu suchen sei. Als ob, um die Sache im materiellen Sinne unserer modernen Nationalökonomen aufzufassen, nicht auch die Erzeugnisse der Kunst und Literatur, obschon sie von den statistischen Tabellen unserer Nationalökonomen ausgeschlossen zu sein pflegen, Gegenstände des internationalen Commerciums seien, Geld in Umlauf setzten und das Wohlsein und den Wohlstand der Einzelnen wie der Staaten vermehren hälfen! Und was kümmert es uns jetzt noch viel, in Erfahrung zu bringen, ob und was die Griechen mehr aus- als eingeführt haben und mit welchen Lebensmitteln sie dem „Stoffwechsel" zu Hülfe gekommen sind? Sie leben uns nur in den Denkmalen ihrer Kunst und Literatur, und es würde ein größerer Culturgewinn sein, wenn eine bisher verloren geglaubte Tragödie des Sophokles oder ein Kunstwerk des Phidias ans Licht gebracht würde, als wenn man eine statistische Tabelle über Ein- und Ausfuhr der Griechen ausfindig machte, obschon wir einer solchen keineswegs ein specielles Interesse in Abrede stellen wollen.

Der erste, Goethe's „Italienische Reise" enthaltende Band des vorliegenden Werks ist mit einer Vorrede versehen, worin Schuchardt sich über seinen Bildungsgang und sein persönliches Verhältniß zu Goethe ausspricht. Bekanntlich besorgte Schuchardt die Secretariatsgeschäfte bei der „Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Kunst und Wissenschaft", wie die betreffende Behörde hieß, deren Chef Goethe war; auch wurde ihm die Aufsicht über eine von ihm erst neu einzurichtende und zu ordnende Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen übertragen. „Täglich hatte ich jetzt Anlaß und Gelegenheit", bemerkt der Herausgeber, „Goethe mehr verehren zu lernen, zumal da er mir bald nach meinem Antritt die Stelle seines Privatsecretärs übertrug, in der ich bis zu seinem Tode geblieben bin." Wahrlich, kann es ein größeres Ehrenzeugniß für Goethe geben, als das übereinstimmende Eingeständniß aller, welche ihm nicht blos flüchtig näher, sondern auf die Dauer in einen engern Verkehr mit ihm traten, daß sie je länger je mehr ihn verehren gelernt hätten? Verschwinden gegen solche Ehrenzeugnisse, die ihn als Menschen so hoch stellen, nicht jene unerhört rohen Beschuldigungen einer jenenser studentischen Jugend, er sei ein „unterthäniger Knecht und sittenloser Höfling" gewesen, in ihr erbärmliches Nichts?

Der Herausgeber führt in seinem Vorwort weiter einen Ausspruch Carlyle's über Goethe's Bedeutung an, dem auch wir schon oben gelegentlich einige Worte entlehnten, fragt dann: wie es komme, daß scheinbar nur wenige aus diesem heilsamen Quell ihren Durst löschen? und fährt dann fort: „Es gibt deren immer gar viele, wenn man sich nur näher darum bekümmert; bei allem Bedeutenden, Großen bilden aber die Besten, wie Goethe selbst bemerkt, immer nur eine kleine stille Gemeinde. Die meisten Menschen lieben aus abgeleitetem Bächlein zu trinken" u. s. w. Den hierauf folgenden Ausfall auf die „neuern Sudelköche", vor deren „trüber Brühe" schon manchem ekele, hätte sich übrigens der Herausgeber besser ersparen können.

Der „Italienischen Reise" schickt der Herausgeber eine von ihm verfaßte dankenswerthe Einleitung: „Goethe's Kunstübungen und Kunststudien von seinen Knabenjahren an bis zum Antritt seiner italienischen Reise", voraus; zunächst einige allgemeine Bemerkungen, die sich zum Theil gegen die zünftige Künstlerschaft richten. Mit Recht fragt hierbei der Herausgeber: „Wer wird nach Jahrhunderten wol noch fragen, ob ein Meisterwerk in irgend-

einer Kunst von einem Professor geschaffen sei, oder von einem außerhalb der Zunft Stehenden, um danach den Werth oder Unwerth zu bemessen?" Dasselbe kann man auch in Bezug auf Schriften und Bücher sagen; es wird eine Zeit kommen, wo man nicht danach fragen wird, ob ein jetzt erschienenes Buch aus den Kreisen der zünftigen Gelehrsamkeit stammt und dadurch, daß es die Professorsignatur an der Stirn trägt, gegenwärtig in diesen Kreisen die Approbation erhalten hat.

Der Herausgeber berichtet, nachdem er seine allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, sodann historisch über Goethe's Kunstübungen im väterlichen Hause bis zu seinem Abgange nach der leipziger Universität, über Goethe's Kunstübungen in Leipzig unter des Malers Oeser Leitung, über seine Zeichnen- und Radirversuche in Frankfurt nach seiner Rückkehr von der Universität, wobei ihm sein Vater mit seinem Rath zur Hand ging. Wenn es Goethe auch bei diesen Versuchen nicht über einen anständigen und vielleicht selbst geistvollen Dilettantismus hinausgebracht hat, so lernte er doch dabei die Natur mit einem Künstlerauge zu betrachten, was ihm dann später sowol als Dichter wie als Aesthetiker und Kunsttheoretiker wesentlich zu statten kam. Dann schildert Schuchardt, etwas kurz, die Eindrücke, welche in Strasburg der Münster und die nach Rafael'schen Zeichnungen gewirkten Tapeten auf Goethe machten, ausführlicher und mit Goethe's Worten die Eindrücke, die er auf der Rückreise von den plastischen Werken im Antikensaal zu Manheim erhielt. Das folgende längere Kapitel ist Goethe's in Beziehung auf Kunst allerdings wenig bietendem Aufenthalt in Wetzlar, seiner Rheinreise, seiner Schweizerreise im Jahre 1775 u. s. w., das folgende seinen Kunstbestrebungen in Weimar gewidmet. Wir gehen hier nicht auf Einzelheiten ein, wir bemerken nur im allgemeinen, daß man dreist behaupten kann, Goethe habe zu allem, was im Laufe der Jahre in Weimar für Kunst geschehen ist, den eigentlichen Grund gelegt. Schuchardt bemerkt in dieser Hinsicht unter anderm:

Eine andere Seite seiner Thätigkeit entwickelte Goethe in Weimar durch Anregen und Beleben des Kunstinteresses. Wer mit ihm in Verbindung trat, wurde von seiner Leidenschaft dafür mit fortgerissen. Namentlich war es Karl August, der eine solche eingehende tiefe Neigung für Kunstwerke gewann, daß Herder in einer gedruckten Predigt sich bewogen fühlte, gegen die Gefahr einer solchen fürstlichen Passion zu warnen, wogegen Goethe in einem Briefe an ihn widersprach.

Letztere merkwürdige Thatsache dürfte wol nicht vielen unserer Leser bekannt geworden sein, da auch wir uns nicht erinnern, sie in einer der zahlreich vorhandenen biographischen Schriften über Goethe angeführt gefunden zu haben.

Was Schuchardt an Goethe's Kunstbetrachtung mit Recht rühmt, das ist vorzugsweise der Ernst, womit sich Goethe in ein Kunstwerk zu versenken sucht, die geschickte Art, womit er bei Reflexionen über Kunstwerke den Leser selbst mit urtheilen läßt, indem er Stück für Stück mit ihm betrachtet, seine Schätzung des Guten, „wo und in welcher Gestalt er es fand". Schuchardt bemerkt bei diesem Anlaß ganz treffend:

Wer nur das Höchste zu schätzen vorgibt, gegen den bin ich mistrauisch; das Vortreffliche im Kleinsten zu finden, ist die höchste Stufe der Bildung. Das allgemein durch Jahrhunderte als mustergültig Gehaltene anerkennen und dessen Besitz erstreben, ist darum noch kein Beleg für tiefern Sinn und Erkenntniß. Wer eine lange Reihe von Jahren darüber Betrachtungen anzustellen Gelegenheit hatte, wird zu andern Resultaten kommen, wird wissen, daß sogar berühmte Kunstkenner und Kunstschriftsteller leere Tröpfe sind, daß es dagegen viele einfache Menschen gibt, von denen niemand spricht, die mit heiliger Verehrung das Schöne suchen, wenn es auch nicht von Götzendienern auf den Altar gestellt ist.

Den größten Theil des ersten Bandes füllen Goethe's „Italienische Reise" und sein Bericht „Zweiter römischer Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788" aus. Auch diesem Einzelabdruck der Berichte Goethe's über seinen Aufenthalt in Italien hat der Herausgeber eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher der Verfasser behauptet, daß es für wirklich Gebildete und nach Bildung Strebende kein vortrefflicheres Buch sowol zur Vorbereitung auf die Reise, wie zum Rathgeber während der Reise und zur Recapitulation der Resultate nach der Rückkehr gäbe, als Goethe's „Italienische Reise"; in diesem Sinne sei kein anderes Werk für intelligente Menschen diesem an die Seite zu setzen. Er erzählt dabei:

Einer meiner Freunde, einer unserer bedeutendsten Künstler, hatte früher längere Zeit in Italien gelebt und nach seiner Rückkehr war ihm die „Italienische Reise" von Goethe dasjenige Buch, das allein im Stande war, ihm ein frisch lebendiges Bild des Landes zurückzurufen. Bei einem spätern längern Aufenthalt daselbst war ihm dasselbe ein lieber Begleiter, und jetzt nach seiner zweiten Rückkehr hat sich die Bewunderung des Werks bei ihm gesteigert.

Wir für unsere Person haben gleichfalls Goethe's „Italienische Reise" für eins der vortrefflichsten Bücher in Prosa, die je in Deutschland geschrieben wurden, schon längst gehalten, für eins, das jeder, der Sinn für Kunst hat oder sich Sinn für Kunst erwerben und zugleich Natur und Volk künstlerisch anzuschauen lernen will, nicht blos einmal, sondern wieder und immer wieder lesen sollte. Dies Buch, richtig verstanden und benutzt, ist zugleich ein heilsames Gegenmittel gegen allen jenen gemachten Kunstenthusiasmus und jene falsche Naturschwärmerei, welche in ihrer Verlegenheit und Unfähigkeit, die einfache Schönheit durch einfache aber bestimmte Worte anschaulich zu machen, zu überschwenglichen, die Vorstellung nur verwirrenden, Blumen auf Blumen und Gleichnisse auf Gleichnisse häufenden Phrasen ihre Zuflucht nehmen.

In dem zweiten Bande, der ebenfalls mit einer Einleitung aus der Feder des Herausgebers versehen ist, finden wir zusammengestellt, was Goethe in den „Propyläen", in „Kunst und Alterthum" u. s. w. über Kunstgeschichte und Kunstpraxis, über einzelne Künstler und Kunstwerke, über antike Kunst und über Baukunst geschrieben hat; auch einiges aus seiner Jugendzeit, so die scharf ins Zeug gehende Kritik über Sulzer's „Theorie der schönen Künste" aus den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" (1772), deren Lectüre dem Verfasser der „Theorie der schönen Künste"

wol den Goethe'schen Ausruf: „Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Recensent!" entlockt haben dürfte, und die Aufsätze „Von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach" (1771) und „Dritte Wallfahrt zu Erwin's Grabe" (1775), welche beide letztere uns das herrliche Gemüth des damals für die gothische Kunst als die echt deutsche Art und Kunst fromm und patriotisch schwärmenden jungen Goethe aufs schönste offenbaren. Aus derselben Begeisterung gingen auch die von ihm an Lavater über Dürer geschriebenen Worte hervor: „Ich verehre täglich mehr die mit Gold und Silber nicht zu bezahlende Arbeit des Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst Grazie nur die ersten Italiener zu seinesgleichen hat." Wie aber jedes Uebermaß einen Gegenschlag hervorruft, so wandte sich auch Goethe später mehr von der altdeutschen Kunst ab, sodaß er z. B. in seiner „Italienischen Reise" wol den Jesuitenbauten, aber nicht dem Dom in Regensburg seine Aufmerksamkeit widmet und für letztern nicht ein Wort übrig hat. Daß der Verfasser des „Götz von Berlichingen" die altdeutsche, der Verfasser der „Iphigenie" die griechische Kunst am höchsten stellte, war ein nothwendiger und naturgemäßer Uebergang in Goethe's Entwickelung und hinderte ihn nicht, noch später auch wieder den vorzüglichen Eigenschaften der altdeutschen Maler gerecht zu werden, wie sein Aufsatz über die Boisserée'sche Gemäldesammlung vom Jahre 1816 beweist.

Von Christian Schuchardt rührt auch die Schrift: „Die Goethe-Stiftung und die Goethe'schen Preisaufgaben" (Nr. 2), her. Bekanntlich hatte ein Verein hervorragender Männer in Berlin, von denen Alexander von Humboldt, Kugler, Rauch, Rellstab, von Schelling, Varnhagen von Ense, Teichmann, Zeune u. a. seitdem verstorben sind, im Jahre 1849, dem Säcularjahre Goethe's, und zwar am 5. Juli einen Aufruf erlassen, dessen Anfang wir hier durch Wiederabdruck unsern Lesern ins Gedächtniß zurückrufen wollen, weil es nicht gleichgültig sein kann, in Erfahrung zu bringen, wie gerade die geistig hervorragendsten Männer über Goethe dachten und denken. Er lautet:

Wer theilhat an deutscher Bildung, hat auch theil an Goethe. Weit über Deutschlands Grenzen hinaus reicht der begeisternde Einfluß seiner unsterblichen Werke. Um so festlicher möge unter uns der Tag begrüßt werden, der in so bezeichnender Weise sein Andenken hervorruft. Keine Feier dürfte mehr geeignet sein, in die düstern Nebel der verworrenen Gegenwart einen heitern Sonnenstrahl gemüthlicher Erquickung zu bringen, als die, welche dem Geiste Goethe's gilt, dem Geiste der Ordnung, der Mäßigung, der Besonnenheit und der edelsten Freiheit, der es besonders vermochte durch anhaltende und fortbildende Wirkung ausschweifende und verwilderte Kräfte zu ruhiger Entwickelung anzuziehen und in mildere Gestalten festzubannen. Wie Goethe in selbstüberwindender Hingebung an das höchste Ziel geistigen Strebens versöhnend über allen Parteiungen stand und die sittliche, von ihm so klar erfaßte Einheit des deutschen Wesens im Gebiete des Schönen, Guten und Wahren mit hoher Vollendung darstellte; so wird auch der Tag, der seinem Gedächtnisse gilt, in diesem Gebiete alle enger verbinden, die sich in andern feindlich gegenüberstehen, und wie oft die olympische Feier für ein Ringen nach edlerm Ruhme die erbitterten Fehden der Hellenen unterbrach, möge das ihm geweihte Fest mitten im unerquicklichen Kampfe ein Bild des heitern Friedens darstellen.

Es wird dann dazu aufgefordert, eine Stiftung hervorzurufen, die in Goethe's Geiste „deutsches Kunstleben und den Einfluß desselben auf die Versittlichung des Volks stärke und mehre". Nachdem, wenn auch nur allmählich einiges Leben in die Angelegenheit gekommen, hielt man eine Comitéberathung in Weimar, bei der es sich namentlich um die Doppelfrage handelte, ob sich das Wirken der Goethe-Stiftung allein auf bildende Kunst zu beschränken habe? und, im Fall der Bejahung: ob man den vorgesetzten Zweck durch Preisaufgaben zu erreichen glaube? Man entschied sich für den ersten Theil der Frage, d. h. man beschloß, sich nur auf die bildende Kunst zu beschränken, und die Poesie, für die ja nun die deutsche Schiller-Stiftung einträte, von ihrer Wirksamkeit auszuschließen. Ueber den zweiten Theil der Frage waren die Meinungen gänzlich getheilt, und Schuchardt hielt es demnach für angemessen, „diese Frage über die Preisaufgaben und deren Wichtigkeit für die Belebung der Kunst überhaupt und als Grundlage der Goethe-Stiftung insbesondere etwas ausführlicher zu besprechen". Demzufolge behandelt er in dieser Schrift die Fragen: „Wer soll die Preisaufgaben stellen?" „Wer soll Preisrichter sein?" „Wie soll die Ausführung der Concurrenzstücke sein?" u. s. w. Dankenswerth ist der Abschnitt der Schrift, welcher über die von den weimarischen Kunstfreunden, an deren Spitze bekanntlich Goethe stand, in den Jahren 1799—1805 gestellten Preisaufgaben berichtet. Der Verfasser ergeht sich auch in längern Betrachtungen über den Idealismus und Realismus, oder vielmehr Naturalismus, wenn nicht gar Materialismus in der Kunst. Der Verfasser stellt sich begreiflicherweise im spätern Goethe'schen Sinne auf seiten des Idealismus, der ja übrigens wie alle Kunst eine reale Grundlage haben müsse.

Die Goethe-Stiftung hat, wie man weiß, den Kreis ihrer Wirksamkeit seitdem durch einen ersten Act eröffnet, indem sie jetzt den 1861 für ein Sculpturwerk ausgeschriebenen Preis von 1000 Thalern dem Bildhauer J. Schilling in Dresden für seine Gruppe „Die Nacht" zuerkannt hat; für 1865 ist ein gleicher Preis ausgeschrieben, und zwar für ein Originalwerk im Gebiete der Historienmalerei, für welches als Sujet die Bedrängniß des Menschen durch das Element bestimmt ist. Die Weimar-Goethe'sche Preisaufgabe für 1804 lautete: „Das Menschengeschlecht vom Elemente des Wassers bedrängt"; die für 1865 ist also nur eine Erweiterung derjenigen von 1804.

Die Schrift von C. G. Carus: „Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit" (Nr. 3), rühmt an Goethe zuvörderst die bei aller Mannichfaltigkeit seines Strebens und Wirkens „ursprüngliche Einfachheit seines Wesens, gegenüber der immer weiter gehenden allgemeinen Zersplitterung und Lebenszerstreuung der Massen", seine Humanität, hervorgegangen aus seiner

Kraft, sich selbst zu überwinden und zu entsagen, in der, nach des Kanzlers von Müller Worten, Goethe seit seinem Aufenthalt in Rom „die einzige sichere Bürgschaft innern Friedens und Gleichgewichts fand" (oder mit Goethe's Worten: „von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet"), seinen Seherblick als Dichter, seine dichterische Universalität, welchen Begriff der Verfasser in etwas engerer Beziehung nimmt, „nämlich inwiefern er uns bezeichnet, daß in Goethe die Poesie der Jugend, des gereiften Alters und der hohen, der Weisheit bestimmten erfahrungsreichen Jahre zu einem Lebensbilde sich einigte". Die Wahrheit rühmt Carus als Grundzug des Goethe'schen Wesens, und er führt zum Belege Riemer's Worte an: „Für alles mag er zu alt sein, nur nicht fürs Wahre"; ferner Goethe's eigenen Ausspruch:

Gott hat die Gradheit selbst ins Herz genommen,
Auf gradem Weg ist niemand umgekommen.

Er rühmt, daß Goethe's Haus das gastlichste in Weimar, dabei aber aufs einfachste eingerichtet gewesen, und er fügt hinzu: daß seine Gastlichkeit oft gemisbraucht worden sei. Manche Lebenserinnerungen werden eingeflochten; der Verfasser erzählt z. B., daß er mehrere male mit seinem „theuern Freunde" Tieck in Streit gerathen sei, wenn dieser versicherte, es sei ihm unbegreiflich, wie Goethe so nahe Beziehungen mit Zelter habe unterhalten können, einem Manne, der ihn einmal in einem Briefe wirklich fragen konnte: „Was ist denn Byzanz?" Hierauf erwidert Carus:

Daß aber eben das zwar nicht gelehrte, aber innerlich klare, und in seinem Kreise festbegründete Wissen dieses Mannes und zugleich sein treues aufrichtiges Herz es waren, die ihm nichtsdestoweniger Goethe's Freundschaft gewinnen und erhalten mußten, dies blieb hierbei stets meine gewisse Ueberzeugung, und wird mir immer einen sprechenden Beweis für des Dichters eigene Einfachheit und sein entschiedenes Verwerfen aller Ostentation abgeben.

So dankbar wir aber für alle diese mit liebenswürdiger Wärme geschriebenen und oft aus tiefer Anschauung und Lebenskenntniß hervorgegangenen Betrachtungen dem greisen Verfasser auch sind, so möchten wir ihm doch noch größern Dank sagen für eine Reihe kurzer bisher ungedruckter Parabeln von Goethe aus seiner frühern Zeit, die so sinnreich und in so alttestamentlichem Tone gehalten sind, daß sie fast sämmtlich unter den Büchern des Alten Testaments einen ebenso würdigen Platz einnehmen könnten als in den Werken Goethe's. Das betreffende Blatt — wahrscheinlich nahm Goethe das erste beste, das ihm zur Hand war, um seine im Drange des Augenblicks entstandenen Gleichnisse darauf hinzuwerfen — war in das Haus von Sophie Laroche gelangt; vielleicht sogar schrieb er die Dichtung bei einem Besuche im Hause Sophiens zu Ehrenbreitstein nieder, möglicherweise im Jahre 1772, wo er nach seiner Heimwanderung von Wetzlar das schöne Lahnthal hinab bei Sophie von Laroche einkehrte und hier in Gesellschaft Leuchsenring's und Merck's mehrere Tage blieb. Das Blatt, als theure Reliquie treulich bewahrt, gerieth zuletzt durch mehrere Generationen in den Besitz des Freiherrn von Lützow, königlich preußischen Gerichtsraths in Görlitz und Urenkel Sophiens, und durch denselben auf die in Berlin veranstaltete Goethe-Ausstellung, nach welcher Carus so glücklich war, zuerst eine vertrauliche Copie und später selbst die Erlaubniß zu ihrer Veröffentlichung zu erhalten. Die Parabeln, 15 an der Zahl, tragen die Ueberschrift: „Salomon's Königs von Israel und Juda güldene Worte von der Ceder bis zum Issop." Wir theilen daraus zunächst die ersten fünf mit:

1) Es stand eine herrliche Ceder auf Libanon, in ihrer Krafft vor dem Antlitz des Himmels. Und daß sie so stark dastund des ergrimmten die Dornsträuche umher und riefen: wehe dem Stolzen, er überhebt sich seines Wuchses! Und wie die Winde die Macht seiner Aeste bewegten und Balsamgeruch das Land erfüllte, wandten sich die Dörner und schrien: wehe dem Uebermüthigen sein Stolz braufft auf wie Wellen des Meeres, verdirb ihn heiliger vom Himmel!

2) Eine Zeder wuchs auf zwischen Tannen, sie theilten mit ihr Regen und Sonnenschein. Und sie wuchs und wuchs über ihre Häupter und schaute weit ins Thal umher. Da riefen die Tannen: ist das der Danck, daß du dich überhebest, dich die du so klein warst, dich die wir genährt haben! Und die Ceder sprach, rechtet mit dem der mich wachsen hieß.

3) Und um die Ceder stunden Sträucher. Da nun die Männer kamen vom Meer, und die Art ihr an die Wurzel legten, da erhub sich ein Frohlocken. Also strafet der Herr die Stolzen, also demütigt er die Gewaltigen!

4) Und sie stürzte und zerschmetterte die Frohlocker, die verzettelt wurden unter dem Reisig.

5) Und sie stürzte und rief: Ich habe gestanden, und ich werde stehen! Und die Männer richteten sie auf zum Maste im Schiffe des Königs, und die Segel wehten von ihm her, und brachten die Schätze aus Ophir in des Königs Kammer.

Die siebente lautet:

Die Eiche sprach: ich gleiche dir Zeder! Thor! sagte die Zeder: als wollt ich sagen ich gleiche dir.

Die neunte lautet:

Uns ist wohl, sagte ein brüderlich gleicher Tannenwald zur Ceder, wir sind so viel und du stehest allein. Ich habe auch Brüder, sagte die Ceder, wenn gleich nicht auf diesem Berge.

Die elfte lautet:

Ein Mädgen brach Rosen vom Strauch und kränzte ihr Haupt mit. Das verdroß die Ceder und sprach, warum nimmt sie nicht von meinen Zweigen. Stolzer, sagte der Rosenstock, laß mir die Meinen!

Die vierzehnte lautet:

Ein Waldstrom stürzte die Tannen drunter und drüber im Thal herab und Sträucher und Sprößling und Gräser und Eichen. Ein Prophet rief zuschauend vom Fels: Alles ist gleich vor dem Herrn.

Wir können unsern Bericht über die Carus'sche Schrift nicht besser schließen, als mit der Mittheilung der hier angeführten Proben aus einer Parabeldichtung, von welcher Carus mit Recht bemerkt, daß sie in merkwürdiger Weise den Seherblick des Dichters bestätige und beurkunde und daher zur Beglaubigung hier ausgesprochener Ansichten dienen könne.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Zur Kirchengeschichte.

Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts von Ferdinand Christian Baur. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von E. Zeller. Tübingen, L. F. Fues. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Am 2. December 1860 endete der Tod das Leben eines Mannes, dessen Thätigkeit auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft als ebenso epochemachend, wie wegen ihres enormen Umfangs als wahrhaft staunenswerth von Freund und Feind anerkannt werden muß.

An diesem Tage verschied zu Tübingen infolge wiederholter Schlaganfälle als erster Professor der theologischen Facultät Ferdinand Christian Baur, der Stifter der neuen Tübinger Schule.

Die seltene Verbindung speculativen Denkens mit massenhaftem Wissen, die Verschiedenheit seiner Thätigkeit, sowie die Schärfe und Genauigkeit seiner Forschungen stellten ihn nach Schleiermacher's Tode auf die erste Stelle in der theologischen Wissenschaft, und wenn auch sein Einfluß und seine Bedeutung infolge veränderter Zeitströmung in der theologischen Welt nicht nur gehemmt und unterschätzt, sondern mannichfach absichtlich verdunkelt und geleugnet worden sind: ausdrückliche Geständnisse seiner Gegner sowol, als stillschweigende Benutzung seiner errungenen Resultate bezeugen hinlänglich seine Größe, und seine Werke, deren Titel schon einen ziemlichen Umfang einnehmen, sowie die durch seine Forschungen entstandene Bewegung räumen ihm jene Stelle in der Kirchengeschichte unleugbar ein. Daß übrigens der durch ihn begonnene Streit, obgleich schon manche Schlacht darin geschlagen, noch nicht zu Ende geführt ist, ist bei dem Umfange und der Wichtigkeit der behandelten Fragen einleuchtend; daß aber auch trotz der Einstimmigkeit der Gegner im Verwerfen die Schule Vertreter gewonnen, die ihnen das Gleichgewicht halten, während der Meister keinen ebenbürtigen Gegner gefunden, ist einfach zuzugeben.

Nach seinem Erstlingswerke „Symbolik und Mythologie" war es besonders die im Kampfe mit Möhler entstandene Gegenschrift „Ueber den Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus", worin Baur zum ersten male seinen geistigen Reichthum entfaltete, indem er nicht nur dem scharfsinnigen Gegner eine gleich scharfsinnige Dialektik entgegensetzte, sondern auch sein geistvolles Verständniß des Protestantismus zeigte. Namentlich aber ist es die lange Reihe seiner dogmengeschichtlichen Forschungen über die ersten christlichen Jahrhunderte, womit eine neue Epoche in der Dogmengeschichte begann und von denen jede einzelne schon den Ruhm eines theologischen Schriftstellers begründet hätte. Seine wahrhaft kolossale Arbeit gewann hier nicht nur dem Bekanntern oder doch schon Betretenen neue überraschende Seiten ab, sondern drang wirklich dahin vor, von jedem Dogma die Schlangenwege seiner Entstehung, seine Wandlungen und Verkettungen zu erfassen und klar darzustellen.

Bei den hierzu nöthigen Detailforschungen, die in diesem Grade nur sein eiserner Fleiß zu überwinden vermochte, gestaltet sich ein bis zum Ueberdruß oft gegen seine Geschichtschreibung erhobener Vorwurf fast vielmehr zum Gegentheil.

Als nicht nur berührt von den philosophischen Systemen nämlich, welche die Neuzeit gebracht, nein, philosophisch durchgebildet und daher durchdrungen von der Nothwendigkeit einer pragmatischen Darstellung in geschichtlichen Forschungen, mit einem Wort als philosophischer Geschichtschreiber faßt Baur natürlich eine geschichtliche Erscheinung nicht als etwas Isolirtes, sondern in ihrem Zusammenhange und mit den andern Gliedern der großen Kette, und es braucht kaum ausgesprochen zu werden, daß diese Auffassung für jeden Profangeschichtschreiber eine Nothwendigkeit, daß sie die allein berechtigte ist. Aber Bauer hat diese Methode zuerst in ihrem vollen Umfange auf die neutestamentliche Geschichte und Literatur übertragen, und zwar mit der vollen Energie und Consequenz seines Geistes, der ein Zögern, eine Halbheit nicht kannte und ein Suchen nach möglichst unverfänglichen Formeln verschmähte.

Freilich geht er noch einen Schritt weiter. Die dogmatische Entwickelung im allgemeinen ist ihm nämlich ein nothwendiger Fortschritt, in welchem er jedem einzelnen nur als Glied in der großen Kette eine Bedeutung zugesteht und selbst in dem scheinbar Zufälligen oder äußerlich Herantretenden und Bestimmenden nur die Wirksamkeit eines allgemeinen Gesetzes höherer Nothwendigkeit und vernünftiger Entwickelung gewahrt. Ein eclatantes Beispiel von dieser Auffassung gibt schon sein im Jahre 1835 erschienenes Werk „Ueber die Gnosis", in welchem er die christliche Gnosis des 2. und 3. Jahrhunderts nicht nur geschichtlich als Ausgangspunkt und erstes Glied der gesammten Religionsphilosophie hinstellt, sondern als maßgebend und vorbildend für alle Systeme durch die mittelalterliche Mystik bis auf Schelling und Schleiermacher bezeichnet.

Niemand wird die Berechtigung dieser Auffassung innerhalb gewisser Grenzen leugnen. Je näher aber dennoch der Verdacht künstlicher Construction hierdurch gelegt ist, deren Nutzen nicht recht einleuchtet, um so mehr mag doch bedacht werden, daß nach Baur's riesigen Forschungen und bei den staunenswerthen Unterlagen seiner Werke der so gern und oft erhobene Vorwurf abstracten Construirens und einer ungeschichtlichen Methode, ja der Nachahmung und Abhängigkeit von dem philosophischen Meister hier nicht am Orte ist. Zuzugestehen ist, daß in den ersten Werken dem Leser nicht selten allerhand logische Exercitien zugemuthet werden, daß Hegel'sche Kategorien hier eine große Rolle spielen und ein Formalismus herrscht, der weder dem Reichthum des empirischen Stoffs immer entspricht, noch zur Belebung der Darstellung immer beiträgt; ja daß die Auffassung der Dogmengeschichte als einer nothwendigen Entwickelung oder eines aus sich selbst bestimmenden geistigen Processes das Ganze fast ausschließlich als eine nur logische Bewegung ohne Berücksichtigung der sittlichen Motive, ohne Zusammenhang mit dem christlichen Leben erscheinen läßt, ist ein Mangel, der selbst bei aller sonstigen Anerkennung der Baur'schen Forschungen und bei aller Achtung vor dem großen Manne nicht verschwiegen werden darf. Wer den Vorwurf begründet sehen will, der mag die Auseinandersetzungen in Karl Hase's „Sendschreiben über die Tübinger Schule" bei Gelegenheit der Perioden der Kirchengeschichte nachlesen, wo überhaupt in elegantester Form das meiste mit wenig Worten enthalten ist, was gegen diese Geschichtschreibung gesagt werden kann. Aber wahrhaft unerträglich ist es, wenn Pygmäen der unbedeutendsten Art vornehm auf diese Mängel herabblicken und anmaßend über Hegel und Baur zu Gericht sitzen, wenn solche Mängel ein Motiv sein sollen zur Verwerfung der Resultate, und wenn die Gegner sich begnügen, mit dergleichen formellen Vorwürfen, die fast traditionell geworden sind, das kritische Geschäft abzukürzen.

Die geschichtlichen Forschungen Baur's bilden jedoch nur die eine Seite seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, ja sie sind gewissermaßen die Vorbereitung nur auf seinen wichtigsten Kampf, nämlich auf seine neutestamentliche Kritik, die ihm unzählige Anathemen und Verfolgungen zuzog, seine Schule zum Popanz gutgearteter Theologen machte und das fromme Schwabenland in ein Galiläa der Heiden umzuwandeln drohte.

Das „Leben Jesu" von Strauß, mit dessen Erscheinen Karl Schwarz mit Recht die neueste Kirchengeschichte beginnen läßt, hatte bei seiner beabsichtigten Auflösung der Lebensgeschichte Jesu in Mythen nicht nur den berechtigten Unwillen des frommen Gefühls gegen sich gehabt: das Unwissenschaftliche seines Verfahrens, welches eine rein subjective Kritik der evangelischen Geschichte unternahm, ohne der wissenschaftlichen Forderung nach Untersuchungen über die einzelnen Berichte zu genügen, ließ das ganze Unternehmen in der Luft schweben. Ein solcher Subjectivismus, dessen angebliche Voraussetzungslosigkeit in Wahrheit vielmehr Lust am Zerstören und Entschlossenheit zur Zerstörung war, brachte es nur zur einfachen Negation, ohne das Echte vom Unechten zu scheiden, und das große Geschick, ja die formelle Virtuosität des Urhebers berechtigte noch nicht zur wissenschaftlichen Anerkennung. Es war ein Feuerwerk, dessen grelles

Licht Augenschmerz verursachte, und von dem sich daher alle abwendeten.

Diese vernachlässigte Prüfung der Glaubwürdigkeit der einzelnen evangelischen Berichte war es nun, welche Baur auf einem neuen Wege und durch seine vorhergehenden geschichtlichen Studien besonders dazu ausgerüstet unternahm. Daß ein Mann von so wissenschaftlicher Art wie er nicht nur positive Resultate erstrebte, sondern nach dem Aufgeben der bisherigen Annahme auch auf wissenschaftlichen Wegen Gefundenes über die Entstehung, den Charakter und die Tendenz der einzelnen Evangelien bieten würde, versteht sich von selbst, während der so gern erhobene Vorwurf des Unglaubens oder die Voraussetzung geheimer Zerstörungslust solchen überlassen werden muß, die durch derartige persönliche Angriffe wol ihre Feindschaft, aber auch ihre Unfähigkeit beweisen, den Gegner mit wissenschaftlichen Waffen zu besiegen.

Baur's Grundanschauung vom Christenthum, die für die Ausbildung seiner Kritik maßgebend war und die sich ihm aus jenen dogmengeschichtlichen Arbeiten ergeben hatte, ist nun die, daß dasselbe keineswegs etwas dem Menschengeiste göttlich Aufgedrungenes und daher von vornherein Fertiges und Abgeschlossenes gewesen, sondern daß es sich allmählich entwickelte und daher wie alles geschichtlich Gewordene verschiedene Stadien der Entwickelung zu durchlaufen hatte. Die Betrachtung des Urchristenthums bietet ihm darum auch keineswegs eine so schnelle Versöhnung der Gegensätze, wie die biblischen Berichte melden, sondern vielmehr einen mit höchster Leidenschaftlichkeit geführten Parteikampf zwischen dem mit der ersten Gestaltung des Christenthums identischen Judenthum und dem Universalismus des Heidenapostels Paulus. Diesen Gegensatz läßt Baur auf Grund seiner geschichtlichen Studien bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts dauern und bietet diese Annahme als Schlüssel für das Verständniß der biblischen Schriften, die er mit Ausnahme von vier unzweifelhaft echten Paulinischen Briefen als aus diesem Parteikampfe zwischen Petrinismus oder dem anfänglichen Judenchristenthum und dem später siegreichen Paulinismus ziemlich spät entstanden bezeichnet. Auch die Evangelien erscheinen hiernach in einem völlig andern Lichte. Die drei ersten entwickeln sich ihm vielmehr aus einem streng judaistisch gefärbten Urevangelium je nach dem fortschreitenden Siege des Paulinismus in ihren verschiedenen Nuancirungen, während er in dem Johanneischen, über dessen Verhältniß zu den andern schon Strauß Bedenken erhoben hatte, eine rein ideelle Gestaltung findet, dessen Personen Principien in jenem Kampfe der feindlichen Gegensätze vertreten, und das daher bei weitem mehr dogmatisch als historisch aufzufassen sei.

Hiermit fällt allerdings die Authentie aller biblischen Schriften mit Ausnahme jener vier Paulinischen Briefe, und die bei einer solchen möglichst gedrängten Darstellung doppelt fühlbare Kühnheit im Niederreißen kann nur dadurch gemildert werden, daß man sich an den engen Zusammenhang seiner Forschungen über die Entwickelung des urchristlichen Bewußtseins mit diesen kritischen Resultaten erinnert, denn sein ganzes Verfahren ist nichts als eine Anwendung jener dogmengeschichtlichen Studien auf den Kanon.

Es lag in der Zeit, und das ist die geschichtliche Berechtigung der folgenden Opposition, daß man solcher Kühnheit ungewohnt und über solches Wagniß erschreckt, sich den Baur'schen Resultaten gegenüber meist ablehnend und conservativ verhielt. Ein Wolf hatte die Einheit der Homerischen Gesänge zerstört, ein Niebuhr die Livianische Geschichte Roms widerlegt, und die Männer der Wissenschaft hatten beides angenommen; aber die Entstehung der kanonischen Schriften auf solchen Wegen zu erklären und die bisherige Auffassung, Jahrhunderte hindurch geheiligt durch die Harmonistik und die bisherige Inspirationslehre, als einen Irrthum zu beseitigen, schien doch zu bedenklich, ja ein verwerfliches Unternehmen.

Man hatte sich an den Strauß'schen Negationen den Geschmack auf lange Zeit gründlich verdorben, und so erfolgten jetzt von allen Seiten Proteste gegen eine Behauptung, die zwar auf einem breiten wissenschaftlichen Unterbau ruhte, deren Annahme ohne neue Gründe aber den meisten dennoch unmöglich war. Es erfolgte überhaupt eine Aenderung in der Richtung der theologischen Arbeit, indem, mit Karl Schwarz zu reden, die meisten Arbeiter der gefährlichen Tiefe der Wissenschaft entflohen und an die Oberfläche der Erde traten, um hier die kirchliche Praxis zu fördern, den Kirchenbau zu beginnen. Auch innerhalb der Schule fanden sich viele zur Annahme einer frühern Entstehungszeit der neutestamentlichen Schriften veranlaßt, und Baur selbst sah sich gegen das Ende seines Lebens in seinen kritischen Behauptungen immer mehr isolirt. Und in der That ist der von ihm gethane Schritt ein solcher, zu dem sich nicht gleich ein jeder mit entschließen wird, ja nicht jeder Theolog sich sogleich entschließen kann, ohne daß man darum berechtigt ist, Zeter zu rufen über Verdunkelung und Heuchelei. Es ist doch etwas anderes, den Homer den Chorizonten zu überliefern und Niebuhr die römischen Könige streichen zu lassen, als den neutestamentlichen Kanon vollständig aufzulösen. Bei jenen Fragen ist dem kritischen Scharfsinn mit vollem Recht das Feld überlassen, hier vertheidigt es nicht nur das fromme Gefühl, nein, um solche Positionen zu gewinnen, bedarf es noch anderer Waffen, als selbst die scharfsinnigsten Hypothesen gewähren: das wissenschaftliche Bewußtsein weicht nur zwingenden Gründen, und bei einer Wahrscheinlichkeitsrechnung wird das fromme Gefühl sich meistens conservativ entscheiden.

Unantastbar steht aber nichtsdestoweniger Baur's Verdienst um die geschichtliche Aufklärung der dogmatischen Entwickelung in den ersten Jahrhunderten, und wenn auch seine kritischen Wege verlassen wurden, so blieb doch auch dieser Gang nicht ohne reichen Gewinn für die Wissenschaft, und namentlich für das Verständniß der Apostelgeschichte sowie des vierten Evangeliums war der von ihm gegebene Anstoß von hoher Bedeutung. Noch jetzt dauert die durch seine Kritik entstandene Bewegung fort, und die völlige Entscheidung des Kampfes darf noch nicht so bald erwartet werden.

Baur's Riesenfleiß hatte noch eine Kirchengeschichte des Mittelalters vollendet, die nach seinem Tode der Sohn veröffentlichte. Jetzt hat Eduard Zeller, der bedeutendste Vertreter der Tübinger Schule, dem hochbegabten Schwegler an maßvollem Urtheil überlegen, die „Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts" aus Baur's literarischem Nachlasse herausgegeben, wie dieser sie für seine Vorlesungen niedergeschrieben. Gerade von diesem Jahrhundert, dessen Geschichte ohnehin nur von wenig Schriftstellern bisher behandelt ist, muß die Darstellung eines Baur hohes Interesse haben, und es wird noch dadurch gesteigert, daß er die Koryphäen der Literatur und Philosophie, sowie den Einfluß der Politik auf das kirchliche Gebiet mit hineinzieht. Irgendwelche Auszüge sind nach der Natur des Werks nicht gut möglich; nur einige allgemeine Bemerkungen mögen gestattet werden. Die Sprache ist einfach und klar, die Darstellung frei von jeder langweiligen Gelehrsamkeit oder theologischer Phraseologie und wie immer bei ihm fesselnd, das Urtheil mit seltenen Ausnahmen maßvoll und ruhig. Wol mag dem Greis bei manchen kirchlichen Erscheinungen und Wandelungen der Gegenwart seltsam zu Muthe gewesen sein, nirgends aber zeigt sich leidenschaftliche Aufregung über Richtungen, die ihm bedenklich sein mußten, noch ängstliche Besorgniß um die Zukunft. Dem modernen Hochkirchenthum vermag er natürlich nicht seine Bewunderung zu zollen, er wird an dieser Stelle sogar etwas scharf; aber wie er auch gewichtige Schläge führt, überall erkennt er auch an, was anerkennenswerth ist und hält sich durchgängig frei von persönlichen Angriffen, die ihm seinerzeit in so reichem Maße widerfuhren. Dem Theologen kann daher eine solche objective Darstellung nicht genug empfohlen werden, aber auch jedem, der sich für die Kirchengeschichte der Gegenwart interessirt, wird das Buch zur Orientirung wie zur Beurtheilung ein zuverlässiger Führer sein und des Anziehenden vieles bieten. 33.

Belletristisches und Lyrisch-Episches für Schleswig-Holstein.

1. Schleswig-holsteinische Soldatengeschichten. Von Graf Adelbert Baudissin. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 10 Ngr.
2. Schleswig-Holstein. Sechsundvierzig Lieder wider den Dänen. Von Gottfried Flammberg. Erlangen, Bläsing. 1863. 8. 15 Ngr.
3. Trutz Dänemark und Kopenhagen! Das Heldenlied vom Könige, der auf einer Brücke übers Meer nach Kopenhagen zog. Von R. von Meerheimb. Dresden, Meinhold und Söhne. 1863. 16. 5 Ngr.

„Schleswig-Holstein meerumschlungen" ist die Weise, die uns aus den drei Büchern entgegenklingt, wenigstens ganz entschieden aus den beiden ersten. Die beiden ersten führen uns unmittelbar in die Kämpfe der Jahre 1848 und folgende ein. Die Bücher sind vom deutschen Standpunkte geschrieben, damit haben wir ihre Tendenz hinlänglich gekennzeichnet. Ein tiefer Haß gegen Dänemark spricht aus ihnen, dieser Haß am meisten aus Flammberg's Gedichten. Ob dieser Haß durchgängig gerechtfertigt, ob er nicht vielmehr oft, sehr oft gekünstelt, ja unendlich oft nur die Ableitungsquelle für sonstiges politisches Ungemach, für Widerwillen, Mismuth und idealistisches Oppositionsgelüst, wir lassen das dahingestellt. Wir schwimmen nicht gegen den Strom, und dieser Strom der öffentlichen Meinung ist mit dem Hasse gegen die Dänen, oder wie Flammberg wol etwas verächtlich sagt, gegen den Dänen übersättigt. Dabei wird ganz vergessen, daß, wenn die Rechnung abgeschlossen werden sollte, wer von beiden gegen den andern in frühern Jahrhunderten, ob der Deutsche gegen den Dänen, oder der Däne gegen den Deutschen öfter undankbar gewesen ist, diese Rechnung für uns vielleicht ein sehr zweifelhaftes Resultat liefern möchte. Doch es gilt der Gegenwart! Schade, daß von unserm Standpunkte aus der ganze schleswig-holsteinische Conflict eben nicht unparteiisch beschrieben werden kann. Auf der einen Seite stehen nur Halbgötter, Lichtgestalten, auf der andern nur Mörder, Schufte, Tyrannen, Feiglinge; wer zweifelt jetzt noch daran, daß ein Däne kaum um eines Haares Breite über den Botocuden und Wilden steht?

In den „Schleswig-holsteinischen Soldatengeschichten" (Nr. 1) schildert Graf Baudissin größtentheils eigene Erlebnisse. Jedoch die erste Geschichte „Tann'sche Freischaren in dem Gefecht bei Hoptrup" soll nach einer Skizze des Freiwilligen Maler Schmidt sein. Genau betrachtet sind die Geschichten leichte Skizzen, denen hier und da eine novellistische Verwickelung beigemischt ist, wie sie das Wechselleben einer Campagne bietet. In ihrer Schlichtheit sprechen die Skizzen meist recht gut an, obschon wir einiges ausgesondert wünschten. An einzelnen Stellen nämlich kommt die „heilige Sache des Kriegs" mit der ganz gewöhnlichen Freude des Landsknechtthums, mit dem Lebenkönnen auf Regiments Unkosten ein wenig in Conflict. Dies namentlich bei dem „Ein Soldaten-Diner", das zwar schnurrig genug verläuft, doch aber wol besser in Manöver- oder Wachtstubengeschichten paßt. Die Titel der übrigen Geschichten lauten: „Der Lurbaß", „Der alte Torfbauer", „Ein Portefeuille", „Der dicke Herr", „Martin Hansen" und „Jütländisches". Unter allen möchten wir uns am meisten durch „Martin Hansen" befriedigt halten. Dieser Martin Hansen, der gewachsen war wie ein „Pfund Taback", den Hauptmann mit seinem „schlubbrigen" Aussehen halbtodt ärgerte und eines schönen Tags wegen verschiedener, in seiner Compagnie-Hosentasche klimpernder Nägel, mit denen Martin Hansen Kanonen zu vernageln gedachte, zu drei Tagen strengen Arrests verurtheilt, schließlich aber als Gefallener auf dem Felde der Ehre von eben diesem seinem auf „propres Aeußere" haltenden Hauptmann bestattet ward: es liegt in dem Ganzen ein so biderber, mit edelster Tragik vermischter Zug, daß wir dafür unwillkürlich eingenommen werden. Zur Empfehlung des Buchs: der Ertrag ist für den schleswig-holsteinischen Invalidenfonds bestimmt.

Bei den „Sechsundvierzig Liedern wider den Dänen" von G. Flammberg (Nr. 2) haben wir's nicht mit einzelnen Erlebnissen des Verfassers zu thun, sondern den ganzen holsteinischen Conflict und Krieg haben wir chronologisch bis zum Jahre 1852 (Londoner Protokoll) zu verfolgen. Wir sind Flammberg schon mehrfach begegnet, bisher immer dem Dramatiker. Wir konnten seines Fleißes, seines tief ernsten Willens und seines Erfolgs nur rühmlich gedenken. Zwar irgendwie bühnenmäßige Dramen hatte er uns nicht geboten, aber aus allen (es waren eine Trilogie und außerdem ein Drama zur Zeit des französischen Heinrich IV. spielend) sprach eine tiefe Begabung des Verfassers für das historische Drama. Hier nun bietet er uns Lieder. Sie sind nicht alle gleichmäßig gut gerathen, doch halten sich nicht wenige in volksthümlicher Art und Weise. Zuweilen laufen zu derbe, fast drollig klingende Verse mit unter, oder es klingt wol ein ganzes Lied etwas zu bänkelsängerisch. Einen Vers wie auf S. 134:

> Hauslehrer zu halten ist untersagt,
> Sie seien denn Danske Skarn,
> (Die Hühner selber auf dem Mist
> Müssen auf dänisch scharrn!) —

wagen wir doch nicht ganz zu billigen; zu burleskem Spotte ist die Sache im Grunde zu ernst, auch könnte sich ein dänischer Dichter ebenso leicht in selbem Spotte über uns ergehen. Desgleichen finden wir derartige Auslassungen gegen die Norddeutschen wie S. 128:

> Wir im Süd, wo Volk und Adel, Volk und Heer in Eintracht gehen,
> Können eurer Sobbe-Putzkys Cliquenwirthschaft nicht verstehen —

zu wunderlich, als daß wir sie nicht wohlfeile Schimpfereien, mit denen wir dem Ausländer blutwenig Respect einflößen, nennen sollten. Auch Anfänge wie:

> Ich stimme meiner Harfe Saiten
> Nun aus F-dur in Eis-moll —

klingen beinah lächerlich. Und wollten wir obenein alle Bänkelsängereien aufschreiben, es würde ein gut Häuflein zusammenkommen. Wo uns Flammberg frisch den Kampf schildert, hütet er sich meist davor, wo er aber über dies und jenes zu reflectiren, mit derbem Munde zu reflectiren beginnt, da läßt er seinem Federkiele manchmal allzu viel Freiheit. Nur noch ein paar Kleinigkeiten aus „Fides punica" (S. 44 fg.) wollen wir aufgreifen:

> Denn während den Waffenstillstand
> Der Däne in Scherben schlägt,
> So wickelt er seine Lenden
> In der Unschuld Hammelfelle.
>
> Auf die That, die Ende October
> Die neue Regierung begangen,
> Setzte er schon Mitte September
> Den Moltke als Straf-Fontanelle.

Hören wir auf Derartiges zu suchen, es findet sich vielfältig. Das soll uns aber Flammberg's Talent durchaus nicht verleiden. Der Verfasser meint es brav und bieder und weiß gelegentlich auch dem frankfurter Parlamente, das mancher seiner rein in der Luft schwebenden Beschlüsse wegen viele Schuld an vielen Verkehrtheiten der Jahre 1848 fg. trug, ein recht artiges Lied zu singen. Großdeutsche, aber nicht phantastisch großdeutsche Luft weht durch Flammberg's Buch. Sie hat uns an manchen Stellen nicht misbehagt. Als einen schönen Beleg der braven Gesinnung würden wir das Lied S. 3 „Der Rechtsbrief" abdrucken lassen, wenn es Flammberg darin nicht auch wie anderweitig mehrfach auf gesuchte Reime abgesehen hätte. In dem ganzen nur 16 Zeilen langen Gedichte muß er vier mal auf „ungetheilt" einen Reim suchen und bringt uns nun „unzerfeilt", „gefeilt", „geilt"! Nehmen wir dafür ein recht frisches, so eins wie Nr. 12, der „Marschall Drauf". Wrangel scheint

dem Verfasser überhaupt der einzige Feldherr, der in diesem Kriege wirklich etwas geleistet. Gleichviel, er, der Marschall, und wir, die Preußen, da wir von allen Seiten gehudelt und unglimpflich behandelt werden, können es wol auch einmal vertragen, von einem Süddeutschen etwas angesungen zu werden. Also frischweg:

Ha! Trommeln und Trompeten, und „Vorwärts Marsch!" Hurrah!
Da merkt man, daß der Wrangel, der alte Held ist da.
Es wird das ganze Lager lebendig ringsumher;
Es wogen die Colonnen, ein sturmbewegtes Meer.

Wie die Trompeten schmettern, der Trommelwirbel saust,
Das Heer gleich schwarzen Wettern die Ebne überbraust;
Es wälzt der Truppen Menge sich fort gen Mitternacht;
Es flattert in den Winden der preußischen Adler Pracht.

Der Däne sieht sie kommen, ihn kümmert das nicht viel,
Denn hinter Wall und Graben ist kein gefährlich Spiel.
Er hat in Bustorfs Schanzen verschanzt sich ganz und gar,
Er steht im Dannewirke, wer krümmt ihm da ein Haar?

— — — — — — — — — —

Trompeten! Trommelwirbel! Und „Sturmschritt Marsch" und „Drauf".
Da kracht's von tausend Schüssen, und die Preußen im kühnen Lauf
Stürmen und stemmen und stoßen, drängen und dringen mit Macht,
Und es klirrt und es zuckt und es wettert und es dröhnet und blitzet und kracht.

Es folgen nun wol auch einige holperige Strophen, wir übergehen sie; der Schluß des Liedes lautet:

So war denn in vier Tagen ganz Schleswig reingefegt,
Dem Zwingherrn deutschen Landes das Handwerk schnell gelegt.
Ueber die Königsaue setzt nun der „Marschall Drauf",
Und pflanzt auf Fridericia das deutsche Banner auf.

Ziehen wir aus den 46 Liedern die Summe, so finden wir in Flammberg abermals ein begabtes Talent für die historische Darstellung, ein nicht übles Streben nach volksthümlichem Tone; aber in der Form überwiegt an vielen Stellen eine unpoetische Ungenirtheit und Derbheit den schlicht einfältigen Ton, wie er in Volksliedern vorherrschen muß.

In Betreff formeller Glätte leistet R. von Meerheimb in seinem „Trutz Dänemark und Kopenhagen (Nr. 3) entschieden mehr. Es begegnen uns da nicht wie bei Flammberg Dinge, über die wir weg holpern und stolpern müssen. Das Gedicht spielt nicht in unmittelbarer Vergangenheit; nichtsdestoweniger ist es durch die gegenwärtigen Beziehungen Deutschlands zu Dänemark entstanden und somit wenigstens mittelbar auch ein Lied für den verlassenen Bruderstamm zwischen Nord- und Ostsee. Heißen wir es willkommen, da es ohne herausfordernde Absicht auftritt. Wie alle Werke des Verfassers, beziehentlich die aus dem Meinhold'schen Verlage in Dresden hervorgegangenen Bücher, zeichnet sich dies nur ebenhin 16 Seiten starke Bändchen durch die sauberste Ausstattung aus. Ueber die Glätte des Gedichts haben wir bereits oben einen rühmlichen Hinweis gemacht, sonach dürften wir dies Gedicht, was die äußere und innere Form betrifft, mit voller Anerkennung annehmen. Das Gedicht behandelt einen Feldzug des Schwedenkönigs Karl X. Gustav um die Mitte des 17. Jahrhunderts gegen den dänischen König. Es ist ein Winterfeldzug über den zugefrorenen Belt. Der Stoff dieses Feldzugs liegt uns eigentlich etwas fernab, er ist monoton und macht ob all des Eises und Schnees, durch den wir hindurchwaten müssen, einen etwas frostigen Eindruck. Wie kann dies auch anders sein, da wir in der Zeit der Humanität nur noch in den warmen Monaten Kriege führen und wenn's zu frieren beginnt, hübsch hinter den Ofen kriechen. Wir wissen uns daher auch die Schlußstrophe:

Wohl! Wie der Herrgott schärfte das Schwedische: Hindurch!
Durch Eis und Eisen führte bis hoch zur Königsburg.
So dröhnt zu unsern Tagen die Mahnung ernst daher:
Herr! Bau' dem deutschen Siege die Brücken übers Meer! —

nicht so ganz zu deuten. Ob der Verfasser damit nur die Sehnsucht nach einer und die Hoffnung auf eine deutsche Flotte aussprechen will, oder ob er gerade wie zur Zeit Karl's X. Gustav gegen Dänemark für uns durch einen Winterfeldzug den größten Erfolg erhofft! Oder ob in dem Gedicht sonst noch eine Beziehung auf die Gegenwart liegen soll! Nun nehmen wir's hin als einen neuen Beleg für das sehr rührige Talent des Verfassers, welches dessen poetischer Bedeutung hiermit ein äußerlich zwar nur dünnes, nichtsdestoweniger aber kräftiges Zweiglein zugefügt hat. **Emil Müller-Samswegen.**

Schinkel's Nachlaß.

Aus Schinkel's Nachlaß. Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen. Mitgetheilt und mit einem Verzeichniß sämmtlicher Werke Schinkel's versehen von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Drei Bände. Berlin, Decker. 1862—63. Gr. 8. 8 Thlr. 10 Ngr.

Bei der so leicht sich keinen irgendwie dankbaren Stoff entgehenlassenden Schreibseligkeit der Deutschen erscheint es wie ein halbes Wunder, daß bisjetzt über einen Mann von so außerordentlicher und weitgreifender Bedeutung, wie Karl Friedrich Schinkel, innerhalb der 21 Jahre, welche seit seinem Tode bereits verflossen sind, noch kein größeres, sein thatenreiches Leben und Wirken in geziemender Vollständigkeit behandelndes Werk erschienen ist: denn unter allem, was die Literatur bisjetzt über ihn bietet, sind die in sehr mäßigen Grenzen sich bewegenden Charakteristiken von Franz Kugler (1842) und O. F. Gruppe (1843) noch immer die bedeutendsten. Um so erfreulicher ist es, daß wir in dem vorliegenden Buche ein Werk erhalten, das zwar die bedauerliche Lücke nicht ganz ausfüllt und keineswegs eine Arbeit der gedachten Art überflüssig macht, aber doch für eine befriedigende Ausführung derselben ein sehr reichhaltiges, dankenswerthes Material liefert und auch seinerseits durch kein ihm folgendes Werk zu ersetzen ist. Das Bild, welches wir durch dasselbe von Schinkel empfangen, zeigt ihn uns zwar nur in seinem Wander- und Reisecostüm, und repräsentirt von seinem sechzigjährigen Leben höchstens vier bis fünf Jahre; aber es ist gleichwol reichhaltig und vielseitig genug, um uns in dem Wanderer auch den Gatten und Familienvater, den Freund und Geschäftsmann, vor allem aber den Künstler und Kunstkenner in zahlreichen und bedeutungsvollen Zügen erkennen zu lassen; es hat dabei den schwer ins Gewicht fallenden Bezug einer völlig unbefangenen, wahrheitsgetreuen Selbstexplication, und bietet außerdem einen unschätzbaren Reichthum an mehr oder minder eingehenden Urtheilen und Bemerkungen über alle die Gegenden und Städte, Persönlichkeiten und Kunstwerke, mit denen er auf seinen Reisen in Berührung gekommen ist, und diese sind selbstverständlich aus dem Munde eines so hochbegabten Künstlers und allseitig durchgebildeten Kenners, wie Schinkel war, nicht blos von subjectivem, sondern auch von objectivem Werth.

Der Inhalt der uns bisjetzt vorliegenden zwei Bände zerfällt außer der Vorrede des Herausgebers und dem Wahlspruch Schinkel's in drei Hauptabtheilungen und einen Anhang. Die erste dieser Abtheilungen umfaßt alles, was sich auf „Schinkel's erste Kunstreise nach Italien und Paris" in den Jahren 1803—5 bezieht, und besteht theils aus den von ihm auf dieser Reise geführten Tagebüchern und Itinerarien, theils aus Briefen an verschiedene Personen, wie Valentin Rose, Graf Heinrich LXIV. von Reuß-Schleiz-Köstritz, Steinmeyer, Schumann, David Gilly u. a., theils aus einer besondern Abhandlung über die Construction der Wohngebäude Neapels. Die Städte und Gegenden, auf welche sich seine Mittheilungen vorzugsweise beziehen, sind Dresden, Prag, Wien, Triest, Prediama, Istria, Istria, Venedig, Padua, Ferrara, Bologna, Florenz und Siena; die letztern Städte werden jedoch nur flüchtig behandelt. Ueber seinen ersten Aufenthalt in Rom, der durch Krankheit getrübt

war, fehlen eingehende Aufzeichnungen: nur ein Ausflug von Rom zum Terminello und zum Wasserfall von Terni ist ausführlich beschrieben. Um so reicher fließen dagegen seine Mittheilungen über Neapel und Sicilien. Neben skizzenhaft geführten Itinerarien widmet er ihnen auch ein in lebendigen Farben ausgearbeitetes Tagebuch. Die auf der Rückreise berührten Orte — Rom, Genua, Mailand, Paris — finden nur eine flüchtige Berücksichtigung.

Die zweite Abtheilung gibt „Schinkel's zweite Kunstreise nach Italien im Jahre 1824", die er in Begleitung einiger Freunde, des bekannten Kunsthistorikers Waagen, des Medailleurs Brandt und des Geheimen Finanzraths Kerll machte. Sie ging über Köln, Stuttgart, Baden, Strasburg, Freiburg, Basel, Bern, Neufchâtel, Lausanne und den Simplon zunächst nach Mailand; von da über Pavia und Novi nach Genua; dann an der Riviera di Levante über Pisa, Lucca und Pistoja nach Florenz, von hier über Perugia nach Rom, wo ein mehrtägiger Aufenthalt gemacht wurde; dann nach Neapel, Pästum, Pompeji, Sorrent und Capri, und hierauf über Frascati zurück nach Rom. Hier verweilte man jetzt drei volle Wochen, widmete sodann auch Florenz einen zweiten Aufenthalt und kehrte sodann über Ferrara, Venedig, Padua, Verona und München in die Heimat zurück. Die Erlebnisse und Eindrücke dieser Reise sind theils in einem von Anfang bis zu Ende mit gleicher Geistesfrische geführten Tagebuch, theils in einer Reihe von Briefen an seine Frau niedergelegt. Beides vereint gibt von dieser ganzen genuß- und studienreichen Kunstreise ein zwar in kurzen Zügen gehaltenes, aber vollständiges und lebensvolles Bild.

Die dritte Abtheilung enthält „Schinkel's Kunstreise nach Frankreich und England" im Jahre 1826 und besteht nur aus Briefen an seine Frau. Auch sie bietet viel interessante Mittheilungen; doch läßt sie sich nach Fassung und Inhalt mit den beiden ersten nicht vergleichen. Aus einer kurzen Vorrede des zweiten Bandes erfahren wir jedoch, daß sich während des Drucks desselben noch ein ausführliches Tagebuch Schinkel's über diese Reise gefunden hat, welches nebst dazugehörigen Illustrationen und mehrern noch ungedruckten Briefen den Inhalt eines zum Schinkel-Fest 1863 verheißenen dritten Bandes bilden soll. (Siehe unten.)

Auch der vom Herausgeber beigefügte Anhang enthält sehr dankenswerthe Gaben; zunächst Schinkel's Berichte und Briefe über die — bekanntlich nicht zu Stande gekommene — Erwerbung der Boisserée'schen Gemäldesammlung für den preußischen Staat aus den Jahren 1816—17; sodann Aphorismen aus Schinkel's nachgelassenen Papieren; hierauf Nachrichten über Schinkel's Vorfahren und die ihm verliehenen Aemter, Titel und Würden; ferner die bei seiner Bestattung gesprochene Leichenrede des Bischofs Dr. Roß, und endlich ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Werke Schinkel's, nicht nur seiner ausgeführten architektonischen Arbeiten, sondern auch seiner Zeichnungen, Gemälde, Entwürfe, Skizzen u. s. w.

Von seiten seines objectiven Gehalts ist unstreitig die zweite Abtheilung die bedeutendste und allseitig befriedigendste. Sie zeigt uns Schinkel als dreiundvierzigjährigen Mann, also auf dem Höhepunkte seines Lebens, während ihn die erste Abtheilung als Jüngling von 22—24 Jahren vorführt. Gleichwol ist auch diese von hohem Interesse, nicht nur wegen der jugendlichen Frische und Anschaulichkeit, durch welche sich die Sprache ihrer Schilderungen auszeichnet, sondern auch durch die Gediegenheit der darin niedergelegten Anschauungen und Urtheile, die um so mehr frappirt, wenn man dabei an die Jugendlichkeit ihres Autors denkt. Der Herausgeber sagt nicht zu viel, wenn er ihnen auch in dieser Beziehung seine Bewunderung zollt. Sie lassen uns wirklich den Jüngling schon so herrlich entwickelt, so ernst und tiefsinnig betrachtend, so gediegen im Urtheil über Menschen und Dinge, so frei und fern von jeder jugendlichen Ueberspanntheit, falschen Sentimentalität und eitelm Vorwitz, so kerngesund, zielbewußt, mannhaft und charaktervoll durch alle Hindernisse sich durchkämpfend finden, daß sich darin die Zeichen und Züge des wahren, echten, sich ebenso sehr durch Besonnenheit wie durch Begeisterung bethätigenden Genies nicht verkennen lassen. Ein recht schlagendes Beispiel der maßvollen Form, in der er seinen Enthusiasmus auszudrücken weiß, ist unter anderm die Schilderung des Eindrucks, den der erste Anblick Roms auf ihn gemacht. „Die Gegend von Ronciglione weiter in den Kirchenstaat", schreibt er, „wird wüster, uninteressanter. Die größten Strecken schönen Landes liegen unbebaut und tragen nur Dornen und langes Riedgras; selten erblickt man ein ärmliches Haus an der schlecht unterhaltenen Straße. Kahle Hügel verdecken die Aussicht auf einen fernern, schönern Horizont; der Geist des Wandernden verliert die Spannkraft, mit der er begierig die mit jedem Schritt abwechselnden neuen Gegenstände faßte, und sinkt in eine unthätige Trägheit. Aber plötzlich fährt wie ein Blitzstrahl der Anblick des ersten Tempels der Welt, des Doms von St.-Peter, der hinter den Hügeln zuerst sich zeigt, in das Herz, und dann breitet sich in der reichsten Ebene nach und nach auf den sieben Hügeln das weite Rom mit seinen unzähligen Schätzen unter dem Staunenden aus. Tausendmal versuchte man auszusprechen, was der Geist auf diesem Fleck empfand, und häufte fruchtlos leere Töne. Es ist weise zu schweigen, denn über das Erhabenste klingt jedes Wort gemein."

Natürlich kann mit dem hier Gesagten nicht gemeint sein, als ob das Urtheil des Jünglings in jedem einzelnen Fall das unumstößlich Wahre getroffen habe und keiner weitern Ausbildung und Reifung fähig gewesen sei. Ueber gar manche der von ihm ausgesprochenen Ansichten ist die seitdem erweiterte Kunstbildung hinweggeschritten, und er selbst hat auf seiner zweiten Reise über verschiedene Gegenstände anders als auf der ersten geurtheilt. Besonders interessant ist in dieser Beziehung, seine abweichenden Urtheile über den mailänder Dom zu vergleichen. In einem Brief an seinen Lehrer, den Geheimen Oberbaurath Gilly, vom December 1804, schrieb er unter anderm über denselben: „Man mag hier in den entferntesten Winkel der Dachconstruction gerathen, so erblickt man vollendete geschmückte Architektur; man mag den Dom von oben herab sehen oder von unten hinauf, die Ausführung ist gleich gepflegt; es ist da kein Theil, der, weil er dem Auge gewöhnlich versteckt ist, etwa nachlässig behandelt wäre, kein Vermissen desselben Stilgesetzes, das in den Hauptansichten herrscht. Die Art der Dachdeckung ist, von oben herab gesehen, in demselben Stil, mit derselben Mühe, mit den Verzierungen derselben Gattung ausgeführt, wie die Wände der Kirche außerhalb und innerhalb, und wie die Gewölbe unter der Erde. Der Architekt ließ denselben Geist bis in das geringste Detail gehen; alles ist in einer unzertrennbaren Harmonie, und man könnte sagen, wenn ein Ziegel nach einem andern Gesetz läge als er liegt, so würde das ganze Werk eine andere Gestalt annehmen müssen, um wieder mit ihm in Zusammenhang zu treten." Wesentlich anders lautet das Urtheil, welches er auf seiner zweiten Reise, auf welcher er unmittelbar vorher die großen rheinischen Kirchen gesehen hatte, über ihn fällt: „Den Eindruck", schreibt er, „fand ich nicht größer, als ich ihn im Sinne hatte. Rücksichtlich der Verhältnisse steht der Bau äußerlich weit unter den Domen zu Freiburg, Strasburg und Köln; auch die Gliederungen und Details sind alle ungeschickter und plumper. Die Statuen und Verzierungen stammen aus verschiedenen Zeiten seit der Erbauung, sind jedoch größtentheils erst nach Giulio Romano entstanden, der auch Zeichnungen dafür entworfen hat" u. s. w.

Als Architekt hat Schinkel natürlich den Werken der Baukunst eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, jedoch keineswegs so sehr, daß sich eine Hintansetzung der sonstigen Reiseeindrücke bemerken ließ. Ausführlichere Excurse über architektonische Gegenstände finden sich nur unter den Aufzeichnungen der ersten Reise. Die beiden wichtigsten Mittheilungen dieser Art sind das Bruchstück seines Tagebuchs von 1804, welches sich über die Construction der Wohngebäude Neapels verbreitet, und ein Brief an seinen Lehrer Gilly, eine Art Rechenschaftsbericht, worin er das Wesentliche seiner über italische Architektur gewonnenen Anschauungen in einer gedrängten Uebersicht zusammen-

faßt. Beide Schriftstücke sprechen sich insbesondere mit eingehendem Interesse über verschiedene technische Fragen, namentlich über die durch Baumaterial und Klima bedingten Eigenthümlichkeiten der Bauweise aus, indessen enthalten sie auch anziehende ästhetische und kunsthistorische Bemerkungen.

Das Tagebuch der zweiten Reise enthält solche generalisirende Betrachtungen nicht. Sein Inhalt besteht lediglich aus den unmittelbaren Ergüssen, zu denen sich ein Reisender, der die Erfahrungen und Genüsse des Augenblicks festzuhalten wünscht, unmittelbar nach Empfang der verschiedenen Eindrücke gedrängt fühlt. Demgemäß tragen sie im allgemeinen den Charakter der Kürze und Flüchtigkeit, zugleich aber auch der wohlthuendsten Unmittelbarkeit und Frische, die um so eindringender wirkt, als sie überall den Mann verräth, der kraft seiner Genialität und Durchbildung die Erscheinungen der Natur und Kunst sofort in ihrem wahren und eigenthümlichen Wesen zu erfassen und die gewonnenen Ansichten auch durch wenige Worte treffend und wirksam auszudrücken versteht. Bewundernswürdig ist dabei das allen Lebenssphären sich gleich warm zuwendende Interesse und die von Anfang bis zu Ende gleich frisch bleibende Empfänglichkeit des Reisenden. Nirgends eine Spur von einer einseitigen, ihm die Freiheit und Unbefangenheit des Blicks raubenden Richtung; nirgends eine Spur von Erschlaffung und Uebersättigung inmitten rastlos sich jagender Genüsse und ermüdender Studien. Das Erhabene und Liebliche, das Ernste und Heitere, das Alte und Neue ziehen ihn im gleichen Maße an; dieselbe Aufmerksamkeit, die er den Werken der Architektur widmet, schenkt er auch denen der Sculptur und der Malerei, der Musik und des Theaters, und einen nicht geringern Reiz üben die Schönheiten der Natur, die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, der Verkehr mit den ihnen begegnenden Persönlichkeiten und der Wechsel der eigenen Reiseerlebnisse auf ihn aus. Von ganz besonderer Lebendigkeit sind seine Schilderungen landschaftlicher Reize; er beweist durch sie, wie der Herausgeber richtig bemerkt, daß ihm das Wort zur Darstellung tiefempfundener malerischer Eindrücke ganz ebenso zu Gebote stand, wie Bleistift und Pinsel. Die auf die Rheingegenden, die Schweiz, Genua, Rom und Neapel bezüglichen Partien seines Buchs gehören trotz ihrer Kürze und Skizzenhaftigkeit zu dem Anregendsten, was die Touristenliteratur in dieser Hinsicht bietet. Spärlicher sind seine Mittheilungen über Persönlichkeiten. Es genügt ihm, seinen Verkehr mit ihnen zu erzählen. Auf eine wirkliche Charakteristik und Beurtheilung derselben läßt er sich nicht ein. Von fast erdrückendem Reichthum sind dagegen seine Aufzeichnungen an Bemerkungen über Kunstgegenstände. An ihnen wirkt die Kürze nicht so günstig, wie an den Naturschilderungen; sie gibt ihnen hier und da den Charakter der Trockenheit und Farblosigkeit. Im ganzen hegt man ihnen gegenüber den Wunsch, daß sich der Reisende über weniger Werke, über diese aber ausführlicher ausgesprochen haben möchte. Inzwischen läßt sich darüber nicht mit ihm rechten, da er sein Tagebuch nicht für die Veröffentlichung, sondern rein für sich geschrieben hat.

Unter den Gaben des Anhangs sind besonders seine Berichte über die Boisserée'sche Gemäldesammlung, seine Aphorismen über Kunst und das vollständige Verzeichniß seiner Werke von Interesse und Wichtigkeit. Aus der ersten derselben gewinnen wir wenigstens einen vereinzelten Einblick in die Einsicht und Gewissenhaftigkeit, die er bei seinen Berufsarbeiten entwickelte; die zweite gibt uns einige Andeutungen über seine Bedeutung als Theoretiker und Lehrer seiner Kunst, und die dritte endlich liefert uns ein Gesammtbild von dem riesenhaften Umfange seines Talents und seines Fleißes, das man nur mit Bewunderung und Staunen zu überblicken vermag, wie daraus erhellt, daß das in Petitschrift gedruckte Verzeichniß nicht weniger als 123 Seiten in Großoctav umfaßt. Freilich besteht ein großer Theil der Werke nur aus skizzenhaften Zeichnungen; aber fast zahllos ist auch die Menge großer Arbeiten, darunter architektonische Pläne für alle möglichen Baulichkeiten, Entwürfe zu Monumenten, Wandgemälden, Theaterdecorationen, theoretischen Werken u. s. w., viele Gemälde in Oel, Wasserfarben, Tusche, Sepia u. s. w. und nicht weniger als 62 ausgeführte Bauten.

Die Zahl der mitgetheilten Aphorismen ist leider sehr klein; aber qualitativ sind sie von großer Bedeutung. Die Wichtigkeit derselben liegt nicht sowol darin, daß sie völlig neue Gedanken über die Kunst aussprechen, sondern darin, daß man durch sie erfährt, wie gerade ein Künstler von der Bedeutung Schinkel's über diese oder jene Frage gedacht hat. Das wenige, was die mitgetheilten Blätter enthalten, zeugt ebenso sehr von Tiefe, wie von Klugheit und Entschiedenheit der Auffassung. „Was ist die Bestimmung der Kunst?" fragt er unter anderm, und gibt darauf Folgendes als Antwort: „Die verschiedenen mechanischen, chemischen, organischen Kräfte der Natur stehen nicht nur unter sich, sondern auch mit den selbstthätigen Kräften, die das Reich der Freiheit constituiren, in der innigsten Verbindung und bilden insofern das All. Von diesem All wohnt jedem Menschen ohne Ausnahme eine mehr oder weniger helle Ahnung bei. Das durch diese Ahnung geweckte Bedürfniß, den Zusammenhang einer gegebenen Anzahl von Erscheinungen zu erforschen, hat die Wissenschaft hervorgebracht; das durch eben dieselbe geweckte Bedürfniß, eine möglichst große Anzahl von Erscheinungen im Zusammenhange anzuschauen, die Kunst. Die Bestimmung der Kunst ist also eine solche Darstellung ihres Gegenstandes, welche möglichst viele Beziehungen desselben anschaulich macht." Unleugbar ist hiermit Wesen und Zweck der Kunst im innersten Kern erfaßt. Es ist dieselbe Ansicht, die auch Referent in seinen „Aesthetischen Forschungen" entwickelt hat, wenn er die allgemeine Aufgabe der Kunst als „Darstellung der Kosmosidee" bezeichnet und hierauf die Eintheilung der Künste in makrokosmische, mikrokosmische und weltgeschichtliche Künste gegründet hat. Das unmittelbare Bewußtsein eines hochbegabten praktischen Künstlers und die Ergebnisse theoretischer Forschungen treffen also hier in einem Punkt zusammen.

Von den übrigen der mitgetheilten Aeußerungen Schinkel's sei nur noch folgende angeführt: „.... Nur das Kunstwerk, welches edle Kräfte gekostet hat und dem man das höchste Streben des Menschen (eine edle Aufopferung der edelsten Kräfte) ansieht, hat ein wahres Interesse und erbaut. Wo man sieht, daß es dem Meister zu leicht geworden ist, daß er nichts Neues erstrebt hat, sondern sich auf seine Fertigkeit und angeübte Kunst verließ, und wo es ihm unbewußt doch gelungen ist, seine bekannte Formenschönheit auszukramen, da fängt schon das Langweilige seiner Gattung an, und solche Werke, so hoch sie auch in anderer Hinsicht über anderer Meister Werke sein mögen, sind doch seiner nicht mehr ganz würdig, weil er der Welt Höheres hätte erringen können. Ueberall ist man nur da wahrhaft lebendig, wo man Neues schafft; überall, wo man sich ganz sicher fühlt, hat der Zustand schon etwas Verdächtiges, denn da weiß man etwas gewiß, also etwas, was schon da ist, wird nur gehandhabt, wird wiederholt angewendet. Dies ist schon eine halb todte Lebendigkeit. Ueberall da, wo man ungewiß ist, aber den Drang fühlt und die Ahnung hat zu und von etwas Schönem, welches dargestellt werden muß, da, wo man also sucht, da ist man wahrhaft lebendig. Aus diesen Reflexionen erklärt sich das oft furchtsame, ängstliche und demüthige Naturell des größten Genies der Erde."

Schließlich bemerken wir noch, daß diesen zwei Bänden drei Bildnisse Schinkel's nach Gemälden von Rößler (1803), Begas (1824) und Karl Schmid (1833), außerdem eine Skizze von S. Pietro Martire zu Verona in Photographie und ein Facsimile der Schinkel'schen Handschrift beigefügt sind.

Vorstehender Artikel lag bereits zum Abdruck bereit, als uns von dem darin besprochenen Werke auch noch der dritte Band zuging; wir halten es daher für zweckmäßig, unsere Leser in einem kurzen Nachtrage gleichzeitig auch mit diesem bekannt zu machen.

Der Inhalt desselben besteht außer dem Vorwort in fünf Hauptabtheilungen. Von diesen enthält die erste Schinkel's

„Tagebuch der Reise nach Frankreich und England im Jahre 1826" als Nachtrag zu den Briefen über diese Reise, welche bereits im zweiten Band S. 137—165 mitgetheilt sind. Die zweite Abtheilung bietet 10 verschiedene Mittheilungen „Aus Schinkel's amtlicher Correspondenz" in den Jahren 1810—38, hauptsächlich Entwürfe und Gutachten, Berichte und Gegenberichte über mehrere von Schinkel auszuführende Prachtbauten, z. B. die Begräbnißkapelle der Königin Luise, das Monument auf dem Tempelhofer Berg, das neue Schauspielhaus, das Neue Museum, das für die Kaiserin von Rußland projectirte Schloß Orianda in der Krim u. s. w. In der dritten Abtheilung erhalten wir als Fortsetzung der im zweiten Band enthaltenen „Aphorismen" eine Reihe von „Mittheilungen aus Schinkel's hinterlassenen schriftlichen Vorarbeiten zu dem projectirten großen architektonischen Lehrbuch", und in den beiden folgenden „Nachträge und Berichtigungen" theils zu den Nachrichten über Schinkel's Vorfahren und über die Aemter, Titel und Würden desselben, theils zu dem Verzeichniß der sämmtlichen Werke Schinkel's.

Im Vergleich mit den beiden ersten Bänden charakterisirt sich dieser dritte Band seinem Hauptinhalte nach so, wie es der Herausgeber im Vorwort selbst angibt. Wenn nämlich jene geeignet waren, Schinkel vorzugsweise als Künstler überhaupt, sowie als liebenswürdigen, hochbegabten Menschen zu schildern, so zeichnet ihn dieser dagegen hauptsächlich als Architekten; er bildet also zu jenen, in denen der Baukünstler fast zu wenig hervortrat, eine wesentliche Ergänzung und wird namentlich für Fachmänner von Interesse sein. Dies gilt natürlich vorzugsweise von der zweiten Abtheilung; und da in dieselbe außer den Darlegungen von wirklich architektonischer Bedeutung auch viele Protokolle und Referate von rein geschäftlichem Charakter aufgenommen sind, so hat sie eine für den Laien ziemlich trockene und ungenießbare Gestalt erhalten. Um Gegenstände von universellerm Interesse bewegt sich die erste Abtheilung; aber die Einkleidung ist auch bei ihr dem größten Theile nach dürr und schematisch. Man darf von diesem Tagebuch nicht viel mehr als eine Reihe kurzer, in der Eile hingeworfener Notizen erwarten, wie man sie zur Unterstützung des Gedächtnisses für sich selbst niederschreibt. Sie enthalten viel treffende Bemerkungen über alles Mögliche, was einem aufmerksamen und scharfsinnigen Beobachter auf einer Reise vor Augen kommt; aber von der Anmuth und Frische in Schinkel's italienischen Briefen zeigt sich darin nur ausnahmsweise noch eine Spur. Eine willkommene Zugabe für das größere Publikum wird unter diesen Umständen der dem Tagebuch beigefügte Anhang sein, welcher zwei launig geschriebene Briefe Beuth's an Schinkel enthält. Um sich vom Ton derselben einen Begriff zu machen, braucht man nur den Anfang des ersten zu lesen. „Wohl dem", schreibt er im Juli 1823 aus Manchester, „der kein Ehemann ist, in einem Lande, wo er am 10. Juli Kaminfeuer veranlassen muß, um nur auch etwas trockene Luft zu haben; in einer Stadt, die salva venia, wegen der Nässe der Nachttopf von England heißt; krank in seiner Einsamkeit ohne einen Bekannten, dabei mit einem Leibe voll Aerger über andere. Wenn so ein Junggeselle, wie ich, dabei melancholisch wird, was soll dann mit einem Ehemann werden, der an Frau und Kinder denkt und sich nicht mit zwei Dingen trösten kann, wie ich, nämlich daß das Glück seine einäugige Aufwärterin in eine junge sehr hübsche verwandelt hat, und daß die Junggesellen in England zum Anerkenntniß ihrer Tugenden mit zwölf weißen Federbüschen auf dem Leichenwagen begraben werden."

Der allgemeine interessanteste Abschnitt des dritten Bandes ist unstreitig der, welcher die Mittheilungen aus Schinkel's Vorarbeiten zu seinem projectirten Lehrbuch der Architektur enthält. Allerdings ist die Masse des wirklich Niedergeschriebenen nur ein weniges von dem, was in der Intention Schinkel's gelegen haben mag, und der größere Theil davon besteht nur aus „Gedanken und Bemerkungen über die Kunst im allgemeinen"; aber trotzdem sind darin schwerwiegende Ideen enthalten, die um so mehr Beachtung verdienen, als sie nicht von einem bloßen Theoretiker, sondern einem bewährten, genialen Praktiker kommen und sich zu Anschauungen bekennen, über die unsere heutigen Praktiker längst hinaus zu sein glauben, ohne doch nur im entferntesten etwas Aehnliches wie Schinkel leisten zu können. Im allgemeinen charakterisirt sich darin Schinkel als ein entschiedener Idealist, d. h. er erblickt den eigentlichen Urquell der Kunst in der Seele und ihren höchsten Zweck in der Darstellung und Verherrlichung des Göttlichen. „Die bildende, die schöne Kunst", sagt er unter anderm, „hat die Aufgabe, den Abdruck des Zustandes einer Seele, das Bild des Zustandes einer schönen Seele darzustellen. Geschieht dies in Tönen, so können die Bewegungen, Leidenschaften, Beschwichtigungen, das ruhige Wohlbehagen, Beängstigungen, Erschütterungen des Gemüths in reiner Folge dieser Seelenzustände erscheinen; es ist dann Musik die Kunst im allgemeinsten Sinne, die Kunst, die in allen übrigen Kunstformen wieder enthalten sein und ihren Hauptbestandtheil ausmachen muß. Wird der Zustand der Seele dargestellt, wo dieselbe nach Verstandes- und Vernunftzwecken Schönes ordnet, verbindet unter statischen und mechanischen Gesetzen, so ist die daraus hervorgehende Kunst Baukunst. Aus dieser Definition geht hervor, daß diese Kunst auch in allen übrigen Künsten eintritt, dann jedoch mit Befreiung von den statisch-mechanischen Gesetzen. Wird der Zustand der Seele dargestellt, wie sie von den Gegenständen der Natur ergriffen wird, unter welchen bestimmten Empfindungen sie dieselben betrachtet, auffaßt, von ihnen afficirt wird, so geht daraus die bildende Kunst hervor. Diese theilt sich ihrer Natur nach in plastische und malerische." Kann diese Deduction und Distinction der verschiedenen Künste wissenschaftlich auch nicht genügen, so verdient sie doch um der Bedeutung willen, die dabei dem Seelenzustande als dem Uractiv alles Kunstschönen beigelegt wird, von den heutigen Künstlern wohl beachtet zu werden, denn sie können daraus lernen, daß es in der Kunst mit dem bloßen Ablesen und Nachbilden der Natur keineswegs gethan ist. Noch bestimmter drückt dies Schinkel aus, wenn er sagt: „Das Schöne liegt in der Vorstellung und wird lediglich in derselben erst zum Schönen; daß man es an den Dingen außerhalb zu finden glaubt, liegt darin, daß gewisse Gegenstände so allgemeine Wirksamkeit haben, um auch bei den rohesten Menschen Vorstellungen vom Schönen zu erzeugen, oder vielmehr die Seele in diejenige Thätigkeit zu versetzen, deren Bewußtsein das Gefühl des Schönen erzeugt. Das Schöne ist also erzeugt durch das Behagen an eigener Thätigkeit im harmonisch-sittlichen Gefühl der Weltanschauung und in dem Gefühl des Göttlichen in der Welt."

Im engsten Zusammenhange hiermit steht, was Schinkel über die Bedeutung des Individuellen und Gattungsmäßigen in der Kunst sagt; man erkennt daraus, wie tief er über die Kunst nachgedacht hat; jedoch ist es zu umfangreich, als daß wir es hier mitzutheilen vermöchten. Und in derselben Lage finden wir uns seinen anderweitigen trefflichen Bemerkungen über die Kunst überhaupt und ihrem Verhältniß zur Moral und Wissenschaft gegenüber. Dürftiger sind seine Andeutungen über die Architektur und ihre verschiedenen Aufgaben insbesondere. Er hatte die Absicht, in dieser Beziehung mehr durch Zeichnungen und Veranschaulichungen als durch Rede und Wort lehren zu wollen, und darin liegt jedenfalls der Grund, daß er sich weniger über Fragen dieser Art auszusprechen veranlaßt gefühlt hat. Unter dem wenigen, was er etwa seinen Zeichnungen als erläuternden Text beizugeben beabsichtigt hat, nimmt seine Beschreibung zum Entwurf einer Residenz vorzugsweise das Interesse in Anspruch.

Adolf Zeising.

Für Christgeschenke.

Unter den Schriften und Büchern, welche sich auf unserm Büchertische zusammengefunden haben, befinden sich mehrere, welche sich, wenn sie auch ihrem Inhalt nach nicht eigentlich in die Kategorie der Weihnachtsbücher gehören, doch wegen ihrer

schmuckreich künstlerischen oder zierlichen Ausstattung zu Festgeschenken ganz besonders eignen. Wir nennen zuvörderst die jetzt mit der zehnten Lieferung abgeschlossene „Goethe-Galerie" (Leipzig, Brockhaus, 1862—63), die wir bereits nach dem Erscheinen der ersten Lieferung bei unsern Lesern als ein der so beliebten „Schiller-Galerie" vollkommen ebenbürtiges Unternehmen eingeführt haben. Die 50 Abbildungen, welche die „Goethe-Galerie" auf ebenso viel Blättern bringt, sind diesmal, mit der einen Ausnahme der Iphigenie, sämmtlich von F. Pecht, da, wie dieser im Vorwort bedauernd bemerkt, die Mitwirkung seines Mitarbeiters an der „Schiller-Galerie", Arthur von Ramberg's, infolge seiner Berufung als Lehrer an die Kunstschule zu Weimar dem Unternehmen früh entzogen wurde. Die mit Liebe, Frische und künstlerischer Empfindung sich den Intentionen Goethe's anschmiegenden Erläuterungen sind wie die frühern zur „Schiller-Galerie" von Pecht, der bei der so gelungenen Ausführung seines schwierigen Werks in Betreff Goethe's die Erfahrung machte, daß man „nie an dieser reichen Natur auslernt", und im Vorwort unter den Gründen, warum die ihm bei diesem Werke zugefallene Aufgabe eine viel schwerere gewesen als bei dem frühern, zunächst den anführt, „daß die Goethe'schen Figuren fast alle so fein individualisirt, so ins kleinste Detail durchgearbeitet sind, daß sie gerade dadurch für den Maler viel schwieriger werden als die viel unbestimmtern Schiller'schen". Dazu liege die Hauptstärke Schiller's in den Männercharakteren, die Goethe's in den Frauencharakteren, die er uns in einer Unerschöpflichkeit, einer Anmuth, einem Reiz zeige, „daß das Schönste, was bildende Kunst vermag, nur eben gut genug für sie wäre". Aufmerksam machen wir besonders auf das herrliche Porträt Goethe's in der siebenten und auf die Bildnisse von Lili Schönemann, Frau Rath Goethe, J. H. Merck und Cornelie Goethe in der achten Lieferung. Die Stiche zeigen eine noch ausgebildetere Technik und gereichen, wie Pecht mit größtem Recht bemerkt, „dem deutschen Kupferstich wirklich zur Ehre".

In Bezug auf den Steindruck zeigt der jetzt von Müller von der Werra herausgegebene neueste Jahrgang des Albums „Deutsche Kunst in Bild und Lied" (Leipzig, Lithographisches Institut von J. G. Bach) ähnliche Vollendung, natürlich immer den Unterschied im Auge behalten, der zwischen Stich und Lithographie überhaupt stattfindet. Wir verweisen nur auf die Blätter: „Die heilige Elisabeth" nach J. Flüggen, „Waldkapelle" nach A. Geist, „Landschaft bei stürmischer Witterung" nach J. Klombeck, „Krieg und Frieden" nach E. Jacobs, „Waldhütte" nach C. Grese, „Gestrandetes Kohlenschiff" nach H. Gätke, „Der Arzt" nach Hiddemann u. s. w. In einigen dieser Blätter scheint uns die möglichste Weichheit erreicht zu sein, die der Steindruck überhaupt erreichen kann. Unter den Dichtern und Dichterinnen, die beigesteuert haben, begegnet man den Namen F. Rückert („Dem Ausschuß des deutschen Sängerbundes"), G. von Meyern, E. Rittershaus, J. N. Vogl, W. Constant, E. Kauffer, K. Stelter, P. J. Willatzen, F. Dahn, L. A. Franke, R. Hamerling, A. Bube, F. Brunold, Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, geb. von Schiller („Den Manen Theodor Körner's zum 26. August 1863"), Anna Löhn u. s. w. Uebrigens wäre zu wünschen gewesen, daß manche der Beitragenden größern Fleiß auf die Ausführung ihrer dichterischen Producte verwandt haben möchten, um hinter dem artistischen Theile nicht allzu sehr zurückzubleiben.

Zu Weihnachtsgeschenken sehr wohl geeignet sind auch die beiden zierlichen Bändchen: „Die Eurstauben. Novelle von Karl Gutzkow" (Leipzig, Brockhaus, 1864), und „Maja. Ein Lotosblumenkranz. Dichtung von Rudolf Gottschall" (Breslau, Trewendt, 1864). Mit der ihm eigenen stilistischen Delicatesse, in seinen ironischen Wendungen und mit psychologischer Kenntniß des menschlichen Herzens wie insbesondere gewisser Charaktereigenschaften, wie man sie bei gebildeten Juden und Jüdinnen findet, gibt Gutzkow in seiner Novelle einen interessanten Beitrag zur Physiologie der Ehe. Was es mit den „Eurstauben" für eine Bewandtniß hat, möge hier ein Geheimniß bleiben; denn gerade auf diesem Geheimniß beruht ein Hauptreiz und die ironische Pointe der kleinen aber psychologisch gehaltvollen Erzählung. Gottschall's Dichtung, „Maja", versetzt uns mitten unter die Schrecknisse des letzten indischen Aufstandes; doch sind auch episodisch und erzählungsweise andere indische Geschichten und Märchen aus älterer Zeit hineingeflochten, sämmtlich voll exotischen Farbenschmucks, voll glühender, bald zarter, bald ergreifender Schilderungen, und auf der Basis einer tüchtigen Kenntniß indischen Lebens, indischer bürgerlicher und religiöser Sitten, indischer Poesie und Philosophie in glänzender und wohllautender Versbildung aufgebaut. Das Bild eines Volks:

> Tief im Denken, sanft im Dichten,
> Wild im Lieben und im Morden! —

tritt deutlich daraus zu Tage. Desselben Dichters Sammlung: „Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Lebens- und Weisheitssprüche aus Goethe's und Schiller's Werken" (Hamburg, Vereinsbuchhandlung, 1862), die sich durch ihre höchst elegante, wie zugleich solide Ausstattung ebenso wie durch ihren an ein vorübergehendes Jahresinteresse sich nicht bindenden Inhalt zu Festgeschenken empfiehlt. Die sich hier darbietende Parallele ist von vielem Interesse. „Wo es sich", bemerkt Gottschall im Nachwort, „um Vaterland und Freiheit, um die Freiheit der sittlichen Welt handelt, da vertritt Schiller die erste Stimme, und Goethe accompagnirt nur; umgekehrt, wo es Gott und Natur und die Regeln der Lebensweisheit gilt! In der Feier der Liebe aber und der Dichtkunst tönt die Lyra des einen vollkräftig mit der des andern zusammen." Und doch — wie grundverschieden sind wieder beide Dichter auch auf diesem Gebiete!

Wir nennen ferner als für Weihnachten ausdrücklich bestimmt oder doch zu Festgaben geeignet: „Aus Palast und Hütte. Auserlesene Erzählungen, Parabeln, Fabeln, Legenden und Sagen zur Bildung des Geistes, edler Gesinnung und Sitte. Eine Weihnachtsgabe für Deutschlands heranwachsende Jugend von Elisabeth Marggraff, geborene Goltermann in München" (Hannover, Rümpler, 1863), im ersten Buche „Geschichten und Bilder zur Veranschaulichung religiöser und sittlicher Wahrheiten", im zweiten „Lebensbilder der Glaubensstärke, der sittlichen Selbstüberwindung, der Gottes- und Menschenliebe", im dritten „Dichtungen, beschauliche und erbauliche, zur Förderung praktischer Lebensweisheit" enthaltend; „Die Geschichte eines Apfels. Eine Weihnachtsgabe" (Leipzig, Hirzel, 1863); „Bilder aus der Märchenwelt. Von Amalie zu Schleswig-Holstein-Augustenburg. Zweite verbesserte und mit einem Titelkupfer versehene Auflage" (Darmstadt, Köhler, 1864) und „Thautropfen. Uebersetzungen aus dem Französischen und Erzählungen von Alexandra, königliche Prinzessin von Baiern" (München, Fleischmann, 1863). Dieses liebenswürdige Buch enthält theils Uebersetzungen aus den „Horizons-prochains" von Gräfin Gasparin u. s. w., theils von der Prinzessin Alexandra verfaßte kleinere Erzählungen, deren schöne und beherzigenswerthe Tendenz es ist, als das „beste Heilmittel für niedergebeugte Seelen die Beschäftigung mit dem Glück anderer" erscheinen zu lassen und „unermüdetes Mitarbeiten an dem Glück unserer Nebenmenschen" jedermann zur Pflicht zu machen.

Auch liegt uns die zweiundzwanzigste Christbescherung der alljährlich erscheinenden und von Friedrich Hofmann herausgegebenen Musengabe „Weihnachtsbaum für arme Kinder" vor, die wieder viel Ansprechendes enthält. Bekanntlich wird der Ertrag zu Christgeschenken für arme Kinder verwandt, und namentlich in thüringischen Landen ist der „Weihnachtsbaum" deshalb ein lieber Gast. So lesen wir in dem angehängten Bericht über die Bescherungen von 1861 und 1862 unter anderm, daß in dem sehr armen thüringischen Walddorfe Hüttengrund bei Sonneberg der dortige Lehrer F. Chr. Wildfeuer unter den Mitgliedern seiner Gemeinde an freiwilligen Gaben und Einnahmen für 18 Exemplare vom „Weihnachtsbaum" 30 Fl. 30 Kr. aufzubringen wußte und für 68 Kinder den

Christbaum anzündete. Man kann der Ausdauer und Uneigennützigkeit, womit Herausgeber und Verleger (Meyer in Hildburghausen) das Unternehmen seit nun bereits 22 Jahren aufrecht erhalten, seine Anerkennung nicht versagen.

Unter den bekannten Spamer'schen Unternehmungen möchten wir schließlich die mit über 100 in den Text gedruckten Abbildungen, fünf Tonbildern, zwei Karten u. s. w. versehene Schrift: „Die neuesten Entdeckungsreisen an der Westküste von Afrika. Mit besonderer Berücksichtigung der Reisen und Abenteuer, Handels- und Jagdzüge von Paul Belloni du Chaillu im äquatorialen Afrika, sowie von Ladislaus Magyar in Benguela und Bihe, und C. Joh. Andersson am Okavangoflusse. Bearbeitet von Hermann Wagner" (Leipzig, Spamer, 1863), besonders hier hervorheben. **H. M.**

Familienromane.

1. Die Familie Burk, ihre Thaten, Träume und Gedanken. Aufgezeichnet von Graf Adelbert Baudissin. Drei Bände. Mit Porträt. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 4 Thlr.
2. Garten und Wald. Kleine Romane von August Schrader. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 1863. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
3. Die Bauleute zu Köln oder deutsche Kunst und Zunft. Roman von Hermann Klencke. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1863. 8. 3 Thlr.

Es ist nicht mehr zu zweifeln, daß die Literatur an einer Ueberproduction im Fache der Unterhaltungsschriften leidet. Die Befürchtung ist zur Ueberzeugung geworden; die Kritik kann dieser Fülle neuer Romane, Erzählungen, Novellen und wie sonst die Titel sind, nicht mehr folgen und muß summarisch verfahren; das Angebot übertrifft die Nachfrage; Werke, die 3, 4, 5 und mehr Thaler heute kosten, werden übers Jahr für 10 Groschen ausgeboten, und was das Betrübendste ist, der schöne, gediegen haltbare Kattun, den früher unsere Frauen zum Staat trugen, ist geschmacklos, werthlos und dünn geworden, die Fabriken falliren und die Arbeiter gehen zu Grunde; doch halt, ich wollte bei der Stange bleiben und bin in ein Gleichniß hineingerathen; nun denn: Calicot und Kattun, Papier und Romane, gleichviel, ich werde um so besser verstanden.

Auch die vorbenannten Romane tragen die Symptome der Ueberproduction deutlich zur Schau in der Eilfertigkeit ihrer Fabrikation; der eine mehr, der andere weniger: immerhin fehlt ihnen allen die Gediegenheit der alten guten Zeit. Das Publikum treibt die Langeweile, wie einen der Appetit: das schickt in die Leihbibliothek und fordert einen Roman, der schickt zur Verkäuferin und fordert Obst. Vielleicht weiß der letztere den Namen einer guten Sorte und den des Lieferanten, vielleicht das erstere den Namen eines interessanten Romans, selten den des Verfassers. Wo bleibt da der Ruhm, die Befriedigung für den Schriftsteller? Vielleicht verdient er desto mehr Geld. Der deutsche Schriftsteller? Das fragt sich!

„Die Familie Burk, ihre Thaten, Träume und Gedanken", von Graf Adelbert Baudissin (Nr. 1), ist ein Roman, durch den der Verfasser sich um die Menschheit, besonders um die heutige und vor allem um die deutsche, wohlverdient gemacht hat. Was könnte nützlicher sein in diesen trüben, schweren Tagen, wo das sich nach Einheit sehnende deutsche Volk nicht Weg und Steg durch die Wirrsale der Reaction finden kann, als sich einmal die Trauer vom Herzen zu lachen. Setze dich, lieber Leser, in deine einsame Stube oder in deine stille Laube und lies dieses Werk; wahrlich, es wird auf dich wirken, wie ein erfrischendes Bad auf den bestäubten und ermüdeten Wanderer. Ich habe es in einer eben nicht fröhlichen Stimmung — und welcher denkende deutsche Mann könnte heute fröhlich sein — nur aus Pflicht des Kritikers zu lesen angefangen, und es hat mich trotzdem bis zum lauten Auflachen geführt. Aber auch Thränen der Wehmuth erpreßt es, denn es ist ein echt deutscher Roman. Und das ist ja auch der Erfolg der rechten Komik überhaupt, daß sie durch richtige Ironie uns zum Mitleid über die sich abmühenden kleinlichen Menschen führt. Doch lassen wir das, sagt Heine, dort oben, ihr christlichen Brüder, ja das versteht sich, dort sehen wir uns wieder. Stoff des Romans ist das hamburger Leben. Etwas stark aufgetragen, aber mit Laune. Der Guanovogel, durch welchen Herr Burk reich geworden und über den seine beiden Töchter allsonnabendlich schriftliche Betrachtungen dem Papa einreichen müssen, unterstützt durch das ausgestopfte Exemplar des Befiederten, das in einem Glaskasten aufbewahrt wird, hat die Veranlassung zu den Illustrationen des Werks gegeben. Gutgemeint sind sie, aber eben nichts mehr als der Hahn auf der Fibel. Ein Vogel wie der andere, nur als Porträt der Personen im Roman mit langem, kurzem, dünnem oder dickem Schnabel, desgleichen Beinen, im Frack oder Paletot, mit oder ohne Crinoline. Die Illustrationen verunglücken meistentheils, weil der Geschmack für gute Compositionen und noch mehr das Urtheil, was sich eben für den vorliegenden Fall schickt, beide noch sehr mangelhaft sind. Immermann hat dem Verfasser für seine Erfindung als Muster gedient; selbst die drolligen Correspondenzen, dort zwischen dem Autor und dem Buchbinderlehrling, hier zwischen dem Verfasser und einer befreundeten Dame, finden sich ergötzlich wiederholt. Endlich spielt die Idylle, wie sie in Immermann's „Münchhausen" so berühmt geworden ist, hier auch durch den Roman. Es ist der verwitwete Schwager des Herrn Burk, ein bettelarmer, tieffühlender, eigenthümlicher Kauz, der für sich und besonders für den „Paradiesvogel", seine engelreine, mit einer herrlichen Stimme begabte Tochter, unser lebhaftes Interesse erregt. Diese Mädchengestalt ist dem Verfasser besonders gelungen.

Herr Güter, der Schwager, ist mit seiner Tochter Bertha aus Brasilien nach Hamburg zurückgekehrt; die Schwägerin des Guanomannes, die stets im Conjunctiv spricht und „fürchterlich sein kann", eine ideale Liebe im Herzen trägt und sich ewig ängstigt, „daß etwas passiren wird", ist der versöhnende Engel in diesem Drama, worin Herr Burk so heldenhaft agirt, daß er zum Baron und Ritter des Leopoldordens avancirt, dabei aber in Gefahr kommt, durch die nobeln Passionen, in welchen ihm der Roué, Baron Wuppdikuß, Unterricht ertheilt, zu Grunde zu gehen. Führen wir noch den jungen Lieutenant Alfred vor, als Liebhaber der jüngsten Tochter, den alten steifen Buchhalter Lorenz in gleicher Rolle für die Schwägerin, die mit Schicklichkeitsgefühl behaftete Bonne und den jungen tüchtigen Advocaten Milchner, der Bertha's Liebe gewinnt, so dürfte der Leser in Stand gesetzt sein, den Inhalt des Romans zu übersehen.

Leider bin ich verpflichtet, als loyaler Bürger und loyalster Kritiker vor dem Grafen Adelbert Baudissin als einem sehr gefährlichen Mann zu warnen. Sie sind, Herr Graf, von der Natur begabt, und haben leider die Absicht, ihr Talent zum Verderben der Menschheit zu benutzen, ja, nichts weniger führen Sie im Schilde; Sie dürften, möchten, könnten den deutschen Michel verführen, ein Republikaner zu werden, und „es könnte am Ende etwas passiren", wie die Schwägerin des Herrn Baron Burk sich zu äußern beliebt; auch Sie „könnten fürchterlich werden", und meiner Loyalität geziemt es, die Menschheit, die in Ihnen schon einen Schleswig-Holsteiner kennen gelernt hat, ernstlich vor Ihnen zu warnen. Man höre und entsetze sich (II, 88): „Loyal heißt, wenn man einräumt, daß der Landesherr mehr Verstand hat, als die Unterthanen zusammengenommen." — „Das hat er aber nicht", sagte die Schwägerin. „Glauben die Danebrogsmänner auch, daß ihr Landesherr gescheiter ist als die ganze übrige Nation?" — „Gewiß! Wofür bekämen sie sonst den Orden?" — „Na, meinetwegen!" sagte die Schwägerin verdrießlich. „Sie mögen glauben, was sie wollen, und ich glaube, was ich will. Das sage ich Ihnen aber, Bonne, bringt mir der Herr Lorenz so einen Damenbock oder Dannerpflock ins Haus, dann könnten Dinge passiren! Mein Mann mag sein, wer er will und kann zum Vater haben, wen er

will — aber das Knopfloch muß er mir rein halten, Bonne — oder es könnte ein Unglück geben. Alles könnte ich meinem guten Lorenz verzeihen, Bonne, einen Raubmord, einen Meineid und Einbruch unter erschwerenden Umständen; du lieber Gott, wir sind alle schwache Menschen und können auf unserm Wege straucheln. Aber das Straucheln muß ein Ende haben, Bonne, man muß nicht liegen bleiben, sondern sich wieder aufraffen und sich bessern. Wer aber so ein Ding jahraus jahrein im Knopfloch trägt, weil er glaubt, daß die ganze Menschheit zusammengenommen nicht so viel Verstand hat wie ein einziger Mensch, sehen Sie, Bonne, vor so einem Menschen wird mir bange, das ist der rechte Sünder gegen den Heiligen Geist, ein Tellerlecker und ein Krummbuckel!"

Ist das nicht pure Revolution und zeigt sich nicht die Milch der Denkungsart der deutschen Regierungen recht unverdorben und besonders kräftig, daß sie vor solchen Gesinnungen nicht gerinnt und den komischen Roman, den ich der Lesewelt bestens empfohlen, nicht verbietet?

Leider hat ja Homer auch geschlafen und wenn der dritte Band dieses Werks, soweit es zum Abschluß der Geschichte der Familie Burk nöthig war, mit wenigen Seiten dem zweiten einverleibt wäre, der Leser hätte nicht empfunden, daß auch ein tüchtiger Schriftsteller ermüden kann. Müssen es denn immer drei Bände sein?

In dem Sammelwerke „Garten und Wald" von August Schrader (Nr. 2) werden uns vier Erzählungen geboten, die eine leichte Unterhaltung demjenigen gewähren, der keinen weitern Erfolg von dem Lesen eines Romans verlangt. Der Vortrag ist leicht und ermüdet nicht, die Erfindung interessirt, da heute Criminalnovellen Mode sind. Tiefe, berechtigte Motive fehlen. Mir ist es nicht gelungen, die Verwickelungen, in welche der Verfasser die auftretenden Personen bringt und wobei Erbschaften durch eigenthümliche Clauseln verhindert, wichtige Documente verloren und gestohlen werden und weitläufige eigenthümliche Verwandtschaften, deren Beweis die liebe Armuth zum Reichthum bringt — Verwickelungen fast ebenso groß, wie in dem Elixir des Teufels —, mir ist es nicht gelungen, sie zu entwirren und klar zu legen. Da nun am Schlusse jeder Erzählung dies nothwendig vom Leser geschehen muß, um die soeben genossene Geschichte zu verstehen, dürften wenige sich die Mühe geben, nach gründlicher Aufklärung zu suchen.

In der zweiten Geschichte: „Der Verbrecher aus Liebe", wird der Held uns wie folgt vorgeführt: „Er war von schlanker Gestalt und mochte 27—28 Jahre zählen. Sein Gesicht war stärker von der Sonne gebräunt, als es sich nach der Mode für einen Curgast schickt, trotzdem aber war es schön, und man hätte sagen können, daß der bräunliche Teint seine Schönheit männlicher machte, die bei einem zarten Weiß weiblich zu nennen gewesen wäre. Das sorgfältig frisirte Haar war glänzend schwarz, ebenso auch der zwar nicht starke, aber natürlich gekräuselte Bart, der das interessante ovale Gesicht einrahmte. Ueber seinen schwellenden Lippen, durch die schneeweiße Zähne schimmerten, zeigte sich ein geschweifter Schnurrbart. Das dunkelbraune Auge war groß und lebhaft. Die Stirn, welche schöne, dunkle Brauen begrenzten, war hoch und frei. Die Toilette des jungen Mannes war elegant und gewählt. An seinem feinen Brusthemde glänzten kostbare Diamantknöpfe und an den Fingern nicht minder kostbare Ringe. Still und nachdenkend saß er in seinem Sofa; seine kleine aristokratische Hand spielte mit der goldenen Uhrkette, die über die weiße Weste hinabhing." Wahrlich, von dem Scheitel bis zur Zehe ein ganzer Romanheld. Es ist Herr Ludwig, der Millionär, auch später Baron von Rienstadt, der Particulier. Wenn Damenhände ihn nicht gezeichnet haben, so muß man doch gestehen, daß diese Figur werth ist, in dem Kopfe einer Modedame entstanden zu sein. Ob Herr Ludwig, der Baron, auch der Verbrecher aus Liebe ist, konnte mir nicht recht deutlich werden, weil eine Verbrecherin aus Liebe und zwar eine sehr arge, gleichfalls in dieser Erzählung erscheint. Die verwitwete Freifrau von Erichsheim nämlich intriguirt auf die gehässigste Weise gegen den Obersten von Eppstein, dessen ältester Sohn Gemahl ihrer ältesten Tochter ist. Man glaubt anfangs, daß sie beabsichtige, ihren zweiten Sohn mit der zweiten Tochter des Obersten, der Geliebten des Herrn Ludwig, zu verheirathen; es zeigt sich aber später, daß sie an dem Obersten Rache nehmen will, weil er als junger Lieutenant und ihr Geliebter sie verlassen, da das Vermögen beider zu einer Verheirathung nicht ausreichte, und sich mit der Tochter seines damaligen Obersten verbunden hat. Auch als der Herr von Eppstein Witwer geworden, war er nicht zu der bereits von einem ungeliebten Gemahl befreiten ersten Liebe zurückgekehrt, und dies veranlaßte die leidenschaftliche Frau zu Thaten, die das Criminalgericht zu verurtheilen hat.

Die dritte Erzählung: „Der Amnestirte", erinnert uns an die Leiden der Gegenwart. Ein sogenannter politischer Verbrecher kehrt in die Heimat zurück, findet seine Braut an einen andern versagt, sein väterliches Erbe in den Händen seines habsüchtigen Bruders und alle Freunde gestorben oder von ihm abgewandt, bis auf einen ärmsten und besten Jugendbekannten. Durch diesen unterstützt, zertheilt er die Nebel, erhält sein Erbe und seine Braut wieder, und überläßt dem Leser am Schlusse der Geschichte, die Verwickelungen der Begebenheit sich aufzuklären.

Am reichsten an solchen ist die letzte Erzählung: „Eine Gouvernante". Hier führt sich der Verfasser selbst ein und gewinnt auf dem Gute seines plötzlich reich gewordenen Schwagers in der wirklichen Erbin, welche unter dem Schleier der Gouvernante auftritt, sich seine — Charlotte.

Gewiß ist der Dom zu Köln, diese versteinerte Nibelungennoth, an welcher das deutsche Volk seit Jahrhunderten baut, um einen echten deutschen Nibelungenhort daraus zu schaffen, eine reiche Fundgrube für die romantische Erzählung. An dieses Bauwerk knüpft sich überdies die Geschichte der Bauhütten, welche tief in die Urgeschichte und bis in die Neuzeit durch die Freimaurer führt, und der Verfasser des unter Nr. 3 genannten Romans: „Die Bauleute zu Köln oder deutsche Kunst und Zunft", Hermann Klencke hat über beides ein fleißiges Studium sich nicht verdrießen lassen. Warum aber die Resultate seiner Bemühungen rein und ohne Zusätze nicht besser in einer Zeitschrift als in einem Roman niedergelegt worden sind, kann ich nicht einsehen. Abhandlungen über den Dombau in Köln und über die Geschichte der Bauhütten, wie sie dieser Roman in bedeutendem Umfange enthält, haben für den Leser, den diese Geschichte unterhalten kann, wahrlich kein Interesse; Leser aber, die sich freuen, zu erfahren, daß der Erzbischof Konrad von Hochsteden den Plan zum Dom vielleicht entworfen oder durch einen unbekannten Meister hat fertigen lassen, daß die Dominicaner behaupten, ihr Ordensgeneral, der Bischof Albert der Große, als Magiker wohlbekannt, habe den Plan erdacht, oder daß auch der Erzbischof Willibert, nachdem im Jahre 1083 eine der ältesten Kirchen, der damalige Dom abbrannte, der Urheber des Plans sei; Leser, die sich erfreuen an dem tiefen christlichen Ernst jener Bauhütten, welche durch geheime Gesetze, Formeln, Zeichen u. s. w. die Handwerker und besonders die Steinmetzen zu einem christlich gesitteten Leben verpflichteten, solche Leser können sich nicht an einem Beiwerk erfreuen, wie es der Verfasser erfunden hat, um das, was die Geschichte lehrt, mit den Gebilden seiner Phantasie zu verbinden. Letztere sind zu schwach, und um sie interessant zu machen, sind die Farben so grell aufgetragen, daß solche Erzählung zu genießen Leser voraussetzt, welche sich an einem „Antonio della Rozini, der große Seeräuberkönig" und dergleichen ergötzen können. Bei solchen Räuber- und Ritterromanen war es auf Uebertreibung abgesehen, und wenn diese mindestens unterhaltend ist, so kann sie wider Wissen ein großes Publikum gewinnen; die Bauleute zu Köln aber, so viele Achtung ich auch vor ihren Kenntnissen, ihrem Thun und Treiben habe, sind denn doch zu langweilige

Personen. Wahrhaft traurig kann man aber werden, wenn man sieht, bis zu welchen Schilderungen und Scenen Männer von hoher Bildung und tüchtigem Streben sich verführen lassen, um durchaus als Romanschreiber zu glänzen. Diese Scenen zwischen den beiden Hauptfiguren, in denen die männliche Sinnlichkeit auf das ausführlichste geschildert wird, sind zu verwerflich. Der Geselle Heinrich, dem die schöne Tochter des würdigen Meisters Gerard, der ihn als Sohn erzogen hat, zugesagt ist, und der dennoch ohne jeden Grund sich dem Teufel in Gestalt eines Dominicanermönchs ergibt, ist an und für sich schon unbegreiflich. Da der Mönch aber ein Ritter war und eine Jüdin, die natürlich als Hexe ausgeschrien ist und sich auch als solche benimmt, verführt hat, so würden wir nicht fragen können, warum der bisjetzt so brave Heinrich sich diesem Mönche ergibt und trotzdem der schönen Margaretha vorjammert, daß er ihretwillen auf einmal von der Arbeit bleibt und toll und wild herumläuft, wenn dieser Kapuzenmann des Gesellen Vater wäre, was wol anfangs in der Absicht des Verfassers lag. In ähnlicher Weise beträgt sich der sonst sehr ehrenwerthe Dr. Johannes Wren, welcher aus England herüberkommt, mit Meister Gerard einen Freundschaftsbund schließt und endlich Sabina, die Tochter des Mönchs und Ritters, nachdem er sie zur Christin erzogen, als sein Ehegemahl heimführt. Der Geselle Heinrich kommt natürlich auch zur Vernunft, nachdem er sich von seinem Verführer befreit hat, der es durchaus nicht leiden will, daß er am Dom baut und ihn bis auf das Gerüste verfolgt, von dem der Steinmetz den Mönch als Vater der Sabina hinabstürzt und wobei er natürlich seinen Tod findet. Nachdem die alte Esther, damit sie nicht als Hexe verbrannt werde, von ihrem Schwiegersohn, dem Dr. Wren, aus Köln entfernt worden ist, erhält der geprüfte Heinrich seine Geliebte, und nur Herr Junker Florian von Wind, der Anführer der städtischen Kriegsknechte und Sohn des Patriciers und Syndikus des kölner Richtercollegiums, ein tapferer, schöner und wahrlich nicht zu verachtender Geliebter der schönen Margaretha, geht leer aus.

Hermann Neumann.

Notiz.

Verfälschung der Geschichte im Jugendunterricht.

In einer ganz neuen, für die Schulen des Elsaß französisch bearbeiteten, von dem obersten Unterrichtsrath zu Paris approbirten Topographie dieser von Deutschen alemannischen Stammes bewohnten, die Departements Ober- und Niederrhein bildenden Provinz, befindet sich gleich zu Anfang eine Notiz, welche im wesentlichen besagt: der Elsaß sei durch Kaiser Heinrich I. (Auceps) dem Frankenreich entfremdet, diesem aber durch den Westfälischen Friedensschluß (1648) endlich restituirt worden. Ueber diese Sophisterei, welche mit Uebergehung alles geschichtlichen Zusammenhangs von dem Theilungsvertrag von Verdun (843) an bis zur bleibenden Trennung Deutschlands und Frankreichs die Wahrheit theilweise verschweigt (wenn jene Worte auch an sich keine Unwahrheit enthalten), muß man gerade so urtheilen wie über die Begründung der französischen Ansprüche auf das linke Rheinufer durch das erste Kapitel des „Gallischen Kriegs" von Cäsar! 93.

Bibliographie.

Berg, A., Die Insel Rhodus, aus eigener Anschauung und nach den vorhandenen Quellen historisch, geographisch, archäologisch, malerisch beschrieben und durch Originalradirungen und Holzschnitte nach eigenen Naturstudien und Zeichnungen illustrirt. Wohlfeile Ausgabe. 1ste Lieferung. Braunschweig, Westermann. 1864. Imp.-4. 10 Ngr.

Descartes', R., Hauptschriften zur Grundlegung seiner Philosophie. Ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort begleitet von K. Fischer. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Erzählungen eines alten Herrn. Neue Folge. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Stephens, T., Geschichte der wälschen Literatur vom 12. bis zum 14. Jahrhundert. Gekrönte Preisschrift. Aus dem Englischen übersetzt und durch Beigabe altwälscher Dichtungen in deutscher Uebersetzung, ergänzt herausgegeben von San-Marte. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1864. Gr. 8. 4 Thlr.

Veer, G. de, Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit. Mit einer Einleitung über die Geschichte des portugiesischen Handels und Seewesens bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts. Aus den Quellen dargestellt. Danzig, Kafemann. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vivenot, A. Edler v., Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichs-Feld-Marschall. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Reichsverfalles und des Baseler Friedens. Nach Original-Quellen bearbeitet. 1ster Band. Jänner bis October 1794. Mit Porträt. Wien, Braumüller. 1864. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wachenhusen's, H., Werke. Vom Verfasser veranstaltete, sorgfältig revidirte Ausgabe. Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. 1ste Lieferung. Berlin, Verlags-Comptoir. 1864. 8. 4 Ngr.

Wassermann, M., Wahre Liebe. Drei Erzählungen. Stuttgart, Kitzinger. 1864. 8. 25 Ngr.

Weber, M. M. v., Carl Maria v. Weber. Ein Lebensbild. 1ster Band. Mit Porträt. Leipzig, Keil. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Weizen und Wicken. Eine Erzählung. Nach der zweiten Auflage des englischen Originals ins Deutsche übertragen. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 1 Thlr.

Wellnau, R., Der Irre von Saalheim. Original-Roman. Vier Bände. Leipzig, Häfele. 1864. 8. 3 Thlr.

Wiedemann, F. W., Geschichte des Herzogthums Bremen. 1ste Lieferung. Stade, Pockwitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Herausgegeben von dem königl. statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart, Nitzschke. Lex.-8. 3 Thlr. 16 Ngr.

Zähler, J., Der zoologische Garten mit Thieren aller Arten in Bildern und Gedichten und mancherlei Geschichten. Mit 12 colorirten Bildern nach Guido Hammer und Wilhelm Wegener. Dresden, Kuntze. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zastrow, K., Aus der Märchenwelt. Mit 34 Illustrationen von Eugen Rhode. Berlin, Thiele. Gr. 16. 20 Ngr.

Zur Naturgeschichte des Menschen. Humoresken für beobachtete und nicht beobachtete lachende und ernste Leser von G. A. B. Berlin, Grothe. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Dänemarks Wehrkraft gegenüber Deutschland. Von einem norddeutschen Offizier. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Hirscher, J. B., Besorgnisse hinsichtlich der Zweckmäßigkeit unseres Religionsunterrichtes, der gesammten Geistlichkeit mitgetheilt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 9 Ngr.

Schenkel, D., Johann Heinrich Pestalozzi und dessen Bedeutung für seine und unsere Zeit. Ein Vortrag gehalten den 28. Februar 1863 zu Heidelberg. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Schmidt, F. M. A., Magdeburg im Winter. Heitere Bilder aus dem Leben und Treiben Magdeburgs. Magdeburg, Gebhardi. 16. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Staat und Kirche. Berlin, J. Abelsdorff. Gr. 8. 3 Ngr.

Das väterliche Walten, von der Verfasserin von Amy Herbert, Tante Sarah rc. Aus dem Englischen. Hamburg, Oncken. 1864. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 24. December 1863.

Neueste Literatur über Goethe.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Heinrich Düntzer hat „Neue Goethestudien" (Nr. 4) erscheinen lassen und sie dem Andenken des verewigten Varnhagen gewidmet. Dieser war nämlich seit einem Jahrzehnt den auf Goethe gerichteten Bestrebungen Düntzer's, wie dieser im Vorwort bemerkt, „mit stets gesteigerter Theilnahme, innigster Freude und herzlichstem Wohlwollen" gefolgt und stand mit dem Verfasser in einem lebhaften Briefwechsel. Varnhagen schrieb an ihn unter anderm am 31. Januar 1852:

Die Beschäftigung mit Goethe gleicht einem Zauberkreis, der immer anzieht, immer neue Befriedigung gewährt, und dem von der Außenwelt feindlich bestürmten, von den Tageseindrücken nutzlos aufgeregten Geist eine Zuflucht eröffnet, wo sich in glücklichem Vergessen und seliger Andacht die Lebenskräfte stärken und erfrischen. Zwar kann die nähere fortgesetzte Betrachtung jeder geistigen Größe, jedes höhern Stoffs überhaupt solche wohlthätige Wirkung ausüben, und der Philolog, der Historiker genießt immer des Glücks, mit seinem Helden zu leben. Auch mir wird dieser Genuß nicht blos durch Goethe zu Theil. Aber dennoch überragt Goethe mir alle andern und hat es mit ihm noch eine ganz besondere Bewandtniß. Er ist unter den Großen derjenige, der uns noch am nächsten erreichbar ist, dessen Lebenstage noch theilweise in die unserigen fallen, mit dem wir in Gefühls- und Denkart die unmittelbarste Verwandtschaft haben. Ich wenigstens kann mich des wiederholten Genusses seiner Gaben, der wiederholten Betrachtung seines Lebens nicht ersättigen, und lerne täglich von ihm und an ihm.

Ein andermal äußerte er:

Wie sehr Goethe in das Innerste unserer Landsleute eingedrungen ist, hat sich selbst in den neuesten politischen Stürmen gezeigt; die öffentlichen Blätter sind seiner Sprüche voll, in den größten Staatsverhandlungen ist seiner gedacht, sein Ansehen oft von entgegengesetzten Seiten gebraucht worden. Wie jeder hohe und erleuchtete Geist steht er über den Parteien des Tags; seine Abneigung gegen alles Revolutionäre kann den gesunden Sinn nicht täuschen, der in ihm den entschiedensten Freund der Volks- und Freiheitssache erkennt.

Schade nur, daß Varnhagen von Goethe, der sich doch nur vorübergehend zu Xenienstimmungen hinreißen ließ, nicht das lernte, wodurch gerade Goethe sich auszeichnete: objective Weltbetrachtung und Humanität oder auch nur Billigkeit in der Beurtheilung anderer. Wenigstens seine Tagebuchaufzeichnungen, so interessante Beiträge zur Zeitgeschichte sie auch sein mögen, sind vom Geiste Goethe'scher Humanität nicht erfüllt.

Der erste Aufsatz in vorliegendem Buche handelt über das Verhältniß zwischen Goethe und Claudius. Dieser hatte sich in seinem „Wandsbecker Boten" über Goethe's Jugendproducte, namentlich den „Götz" anerkennend ausgesprochen, und auch Goethe hatte in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" in einer Recension des „Göttinger Musenalmanach" bemerkt: „Von Herrn Claudius finden sich wieder einige ganz vortreffliche Stücke." Goethe, der damals noch in unvergleichlich größerm Maße sich dem volksthümlichen Genre zuneigte als später, steuerte sogar zum „Wandsbecker Boten" poetische Sachen bei, und im September 1784 machte Claudius einen Besuch in Weimar und von hier in Gesellschaft des Herder'schen Ehepaars, Goethe's und des jungen Fritz von Stein einen Ausflug nach Jena, wo sie von Knebel bestens bewirthet wurden. Bei der Rückfahrt, die im klarsten Mondlicht stattfand, sprach Goethe sehr schön über den Zustand der Seele nach dem Tode, nur, nach Karoline von Herder's Ansicht, „nicht schwärmerisch genug für das überirdische Licht, in dem sie dahinglitten". Trotzdem daß sich Goethe seinen Begleitern so gefällig zeigte, über den Zustand der Seele nach dem Tode zu sprechen, befand sich der schlichte Claudius in Weimar begreiflicherweise nicht behaglich; er habe sich „wie ein Vertriebener nach Hause gesehnt", bemerkt Herder; und als er gleich nach der Rückkehr von Jena einen Brief von seiner Rebekka erhielt, war seines Bleibens nicht mehr in Weimar. Später gingen Goethe's und Claudius' Wege immer weiter auseinander, und Goethe, der den braven harmlosen, ihm persönlich bekannt gewordenen Mann besser geschont hätte, der sich aber gerade in der besonders durch Schiller in ihm geschürten, wol später im stillen von ihm nicht wenig bereuten Xenienstimmung befand, Goethe richtete gegen Claudius eine Xenie mit dem diesen tief verletzenden Schluß: „Wahrheit, sie war dir zu schwer, Irrthum, den brachtest du fort!" wogegen sich Claudius in

plumpen Knittelversen vernehmen ließ. Solchem unerquicklichen und unfruchtbaren Hader hätten beide Männer, so ungleich sie auch in Bezug auf Begabung und Richtung waren, aus dem Wege gehen und ein besseres Beispiel geben sollen in einem Lande, dessen Literaturannalen bis auf den heutigen Tag an solchen Skandalscenen nur zu reich sind. Der Verfasser bemerkt übrigens über die beiden Männer zum Schluß:

Darf Deutschland den einen zu seinen größten Söhnen zählen, die Biederkeit, die tief wurzelnde Gläubigkeit, der gemüthliche Humor des andern werden ihm unvergessen bleiben.

Aus den einleitenden Bemerkungen zu diesem Aufsatz möge hier noch folgende Stelle über unsere Gegenwart mitgetheilt sein:

Wer möchte leugnen, daß die unendlichen Fortschritte, welche der menschliche Geist an der Hand der sich immer glänzender aufschwingenden Naturwissenschaft in der Gewältigung der Natur gemacht, höchster Bewunderung werth! Aber wem könnte auch entgehen, wie sehr das Innere hinter dem Aeußern zurückgetreten, von diesem fast verschlungen worden, wie ein hohles Scheinwesen an der Stelle geistigen Selbstbewußtseins und herzlicher Gemüthlichkeit sich eingedrängt, wie das Höhere dem Niedern dienstbar geworden und das reiche, tiefe Seelenleben durch die Ueberflutung der auf äußern Vortheil gerichteten Bestrebungen traurig versandet worden!

Dieser Zeit, der unserigen, stellt er nun diejenige gegenüber, in welcher Goethe und seine Mitstrebenden jung waren und die neuere deutsche Literatur „ihre ersten Flügelschläge wagte“. Der Verfasser ruft aus:

Wie harmlos, aber auch wie frisch, innig und seelenhaft tritt uns das damalige geistige Leben entgegen! Ein frohes, schwellendes Frühlingsleben hatte in jenen Tagen (kurz vor dem Ablauf des dritten Viertels des vorigen Jahrhunderts) alle strebenden Geister durchzuckt; der Ruf der Lebens war an alle, die sich ihrer Selbständigkeit bewußt waren, erschollen, sich aus dem verkümmerten, verrotteten Wesen zu retten, sich zu erheben zu reiner Wahrheit und Natürlichkeit. Wie verschieden auch die Ziele der einzelnen hervorragenden Köpfe, größtentheils unbewußt, waren, alle fühlten sich zu einem Zwecke verbunden, durch gemeinsames Streben gestärkt.

Das ist sehr richtig; aber leider, diese Jugend der neuern deutschen Literatur währte wie alle Jugend nur kurze Zeit, und es regnete, ja schneite diesem Literaturfrühling bald in die Blüten.

Das größte allgemeinere Interesse hat unter den übrigen Aufsätzen wol der über Cagliostro und Goethe's „Großkophta“, indem darin die Lebensschicksale und Abenteuer eines Mannes zur Sprache kommen, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine so merkwürdige Rolle spielte und in dieser Zeit der nüchternsten Aufgeklärtheit, aber auch der seltsamsten Gegensätze, in der vornehmen Welt und namentlich unter den Frauen genug Wundergläubige fand, die er beschwindelte und ausbeutete. Das Merkwürdigste dabei ist, daß Cagliostro nichts weniger als im Aeußern einnehmend war. Die bekannte römische Staatsschrift und der daraus gegebene Auszug im Jahrgang 1790 des „Neuen Teutschen Mercur“ schildern ihn „eher klein als groß von Statur, braun von Gesichtsfarbe, von fettem Körper und schielem Blick“ u. s. w., auch besaß er „keine der empfehlenden Eigenschaften, die in der galanten Welt gemein sind, keine Kenntnisse, keine Wissenschaften“; selbst seine Rednergabe war nicht glänzend; er sprach viel, ja ohne Aufhören, aber gemein, gehackt und bombastisch confus. Auf seine abscheulichsten Betrügereien, auf seine galanten, oft schmuzigen Abenteuer, auf das Gewerbe seiner Frau, die auf sein Geheiß mit ihren Reizen Handel trieb, kommt Düntzer nicht zu sprechen; der Auszug im „Neuen Teutschen Mercur“ nimmt in dieser Hinsicht kein Blatt vor den Mund.

Die übrigen Aufsätze behandeln Goethe's „Satyros“, „Lila“, den „Triumph der Empfindsamkeit“ (letztere beide Stücke in ihrer ältesten Gestalt), die „Xenien“, „Des Epimenides Erwachen“, Goethe's projectirten „Wilhelm Tell“ u. s. w. Es steht wol so gut wie fest, daß Goethe den letztern Stoff, den er episch zu behandeln gedachte, an Schiller förmlich abgetreten hat, und es hat vielleicht etwas Auffallendes, wenn Schiller in einem Briefe an Iffland (vgl. Nr. 48 d. Bl.) von dieser ihm durch Goethe gewordenen Anregung und von seinen mit Goethe darüber gepflogenen Berathungen gar nichts erwähnt, sondern behauptet, nur dadurch zur Dramatisirung des Stoffs veranlaßt worden zu sein, daß die Rede ging, er mache ein solches Stück. Nur in Betreff des „Satyros“ hier noch eine Bemerkung. Düntzer nennt es einen „unglücklichen Einfall“ von Gervinus, den „Satyros“ auf Basedow zu beziehen; er meint, und wir glauben sehr richtig, daß eine bestimmte Persönlichkeit bei Satyros kaum vorgeschwebt haben dürfte, obschon es in jener gärenden Zeit allerdings nicht an einzelnen derartigen Erscheinungen gefehlt habe, von denen Goethe Züge zu seinem Bilde habe entnehmen können. Th. Bergk hat in einer besondern Schrift sogar die Ansicht aufgestellt, daß unter Satyros oder dem vergötterten Waldteufel kein anderer als Heinse, unter Hermes Fritz Jacobi, unter Eudora dessen Gattin, unter Arsinoe und Psyche Jacobi's Schwestern zu verstehen seien. Das kommt von der jetzigen Manie, unter den Gebilden eines Dichters immer nur Porträts einer bestimmten Persönlichkeit zu wittern. Man muß den menschlichen Scharfsinn bewundern aber auch bedauern, welcher derartiges herauszuklügeln und durch subtile Combinationen sogar bis zu einem gewissen Grade plausibel zu machen weiß.

Wie oft und vielfach man auch dem Verfasser eine trockene Erklärungsweise vorgeworfen hat — obschon die oben angeführte Parallele zwischen unserer Zeit und derjenigen, in welcher Goethe jung war, beweist, daß Düntzer auch tief und warm empfinden und darstellen kann, und obschon wir keineswegs behaupten wollen, daß Düntzer immer das absolut Richtige erkannt habe und in seinen Erklärungen und Deutungen infallibel sei — so ist doch jene Trockenheit, insofern sie mit Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit der Forschung Hand in Hand geht, ein bei weitem geringeres Uebel als jene leichtsinnige Oberflächlichkeit oder Flüchtigkeit, wenn nicht Ignoranz, welcher manche Literaturgeschichtschreiber und Interpreten in Bezug auf Factisches sich schuldig machen, oder gar jene tendenziöse und nicht selten böswillige Benutzung und Verdrehung

von Thatsachen, womit manche andere gegen ihr besseres Wissen sich an einer poetischen Schöpfung oder ihrem Schöpfer, und so namentlich auch an Goethe nur zu oft versündigen.*) Düntzer dagegen hat überall auf das Lob größter Verlässlichkeit und Gewissenhaftigkeit Anspruch zu machen, wo es sich um Feststellung des Thatsächlichen handelt.

Dieses in unsern Tagen nicht gering anzuschlagende Lob muß ihm selbst Köstlin in einem als besondere Druckschrift ausgegebenen „Sendschreiben an Herrn Professor Heinrich Düntzer in Köln" zugestehen, in dessen Eingang er bemerkt, er (Köstlin) sei unter den von philosophischem Standpunkt ausgehenden „Bearbeitern" des Faustgedichts ziemlich der einzige, der

unbeirrt durch die Trockenheit, Breite und philosophische Unzulänglichkeit Ihrer zahlreichen Erklärungsschriften zu Goethe'schen Werken, Ihre Verdienste um Auslegung und Materialbeschaffung unumwunden, ja dankbar in Schrift und Wort anerkannt hat, weil ich die Ueberzeugung hege, daß volles Verständniß und damit auch voller Genuß der meisten Dichtungen Goethe's ohne einen klaren Einblick in ihre Anlässe und Beziehungen zu des Dichters Lebens- und Geistesentwickelung nicht zu erreichen ist.

Dieses sonst stark und überstark polemische Sendschreiben Köstlin's wurde durch Heinrich Düntzer's Schrift: „Würdigung des Goethe'schen Faust, seiner neuesten Kritiker und Erklärer" (Nr. 5), hervorgerufen, worin der Verfasser die neuern Fausterklärer, namentlich Vischer und Köstlin, dann aber auch Schnitger, Ascher, Rinne und Rönnefahrt bekämpft und zu widerlegen sucht. In gegenwärtigem Aufsatz, in welchem es sich nicht um die Würdigung und Erklärung einer einzelnen Goethe'schen Schöpfung, sondern nur um die Würdigung und Erklärung des Goethe'schen Wesens im allgemeinen handelt, können wir auf diese Schrift nicht ausführlicher eingehen, aber versagen wollen wir es uns nicht, folgende beherzigenswerthe Stelle anzuführen:

Goethe strebte nach vollkommenster Ausbildung seiner Natur und erkannte darin seine nächste Pflicht, daß er zu demjenigen sich heranbilde, was die Natur mit ihm beabsichtigt; aber er besaß auch ein Herz, das am Geschicke der Mitmenschen den allerregsten Antheil nahm, das er oft mit Gewalt zurückhalten mußte, um nicht aus sich und der ihm bestimmten Bahn herausgerissen zu werden, das sich aber auch in den zahlreichsten, andauerndsten Liebesthaten bewährte, deren sich wol kaum einer seiner mit dem Christenthum prunkenden gestrengen Beurtheiler in gleichem Grade wird rühmen dürfen. Wollt ihr Goethe würdigen, so geht zuerst in euch und befruchtet euch mit dem Geist reinster Wahrheit, behauptet nichts, was ihr nicht als Ergebniß angestrengtester Erforschung seines Lebens und Wirkens, mit genauester Benutzung aller so reichlich fließenden Quellen, heilig betheuern könnt — oder wenn euch dies zu mühevoll ist, so laßt den Menschen Goethe in Ruhe und gebt vor der Welt von ihm kein falsch Zeugniß!

Nun, einer Stelle wie dieser wird Köstlin den Vorwurf der „Trockenheit" und „Breite" sicherlich nicht machen können.

Rudolf Abeken, dem auch d. Bl. manchen schätzbaren Beitrag zur Goethe-Literatur, z. B. die Berichte über den Goethe-Kestner'schen Briefwechsel in den Jahren 1854 und 1855 verdanken, hat mit einer in so hohem Alter wol seltenen Begeisterungsfähigkeit und Ausdauer einen starken Band „Goethe in den Jahren 1771—75" (Nr. 6) verfaßt, der zwar nur vier Jahre behandelt, aber, mit Ausnahme der Zeit seines Aufenthalts in Italien, die vielleicht wichtigsten und schönsten Jahre im Leben des Dichters. Es sind die Jahre, wo es unter seinen Händen mit einer Zeugungskraft sondergleichen aufquoll wie die Natur im Frühling, wo er „Werther's Leiden" schrieb, „Götz von Berlichingen", „Stella", „Clavigo", „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" und andere oft sehr muthwillige und ausgelassene Schwänke, einige der ersten Scenen des „Faust", „Künstlers Erdenwallen", den „Wanderer", ein Gedicht, das an tiefer und fast rührend zarter Kunstempfindung und Kunstanschauung in keiner Literatur seinesgleichen hat, „Mahomet's Gesang", „Kenner und Künstler", „Künstler und Enthusiast", „Künstlers Morgen- und Abendlied", „An Schwager Kronos", die Balladen „Der König von Thule", „Es war ein Bube frech genug" u. s. w. dichtete, sich mit den Plänen zu einem „Julius Cäsar", „Mahomet", „Ahasver" und „Prometheus" beschäftigte und außerdem seine gegen die altkritische Schule Opposition machenden Recensionen für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" und anderes verfaßte, was alles zu nennen hier zu weit führen würde. Wo hat es je im Leben eines jungen Dichters Jahre gegeben, welche innerlich so reich und bewegt, so überschäumend waren, so viel Frucht für die Gegenwart abwarfen, so viele köstliche Keime für die Zukunft legten? Mögen die Schöpfungen des durch Reflexion und Erfahrungen gereiften Goethe mehr lehrreichen Denkstoff und eine größere Fülle von schätzbaren Lebensmaximen, von gesunden Betrachtungen über Kunst, Natur, Menschheit, Gesellschaft u. s. w. enthalten und in der Form zum Theil vollendeter sein — nie hat er wieder diese Frische, diese überquellende Fülle von Productionskraft offenbart, und nie ist er auch liebenswürdiger gewesen als in diesen Jahren. Selbst Abeken, der dem gereiften formvollendeten Goethe seine Vorzüge bereitwillig zugesteht und ihn nach dieser Richtung hin höher stellt als den Jüngling, muß doch zugeben, es sei nicht zu verwundern, „daß der jugendliche Goethe eine größere anziehende Kraft auf die Menschen übt".



*) Leichtsinnig und böswillig zugleich verfährt Wolfgang Menzel, wenn er, wie August Boden ihm nachgewiesen hat, die in einem Berichte Arndt's sich findende und von Menzel wiederholt angeführte Aeußerung des Herzogs Karl August: „Der arme dünnschalige Kerl", lächerlich und unverständig genug, auf Goethe bezieht und demzufolge bemerkt: Der „dünnschalige" Goethe habe sich eingebildet, seine Persönlichkeit werde nach dem Tode durch alle mögliche weibliche Naturen den Durchgang machen! In Arndt's Bericht wird aber fast unmittelbar darauf bemerkt, und zwar mit gesperrter Schrift, daß unter dieser Bezeichnung Zacharias Werner zu verstehen sei. Glaubte Menzel in der That, oder glaubte er nur, es dem Publikum einreden zu können, daß Karl August über seinen Freund, der bekanntlich durchaus kein „dünnschaliger Kerl" war, in so nichtswürdig wegwerfender Weise gesprochen haben könne? Wenigstens ersieht man aus diesem einen Beispiel, wenn man es nicht auch sonst schon wüßte, wie flüchtig und gewissenlos Menzel bei seiner Lectüre und ihrer Benutzung verfährt.

Es war nicht gleichgültig, daß Goethe gerade um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, 10 Jahre vor Schiller geboren wurde. Wenn er seine Mission so erfüllen wollte, wie er sie erfüllt hat, so mußte seine Entwickelungsperiode in das erste Lustrum jener siebziger Jahre fallen, deren gesunde frische Kraft Düntzer in einer oben angeführten Stelle so treffend geschildert hat. Kein Wunder, daß der mit andern Aufstrebenden und Gleichgesinnten, wenn auch weniger genial Begabten heranwachsende Goethe in seinen höhern Jahren im Vergleich mit jener gegen das Alte ankämpfenden, aber zugleich auch Positives schaffenden und das Zerstörte durch Neues und Besseres ersetzenden Zeit überall bedenkliche Spuren des Verfalls oder doch der Auflockerung und der Entfremdung von allen höhern humanen Ideen zu erblicken glaubte, daß er im Jahre 1825 in einem Briefe an Zelter klagte, es könne in dieser überreizten Zeit von reiner Einfalt nicht mehr die Rede sein, und dann weiter ausrief: „Ich danke dem Himmel, daß ich jetzt in dieser gemachten Zeit nicht jung bin; ich würde nicht zu bleiben wissen.“ Mußte er doch erleben, daß die junge Generation, die jetzt nicht mehr blos auf den Universitäten eine rücksichtslose und burschikose ist, selbst ihm gegenüber alle Rücksichten schamlos beiseite setzte, die den grauen Haaren, dem Verdienste, dem Genie, dem durch ein arbeitvolles Leben wohlerworbenen Namen gebühren, während dieselbe Jugend doch von ältern Personen verlangte, daß sie ihre burschikosen Anmaßungen und Ungezogenheiten ergebenst respectiren müßten.

Wie ganz anders jene Zeit, in welche Goethe's Jugend fiel. Abeken bemerkt:

> Wer in den siebziger oder achtziger Jahren als Knabe auf den vierzigjährigen Vater blickte, der sah ihn als einen Mann an, vor dessen Alter schon er Ehrfurcht haben müsse. Dieses Gefühl kann jetzt nicht mehr statthaben, wo aus den Häusern die alte strenge Zucht, wo bei den meisten aus Lebensweise, Sitten, Kleidung der frühere Ernst geschwunden ist, wo das Du und Du zwischen Aeltern und Kindern die natürliche Rangordnung erschüttert hat. Goethe würde es unmöglich gewesen sein, den Vater mit Du anzureden; es wäre ihm etwas Unerhörtes gewesen.

Was Abeken mit seinem Buche beabsichtigt, das bezeichnet er erst gegen den Schluß desselben mit den Worten, deren Erfüllung im Buche nicht ausgeblieben ist:

> Fern von der Anmaßung, das ganze innere, das geistige Wesen Goethe's, und wie aus diesem seine Dichtungen hervorquellen, darzulegen, ebenso fern von der, eine Lobrede, ein Eloge auf Goethe zu schreiben — die Schattenseiten seines Lebens sind nicht verdeckt — versuchte er, den Goethe darzustellen, den Wieland „den herrlichen Gottes-Menschen nennt, an dem nichts verloren geht“; er wünschte dem Leser den Optimisten, den fröhlichen, gutmüthigen Menschen, vor Aug' und Seele zu bringen, der, wenn er auch in spätern Jahren sagen mußte:
>
> Frech wol bin ich geworden; es ist kein Wunder —
>
> doch hinzusetzen konnte:
>
> Ihr Götter
>
> Wisset, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und gut —
>
> zugleich das Wesen, in welchem unter den äußern Lebensverhältnissen „die Dichtungsgabe unwillkürlich, ja wider Willen hervorbrach“, das „von seinem productiven Talente keinen Augenblick verlassen wurde, dem, was er wachend am Tage gewahrte, nachts sich in regelmäßigen Träumen ausbildete“.

Der Verfasser hebt mit Wahrheit hervor, daß er die Schattenseiten in Goethe's Leben nicht verdeckt habe; er bemerkt einmal: „Wir können uns nicht verhehlen, daß bei Goethe, dessen Herz wir so voll, so groß fanden, dieses Herz früher durch genialen Uebermuth, später durch Kälte beeinträchtigt wurde.“ Und ein andermal:

> Wir wollen keineswegs leugnen, daß in das Wesen Goethe's, namentlich des alten, sich manches eingemischt habe, was dem Ideale, welches man sich so gern von einem großen Manne bildet, widerspricht. Nennt er sich doch selbst in Bezug auf eine frühe Zeit und im Gegensatz zu dem allen liebevoll entgegenkommenden Lavater „einen starren, ablehnenden Menschen“.

Abeken erklärt dieses vornehm ablehnende Wesen, das sich in späterer Zeit äußerlich natürlich noch schroffer gestaltete, sehr richtig zum Theil damit, daß Goethe, „der im höhern Alter Rücksichtslosigkeit gegen Rang, Stand und Würde erfahren mußte, um das Gewicht, das er auf diese Dinge legte, auch öffentlich kund zu geben, leicht in ein Extrem gerieth“, in ein Extrem, „denen auffallend, welchen der Sinn für das Maß verloren gegangen war“.

Im übrigen ist das Buch begreiflicherweise mit der nöthigen Wärme und Begeisterung geschrieben, und der Verfasser rügt es einmal an Gervinus, daß dieser

> bei seinem reichen Wissen, seinem ausgezeichneten Scharfsinn, sich die Ansicht Goethe's nicht angeeignet zu haben scheint, daß „Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen (so auch an den geistigen Werken, die man beurtheilt) das einzige Reelle ist und das, was wieder Realität hervorbringt“, daß er (Gervinus) namentlich bei Beurtheilung Goethe's öfters einer Kälte Raum gibt, wo man Wärme gewünscht hätte.

Was hat man nicht alles an Goethe getadelt und in übelm Sinne zu deuten versucht! Wenn er einmal von einer großen Schöpfung, wie z. B. „Torquato Tasso“, ein wenig ausruhte, so suchte man den Grund davon sofort in seiner Flatterhaftigkeit, in seinen Zerstreuungen, in seinen Liebesgeschichten, in persönlichen verschuldeten Verstimmungen. Und doch wie unermeßlich reich ist das Wirken Goethe's im Vergleich zu dem Wirken der meisten, die ihn in so schulmeisterlicher Weise hofmeisterten! Solchen Leuten gegenüber war Goethe's vornehm ablehnende Haltung sehr wohl angebracht; „ich hätte viel zu thun“, schreibt er einmal an Zelter, „wenn ich mich darum bekümmern sollte, wie die Leute mich und meine Arbeiten betrachten.“ Und wie groß steht Goethe auch in anderer Hinsicht da! Er, welcher der populärste Mann Deutschlands hätte werden können, wenn er in der Weise des „Götz von Berlichingen“ fortgedichtet hätte — erhielt er doch von Buchhändlern mehrfache Aufforderungen, Stücke dieser Art gegen gutes Honorar zu verfassen —, widerstand dieser Versuchung, der in unserer Zeit, wo alles popularitäts- und gewinnsüchtig ist, zu widerstehen schwerlich jemand die Kraft, die Selbstverleugnung und die Uneigennützigkeit haben würde. Dieser Popularitätssucht fallen ja auch in unserer Zeit so manche begabte Dichter zum Opfer, indem sie sich zwingen, und zwar sehr oft gegen ihre Natur und eigentliche Gesinnung,

zeitgemäße Tendenzen in Verse zu bringen. „Ihnen ist", um mit Abeken zu sprechen, „über ihren Tendenzen der Gehalt im Busen verloren gegangen."

Das Werk Abeken's wird hoffentlich auch dazu beitragen, diejenigen, welche in Goethe mit Gewalt nur einen voltairianischen Spötter, einen systematischen Verächter und Anfeinder des Christenthums erblicken wollen, andern Sinnes zu machen. Wie er in seiner Jugend nur über das „christusleere" Christenthum klagte, so sprach er sich noch in seinem hohen Alter, 10 Tage vor seinem Tode dahin aus, daß in den Evangelien der Abglanz einer Hoheit wirksam sei,

die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je das Göttliche auf Erden erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu beweisen? so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit.

Wir haben sagen hören, daß Goethe so gut wie Schiller in unsern Tagen Anhänger des Materialismus geworden sein würde; dem widerspricht aber, was Goethe betrifft, die Thatsache, daß ihn das „Système de la nature", als er es in Strasburg in die Hand nahm, mit „Grauen" erfüllte. Und Schiller wandte sich ja von dem Materialismus, wie er in den ursprünglichen, nicht den für das Theater zurecht gemachten Monologen Franz Moor's in wahrhaft anwidernder Weise spukt, später immer mehr ab und dem Idealismus und dem kirchlichen Kunstcultus zu.

Einmal scheint uns sogar Abeken Goethe zu hart zu beurtheilen und zwar in Bezug auf „Stella", von der er bemerkt, er würde sie nicht ungern im Kreise der Goethe'schen Dichtungen vermissen. Wir sind nicht der Ansicht. Die Tendenz der Dichtung — übrigens eine ganz ähnliche wie die, welche dem „Leben der schwedischen Gräfin G*" von dem frommen Gellert zu Grunde liegt — ist in sittlicher Hinsicht nicht zu billigen und der Charakter Fernando's unausstehlich schwächlich und unmännlich; aber viele Scenen und die ersten drei Acte fast ganz, sind, was die simple Natürlichkeit und Ungezwungenheit des Dialogs, die feine und naturwahre Charakteristik der Personen (immer Fernando ausgenommen) und die tiefen und liebevollen Blicke in das weibliche Herz betrifft, Muster in ihrer Art, von denen unsere neuern dramatischen Dichter viel lernen könnten. Friedrich Pecht, bei dessen unbefangenem frischen Urtheile unsere gelehrten Kritiker vielfach sich Raths erholen könnten, bemerkt in seiner Erläuterung zu „Stella" (in der „Goethe-Galerie") sehr treffend:

Wenn ein großer Meister und ein Pfuscher beide etwas Schlechtes schaffen, so findet darum bekanntlich immer noch ein gar sehr erheblicher Unterschied zwischen ihren Producten statt. Ja diese Differenz ist auch dann noch vorhanden, wenn der Pfuscher etwas Gutes gemacht hat: selbst in diesem Falle wird die Arbeit des Meisters mehr werth sein als die seinige.... Sicherlich finden wir bei genauer Untersuchung immer noch bewundernswerthe und bedeutende, jedenfalls aber vollkommen lebendige Gestalten genug in seinem schlechtesten Werke, um einen gewöhnlichen Handwerker damit zu einem reichen Manne zu machen.

Goethe war ein naiver Dichter, was unsere neuern dramatischen Dichter meist leider nicht sind; er dichtete auch „Stella" in vollkommener Naivetät seines dichterischen und künstlerischen Instincts, und so ist auch die diesem Drama vorgeworfene Unsittlichkeit immer noch unschuldig im Vergleich zu dem, was das bloße Raffinement an Sittlichkeit künstlich zuzubereiten im Stande ist.

Die Schrift „Zum Verständnisse Goethe's. Vorträge vor einem kleinen Kreis christlicher Freunde" von Otto Vilmar (Nr. 7) heißen wir als eine anerkennende Stimme für Goethe aus den specifisch christlichen Kreisen willkommen. Dem Verfasser, der Gymnasiallehrer in Hanau war, ist es leider nicht vergönnt gewesen, seine Vorträge zu Ende zu führen oder von seinem Buche mehr als den ersten Bogen im Druck vollendet zu sehen; er entschlief, wie der Herausgeber, der bekannte Literaturgeschichtschreiber A. F. C. Vilmar, des Verstorbenen Vater, in dem kurzen Vorwort bemerkt, nachdem er noch am 26. Februar 1860 seinen letzten Vortrag gehalten, am Morgen des Charfreitags, 6. April, „in dem festen fröhlichen Glauben, von welchem diese Blätter Zeugniß geben", und weiter bemerkt der Herausgeber: „Als ich von ihm für dieses Leben Abschied nahm, übertrug er mir die Fürsorge für diese Schrift." Sind diese Vorträge auch von der specifisch christlichen Gesinnung ihres Verfassers nicht unberührt geblieben, so stand derselbe doch auf einem vergleichsweise freien Standpunkt; er bemerkt z. B. über Goethe:

Wir müssen ihn eben als ein Kind seiner Zeit begreifen lernen. Und wir können doch noch manches von dem Weltkind Goethe lernen: ein offenes Herz uns zu erhalten, die Dinge dieser Welt vom richtigen Ende ansehen, sichern Blicks sie in ihrer Mannichfaltigkeit überschauen und beherrschen u. s. w.

Der erste Vortrag: „Die lyrischen Gedichte", enthält wenn auch nicht eben sehr viel Neues, doch auch viel Gutes und Treffendes. Der Verfasser kommt dabei auch auf die Lyrik Schiller's zu sprechen und bemerkt:

Gerade nicht die herrlichsten Gedichte Schiller's sind die allgemein bekannten, nicht der „Genius", „Das Glück", „Das Ideal und das Leben", nein, viele finden an den unreifen Producten seiner Entwickelungsperiode Gefallen. Wer das Lied „An die Freude" schön finden oder für ein Volkslied erklären kann, mit dem ist nicht zu rechten, er muß erst lernen, was volksmäßige Poesie ist.

Bekanntlich erklärte Schiller selbst, in einem Briefe an seinen Freund Körner vom Jahre 1800, diese so viel gesungene und beliebte Ode geradezu für ein „schlechtes" Gedicht, das die Ehre gehabt habe, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden, „weil es einem fehlerhaften Zeitgeschmack entgegengekommen sei". Ein solches freimüthiges Selbstbekenntniß kann Schiller nur Ehre bringen! Den größten Theil des Buchs nehmen die Vorträge über den ersten Theil des „Faust" ein; sie können als eine Umschreibung der Dichtung in weitläufiger Prosa angesehen werden, und ihr Ton ist ein möglichst populärer. Der Verfasser bemerkt z. B. in seiner Erzählung der Vorgänge in Auerbach's Keller:

Laßt uns essen und trinken! Das ist zuletzt die einzige Würze des Lebens, welche die Welt zu bieten vermag; das 16. und

17. Jahrhundert mit dem ungeheuern Weinsaufen, das damals üblich war, wie die heutige Zeit, die kein Festessen ohne ein Zweckessen feiern kann — beweisen dies deutlich genug.

Und weiterhin:

Nun beginnt Frosch seine Künste — sehr bezeichnend aber für die leipziger hohe Bildung und feine Lebensart fängt er mit einem ganz ordinären landläufigen Studentenwitz an, der nicht weiter her ist, als eine Poststation von Leipzig.

Wir leugnen nicht, daß die mehr erzählend und fast unterhaltend fortschreitende Vilmar'sche Erklärungsweise einem größern Publikum gegenüber ihren Nutzen haben kann; hat aber das Buch wirklich so viel Beifall erhalten, um davon in kürzester Frist eine zweite Auflage nöthig erscheinen zu lassen, so liegt dies vielleicht zum Theil auch daran, daß man in einem von dem Sohne eines Literaturkenners wie Vilmar verfaßten Buche viel zu finden, mancher es vielleicht sogar von Vilmar dem Vater geschrieben glaubte; mehr aber allerdings wol in dem Interesse, welches in den Kreisen „christlicher Freunde" ein Buch erregen mußte, das, von einem der Ihrigen verfaßt, bestimmt war, den „großen Heiden" Goethe in ihren Kreis einzuführen. Und der Verstorbene findet im „Faust" auch in der That Scenen, die „gerade vom christlichen Standpunkte" unsere Bewunderung einem Dichter eintragen müssen, „der, ohne von dem großen Gegensatz zwischen Gott und dem Teufel etwas für seine Person erlebt zu haben, so tiefe und reichhaltige Blicke thut in die Tiefe des Menschenlebens, das von diesen beiden Gegensätzen bewegt wird". Wer das Menschenleben in seiner Wahrheit auffassen und darstellen könne (und Goethe habe es gekonnt, wie keiner vor ihm und nach ihm), der werde, fährt der Verfasser fort, „wenn vielleicht auch unbewußt, stets zugleich den tiefsten Grund alles menschlichen Handelns, die Stellung zum Licht und zur Finsterniß mitzeichnen, und in das Reich des Lichts wie in das Reich der Finsterniß manchen überraschenden Einblick gewähren".

Ludwig von Lancizolle, der schon früher eine mit Beifall aufgenommene Sammlung „Geistesworte aus Goethe's Werken" herausgab, ließ als Fortsetzung derselben eine nach den Materien geordnete Anthologie: „Geistesworte aus Goethe's Briefen und Gesprächen" (Nr. 8) erscheinen. Wir halten den Gedanken für einen glücklichen, da nicht viele in der Lage sind, die so zahlreichen Sammlungen Goethe'scher Briefe, zu denen der riesenhaft thätige Mann doch immer noch Zeit und Stimmung zu gewinnen wußte, und seine Gespräche (mit Johannes Falk und Eckermann) sich anzuschaffen, oder genug Zeit übrig haben, sie alle zu lesen. Dazu entgehen einem nicht allzu aufmerksamen Leser bei der Lectüre eines ganzen Buchs leicht so manche jener instructiven oder für Goethe charakteristischen Stellen, die man nun hier gesammelt und übersichtlich geordnet beieinander hat. Dankenswerth sind auch die angehängten Register der benutzten und verglichenen Quellen, der wichtigsten Schriften Goethe's nach der Zeitfolge der Entstehung, der Personen und Sachen u. s. w. Man hat Goethe, wie wir hier noch bemerken wollen, so gut wie Schiller beschuldigt, Jean Paul's Genius nicht gewürdigt oder absichtlich miskannt zu haben; wie sehr aber Goethe immer geneigt war, das, was ihn wirklich erfreute, offen und ohne Rückhalt anzuerkennen, das beweist sein höchst günstiges, ja enthusiastisches, in einem Briefe an Knebel ausgesprochenes Lob der „Levana" Jean Paul's, aus welcher 1814 das „Morgenblatt" einen Auszug gebracht hatte. Er schreibt:

Eine unglaubliche Reife ist daran zu bewundern. Hier erscheinen seine kühnsten Tugenden, ohne die mindeste Ausartung, große tüchtige Umsicht, faßlicher Gang des Vortrags, Reichthum von Gleichnissen und Anspielungen, natürlich fließend, ungesucht, treffend und gehörig, und das alles in dem gemüthlichsten Elemente. Ich wüßte nicht Gutes genug von diesen wenigen Blättern zu sagen.

Ein anderes zierliches Bändchen: „Vier Jahreszeiten von Goethe", gedeutet von Martin (Nr. 9), möge hier ganz kurz erwähnt sein. Der Erklärer, wie er in einem Nachwort bemerkt, hat versucht, „den Beweis zu führen, welche reiche Deutung Goethe'sche Dichtungen zulassen und daß noch manches zu thun übrig bleibt, um diese immer mehr zum Gemeingut des Volks zu machen". Er hofft, den tiefen Gehalt und innern Zusammenhang der „Vier Jahreszeiten" in jenem höhern Sinne aufgefaßt zu haben, wonach Goethe's Arbeiten durchaus und so auch seine kleinen Gedichte, nach Goethe's eigenen Worten, „darin übereinkommen, daß bei besondern äußern, oft gewöhnlichen Umständen ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte".

Die beiden folgenden Schriften beschäftigen sich mit einer andern speciellen Richtung Goethe's, mit seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen. Auch in dieser Hinsicht hat Goethe arge Verdächtigungen erleiden müssen; man hat z. B. gesagt, die Eitelkeit, auch als Gelehrter zu glänzen, habe ihn dazu getrieben, sich auch auf naturwissenschaftliche Forschungen einzulassen, zu denen er keinen Beruf gehabt. Wer das behauptet, kennt Goethe schlecht, oder will ihn nicht kennen. Er, welcher der Meinung war, daß „viel Todtes und Tödtendes in den Wissenschaften ist, bis man selbst mit Ernst und Trieb hineinkommt", und dem im allgemeinen „die wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben" schien, er wird sicherlich nur durch den Trieb nach Erkenntniß und aufrichtigen und wahren Wissenschaftstrieb zu seinen Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete angeregt worden sein, wozu übrigens noch äußere Anlässe kamen, seine Beschäftigung mit dem Bergbau des Landes, mit den Garten- und Parkanlagen um Weimar u. s. w. Man hat ferner gesagt, Goethe sei über bloße dilettantische Versuche auf diesem Gebiete nicht hinausgekommen; aber der bloße Umstand, daß ein Mann wie Rudolf Virchow diesen Bestrebungen Goethe's eine ganze Schrift: „Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller" (Nr. 10), widmet und ihnen eine wissenschaftliche Beden-

tung zuerkennt, beweist genugsam, daß Goethe Eigenthümliches und nicht blos Dilettantisches und Halbfertiges auf diesem Gebiete geleistet hat. Aber auch solche Autoritäten wie Owen in England, Geoffroy de St.-Hilaire in Frankreich, Helmholtz und Johannes Müller, der berühmte Physiolog, in Deutschland haben Goethe's Verdienste auch in dieser Richtung anerkannt. Virchow führt in vorliegender Schrift gelegentlich an, daß Johannes Müller von Goethe's „meisterhafter" Schilderung des Nagethiers und seiner geselligen Beziehungen zu andern Thieren in der „Morphologie" sage:

Nichts Aehnliches ist aufzuweisen, was dieser aus dem Mittelpunkte der Organisation entworfenen Projection gleichkäme. Irre ich nicht, so liegt in dieser Andeutung die Ahnung eines fernen Ideals der Naturgeschichte u. s. w.

Was die Entdeckung der Wirbeltheorie des Schädels betrifft, so zieht Virchow Goethe's Prioritätsansprüche nicht in Zweifel, und er hält durch eine von ihm mitgetheilte Stelle aus einem Briefe Goethe's an Herder's Frau, datirt Venedig 4. Mai 1790, alle Anschuldigungen, besonders Oken's, „endgültig widerlegt". Jenem kleinlichen Neide, der es nicht verschmäht, „dem Genie seine Begabung, die Ursprünglichkeit, die Naivetät seiner Natur zum Vorwurf zu machen", begegnet Virchow mit der Frage: „Hat die Nation kein Recht stolz, keine Pflicht dankbar zu sein, daß ihr das Vorrecht **geschenkt** ward, aus ihrer Mitte einen Dichter hervorgehen zu sehen, dessen Gleichen keine Zeit gekannt hat?" Näher auf den Inhalt der Schrift einzugehen, fühlen wir uns nicht berufen, verweisen vielmehr schließlich nur noch auf die 10 Beilagen, die, wir zweifeln kaum, für die Geschichte der Wissenschaft mehr Werth haben dürften, als die mehr für ein allgemeines Publikum bestimmte Rede, die im Saale der Singakademie zu Berlin gehalten wurde und zu dem Cyklus von Vorlesungen gehörte, welcher von dem zur Errichtung eines Goethe-Denkmals zusammengetretenen Comité veranlaßt wurde.

Was die zweite Schrift „Goethe als Naturforscher in Beziehung zur Gegenwart" von **Karl Heinrich Meding** (Nr. 11) betrifft, so spricht sich über deren Veranlassung und Zweck der Verfasser im Vorwort dahin aus, daß er, durch Hermann Hettner's geistvolle in Dresden gehaltene Vorträge „über den Dichter Goethe" dazu angeregt, gesucht habe, „auch den Naturforscher Goethe noch specieller kennen zu lernen", worauf er fortfährt:

Das Ergebniß dieser Bemühung ist in diesen wenigen Blättern niedergelegt, theils in einer Zusammenstellung der eigenen Aussprüche Goethe's und in einer fachgemäßen Ordnung seiner verschiedenen naturwissenschaftlichen Studien und Strebungen, theils in einer Vergleichung seiner Anschauungen mit der Theorie der Neuzeit. Dieser Versuch ist daher seiner Bestimmung und seinem Wesen nach nur relatorisch, vergleichend, keineswegs in das Wissenschaftliche selbst eingehend, da dabei beabsichtigt ward, nicht dem Fachgelehrten, sondern nur dem gebildeten Laien die Bedeutung Goethe's als Forscher wieder in Erinnerung zu bringen, nachdem er, gleich Schiller, so vielfach als Dichter ausgedeutet worden ist.

Wir empfehlen die kleine Schrift, in deren einleitendem Theile Goethe's Charakter im allgemeinen als ein durchaus humaner geschildert wird und Belege dafür auch aus d. Bl. entnommen werden, als eine ihrem Zweck durchaus entsprechende.

Die „Goethe-Tafel" von dem Verfasser der „Schiller-Tafel" (Nr. 12) erwähnen wir nur kurz als eine selbst die kleinern Gedichte, Balladen, geselligen Lieder, Parabeln u. s. w. umfassende recht brauchbare chronologische Uebersicht der Geistesproducte Goethe's, um noch mit einigen Worten der beiden kleinen, gewissermaßen einander ergänzenden Schriften „Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt" (Nr. 13) und „Goethe's Vaterhaus" (Nr. 14) mit einigen Worten zu gedenken. Der Verfasser der erstern hebt im Vorwort hervor, daß Goethe zwar in „Wahrheit und Dichtung" die Einwirkung seiner Umgebungen, der todten, wie der belebten, mit „unerreichter psychologischer Meisterschaft" wiedergegeben habe; vieles aber habe er, als er „Wahrheit und Dichtung" herausgab, nur anzudeuten für passend gehalten, was jetzt unbedenklich ganz ausgesprochen werden könne; in manchen Punkten habe ihn auch sein Gedächtniß getäuscht; viele von ihm erwähnte Lokalitäten seien jetzt vollständig umgeändert, während andere mit seltener Treue ihr alterthümliches Gepräge bewahrt hätten u. s. w. Was nun die Forschung über die Geschichte von Frankfurt in verschiedenen Zeitschriften niedergelegt hat,

ist von dem Verfasser benutzt, um durch Commentirung der ersten Bücher von „Wahrheit und Dichtung" eine Lücke auszufüllen, welche die Goethe-Literatur trotz ihres großen Umfangs noch aufweist. Außerdem standen demselben einige alte Flugschriften äußerster Seltenheit zu Gebote, welche neue Aufschlüsse über manche Stellen der Goethe'schen Erzählung gewähren.

Uebrigens umfassen die vorliegenden Blätter „nur die Jugend Goethe's bis zur Uebersiedelung nach Weimar, da für die spätern Besuche in der Vaterstadt das Material theilweise noch nicht zugänglich ist".

Kein künftiger Biograph Goethe's wird diese fleißig und gewissenhaft zusammengestellte Schrift, die auch nach Carus' Versicherung „sehr hübsche Beiträge" bringt, in der Goethe's Jugendperiode betreffenden Partie unbenutzt lassen dürfen.

Die Schrift „Goethe's Vaterhaus" ist von Dr. **Otto Volger** abgefaßt und es sind davon nur wenige, zu Geschenken für Ehrenmitglieder und einflußreiche Gönner des Deutschen Hochstifts bestimmte Exemplare abgezogen worden; doch wird eine neue Auflage vorbereitet (insofern sie nicht inzwischen bereits ins Leben getreten ist), welche jedoch nicht auf dem Wege des Buchhandels, sondern durch Verkauf an künftige Besucher des Goethe-Hauses weitere Verbreitung finden soll. Das Wichtigste und Interessanteste darin ist der Nachweis, daß die seit Jahrzehnten alljährlich als Goethe's angebliches Arbeitszimmer von Hunderten von Wallfahrern besuchte und mit Gefühlen der tiefsten Pietät betretene Dachstube im Hinterflügel des Goethe-Hauses nur infolge eines unerklärlichen Irrthums, in welchem selbst der Verwaltungsrath des Deutschen Hochstifts und Verfasser der gegenwärtigen Schrift bis noch vor kurzem befangen war, völlig unverdient zu

seinem Weltruhm gelangt ist. Aus Volger's gründlichen, in dieser mehrfach anziehenden Schrift niedergelegten Nachweisungen geht vielmehr auf das unzweifelhafteste hervor, daß das Giebelzimmer im Dachstock („im Mansard") des Vorderhauses als das echte Heiligthum zu betrachten, daß Wolfgang Goethe mithin nicht in einem abgelegenen, schlechten, zum Malen keine Möglichkeit bietenden Dachstübchen, sondern in einem geräumigen, schönen, wenn auch damals wahrscheinlich in höchster Einfachheit eingerichteten Zimmer groß geworden ist.

Das jüngste, soeben erst erschienene Buch über und wir dürfen sagen, zumeist auch von Goethe, ein „Handbuch für Haus und Familie", die von Philipp Merz herausgegebene Schrift: „Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken" (Nr. 15), besprechen wir zuletzt, und wir können es nur beklagen, daß wir, nachdem wir der Literatur über Goethe und diesem selbst schon so viel Raum gewidmet, über dieses gehaltvolle Buch uns kürzer fassen müssen, als es seinem Inhalt nach verdient. Die einleitenden Abhandlungen: „Werth und Aufgabe der Familienerziehung" und „Goethe's Beruf zum Erzieher", erwecken ein für den Verfasser und Herausgeber durchaus günstiges Vorurtheil und von vornherein die Ueberzeugung, daß er der Aufgabe, die er sich mit diesem Buche gestellt, gewachsen sei. In der That möchten wir die Betrachtung: „Goethe's Beruf zum Erzieher", hier am liebsten fast Wort für Wort mittheilen, wenn wir Raum dazu hätten und nicht annehmen dürften, daß recht viele unserer Leser sich in den Besitz des schönen Buchs setzen werden. Folgende Stelle können wir uns jedoch nicht enthalten, hier mitzutheilen. Der Herausgeber bemerkt:

> Goethe's schriftliche und mündliche Ueberlieferungen sind ein Schatz für jeden Erzieher, eine kaum zu erschöpfende Fundgrube der Belehrung und Anregung für alle, die zu lesen verstehen, für alle, deren Sinn und Geist von der großen Angelegenheit der Erziehung und Bildung hinlänglich erfüllt und durchdrungen ist. Man kann kein Goethe'sches Buch aus der Hand legen, ohne sich als Vater belehrt, als Mensch gekannt, gewürdigt und erhoben zu fühlen. Der große und in Sachen der menschlichen Natur und Entwickelung wahrhaft weise, rührend gerechte und milde Mann erfüllt uns immer wieder mit neuer Dankbarkeit und neuer Bewunderung. Der Erzieher darf nur seine Hand ergreifen und ihm sein Ohr öffnen, um den wunderbar richtigen, überaus wohlthuenden pädagogischen Geist, ja Instinct, der ihm einwohnte, und das lebhafte pädagogische Interesse, ja man muß sagen, das pädagogische Wirken zu empfinden, dem wir so vielfach und so gerne in seinem Leben begegnen, und das ihn in alle Lebensverhältnisse begleitet.

Zum Schluß seiner Betrachtung bemerkt der Verfasser gleich schön und wahr:

> Lerne den herrlichen Mann nur kennen, und du wirst ihn lieben. Liebe ihn, und du wirst von ihm lernen. Lerne von ihm, und der Mensch und sein Leben, die Welt und ihr Treiben, die Natur und ihr Walten werden sich dir aufhellen in seinem Lichte.

Zunächst auf diese Abhandlungen läßt der Herausgeber eine „Selbstcharakteristik Goethe's" folgen, zusammengesetzt aus Geständnissen, welche Goethe in seinen Schriften oder in Briefen oder mündlich über sich selbst ausgesprochen hat. Wir theilen hieraus nur einige wenige mit, die als Belegstellen zu einzelnen unserer eigenen Aussprüche dienen können. Die von uns oben (Nr. 51) zwischen Goethe und Shakspeare gezogene Parallele findet in folgenden Selbstbekenntnissen Goethe's, wenn man sie richtig versteht, ihre Bestätigung oder Ergänzung:

> Jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß.
>
> Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur conciliant ist. Das Unversöhnliche kommt mir ganz absurd vor.

Shakspeare, der ebenso sehr zum tragischen als zum humoristischen Dichter geboren war, liebte nach beiden Richtungen hin das „Gewaltsame, Sprunghafte", wiewol Goethe's Zusatz: „denn es ist nicht naturgemäß", auf Shakspeare nicht passen will, auch überhaupt nicht ganz richtig ist, denn die Natur (bei vulkanischen und andern elementarischen Ereignissen) wie das Leben verfahren sehr oft gewaltsam, sprunghaft und durchaus nicht immer „conciliant".

Goethe's Pietät und uneigennützige Gesinnung, seine Heilighaltung der alttestamentarischen und christlichen Urkunden, seine Liebe zur Natur als einer Offenbarung Gottes, seine Einfachheit, seine Wahrheitsliebe — Eigenschaften, die auch wir oben an ihm gerühmt haben — werden durch folgende Selbstgeständnisse bestätigt:

> Auf das, was mein Vater sagte, hätte sich zwar manches einwenden lassen, aber wir gaben uns aus kindlicher Achtung jedesmal gefangen.
>
> Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung.
>
> Ich für meine Person hatte die Bibel lieb und werth, denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen.
>
> Mich hat Gott mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde.
>
> Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edeln über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug.
>
> Alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Prächtige Zimmer sind meiner Natur ganz zuwider.
>
> Il faut croire à la simplicité, man muß an die Einfalt, an das Einfache glauben, wenn man den rechten Weg gewinnen will.
>
> Es machte mir überall zu schaffen, daß ich nicht heuchelte. Ich hätte müssen ein elender Lump sein, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit zu zeigen, wie ich fühlte, so galt ich für stolz.

Aber er durfte auch von sich sagen, daß er sich sehr viele Freunde und Anhänger erworben habe, weil es ihm bei seiner Art zu empfinden und zu denken gar nichts gekostet habe, „einen jeden gelten zu lassen für das, was er war, ja sogar für das, was er gelten wollte". Er durfte weiter von sich rühmen: „Die geringen Leute lieben mich, besonders die Kinder"; er meint, Christus habe recht, „uns auf die Kinder zu verweisen, von ihnen kann man leben lernen und selig werden" (Herder sagte bekanntlich von ihm: „Goethe ist ein großes Kind"), und er bemerkt ein andermal: „Die Klasse von Menschen, die man die niedere nennt, ist gewiß für Gott die höchste"

u. s. w. Man hat ihn, wie wir an dieser Stelle auch noch hervorheben wollen, der Abneigung gegen die Juden beschuldigt, aber Thatsache ist, daß er keins jener früher beliebten Stücke, in denen die Juden dem Spott preisgegeben wurden, auf der weimarischen Bühne zur Aufführung gelangen ließ. Seine Abneigung gegen alles Phrasenwesen bezeugt folgender Ausspruch:

In meinem Leben habe ich mich vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet, und eine Phrase, wobei nichts gedacht oder empfunden war, schien mir an andern unerträglich, an mir unmöglich.

Die meisten der oben mitgetheilten Aussprüche Goethe's gehören allerdings seiner frühern Periode an. Wenn auch Goethe später herber und schroffer wurde, so war dies weniger seine Schuld, als die Schuld der Menschen, mit denen er verkehrte, der Verhältnisse, in denen er sich bewegte. Wir alle werden mit den Jahren herber, je mehr wir Enttäuschungen, Undank und üble Behandlung erleben, und wenn die Jüngern über die Abgeschlossenheit älterer Personen klagen, so sollten sie bedenken, daß sie selbst durch ihr rücksichtsloses, dünkelhaftes und oft nur allzu undankbares Wesen dazu vielleicht beitragen.

Der Selbstcharakteristik Goethe's läßt nun der Herausgeber die eigentlichen „Lichtstrahlen aus Goethe's Werken", folgen und zwar in nachstehende Rubriken getheilt: „Der Mensch und die Gesellschaft", „Kindheit und Jugend", „Religion und Sitte", „Geistescultur", „Selbsterkenntniß und Charakterbildung". Wir treffen hier auf einen köstlichen Schatz von gehaltvollen, humanen, sittlichen oder praktischen Lehren, Winken und Vorschriften, in denen sich Goethe als echter „Menschenbildner" ausweist, und wir hoffen und wünschen, daß das Buch, welches zu einer richtigern Würdigung Goethe's sehr viel beitragen kann, in recht vielen Kreisen, namentlich pädagogischen, in denen noch so viele unbegründete Vorurtheile gegen Goethe bestehen, Eingang finden möge.

Der Kreis der im Laufe der letzten drei und vier Jahre ins Leben getretenen Beiträge zur Goethe-Literatur ist mit den beiden Artikeln, die wir ihnen gewidmet haben, keineswegs abgeschlossen; manche Specialbeiträge wurden im Laufe dieser Jahre in besondern Aufsätzen oder gelegentlich, der einen ganzen Band einnehmende wichtige Briefwechsel Goethe's mit Sulpiz Boisserée erst in Nr. 50 d. Bl. besprochen; über mehrere neuerschienene die Goethe'sche Farbenlehre betreffende Schriften wird ein sachkundiger Mitarbeiter berichten. Auch verweisen wir auf die Notiz über F. Pecht's „Goethe-Galerie" in der vorigen Nummer. Außerdem liegt uns eine ziemliche Anzahl von Schriften und Werken vor, in denen Goethe's literarische Wirksamkeit in Parallele mit der seiner hervorragenden Zeitgenossen, Lessing, Schiller, Wieland u. s. w. zu charakterisiren versucht wird und die, da Goethe darin gewissermaßen nicht als Held eines Monodramas, sondern in einem Ensemblestück auftritt, gleichfalls einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben müssen.

Hermann Marggraff.

Erzählungsliteratur.

Vier Erzählungen größern Umfangs, von welchen zwei, „Ein Juwel" und „Der Mayordomo" nach Inhalt und Richtung in naher Verwandtschaft stehen, während die andern, „Schutzlos, aber nicht hülflos" und „Wogen des Lebens", nach Inhalt und Richtung die vollkommensten Gegensätze bilden, führt der Zufall auf unserm Schreibtische zusammen und so mögen sie denn auch einer gemeinsamen Besprechung unterworfen werden; die fromme Taube fliege voraus, ihr folge das Weltkind, und die heiße Sonne Amerikas beleuchte den Schlußreigen.

1. Schutzlos, aber nicht hülflos. Novelle von A. Brook. Zwei Theile. Dresden, Kuntze. 1863. 8. 3 Thlr.

Die Läuterung einer edeln Menschenseele in den Prüfungen des Lebens und die Wahrheit des Satzes, daß überall da, wo das Gute kräftig gewollt und erstrebt wird, der göttliche Segen nicht ausbleibt, das ist die künstlerische und ethische Aufgabe der vorliegenden Brook'schen Novelle, und je öfter dieser Vorwurf schon mit größerm oder geringerm Erfolge von bedeutenden wie mittelmäßigen Geistern bearbeitet wurde, um so verdienstlicher ist es, daß Brook in seiner ebenso einfachen als gehaltvollen Erzählung sich nicht mit fremden Federn schmückt, sondern durchaus selbständig verfährt und Eigenartiges eigenartig behandelt.

Verfolgen wir ein wenig den Gang der Novelle: „Rette meine Ehre und dulde nicht, daß meine Gläubiger nach meinem Tode den ehrlichen Namen deines Vaters der Schande preisgeben!" Mit dieser Mahnung war der alte Freiherr von Scheck plötzlich dem Tode verfallen, und diese Mahnung war die einzige Erbschaft, welche er der nach seinem Ableben gänzlich verwaisten einzigen Tochter hinterließ. Denn nachdem das verwöhnte Kind, welches bis dahin dem Glück und seinem Glanze sozusagen im Schose gesessen, das Kreuz heroisch auf sich genommen, welches Gottes Wille ihm auferlegte, und die ganze Hinterlassenschaft des Vaters den Gläubigern übergeben hatte, sodaß deren Forderungen gänzlich befriedigt wurden, da blieb eben nur der Brautschmuck der längst heimgegangenen Mutter zurück, und auch dieser mußte als Deckung einer nachträglichen Forderung dem Gewürzkrämer Stilling in Versatz belassen werden. Adeline hatte nun keinen andern Hort mehr als sich selbst und den großen Vater der Waisen: sie stand völlig schutzlos, aber nicht hülflos. Herzlosen Menschen zu dienen, das harte Brot der Abhängigkeit von Launen und Capricen zu essen, der Verleumdung zu verfallen und von den Netzen der Verführung umstellt zu werden, war fortab ihr trauriges Los; aber sie trug es, wenn auch mit innern Thränen, doch fest und ungebeugt im Bewußtsein ihrer treuen Pflichterfüllung dem heimgegangenen Vater gegenüber und mit dem festen Willen aus eigener Kraft sich eine würdige Existenz zu gründen. So trat sie als Erzieherin in das Haus des reichen Bankiers Wohlberg zu Berlin, und zum ersten male kam die Weihe des Berufs über sie, indem sie der gute Engel eines still in sich gekehrten verschleierten kränklichen Kindes wurde, das an ihrer Hand und an ihrem Herzen zum Leben erblühte. Wohl gab sie auf diese Weise Schutz, sie selbst stand ohne denselben; aber hülflos war sie darum nicht. Die erste wahre Liebe keimte in ihrem Herzen, die erste wahre Liebe wurde von ihr ahnungslos in der Brust eines trefflichen Mannes erregt. Aber indem Adeline wähnte, durch diese Liebe die Rechte einer andern zu kränken, floh sie in stille Abgeschiedenheit, immer schutzlos, aber durch die Gnade Gottes nicht hülflos. Denn ob auch in dieser Zurückgezogenheit, in welcher sie durch „Stundengeben" ihr kärgliches Brot verdiente, der Leiden Fülle über sie kam: Verlust aller ihrer mühselig erworbenen bescheidenen Habe, schwere Krankheit und listig-lüsterne Nachstellung, die Hand des Allgütigen half ihr, der Schutzlosen, durch Angst und Gefahr und, indem sie den trotzigen Stolz, welcher bis daher ihr Wesen mit Herbigkeit erfüllt hatte, zugleich überwand, trat

Adeline in neue, bessere Verhältnisse, in den Kreis einer ländlichen Familie, deren glückliche behagliche Existenz auf den festesten Grundlagen menschlicher Wohlfahrt auferbaut war: Gottesfurcht, Liebe und Arbeit. Bald sehen wir sie hier als holdselige Braut jenes ernsten Mannes, der ihr schon damals sein Herz geschenkt hatte, als sie noch in dem berliner Bankierhause verweilte, und ihr Glück scheint „gemacht". Aber wie ihr nun einmal beschieden war, jeglichen Sonnenschein sich mühsam und durch Leiden zu erringen, so sollte auch dieses ihr höchstes irdisches Glück nicht ohne schweren Kampf ihr zu Theil werden. Die teuflische Verleumdung eines Elenden, der vergeblich um ihre Gunst geworben hatte, gießt finstern Verdacht in das Herz ihres Bräutigams und zerreißt den schönen Bund zweier edeln Seelen, die sich kaum gefunden hatten. Abermals schutzlos fällt Adeline in tödliche Krankheit, und als sie aus Fieberträumen erwacht, sieht sie den Geliebten an ihrem Schmerzenslager, von ihrer Reinheit durchdrungen, von tiefer Reue gebeugt. Gottes Hülfe hatte entschieden. Aber Adelinens alter Stolz, kaum gebändigt, erwachte von neuem, und es war ihr, als könne, als dürfe sie die ihr angethane Kränkung, die ihr vorgeworfene Schmach nicht vergessen, kaum vergeben. Sie rang mit diesem Stolze und mit sich schutzlos, aber nicht hülflos; denn die göttliche Liebe siegte in ihr; endlich grünte die Palme dauernden Friedens und festbegründeten Glücks in ihrer Hand, und das selige Lächeln, welches in ihren Zügen leuchtete, als der Mutter Brautschmuck eingelöst in ihrem Schose ruhte, war das innigste Dankgebet einer vielgeprüften edeln Frauenseele, welche in Leid und Kampf bestanden hatte vor Gott und den Menschen: schutzlos, aber nicht hülflos.

Wir sagten vorhin, daß diese einfache Erzählung eigenartig behandelt sei, und finden diese Eigenartigkeit vor allem darin begründet, daß die Heldin der Novelle sich nicht marionettenartig nach der Tendenz des Buchs bewegt, sondern ein durchaus selbständiges, sich organisch entwickelndes Leben bekundet: alle Kämpfe, Verwickelungen und Lösungen wachsen gesund und unmittelbar aus dem Charakter und aus dem Wesen der handelnden Personen heraus und mit Ausnahme des Schlusses begegnet man nirgends einer Wendung, welche gemacht und den geschilderten Menschen und Zuständen um der Tendenz willen gleichsam octroyirt wäre. Keine schwächliche Sentimentalität, keine pietistische Kinderei stört den Gang der Handlung und die Charakteristik der Gestalten, vielmehr macht sich überall ein tüchtiges und kerniges Wesen geltend, welches Thaten verlangt und gibt, und nur da Gottes Segen erblickt, wo Arbeit und Kampf nach edeln und reinen Zielen ringt. Unter solchen Verhältnissen muß es im höchsten Grade befremden, daß gegen Ende der Erzählung der Autor plötzlich seiner gesunden Art untreu wird und mit seinen psychologischen Motivirungen in das absolut Unwahre geräth. Oder ist es denkbar, daß ein so ernster, klarer und männlich gesammelter Charakter, wie der Rhoden's, auf die verleumderische Anklage eines Elenden, welche so augenscheinlich den Stempel der abscheulichsten Perfidie trägt, ohne auch nur leise zu fragen, ob die Geliebte sich nicht rechtfertigen könne, sofort mit der unbedingten Verdammung der letztern vorgehen werde? Unmöglich, kann das eine tiefe und wahre Liebe sein — um eine solche aber handelt es sich hier —, die den Gegenstand ihrer Neigung nicht erhaben über jegliche Verunglimpfung erachtet und welche so leicht in die Fallgrube eines groben Betrugs stürzt. Diesem Frevel an Liebe und Gerechtigkeit gegenüber hatte Adeline nicht nur die moralische Erlaubniß, sondern vielmehr die jungfräuliche Pflicht, sich für immer zu versagen, und wie die Dinge lagen, sieht ihr „Verzeihen" fast mehr wie eine Schwäche, denn wie eine That der Selbstüberwindung aus. Hier also hätte die Erfindungsgabe des Autors ein feineres Auskunftsmittel ergründen müssen, als der von ihm beliebte grobe Betrug. Vielleicht stimmen diese Ausstellungen den Verfasser zu zweckentsprechenden Aenderungen bei einer etwaigen zweiten Auflage, die wir diesem trefflichen Buche von Herzen wünschen. Möchten vor allem Mütter diese Novelle ihren jugendlichen Töchtern auf den Lesetisch legen; diese werden wahrlich daraus mehr für Herz und Seele entnehmen als aus der modischen Romanlectüre, und während sie Gelegenheit haben, sich an der Lebendigkeit und Feinheit der Charakteristik, an der Frische der Naturschilderungen und an dem Reize einer anmuthigen Darstellung zu ergötzen, quillt ihnen aus der Brook'schen Novelle jene echte Religiosität und jene innige lebenskräftige Moral entgegen, welche die besten Stützen weiblicher Tugend und Ehre sind und in welchen sich am ersichtlichsten die praktische Wahrheit der Worte bethätigt: Schutzlos, aber nicht hülflos!

2. Wogen des Lebens. Roman in drei Bänden von Gustav vom See. Breslau, Trewendt. 1863. 8. 4 Thlr.

„Wogen des Lebens" ließe sich billig ein jeder Roman überschreiben, der einigen Anspruch auf Natur und Wahrheit erheben darf; warum indeß Gustav vom See den seinigen gerade so und nicht anders benannt hat, ist schwer zu finden, indem diese Erzählung nicht sowol Wogen des Lebens als vielmehr Wogen der Verwesung aufrührt. Es ist eben eine ziemlich gewöhnliche Maitressengeschichte, welche, tendenziös ausgebeutet, drei Bände, stellenweis recht langweilig, ausstopft und schließlich kaum einen andern Eindruck hinterläßt und hinterlassen kann, als den des Misbehagens. Ein erbärmlicher Fürst und ein noch erbärmlicherer Rath, ein verrückter Student, ein verliederlichter Lieutenant, ein schlaues aber in sich hohles und jeden Funkens echter Weiblichkeit bares Frauenzimmer, dazu die nöthige Füllung unbedeutender und flacher Persönlichkeiten, ziemlich seichte Motivirungen und mitten in aller nackten Realität eine so räuberromantische Unwahrscheinlichkeit in Verknüpfung und Lösung der Begebenheiten, alles endlich mit der unvermeidlichen modernen Tendenzmacherei für das hochpreisliche Lesepublikum von breitester Grundlage hergerichtet: das ist das Ganze dieser „Wogen des Lebens", welche so viel versprechen und schließlich so wenig halten. Ein Weib, welches, ohne durch herbes Leid verwirrt oder gebeugt zu sein, sein Leben mit dem beginnt, womit schiffbrüchige Existenzen enden, mit der vollkommensten Blasirtheit und kältesten Gleichgültigkeit gegen alles menschlich Hohe und Edle, vernichtet gleich von Anfang jeden Antheil gesunder Gemüther, und ein solches Zerrbild nun noch auf den Wegen des Lasters, welche nicht aus glühender Leidenschaft oder aus holdem Leichtsinn, sondern aus Berechnung betreten werden, vorwärts zu schieben, heißt gelind gesagt, Romane aus Caprice schreiben und dabei von vornherein der künstlerischen Aufgabe sich entschlagen, Schönes zu schaffen und Edles zu gestalten. Dieses seelenlose Nettchen sehen wir am Schlusse der Erzählung mit ihrem widerlichen Handlanger ohne Schmerz in den Abgrund stürzen, und ein unheimliches Grauen ist aller Antheil, welchen der jähe Untergang dieses realen Gespenstes in uns aufkommen läßt. Die Wurmstichigkeit und Zerfressenheit der „Heldin" theilt sich mehr oder weniger sämmtlichen Gestalten dieses Romans mit, welche fast alle einen krankhaften Eindruck erzeugen und ein gesundes kerniges Menschenwesen nicht recht aufkommen lassen; denn Cäcilie und Robert, in ihren Anfängen recht hübsch gezeichnet, bleiben nur Ansätze zu frischen Blüten und verkümmern episodisch. Geradezu komisch aber wirkt die Gestalt des alten Geheimraths, welche eine durchaus würdige sein und durchaus würdig handeln soll, mit dem endlichen lange verschluckten und lange gewürgten Bekenntnisse, daß die Frau Geheimräthin des famosen Nettchen's Mutter sei; der alte Herr geberdet sich im ganzen Romane wie ein Storch, der eine lebendige Blindschleiche im Magen trägt, und die Art und Weise, wie er schließlich unter der immer schärfer eindringenden Gardinenpredigt seiner eifersüchtig ergrimmten Gattin die zu unseliger Stunde verschlungene Blindschleiche endlich ausspuckt, erinnert an die Komik der Herren Kalisch und Salingre. Freilich hat Gustav vom See diese Wirkung der betreffenden Scene in keiner Art beabsichtigt; vielmehr soll sich die Begebenheit in diesem Momente tragisch wenden, um bald völlig tragisch zu schließen: als ob verzwickt, bizarre und entnüchterte Dinge und Gestalten einer tragischen

Erhebung fähig wären? Nur das Menschliche in des Wortes edelstem Sinne ist der tragischen Steigerung mächtig: nicht auf dem Schaume der Wogen findet der Taucher die köstliche Perle, er muß sie aus der Tiefe der Fluten mit kühnem Arme entführen. Und damit genug der herben Worten über das neueste Werk eines Autors, den wir schätzen und dem wir gerade wegen seiner unleugbaren schriftstellerischen Verdienste diese Verirrung seines schönen Talents nicht verzeihen können. So misrathen diese „Wogen des Lebens" sind, sie tragen doch im einzelnen die Spuren und Eigenartigkeiten der glücklichen Begabung ihres Autors und berechtigen uns deshalb zu der Mahnung: Gustav vom See wolle nicht wieder der bequemen Tendenzmacherei und dem banalen Tagesgeschmacke zu Liebe einen ebenso unkünstlerischen als unmenschlichen Stoff dichterisch zu beleben suchen; es bedünkt uns, eine so geistvolle Kraft könne Besseres vollbringen, als frivole Unterrocksgeschichten schreiben und triviale Gelegenheitspolitik treiben. Das Negative bleibt ewig unpoetisch und unkünstlerisch und nur im Positiven bewährt sich der Dichter als Schöpfer.

3. Ein Juwel. Südamerikanischer Roman von Ernst Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Es ist eine düstere, unheimliche Welt, die in diesem Roman ihre finstern Thore aufthut, um den Eindringling durch das dämonische Leuchten ihrer bunten Zauberschätze zu blenden, welche in der Finsterniß wie die Sterne in schwarzer Nacht magisch funkeln und brennen. Der eigenthümliche Zauber, welchen die strahlende Farbenpracht der Diamanten auf den Menschen auszuüben vermögen und welcher in keiner Art zu verwechseln ist mit dem seelenlosen Reiz, welchen der Klang der Geldstücke und das Rollen der Silbermünze verursacht, findet unter der geschickten und kundigen Behandlung des Hrn. von Bibra gleichsam seine poetische Verklärung und es wird dadurch dem vorliegenden Buche schon im Eingange ein um so interessanterer Charakter gegeben, als den geschilderten Menschen und Vorgängen zugleich die umfassendste Kenntniß der eigenartigen lokalen und zeitmäßigen Verhältnisse zu Grunde liegt. Wir vernehmen die dämonische geheimnißvolle Sprache der Diamanten, welche in Farben und Strahlen redet, wir sehen, wie ihr infernalisches Feuer Auge und Gemüth entzündet und schließlich die ihrem Zauber verfallene arme Menschenseele für immer bannt, nicht sowol wie die Klapperschlange das Kaninchen fascinirt — dies ist eben nur die prosaische Gewalt des Goldes und Silbers —, sondern vielmehr wie Kleopatra den Antonius, Kalypso den Odysseus fesselte; ob auch des Geizhalses ganze Seele an seinem Golde hängt und ob er auch vermeint, alles Glück der Erde im Anblicke seines Mammons zu genießen, dithyrambisch werden seine Schätze ihn niemals stimmen, aus dem todten prosaischen Metalle quillt keine Poesie; aber die funkelnden Steine athmen sie, sie allein sind im Stande, ihre Opfer zu begeistern und in gewisser Beziehung Dichter aus ihnen zu machen. Auch Don Varias, der Besitzer des „schwarzen Diamanten", war ein solcher Juwelenträumer; nur wurden seine Verzückungen nicht von jenen Rosenwolken umgaukelt, welche sonst die Träume des Glücks zu umschweben pflegen, vielmehr stand über ihm die schwarze Wolke eines mörderischen Verbrechens, und wenn er in stiller Nachtstunde seines Zaubersteins genoß, schien es, als wenn rothe Blutstropfen aus der tadellosen funkelnden Schwärze des köstlichen Juwels strömten. Wohl nahm er den wunderbaren Diamant, welcher seinesgleichen in der Welt nicht hatte, mit auf die Meerfahrt gen Europa, wohin er mit seinem Schwiegersohn, dem deutschen Kriegsmann Altenberg, und seiner schönen Tochter entfliehen wollte; aber die rächenden Wogen verschlangen Vater und Kind, des Vaters Sünde auch am Kinde strafend, und nach mannichfacher Irrfahrt langte Altenberg mit dem „schwarzen Juwel", den die Fluten verschmähten, auf seinem alten verfallenen Schlosse in der deutschen Heimat an. Warum war der Stein doch von solcher Größe und Pracht, daß man hier seine Echtheit bezweifelte, dort nicht Millionen genug hatte, um ihn bezahlen zu können! Dieser Umstand war das Verhängniß des wackern Altenberg, der überdies noch die Gewohnheit hatte, äußerst verliebt zu sein: eine Eigenschaft, welche die Eifersucht des unheimlichen schwarzen Steins erregt zu haben schien. Genug, Altenberg gerieth um seines Juwels willen in die Hände der abgefeimtesten Betrügerschaft jener Zeit. Eine Gaunerin ersten Ranges weiß dem Stein zu Liebe seine Hand zu erschleichen, und ruft schließlich, sich am Ziele wähnend, ihre Genossen herbei, beraubt den gefesselten Gatten, während ihr und Altenberg's Sohn den wie todt am Boden liegenden Vater verhöhnt, des Steins. Aber nicht des echten. Denn Altenberg hatte einen zweiten unechten Stein, welcher dem echten täuschend nachgebildet war, um als Copie des Originals zur Ansicht verschickt werden zu können. Und während nun die edle Gattin mit dem noch edlern Sprößling im Besitze des falschen Diamanten zu neuen Verbrechen zog, versteckte sich Altenberg in Begleitung seines Sohnes zweiter Ehe — die Juwelendiebin war seine dritte Frau — in Chile, wo wir ihn als Hüter des echten schwarzen Steins und als Don Cerroviejo wiederfinden. Spanisch-Amerika kämpft um diese Zeit den Strauß seiner Befreiung von der Oberhoheit des Mutterlandes, und Europa streckt, müde und matt von Blut und Brand, die wunden Glieder. Wer soll da in beiden Welten Lust haben, den schwarzen Diamanten zu kaufen? Aber Don Cerroviejo brauchte Geld, weil sein Sohn eine schöne chilesische Doña heirathen möchte. So muß er den Juwel anbieten, und kaum weiß die Habsucht um seinen Schatz, da recken sich auch schon tausend böse Geister, um den Eigenthümer des Wundersteins zu verderben und den letztern an sich zu reißen. Die Wirren des Kriegs geben dazu die beste Gelegenheit. Inzwischen erkannte die Räubersippschaft in Europa, daß sie ein Opfer des Zufalls, welcher sonst der behende Diener der Vorsehung ist, geworden und daß ihr Stein ein unechter sei. Auch der falsche Bastard-Diamant hatte Blut genug getrunken. Nun macht sich Don Cerroviejo-Altenberg's Sohn, welchen er mit der Gaunerin erzeugt hatte, nach Amerika auf, um den echten schwarzen Diamanten zu erringen. Dieser vortreffliche Junge ist die Krone eines geriebenen Beutelschneiders geworden, und durch eine Kette von Listen, Intriguen und Machinationen weiß er sich wirklich in den Besitz des ersehnten Juwels zu setzen, für welchen ein neuer Blutstrom fließt und für welchen Jung-Altenberg Nr. 2 selbst des Vaters Leben wie das Flämmchen eines Dreierlichts ausgeblasen haben würde, wenn ihn das eigene Verhängniß an diesem löblichen Vorhaben nicht behindert hätte. Die Verfolger hinter sich, flieht er mit seinem blutigen Schatze; umsonst, er kann nicht mehr entrinnen. Da stürzt er mit dem echten schwarzen Stein in die schäumende Meeresflut, und über dem unheimlichen Mörder und dem unheimlichen Diamant schließt sich für immer das feuchte Grab. Der Dämon war nun geschwunden aus der Familie Altenberg und Glück und Friede blühten fortab, wo kurz vorher die Mächte der Hölle gewüthet hatten.

Wir anerkennen an diesem Romane ganz besonders, daß er in Durchführung seiner künstlerischen Absichten klar, bestimmt, consequent und mit einer Darstellungsweise auftritt, welche ebenso sehr durch Frische, Lebendigkeit und Gewandtheit in Ausdruck und Schilderung als durch höchst charakteristische Auffassung und Wiedergabe der gesellschaftlichen, nationalen und geschichtlichen Zustände der Zeiten und Länder sich auszeichnet. Die Handlung, welche vom ersten Momente an eigenartig fesselt, entwickelt sich ohne Künsteleien in gesteigerten Fortschritten, und eine gesunde moralische Tendenz wirkt dabei um so kräftiger, als sie sich nicht in breiten Redereien ergeht, sondern aus den Consequenzen der Begebenheiten in Thaten spricht. Hätte der Autor denjenigen Theilen seiner Erzählung, welche das europäische, in specie das deutsche Gaunerthum aus dem Ende des vorigen und dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts behandeln, etwas weniger Umfang gegönnt und sich darin auf das für Gang, Folge und Charakteristik seines Romans Nothwendigste

beschränkt, so würde er der Klippe, in Eugène Sue'sche Manier zu verfallen, entgangen sein. Wir begreifen, offen gestanden, die Vorliebe nicht, mit welcher ein so feiner Geist, wie Hr. von Bibra, sich in die ausgedehntesten Schilderungen des Spitzbuben-Misère vertieft, und möchten ihn doch nicht gern der Buchmacherei beschuldigen: eines Vergehens, welches ein Autor nicht zu begehen braucht, dem, wie dem Verfasser dieser Erzählung, vollkommene Weltkenntniß und Weltbildung, Fülle der Gedanken, Phantasie und sehr bedeutendes Erzählertalent zu Gebote stehen. Was in der angedeuteten Richtung zu viel geschehen ist, erscheint uns in Bezug auf die Darstellung der chilenischen Bürgerkämpfe jener Zeit zu wenig gethan. Hier würden wir eine größere Ausbreitung, sowol wegen der höchst interessanten historischen Vorgänge, als auch zu Gunsten der Erzählung selbst, sehr am Orte gefunden haben, weil letztere dadurch an Bedeutsamkeit gewonnen und sich aus dem engen Kreise einer Familiengeschichte auf die Höhe eines historischen Romans geschwungen hätte. Wie sehr befähigt der Autor zu solcher Erhebung ist, hat er durch die Episode des Benavides gezeigt. Mit Freuden würden wir ihm auf der Höhe seines dichterischen Berufs begegnen.

4. Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Californien und Neumexico von Balduin Möllhausen. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 5 Thlr.

Dieser „Mayordomo" hat nicht allein in Bezug auf Grund und Boden seiner Vorgänge, sondern auch in Bezug au Tendenz und Inhalt viel Aehnlichkeit mit Bibra's „Juwel". Romano-amerikanische Zustände werden hier wie in der vorhin besprochenen Erzählung im Kampfe ihrer eigenartigen leidenschaftlichen Strebungen geschildert, und es ist hier wie dort die Habsucht und die Gier des Besitzes, welche mit den Regungen edeln Menschenthums auf Tod und Leben ringt, bis das letztere endlich siegt und triumphirt. Gleitet in diesem Bestreben der Verfasser des „Juwels" mehr auf der Oberfläche der geschilderten Verhältnisse dahin, gleichsam nur ein flüchtiges Spiegelbild der nationalen Zustände entwerfend, so führt uns Balduin Möllhausen tief hinein in den innersten Kern der von ihm dargestellten Welt und bietet nach dieser Richtung hin ein ebenso reiches und gründliches als ausgesuchtes und wohlbeherrschtes Detail. Das neumexicanische und californische Leben entrollt sich in den frischesten und charaktervollsten Bildern vor unsern Augen und fesselt ebenso sehr durch die Großartigkeit seiner Natur und durch die rosige Jugend seiner Cultur, als durch den eigenthümlichen Reiz seines Gesellschafts- und Familienlebens. Die Gegensätze liegen hier noch unvermittelt durch Bildung, aber auch noch unvermischt durch Blasirtheit nebeneinander und nur der menschliche Instinct im höhern wie im niedern Sinne durchdringt wie ein elektrisches Fluidum die streitenden Elemente. Wunderliches Puppentheater! Der wulstlippige Mohr, der bleiche Sohn Albions, der schlanke Indianer, der grübelnde Deutsche, der schlitzäugige gelbe Chinese, Spaniens galante Hidalgos und die jagdkundige Schar der schmucken Halfbreeds: was suchen sie alle in bunter Völkerwanderung auf Californiens meerbespültem Boden? Gold und wieder Gold! Viel Gold so rasch als irgend möglich, und gibt sich das tückische Metall nicht anders, so wird es mit Mord und Brand errungen zu kurzem Genusse und zu darauffolgendem langen Elend oder raschem Ende durch den Lynchstrick. Möllhausen hat diese gierige Hast, diesen wilden, blutigen, rasenden Götzendienst des Goldes und Genusses, wie er eben nur auf californischer Erde so zur Erscheinung kommt, mit kundiger und sicherer Hand episch vor Augen gebracht und ebenso sehr die Forderung nach künstlerischer Gestaltung des behandelten Stoffs befriedigt, als durch die Wahrheit und Unmittelbarkeit seiner Schilderungen eine Fülle schätzbarer Kenntnisse verbreitet. Höchst wohlthuend erheben sich aus dem wüsten Treiben, welches beinahe das Gefühl vollkommenster Gottverlassenheit erweckt und in welchem die Schilderung des Unwesens der Desperados meisterhaft gelungen ist, die edeln Gestalten des Mayordomo Don Roberto, Sidney's, der Doñas Inez und Maria, des ersten Arrieros von Californien, die räthselhafte Erscheinung Fernando's, der alte Trapper und seine anmuthigen Halfbreeds, der treffliche Sanchez mit seiner altcastilischen Grandezza und Don Pico's urkomische Figur. Wahrlich, Möllhausen versteht es, lebenskräftige Charaktere zu formen und stets sind seine Menschen echte Kinder der geschilderten Zeiten und Länder. Aber unser Autor hat auch ein feines Gefühl für die eigenthümliche Poesie der Welt, die er uns erschließt; wie anmuthig läßt er im Schatten der grünen Palme sein tragisches Idyll erblühen, und wie unheimlich lauert daneben die funkelnde Schlange, der gierige Tiger, der mörderische Indianer, wie schwarz dahinter die feuerträchtige Wetterwolke! Ein Zischen, ein Katzensprung, ein züngelnder Blitz und — wo noch eben der reine Nachtthau an Blatt und Blüten zitterte, quillt ein Strom dampfenden Menschenbluts; aus der blumenberankten Veranda, die noch eben vom Lachen heiterer Kinder erklang, zuckt die lohende Flamme und die Sonne des nächsten Morgens glüht über Leichen und Trümmer. Aber neue Menschen kommen, neue Häuser, neue Blumen wachsen, und immer und ewig tönt unter Kampf und Frieden, Sonne und Nacht, Leben und Tod die lustige Weise des Fandangos:

> Der Wein und die Mädchen voll Glut unsrer harren,
> Vergeudet das Gold bei dem Klang der Guitarren,
> Und hebet die Füße und wirbelt im Kreise,
> Denn Liebe und Tanzen und Trinken macht weise!

Das ist californisch-mexicanisches Leben, und Balduin Möllhausen darf sich den Dichter dieser wunderlichen Welt nennen, welcher ohne Zweifel eine große Zukunft bevorsteht.

Hermann von Bequignolles.

Wie entstand der Mensch?

Die Schöpfung des Menschen. Von Karl Snell. Leipzig, Arnold. 1863. 8. 20 Ngr.

Die Aufmerksamkeit der Naturforscher ist in neuester Zeit wieder auf ein Thema zurückgelenkt worden, welches im vorigen Jahrhundert zu den Lieblingshypothesen der materialistisch gesinnten Naturphilosophie gehörte: die Hervorentwickelung des Menschen aus den Thieren. Seitdem gerieth dieses Thema, nachdem es den Reiz der Neuheit verloren hatte, wieder in Vergessenheit, und die naturphilosophische Debatte über die Entstehung des Menschen beschränkte sich auf den Punkt, ob eine gleichzeitige Entstehung der verschiedenen Menschenrassen oder eine successive Entwickelung derselben aus einem ersten Menschenpaar mehr Wahrscheinlichkeit habe. Wie kommt also die Gegenwart dazu, jene Hypothese wieder aufzunehmen? Ist dies etwa ein Zeichen von um sich greifendem Materialismus? Keineswegs. Die Ursache ist diesmal eine ganz andere und gehört der reinen Erfahrung an. Es sind die von so großen Erfolgen gekrönten Züchtungsexperimente unserer rationellen Landwirthe, durch welche es gelingt, in Gestalt, Organisation und physiologischen Bildungstrieben einzelner Individuen unserer Hausthiere solche Umänderungen einzuleiten, daß dadurch allmählich die Rassen umgebildet und aus den bisherigen Rassen neue noch nicht dagewesene erzeugt werden können. Warum also nicht auch Menschen aus Affen? So fragt die auf solche glänzende Erfolge gestützte Züchtungstheorie des berühmten Darwin. Die geistvolle Snell'sche Schrift ergreift denselben Gedanken, aber mit dem wesentlichen Unterschiede, daß sie den Versuch unternimmt, den menschlichen Ursprung weit tiefer in die Vorwelt zurückzudatiren, nicht blos, wie Darwin thut, bis zu den Affen, vielmehr in einer unmittelbaren Weise bis zu den Sauriern herab, Ichthyosaurus, Pterosaurus, Enaliosaurus, Dinosaurus und wie dieselben weiter heißen.

Die Snell'sche Theorie über die Schöpfung des Menschen unterscheidet sich daher wesentlich von allen ähnlichen ihrer Art,

welche eine allmähliche Entwickelung des Menschen aus frühern Organisationszuständen der Schöpfung annehmen. Sie unterscheidet sich aber ganz besonders dadurch, daß sie zum ersten male den Gedanken zugleich mit in Beziehung auf die geistige und moralische Natur des Menschen durchführt. Sie geht hierin sogleich auf die ganze Schwierigkeit der Sache zu, faßt den Stier ohne Umschweife sogleich bei den Hörnern. Der Mensch ist ein moralisches Wesen. Seine moralische Natur ist nicht ein bloßer Anhang, eine zufällige Zugabe seiner selbst, sondern ist eben er selbst, der ganze Mensch, wie er leibt und lebt. Hat er sich also aus der Natur entwickelt, so lag seine moralische Anlage auch bereits schon enthalten in den Zuständen, aus denen er sich entwickelte, so ist in der Natur schon die moralische Anlage enthalten, oder so ist die Natur in ihrer Anlage und Bestimmung schon selbst ein moralisches Wesen. Läßt sich dieses nicht denken, so läßt sich überhaupt der Begriff einer allmählichen Entwickelung des Menschen aus frühern Organisationszuständen empor nicht denken, so bleibt an dieser Stelle anstatt der lebendigen Bewegung der rastlos tiefer dringenden Wissenschaft nur die todte Oede unverstandener Mythen und unglaublicher Vorstellungen übrig gelassen.

Läßt sich hingegen der Gedanke einer schöpferischen Natur, in deren organischen Processen es die geistige Anlage des Menschen selbst ist, welche sich von Stufe zu Stufe entwickelt, ohne Widersprüche von seiten der Erfahrung vollziehen, so fällt damit ein unvermuthetes Licht in die dunkeln Räthsel unsers Daseins. Nun aber kommen diesem Gedanken, wie Snell nachweist, die Thatsachen der Organisationsvorgänge früherer Weltperioden, soweit wir von ihnen unterrichtet sind, überall ermunternd und bestätigend entgegen. Und so ist es seiner Auffassung nach erst dieser Gedanke, welcher uns in das wahre Verständniß der göttlichen Schöpfungstage versetzt, und bewirkt, daß uns der tiefsinnige Geist, welcher den ehrwürdigen Schöpfungsmythus durchdringt, wie mit ewiger Morgenfrische anweht, wenn wir die erregende Idee erkennen, aus welcher er entsprang, und nicht an der Schale des buchstäblichen Bildes kleben, womit eine begeisterte Phantasie einst das auszusprechen strebte, was sie zwar richtig empfand, aber keineswegs noch richtig in Worte zu kleiden vermochte, nämlich daß Gott als der moralische Makrokosmus den Menschen als den moralischen Mikrokosmus in einer Stufenfolge von Weltperioden sich selbst zum Ebenbilde fortwährend hervorbringt.

Sowol in der Menschheitgeschichte als in der Naturentwickelung tritt uns mit deutlichen Zügen der Gegensatz von feststehenden und sich umbildenden Organisationen entgegen. Wir sehen in der Menschheitgeschichte erstlich die zusammenhanglose große Masse der Naturmenschen, die Rassenvölker, nach kurzem Entwickelungsanlauf seit unvordenklichen Zeiten auf einer ganz niedrigen Culturstufe und in einem armseligen dürftigen Lebenskreise festgebannt. Wir sehen zweitens uralte Culturvölker, wie die Chinesen, Indier und andere mehr, mit geschlossenen für sich bestehenden Bildungskreisen, in einem wenn auch nicht gerade niedrigen, doch eigenthümlich beschränkten Lebensideal fixirt. Wir sehen endlich einen in sich zusammenhängenden Strom der geschichtlichen Entwickelung, von Hochasien ausgehend, durch Vorderasien nach den Küsten des Mittelländischen Meeres sich hinziehend, von da über Europa sich ergießend, und von der europäischen Menschheit als einem Mittelpunkt seine Wogen weiter treibend mit unabsehbarem Ziel seiner Ausbreitung. Es ist der indogermanische Stamm, auf welchen sich schließlich die Kette dieser zusammenhängenden Entwickelung überträgt. Wir finden in der geologischen Entwickelung der natürlichen Organismen der Vorwelt etwas diesem ganz Entsprechendes. Einerseits überall nach kurzem Anlauf der Entwickelung in den mannichfaltigsten Richtungen ein Abfallen und Heraustreten aus dem gemeinschaftlichen Strom und ein frühzeitiges Fixiren in dem Umkreise einer engen und kleinen Welt der Triebe und Instincte, andererseits einen in den höhern Organisationen fortfließenden zusammenhängenden Strom, der zuletzt in der unermeßlichen Bereicherung eines einzigen Geschöpfes endigt, welches die vorher immer voreilig in plastische Bildungen ausschlagende Triebwelt in ihrem eigenen Innern sammelt und hierdurch in die Region der geistigen und sittlichen Entwickelungen hinüberführt.

Die nähere Ausführung des Einzelnen, wodurch dieser Grundgedanke sich aus der Fülle eines mit unbefangenem Blicke aufgefaßten vorweltlichen Trümmerfeldes aufdrängt, und sich gleich einem versunkenen Monumente der Urwelt durch langsames Abtragen des verdeckenden Schuttes und Flugsandes der Wüste ans Tageslicht hervorgibt, wollen wir der Wißbegierde des Lesers anheimstellen, und seinem Genuß nicht vorgreifen, die mannichfaltigen zerstreuten Zeichen und Merkmale des vergangenen Processes aus den Abschnitten der dieselben sinnig und leise verwebenden Schrift herauszulesen und herauszubeuten. Möge dieselbe die aufmerksamen und lernbegierigen Leser finden, welche sie verdient. **Karl Fortlage.**

Notizen.

Aus der deutschen „Pariser Zeitung".

Einer in Nr. 223 der deutschen „Pariser Zeitung" enthaltenen Notiz über die uns, dem gegenwärtigen Herausgeber d. Bl., vom Verwaltungsrath der Deutschen Schillerstiftung auf Anlaß der diesjährigen Feier Schiller's, des „Schutzpatrons" dieser Stiftung, zuerkannte Ehrengabe oder dreijährige Pension von je 300 Thlrn. (der Verfasser der Notiz erblickt darin eine uns „lange vorenthaltene öffentliche Anerkennung") verdanken wir die Uebersendung der betreffenden Nummer, aus der wir zu unserer Freude ersehen, daß diese Zeitung bereits in ihrem fünften Jahrgange steht. Es ist dieser Umstand ein erfreulicher Beweis dafür, daß die Liebe zur heimatlichen Sprache bei den Deutschen in Paris keineswegs erloschen ist, daß sie uns nicht so abgestorben und in das Franzosenthum so gänzlich aufgegangen sind, wie man dann und wann wol behaupten hört; im Gegentheil, ein großer Theil derselben hängt noch mit größter Treue und Zähigkeit an den lieben deutschen Gewohnheiten, sogar an den altväterischen eckigen deutschen Lettern! Die uns zufällig vorliegende Nummer enthält unter anderm eine Correspondenz aus London vom 25. November, in der wir folgender Mittheilung begegnen: „Henry Mayhew, der Verfasser von «London labour and London poor», wird jetzt ein neues Werk herausgeben: «German life and manners as seen in Saxony at the present day» («Deutsches Leben und deutsche Sitten, wie sie gegenwärtig in Sachsen anzutreffen»). Der Annonce zufolge, in welcher das baldige Erscheinen verkündet wird, scheint der Verfasser eine sehr irrige Meinung vom deutschen Leben zu haben. Denken Sie sich die Arroganz, der Welt zu sagen: die Armuth und das Elend sei in Sachsen größer als in England. Die Mittelklassen in Deutschland führen ein schlechteres Leben als der gewöhnliche Arbeiter Englands. Jene hätten schlechtere Kleidung, schlechtere Speise als diese" u. s. w. *) Ferner finden wir in dieser londoner Correspondenz bemerkt, daß bei der auf Anlaß der schleswig-holsteinischen Angelegenheit von den Deutschen in London abgehaltenen Vorversammlung die Herren Freiligrath, Kinkel, Beigel, Blind, Zaffi, Heintzmann, Hubel, Beindes, Bergmann u. s. w. in den Ausschuß gewählt worden seien, was dem Correspondenten zu der Bemerkung Anlaß gibt: „Ich erwähne die Namen dieser Herren ganz besonders, weil daraus hervorgeht, daß die Spaltung, welche im hiesigen Nationalverein eingetreten war, doch wenigstens bei dieser Deutschland so nahe berührenden Frage nicht von Einfluß ist, und diese vielleicht eine Versöhnung der Parteien herbeiführen wird."

Auch folgende Mittheilung dürfte für uns Deutsche interessant genug sein, um in d. Bl. einen Platz zu verdienen: „Die sprichwörtliche «Bescheidenheit der Deutschen» existirt noch immer in des Wortes vollster Bedeutung, und es vergeht kaum eine

*) Mayhew's Schrift ist inzwischen erschienen und wird von uns demnächst etwas eingehender berücksichtigt werden. D. Red.

Woche, in der uns nicht neue Beweise zur Behauptung dieser Nationaleigenschaft geboten werden. So befindet sich z. B. hier in Paris ein Landsmann von uns, Namens Schneider, der bereits seit zehn Jahren in der typographischen Anstalt der Herren Mayrueis u. Comp. zur vollen Zufriedenheit seiner Chefs die Stelle eines Buchhalters versieht und sich auch nur als solcher gerirt, während sich derselbe schon seit längerer Zeit einen höchst ehrenvollen Ruf in der Literatur erworben hat. Von den französischen Arbeiten, welche Herr Schneider in den letzten Jahren neben seinem anstrengenden Berufe, der ihn von morgens bis spät abends an sein Bureau fesselt, vollendete, nennen wir nur «Manuel du bibliothécaire», erschienen 1861; dann Anfang 1862: «Essai sur la poésie religieuse en Allemagne», in welchem eine vorzügliche Uebersetzung der besten deutschen Kirchenlieder, sammt 52 biographischen Notizen über deutsche Dichter enthalten sind, und die im selben Jahre erschienene «Méthode pratique de Comptabilité». Alle diese Bücher wurden sowol von der Kritik wie vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen, das letzte aber noch vom Unterrichtsminister zur Anwendung in den Schulen empfohlen. Außerdem ist Herr Schneider noch einer der ältesten Mitarbeiter an dem Journale «Le Lecteur», welches fast ausschließlich die Frage der populären Bibliotheken behandelt." Was übrigens die in dieser Notiz erwähnte „sprichwörterliche Bescheidenheit der Deutschen" betrifft, so mag diese dem Ausländer gegenüber leider in nur zu reichlichem Maße vorhanden sein; dagegen gibt es genug Deutsche, welche ihren eigenen Landsleuten gegenüber diese Tugend für sehr überflüssig zu halten scheinen.

Friedrich Rückert's Kampflieder für Schleswig-Holstein.

Den in Nr. 51 d. Bl. besprochenen zwei Sammlungen von Liedern für die Sache Schleswig-Holsteins gesellte sich noch in den jüngsten Tagen eine weitere Sammlung: „Ein Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holstein von F—r." (Leipzig, Brockhaus, 1863), deren Ertrag für die schleswig-holsteinische Kriegskasse bestimmt ist und die auf ein erhöhtes Interesse Anspruch hat, da sie, was ja ein öffentliches Geheimniß ist, von dem alten Sangmeister und Kampflieberdichter Friedrich Rückert herrührt. Auch sind die meisten dieser Gedichte, was Frische, Keckheit und Originalität des Tons betrifft und abgesehen von hier und da mit unterlaufenden Härten (z. B.: „Mach' dein Schurzfell zum Freiheitsschilde, zum Zwingburgbrecher deinen Hammer!"), des Sängers der „Geharnischten Sonette" vollkommen würdig. Wie kräftig ist nicht schon der Vorspruch mit dem Schluß:

> Nun, Junge, kommt, beschämt den Alten
> Im Schüren des geweihten Brandes.

Im ersten Gedichte richtet er sich gegen die Hansestädte:

> O Hanseaten, habt ihr ganz vergessen
> Der alten Hansa Ruhm?
> Solange seid ihr müßig nun gesessen
> Auf euerm Eigenthum.
>
> Nicht müßig, sehr geschäftig, auszurüsten
> Kauffahrer jeder Art,
> Die nehmen ihren Curs nach allen Küsten,
> Von Welt zu Welt die Fahrt.
>
> Doch nicht mit allen Tonnen Goldes brachtet
> Ihr so viel Eisen auf,
> Ein Panzerschiff zu baun, zum Krieg befrachtet,
> Nicht zu Verkauf und Kauf.

Der Zeiten gedenkend, wo „einst ein Hansabürger ganz Dänemark in Bann hatte", schließt der Dichter:

> Kleinhändler freilich waren eure Ahnen,
> Großhändler gegen euch;
> Doch handelten sie groß auf großen Bahnen,
> Ihr klein im kleinen Zeuch.

In den Gedichten Nr. 8 und 9 mahnt der Dichter daran, daß man nun lange genug gesprochen, getoastet und gesungen habe, daß es jetzt Zeit sei zu handeln; er ruft seinem Volke zu:

> Ich hoff', ihr habt euch Muth getrunken,
> Und nicht den blassen Katzenjammer
> Von patriotischer Feste Prunken
> Mit heimgebracht in eure Kammer.
>
> Jetzt sollt ihr thun, was ihr gesungen,
> Jetzt leisten, was ihr habt versprochen;
> Dem Schwarzrothgold, so oft geschwungen,
> Ist jetzt der Kampftag angebrochen.
>
> Jetzt laßt nicht schlapp die Flügel hängen,
> Wie Schiffe die windlosen Segel;
> Und könnt ihr nicht mit Schwerterklängen,
> So schlagt darein mit Karst und Flegel!

Nur das Gedicht Nr. 7, mit der im scherzenden Ton gehaltenen Anspielung auf die Krankheit, an welcher der verstorbene dänische König verblich (bekanntlich die Gesichtsrose), und dem hinzugefügten Wunsche, der Tod möge noch ein paar andere dergleichen Rosen „auf ähnliche Gesichter" pflanzen und „aus solchen Lichtern der Freiheit ihren Kranz flechten", fanden wir im Gedanken wie namentlich in dem für einen solchen Wunsch zu leichten und scherzhaften Ausdruck eines Poeten, der doch immer auch ein Priester der Humanität sein soll, nicht ganz würdig. Im ganzen freuen wir uns, daß der noch lebende älteste unter unsern berühmten Dichtern ein solcher Feuerkopf ist, wie sich Rückert noch in diesem Dutzend Kampfliedern zeigt. H. M.

Bibliographie.

Andersen, H. C., In Spanien. Deutsche vom Verfasser besorgte Original-Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. 4ter Band. Schleiermacher's Briefe an Brinckmann. Briefwechsel mit seinen Freunden von seiner Uebersiedelung nach Halle bis zu seinem Tode. Denkschriften. Dialog über das Anständige. Recensionen. Vorbereitet von L. Jonas, herausgegeben von W. Dilthey. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Bayern im Kriege. Ein Blick in die Geschichte. München, Lentner. 1864. Gr. 8. 27 Ngr.

Böhmer, H., Ueber Francis Bacon von Verulam und die Verbindung der Philosophie mit der Naturwissenschaft. Ein Wort der Kritik an Herrn Justus von Liebig. Erlangen, Enke. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Cassel, P., Ueber Renan's Leben Jesu. Ein Bericht. Berlin, Fahlisch. 1864. Gr. 8. 15 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1864. Herausgegeben von Frater Hilarius. 49ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Droysen, J. G., Kleine Schriften. 1stes Heft. Berlin, Brigl. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Elenden und Armen diesseit des Rheins. Socialer Roman in sechs Büchern vom Verfasser der Romane „Die Ritter der Industrie", „Die Leute der Amtsstube" ꝛc. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Feddersen, D., Zionslieder. Hamburg, Oncken. 1864. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fiebich, F., Sir Charles Lyell und das Zeitalter. Ein Cyclus von Gedichten. Wien, Selch. Gr. 8. 4 Ngr.

Folgar, L., Minnehof. Roman in Liedern. Wien, Förster u. Bartelmus. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Frenzel, K., Büsten und Bilder. Studien. Hannover, C. Rümpler. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frey, F. H., Die Schlacht von Leipzig. Eine epische Dichtung. München, Fleischmann. 8. 4 Ngr.

Gaea. Natur und Leben. Zeitschrift zur Verbreitung na-

Hebung naturwissenschaftlicher, geographischer und technischer Kenntnisse. Herausgegeben unter Mitwirkung von Avé-Lallemant, Ernst Freih. v. Bibra, Emsmann &c. 1ster Band. Zwölf Hefte. Cöln, Expedition. Lex.-8. à Heft 7½ Ngr.

Gasparin, Gräfin de, Der sichtbare Horizont. Aus dem Französischen übersetzt von der Verfasserin der „Denkwürdigkeiten der Amalie Sieveking.“ Hamburg, Oncken. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Der Blick in's Jenseits. Uebersetzung der „Horizons célestes“. Berlin, F. Schulze. 1864. 8. 18 Ngr.

Gatty, Mrs., Parabeln aus dem Naturleben. Nach dem Englischen. Schwerin, Stiller. 16. 10 Ngr.

Gerstäcker, F., Das Märchen von dem Schneider, der Bauchschmerzen hatte, oder Woher die Schneider-Vögel kommen. Leipzig, Schlicke. 1864. 16. 18 Ngr.

Gjertz, Maria, Gitta. Geist der Liebe zum Vaterlande. Eine Blüthe aus dem Norden. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Goeben, A. v., Reise und Lager-Briefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko. Zwei Bände. Hannover, Hahn. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Goldkörner. 1000 Sprichwörter, Sentenzen, Sinngedichte und Aphorismen zur Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens. Den Werken anerkannter Schriftsteller, sowie dem Munde des Volkes entlehnt und gesammelt von J. J. St., herausgegeben von M. F. Wendt. Leipzig, Jackowitz. 16. 10 Ngr.

Göll, H., Kulturbilder aus Hellas und Rom. I. Leipzig, Wiedemann. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Gottschall, R., Maja. Ein Lotosblumenkranz. Dichtung. Breslau, E. Trewendt. 1864. 16. 27 Ngr.

Gravenreuth, Charlotte Baronin v., Das Kind der Diebin. Historischer Roman. Vier Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 3 Thlr.

Grimm, J., Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter gehalten in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von H. Grimm. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 12 Ngr.

Günther, F. J., Was eine Mutter ihren erwachsenen Töchtern erzählt und der Vater zu Papier gebracht hat. Novelletten. München, Fleischmann. 1864. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Häfeli, F. R., Lebensbilder berühmter Naturforscher aus der ältesten bis auf die jüngste Zeit. Aarau, Christen. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Haffner, C., Scholz und Nestroy. Roman aus dem Künstlerleben. 1ste bis 3te Lieferung. Wien, Markgraf. 1864. 8. à 6 Ngr.

Hahn, J. G. v., Griechische und albanesische Märchen. Gesammelt, übersetzt und erläutert. Zwei Theile. Mit 2 in Farben gedruckten Titelbildern. Leipzig, Engelmann. 1864. Br. 8. 3 Thlr.

Hasse, F. R., Kirchengeschichte. Herausgegeben von A. Köhler. 1ster Band. Leipzig, Engelmann. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Haupt, K., Sagenbuch der Lausitz. 2ter Theil: Die Geschichte. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Havet, E., Kritik über „das Leben Jesu“ von E. Renan. Aus dem Französischen. Berlin, H. Müller. 1864. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nachrichten über die Königliche Stammburg Hohenzollern. Mit 1 lithographirten Plan und 8 Holzschnitten. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Otto-Walster, A., Kranke Herzen. Gesammelte Novellen. Leipzig, O. Voigt. 1864. Gr. 16. 25 Ngr.

Renan, E., Geschichte der Anfänge des Christenthums. Deutsch von L. Eichler. 1ster Band. Berlin, Schlingmann. 1864. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ritter, H., Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. 2ter Band. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Ruge, A., Aus früherer Zeit. 3ter Band. Berlin, F. Duncker. 8. 2 Thlr.

Schwartz, H., Gedichte. Berlin. 16. 15 Ngr.

Spielhagen, F., Die von Hohenstein. Roman. Vier Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Traeger, A., Die letzte Puppe. Solo-Scene. Wien, Schönewerk. 1864. 16. 10 Ngr.

— — Tannenreiser. Weihnachts-Arabesken. Wien, Schönewerk. 1864. Gr. 8. 2 Thlr.

Trzeschtik, L., Humoresken und Satyren. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Urban, R., Der Hausgeist. Eine nachdenkliche Geschichte. Breslau, E. Trewendt. 1864. 16. 15 Ngr.

Wackernagel, P., Die goldene Fibel. Wiesbaden, Niedner. Gr. 8. 1 Thlr.

Wallner, F., Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse an und außer der Bühne. Berlin, Gerschel. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wild- und Waidmannsbilder. Jagdscenen und Schilderungen aus Wald, Gefild und Höhen. Mit Illustrationen von Werner, Kolb, Hildebrand u. a. Leipzig, Wilfferodt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wurzbach, C. v., Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort. Sprach- und sittengeschichtliche Aphorismen. Wien, Lechner. 1864. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Esmarch, K., Die Legitimität in Schleswig-Holstein. Gedrängte Darlegung der historischen Ereignisse, auf welchen das Staatsrecht und die Staatserbfolge der Herzogthümer beruhen. Prag, Dominicus. Gr. 8. 3 Ngr.

Frohschammer, J., Ueber die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten. Mit besonderer Rücksicht auf die Schrift: Pax vobiscum! Die kirchliche Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, historisch-pragmatisch beleuchtet von einem Protestanten. Bamberg 1863. München, Lentner. 1864. Gr. 8. 9 Ngr.

Gruber, H., Die Zustände der Gegenwart. Rede an die deutsche Nation, aus Anlaß der 50jährigen Gedenkfeier der Völkerschlacht bei Leipzig. Geithain. Gr. 8. 2 Ngr.

Hadel, C. v., Erinnerungen bei dem Anblick eines eisernen Fingerringes aus dem Jahre 1813 mit der Umschrift „Gold gab ich für Eisen“. Leipzig, Schuberth. Gr. 8. 5 Ngr.

Haffner, C., Ein brummender Journalist, Licht- und Schattenbilder im k. k. Landesgerichte, hinter Schloß und Riegel gesammelt. Mit vielen Original-Illustrationen von Cajetan. Wien. 8. 7½ Ngr.

Das österreichische Konkordat vor dem Richterstuhle im Reichsrathe vom katholischen Standpunkte beleuchtet. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 10 Ngr.

Kummer, A., Die Schlacht bei Dresden und deren Folgen. Erinnerung an die Schreckenstage Dresdens und Umgegend vor 50 Jahren. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Lang, J., Der Heidelberger Katechismus. Seine Verfasser und Hauptzüge seiner Geschichte. Zur 300jährigen Gedächtnißfeier dargestellt. Schaffhausen, Schalch. Gr. 8. 6 Ngr.

Lorentzen, K., Der Londoner Traktat vom 8. Mai 1852. Berlin, Guttentag. Gr. 8 10 Ngr.

Wagner, R., Das Wiener Hof-Operntheater. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Waitz, G., Das Recht des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Ngr.

Worte der Verständigung und Versöhnung an die Protestanten Deutschlands. Von einem deutschen Katholiken. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 6 Ngr.

Der wahre Zustand unserer Zeit, oder Klagelied über den großen Jammer in Haus, bei Hof und in der Kammer. Neu-Stettin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



